Conversations-Lexikon

Meyer's

Neues Conversations-Lexikon.

Original-Ausgabe.

Erster Band.

A — Armstrong.

Neues Conversations-Lexikon für alle Stände.

In Verbindung mit

Staatsmännern, Gelehrten, Künstlern und Technikern

und unter der Redaktion der Herren Dr. L. Köhler und Dr. Krause

herausgegeben

von

H. J. Meyer.

Diesem Wörterbuch des menschlichen Wissens

sind beigegeben:

120 Bildnisse der bedeutendsten Menschen aller Zeiten, 60 Ansichten der merkwürdigsten Orte, die Pläne der größten Städte, 123 Karten für alte und neue, geographische und physikalische Erdbeschreibung.

Erster Band.

A — Armstrong.

Hildburghausen und New-York,

Druck und Verlag des Bibliographischen Instituts.

1857.

Vorwort.

„Bildung macht frei!“ —
Meyer.

Intellektuelle Emancipation des Volks ist der Ruf des Jahrhunderts, ist das Ziel, nach dem heut zu Tage Millionen streben. Man will nicht länger das Monopol des Wissens dulden, das so lange Zeit auf den Völkern gelastet; man fordert, daß die Errungenschaften des menschlichen Geistes Allen zugänglich werden, die sich ihrer bedienen wollen; man ahnt, daß die Mittheilung der vorhandenen menschlichen Kenntnisse einen positiven Werth hat, und Tausenden neue Mittel an die Hand geben wird zur Förderung der eigenen Wohlfahrt, — man erkennt, daß Wissen eine Macht ist, und daß *Bildung* die sicherste Garantie gewährt für bessere öffentliche Zustände.

Zur Realisirung dieser großen Aufgabe sind die *encyklopädischen Wörterbücher* der Wissenschaften und Künste eines der tauglichsten und wirksamsten Werkzeuge. Seit jenes Bewußtseyn, jenes Verlangen nach Kenntnissen und Bildung in der Masse des Volks Wurzel geschlagen; seit außerdem alle wissenschaftlichen Disciplinen selbst im erstaunlichsten Grade an Ausdehnung gewonnen; seit auch die Schranken durchbrochen wurden, welche das praktische Leben und die Wissenschaft bisher von einander getrennt hielten — seitdem sind jene *Realwörterbücher* ein Bedürfniß, eine Forderung der Zeit, und Niemand, der Gelehrte an seinem Schreibtisch so wenig, als der Weltmann im Salon, der Techniker in seiner Werkstatt so wenig, als der Militär und der Oekonom, kann ihrer Hülfe entbehren.

Es bedarf weniger Betrachtungeu, dies nachzuweisen. Zu keiner Zeit hat der Baum des menschlichen Wissens zahlreichere und vollere Sprossen getrieben, als jetzt. Mächtig entfaltet hat sich, was als unentwickelte Knospe sonst kaum Beachtung fand; es hat Stamm und Aeste erhalten, geschmückt mit Blättern, Blüthen und Früchten, aus deren Samenkernen bereits neue Pflanzen emporwachsen. *Alle* einzelnen Wissenschaften haben in den verflossenen Jahrzehnten an Umfang wie an Tiefe und innerer Reichhaltigkeit so unglaublich zugenommen, daß es eines Mannes ganzes Streben erfordert, um eins dieser weiten Felder vollkommen zu beherrschen. Gleichwohl hat gerade diese Entwickelung die verschiedenen Wissenschaften in den engsten Zusammenhang gebracht, und ihre innere Verwandtschaft und ihr gegenseitiges Ineinandergreifen hat sich evident erwiesen. Die kirchlichen und politischen, die rationellen und praktischen, spekulativen und empirischen Disciplinen, die Wissenschaften des Geistes und der Natur, die Erforschung des Alterthums und die Erfahrungen der Jetztzeit — alle sind zu einander in die innigste Berührung getreten, und kein Gelehrter kann wiederum in seinem eigenen Gebiete vollkommen heimisch werden, ohne zugleich in den benachbarten Feldern ebenfalls wohl bewandert zu seyn. *Universale* Bildung ist daher in höherem und niederem Grade einem *Jeden* wünschenswerth und nothwendig. Wer aber hat Zeit und Kraft genug, sich diese universale Bildung auf dem Wege systematischer Studien allein anzueignen? Wie viel sind der Köpfe, welche die zahllosen und doch wichtigen Einzelheiten der verschiedenen Fächer fortwährend im Gedächtniß zu behalten vermögen? Da bedarf's eines Hülfsmittels, das schnell auf jeden Wink die erforderlichen Notizen darreicht, das einem Jeden über alle ihm ferner liegenden Wissenschaften kurze und bestimmte Belehrung ertheilt — und dieses Hülfsmittel ist ihm dargeboten in einem guten allgemeinen *Reallexikon*.

Nicht minder aber als das Interesse des Gelehrten ist das des Praktikers mit den encyklopädischen Wörterbüchern verknüpft, mag er nun als Civil= oder Militärbeamter dem Staate dienen, oder als Handels= und Fabrikherr, als Oekonom oder Handwerker seinem eigenen Geschäfte vorstehen. Die Wissenschaften stehen nicht mehr getrennt dem wirklichen, praktischen Leben gegenüber, sie greifen fördernd und umgestaltend in dasselbe ein und sind ihm unentbehrlich geworden. Kenntniß der Geschichte und historischer Personen, der statistischen Verhältnisse der Gegenwart wie der Vergangenheit werden mehr als je im Staatsdienst gefordert; mehr als je muß der Militär vertraut seyn mit Mathematik, Geographie, mit der Staaten= und Völkerkunde, so wie ein tüchtiger Kaufmann bewandert in allen Zweigen der Handelswissenschaften. Namentlich aber haben die Naturwissenschaften, wie Chemie, Physik, Naturgeschichte ꝛc., einen solchen Einfluß auf die individuelle Wohlfahrt erlangt, daß ihre Kenntniß dem Techniker, dem Oekonomen, dem Fabrikherrn ganz unerläßlich und unentbehrlich geworden ist. Auch sie, deren ganze Zeit meist von dem bewegten Geschäftsleben in Anspruch genommen wird, können sich nicht einem systematischen Studium der erforderlichen Wissenschaften hingeben, auch sie bedürfen eines Helfers, der ihnen schnell und zuverlässig alle nöthigen Thatsachen und Erfahrungen mittheilt, und diese Hülfe gewährt ihnen wiederum nur ein Realwörterbuch.

Allein nicht bloß der Gelehrte von Fach und der Praktiker — auch der Mann von Bildung überhaupt und Jeder, der nach diesem Ziele strebt, kann eines Konversations=Lexikons nicht mehr entbehren — ja, hier ist letzterem der umfassendste Wirkungskreis eröffnet. Die gebildete Welt der Gegenwart hat ein anderes Gepräge als die des vorigen Jahrhunderts. Gewandtheit in der Unterhaltung und Feinheit im Umgange genügen nicht mehr, um den Mann von Welt, die gebildete Dame zu machen. Neben der moralischen, die vormals allein galt, hat sich heut zu Tage die intellektuelle Ausbildung in den Vorgrund gestellt, und so wird jetzt die Bildung eines Menschen mehr nach dem Grade bestimmt, in welchem er das wissenschaftliche, künstlerische und politische Leben der Gegenwart in sich aufgenommen hat und fähig ist, es zum Gegenstand der allgemeinen Unterhaltung zu machen. Der Gebildete unserer Tage muß mit den Haupterscheinungen der Philosophie und schönen Literatur, den Fortschritten der Industrie, mit den Entdeckungen in der Natur= und Völkerkunde, der Politik bekannt, muß im Reiche der Geschichte und hundert anderen Dingen wohl bewandert, oder doch im Stande seyn, sich das Wissenswertheste augenblicklich zu vergegenwärtigen. Ihm also vor allen ist ein Rathgeber unentbehrlich, der ihm stets willfährig zu Gebot steht, der ihm bei seiner Lektüre zur Hand ist, und selbst in den Kreis der mündlichen Unterhaltung gezogen werden kann, wenn schnell Auskunft über irgend einen Gegenstand begehrt wird.

Je größer nun in unseren Tagen die Zahl Derer ist, welche zu den Gebildeten gerechnet zu werden wünschen, desto allseitiger muß auch das Bedürfniß nach Encyklopädien hervortreten. In der That spricht für die Zeitgemäßheit derselben nichts schlagender, als der großartige Erfolg, den einzelne Werke dieser Art errungen haben. Namentlich wurde das Brockhaus'sche Lexikon, das vor nun fast 50 Jahren in erster Auflage erschien, von Jung und Alt, von Männern und Frauen mit wahrer Begierde gesucht. Es ist in mehreren hunderttausend Exemplaren über alle Gauen Deutschlands zerstreut, und hat zur Verbreitung allgemeiner Kenntnisse und höherer Bildung Außerordentliches gewirkt. Andere ähnliche Werke, theils specieller, theils allgemeiner Art, folgten in Menge von Jahr zu Jahr, und wenn sie nicht alle die gehoffte Aufnahme fanden, so lag der Grund davon entweder in der Einseitigkeit, allzu großen Beschränktheit und Fehlerhaftigkeit dessen, was sie boten, in der Dürftigkeit der Ausstattung oder in irgend welchen Umständen, nie aber in der unbedingten Unempfänglichkeit des Publikums. Neben dem Brockhaus'schen errang sich zunächst das encyklopädische Realwörterbuch von Pierer allgemeine Theilnahme, indem es den bisher eingehaltenen Pfad verließ und dem Verlangen nach mehrseitiger Belehrung Rechnung trug.

Weder letztgenanntes Werk, noch eines der früher erschienenen vermag indessen dem in der Zeit begründeten und laut ausgesprochenen Verlangen nach allgemeinen Encyklopädien vollständig zu genügen. Keins derselben reicht für alle Bedürfnisse aus. Das Brockhaus'sche Lexikon, und mit ihm alle anderen Werke, die in seine Fußtapfen traten, ist von vorn herein nur für eine bestimmte Fraktion des Publikums, für die gebildete Gesellschaft, nicht aber für den Gelehrten, noch weniger für den Techniker und Geschäftsmann berechnet gewesen. Es behandelt, meist in anziehender Darstellung, ausschließlich Gegenstände der gebildeten Konversation, und das momentane Zeitinteresse übt daher auf die Wahl seiner Artikel einen vorwiegenden Einfluß. Eine allgemeine, allseitig genügende Encyklopädie kann das Brockhaus'sche Werk also nun und nimmermehr ersetzen. Bei Weitem größere Ansprüche auf Vollständigkeit und Allgemeinheit hat das Pierer'sche Wörterbuch. Es ist ziemlich konsequent in seinem Plane durchgeführt, und was es bietet, ist meist korrekt und wahr; allein andererseits ließ es wesentliche Vorzüge seines Vorgängers fallen. Im Gegensatz zu dem Brockhaus'schen Werke, soll es kein Lesebuch seyn, das Unterhaltung mit Belehrung verbindet, sondern ein bloßes Nachschlagebuch, das kurze, momentan genügende Nachweisungen gibt. Durch Befolgung dieses Grundsatzes, durch das Streben nach möglichster Kürze und Gedrängtheit hat es die gefällig ansprechende Form gänzlich geopfert und bietet in den meisten Artikeln, namentlich in den biographischen, naturgeschichtlichen, philosophischen und topographischen, nur dürre, skeletartige Skizzen.

Das erste Werk, welches in jeder Hinsicht zu genügen und die Ansprüche sowohl auf Vollständigkeit des Inhalts wie auf Schönheit der Darstellung zu erfüllen strebte, war Meyer's großes Konversations-Lexikon, dessen erster Band im Jahr 1840 erschien, und das in seiner Vollendung 51 große Oktavbände umfaßt. Das Werk ist in der That eine Encyklopädie des menschlichen Wissens, die eine Bibliothek ersetzt und bei keiner Nachforschung im Stiche läßt; allein der große Umfang, den das Buch durch die umfassende Bearbeitung all' seiner Artikel erhielt, und der daraus entspringende hohe Preis entzog ihm allgemach die Theilnahme des großen Publikums, die es ihm zuvor in erstaunlicher Weise geschenkt, und das kolossale Werk gelangte nur in die Hände der Bemittelten.

Diesen Mangel, wie alle früher berührten, auf zweckmäßige Weise abzustellen, dabei jeden anerkannten Vorzug seiner Vorgänger zu adoptiren, kurz, Alles aufzubieten, damit endlich einmal dem Bedürfniß einer zeitgemäßen allgemeinen Encyklopädie Genüge geschehe: das ist die Aufgabe, welche wir durch vorliegendes Werk, unser „Neues Konversations-Lexikon für alle Stände," zu lösen unternehmen. Durch sorgfältige Benutzung und Aneignung von Allem, was sich bis auf die neueste Zeit in der Völker- und Menschengeschichte Neues begeben, was der denkende Geist Anspruch auf Anerkennung und Dauer Habendes geschaffen, aller der Fortschritte, welche auf dem Gebiete der Wissenschaften und Künste bis auf die Gegenwart herab gemacht worden sind, wird es alle Anforderungen in bei Weitem höherem Grade befriedigen, als das Brockhaus'sche und Pierer'sche Werk, und doch zu seiner Anschaffung durch die Billigkeit seines Preises keine größeren Geldopfer erheischen, als die genannten Werke. Für den Fachgelehrten als zuverlässiges und bequemes Nachschlagebuch brauchbar und jedenfalls erwünscht — wird es doch hauptsächlich für das große Publikum im Allgemeinen bestimmt seyn. Ihm soll es eine Fundgrube aller vorhandenen Kenntnisse werden, die von wesentlichem Nutzen, die unseren gesellschaftlichen Bedürfnissen angemessen sind und deren Verbreitung die öffentliche Wohlfahrt auf breiteren und dauernderen Grundlagen befestigen hilft.

Die Disciplinen der Philosophie, als das Fundament aller moralischen und intellektuellen Erziehung, werden in einer erschöpfenden und ihrer würdigen Weise behandelt werden. Von der Jurisprudenz, dieser so tief in's Leben greifenden Wissenschaft, werden wir vorzugsweise die praktische Seite in's Auge fassen, die Erörterung von Schulfragen aber möglichst bei Seite schieben. Den Staatswissenschaften, der Politik und der Volkswirthschaftslehre wird der ihrer Wichtigkeit angemessene Raum zu Theil. Die Medicin wird uns in so weit beschäftigen, als sie für den Laien anziehend und belehrend seyn kann. Wir werden dem Leser das Wissenswertheste über

den Bau des menschlichen Körpers und seine Funktionen mittheilen und ihm die wichtigsten Krankheitsformen vorführen, so daß ihm für vorkommende Fälle das Buch ein treuer und nützlicher Rathgeber seyn wird; Alles dagegen, was allein Sache des praktischen Arztes ist, wird nur kurz berührt werden. Den Naturwissenschaften, deren mächtige Entwickelung in jüngster Zeit von so außerordentlichem Einfluß auf die Gestaltung des Lebens geworden und deren Kenntniß sich dem schlichten Bürger so nützlich und nothwendig macht wie dem Gelehrten, wird unser Werk die gewissenhafteste Berücksichtigung widmen, immer mit Zugrundlegung der neuesten Forschungen und Entdeckungen. Es wird über die Geheimnisse der Chemie, wie über die Thätigkeiten und Erscheinungen am Himmelsraume, über das Spiel der Kräfte in der Natur und die Gesetze der Mechanik, über den Bau, die Bestandtheile und das Leben der Erde, wie über Pflanzen und Thiere in gleich genügender Weise Aufschluß ertheilen. Ohne Formeln und Zeichen, die nur dem Eingeweihten verständlich, wird das Werk die Lehren der mathematischen Wissenschaften in klarer, allgemein faßlicher Sprache mittheilen, eine besondere Sorgfalt aber den verschiedenen Zweigen der Technologie, der Handelswissenschaft und der Landwirthschaft zuwenden. Immer und überall wird man die praktische Seite der Wissenschaften mit besonderer Aufmerksamkeit behandelt, das aber, was bloß dem Fachmann von Interesse seyn kann, nur kurz angedeutet, und was dem Laien ganz unverständlich ist, ausgeschlossen finden. Die Geschichte, sowohl die Staaten- und Völkergeschichte, als die der Literatur, der Wissenschaften und Künste, wird in unserem Werke eine ausgezeichnete Stelle einnehmen und eben so wie die Geographie, physische und politische, und die Topographie, in angemessener Weise und mit der erforderlichen Genauigkeit dargestellt werden. Endlich finden auch die Biographien aller bedeutenden Menschen, die auf irgend einem Felde menschlichen Wissens und Könnens Namhaftes geleistet haben, Aufnahme in unserem Werke. — Ausgeschlossen ist dagegen alles rein Sprachliche, alle bloß wissenschaftliche und technische Terminologie, Alles aus der Vergangenheit, was zu seiner Zeit vielleicht einige Bedeutung hatte, jetzt aber weder in Schriften erwähnt, noch im Leben berührt wird.

Auf diesem Wege wird unser Werk einen Artikelreichthum erlangen, der den des Brockhaus'schen Lexikons um das Vierfache übertrifft, und wird das Pierer'sche Werk an Gründlichkeit, Ausführlichkeit und schöner Form der Darstellung weit hinter sich lassen. Hinsichtlich der Darstellungsweise ist unser Streben vornehmlich auf Einfachheit, Deutlichkeit und Popularität gerichtet, welche eine gefällige edle Form nicht ausschließen, vielmehr bedingen. Eine Parteifarbe soll und wird unser Lexikon nicht tragen, es sey denn die der Wahrheit, der Aufklärung, der Bildung, des Fortschritts in Wissenschaft, Kunst und Leben; die Fahne, die es trägt, ist die von allem ächt wissenschaftlichen Streben unzertrennliche Fahne der Humanität, des Rechts und des Lichtes, unabhängig von religiösen oder politischen Bekenntnissen.

Das ganze Werk wird binnen 3 Jahren vollendet seyn und 15 Bände oder 1200 Bogen umfassen. Was diesen Umfang überschreitet, verpflichtet sich die Verlagshandlung, den verehrten Subscribenten **gratis** zu liefern.

„Und so trete denn das Werk in die Welt, weder mit dem Zopfe des Pedanten, noch in der Narrenkappe des Phantasten, sondern im schlichten Rocke eines anspruchlosen, treuen, hausfreundlichen Lehrers für Alle, welche sich selbst oder den Ihrigen gründliche und nützliche Kenntnisse schnell, sicher und mit dem wenigsten Aufwande von Zeit und Geld zu verschaffen trachten; als ein zuverlässiger Rathgeber und bewanderter Führer zu jeder Stunde im unermeßlichen Reiche des Wissens und Könnens, als ein rüstiger Gegner endlich aller Bestrebungen, die dem Monopol des Wissens huldigen, und die es sich zur Aufgabe machen, unseren Brüdern Unfähigkeit und Ignoranz zu verbriefen."

Hildburghausen, im Oktober 1856.

Der Herausgeber.

Meyer's Konversations-Lexikon.

A.

A, der reinste und vollste **Laut** in der menschlichen Sprache, wird durch die leichteste und natürlichste Oeffnung des Mundes hervorgebracht u. steht in der Mitte zwischen dem höchsten Stimmlaute i und dem tiefsten u, weshalb er nicht bloß in der Musik Haupt- u. Grundton, nach welchem die Instrumente gestimmt werden, ist, sondern auch als **Buchstabe** in den meisten Alphabeten die erste Stelle einnimmt. Nur das Aethiopische, wo das A die 13., und die Runenschrift, wo es die 10. Stelle hat, sind als Ausnahmen bekannt. Durch seine Verwandtschaft mit den beiden übrigen Grundvokalen e und o erklärt es sich, daß es in manchen Sprachen in einen von diesen beiden Lauten übergeht. In den indogermanischen Sprachen entwickeln sich daraus die Zwischenlaute ê u. ô und die ächten Diphthongen ai u. au. In den älteren Sprachen verflacht es sich oft zu ĕ oder geht in den dumpfern Laut ö über. Im Englischen wird z. B. a meist wie äh oder eh, seltener wie ah, noch seltener wie a, im Polnischen aber das a wie on u. vor b u. p wie om ausgesprochen. Eben so haben die jetzigen Juden das althebräische A in einen O-Laut verwandelt. Name und Gestalt des Buchstabens sind nicht überall dieselben. Die lateinischen und griechischen Charaktere, welche in die meisten neueren Sprachen übergegangen sind, stammen aus dem Phönicischen, wo A ursprünglich durch die einfachsten Umrisse eines Stierkopfs < oder v bezeichnet wurde, was auch der hebräisch-phönicische Name des Buchstabens Aleph, d. i. Stier, andeutet. Aus Aleph machten die Griechen Alpha. — Als **symbolisches Zeichen** bedeutet A: das Erste, ursprünglich Gegebene, oder Hauptsächliche; so insbesondere in der **Logik**, wo A ein allgemein bejahendes Urtheil, A u. Non A das Verhältniß eines Begriffes zu seinem Gegentheil ausdrückt; die Formel a = a heißt dann so viel als: Jedes Ding ist sich selbst gleich. In der **Algebra** bezeichnet a die erste bekannte Größe einer Gleichung, wie b die zweite bekannte und x die unbekannte ausdrückt. Eben so ist in der **Musik** das A moll die eigentliche Grundtonart, die namentlich in weniger gebildeten Tonsätzen vorherrscht. Das A dur ist unter allen Duren das leichteste und sanfteste; außerdem bedeutet A die sechste diatonische Klangstufe in der ersten, a dieselbe in der zweiten, ein gestrichenes dieselbe in der dritten, zweigestrichenes a dieselbe in der vierten Oktave der von C an gerechneten Tonleiter. Bis auf Guido von Arezzo war a überhaupt der erste und tiefste Ton in der Musik; jener Schöpfer eines neuen Tonsystems aber setzte C an seine Stelle. Auch in **sprüchwörtlichen Redensarten** drückt A den Begriff des Ersten aus, z. B. von A bis Z, d. i. vom Anfange bis zum Ende, oder: wer A gesagt hat, muß auch B sagen, d. i. wer etwas angefangen hat, muß es auch fortsetzen. In der Offenbarung Joh. (1, 8 u. a. a. O.) wird nach dem griechischen Alphabet durch A der Erste, durch O (Ω) der Letzte, durch beides zusammen der Ewige bezeichnet. Wenn auf röm. **Inschriften** A 500 u. A mit — 5000 bedeutet, so sind diese Zeichen als umgekehrte Fünfen (V) mit einem oder zwei Querstrichen zu betrachten. Auf **Münzen** dagegen hat A wieder seine eigenthümliche Bedeutung, indem es den ersten Münzort eines Landes anzeigt; so auf französischen Münzen Paris (AA aber Metz), auf preußischen Berlin, auf den österreichischen Wien. Auf **Wechseln** heißt a: acceptirt, d. i. der Wechsel ist angenommen und wird bei Verfall ausgezahlt; auf **Kurszetteln** steht es für argent (Geld) und bezeichnet, daß für Wechsel auf den benannten Ort zum quotirten Kurse Käufer vorhanden sind, wogegen L (Lettres, Wechselbriefe) bedeutet, daß man Wechselbriefe zum bemerkten Preise (Kurse) zu verkaufen wünsche. Auf der Kehrseite von **Taschenuhren** steht A für avancer, um die Seite zu bezeichnen, nach welcher der Korrektions-Weiser gedreht werden muß, wenn die Uhr schneller gehen soll. Auf **Recepten** bedeutet das gestrichene a s. v. a. ἀνά, d. i. zu gleichen Theilen. à (französ. Fürwort zu, für) wird in **Rechnungen** und **Preislisten** vor den Preis einer Waare gesetzt, um anzuzeigen, daß derselbe nicht für die Quantität, sondern für die Einheit des Maßes und Gewichtes u. s. w. gelte, welche man nach dem à wiederholen muß, z. B. 30 Pfd. Zucker à $^1/_2$ fl. heißt: für 1 Pfd. $^1/_2$ fl. Nur bei sehr bekannten Preisen denkt man in Gedanken oft eine andere, nämlich diejenige Maßbestimmung hinzu, nach welcher die Waare gewöhnlich verkauft wird, z. B. Pfd. Zucker à 60 fl. heißt: der Centner zu 60 fl. — Als **Abkürzungszeichen** bedeutet A auf griechischen Münzen Argos oder Athen; auf späteren römischen Antiochia, Aquileja oder Arelate. Als römischer Vorname bedeutet A Aulus, sonst auf Inschriften Augustus, d. i. Kaiser, auch Appius, Ager (Land), Ajunt (sie sagen, man sagt); V dagegen Augusta, d. i. Kaiserin. In Dialogen Auditor (Zuhörer), bei Jahresbestimmungen Anno (im Jahre); beim Abstimmen über ein neues Gesetz in den Komitien war A Zeichen des Verwerfens, so viel als antiqua probo (ich stimme fürs Alte), oder antiquo (ich verwerfe), im Gegensatz zu V. R., d. i. uti rogas (wie du vorschlägst). Auf den Abstimmungstäfelchen der Richter hieß A: Absolvo (ich spreche frei),

und darum wurde es **Litera salutaris** (Glücksbuchstabe) genannt, im Gegensatz zu der **Litera tristis** (Unglücksbuchstabe), **C**, d. i. **Condemno** (ich verdamme) und zu **N. L.**, d. i. **non liquet** (es ist mir nicht klar).

Aa, gleichbedeutend mit Ah, Ahe, Aha, Ach oder Aach, lat. aqua, altfranz. ague, aigue, aix, bezeichnet eigentlich fließendes Wasser u. ist daher der Name vieler Flüsse oder Bäche in Nordfrankreich, Holland, Deutschland, der Schweiz und in Kurland, oder den Namen derselben beigefügt. In der Schweiz führt diesen Namen der Abfluß des Züricherseees, welcher die Stadt Zürich in zwei Theile theilt und in seinem weitern Laufe Limmat heißt; ferner ein Flüßchen, welches am Westabhang des Allmann entspringt, den pfeffiker (Pfäffikons) See bildet und von Osten her in den Greifensee fällt, nach dem Austritt aus diesem aber den Namen Glatt erhält; eine dritte Aa hat ihre Quelle ostwärts von Sempach, geht durch den See von Baldegg (Richensee oder von Hitzkirch), dann durch den See von Hallwil und Lenzburg vorbei in die Aar. Die sarner Aa entspringt aus dem Lungernsee, fließt durch den Sarnersee (Sachslersee), nimmt dann rechts die Melcha auf und fällt in den Vierwaldstättersee. In denselben See ergießt sich bei Buochs eine vierte Aa, welche von den Gletschern zwischen Surenenburg und Gemsispiegel durch das engelberger Thal herabfließt. Eine fünfte Aa fällt in den Zugersee bei Art. In Deutschland und den Niederlanden findet man folgende Flüsse dieses Namens: ein Nebenfluß der Nethe (Nette) von Driburg her, bei Riesel; ein Nebenfluß der Werre, in dieselbe bei Herford mündend; bei Münster, Zufluß zur Ems; Nebenfluß der Bever, welche in die Ems mündet (ladberger Aa); die hopster Aa, entsteht aus zwei Flüßchen, welche ebenfalls Aa heißen, und mündet oberhalb Lingen in die Ems; ein Nebenfluß der in die Lippe mündenden Alme; die Aa aus dem bourtanger Moor nimmt den Zufluß von Emmer Schans auf und mündet in den Dollart; ein Zufluß der Vecht von der rechten Seite (auch Ahe genannt), entspringt östlich von Darfeld; ein Nebenfluß der alten Yssel, bei Bocholt vorbeifließend; die bredevorder Aa, ebenfalls ein Zufluß der alten Yssel, bei Deutichen mündend; ein Fluß in Nordbrabant (auch Aade genannt), entspringt aus dem Teiche de Peel in dem großen Moraste, vereinigt sich bei Herzogenbusch mit der Dommel u. bildet mit dieser u. andern Zuflüssen die in die Maas gehende Diest; ein Flüßchen, welches in der Provinz Antwerpen in die kleine Nethe sich ergießt; die Aa (auch Ahe oder Angerbach) in der preuß. Provinz Brandenburg fällt in den Blankensee. In Kurland heißt Aa ein Küstenfluß, welcher bei dem Städtchen Bauske durch den Zusammenfluß der Memel und Musse entsteht, bei Mitau vorbeifließt und sich in zwei Arme theilt, von denen der eine in die Ostsee, der andere in die Düna mündet. Daselbst findet sich noch die heilige Aa (Sweht A, Swent A), welche die Grenze zwischen Kurland und Litthauen bildet; die Aa, welche im Kreise Walk in Livland entspringt, und in den rigaer Meerbusen fällt, und die Aa im Kreise Wilna, welche der Düna zufließt. Der bedeutendste Fluß dieses Namens in Frankreich entspringt bei Rumilly-la-Comte im Dep. Pas-de-Calais, wird bei St.-Omer schiffbar und theilt sich dann in zwei Arme, deren einer als Colme bei Dünkirchen, der andere als Aa bei Gravelingen in den Kanal mündet.

Aa, alter holländischer Familienname, der schon im 11. Jahrhundert vorkommt. Besondere Erwähnung verdienen: 1) Peter van der A., aus Löwen, Patriot und Gelehrter, zeichnete sich in den Kämpfen der Niederlande gegen Spanien aus, ward 1559 Professor der Rechte in seiner Vaterstadt, 1565—74 Beisitzer des hohen Raths von Brabant und † 1594 als Präsident des Conseil zu Luxemburg. Er schrieb u. A. einen geschätzten Kommentar: **De privilegiis Creditorum** (Antw. 1560), welcher am besten in Meermanns „Thesaurus jur.“, Bd. II, abgedruckt ist. — 2) Peter van der A., Buchhändler zu Leyden, der in Verbindung mit zwei Brüdern, dem Buchdrucker Balduin und dem Kupferstecher Hildebrand van der A., einem jener großartigen Buchhändlergeschäfte vorstand, durch welche die Niederlande im literarischen Verkehr lange die erste Rolle behaupteten. Bei ihm sind bis 1730 eine Reihe der bedeutendsten Druck- und Kupferwerke jener Zeit erschienen. Er † um 1735.

A. a. C., s. v. a. Anno ante Christum, im Jahre vor Christi Geburt, vor unserer Zeitrechnung.

Aach, badische Stadt, Seekreis, Bezirksamt Stockach, auf einem steilen Felsen gelegen und mit Mauern umgeben, unweit des Flusses gleichen Namens, zählt mit dem unmittelbar dabei liegenden Dorfe gleichen Namens 780 Einw. Es war bis 1806 eine eigene, schwäbisch-österreichische, landständische Herrschaft, und der Bischof von Konstanz hatte ehemals hier bedeutende Gerechtsame und ihm gehörte wahrscheinlich das Jagdschloß, dessen Ruinen sich in der Nähe finden. Am 25. März 1799 fielen hier die der Schlacht von Stockach vorausgehenden Scheingefechte vor, wobei die Stadt mehrmals genommen wurde.

Aachen, 1) preuß. Regierungsbezirk, bildet die westliche Mitte der Rheinprovinz und grenzt an Belgien, die Niederlande, an die Regierungsbezirke Düsseldorf, Köln, Koblenz und Trier, und umfaßt die Kreise Aachen Stadtbezirk, Aachen Landbezirk (Kreisort Burtscheid), Erkelens, Heinsberg, Geilenkirchen, Jülich, Düren, Eupen, Montjoie, Schleiden, Malmedy. Sitz der Regierung ist die Stadt Aachen. Auf 75,54 □M. wohnen 402,000 Einwohner, so daß auf die □M. 5200 Menschen kommen; am schwächsten ist die Bevölkerung in dem gebirgigen südl. Theile, wo auf die □M. nicht ganz 3000 Einw. zu rechnen sind, am stärksten in den beiden Kreisen Aachen, wo auf die □M. 11,660 Einw. kommen. In die deutsche Bevölkerung mischen sich westlich Franzosen und Wallonen; außer etwa 11,000 Evangelischen und 2000 Juden bekennen sich alle Bewohner zur katholischen Kirche. Der Regierungsbezirk liegt auf der zwischen Maas und Rhein sich hinziehenden Bodenerhebung. Der nördliche u. nordöstliche Theil ist größtentheils Flachland, von niedrigen Hügelreihen durchzogen. Das milde Klima und der herrliche Boden gewähren einen



AACHEN

Aus d. Kunstanst. d. Bibliogr. Inst. in Hildbh.

Eigenthum d. Verleger

reichen Segen an allen Getreidearten, Rübsaat und Flachs. Die Viehzucht ist allenthalben bedeutend. Im Süden dagegen befindet sich die breite Hochfläche der Eifel, von welcher sich nach der Mündung der Ourthe die große oder hohe Veen hinzieht. Die einzelnen aus dieser Hochfläche hervorragenden Punkte steigen nicht bis zu 2500' empor. Das Ganze ist eine verödete Schieferfläche, von gewaltigen vulkanischen Wirkungen Zeugniß gebend. Die Moräste, der magere Boden und das rauhe Klima lassen nur Hafer und Kartoffeln dürftig erbauen. Was aber auf dieser Seite die Natur dem Bewohner entzogen, das hat sie ihm ersetzt durch den überaus großen Reichthum an Steinkohlen, deren Gewinnung nebst den Schieferbrüchen, den Eisen-, Blei- und Gallmeiwerken Tausenden von Händen Nahrung und Beschäftigung bietet. Unter den Flüssen, von denen kein einziger schiffbar ist, nimmt den ersten Platz die auf der hohen Veen entspringende, in Limburg der Maas zufallende Roer ein. Von ihren bedeutendsten Nebenflüssen, der Worm (Wurm) u. Inde, ist besonders der letztere zur Betreibung der Bergwerke u. Fabriken trefflich benutzt. Sonst ist noch zu bemerken die Erft, die in den Rhein, u. die Our, die in die Mosel mündet. Warme Quellen finden sich in Aachen und Burtscheid. Die Nähe der Niederlande, die günstige Lage zwischen zwei bedeutenden Flüssen, das treffliche von der Natur gebotene Material haben in den Bewohnern frühzeitig einen hohen Erwerbsfleiß erzeugt. Am bedeutendsten sind die Tuchfabriken (besonders in Aachen, Düren, Eupen, Montjoie); nächst diesen die Baumwollenfabriken (Burtscheid). Auch Messingwaaren, Stecknadeln (Aachen), Leder (Malmedy), feines Papier und andere Fabrikate werden in großer Menge und Güte erzeugt.

2) (Aix la Chapelle, Civitas Aquensis, Aquisgranum), die uralte Krönungsstadt der deutschen Kaiser, Sitz der Regierung des Regierungsbezirks, zweier landräthlichen Behörden, eines Landgerichts, einer Handelskammer und eines Handelsgerichts, liegt unter 50° 46' 34" nördl. Br. u. 23° 44' 7" östl. L., an einem Knotenpunkt der belgisch-rheinischen Eisenbahn, in einem fruchtbaren Kesselthale, welches von der Wurm bewässert und von den Vorhöhen der hohen Veen umgrenzt wird. Sie besteht aus der innern alten und der äußern neuen Stadt, von welchen die letztere in eirunder Gestalt einst mit Gräben, Wällen und Mauern umgeben war. Die meisten Straßen sind luftig und breit und zeigen nur wenige mittelalterliche Bauart, denn der bei Weitem größere Theil der Häuser, deren die Stadt 1816 2820, 1842 2730 zählte, ist in modernem Style, theils in Ziegel-, theils in Hausteinen aufgeführt. Im Ganzen sind dieselben nur zweistöckig, wodurch die gut gepflasterten Straßen hell sind und nach Regengüssen rasch wieder trocken werden. Die Neustraße, die von der Eisenbahn in die Stadt führt, besteht aus lauter Prachtgebäuden mit geräumigen und bequemen Trottoirs und einem breiten wohlgepflasterten Mittelwege für das Fuhrwerk. Auch in den übrigen frequenteren Theilen der Stadt liegen vor allen Häusern Trottoirs. An einzelnen großen freien Plätzen fehlt es nicht; wir nennen nur den 3eckigen großen Markt, dessen Zier die 6 Fuß hohe Statue Karls des Großen und ein schöner Springbrunnen sind, den Seilgraben, den Pont- und bergdrischen, den Chorusplatz, vor allen aber die sogen. Graben, welche sich vom Friedrich-Wilhelmsgraben aus fast eine halbe Stunde lang bis zum Templergraben fortziehen und die Mittelstadt von den ehemaligen Vorstädten trennen. Von den Mittelmauern und Mittelthoren ist keine Spur mehr vorhanden; selbst von der unter Friedrich Barbarossa 1171 begonnenen Hauptringmauer mit ihren imposanten Thürmen und breiten, tiefen Gräben sind nur noch einzelne großartige Reste erhalten, so daß die Stadt bald von allen Seiten eine völlig offene seyn wird. Von den 8 Hauptthoren, welche A. einst hatte, bestehen nur noch zwei, und zwar auf der Nordwestseite das Pontthor und auf der Südseite nahe beim Stationsplatze der rheinischen Eisenbahn das Marschierthor. Von den öffentlichen Gebäuden nimmt besonders der altehrwürdige Münster die Aufmerksamkeit in Anspruch. Die Geschichte erzählt von der Pracht des Palastes, den sich Karl der Große um 796 zu seinem Sitz erbaute und mit welchem er durch einen Porticus die Kaiserkapelle verband. Während die Ruinen des Palastes später zur Grundlage des jetzigen Rathhauses verwendet wurden, bildet die Kapelle noch jetzt den Kern des Münsters. Der Bau des letztern datirt von 802: er ward von Ansigis, dem Abte von St. Vandrille, geleitet und 804 durch Papst Leo III. in eigner Person zu einem Münster unsrer lieben Frau geweiht. Man will im Plane eine Nachahmung der unter Kaiser Justinian zu Ravenna erbauten Kirche von San Vitale erkennen, und in der That zeigt die achteckige Form des Münsterplans einige Aehnlichkeit mit jener Kirche. Karl der Große, der die Säulen zu seinem Kirchenbau von Ravenna holte, mag sich auch die Idee des Planes und die ausführenden Künstler von dorther geholt haben. Der Plan zeigt ein Achteck von ungefähr 48 Fuß im Durchmesser, das ein 16seitiger Umgang umgibt und starke Pfeiler bilden, auf welchen die den Mittelraum einnehmende achteckige Kuppel emporstrebt. Den Umgang nehmen niedere Kreuzgewölbe ein, die durch starke Bogen, von Pfeiler zu Pfeiler, sich gegen den Mittelraum öffnen. Oberhalb des Umganges zeigt sich eine hohe Gallerie, von schräg liegenden Tonnengewölben bedeckt. Ueber den großen Galleriebögen erhebt sich ein 8eckiger Tambour mit Fensteröffnungen, auf welchem die Kuppel ruht. Auf den Ecken des Tambours machen sich die sehr vorspringenden Pilaster von röm. Form bemerklich, Vorläufer der spätern Strebepfeiler. Im 13. Jahrh. erhöhte man den Tambour mit einer kleinen Arkadengallerie und mit Giebelaufsätzen; erst aus dem 17. Jahrh. datirt das halbindische Dach der Kuppel. In mittelalterlicher und neuerer Zeit fügten sich verschiedene Anbauten zur Kirche, worunter der hohe Chor (1353 erbaut) der namhafteste ist. Dem Chor schließt sich westlich der viereckige Glockenthurm an, woneben zwei runde Treppenthürmchen nach der Reliquienkammer führen. Die hohen Bogenöffnungen der Gallerie, zwischen

den Pfeilern des byzantinischen Achtecks, waren früher mit doppelten Säulenstellungen ausgesetzt; doch wurden die Säulen, die den architektonischen Hauptschmuck der Anlage bildeten, 1794 von den Franzosen herausgebrochen und nach Paris gebracht und 1815 nicht alle zurückgegeben, so daß die schönsten noch den Antikensaal des Louvre schmücken. Die Kuppel des Doms ist mit Mosaikbildern und Statuen geziert. In der Mitte des Achtecks bezeichnet ein Stein mit der Inschrift „Carolo Magno" das Gruftgewölbe, wo 814 des Kaisers Gebeine ihre Ruhestätte fanden. Kaiser Otto III. ließ 1000 das Kaisergrab öffnen. Er fand die Leiche noch wohlerhalten im Ornate, mit dem Scepter in den Händen, das Evangelium auf den Knieen, um die Hüfte die Pilgertasche u. ein Stück des heil. Kreuzes auf dem Haupte, auf einem Marmorstuhle sitzend. Die Gruft ward wieder vermauert, jedoch 1165 durch Kaiser Friedrich I. abermals geöffnet, um die Ueberreste Karls in einen kostbaren Sargkasten von Silber und Gold zu legen. Friedrich II. ließ sie 1255 in eine kostbare Truhe schließen, in der sie noch jetzt in der Sakristei aufbewahrt werden. In Folge der 1843 vom König von Preußen angeordneten Nachforschungen fand der Propst Claessen in dem obern Kasten des Tresorschranks in der Sakristei, worin der allgemeinen Sage nach die nicht eingefaßten Gebeine des Frankenherrschers aufbewahrt seyn sollten, menschliche Knochen, die für die Karls des Großen anerkannt wurden. Ueber der Gruft hängt von der Decke herab die kolossale, von Friedrich I. geschenkte Krone von herrlicher Arbeit, welche einen Leuchter für 48 Kerzen bildet. Die sogen. großen Reliquien werden noch jetzt alle 7 Jahre im Juli von der Thurmgallerie dem Volke gezeigt. Karls des Großen marmorner Kaiserstuhl, später mit Gold plattirt, kam bis 1558 bei den Kaiserkrönungen, die in demselben Dome Statt fanden, in Gebrauch, wo die neuen Kaiser sich seiner als Sessel bei den Beglückwünschungen der Fürsten bedienten. Bis 1795 wurden im Münster die Reichsinsignien aufbewahrt, die in dem genannten Jahre nach Wien wandern mußten. Auch Otto III. hat hier seine Ruhestätte. Die Restauration des herrlichen Gebäudes durch die Thätigkeit des 1849 begründeten Karlvereins schreitet rasch vorwärts. Das **Rathhaus**, am Markte, wurde drei Stock hoch aus Quadersteinen an der Stelle erbaut, wo einst die königl. Pfalz gestanden. Der Granusthurm rechts soll noch aus der Römerzeit stammen. Der im Innern des Rathhauses befindliche Krönungssaal, 162 Fuß lang u. 60 Fuß tief, ward im vor. Jahrh. durch Holzwände in zwei Hälften gespalten, wovon die eine wiederum in drei kleinere Säle und eine Treppenhalle getheilt wurde. Gegenwärtig ist man beschäftigt, den Saal, in welchem 37 deutsche Kaiser und 11 Kaiserinnen gekrönt wurden, in seiner ursprünglichen Gestalt herzustellen. Die Wände werden durch große Freskomalereien, Scenen aus dem Leben Karls des Großen darstellend, geschmückt, die A. Orthels Künstlerhand ausführt. Vor dem Rathhause steht ein schöner Springbrunnen mit der Bronzestatue Karls des Großen. Außer der Kathedrale hat A. noch 19 **Kirchen**, lauter neuere Bauwerke, da die mittelalterlichen Kirchen namentlich in dem großen Brande von 1656 zerstört wurden. Unter diesen Gotteshäusern sind 8 Parochialkirchen, eine evangelische Kirche und eine jüdische Synagoge. Unter den erstern ist die Franciskanerkirche durch die Kreuzabnahme von Vandyck sehenswerth. Die Michaeliskirche besitzt ein ausgezeichnetes Nachtstück, die Grablegung Christi von G. Honthorst. Von den übrigen öffentlichen Gebäuden sind noch zu nennen: das **Grabhaus**, das **Kurhaus** oder die neue Redoute, der **Elisenbrunnen**, das 1822 erbaute **Theater** am untern Ende der Neustraße, an einem großen freien Platz, von dem aus sich der Länge nach mit Bäumen bepflanzte breite Promenaden ausdehnen, das **Regierungsgebäude**, das neue **Zollhaus** und das neue **Bürgerspital**. Unter den Kunstsammlungen ist die **bettendorfer Gemäldesammlung** bedeutend. Auf dem Platze, wo die drei Monarchen beim Kongreß 1818 Gott für den Frieden dankten, wurde 1844 ein **Monument** errichtet. Merkwürdig ist noch die sogen. **aachener Masse**, ein 70 Centner schwerer Eisenblock im Straßenpflaster, der die bei einem bedeutenden Brande zusammengeschmolzene Reiterstatue des Königs Theodorich I. seyn soll. Die Stadt hat ein **Bisthum**, ein **Gymnasium**, eine höhere **Töchterschule**, 2 für Kranke freundliche Pflege bietende **Nonnenklöster**, 3 **Spitäler**, eine **Armen-** und **Waisenanstalt**, ein **Irrenhaus**. Die Zahl der **Einwohner** betrug 1810 32,025, 1840 ohne Militär 37,670, darunter 1100 Protestanten und 280 Juden, jetzt 47,000, worunter nicht ganz 2000 Protestanten und gegen 300 Juden. Bedeutend ist A.s **Gewerbfleiß**. Die Nähe der Niederlande forderte zur Nacheiferung auf und lieferte viele Bedürfnisse; die reichen Steinkohlenlager in der Nähe gewährten ein wohlfeiles Brennmaterial und der dem Anbau nicht günstige Boden ließ leicht Hände der Arbeit gewinnen. Schon gegen Ende des 16. Jahrh. zeichnete sich das aachener Tuch durch die Güte der Wolle und die Schönheit der Farbe aus. Im J. 1828 zählte man 32 Tuchfabriken nebst den dazu erforderlichen Spinnereien. Nächstdem sind am bedeutendsten die Maschinenfabriken, die Fabriken für Näh- und Stecknadeln (seit mehr als 200 Jahren). Außerdem werden gefertigt Berlinerblau, Blechwaaren, Papier, Spitzen, Siegellack 2c. Markt ist A. nur für Wolle, aber dafür der größte auf dem ganzen europäischen Festlande. Die aachener **Mineralquellen** (Aquae granenses) gehören zu den Heilquellen ersten Ranges und entspringen dem an Thermen und Säuerlingen reichen Uebergangsgebirge, welches ganz in der Nähe und selbst unterhalb der Stadt als Grauwackenschiefer und Uebergangskalkstein zu Tage geht. Sie befinden sich theils in der Stadt selbst, theils in dem benachbarten Burtscheid. Die ersteren werden in die oberen u. die unteren unterschieden; jene haben eine Temperatur von 55 Centesimal- oder 44 reaumurschen Graden, diese von 49,7 C. oder 39,7 R. Der oberen Quellen sind 3: die Kaisersquelle, die wichtigste, reichhaltigste und ergiebigste von allen, eine zweite Quelle vor dem Kaiserbade und die Quirinusquelle; zu den unte-

ren Quellen gehören: die Trinkquelle, von 111° F., die Rosenbadquelle von 115° F., die Corneliusquelle von 119° F., mehre kleine, wahrscheinlich alle aus einer gemeinschaftlichen Quelle entspringende Quellen, eine kleine Quelle in der Nähe des Corneliusbades. In den verschiedenen Badehäusern befinden sich auch Wohnungen für Kurgäste und Vorrichtungen zu Douche- und Dampfbädern. Zu den oberen Quellen gehören: das Kaiserbad, mit Ueberresten eines alten Römerbades, in dem sich Karl der Große gebadet haben soll, das neue Bad, das Bad der Königin von Ungarn, das Quirinusbad. Zu den unteren Quellen gehören: das Herrenbad, mit 2 Gebäuden, dem Corneliusbad und dem Karlsbad, das Rosenbad, das Armenbad, mit 2 großen Bassins zu Gemeinbädern. Das Wasser hat einen durchdringenden Schwefelgeruch und einen ähnlichen, schwacher Fleischbrühe nahe kommenden, etwas salzigen Geschmack. Es wirkt innerlich reizend auf alle se- und excernirenden Organe, befördert ihre Funktionen, löst den Schleim auf und reizt das Gefäßsystem, besonders der Venen. Daher wird es mit Erfolg angewendet bei hartnäckigen Gichtbeschwerden und bei veralteten rheumatischen Uebeln, Lähmungen, eingewurzelter Lustseuche, gegen welche Quecksilber lange und ohne Erfolg angewendet worden ist, bei chronischen Ausschlägen und Geschwüren, chronischen Metallvergiftungen, Stickungen und Verschleimungen des Unterleibs, namentlich der Leber, und Hämorrhoidalbeschwerden, hartnäckigen Verschleimungen der Urinwerkzeuge, Steinbeschwerden, chronischen Leiden der Brust, Schleimasthma, veralteten Brustkatarrhen. Zu widerrathen ist der Gebrauch dieser Quellen bei Vollblütigkeit, Neigung zu Kongestionen, Anlage zu Schlagfluß, fieberhaften Beschwerden, bedeutender Schwäche innerer wichtiger Organe und großer allgemeiner Aufregung des Nervensystems. Außer den warmen Quellen sind noch mehre kalte Eisenquellen vorhanden, von welchen die vorzüglichsten sind: die Spaaquelle in der Drieschstraße, die im leuchtenrathschen Garten, die im Hofe des Herrn von Furch, im bramerzschen Hause, die bei Lombard in der Pontstraße. Sie gehören zur Klasse der alkalischerdigen, haben aber wenig Kohlensäure und sind daher mehr äußerlich anwendbar, gegen allgemeine und örtliche Schwäche, Unregelmäßigkeiten der Menstruation, Krämpfe ꝛc. Vgl. Zitterland, A.s heiße Quellen, Aachen 1836, u. A. u. Burtscheid, Taschenbuch für Kurgäste und Reisende, das. 1847. Die **Umgebungen** A.s sind sehr freundlich. Rings um die Stadt sind vortreffliche Promenaden angelegt, die mit besonderer Sorgfalt und großen Kosten unterhalten werden. Ein bequemer Weg führt zu dem **Lusberg** oder **Louisberg** zu 781 F. Seehöhe, mit herrlicher Aussicht, einem trigonometrischen Signale und dem reizenden Belvedere. Durch einen ziemlich scharfen Einschnitt von dem Lusberge getrennt ist der **Salvatorberg**, nach dem in der Fastenzeit gewallfahrtet wird. Von dem Salvatorberg gelangt man durch das Soersthal in den **Bergenbusch**, von dem ein Theil das Paulinenwäldchen genannt wird. Eine Viertelstunde von A. befindet sich, aus ihren romantischen Trümmern neu aufgebaut, die **Frankenburg**, der sagenreiche Lieblingsaufenthalt Karls des Großen und Fastrada's. Durch elegante Neubauten mit der Stadt verbunden ist Burtscheid (s. d.). Das **Stadtwappen** ist ein im silbernen Felde ausgebreiteter schwarzer Adler, dessen Kopf, Krone, Füße, Klauen vergoldet sind.

Geschichtliches. A. gehört zu den merkwürdigsten und ältesten Städten Deutschlands. Schon der Name deutet auf römischen Ursprung, denn das deutsche Aha ist mit dem lat. aqua urverwandt, so daß zweifelsohne die in der Stadt entspringenden Heilquellen die Benennung veranlaßten. Der um das 3. Jahrhundert auftretende Name Aquisgranum wird von granus, einem Beinamen des Apollo, hergeleitet, den die Römer bei Thermen verehrten. Zu Cäsars Zeit wohnte hier der germanische Stamm der Eburonen; die Gründung der Stadt mag in die Zeit des Kaisers Hadrian fallen; die Bäder wurden zuerst unter Alex. Severus angelegt. Mehrmals wird die Stadt als Residenz fränkischer Könige (Theodorich I., Siegbert III., Pipin I.) genannt; ihren Glanz verdankt sie aber erst Karl dem Großen, der ihr auch außerordentliche Freiheiten verlieh. Ihre Bürger waren im ganzen Reiche frei von Hand- und Kriegsdiensten, Gefängniß und allen Abgaben; sie besaß auch das Asylrecht: aachener Luft machte Jeden frei, selbst den Reichsgeächteten. Das Stadtrecht wurde von Kaiser Friedrich I. 1166 bestätigt. Im Mittelalter zählte die zum westphälischen Kreise gehörende freie Reichsstadt mehr als 100,000 Einwohner. Im rheinischen Städtebund spielte sie eine sehr bedeutende Rolle. Seit Ludwig dem Frommen bis auf Ferdinand I. (813—1531) wurden hier die deutschen Kaiser gekrönt. Reichsversammlungen wurden in ihren Mauern 17, Provinzialkomitien 11 abgehalten. Die erbliche Geschlossenheit des Magistrats veranlaßte 1450 einen Aufstand, durch welchen eine Zunftverfassung (Gaffelbrief) eingeführt wurde. Die Reformation fand hier zeitig Eingang und selbst die Hinrichtung mehrer Bürger (1535) setzte ihr kein Ziel, ja 1587 wurde der katholische Magistrat verjagt, worauf 1588 die Reichsacht über die Stadt ausgesprochen u. von dem Kurfürsten Ernst von Köln vollstreckt ward. Im J. 1605 ordnete der Reichshofrath die Vertreibung sämmtlicher Protestanten aus der Stadt an, und da bei Gelegenheit des jülichschen Erbstreites durch die Nähe protestantischer Heere die Protestanten abermals die Oberhand gewannen, so wurden spanische Truppen unter Spinola aus den Niederlanden herbeigerufen und durch sie 1614 das Edikt des Reichshofraths vollzogen. Die Verlegung der Krönungen nach Frankfurt, die Religionsstreitigkeiten, eine große Feuersbrunst, die 1656 gegen 4000 Häuser in Asche legte, und Anderes brachte das sonst so blühende Gemeinwesen in Verfall. Im J. 1793, dann 1794 besetzten die Franzosen die Stadt unde rhielten sie 1801 mit dem ganzen linken Rheinufer im luneviller Frieden abgetreten; sie ward die Hauptstadt des Departements der Roer. Im J. 1815 fiel A. Preußen zu. Die Lage der Stadt veranlaßte, daß mehrmals in ihren Mauern wichtige politische Verhandlungen gepflogen wurden. So

wurde am 2. Mai 1668 ein Friede zwischen Ludwig XIV. und der aus der Republik der Niederlande, England u. Schweden bestehenden Tripelallianz unterzeichnet; ein andrer Friede, der seit Mitte Novembers 1747 verhandelt und am 18. Oktober 1748 allseitig beschlossen wurde, endigte den österreich. Successionskrieg. Auf dem aachener Kongreß (30. Sept.—21. Nov. 1818) trat Frankreich der sogen. heiligen Allianz bei. Zuerst wurde am 9. Okt. mit Frankreich ein Vertrag geschlossen, vermöge dessen die Okkupationstruppen, welche nach dem zweiten pariser Frieden noch bis 1820 zu verweilen hatten, sogleich abberufen und über die Kontribution ein Arrangement getroffen wurde. Von den Botschaftern der 5 Mächte unterzeichnet erschien darauf am 15. Nov. ein Protokoll, worin im Allgemeinen die Grundsätze der heil. Allianz wiederholt wurden; eine unter demselben Datum erlassene Cirkular-Deklaration erklärte das Friedenswerk für geschlossen und stellte als Zweck der Herrscherverbindung hin: die Aufrechthaltung derselben, basirt auf strenge Befolgung des Völkerrechts. Vgl. Quix, Geschichte der Stadt A., nach Quellen bearbeitet, Aachen 1841, 2 Bde.

Aagi=Sou, Fluß in Persien, ohnweit der Stadt Tauris, kommt aus den Randgebirgen des kaspischen Meers und fällt in den See Rumi. Sein Wasser soll so bitter seyn, daß kein Fisch darin lebt. An der steinernen Brücke, die bei Tauris über den A.=S. führt, ist das berühmte Grab der Schwester des Iman Risa.

Aahus (Ahaus, Ahus), Hauptstadt des gleichnamigen preuß. Kreises, R.=B. Münster, Residenz des Fürsten Salm=Kyrburg, mit 1800 Einw. Stadt und Kr. waren ursprunglich Besitzthum der Dynasten von A., nach deren Aussterben im 14. Jahrhundert beide von 1406 an bis 1802 zum Hochstift Münster gehörten. Das Schloß der Stadt ist vom Bischof Ferdinand von Pletenburg erbaut. Graf Eberhard von der Mark brannte die Stadt 1228 ganz nieder.

Aak, Name der flachen, an beiden Enden abgestumpften Rheinschiffe, vornehmlich zum Weintransport.

Aaken (Aken), Johann van, niederl. Maler, nicht einerlei mit Joh. van Achen, welcher der deutschen Schule angehört Er radirte in der Manier von J. Booth eine Folge von 4 geistreichen Rhein= u. Maas=Landschaften und 6 Blätter Pferde nach Bamboche, die von Kennern in Druck vor der Nr. sehr geschätzt werden.

Aal, Fischart, s. Aale.

Aal, Jakob, norwegischer Fabrikbesitzer, Staatsmann und Schriftsteller, 1773 zu Porsgrund im südlichen Norwegen, wo sein Vater ein vermögender und angesehener Handelsherr war, geboren. Er studirte zu Kopenhagen Theologie, suchte aber aus Scheu vor dem Predigen keine geistliche Anstellung, sondern ging nach Deutschland (Kiel, Leipzig, Göttingen, Freiberg) und widmete sich mit ganzem Eifer den Naturwissenschaften, namentlich der Mineralogie und Bergkunde. Zurückgekehrt ins Vaterland kaufte er 1799 das bedeutende Eisenwerk zu Näs, in der Nähe von Arendal und Tvedestrand, dessen Betreibung von nun an sein hauptsächlichstes Geschäft ward, ohne ihn seinen gelehrten Studien auf dem Felde der Naturwissenschaften, der Staatsökonomie und der nordischen Alterthumskunde zu entziehen. Mehre gelehrte Gesellschaften machten ihn zu ihrem Mitgliede und von 1814 bis 1830 wurde er achtmal als Deputirter auf die Storthinge gesandt. Er † am 4. Aug. 1844. Von seinen literarischen Arbeiten sind die meisten in Zeitschriften zerstreut; sein größeres, staatsökonomisches Werk führt den Titel: Nutid og Fortid (Das Jetzt und das Vormals). Seine „Erinnerungen als Beitrag zur Geschichte Norwegens in den Jahren 1800—15" erschienen 1843 in 2 Bdn.

Aalborg (spr. Ohlborg), das nördlichste der vier Stifter Jütlands mit der Insel Lassö, läuft im Norden mit Skagens=Horn aus, ist durch den Lymfjord und den 1825 erfolgten Meeresdurchbruch bei Agger von der übrigen Halbinsel getrennt und hat auf $131\frac{1}{2}$ □Meilen 162,000 Einwohner, welche starke Pferde= und Bienenzucht, Fischfang, Handel, wenig Ackerbau treiben. Das Land wird durch den Lymfjord durchschnitten und von vielen Mooren bedeckt. Unbedeutende Höhenzüge bildet das Jutske=Aas, mit dem 1200' hohen Himmelsberge. Die Hauptstadt A., an der Südseite des Lymfiord, 3 Meilen vom Meere, gehört zu den mittlern Handelsplätzen Dänemarks, hat einen schwer zugänglichen Hafen und 8000 Einw. Sie ist Sitz eines Bischofs, hat eine städtische Bibliothek, eine Navigationsschule und eine lateinische Schule. Der Handel, besonders mit Getreide, mit Landesprodukten und Häringen, beschäftigt an 160 Schiffe, wovon die Hälfte Aalborgern gehören. A. ist im Besitze von Seide=, Handschuh=, Zucker= und Waffenfabriken, Thran= und Seifensiedereien und großen Schlächtereien für die Verproviantirung der Schiffe. Das Schloß heißt Aalborghus. Zu A. ward am 4. Nov. 1608 die evangelische Union zwischen Pfalzbaden, Anhalt, Ansbach, Kulmbach und Würtemberg geschlossen und am 18. Okt. 1627 das Corps des Markgrafen von Baden durch den kaiserl. General Schlick gefangen genommen.

Aale, Familie der Knochen= oder Grätenfische, welche in Cuviers System zu der Ordnung der Weichflosser ohne Bauchflossen (Malacopterygii apodes, Ohnflosser, Kahlbäuche) gehört. Der Körper dieser Fische ist schlangenförmig lang gestreckt und mit nackter, weicher, schleimiger Haut überzogen, in der die kleinen, manchmal nur an der getrockneten Haut sichtbaren Schüppchen versteckt sind. Die Flossen sind von weichen Strahlen gestützt, aber im Ganzen äußerst rudimentär; die Bauchflossen fehlen ganz, und von den Brustflossen, vor denen sich die fast horizontal gestellte, spaltförmige, kleine Kiemenöffnung befindet, sind sehr häufig nur die rudimentären Schultergürtel vorhanden, während die äußere Flosse ganz fehlt; auch die senkrechten Flossen sind zuweilen so verkümmert, daß eine oder die andere, zuweilen selbst alle fehlen. Der Schädel ist lang, schmal, die obere Fläche desselben platt und eben, der ganze Kopf spitz und mit lang vorgezogener Schnauze, das Maul mit starken und scharfen Hakenzähnen versehen. Der Oberkiefer liegt, zu einem kleinen Knöchelchen zusammengeschwunden, im Fleische. Kopf und Hals sind von dicker Haut überzogen, welche den Kiemendeckel einhüllt und einen ge=

räumigen Kiemensack bildet, an den sich zuweilen noch ein besonderer Athemsack anschließt, welcher die meisten der hierher gehörigen Fische befähigt, längere Zeit auf dem Trocknen zu leben. Die Bauchhöhle ist ziemlich kurz, der After befindet sich fast in der Mitte des Körpers, und zu beiden Seiten desselben zwei ganz kleine Oeffnungen, aus welchen die in die Bauchhöhle sich entleerenden Produkte der Eierstöcke und Hoden ausgeführt werden. Die ziemlich allgemein verbreitete Meinung, daß die A. lebendige Junge gebären, ist ungegründet und wahrscheinlich durch die Entleerung von Eingeweidewürmern aus dem After, die man ihrer Gestalt wegen für junge A. hielt, veranlaßt worden. Alle A. sind gefräßige Raubfische, die sich theils im Meere, theils im süßen Wasser aufhalten. Als die bekanntesten Repräsentanten dieser Familie sind zu erwähnen: 1) der gemeine oder Flußaal (Muraena Anguilla *L.*, Anguilla fluviatilis *Cuv.*), ein in mehrfacher Beziehung merkwürdiger Fisch. Der Körper desselben ist bekanntlich ganz schlangenartig. Die verdeckten Kiemen werden von zehn koncentrischen Strahlen umgeben; die Brustflossen haben 19 Strahlen, Rücken- und Afterflosse, welche sich in eine Schwanzflosse verlängern, über 1100. Der Darm ist gerade und kurz, ohne Anhängsel, und die Luftblase so lang als der Bauch. Die Zahl der Rückenwirbel ist 116. Die Farbe ist bald olivenbraun, bald schwarzblau, am Bauche heller. Der Flußaal wächst, wie seine Gattungsverwandten, langsam, erreicht aber öfters eine Länge von 3—4 Fuß und ein Gewicht von 8—10 Pfund; ja man hat sogar schon A. von 20—40 Pfund gefunden. Seine Muskelkraft ist groß und sein Biß sehr zu fürchten. Seine Behendigkeit und Gewandtheit im Entschlüpfen ist zum Sprüchwort geworden. Er hat ein sehr zähes Leben, und das herausgenommene Herz zeigt noch an 40 Stunden lang Reizbarkeit. Seine Lebensdauer läßt sich nicht wohl genauer bestimmen, doch muß sie beträchtlich seyn. Er lebt in Flüssen, Seen und Teichen, auch im Meere in der Nähe der Küste. In Norddeutschland findet er sich weit häufiger, als in Süddeutschland. Den Winter bringen die A. in gesellschaftlichem Schlaf im Schlamm zu, oft zu hundert in einem Loche. Ihre Nahrung besteht aus Insekten, Würmern, kleinen Fischen, Roggen, Aas rc., auch aus junger Saat, Erbsen und dergl., denen sie im Frühjahr des Nachts auf das Land nachgehen. Um zu laichen, suchen sie im Februar und März seichte Stellen, besonders an den Mündungen der Flüsse auf. Man hält sie in gewöhnlichen Fischbehältern, wo sie nur bei großer Kälte und Gewitterluft der Gefahr des Absterbens ausgesetzt sind. Das Fleisch des Flußaals ist eine sehr geschätzte Speise. Es wird theils frisch, theils eingesalzen, theils geräuchert, theils marinirt genossen. Hamburg, Lübeck, Stettin u. andere norddeutsche Städte, namentlich auch das Städtchen Ruhland an der schwarzen Elster in Schlesien, treiben starken Aalhandel. Einige Völker essen die A. wegen ihrer Aehnlichkeit mit den Schlangen nicht; auch die Römer verschmähten sie, während sie die zu derselben Familie gehörige Muräne als köstlichen Leckerbissen betrachteten. — 2) Der Meeraal (Muraena Conger *L.*) ist größer als der gemeine Aal, wird gewöhnlich 5—6 Fuß lang und über armsdick. Seine Farbe ist grau und sein Unterkiefer kürzer, als bei jenem. Die Rückenflosse fängt schon bei den Brustflossen an und ist schwarz gesäumt. Die Kiemen haben ebenfalls 10 Strahlen, die Brustflossen 19, aber die senkrechten nur 306. Diese Art lebt im Meere an den Küsten um ganz Europa herum und anderwärts. Er wird nicht selten über 30 Pfund schwer, und man will sogar einzelne von 10 Fuß Länge und Schenkeldicke gefangen haben. Sein Fleisch ist ebenfalls sehr schmackhaft, weßhalb er häufig auf die Märkte der Seestädte gebracht wird. Die Meeraale kommen am zahlreichsten im April zum Vorschein, namentlich an der englischen Küste, wo man sie aus dem bei der Ebbe zurückbleibenden Wasser mit Körben ausschöpft. — 3) Die gemeine Muräne (Muraena Helena *L.*) wird 3 Fuß lang, 6 Pfund schwer und hat ein aus schwarz, weiß und gelb schön marmorirtes Aussehen. Die Rückenflosse fängt ziemlich weit hinten an. Der Kopf ist klein, das Maul weit; die Nasenlöcher befinden sich ganz vorn in der Lippe, dahinter zwei Hauptläppchen und zwei ähnliche vor den Augen. Die Muränen finden sich häufig in allen wärmeren Meeren, besonders im Mittelmeer. Des Winters halten sie sich auf dem Grunde auf und kommen im Frühjahr, um zu laichen, an den Strand. Sie sind so gefräßig, daß sie bei mangelnder Nahrung einander die Schwänze abbeißen. Ihr Fleisch ist sehr schmackhaft und stand bei den alten Römern in so großem Ansehn, daß man sie, um sie immer in Bereitschaft zu haben, in besonderen Teichen hegte, die man am Meeresufer abdämmte. Crassus soll sie so zahm gemacht haben, daß sie auf seinen Ruf herbeikamen, und ein gewisser Vedius Pollio soll sie mit dem Blute und Fleische hingerichteter oder unbrauchbarer Sklaven gemästet haben, weil sie dadurch einen feineren Geschmack bekommen sollten. — Ehedem war das Fett der A. (Aalbutter), die Leber, die Galle und die Haut officinell, und die letztere dient noch jetzt zu manchen technischen Zwecken. Eine physikalisch merkwürdige Gattung dieser Familie ist der Zitteraal (s. d.).

Aalen (Aulen, Ahlen, Dolen, lat. Alena, das alte Aquileja in Germania transdanubiana auf der peutingerschen Tafel), würtembergische Stadt im Jaxtkreise, am Kocher, unweit des Einflusses der Aal, 3000 Einw., Sitz des gleichnamigen Oberamts von 5 □Meilen mit 19,000 Einw., welche Feldbau, bedeutende Eisenwerke, Viehzucht, Holzhandel treiben. Bis 1802 war die Stadt unter einer demokratischen, glücklichen Verfassung, einem Magistrate von 11 Rathsherren, einem Stadtschreiber, 24 Repräsentanten der Bürger, reichsfrei, kam aber dann als Entschädigung an Würtemberg.

Aali, Mustapha Ben Achmed Ben Abdol-Mola, Defterdar zu Damaskus, wichtiger türkischer Geschichtsschreiber, † 1597 n. Chr. Sein Hauptwerk ist „Kunhol-achbar", d. i. Schatzgrube der Kunden, 4 Thle., eine große Universalgeschichte, deren letzter Theil die Geschichte der Osmanen von der Stiftung des Reichs bis 1003 der Hedschra (1594 v. Chr.) behandelt. Außerdem ist von ihm ein kleineres Geschichtswerk über den

Sturz der merkwürdigsten Dynastien, gewissermaßen ein Auszug des größern, und eine Briefsammlung bekannt.

Aalmolche, Familie der Amphibien, s. Molche.

Aalmutter, Fischart, s. Schleimfische.

Aalquappe, s. v. a. Aalraupe.

Aalraupe, Fischart, s. Schellfische.

Aalthierchen (Aalwürmchen, Anguillulida), Familie der Rundwürmer (s. d.).

Aar (lat. Arola, Arula, franz. Arole), der drittgrößte Fluß in der Schweiz, welcher fast sämmtliche von der Nordseite der Alpen entströmende Gewässer (über 150 Zuflüsse) dem Rheine zuführt. Seine Quellen liegen in der höchsten Alpenkette unweit jenes Punktes, wo die Gewässer des Mittelmeeres und der Nordsee sich scheiden. Am Fuße des Schreckhorns stürzt der Aarbach, unter Gletschern sich mehrmals verbergend, trüb und mit Erdtheilen vermischt, aus einer ungeheuern Eisspalte hervor und vereinigt sich mit den von den Aargletschern herabkommenden Quellen, der Finsteraar u. der Lauteraar. In tiefem Felsenbette strömt dann die A. am nördlichen Ende des Grimsel, mehr nach Norden gewendet, durch das Haslithal und stürzt bei Handeck schäumend einen 150 Fuß hohen Felsen herab. Dann braust sie durch eine tiefe Felsschlucht und bildet den 2 Meilen langen, von Nordost nach Südost gewendeten Brienzer-See. Aus dessen südwestlichem Ende tritt sie, rein und geklärt, wieder als schnellfließender Fluß, fällt aber nach $^1/_2$ Meile in einzweites Felsenthal, in welchem sie den nach Nordwest sich erstreckenden Thunersee bildet. Unweit Thun abermals zum Fluß geworden, strömt sie in fast nördlicher Richtung nach Bern, welche Stadt sie in 2 Theile scheidet. Oberhalb Bern wird ihr Lauf westlich, bis sie die auf der linken Seite ihr zufallende Saane wieder nach Norden drängt. Nachdem sich die Zihl, aus dem Bielersee kommend, mit ihr vereinigt hat, folgt sie dem Juragebirge in nordöstlicher Richtung, strömt bei Solothurn und Aarau vorbei, nimmt die Reuß und die Limmat auf, bis sie, wieder nach Norden gewendet, Waldshut gegenüber, bei Koblenz unweit Waldshut dem Rhein ihre mächtige Wassermasse zuführt. Von dem Thunersee bis zur Mündung ist ihre geringste Breite 100′, die größte 1100′, aber bei Brück im Aargau ist sie, in ein enges Flußthal zusammengedrängt, nur 68 Fuß breit. Bis Bern kann sie der reißenden Strömung halber nur wenig, von der Mündung der Zihl an aber mit größeren Kähnen befahren werden. Ihr klares, schönes Wasser ist reicher an Fischen, als die übrigen Gewässer der Alpen, und führt Goldsand mit sich. Die Aargletscher (s. d.) werden häufig vom Grimselspital aus besucht; auf ihnen stellte Agassiz seine scharfsinnigen Untersuchungen über die Entstehung und Bedeutung der Gletscher an.

Aarau, Hauptstadt des schweiz. Kantons Aargau, 1140′ über dem Meere, 5 Meilen nördlich von Solothurn, eben so viel westlich von Zürich und eben so von Basel, an der Rückseite des Jura und an dem linken Ufer der Aar und dem fischreichen Sußbache, Sitz des großen Raths, des kleinen Raths und des Obergerichts, hat 660 Häuser und über 4600 Einw., welche sich zum größern Theil zur reformirten Kirche bekennen und durch Aufklärung und Gewerbsthätigkeit auszeichnen. Sie hat Fabriken in Eisen, Seide und Baumwolle, mathematischen Instrumenten u. Vitriolöl, ein blühendes Gymnasium und eine nicht unbedeutende Kantonsbibliothek. Ueber die Aar führt eine 500′ lange Brücke. Der zur Stadt gehörige Bezirk umfaßt mit etwa 15,000 Einw. 12 Ortschaften. Es wächst hier vortreffliches Obst, auch etwas Wein; die Wiesen und der Ackerbau tragen reiche Früchte. Die Gyps-, Alabaster- und Mergel-Lager in der Nähe werden bebaut und in der Aar Gold gewaschen. Die erste Anlage zu der Stadt war eine Burg der Grafen von Rohr, von denen der Besitz auf die Habsburger überging. Von Kaiser Rudolf I. mit Privilegien ausgestattet, focht sie treu für Oesterreichs Fahnen, bis sie nach dem konstanzer Koncil 1315, von Bern erobert, eine Municipalstadt dieses Kantons wurde. Im J. 1528 erklärte sich die Stadt für die reformirte Kirche und behauptete dieselbe in den Religionskriegen der Schweiz glücklich. Am 9. und 11. Aug. 1712 wurde hier durch einen Frieden der toggenburger oder Zwölferkrieg geendet. Bei der Schweizerrevolution 1798 änderte sich ihr Verhältniß. Für eine kurze Zeit war sie sogar Hauptort der Eidgenossenschaft, dann wurde sie Hauptort des neu gebildeten Kantons Aargau.

Aarburg, schweiz. Kreisstadt, Kanton Aargau, zofinger Bezirk, auf einem Felsen an der Aar, unweit des Einflusses der Wiger, mit einem 1609 neubefestigten Schlosse, der einzigen Festung in der Schweiz. Die 1100 Einw. treiben Weinhandel und Baumwollenfabrikation. Seit 1415 gehörte A. zu Bern und war bis 1798 Hauptstadt der berner. Landvogtei gleichen Namens. Jetzt dient es dem Kanton Aargau zum Waffenplatz.

Aargau, der 16. Kanton der schweizerischen Eidgenossenschaft, wird vom Großherzogthum Baden (durch den Rhein) und den Kantonen Baselland, Solothurn, Bern, Luzern, Zug und Zürich begrenzt und zählte im März 1850 auf einem Flächenraum von 23,7 □Meilen 199,720 Einwohner, darunter 91,096 Katholiken und 107,194 Reformirte; in zwei Dörfern, Endingen und Langnau, wohnen gegen 2000 Juden, im Genusse freier Religionsübung und der bürgerlichen Rechte in ihren Heimathsgemeinden, aber ohne Theilnahme an den staatsbürgerlichen Befugnissen. Der A. ist ein fruchtbares und waldreiches, von den Ausläufern der Alpen und des Jura gebildetes Hügelland, von Aar, Reuß und Limmat, die sich hier mit dem Rhein vereinigen, durchströmt, mit prächtigen Waldungen, reichen Fruchtfeldern und herrlichen Matten bedeckt. Besonders schön ist das Aarthal mit seinen großen Gemeinden, seinen Burgruinen und fabrikfleißigen Städten. Acker-, Wein- und Obstbau, Wiesenbau und Viehzucht werden mit großer Thätigkeit betrieben; doch sind auch industrielle Beschäftigungen verschiedener Art, besonders Fabrikation in Baumwolle und Seide, nicht nur in den 11 Städten und Städtchen des Kantons, sondern auch auf dem Lande verbreitet. Alle Fabrikarbeiter sind zugleich auch Ackerbauer. Es ist Ehrensache für Jeden, ein Stück Land zu be-

sitzen und aufs Emsigste zu sparen, um irgend ein Fleckchen Grund und Boden zu kaufen, das dann durch sorgsamsten Fleiß zur möglichst größten Nutzbarkeit gebracht wird. Daher erscheinen zur Sommerzeit auch die wenigsten Arbeiter in den Fabriken, die meisten haben mit dem Feldbau zu thun; den Winter über nehmen sie die Fabriken auf, und diese wechselnde Beschäftigung erhält die Leute rüstig und unabhängiger, als sonst Menschen sind, die ganz und gar von Fabrikanten leben. Der Boden selbst ist sehr theuer. Ein Jauchert guter Acker (40,000 □Fuß) kostet 1000—2000 Franken, gutes Mattenland noch mehr, weshalb auch die Wenigsten einen ganzen Jauchert für sich haben. Wohlstand und Bildung haben seit 40 Jahren, besonders seit 1830, in weiten Kreisen zugenommen. Es fehlt nicht an wissenschaftlichen Vereinen, und selbst viele Dörfer besitzen ihre eigenen Lesegesellschaften, Sängerchöre und gemeinnützige Anstalten. Im ehemaligen Kloster Wettingen ist jetzt ein blühendes Seminar für Lehrer reformirter, katholischer und israelitischer Konfession, im Stift Muri eine Bezirksschule errichtet. Ueberhaupt hat kein Kanton für die Hebung des Schulwesens mehr gethan, als A. Aller Unterricht, auch auf der Kantonsschule, geschieht ganz unentgeltlich, selbst für Fremde. In jedem der 11 Bezirke des Kantons bestehen Bezirksschulen, die den Rang von Sekundär- oder höheren Bürgerschulen einnehmen. Jede Schule im Lande erhält ordentliche Beiträge zu den Lehrerbesoldungen, arme Gemeinden außerordentliche Unterstützungen. Die ganze Summe für den öffentlichen Unterricht betrug 1846 137,374 schweiz. Franken, die Besoldung der Geistlichkeit erforderte 119,337 Franken. Die ganzen Staatseinnahmen des Kantons betrugen dagegen nach dem Anschlage für 1846: 1,092,808 Franken, wovon 467,248 Franken aus Domänen u. Zinsen, 333,360 Franken aus den Regalen (Salz, Post, Zölle ꝛc.) und 292,200 Franken aus andern Abgaben, Getränksteuern, Stempel und Taxen, flossen. Eine direkte Steuer gibt es gar nicht. Die Ausgaben wurden auf 1,045,599 Franken veranschlagt und zeigten daher einen Ueberschuß von 49,209 Franken. Schulden hat der Staat keine, dagegen ein Geldkapital von 6,334,790 Franken, das 267,820 Franken an Zinsen einträgt und durch Ueberschüsse jährlich vermehrt wird. Die Finanzlage ist daher eine sehr glückliche zu nennen. Auffallend ist die Vernachlässigung des Justizwesens, in dem keine Reform Statt gefunden hat, obwohl jährlich an 150,000 Franken für dasselbe verausgabt werden. Die Prügelstrafen bestehen fort, das Gefängnißwesen hat keine Verbesserung erhalten und eine Menge veralteter Einrichtungen ruft die schonungsloseste Kritik von Seite der konservativen u. ultramontanen Gegner hervor. Die richterliche Gewalt wird in jedem Kreise von einem Friedens- und einem Kreisgerichte, in jedem der 11 Bezirke von einem Bezirksgerichte, endlich von einem Obergerichte ausgeübt. Das Militärwesen ist dagegen sehr gut geordnet; es kostet jährlich 177,000 Franken. Nach der 1850 revidirten Verfassung von 1841 übt das Volk seine souveräne Gewalt durch einen alle drei Jahre zur Hälfte zu erneuenden großen Rath, dessen austretende Mitglieder wieder wählbar sind. Zur Bildung desselben ernennt jeder der 50 Kreise des Kantons auf je 180 seiner stimmfähigen Bürger einen Abgeordneten. Wahlberechtigt und wählbar ist jeder Kantonsbürger vom 24. Jahre an. Der große Rath stimmt über die vom kleinen Rathe einzureichenden Gesetzvorschläge ab, und hat die Finanzgewalt und das Begnadigungsrecht in peinlichen Fällen. Dem vom großen Rath aus seiner Mitte gewählten kleinen Rath von 9 Mitgliedern, von denen wenigstens 4 Katholiken und 4 Reformirte seyn müssen, liegt die Vollstreckung der Gesetze ob. Die besondern konfessionellen Angelegenheiten werden von einem reformirten und einem katholischen Kirchenrathe unter Aufsicht des kleinen Rathes besorgt.

Geschichtliches. Im Mittelalter wurde der Name A. in engerer und weiterer Bedeutung gebraucht. In jener wurde alles Land zwischen der Birs, dem Rhein, den unterwaldener Alpen und dem Gotthardt darunter verstanden; in der engern das Gebiet um Aarburg und Aarau herum. Bedeutend waren hier besonders die Besitzungen der Habsburger, und treu kämpfte das Land für die angestammte Herrschaft derselben, bis nach Friedrichs Flucht von dem kostnitzer Koncil 1415 die dazu aufgeforderten Eidgenossen es mit Ausnahme des Frickthales eroberten. Seitdem stand der eigentliche A. unter Bern, die Freienämter und Baden waren unter 8 Kantone vertheilt. Mehrmalige Versuche, eine selbstständige Kantonsverfassung zu erlangen, waren vergeblich, bis 1798 der Einbruch der Franzosen die Lage der Dinge veränderte. Zuerst wurde ein Kanton Baden, dann 1801 unter Napoleons Vermittlung der Kanton A. gebildet, welchem 1803 das im luneviller Frieden von Oesterreich abgetretene Frickthal beigefügt wurde. In der Mediationszeit blühte der neue Staat, unter einer repräsentativ-demokratischen Verfassung, sichtlich auf; als aber 1814 die ganze Gestalt Europa's geändert wurde, drohte auch dem Kanton von Neuem Zerstückelung, was fast zu blutigen Auftritten geführt hätte. Nach Beschluß des wiener Kongresses vom 20. März 1815 wurden die andern Kantone für ihre Ansprüche entschädigt und eine neue Verfassung eingerichtet. Da nach dieser in dem großen Rathe das Volk nicht gehörig repräsentirt war, so übte der kleine Rath bald eine drückende Aristokratie aus, welche große Unzufriedenheit erregte, die nach der Julirevolution am 6. Dec. 1830 zu einem bewaffneten Aufstand führte, in dessen Folge am 15. April 1831 eine neue Verfassung entworfen wurde, die bald darauf auch ins Leben trat. Als die neue Regierung an den vom Papst verdammten Beschlüssen der badener Konferenz Theil genommen hatte und diese gegen einige widerspenstige Geistliche durchzusetzen suchte, kam es im Nov. 1835 zu Unruhen in den katholischen Bezirken Muri u. Bremgarten, die indessen leicht unterdrückt wurden, aber die Ursache waren, daß der in die Verfassung aufgenommene Grundsatz der Parität der beiden Konfessionen von den Reformirten lebhaft bekämpft wurde. Am 5. Jan. 1841 wurde der Konstitutionsentwurf, der den Grundsatz der Repräsentation nach der Kopfzahl feststellte, bei einer Gesammtzahl von 33,629 stimmfähigen Bür-

gern von 16,050 gegen 11,484 angenommen. Fast alle Katholiken hatten gegen den Entwurf gestimmt und die Gährung in den katholischen Freiämtern, von den Klöstern aus geschürt, nahm bald einen drohenden Charakter an. Einige in Muri und Bremgarten von der Regierung angeordnete Verhaftungen gaben das Zeichen zum Ausbruch. Am 11. Jan. setzten sich die Aufständischen gegen Aarau in Marsch, wurden aber bei Vilmergen von den Regierungstruppen geschlagen u. zersprengt. Die Mönche flohen nach Luzern u. legten damit ein Geständniß ihrer Schuld ab. Drei Tage später, am 13. Jan., trat der große Rath zusammen und beschloß am 13. Febr. 1841 mit 115 Stimmen die Aufhebung sämmtlicher Klöster, die bisher ein Vermögen von etwa 5 Millionen Gulden besessen und im katholischen Theile des Landes einen höchst nachtheiligen Einfluß geübt hatten. Da ein Theil der Stände darin eine Verletzung der Bundesakte sehen wollte, wurde die aargauische Klosterfrage zur eidgenössischen Frage, bis endlich die Tagsatzung am 31. Aug. 1843, nach dem aargauischen Anerbieten der Wiederherstellung mehrer Nonnenklöster, die Klosterfrage für beseitigt erklärte (s. Schweiz). Bei den republikanischen Aufständen in Deutschland 1848 und 1849 war der A. in sofern betheiligt, als sich besonders viele politische Flüchtlinge hierher wandten. Von Baden aufgefordert, einige derselben auszuliefern, lehnte der kleine Rath das Ansinnen ab, wie derselbe auch nach dem Juniaufstande 1849 den Beschluß des Bundesraths, die Ausweisung der Rädelsführer des badischen Aufstands betreffend, mißbilligend aufnahm. Ende Juli 1848 erklärte sich der große Rath für die Annahme der Bundesverfassung und 1850 wurde die Verfassung des Kantons einer Revision unterworfen. Vgl. Bronner, Der Kanton A., hist., geogr., statist. geschildert, St.-Gallen 1844—45, 2 Bde.

Aargletscher, große Eismasse im östl. Theil der berner Alpen, auf der Südost- und Nordwest-Seite des Zinkenbergs, aus welcher die Aar entspringt. Der südöstl. Theil bildet den Oberaargletscher, welcher das Thal zwischen dem Zinkenberge, dem Oberaarhorn und dem Sidelhorn ausfüllt, und zum Abfluß den Oberaarbach hat. Die nordwestliche Fläche heißt Vorder- oder Unteraargletscher; sie liegt zwischen dem Zinkenberge, dem Lauteraarhorn und dem Strahlberge, ist mit Eispyramiden und Granittrümmern besetzt, und hat als Abfluß die Finsteraar, welche sich bald mit der Oberaar vereinigt. An der untern Seite endigt sich der Vorderaargletscher in einer prächtigen Felsenwand, aufwärts aber wird er durch den Gebirgsrücken des Lauteraarhorn und Schreckhorn in zwei neue Eisthäler getheilt, von denen das südliche den 7 Stunden langen Finsteraargletscher trägt, welcher sich weiter hinauf in dem grindelwalder Gletscher fortsetzt; das nördl. den 6 Stunden langen, ½ Stunde breiten Hinter- oder Lauteraargletscher ausmacht.

Aarhus (sprich: Ohrhus, lat. Remorum Domus, Charudes), dän. Stift auf Jütland, von den Stiftern Aalborg, Wiborg, Ripen und dem Kattegat begrenzt, mit der Insel Anholt 90 □M. mit 138,000 Einw. Das Land ist flach, von mehren Fjords (Mariager-, Randers-, Aarhus-, Horsens-, Veilefjord) eingeschnitten und mit Seen (skanderborger See, Kolina-Sund) bedeckt. Die Hauptstadt A., in einer angenehmen und fruchtbaren Gegend an der Ende, dem Ausflusse des Brabad oder Aabyesees, ist Sitz eines Bischofs, hat 6000 Einw., bedeutenden Handel, Fabriken, Fischerei u. Schifffahrt u. eine lateinische Schule.

Aaröe (sprich Ohrö), schleswigsche Insel im kleinen Belt, unter 55° 16′ nördl. Br., durch den Karöesund kaum 3000 Schritte von dem Festlande getrennt, höchstens ½ Stunde lang u. eben so breit. Auf ihr liegt nur das Fischerdorf Aaroeby e. Von hier geht ein Paketboot nach Alssens auf Fünen. Im Frühjahr 1848 fand im Karöesund zwischen den dänischen Schiffen u. den deutschen Freischaaren unter v. d. Tann und Aldosser ein Gefecht Statt.

Aaron, Sohn des Amram und der Jochebeth, älterer Bruder des Moses, erscheint nach der biblischen Erzählung stets als treuer Gefährte und Gehülfe des Moses, in dessen Namen er das Wort vor Pharao führt und Wunder vollbringt, mit dem er aber auch die Ehre göttlicher Offenbarung genießt. Demgemäß wird er selbst mit der höchsten Würde des theokratischen Staates, der hohenpriesterlichen, seine Söhne aber mit der priesterlichen bekleidet, letztere auch seinen Nachkommen erblich vermacht. Einige Erzählungen aus seinem Leben tragen den Charakter des Wunderbaren so entschieden an sich, daß jeder Versuch, sie natürlich zu erklären, mißlingt, und nur die Wahl bleibt, dieselben entweder als übernatürliche Wirkungen der göttlichen Allmacht gläubig anzuerkennen, oder als Erzeugnisse des dichtenden Mythus anzusehen. So die Erzählung von dem grünenden Stabe A.s (4. Mos. 17), welche sicherlich nicht, wie Eichhorn will (Bibl. der bibl. Liter. I. 86), von einem Loosen mit Stäben verstanden werden darf; ferner die Nachricht von A.s Tode auf dem Gebirge Hur an der idomäischen Grenze, im 40. Jahre des Zugs. Auch die Geschichte vom goldenen Kalbe (2. Mos. 32), welche noch vor die Ernennung A.s zum Hohenpriester fällt, ist in ihrer jetzigen Gestalt nicht ohne große Schwierigkeiten. So fragt man z. B. mit Recht, wie ein gegossenes Kalb mit Feuer zu Asche gebrannt werden konnte? Dennoch ist es sehr wahrscheinlich, daß das in Aegypten an den Stierdienst des Apis oder Mnevis gewöhnte Volk während des Zugs in diese Art Götzendienst zurückfiel, was selbst unter Jerobeam noch vorkam. Den Vorwurf der religiösen Unentschiedenheit u. der Charakterschwäche, welcher bei jenem Vorgange den A. selbst trifft, haben freilich seine zahlreichen Apologeten nicht zurückzuweisen vermocht. Eben so wenig ist die Parallele gelungen, welche Huetius u. A. zwischen A. und dem griechischen Hermes, dessen Keule ebenfalls wieder grünte (Paus. 2, 31, 13), zu ziehen suchten. Im Koran wird A. (Sure 19) erwähnt. Die Rabbinen haben viele Fabeln über ihn. Das Grab A.s wird noch jetzt in der Nähe der Ruinen von Wady-Musa gezeigt.

Aarons Brustschild, das hohepriesterliche, mit 12 Edelsteinen besetzte Amtsschild Aarons und seiner Nachfolger; vergl. 2. Mos. 28, 15 ff. Es enthielt das Urim und Thummim, und stand schon bei den ältern Juden, noch mehr in der Alchemie des Mittelalters im Rufe wunderthätiger

Kräfte. Karl der Große nahm dasselbe in seine Krone, wo es das mittelste Stück im untersten Reifen über der Stirn bildete. Nachher bildete es auch das erste Feld der nürnbergschen Kaiserkrone.

Aarziblerbad, liegt in der Nähe der Stadt Bern und hat eine kalte Schwefelquelle, die nach Monells Untersuchung salzsauren Kalk, Kochsalz, Glaubersalz, kohlensaure Bittererde, Eisen, Selenit, Extraktivstoff und etwas Luftsäure und Schwefelleberluft enthält. Die Quelle wird hauptsächlich zu Bädern benutzt.

Aas, die Körper des an Krankheiten gefallenen Viehes, welche gewöhnlich von dem sogenannten Wasenmeister auf dazu bestimmte Plätze, Schindwasen oder Schindanger, außerhalb der Städte und Dörfer geschafft werden. Da das Faulen des Aases die Entwickelung stinkender und der Gesundheit nachtheiliger Gasarten zur Folge hat, so ist es nöthig, dergleichen Plätze in entfernte, von Menschen wenig besuchte Gegenden zu verlegen. Wenn aber Epizootien (Seuchen) unter den Thieren ausbrechen, so reicht diese Maßregel nicht hin, indem das A. vieler, zumal größerer Thiere, wenn es in freier Luft und unter der Einwirkung der Sonnenhitze fault, leicht auch unter den Menschen Seuchen hervorrufen kann. Es darf dann nicht auf der Erde liegen bleiben, sondern muß in tiefe Gruben versenkt u. mit Erde überschüttet werden. Wahrscheinlich ahnte schon Moses diese Nachtheile für die Gesundheit der Menschen, indem er denjenigen für unrein erklärte, der an das A. oder Gebein solcher Thiere rührte.

Aba (Abus), Gebirg in Armenien, ein Zweig des Taurus, nach den Nachrichten der Alten, namentlich des Strabo und Plinius, das Gebirg, von welchem der Euphrat u. Araxes entspringen. An ihm vorbei führte der Weg aus Armenien nach Medien, besonders nach Ecbatana. Auf jeden Fall hat man es in der Nähe von Erzerum zu suchen.

Aba, oriental. Kleidungsstück, das nach Art eines Ueberrocks geformt ist, aber ohne Aermel, ein bedeutender Handelsartikel in der Levante. A. (Abats) heißen auch grobe, ungefärbte Wolltücher, 6 Ellen lang, 1/2 Elle breit, die in Macedonien, besonders in Saloniki gefertigt werden; daher auch Salonikas genannt. Sie werden gebraucht zur Kleidung armer Leute; ehemals wurden sie über Marseille nach Westindien zur Bekleidung der Neger ausgeführt, welcher Verkehr jetzt sehr ins Stocken gerathen ist; auch bedient man sich ihrer zur Verpackung der bessern Sorten levantinischen Tabaks.

Ababdah (Abbabde, Ababdeh, Ababubat, Ababden, Abalden), nomad. Volksstamm von sehr schwarzer Farbe in der thebaischen Wüste und von Kosseir bis nach Nubien. Sie beunruhigen durch ihre Streifereien die Küste des rothen Meeres und leben mit ihren geschwornen Feinden, den Stämmen Wassel und Bischarim, in fortwährendem Kampfe. Ihre Sprache ist die altäthiopische Geezsprache.

Abaca- oder Manillahanf, die Faser eines auf den Philippinen einheimischen Bananenbaums (Musa troglodytarum), der besonders auf den Inseln Luçon, Samar und Leyte im Großen angebaut wird. Der Hanf wird nicht gesponnen oder gedreht, sondern nur zusammengeknüpft. Man macht sehr dauerhafte, aber wenig geschmeidige Seile daraus. In Manilla ist eine Dampfseilerei, die den Hanf für die Marine verarbeitet. Die Ausfuhr beträgt jetzt bereits 55,000 metr. Ctr.

Abacäna (Abacänum), Stadt des alten Siciliens, das heutige Bacia oder Tripi, unweit des heutigen Milazzo, wo Dionysius den karthagischen Feldherrn Mago besiegte.

Abach (Abbach), bayer. Marktflecken, R.-B. Niederbayern, Landgerichtsbez. Kehlheim, rechts an der Donau, mit 600 Einw. Es soll das alte Abudiacum ad Istrum seyn. Auf der Burg wurde Kaiser Heinrich II. geboren, und er baute dieselbe neu auf; sie führte den Namen Heinrichsburg, liegt aber jetzt in Trümmern. Im J. 1297 wurde der Flecken von den Regensburgern abgebrannt. Das dortige Wildbad ist eine schon seit der Mitte des 13. Jahrh. bekannte, wenig benutzte, kalte, eisenhaltige Schwefelquelle. Ihre Wirkung ist auflösend, vorzugsweise das Haut- und Uterinsystem in Anspruch nehmend, und sie wird hauptsächlich zum Trinken und Baden gegen Stockungen im Unterleibe, Hämorrhoidalbeschwerden, Gicht und Rheumatismen, Hautausschläge, Lähmungen, Krankheiten des Uterinsystems, namentlich Neigung zum Abortus empfohlen.

Abachum, Märtyrer, ein Perser von Geburt, der unter Kaiser Claudius zu Rom den Tod erlitt. Gedächtnißtag: 19. Januar.

Abacinare (Abbacinare), die Beraubung des Augenlichts, eine in den rohen Zeiten des Mittelalters, besonders an dem, an Schandthaten so reichen byzantinischen Kaiserhofe häufige und noch nach 1500 im Nassauischen angewandte, jetzt durch das Licht der Aufklärung und menschlichere Gesinnung verschwundene Strafe. Gewöhnlich geschah das Blenden durch das Vorhalten eines glühenden Metalls oder eines Beckens (bacino, daher die Benennung); oder man goß heißes Oel, Essig mit lebendigem Kalk vermischt in die Augen; auch brachte man die Augen durch einen um die Schläfe fest zusammengewundenen Strick zum Bersten; oder es wurden die Augen vermöge eines spitzen Hakens aus den Höhlen gerissen. Am gelindesten wurde die Strafe vollzogen, wenn mit einem scharfen Messer die Augäpfel durchschnitten wurden.

A baculo ad angulum (vom Stock zum Winkel oder von der Linie zur Ecke), lateinisches Sprüchwort, um einen ungereimten Schluß zu bezeichnen. Man nahm es her von dem Schlusse: Stat baculus in angulo, ergo pluit; der Stock steht in dem Winkel, also regnet es. Nach Andern soll das Sprüchwort ursprünglich den unrichtigen Schluß von der Seite des Dreiecks (baculus) auf den Winkel (angulus) bedeutet haben.

Abacus (vom äthiopischen abago, d. i. A B C), Rechenbret, dessen sich die Alten bei der Unbehülflichkeit ihrer Zahlzeichen zu schwierigeren Rechnungen bedienten; im Allgemeinen eine Tabelle über gewisse Rechenverhältnisse, z. B. der pythagoreische A., unserm Einmaleins entsprechend. In der Baukunst bezeichnet man damit die

Platte, welche auf dem Kapitale der Säule (Knauf) aufliegt (s. Säule).

Abad, s. Abaditen und Habad.

Abaddon (hebr.), eigentlich Abgrund, Schattenreich, nach rabbinischen Sagen die tiefste Stelle der Hölle, dann der Name des höllischen Verwüsters in der Offenbar. Johannis (9, 11), des Königs der Heuschrecken.

Abadir, in der griech. Mythe der Stein, welchen Rhea ihrem kinderverschlingenden Gemahl Saturnus statt des neugebornen Jupiter in ein Ziegenfell gewickelt und mit ihrer Milch bestrichen gab. Nach dem von der Metis gereichten Brechmittel gab Saturnus mit den früher verschlungenen Kindern auch diesen Stein wieder von sich. In dem Tempel des Apollo zu Delphi soll ihn dann Jupiter niedergelegt haben und der dafür gehaltene Stein wurde hier an Fasttagen mit Oel begossen und mit einer eigenen Art Wolle bedeckt.

Abaditen, Name einer maurischen Herrscherfamilie zu Sevilla, von 1043—1091, deren Glieder sämmtlich den Namen Abad (oder Abed) führen. Die Vorfahren stammten aus Emesa in Syrien und hatten sich zu Sevilla niedergelassen. Abad I. (Mohammed Ben Ismaël) besaß großen Reichthum und hatte sich durch Kenntnisse, Klugheit und Freigebigkeit so das Vertrauen seiner Mitbürger erworben, daß sie ihn, als das ommajadische Khalifat von Cordova durch innere Spaltungen unterzugehen begann, 1041 zu ihrem Emir erwählten. Glücklich behauptete er sich in dem Kampfe mit den Herrschern von Cordova und war, da er mit der größten Weisheit strenge Gerechtigkeit bei freundlicher, väterlicher Milde verband, ein in jeder Hinsicht trefflicher Regent Im J. 1049 trat er die Regierung seinem Sohne Abad II. (Amru Ben Abad) ab, welcher, obgleich wollüstig und grausam, doch in vielen Kämpfen glückliche Siege erfocht. Als Ferdinand I. von Kastilien nach vielen Siegen über andere sarazenische Fürsten auch ihn bedrohte, fand er es gerathen, 1063 durch Auslieferung der Gebeine des heil. Isidor den Frieden zu erkaufen. Nach seinem Tode (1069) folgte sein Sohn Abad III. (Mohammed, al Motamed), welcher, selbst Dichter, die Bildung und schönen Künste sorgsam hegte, darüber nicht der Regentenpflichten vergaß, welche er mit Gerechtigkeit und Milde übte. Sein siegreicher Arm eroberte 1070 Cordova, welches ihm nur für kurze Zeit wieder entrissen wurde, dann Murcia, Estremadura, Malaga und das südl. Portugal; doch bald neigte sich sein Stern zum Untergange. Als Alonso VI. von Kastilien 1085 Toledo erobert hatte, sah er sich in seinem Reiche gefährlich bedroht. Er rief den mächtigen Morabethen Jussuf Ben Taschfin (Taschfyn) aus Afrika zu Hülfe. Im Verein mit diesem und dem Könige von Badajoz siegte er bei Zalacca (23. Okt. 1086 oder 8. Dec. 1087). Jussuf schloß jedoch mit Alonso 1088 (ungewiß aus welchen Ursachen) einen Vergleich. Die schönen spanischen Lande waren fortan Jussufs Augenmerk, und so wurde er für Abad aus einem Helfer ein Verderber. Nachdem Jussuf Granada erobert, soll Abad seine Tochter Zaïde dem Alonso zur Gemahlin gegeben und dies viele seiner Unterthanen, als Jussuf 1091 gegen Sevilla zog, zum Uebergang und Verrath bewogen haben. Sevilla fiel entweder durch Sturm oder einen nicht gehaltenen Vergleich in des Morabethen Hände. Der unglückliche Abad wurde mit seinen 100 Kindern nach Afrika in den Kerker geschleppt. Während er selbst durch Liederdichtungen sich und den Seinen Trost suchte, stickten und spannen seine Töchter, um ihrem eines bessern Looses würdigen Vater durch manche Lebensbequemlichkeit die Traurigkeit des Kerkers versüßen zu können.

Abä, Stadt des alten Griechenlands in der Landschaft Phocis, unweit der Grenze der opuntischen Locrer, wo jetzt Modi sich findet. Der Name stammt von dem Gründer Abas, des Lynceus Sohn, aus Argos. Hier war ein altes Heiligthum des Apollo, welcher davon den Beinamen Abäus erhielt. Der Tempel wurde zuerst in den Perserkriegen eine Beute der Barbaren. Noch einmal übte barbarische Hand das Zerstörungswerk an ihm, indem ihn im ersten heiligen Kriege die Thebaner, da die Phocier sich in denselben geflüchtet hatten, in Brand steckten. Das Orakel zu A. hatte nächst dem delphischen das größte Ansehen. Wie es einst Crösus befragt hatte, so wurde es auch von den Römern hochgeachtet. Kaiser Hadrian erbaute an der Stelle des zerstörten alten Tempels einen kleinern. Von A. aus ging eine Kolonie nach Euböa.

Abälard (Abeilard, Abeillard, Abélard), Peter, scholastischer Philosoph und Theolog, der kühnste Denker des 12. Jahrhunderts, war 1079 in dem Flecken Paletz oder Pallet unweit Nantes geboren. Sein Vater Berenger ließ ihm eine treffliche Erziehung zu Theil werden, und aus heißer Liebe zu den Wissenschaften überließ der Jüngling seinen Brüdern das Erstgeburtsrecht und ging nach Paris, um Wilhelm von Champeaux zu hören. Bald aber zog er sich den Haß des auf seinen Scharfsinn eifersüchtigen Meisters zu und fand sich bewogen, nach Melun und von da nach Corbeil zu fliehen, wo er eine Schule errichtete. Nachdem er seiner Gesundheit wegen seine Heimath, die Bretagne besucht, kehrte er nach zweijähriger Abwesenheit nach Paris zurück, versöhnte sich mit seinen Gegnern und ward wieder Champeaux' Schüler. Bald erwachte jedoch der Streit von Neuem, bis Champeaux sich für überwunden erklären mußte. A. wandte sich hierauf nach Laon, um unter dem berühmten Anselmus die Theologie zu studiren. Durch seine Vorlesungen über Hesekiel weckte er den Neid auch dieses Lehrers, so daß dieser jene Vorlesungen verbot. A. wandte sich wieder nach Paris und bildete hier die ausgezeichnetsten Männer, unter ihnen den nachmaligen Papst Cölestin II., Petrus Lombardus, Berengar und Arnold von Brescia. Um diese Zeit nahm ihn der Kanonikus Fulbert in sein Haus als Lehrer seiner Nichte Heloise. A., obgleich bereits 38 Jahre alt, entbrannte in heftigster Liebe für das schöne und geistreiche 17jährige Mädchen und fand die glühendste Erwiederung seiner Leidenschaft. A.s feurige Liebeslieder verriethen Fulbert das Verhältniß, aber vergeblich suchte er die Liebenden zu trennen. A. entführte die Geliebte nach der Bretagne, wo sie im Hause seiner Schwester einen Sohn gebar. Nachdem er mit Fulberts Einwilligung sich mit Heloise feierlich vermählt, kehrte

diese in das Haus des Oheims zurück, leugnete aber die Ehe, um A. an der Erlangung kirchlicher Würden nicht hinderlich zu werden. Darüber und über eine zweite Entführung erbittert, ließ Fulbert A. in seinem Schlafzimmer überfallen und entmannen. Tief gebeugt durch diese Schmach, barg sich A. als Mönch in der Abtei St.-Denis u. bewog auch Heloise, in Argenteuil den Schleier zu nehmen. Sein Zufluchtsort wurde jedoch entdeckt und aus allen Ländern strömten Schüler herbei, so daß sich A. genöthigt sah, seine Vorlesungen auf dem Lande zu halten. Es war nicht nur die Kraft seiner Rede, die Klarheit und Bestimmtheit seines Vortrags, die so mächtig anzogen, sondern die ganze Richtung seiner Theologie. Er wollte den kirchlichen Glauben auf allgemeine Vernunftprincipien zurückführen, sah die Freiheit des Willens und das Vermögen der Selbstbestimmung als die Grundlage der Sittenlehre an, und wie nur aus ihr die Zurechnungsfähigkeit der Handlung hervorgehe, so lehrte er, daß auch nur die aus ihr hervorgehende Reue und Buße, nicht die äußerlichen Gebräuche der Kirche, selig machen könnten; bildlich und gleichnißweise sey Vieles in der geistlichen Glaubenslehre, so z. B. in der Dreieinigkeit die drei Haupteigenschaften Allmacht, Weisheit und Güte angedeutet. Die Synode zu Soissons (1125) erklärte seine Ansichten über die Dreieinigkeit für ketzerisch und verurtheilte ihn zur Einsperrung in das Kloster St. Medard. Der päpstliche Legat hob jedoch diese Strafe auf u. A. kehrte nach St.-Denis zurück, verließ aber nach einiger Zeit dieses Kloster und erbaute zu Nogent an der Seine eine Kapelle u. Klause, Paraklet genannt, die er, von seinen ihm dahin folgenden Schülern ansehnlich erweitert, nach seiner Ernennung zum Abt von St.-Gildes-de-Ruys in Bretagne Heloisen und ihren Religiosen zur Wohnung überließ, da das Kloster zu Argenteuil aufgehoben worden war. Der Abt Wilhelm von St.-Thierry erneuerte die Beschuldigung der Ketzerei gegen die Schriften A.s, und an die Spitze der Gegner stellte sich Bernhard von Clairvaux, der es dahin brachte, daß das Koncil zu Sens (1140), und als A. an den Papst appellirte, Papst Innocenz II. seine Lehre verdammte. Peter der Ehrwürdige, Abt zu Clugny, söhnte ihn, nachdem er seine Trinitäts- und Erlösungstheorie widerrufen, mit seinen Feinden aus und in frommer Andacht, mit Studiren und Lehren beschäftigt, ein Muster klösterlicher Zucht, lebte A. ruhig zu Clugny, bis er am Aussatz erkrankte. Auf den Rath der Aerzte ließ ihn Peter nach der Priorei St. Marcellus bei Chalons bringen, wo ihn der Tod am 21. April 1142 ereilte. Heloise, die ihm erst am 17. März 1163 folgte, erbat sich den Leichnam und ließ ihn im Paraklet begraben. Beider Asche wurde 1808 in das Museum der französischen Denkmäler nach Paris gebracht, 1817 in einer besondern Kapelle zu Montamy und 1828 in einem eigens dazu erbauten Grabmale auf dem Kirchhof des Père Lachaise beigesetzt. Bedeutender als seine Schriften war der Einfluß, den A. durch unermüdliche Dialektik auf seine Zeit übte. Seine lateinischen Schriften und Briefe hat Amboise gesammelt und Duchesne herausgegeben (1616), zuletzt Cousin (Paris 1849). Neuerdings aufgefundene Werke, darunter das „Sic et Non", eine Sammlung dogmatischer Widersprüche der Kirchenväter, sind theils durch Cousin (Paris 1836), theils durch Rheinwald (Berlin 1831) veröffentlicht worden. Vergl. Goldhorn, De summis principiis theologiae Abelardeae, Leipzig 1838. Sein Leben, vornehmlich sein Liebesverhältniß ist bis auf die neuere Zeit vielfach dargestellt worden, so von Berington (History of Abelard and Heloise, London 1787, deutsch von Hahnemann, Leipzig 1789), Feßler (A. und Heloise, Berlin 1806, 2 Bde.), Schlosser (A. u. Dulcin, Gotha 1807), Mad. Guizot (Essai sur la vie et les écrits d'Abailard et d'Heloise, Paris 1839), Feuerbach (A. u. Heloise, od. der Schriftsteller und der Mensch, Leipzig 1844), Carriere (A. und Heloise, ihre Briefe und Leidensgeschichte, Gießen 1844), Jacobi (A. und Heloise, Berlin 1850). Das biographische Hauptwerk, enthaltend A.s Leben, Charakter, Schriften und Meinungen, nebst vollständiger Literatur, erschien von Rémusat unter dem Titel: Abélard, Paris 1845, 2 Bde.

Abaka-khan (Abaca-chan), der 8. Kaiser der Mongolen aus der Dynastie Dschingis-khans, regierte 1264—1281. Wie seine Vorfahren, war er ein gewaltiger Kriegsfürst, dem sich Persien, Babylonien und ganz Kleinasien unterwerfen mußten; dabei zeigte er einen rühmlichen Eifer für die Wissenschaften und für die Wohlfahrt seiner Unterthanen. Er † wahrscheinlich an dem von seinem Minister Schemseddin ihm beigebrachten Gifte.

Abako (Abaco, Abacou, Lucayoinsel), eine der zu Westindien gehörigen Bahamainseln; unter 60° 29′ 46″ westl. L., 26° 29′ 52″ nördl. Br., durch einen 12 Seemeilen breiten Kanal von Harbour-Island geschieden, 4½ □M. groß, englische Besitzung, ehemals mit den Städten Karletown u. Marsches-Harbour, stark bewaldet, aber ohne Trinkwasser; daher neuerdings unbewohnt.

Abalak verpallisadirter Ort (Ostrog) am Irtisch in Westsibirien, 2 Meilen von Tobolsk, hat etwa 550 Einw., welche sich sämmtlich mit der Jagd beschäftigen. In der Kirche ist ein wunderthätiges Marienbild, welches man alle Jahre einmal in feierlicher Prozession nach Tobolsk führt, um es 14 Tage lang dort zur Verehrung auszustellen.

Abalienatio, s. Cession.

Abaligether Höhle, auch Paplika oder Pfarrhöhle genannt, weil sie von einem Dorfpfarrer entdeckt wurde, merkwürdige Stalaktitenhöhle beim ungarischen Dorfe Abaligeth im Komitat Baranya am Jakobsberge. Sie hat einen sehr engen Eingang, aus dem beständig ein ziemlich starker Wasserstrom abfließt, so daß die Höhle nicht wohl trockenen Fußes betreten werden kann. In ihren hintern Räumen dehnt sie sich eine gute Stunde weit aus und bildet die verschiedenartigsten Partien, so daß sie der berühmten agteleker Höhle im gömörer Komitate wenig nachsteht. Es finden sich in ihr schöne Tropfsteingebilde. Merkwürdig ist besonders, daß sich deutliche Spuren eines längern Aufenthalts von Menschen in ihr zeigen, z. B. 14 ausgehauene Stufen, sorgfältig aufgeführte Mauern, auch Knochen von Menschen und Thieren.

Abalus, nach Plinius und Pytheas eine Insel, welche von dem Busen Metonomon eine Tagfahrt entfernt sey und an welche durch die Wellen der Bernstein geworfen werde, wahrscheinlich die preußische Küste von Pillau bis zur kurischen Nehrung. Die Bewohner von A. bedienten sich des Bernsteins statt des Holzes und verkauften ihn an die benachbarten Teutonen.

Abanatok (Abatanok), eine der den Russen gehörigen Fuchsinseln (s. d.).

Abancourt, Charles Xavier Joseph d', Minister Ludwigs XVI. von Frankreich, Neffe Calonne's, war beim Ausbruche der Revolution Hauptmann in der Kavalerie. Nach den Ereignissen vom 20. Juni 1792 erhielt er als gemäßigter Anhänger der Bewegung das Kriegsministerium, erschien aber nur ein einziges Mal in der Versammlung, um Rechenschaft über die Vertheidigungsanstalten an der Nordgrenze zu geben und sich gegen die Beschuldigung einiger Soldaten, er habe unter das der Armee gereichte Brod gestoßenes Glas mischen lassen, zu vertheidigen. In den Vorgängen vom 11. Aug. ward er verhaftet und mit vielen Andern vor den Gerichtshof zu Orleans geschleppt, von wo er nach Paris zurückgeführt werden sollte, als eine Rotte zu Versailles den Transport überfiel und A. nebst seinen Leidensgefährten ermordete.

Abandon (Abandonnement, Abandonnirung), im Handels- und Seerecht die Abtretung von versichertem Schiffgut, nachdem es beschädigt oder zum Theil verloren gegangen ist, an den Assecuradeur. Die Fälle, wo der A. eintritt, sind sehr mannichfaltig. Nach englischen Gesetzen kann der Versicherte auf Ersatz des vollen Werths eines versicherten Gegenstandes bestehen, wenn durch irgend einen Unglücksfall, oder eine Gefahr, gegen welche die Versicherung Statt gefunden hat, die Handelsunternehmung als vereitelt betrachtet und der Zweck der Fahrt oder der Sendung nicht weiter verfolgt werden kann; oder auch wenn der versicherte Gegenstand dergestalt beschädigt worden ist, daß er gar keinen, oder keinen größern Werth mehr hat, als die Schiffsfracht, oder im Scheiterungsfall die Bergekosten betragen. Nach französischen Gesetzen tritt im letzteren Falle der A. ein, wenn der Verlust wenigstens drei Viertel beträgt; nach englischen berechtigt ein Verlust von mehr als 48% zum A. Durch den A. tritt der Associadeur in alle Rechte des Versicherten. Die Option des A. steht dem Versicherten binnen gesetzlicher Frist zu; einmal erklärt, ist der A. aber unwiderruflich. Durch die Abandonnirung treten die Versicherer in alle Rechte des Versicherten und werden Eigenthümer des Schiffs.

Abano, italienische Stadt im lombardisch-venetianischen Königreich, Deleg. Venedig, Distrikt Padua, 6 Miglien südlich von Padua, am Fuß der euganeischen Berge. 3000 Einw. A. war seiner Schwefelquellen wegen schon den Römern unter dem Namen Aquae Aponi oder Aqua Patavinae bekannt: Ueberreste alter Bäder wurden namentlich zu Monte Grotte (Mons aegritorum), San-Pietro-Montagnone und Casa-Nuova aufgefunden. Die Schwefelquelle zu A., auf dem Gipfel des Montiron entspringend, ist die heißeste Schwefelquelle unter allen europäischen Thermen. Ihr Wasser enthält Kochsalz, schwefelsaures Natron, Magnesia u. einen geringen Antheil Schwefelwasserstoffgas und hat eine Temperatur von 66—69° R. Der Mineralschlamm wird vorzugsweise zu heißen Schlammbädern gegen chronische Hautausschläge, veraltete Syphilis und Gicht benutzt. Vgl. Andrejewsky, De thermis Aponensibus in agro Patavino, Berlin 1831.

Abano, Pietro d', berühmter Arzt u. Philosoph, um 1250 zu Abano geboren, widmete sich frühzeitig der Arzneiwissenschaft. Angeregt durch Uebersetzungen aus den Arabern und Griechen, begab er sich nach Konstantinopel, kehrte als ein vollkommener Kenner der griechischen Sprache u. Gelehrsamkeit zurück und wurde Lehrer an der Universität zu Padua, wo er seines umfangreichen Wissens halber fast vergöttert ward. Wie so viele Gelehrte der damaligen Zeit hatte auch er sich der Sterndeuterei ergeben und war durch das Anschließen an Averrhoës und die Neuplatoniker mit der Kirche in Widerspruch gerathen. Als das Koncil zu Vienne das Lesen des Averrhoës verbot und seine Anhänger verdammte, gerieth Pietro in eine strenge Untersuchung, † aber 1320. Daß man sein Bild verbrannte, beweist, welches Schicksal er selbst gehabt haben würde; seine Haushälterin rettete den Leichnam. 100 Jahre später setzte man ihm in Padua eine Ehrensäule. Die berühmteste seiner Schriften ist: Conciliator differentiarum philosophorum et praecipue medicorum, Vened. 1565, eine Sammlung von Streitfragen aus dem Gebiete der Medicin, Philosophie, Physik und Geographie, welche von 2 Seiten beantwortet werden und neben manchem Interessanten viel Werthloses enthalten.

Abanten (Abantes), Bewohner der Insel Euböa, deren Namen man theils von Abä in Phocis, theils von dem argivischen Heros Abas ableitet. Einige lassen sie aus Athen einwandern. Sie werden als ein kriegerisches Volk geschildert, das die Haare lang herabhängen ließ u. den Gebrauch der Pfeile für schimpflich hielt. A. nahmen an der jonischen Koloniestiftung in Kleinasien Antheil.

Abarca, Don Joaquin, Bischof von Leon, Ex-Premierminister des Don Carlos, von Geburt ein Aragonier. Er trat schon als Pfarrer 1820 als erklärter Gegner der Konstitution auf u. lenkte die Aufmerksamkeit Ferdinands VII. auf sich, der ihm anfangs eine Pfründe an der Kirche von Taragona verlieh u. später 1823 ihn nach Madrid zog, wo er bald durch den Einfluß des allgewaltigen Justizministers Don Tadeo Calomarde zum Bischof von Leon ernannt wurde, ohne deßhalb die Hauptstadt verlassen zu müssen. Sein Haß gegen jede liberale Regung setzte ihn damals in Gunst bei Don Carlos und bei dessen Gemahlin, während die Freundschaft des 1826 zum Premierminister erhobenen Herzogs von Infantado ihm eine Stelle im königl. Ministerium verschaffte, die er jedoch nur so lange behauptete, als dem Könige unbekannt blieb, wie A. zu Gunsten des Infanten gegen die Succession der Isabella operire. Die Entdeckung dieser Umtriebe hatte A.'s Verbannung aus der Hauptstadt zur Folge. Bis zum Tode des Königs blieb er in seinem Sprengel, dann ging er zu Don Carlos nach Portugal, begleitete diesen nach England, kehrte mit ihm nach Spanien zurück u. wurde

dessen erster Minister und der Lenker der Fäden des Carlismus durch ganz Spanien. Moroto's Diktatur führte auch seinen Sturz herbei; er floh verbannt 1839 nach Frankreich und † 1844 im Karmeliterkloster zu Lanzo bei Turin.

Abarim (Abaraim), alter Name des zwischen Moab u. Kanaan, nordöstl. vom Asphaltsee, Jericho gegenüber, sich hinziehenden Gebirges. Auf einem Gipfel desselben (Nebo) zeigte man Moses Grab.

Abaris, Sohn des Seuthes, ein Hyperboreer, der während einer großen Hungersnoth in seinem Vaterlande nach Griechenland kam, sich dem Apollo verdingte und von ihm Orakelsprüche erlernte. Er zog darauf in Griechenland umher, einen Pfeil als Symbol des Apollo tragend, weissagte, heilte Krankheiten durch Zaubergesänge, entfernte von Sparta eine Pest und legte daselbst einen Tempel an. In seinem Aeußern erregte er durch die scythische Kleidung, welche er fortwährend trug, Aufsehen, sonst zeichnete er sich durch Einfachheit und Geradheit aus. Die Mythe aber hat sein Leben durch viel Zauberartiges noch weiter ausgeschmückt. Er soll durch die Luft auf dem Pfeile geritten seyn, keine irdische Nahrung genossen haben 2c. Ihm werden, gewiß fälschlich, Orakelsprüche, Zauberformeln, Briefe (von denen ein Manuskript in Augsburg auf der Bibliothek sich befinden soll), die Liebesgeschichten des Flusses Hebrus u. die Geschichte von Apollo's Ankunft bei den Hyperboreern beigelegt. Die Zeit seines Auftretens wird von den Alten sehr verschieden angegeben. Nach Lobeck soll es um 570 zu setzen seyn.

Abarnis (Abarnus, Abarpis), Name eines Städtchens und einer Gegend in der Nähe von Lampsacus, wo der Sage nach Venus den Priapus gebar. Wie Lampsacus war auch dieser Ort eine Gründung von Phocäa.

Abart (Spielart, Varietas), eine Abweichung der Naturkörper, doch nicht in solcher Größe und Beständigkeit, daß man berechtigt wäre, sie als besondere Arten (Species) anzusehen. Besonders nennt man solche Naturkörper A.en, von denen es bekannt ist, daß sie von einer Art gemeinschaftlich abstammen oder dahin zurückkehren. In der Anatomie versteht man unter A. die Abweichungen der Organe in Größe, Gestalt, Zahl und Lage.

Abartung, s. Degeneration.

Abas, Sohn des Lynceus und der Hypermnestra, des Danaus Enkel, Vater des Prötus und Acrisius von der Aglaja, Großvater des Perseus. Er brachte seinem Vater die Nachricht von Danaus' Tode und erhielt dafür einen Schild, welchen er in dem Tempel der Here zu Argos aufhing, indem er zugleich die Heräen einrichtete. Er folgte dann seinem Vater in der Herrschaft u. wird als ein gewaltiger Krieger geschildert. Er oder seine Söhne heißen die Erfinder des Schildes. Er soll Abä in Phocis, ja sogar das pelasgische Argos in Thessalien gebaut und die Abanten nach Euböa geführt haben. Als er gestorben, bedurfte es nur der Vorzeigung eines Schildes, um die auf Empörung sinnenden Völker von ihrem Vorhaben abzubringen. Er ist offenbar die Personifikation der kriegerischen Wanderzüge der alten Pelasger.

Abasa, s. Abchasien.

Abascal, Don José Fernando, General der spanischen Armee, geboren 1743 zu Oviedo, wo er auch seine erste Bildung erhielt. Er trat 1762 in span. Dienste, nahm 1775 an der Expedition nach Afrika und der Schlacht bei Algier Theil, diente als Obrist in dem Kriege der französischen Republik gegen Spanien, ward bald darauf unter Karl IV. Statthalter von Cuba, später Gouverneur von Neugalicien (Xalisco), endlich mit dem Grade eines Feldmarschalls Vicekönig von Peru. Von hier aus unterstützte er, als Spanien von Napoleon besetzt worden war, die Cortes mit Geld und Munition, konnte aber zuletzt in seiner eigenen Statthalterschaft die Flamme der Rebellion nicht völlig dämpfen, obgleich er daselbst eine civilisirte Verwaltung ordnete, große Städte und Dörfer gründete, Industrie und Handel hob und überhaupt sich viele Verdienste um das Land erwarb. In Folge mehrer verunglückten Versuche wurde er 1816 von Ferdinand VII. abgerufen und seine Stelle mit Pezuela besetzt. Er † zu Madrid den 30. Juni 1821.

Abatjour (Abajour), eine Art von Fenster, deren Einfassungsmauern schräg sind, so daß das Licht von oben einfällt. Dergleichen sind besonders in Kaufmannsgewölben gewöhnlich, damit die Waaren besser in die Augen fallen. Auch versteht man darunter Fenster, an denen von außen Laden sich befinden, welche in der Hälfte getheilt sind, statt der Füllung bewegliche Bretchen enthalten und dadurch geeignet sind, viel oder wenig Licht einzulassen.

Abaton, das von Artemisia, Königin von Karien, nach Bekriegung der Insel Rhodus errichtete Siegeszeichen, durch welches sie selbst als Siegerin, Rhodus als Sklavin dargestellt wurde. Aus Scham erbauten später die Rhodier, um es zu verbergen, darüber ein Gebäude, welches sie, weil sie Jedermann den Eintritt wehrten, A. nannten. Eben so wird das mit Vorhängen verschlossene Chor, das Allerheiligste in den griechischen Kirchen, genannt.

Abatos, d. i. die unzugängliche, eine Felseninsel im Nil, unweit Philä, auf welcher die Grabmäler des Osiris und der Isis sich befanden und zu welcher nur die Priester Zutritt hatten.

Abatucci, 1) Giacomo Pietro, korsischer General, war 1726 auf Korsika geboren. Nachdem er sich dem Militärstande gewidmet, trat er als Nebenbuhler und politischer Gegner Pascal Paoli's auf, kämpfte aber als zweiter Befehlshaber unter ihm glücklich gegen die Genuesen. Für seine Unterwerfung unter die Franzosen mit dem Grade eines französischen Oberstlieutenants belohnt, ward er in den Prozeß gegen die korsischen Patrioten verwickelt und zu entehrender Strafe verurtheilt. Indessen wurde, als die korsischen Stände dagegen protestirten, das Urtheil unterdrückt und A. zum Marechal de Camp ernannt, in welcher Eigenschaft er 1793 die Vertheidigung Korsika's gegen Paoli und die Engländer leitete. Durch die Stimmung der Einwohner und die feindliche Uebermacht genöthigt, diesen Posten zu verlassen, kehrte er nach Frankreich zurück u. ward Divisionsgeneral. Nachdem die Engländer 1796 Korsika verlassen, kehrte A. in seine Heimath zu-

rück, wo er 1812 †. — 2) Jean Charles, des Vorigen Sohn, geboren in Korsika 1770. Als er 1793 als Lieutenant bei der reitenden Artillerie diente, zog er durch seinen Muth und seine kriegerischen Talente Pichegru's Aufmerksamkeit auf sich und wurde in Folge davon 1794 Generaladjutant und Brigadechef bei der Armee in Holland. Das ihm von Moreau öffentlich ertheilte Lob bewirkte, daß er 1796 zum Brigadegeneral und noch in demselben Jahre Divisionsgeneral wurde. Als er in dieser Eigenschaft an dem Brückenkopfe bei Hüningen kommandirte, fand er bei einem Ausfall am 1. December den frühzeitigen Heldentod. Wie hoch ihn Moreau schätzte, beweist, daß dieser ihm 1801 auf der Rheininsel bei Hüningen ein Monument errichten ließ, welches 1815 zerstört wurde, aber seit 1819 wieder hergestellt ist. — 3) Diplomat, Bruder des Vorigen, ward 1791 geboren. Während der Revolution kämpfte er in den Nationalgarden Korsika's gegen die Engländer und Paoli, gerieth aber in Gefangenschaft. Daraus entlassen, ward er in Frankreich zu diplomatischen Geschäften verwendet, war unter dem Kaiserreich Administrator von Korsika und lebte während der Restauration als Privatmann. Nach der Julirevolution übernahm er die Stelle eines Rathes am Gerichtshofe zu Orleans u. hielt sich in der Abgeordnetenkammer zur Linken. In der Nationalversammlung der Februarrepublik bewies er sich als Gegner der social-demokratischen Bestrebungen.

Abaujvár (Abauj Varmegye, Abaujwarska Stolika), Gespannschaft in Oberungarn diesseits der Theiß, grenzt nördl. an die Komitate Sarob u. Zips, östlich an Borsod und Zemplin, westlich an Torna und Gömör u. enthält auf 52,72 geographischen □Meilen eine königl. Freistadt (Kaschau), 11 Marktplätze, 234 (nach And. 235, Stein sogar 318) Dörfer und 28 Prädien mit etwa 1250 Gewerbtreibenden und 5624 Bauern. Die Bewohner, deren Zahl sich fast auf 166,200 beläuft, sind theils Deutsche, besonders in Kaschau, auf den südlichen Ebenen slawisch redende Magyaren (99,000), in den Bergen Slowaken (33,320) und Rußniaken (15,120). In den Gebirgen wird auf Gold, Eisen, Kupfer, Marmor, Alabaster gebaut. Besonders groß ist der Reichthum an sehr schönen, edlen Opalen verschiedener Art. Auch ist man hier auf sehr merkwürdige Petrefakten gestoßen. Von den Flüssen ist der wichtigste und nützlichste der Hernath. Die Bewässerung ist sehr reich; in der Ebene viele Teiche und 2 Seen. Den Boden deckt zur Hälfte Wald; an den sonnigen Geländen werden sehr gute Weinsorten gezogen. Obst, Getreide und Küchengewächse gedeihen vorzüglich; auch ist die Hornviehzucht bedeutend. Die Gespannschaft, deren Obergespannswürde nicht erblich ist, ist in 4 Stuhlrichterämter getheilt.

Abauzit, Firmin, französischer Gelehrter, 1679 von protestantischen Aeltern zu Uzès in Niederlanguedoc geboren, wurde, nachdem er im 2. Lebensjahre den Vater verloren, nebst seinem Bruder, nach Aufhebung des Edikts von Nantes, der Mutter gewaltsam entrissen, um in der katholischen Religion erzogen zu werden. Es gelang der Mutter, beide 1689 nach Genf zu flüchten, wohin sie ihnen nach einer kurzen Gefangenschaft nachfolgte. Mit rastlosem Eifer widmete sich Firmin in Genf den Wissenschaften, studirte die alten Sprachen, die Alterthümer, Geschichte, Geographie, Naturwissenschaften, Mathematik, Astronomie, Theologie und brachte es durch das beharrlichste Studium dahin, daß er bald in allen diesen Wissenschaften vollkommen zu Hause war. Auf einer 1698 nach Deutschland, Holland und England unternommenen Reise lernte er die ausgezeichnetsten Männer der damaligen Zeit kennen. Newton anerkannte den viel jüngern Mann schon damals als Schiedsrichter in einer Streitfrage zwischen ihm und Leibnitz. Aus Liebe zur Unabhängigkeit wies er die Anträge, welche ihm Wilhelm III. machte, zurück, schlug auch nach seiner Rückkehr die ihm angetragene Professur zu Genf aus und nahm nur die Stelle eines überzähligen Bibliothekars an. Durch seine Alles umfassende Gelehrsamkeit, eben so sehr aber auch durch die Einfachheit seines Lebens, die Biederkeit seines Charakters, die Milde und Freundlichkeit gegen Andersdenkende erwarb er sich die höchste Achtung und Liebe Aller, die ihn kannten. Mit Newton, Bayle, Voltaire, Rousseau und andern Gelehrten stand er im engsten Verkehr, und Viele bedienten sich seines Raths und seiner Hülfe. Genf ehrte ihn 1727 durch die unentgeltliche Ertheilung des Bürgerrechts. Im hohen Alter † er am 20. März 1767 unweit Genf. Sein schriftlicher Nachlaß wurde aus voreiliger Furcht von den Erben verbrannt. In allen seinen Abhandlungen (herausgegeben von Berenger, Genf 1773) zeigt sich ein eindringender Forschergeist mit der gründlichsten Gelehrsamkeit verbunden. Bemerkenswerth sind A.s Zusätze und Berichtigungen zu Spons Geschichte von Genf.

Abba (hebr.-chald.), d. i. Vater, im Neuen Testament als Bezeichnung Gottes gebraucht. Noch jetzt nennen die Syrer, Kopten u. Aethiopier ihre Bischöfe und Patriarchen A.

Abbadie, 1) Jakob, berühmter reformirter Theolog, 1657 zu Nay in Bearn von armen Aeltern geboren. Nachdem er in Paris die theologische Doktorwürde erlangt hatte, machte er eine Reise durch Holland und Deutschland und wurde französischer Prediger zu Berlin, wo ihn der große Kurfürst sehr schätzte. Nach des letztern Tod begab er sich 1688 nach England und wurde 1690 Prediger an der Savoykirche zu London. Zuletzt war er Dechant in Killaloe in Irland und † den 2. Oktober zu St. Mary-le-bone, in der Nähe von London auf einer Reise. Seine Schriften, welche die Förderung des thätigen Christenthums u. Erbauung zum Zwecke haben, sind vielfach übersetzt worden. Das wichtigste Werk ist: Traité de la vérité chretienne (Rotterd. 1684, 2 Bde., Haag 1763, 3 Bde., deutsch von Hahn, Karlsruhe 1776, 2 Bde.). Ein seltenes Buch ist die „Histoire de la dernière conspiration d'Angleterre" (London 1796), die er auf Befehl Wilhelms III. zur Vertheidigung der Engländer schrieb. — 2) Antoine und Arnould Michel d', zwei durch ihre Reisen in Abyssinien bekannte Brüder, geborene Irländer, aber in Frankreich naturalisirt. Im März 1838 kamen sie zum ersten Male nach Abyssinien, um, nach ihrer Angabe, auf eigene Kosten das Studium der Sprache und der Menschenrace zu betreiben, nach englischen Reisenden und Mis-

sionären aber als Agenten der französischen Regierung, die religiös-politische Zwecke verfolgten und sogar die kurz nach ihrer Ankunft Statt gefundene Austreibung der katholischen Missionäre von Adoa veranlaßt haben sollten. Anfangs 1839 befanden sich die Brüder wieder in Kairo, von wo aus Arnould bald nach Abyssinien zurückkehrte, während Antoine seinem Bruder erst 1840 folgte. Beide Brüder durchstreiften seitdem meist getrennt Abyssinien und dessen Nebenlande und veröffentlichten von Zeit zu Zeit in französischen Blättern die Resultate ihrer naturwissenschaftlichen und ethnographischen Forschungen. Im April 1847 begab sich noch ein dritter, jüngerer Bruder von Surz aus nach Abyssinien; doch waren die Brüder schon 1845 von Akum abgereist, um zu Lande vom Nil herab nach Aegypten zu gelangen. Längere Zeit wurden sie vom Gallafürsten von Gonderan, obwohl unter guter Behandlung, zurückbehalten.

Abbas, 1) (Abbassi, Abassi), vollständig Abbas ben abdel Mothalleb, Sohn Mothallebs, Vaterbruders des Mohammed, war anfangs Gegner seines Neffen, wurde aber, als er in der Schlacht bei Bedeir 623 gefangen worden war, ein Anhänger und eifriger Beförderer der neuen Lehre und stand mit ihrem Stifter im engsten Verkehr. Er † 652 und ist der Stammvater der Abbassiden (s. d.).

2) Schah A. I., der Große, Sohn des Schah Mohammed Chodabendeh V. (n. And. VII.), aus der Dynastie der Sofi in Persien, war unter seinem Vater zuletzt Statthalter von Khorasan u. bestieg nach Ermordung seiner ihm vorangehenden Brüder durch seinen Haushofmeister Murschid Kuli Khan 1586 den Thron. Um sich auf demselben zu behaupten, rief er viele Fremde ins Land und siedelte sie unter den Persern an, so die Kurtschi, und wußte durch Parteiungen seine Gegner zu schwächen u. zu unterdrücken. Glücklich war er im Kriege. Schon 1590 befreite er Ghilan von den Türken, 1598 Khorasan von den Usbeken. Ispahan erhob er hierauf zu seiner Residenz u. verschönerte die Stadt. Die Kriege gegen die Türken dauerten mit geringen Unterbrechungen fort. Er entriß ihnen Aserbeidschan in Armenien u. nahm 1613 Georgien, machte den Versuch, sich mit den christlichen Mächten des Westens in Verbindung zu setzen, u. eroberte und zerstörte, in Verbindung mit den Engländern, die portugiesische Kolonie Ormus, 1621. Im folgenden Jahre eroberte er unter vielen Grausamkeiten sogar Bagdad. Er † 1628 auf einer Reise zu Kaswin. — 3) A. II., Urenkel des Vorigen, bestieg 1642 sehr jung den Thron und zeigte sich milder, als seine grausamen Vorfahren. Er gewann das empörte Kandahar durch seine Milde von den indischen Mongolen zurück und führte auch gegen Georgien und die Shask an der Küste von Kerman Kriege, aber mit geringerem Glücke. Den Europäern bewies er sich sehr gütig und zog namentlich französische Kaufleute, Handwerker und Künstler ins Land. Er † 1666. — 4) A. III., der 11. oder 13. und letzte König aus der Dynastie Sofi, Sohn des Schah Tamasp, wurde 1732 von dem Oberfeldherrn Nadir Thamasp Kuli Khan auf den Thron gehoben, † aber schon 1736, worauf Nadir selbst den Thron bestieg.

Abbas Mirza, zweiter Sohn des Schahs von Persien, Feth Ali, der ihn mit Uebergehung des ältern Bruders, Mohammed Ali Mirza, aus besonderer Vorliebe für ihn selbst wie für seine Mutter, zum Thronfolger ernannte, war um 1783 geboren. Durch vielfältige Berührung mit Europäern wurde er von den Vorzügen der Civilisation so sehr überzeugt, daß er Persien, zunächst die Provinz Aserbeidschan, die er als Begler-Bey mit fast souveräner Macht verwaltete, auf europäischen Fuß zu reformiren beschloß. Mit Hülfe französischer und später englischer Offiziere ging er zunächst an eine Reform des Heerwesens. Um seine neue Armee zu prüfen, unternahm er 1821 einen Krieg gegen die Türken, ging ohne vorherige Kriegserklärung über die Grenze und belagerte Bajasid; einer seiner Generale drang sogar bis Diarbekr vor und machte große Beute. Der Schah mißbilligte scheinbar das Unternehmen des Sohnes, nichts desto weniger ging der Krieg fort, so weit es die Geldnoth der Perser gestattete. Der Nimbus um A. M.'s Haupt wurde durch diesen Feldzug ziemlich zerstört. Die vielversprechenden Arbeiten in Tebris, das Arsenal und die Gießereien, die Druckerei, die Gruben und Bergwerke waren ins Stocken gerathen, die englischen Offiziere, vernachlässigt, verließen das Heer, Alles ging zurück, die Magazine wurden nicht gefüllt, die Gelder veruntreut, die schlecht oder gar nicht bezahlten Soldaten rissen schaarenweise aus. A. M. selbst war ein Trinker, Geizhals und Doppelzüngler geworden, riß voll Habsucht Alles an sich und regierte ganz nach Willkür, wie seine Vorgänger. Die Räubereien unterdrückte er zwar mit Strenge, aber die Justiz war verkäuflich, die Statthalter- u. Beamtenstellen wurden den Meistbietenden überlassen. Grenzstreitigkeiten führten zu wiederholten Kriegen mit Rußland, in denen A. M. mehr durch persönliche Tapferkeit, als durch Feldherrntalente glänzte. Während der Friede von Turmantschin (1828) diese für Persien unheilvollen Unternehmungen abschloß, erhielt A. M. von der k. asiatischen Gesellschaft zu London das Diplom als Ehrenmitglied. In den Jahren 1831 und 1832 bekämpfte er die Kurdenhäuptlinge von Khorasan, wodurch er sich aufs Neue sehr volksbeliebt machte. Bevor er jedoch die Eroberung von Herat vollenden konnte, † er in Meschhed an einer Epidemie (1833). Er hinterließ 24 Söhne und 26 Töchter. Sein ältester Sohn, Mohammed Mirza, wurde zu seinem Nachfolger ernannt.

Abbas Pascha, Vicekönig von Aegypten, einziger Sohn von Tussun Pascha und Enkel des Mehemed Ali, wurde zu Jedda in Hedschas im Monat Siffu 1229 (1813 n. Chr.) geboren. In dem Alter von 18 Monaten nach Aegypten gebracht, verlor er nach 6 Monaten den Vater, wurde darauf bis zum 7. Jahre im Serail seiner Mutter erzogen und empfing hier den ersten Unterricht einer regelmäßigen Erziehung. Zu dieser Zeit wurde er durch einen Befehl des Sultans Mahmud zur Würde eines Pascha von zwei Roßschweifen erhoben. In seinem 8. Jahre kam er in die Schule von Aboo-Zäbel und nachher in die von Kaukah, wo er einen vorzüglichen Unterricht in der türkischen, persischen und arabischen Sprache und in den mathematischen und militärischen Wissenschaften genoß. Im Alter

von 15 Jahren erhielt er den Vertrauensposten eines Provinzinspektors, den er 3 Jahre verwaltete, während welcher Zeit er in der Expedition gegen Syrien mit dem Kommando einer Kavaleriedivision der ägyptischen Armee betraut wurde. Fieberkrank nach Alexandrien zurückgekehrt, erhielt er die Bestallung als Gouverneur des Distrikts Gharbiah, wurde nach zwei Jahren zum Generalinspektor der Provinzen ernannt und erhielt bald darauf den Posten des Khahir oder ersten Ministers und Präsidenten des Raths von Kairo. Auf diesem Posten, den er 8 Jahre lang bekleidete, gewann er die allgemeine Achtung sowohl der Eingebornen, als auch der europäischen Konsuln. Bei dem Regierungsantritt seines Onkels Ibrahim Pascha verlor er dessen Gunst in Folge der Protektion, die er einem Familiengliede Mehemed Ali's zu Theil werden ließ, und er entschloß sich zu einer Wallfahrt nach Hedschas, wo er 38 Tage verweilte. Der Tod seines Onkels rief ihn nach Aegypten zurück. Von den ausländischen Konsuln als der legitime Thronfolger anerkannt, begab er sich bald darauf nach Konstantinopel, wo er von dem Sultan mit der Würde des Vicekönigs von Aegypten belehnt wurde. Nach seiner Rückkehr am 20. Nov. 1848 verfolgte er eine andere politische Richtung, als seine Vorgänger, indem er die Aufmerksamkeit seines Volkes auf die Ackerbauindustrie wendete, sie von dem Drucke der schweren Steuern befreite und die Beschränkungen des freien inländischen Handels möglichst beseitigte. Der Erfolg dieser Maßregeln zeigte sich bald in dem zunehmenden Wohlstande des Landes, in der gesteigerten Produktion und in der Entwickelung eines früher unbekannten Unternehmungsgeistes. Die Beseitigung der verhaßten Kopfsteuer reducirte die Last des Volks und das Einkommen des Pascha um die jährl. Summe von $3^1/_2$ Mill. Thlr., dennoch erreichte das öffentliche Einkommen des Landes durch das bessere System der Verwaltung bald wieder fast seinen früheren Betrag. Er ward am Morgen des 14. Juli 1854 auf einem Divan in einem Salon seines Palastes Bennah todt gefunden. Sein Nachfolger ist Said Pascha, ein Sohn Mehemed Ali's.

Abbassi, persische, von Abbas dem Großen 1620 eingeführte Silbermünze, deren 50 auf den Toman gehen; er hat 2 Mamoudis oder 4 Schahis und hatte sonst den Werth von $13^1/_2$ Sgr., jetzt nur noch von $2^1/_6$ Sgr.

Abbassiden, 1) berühmtes Geschlecht, aus welchem von 750—1258 37 Khalifen regierten. Der Stammvater war Abbas ben abdel Mothalleb, dessen Sohn Abdallah ben el abbas (Ebn Abbas Abdallah) mit dem Propheten im vertrautesten Verkehr stand u. aus dessen Munde besonders die im Islam bestehenden mündlichen Traditionen hervorgingen. Während der Kriege um das Khalifat zwischen den Aliten und Ommajaden fanden die A. besonders in Khorasan viele Anhänger, und hier trat 718 der Urenkel des El Abbas Mohammed ben Ali ben Abdallah mit der Behauptung auf, der Khalifenthron gebühre ihnen viel mehr, als den Ommajaden. Nach seinem Tode 743 wurde sein Sohn Ibrahim Haupt der Familie, erfocht schon einige Siege über die Ommajaden, wurde aber (nach Einigen, von seinem Bruder) aus dem Wege geräumt. Sein Bruder, Abul Abbas, wurde 749 zu Kufa zum Khalifen ausgerufen, u. sein Anhang, welcher die schwarze Farbe gegen die rothe der Ommajaden zum Zeichen hatte, wuchs beträchtlich. Der Oheim des Abul Abbas, Abdallah, siegte über den Khalifen Merwan, besonders am Flusse Zab, und ließ 750 die Ommajaden zu Damaskus in einem großen Blutvergießen ausrotten. Abul Abbas wurde jetzt, 750—754, der erste Khalif aus der Dynastie der A. Den Beinamen el Saffeh (Essaffah, d. i. der Schlächter) verdankte er seines Oheims Grausamkeit. Eine wichtige Veränderung im Regimente war, daß Abul Abbas zuerst einen Wessir ernannte, welche Stelle die Barmekiden bekleideten. Die Residenz wurde von dem verhaßten Damask nach Hira, dann nach Anbar, zuletzt nach dem neuerbauten Hadschemia verlegt. Auf Abul Abbas folgte sein Bruder, Abu Dschafer al Mansur, 754—775, welcher mit seinen eigenen Oheimen, dem grausamen Abdallah und dem Abu Moslem, zu kämpfen hatte. Auch die Aliten erhoben von Neuem in den östlichen Gegenden das Haupt, und dies hatte die Verlegung der Residenz nach dem neu angelegten Bagdad 762 zur Folge. Gegen die Griechen wurde glücklich fortgekämpft; allein Spanien trennte sich unter dem Ommajaden Abderrahman von dem Reiche. Der 3. Khalif, Mohammed el Mahadi (gewöhnlich Mohdi), 775—785, zeichnete sich durch unsinnigen Aufwand und Prachtliebe aus. Sein älterer Sohn Musa al Hadi (Musalhadi) wurde, vielleicht von der eigenen Mutter, aus dem Wege geräumt, u. es folgte Abu Dschafer Harun al Raschid, 786—809. Unter diesem erreichte das Khalifat seine höchste Blüthe. Kunst und Wissenschaft gediehen, von Harun mit reiner Liebe und großem Geschmacke gepflegt, bis zu der Höhe, welche nur der Islam ihnen verstattet. Allein jetzt schon begann der Verfall, denn es war unmöglich, die ungeheuere Ländermasse von einem Punkte aus zu regieren; es begannen in einzelnen Landestheilen (in Afrika die Edrisiden, Aglabiden) sich selbstständige Herrscherdynastien zu bilden, welche, wenn sie orthodox waren, dem Khalifen zu Bagdad ein, sie aber nicht im Geringsten beschränkendes Oberlehensherrenrecht zugestanden, wenn sie ketzerischen Richtungen folgten, sich gar nicht um den Khalifen kümmerten. Harun beförderte selbst die Auflösung des Reiches, indem er seinen Sohn Amir zwar zum Nachfolger ernannte, aber dessen Bruder unter ihm als ziemlich selbstständigen Statthalter größerer Theile und als präsumtiven Nachfolger bestellte. Schon Amir fand 813 im Kampfe gegen seinen Bruder Mamun den Tod. Die Empörungen, welche unter Mamun (813—833) allenthalben ausbrachen, nöthigten ihn, den Statthaltern größere Macht zu gewähren, wovon die natürliche Folge war, daß diese um so mehr nach Unabhängigkeit trachteten. Mohammed III., Abu Ischak Motaßem billah, 833—842, bildete zuerst aus gefangenen oder gekauften Sklaven, besonders Türken, sich eine Leibwache. Diese Soldateska wurde bald übermüthig u. dem Khalifen wie dem Volke beschwerlich, um so mehr, als sie sich bis 866 auf 50,000 Mann vermehrt hatte. Bei dem Mangel

eines Successionsrechtes erlaubte sich die türk. Leibwache bald Khalifen ein- und abzusetzen, u. nur, was sie wollte, durfte geschehen; nur, wer sie erkaufte, konnte Etwas bewirken. So sank das Khalifat zur Ohnmacht herab; fast in jeder Provinz hatten sich eigene Herrscherdynastien gebildet, welche in blutigen Kriegen gegen den Khalifen u. unter einander die Blüthe der Kunst und Wissenschaft vernichteten, das Volk drückten und aussogen, ganze Landschaften verödeten. In ihren Harems der Wollust fröhnend, in übermüthiger Prunksucht ungeheuern Aufwand machend, lebten die folgenden Khalifen, ein Spiel der Leibwache. Der 20. Khalif, Ahmed IV. Abul Abbas Rhadi, durch Empörung 933 zum Throne erhoben, fand seine unmittelbare Herrschaft auf Bagdad und die Umgegend beschränkt, den Schatz erschöpft, das ganze Reich in solcher Verwirrung, daß er, sich außer Stand sehend, den innern und äußern Feinden die Spitze zu bieten, sich mit der geistlichen Herrschaft über den Islam begnügte und dem zum Emir al Omra (d. i. Fürst der Gläubigen) ernannten Mohammed Abubeker ebn Raik, 936, alle weltliche Gewalt übergab. Die Emir al Omra bilden fortan den eigentlichen Mittelpunkt der Geschichte der A.; aber, da die Würde Gegenstand des Strebens Vieler, besonders der Herrscherdynastien war, so wurde dadurch das Blutvergießen nur vermehrt. Der Buide (Bawaihide) Ahmed Abul Hosein errang sich 945 das Emirat und schränkte den Khalifen auf mäßiges Einkommen, ja sogar einen kleinen Theil seines Palastes ein. Die Buiden behaupteten das Emirat und hielten den Khalifen in der größten Beschränkung. In Khorasan hatten sich mächtig die türkischen Seldschuken unter ihrem Sultan Togrulbegh ausgebildet. Diesen rief Abdallah V., Abu Dschafer Kaim Beamrillah (Khalif 1031—1075) gegen seinen Tyrannen zu Hülfe. Im Jahre 1055 befreite Togrulbegh den Khalifen u. wurde Emir al Omra; bald bemächtigten sich die Seldschuken unter Togrulbegh, Alp Arslan u. Malek Schah aller der in Vorderasien zu dem Khalifat gehörigen Länder. Malek Schah dachte schon daran, dem Khalifen eine andere Residenz anzuweisen, als sein Tod die Zertheilung des Seldschukenreiches herbeiführte. Ein Schattenbild bestand das Khalifat noch fort, bis 1258 der Mongole Holaghu (Hulaku) Bagdad eroberte und der letzte Khalif, Abdallah ben el monstanser el Matussem, im Kampfe fiel. Ein Zweig der A. flüchtete sich nach Aegypten u. wurde von den dortigen Sultanen als Khalifen, natürlich aber ohne Macht, anerkannt. 17 Khalifen gingen hier aus ihnen hervor. Der letzte wurde von dem osmanischen Sultan Selim 1517 bei der Eroberung Aegyptens gefangen nach Konstantinopel geführt, aber bald wieder entlassen. Noch heutzutage leben Nachkommen der A. unter dem Namen el Abassi in der Türkei und in Indien.

2) Persische Dynastie, f. Abbas 2)—4).

Abbate, Nicolo dell', berühmter Maler, von den Italienern meist nur Messer Nicolo genannt, ward 1512 in Modena geboren. Er soll sich nach Correggio gebildet haben, doch bezeugen seine Werke auch ein fleißiges Studium Raphaels. In reiferen Jahren ließ sich A. in Bologna nieder, wo er unter dem Säulengange der Leoni eine Geburt Christi malte, die ein großer Künstler das vollendetste Wandgemälde Bologna's zu nennen pflegt. In seinem 40. Jahre folgte er dem Rufe des bologner Meisters Primaticcio nach Frankreich, um demselben an seinen großen Arbeiten für Karl IX. zu helfen. Er † daselbst 1571. Sein Sohn Pietro Paolo machte sich vornehmlich durch Grotesken einen Namen; er † 1630. Auch sein Enkel Ercole dell' A. zeichnete sich als Künstler aus.

Abbau und **Ausbau**, die Errichtung neuer Bauernhöfe, mit Abbruch der alten, auf separirten und zusammengelegten Grundstücken, sowie die Anlage von neuen Vorwerken auf großen Gütern. S. Zerschlagung der Grundstücke.

Abbaye, großes Dorf in der Schweiz, 7 St. südl. von Lausanne, mit 1000 Einw. In der Nähe befinden sich große und merkwürdige Höhlen (chaudières d'Enfer, Höllenkessel), weite Hallen, abwechselnd mit engen, niedrigen Gängen, viele Stalaktiten, einen Bach rc. enthaltend.

Abbé, ursprünglich s. v. a. Abt; man nannte aber in Frankreich vor der Revolution alle Diejenigen so, welche sich dem geistlichen Stande gewidmet und auf einer theologischen Studienanstalt studirt, aber noch nicht die Priesterweihe empfangen hatten. Ihrer war eine sehr große Zahl und ihr Einfluß auf die Gesellschaft sowohl, wie im engern Familienkreise sehr groß. Ihre Kleidung bestand in einem kurzen schwarzen, oder dunkelvioleten Gewand, und ihr Haar war in eine runde Haarlocke geordnet. Die meisten hatten ihre Absichten auf die Stelle eines A. commandataire, wie man die von dem Könige ernannten weltlichen Abteivorsteher nannte. Nur die regulirten Klöster und sogenannten Chefs d'ordre hatten selbst das Recht, ihre Vorsteher zu wählen. Eigentlich mußte ein solcher binnen Jahresfrist die Priesterweihe erlangen; allein gewöhnlich dispensirte der Papst davon. So konnte dann der A. seine bedeutenden Einkünfte als Sinekure beliebig verzehren, denn von den Klostereinkünften bezog er ein Drittel und hatte nicht einmal mit der Verwaltung zu thun, welche der Prieur claustral besorgte. Von den 225 Stellen, über welche der König zu verfügen hatte, wurden die ergiebigen zur Ausstattung der Söhne des Adels, die geringeren zur Gehaltsverleihung an Gelehrte verwendet; daher die letzteren Abbayes de savans genannt zu werden pflegten.

Abberufung (Avocatio), die Zurückberufung der Unterthanen eines Staats, besonders einheimischer Offiziere und Soldaten, aus den Diensten einer fremden Regierung oder aus dem Besitze eines Andern, vorzüglich in Folge diplomatischer Kälte oder Feindschaft zwischen beiden Regierungen. Ueber die A. der Gesandten s. Gesandte. Ob Volksvertreter abberufen werden können, ist eine noch nicht völlig gelöste Rechtsfrage, die sich in neuester Zeit namentlich bei der A. der Abgeordneten zur deutschen Nationalversammlung wichtig machte. Unter A. eines Prozesses versteht man die Zurückforderung der Akten von einem Untergerichte durch ein höheres Gericht

oder das Justizministerium wegen hartnäckig verweigerter oder sehr verzögerter Rechtspflege, jedoch nur auf Antrag u. Beschwerde der Parteien.

Abberufungsrecht (Abforderungsrecht, Jus avocandi oder jus devolutionis), das Recht der Abberufung (s. d.); auch das Recht des Fürsten oder höherer Gerichtshöfe, ausnahmsweise in besondern Fällen die Untersuchung einer Rechtssache dem nächsten kompetenten Gerichte zu entziehen und selbst zu übernehmen.

Abbeville, franz. Stadt in der ehemaligen Picardie, Hptort. der Grafschaft Ponthieu, jetzt im Depart. Somme, ist wohl befestigt und wird durch die Somme, welche bis an ihre Mauern der Ebbe und Fluth unterworfen ist u. große Schiffe trägt, in 2 Theile getheilt. Sie hat gegen 1900 wohlgebaute Häuser u. 26,000 Ew., welche starken Handel treiben. Die Tuchmanufakturen, deren Begründer der Holländer van Robe 1665 war, früher bedeutend, waren durch die Revolution fast gänzlich zu Grunde gegangen. A. hat ein Handelsgericht, einen Stahlbrunnen, 14 Kirchen, darunter die gothische Kirche zu St. Wulfran, ein Hospital, ein großes Kranken- und ein Waisenhaus. Der dazu gehörige Bezirk faßt auf ungefähr 3 □M. 11,400 Einw.

Abbinden, in der Chirurgie das Beseitigen eines Aftergebildes oder Gewächses (Warzen, Fisteln, Polypen ꝛc.), indem man sie dem gesunden Theile möglichst nahe mit einem Faden, einem Haare oder Draht umschlingt, denselben allmählig fester macht u. so durch das Zusammenschnüren der zuführenden Gefäße ihnen die Lebenskraft nimmt. Bei tiefsitzenden Schäden kann es nur vermittelst Instrumente geschehen.

Abbitte, in Injuriensachen die dem Beleidiger vom Richter aufgelegte Erklärung, daß es ihm leid thue, den Andern beleidigt zu haben. Sie ist von Ehrenerklärung und Widerruf verschieden. Jene wird nach vorausgegangenen allgemeinen ehrenkränkenden Beschuldigungen dem Beleidiger aufgelegt u. besteht in der Erklärung, daß man den Beschuldigten für einen ehrlichen Mann halte. Der Widerruf tritt bei der Beschuldigung eines besondern Verbrechens ein, und besteht in der Erklärung, daß das (bestimmte) Verbrechen nicht begangen worden sey. Widerruf u. Ehrenerklärung brauchen nicht geleistet zu werden, wenn der Beleidigende nur Einiges von dem, was er dem Andern Schuld gab, als wahr nachweisen kann; zur Abbitte kann jener auch dann oft noch gezwungen werden, weil er beleidigt hat. s. Injurie.

Abbot, 1) (Abbatus, Abbat), George, berühmter englischer Prälat, Sohn eines Tuchmachers zu Guildford in der Grafschaft Surrey, ward den 29. Okt. 1562 geboren. Er studirte zu Oxford Theologie und wurde, nachdem er erst Principal des Universitätskollegiums, dann zu drei verschiedenen Malen Vicekanzler gewesen war, Dechant zu Winchester. Die Anstellung als Kaplan des Großsiegelbewahrers Dunbar (1608) eröffnete ihm den Eintritt in die höhern Kreise und Aemter. Er wurde rasch hinter einander Bischof zu Lichfield und Coventry, zuletzt in London und 1610 Erzbischof zu Canterbury. Wenn man die großen Bewegungen und Reibungen zwischen den religiösen Parteien unter Jakob I. bedenkt, so wird man dem Benehmen A.s nur aufrichtige Bewunderung zollen müssen. Stets treu und redlich, wahrhaft fromm und demüthig, verband er mit großer Gelehrsamkeit, scharfsinnigem Urtheil und hinreißender Beredsamkeit eine unermüdete und gewandte Geschäftsthätigkeit. Den abweichenden Religionsparteien gegenüber war er mild, nur gegen die Arminianer ließ er sich eine größere Parteilichkeit zu Schulden kommen. Mehrmals widersetzte er sich den despotischen Maßregeln Jakobs I., behielt aber dessen ganzes und volles Vertrauen, so daß, als ihn einige, mit seiner Nachsicht gegen die Puritaner unzufriedene Bischöfe durch Anklage wegen eines 1620 auf der Jagd verübten unvorsätzlichen Mordes zu stürzen suchten, der König ihn freisprach. Eben so widersetzte er sich dem Despotismus Karls I. und verscherzte dadurch dessen Gunst, obgleich es ihm allein zu verdanken war, daß die schottische Geistlichkeit sich in der Annahme der Bischöfe als Moderatores auf den Synoden fügte. A. † den 5. Aug. 1633, 71 Jahre alt, in seinem Palaste zu Croydon. Seine Vaterstadt, in welcher er sich durch die Errichtung eines reich ausgestatteten Hospitals ein bleibendes dankbares Andenken erworben, und wo er begraben liegt, ehrte ihn durch Errichtung eines prächtigen Monuments. Seine Schriften enthalten, außer einer Erdbeschreibung, Predigten über das Buch Jonas, Hirtenbriefe, theologische Abhandlungen, Parlamentsreden. Auch nahm er an der engl. Bibelübersetzung einen thätigen Antheil, indem er zu den 8, von Jakob I. für dieses Werk beauftragten Geistlichen gehörte, und namentlich das Neue Testament bearbeitete.

2) Robert, des Vorigen älterer Bruder, geb. 1560 zu Guildford, studirte ebenfalls zu Oxford, wurde Prediger zuerst in Worcester, dann in Bingham, erwarb sich 1597 die theologische Doktorwürde u. wurde königlicher Kaplan. Die Universität zu Oxford ernannte ihn 1609 zum Master des College Baliol und 1612 zum königlichen Professor der Theologie. Durch große Gelehrsamkeit, einen klaren und hinreißenden Vortrag und eine lebendige Begeisterung stand er als Theolog und Prediger höher, als sein Bruder, dem er aber an Geschäftsgewandtheit bedeutend nachstand. Nachdem er im Dec. 1615 Bischof zu Salisbury geworden, † er am 2. März 1618 am Stein. Seine Schriften sind besonders gegen den Papismus gerichtet; so die Antichristi demonstratio. Seinen handschriftlichen Nachlaß schenkte Dr. Corbet, sein Schwiegersohn, der bodlejanischen Bibliothek.

3) Lord Karl, Graf von Colchester, Sprecher des englischen Unterhauses, geboren 1757 zu Abingdon in Berkshire, wurde nach und nach erster Staatssekretär von Irland, Lordkommissär des Schatzes, Geheimrath u. endlich Sprecher (Präsident) des Unterhauses. Als einer der heftigsten Feinde der Demokratie genoß er besonders Pitts Gunst und vertheidigte diesen gegen Fox' und Sheridans Angriffe. Außer der Jurisprudenz beschäftigte er sich viel mit archivarischen Arbeiten und bewirkte durch eine vorgeschlagene Bill eine umfassendere Volkszählung Großbritanniens. Im Jahre 1817 zog er sich, wegen Kränk-

lichkeit, vom Staatsleben zurück, machte verschiedene Reisen durch Frankreich, Italien u. Schottland, u. † 1829 im 72. Jahre. Sein vorzüglichstes Werk ist das Buch über den Seehandel u. das Seerecht (3. Auflage, 1808).

Abbotsford, kleiner unbedeutender Ort in Schottland, an den Ufern der Tweed, in der Nähe von Selkirk, berühmt als Landsitz Walter Scotts, der diesen früher unbekannten und unfreundlichen Ort auf mannichfaltige Weise auszuschmücken u. zu einem eines Dichters würdigen Musensitz umzuschaffen wußte. Schöne Anpflanzungen, anmuthige Spaziergänge, Wälder, Seen, Wasserfälle, fette Triften u. s. w. zieren die nächsten Umgebungen des alterthümlichen Schlosses, dessen Inneres u. Aeußeres mit den Wappenschilden der alten Helden Douglas, Soulis, Buccleugs, Maxwell u. s. w., mit Waffen, Kürassen, Helmen, Sporen *rc.* aller Art ausgeschmückt ist, von denen jedes Stück eine besondere Beziehung hat und mit irgend einem besondern Ereigniß verknüpft ist. Alle Zimmer sind auf das Reichste mit Gemälden, Büchern, Manuskripten, Skulpturen u. s. w. geziert, so daß ein Reisender, hingerissen von den hier versammelten Schönheiten u. Seltenheiten, sagte: Gewiß habe nie ein Dichter einen schönern Ort bewohnt; es bedünke ihm wie die Verwirklichung eines schönen Traums.

Abbrechen des Gefechts, s. Gefecht.

Abbrennen des Bodens, s. Rasenbrennen.

Abbreviatoren, ursprünglich Diejenigen, welche einen Auszug aus einem Werke, oder aus gerichtlichen Akten machen, daher die Notarien der päpstlichen Kanzlei, welche die Sendschreiben (Breve) u. s. w. auf die an den Papst gelangten und von ihm mit Resolution versehenen Bittschreiben um Aemter oder Dispensation zu entwerfen, auf Pergament abzuschreiben, einzutragen, zu vergleichen und mit den üblichen Liquidationen an die Dataria zu befördern haben. Sie kommen zuerst um 1350 in einer Bulle Benedikts XII. vor. Paul II. hob sie damals, 25 an der Zahl, wegen ihrer Bestechlichkeit auf, doch wurden sie später wieder hergestellt und auf die Zahl 72 vermehrt, von denen 12 Prälatenrang und Kleidung haben (sie heißen de Parco majori, d. h. solche, welche im größern Kabinette [Parco] sitzen), 22 niedere Geistliche (de Parco minori), die übrigen Laien sind. Die letzten heißen Examinatores.

Abbreviaturen, die Abkürzungen, deren man sich im Schreiben theils der Schnelligkeit, theils des Geheimnisses halber bedient. Bei den Römern hießen sie Notae u. waren entweder siglae (literae singulae Cic.), wenn Sylben, Worte od. ganze Sätze abgekürzt wurden, oder Vertauschungen von Buchstaben (z. B. D für A) in der Geheimschrift, oder endlich willkürlich gewählte Zeichen (z. B. & für et) zu verschiedenen Zwecken, dergleichen noch jetzt in der Größenlehre, in den Signaturen der Kaufleute *rc.* angewendet werden. Man nannte diese Klasse Notae Tironianae, von Tullius Tiro, dem Freigelassenen des Cicero, wahrscheinlich, weil er ihren häufigen Gebrauch allgemeiner machte und viele neue erfand. Ihr Gebrauch ist gewiß älter, als selbst Ennius, dem man die Erfindung von 11,000 zuschrieb. Seneca sammelte deren 5000. Den vielfältigsten Gebrauch von A. jeder Art haben die jüdischen Rabbinen gemacht. Namentlich ist ihnen die Sitte eigenthümlich, aus den Anfangsbuchstaben der abgekürzten Wörter durch Untersetzung von Vokalen eigene Wörter zu bilden, z. B. für Rabbi Schelomoh Jarchi zu sagen Raschi. Hieraus ist auch die Entstehung der magischen Wörter Abracadabra, Abrasar, Ananisapta *rc.* zu erklären. Die Abkürzungen, welche übrigens im Originaltexte des Alten Testaments nicht sehr häufig und nur bei bekannten Wörtern vorkommen, werden im Hebräischen durch einen Strich nach einem oder mehren Anfangsbuchstaben bezeichnet. Im Arabischen werden die A. durch ein darüber gesetztes Medda bezeichnet; im Syrischen durch einen Querstrich. Die A. in Handschriften und Urkunden des Mittelalters werden seit dem 9. Jahrh. immer häufiger und kommen bis ins 17. Jahrh. vor. Die Siglen werden sehr willkürlich gebraucht und lassen oft sehr verschiedene Deutung zu, so daß z. B. W Wilhelmus, Walleramus, Werherus heißen kann. Noch schwieriger sind indeß hier die tironischen Noten zu erklären. Janus Gruterus hat in seinem Corpus inscriptionum über 20,000 solcher Noten der verschiedensten Art abdrucken lassen. Nach Carpentier (Alphabetum Tironianum, Par. 1747) hat Tassin in seinem Nouveau traité de diplomatique (Bd. III.) bis jetzt die meiste Aufklärung über dieses dunkle Feld verbreitet. In der Musik bedient man sich gewisser Zeichen, die den Namen A. führen, vorzüglich um die Wiederholung einer Figur anzudeuten, neben welcher zuweilen auch seque oder simili steht. Das Nähere s. Notenschrift. Ueber die mathematischen Zeichen s. Zahlenzeichen, über die kaufmännischen A. s. Waarenzeichen. Außerdem vgl. Stenographie, Tachygraphie, Hieroglyphen und Zeichen.

Abbt, Thomas, philosophischer Schriftsteller, wurde den 25. Nov. 1738 zu Ulm geboren. Er erhielt eine gute Erziehung, studirte seit 1756 zu Halle Mathematik, Philosophie und schöne Wissenschaften und wurde 1758 Magister der freien Künste, 1760 außerordentlicher Professor der Philosophie zu Frankfurt a. d. Oder. Im folgenden Jahre nahm er einen Ruf als Professer der Mathematik nach Rinteln an, welche Stelle er aber erst nach einem ausbedungenen halbjährigen Aufenthalte zu Berlin antrat. Je belebender für seinen Geist der Umgang mit Moses Mendelssohn, Nicolai u. A. gewesen war, um so öder und trauriger erschien ihm das Leben in Rinteln, wo Alles nur auf ein mechanisches, geistloses Brodstudium berechnet war. Er studirte hier, um fortzukommen, die Rechtswissenschaft u. machte zu seiner Erholung im Sommer 1763 eine Reise durch einen Theil von Deutschland und der Schweiz. Einen ihm sehr erwünschten Wirkungskreis fand er 1765, indem ihn der Graf Wilhelm von Bückeburg zum Regierungsrath ernannte. Seine Thätigkeit wurde durch den persönlichen, freundschaftlichen Umgang mit dem geistreichen Grafen gewürzt; allein schon am 3. Nov. 1766 raffte ihn ein frühzeitiger Tod

dahin. A. gehört zu denjenigen Männern, welche in der Mitte des 18. Jahrh. das Wiederaufblühen und fröhliche Gedeihen der Literatur thätig beförderten. Unter seinen Schriften ist die wichtigste die 1756 erschienene: „Vom Verdienste“; außerdem sind zu bemerken: „Vom Tode fürs Vaterland“ 1761, während des 7jährigen Kriegs zu Frankfurt verfaßt; ferner „Beiträge zur angemessenen Behandlung der Geschichte“; sodann „Beiträge zu den Literaturbriefen“. Seine „Vermischten Werke“ wurden herausgegeben von Fr. Nicolai, 1768, 6 Bde. Mit dem regsamsten Geiste, großem Scharfsinne u. klarem hellen Verstande eine gründliche Gelehrsamkeit, besonders genaue Kenntniß der ältern und neuern Sprachen, eine richtige Beobachtung des Lebens und eine edle Moralität vereinigend, wirkte er sehr anregend auf das deutsche Volk, das von knechtischen Vorurtheilen, Wahn und Unduldsamkeit zu befreien, ihm für den höchsten Endzweck galt. Ueber die Sprache besaß er eine hinlängliche Macht und, mag man auch das Harte, Gezwungene, Dunkele und Sonderbare darin tadeln, immer wird man seine Schriften als die Anfänge und mit Energie gemachten Versuche eines bessern Styls anerkennen müssen.

A B C, die drei ersten deutschen Buchstaben, als Bezeichnung für sämmtliche 25 in ihrer gewöhnlichen Folge, s. Alphabet.

A-b-c-Bucher, von den sie zusammenhaltenden Hefteln oder Schlingen auch Fibeln genannt, s. Fibel.

Abchasien, das von dem kriegerischen Bergvolke der Abchasen bewohnte Land. Es liegt zwischen 42° und 44° nördl. Br. und 57° und 59° östl. L., grenzt gegen Norden an den Rücken des kaukasischen Gebirgs, gegen Osten an Mingrelien, von welchem es durch den Fluß Galadsga getrennt ist, gegen Süden und Westen ans schwarze Meer, gegen Nordwesten an die Tscherkessen, von denen es der Fluß Gagrynis u. einige Ausläufer des Kaukasus scheiden. Seine Ausdehnung von Nordwesten nach Südosten beträgt 120, die von Osten gegen Westen 150 Werste; seinen Flächenraum schlägt man auf 3000 □Werste an. Der Kamm des Kaukasus erstreckt sich an der obern Grenze von Osten gegen Nordosten hin, nähert sich anfangs dem Meeresufer nur bis auf 40 Werste, engt aber dann das Thal Aos immer mehr ein. Von der Höhe der Kette 9 Werste weit abwärts sind die Berge felsig, steil und mit fast ewigem Schnee bedeckt, weiterhin zeigen sich Gras und Gebüsche zwischen den Granitfelsen, die, je weiter abwärts, allmählig mehr Kalkfelsen und Sandstein in sich schließen, welcher mit einer Thalschicht bedeckt ist. Nur am Fuße des Gebirges besteht der Boden an einigen Orten ganz aus Kalkstein. Hier ist Alles mit dichtem Walde bedeckt, welcher weiter hinauf dünner wird, dann in Gebüsch übergeht und endlich ganz verschwindet. Das schwarze Meer, welches auf einer bedeutenden Strecke A. bespült, macht den Handelsverkehr dieses Landes ungemein leicht. Die bedeutendste und bequemste Bucht findet sich bei der Feste Suchum, wo große Schiffe in einer Entfernung von 2—300 Klaftern vom Ufer vor Anker liegen. Eine zweite, weniger bequeme Bucht, bei dem Kloster Pitschunt, gewährt den Kriegsschiffen einen ziemlich gefahrlosen Ankerplatz, nur daß sie von Südwesten offen ist. Alle Flüsse A.s fließen in südwestlicher Richtung von dem Kaukasus herab ins Meer; ihr Lauf ist meist sehr reißend, ihr Bett gewöhnlich steinicht, das Ufer steil und felsig. Das Wasser in den größeren Flüssen ist trinkbar, das der kleinern aber ungesund. Die bedeutendsten sind: Galadsga, Markula, Kador, Kelasur, Gumista, Abeta, Chanyta oder Chapeti-Zchali, Madschin, Bsyb, Sewadse, Gagrynis. Der südliche bewohnte Theil A.s bis zur Feste Suchum-Kale bildet ein weites Thal, welches im Norden von den kaukasischen Bergen begrenzt und mit Eichen und Fruchtbäumen bedeckt ist. Nahe am Meere finden sich große Sümpfe, zwischen denen und dem Meeresufer Lorbeerbüsche wachsen. Der Boden des Thales gegen das Meer zu ist sumpfig, näher gegen die Berge thonig und steinig. Das Klima ist äußerst verschieden. Im Ganzen ist das südliche A. sehr ungesund, theils durch die große Hitze, theils wegen der Ausdünstung der Sümpfe, welche mit Wald bedeckt sind und niemals austrocknen. Dagegen gilt das Klima im nördlichen Theile mit Ausschluß des Meeresufers für besonders gesund. Die Hitze steigt im südlichen Theile bis auf 38°, im nördlichen auf 25°, die Kälte im erstern auf 8°, im zweiten auf 15°.

Das Volk der Abchasen besteht aus drei Ständen: Bauern, zu denen auch die Sklaven oder Kriegsgefangenen gerechnet werden, Edelleuten und Fürsten, großen Gutsbesitzern und Häuptlingen. Ein vierter Stand, Tschinanscha, bildet die Leibwache der regierenden Fürsten und genießt, obwohl aus dem Bauernstande entsprossen, Adelsrechte. Die Physiognomie der Abchasen unterscheidet sich von der der Tscherkessen durch eine geringere Regelmäßigkeit; sie haben schwarze Haare, sind bräunlich, hager, von mittlerer Größe, aber gut gebaut. Da sie in völliger Rohheit leben, so sind sie trotzig, unzuverlässig u. rachsüchtig, auch haben sie Blutfeindschaft gegen die benachbarten Bergstämme. Ohne Gesetz und ohne Furcht vor ihren Fürsten vertrauen sie nur auf ihre Waffen, welche sie nie ablegen; übrigens sind sie gleich allen Bergvölkern gastfrei und abergläubisch. Ihre aus Reißig aufgebauten und mit Thon überstrichenen Wohnungen liegen in geringer Entfernung von einander und sind von einem Gehege aus Reißig oder stechenden Sträuchern umgeben; der Hof besteht aus einer freien Fläche, wo man absichtlich einige Bäume stehen ließ, unter denen die Familie im Sommer ihre Mahlzeiten hält. Die noch übrigen Trümmer vieler Kirchen und Klöster beweisen, daß die Abchasen früher christlichen Glaubens waren; aber den Türken gelang es, denselben auszurotten, ohne ihnen eine vollkommene Kenntniß des Islam beibringen zu können, so daß sie viele Gebräuche des Heidenthums bewahrten. Der Vater des jetzigen Fürsten nahm mit seiner ganzen Familie den christlichen Glauben an und ein Theil des Volks ließ sich gleichfalls taufen; aber seine Oheime und fast alle Fürsten und Edelleute blieben Mohammedaner. Die Sprache der Abchasen ist mit der tscherkessischen verwandt; sie ist unter den rauhen Gebirgssprachen des Kaukasus eine der rauhesten, voll unnatürlicher Konsonantenhäufungen und unangeneh-

mer Hiatus (vergl. G. Rosen, Ossetische Sprachlehre, nebst einer Abhandlung über das Abchasische, Lemgo 1846).

Die Abchasen treiben nicht unbedeutenden Ackerbau, bearbeiten indeß nur so viel Feld, als nöthig ist, um sie das Jahr hindurch zu nähren; die zu bebauenden Strecken wählt Jeder nach Gefallen, denn eine gesetzliche Abtheilung der Ländereien findet nicht Statt, und bis jetzt hat sich kein Streit darüber erhoben. Mais und Gomi sind die wichtigsten und fast einzigen Getreidearten, welche man baut, Weizen sehr wenig und Gerste beinahe gar nicht. Im Allgemeinen ist der Boden ziemlich fruchtbar, namentlich in den Thälern und an denjenigen Stellen, welche dem Zugange der Sonne geöffnet sind. Der Weinbau ist in ziemlich rohem Zustande. Die Weinrebe wächst üppig, aber wild, allenthalben an den niedern Abhängen der Berge und in den Ebenen. Man gewinnt aus den Trauben einen starken Wein in bedeutender Menge, aus welchem die Armenier einen starken und sehr angenehmen Branntwein bereiten. Viehzucht wird ziemlich getrieben. Das Hornvieh ist kräftig, aber klein, hat sehr stark hervortretende Augen, aber ein schmackhaftes und fettes Fleisch. Die Schafe sind von vorzüglicher Güte, die Ziegen die besten im westlichen Theile des kaukasischen Landes. Pferde haben die Abchasen nur wenig und brauchen sie bloß zum Reiten; zum Fortschaffen schwererLasten nimmt man Esel. Die Weiden sind Gemeingut. Auch Bienenzucht wird in ziemlicher Ausdehnung betrieben. Der Honig (Steinhonig) ist aber das Erzeugniß wilder Bienen, welche in den Felsenspalten hausen. Wachs und Honig bilden eine krystallisirte Masse von angenehmem Geschmack und Geruch. Der Fischfang bildet keinen besonderen Erwerbszweig. Die Flüsse und Seen sind reich an Fischen und Jeder fängt deren nach Gefallen. Die Wälder, aus Eichen, Ahornbäumen, Buchen, Platanen und Buchsbäumen bestehend, liefern treffliches Holz zum Schiffbau. Der Bergbau liegt im Argen; eine Bleiader, die man schon vor alter Zeit in dem Quellland des Flusses Gumista aufgefunden, wird noch immer bearbeitet; hat man einen Stein losgebrochen, so braucht man ihn nur einmal zu schmelzen und gewinnt ein Blei von vorzüglicher Güte. Auf gleiche Weise wird das Blei vom Berge Jeswiust, dem Dorfe Anaku gegenüber, gewonnen. Diese Erzgruben sind Gemeingut. Die Industrie ist sehr gering. Gewehre, Dolche u. Säbel werden an vielen Orten des Landes verfertigt aus dem Eisen, welches man von den Türken oder von Suchum-Kale her erhält, und die Abchasen bereiten daraus einen vortrefflichen Stahl. Es gibt Handwerker, welche Silber und Gold zu einem schwarzen Email künstlich zu verarbeiten wissen. In jedem Hause bereitet man für den Hausgebrauch ein dickes Tuch von grauer oder gelber Farbe, ebenso Filzmäntel und dünne Zeuche aus Baumwolle. Der Haupthandel wird aus den türkischen Städten Batum und Trapezunt getrieben und besteht in Eisen, Salz, Waffen jeder Art, seidenen und baumwollenen Stoffen, Saffian und Pulver; dagegen geben sie Mais, Buchen- u. Buchsbaumholz, Holz, Honig, Wachs u. manchmal auch weggefangene Russen oder Mingrelier. Hauptsächlich wird der Handel an der Mündung des südlichen Armes des Kadorflusses getrieben, wo große türkische Schiffe ankommen; doch besuchen die Abchasen seit 1817 auch den Bazar von Suchum. Eigene Münzen haben die Abchasen nicht; die bei ihnen umlaufenden Gold- und Silbermünzen sind türkische, und erst seit einiger Zeit nehmen sie auch russische Silbermünzen an.

A., dessen Einwohnerzahl man auf 92,320 Seelen in 8710 Häusern rechnet, zerfällt in vier Genossenschaften oder Kreise. Die erste ist Aubschiw oder Abschiw zwischen den Flüssen Galadsga und Kador; sie besteht aus 18 Dörfern, in denen man 1760 Häuser mit etwa 10,560 Einwohnern zählt. Sie ist dem Ali Bei unterworfen. Die zweite Genossenschaft ist Zybeldin, welche um den Fluß Kelasur in den unersteiglichsten Gebirgen gelegen ist, und 30 Dörfer mit 2500 Häusern und 15,000 Seelen zählt. Sie bildet ein freies Gemeinwesen, welches gar keinen Fürsten anerkennt und wo nur die reiche Fürstenfamilie Mortawi einigen Einfluß übt. Die dritte ist Abchas, längs dem Flusse Gumista mit 15 Dörfern, worin 1340 Häuser mit 5040 Seelen gezählt werden. Der Kreis gehorcht den Oheimen des Fürsten, Batam Teer Bei und Hassan Bei, von denen der letztere den größten Einfluß auf das Volk hat. Die vierte Genossenschaft heißt Subs oder Bsyb und nimmt den übrigen Theil A.s am Flusse Gagrynis ein; sie hat 33 Dörfer mit 3820 Häusern und 18,720 Seelen und ist dem Fürsten Michael Schirwaschidse unmittelbar unterworfen. Das befestigte Dorf dieser Genossenschaft Soukſu, ist die Residenz des Fürsten. Zu diesen vier Kreisen kommt noch das Gebiet von Samursakan mit etwa 1800 Häusern und 10,790 Seelen, welches jetzt zu Mingrelien gehort. Aubschiw, Abchas und Bsyb erkennen zwar äußerlich den von Rußland aufgestellten Regenten, Fürsten Michael Schirwaschidse, an, allein seine Macht erstreckt sich nicht über seinen eigenen Kreis Bsyb hinaus. Die Anhänglichkeit der Häuptlinge an Rußland ist durch viele Erfahrungen erprobt, unter den Edelleuten finden sich aber noch viele, welche den durch Bande des Glaubens und des Handels verbundenen Türken ergeben sind. Der größte Theil des Volks hat weder für die Einen, noch für die Andern eine besondere Anhänglichkeit, sondern liebt seine wilde Freiheit über Alles. Dem entspricht auch die Art der Rechtspflege, die auf dem Grundsatz der Entschädigung beruht. Für einen Todtschlag muß nach alter Sitte der Verbrecher dem Verwandten des Ermordeten fünfzehn Bauern, ein gutes Pferd mit Sattel, Säbel oder Tscherkessendolch, Gewehr u. Pistolen geben. Kann er dies nicht, so nehmen die Verwandten des Ermordeten ihm das Leben und eine weitere Rache von Seiten der Verwandten des Mörders findet nicht Statt. Für den Diebstahl muß dem Bestohlenen der doppelte Werth der gestohlenen Sache bezahlt werden und außerdem muß der Schuldige dem Fürsten einen Menschen geben; hat er keine Bauern, so muß er selbst als Sklave dienen. Unter den mohammedanischen Einwohnern entscheiden die Mollahs nach dem Koran viele Streitigkeiten, wenn sie

nicht der Entscheidung des Fürsten anheim gestellt werden.

Geschichtliches. Das Volk der Abasa, Abassen, Abasi, Abchas, Awchasen oder Abchasen war im Alterthum unter dem Namen Chaliberi oder Armenochalybes bekannt, die Abchasen selbst aber wissen über ihren Ursprung nichts Gewisses. Einige glauben, sie stammten von den Armeniern ab, Andere, sie seyen aus Aegypten oder gar aus Abyssinien gekommen, weil sie sich selbst Abene nennen. Strabo und andere alte Geographen erwähnen in den Gegenden, die das heutige A. einnimmt, ein Volk Achäer, neben den Heniochen und Zygen, welches als Nachkommenschaft der alten griechischen Achäer galt. Sie waren als Seeräuber und besonders Sklavenhändler berüchtigt. Das Volk der Abasgi wird in derselben Gegend zu Justinians I. Zeiten als von zwei Fürsten in Abhängigkeit von den Lazi beherrscht erwähnt. Justinian unterwarf sie und suchte mit andern barbarischen Gebräuchen (z. B. dem Kastriren) auch das Heidenthum auszurotten. Da die Herrschaft von den Byzantinern wechselnd zu den Persern und Georgiern überging, so verlor sich das Christenthum. Nachdem sie kurze Zeit dem Dschingiskhan und Tamerlan unterworfen, suchten sich die Türken des Landes zu bemächtigen, indem sie Festungen im Lande anlegten. Um die Mitte des 18. Jahrhunderts betrachtete man die Abchasen als türkische Unterthanen. Im Jahre 1770, als der russische General Tottleben sich mit russischen Truppen dort befund, bat der Fürst Lewan diesen General, ihn unter russischen Schutz zu nehmen, das größtentheils mohammedanische Volk aber emporte sich, und die Russen zogen bald wieder ab. Nach Lewans Tode wurde das Land unter seine Söhne getheilt, aber der älteste derselben, Kelem Bei, brachte es bald dahin, daß das ganze Fürstenthum unter seiner Herrschaft vereinigt wurde. Mit Waffengewalt unterwarf er sich das Volk der Dschanet, welches am Ufer des schwarzen Meeres wohnte. Im Jahre 1779 nahm er die Feste Anaklia und nöthigte den mingrelischen Fürsten Grigori Dadian, ihm dieselbe abzutreten; um aber diese Erwerbung zu sichern und stets eine Obergewalt über Mingrelien ausüben zu können, bemächtigte er sich des ältesten Sohnes und Thronfolgers unter dem Vorwand, ihn als Geißel zu behalten; die russische Regierung nöthigte ihn jedoch, denselben wieder auf freien Fuß zu stellen. Die Pforte, die er durch gastfreundliche Aufnahme des abgesetzten Teher Pascha von Trapezunt beleidigt, wiegelte seinen eigenen Sohn, Aslan Bei, gegen ihn auf, der den Vater 1808 ermordete, jedoch zu den Tscherkessen flüchten mußte, während der älteste Bruder, Safar Bei, von den Russen unterstützt, als Regent anerkannt wurde. Safar Bei nahm mit seiner Familie den christlichen Glauben an. Nach seinem Tode empörten sich, von der Pforte und Aslan Bei aufgewiegelt, 1821 die Abchasen; Safar Bei's ältester Sohn Dimitri, welcher im russischen Heere den Rang eines Obersten bekleidete, wurde jedoch durch russische Truppen in seine Herrschaft eingesetzt. Nach seinem bald darauf erfolgten Tode folgte ihm sein Bruder, der jetzige Fürst Michael Schirwaschidse. Aslan Bei, der sich abwechselnd bei den Türken und bei den Tscherkessen aufhielt, fuhr fort, das Volk zum Aufstand zu ermuntern, und 1824 brach die Flamme des Aufruhrs in ganz A. zu gleicher Zeit aus. Indessen wurde derselbe durch den russischen Generalmajor Fürsten Gortschakow gedämpft und Aslan Bei mußte abermals zu den Tscherkessen flüchten, wo er sich noch befindet.

Abcschützen, Spitzname, der im Gefolge der fahrenden Schüler (s. d.) des 14. und 15. Jahrh. herumwandernden Schulknaben, die von jenen aufs Betteln und Stehlen (in der Burschensprache Schießen, daher Schütze) ausgeschickt zu werden pflegten.

Abctuorium (Abcturium, Abgadorium, Abici, d. i. Alphabet), die im Kirchenritual Gregors d. Gr. für die Einweihung der Kirchen vorgeschriebene Ceremonie des Einschreibens von griech. und latein. Buchstaben in gestreuete Asche. Links vom Eingange schreibt der weihende Bischof mit einem Stabe das griech. Alphabet, dann rechts das latein., um anzudeuten, daß jeder sich ins Herz schreiben müsse, was er in der Kirche höre.

Abd (arab.), Sklave, Knecht, häufig in Zusammensetzungen mit Eigennamen, z. B. Abd-allah, Abd-el-Kader.

Abda (Brückel), ungarisches Pfarrdorf, raaber Gespannschaft, an der Raab, unweit des Einflusses derselben in die Donau, dem raaber Domkapitel gehörig, ist als Uebergangspunkt über die Raab in der ungarischen Kriegsgeschichte berühmt. Hier hatte 1616 Kaiser Maximilian sein Lager, als der Sultan Soliman in Szigeth den Zriny belagerte, und hierher schickte Soliman auch das Haupt des erschlagenen Helden. Im Jahre 1707 wurde die durch Schanzen gedeckte Brücke Rákóczy unter blutigen Gefechten eingenommen.

Abdachungswinkel, Neigungswinkel, der Winkel, welcher die Neigung einer schiefen Fläche gegen die horizontale Ebene mißt. Er ergänzt den Böschungswinkel stets zu einem rechten.

Abdal, s. v. a. Abdallah, d. i. Knecht Gottes, allgemeine Bezeichnung oriental. Enthusiasten, besonders aber nennt man so die Santons in Indien.

Abdallah, arabischer Name, eigentl. wie Abdal „Knecht Gottes" bedeutend. Unter den Vielen, welche diesen Namen trugen, heben wir Folgende, als die bekanntesten, hervor: 1) A., Ebn (Ben) Abdal Mothalleb, Mohammeds Vater, s. Mohammed. — 2) A. ben al Abbas, Sohn des El Abbas ben el Mothalleb, Vatersbruders des Propheten Mohammed, und Stammvater des Hauses der Abbassiden, gehörte zu der Zahl derer, welche man vorzugsweise Gefährten (Zahabi) des Propheten nannte. Seine Berichte über mündliche Aeußerungen des Propheten werden für die wichtigste Quelle der Sunna gehalten. — 3) A. Ben Kais el Fezari, der erste Mohammedaner, der eine Landung in Sicilien wagte 667 n. Chr. — 4) A. Ben el Abbas (Ebn Abbas), Oheim des Abul Abbas, siegte über den letzten ommajabischen Khalifen, Mervan II., 750 am Flusse Zab, eroberte darauf Damask und rottete mit großer Grausamkeit das zahlreiche Geschlecht der Ommajaden aus. Da ihm besonders die Erhebung des Hauses der Abbassiden zuzuschrei-

ben war, so hoffte er nach AbulAbbas' Tode das Khalifat zu erben und empörte sich deshalb gegen seinen zum Nachfolger ernannten Neffen al Mansur, wurde aber nach mehren Gefechten von Abu Moslem bei Nisibus 754 (Hedschra 137) geschlagen und fand später (die Angaben wechseln zwischen 756 und 764) zu Basra, wohin er geflohen, auf al Mansurs Veranstaltung den Tod, indem das Zimmer, in welchem er sich mit mehren Freunden befand, plötzlich einstürzte. — 5) A. Ben Zobeir, trat an die Spitze der Mekkaner und Medinenser, welche sich nach Hoseins, des Sohnes Ali's, Tod von dem ommajadischen Khalifen Jesid I. gänzlich losgesagt hatten. Obgleich hart bedrängt, behauptete er sich auch unter Moawijah II., ließ sich 684 in Mekka zum Khalifen weihen und fand in Basra, Irak, Syrien u. Aegypten Anhang. Nachdem auch Mervan I. nichts ausgerichtet, ergriff Abdel Malek ernstere Maßregeln, obgleich durch längere Unruhen gehindert. Erst, nachdem A.s Bruder, Mosaïb, in einer Schlacht gefallen, belagerte Hadschasch ben Jussuf den A. in Mekka, und dieser fiel 692, 71 Jahre alt, bei einem Ausfalle, worauf die Stadt erobert wurde. — 6) A. Ben-Yasin, s. Morabiten. — 7) A. Ebn Abo, ein Spanier, genannt Diego Lopez, aber maurischer Renegat. Als sich die Mauren gegen Philipps II. bigotte Herrschaft empörten, riefen sie ihn 1569 an die Stelle des erdrosselten Aben Humeya zum Könige aus und er behauptete sich mit Unterstützung aus Algier, bis ihn nach 2 Jahren einer seiner Hauptleute ermordete.

Abdal Malek (Abdel Malek [Melik], Abdul Malick), der 5. ommajadische Khalif, 685—705 n. Chr., folgte seinem Vater Mervan II. Bei seiner Thronbesteigung behauptete sich noch Abdallah Ben Zobeïr als Khalif in Arabien. Gegen beide Khalifen erhob Mokhtar Ben Obeïd den jüngsten Sohn Ali's, Mahdi Mohammed, in Irak zum Khalifen; dieser jedoch blieb im Privatleben. Mosaïb, Abdallahs Bruder, besiegte und tödtete den Mokhtar 657. Jetzt begann der Kampf zwischen Abdallah und A. M. Mosaïb wurde 690 geschlagen und getödtet. Hadschasch ben Jussuf machte mit großer Grausamkeit endlich dem Aufstande in Arabien ein Ende, 692, unterdrückte auch noch mehre Aufstände durch furchtbare Strenge. Auf diese Art war das Haus der Ommajaden auf dem Khalifenthron wieder befestigt. Hierauf wurde 692 der eine Zeitlang ruhende Krieg gegen das oströmische Reich erneuert, indem der Khalif den bisher geleisteten Tribut verweigerte, weil ihn der Kaiser nicht in der neugeprägten arabischen Nationalmünze annehmen wollte; Armenien u. viele Gegenden Kleinasiens erobert. Hassan Ben Noman überzog von Aegypten aus seit 698 die nordafrikan. Küstenstädte, wurde zwar 696—697 auf Barka zurückgedrängt, eroberte aber dann leicht und rasch das Verlorene wieder. So bereitete A. M.s Regierung die noch glänzendern Eroberungen unter seinem Sohne und Nachfolger Walid I. vor.

Abdal Mothalleb, der Großvater des Propheten Mohammed.

Abdampfen (Evaporiren), der chemische Prozeß, durch welchen bei Flüssigkeiten flüchtigere Stoffe von minder flüchtigen getrennt werden, um die zurückbleibenden, festern Substanzen zu gewinnen. Das A. geschieht in offenen oder bedeckten Gefäßen, bei freiem Zutritt der Luft oder in luftleerem Raume, mittelst natürlicher und künstlich erzeugter Wärme, mittelst des Luftzugs oder durch Chlorkalcium und Schwefelsäure. Als offene Abdampfungsgefäße sind Schalen von Platina, Silber, Zinn, Blei, Kupfer, Glas und Porzellan, metallne Kessel u. dergl. am meisten im Gebrauche. Geschieht das A. durch freies Feuer, so eignet sich dazu am besten ein Kessel mit möglichst großer Berührungsfläche gegen das Feuer; daher ein viereckiger stets einem runden vorzuziehen wäre, wenn dieser nicht andere Vortheile gewährte. Bei Schalen ist eben deshalb ein einwärts gebogener Boden zweckmäßig. Ueberall aber müssen die Wände der Gefäße möglichst dünn seyn, damit die Wärmeleitung rasch von Statten gehen kann. Sehr wesentlich wird das A. befördert, wenn das Abdampfungsgefäß durch einen Deckel verschlossen ist, welcher nur mittelst einer kleinen Oeffnung oder Röhre die Dämpfe entweichen läßt. Denn in diesem Falle entwickeln sich die Dämpfe mit größerer Expansivkraft und in entsprechender größeren Menge. Soll die angewandte Wärme einen gewissen Grad nicht übersteigen, so kann sie nicht füglich durch freies Feuer erzeugt werden. Man wendet dann am gewöhnlichsten das sogenannte Wasser- oder Marienbad an, bei welchem die Hitze ohne Anwendung künstlicher Mittel den natürlichen Siedepunkt des Wassers (80° R.) nie übersteigt. Das Gefäß, welches die abzudampfende Flüssigkeit enthält, wird in ein größeres, ihm an Gestalt ähnliches, eingesetzt, so daß zwischen den Wänden beider Gefäße Raum genug bleibt, um eine Quantität Wasser dazwischen gießen zu können, welches dann bis zum Siedepunkt oder einem andern gewünschten Grad erhitzt wird. Gefäße von Steingut oder Wedgewood, deren innere Seiten glasirt sind, eignen sich hierzu vorzüglich gut. Anstatt des Wasserbades wendet man bei höhern Graden der Erhitzung auch ein ganz ähnlich eingerichtetes Sandbad an. Das A. durch den Luftzug und die natürliche Sonnenwärme findet unter Anderm bei Gradirwerken Statt. Das A. mittelst des Chlorkalcium oder der Schwefelsäure ist eine Erfindung Leslie's. Sie wird in freier Luft, oder (mit rascherm Erfolge) im luftleeren Raume ausgeführt. Man bringt die mit der abzudampfenden Flüssigkeit gefüllte Schale über ein Gefäß voll koncentrirter, aber nicht rauchender Schwefelsäure u. stellt beides unter die Glocke einer Luftpumpe, die man allmählig luftleer macht. Die Schwefelsäure zieht das Wasser aus der Schale an sich, und zwar um so schneller, als bei der Verdünnung der Luft kein Druck diesen Prozeß hindert.

Abdas, Bischof von Susa zu Anfang des 5. Jahrhunderts. Nachdem durch Maruthas, Bischof von Zagrit in Mesopotamien, das Christenthum in Persien sehr günstige Aufnahme gefunden, verdarb A. Alles wieder durch seine unbesonnene Handlungsweise. Er ließ einen der persischen Tempel, in welchem das Feuer als Symbol Ormuzds verehrt wurde niederreißen und widersetzte sich, als König Jezdegerdes II.

ihm darüber gelinde Vorwürfe machte und den Wiederaufbau verlangte, so hartnäckig jeder Vorstellung, daß letzterer nun höchst erbittert die christlichen Kirchen des Reichs zerstören und den A. hinrichten ließ (418). Dies war indeß nur der Anfang einer 30jährigen Verfolgung, welche unter dem Nachfolger des Jezdegerdes, dem Varanes V., vom J. 421 an noch weit heftiger wurde. Außer A. starben in dieser Verfolgung noch 3 namhafte Märtyrer: Hormisdas, Suenes und Benjamin. Gedächtnißtag: 16. März.

Abdecker (Freiknecht, Schinder, Fall-, Feldmeister, Cavillator), diejenige Person, deren Geschäft es ist, in einem bestimmten Bezirke das gefallene Vieh wegzuschaffen, abzuhäuten und einzuscharren. Damit verbindet der A. in der Regel noch andere niedrige Arbeiten und Dienstleistungen, z. B. das Reinigen der Kloaken, das Einfangen herrenloser Hunde. Nach dem deutschen Rechte leidet er an Anrüchigkeit (levis notae macula), ist demnach unfähig zum Eintritt in die Zünfte, in das Militär und in Ehrenstellen, aber nicht ehrlos, kann also vollgültiges Zeugniß vor Gericht abgeben. Die Kinder des A.s, wofern sie nicht das Gewerbe des Vaters treiben, bleiben auch von dem Makel der Anrüchigkeit frei. Mit dem A. darf der Scharfrichter (s. d.) nicht verwechselt werden, der sich entweder ausschließlich mit Hinrichtungen von Verbrechern befaßt, oder doch die Abdeckerei nur durch Knechte besorgen läßt.

Abd=el=Kader, eigentlich Sidi el Hadschi Abd el Kader ben Mahiddin, der berühmte Araberhäuptling, der 16 Jahre lang das Banner der Freiheit seiner Stammgenossen gegen die Franzosen siegreich trug, ward um 1807 in Gunta unweit Maskara geboren u. gehört zu einer uralten Priesterfamilie (Marabuts), die ihren Stamm bis zu den Khalifen von dem Geschlechte der Fatimiden zurückführt. Er erwarb sich schon in seiner Jugend durch eine Pilgerfahrt nach Mekka, die er mit seinem Vater Mahiddin unternahm u. der er den Beinamen el Hadschi, d. i. der Heilige oder der Pilger, verdankte, so wie durch eifrige Studien auf der Hochschule von Fez den Ruf besonderer Frömmigkeit. Eine zweite Reise führte ihn im 20. Lebensjahre nach Aegypten, wo er mit höchster Begeisterung die Reformen Mehemed Ali's anstaunte. Der Angriff der Franzosen wandte sein Lebensgeschick und machte aus dem künftigen Priester einen Krieger. Bald nach der Eroberung Algiers durch die Franzosen wählte ihn das Volk zum Emir von Maskara, nachdem sein Vater für sich die Würde abgelehnt, den Sohn aber vorgeschlagen hatte. Unter dem Jubelgeschrei des Volkes hielt A. seinen Einzug in Maskara. Jeder Mühe, jeder Gefahr Trotz bietend, von unerschütterlicher Vaterlandsliebe beseelt, gewann er bald Vertrauen und Liebe der Kabylen in hohem Grade und wußte, obgleich selbst ohne Fanatismus, ihren Religionseifer zu entflammen. Den Franzosen machte er sich zum ersten Male bemerklich, als er am 3. und 4. Mai 1832 mehre kräftige, wenn auch vergebliche Angriffe auf die Provinz Oran unternahm. Schon damals glaubte man, daß er mit dem Kaiser von Marokko in genauer Verbindung stehe und von diesem beauftragt sey, Oran wieder zu erobern. Mehre Male geschlagen, erschien er immer wieder mit neuen Truppen und unterwarf von 1832—33 alle Stämme zwischen Maskara und dem Meere und nöthigte den französischen General Desmichels zu dem Friedensvertrage vom 26. Febr. 1834, in dem seine Herrschaft ausdrücklich anerkannt und ihm das Recht zugesprochen wurde, in Frankreich Waffen u. Kriegsvorräthe anzukaufen. General Desmichels wurde zwar deshalb zurückberufen, ohne daß man aber seinen Vertrag mit A. aufhob. In Folge desselben konnte A. noch in demselben Jahre den Grund zu seiner Macht legen, um so sicherer, als die Franzosen nicht das Geringste davon bemerkten. Er unterwarf die unabhängigen Häuptlinge der Provinz einen nach dem andern, zuletzt den mächtigen Bei der Duairs und Zmelas, der ihn anfangs in einer blutigen Schlacht besiegte, dann aber seiner Seits geschlagen u. durch kluge Milde in einen Verbündeten verwandelt wurde. Auch der Schah Mussa=el=Darkui, der mit seinen wilden Reitern aus der Sahara kam, um den abgefallenen Glaubensgenossen, den „Verbündeten der Franzosen" und dann diese selbst zu besiegen, ward bei Hausch=Amara in der Provinz Titeri geschlagen, worauf A. von den Stämmen der Provinzen Oran und Titeri als Sultan anerkannt ward und ein Ansehen erlangte, das es ihm sogar möglich machte, seine begeisterten Araber von einem Friedensbruche mit den Franzosen abzuhalten. Den Franzosen selbst war inzwischen der arabische Häuptling zu bedeutend geworden, um geduldet werden zu können. Sie begannen den Krieg, erlitten aber unter dem General Trezel am 28. Juni an der Makta eine gänzliche Niederlage, durch die das Ansehen A.s natürlich bedeutend stieg. Clauzel, zum zweiten Male als Gouverneur nach Algier gesandt, übernahm es, diese Scharte auszuwetzen, u. eroberte Maskara glücklich, konnte sich aber nicht behaupten und mußte im December den Rückzug nach Tlemsan antreten, der durch das schlechte Wetter und fortwährende feindliche Angriffe ein sehr verlustvoller wurde. Der Krieg, den in den beiden folgenden Jahren General Bugeaud weiter führte, blieb ohne Erfolg. Wenn A. einzelne Niederlagen erlitt, so gewann er auf der anderen Seite gegen den französischen Unterbefehlshaber an der Tafna einen bedeutenden Sieg und führte den kleinen Krieg mit solchem Glück, daß er seine Herrschaft über Titeri und sogar einen Theil der Provinz Algier ausdehnte und Bugeaud mit 4000 Mann aus Frankreich herbeieilen mußte, um die Bedrängten zu erlösen. Frankreich, das eben damals an die Eroberung von Constantine dachte, schloß, um bei diesem Unternehmen im Westen Ruhe zu haben, den berüchtigten Vertrag von der Tafna, in dem A. thatsächlich als Souverän anerkannt ward, unter der bloß nominellen Herrschaft Frankreichs, und die Verwaltung der Provinzen Oran, Titeri und Algier erhielt, mit Ausnahme der Hauptstädte und der Metidschah von Algier. Das Recht, in Frankreich Waffen und Kriegsvorräthe anzukaufen, wurde ihm diesmal von der Regierung selbst zugestanden, wogegen er die Verpflichtung übernahm, dem Heere 60,000 Säcke Getreide und 5000 Ochsen zu liefern. Die-

ser Vertrag wurde am 30. Mai 1837 zwischen dem General Bugeaud u. A. unterzeichnet und am 15. Juni in Paris ratificirt. Es folgte nun wieder eine Friedenszeit, die von A. dazu benutzt wurde, seine Macht im Innern zu erweitern und zu befestigen. Bis in die Wüste dehnte er sie aus, scheiterte aber an der Oase Ain-Maadi, deren befestigte Hauptstadt allen seinen Angriffen widerstand. Im J. 1838 wandte er sich nach dem Lande der Kabylen, das für Europäer unnahbar war und selbst den Türken und Arabern verschlossen wurde, und erlangte im Dschurschuragebirge von den dortigen Stämmen Anerkennung seiner Herrschaft. Nicht so glücklich war er im Innern Kabyliens, wo er nicht mehr erreichte, als daß er mit einigen Reitern das Gebirg betreten durfte, während sein Heer außerhalb der Grenzen seiner Rückkunft harren mußte; von Unterwerfung war keine Rede. Im nächsten Jahre kam der Krieg mit Frankreich wieder zum Ausbruch, durch den der französischen Herrschaft in Algier der Todesstoß versetzt werden sollte. A. nahm den Vorwand von dem Marsche des Herzogs von Orleans durch einen Theil seines Gebietes; in der That aber griff er zu den Waffen, weil seine fanatischen Anhänger nicht länger einen Zustand dulden wollten, der ihnen als Gottlosigkeit erschien. Wie ein verheerender Bergstrom ergoß sich der Schwarm der Araber über das französische Gebiet; auf allen Seiten zugleich geschah der wüthende Angriff und bald blieb den Franzosen nur so viel Land, als sie mit ihren Mauern und Wällen umspannen, mit ihren Geschützen bestreichen konnten. Der Kampf ward nun ein Vernichtungskrieg. Bugeaud besetzte alle strategisch wichtigen Punkte an der Küste und im Innern und ließ von hier bewegliche Kolonnen ausgehen, die das Land mit Windesschnelle durcheilten, den Feind aufsuchten, angriffen, seine Dörfer, seine Heerden vernichteten u. seine Städte zerstörten. A. seiner Seits irrte wie ein Adler, der seine Beute umkreist, um die französischen Besitzungen herum, ganze weite Gebirgsstrecken alarmirend und dann plötzlich auf einer schwachen Stelle einbrechend, wo man ihn am wenigsten vermuthete. Hefteten sich die Franzosen nach solchen verheerenden Zügen an seine Fersen, so entschlüpfte er ihnen regelmäßig in jene öden Flächen des Sahararandes, wo sechs Monate des Jahres kein Halm grünt und von wo die Hälfte der französischen Chasseurs ohne Pferde heimkehrte. Dennoch ging es mit A.s Macht sichtbar zu Ende. Die ihm ergebensten Stämme fielen nach u. nach ab, um sich vor dem Hungertode zu erretten, die zum heiligen Krieg rufende Stimme des Emirs fand mit jedem Jahre ein schwächeres Echo, so laut er sie auch erhob. Er selbst ermattete in demselben Grade, als die Anstrengungen, die ein ganzes Volk mit ihm gemeinschaftlich gemacht hatte, immer mehr auf seiner eigenen Person zu lasten anfingen. Die Zwischenräume, die zwischen sein Erscheinen zu fallen pflegten, wurden länger, er drang nicht mehr so weit vor, wie früher, zog sich eiliger zurück. Da richteten sich seine Blicke auf Marokko, dessen Sultan eine in ganz Nordafrika anerkannte geistliche Autorität besitzt. In Folge seiner Bemühungen bestand bald zwischen Marokko und Algier ein Kriegszustand, ehe noch der Sultan einen Entschluß gefaßt hatte. Die Schlacht von Isli führte indessen eine rasche Entscheidung herbei und die Furcht des Sultans vor A.s Einflusse in seinem eigenen Lande diktirte den Frieden mit Frankreich und machte den Sultan zum Feind A.s, der seiner Seits nichts versäumte, die marokkanischen Stämme auf seine Seite zu bringen und eine unabhängige Stellung zu behaupten. In der That hatte er bald die kriegerischesten Stämme gewonnen, und schon gab man in Frankreich dem Gedanken Raum, daß A. den marokkanischen Thron besteigen und einen neuen Krieg anschüren werde. Als A. im Sommer 1847 die Maske fallen ließ, war der erste Erfolg für ihn. Am 5. Juni überfiel er 2000 Marokkaner in ihrem Lager von Wed-Azelef, eroberte dasselbe fast ohne Schwertstreich und ließ den kaiserlichen General, den Kaid El-Hamar, als Rebellen hinrichten. Er befand sich jetzt im unbestrittenen Besitze des Riffs, der ihm die Verbindung mit Gibraltar, d. h. die Zufuhr von Waffen, sicherte, und schon hatte der Zug auf Fez begonnen, als zwei dem Emir zuziehende algierische Stämme von den Marokkanern überfallen und vernichtet wurden. Mehre andere Stämme fielen nun von A. ab, während die marokkanische Hauptmacht gegen die Maluia vorrückte und A. bis dicht an die französische Grenze drängte, so daß er sich zwischen zwei Feinden befand. Dennoch verlor er den Muth nicht, sondern bereitete sich zu einem Kampfe auf Leben und Tod vor. Ein Angriff auf eines der zwei marokkanischen Lager in der Nacht vom 11. auf den 12. Dec. hatte den vollkommensten Erfolg; aber am folgenden Tage wendete sich das Glück. Die marokkanischen Lager vereinigten sich und bedrängten den Emir so sehr, daß er am 21. beschloß, das französische Gebiet zu gewinnen. Mit 1000 Kriegern gegen 40,000 Marokkaner setzte er über die Maluia und wollte sich von hier aus in die Gebirgspässe, die nach der Wüste führen, werfen, sah sich aber von den Franzosen umzingelt und erklärte am 22. Nachts 11 Uhr seine Unterwerfung. Lamoricière versprach ihm Ueberschiffung nach Aegypten oder nach St. Jean d'Acre und der Herzog von Aumale bestätigte dies Versprechen. Trotz desselben wurde er mit seinen Frauen und Dienern nach Frankreich eingeschifft u. erst in das Fort Lamalque zu Toulon gebracht, dann Ende April 1848 in dem Schlosse zu Pau in Bearn und endlich zu Amboise eingeschlossen. So energische Stimmen sich auch in Frankreich gegen den Bruch des Vertrags erhoben, so fand es doch selbst die Regierung der Republik nicht für angemessen, Gerechtigkeit gegen den besiegten Feind zu üben. Im Okt. 1852 erschien der Präsident Ludwig Napoleon auf seiner Triumphreise durch Südfrankreich im Schlosse Amboise und kündigte dem Emir seine Freiheit an, wogegen A. auf den Koran seine Unterwerfung „ohne Vorbehalt und Hintergedanken" beschwor. Einer Einladung des Präsidenten folgend, erschien er bald darauf in Paris, wo ihn Napoleon mit großer Auszeichnung empfing und er der gefeierte Held des Tages war. A. lebt jetzt in Brussa in Syrien, wo ihm von Frankreich sein Aufenthalt angewiesen wurde, meist religiösen Uebungen. Vgl. Delacroix, **Histoire privé et politique d'A.**,

Paris 1845, und Lamenaire, Vie, aventures, combats, amours et prise d'A., das. 1848.

Abdera, Stadt an der Ostseite der Mündung des Flusses Nessus in Thracien, nach Einigen von Abderus, dem Begleiter des Hercules auf seinem Zuge, um die Pferde des Diomedes zu holen, nach Andern von Hercules, zu dessen Andenken, oder von Abdera, der Schwester des Diomedes, erbaut. Sicherer ist die Erzählung des Herodot, nach welchem die erste Anlage von dem Klazomenier Timesios (um 660) herrührte, aber wegen der Uebermacht der feindseligen Thraker verlassen wurde. Die Teïer, Cyrus' Gewaltherrschaft fliehend, erneuerten die Gründung. Nach den Perserkriegen mächtig geworden, unterlag sie Philipp von Macedonien, wurde aber von den Römern wieder für frei erklärt. Von ihren spätern Schicksalen wissen wir nichts; Trümmer werden noch gefunden. Die Einwohner (Abderiten) waren im Alterthume wegen Dummheit und Aberwitz berüchtigt, daher sprüchwörtlich: hic Abdera, d. i. hier herrscht Dummheit; was wahrscheinlich von einer periodischen Krankheit, welche, dem Wahnsinne ähnlich, sie so oft befiel, herrührt. Daß sie Männer, wie Democritus, Protagoras, Anaxarchus erzeugte, widerlegt hinlänglich das Gerücht von der Dummheit Aller. Näheres über A. bei K. F. Hermann, Versuch einer urkundlichen Geschichte von A., in der allgemeinen Schulzeitung 1830, Nr. 63.

Abderitismus, moralischer, die Behauptung, daß das Menschengeschlecht in ewigem Stillstande auf der jetzigen Stufe seines sittlichen Werthes verbleibe.

Abderus, Sohn des Hermes (nach einer andern Ueberlieferung des Thromius), Liebling und Begleiter des Hercules, ward von den Rossen des Diomedes, welche ihm Hercules, der die Bistonen verfolgte, zur Hut anvertraut hatte, zerrissen. Ihm zu Ehren soll Hercules Abdera (s. d.) erbaut haben. Nach Hygin ist A. ein Diener des Diomed, der vom Hercules getödtet wurde, weil er die Pferde seines Herrn nicht wollte wegführen lassen.

Abdest, der religiöse Gebrauch des Waschens bei den Mohammedanern vor dem Gebete, dem Lesen des Korans, oder dem Besuchen der Moschee. Man wäscht zuerst den Nacken, dann den Kopf, die Hände und den Vorderarm, zuletzt die Füße bis an die Knöchel, und bedient sich in Ermangelung des Wassers auch des Sandes oder Grases. Das Wort ist persischen Ursprungs, aus Ab (Wasser) und Dest (Hand) zusammengesetzt.

Abdias, vorgeblicher Apostelschüler und erster Bischof von Babylon. Merkwürdig ist die unter seinem Namen verfaßte apokryphische Schrift: „Historia certaminis Apostolici lat. in Fabricii Cod. Apocryph. Nov. Test.", Bd. II, S. 388 ff. Schon der Papst Gelasius erklärte sie 494 für untergeschoben. Sie stammt aus dem 9. oder 10. Jahrhundert.

Abdicatio (lat.), nach attischem Rechte die Verstoßung eines Kindes. Sie konnte vom Vater vollzogen werden, wenn der Archon die Gründe als erheblich anerkannt hatte. Den Römern ist diese Ausübungsart der väterlichen Gewalt fremd geblieben.

Abdiesus, Diakon und Märtyrer, kam mit vielen Andern in der großen Christenverfolgung in Persien unter König Sapor um. Gedächtnißtag: 22. April.

Abdikation, Niederlegung einer Würde, besonders der Regierung. Unbestreitbar ist das Recht eines Fürsten, die Regierung niederzulegen, nur kann er dadurch seinem Stamme die Rechte auf die Regierung selbst nicht vergeben, noch weniger aber einen andern Herrscherstamm zur Regierung bringen, oder dem Staate eine andere Verfassung aufdringen. Mit der Niederlegung der Regierung begibt sich der Regent der Ausübung sämmtlicher Regentenrechte, obgleich demselben sehr oft noch äußere Ehrenrechte, Majestätstitel u. dergl. vorbehalten werden. Ebenso verliert der abdicirende Regent in fremden Ländern die Exterritorialität und die Jurisdiktion über sein Gefolg. Ob das Recht des Abdicirenden wieder eintrete, wenn derjenige, zu dessen Gunsten abdicirt wurde, stirbt, oder die A. ablehnt, ist sehr bestritten. Die Beispiele von Niederlegung der Regierung sind in der Geschichte nicht selten und reichen bis in die neueste Zeit. Am häufigsten finden sie sich in Spanien, Savoyen und Sardinien. Nicht selten folgte dem Entschlusse des Abdicirenden die Reue, wie gewöhnlich aber zu spät.

Abdollatif, eigentlich Muwaffik ed-din Abu Mohammed Abd-ollatif ebn Juseph, berühmter arabischer Gelehrter, wurde 1162 zu Bagdad geboren. Nachdem er in seiner Vaterstadt Grammatik, Rhetorik, Philosophie, Theologie und Gesetzeswissenschaft studirt hatte, wurde er 28 Jahre alt zu Mosul, dann zu Damask, öffentlicher Lehrer. Nachdem er sich auf einer Wallfahrt nach Jerusalem und im Lager vor Akka die Freundschaft Bohaeddins (Saladins Biographen) und des nachmaligen Wessirs Kadhi Fadhel erworben, reiste er nach Aegypten, wo er in Kahira die Bekanntschaft des Moses Maimonides machte. Ueber Jerusalem zurückgekehrt, trat er sodann mit Beifall in Damaskus als Lehrer auf. Nach Saladins Tode (1193) erhielt er von dessen Sohn Melik-al-aziz in Kairo eine Pension. Nach dessen Sturze lehrte er zu Jerusalem, dann von Neuem zu Damaskus, wo er nach dem Studium der ältern Aerzte auch Medicin übte. Zu dem Sultan Aladdin Daud in Arzendschen berufen, wanderte er nach der Eroberung von dessen Reich durch Kainobed nach Haleb an den Hof von Saladins Enkel Melik-al-aziz 1227. In seinem 70. Jahre trat er eine Wallfahrt nach Mekka an. In Bagdad, wohin er gegangen war, um dem Khalifen Mostansser billah einige Schriften zu überreichen, † er an einem Fieber 1231. Unter seinen zahlreichen Schriften ist die über Aegypten die wichtigste (herausgegeben von Paulus, 1789, von White, Oxford 1808, deutsch von Wahl 1790, französisch von Silvestre de Sacy nebst der aus eigenhändigen Notizen geschöpften Lebensbeschreibung von Abu-Oseiba). Vgl. Abdollatiphi vita, arab. et lat. ed. G. Monsley, Oxf. 1808.

Abdominal, in der (zum Theil veralteten) medicinischen Sprache Alles, was mit dem Abdomen (Unterleib) in unmittelbarer Verbindung steht.

Abdon, Märtyrer, ein vornehmer Perser, der

250 n. Chr. unter Diocletian nach Rom kam und dort mit seinem Gefährten Sennen den Märtyrertod erlitt. Gedächtnißtag: 30. Juli.

Abdorrhaman (Abderrahman, Abdulrahman, Abdurrhaman), 1) A. Ben Abdullah el Gafiki, Statthalter des Khalifen Yezid in Spanien, drang 731, um Frankreich dem arabischen Reiche einzuverleiben, mit ungeheurer Heeresmacht in Aquitanien ein, eroberte Bordeaux, ging über die Garonne und Dordogne und vernichtete das Heer des Herzogs Eudes von Aquitanien, worauf die Sarazenen verwüstend das Land durchzogen und schon bis Nizza vordrangen. Schon hatten sich einige Große des fränkischen Reichs unterworfen, als Karl Martell, Majordomus der Franken, mit dem Herzog Eudes im Okt. 732 zwischen Tours und Poitiers die Sarazenen in einer siebentägigen Schlacht schlug, in der A. selbst den Tod fand. Diese Schlacht gehört zu den erfolgreichsten der Weltgeschichte, indem sie das germanische Europa vor der sarazenischen Barbarei rettete.

2) Fünf ommajadische Khalifen zu Cordova: a) Abdul Rhaman ben Moawijah-Abu-Mothref el-Safar (el Dakhel), rettete sich von der Ermordung sämmtlicher Prinzen seines Hauses durch Abdallah erst in die Wälder am Euphrat, irrte dann unter unsäglichen Gefahren in Afrika umher u. fand endlich unter den Zenaten, aus deren Stamm seine Mutter, in der Gegend von Meknes Sicherheit gegen die Nachstellungen des Statthalters Abderrahmen Ben Habib. Von hier sandte er einen Freigelassenen, Bedr, nach Spanien, um eine Partei zu gewinnen. Leicht fand sein Antrag in dem von Parteikämpfen zerrissenen Lande Gehör. Nachdem er mit 1000 Zenaten bei Almunecar im Sept. 755 gelandet, fand er großen Anhang. Der Sieg bei Masara über den Statthalter Jussuf el Fahri (Fehri) öffnete ihm Cordova. Bei erneuerter Empörung fand Jussuf 759 seinen Untergang. Mehre Empörungen, von den abbassidischen Statthaltern Afrika's unterstützt, wurden glücklich gedämpft. Diese Zerwürfnisse erleichterten den Christen im Norden der Halbinsel ihr Bestreben und Ausbreiten. Im J. 777 wandte sich der Wali von Saragossa, Soleiman el Arabi (Ibn al Arabi) an Karl den Großen, welcher darauf die spanische Mark eroberte; ein Krieg, der die Empörung von Jussufs Söhnen erleichterte, welche erst 786 gedämpft ward. Die Unruhen hielten ihn ab, nach Syrien zu ziehen; aber das ganze sarazenische Spanien erkannte endlich den ommajadischen Khalifen an, welcher seinen Sitz zu Cordova nahm. A. † nach Ernennung seines Sohnes Hescham zum Nachfolger, auf einer Reise zu Merida am 9. Okt. 787. Trotz der mannichfachen Kriege begann doch schon unter A. die hohe Blüthe des arabischen Spanien. Er selbst, als Dichter und durch Beredsamkeit ausgezeichnet, förderte ernstlich Handel, Kunst u. Wissenschaft. Der Palast zu Cordova und die daselbst 786 begonnene Moschee sind Zeugen davon. — b) A. II., Ben al Hakem, beigenannt al Mobhaffer, erbte den Khalifenthron zu Cordova von seinem Vater Hakem I. 822. Gegen ihn empörte sich sein Oheim Abdallah; er brachte ihm aber eine Niederlage und hatte dann Ruhe vor ihm bis an seinen Tod. Unter fortwährenden, mit abwechselndem Glück geführten Kriegen gegen Leon, gegen die Franken und die Normannen verging A.s Regierung. Den Antrag des byzantinischen Kaisers Theophilus zu einem Bündnisse gegen die Abbassiden erwiederte er wenigstens durch eine Gesandtschaft. Er † den 18. Aug. 852. Sein Hof übertraf an Glanz und Pracht den seiner Vorgänger und alle abendländischen Höfe. Künste und Wissenschaften wurden von dem Khalifen, welcher selbst Jahrbücher von Spanien verfaßte, liebend gepflegt, für den Wohlstand und die Sicherheit des Reichs durch Flotten und Festungen gesorgt; jedoch trat von jetzt an auch schon verderbliche Weichlichkeit ein. — c) A. III., Sohn Mohammeds, Enkel Abdallahs, nach seines Großvaters Tode 912 auf den Thron gesetzt, unterdrückte glücklich die gegen ihn errregten Aufstände, wobei er seinen eigenen Sohn Abdallah enthaupten ließ. Er führte zuerst von den spanischen Khalifen den Titel: Emir al Mumenin (Beherrscher der Gläubigen, korrumpirt in Miramamolin) und nahm den Beinamen Nasr Cedinillak (Beschützer der Gesandten Gottes) an. Fortwährend erneuerten sich unter ihm die Kriege, besonders gegen Ordogno II. von Leon und Ramiro II., in welchen A. immer gefürchtet blieb; besonders seit das Bündniß der christlichen Königreiche sich gelöst hatte. Den König Sancho den Dicken führte er 960 in sein Königreich Leon zurück. Nach dem Untergange der Edrisiden machten ihm die Unruhen in Mogrib ul Aksa die Eroberung von Ceuta und anderer Länderstriche leicht. Unter ihm erreichte das Khalifat von Cordova seine höchste Blüthe. Cordova soll außer 60,000 öffentlichen Gebäuden und 85,000 Buden damals 212,000 Wohnhäuser gezählt haben. Als erstaunlich wird die Pracht des von A. durch Baumeister aus Konstantinopel erbaute Zehra (Zahrah) geschildert. Die jährlichen Reichs-Einkünfte wurden auf fast 13 Millionen Golddinare geschätzt. 80 große und 300 kleinere Städte zählte das arabische Spanien, und das Thal Guadalquivir enthielt allein 12,000 Dörfer. 70 Bibliotheken und 17 große Lehranstalten machten das Land zum Sitze höherer Bildung, als das ganze Abendland besaß. Der romantische ritterliche Geist der spanischen Sarazenen hatte zu jener Zeit seine Ausbildung erreicht, indeß machte nachher die Verweichlichung die Einführung ausländischer Söldner nöthig. A. † 961. In 40 Jahren erklärte er, bei aller Pracht, Herrlichkeit und Gewalt, doch nur 24 glückliche Tage erlebt zu haben. — d) A. IV. Ben Mohammed, Mostadi, wurde von Hairan und seiner Partei 1017 zum Khalifen gegen Ali, den Edrisiden, ausgerufen, nahm seinen Sitz zu Jaën, blieb aber 1023 in einem unglücklichen Gefecht. — e) A. V. Ben Hescham, des Vorigen Vetter, wurde 1023 unter dem Namen Mostader zu Cordova zum Khalifen ausgerufen, aber schon 1024 das Opfer einer, von einem andern Ommajaden, Mohammed Ben A., gestifteten Verschwörung.

3) Mulei Soliman, regierender Sultan von Fez und Marokko, ward 1778 geboren. Er hätte eigentlich schon 1794 nach dem Tode seines Vaters auf den Thron gelangen sollen, mußte aber damals seinem Oheim Mulei Soliman, der sich der Sultanswürde bemächtigte, weichen. Erst nach dessen Tode und dem letzten

Willen desselben gemäß bestieg A. 1823 den Thron. Mehre aufrührerische Stämme besiegte er nach 4jährigem Kampfe glücklich, so daß er von da an in Ruhe regierte. Eine Kollision mit Oesterreich, das den bisher üblichen Tribut zu zahlen sich geweigert, wurde durch einen Frieden beigelegt, in dem A. auf den Tribut Verzicht leistete; eben so wurde eine drohende Differenz mit Spanien 1844, dessen Konsularagenten Victor Dagmon der Sultan hatte hinrichten lassen, durch Englands Vermittlung geschlichtet. Größere Gefahren bereiteten dem marokkanischen Staate die Kriege, welche Abd-el-Kader gegen die Franzosen führte und an denen A. Theil zu nehmen sich gezwungen sah (s. Marokko). Sultan A. ist ein eifriger Muselmann, doch ohne den wilden Fanatismus seines Volks zu theilen, dabei streng, oft grausam.

Abdruck, im Allgemeinen jedes Gebilde, welches durch Druck hervorgebracht wird und ein Abbild des drückenden Körpers darstellt. Man unterscheidet Abdrücke auf ebener Fläche z. B. in der Buchdruckerei, Kupferstecherkunst, Steindruckerei 2c., und Abdrücke in Relief, die entweder vertieft, oder erhaben sind. Da man bei dem unmittelbaren Abdrucke eines Gegenstandes, wenn die Materie, auf welcher er abgedrückt wird, nicht so dünn ist, daß die Formen auf der entgegengesetzten Seite durchschlagen, ein verkehrtes Bild erhält, so dienen solche unmittelbaren Abdrücke in den meisten Fällen nur als Matrizen, die hernach durch eine weiche, bald fest werdende Masse ausgefüllt werden, welche sofort die Theile in der ursprünglichen Konkavität und Konvexität darstellt (s. Abguß). Zu solchen Formen eignet sich im Ganzen am besten gut gebrannter, fein pulverisirter, im Wasser zu gehöriger Konsistenz gebrachter Gyps, indem er nicht bloß alle Züge der Form genau wiedergibt, sondern auch sehr schnell erstarrt. Außerdem werden verschiedene Metalle und Metallmischungen, gebrannter Kalk, pulverisirter und mit Tragantschleim zu einem dicken Teige verriebener schwarzer Schiefer, Tripel, Sand, Glas (s. Glaspasten), Alaun, Thon, Siegellack, Schwefel, Brod u. a. zu demselben Zwecke verwendet. Unmittelbare Abdrücke kann man sich auf leichte Weise von Pflanzen, Schmetterlingen 2c. machen, schwieriger u. das Geschäft besonderer Künstler ist die Bereitung von Formen aus den angeführten Substanzen (s. Abguß). Abdrücke von Blättern 2c. erhält man schon durch folgendes einfache Verfahren: Man tränkt ein Blatt feines Papier mit Baumöl oder Leinöl, läßt es so einige Tage liegen, schwärzt es dann durch den Rauch einer Lampe, legt die Pflanzentheile auf die geschwärzte Papierseite, breitet darüber ein anderes Stück starkes Papier und reibt mit einem harten Instrumente (Löffelstiel, Schlüssel 2c.) so lange darauf herum, bis die Farbe sich an die Pflanzentheile recht fest angesetzt hat. Ist dies geschehen, so bringt man die letztern zwischen zwei Blätter weißes Papier und reibt das obere mittelst eines ähnlichen Instrumentes, wie früher, so lange, bis die einzelnen Theile sich gut abgedrückt haben. Viel vollkommner wird der A., wenn man eine glatt geschliffene Steindruckplatte gleichförmig mit einem dünnen Ueberzuge von Kupferdruckerschwärze bestreicht, dann die Pflanze mittelst einer Presse zwischen Papierbogen auf der Platte aufdrückt, nach kurzer Zeit wieder behutsam abzieht u. mit der geschwärzten Fläche auf angefeuchtetes weißes Papier legt. Um Schmetterlinge abzudrücken, bestreicht man weißes Papier mit einer klebenden Lösung, wozu im Nothfall aufgelöstes arabisches Gummi oder Eierweiß dienen können, breitet auf der bestrichenen Stelle die abgeschnittenen Flügel in gehöriger Ordnung und Lage aus, bringt sie so zwischen zwei andere Blätter Papier und bewirkt durch vorsichtigen Druck mit der Hand und sanftes Streichen mit dem Daumnagel, daß sich der bunte Staub der Flügel an die mit der klebrichten Lösung bestrichene Fläche ansetzt. Will man beide Seiten des Schmetterlings zugleich abdrücken, so belegt man ihn auf beiden Seiten mit bestrichenem Papiere. Um das beste Klebmittel zu erhalten, wird folgendes Verfahren empfohlen: „Man übergießt $1\frac{1}{2}$ Loth klein geschnittene Hausenblase in einer Porzellanschale mit gutem Kornbranntweine, setzt sie über gelindes Kohlfeuer, bringt unter beständigem Rühren mit einem Hölzchen 1 Loth Tragant-Gummi, und wenn dieses größtentheils aufgelöst ist, 1 Loth arabisches Gummi hinzu, fährt mit dem Rühren so lange fort, bis Alles zu einem Brei geworden ist, schlägt diesen Brei zuletzt durch ein Stück Leinwand, und mischt ihm, im Fall er zu dick werden sollte, noch etwas Branntwein bei". Diese Auflösung läßt keinen Rand um die abgedrückten Theile zurück, der bei andern schwer zu verhüten ist. Ueber natürliche Abdrücke von Pflanzen und Thieren, besonders von Schilf- und Farrenkräutern, Fischen 2c. in Steinkohlen und Schieferlagern.

Abduktoren (Abziehungsmuskeln), diejenigen Muskeln, welche Theile von der Mittellinie des Körpers in horizontaler Richtung entfernen; bei der Hand und bei dem Fuße diejenigen, welche Finger oder Zehen von dem Mittelfinger oder der Mittelzehe abziehen.

Abdul Aziz (Abdelaziz), 1) Sohn des arabischen Oberfeldherrn Musa. Er begleitete seinen Vater auf dem Eroberungszuge nach Spanien 713, drang an der Südküste vor, siegte 714 über den gothischen Grafen von Lorca Theodemir bei Carthagena 714 und schloß mit diesem einen Unterwerfungstraktat, dessen Bestätigung Theodemir persönlich bei dem Khalifen in Damaskus erhielt. Als Musa auf die Anklagen seiner Feinde zurückgerufen wurde, erhielt A. die Statthalterschaft Spaniens, deren Sitz er nach Sevilla verlegte. Er berief Araber aus Afrika herbei und heirathete König Roderichs Wittwe. Auf deren Betrieb strebte er nach Unabhängigkeit; auf sein Verhältniß zu den Christen stützte man wenigstens Anklagen gegen ihn. Arabische Quellen erzählen, daß er wegen der Behandlung seines Vaters Musa durch den Khalifen Soliman sich empört und darauf auf dessen geheimen Befehl ermordet worden sey. Doch ist diese Thatsache ungewiß. 2) S. Wahabiten.

Abdul Baki Efendi, der größte türkische Lyriker, geboren 1526, † 1599. Sein Diwan ist sehr geschätzt.

Abdul Hamid, der 27. Sultan der Osmanen. Als er, 50 Jahre alt, am 21. Jan. 1774 aus dem

Kerker der Prinzenwohnung zum Throne gelangte, fand er das hinfällige Reich in der größten Verwirrung. Allenthalben waren die Statthalter empört und mit Rußland stand die Pforte in einem für jenes sehr glücklichen Kriege. Der schwache, vergnügungssüchtige A. war nicht geeignet, dem Reiche aufzuhelfen. Der Friede zu Kutschuk Kainardsche 1774 verschaffte Rußland Gebietserweiterungen am schwarzen Meere. Die Krim, für unabhängig erklärt, wurde 1783 von Rußland genommen und die Pforte mußte ihm 1784 den Besitz derselben bestätigen. Von den empörten Paschas wurde zwar Scheik Daher in Syrien besiegt und getödtet; gegen Ali Bey in Aegypten aber nichts ausgerichtet. Nachdem sich Oesterreich und Rußland eng verbunden hatten, erklärte A. 1787 an das letztere den Krieg, der anfangs für Oesterreich sehr unglücklich ausfiel. Potemkin aber eroberte 1788 Oczakow. So groß wurde die Verlegenheit der Pforte, daß A. das Silber seiner Unterthanen als Kriegssteuer forderte. Er † den 7. April 1789 noch während des Krieges.

Abd-ul-Hamid-Bei, orientalischer Name des französischen Reisenden und Abenteurers du Couret, s. d.

Abd-ul-Medschid, jetzt regierender Großsultan, den 6. Mai 1822 (14. Schaban 1237) geboren, Sohn des Padischah Mahmud II., dem er am 1. Juli 1839 in der Regierung folgte. Das osmanische Reich befand sich damals am Rande des Abgrunds, an den es besonders die Siege des alten Vicekönigs von Aegypten, Mehemed Ali, geführt hatten, und nur der ohne Frankreich abgeschlossene Vertrag vom 15. Juli 1840 rettete den körperlich und geistig schwächlichen jungen Padischah vom sicheren Verderben. Mehemed Ali mußte sich unterwerfen (27. November 1840), und die künftige Stellung des Lehenstaates Aegypten zur Pforte wurde durch einen neuen Vertrag der Mächte (13. Juli 1840), welchem auch nachträglich Frankreich seine Zustimmung gab, geordnet. Reschid-Pascha vermochte den Sultan, auf dem Wege der Reformen, welchen Selim III u. Mahmud II. in so entschiedener Weise eingeschlagen, fortzufahren. Begeistert ging A. auf diese Plane ein, ordnete große, durchgreifende Reformen, von dem Hattischerif von Gülhane (3. November 1839) bis zur Gleichstellung aller Glaubensgenossen vor Gericht, an, ohne jedoch überall die seit Jahrhunderten verrotteten Zustände des Reichs umgestalten zu können, um so weniger, als der Einfluß der europäischen Mächte die Macht des Beherrschers der Osmanen in vielen Dingen illusorisch macht. A., welcher sich „Seine Majestät" und „Kaiser" nennen läßt, führte auch den im Orient seltenen Brauch ein, daß er von Zeit zu Zeit einen Theil seiner Staaten bereist, um die Wünsche und Bedürfnisse seiner Unterthanen kennen zu lernen. Ueber den folgenschweren Krieg, in den er mit Rußland verwickelt wurde, s. Türkei. A. ist der 31. Souverän vom Stamme Osmans, der 28. seit der Eroberung Konstantinopels. Sein ältester Sohn Mahommed-Murad ist am 22. Sept. 1840 geb.

Abd-ul-Mumen, Gründer der maurisch-spanischen Dynastie der Muahedim oder Almohaden, die von 1146—1273 das nordwestliche Afrika und das arabische Spanien beherrschte.

Abdul Waheb, s. Wahabiten.

Abedechalas, Märtyrer, Presbyter des Bischofs Simon von Seleucia, † in der Christenverfolgung des Perserkönigs Sapor. Gedächtnißtag: 21. April.

Abegg, 1) **Heinrich Burckhardt,** Kommercien- und Admiralitätsrath zu Danzig, Sohn des verdienten, 1840 gestorbenen Kirchenraths u. Professors der Theologie A. in Heidelberg, wo er 1791 geboren ward. Er erwarb sich als Mitglied der preußischen Provinzialstände seit 1837, der in Berlin versammelten ständischen Ausschüsse von 1847 und 1848, sowie der vereinigten Landtage von 1847 und 1848, den Ruf eines freisinnigen u. aufgeklärten, aber gemäßigten Charakters.

2) **Julius Friedrich Heinrich,** bekannter Rechtsgelehrter, ward 1796 zu Erlangen geboren. Nachdem er die Gymnasien zu Erlangen u. Nürnberg besucht, studirte er zu Erlangen, Heidelberg und Landshut, wo er 1818 die juristische Doktorwürde erwarb, widmete sich unter Wolfgang Puchta in Erlangen ein Jahr lang der juristischen Praxis und setzte darauf seine Studien in Berlin fort. Im J. 1820 begann er zu Königsberg Vorlesungen zu halten, wurde 1821 außerordentlicher und 1824 ordentlicher Professor der Rechte, in welcher Eigenschaft er 1826 nach Breslau ging. Im J. 1846 ward A. von der juristischen Fakultät zu Breslau als Abgeordneter zur preußischen Landessynode gewählt. Seine sehr zahlreichen Schriften beziehen sich meist auf das Kriminalrecht, doch hat er auch einzelne Theile des Naturrechts bearbeitet u. dem Civilprozesse, namentlich dem preußischen, seine Thätigkeit gewidmet in der „Juristischen Wochenschrift für die preußischen Staaten" und in seinem „Versuch einer Geschichte der preußischen Civilgesetzgebung" (Berlin 1848). Seinem „System der Kriminalrechtswissenschaft" (Königsberg 1826), den „Untersuchungen aus dem Gebiete der Strafrechtswissenschaft" (Bresl. 1830), dem „Lehrbuch des Kriminalprozesses" (Königsb. 1825, 2. Aufl. 1833), dem „Versuch einer Geschichte der Strafgesetzgebung und des Strafrechts der brandenburg-preußischen Lande" (Berlin 1845) und der Schrift: „Die verschiedenen Strafrechtstheorien in ihrem Verhältniß zu einander und zu dem positiven Rechte und dessen Geschichte" (Neustadt a. d. O. 1835) schließen sich seine Abhandlungen in dem „Neuen Archiv für das Kriminalrecht" und andern Zeitschriften an. Auch sein „Lehrbuch der Strafrechtswissenschaft" (Neustadt a. d. O. 1836), seine „Beiträge zur Strafprozeßgesetzgebung" (das. 1845) behandeln mit philosophischem Scharfblick und in strenger Konsequenz die Principfragen auf dem Felde der heutigen Reform im Strafverfahren, für welches er den Grundsatz geltend macht, daß die Strafe einzig und allein zur Herstellung des gestörten Rechtszustandes diene.

3) **Bruno Erhard,** ein durch patriotischen Eifer ausgezeichneter Mann, ward zu Elbing am 17. Jan. 1803 geboren. Er erhielt seine Schulbildung auf dem Gymnasium seiner Vaterstadt und studirte seit 1822 die Rechte in Heidelberg, dann in Königsberg, wo er 1826 promovirte. Später widmete er sich der juristischen Praxis zu Danzig, dann beim Oberlandesgericht in Königsberg, verließ aber 1831 diese Stadt und erwarb

ein Gut im Kreise Bischhausen. Hier 1831 zum Landrath erwählt, machte er sich besonders dadurch verdient, daß er die Aufhebung der Verpachtung der Bernsteinfischerei an einen Generalpächter durchsetzte, so daß nun dieses Recht den Strandbewohnern gegen eine Vergütung an den Staat für immer übertragen wurde. Im Herbste 1835 ward A. als interimistischer Polizeipräsident durch den damaligen Oberpräsidenten von Schön nach Königsberg berufen, wo er eine so ausgezeichnete Thätigkeit entwickelte, daß die Stadtverordneten im folgenden Jahre seine definitive Anstellung bewirkten. An der Entwickelung der innern Verhältniß des Staatslebens nahm er den lebhaftesten Antheil. Den Adel, der ihm bei der Huldigung 1840 angeboten wurde, lehnte er aus Grundsatz ab. Mit Schöns Tode hörte A.s angenehmes Verhältniß auf u. es erfolgte deshalb gegen Ende 1845 seine Versetzung nach Berlin, wo er im Finanzministerium interimistisch beschäftigt wurde. Bald darauf mit dem Titel eines geheimen Regierungsrathes als königl. Kommissar der oberschlesischen Eisenbahn nach Breslau gesendet, lebte er hier seinem Amte, bis ihn die Bewegung von 1848 auf ein weiteres Feld öffentlicher Thätigkeit berief. A. war Mitglied der Deputation, die im März 1848 aus Breslau und Liegnitz mit den bekannten sieben Bitten an den König nach Berlin gesendet ward. Von Breslau zum Vorparlament gewählt, trat er auch in den Fünfzigerausschuß, dessen Vicepräsident er war, worauf ihn der Kreis Kreuznach in die preußische Nationalversammlung wählte. Schon sehr leidend, konnte er aber nur kurze Zeit darin thätig seyn; er † zu Berlin den 16. December 1848. A. glühte nicht nur für Preußens Ehre, sondern besaß auch ein warmes Herz für ein großes einiges deutsches Vaterland.

Abeille, Johann Christian Ludwig, ausgezeichneter Tonkünstler, Pianist und Komponist, den 20. Februar 1761 zu Baireuth geboren, genoß auf der hohen Karlsschule zu Stuttgart den Unterricht der Kapellmeister Baroni und Sämann und trat 1782 aus der Akademie in die würtembergische Hofkapelle. Nach Zumsteegs Tode 1802 wurde er Koncertmeister, mit welcher Stelle er später das Amt eines Organisten an der Hofkirche und eines Direktors der Stiftsmusik vereinigte. Wie seine Thätigkeit in diesem ausgebreiteten Wirkungskreise, in welchem er 50 Jahre hindurch, bis zu seiner Pensionirung und seinem bald darauf erfolgten Tode, 1832, stand, die allgemeinste Anerkennung fand, so machten ihn auch seine Kompositionen fürs Klavier und für den Gesang dem größern musikalischen Publikum vortheilhaft bekannt. Hauptsächlich genannt zu werden verdienen: das Aschermittwochslied für 4 Stimmen, die Opern: Amor u. Psyche, Peter u. Annchen, eine Sammlung Lieder und Koncerte und Trios fürs Klavier.

Abeken, 1) Bernhard Rudolf, einer der geistvollern Philologen und Pädagogen neuerer Zeit, Humanist im eigentlichen Sinne des Wortes, wurde den 1. Dec. 1780 zu Osnabrück, wo sein Vater Kaufmann war, geboren. Er studirte in Jena 1799—1802 Theologie, ging dann als Hauslehrer nach Berlin und folgte 1808 der ehrenden Aufforderung, die Erziehung und den Unterricht der Söhne Schillers zu übernehmen, während welcher Zeit Schiller in Weimar lebte. Da er schon in Berlin sich von der Theologie ab- und der Literatur zugewendet hatte, so folgte er 1810 einem Rufe an das Gymnasium zu Rudolstadt, welches er aber, obwohl bereits zum Direktor emporgestiegen, 1815 wieder verließ, um eine Stelle als Professor und zweiter Lehrer am evangelischen Gymnasium in seiner Vaterstadt anzutreten. A. hat sich einen Namen als Begründer des Denkmals für Möser gemacht, das er zuerst anregte; aber auch als Schriftsteller fand er Anerkennung durch seine „Beiträge zum Studium der göttlichen Komödie Dante Alighieri's", Berlin 1826, durch die Schrift „Cicero in seinen Briefen", Hann. 1835, rc.

2) Wilhelm Ludwig Albert Rudolf, Archäolog, Sohn des Vorigen, ward den 30. April 1815 zu Rudolstadt geboren und kam als 2jähriger Knabe mit dem Vater nach Osnabrück, wo er das Gymnasium besuchte. Nachdem er zu Berlin Theologie und Philologie, dann zu Göttingen besonders Archäologie studirt hatte, ging er 1836 nach Rom, von wo aus er die Gebiete der alten Etrusker, Umbrier, Sabiner, Samniter durchforschte und bis nach Neapel und Sicilien Ausflüge machte. Er ward zum Mitglied der pontanianischen Akademie in Neapel, der aretinischen Società di scienze, lettere ed arti, der herkulanesischen Akademie und zum zweiten Sekretär der archäologischen Gesellschaft zu Rom ernannt. Seiner Gesundheit wegen brachte er den Sommer 1842 in seiner Vaterstadt zu, wo er an sein Werk: „Mittelitalien vor den Zeiten römischer Herrschaft in seinen Denkmalen" (Augsburg 1845) die letzte Hand legte. Um dem Druckort nahe zu seyn, ging er im Herbst nach München, † aber schon den 29. Jan. 1843.

Abel (Habel, d. i. Hauch, Hinfälligkeit), der zweite Sohn Adams und Eva's, der von seinem ältern Bruder Kain erschlagen wurde (1. Mos. 4, 16). In A. und Kain finden die zwei Hauptgattungen der ältesten Lebensweise, das Nomadenleben und der Ackerbau, ihre ersten Repräsentanten, und zwar tritt dabei das dem Orientalen durch die Patriarchen geheiligte Nomadenleben freundlicher hervor. Die einfache biblische Erzählung, wo nur als Motiv der Handlung die neidische Mißgunst angegeben, die Art ihrer Ausführung aber nicht näher bestimmt wird, ist in beider Beziehung durch die spätere Dichtung der Rabbinen, des Koran und christlicher Erzähler vielfach, zum Theil nicht ohne poetischen Geist ausgeschmückt worden. Beide Brüder, so erzählt die spätere Sage, hatten Zwillingsschwestern, Kain die schöne Aklima, A. die Lebuda. Da Adam eine Wechselheirath wünschte, weigerte sich Kain, die weniger reizende Lebuda zum Weibe zu nehmen, mußte jedoch sich der Anordnung des Vaters fügen, welcher die Entscheidung von der günstigen Aufnahme eines zugleich von beiden Brüdern gebrachten Doppelopfers abhängig machte. Als das göttliche Wohlgefallen sich für A. entschieden hatte, dachte Kain darauf, den Bruder zu tödten, wußte aber lange nicht, wie er den Mord vollziehen könnte, bis der Satan selbst es ihn lehrte. Dieser schlug nämlich vor seinen Augen einem Vogel mittelst eines Steins den Kopf ein, worauf Kain den schlafenden A. ebenfalls durch ein Felsenstück

das Haupt zerschmetterte. 40 Tage trug Kain, von Gewissensangst gepeinigt, den Leichnam in einer Thierhaut mit sich herum; endlich brachte ihn ein Rabe, der einen andern getödteten Raben im Sande verscharrte, auf den Gedanken, den Körper des Bruders in die Erde zu vergraben. Den Ort der Ermordung A.'s zeigt man noch jetzt 16 Meilen von Damaskus und nicht weit davon sein Grab. Die christlichen Gnostiker machten aus A. einen vermenschlichten Aeon, Ebel oder Siva, d. i. glänzender Hauch.

Abel, 1) dänischer König, dritter Sohn Waldemars II. aus zweiter Ehe. Nach der von dem Vater vorgenommenen Reichstheilung erhielt der zweite Sohn zweiter Ehe Erich (VI. Plogpenning) die Krone, seine Brüder Knud Blekhingen, A. Schleswig und Christoph Laland und Falster. Sogleich nach des Vaters Tode (1241) geriethen A. und Erich in Krieg, welcher, einige Male durch Waffenstillstände und Verträge unterbrochen, bis 1249 dauerte, in welchem Jahre A. seinen Bruder, der sich durch Einführung einer Pflugsteuer verhaßt gemacht hatte, hinterlistig gefangen nahm und seine Ermordung zuließ. Die Marschbauern in Jütland (Nordfriesen), durch gewaltsame Beitreibung der Pflugsteuer zur Empörung gebracht, erschlugen A. 1252 auf dem Myllerdamm.

2) **Karl Friedrich**, Musiker, geboren 1726 zu Köthen, Sohn eines fürstlichen Kammermusikus daselbst. Auf der Thomasschule zu Leipzig unter Seb. Bachs Leitung gebildet, wurde er 1748 Mitglied der unter Hasse's Leitung stehenden dresdener Kapelle. Durch ansprechende Kompositionen (worin er sich nach Hasse gebildet), mehr aber noch durch seine unübertroffenen Leistungen auf der Viola da Gamba erwarb er sich einen großen Namen. Im Jahr 1759 ward ihm der Ruf als Kapelldirektor und Kammervirtuos der Königin aus London. Merkwürdig ist sein 1790 erfolgter Tod. Während eines Koncerts verfiel er in einen Schlaf, der drei Tage anhielt und am vierten mit dem Tode endigte.

3) **Jakob Friedrich von**, philosophischer Schriftsteller, den 9. Mai 1751 zu Vaihingen an der Ens im Würtembergischen geboren, erhielt seine Bildung in den Seminaren zu Drackendorf und Maulbronn, später zu Tübingen, und ward schon im 21. Jahre zum Professor der Philosophie an der Karlsakademie ernannt, wo er einer der Ersten war, welche Schillers Genius erkannten und beschützten. Im Jahr 1775 siedelte er mit der Akademie von der Solitude nach Stuttgart über und 1790 wurde ihm die durch Plancquets Tod erledigte Professur der praktischen Philosophie an der Universität Tübingen übertragen, welche Würde er 1811 mit der eines Prälaten und Generalsuperintendenten von Oehringen vertauschte. Dadurch wurde er zugleich Mitglied der leitenden Oberbehörde der evangelischen Kirche in Würtemberg. Im Jahr 1825 ward er Generalsuperintendent in Urach, später in Stuttgart und † den 7. Juli 1829 zu Schorndorf im Jartkreis. Seine zahlreichen Schriften beziehen sich auf verschiedene Theile der Philosophie, namentlich die Psychologie, Metaphysik und Moral. Eine der ausführlicheren führt den Titel: „Sammlung und Erklärung merkwürdiger Erscheinungen aus dem menschlichen Leben" (Frankfurt und Leipzig 1789—90, 3 Bde.). An den öffentlichen Angelegenheiten seines engeren Vaterlandes nahm A. theils als Mitglied der Ständeversammlung, theils durch Schriften, die sich auf das würtembergische Unterrichtswesen beziehen, thätigen Antheil.

4) **Joseph**, Historienmaler, wurde 1768 zu Aschach in Oesterreich geboren. Er bildete sich unter Füger auf der wiener Akademie und ging 1802 nach Rom, wo er sechs Jahre lang mit G. Schick im edelsten Wetteifer zubrachte und durch mehre Werke, namentlich durch eine vor der Leiche des Bruders knieende Antigone, Aufsehen erregte. Nach Wien zurückgekehrt, lieferte er eine Reihe trefflicher Historienbilder, die zum Theil in der k. k. Akademie, sowie in der Gemäldegallerie des Belvedere ausgestellt sind. Die Kirche zu Gumpendorf besitzt von ihm einen St. Aegidius mit 15 lebensgroßen Figuren. Auch malte er die schöne Gruppe des ersten Vorhanges im wiener Hoftheater. Ferner hat man von ihm geistreiche Radirungen. Er † zu Wien 1818.

5) **Clark**, englischer Arzt und Reisender, begleitete 1816 Lord Amherst auf der Gesandtschaftsreise nach China und gab nachher die Beschreibung davon mit Karten und Kupfern (London 1818, 4.) heraus. Dieses Werk gehört zu dem Besten, was wir über die Naturproduktion China's besitzen, und enthält außerdem viele interessante Notizen über die Geologie des Kaps, über Batavia, St. Helena, Ascension &c. Wissenschaftlichen Werth hat auch seine geologische Abhandlung über das Himalaya-Gebirg (in den Abhandlungen der asiatischen Gesellschaft zu Kalkutta). A. † 1826 zu Kalkutta, wo er zuletzt als Wundarzt in Diensten der ostindischen Kompagnie lebte. Ihm zu Ehren gab Rob. Brown einer Gattung Gesträucher aus dem Geschlechte der Kaprifolien den Namen **Abelia**.

6) **Karl von**, ehemaliger bayerischer Minister, den 17. Sept. 1788 zu Wetzlar geboren, Sohn des 1819 verstorbenen Justizraths und Professors der Rechtswissenschaft an der dortigen Rechtsschule. Nach juristischen Vorstudien besuchte er 1806—9 die Universität zu Gießen und die Rechtsschule seiner Vaterstadt, begann dann seine praktische Laufbahn, die 1814 ein anderthalbjähriger Militärdienst unterbrach, wurde 1815 Accessist beim Appellationsgericht des Isarkreises, 1816 Stadtgerichtsassessor in München und Straubing, 1817 Assessor der Kreisregierung zu München und 1818 Stadt- und Polizeikommissär zu Bamberg. Seit 1819 Regierungsrath in München, ward er 1827 Ministerialrath im Ministerium des Innern und erhielt den Adel. Seine politische Thätigkeit begann auf dem Landtage von 1831, wo er, wie auf dem von 1828, Regierungskommissar war. Seine freisinnigen Ansichten, besonders über Preßfreiheit, die er bei dieser Gelegenheit äußerte, bewirkten 1832 seine Versetzung als geheimer Legationsrath ins Ministerium des Aeußeren. Noch in demselben Jahre ward er substituirtes Mitglied der Regentschaft in Griechenland, um das er sich nicht geringe Verdienste in administrativer Beziehung erwarb. In Folge der Zwistigkeiten in der Regentschaft kehrte er 1834 nach Bayern zurück, wo er wieder in das Ministerum des Innern ein-

trat und die Gnade des Königs wieder gewann, während er sich den Ultramontanen zuneigte. Als Regierungskommissar auf dem Landtage von 1837 wich er zwar noch jeder Principfrage aus, doch schon im Herbste desselben Jahres unterzeichnete er das Entlassungsdekret des Fürsten Oettingen-Wallerstein, worauf er, zum wirklichen Staatsrathe ernannt, das Ministerium des Innern erst provisorisch, seit dem April 1838 definitiv versah, im März 1840 auch provisorisch die Leitung der Finanzen übernahm. Auf dem Landtage von 1839 auf 1840 suchte er namentlich die Verantwortlichkeit der Minister, die er nur als Werkzeuge des höchsten Willens betrachtet wissen wollte, in den Hintergrund zu stellen und bei jeder Gelegenheit hervorzuheben, daß Bayern nur eine ständische, keine repräsentative Verfassung habe. Seine maßlosen Ausfälle gegen seinen Vorgänger im Amte veranlaßten einen Zweikampf zwischen ihm und dem Fürsten von Oettingen-Wallerstein, der zwar unblutig vorüberging, aber für beide Theile wohl gleich unangenehme öffentliche Verhandlungen über den Ehrenpunkt zur Folge hatte (vergl. die Schrift: A. und Wallerstein, Stuttg. 1840). Die Zahl seiner Gegner vermehrte A. durch immer näheres Anschließen an die ultramontanen Tendenzen, so daß seine durch die spanische Tänzerin Lola Montez veranlaßte Abdankung am 13. Februar 1847 mit Jubel begrüßt wurde. A., welchen der König vorher mit einem Gute dotirt hatte, ward Staatsrath im ordentlichen Dienste und ging als Gesandter nach Turin. Im Jahr 1849 erschien er kurze Zeit in der zweiten Kammer der Ständeversammlung, wo er einige heftige Scenen veranlaßte und so wenig Einfluß erlangte, daß er den Versuch nicht erneuerte. Ende März 1850 wurde er von seinem Gesandtschaftsposten abberufen und in Ruhestand versetzt. Seiner administrativen Geschicklichkeit und Thätigkeit haben übrigens auch seine Gegner Gerechtigkeit widerfahren lassen.

7) **Niels Henrik**, ein großes mathematisches Talent der neueren Zeit, den 5. August 1802 zu Findöe im Stifte Christiansand in Norwegen geboren, erhielt den ersten Unterricht bei seinem Vater, einem Prediger, und besuchte dann eine Schule zu Christiania, wo sein mathematisches Genie erwachte. Im Jahr 1821 bezog er die Universität seines Vaterlandes, machte dann mit einem Stipendium der Regierung eine Reise ins Ausland, wurde nach seiner Rückkehr Docent an der Universität und Ingenieurschule in Christiania, zog sich aber durch zu großen Fleiß die Auszehrung zu u. † den 6. April 1829 auf dem Eisenwerke Froland bei Arendal. A.s Arbeiten betrafen besonders die Theorie der elliptischen Funktionen, die er gleichzeitig mit K. G. J. Jacobi bearbeitete und mit den schönsten Entdeckungen bereicherte. Seine Schriften in französischer Sprache hat sein Lehrer Holmboe herausgegeben, Christiania 1839, 2. Bde.

Abelin, Johann Philipp, Geschichtschreiber aus Straßburg, wo er um 1646 †. Er schrieb unter dem Namen Johann Ludwig Gottfried oder Gothofredus eine Menge chronikenartiger Werke, welche viel Beifall fanden und noch jetzt als Geschichtsquellen dienen. Am bekanntesten ist sein „Theatrum Europaeum“ (beste Ausgabe Frankfurt a. M. 1635—1736, 25 Bde., Fol.), dessen ersten Band er allein schrieb. Außerdem schrieb er eine „Archontologia cosmica“, eine „Historische Chronica“, lange Zeit die beliebteste Universalgeschichte, eine „Historia antipodum“, eine Schilderung von Schweden, eine Geschichte Indiens 2c., sämmtlich mit trefflichen Kupferstichen von M. Merian geschmückt.

Abeliten, 1) (**Abelianer, Abelonier**, auch **Abelaner** und **Abeloniter**), eine christliche Sekte des 4. Jahrhunderts in der Gegend von Hippo, deren Mitglieder ihren Namen von Abel, dem Sohne Adams, entlehnten und, wie dieser gethan haben soll, aller ehelichen Gemeinschaft entsagten, um die Erbsünde nicht fortzupflanzen. Zur Erhaltung ihrer Gesellschaft nahmen sie fremde Kinder, je einen Knaben und ein Mädchen in ein Haus auf und erzogen diese in ihren Grundsätzen. Ihr Ursprung läßt sich nicht bestimmt nachweisen, wahrscheinlich aber waren sie Abkömmlinge altgnostischer Enkratiten, die, wie die Sethiten den Seth, die Kainiten den Kain, als vermenschten Aeon den Abel verehrten. Zur Zeit Augustins († 430), dem wir die genauere Kenntniß der Sekte verdanken, waren sie bereits verschwunden. — 2) s. **Abelsorden**.

Abel-Pugol, Alexander Denis de, ausgezeichneter französischer Historienmaler, 1787 zu Valenciennes geboren, Schüler Davids, bildete sich durch das Studium der Antike und würdige Muster zu großer Vollendung aus und hielt sich von theatralischer Affektion möglichst frei. Seine Zeichnung ist großartigen Styles, sein Pinsel kraftvoll, sein Kolorit harmonisch, das Helldunkel gewandt behandelt und seine ganze Ausführungsweise leicht und geistreich. Für seinen Jakob, der die Kinder Josephs segnet, empfing er 1810 die goldene Medaille; der Tod des Britannicus, der das dijoner Museum ziert, erwarb ihm 1814 dieselbe Auszeichnung. Seine Stephanspredigt in der Kirche St. Etienne du Mont trug die Salonprämie davon. Ganz großartig und korrekt gezeichnet ist sein Germanicus, wie dieser auf dem Schlachtfelde den römischen Adler wiederfindet. In der Gallerie Orleans ist sein herrlicher Cäsar, am Tage seiner Ermordung in den Senat gehend, in der rheimser Kathedrale seine Chlodwigstaufe, zu St. Peter in Douai sein Todte erweckender Petrus. In der Dianagallerie zu Fontainebleau befinden sich 22 Gemälde von ihm, 14 in der Chapelle des Dames du sacre-coeur zu Paris, und 8 Basreliefimitationen im großen Saale der pariser Börse. Auch malte er den Plafond der großen Treppe des Museums zu Paris, die Kapelle St. Roche in der Kirche St. Sulpice, sowie die Decke des dritten Saales im Museum. Zu den Glasmalereien in der Elisabethkirche zu Paris lieferte er die Kartons.

Abels, J. F., einer der berühmtesten lebenden Landschaftsmaler im Haag, der durch eine Reihe glänzender Werke sich als einen würdigen Epigonen der alten niederländischen Meister erwiesen hat. Seine Handzeichnungen werden außerordentlich geschätzt.

Abelsorden, eine Gesellschaft zu Greifswalde im vorigen Jahrhundert, deren Mitglieder an Aufrichtigkeit und Frömmigkeit dem Abel, Adams Sohn, nachzuahmen sich verpflichteten. Da sie sich

geheimer Zeichen bedienten, hat man sie irrig mit dem Freimaurerorden in Verbindung gebracht. Näheres in der von der Gesellschaft selbst herausgegebenen Schrift: Der Abelit, Leipzig 1746.

Abenaken (*Abenaki*, *Abenaquis*), nordamerikanisches, jetzt fast ganz ausgestorbenes Indianervolk, in der Nachbarschaft vom ehemaligen Neuengland gegen den 309.° L. u. 46.° nördl. Br. Ein Stamm von ihnen waren die Mohikans, ein anderer die Kennebeks oder Canibas. Bisweilen begreift man noch andere verwandte Völkerschaften unter diesem Namen, z. B. die Etechemines oder Malekites und die Micmaks. Nach Charlevoix verehrten sie einen uralten Baum als Gott; ein Theil ist getauft und jetzt an festere Wohnsitze gewöhnt.

Abencerragen, edles maurisches Geschlecht in Granada, das von *Aben Cerrag* (*Aben Cerar*, eigentlich *Ebn Serradsch*, Gegenkönig von Granada, der sich 1057 unterwarf) stammte und bei den Königen von Granada hoch angesehen war, so daß die A. selbst in dem königlichen Schlosse der Alhambra wohnten, deren schönster Theil noch jetzt den Namen der „Halle der A." trägt. Die beiden Familien der A. und der Zegris waren in Zwist gerathen. Die A. nahmen an den Verschwörungen gegen den König Abu-Hassan Theil, konnten aber bei der Uebermacht der Zegripartei kein glänzendes Ende hoffen, wozu noch kam, daß einer der A. in heftiger Liebe zur Zoraide, Schwester des Königs, seinen politischen Haß vergaß. Bei stiller Mondnacht erkletterte er den Palast, um zur Geliebten zu kommen, wurde aber entdeckt, worauf der Königssohn Boabdil, der selber in Liebe zu Zoraide entbrannt war, mit eifrigster Unterstützung der Zegris alle List aufbot, um das ganze Geschlecht der A. in den rothen Palast zu locken, während die Halle der Alhambra sich mit Bewaffneten füllte, um die einzeln eingeladenen A. zu empfangen. 36 derselben erschienen nach einander in der Halle und wurden getödtet; die übrigen, durch einen Knaben von dem Mord unterrichtet, erstürmten die Königsburg, erlagen aber der Uebermacht, und nur wenigen gelang es, ihr Leben fliehend zu retten. Dieser Kampf bildet den Stoff zu einer reizenden spanischen Dichtung: „Historia de las guerras civiles de Granada" (Madrid 1694), wonach Chateaubriand „Les aventures du dernier Abencerrage" bearbeitete und den Text zu einer Oper Cherubini's lieferte. Conde in seiner „Historia de la dominacion de los Arabes en España" (Madrid 1829, 3 Bde.) erwähnt diesen Kampf nicht.

Abend (*Westen*, lat. Occidens, daher auch *Occident*), die Himmelsgegend, in welcher, wie die Sonne, so alle andern Gestirne untergehen; dann die Zeit des Sonnenunterganges. In der Bibel wird ein doppelter A. angenommen u. die zwischen den A.en liegende Zeit oft erwähnt, wo das Passahlamm geschlachtet und die täglichen Opfer gebracht wurden. Nach den Samaritanern und Karaiten war dies die Zeit zwischen dem Sonnenuntergang und dem Dunkelwerden, nach den Pharisäern und Rabbaniten die Zeit vom Beginn der Nachmittagsstunden bis zum wirklichen Untergang der Sonne. Die neuern Exegeten treten auf die Seite der Samaritaner und Karaiten. Der Talmud unterscheidet den großen A. von 12½—3½ Uhr Nachmittags, und den kleinen von 3½ Uhr bis Sonnenuntergang. Auch die Araber u. Griechen sprechen von zwei A.en; vgl. *Tageszeiten*. Die bildende Kunst stellt den A. dar bald unter dem Bilde der Diana, wie sie zur (nächtlichen) Jagd fährt, bald unter dem eines die Fackel zur Erde senkenden Genius, welcher einen Stern auf dem Haupte trägt, bald unter dem des mit dem Sonnenwagen ins Meer sich versenkenden und abgekehrt sitzenden Sonnengottes. — *Heiliger* A. heißt der einem hohen christl. Feste unmittelbar vorhergehende Tag.

Abendberg, Unterberg des Riesen, im schweiz. Kanton Bern, der sich unmittelbar aus den Fluthen des Thunersees, südlich von demselben, erhebt. Er ist in neuerer Zeit besonders interessant geworden durch die Kretinenheilanstalt, die Dr. Guggenbühl, unterstützt von mildthätigen Beiträgen, darauf errichtet hat; s. *Cretinismus*.

Abendländisches Reich, s. *Weströmisches Reich*.

Abendland, s. *Occident*.

Abendmahl (*Sakrament des Altars*, *Tisch des Herrn*, *Kommunion*, *Eucharistie*), Sakrament der christl. Kirche u. zwar dasjenige, welches von allen christlichen Religionsparteien, nur die Quäker ausgenommen, als solches anerkannt und gefeiert wird. — 1) *Lehre des Neuen Testaments*. Als Jesus Christus mit den Jüngern sein Todesmahl feierte, setzte er das heilige A. ein, wahrscheinlich als ein Bundes- und Liebesmahl, wie solche mit religiöser Bedeutung dem Alterthum nicht fremd waren (Matth. 26, 26—29; Marc. 14, 22—25; Luc. 22, 19 f.; 1. Kor. 11, 24—26). Ob aber im Neuen Testamente die eigenen Worte Jesu genau aufbehalten worden sind, kann zweifelhaft erscheinen, da die Berichte der zwei ersten Evangelisten mit denen des Lucas und Paulus (vgl. d. oben angezogenen Stellen) nicht ganz übereinstimmen. Insbesondere ist die Angabe, daß das heil. A. zum Gedächtnisse eingesetzt worden sey, den beiden letzteren Berichterstattern eigenthümlich. Indem jedoch Christus die Feier des heil. A.s an die des Passahmahles unmittelbar anknüpfte und es für die Seinigen an die Stelle dieses alljährlich wiederkehrenden Bundesmahles setzte, so gab er eben dadurch zu erkennen, daß die Feier desselben von seinen Bekennern fort und fort wiederholt werden sollte. Daher die Frage, ob jene Worte: „dies thuet zu meinem Gedächtnisse" von Christus selbst gesprochen oder vom Apostel Paulus, dem Lucas folgt, hinzugefügt worden seyen, dogmatisch von keiner Bedeutung ist. Jedenfalls bezeugt der paulinische Bericht etwas in der apostolischen Kirche Geglaubtes und die allgemeine Feier des heil. A.s in derselben. Daß in dem johanneischen Evangelium der Einsetzung des letztern nicht gedacht wird, ist auffallend und bis jetzt noch nicht auf befriedigende Weise erklärt worden, kann aber der allgemein herrschenden Sitte gegenüber gewiß nicht als Mißbilligung gedeutet werden. Was die Worte: „Dies ist mein Leib, dies ist mein Blut" anlangt, so ist denselben nach den bei der Einsetzung obwaltenden Verhältnissen und nach dem Sprachgebrauch des Orients und

Jesu insbesondere (vgl. Joh. 6, 54; 19, 26 f.; Luc. 8, 11 ff.) eine symbolische Bedeutung beizumessen, wie der Handlung selbst: es wird mit dem gebrochenen Brode der nun bald zu brechende Leib und mit dem Wein das nun bald zu vergießende Blut verglichen. Wenn aber Paulus (1. Kor. 10, 16—21) die Gemeinschaft der Bekenner des Herrn an seinem Tische als eine Gemeinschaft seines Leibes und Blutes darstellt, mit der sich die Theilnahme an heidnischer Opferfeier nicht vertrage, und (1. Kor. 11, 27—29) in der unwürdigen Begehung der Todesfeier Jesu eine Theilnahme an der Schuld seines Todes sieht, so bedient er sich derselben symbolischen Ausdrucksweise, wie Christus selbst, und was er (1. Kor. 11, 20—22, 33 f.) als unwürdige Feier strafte, war ein unbrüderliches und üppig ausschweifendes Wesen, welches bei den Liebesmahlen (s. Agapen) hin u. wieder einzureißen drohte. Sündenvergebung, Heil und neuer Bund, welche Christus mit den Symbolen seines Leibes und Blutes in Verbindung bringt, sollen auf die Segnungen hindeuten, welche sein Tod seinen Bekennern bringen werde.

2) **Kirchliche Entwickelung der Lehre vom A. Abendmahlslehre und Abendmahlsstreitigkeiten.** Bald nach der Apostel Zeit genügte der zum Mysteriösen sich hinneigenden Zeitrichtung die einfache Lehre des Neuen Testaments nicht mehr, und man gewöhnte sich, im Hinblick auf das Opfer des Passahlammes und auf das heidnische Opferwesen auch das A. als ein Opfer zu betrachten. Justinus Martyr und Irenäus sahen darin lediglich ein Dankopfer; aber schon Cyprian stellt das A. als eine Handlung dar, wobei der Priester ganz in der Weise eines alttestamentlichen Opferpriesters, an Christi Statt und das von ihm am Kreuze dargebrachte Opfer nachahmend, Brod und Wein als Opfer darbringe, und es währte nicht lange, so vertauschte man die Vorstellung der Nachahmung mit der der wirklichen Wiederholung, so daß dem A.e die volle Sühnkraft des einst auf Golgatha dargebrachten Opfers Christi beigemessen wurde. Demgemäß betrachtete man es nicht nur für diejenigen, welche es persönlich feierten, sondern auch für Abwesende und Todte als heilbringend, und so kamen bereits am Ende des 6. Jahrh. die Privatmessen (s. Messe) auf, wobei der Priester allein unter mancherlei geheimnißvollen Ceremonien, in deren Erfindung sich namentlich Gregor der Große († 604) auszeichnete, das unblutige Opfer am Altare vollzieht. Diese Auffassung des A.s beruhte auf der ebenfalls herrschend werdenden Lehre von der wirklichen Gegenwart des Leibes und Blutes Christi im A.e. Nachdem nämlich schon Justinus Martyr und Irenäus gelehrt hatten, daß der Logos in der Fortsetzung seiner Inkarnation sich mit dem Brode und Weine verbinde und dadurch diese Stoffe zu seinem Leibe u. Blute und eben damit zu einer dem Körper des Genießenden Unsterblichkeit mittheilenden Speise umschaffe, wurde seit dem 4. Jahrh. die Ansicht, daß Brod und Wein mittelst der Konsekration durch ein göttliches Wunder in den Leib des Gottmenschen verwandelt werde, in Lehre und Kultus vorherrschend, wiewohl man über die Art und Weise dieser Verwandlung geraume Zeit keine genaueren Bestimmungen zu geben wagte. Erst Paschasius Radbertus (s. d.), Abt zu Corvey, trug die Verwandlungslehre mit einer Deutlichkeit und Bestimmtheit vor, welche fast nichts vermissen ließ, als überzeugende Beweise des Faktums selbst. In seiner Schrift „De corpore et sanguine Domini“ (831) lehrte er, vom Brode und Weine bleibe nach der Konsekration nichts weiter übrig, als das Aeußere, nämlich Gestalt, Farbe, Geruch und Geschmack; im Uebrigen aber gehe eine wirkliche Verwandlung jener Stoffe in den Leib und das Blut Christi vor sich, und zwar in denselben Leib, der von der Maria geboren, am Kreuze gestorben und von den Todten auferstanden sey. Als Beweise dieses Faktums führte er vorgebliche Erscheinungen des Leibes Christi im A.e und Aehnliches an und verstärkte dadurch den volksthümlichen Charakter seiner Theorie. Obwohl die gelehrtesten Wortführer des Zeitalters, Rabanus Maurus, Abt zu Fulda, Ratramnus, Mönch zu Corvey, und Erigena diese Lehre bestritten, indem sie lediglich eine Gemeinschaft des Irdischen mit dem Himmlischen in der alten Unbestimmtheit annahmen, so wurde dieselbe doch, als dem Wunderglauben des Zeitalters entsprechend u. der Würde des Priesterthums förderlich, bald vorherrschend und kirchlich sanktionirt. Denn als Berengarius von Tours (1050) lehrte, daß nicht das Wesen der irdischen Elemente, sondern bloß ihre Wirksamkeit durch die Konsekration verändert werde, mithin nur vom Gläubigen der Leib Christi genossen werde, war die öffentliche Meinung gegen ihn. Seine Lehre wurde auf mehren Synoden als ketzerisch verdammt und ihm in Rom (1059) ein Glaubensbekenntniß abgedrungen, das an derbsinnlicher Betrachtungsweise das des Paschasius Radbertus noch überbietet. Bald nachher wurde durch Hildebert von Tours die signifikante Bezeichnung Transsubstantiatio eingeführt, u. Papst Innocenz III. erhob auf dem 4. Laterankoncil (1215) die reale Gegenwart Christi durch Transsubstantiation zum kathol. Dogma. Die Scholastiker suchten darauf den Begriff der Verwandlung noch näher zu bestimmen, indem sie z. B. lehrten, die Accidenzen des Brodes u. Weines, nämlich Gestalt, Farbe, Geruch 2c. seyen nach der Konsekration bloß durch göttliche Kraft ohne Substanz vorhanden, beim Brechen des Brodes werde nur die äußere Gestalt gebrochen, der Leib Christi bleibe aber ganz. In den von den Scholastikern erörterten Fragen, ob Brod und Wein nach der Konsekration noch nahrhaft seyen? in wiefern sie in Fäulniß wieder substantielle Wirkung übten? ob auch Thiere, welche eine geweihte Hostie verzehrten, den Leib Christi empfingen? und in den kasuistischen Anweisungen, die sie über das Verhalten bei mancherlei Unfällen gaben, sprach sich das Gefühl der Schwierigkeit des Dogmas bei jeder konsequenten Betrachtung desselben aus. Schon Paschasius Radbertus hatte dem Vorwurfe des **Stercoranismus** (d. h. daß, wenn man im A. den Leib und das Blut Christi genösse, diese auch im Magen verdaut werden und als Unrath abgehen müssen) die Behauptung entgegengesetzt, daß der göttliche Leib und das göttliche Blut in den Geist übergingen. Papst Ur-

ban IV. befahl die Anbetung der Hostie und ordnete (1264), angeblich auf den Rath einer begeisterten Nonne, Juliane von Lüttich, zu Ehren der Transsubstantiationslehre eine glänzende volksthümliche Feier im Frohnleichnamsfeste an. Das Koncilium zu Trient bestätigte die Transsubstantiationslehre, und die neuere katholische Theologie entwickelte das Dogma nicht weiter, sondern begnügte sich, die Gegenwart des Gottmenschen in der Messe als Blüthe des Kultus auf gefühlsmäßige Weise zu preisen. — Die griechische Kirche hat von jeher gelehrt, daß Brod und Wein nach der Konsekration nicht bloß Zeichen und Bilder des Leibes und Blutes Christi, sondern dessen Leib und Blut selbst seyen; doch wurde die Verwandlung weniger auf die Materie selbst, als auf die ihr inwohnenden Kräfte und Eigenschaften bezogen. Erst im 16. Jahrhundert lehrte Gabriel Severus die eigentliche Verwandlung der Materie im Sinne der abendländischen Kirche, und die orthodoxe Konfession von 1643 (s. Griechisch-katholische Kirche) spricht sich ganz entschieden für dieselbe Ansicht aus. Die Reformatoren des 16. Jahrh. mußten sich ihrer Tendenz nach entschieden gegen die sinnliche Darstellung des Göttlichen und die damit bezweckte Apotheose des Priesterthums erklären. Luther sah anfangs in der Messe nur ein Unterpfand der Sündenvergebung, deren allein der Gläubige theilhaftig werde, und legte demgemäß dem leiblichen Genusse keine wesentliche Bedeutung bei. Er hat damals, seinem eigenen Geständnisse nach (An die Christen zu Straßburg, 1521; Werke, herausgeg. von de Wette, Bd. II, S. 577), mit dem Gedanken gerungen, daß Brod und Wein bloße Zeichen seyen. Aber es lag in der Art seiner Frömmigkeit, daß er sich von dem Wortlaute des Textes und von dem darauf beruhenden Glauben an einen wunderbar geheimnißvollen Inhalt des Sakraments nicht losmachen konnte. Demgemäß wies er zwar die Transsubstantiationslehre als scholastische Theorie zurück, hielt aber dessenungeachtet an der substantiellen Gegenwart des Leibes und Blutes Christi im Moment des Genusses fest. Anfangs und wieder zuletzt blieb er bei dem einfachen Faktum stehen, indem er es der göttlichen Allmacht anheimstellte, wie sie ihr Wort erfüllen möge. So lehren auch noch die älteren lutherischen Symbole, während die Konkordienformel genauere Bestimmungen des Dogmas zu geben sucht und folgende Theorie aufstellt: in Folge einer sakramentlichen Vereinigung (unio sacramentalis) genieße man in, mit und unter dem Brode und Weine den wahren Leib und das wahre Blut Christi, und zwar mit dem Munde (manducatio oralis), aber nicht so, daß der Leib Christi mit den Zähnen zerrissen und gleich jeder anderen Speise im menschlichen Körper verdaut werde (manducatio capernaitica), sondern auf eine übernatürliche und unbegreifliche Weise. Die Gegenwart des Leibes und Blutes Christi werde aber weder durch die Konsekration, noch durch den Glauben des Kommunikanten, sondern durch die Kraft der Einsetzungsworte bewirkt. Um der Schwierigkeit auszuweichen, wie Leib und Blut Christi an so vielen Orten zugegen seyn könne, nimmt die Konkordienformel die schon von Luther aufgestellte Communicatio idiomatum (s. d.) zu Hülfe, nach welcher der Leib Christi überall auf göttliche und himmlische Weise nicht bloß wirksam, sondern auch substantiell gegenwärtig seyn könne (Ubiquitätslehre). Dabei wird das Genießen einer realen Substanz von der geistigen Aufnahme Christi genau geschieden und als zu derselben hinzukommend gedacht. Karlstadt, Oecolampadius und Zwingli sprachen ohne Scheu vor einer Herabsetzung des Sakraments es offen aus, daß die Einsetzungsworte nur sinnbildlich zu verstehen seyen, und Zwingli hielt diese Ansicht auch noch in seinen letzten Schriften fest, wiewohl er es angemessen achtete, von einer Gegenwart des wahren Leibes Christi im A. als einer Erinnerungs- und Bekenntnißfeier zu reden. Diese Ausdrucksweise, welche sich durch das Bedürfniß des Anschließens an die sächsische Reformation in Oberdeutschland, wo die schweizerische Reformation sich Bahn brach, vielleicht zur vorherrschenden Vorstellungsweise entwickelte, erhielt durch Calvins Lehrbegriff einen inneren Halt. Nach diesem ist der Genuß des Leibes und Blutes Christi zwar ein wahrer, aber kein körperlicher, sondern ein geistiger, darin bestehend, daß im Augenblicke des Empfanges von Brod und Wein aus der Substanz des verklärten Leibes Christi, der im Himmel sey und bleibe, eine übernatürliche Kraft ausgehe und die Seele des mit gläubigem Sinne Genießenden auf eine geheimnißvolle Weise durchdringe und stärke. Alle reformirten Symbole schwanken zwischen den zwei Punkten: keine leibliche, sondern eine geistige Gemeinschaft durch den Glauben, und doch eine wahre, substantielle Gemeinschaft mit Fleisch und Blut Christi. Calvins Lehrbegriff unterscheidet sich von dem Zwingli's durch die Anerkennung des Mysteriösen und Uebernatürlichen im Sakramente, gleichwohl scheute sich der genfer Reformator nicht, das Uebereinstimmende der Betrachtung des Brodes und Weines als Zeichen mit der Behauptung eines rein geistigen Genusses hervorzuheben. Luther wies Zwingli's Lehre schroff zurück; aber auch Calvins Annäherung an die lutherische Lehre wird in der Konkordienformel als Täuschung angesehen. Die Reformation zerfiel bekanntlich über dieses Dogma in feindliche Parteien, doch erwehrte sich die lutherische Kirche des Zugs zur calvinischen Vergeistigung des sakramentlichen Genusses nur mit Mühe (vgl. Kryptocalvinismus). Alle Reformatoren verwarfen das Meßopfer einmüthig als unnöthig nach dem Opfer am Kreuze und dasselbe in Schatten stellend. Die Wirkung des A.s fand die lutherische Kirche in der Sündenvergebung mit allen daraus entspringenden heilbringenden Folgen, so wie in der Befestigung im Glauben u. in der Wiedergeburt. Indem Zwingli die Sündenvergebung auf ihre erste Ursache, den Tod Christi, zurückführte, galt ihm das A. als Todesfeier, als thatsächliche Kundgebung der christlichen Gemeinschaft und als Zeichen des geistigen Genusses.

In der auf die geistige Bewegung des Reformationszeitalters folgenden Periode starrer Orthodoxie ist für die Fortbildung des strittigen Dogmas, der ins Fabelhafte gesteigerten Pole-

mik ungeachtet, nichts mehr geschehen. Man schloß sich auf beiden Seiten in schroffen, abstrakten, neuscholastischen Formeln gegen einander ab. Zwingli's Lehre pflanzte sich bei den **Socinianern** und **Arminianern** fort, indem die ersteren im A. lediglich eine Ceremonie erblickten und bald der Gedächtnißfeier selbst, bald dem gesprochenen Worte die heilsame Wirkung zuschrieben, die letzteren dagegen den religiösen Zusammenhang zwischen dem Zeichen und dem geistigen Genusse bewahrt wissen wollten. In der neueren reformirten Kirche wurde im Allgemeinen die zwingli'sche Ansicht die vorherrschende. Je mehr auf der einen Seite eine gehässige Polemik verstummte, desto mehr nahm auf der anderen ein indifferentistisches Verhalten in Bezug auf die Lehre vom A. überhand. In der lutherischen Kirche mußte der Supernaturalismus nach Aufgebung der Communicatio idiomatum zur anfänglichen unbestimmteren Form des Dogmas zurückkehren, und selbst die Wenigen (Storr, Reinhard, Knapp), welche noch an der substantiellen Gegenwart des Leibes und Blutes Christi festhielten hatten zuletzt doch nur eine Einwirkung Christi (praesentia operativa) oder irgend eine geistige Nähe im Sinne. Nachdem schon 1755 der Lutheraner Heumann in seiner Erklärung des N. T. den Beweis zu führen gesucht hatte, daß die reformirte Lehre vom A.e die wahre sey, gaben die **Rationalisten** auch die Beziehung auf den sühnenden Tod Christi in diesem Sakramente auf. K. R. Lange schlug in „Hufnagels liturgischen Blättern" (1, 6) eine Austheilungsformel vor, worin die Stelle vorkam: „Genießen Sie ein wenig Wein! Tugendkraft liegt nicht in diesem Weine, sie liegt in Ihnen, in der Gotteslehre und in Gott", und der bayerische Kreisschulrath Stephani suchte in seiner Schrift: „Das heilige A." (Landsh. 1811. Auf dem Titelkupfer Catilina, der den Verschworenen sein Blut zu trinken gibt) das Sakrament des Altars als ein neues Bundesmahl geltend zu machen und pries eine andere Formel an, welche beim Austheilen des Kelchs die Worte enthielt: „Ihr nehmt mit diesem Kelche Theil an unserem großen Bundesverein, der Wahrheit und der Tugend treu, wie Jesus Christus, in den Tod zu seyn". Kant, wiewohl unendlich tiefer als die Ebengenannten, legte (Religion innerhalb der Grenzen der bloßen Vernunft, Werke, herausg. von Hartenstein, Bd. 6, S. 386 f.) dem A.e keine weitere Bedeutung bei, als daß die Förmlichkeit eines gemeinschaftlichen Genusses an derselben Tafel etwas, die enge, eigenliebige und unvertragsame Denkungsart des Menschen in Religionssachen zur Idee einer weltbürgerlichen moralischen Gemeinschaft Erweiterndes in sich habe und ein gutes Mittel sey, eine Gemeinde zu der darunter vorgestellten sittlichen Gesinnung der brüderlichen Liebe zu beleben, was Tieftrunk in seiner „Censur des protestantischen Lehrbegriffs" (S. 296 ff.) noch weiter und breiter ausführte. Es kam so weit, daß ein römisch-katholischer Geistlicher („Der alte Frohnleichnam unseres Herrn Jesu Christi, dem neuen A.e des Dr. Stephani entgegengestellt von einem katholischen Pfarrer des vormaligen Lechkreises", Augsb. 1813) die evangelische Bedeutung des A.s gegen die Evangelischen selbst in Schutz nehmen mußte. Doch konnte der Rationalismus, wiewohl er das kirchliche Dogma von der Gegenwart des Leibes und Blutes Christi ganz fallen ließ, von den einseitigen Betrachtungsweisen des A.s als eines Humanitätsbundes oder Gedächtnißmahles auch zu tieferen u. vielseitigeren Auffassungen des religiösen Symbols fortschreiten, wie David Schulz (Die christl. Lehre v. A., Lpz. 1824, 1831) es nicht als das Eine oder das Andere, Gedächtnißfeier, Bundesmahlzeit, Ausdruck der Gemeinschaft mit Christo und den Gläubigen, Versöhnung, Sündenvergebung, sondern als alles dies zusammen und noch mehr betrachtet wissen wollte. Die im lutherischen Gewande auftretende spekulative Philosophie fand im A. das Symbol des in seiner Schöpfung sich wiederfindenden Gottes. In den weitesten Kreisen der protestantischen Kirche sprach sich aber die Ueberzeugung aus, daß der Segen und würdige Genuß des A.s nicht von der Annahme dieses oder jenes Dogmas abhängig sey, und in diesem Sinne wurde ohne subtile Erörterung des Dogmas die Union der meisten lutherischen und reformirten Gemeinden in Deutschland ins Werk gesetzt. Erst später suchte man auf dem Wege exegetischer und dogmengeschichtlicher Forschungen die wahren Gegensätze und Unterschiede wieder auszumitteln u. damit eine wahrhafte Union anzubahnen. Die Schroffheit u. Leidenschaftlichkeit dagegen, mit welcher die sog. ächten Lutheraner (vgl. Scheibel, Das A. des Herrn, 1823, Rudelbach, Reformation, Lutherthum und Union, Hamb. 1839, und Kahnis, Lehre vom A.) den reformirten Lehrbegriff, welchen neuerlich Ebrard (Das Dogma vom heiligen A. und seine Geschichte) zu vertheidigen suchte, als Keim alles rationalistischen Unglaubens anklagten und verwarfen u. die Abendmahlsgemeinschaft zwischen Lutheranern u. Reformirten zur Sünde und zum Verrath am Bekenntnisse zu stempeln suchten, ist ein trauriges und erschreckendes Zeichen der Zeit, ein Zeichen wieder erwachenden unchristlichen theologischen Zelotenthums. Je mehr eine gerechte Würdigung der Streitfrage in wissenschaftlichem Ernste und christlicher Milde sich Bahn bricht, desto mehr wird die wahre Union, welche in der protestantischen Kirche nothwendig und unabweislich ist, auch allenthalben verwirklicht werden.

Von den kleineren protestantischen Kirchenparteien verwerfen die **Quäker** das heilige A. als besondere religiöse Feier ganz, indem sie der Meinung sind, es sey Jesu Wille gewesen, daß sich die Gläubigen, so oft sie äßen, also täglich seiner erinnern sollten. Die **Herrnhuter** überlassen es Jedem, welche der oben angeführten Ansichten er zu der seinigen machen will, indem sie selbst über diesen Punkt nichts allgemein Gültiges bestimmen wollen.

3) **Feier des heiligen A.s bei den verschiedenen christlichen Religionsparteien.** Die ersten Christen feierten das A. nach dem Zeugnisse des N. T. und der alten Kirchenlehrer sehr häufig, beinahe täglich, u. besonders, der Verfolgungen wegen, meistens des Nachts (Apostelgesch. 20, 7), indem diese Feier mit den Agapen (s. d.) oder Liebesmahlen zusammenhing.

Als diese nächtlichen Zusammenkünfte der Christen von der heidnischen Obrigkeit verboten wurden, beging man das A. am frühen Morgen, seit dem 5. Jahrh. aber regelmäßig um die 9. Morgenstunde oder während des Frühgottesdienstes. Der tägliche Genuß des A.s kam frühzeitig ab; bereits im 2. Jahrh. wurde es in der Regel nur wöchentlich, meistens am Sonntage (dies panis), aber auch am Sonnabend, am Freitag u. Mittwoch gefeiert, und im 5. Jahrh. sehen wir es an vielen Orten auf die drei großen Tauffeste, Epiphanien, Ostern und Pfingsten beschränkt. Nachdem auf mehren Synoden (zu Agde 506, zu Taracona 815) verordnet worden war, daß jeder Christ wenigstens dreimal des Jahres kommuniciren sollte, beschränkte endlich das 4. Lateranconcil (1215) und nach ihm das von Trient die eigentliche Kommunion, d. h. die Vertheilung des Brodes an die Laien, auf die Osterzeit, während jedoch das Meßopfer täglich oder wenigstens wöchentlich dargebracht werden sollte. Größere Uebereinstimmung hat seit den ältesten Zeiten hinsichtlich des Orts der Abendmahlfeier geherrscht. Stets hat man die gottesdienstlichen Versammlungsorte dazu gewählt, welche freilich anfangs nur Privathäuser, in Zeiten der Verfolgungen auch wohl Höhlen und verlassene Gemäuer, seit dem 4. Jahrh. aber überall die Kirchen waren. Kranken wurde das Sakrament zu Hause gereicht. Als zum Abendmahlsgenuß berechtigt wurde in der alten Kirche Jeder angesehen, der die Taufe empfangen hatte und seinem Bekenntnisse durch Abfall nicht untreu geworden war. Ausgeschlossen vom A. blieben darum nicht bloß alle Nichtchristen und die ihnen gleich geachteten Häretiker, sondern auch die Katechumenen, d. h. diejenigen gebornen Juden oder Heiden, welche zum Christenthum zwar übergetreten, aber noch nicht getauft waren und sich im Zustande der Vorbereitung befanden. Diese wurden, sobald am Ende des Gottesdienstes die Kommunion anfing, mit den Worten: Ite! ecclesia missa est! (geht! die Gemeinde ist entlassen!) weggeschickt, so daß nur noch die getauften Gläubigen anwesend waren. Dagegen ließ man getaufte Christenkinder ohne Bedenken zum A. zu, ein Gebrauch, der sich im Abendlande hier und da bis ins 12. und 13. Jahrh. erhielt und in der griechischen Kirche noch heutzutage besteht.

Zur Feier des A.s selbst gehören die sogenannten **Abendmahlselemente**, d. h. **Brod** und **Wein**, in wiefern sie die den **Leib** und das **Blut Christi** darstellenden Stoffe sind. Jesus bediente sich bei der Einsetzung des A.s des runden, ungesäuerten Brodkuchens und des in Palästina gewöhnlichen u. namentlich bei der Passahmahlzeit gebräuchlichen rothen, mit Wasser gemischten Weines. Da die ersten Christen die Feier des A.s mit den Agapen zu verbinden pflegten, wozu entweder sämmtliche Theilnehmer, od. nur die Wohlhabenderen und Angeseheneren die Speisen mitbrachten, so wurde damals zum A. gewöhnliches, von diesen Beiträgen (Oblationen) genommenes Brod verwendet. Diese Oblationen dauerten auch noch fort, als die Agapen abgekommen waren, und waren außer ihrem Gebrauch beim A. auch noch zur Verköstigung der Priester bestimmt. Bis dahin gab es weder hinsichtlich der Form, noch hinsichtlich der Beschaffenheit des Brodes besondere Bestimmungen. Erst im 8. Jahrh. wurde es im Abendland Sitte, ungesäuertes Brod zu gebrauchen, während die griechische Kirche im Gegensatze zur römischen das gesäuerte beibehielt und diesen Gebrauch in dem sogenannten Elementenstreit (um 1053) hartnäckig vertheidigte. Seit der kirchlichen Sanktion der Transsubstantiationslehre hörten die Oblationen in Naturalien nach und nach ganz auf, indem statt ihrer an den meisten Orten kleine Beiträge an Geld gegeben wurden, woher der Klingelbeutel, der Opferstock u. s. w. seinen Ursprung hat. Die Form des Brodes wurde kleiner und man vermied selbst das Brechen desselben, damit sich nichts vom Leibe Christi verkrümele. Auf diese Weise entstanden die kleinen, einem Geldstücke ähnlichen Brodscheibchen, welche man im Andenken an die alten Naturaloblationen **Oblaten** und, nachdem sie geweiht waren, **Hostien** (Opferstücke) nannte, auch seit dem 13. Jahrhundert in der Regel mit einem Krucifix und den Buchstaben J. N. J. R. (Jesus Nazarenus Judaeorum Rex, d. i. Jesus von Nazareth, König der Juden) bezeichnete. Die griechische Kirche bedient sich kleiner gesäuerter Weizenbrode, die aus zwei Stücken bestehen und in den Wein gebrochen werden. Die Lutheraner haben die Oblaten der römisch-katholischen Kirche beibehalten, obwohl hier und da in Folge der zu Wege gebrachten Union die Gestalt derselben verändert und das bedeutungsvolle, in der reformirten Kirche gleich anfangs hergestellte Brechen eingeführt worden ist. Hinsichtlich des Abendmahlsweines herrschte in der alten Kirche fast überall die Sitte, ihn nach dem muthmaßlichen Beispiele Jesu mit Wasser zu mischen, der Reinlichkeit wegen aber weißen, nicht rothen, zu nehmen. Manche Häretiker enthielten sich auch des Kelches ganz, oder gebrauchten Wasser statt Wein, wie die Enkratiten. Mit der Transsubstantiationslehre wurde es aber in der katholischen Kirche selbst mehr u. mehr Brauch, den Laien den Kelch zu entziehen, vorsichtshalber, wie man vorschützte. Noch Thomas von Aquino, der die Kelchentziehung dogmatisch zu begründen suchte, gedenkt derselben nur als provinzieller Sitte. Bald durch priesterliches Interesse allgemeiner Gebrauch wurde die Communio sub una (Abendmahlsgenuß unter einer Gestalt) im Gegensatz zur Communio sub utraque (unter beiderlei Gestalt) zwar von den damaligen häretischen Parteien mit Heftigkeit bestritten, aber wider die hussitische Opposition als löbliches Herkommen auf dem Koncil zu Konstanz (1415) zum Kirchengesetz erhoben. Behufs der Beilegung der hussitischen Händel gestattete das baseler Koncil (1433) den Böhmen die Communio sub utraque, als eine Sache, über welche die Kirchengewalt frei verfüge, und auch das Koncil von Trient vertheidigte nur das gute Recht der Kelchentziehung u. stellte es dem Papste anheim, vorkommenden Falls auch Laien den Genuß des Kelchs zu erlauben. Nachdem aber schon 1568 dieses Privilegium sehr beschränkt worden, war in der neuern Zeit der König von Frankreich der einzige katholische Laie, der das A. unter beiderlei Gestalt, nach der Meinung einiger Kano-

nisten so oft er wollte, nach andern nur bei der Krönung u. auf dem Sterbebette genießen durfte. Die neueste katholische Theologie (vgl. Möhler, Symbolik, S. 321 ff.) weiß an der Kelchentziehung nur zu rühmen, daß daraus hervorgehe, wie es dem Katholiken wenig um die Form zu thun sey. Der griechischen Kirche ist die Neuerung fremd geblieben. Die Kinder wurden in der römisch-katholischen Kirche allmählig (12. — 15. Jahrh.) vom heiligen Mahle ausgeschlossen.

Wesentliche Momente bei der Abendmahlsfeier sind endlich die *Konsekration* der Elemente, die Vertheilung und das Empfangen derselben mit dem Munde. Auf dem vierten Laterankoncil (1215) wurde verordnet, daß die Konsekration nur von einem ordinirten Priester vollzogen werden sollte, die Vertheilung des Brodes aber wurde, namentlich in größeren Gemeinden, von Diakonen besorgt, wie diese bei der katholischen Kommunion auch noch heutzutage den Laien, welche sich dem Weihaltare nicht nahen dürfen, das Brod entgegenzutragen pflegen. Unter den zur katholischen Abendmahlsfeier erforderlichen Dingen sind besonders zu nennen: der *Abendmahlsteller* zur Aufnahme des Brods, der *Kelch* zur Aufnahme des Weins, das *Corporale* oder Leibtuch, worauf Kelch und Teller bei der Konsekration stehen, das *Kelchtuch* zur Bedeckung des Kelchs, die *Kerzen* zur Erinnerung an die nächtliche Einsetzung und die *Monstranz*. Aus der alten Sitte, sich bei der hohen Feier vor Gott zu demüthigen, mochte unmerklich die Anbetung der Hostie hervorgehen, wie sie noch ganz unbestimmt von Papst Honorius III. (1217) empfohlen wurde. Das Nähere über die Abendmahlsfeier der römisch-katholischen und griechischen Kirche s. unter Art. *Messe*. Von den Gebräuchen der letzteren mag hier nur bemerkt werden, daß der Kommunikant das gebrochene oder geschnittene Brod in einem mit dem geweihten Weine gefüllten Löffel empfängt.

In der *lutherischen* Kirche geht der Abendmahlsfeier, die sich entweder an den sonntäglichen Frühgottesdienst anschließt, oder an einem Wochentage gehalten wird, als Vorbereitungsandacht die *Beichte* (s. d.) vorher. Die Feier selbst aber geht auf diese Art vor sich. Der Geistliche singt oder spricht, vor dem Altare stehend und mit dem Rücken gegen die Gemeinde gekehrt, ein Gebet, gewöhnlich das Vaterunser, und die Einsetzungsworte, indem er bei den Worten: „das ist mein Leib", „das ist mein Blut", über die auf dem Altare stehenden Elemente das Zeichen des Kreuzes macht u. damit die Konsekration vollzieht. Darauf theilt er unter dem Gesang der Gemeinde Brod und Wein an die nach der Reihe herantretenden und niederknienden Kommunikanten mit den Worten aus: „Nehmet hin und esset, das ist der wahre Leib (das wahre Blut) Jesu Christi, für euch gegeben (vergossen) zur Vergebung der Sünden; der (das) stärke euch im wahren Glauben zum ewigen Leben, Amen". In der Agende der unirten Kirche in Preußen sind diese Worte in folgende umgeändert: „Nehmet hin und esset (trinket), spricht Christus, unser Herr, das ist mein Leib (Blut), der (das) für euch gegeben (vergossen) wird; das thut zu meinem Gedächtniß". Nachdem die Kommunikanten alle Brod u. Wein empfangen haben, spricht der Geistliche ein Dankgebet u. entläßt die Gemeinde mit dem Segen. Was von den Hostien und dem Wein übrig bleibt, wird als nicht geweiht angesehen. Letzteren bekommt in der Regel der Küster, erstere aber werden für die nächste Kommunion aufgehoben, wo sie von Neuem konsekrirt werden. Der Gebrauch der brennenden Wachskerzen, welchen Luther abgeschafft hatte, wurde seit dem Interim 1548 in der lutherischen Kirche als bezeichnendes Symbol der nächtlichen Einsetzung des h. A.s allgemein wieder eingeführt. In andern weniger bedeutsamen Nebenceremonien herrscht Mannichfaltigkeit, wie denn auch der eben dargelegte Ritus nicht allenthalben in der lutherischen Kirche u. in allen einzelnen Theilen auf die gleiche Weise beobachtet wird.

Noch größere Freiheit herrscht im *reformirten* Abendmahlsrituale. Das Wesentliche besteht indeß in Folgendem. Der Kommunion, die nach dem gewöhnlichen Sonntagsgottesdienste gehalten wird, geht einen oder mehre Tage eine vorbereitende Andacht vorher, wobei die Stücke vorgelesen werden, über welche die Kommunikanten sich zu prüfen haben. Die Abendmahlsfeier selbst beginnt mit einem Gebete und den Einsetzungsworten nach 1. Kor. 11., woran sich eine Ermahnungsrede des Geistlichen anschließt. Dann folgt die Vorlesung eines bestimmten Gebetes u. des Vaterunsers, worauf der Glaube oder das sogenannte apostolische Symbolum gesprochen u. mit einer kurzen Rede begleitet wird. Alles dies vertritt die Stelle der Konsekration. Nun beginnt die Austheilung des Brodes und Weines, und zwar wird ersteres den Kommunikanten in die Hand gegeben, indem diese entweder einzeln an den Altartisch herantreten, oder um mehre Tische herum, zu 12 und 12 sitzen, oder auch in ihren Kirchenstuhlen bleiben, wohin, wie an die Tische, es ihnen von den Vorstehern gebracht wird. Gleicherweise erhält jeder Kommunikant auch den Kelch selbst in die Hand, und zwar übergibt an den Orten, wo die Kommunikanten um einen Tisch sitzen, wie in den Niederlanden, jeder den Kelch an seinen Nachbar; wo sie aber in den Kirchenstühlen bleiben, wie in der Schweiz, oder an den Altartisch herantreten, wie in den meisten deutsch-reformirten Gemeinden, erhält jeder den Kelch aus der Hand des Geistlichen. Wo die Kommunikanten um Tische herumsitzen, wird in der Regel gar nicht gesprochen; wo sie stehen, spricht der Geistliche bei der Darreichung des Brodes entweder: „das Brod, das wir brechen, ist die Gemeinschaft des Leibes Jesu Christi, der am Stamme des Kreuzes gebrochen ist, zur Vergebung der Sünden"; oder „nehmet hin und esset, das ist der wahre Leib Jesu Christi, der am Stamme ꝛc. ꝛc."; bei der Darreichung des Weines entweder: „der Kelch der Danksagung, womit wir Dank sagen, ist die Gemeinschaft des Blutes Jesu Christi, am Stamme des Kreuzes für euch vergossen zur Vergebung eurer Sünden"; oder „nehmet hin und trinket, das ist das wahre Blut Jesu Christi, am Stamme ꝛc. ꝛc." Die französischen u. zum Theil auch die schweizerischen Reformirten haben meistens folgende Formel, beim Brode: „Erinnert euch, daß Christus für euch gekreuzigt

worden"; beim Weine: „erinnert euch, daß Jesus Christus sein Blut für euch vergossen hat, und danket ihm dafür". Kerzen sind in der reformirten Kirche nur an wenigen Orten in Gebrauch. Die in der lutherischen Kirche übliche Krankenkommunion kommt hier ebenfalls selten vor.

In der anglikanischen Kirche wird das h. A. als ein Akt nicht sowohl der höchsten Andacht, als vielmehr der Belebung u. Befestigung des gemeinschaftlichen Bekenntnisses begangen. Nachdem gleich beim Beginn des Gottesdienstes der Geistliche vom Kommuniontische aus durch Gebet und Vorlesungen die Abendmahlsfeier eingeleitet hat, folgt erst, wie gewöhnlich, Gesang und Predigt. Nach letzterer tritt der Geistliche wieder an den Kommuniontisch und beginnt mit biblischen Sprüchen, z. B. Matth. 5, 16; 6, 19. f.; 12, 21; Ps. 41, 1. u. a. das sogenannte Offertorium, während dessen der Diakon oder Kirchenvorsteher Almosen einsammelt. Darauf setzt der Geistliche das Brod und den Wein auf den Tisch, spricht ein allgemeines Gebet u. wendet sich dann mit einer besonderen Ermahnungsrede an die Kommunikanten, welche sich in einiger Entfernung um den Altartisch herumgestellt haben. Es folgen ferner wieder auf die Feier bezügliche Bibelstellen und Aufforderungen zur Erhebung der Herzen, denen die Gemeinde antwortet, und endlich die Konsekration, wobei die Handlung folgende ist. Bei den Worten: „Er nahm das Brod" ergreift der Geistliche den Brodteller; bei den folgenden: „er brach es" bricht er das Brod, und bei den Worten: „dies ist mein Leib" legt er seine Hand segnend auf dasselbe. Auf gleiche Weise ergreift und segnet er den Kelch. Nachdem der Geistliche nun zuerst selbst unter beiderlei Gestalt kommunicirt hat, empfangen auch die Laien, an der Kommuniontafel kniend, Brod und Wein von ihm in die Hand, wobei er die Worte spricht: „Der Leib unseres Herrn Jesu Christi, der für dich gegeben ward, erhalte deinen Leib und Seele zum ewigen Leben; nimm und iß dieses zur Erinnerung, daß Christus für dich starb, und weide dich an ihm in deinem Herzen durch den Glauben mit Danksagung!" und: „Das Blut Jesu Christi, welches für dich vergossen ward, erhalte deinen Leib und Seele zum ewigen Leben; trinke dies zur Erinnerung, daß das Blut für dich vergossen ward, und sey dankbar!" Der übrig bleibende Wein wird nicht weggetragen, sondern die Geistlichen trinken nochmals davon und reichen ihn unter der Gemeinde herum, bis er verbraucht ist. Uebrigens bedient man sich in der Regel nur des rothen Weines. Die Segenssprechung beschließt die ganze Feier.

In der presbyterianischen Kirche ist, wie der ganze Gottesdienst, so auch die Abendmahlsfeier höchst einfach. Ein Prediger spricht ein freies Gebet und die Einsetzungsworte, worauf die Austheilung der Elemente unter ähnlichen Formen wie in anderen reformirten Kirchen folgt.

Die Wiedertäufer oder Taufgesinnten theilen sich hinsichtlich der Abendmahlsfeier in zwei Parteien. Die Strengern lassen bloß Mitglieder ihrer Gemeinde, die Milderen jeden Christen Antheil nehmen, mit Ausschluß der strengen Wiedertäufer selbst. An Tischen sitzend empfangen sie die Abendmahlselemente von den herumgehenden Lehrern.

Die Arminianer feiern im A. lediglich ein Erinnerungsmahl, und zwar auf einfache aber würdige Weise, die mit der Feier der reformirten Kirche Vieles gemein hat.

Die Socinianer betrachten das A. zwar bloß als religiöse Ceremonie, aber sie verbinden damit besondere sittliche Zwecke. Am Tage vor der Kommunion halten sie Gottesdienst mit Predigt. Nach Beendigung der letzteren beginnt die sog. Disciplin (Vermahnung), während welcher, nachdem alle Fremden und Nichtgetauften sich entfernt haben, die Thüren verschlossen sind. Jedem männlichen Mitgliede der Gemeinde steht es hierbei frei, dem Andern seine Fehler vorzuhalten und zu verweisen; Beleidigungen werden gesühnt, öffentliches, vorsätzliches Aergerniß aber erfährt scharfen Tadel und wird nach Befinden selbst mit Ausschluß aus der Gemeinde bestraft. Die Frauen dürfen nicht vor versammelter Gemeinde einander vermahnen, sondern müssen den Lehrer ruhig anhören. Nach beendigter Disciplin werden die Thüren geöffnet und die Handlung wird mit Gebet und Gesang beschlossen. Das A. selbst wird am folgenden Tage nach der Predigt gefeiert, indem die Kommunikanten, um einen gedeckten Tisch herumsitzend, Brod und Wein genießen.

Die Herrnhuter haben die Liebesmahle der alten Kirche wieder eingeführt. Das A. wird bei ihnen gemeiniglich alle Monate Sonnabends oder Sonntags, am Mittag oder Abend, an einem ihrer öffentlichen Versammlungsorte gefeiert. Acht Tage vorher findet das sogenannte Sprechen oder die Unterhaltung über Buße, Sünde etc. Statt. Die öffentliche Beichte aber wird erst unmittelbar vor der Konsekration gehalten, welche für Brod und Wein besonders vollzogen wird. Sobald das Brod unter den Einsetzungsworten konsekrirt ist, erfolgt dessen Austheilung, unter die Brüder durch einen Priester oder Diakon, unter die Schwestern durch einen Priester und eine Diakonissin. Nachdem unter verschiedenen Gebeten und Hymnen das Brod genossen worden ist, erfolgt die Konsekration und Austheilung des Kelchs. Nach dem Genusse des Brodes sowohl, wie des Weins ertheilt ein Nachbar dem anderen den Friedenskuß. Diejenigen, welche verhindert waren, an der öffentlichen Hauptkommunion Antheil zu nehmen, erhalten die sogenannte Nachkommunion bald nachher, wozu aber Brod und Wein nicht von Neuem eingesegnet werden. Vgl. J. G. Scheibel, Kurze Nachricht von der Feier des h. A.s bei den verschiedenen christlichen Religionsparteien, Breslau 1824.

Abendmahlsgericht (Abendmahlsprobe, Judicium S. Coenae, S. Eucharistiae), ein Theil oder auch eine besondere Art der Gottesurtheile (Ordalien), dessen schon im 9. Jahrh. Erwähnung geschieht. Als ein Theil der Ordalien wurde das Abendmahl in Verbindung mit dem Zweikampf, der Wasserprobe, Eisenprobe etc. etc. gesetzt, um diese feierlicher und gewichtiger zu machen. Als eigene, für sich bestehende Probe fand es vorzugsweise bei Klerikern seine Anwendung, und war nach Gratians Dekretalien ausdrücklich vorgeschrieben, wenn in einem Kloster

ein Diebstahl geschehen war. Sämmtliche Klostergeistliche mußten in einer feierlichen Messe die geweihete Hostie unter der Verwünschung nehmen, daß sie an ihnen zum Zeichen werden solle. Zuweilen wurden aber noch stärkere Verwünschungsformeln gebraucht. Der ganzen Handlung lag die Idee zu Grunde, daß der Verbrecher, welcher sich, auf seine Unschuld trotzend, erkühnte, den Leib des Herrn zu genießen, sichtbar an seinem Körper, vielleicht gar mit augenblicklichem Tode bestraft werden, oder daß der Leib des Herrn wenigstens nicht in dem Leibe des frechen Sünders bleiben würde. Das abergläubische Zeitalter, in welchem die A.e blüheten, weiß natürlich auch mehre Beispiele von auffallender Wirksamkeit der letztern anzuführen. Im 11. Jahrh. müssen die A.e auch bei Laien Statt gehabt haben, wie die Anmuthung beweist, welche Gregor VII. dem Kaiser Heinrich IV. 1077 zu Canossa machte. Der Papst forderte nämlich nach beendigter Messe diesen auf, sich durch das A. von den Beschuldigungen zu reinigen, welche deutsche Fürsten gegen ihn erhoben hatten. Heinrich hielt erst mit seinem Gefolge eine Berathung u. lehnte dann die Forderung unter dem Vorwande, seine Ankläger seyen nicht gegenwärtig, in der That aber wohl aus Furcht vor Vergiftung, ab. Im 17. Jahrh. suchten die Jesuiten die A.e wieder in Ansehen zu bringen. Vergl. J. Andr. Schmidt, De ritu probandi innocentiam per eucharistiam, Helmst. 1738.

Abendpunkt (Westpunkt, West), derjenige Punkt des Horizontes, wo an den beiden Tagen der Nachtgleichen die Sonne am Horizonte untergeht. Er ist der Durchschnittspunkt des Aequators und des wahren Horizontes (s. d.) im Westen.

Abendroth, Abendröthe, das bekannte Phänomen, welches kurz vor, besonders aber nach dem Untergange der Sonne einzutreten pflegt u. über den Abendhimmel einen verschieden nuancirten rothen Schein verbreitet. Es tritt in schöner Pracht bei recht tiefem Blau des Himmels hervor, vorzüglich wenn in der Abendgegend einige einzelne Wolken von ihren Strahlen getroffen werden; am prachtvollsten aber, wenn der westliche Himmel mit leichten Federwolken (s. Wolken) überzogen ist. Diese erhalten vor Sonnenuntergang meist helle Ränder, der größere Theil aber wird dunkelblau, endlich purpurroth. Durch die tiefere oder höhere Stellung dieser Wolken gewahrt man an ihnen den prachtvollsten Wechsel von Feuerroth und Gelb; zu Zeiten (freilich nur von aufmerksamen Beobachtern wahrgenommen) mischt sich wohl auch ein leichtes Grün in dieses Farbenspiel. Die tiefere Erörterung dieser ganzen Erscheinung ist in der Optik zu suchen; im Allgemeinen beruht dieselbe darauf, daß das weiße Sonnenlicht in die 3 Grundfarben Blau, Gelb, Roth beim Durchgang durch dichtere Mittel zerlegt wird, wie jedes mit Wasser gefüllte Glas, im Sonnenschein stehend, zeigt. Von diesen verschieden gefärbten Strahlen werden die rothen (die am wenigsten brechbaren) in größerer Zahl durch unsere Atmosphäre durchgelassen, während durch die zurückgeworfenen blauen, violeten das wolkenlose Himmelsgewölbe blau erscheint. Indessen sind immer noch die Physiker nicht ganz übereinstimmend in ihren Ansichten über dieses Phänomen. Um von dem A. auf die Witterung zu schließen, scheint Folgendes mit Sicherheit angenommen werden zu dürfen. Ein schöner blauer Himmel, mit sanftem Purpur leise überzogen, gegen Abend mit einigen Federwolken ausgestattet, weist gemeinlich auf gutes Wetter; eine weißlich gelbe Abendröthe hingegen mag eher auf schlechtes hindeuten, vielleicht sogar auf Stürme. Eben so wird mit Sicherheit angenommen, daß eine rothe, trübe Abendröthe, bei übrigens grauen Wolken, die auch wohl zu Zeiten mit Purpurroth gefärbt seyn können, ebenfalls schlechtes Wetter andeute. Indessen ist nicht durchweg auf diese Angaben zu bauen, da der Ausnahmen unzählig viele sind, welche die Regel umstoßen.

Abendroth, Amandus Augustus, Bürgermeister von Hamburg, wo er den 16. Oktober 1767 geboren ward. Für den geistlichen Stand bestimmt, durfte er erst nach des Vaters Tode 1786, seiner Neigung folgend, die Rechte studiren. Nachdem er England und Göttingen besucht und den Doktorgrad erworben, ließ er sich in seiner Vaterstadt als Advokat nieder und betheiligte sich zugleich bei den musterhaften Armenanstalten Hamburgs, denen er sein ganzes Leben lang treu blieb. Im Herbst 1800 von einer zweiten italienischen Reise zurückgekehrt, ward er zum Senator ernannt. Während der französischen Invasion war er eine Zeit lang Amtmann von Ritzebüttel, wo Dänen, Rheinbündner, Franzosen und Engländer einander ablösten, die englischen Waaren bald verbrannt, bald von Helgoland in ungeheuren Quantitäten herübergeschleudert wurden. Nachdem Hamburg durch kaiserliches Dekret „eine gute Stadt des Reichs" geworden war, erhielt A. seine Ernennung zum Maire. Als solcher erschien er 1812 im gesetzgebenden Körper zu Paris zwei Tage zuvor, ehe Napoleon seine verhängnißvolle Reise nach Rußland antrat. In den Tagen der Befreiung war er wieder in Hamburg. An dem sogenannten Kuckukstage, als das Volk die französischen Adler, von ihm Kuckuke getauft, abriß, wurde auch A. mißhandelt, weil er dem Unfug im Geleit eines allgemein verhaßten Polizeikommissärs steuern wollte. Dies hinderte ihn nicht, den Strafmaßregeln der Franzosen energisch entgegenzutreten. Als bereits sechs Aufrührer erschossen waren und noch andere Schlachtopfer nachfolgen sollten, erklärte A. entschlossen u. mit Erfolg, er werde dann sein Amt niederlegen, da er für die Ruhe nicht länger einstehen könne. Nach Hamburgs Befreiung und der Wiederherstellung der alten Verfassung schrieb er: „Wünsche bei Hamburgs Wiedergeburt" (1814), in denen er manche Reformen anregte, die später wirklich ausgeführt wurden. Zunächst verwaltete er wieder das Amt Ritzebüttel, über das er umfassende Studien gemacht hatte, deren Resultat er in dem Werke: „Ritzebüttel und das Seebad von Kurhaven" (1818—37, 2 Bde.) niederlegte. Im Jahre 1825 ward er in Hamburg Polizeiherr, in welcher schwierigen Stellung er sich eine Popularität erwarb, deren Andenken sich noch gegenwärtig in mancher von ihm umgehenden Anekdote erhält. Später übernahm er die Landherrschaft von Ham und Horn und 1831 erhielt er die Stelle eines Bürgermeisters, leider in einem Alter, das ihm

keine eigentliche Wirksamkeit mehr gestattete. Als der Brand von 1842 Hamburg heimsuchte, war A. gelähmt u. fast regungslos. In demselben Jahre feierte er seine goldene Hochzeit mit der Vorahnung des Todes, der ihn am 17. Dec. 1842 hinwegraffte. Eine gut geschriebene Biographie A.s enthält das „Norddeutsche Volksbüchlein" von 1845. Sein ältester Sohn, August, machte sich als Mitglied des Ausschusses für den Neubau Hamburgs nach dem Brande, durch Erschaffung einer allgemeinen Massenversorgung, durch den großartigen Siehlbau, durch Einführung der Gasbeleuchtung und andere gemeinnützige Unternehmungen verdient.

Abendschulen (Nachtschulen), Schulen, in denen Kinder und solche Leute, die am Tage arbeiten, besonders in Fabrikstädten, entweder unterrichtet werden, oder Nachhülfe für den früher vernachlässigten Unterricht erhalten.

Abendstern (Hesperus), der Planet Venus, wenn er nach Sonnenuntergang am Abendhimmel glänzt. Derselbe Stern heißt Morgenstern, wenn er vor Sonnenaufgang am östlichen Himmel erscheint. Die Verschiedenheit dieser Stellungen aber wird nothwendig durch den Umlauf des Planeten um die Sonne bedingt.

Abendweite, die Entfernung des Abendpunktes (s. d.) vom Untergangspunkte eines Gestirns.

Abendwind (Westwind), der aus Abend kommende Wind, bringt in Deutschland die meisten Regen, oft Gewitter, sehr häufig bewölkten Himmel, selten kaltes, heitres Wetter, während Nordwinde in der Regel Kälte, Südwinde Feuchtigkeit, Ostwinde Trockenheit herbeiführen.

Aben Esra (Abraham ben Rabbi Meir ben R. Esra), bei den Scholastikern Ebenare oder Evenare genannt, aus Toledo, einer der bedeutendsten u. geistvollsten jüdischen Gelehrten des Mittelalters, lebte in der ersten Hälfte des 12. Jahrh., geboren um 1093, † wahrscheinlich 1167 oder 1168 nach der gewöhnlichen, aber unzuverlässigen Angabe zu Rhodus. Von seinem Leben wissen wir wenig mehr, als daß er in seiner Jugend den Unterricht ausgezeichneter Lehrer genoß und zu seiner weiteren Ausbildung große Reisen machte. Bei seinen Zeitgenossen stand er in hohem Ansehen; wohin er kam, ging ihm der Ruf seiner ausgebreiteten Gelehrsamkeit voraus und allenthalben wurde er mit der größten Hochachtung empfangen. Spätere Glaubensgenossen nennen ihn „den Weisen", „den großen und bewunderungswerthen Weisen". Und in der That verdiente er solche Auszeichnung, da er als Mensch und als Gelehrter gleich achtungswerth erscheint. In die Wissenschaften der Schriftauslegung, der Grammatik, der Theologie und Philosophie, der Mathematik, Astronomie und Medicin war er tief eingeweiht und förderte sie wesentlich durch seine Schriften. Auch als Dichter erwarb er sich Anerkennung. Von seinen zahlreichen Werken sind am bedeutendsten seine Kommentare zu den alttestamentlichen Büchern, die sich in den rabbinischen Bibeln von Bomberg und Burtorff abgedruckt finden und auch größtentheils von verschiedenen Gelehrten ins Lateinische übersetzt sind. Seine Exegese ist bündig und rationell, genau auf den Wortsinn eingehend, nur wird seine Sprache durch ein allzu großes Streben nach Kürze des Ausdrucks oft dunkel und schwierig, weshalb mehre seiner Kommentare von Andern wieder kommentirt worden sind. Von seinen grammatischen Schriften verdient eine hebräische Grammatik (zuerst Venedig 1546, mit Kimchi's Grammatik gedruckt) hervorgehoben zu werden. Ausführlicheres über ihn und seine Schriften s. in: Wolf, Biblioth. hebr., Bd. 1, S. 71 — 86, und Ersch u. Gruber, Encyklop., Th. 1, S. 79—84.

Abeneth (hebr., Gürtel), der Gürtel der israelitischen Priester und anderer Vornehmen. Vorzugsweise wird von den heutigen Juden der Gürtel des Sterbekleides so genannt, welches sie am langen Tage und an Rosch-Haschanah (Neujahr) anlegen.

Abensberg (in ältern Urkunden Aventinum), bayerische Stadt in der Prov. Niederbayern, $2^1/_2$ Meilen südwestlich von Regensburg, an der Abens, Sitz eines Landgerichts, als Stammhaus der Grafen von Abensberg und Rohr (gegründet von Berchthold II., Sohn eines Pfalzgrafen von Regensburg, zu Anfang des 11. Jahrhunderts) und als Geburtsort des bayerischen Geschichtschreibers Joh. Thurnmaier bemerkenswerth, ist weltgeschichtlich durch die Schlacht geworden, durch welche Napoleon (20. April 1809) die Reihe der Siege eröffnete, die ihn in wenigen Tagen aus der Mitte Bayerns nach Wien führten und Oesterreich zuletzt zu dem Frieden von Schönbrunn nöthigten. Die hiesige Mineralquelle entspringt nahe bei der Stadt, hat helles und klares Wasser mit angenehmem und kühlem Geschmack und Geruch nach Schwefelwasserstoffgas. Das Wasser gehört zu den schwächeren eisenhaltig-salinischen Schwefelquellen, besitzt gelind reizende, die Thätigkeit des Haut-, Lymph- und Muskelsystems sanft anregende, Stockungen auflösende, tonische, alterirende und schweißtreibende Eigenschaften und wird empfohlen bei chronischen Hautkrankheiten, rheumatischen und gichtischen Leiden, wenn weder gastrische Stoffe, noch Fieber vorhanden sind, desgleichen bei Stockungen und Verschleimungen in den Unterleibseingeweiden, skrophulöser Disposition, habituellen Schleimflüssen, chronischen Metallvergiftungen und Lähmungen.

Abenteuer (entweder vom latein. adventura, eventura, daher auch Ebenteuer, franz. aventure, od. vom altdeutschen Aba, d. i. Mann, u. türen, wagen), in den Ritterbüchern des Mittelalters jene im Vollgefühl überströmender Thatkraft aufgesuchten oder vom Zufall dargebotenen, mit ungewöhnlicher Kraftäußerung, aber ohne zusammenhängenden Plan ausgeführten Heldenthaten, auf welche der Ritter, meist im Dienste seiner Dame, auszog. Der Charakter des Zufälligen und Ungewöhnlichen kommt dem A. ursprünglich u. wesentlich zu. Die spätern Erzählungen aber (ebenfalls A. genannt) heben grade diesen Zug so stark hervor, daß hier das A. überall ins Phantastische und Schwärmerische, oder ins Wunderbare und Undenkbare übergeht. Hieraus hat sich der jetzige Begriff des A.s gebildet, worunter nichts Anderes, als ein tollkühnes, unüberlegtes, wunderliches Beginnen, oder ein unerwartetes, seltsames, gefahrdrohendes Ereigniß verstanden wird. In der see-

männischen Sprache heißt „auf A. fahren" so viel als aufs Gerathewohl Frachten in fremden Häfen suchen. — Abenteuerlich heißt Alles, was aus einer ausschweifenden, zügellosen Phantasie, oder aus überströmendem, muthwilligem Kraftgefühle u. üppigem Thatentriebe bei Mangel an gehöriger Verstandesreife hervorgeht. Schwärmerei für Heroismus, der sich aus Kampflust und Thatendrang in Gefahr stürzt und dem Zufalle huldigt, ungemessenes Selbstvertrauen, gepaart mit Mangel an Ueberlegung hinsichtlich der zu Gebote stehenden Mittel und Kräfte, gänzliche Selbsttäuschung hinsichtlich des wahrscheinlichen Erfolgs, sind überall Merkmale des abenteuerlichen Handelns. In der darstellenden Kunst offenbart sich das Abenteuerliche als ein Ueberschreiten der Grenzen der Natur, als Abweichung von den Gesetzen der Wahrheit und Möglichkeit, als Karrikatur u. Ungereimtheit. In der Poesie erscheint es theils im Gebiete des Romantischen und Wunderbaren, z. B. im Mährchen und in der Oper, theils im Gebiete des Komischen und als Parodie des Erhabenen; in der Malerei als natürliche Verbindung ganzer Stücke und einzelner Theile. Ist der Künstler bei Darstellung des Abenteuerlichen mit Bewußtseyn verfahren, und hat er die Komposition vollkommen beherrscht, so wird es jenen angenehmen Eindruck, welchen das Komische hervorbringt und jenes eigne Vergnügen, welches das Romantische gewährt, erzeugen, während unwillkürliche Abenteuerlichkeit im günstigen Falle nur unwillkürliches Lachen erregen kann. Am wenigsten ist das Abenteuerliche in der Musik zu billigen. — Ein Abenteurer ist ein Mensch, der auf A. ausgeht; im schlechten Sinne, dem franz. aventurier entsprechend, ein Glücksritter, welcher phantastischer Pläne voll u. geregelter Thätigkeit feind auf gut Glück in die Welt geht.

Abercrombie, Sir Ralph, aus einem alten schottischen Geschlechte, 1738 zu Tullibodie in der Grafschaft Clackmannan geboren, einer der größten Feldherren Britanniens. A. trat 1756 als Cornet in ein Dragonerregiment, stieg bis zum Major, saß 1774—1780 als Abgeordneter der Grafschaft Kinroß im Unterhaus und wurde 1783 nach dem versailler Frieden als Oberster auf halben Sold gesetzt. Im Jahre 1787 zum Range eines Generalmajors erhoben, diente er 1793 in der Armee, welche der Herzog von York nach den Niederlanden führte. Er zeichnete sich bei Famars, vor Dünkirchen, bei Catteau, Catillon vortheilhaft aus und führte, selbst bei Nimwegen verwundet, im Winter 1794 die Kranken nach Odensaal. Mit dem Bathorden dekorirt, wurde er im Dec. 1795 mit Truppen nach Westindien gesandt, nahm 1796 Grenada, entschied die Einnahme von Demerary und Essequibo, eroberte St. Lucie und zum zweiten Male Grenada, zwang Trinidad sich zu ergeben, sah aber seinen Plan auf Portorico, wegen Mangels an Geschütz, scheitern. Nach der Rückkehr wurde er zum Statthalter auf Wight ernannt, bald darauf aber zum Oberbefehlshaber in Irland mit Generallieutenantsrang. Die unter seinen Vorgängern eingerissene Zügellosigkeit der Truppen, der er nicht Einhalt zu thun vermochte, und eine erlittene Kränkung bewogen ihn, das Kommando in Irland mit dem in Nordbritannien zu vertauschen. Im Jahre 1799 trat er in den geheimen Rath. Unter dem Herzog von York nach Nordholland gesandt, erzwang er die Landung der englischen und russischen Truppen, trug wesentlich zum Siege bei Alkmaar bei, und dem Umstande, daß York seinen Rath nicht gehört, schrieb man allgemein den unglücklichen Räumungsvertrag zu. Im Jahre 1800 kommandirte er die unfruchtbare Expedition gegen Cadix. Im folgenden Jahre führte er die 18,000 Mann englische Truppen, welche die Franzosen zur gänzlichen Räumung Aegyptens zwingen sollten. Er erschien am 2. März bei Abukir, konnte aber widriger Winde halber die Landung erst am 8. März bewerkstelligen, wobei er den General Friant sich nach Alexandrien zurückzuziehen nöthigte. Am 21. März von dem französischen Obergeneral Menou angegriffen, erfocht er über diesen seinen glänzendsten Sieg. Aber im Schenkel verwundet, mußte er noch vor Beendigung der Schlacht den Befehl an Hutchinson überlassen. A. † am 25. März an den Folgen seiner Wunden. Seine Gebeine wurden in Malta beerdigt, und die englische Nation ehrte sein Andenken durch ein öffentliches Denkmal. Von seinen drei Söhnen zeichnete sich Ralph seit 1836 als außerordentlicher Gesandter und bevollmächtigter Minister Großbritanniens am Hofe zu Florenz, und James, geb. am 6. November 1776, aus. Dieser, berühmt als Sprecher des Unterhauses, lebte lange verborgen, bis ihn 1832 Edinburg als Repräsentant ins Unterhaus sandte. Hier zeichnete er sich durch umfassende Kenntnisse sowohl, als durch kluge Mäßigung u. Besonnenheit, während er mit der höchsten Wärme rationelle Reformen vertheidigte, so aus, daß ihn das Ministerium und die Reformpartei (die Whigs) schon 1833 zum Sprecher wünschten, den Plan aber gegen die Tories durchzusetzen sich nicht getrauten. Unter Melbourne's Ministerium war er vom 11. Juli bis 17. November 1834 Münzmeister, gab aber diese Stelle nach dem durch Wellington und die Tories bewirkten Sturze jenes Ministeriums auf. Als 1835 das neue Parlament berufen wurde, lag dem Ministerium Peel u. den Hochtories Alles daran, den seitherigen Sprecher Sir Charles Manners Sutton zu erhalten, während die Whigs A. an seine Statt zu stellen wünschten. Für A. sprachen seine strenge Rechtlichkeit und Uneigennützigkeit (er selbst hatte auf die Aufhebung einer unnützen, von ihm bekleideten Richterstelle angetragen) und sein hochgeachteter Charakter; während Sutton theils auf den Einfluß seiner mit reichen Pfründen ausgestatteten Familie, theils auf die Machinationen der Tories seine Hoffnungen stützte. Die Abstimmung am 19. Februar 1835 setzte A. mittelst einer Mehrheit von 10 Stimmen auf den Sprecherstuhl. Bald darauf stürzte das Whig-Ministerium; A. aber gewann sich als Sprecher Beifall. Weniger glänzt er als Redner. Er hat seit seiner Erhebung bis zur Zeit seiner Abdankung (1839) mit Ruhe und Umsicht das britische Parlament geleitet und sich das Zugeständniß strenger Unparteilichkeit von allen Parteien erworben. Zum Baron von Dumfermline ernannt, erhielt er einen Sitz im Oberhause.

Aberdeen, auch Aberdon, eine mit dem Kap Kinnaird nordöstl. in die Nordsee vorsprin-

gende Grafschaft Mittelschottlands, zwischen 13° 46′ bis 15° 49′ östl. L. u. 56° 59′ bis 57° 42′ n. B., umfaßt 92 □M. Flächenraum, mit gegen 180,000 Menschen. Der Boden ist in Süd und West gebirgig, in Nordost nackt und öde, in Südost wellenförmig und nur hier fruchtbar und gut angebaut. Das Grampiangebirg erhebt sich bis 4300′, viele Waldungen bedecken das im Ganzen rauhe und feuchte Land; die bedeutendsten Flüsse sind der banffer Grenzfluß Deveron, der Ugie, der Ython, in welchem Perlenfischerei getrieben wird, der Don mit dem Urie und der Dee. Die Grafschaft enthält 1 City (Old Aberdeen), 3 Boroughs, 5 Towns und 87 Kirchspiele, die in 8 Distrikte vertheilt sind: Aberdeen, Alford, Deer, Ellon, Garioch, Kinkardine, O'Neil, Strathbogie und Zurref. Fast die Hälfte der Einwohner beschäftigt sich mit Manufakturen (Strumpfwirkerei) u. Handel, die übrigen treiben Ackerbau, Viehzucht, Fischerei ꝛc. Die *gleichnamige Hauptstadt* der Grafschaft mit 7200 H. u. über 60,000 Einw. ist die größte Stadt Großbritanniens jenseits des Forth, u. wird durch den Dee in *Alt*- und *Neu*-A. getheilt, jenes an der Mündung des Don, dieses am Ausflusse des Dee in die Nordsee, beide durch eine schöne, aus einem einzigen Bogen von 132 Fuß bestehende Brücke mit einander verbunden. Alt-A., die City, berühmt durch die 1493 gestiftete Universität (Kings-College) und als Geburts- u. Bildungsort vieler berühmter Männer, hat romantische Umgebungen. Neu-A. ist Hauptsitz der lebhaften Manufaktur und Industrie und des nicht minder bedeutenden Handels, den ein trefflicher, für große Seeschiffe von 600 bis 700 Tons Trächtigkeit hinlänglich tiefer Hafen, der durch einen 1200 Fuß langen Granitdamm geschützt ist, und eine bequeme Lage begünstigen. Schiffbau u. Rhederei bilden das bedeutendste der hiesigen Gewerbe. A. hatte 1835 über 400 eigene Schiffe von zusammen 12,000 Tonnen. Der Wallfisch- u. Häringsfang ist wichtig. Unter den Manufakturen nehmen Strumpfwirkerei, Wollen-, Leinen- und Baumwollenwebereien, Eisengießereien die ersten Plätze ein. Die in der Nähe gefundenen Halbedelsteine (scotch pebbles) beschäftigen viele Schleifereien. In den vortrefflichen Granitbrüchen bei A. arbeiten 700—800 Menschen, und an 15,000 Tonnen behauene Blöcke gehen jährlich nach London. Der Bau und die Ausrüstung der Schiffe machen A. vorzüglich für den Ostseehandel wichtig. Dagegen hat die ehemalige Bedeutung des Platzes für den Zwischenhandel mit Ostseeprodukten aufgehört.

† **Aberdeen**, *George Gordon*, *Graf von*, englischer Staatsmann, aus einem alten schottischen Geschlechte, bereiste den Kontinent u. machte sich dann zuerst 1804 durch die Stiftung der Athenian society in London bekannt, in die Niemand eintreten durfte, der nicht in Griechenland gewesen war. Im Jahre 1813 bewog er den österreichischen Hof zum Eintritt in den Bund gegen Napoleon, und schloß am 3. Mai 1813 zu Teplitz die vorläufigen Bedingungen dazu ab. Zum außerordentlichen Botschafter an demselben Hofe ernannt, leitete er die Vereinbarungen zwischen Murat, dem König von Neapel, und Oesterreich ein; doch wurden seine Bemühungen durch den Schritt Murats 1815 vereitelt. Im engl. Oberhause, in dem er seit 1814 als schottischer Pair saß, zeigte er sich fortwährend als entschiedener Tory. Im J. 1828 ward er in Wellingtons Ministerium Minister der auswärtigen Angelegenheiten, in welcher Stellung er, als Freund Metternichs, so viel als möglich im Sinne der österreichischen Politik handelte. Er mißbilligte die Schlacht bei Navarin, obgleich er mit Frankreich und Rußland die ersten Protokolle in Betreff Griechenlands unterzeichnete, und handelte zu Gunsten Dom Miguels, den er kurz zuvor im Parlamente ein „Scheusal neuer Art“ genannt hatte. Bei der Auflösung des wellingtonschen Ministeriums (16. Nov. 1830) legte auch er seine Stelle nieder und war seitdem einer der entschiedensten Gegner aller liberalen Maßregeln der nun folgenden Whigministerien. In dem torystischen Zwischenministerium Peel-Wellington (14. Nov. 1834 bis 8. April 1835) bekleidete er die Stelle eines Kolonialministers und in dem 1841 gebildeten peelschen Ministerium ward er wieder Minister des Auswärtigen, verfuhr aber jetzt gemäßigter. Mit dem Ministerium Peel legte er 1846 abermals sein Amt nieder und stellte sich wieder an die Spitze der torystischen Opposition im Oberhause bei den Fragen der auswärtigen Politik. Im Jahre 1853 an die Spitze des Kabinets berufen, suchte er lange den Bruch mit Rußland aufzuhalten, ward aber durch die öffentliche Meinung zum Kriege gezwungen (s. *Großbritannien*) und schied endlich aus dem Kabinet.

Aberglaube (*Afterglaube*, Superstitio), diejenige Ausartung des Glaubens, welche Natürliches u. Uebernatürliches mit einander vermischt, und daher bald von natürlichen Ursachen übernatürliche Wirkungen erwartet, bald natürliche Wirkungen von übernatürlichen Ursachen ableitet. Psychologisch erscheint er meist als ein Erzeugniß der Einbildungskraft, welche allerlei Trugbilder erdichtet und diese den Erscheinungen unterlegt, oder als Schwäche des Verstandes, welcher seine Begriffe weder klar noch deutlich denkt, falsche Urtheile und Schlüsse bildet, u. sogar auf alle Prüfung dessen verzichtet, was ihm zum Glauben von Andern geboten wird, wenn es nur seiner Einbildungskraft schmeichelt. Furcht und Eigennutz sind die beiden hauptsächlichsten Ursachen einer abergläubischen Disposition des Gemüthes, indem durch sie die Phantasie verleitet u. der Verstand gefangen genommen wird. Seinem Wesen nach ist der A. entweder *theoretisch* od. *praktisch*; jener besteht in der bloßen Vorstellung, dieser wirkt auf den Willen und dadurch auf das Handeln. Seinen Objekten nach ist er *religiöser* od. *physikalischer* A. Ersterer bezieht sich auf die Geisterwelt und hegt von ihrer Beschaffenheit, wie von ihrer Verbindung mit der sinnlichen Welt Vorstellungen, welche der Vernunft und Erfahrung widerstreiten; aus ihm entstehen Abgötterei, Theosophie, Werkheiligkeit, Reliquiendienst, Glaube an die magische Kraft gewisser Ceremonien, durch welche die Gottheit zu etwas bewogen werden soll (s. *Magie*), und ein großer Theil des Gespensterglaubens. Der physikalische A. bezieht sich auf das Wirken geheimer Zeichen und Naturkräfte und hat u. A. die Astrologie, Chiromantie und Zauberei hervorgebracht. Hierher gehört namentlich auch der A. an Wunderdoktoren, Amulete

u. dergl. Geschichtlich endlich unterscheidet man natürlichen A. u. philosophischen oder gelehrten. Jener erzeugt sich bei rohen, ungebildeten Völkern überall von selbst, dieser wirft dem rohen Irrwahn ein wissenschaftliches Gewand um, indem er ihn in Zusammenhang mit gewissen Vordersätzen bringt und so ausschmückt, daß man Irrthum u. Wahrheit nicht mehr unterscheiden kann. Abergläubische Meinungen sind oft ganz harmlos u. selbst mit einem poetischen Reiz umgeben, oft aber auch gefährlich. Sie machen furchtsam, in sofern sie das Gemüth mit Schreckbildern anfüllen, unduldsam, in sofern sie keinen Widerspruch vertragen, bisweilen fanatisch, in sofern sie beim Mangel an Gründen nur durch Gewalt behauptet werden können. Gewaltsame Maßregeln sind indeß zur Ausrottung des A.ns wenig geeignet; zweckdienlicher sind guter Volksunterricht durch Schulen u. Schriften, belehrende u. warnende Bekanntmachungen von Seiten der Obrigkeit. Die Geschichte des A.ns gehört zu den reichhaltigsten Kapiteln der allgemeinen Kultur- und Sittengeschichte. Wir müssen in dieser Beziehung uns beschränken, auf einzelne Artikel, namentlich Abracadabra, Abraxas, Astrologie, Hexerei u. Hexenprozeß, Kabbala, Reliquien, Theosophie, zu verweisen.

Aberli, Johann Ludwig, berühmter schweizerischer Zeichner, 1723 zu Winterthur geboren, war ein Schüler J. Grimms in Bern. Er malte anfangs Porträts, gewann aber Vorliebe für die Landschaftsmalerei u. ging 1759 mit seinem Schüler Zingg nach Paris, von wo er später nach Bern zurückkehrte. Hier † er 1786. Er ist Erfinder des jetzt sehr ausgebreiteten Zweigs der Kunstindustrie in illuminirten Schweizerlandschaften und Volkstrachten, worin ihm Rieder u. A. folgten.

Abernethy, John, ausgezeichneter Chirurg, wurde 1763 zu Derby in Irland geboren, aber zu London erzogen. Ein Schüler J. Hunters, ward er Lehrer der Anatomie und Chirurgie am Kollegium der Wundärzte und Direktor am Bartholomew-Hospital, dessen Schule und pathologisches Museum ihm ihr Daseyn verdanken. Er † am 20. April 1831 zu London. Seine Schriften erschienen unter dem Titei: Surgical and physiological works, London 1831. 4 Bde.

Aberratio delicti, die aus einer bolosen, rechtswidrigen Handlung entspringende, von dem allein oder alternativ beabsichtigten Zwecke ganz abweichende Folge der Handlung, z. B. Verübung der Handlung an einem andern, als dem beabsichtigten Objekte, nicht vorhergesehene rechtswidrige Erfolge, außer dem beabsichtigten.

Aberration (Abirrung) des Lichts, der Abstand des Orts, an welchem wir einen Stern am Himmel erblicken, von demjenigen, an welchem er uns erscheinen würde, wenn entweder die Erde stillstände, oder das Licht zu seiner Fortpflanzung von einem Punkte zum andern gar keine Zeit brauchte. Das Licht, welches uns die Sterne zusenden, braucht eine bestimmte Zeit, um zu der Erde zu gelangen. Letztere aber bewegt sich in dieser Zeit ebenfalls. Dadurch kann ein Beobachter einen Stern selten an seinem wahren Orte erblicken, und zwar nur dann, wenn die Erde sich dem Stern in gerader Linie nähert oder von ihm entfernt. Ist die Bewegung der Erde eine andere, so erscheint der Stern etwas rückwärts od. vorwärts von seinem wahren Orte gerückt; u. diese Ortsveränderung (die bis zu 20, 25 Sekunden anwachsen kann) nennt man A. d. L.s. Nun kann ein Stern im Pol der Erdbahn stehen, od. in der Erdbahn selbst, oder zwischen Pol und Erdbahn, so entsteht dann für den Beobachter eine scheinbare Bewegung der Sterne während des jährlichen Umlaufes der Erde, die im ersten Fall einen Kreis, im zweiten eine gerade Linie, im dritten eine Ellipse ist, wie astronomische Gründe weiter nachweisen. Die Astronomen Cassini und Olof Römer kamen schon 1675 auf obige Gedanken. Bradley (1727) verfolgte die Entdeckung weiter und ist dadurch Erfinder einer für die Astronomie wichtigen Theorie geworden, die Bessel erschöpfend behandelte.

Abersee (St. Wolfgangssee, lat. Abria lacus, Aparuse), ein 3 Stunden langer, 1 Stunde breiter, an einigen Stellen 100 Klaftern tiefer See im salzburgischen Landgerichte Thalgau, an der Grenze von Oesterreich. Er steht durch die Ischl, welche sein Wasser ableitet, mit dem Traunsee in Verbindung. An dem nördlichen Ufer liegt der Ort St. Wolfgang.

Aberwitz, eine Ausartung des Witzes, die sich dadurch von der Einfalt u. Dummheit unterscheidet, daß sie bei allem Unsinn mit dem Anspruch auf Witz und Verstand auftritt. Wird der A. beharrlich und ergreift er größere Partien des Gedankenkreises, oder übt er Einfluß auf die Handlungen des Menschen aus, so wird er zum Wahnwitz u. gehört als solcher in das Gebiet der Geisteskrankheiten.

Abeundi consilium, der Rath wegzugehen, eine mildere Art der Entfernung untauglicher Studenten von der Universität; vergl. Relegation und Consilium.

Ab executione anfangen, in der gerichtlichen Sprache: vor Entscheidung einer Rechtssache den Beklagten zu einer Leistung nöthigen oder auspfänden (s. Exekution).

Abfahrtsgeld (Nachsteuer, gabella emigrationis, auch Abzugsgeld), diejenige Abgabe, welche ein Auswanderer dem Staate von seinem bis dahin inländischen Vermögen entrichten muß und die oft $^1/_{10}$, bisweilen $^1/_5$ des ganzen Gutes ausmacht. Durch die deutsche Bundesakte ist sie für deutsche Länder zum Theil aufgehoben. Art. 18. der B.-A. bestimmt nämlich als ein allgemeines deutsches Bürgerrecht nicht bloß das Recht der Auswanderung in jeden deutschen Staat, sondern auch „die Freiheit von aller Nachsteuer, in sofern das Vermögen in einen andern deutschen Bundesstaat übergeht, u. mit diesem nicht besondere Verhältnisse durch Freizügigkeitsverträge bestehen". Ein Bundesbeschluß vom 23. Jan. 1817 aber führt diese Nachsteuerfreiheit in Beziehung auf alle deutschen Länder vollständig und im liberalsten Sinne aus: er dehnt sie unter Anderem aus auf jede Art von Vermögen, wie auf jede Art des Uebergangs; er tilgt diese Abgabe ohne Unterschied, ob sie bisher dem landesherrlichen Fiskus, dem Standesherrn, den Patrimonialgerichten, Kommunen oder Privatberechtigten zustanden, u. bestimmt, daß die besonderen Landesgesetzgebungen, und selbst die im Artikel 18 ausdrücklich vor-

behaltenen besonderen Freizügigkeitsverträge nur in soweit gelten, als sie die der Freiheit günstigen Bundesbestimmungen nicht beschränken, daß sie dagegen gültig von den Bundesbestimmungen abweichen dürfen, so weit sie die allen deutschen Bürgern vom Bunde zugesicherte Freiheit begünstigen. In Folge dieser Beschlüsse erhielten besonders Würtemberg u. das Großherzogthum Hessen 1821 sehr liberale Gesetzgebungen. Im Königreich Sachsen steht nach §. 29. der Verfassungsurkunde jedem Unterthan der Wegzug aus dem Lande ohne Erlegung eines A.s frei, sofern nicht die Verpflichtung zum Kriegsdienste, oder sonst Verbindlichkeiten gegen den Staat oder Privatpersonen entgegen stehen. In Preußen ist das A. nicht durchgängig, sondern nur in Bezug auf die Uebersiedelung in die Länder aufgehoben, welche auch von ihren nach Preußen ziehenden Unterthanen kein A. annehmen. Vergl. Abschoß.

Abfall, das Lossagen von einer früher ausgesprochenen Ueberzeugung, einem System, einer Partei, einem Bündnisse, dem man zeither angehört, und der Uebergang zu einer mehr oder weniger entgegenstehenden Seite. Man unterscheidet den religiös-kirchlichen u. den politischen A. Das großartigste Beispiel des ersteren ist die Losreißung der protestantischen Kirchen von Rom. Den Abfall eines Einzelnen von seinem zeitherigen Glauben, nicht aber den ganzer Gemeinschaften, nennt man übrigens häufig Apostasie (s. d.). Berühmte Beispiele politischen A.s sind die Lostrennung der vereinigten Niederlande von Spanien, der nordamerikanischen Kolonien von England, der südamerikanischen von Spanien u. Portugal, Haiti's von Frankreich, Belgiens von Holland. Unter Karl X. von Frankreich nannte man Partei des A.s (partie de la défection) jene wahren, aber nicht anerkannten Königsfreunde, welche aus reiner Liebe für den legitimen Thron gegen Villele's und Polignacs vermessene Maßregeln sich erklärten, und gewiß, wenn ihr Rath gehört worden wäre, den König vor dem Sturze bewahrt hätten.

Abfinden, die rechtlichen Ansprüche von Jemanden vergleichsweise, oder durch ein Aequivalent befriedigen, z. B. bei erbschaftlichen Auseinandersetzungen u. dgl. Namentlich kommt die Abfindung bei untheilbaren Bauergütern vor, wenn diese einem Erben (dem Anerben) zufallen, die übrigen Miterben (Brüder, Schwestern) aber nicht bloß einen Antheil an dem sonstigen Nachlasse, sondern auch eine bestimmte Summe (Abfindungsquantum) aus dem Bauerngute selbst erhalten. Die Abfindung darf nicht als eine Entschädigung für die Succession im Bauerngute betrachtet werden; denn der Abgefundene kann immer noch, im Fall ihn durch das Ableben des Anerben die Successionsreihe trifft, in den Besitz des Gutes kommen. Sie beruht vielmehr auf der Idee, daß da, wo der Anerbe nicht wegen eines ihm zustehenden Vorzugs, sondern nur wegen der Untheilbarkeit des Bauerngutes dasselbe erhält, bei Berechnung der Erbtheile aus Gründen des Rechts und der Billigkeit das Bauerngut in Anschlag komme. Das Abfindungsquantum braucht aber nicht eher geleistet zu werden, als bis der Miterbe das Bauerngut verläßt und einen eignen Haushalt bildet, und fällt an den Anerben zurück, wenn der Abgefundene vor solcher Trennung stirbt. Ob ihm, wofern es noch auf dem Bauerngute steht, bei etwa eintretendem Konkurse, ein Vorzug vor der übrigen Schuldenmasse zustehe, wird als juristische Kontroverse (Rechtsfrage) betrachtet. Da übrigens die Abfindung in der Regel von dem Erblasser selbst testamentarisch regulirt zu werden pflegt, so treten nicht selten andere partikulare Bestimmungen an die Stelle der allgemeinen Rechtsgrundsätze.

Abfolge, bei neuern Logikern das Verhältniß, in welchem ein Urtheil zu einem andern steht, aus dem es gefolgert ist. Die frühern Logiker bezeichneten dieses Verhältniß mit dem einfachen Worte Folge. Allein da die Folge außer dem Verhältniß der Sätze auch dasjenige selbst bezeichnet, was aus etwas Anderem (dem Grunde) folgt, so ist seit Kiesewetter (Allgem. Logik, 1791) für jene Beziehung das Wort A. in Gebrauch gekommen. Aus dem Urtheil: Luther war ein Deutscher, folgt das Urtheil: Luther war ein Europäer. Das, was der letzte Satz aussagt: Luther war ein Europäer, ist in Bezug auf den ersten die Folge; die in den Denkgesetzen liegende Nothwendigkeit aber, mit welcher dieses aus jenem geschlossen wird, ist die A. Die A. kann richtig seyn, wenn die Folge falsch ist. Man kann aus dem Satze: Luther war ein Perser, schließen, daß Luther ein Asiate war. Die A. ist richtig, die Folge selbst falsch, weil der erste Satz: Luther war ein Perser, falsch ist. Die A. ist entweder eine formale oder materiale. Formal ist sie, wenn sie bloß in der den Denkgesetzen entsprechenden Form des Denkens ihren Grund hat; material, wenn sie auch in dieser, aber nicht in ihr allein, sondern auch in der besondern Beschaffenheit des Gedachten ihren Grund hat. Aus dem Satze: alle Vögel sind Thiere, folgt: einige Thiere sind Vögel, und die A. ist hier formal. Aus dem Urtheile: das Dreieck A ist gleichseitig, folgt: das Dreieck A ist gleichwinkelig. Hier ist die A. material, weil sie den erst anderswie zu beweisenden Satz voraussetzt: jedes gleichseitige Dreieck ist gleichwinkelig. Vgl. Folge, Urtheil, Schluß.

Abforderung, Abforderungsrecht, s. Abberufung, Auslieferung.

Abführende Methode (Methodus gastrica), dasjenige Heilverfahren, welches sich mit der richtigen Anwendung der darmausleerenden Mittel befaßt. Die Kunst lehrt, wie und unter welchen Umständen sie zweckmäßig anzuwenden sind.

Abführende Mittel, alle diejenigen Mittel, welche die Darmausleerungen befördern, und zwar entweder durch ihre reizende Eigenschaft, vermöge deren sie die Thätigkeit der absondernden Gefäße des Darmkanals und zugleich die Darmbewegung (Motus peristalticus) vermehren, oder durch eine erschlaffende, schlüpfrig machende Eigenschaft. Zu den erstern gehören z. B. die Salze, die Aloe, zu den letztern alle fetten Oele. Man theilt sie ferner in gelind wirkende (Eccoprotica) und heftig wirkende (Drastica), desgleichen in kühlende (Antiphlogistica) und erwärmende (Calida), welche zugleich eine das Blut erhitzende Kraft besitzen. Man bedient sich der-

selben theils um schadhafte Stoffe aus dem Körper auszuführen, theils als Ableitungs- u. Kühlungsmittel, um dem Körper wässerige Stoffe zu entziehen und um die Einsaugung zu befördern. Begreiflicher Weise ist ihre Anwendung, je nach diesen verschiedenen Zwecken, eine sehr ausgebreitete, und sie gehören deshalb zu den vorzüglichsten Mitteln in der Heilkunde.

Abgaben, von dem einzelnen Bürger an den Staat oder die Lehns- und Grundherrschaft zu entrichtende Theile seines Eigenthums, mag dieses durch Geldzahlung (in welchem Falle man gewöhnlich den Namen Steuern gebraucht), od. durch Lieferung von Naturalien geschehen. Da der Staat eine zur Realisirung bestimmter Absichten geschlossene Vereinigung ist, so versteht es sich von selbst, daß Jeder, der in diese Vereinigung eintritt, die Verpflichtung übernimmt, zur Erreichung der Zwecke des Staates so viel beizutragen, als von ihm gefordert werden kann und nach den unabweislichen Bedürfnissen der Staatshaushaltung gefordert werden muß. So lange also Staaten bestehen, hat es auch A. gegeben. Als die Menschen noch in Einfachheit lebten, waren auch die Bedürfnisse des Staates noch gering, und es konnte sich derselbe in den meisten Fällen mit den Dienstleistungen der Bürger, oder mit den Naturallieferungen, welche zum Unterhalt der durch Erfüllung der Staatsgeschäfte vom eigenen Erwerb abgehaltenen Bürger nothwendig waren, begnügen. Bei gesteigerter Bildung wuchsen jedoch zugleich mit den Bedürfnissen der Einzelnen auch die Bedürfnisse des Staates. Namentlich mußte der letztere, je verwickelter die socialen Verhältnisse wurden, desto mehr Leute von Bildung und Geschick für seinen Dienst in Anspruch nehmen und angemessen entschädigen. Die A. mußten gesteigert und ihre Erhebung und Verwaltung geordneter werden, wobei besonders die Verschiedenheit der Stände ins Auge zu fassen war. Da nun aber die Glieder des einen Standes theils zur Erfüllung des Staatszweckes mehr beitragen konnten, theils von dem Staate größere Vortheile genossen, als die andern Stände, so war es nothwendig, die A. nach dem Grundsatze der Verhältnißmäßigkeit zu vertheilen. Wie man diese Verhältnißmäßigkeit zu erreichen suchte, dies bestimmt das Abgabensystem, in dessen Begriff jedoch zugleich auch die Art u. Weise der Erhebung der A. aufzunehmen ist. So finden wir schon bei den Staaten des grauen Alterthums vollständig geregelte und ausgebildete Abgabensysteme, z. B. in Aegypten, denn das von Amasis gewiß nur erneuerte Gesetz, welches von Jedem die Nachweisung seines Erwerbes forderte, bezog sich — dies läßt sich mit Zuversicht behaupten — auf die Regulirung der A. Die in der Bibel erwähnten A. und Zölle sind kirchliche und bürgerliche. Es mußte nämlich jeder, über 20 Jahre alte Israelit jährlich einen halben Silbersekel (eine Doppeldrachme, etwa 50 Kr. rhein.) an den Tempel entrichten. Diese Verpflichtung umfaßte nach dem babylonischen Exil auch alle außer Palästina lebenden Juden. Nach der Zerstörung des Tempels aber wurde nach einer Verordnung Vespasians dieselbe Summe jährlich an das Kapitolium entrichtet. Außer dieser zur Unterhaltung des Tempels bestimmten Steuer fanden noch die Zehnten, die Erstlings- u. Erstgeburtsabgaben Statt. Bürgerliche A. kannte man erst seit Einführung der Könige. Sie bestanden, abgesehen von mancherlei Frohndiensten, in Naturalzinsen, freiwilligen Geschenken, Zöllen und andern Regalien, bisweilen auch in einer außerordentlichen Kopfsteuer. Im exilischen und nachexilischen Zeitalter gaben die palästinischen Juden Steuern verschiedener Art an ihre ausländischen Oberherren. Den Römern wurde Judäa zuerst durch Pompejus tributpflichtig, u. Julius Cäsar ordnete die A. durch ein besonderes Dekret, in welchem die ordentlichen Steuern den einheimischen Fürsten überlassen wurden. Außerordentliche Steuern wurden daneben direkt an die Römer gezahlt. Als erst einzelne Theile, dann ganz Palästina unmittelbar römisch geworden war, mußten die Juden, wie es in andern römischen Provinzen geschah, die Grund- und Kopfsteuer entrichten, zu welchem Behufe schon Augustus Volkszählungen halten und Kataster entwerfen ließ. Auch städtische Accise und Zölle an den Handelsstraßen und in den Seehäfen dauerten fort, u. wurden von den im Neuen Testamente so häufig erwähnten Zöllnern erhoben. Alle diese A. zusammen, insbesondere aber die harte Kopfsteuer, drückten das Volk außerordentlich und gaben immer neuen Stoff zum Mißvergnügen. Eben so hatte Athen schon durch Solons Verfassung (und man kann annehmen, daß dieser vieles aus der Vorzeit Ueberliefertes nur verbesserte) ein regelmäßiges Abgabensystem. Bei den Römern erreichte, wie der gesammte Staatsorganismus, so auch das Abgabensystem einen hohen Grad der Ausbildung. Die Kenntniß des römischen Finanzwesens ist in sofern sehr interessant, als viele Verhältnisse des ältesten römischen Staates eine merkwürdige Analogie zu den Lehensverhältnissen des Mittelalters bilden, und auch viele auf das Abgabenwesen sich beziehende Begriffe und Satzungen zugleich mit dem römischen Rechte auf die germanischen Staaten übergingen. In den germanischen Staaten des Mittelalters waren die Gemeinfreien zwar von eigentlichen A. frei und hatten nur Kriegs- und Hofdienste zu leisten. Dagegen wurden den Lehensleuten von den Lehensherren bei Ertheilung des Lehens mancherlei A. aufgelegt (Lehenszins, grundherrliche Gefälle). Die Grundherren nahmen zur Verwaltung gewisse Regalien in Anspruch (z. B. Münze [Prägschatz], Zölle, Bergwerke und ähnliche), forderten für gewisse Zweige derselben Entschädigung (Wegegelder zur Erhaltung der Wege); für die Uebung gewisser Handlungen Sporteln (Gerichtsgeleite); endlich Naturallieferung zur Erhaltung ihres Gefolges und der zur Verwaltung nöthigen Dienerschaft. In gewissen Fällen waren die Lehensleute den Grundherren außerordentliche Beisteuern schuldig, so z. B. mußten sie die Töchter ausstatten helfen, ihren Lehensherrn aus der Gefangenschaft lösen, den Söhnen bei ihrer Bewehrung Ausstattung geben. Außerdem wurden sie zu dem, was die Lehensherren dem Oberlehensherrn zu leisten hatten, ebenfalls in Anspruch genommen. So bildete sich durch die Gliederung des Staates hier

ein doppeltes Steuersystem, die dem Reiche und dessen Oberhaupt zu leistenden A., und die in den besondern Herrschaften (der Lehensherr derselben mochte nun einen Titel führen, welchen er wollte) gefälligen, und der einzelne Unterthan konnte wohl zu 3 verschiedenen Arten von Steuern in Anspruch genommen werden, wenn er der Lehensmann eines solchen war, der von einem ebenfalls Belehnten Lehen trug. Bei den außerordentlichen Steuern hielt man indeß den Grundsatz fest, daß sie nur mit Bewilligung der Vasallen gefordert werden könnten; doch konnten sich diese niemals einer Steuer entziehen, welche dem Oberlehensherrn von den Grundherren zugestanden worden. So erkannte der Reichstagsschluß von 1671 in Deutschland an, daß zu den Reichsabgaben die Landesherren nicht die Einwilligung der Landstände nöthig hätten. Während aber in den übrigen germanischen Staaten die königliche Gewalt über die Lehensaristokratie den Sieg davon trug, bildeten sich in Deutschland aus den Lehensämtern und Lehensgütern geschlossene Landesterritorien, und es blieb also hier auch jenes doppelte Abgabensystem bis zu der Auflösung des Reichs. Wichtig sind für die Gestaltung des Abgabenwesens in der neuern Zeit besonders 2 Umstände geworden: 1) daß die wirklichen Leistungen von Diensten und Naturalien in feste Geldabgaben zu verwandeln, den Empfängern sowohl, als den Verpflichteten zum Bedürfnisse geworden, und beide Theile es auch ihrem Vortheile gemäß fanden, die Regalien entweder abzulösen, oder in eine feststehende Abgabe zu verwandeln; 2) je höher die Bedürfnisse der Fürsten stiegen, je weniger (verschuldet oder unverschuldet) die Domänen und Regalien zur Bestreitung des Aufwandes ausreichten, je mehr außerordentliche Steuern in Folge davon nothwendig wurden, desto mehr Zugeständnisse mußten für die Bewilligung den Landständen gemacht werden, desto mehr wußten diese die Last derselben von sich auf ihre Hintersassen zu wälzen, desto mehr nahmen sie die Beaufsichtigung darüber, wie die Steuern verwendet würden, in Anspruch.

Die erste deutsche Reichssteuer wurde im Hussitenkriege 1427 zuerst auf dem Tage zu Frankfurt, dann zu Heidelberg bewilligt, aber 1431 erst wirklich ausgeführt, indem man zur Einsicht gekommen war, daß zur Abwehr der Hussiten das gewöhnliche zusammengeraffte, aus undisciplinirten und ungeübten Leuten bestehende Reichsaufgebot nicht ausreiche, sondern daß man dazu Söldner bedürfe. Diese Reichssteuer (der gemeine Pfennig genannt) umfaßte alle Personen jeden Alters, Geschlechts, Standes und war im Grunde eine Vermögenssteuer. Jeder Geistliche zahlte 1 von 20, jeder Jude 1 fl., jeder Christ über 15 Jahre einen boheimschen Groschen; wer 100 bis 200 fl. Werth hatte, $1/2$ fl.; wer 1000 fl. hatte und darüber 1 fl.; der Graf 25 fl.; der Freie 15, der Ritter 5, der Knecht 3 fl. Später wurden die Reichssteuern auf die Länder vertheilt und die Eintreibung den Regierungen derselben überlassen. Im Ganzen waren diese gering; sie bestanden im Frieden in Beiträgen zur Erhaltung des Reichskammergerichts; im Kriege in den sogenannten Römermonaten (s. d.). Dagegen lastete in Folge der oben angegebenen Verhältnisse auf den niedern Ständen der furchtbarste Druck, indem die höhern Stände nicht bloß die von ihnen zu tragenden A. auf ihre Unterthanen gewälzt, sondern diese zur Bestreitung ihrer eigenen Ausgaben auch mit neuen drückenden vermehrt hatten. Solcher Druck reizte zur Empörung. Die Bauernkriege in Deutschland nach 1520 waren zwar aus Mißverständniß der evangelischen Freiheit hervorgegangen und das Recht wurde nicht auf die richtige Weise gesucht, aber ungegründet waren ihre Beschwerden in der That nicht. Leider jedoch führte diese gewaltsame Aeußerung des Volksunwillens bei der andern Seite nicht zur Erkenntniß, sondern bewirkte nur noch Verstärkung der schon auf den Bauern liegenden Lasten. Nach dem 30jährigen Kriege traten manche Veränderungen in dem Abgabenwesen ein; allein die Unterthanen wurden dadurch wenig gebessert, da man aller Orten die Grundsteuer als Norm für die übrigen nahm, wodurch bei den vielen Befreiungen von jener sich keine Gleichmäßigkeit erreichen ließ. Noch weniger konnte Ludwigs XIV., durch unsinnige Verschwendung hervorgerufenes, auf die Grundsätze absoluter Königsgewalt und die Verachtung gegen die niedern, schlechtweg als Pöbel bezeichneten Stände, gegründetes System, dessen Princip es war, möglichst viel zu nehmen, ohne gerade die Quelle gänzlich zu erschöpfen, den billigsten Forderungen des Rechts genügen und dauernden Bestand haben, obwohl es nach Frankreichs Vorgange in vielen andern Ländern angenommen wurde. Vauban, Quesnay und andere denkende Männer schlugen neue Systeme vor, und durch sie ging ebenfalls von Frankreich die Anregung besserer Abgabengesetze aus, welche in unserer Zeit endlich bei dem neuen Aufschwunge des innern Staatslebens allenthalben, mehr oder weniger vollkommen, ausgeführt u. in wohlthätige Wirksamkeit gesetzt worden sind. Wir wollen hier nicht die Mängel auseinander setzen, welchen die Abgaben-Vertheilung und Erhebung selbst in dem besten Staatsorganismus unserer Zeit noch unterworfen sind, und eben so wenig noch jene zahllosen Schwierigkeiten aufzählen, welche der Erreichung des Ideals entgegen stehen, und die namentlich in der Ermittelung des wahren Einkommens der Steuerpflichtigen und der besten Erhebungsweise liegen.

Man theilt die A. gewöhnlich in direkte und indirekte. Direkte nennt man diejenigen, welche von dem Besteuerten von seinem Vermögen und Einkommen unmittelbar (Personen-, Grund-, Vermögenssteuer) genommen werden; indirekte diejenigen, welche von den Besteuerten nur mittelbar entnommen werden, also diejenigen, welche auf das Verbrauchen von Dingen, auf das Verzehren, auf die Benutzung gewisser Staatsanstalten gelegt, wo das Maß, in welchem der Gebrauch gemacht wird, und die Zeit von dem Willen des Einzelnen abhängt. Die letzteren werden nicht von den Besteuerten erhoben, sondern entweder vom Kaufmanne oder Pachter gezahlt, oder durch den Gewinn der dazu errichteten Anstalten gedeckt (so bei den durch Regie verwalteten Monopolen, den Lotto's und Lotterien, bei der Post). Dem Wesen nach sind beide

Gattungen nicht verschieden. Denn beide werden von dem Vermögen und Einkommen erhoben. Da z. B. der Kaufmann die von ihm erhobene Steuer auf den Preis der Waare schlägt, so zahlt sie jeder Kaufende von seinem Einkommen, nur nicht unmittelbar an den Staat. Die Form der Erhebung macht allein den Unterschied, indem die direkten von etwas Gleichbleibendem nach festem Ansatze und zu bestimmten Zeiten gleichmäßig erhoben werden, die indirekten dagegen sich nach dem Maße des Verbrauchs und der Zeit desselben richten. Die indirekten Abgaben bieten der Regierung folgende Vortheile: 1) daß sie immer baar eingehen und keine Reste bleiben, indem vor ihrer Zahlung die Sachen, worauf sie gelegt sind, nicht in die Hände der Zahlenden gelassen werden; 2) daß bei Steigerung des Bedürfnisses auch der Betrag der A. sich steigert. Gewöhnlich werden sie auch nur auf solche Dinge gelegt, von deren Absatz sich eher Erhöhung als Verminderung erwarten läßt. Durch den Vortheil, daß sich dadurch die A. dem Einzelnen weniger fühlbar machen, wird sich jedoch keine gute Regierung zu indirekten Auflagen bewegen lassen. Denn die indirekten Steuern haben den Nachtheil, daß, indem sie nach dem Bedürfnisse berechnet werden, die Zahlungsfähigern stets im Verhältnisse weniger in Anspruch genommen werden, als die Aermern; daß sie zu harten Entbehrungen zwingen u. dadurch das äußere Wohlbefinden des Volkes mindern, da auch Diejenigen, welche keinen Erwerb haben, aber jener Dinge bedürfen (Kinder, Altersschwache), besteuert werden, endlich daß häufig die Regierung genöthigt ist, die größtmögliche Konsumtion von Dingen (z. B. geistigen Getränken) zu wünschen, deren Verminderung ihre moralische Pflicht wäre. Indem der Arme genöthigt ist, das, was er zum Vergnügen braucht, theurer zu bezahlen, wird, der gewöhnlichen Erfahrung zufolge, sein Hang dazu nicht vermindert; die Befriedigung stürzt ihn vielmehr in tieferes Elend und mehrt das moralische Verderben. Des Nachtheils, daß die Erhebung der indirekten Steuern ein größeres Personal nöthig macht, als die direkten, wollen wir gar nicht gedenken. Daß in jedem Falle direkte A. den indirekten vorzuziehen sind, ergibt sich aus dem Gesagten zur Genüge; doch wollen wir auf der andern Seite nicht leugnen, daß die Regierung zur Forderung mancher indirekten A. eine Berechtigung habe, wovon wir sogleich Mehres beibringen werden.

Hinsichtlich der Gegenstände, von welchen A. gegeben werden, muß als oberster Grundsatz festgehalten werden, daß die Regierung nur davon eine Abgabe zu fordern das Recht hat, in Bezug worauf sie dem Bürger eine bestimmte Wohlthat erzeigt. In sofern der Staat den einzelnen Personen Sicherheit und Schutz der persönlichen Freiheit gewährt, kann er dafür von jeder eine Abgabe fordern. Da diese Wohlthat dem Armen eben so gut, als dem Reichen zu Theil wird, so ist hier ein gleicher Ansatz rechtlich begründet. Gewöhnlich belegt man sie mit dem Namen der Kopfsteuer und fordert sie nur von denen, welche schon eines Erwerbes fähig sind. Vom Grundeigenthum eine Steuer zu erheben, hat der Staat ebenfalls aus dem Grunde ein Recht, weil er für den Besitz und die Benutzung eines Grundstückes eine rechtliche Gewähr gibt, auch durch Anstalten den Anbau fördert. Daß dabei die Größe u. Ertragsfähigkeit des Grundstückes die Größe der A. bedingen, fordert die Billigkeit. Daß dagegen der wirkliche Ertrag diese bestimme, ist für die Ausführung zu schwierig. Eine gute Regierung wird, im Falle außerordentlicher Schäden an der Ernte, die nöthige Erleichterung zu gewähren wissen, in jenem Falle würde sie Trägheit und Mangel an Einsicht in Schutz nehmen. Früher war die Grundsteuer eine beständige Abgabe, welche, ohne auf die Größe der Grundstücke Rücksicht zu nehmen, vom Grundherrn gefordert wurde. Ueber ihr jetziges Verhältniß ist in der historischen Entwickelung gesprochen und es ist nur noch zu bemerken, daß sie in Deutschland in der ersten Anlage mehr eine Vermögenssteuer war, bei der man aber allmählig die übrigen Vermögensstücke fallen ließ. Vom beweglichen Vermögen eine Steuer zu erheben, hat dieselbe rechtliche Begründung; das Vermögen ist entweder ausgeliehen, oder ruhend. Wenn bei dem Einzelnen der volle Werth seines Gewerbes oder Besitzes besteuert wird, ohne die Passivschulden abzurechnen, so wird der Ausleiher eines Kapitals deswegen nicht in Anspruch genommen werden können, weil sonst der Staat doppelte Steuer von demselben erheben würde. Das unfruchtbare Vermögen besteht entweder in dem Besitz werthvoller Gegenstände (goldener Zimmerverzierungen, Gefäße, Luxushunde u. s. w.), oder in ruhenden Kapitalien. Im erstern Falle kann es durch indirekte A. besteuert werden, indem man für die Erlaubniß, Gegenstände der benannten Art zu führen, Zahlung fordert oder ihren Verkauf damit belegt; in beiden Fällen muß wenigstens ein billiger Ansatz Statt finden. Das Einkommen (jedoch das Reineinkommen jedes Einzelnen) zu besteuern, entspricht am meisten der Gerechtigkeit, aber nur dann, wenn auch das Vermögen, von welchem kein Erwerb Statt findet, zur Besteuerung gezogen wird, weil sonst dem gemeinen Besten der größte Nachtheil durch Entziehung der Kapitalien zugefügt werden würde. Bei der Einkommensteuer macht es keinen Unterschied, ob es aus bleibendem Vermögen, oder aus der Kraft des Einzelnen (Industrie) hervorgeht, oder ein für gewisse Verrichtungen gegebener Lohn ist (Besoldung). Gewerbsteuer kann erhoben werden a) ohne Rücksicht auf den Ertrag für die Wohlthat, bei Betreibung eines Gewerbes innerhalb des Staates des Schutzes der Gesetze zu genießen, dabei gewisse Dinge (z. B. Flüsse) und Materialien zu benutzen, und ist in dieser Form ein sehr altes Regale; b) mit Berücksichtigung des Ertrags, wo sie sodann mit der Einkommensteuer zusammen fällt. Daß hier vollkommene Verhältnißmäßigkeit der Belastung nicht möglich ist, ist schon oben gesagt worden. Was den Verbrauch gewisser Dinge (die indirekten A., s. oben) betrifft, so kann die Erhebung auf mehre Arten geschehen: a) bei der Einführung der Sache in einen Ort (Grenz-, Binnenzölle, Accise); b) bei dem Verkauf; c) bei der

Produktion, oder dem Anfang des Gebrauches (Kelter-, Mahl-, Schlacht-, Brau-, Brennsteuer); d) als Monopol, entweder durch Verwaltung der Regierung (Regie) oder Verpachtung, wobei gezwungener Kauf seyn kann (wie in vielen Ländern beim Salze). Diese A. erscheinen als gerechtfertigt: a) insofern sie den Zweck haben, die inländische Industrie zu heben, wobei jedoch das, was der Staat vom Auslande nothwendig bedarf, zu berücksichtigen ist; b) wenn der Staat, um seine Bürger vor dem Mangel nothwendiger Bedürfnisse und vor Uebertheuerung derselben zu bewahren, Anstalten trifft, wobei jedoch nur die Voranlage wieder ersetzt werden darf, soll die Steuer nicht drückend werden; 3) wenn der Staat dadurch den zu großen Vertrieb schädlicher Dinge verhütet. Indem der Staat für den **Verkehr** gewisse Anstalten trifft, von welchen nicht jeder Bürger gleichen Gebrauch machen kann, so ist es billig, daß diejenigen, welche von jenen Anstalten vorzüglichen Gebrauch machen, dafür Etwas entrichten. Hierher gehören a) die bei gerichtlichen Handlungen geforderten Sporteln und Gefälle; b) die bei Benutzung der Kommunikationsmittel geforderten A. (Wegegelder, Brückenzölle und das jetzt fast allenthalben aufgehobene Geleite); c) das Briefporto. Bezüglich **gewisser Erwerbungen**, besonders auf Fremde oder Seitenverwandte übergehende **Erbschaften** (Kollateralgelder) sieht sich der Staat gewissermaßen als dem Erblasser selbst entfernt verwandt an. Daß der Staat, wenn Erwerbungen ins Ausland gehen, eine Abgabe fordert, rechtfertigt sich dadurch, daß ihm ein Theil der Quellen seines Einkommens entzogen sind.

Die eben angegebenen A. sind **ordentliche** A., indem sie nach einem Voranschlage der Staatsbedürfnisse erhoben werden. In Staaten, wo ständische Verfassungen sind, werden sie gewöhnlich für bestimmte Zeiträume (Finanzperioden) von den Ständen bewilligt. Leicht können aber Fälle eintreten (Krieg, politische Verwicklungen), wo die ordentlichen A. u. die von ihnen erübrigten Ueberschüsse zur Deckung der Staatsbedürfnisse nicht ausreichen. In diesem Falle müssen **außerordentliche** A. eintreten, wobei die Gerechtigkeit fordert: 1) daß die Abgabe nach Deckung des Bedürfnisses, nicht mehr gefordert werde; 2) daß dabei alle Bürger des Staates nach Verhältniß ihrer Vermögensumstände beitragen. Besonders ist hierbei darauf Rücksicht zu nehmen, daß die durch solche Fälle mehr Belästigten (wie durch Einquartierung, Kontribution, Plünderung im Kriege) dafür eine angemessene Entschädigung erhalten. Außerordentliche A. werden häufig durch **Staatsanleihen** gedeckt, was im Grunde entweder eine Vorausnahme der ordentlichen A. (wenn die Ueberschüsse derselben die Zinsen des Kapitals decken), oder eine Erhöhung derselben durch Vertheilung der außerordentlichen auf eine Reihe künftiger Jahre ist. Daß durch die außerordentlichen A. das Vermögen des Staates vermindert wird und durch die Staatsanleihen die Nachkommen im Voraus besteuert werden, kann nicht in Anschlag kommen, wenn die Existenz des Staats dies fordert.

Noch ist eine Eintheilung zu erwähnen, welche darauf fußt, an wen die A. entrichtet werden. Die A. sind entweder **Staats-A.** oder **Gemeinde-A.** oder **Patrimonial-A.** Die letztern sind meistentheils aus den Lehensverhältnissen des Mittelalters in die neuere Zeit herübergekommen u. es wird jetzt überall an ihrer Aufhebung gearbeitet, was nach Aufhören der Verhältnisse, wegen welcher sie gefordert wurden, natürlich ist. Ob dabei eine Ablösung oder Entschädigung gegeben werden müsse, richtet sich nach der rechtlichen Begründung, denn in vielen Fällen ist die Forderung der A. ein Unrecht, und in diesem Falle eine Ablösung nur die Bestätigung eines solchen. Da aber die rechtliche Begründung nicht immer nachgewiesen, aber auch nicht geradezu geleugnet werden kann, so ist für den Staat der gerathenste Weg, nach Anhörung der Betheiligten einen billigen Vergleich zu stiften. Vgl. **Ablösung der Grundlasten.**

Ob eine Befreiung von der Entrichtung gewisser A. (**Abgabefreiheit**) Statt finden könne, ob im Falle der Aufhebung einer wirklich vorhandenen Befreiung eine Entschädigung dafür gewährt werden müsse, oder nicht, ist in neuern Zeiten, namentlich in konstitutionellen Staaten, vielfach Gegenstand der Kontroverse gewesen. Aus dem oben aufgestellten Satze, daß jedes Mitglied des Staates, welches die durch denselben gewährten Wohlthaten genießt, verpflichtet sey, zu den Zwecken des Staates nach seinem Vermögen beizutragen, folgt natürlich, daß eine gänzliche oder theilweise Befreiung von A. der Gerechtigkeit zuwider laufe. Eine solche möglichst zu vermeiden, muß also die Aufgabe dessen seyn, welcher ein streng der Gerechtigkeit entsprechendes Abgabesystem einzuführen trachtet. Unvermeidlich ist sie bei vielen indirekten A., hat aber hier auch in manchen Fällen eine rechtliche Begründung. Leichter und in höherem Maße wird sie bei den direkten vermieden. Wenn nun gleichwohl sich Fälle finden, in welchen eine oder mehre Personen, ja ganze Stände Abgabefreiheit genießen, so kann dies aus mehren Ursachen hervorgegangen seyn: 1) Aus der Natur der Abgabe selbst. Wenn nämlich eine Abgabe als Ersatz für eine sonst in Anspruch zu nehmende Leistung oder Naturallieferung erhoben wird (z. B. für Kriegsdienst), so kann derjenige, welcher Jenes selbst leistet, nicht zur Abgabe gezogen werden; oder wenn eine Abgabe für die Benutzung gewisser Anstalten (z. B. Jurisdiktion) gefordert wird, so muß von ihr der von jenen Ausgeschlossene nothwendig befreit seyn. 2) Aus dem mit der Regierung geschlossenen Vertrage. Augenblickliches Bedürfniß kann die Regierung bestimmen, gegen eine gewisse Ablösungssumme Abgabefreiheit zu gewähren, oder sie kann dieselbe als Entschädigung für gewisse Dienste u. dargebrachte Opfer, oder als Belohnung gewähren. 3) Aus früher erworbenen Rechten. Wie diejenigen, welche die Steuern zu bewilligen hatten, dieselben von sich auf Andere zu wälzen wußten, und wie ferner daraus, daß man die Grundsteuer zum Normativ für andere A. nahm, gänzliche Befreiung entstand, ist oben erwähnt. 4) Aus dem Verhältnisse zum Staate. Man hat es a) mit der Würde des Fürsten und der regierenden Familie unver-

einbar gefunden, von denselben A. zu fordern; b) der Staatsfiskus selbst ist frei gesprochen worden, da der Empfänger und Zahler ein u. derselbe ist; ebenso c) Fremde, sich zwar zur Zeit im Lande aufhaltende, aber nicht als Unterthanen betrachtete Personen. Im ersten Falle versteht es sich von selbst, daß, sobald der Grund der Befreiung wegfällt, auch die Befreiung aufhört. Im zweiten Falle hat zwar die Befreiung eine gewisse rechtliche Begründung für sich; allein der Zweck kann dann, ohne die Gleichheit der Bürger aufzuheben, durch andere Mittel erreicht werden. Der Staat kann z. B. einen Bürger geradezu durch Geld entschädigen oder belohnen. Statt der Ablösung für eine bestimmte Zeit ist eine Staatsanleihe praktischer; daß eine Ablösung für alle Zeit ein schreiendes Unrecht sey, liegt am Tage. Man wende nicht ein, daß, im Falle auf einem Grundstücke eine sich gleich bleibende Steuer haftet, der Verkäufer diese Last auf sich zurückbehalten und das Grundstück dadurch für den neuen Besitzer steuerfrei werden könne. Diese Ablösung geht die Regierung nichts an. Sie erhebt die Steuer von dem Besitzer, mag dieser nun dafür von dem vorigen Inhaber im Voraus entschädigt seyn oder nicht, und im Falle einer Aenderung in der Abgabe ist sie nicht im Geringsten an jenes Verhältniß gebunden. Eine dauernde Ablösung einer solchen sich gleichbleibenden Steuer kann allerdings oft einfacher, als die fortwährende Erhebung erscheinen, allein schon das Gleichbleiben der Steuern ist ein Unrecht. Hat in der That eine Regierung einen solchen Ablösungsvertrag geschlossen, so ist, wenn eine folgende Regierung diese Freiheit wieder entzieht, sie nur in so weit zu einer Entschädigung verbunden, daß die bezahlte Ablösungssumme (mit den Zinsen) nach Abzug der seit der Zeit fällig gewesenen Steuern zurückgegeben werde. Uebersteigen die letztern die erstern, so hat im Gegentheil die Regierung Nachzahlung zu fordern. Man darf aber hierbei nicht vergessen, daß die Regierung dadurch nur ein früher begangenes Unrecht gut macht, u. daß sie nur durch Humanitätsrücksichten, nicht durch das Recht dazu bestimmt wird. Auch im dritten Falle kann keine Entschädigung gefordert werden, da die Aufhebung der Freiheit auch hier nicht die Entziehung eines Rechts, sondern die Aufhebung eines Unrechts ist. Viele vertheidigen freilich das Recht der Entschädigungsforderung damit, daß die Steuerfreiheit ihnen bei dem Erwerb des Gutes, worauf sie ruht, zu der Kaufsumme gerechnet worden sey, allein man sieht, daß in diesem Falle die Forderung nicht an die Regierung, sondern an die Verkäufer gerichtet werden müßte. Im vierten Falle endlich ist nicht einzusehen, warum es mit der Würde des Fürsten und noch weniger der regierenden Familie unverträglich sey, daß sie Steuern zahlen, da sie in diesem Falle nur als Bürger des Staates handeln. In manchen Fällen erfordert es die nöthige Kontrole, daß selbst der Fiskus Steuern zahle. In dem dort zuletzt angeführten Falle endlich muß natürlich die Bedingung festgehalten werden, daß der Befreite nicht als Unterthan betrachtet werden könne. Hat ein ausländ. Fürst im Lande Besitzungen erworben, so wird er dadurch Unterthan des Staates. Auch muß eine strenge Beaufsichtigung den Mißbrauch verhindern, z. B. bei der den fremden Gesandten und Fürsten bewilligten Zollfreiheit. Als Abgabefreiheit kann es nicht betrachtet werden, wenn der Staat seinen Beamten gewisse Steuern erläßt (z. B. die Tranksteuer), sie aber bei der Besoldung in Anrechnung bringt, was zulässig ist, indem dadurch dem Staate es möglich wird, in der Lage der in verschiedenen häuslichen Verhältnissen lebenden Beamten eine größere Gleichheit zu erzielen.

Abgang, in der Dramaturgie die Entfernung eines Darstellers aus der Scene. Ist die betreffende Stelle der Rolle hinsichtlich des Deklamatorischen oder der Handlung imponirend, so heißt sie ein guter A., im entgegengesetzten Falle ein schlechter. Je nach den verschiedenen Gattungen der Dramen und den Scenenschlüssen unterscheidet man tragische, heroische, komische Abgänge. Da sich in dem A.e die Kunst des Schauspielers besonders effektreich zeigen kann, so legt derselbe ein großes Gewicht auf einen guten A. und sucht alle Mittel der Steigerung hervor, freilich nur zu häufig auch mit fehlerhafter Uebertreibung. Meister beim A.e waren in Deutschland Iffland, in Frankreich Talma. Der dramatische Dichter nimmt mit Recht auf den Effekt beim A.e Rücksicht, wie denn selbst Schiller in seinen späteren metrischen Dichtungen nach Shakespeare's Beispiel die Abgänge durch die Wirkung des Reims zu heben nicht verschmähte.

Abgar, Name der edessanischen Fürsten, über deren Geschichte Bayer (Historia Edessana sive Osrhoëna ex numis illustrata etc., Petersb. 1734) das genügendste Licht verbreitet hat. Unter den verschiedenen Formen des Namens (Agbar, Abbar, Arbar, Achar, Agar, Augar, Auchares) scheinen A. und Agbar die begründetsten zu seyn, obgleich über die Ableitung Beider großes Dunkel herrscht. Am wahrscheinlichsten ist A. die richtigste Form und hat ihren Ursprung im Armenischen, groß, mächtig, hehr bedeutend. Die Römer nennen diese Fürsten bald Araber, bald Syrer, welchen Nachrichten jedoch nichts Sicheres abzugewinnen ist. Die schwierige Lage zwischen dem römischen u. parthischen Reiche verwickelte sie in vielfache Verlegenheit, und mehrmals erscheinen sie als Verräther an den Römern. Als Stifter der Dynastie wird genannt Orhoi Bar Chevjo, 137 vor Chr. Unter den 28 Fürsten führte der 6. Phiko, der Stammler oder Stumme, zuerst den Namen A., und erscheint um 90 v. Chr. dem Könige Tigranes von Armenien unterwürfig. Sein Nachfolger A. Bar Abgar ergab sich gezwungen dem Lucullus, freiwillig dem Pompejus. A. Maanu Alosa (Ariamnes bei Plut., Mazares bei Flor.) ward an Crassus zum Verräther und die Ursache seines Todes bei Carrhä 53 nach Chr. Berühmt ist der 14., A. Uchomo, der Schwarze, nach einer Nachricht dem Geschlechte der parthischen Arsaciden entstammt und nach einer sehr unverbürgten sogar Augustus engster Freund. Bei einer Krankheit soll er brieflich Jesus zu sich eingeladen haben, dieser aber den Ruf abgelehnt und einen seiner Jünger zu senden versprochen haben. Nach der Himmelfahrt, heißt es sodann, habe Thomas den Thaddäus gesandt

und dieser den König und die Stadt dem Evangelium gewonnen. Die Unächtheit der beiden von Eusebius bewahrten Briefe wurde schon 494 vom Papste Gelasius ausgesprochen. Niemand betrachtet wohl jetzt die ganze Erzählung als etwas Anderes, als die Erfindung eines edessanischen Christen, um seiner Gemeinde ein hohes Alterthum zu vindiciren. Uchomo's Sohn und Nachfolger, A. Maanu Bar Abgar (Anami), bereitete im Interesse des Partherkönigs Gotarzes dem von der Gegenpartei aus Rom herbeigerufenen Meherdates durch Verrath den Tod. A. Maanu Bar Ajaset, der 21. Fürst, wußte sich des Trajanus Freundschaft auf dessen Zuge gegen die Parther zu verschaffen. Edessa wurde jedoch 116 von Lucius Quietus zerstört. Ob dieses in Folge einer Empörung des genannten A., oder seines Sohnes, A. Maanu Bar Maanu (welches letztere Bayer annimmt) geschah, ist nicht zu ermitteln. Unter dem Zuletztgenannten, welcher auch Arbandus od. Arbandes genannt wird, stellte Hadrianus das Reich wieder her. Der letzte des Stammes ist A. Bar Maanu, Sohn des A. Severus. Von Septimius Severus wurde er in Rom mit Auszeichnung behandelt. Caracalla aber entsetzte ihn bei seinem Zuge gegen die Parther, 216. Edessa wurde unter den Namen: Colonia Marcia, eine römische Militärkolonie. Die beiden Söhne des letzten, Antoninus u. A., lebten nachher in Rom, wo sich noch eine Grabschrift des letzteren gefunden hat. Aus Münzen ersieht man, daß Gordianus 243 einen A. wieder einsetzte, doch ist dies dunkel.

Abgeordneter, überhaupt Jeder, welcher von irgend einer Autorität oder Korporation mit einer derselben zustehenden oder obliegenden Verrichtung, Verhandlung und dergleichen beauftragt, dazu mit stellvertretenden Eigenschaften bekleidet und an den Ort der Geschäftsverrichtung abgeschickt wird, insbesondere aber ein Volksabgeordneter im Sinne des konstitutionellen oder Repräsentativ-Systems, der auf dem Landtage (Ständeversammlung) einer der Volksvertreter ist, welche der Regierung gegenüber eine politische, zum legalen Ausdruck der Volksgesinnung, der Volkswünsche od. des Volkswillens bestimmte Autorität bilden. S. Volksvertretung.

Abgesandter, s. Abgeordneter, Gesandter.

Abgewöhnung, s. Stillen des Kindes.

Abgezogene Wasser, auch aromatische oder destillirte Wasser, sind die durch Destillation von Wasser (Branntwein, Spiritus) über riechenden Substanzen, gewöhnlich als Nebenprodukte bei Bereitung ätherischer Oele gewonnenen Flüssigkeiten, welche ihren Bestandtheilen nach nichts Anderes sind, als Auflösungen ätherischer Oele in Wasser, in der Regel mit etwas Schleim und Eiweiß versetzt. Hierher gehört das Pfeffermünz-, Zimmt-, Hollunderblüthen-, Orangeblüthen-, Rosenwasser u. a. Man bewahrt sie am sichersten in guten Kellern auf, nachdem man die Aufbewahrungsgefäße nicht ganz fest verschlossen, sondern nur leicht mit Papier verbunden hat.

Abgießen, eine der wichtigsten mechanischen Verrichtungen, um tropfbare Flüssigkeiten aus einem Gefäße in ein anderes zu bringen, namentlich um Klare vom trüben Bodensatze abzusondern (Decantatio). Diese Operation wird gemeinlich nur im Kleinen angewandt; bei Prozessen im Großen, wo sie wegen des Gewichts der Gefäße und ihres Inhalts nur schwierig ausführbar wäre, nimmt man dagegen die Flüssigkeit mit einem Heber ab, oder läßt sie durch Hähne abfließen, deren mehre in verschiedener Höhe am Fasse angebracht sind, und die man von oben herab einen nach den andern öffnet, so wie es die fortschreitende Ablagerung des Bodensatzes gestattet. Es ist beim A. vorzüglich darauf zu sehen, daß keine Tropfen am Rande des Gefäßes, aus welchem man abgießt, zurückbleiben und an der Außenseite herablaufen. Man wendet deswegen zum A. Gläser mit ausgebogenem Rande an, oder man bestreicht an der Stelle, wo man ausgießen will, die äußere Seite des Gefäßes mit Talg, über welches keine Flüssigkeit hinläuft. Außerdem vermeide man möglichst, daß der abfließende Strahl mit der Wand einen spitzigen Winkel bilde, u. daß die Ränder der beiden Gefäße sich berühren. Uebung läßt noch andere Vortheile beim A. wahrnehmen.

Abgötterei, s. Götzendienst.

Abgottsschlange, s. Riesenschlange.

Abguß, eine Abformung von ganz oder halb erhabenen (Relief-) Gegenständen nach der Natur oder nach Kunstwerken in einer anfangs weichen, plastischen, dann erstarrenden und festwerdenden Masse, besonders Gyps, aber auch Weichmetallen, wie Schwefel und Selen, ferner Glasfluß, Thon, Wachs, Harzen, Asphalt etc.; selbst Salpeter wird dazu mit Glück verwendet. Bei dem A. muß zuerst eine Form, die Mutterform (Matrize) gegossen werden, welche alle Stellen vertieft enthält, die der A. erhaben bekommen soll, und umgekehrt. Bei Gypsabgüssen besteht diese Mutterform wieder aus Gyps oder Thon, bei feineren Güssen, z. B. Medaillen, Münzen, Gemmen und dergl., gewöhnlich aus Schwefel. Wird der A. einer ganzen Gestalt beabsichtigt, so sind natürlich Formen aus mehren Stücken (Stückformen) dazu nothwendig. Da diese niemals vollkommen genau in einander schließen, so entstehen an dem erhaltenen A. schmale erhöhte Streifen (Nähte), die weggeschabt werden müssen, um die Harmonie des Abgusses nicht zu stören, jedoch stehen bleiben, wo dieses Wegschaben eine Verunglimpfung des Kunstwerkes nach sich ziehen würde. Gypsabgüsse können durch Behandlung mit Milch, Oel und Firnissen ein marmorähnliches Ansehen erhalten; auch lassen sich dieselben durch Auflichten mit Musivgold bronziren und mit Metallseifen beliebig färben. Eine treffliche Sammlung von Gypsabgüssen ist die mengssche in Dresden..

Abhängigkeit (Dependenz), die Beschaffenheit eines Gegenstandes, in Folge deren er nur unter einer Bedingung Statt findet, oder das Verhältniß des Bedingten zu seiner Bedingung. Ein reiner Begriff (bloß gedachter Gegenstand) wird immer nur durch einen andern (reinen) Begriff bedingt und steht zu diesem in logischer A., oder im Verhältniß des Begründeten zu seinem Grunde. Wird der Gegenstand als etwas außer dem Begriffe Vorhandenes, als ein Ding, vorgestellt oder angeschaut, so ist seine Bedingung wieder ein anderes Ding, u. es entsteht die metaphysische A., wobei das Bedingte die Wirkung u. die Bedingung die Ursache heißt. Ist die Wirkung in

der Zeit, also ein sinnliches Ding, so ist seine Ursache selbst durch eine andere Ursache bedingt, und es findet physische A. Statt. So steht z. B. das Licht am Tage in physischer A. von der Sonne, die Welt in metaphysischer zum Schöpfer, weil die Welt als Ganzes nicht in der Zeit ist und daher keine zeitliche Ursache haben kann. Aus dem Begriff Menschheit folgt mit logischer A. der Begriff Sterblichkeit. Der Begriff der A. und die Nothwendigkeit, sie zu denken und auf andere Begriffe oder auf Dinge überzutragen, ist selbst wieder abhängig von andern Begriffen und Thätigkeiten des Verstandes, und hierin zeigt sich die A. des Denkens hinsichtlich des von ihm gesetzten Kausalnexus. Absolut unabhängig ist nur Gott. Moralische A. als ursprüngliche Naturbestimmung ist die Gebundenheit des Willens an das Moralgesetz. Sie hat nichts mit den Naturgesetzen, denen sinnliche Gegenstände unterworfen sind, gemein, ist ihrer ganz ledig und darum wahre Freiheit. Wäre der Mensch ihrer praktisch stets eingedenk, so würde er selbst nichts Anderes wollen, als was das Gesetz will, und sein Wille wäre frei und heilig wie der der Gottheit. Da aber der Mensch auf sich sinnliche Bewegursachen (Rücksichten auf angenehme oder unangenehme Folgen) einwirken läßt, so erscheint ihm die A. vom Sittengesetze oft als beschränkend, drückend, und er sucht sich von ihr frei zu machen, als von einer lästigen Herrschaft. Teleologische A. ist da, wo ein Ding das Mittel zu einem andern, als seinem Zwecke ist; so steht Erziehung in teleologischer A. zu menschlicher Vollkommenheit. Religiöse A. ist die innere Nothwendigkeit, welche uns bestimmt, das Daseyn Gottes anzunehmen und uns die Verbindlichkeit auflegt, so zu handeln, daß wir unsere Handlungen in unmittelbare Beziehung zu Gott stellen (s. Abhängigkeitsgefühl).

Abhängigkeitsgefühl, einer der wichtigsten Begriffe der neuern Theologie, womit Schleiermacher das unmittelbare Bewußtseyn des Menschen von Gott und die Quelle aller, namentlich auch der christlichen Religion, die seiner Ansicht nach wesentlich im Gefühle entspringt, bezeichnete. Die Theorie des tiefsinnigen Theologen, welche ein großer Theil der neuern (Lücke, Nitzsch, Ullmann, Umbreit) zu der seinigen gemacht hat, beruht auf folgender Deduktion. Der Mensch ist, wie jedes einzelne Weltwesen, Ausdruck des Ewigen und der Endlichkeit, und zwar, da das Ewige mit dem Endlichen nicht in eine absolute Einheit zusammenfließen kann, manifestirt sich dabei das Ewige selbst als ein nicht in Wechselbestimmung mit dem Endlichen Begriffenes, sondern schlechthin bestimmendes Absolutes. Da aber der Mensch die Fähigkeit hat, sein eigenes Seyn zu ergreifen (sich seiner bewußt zu werden), so ergreift er mit und an dem eignen Seyn das ewige Seyn als das absolut Bestimmende, d. h. er ergreift sich selbst als absolut bestimmt, mithin als schlechthin leidend. Nun nennen wir jedes Sich-als-leidend-ergreifen ein Fühlen, mithin ergibt sich, daß das unmittelbare Selbstbewußtseyn des Menschen ein Gefühl sey seiner absoluten Bestimmtheit, oder kürzer, daß es absolutes Abhängigkeitsgefühl sey. Man kann dieses auch so ausdrücken: in dem unmittelbaren Selbstbewußtseyn ist mit dem eignen endlichen Seyn des Menschen das ewige Seyn Gottes mitgesetzt, und das Selbstbewußtseyn als Einheit dieses zwiefachen Seyns ist das A. (vergl. Schleiermachers Dogm. §.36). Indem zu dem Gefühle der A. das Bewußtseyn der Welt tritt, dessen der Mensch, da er nicht isolirt dasteht, sich gar nicht entwehren kann, so bestimmt sich jenes erstere näher zu einem Gefühle der Beziehung alles in der Welt Vorhandenen und namentlich alles menschlichen Wesens auf Gott, und diese gefühlte Beziehung ist die Frömmigkeit. Wiederum übt dieses Gefühl auch auf das Weltbewußtseyn eine Bestimmung aus, in sofern sich nämlich dadurch mit dem Wissen der Welt ein Wissen Gottes verbindet, welches auf eine gefühlte absolute Abhängigkeit zurückgeht, wodurch denn auch das Weltwissen unter jene gefühlte Beziehung auf Gott gestellt und somit frommes Wissen wird. Nennen wir nun die gefühlte Beziehung auf Gott lebendigen Glauben an Gott, so werden wir das fromme Wissen, je nachdem sich darin eine bestimmte Weltanschauung ausdrückt, eine bestimmte Glaubensweise oder Religion nennen. Da nun das A. sich nur an dem Weltwissen zum frommen Gefühl bestimmt, sodann aber dieses Weltwissen begleitet und es zum frommen Wissen bestimmt, so ist klar, einmal, daß der Glaube nie an sich, sondern stets in einer bestimmten Glaubensweise erscheint; und dann, daß es so viele Glaubensweisen geben kann, als verschiedene durch die Entwickelungsgeschichte des menschlichen Geschlechts motivirte Weltanschauungen möglich sind. Diejenige Weltansicht aber, nach welcher die Welt der Ausdruck des sich ins Unendliche manifestirenden Absoluten ist und sich in einer durch die Natur und Geschichte repräsentirten unendlichen Entwickelung darstellt, welche die Tendenz hat, das in ihr gegebene Unendliche von den Hemmungen der ihr gleichfalls gegebenen Endlichkeit zu befreien, und worin auch vermöge der Wirksamkeit eines geschichtlich gegebenen Individuums die Fähigkeit, diese Befreiung annäherungsweise zu erringen, gesetzt ist: diese in der Geschichte des Geschlechts gleichfalls begründete Weltansicht ist es, welche, wenn sich an ihr das A. zur Frömmigkeit bestimmt, sich zur christlichen Glaubensweise gestaltet. Auch die Form der christlichen Dogmatik hat durch die schleiermachersche Theorie neue Bestimmungen erhalten und namentlich sich in Opposition zur Philosophie gesetzt, mit der sie zwar ihrem Inhalte nach identisch, hinsichtlich der Form aber geschieden seyn will, so nämlich, daß diese Differenz nicht etwa auf eine willkürlich gewählte Darstellungsweise sich gründet, sondern auf zwei verschiedene ursprüngliche Elemente der geistigen Natur des Menschen zurückgeht. Denn die spekulative Darstellung geht von einem objektiven, die dogmatische von einem subjektiven Gottesbewußtseyn aus. Vergl. Braniß, Ueber Schleiermachers Glaubenslehre, Berlin 1824.

Abhärtung, in psychischer Hinsicht die Befähigung und Kräftigung des Geistes, sowohl geistige Anstrengungen als widrige Schicksale u. nachtheilige Gemüthseinwirkungen leichter ertragen zu lernen; in physischer Hinsicht aber

dasjenige diätetische Verhalten, wobei man seinen Körper an die im Leben unvermeidlichen nachtheiligen Einflüsse gewöhnt, so daß sie keinen Schaden mehr verursachen und die Harmonie des Körpers nicht stören. Die Organe, welche den äußeren Einflüssen am nächsten ausgesetzt sind, werden auch am meisten abgehärtet, daher vorzüglich die Haut. Die A. ist ein wichtiges Schutz- und Heilmittel gegen eine Menge von Nervenkrankheiten, besonders gegen Nervenschmerzen, Erkältbarkeit, Hypochondrie, Hysterie, Veitstanz, Rückenmarksreizung 2c., ferner gegen Anlage zu Katarrhen und Rheumatismen, zu Hämorrhoiden, Skropheln, Bleichsucht 2c. Die Hauptmittel zur körperlichen A. sind: Kälte, besonders kalte, frische, reine Luft, Bergluft, Morgenspaziergänge, kalte Klimate 2c., kalte Wasser, leichte Kleidung, Körperbewegung, namentlich systematisch geregeltes Turnen, Fechten, Reiten, dabei grobe, einfache Hausmanns- oder Bauernkost, hartes Nachtlager, Gewöhnung an Licht, Lärm, Tumult, Schmerz, Hunger, Durst 2c. Viele Völker des Alterthums härteten ihre Kinder von früher Kindheit an ab durch Eintauchen in kaltes Wasser, Entbehrungen und Anstrengungen verschiedener Art. Bekannt ist in dieser Beziehung die spartanische Erziehung. Die alten Deutschen badeten im Winter zwischen dem Eise. Die Russen taufen noch heute ihre Kinder in dem Wasser des zugefrornen Flusses. Von neuern Heilmethoden ist die des Vincenz Prießnitz, so wie Mahners „Urhygieine" wesentlich auf A. begründet. So wichtig aber auch die A. für die Diätetik, die Erziehung und die Heilkunde ist, so kann sie durch Uebertreibung und unzeitige Anwendung doch leicht schädlich werden. Allgemeine Regeln aufzustellen, wie weit man die A. seines Körpers treiben dürfe, hält sehr schwer, und selbst der Arzt vermag dies in einzelnen Fällen kaum zu bewerkstelligen, wenn er auch noch so vertraut mit dem ganzen Wesen eines einzelnen Menschen ist. Alter, Erziehung, Klima, Konstitution, Krankheitsanlagen und eine Menge anderer Umstände müssen hier in Betracht gezogen werden, indem die Erfahrung lehrt, daß, was dem Einen gut ist, dem Andern schadet, und daß der Eine sich mit großer Leichtigkeit an diesen oder jenen äußern Einfluß gewöhnt, welchen zu ertragen einem Anderen sehr schwer wird. Folgende Momente möchten hier besonders zu berücksichtigen seyn. 1) Man lerne sich selbst genau kennen und suche besonders das Verhältniß, in welchem man zu den verschiedenen äußeren Einwirkungen steht, durch Erfahrung auszumitteln. Es gibt Menschen, welche gegen manche dieser Einwirkungen, z. B. Kälte, Wärme, Feuchtigkeit u. s. w. eine solche Empfänglichkeit haben, daß jeder Versuch, sich schnell u. mit einem Male an sie zu gewöhnen, von nachtheiligen Folgen für die Gesundheit begleitet seyn würde. Aber 2) man beachte gerade dergleichen Einwirkungen, die der Körper schwer erträgt, die er indessen nicht zu vermeiden im Stande ist, vorzugsweise, und suche ihn allmählig durch Gewöhnung so zu kräftigen, daß er sie zu ertragen geschickt wird, denn die Erfahrung lehrt, daß, je mehr man sie zu vermeiden sucht, desto mehr sich die Empfindlichkeit gegen sie steigert. Menschen z. B., die sich Jahre lang in ihren Zimmern absperren, werden nur um so empfänglicher gegen Luft- und Witterungsveränderungen. 3) Man härte seinen Körper allmählig ab, nie auf einmal, und stehe nicht gleich davon ab, wenn die ersten Versuche dazu nachtheilig zu wirken scheinen. Um sich z. B. an kalte Flußbäder zum Behuf der A. der Haut zu gewöhnen, fange man zuerst mit lauen Wannenbädern und kalten Waschungen des Körpers an; um seinen Magen an den Genuß des kalten Wassers zu gewöhnen, nehme man nicht sogleich das Wasser aus kalten Quellen und trinke anfangs kleinere Quantitäten und öfter. 4) Man fange schon in der Kindheit, wo der Körper noch beugsam und nachgiebig ist, an, ihm die Empfänglichkeit gegen äußere Einflüsse zu benehmen. Je älter der Mensch wird, desto schwerer wird es, ihn an ungewohnte Einwirkungen zu gewöhnen, und in spätern Jahren müssen alle Versuche zur A. unterbleiben, indem dann die dazu erforderliche Beugsamkeit und Kraft des Widerstehens fehlt. Wenn man jedoch in frühern Zeiten, insbesondere in England und nachahmungsweise auch in Deutschland die Methode der A. bei Kindern so weit trieb, daß man diese zarten Wesen schon in der ersten Lebensperiode zu jeder Jahreszeit kalt badete, leicht bedeckt in kalten Räumen schlafen, keine Strümpfe, keine Kopfbedeckungen tragen ließ u. s. w., so bewies man dadurch nur seine Unkenntniß aller organischen Gesetze und fröhnte dabei nur einer jener Modethorheiten, dergleichen die Welt in allen Dingen und leider auch in der Medicin so viele aufzuweisen hat. Der Schutz vor äußeren nachtheiligen Einflüssen, den jedes Thier seinen Jungen angedeihen läßt, sobald es in die Welt tritt, gebührt auch dem neugebornen Menschen und nur allmählig, wie die Kräfte und Verrichtungen sich entwickeln, kann man den Körper an diejenigen Einflüsse gewöhnen, die er im Verfolg des Lebens zu ertragen fähig werden muß. 5) Man habe bei der A. seines Körpers vorzüglich die Ausbildung der verschiedenen geistigen und körperlichen Kräfte und Anlagen im Auge und vernachlässige keinen Theil auf Kosten des andern. So z. B. steht bei einer großen Klasse der Menschen, namentlich in den höhern Ständen, die Ausbildung der bewegenden Organe bedeutend im Nachtheil gegen die der intellektuellen Thätigkeiten. Es gibt heut zu Tage Menschen, deren Muskelkraft so darnieder liegt, daß sie kaum 2 Stunden Weges zu Fuße zu machen im Stande sind, ohne von Ermattung und Schwäche überwältigt zu werden; Anderen zieht ein leichtes Ernässen der Füße, ein schwacher Regenschauer Schnupfen und Rheumatismen zu u. s. w. 6) Man halte in der A. die richtige Mitte und vermeide die Extreme. Es leuchtet von selbst ein, daß es nicht in der Absicht des Schöpfers liegen konnte, der Mensch solle sich an Alles gewöhnen und gegen alle äußern Einflüsse abhärten. Solche Einflüsse, denen er sich ohne Nachtheil für seine volle Lebensthätigkeit entziehen kann und welche nicht nothwendig zur Erhaltung seiner Lebensverrichtungen gehören, z. B. den Genuß von Giften und von Dingen, die keinen Nahrungsstoff enthalten, das Einathmen schädlicher Gasarten u. s. w., soll er meiden.

Auch soll er nicht meinen, sich an das Uebermaß gewisser Genüsse, z. B. hitziger Getränke, derber Speisen, der Geschlechtsverrichtungen u. s. w., gewöhnen und seinen Körper dagegen stählen zu können, sondern nur so viel davon nehmen, als seinem Körper zum nothwendigen Bedürfniß gereicht. Dagegen muß er Einflüsse, die nothwendig zum Leben sind und mit denen er im steten Verkehr steht, als Hitze und Kälte, Luft und Witterung, Körperbewegung, Enthaltsamkeit von Speisen, Getränken, Schlaf u. s. w., bis auf einen gewissen Grad ertragen lernen, und um dieses zu können, muß er zeitig anfangen und die darauf bezüglichen Gewohnheiten durch's ganze Leben fortsetzen.

Abhandlung, in der Rhetorik diejenige schriftliche Darstellung irgend eines einzelnen Theiles der menschlichen Erkenntniß, welche denselben erschöpfend und in geordneter Reihefolge der Gedanken eben so von der einen Seite für sich selbstständig behandelt und nach dem ganzen zu ihm gehörenden Kreise von Begriffen und Merkmalen durchführt, wie er von der andern Seite auch als ein wesentliches Bestandtheil eines größern wissenschaftlichen Ganzen (eines Systems) entwickelt und aufgestellt werden kann. So können die Lehren von der Unsterblichkeit des menschlichen Geistes und vom Daseyn Gottes selbstständig und für sich in einer A. dargestellt werden, während dieselben auch als wesentliche Bestandtheile in das vieles Andere umfassende System der philosophischen Religionslehre gehören. Wenn sich so als wesentliche Eigenschaften einer A. Einheit, Ordnung und erschöpfende Vollständigkeit hinsichtlich der Hauptmerkmale des Gegenstandes herausstellen, so ist auch anderseits klar, daß dieselbe nicht leicht einer vorbereitenden Einleitung entbehren kann, deren eigentlicher und nächster Zweck es ist, die Verbindung des einzelnen Gegenstandes zu den angrenzenden Theilen des Systems aufzufassen und ihn gewissermaßen organisch auszuscheiden.

Ab hinc (lat.), von der genannten od. jetzigen Zeit an.

Abhorrers, d. i. Verabscheuende, eine Parteibezeichnung in England. Nachdem mehre Parlamente gegen Karl II. von England und die Maßregeln seiner Minister in schroffe Opposition getreten waren, schlossen auch die Königlichgesinnten gegen die steigende Volksmacht ein engeres Bündniß unter sich, und es theilte sich die Nation in zwei unversöhnliche Parteien, die des Volks, welche Beschwerden gegen die Staatsregierung erhoben und um Abhülfe baten (Petitioners oder Bittsteller), und A., die einen dienstfertigen Abscheu gegen das Ansinnen der erstern ausdrückten. Nachmals traten an die Stelle der Petitioners die Whigs, an jene der A. die Torys.

Abia, d. i. dessen Vater Jehova ist, Sohn u. Nachfolger Rehabeams auf dem Throne von Juda 957—955 v. Chr., Zeitgenosse des Königs Jerobeam von Israel, gegen den er Krieg führte. In den Büchern der Könige wird er beständig Abigam genannt und als abgöttisch, wie sein Vater geschildert, während er in den Büchern der Chronica als eifriger Freund des Jehovadienstes erscheint, eine Verschiedenheit der Darstellung, welche in dem allgemeinen Streben der zuletzt genannten Geschichtsbücher, den jüdischen Staat vom Götzendienst möglichst zu reinigen und in höherem Glanze, als das Reich Israel, erscheinen zu lassen, ihren Ursprung hat.

Abibo, Märtyrer, dessen Leichnam zu Jerusalem zur Zeit des Fürsten Honorius aufgefunden wurde. Tag: 3. August.

Abibus, Syrer, der unter dem röm. Kaiser Licinius den Märtyrertod erlitt. Tag: 15. Nov.

Abida, Gottheit der Kalmücken, welche manche Aehnlichkeit mit dem Schiwa der Indier hat. A. führt die Seelen der Frommen ins Paradies, schickt dagegen die der Sündhaften wieder in andere Geschöpfe zurück. Er selbst wohnt an der östlichen Seite des Himmels in einem prächtigen Palaste, wohin ein breiter Silberpfad führt. Er wird von Flammen umgeben abgebildet, wie er über den Rücken eines Löwen, der einen Menschen zerfleischt, einen Frommen hinwegführt, um ihn in Sicherheit zu bringen.

Abietin, nach Caillot eine krystallinische Substanz, welche aus der harzigen Masse, die bei der Destillation des straßburger und kanadischen Terpentins mit Wasser zurückbleibt, durch absoluten Alkohol ausgezogen wird und sich bei freiwilliger Verdunstung des Alkohols in Krystallen von der Form verlängerter, rechtwinkeliger Pyramiden absetzt. Mit dem A. zieht der Alkohol noch ein saures Harz, die Abietinsäure, aus. Das A. ist geruch- und geschmacklos, unlöslich in Wasser, löslich in Alkohol, besonders in kochendem, ferner in Aether, Steinöl und koncentrirter Essigsäure, und scheidet sich beim Verdunsten dieser Lösungsmittel krystallinisch aus. Es schmilzt in der Wärme zu einem farblosen, klaren Liquidum von der Konsistenz eines fetten Oeles u. erstarrt beim Erkalten zu einer weißen undurchsichtigen krystallinischen Masse.

Abigail, Gattin des Nabal zu Karmel, die sich bei David so zu empfehlen wußte, daß er sie nach dem Tode ihres Mannes zum Weibe nahm. Sie gebar ihm den Chileas, der auch Daniel heißt. Auch eine Schwester des David führte diesen Namen.

Abihu, Sohn des Hohenpriesters Aaron, wurde mit seinem Bruder Nadab vom himmlischen Feuer verzehrt, weil er das Feuer beim Räuchern nicht von dem Brandopferaltare nahm, sondern an dessen Stelle ein fremdes Feuer brachte.

Abildgaard, 1) Sören, lieferte genaue Zeichnungen verschiedener Denkmäler des nordischen Alterthums; † 1791.

2) Peter Christian, ältester Sohn des Vor., Naturforscher u. ausgezeichneter Lehrer der Thierarzneikunde an der Universität zu Kopenhagen, geb. 1740, † 1810. Als Begründer der Veterinärschule zu Kopenhagen (1773), die durch J. B. Neergaards u. Viborgs eifrigste Bestrebungen sich zu einer der ersten Anstalten dieser Art erhoben hat, als thätiges Mitglied der Naturforscher so wie der skandinavischen literarischen Gesellschaft, endlich als Sekretär der königlichen Societät der Wissenschaft zu Kopenhagen wirkte er eben so anregend als vielseitig durch Wort und That, während er durch mehre einzelne mineralogische und zoologi-

sche Abhandlungen, durch populäre Schriften über Thierkrankheiten, vorzüglich aber durch die Fortsetzung des berühmten, von O. Fr. Müller angefangenen Werkes: Zoologia danica, seu animalium Daniae et Norvegiae rar. et minus not. descriptio etc., wovon er den 3. Theil allein, den 4. mit Vahl, Holten und Rathke gemeinschaftlich herausgab, als Schriftsteller sich in der Geschichte der Naturwissenschaft einen bleibenden Namen gemacht hat.

3) Nikolai **Abraham**, einer der ausgezeichnetsten Historienmaler neuerer Zeit und unstreitig der größte, den Dänemark hervorgebracht hat, ward 1744 zu Kopenhagen geboren. Nachdem er in seiner Vaterstadt frühzeitig Proben von Talent gegeben hatte, vollendete er während einer fast 5jährigen Kunstreise seine Studien in Italien (1773—1777). Er † als Direktor und Professor der Kunstakademie zu Kopenhagen den 4. Juni 1809. Feierlichkeit u. Großartigkeit charakterisiren seinen Styl, während zugleich Schönheit des Kolorits, wie sie nicht leicht bei einem neuern Maler gefunden wird, seinen Schöpfungen eine Anmuth und Lebendigkeit verleiht, die an Paul Veronese und Tizian erinnern. Vorzüglich wendete sich sein Talent zur Darstellung antiker Ideen hin. Im Brande des Schlosses Christiansburg ging ein großer Theil seiner historischen Gemälde verloren. Was in andern königlichen und Privatsammlungen zerstreut von seinen Werken noch erhalten ist, ist jedoch bedeutend genug, ihm einen Namen für alle Zeiten zu sichern. Der verwundete Philoktet, voll Kraft und Ausdruck, Cupido, voll Anmuth und Schönheit, Sokrates, der das Schicksal der Menschen erwägende Jupiter, Culmins Geist, sich der Mutter zeigend (nach Ossian), werden immer als Meisterwerke gelten. Mit der Vollendung von 4 großen Gemälden, welche eben so viel Scenen aus Terenz darstellen, beschloß er seine künstlerische Laufbahn. Einiges schriftstellerisches Verdienst erwarb sich A. durch mehre Abhandlungen kritischen und erklärenden Inhalts. Wie viel er aber als Lehrer der Akademie gewirkt hat, bezeugen seine zahlreichen Schüler (Maler u. Bildhauer), unter denen Thorwaldsen oben an steht.

Abimelech (d. i. Vater des Königs oder Vater-König), allgemeiner Name der philistäischen Könige, ähnlich dem Titel der persischen Könige, Padischach (Vater-König), oder der bocharischen Khans, Atalik (Vater, eigentlich Vaterschaft); besonders der Sohn Gideons (Jerub Baals), der sich zu Sichem zum König von Israel erwählen ließ, lange sich behauptete, endlich aber bei der Eroberung von Thebez durch einen Steinwurf von Weibeshand tödtlich verwundet wurde und sich durch seinen Waffenträger erstechen ließ. Zu seiner Lebensgeschichte gehört die schöne Fabel seines Halbbruders Jotham von den Bäumen, die sich einen König wählen wollen. Wie sie unwillkürlich an die Fabel des Menenius Agrippa vom Bauche und den Gliedern erinnert, so findet des A. Tod eine treffende Parallele in der Ermordung des Pyrrhus.

Ab initio (lat.), vom Anfange an.

Ab instantia absolviren, einen Angeklagten und des beschuldigten Verbrechens Verdächtigen aus der Untersuchung entlassen und in sofern freisprechen, als die vorhandenen oder angegebenen Beweise das Verbrechen nicht hinlänglich darthun. Für unschuldig wird eigentlich der Beklagte durch die Freisprechung ab inst. nicht erklärt, weshalb er gewöhnlich auch die Kosten des Prozesses bezahlen muß und die Untersuchung wieder aufgenommen werden kann.

Ab intestato erben, als gesetzlicher Erbe eine Erbschaft an sich bringen, steht dem Rechte des Erben aus einem Testamente gegenüber, und findet alsdann Statt, wenn ein Testament oder Erbvertrag nicht vorhanden ist.

Abiponer, berittene Völkerschaft in Paraguay, in den zwischen den Flüssen Vermejo, Salado und Parana bei Cordova und San Jago gelegenen weiten Ebenen nomadisirend, wohin sie seit 1750 vor den Spaniern und dem feindseligen Volke der Amokebit, von dem rechten Ufer des Vermejo gewichen sind. Sie bestehen aus drei Stämmen, den im freien Felde lebenden Rükahe, den Wald bewohnenden Nakaigetergehe u. den Jaaukaniga, einer eigenen, durch die Spanier fast vertilgten, mit den A.n vereinigten, ihre Sprache ganz vergessen habenden Völkerschaft. Ihre Zahl ist durch die fortwährenden Kriege, die Verheerungen der von den Europäern eingebrachten Pocken und die Gewohnheiten der Weiber, die Kinder entweder abzutreiben oder zu tödten (weil sie dieselben bis ins 3. Jahr säugen und sich während der Zeit alles Umganges mit dem Manne enthalten müssen), auf 5000, worunter 1000 waffenfähige, geschmolzen. Eine schöne Menschenrace, nie mißgestaltet, selten klein, breitschultrig u. gedrungen; von einer der europäischen ähnlichen Gesichtsfarbe, mit kohlschwarzem, dickem und langem Kopfhaare, bis ins hohe Alter (80 Jahre erreichen Viele) frisch und rüstig. Die Weiber übertreffen die Männer an Zahl, Lebensdauer und Weißheit der Haut, gebären schwer, erholen sich aber leicht wieder. Als Kleidung tragen sie nur ein langes, den rechten Arm freilassendes, von dem Weibe mit vieler Geschicklichkeit gewebtes Gewand und einen Mantel von Fellen, auf Reisen auch rothe Kopfbinden. Die Haare an der Stirn raufen sie aus, die übrigen scheeren sie bis auf einen kleinen Kranz (die christlichen tragen sie in Zöpfen). Ihre Nahrung besteht in Fleisch, Baumfrüchten, Wurzeln und Honig; die Weiber sind mäßig, die Männer berauschen sich gern. Ihre Wohnungen bestehen aus Lehmen und Holzwerk, oft nur aus Binsendecken; selten bleiben sie lange an einem Orte. Ihre Hausgeräthe sind alle äußerst einfach und leicht fortzubringen. Von Jugend auf im Reiten geübt und dadurch ungemein ausdauernd, ziehen sie zu Pferde umher, Flüsse entweder durchschwimmend, oder auf ledernen Kähnen übersetzend. Ihr Charakter ist gutherzig und sanft, fröhlich, aber auch ernst; rühmlich ist ihre Sittenreinheit und ihre für ein ungebildetes Volk außerordentliche Schamhaftigkeit. Heirathen finden nicht vor dem 24. Jahre des Mannes und dem 20. des Weibes Statt. Die Frau wird von ihren Aeltern erhandelt. Sie verehren einen großen Geist als Urvater (Keebet, Aharaigichi oder Groaperikie, d. i. Großvater). Die Plejaden sind sein Bild; während diese unsichtbar sind, glauben sie, er sey krank, und nachher feiern sie die

Wiedererscheinung. Die Sprache der A. ist melodisch und an Biegungsformen nicht arm. Fortwährend leben die A. mit den ihnen tödtlich verhaßt gewordenen Spaniern und andern Indianerstämmen in Krieg. Ihre Anführer (Nalareirat, Kapitäne) werden frei gewählt. Vgl. Dobrizhofer, Geschichte der A., Wien 1783, 3 Bände.

Ab-irato testiren, bei Enterbungen im Zorn seinen letzten Willen festsetzen. Ein so gemachtes Testament kann nach dem Ermessen des Richters für nichtig erklärt werden.

Abirrung des Lichts, s. Aberration des Lichts.

Abiturient, ein Schüler, der im Begriff ist, ordnungsmäßig von der Schule abzugehen. Das Abiturienten-Examen ist die Prüfung der A.en behufs ihrer Universitätsreife. Es wird an den meisten Gymnasien von den ordentlichen Lehrern der Anstalt unter dem Vorsitze eines dazu von der beaufsichtigenden Schulbehörde deputirten Kommissärs in allen, oder doch den meisten Fächern des Schulunterrichts abgehalten und hat zunächst den Zweck, das Abgehen unreifer, und für höhere Studien untüchtiger Schüler zu verhindern und der Universität nur solche Zöglinge zuzusenden, die hinlängliche geistige und moralische Ausbildung besitzen, um nach freier Wahl einem Gebiete der Wissenschaften mit glücklichem Erfolge sich zu widmen. Außerdem aber hat es noch andere Zwecke, die zwar nicht als solche ausgesprochen zu werden pflegen, in der That aber die wahren Träger des Institutes sind. Der Staat verordnet nämlich dergleichen Examen, um sich in den Stand gesetzt zu sehen, über die Leistungen seiner Gymnasien fortwährend sich zu unterrichten u. gleichsam Kontrole zu führen. Das Gymnasium aber hält sie hoch, theils weil es hier Gelegenheit findet, der Behörde zu zeigen, was es leiste, theils aber, weil die Lehrer darin das einzige, oder doch das wirksamste Mittel erblicken, die Schüler rücksichtlich aller Zweige des vielfach zergliederten, sehr verschiedenartigen Unterrichts, welchen die Zeitforderungen erheischen und die Schulordnungen vorschreiben, zu einer wenigstens annäherungsweise gleichmäßigen Anstrengung zu vermögen.

Abjudikation, gerichtliche Aberkennung, Verwerfung.

Abjuration, Abschwörung, gerichtliche Ableugnung einer Handlung oder Verleugnung einer Person, auch bisweilen eidliche Renuntiation, d. i. Verzichtleistung auf ein Recht; im englischen Gerichtswesen der Schwur eines Verbrechers, binnen bestimmter Zeit das Land zu verlassen. Der Abschwörungseid (Oath of abjuration), der seit Wilhelm III. im englischen Rechte vorkommt u. von den Beamten geleistet wird, bezieht sich auf die Anerkennung der staatsrechtlich festgestellten Erbfolge in der Regierung. Der den Eid Leistende beschwört darin zugleich, daß er den Nachkommen der Stuarts keinen Vorschub leisten will.

Abklärung (Clarificatio), in der Chemie das Verfahren, durch welches man aus einer Flüssigkeit Unreinigkeiten mittelst Zusatz von Eiweiß oder Hausenblase entfernt. Dies geschieht dadurch, daß man eine dieser Substanzen mit der abzuklärenden Flüssigkeit zusammenmischt, diese dann ruhen, in vielen Fällen auch über dem Feuer aufsieden läßt und die oben schwimmenden Unreinigkeiten entweder mit einer Schaumkelle abnimmt, oder das Ganze durch ein Filtrum laufen läßt. So setzt man z. B. dem gekochten Kaffee Hausenblase zu, um ihn hell zu machen. Zum Abklären des Weines bedient man sich der Schönung, die man auf folgende Art bereitet. Drei Loth Hausenblase weicht man zuerst in Wasser ein, gießt dann das Wasser wieder ab und statt dessen 2 bis 3 Pfd. Wein darauf, läßt ihn aufwallen, 2mal 24 Stunden darüber stehen, schlägt ihn, nachdem er nun gleichsam zu Gallerte geworden ist, $^1/_2$ Stunde lang mit einem kleinen Besen u. drückt ihn durch Leinwand. Von dieser Schönung, die sich, wohlverstopft, lange hält, gießt man etwas in das Faß, worin der trübe Wein ist, rührt ihn mit einem Stabe um und zieht ihn nach 48 Stunden rein in ein anderes Faß ab, worauf er liegen bleibt. Körper, welche selbst Eiweiß in ihrer Mischung enthalten, wie z. B. das Fleisch, bedürfen keines Zusatzes von Eiweiß oder Hausenblase; sie reinigen sich während des Kochens von selbst, und die Flüssigkeit braucht nur abgeschäumt zu werden.

Abklatschen (Clichiren), das Verfahren, wodurch in Holz oder Metall erhaben geschnittene Bilder (Buchdrucker-Stöcke und dergleichen) vervielfältigt werden. Das gewöhnliche, aber unvollkommene Verfahren dabei ist folgendes: Zur Bereitung der Matrize gießt man vollständig geschmolzenes Blei in ein zuvor getrocknetes u. erwärmtes Pappkästchen, und in dem Augenblicke, wo das Blei erstarren will, drückt man den Holzschnitt stark und bis zu hinreichender Tiefe hinein. In der so erhaltenen Matrize stellt sich das erhaben geschnittene Bild vertieft dar. Um nun den Druckerstock zu erhalten, gießt man geschmolzenes, sehr leichtflüssiges Metall (Mischung von Blei und Zinn) in ein flaches viereckiges Kartonkästchen, und schlägt, wenn das Metall zu erstarren anfängt, die Matrize schnell und mit erforderlicher Gewalt hinein. Wo das A. im Großen betrieben wird, wendet man zu diesem Zwecke am besten ein Stereotypverfahren an. Auch Stahlstempel, geschnittene Steine, Glaspasten, Münzen 2c. lassen sich in Abdrücken durch das A. vervielfältigen, wobei zum Theil, wie bei Stahlstempeln, die Matrize durch Einschlagen gewonnen wird; hohlgeschnittene Steine oder Glaspasten aber können unmittelbar als Matrizen dienen.

Abkochen (Absieden, Decoctio, Coctura), in der Chemie und Pharmacie das Verfahren, die im Wasser auflöslichen Stoffe mancher vegetabilischen u. animalischen Arzneikörper mittelst Kochens im Wasser auszuziehen. Das Zellgewebe der Pflanzen wird dabei weich und geht in einen andern chemischen Zustand über, welches man das Garwerden nennt. Beim Kochen thierischer Theile wird das Zellgewebe in Gallerte verwandelt, welche als solche in den thierischen Stoffen nicht angetroffen wird. Das Wasser, welches nach dem Kochen vegetabilischer Stoffe übrig bleibt, heißt ein Dekokt, Decoctum oder Absud, die Theile aber, welche vorzugsweise aus jenen Stoffen durch das Kochen ausgezogen werden, sind Extraktivstoff, Schleim und Stärkemehl und werden dann

als wirksame Heilmittel benutzt. Die Art und Weise, Dekokte zu bereiten, ist für jeden Stoff verschieden; so müssen trockene Theile stärker gekocht werden, als frische, härtere stärker, als weiche. Das Kochen selbst geschieht in porzellanenen oder halbporzellanenen, oder, wo man diese nicht haben kann, in kupfernen, aber gut verzinnten Gefäßen, welche weder zu tief, noch zu flach seyn dürfen, damit das Wasser nicht zu schnell, aber auch nicht zu langsam verdampft. Eine zweckmäßige, schnelles Sieden bewirkende Vorrichtung ist der **Abkochungsapparat** mit Spiritusfeuer von Quenot. Er besteht aus einem, nach oben sich erweiternden Gefäße, in dessen Mitte ein hohler, unten und oben offener Kegel so angebracht ist, daß die Flamme durch ihn hindurch schlagen kann. Dazu gehört noch ein Deckel, welcher in der Mitte ein dem hohlen Feuerungskegel entsprechendes Loch haben muß, u. ein auf Füßen stehender Teller, in welchem Spiritus angezündet und so unter den Apparat gesetzt wird. Indem sich die abzukochende Flüssigkeit in einem Hohlraume befindet, der nicht nur auswendig von der Flamme umgeben wird, sondern an dessen innern Wänden sie auch emporschlägt, wird ein sehr schnelles Sieden befördert.

Abkühlen, einem Körper die ihm inwohnende Wärme entziehen. Ein erwärmter Körper kühlt sich ab, wenn er mit einem kälteren in Berührung kommt, indem er ihm so lange von seiner Wärme abtritt, bis beide Körper einen gleichen Wärmegrad haben, und also der wärmere kälter, der kältere aber wärmer wird. Die Mittheilung geht um so schneller vor sich, je größer die Berührungsflächen beider Körper sind. Nicht jeder Körper erkaltet aber gleich schnell; mancher hat mehr Anziehung zur Wärme, oder vermag sich mehr als ein anderer mit Wärme dergestalt zu verbinden, daß diese nicht mehr auf das Thermometer wirkt, oder latent wird. Es gründet sich hierauf die specifische Wärme verschiedener Körper (s. **Wärme**). Zur Abkühlung eines erwärmten Körpers ist auch nicht immer die Berührung eines andern erforderlich, er wird auch kälter durch Ausstrahlung seiner Wärme. Dabei richtet sich die Ausstrahlung nach der Beschaffenheit seiner Oberfläche, und ein glatter, polirter Körper strahlt weniger Wärme aus, d. h. kühlt sich nicht so leicht ab, als ein rauher. Daher hält Wachstuch außerordentlich warm, und ein Pelz, dessen rauhe Seite nach innen gekehrt ist, hält wärmer, als ein anderer, dessen rauhe Seite nach außen gekehrt ist. Aber es kommt auch viel darauf an, ob die Wärmestrahlen sich frei im Raume verbreiten können, oder ob sie zurückgeworfen werden. Pflanzen, über welche Leinwand ausgebreitet ist, auch in einer bedeutenden Entfernung, leiden weniger vom Frost, als andere, unbedeckte, und ein dünnes Obdach gewährt in kalten Nächten bedeutenden Schutz. Eben deshalb sind auch die Nächte kälter, wenn wir hellen Himmel haben, als wenn er in Wolken gehüllt ist. In den Gewerben ist das A. bei sehr vielen technischen Operationen nothwendig und wird durch verschiedene Mittel hervorgebracht. Eine eigne Abkühlungsart ist die durch Verdunstung im luftleeren Raume. In einem solchen geht nothwendig die Verdampfung viel schneller vor sich, und die Abkühlung, die Kälte kann den höchsten Grad erreichen. Wenn man z. B. eine flache irdene Schale mit koncentrirter Schwefelsäure unter die gläserne Glocke (den gläsernen Recipienten) einer Luftpumpe stellt, einige Zoll über derselben eine kleine, auf gläsernen Füßen ruhende, mit Wasser gefüllte Schale, welche höchstens die Hälfte des Durchmessers der untern hat, anbringt, dann die unter der Glocke befindliche, jene Schalen umgebende Luft hinwegpumpt, so verdampft die Schwefelsäure rasch, und indem sie den dazu nöthigen Wärmestoff gierig u. schnell dem über ihr befindlichen Wasser raubt, so wird dieses bald so kalt, daß es in kurzer Zeit sich in Eis verwandelt, während die Schwefelsäure an Wärme gewinnt. In medicinischer Hinsicht geschieht die Abkühlungen durch Herabsetzen der Eigenwärme des menschlichen oder thierischen Körpers durch Abkühlungsmittel (s. **Kühlende Mittel**).

Abkürzungen, s. **Abbreviaturen**.

Ablagerung (**Absetzung**), Gebirgsarten, in welchen gar keine oder eine geringe Neigung zu krystallisiren vorhanden ist. Die A. entstand im Gegensatz zu den plutonischen Gebirgen durch mechanischen Niederschlag erdiger und steiniger Theile aus einer Flüssigkeit, in welcher sie eine Zeit lang schwebend erhalten wurden; sie erfolgte entweder auf einmal, oder periodisch, u. jedenfalls um so langsamer, je mehr sich die schwebend erhaltenen Theile der specifischen Schwere der Flüssigkeit näherten, oder je feiner sie zertheilt waren. Die periodisch erfolgte A. hat schiefrige, die gleichzeitig erfolgte dichte Steinmassen erzeugt. Die dadurch entstandenen Theile der Erdrinde heißen Flötzgebirge und sind meist von späterer Formation, als die durch Krystallisation und plutonische Einwirkung entstandenen. Ueber die A. in medicinischer Hinsicht s. **Depositio**.

Ablaktiren (**Absäugen**), eine Methode zur Veredlung der Obstbäume und zur Fortpflanzung der Spielarten oder anderer Gewächse, vom lat. Lac (Milch) benannt, weil das Reiß, durch welches die Veredlung &c. geschieht, eine Zeit lang gleichsam die Milch, den Saft des Mutterstammes fortgenießt. Es unterscheidet sich nämlich das A. von andern Veredlungsweisen wesentlich dadurch, daß man das mit dem Wildlinge verbundene Edelreiß erst dann, wenn es mit ersterem verwachsen ist, von seinem Mutterstamm trennt. Dadurch wird es zugleich diejenige Veredlungsart, welche den sichersten Erfolg verspricht und in den meisten Fällen dem Kopuliren, Okuliren oder Spaltpfropfen vorzuziehen ist. Die beliebtesten Methoden sind folgende: 1) **Nach Art des Kopulirens**: Der Wildling wird in die Nähe eines Edelstammes mit hinreichend niedrigen Zweigen, so eingepflanzt, daß eine bequeme Vereinigung von dem Stamme oder den Zweigen des erstern mit den Zweigen des letztern möglich ist. Nachdem der Wildling gehörig angewachsen ist, etwa im 2. Jahre nach seiner Verpflanzung, beschneidet man ihn so, daß dem Stamme, auf welchem die Veredlung angebracht werden soll, der Haupttrieb zugeführt wird, und vereinigt nun mit demselben vom Edelstamme her Zweige vorjährigen, oder 2-, höchstens 3jährigen Holzes. Man schnei-

det an einer Seite des Wildlings ein Stück Rinde mit Holz in einer Länge von 1—2 Zoll, hinreichend tief bis zum Marke oder bis nahe dahin, aus, löst ein entsprechendes Stück aus dem Edelzweige, vereinigt beide an den ausgeschnittenen Stellen, so daß das Bast des Edelreißes und des Wildlings einander an möglichst vielen Stellen berühren, umgibt die Wunde mit einem dauerhaften Verbande u. mit Baumwachs oder Baumsalbe u. sucht durch Schutzpfähle jede Bewegung zu verhindern, die eine Trennung bewirken könnte. Ist die Ablaktion, wie es am zweckmäßigsten ist, im Frühjahre geschehen, so kann man im Herbst, oder doch im nächsten Frühjahre, die Trennung des Edelreißes vom Mutterstamme vornehmen; jedoch ist dieselbe nicht auf einmal zu bewerkstelligen, sondern nach und nach, indem man in das Reiß zuerst nur einen Einschnitt von unten macht, den man von Zeit zu Zeit vergrößert, bis jenes endlich ganz durchgeschnitten ist. Alsdann schneidet man auch den Stamm des Wildlings über der Veredlungsstelle ab, ebnet die Wunde so nahe als möglich an der Pfropfstelle und verschmiert sie zuletzt mit Baumwachs. Diese Methode ist am meisten anwendbar, um junge Obstbäume mit einander zu vereinigen, junge Aeste mit ältern Stämmen zu verbinden, ganze Hecken und Lauben durch's Verwachsen verschiedener Sträucher zu bilden, oder Ziersträucher, namentlich Kamellien, Azaleen und Rhododendron, bei denen das Pfropfen in den Spalt und das Okuliren nicht gelingen will, zu vermehren und neue Spielarten aus ihnen herzuleiten. — 2) Nach Art des Spaltpfropfens. Nachdem man den Wildling eben so, wie oben, in die Nähe des edlen Stammes gebracht hat, schneidet man den Stamm des ersteren in angemessener Höhe ab, u. spaltet ihn eben so, wie beim gewöhnlichen Spaltpfropfen. Hierauf schneidet man das Ablaktirreiß im einjährigen Holze keilförmig zu beiden Seiten so zurecht, wie beim Pfropfen in den Spalt u. bringt den Keil in den Spalt des Wildlings, indem er zugleich mit dem Mutterstamm in Verbindung bleibt. Man verbindet u. verschmiert auf die vorhin angegebene Weise und trennt im Herbst oder Frühjahr das Edelreiß vom Mutterstamme. Mittelst dieser ziemlich sichern Methode werden vornehmlich Kirsch- und Pflaumbäume veredelt. Uebrigens kann das A. auch im Sommer und selbst im Winter bei mäßiger Temperatur vorgenommen werden, weniger im Herbst.

Ablaß (Indulgentia), das bekannte Sündenvergebung wirkende Institut der katholischen Kirche. Ursprünglich war dasselbe weiter nichts, als Erlassung oder Milderung der Kirchenbuße. In der alten christlichen Kirche waren nämlich zur Aufrechterhaltung der Kirchen- und Sittenzucht für gewisse Vergehen, namentlich für solche, welche in der Gemeinde Aergerniß gaben, öffentliche Büßungen angeordnet, welche in der Regel in Ausschließung aus der Kirchengemeinschaft auf längere oder kürzere Zeit oder in sonstigen Zurücksetzungen u. Beschämungen bestanden. Frühzeitig aber fand man sich in einzelnen Fällen veranlaßt, die gesetzlichen strengen Strafen in mildere zu verwandeln, welche Strafmilderungen man Indulgenzen (Nach- oder Abläße) nannte, und so war es bereits gegen das Ende des 6. Jahrhunderts dahin gekommen, daß die alten strengeren Kirchenstrafen nur noch für solche Vergehungen in Ausübung gebracht wurden, welche auch in der bürgerlichen Gesetzgebung mit peinlichen Strafen belegt waren. Nachdem aber das Christenthum bei den germanischen Völkern Eingang gefunden hatte, machte einerseits die Rohheit der Menge die Wiedereinführung einer strengeren Kirchenzucht nothwendig, während andererseits altgermanische Gewohnheiten und Gebräuche die Ausfindigmachung neuer Strafarten erheischten. Jene Völker waren nämlich durch die bürgerliche Gesetzgebung an Geldstrafen gewöhnt; von den auf Vergehen, wie Diebstahl, Körperverletzung, Mord &c. gesetzten Strafen konnte man sich bei ihnen durch eine bestimmte Geldstrafe loskaufen, indem man sich mit dem Verletzten oder den Verwandten des Ermordeten durch Zahlung einer gewissen Geldsumme abfand. An diese Sitte schloß sich die Kirche mit ihren Büßungen an und so wurde es gewöhnlich, daß man sich auch von den Kirchenstrafen durch verhältnißmäßige Geldbußen loskaufen durfte, deren Ertrag dann zu Almosen für Arme, zu Auslösung von Gefangenen oder auch zur Bestreitung der Kosten des Gottesdienstes verwendet zu werden pflegte. Dies der an sich unschuldige Ursprung des Ablasses für Geld, der demnach anfänglich nichts weiter war, als Vertauschung der bisher üblichen Kirchenstrafen mit einer neuen den Gebräuchen der germanischen Völker entnommenen Strafart. Nur zu bald aber riß unter der Menge des Volks der Wahn ein, daß man nicht bloß die kirchliche Absolution, sondern auch die Sündenvergebung vor Gott mit Geld erkaufen könne. Die Kirche trat zwar diesem Wahne entgegen und erklärte sich auf mehren Koncilien, wie zu Chalons 813, entschieden gegen diejenigen, „welche gleichsam durch Lohn Gottes Gnade zu dingen" meinten; aber trotzdem wurde jene irrige Meinung vorherrschend und durch sie der A. immer gesuchter. Epochemachend in der Geschichte des Ablasses ist aber jene Erklärung des Papstes Urban II. auf dem Koncil zu Clermont 1095, wodurch er Jedem, der in frommer Absicht, nicht aus Ruhm- oder Habsucht, den ersten Kreuzzug mitmachen würde, vollkommenen lebenslänglichen A. für alle Sünden auf einmal (indulgentia plenaria) verhieß. Damit kam jene besondere Art des Ablasses auf, welche als ausschließliches Privilegium des päpstlichen Stuhles bald alle anderen von den Bischöfen ausgehenden Abläße in Schatten stellte und späterhin desto öfter in Anwendung gebracht wurde, je mehr man darin ein vortreffliches Mittel erkannte, die Masse des christlichen Volks zu Gunsten kirchlicher und päpstlicher Interessen in Bewegung zu setzen, sey es, daß Ketzer bekämpft, eine neue Kirche oder ein Wallfahrtsort in Aufnahme gebracht oder Geld zu sonstigen Zwecken erhoben werden sollte. Diese Art A. war schon geraume Zeit in Gebrauch gewesen, als ihn zuerst der Scholastiker Alexander von Hales († 1245) auch dogmatisch zu rechtfertigen suchte. Er stellte den Satz auf, Christus habe mehr Gutes gethan, als nöthig gewesen, und mehr gelitten, als zur Erlösung der Menschen von Gott gefordert worden sey, und aus dem Ueberflusse dieser Verdienste könne die

Kirche denen, welche für ihre Sünden Genugthuung zu leisten hätten, vermöge der Gewalt der Schlüssel mittheilen und sie der eigenen Genugthuung dadurch überheben. Andere Scholastiker, wie Bonaventura, Thomas von Aquino, fügten zu dem Verdienste Christi noch das der Jungfrau Maria und der Heiligen hinzu; Papst Clemens VI. aber gab dieser Lehre in der Bulle Unigenitus 1349 kirchliche Sanktion. Von jetzt an wurde der Ablaßhandel erst recht organisirt. Papst Bonifacius VIII. ordnete im J. 1300 die Feier des großen hundertjährigen Jubelfestes an, wobei Allen, welche Rom besuchen würden, für eine geringfügige Gabe an Geld der vollkommenste A. ertheilt werden sollte. Späterhin verwandelte man dieses Jubelfest in ein 50jähriges und 1475 in ein 25jähriges, und Bonifacius fügte noch ein Nachjubelfest hinzu, wobei Allen, welche am Besuch Roms verhindert wären, A. in der Heimath gespendet wurde. Der unter Leo X. in Sachsen durch Tetzel und in der Schweiz durch Samson getriebene Ablaßhandel war bekanntlich die unmittelbare Veranlassung zur Kirchenverbesserung des 16. Jahrhunderts. Das Koncil von Trient gab zwar der öffentlichen Meinung in dem Maße nach, daß es den Ablaßhandel mißbilligte, erklärte aber die Kirche für vollkommen berechtigt, Sündenstrafen nachzulassen, wie aufzuerlegen, da ihr mit der Schlüsselgewalt ganz allgemein das Gericht über die Sünden der Gläubigen von Christus verliehen sey und hierin auch die Befugniß liege, dieselben zu erlassen, was auch die Kirche von jeher geübt habe. Das Koncil belegte Jeden mit dem Anathema, der dies leugnen würde. Uebrigens ist nicht zu übersehen, daß es den A. nicht als eigentlichen Glaubenssatz (Canon), sondern nur als kirchliche Maßregel ansah, so wie es auch die Lehre vom Schatze der überflüssigen guten Werke nirgends seiner Entscheidung zu Grunde legte. Wiewohl aber die Ausübung des Rechts des Strafnachlasses nur in Betreff der kirchlichen Strafen historisch nachzuweisen ist, so suchte doch die Kirche diese ihre Befugniß auch auf die jenseitigen göttlichen Strafen auszudehnen und dafür besonders dies geltend zu machen, daß bei Uebertragung der Schlüsselgewalt die jenseitigen Strafen nicht besonders ausgenommen worden, daß mit dem Erlaß bloß der kirchlichen dem Gläubigen wenig gedient seyn würde, weil alsdann dem Fegfeuer um so mehr zu reinigen übrig bleibe, u. daß das Koncil von Trient doch hauptsächlich den Irrthümern der Protestanten habe entgegen treten wollen, welche der Kirche eben das Befugniß, göttliche Sündenstrafen nachzulassen, absprächen. In diesem Sinne hat noch in neuerer Zeit Papst Pius VI. sich stark gegen die von angesehenen katholischen Kirchenlehrern vertheidigte Meinung erklärt, wonach der A. lediglich als Erlaß der Kirchenstrafen u. Pönitenzen aufzufassen seyn sollte. Bloß von den Seelen, welche sich bereits im Fegefeuer befinden, wird zugegeben, daß sie nicht mehr eigentlich unter kirchlicher Gerichtsbarkeit ständen, weshalb der A. für diese auch nicht im Sinne einer richterlichen Begnadigung ertheilt werde. Auch neuere Kirchenlehrer beziehen die Wirksamkeit des Ablasses auf die Erlassung der geistlichen Strafen in diesem Leben und im Fegefeuer, während sie die Tilgung der Sündenschuld selbst nur von der wahren Buße bewirkt werden lassen, von welcher also der A. keineswegs frei spreche. Dieser soll das schuldbeladene Gemüth nur trösten und beruhigen und dadurch zum freudigen Gebrauche der anderen Gnadenmittel anfeuern.

Die Ertheilung des Ablasses ist gegenwärtig in der katholischen Kirche keineswegs außer Gebrauch gekommen, vielmehr mit einigen neuen Arten vermehrt worden. Dahin gehört vor Allem der Portiuncula-Ablaß. Auf Maria's Fürbitte soll nämlich Christus dem heiligen Franciskus vollkommenen A. für Alle zugesichert haben, welche die zum Franciskanerkloster von Assisi gehörige Kapelle in Portiuncula am 2. Aug., ihrem Kirchweihtage, besuchen würden. Dieser vom römischen Stuhle bestätigte A. ist 1622 auch allen anderen Klöstern des Ordens zugestanden worden. Derselbe gehört zu denen, die an einem Tage mehre Male genommen werden können, nämlich „so oft jemand in eine solche Kirche aus- und eingeht“. Außerdem sind Klöster, Wallfahrtsorte und die sogenannten Brüderschaften mit Ablässen reichlich ausgestattet, so wie auch bei Heiligsprechungen Jedem, welcher dem feierlichen Akte beiwohnt, und seit dem Ende des 17. Jahrhunderts auch jedem Besucher des heiligen Grabes vollkommener A. verheißen wird. Papst Paul IV. sagte für das Tragen der heiligen Pfennige (Ablaßpfennige), welche er selbst oder ein naher Vorgänger von ihm zuerst und seine Nachfolger in Menge schlagen ließen, A. auf 7 Jahre zu; Urban VIII. aber verlieh 1625 allen denen 25 besondere Ablässe, welche eins von den Kreuzen oder Medaillen an sich trügen, welche in einem gewissen Kloster verfertigt und eingesegnet wurden. Seit Gregor XIII. (1572) ertheilt der römische Stuhl auf Verlangen und gegen Entrichtung eines Dukatens und der Expeditionsgebühren an die päpstliche Kanzlei für einen beliebigen Altar das Privilegium, durch A. allemal einer Seele Erlösung aus dem Fegefeuer zu Theil werden zu lassen, so oft daran am Feste aller Seelen oder während der Oktave (s. d.) oder an irgend einem Montage eine Seelenmesse gelesen wird. Dieses anfänglich nur den Bettelmönchs-, bald auch allen anderen Klöstern und endlich allen Pfarr- und anderen Kirchen zugängliche Privilegium muß aber alle 7 Jahre gegen Erlegung der Gebühren erneuert werden. Seit Sixtus V. (1585) pflegen die Päpste auch beim Antritt des Pontifikats ein Jubiläum zu feiern und A. zu spenden. Bei allen diesen und ähnlichen Veranlassungen findet jedoch kein eigentlicher Verkauf des Ablasses Statt, woran nur noch die Sitte erinnert, daß die Besucher jener privilegirten Kirchen eine Gabe opfern und in den Jubiläumsbullen „Almosen und andere fromme Werke“ ausdrücklich gefordert werden. Vgl. J. B. Hirscher, Die katholische Lehre vom Ablasse pragmatisch dargestellt, Tübingen 1829.

Ablativ, ein der lateinischen Sprache eigenthümlicher Casus (Biegungsfall) der Nennwörter, welcher im Deutschen durch verschiedene Präpositionen umschrieben und nur durch Vergleichung mit den übrigen Casus in seiner wahren Bedeutung begriffen wird. Er trägt besonders

viel zu der ausdrucksvollen Kürze der lateinischen Sprache bei.

Ablaut, in der Grammatik ein namentlich der deutschen Sprache eigenes Verhältniß der Vokalabwechslung, das besonders in der Konjugation im Präteritum und Particip hervortritt, z. B. gehen, ging, gegangen, fallen, fiel ꝛc. Aehnliche Erscheinungen, aber nicht mit so durchgreifender Konsequenz, treten auch in andern indogermanischen Sprachen, z. B. dem Griechischen und Lateinischen, auf.

Ablegat, ein Gesandter des Papstes an einen Hof in außerordentlichen Angelegenheiten, überhaupt ein Gesandter zweiten Ranges; auf den ungarischen Reichstagen der Vertreter eines Magnaten.

Ablegen, in der Gärtnerei eine Vermehrungsmethode für einige strauchartige Gewächse und Zierpflanzen, vorzüglich der Nelken, langwierig und kaum anwendbar bei größern Obstbäumen. Das Verfahren besteht in seiner einfachsten Anwendung darin, daß man einen Zweig des abzulegenden Gewächses herabbiegt, ihn theilweise der Länge nach, ohne Trennung vom Mutterstamme in lockere Erde einlegt (oder solche darauf häufelt), durch einen Haken darin befestigt, das freie Ende desselben aber möglichst senkrecht in die Höhe biegt und es aus der Erde hervorragen läßt. Wenn nach einiger Zeit der in die Erde gelegte Theil Wurzel geschlagen hat, trennt man den Ableger vom Mutterstamme und versetzt ihn als selbstständige Pflanze an einen geeigneten Ort. Dieses einfachste Verfahren gelingt indeß nur bei manchen Gewächsen, Weinreben, Eriken, Diosmen u. a. feinen Hölzern. Bei den meisten andern muß man besondere Mittel anwenden, durch welche der niedersteigende Saft gehemmt und der Ableger an der gewunschten Stelle zum Treiben von Wurzeln gereizt wird. Bei Nelken und einigen andern krautartigen Gewächsen macht man deswegen in einem Knoten oder Gelenke, mittelst eines dünnen Federmessers, einen Querschnitt bis zum Marke und spaltet dann mit dem Messer aufwärts in der Länge von 1—1½ Zoll den Zweig, schneidet den abgespaltenen Theil (das Zünglein oder den Wurzelfuß) am untern Ende glatt und horizontal ab und bringt ihn mittelst eines Häkchens senkrecht in die Erde. Ist an der Stelle, wo man den Einschnitt machen will, kein Gelenke oder Knoten vorhanden, so nimmt man an der untern Seite ein etliche Linien breites Stückchen Holz heraus und macht von da aus aufwärts den Spalt im Marke. Bei starken und brüchigen Senkreißern, wo das Spalten und Biegen schwierig wird, bedient man sich zur Hemmung des niedersteigenden Saftes eines Ringes von Metalldraht, legt diesen dicht unter einem Gelenke oder Absatzringe oder Auge fest um die Rinde, und durchsticht unmittelbar über dem Ringe den Zweig, oder nimmt dem Auge gegenüber ein Stück Rinde und Holz mittelst eines horizontalen Querschnittes, 1—2 Linien breit, heraus. Viele baum- und strauchartige Pflanzen treiben leicht Wurzeln, wenn man nur an dem in die Erde gelegten Theile des Zweiges die Rinde ringsherum, 1—4 Linien breit, abschält; Zweige von Pappeln, Ahorn, Spiräen ꝛc. schon, wenn man sie dreht, da, wo sie in die Erde kommen, einkerbt, der Länge nach aufritzt, durchbohrt, oder Querschnitte in die Rinde macht. An hohe Zweige, die nicht bis zum Boden herab gebogen werden können, befestigt man mit Erde gefüllte Töpfe, und vollzieht das A. nach einer der beschriebenen Methoden. Sind die Zweige sehr brüchig, so kann man sie auch, ohne sie gebogen zu haben, gerade durch den Topf hindurch führen, wozu für stärkere Aeste besondere Spaltanhänger angewendet werden, d. h. aus Thon, Blech oder Holz gemachte Gefäße, die eine Seitenöffnung haben, in die man den Absenker einschiebt. In der Regel setzen aber nicht gebogene Zweige schwerer Wurzeln an, als gebogene oder gedrehte. Am liebsten wählt man im Allgemeinen zum A. die jungen ausgewachsenen Wurzelschossen oder doch die untersten oder jüngern Zweige. Man legt nie alle Zweige einer Pflanze zugleich ab, da sonst zartere Gewächse leicht absterben. Die Erde, in welche abgelegt wird, muß nahrhaft, nicht gerade frisch gedüngt, und so tief über dem Senkreiße aufgetragen seyn, wie die betreffende Pflanze selbst zum Gedeihen nöthig hat, z. B. bei Nelken 1—2 Zoll, bei Weinstöcken 1—1½ Fuß. Nicht tiefliegende Ableger schütze man vor großer Sonnenhitze. Als die passendste Zeit des A.s ist für die meisten Gewächse die vor dem Aufsteigen des Saftes im Frühjahre oder die nach dem Aufsteigen desselben (im August oder Ende Juli) zu betrachten. Rosen und manche andere Gebüsche, ebenso fast alle Stauden, als Nelken ꝛc. wurzeln schneller an, wenn man sie im Sommer absenkt, sobald die jungen Schößlinge dazu groß genug sind. Das Abschneiden der Senker vom Mutterstamme darf überall erst nach gehöriger Bewurzelung geschehen, welche bei vielen Pflanzenarten in 2—3 Monaten, bei andern (Kamellien, Magnolien) erst nach eben so viel Jahren erfolgt. Weinsenker werden im nächsten Frühjahr nach dem A. verpflanzt. In der Bienenzucht versteht man unter A., einen großen volkreichen Stock, der nicht schwärmen will oder soll, in zwei Hälften theilen. Der neu entstandene Stock ist der Ablegerstock (s. Bienenzucht).

Ableitende Methode (Methodus derivatoria, revulsoria, gegenreizende, antagonistische Methode), das Heilverfahren, wodurch ein krankhafter Zustand, namentlich eine örtliche Kongestion oder Irritation von einem edlen Theile auf einen weniger edlen übertragen wird. Ableitende Mittel sind solche Mittel, welche jene Wirkung hervorzubringen vermögen. Namentlich gehören dahin: Hautreize, durch die Applikation eines höheren Wärmegrades an einzelnen Theilen, warme Fuß-, Hand- oder Sitzbäder, heißes Wasser, Friktionen, Vesikatorien, Senfpflaster, Fontanelle, Moxa und glühendes Eisen; ferner Brech- und Purgirmittel, Blutentziehungen, urintreibende Mittel, endlich auch Eindrücke auf das Gemüth, welche von anderen, krankhaften Vorstellungen ableiten.

Ableitung, in der Heilkunde die Verminderung der Thätigkeit und des Säftereichthums in einem Organe und die Uebertragung dieser Thätigkeit und dieses Säftereichthums in ein an-

deres, minder edles Organ. Dies geschieht hauptsächlich durch die Anwendung schmerzmachender Mittel, wozu namentlich die Hautreize dienen. Fast alle medicinischen Schulen unterscheiden die Anwendung dieser Mittel als eine besondere Heilmethode, die ableitende Methode (s. d.). Hahnemann stellt dieselbe als Enantiopathie den beiden andern von ihm angenommenen Heilsystemen, der Allopathie und Homöopathie, gegenüber. Die Hydropathen bringen mit dem Wasser kräftige A.en, besonders Hautentzündungen, Schwäre, Pustelchen rc. hervor, während die Magnetiseure durch Streichen rc. die Strömungen der Nervensäfte oder des Nervenprincips von den Centraltheilen hinweg und nach äußeren Nervengebieten hinleiten wollen. Die neuere Medicin ist den A.en wenig günstig. Ueber die A. in grammatischer Beziehung s. Etymologie.

Ablösung der Grundlasten. Die Befreiung des Bodens von einer Menge drückender Lasten, die das Mittelalter darauf gehäuft, nicht weniger als die persönliche Freiheit der Bauern und Kolonen ist in der neuern und neuesten Zeit eine der ersten Aufgaben der Staatswirthschaft und der gesetzgebenden Macht geworden. Man hat allgemein erkannt, wie viele der unter dem Titel von wohlerworbenen Gerechtsamen bisher ausgeübten Verzehntungen, Dienstforderungen rc. kein anderes Recht für sich haben, als einen mit Gewalt genommenen und behaupteten Gebrauch, andere zwar zur Zeit ihrer Entstehung wohlbegründet erscheinen mochten, gegenwärtig aber durch die Veränderung der Zeitverhältnisse unpassend und unerträglich geworden sind. Die Lasten wurden drückender, als daneben die früher unbekannten Abgaben an den Staat aufkamen und wuchsen. Durch die Steigerung der Genüsse u. Bedürfnisse wurde der Aufwand u. daher auch der Geldbedarf jeder Wirthschaft erhöht. Dies Wachsen der Bevölkerung machte die sorgfältigste Benutzung des Bodens zur Pflicht, während die Fortschritte der Landwirthschaft auf neue Bestellungsweisen führten. Die Pflichtigen wollten nicht mehr und nichts Anderes leisten, als hergebracht war, und man zeichnete nun genau die Leistungen auf, die jedes einzelne Gut den Berechtigten schuldete, brachte aber dadurch zugleich die stärkste Stabilität in den Betrieb des Landbaues. Die Frohnden waren für den Berechtigten nicht weniger nachtheilig, als für den Pflichtigen, indem jener nur träge, widerwillige und nicht nach Bedarf zu verwendende Arbeiter erhielt und in jeder Veränderung des Wirthschaftssystems, die nicht zu der ortsüblichen Frohnarbeit paßte, sich gehemmt sah, während der letztere zu einer Arbeit genöthigt war, für die er zuweilen gar nicht, zuweilen nur sehr unvollständig entschädigt wurde und die bei großer Ausdehnung eine wesentliche Vermehrung seines Wirthschaftsaufwandes verursachte und vielfache Versäumnisse in seiner eigenen Wirthschaft veranlaßte. Deshalb fragt man jetzt weniger, ob A.en Statt haben können, sondern wie sie vorzunehmen sind. Frankreichs Beispiel, welches durch die Nationalversammlung in der denkwürdigen Nacht vom 4. August 1789 alle solche Lasten, die keinen andern Boden hatten, als eine rein positive und zugleich dem Recht oder dem Gemeinwohl widersprechende Einsetzung (wie Herrenfrohnden, Zehnten und die vielnamigen Feudal- und zwingherrlichen Rechte), ohne alle Entschädigung abschaffte, und nur Schonung denjenigen Gerechtsamen bewies, welche, weil auf dem Grunde des wahren Privatrechts wurzelnd (wie Zinsen und Gülten), der Staatsgesetzgebung unantastbar erschienen, und daher nur durch billigen Loskauf von Seiten der Pflichtigen getilgt werden sollten; dieses energische Beispiel fand in den übrigen Ländern im Ganzen wenig Nachahmung. Man entschied sich, hier mehr, dort weniger bestimmt, allerdings für Abschaffung der Lasten, doch nicht anders, als gegen Entschädigung der bisherigen Berechtigten, ohne Unterschied des Ursprungs und Inhalts der aufzuhebenden Gerechtsamen. Die aufgestellten Gründe für solches Verfahren waren mannigfaltig. „Jedes historisch bestehende, und von den Inhabern bona fide erworbene Recht", sagte man, „ist heilig, wie das Eigenthum. Eine Wegnahme oder Aufhebung desselben, geschehe sie durch ein Gesetz, oder durch einen Akt der Administration, wird ein wahrhaft rechtlicher Akt nur durch volle Ersatzleistung. Alle Berechtigungen also, die einen pekuniären Werth haben (und auch bloße Ehrenrechte lassen sich zu Geld anschlagen, und haben auch im Verkehr einen höhern oder niedrigern Preis), können nur mittelst Loskaufs getilgt oder abgelöst, nicht aber schlechthin abgeschafft werden. Die Berechtigten leiden ohnehin schon dadurch einen empfindlichen Verlust, daß bisher ständige, d. h. unablösbare und an Sicherheit und Dauer dem Grundeigenthum selbst völlig gleiche Rechte, nunmehr in aufkündbare Geldforderungen verwandelt, daher, wenn sie wirklich abgelöst werden, der baldigen Verschleuderung ausgesetzt seyn sollen; ihnen aber gar auch noch diese Geld- oder Kapitalforderungen zu entziehen oder zu verkümmern, wäre ein unverantwortlicher Raub. Glaubt der Staat, Gründe zu haben, die Pflichtigen, welchen naturgemäß der Loskauf obliegt, ganz oder zum Theil solcher Last entheben zu müssen, so übernehme er selbst die Entschädigung, d. h. er lege sie auf die Schultern der Gesammtheit, welche ja ohnehin einen sehr großen eignen Gewinn aus einer Befreiung des Bodens zieht, durch welche der Grundwerth erhöht und die Bebauung angeregt wird. Ohnehin hat ja der Staat selbst manche der fraglichen Gerechtsamen den Rechtsnachfolgern der wirklich im Bezuge Stehenden, sogar unter lästigen Titeln verliehen, jedenfalls aber das fragliche Recht durch seine Gesetze eingeführt oder bekräftigt und daher gewissermaßen gewährleistet. Und was die ursprüngliche Natur des Rechts betrifft, ob nämlich hiernach dem öffentlichen oder dem Privatrechte angehörig, so ist dieses ohne allen Einfluß auf die Ansprüche der heutigen Berechtigten. Schon längst sind diese, wenn auch ursprünglich öffentliche Rechte, ins Privatrecht übergegangen, wenigstens in Bezug auf die Berechtigten, deren unmittelbare Erwerbstitel (als Kauf, Tausch, Erbtheilung u. s. w.) lediglich dem Privatrechte angehören". Diesem entgegnet man von der andern Seite: „Durch alle diese Gründe wird nicht bewiesen, was man zu beweisen sucht.

Vorerst sind sie nicht anwendbar auf diejenigen Berechtigungen, die der Staat selbst noch ausübt, oder die der Staatsdomäne angehören; sodann aber sind sie auch nicht haltbar in Bezug auf Privatberechtigte, wenigstens nicht ohne Unterschied der Berechtigung. Denn wollte man sie in strenger Allgemeinheit anwenden, so würde man die Gesetzgebung in Fesseln schlagen und jede lebendige Fortbewegung des Staatskörpers für immer hemmen; dann wäre selbst die Statuirung der Ablösbarkeit der bisher unablösbaren Lasten ein Unrecht". Viele Publicisten und Rechtslehrer stehen in der Mitte zwischen beiden Behauptungen. Sie unterscheiden zwischen Lasten und Berechtigungen, welche nach erweislichem Ursprung und Inhalt dem Privatrecht angehören, und solchen, welche nach eben jenen Merkmalen die Natur des öffentlichen Rechts an sich tragen, sondern aber von beiden Klassen wiederum diejenigen aus, welche wirkliche Ungerechtigkeiten sind, oder den Makel derselben an sich tragen. Für wohlerworbene Privatrechte, z. B. alle Dienstbarkeiten und Leistungen, welche für die Nutznießung eines Grundes oder als Stellvertretung für den Kaufpreis des Eigenthums übernommen sind, also Grundzinsen oder Gülten, fordern sie Entschädigung von Seiten der Pflichtigen selbst, und zwar in einer Summe, die das 25fache des jährlichen Ertrags der Gerechtsame (also nach 4 Proc. Zinsen berechnet, den Kapitalwerth selbst) nicht übersteigen, in den meisten Fällen aber geringer seyn soll. Für Lasten des öffentlichen Rechts erscheint eine Entschädigung ebenfalls gerecht; aber sie soll dann nicht von den Pflichtigen, sondern vom Staate, der sie auflegte (und im Fall die Belastung von der Kirche ausging und die Finanzverwaltung der letztern von der des Staates noch getrennt ist, von dieser), übernommen werden; wobei sich von selbst versteht, daß der Staat für die Ablösung der ihm unmittelbar geleisteten Dienste rc. sich nicht selbst entschädigt. Hierher gehören die meisten Zehnten, deren privatrechtliche Entstehung nicht nachweisbar ist, die sogenannten Beeten, öffentlichen oder Domainfrohnden rc. Die dritte Klasse der Lasten, der widerrechtlichen, z. B. der Leibeigenschaft, und aller, die den Makel der Wucherlichkeit auf die Ausübenden werfen, soll auf eigentliche Entschädigung gar keinen, höchstens auf billigen Vergleich unter gewissen Umständen einen Anspruch machen. Schon Moses scheint in der Einführung der Freijahre (3. Mos. 25, 8—27) ein Mittel erkannt zu haben, das Anwachsen der Dienstbarkeit ins Unendliche zu verhindern. Bei den Römern konnten dergleichen Berechtigungen nicht aufkommen, aus den einfachen, bei ihnen geltenden Grundsätzen: Die Sache, als etwas Lebloses, kann nicht dienen, nichts leisten. Die Person aber kann sich nur für sich und für ihre unmittelbaren Erben, die mit ihr für Eins gehalten werden, verbindlich machen, aus welchem Grunde auch die Verhandlungen noch so Vieler die Uebrigen nicht verbinden, sobald sie nicht Genossen sind. Zur Erlangung eines Befugnisses durch Verjährung gehört, außer dem Verlaufe der Zeit, noch ein rechtlicher Erwerbstitel und fortgesetzte gute Treue und Glauben; durch 30 Jahre fortgesetzte Hintergehung oder Gewalt aber kann man nichts erwerben. In England gibt es ein dem mosaischen ähnliches Vorbeugungsmittel, indem Abtretungen von Hauptgütern nur 100 Jahre dauern und dann aufhören. In Deutschland war Joseph II. der Erste, der die Frohnden und die den Ackerbau drückenden Lasten theils beschränkte, indem er als Maximum 17⅞ Procent vom rohen Ertrage festsetzte, theils die Verwandlung in eine Geldrente gesetzlich machte. Allein erst durch die französische Revolution kam der Gegenstand in allseitige Anregung. Wohin sich die französische Herrschaft verbreitete, wurde auch die Leibeigenschaft mit den damit zusammenhängenden Servituten und Abgaben ohne Entschädigung aufgehoben und die Ablösbarkeit der übrigen Reallasten ausgesprochen und angeordnet. Nach dem Sturze des Kaiserreichs trat in vielen Staaten eine Reaktion ein, namentlich wurde in Hannover durch die Verordnungen vom 13. Aug. 1814 u. 25. Aug. 1815 sehr Vieles von den alten Verhältnissen wieder ins Leben gerufen. Indeß traten schon 1822, und noch mehr mit der neuen Verfassungsurkunde 1833 andere, den Forderungen der Zeit entsprechendere Verordnungen auch in Hannover in Wirksamkeit. Preußens Vorgang übte auch hier entschiedenen Einfluß. Durch das Edikt vom 14. Sept. 1811 nebst der Deklaration vom 9. Mai 1818 und 9. Jan. 1819 und durch die Ablösungsurkunde über die Abschätzung der Dienste, Natural- und Geldleistungen und ihre Verwandlung in eine fixe Rente vom 21. Juni 1821 wurden die preuß. Grundherren verbindlich gemacht, sich mit ihren Hintersassen auseinander zu setzen und für eine Entschädigung, theils an Grund und Boden, theils in Geld, ihnen ein völlig freies Eigenthum zu gönnen. Einzelne Verordnungen bestimmten (1825 am 8. April) die Art der Ablösung für Posen, und (am 21. April) für Westphalen u. Kleve-Berg. In den südlichen und westlichen Staaten des deutschen Bundes: Bayern, Würtemberg, Hessen-Darmstadt, auch in Kurhessen wurde die Ablösungsart der oft erwähnten Lasten gleich in den Verfassungsurkunden ausgesprochen. In Baden wurde 1831 der Betrag der Ablösungssumme für Zehnten, Frohnden rc. durch Landtagsbeschluß nicht bloß sehr herabgesetzt, sondern auch der Antrag gemacht, bei allen Lasten des öffentlichen Rechts die Hälfte der Entschädigungssumme auf die Staatskasse zu übernehmen, während zu gleicher Zeit von einigen Rechtslehrern (Birnbaum und Zachariä) das Recht des Staates bestritten wurde, in die Zehntablösung, als eine Sache des Privatrechts, sich einzumischen. Im Königreich Sachsen unterscheidet das Gesetz vom 17. März 1832 Dienste und andere Leistungen, z. B. Frohnden, als etwas Thätiges, und Dienstbarkeiten als etwas Leidendes (eigentliche Servituten). Erstere werden abgelöst durch Bezahlung eines Kapitals, oder Uebernahme einer jährlichen, aber durch Kapitalzahlung ablösbaren Rente, letztere durch Abtretung von einem proportionirten Stück Land, oder bei Holzungsrechten, durch Aussetzung eines jährlichen Holzdeputats, wobei in allen Fällen die Wahl dem Verpflichteten zusteht und zwar so, daß er diese Entschädigungsmittel theilweise mit einander verbinden kann. Das Jahr 1848 end-

lich beschleunigte auch da, wo man zurückgeblieben, das Nacheilen. Von der höchsten Bedeutung war die Aufhebung der privatrechtlichen Grundlasten in den österreichischen Staaten durch das entscheidende Gesetz vom 2. Sept. 1848. In Preußen hatte man nur Verfügungen zu treffen, welche das Ablösungswerk beschleunigten u. erleichterten. In Bayern begann man mit dem Gesetz vom 4. Juni 1848, in Würtemberg mit dem vom 14. April 1848 das Werk. In Baden vervollständigte man die früher getroffenen Maßregeln durch die Gesetze vom 10. April u. 31. Juli 1848. In Kurhessen gab das Gesetz vom 26. Aug. 1848 alle Lehen-, Zins-, Erbpacht- u. andere gutsherrliche Verbände gegen Entschädigung von 3–5 Proc. des Werthes der Güter auf. Sondershausen schloß sich dem sächs. Gesetz von 1832 an. Waldeck begann das Ablösungswerk durch Gesetze vom 7. Juli und 20. Nov. 1848. Aehnliche Gesetze erschienen auch in den übrigen deutschen Staaten, nachdem die frankfurter Nationalversammlung desfallsige Bestimmungen in die Reichsverfassung aufgenommen hatte. Fast überall hat man durch Landrentenbanken oder Landeskreditbanken dem Pflichtigen es möglich gemacht, die Entschädigung in der für ihn am mindesten drükkenden Weise zu beschaffen.

Abluentia, abführende Reinigungsmittel; s. Abstergentia.

Ablution, Abwaschung, die Befeuchtung des Körpers mit einem nassen Tuche oder Schwamme. Sie kann sowohl zu diätetischen als auch zu medicinischen Zwecken vorgenommen werden. Die diätetische Abwaschung ist ein wesentlicher Bestandtheil der physischen Erziehung der Kinder, um die Haut zu reinigen und den Körper gegen äußere Eindrucke abzuhärten, darf aber auch in spätern Jahren nicht vernachlässigt werden, indem sie besonders zur Stärkung der Haut beiträgt und gegen Rheumatismen und Katarrhe schützt. Der medicinischen Abwaschung bedient man sich besonders in neuerer Zeit in manchen Krankheiten, namentlich in hitzigen Fiebern, beim Nervenfieber, bei hohen Graden von Scharlachfieber u. s. w., um der Haut den übermäßigen Wärmestoff zu entziehen und die Fieberhitze zu mäßigen. Das Wasser wird in solchen Fällen bisweilen mit Essig oder andern Arzneisubstanzen vermischt. In der katholischen Kirche wird unter A. die Abspülung des Kelchs durch Wein nach dem Abendmahle verstanden, wobei der Priester ebenfalls seine Finger mit Wein und Wasser abwäscht oder purificirt.

Abmachung, im Assekuranzwesen und Handel die genaue Bestimmung des Verlustes, welchen der Versicherte erlitten hat. Ist das versicherte Gut gänzlich verloren gegangen (bei Totalverlusten) und ist in der Police (dem Versicherungsscheine) der Werth unausgefüllt geblieben, so ist der Versicherer verbunden, das Verlorene, nach dem Einkaufs-, Anschaffungs- oder Fakturwerth zu bezahlen nebst darauf haftenden Abgaben, Zöllen und Unkosten an Bord, so wie auch die Assekuranzprämie selbst. Enthält dagegen der Versicherungsschein auch die Angabe des Güterwerthes, so ist dieser letztere zu erstatten, wofern der Versicherer nicht nachweisen kann, daß der Werth des Versicherten aus irgend einem Grunde übermäßig hoch angegeben worden sey. Bei allen theilweisen Verlusten läßt sich der Werth der verlorenen Güter am sichersten dadurch ermitteln, daß man nach erfolgtem Verkaufe der geretteten Waaren die Differenz zwischen dem Netto-Erlöse für Letztere und dem Einkaufswerthe des Ganzen, incl. aller Kosten, berechnet. Bei A. von Havarie, Casco (das Schiff) betreffend, wird der Werth, den das Fahrzeug zu der Zeit hatte, wo es die Reise antrat, mit Inbegriff der Reparaturkosten, seiner Vorräthe, des der Mannschaft vorgeschossenen Geldes, kurz, der gesammten Ausrüstungskosten, zu Grunde gelegt, und die Differenz zwischen diesem und dem Werthe oder Erlös des beschädigten Schiffs bildet den vom Versicherer zu bezahlenden Ersatz.

Abmagerung (Abzehrung), die Verminderung des Volumens, der Masse des ganzen Körpers oder eines einzelnen Theiles. Sie entsteht durch das Zusammensinken des Zellgewebes, indem das in den Zellen befindliche Fett eingesogen wird. Die A. ist entweder selbstständig oder symptomatisch. Die erstere kommt weit seltener vor, als die letztere, welche beinahe nach allen akuten und chronischen Krankheiten entsteht. Ihre Ursachen sind folgende: 1) In der Oberfläche des Körpers befinden sich Hindernisse, welche den Zufluß der ernährenden Säfte hemmen, z. B. enge Kleidungsstücke, zusammenschnürende Binden, Kälte. In diesem Falle hat die Magerkeit nichts zu sagen und verschwindet nach Entfernung der Ursachen. 2) Sie ist Folge des Zuflusses der Säfte zu andern Theilen; so magern z. B. Schwangere durch den Zufluß der Säfte nach dem Uterus, an Würmern Leidende u. A. ab. Auch diese Magerkeit verliert sich gewöhnlich nach dem Aufhören der sie bedingenden Momente. 3) Es fehlt an der gehörigen Nahrung, oder die Nahrung wird nicht gehörig aufgenommen, oder der Verbrauch derselben ist im Verhältniß zur Einnahme zu groß. 4) Die zum Antriebe der Säfte und dem Ansatze neuer Theile erforderliche Kraft fehlt. Auf diese Weise folgt sie auf Krankheiten, deprimirende Leidenschaften, Ausschweifungen, überhaupt nach allen schwächenden Einwirkungen. Nimmt das Volumen des Körpers, nach Beseitigung der schwächenden Ursachen nach und nach zu, so ist kein übler Ausgang zu befürchten; wohl aber die Auszehrung, wenn auch bei einer guten und nährenden Diät die A. Fortschritte macht. Ein sehr gefährliches Zeichen ist sie, wenn sie bei Fiebern ohne den Einfluß schwächender Potenzen schnell und plötzlich eintritt. Ein eben so böses Zeichen ist sie bei den Schwindsuchten, dem hektischen Fieber, großen Eiterungen. Bei Greisen zeigt sie den nahe bevorstehenden Marasmus an. Bei der Behandlung muß man ihre Ursachen zu entfernen suchen und sodann eine gut-nährende Diät von gelatinösen, stärkmehlhaltigen Stoffen, eine Milchdiät, den Gebrauch warmer Bäder, den Aufenthalt auf dem Lande &c. anordnen.

Abmeierung (Entsetzung, Expulsion), die zum Vortheil des Guts- oder Lehnsherrn Statt findende Entsetzung oder Vertreibung (Expulsion) eines Bauern von dem Gute. Sie steht

im vollen Gegensatze zur Ablösung. Das gemeine deutsche Recht nennt als Veranlassungsgründe dazu folgende, welche durch Partikularrechte noch genauer bestimmt werden: schlechte Bewirthschaftung, wodurch das Gut zu Grunde gerichtet wird, unterlassene Entrichtung der gutsherrlichen Zinsen (Beides erst nach gewissen Fristen), Verlassung des Gutes oder Veräußerung desselben ohne gutsherrliche Bewilligung, Unterlassung der Kontrakterneuerung 2c. Die meisten neueren Landesgesetzgebungen haben die A. und den damit verbundenen Heim- oder Anfall des Gutes an den Lehnsherrn (die Kaducität) mehr oder minder durchgreifend, und zwar in der Regel ohne Entschädigung aufgehoben. Wo sie noch besteht, findet dabei ein förmliches rechtliches Verfahren Statt, welches die Aufholung, der Aufholungs-, Abmeierungs-, Expulsionsprozeß heißt.

Abmeißeln, in der Medicin das Entfernen abgestorbener Knochenstücke mittelst eines chirurgischen Instruments, Meisel (Scalper excisorius) genannt. In älteren Zeiten machte man von dieser Methode häufige Anwendung, später aber kam sie ganz in Vergessenheit, bis sie in neuerer Zeit v. Gräfe wieder zur Ablösung von Fingern und Zehen einführte.

Abneigung (Antipathie), ein Gefühl des Widerwillens gegen etwas. Es kommt nicht allein bei Menschen, sondern auch bei Thieren und Pflanzen vor, wenigstens deutet bei letzteren die Erscheinung, daß manche nicht auf einer Stelle des Bodens neben einander fortkommen, auf etwas Analoges hin. Beispiele von Antipathien der Thiere sind das Heulen der Hunde u. Wölfe beim Schall musikalischer Töne, die Wuth der Büffel und Stiere beim Anblick der rothen Farbe u. s. w. Menschen dagegen haben oft einen angeborenen Widerwillen gegen manche Menschen, Speisen, Arzneien, Gerüche u. s. w., ohne sich über den Grund solcher Abneigungen klare Rechenschaft geben zu können. Der Gegensatz der Antipathie ist Sympathie. Im protestantischen Kirchenrechte gibt unüberwindliche Abneigung zwischen Eheleuten Grund zur Ehescheidung, und selbst in der katholischen Kirche, in welcher die Ehe als Sakrament für unauflöslich gilt, kann in diesem Falle eine Scheidung von Tisch u. Bett erfolgen.

Abner, Sohn des Ner, Sauls Feldherr und naher Verwandter, der nach des Königs Tode dessen Sohn Isboseth zum König über Israel (die 11 Stämme außer Juda) in Mahanaim ausrief und längere Zeit in dieser Würde schützte. Bald nach der für ihn unglücklichen Schlacht bei Gibeon zerfiel er indeß mit Isboseth, weil er sich einer von Sauls Weibern genähert hatte. Er trat zu David über, ward von Joab aus Blutrache, da er dessen Bruder Asahel in der erwähnten Schlacht eigenhändig getödtet hatte, vielleicht noch mehr aus Eifersucht ermordet, von David aber, der über Joabs That sehr erzürnt war, feierlich bestattet.

Abnoba (Avnoba, Anoba, Albona, Arnoba), nach Tacitus, Plinius und Rufus Avienus dasjenige Gebirge in Deutschland, auf welchem die Donau entspringt, also der Schwarzwald, wie sich aus dort gefundenen Altarinschriften, in welchen einer Diana Abnoba Erwähnung geschieht, ergibt.

Abnormität, Abweichung von der Regel, Regelwidrigkeit, Anomalie, krankhafter Zustand des Körpers, im physiologischen Sinne jeder Zustand eines lebenden Körpers, der von dem Gesetz, welches die Natur in der Bildung u. Einrichtung desselben befolgt, in einer merklichen Art abweicht. Die A. kann bleibend und vorübergehend, angeboren oder nach der Geburt erst erworben seyn und die physikalischen Eigenschaften wie die Funktion eines Körpers oder Körpertheils betreffen. Vgl. Krankheit und Mißgeburt.

Abo (finnisch Turku, schwed. Torg-Markt), Hauptstadt des finnischen Gouvernements und Läns gleichen Namens, etwa 60 Meilen von Stockholm, 90 von Petersburg, mit 13—14,000 Einw. und 1200 Häusern. Die Stadt liegt in einem niedrigen Thale, von Hügeln umgeben, zu beiden Seiten des Aurajocki, der sich nicht weit davon in den bottnischen Meerbusen ergießt und den Hafen der Stadt (Beckholmes) bildet. Das hier im 13. Jahrh. errichtete Bisthum erhob die russ. Regierung 1817 zu einem protestantischen Erzbisthume. A. hat ein Gymnasium, eine Navigation und ein Theater; auch ist dasselbe der Appellationshof für Südfinnland. Der Handel A.'s mit Schweden und dem Westen war ehemals bedeutender. A. hat viel Schiffbau und bedeutende Fabriken in Leder, Leinwand u. Zucker. Die früher berühmte Universität, zu welcher Gustav Adolf durch Gründung eines Gymnasiums 1628 den Grund legte, bis Christine diese Stiftung 1640 zur Hochschule erweiterte, ist seit dem unglücklichen, $^3/_4$ der Stadt verwüstenden Brande 1827 (bei welchem alle Universitätsgebäude mit der kostbaren, 40,000 Bände starken, an Handschriften reichen, eben durch den Ankauf der Büchersammlung des Prof. Haubold in Leipzig vermehrten Bibliothek zu Grunde gingen) nach Helsingfors verlegt. $^1/_4$ Meile von der Stadt ist Schloß A. oder Abohuus, eine der ältesten Vesten Finnlands; dabei ein Hafen. In der Nähe der Stadt ist der Heinrichsbrunnen, Bad. Um die Stadt auf den Hügeln finden sich über 100 Windmühlen. A. wurde 1157 von den Schweden gegründet. Der am 17. Aug. 1743 zwischen Schweden und Rußland abgeschlossene Friede zu A. endigte den auf Frankreichs Betrieb, um Rußland von der Theilnahme am österreich. Erbfolgekriege abzuhalten, zwischen Rußland und Schweden 1741 ausgebrochenen Krieg. Er setzte fest, daß der Fluß Kymen fortan die Grenze beider Reiche bilden sollte, und dem Wunsche der Elisabeth zufolge sicherte er dem Prinzen Adolf Friedrich von Holstein Gottorp die Nachfolge auf Schwedens Thron.

Abolition, Niederschlagung einer Untersuchung oder Befreiung von einer verwirkten Strafe, ist gewöhnlich ein Ausfluß der Souveränitätsrechte des Regenten, welches jedoch durch die Verfassungen mehrer Staaten, vorzüglich bei Anklagen der Landstände gegen Staatsdiener, sehr beschränkt ist. Wie die Aggratiatio (Begnadigung) nach gefälltem Urtheil, die Restitutio (Wiedereinsetzung in den vorigen Stand) nach vollstreckter Strafe, in sofern manche Rechte, z. B. Ehre,

nachher sich wieder erstatten lassen, Statt findet, so wird der Angeschuldigte durch die A., ohne vorheriges strafrechtliches Verfahren, von der gesetzlichen Strafe befreit. Vgl. Begnadigung.

Abolitionist, ein Freund und Beförderer der Aufhebung und Abschaffung von bestehenden Sitten oder Mißbräuchen, besonders des Sklavenhandels; s. Sklaverei.

Abomey, afrikanische Stadt in Ober-Guinea, Hauptstadt des Reichs Dahomey, hat über 3 Stunden im Umfang und ist von einem 5 Fuß tiefen Graben umgeben, in welchem sich dornige Akazienstämme erheben, die einzige Befestigung dieser kriegerischen Stadt. Sie hat sechs Eingänge, welche aus einfachen Thonmauern bestehen, die quer über die Straße errichtet und von zwei Thoren durchbrochen sind, deren eines ausschließlich für den Durchgang des Königs bestimmt ist. In der Mitte der Stadt erheben sich die neben einander liegenden königlichen Paläste Dargelah Cordeh und Agram Comeh. Die ganze Stadt besteht aus geschlossenen Höfen, zwischen denen das für Fremde unentwirrbare Netz von Fußpfaden sich schlängelt und die von den in verschiedenen Theilen der Stadt angelegten Marktplätzen unterbrochen werden. A. hat im Innern seiner Mauern weder Quelle noch Fluß; das nöthige Wasser holt man aus Teichen, die über eine Stunde entfernt liegen. Die Einwohner treiben wenig Industrie; sie sind fast alle Soldaten.

Abonnement, die Vorausbezahlung auf den Genuß oder zeitweiligen Besitz einer Sache gegen Verringerung des für das Einzelne gewöhnlichen Preises, namentlich beim Theater, bei Koncerten, Schaustellungen, bei Bücherverleihern, auch beim Mittagstisch. A. suspendu (aufgehobenes A.) tritt ein, wenn die Theaterdirektion zu Gunsten der Kasse für einzelne Fälle die Abonnenten ihrer Rechte für verlustig erklärt, wozu sie sich jedoch vorher die Befugniß ausbedungen haben soll.

Abonotichus, alte Stadt mit Hafen am Pontus Euxinus in Paphlagonien, wohl nicht mit Unrecht für das Colussa des Scylax gehalten, merkwürdig durch den Betrüger Alexander (um 150 n. Chr.), welcher, nachdem er erklärt, daß Apollo und Aesculap in die Stadt herniedersteigen würden, eine Schlange als neuen Aesculap unter dem Namen Glycon aufstellte und in dessen Namen Orakel ertheilte. Auf seine Veranlassung wurde die Stadt Jonopolis genannt. Jetzt heißt sie Abono (nach Einigen auch Ineboli), und es werden hier die Tauwerke für die türkische Marine gefertigt.

Aborigines, nach römischen Sagen eines der Urvölker Italiens, aus welchen die Bevölkerung von Latium erwuchs. Sie wohnten, den glaubhaftesten Ueberlieferungen zufolge, um den Berg Velino und den See Celano bis Carseoli und Reate. Von andern Völkern aus ihren Wohnsitzen gedrängt, zogen sie den Anio hinab und fanden dort in den nordöstlichen Gegenden Latiums Sikuler angesiedelt, welche sie, nach Einigen in Verbindung mit Pelasgern, theils vertrieben, theils mit sich vereinten. Das daraus entstandene Volk erhielt den Namen Latiner. Während nun Einige jene Einwandernde A. nennen, Andere Sakraner (Niebuhr hat für sie auch die Namen Casci und Prisci aufgestellt), scheint auf der andern Seite nicht ohne Grund vermuthet werden zu können, daß vielmehr die frühern Einwohner von Latium A. hießen. Die A. werden zwar von Sallust als Wilde, ohne feste Wohnsitze, Gesetz und Ackerbau geschildert, allein sie verehrten den Janus (den Sonnengott) als Gründer eines bessern Lebens und Saturnus mit seiner Gemahlin Ops (beide beziehen sich auf den Ackerbau), was schon hinlänglich den Ungrund jener Nachricht zeigt. Saturnus wird auch ihr König genannt, außer ihm Picus, Faunus und Latinus. Die Ableitung des Namens ist eben so zweifelhaft. Nach Einigen bedeuten sie Vorfahren (von denen die Latiner ihre origo ableiteten); nach And. gleich den griechischen Autochthonen Diejenigen, welche vom Anfange (ab origine) im Lande wohnten. Noch Andere hielten den Namen für gleich mit Aberigines und deuteten ihn auf das Nomadenleben. F. G. Grotefend will darunter nach griech. Etymologie Abkömmlinge der Abori (Umbri, Ombri) verstanden wissen.

Abortiva (Abortivmittel, fruchtabtreibende Mittel, Pellentia), alle diejenigen Mittel, welche durch eine mittelbare oder unmittelbare Einwirkung auf die menschliche Frucht oder das Gebärorgan dieses zur Zusammenziehung reizen u. deshalb zu einer Früh- oder Fehlgeburt Anlaß geben können. Vgl. Abtreibung.

Abortus, s. Fehlgeburt.

Ab ovo, d. i. vom Ei an, lat. sprüchwörtliche Redensart, vom Anfang an; ab ovo ad mala, vom Ei bis zu den Aepfeln (dem Obste), d. i. vom Anfang bis zum Ende. Bei den Mahlzeiten der Römer machten nämlich die Eier den Anfang, das Obst das Ende.

Abplattung der Erde, s. Erde.

Abprallungswinkel, der Winkel, welcher entsteht zwischen der Linie, in welcher ein geworfener Körper von einer Fläche zurückgeworfen wird, und der Fläche selbst. Bei vollkommen elastischen Körpern und ebener Fläche ist der A. dem Einfallswinkel gleich; da aber dies niemals wirklich Statt findet, so ist der A. gewöhnlich größer, zuweilen selbst doppelt so groß.

Abprotzen (franz. ôter l'avant-train), bei der Artillerie den Lafettenschwanz von dem vordern Transportwagen der Kanone (Protzwagen) abheben. Das Gegentheil ist aufprotzen. Jenes geschieht zum Gefecht, dieses zum Marsche.

Abrabanele, 1) R. Don Isaak, auch Abarbanel, Abarbinel, Abarbenel, Abarbaniel, Abrabaniel, Abrabinael, Barbanella, Barbinellus, Ravanelia, einer der gelehrtesten Rabbiner und zugleich berühmter Staatsmann, geboren zu Lissabon 1437, war einer angesehenen Familie, die den König David als ihren Ahnherrn betrachtete, entsprossen. Er erhielt eine sorgfältige Erziehung und gründlichen Unterricht in der hebräischen Literatur, wandte sich aber später nur dann den gelehrten Studien, welche seinen Ruhm für alle Zeiten begründet haben, zu, wenn er nicht Gelegenheit hatte, als Staatsmann thätig zu seyn. Der Drang nach politischer Wirksamkeit, das Streben nach bür-

gerlicher Auszeichnung veranlaßte ihn zuerst, in den Dienst Alfons' V. zu treten, welcher ihn bald zu den ersten Ehrenstellen erhob. Diese glänzend begonnene Laufbahn brach plötzlich ab, als nach dem Tode jenes Fürsten Johann II. auf den Thron stieg. A., in eine gefährliche Untersuchung gezogen, konnte sich nur durch die Flucht nach Kastilien retten. Hier begann er seine bibl. Kommentare, gab jedoch diese gelehrte Arbeit auf, als er am Hofe Ferdinands II. von Spanien von Neuem eine politische Laufbahn für sich eröffnet sah. Acht Jahre hatte er diese mit Glück verfolgt (1484—1492), als die allgemeine Vertreibung der Juden aus Spanien auch ihn nöthigte, das Land zu räumen. A. ging nach Neapel, setzte hier anfangs seine Kommentare fort, unterbrach diese Arbeit indeß nach einiger Zeit abermals, um Staatsgeschäfte zu übernehmen, welche ihm die Gunst der Könige Ferdinand und Alfons anvertraute. Mit dem letztern flüchtete er, während Karl VIII. von Frankreich Neapels sich bemächtigte, nach Messina, hielt sich später in Corfu und darauf zu Monopoli in Apulien auf. Im hohen Alter noch (1503) ward er Vermittler zwischen der Republik Venedig und dem portugiesischen Hofe. Er † zu Venedig 1508 im Rufe eines vollendeten Staatsmannes, ohne in seinen großen literarischen Arbeiten zum Abschluß gekommen zu seyn. In seinen Schriften erkennt man den Mann von Geist und der ausgezeichnetsten Gelehrsamkeit. Seine Hauptwerke sind: ein Kommentar über den Pentateuch (mehrmals herausgegeben, zuerst Venedig 1579, zuletzt Amsterdam 1768), ein Kommentar über die ersten Propheten (zuerst Pesaro 1511), über die zweiten Propheten (Pesaro 1520) und ein Kommentar über Daniel (Ferrara 1551). Der berühmteste unter seinen drei Söhnen war Jehuda (Leone), der 1502 „Dialoghi di amore“ (Rom, 1535 u. ö.) herausgab, ins Französische, Spanische und von J. K. Saracenus sehr elegant ins Lateinische übersetzt und zu ihrer Zeit bei Christen und Juden Lieblingslektüre.

Abracadabra, ein magisches Wort, womit man zur Zeit des Zauberglaubens das hartnäckige viertägige Wechselfieber und den Hemitritäus, ein in der Regel tödtliches Fieber, heilen zu können wähnte. Man schrieb das Wort auf ein vierecktiges Papier in Form eines Dreiecks, welches entweder diese Gestalt:

A B R A C A D A B R A
B R A C A D A B R
R A C A D A B
A C A D A
C A D
A

oder diese:

A b r a c a d a b r a
A b r a c a d a b r
A b r a c a d a b
A b r a c a d a
A b r a c a d
A b r a c a
A b r a c
A b r a
A b r
A b
A

hatte, in beiden Fällen aber, wenn man von A aus beim Lesen anfing, nach verschiedenen Richtungen hin das Wort A. gab. Das Papier wurde nach geschehener Aufschrift in Form eines Briefes zusammen gebrochen, mit weißem Zwirn kreuzweise durchnäht und mittelst eines Bandes so an den Hals gehängt, daß es gerade auf die Herzgrube zu liegen kam. Nachdem der Kranke dasselbe 9 Tage am Halse getragen, ging er am 10., früh vor Sonnenaufgang, stillschweigend an ein gegen Morgen fließendes Wasser, und warf das Zauberbriefchen, ohne es gelesen zu haben, rücklings ins Wasser. Abstammung und Bedeutung des Wortes sind nicht ganz sicher. Da indeß die griechischen Amulette mit *ABPACAΔABPA* beschrieben sind, wo C für Σ steht, so nimmt man an, daß das Wort eigentlich Abrasadabra hieß. Abrasadabra aber ist wahrscheinlich aus Abras (Abraxas), dem von Basilides geschaffenen heiligen Namen des höchsten Wesens, und dem chald. Dabra (Wort) zusammengesetzt, so daß es so viel bedeutet als Ausspruch Gottes (oraculum divinum). Gegenwärtig wird das Wort meistentheils nur in Scherz gebraucht, und ist, wie Hokuspokus, eine nichtssagende Zauberformel.

Abraha (Ibn al Sabah al Ashram, d. i. Schlitznase), im 6. Jahrh. König von Abyssinien u. Herrscher über Yemen in Arabien. Sein Statthalter hatte in diesem Lande (zu Samak) eine christliche Kirche als Wallfahrtsstätte erbaut, die Koreischiten von Mekka aber, davon Abnahme des Besuches der Kaaba fürchtend, dieselbe verunreinigen lassen. Diesen Schimpf zu rächen, brach A. mit einem mächtigen Heere (er selbst auf seinem weißen Elephanten Mahmud reitend) in Arabien ein, eroberte Taif und näherte sich Mekka, allein sein ganzes Heer wurde durch die Pocken hingerafft (der Koran, Sura 105, erzählt, das Heer sey erschlagen worden von Steinen, welche Vögelschaaren auf dasselbe herabgeworfen). Die Araber begannen von diesem Ereignisse eine besondere Zeitrechnung, Tarykh el Fyl (d. i. Aere des Elephanten); in demselben Jahre ward Mohammed geboren.

Abraham, d. i. Vater der Menge, anfangs Abram, d. i. hoher Vater, genannt, Sohn des Therah (Tharah), eines Mesopotamiers, Stammvater der Hebräer durch seinen Sohn Isaak und seinen Enkel Jakob. Nach den Büchern des Moses wanderte (um 2668 nach Ersch. d. W., oder um 2000 v. Chr.) eine Familie von Sems Nachkommen von Ur in Mesopotamien aus. Sie bestand aus Nahors Sohn, Therah, dem Haupte der Familie, seinem Sohne A., dessen Weibe Sara, und aus Lot, Therahs Enkel, von Haran, einem früher schon verstorbenen Bruder A.s. Sie ließen sich einige Zeit zu Haran nieder, wo Therah, 250 Jahre alt, starb. A. wanderte darauf weiter nach Kanaan, wo er der Hebräer genannt wurde, was entweder den über den Euphrat Gekommenen, oder den Nachkommen des Heber (Eber), von welchem A.s Geschlecht abstammte, bedeutet. Hier hausete er neben kananitischen und philistäischen Stämmen als ein hochgeachteter, schlichter, redlicher, mit unerschütterlicher Treue Gott zugethaner Mann, der sich nicht nur der Liebe und des Segens von Jehova

zu erfreuen hatte, sondern auch besonderer göttlicher Offenbarung gewürdigt wurde. In Folge einer Hungersnoth wanderte er nach Aegypten, kehrte jedoch bald nach Kanaan zurück. Streitigkeiten zwischen seinen und Lots Hirten bewogen ihn, sich von Lot zu trennen, der sich zum Jordan hin wandte, während A. in Kanaan blieb. Als Feinde die Stadt Sodom überfielen und auch Lot und seine Familie gefangen wegführten, verfolgte sie A. mit seinen Knechten und befreite Lot, sowie den König von Sodom, ohne einen Antheil an der Beute zu nehmen. In seinem 86. Jahre zeugte er mit einer ägyptischen Magd, Hagar, den Ismael. Später schloß Jehova einen Bund mit A., als dessen äußeres Zeichen die Beschneidung eingesetzt wurde, und verhieß ihm die Geburt eines Sohnes von seiner Gattin Sara. Er nannte sich von nun an A., d. i. Vater der Menge oder einer zahllosen Nachkommenschaft, wanderte weiter südwärts nach Gerar und erhielt in seinem 100. Jahre von der Sara einen Sohn Isaak, worauf er Ismael nebst seiner Mutter Hagar verstieß. Um seinen Gehorsam zu prüfen, befahl ihm Jehova, seinen Sohn Isaak zu opfern. A. wollte gehorchen, doch rettete Jehova den Knaben durch Widerruf seines Befehls. Nach Sara's Tod in Hebron im südlichen Kanaan kaufte A. von den Fürsten des Landes für 400 Sekel Silber die Höhle Makphela nebst Gebiet als Begräbnißstätte für sie. Aus seiner zweiten Ehe mit Kethura entsprangen sechs Söhne, welche die Stammväter arabischer Völkerschaften wurden. A. †, 175 Jahre alt, etwa 1800 v. Chr., und wurde neben Sara in der Höhle Makphela begraben. Nach den mosaischen Urkunden (1. Mos. 12—25) ist A. eine der herrlichsten Erscheinungen in der Geschichte des Menschengeschlechts u. der eigentliche Vater und Anfänger aller wahren Religion. Von ihm aus hat sich zunächst im hebräischen Volke, dann weiter u. mächtiger durch den Zutritt der Offenbarungen Jesu in der christlichen Welt, ja, wenn gleich weniger rein, auch in der mohammedanischen, in wenn auch nicht ununterbrochenem Fortschreiten, das religiöse Bewußtseyn der Menschheit von der reinen und ursprünglichen Kindlichkeit bis zur Höhe der ideellen Anschauung entwickelt. Darum wird er auch im N. Test., namentlich vom Apostel Paulus, als der rechte Ahnherr der Christen und als der Vorgänger in ihrem Glauben aufgestellt; darum räumen ihm selbst die Mohammedaner die nächste Stelle nach ihrem Propheten ein. Die außerhalb der Bibel bestehenden spätern, meist fabelhaften Ueberlieferungen sind sehr zahlreich, namentlich die in Bezug auf die frühere Geschichte des Erzvaters. Josephus läßt ihn durch die Betrachtung der Weltkörper, der Sonne, des Mondes und der Sterne auf die Anbetung eines weisen Werkmeisters derselben geführt werden: weil aber die Chaldäer sich deshalb gegen ihn aufgelehnt, habe er den Entschluß gefaßt, auszuwandern. Eine noch spätere jüdische Sage läßt ihn die Götzenbilder zertrümmern und wunderbar aus dem Feuer, in welches ihn die Götzendiener geworfen, errettet werden. Sie legt ihm sehr umfassende astronomische, chemische und philosophische Gelehrsamkeit bei, worin er die Aegypter u. Phönicier unterrichtet haben soll; auch die Erfindung der Buchstabenschrift und Traumdeutekunst, so wie mehre Schriften, namentlich das (von R. Akiba herrührende) kabbalistische Buch Jezirah. Die Araber nennen ihn Ibrahim und einen Sohn des Azor, Enkel des Therah, gewöhnlich mit dem Beinamen Khalil Allah, d. i. Freund Gottes. Sie machen ihn ebenfalls zu einem großen Astronomen, lassen ihn mit Nimrod über die Einheit Gottes, über Unsterblichkeit u. dgl. disputiren, nach Mekka reisen u. den Grund zum Hause der Kaaba legen. Griechische Chronisten machen ihn zum 4. König von Damaskus. Die Perser nennen A. den ersten und größten Propheten, der den Monotheismus in die Welt gebracht; und nach Einigen wären A. und Zoroaster Eine Person. Neuere Gelehrte haben den A. mit dem indischen Brahma und die Sara mit Brahma's Frau, Saraswati, verglichen.

Abraham, ein heiliger Einsiedler, der Sohn vornehmer Aeltern, der aus dem Brautgemach in die Einsamkeit floh, um sich einem beschaulichen Leben zu widmen. Als er nach dem Tode seiner Aeltern deren Reichthümer erbte, vertheilte er Alles unter die Armen. In der Gegend von Edessa baute er eine schöne Kirche, zerstörte die Götzentempel und bekehrte die Bevölkerung zum Christenthume, kehrte aber dann in die Einsamkeit zurück, wo er als 70jähriger Greis starb.

Abraham a Sancta Clara, eigentlich Ulrich Megerle, einer der einflußreichsten u. merkwürdigsten Menschen seiner Zeit, war zu Krähenheimstetten bei Möskirch in Schwaben am 4. Juni 1642 geboren. Im J. 1660 zu Marienburg unter die Barfüßer-Augustiner aufgenommen, studirte er zu Wien im dortigen Kloster seines Ordens, wurde Prediger zu Taxa in Bayern, dann zu Grätz und erhielt 1669 den ehrenvollen Ruf als kaiserlicher Hofprediger nach Wien. Im J. 1689 gelangte er zur hohen Würde eines Provinzials seines Ordens und †, hochgeachtet und verehrt wegen seines Lebenswandels, wegen der unerschrockenen Liebe, mit welcher er während der Pest (1670) den Kranken Trost und Hoffnung gebracht hatte, wegen seiner Predigten und Schriften berühmt, am 1. Dec. 1709. Er zeigt sich in seinen Schriften und Predigten als ein Mann voller Geist und von wahrer Originalität, von der Natur zum Volksredner berufen. Er besaß eine tiefe Menschenkenntniß und praktischen Blick in die Verhältnisse des Lebens. Unerschrocken und freimüthig schildert er sie, bald mit ergreifender Wahrheit, bald mit beißendem Witze. Sein Standpunkt rücksichtlich des Glaubens und der Moral ist der seiner Zeit und des mönchischen Katholicismus, doch von allem Mysticismus entfernt. Seine Prosa ist im Ganzen sehr bilderreich, u. an vielen Stellen durchdringt seine Rede lebendiges Feuer; dabei sehen wir ihn fortwährend zum Burlesken sich wenden, indem er Possen reißt, Wortspiele (oft glücklich, manchmal fad) einreiht, zuweilen sogar zum österreichischen Jargon seine Zuflucht nimmt. Schon die Titel seiner Schriften verrathen den Humor ihres Verfassers: z. B. „Judas, der Erzschelm" (1687), satyrische Erzählung; „Gack,

Sack, Sack, ein Ei, zeigt, was die Wallfahrt zu Kloster Tara sey" (1687); „Oestreichisches Deo gratias" (1681); „Heilsames Gemisch Gemasch" (1704); „Huy und Pfuy der Welt, oder von den Tugenden und Lastern" (1680); „Etwas für Alle" (1711); „Geistliches Waarenlager mit apostolischer Waare" (1714). Sein letztes, noch auf dem Todtenbette zum Drucke vorbereitetes Werk ist: „Wohl angefüllter Weinkeller, in welchem manche durstige Seele sich mit einem geistlichen „„Gesegn' Gott"" erquicken kann" (1710). Eine Ausgabe sämmtlicher Schriften besorgte Sam. Heinicke (Halle 1785). In neuester Zeit wurde eine Ausgabe seiner Werke (Wien 1846, 2 Bde.), eine Ausgabe seiner „Sämmtlichen Werke" (Passau u. Lindau 1835—48, 20 Bde.) u. das „Gediegenste aus seinen Werken" (Heilbr. 1840—44, 7 Bde.) herausgegeben.

Abrahamiten (böhmische Deisten), eine Anzahl Landleute, welche, dem Toleranzedikte Josephs II. vertrauend, 1782 in der Herrschaft Pardubitz in Böhmen aus ihrer bisherigen Verborgenheit hervortraten. Sie wollten den Glauben an einen Gott, welchen Abraham vor der Beschneidung hatte, zurückführen u. nahmen aus der Bibel nichts an, als die zehn Gebote und das Vaterunser. Wie sie in diesen deistischen Ansichten mit der gleichnam. Sekte der Paulicianer Aehnlichkeit haben, so theilten beide Parteien auch ähnliche Schicksale. Jene ältern wurden von den griechischen Kaisern verfolgt, diese jüngern von Joseph II., da sie allen Bekehrungsversuchen widerstanden und weder Christen noch Juden seyn wollten, aus ihrem Eigenthum vertrieben und durch militärische Gewalt ganz vereinzelt nach verschiedenen Grenzorten Galiziens und Siebenbürgens, nach dem Banat u. Fiume transportirt und zum Theil unter die Grenztruppen gesteckt. Einige wurden durch diese Maßregeln bewogen, zum katholischen Glauben zurückzukehren, Andere starben, als übrigens unbescholtene Leute, treu ihrem Glauben. Vgl. Geschichte der böhmischen Deisten, Leipz. 1785, und Dohms „Denkwürdigkeiten", Bd. 2.

Abrahamson, 1) Hans Friedr. Werner von, bekannt als ästhetischer Kritiker und nordischer Alterthumsforscher, war zu Schleswig am 10. April 1744 geboren. Ohne Vermögen und Unterstützung trat er in den Kriegsdienst, suchte aber mit Aufopferung aller Zeit, die ihm der Dienst übrig ließ, seinen durch den genossenen Schulunterricht nur schlecht befriedigten Durst nach wissenschaftlicher Bildung zu löschen. Neben den mathematischen, Kriegs- und Artilleriewissenschaften trieb er neuere Sprachen, Latein und die schönen Wissenschaften. Sein Streben blieb nicht unbemerkt. Seit 1771 Lehrer an der Artillerieschule und bis zum Range eines Kapitäns in der dänischen Artillerie avancirt, nahm er 1787 seinen Abschied aus dem aktiven Dienst und stieg bis 1799 zum Inspektor der Akademie. Er † den 22. Sept. 1812 zu Kopenhagen. A. leistete durch seine Volkslieder auch als Dichter Bedeutendes und wirkte durch Kritiken und Aufsätze ästhetischen Inhalts in verschiedenen Blättern einflußreich auf seine Zeitgenossen u. Landsleute. Er war einer der Ersten, welche der Erforschung altnordischer Literatur, Mythologie und Alterthümer sich zuwandten. A. schrieb eine gute dänische Sprachlehre für Deutsche (1801). Mit Nyerup u. Rahbek fing er die Herausgabe einer allgemeinen Sammlung der dänischen Volkslieder an, erlebte aber nur das Erscheinen der 2 ersten Bände. Seine zahlreichen Freunde ehrten ihn durch die Schrift: „Denkblumen (Mindeblomster), Kopenh. 1815.

2) Joseph Nikolai Benjamin, Sohn des Vorigen, dän. Obristlieutenant, den 6. Dec. 1789 geboren, trat in die Artillerie u. wurde schon im 14. Jahre Secondlieutenant. Nachdem er in Frankreich die bell-lancastersche Lehrmethode kennen gelernt hatte, wendete er allen Eifer an, um dieselbe in seinem Vaterlande einzuführen, ohne jedoch an den Einzelheiten blind festzuhalten. Eine Kommission unter Münters Vorsitz untersuchte die Methode und machte unter A.s Mitwirkung einige Aenderungen; darauf wurde sie von der Regierung erlaubt u. sehr häufig, obschon nicht officiell, in den dänischen Anstalten mit Erfolg angenommen. Viele Jahre hindurch Direktor der militärischen Hochschule zu Kopenhagen, wurde er 1836 dieser Funktion enthoben. Seine Hauptschrift „Om indbyrdes Underviisnings Väsen og Värd" (Kopenh. 1822—27, 3 Bde.) gab er im Verein mit dem obengenannten Münter heraus.

Abraken, das Freimachen eines Schiffes von dem Strande, einer Sandbank, Klippe, auf welche es gerathen ist.

Abramson, Abraham, bekannter Stempelschneider, 1754 zu Potsdam geboren, erhielt den ersten Unterricht im Technischen seiner Kunst durch seinen Vater Jakob A., ebenfalls einen geschickten Medailleur, und bildete sich auf Reisen weiter aus. Nach seiner Rückkehr ernannte ihn der König von Preußen zum Medailleur und Stempelschneider. Er † als Münzmeister zu Berlin 1811. Den meisten Ruhm erwarb ihm eine Reihe von Denkmünzen auf gelehrte Notabilitäten seiner Zeit.

Abrantes, befestigter, mit Citadelle versehener Flecken (Villa) in der portugiesischen Provinz Estremadura auf dem rechten Ufer des Tejo, in einer an Oliven u. Südfrüchten reichen Gegend. Der Ort hat 3500 Einw., bedeutenden Produktenhandel mit Lissabon, Niederlage ausländischer Waaren für Beira und Alemtejo. Wichtiger Punkt zur Vertheidigung Lissabons. Im J. 1808 machte der franz. General Junot von hier aus mit 1500 Grenadieren einen kühnen und glücklichen Angriff auf Lissabon, dafür ihn Napoleon mit dem Titel eines Herzogs v. A. belohnte.

Abrantes, Herzog und Herzogin von, s. Junot.

Abrasadabra, s. Abracadabra.

Abrasio (Abschaben), ein chirurgisches Verfahren, dessen man sich in ältern Zeiten bediente, um Knochenmasse zu entfernen. Es geschah dieses entweder mittelst Glases oder des Radireisens. Heutigen Tages aber gebraucht man das letztere Instrument nur noch bei Trepanationen, um die Knochenhaut an Stellen zu entfernen, wo man den Trepan ansetzen will. In der Zahnarzneikunde hat man zum Abschaben

des an den Zähnen befindlichen Zahn- oder Weinsteins eigene Zahnsteininstrumente, unter denen das Zahnsteinmesser, der Zahnsteinhaken und der Bimsstein die vorzüglichsten sind.

Abrauchen (franz. s'évaporer), das Verfliegen des Quecksilbers aus dem Gold- und Quecksilberamalgama bei der Vergoldung über Kohlen (Feuervergoldung). Die während des A.s aufsteigenden Dämpfe sind der Gesundheit schädlich, indem sie, eingeathmet, durch die in den Lungengefäßen entstehende Verdichtung regulinisch niederschlagen, Knoten u. Verstopfungen in der Lunge erzeugen und eine langsame Schwindsucht veranlassen. Das A. muß daher mit großer Vorsicht und in freier Luft, oder unter einem gut ziehenden Schornsteine bewerkstelligt werden.

Abraum, im Bergwesen und bei Torf- und Braunkohlengruben, Stein- und Schieferbrüchen u. dgl., die eine Lagerstätte nutzbarer Fossilien bedeckenden unnützen Erdarten oder tauben Gesteine, als Dammerde, Lehm, Sand, Gerölle, welche weggeräumt werden müssen, um die Lagerstätten zu entblößen; in der Landwirthschaft Alles, was bei neuangelegten Aeckern weggeschafft werden muß, wie Holz, Stöcke, Steine; in der Forstwissenschaft das bei der Holzhauerei abfallende Gehölz (Abfallholz) und die völlige Ausrottung eines Waldes an Stamm und Wurzeln; in der Baukunst endlich die abgefallenen Zimmerspäne und alter Schutt, der sich durch das Niederreißen alter Gebäude ꝛc. gebildet hat.

Abravanele, s. Abrabanele.

Abraxas, ein mystisch-theosophisches Wort, welches nach Bellermann (Versuch über die Gemmen der Alten mit dem Abraxasbilde, Berlin 1817, 3 St.) aus den ägyptischen Worten Abrak und Sax (Sadschi) zusammengesetzt ist und das „heilige Wort, der gebenedeite Name" bedeutet, nach Grotefend aber persischen oder vielmehr pehlwischen Ursprungs ist und das ganze pehlwische Ziffersystem umfaßt, wenn man es in seiner angeblich ursprünglichen Form Abrasax nimmt. Der christliche Gnostiker Basilides (um 125) nannte den Inbegriff der 365 Geisterreiche, in die er nach der Analogie der 365 Tage des Jahres die Gottheit sich ausbreiten läßt, d. h. Gott selbst, in sofern er sich offenbart hat, im Gegensatz zu dem Gotte an sich, A. oder Abrasax, indem dieser Name die Zahl 365 ausdrücken sollte (A=1, b=2, r=100, a=1, s=200, a=1, x=60, nach griechischer Zählung, gibt 365). Daher finden viele Paläographen in A. nichts Anderes, als eine nach bloßer Zahlenbedeutung gemachte, übrigens sinnlose Zusammenstellung rein griechischer Buchstaben. Das Wort ging mit seiner geheimnißvollen Bedeutung von den Basilidianern zu den Priscellianisten und bald darauf zu allen magischen und alchymistischen Sektirern über. S. Abraxasgemmen.

Abraxasgemmen oder **Abraxassteine**, zunächst die zahlreich vorkommenden geschnittenen Steine verschiedener Art u. Form, auf welchen neben natürlichen Bildern, meist Zusammensetzungen aus menschlichem Rumpf und Armen, Hahnenkopf u. Schlangenleib, oder andern vieldeutigen Symbolen das Wort Abraxas od. Abrasax in griechischer Schrift vorkommt; in weiterm Sinne werden aber auch alle Steine, auf denen sich räthselhafte Zusammenstellungen von Menschen- u. Thiergestalten, Pflanzen, Schriftzügen ꝛc. finden, unter die A. gezählt. Bellermann schließt den Begriff der eigentlichen A. in sehr enge Grenzen und unterscheidet von ihnen die Abraxoiden und Abraxaster, die beide wiederum in Unterarten zerfallen. Die eigentlichen A. mit menschlichen Armen, einem Hahnenkopf und Schlangenfüßen, in der rechten Hand eine Peitsche, in der linken einen Kreis oder Kranz mit einem darin befindlichen Zweige in der Gestalt eines Doppelkreuzes scheinen den Basilidianern anzugehören, andere andern gnostischen Sekten, manche stammen auch aus dem Heidenthume, die meisten aber wurden unstreitig erst im Mittelalter als Talismane gefertigt. Eine tiefere Deutung lassen diese wenigstens zu. Schon die bunte, wunderliche Zusammensetzung der Bilder kann als Beweis dafür gelten, daß die Urheber in der Regel nichts Bestimmtes dabei gedacht, vielmehr nur aus bekannten Symbolen aller Art oder aus eigner Phantasie Bilder und Aufschrift zusammengesetzt haben. Vgl. Kopp „Palaeographia crit.", Mannh. 1829, 3 Th. Bellermanns Abhandlung ist vervollständigt worden durch Matters „Histoire critique du gnosticisme", Par. 1828, 3 Th., mit Kupfern.

Abrechnung, die Aufhebung einer Schuld gegen eine andere (Compensatio). Nach römischem Rechte müssen, behufs der A., die gegenseitigen Forderungen gleicher Art seyn, Geld gegen Geld, Korn gegen Korn; nach sächsischem kann auch eine Forderung, die sich aus Folgerungen ergibt, gegen eine unmittelbar aus Dokumenten bescheinigte nicht abgerechnet werden. Wo dies aber der Fall ist, geschieht die gegenseitige Aufhebung durch den Richter, ohne daß es einer besondern Erklärung des Betheiligten bedarf. Nur die Ausübung des durch Kompensation entstandenen Rechts hängt, wie die eines jeden andern Rechts, von der Erklärung des Berechtigten ab. Bei Konkursen ist die Kenntniß dieser, bei der A. anwendbaren Grundsätze von besonderer Wichtigkeit. Der Gemeinschuldner hat in der Regel (aus mancherlei Gründen) die Bücher nicht abgeschlossen, die Konten stehen offen, sind nicht saldirt. Hat nun A eine Forderung von 300 fl. an ihn, dieser dagegen eine Gegenforderung von 250 fl. von A, so weiß Letzterer, daß er in Folge der A. nur 50 fl. zu fordern hat. Steht das Kreditwesen mißlich, so begibt er sich vielleicht dieses Anspruchs, um keine Kosten oder mit der Sache überhaupt nichts zu thun zu haben. In Folge dieser Verzichtleistung wird er aus der Liste der Gläubiger gestrichen, aber noch steht er in der Liste der Schuldner mit 250 fl. und wird zu deren Einzahlung aufgefordert. Wollte er sich jetzt auf eine noch vorzunehmende A. berufen, so würde er verlieren und nicht bloß zur Bezahlung der 250 fl., sondern auch der Kosten verurtheilt werden. In diesem Falle muß der Bedrohte vielmehr darauf bestehen, daß die A. vor dem Ausbruche des Konkurses von selbst geschehen sey. Im Handel ist die A. ein Mittel, die Versendung u. Auszahlung des baaren Geldes auf möglichst wenig Fälle und kleine Summen zu beschränken. Es geschieht auf Messen,

wie in Kiew, Reval, Lyon. Eins der ausgebildetsten u. nützlichsten Institute für diesen Zweck ist das Clearing-house in der Lombardstraße in London für die tägliche Ausgleichung aller Zahlungen, welche den unermeßlichen Verkehr Londons betreffen. Einer festen Uebereinkunft zufolge begibt sich täglich, jedesmal nach $^1/_2$3 Uhr, ein Kontordiener (Clearing clerk) eines jeden Bankhauses nach dem Clearing-house, bringt diejenigen Tratten (Checks, Wechsel, Anweisungen) mit, welche er an diesem Tage auf andere Bankhäuser zahlbar einnahm, und legt solche in ein dazu eigens bestimmtes Schubfach, deren jede Firma eins hat. Es findet hierauf eine allgemeine Aufrechnung der gegenseitigen Zahlungsanweisungen Statt, ein Abschluß weist nach, was Jeder an Alle zu fordern, oder zu zahlen habe, man gleicht dann die Forderungen gegen einander ab, und so findet sich am Ende, daß ein Jeder in der Regel nur noch von zweien oder dreien Geld empfangen, oder an sie zahlen muß. Die Saldirung geschieht sofort. Checks, Tratten, welche für solche A.en zu spät eingehen, werden dem Bezogenen zugesandt, um notirt od. vorgemerkt zu werden, welches die Verbindlichkeit mit sich führt, daß solche den nächsten Tag zur A. kommen. Nach Thorntons Angabe wurden auf diese Art einst mit 12 Pfd. Sterl. 164 Millionen Pfund ausgeglichen.

Abrégé (franz.), übersichtliche gedrängte Darstellung der Hauptsache, Auszug.

Abrégés (Abstrakten), Klangstäbe, Tonbretchen, in der Orgel die langschmalen, an Draht befestigten Stäbe, welche von der Tastatur nach dem Wellenbrete und von diesem nach der Windlade geleitet sind, durch welche beim Niederdrücken der Tasten die Klappen vor den Pfeifen (Ventile) geöffnet werden.

Abrichten der Thiere, s. Dressur.

Abrogiren, bei den Römern ursprünglich vor dem versammelten Volke auf die Aufhebung eines Gesetzes, eines Beschlusses oder einer Einrichtung auf dem gesetzmäßigen Wege antragen. Nächstdem bedeutet aber abrogare schon bei den lateinischen Schriftstellern und eben so das germanisirte A. durch Dazwischenkunft einer Korporation oder auch aus eigener Machtvollkommenheit Etwas geradezu abschaffen, aufheben.

Abruzzen, der nördliche Theil des Königreichs Neapel, zwischen 30° 41' bis 32° 45' östl. Länge und 41° 45' bis 42° 52' nördl. Breite, grenzt im Nordwesten und Westen an den Kirchenstaat, im Nordosten an das adriatische Meer, im Südosten an Apulien und im Süden an Terra di Lavoro, hat auf 236 □Meilen gegen 800,000 Einwohner und zerfällt in Abruzzo ulteriore I. und II., den nordwestlichen, und Abruzzo citeriore, den südöstlichen Theil. Der erstere schließt die höchste Landschaft des Apennin, das Hochland der A., ein, auf welcher der Gran Sasso d'Italia oder Monte Corvo über 8900 Fuß und der Monte Velino gegen 7700 Fuß sich erhebt. Der langgestreckte hohe Gebirgskessel wird von dem Alterno und Gezio, die sich zur Pescara vereinen, bewässert. Das Gebirgsland fällt steil zu allen Seiten ab, am steilsten zum adriatischen Meere, durch tiefe Schluchten reißender Gebirgswasser zerrissen, während sich östlich der Subapennin in terrassenförmiger Absteigung anlegt. Im Südosten geht die Landschaft in niedrigere angenehme Thäler über; doch finden sich hier auch Moräste und Sümpfe. Auf dem Hochlande ist der bedeutende See Celano bemerkenswerth. Die dem adriatischen Meere zufallenden Flüsse Frontino, Vibrata, Alterno, Tangro, Pescara brausen, Waldbächen gleich, von den steilen Höhen herab. Das Klima der A. ist rauh; Schnee deckt vom Oktober bis zum April unausgesetzt die höheren Gebirgszüge. In den Tiefen gedeihen die Oelbäume, Feigen, Citronen und an den Geländen vortrefflicher Wein. Die schönsten Viehheerden weiden auf den Höhen und in den Thälern. In den Gebirgen bricht man Marmor, Gyps, Kalk, Salpeter, Eisen. Die Einwohner (Abruzzesi) waren in früheren Zeiten als Banditen und Räuber berüchtigt; jetzt sind sie ein Hirtenvolk von patriarchalischer Einfachheit und Rohheit, anhänglich an ihr Vaterland, ihre Religion und ihre Regierung, abergläubisch, musikalisch und gastfrei. Sie sind ein schöner Menschenschlag und geben treffliche Soldaten, besonders Reiter, wenn sie gleich von Natur Abneigung gegen den Kriegsdienst haben. Die besten Truppen in Murats Heere waren aus diesem Theile des Reichs. In einem Lande, das mit so ausgedehnten Gebirgsmassen angefüllt ist u. ein so raubes Klima hat, ist die Bevölkerung gezwungen, sich in die Thäler und die untern Hügel zurückzuziehen. In den obern Theilen der Thäler ist dieselbe gering, und wo sie sich findet, ist sie in kleineren Dörfern verstreut, die sowohl unter sich, als von der Hauptgemeinde, zu der sie gehören, ziemlich entfernt liegen. Da, wo die Thäler sich dem Meere nähern und in weite Ebenen sich ausdehnen, verhindert die durch Sümpfe verpestete Luft, daß sich eine zahlreiche Bevölkerung festsetzt. Die bedeutendsten Städte sind die Festungen Aquila und Pescara, dann Chieti (das alte Teate) und Sulmona. Die größte Wichtigkeit der A. besteht in ihrer militärischen Lage. Als strategisches Bollwerk 15 geographische Meilen weit in den Kirchenstaat vorgestreckt, werden sie besonders dadurch bedeutend, daß in ihnen nur eine, für eine Armee äußerst beschwerliche Heerstraße in das Königreich führt, das daher, gut vertheidigt, nur auf zwei Straßen, der von Rom über Terracina und die pontinischen Sümpfe u. der längs des Adriameeres von Ancona über Atri, Pescara ꝛc. mit Erfolg angegriffen werden kann. Beide zugleich mit gesonderten Heerhaufen zu ziehen ist schon deshalb schwer, weil von den A. aus beider Marsch leicht gehemmt und die Vereinigung gehindert werden kann. Den Besitz der A. zu erzwingen ist aber eben so schwierig, als ihn zu behaupten, da das Land mit seinen tiefen Schluchten sich trefflich zum Guerillakriege eignet. Dennoch haben die Abruzzesen weder die Deutschen noch die Franzosen oder Spanier gehindert, in Neapel einzudringen. Nur 1798 erhoben sie sich gegen die siegreich vorrückenden Franzosen, aber ohne Erfolg. Der Aufstand von 1806 trug den Banditencharakter. Vergeblich bemühte sich Murat 1815, die Bevölkerung der A. zu einer Massenerhebung zu bewegen, vergeblich versuchten 1821 die Konstitutionellen das Näm-

liche; in beiden Fällen drangen die österreichischen Heere fast ohne Widerstand durch die Engpässe und die neapolitanischen Truppen bahnten ihnen den Weg zur Hauptstadt durch schimpfliche Flucht. Bei den Bewegungen von 1848 und 1849 haben sich zwar die Abruzzesen vielfach geregt, der siegreichen Reaktion aber keinen Widerstand geleistet.

Absaigern, eine eigenthümliche Art des Ausschmelzens oder Trennens eines Metalls von einem andern oder von sonstigen Bestandtheilen eines Erzes. Aus silberhaltigem Kupfer gewinnt z. B. das Silber dadurch, daß man es mit einer bestimmten Menge Blei zusammenschmilzt und die erhaltene Legirung nur so weit erhitzt, daß nicht die ganze Legirung schmilzt, sondern nur das silberhaltige Blei ausfließt, worauf man das Silber durch Abtreiben vom Blei scheidet.

Absalom (d. i. Vater des Friedens), dritter Sohn Davids von der Maecha, Tochter des Talmai, Königs von Gesur in Syrien. Seine körperliche Schönheit und einnehmende Leutseligkeit im Umgange erwarben ihm Freunde, nährten aber andrerseits die unbegrenzte Herrschsucht, die ihn zuletzt zum Verbrechen der offnen Empörung gegen seinen Vater trieb. Wahrscheinlich war eben dieselbe Leidenschaft ihm schon die hauptsächlichste Triebfeder gewesen, als er seinen zum Thronfolger ernannten Bruder Amnon meuchlings umbringen ließ, indem die Rache der seiner Schwester Thamar von Amnon widerfahrnen Entehrung nur eine gewünschte Veranlassung bot, sich des bevorzugten Bruders zu entledigen. Aus Furcht vor der Strafe des zürnenden Vaters floh der Mörder zu seinem Großvater von mütterlicher Seite, und blieb dort drei Jahre, bis es dem Joab gelang, ihm völlige Verzeihung beim Könige auszuwirken. In A.s Seele blieb indeß herber Groll gegen den Vater zurück; im 40. Jahre (wahrscheinlich ist vom Regierungsantritt des David an gerechnet) zog er von Hebron aus gegen Jerusalem und nahm die Hauptstadt so rasch ein, daß David selbst nur durch schnelle Flucht entkam, seine Frauen dagegen in A.s Hände fielen, der ihrer sich sogleich bemächtigte, um dadurch nach orientalischer Sitte größere Ansprüche auf den Thron zu bekommen. Im Walde Ephraim, nahe am Jordan, kam es zum Treffen. A. ward völlig geschlagen, und auf der Flucht, indem er, unter einer Terebinthe wegreitend, mit dem Kopfe, oder den Haaren in den Zweigen hängen blieb, von Joab, gegen den ausdrücklichen Befehl des David, getödtet. Sein 200 königliche Sekel schweres Haar berechnet Calmet auf 31 Unzen. Die 2 Sam. 18, 18 erwähnte Säule A.s stand zwei Stadien von Jerusalem, und war aus Marmor. Neueren Reisenden wurde als solche ein pyramidalisches Felsengebäude, 8 Schritt ins Gevierte, gezeigt, welches von ionischer Ordnung und eben darum sicherlich spätern Ursprungs ist.

Absalon, eigentlich Axel, geboren 1128 nahe bei Sorö auf Seeland. Nachdem er seit 1148 in Paris, wo damals ein eignes Kollegium für die Dänen bestand, seine Studien gemacht, widmete er sich nach seiner Rückkehr ins Vaterland dem Dienst der Kirche und des Staats. Er war nicht ohne gelehrte Bildung, vornehmlich aber in der Rede so gewandt, daß selbst seine Feinde von ihm sagten, er spreche wie ein Gott. Dabei verfügte er über einen kraftvollen, gegen Kälte und Hitze u. Strapazen abgehärteten Körper und war in den Waffen und allen Leibesübungen geübt. Es war damals die Zeit, da nach Beendigung der langen Successionskämpfe und Familienkriege in Swen Estridsons Dynastie Waldemar I. allein ans Ruder gekommen war. Dieser, dem A. bereits wichtige Dienste geleistet und der in ihm eine wichtige Stütze seiner noch von mehren Seiten her bedrohten Gewalt erblickte, brachte es dahin, daß er 1158 zum Bischof von Röskilde erwählt wurde. Im J. 1177 wählte ihn das Kapitel von Lund zum Erzbischof und Primas der schwedischen Kirche. Aber A. erklärte vor versammeltem Kapitel, seine Kirche nicht verlassen zu wollen. Da legten die Mitglieder des Kapitels Hand an den sich Sträubenden, um ihn zum Bischofssitze zu ziehen, wobei das bei solchen Gelegenheiten gebräuchliche Kirchenlied gesungen wurde. A. widersetzte sich auch jetzt noch und schlug mit starker Faust einige der ihn Nöthigenden zu Boden; endlich doch zum Bischofsstuhle hingezogen, wollte er sich nicht darauf setzen, und der anwesende Dechant des Domkapitels in Röskilde erklärte, er appellire wegen der seinem Bischof angethanen Gewalt nach Rom. Vergebens boten Waldemar und der abtretende Bischof Eskil Alles auf, um A.s Sinn zu brechen. Daher stellte man die Entscheidung der Sache dem römischen Stuhl anheim. Dieser entschied für Annahme der Wahl, die auf A. gefallen, und bedrohte diesen mit dem Kirchenbanne, wenn er sich derselben nicht fügen werde. Jetzt erst gab A. nach und wurde nun durch den päpstlichen Legaten Galandius zum Erzbischof von Lund, Primas von Schweden und Legaten des apostolischen Stuhls (1178) geweiht. Er behielt jedoch seine bisherige bischöfliche Stelle bei, verblieb auch auf Seeland bis 1191 und † im Jahr 1201 in dem von ihm erneuerten Kloster Sorö, wohin er sich in Erwartung seines nahen Todes begeben hatte. Er war stets ein standhafter Vertreter sowohl der königlichen als der geistlichen Gewalt u. hielt sein ganzes Leben hindurch an dem Grundsatze fest: beide Schwerter, das geistliche und das weltliche, sind der Geistlichkeit anvertraut. Er hat in die Angelegenheiten Dänemarks unter den Königen Waldemar I. (1157—1182) und Knud (1182—1203) mächtig eingegriffen durch klugen und freimüthigen Rath, den er jenen Königen gab, sowie auch durch sieggekrönte kriegerische Unternehmungen. Ihm besonders hat es Dänemark zu danken, daß es seine Selbstständigkeit dem deutschen Reich gegenüber wahrte, sowie der entscheidende Sieg über die Wenden, welche unter Herzog Bugislav tief in Dänemark eingedrungen waren, hauptsächlich sein Verdienst war. Durch Erbauung des Schlosses Axelhuus legte er den Grund zur spätern Residenzstadt Kopenhagen. Auch die Christianisirung u. Unterwerfung der Insel Rügen war im Wesentlichen A.s Werk. Unter seiner Anführung wurde im J. 1168 ein großer Zug dahin unternommen, Arkona erobert, die Insel definitiv dem Christenthum gewonnen und dadurch der Hauptsitz des Heidenthums in jenen Gegenden zerstört. Für die eigentlich kirchlichen Interessen wirkte A. durch

Stiftung mehrer Klöster und Förderung des klösterlichen Lebens überhaupt, sowie durch strenge Durchführung des Cölibatsgesetzes, das unter dem Volke auf Schonen heftige Gegner fand, ferner durch Betheiligung an der Abfassung des schonischen u. des seeländischen Kirchenrechts, welches letztere eigentlich als sein Werk zu betrachten ist, durch das Streben, Einförmigkeit im Gottesdienste einzuführen, und endlich durch eifrige Vertheidigung der Vorrechte des geistlichen Standes. Seine Verdienste um die Wissenschaft hängen mit seiner das Klosterwesen betreffenden Thätigkeit zusammen. So soll er es den Cisterciensermönchen zu Sorö, welche er an die Stelle der die Klostergenossenschaft ursprünglich bildenden Benediktiner berufen, zur Pflicht gemacht haben, die Geschichte Dänemarks zu schreiben, wie auch in der That einige historische Arbeiten dieser Mönche bezengen, daß sie die ihnen gestellte Aufgabe wenigstens theilweise erfüllt haben. Saxo Grammaticus war Kleriker und Schreiber im Dienste A.s, begleitete ihn auf seinen Feldzügen gegen die Wenden und wurde von ihm in seinen geschichtlichen Arbeiten ermuntert und unterstützt. Vgl. Estrup, A., Bischof von Röskilde und Erzbischof von Lund, aus dem Dänischen übersetzt von Mohnicke, in Ilgens Zeitschrift für historische Theologie, 1832, Heft 1.

Absarii, bei den alten Franken diejenigen Hörigen, deren Grundstücke als nicht urbar (agri absi, apsi, absidates) von den Grundherren zurückgenommen waren. Man leitet das Wort ab vom lateinischen absum, die vom Grundstück Entfernten, oder von Abschar (abscharii), die von der Pflugschaar Abgekommenen.

Abscess (Eitergeschwulst, Eiterbeule), eine Geschwulst, in deren Höhle sich Eiter oder eine andere, durch krankhafte Absonderung bedingte Flüssigkeit befindet. Dergleichen Eitergeschwülste kommen sowohl an inneren als äußeren Theilen des Körpers vor. Es genügt, hier nur von den letztern zu sprechen, und es muß dabei zugleich bemerkt werden, daß A.e in der Nähe eines Knochens oder andrer edlen Theile, solche von großem Umfange, oder solche, welche bei Menschen vorkommen, die keine gesunden Säfte haben, immer Aerzten oder Wundärzten zur Behandlung übergeben werden müssen. Die Entstehung eines A.es erkennt man an der Bildung einer Geschwulst, deren Farbe anfangs der gesunden Haut gleich ist, die sich aber allmählig immer mehr röthet, heiß wird, und Schmerz verursacht, der endlich klopfend wird. Lassen diese Zeichen im fernern Verlauf wieder nach, spitzt sich die Geschwulst in der Mitte zu oder zeigt daselbst einen weißlichen Fleck, und fühlt man bei der Berührung ein Schwappen in derselben, so beweist dies, daß bereits Eiterung eingetreten ist. Ist der A. klein, so kann man die Eröffnung desselben, so wie die Heilung der Natur überlassen, u. man braucht dann nur die freiwillig entstandene Oeffnung rein zu halten, und mit etwas Charpie oder mit einem leinenen Bäuschchen zu bedecken. Geht aber die Eiterbildung zu langsam von Statten, so darf man nur, vorausgesetzt, daß man über die begonnene Eiterung Gewißheit erlangt hat, einen warmen Breiumschlag aus Leinsamenmehl oder Hafergrütze, oder geriebener Semmel, mit Flieder- oder Chamillenblüthen und Wasser oder Milch zur Konsistenz eines Breies gekocht, in ein Tuch einschlagen, über die Geschwulst legen und öfters erneuern, sobald der Umschlag kalt geworden ist. Nimmt man Milch zum Umschlag, so muß derselbe öfter frisch gekocht werden, weil die Milch leicht sauer wird. Im Fall sich das Aufbrechen des A.es dennoch verzögern sollte, kann man diesem Umschlag noch zerquetschte rohe oder gebratene Zwiebeln zusetzen, oder einen warmen Brei von Honig und etwas Sauerteig überlegen. Hat sich der A. geöffnet, so drückt man das Eiter vorsichtig aus, jedoch so, daß immer noch etwas davon zurückbleibt, und fährt mit den Umschlägen so lange fort, bis nichts mehr darin enthalten ist. Die Heilung erfolgt dann entweder von selbst, oder wird leicht durch ein darüber gelegtes, einfaches Bleiglätt- oder Seifenpflaster erzielt.

Abschätzung (lat. Taxatio), die Bestimmung des Werthes eines Dinges, findet in streitigen Fällen dann Statt, wenn für die Sache der Werth erstattet werden soll. Gewöhnlich werden zur A. 3 Sachverständige erwählt, von jeder Partei einer und einer vom Richter. Man addirt die Werthe, zu welchen jene die Sache abschätzen, theilt die Totalsumme durch 3, und der Quotient ist der mittlere, geltende Werth.

Abschatz, Hans Asman von, deutscher Dichter des 17. Jahrhunderts, zu Würbitz am 4. Februar 1646 geboren. Er studirte zu Liegnitz, Straßburg und Leyden und bereiste die wichtigsten Länder von Europa. Nach dem Tode Herzogs Georg Wilhelm von Brieg wurde er Statthalter des Fürstenthums Liegnitz, wohnte als Abgeordneter den Fürstentagen zu Breslau bei und ging dann als Deputirter nach Wien. Später lebte er zurückgezogen auf seinen Gütern den Wissenschaften und der Dichtkunst und † am 22. April 1699. Seinen Nachlaß gab Christian Gryphius heraus, Leipzig und Breslau 1704. Obgleich er von dem pomphaften Schwulst und der Ueberladung der schlesischen jüngern Dichterschule nicht frei ist, so zeigt er doch mehr Nüchternheit und Züchtigkeit, als viele seiner Zeitgenossen und verräth Ernst, Innigkeit und Kraft. Sein Andenken erneuerte W. Müller in der „Bibliothek deutscher Klassiker des 17. Jahrhunderts", Leipzig 1824, 6. Bd.

Abscheulich, was Abscheu und Widerwillen erregt, weil es das bessere menschliche Gefühl verletzt. In der Kunst ist abscheulich, was nicht bloß den ästhetischen Geschmack, sondern auch die Sittlichkeit beleidigt.

Abschichtung (vollkommene Abfindung), das rechtliche Verfahren, nach welchem den Kindern von dem Vater oder der Mutter ein Vermögenstheil mit dem Zwecke und der Wirkung gegeben wird, daß jene Kinder in Ansehung ihres Erbrechts an den Besitz der Aeltern für immer abgefunden sind, und das abgetheilte und das zurückgebliebene Vermögen als zwei verschiedene Massen betrachtet werden, deren Wiedervereinigung ohne Testament nur dann Statt finden kann, wenn weder das Interesse der abgeschichteten Kinder, noch der Personen, um welcher willen abgeschichtet wurde, im

Wege steht. Die A. ist bald eine freiwillige Handlung der Aeltern, bald (wenn der Ueberlebende von beiden Ehegatten zu einer zweiten Ehe schreiten will, oder wenn derselbe ein Verschwender ist, oder wenn die A. der überlebenden Mutter durch ein Testament des verstorbenen Vaters geboten ist) eine pflichtmäßige und nothwendige. Vgl. Abfindung.

Abschied, die Entlassung aus dem Dienste oder Amte und die Bescheinigung einer solchen Entlassung, z. B. bei Militärs. Auch nennt man so die Urkunde, womit irgend eine berathende Versammlung am Ende ihrer Arbeiten sich selbst verabschiedet, oder vom Landesherrn entlassen wird (recessus). Solcher Art sind die Reichsabschiede, Landtagsabschiede, Kreisabschiede und in der Schweiz die Tagsatzungsabschiede (Abscheide). Der deutsche Reichsabschied von 1654 heißt der letzte oder jüngste, da von 1663 an der Reichstag sich nicht mehr trennte, sondern bis 1806 permanent blieb, und die Kurfürsten 1742 und 1745 vergeblich um einen Interimsabschied baten. Die ältesten Reichstagsabschiede sind verloren gegangen; was davon übrig ist und die spätern, seit Maximilian I., sind nur in Privatsammlungen zusammengestellt, am besten in chronologischer Reihe, Frankfurt a. M. 1747, 4 Theile, Fol. (von Senkenberg und Oehlenschläger). Die neuern landständischen Verfassungen haben zum Theil Landtagsabschiede eingeführt, wie Bayern, zum Theil aus dem Grunde verworfen, weil ihre Bekanntmachung durch die Minister einseitig, und die Verschiebung der in ihnen enthaltenen Bestimmungen u. Verordnungen bis auf den Schluß des ganzen Landtags keinenfalls wünschenswerth erschien. So hat Baden, nach Frankreichs Beispiel, die A.e aufgegeben. In Preußen enthält der öffentlich bekannt gemachte Landtagsabschied einer Provinz nicht sowohl die Beschlüsse des Landtags, als die Bescheide des Königs auf die von den Landständen gethanen Vorschläge und Bitten. In England vertritt das Parlamentsstatut, welches einen wörtlichen Abdruck aller Gesetze und Beschlüsse, auch der schon publicirten, in einer einzigen Akte nochmals zusammenfaßt, die Stelle eines A.es.

Abschlagszahlung, eine zur Verminderung einer Schuld geleistete Zahlung. Der Gläubiger kann in der Regel gerichtlich nicht genöthigt werden, A. anzunehmen. Im preußischen Landrechte sind nur folgende Ausnahmen gemacht: 1) wenn gegen Künstler und Professionisten die Auspfändung vergeblich gewesen, in welchem Falle gerichtlich festgestellt wird, wie viel der Schuldner nach Abzug der Bedürfnisse für sich u. die Seinigen, wöchentlich von seinem Verdienste auf die Schuld abzahlen soll; 2) bei vorläufiger Vertheilung der Masse in Konkursen; 3) wenn ein insolventer Schuldner, dem die Güterabtretung gestattet worden, zu besserem Vermögen gelangt ist und Nachzahlungen leisten soll; 4) wenn Offiziere ohne Vermögen Schulden gemacht haben und solche nicht ohne Nachtheil ihres Dienstes und nothdürftigen Unterhalts auf ein Mal ganz bezahlen können; 5) wenn ein Gläubiger eine fruchttragende Sache als Pfand empfangen hat, in welchem Falle die nach dem Abzug der Kosten und jährlichen Zinsen verbleibenden Ueberschüsse des Einkommens als A. aufs Kapital abgerechnet werden; 6) wenn eine Korporation eine wahre Gesellschaftsschuld kontrahirt hat, welche nur durch allmählige Beiträge der Mitglieder gedeckt werden kann, und kein zur Deckung dienliches gemeinschaftliches Vermögen vorhanden ist. Auch nach dem österreichischen Rechte ist der Gläubiger nicht schuldig, die Zahlung einer Schuldpost theilweise oder auf Abschlag anzunehmen. Sind aber verschiedene Posten zu zahlen, so wird bei successiver Zahlung diejenige für zuerst abgetragen gehalten, welche der Schuldner, mit Einwilligung des Gläubigers tilgen zu wollen ausdrücklich erklärt hat. Ist keine derartige Uebereinkunft vorhanden, so sollen erst die Zinsen, dann das Kapital, von mehren Kapitalien erst das eingeforderte oder doch fällige, und nach diesem dasjenige für bezahlt erachtet werden, welches dem Schuldner schuldig zu bleiben am beschwerlichsten fällt. Eben so bestimmt der Code civil (Art. 1244), daß der Schuldner, selbst bei einer an sich theilbaren Schuld, den Gläubiger nicht nöthigen kann, die Zahlung theilweise anzunehmen, wiewohl der Richter unter besondern, für den Schuldner günstigen Umständen, mäßige Zahlungsfristen gestatten und die Exekution, so lange diese eingehalten werden, aussetzen darf.

Abschnitt (lat. Segmentum), in der Geometrie der Theil einer Linie oder einer Figur oder eines Körpers. Im ersten Fall wird derselbe durch zwei Punkte begrenzt, im zweiten Fall durch eine gerade Linie und ein Stück der Peripherie (Perimeter) der Figur, im dritten aber durch eine Ebene und ein Stück der Oberfläche des Körpers. Die Größe eines A.es zu finden, ist häufig sehr schwierig, nur bei den Linien, Figuren, Körpern möglich, von welchen man das Gesetz ihrer Entstehung, Bildung genau kennt. Soll die Größe einer krummen Linie in einem bekannten geraden Längenmaß angegeben werden, so ist dies die Aufgabe der Rektifikation. Die Angabe der Größe einer Fläche in einem bekannten Quadratmaß gehört der Quadratur, die der Größe eines Körpers in einem gegebenen kubischen Maß der Kubatur an. Alle drei Probleme aber verlangen häufig die Beihülfe der Integralrechnung. In der Musik nennt man A.e diejenigen Ruhepunkte einer Melodie, die einen Theil von weniger bestimmtem Umfange begrenzen, also Glieder ohne besondere wesentlich distinguirende Merkmale. Die Festungsbaukunst (franz. retranchements) nennt A.e Verschanzungen, welche hinter einer Bastion und andern Hauptwerken angelegt sind, um bei der Erstürmung der letztern zum Rückzuge der Besatzung und zur Behauptung des innern Raumes zu dienen. Sie bestehen gewöhnlich aus einer Brustwehr und palisadirten Gräben. Sie werden entweder gleich anfangs für immer, oder erst während der Belagerung, spätestens nach Eröffnung der Tranchée aufgeführt. In der Minirkunst heißen Quermauern, die mit eisernen Thüren versehen sind, durch welche sich beim Eindringen des contreminirenden Feindes die Minirer zurückziehen, ebenfalls A.e. Sie sind mit Schießlöchern versehen und bilden da, wo

mehre Gänge zusammenstoßen, ordentliche Werke (Redouten). In der Metrik wird A. oft mit Einschnitt (caesura) verwechselt. Eigentlich aber ist der A. dem Einschnitte geradezu entgegengesetzt, indem der Einschnitt da entsteht, wo das Wortende das Metrum unterbricht (wenn das Wort, nicht aber der Versfuß zu Ende ist), der A. hingegen da, wo Fuß- und Wortende zusammentrifft, was in gewissen Versarten (trochäischer Tetrameter, daktylischer Pentameter, choriambischer Vers, auch Hexameter unter bestimmten Formen) oft gesucht wird. In der Baukunst und bei Holzarbeitern heißt A. ein großes Glied des toskanischen Frieses, welches den Kopf eines senkrecht abgeschnittenen Balkens vorstellt. Auf Münzen wird der untere kleine Raum, der durch einen Querstrich vom Felde der Münze abgesondert wird und den Werth der Münze oder die Jahreszahl enthält, A. genannt, bei Tuchmachern die Abrechnung auf dem Kerbholze, am Bortenwirkerstuhle der hintere kleinere Theil von Latten, wo sich die Anschweifrollen und Wellen befinden.

Abschnittlinge, von Pflanzen abgeschnittene Zweige, welche man in die Erde setzt, um neue Pflanzen daraus zu erziehen. Man unterbindet sie gewöhnlich vorher, wodurch über dieser Stelle ein Knopf entsteht, aus dem das Reiß in der Erde Wurzeln treibt.

Abschoß (Nachschoß, Nachsteuer), eine Abgabe, welche von Erbschaften, Brautschätzen, Vermächtnissen und Schenkungen aller Art, die ein Ausländer aus dem Vermögen eines Inländers erhält, an den Staat, oder eine bestimmte Behörde entrichtet wird. Sie ist vom Abfahrtsgelde zu unterscheiden, indem letzteres eigentlich nur dem Auswanderer abgefordert werden kann. Zwischen den deutschen Bundesstaaten ist der A., wie das Abfahrtsgeld, durch den 18. Art. der Bundesakte aufgehoben. Die A.-Verhältnisse zwischen deutschen Bundesstaaten u. auswärtigen Mächten sind zum Theil durch einzelne Verträge und Landesgesetze geordnet. Nach preußischem Rechte wird von Erbschaften, Vermächtnissen, Brautschätzen und Schenkungen 10 Proc. A. gegeben. Wenn ein Erblasser sein Kind bei Lebzeiten auswärts etablirt hat, haftet der Nachlaß für den A. dieses Etablissements. Ausländisches Vermögen geht ohne A. wieder in das Ausland zurück.

Abschreckung, als ein Zweck der Strafe betrachtet, s. Strafe.

Abschrift, Kopie. Man unterscheidet im rechtlichen Verkehr zwischen einfacher und vidimirter, d. h. einer solchen A., welche mit dem Zeugnisse der Uebereinstimmung mit dem Originale seitens der Behörde oder einer hierzu ermächtigten Person versehen ist, u. zwar hat nur die letztere rechtliche Wirkung.

Abschwören, sich durch einen Eid von Etwas lossagen, z. B. von einer Religionspartei. Im Prozeßverfahren schwört eine Person ein Dokument ab, wenn sie eidlich versichert, der Aussteller desselben nicht zu seyn; ein Verbrechen, wenn sie ihre Unschuld in dieser Beziehung eidlich bekräftigt.

Abscisse, s. Koordinaten.

Abscission, in der Chirurgie die Abschneidung eines Gliedes (s. Amputation), in der Rhetorik eine Redefigur, sonst Aposiopesis oder Präcision genannt.

Absengen, eine besondere Glättungsart rauher Zeuche (Mousselin, Manchester, Strümpfe) durch Flammen- und Glühfeuer. Die Strümpfe werden dazu auf Formen gezogen und über ein Flammfeuer gehalten. In Mousselin- und Manchesterfabriken wendet man folgendes Verfahren an: Ein blanker eiserner oder stählerner Cylinder (oder Halbcylinder), von einer der Breite der Zeuche gleichen Länge, ruht auf einem Lager, mit welchem er auf einen Feuerherd niedergelassen werden kann. Wenn er hier ausgeglüht ist, hebt man ihn wieder in die Höhe und zieht über seine Oberfläche mittelst zweier Walzen das Zeuch so schnell hinweg, daß die Fasern abgebrannt, das Zeuch selbst nicht verletzt wird. In der neuesten Zeit hat man in Fabriken, wo Gasbeleuchtung eingeführt ist, die brennbare Luft auch zum A. der Mousseline und Manchester angewendet. Man setzt an eine vertikale Röhre unter einen rechten Winkel eine horizontale, welche auf ihrer Oberfläche eine Reihe kleiner, ziemlich dicht neben einander stehender Löcher hat. Wenn dann durch die vertikale Röhre brennbare Luft eindringt, so strömt dieselbe in feinen Flämmchen aus den Löchern der horizontalen Röhre u. gibt, angezündet, eine dünne Feuerlinie, über welcher die Zeuche gezogen und so abgesengt werden. Auf ähnliche Weise wendet man auch brennenden Alkohol zum A. an.

Absenken, s. Ablegen.

Absentismus, s. Irland.

Absicht, die mit Bewußtseyn hervorgerufene und geleitete Richtung des Geistes auf die Verwirklichung eines vorher nur in Gedanken und in der Idee vorhandenen Etwas. Wer mit A. handelt, der ist sich nicht bloß dieses Strebens als eines Produktes seines freien Willens, sondern auch der Mittel bewußt, und vergleicht die letztern mit dem Zwecke, den er erreichen will. A. setzt daher immer ein vernünftiges Wesen voraus; das Thier ist thätig aus Trieb, nicht mit A. Da eine absichtsvolle Thätigkeit nicht in sich selbst und in ihrem Hervortreten ihren vollen Werth hat, sondern denselben erst durch die Beschaffenheit des außer ihr liegenden Objektes erhält, so wird von der wahren Kunst die A. fast ganz ausgeschlossen, denn in der Kunst ist der Zweck kein äußerer, sondern ein innerer, in dem Werke selbst an sich zu verwirklichender, der nämlich: das Innerste des von Ideen begeisterten Gemüthes in einem selbstständigen Werke harmonisch auszusprechen. Der Künstler verfolgt, kraft des ihm inwohnenden Genies, ohne einseitige Reflexion über das Verhältniß seines Werkes zu seiner Persönlichkeit, oder zum Publikum, oder über das Verhältniß der Theile seines Werkes, gleichsam instinktmäßig die Idee und gibt jenem dadurch den Charakter der höhern Nothwendigkeit. Die A. ist hier eigentlich auf die technische Ausführung des Kunstwerkes beschränkt, und darf so wenig hervortreten, daß sie der Betrachter nirgends erkennt. Sonst erscheint das Werk nicht selbstständig und nicht wie aus einem Guß entstanden; es erinnert zu sehr an

den Künstler, zerspaltet die Anschauung u. kann nicht entzücken und fortreißen. Hierin liegt der wesentliche Unterschied zwischen freier (absoluter) und unfreier, gebundener (relativer) Kunst. A. im juristischen Sinne, s. Dolus.

Absinth, Pflanzengattung, s. Wermuth.

Absolut, beziehungslos, Alles, was an und für sich und abgesehen von irgend einer Beziehung auf etwas Anderes aufgefaßt und gedacht wird. In diesem Sinne steht es dem Relativen, auch dem Specifischen entgegen. Eine absolute Bewegung z. B. ist eine solche, die als reine Veränderung des Orts im unbegrenzten Raume gedacht und darum sinnlich gar nicht wahrgenommen wird; eine relative Bewegung dagegen erkennen wir aus der Veränderung des Orts gegen ein System von Körpern, das wir für ruhend annehmen. Ebenso heißt das Gewicht eines Körpers absolut, wenn es ohne Rücksicht auf sein Volumen, specifisch, wenn es im Verhältniß zu diesem bestimmt wird. In ähnlichem Sinne spricht man von absolutem u. relativem Werthe, absoluten u. relativen Wahrheiten 2c. 2c. Daran knüpft sich der Begriff des Unbeschränkten, Vollkommnen. Die absolute Schönheit ist diejenige Form der Schönheit, welche nicht bloß ohne Verbindung mit einem bestimmten einzelnen Dinge, sondern auch ohne alle Beschränkung und ohne alle Mängel gedacht wird. Solche absolut vorgestellte Dinge sind das Eigenthum der Vernunft, Gegenstände der Idee, Ideale. Die Idee des absolut Wahren sucht sich zu realisiren in der Wissenschaft, die des absolut Schönen in der Kunst, die des absolut Guten im sittlichen Handeln. Keine wahrhafte Wissenschaft darf eines absoluten Princips, d. h. eines obersten, dem Gebiete des absolut Wahren angehörigen Satzes, aus welchem ihr ganzes Gebiet sich folgerecht ableiten und bestimmen läßt, entbehren; welches aber gerade für jede einzelne das oberste Princip sey, muß durch die Wissenschaft der Wissenschaften bestimmt werden. In wiefern nun die Philosophie sich als solche betrachtet, eignet sie sich auch den Namen der Wissenschaft des Absoluten vorzugsweise an.

Absolution, aus der juristischen Latinität entlehntes Wort, welches Freisprechung (s. d.) bedeutet, im Deutschen aber nur noch von der kirchlichen Lossprechung nach abgelegter Beichte gebräuchlich ist. In der ältesten Kirche war die A. ein Akt der Bußzucht, nämlich die Wiederaufnahme derer in die Gemeinde, welche durch Verleugnung ihres Glaubens in Zeiten der Verfolgung oder durch gröbere Vergehungen, wie Diebstahl, Ehebruch 2c. Aergerniß gegeben hatten u. deshalb aus der Kirchengemeinschaft ausgeschlossen worden waren. Diese Wiederaufnahme erfolgte durch die vom Gemeindevorstand im Einvernehmen mit den Kirchenältesten vor der versammelten Gemeinde abgegebene Erklärung, daß die Gemeinde dem reuigen Sünder, der sein Vergehen durch die ihm auferlegten Büßungen gesühnt, verzeihe und ihn wieder in ihre Mitte aufnehme. Einer solchen Zustimmung der Gemeinde bedurfte es noch im 3. Jahrhundert zur A., bei welcher an Lossprechung von der Sündenschuld vor Gott noch gar nicht gedacht wurde. Erst seit dem 4. Jahrhundert eigneten sich die Bischöfe mit der Erweiterung des Kreises ihrer Befugnisse nach und nach das ausschließliche Recht zu, die A. zu ertheilen, und hiermit mußte sich das öffentliche Sündenbekenntniß vor versammelter Gemeinde in ein Privatbekenntniß vor dem Priester verwandeln, der nun nach eigenem Gutdünken dem Sünder Bußwerke auferlegte und nach deren Vollziehung ihn absolvirte. Seit dem 9. Jahrhundert aber wurde es Regel, die Lossprechung unmittelbar nach der Beichte, unter der Verpflichtung zu ertheilen, die vorgeschriebenen Bußwerke nachzuholen. Anfangs betraf diese A. nur gröbere Vergehen, durch die Aergerniß gegeben worden war; nachdem aber die Macht der Hierarchie über die Gemüther ihren Höhepunkt erreicht hatte und es Sitte geworden war, die Beichte und A. mit dem Abendmahle zu verbinden, wurde auf dem vierten Laterankoncil (1215) bei Sanktionirung der Ohrenbeichte ausdrücklich festgesetzt, daß das Bekenntniß und die darauf folgende A. sich auf alle Sünden beziehe und letztere nicht nur von der Vergebung von Seiten der Kirche, sondern auch von der Vergebung vor Gott zu verstehen sey. Bis ins 12. Jahrhundert herab stand in der römisch-katholischen Kirche die Ertheilung der in dieser Weise gefaßten A. ausschließlich den Bischöfen, den Priestern aber nur dann zu, wenn sie von jenen dazu besonders autorisirt waren; in der griechischen Kirche dagegen galt die A. als unmittelbarer Ausfluß des Priesterthums. Als man aber um jene Zeit in der römisch-katholischen Kirche anfing, die A. als ein Sakrament zu betrachten, konnte man nicht umhin, ihre Administration ebenso, wie die der übrigen Sakramente, allen Priestern zu überlassen. Demgemäß hat auch das tridentiner Koncil die A. als eine aus dem Amt der Schlüssel herfließende Befugniß des ganzen Priesterthums ausdrücklich bestätigt, und es besteht hiernach in der römisch-katholischen Kirche folgende Theorie: Zwar hat Jesus Christus bereits durch Lehre und Beispiel, durch seinen Tod und vermöge der von Gott erhaltenen Machtvollkommenheit die Sünden der Menschen getilgt, die Menschheit wieder mit Gott ausgesöhnt und den Grund zu ihrer Heiligung gelegt; aber um der Christenheit auch für die Zukunft die Sündenvergebung zu sichern, ertheilte er (Joh. 20, 21—24) kurz vor seinem Weggange von der Erde seinen Aposteln die Befugniß, die Sünden der Menschen zu vergeben und zu behalten. Dies thaten diese denn auch wirklich, und ihre Nachfolger, d. i. die Bischöfe und Priester, setzen den Gebrauch dieser bleibenden Gewalt fort bis ans Ende der Welt, so lange es sündige Christen gibt, denen nach wiederkehrender Befleckung durch jenes Heilsmittel die nöthige Reinheit von Bürgern im Reiche Gottes wieder verschafft werden muß. Die A. wirkt also Verzeihung der begangenen Vergehen bei Gott, indem der Priester dabei, vermöge göttlicher Machtvollkommenheit, das Amt des Richters ausübt und sich demgemäß bei ihrer Ertheilung der Formel bedient: ego absolvo te statt der bis ins 12. Jahrh. gebräuchlich gewesenen: Deus oder Christus te absolvit. Die

Protestanten nahmen die Lehre von der richterlichen Bedeutung der A. durch den Geistlichen nicht an, weil sie lehrten, daß durch Jesu Kreuzestod die Vergebung der Sünden dem Menschengeschlechte vollständig erwirkt und der Grund unserer Seligkeit so gelegt sey, daß, nach wiederkehrender Entheiligung durch Vergehungen, bloße Reue, Sinnesänderung und ernster Vorsatz zum tugendhaften Wandel hinlänglich seyen, uns mit Gott zu versöhnen. Ihnen ist die A. die auf Gottes Befehl von Seiten des Beichtigers geschehende Ankündigung der Vergebung der Sünden (promissio remissionis peccatorum), durch die Alle, welche dieser Ankündigung glauben, wirklich Vergebung der Sünde empfangen. Die Geistlichen verrichten also die A. nicht als Richter, sondern als Verkündiger des Evangeliums. Darum ist auch die ältere Formel: Ich vergebe Euch u. s. w., seit längerer Zeit aus den protestantischen Kirchenordnungen (wohin sie anfangs auch gekommen war) durch die angemessenere: Ich verkündige Euch die Vergebung, verdrängt worden. Der katholische Priester kann, wo er nicht hinlängliche Bußfertigkeit und Offenheit des Bekenntnisses wahrnimmt oder findet, daß die ihm geoffenbarten Verbrechen nur vom Bischofe oder Papste vergeben werden können, die A. verweigern oder aufschieben, während der protestantische Geistliche für sich weder das Eine, noch das Andere thun darf, sondern nur durch besondere Erlaubniß der Konsistorien oder Presbyterien in gewissen Fällen dazu ermächtigt werden kann. Vgl. Beichte.

Absolutismus, in politischer Bedeutung Unbeschränktheit der Herrschergewalt im Staate und Ungebundenheit derselben von allen konstitutionellen Staatseinrichtungen, in sofern also der Gegensatz von Konstitutionalismus. Der A. ist in allen Herrschaftsformen denkbar; es kann eben sowohl eine absolute Demokratie, als eine absolute Aristokratie u. eine absolute Monarchie geben, und die Geschichte der Staatsverfassungen lehrt, daß die absolute Demokratie über lang oder kurz in eine der beiden andern Formen ausartet. A. ist nicht mit Despotismus, oder nach der andern Seite hin mit Souveränität zu verwechseln. Despotie ist da vorhanden, wo ein Einziger (oder mehre unter sich Vereinte) das Ganze lediglich nach seinem Willen und seinen Launen in Bewegung setzt, wo die vollste Willkürherrschaft obwaltet. Wo der Herrscher dagegen seine Verpflichtung anerkennt, nach Gesetzen zu regieren, so daß sein Handeln nach dem Gesetze von seinem Privatwillen unterschieden ist, da ist nicht Despotismus, obwohl absolute Machtvollkommenheit vorhanden seyn kann. Der Despotismus ist der Mißbrauch und die Ausgeburt des A. Souveränität ist der Inbegriff der Hoheits- oder Regierungsrechte, die in ihrer Anwendung gar nicht eine absolute Machtvollkommenheit nöthig machen, sondern recht wohl konstitutionelle Beschränkungen zulassen. Daher sind die Regenten der konstitutionellen Staaten Deutschlands wahrhaft souverän, wenn gleich nicht im Besitze absoluter Macht, weil die Ausübung der obersten Gewalt, die in ihnen sich koncentrirt, an gewisse, für die Regenten selbst unantastbare Formen und Bestimmungen (Konstitutionen) gebunden ist. Der absolute Regent legt z. B., wenn er es nöthig findet, Steuern aufs Land, ohne dazu die Zustimmung einer andern Instanz einholen zu müssen; der konstitutionelle Monarch besitzt eben so gut, wie jener das Recht der Besteuerung, aber er bedarf zur Ausübung desselben die Bewilligung der Stände.

Absolutisten, in der Politik die Anhänger und Verfechter der unumschränkten Herrschaft im Gegensatze zu den Konstitutionellen, in religiöser Hinsicht, die Anhänger der Lehre von Decretum absolutum, oder dem unbedingten Rathschluß Gottes über die Menschen, nach welchem er von Ewigkeit die Einen zur Seligkeit, die Andern zur Verdammniß bestimmt hat.

Absolutorium, die in gehöriger Form und von der zuständigen Behörde nach vorausgegangener Prüfung ausgesprochene Befreiung von irgend einer, Jemanden gesetzlich obliegenden Verbindlichkeit, Verantwortung oder einem Anspruch.

Absonderung, in der Logik diejenige Thätigkeit des Verstandes, welche die Begriffe gehörig zu scheiden und nur das Wesentliche festzuhalten sucht (logische A. der Begriffe, Abstractio logica s. mentalis). Denkt man sich z. B. den Körper ohne Schwere, oder diese ohne jenen, so ist dieses eine logische A. Ihr gegenüber steht die Reflexion, oder das Zusammenhalten und Vergleichen des Mannichfaltigen im Bewußtseyn. Von der Abstraktion aber unterscheidet sich die A. dadurch, daß jene eine bloß negative Thätigkeit: die Entfernung aller unwesentlichen Vorstellungen, diese dagegen zugleich eine positive ist: das Festhalten des reinen Begriffs. — In der Geologie heißt A. oder Struktur der Gebirgsmassen die durch Klüfte (Absonderungsklüfte) bewirkte Trennung derselben in verschiedenartig geformte, mehr oder weniger regelmäßige Theile. Man unterscheidet die einfache, die zwei- u. die mehrfache A. Zur einfachen gehört die A. in Schichten, Platten, Säulen und Kugeln; die zwei- und die mehrfache erwächst durch Kombination der Schichtungsabsonderung mit den verschiedenen andern A.en, so wie dadurch, daß die kugelige A. wieder eine schalige in sich einschließt, oder die säulenförmige eine kugelige, während die Säulen häufig wieder in sehr große massive A.en versammelt sind. Die wichtigste ist die A. in einfache Schichten, deren Masse von der des Gebirges, in der sie liegen, verschieden ist, und alsdann das bildet, was man Lager oder Flötze nennt. Die plattenförmige A. findet Statt, wenn mehr oder weniger parallele Hauptklüfte durch andere in ansehnlichen Zwischenräumen durchschnitten werden, und sie scheint durch Zusammenziehung des Gesteins bei seinem Austrocknen hervorgebracht worden zu seyn. Sie kommt bei Basalt und Porphyr vor. Die säulenförmige A. erwächst durch mehre Klüfte, welche gegen eine gemeinschaftliche Axe sämmtlich parallel liegen, sich aber unter sich schneiden. Am häufigsten, regelmäßigsten u. längsten sind die Säulen beim Basalt (auf Staffa z. B. 60 Fuß lang), nächstdem beim Porphyrschiefer, Porphyr, neuesten Flötzgyps, seltner bei Granit, quarzigem Sandstein und

Lehm. Die säulenförmige Struktur scheint theils durch Zusammenziehung der mehr und mehr verhärteten Massen entstanden zu seyn, theils aber auch, sogleich beim Niederschlagen der Masse, durch Auf- und Fortbau derselben über mehre neben einander liegende Centralpunkte der Anziehungskraft. Die kuglige A. bildet mehr oder weniger regelmäßige, meistens etwas gedrückte, kuglige Massen von 1 Fuß bis 1 und 2 Lachter im Durchmesser. Die kleinern finden sich bei Basalt, Wacke und Porphyr, die größern bei Flötz- und selbst bei Uebergangsgrünstein, so wie bei dem Granit der jüngern Formation, welcher mit Sienit in Verbindung steht. Die Kugeln scheinen sogleich bei der Formation der Gesteine, aus welchen sie bestehen, durch die Anziehungskraft des innern Kerns sich gebildet zu haben. Die zweifache A. trifft man als Schichtungsabsonderung in Verbindung mit säulenförmiger an, bei Basalt, Porphyr, Schiefer u. Sandstein, u. in Verbindung mit abwechselnd kugliger, plattenförmiger und säulenförmiger bei Basalt; letzteres wenigstens in Schottland; als Verbindung von kugliger u. koncentrisch-schaliger (plattenförmiger) A., z. B. bei den Wackenkugeln, welche, wie die Flötzgrünsteinkugeln nach Innen in Basalt überzugehen pflegen, während die ebenfalls zu dieser Formation gehörigen Basaltkugeln eine Masse von Eisenthon als Kern haben; als säulenförmige A. mit einer eingeschlossenen unregelmäßig kugligen; als massenhaft-kuglige A. mit eingeschlossener säulenförmiger, nur im Basalt. Die ganze Gebirgsmasse besteht dann aus großen, rundlichen Partien von vielen Lachtern im Durchmesser, in deren jeder die Basaltsäulen eine andere Richtung und Lage, theils unter sich, theils gegen den Horizont haben. Mehrfache A. erwächst durch Verbindung der Schichtungsabsonderung mit der kuglig-schaligen, so wie mit der säulenförmig-kugligen, u. dieser letztern mit der kuglig-massigen. Was in der Geologie im Großen vorkommt, das oder Aehnliches wiederholt sich in der Mineralogie im Kleinen. Sehr viele Fossilien erscheinen bei genauer Betrachtung aus mehren einzelnen Stücken zusammengesetzt; diese Stücke heißen abgesonderte Stücke und ihr Verhältniß zu einander die A. Man theilt die abgesonderten Stücke nach ihren Dimensionsverhältnissen ein: in körnig abgesonderte Stücke, wo alle drei Dimensionen ziemlich gleich sind (rundkörnige: Roggenstein, Thoneisenstein; eckigkörnige); schalig abgesonderte Stücke, wo Breite und Länge ziemlich gleich, die Dicke gering ist (gradschalige, krummschalige); stänglich abgesonderte Stücke, wo Dicke und Breite ziemlich gleich, die Länge bedeutend überwiegend ist (vollkommne, d. i. überall gleich dicke, unvollkommne). Nicht selten finden sich in einem Fossil mehre Arten der A. zugleich, wo entweder die eine die andere einschließt, wie beim Erbsenstein und Strahlstein, oder eine die andere durchschneidet, wie beim faserigen Eisenstein und Amethyst. Die Flächen, welche die abgesonderten Stücke begrenzen (Absonderungsflächen), trennen sich mehr oder weniger leicht (sind mehr oder weniger verwachsen), im Ganzen desto leichter, je mehr sich die abgesonderten Stücke der eigentlichen Krystallgestalt nähern. Oft sind sie nur im Querschnitt als zarte Linien sichtbar, und das Stück springt lieber ins Frische, als nach der Absonderungsfläche. Der Glanz der letztern (Absonderungsglanz) ist oft in Art und Stärke von dem Glanze der übrigen Flächen des Fossils verschieden. Als Ursache der mineralogischen A. endlich nimmt man an: eine während des Niederschlags eingetretene Störung; Ausstreckung der Masse, welche Trennungen im Innern verursachte; successiven Niederschlag, wobei sich verschiedene Lagen gebildet. — In der Medicin wird A. (lateinisch Secretio, französisch und englisch Secretion, italienisch Secrezione) diejenige Verrichtung organisirter Wesen genannt, vermöge welcher gewisse Organe von ihnen (die Absonderungsorgane) Bestandtheile des Blutes in eine auszuscheidende Flüssigkeit verwandeln. Diese Bestandtheile sind entweder als solche bereits im Blute vorhanden und werden bloß aus demselben entfernt, z. B. der Harn, oder sie sind als solche nicht bereits im Blute vorhanden, sondern werden aus nähern Bestandtheilen des Blutes erst durch einen chemischen Prozeß erzeugt, wie die Galle, die Milch. Zu den auszuscheidenden Stoffen (Exkretionen) gehört die A. des Harns und des Schweißes, zu den A.en (Sekretionen) aber die des Serum, der Galle, des Samens, der Milch, des Schleims u. s. w. Die diesem Prozesse vorstehenden Organe (Absonderungswerkzeuge) sind entweder Zellen, wie das Zellgewebe, oder absondernde Häute, wie die äußere Haut, die seröse Haut u. die Schleimhaut oder die Drüsen. Die Verwandlung des Blutes in das Produkt der A geht im Gewebe (Parenchyme) des Absonderungs-Organs vor sich durch eine nicht genauer bekannte Thätigkeit, welche sich nur durch ihr Produkt äußert, weder auf mechanische, noch physische oder chemische Art erklärt werden kann und daher zu den organischen oder vitalen Kräften gerechnet werden muß. Den Nutzen der A.werkzeuge anlangend, so dienen einige von ihnen zum Schlüpfrigmachen, z. B. die der Schleimbälge, die Thränendrüsen, andere befördern die Verdauung, wie die des Speichels, der Galle, noch andere beziehen sich auf die Zeugung, wie die des Samens, der Milch.

Absorbentia, s. Einsaugmittel.

Absorption (Verschluckung, Einsaugung, lat. Absorptio, franz. Absorption), in der Physik das Eindringen tropfbarer oder gasförmiger Stoffe in starre oder flüssige Körper. Im weitern Sinne nimmt man keine Rücksicht darauf, ob das eingesaugte Gas sich in dem einsaugenden Körper noch in demselben Aggregatzustande, frei oder chemisch verbunden, befinde, sondern man gebraucht diesen Ausdruck ebensowohl bei einer chemischen Verbindung, wie z. B. bei der Verbindung des Phosphors mit Sauerstoffgas, oder des Wassers mit Salzsäuregas, oder der Anziehung des Wassergases durch Mehl, wobei das Wassergas zu tropfbarem Wasser kondensirt wird, oder bei der Einsaugung der Luft durch Kohle. Im engern Sinne versteht man jedoch unter A. nur diejenige Einsaugung gasförmiger Körper durch starre oder tropfbare, wobei keine chemische Verbindung zwischen beiden Statt

gefunden und der gasförmige Körper darin noch frei und als Gas, bloß durch eine Art von Haarröhrchenanziehung festgehalten ist. In weiterem Sinne nennt man Körper, die diese Eigenschaft in höherem Grade besitzen, häufig hygroskopische Körper, weil sie ihre anziehende Kraft besonders bemerkbar auf das in der Luft enthaltene Wassergas äußern und große Mengen davon kondensiren. Dahin gehören die meisten pulverförmigen Körper der organischen Natur, viele Salze und eine große Menge Mineralien, zumal in Pulverform, eben so Flüssigkeiten, wie Weingeist, Schwefelsäure und mehre starke Säuren. Aber auch im engern Sinne ist diese Eigenschaft fast allen starren und flüssigen Körpern, bald in höherem, bald in geringerem Grade eigen. So saugt Platinmohr, ein höchst fein zertheiltes metallisches Platin, in vollkommen luftfreiem Zustande gegen das 250fache seines Volums Sauerstoffgas ein und erhitzt sich dabei so sehr, daß es glühend wird. Trotz dem befindet sich das eingesaugte Sauerstoffgas darin noch im freien Zustande, äußert aber nun, gewissermaßen mehr koncentrirt, eine viel intensivere Wirkung auf mehre orydirtere Substanzen, so daß Weingeist darauf getropft unter Erglühen des Platinmohrs momentan zu Essig verbrannt wird. Auf einer ähnlichen Eigenschaft beruht die Wirksamkeit des Platinschwamms, eines ebenfalls fein zertheilten Platins, in den bekannten döbereinerschen Feuerzeugen. Aber nicht immer ist es der Fall, daß das absorbirte Gas durch die A. so geneigt wird, sich mit Körpern, mit denen es unter andern Umständen bei gewöhnlicher Temperatur keine so rasche Verbindung eingehen kann, zu vereinigen, sondern in den meisten Fällen nimmt ein starrer Körper mehre Gase, die Verwandtschaft zu einander besitzen, in sich auf, ohne daß eine Verbindung derselben erfolgt. Außer den genannten besitzen noch eine bemerkenswerthe Absorptionskraft die meisten porösen Körper, wie Meerschaum, Holz, Asbest, Wolle, Seide, vegetabilische und mineralische Kohle. An eine chemische Verwandtschaft zu den absorbirten Gasarten kann in den meisten Fällen gar nicht gedacht werden, und da es vorzüglich poröse Körper sind, die diese Eigenschaft in höherem Grade besitzen, so liegt eine Aehnlichkeit mit der Kapillarität allerdings nahe. Die Holzkohle ist derjenige Körper, an welchem diese absorbirende Kraft zuerst von Scheele und Fontane 1777 bemerkt und seit dieser Zeit am meisten studirt wurde. Eine große Menge Naturforscher wählten sich diese Erscheinung zum Gegenstand ihrer Untersuchungen, und vorzüglich ist es Saussure, dem man die genauesten Versuche hierüber verdankt. Je dichter eine Kohle ist, desto mehr Absorptionskraft besitzt sie im Allgemeinen, wenn diese Dichtigkeit nicht bis zum Verschwinden der Porosität geht. Buchsbaumkohle ist eine der wirksamsten. Die größte Menge absorbirt eine trockene luftleere Kohle; hat sie schon länger an der Luft gelegen, so ist ihre Wirksamkeit gering. Soll eine Kohle daher zur A. der Gasarten gebraucht werden, so muß sie bei starker Hitze ausgeglüht, am besten unter Quecksilber ausgelöscht und zum Versuche aufbewahrt werden. Alle Gase können durch Wärme, oder Kochen mit Wasser, oder durch die Luftpumpe wieder ausgetrieben werden. Uebrigens hängt die Menge des aufgenommenen Gases sehr von der Temperatur und dem Drucke ab, unter welchen es der Kohle dargeboten wird. Im Allgemeinen steht die Temperatur im umgekehrten Verhältnisse, dagegen der Druck im geraden Verhältnisse zur Menge des absorbirten Gases. Bietet man einer Kohle, die schon ein Gas enthält, ein zweites dar, so entläßt sie einen Theil des erstern und nimmt dafür einen Theil des zweiten auf, u. zwar entläßt sie um so mehr vom ersten, je größer die dargebotene Menge des zweiten ist, und je mehr davon im Verhältniß zum ausgeschiedenen unabsorbirt bleibt, so daß man durch eine hinreichende Menge eines zweiten Gases, das erst absorbirte fast vollständig abscheiden kann. Etwas Aehnliches zeigt sich, wenn man der Kohle 2 Gase zugleich bietet, nur daß in einem solchen Falle oft mehr von dem einen aufgenommen wird, als wenn es allein dargeboten wurde. Gewöhnlich ist dies Letztere bei Gasen der Fall, die Verwandtschaft zu einander haben, obgleich nie eine chemische Verbindung dabei zu Stande kommt. Nur auf ein Gemenge von Sauerstoff und Schwefelwasserstoff-Gas äußert Kohle eine ähnliche Wirkung wie Platinschwamm auf Knallgas, indem sie dies unter Feuererscheinung in Wasser und Schwefel zersetzt. Uebrigens tritt bei allen Gasabsorptionen durch Kohle eine Verdichtung der Gase, u. deshalb natürlich eine Wärmeentwickelung ein, die mit der Menge des absorbirten Gases im Verhältniß steht. Vorzüglich wichtig ist dies bei der Schießpulverfabrikation. Außer den Gasarten absorbirt die Kohle auch Dämpfe, und zwar meist in noch größern Verhältnissen, da sich überhaupt die Absorbirbarkeit eines Gases mit seiner Unbeständigkeit vergrößert. So saugt die Kohle Wasserdampf, alle Arten Gerüche u. dgl. in großer Menge ein. Im nahen Zusammenhange mit ihrer Absorptionskraft möchte auch die bekannte Fähigkeit der Kohle u. mehrer anderer Körper stehen, Farbstoffe aus einer Auflösung in sich aufzunehmen. Daß Flüssigkeiten ebenso wie starre Körper Gase im engeren Sinne des Wortes absorbiren, ist schon oben angeführt worden. Es gelten im Ganzen hier dieselben Gesetze, wie bei den starren Körpern, nur daß umgekehrt gewöhnlich mit der Dichtigkeit der Flüssigkeit die Absorptionsfähigkeit abnimmt. Nach Dalton werden unter jedem Drucke gleiche Volumina eines Gases absorbirt, daher wird bei hohem Druck zwar dasselbe Maß, wie bei niedrigem, aber ein größeres Gewicht absorbirt. Durch Kochhitze, die aber lange andauern muß, kann das absorbirte Gas bis auf ein Minimum wieder abgeschieden werden. Sollen Flüssigkeiten luftfrei bleiben, so müssen sie längere Zeit in enghalsigen Gefäßen im Sieden erhalten und wohl verstopft abgekühlt und aufbewahrt werden. Auch durch Gefrieren wird wenigstens ein Theil des absorbirten Gases aus Flüssigkeiten abgeschieden. Alles natürlich vorkommende Wasser, Regen-, Fluß- und Quellwasser, so wie jedes, das einige Zeit mit der Atmosphäre in Berührung gestanden, enthält atmosphärische Luft, jedoch gewöhnlich mit einem

Ueberschuß an Sauerstoffgase, weil dieses vom Wasser in größerer Menge absorbirt wird, als das Stickgas. Durch diesen Luftgehalt wird das Leben der Fische möglich, während sie im Luftfreien sogleich sterben (ersticken). Auch Flüssigkeiten absorbiren die unbeständigeren Dämpfe in größerer Menge, als die permanenten Gase. So zeichnet sich der absolute Weingeist, die Schwefelsäure durch eine sehr bedeutende Kraft, Wassergas aus der Luft aufzunehmen, aus, welche Eigenschaft man bei letzterem Körper benutzt, um Substanzen, die keine Erwärmung vertragen, vollständig zu entwässern. Ganz blankes Platin, in größeren Massen, verdichtet auch Gase auf seiner Oberfläche, so wie noch einige andere Metalle in soliden Massen. Pulverförmiges, bei gelinder Hitze reducirtes Eisen aber zeigt diese Eigenschaft in so hohem Grade, daß bei seiner Berührung mit der Luft durch die große absorbirte Menge derselben so viel Wärme frei wird, daß es glühend wird und zu Oxyd verbrennt. Schmelzendes Silber absorbirt ebenfalls eine nicht unbedeutende Menge Sauerstoff, gibt sie aber, ohne sich damit zu verbinden, im Augenblicke des Erkaltens wieder ab, was die Veranlassung des Spritzens ist, das beim Kupelliren desselben öfters Verlust bringt. Nach allem diesen scheint die A. eine Adhäsionserscheinung zu seyn, die aber wohl in einigen Fällen in Chemismus übergeht. Ueber die A. in physiologischer Hinsicht s. Aufsaugung.

Abspannung (Erschlaffung, Atonia, Adynamia), das Nachlassen der Kräfte im ganzen Körper oder in einem Theile desselben, ohne Beeinträchtigung der Gesundheit, in sofern es nicht durch fortwirkende schädliche Einflüsse oder durch Krankheit selbst unterhalten wird. Eigentlich liegt schon im gewöhnlichen Gang des Lebens ein solcher Wechsel von Thätigkeit und Ruhe, von Anspannung und A. Körperliche und geistige Kräfte ermatten am Abend eines der Arbeit gewidmeten Tages; im Frühlinge nimmt das Leben einen andern Aufschwung, während es im Herbste sich mehr zurückzieht; im jugendlichen Alter entfaltet es sich geistig und körperlich zu frischer Blüthe, um in den folgenden Zeiträumen wieder zu verwelken; ja selbst ganze Völker und Geschlechter scheinen diesem Wechsel von Steigerung und Erschlaffung geistiger und körperlicher Kräfte zu unterliegen. Gewöhnlich aber bezeichnet man mit dem Worte A. den Nachlaß von Kraft, wie er nach zu großer Anstrengung geistiger oder körperlicher Fähigkeiten eintritt. Ist letztere sehr groß und sind dabei mehre Kräfte des Geistes und Körpers bethätigt gewesen, so ist allgemeine Ruhe ein dringendes Erforderniß; sind aber nur einzelne Kräfte in Thätigkeit gekommen und die A. weniger groß, so reicht es schon hin, die bisher thätig gewesenen Kräfte ruhen und andere dafür in Thätigkeit treten zu lassen. Ist z. B. der Geist sehr ermüdet, so mögen die körperlichen für ihn eintreten, hat man sein Abstraktionsvermögen übermäßig angestrengt, so suche man Erholung in einer angenehmen Lektüre oder in der Beschäftigung mit den schönen Künsten u. s. w. Die A. körperlicher Kräfte zu heben, dienen zuweilen auch Bäder, nährende Speisen, geistige Getränke, in sofern sie mit Maß genossen werden.

Absperrung, im Allgemeinen die Verhinderung des freien Verkehrs zwischen einem bestimmten, an und für sich wohl zugänglichen Orte und die dadurch herbeigeführte Absonderung seiner Bewohner. Am häufigsten tritt sie ein bei ansteckenden Krankheiten sowohl der Menschen als Thiere. Es gibt nämlich Krankheiten, von denen es erwiesen ist, daß sie sich durch eine fortgesetzte Erneuerung (Reproducirung) des Ansteckungsstoffes von einem Individuum auf das andere fortpflanzen und in diesem wieder dieselbe Krankheit erzeugen. Da nun dem Einzelnen nicht die Mittel zu Gebote stehen, sich hinreichend gegen die Ansteckung zu schützen, so übernimmt der Staat die Verpflichtung, der weiteren Verbreitung solcher Krankheiten durch Maßregeln entgegen zu wirken, welche die Uebertretung des Ansteckungsstoffes hindern. Eine der wirksamsten Maßregeln aber ist die A. Sie ist entweder unbedingt oder bedingt und erstreckt sich entweder auf ganze Länder, Gegenden, Ortschaften oder nur auf einzelne Häuser und Familien, je nach der Verschiedenheit der Krankheit und der Intensität ihres Ansteckungsvermögens. So z. B. kann eine unbedingte und vollkommene A. bei der Rinderpest nothwendig werden. In einem solchen Falle wird weder krankes, noch gesundes Vieh aus verdächtigen Orten in den angrenzenden Gegenden zugelassen. Dagegen tritt eine bedingte Sperre bei Cholera, Pocken u. s. w. ein. Man unterwirft den Menschen und andere Gegenstände einer Quarantäne oder Kontumaz, d. h. man sperrt sie so lange ab, bis man durch dazu geeignete Mittel den Ansteckungsstoff zerstört hat. Permanente A. ganzer Länder findet z. B. bei der Pest Statt zwischen der Türkei und den österreichischen Staaten, jedoch gleichfalls nur auf die oben angegebene bedingte Weise; A. einzelner Häuser und Familien bei den Pocken, bei der Lustseuche. Die Krankheiten, welche die A. vorzugsweise nöthig machen, sind: Pest, gelbes Fieber, Nerven- und Faulfieber, Pocken, Lustseuche, Wuthkrankheit; bei Thieren: Rinderpest, Milzbrand, Rotz, Schafpocken u. s. w. Ob auch bei der Cholera die A. der Weiterverbreitung Schranken setzen könne, und wenn sie dies auch vermag, ob nicht die daraus für die materiellen Interessen der Völker erwachsenden Nachtheile größer sind, als die Vortheile, darüber sind bis jetzt die Meinungen noch getheilt. Bei jeder A. muß eine doppelte Rücksicht genommen werden; auf der einen Seite darf sich die Verhinderung des Verkehrs nicht unnöthig ausdehnen; auf der andern muß Sorge getragen werden, daß die einmal für nöthig gefundene A. auch wirklich vollständig durchgeführt werde. In ersterer Beziehung ist die A. auf den möglichst kleinsten Raum zu beschränken, d. i. weder eine Oertlichkeit, von welcher aus keine Gefahr droht, noch eine solche, welche nicht verletzt werden kann, von dem freien Verkehr auszuschließen. Zweitens muß der besondere Zweck jeder einzelnen A. immer im Auge behalten werden, damit nicht auch unschädliche Arten von Mittheilungen unnöthiger Weise ausgeschlossen werden. Ist aber die

A. auf den engsten thunlichen Raum und auf die wenigst möglichen Gegenstände beschränkt, dann muß die Maßregel mit der möglichsten Strenge aufrecht erhalten werden. Kein Gegenstand ist zu unbedeutend zur Beachtung, keinen Augenblick darf die Aufsicht nachlassen. Die Provence ist 1721 durch ein einziges Stück Seidenband, Serbien 1795 durch einen Weiberrock der Pest überliefert worden. Es ist also die Veranstaltung zu treffen, daß theils nie und nirgends eine unbemerkte Verbindung Statt finden kann, theils der Versuch einer gewaltsamen Verletzung der Sperre an den überlegenen Mitteln der Bewachung scheitern müßte. Die Unterbrechung der Posten, Frachtfuhren, ebenso bloße Befehle, Warnungstafeln reichen nicht aus, da Eigensinn und Unverstand, namentlich aber Eigennutz ihrer spotten würden, ohne sich um das folgende, unabsehbare Unglück zu bekümmern. Allerdings müssen diese Mittel auch ergriffen werden, allein sie sind durch Anwendung von bewaffneter Macht zu verstärken und zu ergänzen. Militärwachen vor den abgesperrten Thüren oder Häusern, militärische Einschließung, Besetzung der ganzen Grenze mit zahlreichen Wachposten und Streifwachen, Aufstellung von Lärmsignalen und Verstärkungsmannschaften, Abwerfung der Brücken, Abgrabung der Wege bei A. einer ganzen Provinz oder eines Landes sind harte, aber durchaus nothwendige Mittel. **Völkerrechtlich** gestattet zwar nach europäischer Gewohnheit jeder Staat unverdächtigen Fremden den Eintritt in seine Grenzen und Aufenthalt innerhalb derselben, ebenso ist, allerdings unter Befolgung der Zoll- u. Handelsgesetze, Verkehr mit Gütern **aus** fremden Ländern und **in** dieselben gestattet, auch kann die Regierung ihren eigenen Unterthanen die Erlaubniß, das Ausland zu erlaubten Zwecken zu besuchen, nur in sofern untersagen, als ein bestimmter Grund ihre Anwesenheit im Lande erfordert; allein anderer Seits ist nicht nur die Zulassung Fremder und ihrer Waaren Sache des freien Willens eines jeden Staates, sondern in einzelnen Fällen wird auch die A. vom Völkerrecht gebilligt. Im Kriege namentlich wird jeder Verkehr zwischen feindlichen Völkern aufgehoben, theils damit dem Feinde nicht so leicht Nachrichten zukommen können, theils um demselben nicht mittelbaren Vorschub durch Fortsetzung des Handels zu leisten. Den ausgedehntesten Gebrauch von diesem Rechte der A. hat in alten Zeiten Aegypten, dann China, Japan, und in neuerer Zeit Paraguay unter Francia gemacht.

Abstammung des Menschengeschlechts, s. **Menschengeschlecht**.

Abstand (lat. distantia, franz. distance), im Allgemeinen s. v. a. Entfernung; so ist in der **Geometrie** der A. zweier Punkte gleichbedeutend mit Entfernung derselben von einander. Dasjenige Perpendikel, welches von irgend einem Punkt auf eine gerade Linie oder Ebene herabgelassen wird, auch die kürzeste Linie zwischen beiden heißt ebenfalls A., eben so die überall gleiche Entfernung zweier Parallelen. In der **Astronomie** bedeutet A. eines Gestirnes vom Scheitel den Theil eines Scheitelkreises, welcher zwischen dem Stern und dem Scheitelpunkt liegt, A. eines Gestirnes von Mittag den Bogen des Aequators, welcher zwischen dem Durchschnittspunkt des Aequators und Abweichungskreises u. dem Mittagskreise liegt. Der A. vom Scheitel ist das Komplement der Höhe eines Sterns zu 90°. Ist z. B. die Höhe eines Sternes 57°, so ist sein A. 90° — 57° = 33°. Ueber den A. der Nachtgleiche vom Mittag, s. **Nachtgleiche**. In der **Mechanik** heißt A. oder **Abwage** die Entfernung, welche sowohl die Last als die Kraft vom Ruhepunkte haben.

Abstandsgeld (**Abtrittsgeld**, **Abkaufsgeld**), die Summe, welche ein Kontrahent dem andern zahlt, um dadurch von seinen Verbindlichkeiten frei zu werden, z. B. der Grundbesitzer dem Pachter bei Aufkündigung vor abgelaufener Pachtzeit.

Absteigung, s. **Aufsteigung**.

Absterben einzelner Glieder, eine eigenthümliche, im gemeinen Leben wohlbekannte Erscheinung, zufolge deren manche Theile, Fußzehen, Nase, Ohrläppchen, insbesondere aber einzelne oder alle Finger auf einige Zeit gleichsam todt sind, indem sie blaß, kalt, empfindungslos werden, und, wenn man hineinschneidet, kein Blut geben. Nach einiger Zeit kehrt jedoch entweder von selbst oder durch Reiben des abgestorbenen Gliedes Gefühl, Röthe und Wärme wieder und die früher eingeschnittene Stelle fängt zu bluten an. Wahrscheinlich beruht diese Erscheinung auf einer momentanen Lähmung einzelner Nervenzweige. In der Chirurgie bedeutet das A. das Erlöschen der Lebensthätigkeit in organischen Theilen. Die Ursachen desselben sind sehr verschieden. So kann es durch einen hohen Grad von Entzündung, durch festes Binden einzelner Glieder, durch Lähmungen, Herzkrankheiten, durch den Genuß mancher Gifte, ätzende Mittel, starke Säuren 2c. entstehen.

Abstimmung, die Handlung, wodurch eine Versammlung, gewöhnlich nach vorheriger Berathung, den definitiven Willen ihrer Mitglieder über einen zu fassenden Beschluß ermittelt. Wenn mehren Personen das Recht zukommt, eine gewisse Entscheidung gemeinschaftlich zu geben, so kann Jeder zur Bildung des Gesammtbeschlusses seine Meinung über den Gegenstand des Beschließens abgeben, d. h. Jeder hat ein **Stimmrecht** oder das Recht **abzustimmen**. Die A. kann auf die verschiedenste Art geschehen, bald wörtlich, bald durch Zeichen. Wörtlich kann man abstimmen entweder schriftlich, wie in den Kollegien, oder mündlich, wie in den landständischen Versammlungen; entweder durch nach einander folgende Erklärungen oder durch gemeinschaftlichen verneinenden oder bejahenden Zuruf, wie letzteres bei den Spartanern und alten Deutschen geschah. Die Zeichen können bestehen, wie einst zu Athen und Rom und gegenwärtig bei Volksversammlungen in England und Nordamerika, im Handaufheben und Nichtaufheben, oder, wie im römischen Senate, neben der wörtlichen A. im Hintreten auf eine bestimmte Seite, im Aufstehen oder Sitzenbleiben, oder durch Ballotiren. Letzteres geschieht durch das Abgeben einer, die Bejahung oder die Verneinung bezeichnenden (gewöhnlich einer weißen oder schwarzen) Kugel.

Statt der Kugeln gebraucht man auch schwarze oder weiße Bohnen, Steinchen, Täfelchen mit kurzer Angabe des Votums. Da durch die A. das Wichtigste, das Ergebniß des gemeinschaftlichen Willens, gebildet und erkannt werden soll, so ist die Bestimmung über die zweckmäßige Art derselben von großer Wichtigkeit. Die beste Art der A. ist diejenige, welche vollständige Gewißheit gibt über die äußere Handlung und über die äußere Richtigkeit des Resultats der Abstimmungen, aber auch über deren innere Wahrheit und Freiheit.

Abstinenz (Enthaltung), bei den Katholiken Entsagen der Fleischspeisen an Fasttagen, welche daher auch Abstinenztage genannt werden; in medicinischer Hinsicht die Enthaltsamkeit von Speisen und Getränken, wie sie bei manchen Menschen aus Aberglaube, Betrug oder auch in Folge von Krankheiten vorgekommen ist. Manche Thiere, besonders aus den niedern Ordnungen, können bekanntlich sehr lange ohne Nahrung ausdauern, so z. B. Wassersalamander, Kröten, Schildkröten und Fische. Nach Shaws Beobachtungen lebten zwei ägyptische Schlangen 5 Jahre in einer Bouteille, in der nichts Anderes enthalten war, als Sand. Ein gesunder Mensch dagegen kann höchstens nur eine Woche ohne Speise und Trank aushalten; ist ihm jedoch dabei verstattet, zu trinken, so kann er den Hunger noch länger ertragen. Im krankhaften Zustande endlich, wo der Kraftaufwand viel geringer ist, scheint das Bedürfniß, Nahrung zu sich zu nehmen, oft ganz zu verschwinden. Man citirt viele Beispiele, wo Menschen Monate, ja Jahre lang ohne Nahrung gelebt haben sollen, ohne dabei ihr gesundes und frisches Ansehen und ihre Körperkraft zu verlieren. Allein bei einigen hat sich die Sache offenbar als Betrug erwiesen, bei anderen ist sie wenigstens noch zweifelhaft, und es läßt sich daher bis jetzt die Grenze noch nicht genau bestimmen, bis zu welcher der Mensch auch im krankhaften Zustande sein Leben ohne alle Nahrung fristen könne.

Abstoßung. Es ist eine bekannte Erfahrung, daß manche flüssige Körper, z. B. alle Oele, mit Wasser sich nicht vermischen lassen, während andere Substanzen ein großes Streben zeigen, sich mit gewissen Körpern zu verbinden, z. B. Sauerstoff mit Metallen. Eben so weiß man, daß ein beweglicher Magnet von einem andern Magnete bald angezogen, bald zurückgeworfen wird, je nachdem man die freundschaftlichen oder die feindlichen Pole beider einander nähert; so wie daß gleichnamig-elektrische Körper sich einander abstoßen, während ungleichnamig-elektrische sich einander anziehen. Diese und ähnliche Erscheinungen sind nur einzelne hervorstechende Aeußerungen zweier durch die ganze Natur verbreiteten und die Körperwelt bewegenden Kräfte, der Anziehungs- und der Abstoßungskraft. Alle Verbindung und Absonderung, ja die räumliche Existenz selbst läßt sich auf diese Kräfte zurückführen. Denn nicht durch ihr bloßes Vorhandenseyn nimmt die Materie einen bestimmten Raum ein, sondern dadurch, daß sie ihn durch bewegende Kräfte erfüllt. Indem die Materie der Anziehung unterworfen ist, sucht sie sich in einem Punkte zu koncentriren, vermöge der Abstoßungskraft aber sondert sie sich in größere und kleinere Partien, die als selbstständige Körper sich behaupten. Will nämlich der Körper A durch eine ihn bewegende Kraft in den nämlichen Raum eindringen, den der Körper B einnimmt, so widersetzt sich die ihm inwohnende Abstoßungskraft und hält jenen von der weitern Annäherung ab. Auf diesem Erfülltseyn des Raumes durch abstoßende Kräfte beruht demnach auch das aller Materie wesentlich zukommende Merkmal der Undurchdringlichkeit. Daraus folgt ferner, daß kein Theil der Materie durch Zusammendrückung ganz und gar aufgehoben werden kann, denn in demselben Maße, wie eine Kraft auf einem engern Raum zusammengedrängt wird, wird dieselbe auch mächtiger, reagirt sie stärker. Vgl. Anziehung, Elasticität, Elektricität, Magnet und Dynamisches System.

Abstraktion, die Bildung abstrakter Begriffe. Abstrakt heißt nämlich ein Begriff, welcher nur allgemeine und darum wesentliche Merkmale eines Dinges enthält. Wenn wir uns nämlich mehre gleichartige Dinge, z. B. mehre Gattungen Pflanzen, Bäume, Sträucher, Gräser, Moose vergegenwärtigen, so bemerken wir leicht, daß sie einige Merkmale mit einander gemein haben, andere aber jeder Gattung eigenthümlich sind. Jene gemeinsamen Merkmale, zu einem Begriff vereinigt, geben uns den abstrakten Begriff einer Pflanze, während jedes einzelne der genannten Individuen nach allen seinen eigenthümlichen sowohl als gemeinsamen Merkmalen aufgefaßt, den konkreten Begriff einer Pflanze liefert. Stelle ich mir wieder die verschiedenen Geschlechter einer solchen Gattung, z. B. der Gattung Baum vor, nehme aus diesen die gemeinsamen Merkmale in einen Begriff zusammen, so erhalte ich den abstrakten Begriff Baum, während die Verbindung aller, einem besondern Baumgeschlechte, z. B. der Eiche, zukommenden Merkmale, einen Baum in concreto gibt. Auf ähnliche Weise kann ich weiter durch die Vergleichung der verschiedenen Eichenarten den Begriff Eiche in abstracto und endlich durch Vergleichung der einzelnen Individuen einer Art, z. B. der Steineiche, den abstrakten Begriff der letzteren erhalten. Auf dieselbe Weise kann man aus einer Anzahl allgemeiner Erscheinungen im Leben, die gewisse Merkmale gemein haben, eigenthümliche Begriffe zusammensetzen, z. B. die Begriffe Tugend, Kunst, schön, wahr, oder einzelne hervortretende Merkmale eines vorhandenen Begriffs auffassen und daraus einen neuen ableiten, z. B. weibisch, kindlich. Von einem Gegenstande, der in seiner Art und Gattung einzig ist, z. B. von Gott, läßt sich ein abstrakter Begriff eigentlich nicht bilden, weil derselbe keine Vergleichung mit gleichartigen Wesen zuläßt. Wenigstens ist hier abstrakt u. konkret ganz gleich. Die A. wird demnach durch ein Absehen vom Besondern u. ein Ausscheiden des bloß Individuellen vollzogen, daher auch der Name. Solcher A.en aber müssen wir zweierlei unterscheiden, quantitative und qualitative. Wird von der Form eines Ganzen, oder der Verbindungsweise der einzelnen

Theile desselben, eine klare, von den einzelnen Theilen selbst aber eine undeutliche Darstellung gelassen, so haben wir eine quantitative A. Der Mathematiker (welcher diese Art von A.en am meisten in Anspruch nimmt) will nicht ein rothes oder grünes Dreieck, sondern er richtet seine Aufmerksamkeit bloß auf die Weise der Verbindung der einzelnen Linien und Winkel zu einem Dreieck, spricht deswegen von einem rechtwinklichten, schiefwinklichten, gleich- u. ungleichseitigen. Eben so spricht er von abstrakten Größen und will, wenn er mit seinem a, b, c, x, y, z rechnet, nicht gerade Münzen, Steine &c. bezeichnen, sondern nur auf eine Verbindung von Einheiten hinweisen. Die Sieben ist ihm eine Verbindung von Einsen, kurz, jede Zahl an sich nur eine anschauliche Darstellung eines bestimmten Verhältnisses der Vielheit zur Einheit. Die quantitativen A.en liefern uns alle Raum- und Zeitbestimmungen, daher denn auch die Worte „dort", „wann", „wo", „über", „unter" lauter solche A.en sind. Anders steht es mit den qualitativen A.en. Behalten die qualitativen von dem, in der anschaulichen Erkenntniß mit allen seinen Beschaffenheiten aufgefaßten Gegenstand das Ding selbst vor dem Bewußtseyn, lassen aber die Beschaffenheiten der einzelnen Theile verbleichen, so heben gerade die A.en der zweiten Art die Beschaffenheiten des angeschauten Gegenstandes recht hervor, lassen aber die Vorstellungen des Gegenstandes selbst dunkler werden. Liefern jene die Subjektvorstellungen für jedes Urtheil, so geben diese dafür die Prädikate. In der bildenden Kunst ist eine Darstellung abstrakt, wenn der Künstler sich bloß gemeinsamer Begriffe zur Bezeichnung seiner Ideen bedient, also die Individualisirung ausschließt, wodurch freilich die Anschaulichkeit verloren geht. Daher ist der abstrakte Vortrag beim Redner, der bewegen, beim Dichter, der schildern und malen soll, in der Regel ein Fehler.

Abstrus, vom lat. abstrudere, wegstoßen, eigentlich das Versteckte, schwer zu Verstehende, daher überhaupt das, was wegen der Form oder des Inhalts abstößt, als seltsam, hart und ungenießbar erscheint, wobei natürlich viel auf den Bildungsgrad und die Neigungen des Auffassenden ankommt. In der künstlerischen Darstellung leidet der ästhetische Eindruck unter dem Fehler des Abstrusen.

Abstufung, in der Aesthetik das naturgemäße, jeden Sprung vermeidende Fortschreiten vom Tiefern zum Höhern, vom Schwächern zum Stärkern und umgekehrt. Es gibt eine physische und eine psychische A., d. i. eine äußerlich hervortretende und eine innerliche, in der Seele durch die verschiedenen Stufen der Affekte sich verbreitende. Jene zeigt sich in der Malerei, wo Abstufung der Farben das Mittel ist, um auf der Fläche Erhabenheiten oder Vertiefungen darzustellen. In der Musik ist physische A. das Steigen und Fallen der äußern Erscheinung der Tongebilde, die psychische A. aber, der beim Vortrage sich entfaltende, naturgemäße Wechsel der Empfindungen.

Absud, das Produkt des Kochens organischer Substanzen, namentlich der Färbestoffe und Arzneikräuter; s. Dekokt.

Absurd, vom lat. ab und surdus, eigentlich das, was von einem Tauben kommt, daher, da der Taube oft etwas sagt, was gar nicht zur Sache gehört, so viel als ungereimt, abgeschmackt. Im engern logischen und mathematischen Sinne das, was einen, oft versteckten, Widerspruch enthält. Diesen klar herausstellen, heißt ad absurdum führen (reduciren). Hierin bestehen die apagogischen Beweise, von welchen besonders die Mathematik vielfachen und erfolgreichen Gebrauch macht.

Abt (lat. Abbas, franz. Abbé, ital. Abbate, vom hebr. Ab, chald. Abba, d. i. Vater), kirchlicher Ehrentitel. Anfangs führten ihn die durch Alter und fromme Lebensweise ausgezeichneten Mönche und Einsiedler ohne Unterschied, im 5. Jahrhundert aber schränkte ihn die abendländische Kirche auf die Vorsteher der Klöster oder Cönobien (Benediktinerklöster) ein. Entsprechend heißen die Vorsteherinnen der Nonnenklöster Aebtissinnen, Abtissinnen, Abatissae, während in der griechischen Kirche die Klostersuperioren Higumeni, Mandriten, und die Generäle der Orden Archimandriten genannt werden. Von den neueren, seit dem 11. Jahrhundert entstandenen Mönchsorden haben den Namen A. aufgenommen: die grauen Mönche von Vallambrosa, die Cistercienser, Bernhardiner, Feuillans, Trappisten, Grandmontaner, Prämonstratenser und mehre Kongregationen der Chorherren; Aebtissinnen findet man, außer bei den Benediktinerinnen und den weiblichen Zweigen der genannten Orden, beim Orden von Fontevraud u. den weiblichen Kanonissinnen. Dagegen nennen die Kamaldulenser ihre Klostersuperioren Majores, die Karthäuser, einige Kongregationen der regulären Chorherren, der Dominikaner, Karmeliter, Augustiner, Serviten u. Trinitarier Prioren; die Franziskaner Ministri oder Guardiane; die Jesuiten die Vorsteher ihrer Ordenshäuser Rektoren. Die Wahl der Aebte ward anfangs u. der Regel nach von den Mönchen des Klosters vollzogen, die gewöhnlich einen aus ihrer Mitte oder ihrem Orden zum A. ernannten. Bestätigung gab der Bischof oder, bei eximirten Klöstern (s. unten), der Papst, in manchen Ländern, z. B. Frankreich, der Landesfürst. Die Weihe (benedictio), welche ebenfalls ein Bischof (nicht immer der Diöcesanbischof) oder der Papst selbst vollzog, geschah mit Ueberreichung von Stab, Ring, Mütze, Handschuh und Ordensregel. Oft war auch die Wahl selbst von den Bischöfen od. Landesfürsten abhängig, die oft ihre Günstlinge zu Aebten machten, oder bei Vakanzen die Einkünfte lange Zeit selbst bezogen. Am meisten riß dieser Mißbrauch im 9. Jahrhundert ein, wo die Karolinger ihren Rittern und Grafen als Belohnung für Treue und geleistete Dienste Abteien verliehen. So entstanden die Laienäbte oder Abtgrafen (Abba-comites, Abbates milites), welche die Pfründe bezogen, das Kloster aber durch Vikarien und Dekane &c. verwalten ließen. Prinzen und Prinzessinnen des königlichen Hauses erhielten Abteien als Tafelgelder, die reichsten nahm der König für sich (Hugo Capet z. B. war A. von St. Denis); bisweilen fielen Nonnenklöster Männern und Mönchsklö-

ster vornehmen Frauen zu. Alle diese hießen **Kommendatur-Aebte** (A. commendatarii), weil die Form der Schenkung eine Empfehlung der Klöster unter ihren Schutz war. Dem zu Anfange des 10. Jahrhunderts rege gewordenen Eifer für Reformation der Klöster gelang es, diese mißbräuchlichen Schenkungen an Laien allmählig wieder abzuschaffen, doch nicht für immer. In Frankreich und Italien kehrte in späterer Zeit Aehnliches wieder. In letzterm Land zog der Papst selbst immer mehr Abteien unter sein Patronat, und oft verfügte er über sie zu Gunsten bloßer Weltgeistlichen. In Frankreich errangen sich die Könige durch das Konkordat von 1516 das Besetzungsrecht in vielen Abteien, und sie benutzten dasselbe, um Söhne vornehmer Familien zu dotiren. Es genügte für einen solchen A., die niedern geistlichen Weihen anzunehmen; er bezog das Einkommen ohne Mühe, als Sinekure. Weltgeistliche, die dergleichen Pfründen genossen, ohne die Ordensregel zu beobachten, hießen **Säkularäbte** (A. saeculares), ihre Vikarien in den Klöstern selbst, wie alle Aebte aus den Mönchsorden **Reguläräbte** (A. regulares). Angeregt durch dieses Verhältniß, wurde es üblich, daß jüngere Söhne vornehmer Familien den weltgeistlichen Stand wählten, um durch päpstliche oder königliche Gunst Säkularäbte zu werden und, bei einer durch keine Mönchsregel gebundenen Lebensart, doch die oft sehr großen Einkünfte einer Abtei zu genießen. Weil man auch einen solchen Exspektanten in Frankreich Abbé, in Italien Abbate nannte, so wurde daraus, hier wie dort, ein allgemeiner Titel für junge amtlose Weltgeistliche (s. **Abbé**). In Italien ist ihre Zahl noch immer groß; in Frankreich kommt der Titel seit der Revolution seltener vor. Das Ansehen der Säkularäbte hat stets dem der selbstständigen Reguläräbte, die nicht bloße Vikarien der ersteren waren, bedeutend nachgestanden. Am höchsten stieg das der letzteren vom 10. Jahrhundert bis zur Reformation in Deutschland, und bis auf die letzten Umwälzungen in Spanien und Portugal. Sie standen im Range unmittelbar nach den Bischöfen, hatten theils in eigner Person, theils durch ihre Ordensgeneräle Sitz und Stimme bei Kirchenversammlungen, und schon zu Chalcedon 451 unterschrieben Aebtissinnen vor den Presbytern. In der Regel standen sie unter Gerichtsbarkeit ihrer Diöcesanbischöfe. Mehre Abteien erlangten indeß Exemtion, durch welche sie unmittelbar oder durch ihre Ordensobern unter den Papst gestellt wurden. Infulirte Aebte haben das Recht zum Gebrauche bischöflicher Titel und Insignien. Bischöfliche Gewalt mit eigenen Diöcesen hatten nur die Aebte zu Fulda und Corvey in Deutschland, zu Catanea und Montreal in Sicilien. In Deutschland gab es vor der Säkularisation der Klöster 11 **gefürstete Aebte**, welche unter die geistlichen Reichsfürsten gehörten: Fulda, Kempten, Elwangen, Murbach, Lüders, Berchtesgaden (Probst), Weißenburg, Prüm, Stablo, Corvey und St. Emmeran in Regensburg. Alle, mit Ausnahme des A.s von St. Emmeran, hatten auf Reichstagen Sitz und Stimme auf der geistlichen Fürstenbank. Der A. von Fulda ging im Range den andern vor. Alle, nur der Probst von Berchtesgaden nicht, welcher der Regel St. Augustins folgte, waren Benediktiner. In ihren Klöstern übten die Aebte selbstständige Gewalt, bloß durch die Ordensregeln gebunden und der Beaufsichtigung der Ordensgeneräle unterworfen. Die Regel Basilius des Gr. und noch mehr die Benedikts von Nursia gab ihnen das Recht, von den Mönchen Gehorsam (Obedienz) zu fordern, über die Ordensregel zu wachen, die Klostergüter zu verwalten. Da seit dem 6. Jahrhundert die Reguläräbte fast immer Kleriker waren, so berechtigte sie schon die Synode zu Nicäa 787 zur Ertheilung der niedern geistlichen Weihen an Mönche. Bei einzelnen (den infulirten Aebten) wurde sie in der Folge weiter und zum vollen Rechte eines Bischofs erweitert. Den Aebtissinnen dagegen gelang es nicht, in den Besitz der geistlichen Rechte zu gelangen, vielmehr untersagte ihnen Karl der Große 789 und die Synode zu Paris 829 ausdrücklich die priesterlichen Funktionen. Die Aebte unter einander waren unabhängig. Nur ausnahmsweise, im 10. Jahrhundert, während der Zeit der Klösterreform, geschah es wohl, daß man unter einen A. mehre Klöster zugleich stellte. Zwar ließ sich der A. des Stammklosters der Benediktiner Montecassino A. **der Aebte** nennen, ohne jedoch eine besondere Obergewalt, wie später die Generäle der Orden, zu besitzen. Der A. zu St. Martin in Ungarn und der A. von Chigny, führen den Titel **Erzabt**. Hingegen gab es, außer den erwähnten franz. Titel-Abbé's 2c., noch andere **Aebte ohne Klöster**, nämlich **Feldäbte** (A. castrenses), oder Vorgesetzte der Feldgeistlichkeit, wie denn überhaupt der Abtstitel im Mittelalter häufig nicht nur zur Bezeichnung gewisser Aemter des nicht regulirten Klerus (Abbas curiae, palatii, Erzkapellan), oder obrigkeitliche Würden, Abbas populi (d. i. der Prätor in Genua), sondern auch von religiösen und lustigen Brüderschaften für ihre Vorsteher gebraucht wurde (z. B. Abbas Cornardorum, A. der Hörnerträger in Rouen). A. **der Unvernunft** war der Vorsteher eines 1555 verbotenen, anfangs bloß geselligen, zuletzt politischen Vereins junger Edelleute in Schottland. In Deutschland führen einige Glieder der höhern evangelischen Geistlichkeit den Titel A. von nicht völlig eingezogenen, sondern zu kirchlichen Besoldungen bestimmten Abteien, z. B. in Würtemberg u. Hannover (A. von Loccum). Die Zahl der regulären Aebte hat sich in unserer Zeit durch die Säkularisation der Klöster in vielen Staaten sehr vermindert. Bloß in Frankreich haben unter Ludwig XVIII. die Trappisten wieder einige Abteien errichtet, und eben so sind in Bayern vom Könige Ludwig Aebte über die von ihm neu errichteten Klöster gesetzt worden.

Abt, **Franz**, ausgezeichneter Liederkomponist, wurde den 22. Dec. 1819 zu Eilenburg in der preuß. Provinz Sachsen geboren, wo er von seinem Vater, der Prediger daselbst war, den ersten Unterricht in der Musik empfing. Um sich zum Studium der Theologie vorzubereiten, besuchte er die Thomasschule in Leipzig, worauf er zwei Jahre lang auf der dortigen Hochschule seinem Fachstudium oblag. Nach dem Tode seines

Vaters war er genöthigt, die bisher nur als Nebensache betriebene Musik zur Erwerbsquelle zu machen, ertheilte Klavierunterricht und versuchte sich in eigenen beifällig aufgenommenen Kompositionen. Anfangs 1841 wurde ihm die Stelle als Musikdirektor übertragen, die er aber noch im Herbste desselben Jahres mit derselben Stelle am Theater in Zürich vertauschte. Für den 4stimmigen Männergesang zu schreiben wurde er vorzüglich durch die in der Schweiz sehr florirenden Männergesangvereine veranlaßt, deren einer, die Harmonie in Zürich, ihn 1844 zum Direktor wählte. Im J. 1846 gab A. seine Stellung am Theater auf, übernahm noch die Leitung eines gemischten Gesangvereins, des Cäcilienvereins, der Winterkoncerte, und ertheilte mit vielem Erfolge Privatunterricht, namentlich im Gesange. Später wurde ihm auch die Oberleitung des aus den 24 Gesangvereinen der Ortschaften am Zürichsee bestehenden „Zürich-See-Vereins" und des Limmatthalgesangvereins übertragen. Im J. 1852 ging er als stellvertretender Kapellmeister nach Braunschweig. A.s Kompositionen, die theils einzeln, theils in der „Liederhalle" und andern Sammlungen erschienen, zeichnen sich sowohl durch tüchtige Arbeit, als auch durch tiefe Gemüthlichkeit aus, wobei er in überraschender Weise immer den Geschmack des Volkes zu treffen gewußt hat, da wohl selten von einem Komponisten so viele Melodien ins Volk übergegangen sind. Eines der besten Werke dieser Gattung ist der Liedercyklus „Ein Sängertag".

Abtakeln, einem Schiffe das Takelwerk, Geschütz und was sonst zur Ausrüstung gehört, abnehmen.

Abtei, jedes unter einem Abt stehende klösterliche Stift mit seinem Gebiete; s. Abt.

Abtissin (Aebtissin), Vorsteherin in den Klöstern und Stiften weiblicher Orden, zuerst eingeführt im 6. Jahrhundert. Auch in protestantischen weiblichen Stiften erhält sich der Name. Das deutsche Reich zählte einst 15 gefürstete Aebtissinnen. Sie werden theils von ihren Ordensfrauen, gewöhnlicher aber von dem Landesherrn mit päpstlicher Bestätigung gewählt; s. Abt.

Abtreibemittel, s. Abtreibung der Leibesfrucht.

Abtreiben, in der Probir- und Hüttenkunde diejenige Operation, vermöge welcher man Gold und Silber von seiner Verbindung mit andern unedlen Metallen dadurch befreit, daß man diese in Oxyde oder in Schlacken verwandelt, während jene edlen Metalle rein zurückbleiben. Hauptsächlich wird diese Operation auf silberhaltiges Blei angewendet, um das Blei nebst andern oxydirbaren Metallen durch Verschlackung vom Silber auszuscheiden. In der Hitze u. unter dem Zutritte der atmosphärisch. Luft ist Blei leicht zu verkalken. Wenn daher Blei unter dem Silber sich befindet, so kann man durch Schmelzen jenes unedle Metall leicht zum Oxydiren u. Verschlacken bringen, worauf dann das schwer oxydirbare edle Metall rein zurück bleibt. Leicht und in allen Verhältnissen schmelzen Silber und Blei zusammen. Die gänzliche Ausscheidung des Bleies in Schlackengestalt kann aber nur dann erfolgen, wenn man das verkalkte Blei oder die Bleischlacke, Bleihaut (die sogen. Bleiglätte, Silberglätte), so wie sie sich bildet, von der Oberfläche des geschmolzenen Metalls hinwegnimmt. Ist Kupfer unter dem Silber, so wird durch denselben Proceß auch das Kupfer vermöge des Bleies verkalkt. Das entstandene Kupferoxyd verbindet sich nämlich mit der geschmolzenen Glätte und kann dann mit letzterer zugleich entfernt werden. So ist man durch das A. im Stande, Silber und Gold nicht bloß von beigemischtem Blei, sondern auch in mehren Fällen von dem Kupfer zu befreien. Denn ist bloß Kupfer, aber kein Blei unter jenen edlen Metallen befindlich, so braucht man nur beim Schmelzen Blei in einem solchen Verhältniß zuzusetzen, daß dadurch die Verschlackung des Bleies u. Kupfers erfolgen kann. Durch die Erfahrung hat man gefunden, daß beim A. zur vollständigen Verschlackung von einem Theil reinen Kupfers 16 Theile Blei gehören, und diese Quantität muß um so größer werden, je mehr Silber oder Gold bei dem Kupfer ist, weil das edle Metall das Kupfer mehr vor der Verschlackung schützt. Im Kleinen nimmt man die Operation des A.s, vorzüglich zur Probirung des Goldes und Silbers, namentlich in Münzwerkstätten, auf seinen Kupfergehalt, in kleinen, aus einem Gemenge von Holzasche und Knochenasche verfertigten Schalen, sogenannten Kapellen vor. Größere Schalen von dieser Art, die zu einer größeren Quantität Metall bestimmt sind, nennt man Teste. Die Operation selbst wird A. auf Kapellen, Kapelliren, Kupelliren genannt. Die porösen, mit einem dicken Boden versehenen Kapellen (oder Teste) verschlucken die Blei- und Kupferschlacke, indem sie dieselbe in ihre Zwischenräume aufnehmen, während bei der Operation im Großen die Glätte mechanisch von der Oberfläche abgezogen wird. Das auf der Kapelle abzutreibende Blei darf aber nicht mehr als ohngefähr die Hälfte des Gewichts der Kapelle betragen, weil diese sonst die Schlacken nicht ganz aufnehmen kann, sondern auf derselben ein Bleisack bleibt, welcher die weitere Verschlackung hindern würde. Im Großen geschieht das A. des silberhaltigen Bleies (des Werkbleies) auf eignen Treiböfen.

Abtreibung der Leibesfrucht, die absichtlich herbeigeführte oder doch verschuldete Absonderung eines unreifen Kindes aus dem Mutterleibe. Schon im Alterthume kannte man die Kunst, theils durch mechanische, chirurgische Kunstgriffe, theils durch innere arzneiliche Mittel (Abtreibemittel, Abortivmittel) den Fötus im Mutterleibe zu tödten und die Gebärorgane zu dessen vorzeitiger Ausstoßung zu veranlassen, und noch heute wird sie oft von außerehelich Geschwängerten ausgeübt, obschon die Gesetze harte Strafe darauf setzen. Die A. d. L. wurde erst durch das kanonische Recht und die Halsgerichtsordnung Karls V. als ein die Rechtsverletzung des Kindes involvirendes selbstständiges Verbrechen angesehen und selbst mit Todesstrafe belegt; die neueren Gesetzgebungen bedrohen sie mit zeitlicher Freiheitsstrafe. In medicinischer Hinsicht ist zu bemerken, daß die A. d. L., durch welches Mittel sie immer versucht werden möge, nie ohne

große Gefahr für die Mutter selbst Statt finden kann, und daß oft Siechthum fürs ganze Leben, als fortdauernde Blutausflüsse aus der Gebärmutter, gänzliche Schlaffheit und Schwäche der weiblichen Geschlechtstheile, und andere Folgen zurückbleiben, welche der Mörderin ihr Verbrechen hart büßen lassen.

Abtretung, die Ueberlassung eines Eigenthums, Rechtes, Anspruchs an einen Dritten, der damit in alle Rechte an dem Objekte der A. tritt. In privatrechtlicher Beziehung ist hier besonders die A. von Forderungen wichtig; s. Cession. In staats- und völkerrechtlicher Beziehung kommen namentlich vor: A.en von Provinzen und Landestheilen von Seiten eines Staats an den andern, in Folge von Eroberungen, zur Deckung anderweiter Forderungen, z. B. von Kriegskosten, od. zur Erfüllung älterer, für das Eintreten bestimmter Fälle beschlossener Verträge, A.en des Regierungsrechts zu Gunsten eines Nachfolgers, häufig durch äußere Umstände, wie revolutionäre Bewegungen, erzwungen, A.en der ganzen Souveränetät zu Gunsten eines fremden Regenten oder Staats. Zwar gelten im Allgemeinen bei diesen A.en dieselben Rechtsgrundsätze, welche bei der privatrechtlichen Cession einschlagen, daß nämlich die A. freiwillig erfolge und keinerlei Gewalt, List, Trug dabei im Spiele sey; doch sind der Natur der Sache nach die meisten völkerrechtlichen A.en erzwungen und deshalb hat sich der Abtretende auch fast immer stillschweigend vorbehalten, das ihm mit Gewalt Entrissene bei günstiger Gelegenheit sich wieder anzueignen. Indeß hat auch diese A. die rechtliche Wirkung, daß bei einer späteren Wiedererlangung der Abtretende den Zwischenherrscher als einen legitimen ansehen und dessen Handlungen als verbindlich betrachten muß, was sehr zweifelhaft bleibt, wo die Zwischenherrschaft auf bloßer Okkupation beruhte und nicht durch förmliche A. sanktionirt war.

Abtritt (heimliches Gemach, Sekret, Commodité), der Ort, welcher zur Aufnahme der menschlichen Exkremente bestimmt ist. Bei der Wichtigkeit dieses Gegenstandes, besonders in gesundheitspolizeilicher Hinsicht, ist bei Errichtung eines Hauses der zweckmäßigen Anlegung der A.e eine besondere Aufmerksamkeit zu widmen. Es ist vor Allem darauf zu sehen, daß die A.e hinreichendes Licht erhalten und namentlich durch ihren Geruch nicht belästigen. Man lasse deswegen die am besten aus glatten Stoffen, wie Marmor, Gußeisen, gebranntem Thon, gefertigte Abfallsröhre senkrecht und so weit machen, daß Unrath und Urin nicht an die Wände kommen können, also wenigstens 2 Fuß ins Quadrat; man bringe Luftlöcher in derselben an, jedoch so, daß kein Zug nach oben entsteht, der leicht Erkältungen verursachen kann; versehe den Sitz mit doppeltem Deckel; bringe im Gemach selbst ein Fenster an, oder führe eine Röhre von dem Sitz an bis zum Dache, so daß die aufsteigenden Dünste stets freien Abzug haben; lege, wenn es angeht, in der Grube einen Abzugskanal an, welcher nach der allgemeinen Miststätte im Hofe führt und den Urin ableitet; streue in die Grube nicht bloß fleißig Stroh, sondern räume sie auch jährlich mehre Male aus; sichere die Grube vor der Sonnenhitze, die Röhre aber vor dem Eindrang des Windes von unten. Besser noch ist es, wenn die Röhre über fließendem Wasser angebracht wird. Da namentlich die schädlichen Gase und Miasmen, die sich aus den A.en entwickeln, besonders in größeren Städten oft Anlaß zu Krankheiten geben, hat man 1850 in Frankreich durch Verordnung die Desinfektion oder Geruchlosmachung der A.e anbefohlen. Man kann dies theils durch Geruchröhren, welche in oder längs der Mauer bis über das Dach führen, durch Ventilatoren rc., theils durch Zusätze von desinficirenden Mitteln, z. B. Gyps, Eisenvitriol, Torf- und Steinkohlenasche, Schwefelsäure rc., bewerkstelligen; indeß wirkt bei schlechter Anlage des A.s keines dieser Mittel auf die Dauer. Wirksamer ist es, Teller mit Chlorkalk in das Gemach zu stellen. Die Ausleerung der Gruben darf nur im Winter und bei Nachtzeit Statt finden. Bei dieser Arbeit ist Vorsicht anzuwenden, da Fälle nicht selten sind, wo Arbeiter erstickt wurden. Durch das Einschütten von Schwefelsäure, Chlorkalkauflösung oder Kohle wird die Gefahr sehr vermindert; besonders empfehlungswerth ist aber folgende Maßregel: Man setzt auf die oberste Oeffnung des A.s (nachdem die Oeffnungen der Abtrittssitze aller Etagen verschlossen worden sind) einen sogenannten Ventilirofen, d. i. einen unten offenen Ofen mit brennenden Kohlen, der die äußere Luft durch die Oeffnung der Abtrittsgrube einsaugt. Die stinkenden Dünste werden durch den Luftzug in den Ofen geführt u. durch das Feuer zerstört. Die Anlage öffentlicher A.e erscheint in größeren Städten durchaus nothwendig; sie bedürfen jedoch sorgfältiger Ueberwachung, da sie leicht die Fortpflanzer ansteckender Krankheiten, wie der Lustseuche, werden können. Deshalb berühre man A.e an öffentlichen Orten nicht mit den nackten Theilen, sondern lege die äußere, mit dem Körper nicht in Berührung kommende Fläche von Kleidungsstücken oder Papier unter. Eben so kann der aus der Grube aufsteigende Dunst anstecken, z. B. bei Ruhren, besonders wenn die Röhre ganz kurz ist und man lange auf dem A. verweilt. Die Gefahr wird in diesem Falle sehr vermindert, wenn man über die Ausleerungen solcher Kranken gestoßene Kohlen schüttet. Die ökonomischen Vortheile, welche die Benutzung der menschlichen Exkremente bietet, sind so in die Augen springend, daß in Belgien, später in Paris, neuerdings auch in größeren Städten Deutschlands Einzelne oder Vereine unentgeltlich oder gegen einen gewissen Pacht die Reinigung der Gruben und Kloaken von ihren Besitzern übernehmen, um ihren Inhalt zur Fabrikation von Poudrette und Urat zu verwenden. Vgl. Dünger.

Abu (arab.), Vater, wird zur Bildung vieler männlicher Eigennamen gebraucht, in welchen zuweilen das wirkliche Vaterverhältniß bezeichnet wird; doch steht A. oder Ab meist für Besitzer, Einer, der etwas hat, z. B. Abulfeda, Vater der Treue, d. i. der Treue, Abner, Vater des Lichts, d. i. der Leuchtende.

Abubekr (Ebubekr), Sohn Abi Kahafa's

arabischer Häuptling, der erste, welcher Mohammeds Prophetenthum anerkannte, Mohammeds treuester Gefährte und Bekenner und der Vater der einflußreichsten Frau des Propheten, Aische (daher sein Name, d. i. Vater der Jungfrau). Nach Mohammeds Tode (632) gegen Ali und den von den Medinensern aufgestellten Saad ben Ibade zum Khalifen (Nachfolger des Propheten) erwählt, verdrängte er seine Rivalen und erhielt die Huldigung. Nachdem die abgefallenen Stämme unter Talha und Moseilema wieder unterworfen worden, wurde ihr Besieger, Chaled, von A. gegen Persien gesandt. Glänzende Siege krönten dies Unternehmen. Chaled erhielt den Oberbefehl über das in Syrien eingerückte Heer; aber noch vor der Eroberung dieses Landes † A. am 23. August 634, 63 Jahre alt, nachdem er seinen Freund Omar zum Nachfolger ernannt hatte. Sein Grab ist neben dem Mohammeds. A. führte ein ascetisches Leben, verschmähte den Reichthum und unterwarf sich sogar als Khalif den größten Entbehrungen. Unter ihm wurde zuerst der Islam über Arabiens Grenzen mit den Waffen getragen und der Anfang zur Sammlung der Bücher des Koran gemacht.

Abudad, der Urstier, welchen Ormuzd zuerst geschaffen und in welchen er den Samen aller Dinge gelegt. Ahriman sandte zwei Dews aus, ihn zu tödten, und er starb seufzend vom Gifte; aber aus seiner rechten Vorderhüfte entstand der Urmensch (Kajomorts), aus der linken Gosch, der Same der Thiere, aus dem Schweife die Bäume und Pflanzen, aus den Hörnern die Früchte, aus der Nase die Laucharten, aus dem Blute die Trauben. 2 Dritttheile seines Samens wurden von den Izeds dem Monde, ein Drittel der Erde gegeben. Aus jenem durch das Mondlicht geläuterten Samen bildete Ormuzd 2 neue Stiere, aus denen die gesammte Thierwelt entsproß.

Abukeps (Abukesb, Abukelb), gewöhnlicher Name des niederländischen Löwenthalers in Aegypten. Man sieht nämlich dort den Löwen für einen Hund an. Der A. gilt 99 Asper, 33 Medien.

Abukir (Abuquir, Bikir, Bochyris, franz. Bequière, les Biquenrs), kleines, von etwa 100 Arabern bewohntes Dorf mit einem fast verfallenen Kastell und Leuchtthurm auf einem Vorgebirge der Küste von Unterägypten, etwa 2 Meilen von Alexandrien, der Lage nach vielleicht das alte Canopus. Vor seinem kleinen, von Klippen eingeschlossenen Hafen liegt die 2 Stunden breite, aber seichte, nur 2—12 Klaftern tiefe, u. nach dem hohen Meere zu durch lange Sandbänke geschützte Rhede. Auf dieser Rhede wurde am 1. August 1798 die große Seeschlacht bei A., eine der berühmtesten u. folgenreichsten aller Zeiten, geschlagen. Das französische, zur Eroberung von Aegypten bestimmte Heer war am 1. Juli 1798 bei Alexandrien glücklich gelandet. Nach der Ausschiffung galt es, die Flotte vor den spähenden Britten in Sicherheit zu bringen. Bonaparte selbst schlug vor, sie solle sofort nach Corfu segeln; allein der Admiral Brueys, entweder aus stolzem Selbstvertrauen, oder weil er der Flotte Gegenwart bis zur Unterwerfung des Landes zur Sicherheit der Armee für nöthig hielt, brachte die Transportschiffe in den für große Kriegsschiffe damals nicht zugänglichen Hafen von Alexandrien, die Kriegsflotte von 13 Linienschiffen und 4 Fregatten aber legte er am 6. Juli auf der Rhede von A. in eine unüberwindlich scheinende Position, dicht am Lande, vor Anker, sie so vor jedem Angriffe gesichert glaubend. Der englische Kontreadmiral Nelson, welcher schon am 29. Juni auf der Höhe von Alexandrien gewesen war, um die französische Flotte aufzusuchen, erschien, nach langem, vergeblichem Kreuzen im mittelländischen Meere, am 1. August zum zweiten Male vor der ägyptischen Küste. Frankreichs Flotte zählte 1190 Kanonen, Britanniens auf 13 Linienschiffen und 3 Fregaten nur 1026. Sobald Nelson der französischen Schiffe ansichtig wurde, gab er das Signal für die Manövers zum Angriff und rückte, einen weiten Bogen bildend, mit solcher Schnelligkeit gegen die feindliche Flotte vor, daß die Kapitäns dieser kaum Zeit hatten, aus dem Kriegsrathe vom Admiralschiffe auf ihre Posten zurückzukehren. Nelsons kühner Plan war, die feindliche Linie zu durchbrechen, weshalb zwischen dem linken Flügel der feindlichen Linie und einer kleinen Insel, unter dem Feuer einer von den Franzosen auf letzterer errichteten Batterie, zuerst 2, dann 3 englische Schiffe hindurch segelten und in dem Rücken der Franzosen Posto faßten, während die Schiffe des nelsonschen Hintertreffens sich vor der französischen Fronte vor Anker legten. Gegen 7 Uhr begann die Schlacht. Die Franzosen, von vorn und hinten angegriffen, kämpften mit Muth und Entschlossenheit gegen die mit dem Gefühl gewissen Siegs streitenden Britten. Vergeblich! Vor 8 Uhr waren 5 Schiffe der franz. Linie in den Grund gebohrt oder genommen. Nelson, der vom Verdecke des Admiralschiffes aus kommandirte, wurde um diese Zeit am Kopfe schwer verwundet. Er mußte in den untern Raum geschafft werden. Kapitän Berry, Befehlshaber des Vanguard, übernahm an seiner Stelle das Kommando. Der Kampf war schon so gut, als entschieden; doch setzten die französischen Schiffe die Schlacht die ganze Nacht hindurch mit Hartnäckigkeit und Heldenmuth fort. Admiral Brueys fiel von einer Kanonenkugel zerschmettert; sein Schiff, l'Orient, gerieth um 9 Uhr in Feuer und flog um 10 Uhr mit der ganzen Besatzung auf. Bei der entsetzlichen Explosion eilte Nelson, nicht achtend seine schwere Wunde, aufs Verdeck und ertheilte, inmitten des mörderischen Feuers, Befehle zur Rettung der Mannschaft des l'Orient, von dem Viele lebend ins Wasser geschleudert worden waren; wirklich gelang es ihm, 70 Mann dem Wellentode zu entreißen. Nach 3 Uhr des Morgens endigte die Schlacht mit der Flucht der noch übrigen 2 kampffähigen franz. Fregatten u. 2 Dreideckern von 74 Kanonen. Ein franz. Linienschiff, der Timoleon, warf sich, zerschossen, auf den Strand und der Kapitän Trulet steckte es am Morgen, nach der Rettung der Mannschaft, selbst in Brand. Die franz. Flotte war bis auf jene entflohenen 4 Schiffe vernichtet; theils in den Grund gebohrt, oder verbrannt, theils genommen. Sie zählte 5226 Mann an Todten u. Vermißten; die Hälfte ihrer Mannschaft. Die

Engländer hatten an 1000 Todte und Verwundete. Auf den geenterten Schiffen machte Nelson 3705 Gefangene. Er setzte diese, nach geschlossener Uebereinkunft, ans Land; die Nichtfranzosen unter ihnen nahmen englische Dienste. Durch den Sieg bei A. wurden die Britten Meister des Mittelmeers, Gebieter über seinen Handel; der Zweck der franz. Expedition nach Aegypten war vernichtet. Er erleichterte die Unterhandlungen zwischen der Pforte und England, und beide Mächte schlossen ein Schutz- und Trutzbündniß, mit dem sich der große Einfluß Englands in den türkischen Angelegenheiten gründete. Unter dem Siegesbanner von A. schaarte England von Neuem die Feinde Frankreichs u. der republikanischen Grundsätze; bald erhob sich die 2. Koalition und das Feuer des Kontinentalkriegs loderte in hellen Flammen auf. In diesem Kampfe wurde die Gegend von A. auch noch 2mal Zeuge von **Landschlachten**. Die Pforte, von England unterstützt, glaubte den günstigen Augenblick, nach dem für Frankreich schlimmen Ausgang des syrischen Feldzuges, zur Wiedereroberung Aegyptens nützen zu müssen. Sie schickte eine Armee von 18,000 Mann unter Mustapha, welche in der Mitte Juli bei A. landete. Auf die Kunde von der Landung der Türken zog Bonaparte schnell etwa 6000 Mann bei Alexandrien zusammen und, da er so bald keine Verstärkungen zu erwarten hatte, zumal auch ein Aufstand von Aegyptens Bevölkerung zu befürchten stand, beschloß er, mit dieser kleinen Truppe das feindliche Korps ohne Verzug anzugreifen. Am 25. Juli erschien er im Angesicht der türkischen Verschanzungen, stürmte auf sie los, und in einer Stunde war er Sieger. Mustapha selbst wurde gefangen; nur 5000 Mann, der Rest des türkischen Heeres, erreichte das Fort. Nach französischen Berichten kostete der Sieg Bonaparte nur 200 Todte und 700 Verwundete. Am 8. März 1801 landete ein englisches Korps unter Abercrombie, nöthigte den General Friant zum Rückzuge, eroberte das Fort A. und nahm 4 Meilen davon eine verschanzte Stellung. Hier wurde sie am 21. März von dem franz. Oberbefehlshaber Menou angegriffen. Kaltblütig schlugen die Britten den Angriff zurück; ein wiederholter wurde abermals abgewiesen. Hierauf ergriff Abercrombie die Offensive, umging die Franzosen durch ein geschicktes Manöver auf ihrem rechten Flügel, fiel diesem in den Rücken, und entschied so die Schlacht. Dem engl. Feldherrn kostete sie das Leben. Nach ihm verfolgte General Hutchinson die errungenen Vortheile, und die Folge davon war die endliche, völlige Räumung Aegyptens von den Franzosen.

Abulfaradsch, s. **Bar Hebräus**.

Abulfeda, d. i. Vater der Erlösung, eigentlich **Ismail**, arabischer Fürst und Gelehrter aus dem Geschlechte der Ejubiden, geboren 1273 zu Damaskus, wohin sein Vater Malek al Afdal Ali, Bruder des Herrschers von Hama, Malek al Mansur, vor den den Orient verwüstenden Mongolen geflohen war. Wahrscheinlich kam er erst nach dem Siege bei Emessa (1281) nach Hama. Krieger von Kindesbeinen an, kämpfte er schon 1285 bei Eroberung der den Johannitern gehörigen Veste Margath mit, 1288 bei Tripolis Erstürmung durch den ägyptischen Sultan Malek al Mansur und bei Ptolemais unter Sultan Malek al Aschraf. Auch bei andern Gelegenheiten, insbesondere in dem Kriege gegen die Mongolen, zeichnete er sich heldenmüthig aus. Im J. 1299 starb der Sultan von Hama, Malek al Modaffar, A.'s Vetter und Beschützer. Der Sultan von Aegypten benutzte den kinderlosen Tod Maleks, besetzte Hama und setzte Statthalter ein. A. kam auf diese Weise 1310 zur Gewalt, als Vasall Aegyptens, dessen Beherrscher ihn mit dem Titel Sultan beehrte und ihn hochachtete. A. † den 26. Okt. 1331. Er hat mehre wichtige Werke in arabischer Sprache hinterlassen, darunter namentl. Annalen, die bis 1328 reichen und eine reiche Fundgrube für die Geschichte der moslemischen Herrscher bis dahin bieten. Fleischer gab davon heraus die „Historia anteislaimica" (Leipz. 1831), Gagnier „De vita et rebus gestis Muhammedis" (Oxf. 1722), Noel de Vargers „Vie de Mohammed" (Paris 1837), Reiske das ganze Werk mit Ausnahme der anteislamitischen Geschichte unter dem Titel „Annales moslemici" (Kopenh. 1789—94, 5 Bde.). Das Autograph A.'s ist auf der kaiserlichen Bibliothek zu Paris. Bekannt ist auch eine Geographie A.'s (Thakwig al boldan), von welcher mehre Stücke arabisch und lateinisch herausgegeben wurden, z. B. „Tabula Syriae" von Köhler (Leipz. 1766), „Descriptio Aegypti" von Michaelis (Göttingen 1776) und „Arabiae descriptio" von Rommel (Gött. 1802—4). Eine Ausgabe des ganzen Werks besorgten Reinaud und Mac Guckin de Slane (Paris 1848) nebst einer französischen Uebersetzung und Schier eine autographirte Ausgabe (Dresd. 1842). Die Handschrift A.'s befindet sich auf der leydener Bibliothek. A. hat auch über Rechtsgelehrsamkeit, Mathematik, Logik und Medicin geschrieben.

Abulghazi (**Bayatur**), ein tatarischer Khan und Geschichtschreiber, geboren zu Urgens 1605 aus der Familie des Dschingiskhan. Er ertrug großes Ungemach, bevor er 1645 den Thron von Khiwa in Khawarism bestieg, regierte 20 Jahre und machte sich durch seinen Muth allen seinen Feinden furchtbar. Im J. 1665 legte er die Regierung zu Gunsten seines Sohnes nieder und begann im osttürkischen Dialekte eine genealog. Geschichte der Türken, welche sein Sohn vollendete und welche als die glaubwürdigste Geschichte der Türken und Tartaren angesehen wird, die wir bis jetzt besitzen. Der Graf Strahlenberg brachte dieselbe während seiner Gefangenschaft in Sibirien an sich, und sie ist seitdem fast in alle europäische Sprachen übersetzt worden. Nach der ersten deutschen Uebersetzung ward die „Histoire généalogique des Tatars" (Leyden 1726, 2 Bde.) gearbeitet. Eine neue Uebersetzung gab Messerschmid unter dem Titel: „Geschlechtsbuch der mungalisch-moguliscchen Khanen" (Gött. 1780), das Original wurde in Kasan gedruckt („Historia Mongolorum et Tartarorum", 1825).

Abulie, Willenlosigkeit, eine Form von Geisteskrankheit, die gewöhnlich mit Melancholie zusammen vorkommt. Die Kranken klagen, daß

sie nichts arbeiten und zu keinem Entschluß kommen können &c., während sie doch die Nothwendigkeit deutlich einsehen, was bei den Blödsinnigen, von denen sie sich dadurch unterscheiden, nicht der Fall ist.

Abulkasem, Chalaf Ibn Abbas, gewöhnlich, aber falsch Albukasis genannt, arabischer Arzt und Schriftsteller, zu Zahera bei Cordova geboren, † 1106. Sein berühmtes Werk über die chirurgischen Operationen, nebst Beschreibung der chirurgischen Werkzeuge u. ihres Gebrauchs, ward zuerst in lateinischer Uebersetzung gedruckt, das Original aber von Channing unter dem Titel: „Abulcasis de chirurgia“ (Orf. 1778, 2 Bde.) herausgegeben.

Abu Merwan (Abimerum), Ebn Abdal Malek Aben Zohar (Ebn Zohr), arabischer Arzt aus Penaflor bei Sevilla, † 1261. Er gab zuerst die Bronchotomie an und beobachtete die Entzündungen des Mediastinum und Pericardium. Sein Hauptwerk: El Theisir (Berichtigung der herkömmlichen Heilverfahren) erschien lateinisch von Paravicini (Vened. 1490, Fol.).

Abundantia, römische Gottheit, Symbol des Ueberflusses, oft auf römischen Kaisermünzen nach dem Ideale der Demeter gebildet, bald sitzend, bald stehend, meistens ein Füllhorn mit Geld ausschüttend. Verschieden davon ist die Domina Abundia (in altfranz. Dichtungen Dame Habonde), ein gütiges, freundliches Wesen, das den Menschen Gedeihen und Ueberfluß bringt u. von den Speisen und Getränken genießt, die ihm nächtlicher Weile hingestellt werden.

Abusabel, Stadt in Unterägypten, merkwürdig als Hospital und Arzneischule zur Bildung junger Aerzte, Hebammen und Thierärzte.

Abuschehr (Buschehr, Abusch, Buschir), Hafenstadt an der Nordküste des persischen Meerbusens in der persischen Provinz Farsistan, unter 29° nördl. Br. u. 68° östl. L., liegt auf der nördlichen Spitze einer Halbinsel, welche der alte Geograph Noarch Mesambria nennt. Sie ist der wichtigste Hafen und Handelsplatz Südpersiens, weshalb die Engländer seit lange schon hier eine Faktorei hatten und jetzt fast oberherrliche Macht üben. Die Einwohner (12—15,000) sind meistens Araber unter einem von Schiras abhängigen Scheik, theils Armenier. Die Stadt hat nur Cisternenwasser, ist ungesund und im Sommer unerträglich heiß, so daß die Einwohner dann in die Gebirge wandern. Auf dem Weg nach Schiras sind die fürchterlichsten und unwegsamsten Bergpässe. Der Fluß gleichen Namens bildet einen tief nach Nordosten ins Land dringenden Golf. Die nahe liegende Insel Kharak wurde 1837 von den Engländern besetzt, um bei den Unternehmungen Persiens gegen Herat durch eine Landung in A. interveniren zu können. Sollte der Euphrat dereinst ein Kommunikationsweg nach Indien werden, so würde sich A. zu großer Bedeutung erheben.

Abu Temam, berühmter arabischer Dichter, 807 zu Dschässem in Syrien geboren. Durch die von ihm veranstaltete Sammlung aus älteren Dichtern: Hamässa (d. i. Tapferkeit), zugenannt die große, im Gegensatze zur kleinen von Bochtari verfaßten (neuerdings herausgegeben von Freytag), erwarb er sich vieles Verdienst. Er † um 845 zu Bagdad, am Hofe des Khalifen mit Ehren überhäuft.

Abwälzungsrecht (Devolutarrecht, jus devolutionis), das Recht, nach dem die Kinder einer ersten Ehe bei Trennung der Aeltern durch den Tod das gesammte Vermögen erhalten, während der überlebende Ehegatte nur den Nießbrauch davon hat, um ihn von der zweiten Ehe abzuhalten.

Abwaschungen, als religiöse Ceremonie der Griechen, Mohammedaner, s. Reinigung. Als Schutz- und Heilmittel sind A. der gesammten Haut oder einzelner Glieder, mit kaltem oder warmem Wasser, Essig, Wein, Medikamenten &c. neuerdings mit Recht wieder in Aufnahme gekommen. Die früh Morgens gemachten kalten Waschungen schützen sehr gegen Erkältungsneigung; Essigwaschungen sind ein beliebtes schweißtreibendes und beruhigendes Mittel in heftigen Fieberkrankheiten, besonders beim Typhus.

Abweichung (Deklination), **astronomische**, der Abstand eines Gestirns vom Aequator. Legt man nämlich durch die beiden Weltpole u. einen Stern einen größten Kreis, so heißt dann dieser der Abweichungskreis des Gestirnes, der Bogen zwischen dem Stern und dem Aequator, auf welchem er senkrecht aufsteht, aber seine A. Diese A. kann nördlich oder südlich seyn, je nachdem der Stern zwischen Aequator und Nordpol, oder Aequator und Südpol liegt. A. und gerade Aufsteigung geben eben so für einen Stern den Ort am Himmel, wie Länge und Breite die Lage eines Punktes auf der Erdoberfläche. Es wird die A. eines Gestirnes durch unmittelbare Beobachtung gefunden, wenn die Polhöhe des Beobachtungsortes bekannt ist, indem sie dann gleich ist seiner im südlichen Meridian beobachteten Höhe, weniger der Aequatorhöhe. Man hat von vielen Fixsternen die A. bestimmt. Ueber die A. des Magnetes s. Magnetnadel. Die optische A., bei Gläsern u. Spiegeln auch Abirrung genannt, ist die A. der von einem Punkte ausgehenden Lichtstrahlen, die durch Linsengläser gebrochen oder durch Hohlspiegel zurückgeworfen werden, an demjenigen Punkte, in dem sie sich eigentlich vereinigen sollen, um ein deutliches Bild zu geben. Die hauptsächlichsten Arten derselben sind die katoptrische bei Hohlspiegeln, und die dioptrische bei Linsen. Der Grund der Erscheinung aber liegt theils in der Kugelgestalt der Gläser, theils in der von Newton entdeckten verschiedenen Brechbarkeit der Lichtstrahlen. Vgl. Strahlenbrechung.

Abweichungskarten, geographische Karten, auf denen die Abweichung der Magnetnadel durch Zahlen und Zeichen angedeutet ist.

Abweichungskompaß, ein Kompaß, der besonders dazu dient, die Abweichung der Magnetnadel zu bestimmen, indem seine Mittagslinie in die Richtung des Meridians des betreffenden Orts gebracht und der Winkel gemessen wird, den die Nadel damit bildet.

Abweichungskreis (Deklinationskreis), die größten Kreise der Himmelskugel,

welche durch die Pole gehen und perpendikular auf dem Aequator stehen, s. Abweichung.

Abweichungslinien, die gekrümmten Linien auf der Erdoberfläche, welche entstehen, indem man die Orte, an welchen die Abweichung der Magnetnadel zu derselben Zeit dieselbe ist, verbindet. Daß in ihnen ein gewisses Gesetz zu Grunde liege, ist außer Zweifel; aber noch ist's nicht aufgefunden.

Abweichung vom Wege, macht im Seerecht, wenn sie nicht durch dringende Ursachen nothwendig wurde, den Assekuranzvertrag ungültig. Ein Schiffer muß in der Regel den gewöhnlichen oder den ihm im Kontrakte erlaubten Weg zurücklegen. Eine geringe, nicht nothwendige Abweichung wird für eben so unerlaubt gehalten, als eine große. Erlaubt ist die A., 1) um Stürmen zu entgehen (worüber der Kapitän mit den Schiffsoffizieren und dem Schiffer eine Berathung anzustellen hat, die auch im Schiffsjournale [Logbuch] zu bemerken ist); 2) um das Schiff auszubessern; 3) um Convoys bei eintretender Unsicherheit aufzusuchen; 4) um den Feind zu vermeiden; 5) bei Aufruhr im Schiffe; 6) bei Krankheit der Schiffsmannschaft. Mehre Lehrer des Seerechts zählen auch die A., um Menschen aus Lebensgefahr zu retten, unter die erlaubten.

Abwesenheit (lat. absentia). Abwesend im juristischen Sinne ist nicht bloß der räumlich Entfernte, sondern auch der zur Verfolgung und Geltendmachung seines Rechts durch Geisteskrankheit, Gefangenschaft ꝛc. Unfähige, in einigen Beziehungen selbst der, welcher sich nicht in demselben Obergerichtsbezirke befindet. Die A. ist entweder Absentia ordinaria, d. i. der beständige Aufenthalt an einem andern Orte, oder extraordinaria, d. i. die Entfernung von dem gewöhnlichen Aufenthaltsorte, welche wiederum laudabilis (löblich), oder vituperabilis und malitiosa (tadelnswerth undböswillig), oder indifferens (gleichgültig), oder vera (wirklich), oder ficta (angeblich, erdichtet), oder necessaria (nothwendig), oder voluntaria (willkürlich), oder casualis (zufällig), oder rei publicae causa (des Gemeinwohls wegen) seyn kann. Schon die römischen Gesetze gestatten wegen löblicher A. die Wiedereinsetzung in den vorigen Stand (restitutio in integrum), besonders hinsichtlich versäumter Fristen. Wer sich aus eigenem Willen und aus einem unrühmlichen Grunde entfernt, hat auf diese Begünstigung der Gesetze gar keinen Anspruch; Derjenige aber, welcher vom Staate wegen unerlaubter Handlungen zur A. genöthigt ist, wie bei der Landesverweisung, nur dann, wenn seine Entfernung ihn an der Bestellung eines Bevollmächtigten hinderte. Neuere gesetzliche Bestimmungen weichen in manchen Stücken davon ab. Ueberhaupt wird jedem Abwesenden zur Erhaltung und Bewahrung seines Vermögens, wie zur Besorgung anderer Geschäfte, ein Vormund gesetzt, wenn er nicht selbst einen rechtsgültigen Bevollmächtigten zurückgelassen hat. Ist ein solcher vorhanden, so muß dieser, nach sächs. Rechte, wenn er binnen Jahr und Tag keine Nachricht von dem Abwesenden erhält, dem Richter Anzeige machen und dem nächsten Verwandten von der ihm übertragenen Vermögensverwaltung Rechnung ablegen. Bei der Ernennung zu Vormündern sollen näher verwandte mündige Weibspersonen entferntern Männern vorgezogen werden. Stirbt der Vormund, so ist die Vormundschaft dem nächsten Intestaterben des Abwesenden zu übertragen. Die Vormundschaft hört auf, wenn der Abwesende wiederkommt, stirbt, oder in Folge erlassener Ediktalien für todt erklärt wird. Nach preußischem Landrecht geschieht die Bevormundung in der Regel erst, wenn ein Jahr ohne Nachricht von dem Abwesenden verflossen ist; bei wichtigen und höchst eiligen Angelegenheiten jedoch auch früher. Die Verwaltung des Vermögens eines abwesenden, unbekannten Erben gebührt dem Pupillencollegio, und nicht dem Gerichte, welches die Ediktalcitation desselben erlassen hat. Auch den nicht mehr unter väterlicher Gewalt stehenden Abwesenden müssen, wenn auch ihr Vater noch lebt, Vormünder bestellt werden, bei deren Wahl aber der Vater insonderheit zu berücksichtigen ist. Eine Ausnahme findet indessen Statt bei ausgetretenen Kantonisten, welche nach einer Verordnung vom 11. Dec. 1801 nicht unter Vormünder gestellt, sondern von der Regierungshauptkasse vertreten werden sollen. Keines Vormundes bedarf ferner ein Abwesender, welcher zur Verwaltung seines Vermögens u. zur Besorgung seiner Angelegenheiten Jemanden rechtsgültig bevollmächtigt hat. Mit Ausnahme des Falles, daß der Bevollmächtigte durch rechtsgültigen Vertrag vom Abwesenden zum Erben eingesetzt wurde, sind jedoch die Verwandten des Abwesenden, wenn dieser innerhalb dreier Jahre dem Bevollmächtigten keine Nachricht ertheilt hat, auf eine Bevormundung anzutragen berechtigt. Ein Gleiches findet aber insonderheit Statt bei dem Tode des Bevollmächtigten, bei Aufkündigung der Vollmacht, bei schlechter Verwaltung des Vermögens und überhaupt beim Eintritte solcher Umstände, welche den Abwesenden bewogen haben würden, die Vollmacht zurück zu nehmen. Was den Verlust anbetrifft, welchen Jemand durch Nichtgebrauch einer Sache, durch Nichtausübung eines Rechts binnen gewisser Zeit erleidet, so verordnet das Allgem. Landrecht (I. 9. § 518) in Rücksicht derer, welche durch A. verhindert werden, ihr Recht zu verfolgen, daß gegen Niemanden, der sich wegen Staatsangelegenheiten in fremden Landen aufhalte, ingleichen gegen keinen Eigenthümer eines Grundstücks, so lange derselbe im Staatsdienste auch nur in einer andern königl. Provinz verweile (bei letztern in Betreff des Grundstücks), eine Verjährung angefangen werden könne. Kehrt jedoch ein solcher Abwesender, während seines auswärtigen Dienstes nur auf eine Zeit lang in seine Heimath, oder in die Provinz, wo das Grundstück liegt, zurück, so nimmt die Verjährung in dieser Zeit ihren Anfang. Tritt aber die Verjährung wirklich ein, so wird gegen den, welcher sich auch nur außerhalb der Provinz befindet, jedes Jahr A. für 6 Monate gerechnet. Nur bei der 30jährigen Verjährung bedarf es gegen den Abwesenden keiner Zeitverdoppelung. Die geographischen Grenzen des Distrikts, in welchem sich ein anderes Landes-Justizkollegium befindet, bestimmen im rechtlichen

Sinne den Umfang der Provinz. Auch im österr. Rechte (Allgem. bürgerl. Gesetzbuch § 276) wird dem Abwesenden, der keinen Bevollmächtigten hinterlassen hat, ein Kurator bestellt, der, wenn er den Aufenthalt des Abwesenden weiß, ihn von der Lage seiner Angelegenheiten unterrichten und diese, wenn keine andere Verfügung getroffen wird, wie die Angelegenheiten eines Minderjährigen besorgen muß. Ebenso ist im Code civil bestimmt, daß, bei eintretender Vermuthung der A. und in Ermangelung eines hinterlassenen Bevollmächtigten, sobald die Nothwendigkeit, für das Vermögen des Abwesenden oder einen Theil desselben Sorge zu tragen sich ergebe, auf Antrag der Interessenten vom Gerichte erster Instanz einem Notar Auftrag zur Vertretung des Abwesenden ertheilt werden soll. Ist 4 Jahre lang keine Nachricht von dem Abwesenden eingegangen und solches gehörig durch Zeugen bescheinigt, so kann ein Jahr nach Eröffnung des Urtheils, worin auf Zeugenverhör erkannt wurde, die Abwesenheitserklärung erfolgen. Diese berechtigt die muthmaßlichen Erben, gegen Kautionsleistung auf vorläufige Einsetzung in den Besitz des Vermögens anzutragen. Ist die Einsetzung geschehen, so können die Interessenten auf Eröffnung des Testamentes und die Legatare vorläufigen Besitz ihrer Legate, jedoch ebenfalls nur gegen Kaution, verlangen. Der provisorische Besitzer ist nur Güterverwalter und dem Rückkehrenden zur Rechnungsablegung verpflichtet, weshalb er ein gerichtliches Inventarium der Mobilien aufsetzen lassen muß. Grundstücke können vom provisorischen Besitzer weder veräußert noch mit Hypotheken beschwert werden. Vgl. Verschollen.

Abydus, 1) alte Stadt in Kleinasien am Hellespont, mit einem sichern Hafen (30 Stadien von dem Hafen von Sestos). A. trieb einen starken Transitohandel und war für die Schifffahrt des Pontus von höchster Wichtigkeit. In der Nähe befanden sich die Goldgruben von Astyra. Nach Homer gehörte das Gebiet dem Asios, dann Thraciern, später erscheint A. als Kolonie der Milesier. Der Perser Daurises eroberte die Stadt; Xerxes schlug hier seine Brücke über den Hellespont und hielt Heerschau. In spätern Zeiten machte sich A. durch Weichlichkeit und Lüderlichkeit berüchtigt, leistete jedoch Philipp III. von Macedonien heldenmüthigen Widerstand und ward 188 durch die Römer im syrischen Kriege belagert. Justinianus errichtete in A. eine Hauptzollstätte. Beim Verfall des griech. Reichs zerstörten die Türken die Stadt und erbauten aus den Trümmern die Festung Sultanie Kalessi. Trümmer finden sich beim Dorfe Aveo in der Nähe des Fleckens Nagara, oder Nagara Barun.

2) (Abydum), Stadt in Ober-Aegypten, früher höchst bedeutend unter dem Namen This, zu Strabo's Zeit nur noch ein unbedeutender Flecken. Hier war das berühmte Memnonium und ein sehr großer und prächtiger Tempel mit dem Grabe des Osiris. Ruinen von jenem finden sich ziemlich wohl erhalten bei dem Dorfe El Berbi (Birbe). A. ist Fundort der jetzt in Paris bewahrten geneal. Tafel der Pharaonen der 18. Dynastie.

Abyssinien (Habesch, Abassin, Azajan, Alberegum), afrikanisches Alpenland, der östliche Vorsprung des südafrikanischen Hochlandes, welches hier gegen das Becken des rothen Meeres abfällt, begreift in seiner weitesten Ausdehnung ein Gebiet, das sich von 7° bis zu 16° nördl. Br. u. von 51° bis zu 60° östl. L. von F. erstreckt und mit 11,000 Geviertmeilen ungefähr die Größe von Deutschland hat. Es grenzt gegen Osten an den arabischen Meerbusen, gegen Südosten an das Land der Somaulis, gegen Süden und Westen an Gallas- und Negerlande, gegen Norden an Nubien. A.s Bodenbeschaffenheit zeugt von den gewaltigsten vulkanischen Revolutionen. Von dem flachen, sandigen, unfruchtbaren, viele Einschnitte, aber keine Häfen darbietenden Küstenstriche (Ambara, Aber) längs dem rothen Meere, der seit langer Zeit außer allem politischen Einfluß auf A. steht, erhebt sich das Land allmählig zu aus Glimmerschiefer und Lavageröllen bestehenden Terrassen und geht dann in ein wildes Gebirgsland voll tiefer Einschnitte und steiler eckiger Rücken über, die es in allen Richtungen durchkreuzen. Westlich laufen die Gebirgszweige in eine wellenförmige, aber durch viele tiefe Einschnitte zerrissene Hochebene zusammen, während den Süden scharf ausgezackte Gebirgskämme begrenzen. Unfruchtbar sind die Inselgruppen vor der Küste, die zum Theil aus Korallenfelsen in einem sehr verwitterten Zustande bestehen. Die meisten sind wasserlos und tragen, mit Ausnahme von Mimosen, keine Vegetation. Nur die Inselgruppe, welche man unter dem Namen Dahlak begreift, zeichnet sich aus. Der Gebirgsrücken, welcher, genau von Nordnordwest nach Südsüdost mit dem Meere parallel ziehend, den Küstenstrich von dem Binnenlande trennt, wird auf den Karten gewöhnlich mit Baharnagasch bezeichnet, ein Name, der im Lande selbst nur der nördlichsten Spitze (Gurumba) und der südlichsten (Schumfecta) gegeben wird. Die Höhen der Gebirge im eigentlichen A. haben unter sich so wenig Zusammenhang, daß sie sich öfters in den entgegengesetzten Richtungen durchkreuzen, ohne doch eigentliche Gebirgsstöcke zu bilden. Im östlichen Theil des Landes enden die Gebirge häufig in nackten Spitzfelsen, mehr westlich, wo Thon und Glimmerschiefer vorherrschen, sind die Bergkuppen abgerundet. Die Thäler sind überall, wo Eisenthon zu Tage liegt, sehr schmal, häufig bloße Klüfte, und fallen, so weit das horizontal geschichtete Eisenthongestein in ihnen hinabreicht, ganz senkrecht von oben ab, bis das Schieferthongestein beginnt, das in runden Schwingungen abwärts geht. Bis zur Provinz Semen hat die Landschaft durchschnittlich eine Höhe von 6000 Fuß, aus welcher sich viele Berge von 7000 bis 10,000 Fuß erheben, während die tiefsten Thäler noch 3000 Fuß über dem Meere liegen. In der Provinz Semen steigen die Berge bis zu 14,000 Fuß Höhe hinan. Das Semengebirg ist eine völlig zusammenhängende Bergmasse, gleichsam nur ein einziger, etwas zerrissener Riesenberg, der an seiner Südseite sehr sanft von 14,000 bis 9000 Fuß abfällt. Die steilere Nordseite bildet einen wellenförmigen Kamm, der von Ost nach West streicht und an seinem westlichen Ende zwei Er-

hebungen hat, welche die zusammenhängenden Berge Abba Jared und Silke bilden. Dieser Bergkamm liegt den beiden höhern Bergen Deggen u. Bachit nördlich voran und hängt mit denselben durch eine geringe Vertiefung zusammen; er bildet zugleich wegen seiner Höhe eine Wasserscheide. Ein Theil der Gewässer fließt nämlich nördlich, unmittelbar in den Takazzé, der andere auf der Südseite in den Bellagas und dieser in den Takazzé, so daß kein einziges Gewässer des ganzen Semengebirges in den Zanasee oder den großen Nil fließt. Die südliche Abdachung des Semengebirges ist durch einen großen Riß, der das nach Südwest streichende u. dahin abfallende Thal Maschiba bildet, in zwei große Haupttheile gesondert, deren östlicher Theil den östlichen Punkt Ras Deggen, der westliche als erhabenste Spitze den Berg Bachit (Baahit) hat. Diese vier Punkte: Silke, Abba Jared, Bachit und Deggen, sind wahrscheinlich die vier höchsten Berge A.s, an Höhe unter sich wenig verschieden. Die südlichsten Theile A.s, Narea und Kaffa, wo die Gebirge noch höher seyn sollen, hat noch kein Europäer betreten. Im Hochgebirge sind eine Menge Bergkessel, theils Seen, theils Sümpfe. Der größte der abyssinischen *Seen*, der Zana, eine Tagereise von Gondar entfernt, hat nur in der Regenzeit eine beträchtliche Wassermenge und ist in der übrigen Zeit des Jahres an vielen Stellen durchwatbar. Von seinen vielen Inseln sind einige bewohnt. Andere bedeutende Seen sind der Aschanschi, der einem tiefen Bergkessel in der Provinz Wofiha ausfüllt, keinen Zufluß hat, aber in den Fluß Anaso ausströmen soll, der mit dem Hawasch in Verbindung stehende Dugodsee und ganz im Süden nördlich von den Mugar-Barakat-Gebirgen der Assudsee. In den Provinzen Hamacen und Tigre befindet sich eine Menge kleinerer *Teiche*, die häufig ganz isolirt zu seyn scheinen, jedoch durch unterirdische Wege in Verbindung stehen. Uebrigens beherbergen die Gebirge A.s verhältnißmäßig sehr wenig Gewässer. In den östlichen Landschaften kann man oft Tage lang reisen, ohne eine Quelle zu finden. Es gibt eigentlich nur zwei einigermaßen bedeutende *Ströme*, den Takazzé und den Nil. Ersterer, der „Fluß der Trübsal", entspringt in den Gebirgen von Lasta und nimmt sogleich seinen Lauf nördlich, nimmt in der Provinz Temben eine westliche Richtung, strömt bei Sire wieder nordwestlich, tritt in die Provinz Waldübbe, wo er A. verläßt, und ergießt sich endlich als Atbara im Sennaar in den Nil. Er empfängt nur kleinere Flüsse außer dem Mareb, der in Tigre entspringt, die Provinz Hamacen, das Gebiet der Schangallas durchfließt und im Sommer sich mit dem Takazzé vereinigt. Der abyssinische Nil ist der unter dem Namen des blauen Flusses (Bahr el Azrek) bekannte schwächere Arm, den man für den eigentlichen Nil hielt, ehe der größere westl. Arm, der weiße Fluß (Bahr el Abiad), näher bekannt war (s. *Nil*). Obgleich der blaue Fluß eine Menge kleinerer Flüsse empfängt, wie Belo, Dschemma, Geschen, wird er doch erst in der Provinz Maitscha bedeutend. Der Hawasch, ein großer Strom, der die südliche Grenze von Schoa bildet, ist noch ziemlich unbekannt. Das *Klima* ist in den sandigen Niederungen und den tiefen Thälern das der heißesten Zone; auf den Hochebenen weht Schweizerluft; in den Thälern des Hochlandes wechseln, je nach ihrer Lage, alle Klimate eines tropischen Alpenlandes. Beinahe nie oder nur in einigen der tiefsten Thäler erhebt sich das Thermometer bis auf 26° R., selten sinkt es unter 10°. In mittlerer Höhe zwischen 6—7000 Fuß absoluter Höhe, wo der größere Theil der Bevölkerung lebt, wechselt die Wärme zwischen 10 und 22°. Die Regenzeit fängt im Mai an und dauert bis zum September; in den südwestlichen Theilen tritt sie früher ein als in den östlichen. In dieser Zeit herrscht der Nordwind mit seltenen Absprüngen nach Nordost oder Nordwest. In der Regel tritt der Regen am Nachmittag ein; es thürmen sich alsdann Wolken auf und entladen sich unter furchtbarem Donner u. Blitz. Außer der Regenzeit ist der Himmel beständig rein und klar, selbst die Winde hören da gänzlich auf oder wehen sehr unregelmäßig. An der Küste fangen merkwürdiger Weise die Regen erst an, wenn sie im Innern aufgehört haben, d. h. im Oktober und November. Da der Regen im Sommer fällt, so wird die absolute Sommerhitze durch ihn herabgestimmt, während die Wintertemperatur durch den anhaltenden Sonnenschein zu einem bedeutenden Wärmegrad sich erhoben findet, so daß die Temperaturen beider Jahreszeiten nur wenig von einander verschieden und auf manchen Höhen sogar fast gleich sind. Schnee sah Schimper nur dreimal, und zwar nur während der Regenzeit und an Tagen, wo graue Nebelmassen auf der Höhe von 13,000 bis 13,500 Fuß etwas über der Erde schwebten. Der *Pflanzenwuchs*, im Großen wie im Kleinen überaus üppig, begünstigt vor Allem den Ackerbau und breitet sich in dichten Laubforsten bis zu 11,000 Fuß über die Gebirge. Wiesen im schönsten tiefsten Grün gehen bis zu 8000 Fuß, in geschlossenem Dickicht wuchern tausendfältige Pflanzen und Sträucher, und die Gräser überragen die Häupter der Menschen. In den Thälern verschlingen sich die tropischen Gewächse zu undurchdringlichen Wildnissen; selbst zwischen starren Felsen ist der Trieb der kräftigen Natur noch so ungemein, daß die Pflanzen aus den Felsen hervorzukeimen scheinen. Diese gewaltigen Wurzelknollen drängen sich aus den Felsspalten hervor, um sich dann sogleich als mächtige Bäume zu erheben; zwischen ihnen wuchern zahllose Aloe- und Kaktusarten. An den Bergen ist die Vegetation so schön, daß es, nach Schimpers Ausdruck, menschlicher Phantasie unmöglich ist, sich das Paradies schöner vorzustellen. Parasitenartige Moose, welche wie grüne Locken an der Schattenseite der Bäume hängen, langfadige Parmelia-Arten, welche den Bäumen ein graubärtiges Ansehen geben, Farrenkräuter, die bis an die Gipfel der Bäume hinaufklettern, endlich die hohe baumartige Giberonpflanze (Tuba Schimperi), alle diese Gewächse neben dichtem, hochstämmigem Laubholz geben der Berggegend ein so wunderbares Aussehen, daß man sich in einen Feenwald versetzt glaubt. Auf vielen Gebirgen finden sich hochstämmige Waldungen von Cedern, Eisenholz, Tamarinden u. Colquallbäume; Citronen, Feigen, Orangen und Granatbäume gibt es überall wild, auch die Dattelpalme ge-

deiht ohne alle Pflege. In der Gegend von Schire wächst Baumwolle, die besser als die indische seyn soll, und bei Axum der Weinstock, von dem man einen vortrefflichen Wein bereitet. Im Südost findet man den Mangobaum und Kaffeebäume in ganzen Waldungen. Einzeln steht der riesige Affenbrodbaum (Adansonia digitata), in der Tigresprache Dimma. Die Getreidearten sind Weizen, Gerste, Hafer, Durrha, hauptsächlich Mais, zwei Grasarten Tef (Poa abyssinica) und Dagussa (Eleusine Tocusso), deren Samen ein vortreffliches Brod geben. Zur Oelbereitung dient der Nukh (Guizotia oleifera), zum Waschen bedient man sich der Blüthe eines Strauchs Schipte, die, getrocknet und pulverisirt und mit Wasser vermischt, einen vortrefflichen Schaum gibt. Sehr zahlreich ist die Fauna. Von den Thieren des Waldes kennt man Affen, Gazellen, Hasen, zuweilen große Dammhirsche, Wildschweine, Rhinoceren, Elephanten von riesiger Größe, im Süden Giraffen, Löwen, Tiger, Leoparden, Tigerkatzen, Schakale, Füchse und vor Allen die Hyänen, die so zahlreich wie die Menschen seyn sollen. In den Flüssen und Seen leben Flußpferde und Krokodile. Die geflügelte Welt ist überaus reich an Vögeln mit dem schönsten Gefieder. Wilde Tauben, Turteltauben, Perlhühner, Fasanen, Rebhühner, wilde Gänse und Enten leben in allen Landestheilen. Auch an Raubvögeln ist kein Mangel; zahllose Falken und Geier kreisen beständig in der Luft. Von den schädlichen Thieren sind manche Arten schwach vertreten, namentlich Skorpione und Schlangen. An den Ufern des Takazzé findet man die gehörnte Brillenschlange, die aber den Menschen nicht gefährlich ist; zu fürchten ist die schwarzgraue Tarantel. Landplagen sind Wanzen, Heuschrecken und Termiten; ein sehr verbreitetes Uebel ist der Bandwurm. Der Mineralreichthum des Landes ist noch wenig bekannt. Gold wird in den nahen Flüssen gefunden, auch in Gruben gebaut; Steinsalz lagert auf einer Ebene in 3 Fuß dicken Schichten am Tage in unerschöpflicher Menge.

Die Bevölkerung A.s ist sehr gemischt, wie denn der Name Habesch im Arabischen „gemischtes Volk" bedeutet. Die Mehrzahl derselben charakterisirt Rüppell als einen schön geformten Menschenschlag von der kaukasischen Race, dessen Gesichtsbildung mit derjenigen identisch ist, die unter den Nomaden Arabiens vorherrscht. Das Kennzeichen seines Aeußeren besteht hauptsächlich in einem ovalen Gesicht, einer fein zugeschärften Nase, einem wohl proportionirten Mund mit regelmäßigen, nicht aufgeworfenen Lippen, lebhaften Augen, schön gestellten Zähnen, etwas gelocktem, aber auch glattem Haupthaar und einer mittleren Körpergröße. Eine zweite zahlreiche Abtheilung der Bewohner gehört zu dem äthiopischen Menschenstamm, der besonders durch eine minder zugeschärfte und durchgehends etwas gekrümmte Nase, durch dicke Lippen, längliche und nicht sonderlich feurige Augen und ein sehr stark gekräuseltes, beinahe wolliges, dicht stehendes Haupthaar sich auszeichnet. Der dritte Typus ist der der Gallas, die ein schlankes athletisches Geschlecht mit wilden Gesichtszügen und dickem, buschigem Haare sind. Mit ihnen verwandt sollen die Schoho seyn, die aber eine eigene Sprache reden und eine eigenthümliche Gesichtsbildung haben. Alle diese Völker wechseln in ihrer Farbe von einem Kolorit, das dem der Weißen nahe kommt und das sich selbst unter den Gallas findet, bis zum Tiefbraun. Die herrschenden Religionen sind die christliche, die mosaische und die mohammedanische. Ueber die Christen s. Abyssinische Kirche. Die Israeliten, die im Lande Falaschas heißen, bildeten früher einen eigenen Staat in Semen, erkennen aber jetzt den christlichen Beherrscher von Semen an und bezahlen einen bedeutenden Tribut, leben aber abgeschlossen und wie unabhängig. Die abyssinischen Juden entbehren des charakteristischen jüdischen Typus gänzlich und unterscheiden sich in nichts von den andern Abyssiniern. Die Masse der Mohammedaner liefern die Gallas; sie sind im ganzen Lande, wenn auch in einer Minderzahl verbreitet. Der moralische Zustand der Abyssinier wird von den Reisenden mit den schwärzesten Farben geschildert. Treue u. Glauben, Tugend überhaupt, sind ihnen unbekannt, ihr ganzes Wesen besteht aus Lastern; Lug und Trug ist ihr tägliches Geschäft. Eine gewisse Gastfreundschaft, Anhänglichkeit der Kinder an die Aeltern, eine patriarchalische Behandlung der Dienenden sind die einzigen Tugenden dieses verwahrlosten Volkes. Die Ehe besteht nur dem Namen nach; beide Ehegatten leben in völliger Ungebundenheit. Der Mann arbeitet fast gar nicht, doch wird das Waschen von Männern verrichtet, die auch den Weibern bei dem Bestellen der Felder zur Hand gehen. Handwerke kennt die christliche Bevölkerung nicht, das Gerben des Leders und das Weben baumwollener Stoffe wird ausschließlich durch Mohammedaner betrieben. Die Speisen sind sehr einfach u. bestehen für den Armen einzig und allein in Brod, das in eine Pfefferbrühe getaucht wird. Der Reiche genießt außer der Milch Honigwein, Fleisch von Hühnern, Schafen und Ziegen, welches gebraten, und von Ochsen, welches roh gegessen wird. Ein großes Stück Baumwollenzeuch (Schamma), in das man sich hüllt, ist für Männer und Frauen die Kleidung; die Frauen tragen außerdem ein grobes Hemd. Eine Kopfbedeckung ist nur bei den Priestern gebräuchlich. Alle zehn Sprachen und Dialekte des Landes haben keine selbstständige Literatur. Das Amharische ist die Sprache der Richter, Priester und allgemein verständlich. Die Zeitrechnung ist noch die der alten Aegypter; der Monat zählt 30 Tage, der August 35; am 30. August beginnt das Jahr. Man rechnet vom Anfang der Welt u. zählt 5500 Jahre von Adam bis zur Geburt Christi. Die Aerzte sind zugleich Zauberer und Geisterbanner. Die meisten Wohnungen sind kleine, schmutzige Strohhütten, umgeben von einer hohen Dornenumzäunung; nur wenige Häuser haben eine, gewöhnlich vier Schuh hohe u. kreisförmige Steinmauer als Grundlage, sowie ein festes konisches Strohdach, das in der Mitte auf einem Hauptpfeiler ruht und außerdem von einer kreisförmig gestellten Reihe hölzerner Stützen getragen wird. Nach dem Muster dieser Hütten sind auch die runden, mit Strohdächern gedeckten Kirchen ge-

baut. Die Städte bestehen in Häusergruppen, welche selten die Zahl 30 überschreiten. Der Kaiser (der große Negus) ist ein klägliches Wesen, ohne Bedeutung und Ansehen, wohnend in einer elenden Hütte, lebend von einem Almosen von 300 Thalern. Die ursprünglichen Vasallen (Deßches maische) besitzen in ihren Gebieten die bürgerliche und militärische Gewalt und verzehren in Raub und blutiger Fehde das Mark des Volks. Für die Entscheidung der Rechtshändel besitzt man einen Auszug aus dem justinianischen Gesetzbuch, der aber selten zur Anwendung gelangt, da die Richter ein willkürliches Verfahren vorziehen. Die Strafen für leichtere Vergehen sind Geldbußen, Gefängniß und Stockprügel; schweren Kriminalverbrechern und politisch Strafwürdigen schneidet man einen Arm oder ein Bein ab. Beim Morde tritt das Gesetz der Blutrache ein, die sich aber abkaufen läßt.

Seitdem sich die Ras oder Statthalter von dem Schattenkaiser unabhängig gemacht, zerfällt A. in mehre Staaten. Die drei wichtigsten sind: 1) das Königreich Tigre, welches den nordöstlichen Theil des Hochlandes zwischen dem Takazzé u. dem Semengebirge einerseits u. der Samhara andererseits mit den Städten Antalow u. Adaua (Adoa) umfaßt. Das Reich Gondar oder Amhara, das sich auf die Gebiete westlich vom Takazzé u. dem Semengebirge erstreckt u. Gondar zur Hauptstadt hat; auf diese beide Reiche rechnet man 2$^1/_2$ Millionen Einwohner. Das Königreich Schoa und Efat liegt südlich von den beiden eben genannten mit der Hauptstadt Ankobar. Außerdem gibt es noch einige kleinere minder bekannte Staaten, welche unter unabhängigen abyssinischen Herrschern stehen. Dazu gehört Cambat, ein kleines sehr gebirgiges Land mit der Hauptstadt Karembza, das südlicher gelegene Wollamo mit der Hauptstadt Wofana, u. die etwas bedeutenderen Königreiche Susa, mit kalten rauhen Hochgebirgen u. der Hauptstadt Bonga, u. Kaffa, zwischen dem Strome Goschob u. dessen Zuflusse Omo, mit gemischter Bevölkerung, Hochgebirgen, Waldungen und Kaffee der besten Sorte. Alle diese Staaten liegen im südlichen Theile A.s; im Westen und Süden derselben beginnen die Wohnsitze der Neger, wie der ganz wilden Dokos und anderer Stämme. Mit der Einführung des Islam entstand das Königreich Enarea, eines der höchsten Gebirgsländer Afrika's, reich an Vieh, Getreide, Pelzwerk, Elfenbein, Weihrauch und Myrrhe, Zibeth rc., mit der Hauptstadt Saka u. einem kriegerischen König. Durch ihn wurde neuerlich das weiter südöstlich gelegene Königreich Zingaro unterjocht, dessen Hauptstadt Anger heißt. Im Süden davon liegt längs beiden Ufern des Goschob das Reich Kuscha, welches in lebhaftem Verkehr mit portugiesischen Sklavenhändlern steht. Anderwärts haben sich kleinere Stämme unter eigenen Häuptlingen mitten zwischen die abyssinischen Staaten und Provinzen hineingedrängt und viele derselben unterworfen. Sie sind vorzüglich im Süden des Hochlandes vorherrschend, wo sie das Königreich Schoa u. Efat fast ganz umgeben. Die Negerstämme der Schangalla bewohnen den westlichen Theil des Gebirgs, die Landstriche Bar-el-Bertat und Fassokl nebst den sumpfigen Niederungen im Norden. Der Küstenstrich Amhara wird von den nomadischen Stämmen der Danakil oder Adniel bewohnt, welche sich zum Islam bekennen und deren nördliche Stämme von einem die Souveränetät der Pforte anerkennenden Naib regiert werden. Seine Residenz Arkiko liegt der Insel Massawah gegenüber.

Obwohl die älteste Geschichte der Abyssinier, die übrigens nach arabischen Sagen aus Yemen einwanderten, reich an Fabeln ist, so sind doch manche Spuren vorhanden, daß dieses Volk zu den ältesten Kulturvölkern der Erde gehört. In der Geschichte erscheinen die Abyssinier zuerst in dem Reich von Axum. Die deutschen Reisenden, welche A. besucht haben, Rüppell, Schimper, Katte rc., haben sich von wissenschaftlichen Zwecken leiten lassen oder der Mission zu dienen gesucht. Die protestantische Mission, für welche zuerst Gobat, Kugler, später Isenberg thätig waren, befindet sich seit fast 30 Jahren in Adaua, ohne sonderlichen Erfolg. Während dieser Zeit, vielleicht schon früher, sind französische und englische Reisende gekommen, deren Erscheinen mit politischen und Handelszwecken verknüpft gewesen ist. Der erste von diesen, der Engländer Salt, der im Auftrage seiner Regierung reiste, ließ einen gewissen Cofine zurück. Nach den Engländern kamen Franzosen, Combes und Tamisier, Ferret und Galinier, die beiden Abbadie und Lefevre. Combes vermittelte eine direkte Handelsverbindung mit Frankreich und kaufte sogar die Bai von Eed an, doch hatte das Unternehmen schlechten Erfolg. Nach Schoa gingen der Franzose Rocher d' Hericourt und die Engländer Harris und Beeke. Der Major Harris brachte dem König große Geschenke mit und schloß am 16. Sept. 1841 einen Vertrag mit ihm ab, nach welchem alle englischen Unterthanen das Land frei betreten und verlassen und in allen seinen Produkten gegen Bezahlung von 10 Proc. Zoll Handel treiben können. Das große Hinderniß einer Ausdehnung des Handels mit A. liegt bis jetzt in dem Zustande des Küstenlandes, wo beständige Unsicherheit herrscht, und in dem Mangel an Straßen im Hochlande. A. besitzt zwei große Handelsstraßen für seine Karawanen, nämlich von Gondar nach Messaua am rothen Meer, und von Gondar nach Kairo durch das Sennaar. Sie machen die Reise mehrmals im Jahr, aber sie sind am zahlreichsten im Januar nach dem Regen und im April vor der Regenzeit. Die Karawane von Gondar nach dem Sennaar nimmt unterwegs kleinere Waarenzüge auf, vereinigt sich in Sint mit der aus Darfur kommenden und häuft sich so beträchtlich an, bis sie Kairo erreicht. Die Einfuhrartikel sind vom Meer und von Sennaar arabische, indische und europäische Waaren, hauptsächlich Baumwollenstoffe, rohe Baumwolle, gedruckte Kattune, rohe blaue Seide, roth u. gelb durchwirkte seidene Bänder u. Litzen, Goldtressen, Korduane, Pulver, Blei, Eisen, Messer, namentlich Rasirmesser, Scheeren, Näh- und Packnadeln, Säbelklingen, hauptsächlich deutsche, Spiegel, arabischer Schnupftabak, persische und indische Teppiche, indische Strohmatten, böhmische Glasperlen und Gläser, Gewehre und Pistolen, aber vor Allem Marien-Theresien-Thaler, schwarzer

Pfeffer und Salz, das schon in Gondar als Geld kursirt und weiter südlich gleichen Preis mit dem Golde hat. Die südlichen Länder, auch Schoa und Efat, führen ein ungegerbte Ochsenhäute, lederne Säcke, Reitsättel und Zaumzeuge, Maulthiere, Pferde, Wurfspieße, welche Waaren fast sämmtlich in A. bleiben, und zur fernern Ausfuhr Sklaven, Gold, Moschus von der Zibethkatze, Kaffee, Elfenbein und Felle von wilden Thieren. Die Karawanen aus dem Süden, welche die werthvollsten Waaren bringen, gehen zum größten Theil westlich von Schoa auf einem großen Umweg über Gondar nach Massaua. Das Gold wird theils in zusammengeschmolzenen Stücken verkauft, theils als Staub. Den gewinnreichsten Handel kann man mit dem Moschus machen, der von schwärzlicher Farbe, überaus wohlriechend ist und in Ochsenhörnern verkauft wird. Die abyssinische Baumwolle ist vortrefflich und verkauft sich auf europäischen Märkten sehr theuer. Eigene **Münzen** hat A. nicht; spanische Piaster, venetianische Zechinen u. deutsche Species-Reichsthaler, Patakkas genannt, cirkuliren im ganzen Lande. Große Zahlungen werden in Goldbarren gemacht und nach dem Wakea, der abyssinischen Unze, berechnet. Der Wakea Gold wird im Werthe mit 11¾ Patakkas gleichgeachtet. **Längenmaß** ist der türkische Pik, 27 engl. Zoll und 0,6857 Meter, **Flüssigkeitsmaß** der Cuba von 62 englischen Kubikzoll oder 1,016 Liter, **Getreidemaß** der Ardeb zu 10 Madegas, 27½ Ardebs 1 engl. Quarter. **Gewicht** ist der Rotolo von 12 Wakeas zu 12 Drachmen.

Geschichte. Die abyssinische Königsdynastie leitet ihren Ursprung von dem jüdischen König Salomo ab. Man glaubt, daß dieser Salomo ein Abyssinier sey, der um 1268 den Thron erworben und die jetzt ganz verfallene Staatsordnung gegründet habe. Ein Einfall der Gallas unterwarf den größten Theil der Feudalreiche A.s, und die daraus entstehende Bedrängniß war den Portugiesen günstig, die das Land für sich und ihren Glauben gewannen, aber durch den Kaiser Basilides 1632 wieder vertrieben wurden. Die alte Verfassung, welche dem Kaiser (Negus) einen Hausmeier (Ras) zur Seite setzte, führte zu denselben Resultaten, die wir aus der Geschichte der fränkischen Merowinger kennen. Der Kaiser wurde ein Schatten, der Hausmeier riß die Macht an sich, und was er an dem Negus that, führten die Vasallen gegen ihn selbst aus. So viele mächtige Reichsbarone da waren, in so viele ganz oder halb unabhängige Lehnsfürstenthümer zerfiel A., die sich selbst unter einander wieder bekämpften, so daß fortwährend Bürgerkriege herrschten, die in der Regel keinen andern Zweck hatten, als einen durch Versprechungen und Eidschwüre eingeschläferten Gegner zu verdrängen u. die Bewohner einiger Bezirke auszuplündern. Sabagades, der sich seit 1823 durch Tapferkeit und Kühnheit vom gemeinen Soldaten zum Fürsten emporgeschwungen und außer der Provinz Tigre die meisten der östlich vom Takazzé gelegenen Provinzen unterworfen hatte, war der erste Fürst, der von dem kläglichen Zustande des Volks eine Ahnung hatte und große politische Pläne verfolgte. Indem er das ganze Reich unter seinem Scepter zu vereinigen suchte, wurde er die Veranlassung zu einer Koalition der Fürsten mit dem damaligen Ras Marie. Eine Schlacht am Takazzé (14. Febr. 1831) entschied gegen ihn; sein Heer wurde gesprengt, er selbst gefangen genommen und enthauptet. Seitdem herrschte in Amhara der Ras Ali, in Tigre und südöstlich vom Takazzé hat Ubye, der gegen den rebellischen Ras für die legitime Herrscherfamilie zu kämpfen vorgibt, die Erbschaft des Sabagades angetreten. Zwei Kriege, die 1841 und 1846 zwischen ihm und Ras Ali entbrannten, sind ohne Entscheidung geblieben. Die Ansprüche, welche die osmanische Pforte 1847 auf das abyssinische Niederland, die Samhara, erhob, stürzten das Land in neue Verwickelungen. Die Pforte nahm von Harkiko wirklich Besitz und setzte 1850 einen Pascha nach Massaua, während England alle türkenfreundlichen Bestrebungen dem Schutze Frankreichs gegenüber, den Ubye angerufen, durch einen bei Ras Ali angestellten Konsul unterstützte.

Die **Literatur** über A. wird durch die Missions- und Handelsbestrebungen von Jahr zu Jahr vermehrt. Unter den älteren Schriften ist zu nennen: Ludolfs „Historia aethiopica" (Frankf. 1681) nebst „Commentarius ad hist. aeth." (das. 1691); unter den neuern Reiseberichten zeichnen sich aus: Bruce's „Travels to discover the source of the Nile in the years 1768—1773" (Edinb. 1790, 5 Bde., deutsch von Volkmann, Leipz. 1790—92, 5 Bde.), Salts „Voyage to Abyssinia" (Lond. 1814), Combes' und Tamisiers „Voyage en Abyssinie 1835—37" (Paris 1838, 4 Bde.), Rüppells „Reise in A." (Frankfurt 1838—40, 2. Bde.), Rocher d'Hericourts „Voyage sur la côte orientale de la Mer Rouge" (Par. 1841) und „Second voyage" (das. 1846), der Missionäre Isenberg und Krapf „Journals" (Lond. 1843). Johnstons „Travels in Southern A." (das. 1844, 2 Bde.), der Gebrüder Abbadie im „Journal asiatique" ꝛc., besonders aber der Bericht einer franz. wissenschaftl. Kommission, der seit 1845 zu Paris erscheint. Wichtig ist Harris Werk: „The highlands of Aethiopia" (Lond. 1844, 3 Bde., deutsch, Stuttg. 1845—47, 2 Bde.). Vgl. **Ritter**, Ein Blick in das Nil-Quellland, Berlin 1844.

Abyssinische Kirche. Die Ausbreitung des Christenthums in Abyssinien begann zu Anfang des 4. Jahrhunderts und noch vor Ablauf desselben war dasselbe im ganzen Lande herrschende Religion. Unter Konstantin dem Großen (etwa 330 n. Chr.) litt ein Tyrier, Namens Meropius (nach Einigen Philosoph, nach Andern Kaufmann), der mit seinen Neffen Frumentius und Aedesius auf Entdeckungen ausgegangen war, an der äthiopischen Küste Schiffbruch. Die Mannschaft wurde von den barbarischen Küstenbewohnern ermordet, die Jünglinge aber verschonte man und brachte sie als Sklaven an den Hof nach Axum, wo sie zu hohen Ehrenämtern gelangten und diese ihre Stellung zur Verkündigung des Christenthums benutzten. Sie zogen ägyptische Kaufleute herbei und die Christen durften sich allenthalben im Lande niederlassen. Aedesius kehrte später nach Tyrus zurück, Frumentius aber begab sich nach Alexandrien, erbat sich von dem dortigen Patriarchen Athanasius Priester für sein neues Vaterland,

erhielt solche, wurde zum Bischof geweiht, kehrte dann nach Abyssinien zurück und bekleidete seitdem als **Abba Salama** die Patriarchenwürde. Nachdem sich auch der König hatte taufen lassen, breitete sich das Christenthum im Lande rasch aus. Die alexandrinischen Patriarchen pflegten nun regelmäßig den Patriarchen oder Abbuna (Vater) von Abyssinien zu weihen, gestanden ihm aber nur den Rang, nicht die Gewalt eines Patriarchen zu. Die ferneren Pfleger der a. K. waren aber ägyptische Mönche, unter denen besonders neun als Heilige hervorragten und das Mönchswesen im Lande einführten. Sie bauten Felskirchen und Einsiedeleien (470—480 n. Chr.). Eine Menge Legenden, in liturgische Gesänge verwoben, hat sich um sie gebildet; sie verrichteten Wunder und leisteten in Kasteiung u. Selbstquälerei Unglaubliches. Durch ihren Eifer vornehmlich scheint sich damals das Christenthum nicht nur nach Osten und Norden, sondern auch nach dem unbekannten Innern Afrika's ausgebreitet zu haben. Als 451 die Synode von Chalcedon den Patriarchen Dioscorus von Alexandrien als Eutychianer verdammte, wodurch die Partei der Monophysiten entstand, harrte die a. K. bei ihrem Patriarchen aus. Während ihre Angehörigen die Katholischen Melchiten (die des Königs Glauben annehmen) nannten, erhielten sie selbst den Beinamen Jakobiten nach dem Syrer Jakob Baradai. Sie protestirten aber stets gegen den Vorwurf, daß sie eine der Naturen in Christo leugneten und wollten nur der Gefahr des Nestorianismus ausgewichen seyn. Fortan aber weihte der jakobitische oder koptische Patriarch von Alexandrien den abyssinischen Abbuna. Als im Laufe des 7. Jahrhunderts die mohammedanischen Araber sich Aegyptens bemächtigten und die christliche Kirche daselbst unterdrückten, hörte die Verbindung, welche bis dahin zwischen der abyssinischen und den übrigen Kirchen des Morgenlandes bestanden hatte, beinahe ganz auf und in Folge davon verschwand jene auf mehre Jahrhunderte aus dem Andenken der Christenheit. Aber alle List und Gewalt, welche die Araber anwendeten, um die Abyssinier zur Annahme der Religion Mohammeds zu bewegen, waren nicht im Stande, sie vom christlichen Glauben abzubringen, und mit diesem wußten sie sich auch ihre Unabhängigkeit von fremder Herrschaft zu bewahren. Erst zu Anfang des 16. Jahrhunderts richteten sich die Augen der abendländischen Christen wieder auf das vergessene Christenland Abyssinien. Einige Reisende, welche König Johann II. von Portugal nach Afrika auf Entdeckungen ausgesandt hatte, hörten zum ersten Male wieder von einer christlichen Kirche reden, welche in den Thälern des afrikanischen Alpenlandes seit den ersten christlichen Jahrhunderten bestehe und dem gewaltigen Bekehrungsschwerte des Islams nachhaltigen Widerstand geleistet habe. König Johann schickte auf diese Entdeckung hin eine Gesandtschaft nach Abyssinien, um genauere Erkundigungen einzuziehen und mit den dortigen Christen ebensowohl im politischen, als religiösen Interesse in Verkehr zu treten. In Folge davon entstand ein freundliches Einvernehmen zwischen Portugal und Abyssinien, das erst durch die verheerenden Einfälle der im Süden wohnenden Gallas, deren Abyssinien sich nicht erwehren konnte, unterbrochen wurde. Damals drohte der dortigen christlichen Kirche völliger Untergang. In dieser Noth gewährte Portugal die erbetene Hülfe. Ein portugiesisches Kriegsheer landete 1541 an der abyssinischen Küste, aber in offener Feldschlacht von den Gallas besiegt, ward es fast aufgerieben. Der Rest desselben vereinigte sich mit einem großen Heere, welches den Abyssiniern von Aethiopien her zu Hülfe kam, und nun wurden in einer zweiten Schlacht die Gallas entscheidend aufs Haupt geschlagen, worauf der König von Abyssinien sein Reich wieder in Besitz nahm und die christliche Kirche im Lande wieder befestigt wurde. Als aber nun die Portugiesen, welche das Verdienst der Befreiung des Landes sich allein zurechneten, von den Abyssiniern die Anerkennung der kirchlichen Oberherrlichkeit des Papstes und die Abtretung eines Theils des Landes verlangten und Rom an die Stelle des koptischen Patriarchen in Alexandrien, dem die a. K. seit ihrer Gründung gehorchte, einen Jesuiten zu bringen suchte (1624), brach die Verstimmung des von Einsiedlern und Mönchen aufgeregten Volks in blutigen Aufruhr aus, in dessen Folge den jesuitischen Missionen in Abyssinien ein Ende gemacht u. aller Verkehr mit Portugal u. dem römischen Stuhle abgebrochen wurde (1634). Hierauf verfloß wieder ein Jahrhundert, ehe sich die abendländische Christenheit wieder mit der a.n K. beschäftigte, und während dieser Zeit sank das von inneren Zwistigkeiten und Anarchie zerrissene Land in immer tieferen Verfall.

Erst in diesem Jahrhundert fing man im Abendlande wieder an, sich der unglücklichen abyssinischen Christen wieder anzunehmen und zwar in weniger eigennütziger Absicht, als es die Jesuiten und Portugiesen gethan. Im Jahr 1808 machte der französische Konsul in Alexandrien, Asselin, die Bekanntschaft eines gelehrten Abyssiniers, Namens **Abreka** (Abraham), welcher Bruce auf seiner Reise in Abyssinien begleitet hatte. Derselbe war ein eifriger Christ und von dem Gedanken beseelt, für die religiöse und moralische Hebung seines Volks zu wirken. Von Asselin ermuntert, unternahm er es, das äthiopische alte und neue Testament in die abyssinische Landessprache, das Amharische, zu übersetzen, und vollendete diese Arbeit in 10 Jahren. Das Manuskript dieser Uebersetzung sah Jowett, ein englischer Prediger, auf seiner Reise in die Länder des Mittelmeers, bei Asselin und bewirkte den Ankauf desselben für die britische und ausländische Bibelgesellschaft. Ehe noch die Evangelien und die Apostelgeschichte in dieser Uebersetzung im Druck erschienen (1822), war es Jowett gelungen, durch Pearce, den Begleiter Salts auf seiner zweiten Reise in Abyssinien, eine Uebersetzung zweier Evangelien in die Tigre-Sprache verfertigen zu lassen. Hierauf und auf andere günstige Umstände gründete Jowett seinen Vorschlag einer von der englisch-bischöflichen Missionsgesellschaft zu unternehmenden Mission in Abyssinien. Im J. 1826 wurden dorthin die Zöglinge der Missionsanstalt zu Basel, **Samuel Gobat** (jetzt anglikanischer

Bischof zu Jerusalem) und Chr. Kugler, abgesandt. Erst im Jahr 1830 erreichten sie ihren Bestimmungsort. Der frühe Tod Kuglers in Adowa und die politischen Unruhen im Lande nöthigten Gobat zur Rückkehr nach Europa, um daselbst Verstärkung zu holen. Als er 1834 mit Isenberg, dem Blumhardt u. Krapf nachfolgten, nach Abyssinien zurückkehrte, sah er sich durch Krankheit erst in seiner Wirksamkeit gehemmt und dann zur Abreise gezwungen. Die übrigen Missionäre konnten, der kriegerischen Unruhen wegen, nicht über Tigre hinausgelangen. Bald nahm auch die römisch-katholische Kirche ihre Operationen in Abyssinien wieder auf. Der italienische Missionär Sapeta kam mit den französischen Reisenden Anton und Michael d'Abbadie nach Adowa, wo bereits etliche Gewalthaber der Missionäre überdrüssig waren und sich ihres Gutes zu bemächtigen trachteten. Nun begann ein Intriguenspiel von Seiten der Neuangekommenen, die zugleich das französische Interesse dem englischen gegenüber geltend zu machen suchten, und endete mit der Verweisung der protestant. Missionäre (1838). Auch Sapeta, der sich den Gebräuchen der a. n K. völlig anbequemt hatte, mußte wegen Krankheit Tigre wieder verlassen. Hierauf kamen neue Missionäre aus Rom, an ihrer Spitze der Pater de Jacobys. Aber auch diese erzielten keine großen Resultate und vermochten der Mission nur mit Geschenken und Versprechungen und Drohungen, welche durch Frankreichs Ansehen unterstützt wurden, kümmerlich das Leben zu fristen (vgl. Isenberg, Abyssinien und die evangelische Mission, Bonn 1844, 2 Bde.). Im Jahr 1839 wendeten sich die Missionäre Isenberg und Krapf nach Schoa, wo sie freundliche Aufnahme fanden. Krapf blieb 3 Jahre im Lande und hatte günstige Verbindungen angeknüpft, als er, zu einer Reise nach Aegypten genöthigt, den kühnen Entschluß faßte, den Weg zu Land zu machen. Nach unsäglichen Mühseligkeiten gelangte er durch Amhara und Tigre nach Massaua. Neue, für Schoa bestimmte Sendboten, Mühleisen und Müller, waren inzwischen in Tadschuera angelangt, aber Abyssinien blieb ihnen verschlossen, weil dort die französischen und römischen Interessen während Krapf's Abwesenheit über die englischen u. protestantischen den Sieg davon getragen hatten. Ein letzter Missionsversuch zu Tigre durch Isenberg, Krapf und Mühleisen mißlang ebenfalls. Weder Englands noch Frankreichs Missionäre dürften demnach geeignet seyn, in diesem Lande zu wirken, da die politischen Interessen oder doch die Befürchtung, daß sich solche einmischen möchten, ihrer ungestörten, rein religiösen Wirksamkeit durch Erregung der priesterlichen Eifersucht hemmend in den Weg treten.

Die Religion der abyssinischen Christen ist seit Jahrhunderten leeres Ceremonien- und Zauberwesen. Düsterer Aberglaube lastet auf dem Volke und Ignoranz, Armuth und Verachtung auf dem Priesterstande. Die Bibel wird zwar hochgehalten, aber nicht verstanden, denn man gebraucht sie nur in der äthiopischen Uebersetzung, und diese Sprache ist nicht die Volkssprache. Am meisten beschäftigt die Priester nicht die alte strittige Frage über die beiden Naturen in Christo, denn in Betreff dieser ist von Alters her die monophysitische Lehre maßgebend, sondern die von jener abgeleitete über die verschiedenen Geburten des Erlösers. Seit mehr als 60 Jahren bekämpfen sich über diese Fragen die Parteien auf Leben und Tod, und leicht dürfte dieser Hader um die abenteuerlichsten Dogmen im Bürgerkriege auflodern. — Was die der a. n K. eigenthümlichen Lehren und Gebräuche anlangt, so sind dieselben in der Kürze folgende. Man nimmt eine Art Fegefeuer an, indem man verdienstliche Fasten, Almosen u. Gebete, sowie die Feier des heiligen Abendmahls für diejenigen veranstaltet, welche grober Sünden wegen exkommunicirt sind und in diesem Zustande sterben. Sie bleiben im Scheol, bis sie, durch jene Uebungen erlöst, in den Himmel eingehen können. Der Taufe geht die Beschneidung vorher, die an Kindern beider Geschlechter zwischen dem dritten und achten Tage nach der Geburt vollzogen wird. Die Taufhandlung besteht in Gebet, Exorcismus, Eintauchung, Segenssprechung, Hinkehrung des Täuflings zur Weihung nach den vier Himmelsgegenden, Anhauchung, Handauflegung u. Salbung mit geweihtem Oele. Erwachsene werden mittelst Uebergießung getauft, wobei sie das Wasser an alle Theile des Leibes zu bringen suchen. In das heilige Oel werden Baumwollenschnüre getaucht und damit den Täuflingen das Kreuzeszeichen auf die Stirn gemacht, hernach Jedem eine Schnur um den Hals gebunden, worauf die Kommunion folgt. Eine blauseidene Schnur trägt auch der abyssinische Christ sein Lebenlang zum Andenken dessen und zur Unterscheidung von Mohammedanern, Juden &c. um den Hals. Die Vorbereitung von Heiden und Mohammedanern auf die Taufe besteht lediglich in der Erlernung des nicänischen Symbolums (das apostolische kennt man nicht) und hier und da noch etlicher Heiligengeschichten. Sind die Täuflinge reich, so bauen sie eine Kirche, wo nicht, so geben sie dem Priester etwas Getreide. Die Taufhandlung findet vor der Kirche Statt, die Abendmahlfeier darin. Das Abendmahl wird unter beiderlei Gestalt mit gesäuertem Brode, das in der Kirche gebacken wird, von den Priestern täglich, von Andern nach Belieben empfangen. Eine Beichte geht nur für die Erwachsenen vorher, indem die Kinder und jungen Leute bis zu 25 Jahren als ganz unschuldig oder nur als geringe Sünder betrachtet werden. Die Kinderkommunion ist allgemeine Sitte. Die Kommunikanten dürfen nach Empfang des heiligen Abendmahls bis zu Sonnenuntergang nicht ausspucken. — Der Abbuna oder Patriarch wird vom Patriarchen zu Alexandria gewählt und gesalbt. Er wird aus dem koptischen Volke oft wider seinen Willen genommen, unterrichtet, geweiht und mit großer Begleitung abgesendet. Er residirt in Gondar und regiert auch die Kirche in Schoa und Tigre. Ländereien und Ordinationen werfen seinen Unterhalt ab. Seine Macht ist nur durch die des Königs beschränkt und oft wurde sie den Monarchen furchtbar. Er ordinirt, indem er die Aspiranten anhaucht und das Kreuz über sie macht. Um Priester zu werden, muß man äthiopisch lesen und aus dem Buche

Jared singen können, vor Allem aber einen Bart haben, denn unter 18—24 Jahren soll Niemand ein Priester werden. Für die Ordination bezahlt man 2 Stücke Steinsalz (20 = 1 österr. Thlr.). Der Abbuna ist in Glaubenssachen höchste Autorität und entscheidet auch in Staatsfragen nicht fern als angesehenster Schiedsrichter. Nach ihm kommen bei der Weltgeistlichkeit die Bischöfe (Komur), die aber bloß mit der Heilighaltung der Kirche und ihrer Geräthe zu thun haben. Dann folgt der Alaka, der die Einkünfte der Kirche verwaltet und die Weihgeschenke in Empfang nimmt. Ein solcher kann viele Kirchen unter sich haben. Der Priester endlich, der allein das Allerheiligste betreten darf, welches dem Diakon verschlossen bleibt, versieht den eigentlichen Gottesdienst. Der Diakon backt Brod zum Abendmahl, reinigt Kirchen und Gefäße ꝛc. Die Klostergeistlichkeit steht unter dem Etschege, dem Großprior des von dem verehrten Heiligen Tekla Haimanot im 13. Jahrhundert gestifteten Klosters Debra Libanos in Schoa. Er folgt im Range zunächst nach dem Abbuna und stellt durch seine theologische Autorität in Glaubenssachen eine Art von schoanischem Abbuna vor. Unter ihm stehen nicht nur die zahlreichen Klöster seines eigenen Ordens, sondern auch die des zweiten in Abyssinien vorhandenen vom heiligen Eustathius, obgleich diese wieder ihren besonderen Vorsteher haben. In jedem ansehnlicheren Kloster stehen unter dem Abte verschiedene Aufseher, worunter der Alaka oder Gutsverwalter. Das Geschäft der Mönche besteht im Betteln, müßigen Umherschlendern und Rosenkranzbeten. Sie werden feierlich zum Gelübde der Ehelosigkeit geweiht. Eine Kappe, ein schmutziges Tuch um den Kopf, eine Thierhaut und ein lederner Gürtel bezeichnen den Mönch. Die Zahl der Welt- und Klostergeistlichkeit soll in Schoa allein 12,000 betragen und ist in Gondar sicherlich noch größer. Die berühmtesten Klöster sind Debra Libanos in Schoa, St. Stephan am Haik-See im Lande Jeschu, Debra Damo in Tigre und Lalibela in Lasta. — Zu einer vollständig versehenen Kirche gehören 20 Priester und Diakonen, von denen je ein Dritttheil den Dienst der Woche versieht, während die andern sich mit ihren Beichtkindern oder mit dem dürftigen Unterricht etlicher Knaben abgeben oder bei ihren Familien leben. Denn der abyssinische Weltpriester ist, aber nur einmal, verheirathet. Die Kirchen, deren Abyssinien eine Unzahl hat, liegen meistens auf Anhöhen, von herrlichen Bäumen umschattet, sind kreisförmig niedrig, mit kegelförmigem Strohdach, worauf ein Kreuz von Messing glänzt, schlecht gebauten, mit außen weißgetünchten Wänden und 4 nach den Himmelsgegenden gerichteten Thüren versehen. Innen ist alles voller Schmuz und die Wände sind mit abscheulichen Abbildungen der Maria, der Heiligen, Engel und Teufel bedeckt. Skulpturen werden nicht geduldet. Ringsherum läuft ein Vorhof, der zum täglichen Morgengottesdienst, sowie hülflosen Reisenden zum Nachtquartier dient. Das Innere der Kirche zerfällt in 2 Abtheilungen, wovon das mit Reliquien ausgestattete Heiligthum nur den Priestern u. Diakonen zugänglich ist. Die Laien sind hinter ein vorgespanntes Tuch verwiesen, und Frauen dürfen nicht einmal hierher kommen. Im Allerheiligsten hinter einem Vorhang steht das Tabot (Bundeslade), worin ein Pergament mit dem Namen des Kirchenheiligen liegt; diesen Raum betritt nur der Alaka oder der die Elemente weihende Priester. Die Lade ist mit dem heiligen Oele geweiht und darf von keinem Laien, Diakon oder gar Nichtchristen berührt werden, in welchem Falle sie und die Kirche von Neuem geweiht werden muß. — Der Gottesdienst besteht aus Psalmgesängen, Vorlesen aus der Schrift u. den Heiligenbüchern und wildem, stampfendem Tanze der Priester mit Stöcken. Die Gebete sind an die Maria, an die Heiligen, worunter die 9 Verbreiter des Christenthums im Lande nebst Frumentius, die Engel und vorzüglich die vielen Wunderthäter, gerichtet. Maria wird mit den stärksten Prädikaten, sogar als „Schöpferin der Welt" geehrt. — Die a. K. feiert den jüdischen Sabbath und den christlichen Sonntag und außerdem noch 180 Fest- und Feiertage. Unter diesen ragen außer den allgemeinen christlichen besonders das Epiphanienfest (18. Januar), die drei Feste des Tekla Haimanot im Mai, August und December zur Feier seiner Himmelfahrt, seines Todes und seiner Geburt, das Fest der Kreuzerfindung oder des Schlusses der Regenzeit im September hervor. Als Hauptbeförderungsmittel zur Seligkeit gilt das Fasten, das kaum eine andere Kirche in so starkem Maße anwendet, als die abyssinische. Jeder Mittwoch und Freitag, jeder Kommuniontag ist ein Fasttag, an welchem man nur Brennnesseln und trockenes Brod genießt. Außerdem beginnt im Februar das 40tägige Hodad- oder Kabala-Fasten, in den April fällt das 3tägige Fasten der Charwoche, der Junius oder vielmehr Pfingsten bringt das 12—25tägige Apostelfasten, der Julius ein 3tägiges Ninivefasten, der August noch 16 andere Fasttage. Dazu kommt Mariä Himmelfahrt- und im December das Adventfasten, so daß das Jahr für den frommen Abyssinier im Ganzen wenigstens 200 Fasttage zählt, von denen freilich viele von der Masse nicht gehalten werden und noch weniger gehalten werden würden, wenn nicht die Beerdigung in geweihtem Boden davon abhinge. Zu den verdienstlichsten Werken gehören Almosen an Bettler, Pilger, Mönche und Priester, die man „um der eigenen Seele willen" gibt, Geschenke an Kirchen und Klöster, insbesondere der Bau und die Verschönerung der ersteren, Pilgerfahrten an heilige Orte im Lande, nach Debra Libanos, St. Stephan und andere, vornehmlich aber nach Jerusalem. Die heidnische Ausartung der a. K. zeigt sich besonders darin, daß Magie und Amulettenwesen in ihr stark im Schwange ist, und der Aberglaube alles wahrhaft Christliche fast völlig überwuchert hat. Alles im alten Testament für unrein Erklärte gilt auch den Abyssiniern als unrein, und sie verabscheuen überdies den in Kaffa und Enacca reichlich wachsenden Kaffee, weil sie sich durch dessen Genuß den Mohammedanern gleich zu stellen glauben. Die Ehe wird gewöhnlich ohne vorausgehende priesterliche Weihe vollzogen, und ist daher leicht auflösbar, nur daß

man sie nicht mehr als 4 mal lösen kann. Die Ehescheidung spricht der Priester aus. Wer 4 Frauen gehabt und entlassen oder überlebt hat, ist exkommunicirt, wenn er nicht in einen Mönchsorden tritt, was meistens geschieht. Häufig wird die Ehe auch dadurch getrennt, daß der Mann Frau und Kinder sich selbst überläßt und geradezu ins Kloster geht. Polygamie ist nicht erlaubt; doch kehren sich die Großen nicht an dieses Verbot und haben nach mohammedanischer Sitte oft bis 4 Weiber und überdies noch zahlreiche Konkubinen. Vor dem Tode ruft man in der Regel den Priester, um zu beichten und die Absolution zu erhalten, und diese bleibt nie aus, wenn das Gehörige an Almosen und Kirchenbußen anderer Art von den Hinterbliebenen entrichtet wird. Oft übernimmt auch der Priester gegen angemessene Entschädigung selbst einen Theil der Buße. Das Begräbniß findet sofort nach dem Tode mit jüdischen Lamentationen und zahlreich besuchten Leichenmahlen unter Assistenz der Priester Statt, und zwar werden die Leichen bei und in den Kirchen bestattet. — Daß die abyssinische Kirche Beschneidung, Sabbathsfeier, Speiseverbote, Fasten, Todtenklage, Bundeslade und andere jüdische Gebräuche beibehalten hat, erklärt sich leicht aus der im Lande herrschenden Meinung von jüdischer Abstammung des Königsgeschlechts, aus der Sittenverwandtschaft der Araber und Juden und der Abstammung der Aethiopier aus Arabien, aus dem Einflusse umwohnender Judenchristen (Homeriten, Adulitaner) und dem fleißigen Gebrauch des alten Testaments beim Gottesdienste, aus der Mischung mit Juden u. Mohammedanern, sowie endlich aus der natürlichen Neigung des Menschen zu äußerlicher Gesetzlichkeit in der Religion. — Sekten gibt es in Abyssinien nicht viele, und diese verdanken ihre Entstehung mehr religiöser Indifferenz als übertriebenem kirchlichen Eifer. Es sind z. B. die Kamantes oder Kamanuten und die Zalanen zu nennen, die ersteren in den Bergen um Gondar von Ackerbau, die letzteren als Nomaden am Thana-See lebend; beide sind wohl nur aus Mangel an Unterricht herabgekommene Christen, welche in Zauberwesen und Naturdienst (z. B. in Verehrung der Kaktuspflanze) versunken sind. Dem Judenthum näher steht die Sekte der als strenge Asceten in Einöden wohnenden Taliban, welche noch den Messias erwarten und zu den Engeln um seine Ankunft beten, dabei äußerlich aber die christlichen Ceremonien mitmachen. Die eigentlichen Juden, Falascha, d. i. Auswanderer, genannt, waren früherhin ein stattliches Volk in der Provinz Syamen; jetzt sind sie zusammengeschmolzen, bilden aber immer noch eine ansehnliche, von Ackerbau lebende und streng von den Christen gesonderte Körperschaft.

Abzapfen, s. Paracentese.

Abzehrung, s. Auszehrung.

Abzeichen, politische, durch welche sich äußerlich die Glieder einer Partei erkennen, sind häufig zufällig entstanden oder aus sehr geringfügigen, räthselhaften Umständen geflossen; so der Bundschuh der schwäbischen Bauern, der Geusenpfennig. Nationaleigenthümlichkeiten gaben den Wallisern den Lauch, den Schotten die Distel zum Abzeichen. Die Anhänger der Restauration der Stuarts trugen einen Eichenzweig, zur Erinnerung an die Eiche, auf der sich Karl II. nach der Schlacht bei Worcester verborgen. Später spielten besonders Farben als p. A. eine Rolle. In Schweden erhielten zwei große politische Parteien ihre Namen daher, daß die Einen Mützen, die Andern Hüte trugen. Mit der französischen Revolution kam die Tricolore als Zeichen der Progressisten auf, während die Anhänger des Alten die weiße Farbe der französischen Könige als Abzeichen festhielten. Im J. 1815 war ein Veilchen das Zeichen der Bonapartisten. In Deutschland wurde nach den Befreiungskriegen das Schwarzrothgold erst das Abzeichen der Burschenschaft, dann mit dieser geächtet und verfolgt, aber 1848 vom Bunde zur Reichsfarbe erklärt, seit 1849 wieder außer Gebrauch gesetzt. Auch die Tracht, der Schnitt des Haares, des Barts rc. haben vielfach als p. A. gedient. Die englischen Royalisten des 17. Jahrhunderts ließen ihre Locken in Ringeln herabfallen, während die republikanischen Puritaner sie kurz schoren; dagegen war in der burschenschaftlichen Periode in Deutschland das lange Haar bei der liberalen Jugend beliebt. Auch der altdeutsche Rock, die Carbonarimäntel, Kalabreserhüte gehören hierher. Die bestimmtesten p. A. sind aber immer Bänder, Schleifen, Kokarden.

Abzugsgeld (Abfahrtsgeld, Nachsteuer, Gabella emigrationis), eine von dem Vermögen eines Auswandernden an den Staat oder die Gemeinde, welcher er angehörte, zu zahlende Abgabe, dem Abschoß (s. d.) verwandt. Sie entstand aus den früheren Hörigkeitsverhältnissen und war anfangs bloß auf kleinere Bezirke, namentlich Städte, beschränkt, dehnte sich aber nach und nach auch auf die Länder aus und wurde zum landesherrlichen, durch die Reichsgesetze als Herkommen anerkannten Recht. Die Aufhebung erfolgte endlich in Deutschland durch Art. 18 der Bundesakte.

Acajou, eines der feinsten amerikanischen Tischlerhölzer, s. Mahagonyholz.

Acanthus, Stadt auf dem schmalsten Theil der Landzunge Acte auf Chalcidice, zwischen dem strymonischen und singitischen Meerbusen. Sie war von Andriern gegründet und erlangte Berühmtheit durch die gigantische Thorheit des Xerxes, der hier einen Kanal bauen ließ, in der Absicht, daß seine Flotten nicht genöthigt seyen, den Berg Athos zu umschiffen. Die wenigen Trümmer dieses Werks tragen heutzutage den Namen Hierisos oder des Xerxesgrabens.

Acanthus (Bärenklau), Pflanzengattung, welche bei Linné in Klasse XIV., Ordn. 2 gehört u. im natürlichen System mit vielen anderen Gattungen die dikotyledonische Familie der Akanthaceen bildet. Diese begreift kraut-, halbstrauch- und strauchartige Pflanzen mit gegenständigen, selten wirteligen, einfachen, ganzen, selten gelappten, nebenblattlosen Blättern und zwitterigen unregelmäßigen, winkel- oder gipfelständigen, ährigen, traubigen, büscheligen, rispigen, selten einzeln stehenden Blüthen in sich, und zwar finden sich dieselben, bis auf wenige, nur in der heißen Zone und den zunächst angrenzenden

Strichen. Im südlichen Europa kommen nur 4 Arten vor. In den Tropenländern sind manche als wirksame Arzneipflanzen, andere als Färbepflanzen in Gebrauch; auch gibt es nicht wenige schön blühende Arten darunter. Die Gattung A. wird charakterisirt durch einen viertheiligen Kelch, dessen Seitenblättchen sehr klein und von den beiden größeren bedeckt sind, eine lippige Korolle mit 3 herabhängenden Lappen und eine zweifächerige Kapsel mit in jedem Fache zwei an Häkchen hängenden Samen, die mittelst ihrer Schnellkraft das Aufspringen der Kapsel befördern. Im südlichen Europa wachsen zwei Arten: A. mollis u. A. spinosa. Die erstere, die weiche oder ächte Bärenklau (A. mollis) hat einen aufrechten, 2—3 Fuß hohen, stielrunden, kahlen oder flaumigen, einfachen, blattlosen oder unter der Aehre einige kleinere Blätter tragenden Stengel. Die grundständigen Blätter sind groß (1—1½ Fuß lang), gestielt, tief fiederspaltig, mit länglich-eirunden, spitzen, buchtig-gezähnten Zipfeln, am Rande und auf den Nerven von kurzen, fast angedrückten Borsten schärflich; die oberen Stengelblätter sind kammförmig-fiederspaltig, mit schmalen, etwas gezähnten, stachelspitzigen Zipfeln. Die Blüthen bilden eine gipfelständige Aehre; das hintere Kelchblatt ist länglich, groß, stumpfbre zähnig und ragt helmartig über die Blume hervor; das vordere ist kürzer, spatelig, kurzzweispaltig; die zwei seitlichen sind weit kleiner und eirund. Die Blume ist zwei Zoll lang, weiß, ins Gelbliche spielend, am unteren knorpeligen Theile und besonders am Schlunde zottig; die Kapsel über 1 Zoll lang, röthlich-braun, glänzend. Diese Pflanze findet sich namentlich in Italien und war schon bei den alten Römern wegen ihres schönen gewundenen Baues und ihrer großen weißen Blüthen eine beliebte Zierpflanze, deren dunkel glänzende Blätter ihrer malerischen Form wegen auch in der Kunst, namentlich zur Verzierung der Kapitäle der korinthischen Säulen und der Henkel der Trinkschalen, Anwendung fanden. Die älteren deutschen Baumeister nahmen sich bei ihren gothischen Ornamenten mehr die kleineren weniger schönen Blätter der A. spinosa zum Muster. Als Topfpflanze verlangen die Akanthusarten große Kübel, jährliche zeitige Versetzung, im Winter mäßigen Schutz gegen starken Frost, im Sommer Schatten und Feuchtigkeit. Man vermehrt sie durch Samen und Wurzeltheilung. Früher waren Blätter und Wurzeln officinell. Das Akanthusholz, aus welchem die Alten Statuen verfertigten, war wohl von der Robinia pseudacacia oder einem anderen stachlichten Baume genommen.

A Capella, alla Capella, nach Art des Kirchenstyls, so viel als alla breve. Oefter bezeichnet es, daß die Instrumente im Einklang mit den Singstimmen gehen sollen, oder daß eine Stimme von mehren Instrumenten zugleich fortgeführt wird.

A capriccio, d. i. nach Laune. Der Tonsetzer überläßt damit der Willkür des Spielers oder Sängers die Bestimmung des Tempo oder der Ausführung einer Kadenz, nicht aber des Vortrags im Allgemeinen, denn es ist fast stets der Nebenbegriff damit verbunden, daß ein scherzhaftes Moment in den Ausdruck gelegt werde.

Acapulco, ehemals wegen ihrer Messe weltberühmte, jetzt armselige Stadt in Meriko, liegt am großen Ocean, 16° 15' n. B. und 104° 26' westl. L. v. Greenw., in einem überaus heißen, sehr ungesunden, Cholera und Fieber erzeugenden Klima, dessen Gluth durch die vom felsigen Gebirge abprallenden Sonnenstrahlen vermehrt wird. Die Einw. (kaum noch 4000) sind zur Hälfte Chinesen und Neger. Der Hafen, den ein schlechtes, mit 30 Kanonen besetztes Fort vertheidigt, ist der beste, sicherste, geräumigste der Südwestküste Nordamerika's. Bis zur Revolution veranlaßte jährlich die Ankunft der großen, reichen Gallione von den Philippinen eine Art Messe für diejenigen europäischen Waaren, welche sie als Rückladung ankaufte, und zu gleicher Zeit strömten die Handelsleute von der ganzen Westküste Meriko's und Mittelamerika's herzu, um bei dieser Gelegenheit ihre Einkäufe sowohl in ostind., als europäischen Waaren zu machen. Die Bevölkerung stieg in dieser Zeit (Juli und August) gewöhnlich um 5 bis 6000 Seelen, und der Umsatz betrug 4 bis 6 Millionen Piaster. Jetzt ist kein Schatten mehr von diesem Handelsleben und der Hafen ist öde und verlassen. Wenn aber einst, wie zu erwarten steht, der Kanal, welcher zur Verbindung des stillen Meers mit dem atlantischen längst an verschiedenen Punkten projektirt ist, zu Stande kommen wird, werden diese, jetzt von der handelnden Welt so weit entfernten Küstenländer ihr um ⅔ näher gerückt seyn, und das Gestade, welches die fruchtbaren Gelände der Anden zum Rücken hat, muß dann schnell und allgemein eine andere Gestalt gewinnen. In diesem Falle muß A., trotz des unwiderbringlichen Verlustes einseitiger Handels-Monopole, von Neuem zu einem wichtigen Platz aufblühen, wenn nicht andere Häfen, besonders San Blas, ihm den Rang abgewinnen.

Acarnan, Sohn des Alcmäon und der Callirrhoe, einer der Epignonen (s. d.). Als sein Vater von des Phegeus Söhnen ermordet worden, ließ Zeus ihn und seinen Bruder Amphoterus auf der Mutter Bitten aus zarten Knaben sogleich zu Männern erstarken. Sie rächten nun des Vaters Tod, wanderten nach Epirus aus u. gaben der Landschaft Akarnanien (s. d.) den Namen.

Acastus, Sohn des Pelias und der Anaribia oder Philomache, einer der Argonauten u. Theilnehmer an der kalydonischen Jagd. Nach seines Vaters schaudervollem Ende vertrieb er die Veranlasser desselben, den Jason u. die Medea. Bei den zu des Pelias Ehren veranstalteten Leichenspielen verliebte sich seine Gemahlin Astydamia (auch Hippolyte genannt) in Peleus, ward aber nicht erhört u. verleumdete ihn nun als Ehrenräuber, weshalb A. dem Peleus nach dem Leben trachtete. Peleus aber überfiel Jolcus u. tödtete den A. nebst dessen Gattin.

Acca, Stadt, s. Saint Jean d'Acre.

Acca, Larentia oder Laurentia, nach Einigen eine öffentliche Dirne, welche, dem Hercules von einem Tempeldiener zugeführt, von dem Gotte den Rath erhielt, den ersten ihr begegnenden Mann zu gewinnen. Ihre Schönheit fesselte

den reichen Carutius (Taruntius), er heirathete sie, und sie vermachte bei ihrem Tode ihr Vermögen dem römischen Volke, wofür Ancus ihr zu Ehren das Fest der Larentinalia (oder Accalia) anordnete. Nach Andern ist A. L. die Gattin des Faustulus und Amme des Romulus Plutarch scheidet beide Personen. Nach einer Angabe bei Aulus Gellius und Plinius sollen sich die 12 Söhne der A. L. Fratres arvales genannt haben und daher das Collegium fratrum arvalium entstanden seyn. Dies führt auf einen Zusammenhang jener Mythe mit der Verehrung der ländlichen Laren, womit der Name und die Zeit des Festes (23. December, auf welchem am 24. ein Fest der Laren folgte) übereinstimmen.

Accabussare, im alten Kriminalrecht die Strafe des Eintauchens eines Verbrechers mittelst eines eisernen Käfigs oder Korbs in das Wasser. Sie war ehedem gebräuchlich in den Niederlanden, Deutschland, Schweiz, Italien, England, u. soll in letzterem Lande zuweilen noch üblich seyn.

Accapareur, ein Aufkäufer, welcher die Vorräthe bestimmter Güter zusammenkauft, um den Preis nach Willkür bestimmen zu können. Vgl. Wucher.

Accaways, südamerikanischer Indianerstamm im brittischen Guyana, bewohnt die Gegenden zwischen den Stromschnellen und den hohen Gebirgen des Binnenlandes. Am Demeraryflusse beläuft sich die Zahl der A. auf etwa 700 u. am Mazarunh auf 1500. Sie sind streitsüchtig, kriegerisch und gastfrei, treiben Handel u. Ackerbau, werden aber von allen übrigen Stämmen gefürchtet, denn wo sie sich niederlassen, vertreiben sie die Nachbarn. Ihre Handelszüge nach der kolumbischen oder brasilianischen Grenze sind oft förmliche Kriegszüge.

Acceleration, Beschleunigung, in der Mechanik gleichbedeutend mit Vermehrung der Geschwindigkeit, die gleichförmig oder ungleichförmig seyn kann. Im erstern Falle ist A. die Größe, um welche die Geschwindigkeit in jeder Sekunde zunimmt, wozu die fallenden Körper das einfachste Beispiel bieten, bei denen die A. in der letztern Bedeutung, die A. im engern Sinne, über 30 Fuß beträgt. Die eine beschleunigte Bewegung hervorbringende Kraft nennt man die accelerirende Kraft. Auf solche Weise wirkt die Erde auf den fallenden Stein, die Sonne auf die Erde 2c. Ueber die A. des Mondes s. Mond. A. der Fixsterne nennt man den Unterschied zwischen dem Sterntage und dem mittleren Sonnentage, der ungefähr 3 Min. 56½ Sek. Sternzeit beträgt, um welche der Sonnentag länger ist.

Accent, die abgemessene Hervorhebung der Wortsylben oder der musikalischen Töne. Diese Messung geschieht theils durch den Verstand und bekommt dadurch etwas Gesetzliches, oder sie geschieht durch das Gefühl, wodurch sie veränderlich und abhängig wird von der gegebenen Stellung und von der Stimmung des Vortragenden. Steht die Accentuation in gleicher Wechselwirkung mit Beiden, leistet sie beiden, Verstand und Gefühl, zugleich Genüge, so wird sie die beste seyn in der Rede, wie im Gesange und Instrumentenspiele.

Der eigentliche grammatische A. beruht auf der Hebung der Stimme, wozu die Senkung die Gegenseite bildet; doch ist dieser Gegensatz verschiedener Abstufungen fähig von dem bloßen Sinken bis zum völligen Weichen des Tons. Eine Sylbe durch den Ton in der Aussprache hervorheben, nannten die Römer acuere (schärfen), daher hieß eine solche Sylbe Syllaba acuta, der Ton derselben Accentus acutus, das Zeichen dafür ´. Dagegen hieß die unbetonte, gesenkte Sylbe Syllaba gravis, diese Abwesenheit der Hebung, die Senkung, Accentus gravis, das Zeichen `. Mit dem Accentus circumflexus (^ oder ˜) wurde eine von Natur lange Sylbe bezeichnet, wenn bei der Aussprache derselben Hebung und Senkung des Tons zugleich eintrat, die unserm Organe nachzuahmen nicht möglich ist. Ursprünglich hob der A. wohl den Vokal derjenigen Sylbe hervor, durch welche ein Begriff modificirt wurde, also die Suffixa oder Präfixa, wenn sie sich mit einer Wurzel oder einem aus einer Wurzel gebildeten Thema verbanden; doch wurde dies einfache Gesetz schon früh durch euphonische Einflüsse gebeugt. In den Sprachen der Vorzeit erscheinen Quantität und A. ursprünglich innig verschmolzen, indem die Quantität gleichsam die poetische, der A. die prosaische Lebendigkeit der Sprache umfaßt. So war es im Griechischen und Lateinischen und so haben auch in der deutschen Sprache beide Elemente wohl neben einander geherrscht, bis allmählig die Quantität unterging und der A. mehr und mehr an Ausdehnung gewann, im Deutschen aber sich das Gesetz bildete, daß der Ton auf die Wurzel fällt und auf ihr ruhen bleibt bei allen Beugungen und Zusammensetzungen. Die einzelnen Sprachen unterscheiden sich wesentlich durch die Begrenzung der Sylben, auf denen der Ton ruhen kann. Im Sanskrit kann ihn jede Sylbe eines noch so langen Wortes annehmen; das Griechische beschränkt dies auf die drei letzten Sylben. Im Lateinischen geht er nie über die drittletzte hinaus und fällt nie auf die letzte. Im Hebräischen ruht der Ton fast stets auf der letzten Sylbe, im Finnischen unwandelbar auf der ersten Sylbe eines Wortes. Nur wenige Sprachen deuten übrigens den A. durch besondere Zeichen in der Schrift an. Die genaueste Accentuation herrscht in der hebräischen Bibel, wo die Mahorethen mehr als 40 A.e angewendet haben. Die griechischen Accentzeichen soll Aristophanes aus Byzanz eingeführt haben. Im Französischen hat man um 1500 mit einigen Unterschieden die Accentbezeichnung adoptirt, um Nuancen in der Aussprache der Vokale auszudrücken. Häufig werden die Accentzeichen als rein orthographische Zeichen gebraucht, um gleichlautende, aber der Bedeutung nach verschiedene Wörter zu unterscheiden, wie im Lat. hìc (hier) von hic (dieser), im Französischen die Präposition à von dem Verbum a. Der oratorische oder deklamatorische A., das Hervorheben eines einzelnen Wortes im Satze oder eines ganzen Satzgliedes aus einer Periode, wird zwar im Ganzen stets mit dem grammatischen übereinstimmen, darf aber

in einzelnen Fällen diese Gesetze verletzen, wenn das sonst Unbedeutende durch den Gegensatz eine hervorragende Bedeutung erlangt, z. B. er ist nicht erschossen, sondern verschossen. Da in den neuern Sprachen auf dem A. allein die rhythmische Bewegung der Rede beruht, so bildet der metrische A. das wesentlichste Element des Versbaus (s. Metrik, vgl. Rhythmus).

Der musikalische A. ist die Betonung, mit welcher sowohl einzelne Töne als auch besondere Stellen beim Vortrage herausgehoben werden. Hinsichtlich der äußern oder innern Ursachen, auf denen sie beruhen, kann man die musikalischen A.e eintheilen in grammatikale u. ästhetische. Der grammatikale A. ruht stets auf jedem ersten Taktheile. Doch haben längere Taktarten mehre minder bedeutende Nebenaccente. Der grammatikale A. darf nicht stärker hervortreten, als das Verständniß des musikalischen Gedankens und seines rhythmischen Geschlechtes erfordert, worin er sich von dem rhythmischen A. unterscheidet, welcher einzelne Noten stärker und von jener Unterordnung unabhängiger hervorhebt. Der ästhetische A. beschäftigt sich mit der Hebung und Senkung der Sylben und Töne und beschränkt sich nicht auf bestimmte Taktheile. Außerdem kann man noch einen leidenschaftlichen, pathetischen A. annehmen, durch welchen das Tonstück die genauesten Schattirungen empfängt. Die Vokalmusik ist vermöge des untergelegten Wortes am fähigsten, eine richtige Accentutation zur Erscheinung zu bringen.

Accentus ecclesiastici, die Weisen, welche der Prediger bei gesangähnlicher Verlesung der Evangelien und Episteln zu beobachten hat. Vermuthlich war diese Weise des Vortrags dem Gesange der Einsetzungsworte beim heiligen Abendmahle, des Vaterunsers und der Antiphonien nachgebildet. Der Vortrag der Bibelstellen geschah im Ganzen in einem und demselben Tone; nur am Ende einer Periode erhielt die Weise einige Biegung. Man unterschied verschiedene Singweisen: 1) immutabilis, wenn die letzte Sylbe eines Wortes weder erhöht, noch erniedrigt wurde; 2) medius, wenn die letzte Sylbe eine Terz, und 3) gravis, wenn sie eine Quart fiel; 4) acutus, wenn eine oder einige Sylben vor der letzten um eine Terz tiefer vorgetragen wurden, die letzte Sylbe aber wiederum zum Haupttone zurückkehrte; 5) moderatus, wenn eine oder einige Sylben vor der letzten um eine Sekunde höher ausgeführt wurden, während die letzte Sylbe wieder zum Haupttone herabsank; 6) interrogativus, wenn bei Fragesätzen die Endsylbe um eine Sekunde höher vorgetragen wurde, und 7) finalis, wenn die Melodie am Ende eines ganzen Satzes während der letzten Sylben um eine Quart stufenweise herabsank.

Accept, die über die Annahme eines erhaltenen Antrags ausgestellte Schrift, besonders die Annahmeerklärung eines Wechsels. Ueblich ist es, diese Erklärung durch das auf die Vorseite des Wechsels zu schreibende Wort acceptirt (angenommen) und den Namen und Firma der Acceptanten zu geben. Die Verbindlichkeit, den Wechsel zu bezahlen, wird für den Bezogenen, oder den Acceptanten, eine unbedingte vom Augenblick der Accepterklärung an; sie tritt aber auch allererst durch den Akt des A. ein, selbst wenn vorher schon eine Verbindlichkeit zur Annahme existiren sollte. Nur der Wechsel-A. selbst begründet ein Recht für Dritte und ist nach dem Wechselrecht (s. d.) zu beurtheilen. Vgl. Wechsel.

Acceptilation (Empfangseintragung), Schulderlassung, im römischen Recht eine besondere Art, gewisse Schuldverhältnisse (obligationes) auf eine schlechthin zerstörende Weise (ipso jure) aufzuheben. Sie gehört zu den Stipulationes und kommt zunächst bloß bei den durch mündliche Verabredung begründeten Schuldverhältnissen (verborum obligationes) vor, die, wie sie durch Stipulation entstehen, auch zur Aufhebung eine Art entgegengesetzter Stipulation nothwendig machen. Der Schuldner fragte: „Hast du meine Schuld empfangen?“ (acceptumne fers mihi....)? Der Gläubiger antwortete: „ich habe sie empfangen (acceptum fero)“. Es wurden indeß auch andere Schuldverhältnisse, als die nur mündlich begründeten, durch die A. gelöst, weil die letztere in vielen Fällen vortheilhafter erschien. Dann aber mußte nach dem Grundsatze: es werde zur Aufhebung eines Rechtsgeschäftes ein ähnliches und entgegengesetztes erfordert, wie zur Begründung, erst die andere Art, durch Umwandlung (novatio) zu einer verborum obligatio gemacht werden. In der Dogmatik ist A. das sich Begnügen Gottes mit der von Christo geleisteten Genugthuung, nicht wegen ihrer absoluten Zulänglichkeit, sondern aus göttlichem Erbarmen. Duns Scotus, Occam, die Nominalisten und Scotisten überhaupt, die Franziskaner, später die Arminianer Episcopius, Curcelläus, Limborch, u. A. vertheidigten die A., während Th. Aquinas, Bonaventura, die Thomisten und Dominikaner, später die lutherischen Theologen, nach dem Vorgange Augustins eine Satisfactio super abundans, d. i. eine mehr als hinreichende Genugthuung Christi lehrten. Von der Kirche ist der Streit nie entschieden worden.

Acceß, die Zulassung junger Juristen zur praktischen Uebung bei einem Gerichte oder einem Advokaten.

Accession (Anwuchs oder Zuwachs), eine Nebensache, die von außen zu einer Hauptsache hinzukommt und dadurch in das Eigenthum dessen, dem die Hauptsache gehört, übergeht. Sie ist den Früchten oder Zinsen entgegengesetzt, die aus der Sache selbst hervorgehen, oder in ihr ihren Grund haben. Geschieht sie durch Naturkräfte, z. B. durch Alluvion, so ist sie natürlich (naturalis), oder zufällig (fortuita); geschieht sie durch Menschenkraft, so ist sie künstlich (artificiosa), oder durch Fleiß erworben (industrialis); wirken beide, so ist sie gemischt (mixta). A. bedeutet aber nicht bloß die erworbene Sache, sondern auch die Art der Erwerbung, wobei im Allgemeinen der Grundsatz gilt: „die Nebensache folgt ihrer Hauptsache“. Durch A. können eben sowohl herrenlose als schon im Eigenthume eines Andern befindliche Sachen erworben werden. Zu der ersten Klasse gehören 1) Inseln, welche in

einem Flusse entstehen. Nach gemeinem deutschen Rechte, nach dem allgemeinen preußischen Landrechte und nach dem österreichischen allgemeinen bürgerlichen Gesetzbuch gehören diese denjenigen, welche ihnen gegenüber an beiden Seiten des Ufers Grundstücke besitzen, und zwar bestimmt sich der jedem zukommende Antheil nach der Breite ihrer an das Ufer stoßenden Besitzungen. In Sachsen fallen die in öffentlichen Flüssen entstehenden Inseln dem Staatsfiskus zu. Nach dem Code civil gehören große und kleine Anwüchse und Inseln, die im Wasserbette eines Stromes oder Schiff- und flößbaren Flusses sich bilden, dem Staate, wenn nicht Verjährung oder sonst ein Erwerbgrund eintritt; Inseln nicht schiffbarer Flüsse fallen, wie nach gemeinem deutschen Rechte, den Uferbesitzern zu. 2) Verlassene Flußbetten. An diesen erwerben die benachbarten Grundbesitzer das Eigenthum eben so, wie an Inseln, u. der neue Strom wird Staatsstrom. Kehrt er ins alte Bett zurück, so geht das Eigenthum jener wieder verloren; nur selten, nach dem preußischen allgemeinen Landrecht u. nach dem Code civil müssen Die, welche durch das neue Flußbett verlieren, vorzüglich aus dem verlassenen Flußbette oder dessen Werthe entschädigt werden. 3) Angeschwemmter Boden fällt, sobald er mit dem Ufer verwachsen ist, nach gemeinem deutschen Rechte dem Besitzer des Ufers zu. Nach dem österreichischen Gesetzbuch und dem preuß. Landrecht kann jedoch der Eigenthümer das weggerissene u. anderswo angeschwemmte Land ein Jahr lang zurückfordern, nach dem Code civil kann diese Zurückforderung auch später geschehen, wenn der Eigenthümer des Grundes, wo die Anschwemmung erfolgt ist, noch keinen Besitz davon ergriffen hat. 4) Nach dem gemeinen deutschen Rechte ein gefundener Schatz, d. h. eine seit undenklicher Zeit versteckt gewesene bewegliche Sache von Werth, deren Eigenthümer unbekannt ist. Sie wird zur Hälfte als A. des Grundstückes angesehen, auf welchem sie gefunden wird. Zur zweiten Klasse gehört 1) das schon oben erwähnte Abreißen und wieder Anschwemmen eines im Eigenthume befindlichen Stückes Land durch Wasser, eine Art Adjunktion, s. unten. 2) Die Specifikation, d. h. die Verarbeitung einer Sache, z. B. eines rohen Stoffes zu einer neuen Sache. Wer fremden Stoff ehrlicher Weise, d. h. ohne zu wissen, daß er das Eigenthum eines Andern ist, so verarbeitet, daß er nicht wieder auf den Urstoff zurückgeführt werden kann, erwirbt nach dem preußischen Landrecht zwar das Eigenthum, muß aber dem Eigenthümer des Stoffes auf dessen Verlangen entweder in Quantität und Qualität gleichen Stoff oder den höchsten Preis desselben zur Zeit der Verarbeitung erstatten, überdies nach Maßgabe seiner Verschuldung jenen auch für allen sonstigen Schaden oder entgangenen Gewinn entschädigen. Nach gemeinem deutschen und sächsischen Rechte erwirbt in diesem Falle der Eigenthümer des Stoffes die neue Sache, wenn sich dieselbe auf den rohen Stoff zurückbringen läßt, z. B. eine Denkmünze aus fremdem Golde geschlagen, muß aber den Specifikanten für seine Arbeit entschädigen. Kann die Sache nicht auf den Urstoff zurückgebracht werden, so erwirbt der Specifikant das Eigenthum, muß aber, wie in Preußen, dem Eigenthümer des Stoffes Ersatz leisten. Wer theils aus eignem, theils aus fremdem Stoffe, den er für den seinigen hielt, etwas fertigt, erwirbt nach dem gemeinen deutschen und sächs. Rechte zwar das Eigenthum, muß aber den Eigenthümer des fremden Stoffs entschädigen. Nach dem preußischen Landrecht kommt es darauf an, ob der Arbeiter den größern oder geringern Theil des Materials zur Arbeit aus seinem Eigenthum hinzu gethan hat. Im ersteren Falle bleibt ihm das Eigenthum an der Sache, aber er muß den Eigenthümer des fremden Stoffes nach dem gemeinen Werthe entschädigen; im andern Falle steht es dem Eigenthümer des fremden Stoffes frei, das Ganze zu behalten und dem Arbeiter dessen eigne Materialien nach dem eben erwähnten Maßstabe zu vergüten, oder das Ganze dem Arbeiter zu überlassen und Ersatz für seine Materialien, gehabten Schaden und entgangenen Gewinn zu fordern. Das österr. bürgerliche Gesetzbuch bestimmt über die Specifikation. Wer fremde Sachen mit den seinigen verarbeitet, vermengt, vermischt, erhält dadurch noch kein Eigenthum; können die verarbeiteten Sachen in den vorigen Stand zurückgebracht werden, so erhält jeder das Seine, und Schadloshaltung der, dem sie nach den allgemeinen Grundsätzen gebührt; geht jenes nicht, so wird die Sache beiden Theilhabern gemein, doch hat der, mit dessen Sachen der Andere aus Nachlässigkeit die Veränderung vornahm, die Wahl, ob er den Gegenstand der Veränderung gegen Vergütung der Verbesserungen behalten, oder dem Andern ebenfalls gegen Vergütung überlassen wolle. Werden fremde Stoffe nur zur Ausbesserung einer Sache verwendet, so bleibt letztere allemal ihrem Eigenthümer, der nach Beschaffenheit seines redlichen oder unredlichen Verfahrens, den Werth der fremden Stoffe zu bezahlen hat. Wer fremde Sachen unehrlicher Weise verarbeitet, d. h. wer, wohl wissend, daß dieselben Eigenthum eines Andern sind, durch Specifikation sie sich anzueignen beabsichtigt hat, wird allenthalben wie ein Dieb betrachtet und behandelt. 3) Eine dritte Art der A. fremden Eigenthums ist nach dem gemeinen deutschen Rechte die Adjunktion, d. i. die auf andere Art als durch Specifikation erfolgte Verbindung fremden Eigenthums mit eignem. Hierher gehört das Malen, bei welchem das Gemälde, das Schreiben auf Pergament u. dergleichen theure Stoffe, bei welchen das Material als Hauptsache anzusehen ist; ferner das Bauen, Säen und Pflanzen, mit fremden Materialien oder auf fremdem Boden, und nach dem römischen Recht manches Andere, was füglich auch zur Specifikation gerechnet werden kann. Nähme nun derjenige die Adjunktion vor, welcher die Hauptsache besitzt, so braucht er, wenn er dabei ehrlich verfuhr, den Eigenthümer der verwendeten Nebensache nur in so weit zu entschädigen, als er durch ihren Besitz reicher geworden ist, verfuhr er unehrlich, so haftet er, wie ein Dieb, für allen Schaden. Doch geht bei dem Verbauen fremder Materialien das Eigenthum

an den Materialien nicht verloren, sondern diese können nur, so lange das Gebäude steht, nicht zurück gefordert werden; dagegen kann der Eigenthümer ohne Unterschied, ob der Bauende wußte oder nicht wußte, daß er mit fremdem Material baute, doppelten Ersatz des Werthes fordern. Ist dagegen die Adjunktion vom Eigenthümer der Nebensache vorgenommen, z. B. ein fremder Wagen von ihm ausgebessert worden, so hat er, wenn er ihn für den seinigen hielt, ein Rückhaltungsrecht daran, bis er entschädigt ist; kann aber, wenn er nicht mehr im Besitz der Hauptsache sich befindet, keine Entschädigungsklage erheben. Wußte er dagegen, daß die Hauptsache eine fremde war, so hat er nur dann ein Recht auf Entschädigung, wenn seine Adjunktion als ein für die Hauptsache nothwendiger Aufwand angesehen werden muß. Die neuern Gesetzgebungen haben für die Adjunktion meist dieselben Bestimmungen, wie für die Specifikation. Hinsichtlich der Bauten verordnet das preuß. allgemeine Landrecht: Der Grundbesitzer erwirbt, wenn er will, das von einem Fremden auf seinem Boden errichtete Gebäude eigenthümlich, jedoch muß er dem Erbauer die Baukosten, so weit diese den wirklichen Werth der Gebäude nicht übersteigen, ersetzen; dagegen kann der Grundbesitzer, je nach dem Grade der Verschuldung des Erbauers, sowohl den ihm durch den Bau verursachten Schaden, als den entgangenen Gewinn ersetzen und überdies verlangen, daß das Gebäude wieder weggerissen werde. Hat aber der Grundbesitzer um den Bau gewußt, so muß er mit der bloßen Entschädigung für Grund und Boden vorlieb nehmen. Hiermit stimmt das österr. allgem. bürgerl. Gesetzbuch und der Code civil überein.

Accessit, der zweite Preis bei Stellung von Preisaufgaben.

Acciajoli (Acciajuoli), alte u. berühmte florentinische Familie, ursprünglich aus Brescia. Merkwürdige Glieder derselben sind: 1) Nikolaus, geboren 1310, leistete als Feldherr dem König Robert von Neapel die wichtigsten Dienste, wurde von der Königin Johanna zum Großseneschall des Königreichs, später zum Gouverneur von Bologna und ganz Romagna erhoben und †, nachdem er zuletzt Vicekönig von Puglia geworden war, zu Neapel 1366 und stand mit den größten Geistern seiner Zeit in wissenschaftlichem Verkehr. Viele Briefe von Petrarca und Boccaccio an ihn. — 2) Reiner, des Vorigen Neffe und Adoptivsohn, angestellt am Hofe Maria's v. Bourbon, Titularkaiserin von Konstantinopel, erhielt zu Anfange des 15. Jahrhunderts von dieser Familie Athen, Korinth und einen Theil von Böotien als Lehen und verbreitete seine Herrschaft fast über ganz Griechenland. Ohne männliche Erben vermachte er Athen an Venedig, Korinth an Theodor Paläologus, seinen Schwiegersohn, Böotien an seinen natürlichen Sohn Anton. Dieser brachte zwar Athen wieder an sich, allein 1455 eroberte Mohammed II. die Stadt von seinen Nachkommen. — 3) Donatus, geboren 1428 zu Florenz, 1473 Gonfaloniere seiner Vaterstadt. † 1478 auf einer Gesandtschaftsreise in Mailand. Wie Aristides, starb er nach Bekleidung der wichtigsten Aemter, arm, so daß der Staat seine Töchter ausstattete. Man hat von ihm einen Commentar. de vita Caroli Magni, eine latein. Uebersetzung mehrer Biographien des Plutarch (1470), einen oft gedruckten Kommentar über Aristoteles' Moral und Politik. — 4) Filippo, dramatischer Dichter und Komponist, geb. zu Rom 1637, Malteserritter, bereiste alle vier Welttheile und † zu Rom 1700. Als Mitglied der Akademie der Arcadi illustri erscheint er unter dem Namen Irenio Amasiano. Von ihm vier Opern, zu denen er Text wie Musik gab. Er ist der eigentliche Erfinder des jetzigen Maschinenwesens beim Theater.

Accidens, eine zufällige, nicht wesentliche Eigenschaft eines Dinges. Es wird in philosophischer Beziehung in doppelter Bedeutung gebraucht. Einmal ist es dem Essentiellen oder Wesentlichen entgegengesetzt, und bezeichnet alle Eigenschaften, welche einem Dinge nicht wesentlich zukommen, d. h. ohne welche das Ding nicht aufhört zu seyn, was es ist. So ist beim Körper die Farbe ein A. Dann wird es der Substanz selbst entgegengesetzt, als das, was nicht sie selbst, sondern nur die Art u. Weise ihres Seyns, also die Quantität, Qualität, Zeit, Lage, Relation, Aktivität, Passivität und andere äußere Verhältnisse bestimmt.

Accidentalien (Accidentalia), Zufälligkeiten, solche Eigenschaften eines Rechtsgeschäftes, welche auf das Wesen und die Gültigkeit des Hauptgeschäfts keinen Einfluß ausüben. Sie entspringen in der Regel aus besondern Verträgen, und sind eben sowohl den Substantialien (substantialia, Wesentlichkeit), ohne die das Rechtsgeschäft nicht bestehen kann, als den natürlichen Eigenschaften (naturalia) desselben, welche gewöhnlich vorhanden sind, aber durch Uebereinkunft der Kontrahenten abgeändert werden können, entgegengesetzt.

Accidentiell, zufällig, außerwesentlich, was keiner bestimmten Regel unterworfen ist.

Accidenzarbeiten, kleine und Nebenarbeiten der Setzer und Drucker im Gegensatz der größern, dauernden.

Accidenzien, s. Stolgebühren.

Accise (Excise), eine Abgabe, welche für Konsumtionsartikel oder Erzeugnisse innerhalb der Grenzen eines Landes entrichtet wird, während der Zoll eine auf eingeführte, d. h. aus andern Ländern eingebrachte Waaren u. Bedürfnisse gelegte Abgabe ist. Den Namen leitet man verschiedenartig ab: von accidere, anschneiden (wohin man auch das mittelalterliche cisa, Einschnitt am Kerbholze, bezieht), weil die frühesten Abrechnungen und namentlich die Quittungen der Geistlichen an die Bauern, durch solche Einschnitte geschehen seyen; von einem ächtdeutschen Worte Ziese, Zise, Zeiße, welche s. v. a. Ungeld, d. h. außerordentliche Steuer bedeutet, das vorgesetzte ac=ad soll bedeuten, daß zu der Cisa oder Ziese etwas Neues hinzugekommen ist (Hüllmann); vom holländischen Accyns, d. i. Licenz, Erlaubniß (zum Handel), wornach A. die Gebühr für Handelsfreiheit wäre. In neuern Steuersystemen kommt das Wort nicht häufig

mehr vor. Der Sache nach ist die A. sehr alt. Die Römer erhoben Abgaben von Gegenständen des inländischen Gebrauchs unter dem Namen Vectigal. In deutschen u. franz. Städten kommt sie schon im 12. Jahrhundert vor und war vermuthlich schon damals als örtliches Institut etwas Altes. Die Gegenstände, von welchen sie erhoben wurde, waren verschieden, meist nur diejenigen, welche in die Stadt gebracht und verkauft wurden; außerdem vorzüglich das Bier. Als die Landesherren häufigere Steuerverwilligungen verlangten, wurde ihnen nicht selten von den Städten die Einnahme der A. überlassen, die früher meistens in die Gemeindekasse geflossen war; doch wurden an vielen Orten dergleichen Abgaben auch zum Vortheil der Städte selbst beibehalten. Der bessern Ordnung wegen erhob man die A. bei dem Einbringen an den Thoren. In weiterer Ausdehnung erscheint die A. in Holland gegen Ende des 16. Jahrhunderts, wo sie unter dem Namen Accyns oder Licent während des Kampfes mit Spanien anfangs als Gebühr für die Erlaubniß, dem Feinde gewisse Waaren zuführen zu dürfen, bald aber ohne Rücksicht, ob die Waaren für Feind oder Freund bestimmt waren, erhoben wurde. Hier und eben so in England erlangte die A. nach und nach die ausgedehnteste Anwendung, und den Nationen beider Länder ist sie eine ihrer drückendsten Lasten. Kein Lebensbedürfniß entgeht ihr, vieles ist dort auf allen Stufen der Hervorbringung und Veredelung durch die A. fünf- bis sechsmal besteuert. Seit jener Zeit gab es bald auch in Deutschland sehr ausgebildete Accisensysteme. In einem Staat führte man eine Universal-A. ein, welche von allen Dingen, die verzehrt werden oder in Verkehr kommen, anderwärtig eine Partikular-A., die nur von gewissen Arten von Konsumtion gegeben wird, oder die Land-A., die man von gewissen Artikeln, welche zum Verkauf kommen, also nicht von solchen, die der Producent selbst verbraucht, erhebt. Durch Johann Georg bekam z. B. Sachsen eine Handels- und Landaccise; Friedrich August fügte eine General-Konsumtionsaccise hinzu, wogegen er den Städten die Hälfte der direkten Steuern erließ. Der sächsische Accistarif für die General-Konsumtionsaccise von 1745 besteuerte die rohesten Waaren und geringfügigsten Dinge, z. B. Bauholz, Weinpfähle, sogar die Strohbänder zum Binden der Garben und die Zaunruthen. Die neuere Zeit und vernünftigere Begriffe über Staatswirthschaft haben im Accisweseu Vieles aufgeräumt u. Manches abgeschafft, was wenig eintrug, viel kostete und belästigte. In England, wo die A. (1643 während des langen Parlaments eingeführt) allmählig so anwuchs, daß sie beinahe die Hälfte des Staatseinkommens beträgt (1829 18,736,000 Pfd. Sterl. oder 220,000,000 fl.), hat man ebenfalls angefangen, dem System der Acciseveränderung zu huldigen und einige Gegenstände (Bier, gedruckte Waaren, Häute und Felle, Lichter, Obstweine, Ziegel- und Backsteine) entweder von der A. befreit, od. die A. z. B. von Papier, Glas, Seife, sehr herabgesetzt. Dadurch ist der Ertrag der A. doch allmählig um 3 Mill. Pfd. Sterl. gefallen. Das französische Accisesystem ist sehr ausgebildet. Seine gänzliche Umgestaltung erhielt es 1804, als alle Contrib. indirectes unter dem Namen Droits-réunis zusammengeworfen wurden. Die gegenwärtige Einrichtung gründet sich auf das Gesetz vom 28. April 1816 und die 1817, 1818 u. 1824 daran vorgenommenen Modifikationen. Preußen belegt für die inländische Konsumtion mit zum Theil sehr schweren Abgaben: Branntwein, Bier, Essig, Salz, Tabak, Wein, Mehl, Schlachtvieh, Spielkarten. Dem Steuersystem von Preußen haben sich in neuester Zeit die meisten deutschen Staaten, namentlich die, welche zu dem Zollverbande gehören, mehr oder weniger genähert. In Baden kommt bei einer Steuereinnahme von 5 Mill. fl. ein Viertheil auf die A., ein anderes auf die Zölle und die Hälfte auf die direkten Steuern. Uebrigens wird hier, und an manchen andern Orten, das Wort A. in weiterem Sinne, nicht bloß von den Gefällen, die beim Verkauf von Verbrauchsgegenständen aller Art Statt haben, sondern auch von der Abgabe bei Immobilienveräußerungen, Erbschaften und Schenkungen verstanden. Bei Erhebung der A. gilt der Grundsatz, daß dieselbe entweder unmittelbar von dem Konsumenten geschehen, oder, da dies nicht immer thunlich ist, so kurz als möglich vor dem Uebergang zur Konsumtion eintreten soll, damit der Producent oder Großhändler den Betrag, den er vorauslegen muß, bald wieder vom Konsumenten erheben kann. Die zur Verhütung von Unterschleifen nöthige Aufsicht und Kontrole ist nicht bloß mehr oder minder kostspielig, sondern auch durch die Menge von Sicherheitsmaßregeln, durch welche sie dem freien Verkehre hemmend entgegen tritt, sehr oft lästig, für das Privatrecht beeinträchtigend und für das Gefühl des redlichen Mannes kränkend und empörend. Deshalb und weil sie durch die fortwährend gebotene Gelegenheit und Anreizung zur Defraudation der Moralität schadet, hat die A. von jeher so viele Gegner gehabt, die über sie, in welcher Form sie erscheinen mag, den Stab brechen.

Accolade (Umarmung), die Ceremonie, mit welcher die Ritter in den Orden aufgenommen wurden, wobei der Großmeister den Aufzunehmenden umarmte. In der Musik heißt A. die Klammer, durch welche mehre Notenliniensysteme am vordern Rande mit einander verbunden werden.

Accompagnement (Begleitung), in der Musik die Unterstützung einer Solostimme durch ein Instrument oder eine untergeordnete Singstimme oder das ganze Orchester. Sie dient zur Hebung oder Verherrlichung einer oder mehrer Solostimmen und ist in Bezug auf diese immer dienend. Der Tonsetzer hat hinsichtlich des A.s auf 3 Hauptdinge zu achten: auf Harmonisirung, rhythmische Figur und angemessene Wahl der Instrumente nach Zahl und Klangfarbe. Die rechte Harmonie ist dem erfahrenen Tonsetzer schon bei der Erfindung der Melodie gegenwärtig; sie wird mit jener zugleich geboren, so daß sie während der Bearbeitung nur hin und wieder zu berichtigen ist. Die Figuren der Begleitung sind nicht minder dem Hauptcharakter der Solopartie

angemessen zu wählen. Sie haben auszusagen, was der Solostimme nicht möglich, oder nicht angemessen ist. Sie verdeutlichen, verschönern, ergänzen. Es kann Fälle geben, wo sie einen Nebengedanken durchführen, der die Situation klar und bestimmt macht. Wie viel endlich auf die geschickte Wahl der unterstützenden Instrumente ankomme, bedarf keiner besondern Erörterung. Die Pflichten der Begleitenden selbst im Vortrage bestehen im Fördern, Helfen und klugen Nachgeben. Die Begleitung soll zwar allerdings durch Sicherheit das Schwanken verhindern, dabei jedoch immer im Anschmiegen an die Herrscherin sich treu, ergeben und fein zeigen, nicht tobend, störrig und widerspenstig. A. heißt auch das Harmoniespiel nach einem bezifferten Basse auf einem dazu tauglichen Instrumente sowohl allein als zu andern begleitenden Stimmen.

Accoramboni, Hieronymus, großer Arzt seiner Zeit, 1467 zu Gubbio in dem Herzogthum Urbino geboren. Er stammte aus einer angesehenen Familie, studirte gegen den Willen seiner Aeltern, welche ihn dem Stande der Advokaten bestimmt hatten, die Heilkunst und ward 1505 Professor der Medicin an der Akademie zu Perugia. Sein Ruf zog Zöglinge aus ganz Italien herbei. Im Jahre 1515 Leibarzt bei dem Papste Leo X., genoß er in gleicher Weise das Vertrauen bei Klemens VII. Aber gleichwohl konnte er das Glück, welches ihm durch sein Talent zu Theil geworden, nicht genießen. Bei der Plünderung Roms 1527 wurde sein Haus zerstört; selbst seine Manuskripte verlor er. Im J. 1527 nahm er einen Ruf als Professor an der Universität zu Padua an; als ihn Papst Paul III. aber zu seinem Leibarzt ernannte, kehrte er 1536 nach Rom zurück, wo er 1537 †. Die vorzüglichsten seiner Werke sind ein „Tractatus de putredine" (Ven. 1534), ein „Tractatus de Catarrho" (das. 1536) u. ein „Tractatus de natura et usu lactis" (das. 1536). Sein Sohn Fabius war ein gelehrter Jurist, geboren 1502, der in einem Alter von 21 Jahren zum Professor der Rechte zu Padua ernannt wurde, später (1525) nach Rom ging und 1559 zu Padua †.

Accordion (Handharmonika), ein von Damian 1829 in Wien erfundenes tragbares musikalisches Instrument. Es hatte anfangs nur 5 Tasten und brachte durch Zug und Druck 10 Töne und eben so viel Accorde hervor. Später brachte man 10, dann 20 und noch mehr Tasten an, wodurch es möglich wurde, auch 6—10 Baßtöne hervorzubringen. Die Breite des vervollkommneten A.s ist 11 Zoll, die Länge 15, der Umfang 4 Oktaven. A. Müller hat eine Accordionschule verfaßt (Wien 1834). Es lassen sich allerdings ziemlich schwierige Stücke auf dem A. ausführen; indeß scheint es auf keinen Fall einen bedeutenden Rang unter den musikalischen Instrumenten je einnehmen zu können. Am meisten empfiehlt es sich durch seine Tragbarkeit. Das Stimmen ist schwer.

Acedia, eigentlich Sorglosigkeit, Gleichgültigkeit, Stumpfheit, bei den Scholastikern des Mittelalters die Vernachlässigung geistlichen Berufes, welche sie unter die sieben Hauptlaster rechneten.

Aceldanum, der Blutacker, ein 500 Schritte von Jerusalem gelegenes Feld, das noch jetzt als der Acker bezeichnet wird, den man von den 30 Silberlingen, um welche Judas den Heiland verrieth, erkaufte. Wallfahrtsort christlicher Pilger.

Accorso, 1) (gewöhnlich unter dem lateinischen Namen Accursius) berühmter italienischer Jurist, wahrscheinlich aus Bagnolo bei Florenz gebürtig. Fast ein halbes Jahrhundert lehrte A. zu Bologna mit fast unglaublichem Beifall u. gelangte dadurch in den Besitz von Reichthum. Am meisten hat er sich durch seine Kompilation der Glossen früherer Juristen über die 4 Haupttheile des Corpus juris berühmt gemacht, am besten ist der Theil über die Institutionen, welchen er einer zweiten Durchsicht unterwarf). Man nennt ihn dieses Werkes wegen schlechtweg den Glossator. Er † um 1260. In der Kirche des heil. Franciskus zu Bologna setzte man ihm ein prachtvolles Monument. Bologna ehrte den berühmten Lehrer noch in seinen spätern Nachkommen, indem man sie, die zur unterliegenden Partei der Lambertacci (Ghibellinen) gehört hatten, durch Aufnahme in das Register der Jeremei (Guelfen) von den drückenden Lasten jener befreite. Sagenhaft scheint, daß mehre oder doch eine Tochter von ihm zu Bologna die Rechte gelehrt hätten. Der älteste seiner drei Söhne, Franciskus, geboren um 1225, zeichnete sich noch bei des Vaters Lebzeiten als Rechtslehrer zu Bologna aus und wurde nach dessen und des ältern Odofredus Tode als der berühmteste anerkannt. Im Jahre 1273 folgte er dem Könige Eduard I. von England, welcher ihn auf der Rückkehr von einem Kreuzzuge in Bologna kennen gelernt hatte, nach England, und erwarb sich dessen unbeschränktes Vertrauen. Schon 1274 war er englischer Bevollmächtigter bei den französischen Parlamenten und Assisenhöfen. Aus Liebe zur Heimath kehrte er später nach Bologna zurück und † 1293. Daß ihn Dante zur Hölle verdammte, mag Folge des Parteihasses seyn. Seinen Ruhm verdankt er hauptsächlich seinen civilistischen Vorträgen.

2) Mariangelo, geb. zu Aquila in Neapel, ungewiß, in welchem Jahre, lebte lange an Karls V. Hofe; sein Todesjahr ist ungewiß. Er besaß große Kenntniß in den alten, aber auch in der französischen, spanischen, deutschen Sprache, in der Musik u. Optik, u. erwarb sich um die Alterthumskunde unsterbliches Verdienst, nicht allein durch das Auffinden vieler berühmter Kunstwerke (welche noch die römische Sammlung meistens bewahren) und vieler Handschriften, wozu er die Bibliotheken (er machte eine Reise durch Deutschland, Ungarn und Polen) durchsuchte, sondern auch Ruhm durch sein Hauptwerk: „Diatribae in Auson. Solin. et Ovid. Metam." (Rom 1524, 4.). Seine älteste Schrift, der scherzhafte Dialog: Osci et Volsci, Dialogus ludis Romanis actus, ist dadurch merkwürdig, daß mit ihrer Herausgabe Melanchthon das erste Mal öffentlich auftrat.

Accouchement, s. Geburtshülfe.

Accrescendi jus, Anwachsungs- oder Zuwachsrecht, das Recht, den Antheil eines An=

dern (bei Erbtheilung) in Folge nothwendiger oder freiwilliger Weigerung desselben für sich zu nehmen. Dies Recht steht auch dem Erbschaftskäufer zu (so weit der Verkäufer dasselbe hatte), überhaupt jedem Eigenthümer, wenn sein erworbenes Gut einen bei der Erwerbung noch nicht vorhandenen Zuwachs (mag er nun auf natürlichem oder künstlichem Wege entstehen) erhält.

Accum, Friedrich, praktischer Chemiker, den 29. März 1769 zu Bückeburg geboren, lebte seit 1793 in London, wo er mit Beifall Vorlesungen über angewandte Chemie für Nichtgelehrte hielt. Unannehmlichkeiten veranlaßten ihn, 1822 nach Deutschland zurückzukehren, worauf er nach einem kurzen Aufenthalte bei Nathusius in Althaldensleben den Ruf als Professor der Chemie, Physik und Mineralogie am Gewerbeinstitut und der Bauakademie zu Berlin annahm. Er † hier 1838. Seine zahlreichen naturwissenschaftlichen, meist in englischer Sprache abgefaßten Schriften haben ihm einen Platz unter den berühmten Chemikern unserer Zeit gesichert. Großes Verdienst hat A. namentlich um die Einführung der Gasbeleuchtung, über die er sein Hauptwerk: A practical treatise on gas-lights (Lond. 1815, deutsch von Lampadius, Weim. 1819, 2 Bde.), verfaßte.

Accursius, s. Accorso 1).

Acephali, bei Herodot fabelhafte Wesen ohne Kopf, auf der Brust die Augen habend, in Libyen hausend. A. wurden auch die monophysitischen Mönche und Priester genannt, die sich von der Gerichtsbarkeit und Kirchengemeinschaft des Patriarchen von Alexandria, Petrus Mongus, lossagten und abgesonderten Gottesdienst hielten, als jener 483 das Henotikon des Kaisers Zeno angenommen hatte. Die Kaiser Zeno und Anastasius erließen vergeblich gegen sie Edikte. Ueber die Wahl eines eigenen Bischofs zerfielen sie 489 in zwei Parteien, die Jesaianer od. Jesaianisten, welche den Jesaias aus Palästina wählten, und die Barsanuphiten, welche dem Barsanuphius anhingen. Die Kirche zählte sie schon als Monophysiten unter die Ketzer, die Monophysiten aber betrachteten sie als arge Schismatiker. Im 14. Jahrhundert nannte man in Deutschland die Geißlerbrüder oder Kreuzbrüder, weil sie als Sekte kein Oberhaupt hatten, ebenfalls A.

Acephalia, Kopflosigkeit bei Mißgeburten, s. Mißgeburt.

Acephimas, Bischof und Märtyrer, der bei der großen Christenverfolgung unter dem Perserkönig Sapor den Tod erlitt. Tag: 22. April.

Acerbi, 1) Giuseppe, italienischer Reisender und Gelehrter, zu Castel-Goffrado bei Mantua geboren, war der erste Italiener, der auf einer 1798 unternommenen Reise bis ans Nordkap vordrang, welche Reise er während eines Aufenthalts in England in engl. Sprache beschrieb (Lond. 1802, 2 Bde., franz., Paris 1804, 3 Bde., deutsch von Weiland, Berl. 1803). Der von ihm 1816 in Mailand begründeten „Biblioteca italiana" lieferte er auch nach seiner Ernennung zum österreich. Generalkonsul in Aegypten (1826) werthvolle Beiträge über dieses Land. Er benutzte seinen zehnjährigen Aufenthalt daselbst zu Reisen durch Unter- und Mittelägypten, nach Nayum, dem rothen Meer und selbst nach Asien, so wie zur Anlegung reicher Naturaliensammlungen, womit er die Museen zu Mailand, Pavia, Padua und Wien bereicherte. Er † als k. k. Gubernalrath in seinem Geburtsort am 29. Aug. 1846.

2) Enrico, italienischer Arzt und medicinischer Schriftsteller, 1785 zu Castano im Mailändischen geboren, machte sich als Hospitalarzt in Mailand einen so berühmten Namen, daß seine Krankensäle sich mit Studirenden füllten und so von selbst eine Schule der Klinik wurden. Er † 1827. Sein Hauptwerk ist die „Dottrina teorico-pratica del morbo petecchiale e de' contagj in gerere" (Mail. 1822).

Acervulus cerebri, der Hirnsand, besteht aus kleinen hellen oder dunkeln gelben Steinchen, die sich in der Zirbel (glandula pinealis), einem Organe des Gehirns, finden und aus phosphorsaurem Kalke bestehen. Sie kommen, mit seltenen Ausnahmen, nur im menschlichen Gehirn vor.

Acervus, Haufen, in der Logik die sophistische Weise, durch fortgesetztes Fragen nach einem aus gleichen Theilen bestehenden, relativen, nicht in feste Grenzen einzuschließenden Begriff in Verlegenheit zu setzen. Folgendes Beispiel erklärt zugleich den Namen: Man fragt, ob ein Korn einen Haufen ausmache; Antwort: Nein. Nun fragt man, ob 2 Körner den Haufen bilden, und so fragt man weiter fort, indem man immer nur ein Korn zusetzt, wobei am Ende herauskommen würde, daß der Unterschied eines einzigen Korns endlich einen Haufen ausmacht. Das Trügerische dieses Sophisma's liegt darin, daß Haufen als relativer Begriff erst durch Gegenüberstellung eines andern Begriffs seine Bedeutung erhält und daher nicht durch eine bestimmte Anzahl Körner bedingt ist. Vgl. Sorites.

Acetometer (Essigmesser), ein Werkzeug zur Prüfung der Stärke des Essigs oder des Essigsäure-Gehalts darin, besteht in einer graduirten Glasröhre, worin der mit etwas Lackmustinktur roth gefärbte Essig durch sehr schwachen Aetzammoniak neutralisirt wird, wo dann die Menge des zugesetzten Ammoniaks den Gehalt an Essigsäure nach Procenten angibt.

Aceton, s. Essiggeist.

Ach, 1) Nebenfluß des Inn, entsteht vom Moosbach und Waldzellerbach und mündet unterhalb Braunau in den Inn; — 2) Fluß, entspringt bei Friedberg östl. von Augsburg und fällt bei Rain in den Lech; — 3) österr. Pfarrdorf, dicht bei Burghausen im Innviertel, am rechten Ufer der Salzach; 240 Einw. Dabei die schöne Burgruine aus dem 12. Jahrhundert, erbaut vom Geschlecht der Acher.

Achäa, 1) Beiname der Ceres, deren Kult besonders den Gephyräern eigen war und welcher die Böoter das Fest der Megalartien feierten; — 2) Beiname der Athene, unter welchem sie einen Tempel in Apulien hatte, worin die Waffen des Diomedes aufbewahrt wurden. Der Kult der achäischen Göttin wurde wahrscheinlich von Achäern hier eingeführt.

Achäa, 1) Stadt in Rhodus, im Bezirk von Jalysus, nach Diodor von den Kindern der Sonne erbaut; angeblich die älteste der Insel (nach Ei-

nigen später Kyrbe). — 2) Stadt im asiatischen Sarmatien, am Bosporus Cimmerius, im Gebiete der Achäer, soll von phthiotischen Achäern, welche vom Argonautenzuge zurückgeblieben, gegründet seyn. — 3) S. Achaja.

Achäer, einer der 4 Hauptstämme des hellenischen Volks. Wie die übrigen so hatte auch er seinen ursprünglichen Sitz in Thessalien, von wo er sich zuerst in der argivischen Landschaft und sodann über den ganzen Peloponnes ausbreitete, mit Ausnahme Arkadiens, wo die Pelasger sich erhielten und Aegialeas, wo Jonier saßen. Zur Zeit des trojanischen Krieges war das achäische Königshaus der Pelopiden in ganz Griechenland vorwiegenden Einflusses, und ihm gebührt der große Antheil der ganzen Unternehmung. Homer nennt von dem angesehensten Stamme die gesammten Krieger Ἀχαιοί (oder, was gleichbedeutend: Ἀργεῖοι, Δαναοί). Als nach lange vergeblichen Kämpfen um 1100 die Dorier, von den Herakliden geführt, über die Enge des korinthischen Busens in den Peloponnes eindrangen, da räumten, geschlagen und zum weitern Widerstande unfähig, die A. ihre alten Wohnsitze. Ein Theil zog über Böotien mit andern Griechen nach Kleinasiens gesegneten Küsten, der andere Theil wandte sich unter Tisamenus, Orestes Sohn, nach Aegialea, schlug die Bewohner dieser Landschaft nach Verweigerung der friedlich geforderten Aufnahme, besetzte ihre 12 Städte u. nannte das Land nach sich Achaja (s. d.). Herodot (I, 145) zählt als achäische Städte auf: Pellene, Aegira, Aegä, Bura, Helice, Aegium, Rhypes, Paträ, Pharä, Olenus, Dyme, Tritäa. Aegä vereinigte sich mit Aegira und Rhypes ging ein; daher Polyb. (II, 41) statt ihrer Cerynea und Leontium nennt. Dem Tisamenus folgten seine Nachkommen, bis nach Ogyges Tod auf die Willkürherrschaft seiner Söhne die Demokratie eingeführt wurde. Alle achäischen Städte waren (wie vorher die jonischen) in einen religiösen Festverein verbunden (Fest des Poseidon bei Helice); doch war, wenn auch später das Politische dem Religiösen sich beigesellte, die Verbindung weder eng noch bedeutsam. Durch ihres Landes Geschlossenheit gesichert, blieben die A. über 6 Jahrhunderte lang fern den historischen Verwickelungen des übrigen Griechenlands (selbst den Perserkriegen), bewahrten dadurch die Freiheit von der Hegemonie Sparta's und später Athens, sandten den Ueberschuß an Bevölkerung in zahlreiche Kolonien nach Unteritalien und wurden von diesen (nach Auflösung des pythagoräischen Bundes) zu Schiedsrichtern gewählt und durch Annahme ihrer Verfassung geehrt. Am peloponnesischen Kriege nahmen sie keinen Theil (obgleich Pellene zu Sparta trat und Paträ Athen begünstigte). In dem thebanischen Kriege hingegen standen sie zuerst auf Seite der Spartaner, schlossen jedoch sodann mit den Thebanern Separatfrieden und wurden von den beiden streitenden Parteien nach der Schlacht bei Leuctra zu Schiedsrichtern gewählt. Das Versinken Bura's und Helice's ins Meer durch ein Erdbeben (373 v. Chr.) trug dazu bei, das lockere Bundesverhältniß vollends zu lösen. Unfreiwillige Verbündete Thebens (366) traten sie sich doch bald wieder mit Sparta. Bei Chäronea (338) kämpften auch sie zum letzten Male mit für Griechenlands Freiheit. Unter macedonischer Herrschaft erhielten ihre Städte Besatzungen; in andern führten von den Macedoniern begünstigte Tyrannen ein drückendes Regiment. Das achäische Volk, bisher den allgemeinen Angelegenheiten Griechenlands fast fremd, aber eben darum noch voll ursprünglicher, ungeschwächter Kraft, fand das fremde Joch unerträglich. Im Versuche es abzuschütteln, zeigte sich der Welt noch einmal, was vereinigte griechische Kraft zu leisten vermochte; leider aber auch, daß das gesunkene Volk der Freiheit unwürdig geworden war. Nach dem heldenmüthigen Beispiele der Aetolier erneuerten, als bei den Verwirrungen in Macedonien der günstigste Zeitpunkt gekommen schien, 287 Dyme, Paträ, Tritäa und Pharä den alten achäischen Bund; bald traten den übrigen Städte nach Verjagung der Besatzungen u. Usurpatoren, eine nach der andern, bei, bloß Olenos schloß feige sich aus. Doch hing der Bund nur locker zusammen, bis 255 die Wahl Eines Oberfeldherrn (Strategen) größere Einheit herbeiführte und Aratus, begeistert von demokratischer Freiheitsliebe, seine durch ihn von dem Tyrannen Nicocles befreite Vaterstadt Sicyon dem Bunde zuführte (251). Aratus ward die Seele des Bundes. Er erkannte mit Scharfblick, wie zur glücklichen Behauptung der Freiheit die Einigung des gesammten Peloponneses nothwendig sey, brachte solche glücklich zu Stande und führte dem Bunde auch Unterstützung von Aegypten zu, das Macedonien eifersüchtig zu schwächen trachtete. Im J. 243 wurde Korinth nach Vertreibung der macedonischen Besatzung gewonnen, Megara, Trozen, Epidaurus folgten Sicyons Beispiel, und als Demetrius III. Vormund, Antigonus Doson, den Tyrannen die geforderte Unterstützung nicht leistete, überredete Aratus die von Megalopolis, Argos, Hermione, Phlius, den Macedoniern den Gehorsam aufzukündigen und mit ihren Gebieten dem Bunde beizutreten; auch Athen wurde durch seine Unterstützung von der macedonischen Besatzung befreit und dem Bunde gewonnen. Groß stand er jetzt da und mächtig durch ganz Griechenland. Durch seine Verfassung unterschied sich derselbe in vielen wesentlichen Punkten von früheren Griechenvereinen sehr vortheilhaft. Sein Zweck war: möglichste Gleichheit und innere Freiheit der einzelnen Staaten bei starker und fester Vereinigung nach Außen. Die Demokratie ward in allen Staaten zum herrschenden Princip. Jede der Republiken übte in ihren innern Verhältnissen Selbstständigkeit aus; für gemeinschaftliche Bundeszwecke aber bildeten sie ein festgegliedertes Ganzes, das dem Einzelstaat die Macht entzog, Krieg und Frieden zu schließen, Bündnisse einzugehen, in eigenen Angelegenheiten Gesandte zu schicken, noch von fremden Staaten Gesandte od. Geschenke anzunehmen. Der Bund setzte Gleichheit des Maßes, Gewichtes und Münzfußes ein und diese Einheit bewies sich im äußern Verkehr segenreich. Im Bunde hatten alle Staaten gleiche Rechte. Wie die Verfassung der einzelnen, so war auch die des Bundes selbst demokratisch. Die exekutive Leitung aller Bundesangelegenheiten

lag in den Händen eines permanenten Ausschusses. Alle legislativen Beschlüsse gingen von allgemeinen Bundesversammlungen aus, welche regelmäßig jährlich zweimal, im Frühjahr und Herbst, bei Aegium im Haine des Ζεὺς Ὁμαγύριος unweit des Tempels der Δημήτηρ Παναχαία gehalten, in dringenden Fällen aber auch außerordentlich an anderen Orten anberaumt wurden. Zutritt zu solchen und das Recht, vorzuschlagen und abzustimmen, hatte jeder über 30 Jahre alte Bürger; doch mußte (langen Aufenthalt und Intriguen zu verhindern) über jede Frage binnen längstens 3 Tagen Beschluß gefaßt werden, wobei nach Staaten, nicht nach Köpfen, die Stimmen gezählt wurden (so daß selbst ein zufälliges Ueberwiegen eines Staates unmöglich war). Der ständige Ausschuß (die βουλή, Stellvertreter der Regierungen der Einzel-Staaten) hatte die Vorberathung und Einleitung aller Bundesmaßregeln, auch in dringenden Fällen das Recht der Stellvertretung der Bundesversammlung. Die Verwaltung war in den Händen der in der Frühjahrsversammlung jährlich gewählten Bundesbeamten, welche im Ausführen ziemlich unbeschränkt, doch dem Ganzen verantwortlich waren. Der Bundes-Oberfeldherr befehligte mit dem ὑποστρατηγός und ἵππαρχος das Bundesheer. Er berief auch die Bundesversammlung, wenn sich die Berathung bloß auf Krieg bezog, genoß aber selbst kein Stimmrecht. Ihm zur Seite stand für die Verwaltungszweige des Armeewesens der Γραμματεύς (Staatsschreiber, Kanzler). 10 Damiurgi war die Berufung und Leitung der Volksversammlungen anvertraut (deren Zahl stimmt mit der anfänglichen Zahl der Städte). Bei Streitigkeiten der Bundesglieder entschied ein außerordentliches gewähltes Austrägalgericht. Durch diese Einrichtung des Bundes schien Griechenland neu belebt und verjüngt; Alle waren begeistert für die Allen in gleichem Maße zu Theil gewordene Freiheit und einig, für dieselbe alle geforderten Opfer zu bringen. Doch nicht lange dauerte seine Blüthe. Den ganzen übrigen Peloponnes für denselben zu gewinnen, was ihm erst die ächte Stärke gegeben hätte, scheiterte an Sparta's und Eli's Weigerung, und eifersüchtig betrachteten die Aetolier (schon früher hatten sie sich einmal feindlich gezeigt) die Fortschritte des Bundes. Kleomenes III., König von Sparta, ließ sich von den Aetoliern und Eleern sogar zum Krieg gegen den Bund verleiten. Dessen Oberfeldherr Aratus wurde mehrmals geschlagen, Sicyon und Korinth bedroht. So zersplitterte sich die griechische Kraft durch Uneinigkeit und so öffnete sich fremden Mächten und fremder Intrigue ein weites Feld, den Bund zu zerstören. Aratus verwarf unklug des Siegers Friedensvorschläge und rief den alten Erbfeind, die Macedonier unter Antigonus Doson zu Hülfe, der sie unter der Bedingung, den Schlüssel Griechenlands, Korinth, zu besetzen, gewährte. Die Schlacht bei Sellasia (222) entschied für die A. Sparta mußte sich die Einführung der alten Verfassung gefallen lassen und sank in Ohnmacht; aber der achäische Bund selbst war fortan in Abhängigkeit von Macedonien, welches ihn mit den Lacedämoniern, Arkadiern, Böotiern, Phocensern, Thessaliern u. Epiroten zusammenschmolz. Als nach Antigonus Doson Tode (221) die Aetolier ihre Einfälle in das Bundesgebiet erneuerten, begannen die A., durch Aratus irre geleitet, den Fehler, abermals bei den Macedoniern Hülfe zu suchen, und 219 erklärte Philipp III. den sogenannten Bundesgenossenkrieg gegen Aetolien. Aratus, dessen Ungeschick als Feldherr in diesem Kampfe sich offenkundig machte, mußte sich von den Macedoniern Hohn und Mißhandlung gefallen lassen und sah sich am Ende aller Macht beraubt. Macedonien schloß 217 mit Aetolien Friede; Philipps Blicke waren damals nach Italien gerichtet. Aratus starb durch Gift 213. Der achäische Bund war zum knechtischen Vasallen Macedoniens herabgesunken und als solcher nahm es unfreiwilligen Antheil am ersten macedonisch-römischen Kriege (211). Die Aetolier, Spartaner und Eleer fochten auf der entgegengesetzten Seite mit den Römern. Eine glückliche Wahl erhob 208 Philopömen aus Megalopolis, den letzten wahren Griechen, zur Würde des Strategen. Dieser große Mann, der verdient hatte, einer bessern Zeit anzugehören, wußte den gesunkenen kriegerischen Muth der A. noch einmal zu entflammen, ihnen neue Kraft, neues Vertrauen einzuhauchen. In der Schlacht bei Mantinea erlag Sparta. Sein Tyrann Machanidas fiel durch Philopömens eigene Hand. Der Friede von 205 machte dem Kampfe ein Ende. Fremde Intriguen entfernten Philopömen vom Steuer des Bundes u. der Tiefgekränkte ging nach Kreta in fremde Dienste. Im Jahr 198 brach der zweite macedonische Krieg aus. Diesesmal waren die A. Roms Verbündete, das schlau und heuchlerisch des Bundes Unabhängigkeit und Freiheit feierlich anerkannte. Staatsklug und treulos hetzte Rom seine griechischen Bundesgenossen aneinander und übte dann zwischen den Geschwächten und Kampfmüden sein zweideutiges Schiedsrichteramt. So schleppte sich das Leben des Bundes unter fortwährenden innern Kämpfen und Kriegen mit den andern griechischen Staaten, siech und achtungslos noch ein halbes Jahrhundert, bis zu dem Zeitpunkte hin, den Rom ausersehen hatte, den Einfluß des Bundesgenossen mit der absoluten Herrschaft zu vertauschen und Griechenland in eine römische Provinz zu verwandeln. Schicklicher Vorwand war bald gefunden. Unter Diaeus Strategie kamen römische Gesandte und stellten den A.n, die mit andern griechischen Staaten wie gewöhnlich in Streitigkeiten verwickelt waren, so harte parteiische Vorschläge zur Schlichtung derselben, daß sie den Stolz des Volkes im tiefsten kränkten. Unruhen entstanden, von römischen Agenten heimlich genährt. Auf die Klage der A. in Rom, rief dies seine Gesandten zurück und schickte einen andern Botschafter. Aber das aufgewiegelte Volk verhöhnte ihn und Rom, beleidigt, entsendete den L. Mummius mit einem Heere und erklärte den Krieg. Konsul Q. Caecil. Metellus, der in Macedonien stand, versuchte, um der Welt des großen Roms Langmuth zu zeigen, noch einmal durch Gesandte Ausgleichung; allein auch diese wurden beschimpft. Die A., von dem thörichsten, blindesten Enthusiasmus entflammt, besetzten das abgefallene Heraclea; allein ihr

Strateg Critolaus floh vor Metellus und bei Scarphäa von diesem ereilt, wurde er gänzlich geschlagen. Diaeus, der Strateg des vorigen Jahres, stellte zwar bei Korinth ein Achäerheer dem indessen mit weit überlegenen Streitkräften angekommenen Konsul Mummius gegenüber; die Schlacht aber (146) endigte mit der A. vollständiger Niederlage und Diaeus gab sich und seiner Familie selbst den Tod. Korinth wurde von den Römern erstürmt und zerstört, ganz Griechenland Beute der Sieger und seine Freiheit war für immer dahin. Fortan war Griechenland, obschon die Römer, um dem Volk zu schmeicheln, manche freie Formen bestehen ließen, nur noch römische Provinz. Auch jene Formen, die Erinnerungsmale alter Freiheit, verschwanden noch, als Peloponnes u. Hellas später provinzial konstituirt wurden. Spottweise ehrten die Römer die A. als die letzten Vertheidiger der Freiheit u. nannten die Provinz Achaja.

Achäischer Bund, s. Achäer.

Achaja, schmale, in zwölf kleinere Staaten getheilte Landschaft im Norden des Peloponnes, am Isthmus, mit der Hauptstadt Aegium, daher in frühester Zeit auch Aegialos oder Aegialea genannt. Sie grenzt östlich an den saronischen, nördlich und westlich an den korinthischen Meerbusen, südlich an Arkadien und Elis. Das Land erhebt sich von der schmalen, wenige Einschnitte und Häfen enthaltenden Küste in Terrassenform bis zu den arkadischen Grenzgebirgen Cyllene (7270') und Erymanthus. Während die höheren Gegenden dunkle Waldung deckte, reiften dem Gestade näher üppig Getreide, Oel, Wein und Gartenfrüchte. Zur Zeit der Römer begriff man unter A. im weitern Sinne das ganze Griechenland mit Ausschluß Thessaliens. Im heutigen Königreiche Griechenland bildet A. das nordwestlichste Gouvernement der Halbinsel Morea, begrenzt im Norden vom Meerbusen von Patras und von Lepanto, im Südosten von Korinth und Kyllene, im Südwesten von Elis. Die westlich flache und östlich gebirgige Küste springt mit dem Kap Papa (dem alten Ararus) nach Nordwest u. mit dem Kap Drepanoe am weitesten nach Norden vor. Den Süden und Osten erfüllt das Kalavritaküstengebirg mit seinen nordwestlichen Terrassen und einzelnen ausgezeichneten Bergmassen, z. B. dem 5918 F. hohen Voida (Panatheikon) im Norden und dem 6820 F. hohen Olonos auf der Südgrenze und entsendet viele kleine Küstenflüsse, wie die Hananiza (Pairos) im Westen und die Vostiza (Selinus) im Osten, zum Meere. Hauptstadt: Patras.

Achalm, Berggipfel der rauhen Alp, 1/2 St. von Reutlingen, 2180' hoch, erhebt durch tiefe Senkung seiner Umgebung isolirt frei sein Haupt. Weinberge umgeben seinen Fuß. Vom aus Kalkstein und schwärzlichem Thonschiefer bestehenden Gipfel öffnet sich dem Blicke eine der unvergleichlichsten Aussichten Deutschlands, theils in des Neckars romantisch-liebliches Thal, theils über die Alp hin. Oben liegt die Ruine einer einst berühmten Burg. Schon 603 wird die Grafschaft A. erwähnt. Graf Luithold fiel 761 bei Emahain. Im 11. Jahrh. ward Egino Stammvater der Grafen von Hohenurach und sein Bruder Rudolf gab auf dem Todesbette durch den Ausruf „ach allm!" (Allmächtiger!) der Burg (1050) mit seiner Familie den Namen. Seine Söhne Luithold und Kuno bauten das Kloster Zwiefalten (1080). Nach dem Verlöschen der männlichen Linie entrissen die Welfe dem Erben der weiblichen, Werner von Gröningen, die Burg; später kam sie an den Kaiser und Konradin verpfändete sie 1262 an Ulrich von Würtemberg. Die Herzöge von Oesterreich, Albrecht und Leopold, verkauften sie an Johann u. Wilhelm von Rietheim; der Letztere 1378 an Würtemberg. Im 30jährigen Kriege besaß sie widerrechtlich die Herzogin Claudia; der osnabrücker Friede gab sie als Ruine an Würtemberg zurück.

Achalzik (Achaltsiche, Akaltsike, Achiska), d. i. die neue Festung, russischer Kreis in der Provinz Georgien, grenzt im Nordwesten an die Kreise Osurgeti und Kutniß, im Norden u. Nordosten an Tiflis, an Alexandropol und im Südosten an die türkischen Bezirke Tschaldir u. Kars. Das Becken von A. ist einer jener merkwürdigen Kessel, die Armenien charakterisiren in der Erfüllung tertiärer, durch vulkanische Kräfte theils gehobener, theils zerstörter Schichten. Die Thäler des Kur und Poskho enthalten schöne Getreidefelder und Weiden; an den Felsterrassen wächst der Weinstock. Im Allgemeinen ist jedoch die Gegend öde und kahl. Im Alterthume bildete die Provinz A. einen Theil der armenischen Provinz Daikh, eine der 15 Provinzen, in welche der armenische König Wagarschak im 2. Jahrh. n. Chr. sein Königreich theilte. Bei dem Untergang des Letztern dehnten die griechischen Kaiser ihren Einfluß auch auf dieses Land aus, konnten indeß ihre Herrschaft hier nie recht befestigen, weil die armenischen Fürsten aus der mamigoneanischen Familie, welche darin ausgedehnte Erbgüter besaß, ihnen die größten Hindernisse in den Weg legten. Die georgischen Könige, welche am Ende des 11. Jahrhunderts zu großer Macht gelangten, brachten die Provinz unter ihre Abhängigkeit und nannten sie anfangs Semo-Karthli, d. i. Ober- oder Hoch-Kartlinien. Als Georgien theils durch innere Uneinigkeit, theils durch Einbrüche von Persern und Türken sank, riß sich A. von demselben los und wählte eigene Fürsten, welche genöthigt waren, zu ihrer Vertheidigung Lesghier und andere Bergstämme in Sold zu nehmen. Diese Miethvölker, gelockt durch den Reichthum des Landes, blieben für immer darin und bildeten endlich einen für alle umliegenden Völker furchtbaren Kriegerstamm, der vorzüglich Georgien mit seinen Raubzügen heimsuchte. Im Jahr 1580 nahm Menu-Scheher, der Beherrscher von A., den Islam an, nannte sich Atta Bey und erhielt die Würde eines Pascha's von A. Er schlug seinen Wohnsitz in dem Städtchen Olti auf, seine Nachfolger aber verlegten ihn nach dem kurz zuvor erbauten A. In der Folge kam es eine Zeit lang in den Besitz der Perser, aber unter Amurat IV. wurde es von dem Pascha Hassan wieder genommen. Hassan wurde Pascha von A. und vererbte diese Würde auf seine Nachkommen. Sultan Achmed III., aufgebracht über die Unbotmäßigkeit der Bewohner

dieses Paschaliks, sendete Pehlewan Pascha mit 25,000 auserlesenen Truppen gegen sie; doch erlitt dieses Heer eine vollständige Niederlage, worauf sich die türkischen Sultane mit dem freiwilligen Gehorsam der tapfern Bewohner der Provinz begnügten u. ihnen vollkommene Unabhängigkeit in der Verwaltung und Abgabenfreiheit gewährten. Am 15. Aug. 1828 wurde die Festung, trotz der verzweifelten Tapferkeit der Besatzung, von den Russen erstürmt und im Vertrag von Adrianopel der ganze nordwestliche Theil des Paschaliks mit Rußland vereinigt.

Die Hauptstadt und Festung A. am Poskho oder Dlaki hat etwa 11,000 Einw., die fast nur Kaufleute und Handwerker sind, größtentheils armenische Kirchen, eine Synagoge und unter den meist zertrümmerten Moscheen (einst 28) eine sehr schön erhaltene in der Citadelle, welche in eine russische Kirche umgewandelt worden ist. Die wenig geschützte Lage der fast ganz zerstörten Stadt veranlaßte den Plan zu einer neuen am rechten Poskhoufer, wo bereits ein neues Stadtviertel erbaut und von armenischen Kolonisten bewohnt ist. Uebrigens hat, seitdem die russische Mauthlinie den Verkehr mit Anatolien abgeschnitten hat und A. nicht mehr der gesuchte Sklavenmarkt oder der belebte Sammelplatz der Lesghier ist, der Ort seine Bedeutung verloren.

Achard, Franz Karl, Naturforscher u. Chemiker, den 24. April 1754 zu Berlin geboren. Von dem allgemeinen Einflusse Friedrichs des Großen auf die Naturwissenschaften berührt und gehoben, wandte A. sich auf letztere mit aller Energie eines starken und reichen Geistes und betrat in diesem Gebiete schon im 20. Lebensjahre die schriftstellerische Laufbahn, auf welcher er bald so viel Ruhm sich erwarb, daß die meisten gelehrten Vereine und Gesellschaften Europa's stolz darauf waren, ihn als ihr Mitglied nennen zu können. Seit 1782 war er Direktor der physikalischen Klasse der Akademie der Wissenschaften zu Berlin. In alle Schriften jener Vereine, eben so wie in die angesehensten Journale für Chemie, Physik und Naturforschung lieferte A. zahlreiche, zum Theil sehr bedeutende Beiträge, ohne dadurch an der Herausgabe ganzer selbstständiger Werke verhindert zu werden, z. B. der „Vorlesungen über die Experimentalphysik" (Berl. 1791—92, 4 Bde.) und vieler anderer Schriften über Chemie und Oekonomie. An seinen Namen knüpfen sich zwei große Erfindungen, obwohl beide Anfangs wenig Anerkennung fanden. Die eine ist der Telegraph, den A. in Spandau und Bellevue errichten ließ, und der auf einem Pontonwagen leicht weiter gefahren, rasch aufgestellt und wieder aus einander genommen werden konnte. Mit 5 Zeichen konnten 23,750 Wörter ausgedrückt werden. Zum Gebrauch desselben edirte der Erfinder ein eigenes telegraphisches Lexikon, deutsch und französisch. Noch bedeutender erscheint, wenigstens in unsern Tagen, die andere Erfindung, die Zubereitung des Runkelrübenzuckers. Im Jahre 1800 faßte er den Entschluß, die Entdeckung Marggrafs, krystallisirten Zucker aus koncentrirtem Safte mehrer Wurzelarten zu gewinnen, im Großen anzuwenden. Er nahm die mangelhaften Versuche seines Vorgängers wieder auf und zeigte der Welt bald ein Verfahren, das Alle staunen machte. Mehre seiner Schriften stellten eben so gründlich die Methode des Verfahrens dar, als sie die größten Vortheile ihrer allgemeinen Verbreitung mit Bestimmtheit verhießen. Es erschienen rasch nach einander: „Anleitung zur Bereitung des Rohzuckers und des rohen Syrups aus den Runkelrüben" (Berl. 1800), „Kurze Geschichte der Beweise von der Ausführbarkeit im Großen und den vielen Vortheilen der Zuckerfabrikation aus Runkelrüben" (das. 1800), „Anleitung zum Anbau der zur Zuckerfabrikation anwendbaren Runkelrüben" (Bresl. 1803), „Ueber den Einfluß der Runkelrüben-Zuckerfabrikation auf die Oekonomie" (Glogau 1805) u. a. Ueber den reelen Nutzen erhob zuerst das Institut von Frankreich Zweifel; und da auch die ersten Produkte A.s nicht im Stande waren, mit dem Kolonialzucker zu konkurriren, so schien die Sache fast vergessen zu werden, als sie durch die Kontinentalsperre und die enorm hohen Preise des Rohrzuckers von Neuem zur Sprache kam. A. hatte vom König Friedrich Wilhelm III. eine Besitzung in dem zum breslauer Regierungsbezirk gehörigen Dorfe Kunern zum Geschenk erhalten, um dort eine Fabrik anzulegen, welche im Winter 1811 täglich an 3 Ctr. Syrup lieferte. Nathusius u. andere Gewerbsmänner folgten seinem Beispiel. Bald war der Eifer, die achardsche Methode zur Runkelrüben-Zuckerfabrikation kennen zu lernen, so groß, daß 1812 ein eigenes Lehrinstitut für Bereitung des Runkelrübenzuckers mit der Fabrik in Kunern verbunden wurde. In demselben Jahre erschien A.s Schrift: „Europäische Zuckerfabrikation aus Runkelrüben" (Leipzig, 3 Bde.). Nach Aufhebung der Kontinentalsperre und Zuckersteuer sank zwar der Flor der achardschen Fabriken in Deutschland, während sie in Frankreich unter schützenden Zöllen sich vermehrten und zu großartigen Gewerben gediehen. Doch hat die neueste Zeit auch bei uns A.s Erfindung die allgem. Anerkennung verschafft und ihre staatswirthschaftliche und industrielle Wichtigkeit nachgewiesen. Er † den 20. April 1821 zu Berlin.

Acharius, Erich, schwedischer Botaniker und Arzt, war den 18. Okt. 1757 zu Gefle geboren, studirte zu Upsala. Die Akademie der Wissenschaften zu Stockholm, durch sein Talent auch im Zeichnen überrascht, vertraute ihm die Ausführung der Kupferstiche an, welche für die akademischen Werke gefertigt wurden. Durch diese Beschäftigung kam er in Verbindung mit Bergius, Martin und Wilke, und durch den Umgang mit diesen Gelehrten verschaffte er sich ausgebreitete Kenntnisse in der Physik, Chemie, Mineralogie und Medicin. Vorzüglich erwarb er sich in den Krankenhäusern jenen praktischen Blick und Takt, welche ihn zu einem der besten schwedischen Aerzte machten. Er erhielt den Grad eines Doktors zu Lund 1782, nachdem er mit Glanz sein Thema: „Animadversiones physicae et medicae de taenia" vertheidigt hatte. Drei Jahre später wurde er zum Arzt nach Landskrona berufen und 1789 zog er nach Wadstena in Ostgothland. Die Akademie ernannte ihn 1796 zu ihrem Mitglied und 1801 erhielt er den Titel eines Professors

der Botanik. Ohne die Pflichten seines Amtes zu vernachlässigen, setzte er das Studium der Naturgeschichte, vorzüglich der kryptogamischen Gewächse, mit Eifer bis an seinem am 14. August 1819 erfolgten Tod fort. A. hat einem Theile der Kryptogamen (der Flechten) eine neue Gestalt gegeben und die meisten Botaniker, selbst bis in die neueste Zeit, sind seiner Eintheilung gefolgt. Diese Klassifikation erschien zuerst in seiner Schrift: „Lichenographiae suecicae prodromus“ (Linköping 1798). Vervollständigt und modificirt hat er dieselbe in weiteren Schriften.

Achat (Agat, Achates), einer der Edelsteine von geringem Werthe, der wahrscheinlich seinen Namen von dem sicilianischen Fluß Achates (jetzt Drillo, Bizzini, Maruzzini) erhalten hat, an dessen Ufern er zuerst gefunden wurde, besteht aus einem Gemenge mehrer hornsteinartiger Fossilien, namentlich Chalcedon, Karneol, Jaspis, Amethyst, Hornstein, Heliotrop, Feuerstein, Quarz u. s. w., von deren verschiedener Abwechselung hauptsächlich seine verschiedenen Zeichnungen u. seine Durchsichtigkeit abhängen. Nach den verschiedenen Farbenzeichnungen und Grundmassen erhält er verschiedene Namen, als: a) Bandachat, mit wechselnden Streifen von Chalcedon, Jaspis, Quarz oder Amethyst (der schönste aus Sibirien und Sachsen heißt Achat-Onyx oder Onyx); b) Trümmerachat, Bandachat durch Amethystmasse gekittet (wird bei Kunersdorf gefunden und bildet einen Gang); c) Festungsachat, in zackenförmigen Streifen und Winkeln, insbesondere bei Oberstein vorkommend; d) Röhrenachat, tropfsteinartiger Chalcedon mit Hornstein von gleicher Form wechselnd; e) Korallenachat, nierenförmig oder traubig, senkrecht durchschnitten, wobei die halbkugeligen Formen gewellte Bänder bilden; f) Regenbogenachat, gegen das Licht gehalten in Regenbogenfarben spielend; g) Moosachat, mit pflanzenartigen Zeichnungen von verschiedener Färbung und auch zufällig mit unregelmäßigen Streifen von rothem Jaspis durchzogen; h) Mokkastein (aus Arabien), durchsichtiger Chalcedon mit dunkeln baumartigen Umrissen, den Pflanzenfäden ähnlich; i) endlich gibt es noch Wolken-, Landschafts-, Baum-, Bild-, Punkt-, Stern-, Muschel-, Versteinerungs-A. Kugelige A.e von einem halben Fuß und darüber im Durchmesser, wie sie auf dem Berge Karmel vorkommen, heißen Melonen. Die schönsten A.e kommen aus Ostindien; aber auch Baden, Böhmen, Ungarn, Sachsen und noch einige andere Länder liefern viele. Man schätzt den A. desto mehr, je mannichfaltiger, schöner und seltener seine Farbenmischungen sind. In Achatschleifereien wird er geschliffen und polirt und dann zu Petschaften, Stockknöpfen, Tabaksdosen, Büchschen, Spielmarken, Mörsern, Reibschalen, Spielkügelchen, Glättsteinen, auch wohl zu Feuersteinen verarbeitet. Will man A.e dunkler färben, so legt man sie ein Paar Stunden lang in Oel, wischt sie dann sorgfältig ab und erhitzt sie in Schwefelsäure über Holzkohlenfeuer, bis sich häufige schwefelsaure Dämpfe entwickeln. Nach dem Erkalten nimmt man sie heraus und wäscht die Säure mit Wasser ab. Das eingedrungene Oel wird durch die Schwefelsäure verkohlt, die A.e werden dunkler, die Adern weißer und weniger durchsichtig. — Künstliche Achate erhält man durch Kochen geschliffener Chalcedone in Vitriolöl, wenn sie schwarze Streifen, und durch Glühen solcher Chalcedone in einem Ueberzuge von Soda, wenn sie wolkigte oder andere Zeichnungen und Farben bekommen sollen, die aber durch starke Wärme oder durch Salpetergeist sich wieder verlieren. Eine Auflösung von Silber in Salpetersäure macht die A.e braun, eine Goldauflösung in Königswasser macht sie hellbraun, eine Wismuthauflösung macht sie weiß. Achatglasflüsse erkennt man leicht daran, daß sie sich feilen lassen. Wäscht man Achatwaaren, die ihre Farbe verloren haben, mit schwacher Lauge u. stellt sie dann eine Zeit lang an die Luft, so werden sie wieder schöner dadurch.

Achel, berühmter Ort mit einer Höhle in Hindostan, 4 Meilen von Patiala, im Distrikt Sisheril. Es soll hier eine kalte Flamme aus der Erde aufsteigen, die man als die unmittelbare Wirkung einer Gottheit betrachtet. Es wandern viele Pilgrime dahin und jährlich wird daselbst eine große Messe gehalten.

Achelous, Fluß im nordwestlichen Griechenland, der bedeutendste von ganz Griechenland, sonst Thoas, Thestius Axenus, jetzt Aspre oder Aspropotamo (d. i. der weiße Fluß, seines Grundes wegen). Er entspringt auf dem Pindus (s. Agrafa), am Mons Cercetius und strömt mit wenigen Abweichungen gerade südwärts durch das Gebiet der Athamanen, Dologer, Amphilocher, Agräer, zuletzt als Grenzfluß zwischen Aetolien und Akarnanien, bei Oeniadä mit mehren Armen und versumpft ins jonische Meer. Seinen Anschwemmungen verdankt die fruchtbare Ebene an seiner Mündung ihre Entstehung, und mehre derselben gegenüber liegende Inseln Echinades waren dadurch schon zu Herodots und Thucidides Zeit mit dem Festlande verbunden. In der griechischen Mythe ist der Gott dieses Stromes (nach Hesiod), der älteste der 3000 Flußgötter, Sohn des Oceanus und der Thetys, nach Andern des Helios und der Gäa. Verliebt in Dejanira, des Oeneus Tochter, sah er sich durch des Vaters Ausspruch genöthigt, mit seinem Nebenbuhler Hercules zu kämpfen. Er verwandelte sich zuerst in eine Schlange, zuletzt in einen Stier, worauf ihm Hercules eins der Hörner abbrach, was entweder A. dann gegen das Horn der Amalthea (des Ueberflusses) umtauschte oder was die Nymphen in dies verwandelten. Die richtige Deutung dieser (auch von der alten Bildkunst oft zum Gegenstande ihrer Werke gemachten) Sage hat schon Strabo (I. 1) gegeben. Nach Ovid (Metam. VIII., 576) bildete er die fünf Echinaden, indem er das Land, worauf 5 Nymphen den Feldgöttern ein Opfer darbrachten, erzürnt, daß er von ihnen vergessen, wegriß und ins Meer schleuderte. Der A. galt für heilig. Man bildete ihn als Stier mit bärtigem Mannsgesicht (wie auch andere Flüsse).

Achem (Acheen, Aschem, Atschin, Geogr.), einer der Hauptstaaten auf Sumatra, die ganze nördliche Spitze der Insel einnehmend, unter ei-

nem mit despotischer Gewalt herrschenden Sultan, umfaßt 1000—1200 □M. Die Bevölkerung (1 Million), mohammedanische Malaien, ist in der Kultur vorgeschritten, der Handel bedeutend. Seeplätze sind: Pedir (Nordosten) und Sinkel (im Westen 2° N.). Die Hauptstadt des Königreichs (auch Asheen, Atschim, Atschen, Asjeen), unter 5° 42' nördl. Br. u. 95° 35' östl. L. (von Greenwich), hat 6000 Häuser und über 40,000 Einw. Der Hafen ist klein und seicht; die Rhede vortrefflich. Hier etablirten sich zuerst die Portugiesen, und als sie durch die Holländer vertrieben wurden, machten diese daraus ihre Hauptniederlage, verlegten dieselbe aber späterhin nach Padang. Die Regierung des Landes befolgte von jeher eine gesündere und friedlichere Politik als die meisten übrigen Fürsten Sumatra's; sie gestattet den Fremden freien Handel und A. ist immer als ein Freihafen betrachtet worden. Doch hat sich seit Wegsiedelung des holländ. Hauptetablissements der europäische Handel großentheils von hier entfernt, und A. liefert gegenwärtig zu wenig Artikel der Ausfuhr, als daß es für die Fremden noch große Wichtigkeit haben könnte. Seiner Lage nach müßte es, als Niederlagsplatz, zu den wichtigsten Punkten Indiens gehören. Kaffee, Zucker, Reis, Cassia, etwas Indigo, Baumwolle, Gummi, Benzoe, Sapanholz, Sago und roher Kampher bilden den Hauptgegenstand des Verkehrs. In der Nähe von A. befinden sich Pflanzungen von molukkischen Gewürzen.

Achen, Jan van, auch Janachen, Fanachen, Dac, Acken genannt, deutscher Maler, der seinen Namen von der Stadt Aachen, dem Geburtsorte seines Vaters, erhielt, wurde 1552 oder 1556 zu Köln geboren. Trotz schlechten Unterrichts zeigte er frühzeitig ein bedeutendes Talent und ging in seinem 23. Jahre nach Italien, wo er zuerst in Venedig bei dem niederl. Maler C. Rems arbeitete. Von da wandte er sich nach Rom, wo er für die Jesuitenkirche eine Geburt Christi malte. Nach Deutschland zurückgekehrt, trat er in bayerische Hofdienste und malte zu München und Augsburg (hier für die Fugger) eine Reihe schöner Bilder. Kaiser Rudolf II. zog ihn nach Prag, wo er 1615 †. Er war mit einer Tochter des berühmten Komponisten Orlando Lasso verheirathet. Seine Bilder zeichnen sich durch Lebendigkeit und glückliche Nachahmung Correggio's aus. Die kaiserl. Gemäldegalerie zu Wien enthält 16 Gemälde von ihm; auch die Hofkirche zu München besitzt einige seiner ausgezeichnetsten Werke. Viele seiner Bilder wurden von tüchtigen Meistern gestochen.

Achenbach, Andreas, Maler, Vater der düsseldorfer Schule, aus Köln gebürtig, besonders bekannt als tüchtiger Landschafter, Marine- und Architekturmaler. Bekannt sind seine Seestücke, Küstenstücke und Seegegenden. Eine seiner besten, ein großes Seestuck, ist im Besitz des Prinzen von Preußen.

Achenthal, schönes romantisches Felsthal in Tyrol, nördlich von Schwatz, durchströmt vom Achenfluß, der den 1 Meile langen, fischreichen Achensee bildet. Es führt durch dies Thal die Straße von Tegernsee und Kreut nach Schwatz. Das gleichnam. Dorf in demselben hat 1000 Ew.

Achenwall, 1) Gottfried, Statistiker, geboren am 20. Okt. 1719 zu Elbing in Preußen, studirte in Jena, Halle u. Leipzig und ließ sich 1746 in Marburg nieder, wo er zuerst Geschichte las. Im J. 1748 ging er nach Göttingen, wo er bald außerordentlicher, 1753 ordentlicher Professor der Philosophie und 1761 ordentlicher Professor der Rechte wurde. Er † den 1. Mai 1772. A. war der erste, welcher die Statistik in eine bestimmte Form brachte und zur eigenen Wissenschaft erhob, einer Wissenschaft, welche seitdem eine so bedeutende Stelle eingenommen hat. Sein statistisches Compendium erschien zuerst 1749 unter dem Titel: „Abriß der neuern Staatswissenschaft", und seit 1752 als „Staatsverfassung der europäischen Reiche im Grundrisse". Außerdem besitzen wir von ihm mehre Werke über die Geschichte der europäischen Staaten, Staatsrecht u. Staatswirthschaft. — 2) Sophia Eleonora, geborne Walther, seit 1752 Gattin des Vorigen, war eine sehr gelehrte Frau u. erwarb sich durch ihre 1750 erschienenen Gedichte einen Namen, so wie die Aufnahme in die deutschen Gesellschaften zu Jena, Helmstädt und Göttingen. Vielen Antheil hatte sie auch an den „Meisterstücken moralischer Abhandlungen engl. und deutscher Sittenlehren" (Gött. 1751, 5 Bde.).

Acheron, Name mehrer Flüsse der alten Welt, die stets in Verbindung mit gewissen Natureigenthümlichkeiten, wie schwarzes, bitteres Wasser, mephitische Ausdünstung, gedacht werden. Ein Fluß A. in Epirus entspringt auf dem Tymphegebirge, im Lande der Seller (daher im Oberlaufe Selleis), strömt durch das Land der Thesproter, durch den See (Sumpf) Acherusia, nimmt links den Cocytus auf und ergießt sich in den *γλυκὺς λιμήν*. Der gleichnamige Fluß in Elis, Nebenfluß des Alpheus, ist der heutige Sacuto. Ein anderer in Bruttien in Unteritalien heißt jetzt Lese. Hier endete Alexander von Epirus, nachdem er das warnende Orakel, sich vor dem A. zu hüten, auf den epirotischen Fluß fälschlich gedeutet. Am berühmtesten ist A. als Fluß der Unterwelt, in welchen der Pyriphlegethon u. der Cocytus, der Abfluß des Styx, strömen. Die Gegend um den oben zuerst genannten Fluß bietet der Naturschrecknisse so viele dar, daß man wohl begreifen mag, warum die ältesten Griechen in jene Gegenden erst den Wohnsitz, dann den Eingang des Schattenreiches verlegten und von jenen die Schilderungen desselben entnahmen. Pausanias behauptet, Homer habe die Namen der Flüsse der Unterwelt von den thesprotischen entlehnt. Spätere nahmen das Vorgefundene, fälschten jedoch und änderten die Mythe bis zur Unkenntlichkeit. A. galt dann als Sohn des Helios und der Erde (Gäa oder Demeter), versah die den Himmel stürmenden Titanen mit Wasser und wurde deshalb von Zeus in einen schlammigten Fluß verwandelt und in die Unterwelt verwiesen. Nach Andern war er in einer Grotte Kreta's geboren, stieg lichtscheu zur Unterwelt u. wurde dort in den Höllenfluß verwandelt. Noch eine Sage läßt ihn aus den Thränen einer Statue auf dem Berge Ida entstehen. Der

Gebrauch der Aegypter, ihre Todten über den Nil zu führen, um sie nach gehaltenem Gerichte entweder am andern Ufer zu begraben, oder in den Fluß zu werfen, gab schwerlich zum Entstehen der griechischen Mythe Veranlassung. Eigenthümlich schildert Plato den A. in seinem Phädon.

Acherusia, Name mehrer Seen u. Sümpfe, welche, wie Acheron, die Mythe der Alten mit der Unterwelt in Verbindung brachte, so außer jenem Sumpf in Thesprotien (s. Acheron), ein See bei Hermione in Argolis, durch welchen Hercules den Cerberus auf die Oberwelt schleppte; ein anderer bei Cumä in Kampanien, jetzt Lago di Fusaro; ein See bei Memphis in Aegypten, über welchen die Aegypter die Todten führten, um über sie auf einer Insel das Todtengericht zu halten; die Halbinsel bei Heraclea mit dem Fluß Acheron und einem tiefen, mephitischen Gestank aushauchenden Schlunde (Krater), durch welchen nach Einigen Hercules den Cerberus ans Licht brachte.

A cheval-Stellungen, solche Truppenstellungen, welche quer über eine Landstraße oder einen Fluß genommen werden, so daß die Straße oder der Fluß in der Mitte der Stellung und zwar senkrecht auf der Front derselben sich befindet.

Achilleïn, bittere extraktartige Materie von unbekannter Zusammensetzung, welche in der Schafgarbe (Achillea millefolium) enthalten und von Zanon beschrieben ist; noch nicht genau untersucht.

Achilles, der gefeiertste, durch Homers göttlichen Sängermund ewig verherrlichte Held des Griechenthums, war der Sohn der Nereide Thetis und des Peleus, des Herrschers der Myrmidonen in Phthia, Enkel des Aeacus, Urenkel des Zeus. Nach Pindar verkündete Themis schon vor seiner Geburt den Göttern seine Tapferkeit und seinen frühen Tod. Nach Homer wurde er von Phönix in der Wohlredenheit und Kriegskunde, von dem Centauren Chiron, am Waldgebirge Pelion, in der Heilkunde unterrichtet. Seine Mutter hatte ihm zweierlei, großen Ruhm bei frühem Tode, oder langes, aber ruhmloses Leben verheißen. Er zog das Erstere vor und fand es im Zuge gegen Troja. In 50 Schiffen führte er seine Myrmidonen dahin und zerstörte viele Städte auf der Insel und dem Festlande um Troja. Als aber Apollon mit verderblichem Geschosse die Pest ins griechische Lager sendete, so daß unaufhörlich die Todtenfeuer loderten, und auf A.' Geheiß der Seher Kalchas entdeckte, der Raub der schönen Priestertochter Chryseïs durch Agamemnon sey die Ursache des göttlichen Zorns, der nur durch Herausgabe der Entführten entsühnt werden könne, entbrannte furchtbarer Streit zwischen ihm und dem Oberfeldherrn Agamemnon, der zum Ersatz für Chryseïs die von A. erbeutete Briseïs verlangte. A. entsagte zwar, von Athene besänftigt, der Geliebten, aber weinend flehte er am Seegestade die Mutter um Rache an, und auf deren Bitte gewährte Zeus den Troern Sieg, bis ihr Sohn Genugthuung gefunden. A. ging nicht mehr in Rath und Schlacht, wie sehr auch sein Herz nach Kampf verlangte, sondern blieb grollend daheim in den Gezelten und sang zur Leyer die Thaten der Helden. Die Troer stürmten an das Schiffslager der Griechen und bedrängten sie hart; umsonst suchten diese den Trotzigen zu versöhnen, bis endlich sein Liebling, Patroclus, das Herz ihm rührte. Er gestattete dem Freunde, seine Schaaren zur Schlacht zu führen, u. ordnete sie selbst; er selbst aber blieb zurück. Patroclus rettete die Schiffe, fiel aber von Hectors Hand. Um seinen Leichnam entspinnt sich großer Kampf. Vom heftigsten Schmerze um den Freund erfaßt, eilt A. waffenlos, doch von Athene mit glänzender Wolke umgeben und geschützt, an den Wallgraben und ruft dreimal furchtbar drohend hinüber, so daß die Troer fliehen. Patroclus Leiche wird heimgebracht und von A. heiß beweint. Am andern Morgen bringt ihm die Mutter neue Waffen von Hephästos Hand, darunter einen kunstreich geschmiedeten Schild. Da funkeln die Augen des Helden vor Kampfbegier, er ruft die Achäer zusammen, söhnt sich mit den Gegnern aus, u. von Athene mit Nektar u. Ambrosia gestärkt, legt er die Rüstung an, die ihn wie mit Flügeln hebt, und ergreift den Speer, den kein Anderer zu schwingen vermag. Die Rosse am Streitwagen ermahnt er, ihn lebend wiederzubringen, aber das Streitroß Xanthus weissagt ihm nicht fernen Tod. Er fürchtet ihn nicht, doch will er zuvor den Freund rächen und sich mit Troerblut sättigen. Er stürmt hinaus in die Schlacht und tödtet, wen er erreicht. Die flüchtigen Troer stürzen vor ihm schaarenweise in den Strom Xanthus (Skamander) und ihre Leichen dämmen die Wellen. Der ergrimmte Flußgott erhebt sich selbst gegen den Helden, wird aber von Hephästus, dem Flammengotte, und den Windgöttern Zephyrus und Nolus, auf Geheiß der Here zurückgedrängt. Jetzt trifft A. unter Troja's Mauern mit Hector zusammen. Dreimal jagt er ihn um die Stadt, erlegt ihn und schleift den blutigen Leichnam am Wagen ins griechische Lager, doch gibt er ihn später dem greisen Vater auf dessen Bitten zurück. Unter Wehklagen, Todtenopfern und Wettspielen wird der Freund nun bestattet. A.' späteres Geschick deutet Homer nur an; vor dem skäischen Thore fällt er; des Siegers Name wird verschwiegen. Laut tönen die Klagen der Griechen, der Mutter, der Meeresnymphen und der Musen um den gefallenen Helden; seine Gebeine werden im goldenen Gefäß zu denen des Freundes gesellt und darüber steigt ein hoher Grabhügel am Strande des Hellespont empor. Um die Waffen A.' streiten sich Ajax und Odysseus. Letzterer trägt sie davon. Dies ist der homerische A., der Held der Ilias, der schnellfüßige, gelbgelockte Peleione, der Schönste und Tapferste der Griechen, furchtbar den Feinden, zärtlich gegen seine Freunde, gastfrei, großmüthig, dem ungerechten Oberherrscher trotzend, aber den Göttern gehorchend; den Gesang liebend, nach Ruhm dürstend, den Tod verachtend, untergehend in voller Jugendherrlichkeit. Spätere erzählen, Thetis habe ihre Kinder, um sie unsterblich zu machen oder ihre Göttlichkeit zu prüfen, ins Feuer oder in siedendes Wasser gehalten; mehre seyen ganz verbrannt, den A. habe ihr der geängstete Vater entrissen, daher er zwar am übrigen Leibe unverwundbar, an der Ferse allein, woran die Mutter ihn gehalten, verwund-

bar gewesen sey und den Namen Pyrissous, der aus dem Feuer Gerettete, erhalten habe; oder sie habe ihn in den Fluthen des Styx gestählt. Ohne Mutterbrust auferzogen, vom Centauren Chiron im Gebirge mit Honigscheiben und Mark der Rehe genährt, kämpfte er schon im 6. Jahre mit Bären und Ebern. Ohne ihn konnte Troja nicht erobert werden, weshalb sich die griechischen Fürsten bemühten, ihn zum Zuge dahin zu werben. Doch seine Mutter, voraussehend, daß ihm dieser Zug verderblich seyn werde, verbarg ihn in Frauenkleidern bei den Töchtern des Lycomedes auf der Insel Scyrus, mit deren einer, der Deïdamia, er den Pyrrhus oder Neoptolemus erzeugte. Allein der schlaue Odysseus erspäht ihn, kommt als Kaufmann zu Lycomedes, breitet Schmuck und kostbare Gewänder vor den Jungfrauen aus und legt dazu Schild und Speer; plötzlich läßt er zum Kampfe blasen, die Mädchen fliehen, aber A. wirft das Frauengewand ab, greift zu den Waffen, wird erkannt und sagt seinen Beistand zu. Nur von einem Gotte konnte er überwunden werden; Apollon tödtet ihn in der Gestalt des Paris, oder indem er dessen Pfeile lenkt nach der verwundbaren Stelle, während A. waffenlos um Priamus Tochter, Polyxena, wirbt, im Tempel zu Thymbra. Darum ward Polyxena von den Griechen auf dem Grabhügel des Helden geopfert. Dort, auf dem Vorgebirge Sicyon, wurde er göttlich verehrt, auch von den Jünglingen zu Sparta, und bei den olympischen Spielen von den Frauen beklagt. Nach seinem Tode wird er, wie Aeacus u. A., Richter der Schatten, oder wohnt, mit Iphigenia oder Helena vermählt, auf Leuca, dem Eilande der Seligen, an der Mündung des Istrus (Donau) den Schiffern freundlich. Die Verehrung eines Flußgottes (des Urstroms Achelous), welche die Achäer aus ihrer thessalischen Heimath nach ihren entfernteren Ansiedelungen in Elis und Sparta, am Hellesponte und Pontus Euxinus übertrugen, scheint den Mythus erzeugt zu haben, daher die Mutter eine Seegöttin, sein Erzieher, der thessalische Fluß Phönix (der Rothe), die Beinamen des Schnellfüßigen, Gelben (Xanthos), Rauschenden (Ligyron), Glutherretteten (Pyrissoos), die Feuerprobe, welche die Kinder der Thetis, die Flüsse des Südens, zur Zeit der Hitze bestehen, und die Klage der Frauen um Sommersmitte, wenn die Gewässer versiegen und die Herrlichkeit der Natur hinwelkt.

Achilles, bekannter Trugschluß des eleatischen Philosophen Zeno oder seines Lehrers Parmenides, welcher beweisen sollte, daß alle Bewegung nur scheinbar sey. Er behauptete nämlich, ein Gegenstand, der sich langsam bewege, z. B. eine Schildkröte, könne von einem sich schneller bewegenden, z. B. Achilles, nie eingeholt werden, wenn jener auch nur einen kleinen Vorsprung voraus habe; denn der Abstand zwischen beiden müsse in immer kleinere Theile zerlegt werden, könne aber nie ganz verschwinden, und der letztere müsse immer erst dahin kommen, wo der erstere schon gewesen sey. Vgl. Trugschluß.

Achillessehne, die gemeinschaftliche Sehne des Zwillingsmuskels der Wade und des Wadenmuskels, welche sich an den Tuber calcanei ansetzt.

Achilles Tatius, griech. erotischer Romandichter, aus Alexandrien, lebte wahrscheinlich in der Mitte des 5. Jahrhunderts und soll, nach Suidas, im hohen Alter Christ und sogar Bischof geworden seyn. Er ist Verfasser eines Romans „de amoribus Clitophontis et Leucippes libr. VIII." des besten unter den griech. nach den Heliodorus, dessen Nachahmer er ist. So viel Mannigfaltigkeit, Abwechslung und Fortgang der Handlung auch in demselben sich findet, so fehlt dennoch einer dichterischen Anlage der nothwendige innere Zusammenhang. Der Inhalt zeigt durchaus nichts Christliches. Die Form ist zierlich, oft überladen mit Schmuck. Die besten Ausgaben lieferten Salmasius (Leyden 1650) und Fr. Jacobs (Lpz. 1821, 2 Bde.), die beste deutsche Uebersetzung Ast u. Güldenapfel (das. 1802). Ein Bruchstück aus einem Werke über die Sphäre (Einleitung in Arats Phaenomena, gedruckt in Petavs Uranolog.), welches Suidas dem Romanschreiber vindicirt, muß, da dasselbe schon von Firmicus citirt wird, einem ältern A. T. beigelegt werden.

Achlath (Schlath, auch Ersen achlath), alte, berühmte, jetzt verfallene Stadt im türkischen Armenien, Ejalet Wan, Sandschak Musch, am nördlichen Ende des Wan-Sees, am Fuße des immer mit Schnee bedeckten Berges Siban oder Subhan. A. war der uralte Sitz armenischer Könige, deren Reich und Hauptstadt 650 an die Araber kam. Im J. 1226 wurde A. zerstört von Dschelaleddin Khowaresm Schah und 18 Jahre später durch ein Erdbeben gänzlich verheert. Später wieder aufgebaut, zerstörte Timur (1400) die Stadt von Neuem und schenkte das Land Usun Hassan von Aderbeidschan, welchem es Sultan Mohammed II. wieder abnahm. Der persische Schah Talmas eroberte sie 1548, aber noch in demselben Jahre fiel sie an die Türken zurück. Soliman II. schuf sie zu einer der stärksten Festungen des Reichs um; aber niemals konnte sie sich zu ihrem vorigen Glanze wieder erheben. Die Ruinen dieser, nach alten Historikern einst 200,000 Familien zählenden Stadt haben mehre Stunden im Umfang. Sie enthalten die Gräber der Vorfahren der Osmanen, von Fürsten aus den Familien Danischmend, Tschoban, Akkojunli. In der Nähe sind merkwürdige Auripigmentminen.

Achmed, 1) sieben Khalifen aus dem Hause der Abbassiden, sämmtlich Abul Abbas genannt. Der erste, ein Enkel Motastems, regierte von 862—866, der zweite 870—892, der dritte (A. Metadeb) 892—902, der vierte (A. Rhadi) 933—944, der fünfte (A. Kader) 1003—1031, der sechste und siebente, in der Reihe der Khalifen der 28. und 34., waren bloße Herrscherschatten.

2) A. I., Sohn Mohammeds III., geboren zu Magnesia 1589, Sultan der Osmanen, bestieg 1603 den Thron. Er setzte den seit 1593 dauernden Krieg gegen Kaiser Rudolf II. fort, anfänglich mit Glück; allein als er von den Persern im Rücken angegriffen ward, diese Eri-

wan eroberten, Wan belagerten und das türkische Heer mehrmals schlugen, als die asiatischen Provinzen sich erhoben, schloß er mit Oesterreich den mehrmals erneuerten zwanzigjährigen Waffenstillstand von Situarok ab, durch welchen die Türken mehre feste Plätze in Ungarn behielten. Hierauf wendete A. seine ganze Macht gegen die Empörer in Asien, welche er vernichtete, vertrieb die Perser aus dem Reiche u. schloß mit diesen Frieden, welcher den Status quo im Osten wieder herstellte. A. verwandte die letzten Lebensjahre auf eine festere Gliederung seines Reichs und die Verschönerung seiner Hauptstadt. Die prächtige Moschee seines Namens erbaute er mit dem Aufwand von 7 Jahren und mehren Millionen. Er † den 22. Nov. 1617.

3) A. II., Sohn Sultan Ibrahims, geboren 1642, nach seines Bruders Soliman III. Tod von den Janitscharen 1691 auf den Thron erhoben. Er kriegte gegen Oesterreich und Venedig anfänglich mit Glück; allein 1691 gab die Niederlage der Türken bei Salankamen dem Kampfe eine andere Wendung. Das Unglück nach Außen wurde noch durch zahlreiche innere Empörungen und Unruhen vermehrt, und ehe er die Ruhe wieder herstellen konnte, † A. 1694.

4) A. III., geboren 1673, gelangte nach Absetzung Mustapha's II. 1703 auf den Thron. Seine Regierung begann mit wohlthätigen Einrichtungen im Innern des Reichs; bald aber brachte der schwedisch-russische Krieg auch die Pforte in schwere Verwickelungen. Karl XII. (von den Türken Demirbasch, d. i. Eisenkopf, mit vollem Rechte genannt) flüchtete mit den Trümmern seiner bei Pultawa vernichteten Armee auf türkischen Boden. Die Pforte nahm ihn auf und darüber kam es zum Kriege gegen Rußland. Im Beginn des Feldzugs hatten die Türken Erfolge. Am Pruth war Peter der Große eingeschlossen; er wäre verloren gewesen, hätte nicht die Bestechlichkeit des Großwessirs seine Rettung und sogar einen ihm günstigen Frieden herbeigeführt. A., schwach und charakterlos, ratificirte den schändlichen Vertrag seines Günstlings nicht nur, sondern schleppte auch den als Freund aufgenommenen König Karl XII., seinen Bundesgenossen, da dieser gegen den Vertrag protestirte, mit Gewalt nach Dimotika bei Adrianopel, bis seine Gegenwart erheischende Nachrichten aus dem Vaterlande Karls Rückkehr erzwangen. A. fing sodann mit dem schwachen Venedig Krieg an und nahm ihm 1715 Morea ab; allein Oesterreich, zur Aufrechthaltung des karlowitzer Friedens verpflichtet, trat für Venedig unter die Waffen; bei Peterwardein, 1716, verlor A.s Oberfeldherr Kümürdschi gegen Eugen Leben und Schlacht; Temesvar und das sogenannte Banat wurde von den Oesterreichern eingenommen, welche Verluste ein Sieg der Flotte über die Venetianer nicht ersetzte. Der neue Großwessir, Arnaud Chalil, wurde 1717 bei Belgrad, zu dessen Entsatze er herbeigeeilt, gänzlich geschlagen, und jene wichtige Festung öffnete dem Sieger die Thore. Der Friede zu Passarowitz endigte den blutigen Krieg. Oesterreich erhielt das temesvarer Banat, einen Theil Serbiens und der Wallachei bis an die Aluta. Venedig behielt seine Besitzungen in Dalmatien, überließ jedoch Morea und Cerigo den Türken. Außerdem mußten die Türken Oesterreich bedeutende Handelsvortheile zugestehen. Eugens Siege hatten den Kriegsruhm der Türken gänzlich verdunkelt und die europäische Furcht vor ihrer Macht für immer zerstört. A., in Wollust versunken, überließ fortan seinen Wessiren die Verwaltung. Manches wurde verbessert. In das Steuerwesen kam einige Ordnung, Festungen wurden gebaut, die erste türkische Druckerei errichtet. Durch diese und ähnliche Einrichtungen wird Sultan A.s Regierung zum Anfang der für die türkische Geschichte so wichtigen Epoche der Einführung europäischer Institutionen und Neuerungen in das osmanische Reich. Noch in den letzten Regierungsjahren A.s verwickelte sich derselbe in einen weit aussehenden Krieg mit den Persern, und dazu kamen Aufstände und Empörungen im Innern. Den wegen der Neuerungen aufgestandenen Janitscharen opferte A. feige die Köpfe seines Wessirs und der Minister. Selbst zur Abdankung genöthigt (am 2. Okt. 1730) † A. 1736 im Gefängniß, wahrscheinlich durch Gift.

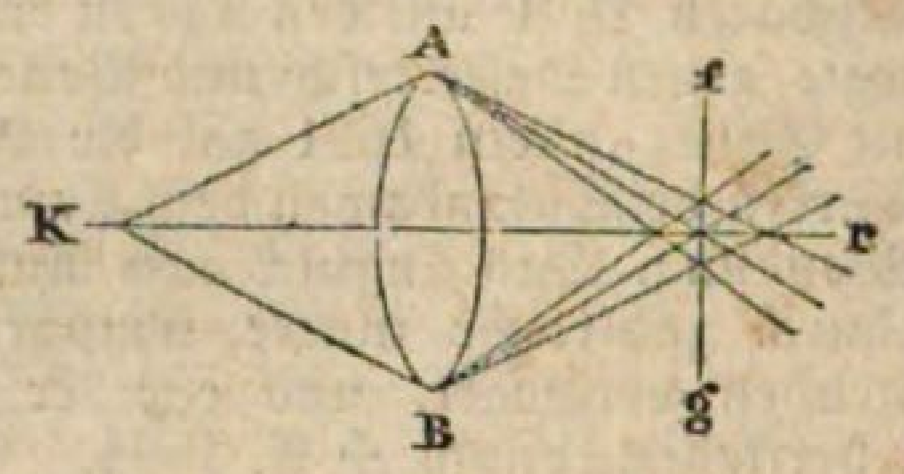
5) A., letzter Bey von Constantine, Sohn Mohammeds und einer Tochter des Scheiks Ben Ghana, eines Stammhäuptlings der Wüste Sahara, geboren 1785. Sein Vater war Khalifah des Bey und wurde erdrosselt. Auch ihm drohte dasselbe Schicksal, doch flüchtete seine Mutter mit ihm in die Wüste. Im J. 1818 berief ihn der Bey Ibrahim von Constantine zu sich, und A. gelangte zur Würde eines Khalifah. Auf Befehl Ibrahims heirathete er zwei junge Maurinnen. Als er diese jedoch unter nichtigem Vorwande bald wieder verstieß und selbst nach Algier flüchtete, verlangte Ibrahim, erzürnt darüber, von dem Dey von Algier A.s Kopf. Allein durch List und Bestechung hatte A. sich bereits am Hofe des Dey eine mächtige Partei verschafft, und Ibrahim ward damit beschwichtigt, daß A. eine Pilgerfahrt nach Mekka machte, die ihm den Zunamen el Hadschi, d. i. der Pilger, verschaffte. Nach seiner Rückkehr lebte er anfänglich als Verwiesener in Medeah, später in Algier. Als sein Todfeind, Bey Ibrahim, entsetzt worden war, schwang sich A. durch Parteiumtriebe auf dessen Platz (1827). Habsucht und Wollust, Herrschsucht und Tyrannei sind Grundzüge in A.s Charakter. Die Begierde, sich ganz unabhängig zu machen, erregte des Dey Hussein Haß. Schon war A.s Absetzung (1830) beschlossen; allein wegen der Irrungen mit Frankreich und ihrer Folgen ward sie nicht vollzogen. Nach dem Falle Algiers verschloß Constantine dem aus dem Feldzuge gegen die Franzosen zurückkehrenden A. die Thore. Er öffnete sie sich durch Verrath und List, und ein Blutbad folgte seinem Einzuge. Stolz nahm er hierauf den Titel: Pascha der Regentschaft an. Ein Bündniß mit Abd-el-Kader, um sich dem Fortschreiten der französischen Macht entgegenzusetzen, lehnte er ab; er verfolgte nur seine eigensüchtigen Plane und dachte nur auf Befestigung seiner Herrschaft durch alle Mittel der Tyrannei. Die Franzosen, die er haßte, bekämpfte er mit den Waffen der Hinterlist und Treulosigkeit. Müde eines solchen Feindes unternahm der Mar=

schall Clauzel im November 1836 seinen denkwürdigen, unglücklichen Zug gegen Constantine. Hätte A. Muth und Einsicht gehabt, leicht hätte er das französische Heer vernichten und dem Gange der Ereignisse eine andere Wendung geben können. Allein unthätig und unfähig, harrte er, bis die Franzosen, von Neuem gerüstet, im folgenden Jahre vor seiner Hauptstadt erschienen. A. entfloh und überließ die Vertheidigung den Bewohnern. Mit dem Fall von Constantine stürzte auch seine Herrschaft, sein Name verscholl und das Beyschlik macht seitdem eine französische Provinz aus.

Achmed-Resmi-Efendi, türkischer Staatsmann, wurde 1757 nach Wien geschickt, um die Thronbesteigung Mustapha's III. dem österreichischen Hofe anzuzeigen, und kam 1763 als Gesandter nach Berlin, um die zwischen Preußen u. der Pforte angeknüpften freundschaftlichen Beziehungen zu befestigen. Beide Reisen hat er selbst beschrieben (deutsch von J. v. Hammer, Berl. 1809). Nach seiner Rückkehr bekleidete er verschiedene hohe Staatsämter und unterzeichnete auch den Frieden von Kainardschi, fiel aber deshalb in Ungnade und † erblindet. Wir haben noch von ihm eine „Geschichte des Kriegs zwischen den Osmanen und Russen in den Jahren 1768—74" (deutsch von Diez, Halle 1813).

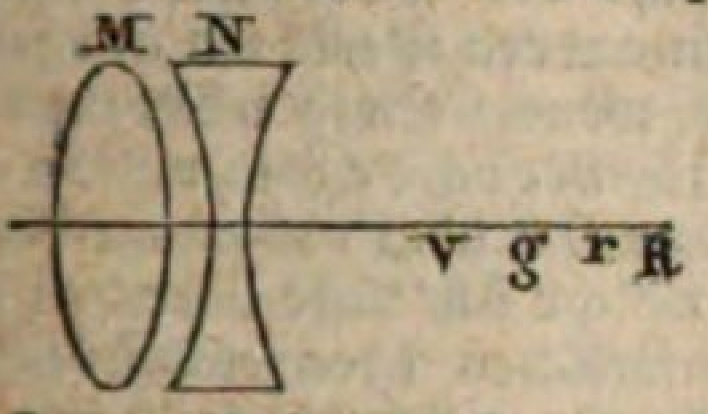
Achmet (Akmit, Acmite), ein zum Kieselgeschlecht gehöriges Mineral, dessen Kernform die schiefe rhombische Säule unter Winkeln von 93° 4' und 86° 56' ist, welche entseitigt und entrandet zur Spitzung und in Zwillingsgestalten vorkommt. Der deutliche, spaltbare Bruch ist unvollkommen muschelig bis uneben. Härte = 6—6, 5; spröde; spec. Gewicht 3, 2 — 3, 3. In dünnen Splittern durchscheinend; Glasglanz. Farbe braunlich, graulich-schwarz; grünlich-schwärzlich-grau. Strich: lichte gelblich-grau. Vor dem Löthrohr leicht schmelzbar zu einem schwarzen, glänzenden Glase, mit Borax zu einem von Eisen gefärbten Glase. Das Pulver wird von der Salz- und Schwefelsäure stark angegriffen, aber nur unvollkommen zersetzt. Chemischer Gehalt nach Berzelius, Kieselerde 55, 25; Eisenoxyd 31, 25; Natron 10,40; Manganoxyd 1,08; Kalkerde 0,72.

Achromasie, Aufhebung der Farben im gebrochenen Lichtstrahl durch die Wirkung der Gegenfarben. Geht ein Lichtstrahl aus einer Materie in eine andere von verschiedener Dichtigkeit und chemischer Beschaffenheit über, so wird er von seinem Weg abgelenkt, eine Erscheinung, die der gebrochen erscheinende Stab im Wasser deutlich zeigt. Mit dieser Erscheinung der Lichtbrechung (Strahlenbrechung) tritt aber gewöhnlich eine andere zugleich ein, die der Farbenzerstreuung. Ein Bündel Sonnenstrahlen, der durch eine sehr kleine Oeffnung im Fenster eines finstern Zimmers, dann durch ein gläsernes dreiseitiges Prisma geht, wird in die Farben: orange, gelb, grün, blau und violet zerlegt. Dasselbe läßt sich an dem Regenbogen im Großen, an jedem mit Wasser gefüllten Glas, durch welches Sonnenlicht dringt, im Kleinen beobachten. Dabei nimmt man wahr, daß die am meisten von ihrem Weg abgelenkte (brechbarste) Farbe die violete, die am wenigsten abgelenkte die rothe ist. Zwischen beiden gehen die Farben in Abstufungen von Gelbroth zu Orange, Gelb, Grün, Blau (Hellblau), Indigo (Dunkelblau) und Violet über. Jeder so erhaltene farbige Strahl ist dann nicht wieder zerlegbar, heißt deshalb ein einfacher. Das durch das Prisma erhaltene Sonnenbild selbst ist länglicht, oben und unten von zweien Kreisbogen, seitwärts von zweien parallelen Linien begrenzt. Die Brechbarkeit des Lichtes ist daher unter Bedingungen jedesmal eine bestimmte Farbe für das empfindende Auge zu erregen im Stande, u. mit jeder Brechung wird auch eine Farbenzerstreuung bewirkt, u. zwar wird die Deutlichkeit u. Färbung des Bildes eines Gegenstandes desto mehr gestört, je größer die Ablenkung des Strahles vom graden Weg ist.



Wenn A B eine Sammellinse vorstellt, K einen leuchtenden Punkt, so werden die brechbarsten, d. h. die violeten Strahlen in v zusammengezogen, die am wenigsten brechbaren, d. h. die rothen in r, so daß alle einen Kreis von dem Durchmesser f g bilden, welcher den Namen Abweichungskreis führt. In der Mitte von f g ist das Licht am stärksten, nimmt nach außen an Intensität ab. Alle Strahlen nämlich von mittlerer Brechbarkeit gehen durch das Centrum des Kreises, die anderen liegen auf der Peripherie desselben, verschieden vertheilt, und bilden farbige Ränder. Diese Erscheinung muß demnach für jedes Bild eines Gegenstandes eintreten, die Kreise der aneinander liegenden Punkte des Gegenstandes müssen im Bild einander decken, und es tritt demnach eine ungünstige Undeutlichkeit ein, die zu vermeiden man die verschiedensten Mittel anwendete. Da so lange keine Farbenzerstreuung eintreten kann, als die verschieden brechbaren Strahlen parallel mit einander fortgehen (daher z. B. die Farblosigkeit jedes Sonnenstrahles im Auge), mit der Aufhebung des Parallelismus jedesmal jene Erscheinung sich zeigt, so kommt es darauf an, bei optischen Instrumenten jenen Parallelismus der brechbaren Bestandtheile eines Strahles wieder herzustellen, um Farblosigkeit für das Bild oder A. zu erreichen. Newton hielt die Lösung dieser Aufgabe für unmöglich, Euler äußerte 1747 den Gedanken, daß sie doch wohl möglich sey, was durch die genauen Untersuchungen des schwed. Mathematikers Klingenstierna bestimmter nachgewiesen wurde. Aber erst Dollond gelang es 1757, achromatische optische Gläser dadurch zu verfertigen, daß er dieselben aus zweierlei Glas, Flint- und Crownglas, zusammensetzte, welche nicht nur das Licht ungleich stark brechen, sondern auch hinsichtlich der Zerstreuung der Farben verschiedene Gesetze befolgen. Wenn man nun eine konvexe Crownglas- und eine konkave Flintglaslinse mit

einander zu einer einzigen Linse verbindet und diese als Objektivglas nimmt, so kann bei einer gewissen Auswahl der Dimensionen beider Gläser eine Wiedervereinigung der getrennten Farben bewirkt werden, indem zwei Bilder, deren Farben sogenannte Ergänzungsfarben sind, auf dieselbe Stelle treffen u. vereinigt ein weißes Bild geben.



Ist M eine Konvexlinse aus Crownglas, so wird diese den weißen Strahl so zerlegen, daß ihr die violeten Bestandtheile in v am nächsten, die rothen in r am entferntesten, dazwischen die von mittlerer Brechbarkeit, z. B. die gelben, in g liegen. Setzt man daran eine Konkavlinse von Flintglas, so wird diese die Divergenz unter den Bestandtheilen des zerlegten Strahles verringern, bei größerer Brennweite die rothen Bestandtheile in einer größern Entfernung bei R vereinigen. Da sie aber noch von Flintglas ist, bringt sie die gelben den rothen bei R näher, und bei richtiger Wahl der Brennweiten und des Farbenzerstörungsverhältnisses fallen alle Punkte v, g, r ꝛc. in Einen zusammen. Daraus ergibt sich die Möglichkeit von achromatischen Fernröhren und andern optischen Werkzeugen, so weit man voraussetzen darf, daß das Farbenzerstreuungsverhältniß für die einzelnen Farben beim Flintglas dasselbe ist, wie bei Crownglas, was doch in der Wirklichkeit nicht genau zutrifft. Man sucht daher nur die äußersten Strahlenbestandtheile, also rothe und violete, zu vereinigen. Zur bessern Erzielung des beabsichtigten Zweckes konstruirt man oft eine dreifache Linse, welche aus 2 konvexen Crownglaslinsen und einer konkaven Flintglaslinse besteht, und worin gleichsam die aus Flintglas und Crownglas bestehende Doppellinse zum Achromatisiren der zweiten Konvexlinse gebraucht wird. Fallen auf eine achromatische Linse parallele Strahlen auf, so wird der konvexe Bestandtheil gegen das Objekt gewendet; treffen es hingegen stark divergirende Strahlen, so kehrt man den konkaven Theil gegen das Objekt. Gewöhnlich stellt man die Flintglaslinse hart an die Crownglaslinse oder kittet zwei mit gleichgroßen Oeffnungen versehene zusammen. Vortheilhafter ist es aber, beide Linsen bis auf $^1/_3$ oder $^1/_2$ der Brennweite des Crownglases aus einander zu rücken, weil man so im Stande ist, auch einen großen, von der Crownglaslinse kommenden Kegel mit einer viel kleinern Flintglaslinse aufzufangen und zu achromatisiren. Die Konstruktion solcher dialytischen Linsen deutete zuerst Barlow an, Rogers änderte den Vorschlag ab, Littrow lieferte die mathematische Berechnung und Plößl in Wien führte sie zuerst nach eigenen neuen Grundsätzen aus. Da es sehr schwer hält, große Flintgläser von gleichmäßig vortheilhafter Brechungskraft zu gewinnen, so hat man statt ihrer verschiedene Flüssigkeiten in Vorschlag gebracht. Am besten scheint Schwefelkohlenstoff sich als Ersatz zu eignen, wiewohl auch dieser der allen Flüssigkeiten mehr od. weniger eigenthümlichen schnellen Verdunstung und Absonderung in Schichten von verschiedener Dichtigkeit unterworfen ist, was natürlich die Anwendbarkeit beeinträchtigt.

Achromatisch, farblos, s. Achromasie.

Achromatische Brillen, s. Brillen.

Achromatische Fernröhre, Röhre mit achromatischen Gläsern, s. Achromasie und Fernrohr.

Achromatopsie, das Unvermögen, Farben zu unterscheiden, wie es bei manchen Menschen in Folge einer eigenen Idiosynkrasie vorkommt. Sie können entweder gar keine Farbe, oder nur einige derselben, z. B. die blaue, rothe, nicht unterscheiden.

Achse, s. Axe.

Achsel (Achselhöhle, lat. axilla), die Aushöhlung unter der Schulter zwischen dem Arme und der Brust, welche vorn vom großen Brustmuskel und hinten vom breiten Rückenmuskel begrenzt wird. Auf ihrer Haut, welche mit einen riechenden Stoff ausscheidenden Talgdrüsen besetzt ist, entwickeln sich zur Zeit der Mannbarkeit Haare. Der Schweiß, welcher in der Achselgrube abgesondert wird, ist oft sehr scharf, so daß dadurch die seidene und wollene Bekleidung sehr leicht ihre Farbe verliert; auch nimmt er bei manchen Menschen zuweilen eine eigene gelbe Farbe an. Unter der Haut liegen außer einem Theile des großen und kleinen Brustmuskels, des breiten Rückenmuskels und des teres major viele Lymphdrüsen und in der Tiefe die Achselarterie und das Armnervengeflecht. Im gemeinen Leben ist oft A. s. v. a. Schulter.

Acht, in der natürlichen Reihenfolge der Zahlen die erste, welche als dritte Potenz einer unter ihr liegenden, der Zahl 2, auftritt. Hierauf beruht die große Theilbarkeit dieser Zahl, welche eben deswegen zu Eintheilungen von Münzen, Maßen und Gewichten sich besonders empfiehlt. Eine besondere Eigenthümlichkeit von 8 aber ist es, daß die ungeraden Quadratzahlen immer um das Achtfache der Zahlen in ihrer natürlichen Folge steigen, folglich jede ungerade Quadratzahl — 1 durch 8 theilbar ist, u. zum Quotienten eine Trigonalzahl gibt. Dieser u. anderer Verhältnisse wegen, deren Entwickelung zum Theil der höhern Mathematik angehört, galt bei den Alten die A. für eine eben so vollkommene Zahl, als die Drei, oder die erste Zahl, welche geometrische Flächen bildet. Wie wir sagen: Aller guten Dinge sind drei, so pflegten die Griechen zu sprechen ἅπαντ' ὀκτώ. Nach der biblischen Erzählung von der Sündfluth blieben acht Menschen übrig. Die Griechen bildeten die Hauptwinde auf einem Oktogone ab und in der chaldäischen Astrologie dienten die acht Oerter des Himmels zur näheren Bestimmung der Weltgegenden. Die alten Gallier schon wählten die 8eckige Gestalt zu ihren Tempeln, und im Mittelalter trug man dieselbe als heilige Form auf christliche Kirchen über. Als Ziffer wird 8 auch ausgedrückt durch VIII, η.

Acht (Aechtung, Bann). Das Wort A. oder Echt bedeutet ursprünglich das höchste Gesetz, die gesetzliche Verpflichtung. Denn das altdeutsche E, Ee, Ehe, Eht, Achte, Echt oder Acht heißt Bund und Gesetz, oder was als solches aus-

gesprochen wird und geschieht. Ganz ähnlich heißt Ban, Bann, eigentlich das Höchste, das Herrschende, also auch die höchste, bindende Gewalt und gesetzliche Verpflichtung; daher ferner das höchste Gericht und der Bezirk, in welchem die Aussprüche desselben bindende Gewalt haben; endlich die Strafe oder Buße, durch welche jene Aussprüche verwirklicht, oder ihr Bann gelöst wird. Vorzugsweise aber wurde Bann in der letztern Bedeutung von der gesetzlichen und gerichtlichen Ausstoßung aus dem bürgerlichen Friedens- und Rechtsvereine, der Bund-, oder Gesetz- und Rechtloserklärung, inwiefern diese als die höchste gesetzliche und gerichtliche Entscheidung (bannitio) erscheinen, gebraucht. Wie nämlich das ursprüngliche Rechtsverhältniß unter deutschen Männern auf einem gegenseitig anerkannten Friedensvertrag beruhte, so bestand auch die oberste Rechtsgewalt gegen den freien Mann in der Ausschließung aus diesem Friedensvertrage, in der Aufkündigung desselben und in solchen Bußen, welche der Verletzer des Friedensstandes zur Entschädigung oder zur aussöhnenden Genugthuung gegen einzelne Rechtsgenossen, oder den ganzen Verein freiwillig auf sich nahm, und das altdeutsche Strafrecht kannte selbst bei den größten Verbrechen, wie Fürstenmord, keine Leibes- und Lebensstrafen, sondern nur die Aufkündigung des Friedensvertrags und jene genugthuenden Vermögensbußen. Diese theils eventuelle und provisorische, theils definitive Friedensaufkündigung bildet das Wesen von Bann und A. Sobald nämlich ein Individuum den Friedensstand verletzt hatte, mußten, wenn im Namen des Verletzten oder des ganzen Vereins durch eine Anklage genugthuende Austilgung der Verletzung verlangt wurde, die Vorsteher des Staatsvereines und seine Volksgerichte den Angeklagten feierlich auffordern und verpflichten, entweder vor Gericht die Anklage zu zerstören, oder durch Entsagung auf fernere Störung und durch Leistung der nöthigen Entschädigung oder Buße sich mit dem Ankläger und dem verletzten Vereine wieder auszusöhnen. Das Recht zu solcher feierlichen Aufforderung ebenso, wie die Ausübung oder jenes Auffordern und Vorladen selbst hieß Bann im weitesten Sinne, und stand, seit Ausbildung der königlichen Macht, den Königen und den von diesen damit bevollmächtigten Gerichten zu. Wenn auf dreimalige Aufforderung der Angeklagte sich nicht stellte, oder auch, wenn er die aufgegebene Buße nicht leistete, so wurde nicht Gefängniß verfügt, sondern durch eine neue Bannung (bannitio), welche Königsbann, Bann im engern, oder auch A. in weiterm Sinne hieß, vom König oder einem mit Königsbann versehenen höchsten Gerichte das Vermögen des Angeklagten mit Beschlag belegt und auch in sofern sein Frieden suspendirt, daß bei Strafe Niemand im Bannbezirke ihn bei sich aufnehmen und unterstützen, der Ankläger aber ihn ergreifen und vor Gericht stellen durfte. Wenn er nun Jahr und Tag in diesem Banne blieb, ohne die nöthige Buße zu leisten, oder auch, wenn das Gericht, statt jener provisorischen A., sogleich erkannte, daß das Vergehen eine gänzliche Ausschließung aus dem Friedensvereine erheische, so wurde vom Könige die völlige Fried- und Ehr- und Rechtlos- oder Vogelfreierklärung ausgesprochen. Sie hieß ebenfalls Bann, gewöhnlich aber Echtung, Aechtung, A. im engern Sinne, oder als die abermalige Erklärung der A., Aberacht (bannum reiteratum, rebannum), und als von der höchsten Reichsgewalt ausgehend, Oberacht (im Gegensatze der Unteracht oder ersten A., die auch von andern Gerichten ausgehen konnte), oder endlich, wenn sie wegen Mordes Statt fand, Mordacht. Reichsacht wurde die A. genannt, welche sich über das ganze Reich, Landacht, die, welche sich nicht über den Bezirk eines gewissen kaiserlichen oder reichsständischen Landgerichts erstreckte. Letztere fand nur gegen einen abwesenden oder flüchtigen Verbrecher ihre Anwendung, und setzte voraus, daß über die Existenz der That kein Zweifel obwalte, und daß der Verbrecher gehörig angeklagt und vorgeladen sey; sie war demnach eine Art des Bannes im engern, oder der A. im weitern Sinne, in ihren Wirkungen aber der Reichsacht ganz gleich, nur mit der Beschränkung auf einen kleinern Kreis.

Das ganze Wesen der Aberacht und ihre rechtlichen Folgen sprechen am besten die Achtsformeln aus. In der bambergischen Halsgerichtsordnung aus dem 16. Jahrhundert heißt es Artikel 241 unter Anderem: „Als du mit urtheyle und recht zu der morbacht erteylt worden bist, alſo nym ich dein leyb und gute aus dem fride und thu sie in den unfride und künde dich ehrloß und rechtloß, und künde dich den vögeln frei in den lüften und den vischen in dem waye (Wasser), und sollt auf keiner straßen friden noch gleyt haben. Und künde all deine lehen, die du hast, irn herren ledig und loß und von allen rechten in alles unrecht. Und ist auch allermenniglich erlaubt über dich, daß niemant an dir freveln kan noch solle, der dich angreift". Gewöhnlich heißt es noch: „ich künde dein ehlich weib zu einer wissentlichen wittwen und deine kind zu wissentlichen weisen". Gänzliche Ehr-, Schutz- und Rechtlosigkeit, bürgerlicher Tod, Eröffnung der Lehen, Auflösung der Ehe und Vogelfreiheit waren demnach die unmittelbaren Folgen der definitiven Aufkündigung des Friedensvertrags, die überall das Wesentliche der A. ausmacht. Wenn dagegen, was namentlich in der spätern Zeit sehr gewöhnlich war, jede, selbst eine bloß menschliche Verbindung mit dem definitiv Geächteten, jede Unterstützung, selbst von seinen nächsten Verwandten, streng, ja bisweilen mit der Strafe gleicher A., bedroht war, so muß diese starre Härte nicht sowohl aus der ursprünglichen Bedeutung der A., als vielmehr aus terroristischen Grundsätzen, welche eine spätere Zeit auf letztere übertrug, abgeleitet werden, wie andern Theils die Macht humaner Gesinnungen und Gefühle und das natürliche Bedürfniß der Menschen jeder Zeit gewisse Milderungen erzeugte. Der Sachsenspiegel schon behauptet, daß es unverwehrt seyn müsse, einen Geächteten über Nachts zu beherbergen und ihn Morgens weider reiten zu lassen; und an vielen Wallfahrtsorten und Klöstern, in vielen dazu vom Kaiser privilegirten Städten fanden die Geächteten ein Asyl, in welchem sie wenigstens dann gesichert waren

wenn sie sich bereit erklärten, dem Verletzten zu Recht zu stehen und Genugthuung zu leisten. Wiederum wurden freilich Bann und A. auf das Nachdrücklichste geschärft durch die Koalition, welche in Handhabung dieser Maßregeln der Staat mit der Kirche einging. Auch diese letztere hatte ihren Bann und ihre A., die Exkommunikation und das Interdikt, mit welchen sie nicht selten die Bannsprüche der weltlichen Macht unterstützte, und es wurde bald der Grundsatz geltend, daß, wer 6 Wochen, nach späterer Bestimmung, wer Jahr und Tag in weltlicher A. bliebe, auch kirchlich exkommunicirt werde.

Das rechtliche Verfahren, welches den Ausspruch von Bann und A. bedingte, hieß der Achtprozeß, zu dessen eigenthümlichen Formen es gehörte, daß die A. nur unter freiem Himmel ausgesprochen wurde. Viele andere und wesentlichere Bestimmungen erlitten im Laufe der Zeiten bedeutende Abänderungen. Wenn z. B. die Oberacht ursprünglich nur vom König oder vom Kaiser an der Spitze des Reichstags oder des Gerichts der fürstlichen und gräflichen Standesgenossen (der Reichsfürsten und Reichsgrafen) ausgesprochen werden sollte, so verletzen schon zu allen Zeiten Einzelne, wie Friedrich I. bei der Achtserklärung Heinrich des Löwen, Karl V. bei jener des Landgrafen von Hessen und des Kurfürsten von Sachsen, Ferdinand II. gegen den Kurfürsten von der Pfalz und A. die gesetzliche Form und umgingen Reichstag und Fürstengericht. Nach der Einrichtung des Reichskammergerichts sprach dann dieses oftmals die A. aus; seit dem westphälischen Frieden der Kaiser, mit Beziehung des an die Stelle vom Fürstengericht getretenen Reichshofraths; und endlich bestimmte die beständige Wahlkapitulation von 1711 (Art. 20), daß eine Aechtung gegen Reichsstände von einem der höchsten Reichsgerichte instruirt, sodann von einer besondern Reichsdeputation begutachtet und durch den Reichstag genehmigt werden müsse. Diese mit Absicht von den Ständen eingeführte Weitläufigkeit war das Hinderniß, an welchem jeder spätere Versuch einer Aechtung gegen Reichsfürsten scheiterte und somit das Grab des ganzen Achtsverfahrens. Denn gegen den freien, aber nicht reichsunmittelbaren Bürger, gegen welchen es anfänglich eben so gut, wie gegen den Reichsfürsten, gerichtet seyn konnte, war dasselbe ohnedies längst außer Anwendung gekommen, seitdem die Idee des freien Friedensvereines deutscher Männer dem Begriffe der Unterthanschaft unter die regierende Herrschaft Platz gemacht. Der früher gegen flüchtige Schuldner anwendbare Achtsprozeß in Civilsachen, und die A. als Ungehorsams- oder Kontumacialstrafe, wurden durch den Reichsabschied von 1654 und die Wahlkapitulation Karls VI. aufgehoben, die A. im Kriminalprozeß aber ist schon in der Carolina selbst bei Mord nicht mehr vorgeschrieben. Auch die Landacht, welche in Sachsen bei Todesverbrechen noch Statt fand, wurde gemildert und ihrer frühern Eigenthümlichkeiten beraubt.

Achterfeldt, Johann Heinrich, katholischer Theolog, den 17. Juni 1788 zu Wesel geboren, studirte zu Köln und Münster und amtirte, nachdem er die Priesterweihe empfangen, seit 1813 an verschiedenen Orten als Kaplan. Im Jahr 1818 ward er theologischer Professor am neu errichteten philosophisch-theologischen Lyceum zu Braunsberg, 1826 Professor der katholisch-theologischen Fakultät zu Bonn, wo er 1827 zugleich die Inspektorstelle im katholisch-theologischen Konviktorium übernahm, die er bis Ostern 1843 bekleidete. Als Schüler und Anhänger von Hermes, dessen „Christkatholische Dogmatik" er herausgab, ward er vom Erzbischof Klemens August von Köln bei dessen Antritt 1844 mit Professor Braun und Repetenten Weiler vom Lehramte, später auch von den geistlichen Funktionen suspendirt. Er lebt im Genusse seines vollen Gehaltes zu Bonn. Schrieb ein „Lehrbuch der christ-katholischen Glaubens- und Sittenlehre" (Braunsb. 1825) und einen „Katechismus der christlich katholischen Lehre" (das. 1826, 2. Aufl., Bonn 1831) und gibt mit Braun die „Zeitschrift für Philosophie u. katholische Theologie" heraus.

Achtermann, Wilhelm, tüchtiger Bildhauer der neuesten Zeit, wählte als der Sohn eines armen Schreiners auf einem Dorfe in der Nähe von Münster das Handwerk seines Vaters, widmete sich aber später, als ein Oheim die Absicht an den Tag legte, ihn zum Erben eines kleinen Bauerngutes zu machen, der Landwirthschaft. Von früher Jugend an hatte er dabei große Liebhaberei für allerlei Schnitzwerke gezeigt und in seinen freien Stunden diese Beschäftigung immer wieder mit viel Erfolg aufgenommen, so daß er sich, als jene Hoffnung auf das Bauerngut zu Wasser wurde, der Plastik zuwendete. Mit Unterstützung des münsterschen Kunstvereins ging er nach Berlin und später nach Rom, wo er seine berühmte Pieta in Marmor ausführte, welche die Stadt Münster für 7000 Thlr. erkaufte, um sie im Dome auf dem Altare, vor dem der Priester Messe liest, aufzustellen. Im Jahr 1835 erhielt A. das Patent eines akademischen Künstlers in Berlin.

Achundov, Mirsa Feth-Ali, tatarischer Dichter im Kaukasus, Mitglied der geographischen Gesellschaft in Tiflis, schrieb zwei Lustspiele („Monsieur Jourdan, der Kräutersammler, und der Hexenmeister Mastali-Schah" und „Molla Ibrahim, der Besitzer des Steins der Weisen"), die reich an originellen Zügen, glücklichem Humor und scharfem Beobachtungsgeist sind und ein lebhaftes Gemälde der Gebräuche und Sitten des Orients vor uns aufrollen. A. lieferte selbst eine russische Uebersetzung derselben.

Acidum (lat.), s. v. a. Säure.

Aci reale, Stadt in Sicilien, Intendanz Catania, am Fuß des Aetna auf der Meeresküste und an der Mündung des kleinen Flusses Aci, der hier einen Hafen bildet, ist auf Lavagrund erbaut und wird durch ein Fort vertheidigt. Die 15,000 Einw. der Stadt beschäftigen sich hauptsächlich mit Leinwand- u. Seidenweberei u. treiben etwas Getreide- und Flachshandel. In der Nähe ist die Höhle des Polyphem u. die Grotte der Galatea (s. Acis).

Acis, Sohn des Faunus und der Nymphe Symäthis. Er liebte und wurde von Galatea geliebt; der Cyklop Polyphem überraschte beide, und erzürnt, sich von Galatea verschmäht zu se-

hen, warf er ein Felsstück auf sie, welches den A. zerschmetterte. Galatea, glücklich entronnen, verwandelte das unter dem Fels hervorfließende Blut in einen rauschenden Strom.

Ack, Johann, Glasmaler des 16. Jahrhunderts, lieferte die prachtvollen Glasmalereien der Sakramentskapelle in der Kollegiatkirche; St. Gudula zu Brüssel, die man sonst dem Rogier von Brüssel zuschrieb, der schon 1529 gestorben war, während sich auf den Glasbildern 1546 als früheste Jahrzahl findet.

Acker, Flächenmaß, zunächst für Feld und Pflugland, dann überhaupt für angebaute, benutzte oder benutzbare Ländereien. Das Ackermaß ist in verschiedenen Ländern u. selbst Gegenden sehr verschieden. Die hauptsächlichsten europäischen Ackermaße auf preußisches Maß zurückgeführt sind: Preußischer kleiner Morgen = 1,000 preuß. Morgen (180 □R. à 12 rheinische Fuß); preußisch. großer Morgen = 2,200; badischer Morgen = 1,188; bayerischer Juchart = 1,194; braunschweiger Morgen = 1,018; dänische Tonne Hartkorn = 8,690; dänische Tonne Saatland = 2,172; englische Acre = 1,584; flandrischer Arpont = 2,582; flandrischer Builder = 5,154; französischer Hectare = 3,916; friesländischer Dinat = 2,222; gothaischer A. = 0,793; hamburgischer Morgen Marschland = 3,780; hessenkasselscher Morgen = 0,905; hessen-darmstädtischer Morgen = 1,021; hannöverischer Morgen = 1,026; holländischer Morgen = 3,124; holsteinische Tonne = 2,050; irländischer Acre = 2,562; litthauischer Morgen = 2,142; mecklenburgischer Morgen = 2,499; wiener Joch = 2,255; prager Morgen = 1,144; oldenburgischer Juck = 1,777; osnabrückner Morgen = 2,661; pommerscher Morgen = 2,444; russische Dessjätine = 4,279; sächs. A. (à 640 □R.) = 2,167; schles. Morgen = 2,345; schott. Acre = 2,015; schwed. Tonne = 1,933; schweiz. (franz.) Bosses = 1,290; schleswigsche Tonne = 2,627; würtembergischer Morgen = 1,234; weimarischer Revisions-A. = 0,777; zürcher Juchart = 1,270 preuß. Morgen. Bei der 1849 in Mainz abgehaltenen 12. Versammlung deutscher Land- und Forstwirthe wurde das französische Maßsystem zur Vereinbarung der deutschen Ackermaße vorgeschlagen und angenommen. Nach demselben sind: 1 Kilometer carré = 1,000,000 Mètres carrés = 391,62296 preußische Morgen, 1 Hectare = 10,000 Mètres carrés = 3,9162216 preußische Morgen, 1 Acre = 100 Mètres carrés = 7,0492133 □.R., 1 Mètres carrés = 10,151867234 preuß. □F., daher 20 Acres nahezu 141 preußische □R. und 32 Mètres carrés 335 preußische □F.

Ackerbau, s. Landwirthschaft.

Ackerbaugesellschaften, s. Landwirthschaftliche Vereine.

Ackerbauinteresse, in Großbritannien der technische Ausdruck für das in diesem Lande noch gegenwärtig gehandhabte und siegreich vertheidigte System, durch künstliche Mittel (hohe Einfuhrzölle und dgl.) hohe Getreidepreise im Inlande zu Gunsten der Grundeigenthümer zu erzwingen (s. Korngesetze). Es steht dem Gewerbs- und Handelsinteresse stracks entgegen. Grund und Boden von Großbritannien sind in den Händen von nur 70,000 meistens aristokratischen Familien. In diesen Landeigenthümern ruht seit Wilhelms des Eroberers Zeit alle Macht und Gewalt des Staats. Mißbrauch jener Macht und Gewalt schuf jenes System fortwährender künstlicher Theuerung der unentbehrlichsten Lebensbedürfnisse, ein System, das von den schwächern entgegengesetzten Interessen stets beharrlich, aber fruchtlos bekämpft, für den bei weitem zahlreichsten Theil der Nation, die Fabrikanten und Kaufleute, die drückendste Last ist.

Ackerbaumusterwirthschaften, landwirthschaftliche Anstalten, die durch ihr Beispiel die Verbesserung der Landwirthschaft befördern sollen, wie die landwirthschaftlichen Lehranstalten dies durch die Unterweisung angehender Landwirthe bezwecken. Da der am Althergebrachten festhaltende Landmann seinen Widerstand gegen Neuerungen im Ackerbau am leichtesten aufgibt, wenn er den Nutzen derselben sogleich verwirklicht sieht, so erreichen die A. bei der großen Masse des Bauernstandes viel schneller und sicherer ihren Zweck, als die landwirthschaftlichen Institute, deren Besuch ohnehin der Mehrzahl desselben unmöglich ist. In Gegenden, wo sich schon eine hinlängliche Anzahl tüchtiger, in den Instituten gebildeter Landwirthe unter den Gutsbesitzern, Domänenpächtern u. s. w. findet, mag sich der Staat allerdings hierbei beruhigen; wo dies aber nicht der Fall ist, da tritt die Pflicht des Staats zur Gründung solcher Anstalten ein, deren er sich auf eine doppelte Weise entledigen kann, entweder so, daß er Domänen und dergleichen Güter auf eigene Rechnung von ausgezeichneten Landwirthen verwalten läßt, oder so, daß er solche Güter an Männer verpachtet, von denen zu erwarten steht, daß sie dieselben so tüchtig bewirthschaften werden, daß ihre Bewirthschaftung der Umgegend zum Vorbild werde dienen können. Bei einer Musterwirthschaft der ersten Art aber, wo der Vorsteher derselben nur der Verwalter eines Andern ist, wird der Landmann nur allzu geneigt seyn, die Nützlichkeit ihres Betriebs zu bezweifeln, oder wenn er auch die Zweckmäßigkeit ihrer Einrichtungen nicht zu bestreiten vermag, wird doch leicht bei ihm die Ansicht entstehen, daß nur bei den großen Geldmitteln des Staates eine derartige Bewirthschaftung möglich sey. Solche Vorurtheile fallen dagegen bei der letztern Art der Musterwirthschaft hinweg, bei welcher auch der Zweck, den Landmann zu belehren, gar nicht hervortritt, und je weniger dieser sich bewußt ist, daß er belehrt werden soll, desto leichter wird er einem guten Vorbilde zu folgen bereit seyn. Aus diesen Gründen verdient denn auch diese zweite Klasse von Musterwirthschaften vor jener erstern unbedenklich den Vorzug.

Ackerbauschule, eine Anstalt zur Bildung künftiger Landwirthe, s. Landwirthschaftliche Lehranstalten.

Ackergeräthe, s. Landwirthschaftliche Geräthe.

Ackergesetze, s. Agrarische Gesetze.

Ackerkrume, die oberste kulturfähige Bodenschicht, die den Pflanzenwurzeln Nahrung reicht. Sie enthält gewöhnlich allein von allen Bodenschichten Humus oder Dammerde, darf aber mit diesem nicht verwechselt werden. S. Landwirthschaft.

Ackermann, 1) **Konrad Ernst**, einer der ersten Schauspieler des vorigen Jahrhunderts, der als Schöpfer der deutschen Schaubühne angesehen werden kann, war 1710 zu Schwerin geboren. Sein, besonders in komischen Rollen, ausgezeichnetes Talent erregte zuerst in Rußland die allgemeinste Bewunderung und setzte ihn in den Besitz eines bedeutenden Vermögens. Nach einem längeren Aufenthalte in Königsberg, wo er 1755 eine Bühne errichtete, und mehrjährigen Kunstreisen durch Polen und das südliche Deutschland kam er endlich nach Hamburg u. übernahm hier 1767 die Leitung des Theaters, welches unter ihm, besonders nachdem Lessing auf dasselbe seine ganze Sorgfalt zu richten anfing, eine in der Geschichte der dramatischen Kunst Epoche machende Bedeutsamkeit erlangte. A. † 1771 u. hinterließ die Direktion seinem Stiefsohn, dem berühmten Schröder, dessen Bildung zu seinen namhaftesten Verdiensten gehört. In Moskau heirathete A. 1749 **Sophie Charlotte**, geborne Biereichel, Wittwe des Organisten Schröder zu Berlin, Mutter des berühmten Schröder. Diese ebenfalls ausgezeichnete Schauspielerin war 1714 geboren und trat zuerst 1740 bei der schönemannschen Truppe in Lüneburg auf. Hier entwickelte sich ihr reiches Kunsttalent so außerordentlich schnell, daß sie nicht nur in Kurzem die erste Zierde dieser Gesellschaft ward, sondern auch bereits 1742, als sie sich von ihrem verschwenderischen Manne getrennt hatte, mit dem glücklichsten Erfolge in Hamburg eine eigene Bühne zu errichten im Stande war, die sie indeß nachher wieder aufgab, um mit ihrem Manne sich nochmals zu vereinigen. Nach dem bald erfolgten Tode des letztern verheirathete sie sich 1749 zu Moskau mit A., begleitete denselben auf seinen Reisen und blieb bis zu seinem Tode die erste Schauspielerin auf der hamburger Bühne. In der Folgezeit trat sie nur höchst selten auf; dagegen widmete sie ihre letzten Lebensjahre der Bildung jüngerer Schauspielerinnen. Sie † den 14. Oktober 1792. Das einstimmige Urtheil aller Kunstkenner ihrer Zeit setzt sie unter die dramatischen Künstlerinen erster Größe. Mit einer durch edlen Anstand gehobenen schönen Gestalt verband sie die trefflichste Recitation und die ausdruckvollste Aktion; in letzterer Hinsicht wird besonders der Reiz ihres Händespieles als unnachahmlich geschildert. Ihre höchste Meisterschaft zeigte sie in der Darstellung des Pathetisch-Tragischen und Fein-Komischen. Ihre Glanzrollen waren Gellerts Betschwester und die Lady Rusport in Westindien. Ihre Tochter, **Charlotte**, 1758 geboren, war durch Liebenswürdigkeit, hohe geistige Bildung und mimisches Talent ausgezeichnet; sie † in der Jugendblüthe 1775, allgemein u. innig betrauert. Die Geschichte ihrer unglücklichen Liebe und ihres Todes hat O. Müller zum Gegenstand eines Romans: Charlotte A., Frankfurt 1854, u. eines Drama's gemacht.

2) **Rudolf**, geboren den 20. April 1764 zu Stollberg im sächsischen Erzgebirge, Kunsthändler in London, ein eben so achtbarer Vaterlands- und Menschenfreund, als großartiger Geschäftsmann. Der Vater, ein Sattler, lehrte den Sohn sein eignes Handwerk, worauf dieser als Gesell in den Werkstätten der geschicktesten Kutschenfabrikanten zu Dresden, Leipzig, Basel, Paris und Brüssel arbeitete. In Brüssel besonders bildete sich A.s Geschmack für Schönheit moderner Kutschenformen, nicht weniger sein Geschick im Zeichnen und Koloriren von Mustertafeln im Fache verschiedener Modeartikel aus. Später ging er nach London, wo er sich anfangs ärmlich behelfen mußte, bis er durch die Herausgabe einiger Hefte von Musterblättern zu Kutschen, die er selbst erfand, zeichnete und kolorirte, in den Stand gesetzt wurde, einen noch blühenden Kunsthandel und bald unter der Benennung Repository of arts ein bedeutendes Kunstmagazin zu begründen. Im Anfange unseres Jahrhunderts war A. einer der Ersten, welchen es gelang, wollene und gefilzte Stoffe, Lederwerk und Papier wasserdicht zu machen, was eine Zeit lang einen bedeutenden Handelsartikel ausmachte. Sein Hauptgeschäft blieb indeß immer der Handel mit Kupferwerken aller Art, Bilderrahmen, Verzierungen, Prachtgeräthen, selbst erfundenen Farben u. a. Bedürfnissen für Zeichner und Maler. Seit 1814 erschien bei ihm ein Modejournal: „Repository of arts, literature and fashions". Zu gleicher Zeit gab er eine Reihenfolge topographischer Werke mit aller Pracht brit. Aquatintablätter heraus. Das Ganze umfaßt 9 Bände (Microcosm of London, Westminsterabtei, Oxford und Cambridge, Eton, Windsor ꝛc. ꝛc.) und zeichnet sich eben so sehr durch Genauigkeit in der Zeichnung, wie durch Sauberkeit in der Ausführung aus. Bei ihm erschien ferner das „Common prayer-book" mit Bildern, die von Thurston und Burney gezeichnet, von Scott gestochen sind. Unermüdlich in neuen Unternehmungen ließ A. durch ausgewanderte Spanier, namentlich durch Blanco White, englische Werke ins Spanische übersetzen, die er nach Mexiko sendete, wo sein Sohn als Buch- und Kunsthändler sich etablirt hat. Er gab zuerst in England ein Taschenbuch nach deutscher Weise, das „Forget me not" heraus, was reißenden Abgang fand und viele Nachahmungen veranlaßte. Endlich gehört A., nächst Accum, zu den vornehmlichsten Beförderern der Gasbeleuchtung, die er selbst zuerst in seinem „Repository" einführte. Die verschiedenen Unternehmungen A.s beschäftigten in der Regel gegen 600 Arbeiter. Was aber A. für Deutschland u. insbesondere für Sachsen unvergeßlich macht, ist die hülfreiche und aufopfernde Theilnahme, die er seinen Landsleuten nach den Unglücksjahren des letzten Krieges bewies. Als nämlich 1813 das Parlament eine Summe von 100,000 Pfd. Sterling zur Unterstützung der im Kriege Verarmten aussetzte, unterzog er sich als Mitglied des Hülfsvereines beinahe 2 Jahre hindurch den mühsamsten Arbeiten in Führung des Briefwechsels, Ausmittelung des dringendsten Bedürfnisses und Vertheilung der Unterstützungsgelder, die er um 6000 Rthlr. aus seinem Privatvermögen vermehrte. Der König Friedrich August von Sachsen verlieh ihm deshalb das Ritterkreuz des sächsischen Verdienstordens u. machte ihm kostbare, in Meißen verfertigte Porzellanvasen zum Geschenk. Im J. 1818 besuchte A. den Kontinent, theils um mit einem Wagenbauer zu München wegen

des von ihm genommenen Patents für moveable axle trees (bewegliche Axen), wodurch das Umwerfen der Kutschen verhindert wird, zu unterhandeln, theils um die von Aloys Sennefelder erfundene Lithographie nach England zu verpflanzen. A. † den 30. März 1834.

Ackworth, Dorf in der Nähe von Pontefract in Yorkshire, berühmt durch ein wohlthätiges Institut zur Erziehung von Kindern der Quäker. Diese Schule gehörte ursprünglich dem Findelhause zu London, wurde aber 1777 mit 85 Morgen Landes von den Quäkern angekauft und mit einem Kapital von 7000 Pfd. Sterl. zur Erziehung von Kindern beiderlei Geschlechts dotirt.

Acolhua (Acolhuen), Urvolk Nordamerika's, von dem ein großer Theil nach 1150 n. Chr. unter den 3 Brüdern: Acolhuatzin, Chiconquauhtli und Tzontecomatl, aus der Familie der Citin, aus Teoacolhuacan nach Anahuac wanderte. Hier wurden die Anführer von Xolotl, König der Chichimeken, freundlich aufgenommen, die beiden ersten zu seinen Schwiegersöhnen gemacht, alle 3 mit Statthalterschaften bedacht, und bald verschwisterten die auch ihrer Abstammung nach verwandten Völker. Acolhuatzin eroberte Tepozotlan und wurde der mächtigste Vasall des Reichs. Sein Enkel Tezozomoc usurpirte die Herrschaft, ließ den König Ixtlixochitl morden, bemächtigte sich des Thrones und machte Azcapozalco zur Hauptstadt des neuen Reichs, das er Acolhuacan nannte. Aber es dauerte nicht; Tezozomocs († 1422 nach 8jähriger Regierung) Härte erleichterte seinen Sturz. Nach seines Sohnes Tajatzin Ermordung durch dessen Bruder Maxtlaton machte der indeß in der Irre umhergewanderte Sohn Ixtlixochitls, Nezahualcojotl, in Verbindung mit dem Könige der Azteken, Itzcoatl, seine Rechte geltend. Azcapozalco wurde 1427 erobert, Maxtlaton selbst getödtet. Nezahualcojotl vereinigte hierauf sein Land mit dem mexikanischen Reiche und seine Nachkommen lebten als mächtige Vasallen noch zur Zeit der Eroberung des Landes durch die Spanier.

A conto (ital.), auf Rechnung; auch wohl zuweilen auf Abschlag.

Acosta, Uriel oder Gabriel, auch Uriel Jurista, jüdischer Reformator, 1594 zu Oporto geboren, stammte aus einer Familie, die zur Zeit der Judenverfolgungen zum Uebertritt zum Christenthum gezwungen worden war. Von seinem Vater, einem wirklichen Christen und ehrenwerthen Charakter, erhielt er eine gute Erziehung in streng katholischem Sinne. Nachdem er sich dem Rechtsstudium gewidmet, erlangte er 1619 die Stelle eines Schatzmeisters in einem Kollegium, das er in seiner Selbstbiographie nicht näher bezeichnet. Je fleißiger er das Studium des Evangeliums u. der wichtigsten konfessionellen Schriften trieb, um so mehr fühlte er sich durch Zweifel beunruhigt. Dadurch dem Christenthum abgewendet, beschäftigte er sich mit dem Judenthum und las die Bücher Mosis und der Propheten, wo er Stellen fand, welche mit dem neuen Testamente nicht allzu scharf im Widerspruch standen. Er verzichtete nun auf sein Amt, floh aus seinem Vaterlande und trat zu Amsterdam zum Judenthume über, wobei er den Namen Uriel annahm. Bald fühlte er jedoch, daß sein Schritt ein übereilter gewesen war. Schon nach Verlauf weniger Tage ward er inne, wie wenig die Sitten und Gebräuche der Juden mit der Lehre Mosis stimmten, und hielt es nun für seine Pflicht, mit einer Auslegung des Gesetzes aufzutreten. Die Rabbiner drohten ihm mit Entfernung aus der Gemeinde und völliger Exkommunikation in geistlichen und weltlichen Dingen, und machten, als er beharrte, die Drohung wahr. Von allen gemieden, selbst von seinen Brüdern, beschloß er, zu seiner Rechtfertigung ein Werk zu schreiben, das seine Lehre enthalten sollte. Seine Feinde kamen ihm aber zuvor und ließen durch den Arzt Samuel da Sylva eine Schrift „Ueber die Unsterblichkeit der Seele" gegen ihn veröffentlichen, in der er als Gottesleugner dargestellt wurde. A. antwortete mit seiner Schrift: „Examen das tradicoens pharis. conferidas con a Ley escripta" (Amsterd. 1624), worin er so weit ging, die Unsterblichkeit der Seele zu leugnen. Auf die Anklage der Juden, daß er auch das Christenthum angegriffen habe, wurde A. in das Gefängniß geworfen und zu einer Geldbuße und Vernichtung seiner Schriften verurtheilt. Dennoch fuhr er fort, den Mosaismus als menschliche Erfindung darzustellen, da er in Vielem gegen das Naturgesetz streite und Gott, der Schöpfer der Natur, nicht mit sich selbst in Widerstreit gerathen könne. Natürlich vermehrten sich die Anfeindungen nur noch; die Kinder, von den Aeltern und Rabbinern dazu angewiesen, liefen haufenweise durch die Straßen u. verfluchten ihn, versammelten sich vor seiner Thür, warfen ihn mit Steinen und ließen nichts unversucht, ihm keinen ruhigen Augenblick zu gönnen. Fünfzehn Jahre harrte er in dieser Lage aus, bis ihn zuletzt die Kraft verließ, so daß er widerrief und durch die Vermittelung seines Oheims in die Gemeinde wieder aufgenommen wurde. Der Friede dauerte nicht lange. Er wurde abermals der Abweichungen vom Judenthume angeklagt und eine neue Verfolgung begann, welche die früheren an Wuth weit übertraf. Dieser zweite Kampf dauerte sieben Jahre, bis der Unglückliche, geistig u. körperlich gebrochen, zuletzt sich unterwarf. Die schimpflichsten Züchtigungen wurden ihm als Buße auferlegt, die ihn so sehr zerrütteten, daß er sich 1640 (nach Andern 1647) durch einen Pistolenschuß das Leben genommen haben soll. A.'s Selbstbiographie wurde lateinisch u. deutsch von Limborch, 1687, und von einem Ungenannten mit einer Einleitung, Leipz. 1847, herausgegeben. Gutzkow behandelte den Stoff in seiner Novelle: „Der Sadducäer von Amsterdam" (1834) und in seinem Trauerspiel: „Uriel A." (Leipz. 1847). Hauptsächlich gegen Gutzkows „Fiktionen" schrieb Jellinek: „Ueber Uriel A.'s Leben und Lehre", Zerbst 1847.

Acqui, ansehnliche Stadt im Königreich Sardinien, Provinz Alessandria, ehemaliges Herzogthum Monferrat, 4 geogr. Meilen südwestlich von Alessandria, eben so weit von Novi, an der Bormida, in welche hier der Erro fällt, mit 7000 Ew. Es befindet sich hier ein festes Schloß, ein ansehnlicher bischöflicher Palast und die durch Gemälde von Moneri bekannte Kathedrale und

Franziskanerkirche. Am wichtigsten ist aber A. durch seine heißen Schwefelquellen, die schon zu den Zeiten des Plinius, Strabo und Tacitus bekannt waren, neuerlich aber besonders durch Malacarne, Menu von Minutoli und Bertini bekannter geworden sind. Es befinden sich daselbst 6 verschiedene Quellen, die in ihren Bestandtheilen nicht wesentlich von einander abweichen, wohl aber in ihrer Temperatur Verschiedenheiten zeigen. Sie bestehen hauptsächlich aus hydrothionsaurem Kalk, salzsaurem Natron, salzsaurem Kalk und Kieselerde. Insbesondere wird der aus verwittertem Schieferthon und dem Niederschlag der Mineralquellen bestehende Schlamm zu Bädern gegen chronische Hautausschläge, Lähmungen, Gicht und Rheumatismen benutzt. Wegen des geringen Vorrathes dieses Schlammes ist jede Versendung desselben gänzlich untersagt. Die Bereitung desselben besorgen die Mineralschlammträger (Fangaroli). Nur leicht bekleidet, meist ganz braun von der Sonne gebrannt, tragen sie selbst die schwachen Kranken in die Bäder und geben die Douche.

Acquit (franz.), Bezahlungsbescheinigung. Mit den Worten pour acquit oder par acquit und der Namensunterschrift des Präsentanten (Inhabers) pflegt man in Frankreich empfangene Wechselbeträge (auf den Wechsel selbst unter dem letzten Giro) zu bescheinigen.

Acre (Akre, Acra, Ace, in der Bibel Acco, Akko), Stadt mit Citadelle und Hafen an der Küste Syriens, an einem mehr als meilenlangen Busen des mittelländischen Meeres, auf drei Seiten durch einen Halbkreis von Bergen umschlossen (Karmel 3 Meilen südlich), nicht weit von der Mündung des kleinen Flusses Belus, ehemalige Hauptstadt des gleichnam. türkischen Paschaliks, jetzt unter ägyptischer Verwaltung nur noch Sitz eines griechischen Erzbischofs mit 10—13,000 Einw. A. ist eine Niederlassung der Phönicier und blühete als bedeutende Handelsstadt zur Zeit der Eroberung des Landes durch die Hebräer. Obschon A. zum Stammgebiet Ascher geschlagen worden war, scheinen die Phönicier sich doch in deren Besitz behauptet zu haben. Nach dem Exil der Juden findet man hier mitten unter heidnischen Bewohnern eine jüdische Kolonie. Als Judäa später den Ptolomäern gehorchte, erhielt sie den Namen Ptolemais und wird unter diesem Namen als Bischofssitz seit dem 2. Jahrhundert n. Chr. angeführt. Kaiser Claudius schenkte ihr das römische Bürgerrecht, daher Colonia Ptolemais. A. theilte bei Verfall des römischen Ostreichs das allgemeine Schicksal; aber zur Zeit der Kreuzzüge erhob es sich von Neuem zu Glanz und Reichthum. A. wurde der gewöhnliche Sammelplatz der fränkischen Flotten. Es erhielt damals den Namen St. Jean d'Acre von einer jetzt verfallenen Hauptkirche des heil. Johannes. Nachdem A. 83 Jahre unter der Herrschaft des christlichen Abendlandes gestanden, ward es 1187 von Saladin wieder genommen, 1191 von den Deutschen und Engländern abermals erstürmt, wobei der bekannte Streit zwischen König Richard Löwenherz von England und Herzog Leopold von Oesterreich sich entspann, der erstern auf der Rückkehr durch Deutschland in mehrjährige Gefangenschaft führte. Seit jener Zeit war A. Hauptsitz und letzter Halt der Johanniter bis 1290, wo es der ägyptische Sultan Alaschraf eroberte und verwüstete. Im J. 1517 fiel es in die Hände der Türken. Vor A.'s Mauern (1799) erbleichte zum ersten Male Bonaparte's Glücksstern. Vergeblich erschöpfte Bonaparte alle Mittel der Belagerungskunst und sein Heer Kraft und Heldenmuth; an dem Widerstande, welchen der despotische Djezzar Pascha mit Hülfe der Engländer unter dem tapfern und kühnen Sidney Smith 61 Tage lang leistete, scheiterte der Plan der Eroberung Syriens, und Bonaparte führte die Trümmer seines Heeres durch die Wüste nach Aegypten zurück. Glücklicher als Bonaparte war 33 Jahre später Ibrahim Pascha mit dem Heere der Aegypter. Er eroberte A. am 27. Mai 1832 mit Sturm. Abdullah Pascha, der es sechs Monate unerschrocken vertheidigt hatte, wurde nach Kairo geführt. Aber A. war nur noch ein Haufen Ruinen; der größere Theil der Einwohner war umgekommen durch das Schwert und den Hunger. Seitdem ist A. bloß als Festung von Wichtigkeit. Der Hafen ist zum Theil versandet, und von seiner frühern Handelsgröße hat A. nichts als einen bedeutenden Verkehr mit Seide und Baumwolle gerettet, welche syrischen Produkte es meistens nach Livorno verführt.

Acrel, Olof, großer Wundarzt, geboren den 26. Nov. 1717 in einem Dorfe bei Stockholm, studirte zu Upsala, reiste sodann im Auslande, diente 1744 als Chirurg in der franz. Armee in Deutschland, wurde hierauf Generalstabschirurg in der schwedischen Armee, Professor in Stockholm, Kommandeur des Wasaordens und † erst 1807. Fast alle Operationen verdanken ihm Verbesserungen, und klassisch ist sein Werk: Chirurgiska haendelser, Stockh. 1775, deutsch von Murray unter dem Titel: Chirurgische Vorfälle, Gött. 1777.

Acrimonia (Schärfe, Dyskrasie), ein besonders durch die Humoralpathologie in die Medicin eingeführter Ausdruck, der einen krankhaften Zustand des Blutes und der flüssigen Theile des Körpers bezeichnet. Obgleich man nun darunter nicht, wie die Humoralpathologen, ein solches Vorherrschen chemischer Stoffe im Blute versteht, wobei der Chemismus allein die Oberhand behielte u. nicht auch die Lebenskräfte noch thätigen Antheil nähmen, so läßt sich doch ein solcher Zustand als Hinneigung und Anlage zur chemischen Entmischung nicht ableugnen und wird auch von der neuern Pathologie nicht ausgeschlossen.

Acrisius, Sohn des Abas und der Ocalia, Mantineus Tochter, 4. danaidischer König in Argos. Mit seinem Zwillingsbruder Prötus hatte er schon im Mutterleibe Zwist, und die Feindschaft stieg mit den Jahren so sehr, daß er jenen aus dem Reiche vertrieb. Doch sein Schwiegervater Jobates oder Amphianax in Lycien nahm sich des Vertriebenen an und half ihm Tiryns erobern. Dem A. verkündete das Orakel, seiner Tochter Danaë Sohn werde ihm das Leben rauben. Vergeblich war es, daß A. sie in einem unterirdischen Gemache oder einem ehernen Thurme

bewachen ließ. Prötus schlich sich ein, oder, wie eine andere eben so alte Sage erzählte, Zeus fiel als goldener Regen in der Danaë Schooß. Als hierauf Danaë den Perseus geboren, ließ A. sie nebst dem Kinde in einem hölzernen Kasten den Wellen des Meeres übergeben. Dictys, der Bruder des Königs Polydectes in Seriphus, fing sie auf und erzog den Perseus. Als dieser später mit Danaë nach Argos zurück kehrte, floh A., eingedenk des Orakels. Perseus folgte ihm und holte ihn in Larissa (dem pelasgischen) ein. Hier wurden gerade dem Könige zu Ehren Leichenspiele gehalten. Perseus nahm Theil; aber der von ihm geschleuderte Diskus fiel wider seinen Willen seinem Großvater auf den Kopf, und so ward des Schicksals Rath erfüllt. Nach Hygin. (Fab. 63) kam A. nach Seriphus, um die Danaë und den Perseus abzuholen, und wurde bei den Leichenspielen des gerade gestorbenen Polydectes auf die oben beschriebene Art getödtet.

Acropolita, Georgius, byzant. Geschichtsschreiber, geb. zu Konstantinopel 1220. Der Kaiser Johannes Ducas ließ ihn zu Nicäa in der Mathematik u. Philosophie unterrichten, bediente sich seiner zu Gesandschaften u. übertrug ihm die Würde eines Groß-Logotheten. Im Namen des Kaisers Michael Paläologus schwur er auf dem Koncil zu Lyon 1274 vor Gregor X. die Spaltungen ab und bewirkte den Kirchenfrieden zwischen der griechischen und römischen Kirche. Er † 1282. Von ihm hat man eine Geschichte des byzantinischen Kaiserhofs von 1203—1261, schwülstig u. dunkel im Vortrag, zuverlässig in den Thatsachen (herausgegeben von Leo Allatius, Paris 1651, Vened. 1729). Sein Sohn Constantinus war ein Gegner der Kirchenvereinigung.

Acrotatus, Sohn des spartanischen Königs Cleomenes II., aus der Familie der Eurysthheniden. Als nach der Niederlage bei Megalopolis (Aug. 330) die Spartaner beschlossen, die auf die Flucht gesetzte Strafe der Atimie diesmal zu erlassen, widersetzte sich A. u. zog sich dadurch Haß und thätliche Mißhandlung der Betheiligten zu. Gern folgte er deshalb 314 dem Rufe der Agrigenter, welche, von Agathocles, dem Tyrannen von Syrakus, weil sie syrakusanischen Flüchtlingen Zuflucht gewährt hatten, bedroht, sich von Sparta einen Anführer erbaten. Durch Sturm nach Apollonia verschlagen, vermittelte er den Frieden zwischen dieser Stadt und dem sie belagernden illyrischen König Glaucias. Die Tarentiner bewog er auf der Weiterfahrt zum Bündniß mit Agrigent. A. berechtigte Anfangs als Oberfeldherr der Agrigentiner zu den schönsten Hoffnungen; allein bald ergab er sich persischer Schwelgerei, bewies sich als ruchloser Wüstling, plünderte die Staatskasse und ermordete den als Anführer geachteten, ihm das Gegengewicht haltenden Syrakusaner Sosistratus. Das Volk, darüber empört, entsetzte und drohte ihn zu steinigen; doch er entfloh im Dunkel der Nacht nach Sparta und † hier bald darauf. Sein Sohn Areus I. wurde nach Cleomenes II. 309 König von Sparta. Sein Enkel, Sohn Areus I., lebte mit Chelidonis, des Leotychidas Tochter u. Gemahlin seines Großoheims Cleonymus (Cleomenes II.) in unerlaubtem Verhältniß. Da dieser sich ohnehin durch die Zurücksetzung bei der Königswahl gegen Areus I. verletzt fühlte, so rief er Pyrrhus von Epirus, während Areus in Kreta abwesend war, 272 nach Laconica. Die hartbedrängte Stadt schien verloren. In der äußersten Noth zogen die Frauen wehklagend durch die Stadt, Chelidonis voran, einen Strick um den Hals, zum Zeichen, daß sie sich im Falle der Eroberung erhenken werde. Ihr Liebhaber A. sammelte hierauf 300 der Kühnsten um sich, fiel in den Rücken des Feindes und verbreitete Schrecken in seinem Lager. Mit Blut u. Beute bedeckt kam die Schaar zurück in die Stadt und verschaffte dieser durch die kühne That Zeit, bis Areus mit 2000 Schwerbewaffneten zum Entsatz herbeieilte u. die Epiroten zum Abzuge nöthigte. Nach Areus Ermordung bei Korinth 265 wurde A. König, blieb aber schon 264 im Treffen gegen Aristodemus von Megalopolis. Seines Großvaters Ueppigkeit und Sittenlosigkeit hatte auch er geerbt.

Acs, großes stadtähnliches Pfarrdorf in Niederungarn, Gespannschaft Komorn, mit über 5000, über die Hälfte reformirten Einwohnern, welche Weinbau treiben und sich als Fuhrleute nähren. Der Ort ist unbedeutend, strategisch wichtig aber durch den vor ihm gelegenen Wald, den Klapka 1849 aushauen ließ. Die esterhazysche Standesherrschaft gleichen Namens ist durch ihre Schafzucht berühmt.

Act (engl.), in der englischen Rechtssprache ein Beschluß, gewöhnlich in dem Ausdrucke Act of parliament, wo er einen vom Parlament gefaßten und vom König bestätigten Beschluß bedeutet. Act of settlement heißt die wichtige Parlamentsakte, wodurch die brit. Thronfolgeordnung festgestellt ward, speciell aber die Successionsakte, die Wilhelm III. kurz vor seinem Tode noch sanktionirte u. durch welche das Haus Braunschweig-Lüneburg-Hannover auf den brit. Thron berufen wurde. Act of conformity ist das engl. Staatsgesetz, durch welches Alle, die nicht zur bischöflichen Kirche gehören, vom Staatsdienst ausgeschlossen werden.

Acta, bei den Römern die öffentlichen Verhandlungen im Senate, den Komitien 2c., also Gesetze, Verfügungen der Magistrate und später der Kaiser, daher Acta magistratuum genannt. Sie wurden nach dem Abgange einer Magistratsperson dem Senate zur Prüfung vorgelegt, und dieser hatte das Recht, die in demselben enthaltenen Verfügungen zu bekräftigen oder zu kassiren. Nach Cäsars Tode indeß schwuren die Triumvirn und nach ihrem Willen auch die Magistrate, alle Acta Caesaris aufrecht erhalten zu wollen, woraus später die durch die Formel: in acta principum jurare (auf die Verordnungen des Kaisers schwören) bezeichnete Sitte entsprang, daß beim Regierungsantritt eines jeden Kaisers die A. aller seiner Vorgänger seit Jul. Cäsar von ihm selbst, und außerdem anfangs durch Einen aus jeder Behörde im Namen Aller, später meist von jedem Einzelnen beschworen wurden. In den Senats-Protokollen (Acta Senatus, commentarii Senatus) wurden sowohl der Gegenstand der

Diskussion mit Anträgen und Beschlüssen, als auch die Meinungen der Hauptsprecher, und bei wichtigen Verhören die Aussagen der Zeugen niedergelegt. Ihre Einrichtung rührt nach den bestimmten und unverdächtigen Worten des Sueton von Jul. Cäsar her, und bestand auch in der Kaiserzeit fort, jedoch ohne Publikation, welche Cäsar verordnet hatte, aber schon Augustus wieder aufhob. Anfangs beauftragte der Konsul einen oder mehre angesehene Senatoren mit der Abfassung dieser A.; unter Augustus wurde ein stehendes Amt daraus gebildet und einem vornehmen Senator übertragen, welcher den Titel ab actis Senatus erhielt. Die A. wurden aufbewahrt und unter besondern Umständen den Geschichtsschreibern geöffnet, wie es bei Vopiscus geschah, als er das Leben Aurelians beschreiben sollte. A. diurna populi, schlechthin Diurna, Acta publica (urbana) hieß die römische Tageschronik, welche die Stelle unserer Zeitungen oder Intelligenzblätter vertrat. Darin waren enthalten: Vorgänge in der kaiserlichen Familie, als Geburten, Todesfälle, Leichenfeierlichkeiten, Reisen; Staatsangelegenheiten, so viel man mitzutheilen für gut fand, namentlich kaiserliche Verordnungen, Senatsbeschlüsse und Reden, Handlungen höherer Magistratspersonen, Gerichtsverhandlungen, Bauten. Dazu kamen Familiennachrichten, Geburts-, Heiraths-, Ehescheidungs- und Todesanzeigen. Sie erschienen seit Jul. Cäsar täglich u. ersetzten gewissermaßen die damals eingegangenen Annales Max., welche indeß auf die Mittheilung wichtiger Begebenheiten sich beschränkt hatten. Die Bekanntmachung der Geburts- und Ehescheidungsnachrichten in den Act. pop. war, wenn nicht durch ausdrückliche Verordnungen, doch durch die Sitte und aus gewissen bürgerlichen Rücksichten zu Rom allgemeines Gesetz. Ueber die nähere Beschaffenheit dieser A. läßt sich bei dem gänzlichen Mangel ächter Bruchstücke nichts angeben; denn die angeblichen Fragmente, welche Pighius, Reinesius u. A. mittheilen, sind, wie zuerst Wesseling bewiesen hat, nachgemacht. Selbst über die Redaktoren schwebt Dunkel. Vermuthen läßt sich, daß sie in der republikanischen Zeit unter Aufsicht der Censoren und Aedilen, als Inspektoren der Tabulae publ., in der Kaiserzeit unter Leitung der Oberaufseher des Aerariums von einer Anzahl Staatsschreibern abgefaßt wurden. War die Schrift vollendet, so wurde sie auf einige Zeit öffentlich ausgestellt, um von Privatpersonen nach Belieben gelesen und kopirt zu werden, nachher aber in dem öffentlichen Archiv deponirt. Seit der Verlegung des Kaisersitzes nach Konstantinopel scheinen die A. pop. als ein ächt römisches Institut aufgehört zu haben. Auch die Gerichtsakten hießen so, jedoch nicht in unserem Sinne, sondern protokollarische Aufzeichnungen der mündlichen Verhandlungen (Acta) vor Gericht, wohl zu unterscheiden von den Eingaben der Parteien (libelli) und den Verfügungen der Magistrate, deren schriftliche Abfassung in der Kaiserzeit allmählig aufgekommen war. Diese protokollarischen A. waren in den republikanischen Zeiten unbekannt und gehören ganz der Kaiserzeit an, wo sie sich indeß auch nur bei den höhern Gerichten nachweisen lassen. Der Richter gab sein Urtheil ebenfalls zu Protokoll und aus diesem wurde es von dem Ausrufer vorgelesen. Alle Protokolle wurden mit Abbreviaturen (notae) der Reihe nach in das Gerichtsbuch eingetragen, und aus diesem einige Tage nach der Verhandlung eine ausführliche Reinschrift (personalia) gefertigt. Die Akten blieben in den Archiven, ohne daß den Parteien in der Regel die Abschrift verweigert wurde. Zu solchen gerichtlichen Protokollen gehören auch die freiwilligen Verhandlungen über Privatsachen, z. B. Schenkungen, Testamente, Bestellung eines Prokurators, welche zur größern Sicherheit schon von den Römern an Gerichtsstelle pflegten vorgenommen zu werden.

Acta, im kanonischen Rechte die Schriften u. Beweisstücke, welche von den Parteien dem Richter zur Unterstützung ihrer Ansprüche oder Vertheidigungen übergeben wurden.

Acta Apostolorum, s. Apostelgeschichte.

Actäon, Sohn des Aristäus und der Autonoë, Enkel des Cadmus, von Theben, ein Jäger, der von seinen eignen Hunden auf dem Cithäron zerrissen wurde. Die Ursache seines Todes wird verschieden angegeben; nach Einigen, weil er die Artemis (Diana) nackend im Thale Gargaphia im parthenischen Quell belauscht und ihr Gewalt anthun wollte; nach Andern, weil er bei dem Anblicke der badenden Göttin lange verweilte (auf der Straße von Megara nach Platäa ward der Felsen gezeigt, auf dem A. gestanden haben sollte, unfern davon auch der verhängnißvolle Quell); oder auch, weil er sich rühmte, die Göttin als Jäger zu übertreffen rc. Noch Andere erzählen, sein schrecklicher Tod habe ihn auf Befehl des Zeus betroffen, weil er um Semele geworben; Ovid endlich läßt ihn ganz unschuldig erscheinen und nur zufällig zum Bad der Artemis kommen. Nach seinem Tode suchten ihn die Hunde heulend u. wurden erst in Chirons Höhle, wo sie ihres Herrn Bild sahen, beschwichtigt. Actäons-Bilder zeigte man noch später an mehren Orten, z. B. zu Delphi, und die neuere Malerei hat das Schicksal A.s sehr häufig dargestellt.

Acta Eruditorum, das erste in Deutschland erschienene und überhaupt eines der frühesten gelehrten Journale, welches vom Professor Otto Mencke nach dem Vorgange des „Journal des Savans" u. des seit 1668 in Rom erscheinenden „Giornale de' letterati" redigirt und zuerst 1682 ausgegeben wurde. Das Unternehmen, zu dem sich die ersten Gelehrten jener Zeit, wie Fr. Bened. Carpzov, Th. Ittig, Leibnitz, Seckendorf, Cellarius, Tenzel, Schurzfleisch, Thomasius, Sagittarius, Wagenseil, Polyk. Leyser, Heinrich v. Bünau u. A. mit Mencke vereinigt hatten, und dessen Hauptzweck auf die Mittheilung von gedrängten Inhaltsanzeigen und Auszügen aus neuen wichtigen Schriften, außerdem aber auch von Beurtheilungen und kleinen Aufsätzen (auch von Leibnitz) gerichtet war, fand von Seiten des Publikums die allgemeinste, von Jahr zu Jahr steigende Anerkennung und thronte bald als oberster Richter über sämmtlichen Leistungen der deutschen Literatur. Nach Otto Mencke's Tode

übernahm 1707 sein Sohn, Johann Burkhard, u. von 1732 an dessen Sohn Friedrich Otto die Redaktion, welcher letztere eine neue Folge unter dem Titel „Nova Acta Erud." begann. Die Unordnung in der Redaktion des Prof. L. Aug. Bel, seit 1754, die Unruhen des 7jährigen Kriegs und andere ungünstige Umstände schadeten später dem Flor der Zeitschrift und führten nach fast 100jähriger Dauer das Aufhören derselben 1782 herbei, in welchem Jahre der bis dahin verspätete Jahrgang von 1776 erschien. Zu einem vollständigen Exemplare gehören folgende Bände: Acta Eruditorum, 1682—1731, 50 Bde., Nova acta Erud., 1732—1776, 43 Bde., A. Erud. Supplementa, 1692—1734, 10 Bde., Ad Nov. act. Erud. Suppl., 1635—1757, 8 Bde., Indices, 6 Bde., zusammen 117 Bde. in 4. Die eignen Abhandlungen sind besonders gedruckt (Veneb. 1740 ff.).

Acta Latomorum, ein für die Geschichte der Freimaurerei wichtiges Buch, vom pariser Maire Thory verfaßt. Es führt auch den Titel: Chronologie de l'histoire de la franche-maçonnerie française et étrangère, Paris 1815, 2 Bde.

Acta Pilati, der Bericht, welchen der Landpfleger Pilatus über die Verurtheilung u. den Tod Jesu nach Rom geschickt haben soll. Da es überall Sitte der Statthalter war, über wichtige Kriminalfälle an den Kaiser zu referiren, da ferner Justinus (Mart. Apol. 1, S. 76, 84) und Tertullian (Apol. 5, 21) solcher Akten des Pilatus gedenken, so kann es kaum zweifelhaft seyn, daß dergleichen Urkunden vorhanden gewesen sind. Eben so gewiß ist es aber auch, daß die unter dem Titel A. P. oder auch Evangelium Nicodemi auf uns gekommenen 2 Schriften unächt sind. Sie sind vielmehr christlichen Ursprungs. Am besten sind sie edirt im „Codex Apocryphus N. T." von Thilo.

Acta Sanctorum oder **Martyrum**, allgemeine Bezeichnung für alle Sammlungen älterer Nachrichten über die Märtyrer u. Heiligen der griech. und latein. Kirche. Besonders führt diesen Titel das große, im 17. Jahrhundert auf Veranstaltung der Jesuiten begonnene Sammelwerk, das nach des ersten Unternehmers Heribert Rosweyds Tode (1629) J. Bolland im Verein mit G. Henschen herausgab und welches nach Bollands Tode (1665) von den Bollandisten (s. d.) fortgeführt wurde, bis die Invasion der Niederlande durch die Franzosen (1794) es mit dem 53. Bande unterbrach. Erst 1846 erschien von Vandermooren und Vanhecke zu Brüssel ein 54. Band.

Acte, in Frankreich eine Urkunde. Man unterscheidet: Actes sous seing privé (Privaturkunden), welche der Anerkennung der Parteien bedürfen, um eine rechtliche Wirkung hervorzubringen; Actes authentiques (öffentlich beglaubigte Urkunden), welche auch ohne Anerkennung Beweiskraft haben, bis sie für unächt oder verfälscht erklärt werden; Actes executoires (vollstreckbare Urkunden), auf welche ohne Anerkennung und Prozeß die Exekution erfolgen kann. Dahin gehören die Notariatsinstrumente und die von französischen Gerichten ausgefertigten Erkenntnisse. A. de foi hieß die öffentliche Strafvollziehung oder Lossprechung des Angeschuldigten bei den Inquisitionsgerichten.

Actio, im juristischen Sprachgebrauche gewöhnlich s. v. a. Klage, d. h. ein Rechtsmittel, welches zur gerichtlichen, angriffsweisen (offensiven, nicht defensiven) Geltendmachung eines rechtlichen Anspruchs gegen einen bestimmten Gegner vom Gesetze gegeben ist. Die Anzahl der Aktionen ist sehr groß, indem fast für jeden rechtlichen Anspruch einer bestimmten Gattung (z. B. der aus dem Eigenthume, aus dem Pfandrecht, aus einem Kauf-, Tausch-, Mieth-, Gesellschaftsvertrage u. s. w. hervorgehenden Ansprüche) eine besondere, an bestimmte Voraussetzungen geknüpfte und mit eigenthümlichen Wirkungen versehene A. gegeben ist. Außer dem angegebenen Begriffe kommen dem Worte A. noch sehr viele andere Bedeutungen zu, z. B. eines Rechtsgeschäfts, dann des durch ein Rechtsgeschäft begründeten Anspruchs, ferner des Rechts und der Möglichkeit, einen solchen Anspruch geltend, besonders gerichtlich geltend zu machen, endlich der Befugniß einer obrigkeitlichen Person, bestimmte Rechtsgeschäfte vornehmen zu lassen. Diese Bedeutungen gehören aber größtentheils dem nicht mehr geltenden (vorjustinianischen) römischen Rechte an.

Actium, Stadt und Vorgebirge in Akarnanien, am Eingange in den ambracischen Busen, jetzt Capo di Figolo. Früher war hier ein Tempel des Apollo und eine Statue des Gottes. An diesem Vorgebirge entschied einst das Würfelspiel der Waffen über das Schicksal der Welt durch die am 2. Sept. 31 v. Chr., im 723. Jahr der Erbauung Roms, 478 Jahre nach Gründung der Republik, zwischen den Flotten des Antonius und Octavian Statt findende Schlacht. Die Landheere hatten sich an den beiden Ufern des ambracischen Meerbusens gelagert, die Flotten bedeckten ihnen zur Seite das Meer. Die Macht beider Feldherren war fast gleich. Octavian hatte 80,000 Mann Fußvolk, 12,000 Reiter und 260 Kriegsschiffe; dem Antonius folgten 100,000 Mann Fußvolk, 12,000 Reiter und 220 Schiffe. Größer u. prachtvoller gerüstet waren die Fahrzeuge des Antonius, kleiner, aber leichter zu führen die des Octavian; jene waren mit Feuertöpfen u. Katapulten zum Werfen versehen; diese führten Haken bei sich, um die Schiffe der Gegner leichter zu entern und dann mit dem Schwert in der Hand zu erstürmen. Dem Antonius folgte Aegyptens Beherrscherin Cleopatra mit einer Flotte von 60 Schiffen. Antonius war für die Landschlacht; aber der Cleopatra Rath überwog und er entschied, trotz der Gegenrede seiner erfahrensten Feldherren, für den Kampf zur See. Die Flotte des Octavian führte der Held Agrippa. Das Centrum von Antonius' Flotte, hart angegriffen, kam in Bedrängniß. Als dies die müßige Zuschauerin Cleopatra bemerkte, ergriff sie, feige und treulos, mit ihren Schiffen die Flucht. Antonius, außer sich bei diesem Anblick und Ruhm und Weltschicksal vergessend, folgte der fliehenden Geliebten mit einem Theile seiner Flotte, deren Rest noch einige Zeit den mörderischen Kampf bis zur völligen Niederlage fortsetzte.

Antonius, von seinen libyschen Legionen bei Prätorium nicht aufgenommen, segelte nach Aegypten, und auch da von der treulosen Urheberin seines Unglücks zurückgewiesen, tödtete er sich später mit eigener Hand. Sieben Tage war indessen sein Landheer auf A. in Schlachtordnung unbeweglich stehen geblieben, des Oberfeldherrn wartend. Nur erst als Canidius und andere Heerführer es verließen, ergab es sich dem Sieger. Octavian begab sich unmittelbar nach der Schlacht nach Brundusium, eilte aber zurück nach Griechenland, ließ die Schiffe durch Maschinen über den Isthmus bringen und bezog die Winterstation in Samos. An die Stelle, wo seine Flotte gelandet hatte, dem Vorgeb. A. gegenüber, erbaute er Nicopolis (Siegsstadt). Den Tempel des Apollo auf A. selbst, das alte, der Sage nach von den Argonauten erbaute Acteion aber ließ der Sieger erweitern, daselbst die erbeuteten Trophäen aufhängen und aller 5 Jahre das Andenken des Sieges durch Spiele erneuern. Nach und nach erhob sich auch hier eine, gewöhnlich zu Nicopolis gerechnete Stadt. Ueber die weltgeschichtlichen Folgen der Schlacht bei A. vergl. Augustus und Antonius.

Activa (Aktivvermögen), Alles, was Einem gehört, mag es nun in beweglichem oder unbeweglichem Eigenthum oder in ausstehenden Forderungen bestehen. Den Gegensatz bilden die Passiva, die gesammten Schulden.

Acton, Joseph, Fürst, Premierminister Ferdinands IV. von Neapel, Sohn des irländ. Baronets Eduard Hecton, dessen Namen er in A. änderte, ward den 1. Okt. 1737 zu Besançon, wo sein Vater Arzt war, geboren. Nach vollendeten Studien trat er in die französische Marine und befehligte im Dienste des Großherzogs Leopold von Toskana die Schiffe, welche derselbe dem Könige Karl III. von Spanien 1775 gegen Algier zu Hülfe sandte. Als die Spanier geschlagen waren, rettete A. 3—4000 Mann, indem er mit seinen kleinen Schiffen kühn bis dicht an die Küste segelte und durch ihr Geschützfeuer die Einschiffung der Truppen deckte. Darauf dem Könige Ferdinand IV. von Neapel (dem Sohne Karls III. von Spanien) empfohlen, trat er in neapolitanische Dienste. Er gewann die Gunst der kräftigen und geistreichen, aber leidenschaftlichen Königin Maria Carolina, der Tochter Maria Theresia's, wurde durch ihren Einfluß Seeminister, hierauf Kriegsminister, und trat endlich an die Spitze der gesammten Verwaltung. Um der Königin Absicht zu unterstützen, das alte spanische System in Neapels Regierung zu stürzen und Oesterreichs und Toskana's Verwaltungsgrundsätze einzuführen, nährte A. die seit 1785 mit Spanien bestehende Spannung geflissentlich und hintertrieb die Reise, welche der König zu seinem Vater beabsichtigte. Im Innern arbeitete A. an Einschränkung des das Volk drückenden Lehnwesens, wodurch er den Adel gegen sich erbitterte. Unterdessen war die französische Revolution ausgebrochen. Am 18. Dec. 1792 erzwang der franz. Admiral La Touche durch ein Bombardement Neapels die Anerkennung der Republik und die Neutralität. Nach diesem Ereigniß wandten sich A. und die Königin entschieden dem britischen Kabinete zu und traten in das engste Verhältniß zu dem engl. Gesandten Hamilton und dessen berüchtigter Gattin. Am 12. Juli 1793 kam die neapolit. Allianz mit England zu Stande, und A. suchte die italienischen Staaten zu einem Bunde gegen Frankreich zu einigen. Durch den Allianztraktat dazu verbunden und um eine ähnliche Schmach, wie das Bombardement, abzuwenden, wandte A. alle Kräfte des Staats auf die Vermehrung der Flotte u. Verstärkung des Landheers, freilich mit Vernachlässigung vieler andern nicht minder wichtigen Interessen. Im J. 1798 bestand die neapolit. Flotte aus 120 Segeln mit 1200 Kanonen; das Landheer wurde von 15,000 auf 60,000 gebracht und nach ausländischen Mustern geübt. Mit der gestiegenen Militärmacht vermehrte sich die Strenge der Regierung bis zur Tyrannei. Es wurde eine sogen. Staatspolizei eingerichtet, die Giunta di stato (1794), welches Gericht jeden Freisinnigen als des Einverständnisses mit den Franzosen verdächtig verdammte. A. selbst erhielt 1795 die erste Stimme in dem Staatsrathe und übte diktatorische Gewalt; der geheime Staatsrath bestand nur aus ihm, dem König und der Königin. Indeß hatte Bonaparte in Oberitalien Sieg auf Sieg erfochten, und drohend wälzte sich der Sturm der neapolit. Grenze zu. In dieser krit. Lage gelang es A. zuerst zu Brescia (5. Juni 1796), einen Waffenstillstand abzuschließen; ihm folgte der Friede zu Paris (11. Okt. 1796) mit für Neapel günstigen Bedingungen. Zur Belohnung erhielt A. die Würde eines Generalissimus zu Meer und zu Land (Gran Capitano di mare e di terra). Indessen bearbeiteten franz. Emissäre das Volk und auf der andern Seite rüstete A. insgeheim zum neuen Kriege. Neapel entschied sich zum Beitritt der Bündnisse von Oesterreich, Rußland und Großbritannien gegen die franz. Republik, und auf Nelsons (vielleicht von A. unterstützten) Rath griff das neapol. Heer das französische an. Der Ausgang war höchst unglücklich. Das begeisterte Volk wollte zwar Alles für seinen König opfern, haßte jedoch die Fremden. A. u. Hamilton bewogen daher den König, nach Palermo zu fliehen und begleiteten ihn dahin (31. Dec. 1798), worauf am 23. Jan. 1799 Championet an der Spitze der siegreichen Franzosen in Neapel einrückte u. die nicht einmal vom Direktorium anerkannte parthenopäische Republik errichtete, die schon nach 5 Monaten durch einen Volksaufstand in Kalabrien und Apulien (vom Kardinal Ruffo geleitet) gestürzt wurde. Die zwischen diesem und dem franz. General Micheroux abgeschlossene Kapitulation bedang ausdrücklich eine allgemeine Amnestie; aber auf A.s und der Königin rachsüchtige Vorstellungen verweigerte ihr der König die Ratifikation, weil es sich nicht gezieme, mit Rebellen zu unterhandeln. Vergeblich schlug die in Neapel niedergesetzte Giunta Grundsätze der Milde und Gerechtigkeit vor; königliche Ordonnanzen führten Tausende ganz unschuldiger, oft höchst verdienter Männer, Jünglinge und Frauen, weil sie A. od. die rachsüchtige Lady Hamilton beleidigt, an den Galgen, oder zum Blocke. Nach diesem Blutbade kehrte der Hof im Jan. 1800 nach Neapel zurück. Der darauf durch Napoleons neue

Siege herbeigeführte Friede zu Florenz (28. März 1801), welcher den König verpflichtete, seine Verbindung mit England aufzugeben und eine vollkommene Amnestie zu ertheilen, beraubte A. und seine Genossen des offenen Einflusses. Im J. 1804 wurde A. auf Verlangen des franz. Ministers ganz vom Hofe entfernt. Er begab sich auf die Güter in Sicilien, welche ihm der König, unter Erhebung in den Fürstenstand, bei dieser Gelegenheit schenkte. Im Geheimen aber intriguirte A. fort, und auf seinen Rath verletzte Ferdinand IV. den am 21. Sept. 1805 mit Napoleon geschlossenen Neutralitätsvertrag, indem er im November ein Heer von 12,000 Russen und Engländern landen ließ und dem Russen Lacy den Oberbefehl über seine Truppen gab. A. wurde hierauf zurückgerufen und ergriff von Neuem die Zügel der Gewalt. Bald aber besetzte Napoleon in unwiderstehlichem Siegeslauf Neapel und verschenkte das Königreich an seinen Bruder Joseph. Der Hof war mit A. von Neuem nach Palermo geflüchtet. Hier zerfiel die Königin mit dem engl. Gesandten. A. suchte vergeblich die stolze Frau zu versöhnen; dann aber trat er offen gegen seine alte Gönnerin und Beschützerin auf. Nicht lange hielt er sich in dieser falschen Stellung. Im J. 1806 wurde A. als Minister durch den Marchese Circello ersetzt und 1808 ereilte ihn der Tod.

Actuarius (Sekretär, Protonotar, Stadtschreiber, Gerichtsschreiber, in Frankreich Greffier, in England Clerk), ein öffentl. angestellter Beamter, welcher die Verhandlungen bei den Behörden, insonderheit bei den Gerichten, niederschreiben, die auf diese Weise entstandenen Akten aber gehörig ordnen und aufbewahren soll. Da kein Richter seine eigenen Handlungen selbst beglaubigen kann, so wurden besondere Beamte nöthig, welche auf die getreue Führung der Protokolle verpflichtet sind, und daher nur das, was bei den Verhandlungen selbst vorkommt, niederschreiben sollen, zu Aufnahme unrichtiger Protokolle aber von den ihnen vorgesetzten Beamten nicht gezwungen werden können, selbst wenn ihnen diese das Protokoll nach den in manchen Staaten hierüber bestehenden gesetzlichen Vorschriften diktiren müßten. Besonders nothwendig ist die Gegenwart des Aktuars bei strafrechtlichen Untersuchungen, sowie bei Aufnahme von Testamenten, und es ist daher in solchen Fällen bei den Patrimonialgerichten, welche gewöhnlich nur aus einer richterlichen Person bestehen, die Zuziehung von zwei Urkundspersonen oder Schöppen vorgeschrieben. Außer der Führung der Protokolle liegt dem Aktuar gewöhnlich noch das Entwerfen der Koncepte, die Durchgehung der Reinschriften, und wo nicht eigene Sporteleinnehmer angestellt sind, auch die Einnahme der Gerichtsgebühren ob.

Actum (verhandelt, geschehen), findet sich häufig am Ende von Urkunden und bezieht sich gewiß auf die Zeit und den Ort, wo die Handlung geschehen, nicht auf Zeit und Ort der Ausfertigung, wie es noch jetzt in Protokollen gebraucht wird. Steht Datum allein, so bezieht sich dies auf Ort und Zeit der Ausfertigung. Die Formel Actum et datum aber bedeutet nicht, wie man nach dem Obigen schließen möchte, daß die Ausfertigung u. Handlung an Einem Tage und an Einem Orte geschehen, sondern bezieht sich wahrscheinlicher nur auf die Handlung oder den Beschluß. Actum in senatu oder in concilio, im Rathe geschehen, verhandelt, beschlossen; Actum ut supra, geschehen, wie oben, d. h. auf die oben erwähnte Weise, oder an dem oben erwähnten Orte und Tage.

Actus, im röm. Rechte die Verwaltung einer Sache, daher: in actu esse u. ähnl.; dann jede gerichtliche und außergerichtliche Handlung; ferner eine der Prädialservituten, die Verbindlichkeit, einen andern mit Vieh und Wagen durch ein Gut gehen zu lassen; endlich ein Kunstwort der scholastischen Philosophie, das Verhältniß des Wesens zu seinem Wirken bezeichnend. Das unendliche Wesen heißt: der reine unendliche Akt, weil hier die vollkommenste Uebereinstimmung zwischen Wesen und Wirken Statt findet. Das Vermögen eines Wesens heißt der erste Akt; die wirkliche Aeußerung der Kraft der zweite Akt. Auf Schulen die öffentlichen Schulfeierlichkeiten, bei denen gewöhnlich von Lehrern und Schülern Reden vorgetragen werden.

Acupunctura (Acupunktur), von acus, Nadel, und punctura, Stich, der kunstgerechte Einstich metallener Nadeln in verschiedene Theile des Körpers, um damit zu erleichtern und zu heilen. Diese Operation ist von den Chinesen oder Japanesen (ob von den einen oder den andern, darüber ist man noch nicht einig) erfunden und durch einen holländischen Wundarzt, Namens Ten Rhyne, zu Ende des 17. Jahrh. nach Europa gebracht worden. Berlioz führte ihren Gebrauch in neueren Zeiten wieder in die Praxis ein. Die Nadeln, welche man zur A. gebrauchen will, müssen sehr fein, spitz und gut polirt seyn und sind an ihrem stumpfen Ende am besten mit einem Knopfe von Blei versehen. Die angespannte Haut wird mit der Nadel durchstochen u. diese dann durch einen leichten Druck weiter geleitet. Nach dem Einstiche soll, nach Cloquet, der Kranke oft eine Art elektrischen Funken spüren, welcher die nächsten Theile durchzuckt. Kurze Zeit nach dem Einstechen bildet sich um den Einstichspunkt ein rother Hof, welcher nach einigen Stunden wieder verschwindet. Man bedient sich solcher Nadeln von Stahl, Platina, Gold und Silber, welche jedoch nicht alle von gleicher Wirksamkeit seyn sollen. Die verschiedenen Erklärungen, welche man über die Art und Weise, wie die A. wirkt, gegeben hat, sind nur Hypothesen. Wahrscheinlich beruht ihre Wirkung auf einer dabei Statt findenden Oxydation. Die Krankheiten, gegen welche man die A. empfohlen hat, sind Neuralgien in der Augenbrauen-, Schläfen-, Gesichts- und Hüftgegend, ferner akute und chronische Rheumatismen. Man hat auch die Elektricität mit dieser Operation verbunden, wo sie dann Elektropunktur genannt wird. An den goldenen oder silbernen Nadeln befindet sich ein krystallener Stiel, welchen der Operateur hält, um von dem Kranken isolirt zu seyn, und ein goldener oder messingener Faden, der als Leiter dient. Die eingebrachten Nadeln werden dann durch eine gläserne Röhre festgehalten, mit den Konduktoren der Elektrisirmaschine in Verbindung gebracht und an ihrem oberen Theile mit dem Knopfe eines Ausladers berührt. Die elektrische Erschütterung theilt sich dann von der Nadelspitze allen Nervenästen des berührten Theiles mit. Nach Salandière soll dieses Mittel nur in den

Fällen angewendet werden, wo die nervösen Schmerzen von keiner organischen Krankheit oder Entzündung begleitet sind. Leroy d'Etoille brachte die Nadeln mit dem Konduktor der voltai'schen Säule in Verbindung und empfiehlt dieses Verfahren bei eingeklemmten Brüchen, um durch die nun sich zusammenziehende Darmschlinge die Reposition möglich zu machen, so wie auch bei Asphyrie, um das Zwerchfell zu Kontraktionen zu bringen.

Acutus, das Tonzeichen ('), wodurch der scharfe Ton bezeichnet wird, s. Accent.

A. D., Abkürz. für Anno Domini, im Jahre des Herrn (Christi).

a. d., Abk. für a dato, d. h. von diesem Tage, od. ad diem, am Tage, oder ante diem, vor der Zeit.

Ad (Aditen), ein in der Urgeschichte Arabiens berühmter semitischer Volksstamm in der Prov. Hadramaut (um Al Ahkaf), ausgezeichnet durch Stärke und Größe des Körpers. Den Stammvater Ad nennt die geschichtliche Sage einen Urenkel Noahs. Ads Sohn, Scheddat, bauete sich eine prächtige Residenz und trieb mit seinem ganzen Stamme Abgötterei. Da sandte Gott den Propheten Hud (Aud, bei den Hebräern Heber) zu ihnen als Bußprediger. Als ihm nur wenige der Aditen Gehör gaben, kam über sie der Zorn des Herrn in einer 4jährigen Dürre und Hungersnoth. Vergebens schickte das geängstigte Volk Gesandte nach den heiligen Hügeln, wo später Mekka erbaut wurde, um Regen zu erflehen. Es zeigte sich zwar eine dicke schwarze Wolke am Himmel, aber statt des Regens kam aus ihr heißer erstickender Sturmwind, der die Stadt zerstörte und Alle hinraffte, ausgenommen die Wenigen, welche auf die Warnung Huds gehört hatten. Im Koran (Sur. 9, 11, 50) wird mehrmals auf diese Begebenheit angespielt und das Beispiel der Aditen als ein Warnungsexempel für Ungläubige, oft in Verbindung mit jenem der Sodomiten, Pharao's u. A. angeführt. Nach den Auslegern des Korans soll die Stadt der Aditen noch irgendwo in der Wüste Aden zu finden, aber nur bisweilen, auf besondere Zulassung Gottes, einzelnen Frommen, wie unter dem Khalifen Moawwiah dem Kolabah, sichtbar seyn.

Adäquat, vollkommen angemessen, von einer Vorstellung in Beziehung auf ihren Gegenstand, wenn dessen wesentliche Merkmale in ihr zusammengefaßt sind. Ein Begriff ist a., wenn er das Wesen dessen, was er bezeichnet, vollständig enthält; eine Definition ist a., wenn sie den Begriff nach seinen wesentlichen Merkmalen bestimmt; eine Erkenntniß ist a., wenn sie der Beschaffenheit ihres Gegenstandes genau und vollständig entspricht.

Adagio (ital.), langsam, mit Bequemlichkeit, in der Musik eine Bewegung, die langsamer als Lento (s. d.) ist; bezeichnet aber auch eine eigene Art von Kompositionen. Diese letzteren drücken zärtliche, traurige, rührende Empfindungen aus; sie haben deshalb einen sehr gemessenen langsamen Gang mit Hinweglassung alles Gekünstelten; daher zu schroffe, zu kühne Modulationen wegfallen, dagegen sehr nahe verwandte Harmonien, enharmonischer Tonwechsel, eintreten müssen. Das Schmelzende, Leidenschaftliche in dem A. gestattet daher auch nur Kürze des Tonstückes, nie Dehnung, was die Langweile und somit zur Vernichtung des ganzen gewonnenen Eindrucks führen könnte. Beim Vortrag eines A.'s sind daher alle Manieren, Verzierungen zu vermeiden, dagegen ist ein recht inniges Verbinden, Verschmelzen, Tragen der gut accentuirten Töne zu erstreben. Ein A. richtig vorzutragen, bleibt wohl immer die Aufgabe eines geübten Spielers. Meisterstücke in dieser Art Kompositionen lieferten Mozart (in seinen Symphonien), Beethoven, Haydn u. A.

Adalbert, s. Adelbert.

Adalchis, s. Adelgis.

Adam (d. h. hebr. der Mensch), nach der biblischen Ueberlieferung der erste Mensch und Stammvater des Menschengeschlechts. Das erste Buch Mose's gibt uns zum Theil eine doppelte Mythe von der Schöpfung der Welt und ihrer ersten Bewohner. Die ältere einfachere Darstellung (1, 26 bis 30) erzählt, daß Gott am 6. Tage den Menschen, Mann und Weib, nach seinem Ebenbilde geschaffen habe, auf daß er Herr sey über Alles, was auf Erden lebt und webt. In der zweiten, jüngeren Erzählung (Kap. 2—3) ist ostasiatischer Einfluß nicht zu verkennen, und zwar begegnet uns in ihr eine der tiefsinnigsten und bedeutungsvollsten Mythen, die, recht verstanden, in völliger Uebereinstimmung mit den Aufschlüssen ist, welche die Wissenschaft uns über die Weltenordnung bisher hat geben können. Nachdem, nach der biblischen Erzählung, die Erde mit Bäumen und Pflanzen bewachsen war, bildete Gott den Menschen (adam) aus Erde (adama), blies ihm lebendigen Odem ein und setzte ihn in einen schönen Baumgarten im Lande Eden. In der Mitte desselben befanden sich zwei Bäume, der Baum des Lebens, der Unsterblichkeit, und der Baum der Erkenntniß des Guten und Bösen, von welchem letzteren zu essen dem Menschen bei Strafe des Todes verboten ward. Darauf schuf Gott die Thiere des Feldes und die Vögel des Himmels und A. legte ihnen Namen bei. Da aber der Mensch noch allein war, ließ Gott einen tiefen Schlaf auf A. fallen, nahm eine seiner Rippen und bildete daraus das Weib, das A. Männin (hebr. ischa) nannte, als vom Manne (hebr. isch) entsprossen. Von der listigen Schlange verführt, aß das Weib von dem Baume der Erkenntniß und gab davon auch ihrem Manne. Alsbald erkannten sie ihre Nacktheit, schämten sich ihrer und machten sich Schürzen von Feigenblättern, verbargen sich auch im Gefühl begangener Sünde vor Gott. Die von Gott über sie verhängte Strafe war der Verlust des Gartens Eden und die Bestimmung, daß das Weib mit Schmerzen Kinder gebären und dem Manne unterthan seyn, der Mann aber im Schweiße seines Antlitzes die Erde bebauen solle, bis er, vom Staube genommen, zum Staube zurückkehren werde. A. nannte von nun an sein Weib Eva. Er zeugte mit ihr außerhalb des Paradieses zuerst drei Söhne: Kain, Abel und Seth, dann andere Söhne und Töchter, worauf er, 930 Jahre alt, starb. Nach der einen Ueberlieferung (Kap. 4) stammt das spätere Menschengeschlecht von Kain ab, nach einer andern (Kap. 5) von Seth. Nach einer jüd. Sage liegt A. in Hebron neben den Patriarchen begraben, nach einer christlichen auf

dem Berge Golgatha. In den Schulen der Theologen hat die biblische Darstellung der Geschichte A.s von jeher verschiedene Auffassungen und Deutungen erfahren. Es lassen sich vier Hauptansichten unterscheiden: die buchstäblich historische Auffassung, bei den lateinischen Kirchenvätern und den meisten orthodoxen Dogmatikern, bis Baumgarten, Michaelis, Hengstenberg ꝛc.; die historisirende, nach welcher die Relation zwar Geschichte enthält, doch so, daß Manches uneigentlich und bildlich ausgedeutet sey, nach Eichhorn, Leß u. A.; die allegorische bei Philo, den griech. Kirchenvätern u. A., wornach z. B. der Baum der Erkenntniß das Symbol der Klugheit, der Mann die Vernunft, das Weib die Sinnlichkeit ꝛc. ist; die mythische, nach welcher die Relation als philosophischer Mythus betrachtet wird.

Merkwürdig ist der Zusammenhang, in welchem die biblische Erzählung von den Urältern mit den Traditionen anderer orientalischen Religionen steht. Gewisse Züge finden sich in allen wieder. Nach der persischen des Zend-Avesta waren die ersten Stammältern, Meschia und Meschiane, rein und unschuldig, und der Himmel sollte ihnen werden, wenn sie rein blieben in Worten und Werken. Anfangs thaten sie es, und erkannten Ormuzd für den einzigen Schöpfer der Dinge. Allein ein böser Geist verblendete sie, daß sie dem Ahriman ihre Geschenke zuschrieben. Der Geist brachte ihnen Früchte, wovon zuerst das Weib genoß und dann der Mann. So wurden sie Sünder (Darwands). Sie kleideten sich nun in Thierfelle, erfanden das Eisen, blieben aber undankbar gegen Gott. Sowohl Ahriman als andere böse Geister erschienen öfters in Schlangengestalt. Die Sage in der lamaischen Religion lautet: „Die ersten Bewohner der Erde befanden sich anfangs in einem Zustand der Seligkeit u. Unschuld und gelangten zum höchsten Lebensalter. Sie hatten einen Baum, dessen Natur u. Früchte unschätzbar, unverweslich u. göttlich waren. Bald aber hatte die Glückseligkeit ein Ende. Ein honigsüßes Gewächs sproßte aus der Erde, wovon ein Mensch kostete und die übrigen dazu verleitete. Mit der Geschlechtslust erwachte die Scham, und die Gewohnheit entstand, sich mit Baumblättern zu bekleiden". Bei den Banianen in Indien: Nach der Weltschöpfung befahl die höchste Gottheit der Erde, den Menschen aus ihrem Schooße hervorgehen zu lassen. Sie gehorchte. Zuerst erschien der Kopf, nach und nach der ganze Leib, dem Gott Leben und Bewegung einblies. Sein erstes Werk war das Lob des Schöpfers. Zugleich gab ihm Gott ein Weib zur Gesellschaft, welches ihm 4 Söhne gebar, verschiedenen Temperaments, welche die Urheber der verschieden gesinnten Menschen u. ihrer mannichfaltigen Lebensarten geworden sind. Nach dem indischen Ezur Vedam hieß der erste Mensch Adimo, aus seinem Nabel kam Brahma, aus der rechten Seite Wischnu, aus der linken Schiwa hervor. Die Griechen haben ähnliche Sagen, namentlich die vom goldenen Zeitalter, dann vom Prometheus, Epimetheus und der Pandora. Die späteren jüd. Schriftsteller des Talmud haben die einfachen biblischen Berichte geschmacklos erweitert. Der Staub, aus welchem A. geschaffen, soll aus der ganzen Welt zusammengebracht seyn. Er hatte zwei Angesichte und war Mann und Weib zugleich. Er war der schönste aller Menschen und so groß, daß er bis an das Firmament reichte und die Engel vor ihm bebten. Da legte Gott die Hand auf ihn und machte ihn kleiner. Sein erstes Weib hieß Lilith (d. i. Nachtgespenst), die Mutter der Dämonen. Sie entfloh ihm, und Gott schuf die Eva aus A.s Rippe, segnete sie und ließ sie von 1000 Engeln bedienen. Dieses sah Sammael, einer der Seraphim, u. voll Neides beschloß er, sie zu verführen. A., aus dem Paradiese verstoßen, zeugte mit der Lilith 130 Jahre böse Geister; Eva hatte Umgang mit Sammael. Aus ähnlichen, kindischen und läppischen Traditionen schöpfte auch der Koran. Gott beschloß, heißt es daselbst, einen Stellvertreter auf die Erde zu setzen. Die Engel äußerten sich mit Neid, er aber befahl ihnen, sich vor A. zu verneigen, welches Eblis nicht that. Dieser ward aus dem Paradiese verstoßen, das nun A. gegeben ward. Aus Rache stellte Eblis dem A. nach und flüsterte ihm zu, daß Gott ihnen den Baum verboten hätte, daß sie keine Engel würden. So fielen die Menschen und wurden aus dem Paradiese verstoßen. Des reuigen A. erbarmte sich Gott, ließ ihn in einem Gezelte, wo später der Tempel zu Mekka stand, durch den Engel Gabriel die göttlichen Gebote lehren u. nach 200jähr. Trennung die Gattin wieder finden. Er starb u. wurde auf dem Berge Abukais bei Mekka begraben. Die Moslems nennen ihn Abulbaschar, d. i. Vater des Fleisches, u. Sefi Allah, d. i. Auserwählter Gottes, u. halten ihn für den ersten Propheten.

Im neuen Testamente wird A. als Urheber der Sünde u. des Todes angeführt (Röm. 5, 14), u. ihm Christus als der zweite A. entgegengesetzt, der Urheber des Lebens u. der Unsterblichkeit. Bei den Gnostikern, Manichäern u. Zabiern gilt A. als der erste Aeon oder Ausfluß aus der Gottheit. Im Emanationssystem der jüdischen Kabbala ist der A. Kadmon diejenige Welt, welche aus dem unendlichen Wesen ausgeflossen ist. Vgl. Eichhorn, Urgeschichte, 2 Thle., 3. Bd., Buttmann, Ueber die ersten beiden Mythen in der Genesis (Berlin. Monatsschr. 1804), Eisenmenger, Entdecktes Judenthum (Frankf. 1700), Hug, Mosaische Geschichte der Menschen (Leipz. 1790) u. Herbelots „Bibliothèque orientale".

Adam, 1) A. von Bremen (Bremensis), wahrscheinlich zu Meißen geboren, seit 1067 durch Erzbischof Adelbert Domherr und Schulrektor zu Bremen, wo er nach 1076 †. Als Missionär besuchte er nicht nur die von Ansgar bereits bereisten Gegenden, sondern auch andere des nördl. Europa. In seinem mit großem Fleiße fließend u. klar geschriebenen wichtigen Werke: „Historia ecclesiastica" oder: „Gesta Hammenburgensis ecclesiae pontificum" gab er meistens nach Urkunden die Kirchengeschichte der genannten Gegenden von 788—1076. Außer der Geschichte des Erzbisth. Hamburg u. besonders seines Gönners Adelbert sind die Nachrichten über Dänemark, Skandinavien und Rußland, worüber er zuerst berichtete, von höchster historischer Wichtigkeit. Nach einer von Bartholin im Kloster Soroe aufgefundenen Handschrift wurde das Werk zuerst von Andr. Sever. Vellejus (Vedel) herausgegeben (Kopenh. 1579); ein berichtig-

ter Text erschien in Pertz' „Monumenta" (Bd. 9). Sein zweites Werk: „De situ Daniae et reliquar. trans Daniam regionum" hat ebenfalls Bedeutung.

2) A. de la Hale, berühmter musikalischer Dichter aus der Mitte des 13. Jahrhunderts, auch unter dem Beinamen „der Bucklige von Arres" (seiner Geburtsstadt) bekannt, ward um 1240 geboren. Er ging 1282 mit Robert II., Grafen von Artois, nach Neapel, wo er um 1287 †. Seine Kompositionen zeigen vielmehr Rundung, als die damalige Zeit erwarten läßt. Haben sie auch noch die steifen, monotonen Fortschreitungen des damal. Geschmacks, so sind sie doch schon hin u. wieder mit Terzen, Sexten u. entgegengesetzten Bewegungen, überhaupt mit Zierlichkeiten vermischt, die über das Zeitalter A.s hervorragen. Als besondere Merkwürdigkeit seiner Motetten ist hervorzuheben, daß er in die Baßstimme den Cantus firmus mit latein. Worten setzt u. darüber eine oder zwei andere Stimmen im verzierten Kontrapunkt, welche in franz. Werken Chansons d'amour singen. Eines seiner bis dahin unbekannten Werke: Le jeu de Robin et de Marion, wohl die älteste komische Oper, ward 1822 zum ersten Male in Paris von der Gesellschaft der Bibliophilen herausgegeben. Proben von A.s Setzart finden sich in Kiesewetters „Geschichte der neuern Musik" (2. Aufl., Leipz. 1846).

3) A. de Fulde, gelehrter Mönch, im letzten Decennium des 15. Jahrh., der erste bekannte deutsche musikal. Schriftsteller, in dem Kontrapunkt so bewandert, daß er den Niederländern ihren in dieser Hinsicht erworbenen Ruhm streitig machte. Eine von ihm 1490 verfaßte Abhandl. über Musik wurde in der straßburger Bibliothek als Manuskript lange aufbewahrt, später veröffentlicht. Sie enthält viele Belehrungen über musikalische Gegenstände, z. B. Mensural- und Figuralmusik. Der Verfasser nennt sich selbst einen Musicus ducalis. Wahrscheinlich hat er mehre Choralmelodien verfaßt.

4) Louis, ausgezeichnet. Klavierlehrer, 1758 zu Miettersholz am Niederrhein geboren, bildete sich meist als Autodidakt zu einem eben so tüchtigen Klavierspieler, als Virtuosen auf der Harfe aus u. ging, 17 Jahre alt, nach Paris, wo er 1797 Professor am Konservatorium wurde. Zu seinen Schülern gehören Kalkbrenner, Chaulieu, Herold u. A. Er † den 3. December 1848. Außer seiner „Methode de pianoforte du Conservatoire de Paris" (deutsch von Czerny, Wien 1826, 3 Thle.) lieferte er mehre Symphonien, worunter auch einige die Harfe als Orchesterinstrument behandeln.

5) Charles Adolph, des Vor. Sohn, einer der vorzügl. franz. Komponisten unserer Zeit, wurde den 8. Jan. 1803 zu Paris geboren u. ist Schüler seines Vaters, Reicha's u. für kurze Zeit auch Boieldieu's. Seine Laufbahn als Komponist begann er mit vielen Phantasien u. Variationen, wozu er die Motive größtentheils aus den Lieblingsopern des Tages, z. B. aus „Wilhelm Tell", „Belagerung von Korinth", „Fra Diavolo", „Stumme von Portici" u. a. entlehnte. Bald schrieb er Arietten für die Vaudevilles mehrer kleinen Theater, so die mit allgemeinem Beifall aufgenommenen Melodien zu den Vaudevilles „La batelière" u. „Hussard de Felsheim". Nun folgten Operetten: „Pierre et Cathrine" (aufgeführt 1829), u. „Darilowa", so wie Kompositionen für die Ballets Der Geschwister Elsner; endlich 1836 die Oper „der Postillon von Lonjumeau", die in Frankreich, England u. Deutschland mit dem höchsten Enthusiasmus aufgenommen wurde. A. hat sich durch sie einen ehrenvollen Platz unter den ersten Komponisten der Gegenwart errungen, wenn auch ihre Vorzüge mehr in einer großen Frische und Lebendigkeit, als in tiefer Empfindung liegen. Dasselbe gilt von seinen Opern: „Le brasseur de Preston" (1839) u. „Au fidèle berger". Geringern Anklang fand „Le diable à quatre"; doch wurde „Giralda ou la nouvelle Psyché" in Paris wieder mit großem Enthusiasmus aufgenommen.

6) Albrecht, einer der besten Thier- und Schlachtenmaler unserer Zeit, ward 1786 zu Nördlingen geboren. Sein Vater bestimmte ihn für sein eigenes Gewerbe, die Konditorei, und der Knabe erlernte und trieb dieses Geschäft bis zum 17. Jahre, wo die Neigung für Malerei die Oberhand gewann. Als Konditorgehülfe ging er nach Nürnberg und ward Schüler des Direktors der Zeichnenakademie, Christoph Zweiger. Seine Fortschritte erregten Bewunderung. Von Nürnberg ging A. erst nach Nördlingen, dann nach Augsburg, wo er an Rugendas einen leitenden Freund fand, der ihn im Formschneiden, Portraitiren u. Radiren unterrichtete. Im J. 1807 wanderte er nach München, ward hier mit dem Grafen v. Frohberg-Montjois bekannt u. begleitete denselben bald nachher auf den Feldzügen in Oesterreich. In Wien nahm ihn der Vicekönig u. nachmalige Herzog Eugen von Leuchtenberg in seine Dienste. Er folgte diesem in das Vaterland der Kunst, nach Italien, aber auch später im Feldzuge von 1812 nach Rußland bis Moskau. Während dieser Zeit bot jedes Jahr seinem Talente reichen Stoff für die Schlachtenmalerei. Gegen Ende Dec. 1812 war A. wieder in München, von wo er nachher den Herzog zum zweiten Male nach Italien begleitete. Hier verfertigte er mit gewohntem Fleiß bis 1815 eine beträchtliche Anzahl Kabinetsbilder, die in Italien und Oesterreich zerstreut sind. Während des Friedens gab er, bis zum Tode seines Gönners, eine aus 83 Blättern bestehende Sammlung von Zeichnungen heraus, welche Scenen aus den Feldzügen verherrlichen, deren Zeuge er war, fertigte mehre Schlachtgemälde, edirte die „Voyage pittoresque militaire" in 100 lithograph. Blättern u. eine Auswahl von 300 in Rußland entworfenen Zeichnungen. In neuester Zeit hat er mehre bedeutende Bilder gemalt, unter Anderem 1835 im Auftrage des Königs Ludwig das große Gemälde: die Schlacht an der Moskwa. Auch entwarf er Handzeichnungen für die „Erinnerungen an die Feldzüge der österreich. Armee in Italien in den Jahren 1848 und 49" (München 1850). Wahrheit, Ausdruck u. Leben charakterisiren alle seine Werke, und als Pferdemaler ist er von keinem Zeitgenossen übertroffen.

Adama, nach dem hebraischen Adma, bei Luther u. der Septuaginta eine der fünf Städte (Sodom, Gomorrha, A., Zeboim u. Zoar), welche im Thal Siddim oder auf der vulkanischen Stelle lagen, die jetzt das todte Meer einnimmt. Ihr Untergang erfolgte wegen der Gottlosigkeit ihrer Ein-

wohner, wie 1. Mose 19 erzählt wird, durch himmlisches Feuer, offenbar durch einen vulkanischen Ausbruch.

Adama (Adamah), nach dem Talmud von den sieben Erden oder Welten, wovon immer eine über der andern ist, die zweite von unten. Die unterste ist Ereg Hat tachtona, wo ewige Finsterniß herrscht. A. wird dagegen durch vom Firmament herabstrahlendes Licht erleuchtet; auch erblickt man die Gestalt der Sterne und Planeten. Ihre Bewohner sind die riesenhaften Dämonen, die Adam nach seiner Verstoßung hier zeugte und die in steter Trauer leben, doch auch auf unsere Erde heraufsteigen und die Menschen beunruhigen können.

Adamberger, Maria Anna, eine der besten deutschen Schauspielerinnen, Tochter des Hofschauspielers Jacquet, ward 1752 in Wien geboren. Schon im Kindesalter betrat sie die Bühne u. widmete sich nach einigen tragischen Versuchen mit ausgezeichnetem Erfolge dem Naiven. Seit 1781 mit dem Hofsänger A. verheirathet, betrat sie im Febr. 1804 zum letzten Male das Theater u. † bald darauf. Ihre talentvolle Tochter Antonie war die Braut Körners, die 1817 die Bühne verließ.

Adamiten, Name einer schwärmerischen gnostischen Sekte des 2. Jahrh., deren Stifter Prodicus, ein Schüler des Carpocrates, gewesen seyn soll. Sie verwarfen die Ehe, gingen (wie einst Adam) unbekleidet, kamen so in ihren Versammlungen zusammen und setzten ihre überspannte Enthaltsamkeit auf die härtesten Proben. Eine gleichnam. Sekte tauchte im 14. u. 15. Jahrh. auf, als deren Stifter Picard, ein Franzose, genannt wird, weshalb die A. auch Picarden heißen. Schon gegen 1400 war dieser mit einem bedeutenden Anhange von Männern und Weibern durch das nördl. Deutschland bis nach Oesterreich gedrungen. Er nannte sich Adam, einen Sohn Gottes, trat als Gegner der Abendmahlslehre auf, predigte Gemeinschaft der Weiber, willkürliches Nehmen und Verstoßen derselben, ja sogar fleischliche Vermischung der Aeltern und Kinder mit einander. Er starb in Mähren. Seine Sekte verbreitete sich von da nach Böhmen, wo in Folge des Hussitenkrieges der Aufruhr tobte. Hier glaubten ihre Anhänger einen sicheren Aufenthaltsort gefunden zu haben. Nach dem Vorgange ihrer Häupter, eines gewissen Rohan, Martin Moroweß, Burion, Strauß, Peter Konisch und Martin Loguis, trieben sie die schändlichsten Ausschweifungen. Auf einer kleinen, von dem Flüßchen Lausnitz oder Lusenitz gebildeten Insel, welche sie zu einer starken Veste umgeschaffen hatten, ließen sie sich nieder, fielen mit bewaffneter Hand in die benachbarten Dörfer und Flecken ein, mordeten, sengten und verbrannten, was ihnen in die Hände fiel. Den Taboriten wie den Rechtgläubigen ein Greuel, griff sie Johann Ziska an, ließ sie in ganzen Schaaren fangen, verbrennen u. zerstörte ihre Insel nach hartnäckiger Vertheidigung. Alle Geschichtsschreiber sprechen von dem Muth, mit welchem diese wilden Fanatiker in die Flammen gingen. Reste derselben verbreiteten sich über Böhmen und Mähren und verloren sich unter den Taboriten, die zuweilen mit ihnen verwechselt werden. Zuletzt ließ man sie in Ruhe, da sie die folgsamsten Unterthanen waren und nie Anlaß zu einem Streite gaben. Am zahlreichsten waren sie im chrudimer Kreise, auf den Herrschaften Rychenburg, Chraussowitz, Leutomischl und Landskron. Als die österreich. Verfassung von 1849 Religionsfreiheit aussprach, traten sie einigermaßen aus dem Dunkel hervor. Dadurch und durch die gerichtlichen Verfolgungen, die später über sie verhängt wurden, ist über sie Näheres bekannt geworden. Ihre religiösen Grundsätze sind ein sonderbares Gemisch von Nihilismus, Quietismus, Kommunismus, Adamiterei und dem krassesten Unglauben. Sie glauben an keinen Gott, ja, es ist selbst verboten, den Namen zu nennen. Dagegen kennen sie eine Macht (Moc), die das Weltall geschaffen hat, um nach gewissen Gesetzen selbstständig zu bestehen. Jeder Mensch trägt in sich die Gottheit, alle A. haben einen eigenen Geist, der sie regiert, und die von diesem Geiste Regierten sind sündenfrei. Die Unsterblichkeit der Seele nennen sie Rauch, doch scheint die Unsterblichkeit des Körpers zu ihren Dogmen zu gehören; wenigstens glauben sie an einen Messias (Marokan), einen marokkanischen Prinzen, der unvermuthet mit einem gewaltigen Heere anrücken und die Menschen vertilgen wird, ausgenommen die A. Der Unterschied zwischen Aeltern und Kindern ist nach ihrer Lehre thöricht, die Aeltern heißen einfach die Vorfahren. Die Weiber, auch die Mütter, gelten für Jungfrauen. Die Heiligenbilder verbrennen sie und dulden in ihren Wohnungen nichts von einem christlichen Zeichen. Die Kinder werden nicht getauft, Namen haben sie untereinander nicht, sondern nennen sich gegenseitig Adam und Eva. Sie leisten nie einen Eid, beobachten das strengste Stillschweigen über ihre Lehre und trotzen häufig selbst Martern, ehe sie ihre Geheimnisse verrathen. Wenn sie ein Haus verlassen, schließen sie dasselbe nie. Ihr Eigenthum ist das jedes Andern. Sie sehen ungemein auf Rechtlichkeit; ein als Spieler oder sonst Verrufener, oder Jemand, der sich einer hervorragenden Leidenschaft hingibt, wird in die Gesellschaft nicht aufgenommen. Ihre Zusammenkünfte finden um Mitternacht Statt, in einem bestimmten Hause, abwechselnd in verschiedenen Nächten. In der Vorhalle entkleiden sie sich, treten nackt ein und durchschwärmen mit einander die Nacht, ohne, wie behauptet wird, verwandtschaftliche oder eheliche Verhältnisse zu achten. Das Oberhaupt der Sekte in dem chrudimer Kreise ist ein Webergeselle, Pelzmann, der mit seinen Anhängern in dem Dorfe Strackone, Proselyten machend, so frei auftrat, daß ein heftiger Streit unter den Bewohnern entstand und das chrudimer Kreisamt militärisch einzuschreiten sich genöthigt sah. Die A. traten nun in das Dunkel zurück; an einer gänzlichen Vernichtung der Sekte verzweifeln die Behörden selbst.

Adams, 1) Samuel, der Cato Nordamerika's, den 27. Sept. 1722 zu Boston aus einer alten, aber nicht wohlhabenden Familie geboren. Er studirte Theologie, in welcher er sich streng an die puritanischen Grundsätze hielt, bemühte sich aber um kein geistliches Amt, sondern fing einen kleinen Handel an, während er freimüthig die Grundsätze der Freiheit aussprach und die Maßregeln der Regierung tadelte. Das Amt eines Steuereinnehmers verwaltete er nicht eben gut, theils aus Mitleid, theils aus Ungeschick. Viele, be-

sonders die wohlhabenden Handwerker und Schiffbauer, betrachteten ihn als den Anführer zum Freiheitskampfe. Nach der Bekanntmachung der berüchtigten Stempelakte, welcher er sich nachdrücklich widersetzt hatte, doch ohne des Pöbels Schritte zu billigen, wurde er 1765 zum Mitglied der Generalversammlung von Massachusets gewählt. Während er hier die kühnsten Schritte betrieb und die nachdrücklichsten Schreiben an die engl. Minister verfaßte, fuhr er fort, auf das Volk zu wirken, und schuf durch die Errichtung von den Corresponding societies in allen mißvergnügten Provinzen ein mächtiges Werkzeug zur Förderung des Aufstandes. Er folgte, wenn auch nicht ohne Mißbilligung, der Generalversammlung 1769 nach Cambridge, wurde darauf zum Staatssekretair von Massachusets gewählt, dann aber als Abgeordneter zum Kongreß der Kolonien gesandt. Hier drang er schon im Okt. 1774 auf Erklärung des Unabhängigkeitskrieges, zerfiel aber mit Hancocke. Der glorreiche Tag zu Lexingten, 19. Apr. 1775, erfüllte nicht nur jenen Wunsch, sondern rettete auch ihm u. Hancocke die Freiheit. Beider Ansehen stieg nun durch ihre Aechtung. Als Mitglied des Kongresses wagte er mit Franklin, Hancocke, Jefferson u. John Adams die Unabhängigkeitserklärung u. betrieb die Abfassung der ersten Bundesakte. Im J. 1780 leitete er die Berathschlagungen über die neue Verfassung von Massachusets und wurde Vorsitzer des Senats, in welcher Eigenschaft er der Volksempörung mit großer Festigkeit entgegen trat. Im Kongreß 1782 drang er bei der Friedensunterhandlung im Interesse seines Staates auf die Behauptung des freien Stockfischfanges bei Neufundland, welche John A. auch durchsetzte. In der Folgezeit trat er stets dem aristokratischen Elemente entgegen. Nachdem er 5 Jahre lang die Würde als Lieutenant Governor bekleidet hatte, wurde er 1794 an Hancocke's Stelle Gouverneur von Massachusets. Dreimal wurde er dazu gewählt, obgleich er sich durch Mißbilligung des neuen Handelstraktats mit England fast die Volksgunst verscherzt hätte. Im Jahre 1797 zog er sich von der öffentlichen Thätigkeit zurück. Der Tod seines einzigen Sohnes, von welchem er ein kleines Vermögen erbte, schützte ihn vor drückender Armuth. Er † den 2. Okt. 1802 zu Boston, nachdem er kurz vorher das Christenthum gegen Paine vertheidigt hatte. Freiheitsliebe, Rechtschaffenheit, unerschütterliche Festigkeit, Einfachheit u. christlich-sittliche Strenge sind die Grundzüge seines Charakters, welcher ihm den Beinamen des amerikan. Cato erwarb.

2) **John**, zweiter Präsident der Vereinigten Staaten von Nordamerika, wurde den 19. Okt. 1735 zu Braintree in Massachusets geboren, und stammte aus einer angesehenen Puritanerfamilie, die zu den ersten Ansiedlern dieses Landes gehörte. Vor der Revolution zeichnete er sich als Rechtsgelehrter aus und nahm als Schriftsteller, Mitglied des Kongresses, Gesandter und endlich als Präsident der Verein. Staaten Nordamerika's (1797—1801) großen Antheil an der Begründung der Selbstständigkeit und der Ausbildung der innern Verfassung dieses Landes. Von dem Geiste seines Mutterlandes, welches den übrigen Kolonien stets an Entschlossenheit im Freiheitskampfe voranleuchtete, durchdrungen, eröffnete er seine politische Laufbahn damit, daß er in mehren Schriften, besonders in seiner „Geschichte des Ursprungs der Streitigkeiten zwischen Amerika und England", die Rechte der Kolonien mit Wärme, Sachkenntniß und Entschlossenheit darlegte. Im J. 1774 sandte ihn sein Geburtsland als seinen Repräsentanten auf den Kongreß in Philadelphia, wo großentheils durch A.' Beredsamkeit am 4. Juli 1776 der wichtige Beschluß gefaßt wurde, die vereinten Kolonien für einen selbstständigen und unabhängigen Staat zu erklären. Im J. 1777 ging A. nach Frankreich, um eine Allianz und einen Handelsvertrag mit diesem Staate zu Stande zu bringen, fand aber bei seiner Ankunft das Bündniß durch Franklin, mit dem er nicht auf dem besten Fuße stand, bereits abgeschlossen. Drei Jahre später, nachdem er inzwischen bei der Abfassung der Konstitution von Massachusets wesentliche Dienste geleistet hatte, kam er zum zweiten Male nach Europa, verweilte zuerst in Paris, wo seine Thätigkeit jedoch nicht den gewünschten Erfolg hatte, u. ging dann als bevollmächtigter Minister nach Holland, wo es ihm durch Unterhandlungen und Schriften gelang, Kabinet und Volk für die Sache seines Vaterlandes zu gewinnen. Von da kehrte er 1782 wieder nach Paris zurück und brachte hier, von Franklin, Jefferson, Jay und Laurens unterstützt, den Frieden mit England glücklich zu Stande, am 3. Sept. 1783. Nachdem so die Selbstständigkeit des neuen Staates begründet und von außen anerkannt war und man nunmehr an die Ausbildung der inneren Verfassung desselben Hand anlegte, traten sich zwei Parteien entgegen, die Föderalisten, welche eine starke Bundesgewalt verlangten, und die Demokraten, welche der Centralgewalt weniger Befugnisse einräumen und jeden Staat mehr für sich bestehen lassen wollten. A. trat mit Washington auf die Seite der Erstern und wurde unter Washingtons Präsidentschaft dessen Kollege, als Vicepräsident, nach dessen Rücktritt sein Nachfolger (1797). War aber die Centralisation der Regierungsgewalt bei der Entstehung des neuen Staats dringendes Bedürfniß u. hatte dieselbe daher damals eine große Anzahl von Anhängern gefunden, so fing dieselbe jetzt, wo die öffentlichen Verhältnisse schon geordneter waren, an, den einzelnen Staaten der Konföderation mehr und mehr lästig zu werden, und der Ausbruch der franz. Revolution trug mächtig zur Verbreitung demokratischer Gesinnungen in den Verein. Staaten bei. A., der als Vertheidiger der Centralisation der Regierungsgewalt nunmehr die größere Anzahl seiner Mitbürger gegen sich hatte, den Anhängern seiner Grundsätze aber nicht kräftig genug erschien, wurde nach Ablauf seiner Zeit (1801) nicht wieder zum Präsidenten erwählt, sondern erhielt Jefferson, der mit Einer Stimme siegte, zum Nachfolger. Er trat nun in den Privatstand zurück und † am 4. Juli 1826 auf seinem Landgute Quincy in Massachusets, an demselben Tage, an welchem 50 Jahre vorher seine Beredsamkeit einen so großen Triumph gefeiert hatte. Man hat auch von ihm: Defence of the constitution and government of the United States, 1787, 3 Bde.

3) **Quincy**, ältester Sohn des Vorigen, 6. Präsident der Verein. Staaten, den 11. Juli 1767 zu Braintree geboren, begleitete, 11 Jahre alt, seinen

Vater nach Frankreich, brachte 18 Monate in einer pariser Schule zu und kehrte 1779 nach Amerika zurück. Bei der zweiten Gesandtschaft John A.' begleitete ihn der Sohn abermals und besuchte die Schulen von Amsterdam und Leyden. Zum Staatsmann tüchtig vorgebildet, ging er in seinem 14. Jahre als Privatsekretär des amerik. Gesandten Dana nach Petersburg, verweilte 2 Jahre daselbst und besuchte auf der Rückreise Schweden und Dänemark. Im J. 1783 war er wieder in Holland und lebte dann mit seinem Vater abwechselnd in England und Frankreich. Während sein Vater in London blieb, ging er nach Amerika zurück, besuchte das Harvard-Kollegium zu Boston und trat später bei einem der berühmtesten Advokaten, Theophil Parsons zu Newburgport, ein. Washington, dem er durch Jefferson empfohlen war, ernannte ihn zum Gesandten in Holland u. betraute ihn mit andern wichtigen Verhandlungen, die ihn bis 1801 in Europa festhielten. Er erwarb sich die Achtung des Präsidenten in so hohem Grade, daß dieser 1797 von ihm sagte, A. sey der schätzenswertheste politische Charakter, den Amerika in Europa habe, der beste Mann des ganzen diplomatischen Corps. Bald nach seiner Rückkehr ward er in den Senat von Massachusets und etwas später in den Kongreß gewählt. In der Zwischenzeit der Sitzungen hielt er in Boston am Harvard-Kollegium Vorlesungen über die Redekunst. Seine politische Ueberzeugung führte ihn den Whigs zu, von denen er sich jedoch bei Gelegenheit der Embargoakte trennte, um aus dem öffentlichen Leben zurückzutreten, bis ihn der Präsident Madison wieder für den Dienst des Vaterlandes gewann. In den Jahren 1809—14 war er Gesandter in Petersburg, schloß dann den Frieden von Gent mit ab u. fungirte darauf noch 2 Jahre als Gesandter in England. Von 1817 an bekleidete er 8 Jahre lang die Stelle eines Staatssekretärs und war bei der Anerkennung der südamerikan. Freistaaten, der Erwerbung von Florida und der Ordnung der spanischen Ansprüche thätig. Nach dem Austritt des Präsidenten Monroe ward A. 1824 selbst zum Präsidenten der Vereinigten Staaten gewählt. Seine Verwaltung war nicht glänzend, aber wohlthätig für den Staat und hauptsächlich auf dessen materielle Interessen gerichtet. Dennoch ward er 1828 nicht wieder gewählt, sondern mußte der rein-demokratischen Partei, die mit Jackson ans Ruder kam, weichen. Von 1830—48 nahm er noch neunmal als Abgeordneter am Kongreß zu Washington Theil und † auch auf dem politischen Schlachtfelde, in der Kongreßsitzung vom 17. Febr. 1848, am Schlagflusse. Seine letzten Worte waren: „Es ist auf der Erde hier für mich zu Ende, ich sterbe zufrieden". A.'s Charakter als Staatsmann ist vielfach angefeindet worden. Man beschuldigt ihn europäisch-aristokratischer Gesinnung mit Unrecht; von einer Wandelbarkeit der Meinung in polit. Grundsätzen ist er aber allerdings nicht freizusprechen. Als Mensch war A. ehrwürdig und im Privatleben, in das er sich zurückgezogen, eine Zierde. Von seinen Schriften sind seine Briefe über Schlesien (zuerst im Portfolio, Philadelphia 1803, abgedruckt) übersetzt auch in Deutschland bekannt geworden.

Adamsapfel, im gewöhnl. Leben der bei den Männern stärker entwickelte und mehr hervortretende Kehlkopf.

Adamspik (Adamspeak, Adamsberg, Sripada, Hamalill, Hamalel, von den Einheimischen früher Somanokuta, Götterberg, auch Subhakuta, der glänzende Berg, jetzt Samanella, d. i. Fels des Berggottes Saman, genannt), der höchste Berg der Insel Ceylon, der 7166 Fuß hoch, über die innere Hochebene der Insel (Nervera Ellia) unter 6° 52' nördliche B. aufgesetzt, in voller Majestät die umliegenden Berghäupter überragt und seinen Schatten beim Sonnenaufgang wie einen schwarzen Koloß in Kegelgestalt auf das Nebelmeer des westl. Horizontes hinwirft. Wenn sein Haupt nicht in Wolken und Nebel gehüllt ist, so ist die Fernsicht von ihm erhaben. Der Boden der Insel breitet sich dann vor dem Schauenden wie eine ebene Landschaft aus u. weitweg, bis auf 30 Seemeilen, schweift das Auge über Ceylons herrliche Landschaft und über die Wogen des Meeres. Von hier aus sah, nach mohamedanischer Sage, Adam zum letzten Male das Paradies, u. für die Buddhagläubigen ist der Berg der heiligste Ort der Erde; denn ihrer Tradition zufolge soll Buddha hier vom Himmel zur Erde gestiegen und von da nach Makuna in Siam hinübergeschritten seyn. Die heilige Fußspur des Buddha, vollkommen menschlicher Form, 5 Fuß lang, 3 Fuß breit, ist 2 Zoll tief dem festen Gestein eingedrückt, daher der Berg auch Sripada, die Fußstapfe des Glücks, heißt. Eine Pilgerfahrt zu dem Heiligthume ist dem Buddhisten das, was dem Christen die Fahrt nach dem heiligen Grabe, dem Mohammedaner die Wanderung zur Kaaba in Mekka. Der Wallfahrtweg geht von Ratnapura aus, wo sich die Pilgerschaaren sammeln, am Gestade des Kalaganga entlang, erst durch Buschholz, dann durch stattliche Waldungen nach Palnbatela, in dessen Buddhatempel die zur Gipfelpagode des Sripada gehörigen heiligen Geräthschaften aufbewahrt und nur für die Dauer der Pilgerzeit (März, April, Mai) gezeigt werden. Von da gelangt man auf steilem u. zum Theil aus dem Felsen gehauenen Wege, der Quelle des Kalaganga vorüber, zur Pilgerherberge Deiabitma, der letzten menschlichen Wohnung. Von hier bis zum Gipfel, eine fast 2stündige Entfernung, ist die Tour nur noch zu Fuß möglich. Eine in die jähe Bergwand eingehauene Felsentreppe hinan und in der Schlucht des tobenden Sitagangela fort, in dessen schäumenden Fluthen die Wallfahrer das vorgeschriebene Entsühnungsbad nehmen, geht's unter wachsenden Gefahren und Beschwerden dem Ziele zu. Hier und da gewähren bloß noch die Baumwurzeln, von denen der Regen die Erde wegspülte, einen schwachen Anhalt, an andern Stellen geht's gebrechliche, schwankende Leitern hinan, und jeder Fehltritt ist gewisser Tod. So wird das Tirmi erreicht, die Basis des eigentlichen Bergkegels, wo unzählige Sitze ausgehauen sind, auf denen die Pilger zur letzten gefährlichen Wanderung bis zur obersten Kuppe auszuruhen pflegen. Schmale Staffelpfade sind in die senkrechten Wände gehauen, und an ehernen, im Gestein befestigten Ketten sich festhaltend, klimmt der Gläubige der loth=

recht aufsteigenden Bergspitze zu. Sie bildet ein kleines Plateau, das tausend Menschen Raum gibt und ist von einer ohngefähr 4 Fuß hohen Mauer umgeben, welche drei Eingänge hat. In der Mitte liegt ein gewaltiger, fast 20 Fuß hoher Felsblock; ihm ist die heilige Sohlenspur Buddha's eingedrückt und über denselben erhebt sich der kleine, aber mit künstlichem Schnitzwerk verzierte Tempel, den eherne Ketten an den Felsen befestigen. Seitwärts am Fuße des Felsen hat ein buddhistischer Priester seine Klause und daneben steht ein Altar, auf dem die Pilger ihre Dankopfer niederlegen. Auf dem A. sind die Quellen des Mewelalonga (s. d.).

Adana, (Adane, Aden), 1) ein Ejalet in Kleinasien oder Natolien, aus den 3 Sandschakschaften Adana, Itschil und Alaje bestehend. Die gleichnamige Hauptstadt (Edenä) ist eine uralte Stadt am Westufer des schiffbaren Sihan oder Choquem des alten Sarus, des größten Flusses der, Südküste Kleinasiens, in Flachcilicien (Cilicia campestris). Durch ihre Lage, namentlich durch ihre Gebirgspässe (im Norden der taurische od. der von Ramadanogli und der cilicische oder der von Kitschhissar, im Osten der amanische od. der von Beilan, und der syrische od. der von Sacaltutan) hat A., wie schon im Alterthum, so noch jetzt eine hohe strategetische Bedeutung. Sie soll, wie Stephanus von Byzanz erzählt, ihren Namen von Adanos, einem Sohne des Himmels und der Erde, und von diesem und seinem Gehülfen Sarus ihr Entstehen erhalten haben. Letzterer gab dem Flusse, der zuvor Coranus hieß, den Namen. Von cilicischen Seeräubern bevölkert, trieb sie frühzeitig Handel und wetteiferte mit Tarsus an Größe und Macht, die ihr auch ihrer günstigen Lage wegen lange Zeit blieb. Die syrischen Könige nannten sie wahrscheinlich Antiochia, wie aus alten Münzen (deren noch aus den Zeiten Hadrians u. Valerians vorhanden sind) zu schließen ist. In der christl. Zeit war sie ein Bischofssitz. Jetzt ist sie der Hauptort der gleichnamigen Statthalterschaft und hat, wie Kinneir angibt, 30,000 Einw., obwohl sie während der heißen Sommerzeit fast öde ist, indem sich dann die Einwohner auf die nahe liegenden Gebirgsgegenden des Taurus zurückziehen. In der übrigen Jahreszeit ist die Luft mild und herrlich, wie denn auch der Boden höchst fruchtbar ist. Auf einem anliegenden Felsen steht eine kleine Festung, welche die Stadt beherrscht. Durch Schöpfmaschinen erhält die Stadt ihr Wasser aus dem Fluß Choquem, über den eine schöne steinerne Brücke führt. Beides, die Wasserleitung und die Brücke, sind Ueberreste aus der frühern Zeit; außer diesen finden sich noch zahlreiche u. zum Theil prachtvolle Ruinen des Alterthums in der Umgegend der Stadt, neben den meist elenden Wohnungen der jetzigen Bevölkerung. — 2) S. Aden.

Adanson, Michael, einer der ersten Heroen des vorigen Jahrh. auf dem Felde der Naturwissenschaften und namentlich auf dem Gebiete der Botanik, ward zu Aix in der Provence den 7. April 1727 geboren. Er kam schon in der frühesten Jugend nach Paris, wurde Réaumure's und Bern. Jussieu's Schüler, stellte schon als Jüngling mehre Aufsehen erregende, wenn auch nicht ganz haltbare, botan. Systeme auf und unternahm 1748 auf eigene Kosten eine wissenschaftliche Reise in die franz. Kolonien am Senegal, wo er sich bis 1753 der Erforschung der Natur u. der Völker Senegambiens mit beispiellosem Eifer widmete. Die Frucht seiner Bemühungen war seine klassische „Histoire naturelle du Sénégal“, (Paris 1757), worin er zugleich der Welt die erste genauere Darstellung der Schalthiere vorlegte. Die Akademie der Wissenschaften ernannte ihn, in Anerkennung seines Verdienstes, zu ihrem Mitgliede. Noch wesentlichere Dienste leistete A. den Wissenschaften durch die Herausgabe der „Familles de plantes“ (Par. 1761, 2 Bde.), eines Werkes, das bei allen Sonderbarkeiten, die es enthält, doch durch den Reichthum neuer Entdeckungen seinen Urheber unvergeßlich zu machen geeignet war. Spätere großartige Unternehmungen A.'s sind nicht zur Ausführung gediehen. Aber einzelne Abhandlungen von ihm sind meisterhaft, so vorzüglich die über den Affenbrodbaum, der nach ihm genannt wurde, über die Oscillatorien unter den Konferven und über das arabische Gummi. A. war es auch, der zuerst die elektrische Eigenschaft des Turmalins entdeckte. Stolz, ein Franzose zu seyn, schlug er jeden Ruf des Auslandes aus, sah die Revolution mit allen ihren Schrecken sich ausbreiten u. ward aller Mittel des Unterhaltes beraubt, so daß er, als die Akademie sich unter dem Namen des Nationalinstituts erneute, in der ersten Sitzung nicht erscheinen konnte, weil, wie er sagen ließ, es ihm an Schuhen fehlte. Er † d. 3. Aug. 1806.

Aduny (Anduny oder Nitendy, Sta. Crux der Spanier, Egmontsinsel der Engländer), die größte Insel der von Mendana entdeckten Inselgruppe Santa-Crux (der Königin Charlotteninseln der Briten), südöstlich vom Salomonarchipel. Die Mehrzahl ihrer Bewohner sind Papus, die in der Civilisation am meisten vorgerückten dieser Völkerfamilie. Im J. 1595 versuchten die Spanier, auf A. unter Mendana eine Kolonie anzulegen, die aber nach Mendana's Tod, der hier begraben liegt, einging.

Adar (Ader), der Duft od. Hauch, der beseelende Geist (Ized) des heiligen Feuers, auch das heil. Feuer selbst (Aderan). Die Perser beteten es nicht selbst an, sondern in ihm den Ormuzd, (dessen Symbol es ist und dessen Sohn es heißt). Ihm mit der Hand zu nahen od. es sonst zu verunreinigen, wurde mit dem Tode bestraft.

Ad bestias, im Alterthum eine Kriminalstrafe, zufolge deren Menschen den wilden Thieren vorgeworfen wurden. Der Ausdruck wurde auch von den Gladiatoren gebraucht, die um Lohn mit wilden Thieren kämpften u. daher auch Bestiarii hießen.

Ad Calendas Graecas, Witzwort des Augustus, auf den Nimmermehrstag. Die Griechen hatten nämlich keine Calendä (der 1. des Monats); wer also auf griech. Calendä mit Bezahlung vertröstete, wollte niemals bezahlen.

Adcitation, diejenige Zwischenhandlung in einem Rechtsstreite, vermöge welcher der Richter oder einer der streitenden Theile zur Abkürzung des Prozesses einen Dritten, welcher bei dem Rechtsstreite unmittelbar interessirt ist, zur Einmischung auffordert, sey es nun als Streitgenosse, oder zu Wahrnehmung seines selbstständigen Rechts aufzutreten.

Adda, bedeutender Alpenzufluß des Po, oberhalb Pormio (Worms), im Süden des Praglio passes am Fuße des Umbrail (Wormser Joch). Er stürzt krystallhell bei seinem Ursprung über eine 50 Fuß hohe Felswand verstärkt sich durch mehre Alpengewässer, tost durch die enge Schlucht la Serra in das Veltlinthal, das er an Bormio, Tirano (bis hieher zwischen hohen Gebirgswänden eingeschlossen), Sondrio und Morbegna vorbei durchfließt, ergießt sich bei Fuentes zwischen sumpfigen Ufern in den herrlich gelegenen Comersee, verläßt ihn an seinem Ostende bei Lecco, tritt hier schiffbar und fischreich in die lombardische Ebene u. mündet, an Cassano, Lodi und Pizzighettone vorbei eilend, er bei Rettino, oberhalb Cremona in den Po.

Addington, Henry, britischer Staatsmann, s. Sidmouth.

Addiren, s. Addition.

Addison, Joseph, engl. Dichter, Gelehrter und Staatsmann, den 1. Mai 1672 zu Milston in Wiltshire geboren. Er studirte seit 1687 zu Oxford Theologie, zeichnete sich jedoch schon hier in lateinischen Versen sehr vortheilhaft aus. Im 22. Jahre versuchte er sich in der englischen Poesie, und zwar zuerst mit der Uebersetzung des größten Theils von Virgils Georg IV. Durch den Schatzkanzler Montague u. den Lord Somers erhielt er einen Jahrgehalt von 300 Pfd. Sterl., worauf er Frankreich u. Italien bereiste. Ein Ministerwechsel beraubte ihn der Unterstützung; jedoch erwarb er sich bedeutenden Ruf durch das 1704 herausgegebene heroische Gedicht „The campaign“ auf die Schlacht bei Blendheim und Hochstädt. Er begleitete 1705 den Lord Halifax nach Hannover, erhielt durch dessen Verwendung den Posten eines Unterstaatssekretärs und begleitete den Vicekönig Warton nach Irland als Sekretär der Regierung. Bedeutenden Antheil nahm er an der von seinem Jugendfreunde R. Steele herausgegebenen Wochenschrift „The Tattler“; noch bedeutendern an „The spectator“. Im J. 1713 wurde sein Trauerspiel Cato aufgeführt. Der Beifall, den es fand, war ein Triumph für die Wighs. In derselben Zeit nahm er an Steele's Wochenschrift „The Guardian“ Theil, sowie an dem „Wigh examiner“, und schrieb einige politische Werke. Im J. 1714 begleitete er den Vicekönig, Grafen Sunderland, wieder als Sekretär nach Irland u. 1716 heirathete er die verwittwete Gräfin von Warwick. Dem Posten eines Staatssekretärs, welchen er 1717 erhielt, entsagte er freiwillig, behielt aber eine Pension u. widmete sich nun allein gelehrten Arbeiten. Er † den 17. Juni 1719 zu Hollandhouse. A. zeichnete sich aus durch christlich frommen Sinn; nur trifft ihn bei den Streitigkeiten mit Steele u. Pope (über die Uebersetzung Homers) der Vorwurf einiger Eitelkeit. Den meisten Ruf verdankt er den in den Wochenschriften gelieferten Aufsätzen, wodurch er auf den moralischen Charakter der Engländer einen sehr vortheilhaften Einfluß ausübte. Nach A.s eigenem Wunsche gab Tickell 1721 seine Werke mit seiner Biographie zu London in 4 Bänden heraus. Im J. 1790 erschien zu London ein Auszug seiner in den Wochenschriften enthaltenen Aufsätze mit seinen vermischten Aufsätzen in 20 Bänden.

Addition, das Verfahren, welches angewendet wird, um aus gleichartigen Theilen ein Ganzes zusammenzusetzen, welches Ganze dann den Namen Summe hat. Das mathematische Zeichen für diese Rechnungsart ist das stehende Kreuz: +. Da die genannten gleichartigen Theile allgemeine Größen oder Zahlen, und dann wieder gebrochene Größen oder Zahlen seyn konnen, müssen wir auch hier dieser Eintheilung folgen und mit dem Einfacheren, den ganzen und gebrochenen Zahlen, anfangen. Ist das System, aus welchem Zahlen addirt werden sollen, das dekadische, so läßt sich jede Zahl nach Potenzen von Zehn darstellen, auf die Weise, wie sich's an einem einzelnen Beispiel am deutlichsten zeigen lassen wird. Es ist $3756 = 3000 + 700 + 50 + 6$, oder $= 3.10^3 + 7.10^2 + 5.10 + 6.10$. Auf dieser Anordnung ruht die Regel für die A. dekadischer Zahlen, welche sagt: Setze die zu addirenden Posten unter einander, und zwar so, daß die Einer unter die Einer, die zehnfach größere Zahlen unter die zehnfach größere u. s. w. zu stehen kommen, zähle sie in jeder Vertikalreihe zusammen, und so oftmal in einer niederen Reihe 10 Einer beisammen sich vorfinden, eben so oftmal addire der nächst höheren eine Eins zu. Nun aber kann man sich leicht Systeme zusammenstellen, deren Grundzahl nicht mehr 10, sondern jede andere Zahl ist, wie wir in dem dyadischen, z. B. 2, in dem triadischen 3 in dem tetradischen 4, in dem dodekadischen 12, in dem sexagesimalen System 60 als Grundzahlen haben. Sollen Zahlen des Decimalsystems in die von irgend einem anderen übergetragen werden, so dividire man mit der Grundzahl das System in die dekadische Zahl, bemerke den Quotienten u. den Rest, dividire in den neuen Quotienten wieder mit der Grundzahl, bemerke den Rest, dividire in den neuen Quotienten wieder mit der Grundzahl, und fahre so lange fort, bis entweder 1 oder 0 als Quotient bleibt. Die so erhaltenen Reste liefern dann zusammengestellt die gewünschte Zahl des neuen Systems. Sollen Brüche addirt werden, so ist erst zuzusehen, ob dieselben gleichartig oder unter einerlei Namen gebracht sind. Ist dieses der Fall, wie bei den Decimalbrüchen, so zähle man ihre Zähler zusammen, wo nicht, so bringe man sie unter einerlei Nenner. Die A. benannter Zahlenwerthe, mit verschieden benannten Einheiten erfordert nur, daß man weiß, wie viel Einer der geringeren Einheit auf einen Einer der höheren gehen, um dann reduciren zu können. Anders verhält es sich mit der A. in allgemeinen Zeichen für Größen, z. B. bei Buchstaben. Hier kennen wir weder eine zu Grund gelegte Eins, oder bekannte Einheit, noch viel weniger die numerische Verschiedenheit dieser Größen. Es ist also auch gar nicht zu hoffen, daß wir so zusammengezogene Resultate für alle Fälle erhalten werden, wie die Zahlenrechnungen sie bringen. Wird verlangt: Addire a zu b, so bleibt nichts weiter übrig, als das Zeichen der A. dazwischen zu setzen, und so als Summe und letztes Resultat $a + b$ anzusehen. Reduktionen (Abkürzungen) werden eintreten, wenn wir gleichartige und gleiche Größen zusammen zu addiren haben, wo dann die Koefficienten an den Buchstaben, durch ihre mögliche Zusammenziehbarkeit, kürzere Resultate liefern können. Regel wird: Setze gleichartige Größen unter einander; haben sie dieselben Zeichen, addire dann ihre Koefficienten, haben sie entgegengesetzte Zeichen, so hebe die Koef-

ficienten gegen einander auf, gebe dann im Resultat den einzelnen Theilen das Zeichen des größeren zu addirenden Theiles, so ist die Summe gewonnen. Sind Brüche zu addiren, so ist das Gleichnamigmachen auch hier, wie bei Zahlen, nothwendig, und führt häufig auf kürzere Resultate. Die Richtigkeit einer A. zu prüfen, wendet man vielfache Proben an. Wir führen nur einige der gewöhnlichsten u. beliebtesten an. Sind die zu addirenden Posten unter einander geschrieben, schneide die oberste u. unterste Zahl in der Reihe ab, ziehe diese zusammen von der zu prüfenden Totalsumme ab, so muß der Unterschied so viel betragen, als die Summe der in der Vertikalreihe vorhandenen einzelnen noch übrigen Theile. Eine andere Probe, welche bei unsern Rechenmeistern in noch größeres Ansehen gekommen ist, heißt die Neunerprobe. Jede Zahl durch 9 dividirt, läßt als Rest dieselbe Zahl, als ihre Ziffersumme (Quersumme) durch 9 dividirt gibt. Daraus folgt für die obige Neunerprobe als Regel: Bilde die Quersummen aller zu addirenden Zahlen, dividire in jede mit 9, bemerke die Reste, addire solche, dividire in diese Summe mit 9, dividire auch in die Totalsumme mit 9, so muß bei beiden Divisionen derselbe Rest bleiben. So beliebt auch diese Proben bei vielen Rechnern sind, stellen sie doch nie so sicher, als ein wiederholtes Durchrechnen. Sie haben fast alle Mängel, die letzte z. B. den, daß sie Fehler, durch Auslassung von 9, oder einem Vielfachen von 9 veranlaßt, nicht angibt.

Additionalakte, Zusatzakte, das Gesetz vom 22. April 1815, welches Napoleon bei seiner Rückkehr von Elba in Form eines Zusatzes zu den Konstitutionen des Kaiserreichs gab und welches die gesetzgebende Gewalt zwischen dem Kaiser und den beiden Kammern theilte.

Adel. Die Türkei und Norwegen allein ausgenommen, findet sich gegenwärtig in allen europäischen Monarchien ein vor den übrigen Staatsinsassen gesetzlich bevorzugter Geburtsstand, ein A. Anders stand es in frühern Zeiten. Zwar behaupten Einige, z. B. von Haller, das Gegentheil, verfechten die Idee von der Allgemeinheit des A.s und das Begründetseyn desselben in der Moral und menschlichen Natur und berufen sich zum Beweise solcher Behauptung auf die Wahrheit, daß allenthalben Verdienst, Reichthum, Tapferkeit u. s. w. den damit Ausgestatteten ein größeres Ansehen vor Andern verschaffen und nach der Natur der Sache verschaffen müssen. Dagegen ist einzuwerfen, daß, wenn man jene durch Verdienst u. s. w. ausgezeichneten und einflußreichen Männer als einen A., natürlichen A., wie man ihn ganz richtig nennt, bezeichne, zwei Begriffe verwechsle, die geradezu Gegensätze bilden. Denn der A. im eigentlichen Sinne, der Geburtsadel, steht dem Verdienstadel schroff gegenüber; jener ist ein Stand, dessen Mitglied man durch die Geburt wird und dessen Vorrechte auf Kinder und Enkel übergehen, ganz unabhängig von deren eigenem Verdienst; denn auch der bis zum Schurken Herabgesunkene bleibt immer von A. Bei dem sog. natürlichen A. ist's gerade umgekehrt: denn da hängt von der persönlichen Würdigkeit des Einzelnen Alles und von der Geburt desselben gar nichts ab. Noch ungereimter ist die Behauptung, das Institut des A.s sey so alt, als die Geschichte der germanischen Völker.

Zwar scheinen viele der germanischen Stämme ein regierendes Geschlecht anerkannt zu haben, wie die Sachsen, Dänen u. Normannen das Geschlecht Odins in ihren Asen, die Westgothen ihre Balthen, die Ostgothen ihre Amaler, die Bayern ihre Agilolfinger, Geschlechter, die zu ihren Völkern wahrscheinlich in demselben Verhältniß standen, wie die Inkas bei den Peruanern; sonst haben jedoch Sachsen, Franken, Dänen, Normannen, Schweden und die meisten andern nordischen Völker keinen Erbadel gehabt; die Aethelinge der Sachsen sind ausschließlich Mitglieder des herrschenden Geschlechts; die Antrustionen u. Leude (liti, leudes) der Franken, die Tegene (thaini, thani, thegnas &c.) der Sachsen, die Hirdmänner u. Dingmannen der Dänen u. Normannen sind keine eigentlichen Edelleute, sondern eine Fortsetzung des alten Gefolgs, und die Grafen der Franken, die Aldermänner und größeren Thane der Engländer, sowie die Jarls der Dänen für jeden zugängliche Aemter. Auch die Unterscheidung von Freien und Unfreien begründete bei den alten Germanen einen A. nicht. Zu den Freien gehörte jedes Individuum des eigentlichen, des herrschenden Stammvolks; die Unfreien dagegen waren die in den germanischen Eroberungszügen Unterdrückten, den Freien der Abstammung nach Fremde. Nur gewisse politische Rechte der Freien, nämlich die Theilnahme an den Volksversammlungen und Volksgerichten, und das Waffenrecht, d. h. das Recht, als Wappengenosse im Volksheere zu dienen, war nicht Allen unbedingt gemein; solche waren an den Grundbesitz geknüpft. Der güterlose Freie hatte kein politisches Stimmrecht und konnte nur im Gefolge eines Begüterten mit zu Felde ziehen. Die Grundbesitzer bildeten aber durch diese Privilegien keineswegs einen A., denn der güterlose Freie hatte mit dem Begüterten gleichen Geburtsstand und jener konnte mit dem erforderlichen Grundbesitze jederzeit und ohne Weiteres des Letztern Rechte erlangen. Spät und erst im Mittelalter sehen wir den heutigen A. zugleich mit dem Feudalwesen entstehen. Ein Theil der Freien, und wohl keineswegs die begütertsten und angesehensten, verdingten sich den deutschen Königen zu Hof- und Kriegsdienst, ein Verhältniß, was man im Allgemeinen mit dem Ausdruck Ministerialität bezeichnet. Diese Ministerialen der Könige erhielten zur Belohnung ihrer Dienste kleinere und größere Grundstücke zu Lehn. In den ersten Jahrhunderten waren solche Verleihungen bloß persönlich. Starb der Beliehene od. wurde ihm sein Amt genommen, so fiel das Grundstück an den König zur weitern Verfügung zurück. Aber als so viele Reichsdienste vom Vater auf den Sohn übergingen, blieb damit auch der verliehene Grundbesitz von Geschlecht zu Geschlecht in der Familie, und so schlich sich allmählig der Begriff von Erblichkeit derselben ein. Der lang dauernde Besitz gab diesen Beamten Gelegenheit, sich immer weiter greifende Rechte gegen die auf den beliehenen Grundstücken wohnenden Personen anzumaßen u. ihre Gewalt zu vermehren. Auf solche Weise gelang Herzögen, Grafen, Centgrafen und andern königlichen Beamten die Erblichmachung ihres

Amts, ihre Macht, und die Verwandlung von persönl. verliehenem Besitz in erbliches Eigenthum. Hauptsächlich begünstigt wurden diese Bestrebungen der Lehnsbesitzer und königlichen Beamten dadurch, daß mit dem Grundeigenthume nicht nur das Recht, sondern auch die Pflicht zur Heerfolge verbunden war, und die kleineren, freien Grundbesitzer, welche den damals sehr kostspieligen Kriegsdienst (mit dem Bewaffnung und Unterhaltung auf eigene Kosten verknüpft war) scheuten, den mächtigern ihr Eigenthum abtraten, um es als Lehn von denselben zurück zu erhalten und auf diese Weise der Pflicht zur Heerfolge zu entgehen. Mit dieser Verwandlung des freien Eigenthums in Lehn war nichts Entehrendes verknüpft. Der Stand der ärmern Freien wurde dadurch nicht unmittelbar verändert; aber indem solche Verwandlungen das Grundeigenthum, den Glanz und den Einfluß der Vornehmen erhöhten, leiteten sie eine Ungleichheit, eine Spaltung ein, die in demselben Verhältniß zunehmen mußten, als jene Güterabtretungen der kleinern Freien immer häufiger und zuletzt allgemein wurden. Aus der Macht entwickelt sich die Herrschaft; die ehemals einander ebenbürtigen und gleichberechtigten Freien standen sich nun als Befehlende u. Gehorchende, als Herren u. als Diener gegenüber. Um ihre Macht zu befestigen, wirkten sich die Gewalthaber von den deutschen Königen mannichfache Privilegien aus, welche sie auf ihre Nachkommen vererbten. Eins der wichtigsten war das ausschließliche Recht zum Reiter- (Ritter-) Dienst im Kriege. Der Besitz von diesen Vorrechten mußte das Streben, sich als einen, von dem übrigen Volke gesonderten Stand zu betrachten, nothwendig begünstigen, u. aus der naturgemäßen Fortentwickelung solchen Strebens hat sich in **Deutschland** seit dem 10. Jahrhundert nach und nach der Stand des heutigen Erbadels gestaltet. Daß derselbe aber bei seiner Entstehung wesentlich auf den Grundbesitz basirt war, sagt schon sein Name, indem das Wort A. vom alten Worte od, odal, othal, sächsisch edel, welches Land, Gut bedeutet, sich herleitet. Im deutschen Reiche trat in spätern Jahrhunderten eine (andern Völkern gerade nicht unbekannte, doch bei ihnen nicht so durchgebildete) Sonderung des A.s in einen hohen und niedern, ferner in einen reichsmittelbaren und reichsunmittelbaren A. ein. Diejenigen Adeligen nämlich, deren Gewalt sich über große Gebiete erstreckte, erweiterten ihre Rechte nach und nach zu einer wirklichen Landesherrlichkeit, erwarben die Reichsstandschaft. d. h. Sitz und Stimme auf den Reichstagen, und erkannten Niemand, als den Kaiser über sich an. Daher der **hohe und reichsunmittelbare A.** Die weniger mächtigen Adeligen hingegen geriethen in Abhängigkeit von den Landesherren, in deren Territorien ihr Grundbesitz lag. Sie standen daher nur mittelbar unter dem Kaiser, auch hatten sie keine Reichsstandschaft. Aus diesen Gründen machten sie den in 6 Klassen (Titulargrafen, Reichsfreiherren oder Barone, Edle od. Bannerherren, Ritter des heiligen röm. Reichs, Edle von, auf oder zu, und endlich Adelige, mit dem Prädikate „von") zerfallenden **niedern und reichsmittelbaren A.** aus. Daneben kamen noch genossenschaftliche Verbindungen der weniger mächtigen Adeligen in Franken, Schwaben und am Rheine vor, denen es im 14. Jahrhundert gelungen war, sich der Abhängigkeit von dem hohen A. zu entziehen und sich im 16. Jahrh. in 3 Korporationen zu vereinigen. Sie standen unmittelbar unter dem Kaiser, hatten aber weder Reichsstandschaft, noch so ausgedehnte Rechte über ihre Besitzungen, wie sie dem hohen A. zukamen, bildeten daher einen zwar reichsunmittelbaren, aber dennoch niederen A., und hießen die **unmittelbare Reichsritterschaft.**

Die staats-, kirchen- u. privatrechtl. **Privilegien** des A.s zur Zeit des deutschen Reichs waren von sehr bedeutendem Umfange. Außer den, dem hohen A. ausschließlich zukommenden Rechten der Landeshoheit und Reichsstandschaft, standen allen Klassen desselben besonders folgende Privilegien zu: die Schriftsässigkeit, d. h. das Recht, nicht vor einem Gerichte unterer Instanz, sondern vor einem höhern Gerichte Recht zu nehmen; Steuer-, Zoll-, Militärfreiheit; Vorrecht auf gewisse Aemter, z. B. beim Reichskammergericht; Siegelmäßigkeit, d. h. das Recht und die Gewalt, jeder Urkunde durch Beidrückung seines adeligen Siegels die Wirkung einer öffentlichen Urkunde beizulegen; Kirchenpatronat u. Patrimonialgerichtsbarkeit, sofern der Adelige begütert war; Befreiung vom kirchlichen Aufgebot; Autonomie, d. h. das Recht, in gewissem Umfange (z. B. für die Erbfolge, für die Güterverhältnisse unter Ehegatten) nicht nur für die eigenen Nachkommen u. Erben, sondern auch für Dritte verbindliche, von den gewöhnlichen Gesetzen abweichende Normen festzustellen; ein ausschließliches Recht auf den Geschlechtsnamen u. das Geschlechtswappen; eine vorzüglichere, äußere Ehre vor den Bürgerlichen, verbunden mit den Prädikaten Hochwohlgeboren u. dgl. Bei einigen dieser Rechte (z. B. um in ein Domkapitel, in den deutschen Herren-, den Malteser- od. Johanniter-Orden aufgenommen werden zu können, um an den Turnieren Antheil zu nehmen u. s. w.) genügte nicht der eigene, persönliche A., sondern es wurde noch gefordert, daß der Adelige eine bestimmte Anzahl von adeligen, und zwar adelig gebornen, nicht erst durch Standeserhöhung geadelten Vorfahren, sog. **Ahnen**, von väterlicher und mütterlicher Seite, aufweisen könne, ohne daß diese Ahnenreihe auch nur durch einen einzigen, bürgerlichen Vorfahren unterbrochen seyn durfte.

Die Verhältnisse des A.s, wie sie sich zur Zeit des deutschen Reichs gestaltet hatten, haben durch das Aufhören desselben vielfache Umbildungen erfahren. Nicht nur fiel der Unterschied zwischen reichsunmittelbarem u. reichsmittelbarem A. von selbst hinweg, sondern die Rheinbundsakte u. die Verfassungen der neuentstandenen Staaten verringerten allenthalben die Vorrechte desselben, od. hoben sie, wie die Konstitution des Königreichs Westphalen, gerade zu auf. Was der deutsche A. **jetzt** ist, ist er erst wieder durch die Errichtung des deutschen Bundes und die aus demselben hervorgegangenen staatlichen Verhältnisse geworden. Der Art. 14 der deutschen Bundesakte sichert nämlich dem ehemaligen, hohen A., welcher nach der Auflösung des deutschen Reichs einer Landeshoheit unterworfen wurde (den Mediatisirten, Standesherren, deren man gegenwärtig ungefähr 80 zählt) zu, daß diese

fürstlichen und gräflichen Häuser auch künftig zu dem hohen A. in Deutschland gerechnet und ihnen das Recht der Ebenbürtigkeit bleiben solle, d. h. die Ehen, welche zwischen Personen aus einer mediatisirten und souveränen Familie geschlossen werden, sind vollkommen rechtsbeständig und die in denselben erzeugten Kinder thronfähig. Ferner sollen die Mediatisirten und ihre Familien die privilegirteste Unterthanenklasse, namentlich in Ansehung der Besteuerung bilden; es soll ihnen die unbeschränkte Freiheit bleiben, ihren Aufenthalt in jedem zu dem Bunde gehörenden, oder mit demselben in Frieden lebenden Staate zu nehmen; ihre noch bestehenden Familienverträge sollen aufrecht erhalten werden, und ihnen auch fortan die Befugniß zustehen, über ihre Güter und Familienverhältnisse autonomische Anordnungen zu treffen, nur müssen diese dem Souverän vorgelegt und bei den höchsten Landesstellen zur allgemeinen Kenntniß und Nachachtung gebracht werden; endlich soll dem hohen A. ein privilegirter Gerichtsstand, die Befreiung von aller Militärpflichtigkeit, die Ausübung der bürgerlichen und peinlichen Gerichtsbarkeit in erster, und wo die Besitzungen groß genug sind, in zweiter Instanz, die Forstgerichtsbarkeit, Ortspolizei und Aufsicht in Kirchen- und Schulsachen auch fernerhin zustehen. Auch der ehemaligen Reichsritterschaft gedenkt der Art. 14 der deutschen Bundesakte und sichert derselben rücksichtlich der Wahl des Aufenthaltsortes und des Fortbestands und der neuen Errichtung der Familienverträge gleiche Rechte mit den Mediatisirten zu, und außerdem noch privilegirten Gerichtsstand und den begüterten Mitgliedern derselben Antheil an der Landstandschaft, Patrimonial- und Forstgerichtsbarkeit, Ortspolizei und Kirchenpatronat. Die Rechte und Verhältnisse des übrigen A.s beruhen dagegen, da seiner weder in der Bundesakte, noch in den andern Bundesgesetzen gedacht wird, einzig und allein auf den Gesetzen der einzelnen deutschen Staaten. Nach diesem steht dem A. noch allgemein ein Recht auf gewisse kanzleimäßige Prädikate und auf ausschließlichen Gebrauch seines Familiennamens und Wappens zu. Ebenso braucht der A. überall, wo überhaupt noch ein privilegirter Gerichtsstand anerkannt ist, nur vor den höhern Landeskollegien Recht zu nehmen. Dagegen ist die ehemalige Steuerfreiheit des A.s, die Zollfreiheit und die Militärfreiheit desselben allgemein aufgehoben, u. das Recht der Siegelmäßigkeit ist, z. B. in Bayern, dahin beschränkt worden, daß der A. über unstreitige Rechtsgeschäfte, wozu bei unsiegelmäßigen Personen obrigkeitliche Protokollirung u. Beglaubigung nothwendig ist, z. B. über Eheverträge, Vollmachten und dergleichen, seine Urkunden selbst und ohne Konkurrenz der Obrigkeit ausfertigen kann. Bei der Erbfolge und bei den Güterverhältnissen unter Ehegatten finden sich zwar bei dem niedern A. oft noch gesetzliche Abweichungen von dem für die übrigen Stände geltenden Rechte; aber das ehemalige Recht des A.s, diese Verhältnisse durch autonomische Bestimmungen festzustellen, kommt bei dem niedern A. nur noch ausnahmsweise vor. Auch eine Anzahl von Ahnen wird noch bisweilen verlangt, so in Preußen zum Eintritt in das Domkapitel und in den Johanniterorden, und in mehren Staaten zur Befähigung zu gewissen Hofämtern. Wichtiger aber, als alle bereits angeführten Rechte des A.s ist in unserer Zeit das Recht der Landstandschaft geworden, welches der A. in allen deutschen Staaten, in welchen landständische Verfassungen bestehen, wieder gewonnen hat. Jedoch genügt dazu nirgends der A. der Person allein, sondern es wird überall außer diesem noch der Besitz eines Rittergutes erfordert; wohl aber ist die Landstandschaft in einigen Staaten, wie in Preußen und Sachsen, an den Besitz eines Ritterguts schlechthin geknüpft, so daß dieselbe auch Bürgerlichen, die den erforderlichen Grundbesitz haben, zusteht, während in andern Staaten der Besitz eines Ritterguts und der A. des Besitzers verlangt wird. Man nennt diese Adelsrechte, welche an einen bestimmten Grundbesitz geknüpft sind, einen dinglichen A., zu welchem außer der Landstandschaft die Patrimonialgerichtsbarkeit, der Kirchenpatronat, bisweilen auch gewisse Steuer- und Abgabenfreiheiten gehören.

Wie vormals im deutschen Reiche gibt es auch jetzt noch verschiedene Klassen des niedern A.s. In Oesterreich bestehen noch die 6 alten Klassen des Reichs; in Bayern sind dagegen 5 Stufen angenommen: Fürsten, Grafen, Freiherren, Ritter u. gewöhnliche Adelige mit dem Prädikate „von“; in andern deutschen Bundesstaaten häufig 3: Grafen, Freiherren und gewöhnliche Adelige. Das Aufrücken in eine höhere Adelsklasse und der Erwerb des A.s überhaupt von Seiten eines Bürgerlichen erfolgt durch eine sogenannte Standeserhöhung, d. h. durch Verleihung des A.s oder der höhern Klasse desselben von einem Fürsten. Der A., welcher sich auf eine solche Standeserhöhung gründet, heißt Briefadel. In Deutschland kommen seit Kaiser Karl IV. Verleihungen des niedern und des hohen A.s vor, und das Recht dazu gehörte vormals zu den Reservatrechten des Kaisers, d. h. zu den Rechten, welche sich der Kaiser in allen deutschen Landen vorbehalten hatte. Doch waren auch der Kurfürst von der Pfalz und die Fürsten von Schwarzburg zur Ertheilung des A.s berechtigt. Der Briefadel sollte dieselben Vorrechte, wie d. Geburtsadel genießen. Dieser aber erkannte jenen nie recht als seines Gleichen an und wußte ihn von der Theilnahme an adeligen Korporationen, z. B. an Domstiftern u. s. w., auszuschließen. Um diese Ausschließung zu bewirken und ihr einen rechtlichen Schein zu geben, erfand man das Erforderniß der Ahnen, und wenn nun auch die Kaiser dagegen bei Standeserhöhungen eine Anzahl Ahnen zugleich mitverliehen, so ließ der A. doch solche mitverliehene Ahnen nie gelten. Gegenwärtig steht das Recht der Standeserhöhung jedem souveränen Fürsten zu; jedoch versteht es sich von selbst, daß ein solcher A. nur im Staatsgebiete des verleihenden Fürsten Wirksamkeit haben kann. Hiermit hängt die Vorschrift zusammen, daß der einem Unterthanen von einem ausländischen Fürsten ertheilte A. (fremder A. im Gegensatz des Landesadels, d. h. des von dem eigenen Landesherrn ertheilten) nur mit ausdrücklicher Erlaubniß des Landesherrn geführt werden darf. Der A. wird nun bald als ein auf die ehelichen Nachkommen über-

gehendes Recht ertheilt, bald wird er nur an die Person des Beliehenen geknüpft (Personaladel). An diesen letzten schließt sich dann der Verdienstadel an, d. h. ein Personaladel, der von selbst mit einer Würde oder einem Amte verknüpft ist. Zur Zeit des deutschen Reichs hatten die Bischöfe u. Erzbischöfe einen solchen persönlichen u. zwar hohen A., während die Würde eines Doktors der Rechte die meisten Rechte des niedrigen A.s gab, und man die Doktoren der Rechte sogar in Stiftern ohne Weiteres zuließ, während man bei andern Adeligen 16, bisweilen selbst 32 Ahnen forderte. Auch gegenwärtig kommt in Deutschland nach Landesgesetzen ein niederer Verdienstadel vor, so in Bayern, wo derselbe mit dem Civil- und Militärverdienstorden verbunden ist.

Wenden wir uns von Deutschland weg zu andern Staaten, so findet sich auch bei den außerhalb Deutschland wohnenden germanischen und bei den slavischen Völkern ursprünglich kein Adelstand, aber er entsteht bei ihnen gleichfalls mit und durch die Feudalverhältnisse. Im Allgemeinen läßt sich nun wohl behaupten, daß bei keinem dieser Völker der A. sich so schroff von den übrigen Ständen abgesondert habe, als dies in Deutschland der Fall war und ist. So fand sich nur hier der Grundsatz, daß das Kind der ärgern Hand folge, d. h. daß, wenn die Aeltern verschiedenen Ständen angehörten, die Kinder stets den geringern Stand erbten. Ferner kennt man auch nur in Deutschland das Erforderniß der Ahnen; in allen andern Ländern wird nichts als der adelige Stand des Vaters gefordert, um dem Adelstande anzugehören und an allen Rechten desselben Theil zu nehmen; daher man denn auch in andern Staaten, besonders in England, viel häufiger als bei uns, adelige und bürgerliche Familien mit einander verschwägert findet. Mit dem Erforderniß der Ahnen hängt zusammen, daß, während in Deutschland, bis auf wenige Ausnahmen, die regierenden Fürstenhäuser nur den Kindern aus ebenbürtigen (standesgleichen) Ehen die Successions- und Thronfähigkeit zugestanden, im übrigen Europa nicht eben selten die Kinder aus nicht ebenbürtigen Verbindungen zur Regierung gelangten. So waren in England die Königinnen Anna und Maria von mütterlicher Seite die Enkelinnen eines Advokaten. Nur in Frankreich kommt kein Beispiel der Art vor; aber das Gesetz wäre gleichfalls nicht dagegen gewesen, und Ludwig XIV. hatte in seinem Testamente verordnet, daß, im Falle sein einziger, ihn überlebender, ebenbürtiger Enkel ohne Nachkommenschaft sterben sollte, seine, sogar neben bestehender Ehe mit Maitressen erzeugten Nachkommen zum Throne Frankreichs gelangen sollten.

Frankreich, Spanien u. Italien kennen zwar den Unterschied zwischen einem hohen und niedern A., aber die Grenze zwischen diesen beiden Klassen läßt sich nicht so scharf, als bei dem deutschen A. nachweisen. In Frankreich geht, wie in Deutschland, der A. des Vaters auf alle ehelichen Nachkommen desselben über. In Spanien und Italien geschieht die Vererbung des höheren A.s (der titulados, Fürsten, Herzoge, Marquis und Grafen) auf eine mehr dingliche Weise, indem diese Titel auf Gütern und zum Theil auf sehr kleinen Lehnschaften ruhen. Daher die Menge Grafen im obern Italien, die ehemaligen Conti di terra-ferma von Venedig, daher die zahllosen Titel (Hüte genannt), zuweilen 4—500, in die die großen spanischen Familien ihren Stolz setzen. In England und Schottland, und zum Theil auch in Spanien und Italien ist dagegen der hohe A. ein Majoratsadel geworden, d. h. er geht stets nur auf den ältesten Sohn über, welcher auch das Pairiegut ungetheilt erbt, wodurch der Glanz der Familie aufrecht erhalten werden soll. Die nachgebornen Söhne gehören dem Bürgerstande an und widmen sich der Theologie, der Rechtswissenschaft, dem Militär, den Gewerben u. s. w.

Der eben erwähnte britische Majoratsadel ist wohl das eigenthümlichste, zugleich in polit. Hinsicht einflußreichste Adelsinstitut, und verdient ebenso seiner Organisation wie seiner Bedeutung wegen eine ausführlichere Charakterisirung. Die Gesammtheit des brit. hohen A.s, die Peerschaft, wird mit dem Namen Lords oder auch Barone bezeichnet, weil jeder, auch der Herzog, Lord oder Baron ist. Die Rangordnung ist sehr genau bestimmt, obwohl durch die fortgesetzte Mischung jüngere Kinder des höchsten A.s und seiner Nachkommen mit der Bürgerschaft, wie durch die Heirathen der Lords selbst, die Sonderung der adeligen und bürgerlichen Geschlechter, wie dieselbe in Deutschland vorkommt, vielfach aufgehoben wird. Der Titel Baron ward bald nach der Eroberung Englands durch Wilhelm von der Normandie (1066) anstatt des sächsischen Titels „Thau" eingeführt und bezeichnete einen unmittelbaren Kronvasallen, welcher im königl. Hof- und Gerichtstage für seine Person Sitz und Stimme hatte. Die Baronie ist gegenwärtig geknüpft an Besitz (hiervon gibt es nur noch ein Beispiel: der Besitzer von Arundel-Castle ist schon als solcher, ohne besondere Ernennung, Baron und Graf), oder sie wird durch Ladung (by writ) zum Dienst des Königs im Rathe, oder im Parlament ertheilt (dies findet seit langer Zeit nur noch bei der Einsetzung der ältesten Söhne der Herzoge, Marquis und Grafen in die Baronien der Väter Statt, und ist mehr eine Form, als ein wirklicher Akt der Kreirung) oder sie wird durch Urkunden (letters patent) verliehen, wovon das erste Beispiel 1387 unter Richard II. vorkam. Der Titel Viscount (Vice Comes) ist seit Heinrich VI. (1440) als Adelsbezeichnung gebräuchlich. Die Würde wurde in der Regel Baronen als Beförderung ertheilt, dann aber häufig mit der Baronie verliehen. Heutiges Tages geschah die Verleihung ohne Baronie, wie dem Visc. Leinster, Visc. Sidmouth, Visc. Goderich ꝛc. Die Würde des Grafen (Earl) war ursprünglich an einen gewissen Landstrich geknüpft; aber schon unter König Johann sind die Grafen nichts, als die erste Klasse der Barone, ohne Grafenamt, ohne Grafschaft, wenn auch mit großem Gutsbesitze. Alles Grundeigenthum mußte die Lehnsherrlichkeit der normännischen Könige anerkennen und es entwickelte sich keine Steuerfreiheit; nur von verschiedenen Gemeindediensten sind die Lords frei. Seit mehren Jahrhunderten wurden die Grafen durch Urkunden (letters patent) kreirt, indem die Krone den Titel von einem Landbesitze, Dorfe oder Familiennamen hernahm. Der Name Markgraf (Marquess, Marchio) bezeichnete eigentlich einen Grafen, der

an den Grenzen (von Schottland u. Wales) befehligte, später, seit 1386, wurde er bloßer Ehrentitel. Marquisate werden durch Urkunden ertheilt. Die herzogliche Würde hat Eduard III eingeführt, welcher 1337 seinen ältesten Sohn, den schwarzen Prinzen, zum Duke (Herzog) von Cornwall ernannte. Das zweite Herzogthum übertrug er 1351 Henry Plantagenet, dem Sohne u. Erben des Grafen Derby, indem er ihn zum Duke von Lancaster ernannte. Die Rechte dieses brit. hohen A.s bestehen im Allgemeinen in Folgendem: Die Peers sind vom Arrest wegen Schulden frei u. können im Civilproceß nicht für gesetzlos erklärt werden, was in England bei andern Personen, die z. B. gerichtlichen Vorladungen nicht folgen, geschieht. Weder der Sheriff, noch seine Unterbedienten dürfen das Haus eines Peers, ohne königl., von 6 Geheimräthen unterzeichneten Befehl, untersuchen, und nur wegen Kapitalvergehen, oder solchen, wobei eine Bürgschaft für ferneres ruhiges Verhalten verlangt wird, oder in Folge eines Parlamentsspruchs kann der Peer verhaftet werden. Sie werden bei Kriminalvergehen entweder vor das Gericht des Lords-Großhofmeisters (Lord High Steward), oder vor das Oberhaus, als Oberparlamentsgericht, gezogen u. somit nur von Standesgleichen verurtheilt; bei geringeren Vergehen (Schmähungen, Schlägereien u. dergl.) werden sie jedoch, wie jeder Andere, vom Geschwornengericht verurtheilt. Sie brauchen weder adeligen Lehngerichten, noch Sherifftagen beizusitzen, noch auch der bewaffneten Macht im Falle feindlicher Einbrüche oder eines Aufruhrs zu folgen (posse comitatus). Sie haben das Vorrecht, in Gerichtshöfen mit bedecktem Haupte zu sitzen. Als Geschworene geben sie ihre Aussprüche (Verdict) nicht auf Eid, sondern auf ihr Ehrenwort; als Zeugen müssen sie den Eid wie Andere ablegen. Nach dem Gesetze Scandalum magnatum unterliegt Jeder, der Schmähungen gegen einen Peer ausstreut, besondern, durch mehre Parlamentsakte festgesetzten Strafen. Eine Familie unter den Peers, die der Barone von Kingsale, hat ausschließlich das Vorrecht, auch in des Königs Gegenwart das Haupt zu bedecken. Ein Peer, als erblicher Rath des Königs, ist befugt, vom Könige Gehör zu verlangen, um ihm auf ehrfurchtsvolle Weise in Angelegenheiten, die von Wichtigkeit scheinen mögen, Vortrag zu machen. Endlich können Peers ihren A. nur durch Verurtheilung zum bürgerlichen Tode (attainder) oder durch Aussterben verlieren. Das einzige Beispiel vom Gegentheil ist George Neville, Duke of Bedford, welchen unter Eduard IV. das Parlament seiner Würde enthob, weil er aus Armuth ihr nicht entsprechend leben konnte; aber die Rechtmäßigkeit der Maßregel wird noch bezweifelt. Bei der Krönung des Königs tragen die Lords eine besondere Kleidung und eine kleine Krone; die Barone auf glattem Goldreife 4 Perlen; die Viscounts einen Goldreif mit 14 Perlen; die Grafen einen Goldreif mit Perlen auf Spitzen, niedriges Erdbeerlaub dazwischen; die kleine Krone der Marquis ist von Gold, umgeben von goldenem Erdbeerlaub mit Perlen dazwischen; die der Herzoge von Gold mit goldenem Erdbeerlaub. Außer der Würdebezeichnung Earl, Duke etc. (welche der Regel nach mit Namen ohne Weiteres, mit Titeln des Grundbesitzes durch of verbunden wird, wie z. B. Earl Ferrers, Earl Cowper und wieder Duke of Norfolk, Earl of Ripon) bekommt der Herzog vor seinem Namen His noble und the most noble, bei Anreden „Highness" und „Your grace", oder „Mylord duke". Die Krone nennt ihn „our right trusty and right entirely beloved Cousin and Councillor". Der Marquis hat den Vorschlag „most honourable" und die Kronadresse an ihn ist „our right trusty and entirely beloved Cousin;" der Earl, Viscount und Baron „right honourable"; welcher Vorschlag indeß gewöhnlich beim Earl und Viscount ganz wegbleibt, als sich von selbst verstehend. Die Kronadressen sind: an die Earls „Our right trusty and right well beloved Cousin", an die Viscounts „Our right trusty and well beloved Cousin", an den Baron „Right trusty and well beloved". Die Anrede an Marquis, Earls, Viscounts und Barone ist „Your Lordship" und „Mylord". Bei einigen Gelegenheiten führen die drei obersten Grade der Pairie auch den Titel: „Puissant Prince". Der Rang der einzelnen Peers derselben Klasse richtet sich nach dem Alter, wenn nicht amtliche Bestimmungen hinzukommen. Der Erzbischof von Canterbury steht als Lord Primas von ganz England an der Spitze der Peers. Das wichtigste Privilegium für alle Lords von England ist der erbliche Sitz im Oberhause. Von den schottischen Peers werden 16 auf eine Sitzungszeit des Parlaments, von den irischen 28 auf Lebenszeit gewählt. Die Peeresses, welche im Uebrigen alle Rechte der Peers und die den männlichen entsprechenden weiblichen Titel Baroness, Countess etc., im Allgemeinen den Titel Lady genießen, sind als Frauen unfähig, im Parlamente zu sitzen. Außer den erblichen Lords gibt es noch Lords durch gewisse Aemter; die Erzbischöfe und Bischöfe sind Lords ihrem geistlichen Amte nach und sie sitzen im Oberhause. Die Richter am Schatzkammergerichte heißen Barone der Schatzkammer, auch der Lord Mayor von London führt den Lordtitel; aber nur während der Ausübung seines Amtes, und hat eben so wenig wie die zuletzt genannten Barone Sitz im Oberhause. Der Uebergang vom hohen A. zur Bürgerschaft wird durch die Söhne und Töchter der Peers gemacht. Nur der älteste Sohn ist Erbe der Pairie, des Titels und der Standesgüter des Vaters, die jüngern suchen ihr Fortkommen im Militär- oder Civildienste, als Geistliche, Gelehrte, Künstler und Kaufleute. Die Erbfolge geht in gerader Linie herab. Gesetzt, der Vater zweier Söhne sey Graf; nach seinem Tode werde der ältere Bruder zum Marquis erhoben; er sterbe ohne Erben, dann erbt der jüngere Bruder nicht den Titel als Marquis, sondern den Titel des Vaters; er ist Graf. Bei Lebzeiten eines Peers erhält dessen ältester Sohn den Titel, welchen der Vater als zweiten führt, d. h. der älteste Sohn des Herzogs führt in der Regel, wenn nämlich der Vater nicht eine Rangstufe übersprungen hatte, als er Herzog wurde, den Titel Marquis, der des Marquis den Titel Earl, der des Earl den Titel Viscount oder Baron. Der älteste Sohn eines Viscounts ist nicht Lord, seine älteste Tochter nicht Lady; sie sind, der erste Gentleman und die andere Gentlewoman (Dame) ohne Titel; doch heißt es, der älteste Sohn eines Viscounts werde als Baron geboren. Natürlich

ist auch der älteste Sohn eines Barons nicht Lord, denn der Vater hat keinen zweiten, niedrigern Titel. Die einzige Auszeichnung, welche die Söhne der Viscounts und Barone gesetzmäßig erhalten, ist das Prädikat „honourable“ vor ihrem Namen. Stirbt der älteste Sohn bei Lebzeiten seines Vaters mit Hinterlassung eines Sohnes, so geht auf diesen der zweite Titel des Großvaters über. Die jüngern Söhne eines Herzogs oder Marquis führen den Titel Lord vor ihrem Tauf- und Familiennamen; ihr Titel ist aber nicht erblich und ihre Söhne haben keinen andern, als den Titel „Esquire“. Die jüngern Söhne der Grafen sind nicht Lords, haben aber Baronetsrang. Die Tochter eines Herzogs, Marquis oder Earl führt den Titel Lady vor ihrem Tauf- und Familiennamen. Die Wittwe eines Lords, die selbst adelig ist, behält, wenn sie einen Mann ohne Titel heirathet, das Lady und den Namen ihres ersten Gemahls, während ihr Mann vor seinem Namen nur das allgemeine „Master“ oder was ihm sonst zukommt, führt. Hat sie aber die adelige Würde nur durch ihre erste Heirath erlangt, so kehrt sie zum Stande ihres zweiten Mannes zurück. Vermählt sich eine verwittwete Herzogin mit einem Barone, so bleibt sie dennoch Herzogin. Die Frauen des Erzbischofs oder Bischofs bleiben Mrs. (Mistress), deren Töchter sind Misses. Einen niedern A. in demselben Sinne, wie in Deutschland, gibt es in England eigentlich nicht; indeß kann man für denselben die Gentry gelten lassen, wenigstens die erste Klasse derselben: die Baronets, deren Standeswürde forterbt, während dieselbe bei allen anderen nur persönlich ist. Die Baronets folgen in der Rangtafel den jüngern Söhnen der Barone, haben den Vortritt vor allen Rittern, mit Ausnahme derjenigen des Hosenbandes und der zum Geheimenrath Berufenen; sie setzen ihren Namen das Wort Sir, welches stets nur mit dem Taufnamen verbunden wird, den Namen ihrer Frauen (Madame oder Dame) das Wort Lady vor und führen ein Wappen. Die Würde wurde von Jakob I. in England 1611, in Irland 1619 und in Schottland von Karl I. 1625 eingeführt, vorzüglich um zum Anbau des Landes aufzumuntern. Jetzt wird sie auch ausgezeichneten Gelehrten, Militärs ꝛc. verliehen, z. B. 1838, zur Zeit der Krönung, dem Astronomen Herschel. Uebrigens hängt die Kreirung neuer Baronets ganz von der Krone ab. Ueber den Baronets in der Rangtafel und an der Spitze der Commoners (der Gemeinen, des Unterhauses) steht der Sprecher des Unterhauses, der das right hon. mit den Lords gemein hat. Seine Gemahlin ist Mrs., seine Töchter Misses. Die zweite Klasse der Gentry bilden die Bannerets, welche im Kriege unter den Bannern ernannt werden. Die sonst von dem Könige selbst im Felde ernannten standen im Range vor den Baronets. Die Würde ist nicht erblich, eben so wenig wie die Würde der Knights oder Ritter, von denen die Ritter des Hosenbandes im Range unmittelbar nach den ältesten Söhnen der Barone, die übrigen aber in verschiedenen Stufen nach den Bannerets folgen. Die Knights führen das Wort Sir vor dem Taufnamen. Die nächste Stufe nach ihnen nehmen die Esquires ein, die, ohne Ritter zu seyn, das Recht haben, ein adeliges Wappen zu führen. Der Gebrauch dieses Namens wird übrigens Höflichkeits wegen sehr weit ausgedehnt und jeder Gentleman (jeder Gebildete) wird ihn in Aufschriften und Adressen in der Regel erhalten. Er steht dann hinter dem Familiennamen und ohne das Mr. (Herr) davor. Andere und wesentlichere Bevorrechtungen, als die genannten Würdezeichen, haben übrigens die Mitglieder der Gentry als solche nicht.

Die Darstellung der Rechte des A.s, welche in dem Vorstehenden gegeben worden ist, läßt wohl schon von selbst erkennen, daß ein Stand, dem solche Vorrechte vor den andern Ständen zukommen, eine wichtige Rolle im Staatsleben spielen muß. Fassen wir diese Stellung des A.s genauer in's Auge, so läßt sich nicht verkennen, daß derselbe gegenwärtig seine vormalige Bedeutung zwar keineswegs ganz verloren hat, aber doch nicht mehr die wichtige politische Rolle spielt, welche er früher wirklich gespielt hat. Denn erstlich ragte ehedem der A. über die andern Stände, mit Ausnahme der Geistlichen und Gelehrten vom Fache, an Bildung bei weitem hervor, und es konnte ihm das Uebergewicht nicht entgehen, welches der Gebildetere stets über den Ungebildeteren ausübt. Jetzt hat dagegen eine Masse von Intelligenz und Bildung alle Stände mächtig durchdrungen und gehoben, und eine Kluft ist in dieser Hinsicht wenigstens zwischen dem höhern Bürgerstand und dem A. nicht mehr erkennbar. Ferner ist auch der Reichthum des A.s, und damit auch der auf den Reichthum großentheils gestützte Einfluß desselben, im Vergleiche zu frühern Zeiten bedeutend gesunken. Denn obschon der A. noch immer großes Grundeigenthum besitzt, so daß z. B. vor 1805 die im Königreich Preußen lebenden 20,000 adeligen Familien ein Grundvermögen inne hatten, welches auf 430 Mill. Thaler und dessen jährlicher Abwurf auf 17 Mill. Thaler berechnet wurde, so bestand doch vormals, ehe noch Handel und Gewerbe sich in Deutschland entfaltet hatten, aller Reichthum im Grundvermögen, und dieses besaß zum größten Theile der A., während gegenwärtig das Kapital- und andere Mobiliarvermögen den Grundbesitz an Werth vielleicht mehrfach überwiegt. Der Adelige schließt sich aber noch immer durch ein lächerlich gewordenes Vorurtheil seines Standes, das ihn auf Handel und Gewerbe als unritterliche Lebensbeschäftigungen mit Geringschätzung herabblicken läßt, von diesen ergiebigsten Quellen des beweglichen Vermögens meistens aus. Während so dem A. auf der einen Seite und gleichsam durch eigene Schuld der Weg zu neuem Vermögenserwerbe erschwert ist, traten auf der andern Seite verschiedene, seinem Grundvermögen ungünstige Verhältnisse ein. Denn nicht nur kam nach dem natürlichen Laufe der Dinge das Grundvermögen nach und nach durch Erbgang in immer mehr Hände, sondern die Gesetzgebung beförderte auch noch überdies bis auf die neueste Zeit, wo hier und da sich wieder die entgegengesetzte Richtung zeigt, die Zersplitterung des Grundeigenthums durch Begünstigung der Aufhebung der Fideikommisse, Majorate, und ähnlicher Institute, welche die Erhaltung des Reichthums und des Ansehns der adeligen Familien

bezweckten. Auch entzog man den adeligen Gütern fast allenthalben die hergebrachte Steuer- und Einquartierungsfreiheit und ähnliche Privilegien, wodurch die Lasten des A.s sich mehrten und seine Einkünfte sich verringerten. Erwägt man ferner, daß die Sinekuren und Pflegeanstalten für den A., namentlich jene, die er in Stiftern, Klöstern und Orden fand, sich sehr vermindert haben, so kann es nicht zweifelhaft bleiben, woher es gekommen, daß der Reichthum des A.s sehr herabgesunken ist. Noch nachtheiliger aber als alles dieses ist für die politische Stellung des A.s der Umschwung geworden, den die bäuerlichen Verhältnisse und das Kriegswesen genommen haben. Dem A. stand nämlich im Mittelalter allgemein ein unfreier Bauerstand gegenüber, der sich in einem Schutzverhältniß zu jenem befand. Diese kleinern Privatschutzvereine, aus welchen sonst die Staaten zusammengesetzt waren, haben sich aufgelöst, und der A., mit dem Bauer zugleich Unterthan der Fürsten, hat aufgehört, der Beschützer, und somit der Gebieter eines zahlreichen Standes zu seyn. Was endlich die Militärverfassung betrifft, so war es im Mittelalter die Bestimmung des A.s, bei der Vertheidigung des Vaterlandes hauptsächlich mitzuwirken. Er leistete den Reiterdienst, auf welchem das ganze damalige Kriegswesen beruhte, ausschließlich und galt als der alleinige wehrhafte Stand. Jetzt ist dagegen der alte germanische Heerbann wieder hervorgetreten, jeder Staatsbürger ist militärpflichtig, der Gegensatz zwischen Militär und Bürger ist verschwunden und somit auch das Ansehn, welches der A. als der einzige wehrbare Stand in den Augen der übrigen Stände haben mußte, von selbst hinweggefallen. Hat somit der A. durch die geistige Mündigkeit, welche die übrigen Stände errungen haben, durch die Blüthe von Handel und Gewerbe und durch andere Umstände, welche eine neue Vertheilung des Nationalvermögens herbeiführten, durch das Freiwerden des Bauernstandes und durch die veränderte Militärverfassung unendlich an politischem Einflusse verloren, so ist dennoch seine gegenwärtige Stellung im Organismus unserer heutigen, und namentlich unserer konstitutionellen Staaten immer noch von großer, wir wollen nicht sagen, verdienter und überall wohlthätiger Bedeutung. Dem A. ist da, wo ständische Vertretung besteht, eine vorzugsweise Theilnahme an den Landtagen eingeräumt, wodurch er nicht nur auf die Gesetzgebung, sondern auch auf die Kontrolirung des Staatshaushaltes einen wesentlichen Einfluß gewonnen hat. Bei dem sogenannten Zweikammersystem besteht meist eine besondere Adels- oder erste Ständekammer, welche mit Ausschluß aller Deputirten des Volks, aus den Prinzen des fürstlichen Hauses, dem hohen A. (den Mediatisirten) und oft einigen Deputirten des niedern A.s, zusammengesetzt ist. Ohne Zustimmung der ersten Kammer kann, mit Ausnahme weniger Fälle, kein ständischer Beschluß zum Gesetze erhoben werden, und die Macht der ersten Kammer und mittelbar des A.s ist daher in diesen Ländern von großer Bedeutung. Aber auch in denjenigen Ländern, wo die ständischen Deputirten aller Unterthanenklassen in eine Ständekammer vereinigt sind, ist die Macht des A.s bei den Berathungen und Beschlüssen nicht gering, da stets eine verhältnißmäßig große Anzahl der Deputirten dem adeligen Stande angehören wird, was selbst in denjenigen Staaten noch der Fall ist, in welchen der Besitz eines Ritterguts schlechthin auch ohne den persönlichen A. des Besitzers zur Landstandschaft befähigt, indem die größere Anzahl von Rittergütern sich auch gegenwärtig noch im Eigenthume von Adeligen befindet. Alle übrigen, außer der Landstandschaft oben aufgezählten Rechte des A.s sind für das politische Gewicht desselben nur von geringer Bedeutung. Dagegen hat sich aber der A. bis jetzt, wiewohl fast nirgends ein Gesetz ihm dafür zur Seite steht, durch festes Zusammenwirken seiner Standesgenossen überall als ausschließliche Umgebung der Fürsten und im Besitze der höchsten Staatsämter zu behaupten gewußt, und diese beiden Momente sind neben dem Rechte der Landstandschaft die Hauptpfeiler seiner **jetzigen** politischen Macht. Aber ebenso gewiß ist es, daß nicht das Recht der Landstandschaft, nicht sein Grundbesitz und seine sonstigen privatrechtlichen Vorrechte, sondern diese Ausschließung der Bürgerlichen von Hof- und den höchsten Staatsämtern, und die mit dem Geiste und der Bildung unserer Zeit nicht vereinbaren adeligen Vorurtheile die Hauptursachen des Widerwillens gegen den A. sind, den man gegenwärtig so häufig bei den übrigen Ständen findet und der 1848 so scharf hervortrat, daß man fast überall auf eine gänzliche Aufhebung des A.s drang. Billigung kann es nimmer verdienen, wenn das Staatsoberhaupt, welches nach unsern heutigen Begriffen vom Staate nicht das besondere Interesse eines einzigen Standes, sondern das Wohl des gesammten Volkes gleichmäßig im Auge behalten soll, statt die Würdigsten der ganzen Nation um sich zu versammeln, sich ausschließlich mit den Mitgliedern des am wenigsten zahlreichen, und dazu an **wahrer** Bildung keineswegs überreichen Standes umgibt, eines Standes, der mit der Richtung und dem Vorwärtsstreben der Zeit sich aus einleuchtenden Gründen immer am **wenigsten** befreunden wird, der vielmehr nur zu sehr geneigt ist, bereits untergegangene und dem Geiste der Gegenwart und den Interessen der Civilisation der Staaten widersprechende Zustände selbstsüchtig wieder in das Leben zurückzurufen. Fast noch nachtheiliger, sowohl auf die Stimmung des Volks, als auf den Staat selbst muß es wirken, wenn, wie wir überall gewahr werden, bei der Besetzung der höchsten Staatsämter noch etwas Anderes als persönliche Tüchtigkeit und eigenes Verdienst in Betracht gezogen wird und entscheidet. Daß bei einem solchen System die besten, dem Staate nützlichsten Kräfte oft keine Anwendung erhalten werden, und der Geburt zu Theil wird, was dem Verdienste gegeben werden sollte, ist klar. So lange diese Lage der Dinge dauert, wird auch die Frage, ob das **Bestehen eines A.s überhaupt** einem Staate nothwendig oder auch nur nützlich sey oder nicht, eine zeitgemäße Frage seyn. So viel man auch schon darüber geschrieben, so hat doch der von beiden Seiten mit Leidenschaft und selten ohne Parteilichkeit geführte Federkrieg den Gegenstand noch lange nicht erschöpft. Während die Einen den A. als einen nothwendigen und von der Natur gebotenen Vermittler zwischen Fürst und Volk auch noch unserer Zeit empfehlen

und behaupten, daß er wenigstens der Monarchie stets unentbehrlich gewesen sey, sprechen die Andern das direkte Gegentheil aus und bezeichnen ihn als „ein keineswegs nothwendiges Uebel" (Schlözer), als „ein Trümmerwerk der Vorzeit" (v. Schlieffen), oder als „ein Institut des Mittelalters, das sich selbst überlebt habe" (Klüber). Jener Behauptung nun, daß der A. im Staatsleben, wenigstens im Organismus der Monarchie, unentbehrlich sey, widerspricht die Geschichte entschieden. Denn nicht nur kennen die germanischen und slavischen Völker im ersten Jahrtausend ihrer Geschichte keinen A., sondern derselbe fehlt auch in unsern Tagen in Staaten, welche den andern an Civilisation nichtnachstehn, wie in Norwegen und in den, freilich republikanischen, Vereinigten Staaten von Nordamerika, ohne daß dadurch in ihrem Organismus eine Lücke fühlbar würde. Damit ist jedoch die Hauptfrage noch keineswegs entschieden, die Frage nämlich, ob das Fortbestehenlassen des A.s da, wo er historisch hergebracht ist, mit unsern heutigen Begriffen von Staat u. Staatsleben vereinbar ist, oder nicht. Allerdings ist der A. seiner Entstehung nach ein aus dem Feudalismus herausgewachsenes Institut, und bei dem schneidenden Gegensatze zwischen der Gegenwart und dem Mittelalter rücksichtlich der Ansichten über öffentliche Verhältnisse, widerstreitet jede staatliche Einrichtung, welche dem Geiste des Letztern entsprossen ist, dem Denken und Fühlen unserer Zeit. Daher sind auch die Steuerfreiheit des A.s, seine Patrimonialgerichtsbarkeit u. dergl. großentheils schon zu Grunde gegangen, und jede Bemühung, die noch stehenden Trümmer solcher feudalistischen Rechte aufrecht zu erhalten, ist ein ohnmächtiger Schwimmversuch gegen den Strom der Zeit. Nicht verkennen wollen wir, daß auch die Meinung etwas für sich hat, daß das Institut des A.s eine Seite darbiete, von welcher sich dasselbe bei einigen Modifikationen der jetzt bestehenden Verhältnisse recht gut mit dem Geiste der Gegenwart aussöhnen und vereinigen läßt. Man scheint nämlich gerade in der neuern Zeit, und namentlich auch in Deutschland, die Ueberzeugung zu gewinnen, daß das Bestehen eines Standes, der durch größeres Vermögen Unabhängigkeit von der Regierung und eine Selbstständigkeit besäße, welche alle gewöhnlichen, unsichern Wege des Erwerbes für denselben entbehrlich machte und eine äußere sichtbare Anständigkeit des Lebens bereitete, dem Staate mannichfachen Gewinn bringen könne, indem die Mitglieder eines solchen Standes, wie man erwartet, unbekümmert um den Erwerb der gewöhnlichen Lebensbedürfnisse, ausschließlich ihrer geistigen Ausbildung obliegen und ihre unabhängige Stellung dazu benutzen würden, sich vor allen Andern einen vorurtheilsfreien Blick in die Verhältnisse des Lebens zu bewahren und das, was sie für das Wahre und Gute erkannt hätten, frei auszusprechen und männlich zu vertreten. Aus diesem Gesichtspunkte hat man in mehren deutschen Staaten die Errichtung von Familienfideikommissen und Majoraten wieder begünstigt. Soll aber der A. wirklich den Reichthum erwerben und behaupten, der ihm zur würdigen Lösung seiner Aufgabe unumgänglich nothwendig ist, so wird diese Begünstigung der Familienfideikommisse und Majorate allein nicht ausreichen und überhaupt sich dafür kaum ein anderes geeignetes und mit der Richtung unserer Zeit vereinbares Mittel auffinden lassen, als die Umbildung unsers A.s in einen Majoratsadel, so daß der A. und das gesammte Vermögen stets nur auf den ältesten Sohn vererbt wird, während die nachgeborenen Söhne in den Bürgerstand zurücktreten, wie dies in England von jeher geschehen ist. Nur auf diese Weise wird es dem A. möglich seyn, den Geist der Zeit und die Gerechtigkeit mit sich zu versöhnen und sein Fortbestehen zu sichern. Vgl. Aristokratie.

Adel (Somauli, Land der Somauli, Zeila, Makrobii), der Küstenstrich Ostafrika's, der längs der Küste am indischen Meer zwischen Kap Gardafui und Babel-Mandeb und im Innern zwischen Magadoxo, Ajan und Hurhur liegt und der durch die Reisen Lobo's, Ludolphs, Rienzie's und Lord Valentia's der geogr. Wissenschaft freilich zur Zeit nur zum kleinern Theil erschlossen und bekannt geworden ist. Der ganze Strich wird von Somaulistämmen bewohnt, die der Schifffahrt und dem Handel ergeben sind, weshalb sich viele von ihnen in Mokka in Arabien und auf der Küste von Danakil, um ihre Handelsunternehmungen zu fördern, angesiedelt haben. Früher waren sie von Abyssinien abhängig, jetzt aber, von diesem seit dem 16. Jahrh. unabhängig, stehen sie unter eignen Stammfürsten. Der Handel des Landes bringt zur Ausfuhr Myrrhen, Gummi, Weihrauch, Elfenbein, Goldstaub, Schmalzbutter, Schlachtvieh, Maulthiere, Esel, Pferde, Honig, Wachs und Sklaven. Die Haupthandelsorte sind Adel (Adela), Berbera, Bunder, Kassin und Zeila auf einer Insel. Im Innern, 20 Tagereisen von Berbera, liegt das Reich Hanim, das vielleicht zu dem vielgesuchten Priester Johann Anlaß gegeben hat.

Adelaar (auch Adeler, Adler), einer der berühmtesten Seehelden des 17. Jahrh., war zu Brevig in Norwegen am 16. Dec. 1622 geboren. Er hieß eigentlich Cord Sivertsen und soll den Namen Adler von seiner ungemeinen Schnelligkeit erhalten haben. Von seinem 15. Jahr an diente er auf der holländ. Flotte als Matrose und bildete sich unter Tromp im Seedienste aus; später trat er in die Dienste der Republik Venedig, als diese gegen die Türken Krieg führte. Unsterblichen Ruhm erwarb er sich am 16. Mai 1654, indem er sich mit seinem Schiffe allein durch 67 feindl. Galeeren durchschlug, 15 davon in den Grund bohrte, mehre verbrannte und gegen 5000 Feinde tödtete. Rasch stieg er zum Generaladmirallieutenant empor, erhielt den St.-Marcus-Orden und andere Auszeichnungen, verließ jedoch, nachdem er mehre Berufungen ausgeschlagen, 1661 den Dienst der Republik und begab sich nach Holland. Bald aber folgte er dem Rufe König Friedrichs III. von Dänemark und trat als Admiralitätsrath und Generaladmiral in die Dienste seines Vaterlandes. Als solcher bildete er die dänische Marine nach dem Muster der holländischen um und ließ zu Bergen die ersten Galeeren bauen. Als ihm Christian V. 1675 im Kriege gegen Schweden das Kommando über die ganze dänische Flotte anvertraut hatte, entriß ihm im Nov. des-

selben Jahres eine plötzliche Krankheit das Leben und neue Siegeskränze.

Adelaïde, weiblicher Name, s. Adelheid.

Adelaïde, Hauptstadt der Kolonie Süd-Australien, erst 1817 angelegt und nach der Gemahlin Wilhelms IV. von England benannt. Sie liegt in bergiger Gegend, die bis dahin nur von entflohenen Sträflingen bewohnt war, und hob sich nur langsam zu einiger Bedeutung, da die Entfernung der Stadt von einem schiffbaren Flusse der Anlage nicht günstig war. Erst neuerdings gelangte die Stadt, namentlich durch den von deutschen Auswanderern mit Erfolg begonnenen Ackerbau, zu einiger Blüthe, so daß sie 5 Kirchen, eine Bank, ein Theater und über 18,000 Einwohner zählte, bis sie in Folge der jüngsten Entdeckung der Goldgruben wieder fast ganz entvölkert wurde.

Adelaïdeninsel, Insel im südarktischen Ocean, am Westende des Enderbyelandes, unter 69° 29' westl. Länge von Greenwich und 67° südl. Breite, entdeckt von Kapitän Biskoe, Befehlshaber eines zum Wallfischfang bestimmten Schiffes, im Febr. 1832. Die Insel hat einen hohen Spitzberg und mehre kleinere Berge.

Adelard (auch Adalard, Adalhard, Adelhard), ein Enkel Karl Martells durch dessen Sohn Hildebrand. Er trug nach Karlmanns Tod nicht wenig dazu bei, daß Karl der Große König aller Franken wurde, trat jedoch 772 als Mönch in das Kloster Corbie, welches er später mit Montecassino vertauschte. Nach Frankreich zurückberufen, wurde er Abt von Corbie. Karl der Gr. gab ihn seinem Sohne Pipin als ersten Rath bei, als er diesen zum König von Italien ernannte, und bediente sich selbst häufig seines Rathes; durch Ludwig den Frommen aber wurde er seines Amtes entlassen und auf die Insel Hero (Noirmoutier) verbannt. Im J. 821 zurückberufen, wurde er wieder Abt von Corbie und stiftete 822 das Kloster Corvey (Neu-Corbie) in Sachsen, wozu sein Bruder Warin den ersten Grund gelegt hatte. Er † den 2. Jan. 826 mit dem Ruhme eines durch Weisheit und Tugend ausgezeichneten Mannes.

Adelbert, 1) A. von Prag, der Heilige, Apostel der Preußen, 950 zu Prag geboren, Sohn eines vornehmen Böhmen Slawnik, ward in der Schule des Moritzklosters zu Magdeburg unter Otherichs Leitung gebildet, kehrte 979 nach Böhmen zurück und wurde 983 Bischof von Prag. Von seinen Böhmen, die er durch unzeitige Strenge erbitterte, gehaßt, verließ A. 988 seinen Sprengel und begab sich in das Kloster Montecassino, von da in das des heil. Alexius zu Rom, wo er still und zurückgezogen bis 993 lebte. Die Böhmen riefen ihn in diesem Jahre in sein Bisthum zurück; der Zorn über ihre heidnische Lebensweise trieb ihn aber schon nach zwei Jahren wieder fort. Beim Rückzuge Otto's III. aus Italien schloß er sich dessen Gefolge an, taufte 995 zu Gran den Prinzen und nachherigen König Stephan den Heiligen, begab sich im folgenden Jahre von Rom zum Kaiser nach Mainz, besuchte die Klöster zu Tours und Fleury und ging dann nach Polen zum Herzog Boleslav. Von Gnesen aus wendete er sich zu den heidnischen Preußen, um mit größerem Erfolg und in größerer Masse sein Bekehrungswerk zu vollziehen. Mit seinen treuen Begleitern, Gaudentius und Benedikt, fuhr er auf der Weichsel bis Danzig, wo Viele von ihm getauft wurden. Von hier aus wandte er sich nach den östlichen Gegenden. Allein hier fand er wenig Aufnahme. Er landete weiter an der südwestl. Küste Samlands, wo der heilige Romove war. Plötzlich aber, auf einem Ackerfelde, wo er mit seiner Schaar der Ruhe pflegte, von den Heiden überfallen, durchbohrte ihn der Speer des Führers. Den Blick zum Himmel gewandt, stürzte der fromme A. todt zusammen (997). Die Legende schmückte seinen Tod auf das Mannichfaltigste aus. Eine Kapelle bezeichnet die Stelle, wo er gefallen. Den Leichnam löste Herzog Boleslav für eine große Summe Geldes ein und brachte ihn nach Gnesen, von wo ihn Herzog Brzetislav 1034 nach Prag entführte. Gedächtnißtag: 1. Juni.

2) Erzbischof von Hamburg und Bremen, aus dem Geschlechte der sächsischen Pfalzgrafen, verdankte Heinrich III. die erzbischöfliche Würde 1043. Im Jahre 1050 wurde er von Leo IX. zum Legaten im Norden ernannt und erhielt als solcher die geistliche Herrschaft über Schweden, Norwegen und Dänemark. In Verbindung mit dem Erzbischof Hanno von Köln zum Vormund des minderjährigen Heinrich IV. ernannt, gelang es ihm bald, ersteren zu verdrängen und den jungen Prinzen zu beherrschen. Obgleich ihn die Reichsfürsten, über seinen Stolz und seine Willkür empört, 1066 mit Gewalt von Heinrich entfernten, so war dies nur für kurze Zeit, und schon 1069 war er wieder im vollen Besitze seiner frühern Macht. Er † zu früh für seine weit aussehenden Pläne zu Goslar den 17. März 1072. Bei fürstlichen Eigenschaften, bei anerkannter Ueberlegenheit des Geistes und der Charakterstärke fehlte ihm nur weise Mäßigung und Edelmuth. Gewaltthaten und Ungerechtigkeiten beflecken das Andenken seiner Verwaltung Deutschlands, so wie vielfaches Unglück, das über dasselbe kam, in ihm seinen Urheber fand.

3) A., Graf von Saarbrück, Kanzler des Kaisers Heinrich V. Von den gewaltsamen Maßregeln gegen den Papst Paschalis II. 1111 war er einer der Haupturheber und wurde von dem Kaiser aus Dankbarkeit zum erzbischöflichen Stuhle von Mainz befördert. Seine neue Stellung als erster Geistlicher Deutschlands, eben so sehr aber Ehrgeiz, bestimmte ihn, plötzlich zu der Partei überzutreten, welche die Unbeschränktheit kirchlicher Rechte vertheidigte. Mehrmaligen Vorladungen fügte er sich nicht und zeigte sich auf dem Reichstage zu Worms 1112 höchst trotzig und anmaßend. Zufällig gerieth er auf einer Reise unter kaiserliche Mannschaft und stellte sich, als habe er zum Kaiser gewollt; weil er jedoch bei dem Gespräche bei seiner Ansicht beharrte, ließ ihn Heinrich in ein hartes Gefängniß werfen. Dieser willkürliche Schritt regte die Fürsten, wenn sie auch A.s Treubruch mißbilligten, auf und verlieh des Kaisers Gegnern neuen Muth. Als nach der Niederlage beim Welfesholze Heinrich 1115 zum Reichstage nach Mainz kam, verlangten die Bürger, von A. durch große Bewilligungen gewonnen, die Freilassung ihres Erzbischofs und erhielten sie; doch diente diese Freilassung nur, den früheren Tadel wegen seiner Gefangennehmung

gegen den Kaiser zu erneuern. Da A. mit größerer Leidenschaftlichkeit fortfuhr, gegen den Kaiser zu handeln, so beschloß dieser 1121, Mainz durch die Waffen zum Gehorsam zu zwingen. A. jedoch entwich nach Sachsen und bewog die dortigen Fürsten, nach Mainz zu ziehen. Ehe es indeß zu Feindseligkeiten kam, wurden friedliche Verhandlungen angeknüpft und ein Vergleich zu Würzburg geschlossen. Bevor das wormser Konkordat 1122 zu Stande kam, brachen aber neue Streitigkeiten aus über eine zwistige Bischofswahl zu Würzburg, wobei sich A. nicht uneigennützig benahm. Nach Heinrichs Tod nahm A. entschieden gegen die Hohenstaufen, die Erben und Freunde des Verstorbenen, Partei, vermochte die Kaiserin Mathilde durch täuschende Versprechungen, die Reichskleinodien ihm auszuliefern, und bewirkte durch List die Ausschließung Friedrichs von Schwaben vom Thron und die Wahl seines bisherigen Bundesgenossen Lothars, wobei er sich und die Kirche nicht unbedacht ließ. Unter dessen Regierung tritt A.s Wirken mehr in den Hintergrund und er † in demselben Jahre mit dem Kaiser, 1137. A. war unstreitig für die Geschichte Deutschlands in jener Zeit einer der bedeutsamsten Männer, welcher mit Thomas Becket viel Aehnlichkeit hat.

4) Heinrich Wilhelm, Prinz von Preußen, Sohn des Prinzen Wilhelm, des Oheims Friedrich Wilhelms IV., am 29. Okt. 1811 zu Berlin geboren, widmete sich in früher Jugend dem Militär und wurde, nachdem er die verschiedenen Grade bei verschiedenen Waffengattungen durchgemacht, im Mai 1839 als Oberst mit der Führung der Gardeartilleriebrigade beauftragt. Im Aug. 1840 ward er bei der zweiten Artillerieinspektion beschäftigt und am 22. Aug. zum Generalmajor ernannt. Seit früher Jugend von großer Reiselust beseelt, besuchte er 1826 Holland, 1832 England und Schottland, 1834 Petersburg und Moskau, 1837 das südliche Rußland, die Türkei, Griechenland und die jonischen Inseln und 1842 trat er eine größere Seereise an, die er über Genua, Gibraltar, Tanger, Cadix, Madeira und Teneriffa nach Rio de Janeiro machte und in einem verdienstvollen Werke: „Aus meinem Reisetagebuche 1842—45" (Berlin 1847) beschrieb. Die Zeichnungen des beigefügten Atlas rühren vom Prinzen selbst her. Bald nach seiner Rückkehr (1845) ward er an der Stelle des jüngst verstorbenen Prinzen August zum ersten Generalinspektor der gesammten preuß. Artillerie ernannt und am 31. März 1846 erhielt er die Ernennung zum Generallieutenant. Das Jahr 1848 gab dem Prinzen Gelegenheit, seine im Marinewesen eingesammelten Erfahrungen dem deutschen Vaterlande durch die „Denkschrift über die Bildung einer deutschen Flotte" (Potsd. 1848) nutzbar zu machen, was die damalige Centralgewalt veranlaßte, seinen Rath bei ihren Arbeiten zur Herstellung einer deutschen Flotte zu erbitten und ihn bei der Bildung einer technischen Marinekommission zum Vorsitzenden derselben zu ernennen. Als die Centralgewalt ihre Wirksamkeit einstellte, ward Prinz A. von der preuß. Regierung zum Befehlshaber der preuß. Kriegsmarine ernannt. Seit 1850 ist er mit Therese Elsler, die zur Frau von Barnim ernannt würde, vermählt.

Adelbonden, freie Bauern im Holsteinischen; s. Freilansten.

Adelfors (Odelfors), das einzige Goldbergwerk Schwedens, in Småland, im Kirchspiel Alsheda, Statthalterschaft Jönköping, 4½ M. von Eckesjö, 1738 durch den Bergrath Swab entdeckt und seit 1739 bearbeitet, anfangs von der Krone und Privaten, später von der Krone allein. Die Bergart ist Glimmerschiefer, die Gangart dunkeler Quarz; das Gold findet sich gediegen und in Verbindung mit Eisen und Schwefel, aber sparsam. Die Gänge halten überhaupt, die verdruckten Stellen ungerechnet, 8—10 Loth Gold auf den Kubikfaden. Seit 1791 war durch Swab die Amalgamation statt des Schmelzprozesses eingeführt. Von 1741—1773 wurden aus hier gewonnenem Golde 12,000 Dukaten geschlagen. Jetzt ist das Werk so gut wie verlassen.

Adelgis (Adalgis, Adalchis, Agisus, d. i. der adelige Held), Theodor bei den Byzantinern, Theodatus bei den Neulateinern genannt, Sohn des letzten Longobarden-Königs Desiderius und seit 759 dessen Mitregent. Der kriegerische starke Jüngling begleitete seinen Vater in allen Zügen und war gewohnt, mit einer eisernen Stange, die er in der gewaltigen Faust führte, darein zu schlagen. Als Karl d. Gr. das Lombardenreich mit seinen Schaaren überschwemmte, floh A., nach tapferer Gegenwehr, um der fränk. Gefangenschaft zu entgehen, nach Byzanz, und sann hier, wohl aufgenommen und mit den Titeln eines longob. Königs, röm. Patriciers und Statthalters von Sicilien geschmückt, auf Rache und Wiedererlangung des verlornen Besitzes. Er hintertrieb die Verheirathung erst der Tochter Karls mit dem jungen griechischen Kaiser, dann Karls selbst mit der Wittwe Irene, verabredete mit seinen Schwägern Tassilo von Bayern und Aragis von Benevent und den longob. Herzögen Hildebrand von Spoleto und Rodgaut einen plötzlichen Aufstand in ganz Italien, wobei zugleich Hunnen, Wenden und Sachsen losbrechen sollten und A. selbst mit einer griech. Flotte in Italien landen wollte. Karls Wachsamkeit und Tapferkeit vereitelte die Ausführung des kühnen Planes. A. wurde, nachdem die andern Bundesgenossen vertilgt oder unschädlich gemacht waren, in Kalabrien geschlagen und † 789 den Heldentod auf dem Kampfplatze.

Adelgunde, heilige Jungfrau aus fränkischem Königsgeschlecht, wurde 630 im Hennegau geboren. Nach dem Tode ihrer Aeltern nahm sie 661 den Schleier, indem sie das Frauenkloster Maubeuge an der Sambre stiftete, dessen erste Aebtissin sie ward. Eine langwierige krebsartige Krankheit machte am 30. Jan. 680 ihrem Leben ein Ende.

Adelhausen, 1) badisches Pfarrdorf in der Nähe von Freiburg, geschichtlich merkwürdig durch das früher hier bestehende Nonnenkloster, eine Stiftung der Schwester König Rudolfs von Habsburg, Kunigunde, welche hier 1250 †. Es wurde 1677 durch die Franzosen zerstört und später (1794) nach Freiburg in die Stephansvorstadt verlegt. — 2) Dorf im badischen Bezirksamt Schopfheim, auf einem hohen Vorhügel des Schwarzwaldes, mit 390 Einw. In der Flurmarkung trifft man zahllose Versteinerungen oder Abdrücke von Meer-

schnecken u. Meermuscheln, ferner einen weißlichen, halbdurchsichtigen und harten Chalcedon, den man zu Feuersteinen benutzt, und Heidengräber.

Adelheid (franz. Adelaïde), 1) die Heilige, Tochter Rudolfs II. von Burgund und Bertha's, einer Tochter Burchards in Schwaben, ward 933 geboren und 947 mit Lothar, dem Könige von Italien, vermählt. Nach dessen baldigem Tode warb Berengar II., der wahrscheinliche Mörder Lothars, vergeblich um A.s Hand. Sie floh zu Kaiser Otto I., der die Bedrängte schützte und sie zum Weibe nahm (951). A. ward Mutter Otto's II. und Großmutter Otto's III. Aus der ersten Ehe hatte sie die Prinzessin Emma, aus der zweiten außer Otto noch Bruno und Adelheid. Keine Frau hat je einen größern Einfluß auf das Wohl des deutschen Reichs ausgeübt, als zu ihrer Zeit A., die fast ein halbes Jahrh. hindurch den thätigsten und unmittelbarsten Antheil an allen wichtigen Angelegenheiten desselben nahm. Sie † den 16. (20.) Dec. 999.

2) Madame de France, ältere Tochter Ludwigs XV., Tante Ludwigs XVI., geboren zu Versailles den 5. Mai 1732, eine der edelsten und reinsten Erscheinungen am französischen Hofe. Unter Ludwig XV. stand sie völlig erhaben über allen Intriguen, die unter ihren Augen gespielt wurden; unter Ludwig XVI. sah sie sich einige Male gedrungen, die verderblichen Maßregeln Calonne's offen zu tadeln. Leider befolgte man ihre weisen Rathschläge nicht, und bald brach die Revolution los. Um ihren Schrecknissen fern zu seyn, begab sie sich mit ihrer Schwester Viktorie 1791 nach Rom. Allgemein verehrt lebten beide Damen hier bis 1799, wo sie die Fortschritte der franz. Armee nöthigten, Italien zu verlassen. Ueber Neapel u. Corfu flüchteten sie sich nach Triest. Hier starb Viktorie noch 1799; ihr folgte 9 Monate später, in den ersten Monaten 1800 die Schwester.

3) A. Eugène Luise von Bourbon, Prinzessin von Orleans, Schwester des Königs Ludwig Philipp, den 23. August 1777 geboren, war eine ebenso durch Klarheit des Geistes wie durch seltene Herzensgüte ausgezeichnete Dame, deren Erzieher die berühmte Genlis und dasselbe wechselvolle Schicksal waren, welches ihren Bruder groß machte. Sie befand sich eben mit ihrer Erzieherin zu London, um von da in die Bäder von Bath zu gehen, als das Emigrantengesetz vom 20. Okt. 1792 auch ihr, dem 15jährigen Mädchen, die Rückkehr nach Frankreich unmöglich machte. Tournai, St. Amand, Bremgarten in der Schweiz, wo sie ein Jahr unter dem Namen einer Mademoiselle Stuart, die Genlis unter dem einer Madame Lenor bei den Klarissinnen verlebte, Freiburg, wo sie wieder, auf Veranstaltung ihrer Tante, der Prinzessin Conti, zwei Jahre im Schutz eines Klosters zubrachte, später Bayern, Ungarn, Malta u. a. O., waren die wechselnden Asyle, welche die Prinzessin bis zu dem Tage herbergten, wo sie, 1814, mit ihrer ganzen Familie nach Frankreich zurückkehrte. Mit der Julirevolution trat ihr Verhältniß zum Könige deutlicher hervor, und man wußte jetzt, daß sie ihm zugleich Freundin und Schwester war, von deren hohen Verstandesgaben der König stets Gebrauch machte, weshalb man sie auch wohl die Egeria Ludwig Philipps genannt hat. So lange sie lebte, war sie stets die erste Person, welche das Arbeitskabinet des Königs betrat, und dieser berieth nie eine schwierige Frage, unterzeichnete nie ein wichtiges Dokument, ohne sie um Rath zu fragen. Sie ward ihm am 31. Dec. 1847 durch den Tod entrissen.

Adelheidsquelle, durch seinen Jodgehalt ausgezeichnetes Mineralwasser, das im Dorfe Heilbrunn, 8 Meilen von München, quillt und namentlich gegen Kröpfe, auch gegen andere Drüsenanschwellungen, Eierstocks- und Gebärmutterkrankheiten ꝛc. Vortreffliches leistet. Sie war schon in alten Zeiten bekannt. Im J. 955 von den Avaren zerstört, ward der Brunnen 1059 durch die Klosterherren zu Benediktbeuren wieder aufgesucht. Neuerdings kam die Quelle durch Wetzlers Schrift: „Die jod- und bromhaltige A. zu Heilbrunn" (4. Aufl., Augsb. 1843) in Ruf. Ihren Namen verdankt sie der Gemahlin des Kurfürsten Ferdinand von Bayern.

Adelholzerbad, Mineralquellen in der Gegend von Adelholzen in Oberbayern, Landger. Traunstein, in der Nähe von Traunstein u. dem Chiemsee, welche, nach Graf, zu der Klasse der schwefelwasserstoffhaltigen Seifenwasser gehören, als wesentliche Bestandtheile kohlensaure Kalk- und Talkerde, salzs. und kohlens. Natron, wenig schwefels. Kalk- und Talkerde, Eisen, kohlens. Gas und Schwefelwasserstoffgas enthalten und gegen Gicht, Rheumatismen, Lähmungen, chronische Hautausschläge empfohlen werden.

Adelmann von Adelmannsfelden, altes schwäbisches Adelsgeschlecht, seit dem 14. Jahrh. am linken Ufer des Kocher ansäßig, wo die Familie, nachdem sie die Stammburg Adelmannsfelden verlassen, die Besitzungen der Ritter von Nippenburg und Schechingen erwarb. Das Geschlecht hat mehre bedeutende Bischöfe und Gelehrte hervorgebracht. Schon 882 war ein A. Bischof von Augsburg. Ein anderer, seit 1048 Bischof von Brescia, ist als Theilnehmer am berengarischen Streite und Verfasser der „Rhythmi alphabetici de viris illustribus sui temporis" (bei Mabillon) bekannt. Zur Zeit der Reformation zeichneten sich aus die gelehrten Brüder Bernhard (geb. 1457, † 1523) und Konrad († 1547), beide Kanonici zu Eichstädt und Augsburg und thätige Beförderer der aufblühenden Wissenschaften, wie der Glaubensfreiheit. Joseph Anselm, kurwürtembergischer Geh.-Rath u. Ritterhauptmann († 1805), erwarb 1790 seinem Hause die reichsgräfliche Würde.

Adelsberg, österreich. Kreis im Königreich Illyrien, grenzt östlich an die Kreise Laibach und Neustädtl, südlich an Istrien, westlich an Görz und nördlich an den laibacher Kreis und hat eine Oberfläche von 42, 31 □M. mit 91,000 Einw., welche in 2 Städten, 6 Märkten, 421 Dörfern ꝛc. wohnen. Der Kreis besteht aus Berg- und Thalgegend, hat ziemlich bedeutende Höhen, aber wenig Flüsse, ist dagegen reich an Naturmerkwürdigkeiten, von denen wir den Zirknitzer-See (s. d.) und die berühmte Adelsberger Höhle nennen. Der Eingang zu derselben liegt eine Viertelstunde von dem Marktflecken A. an der westlichen Seite des Berges. Sie ist durch eine hölzerne Thüre verschlossen, neben welcher links der kleine Fluß Poigk oder Piuka

sich durch ein breites Loch mit großem Getöse in die Höhle stürzt. Sie theilt sich in die 143 Klaftern lange alte Grotte, welche schon seit Jahrhunderten bekannt ist, u. in die neue Grotte, die jenseits des Baches beginnt, 1816 entdeckt wurde und 1425 Klaftern mißt. Namentlich die letztere weist die interessantesten Stalaktiten auf, allerlei abenteuerliche Gestalten, einen im Sturz erstarrten Wasserfall, Säulen, Palmbäume, andere Bäume, alle möglichen thierischen und menschlichen Formen; das Zarteste aber ist der „Vorhang", eine halbdurchsichtige Wand, so weiß und fein, mit so sauberen Falten, als sie nur immer die Kunst erzeugen könnte. Eine der großen Wölbungen gleicht einem aus weißem Marmor erbauten gothischen Dom mit Altar, Kanzel und Orgel, eine andere heißt der „Turniersaal", in dem sich an einem bestimmten Tage das Landvolk versammelt und einen großen Ball hält. Der weiteste Punkt, wohin man die Reisenden gewöhnlich führt, ist der sogen. „Kalvarienberg", ein Hügel und darauf drei Gestalten, die wie Christus am Kreuz und die beiden Schächer aussehen. Die Grotte endet in zwei Gängen, deren einer zu einem See führt, jenseits desselben sich wahrscheinlich neue Naturwunder befinden. In diesen unterirdischen Gewässern lebt der Proteus anguinus, ein sonderbares Thier, halb Fisch, halb Eidechse, nur etwa eine Spanne lang, mit weißer, fast durchsichtiger Haut. Ein Nebengang ist die Johannisgrotte. Eine Stunde von A. liegt die ebenfalls durch ihre Stalaktiten merkwürdige Magdalenengrotte.

Adelsheim (Adolzheim, auch ehedem Adolfsheim), Bezirksamt im badischen Unter-Rhein-Kreise, hat auf 4,75 □M. 17 Gemeinden, 14,000 Einw. Die gleichnamige Stadt und Amtsitz des Bezirksamtes, am Zusammenfluß des Kernau- und des Seckbaches, mit 1300 Einw., welche Ackerbau, Viehzucht und Handwerke treiben, ist alt und eine grundherrliche Besitzung der Freiherren von A. Der Ritter Poppo von Dürn erstand das Schloß A. und nannte sich nach demselben. Seitdem entstand wahrscheinlich der Ort, dem Kaiser Karl IV. das Stadtrecht gab. Vormals war es ein fürstlich würtembergisches, jetzt ein großherzogliches Lehen und der Sitz eines grundherrlichen Justizamtes und Physikats. Die grundherrliche Familie besteht aus 3 Linien, wovon jede ihr eigenes Schloß A. besitzt. Die Centgerichtsbarkeit gehört nach Burken.

Adelskette, ein Verein von Mitgliedern des hohen Adels, namentlich der Mediatisirten, der auf dem wiener Kongresse zur Vertheidigung seiner Standesinteressen zusammentrat. Nach ihrem (jedoch ohne Namensunterschriften veröffentlichten) Programme sollte die Gesellschaft ein Verein für die sittliche und wissenschaftliche Bildung des Adels seyn, welcher an Bildung allen andern Ständen Deutschlands vorangehen müsse, daher sich denn die Kette besonders der Erziehung der jungen Adeligen anzunehmen habe. Von Zeit zu Zeit sollten Versammlungen der Mitglieder Statt finden; auch sollte der Verein nach geograph. Bezirken in kleinere Gesellschaften zerfallen 2c. Daß die A. noch gegenwärtig fortbestehe, wird zwar bisweilen behauptet, doch ist nie etwas Bestimmtes darüber bekannt geworden.

Adelstan (Athelstan, Aethestan, d. i. der Edelste), 8. König der Angelsachsen, Eduard des Aeltern Sohn erster Ehe, regierte von 925 — 941. Seine glorreiche Regierung ward nur in den letzten Jahren mit dem Segen des Friedens gekrönt. Fast 15 J. hindurch hatte A. gegen immer von Neuem sich erhebende Feinde zu kämpfen. Der Dänenkönig Ingualb u. Sitbrik, König von Northumberland, später des letztern Söhne, Anlaff und Guthfert, lagen gegen ihn zu Felde. A.s Tapferkeit und Weisheit vereitelte ihre Pläne. Am denkwürdigsten ist der Kampf, welcher 938 in den Ebenen von Bromfeld entschieden wurde. Die Altbriten in Wales unterwarfen sich bald nachher; die in Exeter nöthigte A., nach Cornwall auszuwandern und die Flüsse Tamara und Vaga als Völkerscheide anzuerkennen. Die folgenden Jahre des Friedens zeigen uns den heimgekehrten Kriegshelden als weisen Gesetzgeber und Volksbildner. Seine Gesetze liegen uns in 3 Büchern vor, von denen das erste die von A. verbesserten alten Gesetze, das 2. die neuen von ihm gegebenen, das 3. Vorschriften für die Geistlichen enthält. Gleichzeitig ließ A. die Bibel aus dem Urtexte ins Angelsächsische übersetzen. Die mächtigsten Fürsten des Kontinents suchten A.s Freundschaft. Kön. Heinrich I. von Deutschland und Hugo, König der Franken, warben für ihre Söhne, Ludwig, Fürst von Aquitanien, für sich um die Hand seiner Schwestern.

Adelsverbindungen, Verbindungen Adeliger unter sich für Zwecke des Adels als solchen, erst in neuerer Zeit entstanden, wo der Adel gefährdet war und durch die Umgestaltung politischer und socialer Verhältnisse äußerlich zu verschwinden schien. Eine solche Adelsverbindung im eigentlichen Sinne war die sogenannte Adelskette (s. d.). Nüchterner und praktischer waren die Tendenzen einer in den vierziger Jahren von Schlesien aus bezweckten Adelsunion, welche unter Anderm auch die Verheirathung mit reichen Bürgerlichen in den Kreis ihrer Hebungsmittel nahm, aber wie jene Adelskette ein todtgebornes Kind blieb. Die älteren Ritterbünde gehören nicht hierher, da dieselben andere Zwecke, als Bevorzugungen ihres speciellen Standes, verfolgten.

Adelung, 1) Johann Christoph, gründlicher Sprachforscher von ächtem deutschen Fleiße, am 8. Aug. 1702 in dem Dorfe Spantekow bei Anklam geboren, erhielt seine Schulbildung daselbst und zu Klosterbergen und studirte dann Theologie zu Halle. Im J. 1759 wurde er Professor am evangelischen Gymnasium zu Erfurt, gab aber sein Amt auf und erwarb sich in Leipzig mit Korrekturen mühsam seinen Unterhalt. In diese Zeit fällt der Wendepunkt seines Lebens. Er wendete sich vorzugsweise dem Studium der Muttersprache zu. Schon längst war von verschiedenen Gelehrten ihre Reinigung von dem Fremden und ihre Weiterbildung versucht und angestrebt worden, bis es A. gelang, hierin mit Entschiedenheit Größeres zu vollenden. Was Gottsched begonnen, blieb A. zur Ausführung übrig. Ohne fremde Hülfe unternahm er das Werk u. 1774 erschien folgende Schrift: „Versuch eines vollständigen grammatisch-kritischen Wörterbuchs der hochdeutschen Mundart" (1.—4. Th., Lpz. 1774—86). Er er-

klärte darin d. Wörter nach ihrer Etymologie, den verschiedenen Bedeutungen und syntaktischen Verbindungen, nach ihrer Aussprache u. Schreibung, und belegte das Gesagte mit Beispielen aus guten Schriftstellern. Durch Sammlung u. Sichtung des Materials wurde er zu Beobachtungen über die Struktur der Muttersprache geführt u. als Früchte derselben erschienen seine „Teutsche Sprachlehre für Schulen" (Berlin 1781) u. sein „Umständliches Lehrgebäude der teutschen Sprache" (Lpz. 1782, 2 Bände), seine Schrift „Ueber den teutschen Styl" (Berlin 1784), die „Vollständige Anweisung zur teutschen Orthographie" (Lpz. 1787, 2 Bände), und „Magazin für die teutsche Sprache" (Lpz. 1783). So rühmlichen und erfolgreichen Anstrengungen wurde die gerechte Würdigung der Zeitgenossen zu Theil. Er erhielt einen Ruf nach Berlin und einen nach Dresden, zog aber den letztern Ort vor und ging 1787 als Hofrath und Oberbibliothekar dahin ab. Auch auf dem Gebiete der Geschichte versuchte er sich von dieser Zeit an mit Glück, bis er sich wieder den Sprachstudien zuwandte. Sein letztes Werk war „Mithridates oder allgemeine Sprachenkunde" (Berl. 1806—1807, 4 Bde.), wovon er nur den ersten Theil vollendete. Der Tod endete am 10. Sept. 1806 sein rastlos thätiges Leben. Biederkeit der Gesinnung, schlichte Einfalt d. Sitten, eine mit mildem Ernst gepaarte Heiterkeit, sowie glühendes Gefühl für Recht und Wahrheit bezeichneten sein häusliches u. bürgerliches Leben und machen, wie seine großen literarischen Verdienste, sein Andenken unvergeßlich.

2) **Friedrich von**, gelehrter Sprach- und Geschichtsforscher, Neffe des Vorigen, den 25. Febr. 1768 zu Stettin geboren, studirte zu Leipzig Jurisprudenz und Philosophie und begleitete dann eine adelige Dame auf ihren Reisen durch Mittel- und Südeuropa. Als Frucht seines Aufenthaltes in Rom erschien seine „Nachricht von altdeutschen Gedichten" (Königsb. 1796), sowie die „Altdeutschen Gedichte in Rom" (das. 1799). Nach seiner Rückkehr ging er 1793 nach Riga und wurde 1796 Sekretär bei dem Kollegium der allgem. Fürsorge zu Mitau. Später finden wir ihn als Theilhaber eines Wechselgeschäfts in Petersburg, 1800 als Censor bei dem deutschen petersburger Theater, 1801 als dessen Direktor. Sein „Versuch einer Beschreibung des kurländischen Gouvernements" (Petersb. 1801) wurde auf Befehl des Kaisers Paul I. gedruckt. Kaiser Alexander ernannte ihn 1803 zum Instruktor seiner beiden jüngsten Brüder, der Großfürsten Nikolaus und Michael, und 1824 erhielt er die Stelle des Direktors des bei dem auswärtigen Ministerium befindlichen orientalischen Instituts. Er † den 30. Jan. 1843. Von seinen historischen Werken nennen wir sein „Leben der Freiherren von Herberstein und von Meierberg" (Petersb. 1808); eine seiner vorzüglichsten archäologischen Schriften ist: „Die korsunischen Thüren in der Kathedrale zur heil. Sophie in Nowogorod" (Berl. 1823). Unter seinen linguistischen Werken ist zu gedenken der „Bibliotheca sanscrita" (Petersb. 1837) und der „Uebersicht aller bekannten Sprachen und ihrer Dialekte" (das. 1820).

Adelwald (Adelwold, Adalvaldus, Ado ꝛc.), Sohn des Longobardenkönigs Agilulf u. der Theudelinde, nach des Vaters Tode König von 615 bis 624. A. anfangs unter der weisen Regentschaft seiner Mutter, entartete er später unter byzantinischem Einflusse zum blutgierigen Tyrannen u. wurde 624 abgesetzt; † 627. Unter seiner Regierung fand der römische Katholicismus unter den Longobarden viele Anhänger.

Ademtion (lat. ademtio), Wegnahme, Entziehung einer Sache; daher A. civitatis, Ausstoßung aus dem Staatsverbande, bürgerl. Tod; A. legatorum, Einziehung der Vermächtnisse; A. libertatis, Beraubung der Freiheit.

Aden, das Gibraltar des Ostens, Halbinsel auf der Südwestküste Arabiens, wovon das südlichste Vorgebirge das unter 45°9' östl. L. und 12°47' n. Br. gelegene Kap A. bildet. Sie ist ohne Zweifel vulkanischen Ursprungs, besteht großentheils in einer niedrigen, von Nordwesten nach Südosten streichenden Hügelkette u. umfaßt 18—20 engl. □Meilen. Im Nordwesten ist die Halbinsel vermittelst einer flachen, schmalen Landenge mit dem Hauptlande verbunden, wovon den Engländern nur 3 Meilen bis Chora Maksa, wo auf den Trümmern des sogen. türkischen Walles Festungswerke errichtet sind, gehören. Die **Stadt** A., auch nach dem benachbarten Vorgebirge Bab-el-Mandeb, d. i. Mandelspforte genannt, liegt in einem Thale, welches der Krater eines submarinen Vulkans gebildet hat, in einer öden, unfruchtbaren Gegend, wo kein Baum, kein Busch mit seinem Grün das Auge erfrischt. Dennoch und wohl seines herrlichen Klima's wegen, erhielt der Ort von den einheimischen Arabern den Namen A., Eden, das Paradies; der ältere Plinius kennt ihn unter dem Namen Athana; hier u. da wird er auch Arabia felix u. Emporium romanum (s. unten) genannt. A., wegen seines großen Handelsverkehrs seit den ältesten Zeiten berühmt, war zur Zeit der Besitznahme der Briten so sehr gesunken, daß es kaum noch 90 verfallene Häuser mit etwa 600 verarmten Einwohnern zählte, nahm aber mit jedem Jahre so reißend an Wohlstand und Einwohnern zu, daß die Stadt 1845 bereits mehr als 25,000 Seelen zählte, die sich jetzt bis auf etwa 40,000 vermehrt haben. Die Häuser A.s sind in einem gleichförmigen Baustyle aufgeführt; fast alle scheinen aus den Trümmern früherer umfangreicher Gebäude, die jetzt tief unter der Oberfläche des aufgehäuften Bodens begraben liegen, entstanden zu seyn, während in den Vorstädten die gebrechlichen Kadschanhütten der arabischen und Somauli-Bevölkerung den immer sich gleich bleibenden Anblick der tragbaren Lager der Wanderhorden geben.

Die Stadt A. war zur Zeit des Kaisers Konstantin als Handelsplatz so wichtig, daß sie Emporium romanum genannt wurde, und berühmt wegen ihrer uneinnehmbaren Befestigungen und ihrer anziehenden Häfen. Später hörten die Nachrichten von ihr auf, bis die Portugiesen den Weg um das Vorgebirge der guten Hoffnung fanden und in A. den wichtigsten Handelsplatz jener Gegenden kennen lernten. Es vermittelte damals den Verkehr zwischen Morgenland u. Abendland und war das Stelldichein zwischen den türkischen, arabischen und indischen Kaufleuten; selbst

die Chinesen standen mit ihm in unmittelbarem Verkehr. Marco Polo und andere Reisende des Mittelalters wissen nicht genug von den Reichthümern und dem Glanze dieser Stadt zu erzählen, die nicht weniger als 360 Moscheen u. über 80,000 Bewohner hatte. Diese Wichtigkeit machte sie zum Gegenstande hartnäckiger Kämpfe zwischen Türken und Portugiesen, bis die Araber endlich 1730 obsiegten. A. wurde nun ein Schlupfwinkel für die seeräuberischen Horden der Wüste. Dies und eine erbärmliche Verwaltung brachten es dahin, daß die fremden Kaufleute auswanderten, worauf A. zu einem traurigen Dorfe herabsank. Alte verfallene Festungswerke u. eine ebenfalls in Trümmern liegende Wasserleitung aus der türkischen Zeit zeugen allein noch von dem alten Glanze. Nachdem während der großen Kämpfe gegen das revolutionäre Frankreich England seine ostindischen Besitzungen abgerundet und die Uebermacht zur See errungen hatte, warf es seine Blicke auch auf A., das durch seine Lage trefflich geeignet ist, im rothen Meere dasselbe zu werden, was Helgoland in der Nordsee, St. Helena im atlantischen Meere, Gibraltar u. Malta im Mittelmeere sind. Der jetzt wieder auftauchende Plan, die Landenge von Suez zu durchschneiden und dem Verkehr auf dem rothen Meere durch Dampfschifffahrt einen neuen Aufschwung zu geben, vermehrte die Wichtigkeit des Orts bedeutend. Der Zufall fügte es, daß britische Unterthanen bei A. Schiffbruch litten und von den Bewohnern ihrer Habe beraubt und sonst mißhandelt wurden. Die englisch-ostindische Gesellschaft forderte Ersatz und im Laufe der Verhandlung auch Abtretung des Hafens. Der Sultan von Lahusch, Mohammed-Hussein, damals Eigenthümer der Stadt, ein alter, schwacher, habsüchtiger Mann, willigte anfangs in die Abtretung, wollte aber aus Furcht vor den benachbarten Stämmen sein Wort zurücknehmen, worauf die Engländer die Stadt blockirten und sie am 9. Jan. 1839 mit Sturm nahmen. Seitdem ist A. in englischen Händen geblieben; der Sultan bekommt einen jährlichen Tribut von 87,000 Gulden. Eine starke britische Besatzung weist alle Angriffe der Araber mit leichter Mühe zurück. Für die Wissenschaft hat die Eroberung A.s ebenfalls Ausbeute gebracht; man hat nämlich daselbst himjaritische Inschriften entdeckt, die von den europäischen Orientalisten gelesen und erklärt worden sind.

Adenandra, Pflanzengattung aus der Familie der Diosmeen, zierliche, immergrüne Sträucher von aromatischem Geruche, auf dem Kap, mit 5theiligem Kelch, 5 im Kelche befestigten Kronenblättern und 10 Staubgefäßen, wovon 5 unfruchtbar. Mehre der 22 Arten, wie A. amoena *Lodd.*, A. fragrans *Roem.* et *Schult.*, A. umbellata *Willd.*, werden als Zierpflanzen kultivirt.

Adenanthera, Pflanzengattung aus der natürlichen Klasse der Leguminosen, charakterisirt durch 5 Blumenblätter, 10 Staubfäden, die an der Spitze Drüsen und an der Seite Staubbeutel tragen, häutige Hülse mit mehren Samen. Sprengel kennt 3 Arten. Die bekannteste, A. pavonia (Condori, Mandschadi, Drüsenblume, bei den Engländern Flowerfence), ein Baum mit gefiedertem glattem Laube, den Akacien nicht unähnlich, trägt gelbe Blumen. Sein schönrother Samen wird wie Korallen getragen. Das Vaterland der Pflanze ist Ostindien. In unsern Treibhäusern wird sie aus indischen Samen gezogen, aber nur selten zu Blüthe gebracht.

Adenez (le Roi), französischer Troubadour im 13. Jahrhundert, in Diensten des Herzogs Heinrichs von Brabant, Verfasser des Romans Cleomades und Bertin.

Adenochirapsologie, die Lehre von dem vermeintlichen Vermögen mancher Menschen (wie der Könige von England), Kröpfe durch Berührung mit der Hand zu heilen.

Adepten, sonst Diejenigen, die aus rohen Stoffen Gold machen wollten, oder den Stein der Weisen suchten, auch Diejenigen, die ein Mittel zur Verlängerung und unveränderten Fortdauer des menschlichen Körpers zu finden trachteten. Paracelsus, sein Schüler Helmontius und ihre Jünger nannten sich A., weil sie eine besondere Wissenschaft durch göttliche Offenbarung erlangt zu haben meinten. In der Freimaurerei ist Adept der 28. Grad des aus Amerika nach Frankreich eingeführten sogen. altenglischen Systems, unter dem Namen: souverainer Prinz-Adept, Chef des Großkonsistoriums und der 23. Grad des Conseil des Empereurs d'Orient et d'Occident in Paris.

Ader, ein Gefäß (vas), es sey dies nun entweder eine Blutader (Vene), oder Pulsader, Arterie oder Saugader, im gemeinen Leben aber gewöhnlich eine Blutader oder Vene, s. Blutgefäße. In der Geologie nennt man A.n die laufenden Lagen oder Streifen einer gewissen Stein- oder Erzart Auch nasse Stellen, die sich in längern Zügen über die Felder ausdehnen, heißen A.n, Wasseradern.

Aderbeidschan (Aderbitschan, Adherbischan, Aderbaizgan, Aserbeidschan, Atropatia, Atungan, d. h. Feuerland), eine der bevölkertsten Provinzen des persischen Reichs, ein Hochland, im Norden von Chusistan, mit der es eine Statthalterschaft ausmacht. Der Boden von A. ist bergig, holzarm, von wenigen Flüssen (Aras und Sefidrud und vom See Urmia oder Maregha) bewässert, dagegen an Flora und Fauna, besonders an wohlduftenden Blumen, an Getreide, Gartengewächsen, Obst, Wein, Gummi, Zucker, so wie an guten Pferden, Rindern, Antilopen ungemein reich. Die Industrie ist in mehren Städten groß, namentlich die Fabrikation von Leder-, Seiden- und Goldwaaren. Mit diesen, wie mit Landesprodukten, wird bedeutender Karavanenhandel getrieben. Die Einwohner sind meist Turkomanen (Tadschick, Truchmenen, Affscharen), dann Perser, Armenier, Juden. Trotz der zahlreichen turkomanischen Bevölkerung trägt doch mehr und mehr der persische Stamm und persische Bildung den Sieg über turkomanische Rohheit davon. Die Landschaft umfaßt auf 1431 □Meilen gegen 1,600,000 Einwohner. Die bedeutendsten Städte sind: Tebris oder Tauris (Hauptstadt), Udjan, Maragha, Ahar, Ardebil, Khoi, Selmas, Urmiah, Sabalag.

Aderlaß (lat. venaesectio, phlebotomia, fr.

saignée, phlebotomie, engl. venaesection, ital. salasso), die chirurgische Operation, vermittelst welcher eine Oeffnung in eine Vene gemacht wird, um Blut zu entziehen. Dieses wichtige Heilmittel war schon in den ältesten Zeiten bekannt und wurde an verschiedenen Venen angestellt. Jetzt nimmt man dazu in der Regel die Blutadern am Arme, am Fuße, an der Hand und am Halse. Gewöhnlich stellt man den A. im Armgelenke an, weil hier 4 starke Venen, welche aus der Vereinigung aller Venen der Finger, der Hand und des Vorderarmes gebildet werden, nämlich die Vena mediana basilica und cubitalis dicht unter der Haut liegen. Man läßt dem Kranken, wenn er nicht zu schwach ist, oder Ohnmacht bewirkt werden soll, in sitzender Stellung, ist er aber zu schwach, oder soll die Ohnmacht vermieden werden, in liegender Stellung zur Ader. Einige Querfinger breit über der Armbuge legt man eine Binde dem ausgestreckten Arme an, damit durch den Druck die Venen stärker hervortreten, läßt den Kranken dann die Hand an die Hüfte des Wundarztes legen, streicht das Blut in der Vene einige Male von unten nach oben und sticht dann mit der Lancette ein. Sobald das Blut hervorspritzt, wird der Arm unterstützt, und das Hervorströmen des Blutes, wenn es etwa stockt, durch Bewegung der Finger 2c. wieder in Gang gebracht. Ist die gehörige Menge Bluts gelassen, welche nach den Umständen von 2 Unzen bis zu einem Pfunde und darüber variirt, so wird die Aderlaßbinde abgenommen, die Wunde mit einem feuchten Schwamme gereinigt und mit einer Kompresse bedeckt, welche mit einer Binde befestigt wird. Nach geschehener Operation empfiehlt man dem Kranken, den Arm ruhig zu halten. Der A. wird jetzt nur mit der Lancette gemacht, weil der Aderlaßschnepper zu unsicher ist, zu tief, oder zu oberflächlich einschlägt 2c. Sollte während der Operation die Armaterie verletzt werden, so erkennt man dies an dem in einem Bogen hervorspritzenden arteriellen Blute, welches durch Lösung der Aderlaßbinde nicht gehemmt wird. In diesem Falle muß dann die Armschlagader komprimirt werden. Den Verband läßt man 3 bis 4 Tage liegen. Die üblen Zufälle, welche eintreten können, sind Blutung, Entzündung und Eiterung, Venenentzündung, heftige Schmerzen, wenn die Nerven verletzt sind. Der A. am Fuße wird nach dem A. am Arme am häufigsten angestellt und wird vorgezogen, wenn das Blut nach den untern Theilen abgeleitet werden soll, bei unterdrückter Menstruation, Kopfaffektion u. s. w. Er ist jedoch schwieriger, weil die Venen kleiner sind und nicht so gut anschwellen, weshalb man den Fuß in ein Gefäß mit warmem Wasser setzen läßt; auch kann die Quantität des wegzulassenden Blutes nicht gehörig bestimmt werden. Gewöhnlich wählt man die Vena saphena und macht die Operation ebenso wie am Arme. An der Hand nimmt man den A. vor, wenn die Venen in der Armbuge wegen zu großer Wohlbeleibtheit des Kranken nicht gefunden werden können. Der A. am Halse, wozu man die Jugularvene wählt, wird selten und nur in dringenden Fällen bei Apoplexie, Hirnentzündung u. s. w. gemacht, um das Gehirn schnell vom Blute zu entleeren. Nach dem A. entsteht ein leichter, örtlicher Schmerz und eine Reizung, welche bald verschwinden. Bald nachher wird der Puls langsamer und weicher, der Mund wird trocken, der Kranke klagt über Durst, die Haut wird feucht, das Gesicht blaß, es entstehen die Zeichen der Schwäche, welche wohl in Kälte der Extremitäten und Ohnmacht übergehen. Der A. entzieht dem Körper den wichtigsten Lebensreiz, das Blut, vermindert die Menge der Säfte und ist also das am stärksten entzündungswidrig wirkende Mittel. Der Grad der schwächenden Wirkung wird von der Menge des ausgeleerten Blutes, der Größe der Vene, ihrer nähern oder entferntern Lage vom Herzen und der Schnelligkeit der Ausleerung bestimmt. Die Anzeichen zum Aderlasse sind: der höchste Grad der Entzündung, inflammatorische Fieber, Entzündung des Gehirnes, der Lunge und überhaupt aller wichtigen Organe, sodann auch allgemeine oder örtliche Plethora, sobald sie Gefahr droht, ferner als Ableitungsmittel bei nicht zu stillenden Blutungen. — Kein Mittel wird mehr von Laien mißbraucht, als der A., und doch gehört er, wie **Hufeland** sagt, zu den Heroen der Heilkunst, die dem Menschen das Leben retten, ihn aber auch in langwieriges Siechthum stürzen, ja den unvermeidlichen Tod nach sich ziehen können, wenn er zur unrechten Zeit und am ungeeigneten Orte angewendet wird. Und doch gibt es Menschen, die ihr Blut, diesen edlen Lebenssaft, mit einer Gleichgültigkeit und einem Leichtsinn verspritzen, als gelte es einer Lustpartie und bei den geringfügigsten Veranlassungen, bei Andrang vom Blut nach dem Kopf, Blutwallung, Gliederreißen u. s. w. zu diesem Mittel greifen, wo gewiß andere, weniger heroische und mildere Heilmittel ihre Hülfe nicht versagt haben würden. Die scheinbare Erleichterung, die gewöhnlich der Anwendung desselben folgt, bestärkt sie leider in dem Wahn, den rechten Weg eingeschlagen zu haben. Aber sie bedenken nicht, daß die Natur nicht nur das verlorne Blut bald wieder ersetzt, sondern, gleichsam dazu genöthigt, einen größeren Vorrath desselben herbeischafft, der dann nach längerer od. kürzerer Zeit wieder künstl. entzogen werden muß, und das Aderlassen zur Gewohnheit macht. Das neu erzeugte Blut aber verliert besonders mit zunehmenden Jahren seine gesunde Beschaffenheit, es wird qualitativ schlechter und tritt nun in vielen Fällen als Krankheitsursache auf. Aus diesen kurzen Andeutungen folgt von selbst die zu beherzigende Regel: nie und unter keinerlei Umständen einen A. ohne Zuziehung eines Arztes vornehmen zu lassen. Bei **Pferden, Rindvieh, Schafen** und **Ziegen** wird am besten die Ader am Halse geöffnet. Die Stelle wird zuvor von Haaren möglichst gereinigt und die Ader etwas unterhalb der beabsichtigten Oeffnung unterbunden, indem man um den Hals einen Strick legt oder wenigstens mit dem Finger andrückt, um stärker hervorzutreten. Bei Schafen läßt man auch, wenn man einen geringern Abzug an Blut beabsichtigt, an der Stirn, über oder unter dem Auge, am Schwanze, am Fuße und an der Kinnlade zur Ader. Bei **Schweinen** macht man in das Ohr, da, wo es an den Kopf anstößt, einen Schnitt, so daß eine oder einige der dort sichtbaren Blutadern quer durchschnitten werden, und läßt die

Wunde bluten, so lange sie will, oder man macht einen, etwa 1 Zoll langen, Einschnitt in dem mittleren Theile des einen oder auch beider Ohren von dem untern (hintern) Rande an nach der Spitze zu. Auch kann man durch Wegschneidung eines Stückes vom Schwanze Ader lassen, worauf man die Wunde, nachdem sie zu bluten aufgehört hat, mit Fett oder Oel bestreicht. Bei **Hunden** wird gewöhnlich die Halsader, aber auch die Ader unter der Zunge oder unter dem Schwanze geöffnet, nachdem im erstern Falle die Haare weggeschnitten und die Ader durch Andrücken &c. zum Anschwellen gebracht ist. Als Werkzeuge beim A. gebraucht man die Fliete, den Schnäpper, die Scheere, Lancette &c. Den Pferden läßt man höchstens 6 bis 8, gewöhnlich nur 3 bis 5 Pfund Blut; dem Rindvieh bei einem starken Aderlaß 5 Pfd., gewöhnlich nur halb so viel weg, und wiederholt lieber den A.; den Schafen 4 bis 12 Loth, je nach der Größe und dem Alter; einem kleinen Hunde 4—5 Loth, einem großen $^1/_4$—$^1/_2$ Pfund. Das Aufhören des Blutens wird durch das Zusammenstecken der beiden Wundlippen mittelst einer Nadel bewirkt. A. **Bäumen** nennt man das Aufritzen der harten Rinde, um dem durch sie eingeengten Stamme ein gedeihlicheres Wachsthum zu verschaffen. Man wendet es bei Stämmen an, die unverhältnißmäßig dünn und spindelig bleiben, und weitausfahrende Aeste haben, namentlich bei borsdorfer Aepfelbäumen. Man ritzt an einem sonnenhellen Tage mit einem feinen Messer die Rinde des Baumes von der Krone bis zur Wurzel an 1, 2 oder 3 Stellen, doch so, daß der Schnitt nicht bis auf's Holz, sondern nur bis zur Hälfte der Rinde eindringt. Wollte man tiefer schneiden, so würde nachher zum großen Nachtheil des Baumes die Rinde bis auf's Holz hinein aufklaffen. Ebenso sollen die Schnitte auch nicht auf der Morgen- und Mittagsseite, sondern auf der Nord- oder Abendseite geschehen. Manche Pomologen, z. B. Noisette, halten indeß die ganze Operation für mehr schädlich als nützlich. Auch das **Durchkeilen der Herzwurzel** wird A. genannt. Man räumt bei unfruchtbaren Obstbäumen die Erde so weit weg, bis man zur Herz- oder Hauptwurzel gelangt, schlägt einen Keil von festem Holz in den Spalt, verschmiert die Wunde mit Baumwachs oder Schafmist und bedeckt alles mit guter Erde. Die Operation ist aber so gefährlich, daß sie nur an Bäumen angewendet werden darf, von denen man außerdem gar keinen Gewinn hat; denn die meisten gehen nachher ein, und nur einzelne werden wirklich tragbarer.

Adersbacher Felsenlabyrinth, eine merkwürdige Sandstein-Felsengruppe in Böhmen, dicht an dem Dorfe Adersbach im königsgräzer Kreis. Es ist dies der merkwürdige Theil jenes mächtigen Sandsteinflötzes, das sich am Südfuß der Sudeten lagert, mehr oder minder zu Tage kommt und mit dem Heuscheuergebirg seine größte Höhe erreicht. Bei Adersbach tritt das Flötz als ein Sandfelswald voll Wundergestalten auf, die bei der niedern Lage des zu Tage gekommenen Sandsteins vielleicht allmählig durch gewaltige Fluthen entstanden und wobei neben Neptun auch Vulkan seinen Antheil an dem Bildungsprozeß haben mag. Die Felsen dieses Labyrinths stehen aufrecht neben einander, durch kleinere oder größere Klüfte getrennt; die meisten sind 100 Fuß und darüber hoch und in Formen verschieden. Einige haben die Gestalt von Pfeilern, andere gleichen Kegeln, andere großartigen abgehobelten Tafeln, andere nach oben gekrümmten Säulen und Thürmen. Auf der Wiese, wo das Brunnenkreßwasser der Meta zufließt, noch außerhalb der engen, kühlen pflanzenreichen Felsenschlucht, steht der umgekehrte Zuckerhut, ein kegelförmiger Felsenblock, 50 Fuß hoch, dessen breite Fläche oben und dessen Spitze im Brunnen steht. Die Felsenschlucht selbst ist durch eine Thür verschlossen, die der Führer, denn die Wundernatur ist verpachtet, gegen 15 Kreuzer öffnet. Im Innern sind die sonderbaren Sandsteingestalten benannt. Der breslauer Elisabeththurm ist der größte unter den Kolossen. Ein Wasserfall und noch tiefer im Innern der Schlucht die Ruinen des Schlosses Adersbach, eigentlich Eberhardsbach, sind das Ziel der Wanderer. Die finstern Gänge dieses Labyrinths, unter ihnen zunächst der finstere Graben, waren in den Zeiten des Hussiten- und des 30jährigen Krieges ein Zufluchtsort für die Umwohner.

Adhäsion, mit der Kohäsion (s. d.) verwandt, die Anziehung, welche zwei verschiedene oder getrennte Körper auf einander äußern, wenn ihre Oberflächen an hinreichend vielen Punkten mit einander in Berührung gebracht werden. Sie äußert sich schon bei festen Körpern, wenn diese mit ganz glatt geschliffenen Flächen über einander gelegt werden, z. B. bei dem Zusammenhalten geschliffener Marmorplatten, Glasplatten u. dgl., so lange man nicht Bindemittel zwischen sie bringt, welche nach und nach erhärten, in welchem Falle diese Erscheinung mehr zur Kohäsion flüssiger Körper an festen Körpern gehören würde. Das Zusammenhängen des Staubes aber an lothrechten Wänden, Fenstern und Decken ist gewiß ein Erfolg der A. fester Körper an festen. Sehen wir Thautropfen auf den Blättern sitzen, oder in Gefäßen die Oberflächen von Flüssigkeiten in der Mitte erhaben (konvex), ferner Flüssigkeiten in den Haarröhrchen, in Sandhaufen in die Höhe gestiegen, die in dieselben eingetauchten Finger benetzt werden, so ist dieses gewiß eine reine Erscheinung der A. Diesem gleich zu achten ist ferner das interessante Experiment, daß wir im Flor Quecksilber, in Linnen, mit Hexenmehl bestreut, Wasser tragen können, ohne das Herausfließen befürchten zu müssen. Bei dieser letztern Erscheinung sieht man die Quecksilber- und Wasser-Tropfen durch die Zwischenräume des Flores und der Leinwand etwas durchtreten, ohne daß sie durchfallen, eine Wirkung der Kohäsion der Quecksilber- u. der Wasser-Theile unter sich. Interessant ferner ist die hierher gehörige Erscheinung, daß Regentropfen, auf eine Wasserfläche schief auffallend, nicht gleich zerfließen, sondern eine Zeitlang fortrollen; man denke dabei an die auf staubige Wege fallenden Regentropfen als ein Analogon zu jenem. Bei den Mineralien verdienen als Wirkungen der A. das Abfärben oder Schmutzen und das Anhängen an der Zunge oder den nassen Lippen besondere Berücksichtigung. Alle weichen u. erdigen Mineralien färben mehr oder weniger ab; viele weichere stark abfärbende, wie Eisenocker,

Graphit, Röthel, Kreide, werden als Zeichnenmaterial auf Papier, Holz u. dergl., andere härtere, z. B. Blutstein, Schiefer, zum Zeichnen auf Stein gebraucht. Das Anhängen an der Zunge steht mit der Neigung der Mineralien, Feuchtigkeit einzusaugen, im graden Verhältniß, so wie diese wieder mit der Porosität, Lockerheit und Auflöslichkeit im Wasser. Die A. wird hervorgebracht durch ein schnelles starkes Einsaugen der Feuchtigkeit, wodurch an die Stelle der letztern ein luftleerer Raum tritt, mithin das Mineral durch die äußere Luft fest an die Lippen oder Zunge angedrückt wird. Die A. der expansibeln Flüssigkeiten betreffend, so findet sich dieselbe recht deutlich hervortretend bei allen Absorptionen. Das Wasser nimmt z. B. eine bestimmte Quantität Gas in sich auf, und es kostet oft nicht wenig Mühe, letzteres vom ersten wieder zu trennen. Bekannt ist die Absorption des Wasserdampfes durch Vitriolöl. Eben so verschluckt die Kohle leicht Gas und andere Dämpfe. Eine alltägliche Erscheinung ist das Anhaften unserer atmosphärischen Luft an Glas. Eine oben geschlossene, nicht über 32 Fuß lange Glasröhre, mit Wasser gefüllt und umgedreht, müßte sogar alles Wasser in sich behalten, wären wir im Stande, beim Füllen der, an den Wänden der Röhre haftenden Luft den Zutritt zu verhindern. Im Civilprozesse heißt A. der Beitritt der einen Partei zu dem von dem Gegentheil eingewandten Rechtsmittel, im Kriminalprozesse aber die gleichzeitige Verhandlung der Civilansprüche des Beschädigten mit der Untersuchung des Verbrechens selbst (Adhäsionsprozeß). In pathologischer Beziehung ist A. derjenige organische Vorgang, nach welchem weiche Theile durch ausgeschwitzte Lymphe in Folge eines Entzündungsprozesses mit einander verwachsen.

Adhemar, 1) A. von Monteil, Lambert, Graf von Orange, Ahnherr des ausgebreiteten Geschlechts von A., berühmter Held Karls des Großen gegen die Saracenen im Mittelmeer. Im J. 800 machte ihn der Kaiser zum Herzog von Genua, welches er den Saracenen entrissen hatte. Seine glorreichste That ist nächstdem die Einnahme der Insel Corsika.

2) Historiograph des 11. Jahrh., 988 zu Chabanois in Angouleme geboren, war Mönch in der Abtei St. Martial zu Limoges. Seine Chronik (Chronicum aquitanicum et francicum), welche mit dem Ursprunge der französ. Monarchie beginnt und mit dem Jahr 1029 schließt, ist für die Geschichte Aquitaniens u. für die fränkische seit Karl Martell von besonderer Wichtigkeit. Er †, wahrscheinlich auf einer Wallfahrt nach dem gelobten Lande, 1029 od. 1030.

3) Erzbischof von Puy (de Podio), enthusiastischer Betreiber des ersten Kreuzzugs auf der Synode zu Clermont (1095) und selbst Theilnehmer am Zuge, wobei ihm Papst Urban II. die oberste Leitung der geistlichen Angelegenheiten anvertraut hatte. Man rühmt seine Unerschrockenheit in Gefahren und seinen ritterlichen Muth ebenso sehr, wie seine Frömmigkeit und Milde. Er † zu Antiochia 1098 an der Pest. Merkwürdig ist A. auch als Verfasser einer eigenen Melodie für den Lobgesang an die Mutter Gottes: Salve Maria, welche durch den heil. Bernhard von Clairvaux in allen Benediktiner-Klöstern eingeführt wurde. Sie ist unter dem Namen Antiphona de Podio bekannt.

Adiaphora (griech.), gleichgültige Dinge, d. h. solche, die ohne Bedeutung u. Werth im menschlichen Leben sind. Die interessante Frage, ob es dergleichen gebe, ist in den Schulen der Philosophen, Moralisten und Theologen vielfach untersucht, und bald auf die sogenannten äußern Lebensgüter, bald auf die menschlichen Handlungen, bald auf die religiösen Lehren und Gebräuche ausgedehnt worden. In ersterer Beziehung fragte man: Sind Gesundheit, Stärke, Reichthum, Ehre u. a. Erdengüter Dinge, welche zur Erreichung des höchsten Lebenszweckes wesentlich beitragen, oder kann man zu diesem auch ohne jene gelangen? Epikur, der das sinnliche Genießen zum höchsten Zwecke des Lebens machte, statuirte keine A., sondern nur, weil mehre Güter vorhanden, zwischen ihnen eine Rangordnung. Die Stoiker dagegen, welche das mit sich selbst durchaus einstimmige (tugendhafte) Leben der Vernunft als Ziel des Weisen aufstellten, hielten die Tugend für das einzige Gut, das Laster für das einzige Uebel, und im Vergleich hiermit alle übrigen Dinge für gleichgültig, wenn sie letztern auch in ihrer unmittelbaren Beziehung zum physischen Leben einige Bedeutung beilegten. Die Differenz dieser Ansichten hängt allerdings zunächst mit der abweichenden Bestimmung des höchsten Gutes bei den Stoikern u. Epikuräern zusammen, aber sie führt uns doch zuletzt auf den eigentlichen Grund aller Werthgebung zurück, und läßt uns von hier aus zu einer Entscheidung der Frage gelangen. Epikur ließ sich nämlich bei Bestimmung des höchsten Lebensgutes, als Genuß, offenbar vom Gefühle leiten; u. eben diesem Gefühle folgend konnte er keine A. statuiren. Die Stoiker dagegen fanden desto mehr A., je objektiver sie das höchste Gut, als Tugend, sich dachten, u. je höher sie ihre Weisen über die Sphäre des Gefühlsmenschen erhoben. Für unser Gefühl kann es, sobald wir uns nicht im Zustande einer unnatürlichen, krankhaften Apathie befinden, keine A. geben; denn jenes kann vermöge seiner Unmittelbarkeit und seiner immer neuen Receptivität von jedem Außendinge so oder anders afficirt werden. Für den erkennenden Verstand und sein Urtheil gibt es dagegen A.; denn niemals wird es dem Menschen gelingen, in Allem und Jedem das, was den Werth der Dinge bestimmt, die Beziehung zum höchsten Endzweck des Lebens herauszufinden und ihrer sich stets klar bewußt zu bleiben. Je mehr in uns das Gefühl ausgebildet ist, desto geringer wird immer die Zahl der bedeutungslosen Dinge werden, welche dagegen wächst, je mehr wir die Werthgebung von der rationellen Betrachtung abhängen lassen. Bald stehen wir, den Kindern ähnlich, auf Epikurs Standpunkte und legen, im Drange des Gefühls, Dingen einen Werth bei, die Andern gleichgültig erscheinen, bald verhalten wir uns auf dem Standpunkte der stoischen Reflexion gegen Güter ganz gleichgültig, die Andere durch und durch bewegen. Bei der Untersuchung über die Adiaphorie menschlicher Handlungen muß man die metaphysische und moralische Bedeutung derselben unterscheiden. In metaphysischer Rücksicht erscheint die Handlung als Ursache, welcher eine Wirkung folgt; in moralischer ist sie der Ausdruck eines Seelenzu-

standes, welche in irgend einer beabsichtigten Beziehung zu einem Zwecke steht. Kann es nun Handlungen (Ursachen) geben, deren Wirkung so klein ist, daß sie jeder menschlichen Werthgebung sich entziehen? Antwort; Für's subjektive Gefühl ist auch die größte Kleinigkeit nicht unbedeutend; für dieses gibt es kein Adiaphoron. Daher kommt es, daß der sogenannte Anstand, welcher zum großen Theil nichts Anderes, als der Ausdruck eines Mehren gemeinsamen Gefühles ist, über Alles Bestimmungen gibt, und daß wiederum der Einzelne Vieles für anständig ausgibt, was der Andere für unschicklich hält. Der Ueberlegung und rationellen Betrachtung gegenüber sind dagegen viele Handlungen A. Denn die Ueberlegung verlangt bei ihrer Werthgebung Gründe u. deutliche Einsicht in die Beziehung einer Handlung zum allgemeinen Lebenszwecke. Diese aber in allen Fällen aufzufinden, ist dem beschränkten Verstande unmöglich. Ganz ähnlich verhält es sich mit der moralischen Adiaphorie der Handlungen, nur daß hier dem Gefühle des Handelnden selbst ein viel größerer Einfluß auf die Entscheidung der Güte oder Schlechtigkeit einer Handlung einzuräumen ist, so daß eine im Drange eines edlen Gefühls erzeugte Handlung als solche sehr rein und edel seyn kann, während sie der vernünftigen Betrachtung vielleicht als eine Verirrung oder Uebereilung erscheint. Eigentlich gleichgültig, auch vor dem Gefühle des Handelnden, kann nur eine unbewußte, mechanische Lebensäußerung seyn, die in Wahrheit keine Handlung ist, wie das unwillkürliche Oeffnen und Schließen des Auges, das Regen des Fußes rc. Epictet verlangte gewiß Unnatürliches, wenn er vom Weisen forderte, daß er auch den Finger nicht ohne Grund ausstrecken dürfe. Aber allerdings kann das Gefühl jede Handlung begleiten. Weit größer dagegen wird die Zahl der moralisch gleichgültigen Handlungen vor dem Richterstuhle des betrachtenden Verstandes, welcher allgemeine Urtheile über den sittlichen Werth oder Unwerth der Handlungen auszusprechen hat. Nur ein moralischer Rigorismus, der es unternimmt, das gesammte Menschenleben bis in die kleinsten Verhältnisse herab durch seine Pflichtbegriffe auszumessen und abzumarken, ohne darin irgend etwas vermöge seiner Geringfügigkeit sittlich beziehungslos zu lassen, kann zu der Behauptung gelangen, es gebe durchaus keine moralische Adiaphorie der Handlungen, diese seyen nothwendig gut od. böse. Das Urtheil jedes Gemäßigten wird immer dahin ausfallen, daß die Beziehung vieler Handlungen zum Sittengesetz, ohne Rücksichtnahme auf die Gesinnung und das Gefühl desjenigen, der sie thut, (über welches einem Andern das Urtheil meist unmöglich ist) unerkennbar, die Handlung also sittlich gleichgültig sey. Am stärksten hat sich jener Rigorismus immer in Verbindung mit gewissen religiösen Richtungen gezeigt, die auf Beförderung einer erhöheten Frömmigkeit abzweckten. So namentlich im 17. Jahrh., wo Spener und seine Schule nicht bloß Tanz, Spiel, Besuch der Schauspiele, Putz, Gastereien, Scherzreden rc. für des Christen unwürdig erklärten, sondern auch die sittliche Adiaphorie der Handlungen überhaupt leugneten. Strengere Pietisten haben stets jene Sinnvergnügungen mit einem christlichen Wandel unverträglich gehalten und noch in unsern Tagen werden eben dieselben oder ähnliche von verschiedenen theologischen Richtungen in verschiedenem Lichte angesehen, wobei es vor Allem von dem Begriffe der Frömmigkeit überhaupt und der christlichen insbesondere abhängt, ob man sich zur strengern oder mildern Partei halte. Auf einem andern Felde bewegte sich der adiaphoristische Streit des 16. Jahrh., zu welchem das berühmte augsburger Interim 1548 die erste Veranlassung gab. Kurfürst Moritz nämlich, der anfangs gegen jenes förmlich protestirt hatte, verlangte doch später, um den Kaiser einigermaßen zu befriedigen, von seinen zu Leipzig versammelten Ständen und Theologen (Melanchthon, Eber, Bugenhagen, Mayor, Pfeffinger) eine Begutachtung, in wie weit man den im augsburger Interim enthaltenen Bestimmungen beitreten könnte. Die Entscheidung fiel dahin aus, daß man des Friedens wegen in Ansehung einiger außerwesentlichen Dinge nachgeben wolle. Man nannte sie Mitteldinge od. A. und rechnete dazu: Einrichtung des Gottesdienstes, lateinische Gesänge, Hora u. Vespern, Privatbeichte, Firmung oder Konfirmation, Oelung, Hochaltäre, Lichter, Bilder der Apostel und Heiligen, Chorhemden, Meßgewänder, Tracht der Geistlichen rc. Je weniger sorgfältig man in der Bestimmung dieser Dinge gewesen war, je mehr man bei der Nachgiebigkeit eine allzugroße Schwäche hatte blicken lassen und je mehr diese Maßregeln mit Luthers frühern Erklärungen im Widerspruche standen, desto heftiger brachen die alten Feinde Melanchthons, vor Allen Mathias Flacius, Nicol. Gallus, Nic. Amsdorf, Joh. Wigand, Kasp. Aquila, gegen die A. los; Schriften wurden von beiden Seiten gewechselt, Colloquia (z. B. in Altenburg) vergeblich abgehalten und erst in der Konkordienformel, Art. X., genauer bestimmt, was A. seyn sollte, was nicht. Sonderbar genug wurden viele der anfangs heftig bestrittenen Gebräuche späterhin, während der kryptokalvinistischen Streitigkeiten Parteizeichen, wodurch die strengen Lutheraner sich von Calvinisten, die nichts davon beibehalten hatten, zu unterscheiden suchten.

Adjectus, in der Rechtssprache im Allgemeinen Jeder, der neben einem Andern bei einem Rechtsgeschäft in Betracht kommt, insbesondere aber Derjenige, an welchen, nach dem Inhalte einer Disposition, Zahlung geleistet werden kann, obwohl er nicht Creditor ist. Er hat in mancher Rücksicht weniger Rechte, als der Creditor, kann namentlich nicht noviren; auch kann durch keine Willensänderung des Creditors dem Debitor das Recht entzogen werden, an diesen A. zu zahlen.

Adjektiv (lat. Adjectivum), Beiwort, Eigenschaftswort, derjenige Redetheil, welcher zu einem Substantivum ein Merkmal als eine diesem bleibend zukommende Eigenschaft setzt. Dieses Setzen kann aber auf doppelte Weise geschehen, entweder in Folge einer einfachen Vorstellung, oder durch ein vollständiges Urtheil. Im ersten Falle stelle ich mir das Substantivum mit seiner Eigenschaft gleich von vorn herein in einem einzigen Begriffe vor, z. B. weißer Schnee; im andern denke ich mir zuerst das Ding und die Eigenschaft getrennt,

verbinde aber darauf beide durch ein Urtheil, z. B. der Schnee ist weiß. In jenem ersten Falle nennen wir das A. Eigenschaftswort, im andern Beiwort, oder richtiger Aussagewort, weil es allerdings dann einen Theil des Prädikats in einem Urtheile ausmacht; im erstern Falle kann das A. durch ein Genitivverhältniß ersetzt werden, z. B. un couteau d'argent: ein silbernes Messer; im andern durch ein Verbum, z. B. nix albet: der Schnee ist weiß. Viele Sprachen sind deshalb arm an Adjektiven (die Sprache der Mohegans in Nordamerika soll ihrer ganz entbehren); sie helfen sich durch Umschreibung mit Genitivverhältnissen, od. durch Verben. Andere unterscheiden den Doppelgebrauch des A. durch die Biegung, indem sie das Eigenschaftswort nach Genus und Casus umändern, das Aussagewort dagegen unverändert lassen; so die deutsche Sprache, d. russische u. a. Im Hebräischen und in den verwandten Dialekten, auch in der Mixtecasprache in Mittelamerika, wird das Eigenschaftswort durch die Stellung vor das Substantiv ausgezeichnet, während das Aussagewort immer hinter dem Substantiv steht. Im Englischen, Armenischen, Tamulischen u. A. haben die Adjectiva gar keine Biegung; in vielen ausgebildeten Sprachen dagegen erhalten sie stets, je nachdem sie beim Masculin, Feminin oder Neutrum, im Plural oder Singular stehen, eine besondere Endung. Unsere deutsche Sprache hatte in ihren ältern Mundarten weit mehr Biegungen der Eigenschaftswörter, als jetzt, wo sich fast nur der Unterschied zwischen der starken u. schwachen Form erhalten hat, z. B. weißer Schnee (starke Form) und der weiße Schnee (schwache Form). Die Adjectiva unserer Sprache sind entweder Stammwörter (treu, hoch, schön u. a.), oder abgeleitete (durch die Endungen ig, isch, bar, sam, en, e, ern, lich, haft, icht), oder zusammengesetzte (mit einem andern A., z. B. taubstumm, mit einem Dingworte, z. B. apfelgrün, mit einem Zeitworte, z. B. schreiblustig, mit untrennbaren Vorsylben, z. B. unendlich). Die Vergleichungsgrade werden entweder durch Verlängerung der Wortformen mit und ohne Umlaut, oder durch Umschreibungen bezeichnet.

Adjudikation, die vom Gerichte erfolgte Zuschlagung einer beweglichen oder unbeweglichen Sache, welche vorher öffentlich feil geboten war, und wodurch die Sache erst in das Eigenthum des Erstehers übergeht, indem vorher der Meistbietende kein unbedingtes Recht auf den Zuschlag hat. Im röm. Rechte ist A. die gerichtliche Zusprechung einer streitigen Sache und kommt vorzüglich bei den Judiciis oder Actionibus divisoriis (Theilungsklagen) vor, auch bei Streitigkeiten mehrer Erben über den Besitz einer Sache, wo der Prätor oft ein Jahr um das andere abwechselnd dem Einen das Eigenthum, dem Andern den Nießbrauch zuerkannte.

Adjunkt (lat. Adjunctus), der beigesetzte Gehülfe; auf Universitäten ein Beisitzer in der Fakultät, welcher zugleich Anwartschaft auf die nächste erledigte Professur hat, an Schulen ein jüngerer Lehrer, dem in der Regel noch keine bestimmte Klasse übergeben ist; im Kirchendienste der Gehülfe und theilweise Stellvertreter eines Superintendenten; in Sachsen kommen sie zuerst vor in der Kirchenordnung des Kurfürsten August 1580.

Adjustiren, im Handel und Wandel etwas in völlige Richtigkeit bringen, abwiegen. Auch wird das Wort vom Abzug messingener und eiserner Gewichte gebraucht, um sie mit dem gesetzlichen Gewichte in Uebereinstimmung zu bringen, daher das Aichamt an manchen Orten auch Adjustiramt genannt wird. Im Münzwesen versteht man unter A. oder Justiren das Bereiten und Beschneiden der Metallstücke behufs der Ausprägung der Münzen, was durch die Justirmaschine geschieht. Die Richtigkeit der geprägten Münzen zu prüfen, dient die Adjustirwage. Die Stellschraube an mathematischen Instrumenten oder Maschinen heißt Adjustirschraube.

Adjutant (frz. aide de camp, adjudant; engl. adjudant; ital. adjutante di campo), ein mit dem Dienst der Truppen vertrauter, seinem Fache gewachsener, dem Befehlshaber zur Ausrichtung seiner Befehle beigegebener Offizier. Es gibt General- und Flügel-Adjutanten, Divisions-, Brigade-, Regiments-, Bataillonsadjutanten. Letztere führen die verschiedenen Journale, fertigen die Hauptrapports und Listen, geben die Befehle ihrer Kommandeurs an die Feldwebel aus, theilen die Wachen ab, leiten die Uebungen der Musik und der Tamboure, instruiren die Unteroffiziere und dirigiren die Fahnen der Bataillone bei den Exercierubungen. Das Geschäft der Erstern ist: die Befehle des Monarchen oder Oberfeldherrn bekannt zu machen, die Rapportsmeldungen anzunehmen und jenem vorzulegen. Sie arbeiten mit an den Entwürfen bei kriegerischen Unternehmungen, führen den Briefwechsel, arbeiten die Berichte der Kriegsereignisse aus und führen die Tagebücher des Feldzuges. Alle A. sind jetzt Offiziere, und zwar ist der Generaladjutant wenigstens Obrister, meistens General; die Brigade- und Flügeladjutanten sind meistens Kapitäne, die Regimentsadjutanten gewöhnlich Oberlieutenants, die Bataillonsadjutanten gemeiniglich Souslieutenants. — Adjutant-Kommandanten hießen in der franz. republikan. und in der kaiserlichen Armee gewisse aus dem Generalstabe gewählte und an die Spitze verschiedener Abtheilungen des Generalstabes gestellte Stabsoffiziere mit dem Range über dem Obristen. — Adjutantur nennt man das Corps derjenigen Offiziere, welche wechselsweise den Chefs als Adjutanten beigeordnet werden und von Zeit zu Zeit ihre Plätze wechseln. Diese Einrichtung, welche sich zuerst in dem russischen Dienst geltend machte, hat zum Zweck, jede bleibende Annäherung, sowie den größern Einfluß des A. zu verhindern. Sie wechseln nämlich ab, und werden jedesmal dem Chef zugetheilt. Die hier fungirenden Offiziere können auch wieder zum unmittelbaren Dienst bei dem Heere zurücktreten.

Ad latus (lat.), d. i. zur Seite, zum Beistande. Generale a. l. heißen in Oesterreich diejenigen, welche dem Kommandirenden eines Armeecorps oder einer Provinz zur beständigen Beihülfe zugeordnet sind. Auch Gesandte u. Legaten erhielten sonst geschickte Diplomaten a. l.

Adler (Aquila), Gruppe der Raubvögel, welche von Linné und den ältern Ornithologen zu der großen Gattung Falke (Falco) gerechnet wurde, jetzt aber gewöhnlich als eine besondere Gattung aufgeführt wird. Die charakteristischen Merkmale

der A. sind der oben platte befiederte Schädel, die großen, von stark vorstehenden Brauenknochen überragten Augen, der starke, erst an der Spitze gekrümmte, an der Wurzel mit nackter von den Nasenlöchern durchbohrter Wachshaut versehene Schnabel, die starken Schwungfedern, von denen die erste kurz, die vierte die längste ist, die starken befiederten Läufe und die mit sehr starken, gekrümmten Krallen (Fängen) bewaffneten Zehen, von denen die beiden äußern an der Basis durch eine kurze Haut verbunden sind. Die A. sind die reißenden Thiere unter den Vögeln. Sie fressen in der Regel nur frischen Raub, den sie mit ihren Fängen fortschleppen, seltner Fische, als andere Thiere, leben paarweise und einsam, bauen große flache Nester auf möglichst unzugänglichen Orten u. zeichnen sich durch Stärke, Kühnheit und scharfe Sinne, namentlich ein ungemein scharfes Auge aus. Sie sind fast über alle Länder verbreitet, finden sich aber am häufigsten in wärmeren Gegenden und mehr auf dem Festlande, als auf den Inseln. Unter den zahlreichen Adlerarten, von denen Deutschland 7—8 besitzt, sind folgende die bekanntesten: 1) der **Gold-** oder **Steinadler** (Falco Chrysaëtos *Linn.*, Aquila fulva *Wolf.*, Königsadler), der König der Lüfte. Er hat einen untersetzten Körper, feste Knochen, starke Flügel und starre Federn. Seine Farbe ist eine Abwechslung von Lohgelb, Braun, Schwarz und glänzender Nußfarbe. Die Füße sind bis an die Zehen befiedert; letztere sind schön gelb, geschuppt und mit scharfen, schwarzen Krallen bewaffnet, von denen die hinterste die längste ist. In seinem 3—4 Zoll weiten Schlunde ist ein geräumiger Kropf oder Beutel. Die alle Falkenarten charakterisirende Wachshaut am Schnabel ist hellgelb, der Schnabel selbst bläulich. Die funkelnden Augen liegen tief im Kopfe; die nußbraune Regenbogenhaut und die Krystalllinse im Auge wetteifern an Feuer mit dem Diamanten. Der männliche Goldadler ist kleiner als der weibliche; letzterer mißt vom Schnabel bis zur Schwanzspitze 3, mit ausgespannten Flügeln 8 Fuß. Er bewohnt die warmen und gemäßigten Gegenden der ganzen alten Welt und wählt vorzugsweise hohe Gebirge und große finstere Wälder zu seinem Aufenthalt. Auf steilen unzugänglichen Felsen horstet er und baut ein Nest von solcher Festigkeit, daß zu vermuthen ist, er baue es ein für allemal für seine ganze lange Lebenszeit. Es besteht aus fest zusammengeflochtenen Ruthen und Stäben, deren Zwischenräume mit Gras ausgestopft sind, u. hat 6 Fuß im Durchmesser. Ein überragender Fels bildet das Dach und die Federn und Haare erwürgter Thiere die innere Ausfütterung desselben. Hier legt das Weibchen zwei Eier, selten drei, unter denen oft ein unfruchtbares ist. Die Brutzeit dauert 30 Tage. Die Jungen sind zuerst weiß, dann blaßgelb und endlich braun. Die Aeltern tragen ihnen lebendigen Raub, Hasen u. dergl. zu, stoßen sie aber, sobald sie flügge geworden, aus dem Neste und verjagen sie aus dem Reviere, denn der Steinadler duldet in dem Umfange des von ihm in Anspruch genommenen Gebiets keine Mitgenossen seines Raubes, das eigene Weibchen ausgenommen. Auf jedes die Mühe lohnende Wild macht der Steinadler Jagd, Tauben, Hühner, Enten, Gänse, Schwäne, Hasen, Lämmer, selbst junge Gemsen und Hirschkälber sind seine Beute. Von der höchsten Höhe erspäht er sein Opfer und schießt pfeilschnell auf dasselbe herab. Von seinem Raube genießt er mäßig und labt sich besonders an dem Blute, welches er mit seiner rinnigen Zunge gemächlich schlürft. Er erreicht ein sehr hohes Alter bis zu 100 Jahren und darüber. Im höheren Alter krümmt sich sein Schnabel so sehr, daß er ihn beständig abwetzen muß, um seine Nahrung fassen zu können. Diesen König der Vögel zu zähmen, ist sehr schwer; seine Wildheit hat ihn aus den Falkonierhäusern verbannt, daher er, wie seine Gattungsgenossen zu den unedlen Falken gerechnet wird. Die Kirgisen indeß sollen ihn zum Fang der Gemsen, Rehe ꝛc. abzurichten verstehen und einen solchen gut abgerichteten Steinadler dem besten Pferde gleich achten. — 2) Der **schwarzbraune** oder **gemeine A.** (Falco melanaëtos *Linn.*, Aquila imperialis *Bechst.*, **Kaiseradler**, F. Mogilnick *Gmel.*) ist bald ganz braun, bald von gemischter Farbe, immer aber unter dem Schwanze weiß. Er ist kleiner, als der Steinadler, hat aber mit diesem die gelbe Wachshaut an dem bläulichen Schnabel und die schwarzen Krallen an den gelben Zehen gemein. Die Fänge sind nur zur Hälfte gefiedert. Er bewohnt die gemäßigten und warmen Länder der alten und der neuen Welt und zwar in weit größerer Anzahl als der Steinadler. In seinem Raube ist er weniger wählerisch, als dieser und verschmäht auch Fische nicht. An Kühnheit steht er dem König der Vögel bei weitem nach. Er horstet ebenfalls auf Felsen, auch auf hohen Bäumen, am liebsten in der Nähe von Flüssen. Das Weibchen legt 3—4 Eier, aus denen nach 4 Wochen die Jungen auskriechen, welche länger als die des Steinadlers der elterlichen Pflege genießen. Der gemeine A. ist zähmbarer und gelehriger als sein stärkerer Gattungsgenosse, richtet aber im Wildstand nicht geringere Verheerung an, als dieser. — 3) Der **Schreiadler** (Falco naevius *Linn.*, Aquila maculata *Bechst.*), dunkelbraun mit eirunden weißen, Flecken u. Flügeldeckfedern u. bis an die Zehen befiederten Fängen. Er wird $2^1/_2$ Fuß lang und findet sich fast in allen Ländern und horstet in waldigen Gebirgsgegenden. Er ist leicht zu zähmen und sehr gelehrig, gleicht aber in seiner Lebensweise den beiden andern Arten. — 4) Der **weißschwänzige Seeadler** (Falco albicauda *Gmel.*, F. albicilla *Linn.*, Haliaëtus ossifragus *Sav.*, **großer Fischadler**) mit gelbem Schnabel, wachsgelben, halbbefiederten Fängen, langen, schmalen, steifen Federn am Halse und Kopfe und weißem Schwanze. Er horstet in Gebirgswäldern auf hohen Bäumen in der Nähe größerer Seen. Seine Nahrung besteht größtentheils in Fischen, doch jagt er auch auf Wild u. Geflügel. An Größe steht er dem Steinadler wenig nach. — 5) Der **Flußadler** (Falco Haliaëtos *Linn.*, Pandion Haliaëtos *Sav.*, **Flußaar, kleiner Fischadler**) mit schmutzig blauer Wachshaut und eben solchen Fängen, graubraunem Rücken, weißem Bauch und braungefleckter Brust. Seine Länge beträgt fast zwei Fuß. Er ist ein Zugvogel und lebt von Fischen und Wasservögeln. — 6) Der **kurzzehige Schlangenadler** (Falco Gallicus *Gmel.*, Circaëtos brachydactylus *Vieill.*) mit

hornfarbenem Schnabel, bleifarbener Wachshaut u. dergl. Fängen, welche kurze Zehen haben, braungrauem Kopf und Oberkörper, im Uebrigen weiß mit braunen Strichen und Flecken, um die Augen mit einem weißen Kreis. Er hält sich in großen sumpfigen Waldungen auf und findet sich häufig in Frankreich, seltener in Deutschland. Amphibien, Vögel und Hasen sind seine Hauptnahrung. Eine furchtbare Adlerart ist — 7) die **große Harpyie** von Amerika (Falco cristatus *Linn.*, F. Harpyia destructor *Temm.*) mit fürchterlichem Schnabel und Klauen, am Kopfe und Halse aschgrau, auf dem Rücken und an den Seiten der Brust schwarzbraun, unten weißlich, ausgezeichnet durch einen schwarzen aus verlängerten Federn gebildeten Schopf, den sie aufrichten kann, sowie durch eine Wendezehe. Sie soll mit dem Schnabel Menschen den Schädel spalten können.

Die ausgezeichneten Eigenschaften des Königs der Vögel, namentlich sein hoher Flug, sein scharfes, Alles erspähendes Auge und seine riesige Kraft hat die dichtende Mythe u. die Symbolik vielfach zum Ausdruck ihrer Ideen gebraucht. Bei den Griechen war der A. der stete Begleiter des Zeus, entweder wachsam an dessen Throne sitzend oder auf dem königl. Scepter ruhend oder seine Blitze tragend und seine Befehle überbringend. Auf ähnliche Weise wählten ihn die irdischen Machthaber zu ihrem Embleme. Ptolemäus Soter schon machte ihn zum Symbol des ägyptischen Reichs. Auch war er das hieroglyphische Sinnbild der Städte Heliopolis, Emesus, Antiochien und Tyrus. Nach römischer Sage verkündigte ein A. dem Tarquinius die königliche Herrschaft, und unter den Attributen des Königthums, welche die Etrurier den Römern als Zeichen der Freundschaft schickten, war auch ein Scepter mit einem A. von Elfenbein. Seit dieser Zeit blieb der A. eines der ersten Attribute der Republik, welches auch die Kaiser beibehielten und seit Karl dem Großen die mittelalterliche Heraldik aufnahm. Die griech. Baukunst bediente sich des A.s ebenfalls zur Bezeichnung des Göttlichen, namentlich in den Tempelgiebeln, die daher selbst A. genannt wurden. Bei der Apotheose der römischen Kaiser versinnlichte ein vom Scheiterhaufen emporsteigender A. die Aufnahme des Abgeschiedenen unter die Götter, ein aus dem Orient stammendes Bild. Für alle Augurien war der A. von günstiger Vorbedeutung. Auch in der skandinavischen Mythologie ist der A. des höchsten Gottes Lieblingsvogel. Dem Evangelisten Johannes hat die bildende Kunst den A. als Symbol göttlicher Begeisterung zugetheilt. Als Feldzeichen kommt der A. zuerst bei den Persern vor. Am berühmtesten sind aber die A. der römischen Legionen. Anfangs waren dieselben von Holz, dann von Silber mit goldnem Blitzstrahl, unter Cäsar und den Kaisern ganz von Gold, aber ohne Blitzstrahl, immer aber als siegverheißendes Zeichen mit ausgebreiteten Flügeln. Sie wurden auf langen Lanzen den Legionen vorgetragen und genossen göttliche Verehrung. Seit 1804 führten Napoleons Heere vergoldete A. mit gehobenen Flügeln, welche die Stelle der Fahnen vertraten. Der A. der neueren Heraldik hat gewöhnlich einen einzigen zur Rechten gekehrten Kopf, liegt auf dem Rücken mit vorwärts gekehrtem Bauche, ausgebreiteten Flügeln, gespreizten Füßen und Klauen und verziertem Schwanze. Er ist das verbreitetste Wappen, das vom deutschen Reiche und von der franz. Republik geführt wurde u. von Oesterreich, Preußen, Rußland, Sicilien, Sardinien und Spanien, sowie von den Vereinigten Staaten von Nordamerika noch jetzt geführt wird. Der doppelköpfige A. kam zuerst bei den byzantinischen Kaisern in Gebrauch, die damit wahrscheinlich ausdrücken wollten, daß sie sich auch als Kaiser des abendländ. Reichs betrachteten. Wie der Doppeladler in das Wappen des deutschen Reichs und von da in das österreichische gekommen sey, darüber wurden seit dem Jahre 1848 genauere Untersuchungen angestellt, die zwar die bis dahin gültigen Angaben über Anlaß und Zeit der Verdrängung des einfachen A.s durch den Doppeladler als ungenau erwiesen, aber noch kein sicheres Resultat ergeben haben. Früher übrigens als auf den Münzen deutscher Kaiser kommt der Doppeladler auf denen der Pfalzgrafen von Sachsen vor. Rußland hat seinen Doppeladler vom griechischen Kaiserthum entlehnt. Den einfachen A. führen außer den genannten Mächten auch viele kleinere Fürsten, Grafen u. Barone im Wappen, sowie auch die Führung des Reichsadlers manchen Reichsstädten und Adeligen als Ehrenauszeichnung gestattet wurde. Der A. ist auch das Zeichen mehrer Ritterorden (s. **Adlerorden**).

Adler, ein Sternbild am nördlichen Himmel zwischen 281° und 305° der ger. Aufsteig. und zwischen 3° und 8° der nördl. Abweichung. Er zeichnet sich durch den Stern erster Größe **Atair** aus, über welchem ein Stern 3. und unter welchem ein Stern 4. Größe steht, die alle drei eine grade Linie bilden. Am Schwanze stehen noch 2 Sterne 3. Größe, überhaupt aber gehören 23 sichtbare Sterne zum A. Es grenzt an das Sternbild des Antinous, welcher von dem A. getragen wird, des Delphins, Fuchses, Cerberus, poniatowski'schen Stiers u. sobieski'schen Schildes. In der Sprache der Alchemisten bedeutet A. Kalomel, weißer A. salzsaures Quecksilber.

Adlercreutz, Karl Johann, Graf, tüchtiger schwedischer General, am 7. April 1757 geboren, trat in seinem 13. Jahre als Korporal bei den finnischen Dragonern ein und wohnte als Kapitän im Kriege mit Rußland der Belagerung von Nyslot und der Schlacht bei Porosakmi bei. Zu Palkokoki befehligte er die Avantgarde und 1790 focht er als Major bei Pirtimaki. Beim Ausbruch des finnischen Krieges 1808 kommandirte er eine Brigade, nahm darauf die Stelle des gefangenen Generaladjutanten Graf Lövenhjelm ein und gab dem Kriege eine für Schweden günstigere Wendung. Bei seiner Rückkehr nach Stockholm ward er mit Enthusiasmus aufgenommen und trat kräftig gegen die wahnsinnige Politik Gustavs IV. in die Schranken, indem er den König im Namen der Nation verhaftete. Seit 1809 Generallieutenant, folgte er 1813 als Chef des Generalstabs der schwed. Armee nach Deutschland und nahm in gleicher Eigenschaft an dem norwegischen Feldzuge Theil. Er † den 21. Aug. 1815.

Adlerorden. Der **weiße A.** in Rußland, ursprünglich ein polnischer Orden, der dritte des Reichs, hat nur eine Klasse u. kann nur an Inhaber des Stanislausordens verliehen werden. Das Or=

denszeichen besteht in einem goldenen, roth emaillirten Kreuze mit Königskrone, goldenen Flammen in den Winkeln und dem weißen Adler im Mittelschilde, der Devise: Pro fide, rege et lege auf der Rückseite, wird an einem breiten hellblauen Bande über die rechte Schulter getragen; beigefügt wird ein goldener Stern auf der Brust. Der Orden wurde angeblich 1326 von König Wladislaus I. gestiftet, 1705 von König August II. erneuert, 1807 vom König von Sachsen als Herzog von Warschau abermals ertheilt, 1815 in der poln. Verfassung vom russ. Kaiser als König von Polen für den ersten des Reichs erklärt, durch das organische Statut vom 26. Febr. 1832 aber in die Reihe der russischen versetzt. — Der schwarze A., 1701 zur Krönung Friedrichs I. gestiftet, ist der höchste Orden im preußischen Staate. Er besteht aus einer Klasse und wird nur an Die verliehen, welche den rothen A. erster Klasse besitzen. Der König ist Großmeister, seine Söhne geborene Ritter. Die Ritter haben den Rang eines Generallieutenants. Die Ordenszeichen sind ein hellblaues Kreuz mit Adlern in den Winkeln und der Namenschiffre F. R. im Mittelschilde, an einem orangefarbigen Bande über die linke Schulter getragen. Dazu gehört auf der Brust ein achtspitziger silberner Stern mit schwarzem Adler in orangefarbenem Felde und der Devise: Suum cuique. — Der rothe A., unter dem Namen Ordre de la sincérité 1705 vom Erbprinzen Georg Wilhelm von Baireuth gestiftet, 1777 neu konstituirt, ward 1791 zum zweiten preußischen Orden erhoben und umfaßt seit dem 18. Jan. 1830 vier Klassen. Die Insignien sind ein weiß emaillirtes Kreuz ohne Spitzen, auf dessen weißem Mittelschilde sich vorn der gekrönte rothe Adler, auf der Kehrseite die Chiffre F. W. mit darüber gesetzter Krone befindet, und das von allen Klassen nur in verschiedener Größe, an einem weißgewässerten Bande mit breiten orangefarbigen Streifen und schmalen weißen Rändern getragen wird. Die Ritter der 1. Klasse tragen außerdem auf der linken Brust einen silbernen achtspitzigen Stern mit dem rothen Adler, auf dessen Brust das hohenzollernsche Wappen mit der Umschrift: Sincere et constanter sich befindet. Diesen Bruststern erhalten auch die ältesten Ritter der 2. Klasse. Wer schon Ritter der 2. u. 3. Klasse war, erhält den Orden mit Eichenlaub. Ritter der 3. Klasse, die Ritter der 4. Klasse waren, erhalten eine Schleife von der Farbe des Ordensbandes am Ringe über dem Kreuz. Die Ritter 1. Klasse tragen das Ordenszeichen an einem breiten Bande um die Schultern, die der 2. Klasse um den Hals, die der 3. u. 4. Klasse an schmälerem Bande im Knopfloch. — Ein goldener A. wurde 1806 von König Friedrich I. von Würtemberg gestiftet, 1818 aber mit dem Orden der würtembergischen Krone vereinigt.

Adlersparre, Georg, Graf v., berühmter schwedischer Militär u. Staatsmann, 1760 in der Prov. Jemtland in Schweden geb., trat, nachdem er zu Upsala studirt hatte, schon 1775 in's Heer. König Gustav III. erhob ihn 1790 zum Ritter des Schwertordens und beauftragte ihn mit geheimen Missionen zur Aufregung der Norweger gegen ihre Regierung. Nach Gustav's III. Tode nahm A. seine Entlassung und lebte von da bis 1808 in tiefster Zurückgezogenheit, anfangs 1797 bis 1800 noch mit der Herausgabe einer Zeitschrift: „Laesning i blandade Amnen" beschäftigt, worin Gedichte und Aufsätze über Staatswissensch. und andere Zweige der Literatur Aufnahme fanden. In dem zuerst genannten Jahre erhielt er auf Empfehlung d. Herzogs von Södermanland das Kommando über einen Theil der Westarmee, welches er mit vielem Glück und solcher Auszeichnung führte, daß bei der wichtigen Staatsveränderung, welche unter den schwedischen Großen vorbereitet wurde, sein Einfluß vorzüglich in die Wagschale gelegt werden mußte. A. willigte in die Entthronung des Königs unter den ihn hochehrenden Bedingungen, „daß kein Blut vergossen, kein Volksaufstand erregt werde, und daß das Heer nichts als die Berufung des Reichsrathes verlange". A. hielt am 22. Apr. 1809 seinen Einzug in die Hauptstadt, nachdem bereits am 13. März der Herzog von Södermanland als König ausgerufen worden war. A. trat darauf in den Staatsrath, ward Obrister, Generaladjutant des Königs, Komthur d. Schwertordens und Freiherr „wegen seines durch thätige Redlichkeit und patriotische Tugend ausgezeichneten Benehmens bei der Regierungsveränderung". Er übernahm hierauf das Kommando d. gesammten Westarmee, mit dem erneueten Auftrage, die Norweger gegen Dänemark aufzuwiegeln, was ihm jetzt eben so wenig als früher gelang. Er kehrte 1810 mit dem Prinzen Christian August nach Stockholm zurück, trat aber nach dem Schlusse des Reichstags, verstimmt, wie man glaubte, weil ihm nicht der Platz des ersten Ministers zu Theil geworden war, aus dem Staatsrathe, und zog sich als Landeshauptmann des Skaraborg-Läns in eine entfernte Provinz zurück. Der König indeß überhäufte ihn fortwährend mit Gunstbezeugungen, erhob ihn in den Grafenstand und ertheilte ihm 1817 den Titel „Einer der Herren des Reichs" (En af Rikets Herrar), bald darauf den Excellenztitel und den Seraphinenorden. Später gab A. auch diese Stelle auf, zog sich auf ein entferntes Landgut zurück und beschäftigte sich fortan nur mit der Herausgabe der „Aktenstücke zur ältern, neuern und neuesten Geschichte Schwedens", die ihn 1831 in eine Untersuchung wegen Preßvergehen verwickelten und ihm eine Geldstrafe zuzogen. Er † den 23. Sept. 1835. Einer seiner Söhne, Karl August, ist Dichter.

Ad libitum (lat., ital. a piacere), nach Gutdünken, zeigt in der Tonkunst gewöhnlich an, daß bei der Aufführung eines Stückes ein oder das andere Instrument weggelassen werden kann. So hat z. B. Hummel die beethoven'schen Symphonien f. Klavier, Flöte, Violine und Violoncell arrangirt, die drei letzten Instrumente aber a. l. gestellt, so daß sie im Nothfall wegbleiben können. Sonst bedeutet a. l. auch, daß der Spieler ein beliebiges Tempo wählen könne. Eine besondere Gestaltung des a. l. ist das Tempo rubato.

Adlzreiter, Johann, bayerischer Geschichtschreiber, geb. 1596 zu Rosenheim in Bayern, seit 1650 bis an seinen Tod, 11. Mai 1662, wirklicher geheimer Kanzler des Kurfürsten Max I. Seine Stellung, die höchste, welche Jahrhunderte lang ein Bürgerlicher in Bayern erhalten konnte, seine Rechtsgelehrsamkeit, seine werthvollen Staats-

schriften und Verdienste um sein Vaterland verdienen in d. bayersch. Geschichte eine ehrende Erwähnung, aber berühmter als Alles hat ihn die Herausgabe d. „Annalium Boicae gentis" (Münch. 1662—63, 3 Thle., Fol.) gemacht, deren ursprünglicher Verfasser zwar der Jesuit und Beichtvater der Kurfürstin Elisabeth, ersten Gemahlin Maximilians, P. Fervaux, ist, deren wahre Vorzüge wir aber nur dem gelehrten und scharfblickenden A. verdanken.

Ad meliorem fortunam (lat.), zu bessern Vermögensumständen, z.B. eine Schuld stunden a. m. f., sie erst dann verlangen, wenn sich die Einkünfte ꝛc. des Schuldners gebessert haben.

Admetus, Sohn des Pheres, des Erbauers von Pherä in Thessalien, und der Clymene, einer der kalydonischen Jäger und der Argonauten Geliebter und Dienstherr des Apollo, auch des Hercules Gebieter, König von Pherä, Gemahl der Alcestis (s. d.).

Administration, Verwaltung, s. Staatsverwaltung.

Administrator (lat.), Verwalter, Amtsverweser, Vormund; A. postulatus ist bei d. Protestanten das geistliche Oberhaupt eines Domstiftes, bei den Katholiken der Verweser eines Bisthums während der Vakanz.

Admiral (engl. admiral, ital. ammiraglio, span. almirante, französ. amiral), d. Oberbefehlshaber einer Flotte. Der Name stammt wahrsch. von dem arabischen emir oder amir (al bachr, Fürst des Meeres), ging von diesen verstümmelt zu den Griechen in über und wurde zur Zeit der Kreuzzüge zuerst bei den Genuesen und Venetianern, dann 1246 in Spanien, 1327 in Frankreich, 1387 in England einheimisch. Man unterscheidet jetzt: Groß- oder General-Admirale, als Befehlshaber d. gesammten Flotte, Admirale, als Befehlshaber für sich bestehender größerer Geschwader, Viceadmirale, welche d. 2. Abtheilung unter einem A., Kontreadmirale, welche die 3. ebenso befehligen. In Engl. unterscheidet man nach den drei Abtheilungen d. Flotte A. der rothen, blauen und weißen Flagge. Diese führen die Flagge auf dem großen Maste, während die Viceadmirale sie nur auf dem Vordermaste aufstecken dürfen. Jeder A., der von 20, u. jeder Vice- und Kontre-A., der von 12 Schiffen begleitet wird, kann die Admiralitätsflagge führen. Ueber dem A. steht dem Range nach nur d. Groß-A. (in England auch der A. der rothen Flagge genannt). Alle europäischen Nationen haben d. A.-Titel bei ihren Flotten eingeführt, nur bei d. türk. heißt der oberste Befehlshaber Kapudan-Pascha. Die Holländer nennen d. Kontreadmiral Schout-by-Nacht, weil er bei Nacht d. Kommando führt. Vergl. Admiralität.

Admiralität, im Seewesen ein aus Admiralen und höheren Seeoffizieren zusammengesetztes Kollegium, welches über alle das Seewesen betreffende Angelegenheiten (Inspektion üb. d. Fahrzeuge, Häfen, Gerichte über das dabei angestellte Personal) zu besorgen hat. Die Gerichtsbarkeit ist häufig einer besondern Abtheilung: Justizbehörde oder A.-Gericht, überwiesen. Meist präsidirt der Marineminister; in manchen Stellen vertritt die A. dies Ministerium. Das älteste Institut dieser Art ist wahrscheinlich das A.-Kollegium in d. Niederlanden, das 1589 zur Verwaltung aller Seeangelegenheiten errichtet und dem Generaladmiral, Prinzen von Oranien, untergeordnet wurde. In Spanien wurde eine A. 1624 v. Philipp III. errichtet, an deren Stelle später der Oberadmiralitätsrath getreten ist. Die französ. Admiralitäten waren eigentliche A.-Justizgerichte. In Rußl. steht zwar d. Marine unter einem eigenen Ministerium, daneben aber existirt ein A.-Kollegium f. d. Verwaltung des Seewesens und ein A.-Departement für den wissenschaftlichen Theil der Schifffahrtskunde. In England besorgt das Kollegium der Lordscommissioners of the Admiralty (seit dem Anf. des vorigen Jahrh.) bloß die Verwaltungsangelegenheiten der Marine; die Justizsachen sind einem besondern, damit verbundenen A.-Gerichte vorbehalten, dessen Aussprüche (Laws of Admiralty) auf die Gestaltung des gesammten Seerechts den wesentlichsten Einfluß ausgeübt haben.

Admiralitätsinseln, Inselgruppe im NO. von Neu-Guinea, südw. 1° 50′ 45″ — 3° 2′ südl. Br., u. 163° 54′ bis 165° 46′ östl. Länge, wurde zuerst entdeckt von W. Schouten 1616, untersucht v. Carteret 1769. Es sind gegen 40 Inseln, unter denen d. Admiralitätsinsel d. größte, kleinere: Jesus Maria, La Vendola u. a. Sie sind vulkanisch gebirgig, wohl kultivirt u. an Kokospalmen reich. Die Bewohner, zum Stamme der Papus gehörig, aber etwas heller, sind gutartig, gehen fast ganz nackt. Ihre Waffen sind Speere m. Spitzen vulkanischen Glases. Aus Baumstämmen höhlen sie 9 Mann tragende, sehr schnell segelnde Fahrzeuge aus.

Admiralschaft, ein Kontrakt, der behufs d. gegenseitigen Schutzes zwischen mehren eine gemeinschaftliche Reise machenden Kauffahrern geschlossen wird, zu folge dessen während der Reise das Kommando einem der Schiffe übertragen wird. Der Vertrag darüber heißt die Admiralitätspolice. Wird solchen Kauffahrteischiffen aber von der Regierung ein Kriegsschiff z. Beschützung mitgegeben, so nennt man dies Convoy, mit Convoy fahren; den Vertrag darüber: den Zeyn-, Seyn-Brief.

Admiralschiff, das Schiff (gewöhnl. Linienschiff), auf welchem die Admiralsflagge aufgesteckt wird. Den Rang eines solchen hat jedes zuerst in einen Hafen einlaufende Kriegsschiff einer Flotte.

Admiralsflagge, die das Admiralschiff bezeichnende Flagge. Sie wird auf dem Haupt- (mittelsten) Maste nur dann aufgesteckt, wenn d. Admiral wenigstens 20, der Viceadmiral 12 Schiffe bei sich hat.

Admittitur oder **Admittatur** (lat.), es wird oder werde zugelassen, eine Amtsformel, womit man die Erlaubniß für irgend eine Handlung, z. B. in Oesterreich sonst die Druck- oder Debiterlaubniß, zu ertheilen pflegt.

Admonition, die Erinnerung an unterlassene Pflichten, z. B. von Seiten des Lehrers gegen den Schüler, der Synode gegen einen Geistlichen. Im Kirchlichen bezeichnet A. die mit der Beichte verbundene Bußvermahnung im Allgemeinen, speciell aber die Zurechtweisung für Fehlende. Nach Matth. 18, 15—17 hatte sie verschiedene Grade: a) unter

4 Augen; b) vor 1 oder 2 Zeugen; c) vor der ganzen Gemeinde.

Admont, Marktflecken im Kreise Judenburg des österreich. Herzogthums Steyermark, an der Salza, nördlich von Judenburg und den Rottenmanner Tauern, hat über 800 Einwohner u. bedeutende Eisenindustrie. Die vom Erzbischof Gebhard von Salzburg 1074 auf seinem Landgute gestiftete Benediktinerabtei ist eine der reichsten im ganzen österreich. Staate. Sie hat eine ansehnliche Bibliothek (20,000 Bände) nebst Gemäldesammlung und Museum. Auch befanden sich hier Thymo's Steingußbilder von 1200. Im Stifte befinden sich eine philosophische Lehranstalt und ein Gymnasium. Das nördl. davon liegende Gebirge führt den Namen Admonter Gebirge.

Ado, der Heilige, um 800 zu Sens in Champagne (n. A. zu Gatinois) geboren, war Benediktiner zu Feniers, dann Lehrer zu Prüm in der Pfalz. Seinen Feinden zu entgehen, begab er sich zuerst nach Rom, dann nach 5 Jahren zu d. Erzbischof Remigius von Lyon. Im J. 860 wurde er Erzbischof von Vienne u. † 16. Decbr. 875. An den öffentlichen weltl. u. geistl. Vorfällen seiner Zeit hatte er thätigen Antheil; namentlich widerrieth er dem Lothar die Verstoßung seiner Gattin Thietberga auf das Heftigste. Von seiner Gelehrsamkeit zeugen ein „Chronicon de sex aetatibus mundi“ und ein „Martyrologium“, welche mehrfach gedruckt worden sind.

Adolf (goth. Athaulf), germanischer Eigenname, welcher s. v. a. „edler Helfer“ bedeuten soll. Merkwürdig sind: 1) A. v. Nassau, ward nach dem Tode des Kaisers Rudolf v. Habsburg (15. Juli 1291) durch seinen Vetter, den Erzbisch. Gerhard v. Mainz, 1292 zum röm. König gewählt. Der erste deutsche König, der eines weltl. Fürsten Vasall war, hoffte A. den Mangel an Gütern durch Tapferkeit zu ersetzen, wie es sein Vorgänger gethan, dessen durchdringender Verstand u. ruhige Besonnenheit ihm aber gebrachen. Des Reiches Lage war schwierig; allenthalben erhoben sich Fehden; Frankreich, der alte Erbfeind, riß ein Stück des Reiches nach dem andern an sich; mißtrauisch bewachten die Fürsten, die nur darum keinen mächtigen Fürsten zum Reichsoberhaupt gewählt hatten, um ungestraft sich selbst vergrößern zu können, des Königs Schritte zur Befestigung und Vergrößerung seiner Macht, u. Herzog Albrecht von Oesterreich hegte trotz der scheinbaren Versöhnung zu Oppenheim geheimen Groll. A. bot alle seine Kraft auf, des Reiches Ruhe zu sichern, u. mehrelln ruhstifter büßten ihr frevelhaftes Beginnen. Geldes bedürftig, überließ er gegen bedeut. Summen (zu Anfang 1294) Matthäus Visconti das Reichsvikariat in den Städten, welche ihn zu ihrem Kapitän erwählt hatten. Wohl hätte er gegen Frankreich ein Reichsaufgebot ergehen lassen können, aber die Fürsten waren einem Kriege abgeneigt, und A. nahm deshalb lieber Subsidien (nach Einigen 30,000, nach Andern 100,000 Mark Silber) von Eduard von England (22. Oktober 1294); da aber der Papst Bonifacius VIII. einen Stillstand vermittelte (14. Aug. 1295), unterließ er jede Unternehmung. Von den lombardischen Geldern hatte er von dem mit seinen Söhnen Friedrich und Diezmann in Unfrieden lebenden Albrecht dem Unartigen von Thüringen um die geringe Summe von 12,000 M. Thüringen mit Meißen und der Niederlausitz erkauft; aber der Adel und die Städte des Landes unterstützten die tapferen Söhne zur Abwehr und Vernichtung des widerrechtlichen Handels. Nach dem Waffenstillstand mit Frankreich beschloß A., die engl. Gelder zur Eroberung jenes Landes zu verwenden. Unter Morden und Sengen (mit blutendem Herzen mußte er dies seinen Schaaren gestatten, um sie sich geneigt zu erhalten) drang er durch Thüringen und das Osterland bis Meißen. Hatte schon der Umstand, daß A. von dem geringeren Könige von England Subsidien genommen, das Mißfallen der Fürsten erregt, so steigerten die Grausamkeiten dieses Zuges den Unwillen derselben noch mehr. Besonders aber zürnte ihm Gerhard, weil er ihm den versprochenen Rheinzoll zu Boppard vorenthielt und nicht seinem Rathe allein folgte. Erzürnt soll er ausgerufen haben: „ich habe noch mehr Könige in der Tasche“. Mit mehren andern Fürsten rief er Albrecht gegen den König auf. Dieser verbreitete durch untergeschobene Briefe die Lüge, als habe der Papst eine neue Königswahl gestattet, und rüstete zum Krieg. A. rüstete im Elsaß ein treffliches Heer und zog Albrecht bis an das Flüßchen Elze entgegen. Nachdem die Heere 14 Tage hier unthätig einander gegenüber gelegen, wandte sich Albrecht nach dem Breisgau, ging über den Rhein und bezog bei Straßburg ein Lager; A. folgte ihm. Unterdeß kamen die 3 Kurfürsten von Mainz, Sachsen und Brandenburg zu Mainz zusammen, luden A. vor, erklärten ihn, nachdem er mit edlem Stolz die Ladung zurückgewiesen, unter Vorschützung nichtiger, zum Theil erlogener Gründe für abgesetzt und wählten den Herzog Albrecht zum röm. König. A. ließ den Muth nicht sinken und nöthigte die Gegner zum Rückzug; diese jedoch wußten ihn durch List bei Gellheim unweit Worms, am 2. Juli 1298, in eine Schlacht zu verwickeln. Albrechts Streiter stießen auf dessen Anordnung die Pferde der Gegner nieder und brachten dadurch Unordnung und Verwirrung unter sie. A., obgleich durch einen Sturz beschädigt, tödtete mehre, welche Albrechts Wappen trugen; endlich ward er Albrechts ansichtig. „Hier wirst Du das Reich lassen!“ rief er ihm zu, worauf jener erwiedert: „Das steht in Gottes Hand!“ Während sie mit den Ihrigen gegen einander anrannte, ward A. getroffen, niedergeworfen und vor Albrechts Augen erschlagen. Bei dem Anblicke der Leiche weinte Gerhard und rief aus: ein sehr starkes Herz habe ausgeschlagen (cor validissimum periisse). Dies Lob aus dem Munde seines erbittertsten Feindes sichert A.s Ruhm bei der Nachwelt. Er fiel, ein Opfer der Verwirrung und Auflösung des deutschen Reichs. Durch einen merkwürdigen Zufall wurde seine Asche in der Königsgruft zu Speier, wohin sie aus dem Grabe bei Rosenthal gebracht wurde, mit der Albrechts vermengt.

2) A. Friedrich, König von Schweden, Herzog von Holstein-Eutin, den 14. Mai 1710 geb., ward 1727 Fürstbischof von Lübeck, 1736 Administrator zu Gottorp. Die Kaiserin Elisabeth von Rußland, welche selbst Herzog Peter von Holstein-Gottorp zu ihrem Nachfolger erwählt hatte,

interessirte sich für ihn so, daß er nach dem Tode der Königin Ulrike Eleonora in Schweden am 3. Juli 1743 zum Nachfolger des Königs Friedrich I. gewählt wurde, unter welcher Bedingung sie den Frieden zu Abo gewährte. Am 6. April 1751 bestieg A. den Thron, nachdem er beschworen, das Reichsgrundgesetz von 1729 zu halten. An gutem Willen mochte es dem neuen Könige nicht fehlen; wohl aber mangelte ihm energische Willenskraft und Entschlossenheit. Die Parteien der Hüte und Mützen, die Intriguen der fremden Gesandten brachten den König in eine ganz unwürdige Stellung. Die erstere Partei entzog ihm sogar die Besetzung der Aemter, ja erzwang die Hinrichtung des Grafen Brahe, Horn u. A. und verwickelte Schweden in Frankreichs Interesse in den 7jährigen Krieg, welcher nur die Schuldenlast des Landes häufte und die Achtung seines Namens schmälerte. Endlich erklärte A. (12. Dec. 1768), die Krone niederlegen zu wollen u. erlangte dadurch, daß die seit 1720 der königl. Gewalt angelegten Beschränkungen aufgehoben wurden. Er sandte darauf seinen Sohn Gustav (III.) nach Paris, um mit dem dortigen Hofe Verabredung wegen der zu treffenden Maßregeln zu nehmen, † aber noch vor dessen Rückkehr d. 15. Febr. 1771.

3) A., Erzbischof von Köln, Sohn des Grafen Eberhard I., erhielt mit Genehmigung des Papstes Cölestin von seinem Oheim Bruno III. 1191—1193 den erzbischöfl. Stuhl abgetreten u. spielte eine Hauptrolle in dem Streite der Gegenkaiser, Philipps von Schwaben und Otto's IV. Er war es, welcher durch das Feuer seiner Beredtsamkeit die Fürsten des westlichen Deutschlands für Otto entflammte und diesem zu Aachen die Krone aufsetzte, als aber Otto's Schale zu sinken begann auf einer Versammlung, zu Koblenz viele Große des Reichs für Philipp gewann, dessen Wahl zu Aachen durchsetzte und darauf an demselben Altare, wo er 1198 den Welfen gesalbt hatte, 7 Jahre später (1205) den Hohenstaufen nebst seiner Gemahlin Irene krönte. Der Zorn des Papstes, welcher ihn traf, schadete ihm nur für den Augenblick, denn er wußte sich durch seinen mächtigen Beschützer, trotz des Absetzungsspruches von Rom, auf dem bischöflichen Stuhle zu behaupten. Als aber der Mordstahl Otto's von Wittelsbach das Herz Philipps getroffen hatte, mußte auch A. der Macht des einzigen Kaisers Otto IV. weichen und † als Entsetzter in Dürftigkeit.

4) A. Frederik, Herzog von Cambridge, Sohn Georgs III. von England, geboren den 25. Febr. 1774, kommandirte 1793 2 Kolonnen Hannoveraner im Vortrab der Verbündeten und wurde bei dem Rückzug nach der Schlacht bei Hondschoote am 6. Sept. 1793 nach rasender Gegenwehr verwundet u. gefangen, jedoch vom General Wallmoden im Dorfe Respoede wieder befreit. Im J. 1794 majorenn geworden, trat er im Parlamente als eifriger Gegner der französischen Revolution und der Rathschläge von Fox auf, in der Hauptsache mit Pitts Grundsätzen einverstanden. Der ihm aufgetragenen Vertheidigung Hannovers 1803 entzog er sich, indem er den Befehl an General Wallmoden abtrat. Am 24. Okt. 1816 ward er zum Generalstatthalter (1831 zum Vicekönig) von Hannover ernannt u. erwarb sich als solcher die Liebe der Bürger, konnte aber die Reaktion in die alten Zustände vor der französischen Invasion, so sehr sein Herz sich dagegen sträubte, nicht hindern. Dies führte zum Aufstand 1831, bei welchem der Vicekönig seine Klugheit, Herzensgüte und das Bestreben, den Beschwerden abzuhelfen, überzeugend an den Tag legte. Unter seiner thätigen Mitwirkung kam das Staatsgrundgesetz vom 26. Sept. 1833 zu Stande und seine Regierung hatte auch in der Folgezeit Segen für's Land. Der Tod des Königs Wilhelm IV. machte seiner Stellung ein Ende. Er verließ am 4. Juli 1837 in der Stille Hannover und begab sich nach England zurück, wo er sich von den spätern Ereignissen in jenem Staate ganz fern hielt.

Adolfsberg, Heilquelle in der schwed. Provinz Nerike, eine halbe Meile südl. von Oerebro, in einer sehr anmuthigen Gegend, gehört zur Klasse der alkalisch-salinischen Eisenwasser und wird nur von den nächsten Bewohnern der Umgegend benutzt.

Adonai (hebr.), Name für das höchste Wesen, Pluralform von Adon, d. i. Herr. Die Juden sprechen diesen Namen überall aus, wo in der Bibel der heilige, unaussprechbare Name Jehovah steht.

Adonia (Adonias), Sohn Davids von der Hagith, der nächste nach Absalom. Als David alt und schwach war, machte er mit Joab und Ab Jathar, dem Hohenpriester, den Plan, sich bei dem Brunnen Rogel zum Könige krönen zu lassen. David, durch Nathan und die von diesem belehrte Mutter Salomo's, Bathseba, davon benachrichtigt, ließ sogleich Salomo zu Gihon zum Könige salben, und da diesem alle Juden zufielen, floh A. in den Tempel, faßte die Hörner des Altars und erhielt so das Leben geschenkt. Nach Davids Tod begehrte A. dessen Wittwe Abisag. Salomo durchschaute seine Absicht, dadurch ein Recht auf den Thron zu gewinnen, und ließ ihn nebst Joab tödten, den Ab Jathar aber entsetzte er seiner Stelle.

Adonien (Adonia), die zu Ehren des Adonis gefeierten Feste. Wie der Ursprung des Adonisdienstes im Oriente zu suchen ist, so auch die Festordnung. Von der orientalischen Feier liefert das bedeutendste Beispiel das Fest zu Byblus. Das Fest begann hier mit einem Trauertage; alle Weiber mußten die Haare abschneiden oder sich einen Tag lang Preis geben. Man bestattete förmlich den Adonis; dem Trauertag folgte ein fröhliches heiteres Fest. Am glänzendsten wurde nächstdem das Fest zu Alexandrien gefeiert; doch ging der Freudentag dem Trauertage voran. Im prächtigen, kolossalen Katafalke wurde der Gottheit Bild umhergetragen, begleitet von den Weibern mit aufgelösten Haaren und in gürtellosen Trauergewanden. Unter Klagliedern (Adonidia) versenkte man das Bild in's Meer. Auch in Griechenland wurde an verschiedenen Orten das Fest gefeiert. Besondere Erwähnung verdienen dabei die Adonisgärten, Gefäße, in welche man vor der Feier Pflanzen säete und durch künstliche Hitze trieb. Das schnelle Wachsen und Verblühen deutete auf den Sinn des Kultus hin.

Adonis, Gott der in ihrem Jahreslaufe bald höher, bald tiefer stehenden Sonne, so wie der in

der Sommergluth verschmachtenden, zur Regenzeit wieder erwachenden Vegetation, den man an den Küsten Syriens, Phöniciens und Aegyptens, besonders zu Byblus und Alexandrien, verehrte und dessen Dienst über Cypern, wo er mit dem der Aphrodite verschmolz, nach Griechenland gelangte. Die Sage erzählt, A. sey der Sohn des cyprischen Cinyras (des Klagenden) und der Tochter desselben, Myrrha, gewesen; diese, vom Vater mit gezücktem Schwerte verfolgt, sey in einen Myrrhenbaum verwandelt worden, aus dessen berstender Rinde A. entsprungen. Um die Gunst des lieblichen Knaben stritt sich Aphrodite mit Persephone, der Göttin der Unterwelt. A. liebte die Freuden der Jagd in Wald und Gebirg; umsonst warnte ihn die Göttin. Ein Eber, von Artemis gesendet, verwundete ihn tödtlich. Jammernd eilte Aphrodite durch das Gesträuch herbei, von dessen Dornen sie verletzt ward; ihr Blut träufelte auf die weißen Rosen, die seitdem sich rötheten, und wo ihre Thränen den Boden benetzten, entsprossen kurzblühende Anemonen. Zwar konnte sie den Geliebten nicht vom Tode erretten, doch erlangte sie von Zeus, daß er jährlich nur 6 Monate im Schattenreiche bei Persephone (d. h. in der untern Hemisphäre), die andere Hälfte des Jahres dagegen bei ihr auf der Oberwelt verweile. Ueber das dem A. zu Ehren jährl. gefeierte Fest s. Adonien.

Adoni Besek, König von Besek in Kanaan, an den Grenzen des Stammes Juda. Er ließ 70 gefangene Könige mit verhauenenen Daumen an Händen und Füßen unter seinem Tische die Brosamen auflesen, ward aber vom Stamm Juda besiegt und gefangen. Zur gerechten Vergeltung hieb man ihm ebenfalls die Daumen an Händen und Füßen ab und führte ihn gen Jerusalem, wo er †.

Adonischer Vers, Versart, die aus einem Daktylus und einem Spondeus oder Trochäus besteht (´◡◡´–), z. B. rosiger Morgen, eignet sich wegen ihres lebhaften Ganges zu muntern u. scherzhaften Liedern, wird aber meist nur als Nachsatz zu andern Versen, z. B. in der sapphischen Strophe, gebraucht.

Adoptianismus. Die biblische Bezeichnung Christi als Sohn Gottes, gab zu allen Zeiten den christlichen Theologen reichlichen Stoff, über das eigentliche Verhältniß des Vaters zum Sohne sich auszusprechen. Ein solcher Erklärungsversuch erzeugte auch den A. Schon zu Ende des 4. Jahrhunderts soll Bonosus, Bischof von Sardica, jenes Verhältniß als eine Annahme an Kindes Statt aufgefaßt haben, und seine Grundsätze hatten sich namentlich nach Spanien verbreitet, wo noch im 6. Jahrhundert Bonosianer gefunden wurden. Eben dort trat 785 Elipandus, Erzbischof von Toledo, auf's Neue mit dieser Lehre auf, ihm stimmte Felix, Bischof von Urgel, bei, und bald standen die Adoptianer als zahlreiche Partei der katholischen Kirche gegenüber. Viel wurde für und wider gestritten. Als endlich der A. im fränkischen Reiche immer mehr sich verbreitete, legte Karl der Große die Streitfrage auf dem Tage zu Regensburg 792 einer Anzahl seiner Bischöfe vor. Felix wurde zum Widerruf gezwungen u. von Karl nach Rom geschickt, um sich vom Papst Adrian I. das orthodoxe Glaubensbekenntniß diktiren zu lassen. Kaum frei geworden, kehrte Felix zu seiner frühern Ansicht zurück und suchte Sicherheit bei den Arabern. Auf die Vorstellung des Elipandus versammelte Karl der Große eine zweite allgemeine Reichssynode zu Frankfurt a. M. 794 und auch hier wurde der A. für arge Ketzerei erklärt. Felix wurde nochmals, vornehmlich durch Alcuin, zur Rückkehr in die katholische Kirche bewogen. Elipandus aber, den jenseits des Ebro Karls Drohungen nicht schreckten, starb als Adoptianer. Bald nach ihm lösete die Sekte sich auf.

Adoption, Annahme an Kindes Statt, ist im weitern Sinne eine nicht durch natürliche Zeugung, sondern durch ein Rechtsgeschäft (einen bürgerlichen Akt) bewirkte Begründung kindlicher und älterlicher Verhältnisse. Sie zerfällt wieder in A. im engern Sinne, u. in Arrogation. Von ersterer spricht man, wenn eine bereits unter väterlicher Gewalt stehende Person an Kindes Statt angenommen wird, folglich nur ein Uebergehen aus einer väterlichen Gewalt in eine andere Statt findet; von letzterer aber, wenn eine bisher selbstständige Person (z. B. ein Kind, dessen leiblicher Vater gestorben ist) adoptirt, folglich eine väterliche Gewalt da, wo seither eine solche gar nicht existirte, neu begründet wird. Bei diesen beiden Arten der A. im weitern Sinne braucht aber der Adoptirte nicht gerade als Sohn oder Tochter, sondern er kann auch als Enkel, Urenkel u. s. w. angenommen werden. Die Arrogation begründet, abgesehen von dem beschränkteren Erbrechte des Arrogirenden gegen den Arrogirten, zwischen diesen beiden Personen alle Rechte und Verbindlichkeiten, welche gesetzlich zwischen einem Vater und seinen ehelichen, leiblichen Kindern bestehen. Nicht so allgemein läßt sich dies dagegen von der A. im engern Sinne sagen, vielmehr kommt es hier darauf an, ob der Adoptivvater ein leiblicher Ascendent (Vorfahr) des Adoptivkindes ist (adoptio plena), oder nicht (adoptio minus plena). Im ersten Falle tritt das Adoptivkind aus allen bisherigen, gesetzlichen Verhältnissen zu seinem leiblichen Vater heraus, und erwirbt dafür gegen seinen Adoptivvater alle Rechte eines leiblichen Kindes, so daß es namentlich außer dem Rechte auf Alimente und Beerbung auch den Stand des Adoptivvaters erwirbt und den Familiennamen desselben führt, oder, wie es jetzt üblich ist, an seinen ursprünglichen Familiennamen anhängt. Ebenso erlangt in diesem Falle der Adoptivvater sowohl über die Person des Adoptirten, als über das Vermögen desselben alle Rechte eines leiblichen Vaters. In dem letzten Falle dagegen, wenn nämlich der Adoptivvater kein leiblicher Ascendent des Adoptivkindes ist, werden durch die Annahme an Kindes Statt die Verhältnisse des Adoptirten zu seinem natürlichen Vater in gar nichts geändert, und die A. hat überhaupt weiter keine Wirkung, als daß das Adoptivkind ein Recht auf Beerbung seines Adoptivvaters erhält. Die Befugniß, zu adoptiren und zu arrogiren, ist mehrfachen Beschränkungen unterworfen. Wer bereits Kinder in seiner Gewalt hat, mögen es leibliche oder adoptirte seyn, darf Niemand an Kindes Statt annehmen. Die A. soll eine Nachahmung der Natur seyn, weshalb der Adoptirende stets zum wenigsten 18 Jahre älter seyn muß, als der Adoptirte. Ein Vormund darf seine Mündel

erst dann adoptiren, wenn er Rechnung über die Vormundschaft abgelegt hat und nach dieser Ablegung noch 4 Jahre verflossen sind, indem er innerhalb dieses Zeitraums noch immer, trotz der abgelegten Rechnung, aus seiner Vormundschaft in Anspruch genommen werden könnte. Ein Kastrat, d. h. ein Mann, dessen Zeugungsfähigkeit durch Ausschneiden der Geschlechtstheile zerstört ist, kann in keinem Falle adoptiren, und Frauen sind nur in dem einzigen Falle dazu befugt, wenn sie leibliche Kinder gehabt und diese durch den Tod verloren haben. Aber auch hier hat die A. weiter keine Folge, als daß das Adoptivkind seine Adoptivmutter beerbt. Endlich darf ein Armer keinen Reichen adoptiren, damit die A. nicht ein Mittel zur Befriedigung schmutzigen Eigennutzes werde und die Lage des Adoptirten verschlechtere, statt verbessere. Aus demselben Gesichtspunkte, aus welchem diese letzte Bestimmung geflossen, ist auch eine bestimmte Form für die A. in den Gesetzen angeordnet worden. Die A. im engern Sinne kann nämlich nur vor Gericht vorgenommen werden, und zum Rechtsbestande der Arrogation ist ein Reskript des Regenten nothwendig. Außer der Zustimmung des Adoptivvaters und Kindes, die nach der Natur der Sache schon als wesentlich erscheint, wird von den Gesetzen auch noch bei der A. die Einwilligung des leiblichen Vaters, und bei der Arrogation, sofern der Arrogirte noch unter Vormundschaft steht, die des Vormundes, und wenn deren mehre vorhanden sind, die übereinstimmende Einwilligung sämmtlicher Vormünder erfordert. Das ganze Institut der A. ist erst mit dem römischen Rechte nach Deutschland gekommen, und die eben angeführten Bestimmungen dieses Rechtes haben noch heutzutage volle Gültigkeit in Deutschland, indem die römische A. sogar in die neuen Gesetzbücher mit nur wenigen Aenderungen übergegangen ist, welche in mehren deutschen Ländern das römische Recht in den Hintergrund gedrängt haben. Dem alten deutschen Rechte war die A. ganz unbekannt, u. daraus erklärt es sich, warum adoptirte Kinder selbst in den Fällen, wo sie doch sonst den leiblichen Kindern rechtlich völlig gleich gestellt sind, weder den Adel ihres Adoptivvaters, noch die Lehne oder Familienfideikommisse desselben erben, indem Adel, Lehne und Familienfideikommisse ächt deutsche Institute sind, welche bis jetzt von jedem Einflusse des römischen Rechts frei geblieben sind. In England, wo das römische Recht sehr wenig Eingang gefunden hat, ist noch heutzutage jede A. unbekannt, und selbst in Frankreich ist sie erst durch Napoleons Code civil eingeführt worden. So sehr dem Staate nun daran gelegen seyn muß, daß da, wo die Begründung einer Familienverbindung durch Ehe und eheliche Zeugung unmöglich ist, ein Ersatz dafür, wie ihn die A. gewährt, vorhanden sey, indem eine gesittete Familienverbindung nicht nur die festeste Grundlage des Gemeinwesens, sondern zugleich das edelste Lebensglück des Einzelnen bildet: so nothwendig ist es auf der andern Seite, darüber zu wachen, daß die natürliche Familienverbindung nicht durch die künstliche beeinträchtigt und die A. nicht als Mittel zur Befriedigung unwürdigen Eigennutzes gemißbraucht werde. Schon das römische Recht hat sich bemüht, durch die oben angeführten Bestimmungen diese Nachtheile der A. möglichst zu vermeiden, und neuere Gesetzgebungen haben in gleicher Absicht die Statthaftigkeit und Wirkungen der Annahme an Kindes Statt in noch engere Grenzen gewiesen. So bestimmt das preußische Landrecht, daß durch die A. die rechtlichen Verhältnisse zwischen dem Adoptirten und ihrem leiblichen Vater in keiner Weise verändert werden sollten, daß zwar das Adoptivkind gegen den Adoptivvater alle Rechte eines leiblichen Kindes erwerbe, nicht aber auch umgekehrt, indem der Adoptivvater nach diesem Gesetzbuche gar keine Ansprüche auf das Vermögen des Kindes erhält. Ferner muß in Preußen die Annahme an Kindes Statt stets in einem schriftlichen Vertrage und vor Gericht geschehen, und nur Personen, welche über 50 Jahre alt sind, dürfen adoptiren. Im Code civil ist die A. noch viel mehr beschränkt, indem nach ihm nur Volljährige, und zwar nur dann an Kindes Statt angenommen werden dürfen, wenn sie entweder dem Adoptivvater das Leben gerettet haben, oder von diesem 6 Jahre lang ununterbrochen während ihrer Minderjährigkeit alimentirt worden sind. Mit adoptirten Kindern dürfen die Pflegekinder nicht verwechselt werden. Denn während jene stets und bei jeder Art der A. in ein gewisses rechtliches Verhältniß zu dem Adoptivvater treten, welches von diesem nicht willkürlich wieder aufgelöst werden kann, erlangen die Pflegekinder gegen ihren Pflegevater gar keine Rechte, und dieser hat sie nur, so lange es ihm beliebt, bei sich zu behalten und zu ernähren.

Adorf, Stadt im Königreich Sachsen, voigtl. Kreis, Kreisdir. Zwickau, an der Elster, 1 Stunde von der böhmischen Grenze, mit 3000 Einw., die sich hauptsächlich durch bedeutende Fabrikation musikalischer Instrumente, Weberei, Schuhmacherei, Viehhandel und Grenzhandel nähren.

Adorno, berühmte historische Familie Genua's. Die Genueser hatten, den fortwährenden Zwist zwischen den alle Staatsämter unter sich theilenden Adeligen müde, 1339 den Simone Boccanera zum Dogen erhoben, welcher alle Adeligen von allen Aemtern ausschloß; allein reiche Glieder der Volkspartei (die ghibellinischen Popolaren) fingen bald an, denselben anzufeinden. Simone erhielt Gift. Die Gegenpartei erhob sich u. wählte am 14. März 1363 den reichen Kaufmann Gabriele A. zum Dogen. Wie sein Vorgänger schloß er alle Adeligen von den Aemtern aus. Der Adel, von den Visconti's in Mailand unterstützt, erhob sich immer von Neuem und setzte selbst dann noch seine Rebellion fort, als Gabriele sich mit den Visconti's verglichen hatte. In der Stadt selbst blieb Alles ruhig, bis 1370 viele Bürger, mit der Administration Gabriele's, namentlich den Abgaben, unzufrieden, sich erhoben, den Dogen gefangen nahmen und an seine Stelle Domenico da Campofregoso erwählten. Gabriele ward 1371 nach dem Schlosse Voltaggio in Gewahrsam gebracht. Nach furchtbaren Parteikämpfen, welche nach seinem Sturz erfolgten, gelangte 1384 Antoniotto A., während eine furchtbare Pestilenz in der Stadt wüthete, zur Dogenwürde. Anfangs ging Alles ruhig von Statten. Gegen Tunis wurden 1388 u. 1389 Expeditionen unternommen; als aber 1390 die Fregosen von Neuem die Anfeindung

begannen, verließ A. am 3. August heimlich die Stadt. Jacopo da Campofregoso wurde Doge. Doch bald erlangte A. die Rückkehr und am 5. April 1391 die Dogenwürde von Neuem. Mit Gewalt behauptete er sich nun, bis er 1392 Antonio da Montaldo weichen mußte. Nach neuen furchtbaren Parteikämpfen, unter fortwährendem Wechsel der Dogen, erhielt A. 1394 diese Würde von Neuem. Da er sich zu halten verzweifelte, so brachte er 1396 mit Karl VI. von Frankreich einen Vertrag zu Stande, vermöge dessen dieser Herr der Stadt wurde. A. wurde von den franz. Botschaftern zum Governatore ernannt, zog sich aber schon im folgenden Jahre zurück und † an der Pest. Sein Sohn Giorgio ward nach dem Aufhören der französischen Regierung und dem Sturz des Markgrafen von Montferrat 1413 am 25. März zum Dogen ausgerufen; in Folge neuer Parteiung aber legte er am 23. März 1415 die Dogenwürde ab und wurde reich mit Ehren und Privilegien bedacht. Im Jahre 1418 im März wählte ein Haufe ausgewanderter Genueser gegen den Dogen Barnabò Goano Teramo A. in St. Pietro dell'Arena zum Dogen, welcher aber, trotz vielfacher Unterstützung, seinen Zweck nicht erreichte. Später als der Doge Tommaso da Campofregoso durch die Fieschi 1442 gestürzt war, wurde Giorgios S. Rafaele A. zuerst Mitglied der Achter di Balia und im Januar 1443 zum Dogen erwählt. Gerecht und bescheiden führte er dies Amt, bis 1447 seine Familie, damit unzufrieden, ihn bewog, zu resigniren, und durch unverschämte Mittel Barnabò A. zum Dogen erhob, welcher jedoch schon nach einem Monat von Giano da Campofregoso gestürzt wurde. Für die gestürzten Adorni ergriff König Alfonso von Neapel Partei, bewirkte aber dadurch, daß der Doge Pietro da Campofregoso 1458 Genua von Neuem den Franzosen übergab. Als die französische Regierung Unzufriedenheit und dadurch Aufstände erregt hatte, einten sich endlich die durch Jahre langen Zwist befeindeten A. und Fregosi gegen den gemeinschaftlichen Feind und wählten 1461 Prospero A. zum Dogen, welcher, vom Herzog Franzesco Sforza von Mailand unterstützt, die Franzosen glücklich abwehrte. Sogleich nach diesem Siege erwachte die alte Feindschaft von Neuem und endigte damit, daß die Adorni vertrieben u. an Prospero's Stelle Spinetta Fregoso Doge wurde. Prospero begünstigte Sforza, den Herzog von Mailand, welcher 1464 Genua's Herrschaft erlangte u. wurde deshalb bei den Unruhen, welche des Herzogs Galeazzo Maria grausame Regierung in Genua erregte, gefangen gesetzt. Als aber nach jenes Herzogs Ermordung die Genueser gegen dessen Sohn Gian Galeazzo die Freiheit wieder zu erlangen trachteten, begleitete Prospero dessen Heer, bewirkte die Uebergabe der Stadt am 11. April 1477 und wurde mailändischer Statthalter; doch 1478 nahm er, durch Versprechungen des Königs von Neapel angefeuert, die Dogenwürde an und schlug am 7. August bei Due Gemelli die Mailänder, entfremdete aber seine Partei durch unkluge u. grausame Maßregeln dergestalt von sich, daß er, als die Fregosi auf der mailänder Seite sich erhoben, sich nur durch Schwimmen auf ein neapolitanisches Schiff retten konnte. Er † 1486 in Neapel. Agostino A. wurde 1487 mailändischer Statthalter von Genua und vertheidigte als solcher Genua 1499 gegen die Franzosen. Antoniotto II. A. wurde 1513 Doge von Genua, mußte aber bald resigniren, ward zwar von Neuem Doge, als 1522 die Kaiserlichen die den Franzosen ergebene Stadt eroberten, legte indeß, als die Franzosen 1526 Genua zu Wasser (unter Andrea Doria) und zu Land einschlossen u. in der Stadt sich die Fregosi erhoben, sein Amt nieder, begab sich nach Mailand zu Leyva und † bald darauf.

Adour, Fluß in Südfrankreich, entspringt auf den Pyrenäen am Col d'Espade Montagne, strömt anfänglich nördlich, wendet sich dann in großem Bogen südwestl. und fließt mit westl. Biegung bei Bayonne vorbei in's Meer unter $43^{1}/_{3}^{\circ}$ n. Br. Bei St. Sever wird er schiffbar. In die Mündung (Baucaut) können Schiffe von 40 Kanonen bis Bayonne gelangen; doch erschwert eine Sandbank die Einfahrt. Sein Lauf ist 33 Meil. lang, die Entfernung der Quelle von der Mündung 20 deutsche Meilen, das Flußgebiet etwa 400 □M. Er nimmt die Flüsse Arros, Midouze, Gave de Pau, Gave d'Oleron, Luy, Nive, Bidouze auf.

Adramelech, d. i. herrlicher König, Götze der Assyrer, dem die spätern Rabbinen die Gestalt eines Pferdes oder Maulthiers geben und dessen Verehrung durch Menschenopfer wahrscheinlich der des Moloch ähnlich war. A. hieß auch ein Sohn des assyrischen Königs Sanherib, der mit seinem Bruder Sarezer 697 v. Chr. im Tempel des Nibroch seinen Vater ermordete.

Adrastea, die Unentfliehbare, Beiname der Nemesis. Als selbstständige Göttin ist A. die Lenkerin der Welt, die Göttin der Wahrheit und Gerechtigkeit; ihre Attribute sind das Steuerruder und die Weltkugel, nach einem bei Rom gefundenen Basrelief. So faßte das Wort auch Herder in seiner Zeitschrift A. (Lpz. 1801—1804, 4. Bd.). A. hieß auch die Tochter des Melisseus, welcher die Rhea den neugeborenen Zeus in der diktäischen Höhle auf Kreta zur Erziehung übergab.

Adrastea, Stadt und Landschaft in Mysien, am Granicus und Aesepus, berühmt durch einen Tempel und ein Orakel des Apollo und der Diana; soll von Adrastus den Namen haben.

Adrastus, Sohn des Talaus und der Lysimache, König von Argos, ward von Amphiaraus vertrieben und floh zu seinem mütterlichen Großvater, Polytus, nach Sicyon, dessen Thron er erbte. Mit Amphiaraus wieder ausgesöhnt, kehrte er nach Argos zurück. Von seiner Gemahlin Amphithea zeugte er den Aegialeus und Cyanippus, die Argia, Deïphyle und Aegiatea. Von den letzteren gab er, auf Befehl des Orakels, seine Töchter einem Eber und einem Löwen zu vermählen, die Deïphyle dem Tydeus u. die Aegiatea dem Polynices, welche, aus ihren Ländern vertrieben, vor dem Palaste A.' zusammengetroffen und in Streit gerathen waren und die Bilder jener Thiere auf den Schildern, oder die Häute derselben auf den Schultern trugen. Um den Polynices wieder in sein Reich einzusetzen, veranlaßte A. den Zug der 7 Fürsten gegen Theben; dort kamen sie alle um, bis auf A., den sein göttliches Roß Arion rettete. Zehn Jahre darauf reizte er die Nachkommen der

Gebliebenen, die Epigonen, zu einem 2. Zuge gegen Theben, welches nun erobert und zerstört ward; doch fiel sein Sohn Argialeus in der Schlacht, und der Vater starb vor Gram darüber in Megara. Hier, in Attika und Sicyon, wird er als (agrarischer) Heros verehrt und die festliche Darstellung seiner Kämpfe und Leiden war einer der ersten Anfänge griechischer Tragödie.

Ad referendum, in der Rechtssprache: zur Berichterstattung.

Adreßbuch (Adreßkalender), ein Verzeichniß der Bewohner einer Stadt, der höhern Beamten eines Staats oder Landes oder der Mitglieder gewisser Berufs- und Gesellschaftsklassen, wobei dieselben nach ihren vollständigen Namen, Titeln, Berufszweigen und Wohnungen aufgeführt sind.

Adresse, ursprünglich die Zuschrift einer Korporation an die Staatsbehörde, unterscheidet sich dadurch von der Petition, daß sie nur Gesinnungen ausspricht rc., ohne irgend ein Handeln in Antrag zu bringen. Von England, wo das Parlament die Eröffnungsrede des Königs mit einer Dankadresse zu beantworten pflegt, hat sich der Gebrauch nach Nordamerika und dann allmählig auch in den konstitutionellen Staaten des europäischen Festlandes verbreitet. Die A., durch welche jetzt gewöhnlich alle Kammern die Thronrede des Regenten beantworten, gilt als Probirstein für den Stand der Parteien. In Zeiten politischer Aufregung benutzen die Parteien das Adressenwesen zu Demonstrationen unter sich oder für und gegen politische Charaktere.

Adreßkomptoire, in größern Städten Anstalten, welche über Personen und Verhältnisse betreffende Anfragen, z. B. die Annahme von Dienstboten, Engagements von Hauslehrern, Schauspielern rc., Nachweisungen ertheilen.

Adria, Stadt im lombard.-venetian. Königreich, Delegat. Rovigo, in einer sumpfigen Niederung am Kanal Bianco, im Podelta, ist eine der ältesten Städte Europa's. Ehemals dicht am Meere, das von ihm den Namen haben soll, gelegen, ist es durch Anschwemmungen jetzt 2 Stunden entfernt. Die Stadt, nach der Sage 1376 v. Chr. von den Pelasgern gegründet, war eine Kolonie der Etrusker, aber schon zu den Zeiten der Römer sehr gesunken. Kaiser Hadrian nahm von ihr den Namen an. Etruskische und römische Alterthümer finden sich unter dem aufgeschlämmten Boden. Die Gegend ist morastig u. ungesund. Jetzt hat die Stadt etwa 8000 Einw., ist Sitz eines Bischofs und treibt einige Gewerbe u. Handel. Den Ruhm, guten Wein zu erzeugen, hat sie jetzt nicht mehr.

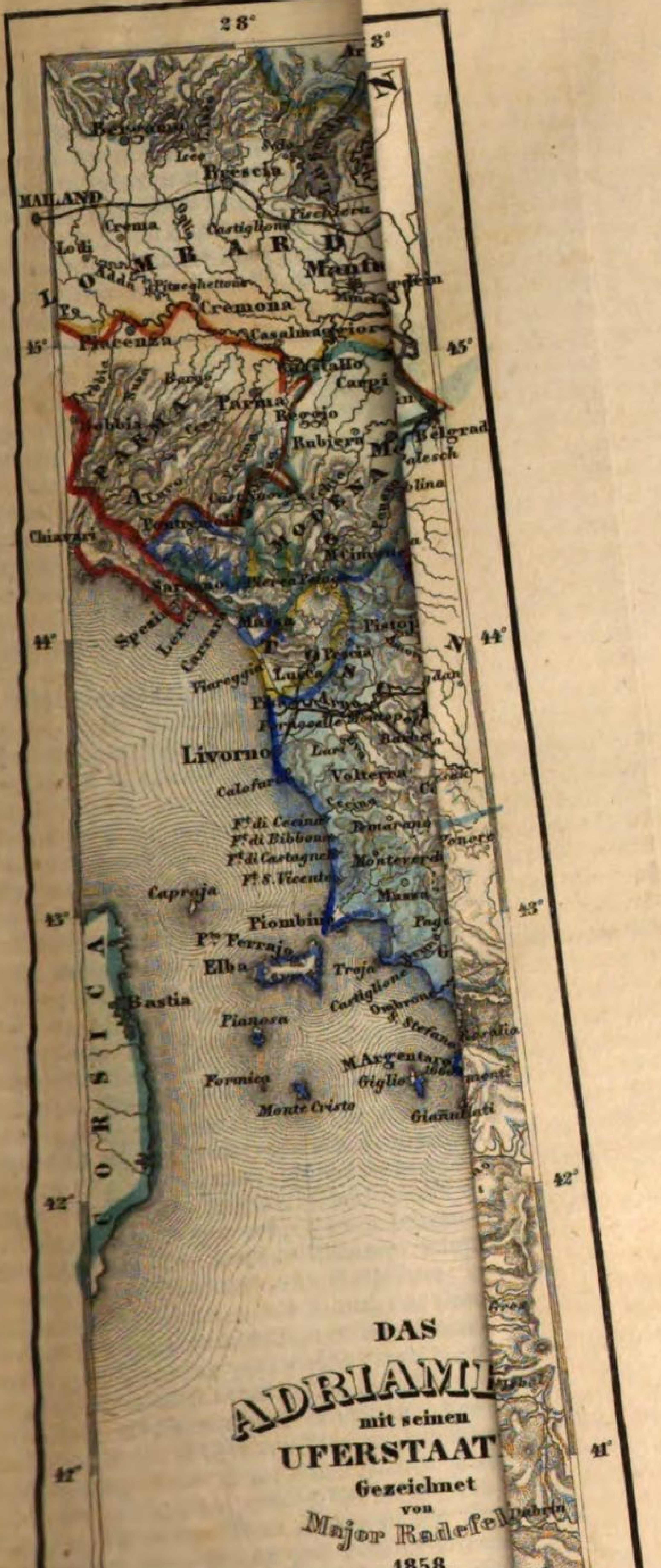
Adrian, Johann Valentin, Professor der neuern Sprachen und Literatur zu Gießen, geboren am 17. Sept. 1793 zu Klingenberg bei Aschaffenburg, besuchte von 1806—1810 die Gymnasien zu Miltenberg und Aschaffenburg und am letztern Orte auch die dort errichtete Karlsuniversität. Aus diesen ruhigen Studien riß auch ihn die damals in Deutschland erwachte Begeisterung für den Kampf gegen Frankreich; er vertauschte die Feder mit dem Schwert und blieb 2 Jahre in Frankreich. Nach dem Frieden ging er nochmals (1814—1816) auf die Universität zu Würzburg und widmete sich philologischen und historischen Studien. Die folgenden 5 Jahre verlebte A. theils für sich in seinem Geburtsorte, theils als Lehrer an Erziehungsanstalten und in dem Hause des Grafen von Winzingerode, sah die Schweiz, Italien und die interessantesten Städte Deutschlands, ging 1822 nach England und gab, als Ergebniß dieser Reise, die leicht hingeworfenen, anmuthig stylisirten „Bilder aus England" (Frankf. 1827—28, 2 Thle.) heraus. Nach seiner Rückkehr erhielt er 1823 den Ruf nach Gießen, wo ihm auch das Ordnen der Universitätsbibliothek, deren Oberbibliothekar er 1830 ward, anvertraut wurde, ein Geschäft, zu welchem er durch seine frühern Arbeiten auf der Bibliothek zu Würzburg befähigt war. Einen Beweis seiner fortgesetzten Sprachstudien geben die „Grundzüge zu einer provençalischen Grammatik" (Frankf. 1825). Im Jahre 1827 besuchte A. England zum 2. Male, gab darauf (1830—33) die „Skizzen aus England" heraus und besorgte eine Uebersetzung von Byron's Werken (Frankf. 1837, 12 Bände), während das von ihm herausgegebene „Rheinische Taschenbuch" mit ungeschwächtem Beifall sein jährliches Erscheinen erneuete. Außerdem nennen wir von seinen Schriften „Die Priesterinnen der Griechen" (Frankf. 1825), den „Catalogus codicum Mss. bibl. acad. Gissensis" (das. 1840) und die „Mittheilungen zur Geschichte und Literatur" (das. 1846). Aus Allem, was A. schreibt, blickt Lebendigkeit und Schärfe, wenn auch nicht gerade Tiefe der Auffassung; ein angenehmer, in behaglicher Breite sich ergehender Styl macht ihn zum beliebten Erzähler und Beschreiber.

Adrianopel (türk. Edrené, Adranah), große Stadt in der türk. Provinz Rumelien, an der Marizza, welche hier die Arda und Tundscha aufnimmt. A.s ältester Name ist Uskadama, die Hauptstadt der thracischen Bessier. Vom römischen Kaiser Hadrianus, welcher sie erweiterte und verschönerte, erhielt sie ihre jetzige Benennung und wurde merkwürdig durch die in ihrer Nähe 378 dem Kaiser Valens durch die Gothen beigebrachte Niederlage. Im J. 1360 durch den osmanischen Sultan Murad I. erobert, machte sie dieser zur Residenz bis zu dem Fall Konstantinopels. Auch jetzt noch heißt sie die zweite Hauptstadt des osman. Reichs, obgleich die Sultane selten dahin kommen. Die Stadt liegt sehr schön in einem anmuthigen fruchtbaren Thale; ihr Inneres aber gleicht dem aller türk. Städte durch enge, krumme, schlecht gepflasterte, schmutzige Straßen. Unter den Gebäuden verdienen mit Auszeichnung genannt zu werden: die vom Baumeister Sinan erbaute äußerst prachtvolle Moschee Sultan Selims II., das alte und neue Schloß (Serai) der osman. Kaiser, welche an entgegengesetzten Enden der Stadt liegen, die von den griechischen Kaisern herrührende Michaelisbrücke über die Tundscha, u. a. Im Ganzen hat die Stadt 40 Moscheen, 24 Medrasse (hohe Schulen), eine Wasserleitung und 22 Bäder. Unter den Einwohnern (sonst 300,000, jetzt 90,000) sind fast 30,000 Griechen, welche hier einen Erzbischof haben, außerdem viele Armenier, Juden und fränkische Handelsleute. Mehre europäische Mächte unterhalten hier Konsuln. Der Handel der Stadt ist groß

und wird theils zu Lande, theils auf der Marizza betrieben. Der an der Mündung dieses Flusses liegende Flecken Enos kann für den Hafen von A. gelten. Die bedeutendsten Gewerbe sind Seidenfabriken, Saffian-Gerbereien; berühmt ist das adrianopol. Rothgarn und allbekannt A.s Parfümerien, das Rosenwasser und das Rosenöl. Die letztern werden aus den 450 Rosengärten um die Stadt gewonnen, und es scheint, als ob das Klima einen besonders günstigen Einfluß auf die Rosen und das daraus gezogene ätherische Oel ausübe. Quitten und Quitten-Konfekte bilden einen bedeutenden Handelsartikel. Der in der Nähe gewonnene Wein gilt für den besten in der Türkei. Im russisch-türkischen Kriege wurde A. am 20. Aug. 1829 durch den Feldmarschall Diebitsch-Sabalkansky erobert, worauf am 14. Sept. 1829 der Frieden zu A. geschlossen wurde. Dieser merkwürdige Traktat kam durch Preußens Vermittelung und die Mäßigung Rußlands zu Stande, welche letztere freilich durch die Verhältnisse zu England u. Frankreich geboten war, u. fiel für die Pforte bei Weitem günstiger aus, als Europa nach den glänzenden Siegen der russischen Waffen erwartete. Rußland gab, mit Ausnahme der Gebiete Achalzik und Achalkalaki in Asien, alle Eroberungen zurück. An der Donau wurde die Sulinamündung als Grenze bestimmt, die freie Schifffahrt auf diesem Flusse bedingt, den Kriegsschiffen beider Nationen die Einfahrt in die St. Georgsmündung gestattet; ferner wurde festgesetzt, daß den Handelsschiffen aller Nationen (mit denen die Pforte nicht etwa im Kriege sey) freie Fahrt durch die Meerengen gestattet werde. Die Moldau, Wallachei und Serbien blieben unter türkischer Hoheit, erhielten aber eine von Rußland garantirte, sie vor türkischer Willkür schützende Verfassung. Auch trat die Pforte den von den Großmächten am 6. Juli 1827 und am 22. März 1829 über Griechenland gefaßten Beschlüssen bei. Für die seit 1806 erlittenen Verluste erhielt Rußland 1,500,000 Dukaten; die 10 Mill. Dukaten Kriegsentschädigungskosten wurden auf 7 Mill. herabgesetzt.

Adriatisches Meer, der tief in das Land nordwestlich eindringende Busen des Mittelmeers, zwischen der Ostküste der Halbinsel Italiens und der Westküste des gegenüber liegenden griechisch-türkischen Festlandes, mit dem jonischen Meer durch den Kanal von Otranto verbunden. Die Fläche des adriat. Meeres wird auf etwa 4000 □M., die Länge auf 120—130, die Breite auf 30—35 M., die Küstenlänge auf 267 M. berechnet, wovon 120 Oesterreich, 75 Neapel, 38 dem Kirchenstaate, 34 der Pforte gehören. Das nördliche Ende bildet der Golf von Venedig mit den Lagunen dieser Stadt, der gegen Nordosten in den Golf von Triest übergeht. Auf der Westseite buchtet sich das adriat. Meer in die beiden flachen und weitgeöffneten Bogen von Ravenna und Tremiti und den engern und tiefern Golf von Manfredonia. Die Ostküste ist zerrissen, felsig, steil und umsäumt mit einer dichten Kette von fast unzähligen größern und kleinern, langgestreckten Felseninseln und Riffen. Die größte Bucht dieser Küste ist in Nordosten der Quarnerogolf, aus dessen Tiefe sich die erwähnte Inselkette entwickelt. Im Tremitibusen liegt die kleine Gruppe der neapolitan. Tremitiinseln: San-Domenico (die größte und südlichste), San-Nicola, Caprara, nebst den beiden Klippen Cretaccio und la Vecchia; die bedeutendsten der von der Quarnerobucht auslaufenden Kette sind von Norden her: Veglia, Cherso, Arbe, Lassini, Pago, Maon, Ulbo, Premuda, Sestruya, Lunga oder Grossa, Eso, Ugliano, Solta, Brazza, Lessina, Lissa, Curzola, Lagosta, Melada, und südwestl. davon die kleine dalmat. Insel Pelagosa. Die bedeutenderen Städte auf der italienischen Küste sind von Norden her: Rimini, Pesaro, Sinigaglia, Ancona, Pescara, Tremoli, Vieste, Manfredonia, Bartella, Trani, Molfetta, Mola, Polignano, Brindisi am kleinen Kap Cavallo und Otranto, gegenüber dem weit auslaufenden Vorgebirg Linguetta in Albanien. In dem Quarnerogolf liegen die Städte Mosgenizza, Lovrana, Fiume, Buccari, Porto-Re, Novi und Zengg, weiter südwärts Cartopago, Zara, Sebenico, Trau, Spalatro, Ragusa, Cattara, Alessio, Durazzo am Kap Pali und Valona. Die bedeutendsten Flüsse, die in das adriat. Meer münden, sind auf der italien. Küste die Etsch und der Po, die fortwährend Land an der Küste ansetzen, so daß die Orte dieser Gegend immer weiter von dem Küstensaum zurücktreten. Die übrigen aus Italien kommenden Flüsse sind nur Küstenflüsse, eben so die wenigen Zuflüsse von dem dürren Gebirgslande: Fiumara, Kerka, Cettina, besonders Narenba, Drino, Tobi (Skombi), Beratino und Vojuza. In diesem geringen Zuflusse von Süßwasser liegt vielleicht die Ursache des außerordentlichen Salzgehaltes des adriatischen Meers. Der Grund des Meers ist in der Nähe der Pomündung Schlamm, an der istrischen und dalmatischen Küste Sand, Kalk und Thon. Ebbe und Fluth sind schwach. Die Südoststürme machen die Schifffahrt im Winter gefährlich (daher bei den Alten berüchtigt). Die Ostseite ist zur Schifffahrt geeigneter, als die westliche, obgleich dort die Wogen heftiger branden, da die vielen Einschnitte und Eilande den Schiffen hinlänglich Schutz gewähren und die hohen dinarischen Alpen die Südoststürme abhalten. Der beträchtlichste Handelshafen ist Triest, jetzt weit wichtiger, als das sonst so große und berühmte Venedig. Unter den Fahrstraßen war im Alterthum die von Brundusium (Brindisi) nach Dyrrhachium (Durazzo) die bedeutendste, jetzt ist's die von Triest nach Ancona. Dampfschiffe unterhalten regelmäßige Verbindungen zwischen den Hauptshäfen mit der Levante. Die Fischerei ist bedeutend, namentlich auf Thunfische, Sardellen, Makrelen, Brachsen, Meeraale u. Schwertfische. Berühmt sind die Austern von Venedig. Delphine finden sich zuweilen, Phoken an der Narenta.

Adschmir oder **Radschastan**, Provinz Mittelindiens zwischen 24 u. 31° n. Br., grenzt im N. an die Provinzen Multan, Lahore und Delhi, im S. an Gudscherat und Malwa, im O. an Delhi und Agra, im W. an Multan und das Land Sund. Der Boden besteht größtentheils aus Sandwüsten ohne alle Kultur, die gewöhnliche Bevölkerung aus Dschats (Jats), kleinen unansehnlichen Individuen von sehr dunkler Farbe. Die höheren Klassen sind Radschputen, ein schlanker Menschenschlag



DAS
ADRIAME
mit seinen
UFERSTAAT
Gezeichnet
von
Major Radefel
1858.
Eisenbahnen. Telegraph. Linien, Stationen
STAEDTE v. 50,000 bis 360,000 Einwohn
28°
38°
45°
44°
43°
42°
41°
MAILAND
Bergamo
Brescia
Crema
Castiglione
Lodi
Cremona
Casalmaggiore
Piacenza
Parma
Reggio
Rubiera
Mantu
LOMBARD
PARMA
MODENA
Chiavari
Spezia
Carrara
Massa
Viareggio
Lucca
Pistoja
Livorno
Volterra
Capraja
Piombino
Elba
Bastia
CORSICA
Pianosa
Fornica
Monte Cristo
Giglio
Troja
Castiglione
Belgrad

mittlerer Größe, der sich zur Kriegerkaste des indischen Staats rechnet. Der Brahmanenglaube ist der herrschende im Lande, und auch die Regierungsweise und die Lehnsverhältnisse gleichen denen in den andern Marken Hindostans. Die Lehnsaristokratie gehorchte sonst dem Namen nach den Großmoguls von Delhi und kam bei der Auflösung des Mongolenreichs unter die Herrschaft der Mahratten, von welcher sie 1818 durch die Engländer befreit wurde. Seitdem genießen die Radschas den Schutz des angloindischen Reichs, zahlen einen bestimmten Tribut und leisten im Kriege Zuzug. Nach außen hin ist ihnen jeder Akt der Souveränetät untersagt, in Betreff der Verwaltung und der innern Angelegenheiten ihrer Länder aber vollkommene Freiheit gestattet. Die Stadt A. war ehemals so stark befestigt, daß die Hindus sie für uneinnehmbar hielten, war aber, als die Briten sie 1818 in Besitz nahmen, ein Schutthaufen, der sich indeß bald wieder zur Blüthe erhob. Es befindet sich hier das Grab eines moslemischen Heiligen, zu dem häufige Wallfahrten Statt finden.

Adstringirende Mittel, zusammenziehende Mittel, d. h. diejenigen Mittel, welche eine mehr oder weniger sichtbare, schnelle Zusammenziehung der Fasern in allen organischen Geweben bewirken. Sie bestehen aus sauren, salzigen oder Gerbstoff haltenden Substanzen u. werden, wenn sie bloß äußerlich angewendet werden, styptische Mittel, Styptica, genannt. Innerlich gegeben, ziehen sie die Schleimhäute zusammen, vermindern ihre Sekretion und erhöhen ihre Lebenskraft, eine Wirkung, welche nur vorübergehend ist und die bei längerer Dauer die Sensibilität der Organe abstumpft. Sie befördern die Gerinnung des Schleims, der Magen- und Darmsäfte, verursachen ein Gefühl von schmerzhaftem Zusammenziehn im Magen, hemmen alle Se- und Exkretionen, wie den Stuhlgang und andere. Bei längerem Gebrauche verursachen sie mancherlei Störungen der Verdauung, Zusammenschrumpfen der Leber, der Milz, des Pfortadersystems und stören den Ernährungsprozeß. Zu den sauren Substanzen gehören die meisten Säuren, vorzüglich die Schwefel-, Salpeter- und Salzsäure; zu den adstringirenden Salzen der Alaun, das schwefelsaure Zink, das essigsaure Blei, das schwefelsaure Kupfer und Eisen; zu den gerbstoffhaltigen die Galläpfel, die Eichenrinde, die Eicheln, die Wurzel der Tormentilla, Bistorta und Ratanha, das Gummi Katechu und Kino, die Rinden der Weiden und Kastanien, das unter dem Namen Drachenblut bekannte Harz und endlich der reine Gerbstoff oder Tannin selbst. Man gebraucht die Adstringentien gegen allgemeine und örtliche Atonie, besonders gegen Chlorose, Schlaffheit der Gelenkbänder, Neigung zu Brüchen, übermäßige Ausleerungen mit Atonie, Schleimflüsse, passive Blutungen, kolliquative Schweiße, zur Nachkur nach sehr erschöpfenden Krankheiten, wenn große Atonie des Zellgewebes und der Gefäße vorhanden ist. Die gerbstoffhaltigen dienen als Gegengifte gegen den Brechweinstein, Arsenik u. a. metallische Gifte. Aeußerlich benutzt man sie in der Form von Umschlägen, Bädern, Bähungen, Einspritzungen u. a. gegen Erschlaffung der Gelenkbänder, Prolapsus, Brüche, chronische Schleimflüsse der Genitalien.

Adular (edler Feldspath, opalisirender Feldspath, Fisch- oder Wolfs-Auge, Girasole, Feldspath nacré), aus Kali, Thon und Kieselerde bestehender Edelstein, nach der Bergkette Adula in Graubündten benannt, wo er nahe der Spitze des Gotthard zuerst (von Pini) in einem Lager von Gneiß entdeckt wurde. Der A. findet sich krystallisirt (auf dem St. Gotthard, in Schweden, Tyrol, Dauphiné), derb, in Geschieben (Ceylon, Grönland, Nordamerika); mit zarten Sprüngen parallel der primitiven Fläche; Bruch: unvollkommen, kleinmuschelig; Farbe: wasserhell, graulich-, milch-, grünlichweiß, oft mit eigenthümlichem Perlenmutterglanze, und einem bläulichen Lichtscheine; durchsichtig bis durchscheinend, zuweilen irisirend und von doppelter Strahlenbrechung. Er heißt im Handel Mondstein (Pierre de Lune, Moonstone, Pietra lunare), wenn er weißliche, oft bläulich und grünschattirte Farben hat; Sonnenstein, wenn er ein gelbliches, in's Rothe fallendes Farbenspiel zeigt. Er wird besonders zu Ring- und Halsnadelsteinen verarbeitet und mit Diamanten eingefaßt; bohnengroße Stücke mit schönen Farben kosten 15 bis 20 Gulden. Die Sonnensteine stehen im Ganzen höher im Preise, als die Mondsteine.

Adule, Seestadt am rothen Meere, einst der vornehmste Handelsplatz der Troglodyten in Aethiopien, entweder das heutige Zulla, ein kleiner Ort mit vielen Ruinen, oder das heutige Arkiko, beide in der Annesleybai liegend. A. ist namentlich bekannt durch die von Kosmas Indikopleustes im 6. Jahrh. in seiner „Topographia christiana" zuerst veröffentlichte, für die Geographie dieser Gegenden wichtige Inschrift, Monumentum Adulitanum.

A dur, in unserem Musiksystem eine der vierundzwanzig Tonarten, und zwar die, in welcher A als Grundton angenommen wird. Rascher, heiterer Muth, unschuldige Liebe, Zufriedenheit sind die Seelenzustände, welche diese Tonart darstellt. Vgl. Tonarten.

Advent (Kirchenwesen), vom lat. adventus (die Ankunft), die Vorbereitungszeit auf die Weihnachtsfeier, indem man gleichsam der Ankunft des Herrn wartet. Sie umfaßt 4 Sonntage (der erste fällt stets zwischen 27. Nov. — 3 Dec.), weil die Ankunft Christi als eine 4fache betrachtet wird, 1) als Ankunft im Fleische, Menschwerdung; 2) in den Herzen der Frommen; 3) zum Tode; 4) Wiederkunft zum Gericht. Die Feier dieses Festes wird erst im 5. Jahrh. erwähnt, in welchem Bischof Maximus von Turin Homilien für diese Zeit schrieb und die Synode zu Lerida in Spanien 524 alle Hochzeitfeiern während der Zeit verbot. Auch noch jetzt sind in den protestantischen Ländern rauschende Vergnügungen während dieser Zeit verboten. Die griech. Kirche unterscheidet sich von der latein., indem sie 40tägige Adventszeit feiert (vom Tage episcopi Martini, 14. Nov. an; daher Quadragesima Martini). Sehr schicklich nimmt man den ersten Advent für den Anfang des Kirchenjahrs, indem dadurch die gläubige Richtung des Gemüths auf den Erlöser bezeichnet wird.

Adverbium (Umstandswort, Bestimmungswort), derjenige Redetheil eines Satzes, welcher die Umstände und nähern Bestimmungen angibt, unter welchen ein Prädikat ausgesagt, oder eine Eigenschaft einem Substantiv beigelegt wird. Der Name A., welcher eigentlich nur Beifügung zum Zeitworte bedeutet, ist nicht ganz entsprechend; denn es kann eben so gut zu einem Adjektivum und einem andern A., wie zu einem Verbum, gesetzt werden. Ihrer Bedeutung nach theilen sich die Adverbien in Umstandswörter der Zeit, des Ortes und der Weise. Zu der ersten Klasse gehören alle diejenigen, welche das Zeitverhältniß einer Thätigkeit oder Eigenschaft näher bestimmen, z. B. dann, wann, jetzt, immer, täglich, jährlich ꝛc. Die Adverbien der zweiten Art bezeichnen den Ort und die Richtung einer Thätigkeit oder Eigenschaft, z. B. da, dort, innen, oben, nirgends ꝛc. Die Adverbien, welche die Art und Weise näher bezeichnen, sind entweder Umstandswörter der Wiederholung, welche sagen, wie oft Etwas geschieht oder gethan wird, z. B. oft, selten, wieder, einmal, zweimal ꝛc.; oder der Stärke, welche die größere oder geringere Stärke einer Thätigkeit ausdrücken, z. B. so, wie sehr, außerordentlich; oder der Aussageweise, welche bezeichnen, ob das Ausgesagte wirklich oder nicht-wirklich, möglich oder nicht-möglich, gewiß, ungewiß oder wahrscheinlich ꝛc. dargestellt wird, z. B. ja, freilich, fürwahr, gern, etwa, wahrscheinlich ꝛc. Da die Adverbialbegriffe fast sämmtlich durch Umschreibungen mit Substantiven und Präpositionen oder durch ganze Sätze (Adverbialsätze) ausgedrückt werden können, so läßt es sich leicht begreifen, wie manche Sprachen wenig eigenthümliche Adverbien haben, z. B. die hebräische. Andere Sprachen dagegen, z. B. die lateinische, bilden fast von jedem Adjektivum ein entsprechendes A. und gewinnen dadurch in hohem Grade an Präcision und Kernigkeit. Im Deutschen hat das Adjekt. und A. häufig eine und dieselbe Form; nur daß die letztere in jeder Verbindung als indeklinabel erscheint, weil man sich auch den Adverbialbegriff immer für sich allein, abgesondert, abstrakt denkt. Dagegen lassen sich die meisten Umstandsverhältnisse, namentlich die der Art und Weise, dem Grade nach verschieden auffassen, und deshalb ist der größte Theil der Adverbien auch einer grammatischen Gradation fähig.

Adversarien, bei den Römern die Hausbücher, in welche man augenblicklich die Ausgabe und Einnahme bemerkte und sie sodann in das Hauptbuch (tabulae justae) übertrug. Man bezeichnet daher bei den Neuern damit ein Konceptbuch, Brouillon, insbesondere Sammlungen von Beobachtungen, Notizen und Gedanken, welche man zu dereinstiger Benutzung und Ordnung aufzeichnet. Von mehren ausgezeichneten Philologen sind solche A. herausgegeben worden, z. B. von Barth, Wapkens, Parson u. A.

Advocati ecclesiae, auch Defensores, Actores ecclesiae, seit dem 5. Jahrhundert die Sachwalter der geistlichen Stiftungen und ihrer Angehörigen, welche deren äußere Angelegenheiten, Verwaltung, Rechtsstreitigkeiten ꝛc. zu besorgen hatten und später durch sogenannte Schirmvögte ersetzt wurden.

Advocatus diaboli, bei dem Untersuchungsprozesse über den Lebenslauf eines zur Kanonisation vorgeschlagenen Heiligen der zur Bestreitung der Würdigkeit desselben aufgestellte Ankläger, im Gegensatze zu dem Advocatus dei, der die Vertheidigung des zu Kanonisirenden übernimmt.

Advokat, Sachwalter, Anwalt, Rechtsanwalt oder, wie es in einigen Schweizerkantonen heißt, Fürsprech, im Allgemeinen die Standesbezeichnung derjenigen Rechtsgelehrten, welche vom Staate die Berechtigung zur Führung fremder Rechtsstreitigkeiten vor Gericht erhalten haben. In Rom, wo zu den Zeiten der Republik der Advokatenstand auf einer hohen Stufe des Ansehens sich befand, hießen die A.en Oratores forenses (Gerichtsredner) und erst später Advocati, d. i. Herbeigerufene. Bei den Deutschen kommen sie schon im frühen Mittelalter als Prolocutores, d. i. Fürsprecher, vor, welche von den Parteien meist aus den Gerichtsbeisitzern oder Schöffen erwählt wurden, bis mit der Einführung des schriftlichen Verfahrens die Qualifikation als Rechtsgelehrter zum Eintritt in den Advokatenstand nöthig ward. Meist hat, wenigstens in Deutschland, der A. auch das Amt eines Prokurators auf sich, der nicht nothwendig eine rechtsverständige Person zu seyn braucht und sich daher seinen Geschäften nach sehr wesentlich von dem A.en unterscheidet. Der Prokurator handelt anstatt der Partei als Stellvertreter derselben; der A. dagegen neben und mit der Partei als Beistand derselben. Der Prokurator, nicht aber auch der A. als solcher, muß sich zu den von ihm vorgenommenen Handlungen legitimiren, d. h. nachweisen, daß er von der Partei Auftrag zu denselben erhalten habe. Allgemeine, in den Partikulargesetzgebungen näher bestimmte Pflichten des A.en in Deutschland sind: daß er keine völlig ungerechte Sache übernehme, daß er sich gehörig instruire, zumal die Beweismittel genau angeben lasse und für deren Herbeischaffung Sorge trage, daß er den Prozeß auf das Schnellste und Sicherste leite, überhaupt seinem Klienten Treue bewahre. Macht sich ein A. eines Irrthums in Beziehung auf Thatsachen schuldig, so kann die Partei denselben, wenn der A. ihn in Abwesenheit des Klienten beging, bis zum Eintritt der Rechtskraft des nächsten Urtels, wenn er ihn aber in Gegenwart des Klienten oder in einer von diesem mit unterzeichneten Schrift beging, nur binnen drei Tagen widerrufen. Den Rechtsirrthum des A.en hat der Richter vermöge des ihm obliegenden Officium nobili zu verbessern. Versäumnisse der A.en, z. B. in Beziehung auf Fristen, berechtigen die Parteien nur zur Entschädigungsklage gegen den A.en. Uebrigens sind diese Bestimmungen des gemeinen Rechts durch die neuere Partikulargesetzgebung vielfach modificirt. Für seine Bemühungen hat der A. einen Anspruch auf Belohnung, über deren Betrag in den meisten Ländern besondere Gesetze (sog. Advokatentaxen) vorhanden sind. Auch ist es dem A.en im Allgemeinen erlaubt, sich vertragsmäßig ein bestimmtes Honorar für seine Arbeiten zu bedingen, nur ist es ihm in den Gesetzen verboten, sich eine besondere Belohnung für den Fall des Siegs (palmarium) oder einen Antheil am Streitobjekte

(quota litis) versprechen zu lassen. Ist eine Partei in einem Civilprozesse oder ein Angeschuldigter zu arm, um einen A.en aus seinem Vermögen bezahlen zu können, so wird ihm ein Anwalt, welcher ihm unentgeltlich dienen muß, ein sog. Officialanwalt vom Gerichte beigegeben, und die A.en eines Gerichtsbezirks sind verpflichtet, sich der Reihe nach als Officialanwälte bestellen zu lassen. In Deutschland kann der A. wegen seiner Deserviten Klage erheben und dieselben nöthigen Falls durch gerichtliche Zwangsmittel beitreiben lassen. In England und den Verein. Staaten von Nordamerika steht dagegen dem A.en wegen seiner Deserviten kein Klagrecht zu, weil das Gesetz annimmt, der A. übernehme die Führung eines Rechtsstreits oder die Vertheidigung eines Verbrechers der Ehre halber und nicht des Gewinnes wegen. Dennoch haben in diesen Ländern sowohl, als in Frankreich die Sachwalter ein reichlicheres Einkommen, und man hat berechnet, daß sich die angesehensten A.en (A.en erster Klasse) in England jährlich auf 5 bis 12,000 Pfd. Sterling, in den Verein. Staaten auf 10 bis 25,000 Dollars, in Frankreich auf 40 bis 100,000 Franken stehen. Aber auch in jeder andern Beziehung ist die Stellung der A.en in diesen Ländern sehr glänzend.

In England unterscheidet man zwischen Barristers und Attorneys. Die ersteren haben das ausschließliche Recht zum Plaidiren vor Gericht, und aus ihnen werden die höchsten Staatsbeamten, namentlich der Generalfiskal (Attorney general) und der Generalprokurator (Solicitor general), nicht minder die königlichen Sachwalter (Sergeants ad law) und die Richter gewählt; selbst der Lordkanzler muß Barrister gewesen seyn. Der Barrister allein hat das Recht, eine Vorstellung oder ein Gesuch an ein Gericht oder eine Jury zu richten, wogegen der Attorney mit dem Klienten selbst verhandelt oder in seinem Beiseyn denselben mit dem Barrister sprechen läßt. Daher handelt der Barrister fast allein nach der schriftlichen, ihm vom Attorney gegebenen Instruktion, während der Attorney den Vermittler zwischen dem Klienten und dem Barrister abgibt. Eine Art Prüfung der Würdigkeit zur Aufnahme in die Advokatur besteht erst seit 1836. Das Herkommen, daß der Barrister nicht unter einer Guinee als Honorar annehmen darf, hat dazu geführt, daß sich eine besondere Klasse von A.en gebildet hat, die den Attorneys in geringern Fällen an die Hand gehen und dadurch sich für die Barrister vorbilden (special pleaders.)

In Nordamerika stehen die A.en in noch größerem Ansehen, als in England, obwohl die sie betreffenden Einrichtungen noch viel mangelhafter sind, als dort. Bezeichnend ist es, daß von sieben Präsidenten sechs dem Advokatenstande angehört hatten und daß die Söhne der angesehensten und reichsten Familien oft nur der Ehre und des Ansehens halber sich der Rechtswissenschaft widmen. Ein ähnlicher Unterschied wie in England findet in Frankreich zwischen Avoués und Avocats Statt, von denen die erstern mit den prozessualischen Formen u. der Fertigung der Schriften beschäftigt sind, die letzteren die Parteien in den Sitzungen vertreten und plaidiren. Zum Amte eines Avoué gehört ein Alter von 25 Jahren, Rechtsstudium und eine 5jährige Uebungszeit; wer Avocat werden will, muß Licentiat seyn und eine dreijährige Uebungszeit (stage) bestehen, während welcher er die Sitzungen und Konferenzen der A.en zu besuchen hat. Dann wird er in die Matrikel (sur le tableau) eingetragen. Alle Stellen der Avoués und auch manche der Avocats sind käuflich. Für jene existirt eine Taxordnung von 1807, welche auch die von dem unterliegenden Theile dem Avocat zu restituirenden Honorare, nicht aber die ihm von seiner Partei zukommenden, die von der Disciplinarkammer festgestellt werden können, bestimmt. Der französischen Einrichtung ist mit wesentlichen Verbesserungen das Advokatengesetz in Genf von 1834 nachgebildet. Die Trennung zwischen Avoué und Avocat ist hier aufgehoben und die Aufnahme als Avocat an eine strenge Prüfung geknüpft. Auch in Belgien hat die franz. Einrichtung zum Muster gedient.

Im Kirchenstaat sind außer den gewöhnlichen Erfordernissen noch besondere aufgestellt, wie namentlich 25jähriges Alter, guter Leumund, Doktorgrad, 5jährige Vorpraxis &c. Die Aufnahme erfolgt nach vorheriger Prüfung durch die Apellhöfe zu Bologna u. Macerata. Die A.en genießen Korporationsrechte und haben, wie in Frankreich, Disciplinarräthe. Im übrigen Italien ist die Einrichtung ähnlich. In Sicilien halten die A.en förmliche Berathungsläden, welche sie, nach Art der Gewerbsleute, aber sehr zeitig öffnen u. spät schließen.

Die Ursachen, warum der Advokatenstand in Deutschland im Vergleiche zu dem französischen, englischen und nordamerikan. in geringem Ansehn steht, woraus dann seine übrige, wenig beneidenswerthe Stellung hervorgegangen ist, liegen auf der Hand. Jene Länder besitzen ein öffentliches mündliches Verfahren in allen rechtlichen Angelegenheiten; die Vorträge des A.en werden Gegenstand der allgemeinen Beobachtung und sogar des geistigen Genusses; das Publikum lernt den kenntnißreichen, talentvollen, redlichen, freimüthigen und unerschrockenen Sachwalter so gut, wie den ungeschickten und unredlichen kennen, und belohnt jeden nach seinem Verdienste. Jenem kann Ruhm, Ansehn und eine zahlreiche Klientel nicht entgehn, während die Thätigkeit der Letztern bald von Niemand mehr in Anspruch genommen werden wird, auch wenn sie, was geschehen kann, von ihren Genossen nicht aus dem Advokatenstand ausgestoßen werden sollten. Auch in Deutschland genossen die Doktoren des Rechts ein hohes Ansehn, als das deutsche Recht noch nicht in einem Meer römischer Rechtssatzungen erstickt war, und erst als die Heimlichkeit des Verfahrens an die Stelle der alten Schöppengerichte trat, als das einheimische Recht des Volkes durch die römisch rechtliche Anschauung verdrängt wurde, ward der Juristenstand, wie das Recht, welches er vertrat, der volksthümlichen Anschauung der Nation fremd. Dadurch, daß in Deutschland alle rechtl. Angelegenheiten schriftlich und in der, dem großen Publikum verschlossenen Gerichtsstube verhandelt wurden und werden, und häufig selbst die Parteien nicht mehr als das Resultat der Verhandlungen erfahren, ist dem A.en nicht nur die Gelegenheit entzogen, sein Talent, seine Kenntnisse, seine Unerschrockenheit u. s. w. schnell und in weiten Kreisen bekannt zu

machen, sondern es fällt für ihn selbst der große moralische Einfluß weg, welchen die Gegenwart des Publikums auf den Sachwalter stets ausübt und ausüben muß. Das Papier erröthet nicht, ist ein altes Wort, und so läßt sich der nicht charakterfeste Mann nur allzu leicht verleiten, um schnöden Gewinns willen und wider besseres Wissen und Gewissen das Unrecht zu vertheidigen und immer neue Verwickelungen herbeizuführen, anstatt die vorhandenen zu Ende zu bringen. Außer diesen seinen eigenen Sünden werden aber dem A.en gewöhnlich von den Parteien, die von dem Gange der Verhandlungen wenig Kenntniß erhalten, auch noch die Fehler des Richters und die Mängel der Prozeßordnungen zur Last gelegt. Vorschläge und Versuche, den Advokatenstand im Aeußeren zu heben, sind schon manche gemacht worden. So hat man, um den A.en die Möglichkeit einer widerrechtlichen Bereicherung abzuschneiden, dieselben unter eine sehr strenge Kontrole der Gerichte gestellt, aber auf diesem Wege das vorgesteckte Ziel nur sehr unvollkommen erreicht und überdies ein anderes großes Uebel dadurch hervorgerufen, nämlich eine gewisse Eifersüchtelei zwischen den Gerichten und dem Advokatenstande, die nicht zum Heile der Parteien und zur Beförderung der Gerechtigkeit gereicht. In der Hebung des Advokatenstandes auf dem Wege gesetzlicher Reform bestanden auch zum Theil die Zwecke der Advokatenvereine, die sich seit 1820 hier und da zu bilden versuchten. So wurden 1821 im Großherzogthum Hessen Statuten zu einem Vereine der Obergerichtsadvokaten der Provinz Oberhessen entworfen, denen aber die Regierung die Genehmigung versagte. Ein 1832 in Gießen gebildeter Advokatenverein erfuhr dasselbe Schicksal und die 1831 in Darmstadt errichtete Gesellschaft der öffentlichen Anwälte ging von selbst ein. Auch die in Kurhessen entstandenen Advokatenvereine blieben ohne erheblichen Erfolg. Am erfolgreichsten war noch die Thätigkeit des am 1. Juli 1831 in Hannover zusammengetretenen Advokatenvereins. Im Jahre 1844 wurde ein allgemeiner deutscher Advokatentag nach Mainz ausgeschrieben; mehre deutsche Regierungen, z. B. die preußische, hatten jedoch den Besuch desselben verboten. Im Königreich Sachsen bildete sich 1845 ein Landesadvokatenverein, der in dreimaligen Generalversammlungen (die letzte zu Bautzen 1847) eine Advokatenordnung und besonders auch ein Statut eines Vereins zur Unterstützung der Wittwen und Waisen von A.en berieth. Obschon gerade in jener Zeit die Anregung so bedeutend war, daß fast überall Advokatenvereine entstanden, so in Würtemberg (1842), Weimar, Schleswig-Holstein (1842), Braunschweig, Altenburg &c., auch eine eigne Anwaltszeitung in Darmstadt erschien, ließ das Interesse doch bald nach, und seit die Umgestaltung der Kriminalrechtspflege in den deutschen Bundesstaaten durchgriff und die Stellung der Anwälte ganz veränderte, sind auch jene Vereine wieder eingegangen. Bemerkenswerth war fast bei allen, daß sie nur in der Ausbildung ihrer korporativen Rechte das Mittel zur Hebung des Standes überhaupt erkannten, daß sie aber weniger auf Verbesserung der Rechtspflege überhaupt ihr Augenmerk richteten, während doch dies letztere nothwendiges Erforderniß für den Erwerb u. die Bewahrung der Korporationsrechte seyn mußte. Am meisten geschah noch dafür, den Kandidaten zur Advokatur eine freie Konkurrenz zu sichern. Selbst auf den Landtagen hat man sich mit der Hebung des deutschen Advokatenstandes beschäftigt, es aber nicht weiter gebracht, als zu Entwürfen einer Advokatenordnung, die indeß noch nirgends ins Leben getreten sind. Günstiger als alle diese Bemühungen wirkte die Einführung der Oeffentlichkeit und Mündlichkeit in der Kriminalrechtspflege, womit das hauptsächlichste Hinderniß der Hebung des Standes weggefallen ist. Zu den andern Uebelständen, die noch fortdauern, gehört die feindliche Stellung der Regierung zu dem Stand der Anwälte, der Mangel eines eigenen Disciplinarraths, die geschlossene Zahl, das allgemeine Mißtrauen des Volks in seiner Rechts- und Gesetzeswirthschaft und endlich die gänzliche Isolirung, in welcher die Regierung die Anwälte beläßt. Wodurch der Advokatenstand gehoben werden kann, das sind daher theils die Abhülfe des allgemeinen Uebels in der Rechtspflege, namentlich Fortschritte auf dem Gebiet der Oeffentlichkeit und Mündlichkeit, und Vereinfachung der Prozeßgesetze, theils Verbesserungen, die dem Stande selbst zu gut kommen, nämlich Einführung von Advokatenkollegien, Gestattung eines größeren Einflusses der A.en auf die Verbesserung der Rechtspflege durch Einforderung von Gutachten &c., geeignete Beförderung tüchtiger Anwälte zu wichtigeren Staatsämtern und eigene Disciplinargewalt.

Advokatenkorporationen, Vereinigungen der Anwälte eines Landes, einer Provinz, eines Gerichtssprengels zur Vertretung ihrer Standesinteressen. Dahin gehören in Frankreich die Anwaltskammern (chambres des avoués), die zur Zeit des Konsulats (13. Frimaire IX.) durch ein Arrêté beim Kassationshofe, sowie bei jedem Appellations- u. erstinstanzlichen Gerichte organisirt wurden. Die Advokaten jedes Gerichtshofs sind in Kolonnen abgetheilt, an deren Spitze ein Vorsteher (bâtonnier) und ein Sekretär steht, die beide nur aus den älteren Advokaten gewählt werden. Die übrigen Mitglieder der Disciplinarkammer werden aus den ältesten Mitgliedern jeder Kolonne gewählt; sind jedoch bei einem Gericht weniger als 20 Advokaten immatrikulirt, so bildet das Gericht die Disciplinarkammer, doch muß dann vor dem Ausspruche einer Strafe das schriftliche Gutachten des Bâtonnier eingeholt werden. Die Disciplinarkammer hat, nächst der Entscheidung über Honoraransprüche und über Bedenken gegen die Immatrikulation, die Disciplinaraufsicht über die Mitglieder der Anwaltskammer, die sie theils von Amts wegen, theils auf Beschwerde übt. Sie straft durch Verweis, Suspension von höchstens einem Jahre und Ausstreichung aus der Matrikel; gegen beide letztern Strafen kann Berufung an den Appellhof eingelegt werden. Uebrigens hindern die Disciplinarstrafen die kriminelle Ahndung nicht, wenn die fragliche Handlung in ein Verbrechen übergeht. In England gibt es eigentliche A. nicht; die dort schon lange bestehenden Inns of court bewirken eine Vereinigung der Rechtsgelehrten, sind aber immer mehr zur bloßen Form-

lichkeit geworden. Ueber die deutschen Advokatenvereine s. Advokat.

Adynamie, Mangel an Kraft, krankhafte Schwäche. Man bezeichnet damit eine beträchtliche Schwäche der Lebenskraft, welche durch keine organische Ursache bedingt wird. Dieses Wort wurde von den Aerzten in einem verschiedenen Sinne gebraucht, bis Pinel damit die große Erschöpfung bezeichnete, welche man in dem Faulfieber findet. Er gibt deshalb auch den von andern Schriftstellern Faulfieber genannten Krankheiten den Namen adynamische Fieber.

Adyton, d. i. das Unzugängliche, der innerste Raum der griechischen Tempel, den nur der Priester betreten durfte, das Allerheiligste, in dem die Statue des Gottes, dem der Tempel geweiht, stand. S. Tempel.

Aeacus, Sohn des Zeus und der Aegina, einer Tochter des Flußgottes Asopus. Als der erzürnte Vater die Tochter bedrohte und gleichzeitig Juno derselben Verderben bereitete, versetzte sie Zeus auf die Insel Oenone, wo A. geboren wurde. Das Eiland aber hieß seitdem Aegina. Hier herrschte A. über das aus Ameisen entstandene Geschlecht der Myrmidonen, weise und gerecht, als der Gottesfürchtigste aller Sterblichen, ein Liebling der Götter, die, wie die Menschen, ihn oft zum Schiedsrichter unter sich machten. Als Hellas einst von großer Dürre heimgesucht ward, gab das delphische Orakel den Ausspruch: das Elend werde zu Ende seyn, wenn A. zu den Göttern bete. Die griechischen Staaten ließen ihn also durch Gesandte um jene Fürbitte ersuchen, u. diese bewirkte, daß die Götter den ersehnten Regen sandten. Zum Schutze gegen Seeräuber umgab A. seine Insel mit Klippen, die das Landen erschwerten. Nach seinem Tode wurde der gerechte König mit Minos und Rhadamanthus Richter der Schatten und Thürhüter des Hades, weshalb er mit Schlüssel und Scepter abgebildet wird. Auf Aegina, wo man ihn als Halbgott verehrte, prangte ihm zu Ehren das Aeaceum (Aeakeion) mit Mauern von weißem Marmor. Von seiner Gattin Endeïs hatte A. zwei Söhne, Telamon u. Peleus, von der Meernymphe Psammathe aber den Phocus. Ein Theil von Pindars Gesängen, äginetischen Siegern gewidmet, besingt den Ruhm des Heros A. und der Aeaciden, zu denen als des Peleus Sohn auch Achilles gehört.

Aedilen, römische Magistratspersonen, die zuerst im J. 493 v. Chr., zugleich mit den Volkstribunen aus der Plebs gewählt und jenen insofern als Gehülfen beigeordnet wurden, als ihnen mit der Aufsicht über die öffentlichen Spiele und der Verwaltung der Stadtpolizei auch die Sorge für Getreidemagazine und wohlfeile Marktpreise, also die Pflicht oblag, das Volk vor den Bedrükkungen der Grundbesitzer zu schützen. Zu diesen aus der Plebs (daher Aediles plebeji) gewählten A. kamen im J. 367 eben so viele aus den Patriciern gewählte, denen zunächst die Veranstaltung der damals vom Senat angeordneten großen Spiele oblag. Diesen wurde die nur den höheren Magistraten zukommende Ehre des kurulischen Stuhls vergönnt (daher der Name Aediles curules). Auch sie wurden bald nicht mehr bloß aus den Patriciern, sondern auch aus den Plebejern gewählt und folgten im Range nach den Prätoren. Beide Arten von A. hatten im Ganzen dieselben Amtsgeschäfte, u. jeder einzelne versah dieselben in einem besondern Stadtviertel vorzugsweise. Mit der oben erwähnten Stadt- und Marktpolizei war die Beaufsichtigung des Gottesdienstes behufs der Fernhaltung ausländischer Religionsgebräuche, der Theater und öffentlichen Spiele aller Art, der Bäder, Wirthschaften und öffentlichen Gebäude, namentlich aber die Entscheidung von Kauf- und Baustreitigkeiten verbunden. Bei dem Antritte ihres Amtes pflegten die A. ein besonderes Edikt zu erlassen, welches die Grundsätze ihrer Amtsführung, namentlich hinsichtlich der Marktpolizei, enthielt (ädilicisches Edikt). Julius Cäsar fügte zu den 4 alten aus den Plebejern noch 2 neue hinzu, die A. cereales, für das Getreidewesen u. die Verproviantirung der Stadt, die aber unter Augustus durch die praefectura annonae verdrängt worden zu seyn scheinen. Unter den spätern Kaisern wurde der Wirkungskreis der A. immer mehr beschränkt, namentlich durch praefectus urbi, bis ihre Würde im 4. Jahrh. ganz aufhörte. Auch die Municipien hatten A., die manchmal die Stelle der Magistrate vertraten, sonst aber dieselben Geschäfte wie die in Rom hatten.

Aëdon, Tochter des Pandareus von Ephesus, Gemahlin des Zethus, Königs von Theben, Mutter des Itylus. Da sie nur diesen einen Sohn hatte, wollte sie aus Neid über das Mutterglück ihrer kinderreichen Schwägerin Niobe (s. d.) den ältesten Sohn derselben tödten, ermordete aber aus Versehen ihren eigenen Sohn Itylus, der mit jenem in einem Bette schlief. Aus Erbarmen verwandelte Zeus die Verzweifelnde in eine Nachtigall, und als solche beklagte sie ihren Sohn. Nach der spätern Sage war sie die Gemahlin des Künstlers Polytechnus zu Colophon in Lydien, dem sie in einträchtiger Ehe einen Sohn Itys gebar. Als sie sich rühmten, einander mehr als Zeus und Hera zu lieben, regte die Letztere durch Eris einen Wettstreit unter ihnen an. Wer mit dem Werke, welches sie eben unter den Händen hatten, Polytechnus mit einem Stuhle, A. mit einem Gewebe, zuerst fertig werde, solle vom Andern eine Sklavin erhalten. Als A. gewann, holte Polytechnus von seinem Schwiegervater dessen andere Tochter Chelidonis, unter dem Vorgeben, daß A. sie zu sehen wünsche, schändete sie aber unterwegs, legte ihr Sklavenkleider an, befahl ihr unter Androhung des Todes Stillschweigen und brachte sie seiner Frau als Sklavin. Als aber einst A. ihre Schwester, die sich allein glaubte, ihr Leid klagen hörte und so des Gatten Unthat erfuhr, verschworen sich beide gegen Polytechnus, und A. schlachtete ihren Sohn Itys und setzte ihn dem Vater zum Essen vor. Beide Schwestern entflohen darauf zu ihrem Vater, der den sie verfolgenden Polytechnus binden, mit Honig bestreichen und den Insekten preisgeben ließ. Da erbarmte sich A. ihres Gemahls und befreite ihn. Als aber ihre Verwandten sie deshalb tödten wollten, verwandelte Zeus, um dem Unheil ein Ende zu machen, Alle in Vögel, den Pandareus in einen Meeradler, die Mutter der A. in einen Meereisvogel,

den Polytechnus in einen Specht, die A. in eine Nachtigall, die Chelidonis in eine Schwalbe und ihren Bruder in einen Wiedehopf.

Aeduer, uralte, mächtige Völkerschaft des celtischen oder lugdunensischen Galliens zwischen den Flüssen Liger (Loire) und Arar (Saone), im jetzigen Lyonnais, Bourgogne und Bourbonnais, die schon vor Cäsars Zeit mit den Römern im Freundschaftsbundestand. Hauptstadt war Bibracte Julia od. Augustodunum (Autün); andere Orte: Cabillonum (Chalons für Saone), Noviodunum od. Nevirnum (Nevers); Decetia (Decise); Alesia (Alise).

Aëetes, s. Argonauten.

Aega, Tochter des Olenus, die mit ihrer Schwester Helica den Zeus erzog und dafür als Ziege, Capella (s. d.), unter die Sterne versetzt wurde. Vergl. Amalthea.

Aegaden, häufige, aber falsche Schreibart f. Aegaten, s. d.

Aegäisches Meer, s. Archipelagus.

Aegäon, Sohn des Uranus und der Gäa, ein Riese mit hundert Händen und fünfzig Köpfen, den nach Homer die Götter Briareus, d. i. den Furchtbaren nannten. Als einst im Olymp Streit entstanden war und Juno, Neptun und Minerva den Jupiter fesseln wollten, rief Thetis den A. zu Hülfe, worauf jene von ihrem Vorhaben abstanden. Nach Hesiod hatte Uranus den A. nebst seinen Brüdern Gyges und Cottus, weil sie von Anfang an feindlich gegen ihn gesinnt waren, gleich nach der Geburt in die Tiefen der Erde verborgen. Als aber die Titanen ihren Kampf gegen Jupiter begannen, rief sie dieser auf Gäa's Rath zu Hülfe. Sie schleuderten immer dreihundert Felsenstücke zugleich auf die Titanen, die besiegt, in die Tiefen des Tartarus geworfen und daselbst von A. und seinen Brüdern (den Hekatonchiren od. Centimanen) bewacht wurden. Nach Andern war A. ein Sohn der Gäa u. des Pontus od. ein Gigant, der unter dem Aetna haust.

Aegaten (Aegatische Inseln), Inselgruppe am westl. Vorgebirge Capo di Baco (das alte Lilybäum) von Sicilien. Die Namen der drei größern sind: Levanzo (das alte Phorbantia), Favignano (Capraria), Maretimo (Hiera). Einige kleinere dazu gehörige Inseln werden le Formiche (die Ameisen) genannt. Alle zusammen haben 12,000 Einw., fruchtbares Erdreich und gesundes Klima. Auf Maretimo ist ein Kastell, welches als Staatsgefängniß dient. Favignano, die größte der Inseln, am nächsten der Küste von Sicilien, zwischen Trepani und Marsala gelegen, ist reich an Feigen, Wein und Granatäpfeln, Gemsen und Kaninchen. Sie hat eine bequeme Bucht und ein Kastell St. Caterina. Die Griechen nannten sie Aegusa (d. i. Ziegeninsel, wie das lateinische Capraria). Hier 241 v. Chr. die nach d. ägat. Inseln benannte Schlacht zwischen den Römern und Karthagern, durch welche der römische Konsul Lutatius Catulus den ersten punischen Krieg beendigte. 50 karthag. Schiffe wurden in den Grund gebohrt, 70 andere genommen, die übrigen flüchteten sich nach der Insel Hiera.

Aegeri (Egeri), 1) anmuthiges, von fruchtbarem Berggelände eingeschlossenes Thal im östlichen Theile des Kanton Zug. Gegen Westen erheben sich der Ruffiberg und der Kaiserstock; ostwärts schließen sich an diese der Morgarten und die Figlerfluh an. Hier wurden im J. 1798 die immer siegreichen Franzosen in den Alpenpässen dieses Thales von den freiheitsliebenden Schweizern zurückgeworfen. — 2) Ober- u. Unter-Aegeri, zwei ansehnliche Pfarr-Gemeinden im Aegeri-Tale, 3 Stunden von Zug, eben so weit von Schwyz; jenes am nördl. Bogen des nach ihm benannten Sees, 2460 F. über d. Meere, 250 über dem See; dieses, auch Wyl-Aegeri genannt, $^1/_2$ St. nordw. v. Ober-Aegeri, am untern (nördl.) Ende des gleichn. Sees, wo die Lorz demselben entströmt. Beide Gemeinden zusammen bilden die erste der drei freien Gemeinden des äußern Amtes vom Kanton Zug und wählen $^1/_6$ des Kantonrathes. Vergl. Zug. Der ehedem weit größere Aegerisee hat jetzt noch 1 Stunde Länge, $^1/_4$ St. Breite, und zum Abfluß die Lorz oder Lorez, welche ihn mit dem Zugersee verbindet. Berühmt sind seine rothen Lachsforellen, die besten in der Schweiz.

Aegiale, eine der drei Grazien, Tochter des Zeus und der Autonoe, wahrscheinlich derselbe Name mit Aglaia.

Aegeus, Sohn des Pandion und der Pylia, der Tochter des Königs Pylas von Megara, wohin sich Pandion, von den Metioniden aus Athen vertrieben, geflüchtet hatte. Nach seines Vaters Tode eroberte A. mit Hülfe seiner Brüder Pallas, Nisus und Lycus das väterliche Reich wieder und erhielt die Oberherrschaft daselbst. Da er von seinen ersten Frauen Meta und Chalciope keine Kinder bekam, so soll er, weil er dies dem Zorn der Aphrodite zuschrieb, deren Verehrung in Athen eingeführt haben. Mit seiner dritten Gattin Aethra, der Tochter des Königs Pittheus von Trözene zeugte er den Theseus, welchen er aber, ohne daß derselbe von seiner Herkunft wußte, bei Pittheus erziehen ließ, um die Pallantiden, die fünfzig Söhne seines Bruders Pallas, welche nach der Herrschaft strebten, mit der Hoffnung hinzuhalten, daß ihnen dieselbe durch Erbschaft zufallen werde. Die Pallantiden stürzten den A. jedoch gewaltsam vom Throne und behaupteten denselben, bis Theseus als Rächer seines Vaters auftrat. Hierauf blieb A. im Besitz der Herrschaft von Athen, bis an seinen unglücklichen Tod. Als nämlich Theseus, um Athen von dem schmählichen Tribut zu befreien, den es an Kreta zu zahlen hatte und der in sieben Jünglingen und eben so viel Jungfrauen bestand, die jährlich dem Minotaurus dargebracht werden mußten, nach Kreta zog, versprach er seinem Vater, im Fall seiner glücklichen Rückkehr statt des schwarzen Segels, welches das Schiff führte, ein weißes aufzuziehen. Aber als Sieger der Küste von Attica nahend, vergaß er, dies Versprechen zu erfüllen, und der Vater, in der Meinung, sein Sohn sey umgekommen, stürzte sich beim Anblick des schwarzen Segels in's Meer, das von ihm den Namen des ägeischen erhielt. A. war einer der Heroen (Eponymen), nach denen die athenischen Volksstämme ihre Namen erhielten.

Aegide (Aegis), der von Hephästus kunstvoll geschmiedete Schild des Zeus, das Symbol des Schrecken verbreitenden Zornes, wie der schirmenden Obhut der Götter. Der prächtig strah-

lende Schild, in der Mitte das grauenvolle Gorgonenhaupt, war umkränzt mit dem Entsetzen u. der Zwietracht, der Stärke und der wilden Mordlust und mit hundert goldenen Quasten geziert. Wenn Zeus im Zorne die A. in der Linken schwingt und mit der Rechten Blitze schleudert, befällt die Sterblichen Furcht und Zittern. Doch gebraucht er die A. auch, um seine Lieblinge zu schützen und leiht sie zu diesem Zwecke bisweilen andern Göttern, wie der Athene u. dem Apollo. Bei den spätern Dichtern ist sie aber ausschließliches Attribut des Zeus und der Athene. Nach jüngerer Mythe war die A. des Zeus, mit welcher er sich im Kampf mit den Titanen deckte, die Haut jener Ziege (αἴξ), welche ihn auf Kreta säugte. Nach Andern war Aegis ursprüngl. ein furchtbares, aus der Erde gebornes, Flammen speiendes Ungeheuer, das Phrygien, Indien, Phönicien, Aegypten und Libyen verheerte und zuletzt nach Epirus kam, wo es von Athene erlegt wurde, die nun sein Fell als Brustharnisch trug. Auf den künstlerischen Darstellungen erscheint die A. der Pallas Athene bald als ein über Brust, Schultern und Rücken geworfenes Fell, bald als Panzer mit Drachenschuppen und Schlangengeflecht, das Gorgonenhaupt in der Mitte, so daß es auf die Brust der Göttin zu liegen kommt, od. auch als bloßer Harnisch, dessen zwei Theile durch das Gorgonenhaupt zusammengehalten werden. — Bildlich bedeutet A. so viel als Schutzwaffe, Schutzmittel.

Aegidius, Name mehrer katholischen Heiligen und Kirchenlehrer. Merkwürdig sind: 1) A. der Heilige, Abt, lebte im 7. Jahrh. und war der Patron vieler Kirchen und Klöster nicht allein in seinem Vaterlande Frankreich, sondern auch in den angrenzenden Ländern. Er soll der Sprößling einer edlen athenischen Familie gewesen seyn, sich aber ascetischer Kontemplation gewidmet und erst an den Mündungen der Rhone, dann im Bisthume Nismes ein Einsiedlerleben geführt, später aber auf Veranlassung des Gothenkönigs Flavius ein Benediktinerkloster gegründet haben, welches später in eine Stiftskirche umgewandelt wurde. † 720 od. 725. Gedächtnißtag: 1. Sept. — 2) A. aus Assisi in Italien, war der dritte unter den sich an Franz von Assisi anschließenden Jünglingen und wurde 1208 als Franziskaner eingekleidet. Er machte Wallfahrten nach Palästina und Spanien, lebte aber meistentheils zu Perosa, wo er auch †. Seine Grabstätte wurde ein berühmter, noch jetzt besuchter Wallfahrtsort. Gedächtnißtag: 27. April. — 3) Colonna od. Romanus, Scholastiker, wegen seiner tiefen kirchlichen Gelehrsamkeit Doctor fundatissimus genannt. Er war Schüler des Bonaventura und Thomas von Aquino, wurde dann zum Erzieher des nachmaligen Königs Philipp des Schönen von Frankreich und 1292 zum General des Augustinerordens berufen, 1296 aber auf den erzbischöfl. Stuhl von Bourges erhoben und † 1316, als er eben zum Kardinal ernannt werden sollte, zu Avignon. Er war einer der konsequentesten Realisten und verfaßte zahlreiche theolog. u. philosophische Schriften: „Tractatus de esse et essentia“; „Quaestio de potestate regia et pontifica“; „De peccato originali“; „De divina influentia in beatos“ etc. Durch eine Schutzschrift für Papst Bonifacius VIII. in dessen Streit mit Philipp dem Schönen betheiligte er sich auch an den politischen Händeln seiner Zeit. — 4) A. von Viterbo, General des Augustinerordens, wurde 1517 Kardinal und zeichnete sich durch seine hinreißende Beredtsamkeit und orientalische Gelehrsamkeit aus. Am 10. Mai 1512 eröffnete er im Auftrage des Papstes Julius II. das fünfte Laterankoncil und wurde dann von Leo X. mit mehreren wichtigen Missionen in Deutschland und Spanien betraut; † zu Rom den 12. Nov. 1522. Vergl. Gilles.

Aegimius, König der Dorer, den Hercules von den Lapithen befreite. A. bot dem Retter die Hälfte des Landes an; allein Hercules nahm das Anerbieten nicht an, verpflichtete jenen vielmehr nur, Freund seiner Kinder zu bleiben. Daher zogen des A. Nachkommen mit den Herakliden in den Peloponnes. S. Pamphylus und Dymas.

Aegina (jetzt Egina, auch Engia, türk. Aina), griechische Insel, zu den Sporaden gehörig, im gleichnamigen Golf, dem saronischen Meerbusen der Alten. Sie ist zwei Meilen lang, hat $4\frac{1}{2}$ Meilen im Umfang und 2 □M. Flächeninhalt. Sie bildet beinahe ein Dreieck, dessen Grundlinie nach Norden zu liegt und das gegen Osten in das Kap Turlos ausläuft. Ihr felsiges Ufer bietet nur an der nordwestlichen Seite Landungsplätze dar. Auch im Innern ist sie sehr gebirgig und voller Schluchten und Klüfte. Der Boden bringt Wein, Oel, Südfrüchte, namentlich die berühmten Mandeln von A. und etwas Getreide hervor. Die Einwohner, an Zahl gegen 10,000, worunter viele geflüchtete Ipsarioten, beschäftigen sich, abgesehen von der mühsamen Bodenkultur, vornehmlich mit Handel und Schifffahrt. Merkwürdig ist die ungeheure Menge rother Rebhühner, welche die Insel hegt und deren Eier man vertilgen muß, um der dem Gemeinwohl nachtheiligen Vermehrung dieser Vögel Einhalt zu thun. Im heißen Sommer ist oft der Wassermangel drückend, dem die Cisternen auf dem Berge St. Elias oberhalb der Stadt A. nur unvollkommen abhelfen. Die Stadt A. liegt an einem Bergabhange, etwa $\frac{1}{2}$ Stunde von der nordwestlichen Küste und ist Sitz eines Bischofs, der unter dem Metropoliten von Athen steht. Unweit derselben sind schöne Ruinen eines Zeustempels auf einem Berge, von welchem man eine großartige Aussicht über Meer, Inseln und Land genießt.

A. hat eine merkwürdige Geschichte. In den ältesten Zeiten hieß das Eiland Oenone, seine früheste Bevölkerung reicht in die mythische Zeit hinauf. Der Sage nach soll Zeus die A., eine Tochter des Flußgottes Asopus, entführt, mit ihr den Aeacus erzeugt, und sie wegen der Verfolgung ihres zürnenden Vaters auf die wüste Insel Oenone gebracht haben, welche nun A. genannt wurde. Hier herrschte Aeacus über das aus Ameisen entstandene Geschlecht der Myrmidonen, weshalb die Insel auch Myrmidonia hieß. Lange nach Aeacus Tode zogen unter Triaco, dem Anführer einer epidaurischen Argiverkolonie, Männer dorischen Stammes ein, und mit ihnen dorische Sitten, Einrichtungen, Sprache. Der dürftige Inselboden konnte nur einem kleinen Theile der sich bald sehr

mehrenden Bevölkerung Nahrung bieten; deshalb benutzten die Aegineten schon einige Jahrhunderte vor der ersten Olympiade die glückliche Lage ihres Eilandes zu Handelsverkehr und zu Seeräubereien. Noch standen sie in Abhängigkeit von der Mutterstadt Epidaurus, deren Schicksale, wie namentlich die Alleinherrschaft des Argiverfürsten Phidon (um 745 v. Chr.), der hier die ersten ordentleichen Münzen schlagen ließ, sie theilte. Fortwährend stieg die Macht, wuchs das Selbstgefühl der Aegineten, so daß ihnen das Abhängigkeitsverhältniß von Epidaurus lästig wurde; bald machten sie sich unabhängig und fingen nun an, eigene Kolonien auszusenden, z. B. nach Kreta. Kurz vor den Perserkriegen stand A. auf der höchsten Spitze seiner Macht u. Herrlichkeit. Seine Seemacht war der athenischen überlegen. In der Gymnastik waren um die Zeit der Perserkriege die Aegineten so geübt, daß bei den olympischen Spielen stets Aegineten siegten. Die Kunst in Holz, gebrannter Erde, Marmor und Erz zu arbeiten, war zu jener klassischen Vollendung gediehen, die wir noch jetzt bewundern (s. Aeginetische Kunst). Die Zahl der gesammten Einwohner u. Unterthanen der Republik belief sich über 500,000, worunter 470,000 Sklaven. Die Verfassung war die aristokratische der dorischen Staaten. Aegina sank aber in demselben Verhältnisse, wie Athen stieg. Gegenseitige Eifersucht und Handelsneid weckten und nährten die Feindschaft zwischen beiden Nachbarstaaten. Schon vor dem ersten Perserkriege hatte der Krieg zwischen ihnen begonnen, als die allgemeine von Asien drohende Gefahr eine Aussöhnung herbeiführte. Die Aegineten trugen in der Schlacht bei Salamis viel zum Sieg bei. Bald darauf aber brachen mit Athen neue Zwistigkeiten aus, und nachdem A. schon 457 den Athenern zinsbar geworden, zwang 28 Jahre später Pericles die Einwohner, ihr Vaterland mit Weib und Kind zu verlassen, und attischen Kolonisten Platz zu machen. Lysander führte zwar nach Athens Demüthigung die zerstreuten und vielfach vermischten Ueberreste der vertriebenen Insulaner wieder zurück, aber die Insel erhob sich nie wieder zu ihrer alten Bedeutung. Später wurde sie abwechselnd eine Beute der Macedonier, der Aetolier, des Attalus, bis sie zuletzt unter römische Herrschaft kam. Oft hat nachmals A. seine Herren gewechselt; jetzt gehört es wieder zu Griechenland, für dessen Wiederherstellung die Aegineten mit dem Ruhme ihrer Vorfahren gefochten haben. Die Hauptstadt der Insel war mehre Male der Sitz der provisorischen Regierung des neuen Staates. Vergl. Ottfr. Müller's „Aegineticorum liber", Berl. 1820.

Aegina, Meerbusen von, auch Meerbusen v. Athen genannt, zwischen dem griechischen Festlande und Morea (Argolis und Attika), im Alterth. Sinus Saronicus genannt. In seinem Umfange liegen mehrere Inseln, worunter Aegina und Salamis (Koluri) die bedeutendsten sind; vor seinem Eingange die Insel Arbori. Zu beiden Seiten ragen die Vorgebirge Sunium (Kap Colonni) und Scyllänm (Kap Scyllo) herein.

Aeginetische Kunst. In der Zeit vor und während der Perserkriege stand die kleine Insel Aegina in jener Blüthe der Handelsmacht und des Reichthums, welche in der Regel auch den schönsten Aufschwung der Kunst in ihrem Gefolge zu haben pflegt. Schon in der mythischen Zeit, in den Tagen des Dädalus, erscheint Sinilis aus Aegina als Verfertiger mehrer Holzbilder und als erster Träger der äginet. Kunst, die völlig unabhängig von der attischen auftritt und neben dieser auf den Entwickelungsgang der gesammten griechischen Kunst mächtig eingewirkt zu haben scheint. Von der Richtung, welche die äginet. Kunst in ihrer späteren Ausbildung nahm, als Aegina der Hauptsitz hellenischer Kunst geworden, geben uns die auf der Insel aufgefundenen Bildwerke eine Anschauung, verstatten uns aber zugleich auch Blicke in die ersten Anfänge derselben. Wenn die technische Ausführung dieser Skulpturen im Einzelnen eine hohe Kunstfertigkeit beurkundet, so deutet dagegen die Anlage des Ganzen auf die Weise einer früheren Zeit zurück, deren Eigenthümlichkeit man nicht zu verwischen wagte. Dahin gehört vor Allem die Ausarbeitung der Köpfe, worin auf getreue Darstellung der Natur, wie sie sich an den übrigen Körpertheilen zeigt, gänzlich Verzicht geleistet ist. Ein so gleichförmiger Schnitt der Gesichter bei großer Verschiedenheit der Charaktere und Handlungen wird nur durch die Annahme erklärlich, daß Ehrfurcht vor altem Herkommen oder wenigstens Rücksicht auf die Anhänglichkeit des Volks an den Charakter der ältern Darstellungen den Künstlern die Hände gebunden habe. Mögen nun diese Köpfe nach ältern Vorbildern, nur mit ausgebildeterer Technik, kopirt oder frei, jedoch nach herkömmlichem Typus, gearbeitet seyn: so viel steht fest, daß man in früherer Zeit diese Gesichtsform für alle menschlichen Figuren ohne Unterschied angenommen hatte, und daß, um dieselbe stets wiederholen zu können, die Künstler eine gewisse Norm haben mußten, die um so eher in bestimmten Zahlenverhältnissen bestanden haben kann, als in der Darstellung weder Charakter noch Ausdruck beobachtet zu werden pflegte. Diese Gesichtsform kommt in ihren auffallendsten Kennzeichen, den schief gestellten Augen und hinaufgezogenen Mundwinkeln, mit der auf den attischen Münzen überein, und deutet auf ägyptischen Ursprung hin. So erscheint also der äginet. Styl in seinen ersten Anfängen mit dem attischen in Uebereinstimmung. Berücksichtigt man aber die Verschiedenheit attischer und äginetischer Denkweise u. Sitte, deren Gegensatz sich so offen in den fortwährenden Fehden zwischen beiden Staaten herausstellte, so kann man sich nicht darüber wundern, daß an beiden Orten auch die bildende Kunst völlig divergirende Richtungen einschlug. Die Verfertigung von Athletenbildern gab der äginet. Kunst den ersten Impuls, aus ihrem alten Typus herauszutreten, indem hier die Rücksicht wegfiel, die bei der Darstellung von Göttern und Heroen die alte herkömmliche Form empfahl und Steifheit und Unnatur der Stellungen und Bewegungen. Gezwungenheit der Geberden und eine gewisse konventionelle Behandlung des Gesichts, der Haare, des Barts und der Gewandung zur Folge hatte. Jetzt erst fühlten die äginet. Künstler ihre Hände entfesselt, und sie zeigten fortan jene Liebe zur Wahrheit der Natur, die der Hauptcharakter des äginet. Styls wurde. Die

möglichst getreue Nachbildung der schönen Athletengestalten hatte aber zur Folge, daß die dadurch bedingten Fortschritte in der Behandlung des Nackten auch der Herstellung von Götterbildern zu Gute kamen. Gemäß dem Charakter des dorischen Stammes, zu dem die Aegineten gehörten, streben ihre Künstler nach genauester Naturwahrheit der Körper, bleiben aber in denjenigen Theilen, welche den Hauptcharakter einer Figur ausdrücken und mithin an einem Kultusbilde am wichtigsten sind, in Kopf, Haar und Gewandung, dem alterthümlichen Style treu, während die Attiker, dem beweglicheren Charakter des jonischen Stammes gemäß, die Naturnachahmung mit freierem Geiste auf die ganze Figur ausdehnten, ohne aber die jener Periode der hellenischen Skulptur eigenthümliche Härte abstreifen zu können. Das Eigenthümliche des äginet. Kunststyls bestand demnach ebenso sehr in strenger Festhaltung des Alterthümlichen, als in genauester Nachahmung der Natur, also ganz dem dorischen Stammcharakter gemäß in einer äußerst gewissenhaften, aber wenig freien Art des künstlerischen Schaffens. Als die vorzüglichsten Meister unter den Aegineten werden genannt Callon, Anaxagoras, Glaucias, Simon und Onatas. Callon fertigte ein Holzbild der Athene Sthenias für die Acropolis zu Korinth und erwarb sich damit einen bedeutenden Namen. Glaucias, von dem mehre Siegerstatuen zu Olympia standen, blühte in der 73., Simon etwa zwischen der 74. und 77. Olympiade, und Anaxagoras fertigte kurz nach der Schlacht bei Platäa (Olymp. 75, 2) jenes Zeusbild, das auf gemeinsame Kosten aller Hellenen, die an jenem Siege Theil genommen, in der Altis aufgestellt wurde. Onatas erfreute sich besonders als Erzgießer eines großen Rufes. Von der Periode des Phidias an verlieren sich alle sicheren Spuren der äginetischen Kunst, doch ist zu bemerken, daß in der späteren Zeit alle alterthümlichen Bildwerke äginetische hießen. Die im J. 1811 von v. Bröndsted, v. Stackelberg, Cockerell, Koes, Foster, Linkh und Haller von Hallerstein unter den Ruinen des Pallastempels auf Aegina ausgegrabenen 17 Statuen lassen zwar keine von anderen Denkmalen der älteren hellenischen Kunst sie scharf unterscheidende Eigenthümlichkeit erkennen, woraus man auf den eigentlichen Charakter des äginet. Kunststyls einen sicheren Schluß machen dürfte, in kunstgeschichtlicher Beziehung aber gehören sie jedenfalls unter die merkwürdigsten Denkmale der griech. Kunst. Sie bildeten zwei einander entsprechende Gruppen in den Giebelfeldern des Tempels, und zwar zeigt die des westlichen am besten erhaltene den Kampf der griech. Helden vom Stamme des äginetischen Aeacus mit den Trojanern um die Leiche des Patroclus, nach Andern um die des Achilles, die des östlichen Giebelfeldes den Kampf des Hercules und des Aeaciden Telamon gegen die Trojaner unter Laomedon, welcher Kampf wahrscheinl. ebenfalls dem Leichnam eines gefallenen Griechen, des Oicles, gilt. Mittel- und Hauptfigur in beiden Gruppen ist Pallas, deren Kopf aber noch sehr mangelhafte Proportionen (zu kurze Nase, der Mund zu nahe an dieser, zu großes Kinn) aufweiset. Auch alle übrigen Figuren, die von einem und demselben Meister herrühren mögen, erscheinen etwas kurz und vierschrötig, namentlich am Körper; dagegen sind an einzelnen Beine und Schenkel wohlgestalteten Modellen mit ungemeiner Treue nachgebildet. Ein geübtes Auge entdeckt an den durch wunderlichen Helmschmuck entstellten Köpfen leicht eine ziemliche Mannichfaltigkeit der Gesichtszüge; aber allen ist der anmuthlose, strenge und unangenehme Ausdruck, sowie Mangelhaftigkeit der Proportionen gemein. Der Ausdruck leidenschaftlichen Erregtseyns fehlt keineswegs, weicht aber von dem heutigen Kunstgeschmack sehr ab. In den Bewegungen zeigt sich stets etwas Gewaltsames und trotz großer Lebendigkeit etwas Steifes, Schroffes und Eckiges. Die Anordnung der Figuren ist einfach und regelmäßig, und diese selbst sind von einer Naturwahrheit, die in Erstaunen setzt, wiewohl manche Sonderbarkeit in die Augen fällt, wie das starke Hervortreten des Brustknorpels, die seltsame Abtheilung des musculus rectus und die spitze Form der stark gebogenen Kniee. Dem Marmor war vergoldete Bronze angefügt, wie denn viele Löcher die Stelle der Waffenstücke errathen lassen. Auch waren die Locken zum Theil aus Draht angesetzt, selbst am Unterleibe. An den Waffen, Kleidern, Augäpfeln u. Lippen, aber nicht am Fleische, sind endlich auch noch die Spuren der Farben kenntlich. Diese Gruppen wurden 1812 vom damaligen Kronprinzen, nachherigen König Ludwig von Bayern, angekauft und Thorwaldsen zur Restauration übergeben. Nachdem der berühmte Künstler diese glücklich bewerkstelligt und jedes Mitglied der obengenannten Reisegesellschaft, welche die Bildwerke aufgefunden hatte, von sämmtlichen Figuren Gypsabgüsse erhalten hatte, wurden diese merkwürdigen Denkmale althellenischer Kunst der münchner Glyptothek einverleibt u. füllen einen eigenen Saal derselben, den sog. Aeginetensaal. Vgl. Wagner, Bericht über die ägin. Bildwerke, herausgeg. u. mit kunstgeschichtl. Anmerk. begleitet v. Schelling, Tüb. 1817; u. Ottfr. Müller, Aegineticorum liber, Berl. 1820.

Aegisthus, Sohn des Thyestes, die Frucht des blutschänderischen Umgangs, den dieser unwissend mit seiner eigenen Tochter Pelopia gepflogen. Von dieser gleich nach seiner Geburt ausgesetzt, wurde er von Hirten aufgefunden und von einer Ziege gesäugt; daher sein Name. Pelopia tödtete sich aus Verzweiflung über die Schandthat, die sie unwissend begangen, selbst; A. aber wurde von Atreus, des Thyestes Bruder, als Sohn angenommen und erzogen. Späterhin sollte er auf dessen Befehl seinen Erzeuger Thyestes tödten, wandte sich aber gegen den Pflegevater, erschlug ihn und setzte sich mit Thyestes in den Besitz der Herrschaft von Mycenä, aus welcher beide von des Atreus Sohn Agamemnon wieder verdrängt wurden. Während aber dieser vor Troja lag, gelang es dem A. nach vieler Mühe, dessen Weib Clytämnestra zu verführen, und er war frech genug, für das Gelingen der Schandthat den Göttern ein Opfer darzubringen. Um aber nicht von dem rückkehrenden Agamemnon unversehens überfallen zu werden, stellte er am Ufer eine Wache aus, und als er von dieser dessen Ankunft erfahren hatte, lud er ihn zu einem Mahle ein

und ermordete ihn meuchlings. Darauf herrschte er sieben Jahre über Mycena, bis endlich im achten Jahre, wie es dem A. schon zuvor von den Göttern verkündigt worden war, des Agamemnon Sohn Orestes als Rächer des Vaters auftrat und dem Verführer der Mutter und dieser selbst den Tod gab.

Aegospotamos, Aegospotami (Ziegenfluß), Name eines kleinen Flüßchens auf der schmalen Landzunge des Chersonesus Thraciae, südlich von Callipolis (Gallipoli), das in den Hellespont mündet, und einer Stadt daselbst, auch Cressa oder Cissa genannt, Lampsacus gegenüber. Auf ihrer Rhede fiel 405 v. Chr. im Dec. die denkwürdige Schlacht vor, durch welche die Macht Athens gänzlich gebrochen und der spartan. Anführer Lysander in die Häfen Athens geführt wurde. Bei Lampsacus hatte sich Lysander mit 150 Schiffen aufgestellt; ihm waren 180 athenische unter unwürdigen Feldherren gefolgt. Mit spottendem Stolze forderten sie den Lysander zum Treffen heraus; er blieb aber unter dem Scheine des Mißtrauens in seine Macht ruhig. Als aber die Athener den 5. Tag übermüthiger und nachläßiger zurückkehren, griff er an, und schlug sie gänzlich; nur Conon entkam mit 8 Schiffen.

Aegypius, Thessalier, Sohn des Anthes und der Bulis, wegen seiner Gerechtigkeit ein Liebling der Götter und Menschen. Seine Liebe zur Timandra, einer Wittwe, zog ihm den Haß ihres Sohnes Neophron zu, der es zu veranstalten wußte, daß A. seiner eigenen Mutter statt der Timandra beilag, ohne dies zu ahnen. Als die Schandthat offenbar ward, verwandelte Zeus den A. und den Neophron in Geier, die Bulis in einen Wasservogel, die Timandra in eine Meise.

Aegypten, das Wunderland der alten Welt, ehemals ein großes selbstständiges Reich, jetzt eine türkische Provinz Nordafrika's. Der Name ist griechischen Ursprungs, aber von ungewisser Bedeutung; der einheimische war Kemi od. Keme, d. i. „schwarzes Land", nicht von der dunkeln Hautfarbe der Einwohner — denn diese war rothbraun —, sondern von der schwarzen Erde, welche, vom Nil angeschwemmt, den fruchtbaren Thalboden von der angrenzenden blendend hellen Wüste auffällig genug unterschied. Dieser Name, im memphitischen Dialekt aspirirt Khemi gesprochen, erinnert an Cham, den Sohn Noahs, der durch seinen Namen als Stammvater des ägyptischen Volks bezeichnet werden sollte. Bei den Hebräern hieß A. Masar oder im Dual Misraïm, welchen Namen auch ein Sohn Chams führt, in persischen Keilinschriften Mudhraya. Der heutige arabische Name ist Masr (daher die Hauptstadt Masr-el-Kahira, d. i. „die siegreiche Masr"), der türkische Gipt (der abgekürzte griechische, daher Gipti die Kopten, die unzweifelhaften Nachkommen der alten Aegypter).

Geographische Lage und Grenzen. A. begreift im engeren Sinne nur das Nilthal von der ersten Katarakte an bis zum Mittelmeer und erstreckt sich von 24° 6' bis 31° 36' nördl. Br. und von 27° 30' bis 30° 41' östl. L. (von Paris). So lange der Strom in seiner nördlichen nur wenig nach Westen abweichenden Hauptrichtung ungetheilt bleibt, beträgt die durchschnittliche Thalbreite ungefähr 1½ Meile; nur hier und da hat sie eine größere Ausdehnung bis zu 4 Meilen. Erst unter 30° nördl. Br. treten die Thalwände nach Osten und Westen zurück, und der in mehre Arme getheilte Nil bildet die fruchtbare, sich fast bis auf die Ausdehnung von 3 Graden erweiternde Niederung des Delta. Nach Norden vom Meere, nach allen übrigen Seiten hin von unermeßlichen Wüsten umgeben, gleicht der schmale Streifen bewohnten Landes einer lang gestreckten Oase, deren völlig abgeschlossene, schwer zugängliche Lage auf die ganze Entwickelung des ägyptischen Volks und seine Stellung zu den benachbarten Völkern von dem entschiedensten Einfluß gewesen ist. Die beiden hohen Thalwände sind nicht sowohl eigentliche, den Strom begleitende Bergketten, sondern vielmehr nur der Abfall der felsigen Hochebene der Wüste, durch welche der Nil seine tiefe Furche gezogen hat. Erst in der Entfernung von mehren Tagereisen nach Osten zu wird diese Wüstenfläche von einem wirklichen, in einzelnen Gipfeln bis über 6000 Fuß aufsteigenden Urgebirge durchbrochen, welches sich längs der Küste des rothen Meeres hinzieht. Die politische Begrenzung des Landes war im Laufe der Zeiten manchen Veränderungen unterworfen. Im Westen waren die Grenzen in der Wüste unsicher und rückten öfters über Barka und die Oasen hinaus, im Süden schwankten sie zwischen Elephantine und Meroe auf und nieder; im Osten schloßen sie zuweilen, wie in der Pharaonenzeit, noch die peträische Halbinsel und einen Theil Syriens, stets aber den breiten, zwischen dem Nil und dem rothen Meere gelegenen Landstrich mit ein. Im Norden bildet das Mittelmeer eine natürliche Grenze. Die erste zwischen den Inseln Elephantine und Philä gelegene Katarakte, welche durch eine mehre Stunden breite, von Osten nach Westen durchsetzenden Ader granitischen Gesteins gebildet wird und die Schifffahrt unterbricht, war schon im Alterthum eine Sprach- und Völkergrenze zwischen den Aethiopen und Aegyptern, wie sie es jetzt zwischen den Nubiern und Aegyptern ist. Das eigentliche A. reicht jetzt der Länge nach von Assuan (Syene) bis an's Meer. Die jetzige Herrschaft des Pascha's erstreckt sich aber viel weiter, als über diesen Theil des Nilthales, sie umfaßt die gesammten Nillande bis über die Vereinigung des weißen und blauen Nils hinaus und reicht an jenem bis über 14°, an diesem bis 11° nördl. Br., während sie sich an der Küste des rothen Meeres bis über Sauakin (19° nördl. Br.) hinaus erstreckt und im Südwesten noch Kordofan (Kordifal) als bis 27° westl. L. reichende Provinz umschließt.

A. im engern Sinne, die dritte Hauptstufe des Nils, nämlich die seines Unterlaufs, wird seinem wichtigsten Theile nach durch diesen Strom, den einzigen, der es bewässert, beherrscht und bietet dem Auge einen ganz andern Anblick als Nubien dar. Hier tritt die Wüste bis nahe an das Stromufer heran, in A. aber fließt der prächtige Strom in breiterer Thalsohle zwischen zwei Thalwänden, die ein ununterbrochenes Längenthal einschließen, bis über 30° nördl. Br. hinab, von wo an er, in mehre Arme getheilt, die weiten Flächen des Delta durchfließt und umspannt. An brausenden Katarakten und Strudeln vorbei, durch Felsthore von dunkeln majestätischen Granitmassen, im Angesicht der vor Jahrtausenden von Menschenhand

aufgethürmten Kolosse und der nicht weniger kühn aufgebauten Klippeneilande des Stroms steigt der Wanderer von der einförmigen Wüstenfläche Nubiens hinab in das wunderbare Land A. Aus trockener heißer Atmosphäre tritt er in feuchte Dunstluft ein, von sterilem Kieselgrunde oder Sandmeere in dunkle dichtbelaubte Haine. Zum letzten Male stürzt neben ihm der Strom, dem sich auf seinem langen Laufe so viele Dämme in den Weg warfen, von höherer Terrasse brausend nieder, um von da an in stiller Größe das Tiefland hinab dem Meere zuzuströmen. Hier sind jene Katarakten von Syene, die zwischen den Inseln Philä und Elephantine in langer Strecke zwischen Felseilanden und trümmerartigen Granitmassen tosen. Die kleine, uraltberühmte, mit Tempeltrümmern u. Gräbern bedekte Insel Philä, die alte Grenzmarke A.s, bildet den Eingang in das schauerlich schöne Felslabyrinth der Stromschnellen, welche aber keine hohen Wasserstürze bilden. Elephantine (El-Schag, der Blumengarten) bezeichnet das Ende derselben, ein Granitfels, der, mit Nilschlamm bedeckt, in üppigster Vegetation prangt. Von hier an beginnt das Nilthal des eigentlichen A.s.

Bodenbeschaffenheit. A. zerfällt seiner Bodenbeschaffenheit nach in zwei Theile, Unter- und Oberägypten, und dies ist auch die im Lande selbst übliche Eintheilung, während die Europäer gewöhnlich drei Theile machen und ein Ober-, Mittel- und Unterägypten unterscheiden. Unterägypten erhebt sich nur wenige Fuß über die Meeresfläche und ist in der That als großentheils vom Nil selbst gebildet, ein Geschenk des Stroms, wie es schon im Alterthum hieß. Dies gilt namentlich von dem mittleren Theile des Landes, dem Delta zwischen den beiden Hauptarmen des Nils u. den mit diesen in Verbindung stehenden Kanälen, welches, ganz aus angeschwemmtem Flußsande bestehend, eine weite unabsehbare Ebene bildet und zu den ergiebigsten Getreideländern der Erde gehört. Da die Ursachen, welche die Entstehung dieses Landes zur Folge hatten, noch immerfort wirksam sind, so ist das Delta in beständigem Wachsthum begriffen, wie man dies an den Nilmündungen deutlich wahrnehmen kann. Der westliche, das Delta begrenzende Theil von Unterägypten ist Wüste, der nordöstlichste Theil der großen libyschen Wüste. Die Küste bilden Diluvial- und Alluvialablagerungen; das innere Land ist flach, hügelig und gehört ganz der Kreide und den sie bedeckenden Tertiärgebilden an. Große, bassinartige Vertiefungen, welche häufig unter dem Niveau des Nils liegen, bilden theils wirkliche Seen, wie den großen Mareotis (s. d.) bei Alexandrien, theils kleine Oasen, wie die an den Natronseen. Da aber diese Bassins ihr Wasser größtentheils vom Nil und seinen Kanälen erhalten, so ist ihr Wasserstand von dem des Flusses und dessen Ueberschwemmungen ganz abhängig, was an den genannten Seen sich deutlich genug zeigt. Sowohl die Kreide selbst, als die sie örtlich, als Ablagerungen in beckenförmigen Vertiefungen, bedeckenden Tertiärgebilde enthalten salzführende Thonschichten in großer Anzahl und zuweilen in bedeutender Mächtigkeit, welche, das völlige Versickern des Grundwassers verhindernd, einerseits die Existenz dieser Seen selbst und in Folge eines einfachen Auslaugungsprozesses, andererseits auch den großen Salzgehalt derselben bedingen. Das das Delta im Osten begrenzende Land ist im Allgemeinen von derselben Beschaffenheit, wie das im Westen; es ist nämlich Wüste und zwar der nordwestlichste Theil der Wüste des peträischen Arabiens. Es stellt sich dem Auge als weite, von welligen Hügelreihen durchzogene Sandebene dar und besteht an der Küste, wie das westliche Grenzland, aus den jüngsten Meeresablagerungen. Ganz Unterägypten steigt sanft von Norden nach Süden an; auf einen Breitengrad kommen kaum mehr als 45, auf eine deutsche Meile etwa 3 Fuß Steigung längs des Stromes. — Oberägypten, von 30° bis 24° nördl. Br. sich erstreckend und im Norden durch die Stromtheilung, im Süden durch die erwähnten Katarakten scharf genug abgegrenzt, trägt schon mehr den Charakter eines Gebirgslandes an sich. Der höher werdenden Ufer wegen muß man hier den natürlichen Ueberschwemmungen des Nils schon durch Kanäle zu Hülfe kommen, um die segensreichen Fluthen auch den entfernteren Gegenden des Uferlandes zuzuführen, und das Kulturland, die Oasen abgerechnet, beschränkt sich auf einen schmalen Streifen Landes auf beiden Seiten des Flusses, selten über 1 Meile breit, aber durch außerordentliche Fruchtbarkeit die geringe Ausdehnung hinsichtlich des Ertrags ersetzend. Zwei Bergabfälle, westlich das libysche, östlich das arabische Gebirge (Dschebel Mokattam, d. i. abgehauener Berg) begrenzen die Thalebene, öfters an den Strom heran- und wieder in weiten Bogen zurücktretend. Daher wechselt die Breite des Thals sehr u. steigt von wenigen hundert Schritten, wie z. B. am Dschebel oder Hadschar Selseleh (Berg od. Stein des Erdbebens), wo die libysche und arabische Bergkette zugleich an den Strom vorspringen, bis zu mehren Meilen. Die Thalwände selbst zu beiden Seiten bilden zwei fortlaufende Wälle von wenig charakteristischen Formen u. steigen höchstens zu einer Höhe von 1000' über der Meeresfläche empor. Selten treten kuppen- und kegelförmige Erhebungen auf den durchaus vorherrschenden langen Rükken und weiten Plateaux hervor. Von der Spitze des Delta bis nach Theben sind es Kreide u. Kalk, welche, an Ueberresten einer untergegangenen organischen Schöpfung reich, die den Strom begleitenden Gebirgszüge bilden. An mehren Stellen, namentlich am Dschebel Achmar (dem rothen Berg) bei Kairo, zeigen sich Durchbrüche vulkanischer Gebilde. Beide Gebirgszüge sind übrigens Wüsten im wahren Sinne des Wortes; alle Vegetation beschränkt sich auf vereinzelt an den Thalrändern vorkommende dürre Sträucher. Bei Theben, wo das libysche Gebirge sich zu großen Massen aufthürmt, zeigt es sich zugleich von tiefen Schluchten zerrissen. In einer derselben, welche die berühmten Königsgräber birgt (Babel Moluk), tritt zum ersten Male unter der Kreide der Muschelkalk zu Tage, auf dessen Bänken im Alterthum große Steinbrüche in Betrieb waren. Der Muschelkalk erhebt sich aber nicht frei zu Bergen, sondern bleibt stets von der Kreide bedeckt, bis endlich, bei Esne, der bunte Sandstein unter ihm hervortritt und beide Thalwände von da an bis

zu den ersten Katarakten bei Assuan bildet. Auch das Gebiet des bunten Sandsteins ist völlige Wüste und bietet dem Auge nichts dar als ein Gemenge von gelbrothem, fahlem Sande mit schwarzen Felsenmassen. An der Grenze von Nubien bei Assuan durchbricht in einer Breite von 2 Tagereisen ein gewaltiger, von Osten nach Westen ziehender Granitzug den bunten Sandstein, unstreitig ein Ausläufer der großen Gebirgskette an der Ostküste von Afrika und mit den Granit- und Porphyrbergen am rothen Meere, dem Dschebel Sabureh u. den Bergen bei den Ruinen von Berenice in Verbindung stehend. Dieses Granitgebirge erhebt sich in seinen bedeutendsten Höhen nur bis zu 1000' über den Nil und sehr selten bis zu 2000' über dem Meere, aber es ist furchtbar zerrissen und in der That ganz in ungeheure Blöcke zerfallen, die eine lange und breite Reihe isolirter Kegel und Kuppen bilden. In Berührung mit dem Granit hat der Sandstein durch vulkanischen Einfluß jene Veränderungen erlitten, welche die Folge desselben zu seyn pflegen; namentlich sind die eisenoxydhaltigen Schichten an ihrer Oberfläche in feste, kompakte, sehr schwer verwitternde Massen verwandelt worden, welche krustenartig alle Sandsteinberge bedecken und ihnen ein schwarzes, verbranntes, wahrhaft vulkanisches Ansehn geben. — Dieselbe Lagerungsfolge zeigt sich auch in dem arabischen Gebirg, das den ganzen Landstrich zwischen dem Nil und dem rothen Meer von 30° bis 24° nördl. Br. einnimmt. Auch hier breitet sich eine unabsehbare Wüste aus, und nur in den vielen, das Gebirge durchfurchenden Thälern zeigt sich eine kümmerliche Vegetation. Als Ganzes betrachtet, zieht sich dieses Gebirgssystem von Norden nach Süden; es besteht aber im Einzelnen aus einer Menge kleiner Ketten, welche einander in mannichfaltigen Richtungen durchschneiden und enge Thäler mit steilen, ja senkrechten Felswänden einschließen. Die Bergabhänge sind steril, ohne alle Pflanzendecke und von jener gelbrothen Färbung, welche der Wüste charakteristisch ist. Die Berge erheben sich höchstens bis 1200' über die Meeresfläche. Von einzelnen, ganz lokalen Durchbrüchen von Massengesteinen abgesehen, gehört auch das arabische Gebirge vom 30° bis 24° nördl. Br. der Kreidebildung an, die von tertiären Schichten überdeckt wird. Nahe unter dem Parallelkreise von Kosseir treten im Innern der Muschelkalk und bunte Sandstein auf, während an der Küste Granit, Gneuß und Porphyr immer häufiger, in den Gebirgen Sabureh, Olak u. a. vorherrschend werden und sich endlich mit dem Kataraktengebirge bei Assuan verbinden. — Eine ganz andere Gestalt hat das Land auf der westl. Seite des Nils; jenseits der schon besprochenen libyschen Bergkette dehnt sich nämlich eine weite hügelige und nur von einzelnen Berggruppen unterbrochene Ebene aus, die libysche Wüste, welche nach Westen in die große Sahara übergeht und nach Süden bis nach Nubien hineinreicht. Während es auf der arabischen Gebirgswüste keine Oasen gibt, liegen sie in der libyschen Wüste wie Inseln im Ocean zerstreut. Die bedeutendsten dieser Oasen sind von Norden nach Süden: die Oase von Siwah (Hammonium), die Oase Wah (Wadi) el Bacherieh, die Oasen Fara Freh, Wah el Dakhel, Wah el Kardscheh oder el Kibli. Alle diese Oasen sind bassinartige Vertiefungen in der großen Wüstenebene, umgeben von kleinen Bergketten u. Hügelzügen. Wasseransammlungen, einerseits durch die Gebirge, welche diese Becken umgeben, andererseits durch das Eindringen des Grundwassers vom Nil her bedingt, rufen hier, wie überall in warmen Klimaten, eine Vegetation hervor, welche gegen die furchtbare Oede der Wüste prächtig genug absticht, aber an und für sich einförmig und nicht gerade üppig ist. Als charakteristische Arten dieser Vegetation sind zu nennen: die schlanke Dattelpalme (Phoenix dactylifera), die thebaische Palme (Cucifera thebaica), der arabische Gummibaum (Acacia vera) und der Mannastrauch (Tamarix africana). Die geologische Zusammensetzung des westlichen Nillandes ist übrigens der des östlichen ganz gleich: Kreide und tertiäres Gebirge bilden den nördlichen Theil der libyschen Wüste, Muschelkalk und bunter Sandstein den südlichen, bis derselbe mit dem oben erwähnten Granitzuge zusammentrifft. Sonst bietet die Oberfläche der libyschen Wüste im Ganzen nichts Eigenthümliches dar. Weite, hügelige, gelbrothe Sandebenen ohne Wasser u. daher ohne alle Spur von Vegetation, wechseln mit Gruppen niedriger, ausdrucksloser Bergketten, die, wie die sie umgebende Wüste, kahl u. steril sind. Nur in den Vertiefungen zwischen diesen Bergen, in jenen weiten, flachen Thälern, wo Wasseransammlung Statt findet, breiten sich die Oasen in freundlichem Grün aus, das dem salzigen Boden entsproßt. — Nimmt man Unterägypten mit dem fruchtbaren Delta aus, so beträgt der kulturfähige Boden an Flächeninhalt kaum mehr als $^1/_{15}$ des Ganzen, und doch war A. von Alters her eins der gesegnetsten Länder. So viel vermögen die Ueberfluthungen des Nils unter dem glühenden Himmel A.s. Jene von den periodischen Regengüssen in den tropischen Hochländern, denen der Fluß entströmt, herrührende Nilschwelle ist für das regenlose Stromthal A.s der einzige Ersatz des mangelnden atmosphärischen Niederschlags und die Quelle der Fruchtbarkeit. Jene regelmäßig eintretenden, anhaltenden Regen, welche von Süden her nach und nach bis zum 15° — 17° vorrücken und dem Strom gewaltige Wassermassen zuführen, beginnen unter dem 17° nördl. Br. schon Ende Februar, in Chartum im Mai. Die Anschwellung trifft zuerst den weißen, dann den blauen Nil, woraus hervorgeht, daß die Regenniederschläge von Südwesten, nicht von Abyssinien her vorrücken. In Chartum bemerkt man das Steigen des Stroms Ende März, in Dongola Ende Mai; A. erreicht es erst um Mitte Juni und das Delta Ende Juni. Das Steigen des Wassers dauert 3 Monate. Schon nach Ablauf des zweiten Monats, zwischen dem 20. und 25. August, durchsticht man in Oberägypten die Dämme und öffnet die Schleußen, um das Wasser auf die Fluren zu leiten; in Unterägypten geschieht dies einen Monat später um die Zeit des Herbstäquinoktiums. Dann verwandelt sich das Nilthal weithin in einen röthlichen See, über dessen barkenbelebte Fläche nur die hohen Dämme als Straßen und die ebenso hochliegenden Städte u. Dörfer als Eilande auftauchen. Ende September fängt das Wasser an

zu fallen, und im Laufe des Oktober trocknet das Land ab, worauf es besäet wird u. sich bald weithin mit grünen Saaten bedeckt. Diese wachsen bis Ende Februar. Zu Anfang März beginnt die Ernte, worauf der Fluß immer wasserärmer wird, bis er im Juni von Neuem anzuschwellen beginnt (s. Nil).

Klima. Dieses ist den größten Theil des Jahres hindurch, namentlich in ganz Oberägypten von der Spitze des Delta an und mehr noch gegen die das Thal begrenzenden Berge hin, als in der Nähe des Flusses, ein der Gesundheit außerordentlich zuträgliches. Während es im Delta, besonders in der Nähe der Meeresküste, gar nicht selten regnet, ist in Kairo schon nach einer durchschnittlichen Berechnung der Himmel an etwa 240 Tagen im Jahr vollkommen heiter und wolkenlos, an 86 wolkig, an 31 bedeckt und nur an 8 nebelig. Auch enthält die Luft in Kairo 152 mal weniger Feuchtigkeit als in Alexandrien. Noch reiner und trockener ist die Luft weiter oben im Nilthale. So hatte man in Kenneh 1845—1846 nur an 9 Tagen wolkigen u. nur an einem Tage nebeligen Himmel. In Alexandrien ist die mittlere Jahrestemperatur + 16° R., in Kairo + $17^2/_3$°, in Kenneh steigt sie auf + $21^1/_4$°, und in Theben, welches die steil abfallenden hohen Felswände der libyschen Seite den Strahlen der Mittagssonne darbietet, bis über + 23°. Der kälteste Monat ist der Januar mit + 14° in Alexandrien, + 11° in Kairo; der heißeste der August mit + 20° in Alexandrien, und + $24^1/_2$° in Kairo. Das Küstenklima mildert auch hier, wie allenthalben, die Temperaturwechsel. In Kairo steigt das Thermometer im Schatten manchmal bis auf + 32° R., in den höheren Gegenden des Nilthales sogar bis über 40°. Im Winter sinkt die Temperatur in Kairo nicht selten bis auf + 3°, ja in seltenen Fällen und immer nur für kurze Zeit bis unter 0°. Hinsichtlich des Klima's scheidet sich A. in eine warme feuchte Zone, welche das Delta begreift, und in eine heiße trokkene, Oberägypten. Während in jener die Regenzeit eine Art Winter mit sich bringt, herrscht in dieser in Absicht auf Wärme und Trockenheit der Atmosphäre ein ununterbrochener Sommer. Fast das ganze Jahr hindurch, nämlich vom Juni bis April, lindern von Norden wehende Winde die Tageshitze. Am Morgen herrscht in der Regel Windstille, erst gegen 10 Uhr Morgens fängt der Wind an zu wehen und nimmt zu bis gegen Sonnenuntergang. In den Wintermonaten streicht der Wind mehr aus Westen. Im April aber erheben sich die heißen u. austrocknenden Südwinde und zwar in Oberägypten häufiger und stärker als in Unterägypten. Die Zeit, wo diese auf Geist und Körper einen erschlaffenden Einfluß ausübenden Winde herrschen, heißt **Chamsin**, d. i. „die Fünfzig", nämlich die 50 Tage von Ostern bis Pfingsten, innerhalb welcher Frist jene Winde zu wehen pflegen. Der Südwind selbst heißt bei den Arabern **Schard**. Er erhebt sich in den Monaten April und Mai, weht aber gewöhnlich nur 3—4, höchstens 7 Tage, und auch an den einzelnen Tagen immer nur wenige Stunden. Die mit diesem Winde auftretenden atmosphärischen Erscheinungen, gelbröthlicher Lichtschein, zuckende Blitze, sind, wie neuerlich Russeger nachgewiesen hat, hauptsächlich elektrischer Natur und vertreten die Stelle unserer Gewitter. Ihre Gefährlichkeit für Menschen und Thiere ist sehr übertrieben worden. Derselbe Wind heißt in Arabien und in den südlichen Ländern Asiens Samum. Auch von Erdbeben wird A. nicht gar selten heimgesucht. So wird schon in der frühesten Periode der ägyptischen Geschichte unter dem ersten Könige der zweiten manethonischen Dynastie in den Annalen von einem solchen Ereignisse berichtet, wobei sich in der Stadt Bubastos ein großer Erdspalt aufgethan u. viele Menschen verschlungen haben soll. Aus späteren Zeiten ist unter vielen anderen derartigen Naturerscheinungen besonders das von Strabo erwähnte Erdbeben vom Jahre 27 v. Chr., welches den oberen Theil der Memnonsstatue herabstürzte, denkwürdig.

Da der ägypt. Himmel nicht die regelmäßig wechselnden Erscheinungen darbietet, welche in den nördlichen Ländern den Wechsel der Jahreszeiten bedingen, so theilten schon die ältesten Aegypter das Jahr nach dem Steigen und Fallen des Nils in drei Abschnitte. Der erste begann mit dem Sommersolstitium, wo die Nilschwelle anfing und die Kanäle und Dämme hergerichtet zu werden pflegten, und dauerte bis zum 20. Oktober, umfaßte also die vier Monate, in denen der Strom seine höchste Höhe erreicht, in die Kanäle tritt u. sich dann wieder, der menschlichen Thätigkeit die Vertheilung seines Wassers in die Felder überlassend, in sein Bette zurückzieht. Diese Zeit hieß die Wasser- oder Kanaljahreszeit. Der zweite Abschnitt begriff die nächsten 4 Monate bis zum 20. Febr. in sich und begann mit der Saat. Als die grünende, unserm Frühling entsprechende Jahreszeit wurde sie in der Hieroglyphenschrift als Garten- od. Sproßjahreszeit bezeichnet. Der letzte Abschnitt reichte wieder bis zum Anfang des neuen Jahres und umfaßte die ganze Erntezeit, wovon er die Jahreszeit der Früchte und Vorräthe hieß. Diese uralte Eintheilung des Jahres in drei Jahreszeiten, zu je 4 Monaten, blieb im altägyptischen Kalender fortwährend in Gebrauch, wiewohl man später ein Wandeljahr von 365 Tagen ohne Einschaltung einführte, worin also jeder Kalendertag allmählig durch alle drei Jahreszeiten des natürlichen Jahres wanderte, bis er nach 1500 Jahren wieder an seine ursprüngliche Stelle zurückkehrte.

Naturprodukte. A. besitzt reiche Schätze werthvoller **Mineralien**. Seit den ältesten Zeiten lieferten jene Urgebirgsschichten, welche die Katarakte von Assuan bilden, in den schönsten Graniten und Syeniten ein vortreffliches Material sowohl für Skulpturen aller Art, als für großartige massive Bauten. Nicht weniger vortreffliche harte Gesteinarten wurden aus dem arabischen Gebirge gebrochen, namentlich eine grüne Breccie, welche sich an der großen alten Karavanenstraße von Kenneh nach Kosseir lagerte und, wie sich aus Felseninschriften ergiebt, seit uralter Zeit benutzt wurde, ferner weiß und schwarzer Granit am Gebel-Fatireh, schöner dunkelrother Porphyr am Gebel-Dochân und der noch jetzt wie im Alterthum häufig verarbeitete und geschätzte orientalische Alabaster von honiggelber Farbe. Das unterhalb Assuan beginnende Sandsteinter-

rain bietet, besonders bei der Stromenge von Selseleh, die ergiebigsten Brüche eines festen, fein- u. gleichkörnigen Sandsteins dar, woraus die meisten der noch erhaltenen Tempel und eine große Anzahl von Statuen und anderen Skulpturen bestehen. Von El-Kab an bis an das Meer, also in dem bei weitem größten Theile des Landes bestehen beide Thalwände aus Kalkstein, dessen feine und feste Textur die Reisenden noch jetzt an den Pyramiden und den ausgedehnten Nekropolen von Memphis, wie in den mit den schönsten Skulpturen bedeckten Felsengräbern von Theben bewundern. Die Pyramiden von Memphis sind aus dem gröberen Numulitenkalk der Gegend errichtet u. mit Blöcken des feinkörnigeren und festeren Steins der Mokattambrüche bekleidet. Von anderen Mineralien wird Kochsalz, Salpeter und Alaun in Menge gewonnen, und an einigen Stellen, wie bei Gebel-Zeït am rothen Meere, treten ergiebige Erdölquellen zu Tage. Im nördlichen A. zeigt sich Natronbildung in weiter Verbreitung. Im J. 1850 entdeckte man an der Küste des rothen Meeres ungeheure Schwefellager. Dagegen sind die Bemühungen des Vicekönigs Mehemed Ali um Auffindung von Metallschätzen bis jetzt von keinem sonderlichen Erfolg gekrönt gewesen. Der Boden ist in dieser Hinsicht schon von den Alten so sehr ausgebeutet worden, daß keine reichhaltigen Metalladern mehr vorhanden zu seyn scheinen. Große Hoffnungen erregten die bei Gebel-Zabara in der Nähe von Kosseir neuerdings wieder aufgefundenen Smaragdgruben; doch sah man sich bald getäuscht, denn man traf zwar auf unzählige Gallerien, Höhlen und Löcher, aber auf keine einzige Quarzader, welche nicht schon angebrochen, abgetrieben und durchblättert gewesen wäre, und die Smaragdstücke, welche man in ziemlicher Menge fand, waren meistens von trüber Krystallisation, blaßgrüner Farbe und blätteriger Struktur und in Folge von Einsickerung kieselartiger und anderer Stoffe von fleckigem Ansehen, daher von geringem Werthe. Einige Ausbeute gewähren die Goldminen bei Gebel Ollagi. In der neuesten Zeit sollen in Oberägypten Steinkohlenlager aufgefunden worden seyn, nach denen schon Mehemed Ali so eifrige und anhaltende Nachforschungen hatte anstellen lassen.

A. war im ganzen Alterthum berühmt wegen seiner außerordentlichen Fruchtbarkeit, und diese beruhte auf dem fetten Marschboden des Landes, der dem landwirthschaftlichen Betriebe einen fast an's Wunderbare streifenden Ertrag gewährt. Von Cerealien baut man vornehmlich Weizen (mit 25—50fältigem Ertrag) und Gerste, wiewohl auch Roggen und Hafer gut gedeihen. Außerdem wird namentlich in dem sumpfigen Delta viel Reis (mit 50—100fältigem Ertrag), in den höher gelegenen und trockeneren Strichen Mais (Durra schâmi) und Hirse (Durra belledi) gebaut. Die Getreideernte fällt, wie schon oben bemerkt wurde, zu Anfang März, 4 Monate nach der Aussaat; in manchen, besonders günstig gelegenen Gegenden im Süden erzielt man aber durch künstliche Bewässerung eine dreifache Ernte. Auch Zuckerrohrpflanzungen geben an geeigneten Lokalitäten einen guten Ertrag, und die erst in neuerer Zeit nach A. verpflanzte Baumwollenstaude liefert einen der wichtigsten Handelsartikel. Von sonstigen Kulturpflanzen A.s sind zu nennen: Hülsenfrüchte, Hanf, Flachs, Zwiebeln, Mohn, Rüben, Kohl, Gurken, Melonen, Koloquinten, Sesam, Senf, Tabak, Rak, Henna, Indigo, Pfeffer; von wildwachsenden Saflor, Sennesblätter, Cassie. Berühmt sind die Rosen von Faiûm, welche zum Behuf der Rosenöl- und Rosenwasserbereitung gezogen werden. Dieselbe Gegend liefert auch vortreffliche Weintrauben, Feigen und Oliven. Ueberhaupt ist A. reich an den trefflichsten Südfrüchten, welche in folgender Ordnung reifen: Maulbeeren, Sevillaorangen im Januar mit dem Zuckerrohr; Nabk (Judendorn, Zizyphus spina Christi) im März; Dumpalmfrüchte (Hyphaene cucifera) im April; Aprikosen Ende Mai; Pfirsiche und Pflaumen Mitte Juni; Aepfel, Birnen, Johannisbrod Ende Juni mit den Trauben; Feigen im Juli; Mandeln, Granatäpfel und Limonen im August; Datteln von Ende August an bis in den November; Sykomoren im September; Orangen und süße Limonen im Oktober; Bananen im November. Unsere Obstbäume gedeihen zwar, tragen aber unschmackhafte Früchte u. werden daher in geringer Anzahl gezogen. Der bei weitem verbreitetste und nutzbarste Baum des heutigen A.s ist die Dattelpalme (Phoenix dactylifera), jenes merkwürdige, zwischen Baum und Staude mitten innestehende monokotyledone Gewächs ohne Rinde, Holz und Zweige, welches in vielen Gegenden die Hauptnahrung gewährt und am besten in der Provinz Giseh oberhalb Kairo gedeiht. Im alten A. war die Dattelpalme zwar auch schon vorhanden, aber als Fruchtbaum wenig geschätzt. Ihre Kultur scheint erst mit dem Islam eine weitere Verbreitung gefunden zu haben. Von zwei anderen im Alterthume berühmten Gewächsen A.s, der Lotus- und Papyrusstaude, findet sich die letztere nur noch hier und da im Delta, die erstere, welche aber nicht mehr zur Nahrung benutzt wird, ebenfalls nur im Delta bis in die Gegend von Kairo. Die wilde Flora A.s scheidet sich einestheils der Bodenbeschaffenheit nach in eine Flora des Nilthales und eine Wüstenflora u. anderntheils der Verschiedenheit des Klima's nach in eine nördliche u. südliche. Sie unterscheidet sich indessen im Ganzen wenig von den Floren der übrigen Küstenländer des Mittelmeeres. Der innerafrikanischen Flora gehören nur die Sykomoren (Acer pseudoplatanus), der Nabk und die Tamarinde (Tamarix orientalis) an. Wälder fehlen dem Lande ganz, daher der Mangel an Bau- und Brennholz. Die Vegetation der Oasen zeigt keineswegs die tropische Ueppigkeit u. wird hauptsächl. durch die Dattelpalme, Dumpalme, den arabischen Gummibaum (Acacia vera) und den Mannastrauch (Tamarix gallica mannifera) charakterisirt.

Die Fauna A.s weist zunächst zahlreiche Fisch- und Amphibienarten aus. Der Nil ist sehr reich an Fischen, namentlich Welsen, Karpfenarten, Aalen u. a., welche meistens wohlschmeckend sind und den Uferbewohnern einen großen Theil ihres Unterhalts gewähren. Unter den Amphibien ist vor allen das Krokodil zu nennen, welches jetzt nur noch im südlicheren Theile des Landes bis Be-

nihassan u. Minieh in Mittelägypten vorkommt, während es früher auch in Unterägypten zu finden war. Das Nilpferd hat sich aus A. ganz zurückgezogen und lebt jetzt nur noch in Dongola. Von Vögeln treffen sich hier die Zugvögel der nord- u. mitteleuropäischen Länder und die Vögel der tropischen Zone. In größter Menge werden noch jetzt, wie im Alterthume, Tauben und Hühner gehegt, und zwar hat deren künstliche Ausbrütung in Brütofen dermaßen überhand genommen, daß sich der Instinkt des Brütens bei ihnen ganz verloren haben soll. Auffallend ist es, daß der Ibis, der im alten A. so häufig vorkam und als heiliger Vogel verehrt wurde, jetzt äußerst selten geworden ist, indem er sich ebenfalls weiter nach Süden zurückgezogen hat. Größere reißende Thiere kommen wegen des Mangels an Wäldern in A. nur selten vor; doch scheinen auch sie in alter Zeit in größerer Anzahl und weiter herab am Nil vorgekommen zu seyn, als gegenwärtig; wenigstens sind auf den alten Monumenten öfters Jagden, namentlich Löwenjagden, abgebildet. Nur Hyänen, Füchse, Schakale und Hasen finden sich jetzt noch häufig vor. Unter den Hausthieren ist das Kameel, das „Schiff der Wüste", das merkwürdigste und wichtigste; doch gilt von ihm das von der Dattelpalme Bemerkte in noch höherem Grade. Es wurde nämlich von den alten Aegyptern nicht in Heerden gehalten und kam überhaupt wenig vor, was wir aus dem Umstand mit Recht schließen, daß es weder in den Hieroglyphen erwähnt wird, noch auch auf Denkmälern abgebildet erscheint. Ganz unbekannt kann es damals in A. nicht wohl gewesen seyn, da es von den benachbarten Völkern, namentlich in Palästina viel gebraucht wurde, besonders auch zu Handelsreisen nach A., wo König Pharao selbst dem Abraham Kameele schenkte (1 Mos. 12, 16.). Aber als Lastthier scheint es wenigstens im Innern des Landes nicht in Gebrauch gewesen zu seyn. Noch Herodot u. Diodor sagen nichts von Kameelen und deren Nutzen in A., u. erst Strabo berichtet, daß ägypt. Kaufleute mit Kameelen von Koptos durch die Wüste nach Berenice am rothen Meere gegangen seyen. Das ägypt. Kameel ist das einhöckerige. Das Pferd dürfte gleichfalls erst aus Asien eingeführt worden seyn. Wenigstens hat bis jetzt sein Vorhandenseyn im alten Reiche, vor dem Einfalle der Hyksos's, noch nicht aus den Denkmälern nachgewiesen werden können, und noch im Anfange des neuen Reichs erscheint es zum ersten Male in einem Aufzuge asiatischer Fremdlinge, welche unter der Regierung des Königs Tuthmosis III. im 16. Jahrh. v. Chr. mit andern asiat. Thieren auch ein Paar Pferde als Geschenk darbrachten. Unter den Königen der folgenden 19. Dynastie aber wurden Pferde in großer Anzahl in den Schlachten gebraucht, jedoch nur zum Ziehen der Streitwagen, nie zum Reiten. Das gewöhnlichste Last- und Reitthier war im alten A., wie im ganzen Orient, der Esel, der daher in großer Menge gehalten wurde. Der wilde Esel findet sich noch sehr häufig in den höheren Gegenden Nubiens. Auch der Büffel ist erst in späterer Zeit in A. eingeführt; dagegen mag das Rind, das Schaf, die Ziege, das Schwein, der Hund und die Katze von Alters her im Lande einheimisch gewesen seyn, doch unterscheiden sich die meisten dieser Thierarten von denselben anderer Länder durch gewisse Eigenthümlichkeiten.

Bevölkerung. Hat schon die Pflanzen- und Thierwelt A.s, wie sich aus Vorstehendem ergibt, im Laufe der Jahrhunderte nicht unbedeutende Veränderungen im Einzelnen erlitten, so ist dies noch mehr mit dem Menschen der Fall, und zwar ist derselbe in körperlicher und geistiger Hinsicht gesunken, so daß er gegenwärtig in Rücksicht auf seine politischen, religiösen und socialen Verhältnisse eine weit tiefere Stufe einnimmt, als im Alterthum. Die Bevölkerung des alten A.s betrug nach priesterlichen Angaben unter den Pharaonen gegen 7 Millionen, welche in mehr als 18,000 Städten und größeren Orten wohnten. Herodot gibt zur Zeit der größten Bevölkerung unter Amasis 20,000 Städte an. Nach Diodor wurden unter dem ersten Ptolemäer über 30,000 Orte gezählt, und ebenso viel noch zur Zeit jenes Berichterstatters. Josephus zählt zu Nero's Zeit 7½ Mill. Bewohner, wobei er die Bevölkerung von Alexandrien, die zu Diodors Zeit allein 300,000 betrug, nicht mitrechnet. Die Gesammtzahl der Bewohner des heutigen A.s gibt der officielle Bericht der Volkszählung von 1848 ohne Marine, Heer und Araberstämme auf 4,504,370 an. Diese Angabe ist aber offenbar viel zu hoch, da die Einwohnerzahl zur Zeit der französischen Invasion nur 3 Mill. betrug und seitdem beträchtlich gesunken ist. Von zuverlässigen Gewährsmännern wird sie jetzt nur zu 2 Mill. angeschlagen. Davon sind ungefähr 1,750,000 mohammedanische, 150,000 christliche (koptische) Aegypter, 10,000 Turken, 5000 Syrer, 5000 Griechen, 2000 Armenier, 5000 Juden, und der Rest von etwa 70,000 vertheilt sich unter Araber, Nubier, Neger, weiße Sklaven u. Europäer.

Die Bevölkerung A.s ist demnach ein Gemisch aus verschiedenen Nationen. Die Abkömmlinge der alten Aegypter sind die Kopten (s. d.), welche vornehml. in Oberägypten verbreitet und, obwohl in Folge von Vermischung mit anderen Völkern verändert, doch noch den alten Abbildern ihrer Vorfahren in den Hauptzügen ähnlich sind. Die sogenannte koptische Sprache ist die altägyptische, wird aber jetzt nur noch in der Liturgie gebraucht, nur von sehr Wenigen verstanden und gar nicht mehr gesprochen. Die Religion der Kopten ist christlicher Monophysitismus. Ihr kirchliches Oberhaupt ist der Patriarch von Alexandrien, der aber in Kairo wohnt und dessen Jurisdiktion sich über A. hinaus nach Nubien und Abessinien erstreckt. Die übrige christliche Bevölkerung A.s besteht aus ein paar tausend Armeniern und einer etwas größeren Anzahl orthodoxer Griechen, welche ihre eigenen Kirchen, Klöster u. Gottesdienste haben. — Was die mohammedanische Bevölkerung anlangt, so besteht dieselbe dem bei weiten größten Theile nach aus den Fellahs. Dies ist eine arme, verachtete, unter harter Arbeit und Abgaben fast erliegende Menschenklasse, versunken in Schmuz und Stumpfsinn, ohne Grundbesitz — denn Alles gehört den Mukhtesim od. Gutsherren — und als leibeigen an die Scholle gefesselt. In etwas besserer Lage befinden sich die Fellahs in den Städten, welche Gewerbe

und Kleinhandel treiben und öfters zu Wohlhabenheit und Reichthum gelangen. Ein ganz anderes Volk sind die Beduinen, welche sich ihren heimischen Stolz auch auf ägyptischem Boden zu bewahren gewußt haben. Sie sind in 50 Stämme getheilt, von denen 26, etwa 28,000 Männer zählend, auf der rechten Nilseite, 24, etwa 14,000 Männer, auf der linken wohnen. Während der mamelukischen Herrschaft führten sie größtentheils ein unstetes Räuberleben, jetzt aber stehen sie in friedlichem Verkehr und treiben besonders Viehhandel. Doch gehen sie noch stets bewaffnet mit Flinte, Säbel, Pistolen, sind voll Muth und Freiheitsstolz, mäßig und von guter Leibeskonstitution. Feldbau und Führung der Heerden überlassen sie den Fellahs. Die Blutrache und Weidestreitigkeiten führen oft zu blutigen Fehden unter ihnen. Sie heirathen nur unter einander und verabscheuen insbesondere die eheliche Verbindung mit Fellahs als eine Schmach. Sie bekennen sich zwar zum Islam, aber ohne dessen Speisegesetze zu beobachten. Manche von ihnen leben vereinzelt in Höhlen und Felsklüften od. nomadisirend, die meisten aber sind in Dörfern ansässig in der Nähe des Kulturlandes oder auf sandigen Strichen innerhalb desselben. Sie theilen sich in große Bünde, an deren Spitze mächtige Scheikhs stehen. Um sie minder gefährlich zu machen, weiß sie aber die türkische Regierung in steter Uneinigkeit zu erhalten. Im Uebrigen gleichen sie ganz ihren Brüdern in Asien. Der Osmane ist in A. derselbe, wie allenthalben, in stolzem, gravitätischem Genuß der Herrschaft träger Ruhe hingegeben. Die Mameluken endlich, seit dem 13. Jahrh. in A. einheimisch, sind ursprünglich als Sklaven von den Kaukasusländern hereingekommen, bildeten dann die Truppenmacht der trägen Osmanen, nahmen aber nach und nach als Beys die Zügel der Herrschaft in die Hand und dominirten den Staat, bis sie von Mehemed Ali gestürzt wurden. Eine kleine Anzahl derselben lebt noch friedlich unter dem Schutze des Pascha's.

Eintheilung des Landes. Die älteste Eintheilung des Landes war die naturgemäße in Ober- und Unterägypten, welche geraume Zeit hindurch auch politische Geltung hatte, so lange nämlich zwei verschiedene Herrscherfamilien das Land zugleich regierten, von denen die eine in Oberägypten, die andere in Unterägypten ihren Sitz hatte. Oberägypten umfaßte die Thebaïs u. den größten Theil von Mittelägypten, und hatte in der ältesten Zeit This, welches ganz nahe bei Abydus gelegen war, später Theben zur Hauptstadt. Unterägypten begriff vornehmlich das Nildelta und die zunächst gelegenen Striche bis etwa zum Faiûm in sich und hatte Memphis zur Hauptstadt. Die ägypt. Könige nannten sich daher auch zu allen Zeiten nicht „Herrscher von A.", sondern „Beherrscher des obern und des untern Landes" od. „der beiden Länder", wobei aber das obere immer den Vorrang behauptete. Später wurde die Dreitheilung in Ober-, Mittel- und Unterägypten vorherrschend. Unter Sethos I., dem Sesostris des Herodot, wurde das ganze Land in 36 Nomen getheilt, von denen nach Strabo 10 auf die Thebaïs oder Oberägypten, 10 auf das Delta oder Unterägypten, und 16 auf das mitten inne gelegene Land kamen. Nach Angaben auf Münzen wurde es später in 46 Nomen eingetheilt, nämlich die Thebaïs in 13, das Delta in 26, der mittlere Theil, welcher davon Heptanomis hieß, in 7 Nomen. Dieselbe Zahl von Nomen gibt Plinius an, doch mit einigen Abweichungen im Einzelnen; Ptolemäus 47, indem der Heptanomis als achter Nomos Antinoïtes hinzugefügt wird. Das Land jenseits der ersten Katarakte bis nach Hierasykaminos wurde nach seiner Länge Dodekaschoinos genannt. So weit reichten nach dem Itinerarium Antonini des 4. Jahrh. die römischen Heerstraßen. Eben so weit reicht A. auf der Peutingerschen Tafel des 12. oder 13. Jahrh. Zur Zeit des oströmischen Kaisers Arcadius, um 400 n. Chr., zerfiel das Delta in drei Provinzen, von denen die beiden östlichen die Erste und die Zweite Augusta, die westliche Aegyptiake hießen. Die Heptanomis bis Oxyrhynchos führte den Namen Arcadia; dann folgte bis Panopolis die nächste Thebaïs, endlich bis Philä die obere Thebaïs. Heutzutage wird das Land noch immer in 3 Theile eingetheilt: Masr-el-Bahri, das nördliche A., begreift das Delta und die südlich angrenzenden Gegenden bis zum Faiûm, aber ohne dasselbe; El-bustâni, das mittlere A., erstreckt sich den Nil hinauf bis über Derût-esch-Scherif, wo der große Faiûmkanal Bahr-Jussuf abgeleitet ist; Oberägypten endlich heißt jetzt Es-Said.

Alte Kultur und ihre Denkmale. So eigenthümlich das Land A. von Alters her war, so eigenthümlich war auch die Kultur des Volks, welches im Alterthume jenes Land bewohnte. So weit unsere Geschichte zurückreicht, kennen wir bis heute noch kein, einem Hauptstrome anwohnendes Kulturvolk, in dessen Geschichte und in dessen Wesen die Einwirkung der Landesart so deutlich und scharf ausgeprägt erschiene, bei welchem die Natur des Vaterlandes so überwiegend bedingend in der Entwickelung des Aeußern und Innern hervorträte, als bei den alten Aegyptern. Wie das ägyptische Götterbild nur im ägyptischen Porphyr ein wahrhaft ägyptisches ist, so erscheint auch das ägyptische Volk nur ein aus seiner Nilthalnatur hervorgegangenes, an das Land A. fest gebundenes Urvolk der Erde zu seyn. Je beschränkter aber die Erd- und Länderkunde der alten Völker war, desto auffallender mußten den Fremden, welche nach A. kamen, die Besonderheiten des Landes erscheinen, und namentlich mußten sie für griechische Reisende ein Gegenstand großen Erstaunens seyn. So bemerkt Herodot, welcher A. um die Mitte des 5. Jahrh. v. Chr. besuchte, wie dort der Himmel und der Strom eine von andern Ländern ganz abweichende Art und Natur hätten, so unterschieden sich auch die Bewohner in ihren Sitten weit von anderen Völkern, und führt dann zum Belege Gebräuche, wobei die Geschlechter die Rollen vertauscht zu haben scheinen, sowie eine Reihe anderer Seltsamkeiten auf. Diese fremdartigen Lebensgebräuche und Gewohnheiten betreffen zwar meistens nur ziemlich unwesentliche Dinge, spiegeln aber doch auch eine innere Besonderheit ab, welche in höhe-

ren Beziehungen und Thätigkeiten hervortritt, u. es findet sich daher in der ganzen Denk- u. Handlungsweise der alten Aegypter vieles nirgends anderswo Vorkommende, sehr Auffallende und Seltsame. Ohne Zweifel hat diese Erscheinung, diese höchst eigenthümliche Entwickelung des Volks ihre Wurzeln einmal in der physikalischen Beschaffenheit des Landes, und dann in der Abstammung.

Diese letztere ist aber bei den alten Aegyptern noch sehr dunkel. Ihre Sprache hat sich zwar im Wesentlichen erhalten in der koptischen; doch verbreitet uns diese kein Licht über die Abkunft des Volks, welches sie einst gesprochen, in so fern sie zur indogermanischen Sprachfamilie in gar keiner, zur semitischen nur in sehr entfernter, einen Schluß auf gleiche Abstammung durchaus nicht begründender Beziehung steht, und demnach ihre Untersuchung auf keine bestimmte Verwandtschaft mit den Sprachen anderer bekannter Kulturvölker der alten Welt führen kann. Nach Allem jedoch, was wir über Körpergestalt und Farbe der alten Bewohner aus Beschreibungen und aus der Betrachtung der Mumien und den Abbildungen auf den Monumenten wissen können, sind wir zu der Vermuthung berechtigt, daß sie ursprünglich nicht einem und demselben Volksstamme angehört haben. In A. waren, wie in Indien, die höheren Kasten von einem ursprünglich wie hinsichtlich der Körperbildung edleren, so auch geistig begabteren Stamme, sie gehörten der kaukasischen Raçe an, während die niederen zwischen dieser u. der Negerraçe mitten inne gestanden zu haben scheinen. Ohne Zweifel war auch hier wie dort der weißere Stamm der später eingewanderte. Woher die Einwanderung geschah, darüber fehlen uns alle sichere Spuren, indeß deutet schon die kaukasische Raçe auf Asien, als auf den Erdtheil, aus welchem die höheren Volksklassen eingewandert seyn mögen. Dazu kommt manches Uebereinstimmende in Einrichtungen, Vorstellungsweisen und Kenntnissen, woraus man auf eine Ueberpflanzung von Kulturelementen aus Asien nach A. schließen darf. Insbesondere haben die ägyptische Kasteneintheilung und die Lehre von der Seelenwanderung die Aufmerksamkeit auf Indien als auf das Stammland der ägyptischen Kultur gelenkt und zu der Vermuthung geführt, daß von dorther eine Priestereinwanderung geschehen sey. Aber eine solche Annahme liegt ganz außerhalb des Gebietes geschichtlich nachweisbarer Thatsachen. Schon hinsichtlich des Wegs, den eine solche Einwanderung genommen haben könnte, erheben sich große Schwierigkeiten. Daß indische Kolonisten auf dem Landwege, durch Iran und die Gebiete semitischer Stämme über die Erdenge von Suez nach A. gelangt seyn sollten, ist in der That kaum denkbar. Man hat daher eine entweder unmittelbare oder durch Arabien vermittelte Verbindung zwischen Indien und Aethiopien und eine weitere Uebersiedelung der Kultur von Aethiopien nach A. annehmen wollen, und zwar hat man vornehmlich in Meroe (s. d.) den Ort zu erkennen geglaubt, wohin kaukasische Einwanderer aus Asien zuerst gekommen und von wo sie dann weiter nach A. gezogen seyen, um die mitgebrachten Kulturkeime dorthin zu verpflanzen. Diese Ansicht schien dadurch bestätigt zu werden, daß neuere Reisende südlich von A. innerhalb des Nilthals durch ganz Nubien viele Tempel und andere Denkmale fanden, worin sie die Urform der ägyptischen Baukunst zu sehen meinten, welche sich in A. selbst erst nachher zu ihrer Vollendung erhoben habe. Hiermit steht aber die Angabe Herodots, wonach die Aethiopier Sitten und Kultur von zu ihnen entwichenen ägypt. Kriegern empfangen haben sollen, in geradem Widerspruch, und die genauere Erforschung der Baudenkmale spricht für die Priorität der ägyptischen, wie auch der ägyptische Styl in den Bauwerken Nubiens sich am ungezwungensten mittelst der Annahme erklären läßt, daß sie dort von ägypt. Meistern oder von äthiopischen Schülern derselben zu einer Zeit aufgeführt worden seyen, als Nubien unter der Herrschaft der Pharaonen stand; denn daß diese dort eine Zeitlang geherrscht, ist durch Inschriften zweifellos erwiesen. Dagegen unterliegt die Behauptung, daß Oberägypten früher kultivirt gewesen, als Mittel- und Unterägypten großen Bedenken, und es steht mithin mit der Hypothese von einer Einwanderung der Kultur von Süden her mindestens sehr mißlich, während freilich auch zugegeben werden muß, daß die entgegengesetzte ebenso wenig durch geschichtliche Thatsachen erhärtet werden kann. Es liegt also die Art des Zusammenhangs zwischen der ägyptischen und der asiatischen Kultur für uns noch völlig im Dunkeln, und es steht nur so viel fest, daß er ein in das höchste Alterthum aller Völkerentwickelung zurückreichender seyn muß. A.s Kultur ist so alt als irgend eine, von der wir Kenntniß haben.

Was uns aber von dieser Kultur Kunde gibt, ist keine einheimische historische oder poetische Literatur, sondern es sind Nachrichten der Griechen und Hebräer und vor Allem jene Denkmale der Bau- und Bildnerkunst des alten Volks selbst, welche nach einer Dauer von Jahrtausenden und trotz aller Zerstörungen die Feindes- und Glaubenswuth, Raubgier und Stumpfsinn daran verübt, noch immer in den großartigsten Ueberresten dastehen. Man pflegte sich früherhin vornehmlich auf die Pyramiden (s. d.) und Obelisken (s. d.) Mittel- und Unterägyptens als auf die staunenswerthen Zeugen der Kunst, die vor Zeiten hier geherrscht, zu berufen und kannte nicht oder übersah die bei weitem imposanteren Denkmale Oberägyptens. Erst die napoleonische Expedition am Ende des vorigen Jahrhunderts hat die Blicke der Alterthumsforscher auf diese Bauwunder gelenkt und in ihnen eine neue, bisher so gut wie unbekannte Welt erschlossen, wodurch die Wissenschaft die wesentlichsten Bereicherungen erhalten hat und sie fortwährend noch erhält, da, nachdem die Bahn einmal gebrochen war, ein Reisender durch das merkwürdige Land dem andern folgt und neue Entdeckungen und Aufschlüsse von dort zurückbringt.

Unter den Ruinen im oberägyptischen Nilthale sind die bei weitem merkwürdigsten die von Theben (s. d.), welches in den Zeiten der Machthöhe A.s die Hauptstadt des ganzen Reichs war. Die Reisenden können nicht Worte finden, um den Eindruck zu beschreiben, den die gewaltigen Massen, unter denen man sich hier befindet, diese Tempel,

Säulengänge, Obelisken, Kolosse, Katakomben hervorbringen. „Von den ausgedehnten Ruinen Thebens", sagt einer derselben (Belzoni, Narrative of the operations and discoveries in Egypt and Nubia, S.37), „kann man auch aus den Berichten der geschicktesten und genauesten Beobachter nur eine höchst unvollkommene Anschauung erhalten. Es ist schlechthin unmöglich, sich das hier entfaltete Gemälde vorzustellen, ohne es gesehen zu haben. Die erhabensten Ideen, welche nach den großartigsten Werken unserer Architektur gebildet werden können, würden nur ein sehr ungenaues Bild von diesen Ruinen geben; denn so bedeutend ist der Unterschied nicht nur der Größe, sondern auch der Form, des Verhältnisses, der Konstruktion, daß auch der Pinsel nur eine schwache Idee des Ganzen verschaffen kann. Es kam mir vor, als sey ich in eine Stadt von Riesen gekommen, welche nach einem langen Kampfe sämmtlich umgekommen wären, und die Trümmer ihrer Tempel als die riesigen Zeugnisse ihres einstigen Daseyns hinterlassen hatten". Von einigen der Ruinen, welche diesen gewaltigen Eindruck hervorbringen, ist es klar, daß sie nicht nur Tempel waren, sondern zugleich Paläste, insofern diese zum öffentlichen Gebrauch bestimmt sind. Ein und dasselbe Gebäude diente in verschiedenen Räumen gottesdienstlichen Zwecken und der Pracht der Könige. Es gehört dahin besonders der Tempelpalast von **Karnak** auf dem rechten Stromufer. Zu diesem führt, von einer andern Ruinengruppe, der von Luxor aus, den ganzen, nicht weniger als 6000 Fuß betragenden Weg entlang eine Allee von je 10 Fuß aus einander liegenden Sphinxkolossen, die großartigste, zwei Gebäude verbindende Straße von einer solchen Länge, die Menschen je angelegt. Von Luxor kommend, sieht man die Allee weiterhin in zwei sich theilen, wovon die eine an den Ruinengruppen jenes von dem Dörfchen Karnak genannten Tempelpalastes, den gewaltigsten von allen, endet. „Diesen Resten", sagt Parthey (Wanderungen durch das Nilthal, S. 425), „eine ruhige Betrachtung zu widmen, ist sehr schwer, denn der Geist wird unaufhörlich hin und hergeworfen zwischen dem sprachlosen Erstaunen über solche Konceptionen und dem herbsten Schmerze über die gräßlichste Zerstörung". — Die Säulenhalle dieses Tempels, eine Art von Vorsaal, der zu inneren Gemächern führt, wird als das großartigste Monument der altägyptischen Architektur betrachtet. Hundert vier und dreißig Säulen tragen die Decke, die zwölf mittleren haben riesenmäßige Dimensionen, sie messen 34 Fuß im Umfang und 65 Fuß in der Höhe, und die Kapitäle sind so groß, daß hundert Menschen bequem darauf stehen könnten. „Man erstaunt hier", ruft v. Prokesch (Erinnerungen aus Aegypten, Bd. 1, S. 310) aus, „noch mehr über die Kühnheit des Gedankens, als über die Verwirklichung selbst". Die Wände der Säle, Hallen und Gemächer sind hier, wie in allen altägyptischen Tempeln und Palästen mit Statuen und Reliefs verziert, die letztern von eigener Art, erhaben, aber auf einem vertieften Grunde gearbeitet, so daß sie über die Wandfläche nicht hervorragen, und buntfarbig bemalt. Außerdem finden sich auch viele Wandmalereien, die nur kolorirte Umrißzeichnungen sind. Alle diese Bildwerke sind aber von großer Wichtigkeit, nicht nur weil wir die Beschaffenheit der Kunst jener Tage daraus kennen lernen, sondern auch weil sie in Beziehung zu den Stiftern der Monumente, an denen sie angebracht sind, stehen, uns deren Thaten, besonders kriegerische, in sehr merkwürdiger Weise veranschaulichen, also historische Aufschlüsse geben. — Auch die auf der Westseite des Flusses gelegenen Gebäude nehmen, obschon sie dem Riesenpalast von Karnak nicht gleich kommen, eine bedeutende Stelle unter den altägyptischen Denkmalen ein. Hier sind der Palast und der Tempel, welche vom Dorfe Medinet-Habu den Namen führen, sowie ein das Memnonium genannter Bau, in dessen Nähe ein Feld die Region der Kolosse heißt, wegen der hier befindlichen theils aufrecht stehenden, theils umgestürzten und in Bruchstücken umherliegenden kolossalen Bildsäulen. Die beiden größten derselben haben eine Höhe von 56 Fuß, und die eine von diesen ist die wegen eines wunderbaren Tones, den sie bei Sonnenaufgang hören ließ, in der römischen Kaiserzeit hochberühmt gewordene Memnonssäule (s. **Memnon**). Nicht weit von diesen Kolossen sieht man die Reste eines Gebäudes, an welchem die Wuth der Barbaren besonders große Zerstörungen verübt hat. Man glaubt darin den Bau zu erkennen, welchen Diodor das Grab des Osymandyas nennt und für eines der bewundernswürdigsten Werke der ägyptischen Baukunst erklärt, ein Urtheil, welchem die Trümmern nicht widersprechen. Es trug nach seinem Berichte folgende Inschrift: „König der Könige Osymandyas bin ich. Will Jemand wissen, wie groß ich bin und wo ich liege, so übertreffe er eines meiner Werke". Da der Name des Osymandyas sonst nirgends vorkommt, so vermuthet man, daß damit ein anderer bekannter König gemeint sey. Sonst sind die meisten und wichtigsten Grabdenkmale nicht über der Erde zu suchen. Vielmehr zieht sich von Medinet-Habu auf zwei Wegstunden Länge in der das Thal zunächst begrenzenden libyschen Bergkette die an Merkwürdigkeit den großen Tempeln und Palästen wenig nachstehende Todtenstadt Thebens hin, seine Hypogäen und Katakomben umfassend, wie jede altägyptische Stadt sie hatte, aber besonders weitläufig und reich und mit großer Sorgfalt und Kunst angelegt, die Hauptstadt. Durch Stollen, Gänge und Gallerien sind diese Grüfte mit einander verbunden, gerade Treppen und Wendeltreppen führen in die Tiefe; senkrechte Schachten oder Brunnen, wie man sie nennt, unterbrechen die Gänge. Schon in der alten Zeit muß es schwer gewesen seyn, sich hier zurecht zu finden, jetzt, wo viele Gräber verschüttet, zugefallen, durchwühlt sind, ist Alles noch labyrinthischer und chaotischer. Gestalt und Größe der Gräber richteten sich nach dem Stand und Vermögen der Familien, die Aermeren begnügten sich mit einer Kammer, Reichere ließen sich Grüfte von zwei, drei u. mehr Kammern bereiten. Auch die Wände dieser Grabkammern sind mit Reliefs und Freskobildern versehen, die sich zum Theil in wunderbarer Frische erhalten haben und, außer der oft wiederkehrenden Darstellung des Todtengerichts, sich

besonders auf die Lebensgeschichte des Bestatteten beziehen, indem sie die Arbeiten verschiedener Handwerker, des Landbaues u. s. w. darstellen, daher für die Kenntniß des häuslichen Lebens der Aegypter sehr lehrreich sind. Nicht minder sind dies die Ueberreste der Geräthe selbst, die dem Verstorbenen im Leben gedient, und die man auf den Boden der Grabkammern stellte, dem Kaufmann Wage und Gewichte, dem Apotheker Arzneien, dem Soldaten Waffen und sofort, Jedem die Merkmale seines Standes. Außerdem findet man viele Schlüssel, Lampen, Büchsen, Kästchen, kleine Idole, Schmuck aller Art, als Ringe, goldne Halsketten etc. in den Gräbern, sowie an den unzähligen Mumien Papyrusrollen verschiedenen, über manche Verhältnisse belehrenden Inhalts. Die Bewohner des Dorfes Gurna am Eingange der Grüfte treiben seit langer Zeit kein anderes Geschäft, als daß sie die Felsenkammern durchsuchen, Mumien und alle jene Geräthe, Idole und Zierrathen an das Tageslicht bringen und sie zu hohen Preisen an die Europäer verkaufen, wobei freilich vieles auf die roheste Weise vergeudet und vernichtet worden ist. Und doch sind diese unterirdischen Schatzkammern noch lange nicht ausgeschöpft, fortwährend steigt noch im eigentlichen Sinne des Worts das altägyptische Leben aus den Gräbern hervor. Alle für die verschiedenen Stände des Volks bestimmten Grüfte werden an Größe und Pracht bei weitem übertroffen von den Königsgräbern, welche an einem abgesonderten Orte, in einer schauerlichen, von kahlen, gelbbraunen Felswänden umgebenen Oede, die recht zu einem Wohnplatze der Todten gemacht scheint, liegen. Zwei und zwanzig dieser Gräber sind jetzt geöffnet und zum Theil ausgeplündert. Ein von Belzoni entdecktes und geöffnetes übertrifft alle andern an Pracht und besonders an Schönheit und Frische der Wandmalereien.

Diese staunenswürdigen Denkmale geben uns ein Bild von der einstigen Pracht und Herrlichkeit der kolossalen Hauptstadt, ungleich anschaulicher und ergreifender als es die ausführlichsten Berichte der Alten geben könnten. Sie eröffnen uns Blicke in eine hohe Kultur und einen ausgebildeten Kunstsinn, gleich großartig im Entwerfen von Plänen zur Verherrlichung der Religion und des Staatslebens, wie in dem Verfügen über die zu ihrer Ausführung nöthigen Mittel. Und jene stummen und doch so beredten Zeugen stammen aus der entferntesten Vergangenheit, von der wir solche Leistungen schwerlich erwarten würden. Denn nach Entzifferung der Hieroglyphen (s. d.), welche erst der neuern Zeit gelungen ist, ist es außer Zweifel gesetzt, daß die wichtigsten und bedeutendsten jener Bauten, welche die Blüthe der ägyptischen Kunst bezeichnen, lange vor dem Ablaufe des zweiten Jahrtausends v. Chr. entstanden sind. Und zwischen dieser hohen Blüthe u. den ersten rohen Anfängen der Kunst muß eine Reihe von Jahrhunderten allmähligen Wachsthums der Erzeugungskraft und der Fertigkeit liegen.

Staat, Sitte, Religion, Wissenschaft und Kunst der Aegypter. Die bürgerlichen Einrichtungen der alten Aegypter beruhten auf dem Kastenwesen, und zwar auf einem ohne Zweifel sehr fest bestimmten und durchgebildeten. Die dasselbe betreffenden Angaben der griech. Schriftsteller, die uns hier allein zu Gebote stehen, weichen zwar von einander ab, stimmen aber in der Hauptsache überein, insofern sie die Priester und die Krieger als die ersten und als gesonderte Kasten aufführen; das Abweichende betrifft bloß die unteren Kasten. Während Strabo nämlich das sämmtliche übrige Volk in eine Abtheilung bringt, theilt es Herodot in fünf: Rinderhirten, Schweinehirten, Krämer, Dolmetscher, Schiffer; Diodor in drei: Hirten, Ackerbauer und Handwerker. Die höchste und einflußreichste Kaste, die der **Priester**, zerfiel in mehre Abtheilungen, nach dem Rang in höhere und niedere, dann nach den Gottheiten, zu deren Dienst sie bestimmt waren, und nach deren verschiedenen Tempeln, sowie nach sonstigen Geschäften, indem sich nämlich die Priester nicht auf die gottesdienstlichen Funktionen beschränkten, sondern die gesammte intelligente Seite des Volkslebens vertraten, so daß auch die Staatsdiener, die Richter, die Schriftkundigen, die Aerzte, die Baumeister etc. zu ihnen gehörten. Es war ihnen Enthaltsamkeit in Speisen und Getränken auferlegt und die Vielweiberei untersagt. Dafür bildeten sie aber auch den Mittelpunkt und die Seele des ganzen Staatslebens; ihr Grundbesitz war steuerfrei und ihr Unterhalt wurde aus öffentlichen Mitteln bestritten. Die Kaste der **Krieger**, nach Herodots Angabe 410,000 Mann zählend, war auf verschiedene Provinzen vertheilt, wo ihre Mitglieder zinsfreie Ländereien besaßen. Da sämmtliche Grundstücke im Besitz des Königs u. der beiden obersten Stände waren, so können die **Landbauern** nur Pächter gewesen seyn, und dies ist der wahrscheinlichste Grund, warum sie Herodot gar nicht als besondere Kaste aufführt. Städtische Bürger scheinen jedoch auch innerhalb der Marken ihrer Orte eigenthümlichen Grundbesitz gehabt zu haben. In der Kaste der **Handwerker** waren ohne Zweifel die einzelnen Gewerbe wieder vollständig von einander geschieden, so daß sie sich von den Vätern auf die Söhne vererbten.

An der Spitze des Volks stand der König, dessen Würde erblich war. Starb das herrschende Geschlecht aus, so wurde der neue König entweder aus der Priester- oder aus der Kriegerkaste gewählt, im letztern Falle aber erst feierlich in den Priesterstand aufgenommen, weil er jeden Morgen ein Opfer bringen und also zu priesterlichen Funktionen befähigt seyn mußte. So groß das Ansehen war, worin die Könige standen, so waren sie doch an sehr genaue gesetzliche Vorschriften gebunden, welche sich nicht nur auf die Regierungshandlungen jeder Art, sondern auch auf Geschäfte, Erholungen und Vergnügungen des Privatlebens, bis auf die Tageszeit, zu der sie vorzunehmen waren, bis auf die Speisen, die auf dem königl. Tische erscheinen durften, erstreckten. Insofern nun die Priester die Urheber dieser Vorschriften waren und als Räthe und Begleiter der Könige über deren Erfüllung wachten, stand das Königthum allerdings unter dem Priesterthum, eine Einrichtung, welche zwar einerseits priesterlicher Herrschsucht förderlich seyn könnte, andererseits aber auch der königlichen Willkür einen heil-

samen Damm entgegensetzte und bei der damaligen Entwickelungsstufe der Aegypter, wo strenge Befolgung der altherkömmlichen Gesetze und Lebensordnungen dem Volke frommte, zur Erhaltung der Kultur und der socialen Bande unerläßlich war.

Schon die oben angegebene Zahl der **Krieger**, die auf den Wink des Königs unter den Waffen erschien, läßt auf ein kriegerisches Volk schließen, das nicht nur der Neigung seiner Könige zu Eroberungskriegen zu dienen, sondern auch die Landesgrenzen vor den Einfällen fremder Völker zu schützen hatte. Die Kriegskunst war eine sehr ausgebildete. Außer den Bogenschützen, welche die Mehrzahl u. die eigentl. Stärke der Heere ausmachten, gab es ein mit Schild, Speer u. Schwert, od. mit Streitäxten, Streitkolben und ähnlichen Waffen mannichfach ausgerüstetes schweres Fußvolk, welches in der Schlacht zuweilen in gedrängten Massen phalanxartig aufgestellt wurde, ferner Streitwagen, von welchen herab die Vornehmsten, die Könige, deren Söhne, die Feldherren zu kämpfen und Befehle zu ertheilen pflegten, und später auch Reiterei. Auf die kunstmäßige Belagerung fester Städte verstanden sich die alten Aegypter ebenfalls schon, und namentlich wußten sie den Eingeschlossenen durch Untergrabungen Schaden zuzufügen.

Es liegt in der Natur eines so wohl geordneten Staates, wie der ägyptische war, daß auf die **Gerechtigkeitspflege** ein großes Gewicht gelegt wurde. Die oberste richterliche Behörde bestand aus dreißig Mitgliedern, die je zehn aus den drei angesehensten Städten des Landes, Theben, Memphis und Heliopolis, ohne Zweifel aus den dortigen Priesterkollegien gewählt wurden. Vor diesem Gerichte wurde Alles schriftlich verhandelt, weil, wie Diodor sagt, die Aegypter fürchteten, die Richter möchten sich durch die Redekünste der Sachwalter und die Thränen der Angeklagten leicht hinreißen lassen, der strafenden Gerechtigkeit nicht ihren Lauf zu lassen. Die Gesetze waren, von einzelnen nach dem Bedürfnisse der Zeit gemachten Zusätzen abgesehen, ihrem Hauptbestandtheil nach uralt und wurden als von den Göttern selbst gegeben heilig gehalten. Mit der Todesstrafe wurden nicht nur Mörder (auch von Sklaven), sondern auch Solche bedroht, welche einen Menschen hatten umbringen oder sonst Gewalt leiden sehen, ohne ihm zu helfen, obschon es in ihrer Gewalt gestanden, ferner Meineidige und einem späteren Gesetze zufolge auch diejenigen, welche bei der Obrigkeit trügerische Angaben über die Art ihres Unterhalts machten oder sonst auf unerlaubten Erwerb ausgingen. Feige und Flüchtlinge dagegen traf nur die Strafe der Entehrung, die aber für schärfer geachtet wurde, als die Todesstrafe. Was Diodor von den ägyptischen Dieben erzählt, daß diese nämlich eine Art von Zunft gebildet und unter einem Diebsobersten gestanden haben sollen, bei welchem die Bestohlenen das Ihrige gegen Erlegung des vierten Theils vom Werthe zurückerhalten konnten, steht mit der wohlgeregelten Rechtspflege und mit dem Gesetze, welches den Betrieb eines unerlaubten Gewerbs mit der Todesstrafe bedrohte, in auffallendem Widerspruch und würde vielleicht als eine satyrische Verspottung der Achtung, worin die Gabe schlauer Uebervortheilung bei den alten Aegyptern stand, anzusehen seyn, wenn nicht jene seltsame Einrichtung noch in dem heutigen A. bestände. In Kairo bilden die Diebe wirklich eine Innung, die ihren eigenen Vorsteher hat, von dem der Bestohlene das Entwendete gegen eine Vergütung zurückerhalten kann.

Der große Reichthum und die hohe Civilisation des Landes mußten einen lebhaften und ausgebreiteten **Handel** hervorrufen, der zwar mehr zu Land mittelst Karavanen als zur See und weit mehr von Fremden nach A. als von Aegyptern nach der Fremde getrieben worden zu seyn scheint, aber darum nicht weniger Produkte weit entlegener Länder nach A. brachte, wie man denn in thebischen Gräbern aus dem 2. Jahrtausend vor Chr. eine Anzahl Flaschen von chinesischer Fabrikation und mit chinesischer Schrift aufgefunden hat. **Schifffahrt** fand vornehmlich auf dem Nil und dessen Kanälen Statt, und sie war zur Zeit der Ueberschwemmung das einzige Kommunikationsmittel. Als Seemacht trat A. erst nach Psammetich auf, und die phönicischen Waldungen, die sich die Aegypter damals zu eröffnen wußten, lieferten ihnen ein vortreffliches Schiffsbauholz.

Die **Arbeiten und Beschäftigungen**, überhaupt das ganze häusliche Leben der Aegypter tritt uns auf's Anschaulichste in den Malereien der Grabkammern und den darin enthaltenen mannichfachen Geräthen entgegen. Was sich von den Alterthümern eines Volkes auf der Civilisationsstufe der Aegypter aus Abbildungen lernen läßt, lernen wir hier; aber eben dies hat seine sehr bestimmten Grenzen, und wir sehen zugleich, wie es erst die Literatur ist, die über den geistigen Zusammenhang der verschiedenen Erscheinungen des Volkslebens Licht verbreitet, und die Literatur geht uns hier ganz ab.

Außer dem **Ackerbau**, von dessen Geschäften vom Pflügen bis zum Einscheuern der Feldfrüchte sich vielfache Darstellungen finden, betrieben die Aegypter **Garten-, Wein- und Obstkultur** mit besonderer Vorliebe. Mit nicht geringerem Eifer lagen sie der Viehzucht ob, indem sie Heerden großen und kleinen Viehs bis zu den Gänsen herab hielten. Wenn aber das Gewerbe des Viehhirten bei ihnen verachtet war, so hatte dies wahrscheinlich seinen Grund in ihrem Abscheu vor dem Nomadenleben, der dann auf das Hirtenleben überhaupt übertragen wurde, aber den ägyptischen Grundbesitzer nicht abhielt, die großen Vortheile der Viehzucht anzuerkennen und ihren reichen Ertrag sich anzueignen. Lieblingsbeschäftigungen waren aber die Jagd auf wilde Thiere aller Art mit Bogen und Pfeil, Schlingen und Hunden, sogar mit Löwen, die man überhaupt zu zähmen verstand, und der Vogel- und Fischfang.

Auch die städtischen Gewerbe lernen wir aus jenen Darstellungen kennen, sowohl die, welche den gewöhnlichen Lebensbedürfnissen, als die, welche dem Luxus u. der Prunkliebe dienten. Wir sehen abgebildet die gröberen und feineren Bearbeitungsarten des Holzes, das Behauen und Fortschaffen der Steine, das Weben der Zeuche, die Arbeiten der Goldschmiede und Juweliere, der

Maler, Bildhauer ꝛc. Daß der Kunstfleiß eine bedeutende Höhe erreicht hatte, sehen wir klar an den aufgefundenen Gegenständen. Die gewebten Zeuche waren von ungemeiner Feinheit. Namentlich wußte man auch von der Papyruspflanze, jener in den Nilniederungen ehedem sehr häufig wachsenden, jetzt aber fast verschwundenen Schilfart, den ausgedehntesten Gebrauch zu machen. Die Wurzel benutzte man als Brenn- und Nutzholz, aus der Pflanze selbst verfertigte man Decken, Kleider, Segel, sogar Fahrzeuge, namentlich auch das in Griechenland und Rom bis in's Mittelalter hinein gebräuchlichste Papier. Schon sehr frühzeitig verstand man sich auch auf die Anfertigung des Glases. Daß man aber auch von solchen Stoffen und Mischungen, welche dem Bereiche der Chemie angehören, einige Kenntniß gehabt haben muß, beweist die Beschaffenheit der Farben an den wohl erhaltenen Gemälden. Man verstand sogar ein weißes gewebtes Zeuch mit chemischen Beizen so zu bearbeiten, daß es in Farbe getaucht daraus wie mit den mannichfaltigsten Farben und Figuren bedruckt hervorging. In der Kunst der Purpurfärberei scheinen die Tyrer von den Aegyptern noch übertroffen worden zu seyn.

Nicht minder zahlreich, als die auf das Gewerbswesen bezüglichen Abbildungen sind diejenigen, welche das Hauswesen und das gesellige Leben betreffen, und diese haben besonders dazu beigetragen, gäng und gebe gewordene falsche Vorstellungen zu berichtigen. Man stellte sich die alten Aegypter gewöhnl. als ein finsteres und trübsinniges, den glänzenden Bequemlichkeiten u. dem heiteren Schmuck des Lebens abholdes Volk vor, und berief sich dafür auf eine Stelle Diodors, wo dieser sagt, die Aegypter hätten, weil sie die Zeit dieses Lebens gegen die nach dem Tode gehalten für gering achteten, auf die Häuser der Lebenden nur geringe Sorgfalt verwandt, dagegen die Gräber mit einem übermäßigen Aufwand ausgestattet. Aber mag Letzteres auch wirklich der Fall seyn, so hat man doch aus jener Stelle zu viel geschlossen, denn die Abbildungen und die aufgefundenen Geräthschaften beweisen unwidersprechlich, daß die Häuser der Reichen geräumig und bequem genug u. mit mannichfachem Schmuck versehen waren. Es fand sich darin das verschiedenartigste Hausgeräthe, Tische, Sessel, Ruhebetten, Vasen ꝛc. vor, zum Theil von der schönsten, geschmackvollsten Form und dem kostbarsten Material. Auch liebte man allerlei Erheiterungen und Ergötzlichkeiten, wie Würfel-, Brett- und Ballspiel, und selbst von Stiergefechten finden sich Andeutungen. Bei Gastmählern und geselligen Zusammenkünften herrschten Luxus und Ueppigkeit; die Gäste wurden von Sklaven gesalbt und bekränzt. Von Wichtigkeit ist aber der Umstand, daß auch die Frauen an solchen Genüssen Antheil nehmen durften, denn es ist dies ein Beweis, daß das weibliche Geschlecht bei den alten Aegyptern weit größere Freiheit genoß, als bei den meisten andern Völkern des Orients und selbst bei den Griechen. Die Tafelfreuden, hinsichtlich deren man, wie aus den hierher gehörigen Schildereien hervorgeht, nicht selten die Grenzen der Mäßigkeit überschritt, erhöhte man durch Musik, Gesang und Tanz. Wenn aber Herodot erzählt, daß bei solchen Gastgelagen ein hölzernes Todtenbild jedem Gaste mit den Worten dargereicht worden sey: „trinke und sey fröhlich, denn wenn du gestorben bist, wirst du seyn wie dieses": so scheint diese Mahnung an die Vergänglichkeit des irdischen Daseyns nicht sowohl in der Absicht gegeben worden zu seyn, um den frohen Lebensgenuß als das einzig Reale zu empfehlen, als vielmehr in der, um von seiner Nichtigkeit aus auf die Nothwendigkeit einer höheren und dauerndern Befriedigung hinzuweisen.

Denn so gern sich auch die alten Aegypter frohem Genusse hingegeben haben mögen, so walteten doch bei jeder Gelegenheit religiöse Beziehungen, Gedanken und Gebräuche der eigenthümlichsten Art ob. Sie galten daher den Griechen für ein in heiligen Dingen ausnehmend eingeweihtes und derselben kundiges Volk. Uns scheinen die religiösen Vorstellungen dieses merkwürdigen Volks durch den seltsamsten Aberglauben entstellt und abschreckend abenteuerlich, gleichwohl waren sie es, die es zur Verwirklichung der großartigsten Ideen in seinen staunenswerthen Bauten befähigten. Wir dürfen auch nicht außer Acht lassen, daß die ägyptische Götterlehre für uns wenigstens in ihren Grundlagen mit Dunkel bedeckt ist; das Volk selbst hat sie der Nachwelt nur in Bildern und Zeichen überliefert, und die näheren Angaben, die sich bei den griechischen Schriftstellern finden, sind weder übereinstimmend, noch zuverlässig. Meistens werden hier über die Bedeutung der Gottheiten verschiedene Ansichten neben einander aufgestellt, und es mischen sich vielfache Mißverständnisse ein, indem man griechische Mythen und Philosopheme mit ägyptischen vermengte. Ueberdies erscheint die eine Gottheit öfters in der Gestalt der andern od. es vereinigen sich zwei zu einer neuen Gestalt und es gehen also Bedeutung, Eigenschaften und Geschäfte der Gottheiten in einander über. Daher die Unbestimmtheit und Vieldeutigkeit des ägypt. Göttersystems, u. die verschiedenen Meinungen darüber, welche bald geschichtliche Thatsachen, bald philosophische, physikalische, astronomische Lehren oder wohl gar eine symbolische Darstellung des Kalenders hinter den altägypt. Mythen vermuthen und sich mit diesen einseitigen Erklärungsversuchen fast immer in willkürliche Hypothesen verlieren. Im Allgemeinen war die ägyptische Religion gewiß Naturreligion, d. i. Anbetung der in der Natur wirkenden persönlich gedachten und also mit Selbstbewußtseyn und Willen begabten Kräfte. Ueber das Einzelne und Besondere bleiben freilich viele Zweifel.

Die Alten führen acht Hauptgötter der ägyptische Mythologie auf. Zu diesen gehörte Kneph oder Neph, der bei der Schöpfung waltende Geist Gottes, Phthah, der eigentliche Weltschöpfer, dessen Wesen die Griechen in ihrem Hephästos, dem kunstverständigen Feuergott, wiederzuerkennen meinten, und Ammon oder Amun, bei den Griechen Zeus-Ammon, der Götterkönig. Neben diesen höchsten Gottheiten gab es noch eine große Anzahl niederer. Die Verehrung der Götter war aber nicht im ganzen Lande die gleiche, sondern in den verschiedenen Nomen oder Bezirken widmete man den vorzüglichsten Dienst hier der einen, dort der andern Gottheit. Nur Isis und

Osiris wurden von allen Aegyptern gleichmäßig verehrt. Daher sind dies unter allen ägyptischen Göttergestalten die bekanntesten und berühmtesten, obwohl sie nicht in die Reihe jener acht großen Götter gehört haben sollen. Die von diesen beiden Gottheiten handelnde und für die Kenntniß der ägyptischen Mythologie höchst wichtige Schrift Plutarchs gibt einen detaillirten Mythus von den Schicksalen derselben, welcher seinem Hauptinhalte nach folgender ist. Osiris, Isis und drei andere Götter, Horus, Typhon u. Nephthys, waren von der Rhea an den fünf Schalttagen des Jahres geboren, und Osiris und Isis liebten einander schon von ihrer Entstehung an und vermählten sich schon damals mit einander. Nachdem Osiris unter den Aegyptern Götterverehrung, Gesetze und Ackerbau eingeführt, durchwandert er die Erde, um auch die andern Völker zu entwildern. Bei seiner Rückkehr aber trachtet ihm sein böser Bruder nach dem Leben und weiß ihn durch List in einen Kasten zu bringen, der fest verschlossen in den Nil geworfen wird und in das Meer gelangt. Trauernd und wehklagend sucht Isis den Gemahl überall, findet endlich den Kasten zu Byblus an der phönicischen Küste und bringt den geliebten Leichnam nach A., wo Typhon ihn aber wieder auffindet und in vierzehn Theile zerstückelt, die er umherwirft. Isis findet sie alle wieder bis auf das männliche Glied, Osiris steigt aus der Unterwelt empor und weiht seinen und der Isis Sohn, den jüngeren Horus, zum Rächer, der dann auch den Typhon völlig besiegt. Die allegorische Bedeutung dieses Mythus liegt auf der Hand, und Plutarch führt schon mehre Auslegungen desselben an, unter andern auch die, wonach Osiris der Nil seyn soll, der sich mit Isis, der Erde, begatte, Typhon aber das Meer, das den Nil verschlinge. Die Fabel wiese also auf die jährliche Ueberfluthung des Landes durch das Nilwasser u. ihre Wiederabnahme hin. Zur Zeit der Dürre ist der segenbringende Strom todt, die trauernde Erde schmachtet nach Vereinigung mit ihm, bis er von Neuem siegreich hervortritt durch die Hülfe seines Sohnes Horus, welcher die Sonne als die Erzeugerin der belebenden Wärme bedeuten soll. Nach einer andern Deutung ist Osiris die Sonne und Isis der Mond, der erstere also das männliche, erzeugende Princip der Natur, die letztere das weibliche, befruchtete, die Natur, als die große, vielgestaltige Leben hervorbringende Mutter. In jenem Mythus erscheinen beide in nächster Beziehung zu der örtlichen Natur des Landes. Typhon ist der Ahriman der ägyptischen Götterlehre, das böse, Schaden bringende Princip, dem heilbringenden in Osiris verkörperten gegenüber. Wie er daher in der Fabel das den Nil verschlingende Meer bedeutet, so rührt auch von ihm wiederum die verderbliche Dürre her, nämlich der aus der Wüste kommende Wirbelwind der auf das Ackerland Flugsand führt, welchen der Nil mit seinen Fluthen jährlich wieder überdeckt.

Im höchsten Grade seltsam und unter allen Religionskulten nichts Analoges findend ist aber der ägyptische Thierdienst. Einige Thierarten, der Stier, der Hund, die Katze, der Ibis und einige Fische wurden allgemein, andere dagegen, wie der Widder, der Wolf, der Löwe, die Spitzmaus, der Adler, das Krokodil, der Ichneumon, nur in einzelnen Bezirken verehrt; ja manche, die hier angebetet wurden, waren dort ein Gegenstand des Abscheus. Wer ein heiliges Thier mit Vorsatz tödtete, war des Todes schuldig; wenn es unvorsätzlich geschah, konnte er sich mit einer Geldstrafe lösen. Wer aber eine Katze oder einen Ibis umbrachte, gleichviel ob vorsätzlich oder unvorsätzlich, hatte das Leben verwirkt. Wenn Jemand ein heiliges Thier todt erblickte, blieb er in der Ferne stehen, schrie, wehklagte und betheuerte, daß er es todt gefunden habe. Es sollen sogar blutige Fehden zwischen verschiedenen Bezirken ausgebrochen seyn, wenn in dem einen ein Thier getödtet worden war, welches in dem andern als heilig verehrt wurde. Und dieser wunderliche Fanatismus machte sich selbst späterhin noch geltend, nachdem A. schon Jahrhunderte lang unter fremder Herrschaft gestanden, nachdem griechische Sitten und griechische Bildung längst Eingang gefunden. Diodor erzählt, daß ein Römer, welcher dort eine Katze umgebracht hatte, die Todesstrafe erleiden mußte, und zwar zu einer Zeit, da des Landes Schicksal in Roms Händen war; weder die Furcht vor der gewaltigen Republik, noch die inständigen Bitten des Königs selbst konnten den Unglücklichen retten. Bei einer Feuersbrunst, erzählt Herodot, trugen die Aegypter weit mehr Sorge für die Rettung der Katzen als für die Löschung des Brandes, und wenn eine Katze sich in die Flammen stürzte, wurde große Wehklage erhoben. Starb in einem Hause eine Katze eines natürlichen Todes, so schoren sich alle Bewohner desselben die Augenbrauen ab; starb ein Hund, so schor man sich den ganzen Leib und den Kopf kahl. Man balsamirte die heiligen Thiere sogar ein und setzte sie in eignen Gräbern bei. Gewisse Thierindividuen hielt man auch in heiligen Höfen, badete, salbte, fütterte und schmückte sie mit großem Aufwande und hielt ihnen besondere Wärter, die in hohen Ehren standen. Unter diesen Thierindividuen ist das berühmteste der Stier Apis, der zu Memphis gehalten wurde. Er war schwarz, hatte einen dreieckigen weißen Fleck auf der Stirn, das Bild eines Adlers auf dem Rücken und einen Knoten von der Gestalt eines Käfers unter der Zunge. Er stand in dem Rufe, die ihn umgebenden Knaben zu Prophezeiungen zu begeistern. Starb er — wenn er ein Alter von 25 Jahren erreicht hatte, wurde er getödtet — so wurde er mit allem ersinnlichen Pomp bestattet, und es herrschte große und allgemeine Trauer, die einer nicht minder großen und begeisterten Freude Platz machte, wenn die Priester seinen Nachfolger, ein mit denselben Abzeichen gebornes oder vielmehr von ihnen damit versehenes Kalb aufgefunden hatten.

Fragen wir nach den Gründen, worauf dieser merkwürdige Thierdienst beruht haben mag, so sind die, welche Diodor und Plutarch als von den Aegyptern selbst ihnen angegeben mittheilen, sehr unzureichend oder geradezu abgeschmackt. So sollen die Thiere aus Dankbarkeit wegen ihres großen Nutzens für die Menschen angebetet worden seyn, und doch waren ja unter den angebeteten auch schädliche, oder man soll gewissen Thieren einen Kultus gewidmet haben, weil man einst unter Feldzeichen, welche deren Bilder getragen, große Siege erkämpft habe. Es sind dies

offenbar spätere Erklärungsversuche, welche deutlich zeigen, daß schon damals der wahre Sinn jenes Thierdienstes nicht einmal mehr den Priestern klar war. Wahrscheinlich floß derselbe, wie in den heidnischen Religionen ja so oft der roheste Aberglaube mit höheren Ahnungen und Ideen sich verschmilzt, aus sehr verschiedenen Quellen her, ohne daß man mit Sicherheit angeben kann, welches die ältere gewesen, ob ein grober Fetischismus, der den sinnenfälligen Gegenstand der Verehrung für das göttliche Wesen selbst hielt, oder Gedanken geistigerer Art, wonach in dem Instinkt der Thiere der wunderbare, unbegreifliche Naturgeist in seiner Unmittelbarkeit, wie er mächtig wirkt, ohne durch Ueberlegung und Reflexion hindurch gegangen zu seyn, angeschaut und verehrt wurde. Oder man kann nach einer dieser Betrachtungsweise analogen Vorstellung die Thiere verehrt haben als Sinnbilder der Gottheiten, denen sie geheiligt waren u. die man sich als die Repräsentanten der in der Natur waltenden Kräfte dachte. Und es fragt sich in der That, ob es nicht wenigstens ebenso schicklich ist, sich die Gottheit in Gestalt von belebten Wesen vorzustellen, als unter ehernen u. steinernen von Menschenhänden gefertigten Bildern, die dem Untergange nicht minder als jene unterworfen und noch dazu des Lebens, des Gefühls und Bewußtseyns entbehren. — Daß in dem Apis eigentlich Osiris verehrt wurde, sagen die Alten ausdrücklich; man glaubte, daß die Seele dieses Gottes in dem Stier wohne u. nach dem Tode desselben in den Nachfolger übergehe. Unstreitig hängt diese Vorstellung mit dem Glauben an Seelenwanderung zusammen, welcher sich bei den alten Aegyptern, wie bei den Indern findet u. einen der Punkte bildet, die einen uralten Zusammenhang zwischen beiden Völkern vermuthen lassen. Dem Herodot zufolge glaubten die Aegypter, die Seele des Menschen wandere nach dem Tode des Leibes durch alle Thiere des Landes und des Meeres und durch alle Vögel und kehre nach dreitausend Jahren in einen Menschenleib zurück. Dabei nahmen sie aber auch noch ein eigenes Todtenreich, Amenthes oder Amenti genannt, an, in welchem Osiris herrsche und die Todten richte. Ein solches Gericht findet sich öfters bildlich dargestellt: vor dem auf einem Throne sitzenden Osiris werden von dazu bestellten Göttern die Thaten des Hingeschiedenen förmlich gewogen. Will man den Glauben an Seelenwanderung mit dieser Vorstellung in Uebereinstimmung bringen, so muß man annehmen, die Art der Wanderung sey vom Ausspruche des Osiris abhängig gedacht worden. Dem in der Unterwelt angenommenen Gerichte entsprach übrigens nach Diodor ein auf der Oberwelt wirklich Statt findendes, welches dem Verstorbenen auf die erwiesene Anklage, daß er einen schlechten Lebenswandel geführt, eine feierliche Bestattung absprach und selbst über Könige aburtheilte, denen die Furcht vor solcher Beschimpfung ein Antrieb zu gerechter Regierung gewesen seyn soll. Denn die Versagung feierlicher Bestattung mußte in einem Lande, wo diese ein Gegenstand von der höchsten Wichtigkeit war und mit dem größten Aufwande bewerkstelligt wurde, den größten Eindruck machen. Mit der größten Sorgfalt balsamirte man nämlich die Leichname ein und verwandelte sie in Mumien (s. d.), um sie der Verwesung zu entziehen, legte sie dann in Särge von Sykomorenholz und diese zuweilen noch in Granitsarkophage, die mit Skulpturen versehen waren, und stellte sie so in den Grabkammern aufrecht hin. Eine so beispiellose Sorgfalt, die man den irdischen Resten der Abgeschiedenen widmete, scheint nicht nur auf sehr rohe, materielle Vorstellungen von der persönlichen Fortdauer nach dem Tode hinzudeuten, sondern auch mit den Lehren von einer Seelenwanderung und einem Todtenreiche schwer in Einklang zu setzen. Man hat daher einen Unterschied zwischen Volks- und Priesterglauben annehmen wollen; während jener sich von der Vorstellung der durch das Balsamiren und Mumisiren bewirkten Unzerstörbarkeit als nothwendiger Bedingung der Fortdauer nach dem Tode nicht habe losmachen können, sey dieser auf ein von dem Körper getrenntes Leben der Seele gerichtet gewesen. Wenn man aber auch eine gewisse Verschiedenheit des Volks- und Priesterglaubens mit Recht annehmen darf, so ist es doch ganz unwahrscheinlich, daß die Priester Dinge gelehrt hätten, welche einem Gebrauche, auf den gerade die Reichsten und Angesehensten ein so außerordentliches Gewicht legten, nicht etwa eine höhere geistige Deutung gaben, sondern schnurstracks widersprachen.

Wie uns hiernach über die religiösen Lehren der Priester Vieles zweifelhaft und dunkel bleibt, so haben wir auch über den Umfang und das Maß ihrer wissenschaftlichen Kenntnisse bei dem Mangel an unmittelbaren, aus einer Volksliteratur selbst fließenden Quelle keine größere Klarheit. Der über die gelehrten Kenntnisse, über Erfindungen u. geistige Gaben u. Leistungen gesetzte Gott war Thoth oder Taut, der griechische Hermes. Ihm wurde die Erfindung der Zahlen, der Rechenkunst, der Meß- u. Sternkunde, sowie der Buchstaben zugeschrieben. Mit ihm wird gewöhnlich ein anderer Gott, gleichfalls Hermes genannt, mit dem Beinamen Trismegistus, der dreimal Größte, verwechselt, welcher nach späteren griech. Schriftstellern ein Mensch, Priester und Philosoph und Verfasser von 42 Büchern über die von ihm gelehrten Wissenschaften gewesen seyn soll. Doch sind Thoth und dieser zwei verschiedene Göttergestalten. Der Erstere soll zuerst Geometrie und Astronomie gelehrt haben, mit welchen Wissenschaften sich die ägyptischen Priester, durch die natürliche Beschaffenheit des Landes veranlaßt, emsig beschäftigten, denn die jährlich wiederkehrende Nilschwelle leitete auf Versuche sowohl in der Feldmeßkunst, um die Grenzmarken der Aecker festzustellen, als im Kalenderwesen, wozu Beobachtung der Gestirne nothwendig ist. Das Jahr der Aegypter bestand aus 12 dreißigtägigen Monaten und 5 Ergänzungstagen. Es war demnach ein sogenanntes wanderndes Sonnenjahr, d. h. ein solches, dessen Anfang, weil nämlich der fast einen Vierteltag betragende Unterschied zwischen seiner Dauer und der des wirklichen Erdumlaufs um die Sonne dabei übersehen wird, allmählig durch alle Jahreszeiten wandert. Mit dem julianischen Jahre von $365^{1}/_{4}$ Tagen verglichen, beträgt der Unterschied nach 1460 Jahren ein volles Jahr, so daß der Anfang des ägyptischen Jahres nach diesem

Zeitverlauf mit dem des julianischen wieder zusammenfällt. Bestimmten Zeugnissen der Alten zufolge war den Aegyptern diese große Periode, welche die Hundssternperiode genannt wurde, bekannt, und es kann mithin kein Zweifel darüber obwalten, daß sie den Mehrbetrag von einem Vierteltag berechnet und gekannt haben. Aber von einer weiteren Entwickelung der seit uralter Zeit vorhandenen astronomischen Kenntnisse und Vorstellungen ist bei den ägyptischen Priestern nichts zu finden. Sie blieben auf der einmal erreichten Stufe der Bildung stehen, und ihr gesammtes Wissen und Können beharrte in der festen Form und Regel, die es einmal angenommen hatte. Dies ging so weit, daß sogar die Aerzte, wenn sie von der in den alten heilig gehaltenen Büchern vorgeschriebenen Heilart abzuweichen wagten, dadurch in Lebensgefahr kamen, denn wenn bei einer solchen Neuerung der Kranke starb, so war der Arzt einer peinlichen Anklage ausgesetzt. Uebrigens gab es für die verschiedenen Haupttheile des Körpers, welche von einem Uebel befallen waren, verschiedene Aerzte, ein Beleg einerseits für die große Sorgfalt, mit der man sich der Heilkunde widmete, andererseits aber auch für den Mangel an Einsicht in den innigen Zusammenhang zwischen den einzelnen Organen des Leibes.

Wenn sich die Aegypter auch der Erfindung der **Buchstabenschrift** rühmten und der Mythus dieselbe dem einheimischen Gotte Thoth zuschrieb, so beweist dies wenigstens, daß jener Behauptung ein sehr alter Glaube und nicht etwa bloß spätere priesterliche Eitelkeit zu Grunde lag. Wir dürfen aber den Aegyptern den Ruhm lassen, daß die ersten Anfänge der Buchstabenschrift von ihnen ausgegangen sind, und zwar nicht nur ihre phonetischen Hieroglyphen, sondern auch das vollkommenere System des begrenzten und festen u. eben deshalb zum leichten und bequemen Gebrauch weit geeigneteren semitischen Alphabets, welches das Organ der ganzen vorderasiatischen u. dann auch der europäischen Literatur geworden ist. Nach der übereinstimmenden Ueberlieferung der Alten haben die Griechen ihr Alphabet von den Phöniciern empfangen, wofür auch schon die semitische Natur und Grundlage desselben spricht. Nun hatte aber das ursprüngliche semitische Alphabet ein u. dasselbe Princip mit dem ägyptischen; es wurde nämlich ein Gegenstand abgebildet, dessen Name mit dem Buchstaben anfing, den man hinsetzen wollte; aus diesen für den Gebrauch abgekürzten Bildern entstanden dann die alphabetischen Lautzeichen. Daß aber diese Art der Lautbezeichnung die Aegypter nicht von den Semiten, sondern diese es von jenen annahmen, dafür spricht sowohl die weit ältere Kultur der Aegypter, als auch der Umstand, daß sie auf der ersten noch unvollkommenen Stufe der alphabetischen Schrift stehen blieben, während die Semiten die Methode weiter ausbildeten. Eben daraus, daß den Aegyptern zum Ausdruck ihrer Gedanken nur eine mangelhafte, überdies durch Zeichen anderer Art unterbrochene Buchstabenschrift zu Gebote stand, erklärt sich schon zum Theil die Unvollkommenheit ihrer **Literatur**. Noch eine andere tiefere Ursache derselben liegt in der eigenthümlichen Geistes- und Sinnesart des ägyptischen Volks, welche der freieren Entwickelung der Rede, der Nüancirung des Gedankens durch Mannigfaltigkeit des Ausdrucks durchaus ungünstig war. So erscheint auch wieder ihr Stehenbleiben bei ihrer mangelhaften alphabetischen Schrift als nichts Zufälliges, sondern erklärt sich aus dem geringen Bedürfniß einer ausführlichen, vielgestaltigen Rede hinreichend. Höchst wahrscheinlich enthielten die Schriften der Aegypter nichts als eine ganz kurze und trockene, ohne alle Rücksicht auf Schönheit der Redeform gemachte Aufzeichnung von Thatsachen und Lehren. Beredsamkeit und Poesie waren ihnen ganz fremd, was dem steifen und unbiegsamen Charakter der koptischen Sprache ganz angemessen ist. In der **Tonkunst** bewiesen sie zwar Sinn und Geschick für technische Fertigkeiten in der großen Mannigfaltigkeit ihrer musikalischen Instrumente, ihrer verschieden gestalteten Harfen, Lauten, Zithern, Flöten, Doppelflöten, Pfeifen, Tambourins, Trommeln 2c., die sich abgebildet finden; doch sind sie über einfache und einförmige Melodien gewiß nicht hinausgekommen, was wir aus der Stufe der Ausbildung, auf der die Tonkunst bei allen der orientalischen Kulturweise angehörigen Völkern von jeher gestanden hat, mit größter Wahrscheinlichkeit schließen dürfen.

Dagegen war die bildende Kunst das Gebiet, auf dem der ägyptische Geist Bedeutendes zu schaffen berufen war, in so fern die sichtbar erscheinende Gestalt, worin sich stets etwas ungleich Festeres u. Dauernderes kund gibt, als in Wort und Ton, seiner Vorliebe für das in scharfen Grenzen Beharrende vollkommen entsprach. Namentlich tritt in der ägyptischen Baukunst ein ungemein kräftiger, fester u. ernster Charakter hervor, welcher in Verbindung mit kolossaler Größe auf den Beschauer jenen gewaltigen Eindruck macht, den die Augenzeugen als einen weder durch Bild noch durch Wort zu schildernden bezeichnen. Der Eindruck der Festigkeit, welchen jene großen Bauten schon durch ihre räumliche Ausdehnung hervorbringen, wird noch erhöht durch die schräge Richtung der äußeren Mauern, während die Dächer dem trockenen Klima gemäß ganz platt sind. Der ägyptische Tempel ist aber nicht, wie der griechische, ein in sich abgeschlossenes Ganzes, sondern er besteht aus einzelnen Theilen, welche durch Anbauten willkürlich vermehrt werden konnten. Durch eine Sphinx- oder Widderallee und einige große frei stehende Thore gelangt man zu einem höchst eigenthümlichen Eingangsthor (Pylon genannt), mit welchem das Hauptgebäude beginnt. Dieses Thor besteht aus zwei thurmartigen Gebäuden, in deren Mitte sich eine Thür befindet; davor stehen Obelisken oder Kolosse oder auch beide. Gewöhnlich folgt auf den Pylon ein Vorhof mit Säulenreihen, aus dem man durch einen zweiten Pylon in eine von Mauern umgebene bedeckte Säulenhalle gelangt, die aber auch öfter schon nach dem ersten Pylon folgt und nie fehlt. Zuweilen ist diese Säulenhalle noch durch andere Säle von dem zuletzt folgenden Allerheiligsten getrennt, welches immer eng und dunkel ist. Wir sehen hieraus, wie Alles darauf berechnet war, daß sich der Priester dem Allerheiligsten, das Volk den davor befindlichen heiligen Räumen allmählig fortschreitend naheten, durch die Eindrücke des

Erhabenen und Gewaltigen, die sie hier empfingen, auf den Götterdienst, bei welchem die feierliche Procession eine Hauptrolle spielte, genügend vorbereitet. Auffallend aber ist es, daß, während das Innere dieser Bauten eine große Anzahl von Säulen aufweist, in deren Kapitälern das von der lebendigen Natur hergenommenen Princip der Mannigfaltigkeit herrscht, die äußeren Mauern jeder Unterbrechung u. Gliederung durch Säulen u. Fensteröffnungen entbehren. Dort allenthalben die verschiedenartigsten Nachahmungen vegetativer Formen, besonders von Nilpflanzen, die sich indeß meistens auf zwei Hauptformen, auf die der Frucht oder geschlossenen Blüthe und auf die des geöffneten Kelchs zurückführen lassen; hier dagegen die größte Einfachheit der Linien, welche die Einförmigkeit der ägyptischen Landschaft abspiegelt und nur durch Verzierungen mit Bildwerk und einen hellen Farbenanstrich, der sich zum Theil bis auf den heutigen Tag erhalten hat, gemildert wird.

Von ganz anderer Beschaffenheit als diese Tempelbauten sind jene früherhin allein angestaunten Pyramiden (s. d.), jene von Bruchsteinen erbauten Massen von der einfachsten Form, die auf meist quadratischer Basis sich erhebend und im Innern fast ganz ausgefüllt und nur von wenigen engen Gängen und Räumen durchbrochen, oben in eine Spitze oder kleine Fläche endigen. Sie finden sich bekanntlich nur in der Gegend von Memphis, wo sie in beträchtlicher Zahl in verschiedenen Gruppen auf Hochebenen der libyschen Bergkette stehen, die höchsten in der Gruppe von Gizeh. Nicht die Höhe, welche mit der der höchsten Kirchthürme ziemlich übereinkommt, auch nicht irgend ein künstlerisches Element, welches vielmehr gänzlich fehlt, sondern der Anblick der ungeheuren Steinmassen, welche hier in der Stille der Wüste aufgethürmt sind, und die Erinnerung an das Volk, welches diese gewaltigen Anstrengungen gemacht hat, um seinen Namen durch Jahrtausende fortleben zu lassen, — dies ist es, was den Beschauer mächtig ergreift. Früherhin erhöhte auch der Reiz des Geheimnißvollen das Interesse an diesen merkwürdigen Bauwerken nicht wenig. Denn welches neben dem allgemeinen monumentalen Zwecke die besondere Bestimmung der Pyramiden gewesen sey, liegt nicht ohne Weiteres am Tage. Man glaubte aber um so lieber an verborgene Beziehungen und Absichten, weil man in allem Aegyptischen etwas Mysteriöses suchte. Daher jene Reihe von allerlei Hypothesen über den eigentlichen Zweck der Pyramiden. Bald sollten sie der Sonne geweiht gewesen seyn, bald zu astronomischen Beobachtungen, bald als Sonnenzeiger, bald als Getreidemagazine, bald als Wasserbehälter, bald zu geheimen Zusammenkünften oder zur Feier von Mysterien gedient haben, ja als bloße Symbole der Unsterblichkeit hat man sie betrachtet wissen wollen. Jetzt neigt man sich fast allgemein der Ansicht zu, daß sie Grabdenkmale der Könige waren, wofür, außer den Ueberlieferungen des Alterthums, ihr Inneres spricht, da in allen denen, in welche man mit unsäglicher Mühe gedrungen ist, ein Sarkophag gefunden worden ist, sowie ihr Standort mitten in der Todtenstadt des alten Memphis unter der Menge anderer Gräber von der verschiedensten Form.

In inniger Verbindung mit der Baukunst standen Bildhauerei und Malerei bei den Aegyptern; sie wuchsen so zu sagen aus ihr hervor; nicht nur das Relief und die Malerei schmückten die Wände, sondern auch die freistehenden Statuen lehnten sich entweder an Wände, Pfeiler, Pylonen an od. sie standen wenigstens, wie die Sphinxalleen, in bestimmter Beziehung zu den Gebäuden, zu welchen sie führen, und waren architektonisch geordnet. Bewundernswürdig ist die technische Geschicklichkeit der ägyptischen Bildhauer; aus Granit, Porphyr und anderem Gestein der härtesten Art sind die Statuen mit meisterhafter Präcision gehauen, auf das Sauberste ausgearbeitet und geglättet. Sie weisen kräftige, im Ganzen naturgemäß gestaltete Körperformen auf, an denen jedoch meistens die Sehnen und Muskeln der Glieder weniger richtig angegeben sind. Die Gesichtsform, welche zwischen der kaukasischen und der negerartigen mitten inne steht, ist nicht unedel, der Gesichtsausdruck jedoch starr, ohne Leben, ohne Wärme der Empfindung und meistens streng typisch. Die Statuen in sitzender oder schreitender Stellung haben eine sich stets gleich bleibende, steife Haltung; die ernste, feierliche Ruhe, welche der Aegypter seinem ganzen Charakter gemäß so gern annahm, ging, auf die Kunst übertragen, in's Leblose über. Die Reliefarbeiten erscheinen noch mangelhafter, indem man nicht verstand, die körperliche Ausdehnung auf der Fläche naturgetreu darzustellen, sowie auch die Gemälde bloße farbige Silhouetten ohne Schatten und Licht sind und an seltsamen Zeichnungsfehlern leiden, die ebenfalls zum stehenden Typus wurden. Das meiste Leben zeigen noch die Darstellungen von Kriegsscenen, wo öfters sehr verwickelte Situationen gut zur Anschauung gebracht und namentlich auch die verschiedenen nationalen Gesichtszüge treu wiedergegeben sind. Auf anderen Darstellungen, welche Scenen aus dem häuslichen und geselligen Leben behandeln, zeigt sich zuweilen ein Hang, durch einzelne spottende, humoristische Züge das Ganze mehr zu beleben. Aber der Aufgabe, das bewegte Leben durch Zeichnung und Farbe mit täuschender Wahrheit hinzustellen, war die altägyptische Kunst noch keineswegs gewachsen. Glücklicher und freier als die Menschengestalt zeigt sich in Statuen und Reliefs die der Thiere aufgefaßt und nachgebildet, was mit dem Charakter der ägyptischen Kunst ganz im Einklang steht, insofern die als Regel geltende typische Einerleiheit bei den Thieren in Form und Bewegung von Natur vorherrschend ist, während sie bei der Menschengestalt gegen die Natur willkürlich angenommen wird. Die Götter wurden mit Köpfen verschiedener Thiere, des Widders, des Sperbers, des Ibis, der Kuh, im Uebrigen in Menschengestalt dargestellt; das Thierhaupt sollte nämlich symbolisch Charakter und Eigenschaften des Gottes ausdrücken, welche die Kunst durch Körperhaltung u. Gesichtszüge nicht auszudrücken vermochte. Nach demselben Gedanken, aber in umgekehrter Weise ist die Sphinx, der Löwenleib mit dem Menschenkopfe, Symbol der verbündeten höchsten leiblichen u. höchsten geistigen Kraft. Eine andere Art der Bezeichnung übermenschlicher Kraftfülle ist die kolossale Größe, hinsichtlich deren wir an das Riesenwerk der ägypt. Skulp=

tur, an die große Sphinx erinnern, welche am Fuß des Pyramidenhügels von Gizeh steht, aber jetzt bis zur halben Höhe mit Sand bedeckt ist. Der Kopf, der einen menschlichen mehr als dreißigmal an Größe übertrifft, und ein Theil des Halses ragen 40 Fuß hoch aus dem Sande hervor; der Löwenleib ist beinahe 90 Fuß lang. — Der Charakter der ägyptischen Kunst ist im Allgemeinen der monumentale, d. h. ihr Sinn und Zweck geht hauptsächlich dahin, durch anschauliche Darstellung die Erinnerung an Thatsächliches festzuhalten und zu überliefern. Der höhere Zweck der Kunst, die sinnliche Erscheinung durch die schöne Darstellung zu erheben und zu veredeln, lag den altägyptischen Künstlern fern. Doch ist schon das künstlerische Geschick, welches sich in den erhaltenen Werken zeigt, als eine sehr bedeutende Vorstufe für eine höhere Entwickelung der Kunst zu betrachten.

I. Geschichte.

I. **Alte Geschichte.** Die Fruchtbarkeit des Landes, die Mühelosigkeit des Lebens unter einem ewig heitern Himmel und in einem warmen ausnehmend gesunden Klima, die oasenartige Abgeschiedenheit von allem Völkerdrängen, dann der seltene Reichthum an den geeignetsten Materialien für Denkmäler jeder Art, endlich die durchaus trockene und daher wunderbar konservative Atmosphäre, welche jedem vor gewaltsamer Zerstörung bewahrten Gegenstande von Stein, Erde, Holz oder noch weit vergänglicheren Stoffen eine Dauerhaftigkeit auf Jahrtausende mittheilte, — dies die eigenthümlichen Naturverhältnisse A.s, unter deren Einwirkung seine Bewohner das früheste geschichtliche Volk der Erde geworden sind. Die große und wichtige Thatsache, daß das altägyptische Reich bereits im 4. Jahrtausend v. Chr. in einer Blüthe u. Kultur gestanden, die eine lange Zeit der Entwickelung voraussetzen, wovon aber so wenig eine sichere Kunde zu den nordischen Völkern hindurchgedrungen ist, daß diese geraume Zeit den Anfang aller Völkergeschichte in einer Zeit anzunehmen pflegten, in der jenes Reich sich bereits seinem Ende zuneigte, diese Thatsache steht jetzt wissenschaftlich fest und ist von großer Bedeutung für die gesammte Alterthumswissenschaft.

Was aber den Verlauf der altägyptischen Geschichte selbst anlangt, so stehen der Erforschung derselben besonders zwei Hindernisse im Wege, einerseits die Spärlichkeit der Nachrichten über das für uns Wissenswürdigste, und andererseits der in den Berichten der verschiedenen Schriftsteller sich kundgebende Widerspruch. Was Herodot auf Grund im Lande selbst eingezogener Erkundigungen über frühere Begebenheiten mittheilt und was 4 Jahrhunderte nach ihm Diodor, der mehr aus griechischen, als aus ägyptischen Quellen schöpfte, berichtet, stimmt nur zum Theil überein und lautet oft so verschieden, daß man bei beiden Gewährsmännern kaum die Geschichte eines und desselben Landes zu lesen glaubt. Das ungleich wichtigere und zuverlässigere Werk, welches der heliopolitanische Oberpriester Manetho auf Befehl des Königs Ptolemäus Philadelphus über die Geschichte seines Volks in griechischer Sprache abfaßte und aus den alten Annalen und Geschichtsbüchern der Tempelarchive geschöpft hatte, ist leider bis auf wenige Fragmente verloren gegangen; was davon im Zusammenhang auf uns gekommen ist, sind bloße Namensverzeichnisse von 31 Königreichen oder Dynastien mit Angabe ihrer Regierungsdauer, und auch diese sind erst von zwei spätern Schriftstellern mit so erheblichen Abweichungen in Namen und Zahlen aufgezeichnet, daß ihr Gebrauch manchem Bedenken unterliegt. Zu diesen Quellen kommt aber noch eine neue, durch die Entzifferung der Hieroglyphen (s. d.) eröffnete. Die Inschriften auf den Wänden der Tempel, Paläste und Gräber, sowie auf Obelisken und Papyrusrollen enthalten nämlich zahlreiche Namen von Königen mit Beinamen, Titeln, Regierungsjahren und kurzen Familiennachrichten, und in den Ruinen des Palasttempels von Abydos, einst der zweiten Stadt A.s, ist sogar eine hieroglyphische Stammtafel von Königen entdeckt und entziffert worden. Durch diese Entzifferungen haben aber Manetho's Dynastien und Königsnamen eine unerwartete Bestätigung gefunden, und es ist dadurch festgestellt worden, daß dieselben nicht ein spätes aus der Luft gegriffenes Machwerk sind, wie einige Kritiker aus der sehr verworrenen Beschaffenheit der auf uns gekommenen Auszüge haben schließen wollen, und daß die Monumente ungleich mehr mit ihnen übereinstimmen, als mit den Angaben Herodots und Diodors, von denen wir nun mit Bestimmtheit wissen, daß sie mit der urkundlichen Geschichte wenig oder gar nicht vereinbar sind. Sie mischen Erzählungen ein, die ihrem ganzen Charakter nach nicht aus einer in monumentalen Urkunden überlieferten Geschichte geschöpft seyn können, sondern sich so entschieden als Volkssagen kund geben, daß man mit Nothwendigkeit auf ihre mündliche Ueberlieferung schließen muß, die sich wohl um so eher fortpflanzte, je weniger die monumentale Geschichte das nie ganz zurückzuweisende Bedürfniß ausführlicher Erzählungen zu befriedigen geeignet war. Auch ist Herodot selbst so weit entfernt, alle seine Nachrichten zuverlässiger Geschichte gleich zu achten, daß er vielmehr deutlich zu verstehen gibt, diese beginne für ihn erst mit der weiter unten zu erwähnenden Dodekarchie, etwa 700 Jahre v. Chr.

Ueber den chronologischen Anfangspunkt der ägyptischen Geschichte nach dem Berichte Manetho's walten zwei wesentlich verschiedene Ansichten ob. Nach der einen, welche vornehmlich von Böckh (Manetho und die Hundssternperiode, Berl. 1845) vertreten ist, sollen die 30 Dynastien Manetho's als hintereinander fortlaufende angesehen werden, wenigstens in der Meinung der Aegypter. Hiernach setzt Böckh das erste Jahr des Königs Menes auf 5702 v. Chr., hält dies aber für ein nachträglich durch cyklische Rechnung festgestelltes, in dem Manetho seine Königschronologie mit den oben erwähnten Hundssternperioden in Uebereinstimmung zu bringen gesucht habe, wie der Gedanke, den Ablauf großer Geschichtsperioden auf astronomische Zeitkreise zurückzuführen, im Alterthum mehrfach vorkomme. Die andere Ansicht, nach welcher Manetho's Dynastien, besonders in der ersten Hälfte, nicht aufeinander folgende Reihen von Königen, die über ganz A. geherrscht, sondern Verzeich-

nisse von Gewalthabern seyn sollen, die gleichzeitig und neben einander über einzelne bedeutende Städte und deren Gebiet regiert haben, ist besonders von Bunsen (Aegyptens Stelle in der Weltgeschichte, Hamb. 1845) u. Lepsius (Chronologie der Aegypter, Thl. I., Berl. 1848) verfochten worden. Ersterer setzt nach dem Fragment einer eratosthenischen Schrift, dessen Zahlenangaben er den manethonischen vorziehen zu müssen glaubt, den Beginn des ägyptischen Reichs in das Jahr 3643, während Letzterer nach einer manethonischen Angabe über den ganzen Umfang der ägyptischen Dynastien als erstes in den ägyptischen Annalen verzeichnetes Jahr des Menes 3892 v. Chr. annimmt. An diese Auffassungsweise halten wir uns im Folgenden. Nach der Meinung der Aegypter ging den menschlichen Dynastien, deren Namen in ihren heiligen Büchern verzeichnet waren, eine Götterregierung, und zwar in drei Dynastien vorher. Die erste derselben bestand aus ihren sieben obersten Göttern, dem höchsten Nationalgotte, dem Ra oder Sonnengotte, und der Götterfamilie des Osiris, des Lokalgottes ihrer ältesten Königsresidenz This in Oberägypten. Auf diese folgte eine zweite Dynastie von 12 Göttern, an deren Spitze der Mondgott Thoth stand, und endlich eine dritte aus 30 Halbgöttern gebildete. Zwischen dem Ende der Götterherrschaft und ihrem ersten geschichtlichen Könige Menes nahmen die Aegypter noch eine vorhistorische Dynastie sogenannter Manes (Nekyes) an, deren Königssitz in This, der Vaterstadt des Menes, war.

Menes ist der erste geschichtliche König. Er verließ seinen Stammsitz This, zog nach Unterägypten und gründete hier Memphis und die erste geschichtliche Dynastie. Doch regierte der oberägyptische Königsstamm als Manetho's thinitische zweite Dynastie bis zu seinem Erlöschen fort, worauf Memphis der alleinige Herrschersitz des Landes wurde. Des Menes Sohn und Nachfolger Athothis ist der Gründer der Königsburg von Memphis, deren Lage man noch jetzt in den Ruinen der Stadt erkennen will. An die Dynastie des Menes, welche 252 Jahre regierte, schloß sich unmittelbar die memphitische dritte Dynastie an, als deren erster König Necherochis genannt wird. Dieser soll einen Aufstand der Libyer unterdrückt und sein Nachfolger den Bau mit behauenen Steinen eingeführt und für die Vervollkommnung der Hieroglyphenschrift Sorge getragen haben. Gegen das Ende dieser Dynastie hin, welche an 200 Jahre regierte, fällt die Errichtung der ältesten uns erhaltenen Denkmäler ägyptischer Baukunst, nämlich der beiden stattlichen Pyramiden von Dahschur, etwas südlich von Memphis am Rande der libyschen Wüste. Unter der nun folgenden memphitischen vierten Dynastie gelangte das Reich bereits zu seiner ersten Blüthe. Aus dieser Zeit rühren die beiden bekannten größten Pyramiden von Cheops und Chephren und die neben diesen befindliche kleinere des Mykerinus her. Vornehmlich sind es aber die um diese Königspyramiden gruppirten, theils aufgebauten, theils in den Fels gehauenen Gräber, welche uns durch ihre zahlreichen Abbildungen und Inschriften merkwürdige Blicke in die damaligen Lebensverhältnisse der Aegypter, ihre Künste und Handwerke, ihren Götter- und Todtenkult gewähren, und zwar stammen diese Denkmäler aus der zweiten Hälfte des vierten Jahrtausends v. Chr., also aus einer Zeit, in welcher noch die ganze übrige Welt für uns im Dunkeln liegt und noch ein anderes Jahrtausend im Dunkeln bleibt. Die vierte Dynastie bestieg nach Lepsius' Auffassung der manethonischen Dynastien den Thron von Memphis im Jahr 3427 v. Chr., und in dieser hinter dem muthmaßlichen Beginn anderer festeren Kultur- und Civilisationszustände überhaupt und der übrigen orientalischen Reiche insbesondere weit zurückliegenden Zeit finden wir hier ein in allen Künsten des Friedens bewandertes Volk, einen vollständigen staatlichen Organismus, einen höchst komplicirten, aber auf's Genaueste hierarchisch geordneten Götterkult, eine in allen Kreisen der Gesellschaft verbreitete Schrift, kurz eine in allen Beziehungen zu vollkommener Reife gediehene Civilisation. Die fünfte Dynastie schließt sich unmittelbar an die vierte an. Auch sie war eine memphitische und die Namen ihrer Könige sind in den Gräbern von Memphis verzeichnet. Gleichzeitig mit ihr regierte aber in Oberägypten die sechste manethonische Dynastie, als deren Stammsitz die an der äthiopischen Grenze liegende Insel Elephantine angegeben wird. Auch von dieser Periode geben noch viele, freilich denen von Memphis an Bedeutung weit nachstehende Denkmäler in Ober- und Mittelägypten Kunde.

Unter den folgenden Dynastien, welche bis zur elften unberühmt und ziemlich thatenlos sind und ihren Sitz in Unterägypten hatten, sank die Macht und der Wohlstand des Landes, wie wir aus dem Mangel an Denkmälern aus dieser Zeit mit Recht schließen dürfen. Mit der elften tritt die erste thebaische auf, und mit dieser, die in Oberägypten zur Unabhängigkeit gelangt, beginnt das Ansehn und der Ruhm der vorher nicht genannten Stadt Theben und ihres Lokalgottes Ammon. Die zwölfte Dynastie, die zweite thebaische, erhob sich um 2300 v. Chr. sogar zur Reichsdynastie und das Land zu einer abermaligen Blüthe, von der uns wieder eine Reihe großartiger Denkmäler, namentlich höchst merkwürdige Felsengräber, wie die von Benihassan mit ihren reichen Wandgemälden, und riesenhafte, auf die Wohlfahrt des Landes abzweckende Unternehmungen Zeugniß geben. Zu den letzteren gehört insbesondere die Anlage des Josephkanals, der aus dem Nil in das Faiûm geleitet wurde und hier in den durch Herrichtung mächtiger Dämme künstlich geschaffenen See Möris (See der Ueberschwemmung) mündete, wodurch sowohl jene bis dahin wüste Provinz zur fruchtbarsten des ganzen Landes gemacht, als auch der memphitischen Landschaft in der trockenen Jahreszeit eine fortdauernde Bewässerung verschafft wurde. Namentlich war es der sechste König dieser Dynastie, Amenemes (Amenencha) III., welcher das für das gemeine Wohl so wichtige Kanal- und Bewässerungssystem des Landes zu jener hohen, noch zu Herodots Zeit gerühmten Ausbildung erhob und zu diesem Behufe an der Südgrenze seines Reichs, welche schon unter seinem Vorgänger über die zweite Katarakte, bis zu dem

heutigen Semneh in Aethiopien vorgeschoben worden, die höchsten Wasserstände des Nil beobachten und an den Uferfelsen bezeichnen ließ. Er war es auch, der neben jenem See im Faiúm seine Pyramide und daneben den Tempel aufführte, welcher späterhin den Mittelpunkt des berühmten Labyrinths bildete.

Aber schon wenige Jahre nach seinem Tode wurde das Reich von dem Gipfel seiner Macht plötzlich und gewaltsam herabgestürzt. Ueber diese Katastrophe ist uns aus dem ausführlichen Werke Manetho's eine Stelle aufbehalten, die etwas mehr enthält als bloße Namen. Der jüdische Geschichtsschreiber Josephus führt diese Stelle an in einer Streitschrift gegen den Grammatiker Apion, welcher das Alterthum der Israeliten angegriffen hatte. Das Fragment berichtet, daß zur Zeit des ägypt. Königs Timaus (Timios) von Osten her ein fremdes Volk in A. eingebrochen sey, das Land ohne Kampf unterworfen, die Einwohner getödtet oder zu Sklaven gemacht, die Städte verbrannt und die Göttertempel zerstört habe. Diese Eroberer führten den Namen Hyksos (nach Manetho Könige-Hirten), und eine Reihe von Herrschern aus ihrer Mitte regierte in zwei Dynastien, der 15. u. 16. Manetho's, in A. 511 Jahre; nach Verlauf dieser Zeit erhoben sich die Könige der thebaischen Landschaft wieder, besiegten die Fremden u. drängten sie in den festen Ort Abaris. Hier belagert nahmen die Hyksos das Anerbieten eines freien Abzugs aus dem Reiche an, zogen durch die Wüste nach Palästina und gründeten dort Jerusalem. Dieser letztere Umstand scheint auf die Israeliten zu deuten, worüber Josephus keinen Zweifel hegt; er sieht in den Hyksos die Vorfahren seines Volks und in der ganzen Erzählung den schlagendsten Beweisgrund für dessen Alter und Macht. Auch viele Neuere haben mit ihm die Hyksos und die Israeliten für ein und dasselbe Volk und die ganze Erzählung, welche Josephus bei Manetho gefunden, für eine ägypt. Fabelei u. für willkürliche Entstellung des Aufenthalts der Israeliten in A. nehmen wollen. Aber wie gering man auch von dem Werthe der ägypt. Ueberlieferung denken mag, so schlecht kann sie nicht gewesen seyn, daß man eine Begebenheit aus den Annalen eines anderen Volks geradezu hätte herüber nehmen und ganz entstellt u. in ihr Gegentheil verwandelt ohne Weiteres hätte einschalten mögen, und dies unmittelbar vor einer Zeit, von welcher die Monumente genaue und zusammenhängende Kunde gaben. Wie ungenau also auch Einzelnes in der von Josephus bei Manetho gefundenen Erzählung seyn mag, so scheint doch so viel als Thatsache festzustehen, daß die Hyksos Jahrhunderte lang in A. nicht gedient, sondern geherrscht haben. Sie können nicht mit den Israeliten identisch gewesen seyn, wohl aber ein ihnen verwandtes semitisches kriegerisches Nomadenvolk. Nach Art roher Sieger verübten sie in A. erst gewaltsame Zerstörungen, lebten sich aber später in die Sitten und Gewohnheiten des von ihnen unterjochten gebildeteren Volkes ein. Daraus aber, daß die Erhebung gegen die Hyksos von Theben ausging, ist zu schließen, daß diese nicht über ganz A., sondern nur über den mittleren und unteren Theil des Landes geherrscht haben. Wahrscheinlich sind sie von den einheimischen Königen, die sich in Oberägypten u. Aethiopien behaupteten, allmählig immer weiter zurückgedrängt worden, und der Kampf mag mit Unterbrechungen Jahrhunderte hindurch gedauert haben.

Mit der Vertreibung der Hyksos beginnt die glanzvollste Periode des ägypt. Reichs. Es ist dies die Zeit der 18. u. 19. Dynastie Manetho's, deren Pharaonen ihren Herrschersitz Theben mit den bewunderungswürdigsten Denkmälern schmückten und ihre Macht und ihren Ruhm weit über die Grenzen ihres Reichs hinaus verbreiteten. Eben die Anstrengungen, welche die Nation hatte machen müssen, um das fremde Joch zu brechen, gaben ihr einen Aufschwung und riefen eine Kraftentwickelung hervor, welche zu ruhmvollen Thaten führte. Allem Anschein nach fällt in diese Jahrhunderte vom 17. bis zum 12. v. Chr. auch die Blüthezeit der ägypt. Kultur. Gewiß ist, daß damals die ausgezeichnetsten Werke der Baukunst u. Skulptur entstanden. Der vorletzte legitime König der 18. Dynastie, Amenophis III., ist in der klingenden Statue von Theben dargestellt worden und von den Griechen in späterer Zeit mit Memnon, dem Sohn der Aurora, verglichen worden; daher der Name Memnonssäule. Nach ihm traten mehre Kronprätendenten auf, und unter diesen einer, welcher eine völlige Reform des ägypt. Götterkults erstrebte, indem er statt der unzähligen Götterkulte nur einen einfachen Sonnenkult einzuführen trachtete. Die Folge davon waren große und langwierige innere Zerwürfnisse, denen erst Horus, der letzte König dieser Dynastie, ein Ende machte. Die ruhmvollste von allen war die 19. Dynastie. Sie war es, welche die im Innern wieder gewonnene Kraft nach außen kehrte, große, siegreiche Kriegszüge nicht nur südlich nach Aethiopien, sondern auch tief nach Asien hinein machte und die unermeßliche Beute, die von da zurückgebracht wurde, zu den großartigsten Kunstschöpfungen und gemeinnützigen Anstalten verwendete. Namentlich sind es die langen und glänzenden Regierungen Sethos' I. und Ramses' II., welche diesen Ruhm beanspruchen. Der Erstere soll in Asien bis nach Assyrien und Medien, der Letztere noch weiter bis nach Persien und Baktrien, auch in Aethiopien und Libyen weiter, als irgend ein anderer König vorgedrungen seyn. Beide Herrscher führten auch im Innern große Reformen durch. Unter ihnen wurde das Land in Nomen eingetheilt, das Kriegswesen geordnet, das Kanalsystem vervollständigt und durch Gründung neuer Städte der wachsenden Bevölkerung Unterkunft verschafft. Da es aber schwierig ist, die großen und wichtigen Schöpfungen, welche aus ihrer Zeit gemeldet werden, unter beide richtig zu vertheilen, so haben schon die Griechen beide Könige unter dem zuerst bei Herodot sich findenden Namen Sesostris begriffen, u. als eine Person angesehen. Der Name Sesostris scheint eine Verderbniß der richtigen griech. Form Sethosis (bei Diodor Sesoosis), also vom Vater hergenommen zu seyn, während sich der Name Ramses außer bei Manetho u. auf den Monumenten, zuerst bei Tacitus findet. Beide Könige sollen nach Manetho's durch die Inschriften bestätigter Angabe zusammen 117 Jahre regiert

haben. Sethos I. ist, wie Lepsius gegen die bisher übliche Ansicht zu beweisen sucht, derjenige Pharao, unter welchem Joseph nach A. kam, Ramses II. derjenige, an dessen Hofe Moses erzogen wurde, und der schwache Sohn des großen Ramses, Menephtes (bei Herodot Pheros) derjenige, unter welchem das Volk Israel auszog. Nach desselben Gelehrten Meinung wurde auch der Kanal, welcher vom östl. Nilarme nach Osten und später bis zum rothen Meere geführt wurde, unter Ramses II. gegraben und dadurch die Gründung der Städte Pithom und Ramses veranlaßt, wobei die im naheliegenden Lande Gosen ansässigen Israeliten jene harten Frohnarbeiten übernehmen mußten.

Der Gipfelpunkt der ägypt. Macht und Größe war erreicht. Unter den letzten Königen der 19. und unter den folgenden Dynastien, schwand die Kraft der Herrscher und der Nation durch Luxus und Ueppigkeit. Nur den ersten König der 20. Dynastie, Ramses III., den reichen Rhampsinit (s. d.) des Herodot, zeichnen die Denkmäler noch einmal als einen König aus, der mehre sieggekrönte Kriegszüge nach Asien machte, die Anwohner des rothen Meeres in Seeschlachten überwand und stattliche Tempel errichtete. Aber seine Nachfolger versanken immer mehr in Schwäche u. in Abhängigkeit von der Priesteraristokratie des Landes, welche in der 21. Dynastie aus ihrer eigenen Mitte auch dem Throne Könige gegeben zu haben scheint. Von jetzt an erlischt auch Thebens Glanz. Unterägyptische Dynastien aus Tanis, Bubastis und Sais besteigen den Thron, wodurch Memphis wieder zur ersten Residenz des Reichs erhoben wird. Eine zweite bemerkenswerthe Berührung der ägypt. Geschichte mit der der Israeliten findet Statt unter dem ersten Könige der 22. Dynastie Manetho's. Dieser, auf einheimischen Denkmälern Scheschenk, bei den Griechen Sesonchis, in der Bibel Schischak genannt, zog um 970 v. Chr. gegen Rehabeam, König von Juda, aus und eroberte Jerusalem, eine Begebenheit, von der auch eine Darstellung auf der äußeren Südseite des Tempels von Karnak Kunde zu geben scheint. Er hielt aber mit jener Eroberung den Verfall des Reichs nicht auf; dasselbe wurde mit dem Schlusse der 24. Dynastie (Ende des 8. Jahrh.) die Beute des äthiopischen Eroberers Sabakon oder Sebichos dem So der Bibel (ägypt. Schebek), welcher mit seinen beiden Nachfolgern die 25. Dynastie ausmacht. Der letzte derselben Tahraka, der Tirhaka der Bibel, kehrte aus freien Stücken nach Aethiopien zurück u. gründete dort am Berge Barkal seine Residenz, des herodotische Meroen. Mehre Tempel wurden dort von ihm erbaut, deren Ruinen noch erhalten sind, u. eine Reihe von Namen seiner Nachfolger auf den Tempeln und Altären von Barkal beweisen, daß seine Dynastie daselbst noch lange Zeit blühte. Nach dem Abzug der Aethiopen aus A. folgte nach Herodot eine Zeit innerer Auflösung und Verwirrung, die er mit dem Namen der Dodekarchie belegt, von der aber die von Manetho erhaltenen Listen nichts erwähnen, wahrscheinlich, weil hier nur die legitimen Herrscher ohne Unterbrechung aufgeführt werden. Bald gelangte auch das von den Aethiopen verdrängte legitime saitische Königshaus in der Person Psammetichos I. wieder auf den Thron. Unter ihm und seinen Nachfolgern, der 26. Dynastie Manetho's, blühte das Reich noch einmal zu hohem Wohlstande auf. Dazu trug vornehmlich die veränderte Stellung bei, welche diese Könige dem Volke u. dem Auslande gegenüber einnahmen. Mit Hülfe jonischer und karischer Söldner, den ehernen Seemännern des Orakels, hatte Psammetich seinen Thron eingenommen. Dafür verlieh er ihnen Ländereien und eine bevorzugte Stellung, welche aber ohne Zweifel dazu beitrug, daß ein großer Theil der darüber mißvergnügten Kriegerkaste unter seiner Regierung nach Aethiopien auswanderte. Bald mehrte sich die griech. Bevölkerung im Lande. Der König Amasis räumte ihr die Seestadt Naucratis ein, die bald eine der wichtigsten Handelsplätze wurde. Jetzt öffneten sich endlich die Thore A.s dem Handelsverkehre, und in Folge davon strömten ungeheure Reichthümer dem neueröffneten Markte zu. Zu keiner Zeit, weder früher noch später, war der allgemeine Wohlstand im Lande größer und die Bevölkerung zahlreicher als gegen das Ende dieser Dynastie. Die Zahl der Städte stieg unter Amasis auf 20,000. Auch die Kunst nahm noch einmal einen neuen Aufschwung und manche neue Formen kamen auf, wie auch der Styl in den bildlichen Darstellungen ein anderer wurde und namentlich der festgestellte Kanon der Körperproportionen eine wesentliche Aenderung erlitt. Da aber die Wehrkraft des Reichs nicht in gleichem Maße erstarkte, so erlag es mit dem Ende dieser Dynastie dem ersten Andrange der persischen Macht. Im J. 525 v. Chr. eroberte Cambyses A., das nun persische Provinz wurde. Dieser Eroberer soll, nach den Berichten der griech. Schriftsteller, dem Nationalhaß der Perser gegen die Aegypter nachgebend, eine allgemeine Zerstörung der ägypt. Denkmäler verfügt haben, wogegen sein Nachfolger, der mildere Darius, die Neigung der Aegypter in dem Grade zu gewinnen wußte, daß er in den Annalen sogar unter den großen Gesetzgebern des Landes aufgeführt wird. Im J. 405 gewann das Land seine Unabhängigkeit wieder und stand nun nochmals unter einheimischen Dynastien (der 29. u. 30. Manetho's), bis es im J. 340 v. Chr. zum zweiten Male von den Persern unter Ochus erobert wurde. Acht Jahre später, 332, vertauschte es die persische Herrschaft mit der Alexanders des Großen und blieb bis 305 unter macedonischer Oberhoheit. Damals nahm Ptolemäus, des Lagus Sohn, der schon seit Alexanders Tode im Namen der unmündigen Söhne desselben die Regierung geführt hatte, selbst den Königstitel an, u. es begann damit die griechische Herrschaft der Ptolemäer. Unter einer der verabscheuungswürdigsten Dynastien, die je über Völker geherrscht, ging das altägyptische Wesen, das seine Mission in der Weltgeschichte erfüllt hatte, seinem Verfalle rasch entgegen. In dem Lande urältester Wissenschaft und Kunst fand der hellenische Geist Bildungsstoffe in Masse vor, die er sich schnell anzueignen wußte, so daß er der Erbe, wie orientalischer Kultur überhaupt, so auch der altägyptischen wurde. Alexandrien wurde der Mittelpunkt der griechischen Gelehrsamkeit, aber zugleich auch Hauptsitz eines maßlos gesteigerten Luxus. Unter den Künsten blühete besonders die Baukunst fort, und eine Reihe großartiger Bauten in Dendera, Theben, Philä 2c.

die in der Zeit der Ptolemäer entstanden, beweiset, daß man auch damals noch dem altägyptischen Baustyle möglichst treu zu bleiben suchte. Die greuelhafte Sittenverderbniß, die in der Herrscherfamilie einriß, beschleunigte den Verfall des Staats, und durch Kleopatra's Ränke erreichte diese letzte Epoche äußerlicher Unabhängigkeit A.s ihr Ende. Die Schlacht bei Actium (30 v. Chr.) entschied die Einverleibung A.s in das römische Reich. Die römischen Gewalthaber schlugen aber die Wichtigkeit dieser neugewonnenen reichen Provinz sehr hoch an, und schon Augustus erließ ein Gesetz, wonach kein Römer vom Range eines Konsuls oder selbst eines Ritters den Boden A.s ohne ausdrücklichen Befehl des Kaisers betreten sollte. Nicht ohne Grund glaubte er, die Versuchung, sich dieser „Kornkammer" zu bemächtigen, liege zu nahe, und um einem Abfall derselben, der Italien mit einer Hungersnoth bedrohen konnte, vorzubeugen, setzte er statt eines Prokonsuls oder Proprätors einen röm. Ritter mit dem Titel Praefectus Augustalis, aber ohne die gewöhnlichen Zeichen der Obergewalt, als Statthalter ein, vertheilte aber die Rechtspflege, die Verwaltung der Finanzen und den kriegerischen Oberbefehl unter mehre jenem untergeordnete Beamte in der Weise, daß Einer den Andern in Schranken halten mußte.

Noch einige Mal während der Kaiserzeit versuchten die Aegypter, ihre Unabhängigkeit wieder zu erringen, mußten aber meistens hart dafür büßen, besonders als nach Besiegung der Königin Zenobia von Palmyra, die auch Alexandria einige Zeit inne gehabt, ein gewisser Firmus, welcher durch Handel sehr reich geworden war, in Verbindung mit vertriebenen Palmyrenern sich zum Herrn des Landes gemacht, von Aurelian aber unterworfen worden war, und wieder, als Diocletian nach Unterdrückung des Usurpators Achilles nur durch grausame Maßregeln die Aegypter beugen und einschüchtern zu können glaubte.

Schon im 1. Jahrh. n. Chr. hatte das Christenthum in A. Eingang gefunden. Nach einer von Eusebius von Cäsarea aufbehaltenen Tradition soll der Evangelist Marcus dort das Evangelium gepredigt und das Bisthum Alexandrien gegründet haben. Wiewohl die neue Religion rasche Verbreitung im Lande fand, so wurde der alte Götterkult doch keineswegs von ihr sofort verdrängt und z. B. der Isiskult in Philä erst um die Mitte des 6. Jahrh. unter Justinian aufgehoben. Wie aber schon die Priester des alten Götterdienstes zum Theil einer ascetischen Lebensrichtung gehuldigt hatten, so gab sich auch ein großer Theil der ägyptischen Christen derselben hin, und es hat das Einsiedler- und Mönchsleben recht eigentlich vom Nilland, das sich seinem Klima und seiner Bodenbeschaffenheit wegen ganz besonders dazu eignete, seinen Ausgang genommen. Auch die christlich-theologische Gelehrsamkeit wurde dort mit Eifer gepflegt u. Alexandrien, der alte Sitz heidnischer Wissenschaft, wurde ein Hauptschauplatz der über das Verhältniß der göttlichen und menschlichen Natur in Christo sich entspinnenden dogmatischen Kämpfe. Aber eben in diesen subtilen Streitigkeiten, und in der ascetischen Uebertreibung rieb sich die Kraft der sich die rechtgläubige nennenden Partei auf, und es wurde die für ketzerisch erklärte Partei der Monophysiten an Zahl und Bedeutung die überwiegende und sie wählte sich einen eigenen Patriarchen, während der vom byzantinischen Hof ernannte orthodoxe Patriarch seinen Sitz zu Alexandrien behielt. Die ächt-ägyptische (häretische) Kirche nahm nun den Namen der koptischen (d. i. der ägyptischen) an und verachtete die Orthodoxen als Malchiten oder Kaiserchristen. Die Hofkirche bedrückte, so viel sie konnte, diese häretische Gemeinschaft, und in Folge davon steigerte sich der feindliche Gegensatz zwischen beiden Kirchen bis zu dem Grade, daß den Mohammedanern die Eroberung des Landes von Seiten der Kopten, die sich aus der kirchlichen Abhängigkeit von Konstantinopel um jeden Preis befreien wollten, sehr erleichtert wurde.

II. **Mittlere und neuere Geschichte.** Nachdem A. bei der Theilung des röm. Reichs im J. 395 eine Provinz des byzantinischen Kaiserthums geworden war, theilte es die Schwäche und den Verfall dieses von Anfang an siechen Staatskörpers. Nicht einmal gegen die Raubzüge von Aethiopien und Arabien her vermochte es sich zu schützen, viel weniger also gegen die Perser, die unter dem Sassaniden Khosroes II. das Land bis an die Südgrenze erobernd durchzogen (616). Wenige Jahre nach ihrem erkauften Abzug wurde es (638) von Amru, dem Feldherrn des Khalifen Omar, der christlichen Oberherrschaft für immer entrissen, und eine Provinz des großen Reichs der Khalifen. In Folge davon drang mit der arabischen Bevölkerung der Islam in's Land ein u. erhielt bald das Uebergewicht über das Christenthum. Schutzlos jeder Gewaltthat preisgegeben, sank die koptische Bevölkerung zu völliger Ohnmacht herab. Die wachsende Macht der ägypt. Statthalter verleitete diese, sich von der Obergewalt der Khalifen loszusagen. Der Erste, der dies versuchte, war Achmed, mit dem die Dynastie der Tuluniden auf den ägypt. Thron kam (868). Nachdem 905 der Khalif von Bagdad sich wieder zum Oberherrn des Landes gemacht, stiftete Abubekr Mohammed der Ikschide (935) eine neue Dynastie unabhängiger ägyptischer Herrscher; aber schon 969 eroberte Moez Eddin Allah, der erste fatimitische Khalif, das Land und gründete die Stadt Masr-el-Kahira (die Siegreiche), das heutige Kairo, das er zur Hauptstadt erhob. Der glanzvollen Herrschaft der Fatimiten in A. wurde 1171 durch Saladin ein Ende gemacht, der sich zum Sultan von A. und Syrien aufschwang u. als solcher eine neue Dynastie, die der Ejubiden, gründete, unter der das Land sich aus seinem tiefen Verfall etwas hob u. namentlich Alexandrien eine der blühendsten Städte des Orients wurde, deren Handel sich von Spanien bis Indien erstreckte. Die ersten Khalifen hatten das Land an arabische Pflanzer verpachtet, der Ejubide Nedschem Eddin aber vertheilte es unter seine aus gekauften Sklaven bestehende Leibwache, die Mamelucken (s. d.), als Lehen, und von diesen wurden die Bewohner des flachen Landes völlig zu Leibeigenen herabgedrückt. Aber dieselbe übermüthige Miliz machte auch der Herrschaft der Ejubiden selbst ein Ende, denn als Nedschems Sohn Moadham mit dem gefangenen König Ludwig IX. von Frankreich einen Vertrag abschloß, ohne die Mamelucken dabei zu Rathe zu ziehen, ermordeten ihn diese

(1250) und erhoben aus ihrer Mitte Moez Ibegh zum Sultan. Mit diesem begann die Herrschaft der mameluckischen Dynastie oder der Bahariden. Unter ihr versank das Land in den traurigsten Zustand: den ungezügelten Begierden einer wilden Prätorianerschaar preisgegeben, wurde es überdies durch die Zwistigkeiten der Mameluckenemirs, von denen die Sultane abhängig waren, zerrissen. Kräftigere Herrscher waren der Sultan Bibars I. († 1277), welcher der um sich greifenden Anarchie mit Erfolg Einhalt that und seine Herrschaft über die südlichen Grenzlande, sowie über Syrien und einen Theil Arabiens ausdehnte, und Sultan Mohammed I. († 1341), welcher durch Begünstigung des Ackerbaues, Verminderung der Abgaben und Anlegung von Kanälen sich um das Land große Verdienste erwarb. Der Uebermuth der aus Cirkassiern sich ergänzenden Mamelucken stieg aber immer höher, und im Jahre 1382 gelang es wieder einem ihrer Obern, Barkok Dhaher, sich zum Sultanat empor zu schwingen. Mit ihm bestieg die zweite mameluckische Dynastie, die cirkassische oder die der Bordschiten, den Thron. Ihre Geschichte bietet nichts weiter dar, als eine ununterbrochene Reihe von Empörungen, Gewaltthaten und Greueln aller Art. Das bedeutendste Ereigniß war die Eroberung von Cypern durch Sultan Barsebai (1426), in Folge deren die dortigen Könige zu ägyptischen Statthaltern erniedrigt wurden. Aber im Innern wurde die Zerrüttung immer größer; die Mamelucken setzten Sultane ein und ab und übten den furchtbarsten Druck aus, bis endlich der Osmanensultan Selim I. (1518) das Land eroberte und in eine türkische Provinz verwandelte. Als solche wurde es zwar von Pascha's regiert, blieb doch aber in einer gewissen Unabhängigkeit. Unter dem Pascha bestanden nämlich 14 Mameluckenbeys fort, ohne deren Zustimmung die Pascha's nichts durchsetzen konnten, daher diese bald zu willenlosen Werkzeugen der tyrannischen Willkür jener herabsanken. Die Mameluckenbey's befehligten die Miliz, erhoben die reichen Staatseinkünfte und zahlten nur einen Tribut an den Pascha. So stand A. statt unter einem unter vielen Tyrannen, die sich fortwährend unter einander selbst bekämpften und das Land vollständig ruinirten. Der Wohlstand desselben sank, der Handel stockte, und die besonders von den fatimitischen Khalifen begünstigten Künste und Wissenschaften fanden keine Pflege mehr. Alexandrien, das seit der Mameluckenherrschaft hauptsächlich nur als Gefängniß der dem Sultan verdächtigen Emire gegolten hatte, verlor den letzten Rest seines Glanzes und Reichthums durch Auffindung des Seewegs nach Ostindien, wodurch es aufhörte, der einzige Stapelplatz des europäisch-indischen Handels zu seyn. Im Jahre 1763 machte sich Ali Bey von der Pforte fast ganz unabhängig, beseitigte seine mächtigen Rivalen, verweigerte dann die Entrichtung des Tributs an die Pforte, ließ sich als Beherrscher von A. ausrufen und unterwarf sogar einen Theil von Arabien und Syrien seinem Scepter. Er wurde von seinem Schwiegersohne Mohammed Abudhabad gestürzt, der sich darauf (1773) von der Pforte als Pascha von A. bestätigen ließ. Nach ihm theilten die Beys Murad und Ibrahim die Herrschaft unter sich, behaupteten sich darin der Pforte gegenüber und machten sich von dieser wieder fast ganz unabhängig. Unter ihnen fand die Besetzung des Landes durch die Franzosen (s. Aegyptische Expedition) Statt. Bonaparte's Plan, sich A.s, dieses Schlüssels zum Orient, zu bemächtigen, schlug zwar fehl, u. das Land kehrte unter die türkische Herrschaft zurück. Aber die französische Expedition war in so fern nicht ohne Erfolg geblieben, als sie die Augen der europäischen Mächte wieder auf das Nilland gelenkt und ihnen die Schwäche der Türkei bloßgelegt hatte. Die Mamelucken, die bisherigen Gewalthaber, suchten, von den Briten, die Alexandrien bis März 1803 besetzt hielten, unterstützt, ihre alte Machtstellung wieder zu gewinnen, was aber der türkische Sultan zu verhindern suchte. Durch den Abzug der Engländer verloren die Bey's ihre Hauptstütze, boten aber dessenungeachtet der Pforte Trotz und ermordeten deren Statthalter Ali Pascha, wurden aber von den Albanesen aus Kairo vertrieben. Khosrew Pascha, der, als Privatmann zu Alexandrien lebend, hierbei sehr thätig gewesen war, erhielt darauf die Statthalterschaft (1804), wurde aber bald durch die Ränke Mehemed Ali's, des Befehlshabers des Albanesencorps, von diesem Posten verdrängt.

III. A. seit Mehemed Ali.

Mit der Wirksamkeit Mehemed Ali's als Statthalter (1806) beginnt eine neue Epoche in der Geschichte A.s. Seine erste erfolgreiche That war die Vernichtung der Mamelucken; seine zweite die Organisation eines regelmäßig en Heeres und die Herstellung einer Flotte zur Durchführung seiner ehrgeizigen Pläne. Die erstere machte es ihm möglich, die andere versetzte ihn in die Nothwendigkeit, die Regierung des Landes in einer Weise zu führen, die ihm die größtmöglichen Einkünfte verschaffte. Dies führte zu jenem doppelten Verwaltungssystem, wodurch auf der einen Seite der Ackerbau und überhaupt die materielle Produktionskraft des Landes auf alle mögliche Weise gehoben, auf der anderen aber das Land auf die grausamste Weise ausgesogen, Grund und Boden zum Privateigenthum des Herrschers gemacht und die Fellahbevölkerung in den Sklavenstand herabgedrückt wurde. Mehemed Ali begann damit, sich in den Besitz fast aller Ländereien des Nilthals zu setzen. Aus den Zeiten der arabischen Sultane und der tscherkessischen Mameluckenfürsten waren zwei Arten Grundbesitz überkommen, die Wakufs und die Multezimsgüter. Die ersteren waren solche Güter, welche die Eigenthümer auf Moscheen oder fromme Stiftungen übertragen hatten. Diese Schenkungen waren aber nur zum Schein und zu dem Zwecke gemacht, um die Güter den willkürlichen Erpressungen der Sultane zu entziehen. Die Moschee oder sonstige fromme Stiftung gelangte nicht eher zum wirklichen Besitz, als bis der Stamm des Eigenthümers bis auf den letzten Erben ausgestorben war. Die Multezims waren ursprünglich Steuereinnehmer, aus denen später Pächter von Steuern, und wenn der Bauer im Rückstande war, Pächter von Ländereien und endlich Erbpächter wurden. Bei beiden Arten von Gütern ließ Mehemed Ali die Rechtmäßigkeit des Besitzes untersuchen, wenn dieselbe

aber nicht erwiesen werden konnte, die Güter einziehen. Die Wakufs wurden sämmtlich für die Regierung konfiscirt, die Multezims ebenfalls alle aus dem Besitz gesetzt und nur diejenigen, welche ihre Ansprüche begründen konnten, durch lebenslängliche Pensionen entschädigt. Als fast alleiniger Eigenthümer aller Ländereien konnte der Pascha nun die Landbauern nach Gutdünken ausbeuten. Daß er seine Macht grausam mißbraucht, gegen die unglücklichen Fellahs ein geregeltes System der Aussaugung in Anwendung gebracht und die zahlreichste Menschenklasse in's Elend gebracht habe, ist eine Anklage, die seine wärmsten Lobredner nicht zu widerlegen vermögen. Freilich haben alle Herrscher A.s es für nöthig gefunden, den Fellah in einem Zustande der Leibeigenschaft zu erhalten, und das große Problem, ob der orientalische Mensch in seinem jetzigen Zustande mit freierer Selbstbestimmung zum Fortschritt geführt werden könne, ist noch nicht gelöst worden. Auch mag es Mehemed Ali zu einiger Entschuldigung gereichen, daß er zur Realisation seiner riesenhaften Pläne Mittel und Kräfte bedurfte, welche ohne tyrannische Machtanwendung sich nicht gefunden haben würden, allein dadurch wird nicht die Maßregel, durch die der angebliche Reformator eine ganze Bevölkerung bis zum äußersten Grade der Noth herabgebracht hat, gerechtfertigt. Unter diesem ganzen System von Bedrückungen war aber die gehässigste die Konskription, welche stets mit einer Art von feindlichem Ueberfall ausgeführt wurde. Die Arnauten des Pascha's drangen in den Bezirk, wo konskribirt werden sollte, umzingelten die Dörfer u. schleppten Alle, welche ihnen irgend passend erschienen, nach Kairo, wo der Schwarm sortirt und die Untüchtigen entlassen wurden, um bei der nächsten Jagd abermals eingefangen zu werden. Noch größere Grausamkeiten wurden aber bei den Negerjagden begangen, durch die Mehemed Ali sich die besten seiner Rekruten verschaffte. Die Lage der Fellahs wurde aber durch maßlosen Steuerdruck noch elender. Bis auf den trockenen Kuhmist und das Stroh, das kümmerliche Brennmaterial des Fellah, herab wurde Alles besteuert. Ein besonderes Augenmerk richtete die Regierung auf die Palmbäume, von deren jedem eine bestimmte Abgabe entrichtet werden mußte. Als nun die Fellahs anfingen, die Bäume zu fällen, um der Steuer zu entgehen, wurde nach wie vor der alte Betrag erhoben, als ob die Zahl der Bäume noch dieselbe sey, und damit allerdings der Zweck erreicht, daß das Fällen der Bäume unterblieb. Besteuert wurden auch alle Fabrikate von den Palmen, die Barken, das Vieh jeder Art. Die Kopfsteuer betrug jährlich 70,000 Beutel, etwa 2¾ Millionen Thaler, und zwar war durch das System der Solidarität der Regierung stets der volle Betrag dieser Steuern gesichert. War ein Fellah unfähig, seine Abgaben zu bezahlen, so mußten die übrigen Bewohner des Dorfes seinen Antheil übernehmen; gerieth ein ganzes Dorf in Armuth, so mußten die übrigen Dörfer des Bezirks für dieses mitzahlen; blieb ein Bezirk im Rückstand, so haftete dafür der nächste Bezirk. Zu diesem Allen kam nun noch das vom Pascha eingeführte Handels- und Monopolsystem. Dasselbe ging aus der altorientalischen Gewohnheit hervor, die Steuern durch Naturallieferungen zu ersetzen; und wurde bis zum Jahre 1833 in solchem Umfange geübt, daß die Regierung dem Fellah seine ganze Ernte um von ihr selbst festgesetzte Preise abkaufte und ihm dann um höheren Preis so viel wieder verkaufte, als er zum Lebensunterhalt und zur Aussaat brauchte. Seit 1833 nahm die Regierung nur noch so viel, als die Steuern betrugen; doch wurde nun, abgesehen von der noch fortbestehenden Willkür bei Bestimmung des Preises, dem Fellah von der Regierung vorgeschrieben, wie viel Getreide, Baumwolle &c. er bauen sollte. Der größte Theil seiner Felder war für den Indigo- und Baumwollenbau bestimmt, wofür die Regierung sich ein Monopol ausbedungen hatte, und die ganze Ernte mußte eingeliefert werden. Für die Summe, welche die Regierung nach Abzug aller Steuern für die eingelieferte Waare zu zahlen hatte, stellte sie Anweisungen auf Tücher oder andere in ihren Fabriken gefertigte Waaren aus, wobei die Preise so gestellt wurden, daß die Anweisungen im Verkehr nur mit 40—50 Procent Verlust verkauft werden konnten. Da aber die Regierung sich bald weigerte, diese Anweisungen anzunehmen, so hörte dieser Verkauf bald ganz auf. Das Handelsmonopolsystem trat schon in den ersten Jahren der Regierung Mehemed Ali's in Kraft und wurde lange Zeit mit rücksichtsloser Härte in Anwendung gebracht. Ueberall im Lande wurden Magazine errichtet, an die alle Landesprodukte abgeliefert werden mußten, um dann vom Pascha zu von ihm selbst festgesetzten Preisen an Europäer verkauft zu werden. Der Handel gerieth aber in's Stocken, da die auswärtigen Producenten mit diesem mächtigen Handelsmanne nichts zu thun haben mochten; unter Anderem blieb der Mokkakaffee so gänzlich aus, daß die Einfuhr von amerikanischem Produkt gestattet werden mußte. Die Fabrikation, um die sich Mehemed Ali aber wirkliche Verdienste erworben hat, ist die von Seide, Baumwolle und Indigo. Die ägyptische Baumwolle, deren Bereitung der Franzose Jumel lehrte, nach dem auch die beste Sorte benannt worden ist, trat in Konkurrenz mit der amerikanischen, und man erhob sich sogar zu der Hoffnung, daß diese durch die ägyptische ganz vom Markte verdrängt werden könnte. Die üblen Folgen des Monopolsystems u. der Willkürregierung traten übrigens bei allen Zweigen der Fabrikation hervor. Es wurden viele Mißgriffe gemacht, schlechte Maschinen gekauft, gute verdorben, die besten Arbeiter verdrängt, der große Haufen derselben ungenügend oder gar nicht bezahlt. — Diesen Schattenseiten der Verwaltung unter Mehemed Ali haben wir nun auch einige Lichtseiten entgegen zu stellen. Ohne Zweifel ein Geschenk von höchstem Werth sind für A. die umfangreichen Damm- und Kanalbauten Mehemed Ali's. Diese Arbeiten, bei denen manchmal bis zu 80,000 Menschen beschäftigt wurden, erinnern an die großen Werke der Pharaonen. Als Mehemed Ali die Zügel der Regierung ergriff, hatte A. nicht mehr als 2,500,000 Morgen (Feddans) urbares Land, im Jahre 1840 bereits 6,500,000 Morgen. Nicht minder hervorzuheben ist die Sorge des Pascha's für Ordnung und Sicherheit im Innern. A. ist das einzige Land des Orients, wo der

Fremde mit völliger Sicherheit reisen kann. Von Syrien galt während der ägyptischen Herrschaft dasselbe, unter der türkischen ist dort die alte Unordnung wiedergekehrt. Mehemed Ali setzte sich ferner über die muselmännische Intoleranz hinweg; er berief Christen zu den höchsten Stellen, schickte junge Araber und Türken nach Europa in Lehranstalten und gründete Schulen und Institute aller Art. Seine erste derartige Maßregel für innere Reform war die Gründung einer Elementarschule in der Nähe von Kairo für 600 Zöglinge (1821); dieser folgte (1825) die Gründung einer Kriegsschule für die wissenschaftliche Ausbildung von Offizieren, und einer medicinischen Lehranstalt, in der selbst Leichensektionen vorgenommen werden durften. Dem Seewesen förderlich war eine von Franzosen eingerichtete Seeschule, deren Zöglinge unter den Nilschiffern ausgehoben wurden. Seit 1826 schickte Mehemed Ali viele junge Leute nach Frankreich, um sie theils in den zur Leitung der öffentlichen Verwaltung nöthigen Fächern, theils in Künsten und Gewerben ausbilden zu lassen. Die in Bulak in der Nähe der Hauptstadt angelegte Druckerei, worin Türken, Araber, Italiener und Franzosen als Faktoren arbeiteten, lieferte 1829 die erste in türkischer und arabischer Sprache erscheinende Zeitschrift, „Ereignisse von Kairo“ betitelt, welche zweimal wöchentlich erschien und außer politischen Nachrichten aus Europa lokale Anzeigen, Tagsbefehle der Kommandanten der verschiedenen Militärdivisionen und sonstige amtliche Bekanntmachungen enthielt. Hierauf schritt der Pascha zur Reform der öffentlichen Verwaltung, deren Gang bis dahin schwerfällig und jeden Fortschritt hemmend war. Im Jahre 1829 sah Kairo in seinen Mauern eine Versammlung, welche man nach türkischen Begriffen als eine Volksvertretung auffassen konnte. 200 Mitglieder, die Statthalter der Provinzen, die Bezirkschefs, die Vorsteher der Städte u. Dörfer, die angesehensten Lehrer und Vorsteher der mohammedanischen Glaubensparteien traten in Berathung mit der Regierung. Es wurde ihnen Alles vorgelegt, was die allgemeinen Verwaltungsangelegenheiten, namentlich Abgaben, Kanalbau, Anlegung v. Dämmen, Fabriken rc. betraf, und Jeder durfte seine Meinnng frei äußern; selbst Privatpersonen durften sich mit Bitten und Beschwerden an die Versammlung wenden. Zu den Maßregeln des Pascha's, die durch diese Versammlung hervorgerufen wurden, gehörte namentlich die Einführung von Verwaltungsräthen in den Provinzen, welche aus öffentlichen Beamten bestanden und über die Angelegenheiten des gemeinen Wohls sich zu berathen hatten. Die Versammlung zu Kairo sollte den Centralpunkt für das ganze Land bilden, und von ihr aus sollten die Provinzialverwaltungsräthe die Gegenstände ihrer Berathungen angewiesen bekommen. Weiter erfolgte in Kairo die Gründung einer praktischen Lehranstalt für Verwaltungsbeamte, worin über Administration, Agrikulturstatistik und praktischen Landbau Vorträge gehalten wurden. Früher schon war Mittel- und Unterägypten zur Erleichterung der Verwaltung in 16 Landschaften getheilt worden nach Aufnahmen und Karten, welche der französische Ingenieur Coste und seine ägyptischen Zöglinge gemacht hatten. Durch die neue Ordnung wurde einiges System in das Verwaltungswesen gebracht, wenn es auch die Trägheit der Türken nicht dazu kommen ließ, daß eine europäische Regelmäßigkeit erreicht wurde.

Aus dem Gesagten erhellt, daß die Regierungsthätigkeit Mehemed Ali's im Wesentlichen darauf hinauslief, den orientalischen Despotismus durch die Anwendung europäischer Regierungskünste auf's Höchste zu steigern. Unter solchem Drucke konnte A. selbst an der Rolle, die sein Beherrscher nach außen spielte, nur in sofern Antheil nehmen, als es die nöthigen Mittel dazu aufbringen mußte. Durch glückliche Expeditionen unter seinem Adoptivsohn Ibrahim Pascha machte sich Mehemed Ali seit 1816 einen Theil von Arabien (die Landschaft Hedschas mit den heiligen Städten Mekka und Medina), sowie die Länder am oberen Nil (Nubien, Sennaar, Kordofan) zinspflichtig. Sodann betheiligte er sich zu Gunsten der Pforte am Kampf gegen das aufständische Griechenland, was jedoch die Vernichtung der ägyptischen Flotte bei Navarin zur Folge hatte. Um eine neue imposante Seemacht herzustellen, mußte das Land seine letzten Kräfte aufbieten. Mehemed Ali aber richtete seine Augen auf das angrenzende Syrien, jenes Bollwerk A.s von Alters her, welches er der in immer größere Schwäche versinkenden Pforte zu entreißen gedachte. Händel mit dem Pascha von Acca gaben willkommene Veranlassung, mit Heeresmacht in Syrien einzurücken, und im Laufe eines Jahres eroberte Ibrahim Pascha (1831) die ganze Provinz. Durch die Intervention Rußlands zu Gunsten des Sultans sah sich aber Mehemed Ali genöthigt, in den Frieden von Kiutahia (4. Mai 1833) zu willigen, durch den er zwar nicht die volle Unabhängigkeit von der Pforte, aber doch den erblichen Besitz A.s u. den lebenslänglichen Syriens errang. Kurz vor dem Tode Sultan Mahmuds brach 1839 zwischen dem Lehnsherrn und dem Vasallen abermals ein Krieg aus, der durch die für Erstern unglückliche Schlacht von Nisib (24. Juni) und den Uebergang der türkischen Flotte zur ägyptischen zur Entscheidung geführt wurde. Mehemed Ali schien sich am Ziele seiner ehrgeizigen Bestrebungen zu befinden. Aber Rußland und England, deren Interessen sich mit den Machterweiterungsplänen des Pascha's nicht vertrugen, brachten die london. Quadrupelallianz vom 15. Juli 1840 zu Stande, in der sich die beiden genannten Mächte mit Oesterreich und Preußen zur gemeinschaftlichen Intervention zu Gunsten des Sultans verpflichteten. Frankreich beobachtete eine dem Pascha günstige Politik, welche Absonderung einen europäischen Krieg in Aussicht stellte. Inzwischen erschien ein britisch-österreichisch-türkisches Geschwader an der syrischen Küste und begann die Beschießung der dortigen festen Plätze. Von Frankreich im Stich gelassen und plötzlich von Kleinmuth befallen, zog Mehemed Ali seine Kriegsmacht, ohne daß ein entscheidender Kampf Statt gefunden, aus Syrien zurück und unterwarf sich dem Sultan völlig. Durch einen unter Vermittelung der Großmächte im Februar 1841 zwischen dem Sultan und Mehemed Ali abgeschlossenen Vertrag wurde das Verhältniß A.s zur Pforte neu geregelt. Hiernach sollte den

männlichen Descendenten des Pascha's nach dem Rechte der Erstgeburt die erbliche Herrschaft über A. mit Einschluß der Erwerbungen am obern Nil verbleiben; doch sollten die Administrativgesetze des Landes mit denen der übrigen Provinzen in Einklang gebracht, die Abgaben im Namen und unter Zustimmung des Sultans erhoben, sämmtliche von der Pforte mit dem Auslande geschlossene Traktate auch für A. gültig seyn u. der von dem Pascha jährlich zu entrichtende Tribut (vorläufig ein Dritttheil der Jahreseinkünfte) pünktlich bezahlt werden. Auch mußte sich der Pascha zu einer Reduktion seines Heeres auf 18,000 verstehen, die Ernennung der höheren Offiziere vom Obersten an dem Sultan überlassen und versprechen, zur Vermehrung desselben, sowie zum Bau von Kriegsschiffen die Genehmigung des Sultans einzuholen.

Nach diesem Schlage schien Mehemed Ali seine Thätigkeit mehr auf die Hebung der innern Kräfte seines Landes zu richten. Nach dem Wortlaute des mit der Pforte abgeschlossenen Friedens- und Unterwerfungsvertrags mußte er, wie erwähnt, alle Traktate und Gesetze der Pforte anerkennen. Damit fiel sein Monopolsystem, aber es bedurfte noch langer Verhandlungen in Konstantinopel, ehe er seine Lieblingsidee aufgab. Im Jahre 1842 erklärte er endlich alle Monopole mit Ausnahme des Baumwollenhandels für abgeschafft, erklärte im nächsten Jahre auch diesen letzteren für frei und stellte die alte Ausfuhrabgabe von zwei Procent vom Werth wieder her. In gewisser Beziehung war aber diese Handelsfreiheit illusorisch, in so fern der Pascha durch seinen ausgedehnten Grundbesitz Mittel genug in den Händen hatte, das Monopolsystem faktisch fortbestehen zu lassen. Nach der syrischen Katastrophe warf er sich mit ganzer Energie auf die Landeskultur. Die furchtbaren Verwüstungen, welche die Rinderpest ein ganzes Jahr lang (1841—1842) im Lande anrichtete, veranlaßte ihn zur Einberufung des oben erwähnten großen Raths, der die Mittel angeben sollte, wie die Steuern trotz der durch die Seuche angerichteten Zerstörung beigetrieben werden könnten. Der Bericht, den derselbe über die Lage des Landes abstattete, lautete höchst ungünstig, die Bevölkerung sey in starker Abnahme begriffen, eine große Anzahl Menschen sey im Kriege, an der Pest oder im Elend umgekommen, aber trotzdem seyen die Steuern die alten geblieben, indem man sie da, wo ganze Ortschaften vom Boden verschwunden seyen, den benachbarten aufgebürdet habe, die aber außer Stande seyen, die jährlich sich häufenden Abgaben zu entrichten. Sämmtliche Bauern müßten unaufhörlich an der Unterhaltung u. Herstellung der öffentlichen Werke, Kanäle 2c. arbeiten, man nehme dem unglücklichen, im tiefsten Elende schmachtenden Fellah Alles, was er besitze, und lasse ihm kein anderes Rettungsmittel, als Flucht aus dem Lande. Als dem greisen Pascha dieser Bericht vorgelegt wurde, gerieth er in Zorn, klagte über Verrath in der eigenen Familie und legte die Regierung nieder. Bald aber (Anfang August 1844) nahm er das Staatsruder wieder in die Hand, und die Wiederkehr seiner Geisteskraft bewies ein riesiges Unternehmen, der Bau eines großen Nildammes, der den Flußlauf korrigirte und dem Ackerbau viele tausend Acker Landes gewann. Seine letzte Thätigkeit bezog sich auf die englische Ueberlandstraße u. die Durchstechung des Isthmus von Suez (s. d.). Die erstere ist gesichert, die Kanalisirungsfrage dagegen nicht weiter vorgerückt, als bis zur Anlage einer Telegraphenlinie von Kairo nach Suez. Die Vermessungen wurden zwar gemacht, die Arbeiten aber nicht begonnen, weil der Pascha fürchtete, durch Vollendung dieses Kanals in Abhängigkeit von England zu gerathen. Gegen das Ende seines Lebens benahm sich der Rebell von 1832 und 1840 ganz als ergebener Unterthan des Sultans. Aber die Anzeichen von Geisteszerrüttung, die schon früher hervorgetreten, nahmen immer mehr überhand, so daß sein Adoptivsohn Ibrahim Pascha ihn von allem Verkehr abschloß, und mit Genehmigung der Pforte (Juli 1848) die Regierung übernahm. Aber trotz seiner Schwäche überlebte der Vater den Sohn, der am 10. November 1848 der Lungenschwindsucht erlag. Am 2. August 1849 folgte ihm der alte Pascha in's Grab nach, schmerzlich betrauert von den Bewohnern der Hauptstadt und Allen, die unter seinem Aussaugungssysteme nicht gelitten oder sich wohl gar bereichert hatten.

Die durch Herkommen und Gewohnheit im Orient begründete Successionsordnung, die unter dem Namen Seniorat bekannt ist, war durch großherrlichen Ferman vom 15. Februar 1841, kraft dessen Mehemed Ali mit dem Paschalik A. erblich belehnt wurde, angenommen worden. Danach sollte der älteste in der Familie, ohne Rücksicht auf Linie und Gradesnähe, zur Erbfolge gelangen. Von den 51 Kindern Mehemed Ali's waren nur 4 Söhne und 2 Töchter am Leben geblieben, und außer diesen sein Enkel Abbas Pascha, Sohn des in Kairo verstorbenen Tussun Pascha. Ibrahim Pascha hinterließ 3 Söhne, deren ältesten Achmet, der damals in Paris studirte, er zum Nachfolger zu haben wünschte. Nach der Erbfolgeordnung mußte aber Abbas Pascha als der älteste als Pascha folgen, und auf diesen Said Pascha, Mehemed Ali's Sohn. Die bisherige Verwaltung des ersteren war eine im Ganzen löbliche. Er reducirte die Marine auf das gebührende Maß, setzte die unverhältnißmäßigen Gehalte der hohen Beamten auf ein Dritttheil herab, schaffte das Monopolwesen thatsächlich ab, legte den großen Grundpächtern das Handwerk und befreite dadurch die Masse der Landbebauer von willkürlichen Erpressungen und den Staatsschatz von indirekter Beraubung. Er leistete auf alle Eroberungen durch Waffengewalt Verzicht, suchte aber auf dem Wege friedlichen Verkehrs mit den inner-afrikanischen Territorien die materielle und geistige Macht des Landes zu erweitern. Da er allen Forderungen der Pforte genügte, so waren die Verhältnisse zu dieser Anfangs die freundlichsten, bis der Handelsminister Artim Bey, der, um der Strafe für Veruntreuung zu entgehen, entflohen war, durch seine Intriguen, in die sich sofort Engländer und Russen einmischten, in Konstantinopel das Gelüst weckte, A. wieder zu einer von der Pforte völlig abhängigen Provinz zu machen, u. in Folge davon im Febr. 1851 an den Pascha eine Reihe von Forderungen gestellt wurden, welche zum Theil unerfüllbar waren. Abbas Pa-

scha sollte die bestehende Territorialsteuer auf ein Dritttheil ihres bisherigen Betrags ermäßigen, das stehende Heer nochmals vermindern, seine Flotte zu alleiniger Verfügung der Pforte stellen, einen großherrlichen Generalinspektor in Kairo residiren lassen und die Einkünfte der ägyptischen Prinzen nach einer bestimmten Skala regeln. Er antwortete darauf mit umfassenden Rüstungen, und es wäre orientalischer Intrigue und europäischer Diplomatie beinahe gelungen, einen neuen Brand anzufachen, wenn in Konstantinopel nicht die Erwägung der Schwäche des Reichs den Sieg davon getragen hätte. Beigelegt wurde aber der Streit nicht, vielmehr hielt sich die Pforte durch eine neue unerfüllbare Forderung — Rückgabe der von Mehemed Ali eingezogenen Güter an die Moscheen und milden Stiftungen — die Möglichkeit offen, die Verhandlungen so lange fortzuführen, bis etwa ein günstigerer Zeitpunkt zum Handeln eintreten möchte. Abbas Pascha neigte sich in Anbetracht seiner geringen Militärmacht, welche kaum hinreichte, die eignen unruhigen Provinzen im Zaum zu halten, mehr und mehr zur Nachgiebigkeit. Günstiger gestalteten sich die Verhältnisse für ihn in Folge der zu Anfang des Jahres 1853 für die Pforte beginnenden Bedrängnisse, die er klüglich zu benutzen verstand, um mehre, ihm bisher verweigerte Forderungen bewilligt zu erhalten, wie das Recht über Leben und Tod in seinem Lande auf Lebenszeit und die unbeschränkte Autorität über alle Glieder der Familie Mehemed Ali's. Seitdem erwies er sich der Pforte stets gefällig, wie er namentlich den Sultan in dem bald darauf beginnenden Kriege gegen Rußland mit Truppen, Schiffen und Getreidelieferungen wirksam unterstützte. Als er den 14. Juli 1854 plötzlich starb, folgte ihm nach der Senioratsordnung Said Pascha, der sechste Sohn Mehemed Ali's, in der Regierung. Ihm ging der Ruf eines der europäischen Bildung warm zugethanen, wohlwollenden und aufgeklärten Mannes voran, wie auch seine bisherigen Regierungsmaßregeln von seinen guten Absichten Zeugniß geben. Hierher gehören vor allen seine die Freigebung des Baumwollen- und Getreidehandels und das Verbot des Sklavenhandels betreffenden Verordnungen. Auch er leistete dem Sultan im Kriege gegen Rußland durch Truppen und Geldsendungen wirksame Hülfe. Mit besonderem Eifer aber widmete er sich einer Angelegenheit, die sein Land in neuester Zeit zum Gegenstand eines vielseitigen Interesses machte, nämlich der Herstellung einer beschleunigten Verbindung zwischen dem mittelländischen und rothen Meere mittelst eines Kanals u. einer Eisenbahn durch die Landenge von Suez (s. d.)

Literatur. Unter den Werken über A. ist vor allen die durch die französische Expedition hervorgerufene Description de l'Egypte zu nennen, welche (in der 2. Ausgabe 1820—1830) in 24 Bänden Text und 12 Bänden Kupfern das Alterthum, den jetzigen Zustand und die Naturgeschichte des Landes behandelt. Hieran schließen sich in Bezug auf Alterthumskunde die umfassenden Publikationen der französisch-toskanischen und der preußischen Expedition, sowie die Bilderwerke von Gau, Young, Cailliaud, Perring. Außerdem sind zu nennen die Schriften von Perizonius, Zoega, Jablonski, d'Anville, E. Quatremère, Champollion dem Jüngeren, Champollion-Figeac, de Rougé, Letronne, Rosellini, Wilkinson, Prichard, Sharpe, Gliddon, Birch, Ideler, Ritter, Bunsen, Böckh, Lepsius u. A., sowie die Reisewerke von Pococke, Norden, Niebuhr, Denon, Burckhardt, Belzoni, Ehrenberg, Parthey, Prokesch, Rüppel. Die besten Karten sind außer dem großen Atlas in der Description de l'Egypte von d'Anville, Jomard, Cailliaud, Leake, Ritter, Rüppell, Arrowsmith, Russegger und Kiepert. Die Naturgeschichte des Landes ist vornehmlich in den großen Werken von Ehrenberg und Rüppell und in der kleinen Schrift Pruners, (Aegyptens Naturgeschichte und Anthropologie, Münch. 1848) behandelt worden. Ueber die heutigen Bewohner Aegyptens ist besonders das Werk von Lane: Manners and customs of the modern Egyptians (3. Auflage, 2 Bände, Lond. 1842) zu vergleichen. Für Reisende ist empfehlenswerth Wilkinson, Handbook for travellers in Egypt (London 1847).

Aegyptische Augenentzündung, in Aegypten epidemische Augenkrankheit eigener Art, auf welche englische, französische und italienische Aerzte erst zu Ende des verflossenen Jahrh. (1798—1804) während des Feldzugs Napoleons nach Aegypten aufmerksam geworden sind. Gleich nach der Landung der französ. Armee in Aegypten im J. 1798 breitete sich diese Krankheit unter den Truppen mehr und mehr aus und dauerte während ihres dortigen Aufenthalts bis zum August 1801 ununterbrochen fort. Binnen drittehalb Monaten erkrankten gegen 3000 Soldaten an derselben. Mit der Rückkehr der Armee nach Frankreich verminderte sich zwar die Krankheit als Seuche, hörte aber doch nicht ganz auf, sondern ergriff immer einzelne Soldaten. Auch das englische, von Abercrombie befehligte, im J. 1800 zu Abukir ausgeschiffte Heer entging dem Uebel nicht. Als es später, nach der Räumung Aegyptens, getrennt wurde, pflanzte sich die Krankheit auf alle die Orte fort, wohin die Truppen gingen, nach Malta, Sicilien, Gibraltar, Portugal, Spanien; am heftigsten aber wüthete sie in England selbst. Zuerst bemerkte man sie unter den irländischen Truppen; von diesen ging sie im J. 1801 nach England über, und von hier aus wurde sie fast allen andern Heeresabtheilungen mitgetheilt. Von der Armee ging das Uebel auf's Volk über und bald wüthete es im ganzen Lande. Noch im J. 1818 ergriff es in einem öffentlichen Arbeitshause 150 Erwachsene auf einmal, erreichte aber in diesem Jahre sein Ende. In Italien, wo diese Krankheit vom Jahre 1801—13 herrschte, nahm sie ihren Gang von Livorno und der Insel Elba aus, kurze Zeit nachdem 1801 französische Truppen, aus Aegypten zurückkehrend, auf den genannten Punkten gelandet waren. In den J. 1813—1815 verbreitete sich in den Heeren der Verbündeten in Deutschland, Frankreich, Holland, Belgien, Schweden und Norwegen eine Augenseuche, die, allen Erscheinungen zufolge, mit der oben erwähnten ä. n A. identisch war, und obgleich sie nicht auf allen Punkten in gleichem Grade ausbrach, doch hier und da so überhand nahm, daß während der Dauer der beiden Feldzüge von 1813 — 1815 gegen 30,000 Krieger von ihr ergriffen wurden. Besonders war es das

preußische Heer, und unter ihm das Corps des Generals York, und die Landwehren, welche fürchterlich von diesem Uebel heimgesucht wurden. Die österreichische Armee, obgleich sie in mehren Feldzügen mit der französischen Armee und namentlich mit Truppentheilen derselben zusammentraf, welche in Aegypten gewesen waren, und dort an dem Augenübel gelitten hatten, blieb lange Zeit davon verschont und erst in der neueren Zeit haben sich Spuren davon unter diesen Truppen gezeigt. Als in Mainz bloß die preuß. Truppen von der Seuche heimgesucht und die österreichischen verschont blieben, wurde eine amtliche Untersuchung angestellt, aus der sich ergab, daß die preußischen Truppen einen bei weitem schwereren u. mühevolleren Dienst als jene hatten, und bei einer schlechteren Beköstigung weit größeren Anstrengungen unterworfen waren. Noch 1833 und 1834 wüthete die Krankheit arg unter den belgischen Truppen, so daß Tausende auf einem oder auf beiden Augen erblindeten; jetzt aber scheint sie unter den Fittigen eines lange dauernden u. ungestörten Friedens ganz erloschen zu seyn. Ob sich das aus Aegypten übertragene Kontagium so lange erhalten habe und die letzte Epidemie in den Jahren 1813—15 nur Ausläufer desselben gewesen sey, oder ob sich die Krankheit aus sich selbst erzeugen könne, scheint noch nicht ausgemacht. Jedenfalls aber hat an der Entstehung und Verbreitung derselben die neuere Art Krieg zu führen, die bei weitem größeren Mühseligkeiten, Strapazen und Entbehrungen, denen der Soldat ausgesetzt ist, die Einführung des Bivouaquirens der Armeen im Freien u. s. w. den größten Antheil. Schon die oben erwähnte Exemtion der österreichischen Truppen, so wie der Umstand, daß selten ein Offizier von dem bösartigen Uebel befallen wird und nur ein paar Fälle existiren, wo Militärärzte daran gelitten haben, dient dieser Annahme zur Unterstützung.

In der Regel befällt die ägypt. Augenentzündung junge, gesunde, kräftige Individuen u. ergreift gewöhnlich beide Augen zugleich, selten eines allein. Sie durchläuft mehre Stadien. Im ersten Grade hat sie große Aehnlichkeit mit einer katarrhalischen und wird gewöhnlich vom Kranken und Arzt dafür gehalten. Sie beginnt gegen Abend mit dem Gefühl von Druck in der Augenbrauengegend; auch glaubt der Kranke, Sand in den Augen zu haben. Die Augen werden trübe, matt, lichtscheu, bekommen ein wässeriges Ansehen, thränen periodisch; der Kranke kneift die Augenlider zusammen und ist sehr geneigt, die Augen zu reiben. Die Bindehaut erscheint wie bei einer katarrhalischen Augenentzündung, mäßig geröthet; auch nießt der Kranke öfters und es fließt eine klare Feuchtigkeit aus Augen und Nase ab. Des Morgens beim Erwachen sind die Augenlider nach den Augenwinkeln zu mäßig mit Schleimkrusten verklebt. Augenlidränder und Bindehaut sind lebhafter geröthet, als bei der katarrhal. Augenentzündung. Die Dauer dieses Grades der Krankheit ist sehr verschieden; bisweilen geht er in wenigen Stunden in den zweiten über, bisweilen aber dauert er mehre Tage und dann pflegt der Nachlaß, welcher sich des Morgens einstellt, so vollkommen zu seyn, daß der Kranke den Tag über seine Geschäfte verrichten kann. Mit dem Eintritt des zweiten Grades der Krankheit nehmen alle Erscheinungen bedeutend zu, besonders aber die Schleimabsonderung, die Lichtscheu, Schmerzen, die sich über die ganze Seite des Kopfes verbreiten; dabei schwillt die Bindehaut des Auges an und bildet einen dunkelrothen Wulst, und selbst die Regenbogenhaut wird in Mitleidenschaft gezogen. Die Dauer dieses Grades ist nicht bei allen Kranken gleich; er kann aber Wochen und Monate währen. Im dritten Grade erreichen alle Erscheinungen ihre höchste Entwickelung. Die Schmerzen werden fürchterlich, der ganze Augapfel schwillt an, und das obere Augenlid hängt wie eine große welsche Nuß, ja wie ein Hühnerei, über das untere herab, die Kranken bekommen Fieber, phantasiren. Oft verläuft dieses Stadium sehr schnell, und der Augapfel wird vernichtet, oft aber bleiben, wenn er auch erhalten wird, Nachkrankheiten zurück. Specifica gibt es gegen diese Krankheit nicht und sie muß den jedesmaligen Umständen gemäß behandelt werden. Vergl. Gräfe, Die epidemisch-kontagiöse Augenentzündung Aegyptens (Berlin 1823); Eble, Ueber die in der belg. Armee herrschende Augenentzündung (Wien 1836); Jäger, Die ägypt. Augenentzündung (Wien 1840); Gobée, Die ägypt. kontag. Augenentzündung (Leipzig 1841).

Aegyptische Expedition der Franzosen. Das kühnste Unternehmen Napoleons, kühner selbst — oder doch wenigstens abenteuerlicher — als sein Völkerzug nach den russischen Wäldern, ist die Expedition nach Aegypten. Beide aber bezeichnen neue Lebensepochen der Menschheit; jener legte den Grund zu Europa's Freiheit; diese weckte schon zwei Jahrzehnte vorher den Osten aus Jahrhunderte langer Lethargie und setzte ihn in lebensvolle Wechselwirkung zum Abendlande. Die Wissenschaft und Kunst wird sich der ägyptischen Expedition stets dankbarer erinnern, als jener nordischen Wanderung, die ihr, wenigstens unmittelbar, nichts gebracht, nichts geöffnet hat, während jene die längst ersehntesten Gärten der Hesperiden erschloß. Gleich nach Abschluß des Friedens von Campo Formio (17. Okt. 1797) bemerkte man in den Häfen Frankreichs außerordentliche Rüstungen. Die Welt glaubte, was das Direktorium aussprach, es gelte der Eroberung Englands, und richtete erwartungsvolle Blicke auf den Kanal, der die Meerbeherrscherin von der jungen Tyrannin des Kontinents trennte. Aber sie sah sich getäuscht, weil sie nicht ahnete, daß man von Frankreich aus über Aegypten durch Indien nach England kommen könne. Dies aber war der Plan des Mannes, dem wahrscheinlich ebenso die Idee der Expedition gehörte, wie ihm die Ausführung derselben übertragen ward. Am 8. Mai erschien Bonaparte unerwartet in Toulon, musterte die Truppen, und versprach ihnen, ohne den Schauplatz des neuen Kampfes zu nennen, „daß nach der Rückkehr von der bevorstehenden Expedition jeder Soldat so viel Eigenthum besitzen sollte, daß er 6 Morgen Land sich kaufen könne". Am meisten Befremden erregte die Menge von Gelehrten, Künstlern, Handwerkern und Arbeitern aller Art, die sich an das 20,000 M. starke Heer in Toulon anschlossen. Man bedachte nicht, daß Alexanders d. Gr. Züge am Ende des 19. Jahrh. christlicher Zeitrechnung wieder von Neuem erlebt werden sollten. Schon

am 20. Mai segelte die Flotte, bestehend aus 13 Linienschiffen, 8 Fregatten und über 300 Transportschiffen, ab, wandte sich nach verschiedenen Häfen Italiens, zog die dort bereitstehenden Verstärkungen an sich und erschien, bis auf 40,000 Mann Kriegstruppen verstärkt, am 9. Juni vor Malta. Außer dem Oberbefehlshaber und dem Admiral Brueys befanden sich auf ihr Desaix, Berthier, Kleber, Reynier, Murat, Junot, Davoust, Marmont, Belliard, Lannes, Duroc, Eugen Beauharnais u. A. Der Großmeister der Malteser, Baron v. Hompesch, ward von Bonaparte um die Erlaubniß, Wasser einzunehmen, ersucht. Die Verweigerung entschied Malta's Schicksal. Am andern Morgen waren die Franzosen auf allen Punkten der Insel gelandet und am Abend Meister derselben. Am 17. segelte die Flotte mit Zurücklassung einer Besatzung von 4000 Mann nach Alexandria. Ein Tagesbefehl gebot dem Heere Schonung gegen die Religion der Mohammedaner und die Sitten der Aegypter. Am 1. Juli war die Rhede von Alexandrien erreicht, in der folgenden Nacht schon die Landung der Truppen vollbracht, und am 2. Juli die mit Mameluken und Arabern besetzte Stadt im Sturm genommen. Darauf erfolgte die weitere Ausschiffung und die Flotte legte sich auf der Rhede von Abukir vor Anker. Der Eroberer proklamirte das Ende der Mameluken-Herrschaft. Vergebens suchten die beiden mächtigen Bei's, Murad und Ibrahim, das Vorrücken desselben gegen Kairo aufzuhalten. Ersterer zog sich, beim Dorfe Chebreisse geschlagen, in ein verschanztes Lager beim Dorfe Embabey in der Nähe der Pyramiden zurück, wo auch Murad-Bei mit 6000 Mann Kavalerie, einigen tausend Mann Infanterie und 38 Kanonen den Feind erwartete. Napoleon erschien am 21. Juli vor den Verschanzungen; das Lager ward erstürmt, die Bei's flüchteten sich in die Wüste und nach Oberägypten. Kairo ergab sich am 22. Juli. Unterdessen hatte Nelson, nach langem, vergeblichem Suchen, die französische Flotte bei **Abukir** (s. d.) gefunden und vernichtet (1. August 1798). In Kairo empörten sich die Einwohner, viele Franzosen, besonders Gelehrte und Künstler, wurden ermordet; es kam am 23. und 25. Septbr. in der Stadt zum blutigen Kampfe. Aber Bonaparte stellte die Ruhe wieder her, ordnete die Verwaltung Aegyptens nach franz. Grundsätzen und marschirte (Febr. 1799) mit 15,000 Mann gegen Syrien, von wo ihn der Pascha **Ahmed von Acre** bedrohete. Nach dem Falle des Forts **El Arisch** in der Wüste, **Gaza's** und **Jaffa's** (6. März) langte er am 18. März vor **St. Jean d'Acre** an. Pest u. Hungersnoth im Lager, ein drohendes feindliches Heer — das bei Esdrelon zwar zurückgeschlagen, aber nicht vernichtet wurde — im Rücken, vor Allem aber die Heftigkeit, mit welcher aus der Festung alle Stürme zurückgeschlagen wurden, und die Umsicht, mit welcher **Sidney Smith** die ganze Vertheidigung leitete, endlich die Besorgniß vor neuen engl. Landungen nöthigten ihn, nach 2 Monaten die Belagerung (20. Mai) aufzugeben. Nach einem mühseligen Marsche von 26 Tagen langte das auf 8000 Mann geschmolzene Heer in Kairo an. Bald darauf erschien eine türkische Flotte in der Bucht von Abukir mit 18,000 Mann unter Mustapha Pascha. Zwischen Alexandria und Abukir trat ihm Bonaparte (25. Juli) entgegen. Der Pascha mit seinem Gefolge und der ganzen Artillerie ward gefangen; 2000 Türken ertranken im Meere; der geflüchtete Rest mußte sich in Abukir ergeben. Bonaparte's Herrschaft in Aegypten war auf's Neue befestigt. Da rief ihn Frankreichs bedenkliche Lage von dem Schauplatze ab, der ohnehin seit dem Schlage bei Abukir für die Ausführung seiner großen Pläne nicht mehr geeignet erschien. Vom Wind und Glück begünstigt, landete er nach kurzer Fahrt in Ajaccio und bald darauf (9. Okt.) in Frejus. Ein zurückgelassener Tagesbefehl übergab den Oberbefehl des ägyptischen Heeres an **Kleber**. Die Lage der Armee wurde aber täglich bedenklicher. Klebers Glück und Umsicht versprachen gleichwohl einen glücklichen Ausgang der Expedition. Am 20. März 1800 schlug er bei Matariah (Heliopolis) den Großwessir, verstärkte mit neuen Regimentern aus Kopten u. Griechen seine Armee, erhob Steuern zur Bezahlung des Soldes, sicherte die Küsten und legte Magazine an. Aber mitten in dieser Thätigkeit ward er von einem Türken in Kairo ermordet (14. Juni). Der Oberbefehl kam an Menou. Unterdessen hatte man in England neue Maßregeln zur Eroberung Aegyptens ergriffen. Am 1. März erschien die englische Flotte vor Alexandria; am 21. erfolgte zwischen Abukir u. Alexandria eine Hauptschlacht. Menou ward geschlagen; aber auch der englische General Abercrombie (s. d.), tödtlich verwundet, starb am 28. und Hutchison trat an seine Stelle. Zu gleicher Zeit landete eine neue türkische Flotte u. der Großvesir bedrohte von Syrien her Kairo. Unkluger Weise theilte Menou sein ohnehin schwaches Heer, und konnte nun an keiner Stelle Widerstand leisten. Kairo, welches Belliard mit 6000 Bewaffneten gegen 45,000 Belagerer nicht halten konnte, mußte kapituliren. Belliard erhielt freien Abzug mit Waffen und Gepäck, und wurde auf Kosten Englands nach Frankreich eingeschifft, indem auch eingeborenen Aegyptern, ihm zu folgen, erlaubt war. Etwa 13,000 Mann, worunter kaum 4000 Bewaffnete, wurden am 17. August zu Rosette eingeschifft und kamen im Septbr. zu Toulon an. Am 2. Septbr. kapitulirte auch Menou in Alexandrien, nachdem der französische Admiral Gantheaume vergeblich versucht hatte, ihm Hülfe zuzuführen, und bereits das Kastell Marabeau in den Händen der Engländer war. Auch ihm wurden dieselben Bedingungen, wie dem General Belliard, zugestanden. Mit 8000 Mann Soldaten, 1300 Matrosen u. dem größten Theile der wissenschaftlichen und alterthümlichen Sammlungen kam er im November 1801 in Frankreich an, nachdem bereits im Oktober der Präliminarfriede zu London geschlossen war.

Als Länder-Eroberungszug und als Versuch, Englands Herrschaft an einer wunden Stelle anzugreifen, war die ägyptische Expedition ein verunglücktes Unternehmen; aber auf dem Gebiete des Wissens sind niemals größere Eroberungen gemacht worden, als mit Hülfe der französischen Bajonette in Aegypten. Was Barbarei oder Eigennutz den Blicken der Forscher entzogen hatten, das war jetzt den, die Expedition begleitenden Gelehrten und Künstlern zugänglich geworden. Die

ägyptische Baukunst entfaltete sich in ihrer ganzen Größe, und der Schleier lüftete sich, der bisher über einem großen Theile der Geschichte, der Sitten, der Wissenschaft und Geographie dieses Landes ruhete. Das alte Denderah, Theben, Latopolis, Edfu stellten sich mit ihren Tempeln, Palästen, Ruinen, Obelisken und Katakomben den Untersuchungen des Gelehrten und dem Auge des nachbildenden Künstlers dar. Früher ahnete Niemand den Schatz von Papyrusrollen, die sich in den Katakomben der Thebaide fanden, und selbst die bewunderten Denkmäler ägyptischer Kultur, Macht und Größe waren früher unbekannt. Wie wenig die Beschreibungen und Abbildungen der früheren Reisenden, selbst der besten, z. B. Pococke's und Nordens, eine würdige Idee der dortigen Monumente zu geben im Stande waren, kann jetzt Jeden die Vergleichung der vor und der nach der französischen Expedition erschienenen Werke lehren. Die Reise von Denon, Voyage dans la basse et haute Egypte, Paris 1802, läßt schon alle frühern Werke weit hinter sich; aber sie war nur Vorläuferin des Werkes, das in der Literatur ebenso großartig ist, als in der Kunst die Gebäude, welche zum Theil dessen Inhalt bilden, der Déscription de l'Egypte, ou recueil des observations et des recherches pendant l'expedition de l'armée française (25 Bände mit mehr als 900 Kupfern und über 3000 Abbildungen). Das Ganze hat drei Hauptabtheilungen: I. Alterthümer, II. neuerer Zustand, III. Naturgeschichte Aegyptens. Sämmtliche Aufsätze der zahlreichen Mitarbeiter wurden vor ihrer Aufnahme der Prüfung einer Kommission unterworfen, die aus Berthollet, Costaz, Conté, Desgenette, Fourier, Girard, Mange Conte, Laurent, und (nach dem Tode der beiden Letztern) Jomard und Jallois bestand, denen nachher noch Delille und Devilliers beitraten. Napoleon ließ nur wenige Exemplare abziehen: aber 1821 wurde dem Buchhändler Panckoucke in Paris erlaubt, eine neue Auflage zu veranstalten und zu dieser die kostbaren Kupferplatten der ersten Auflage zu benutzen. Vgl. Aber, Histoire de l'expedition d'Egypte et de Syrie, Paris 1826; Schneidawind, Geschichte der Expedition der Franzosen nach Aegypten 2c., 3 Thle., Zweibrücken 1830 f., u. Histoire scientifiq. et milit. de l'exped. fr. en Egypt., Thl. 1—12., Paris 1830. An das französische Hauptwerk schloß sich würdig an: Hamilton, Remarks on several parts of Turkey. Vol. I. Aegyptiaca, Lond.. 1809.

Aegyptus, Sohn des Belos und der Anchinoë (oder Anchiroë), Enkel des Poseidon und der Libya, Bruder des Danaus und (nach Euripides) des Cepheus und Phineus, König von Arabien und Aegypten. Von vielen Frauen wurden ihm 50 Söhne, wie seinem Bruder Danaus 50 Töchter geboren, zwischen welchen eben so viel Wechselheirathen gestiftet wurden; s. Danaiden.

Aehnlichkeit, im Allgemeinen die Uebereinstimmung mehrer Dinge nach mehren oder den meisten ihrer Merkmale, im Unterschiede von der Gleichheit oder der völligen Uebereinstimmung mehrer Dinge nach allen ihren Merkmalen. Je weniger wesentlich die übereinstimmenden Merkmale an den Dingen sind, desto zufälliger ist ihre A. Unmittelbar in die Augen fallend ist A. nur an gleichartigen Dingen, an nicht gleichartigen läßt sie sich nur auf die Weise darlegen, daß man dieselben zu einander in vermittelnde Beziehungen setzt, und es ist insbesondere Sache des Witzes u. Scharfsinns, so selbst an den heterogensten Gegenständen verborgene A.en aufzufinden. Der Begriff der A. ist vornehmlich in den Naturwissenschaften und in der Mathematik von Bedeutung. Die Naturbeschreibung geht bekanntlich bei der Klassifikation der in ihren Bereich gehörigen Gegenstände von deren A. oder der im Bau ihrer Organe sich kundgebenden Uebereinstimmung aus; die physiologischen und physikalischen Wissenschaften aber suchen mit Hülfe der zwischen den Aeußerungen der verschiedenen Naturkräfte Statt findenden A. (Analogie, s. d.) in die allgemeinern Naturgesetze einzubringen. Die A. durch Fortpflanzung und gleiche Abstammung, wie sie sich unter Volks- und Stammgenossen, Familiengliedern und besonders zwischen Aeltern und Kindern zeigt, ist ein sehr bekanntes, wiewohl noch nicht genau ermitteltes Gesetz des Naturlebens, das der Mensch bei der Viehzucht, dem Land- und Gartenbau durch Racenverbesserung und Veredlung der Gewächse vielfach zu seinem Nutzen auszubeuten gelernt hat. In der Mathematik versteht man unter A. die Uebereinstimmung von Figuren u. Körpern hinsichtlich ihrer Form und ohne Rücksicht auf ihre Größe. Die Lehre von der A. spielt hier eine ebenso wichtige Rolle, als die von der Gleichheit und die von der Kongruenz, wovon die erstere nur einerlei Größe, die andere aber Uebereinstimmung der Größe u. der Form fordert. Das Zeichen der Gleichheit ist $=$, das der Aehnlichkeit $\backsim$, das der Kongruenz $\cong$ (gleich und ähnlich). In den Begriffen gleich, ähnlich und kongruent liegen alle Urtheile, welche die Geometrie bei Vergleichung von räumlichen Ausdehnungen fällen kann; die Arithmetik dagegen urtheilt nur nach kleiner, gleich und größer, so daß in den Schematen $a = b$, $a > b$ (a größer als b) und $a < b$ (a kleiner als b) alle Urtheilsweisen dieser, in den Schematen $a \backsim b$, $a = b$, $a \cong b$ alle Urtheilsweisen jener Lehre liegen. Die Geometrie lehrt, daß ebene Figuren einander ähnlich sind, wenn alle Seiten der einen mit den entsprechenden (ähnlich liegenden) Seiten der andern in Bezug auf ihre Größe in einem und demselben Verhältnisse stehen, so daß, wenn eine Seite der einen Figur 2-, 3-, 4- 2c. mal größer ist, als die entsprechende der andern Figur, auch jede der übrigen Seiten in der einen Figur 2-, 3-, 4- 2c. mal größer seyn müssen, als die entsprechenden in der anderen Figur. Man fängt in der Geometrie mit den Dreiecken als den einfachsten Figuren an und weist nach, daß zwei Dreiecke einander ähnlich sind, wenn 1) alle Winkel gleich sind, 2) ein Winkel in beiden derselbe ist und die diesen Winkel einschließenden Seiten proportionirt sind, d. h. in demselben Größenverhältniß stehen, 3) alle Seiten proportionirt sind, u. 4) zwei Seiten proportionirt sind und der der größeren Seite gegenüberliegende Winkel in beiden derselbe ist. Da sich nun jede geradlinige Figur in Dreiecke zerlegen läßt, so ist man im Stande, auch deren A. darzuthun. Man gelangt auf diese Weise leicht

zu dem Resultat, daß alle geradlinigen Figuren einander ähnlich seyn müssen, wenn 1) die Zahl ihrer Winkel und Seiten dieselbe, 2) die entsprechenden Winkel einander gleich und 3) die diese Winkel einschließenden Seiten proportionirt sind. Daher sind alle regelmäßigen Vielecke von gleicher Seitenzahl einander ähnlich. Weiter kann man daraus ableiten, daß auch alle Kreise ähnliche Figuren seyn müssen, weil sie als regelmäßige Vielecke von unendlich großer Seitenzahl betrachtet werden können. Gleicherweise sind alle Parabeln (s. d.) einander ähnlich, denn sie werden, wie der Kreis, durch eine einzige gerade Linie, den Parameter (s. d.), bestimmt, wogegen Ellipsen nur dann einander ähnlich sind, wenn die beiden Axen einerlei Verhältniß zu einander haben. Aus der A. können wir auch auf den Inhalt geradliniger Figuren schließen, insofern sich die Flächeninhalte ähnlicher geradliniger Figuren wie die Quadrate ähnlich liegender Seiten verhalten. Aehnliche Körper heißen solche, welche von einer gleichen Anzahl der Reihe nach ähnlichen, zu einander gleich geneigten, ebenen Figuren in derselben Ordnung begrenzt sind. Aehnliche Cylinder oder Kegel sind solche, deren Axen dieselbe Neigung gegen ihre Grundflächen und einerlei Verhältniß gegen die Radien ihrer Grundflächen haben. Aehnliche Prismen u. Pyramiden sind solche, deren Grundflächen ähnliche Figuren sind, deren Seitenflächen mit den Grundflächen gleiche Neigungswinkel bilden und deren Höhen sich wie die ähnlich liegenden Seiten der Grundflächen verhalten. Alle Kugeln sind wie alle Kreise einander ähnlich. Aehnliche Cylinder und Kegel verhalten sich, ihrem Inhalte nach, wie die Würfel der Halb- und Durchmesser ihrer Grundflächen. Aehnliche Prismen und Pyramiden verhalten sich, ihrem Inhalte nach, wie die Würfel ähnlich liegender Seiten.

Aehrchen (spicula, locusta), in der Botanik entweder die vom Balge (gluma) eingeschlossene Blume der Gräser, oder die kleinen, auf einem fadenförmigen Blumenstiele gedrängt stehenden Blumen der grasähnlichen Gewächse, wie beim Cypergras (Cyperus).

Aehre (Hachel), im Allgemeinen die samenhaltige Spitze des Grashalmes, besonders der Getreidearten; in der Botanik (Spica) derjenige Blüthenstand, wo viele ungestielte, oder sehr kurze Blüthen an einem gemeinschaftlichen Stiel (Spindel) der Länge nach beisammen stehen, wie beim Roggen, Weizen, Windfahnenstraußgras (Agrostis spica venti) 2c. Taube Aehren sind solche, die keinen Fruchtsamen enthalten.

Aehrenlese, 1) das Aufsuchen der bei der Ernte auf dem Felde liegen gebliebenen Aehren, womit arme Leute sich einen kleinen Erwerb zu verschaffen pflegen. Schon Moses (3 Mos. 23, 22) gebot: „Wenn ihr euer Land erntet, sollt ihr's nicht gar auf dem Felde einschneiden, auch nicht Alles genau auflesen, sondern sollt es den Armen u. Fremdlingen lassen". Gleichwohl eifern viele Verwaltungsbeamten gegen alles Aehrenlesen, u. manche Landwirthe gestatten es unter keiner Bedingung, weil es die Felddieberei begünstige, die liegen gebliebenen Aehren dem Weidvieh wegnehme und noch überdies gerade in der nothwendigsten Zeit viele Hände, die sonst arbeiten würden, der Ernte entziehe. In Rücksicht auf den ersten Vorwurf verbieten mit Recht die Gesetzgebungen das Aehrenlesen vor der völligen Aberntung des Feldes; unmenschlich aber wird es genannt werden müssen, wenn der Grundbesitzer auch später noch alte und schwächliche Personen oder Kinder, die, zu anstrengender Arbeit unfähig, durch die A. einen mäßigen Erwerb für ihre Nothdurft suchen, zu Gunsten seines Viehes vom Acker vertreibt. — 2) A., Spicilegium, Gedicht- oder Sentenzen-Sammlung, auch s. v. a. Nachlese.

Aelia Capitolina, s. Jerusalem.

Aelianus, 1) der Taktiker genannt, griechischer Schriftsteller, der um 98—138 nach Chr. zu Rom lebte und Verfasser zweier Schriften ist: „Ueber die Schlachtordnung der Griechen" und „Ueber die Aufstellung der Seetreffen", welche für die Kenntniß der griech. Kriegskunst von Wichtigkeit sind. Ausg. von F. Robortell, Vened. 1554; Sixt. Arcerius, 1613; franz. von Bouchand de Bussy, Par. 1757, deutsch von A. H. Baumgärtner, in der Sammlung der griech. Kriegsschriftsteller, Mannh. 1779, und besonders das. 1786.

2) Claudius, der Sophist, aus Präneste bei Rom, geb. um 220, lebte zu Rom und verfaßte in griech. Sprache zwei auf uns gekommene Schriften: die von Späteren in 14 Bücher getheilten „Vermischten Geschichten" (Variarum historiarum l. XIV.), eine planlos gemachte Excerptensammlung, worin Anekdoten verschiedener Art, geschichtliche, antiquarische, biographische u. andere Notizen aus ältern, meist untergegangenen Schriften zusammengetragen u. meist in treuherzigem, bisweilen aber auch im Tone des Zweiflers in wenig korrekter, aber leichter Form vorgetragen sind, und die „Siebzehn Bücher der Thiergeschichten" (Historiae animalium l. XVII.), eine ähnliche ordnungslose Sammlung von Erzählungen aus dem Thierleben, durch welche die moralisch-religiöse Tendenz hindurchgeht, die Macht der Götter in der Thierwelt nachzuweisen und in letzterer selbst dem Menschen ein Muster aufzustellen. Beide Sammlungen, die Einige zwei verschiedenen Verfassern zutheilen, sind wegen der in ihnen enthaltenen Notizen aus verlorenen Schriften von Interesse. Außerdem tragen noch „Zwanzig Briefe über ländliche Gegenstände" Aelians Namen, ob mit Recht, ist schwer zu entscheiden. Ausg. der Var. hist. von C. Peruscus, Rom 1545, 4.; J. Scheffer, Straßb. 1647; J. Kühn, das. 1685; mit Kommentar von J. Perizonius, Leiden 1701; A. Coray, Par. 1805: der Hist. animalium von A. Gronov, Lond. 1744; F. G. Schneider, Leipz. 1784, 2 Bände; F. Jacobs, Jena 1832. Drei Briefe finden sich in Manutius' Collect. Epist. Graec., Vened. 1499.

Aemilia Juliana, Gemahlin des Grafen Albert Anton zu Schwarzburg-Rudolstadt, geborene Gräfin von Barbi, geb. 1637, † 1706; Verfasserin werthvoller geistlicher Lieder, z. B. der Lieder: „Ich bin in Allem wohl zufrieden"; „Herr, mein Gott, lehre mich stets meine Tage zählen"; „Wer weiß, wie nahe mir mein Ende". Ihr „Geistlicher Brautschatz der Freundin des

Lammes", gedruckt 1714, war ein zu seiner Zeit beliebtes Erbauungsbuch.

Aemilianus, 1) Cajus Julius, römischer Kaiser im J. 253, von Geburt ein Maure. Im röm. Heere zu den höchsten Stellen aufgestiegen, wurde er in genanntem Jahre von den Soldaten zum Kaiser ausgerufen, von ebendenselben aber nach 4 Monaten ermordet. Aus seiner kurzen Regierung haben sich Münzen erhalten, auf welchen sein Name und Bildniß mit den Attributen des Hercules und des Mars ultor erscheint. — 2) Einer der sogenannten 30 Tyrannen zur Zeit des Kaisers Gallienus (259—268 n. Chr.), erhob sich in Aegypten, wurde aber auf Gallienus Befehl im Kerker erdrosselt.

Aemilius Paullus, 1) L., tapferer römischer Feldherr, Konsul in den J. 219 und 216 v. Chr., triumphirte über die Illyrier, kämpfte dann mit seinem Amtsgenossen, dem Konsul Terentius Varro, gegen Hannibal und fiel 216 in der wider seinen Willen begonnenen unglücklichen Schlacht bei Cannä. Sein Sohn — 2) L., mit dem Beinamen Macedonicus, war dem Vater in Tapferkeit und edler Gesinnung ähnlich und Konsul in den Jahren 182 und 168 v. Chr., vernichtete den macedon. König Perseus in der Schlacht bei Pydna (168) u. brachte eine so reiche Beute in den Staatsschatz, daß seitdem die regelmäßige Steuer für die Bürger aufhörte. Häusliches Unglück verbitterte ihm den ihm zuerkannten Triumph, indem einer seiner Söhne wenige Tage vor, der andere kurz nach diesem Siegesfeste starb. Ein anderer Sohn war der Adoptivsohn des Scipio Africanus und erlangte nachmals als Scipio Africanus der Jüngere einen berühmten Namen.

Aeneas, Sohn des Anchises und der Göttin Aphrodite, Verwandter des Priamus von Troja, dem er seine Dardaner aus dem Idagebirge zuführte, wie ein Gott im Volke der Troer geehrt, gerüstet mit Weisheit und Kraft. Gleich einem Löwen umkreist er schützend den gefallenen Freund Pandarus. Der tapfere Kreter Idomeneus erbebt vor ihm. Von Diomedes mit schwerem Feldstein an der Hüfte getroffen, sinkt er nieder; vergebens schirmt ihn Aphrodite, auch sie wird verwundet; aber Apollo trägt ihn in seinen Tempel auf Pergamus heiliger Höhe und pflegt ihn daselbst. Dem gefahrvollen Kampfe mit Achilles entreißt ihn Poseidon, denn der fromme Held wird von den Göttern geliebt und er und sein Geschlecht ist bestimmt, nach dem Untergange des den Göttern verhaßten Priamus und dessen Hauses über Troja zu herrschen. So weit Homer. Spätere und mit ihnen Virgil in der Aeneide führen den Mythus weiter aus. Als A. Troja verloren sieht, rettet er die kleinen Bilder seiner Hausgötter, übergibt sie seinem Vater Anchises und verläßt, den alten Vater auf dem Rücken tragend, an der Hand sein Weib Creusa und sein Söhnlein Ascanius führend, die brennende Stadt; in der Verwirrung wird Creusa von ihm getrennt und kommt um. Im Gebirge sammelt er die Flüchtlinge, bemannt mit ihnen 20 Schiffe und segelt von Antandros ab, zuerst nach Thracien, wo er Aenu und Aenea gründet, dann nach Delos und Kreta. Dort will er sich niederlassen, aber die Pest verjagt ihn; sein Geschick führt ihn weiter. Bei Actium feiert er dem Apollo Spiele, in Epirus begegnet er dem Priamiden Helenus, der ihm seine ferneren Schicksale weissagt. Dessen Warnungen folgend, meidet er glücklich die Scylla und Charybdis, landet in Sicilien am Vorgebirge Drepanum, wo sein Vater stirbt. Von Aeolus, auf Befehl der feindlichen Juno, durch Sturm nach Karthago verschlagen, wird er von der Königin Dido (Elisa) freundlich aufgenommen und gewinnt deren Liebe. Aber Jupiter gebietet ihm, damit er sein ferneres Geschick erfülle, heimlich zu entfliehen, und die Getäuschte gibt sich den Tod in den Flammen. A. gelangt darauf nach Sicilien zu Acestes, der gleichfalls aus Troja stammt, und feiert dort Leichenspiele, den Manen seines Vaters zu Ehren. Um ihn an der Fortsetzung der beschwerlichen Fahrt zu hindern, zünden die trojanischen Frauen die Schiffe an, 4 davon verbrennen, die übrigen rettet Jupiter durch Regenguß. Nun läßt A. Frauen und Greise in dem von ihm erbauten Acesta zurück und wendet sich nach Italien. Bei Cumä führt ihn die Sibylle durch den Schlund des Avernus in die Unterwelt; bei Cajeta, wo er seine Amme beerdigt, und der Wohnung der Circe vorbei, segelt er in die Mündung der Tiber ein und landet am östlichen Ufer, im laurentinischen Gebiete. Der König Latinus bietet ihm seine Tochter Lavinia zur Gemahlin, aber deren Mutter, Amata, widerstrebt auf Anstiften der Juno, und reizt den König der Rutuler, Turnus, zum Kampfe wider die Fremdlinge. A. findet Zuflucht bei Evander am palatinischen Berge, und ausgerüstet mit herrlichen Waffen, die ihm Vulkan auf Bitten der Venus geschmiedet, erlegt er, unter den Mauern von Lavinium, am Flusse Numicus den Turnus und den Etrusker Mezentius. Nach Ovid verschwand A. selbst in dieser Schlacht, man wußte nicht, ob er erschlagen worden, oder im Flusse ertrunken sey; er wurde unter die Götter aufgenommen, und im heiligen Haine und einer Kapelle an jenem Flusse als Jupiter indiges, einheimischer oder Stammgott, verehrt. Auch zu Aenea in Thracien, an der Mündung des Axius, wurde er hochverehrt. Sein Sohn von der Lavinia, A. Sylvius, wurde Stammvater der Könige von Albalonga, und Ascanius, sein älterer Sohn von der Creusa, der Erbauer von Albalonga. So war A. Sylvius der Ahnherr des ersten römischen Königs, wie Ascanius der des julischen Geschlechts und dadurch des ersten römischen Kaisers. Historisch ist in dieser Sage nur die Wanderung vertriebener Teukrer nach dem Westen, Sicilien und Italien. Wahrscheinlich war A. der heimische Flußgott der Auswanderer, Aenios, der die Gebirgsgegend Aenea durchströmt, daher Sohn des Anchises, des Ergießers, und der Göttin des feuchten Elementes, Aphrodite, im quellenreichen Idagebirge geboren u. dort von den Nymphen erzogen, und Vater des Ascanius, der vom askanischen See benannt ist; auch mehre seiner Gefährten sind Flußgötter, wie Achates, Caicus und Orontes.

Aeneas, der Taktiker, [wahrscheinlich eine Person mit A. Stymphalius, dem Feldherrn der Arkadier in der Schlacht bei Mantinea 361 v.

Chr., einer der ältesten Kriegsschriftsteller. Von dem vollständigen System der Kriegskunst seiner Zeit, welches er entwarf, hat sich, außer wenigen Fragmenten von den andern, nur das eine Buch von der Belagerungskunst erhalten, eine für die Kenntniß der ältern Kriegskunst und in mancher andern historischen Hinsicht sehr wichtige Schrift. Ausgaben: von Casaubonus, als Anhang zum Polybius, von Jak. Gronov, ebenfalls mit dem Polybius, mit dem Kommentar des Casaubonus von J. C. Orelli, Leipz. 1818; in französischer Sprache erörtert von Graf von Beausobre, Paris 1757.

Aeneas Gazäus, aus Gaza in Palästina, plat. Philosoph, später Christ um's J. 484, Verfasser eines Dialogs „Theophrastus" von der Unsterblichkeit und Auferstehung, in griech. Sprache, der mehrmals in's Lateinische übersetzt und so von Kaspar Barth 1655 herausgegeben worden ist.

Aeneas Sylvius, 1) Sohn des Aeneas (s. d.); — 2) A. S. Bartholomäus Piccolomini, seit 1458 Papst unter dem Namen Pius II., s. Piccolomini und Pius.

Aenesidemus, skeptischer Philosoph, aus Gnossus auf der Insel Kreta gebürtig, hatte den alexandrinischen Skeptiker Heraclides zum Lehrer und lehrte zu Alexandrien in der zweiten Hälfte des letzten Jahrhunderts vor Christo. Er suchte die absolute, in der Natur der Dinge selbst begründete Unmöglichkeit, Etwas mit Sicherheit zu erkennen, darzuthun. Von der in's Einzelne gehenden Durchführung seiner Ansichten ist uns indessen nur Einiges bekannt, die Darstellung des Ungewißen und des Streites der Empfindungen unter einander, so wie die Zweifel gegen die Erkenntniß von dem ursachlichen Verhältnisse der Dinge. Da nach A. ein unveränderliches Wesen der Dinge, worauf die menschliche Erkenntniß sich richtet, deshalb nicht vorhanden und folglich auch nicht erkennbar ist, weil die Grundlagen alles Erkennens, die Empfindungen und Wahrnehmungen von den Dingen, nicht mit einander übereinstimmen und hinsichtlich desselben Gegenstandes verschieden und sich selbst widersprechend sind, so war es natürlich, daß er auf diesen letzten Grund seiner Ansicht eine besondere Aufmerksamkeit verwendete. Dies that er durch die Aufstellung der 10, in der Geschichte des Skepticismus berühmten Zweifelsgründe, welche von ihm, wenn auch nicht erfunden, doch weiter ausgebildet und geordnet worden sind. Ihr Inhalt ist in der Kürze folgender: 1) Die verschiedenen Thiere erhalten von einem und demselben Gegenstande verschiedene Empfindungen, und von diesen sind wieder die Empfindungen der Menschen verschieden; welche von den mannigfaltigen Empfindungen aber, durch welche ein Gegenstand den Menschen und Thieren erscheint, mit demselben als Ding übereinstimmen, ist ganz ungewiß. 2) Die Menschen unter einander sehen nach der unter ihnen bestehenden Verschiedenheit des Leibes und der Seele ein und dasselbe Ding ganz verschieden an und empfangen von ihm die verschiedensten Eindrücke. 3) Die Sinne des Menschen, z. B. das Auge und das Gefühl, weichen in ihren Wahrnehmungen von einander ab. 4) Zufällige Zustände, z. B. Krankheit, Hunger, Gemüthsbewegungen und andere persönliche Verhältnisse haben auf die Empfindungen und Vorstellungen des Menschen Einfluß und bringen Widerspruch in denselben hervor. 5) Dasselbe bewirken die Raumverhältnisse der Dinge, indem ein Gegenstand in der Nähe anders, als in der Entfernung erscheint. 6) Allen unsern Empfindungen und Wahrnehmungen ist etwas Fremdartiges, das nicht in dem Wesen der wahrgenommenen Dinge liegt und von der Eigenthümlichkeit des Vorstellenden oder von der Einwirkung anderer Dinge herrührt, beigemischt. Dem Gelbsüchtigen erscheint z. B. Alles gelb gefärbt. 7) Die Empfindungen erleiden durch die Menge, den Bau der Dinge und durch das Verhältniß ihrer einzelnen Theile zu einander vielfache Abänderung. So erscheinen die abgefeilten Theile des Silbers schwarz, in der Verbindung aber weiß. 8) Wir stellen uns Alles in Verhältnissen, theils zu dem Vorstellenden, theils zu dem Vorgestellten vor, unter besonderen Verbindungen, Zusammensetzungen, Vermischungen auf bestimmte Weise, welche von der Persönlichkeit des Vorstellenden abhängig ist. Nie erscheint uns ein Ding, wie es an sich ist. 9) Das Seltene empfinden und beurtheilen wir anders, als das Gemeine. 10) Unter den Menschen herrscht hinsichtlich der Erziehung, der Gewohnheiten und Gesetze eine große Verschiedenheit, und nach dieser richten sich wiederum ihre Vorstellungen, die in den wichtigsten Punkten von einander abweichen. — Man sieht aus diesen Sätzen, daß A. und seine Nachfolger das Ungewisse und Schwankende der Empfindung und sinnlichen Anschauung nebst den Quellen desselben ziemlich richtig erkannten; ihr Hauptfehler war nur, daß sie daraus die Unbeständigkeit alles Seyns und die unbedingte Unmöglichkeit, Etwas mit Gewißheit zu erkennen, folgerten, statt ihre gewonnenen Einsichten zu einer gründlichen und allseitigen Erforschung der Bedingungen und Gesetze menschlicher Erkenntniß zu benutzen. Für den Skepticismus beginnt mit A. aber eine neue Periode, indem sowohl durch diesen Philosophen selbst, als auch durch seine zahlreichen Schüler u. Nachfolger jene philosophische Denkweise weiter ausgebildet und verbreitet wurde. Von seinen Nachfolgern ist vorzüglich Sextus Empiricus zu nennen, welcher nebst Diogenes Laërtius uns zugleich die beste Auskunft über A. gibt. A. selbst schrieb mehre Schriften, z. B. pyrrhonische Betrachtungen, einen pyrrhonischen Grundriß, eine Abhandlung von der Forschung und gegen die Weisheit; dieselben sind jedoch sämmtlich verloren gegangen. — Großes Aufsehen erregte in neuerer Zeit die scharfsinnige, gegen Reinholds Elementarphilosophie gerichtete Skepsis, mit welcher Gottlieb Ernst Schulze unter dem Namen A. 1792 auftrat, und welche nicht bloß die von Reinhold versuchte Einheit der kritischen Philosophie in Anspruch nahm, sondern überhaupt die Möglichkeit, aus dem Begriffe die Realität der Objekte darzuthun, leugnete und den Skepticismus mit neuer Kraft auf das Gebiet der Spekulation zurückführte. S. Skepticismus und Schulze.

Aengstlichkeit, das Gefühl besorglicher Unruhe, die entweder nur als Gemüthszustand erscheint, oder auch in Reden und Handeln sich kund gibt. Als Affekt steigert sich die A. oft bis zur Angst, die ihr höchster Grad, aber eben deswegen, als Extrem, mehr vorübergehend ist; im Leben

dagegen gibt sie sich als übertriebene Zurückhaltung und Vorsicht, oder als Unsicherheit und sklavische Nachahmung kund. Ihre Quellen sind theils physischer Art: Hemmung der körperlichen Lebensfunktionen, namentlich das Angegriffensein des Sonnengeflechts, Unregelmäßigkeit des Herzschlages, Erschwerung des Athmens; theils geistiger: Erkenntniß oder Ahnung einer herannahenden Gefahr, verbunden mit dem Gefühle des Unvermögens, ihr zu begegnen, oder überhaupt das Gefühl des Mißverhältnisses zwischen unserer Kraft und den Ansprüchen, die an dieselbe gemacht werden. Die A. des Gemüthes hat meist jene in der Praxis zur Folge; aber sie wird oft grade durch das Handeln überwunden und nach und nach beseitigt.

Aenus, alte äolische Hafenstadt in Thracien, wahrscheinlich äolische Kolonie, östlich von der Mündung des Hebrus, nach Virgil eine Gründung des Aeneas. Nach den Perserkriegen, welche sie von der persischen Herrschaft befreiten, erscheint sie als eine freie Stadt, später unter macedonischer Hoheit, und nachmals als Gegenstand de Streites der Nachfolger Alexanders, denen sie als bedeutende Festung wichtig war. Die Römer erklärten sie nach der Einnahme Macedoniens wieder für frei, obwohl die Könige von Pergamus nach ihrem Besitz eifrig strebten. Sie erhob sich zu bedeutendem Wohlstande. Jetzt ist Enos ein unbedeutender Ort mit seichtem Hafen.

Aeolier, einer der Hauptstämme des griechischen Volks, der seinen Ursprung von Aeolus ableitete und von Thessalien ausging. Derselbe theilte sich bald in mehre kleinere Staaten, deren Gründer und Herrscher Abkömmlinge aus Aeolus Geschlecht waren. So herrschten des Athamas Nachkommen in Halos und in dem minyeischen Orchomenos, die des Cretheus in Jolcus, andere Aeoliden anderwärts; vom jüngern Aeolus (s. d.) leiteten die Bewohner von Pleuron und Calydon ihren Ursprung her, und auch die Böotier werden von den Meisten auf äolischen Stamm zurückgeführt. In der Folge verbreiteten sich die A. auch über andere Theile Griechenlands, besonders nach Akarnanien, Aetolien, Phocis und Locris, und über den Isthmus hinauf in den Peloponnes, so wie auf mehre der westlichen Inseln. Meist verschmolzen sie hier mit den Doriern. Nur in denjenigen Ländern, welche wie Arkadien und Elis mit den Doriern in wenig Berührung kamen, außerdem in Böotien, zeigte sich die uranfängliche Verschiedenheit der Abstammung noch in Sprache und Sitte. Der in der Heimath fast erloschene Name lebte aber jenseits des Meeres an der Küste Kleinasiens und auf mehren nördlichen Inseln des ägäischen Meeres fort. Durch wiederholte Einwanderungen unter Archelaus, Gras, Clenas und Malaus bevölkerten sich die üppigen, zwischen dem Caïcus und Hermus gelegenen Gestade und die Eilande Lesbos und Tenedos (v. 1069—1009) mit peloponnesischen Achäern, denen äolische Schaaren aus Böotien und Thessalien in zahlreicher Menge beigemischt waren, und hier wurde äolisch-böotische Lebensweise so überwiegend und hervortretend, daß Aeolis nun nicht mehr in Thessalien, sondern dort zu finden war. Auf einem Raume von 7 Meilen Länge u. eben so viel Meilen Breite erhoben sich 30 äolische Städte, von denen 11 als die herrlichsten genannt werden: Cyme (Cuma), Larissa, Neontichus, Cilla, Notium, Aegirussa, Pitane, Aegäu, Myrina, Grynia, Temnos. Sie hatten unter einander ein Schutzbündniß geschlossen, zu welchem das mächtige Smyrna, als 12. Stadt gehörte, bis es durch Treulosigkeit zu dem jonischen Bunde gebracht wurde. Die einzelnen Städte standen anfangs, wie die des Stammlandes, unter Königen, später unter einer republikanischen oder vielmehr aristokratischen Verfassung. Bis auf Crösus Zeit waren die A. frei, unter diesem mußten sie Lydiens, darauf Persiens Oberhoheit anerkennen. Der große Kampf der Hellenen gegen Darius und seine Nachfolger gab ihnen eine selbstständige Existenz zurück: aber der Friede des Antalcidas (387) brachte sie von Neuem an Persien. Nach Alexanders des Gr. Tode kamen sie unter syrische Herrschaft; die Römer gestatteten ihnen nach dem Sturze der syrischen Macht eine scheinbare Unabhängigkeit, bis Sulla Aeolien, weil es mit Mithridates verbündet gewesen, zur römischen Provinz schlug.

Der äolische Dialekt, welcher als ein Nebenzweig des dorischen anzusehen ist, blieb bei dem niedrigen Grade der Bildung unter Arkadiern, Eleern und Eretriern arm und mißtönend, während er sich bei den Böotiern als völliger Provinzialismus in ungeschliffenen Klängen und Formationen einer mäßigen Wortzahl sich breit u. naiv zerdehnte und auf Lesbos auf einige Zeit sogar zu einer besondern lyrischen Schriftsprache veredelt wurde, welche jedoch selbst in den dichterischen Trümmern ihren üppigen Ungestüm und die Beschränktheit von Begriffen nicht verleugnet. — Wie die Sprache, so gibt alles Andere, was wir von den A.n wissen, deutliches Zeugniß von der Mittelmäßigkeit ihrer Gesammtbildung. Ihr Daseyn ist oberflächlich, ihr Charakter schwankend und durch einen Zwiespalt der Sinnlichkeit und der geistigen Kraft erschüttert. Alle sinnlichen Güter strömten ihnen aus ergiebigem Boden und durch den Fleiß und die Arbeitsamkeit einer ansehnlichen Menschenmenge in Fülle zu. Die bürgerliche Verfassung, Religion und Häuslichkeit gaben diesen physischen Mitteln ihre höhere Geltung. Regiment und Staatsgut waren in den Händen weniger Familien, denen gegenüber bald Leibeigene, bald rechtslose Plebejer in tiefer Erniedrigung standen. Den Grundbesitz hatte eine Art Adel, der sein Herrscherrecht durch Waffentüchtigkeit und ritterliche Tugend zu vertheidigen wußte, aber hierdurch sich gesichert fühlend sich einem üppigen Sinnentaumel überließ. Die Nähe des Meeres lockte weder zu kriegerischen Unternehmungen, noch zu einem regsamen Verkehr mit Fremden, und Cyme ward bei den übrigen Hellenen zum Spott, weil es seinen herrlichen Hafen nicht zu benutzen wußte. Erlaubte und unerlaubte Männer- und Knabenliebe, unschuldige und buhlerische Ungebundenheit der schönen Frauen (namentl. in Lesbos) erhöheten, aber schändeten auch äolische Geselligkeit. So waren die A. im Allgemeinen der Unempfänglichkeit für höhere Interessen und natürlicher Stumpfheit wegen berüchtigt. Ganz erklärlich ist daher auch, daß die äolische Literatur keinen großen Reichthum bietet. Am meisten treten noch die Lesbier hervor. Unter ihnen behandelten

Sappho, Alcäus und die selten genannte Erinna den mannigfaltigen Ausdruck jener subjektiven melischen Poesie, welche einen Blick in die wechselnden Ereignisse des lesbischen Privatlebens und die Leidenschaftlichkeit der gedrängten Männer- und Frauengruppen gestattet, hingegen an religiösen Glauben und Gemeinwesen nur oberflächlich erinnert. Von ihnen ist der rohe Dialekt der Lesbier zum ersten Male schriftmäßig gestaltet und bereichert worden, ohne daß jedoch die von ihnen erkämpfte Sprachbildung trotz der glatten und anmuthigen Aeußerlichkeit Dauer und sonderlichen Einfluß auf die Poesie erlangen konnte. Nur in metrischer Hinsicht bezeichnen die A. eine neue Epoche. Vgl. Sapphischer Vers, Alcäischer Vers.

Aeoline, s. v. a. Aeolodikon.

Aeolipile, Wasserdunstgebläse, ein schon von Vitruvius beschriebenes, in der Experimentalphysik zur Erklärung der Expansionskraft der Luft anwendbares Instrument, in Form einer Kugel oder Blase von Glas oder Metall, mit einer feinen Oeffnung, die in eine lange Röhre ausläuft. Füllt man das Gefäß zur Hälfte mit Wasser und erhitzt man letzteres zum Kochen, so verdichtet sich der aufsteigende Dampf anfänglich bis zu einem gewissen Grade, und fährt dann mit Heftigkeit heraus. Mit wohlriechendem Wasser gefüllt, kann es zum Räuchern in Zimmern gebraucht werden, und mit Weingeist, der beim Ausströmen angezündet wird, gewährt es einen feurigen Springbrunnen. Auch zur Verstärkung der Gebläse bei Schachtöfen und zur Herstellung frischer Wetter hat man die A. in Anwendung gebracht, letzteres aber mit zweifelhaftem Erfolg. S. Wasserdunstgebläse.

Aeolische Inseln, 1) die von den Aeoliern bewohnten Inseln, s. Aeolier; 2) s. v. a. liparische Inseln.

Aeolischer Vers, antiker Vers, welcher aus einem Jambus oder Spondäus, aus 2 Anapästen, die durch eine lange Sylbe getrennt sind, endlich aus einer entweder langen oder kurzen Sylbe besteht, z. B. Ostelliferi conditor orbis. Man nennt dies auch einen eulogischen Vers, oder nach den Hauptdichtern, die sich dessen bedienten, einen archilochischen oder pindarischen.

Aeolisches Meer, äolische See, ein Theil des ägäischen Meers, welches Aeolis bespült; jetzt Golf von Smyrna.

Aeolische Tonart, eine der Kirchentonarten und zwar in Moll mit kleiner Sext a h c d e f g a. S. Tonarten.

Aeolodikon, ein musikalisches Instrument, bei welchem auf stehende Metallstäbe ein Luftstrom geleitet und dadurch ein Ton hervorgebracht wird, der für kürzere Zeit zwar angenehm, auf die Dauer hingegen stark ergreifend wirkt und leicht reizbaren Personen unerträglich wird. Das Instrument hat eine Klaviatur (Tastatur), wie ein gewöhnliches Klavier u. die Form einer kleinen Kommode; der Luftstrom wird aber durch kleine, mit den Füßen zu bewegende Blasbälge hervorgebracht. Es gibt in der Höhe klarinettenartige, in der Tiefe waldhorn- und fagottähnliche Töne. Es wurde das Instrument von Eschenbach, königl. bayer. Rentamtmann, zuerst angegeben. Nach Andern ist sein Erfinder der Mechanikus Reich in Fürth oder Fr. Sturm in Suhl.

Aeolsharfe, prismatischer Kasten von etwa 3 Fuß Länge, $1/2$ Fuß Breite und 4—6 Zoll Tiefe, aus einem leichten, trockenen, zum Vibriren geneigten Holz gearbeitet, mit 6—10, nicht zu straff gespannten Darmsaiten überzogen, die meist immer in Einklang gestimmt, an zwei Stegen festgehalten werden. Dieses musikalische Instrument wurde von dem Jesuiten Kircher im 17. Jahrh. erfunden und fand wegen seiner wundervollen Klänge bald Aufnahme. Setzt man nämlich diesen Kasten senkrecht einem Luftstrom aus, also in die Spalte einer geöffneten Thüre, oder eines Fensters, so werden den Saiten die schönsten, verschiedenartigsten, überraschendsten Harmonien entlockt, die über mehre Oktaven sich erstrecken. Neuerdings wurde das Instrument von dem Engländer Pope wieder in Anregung gebracht. Die Theorie desselben beruht auf akustischen Gesetzen, ist aber bis jetzt noch nicht ganz in's Klare gebracht; verdient darum machte sich der Engländer M. Young, welcher unter Anderem die überraschende Entdeckung machte, daß auch eine einzige Saite verschiedene Töne hervorbringt. Die von Langguth angegebene transversale A. unterscheidet sich von der gewöhnlichen nur dadurch, daß sie in einem Kasten befindlich ist, an welchem Windklappen angebracht sind. Eine eigne Art aber ist von Karl Steudel in Gotha erfunden worden. Kircher soll auf seine Erfindung durch eine Bemerkung des Eustathius, daß vom Winde bewegte Saiten tönen, gebracht worden seyn, und schon die Bibel erwähnt, David habe seine Harfe (Kinnor) über dem Bett aufgehängt, um sie vom Winde durchsäuseln zu lassen.

Aeolus, einer der mythischen Stammväter des griechischen Volks, Sohn des Hellen u. der Nymphe Orseïs, Enkel des Deucalion, Bruder des Dorus u. Xuthus, Gemahl der Enarete, mit der er sieben Söhne, die Gründer verschiedener äolischen Städte in Thessalien (s. Aeolier), und fünf Töchter zeugte. In Bezug auf A. und die Aeoliden herrscht in den Genealogien große Verwirrung, und der Name des A. selbst ist daher zu einem ziemlich unbestimmten geworden, der vielfach vorhanden und in verschiedene Mythen verflochten ist. Nach Diodor hatte A. einen Sohn Mimas, dessen Sohn Hippotes mit Melanippe A. II. zeugte, dessen Tochter Arne die Mutter A.' III. wurde. Von A. II. berichtet derselbe Schriftsteller, er habe der Angabe seiner Tochter Arne, sie sey von Poseidon schwanger, nicht geglaubt und sie einem Fremden aus Metapontium übergeben, der sie in seine Heimath geführt und die von ihr geborenen Söhne Böotus und A. III. einem Orakelspruch zufolge an Kindesstatt angenommen habe. Als sie herangewachsen, rissen sie die Herrschaft in Metapontium an sich, und als später zwischen Arne und der Pflegemuter Autolyte Streit entstand, tödteten die Söhne der Arne die Autolyte u. verließen hierauf aus Furcht vor der Rache des Pflegevaters die Stadt. A. ging auf die Inseln im tyrrhenischen Meere, welche nach ihm äolische genannt wurden, u. baute die Stadt Lipara. Er war fromm u. gerecht und bezeigte sich gegen die Fremden freundlich. Da er den Gebrauch der Segel bei der Schiff-

fahrt einführte und aus Vorzeichen, die er an dem Feuer beobachtete, den Einwohnern die Winde genau voraussagte, so machte ihn die Fabel zum Gebieter der Winde. So wurde der Stammvater der Aeolier mit dem Windgott in ein genealogisches Verhältniß gebracht, welches wohl der homerischen Erzählung von A. seine Entstehung verdankt. Bei Homer aber ist A. nicht Gott der Winde, sondern Beherrscher der äolischen Inseln, deren Lage der Dichter nicht näher angibt, worunter man aber zu Pausanias Zeiten die liparischen Inseln verstand. Dieser A. ist des Hippotes Sohn, den Göttern befreundet und von Zeus zum Schaffner der Winde bestellt, „jegliche, wenn's ihm gefällt, zu besänftigen und zu erregen". Freundlich nimmt er den Odysseus auf und gibt ihm bei der Abfahrt günstigen Westwind und einen Zauberschlauch, worin die übrigen Winde verschlossen sind. Da aber des Odysseus Gefährten den Schlauch, worin sie Schätze zu finden hoffen, öffnen, so wird das Schiff von den entfesselten wüthenden Winden wieder zur äolischen Insel zurückgetrieben, von wo A. die mit der Götter Haß Belasteten verjagt. Nach Virgil wohnt A. auf Lipara oder Strongyle; er ist der König der Winde, die er in einer Berghöhle verschlossen hält, während er selbst, das Scepter führend, auf hoher Burg thront. Von spätern Dichtern wurde er mehr und mehr zu einem wirklichen Gotte umgebildet, und als solcher scheint er auch von den späteren Künstlern dargestellt worden zu seyn, wiewohl sich kein Bild von ihm erhalten hat.

Aeon, griech. Wort, welches eigentlich Zeitraum, Welt-, Menschenalter, auch wohl Ewigkeit bedeutet, in einem besonderen Sinne aber von den Gnostikern (s. d.) gebraucht wurde. Bei diesen sind die Aeonen göttliche Kräfte, die vor dem Anfang der Zeiten von Gott ausgeströmt (emanirt, s. Emanation) sind und als selbstständige Geister Existenz haben, an dem ewigen Seyn Gottes aber Antheil haben und den verschiedenen Weltaltern oder Weltordnungen vorstehen. Daher Aeonenlehre die gnostische Lehre von der Emanation der Aeonen aus Gott.

Aepinus, Johann (eigentlich Hoek, Hud oder Hoch), Theolog, der sich um die Reformation der norddeutschen und niedersächsischen Städte sehr verdient gemacht hat, geb. zu Ziegesar in der Mark Brandenburg 1499. Er studirte in Wittenberg unter Luther u. Melanchthon, lebte dann als Vorsteher einer Privatschule in Stralsund und stand hier in solchem Ansehn, daß ihm der Magistrat die Ausarbeitung einer neuen Kirchenordnung auftrug, welche (wohl die erste lutherische) 1525 am Sonntage nach Allerheiligen auch eingeführt wurde. Im J. 1525 folgte A. einem Rufe nach Hamburg als Pastor an der Peterskirche, und 1532 wurde er Superintendent daselbst. Von dieser Zeit an stand er an der Spitze der niedersächs. Protestanten, unterzeichnete für sie die schmalkaldischen Artikel und wohnte als hamburger Abgeordneter mehren Konventen, z. B. zu Frankfurt u. Naumburg, bei. In den adiaphoristischen Streitigkeiten führte er eine der ersten und bedeutendsten, aber dabei gemäßigten Stimmen. Seiner gründlichen Schrift gegen das Interim „Bekenntnisse u. Verkläringe up dat Interim", Hamb. 1548, hochdeutsch, Magdeburg 1549, traten fast alle Geistlichen der niedersächsischen Städte bei, und sein „Schreiben der hamb. Geistlichkeit an Melanchthon u. die Wittenberger" (lat. 1552) enthielt das Beste, was gegen die Annahme der Adiaphora damals gesagt worden ist. In Hamburg selbst trug er zur Befestigung der Reformation eben so viel durch seine eindringlichen Predigten und Schriften, als seinen wahrhaft evangelischen Wandel bei. Die letzten 9 Jahre seines Lebens (✝ 13. Mai 1553) wurden ihm durch heftige Angriffe und Verketzerungen getrübt, die er von 4 hamburger Predigern über seine Lehre von der Höllenfahrt Christi erfuhr, weil er diese als die letzte Stufe der Erniedrigung Christi, nicht als die erste Stufe der Erhöhung, wie die meisten andern Dogmatiker, ansah.

Aequator, Gleicher, Aequinoktiallinie, Linie (in der Schiffersprache), lat. circulus aequinoctialis, aequator; franz. aequateur, ligne, derjenige größte Kreis auf einer Kugel, dessen Fläche senkrecht auf der Axe derselben und zwar in deren Mitte steht. Die Axe einer Kugel geht durch ihre beiden Pole, also steht der A. von denselben gleichweit, oder, da man jeden Kreis in 360 Grade theilt, um 90° ab. Man unterscheidet in der Astronomie und mathematischen Geographie einen irdischen und einen Himmelsäquator in der obigen Bedeutung; jener theilt die Erdkugel, dieser die Himmelskugel in zwei gleiche Hälften, die südliche und nördliche Hemisphäre oder Halbkugel. Der Himmelsäquator ist zur Hälfte über, zur Hälfte unter dem Horizonte und schneidet diesen in zwei entgegengesetzten Punkten, welche Ost- oder Morgenpunkt und West- oder Abendpunkt heißen. Da die Erdkugel in der Mitte der scheinbaren Himmelskugel liegt und die Weltaxe mit der Erdaxe zusammenfällt, so fällt auch die Ebene des Himmelsäquators mit der Ebene des Erdäquators zusammen; jene schließt diese in sich, u. beide Kreise haben einen gemeinschaftlichen Mittelpunkt. Alle durch die Pole der Kugel gehende Kreise, z. B. die Meridiane, stehen senkrecht auf ihm; andere nicht durch die Pole gehenden größten Kreise schneiden ihn unterschiedenen Winkeln und zwar geschieht der rechtwinklige, wie der schiefwinklige Durchschnitt in 2 um 180° von einander entfernt liegenden Punkten. Bei ihrem scheinbaren jährlichen Umlaufe tritt also auch die Sonne zweimal in den A. (s. Ekliptik); alsdann sind Tag und Nacht gleich. Daher sein Name. Um die Lage des A.s am Himmel kennen zu lernen, bedarf es nur einiger Sterne, die in ihm stehen; dergleichen Sterne sind: der westlichste Stern im Gürtel des Orion, der Stern in der Brust des Antinous, die Sterne im Wassergefäß des Aquarius. Der Erdäquator geht durch die Inseln Sumatra, Borneo, Celebes und die Molukken, durch die südamerikanische Republik Ecuador und das nördliche Brasilien und durch das mittlere Afrika, außerdem durch den stillen, den indischen u. atlantischen Ocean. Auf dem Erdäquator zählt man die Länge eines Ortes ab, und von ihm nach Süden oder Norden hin auf den Meridianen die Breite desselben (s. Breite und Länge). Der Umfang des A.s beträgt 5400 geogr. M.; folglich sein Durchmesser 1718,87.... und der Halbmesser 859,4.... geogr. M. S. Erde und Gradmes-

fung. — Ueber den magnetischen A. s. Magnetismus.

Aequatorhöhe, der Winkel, welchen der Aequator mit dem Horizonte bildet, und der durch den zwischen dem Aequator und dem Horizont liegenden Bogen des Meridians gemessen wird. Aus der meist bekannteren Polhöhe oder geographischen Breite eines Ortes findet man die A., wenn man erstere von 90° abzieht. Denn A.- und Polhöhe ergänzen sich zu 90°. London hat 51° 31′ geographische Breite, woraus die A. 90° — 51° 31′ = 38° 29′ sich ergibt. Umgekehrt ergibt sich aus A. durch Subtraktion derselben von 90° die Polhöhe; für London: 90° — 38° 29′ = 51° 31′.

Aequatorialzone, s. v. a. Aequinoktialzone.

Aequer (Aequi, Aequicolae), altitalisches, ackerbautreibendes, dabei raub- u. kriegslustiges Volk im latinischen Berglande, zwischen den Sabinern, Marsen, Hernikern, Volskern und Latinern ansässig und mit dem erst genannten Volke wahrscheinlich stammverwandt. In Verbindung mit den Volskern lag es über ein Jahrhundert lang mit den Römern u. deren Verbündeten mit abwechselndem Glücke in Kampf, bis es durch Camillus (389 v. Chr.) auf immer gedemüthigt und im Samniterkriege (300) völlig unterworfen wurde. In dem Gebiete der A. lagen unter andern die Orte Präneste u. Tibur, sowie der Berg Algidus, von dem aus sie ihre Raubzüge zu unternehmen pflegten.

Aequilibrismus (v. lat. aequilibrium, Gleichgewicht), diejenige Freiheitstheorie, wonach Freiheit des menschlichen Handelns nur bei völligem Gleichgewicht der Bestimmungsgründe obwalten soll, weil nur, wo dieses Statt finde, die Seele weder auf die eine, noch auf die andere Seite stärker hingezogen werde und also nach völlig freier Wahl handeln könne. Der Determinismus wendete dagegen ein, daß die Seele alsdann zu gar keinem Entschlusse kommen und also auch keine Handlung erfolgen werde. Der A. wird in der bekannten Erzählung von Buridans Esel verspottet, welcher zwischen zwei gleich großen und gleich angenehm duftenden Heubündeln in der Mitte stehend verhungerte, weil kein Bestimmungsgrund die Wahl zwischen beiden entschied. Vgl. Freiheit.

Aequilibrist, gymnastischer Künstler, welcher bei den gewagtesten Stellungen und Bewegungen seinen Körper im Gleichgewicht zu erhalten versteht. In solchen äquilibristischen Künsten sollen besonders die Indier Unglaubliches leisten. Bei uns pflegen namentlich Seiltänzer, Jongleurs und andere Gaukler sich in dergleichen zu produciren.

Aequinoktialkreis, s. v. a. Aequator, da auf ihm die Aequinoktialpunkte liegen und unter ihm die Nächte wie die Tage alle gleich lang sind.

Aequinoktiallinie, s. v. a. Aequinoktialkreis.

Aequinoktialpunkte, s. v. a. Nachtgleichenpunkte.

Aequinoktialregen, Aequinoktialstürme, die gewaltigen, oft mit Gewittern und Stürmen verbundenen Regengüsse, welche zwischen den Wendekreisen von der Frühlings- bis Herbstnachtgleiche eintreten.

Aequinoktialuhr, eine Sonnenuhr, deren Tafel der Aequinoktialebene oder Aequatorfläche parallel steht. S. Sonnenuhren.

Aequinoktialzone, die zwischen den Wendekreisen auf beiden Seiten des Aequators gelegene heiße Zone, wo Tag und Nacht das ganze Jahr hindurch fast gleich sind. S. Zonen.

Aequinoktium, s. v. a. Nachtgleiche.

Aequipollenz, Gleichgeltung, wird in der Logik Sätzen beigelegt, welche einen u. denselben Gedanken, nur unter verschiedener Form, ausdrücken. Logisch äquipollente Sätze sind z. B.: „Das Ganze ist größer als der Theil", und „der Theil ist kleiner als das Ganze"; ferner: „Aristoteles war Alexanders Lehrer", und „Alexander war des Aristoteles Schüler". Aus der A. folgt, daß die Aussage des einen Satzes die Aussage des andern immer mit einschließt, und daß also von der Wahrheit oder Falschheit des einen auf die Wahrheit oder Falschheit des andern geschlossen werden kann. Im weitern Sinne werden alle Sätze äquipollent genannt, die gegenseitig auseinander folgen, auch wenn diese gegenseitige Abfolge nicht eine unmittelbare ist, sondern erst durch Zwischensätze dargethan wird. In dieser Bedeutung sind z. B. folgende Sätze äquipollent: „in dem Dreieck A ist das Quadrat einer Seite den Quadraten der beiden andern Seiten gleich und „das Dreieck A ist rechtwinkelig". Vgl. Schluß.

Aequivalent, der Werth oder die Summe, welche als Entschädigung für eine Jemandem entzogene Sache oder für einen aufgegebenen Anspruch bezahlt wird. — In der Chemie und Stöchiometrie bezeichnet A. das Quantum eines Stoffes oder Elements, welches bei chemischen Verbindungen dem Quantum eines andern Stoffes gleich gilt. Dann versteht man unter A.en auch die aus den analytischen Erfahrungen sich ergebenden Verhältnißzahlen für alle Elemente, in denen diese zu chemischen Verbindungen zusammentreten können. Die A.e dieser Verbindungen erhält man durch einfache Summirung der darin vorhandenen einfachen A.e. Man nimmt nämlich die Zahl eines Elements als 1 oder 100 an und zwar setzt man jetzt allgemein nach Berzelius' Vorgang den Sauerstoff als das häufigste Element der anorganischen Verbindungen = 100. Obwohl die A.e in vielen Fällen den Atomgewichten (s. d.) gleich sind, so darf man sie doch als reine Ergebnisse der Erfahrung nicht mit diesen, deren Größe auf hypothetischer Annahme beruht, geradezu identificiren.

Aequivoken, zweideutige, anstößige Redensarten. — Im Meistergesang verstand man darunter die Reime gleichlautender oder auch gleichbedeutender Wörter. Halbe A. nannte man solche Wörter, wenn sie außer dem Reime neben einander standen.

Aër, lat. und griech. Ausdruck für Luft (s. d.).

Aerar, Aerarium, bei den Römern der Staatsschatz, auch der Ort, wo die Staatsgelder aufbewahrt wurden, die Schatzkammer. Sie befand sich im Tempel des Saturn, an demselben Orte, wo auch die Gesetze und Senatsbeschlüsse deponirt wurden, und wurde vom Senat verwal-

tet. Unter Augustus entstand ein neues A., gebildet zuerst durch freiwillige Beiträge, hernach durch den 20. Pfennig von Erbschaften u. Schenkungen, welche nicht unmittelbar den nächsten Verwandten oder armen Leuten zufielen, u. durch den Hundertsten von dem Erlös aus allen Waaren, die in Rom verkauft wurden. Neben dem A., dessen Verwaltung immer noch dem Senate verblieb, entstand aber um diese Zeit noch eine andere Staatskasse, über die der Fürst disponirte, der Fiskus, welcher bald in demselben Maße an Bedeutung das A. übertraf, wie der Fürst den Senat in Schatten stellte, bis er endlich das A. ganz verschlang; denn im Anfange des dritten Jahrhunderts nach Christus, unter Kaiser Caracalla, ging die Verwaltung sämmtlicher Staatsgelder auf den Fürsten über. — Heut zu Tage bezeichnet A. entweder die Staatskasse im Allgemeinen, oder (in Zusammensetzungen, wie Zollärar, Domänärar) einzelne Einnahmezweige.

Aere (lat. aera oder era, nach Einigen vom altgothischen jera, Jahr, nach Andern und wohl richtiger vom lat. aes, also ursprünglich Pluralform, später aber als besondere Singularform gebraucht in der Bedeutung Grundzahl, Grundeinheit bei Rechnungen und Messungen, u. in Bezug auf Jahresrechnung das zu Grunde liegende Jahr, zu welchem die folgenden hinzuzuzählen sind), eigentlich der durch irgend ein merkwürdiges Ereigniß bezeichnete Zeitpunkt, von welchem man in der Chronologie die Jahre zu zählen anfängt, dann aber auch jede Zeitrechnung, bei welcher die Jahre von einem gegebenen Termine an fortgezählt werden. — Man kann drei Arten von Zeitrechnungen unterscheiden, gelehrte, bürgerliche und kirchliche, welche zuweilen bei einem und demselben Volke zugleich in Gebrauch sind. Die ersteren werden ausschließlich von Gelehrten und Schriftstellern gebraucht, sind dem Wechsel unterworfen und daher sehr mannigfach, weshalb sie in der hier folgenden Uebersicht der allgemeiner üblich gewordenen A.n der christlichen Völker nur nebenbei Berücksichtigung finden können.

In der heil. Schrift Alten und Neuen Testaments finden sich nur an wenigen Stellen Spuren einer eigentlichen A., wie sich überhaupt die Völker des Alterthums in ihrem öffentlichen u. bürgerlichen Leben keiner solchen zu bedienen pflegten und z. B. die Römer selbst damals noch, als sie bereits eine feste A. hatten, bei politischen und bürgerlichen Akten nicht nach Jahren Roms zu rechnen, sondern das betreffende Jahr mit den Namen der in demselben regierenden Konsuln, später unter Hinzufügung der Regierungsjahre des Kaisers, zu bezeichnen pflegten. In den historischen u. prophetischen Büchern der heil. Schrift finden sich zwar nicht selten Zeitangaben, aber erst in den später entstandenen Stücken fortlaufende Jahreszählungen von einem feststehenden Termine an. Im Pentateuch ist bis zu den Zeiten des Erzvaters Jakob die Chronologie auf's Engste mit der Genealogie verbunden. Nach Einführung des Königthums rechneten die Israeliten nach den Regierungsjahren ihrer Könige, und nachdem sie unter fremdes Joch gekommen, nach denen der fremden Herrscher, z. B. der babylonischen (Jerem. 25, 1. 52, 12. Dan. 2, 1. 7, 1.) und der persischen (Esra 4, 24. 6, 15. Nehem. 2, 1. 5, 14.). Auch im Neuen Testament findet sich an einigen Stellen eine ähnliche Zeitrechnung (Luc. 3, 1. Matth. 2, 1.). Selten datirte man nach epochemachenden Nationalbegebenheiten, wie nach dem Auszuge aus Aegypten (2. Mose 19, 1. 1. Kön. 6, 1.) und nach dem Anfange des babylonischen Exils (Ezech. 33, 21. 40, 1.). Als die Juden syrische Unterthanen geworden waren, nahmen sie die A. der Seleuciden an, die mit der Gründung des Reichs der Seleuciden in Syrien durch Seleucus Nicator im J. 312 v. Chr., nach der gewöhnlichen Annahme mit dem Herbstäquinoktium des genannten Jahres, beginnt. Sie erhielt eine weite Verbreitung und blieb bei den Juden, Arabern und Syrern bis lange nach Christi Geburt in Gebrauch. Die Juden, welche sich derselben unter der syrischen Herrschaft bei allen Verträgen u. sonstigen gerichtlichen Handlungen bedienen mußten (daher der Name aera contractuum, A. der Verträge), gewöhnten sich nach und nach so sehr daran, daß selbst die später eingeführte und mit der Befreiung Jerusalems durch den Makkabäer Simon beginnende A. der Chasmonäer nicht recht in Aufnahme kam. Das erste Jahr Simons wird dem J. 170 der seleucid. A. gleichgesetzt und entspräche demnach dem J. 143 v. Chr. Die beiden Bücher der Makkabäer nennen die seleucid. A. die der griechischen Herrschaft, weil das Reich der Seleuciden als Fortsetzung des griechisch-macedonischen Reichs Alexanders des Großen angesehen wurde, gebrauchen sie aber nicht in übereinstimmender Weise.

Von den übrigen vorchristlichen A.n nennen wir noch die philippische, auch die A. Alexanders oder die von Edessa genannt und mit dem Todesjahre Alexanders des Großen oder mit der Thronbesteigung seines Nachfolgers Philippus Arrhidäus den 12. Nov. 323 v. Chr. beginnend u. vornehmlich bei den Aegyptern in Gebrauch; die aktische, nach der Schlacht bei Actium genannt und mit der Eroberung Aegyptens durch Octavian den 29. August des J. 30 v. Chr. beginnend und an die Stelle der vorhergehenden gesetzt; und die schon oben angedeutete römische Konsularäre, die Angabe der Jahre nach den Namen der beiden jährlich neu gewählten Konsuln, deren Reihenfolge in besonderen Kalendern, den sogenannten Fasten, verzeichnet wurde, mit der Vertreibung der Könige und der Einsetzung der Konsuln im J. 509 v. Chr. beginnend u. als bürgerliche Zeitrechnung bis zur Abschaffung des Konsulats unter dem Kaiser Justinian in Gebrauch.

Mit der Entstehung und Ausbreitung der christlichen Kirche war nicht zugleich auch eine neue christliche A. gegeben, vielmehr bediente man sich nicht nur im bürgerlichen Verkehre, sondern auch in der Literatur geraume Zeit der bisher gebräuchlichen Zeitrechnungen. Die Christen des Orients behielten, wie schon bemerkt, die seleucidische A. bei, die bei den syrischen Christen noch jetzt neben der gewöhnlichen christlichen in Gebrauch ist. Hinsichtlich ihres Anfangs besteht aber noch jetzt eine Differenz, indem die Nestorianer und Jakobiten das Jahr mit dem 1. Oktober,

die syrischen Katholiken dagegen mit dem 1. September beginnen lassen. In Alexandrien kam zur Berechnung des Osterfestes die diokletianische A. auf, auch die A. der Märtyrer genannt, deren Epoche das erste Jahr des Kaisers Diocletianus, unter welchem viele Christen den Märtyrertod erlitten, genauer der 1. Thoth (29. August) des J. 284 n. Chr. ist. Diese A. war in Aegypten bis zur Eroberung des Landes durch die Araber in Gebrauch, und die christlichen Kopten bedienen sich derselben noch jetzt zugleich mit den altägyptischen Monaten, ebenso die äthiopischen Christen, nur daß diese ihren Anfang in das Jahr 276 n. Chr. setzen, weil sie die Menschwerdung Christi 8 Jahre später als Dionysius (s. unten) fallen lassen. Daneben ist bei den Letzteren noch eine Weltäre gebräuchlich (s. unten). Die christlichen Armenier datiren vom J. 551 n. Chr., in welchem der Patriarch Moses ihre Festordnung reformirte.

Wenden wir uns zu den eigentlichen christlichen Kulturvölkern, zu den christlichen Völkern Europa's, so hat bei ihnen die Zeitrechnung nach Jahren Christi fast allgemein Eingang gefunden, so daß diese Zeitrechnung jetzt mit Recht die gemeine christliche A. (aera vulgaris) genannt wird. Im römischen Reiche wurde zwar noch geraume Zeit nach Erhebung des Christenthums zur Staatsreligion die übliche Rechnung nach den Regierungsjahren der Kaiser und Konsuln fortgeführt, und noch im J. 537 n. Chr. gebot der Kaiser Justinianus, daß in allen Instrumenten das Jahr des Kaisers, der Name der Konsuln, sowie die Indiktion, Monat und Tag angegeben werden sollten. Allein abgesehen davon, daß schon im J. 541 der letzte Konsul ernannt wurde, so machte sich unter den christlichen Völkern das Bedürfniß einer neuen gemeinsamen A. immer fühlbarer. Um diese Zeit hatte der römische Abt Dionysius in seiner Ostertafel (525 n. Chr.) statt der bei den Alexandrinern gebräuchlichen diokletianischen A., welche wegen der von diesem Kaiser über die Christen verhängten Verfolgungen bei diesen nie populär wurde, die Jahre zuerst von der Fleischwerdung des Herrn (ab incarnatione domini) gezählt. Das erste Jahr dieser dionysischen A. läuft vom 1. Januar bis 31. December 754 n. Chr. nach Verro (4714 der julianischen Periode). Die Geburt Jesu setzte Dionysius auf den 25. December des genannten Jahres, da er nach dem Sprachgebrauch der Kirchenväter unter der incarnatio, von der an er datirt, nicht die Geburt (nativitas), sondern die Menschwerdung Christi im Schooß der Maria oder die Verkündigung Mariä verstand, wie Beda (De temp. ratione c. 45) ausdrücklich bemerkt. Dies die Entstehung der gemeinen christlichen A., die allmählig weitere Verbreitung fand, vornehmlich durch Beda's Einfluß, welcher sie in seinen Werken, z. B. in seiner Ostertafel, gebrauchte, und das Ansehen Karls des Großen, welcher in mehren Edikten und Diplomen nach ihr datirte. Bei ihrer Anwendung pflegte man mehre Jahrhunderte lang zu dem Jahre Christi (annus incarnationis, auch a. circumcisionis, mit Bezug auf den Jahresanfang am 1. Januar, wo die Beschneidung Christi gefeiert wurde, sowie a. nativitatis, resurrectionis, gratiae genannt) noch die chronologischen Merkmale des Jahres hinzuzufügen, wie sie die Ostertafeln enthielten. Im 10. Jahrhundert war die christliche A. schon ziemlich weit verbreitet. In Spanien aber, wo man eine eigene A. hatte, die sogenannte spanische, deren Epoche das J. 716 n. Chr. ist, nahm man sie erst weit später an. Die nationale A. kommt in Aragonien vor bis 1350, in Valencia bis 1358, in Kastilien bis 1383 und in Portugal bis 1420. Von den griechischen Christen haben die Russen auf Befehl Peters des Großen im J. 1700 mit dem Jahresanfang im Januar zwar zugleich die gemeine christliche A. angenommen, aber den alten julianischen Kalender bekanntlich beibehalten.

Mit der allgemeineren Annahme dieser A. war aber noch keineswegs eine allenthalben gleichmäßige Zeitrechnung gewonnen, denn man hatte noch lange Zeit sehr verschiedene Jahresanfänge. Die üblichsten von diesen sind der 25. December als der Tag der Geburt Christi; der 1. Januar als der Tag seiner Beschneidung und römischer Jahresanfang; der 25. März als Tag der Verkündigung Mariä oder der Menschwerdung Christi im Schooße der Maria, und das Osterfest, obwohl dieses wegen seiner wandelbaren Natur der ungeeignetste Anfangspunkt war. Ueberall, wo man einen andern Jahresanfang als den 1. Januar hatte, stimmte das Jahr nur theilweise mit dem des Dionysius und unserem Jahre zusammen. Dem 1. Januar als Jahresanfang war man besonders wegen seiner heidnischen Geltung abgeneigt, u. so kam derselbe nur nach und nach in Aufnahme, blieb aber dann auch wegen seines Zusammenhangs mit dem julianischen Jahre, das man recipirt hatte, das ganze Mittelalter hindurch als Jahresanfang in Gebrauch. Erst im J. 1691 setzte der Papst Innocenz XII. fest, daß das Jahr mit dem 1. Januar beginnen solle; bis dahin hatten die Päpste in ihren Bullen und Breven gewöhnlich den 25. December als Jahresanfang gebraucht. Die deutschen Kaiser fingen in ihren Urkunden bis in die zweite Hälfte des 16. Jahrhunderts das Jahr mit dem 25. December an. In Frankreich zählte man ebenso lange die Tage des Jahres vom Osterfeste an. In Schottland wurde der 1. Jan. 1599, in England aber erst 1752 bei der Einführung des neuen Kalenders zum Jahresanfang erhoben. Bevor dieser gemeinsame Jahresanfang allgemeine Annahme gefunden hatte, waren nicht nur bei den verschiedenen Völkern, sondern selbst bei einzelnen Regenten und in einzelnen Städten verschiedene Jahresanfänge in Geltung, die man kennen muß, um ihre Chronologie zu verstehen. Welch ein großer Gewinn für historische Orientirung aber eine gemeinsame feste A. ist, bedarf keiner Auseinandersetzung, und da die dionysische A. überdies eine solche ist, nach welcher sich alle Ereignisse vor und nach der Geburt Christi chronologisch leicht anordnen lassen, so ist es gewiß das Beste, sie beizubehalten, obwohl die Chronologen jetzt darüber einig sind, daß Dionysius die Geburt Jesu um mindestens 4 — 5 Jahre zu spät angesetzt hat. Denn nach Matth. 2, 1 ff.; 2, 22.; vgl. Luc. 1, 5. 26 ist Jesus noch unter der Regie-

rung Herodes des Großen geboren, welcher kurz vor dem Pascha des J. 750 n. Roms Erbauung gestorben ist.

Eine andere A., die nach Jahren der Welt, fand das Christenthum bereits vor. Sie war besonders bei den Juden gebräuchlich — der jüdische Historiker Josephus zählt nach ihr in seiner Archäologie — und den Schriften des Alten Testaments entnommen. Diese Weltäre mag bei der Behandlung der Weltgeschichte, welche die merkwürdigen Begebenheiten vom Anfang des Menschengeschlechts an darstellen will, annehmlich scheinen, sie ist aber in der That wenig zweckmäßig, weil über ihre Konstruktion die verschiedensten Meinungen aufgestellt werden können u. aufgestellt worden sind. Der französische Gelehrte Des Vignoles will 200 verschiedene Angaben gesammelt haben, von denen die größte 6984, die kleinste 3483 Jahre von Erschaffung der Welt bis auf Christus zähle, worüber man sich nicht wundern kann, wenn man bedenkt, daß der hebräische, der samaritanische, die Texte der Septuaginta u. der Vulgata 1. Mose 5 u. 11. rücksichtlich der Zahlen bis zur Sündfluth und von da an bis zum 70. Jahre Tharahs sehr von einander abweichen und auch über die spätere Chronologie des Alten Testaments noch keine Uebereinstimmung der Ansichten hat erreicht werden können. Daher ist die gemeine christliche A. jeder Weltäre weit vorzuziehen. Ihr Anfangspunkt fällt in eine lichte historische Zeit, von welcher aus auf die geschichtlichen Ereignisse der verschiedenen Völker bis in's graue Alterthum leicht zurückgerechnet werden kann, während bei der Zählung der Jahre von einem so sehr unsichern Anfangspunkte an, als ihn die Erschaffung der Welt abgibt, die ganze Chronologie nothwendig unsicher werden muß. Wir führen einige der vornehmsten die Weltäre betreffenden Bestimmungen hier an. Julius Africanus zählte bis auf Christus 5500, Eusebius, Beda und das römische Martyrologium 5199 Jahre; nach Scaliger und Calvisius ist das erste Jahr unserer christlichen A. das 3950.; nach Kapler und Petavius das 3984., nach Usher das 4004. der Weltäre. Die Weltäre des ägyptischen Mönchs und Chronographen Penodorus (um 412), deren 5493. Jahr dem ersten unserer christlichen A. entspricht, nur daß sein Jahr nach ägypt. Weise etwa 4 Monate früher anfängt, wurde längere Zeit zur Berechnung des Osterfestes gebraucht. Zwei andere Weltären sind bei einzelnen christlichen Völkern noch jetzt in Gebrauch. Die eine rührt von dem ägyptischen Mönche u. Chronographen Anianus her und stimmt mit der des Penodorus überein, setzt aber die Inkarnation 8 Jahre später als Dionysius, so daß ihr 5501. Jahr mit dem 9. unserer christlichen A. zusammenfällt. Dieser A. bedienen sich noch jetzt die äthiopischen Christen neben der diokletianischen. Die andere ist die byzantinische oder konstantinopolitanische Weltäre, deren Jahresanfang der 1. September ist und deren 5509. Jahr das erste unserer christlichen Zeitrechnung ist, aber 4 Monate früher anfängt. Die erste Notiz von dieser A. findet sich im Chronicon Paschale, einer Schrift des 7. Jahrhunderts. Ihrer bedienten sich die spätern byzantinischen Historiographen, sowie die dortigen Kaiser und Patriarchen, und noch jetzt ist sie bei den griechisch-katholischen Völkern mit Ausnahme der Russen in Gebrauch.

Neben der üblichen Zeitrechnung finden wir seit der Mitte des 4. Jahrhunderts n. Chr. nicht selten die Indiktionen angegeben. Das aus der damaligen römischen Steuerverfassung entlehnte Wort indictio bedeutet ursprünglich die Auflage, den Steuersatz und wurde dann auch vom Steuerjahre, welches bei den Römern vom 1. September bis 1. September lief, gebraucht. Die Zahl, welche hinzugefügt wird, gibt an, das wievielste Jahr des 15jährigen Steuerkreises gemeint ist. Die Indiktionen sind demnach keine eigentliche A., bei welcher die Jahre von einem feststehenden Anfangspunkte an gezählt werden, sondern 15jährige Zeitkreise, welche aber für die genauere Ermittelung der Jahrzahl nicht selten von Bedeutung sind. Da nach kaiserlicher Verordnung diese Indiktionen bei den Verhandlungen des Reichskammergerichts gebraucht werden mußten, so finden wir sie bis zu dessen Aufhebung in den deutschen Kalendern unter dem Namen der Römerzinszahl fortwährend aufgeführt. Um aber die Indiktion irgend eines Jahres nach Christi Geburt zu finden, muß man zu demselben 3 addiren u. die Summe durch 15 dividiren, der Rest gibt die Indiktion an, oder wenn kein Rest bleibt, so ist 15 die Indiktion. Dieses Verfahren beruht darauf, daß im J. 3 v. Chr. ein solcher 15jähriger Steuerkreis begonnen hat oder doch begonnen haben müßte, falls ein solcher damals bereits existirte. So lange die römische Steuerverfassung bestand, und im oströmischen Reiche, wo der Jahresanfang auf den 1. September fiel, überhaupt, begann die Indiktion mit dem 1. September. Als aber die römische Steuerverfassung außer Geltung kam und die Indiktionen in Folge davon nur noch die Bedeutung 15jähriger Zeitkreise behielten, war es natürlich, daß ihr Anfangspunkt in der occidentalischen Christenheit, wo andere Jahresanfänge festgestellt waren, nicht bloß auf den 1. Sept., sondern auch auf andere Daten fiel; als solche werden namentlich angeführt der 24. September, der 25. December, der 1. Jan. und der 25. März, welche drei letzte Data auch sonst als im Occident übliche Jahresanfänge bekannt sind.

Da die oben erwähnten Weltären zu allgemeinerem Gebrauch ganz ungeeignet waren, gleichwohl aber das Bedürfniß einer Zeitrechnung sich fühlbar machte, welche die ganze uns bekannte Geschichte umfaßte, so kam Joseph Scaliger auf den Gedanken, durch die Multiplikation der cyklischen Zahlen 28, 19 und 15 eine Periode von 7980 Jahren zu bilden, welche er die julianische Periode nannte, weil sie nach julianischen Jahren zählt. Das 4714. Jahr dieser Periode entspricht dem ersten unserer christlichen A. oder dem 754. nach Roms Erbauung. Obgleich eine solche universelle Zurückrechnung jetzt nicht mehr so nothwendig ist, als zu den Zeiten Scaligers, da die Geschichtschreiber und Chronologen sich jetzt nicht mehr der schwankenden Weltäre, sondern der festen christlichen A. zu bedienen pflegen, so wird jene julianische Periode doch auch jetzt noch angewendet, wo es sich um scharfe und genaue Zeitangaben handelt, und es ist ihr das Verdienst, Licht

und Ordnung in die Chronologie gebracht zu haben, gewiß nicht abzusprechen.

Von den neueren A.n nicht christlicher Völker ist ist hier nur die der **Mohammedaner** zu erwähnen, welche mit der **Hegira** (Hedschra) oder der Flucht Mohammeds von Mekka nach Medina den 16. Juli 622 n. Chr. beginnt und bei den Türken, Arabern u. Persern in Gebrauch ist, u. zwar in der Weise, daß nicht nach Sonnenjahren, sondern nach Mondjahren, wovon 33 auf 32 Sonnenjahre gehen, gezählt wird.

Die neueste aller A.n ist bekanntlich die der **französischen Revolution**, welche den 6. Oktober 1793 in Frankreich eingeführt wurde und von dem 22. Sept. 1792 anhebt, dem Tage, an welchem die Tags vorher beschlossene Einführung der Republik dem französischen Volke verkündigt wurde und zugleich (um 9 Uhr 18 Min. 30 Sek. Vormittags) das Herbstäquinoktium einfiel. Das neufränkische Jahr wurde in 12 Monate von je 30 Tagen eingetheilt, wozu 5, in Schaltjahren 6, Ergänzungstage kamen. Jeder Monat zerfiel in 3 Dekaden. Die Namen der Monate waren dem in ihnen vorherrschenden Witterungscharakter entnommen; die Herbstmonate waren: Vendemiaire, Brumaire, Frimaire; die Wintermonate: Nivose, Pluviose, Ventose; die Frühlingsmonate: Germinal, Floréal, Prairial; die Sommermonate: Messidor, Thermidor, Fructidor. Die einzelnen Tage waren in jeder Dekade nach verschiedenen, meist landwirthschaftlichen Gegenständen benannt. Diese A. hat bekanntlich nur 12 Jahre bestanden, sie wurde den 9. Sept. 1805 wieder abgeschafft, aber sie zählt mehr denkwürdige Ereignisse, als die meisten Jahrhunderte der europäischen oder Jahrtausende der chinesischen Geschichte.

Schließlich erwähnen wir noch einige andere A.n, welche weder bürgerliche noch kirchliche Geltung gehabt haben, sondern wie Scaligers julianische Periode, nur von Historiographen, Chronologen und Astronomen in ihren gelehrten Werken gebraucht worden sind. Die **Olympiadenäre** findet sich vornehmlich bei griechischen Schriftstellern und soll erst nach der Zeit Alexanders des Gr. von dem Sicilier Timäus in seinen Schriften zuerst gebraucht worden seyn. Jede Olympiade begreift einen Zeitraum von 4 Jahren, und die erste beginnt den 23. Juli 777 v. Chr. Vergl. **Olympiade**. Die Jahresrechnung nach **Erbauung der Stadt Rom** (ab urbe condita, abbr. u. c.) fängt nach der gewöhnlichen Annahme mit dem 21. April 754 v. Chr. an. Die A. **Rabonassars**, welche sich bei Ptolemäus, Theon und A. findet und mit dem Regierungsantritt des babylonischen Königs Nabonassar im J. 747 v. Chr. beginnt, ist für geschichtliche Zeitbestimmung sehr wichtig, in sofern man mit ihrer Hülfe nach den bei Ptolemäus im **Almagest** enthaltenen Regententafeln und nach den angegebenen Summen der Regierungsjahre die Zeit vieler geschichtlich denkwürdigen Fakta berechnen kann. Die **julianische** A. datirt von der Einführung des julianischen Kalenders im J. 46 v. Chr. Die **antiochenische** A. beginnt mit der Freierklärung der Stadt Antiochien oder mit dem ersten Jahre der Diktatur Julius Cäsars 48—49 v. Chr. im Herbste und wird häufig in den Schriften der Kirchenväter gebraucht. Vgl. **Chronologie**.

Aerger, der in seinem Ausbruche durch das Gefühl von Ohnmacht oder durch äußere Umstände gehemmte und zurückgehaltene Zorn. Er spricht sich im Aeußeren des Menschen durch Blässe des Gesichts, herab- und zusammengezogene Augenbraunen, beschleunigtes Athmen durch die Nase, wobei sich die Nasenflügel heben, düstern, in sich gekehrten Blick, krampfhaftes Hineinziehen und Schließen der bleichen oder blauen Lippen, Stillschweigen oder unverständliches, abgerissenes Fürsichhinsprechen u. s. w. aus und ist für die körperliche Gesundheit mit mancherlei Nachtheilen verbunden. Besonders nachtheilig wirkt er auf das Gallensystem, und seine schädlichen Folgen sind um so bedeutender, je weniger der Aergerliche seinen verhaltenen Zorn in Reden und Handlungen Luft machen kann und je länger die Veranlassung zum A. fortdauert. Alle gegen den A. empfohlenen Arzneimittel, als kaltes Wasser, Salpeter, sogenannte niederschlagende Pulver, starke, erhitzende Getränke u. s. w. sind, wo nicht schädlich, doch unnütz, und nur dann thut wirkliche ärztliche Hülfe noth, wenn sich die Folgen des A.s in einer Einwirkung auf das Gallensystem, namentlich aber durch bitteren Geschmack, Mangel an Eßlust, Uebelseyn, Brechreiz, Kopfschmerz, gelbe Hautfarbe u. s. w. kund geben. In solchen Fällen kann ein Brechmittel von großem Nutzen seyn und darf nicht zu lange verschoben werden, obwohl es nicht rathsam ist, sich dieses Mittels ohne ärztlichen Rath zu bedienen. Höchst nachtheilig ist es, bald nach gehabtem A. zu essen, oder geistige Getränke zu sich zu nehmen. Das beste Mittel gegen den A. besteht darin, daß man mit festem Willen dagegen anzukämpfen sucht, und irgend eine passende körperliche oder geistige Beschäftigung vornimmt, welche kräftig genug ist, die Aufmerksamkeit von dem A. erregenden Gegenstand abzulenken. Mittlerweile wächst der Muth zur Gegenwirkung und das Vertrauen auf die eigene Kraft; es findet sich Rath und das Gemüth wird wieder ruhig.

Aergerlichkeit, die Anlage zum Aerger, die für Aerger empfängliche Gemüthsstimmung. Am meisten findet sie sich bei reizbaren, durch unzeitige Nachgiebigkeit und schlaffe Erziehung verwöhnten Menschen, welche nicht moralische Kraft genug haben, ihre unangenehmen Gefühle zu bemeistern. Es gibt Menschen, die in dieser Beziehung so wenig Herrschaft über sich selbst haben, daß sie, wie man im gemeinen Leben zu sagen pflegt, die Fliege an der Wand ärgert. Oft ist die A. ein Symptom physischer Krankheit, namentlich aber mit Anlage zur Lungensucht und zu Unterleibsleiden verbunden und verdient dann Berücksichtigung und Nachsicht von Seiten Derer, die mit dem Kranken umgehen; allein auch der krankhafte Zustand schließt die an jeden Menschen zu stellende Forderung zur Selbstbeherrschung nicht aus. Veranlassung zu dieser Gemüthsstimmung können geben: Unzufriedenheit mit sich selbst, seinen Leistungen und Handlungen; äußere Einwirkungen, insbesondere getäuschte Erwartungen, fehlgeschlagene Hoffnungen, Um-

gang mit Menschen, deren Charakter und Ansichten mit denen des Aergerlichen nicht übereinstimmen, angeborne Reizbarkeit, oder erst entstandene körperliche Schwäche u. s. w. Um der Anlage zum Aerger entgegenzuwirken, bedarf es vor Allem, sich dieses Zustandes bewußt zu werden und mit festem Willen dagegen anzukämpfen. Der Aergerliche muß jede Veranlassung vermeiden, die ihn in diese reizbare Stimmung versetzen kann; dabei aber stets auf seiner Hut seyn, sich da, wo er sie nicht vermeiden kann, nicht von ihr bemeistern zu lassen.

Aërius, arianischer Presbyter zu Sebaste in Armenien, welcher, im Gegensatz gegen die damals im kirchlichen Leben vorherrschend werdende Richtung und deren Hauptrepräsentanten, den Bischof Eustathius von Sebaste, seinen ehemaligen Freund, eine Kirchenspaltung veranlaßte (um 360), indem er den Unterschied zwischen Bischof und Presbyter, als im Neuen Testament nicht begründet, verwarf und als von einem freieren Geiste getragener Ascet sowohl das kirchlich vorgeschriebene Fasten, worin er eine jüdische Zwangsanstalt sah, als die Fürbitten u. die Abendmahlsfeier für Verstorbene, wodurch der selbstthätigen Sittlichkeit Eintrag geschehe, und die in jenen Gegenden noch übliche Passahmahlzeit „mit" den Juden, wodurch man Christum, „das wahre Passah", verleugne, anfocht. Die von ihm hervorgerufene Spaltung scheint indeß die Grenzen des Bisthums Sebaste nicht überschritten zu haben und vornehmlich dadurch beigelegt worden zu seyn, daß auf der Synode zu Gangra (zwischen 362 u. 370) die mönchische Moral des Eustathius verworfen wurde. Der Name der Aërianer, seiner Anhänger, kam im 16. Jahrhundert als Bezeichnung der Protestanten wieder auf, indem diese fast die Gesammtheit der von A. gemachten Ausstellungen wieder aufnahmen.

Aërodynamik, Theil der Aëromechanik, nämlich die Lehre, welche von der Luft im Zustande der Bewegung handelt. Als nächster Gegenstand der Untersuchung bietet sich hier der Ausfluß der Luft aus Gefäßen dar, wobei es besonders darauf ankömmt, ob der auf die Luft ausgeübte Druck konstant bleibt oder ob derselbe abnimmt, sowie darauf, ob der Ausfluß durch einen Ausschnitt in der dünnen Wand, durch angesetzte Mundstücke, durch kurze Ansatzröhren ꝛc. erfolgt, in welchen Fällen dieselben Kontraktionserscheinungen, wie beim Ausflusse des Wassers aus Gefäßen, sich zeigen. Ein zweiter Gegenstand der aërodynamischen Forschung ist der Ausfluß der Luft durch Röhren, wobei dieselbe, gleich dem Wasser, in Folge der Reibung einen Widerstand zu überwinden hat, welcher mit dem Quadrate der Geschwindigkeit fast proportional, mit der Länge proportional und mit der Weite der Röhre umgekehrt proportional wächst. Aus Versuchen hat sich als Reibungskoëfficient der mittlere Werth von 0,024 ergeben. Ferner beschäftigt sich die A. mit dem Messen der Geschwindigkeit, mit der sich die Luft fortbewegt, wozu man sich ähnlicher Instrumente bedient, wie zur Bestimmung der Geschwindigkeit des Wassers, nämlich der sogenannten Anemometer, sowie mit Ermittelung der Gesetze, nach welchen der Stoß der Luft auf Flächen wirkt, namentlich dann, wenn dieser Stoß von einem unbegrenzten Luftstrom auf einen Körper ausgeübt wird, was bei Anfertigung von Windrädern von Wichtigkeit ist. Wie beim Wasser findet auch hierbei ein mit dem Quadrat der Geschwindigkei proportionales Wachsen des Stoßes Statt. Endlich kommen in der A. noch die Gesetze der Bewegung fester Körper in der Luft, wie man sie an geworfenen Körpern, Fallschirmen ꝛc. beobachtet, zur Erörterung. In so fern hier eine veränderliche, d. h. mit dem Quadrate der Geschwindigkeit wachsende Kraft sich geltend macht, sind diese Gesetze mehr oder weniger komplicirt. Wird der Körper durch eine Kraft, z. B. durch sein Gewicht, getrieben, wie es bei Fallschirmen geschieht, so nähert sich die Bewegung desselben mehr und mehr einer gleichförmigen, so daß sie schon nach Ablauf einer gewissen Zeit als eine solche angesehen werden kann, obwohl sie es, genau genommen, nie ist.

Aeröe (Arröe), dänische Insel, zu Schleswig gehörig, 2 Meilen von Alsen gelegen, $1^1/_2$ □M. groß und von 10,200 (7000) dänisch sprechenden, Ackerbau, Fischfang u. Rhederei treibenden Einwohnern bevölkert. Sie steht unter dem Amte Norburg auf Alsen, ist außerordentlich fruchtbar, aber ganz ohne Wald. Die Hauptstadt ist Aeröeskjöbing (Arroeskjöpping) an der Nordküste mit 1600 Einwohnern, welche nicht unbedeutenden Handel und Schifffahrt treiben. An der Ostküste liegt der Flecken und Hafen Marstal (Marsdal), mit 1000 Einwohnern, Ueberfahrtsort nach Langeland.

Aërographie, s. v. a. Aërologie.

Aërolithen, s. Meteorsteine.

Aërologie, die Lehre von der Luft und ihren Eigenschaften, ihrer Schwere, ihrem specifischen Gewichte, ihrem Lichtbrechungsvermögen, ihrer specifischen Wärme, ihrer Expansionskraft, ihrem Feuchtigkeitsgehalte ꝛc. S. Luft.

Aëromechanik, die Lehre von den Gesetzen, nach denen die Luft durch ihre Schwere und Expansivkraft Bewegung hervorzurufen vermag. S. Aërodynamik u. Aërostatik.

Aërometer, Luftmesser, wie das Barometer, Luftthermometer und namentlich die aërostatische Wage.

Aërometrie, die Lehre von der Luftmessung, von der Bestimmung der Luft nach ihrer Dichtigkeit und Expansivkraft, so wie nach ihrer Zusammensetzung.

Aëronautik, Luftschifffahrtskunde, s. Luftballon.

Aerope, Tochter des Catreus, Enkelin Minos II. Da ihr Vater nach einem Orakelspruche durch eines seiner Kinder um's Leben kommen sollte, so übergab er sie mit ihrer Schwester dem Nauplius, mit dem Auftrag, sie zu verkaufen. Sie heirathete des Atreus Sohn Plisthenes, dem sie den Agamemnon und Menelaus gebar. Weil diese nach des Plisthenes Tode von Atreus erzogen wurden, so galten sie als seine Söhne, und A. selbst ward die Gemahlin des Atreus, dem sie, von Thyestes verführt, untreu wurde.

Aërostat, jede Maschine, mittelst welcher man sich in die Luft erheben kann, Montgolfière, Charlière, Luftballon (s. d.).

Aërostatik, Theil der Aëromechanik, die

Lehre von den Gesetzen des Gleichgewichts der luftförmigen Körper, zunächst der atmosphärischen Luft. In sofern die Luft schwer und flüssig ist, walten hier dieselben Gesetze ob, wie bei den tropfbar-flüssigen Körpern, und es treten nur in Folge des Hinzukommens der Expansionskraft oder des der Luft inwohnenden Strebens, ihr Volumen zu vergrößern, Modifikationen derselben ein. In letzterer Beziehung kömmt hier zuerst die Größe der Expansionskraft der Luftarten oder Gase, also die Kraftäußerung zur Sprache, mit welcher sie sich auszudehnen suchen, und die Art und Weise, den dadurch hervorgebrachten Druck mittelst des Barometers, Manometers oder Ventils zu bestimmen. Die atmosphärische Luft übt bekanntlich einen nach Ort und Zeit verschiedenen Druck aus. An wenig über dem Meere gelegenen Orten hat sich aus Barometerbeobachtungen ergeben, daß der Druck der Luft gleich ist dem Gewichte einer 76 Centimeter oder ungefähr 28 pariser Zoll (= 29 preuß. Zoll) hohen Quecksilbersäule, oder, da das Quecksilber ungefähr 13, 6mal so schwer ist als das Wasser, einer 31, 6 . 28 pariser Zoll = 32 pariser Fuß = ungefähr 33 preuß. Fuß (genauer 31, 73 pariser = 32, 84 preuß. Fuß) hohen Wassersäule. Da nun ein Kubikfuß Wasser 66 Pfund wiegt, so übt die Luft auf jeden Quadratfuß einen Druck von 33 . 66 Pfund = 2178 Pfund und folglich auf jeden Quadratzoll einen Druck von ungefähr 15 Pfund aus. Dieser Druck der Atmosphäre wird in der Mechanik gewöhnlich als Einheit, als Maß für anderweite Expansionskräfte angenommen, so daß man diese in Atmosphärendrücken anzugeben pflegt. Jenen beträchtlichen Druck haben aber alle in der Luft befindlichen Körper zu ertragen. Nimmt man nun die Oberfläche eines erwachsenen Menschen zu 15 Quadratfuß an, so ergibt sich für den gesammten Druck, welchen derselbe von der Luft erleidet, die sehr bedeutende Größe von 15 . 2178 = 32,670 Pfund = 297 Centner. Daß wir diesen Druck nicht empfinden, rührt daher, daß die in unserem Körper eingeschlossene Luft der äußeren, mit welcher sie gleiche Expansionskraft hat, das Gleichgewicht hält. Anders verhält es sich jedoch, wenn der äußere Luftdruck plötzlich vermehrt oder vermindert wird, wie z. B. Personen, welche in Luftballons schnell zu bedeutender Höhe emporstiegen, in Folge des verminderten äußeren Luftdrucks einen Drang des Blutes nach außen, namentlich in den Augen u. der Nase empfanden. Die Oberschenkel- u. Oberarmknochen endigen in einen kugelförmigen Kopf, welcher in die spiegelglatte, mit einer schlüpfrigen Feuchtigkeit benetzte Pfanne des Beckens oder Schulterblatts eingelenkt ist. Durch den Luftdruck wird dieser Kopf gegen die Pfanne, in welche derselbe genau einpaßt, gepreßt und so Arm und Fuß lediglich durch den Luftdruck und nicht durch die Arm- und Beinmuskeln getragen. Daher die auffallende Müdigkeit, welche Reisende bei dem stark verminderten Luftdrucke auf hohen Bergen empfinden, indem hier die Muskeln nicht bloß die Glieder zu heben und in Bewegung zu setzen, sondern auch einen Theil ihres Gewichts zu tragen haben. Außer dem Druck der Luft hat aber die A. auch die Gesetze zu ermitteln, nach denen sich die Gase zusammendrücken lassen, oder das Verhältniß anzugeben, in welchem die Expansionskraft und die Dichtigkeit oder das Volumen der Gase zu einander stehen. Es wird dies durch das von Mariotte entdeckte und nach ihm benannte Gesetz ausgedrückt, wonach die Dichtigkeit einer und derselben Luftmenge der Expansionskraft derselben proportional ist, oder, da die von einer und derselben Masse eingenommenen Räume den Dichtigkeiten umgekehrt proportional sind, sich die Volumina einer und derselben Luftmasse umgekehrt wie die Expansionskräfte verhalten. Eine mehr in das praktische Leben eingreifende aërostatische Untersuchung, welche namentlich für Herstellung von Gebläsen von Wichtigkeit wird, ist die Bestimmung der Arbeit, welche aufzuwenden ist, um ein gewisses Luftquantum bis zu einem gewissen Grade zu verdichten. Die Ermittelung der verschiedenen Dichtigkeit und Spannung in den senkrecht über einander sich befindenden Luftschichten gibt die Elemente zur barometrischen Höhenmessung. Einen wesentlichen Einfluß auf die Dichtigkeit und Expansionskraft der Gase übt aber die Temperatur aus. Aus Versuchen, welche zuerst von Gay-Lussac angestellt und von Andern wiederholt worden sind, hat sich ergeben, daß bei gleicher Dichtigkeit die Expansionskraft und bei gleicher Expansionskraft das Volumen einer und derselben Luftmenge wie die Temperatur zunimmt. Doch erweist sich dieses gay-lussac'sche Gesetz, wie das mariotte'sche nicht für alle Fälle maßgebend. Vgl. Atmosphäre, Barometer.

Aërostatische Presse (Luftpresse) Presse, deren Wirksamkeit auf dem Drucke der Luft beruht u. die besonders zum Extrahiren der Farbehölzer angewendet wird. Der zu extrahirende Stoff wird auf eine durchlöcherte Unterlage gebracht, die sich ziemlich in der Mitte des Gefäßes befindet. Ein zweiter durchlöcherter Deckel wird aufgelegt u. die Extraktionsflüssigkeit darüber gegossen. Indem nun die Luft aus dem untern Theile des Gefäßes durch Pumpen entfernt wird, übt die Atmosphäre auf die Flüssigkeit einen bedeutenden Druck aus u. preßt sie durch den zu extrahirenden Stoff hindurch.

Aërostiers, eine mehre Kompagnien starke Truppe von Luftschiffern, welche 1794 vom Wohlfahrtsausschusse der franz. Republik errichtet wurde, um die Stellung des Feindes zu rekognosciren. Zu diesem Behufe wurde ein Luftballon in der Regel mit zwei Offizieren besetzt, welche ihre Beobachtungen den unten aufgestellten A. entweder mittelst farbiger Flaggen mittheilten oder ihre Notizen auf Kartenpapier schrieben, das sie dann mit Blei beschwerten u. an einer Schnur hinabgleiten ließen. Zum ersten Male wurden diese militärischen Luftschiffer bei Maubeuge, dann bei Charleroi und besonders bei Fleurus in Thätigkeit gesetzt. In letzterer Schlacht (1794) schwebte der Ballon 9 Stunden lang in der Luft. Die für Beobachtungen angemessenste Höhe war 800—900 Fuß; doch stieg man mitunter weit höher. Da diese militärische Anwendung der Luftschifffahrt bald wieder außer Gebrauch kam, so scheint sie sich in der Praxis nicht bewährt zu haben.

Aesacus, Sohn des Priamus u. der Arisbe, der Tochter des Merops. Sein Großvater mütter-

licher Seits hatte ihn in der Traumdeutekunst unterrichtet, u. so sagte er seinem Vater voraus, Hecuba werde einen Sohn zum Verderben des Vaterlandes gebären, und schlug dessen Aussetzung vor. Seine Gattin war Asterope, die Tochter des Flußgottes Cebrenus. Da er ihren Tod heftig beweinte, so wurde er in einen Vogel verwandelt. Nach Andern (Ovid) war er in Liebe zu Hesperia entbrannt, der Tochter des Cebrenus, u. als er sie einst verfolgte, brachte ihr eine im Grase versteckte Natter eine tödtliche Wunde bei. Trostlos stürzte sich A. in's Meer und ward von Thetis in einen Taucher verwandelt, dessen beständiges Auf- u. Untertauchen der Dichter von dem Wunsche des Verwandelten, in der Tiefe den Tod zu suchen, herleitet.

Aesche, Salmo Thymallus, *Linn.*, Fisch, der Ordnung der Bauchflosser u. der Familie der Salmen angehörig, wird 1—2 Fuß lang, ist am Körper graublau u. schwarz gestreift, mit etwas vorstehendem Oberkiefer, kleinem Maule u. kleinen Zähnen u. einer großen, schwarz, auch roth gefleckten Rückenflosse versehen u. ähnelt der Gestalt nach der Forelle. Das Fleisch ist zart und schmackhaft, besonders im Winter. Die A. hält sich am liebsten in schnellfließenden, kalten u. hellen Gewässern auf, findet sich am häufigsten in der Schweiz, Deutschland u. Skandinavien, lebt nach Art der Forelle u. wird wie diese geangelt. Daß ihr Fleisch nach Thymian rieche, wie Virgil u. Aelian behaupten, ist ungegründet, wiewohl Linné sie nach dieser Angabe benannte. Der Thran dieses Fisches ist ein beliebtes Hausmittel gegen Augenkrankheiten bei Menschen und Thieren u. soll namentlich zur Vertreibung der undurchsichtigen Häute, die sich zuweilen in Folge von Entzündung auf dem Auge bilden, mit Erfolg angewendet werden.

Aeschines, 1) A., genannt der Sokratiker, zeichnete sich durch treue Anhänglichkeit u. Liebe zu seinem Lehrer Socrates aus, lebte eine Zeit lang zu Syrakus am Hofe des Dionysius, zog sich nach dessen Sturz wieder nach Athen zurück u. erwarb sich hier durch Unterricht u. Ausarbeitung von Vertheidigungsreden einen dürftigen Unterhalt. Er war der Verfasser von sieben Gesprächen, moralischen Inhalts, wovon aber nur einige unbedeutende Fragmente uns erhalten sind. Die unter seinem Namen noch vorhandenen drei Gespräche über die Tugend, den Reichthum u. den Tod gehören ohne Zweifel nicht ihm, sondern einem andern unbekannten Verfasser an. Ausg. von J. Fr. Fischer, Leipz. 1753; Meiß. 1788; A. Böckh, Heidelb. 1810; deutsch von K. Pfaff, Stuttg. 1827.

2) A., der Redner, war geb. 389 v. Chr. zu Athen als Sohn armer Aeltern. Sein Vater Tromes diente bei einem Athener, der eine Lehrschule unterhielt, als Sklave, u. seine Mutter, unter dem Namen Empusa berüchtigt, trieb ein verachtetes Gewerbe. Der Sohn unterstützte anfangs den Vater bei dessen niedriger Handirung, trat dann in den Gymnasien um Sold als Vorfechter auf u. übte frühzeitig Lug und Trug, auf welchem Wege er das athenische Bürgerrecht, wovon ihn seine Geburt ausschloß, zu erschleichen wußte. Er änderte nun den Namen seiner Aeltern u. trat als Schreiber u. Gesetzvorleser in die Dienste der Demagogen Aristophon u. Eubulus. Da aber diese Stellung seinem ehrgeizigen u. unruhigen Gemüthe nicht zusagte, so gab er sie bald wieder auf, wurde Schauspieler, als solcher aber ausgepfiffen, nahm dann Kriegsdienste u. kämpfte in den Schlachten bei Mantinea (363) u. Tamyna (348) nicht unrühmlich mit. In seinem Schreiberamt scheint er sich Kenntniß des attischen Rechts erworben u. sich dadurch für die politische Laufbahn vorbereitet zu haben, denn plötzlich sehen wir ihn, u. zwar drei Jahre früher, als Demosthenes, als Redner auftreten, wozu er von der Natur mit trefflichen Gaben ausgestattet war. Mit Demosthenes war er bei der Gesandtschaft, welche (347) an den König Philipp v. Macedonien abging, um mit ihm über den Frieden zu unterhandeln. Bei dieser Gelegenheit scheint A. von dem schlauen König gewonnen u. seinem Interesse dienstbar gemacht worden zu seyn. Von da an beginnt auch jene Feindschaft zwischen ihm u. Demosthenes, die mit den damaligen politischen Begebenheiten zu Athen eng verknüpft ist. Kaum war A. von einer zweiten Gesandtschaft an Philipp, welche den abgeschlossenen Frieden beschwören sollte, aber durch ihren von A. veranlaßten Verzug auf der Hinreise die eroberungssüchtigen Pläne Philipps begünstigt hatte, nach Athen zurückgekehrt, als Demosthenes u. Timarchus mit einer Anklage auf Vaterlandsverrath gegen ihn auftraten. Durch eine gegen den Letztern erhobene Gegenanklage wußte er indeß der drohenden Gefahr nicht nur zu entgehen (345), sondern trug auch durch die bei dieser Gelegenheit gehaltene Rede, die übrigens in das damals zu Athen herrschende Sittenverderbniß traurige Blicke eröffnet, über seine Gegner einen glänzenden Sieg davon. Ungeachtet der ernsten Mahnungen, die Demosthenes an die Athener ergehen ließ, gaben diese den treulosen Vorspiegelungen Philipps Gehör u. bequemten sich zur Ruhe. Bald darauf finden wir den A. als Athens Gesandten (Pylagoren) bei der Amphiktyonenversammlung, welche dem König Philipp so hohe Ehren zuerkannte. Zum offnen Ausbruch kam die Feindschaft zwischen ihm u. Demosthenes erst im J. 343, als Letzterer ihm von Neuem seinen bei der zweiten macedonischen Gesandtschaft begangenen Verrath vorwarf, worauf A. in einer eigenen Rechtfertigungsschrift, die wir noch besitzen, antwortete. Das Resultat dieses Streites ist nicht bekannt, so viel aber ist gewiß, daß A. fortan bei jeder Gelegenheit als erbitterter Gegner des Demosthenes u. im Interesse Philipps handelnd auftrat u. in diesem Sinne als Pylagore zu Delphi (340) wirkend den zweiten heiligen Krieg gegen Locris veranlaßte, in Folge dessen der Macedonierkönig, vom Amphiktyonenrath zum Oberfeldherrn ernannt, mit Heeresmacht Locris überschwemmte u. selbst Athen bedrohte, wo zum letzten Male der alte Patriotismus, durch des Demosthenes Reden entflammt, erwachte. Aber die Schlacht bei Chäronea entschied Athens u. Griechenlands Schicksal; der Sieger beobachtete schonende Mäßigung den Ueberwundenen gegenüber; in Athen suchte A. vergeblich den Volkshaß gegen Demosthenes aufzureizen; vielmehr ward diesem der ehrenvolle Auftrag zu Theil, auf die bei Chäronea Gefallenen die Leichenrede zu halten. A.

mußte sich damit begnügen, gegen Ctesiphon, welcher d. Antrag gestellt hatte, dem Demosthenes zum Lohne für seine dem Vaterlande geleisteten Dienste von Staatswegen eine goldene Krone zuzuerkennen, mit einer Klage aufzutreten (338), die aber erst acht Jahre später (330), als durch den Tod Philipps u. die Siege Alexanders in den politischen Verhältnissen sich Manches verändert hatte, zur Verhandlung kam. Die bei dieser Gelegenheit von A. gehaltene Rede, die ihrer ganzen Anlage nach darauf berechnet war, das politische Ansehn des Demosthenes zu vernichten, wurde von Alters her als ein Meisterstück der Beredtsamkeit betrachtet; dessenungeachtet errang Demosthenes mit seiner berühmten Rede für die Krone den Sieg über seinen Gegner, der in Folge dessen Athen verließ u. sich erst nach Kleinasien u. von da auf die Nachricht von Alexanders Tod nach Rhodus begab, wo er eine in der Folge berühmt gewordene Rednerschule gründete. Später ging er nach der Insel Samos, wo er 314 starb. Obwohl A. öfter als Redner aufgetreten ist, so hat er doch außer den drei bereits erwähnten Reden (gegen Timarch, über die Truggesandtschaft u. gegen Ctesiphon) keine weiter niedergeschrieben. Er theilt mit Demosthenes den Ruhm des größten Redners seiner Zeit, u. wenn er diesem in wohl durchdachter Anlage, so wie in gediegener Durcharbeitung des Stoffs, besonders aber hinsichtlich seines sittlichen Charakters nachsteht, so ist seine Beredtsamkeit dafür durch ungemeine Leichtigkeit u. Gewandtheit, Fülle u. Glanz des Ausdrucks, sowie durch ihre bei aller Anmuth hinreißende Kraft ausgezeichnet. Bei seinem vortrefflichen, natürlichen Talent gab er sich dem Eindrucke des Augenblicks hin u. war namentlich im Stegreifreden so gewandt, daß er als der Erfinder davon betrachtet wird. Ausgaben der 3 Reden: v. Ald. Manutius, Collect. Rhet. Graec., 1513, Fol.; mit Wolfs, Taylors, Marklands u. A. Noten in den Orat. Graec. von Reiske, Bd. III. u. IV., Lpz. 1771, in berichtigterem Texte von F. Bremi, Zürich 1823, 2 Bde; v. F. Bekker in Orat. Att. Bd. III., Oxf. 1822.; deutsch v. Bremi, Stuttg. 1828. Die unter des A. Namen noch vorhandenen 12 Briefe sind ohne Zweifel unächt.

Aeschylus, der Begründer der attischen Tragödie, Sohn des Euphorion, war 525 v. Chr. zu Eleusis in Attica geboren, nahm gleich seinen Brüdern Amynias u. Cynägirus am Befreiungskampfe Griechenlands tapfern Antheil u. focht namentlich bei Marathon, Salamis u. Platää mit. Später begab er sich nach Sicilien, wo er auch 456 starb. Zeit u. Veranlassung dieser Uebersiedelung sind nicht genau mehr zu ermitteln. Einige aber lassen ihn aus Mißmuth über den Sieg, welchen Sophocles als Tragödiendichter über ihn errungen, Andere aus politischen Rücksichten, nämlich aus Abneigung vor der mehr u. mehr zur Herrschaft gelangenden Demokratie, sein Vaterland meiden u. nach Sicilien wandern, dessen reiche Handelsstädte damals in einem lebhaften Verkehr mit dem Mutterlande standen. Ueber die Bildung des Dichters wissen wir nur so viel gewiß, daß er in der Philosophie bewandert u. ein Anhänger der Lehre des Pythagoras war. Selbst eingeweiht in die reinere Mysterienlehre, suchte er diese in seinen Dichtungen darzulegen, wodurch er sich eine Anklage auf Entweihung der Mysterien zuzog, in sofern er Lehren u. Sinnbilder derselben auf die Bühne gebracht habe. Seine Lossprechung verdankte er nur der Rücksichtnahme auf seine dichterischen Verdienste. Nähere Nachrichten über seine Lebensschicksale fehlen uns. A. ist in mehr als einer Hinsicht in der That der Begründer der durch Sophocles zur Vollendung erhobenen attischen Tragödie gewesen. Die vor ihm von Thespis u. Andern gemachten ersten rohen Versuche scenischer Darstellung bildete er zur Tragödie fort, indem er der Handlung die Bedeutung des Haupttheils des Drama's verschaffte, den Vortrag der Schauspieler mit den Gesängen des Chors in innige Verbindung brachte, einen zweiten Hauptschauspieler einführte u. dadurch Schöpfer des dramatischen Dialogs wurde, der freilich bei ihm noch im ersten Entwickelungsstadium begriffen erscheint u. erst durch Sophocles, der einen dritten Hauptschauspieler hinzufügte, seine rechte Ausbildung erhielt. Andererseits beschränkte A. den Chor auf eine bestimmte Anzahl von Personen, 14 od. 15, stattete ihn aber, um den Glanz seines Auftretens zu erhöhen, mit prachtvoller Kostümirung aus u. gab überhaupt der ganzen Bühne eine würdige äußere Einrichtung. Was seine eignen Stücke betrifft, so waltet in ihnen zwar das epische Element noch zu sehr vor dem eigentlich dramatischen vor; doch machen sie den Eindruck des Würdevollen u. Erhabenen im hohen Grade, u. darin, in dem Erhabenen, welches sich oft bis zum Furchtbaren und Schrecklichen steigert, liegt der Hauptcharakter dieser Dramen. Sie wollen den Kampf, den die Freiheit des Menschen mit dem unabwendbaren Schicksal zu bestehen hat, worin jene aber unterliegen muß, zur Anschauung bringen; doch ist dieses Schicksal nicht die äußere Naturnothwendigkeit, sondern die unendliche, jenseits der sinnlichen Welt u. ihrer Erscheinungen und Kräfte, die in den Göttern der Volksreligion personificirt erscheinen, liegende unergründliche göttliche Macht, deren Willen sich selbst die Götterwelt fügen muß, deren Anerkennung aber den Menschen vor Ueberschreitung der seinem irdischen Daseyn gesteckten Grenzen zurückhalten u. zu demuthsvoller Haltung dem Unendlichen gegenüber veranlassen soll. Neben dieser so zu sagen religiösen Tendenz geht aber eine andere mehr politische her, in sofern der Dichter durch diese Tragödien das Nationalgefühl des in dem siegreichen Kampfe gegen die persische Uebermacht erstarkten u. für seine Freiheit begeisterten Volks sowohl zu heben als zu verherrlichen suchte. Der Erhabenheit, die als vorherrschender Charakter der Dramen des A. bezeichnet wurde, entspricht die Sprache, die mit dem grandiosen Inhalt der Gedanken gleichsam ringt u. in Folge davon weniger das Gepräge des Anmuthigen, als des Ungewöhnlichen u. Seltsamen, des Schroffen u. Erstaunlichen an sich trägt, auch hier u. da das Verständniß erschwert. — Die Zahl der von A. gedichteten Stücke wird bald auf 70, bald auf 90 angegeben; von fast 70 Stücken mögen wohl einzelne, meistens unbedeutendere Bruchstücke vorhanden seyn, welche im 5. Band der Ausg. v. Schütz zusammengestellt sind. Erhalten sind uns aber nur 7

Stücke, von denen drei: „Agamemnon", „die Choëphoren" u. „die Eumeniden" zusammen eine Trilogie bilden, die einzige, die aus dem Alterthum auf uns gekommen ist. Das erste Stück behandelt die Ermordung des von Troja heimkehrenden Agamemnon durch seine Gattin Clytemnestra u. ihren Buhlen, das zweite die Rache, welche der Sohn Orestes an der Mutter nimmt, das dritte die Unruhe des Sohnes, der zwar Gerechtigkeit geübt, aber einen Muttermord auf der Seele hat, u. die Sühnung desselben. Auch die übrigen Stücke des Dichters scheinen großen Theils solche Trilogien gebildet zu haben. So hat „der gefesselte Prometheus", eine der tiefsinnigsten u. großartigsten Dichtungen des ganzen Alterthums, unstreitig einer Trilogie angehört, zu welcher als erstes Stück der feuerraubende u. als Schlußstück der entfesselte Prometheus gehörte u. welche demnach den ganzen Prometheusmythus umfaßte. Von den beiden letztgenannten Stücken sind nur dürftige Fragmente auf uns gekommen. Auch das „die Schutzgenossinnen" betitelte Stück scheint Bestandtheil einer solchen Trilogie gewesen zu seyn, u. ein Gleiches gilt von den zwei andern uns erhaltenen Stücken, „die Sieben gegen Theben" u. „die Perser", in denen vornehmlich jener patriotisch-kriegerische Geist weht, weshalb man schon im Alterthum von ihnen sagte, nicht Dionysus, der Gott der tragischen Poesie, sondern Ares, der Kriegsgott, habe sie dem Dichter eingegeben. In den Persern gibt der Dichter seinen Mitbürgern eine Schilderung der glänzenden Siege, die sie errungen, aus dem Munde der Besiegten, zur Verherrlichung Athens u. des Triumphs der griech. Freiheit. Ausgaben: Vened., in aed. Aldi., 1518; von Robortellus, Par. 1552; Petr. Victorius, Par. 1557, 4.; Th. Stanley, mit lat. Uebers., den griech. Scholien u. Komment., Lond. 1663, Fol.; S. Buttler, Cambridge 1809 ff. (Prachtausg.); C. G. Schütz, Halle 1782 — 1809, 3 Bde.; Wellauer, Lpz. 1823; Fr. Gr. Bothe, Lpz. 1831, 2 Bde.; A. H. Clausen, Goth. 1832, 2 Thle. Außer einigen Uebersetzungen einzelner Stücke v. Jacobs, Humboldt u. A. sind die aller Stücke von H. Voß, Heidelb. 1826, u. Droysen, Berlin 1855, zu bemerken.

Aesculapius, griech. Asklepios, der Gott der Heilkunde, Sohn des Apollo, nach Einigen mit Coronis, der Tochter des thessalischen Fürsten Phlegyas, nach Andern mit Arsinoë, der Tochter des Leucippus erzeugt, nach jenen zu Laceria in Thessalien, nach diesen zu Epidaurus in Argolis od. in der messenischen Stadt Tricca geboren. Als zwischen den Messeniern u. Epidauriern über den Geburtsort des Gottes Streit entstand, entschied das Orakel für die Epidaurier u. die Mutterschaft der Coronis. Sein Erzieher war der Centaur Chiron, der ihn besonders auch in der Heilkunde unterrichtete. In der Sage spielt A. vornehmlich als Wiedererwecker der Todten eine wichtige Rolle. Nach der Angabe des Apollodor soll er von Minerva das aus den Adern der Gorgo geflossene Blut erhalten u. das den linken Adern entströmte zum Verderben, das aus den rechten zum Wiedererwecken der Menschen angewendet haben. Hygin dagegen berichtet: Als A., um des Minos Sohn Glaucus zu erwecken, in einem geheimen Gemache eingeschlossen war, sey eine Schlange herbeigekrochen u. habe sich an dem Stabe, den er in der Hand hielt, emporgewunden. Nachdem A. diese getödtet, sey eine andere Schlange herbeigekrochen, u. habe auf das Haupt der getödteten ein Kraut gelegt, worauf diese wieder lebendig geworden sey. Mit diesem Kraute habe dann A. den Glaucus in's Leben zurückgerufen. Aber gerade hierdurch habe er sich selbst das Verderben bereitet; denn da Zeus fürchtete, die Menschen möchten durch Aeskulaps Heilkunde dem Tode entzogen u. die Unterwelt nicht mehr bevölkert werden, so erschlug er ihn mit dem Blitze. Die Verehrung des A. breitete sich über ganz Griechenland aus, woher sie aber stamme, darüber sind die Meinungen getheilt. Homer gedenkt an einigen Stellen des A. als eines trefflichen Arztes, dessen Söhne Machaon u. Podalirius die Aerzte des griech. Heeres sind. Daher haben Einige den A. für eine wirkliche historische Person halten wollen, deren Lebensumstände mythisch ausgeschmückt worden seyen, wogegen Andere dem Aeskulapkult einen phönicisch-ägyptischen od. einen kolchischen Ursprung vindicirt haben. Der Heilgott hatte berühmte Tempel, so zu Titane im Peloponnes, auf der Insel Cos, zu Megalopolis in Arkadien, zu Epidaurus in Argolis, zu Pergamus in Kleinasien. Diese Tempel standen in hohem Ansehen u. waren gewöhnlich in heiligen Hainen, in der Nähe von heilenden Quellen od. auf hohen Bergen errichtet, da in ihnen der Gott nicht nur verehrt werden, sondern auch fortwährend seine heilende Thätigkeit ausüben sollte. In diesen Tempeln wurden mitunter Schlangen gehalten, wie ja die Schlange als stehendes Symbol des Gottes erscheint, was an die altorientalische Bedeutung der Schlange als des Symbols der Klugheit u. der Verjüngung erinnert. Da der Gott besonders auch im Traume Heilung wirken sollte, so fanden in seinen Tempeln die sogenannten Inkubationen Statt, wo dann, während die Kranken schliefen, A. od. eine andere Gottheit erschien u. das Heilmittel nannte. Die Geheilten verließen aber den Tempel nicht, ohne dem Gotte ein Opfer, namentlich einen Hahn dargebracht zu haben. An den Hauptorten seines Kultus wurden dem Gotte zu Ehren eigne Feste gefeiert, das berühmteste zu Epidaurus, wobei Wettkämpfe, an denen sich auch Rhapsoden u. Tonkünstler betheiligten, u. feierliche Umzüge Statt fanden. Nach Rom wurde der Aeskulapdienst im J. 293 v. Chr., als eine Pest in der Stadt wüthete, übergepflanzt u. damals auf einer Tiberinsel dem Gotte ein Tempel errichtet, welcher noch heutzutage unter dem Namen der Kirche zum heil. Bartholomäus vorhanden ist. Abgebildet wurde A. meistens bartlos, mitunter aber auch als älterer Mann mit langem Barte, dem Zeus ähnlich, mit über der Stirne sich erhebendem u. an den Schläfen gelockt herabfallendem Haar, entblößtem Oberleib u. einem den Unterleib bedeckenden faltenreichen Mantel. Der Ausdruck des Gesichts zeugt von Ruhe u. Klugheit. In seiner Darstellung u. seinen Symbolen finden übrigens manche Modifikationen Statt; manchmal hat er einen Lorbeerkranz in der Hand od. es sitzt zu seinen Füßen ein Hahn od. eine Eule. Berühmt war im Alter-

thum seine sitzende, aus Gold und Elfenbein verfertigte Statue im epidaurischen Tempel; sie hatte in der einen Hand den mit der Schlange umwundenen Stab, die andere hielt sie auf den Kopf eines Drachen, zu ihren Füßen lag als Symbol der Wachsamkeit ein Hund.

Aesopus, 1) der berühmte Fabeldichter, auf den die im ganzen Alterthum beliebte Kunst, praktische Lehren der Lebensweisheit in sinnbildliche Erzählungen (Fabeln, Gleichnisse) einzukleiden, zurückgeführt wird. Er lebte im 6. Jahrhundert v. Chr. u. war ein Zeitgenosse der sieben Weisen. Seine ganze Existenz ist indeß in so großes Dunkel gehüllt, daß die Ansicht, welche in dem Namen A. nur eine Kollektivbenennung eines Volkslehrers sieht, noch nicht als widerlegt zu betrachten ist. Jedenfalls muß von dem, was der konstantinopolitanische Mönch Maximus Planudes im 14. Jahrh. über das Leben des A.' in Umlauf gebracht hat, z. B. daß er mißgestaltet gewesen, Vieles als Mährchen zurückgewiesen werden. Auf die Autorität klassischer Schriftsteller stützen sich dagegen die Angaben, daß A. aus Phrygien stammte, wiewohl auch Thracien, Samos und Lydien als sein Geburtsorte genannt werden, daß er als Sklave mehren Herren gedient, von dem letzten derselben (Jadmon) die Freiheit erhalten, das Vertrauen des Königs Crösus von Lydien genossen habe, von diesem zu mehren Gesandtschaften gebraucht und auf einer derselben nach Delphi hier von den Priestern, welche sich von ihm beleidigt glaubten, getödtet worden sey. Des A. Fabeln, wahrscheinlich nur in mündlicher Ueberlieferung vorhanden, werden schon von Plato im Phädon erwähnt, wo Socrates sagt, er habe einige äsopische Fabeln versificirt, und Diogenes Laërtius führt sogar das Anfangsdistichon einer äsopischen Fabel des Socrates an. Eine spätere Sammlung war die von Babrius in ungewisser Zeit in Choliamben (hinkende Jamben, Scazonten) gebrachte, aber späterhin wieder in Prosa aufgelöste. Im prosaischen Gewande gibt der Sophist Aphthonius von Antiochia eine Reihe von 40 äsopischen Fabeln, eine andere der Rhetor Themistius. Die Sammlung, welche den jetzigen Ausgaben des A. zu Grunde liegt, ist die des Max. Planudes. Ed. princ. von Bonus Accursius um 1480; vollständiger von Rob. Stephanus, Par. 1546. Aus 5 heidelberger Handschriften vermehrte diese Sammlung mit 133 Fabeln Nevelet (Frankfurt a. M. 1610). Andere 80 Fabeln, welche Rochefort in der pariser Bibliothek gefunden, nahm nach Gail („Les trois Fabulistes", Paris 1797) auch Schäfer in die neuen Auflagen und Umarbeitungen der heusingerschen Ausgabe auf, welche 1810 und 1819 erschienen. Neue Vermehrungen aus einer Handschrift der Bibliothek von Monte Cassino und einer vatikanischen gab Franc. de Furia (Florenz 1809), welche Schäfer 1810 in Deutschland bekannt machte. Verbesserungen gaben die Ausgaben von Koray (Paris 1810) u. besonders die von K. E. Chr. Schneider (Leipzig 1810). Eine andere Sammlung aus einer augsburger Handschrift gibt die treffliche Ausgabe von Joh. Gottlob Schneider (Breslau 1812). Uebersetzungen gibt es von Luther (16 Fabeln), besonders herausgegeben 1530; von Motz, Leipz. 1794. Merkwürdig ist das Zusammentreffen der Fabeln des A. rücksichtlich des Inhalts mit denen des arab. Weisen **Lokman** (s. d.), ebenfalls einer in Sage gehüllten Dichtergestalt, die auf Aethiopien hinweist.

2) A. (**Claudius** oder **Clodius**), Cicero's Zeitgenosse, Lehrer in Deklamation und Aktion u. Freund, berühmter Schauspieler, besonders ausgezeichnet im Tragischen, worin er dasselbe war, was Roscius im Komischen. Cicero rühmt vorzüglich das Feuer seiner Aktion und sein lebhaftes Geberdenspiel.

3) A., von Einigen auch Callisthenes genannt, Verfasser einer mit Mährchen überfüllten Geschichte Alexanders des Großen, aus ungewisser Zeit. Das griechische unedirte Original übersetzte ein gewisser Julius Valerius in's Lateinische. Es war eine Lieblingslektüre des Mittelalters, und im 15. Jahrhundert erschien es auch deutsch, Straßburg 1486.

Aesthetik, die **Wissenschaft** oder die **Philosophie des Schönen**. Was das Schöne sey, welches die Art, welches die Momente seiner Existenz seyen, wie es sich objektivire und in Kunst und Natur sich darstelle: das sind die Hauptfragen, welche die A. zu beantworten hat. Lange untersuchte die Philosophie nur, was das **Wahre** und das **Gute** sey, und zerfiel demnach in zwei Theile, die **theoretische** und **praktische** Philosophie; was das **Schöne** sey, kam nur gelegentlich oder in untrennbarer Verbindung mit jenen Fragen in Untersuchung. In dieser Weise findet sich ästhetische Reflexion schon bei den ältesten griechischen Philosophen. Aber sie besteht hier nur in aphoristischen Bemerkungen über das Schöne einzelner Kunstgattungen und Kunstwerke, so wie in der Aufstellung technischer Regeln. Tiefer und allseitiger waren die Untersuchungen, welche **Plato** über das Schöne anstellte. Er fand dasselbe zuerst unter den Ideen, und führte es mit dem Guten auf einen Quell zurück. Die Schönheit, an und für sich betrachtet, ist nach ihm einartig, unveränderlich und unvergänglich; sie wird an keinem einzelnen Dinge angetroffen, aber Alles heißt in sofern schön, als es sich der Idee der Schönheit nähert. Diese selbst kann nur gedacht werden; wird aber etwas ihr Aehnliches wahrgenommen, so erregt es Wohlgefallen. Die Künste haben die Darstellung des Schönen zum Zwecke und sind deshalb Nachahmung der ursprünglichen Schönheit, welche als Idee dem Künstler vorschwebt und die **Ideale** in seinem Geiste hervorruft. Plato kann mit Recht der Vater der eigentlichen A. genannt werden, und bei ihm finden sich die fruchtbarsten Keime zu einer Wissenschaft des Schönen vor. Die Entwickelung derselben wurde jedoch vernachlässigt, und schon **Aristoteles** schlug einen andern Weg ein. Dieser, von den Musterwerken der Kunst umgeben, hielt sich in seinen Untersuchungen über das Schöne an die Erfahrung und abstrahirte vorzüglich aus dem, was durch die Kunst hervorgebracht war und allgemeinen Beifall fand, sowohl den Begriff des Schönen, als auch die Regeln zur Beurtheilung und Hervorbringung desselben. Der Künstler hat nach ihm im Grunde bloß die Natur und die Kunstwerke, an welchen sich das Schöne, so wie die Bedingungen desselben wahrnehmen lassen, nachzuahmen. Diese aristotelische Auffassungs- u. Be-

handlungsweise des Schönen hat durch ihre weite Verbreitung unstreitig viel dazu beigetragen, daß man, trotz Plato's Vorgange, erst spät zu einer eigentlichen Wissenschaft des Schönen gelangte, und sich statt derselben mit empirischer Theorie u. Kritik der Künste begnügte. Eine Ausnahme hiervon machte nur der neuplatonische Philosoph **Plotinus**, welcher in seinen Enneaden die platonische Idee des Schönen entwickelt hat, und deshalb in der Geschichte der A. besonders erwähnt zu werden verdient. — Was die Griechen in Bezug auf Theorie und Kritik der schönen Künste geleistet hatten, wurde von den **Römern** angenommen, im Einzelnen weiter verarbeitet u. namentlich auf die Rhetorik und Poesie angewendet. Die **Italiener**, die nächsten Erben der altklassischen Kunst und Wissenschaft, leisteten für die weitere Entwickelung der Theorie des Schönen wenig. Dante und Petrarcha übten Theorie und Kritik der Dichtkunst nur auf ungenügende Weise, und die in die Kunsttheorie und A. einschlagenden Abhandlungen der Späteren, Muratori's, Bettinelli's, Algarotti's, Cesarotti's, Cicognara's u. A. haben auf die Ausbildung dieser Wissenschaft nur geringen Einfluß gehabt. Die Gründe, warum die Italiener, bei der großen Verbreitung ästhetischer Kultur unter ihnen, in den Untersuchungen über das Schöne zurückblieben, sind theils in ihrer, philosophischen Reflexionen nicht günstigen Geistesbeschaffenheit, theils in der einseitigen Verehrung des Aristoteles, theils endlich in dem Anschließen der Neueren an die französische Kritik zu suchen. — Die **Franzosen** beschäftigten sich seit Wiedererweckung des Studiums der alten Literatur vielfach mit Untersuchungen über das Schöne und seine Kunst, ohne jedoch tiefer in das eigentliche Wesen derselben einzudringen. Der Grund hiervon lag hauptsächlich darin, daß man das Schöne nicht aus der menschlichen Natur entwickelte, sondern in der Bestimmung desselben meistens nur auf Aristoteles zurückging, und dessen Regeln mit dem Nationalgeschmacke in Einklang zu bringen suchte. So entstand hier eine Kritik und Theorie der Kunst, welche, auf Autorität beruhend und von dem Vorhandenen abstrahirt, des wahren Grundes entbehrte, wegen ihres Empirismus einseitig und unbefriedigend war, und obgleich für A. sich ausgebend, doch weit unter derselben stand. Zuerst entwickelte sich auf diese Weise die Poetik oder Theorie der Dichtkunst, für deren Ausbildung besonders Boileau, Fontenelle, Rollin, Racine, Marmontel, Domairon u. A. wirksam waren. Dubos erweiterte die Kunstkritik durch Vergleichung zwischen Poesie u. Malerei. J. P. de Crousaz schrieb über das Schöne, wurde aber von André (Traité du beau, Paris 1741), der alle Künste auf das Princip des Schönen oder der Einheit zurückführte, übertroffen. Am Meisten leistete in dieser Beziehung Charles **Batteux**, der zuerst in die aufgehäufte Summe der Kunstregeln, welche man durch langwierige Abstraktion gewonnen hatte, durch das Princip der Nachahmung der schönen Natur Einheit und Ordnung zu bringen suchte, und zugleich dieses Princip auf die einzelnen Künste anwendete, welche er, wie Aristoteles, nach Verschiedenheit der Darstellungsmittel unterschied. Uebrigens blieb auch er bei jenem unbefriedigenden Empirismus stehen, und wie sein Princip nur eine zeit- und volksgemäße Modifikation des aristotelischen war, so entnahm er auch vieles Einzelne in seiner Theorie, oft selbst ohne gehörige Unterscheidung der verschiedenen Verhältnisse, dem Aristoteles. Nicht weit entfernt von Batteux, setzte Diderot in seinem Traité du beau das Schöne in das Zweckmäßige und Natürliche. Noch müssen wegen des Einflusses ihrer Ansichten über das Schöne hier erwähnt werden: Montesquieu, Voltaire, D'Alembert, La Harpe, Mercier, Millin, Bonstetten und die Frau von Staël. — An die Franzosen schließen sich die **Holländer** Hemsterhuis, Camper und van Boek Calkoen in ihren einzelnen Schriften über das Schöne an. — Wichtiger und von größerem Einflusse auf die Ausbildung der A. waren die Untersuchungen der **Engländer**, welche vorzüglich seit Locke auf psychologischem Wege die Natur ästhetischer Empfindungen und Gegenstände erforschten. Hierher gehören: Hutcheson's Abhandlung über den Ursprung unserer Begriffe von Schönheit und Tugend, Alisons, Hume's, Gerards und Knights Versuche über den Geschmack und das Genie, Pope's Lehrgedicht über die Kritik, Home's Grundsätze der Kritik, Burke's philosophische Untersuchungen über den Ursprung unserer Begriffe vom Erhabenen und Schönen, Beattie über das Lächerliche, ferner die Abhandlungen über die Schönheit von Donaldson, W. Hogarth, Daniel Webb, Hugh Blair u. A. — Die Aufgabe, alle unter den gebildeten Nationen im 18. Jahrhunderte vorhandenen Kunstregeln und Abhandlungen über ästhetische Gegenstände zu einem Ganzen zu vereinigen, einem Vernunftprincipe unterzuordnen und zu einer philosophischen Wissenschaft zu verarbeiten, wurde indessen zuerst unter den **Deutschen** deutlich erkannt und zu lösen versucht. Nachdem die Hauptschwierigkeit dieses Geschäftes, der Mangel eines vollständigen Systems der Psychologie durch **Christian Wolf** beseitigt worden war, machte **Alex. Gottl. Baumgarten**, ein Schüler Wolfs, in der Mitte des 18. Jahrhunderts den Anfang und entwarf eine Philosophie des Schönen, welche von ihm A. genannt wurde, und zugleich die Gesetze, welche den Menschen bei Beurtheilung und Hervorbringung des Schönen leiten, enthalten sollte. Sein Werk hierüber führt den Titel „Aesthetica" (Frankfurt a. d. O. 1750 bis 1758, 2 Bde.), blieb aber unvollendet. Der Name, welchen Baumgarten für die neue Wissenschaft wählte, bedeutet entweder eine Wissenschaft des sinnlichen Vorstellens und Empfindens, eine Theorie der Sinnlichkeit, oder eine Theorie des Gefühles. Zur Wahl dieses Namens wurde Baumgarten veranlaßt durch die Wahrnehmung eines Zusammenhangs zwischen dem Schönen und dem Empfindungs- oder Vorstellungsvermögen. „Das sensitiv Vollkommene" war sein erster prägnanter Ausdruck für das Schöne. Vollkommenheit aber ist ihm, wie seinem Lehrer Wolf, Uebereinstimmung des Gegenstandes mit seinem Begriffe. Baumgartens großer Irrthum bestand darin, daß er das Schöne zwar durch die Sinne aufgefaßt, aber dann unter die Regeln der Logik, welche den Begriff des Ge-

genstandes bestimmt, gebracht wissen wollte, wodurch die A. zu einer Handlangerin der Verstandsthätigkeit herabgesetzt wurde, weshalb er ihr auch nur die Erkenntniß einer verworrenen Vollkommenheit vindiciren konnte. Trotz dem aber bleibt ihm das namhafte Verdienst, die erste Anregung gegeben zu haben, daß die Wissenschaft des Schönen als eine philosophische Wissenschaft behandelt wurde und eine Stelle neben (oder doch unter) der Logik, Ethik und Metaphysik einnahm. Seine Ansicht, welche treu in G. F. Meiers „Anfangsgründen aller schönen Wissenschaften" sich wieder findet, wurde von den nachfolgenden Aesthetikern genauer bestimmt, weiter ausgebildet und auf die verschiedenen Künste konstruktiv oder kritisch angewendet, wobei die obenerwähnten psychologischen Untersuchungen der Engländer nicht ohne Einfluß blieben. Ein geringer Fortschritt war es, wenn J. G. Sulzer mit Andern das Schöne nicht auf die Sinne überhaupt, sondern insbesondere auf die deutlicheren Sinne bezog und dasselbe als „das den deutlicheren Sinnen Gefallende" definirte. Die A. selbst erklärte Sulzer in seiner 1776 zuerst erschienenen „Theorie der schönen Künste" für die Wissenschaft, welche sowohl die allgemeine Theorie, als die Regeln der schönen Künste aus der Natur des Geschmacks herleitet, eine Begriffsbestimmung, die trotz ihrer gänzlichen Unhaltbarkeit (sie kann kaum als Definition der sogenannten angewandten A. gelten) doch eine geraume Zeit fast kanonisches Ansehn erhielt. Eine neue Gestalt erhielt die A. durch Kant, der alle frühern objektiven Definitionen des Schönen in ihrer Blöße aufdeckte und in meisterhafter Entwickelung seiner subjektiven Seite den für immer gültigen Satz begründete, daß die Schönheit nur durch den Geist und für den Geist sey. Kant behauptete im Gegensatze zu allen frühern Aesthetikern, daß Schönheit und begriffsmäßige Vollkommenheit des Gegenstandes in keinerlei nothwendigem Zusammenhange stehen, und daß ein ästhetisches Urtheil mit einem logischen oder Erkenntnißurtheile durchaus nichts gemein habe. Um zu unterscheiden, sagt Kant, ob Etwas schön sey oder nicht, beziehen wir die Vorstellung nicht durch den Verstand auf's Objekt zum Erkenntnisse, sondern durch die Einbildungskraft auf's Subjekt und auf das Gefühl der Lust oder Unlust desselben. Das ästhetische Urtheil (Geschmacksurtheil) ist frei von jedem Interesse am Gegenstande als solchem. Nur das ist schön, was in ganz uninteressirter Lust gefällt, u. hierdurch unterscheidet es sich eben sowohl vom Angenehmen, wie vom Guten. Angenehm ist das, was den Sinnen in der Empfindung gefällt; es ist nicht ein bloßer Beifall, den man ihm widmet, sondern Neigung wird dadurch erzeugt; das Angenehme gefällt nicht bloß, sondern es vergnügt; Annehmlichkeit ist Genuß. Auch das Gute gefällt nicht ohne ein besonderes Interesse; bei ihm ist immer der Begriff eines Zweckes, mithin das Verhältniß der Vernunft zum Wollen, folglich ein Wohlgefallen am Daseyn eines Objekts oder einer Handlung, d. i. irgend ein Interesse enthalten. Um Etwas gut zu finden, muß man jeder Zeit wissen, was der Gegenstand für ein Ding seyn solle, d. i. einen Begriff von demselben haben. Um Schönheit an etwas zu finden, hat man das nicht nöthig. Blumen, Zeichnungen &c. hängen von keinem bestimmten Begriffe ab und gefallen doch. Das ästhetische Urtheil ist bloß kontemplativ, d. i. ein Urtheil, welches, indifferent in Ansehung des Daseyns eines Gegenstandes, nur dessen Beschaffenheit mit dem Gefühl der Lust und Unlust zusammenhält, und diese Kontemplation ist frei eben so wohl von jedem Reize der Annehmlichkeit, wie der äußern oder innern Zweckmäßigkeit, d. i. der Nützlichkeit oder der Vollkommenheit. Es ist also ganz falsch, wenn man mit den früheren Philosophen (Baumgarten und seiner Schule) Vollkommenheit — nur etwa mit der Beschränkung, „wenn sie verworren gedacht wird", — für einerlei mit Schönheit hält, und die letztere in der ersteren auflöst. Es gibt allerdings Urtheile, durch welche ein Gegenstand nur unter der Bedingung eines bestimmten Begriffs für schön erklärt wird, aber dies sind keine reinen ästhetischen Urtheile, sondern gemischte, u. solche Schönheit ist keine freie (pulchritudo vaga), sondern nur eine anhängende (pulchritudo adhaerens). Blumen sind freie Schönheiten. Denn was eine Blume für ein Ding seyn soll, weiß außer dem Botaniker schwerlich sonst Jemand, u. selbst dieser nimmt, wenn er darüber als Aesthetiker urtheilt, auf den ihm bekannten Naturzweck der Befruchtung keine Rücksicht. Eben so verhält es sich mit vielen Vögeln (Papagei, Kolibri &c.), einer Menge Konchylien; sie sind für sich Schönheiten, die gar keinem nach Begriffen in Ansehung seines Zweckes bestimmten Gegenstande zukommen, sondern frei und für sich gefallen. In ihrer Beurtheilung ist das ästhetische Urtheil rein. Dagegen setzt die Schönheit eines Menschen, eines Pferdes, eines Gebäudes einen Begriff vom Zwecke voraus, der bestimmt, was ein Ding seyn soll, mithin einen Begriff seiner Vollkommenheit, und ist darum bloß adhärirende Schönheit, die eben so wenig eine reine Schönheit ist, wie eine Verbindung der Schönheit mit dem Interesse des Angenehmen oder Guten. Zwar gewinnt der Geschmack durch die Verbindung des ästhetischen Wohlgefallens mit dem intellektuellen dadurch, daß er fixirt wird, und es können ihm nun in Ansehung gewisser zweckmäßig bestimmter Objekte Regeln vorgeschrieben werden. Diese sind aber alsdann keine Regeln des Geschmacks, sondern bloß der Vereinbarung des Geschmacks mit der Vernunft, d. i. des Schönen mit dem Guten, wobei im Grunde weder die Schönheit durch die Vollkommenheit, noch die Vollkommenheit durch die Schönheit gewinnt. (Vergl. Kants Analytik des Schönen §§. 1—18). Wenn auf diese Weise Kant den Unterschied zwischen einem ästhetischen oder Geschmacks- und einem logischen oder Erkenntnißurtheile klar herausgestellt hatte, so war er gleichzeitig in einem eben so argen Irrthum, als jene Vermischung ist, befangen, in sofern er dem Schönen alle reelle Objektivität raubte und es bloß von der Anerkennung des Betrachtenden (vom Geschmacke) abhängig machte, einer Anerkennung, der er mit Mühe den Charakter subjektiver Allgemeinheit vindiciren konnte. Wenn er auf Grund des Erwähnten endlich zu der Definition gelangte: „Schönheit ist Form der

Zweckmäßigkeit eines Gegenstandes, sofern sie ohne Vorstellung eines Zweckes an ihm wahrgenommen wird", so konnte dieser trockene Formalismus den lebendigen Natursinn eines Herder (dessen Kalligone nebst mehrern ästhetischen Abhandlungen in der Adrastea und in den kritischen Wäldern hierher gehören) eben so wenig befriedigen, als dem schaffenden Künstler, der sich berufen und befähigt fühlte, seinen Schöpfungen nicht Formen anzubilden, sondern Leben, Geist und Realität einzuhauchen, zusagen. Hier traf nun Schiller das große Geheimniß. Was ihn durch und durch bewegte, erfüllte, beseligte, das konnte er nicht bloß auf sein Wohlgefallen und seine vernünftige Haltung beim Schauen zurückführen. Also fand er in seiner ästhetischen Erziehung des Menschen den springenden Punkt, wenn er das Schöne faßte als die Ineinsbildung des Vernünftigen und Sinnlichen, welche Vereinigung erst das wahrhaft Wirkliche sey. Indeß blieb dieser Schritt, weil er nicht im Zusammenhange mit der gesammten philosophischen Fortbewegung des Zeitalters stand, damals ohne weitere Folgen, ja ganz unbeachtet. Hegel, in seiner A., ist der Erste, welcher dem großen Manne dies theoretische Verdienst wieder zueignete. Es war aber Schelling vorbehalten, die A. auf ihren absoluten Standpunkt zu erheben und der Kunst auch wissenschaftlich die unmittelbare Beziehung zum Höchsten, was den Menschen erfüllt, zum Geiste zu verschaffen, welche dieselbe in der Praxis durch ihre Beziehung auf die höchsten Interessen des Menschen zu behaupten schon längst angefangen hatte. „Schönheit ist die Erscheinung der Idee, des Göttlichen in begrenzter Form", das ist seit Schelling die Definition, in welcher die meisten Aesthetiker übereinstimmen. Der Mensch ist des Göttlichen theilhaftig, Bild Gottes. So ist Gott nicht nur in unserer Vorstellung, in unserer Andacht, in innerlicher Erscheinung der Empfindung und des Gefühls, nicht bloß in dem Wissen und Denken des Weisen, sondern wahrhaft gegenwärtig in der wahrhaft vergeistigten Erscheinung für die ästhetische Anschauung, in dem Gebilde der Kunst, welches der menschliche Geist mit seinem schönsten Inhalte erfüllt, von der Aeußerlichkeit und Zufälligkeit der natürlichen Existenz reinigt und zum geistdurchdrungenen, vergeistigten Ausdrucke des Ewigen erhebt; nicht weniger in der Natur, in sofern sich darin in entsprechender Form der Geist Gottes, der sie belebt und trägt, der Anschauung darstellt. Dies ist das Princip der gegenwärtigen A., welche dadurch auf gleiche Linie tritt mit der Philosophie des Wahren und Guten. Hat die Lehre von der Identität des Idealen und Realen irgendwo Wahrheit entdeckt, so ist es in der A. der Fall gewesen. Durch sie lernte man einsehen, daß Inhalt und Form zusammen gehören, daß ersterer die letztere sich selbst gibt und sich adäquat macht, daß die Form nichts Aeußerliches, Willkürliches ist, daß der Inhalt, das Wesen der Dinge nur in der Form erscheinen kann, und daß in dieser nichts ist, was nicht Ausdruck der Idee, des Wesens wäre. Namentlich aber verschaffte Schelling der Phantasie Realität und vindicirte den künstlerischen Produkten des Genius ihre Wahrheit. Vor Allem gehört hierher die vortreffliche Rede „Ueber das Verhältniß der Natur zur bildenden Kunst", 1809. Die leere Geschmackstheorie, welche durch manche geistlosen Kantianer bis zur reinen Abgeschmacktheit getrieben war, hörte nun auf. Vergeblich trat Bouterweck (Aesthetik, 2 Theile, Leipzig 1806; Ideen zu einer Metaphysik des Schönen, Leipzig 1807) gegen die ihm ungewohnten Ansichten in's Feld; so Treffliches im Einzelnen seine angewandte A. enthalten mochte, vom Standpunkte der Wissenschaft mußte man über das Bestreben, die Fortschritte des philosophirenden Geistes rückgängig zu machen, zürnen oder lächeln. Aber so rein stand allerdings die von Schelling aufgedeckte Wahrheit noch nicht vor der Welt da, daß nicht allerhand Ausgeburten halber Identitätsphilosophen statt ihrer auftreten und mitunter großen Lärm machen konnten. So die Genialitätsschule der beiden Schlegel, deren höchstes Ideal es war, genial zu zu seyn, genial zu leben u. zu schreiben. Aller Inhalt, tönte es überall wieder, ist gleichgültig, das Ich „der Gott" im Busen, Herr über Alles, und zur wüsten Schrankenlosigkeit der Beliebigkeit des allmächtigen Künstlers war aller Inhalt verflüchtigt. Es konnte nicht fehlen, daß in die Kunstkritik durch diese neue Erhebung der Subjektivität viel Leben kam, eben so wie unter die Künstler viel Feuer und Begeisterung; aber freilich blieb eben so viel Schwärmerei und, auf Rechnung eingebildeter Genialität, Liederlichkeit u. Unsinn nicht aus. Selbst Unsittlichkeiten und Frivolitäten konnten nach diesem Princip für schön gelten, wenn sie nur genial waren. Solger sodann in seinem Erwin (Gespräche über das Schöne und die Kunst, 2 Thle., Berlin 1815) und seinen übrigen zahlreichen philosophischen Schriften fand in der Ironie die Auflösung des Widerspruchs zwischen dem Idealen und Realen und suchte diese zum Princip der A. zu erheben. Als eigentliches Gebiet wies er ihr natürlich das Komische an; aber auch das Tragische entsteht nach ihm nur durch das Umschlagen der Ironie in ihren Gegensatz. Seinem Princip huldigten praktisch Tieck und Jean Paul, Letzterer auch als Theoretiker. Was bei Solger noch sehr dunkel und schwerfällig sich entwickelt, das tritt bereits in Jean Pauls „Vorschule der Aesthetik" leicht und mächtig ergreifend in's Leben. Die Theorie leidet zwar an Halbheit, die schellingsche Idee ist nicht systematisch verwirklicht, aber dies treffliche Buch weiß sich durch geniale Komik und Exemplifikation eindringlich zu machen. Die Ansicht vom Schönen ist einseitig — nur als Poesie u. vornehmlich als humoristische Poesie wird es gefaßt — u. die verschiedenen Bestimmungen darüber lassen sich nicht unter einen Gesichtspunkt bringen; aber das treffende Wort führt in der Regel mitten in die Sache, und öffnet dem sinnigen Leser wie mit einem Zauberschlage die Welt des Schönen. „Poesie ist, nach Jean Paul, der Schein des Himmlischen, der wie der Mond durch alle Wipfel der Bäume uns begleitet", sie ist „jene zweite Welt in dieser Welt", und das Komische ist ihm „der Schein des Absurden, welchen ein Subjekt einem andern vernünftigen Subjekt aufbürdet". Humor aber ist „die Liebe der tollen Welt". Wie freilich der Humor zur Poesie oder auch nur

zum Komischen sich verhalte, das erfahren wir von dessen größtem Lobredner und vertrautestem Jünger, von Jean Paul, nicht.

Nach allen diesen Vorgängen stellte es sich der neuesten philosophischen Forschung als erste Aufgabe dar, zu bestimmen, was jeder ästhetische Begriff nicht bloß für sich, sondern auch im Zusammenhange mit seiner gemeinsamen Wurzel, dem Begriffe der Schönheit überhaupt sey und bedeute, also die systematische Entwickelung aller ästhetischen Begriffe, die Metaphysik des Schönen. Eine solche Bearbeitung der A. gab Ch. H. Weiße (System der Aesthetik, Lpz. 1829, 2 Bde.) als ersten Versuch einer tiefern systematischen Begründung der Wissenschaft, in welchem der Grundbegriff: „Die ästhetische Idee ist die Wahrheit der logischen Idee" oder „die logische Idee ist aufgehoben in der ästhetischen Idee", durch das ganze Material hindurchgeführt wird, leider nicht mit der nöthigen philosophischen Sicherheit. Daher vermißt man im System Einhelligkeit u. Klarheit, u. das Werk hat nicht den Effekt gemacht, den es durch seine ganze Tendenz, wie durch den Reichthum an tiefen Blicken in die Wahrheit, zu machen berechtigt schien. Indessen vermochten die nächsten Aesthetiker lange Zeit nicht einmal, sich auf den gleichen Standpunkt mit Weiße zu erheben. Wendt, „Ueber die Hauptperioden der schönen Künste", Leipzig 1831, Bobrik, „Freie Vorträge über Aesthetik", Zürich 1834, Fries, „Handbuch der Aesthetik", 1832, W. E. Weber „Die Aesthetik aus dem Gesichtspunkte gebildeter Freunde des Schönen", Darmstadt 1834—35, verleugnen immer noch den dermaligen Fortschritt der Wissenschaft; auch K. Lommatzsch gehört noch der Richtung an, die des ächten Princips entbehrt; L. Wienbarg in seinen „Aesthetischen Feldzügen", Hamburg 1834, fährt, aller Wissenschaft bar, im Zickzack umher; Krause, „Abriß der Aesthetik", Göttingen 1837, umgibt den schellingschen Kern mit Schwulst und bringt es nicht über Weiße's Dunkelheit hinaus. Erst mit Hegels, nach des Verfassers Tode veröffentlichten Vorlesungen („Aesthetik, herausgegeben von Hotho, 3 Bde., Berlin 1835—1838; 2. Aufl. 1842—43) gewinnt die Wissenschaft einen sicheren und doch leichten Gang, nicht in der strengen metaphysischen Form, sondern vielmehr als eine Auseinanderlegung der Kunstentwickelung nach der Geschichte. Das Allgemeine gibt die Einleitung, das Specielle ist die historische, immer reicher anschwellende Darstellung, in welcher die Form des Absoluten in der erscheinenden Idee von der natürlichen zur unvollkommenen Form des Symbols und endlich zur angemessenen des Ideals, und diese wieder durch die verschiedenen Künste durchgeführt wird. Bei letzteren hebt sie von dem Aeußersten, der Architektur, an, schreitet sodann fort zur Skulptur, die nicht nur den Tempel Gottes, sondern den Gott selbst, zur Malerei, die wiederum die ganze Aeußerlichkeit, aber vergeistigt, zur Musik, die des Geistes bewegte Selbstempfindung, und endlich zur Poesie, die ihn in der ganzen Fülle seiner Gedanken- und Außenwelt darstellt. So bewegt sich diese reiche und mit feinster und tiefster Kenntniß ausgeführte Wissenschaft der A. von dem Metaphysischen durch das Historische zum Systematischen, ein schönes Denkmal ihres unermüdlich durchdringenden Urhebers. In Hegels Geiste haben Ruge und Vischer werthvolle Beiträge zur weitern Entwickelung der Wissenschaft gegeben. Ruge's „Neue Vorschule der Aesthetik", zweite Auflage, Halle 1837, hat das ganze Gebiet des Komischen als das des Lächerlichen, des Witzes und des Humors entwickelt, und dadurch einen in der hegelschen Metaphysik des Schönen allzu kurz und ungenügend behandelten Gegenstand nachgeholt. Anregender noch und allseitiger sind Vischers Monographien „Ueber das Erhabene und Komische" (Stuttgart 1837) und dessen „Aesthetik", 2 Thle. (Reutling. 1846—1848). Die Wissenschaft ist durch Vischer in doppelter Beziehung weiter gefördert worden. Denn einmal ist von ihm der Naturschönheit eine positivere Bedeutung als von Hegel eingeräumt, dann aber hat er zuerst dem Erhabenen und Komischen seine verdiente Stelle im ersten Theile der Aesthetik, der Metaphysik des Schönen angewiesen, und beide, wie es seyn muß, als Hauptfaktoren der Schönheit in den Organismus des Systems eingereiht. Hegel, der, wie bemerkt, das Komische fast ganz vernachlässigt hatte, führte auch das Erhabene nur in einer sekundären Stellung bei der symbolischen, also unvollkommenen Kunstform auf. Aber das unvollkommen Erhabene und das unvollkommen Komische bringen einen vom einfachen Schönen verschiedenen Eindruck hervor; verfolgt man beide auf den höchsten Gipfel, so verklärt sich die Versöhnung, die im tragischen wie im komischen Humor liegt, wieder ganz zu dem harmonischen Gefühle reiner Schönheit, ja, es wird dann rückwärts klar, wie auch der einseitig erhabene u. einseitig komische Eindruck nur Modifikationen jenes Gefühls sind, hervorgebracht durch das wechselsweise veränderte Mischungsverhältniß in seinen Elementen, die im Schönen selbst zu einer harmonischen schmerzlichen Seligkeit sich sättigen. In der weitern Entwickelung aller dieser Momente scheint nun die Aufgabe der künftigen A. zu liegen; sie wird, nach gründlicher Bestimmung des Schönen an sich, die ganze Bewegung verfolgen müssen, welche dasselbe durch's Erhabene und Komische hindurch bis zur Rückkehr in sich zu machen hat. Ein Ringen nach diesem Ziele kündigt sich auf dem Gebiete der Wissenschaft bereits merkbarer an, als sonst in einer Menge von Abhandlungen u. Monographien über besondere Theile der A., über Malerei, Musik, Skulptur 2c., unter denen Ed. Müllers „Geschichte der Theorie der Kunst bei den Alten", Breslau 1834 bis 1837, 2 Bde., Hotho's „Vorstudien für Leben und Kunst" und mehre werthvolle Kritiken in Ruge's und Echtermeyers „Hallischen Jahrbüchern 2c.", seit 1838 eine besondere Erwähnung verdienen.

Aesthetischer Idealismus, die Nachbildung ästhetischer Ideen in der Kunst ohne Rücksicht auf die Natur bei vorherrschender Phantasie. Diesem Idealismus, der seine phantastischen Ausgeburten in die Kunst einführen will, steht gegenüber der ästhetische Realismus, der bloß die Nachahmung der Natur fordert und die reine Natur zum Zielpunkt seines Strebens erhebt. Der ästhetische Synthetismus sucht beide Extreme zu vereinen und führt die Versinn-

lichung der Idee aus, doch unter der Bedingniß der natürlichen Realisirung. Wie aber der Künstler das Streben nach dem Idealen mit der Gesetzmäßigkeit der Natur zu vereinen habe, darüber entscheidet und waltet der Genius.

Aestier (Aestii, Aestyi, Aestri), Zweig des gothischen Volksstammes, der sich jenseits der Weichsel niedergelassen. Der Name bezeichnet Ostmänner und findet sich in Esthland wieder. Bei germanischen Sitten hatten sie eine der britischen ähnliche Sprache. Sie trieben Ackerbau, sammelten und verkauften Bernstein; im 5. Jahrhundert brachten Gesandte der A. dem gothischen Könige Theodorich ein Geschenk von gelbem Bernstein, welches sehr gnädig aufgenommen wurde. Sie verehrten eine Gottheit, ähnlich der Mater deorum der Römer und trugen ihr zu Ehren als Talismane die Bilder wilder Eber.

Aestimatio capitis, in den alten englischen Gesetzbüchern eine Geldstrafe, die nach Verhältniß der Würde derjenigen Person bestimmt wurde, der eine Beleidigung angethan worden war. König Athelstan z. B. bestimmte in einer großen zu Exeter gehaltenen Versammlung pro aestimatione capitis, daß das Haupt des Königs 30,000, das eines Erzbischofs oder Prinzen 15,000, das eines Bischofs oder Senators 8000, das eines Geistlichen oder Edlen 2000 Thrymsä gelten sollte.

Aestival-Punkt, derjenige Punkt, wo die Ascension der Sonne über den Aquator beendigt ist, also die Sonne ihren höchsten Stand (nach Norden) erreicht hat.

Aestival-Zeichen, diejenigen Zeichen des Thierkreises, welche zwischen der größten Deklination der Sonne gegen Norden und der Herbst-Tag- u. Nachtgleiche liegen, also die Zeichen Krebs, Löwe und Jungfrau.

Aethalides, Sohn des Hermes und der Eupolemia, Herold der Argonauten, trefflicher Bogenschütze u. mit ungemeinem Gedächtniß begabt. Ihm war beschieden, abwechselnd in der Unter- u. auf der Oberwelt zu leben. Seine Seele aber kam nach mehren Wanderungen zuletzt in den Körper des Pythagoras u. war sich vermöge ihres außerordentlichen Gedächtnisses aller dieser Wanderungen vollkommen bewußt.

Aethalion, einer der tyrrhenischen Pelasger, die den Bacchus auf der Fahrt nach Naros entführen wollten, dafür aber in Delphine verwandelt wurden.

Aether, in der alten Mythologie personificirte kosmologische Idee, nach Hesiod Sohn des Erebus u. der Nacht (Nyx), der Kinder des Chaos; nach Hygin nebst der Nacht, dem Tage u. dem Erebus von dem Chaos u. der Caligo (Dunkelheit) erzeugt, wie aus der Verbindung des A.s mit der Erde die personificirten Laster, Giganten u. Titanen, hervorgehen. Nach Beiden erscheint der A. als eine der Grundsubstanzen, aus denen sich das Weltall gebildet hat, in den orphischen Hymnen aber als die Weltseele, von der alles Leben seinen Anfang u. Gedeihen empfängt. Später wurde der A. als der Himmelsraum, als Wohnung der Götter gedacht, u. als Herr desselben erscheint Zeus, der sogar mit ihm identificirt wird. In der altgriech. Philosophie ist A. das belebende Wärmeprincip, ein fünftes Element oder das substantielle Wesen Gottes selbst, welches gedacht wird als ein ätherisches, künstlerisches Feuer, von dem alles Seyn, Leben und Denken stammt. — 3) In der neuern Naturphilosophie und Physik versteht man unter A. die äußerst feine elastische Flüssigkeit, welche das ganze Weltall, die feinsten Zwischenräume in den Körpern und überhaupt alle leeren Räume erfüllen soll. Ihre Existenz war lange eine reine Hypothese, die man erfunden hatte, theils um den Gedanken eines leeren Raumes jenseit der Atmosphären der Himmelskörper los zu werden, theils um gewisse physische Erscheinungen, z. B. die Dichtigkeit der Körper, die Erscheinungen des Lichts &c., daraus zu erklären. Euler berechnete nach den muthmaßlichen Vibrationen des Lichts, daß der A. 39millionenmal dünner und 1278mal elastischer sey als die atmosphär. Luft. In neuerer Zeit hat die Annahme des A.s dadurch einigen Halt aus der Erfahrung gewonnen, daß die genaue Berechnung der Bewegung mancher Kometen einen Widerstand, welchen diese Weltkörper auf ihrem Umlaufe um die Sonne besiegen müssen, nachgewiesen, also das Daseyn einer allgemeinen Himmelsluft wahrscheinlich gemacht hat. — 4) In der Sprache des gewöhnlichen Lebens bezeichnet A. die Atmosphäre als den höheren, reineren Luftkreis im Gegensatz zu dem niedern, dickern. — 5) In der Chemie u. Pharmacie ist A. allgemeine Bezeichnung flüchtiger (Oraläther, Benzoeäther, Citronäther &c. ausgenommen) Flüssigkeiten mit durchdringendem Geruch, welche aus Alkohol durch Einwirkung sehr verschiedener Säuren oder elektronegativer, säureerzeugender Grundstoffe gebildet werden; im engern Sinne — reiner, eigentlicher A., gewöhnlich auch Schwefeläther (Aeth. sulphurius) wegen seiner gewöhnlichen Bereitungsart genannt, — versteht man darunter eine derartige Flüssigkeit, welche man gewinnt, wenn man ein Gemisch von 9 Theilen koncentrirter Schwefelsäure und 5 Theilen Alkohol in einem Destillirapparat der Destillation unterwirft und dabei während des Kochens durch eine angebrachte Vorrichtung in die Flüssigkeit fortwährend in dem Maße Alkohol hinzutröpfeln läßt, als A. übergeht. Sehr vortheilhaft benutzt man zur Darstellung des A.s den von Geiger angegebenen Apparat. In eine gläserne Retorte, welche mit einem Tubus versehen ist, bringt man das Gemisch von Schwefelsäure u. Alkohol (man wählt die Retorte von einer Größe, daß diese bis etwa zu $^2/_3$ des Raums von der Flüssigkeit angefüllt ist); an die Retorte befestigt man einen möglichst großen Kolben, und thut wohl, diesen mit einem liebigschen Kühlapparat in Verbindung zu bringen; fehlt dieser, so suche man die möglichste Abkühlung des Kolbens durch nasse Tücher, Eis oder Schnee zu erzielen. Mit der Retorte setzt man nun durch Hülfe eines durchbohrten Korkes, welcher genau in den Tubus paßt, eine rechtwinklich gebogene, an dem einen Ende in eine Spitze ausgezogene Glasröhre so in Verbindung, daß der verengte Schenkel bis fast auf den Inhalt der Retorte reicht, während der andere mit einem Hahnstück versehen ist, welches wiederum durch einen Kork die Verbindung mit einer, dicht über dem Boden durchbohrten Glasflasche, herstellt. Sorgfältig verschließt man nun alle Fugen mittelst passenden Kitts, schließt den

Hahn, füllt die Flasche mit Alkohol und gibt nun nach und nach verstärktes Feuer, bis der Inhalt der Retorte in's Sieden kommt, öffnet den Hahn und läßt jetzt fortwährend so viel Alkohol in die siedende Flüssigkeit zulaufen, als A. überdestillirt. Ist die Destillation so weit vorgeschritten, daß auf 1 Th. Schwefelsäure 5 Th. Alkohol verbraucht sind, so schließt man den Hahn, unterbricht das Feuer und nimmt, nachdem Alles wohl erkaltet ist, den gewonnenen rohen A., welcher aus A., Weingeist, Wasser, und, je nachdem die Destillation mehr oder weniger vorsichtig betrieben worden, aus schwefeliger Säure und Weinöl besteht, ab. Um diesen A. von den fremden Beimengungen zu befreien, versetzt man ihn mit einem gleichen Volumen Wasser, mischt Kalkmilch hinzu und rektificirt das Ganze bei gelinder Wärme so lange, als der übergehende A. ein specif. Gewicht von 0,720—0,725 bei 14° R. zeigt. Der so erhaltene A. ist zum medicinischen Gebrauch und den meisten technischen Zwecken hinreichend rein. Will man ihn aber von dem ihm noch anhängenden Wasser und Alkohol trennen, so wiederholt man die Rektifikation über geschmolzenem Chlorkalcium bei gelindester Wärme, bis er ein specif. Gewicht von 0,71 angibt. Der reine A. stellt eine wasserhelle, tropfbare, sehr leicht bewegliche Flüssigkeit dar, riecht stark und angenehm, schmeckt kühlend, aromatisch, hat eine starklichtbrechende Kraft, gefriert noch nicht bei 50° (nicht ganz von Alkohol befreiter setzt aber schon bei 31° glänzende Blättchen ab, und erstarrt bei 44° vollkommen), kocht bei + 28° R., ist äußerst flüchtig, verdampft bei jeder Temperatur, selbst bei 0° und bringt dabei starke Kälte hervor, entzündet sich schon in der Nähe von brennenden Körpern und brennt mit hellleuchtender, weißer Flamme; zur Lösung bedarf er 10 Th. Wasser, mit Alkohol ist er in jedem Verhältniß löslich. Auf Fette, ätherische Oele übt er lösende Kräfte, ebenso auf Harze, Kampher, auch Schwefel und Phosphor. Der A. findet in der Medicin, Chemie, Physik und Technik häufige Anwendung. — So wie durch Einwirkung der Schwefelsäure auf Alkohol der einfache A. erzeugt wird, so werden unter Einwirkung anderer flüchtigen Säuren die zusammengesetzten Aetherarten gebildet. Alle diese haben eine bestimmte Kohlenwasserstoffverbindung $[C_4H_8]$ (Aetherin) zur Basis und stellen neutrale Verbindungen genannter Basis mit den entsprechenden Säuren dar. Diese zusammengesetzten A.arten stellt man seltener durch unmittelbares Zusammenbringen der Säuren und des Alkohols dar, sondern bringt lieber mit einem Gemisch von Alkohol und Schwefelsäure das der eben anzuwendenden Säure entsprechende Salz in Verbindung. Hierdurch wird durch Einfluß der Schwefelsäure erst die Säure aus dem Salze geschieden und wirkt nun um so energischer auf den Alkohol. So stellt man den Essigäther (Aeth. aceticus) dar, indem man 9 Th. Alkohol und 6 Th. koncentrirte Schwefelsäure mischt und über 16 Th. essigsaures Bleioxyd (Bleizucker) destillirt, das Destillat mit Kalilauge schüttelt und dann bei gelinder Wärme rektificirt. Chloräther (schwerer Salzäther) wird gewonnen durch Destillation von Alkohol, Kochsalz, Braunstein und koncentrirter Schwefelsäure. Das erhaltene Destillat wird mittelst Wassers getrennt und über Magnesia und Braunstein rektificirt. Hydrochloräther (leichten Salzäther) gewinnt man, indem gleiche Raumtheile Alkohol und koncentrirte Salzsäure mit Anwendung eines woulfschen Apparats destillirt werden und der mit Hülfe Wassers geschiedene A. über Magnesia rektificirt wird. Außer diesen hier angegebenen Aetherarten gibt es noch Salpeteräther, Ameisenäther, Oxaläther, Benzoeäther, Citronäther, Aepfeläther, Weinsteinäther. In der Medicin sind die verschiedenen Aetherarten als stark und schnell belebend und erquickend auf die Nerven wirkende Mittel im Gebrauch, namentlich der aus Schwefeläther bereitete Liquor (Anodyrus Hoffmanni (die sogenannten hoffmannischen Tropfen) sowie der Essigäther als Riechmittel zu innerlichem Gebrauch, Einreibungen 2c. In neuerer Zeit hat der A. besonders auch wegen seiner betäubenden, also empfindungslos machenden Wirksamkeit bei chirurgischen Operationen u. dergl. Anwendung gefunden, zuerst 1847 durch den Amerikaner J. K. Jackson. S. Anästhetische Mittel.

Aetherdampfmaschine, Erfindung des franz. Ingenieurs du Trembloy, s. Dampfmaschine.

Aetherische Oele (flüchtige, destillirte, wesentliche Oele, Essenzen), Gesammtbezeichnung einer großen Anzahl sehr verschiedener Flüssigkeiten, welche sich gewöhnlich durch einen starken Geruch auszeichnen, u. in allen Naturreichen vorkommen. Am häufigsten finden sie sich jedoch im Pflanzenreiche und zwar in allen Theilen der Pflanzen. Zuweilen enthält eine Pflanze in ihren verschiedenen Theilen verschiedene ä. O., so z. B. ist das Oel der Pomeranzenblüthe verschieden von dem der Blätter, u. das der Schale der Frucht von beiden. Auch Standort, Klima, Witterung haben Einfluß sowohl auf die Menge, als auf die Qualität der ä.n O. in denselben Pflanzen. Manche Familien, wie z. B. die Labiaten, Kompositeen sind vorzüglich reich an starkriechenden und also ä. O. enthaltenden Pflanzen, während wieder andere, wie die Gramineen, fast keine ä.n O. erzeugen. Im Thierreiche findet sich ein ätherisches Oel im Bisam, Zibeth; im Mineralreiche kommt das Steinöl vor, welches wahrscheinlich ein Produkt brennender Steinkohlenflötze ist. Die allgemeinsten Eigenschaften der ä.n O. sind folgende. Es sind im reinsten Zustande wasserklare ungefärbte Flüssigkeiten von starkem, meist angenehmem gewürzhaften Geruch und brennendem aromatischen Geschmack, die sich fettig anfühlen. Sie sind flüchtig, sehr brennbar und theils leichter, theils schwerer, als Wasser. Die meisten sind leichter, und weil sie fast unlöslich im Wasser sind, so schwimmen sie als eine besondere Schicht darauf. Die schweren ä.n O. erzeugt meistens nur ein tropisches Klima, sie sinken im Wasser unter und sind seltener. Schwere ä. O. gewinnt man besonders aus folgenden Substanzen: Bdellium, bittere Mandeln, Rinde von Cassia pretiosa, Traubenkirschen, Gewürznelken, Kirschlorbeer, Knoblauch, Löffelkraut, Massoyrinde, Mekkabalsam (durch trockne Destillation erhalten), Meerrettig, Myrrhe, Nelkenkassia, Pi-

ment, Safran, Sassafras, Senf, Storax, Zimmt, Zittwerwurzel. Alle diese sind schwerer, als Wasser, das schwerste aber ist das Sassafrasöl von 1,090 sp. G., während das Orangeschalenöl als das leichteste 0,845 hat. Im Wasser sind sie, wie gesagt, sehr wenig löslich, dagegen meistens leicht und in großer Menge in Weingeist, Aether, Holzgeist und fetten Oelen. Fette und Harze werden leicht von ihnen und meistens in jedem Verhältnisse gelöst, dagegen Salze nicht. Kühlt man sie bis auf den Gefrierpunkt, oder noch unter denselben ab, so trennen sich viele in einen Theil, der bei dieser Temperatur flüssig bleibt (Eläopten) und einen andern, der dabei erstarrt und Stearopten, von Manchen auch Kampher genannt wird. Diese beiden Substanzen, aus einem Oel abgeschieden, unterscheiden sich außer ihrer Konsistenz auch durch ihren Geruch, ihre Schwere und ihre chemische Zusammensetzung. Meistens riechen die Stearoptene schwächer, als das Oel, aus welchem sie abgeschieden, sind gewöhnlich schwerer, als dasselbe, und sauerstoffreicher. Ist ein Stearopten einmal abgeschieden, so bleibt es meistens schon bei gewöhnlicher Temperatur fest. Solche Gemische aus einem festen und einem flüssigen Bestandtheile sind sehr viele ä. O., z. B. Anis-, Fenchel-, Lavendel-, Muskatnuß-, Rosen-, Gewürznelken-, Pfeffermünz-, Petersilien-, Rosmarin-, Sassafras-, Thymianöl und wahrscheinlich noch viele andere Oele. Das Mengen-Verhältniß zwischen dem Stearopten und Eläopten ist in dem Oele derselben Pflanzenart nicht beständig, bald ist das Stearopten, weit häufiger aber das Eläopten überwiegend. Alte, verharzte Oele scheiden gar kein Stearopten mehr ab. Die Darstellung der verschiedenen Stearoptene ist folgende: Man kühlt das Oel langsam so weit ab, bis ein Theil krystallisirt. Das Festgewordene wird zwischen Fließpapier gepreßt und dann noch in heißem Weingeist gelöst, um beim Erkalten frei von Eläopten zu krystallisiren. Viel schwieriger ist es, das Letztere rein zu erhalten, da durch's Erkalten nur immer ein Theil des Stearoptens ausgeschieden, der Rest davon aber durch kein Mittel vollständig getrennt wird. Die meisten ä.n O. besitzen einen höheren Siedepunkt, als Wasser. Versucht man, sie für sich zu destilliren, so steigt ihr Siedepunkt fortwährend, die siedende Flüssigkeit bräunt sich, und sammelt man die bei verschiedenen Temperaturen übergegangenen Portionen einzeln auf, so ergeben sich bei ihrer Vergleichung sowohl Verschiedenheiten in ihrem Geruch, ihrer Dichtigkeit, als auch in ihrer Zusammensetzung. Will man sie daher ohne diese Zersetzung destilliren, so geschieht dies am besten mit einer größeren Menge Wassers, wo Oel und Wasser gemeinschaftlich übergehen, obgleich die Mischung nur den Siedepunkt des letztern erreicht. Schon bei gewöhnlicher Temperatur, schneller aber in erhöhter, absorbiren die ä.n O. Sauerstoffgas aus der Luft, werden dadurch gelb oder braun gefärbt, dicklich, verlieren an Geruch, und verwandeln sich endlich in eine balsamartige Masse, die, wie die natürlichen Balsame, aus einem Harze (das sich durch Orydation des Oels bildete) und unverändertem Oele bestehen. Daher muß man die ä.n O. stets in möglichst vollen Gefäßen und gut verschlossen aufbewahren, damit sie nicht viel mit der Luft in Berührung kommen. Die meisten ä.n O. sind indifferente Substanzen, d. h. sie sind weder sauer, noch basisch, und besitzen keine ausgezeichneten Verwandtschaften. Doch sind einige wenige bekannt, die Lackmus röthen und mit Basen Salze bilden, wie z. B. das sauere Gewürznelkenöl und das Oel aus den Blumen der Spiraea Ulmaria. Einige andere reagiren zwar neutral, zeigen aber dadurch basische Eigenschaften, daß sie sich mit Salzsäure verbinden, wie z. B. das Terpentin- und Citronenöl. Viele und wohl die meisten ä.n O. kommen schon fertig gebildet in den Substanzen vor, aus welchen man sie durch Destillation mit Wasser abscheidet, was man namentlich bei den Samen vieler Umbelliferen durch das Vergrößerungsglas sieht, da bei diesen das ätherische Oel in eigenen Gefäßen isolirt enthalten ist, wie z. B. beim Fenchel-, Anis- u. Kümmelsamen. Aus den Schalen der Citronen kann man es sogar mit den Händen auspressen. Dagegen weiß man von andern mit Bestimmtheit, daß sie sich erst bei dem Prozesse ihrer Gewinnung aus andern Substanzen bilden, und also nicht ursprünglich im Pflanzenkörper enthalten sind. Am deutlichsten ist dies bei den ä.n O.n der bittern Mandeln und des Senfs nachgewiesen.

Die Darstellung der ä.n O. ist sehr verschieden. In den meisten Fällen geschieht sie am besten durch Destillation des rohen Pflanzenstoffes mit Wasser. Trocken und sonnig gewachsene Vegetabilien geben mehr, als solche, die in nassem Boden und Schatten erzogen wurden. Vor der Destillation werden sie getrocknet, weil man von trocknen mehr Ausbeute erhält, als von frischen. Kräuter und Blumen kann man ganz anwenden, aber härtere, vom Wasser schwerer durchdringliche Substanzen, wie Wurzeln, Hölzer, Rinden, Samen, müssen fein zerschnitten oder zerstoßen werden. Breite, aber flache Destillationsgefäße, sind zur Oelbereitung weniger geeignet, als hohe und schmale, da es gerade hier darauf ankommt, daß die Destillation einer bestimmten Wassermenge so viel Zeit, als möglich, erfordere, damit die Oeldämpfe Zeit behalten, im Wasserdampfe zu verdunsten. Gut ist es, zumal bei harten Substanzen, der eigentlichen Destillation eine kurze Digestion vorangehen zu lassen. Hut und Kühlrohr müssen von Zinn seyn, da Kupfer von Oelen aufgelöst wird. Man destillirt so lange, als das Wasser noch nach dem Oele riecht. Das Wasser, was man dabei erhält, enthält stets gelöstes Oel u. bildet die sogenannten aromatischen Wasser. Schwer flüchtige Oele, wie dies die meisten schweren Gewürzöle sind, destillirt man mit Salzwasser, das einen höhern Siedepunkt annimmt, als reines. Nur solche Substanzen, die durch's Trocknen ihr Oel verlieren, wie Pomeranzenblüthen, Rosen rc., destillirt man frisch, oder salzt sie vielmehr ein. Zum Abnehmen des Oeles vom Wasser bedient man sich kleiner gläserner Spritzchen, Saugröhren oder eines Baumwollenfadens, den man wie einen Heber mit dem kürzeren Schenkel in die Oelschicht, mit dem längeren in ein untergehaltenes Glas hängt, worauf das Oel in dasselbe abfließt. Der Faden wird zuletzt ausgedrückt. Geben Substan-

zen so wenig Oel, daß sich keines aus dem Wasser abscheidet, so kann man die Abscheidung in manchen Fällen dadurch bewirken, daß man das Wasser mit Kochsalz sättigt; oder man schüttelt das Wasser mit Aether, nimmt diesen nach einiger Ruhe mit der Pipette ab und läßt ihn an der Luft verdunsten, worauf das Oel zurückbleibt. Schwere Oele trennt man durch den Scheidetrichter. Einige ä. O. erhält man auch durch Auspressen, so das Citronen-, Pomeranzen- und Bergamottöl, deren äußerste Schale gelinde geritzt wird, worauf das Oel ausläuft. Manche zarte Blumengerüche, die ebenfalls von einem ä.n O. herrühren, wie den der Veilchen, Hyazinthen, Jasmine, erhält man nur dadurch, daß man die frischen Blüthen mit Baumwolle, die man zuvor mit einem ganz geruchlosen fetten Oele getränkt hat, in ein Gefäß schichtet. Indem man nach einiger Zeit die ausgezogenen Blumen durch frische vertauscht, sättigt sich nach und nach das fette Oel hinreichend mit ä.n O.n und wird dann abgepreßt. Es dient hauptsächlich zu Pomaden. Viele Riechstoffe von Blumen können aber auch auf diese Weise nicht erhalten werden, so namentlich der von Reseda, und das Oel, welches Parfümeurs unter diesem Namen verkaufen, ist ein Gemisch aus verschiedenen Oelen. Frische, gut bereitete ä. O. sind im höchsten Grade der Reinheit wohl immer farblos; doch trifft man sie gewöhnlich gelblich, grünlich, röthlich und selbst ganz dunkelblau, was aber meistens theils von bei der Destillation mit übergerissenem, theils durch Alter gebildetem Harze, zuweilen auch von Kupferoxyd herrührt. Die ä.n O. bilden wichtige Artikel im Handel, in der Medicin, der Liqueur-, Firniß- und Parfümerie-Fabrikation. Außer ihrer beinahe unvermeidlichen Verderbniß durch Verharzung unterliegen sie aber häufigen und in vielen Fällen sehr schwer zu entdeckenden Verfälschungen. Deshalb sollten sie, wo es immer möglich ist, selbst bereitet und frisch verbraucht, oder wenigstens nur aus ganz zuverlässigen Händen bezogen und ein höherer Preis nicht so sehr berücksichtigt werden.

Aethiopien (hebr. Kusch), alter geographischer Name, der im weiteren Sinne alles Südland mit ganz unbestimmten Grenzen, wohin man die Aethiopen, d. i. die von der Sonne schwarz gebrannten Völker, versetzte, im engeren das südlich von Aegypten am Nilstrom aufwärts gelegene, westlich von Libyen, östlich vom arabischen Meerbusen begrenzte Land, also das heutige Nubien u. Abyssinien nebst Kordofan u. Darfur, bezeichnete. Bei Homer schon erscheinen die Aethiopen als „die fernsten der Männer, getheilt wohnend, die Einen gegen Untergang, die Andern gegen Aufgang der Sonne". Zu ihnen, „den Untadeligen", am Strome des Oceanus begaben sich die Götter, um ihre Hekatomben sich wohlgefallen zu lassen, ein Mythus, welcher auf ein durch seinen Götterkult ausgezeichnetes Volk tief im Süden hinzudeuten scheint. Herodot theilt die Aethiopen in östliche, schlichthaarige und westliche, wollhaarige (Neger), verlegt aber jene ganz nach Asien. Während die Letzteren, die Negeräthiopen, nach ihm die tiefste Stufe menschlicher Kultur einnehmen, gelten ihm die von den östlichen Aethiopen bewohnten Länder am oberen Nil, vor allen Meroe, als uralte Sitze der Civilisation. Als zu den östlichen Aethiopen gehörige Völkerschaften nennt derselbe Schriftsteller die Macrobier (Langlebenden), die Ichthyophagen (Fischesser) u. die Troglodyten (Höhlenbewohner), als ägyptische Einwanderer die Automolen und als Hauptstadt A.s Meroe. Genauere Nachrichten gaben spätere Schriftsteller, namentlich Ptolemäus, welcher zuerst den Nigerfluß u. eine große Anzahl sonst unbekannter äthiopischer Völker anführt, aber als Hauptstadt Aurume (Axum) bezeichnet. Nach Plinius machte der Nilstrom die Grenze zwischen dem östlichen und westlichen A. Jenes, welches vorzugsweise A. hieß, begriff namentlich den alten Kulturstaat Meroe, dessen Mittelpunkt im heutigen Nubien oder Sennaar zu suchen ist. Von daher stammte die 25. Dynastie des altägyptischen Reichs, welche von dem von Süden her einbrechenden Eroberer Sabakon begründet u. deshalb die äthiop. genannt wurde. Späterhin übertrug man den Namen A. auf die christlichen Reiche in Abyssinien; daher versteht man unter den äthiop. Christen die heutigen christlichen Abyssinier, deren Schriftsprache man wohl auch die äthiop. zu nennen pflegt, während der Name A. als geographische Bezeichnung jetzt kaum mehr in Gebrauch ist. Weiteres s. unter Abyssinien. Nachdem neuerlich die Gegenden am mittleren Nil Gegenstand wissenschaftlicher Forschung geworden sind, pflegt man die dort vorgefundenen Reste alter Kultur, Denkmäler rc. äthiopische zu nennen. Dieselben geben Zeugniß von der uralten u. hohen Kultur jener Länder. Auf dem rechten Ufer des Nils, oberhalb der Einmündung des Astaboras, dort, wo man das alte Meroe hinverlegt, liegen die Trümmer einer Todtenstadt, über welche sich einige achtzig Pyramiden in drei Gruppen majestätisch erheben. Viele dieser Pyramiden sind zusammengestürzt u. bilden unförmliche Steinhaufen; die besser erhaltenen aber sind mit Skulpturen bedeckt, welche keinen Zweifel übrig lassen, daß sie die Grabdenkmäler äthiop. Könige sind. Sie sind 50—70 Fuß hoch. Die Façaden der Eingänge sind schön verziert u. weisen den Ursprung der ägyptischen Tempel-Propyläen nach. An einem Portikus ist die Decke gewölbt, weshalb man die Erfindung der Bogengewölbe den Aethiopen zuschreibt. Weiter im Innern des Landes sind die Trümmer eines ungeheuern Gebäudes, dessen Umfang nach Hoskins Messung, 2850 Fuß beträgt; es hat 4 Fronten, jede von 660—770 Fuß. Skulpturen u. Architektur weisen auf eine königliche Residenz für die Ueberschwemmungszeit hin, zugleich aber auf späte ptolemäische Zeit u. völligen Verfall der äthiop. Kunst. Einen ganz andern, entschieden priesterlichen Charakter tragen die Ruinen von „Dschibel el Birkel". Sie liegen eine starke Stunde vom Flecken Merawah auf inselartiger Erhebung in weiter platter Landschaft. Zwei Gruppen von Pyramiden umgeben im Halbkreise die Trümmer von 8 Tempeln. Einfachheit charakterisirt diese Gebäude. Lotosblumen und der Kopf der Isis bilden der Säulen einzigen Schmuck. In einer Grabkammer sieht man ein Opfer des äthiop. Königs Tirhaka in Stein abgebildet. Der Styl dieser Skulpturen gleicht sehr dem ägyptischen, und da die Dynastie jenes

Königs auch Aegypten besaß, so sind sie wahrscheinlich auch das Erzeugniß ägyptischer Künstlerhand. Entfernt von den übrigen steht ein sehr großer Tempel von fast 500 Fuß Länge, den zahllose Säulen im Innern wie im Aeußern zieren. Eine einzige von allen steht aufrecht, deren Kapital die Form einer Lotosknospe hat. Die ganze Westseite des Propylons bedeckt ein ungeheures Schlachtbild, das die Zeit fast verwischt hat; nicht minder prachtvolle Skulpturen, Darstellungen von Processionen, füllen die Flächen der Seitenmauern u. stehen in Eleganz der Ausführung und Anordnung der Gruppen den schönsten ägyptischen Bildwerken nicht nach. Die Pyramiden sind Grabmäler einer Dynastie von äthiop. Königen, deren Bilder die Schlange, das Symbol des Königthums, über dem Haupte haben. Einen Beweis, wie mannichfach ägypt. u. äthiop. Macht in diesem Landstriche wechselten, bieten die Ruinen von Solib und Amarah; das erste wahrscheinlich das alte Phthuris, das zweite Berethis. Jene sind durchaus im ägyptischen Styl gehalten, der Tempel von Amarah hingegen im rein äthiopischen. Dagegen sind die Tempel zu Semnah wieder ägyptisch; nur auf einem derselben haben neuere Skulpturen aus römisch-ägypt. Zeit die alten verdrängt. Diese Denkmäler gehören ihrer Entstehung nach einem Zeitraum von vielleicht mehren Jahrtausenden an, was sich aus der Art und Ausführung der Skulpturen ergibt. Die Pyramiden der Gegend um Meroe scheinen in der That in eine über alle Geschichte und Sage hinaus liegende Zeit hinanzureichen. Einfluß des ägypt. Styls wird in den ältesten äthiop. Denkmälern nirgends sichtbar. Derselbe beginnt erst um 2000 vor Chr., und im 15. und 16. Jahrhundert vor Chr. mag die bald freundliche, bald feindliche Berührung beider Länder und ihrer Kultur am lebhaftesten gewesen seyn. Wenn wir die Pyramiden von Meroe als die ältesten Denkmäler der äthiop. Kunst zu betrachten haben, so macht der Tempel Tirhaka's (aus dem 8. Jahrhundert vor Chr.) augenscheinlich die Grenze, über welche hinaus sie unkenntlich wird u. mit der ägyptischen zusammenschmilzt. Es neigt sich sichtlich zu Ende mit der alten Kultur, Macht u. Herrlichkeit A.s. Die Kunst hat nichts Eigenthümliches mehr; die langen Kriege mit Aegypten haben rohe Sitten und ein verwilderteres Geschlecht erzeugt und das System der alten Priesterherrschaft beginnt zu wanken. Vier Jahrhunderte später, unter dem griechisch-gebildeten König Erkamon, der die Priester niedermetzelte und die alte Reichsordnung vernichtete, stürzte A. ganz zusammen, und mit dieser Zeit hört auch jede Spur selbstständiger und nationaler äthiop. Kunst und Gesittung auf. Alle späteren Bauüberreste in A. sind im griechisch-ägyptischen Bastardstyl, dem sich noch später der römische aufpfropfte. Vgl. Meroe.

Aethiopische Kirche, s. Abyssinische Kirche.

Aethiopische Race, s. Menschenraçen.

Aethiopischer Archipel, der westl. Theil des indischen Oceans, zwischen 3°—12° südl. Breite, u. 62°—82° Länge, mit mehren Inselgruppen, als Sechellen, Amiranten, sieben Brüder und vielen einzeln liegenden Eilanden zwischen den Sechellen und Madagaskar. S. Indischer Ocean.

Aethiopisches Meer, jetzt selten gewordene Bezeichnung des südlichen Theiles des atlantischen Oceans.

Aethiopische Sprache, Schrift u. Literatur. Die ä. Sprache, seit dem 14. Jahrh. als lebende ausgestorben und nur noch als Schriftsprache vorhanden, ist ein semitischer, dem arabischen zunächst verwandter Dialekt. Bei dem Volke selbst führte sie den Namen lesāna Geez, Gees-Sprache, auch nach ihrem Aussterben lesana mazchaf, Büchersprache (Mazhafena). Ueber die früheren Schicksale dieses arabischen Dialektes fehlt es an Denkmälern. Nach der Einführung des Christenthums sehen wir eine ausgebreitete, kirchliche Literatur in der Gees-Sprache entstehen. So lange die äthiop. Könige in Axum ihren Sitz hatten, erhielt sich dieselbe, wurde aber im 14. Jahrh. durch die amharische Sprache nach und nach verdrängt. Die letztere wurde durch Icon-Amlak eingeführt und zur Hofsprache gemacht. Die Gees-Sprache verschwand allmählig aus dem Munde des Volks und blieb nur die Bücher- und Kultussprache. Sie wird heut zu Tage nur von den Gebildeten verstanden, selten gesprochen, aber häufig geschrieben, während die amharische nicht geschrieben wird. Das Alphabet hat 26 Buchstaben. Die Ordnung desselben weicht von der des altsemitischen ab und geht von der Aehnlichkeit der Figuren aus, die auf semitischen Ursprung hinweisen. Die Vokale werden durch kleine Häkchen an den Konsonanten angezeigt, so daß die Schrift eine wahre Sylbenschrift ist. Ohne Vokale wird nie geschrieben. Die Richtung der Schrift ist von der Linken zur Rechten. Hinsichtlich des Baues schließt sich die ä. S. an die arabische an, ist aber minder reich und ausgebildet und hat manches Eigenthümliche. Ein Dritttheil der Sprachwurzeln trifft mit den arabischen zusammen, andere finden sich im Aramäischen und Hebräischen. Auch griechische Namen, wie die fremde Bezeichnung der Monatsnamen, sind aufgenommen. Dialekte gibt es im heutigen Abyssinien ziemlich viele.— Was die äthiop. Literatur anlangt, so sind aus der vorchristlichen Zeit nur unbedeutende Fragmente alter Inschriften vorhanden; die zahlreichen Werke, meist kirchlichen u. historischen Inhalts, von denen bereits 200 genauer bekannt sind, stammen aus der christlichen Zeit her. Schon im 4. Jahrh. wurde die ganze Bibel, das Alte Testament nach der Septuaginta, in's Aethiopische übersetzt. Vom Alten Testament gibt es vollständige Handschriften; gedruckt sind aber nur die Psalmen (äthiop. und lateinisch von Ludolf, Frankf. 1701; äthiop., London 1815) und einige andere Bücher. Das Neue Testament ist vollständig im Druck erschienen (Rom 1548, 2 Bde.; auch in der londoner Polyglotte). Reich ist die äthiop. Literatur an Uebersetzungen apokryphischer Schriften, von denen die griechischen Originale nicht mehr vorhanden sind. Darunter ist besonders das Buch Henoch (engl. von Lawrence, 2. Aufl. London 1833; deutsch von Hoffmann, Jena 1838; im Originaltext, London 1840) und die Ascensio Isaiae vatis (äthiop. und lat. von Lawrence, Oxford 1819) von Wichtigkeit,

Außerdem sind noch zu erwähnen ein symbolisch-dogmatisches Werk (The didascalia, or apostolical constitution of the Abyssinian church, engl. und äthiop. von Platt, London 1834) und die Schrift Synaxar (Sammlung), welche das Leben der abyssinischen Heiligen, sowie die Martyrologien und Hymnen der abyssinischen Kirche in roher, unausgebildeter Form enthält. Unter den historischen Schriften, von denen noch nichts im Druck erschienen ist, erwähnen wir als die namhafteste das Keber za Negeste, eine traditionelle, mit vielen Legenden und Sagen vermischte Geschichte des einst mächtigen Reichs Axum, u. das Tarek Negushti, die Chronik der Könige, sowie andere Chroniken aus verschiedenen Zeiten, welche die Geschichte des Landes bis auf die gegenwärtige Zeit fortführen. Die erste Kenntniß der ä.n S. verbreitete in Europa Potken, Probst zu Köln, der in Rom mit geborenen Aethiopen umgegangen war. Jak. Wemmers, Karmeliter aus Antwerpen, gab 1683 eine Grammatik und ein Wörterbuch der äthiop. Sprache heraus. Die meisten Verdienste um dieselbe erwarb sich aber Hiob Ludolf aus Gotha, der durch philologisches Talent und durch die Bekanntschaft mit Abba Gregorius, einem Abyssinier in Rom, es zu einer wahren Meisterschaft in diesem Fache der Sprach- und Geschichtsforschung brachte, wovon seine Werke, ein äthiop. Lexikon (Frankfurt 1699), eine äth. Grammatik (das. 1701) und Geschichte Zeugniß geben. Unter den neueren Kennern der ä.n S. sind zu nennen Platt, Lawrence, Dorn, Hupfeld, Hoffmann, Rödiger, Ewald und die Missionäre Isenberg, Blumberg, d'Abbadie und A. Vgl. Amharische Sprache.

Aethra, 1) eine Oceanide, mit welcher Atlas 12 Töchter, die Hyaden und den Hyas zeugte; — 2) Tochter des Pelopiden Pittheus in Trözen. Bellerophontes kam nach Trözen, um sie zu werben, ward aber vor der Vermählung nach Korinth verbannt. Poseidon soll ihr beigewohnt haben, als sie einst auf die Insel Sphäria ging, um auf dem Grabmale des Pelops ein Todtenopfer zu bringen. Später wurde sie von Aegeus des Theseus Mutter, und, in Athen von Castor und Pollux gefangen, begleitete sie als Sklavin die Helena nach Troja. Bei der Belagerung der Stadt begab sie sich in das griechische Lager und ward von ihren Enkeln, den Söhnen des Theseus, erkannt. Demophon verlangte sie von Agamemnon und dieser sandte einen Herold an die Helena, sie von ihr zu erbitten. So ward sie frei. Aus Gram über den Tod ihrer Söhne entleibte sie sich selbst. Ihre Geschichte gab der Tragödie Stoff und wurde auf verschiedenen Kunstwerken dargestellt.

Aëtius, 1) Haupt der strengsten Arianer (die nach ihm Aëtianer, oder nach seinem einflußreichsten Schüler Eunomius, Eunomianer, oder nach ihrer Lehre von der absoluten Unähnlichkeit zwischen Gott und Christus, Anomöer genannt werden, von seinen Gegnern der Atheist genannt, gebürtig aus Antiochia, ein unruhiger, kühner Geist, der sich in den verschiedensten Lebensthätigkeiten versuchte. Er war nach einander Sklave oder wenigstens Bauer, wandernder Kesselflicker, Goldschmied, Arzt, Schulmeister, Theolog u. endlich der Apostel einer neuen Kirche. Mit Texten der heiligen Schrift und mit verfänglichen Syllogismen aus Aristoteles Logik bewaffnet, hatte der schlaue A. sich den Ruf eines unbesiegbaren Dialektikers erworben u. durch dieselben Talente sich die Zuneigung des jungen Julianus (nachherigen Kaisers), so wie die Freundschaft der arianischen Bischöfe verschafft. Die Schroffheit seiner Behauptungen erregte indeß zuletzt selbst bei den Arianern Anstoß; Constantius entsetzte ihn deshalb seines Diakonats in Antiochia u. schickte ihn in die Verbannung, aus der er nur auf kurze Zeit, unter Julianus, zurückkehrte. Er starb unter Valens, wiederum exilirt. Sein ganzer Charakter erscheint selbst nach der Schilderung des ihm befreundeten Philostorgius in einem seltsamen Lichte. Große Klarheit des Verstandes müssen ihm selbst seine erbittertsten Gegner zugestehen. An Gelehrsamkeit aber übertraf ihn sein Schüler Eunomius. Vergl. Arianismus.

2) A., Feldherr u. röm. Patricier unter Honorius u. Valentinian III., der letzte Held des abendländischen Reichs. Er begann seine Laufbahn unter Honorius, u. unter Valentinian erstieg er den Gipfel seiner Macht. Nach Honorius' Tode bemächtigte sich Johannes, der Geheimschreiber des Reichs, der Krone. Ganz Italien erkannte seine Gewalt an u. A. führte für ihn 60,000 Hunnen aus den Donauländern herbei. Als aber Johannes durch den jüngern Theodosius, der auf dem byzantinischen Throne saß, gestürzt und nun der unmündige Sohn des Honorius unter der Vormundschaft seiner Mutter Placidia als Kaiser des abendländischen Reichs anerkannt worden war, trat auch A. in die Dienste der neuen Machthaber, nachdem man ihm für seine barbarischen Bundesgenossen eine große Summe zum Preis ihrer Heimkehr bewilligt hatte. Fortan behauptete er an Placidia's Hofe den mächtigsten Einfluß, und um diesen ganz unumschränkt ausüben zu können, suchte er den tapfern Comes von Afrika, Bonifacius, den Einzigen, der sich an Ruhm und an Gunst bei der Kaiserin mit ihm messen konnte, zu stürzen. Weder Verstellung, noch Verleumdung wurden gescheut, um diesen Zweck zu erreichen. Er beredete insgeheim Placidia, Bonifacius von der Regierung Afrika's zurück zu berufen; dem Bonifacius aber rieth er auch insgeheim, dem kaiserlichen Befehle nicht zu gehorchen. Diesem stellte er seine Abberufung als ein Todesurtheil vor, jener schilderte er seine Weigerung als Zeichen der Empörung. Auf diese Weise wurde Bonifacius endlich dahin getrieben, die Vandalen aus Spanien nach Afrika zu rufen. Die Zwietracht zweier Männer, die mit Recht die letzten Römer genannt werden und deren vereinigte Thätigkeit ein sinkendes Reich hätte stützen können, war also die unmittelbare Ursache des Verlustes von Afrika und eines unendlichen Schreckens durch's ganze Kaiserthum. Bonifacius, welcher, seinen Irrthum erkennend, tapfer zwar, aber unglücklich wider die barbarischen Ankömmlinge gekämpft hatte, kehrte voll Scham nach Italien zurück, um Begnadigung von der Kaiserin zu erbitten. Er erhielt sie und zugleich den Rang eines Patriciers, nebst der Würde eines Oberbefehlshabers der Armee. Die Entdeckung seines Betrugs, das Mißfallen der Kaiserin und die ausgezeichnete Gunst seines Nebenbuhlers erbitterten den stolzen A.,

Er brach aus Gallien, wo er damals stand, mit einem Barbarenhaufen schleunigst nach Italien auf, und so groß war die Schwäche der Regierung, daß die beiden Feldherren ihre Privatstreitigkeiten in einer blutigen Schlacht entschieden. Bonifacius siegte, fiel aber durch den Speer des A. (432). Dieser, von dem kaiserlichen Heere als Rebell verfolgt, fand in dem Lager der Hunnen eine sichere Zufluchtsstätte und kehrte zurück an der Spitze von zahlreichen Schaaren seiner barbarischen Freunde, um der Kaiserin die Bedingungen der Aussöhnung vorzuschreiben. Die eingeschüchterte Placidia nahm A. wieder zu Gnaden an, ernannte ihn zum Patricier und Konsul, endlich auch zum Oberbefehlshaber des Heeres, und überantwortete so sich, ihren Sohn u. das Reich der Gewalt eines übermüthigen Unterthans. Valentinian durfte mit seiner Mutter den Frieden u. die Ueppigkeit Italiens genießen, während der Patricier in dem glorreichen Lichte eines Helden und Patrioten erschien, der 20 Jahre lang die Ruinen des occidentalischen Reichs stützte. Die Barbaren selbst ehrten die Weisheit oder scheueten die Macht des römischen Patriciers. Ein Vertrag, den er zur rechten Zeit mit Genserich schloß, schützte Italien vor Plünderung durch die Vandalen; die unabhängigen Briten fleheten um seine Hülfe; die kaiserliche Obmacht wurde in Gallien und Spanien hergestellt und aufrecht erhalten, und ein Sieg über die Franken und Sueven machte diese zu nützlichen Bundesgenossen Roms. Nur dem gewaltigen Attila zahlte A. ungeachtet seiner freundschaftlichen Verbindungen im Hunnenlager Tribut; seine gewandte Politik verlängerte jedoch die Vortheile eines heilsamen Friedens, und eine zahlreiche Schaar von Hunnen und Alanen, denen er Anhänglichkeit an seine Person eingeflößt hatte, wurde zur Vertheidigung von Gallien verwendet. A. hatte fast mehr Mühe, ihren Eifer und Grimm gegen die Burgunder, Gothen und Franken zu zügeln, als aufzustacheln. Clodion, der kriegerische König der Franken, erlitt an den Ufern der Somme eine vollständige Niederlage, die Westgothen, deren jugendliche Macht unter dem klugen und thätigen König Dietrich sich erhob, fühlten bei Arles, bei Narbonne und wo immer sie mit dem Patricier zusammen kamen, die Schwere seines Armes; die geschlagenen Burgunder hatten schon die Oberherrlichkeit der Römer anerkannt. Die glorreichste That seines Lebens war aber der Sieg in den catalaunischen Feldern über Attila, den Hunnenkönig (451), erfochten zwar mehr durch den Arm der barbarischen Hülfsvölker, zumal der Westgothen, als durch jenen der Römer, aber darum nicht minder das Heldenwerk des Einen, der durch Weisheit und Kraft die Barbaren unter seine Fahne gesammelt und als großer Feldherr sie geführt hatte. Im folgenden Jahre erschienen die Hunnen in Italien. Vergebens sah sich jetzt A. nach der Hülfe seiner früheren Bundesgenossen um; mit den wenigen kaiserlichen Haustruppen, von der zitternden Bevölkerung Italiens schlecht unterstützt, hielt er sich mit Noth zwar, aber unstreitig mit eben so viel Ruhm, als auf den catalaunischen Feldern, gegen Attila's Uebermacht im Felde. Allein gerade dies erkannte ein unwissendes Volk und ein undankbarer Hof nicht an. Man warf dem Helden vor, die Alpen vernachlässigt u. die Absicht gehabt zu haben, Italien zu verlassen. Der Eunuch Heraclius und Petronius Maximus nährten insgeheim in der Seele des schwachen, thatenlosen, wüsten Valentinian den Argwohn gegen den Mann, vor welchem derselbe lange gezittert hatte, und steigerten ihn aufs Höchste. Dem Sohne des A. war die Hand der Kaisertochter versprochen worden; sie wurde ihm jetzt verweigert. Stolz und trotzig trat der Patricier vor seinen wortbrüchigen Gebieter und drang auf Erfüllung des ihm gemachten Versprechens. Da zog der Kaiser sein Schwert, das erste Schwert, das er je gezogen, und durchbohrte die Brust des Helden (454). Die Höflinge vollendeten den Mord; auch die vornehmsten von A.' Freunden wurden, bevor noch das Ereigniß ruchbar wurde, in den Palast gerufen und daselbst getödtet. Das Entsetzen über diese That durchdrang die Gemüther des römischen Volkes und selbst der Barbaren; die öffentliche Verachtung, die man seit so langer Zeit gegen Valentinian hegte, verwandelte sich mit einem Male in tiefen, allgemeinen Abscheu.

3) A., berühmter griechischer Arzt, zu Anfang des 6. Jahrhunderts in Amida, einer Stadt in Mesopotamien, geboren, von unbekannten Lehrern in Alexandrien unterrichtet, der christlichen Religion, jedoch mit ägyptisch-neuplatonischem Aberglauben zugethan und in der Blüthe seiner Jahre am byzantinischen Hofe mit der Würde eines Comes obsequii bekleidet; vielleicht Leibarzt Kaiser Justinians I. Sein Lehrbuch (Tetrabiblia) enthält manches Abergläubische, Beschwörungsformeln im Namen der Märtyrer u. des Heilandes u. s. w., bietet aber dabei eine kaum übersehbare Menge zum Theil schätzbarer Notizen aus untergegangenen Werken dar. In 16 verschiedenen Büchern sind die Heilmittellehre u. Diätetik, die Zeichenlehre, die Pathologie u. Therapie der hitzigen u. langwierigen Krankheiten abgehandelt, u. in besondern Abschnitten die Krankheiten des Magens, der Leber, des Unterleibs, der Milz, der Nieren u. der Blase, des Fruchthälters und der übrigen Geschlechtstheile, die giftigen Bisse, die Gicht, die Hautkrankheiten, die Wunden und die Geschwüre, die Gegengifte, Pflaster und Salben u. s. w. kunstlos zusammengestellt. Vieles unter diesen Gegenständen ist freilich nur noch als unnützer, abergläubischer Kram anzusehen; allein es finden sich darunter auch schätzenswerthe Ideen und Bemerkungen, insbesondere über einzelne Heilmittel, die auch noch jetzt von den Aerzten gewürdigt zu werden verdienten.

Aetna, ital. Monte Gibello, der altberühmte Vulkan der Insel Sicilien, der höchste und furchtbarste Europa's, nach dem alten Mythus die Bergmasse, welche Zeus auf die Giganten Typhon u. Enceladus thürmte, oder die feuerspeiende Esse der Werkstätte des Hephästus und seiner Cyklopen. Schon den Alten erschien dieser gewaltige, unmittelbar vom Gestade aus frei emporsteigende Bergkegel, der seinen Schatten weithin über Land und Meer wirft, als in seiner Art einziges Weltwunder, das sie öfters zum Gegenstande genauerer Untersuchung machten, wie denn schon der Philosoph Empedocles bei einer solchen das Opfer seiner Wißbegierde geworden seyn soll. In der That

hat dieser Bergkoloß in Europa wenigstens seines Gleichen nicht, insofern er nämlich aus einem einzigen ungeheuern Kegel besteht, an dessen Profil weder Kamm noch Plateau, weder Joch noch Thaleintiefung zu bemerken ist. Der Umfang seiner Basis beträgt über 15 geographische Meilen, sein Flächeninhalt 23 □Meilen. Ueber seine Höhe gibt es verschiedene Angaben, Dolomieu berechnet sie — wahrscheinlich zu hoch — zu 13,000 Fuß, Spallanzani zu 11,400, Saussure zu 10,280 Fuß; die neuesten Bestimmungen schwanken zwischen 10,500—11,000 Fuß. Nur die höchsten Gipfel der Alpen und der Sierra Nevada überragen den A. Auch erhebt sich derselbe ganz isolirt und hängt mit den sicilischen Bergketten garnicht zusammen. Südlich von ihm breitet sich die Ebene von Catania aus, westlich und nördlich scheiden ihn die Flüsse Giaretta und Alcantara ab und östlich bespült seinen Fuß das Meer. Seine Basis ist fast kreisförmig, wenig elliptisch, von Norden nach Süden mit etwas längerem Durchmesser, als von Osten nach Westen. Der Aschenkegel thront senkrecht über ihrer Mitte, und die Seiten bilden bis zu diesem, welcher steil ansteigt, ziemlich sanfte Abhänge. Der trichterförmige Hauptkrater hat $\frac{1}{3}$ — $\frac{1}{2}$ geographische Meilen Umfang. Aber für den verheerenden Strom, der fortwährend in seinem Innern kocht, hat dieser Altvater der Vulkane noch besondere Organe, die gleichsam auf sein Geheiß ihre Thätigkeit beginnen. Tritt nämlich die Zeit eines neuen Ausbruchs ein, so macht sich dies am Hauptkrater oft nur durch vermehrten Rauch und reichlicheren Aschenregen bemerklich, aber am Bauche des Bergs, höher oder tiefer, entsteht gleich einem Geschwür an einem kranken Körper, ein Berg, klein im Vergleich zum A., aber immer noch fast so bedeutend wie der Vesuv; derselbe öffnet sich und gießt das, was im Innern der Erde so lange gekocht hat, auf die Oberfläche aus. Ein Krater dieser Art, von denen der A. gleich einer Schaar von Kindern und Enkeln umgeben ist, ist der Monte Rosso, der sich 1200 F. über seine nächste Umgebung erhebt, aber neben der riesenhaften Hauptmasse des Bergs zu einem Hügel zusammenschrumpft. Der Ausbruch des A. im Jahre 1669, der einer der heftigsten war, von denen man Kunde hat, geschah vorzugsweise durch den genannten Monte Rosso, der damals den glühenden Strom aussandte, welcher das alte Catania begrub. Die Seitenfläche des A. zeigt natürlich allenthalben am Erdboden vulkanische Mineralien, Lava, vulkanischen Sand u. Asche, welche höher hinauf immer massenhafter wird und dem von ihr gebildeten Aschenkegel den Namen gibt. Nur ganz unten am Berge treten einige spärlich fließende Quellen hervor; auch befinden sich hier einige kleine Seen. Dieser Mangel an Quellen erklärt sich daraus, daß das Regen- und Schneewasser an den schrägen, von härterem Gestein gebildeten Seiten herabrinnt, ohne von weicherem Boden aufgesogen und angesammelt zu werden.

Seine isolirte Lage und regelmäßige konische Gestalt machen den A. vorzüglich geeignet, den bedeutenden Einfluß erkennen zu lassen, welchen der Höhenunterschied auf das Klima und in Folge davon auf die Vegetation äußert. Nirgends vielleicht in Europa sind die Vegetationsgürtel so scharf gegen einander abgegrenzt, als am A. Auf den ersten Blick lassen sich 3 Regionen unterscheiden: die **angebaute**, die **waldige** und die **nackte** oder **schneebedeckte**. Die angebaute Region reicht bis zur Höhe von 2500 Fuß; hier bieten sich ausgedehnte Weizen- u. Gerstenfelder, sowie üppiger Weinbau, zu welchem sich der Lavaboden vorzüglich eignet, dem Blicke dar. Auch der Oel-, Mandel- und Feigenbaum gedeiht hier ausnehmend, die Orange aber nur an Stellen, welche hinreichend bewässert sind. Stellenweise wird auch Safran und Baumwolle gebaut. Durch die emsige Kultur des ergiebigen Bodens ist die wilde Vegetation fast nur auf die Lavaströme beschränkt, welche noch zu wenig verwittert sind, um dem Anbau die erforderliche Schicht Dammerde darzubieten. Hier wuchert in strotzender Fülle die sogenannte indianische Feige (Cactus Opuntia), deren saftvolles Gewebe sie fähig macht, sich auf lange Zeit im Voraus mit Flüssigkeit zu versehen und so der austrocknenden Sonnenhitze zu trotzen. Der Waldgürtel reicht von 2500—6000 Fuß über dem Meere. Hier ist der Orangen- und Oelbaum, sowie die Baumwollenstaude verschwunden, u. schon wird auch der Mandel- und Feigenbaum, sowie die Weinrebe seltener, während die Cerealien weiter hinauf noch gedeihen, namentlich der Roggen, der allmählig an die Stelle des Weizens tritt. Den größten Raum dieses Gürtels nimmt jedoch Waldung ein, weiter unten meistens aus Eichen mit abfallendem Laube u. Kastanien, weiter oben aus Buchen, Nadelhölzern u. Birken bestehend. Merkwürdig ist besonders der den ganzen Berg wie ein Gürtel umgebende Kastanienwald. Auf dem Boden, den er bedeckt, erblickt man auch nicht eine Spur von Erde, aus der nur ein Grashälmchen, geschweige denn ein Wald so mächtiger Bäume, hätte hervorwachsen können, sondern er besteht aus nacktem, kahlem Gestein. Die Ursache davon mag vielleicht die seyn, daß der Atmosphäre in dieser Höhe schon die Kraft mangelt, die Lava zu zersetzen, vielleicht auch daß der Feuerstrom, der hier Halt machte, aus Theilen bestand, welche jeder atmosphärischen Einwirkung trotzen. In solchem Boden wurzelt dieser Wald, dem man es auf den ersten Blick ansieht, er müsse ein uralter seyn. Er scheint sich durchaus nicht zu erneuern, denn man sieht nirgends jungen Nachwuchs. Jeder Stamm in dem ungeheueren Forste ist ein Riese, von unten bis oben mit Moos und weißlich-braunem Schwamm überzogen und von der abenteuerlichsten, phantastischsten Gestalt, die von dem schweren Kampfe zeugt, mit welchem die Natur hier geschaffen haben muß. Nirgends erheben sich die Bäume gerade in die Höhe, sondern von der Erde an winden sie sich in den mannichfaltigsten Krümmungen empor, fortwährend Knorren u. Knoten bildend, als ob eine Gewalt im Innern der Erde sie mühevoll u. langsam herausgepreßt hätte. Die Wurzeln der Bäume liegen meistens auf der Erde und haben sich mit der Zeit so dicht in einander verschlungen, daß sie ein Netz bilden, welches keine Kraft der Erde zu trennen vermag. Einem solchen Walde geht begreiflicher Weise die schöne, bunte Alpenflora ganz ab, die man überhaupt am A. vergebens sucht, wiewohl das Klima einerseits solchen zusagen würde. Oberhalb der Waldgrenze ist

von Vegetation wenig mehr zu sehen; nur Wachholder- u. Tragantthsträucher bringen noch einiges Leben in die beginnende kahle Oede, die von 7500 Fuß Höhe an nur noch einige wenige, etwa 10, krautartige Pflanzenarten nährt, bis auch diese verschwinden und ewiger Schnee und Eis allem Pflanzenwuchs eine Grenze setzt.

Gewöhnlich besteigt man den A. von Catania aus, aber die Besteigung ist unendlich schwieriger, als die des 3mal niedrigeren Vesuv. Man rastet des Nachts in dem sogenannten englischen Hause (Casa Inglese), einem von Engländern errichteten Gebäude, etwa noch 1800 Fuß unter dem Krater u. in der Nähe des sogenannten Philosophenthurms, in welchem die Sage den Empedocles gewohnt haben läßt. Hier beginnt der Aschenkegel, an dem man emporklimmen muß, so steil ist er. Derselbe ist von Eis u. Schnee vollkommen frei — eine Wirkung der heißen vulkanischen Dünste, welche aus allen seinen Poren dringen, — u. besteht, wie sein Name andeutet, aus lauter Asche oder vielmehr kleinen Stückchen zertrümmerter Lava von der Größe einer Erbse. Die so zu sagen bewegliche Oberfläche, in welche man bei jedem Schritte tief einsinkt, der sehr steile Abfall u. die fortwährend ausströmenden heißen Gase machen die Besteigung dieses Kegels zu einer eben so erschöpfenden, als ungesunden Partie. Von dem obersten, wenige Schritte breiten Rand des Kraters erblickt man tief unten den eigentlichen Schlund, der fortwährend seine Rauch- u. Feuersäulen mit unheimlichem Getöse ausspeit. Der Kraterumfang beträgt beinahe 1 Stunde, verengt sich trichterförmig und ist mit Schwefel wie überzogen. Nach Spallanzani endigt er ganz unten in eine Ebene, welche eine halbe englische Meile Umfang und in der Mitte eine kreisrunde Oeffnung von 5 Ruthen Umfang hat. Hineingeworfene Steine geben einen Ton, wie wenn sie in einen Teig fielen. Andere dagegen wollen Töne gleich dem Rauschen des Wassers vernommen haben. D'Orville, der sich mit einem Begleiter an einem Seil in den Krater hinabließ, erblickte unten eine konische, ungefähr 60 Fuß hohe Masse, deren Basis 800 Fuß Umfang hatte u. aus welcher nach allen Seiten kleine leckende Flämmchen aufstiegen. Noch Andere wollen mehre solcher Hügel in der Mitte des Kraters gesehen haben, und es ist daher wahrscheinlich, daß das Innere des Kraters Veränderungen unterworfen ist. Hinabsteigen kann man nur an einer Stelle von Taormina her, und auch hier nur mit Gefahr.

Die Aussicht vom Gipfel des A. ist unvergleichlich. Keine gleich hohen oder um Weniges niedrigeren Berge beschränken sie. In einer einzigen, ununterbochenen Ebene liegt Land u. Meer vor den Blicken da. Man überschaut Beides wie aus der Vogelperspektive oder aus einem Luftballon. Drei Viertheile der schönen Insel überblickt das entzückte Auge, u. nur der westlichste Theil entzieht sich dem Blicke. Ueber der nördlichen Küste heben sich die liparischen Inseln, unter ihnen das ewig brennende Stromboli, so klar aus der blauen Fluth hervor, daß man sie mit Händen greifen zu können meint. Gegen Nordosten windet sich die Meerenge von Messina gleich einem Silberfaden hin u. jenseits derselben breitet sich Kalabrien mit seinen an 6000 Fuß hohen Bergen aus. Ringsum drei Meere, das tyrrhenische, jonische u. das mittelländische, im fernen Süden Malta als kleiner schwarzer Punkt und die afrikanische Küste als grauer Nebelstreif. In unermeßlicher Ausdehnung schreitet des Morgens und des Abends der ungeheure Schlagschatten um den Berg, der ihn wirft, und während die eine Seite desselben schon im purpurnen Sonnenlichte glänzt, ruht die andere noch im tiefen Dunkel.

Der Riesenberg selbst verändert im Laufe des Jahres einige Male sein Kleid. Im März trägt er noch das Winterkleid, während um ihn herum alle Ebenen und Hügel im schönsten Frühlingskleide prangen. Der Schneekegel — drei Viertheile des Bergs, der nackte Theil und der ganze Waldgürtel liegen unter einem zusammenhängenden Schneeteppich — erscheint umgeben von einem riesenhaften Blumenkranz, gewoben aus blühenden Bäumen, Sträuchern und Kräutern. Erst im Juli und August erscheint der Berg mit seiner Sommertracht angethan. Der Wald prangt in frischem Grün, aber der bunte Blumengürtel um den Fuß des Riesen ist verdorrt unter den sengenden Strahlen der Sonne, denen nur die immergrünen Bäume und Sträucher mit ihren harten, glänzenden Blättern, sowie die saftreichen Cacteen und Agaven Trotz bieten. Der Schnee bedeckt nur noch die zunächst unter dem Aschenkegel liegende kahle Region, aber das, was von Weitem wie Schnee aussieht, ist vielmehr Eis, und zwar ein so hartes, daß man kaum die eiserne Spitze eines Stabs hineinzubohren vermag. Es liegt hier vielleicht schon seit Jahrtausenden und schmilzt weder, noch vermindert es sich sonstwie. Die während des Winters herangewehte obere Lage unterliegt zwar dem Einflusse der heißen Sonnenstrahlen; doch kaum ist dies vorüber, so verwandelt sich der aufgethaute Schnee sofort wieder in eine spiegelglatte Eisrinde. Die Dauerhaftigkeit des Aetnaeises, das jetzt einen bedeutenden Ausfuhrartikel nach Italien, Griechenland, der Türkei und Afrika bildet, mußte bald die Aufmerksamkeit der Spekulanten auf sich ziehen. Früher holte sich, wer da wollte, doch schon 1788 machte der katanische Bischof von der Kanzel herab bekannt, die heilige Agathe, die Schutzpatronin von Catania, sey ihm im Traume erschienen und habe der Kathedrale der Stadt das Eis des A. auf ewige Zeiten zum Geschenk gemacht. Das im Glauben starke Volk ließ seitdem den Schatz unberührt, und der Bischof verpachtete ihn im Interesse der Kirche, d. h. seinem eigenen, für die Summe von 12,000 Dukaten an marseiller Kaufleute.

Alle Herrlichkeit der Fluren aber, der Lohn alles Fleißes der Landleute, oft selbst ihre Häuser und Heerden und das Leben von Tausenden wird vernichtet, wenn der Bergriese im Innern ergrimmt u. in seinem Grimme Asche u. Feuerströme über die paradiesische Gegend ausschüttet. Steht eine Eruption bevor, so gibt sich dies durch verschiedene Merkmale kund. Der aus dem Krater fortwährend aufsteigende weißliche Dampf nimmt zu, u. Streifen schwarzen Rauchs mischen sich ein. Zugleich finden leichtere Explosionen Statt, rothe Flammen zucken auf und Feuerströme folgen, bis das Ganze eine von schwarzem Rauch umhüllte,

sehr elektrische, mit häufigen Blitzen untermischte Feuersäule wird. Unter der Erde rollt der Donner u. Erdbeben erschüttern weithin die Umgebungen des Bergs. Der unterirdische Feuerheerd thürmt sich Rauchfänge in Form von Kegeln auf, welche sich an der Spitze öffnen und inmitten der Flammen- u. Rauchsäulen Felsstücke emporschleudern; glühende Asche verfinstert die Sonne u. fällt wie feuriger Regen auf die Umgegend nieder oder wird vom Winde viele Meilen weit weggeführt. Endlich, gewöhnlich 3 — 4 Monate nach den ersten Symptomen des Ausbruchs, kommt die flüssige Lava aus den Haupt- oder aus Nebenkratern, oder auch aus Schlünden, welche an der Seite sich öffnen, hervor. Ströme von geschmolzenen glühenden Mineralien u. siedendem Wasser stürzen an den Seiten des Berges herab u. verbreiten Tod u. Verderben. Der Tag wird zur Nacht, die Nacht zum Tag. Ortschaften werden verschüttet, Thalvertiefungen ausgefüllt, Wälder in Brand gesteckt, Saatfelder in Wüsteneien verwandelt. Aber nicht lange nach solcher Verwüstung keimt aus der durch atmosphärische Einwirkung verwitternden Lava, die den ergiebigsten Boden erzeugt, die üppigste Vegetation hervor. Die Lavaströme des A. verhalten sich hinsichtlich ihrer Mächtigkeit zu denen des Vesuv wie gewaltige Ströme zu unbedeutenden Flüssen. Schon aus weiter Ferne erkennt man die jüngeren, u. bei Catania, dem oft verwüsteten, gleichen sie einem unabsehbaren Meere mit erstarrten Wellen. Will man sie aber in ihren ungeheuersten Gestaltungen sehen, so mache man einen Gang von Catania längs dem Gestade hin, wo die Lavaströme in den Meeresfluthen erstarrten und die von ihnen gebildeten Klippen sich in den abenteuerlichsten Formen aufthürmen. Frappant ist der Kontrast dieser mächtigen, dunkeln Schlackenfelsen mit der Bläue der ruhigen See, mit dem üppigen Grün, welches die umliegenden Höhen schmückt u. den zahllosen, glänzend weißen Landhäusern im gleich hinter Catania beginnenden Eden Siciliens.

Die Kunde von Aetnaeruptionen reicht bis in die ältesten Zeiten zurück. Diodor von Sicilien gedenkt eines solchen, der 500 Jahre vor dem trojanischen Krieg Statt gefunden haben soll. Geschichtlich beglaubigter sind die von Thucydides erwähnten Ausbrüche, von denen der im Jahre 479 v. Chr. der bedeutendste war und der andere im Jahre 425 v. Chr. einen Theil des Gebiets von Catania verwüstete. Weitere Eruptionen fanden um 133 und 125 v. Chr. Statt; bei der letzteren spie der Berg einen solchen Feuerstrom aus, daß die nahe See davon kochend wurde und eine große Menge Fische umkamen. Vier Jahre später wurde die Stadt Catania durch einen nicht weniger furchtbaren Ausbruch zerstört. Die glühende Asche fiel damals in solcher Masse, daß sie die Dächer der Häuser eindrückte und eine solche Verheerung anrichtete, daß die Römer den Einwohnern auf 10 Jahre die Steuern erließen. Livius gedenkt eines Aetnaausbruchs, der sich kurz vor dem Tode Cäsars im Jahre 43 v. Chr. ereignete. Er war an sich nicht besonders stark, gewann aber dadurch Bedeutung, daß man ihn nachher als ein Vorzeichen von Cäsars Tod betrachtete. Weitere Ausbrüche fanden in den Jahren 40 n. Chr., dann 253, 420 und 812 Statt. Einer der furchtbarsten früheren war der vom Jahre 1169. Am 4. Febr. bei Tagesanbruch ward Sicilien von einem Erdbeben erschüttert, was sich bis nach Kalabrien hin erstreckte; Catania wurde dadurch in Trümmer gelegt und 15,000 Einwohner sollen dabei ihr Leben verloren haben. Das Dach der Kathedrale stürzte ein u. erschlug den am Altare fungirenden Bischof. Neue Flüsse brachen aus der Erde hervor u. alte verschwanden. Die berühmte Quelle der Arethusa wurde trüb u. schwärzlich; ein kleiner Fluß blieb 2 Stunden lang ganz aus, floß dann reichlicher als zuvor, aber mit geröthetem Wasser. In Messina wich das Meer vom Gestade zurück, wälzte sich dann wieder heran, riß die Mauern der Stadt nieder, überströmte die Straßen und schwemmte Alles, Häuser und was Leben hatte, mit fort. Bäume und Saaten verbrannten von der heißen Asche und den glühenden Steinen, die massenweise herabfielen. Ein nicht minder schrecklicher Ausbruch erfolgte im Jahre 1329 unter denselben Erscheinungen u. legte Catania zum Theil nochmals in Trümmer. Im Jahre 1536 fand der Arzt Negro de Piazza, den seine Wißbegierde zu nahe an den Krater geführt hatte, bei einer Eruption durch die ausgeworfenen glühenden Steine seinen Tod. Im folgenden Jahre schon gerieth der Berg abermals in Aufruhr; er borst an mehren Stellen und die Lava ergoß sich mit solcher Gewalt, daß mehre Ortschaften nebst Gärten und Weinbergen und vielen Bewohnern durch sie zu Grunde gingen, und die Spitze des Aschenkegels stürzte mit so furchtbarem Krachen in sich zusammen, daß manche Menschen taub wurden u. man allgemein in dem Glauben stand, der jüngste Tag sey gekommen. Die schrecklichste Eruption von allen aber war die vom Jahre 1669. Achtzehn Tage vor dem Beginn der Eruption war der Himmel schwarz, mit Wolken umzogen u. es donnerte und blitzte häufig. Auf der Insel Stromboli waren zwei Vulkane gleichzeitig in ungewöhnlicher Thätigkeit. In der Umgegend des Bergs ließen sich bedeutende Erderschütterungen verspüren und am Krater gaben sich Zeichen großer Bewegung kund. Am 11. März öffnete sich plötzlich 20 englische Meilen vom Krater gegen Catania hin ein weiter Schlund und in der folgenden Nacht noch mehre andere an verschiedenen Stellen des Bergs und stießen gewaltige Rauchsäulen aus. Am 23. erschloß sich ein neuer Schlund und bildete einen neuen Krater, den oben genannten Monte Rosso, dessen Aschenauswurf das umliegende Land 15 Meilen im Umkreis bedeckte. Am 25. März Morgens wurde der ganze Berg durch ein Erdbeben erschüttert und der Aschenkegel stürzte mit furchtbarem Krachen in sich selbst zusammen. An der Stelle, wo er gestanden, öffnete sich ein weiter Schlund und spie große Massen von Asche und Steinen, unter anderen auch den berühmten Lavablock aus, welcher jetzt noch auf dem Berge Frumento liegt. Die Lava, die sich aus dem Haupt- und Nebenkrater ergoß, nahm ihren Lauf unter fortwährenden Erderschütterungen wieder gegen das oft schon heimgesuchte Catania, überfluthete die Mauern, zerstörte die Stadt zum großen Theil und ergoß sich von da in's Meer. Binnen 40 Tagen hatte der Lavastrom die Wohnungen von

27,000 Menschen in Asche gelegt, und von den 20,000 Einwohnern Catania's sollen nur 3000 am Leben geblieben seyn. Auf der Lava schwammen rothglühende Steine von gewaltiger Größe und bedeckten weithin das Land, das wie ein Schmelzofen dampfte. Felsmassen trennten sich vom Ufer und fielen unter schrecklichem Krachen in's Meer; als sich aber der Lavastrom selbst in das Meer ergoß, übertönte das Prasseln den stärksten Donner u. man vernahm es auf weite Entfernungen hin. Das Wasser zog sich Anfangs vor dem feindlichen Element zurück, die Farbe desselben veränderte sich u. die Fische starben. Die Sonne verfinsterte sich u. ließ sich Wochen lang nicht sehen, u. Monate vergingen, ehe die heitere Bläue des Himmels zurückkehrte. Ein zu einem Kloster gehöriger, auf alter Lava ruhender Weinberg verlor, da die Lava unter ihm schmolz, seinen Halt, und man sah ihn mit Erstaunen sich von der Stelle bewegen.

Mit dieser schrecklichen Eruption vom Jahre 1669 ist keine der späteren zu vergleichen. Bei der vom Jahre 1766 sprudelte die Lava wie eine Fontaine zu einer bedeutenden Höhe über den Gipfel empor, doch bildete sie einen weit kleineren Strom, als bei jener. Großartiger war der Ausbruch vom Jahre 1787, bei welcher die gewaltigsten Feuermassen aus dem Krater emporstiegen, so daß es schien, als thürme sich auf dem Aschenkegel ein neuer Feuerberg, der bis zum Himmel ragte. Der ganze A. war während dessen in dicken Rauch eingehüllt, aus dem leuchtende Blitze hervorzuckten, eine Erscheinung, welche man früherhin nicht beobachtete hatte. Die glühenden vulkanischen Massen wurden 6—7 Meilen weit fortgeschleudert, und zahlreiche Lavaströme ergossen sich an den Seiten des Bergs herab, deren größter sich bis gegen Bronte und die Ebene von Lago erstreckte. Nach der Eruption fand man den ganzen Berg an der Westseite mit hart gewordener Lava und Schlacken bedeckt. Bei der Eruption vom März 1809 bildete sich eine Reihe neuer Krater, von denen zwei ohne Aufhören, die übrigen in Intervallen mit furchtbarem Getöse Flammen und glühende Felsstücke ausspieen. Einige der letzteren hatten mehre Ellen im Durchmesser, während andere nicht größer als Bachkiesel waren und über 1000 Fuß hoch in die Luft flogen. Während dieser Auswürfe sah man die glühende Lava langsam die Seiten dieser schwarzen Aschenhügel bis an ihren Fuß hinabwogen. Unterhalb der Krater flossen diese Lavaströme zusammen und bildeten nun einen großen, dessen Breite von $5^1/_2$ bis 50 Ruthen wechselte. Neuere bemerkenswerthe Eruptionen sind die von 1811, 1819, 1832, welche letztere die Gegend von Bronte verheerte, und die neueste die von 1852. Diese begann in der Nacht des 20. August. Es öffneten sich zwei neue Krater, welche zuerst Massen von kleinen Steinen und Asche, dann Lavaströme ausspieen, während der Hauptkrater keine Eruption zeigte, sondern nur gewaltige Rauchmassen emporsteigen ließ. So weit das Auge reichte, sah man bald nichts als vielfach getheilte Feuerströme, hier durch den alten Lavagrund sich hinschlängelnd, dort prasselnd herabstürzend, um sich den Ausweg in die Tiefe zu bahnen. Hier riß sich ein mächtiges Lavastück los und ließ einen höllischen Gluthofen hinter sich, der aber sogleich, von Asche überzogen, in dunkles Schwarz zurücksank; dort eilten riesige Feuerwogen sich hebend und senkend bergab, begleitet von dem Zischen u. Brodeln der Gluthmassen. Prasselnd fielen die glühenden Lavablöcke, einer den andern überstürzend, nieder und knickten die herrlichsten Bäume. In kurzer Zeit hatte der Lavastrom einen Weg von 16 italienischen Meilen zurückgelegt, angebaute Fluren auf weite Strecken hin verwüstet, aber zum Glück noch keine Ortschaft berührt. Die Großartigkeit dieses Ausbruchs mag man sich vergegenwärtigen, wenn man hört, daß der Lavastrom ein sehr breites u. tiefes Thal auszufüllen u. doch schon in 9 Tagen 16—18 italienische Meilen zurückgelegt hatte. In den ersten 6 Tagen rückte er am schnellsten vorwärts, von da an langsamer, weil die Lava immer höher über ihre erhärtenden Schichten zu steigen hatte. Einige Wochen dauerten diese Lavaausbrüche fort und setzten die in der Richtung des Stroms liegenden Ortschaften in Schrecken und Angst, bis endlich die Wuth des entfesselten Elements nachließ, ohne größeres Unglück angerichtet zu haben. Vergl. Denon, Voyage pittoresque en Sicilie, Bd. 4.; Graß, Sicilische Reise in den Jahren 1808 u. 1809, 2 Bde., Tüb. 1815. Die Topographie und Naturgeschichte des A. behandeln Ferrara, Descrizione del Etna, Palermo 1818; Smith, Memoire descriptive of the resources, inhabitants and hydrography of Sicily, Lond. 1824.

Aetolien, Landschaft des alten Griechenlands, im westlichen Theil von Hellas zwischen Akarnanien, Epirus, Thessalien, dem ozolischen Lokris u. dem korinthischen Meerbusen gelegen, mit häufig strittigen u. daher dem Wechsel unterworfenen Grenzen. Das Küstenland war größtentheils eben u. fruchtbar, das Innere dagegen waldig und gebirgig durch Abzweigungen des Oeta: Tymphrestus (jetzt Smocovo) nördlich an der thessalischen Grenze, Corar (jetzt Coraca) an der lokrischen Grenze, Chalcis (jetzt Galata) südlich, Aracynthus (jetzt Zigros), ein rauhes Felsgebirge im Innern. Die Hauptflüsse der Landschaft waren der Achelous, der Evenus und der hier entspringende Sperchius. Zwei zusammenhängende Landseen im Innern waren Lysimachia und Trichonis. Die Bergwälder nährten allerlei Wild, früherhin auch Löwen, die ausgedehnten Weiden an der Küste treffliche Pferde. Als Ureinwohner und früheste Ansiedler werden genannt Leleger, Kureten und Hyanten und neben diesen noch andere halb oder ganz barbarische Stämme. Der Gesammtname der Bewohner war Aetolier (von Aetolus, dem Sohne Endymions, der, aus Elis flüchtig, mit einer Schaar Epeer in der südlichen Gegend der Landschaft sich niederließ und die Ureinwohner verdrängte oder seiner Herrschaft unterwarf). Des Aetolus Söhne, Pleuron und Calydon, stifteten zwei Städte und Herrschaften desselben Namens, aber schon zur Zeit des trojanischen Kriegs gehorchten alle Aetolier dem Thoas. Nach dieser Zeit bildeten die ätolischen Stämme einen freien Bund, der sich aber durch seine feindselige Haltung den Nachbarn gegenüber, sowie durch Verschmelzung mit nicht griechischen Gebirgsvölkern dem übrigen Hellenenthum immer mehr ent-

fremdete. Daher erscheinen die Aetolier in der Blüthezeit griechischer Kultur als aller feineren Bildung ermangelnde wilde und treubrüchige, nur zu Raubzügen zu Land und See geneigte, von den übrigen Hellenen verachtete und gemiedene Barbaren. Erst in der macedonisch-römischen Periode greifen sie in die Geschichte Griechenlands thätig mit ein, und gegen das Ende ihrer politischen Selbstständigkeit hin bestanden sie einen rühmlichen, wenn auch erfolglosen Kampf gegen Roms Uebermacht. Städte gab es wenige; die wichtigsten waren Calydon, Pleuron, Macynia, Thermum, Naupactus und Chalcis.

Die Aetolier zerfielen von Alters her in einzelne kleine Gemeinwesen, die nicht durch einen fortdauernden Bund zusammengehalten wurden. Zu einer engeren Verbindung wurden sie erst durch den lamischen Krieg (323 v. Chr.) genöthigt, zu dem sie sich mit höchstem Kraftaufwand rüsteten und den sie, als Antipater und Craterus nach der Niederlage der Griechen bei Cranon (322) als Sieger in ihr Land eindrangen, von ihren Bergen aus fortsetzten, bis Antipater ihnen einen Vergleich zugestand. Das die Unabhängigkeit Griechenlands immer mehr bedrohende Wachsthum der macedonischen Macht führte endlich zur Stiftung, wie des achäischen, so auch des ätolischen Bundes. Die Glieder dieses Bundes verpflichteten sich, Krieg weder unter einander, noch einseitig mit fremden Mächten zu führen. Die Entscheidung über Krieg und Frieden und über die Bundesangelegenheiten überhaupt stand einer Versammlung der Bürger der Bundesstaaten zu, welche in der Regel jährlich zu Anfang des Herbstes zu Thermus abgehalten und Panätolium genannt wurde. Beide Bündnisse, das der Achäer und das der Aetolier, waren gegen die macedonischen Eroberungspläne gerichtet; aber anstatt daß sie dem gemeinsamen Feind gegenüber einig zusammen hätten stehen sollen, trennte sie bald kleinliche Eifersucht, und die beiden hellenischen Genossenschaften standen bald feindselig einander gegenüber. Schon waren die Aetolier in den Peloponnes eingedrungen, als Aratus, der achäische Feldherr, über sie den Sieg davon trug. Es wurde hierauf Friede geschlossen, und beide Bündnisse vereinigten sich sogar zu einer Symmachie gegen Demetrius II. von Macedonien, die aber, sobald die gemeinsame Gefahr beseitigt war, sich wieder auflöste. Da durch den Beitritt einiger peloponnesischen Städte zum ätol. Bunde die Eifersucht der Achäer von Neuem gereizt wurde, so verbanden sich die Aetolier mit den Spartanern, nahmen jedoch an dem bald darauf zwischen diesen und den Achäern ausbrechenden Kampfe keinen Theil, sondern mischten sich nur in die peloponnesischen Händel ein, um nach alter Gewohnheit plündern zu können. Philipp von Macedonien brachte endlich ein großes Bündniß gegen sie zu Stande und veranlaßte dadurch den sogenannten Bundesgenossenkrieg, der 217 v. Chr. durch den Frieden von Naupactus geendigt wurde. Des Friedens, der ihnen die Gelegenheit zu Räubereien abschnitt, bald überdrüssig, gingen die Aetolier mit Freuden auf den ihnen von den Römern gemachten Antrag eines Bündnisses gegen Philipp von Macedonien ein (211). Da sie aber in dem darauf ausbrechenden Kampfe von den Römern im Stich gelassen wurden, so fochten sie im Ganzen unglücklich gegen ihren mächtigen Gegner, zu dem der achäische Bund hielt, u. schlossen aus Erschöpfung Frieden (205), brachten aber dadurch die Römer gegen sich auf, die ihnen ihre Abneigung fühlen ließen, als sie gegen Philipps trotz des Friedens fortgesetztes feindseliges Benehmen von Neuem Hülfe bei den Römern suchten. Nur zögernd schlossen sie sich daher an die Römer an (199), als diese den Krieg gegen Philipp begonnen hatten, doch leisteten sie ihnen gute Dienste, besonders durch ihre treffliche Reiterei. Als aber der römische Feldherr Flamininus nach der Schlacht bei Cynoscephalä (197) dem macedonischen König eigenmächtig einen Waffenstillstand bewilligte, brach der lange zurückgehaltene Groll der Aetolier los; sie schrieben sich die Entscheidung des Kriegs zu, beschuldigten den Flamininus, der in ihr Verlangen, das macedonische Reich ganz zu vernichten, gerade ihretwegen nicht willigen mochte, er habe sich von Philipp bestechen lassen und machten sich diesen einflußreichen Mann dadurch zum Feinde. Ihr Gesuch um Rückgabe mehrer Städte, welche ihrem Bund angehört hatten und von Philipp weggenommen worden waren, wurde unter Berufung auf den früherhin von ihnen mit Philipp einseitig geschlossenen Frieden abgewiesen, womit Veranlassung zu neuen Feindseligkeiten gegeben war. Kaum waren die Römer (194) aus Griechenland abgezogen, so suchten die Aetolier ihrem Bunde neue Mitglieder zu verschaffen. Wirklich gewannen sie außer Phocis und Lokris auch Ambracia, die bedeutendste Stadt in Epirus und durch die Stadt Lamia den Eingang in Thessalien. Zugleich schickten sie an König Philipp von Macedonien, Antiochus von Syrien und den Tyrannen Nabis von Sparta Gesandte, um sie gegen die Römer aufzureizen. Sie gedachten ihre Herrschaft über Griechenland so weit als möglich auszubreiten und wählten Antiochus von Syrien zu ihrem Bundesfeldherrn. Während dieser aber zu Chalcis auf Euböa üppigem Genusse nachhing, trat der macedonische König, durch des Antiochus unkluges Benehmen in Thessalien beleidigt, auf die Seite der Römer über, worauf diese sich Thessaliens bemächtigten u. dem Antiochus bei den Thermopylen (191) eine Niederlage beibrachten, die diesen zur Flucht in sein Reich nöthigte, die Aetolier aber der Rache der Römer preisgab. Entmuthigt suchten sie um Frieden nach, aber der rücksichtslose Uebermuth der Römer, welcher unbedingte Unterwerfung verlangte, trieb sie zur Fortsetzung des Kampfs. Der römische Proconsul Acilius Glabrio griff sie in ihrem eigenen Lande an und belagerte Naupactus. Mit der höchsten Anstrengung vertheidigten die Aetolier zwei Monate lang die Stadt, von deren Schicksal das des Bundes abhing. Die Römer bewilligten einen kurzen Waffenstillstand, stellten aber harte Bedingungen: entweder sollten sie sich ihm zu freier Verfügung überlassen oder 1000 Talente zahlen und einerlei Freund und Feind mit den Römern haben. Da rafften die Aetolier noch einmal alle ihre Kräfte zusammen u. bereiteten sich zum Widerstand (190). Der römische Feldherr Cornelius Scipio, wel cher erst den wichtige-

ren Krieg mit Antiochus zu Ende führen wollte, bewilligte ihnen abermals einen 6monatlichen Waffenstillstand; diesen aber brachen die Aetolier auf das Gerücht hin, das römische Heer sey in Asien vernichtet worden. Schon in der Wiedereroberung ihnen entrissener Plätze begriffen, wurden sie von der Nachricht überrascht, Antiochus sey von den Römern besiegt worden. Zugleich rückte der römische Konsul M. Fulvius Nobilior heran und belagerte schon Ambracia. Da ergaben sich die Aetolier. Vor Ambracia erschienen ihre Abgeordneten und baten um Schonung für die Stadt und für ein den Römern ehedem befreundetes Volk. Wirklich versprachen die Sieger Schonung unter der Bedingung, daß Ambracia sich ergeben, die Aetolier aber 500 Talente zahlen und auf alle ihnen von den Römern entrissenen Bundesstädte Verzicht leisten sollten. Der römische Senat aber fügte noch einige demüthigende Bedingungen hinzu, welche der politischen Selbstständigkeit Aetoliens ein Ende machten.

So war der ätolische Bund vernichtet (189). Elend herrschte fortan im Lande, und dieses wurde gesteigert durch innere Unruhen, veranlaßt von Menschen, die sich an die Römer verkauften und den Druck römischer Oberherrschaft immer schwerer machten. Zuletzt sicherten sich die Römerfreunde durch einen schändlichen Gewaltstreich die Herrschaft. Nach Besiegung des Perseus, an dessen Krieg gegen die Römer thätigen Antheil zu nehmen die Aetolier das Uebergewicht der römisch gesinnten Partei verhinderte, ließen die Römerfreunde Lyciscus und Tisippus eine Versammlung patriotisch gesinnter Aetolier mit römischen Soldaten umringen, worauf 550 der Angesehensten getödtet, Andere aus dem Lande vertrieben und ihrer Güter beraubt wurden (167). A. theilte fortan Griechenlands Geschicke und bildete, dem römischen Reiche völlig einverleibt, einen Theil der Provinz Achaia. Späterhin wurde mit einem Theile der Aetolier die von Augustus auf dem Vorgebirge Actium gegründete Stadt Nicopolis bevölkert, während ein anderer, bedeutender Theil nach Amphissa übersiedelte. Das entvölkerte Land lag verödet bis zu Konstantins Zeit, der es zur Provinz Neu-Epirus schlug und unter die Verwaltung des Präfekten von Illyricum stellte.

Gegenwärtig ist A., nachdem es einige Zeit, mit Akarnanien vereinigt, eine Nomarchie gebildet hatte, ein zu Livadien gehöriges Gouvernement des Königreichs Griechenland u. schließt das Untergouvernement Trichonia mit ein. Nördlich wird es begrenzt vom Gouvernem. Eurytanien, westlich von Akarnanien, östlich von Phthiotis und Phokis, südlich vom Busen von Patras. Im NO. erhebt sich das Sienagebirge, welches nach SW. zu morastigen, mit Reis- u. Getreidefeldern bedeckten Ebenen mit den Seen von Angelo-Kastron und von Brachori steil abfällt. Südlich von diesen Seen erheben sich die Berghaufen des Zigros, u. diese fallen nach SW. ebenfalls steil zu einer breiten, mit Morast und Lagunen erfüllten und von Sandbänken umsäumten Küstenebene ab, während im SO. über 3000 Fuß hohe Berggruppen bis an die Küste treten, wie z. B. der Chalkisberg, der mit dem Cap Antirhion in das Meer hinaus ragt und mit dem gegenüberliegenden peloponnesischen Vorgebirge Rhion die Straße von Lepanto (Naupaktos) bildet. Das Gouvernement wird durchströmt im W. von dem Aspropotamos (Acheloos), der nördlich vom Kap Skrophes mündet, im O. von dem Fidaris (Evenus). Gouvernementshauptstadt ist Missolunghi, Hauptstadt des Untergouvernements Trichonion Agrinion oder Brachori. Außerdem ist noch Lepanto zu bemerken. Die Bewohner der Ebenen treiben Ackerbau u. an der Küste Fischerei, die Gebirgsbewohner erinnern durch ihre kriegerischen, aber auch rohen Sitten an ihre Vorfahren.

Aetolus, Sohn des Endymion und der Nymphe Naïs oder Iphianassa, mußte nach seines Vaters Willen mit seinen Brüdern Päon und Epeus einen Wettkampf um die Herrschaft in Elis bestehen, in welchem Epeus obsiegte. Da aber dieser ohne männliche Nachkommen zu hinterlassen, starb, so folgte ihm A. in der Herrschaft, mußte jedoch, weil er bei Leichenspielen den Apis, des Jason oder Phoroneus Sohn getödtet hatte, flüchtig werden und ließ sich im Lande der Kureten am Acheloos nieder, dessen Anwohner von ihm den Namen Aetolier erhielten. Vgl. Aetolien.

Aetzen, die Operation, bei der man eine von allen Fettflecken sorgfältig gereinigte Fläche mit einem harzigen Firnisse (Aetzgrund) überzieht, in diesen mittelst geeigneter Nadeln und Griffel eine Zeichnung eingräbt, die zu ätzende Fläche mit einem erhabenen Rande einfaßt und dann auf dieselbe eine Flüssigkeit (Aetzwasser), gewöhnlich von saurer Beschaffenheit, gießt oder streicht, welche auf die durch Nadel und Griffel bloß gelegte Substanz der Oberfläche auflösend wirkt, wodurch die Zeichnung vertieft dargestellt wird. Der gewöhnliche Aetzgrund für Kupfer- und Stahlplatten besteht aus einer Mischung von weißem Wachs mit pulverisirtem Mastix oder Colophonium und Asphalt. Derselbe muß möglichst gleichmäßig und dünn aufgetragen werden; daher erhitzt man die zu ätzende Platte über einem Kohlenfeuer, indem man die polirte Fläche nach oben hält, und überfährt diese mit dem in Taffet eingewickelten Aetzgrund von einer Seite zur andern in gerade neben einander liegenden Zügen, bis sie mit den durch den Taffet durchdringenden Deckfirniß mäßig bedeckt ist. Hat derselbe seine Dienste gethan, so wird er, nachdem er erwärmt worden, mit einem in Terpentinöl getränkten Lappen wieder entfernt. Das Aetzwasser ist je nach den zu ätzenden Stoffen von verschiedener Beschaffenheit, sowie der Grad seiner Koncentration nach der größeren oder geringeren Weichheit und Angreifbarkeit des zu ätzenden Stoffs, nach der Stärke der zu erzielenden Striche ein verschiedener seyn muß. In Bein und Elfenbein ätzt man mit koncentrirter Schwefel- oder Salzsäure; in Glas mit gasförmiger oder tropfbarflüssiger Flußspathsäure; in Kupfer mit Scheidewasser, das man etwa 1/2 Zoll hoch aufgießt, wohl auch zum dritten Theil mit Wasser verdünnt; in Stahl mit einer Mischung von 4 Theilen starker Holz- oder gewöhnlicher Essigsäure mit 1 Theil rektificirtem Alkohol unter nachherigem Zugießen von 1 Theil Scheidewasser. Außerdem lassen sich auch mehre, je nach Bedürfniß mit Wasser zu verdünnende Metallauflösungen als Aetzwasser

benutzen, wie z. B. die Auflösungen von salzsaurem Zinn, salpetersaurem Wismuth, salpetersaurem Kupfer. Nach hinlänglicher Wirkung und Abgießen des Aetzwassers wäscht man die Platte mit Alkohol, der mit Wasser verdünnt ist, füllt zu völliger Aufhebung aller weitern ätzenden Wirkung die gemachten Striche mittelst eines Pinsels mit Terpentinöl aus, worin Asphalt aufgelöst ist, und schützt die Platte durch einen Kautschukfirniß oder Bereiben mit ganz frischem reinen Hammeltalge vor Rost. Vgl. Kupferstecherkunst.

Aetzmittel (Caustica), in der Medicin solche Mittel, welche vermöge ihrer eigenthümlichen chemischen Beschaffenheit zerfressend und zerstörend auf solche Stellen des thierischen Körpers einwirken, mit denen sie in Berührung gebracht werden. Die bekanntesten und gebräuchlichsten A. sind die koncentrirten Mineralsäuren, die ätzenden Alkalien (Aetzkali, Aetzkalk) und die ätzenden Metallsalze, welche theils in fester Gestalt, theils in Pulverform, theils in aufgelöstem Zustande und in Salbenform angewendet werden und zwar gewöhnlich auf der äußeren Haut oder auf den zugänglichsten Schleimhäuten, um Afterbildungen (Warzen, Polypen ꝛc.) zu zerstören, Abscesse zu öffnen, Fontanellen zu bilden, vergiftete Wunden unschädlich zu machen, Geschwüre und Ausschläge zur Vernarbung zu bringen, Eiterung zu erregen ꝛc.

Aevum, eine von den spätern Römern aus dem persischen Mithrasdienste herübergenommene Gottheit, Personifikation der unbeweglichen und meßbaren Kraft in der unbegrenzten Zeit, dargestellt als eine nackte männliche Figur mit einer Löwenmaske, auf einer mit zwei kreuzenden Zonen umgebenen Kugel stehend. Eine Schlange windet sich von den Füßen an in mehren Ringen um den Körper, und ihr Kopf beißt sich in die Löwenmaske über dem Scheitel ein. Am Rücken sitzen 4 Flügel; in der Rechten hält sie einen Schlüssel, und in der Linken einen mit mehren Abtheilungen versehenen Meßstab. Die Löwenmaske soll auf die Zeit, die Allverschlingende; die Schlange auf ihren Kreislauf; die Flügel auf ihre Schnelligkeit; der Schlüssel auf das Oeffnen und Schließen der Pforten der Sonne; der Maßstab auf die regelmäßigen Abschnitte u. Eintheilungen der Zeit; die Kugel auf das Weltall, als ihr Gebiet, hindeuten. Auf einigen Monumenten sind am Leibe des Gottes noch die Zeichen des Thierkreises eingehauen, als Symbole des regelmäßigen Verlaufs der Jahre u. Monden.

Affaire, Angelegenheit, Begebenheit, Handel; Gefecht, Scharmützel, besonders ein kleines, welches keinen Ausschlag gibt, sondern dem Sieger nur vorübergehende Vortheile verschafft.

Affekt, jede Unterbrechung des besonnenen Denkens und Wollens durch plötzlich entstehende und bald vorübergehende Gemüthsbewegung. Der Mensch geräth in A., wenn durch starke und heftige, unvorhergesehene Eindrücke das Gefühl der Lust oder Unlust in ihm plötzlich und in einem so hohen Grad erregt wird, daß alle seine Gemüthskräfte dadurch in Anspruch genommen werden und das Gleichgewicht zwischen ihnen aufhört. Im Zustande des A.s ist der Mensch selten von einer gewissen Einseitigkeit im Vorstellen und Urtheilen, sowie von unbesonnenem Wesen frei. Der Verstand nämlich, von dem heftig erregten Gemüthe beherrscht, behält zu ruhiger Ueberlegung nicht Freiheit genug und ist auf die Betrachtung derjenigen Gegenstände, die mit dem angeregten Gefühle der Lust oder Unlust in Verbindung stehen, ausschließlich hingerichtet und läßt alles Andere, was jenem fern liegt, unbeachtet. In Folge davon verliert auch der Wille einen Theil seiner Selbstständigkeit, in sofern er von dem unter dem Einflusse des erregten Gemüths stehenden Verstand bewegt und getrieben wird. Von den Leidenschaften sind die A.e in sofern verschieden, als jene dauernde, im Gemüthsleben fest gewurzelte Geneigtheiten zu affektvollem Fühlen und Handeln sind, während die A.e schnell, wie sie hervorgerufen werden, auch vorübergehen. Man theilt die A.e gewöhnlich ein in die des Gefühles der Lust und in die des Gefühles der Unlust. Beide Arten zerfallen wieder nach ihrem Einflusse auf die Lebenskraft in erregende (excitirende) und in abspannende oder niederschlagende (deprimirende). Jene sind mit kräftigem Selbstgefühle verbunden und treiben zum Handeln nach Außen, diese wirken bei beschränktem Selbstgefühle mehr nach Innen, versetzen in einen leidenden Zustand und verzehren die Lebenskraft. Zu dem ersteren gehören z. B. der Zorn u. der Haß, zu den letzteren Scham, Furcht, Aerger u. a. Die große Menge der A.e läßt sich auf vier Hauptaffekte zurückführen. Diese sind Freude, Traurigkeit, Hoffnung und Furcht. Das Gemüth wird nämlich bewegt entweder durch das, was ist, oder durch das, was noch nicht ist, aber der Vermuthung nach eintreten wird. Ist nun das bereits Eingetretene u. Gegenwärtige für das Gefühl angenehm, so entsteht Freude, im entgegengesetzten Falle Traurigkeit. Wird aber das Gemüth durch die Vorstellung eines zukünftigen Zustandes, welchen es wünscht u. erstrebt, angenehm afficirt, so entsteht Hoffnung, im entgegengesetzten Falle, wo das Vorgestellte ein noch nicht gegenwärtiges Uebel ist, entsteht Furcht. Von diesen vier Grundaffekten sind alle übrigen nur besondere Arten und Mischungen. Auf die physische sowohl als auf die psychische Seite des Organismus wirkt der A. qualitativ oder quantitativ. So wirkt er qualitativ auf mehre Absonderungsorgane, indem er das Produkt derselben verändert. Man hat Beispiele, daß die Milch erzürnter Frauen auf Säuglinge plötzlich als tödtliches Gift gewirkt, der Biß erzürnter oder brünstiger Thiere gefährliche Wirkungen, ja selbst Wasserscheu zur Folge gehabt hat. Furcht unterdrückt die Hautausdünstung und vermehrt die Urinabsonderung und die Schleimabsonderung der Gedärme; Scham und Schrecken unterdrücken die Menstruation, Kummer und Sorge verändern die Gallenabsonderung; Kummer und Angst haben in einzelnen Fällen das Ergrauen der Haare in einer Nacht zur Folge gehabt u. s. w. In Hinsicht auf Quantität wirken die A.e aufregend oder schwächend. Zu den aufregenden A.en gehören Freude, Liebe, Hoffnung, welche, wenn sie nicht zu heftig werden, heilsam und der Gesundheit förderlich sind. Das Gegentheil bewirken die schwächenden A.e Kummer, Traurig-

keit, Neid, Furcht, Angst u. s. w. Sie wirken besonders nachtheilig auf die Leber und Gallenabsonderung, so wie auf das Herz und den Blutumlauf. Der höchste Grad mancher A.e kann entweder plötzlich tödten oder zu bleibender Manie, Melancholie und zu Blödsinn führen.

Um sich vor zu häufigen u. zu starken A.en zu sichern, ist das beste Mittel, daß man Vernunft und Verstand mehr übt, eine einseitige Gefühlsbildung vermeidet, und schon frühzeitig sich daran gewöhnt, mehr nach deutlich erkannten Grundsätzen, als nach unklaren Gefühlen zu urtheilen und zu handeln. Bei einem Menschen von lebhaftem und reizbarem Gefühle mit wenig Kraft und Selbstständigkeit des Geistes ist es gut, wenn er auf einen bevorstehenden A. vorbereitet und ihm das, was ihn erschüttern wird, als möglich gezeigt wird, damit beim Eintritte desselben die entsprechende, gleiche Stimmung schon vorhanden sey. Im A.e selbst aber suche man die Herrschaft über denselben u. über sich selbst dadurch zu erhalten, daß man den Gegenstand, welcher das Gemüth in Bewegung setzt, von allen Seiten betrachtet, der Gemüthsbewegung selbst sich bewußt wird u. nach einer höhern Vorstellung ringt, welche das aufgeregte Gefühl zur Ruhe zu bringen im Stande ist. Uebrigens ist bei allen A.en körperliche Ruhe zu empfehlen. Denn die sogenannten **erregenden** A.e werden durch Bewegung nur noch mehr aufgeregt, u. bei den **niederschlagenden** ist die Bewegung noch mehr schwächend. Speisen oder Getränke während eines A.s oder kurz nach demselben genossen, werden nicht gehörig verdaut, und verursachen verschiedenartiges Uebelbefinden.

Affektation, angenommenes, erkünsteltes Wesen, Ziererei, im Gegensatz zu edler Natürlichkeit und Einfalt des Betragens und Benehmens. Der Affektirende sucht den Schein um sich zu verbreiten, als sey ihm etwas eigenthümlich, was ihm ursprünglich fremd ist, oder wovon er gar das Gegentheil besitzt, und ahmt daher in der Regel ein seiner Natur fernliegendes oder ihr selbst widerstreitendes Muster nach. Daher das Gezwungene, was mit affektirtem Wesen stets verbunden zu seyn pflegt.

Affektion, eigentlich das passive Verhalten einer Sache oder Person von außen kommender Einwirkung gegenüber, besonders von Gemüthsbewegungen gebräuchlich; dann Zuneigung, Gunst, in sofern diese ein von dem geliebten Gegenstand abhängiger Gemüthszustand ist. Daher die Ausdrücke: **in Affektion nehmen**, s. v. a. lieb gewinnen; **affektionirt**, s. v. a. gewogen, geneigt; **Affektionspreis** (**pretium affectionis**), der Werth oder der Preis, den man auf einen Gegenstand in Folge besonderer Vorliebe für ihn setzt. In der **Medicin** versteht man unter A. einen solchen krankhaften Zustand eines Körperorgans oder auch des ganzen Körperorganismus, dem man eine bestimmtere Bezeichnung nicht beilegen kann oder will, z. B. Magenaffektion, eine im Uebrigen unbestimmt gelassene krankhafte Veränderung des Magens.

Affen, **Simiae**, **Vierhänder**, **Quadrumana**, die erste Ordnung der Säugethiere, nach **Linné** die **Primaten** derselben, durch die Verhältnisse des Körpers, die Form des Kopfs und der Extremitäten die menschenähnlichsten Thiere. Bei den meisten A. ist der Schädel rundlich, und zwar ist seine Form um so gefälliger und menschenähnlicher, je jünger das Thier ist, dem er angehört; die Kiefer sind meistens hoch, kurz und kräftig, entwickeln sich aber mit zunehmendem Alter in der Weise, daß der Gesichtswinkel um so spitzer wird, je mehr das Thier altert. Der in der Jugend dem des Menschen so ähnliche Kopf mancher A., z. B. des Orangs, verthiert sich mit zunehmendem Alter immer mehr und erhält eine hervorragende, wiewohl stumpfe Schnauze. Bei manchen Affenarten (**Pithecus**, **Hylobates**, **Cercopithecus**) beträgt der Gesichtswinkel 60°, bei andern (**Inuus**) nur 45°, bei noch andern (**Cynocephalus**) verkleinert er sich auf 30°. Die Nase geht ohne Absatz in die Lippe über und tritt nur bei einer Affenart (**Semnopithecus nasica**) wirklich und beträchtlich aus dem Gesichte hervor. Die Zähne nähern sich im Allgemeinen denen des Menschen, doch findet sich bei den A. niemals eine vollständig geschlossene Zahnreihe, sondern es stehen die Eckzähne auch bei den menschenähnlichsten stärker hervor und es ist zwischen ihnen einerseits und den Schneide- oder Backenzähnen andererseits eine mehr oder minder beträchtliche Lücke, in welche der gegenüberstehende Eckzahn eingreift. Die Schneidezähne sind in der Regel meißelförmig, die Eckzähne stumpf konisch, die würfelförmigen, zweiwurzeligen Backenzähne mit kegelförmigen Spitzen versehen und gewöhnlich in größerer Anzahl vorhanden, als bei dem Menschen. Doch finden sich in dieser Beziehung mancherlei Modifikationen und namentlich zeigt die Unterordnung der **Halbaffen** oder **Aeffer** (s. unten) eine große Mannichfaltigkeit in dem Bau der Zähne, der hier alle Zwischenstufen zwischen den Nagethieren, Insektenfressern u. Früchtefressern durchmacht. Die Augenhöhlen sind bei den A. stets geschlossen, die mittelgroßen oder auch kleinen Augen vorwärts gerichtet und stehen weit enger an einander, als bei dem Menschen. Das äußere Ohr ist meistens nur von mäßiger Größe, bald der Form des menschlichen Ohres sich nähernd, bald mehr zugespitzt, aber stets ohne Ohrläppchen. Der Hals ist kurz, dünn und rund, aber in Folge der den A. eigenthümlichen Haltung meistens versteckt. Der Rumpf ist gestreckt und wie der des Menschen von oben nach unten zusammengedrückt, auch an der Brust mit zwei Zitzen versehen, aber in der Gegend der Weichen wie beim Hunde, und noch stärker, eingeschnürt. Das charakteristischste Merkmal der ganzen Ordnung liegt in der Bildung der Füße. Bei allen A. ohne Ausnahme finden sich nämlich an den Hinterfüßen fünf Zehen, von welchen vier in gleicher Linie stehen und wenigstens die drei äußeren mit platten Nägeln versehen sind, während der Zeigefinger öfters eine lange Kralle trägt. Außer diesen vier in gleicher Linie stehenden Zehen findet sich an den Hinterfüßen stets ein den übrigen Zehen entgegensetzbarer Daumen mit plattem Kuppennagel, ganz ähnlich dem Daumen des Menschen, so daß also die Hinterfüße mit einer wahren Hand versehen sind. Bei den meisten A. endigen auch die Vorderfüße in eine ebenso gebildete Hand, an welcher der Daumen und

die übrigen Finger Kuppennägel tragen, der erstere jedoch manchmal fehlt, in welchem Falle dann entweder fünf mitunter sehr lange Finger mit oder ohne Krallen oder auch nur vier Finger vorhanden sind und die Stelle des Daumens durch einen unbedeutenden Stummel vertreten wird. Das durchgreifende Kennzeichen der A. sind demnach nicht eigentlich vier Hände, sondern die zwei Hände an den Hinterfüßen, welche sich bei allen ohne Ausnahme vorfinden. Im Uebrigen sind die vorderen und hinteren Extremitäten von ziemlich gleicher Entwickelung, die vorderen aber sehr oft länger, als die hinteren, welche bei keinem A. in der Weise, wie beim Menschen, zum aufrechten Gang eingerichtet sind. Die Schenkel sind zu dünn und ihre Muskulatur ist zu schwach, als daß sie für sich allein und auf die Dauer den Körper zu tragen vermöchten, wie dies zum aufrechten Gang erforderlich ist. Daher nimmt der Affe nur, wenn er dazu gezwungen wird, eine aufrechte Stellung an und vermag sich nur mit Hülfe eines Stocks darin zu erhalten. Auch ist der Gang aller A. auf dem Boden ein unbehülflicher, weil sie wegen der Stellung der Hände, namentlich der hinteren, mehr mit dem Außenrande derselben auftreten. Die den A. natürlichste Ortsbewegung ist das Klettern, worin sie kaum von einem anderen Thiere übertroffen werden dürften. Diese Geschicklichkeit beruht auf der eben beschriebenen Einrichtung ihrer vorderen und hinteren Extremitäten, außer denen manchen Arten auch noch ein Wickel- oder Greifschwanz zu Gebote steht. Mittelst des Wickelschwanzes hängt sich der Affe an einem Baumaste auf und bringt sich durch Schaukeln in einen Schwung, der groß genug ist, um ihn, nachdem er sich losgelassen, über einen ziemlich großen Zwischenraum hinweg auf einen anderen Baum gelangen zu lassen. Gestaltet sich aber dieser Wickelschwanz zum Greifschwanze, so ist der Affe mit dessen Hülfe im Stande, selbst sehr kleine Gegenstände zu ergreifen und zu sich heranzuziehen. Das Haarkleid der A. bedeckt den ganzen Körper mit Ausnahme einzelner Stellen des Gesichts und der inneren Handfläche und neigt sich oft zu Farbennüancen, welche bei Säugethieren seltener vorkommen, wie denn namentlich die graue und braune Haarfarbe meistens in's Bläuliche und Grünliche hinüberspielt. Der innere Bau der A. zeigt keine bemerkenswerthen Eigenthümlichkeiten. Die Muskulatur ist bei vielen Arten eine äußerst kräftige. Das Gehirn steht dem des Menschen an Masse relativ nach und hat auch andere Windungen. Die Lebensverrichtungen vollenden sich bei den meisten in einem weit kürzeren Zeitraum, als beim Menschen. Ein Lebensalter über 30 Jahre hinaus soll bei ihnen höchst selten seyn. Unter den Sinnen der A. scheint der hervorragendste der Tastsinn zu seyn, in sofern sie in den Fingerspitzen ein nicht weniger feines Gefühl besitzen, als der Mensch. Auch die Spitze der Greifschwänze scheint mit sehr feinem Gefühl begabt zu seyn. Nächstdem macht sich der Geruchsinn bemerklich, indem die meisten A. ihre Nahrung vor dem Genusse erst zu beriechen pflegen. Die seelischen Thätigkeiten der A. wurden von jeher als die der meisten andern Säugethiere übertreffend angesehen. Ganze Völker der niedersten Kulturstufen haben, durch den menschenähnlichen Körperbau der A. verleitet, in diesen Waldmenschen gesehen, welche nur aus Scheu vor der Arbeit die Sprachfähigkeit verleugneten. Auch namhafte Naturforscher haben den Menschen zum nächsten Verwandten des A. herabsetzen wollen. Die vielfach beobachteten und vielfach beschriebenen, aber auch vielfach ausgeschmückten geistigen Fähigkeiten der A. reichen aber schwerlich über die des Elephanten oder eines klugen Hundes hinaus. Ihre Nahrung ist eigentlich nur vegetabilischer Art und besteht vorzugsweise aus Früchten, nur bei wenigen Arten auch aus Blättern. Daneben verschmähen jedoch die meisten auch Insekten nicht und gewöhnen sich in der Gefangenschaft leicht an die künstlich zubereiteten Speisen des Menschen. Sie bringen die Nahrung mit den Händen oder auch mit dem Greifschwanze zum Munde. Ihre Fortpflanzung ist in sofern eine beschränkte, als das Weibchen in der Regel nur ein Junges wirft, sehr selten zwei. Rücksichtlich des geschlechtlichen Zusammenlebens finden sich unter den A. Monogamisten und Polygamisten; jene leben vereinzelt, diese bilden aus Familien bestehende kleinere oder größere Schaaren. Der Aufenthalt der A. ist auf beiden Hemisphären auf die heiße Zone beschränkt und überschreitet nirgends den Verbreitungskreis der Palmen. Die Magots von Nordafrika und Gibraltar sind die äußersten Grenzposten, welche diese Ordnung der A. vom Aequator aus vorgeschoben hat. Ihr vornehmster Aufenthaltsort sind die Bäume, und vorzugsweise sind es die feuchten Niederungen der Tropenländer, in deren strotzender Vegetation die A. ihre Wohnung suchen. Viele von ihnen berühren den Boden nur im Tode. Die Stimme ist nur bei einigen kleineren Arten sanft, bei der Mehrzahl ein abscheuliches Geplärr, das bei den viehischen Pavianen in Grunzen übergeht.

Diese Ordnung der Säugethiere zerfällt in zwei Unterordnungen. Die der eigentlichen A. (Simiae) nähert sich hinsichtlich der Schädelform, des Gebisses und der Ausbildung der Hände mehr dem Menschen, wiewohl sie sich von diesem immer noch wesentlich unterscheiden. Alle eigentlichen A. haben, wie der Mensch, vier Schneidezähne, die aber nicht senkrecht, sondern schief nach vorn geneigt stehen, so daß sie beim Schließen des Mundes eine vorspringende Ecke bilden. Die Eckzähne stehen, wie oben bemerkt, mehr oder weniger über die andern hervor; die Backenzähne sind gewöhnlich in der Fünfzahl vorhanden, würfelförmig mit breiter höckeriger Kaufläche und stehen in ununterbrochener Reihe neben einander. Das Gesicht ist meistens bis auf einen Kreis um die Augen, um Nase und Mund in derselben Weise behaart, wie der übrige Körper, so daß weder Bart noch Haupthaar sich, wie beim Menschen unterscheiden lassen. Die Extremitäten sind lang und schmächtig und im Vergleich mit denjenigen des Menschen die vorderen weit länger und die Hinterschenkel schmächtiger, so daß der Querdurchmesser der Oberschenkel bedeutend geringer ist, als der Durchmesser von vorn nach

hinten, und der Schenkel nicht cylindrisch oder kegelförmig, sondern von der Seite her abgeplattet erscheint und in der Form dem Schlegel der übrigen Säugethiere ähnelt. An den Hinterfüßen sind die Hände meistens weit vollständiger entwickelt, als an den Vorderfüßen, wo der Daumen den übrigen Fingern weit weniger entgegengesetzt werden kann, als an jenen, ja bei einigen Gattungen ganz fehlt oder nur als kleiner Stummel vorhanden ist. Der Schwanz ist im Allgemeinen stark entwickelt, zuweilen zu dem oben erwähnten Greif- oder Wickelschwanz ausgebildet. Gewöhnlich gesellen sich hierzu noch Gesäßschwielen, nackte, schwielige Stellen an den Hinterbacken, welche bei der mangelnden Muskelbekleidung der Sitzknorren das Hocken auf dem Hintern erleichtern. Alle A. sind in der Jugend weit gelehriger und sanfter, als im Alter, wo die Kinnladen allmählig mehr hervortreten, die Eckzähne vorspringen und mit dieser rückschreitenden Umbildung des Schädels auch die intellektuellen Fähigkeiten bedeutend zurücktreten, so daß der Affe immer dümmer und stupider, zugleich aber auch boshafter wird. Die eigentlichen A. werden durch folgende Familien vertreten.

Die Familie der Krallenaffen (Hapalida) ist eine wenig zahlreiche, auf Südamerika beschränkte Familie niedlicher Aeffchen mit meistens dichtem Wollpelze, langem bebuschten Schwanze und einem rundlichen Kopfe, woran die platte Nase mit seitlichen Nasenlöchern und die vorstehenden, oft mit Haarpinseln geschmückten Ohren besonders auffallend sind. Alle Finger mit Ausnahme des Daumens tragen an allen Händen spitze Krallennägel, die ganz denen der Eichhörnchen gleichen, während der Daumen, der übrigens an der vordern Hand den andern Fingern sehr wenig entgegensetzbar ist, mit einem platten Nagel versehen ist. Der lange Schwanz ist nicht zum Wickeln oder Greifen geeignet. Das Gebiß hat oben wie unten fünf Backenzähne mit spitzigen, denen der Insektenfresser ähnlichen Höckern. Diese A. hüpfen gesellig auf den Bäumen umher und schnappen besonders gern Insekten. Sie werden häufig gezähmt, sind aber gegen Kälte äußerst empfindlich. Gattungen: Hapale, Eichhornaffe, mit den Untergattungen Jacchus u. Midas.

Die Familie der Plattnasen (Platyrrhina) begreift alle A. der neuen Welt ohne Ausnahme und auch nur diese, und unterscheidet sich von der folgenden die A. der alten Welt umfassenden Familie auf den ersten Blick durch die Bildung der Nasenscheidewand, welche brückenartig breit ist, so daß die Nasenlöcher seitlich aus einander gerückt sind. Die Eckzähne sind gewöhnlich klein, die Backenzähne oben wie unten in der Sechszahl vorhanden; der Schwanz ist stets von bedeutender Länge, oft auf seiner Unterfläche nackt und schwielig, also ein förmlicher Greifschwanz, zuweilen durchaus behaart und dann entweder zum Umwickeln geeignet oder auch ganz schlaff. Allen A. der neuen Welt fehlen sowohl die Backentaschen, als die Gesäßschwielen, dagegen haben sie sämmtlich Kuppennägel an allen Fingern; der Daumen fehlt einigen Gattungen gänzlich oder ist nur als ein Stummel vorhanden. Bei mehren Arten befindet sich an dem Zungenbeine eine weite Knochenblase, die von dem sehr hohen Unterkiefer beschützt wird, mit dem Kehlkopfe in Verbindung steht und die Stimme ungemein verstärkt. Diese Bildung des Kehlkopfs findet sich namentlich bei den gesellig lebenden Brüllaffen, (Mycetes), deren unerträgliches Geheul die Reisenden als eine wahrhafte Plage schildern. Nach der Bildung des Schwanzes, der entweder an der Unterfläche gegen die Spitze hin nackt (Greifschwanz) oder behaart ist, hat man zwei Gruppen in dieser Familie unterschieden, die aber keine wesentlichen Verschiedenheiten darbieten. Gattungen: Mycetes, Ateles, Lagothrix, Nyctipithecus, Callithrix, Brachyurus, Cebus, Pithecia.

Die Familie der Schmalnasen (Catarrhina) bewohnt ausschließlich die alte Welt und begreift die dem Menschen am nächsten stehenden Gattungen in sich. Die Nasenscheidewand ist schmal, die Nasenlöcher sind einander genähert, die Nase selbst ist meistens platt, zuweilen jedoch auch auf seltsame Weise vorgezogen. Die hierher gehörigen A. haben im Allgemeinen dieselbe Zahl von Backenzähnen, wie der Mensch, also einen weniger in jeder Kieferhälfte als die A. der neuen Welt; dagegen ragen die Eckzähne mehr hervor, als bei diesen, und sind bei einigen Gattungen, z. B. den Pavianen, so außerordentlich entwickelt und scharf und auch die Kiefer so schnauzenartig vorgezogen, daß der Anschluß an die Raubthiere hierin unverkennbar ist. Die meisten dieser A. haben einen Schwanz, der aber niemals sich zu einem ächten Greif- oder Wickelschwanz gestaltet und nur den menschenähnlichsten Gattungen ganz fehlt. Auch haben fast alle Gesäßschwielen und Backentaschen. Die Hände sind im Allgemeinen wohl ausgebildet, nur bei einer Gattung fehlt der Daumen an den Vorderhänden ganz. Man unterscheidet hier zwei Gruppen, von denen die erste die geschwänzten A. mit Gesäßschwielen und sehr schlanken Gliedmaßen, die Paviane und Meerkatzen (Cynocephalus, Macacus, Inuus, Cercopithecus, Semnopithecus, Colobus), die zweite die ungeschwänzten A. ohne Backentaschen und mit gar keinen oder nur sehr kleinen Gesäßschwielen, die sogenannten Waldmenschen umfaßt, von welchen letzteren der Orang (Simia s. Pithecus), der Chimpanse (Troglodytes) und der Gibbon (Hylobates) die bekanntesten Arten sind. Die wesentlichen äußeren Charaktere, welche diese A. von dem Menschen unterscheiden, beruhen in der Bildung der vier Hände, in der Proportion der Arme, welche wenigstens bis zum Knie, bei den meisten aber bis auf die Knöchel herab reichen, und in der Kürze des Oberschenkelbeins, welches beim Menschen verhältnißmäßig die größte Länge unter allen Thieren erreicht. Das neckische Naturell, welches die übrigen A. zu einer Karrikatur des Menschen macht, ist hier verschwunden und hat einer ruhigen, fast melancholischen Gemüthsstimmung Platz gemacht. Die Intelligenz der Jungen ist sehr bedeutend, nimmt aber im Alter ab, und die damit verbundene Veränderung des Schädelbaues ist namentlich bei dem Orang so auffallend, daß man die alten Individuen geraume Zeit für eine besondere Art hielt und als solche Pongo nannte. Die Gibbons und Orangs

leben auf den Sundainseln, der Chimpanse in den heißesten Gegenden des südwestlichen Afrika's. Alle hierher gehörigen A. klettern sehr gut, und den Orang sieht man häufig mit Hülfe eines Stockes aufrecht gehen. Die ältern Individuen haben eine erstaunliche Muskelkraft u. vertheidigen sich, angegriffen, kühn mit Stöcken u. Steinen.

Fossile Reste von eigentlichen A. hat man bis jetzt, wenn auch sparsam, in allen Tertiärschichten aufgefunden, und zwar mit derselben Abgrenzung, wie die lebenden; in Amerika kommen nur Plattnasen, in Europa nur Schmalnasen vor, aber diese reichen viel weiter nach Norden, als die lebenden, indem man noch in England (in Suffolk) fossile Affenreste gefunden hat, während jetzt der Felsen von Gibraltar die einzige Stätte in Europa ist, wo A. im wilden Zustande existiren.

Die Unterordnung der **Halbaffen** oder **Aeffer** (Prosimiae) schließt sich mehr an die Nager und Insektenfresser an. Sie haben einen rundlichen Kopf, zuweilen mit spitz vorgezogener Schnauze, vorstehende Ohren, welche bei manchen Arten eine ansehnliche Größe erreichen und einen langen, mehr oder minder buschigen Schwanz. Das Gebiß ist bei den einzelnen Gattungen sehr verschieden gestaltet, ebenso die Vorderhände. An den Hinterhänden trägt der Daumen stets einen Plattnagel, während der Nagel des Zeigefingers immer eine Kralle bildet und auch die übrigen Finger bei manchen mit Krallen versehen sind. Es sind meistens träge nächtliche Thiere, die mit großer Geschicklichkeit klettern und springen, sich von Insekten und Früchten nähren, zum Theil aber auch ausschließlich auf Pflanzennahrung angewiesen sind. Sie zerfallen in folgende Familien.

Die **Dünnfinger** (Leptodactyla) sind bis jetzt nur durch die einzige Gattung Chiromys repräsentirt, welche auf Madagaskar vorkommt und ein so natürliches Uebergangsglied zwischen den Nagern und Aeffern bildet, daß sie je nach der Wichtigkeit, welche man dem einen oder dem andern Merkmale beilegte, von den Forschern bald zu der einen, bald zu der andern Ordnung gezählt worden ist. Der Schädel ist rund gewölbt, die Augenhöhlen sind vollkommen geschlossen, was bei keinem Nager der Fall ist; der Schnauzentheil der Kiefer ist sehr kurz, das Gesicht im Allgemeinen dem eines Eichhörnchens ähnlich, mit welchem das Thier hinsichtlich des Gebisses vollkommen übereinstimmt, in sofern es oben und unten zwei große meißelartige Nagezähne hat, auf welche eine lange Lücke folgt. Die Backenzähne, deren sich drei in jeder Hälfte des Unterkiefers, vier in jeder des Oberkiefers befinden, haben rundliche, oben ziemlich spitzige Höcker. Die Ohren sind groß und nackt, der Körper ist wollig behaart, der Schwanz buschig. Die vorderen Extremitäten haben fünf sehr lange und dünne Finger mit Krallennägeln, die fast in gleicher Linie stehen, indem der Daumen nur etwas abgerückt, nicht aber den andern Fingern entgegen gesetzt werden kann; an den hinteren befinden sich drei gleiche äußere Krallenzehen, eine Zeigezehe mit einem Pfriemennagel, wie bei allen Halbaffen, und ein entgegensetzbarer Daumen mit plattem Nagel. Es sind ebenfalls träge nächtliche Thiere, welche auf Bäumen umherklettern und sich vornehmlich von Insekten nähren, die sie mit den langen Fingern aus den Rissen der Baumrinde herauskratzen.

Die Familie der **Langfüßer** (Tarsida) begreift ebenfalls nächtliche Thiere in sich, die sich durch ungemein große Augen, große nackte Ohren und einen langen bepinselten Schwanz auszeichnen. Der Kopf ist rund, dick, die Kiefer stehen wenig vor, das Gebiß deutet entschieden auf Insektennahrung hin; die Zahl der kleinen u. scharfen Schneidezähne wechselt sehr bei den verschiedenen Gattungen; die Eckzähne sind krumm, hakig und springen bedeutend vor; die Oberkinnlade ist meistens mit sechs, die Unterkinnlade mit fünf mit spitzigen Höckern versehenen Backenzähnen ausgerüstet, von denen die vorderen einspitzig, die hinteren mehrspitzig sind. An Vorder- und Hinterfüßen findet sich ein den übrigen Fingern entgegensetzbarer Daumen, und die Hinterfüße zeichnen sich besonders dadurch aus, daß die Fußwurzel außerordentlich lang ist und die Zehen oft in einem merkwürdigen Mißverhältnisse zu einander stehen. Gattungen: Tarsius, Otolicnus, Galago.

Den Langfüßern sehr nahe steht die Familie der **Nachtaffen** (Nycticebida), welche dasselbe Gebiß aufweisen und ebenfalls nächtliche Insektenjäger mit feinem Wollpelze, großen Augen u. bald langem, bald sehr kurzem Schwanze sind, sich aber durch ihr träges Naturell, durch die kleinen Ohren und die Hinterfüße, deren Wurzeln die ganz gewöhnliche Länge haben, von jenen unterscheiden.

Die Familie der **Fuchsaffen** (Lemurida) vertritt auf der Insel Madagaskar, wo sie allein einheimisch sind, die Stelle der eigentlichen A. Der Kopf zeigt einen rundlichen Schädeltheil, aber eine spitze, fuchsähnliche Schnauze und die Kiefer sind von einer zwischen der der Insekten- und Früchtefresser mitten inne stehenden Bildung. In der Oberkinnlade stehen vier meißelartige, senkrecht nach unten gerichtete Schneidezähne, in der Unterkinnlade sechs, die sehr lang, pfriemenförmig und fast horizontal nach außen gerichtet sind; hierauf folgt in der Oberkinnlade ein scharfer, seitlich zusammengedrückter, säbelförmiger Eckzahn, drei spitze Lückenzähne u. drei mit stumpfen Doppelhöckern besetzte Backenzähne, während in der Unterkinnlade der Eckzahn an Form und Größe nicht über die zwei spitzen Lückenzähne und die drei stumpfen Backenzähne hervorragt. Eigenthümlich ist in dieser Familie besonders die Bildung der Hinterhände, woran der Daumen und die drei letzten Zehen platte Nägel tragen, während der Zeigefinger mit einer scharfen pfriemenförmigen Kralle bewaffnet ist. Die Fuchsaffen leben gesellig, verhalten sich des Tags über ruhig, klettern aber besonders in der Dämmerung nach Früchten und Insekten umher. Gattungen: Lemur, Lichanotus. — Fossile Ueberreste von Halbaffen sind bisher noch nicht aufgefunden worden.

Affenbrodbaum (Baobab, Adansonia digitata), der durch Größe und Alter ausgezeichnetste Baum der Erde, zu der Familie der Malvaceen und der Gruppe der Bombaceen gehörig und im tropischen Westafrika einheimisch. Die Rinde ist dick, geschmeidig und grau, das Holz

zart, leicht und weiß; die Blätter sind 5—7zählig gefingert und ähneln denen der Roßkastanie; die weißen malvenähnlichen Blüthen haben ellenlange herabhängende Stiele und sind von ansehnlicher Größe. Die Früchte (Affenbrod, Boui) sind etwa von der Größe einer Citrone, mit einer ziemlich harten, schwarzbraunen Schale umgeben und von angenehm säuerlichem Geschmack. Die erste Kunde von diesem Baum gab der Venetianer Aloysius Cadamosto im Jahr 1454. Derselbe fand an der Mündung des Senegal Stämme, deren Umfang er auf 17 Klafter, also ungefähr 102 Fuß schätzte. Perrottet (Flore de Senegambie, S. 76) sah Affenbrodbäume, deren Stämme bei einer Höhe des Baums von nur 70—80 Fuß 30 Fuß Durchmesser hatten. Die gleichen Dimensionen gab Adanson, nach dem Linné den Baum benannte, in seiner Reise 1748 an. Die größten Stämme, welche er auf einer der kleinen Magdaleneninseln nahe am grünen Vorgebirge und an der Mündung des Senegal antraf, hatten 25—27 Fuß Durchmesser bei 70 Fuß Höhe u. Kronen von 170 Fuß Breite. Holländische und französische Seefahrer hatten mit 6 Zoll langen Buchstaben ihre Namen in diese Bäume eingeschnitten. Eine dieser Inschriften war aus dem 15., die andere aus dem 16. Jahrh. Aus der Tiefe der Einschnitte, welche mit neuen Holzschichten überzogen waren und aus der Vergleichung der Dicke solcher Stämme, deren Alter bekannt war, berechnete Adanson das Alter dieser Bäume und fand für 30 Fuß Durchmesser eine Lebensdauer von 5150 Jahren. In dem Dorfe Grand Galarques in Senegambien haben die Neger den Eingang in einen hohlen Baobab mit Skulpturen, welche aus dem frischen Holze geschnitten sind, verziert, und der innere Raum ist so groß, daß er zu Gemeindeversammlungen dient. Renné Caillié hat den Baobab im Nigerthale bei Jenne, Cailliaud in Nubien, Wilhelm Peters an der ganzen östlichen Küste von Afrika gefunden, wo er Mulapa heißt und fast bis zum 26° südlicher Breite reicht. Sehr alte Bäume scheinen durch Absterben an Umfang ihrer Krone zu verlieren, während der Stamm fortwährend zunimmt. Der Stamm wird bei seiner enormen Dicke nicht hoch und theilt sich in gewaltige 60—70 Fuß lange Aeste, welche starken Bäumen gleichen und einen halbkugeligen Wipfel von 120—150 Fuß im Durchmesser bilden, der, mit seinem unteren Rande den Erdboden berührend und, im Innern einem großen Labyrinth von Laubengängen gleichend, von Weitem wie ein kleiner Wald aussieht. Dieser seiner Masse nach größte Baum der Erde ist von mehrfachem Nutzen. Die Blätter zerstößt man und mischt sie unter die Speisen, die man täglich genießt; das Fruchtmark gibt, mit Zucker versetzt, ein erquickendes, durststillendes Nahrungsmittel, und auch die Rinde soll zufolge eines von einem französischen Arzte erstatteten Berichts ein gutes Mittel gegen das Fieber seyn.

Affenliebe, übertriebene Mutterliebe, blinde Zärtlichkeit der Aeltern gegen ihre Kinder, von den Affenmüttern, die ihre Kinder aus allzugroßer Zärtlichkeit durch Umarmung bisweilen erdrücken sollen, hergenommene Bezeichnung.

Affenthal, badisches Dorf im Mittelrheinkreis, mit 310 Einw. In der Umgegend wächst der leichte, wegen seiner Milde und seines angenehmen Bouquets geschätzte rothe Wein (Affenthaler), welcher eine der besten Sorten der Markgräflerweine ist.

Afferserthal oder **Averserthal**, Thal im Hochgebirge Stalla in Graubündten, das höchste bewohnte Thal daselbst (bei Juff 6790 Fuß über dem Meere), eingesenkt in den Gebirgsgrat, der die Thäler Oberhallstein und Bergell trennt. Das Thal hat Mangel an Holz, nur wenig kommt im untern Theile vor, gar keins im obern; man brennt daher Mist. Die Einwohner sprechen romanisch und deutsch und wohnen in 6 Nachbarschaften (Dörfern) und mehren Höfen. Hauptort mit der Kirche ist Cresta. Die Natur ist reich an großartigen wilden Partien.

Affidavit (von affido, in der mittelalterlichen Rechtssprache: ich beschwöre), im englischen Recht ein Schein, dessen Inhalt gerichtlich beschworen ist, dann insbesondere die gerichtlich abgegebene u. eidlich bekräftigte Erklärung eines Schiffsführers, daß er außer den in den Schiffspapieren verzeichneten Gegenständen keine Fracht an Bord habe. Eine solche Erklärung muß, wenn während der Fahrt Aus- u. Einladungen Statt finden, erneuert werden.

Affiliation, s. v. a. Adoption; in der Freimaurerei Aufnahme einer bereits konstituirten Loge, so wie auch eines einzelnen Maurers in eine andere Loge; bei den religiösen Orden Aufnahme von Laien in einen solchen, wobei sich diese nicht zur vollständigen Beobachtung der Ordensregeln, sondern nur zur Führung eines frommen, bußfertigen Lebens, manchmal, wie bei den Jesuiten, auch zur Beförderung der Ordensinteressen in ihren Wirkungskreisen verpflichten. Affiliirte Gesellschaften sind Vereine mit politischen Tendenzen, welche in engem Anschluß an einander und von einem gemeinsamen Centralpunkte aus geleitet, sich netzartig über ein ganzes Land ausbreiten, eine Organisation, welche bei politischen Bewegungen ein nachdrucksvolles Handeln möglich macht und z. B. dem Jakobinerklubb zu Paris die Herrschaft über Frankreich verschaffte.

Affinität, Schwägerschaft, Verwandtschaft durch Heirath, s. Verwandtschaft; in der Logik s. v. a. Aehnlichkeit, Verwandtschaft zweier Begriffe nach äußern Merkmalen. Ueber chemische A. s. Verwandtschaft.

Affirmation, Bejahung, Bestätigung, Gegensatz von Negation.

Affirmativ, bejahend, s. Positiv.

Affirmativsatz, ein Satz, welcher eine Bejahung enthält.

Affre, Denis August, Erzbischof von Paris, geb. den 24. Sept. 1793 zu St. Rome de Tarn, trat frühzeitig in den geistl. Stand und zeichnete sich durch wissenschaftlichen Eifer u. wahre Frömmigkeit aus. Nach der Restauration wurde er als Professor der Theologie an das Seminar von St. Sulpice berufen und bekleidete seit 1821 die Stelle eines Generalvikars erst zu Luçon, dann zu Amiens und seit 1834 zu Paris. Seine besonnene gemäßigte Haltung bestimmte das Juli-

königthum, ihm 1840 das erledigte Erzbisthum Paris zu übertragen. Seine feierliche Inthronisation fand den 6. August desselben Jahres Statt. Obgleich er allen legitimistischen Umtrieben, denen sein Vorgänger Quelen so gern Vorschub geleistet hatte, fremd war, so fehlte es doch nicht an Konflikten zwischen ihm und Louis Philipp. Fest an dem Grundsatze haltend, daß Jeder seine Würde so zu hinterlassen habe, wie er sie bekommen, gab er keine von den Freiheiten der Kirche auf, obwohl man ihm öfters zu verstehen gab, daß der Kardinalshut der Preis seiner Fügsamkeit seyn werde. Die meisten und heftigsten seiner Streitigkeiten mit dem König entstanden über das Kapitel von St. Denis, welches Louis Philipp in eine Pflanzschule ihm ergebener und lenksamer Bischöfe zu verwandeln wünschte und daher der Jurisdiktion des pariser Sprengels entzog, und über die Unterrichtsfreiheit, damals einen der Hauptdifferenzpunkte zwischen Kirche und Staat. Bei dem Namensfeste des Königs 1846 spielte der Prälat in seiner Anrede auf diese Angelegenheit an, indem er sagte: „Die Kirche bittet Niemanden um Schutz, sie verlangt nur Freiheit". Diese freimüthige Aeußerung nahm der König so übel auf, daß er den Abdruck der Rede im Moniteur verhindern ließ. In dieser Maßregel sah aber der Prälat einen Tadel seiner Worte, und als es sich im folgenden Jahre wieder um eine Vorstellung in den Tuilerien handelte, begab er sich einige Tage vorher zur Königin und erklärte derselben, daß er dem Könige zwar aufwarten, aber keine Anrede an ihn halten werde. Die Königin bewog ihn zu einer Zusammenkunft mit dem Könige selbst, welche aber so wenig zu einer Ausgleichung der obwaltenden Differenzen führte, daß der Prälat vielmehr durch seine standhafte Vertheidigung der Rechte der Kirche die entschiedene Ungnade des Königs auf sich zog. Diese Ungnade dauerte noch fort, als die Februarrevolution den Thron der Julidynastie zertrümmerte. Nicht sowohl wegen seines Zerwürfnisses mit dem Könige, als weil er die damalige Lage der Dinge mit richtigem Blicke zu beurtheilen verstand, schloß sich der Erzbischof der neuen Regierung offen und aufrichtig an und ließ das Domine, salvum fac regem in das Domine, salvum fac populum umwandeln. Nach beendigtem Kampfe wanderte er von Hospital zu Hospital, den Verwundeten Trost und Segen spendend. Bei dem Charakter des Erzbischofs und der feindseligen Haltung, die der National, das Organ der provisorischen Regierung, der Kirche gegenüber annahm, hätte aber ein ernster Konflikt zwischen dem Prälaten und den neuen Machthabern nicht ausbleiben können, wenn nicht die Nachstürme der Februarrevolution jenen plötzlich vom Schauplatze abgerufen hätten. In frommem Hirteneifer, aber in klarer Erkenntniß der Gefahr, der er sich aussetze, beschloß nämlich der Erzbischof, einen Versuch zu machen, den furchtbaren Kampf, der sich in Folge der Arbeiterempörung in den Straßen von Paris entsponnen, durch sein persönliches Dazwischentreten zu schlichten. Um freien Zugang bis zu den Barrikaden zu erhalten, begab er sich Sonntags d. 25. Juni um 4 Uhr Nachmittags, begleitet von zwei Generalvikaren, zu Fuß zum General Cavaignac und erhielt von diesem leicht die Bewilligung ungehinderten Durchzugs durch den Raum, der die Vertheidiger der Ordnung von den Insurgenten trennte, und ohne sich Ruhe zu gönnen, eilte er nach dem Bastilleplatz zurück, obgleich er schon seit mehren Monaten leidend und jetzt von Mattigkeit erschöpft war. In den Straßen, durch die er kam, wurde er mit den lebhaftesten Zeichen der Liebe und Verehrung empfangen. Je näher der kleine Zug dem Schauplatze des Kampfs kam, desto angelegentlicher baten die Offiziere, bei denen man vorüber kam, den Erzbischof, von seinem gefährlichen Wagestück abzustehen. Ruhig erwiederte dieser, so lange ihm noch ein Schimmer von Hoffnung bleibe, wolle er sich bemühen, dem Blutvergießen Einhalt zu thun. Endlich langte er auf dem Schauplatz des Kampfes an. Der hier befehligende Offizier stellte, nachdem er die Weisung Cavaignac's vernommen, das Feuern auf die Insurgenten ein. Der Erzbischof, von den zwei Vikaren begleitet, schritt vorwärts, ihm voran ein Arbeiter mit einem grünen Zweig als Friedenszeichen, hinter ihm einige andere Leute, welche sich unberufener Weise herzugedrängt hatten. Von der Barrikade aus wurde gleichfalls das Feuern eingestellt und ihre Vertheidiger schienen ihre feindselige Haltung aufgeben zu wollen. Nichts Schlimmes vermuthend ging daher der Erzbischof quer über den Bastilleplatz bis an den Eingang der Vorstadt St. Antoine und befand sich plötzlich mitten unter den kämpfenden Arbeitern, zu denen mehre Soldaten herzugetreten waren. In Folge eines Zusammenstoßes zwischen beiden Parteien erscholl plötzlich der Ruf: „zu den Waffen! zu den Barrikaden!" und zugleich fiel auch hier der verhängnißvolle Gewehrschuß, das Signal zu erneutem, erbittertem Kampfe. Es war 8½ Uhr Abends. Der Erzbischof gelangte durch ein mit zwei Eingängen versehenes Haus hinter die Barrikade, die den Eingang in die Straße St. Antoine vertheidigte, und bemühte sich hier durch Zeichen und Worte die empörte Menge zu beschwichtigen. Wirklich schien ihm diese Gehör zu geben und jauchzte seinen Worten Beifall zu, als ihn eine Kugel in die Seite traf. Mit den Worten: „mein Freund, ich bin getroffen", sank er dem Arbeiter mit dem grünen Zweige in die Arme. Man brachte den zum Tode Verwundeten schleunigst zum Pfarrer von St. Antoine, wo ihm die nöthige Pflege zu Theil wurde. Die Schmerzen, Anfangs gering, stiegen bald zu einer furchtbaren Höhe, aber trotz derselben ließ er die Insurgenten durch die sein Lager umstehenden Geistlichen wiederholt und dringend beschwören, die Waffen niederzulegen, und es ist sehr wahrscheinlich, daß der tiefe Eindruck, den dies rührende Beispiel priesterlicher Hingebung auf die Menge machte, viel dazu beigetragen hat, den letzten Widerstand der Insurgenten weniger verzweifelt zu machen und so dem Kampfe ein Ziel zu setzen. Um 1 Uhr wurde der Prälat von Arbeitern und Nationalgardisten auf einer Bahre in seine Wohnung getragen. Am Dienstag den 27. Juni gegen Mittag begann sein Todeskampf und um 4½ Uhr hatte er ausgerungen. Er war der Verfasser mehrer theol. Schriften, so wie eines Werks über die ägypt. Hieroglyphen.

Affrique, Stadt im franz. Departem. Aveyron, an der Sorgue, mit 6400 Einw., welche Fabriken für grobes Tuch, wollene Decken, u. ziemlich lebhaften Handel treiben.

Affry, altes schweizerisches Patriciergeschlecht im Kanton Freiburg, von dessen Gliedern sich folgende einen Namen erworben haben: Franz, diente zu Anfang des 18. Jahrh. in der franz. Armee und fiel als Generallieutenant bei Guastalla 1734. Sein Sohn Ludwig August Augustin, Graf von, geb. 1713 zu Versailles, diente in der französischen Schweizergarde und avancirte 1748 wegen seiner ausgezeichneten Dienste in den niederländischen Feldzügen zum Maréchal de Camp und dann zum Oberst der Schweizergarde. Im J. 1755 ging er als französischer Gesandter nach dem Haag u. wurde im folgenden Jahre in den Grafenstand erhoben. Später trat er mit dem Rang eines Generallieutenants wieder in die Armee ein und übernahm 1771 abermals das Kommando der Schweizergarden, die er auch während der Revolutionsstürme und namentlich an den blutigen Oktobertagen 1789 zu Versailles befehligte. Nach den Vorgängen vom 10. August 1792 wurde er verhaftet und entging kaum den Septembermetzeleien. Er begab sich darauf in die Schweiz und † 1793 auf seinem Schlosse St. Barthelemy im Waadtlande. Sein Sohn Ludwig Augustin Philipp, Graf v., geb. 1743, diente ebenfalls in der französischen Schweizergarde und kommandirte in den ersten Jahren der Revolution als Generallieutenant die Schweizerregimenter am Oberrhein. Nach der Entlassung dieser Truppen zog er sich nach Freiburg zurück und übernahm 1798 den Oberbefehl über die Kantonstruppen. Dann war er unter den schweizerischen Notabilitäten, welche Napoleon bei Entwerfung der Mediationsakte zu Rathe zog, und wurde 1803 von diesem zum ersten Landamman der Schweiz, sowie von dem freiburger hohen Rath zum ersten Schultheißen ernannt, welches Amt er bis zu seinem d. 26. Juni 1810 erfolgten Tode bekleidete. Sein Sohn Karl Philipp, Graf von, geb. 1772, begann seine Laufbahn auch in der französischen Schweizergarde, blieb dann im franz. Militärdienst und befehligte im russischen Feldzug 1812 ein Regiment. Nach der Restauration der Bourbonen übernahm er das Kommando der wiederhergestellten Schweizergarde und † den 2. Aug. 1818 auf seinem Gute bei Freiburg.

Afghanistan (d. i. das Land der Afghanen, auch Kabulistan, Kandahar und Ostpersien genannt, das alte Drangiana und Ariana), der über 12,000 □M. große und von ungefähr 14 (nach Andern von nur 5—6) Millionen Menschen bewohnte nordöstliche Theil des vorderasiatischen Plateau's Iran, über dessen Naturgrenzen A. jedoch hinsichtlich seiner politischen Grenzen hinausgreift. Es liegt zwischen 29° u. 36° nördl. Br. u. 79° u. 90° östl. Länge und wird im Norden von den zu Turkestan gehörigen Khanaten Balkh und Badakhschan, im Osten von Peschawer (Pischauer) und dem Lande der Sikhs nebst einem Theile des Landes Sindh, im Süden von Beludschistan, im Westen von Persien begrenzt. Ein nach Westen zu sich abdachendes Hochland ist A. durch die Höhenverhältnisse des westlichen Asiens ein wichtiges Durchzugsland zwischen dem Osten und Westen des asiatischen Kontinents und ein schützendes Bollwerk Indiens gegen Angriffe von Westen her. Der Himalaya, der riesige Grenzwall Indiens im Norden, setzt sich westlich in der Gebirgskette des Hindukhu fort, und an diesen schließen sich, in derselben Richtung streichend, die noch heut zu Tage unter dem Namen Paropamisus begriffenen Höhenzüge. Vom Hindukhu, westl. vom Indus, ausgehend, zweigt sich von der ebengenannten westlich sich hinziehenden Gebirgsmasse beinahe unter rechtem Winkel ein südlich streichender Gebirgszug ab und reicht in mehren Ketten, von denen die nördlicheren die Solimangebirge, die südlicheren die Brahuigebirge sind, bis an die Gestade des arabischen Meeres hinab. Die genannten Gebirgszüge bilden die Naturgrenzen Indiens, und A. ist mithin das Land des Ueberganges von dem Flußgebiet des Oxus in das des Indus. Nach dem Norden führt ein Paß oberhalb Kabul über den Hindukhu, mit dem Süden wird die Verbindung vermittelt durch zwei Thore, einmal durch das tief eingeschnittene, in Stufen absteigende Thal des Kabulflusses, worin Dschelalabad u. Peschawer, unweit der Kheiberpässe gelegen, wichtige Punkte sind, und dann weiter südlich durch den Bolanpaß, eine direkt nach Sindh führende Furche der Brahuigebirge. Von den ältesten Zeiten her bewegten sich die Völkerzüge durch diese Pässe, von denen auch schon die Griechen genauere Kunde hatten, und gegenwärtig verdanken die vier Hauptstädte des Landes: Kabul, Ghasnah, Kandahar u. Herat ihre Größe u. ihren Glanz der von Indien nach Persien und Turan führenden großen Handelsstraße. Kabul beherrscht im Verein mit Dschelalabad den Eingang nach Indien auf der Nordseite, und Kandahar ist ein nicht minder wichtiger Posten auf der Südseite, während Herat im äußersten Westen die offene persische Grenze schützt. Das Bergland des Paropamisus, von den Stämmen der Eimak u. Hazareh bewohnt, ist bis jetzt weder in seinem östlichen, noch in dem zu Persien gehörigen westlichen Theile genauer erforscht, aber als Durchgangspunkt der Völkerbewegungen Vorderasiens ebenfalls von großer historischer Bedeutung. Die östlich gelegenen Hochländer von Kabul und Ghasnah dachen in sanfter Abstufung nach Südwesten ab und gehen in die Sandwüste von Sedschestan über, wo unweit der afghanisch-persischen Grenze der Steppensee Zareh das Wassersystem des Hilmend (Hirmend, Hindmend) aufnimmt. Das wichtige Zwischenland A. ist übrigens im Innern noch ziemlich unbekannt, und es schwanken z. B. schon die Angaben über seine mittlere Erhebung zwischen 3900 u. 6600 Fuß. Es ist dürftig bewässert. Der Indus bildet zum Theil die östliche Grenze und nimmt den bei der gleichnamigen Stadt vorbeifließenden Kabul auf, den einzigen größeren Wasserfaden A.s, der eine Mündung in einen andern Strom und eine Verbindung mit dem Meere hat. Der Furrah- (Farrah-) Rud u. der Hilmend, der größte Fluß des Landes, ergießen sich in den Zareh-See, der keinen Abfluß in's

Meer hat; andere kleinere Flüsse verlieren sich im Sande.

Die Ausdehnung des Landes von Süden nach Norden, so wie die wechselnde Bodenbeschaffenheit bedingen eine große Verschiedenheit des Klima's. Die Oasen der südwestlichen Sandwüste ziert die Dattelpalme u. die weit in die geschützten Thäler des Ostens und Nordens hineinreichende Kultur des Zuckerrohrs und der Baumwollenstaude erinnert an die Natur des Gangeslandes; aber die über 8000 Fuß sich erhebenden Terrassen von Kabul und Ghasnah werden von dem strengsten Winter heimgesucht, dessen Schneestürme mit allen Schrecken nördlicher Breite wetteifern. Auch im Sommer erinnern plötzliche Temperaturwechsel an die ungünstigen Witterungsverhältnisse, welche hier herrschen, wiewohl die mittlere Jahrestemperatur immer noch + 7° R. beträgt und die Sommerhitze groß genug ist, um die köstlichsten Trauben zur Reife zu bringen. Neben diesen gedeihen die Früchte der gemäßigten Zone, Aprikosen, Aepfel, Quitten, Pfirsischen, Birnen, Pflaumen, Wallnüsse und Mandeln in üppigster Fülle und Tabak- und Getreidefelder wechseln mit der reichsten wilden Flora, welche die aromatischsten Kräuter, die Asafötida, den Rhabarber, prachtvolle Tulpen und eine Menge anderer schönblühender Pflanzen aufweist. In den hinsichtlich des Wasserreichthums weit bevorzugteren Thälern aber wechseln Granat- und Orangenbäume mit Rosengebüschen und bilden in Verbindung mit einem in allen Jahreszeiten trefflichen Klima wahrhaft paradiesische Gegenden. Das Thierreich liefert ausgezeichnete Pferde, Rinder und Schafe, welche die ausgedehntesten u. zuträglichsten Weiden finden, im Süden auch Kameele. In den rauheren Berggegenden hausen Bären, Wölfe und Füchse, in den milderen Thälern Löwen, Tiger, Leoparden, Schakale und Hyänen.

Wir kennen A. nicht genau genug, um über Herkunft und Verwandtschaft der dasselbe bewohnenden verschiedenen Völkerschaften aburtheilen zu können. Wir wissen nicht einmal, ob die Tadschiks im Osten und die Hindki's im Westen die Ureinwohner sind oder ob wir für solche die räthselhaften Kafirs (Ungläubige) zu halten haben, welche auf den Gebirgen an der östl. Grenze hausen. Von zwei Seiten her hat fremde Kultur auf das Land eingewirkt, von Persien drang der Islam, von Indien die Brahmalehre herein, und da gleichzeitig auch Völkerschaften von beiden Seiten hereinströmten, so entstand jenes Gemisch von Nationen und Sitten, welches A. heut zu Tage aufweist. Der Stamm der Afghanen, der herrschende in Kabul und in dem ganzen nach dieser Stadt benannten Hochlande, zerfällt in eine Menge kleinerer Stämme (s. unten). Das Verfassungswesen derselben ist höchst merkwürdig und erinnert auffallend an die Zustände, welche die Römer bei den alten Germanen vorfanden. Ein jeder Stamm (Uluß) zerfällt in eine Anzahl Chail oder Clans und diese in Gaugenossenschaften, welche ihrerseits wiederum in Gemeinden u. Zehnten eingetheilt werden. Die zu einem Stamme gehörigen Gemeinden und Individuen leiten ihren Ursprung von einem gemeinsamen Urahn ab, welcher gewöhnlich der mythischen Zeit angehört, und diejenige Markgenossenschaft, welche ihren Stammbaum in gerader Linie bis auf jenen Urahn zurückführen kann, steht beim ganzen Stamm in vorzüglicher Achtung und wird nicht selten als heilig und unverletzlich betrachtet, so z. B. die Beri bei den Jusoffi und die Sudossi bei den Durani. Aus solchen Markgenossenschaften werden in Kriegen die Anführer genommen, doch haben einzelne Stämme auch auf Lebenszeit gewählte Häuptlinge, welche dann ebenfalls aus jenen bevorzugten Vereinen hervorgegangen sind. Die großen und mächtigen Stämme der Jusoffi und Kaker haben noch jetzt eine ganz patriarchalisch-demokratische Verfassung. Ueber die allgemeinen Angelegenheiten wird auf Landtagen (Dschirgah) des Stammes, der Chail und Gaue Raths gepflogen, wo dann die Beschlüsse bald nach Stimmenmehrheit, bald nach Stimmeneinhelligkeit gefaßt werden. Der Landtag der Gemeinde besteht aus allen freien und ebenbürtigen Mitgliedern derselben. Die Tadschiks und andere Hintersassen sind davon ausgeschlossen, wogegen einem andern Stamme angehörige Freie leicht Aufnahme erlangen. Solche Fremde werden nach dem altheiligen Gastrechte mit großer Zuvorkommenheit aufgenommen; sie erhalten Land zu ihrem Unterhalt angewiesen und werden dann in jeglicher Beziehung als ebenbürtige Angehörige der Gemeinde betrachtet. Aus den Landtagen der Gemeinden wird eine Anzahl Abgeordneter gewählt, welche zusammen den Chail repräsentiren; gleicherweise werden aus diesen Landtagen der Chail wiederum Abgeordnete zu einem allgemeinen Landtage des Stammes gewählt, in welchem dann die Souveränität des ganzen Vereins beruht. Was diese Abgeordneten der Chail beschließen, dem müssen sich alle Stammgenossen von Rechtswegen fügen, und die Ueberwachung des Vollzugs dieser Beschlüsse wird einem eigens hierzu gewählten Ausschuß oder auch einem angesehenen Einzelnen übertragen, der sein Geschlecht bis zum Urvater des Stammes hinaufzuführen vermag. Einem solchen Häuptling wird auch der Oberbefehl im Kriege und bei Raubzügen anvertraut. In Fällen der Gefahr wird auch nicht selten ein Diktator (Dschehelmendschi) mit unumschränkter Gewalt ernannt, welcher, sobald die Gefahr beseitigt ist, wieder zurücktritt. Am festesten hängen die Jusoffi an dieser altvolksthümlichen Verfassung, während andere Stämme im Laufe der Zeit eine mehr aristokratische od. monarchische Verfassungsform angenommen haben. Diese stehen gewöhnlich unter einem Khan, der immer aus einer bestimmten Familie gewählt wird, aber geringen Einfluß ausübt. Der Afghane ehrt seinen Khan als das Haupt seines Stammes, seine Liebe und Hingebung ist aber nicht ihm, sondern eben dem Stamme, der Nation gewidmet. Zwar versuchten solche Fürsten manchmal eine despotische Gewalt an sich zu reißen, aber dergl. Versuche wurden meistens durch die Freiheitsliebe der Stämme sofort vereitelt. Hinsichtlich der Entrichtung der Abgaben und der Zusammenberufung des Heerbanns herrschen unter den einzelnen Stämmen verschiedene Einrichtungen. Bei manchen ist von bestimmten Abgaben noch gar nicht die Rede, sondern es werden bloß von Zeit zu Zeit dem Khan Ge-

schenke gemacht. Bald wird von mehren Hufen Landes nur ein Mann zum Kriegsdienst einberufen, bald muß jeder Grundbesitzer oder auch jeder Freie zu Feld ziehen. Von Sold ist natürlich bei einem Stammesaufgebot keine Rede; doch wird hier und da der Werth der Pferde ersetzt. Außer dem Heerbann gibt es aber auch noch Soldtruppen, welche der Khan oder ein anderer Häuptling anwirbt und besoldet. — Wie bei allen mohammedanischen Völkerschaften, so gilt auch bei den Afghanen der Koran nicht bloß als religiöses, sondern auch als bürgerliches Gesetzbuch. Neben demselben ist aber noch eine Sammlung der Rechtsgewohnheiten des Puschtuvolks (Puschtaneh Walli) vorhanden, welche füglich mit unseren Volksgesetzen aus dem 6. u. 7. Jahrh. verglichen werden kann, in sofern die Bestimmungen über das dem Verletzten oder seinen Angehörigen zu zahlende Wehrgeld den Hauptinhalt ausmachen. Der Landtag bildet das öffentliche Schöppengericht dessen Aussprüche verbindliche Kraft besitzen, sobald die Parteien übereingekommen sind, ihre Streitsache dem Landtage zur Entscheidung vorzulegen. Dieser setzt entweder aus eigener Machtvollkommenheit das Wehrgeld fest oder findet diese oder jene Satzung des Gesetzbuchs auf den vorliegenden Fall anwendbar. Hierauf wird in Gemäßheit alter Sitte der Beleidiger in die Hände des Beleidigten gegeben, nicht daß dieser Rache an ihm nehme, sondern daß er sich mit ihm aussöhne. Sind es schwerere Verletzungen, welche auf diese Weise gesühnt werden, so pflegen eine Anzahl junger Mädchen von der Familie des Beleidigers an die Verwandten des Beleidigten theils mit, theils ohne Mitgift verheirathet zu werden. Da die Frauen in der Regel gekauft werden, so gelten diese Mädchen als eine Art Sühnegeld. Unter den westlichen Afghanen wird ein Mord durch ein Geschenk von zwölf Jungfrauen gesühnt, wovon sechs mit und sechs ohne Mitgift gegeben werden; eine Hand, ein Ohr u. die Nase werden mit sechs, ein Zahn mit drei Jungfrauen gesühnt. Bei andern Stämmen gelten die Frauen mehr, bei noch andern noch weniger; allenthalben aber ist ein Preis festgesetzt, welchen man für die Frauen zu zahlen, oder für welchen man sie wieder einzulösen hat. Man könnte hiernach glauben, das weibliche Geschlecht stehe bei den Afghanen in geringer Achtung. Dies ist aber keineswegs der Fall; vielmehr wird das Weib im Hause ihres Mannes sehr geehrt und nicht selten bei wichtigen Angelegenheiten zu Rathe gezogen. Widersetzt sich der Verurtheilte dem Ausspruche des Schöppengerichts, so wird der Beleidigte von diesem nicht selten beauftragt, an seinem Gegner selbst das volle Vergeltungsrecht auszuüben. Nur bei einigen Stämmen, bei denen die Herrschaft der Khane schon festen Fuß gefaßt hat, wird außer dem Wehrgeld noch eine besondere Strafe wegen des Friedensbruchs aufgelegt. Aber das Gefühl der Selbstständigkeit und Unabhängigkeit, sowie die Streitsucht sind noch in dem Grade vorherrschend, daß es fast allenthalben im Lande der Afghanen für feig und ehrenrührig gilt, bei jenem Schöppengericht Recht zu suchen. In der Regel machen die Verwandten erst Vermittelungsversuche, führen diese zu keiner Ausgleichung, so beginnt die rechtmäßige Fehde zwischen dem Beleidigten, seiner Familie und nicht selten der ganzen Mark und dem Beleidiger und dessen Angehörigen. Diese Fehden dauern nicht selten Jahre lang und endigen nur dann, wenn die eine Partei völlig befriedigt oder besiegt ist. Die Folge davon ist fortdauernde Zwietracht und ewiges Blutvergießen, aber der Afghane erträgt lieber beides, als daß er einen Herrn über sich anerkenne. Mit solchen kriegerischen Eigenschaften verbindet dieses Volk Nüchternheit, Thätigkeit und scharfen natürlichen Verstand. Der Sklave wird menschlich behandelt und die Vorschrift des Korans, keinen Gläubigen in den Sklavenstand herabzudrücken, streng beobachtet. Ehrlichkeit im Verkehr ist indeß kein Vorzug der Afghanen: sie belügen und betrügen, sobald ihr Interesse in's Spiel kommt. Doch sind sie in dieser Beziehung immer noch besser, als ihre Nachbarn, die Perser und Indier, denen das Lügen zur anderen Natur geworden ist, so daß sie lügen, wenn sie auch keinen Vortheil davon haben.

Die Bewohner A.s führen entweder ein nomadisches Hirtenleben oder haben feste Wohnsitze und treiben Feldbau. Nur wenige treiben Gewerbe. Der Handel in den Städten ist fast ganz in den Händen der Fremden, der Hindu, Juden und Armenier. Noch vor einigen Jahrhunderten waren die meisten Afghanen dem Nomadenleben ergeben; erst mit der Zunahme der Bevölkerung gaben sie diese Lebensweise mehr und mehr auf. Doch findet man in den meisten Gauen noch eine Anzahl Hirten, vorzüglich in den westlichen Gegenden, wo die Clane der Durani in den Gebirgen zwischen Herat und Dschestan ihre Heerden weiden. Der über 30,000 Familien starke Stamm der Nassir besitzt nicht einmal bestimmte Weideplätze, sondern hütet seine Rinder und Schafe in den Gebieten anderer Stämme, lebt frei und ungebunden, jedem bürgerlichen Verbande abhold. Im Frühjahr, wo allenthalben Gras in Fülle wächst, zertheilen sich die Hirten in kleinen Gesellschaften über das Land und errichten ihre dunkeln Zelte neben einander an den schönsten Stellen in den Thälern, am Fuße der Hügel, auf den grünenden fetten Wiesen, längs der Flüsse, wie innerhalb der mit üppiger Vegetation bedeckten Alpengaue. Gegen den Anfang des Winters steigen sie von den Höhen herab in die Ebenen und bilden mit ihren Zelten kreisförmige Lager um die Burg ihres Häuptlings. Faßt ein Stamm irgendwo festen Fuß, um sich dem Landbau zu widmen, so wird der Grund und Boden unter alle Familien gleichmäßig vertheilt; er bildet das Gesammteigenthum des Stammes. Damit aber die Gleichheit des Besitzes dauernd sey, wird von Zeit zu Zeit eine neue Theilung vorgenommen. Namentlich haben die Jusoffi diese, wie andere Einrichtungen treu bewahrt. Dieser Stamm war vor Zeiten in Beludschistan ansässig und ließ sich erst im Beginn des 14. Jahrhunderts in seinen heutigen Sitzen nieder, die sich vom Indus längs der südlichen Alpenlandschaften des Hindukhu u. des Kabul-Flusses hin erstrecken. Das Land wird hier theils von den Herren selbst, theils von Bauern oder Pächtern, Fakir genannt, bestellt; es waren dies die ursprünglichen Bewohner des Lan-

des, welche von den Eroberern, die den ganzen Grund und Boden in Besitz nahmen, in den Stand der Abhängigkeit herabgedrückt wurden. Sie bestellen den Boden und müssen ihren Gebietern nicht nur den größten Theil des Ertrags abliefern, sondern auch noch andere Frohndienste verrichten. Außer ihnen gibt es noch eine andere zahlreiche Klasse von Hintersassen, Dikkan (Landleute) genannt, welche sich aus freien Stücken unter den Jusoffi niederließen und unter gleichen oder ähnlichen Bedingungen, wie die Fakir, für ihre Herren arbeiten. Dagegen sind die Hamsajeh (Nachbarn) eine Klasse von Hintersassen, welche häufig aus Afghanen selbst bestehen, welche aus diesem oder jenem Grunde, gewöhnlich aus Armuth, ihren angestammten Chail verlassen und sich zu einem andern gesellen. Sie werden als vollkommen frei betrachtet und sogar als Ebenbürtige behandelt.

Nach Elphinstone vertheilt sich die Bevölkerung A.s folgendermaßen:

Afghanen	4,300,000
Hindus	5,700,000
Türken (darunter viele Usbeken)	1,200,000
Tadschiks (Parsen)	1,500,000
Beludschen	1,000,000
Verschiedene Stämme	300,000
	14,000,000.

Der Afghane (Puschtu, Patane) ist eine starke, derbe Gestalt von gewaltigem Knochenbau, aber mager. In seinem langen Gesicht steht die gebogene Nase hoch und die Backenknochen ragen hervor. Grobes, schwarzes Haar, welches in der Mitte des Kopfes abgeschoren, ringsum aber kurz oder in langen Locken getragen wird, ein langer, weicher und dunkler Bart und eine dunkle Hautfarbe geben ihm, bei klugen Gesichtszügen, das Ansehen von Muth und Kraft. Er ist freiheitsstolz und patriotisch gesinnt, aber bei aller Kühnheit klug und umsichtig, wie auch gewinnsüchtig. Gastfreundschaft übt er im weitesten Umfang, selbst gegen Feinde. Seine Sprache, das Puschtu, ist eine Schwester der persischen. Er ist eifriger Moslem nach der Weise der Sunniten und betrachtet daher den schiitischen Perser, wie den Sikh als Erzfeind. In den Städten herrscht oft üppiges Leben. Diese bestehen aus hohen, oben flachen Häusern von Holz oder Backsteinen, die in engen und krummen Straßen zusammenstehen, aber oft mit Gärten und Springbrunnen umgeben sind. Nur die gewölbten Bazars, die Moscheen und Minarets geben den Städten einiges Ansehen. Die Dörfer haben kleine Häuser mit einem oder zwei Zimmern; sie sind öfters in die Bergabhänge hineingebaut und von Obstgärten umgeben. Die Afghanen zerfallen in zahlreiche Stämme. Die nordöstlich vom Hindukhuh bis zum Indus und zur Solimankette wohnenden werden unter dem gemeinschaftlichen Namen der Berduraner zusammengefaßt. Zu ihnen gehören die kriegerischen, viele Bundesrepubliken bildenden Jusoffi, die räuberischen Kheiber, die einst in Indien mächtigen Bangasch, die in viele kleineren Abtheilungen zerfallenden Esau-Chail u. a. In der Solimankette hausen kühne und wilde Stämme unter ihren Stammeshäuptlingen, die Smarrer, Schirianer, Kaker, Wisirer u. a. Die westlichen Stämme oder Duraner, vormals Abdalli genannt, zusammen etwa 1 Million Köpfe zählend, zerfallen in zwei Hauptäste, Sirak und Pantschpah, zum Theil auf den Hochebenen um Kandahar, am Hilmend &c. nomadisirend, zum Theil ansässig. Im äußersten Süden wohnen die Beludschen und Brahui, jene ein hochgewachsener Menschenschlag, muthig, kriegerisch, umsichtig u. treulos, diese, von kürzerer, breiterer, häßlicherer Gestalt, aber friedliebend und treu. Hindus leben in den Städten, besonders im Lande von Kandahar, Kabul und gegen den Indus hin, als Kaufleute, Wechsler, Handwerker, mit indischer Bildung, aber abgelöst von heimischer Religion und Sitte, gedrückt und in Folge davon verderbt. Türken leben im Norden, in Balkh die Usbeken unter eigenen Khans, aber afghanischer Lebensart sich nähernd. Solche türkische Stämme sind auch die Eimaks, in den Berghöhen des Westens um die Burgen ihrer Häuptlinge hausend, etwa 450,000 Köpfe stark, wilde und grausame Krieger, unter der despotischen Regierung eines Khans stehend. In den rauhesten Gegenden im Nordwesten leben in befestigten Bergdörfern die Hazareh, ganz türkische Gestalten, plump und stark, stets kampfbereit und rachsüchtig, doch gastfrei, etwa 350,000 Mann stark und von Sultanen beherrscht. Noch wohnen Turkmanen (Kisilbaschen) um Herat mit persischer und türkischer Sprache. Die Tadschik leben in den großen Städten als Hauptmasse der Einwohner, als Unterworfene friedlich ihre starken Abgaben zahlend, während sie in Kuhistan als kühne Krieger unter eigenen Khanen fast unabhängig sind. Araber, etwa 2000 Familien, leben zwischen Kabul und Dschelalabad unter einem Scheikh. Endlich finden sich in A. noch Kafern, Bucharen, Lesghier, Kurden, Mongolen, Armenier, Juden, abyssinische Sklaven &c.

Das ganze Land A. zerfällt in 26 Provinzen, wovon wir die größeren nach ihrer Lage aufführen. Das nordöstliche Plateau umfaßt die Gebirgsthäler (Provinzen) Kabul, Laghman, Thotsch, Hazareh, Peschawer, Dschelalabad, Ghasnah (Ghizni). In Kabul liegt die gleichnamige Hauptstadt des ganzen Afghanenreichs, die Residenz des Schah, (nach Burnes) von 60,000 Menschen bewohnt. Die Provinz Laghman begreift das Stufenland von den Flußthälern des Kabul und Indus bis in die Schneeketten mit den schönen Thälern Swat, Bunir, Batschaur, zum Theil von Kafern, sonst von eigenen afghanischen Stämmen bewohnt, mit kleinen Städten. Die Provinz Thotsch hat das Fort Attok am Indus zum Hauptort. Die Provinz Peschawer, die südlichste Vorstufe des Südrandes von Hochasien, im Osten u. Süden an das Indusland angrenzend, theils eben, theils gebirgig, von zahlreichen Afghanenstämmen bevölkert, hat die Stadt Peschawer, in weiter bewässerter Ebene von schönen Dörfern umgeben, mit 100,000 Einwohnern zur Hauptstadt. In der Provinz Dschelalabad liegt die gleichnamige Handelsstadt. Im südwestlichen Theile der östlichen Gebirge aber liegt die alte Kapitale des Ghasnawidenreichs, Ghasnah, von Bergen umgeben, jetzt nur noch durch Trümmer und einige

Denkmäler an den ehemaligen Glanz erinnernd, von Tadschiks und Hazarern bewohnt. Das südliche Plateau enthält die Provinzen Siwi, Schikarpur, Kandahar und Furrah. Die Hauptstadt Siwi liegt in der tiefen Ebene zwischen A. und Beludschistan und ist ziemlich bevölkert. Zu dieser Provinz gehören noch die Gebiete der Kakers und der Hirtenstämme des östlichen Gebirgssaumes. Sie grenzt östlich an Multan und ist sehr gebirgig. Südöstlich davon erstreckt sich die Provinz Schikarpur bis an den Indus, sandig und eben, mit der kleinen, aber von Handel belebten gleichnamigen Hauptstadt. Die Provinz Kandahar umfaßt das wüste Plateau der Mitte, meistens von duranischen Stämmen und Tadschiks bewohnt. In einer von den Kanälen des Urghendab durchschnittenen Ebene liegt die Hauptstadt Kandahar mit 100,000 Einwohnern. Im Westen liegt die Provinz Furrah, nördlich von Khorasan, südlich von Sedschestan begrenzt, mit der großen gleichnamigen Hauptstadt. Das südwestliche Tiefland begreift die Provinz Sedschestan (Siwistan, Sistan, Dschestan) in sich. Diese ist von allen Seiten von heißer Sandwüste umgeben, die ehemals fruchtbares Land gewesen seyn soll, jetzt aber in Folge des Sinkens des Hilmend ihr Terrain immer mehr erweitert. Die Provinz besteht fast nur noch aus einer Oase am Flusse und am Zarehsee, ist von Tadschiks und Beludschen bewohnt, die unter einem eigenen, an Kabul tributären Schah stehen. Die Hauptstadt ist Duschack, nahe am Hilmend, von ausgedehnten Trümmern umgeben. Das westliche Bergland oder Khorasan steht, fast unabhängig vom Schah, unter einem eigenen afghanischen Fürsten, von Tadschiks, Afghanen, Usbeken, Hazarern, Eimaks &c. bewohnt. Es schließt drei Provinzen: Herat, Schahbund und Bamian in sich. Die Hauptstadt Herat hat 100,000 (nach dem neuern Reisenden Conolly nur noch 45,000) Einwohner. Im Südosten liegt die von Eimaks bewohnte Bergprovinz Schahbund, noch östlicher Bamian im Lande der Hazareh, mit der gleichnamigen Hauptstadt. Der nördliche Saum begreift Balkh, das alte Bactriana, im Süden aus hohen Bergrevieren, im Norden aus Wüste und Sandebene bestehend, vom Amu, Kokscha, Dehas &c. bewässert, von ackerbauenden und nomadisirenden Usbeken und Tadschiks bewohnt und in geringer Abhängigkeit vom Schah zu Kabul stehend, dem unmittelbar nur der District von Balkh gehört. Diese berühmte Hauptstadt, einst eine der glänzendsten Städte Asiens, ist jetzt zur Unbedeutenheit herabgesunken. Blühender sind die Städte Khullum im Südosten u. Kundus im Osten.

Geschichte. Die ältere Geschichte A.s liegt für uns im Dunkeln. Als Land des Durchzugs aber war es von Alters her der Schauplatz und manchmal auch der Ausgangspunkt gewaltiger Völkerkämpfe. Aus Kabul, das schon im 44. Jahr der Hedschra dem Islam zugefallen war, führte der Ghasnawide Mahmud der Große († 1048) das erste mohammedanische Kriegsheer über den Indus und wurde der Gründer jenes Reichs, das sich vom Tigris bis an den Ganges erstreckte. Nach ihm sind bis zum 16. Jahrhundert die Länder am Indus noch mehrmals vom Afghanenlande aus erobert worden, und auch die mongolischen Horden nahmen ihren Weg nach den Gangesländern über A., bis Sultan Baber von Samarkand, der im J. 1504 Kabul eroberte, das Reich der Großmoguln gründete. Der Freiheitsdrang der Afghanen duldete auf die Dauer keine fremde Herrschaft; in inneren und äußeren Kämpfen erstarkt, erwehrten sie sich sowohl der persischen Uebermacht, als der des Großmoguls von Delhi. Denn wenn auch manche Stämme, namentlich die Bewohner der südöstlichen Landschaften des Hindukhu, bald die Oberherrlichkeit der Timuriden in Indien, bald die der Sofi's in Persien anerkannten, so achteten sie doch auf die Befehle dieser, wie jener wenig u. entrichteten ihren Tribut nach Belieben. Das Bild eines eigentlichen Afghanenreichs tritt aber erst um die Mitte des 18. Jahrhunderts aus den Wirrnissen und Kämpfen hervor, welche nach dem Sturze des großmogulischen Throns die Indusländer durchtobten. Damals benutzte Achmed-Schah, der Sprößling eines Häuptlingsgeschlechts der Abdalli, die in Persien nach Nadir Schahs Tode ausbrechenden Unruhen, das von diesem der persischen Oberherrschaft unterworfene Land zu befreien und eine eigene unabhängige Dynastie, die der Durani oder Abdalli, zu begründen. Auf einem großen Landtage der Stämme zu Kandahar ließ er sich 1747 zum unabhängigen Herrscher A.s ausrufen und sich nach altpersischer Weise die königliche Tiara auf das Haupt setzen. Bald nachher wurde er auch von Nassir, dem mächtigsten Khan von Beludschistan, als Oberlehnsherr anerkannt. Nach der herkömmlichen Sitte der Völker und Dynastien des Morgenlandes nahm jetzt der Fürst für sein Haus einen glänzenden Titel an, nämlich Dor-Doran, d. i. Perle der Zeit, wovon nachher der ganze Stamm und selbst das Reich den Namen Dorani oder Durani erhielt. Zu einem eigentlichen Despoten im Sinne eines Nadir-Schah brachte er es indeß nicht, da die Afghanenstämme wie in dem einzelnen Häuptlinge, so auch in dem Obersten derselben, dem Könige, nur den Ersten ihres Gleichen sehen wollten. Achmed war zunächst der Häuptling seines Stammes; auch konnte er über andere Stämme Häuptlinge setzen; jede weitere Ausdehnung seiner Gewalt in Friedenszeiten wurde als Anmaßung zurückgewiesen; im Kriege dagegen galt sein Wort unbedingt, und Alle mußten seinem Befehle gehorchen. Deshalb steckte er während seiner langen Regierung das Schwert nur selten in die Scheide, indem er seine unbändigen Landsleute erst zum Gehorsam erziehen wollte. Vor Allem suchte er sich der Liebe und Anhänglichkeit seines Stammes, worauf die Macht des neuen Herrschers vornehmlich beruhte, zu versichern. Er ließ den Abdalli das ihnen von Nadir angewiesene Land; sie sollten dem neuen Schah bloß dieselbe Mannschaft stellen, welche sie jenem hatten stellen müssen, und von jeder anderen Abgabe frei seyn. Dem Erbadel des Stammes wurden die althergebrachten Rechte bestätigt und den Freien gestattet, ihre inneren Angelegenheiten nach wie vor auf ihren Landtagen zu ordnen; nur was mit dem Heerbann zusammenhing, sowie die Aufrechthaltung der Ruhe und Ordnung im gan-

zen Stamme wurde als fürstliches Recht in Anspruch genommen. Die Verwandtschaft des Herrschers, alle Glieder der Familie Sudosi, erfreuten sich überdies großer Vorrechte; sie sollten selbst heilig und unverletzlich seyn, und kein Vergehen so hart und unnachsichtlich gestraft werden, als Beleidigung oder gar Mord eines Sudosi. Um aber auch die übrigen hervorragenden Familien des Stammes an sein Glück zu fesseln, belehnte er sie mit allen hohen Stellen des Hofs und Reichs erblich; gleichwie ihm selbst und seinen Nachkommen die Krone gebühre, so sollte ihnen und ihren Nachkommen, ganz in der Weise der mittelalterlichen Feudalstaaten, diese und jene Stelle, dieses und jenes Recht auf ewige Zeiten zustehen. Achmed kannte sein Land u. sein Volk. Er wußte, daß gegen in sich eng verbundene Mark- und Gaugenossenschaften in fast unzugänglichen Gebirgsthälern mit Gewalt nichts auszurichten sey; er ließ deshalb, wie alle seine einsichtsvollen Nachfolger, die Stammregierung in der alten Weise fortbestehen und machte selbst keinen Versuch, sie zu ändern; dagegen suchte er durch ruhm- und beutereiche Kriegszüge seinen Stamm und nach und nach auch die übrigen an sich zu fesseln, und dies gelang ihm um so eher, als in den letzten Jahrhunderten so viele Drangsale theils von Indien, theils von Persien her über die Stämme A.s ergangen waren, daß sie sich gern unter einem Herrscher des eigenen Landes zusammenschaarten, um unter seiner Führung auf Unkosten der verhaßten Hindu u. schiitischen Perser Beute und Kriegsruhm zu erwerben. So wurde Achmed-Schah der Chlodwig seines Volks, und sein Reich würde unter seinen Nachfolgern im Innern befestigt und nach außen erweitert worden seyn, wenn die Erbfolge geregelt und das Land sich nicht zwischen drei eroberungslustigen Nachbarn, den Engländern, den Persern und den Sikhs, mitten inne befunden hätte.

Nach Achmeds Tode (Juni 1773) bestieg sein Sohn Timur den neugegründeten Thron. Dieser ließ das Schwert ruhen, durch welches die Monarchie zusammengebracht worden, und überließ sich sorglosem Wohlleben. Die Folge davon waren Verschwörungen und Aufstände im Innern; die Statthalter der entfernt liegenden Provinzen sannen auf Abfall und die benachbarten Staaten auf Zertrümmerung des neu entstandenen Afghanenthrons. So erschlafften die Bande des Gehorsams mehr u. mehr, u. als Timur nach 20jähriger Regierung (20. Mai 1793) †, ohne die Erbfolge geordnet zu haben, war der Staat durch die sich erhebenden Parteien mit völliger Auflösung bedroht. Die Baraksi gewannen jetzt entschiedenes Uebergewicht über das afghanische Staatswesen u. Timurs zweiter Sohn u. Nachfolger, Siman-Schah, verdankte seine Krone nur der Hülfe des Sirafras, des Häuptlings jenes mächtigen Clans. Mahmud, Simans älterer Bruder, Statthalter in Herat, unterwarf sich zwar dem Scheine nach dem Jüngeren, aber insgeheim lauerte er nur auf eine Gelegenheit, sich die Krone der Durani auf das Haupt zu setzen oder doch wenigstens Herat und die Umgegend zu einem unabhängigen Fürstenthum zu erheben. An den Ufern des Hilmend lieferten beide Brüder einander (1794) ein hartnäckiges Treffen. Mahmud wurde geschlagen u. floh nach Herat zurück. Auch hier vertrieb ihn Siman und schlug selbst die mit Mahmud verbündeten Statthalter Khorasans. Nochmals erhob sich der Prätendent mit persischer Hülfe gegen seinen Bruder; aber zum dritten Male geschlagen, verzweifelte er bereits am Gelingen seiner Pläne, als der Baraksi Fateh-Khan, der Sohn des oben erwähnten Sirafras, der sich gegen Siman verschworen und deshalb enthauptet worden war, ihm die Hülfe seines mächtigen Klans zusicherte. Jetzt fand Mahmud mehr Anhang, eroberte Kandahar, dann auch Kabul und stürzte Siman vom Throne. Aber er schien sich des letztern nur bemächtigt zu haben, um sich sorglos üppigem Genusse hinzugeben, denn um die Angelegenheiten des Reichs sich nicht bekümmernd, gab er sie jenem Fateh-Khan in die Hände. Die innere Zerrüttung wurde daher immer ärger, und während die nordöstlichen Stämme noch zu Siman hielten, erhob sich in Peschawer Mahmuds jüngerer Bruder, Schudschah, um ihm die Krone streitig zu machen. Zwar wurde er 1801 geschlagen und mußte in die Kheiberpässe fliehen, um auf günstigere Zeiten zu warten. Inzwischen aber hatte sich der Stamm der Gildschi, welcher den Duranifürsten nur mit Widerstreben gehorchte, den Bruderzwist und die steigende Verwirrung des Reichs benutzend, zu hartnäckigem Kampfe erhoben. Auch sie wurden (1802) geschlagen und in ihr altes Unterwürfigkeitsverhältniß zurückgebracht. Jetzt aber erschien Schudschah, von einflußreichen Häuptlingen unterstützt, wieder auf dem Schauplatze, schlug Mahmud und zog (1803) als Sieger in Kabul ein. Mahmud wurde entthront und eingekerkert. Aber auch Schudschah befand sich wegen der Verpflichtungen, die er gegen die mit ihm verbündeten Häuptlinge eingegangen war, in einer mißlichen Lage, und überhaupt waren diese Umwälzungen der Macht der Krone, gegen welche die Duraniaristokratie sich stets eifersüchtig gezeigt, keineswegs förderlich. Fateh-Khan hatte der neuen Regierung unter billigen Bedingungen seine Unterwerfung angeboten; damit zurückgewiesen, spann er, in Lug und Trug der Gewandteste unter der Afghanenaristokratie, insgeheim Ränke, um Schudschah zu stürzen und dann unter diesem oder jenem Schattenkönig seine eigene Macht zu gründen. Unter solchen Umständen war an eine ruhige Regierung u. geordnete Verwaltung nicht zu denken. Kaisar, Simans Sohn, der Kandahar verwaltete, und Kamran, Mahmuds Sohn, der in Herat residirte, machten ebenfalls Ansprüche auf die Krone und wurden hierin bald von dieser, bald von jener Markgenossenschaft unterstützt. Die Statthalter in den Provinzen aber verweigerten den Tribut und erklärten sich großentheils für unabhängig. Die benachbarten Staaten, Persien, Bochara und die Sikhs, suchten begreiflicher Weise die innere Verwirrung im Afghanenreiche zu ihrem Vortheil auszubeuten. Unter solchen Umständen wurde es dem unermüdlich intriguirenden Fateh-Khan nicht schwer, Schudschahs von Anfang an wankenden Thron umzustürzen. Er wußte während Schudschahs Abwesenheit die Freilassung Mahmuds

zu bewirken, erhob darauf die Fahne desselben von Neuem, schlug (1809) Schudschahs Heer u. setzte seinen Schützling zum zweiten Male auf den Thron. Dieser mußte sich aber mit dem bloßen Namen der Herrschaft begnügen; die eigentliche Macht nahm der Baraksi-Khan in Anspruch. An seine zahlreichen Brüder vertheilte er die Statthalterschaften und die andern obersten Militär- und Civilämter. Die Duranimonarchie und die Herrschaft der Sudosi hatte in der That schon jetzt ihr Ende erreicht. Schah Schudschah versuchte zwar noch einige Male, sich wieder zu erheben, aber vergebens, er mußte der Macht der Baraksi weichen u. zuletzt bei dem ärgsten Feinde der Afghanen, bei Rundschit-Singh, dem Herrscher der Sikhs in Lahore, eine Zuflucht suchen. Auch Fateh-Khan wurde vor der Zeit vom Geschick ereilt. Zu Herat ließ ihn Mahmuds Sohn Kamran ergreifen und unter entsetzlichen Martern tödten. Jetzt erhob sich das ganze, schwer gekränkte Geschlecht der Baraksi zur Rache, und Mahmud mußte (1823) abermals der Herrscherwürde entsagen. Er † 1829 bei seinem Sohne Kamran in Herat. Die Afghanen waren nun vorläufig der Königsherrschaft satt, da sie derselben seit Achmeds Tode nur Verwirrung zu danken hatten, und die Barakſi's waren mächtig genug, um als Häuptlinge ihres Stammes ihre Machtstellung zu behaupten. Sie nahmen die vier Provinzen ein, woraus A. noch bestand, nachdem Rundschit-Singh Kaschmir genommen und die Emirs von Sindh sich unabhängig gemacht. In Kabul herrschte der hervorragendste aller Brüder Fatehs, Dost-Mohammed, durch Gerechtigkeit und unermüdliche Thätigkeit das Muster eines orientalischen Herrschers. Er hielt eine Streitmacht von 9000 Reitern und 2000 Mann zu Fuß mit 14 Geschützen. Mit dieser materiellen Macht verband er aber einen geistigen Einfluß, den er hauptsächlich seiner Orthodoxie, seinem Eifer in Wiederherstellung alter strenger Sitte zu verdanken hatte. Ghizni hatte er einem seiner Brüder anvertraut, der unter seiner Leitung regierte. In Kandahar herrschte der Barakſi Kohen-Dhil, weniger rühmlich als Dost-Mohammed, den Handel bedrückend, um die Mittel zum Unterhalt seiner Soldtruppen, 9000 Reiter mit 6 Geschützen, zu gewinnen. In Herat herrschte noch Mahmuds Sohn Kamran, aber in Abhängigkeit von Persien und stets in Sorge, durch den mächtigen Nachbar um den letzten Rest seiner politischen Existenz gebracht zu werden. Peschawer endlich, dem auch ein Barakſi und Bruder Dost-Mohammeds, Serdar Sultan Mohammed vorstand, stand in Tributpflichtigkeit zu Rundschit-Singh. Alle diese Provinzen standen isolirt, wenn nicht feindlich gegen einander. Kamran in Herat, der einzige noch mächtige Sudosi des Afghanenlandes, durfte von den Barakſi des Schlimmsten gewärtig seyn, aber auch diese selbst trauten einander nicht, und Peschawer hatte die Durani's, Kandahar die Gildschi's aufgenommen, um gegen Dost-Mohammed ein Gegengewicht zu haben. Dies war die Lage der Dinge in A., als das Land durch England und Rußland in die verschlungenen Kreise europäischer Politik hineingezogen wurde.

Der unglückliche Schudschah, der noch immer die Rolle des Kronprätendenten spielte, entfloh, von Rundschit-Singh mißhandelt und geplündert, auf das Gebiet der britisch-ostindischen Gesellschaft, die ihm Ludiana als Wohnort und ein Jahrgeld anwies. Nach dem Zerfall der afghanischen Macht stand England im engen Bündniß mit Rundschit-Singh, dem Todfeind der Afghanen, und wahrscheinlich war es ein Befehl der britisch-ostindischen Gesellschaft, der Schah Schudschah bewog, mit demselben Rundschit-Singh, der ihn mißhandelt hatte, ein Bündniß zu schließen. Schudschah rückte darauf in's Feld, erzwang von den Emirn von Sindh den Durchmarsch, brach in's Afghanenland ein und eroberte Kandahar. Hier aber hatten seine Erfolge ein Ende; von Dost-Mohammed geschlagen, eilte er in sein altes Asyl zurück, wo er wieder von den Engländern unterhalten wurde. Die offenkundige Unterstützung, welche die Engländer diesem Unternehmen hatten angedeihen lassen, rief auf Seiten der Afghanen eine augenfällige Demonstration hervor. Die Häuptlinge von Kabul und Kandahar, beide Todfeinde der Perser, verstanden sich plötzlich zur Entrichtung eines Tributs an den Schah dieses Volks. Dost-Mohammed wollte sich nämlich wieder in den Besitz der an Rundschit-Singh verlornen Gebietstheile, Kaschmirs oder wenigstens Peschawers setzen, wobei er fremder Hülfe nicht entbehren konnte. Da ihm diese am wirksamsten von den Engländern geleistet werden konnte, so wandte er sich an diese mit Anträgen und Anerbietungen, auf die aber jedesmal der Bescheid gegeben wurde: „Rundschit-Singh ist unser Verbündeter". Jetzt erst erfolgte eine entschiedenere Hinneigung der Afghanen zu Persien u. damit zu Rußland, von dem ersteres gewonnen worden. In Folge davon wurde aber auch das Bündniß Englands mit Rundschit-Singh fester als je, und auf britische Hülfe rechnend, griff der Herrscher des Pendschab die Kheiberpässe, den Zugang zu Kabul, an, wurde aber geschlagen und mußte sich nach Peschawer zurückziehen. Inzwischen war zwischen Kohen-Dhil und Persien ein Vertrag abgeschlossen worden, dem zufolge jener dem persischen Schah seine Unterstützung gegen den Sudosi Kamran versprach unter der Bedingung, daß er dafür mit Herat belehnt werde. Diesem Vertrag trat Dost-Mohammed bei und erhielt dafür von Persien die Zusage, daß es nach dem Falle von Herat Geld und Truppen senden und Rundschit-Singh mit Krieg überziehen wolle, wenn derselbe die afghanischen Provinzen nicht herausgebe. Die Engländer argwöhnten, daß hierbei russische Intriguen obgewaltet hätten, indem Rußland beabsichtige, bis zur Indusgrenze vorzudringen, und Rundschit-Singh ließ sich nichts angelegener seyn, als diesen Argwohn zu schüren. So kam denn am 26. Juni 1838 zwischen diesem und den Engländern ein Vertrag zu Stande, worin der Herrscher des Pendschab seine Mitwirkung zusagte, Schah Schudschah auf den Thron von A. zu setzen. Am 13. September wurde dieser wirklich zum Herrscher von Kabul ausgerufen, und am 1. Oktober erließ der britische Generalgouverneur Lord Auckland, ein Manifest, worin den Afghanenhäuptlingen der Vorwurf gemacht wurde, den

Verbündeten der Briten, Rundschit-Singh, angegriffen und sich der persischen Politik, welche gegen die Rechte und Interessen der Engländer gerichtet sey, angeschlossen zu haben. Darauf rückte eine britische Armee den Indus hinab, litt aber auf diesem Wege fürchterlich durch Hitze und Wassermangel, namentlich am engen Bolanpaß. Dessen ungeachtet versuchten die Afghanen nicht einmal eine Vertheidigung. 12,000 Mann, die sich vor Kandahar aufgestellt hatten, und 13,000 Mann, mit denen Dost-Mohammed den Weg nach Kabul versperrt hatte, verschwanden, sobald die Engländer sich zeigten, und nur um den Besitz von Ghizni entspann sich ein blutiger Kampf. Inzwischen war auch der Schah von Persien mit 40,000 Mann gegen Herat gezogen, hatte aber auf die Kunde, daß britische Kriegsschiffe im persischen Meerbusen erschienen wären, die Belagerung der Stadt wieder aufgehoben. Bei Ghizni erlitten darauf die Afghanen eine entscheidende Niederlage, welche einen so niederschlagenden Eindruck auf sie machte, daß Dost-Mohammed, als er das Glück der Waffen noch einmal zu versuchen gedachte, von seinen Truppen verlassen wurde und sein Heil in der Flucht suchen mußte. Im folgenden Jahre 1840 sammelte er zwar neue Streitkräfte, erlitt aber den 18. September bei Kabul eine abermalige Niederlage, in Folge deren er sich den 2. November dem englischen Residenten freiwillig überlieferte. Mit dem Rücktritt dieses einflußreichen Häuptlings vom Schauplatze war viel gewonnen; aber unvorsichtiger Weise vernachlässigten die Engländer Alles, wodurch sie sich die Zuneigung des Afghanenvolks hätten verschaffen können, und erbitterten es durch ihre Insolenz und durch Begünstigung des verhaßten Schah Schudschah. Statt des mit dem Afghanenlande genau bekannten Sir Alexander Burnes erhielt Sir William Mac Naghten den Oberbefehl über die Expedition, und durch ihn scheinen die meisten der Verstöße herbeigeführt worden zu seyn, wodurch der Grimm der Afghanen zuletzt auf's Aeußerste gereizt wurde. Dabei vergaß man alle Vorsichtsmaßregeln, so daß die Verschwörung der Häuptlinge ihren Gipfelpunkt erreichte, ohne daß die britischen Befehlshaber Argwohn schöpften. Am 2. November 1841 kam das Komplott mit der Ermordung des Sir Alexander Burnes zum Ausbruch. Mac Naghten wollte selbst jetzt seine Truppen noch nicht einschreiten lassen und verlor darüber die Stadt Kabul mit allen Vorräthen an Munition und Lebensmitteln. Das Haupt der Afghanen, Dost-Mohammeds Sohn Akbar-Khan, wußte die britischen Befehlshaber in dem Grade zu täuschen, daß sie noch mit ihm zu verhandeln fortfuhren, nachdem Mac Naghten bei einer Unterredung ermordet worden. Statt nun dem treulosen Feinde mit ihrer noch immer Respekt gebietenden Waffenmacht energisch entgegenzutreten, nahmen die entmuthigten britischen Heerführer zu Unterhandlungen ihre Zuflucht, und so kam zwischen ihnen und den afghanischen Häuptlingen ein Vertrag zu Stande, wonach die Engländer das Land räumen sollten, wogegen ihnen jene sicheres Geleit, sowie Transport- und Lebensmittel für den Rückzug zusagten. So traten denn am 6. Januar 1842 die Generale Elphinstone und Shelton den Rückmarsch von Kabul an, um über Dschelalabad und die Kheiberpässe Indien zu erreichen. Es herrschte eine furchtbare Kälte, die Gefilde waren fußhoch mit Schnee bedeckt, und man hatte weder Zelte, noch Feuerungsmaterial, noch Lebensmittel. In den Gebirgspässen machten Afghanen und Gildschi's gemeinschaftliche Angriffe und mordeten Bewaffnete und Unbewaffnete; die nothdürftig erhaltene Ordnung löste sich bald völlig auf, und schmachvoller Weise waren die Oberoffiziere die ersten, welche die ihnen anvertrauten Truppen verließen, um sich Akbar-Khan freiwillig zu ergeben. Generalmajor Anquetil, der den Befehl über die letzten Reste des Heeres übernahm, gelangte noch eine Strecke Wegs, wurde dann angegriffen, erschossen und sein Heer vernichtet. Von den 5000 Mann der Besatzung von Kabul retteten sich nicht mehr als 10, einer größeren Anzahl gelang es später, aus der Gefangenschaft zu entkommen u. noch mehr wurden im nächsten Feldzuge von ihren Landsleuten befreit. Auch die Besatzungen von Ghizni und Tscharkir wurden aufgerieben; dagegen hielt sich Dschelalabad, wo der tapfere General Sale befehligte, trotz der in Folge eines Erdstoßes fast zerstörten Festungswerke gegen die anstürmenden siegtrunkenen Afghanen. Nach diesen Unfällen wurde Lord Auckland auf seinem Posten als Generalstatthalter durch Lord Ellenborough abgelöst, und es trat damit ein solcher Systemwechsel ein, daß schon von einer sofortigen gänzlichen Räumung A.s die Rede war. Nur mit Mühe erlangten die Generale, daß sie zuvor die Niederlage ihrer Waffenbrüder rächen durften. Zu diesem Behufe zog General Pollock durch die Kheiberpässe gegen Kabul und General Nott von Kandahar aus, das in den Händen der Engländer geblieben, gegen Ghizni, beide mit so achtunggebietender Truppenmacht, daß die Heerhaufen der Afghanen schnell aus einander stoben. Ghizni wurde erobert und zerstört, Kabul ergab sich den 16. September 1842. Unter den dort vorgefundenen Gefangenen fehlte General Elphinstone, der im April gestorben war, und Schah Schudschah, den die Afghanen inzwischen ermordet hatten. Der Räumung des Landes gingen furchtbare Scenen der Verwüstung voraus. Ghizni, Dschelalabad, Tscharkir und viele kleinere Orte wurden dem Erdboden gleich gemacht; dasselbe Schicksal traf am 11. Oktober die öffentlichen Gebäude von Kabul, namentlich den großen Bazar, das große Emporium in diesem Theile Mittelasiens. Unter der Beute, welche die Engländer mit sich fortführten, befanden sich auch die Sandelthore des Tempels von Somnath, eine Trophäe welche Sultan Mahmud der Ghaznawide vor 800 Jahren aus Indien entführt hatte. Ueber diese Thore forderte man vom Generalstatthalter eine strengere Rechenschaft, als über die Verwüstung von A., denn während dieser Akt der Barbarei damit entschuldigt wurde, daß man orientalischen Völkern durch Strenge imponiren müsse, ereiferte sich die englische Presse über den Triumph, welchen man indischem Götzendienste durch Zurückbringung der wurmzerfressenen Sandelthore von Somnath bereitet habe. Ein Gefecht in den Kheiberpässen war das letzte Ereigniß des afghanischen Feldzugs; drei Tage später (6. No-

vember) hatte das ganze britische Heer die Ebene von Peschawer erreicht. Dost-Mohammed wurde jetzt seiner Haft entlassen und suchte nun seine alte Machtstellung in A. wieder zu gewinnen. Aber es war für die Afghanenhäuptlinge keine leichte Aufgabe, nach dem Abzuge der Engländer die Ordnung im Lande wieder herzustellen. Es hatte sich eine persische Partei gebildet, und unter den Afghanen selbst herrschte Zwietracht, indem eine Partei die andere des Einverständnisses mit den Engländern beschuldigte. Während Dost-Mohammed sich bemühte, diesen Wirrnissen ein Ende zu machen, bildete sich im Norden ein Usbekenbund, der die Unruhen in A. zur Eroberung des Landes zu benutzen gedachte. Alle Usbekenhäuptlinge verbanden sich gegen A. Die wilde unzufriedene Bevölkerung des Balkh und Bamian trat dem Bunde bei und eröffnete die Feindseligkeiten. Mehre im Juni und Juli 1844 gelieferte Gefechte brachten keine Entscheidung, im August desselben Jahres wurde eine mehr entscheidende Schlacht in der Nähe von Balkh geliefert, worin Akbar-Khan, der Sohn Dost-Mohammeds, den Sieg davon trug. Nun machte Dost-Mohammed den Engländern Anträge, welche auf ein mit ihnen zu schließendes Offensiv- und Defensivbündniß hinausliefen und in sofern etwas Anlockendes hatten, als sie den Engländern eine Aussicht eröffneten, die schwere Schmach zu rächen, die der Khan von Bochara ihnen durch die Ermordung Stoddarts und Conolly's zugefügt hatte. Aber ein Zug nach Bochara wäre zu gefahrvoll und abenteuerlich gewesen; daher wies Lord Ellenborough jene Anträge zurück, zumal da die Afghanen zu derselben Zeit dem Herrscher des Pendschab, der jetzt den Engländern feindlich gegenüberstand, ein Bündniß angetragen hatten. Doch blieb Dost-Mohammed bei dem ersten Krieg der Engländer am Setledsch streng neutral. Erst an dem zweiten Kriege im Pendschab betheiligte er sich, jedoch nur mit geringer Streitmacht, die unter dem Oberbefehl eines seiner Söhne stand. Als der Sieg der Engländer entschieden war, flohen die Afghanen so rasch durch die Kheiberpässe, daß sie nicht eingeholt werden konnten. — Seit der Bewältigung des Pendschab stehen die Engländer wiederum, wie 1837, vor den Thoren A.s, und ganz wie damals erhebt sich die Frage, ob sie dem russischen Einfluß, der sich über die ganze centralasiatische Niederung bis über Bochara hinaus erstreckt, entgegentreten oder sich innerhalb der Grenzen Indiens halten wollen. Das Erstere wird seit längerer Zeit von einer starken Partei in England gefordert, während die Gegner auf die Tausende von Menschenleben und auf die 20 Millionen Pfund verweisen, welche die Kämpfe von 1838—1842 gekostet haben. Neuerdings trat aber eine neue Verwickelung hinzu, deren Gegenstand wie 1838 Herat ist. Dies wurde nach dem Tode Jar-Mohammed-Khans, des Nachfolgers Kamrans, als eine herrenlose Sache betrachtet und alle Nachbarn strebten nach seinem Besitz. Es erhoben zuerst die Perser Ansprüche, und sie wurden von den Hazarenstämmen des umliegenden Gebiets unterstützt. Dann meldete sich der Khan von Bochara, dessen Truppen bereits im Anmarsch gewesen seyn sollen. Ein dritter Bewerber war der afghanische Häuptling von Kandahar, der Herat als seine Dependenz ansah; als vierter endlich trat Dost-Mohammed in die Schranken. Wiewohl nun im Frühjahr 1852 Herat durch die Perser besetzt worden ist, so ist damit dem Kampf im Afghanenlande keineswegs ein Ende gemacht, zumal da Rußland diese Pforte Indiens mehr als je in's Auge zu fassen scheint, und England, das in der neuesten Zeit die Unterwerfung der einzelnen afghanischen Stämme begann, seines indischen Reichs nicht sicher ist, so lange es nicht über A. herrscht. Vergl. Lady Sale, A journal of the disasters in A., 1841 — 1842 (London 1843; deutsch von Oelckers, Leipzig 1843); Eyre, The military operations at Cabul (London 1843); Neumann, Das Trauerspiel in A., in Raumers histor. Taschenbuch, Jahrg. 1848.

Afra, Heilige, wurde nach der Kirchenlegende in der römischen Kolonie Augusta Vindelicorum (Augsburg) geboren und von ihrer Mutter zum Dienst der Aphrodite bestimmt, aber vom Bischof Narcissus mit drei andern Mädchen zum Christenthum bekehrt. Da sie standhaft am neuen Glauben festhielt, mußte sie den 7. August 304 den Märtyrertod auf dem Scheiterhaufen erleiden. Ihre Reliquien bewahrt die St. Ulrichskirche zu Augsburg. Ihr Gedächtnißtag fällt auf den 25. August. Von ihr führt die Landesschule zu Meißen (s. d.) den Namen.

Afranius, Lucius, römischer Komödiendichter, der um's Jahr 94 vor Christo blühte und für den eigentlichen Schöpfer des römischen Nationallustspiels, der Fabula togata, gehalten wird. Den Stoff entlehnte er zwar von den Griechen, namentlich von Menander, paßte ihn aber dem römischen Volksleben an, in dessen niederste Sphären er gern hinabgriff. Daher die Bezeichnung Comoedia tabernaria (Kneipenlustspiel). Seine Stücke, an der Zahl 40 und etliche, wurden ihres schlagenden Witzes und ihrer lebensvollen Haltung wegen sehr gerühmt und noch unter den ersten Kaisern nicht bloß gelesen, sondern auch aufgeführt. Sie sind aber bis auf wenige Fragmente, die in Bothe's Poetae scenici latini, Band 5, Th. 2. gesammelt sind, verloren gegangen.

Africanus, 1) Sextus Cäcilius A., römischer Rechtsgelehrter zur Zeit der Antonine, schrieb 9 Bücher über Rechtsfragen (Quaestiones juris), von denen sich Excerpte in den Pandekten befinden. Dieselben zeugen von großem Scharfsinn, der oft in spitzfindiges Grübeln ausartet, weshalb die alten Glossatoren das Axiom aufstellten: Africani lex, ergo difficilis (ein Gesetz des A., daher ein schwieriges). Gewöhnlich rechnet man den A. zur Sekte der Sabinianer.

2) Julius, auch Sextus Julius A., der erste christliche Chronograph in Nicopolis (Emmaus), wahrscheinlich Presbyter († 232). Er war ein älterer Freund des Origines, dem er seine uns erhaltene „Epistola de Susannae historia" widmete, worin er die Falschheit dieser Geschichte beweist (Bas. 1674). Seine Chronik, von der Erschaffung der Welt bis 221 nach Chr., hat Eusebius vielfach benutzt und dadurch verdrängt. Die wenigen Fragmente davon finden sich in Scaligers Eusebius. Unter dem Titel „Cesti" schrieb er vermischte Auszüge aus allerlei Schriftstellern.

Afrika, der südliche Theil der Ostfeste, von Alters her das Land der Verschlossenheit, dessen Inneres Jahrtausende hindurch unzugänglich gewesen ist und erst in der Neuzeit europäischer Wißbegierde und Handelsspekulation einige Pforten aufgethan hat. Drei Glieder seines Kontinents streckt Europa nach seinem südlichen Nachbar aus; über die Meerenge von Gibraltar hinüber kann das Auge die nahe Küste A.'s erreichen. Aber verschlossen, mit seiner einförmigen Küste, mit lechzenden Sandwüsten, giftigem Klima, blutdürstigen Wilden, weist der nachbarliche Welttheil europäische Wißbegierde u. europäische Kultur von seiner Schwelle zurück. Da, wo das einzige, schwache Band den Erdtheil an die mächtige Ostfeste der Erde anschmiedet, in Aegypten, blühte vor 3 Jahrtausenden schon hohe Kultur, u. aus dem dunkeln Innern brach der Segen bringende Strom in das Nilthal; aber die Quelle des Stroms blieb verborgen, u. die Civilisation wandte sich endlich von dem Eingange A.'s hinweg anderen Erdtheilen zu, ohne jenen Eingang überschritten zu haben. Mag es auch seyn, daß schon die Phönicier die Umschiffung A.'s vom rothen Meere aus unter dem ägyptischen Könige Necho (600 vor Chr.) wirklich ausgeführt haben; so viel ist gewiß, daß diese Reise keinen Nachfolger gefunden, daß die folgende Zeit eine Fahrt, auf der man die Sonne des Mittags gegen Norden erblickt haben wollte, für ein Wundermährchen gehalten, und daß die sichere Kunde, welche Römer und Griechen von dem Erdtheil hatten, sich nicht über die heutige Berberei hinaus erstreckt hat.

Im gewöhnlichen Leben verstanden die Römer unter A. bald ihre Provinz Africa propria, d. h. das ehemalige Gebiet der Karthager, bald Libyen, d. h. das nördliche A. von den Säulen des Hercules bis nach Aegypten und südlich bis zu der Gegend, in welcher die Aethiopier in unbestimmten Fernen und Grenzen wohnten. Möglich ist's, daß die Römer über Numidien hinaus schon bis zum geheimnißvollen Niger vorgedrungen waren; aber gewiß ist, daß sie keine Vorstellung von der wahren südlichen Ausdehnung A.'s besaßen, u. daß erst im 15. Jahrhundert das erste europäische Schiff, ein portugiesisches, über das gefürchtete Kap Non (non plus ultra) vordrang, daß erst 1486 der kühne Diaz das stürmische Vorgebirge erreichte, welches sein König in freudiger Ahnung wichtiger Erfolge das Vorgebirge der guten Hoffnung nannte und Vasco de Gama (1497) umsegelte. Damals lernte das erstaunte Europa zuerst den Umriß des ihm benachbarten Erdtheils kennen. Wissenschaft und Handel richteten seitdem ihre Spekulation nach dem Erdtheil, der beiden reiche, unentdeckte Schätze verhieß; von Regierungen (namentlich der englischen) und Privatgesellschaften (namentlich der afrikanischen in London) reich ausgerüstet, gingen gelehrte und Handelsexpeditionen nach A.; aber auch die Kühneren drangen nur wenig über den Rand des unbekannten Erdtheils hinaus, die Kühnsten fanden unter der glühenden afrikanischen Sonne, unter dem giftigen Klima, unter den Händen der Wilden, die mit ihrem Himmel gegen die fremden Eindringlinge verschworen schienen, ihren Tod. A. hat der Wissenschaft große Opfer gekostet gegen kargen Gewinn. Der muthige, kühne Mungo Park fand 1805 in den Wellen des Niger, den zu erforschen sein Ziel war, von blutgierigen Eingebornen verfolgt, bei Bussa den Tod; Röntgen aus Neuwied ward 1811 auf der Reise nach Timbuktu ermordet; der Deutsche Hornemann, der von Aegypten aus nach Murzuk und Fezzan vordrang, verschwand spurlos; mühsam brachte Burckhardt einige Kenntniß von Aegypten u. Nubien; der Engländer Bowdich (1818) die Kunde von den kriegerischen Afhantee's; Leod nähere Nachricht vom Reich Dahomeh in Guinea; Kapitän Lyon drang (1818—1820) bis Tegarry (24° 4' n. B.), der südlichsten Stadt von Fezzan, vor (sein Freund Ritchie starb in Murzuk, 1819). Die nächsten Reiseunternehmungen galten vorzüglich der Entdeckung des räthselhaften, seit Jahrhunderten umsonst gesuchten Laufs des Nigerstroms. Die Briten Oudney, Clapperton und Denham versuchten 1821 von Norden her über Tripolis vorzudringen, aber Oudney unterlag einer Erkältung (12. Januar 1824), die er sich unter dem glühenden afrikanischen Himmel in einer kalten Nacht, in der das Wasser in den Schläuchen gefror, zugezogen. Seine beiden Gefährten drangen bis Sakkatu vor und entdeckten den Süßwassersee Tschad. Nach unendlichen Mühseligkeiten erreichte der britische Major Laing, der 1824 seine Reise begann, im August 1826 Timbuktu, mußte aber, von den Eingebornen verfolgt, fliehen und wurde auf der Flucht ermordet (13. April 1827). Zum zweiten Male (1826) versuchte Clapperton, und zwar dies Mal von Benin aus, im Verein mit den Naturforschern Dickson, Kapitän Robert Pearce u. Morrison nach dem Tschadsee vorzudringen, starb aber zu Sakkatu an der Ruhr (13. April 1827). Denham, der dem durch seine Entdeckungsreise an der Ostküste von A. bekannten Kapitän Owen als Statthalter der Kolonie Fernando Po gefolgt war, wurde auf Sierra Leone plötzlich dahingerafft (Juni 1828), und gleiches Schicksal hatten die übrigen Gefährten. Der mörderischen Sonne Guinea's trotzend, drang nun (1828—1830) der Franzose Douville auf eigene Kosten mit einem Gefolge von 300, oft 500 Menschen durch die Reiche Angola und Benguela vor, und nach der Beschreibung seiner Reise ist er weiter in's Innere A.'s vorgedrungen und hat reichere Beiträge zur Kunde dieses Erdtheils geliefert, als vor ihm irgend ein Europäer; aber sein Werk, obgleich ihm die geographische Gesellschaft zu Paris den Preis zuerkannte, halten manche deutsche und englische Gelehrte nur für einen schön erfundenen Roman, den der betriebsame Sklavenhändler aus den zerstreuten Erzählungen seiner Neger mit Geschick zusammengesetzt habe. Nach unendlichen Mühseligkeiten fanden endlich die ausdauernden Gebrüder Richard und John Lander, ohne sonstigen bedeutenden Gewinn für die Wissenschaft, doch ein wichtiges, seit Jahrtausenden umsonst gesuchtes Resultat, die Ausmündung des Niger in die Bai von Benin. Früher hatte von Westen her der Franzose Mollien die nahe bei einander liegenden Quellen des Senegal, des Gambia und des Rio Grande aufgefunden (1818), und der unternehmende René Caillé nach einem abenj=

teuerlichen gefahrvollen Zuge (1824 bis 1828) Kunde aus dem sagenreichen Timbuktu gebracht; aber die Briten Paddin und Campbell mit dem Sachsen Adolf Kummer waren auf einer Entdeckungsreise über Rio Nunez nach dem Binnenlande Opfer des Klima's geworden. Ueber Fez und Marokko haben wir Nachrichten erhalten durch den Engländer Brooke, der 1830 die Städte Tanger, Tetuan, Arzilla und Larasch bereiste, von der mißtrauischen Regierung aber verhindert wurde, auch nach Fez zu gehen; ferner durch den britischen Marinelieutenant Washington, der im Winter 1829—30 die Besteigung des Atlas von der marokkonischen Seite versuchte. Pacho und Beechey erforschten Cyrene. Die Nordwestküste, vom Kap Spartel bis zum Kap Bojador, ist durch die Arbeiten der Kapitäne Belcher und Skyring (1831) und durch den Lieutenant Arlett, der da fortfuhr, wo jene stehen geblieben, gründlich aufgenommen und in sehr großen Kartenwerken verzeichnet worden. Entsprechende Verzeichnungen der Südküste verdanken wir den britischen Marinekapitänen Owen, Cutfield, Vidal, Boteler und Belcher. Ueber das Innere des südlichen A., welches Barrow (1797) und Campbell bereist hatten, hat des Engländers Burchell fünfjährige Reise (1819—1823) vom Kap aus in das Innere, und Cowpers Reise in's Kaffernland viel Aufschluß gegeben. Am weitesten nach Norden bis jenseits des Wendekreises sind die Kaufleute Hume und Müller gekommen. Die wichtigsten Reisen aber in diesen Gegenden waren die des Dr. Smith und des Kapitäns Alexander. Smith, der auf Aktien reiste, kam bis zum Wendekreis und sah von da Berge, welche die Eingeborenen Bakaberge nannten. Alexander hat 1836 und 1837 die Westküste Südafrika's bis über den Fischfluß hinauf zur Wallfischbai (23° s. B.) bereist und (1838) besonders Nachrichten über die Namaquas und Dambaras mitgebracht, welche letztere bisher kaum dem Namen nach bekannt waren. In der neuesten Zeit ist man weit über den südlichen Wendekreis in's Innere vorgedrungen, theils vom Kaplande aus, theils von Westen und dem Orangeflusse, theils von Osten her aus dem Kaffernlande und von der Küste Natal. Wir nennen bloß die Reisenden Chase, die Missionäre Arbousset u. Daumas, Meyer, Döhne und Napier. Lieutenant Ruxton drang 1845 vom untern Orangeflusse nach dem Innern vor, und David Livingston erreichte 1849 den großen Binnensee Ngami unter 20° s. Br. Abyssinien ist in den letzten Jahren fast ununterbrochen bereist worden: so von Rüppell 1833—1837 und Schimper, der sich in Tigre niedergelassen. Die Erforschung der südlichen Länder unternahmen 1839 von verschiedenen Punkten aus, doch gleichzeitig Rochet d'Héricourt und Dufey. Viel Licht über diese Gegenden verbreiteten auch die Berichte des Gesandten der britisch-ostindischen Kompagnie, des Kapitäns Harris; die ausgezeichnetsten Verdienste aber um Erforschung nicht allein der geographischen und ethnographischen Verhältnisse, sondern auch der Sprachen jener Gegenden haben sich die Missionäre Isenberg u. Krapf erworben. In das innere Hochafrika, den Bahr el Abiad aufwärts, drangen in jüngster Zeit die Gebrüder d'Abbadie u. d'Arnaud weit vor, denen sich Knoblecher, der Generalvikar der Mission für Innerafrika, durch seine Reisen 1849—50 anschloß. Ueber Sennaar und Kordofan hat die Sudanexpedition Mehemed-Ali's 1838 manchen Aufschluß verschafft. Die interessantesten und wichtigsten Aufschlüsse haben in einzelnen Mittheilungen in neuester Zeit die deutschen Reisenden Overweg und Barth gegeben, welche, jener als Geolog und Astronom, dieser als Archäolog, Sprachforscher und Ethnograph, der von der britischen Regierung unter Richardsons Führung (1849) ausgesandten Expedition nach dem nördlichen Centralafrika beiwohnten. Richardson und Overweg starben unterwegs; nur Barth sah 1855 die Heimath wieder und seinem Reisewerke sieht man mit Spannung entgegen. Von allen Seiten, von Tripolis, von Aegypten, von Abyssinien, dem Kap der guten Hoffnung, von Kongo, von der Bai von Benin, vom Gambia u. Senegal sucht man in das Innere von A. vorzudringen, aber noch fehlt der Zusammenhang zwischen den Hauptrouten der Reisenden, u. erst der bei weitem kleinere Theil des ungeheuren Kontinents ist europäischem Forschertrieb eröffnet; ungeheure Räume desselben sind noch von keinem europäischen Fuße betreten worden. Wie zur Eroberung einer Veste lagern seit Jahrhunderten die Europäer an einzelnen Linien der Küste, aber nur einzelne Außenwerke sind erobert, die innere Hauptveste ist unangreifbar und unerkannt geblieben. Was wir von A. wissen, legen zahlreiche diesen Erdtheil betreffende geographische Artikel dar; folgender Umriß faßt es zusammen.

Mit seinem nördlichsten Punkte, Capo blanco (37⅓° n. B.), streckt sich A., Sicilien gegenüber, weiter nach Norden, als die Südspitze Europa's (Kap Tarifa, 36° n. Br.) nach Süden; mit seinem Westende, Kap Verde (6' 53" östl. L.), vermittelt es, dem Kap San Roque gegenüber, die nächste Entfernung der Ostfeste von Amerika; sein südlichster Punkt, das Nadel-Kap (35° südl. Br.), ragt einsam nach dem Südpol hin; der östlichste, Kap Guardafui (69° östl. L.), ist nach Asien hin vorgeschoben, wie eine Wacht vor dem Todesthor (Bab el Mandeb), durch welches sich der Ocean in einem schmalen Busen (rothes Meer) bis zur Landenge von Suez drängt. A.'s Kontinent nimmt einen Flächenraum von 534,000 □Meilen ein (363,000 auf der nördlichen, 171,000 auf der südlichen Halbkugel). Vom Kap Guardafui bis zum Kap Verde mißt man 1020, vom Kap Blanco bis zum Nadel-Kap 1070 Meilen. A.'s Küstenumfang mißt 3500 Meilen; es kommen also 152 □Meilen des Areals auf eine Meile Küstenlänge, während in Europa schon auf 31 □Meilen Flächeninhalt 1 Meile Küstenlänge kommt. Gleich einem Stamme ohne Glieder hat A. die geringste Inselbildung, den kleinsten, einförmigsten Küstensaum, und wird dadurch der kontinentalste, verschlossenste aller Erdtheile; keine hervorspringenden Halbinseln strekken sich nach den benachbarten Erdtheilen aus, keine tief einschneidenden Busen, keine hafenreichen Küsten laden den fremden Schiffer zur Forschung ein. Wie diese horizontale oder wagrechte Ausdehnung, so gibt auch die vertikale oder Hö-



KASPISCHES M.
Tebris
Kaswin
Sinna
Bagdad
Isfahan
Basra
PERSIEN
BELUDSCHISTAN
Haidarâbâd
Persischer Meerb.
Gamrûn
Sohar
Maskat
Oman
Mâwieh
Derajjeh
ARABIEN
Moseira
Mahrah
Hadramaut
Sâwa
Sanâ
Makalla
Merbât
Aden
Sokotra
Berbera
Magadoxo
Aequ
Wendekreis
Pic de Teyde 11430
Pflanzenregionen von Teneriffa
Seychellen od. Mahe Is
Amiranten
Roquepiz
Saya de Malha Bank
Providence
Galega
Albatross I.
Mauritius
Bourbon
Diego Rodrigues
Mascarenhas Is
Madagascar
Tananarivo
Tamatave
St Marie
Ft Dauphin
Mozambique
Quiloa
ATLANTISCHER
INDISCHER OCEAN
AF
Entwor
vom
Britische
Französi
Niederländische
Geographi

benerhebung diesem Erdtheile seine charakteristische Eigenthümlichkeit u. drückt ihm das Gepräge der größten Einförmigkeit u. Massenartigkeit auf. Ein unermeßliches **Hochland** schiebt von der Südspitze A.'s nordwärts bis zum 10° u. theilweise bis zum 16° nördl. Breite sich vor, indem es fast die ganze Breite des Kontinents einnimmt und so der Südhälfte des Erdtheils ihre Grundgestalt gibt; das afrikanische Hochland liegt inselartig inmitten weiter Vertiefungen der Erdrinde, die im Osten, Süden u. Westen von den Fluthen des Oceans, im Norden von einem Sandmeere bedeckt sind; es bildet eine ungeheure, wahrscheinlich ungetheilte und ununterbrochene Erhöhung, fast ohne alle auslaufende Zweige und Glieder. Nur im Norden zeigt sein Umriß in dem halbinselförmigen Hervortreten der Hochländer von Sudan und Habesch einige Unregelmäßigkeit. Diese kolossale afrikanische Gebirgsfeste ist nur an ihren äußeren Rändern einigermaßen bekannt. Terrassenförmig in drei großen Stufen steigt ihr **Südrand** vom Meere nach dem Hochlande auf; die untere Stufe ist die 5—7 Meilen breite Ebene des Kaplandes, ihr folgt, schon 3000 Fuß über dem Meere, die Karroo-Ebene (eine wasserarme Steppenfläche von 1000 □Meilen) als zweite, und weiter, etwa 5000 Fuß über dem Meere, die Hochebene des Oranje-Stroms (eine unabsehbare, schlecht bewässerte Fläche) als dritte Stufe; zwei Randgebirge bilden die fast parallelen Begrenzungen dieser Stufen. Diese Randgebirge sind: das Bokkeveld-Gebirge und die Zwartenberge, 4 — 5000′ hoch, zwischen der 1. und 2. Stufe; die Kette der Kamiesberge, des Roggeveld-, Nieuweveld-Gebirgs u. der Schneeberge, 5—10,000 Fuß hoch, zwischen der 2. und 3. Stufe; auf der 3. Stufe, dem Tafellande des Oranjestroms, erheben sich nur niedrige kurze Bergreihen, die Karreeberge, etwa 31° südlicher Breite, die Magaaga- oder Eisenberge, $27^1/_2$° südlicher Breite u. andere. Der **Ostrand** Hochafrika's ist wahrscheinlich von gleichem oder doch ähnlichem Baue, wie der Südrand, und es führen von der Ostküste, am Zambeze-Strom aufwärts, vier Stufen zur Hochebene, die Tiefebene des Küstenlandes Sofala, die Stufe von Sena, die Stufe von Mocarangua (8—9000 Fuß hoch) zwischen der Beth-Lupata- (10,000 Fuß hoch) und der Furakette (10 — 12,000 Fuß hoch), und endlich die Hochebene von Chicova. Der Zambeze stürzt mit Katarakten und Stromschnellen von der einen Stufe auf die andere, die scheidenden Gebirge in engen Querthälern durchbrechend. Dieselbe Terrassenbildung mag auf dem Ostrande bis zum Kap Guardafui sich fortsetzen. Wo die große Gebirgsinsel Hochafrika's mit ihrem **Nordrande** an das sie begrenzende Sandmeer stößt, schließt sich vielleicht, wie man vermuthen darf, eine Fortsetzung des Lupata im Süden von Habesch an ein nach der Sage von Osten nach Westen streichendes Hochgebirge, Dschebel el Komri oder Mondgebirge. Im Süden und Südwesten und Westen des Tschadsees kennt man niedere Berglandschaften (Mandara, Haussa), denen der Sage nach südwärts höhere anliegen, Angaben, aus denen sich auch auf eine terrassenförmige Gestaltung des Nordrands von Hochafrika schließen läßt. Auch auf dem **Westrand**, im Osten der Küstenebenen von Angola, Benguela und Congo, steigen die Stufenländer des Coanzo und Zaire in ähnlicher Terrassenform, wie am Zambeze, auf, mit Randgebirgen von vielleicht 11—14,000 Fuß Höhe. Zu dieser Hauptmasse des afrikanischen Hochlands, dessen Ränder wir eben bezeichnet, gehören als Glieder zwei andere Hochlande: das **Hochland von Sudan**, das mit seinem Kerne, dem Konggebirge (2500 — 3000 Fuß), auf dem rechten Ufer des untern Quorre (Niger) am nordwestlichen Rande der Hauptmasse sich erhebt und, durch den untern Quorra von der Hauptmasse getrennt, nordwärts bis 16° nördlicher Breite, südwärts bis zur Nordküste des Meerbusens von Guinea, westwärts plateauartig bis zum Kap Sierra Leone nach dem atlantischen Oceane zu ausläuft; — und das **Alpenland von Habesch**, am nordöstlichen Rande der Hauptmasse (zwischen 10—16° nördlicher Breite und 50° östlicher Länge und dem rothen Meere), das auf seiner ausgedehnten Plateaufläche von Amhara den Tzanasee 5800 Fuß hoch über dem Meere aufweist. Die Küste östlich von Habesch bis zum Vorgebirge Guardafui, Samhara genannt, ist eine glühend heiße Sandebene; nur an wenigen Punkten erreicht das Gebirge das Meer. Ganz Hochafrika umfaßt etwa 341,000 □Meilen (die Hauptmasse 285,000, Hochsudan 41,000, das Alpenland von Habesch 7000 □M.). — Unmittelbar am Nordfuße von Hochafrika und zwischen seinen beiden nördlichen Vorsprüngen breitet sich das Flachland des Sudan (41,000 □M.) aus und bildet den Uebergang zum tiefen A. oder der Sahara (110,000 □M.). Jenseits dieses ungeheuren Sandmeers bezeichnet ein Streifen bewässerten und fruchtbaren Flachlandes, das Biled-ul-Gerid, die Uebergangsstufe zu einem neuen gänzlich isolirten Hochlande, dem **Hochlande der Berberei**, das mit seinem Nordrande, dem kleinen Atlas, zum Theil schon nahe an die Küste tritt, zum Theil 20 Meilen von derselben entfernt bleibt, mit seinem Westrande, dem hohen Atlas, von der Region des ewigen Schnees (13,000 Fuß Höhe) terrassenförmig nach dem atlantischen Ocean abfällt, mit seinem Südrande, dem großen Atlas, der mit dem kleinen parallel sich hinzieht, bis 33° östl. L. fortläuft, mit seinem Ostrande von Kap Bon in mehren Bergketten, zuletzt als schwarzer Harusch, bis zur Sultin-Ebene (37° östl. L.) sich fortsetzt. Das ganze Hochland der Berberei umfaßt 21,000 □Meilen und wird durch die Sahara von einem dritten isolirten Hochlande, dem Plateau von Barka, geschieden, das (2000 □Meilen fassend) im Süden unter 28° nördlicher Breite beginnt und im Norden vom Meere steil und felsig bis zu einer mittlern Höhe von 1500 Fuß aufsteigt.

Die Einförmigkeit und Massenartigkeit der Bodenerhebungen A.'s hat eine große Gleichförmigkeit der **Wassersysteme** zur Folge. Sämmtliche Ströme Hochafrika's stürzen von der inneren Scheitelfläche in Katarakten über die verschiedenen Terrassen herab. Die einheimische Sage von großen Landseen und Morästen, welche mit dem Laufe des Zambeze sowohl als mit dem des Zaire und Coanzo in Verbindung stehen sollen, findet in der Natur jener Wassersysteme mannigfache Begründung. Dagegen treten die Ströme Hochsudans, der Senegal, Gambia, Rio Grande und unzählige kleinere Gewässer, nachdem sie mit

Katarakten aus den Gebirgen hervorgebrochen sind, sogleich in's Tiefland von Senegambien, das durch üppige, saftvolle Vegetation, langsamen Lauf der Gewässer (der Senegal-Spiegel soll 45 Meilen von der Mündung nur $2^1/_2$ Fuß höher als der Ocean seyn), aber auch durch daher entstandene sumpfige Niederungen sich von dem wasserarmen Hochafrika unterscheidet und nur wenige dürre Gegenden hat. Der Niger, in seinem oberen Laufe Dscholiba, in seinem unteren (von Timbuktu an) Quorra genannt, bricht, Stromschnellen bildend, aus den Gebirgen Hochsudans hervor, tritt im Süden von Bussa in sein unteres Stufenland u. bildet bei seiner Mündung ein breites, von den vielen wasserreichen Armen des Stroms erzeugtes Delta. Das flache Sudan, welches (in einer mittleren Erhebung von 1200 Fuß) den Uebergang zwischen Hoch- und Tiefafrika bildet, ist ein Land versiegender Ströme. Hier, wie in Biled-ul-Gerid, ergießen sich die Flüsse am Rande des Kulturlandes in das Sandmeer, oder bilden salzige Lachen am Rande der Wüste; die östliche Hälfte wird von Zuflüssen des Tschadsees bewässert. Die Sahara, die größte Wüste der Erde, das „Meer ohne Wasser" mit nur wenigen fruchtbaren Inseln (Oasen), scheint von Osten nach Westen sanft geneigt, besteht in Westen aus beweglichem Flugsand (hier Sahel genannt), im oasenreicheren östlichen Theile, der libyschen Wüste, aus kahlen Felsenplatten und Kieselfeldern. Der nordöstliche Theil von A. umfaßt die Stufenländer des Nilstroms, der nach Vereinigung seiner Quellflüsse, des Bahr el Azrek, mit dem mächtigeren, aus unbekannter Quelle, vielleicht auf dem Mondgebirge entspringenden Bahr el Abiad, mit Wasserfällen aus dem Hochlande von Habesch in sein mittleres Stufenland (Sennaar, Meroë, Nubien, — eine Wüstenplatte, 600—2000, höchstens 3000 Fuß hoch, mit Gruppen vulkanischer Kegelberge) hervortritt, nach der Vereinigung mit dem dritten Quellfluß, dem Atbara, der 13,000 Fuß hoch im abyssinischen Hochlande entspringt, die niedrigen Felskämme Nubiens mit vielen Katarakten durchbricht und mit dem letzten Wasserfall bei Syene oder Assuan in sein unteres Stufenland, Aegypten, tritt, in welchem der Strom eine wahrhaft schöpferische Kraft entfaltet und alle Ueppigkeit des ganzen Erdtheils zu koncentriren scheint.

Auch das Klima A.'s trägt, wie alle seine übrigen Verhältnisse, den Charakter der Einförmigkeit. Es gehört nur einer einzigen Zone an, der des Regens; denn nirgends in A. fällt im Niveau des Meeres Schnee. Fast $^4/_5$ des Erdtheils (410,000 □Meilen) liegen innerhalb der Tropen. Von der 900 Meilen langen Linie, welche der Aequator auf dem festen Lande der Erde beschreibt, kommen 500 Meilen auf A. A. wendet daher eine ungeheure kontinentale Masse dem senkrechten Strahle der Sonne zu, und gerade großentheils eine wasser- und pflanzenlose Sandwüste, welche die Wärme weit stärker wiederstrahlt, als die amerikanischen Llanos und Pampas. Daher finden wir in A. bei 30° nördlicher Breite dieselbe mittlere Jahrestemperatur, welche in Amerika 5° südlicher angetroffen wird. Eier, in den Sand Guinea's gelegt, erhärten nach wenigen Minuten. Die Kontinentalität des Erdtheils erzeugt zugleich die stärksten klimatischen Gegensätze. Wenn die afrikanische Sonne senkrecht unter den Horizont sinkt und das blendende Licht des Tags plötzlich ohne den Uebergang einer Dämmerung verlischt, bricht nach der unerträglichen, glühenden Hitze des Tags eine Nacht herein, die oft so kühl ist, daß in unbedeutendem Abstand vom Aequator Wasser in kleinen Gefäßen gefrieren kann; auf eine wahrhaft versengende Dürre folgen plötzlich furchtbare Regengüsse, auf anhaltende Windstille plötzlich furchtbare Stürme. Nur an der Küste mäßigen See- und Bergluft und häufiger Regen die Hitze und jene Gegensätze des Klima's; aber das Klima selbst ist hier tückischer noch als im Binnenland. In A. wird der erstickende Samum unter dem Namen Chamsin und Harmattan getroffen. — Ganz A. hat nur 2 Jahreszeiten. Die nasse findet im Norden des Aequators bis 30° nördlicher Breite 2—3 Monate lang, nicht überall gleichzeitig, zwischen dem Mai und Oktober, im Süden des Aequators bis $23^1/_2$° südlicher Breite zwischen dem November und April Statt; in der Nähe des Aequators finden sich 2 kürzere Regenzeiten, aber außer denselben fällt kein Tropfen vom immer klaren Himmel und selbst der nächtliche Thau ersetzt diesen Mangel nicht. In den außertropischen Klimagürteln finden sich 2 unserem Frühlinge und Herbste entsprechende Regenzeiten, und der Winter ist hier, wie in Australien, die angenehmste Jahreszeit.

Uebereinstimmend mit A.'s einförmigen, aber in dieser Einförmigkeit großartigen Naturverhältnissen scheint der Kontinent keine große Mannigfaltigkeit von Geschöpfen, aber die gewaltigsten Thierbildungen und die gewürzreichsten, wenn gleich nicht immer die riesenhaftesten Pflanzenarten zu haben. Die Thiere übertreffen die verwandten Arten anderer Kontinente meist an Wildheit und Kraft: der afrikanische Elephant ist nicht gezähmt, der afrikanische Löwe, der afrikanische Strauß, das afrikanische Krokodil sind muthiger, schöner und größer, als der amerikanische Jaguar, der Kasuar Neuhollands und der Alligator oder Kayman der amerikanischen Gewässer. Hyänen, Tiger, Schakale, Flußpferde, Rhinocerosse, Affen und Antilopen; Papageien und viele andere herrlich gefiederte Vögel, große und giftige Schlangen, beleben die Einsamkeit der Wälder und Wüsten. Der Erdtheil ist reich an Hausthieren; das Gnu, Rind, Schwein, (dieses aber fast überall verachtet) mögen ihm immer angehört haben, das Pferd, der Esel u. vor allen das Kameel, — „das Schiff der Wüste", ohne welches der Norden u. das Innere des Erdtheils einander fremder seyn würden als entfernte Welttheile, — scheinen schon in uralten Zeiten dort einheimisch gewesen zu seyn. Einzelne merkwürdige Thierformen, die Giraffe, das Zebra, der Quagga und das Gnu sollen diesem Erdtheile ausschließlich angehören. Das Gebüsch und die Erde wimmeln von Termiten, Spinnen, Skolopendern rc., die Luft ist erfüllt mit Schwärmen der schönsten Schmetterlinge und Käfer, während Heuschreckenheere oft wie Wolken die Sonne verdunkeln. Das tropische A. ist wegen seines heißen, wasserarmen Bodens, wegen der Trocken-

heit der Atmosphäre viel ärmer an Pflanzenarten, als der gleichnamige Klimagürtel Amerika's. Es fehlen ihm die ungeheuren Urwaldungen, die unabsehbaren Grasfluren, die baumartigen Farrenkräuter Amerika's, aber der Ebenholzbaum, der kolossale Drachenbaum und Baobab oder Affenbrodbaum, dessen Krone bis 130 Fuß im Durchmesser hat, viele Aloearten und vor allen Akacien, die gesellschaftlich als Gebüsch weite Flächen bedecken, die Dattel-, Dum- und Fächerpalme, Oel- und Kokospalmen sind hier einheimisch. Die Flußthäler sind mit Dickichten riesenhafter Schilfpflanzen angefüllt, und unter den Nahrungspflanzen sind Reis, Mais, Yams, Bataten, Melonen, Zuckerrohr, der Kaffeebaum, Ananas, Citrusarten, Manihot und vor allen die charakteristische Banane, ferner verschiedene Gewürzarten, Farbekräuter, Baumwolle 2c. beiden Erdtheilen gemeinschaftlich; eigenthümlich sind dagegen diesem Erdtheile die Gurunuß, die Durrahirse, der Teff (afrikanisches Getreide, das im abyssinischen Hochlande bis 7000 Fuß absoluter Höhe gedeiht). Im nördlichen Klimagürtel bedeckt die Zwergpalme weite Flächen, u. der Wein- und Weizenbau behauptet sich neben dem Anbau des Reis, des Mais, des Zuckerrohrs und der Baumwolle. Waldungen und Wiesen sind hier, wie südlich von den Tropen, selten; aber die eingeführten europäischen Kulturgewächse, der Weinstock, Getreidearten 2c., kommen im Süden fort; im Kaplande gedeiht der Wein bis 5000 Fuß Höhe. Zu den merkwürdigen afrikanischen Gewächsen gehören der Ceyba, der mit seinem weißen Stamme von der Wurzel bis zu den Zweigen fast lothrecht auf 60 Fuß in die Höhe steigt und mit seiner gerundeten Krone bis zu 120 Fuß wächst; der Schi- oder Butternußbaum, der eine Art Butter als Nahrung und zugleich als treffliches Heilmittel gibt; die unterirdischen Erbsen von Whidah, die 6 Wochen nach der Saat reifen, die weibliche Weinpalme, die den Palmwein spendet u. a.

Die geologischen Verhältnisse A.'s sind fast ganz unbekannt und eben so ist sein Reichthum an nutzbaren Mineralien noch unaufgeschlossen. Gold findet sich hier vielleicht in größerer Menge vor, als in irgend einem der übrigen Erdtheile, und auch an Silber fehlt es nicht. Treffliches Eisenerz bieten die Sierra-Leoneküste, der obere Senegal, die Gegend von Timbuktu und die Congokette dar. Salpeter, Salmiak, Ambra, einige Walkererden, Smirgel, Salz fand man in einigen Gegenden. In dem goldhaltigen Sande des Flusses Gumel in der Provinz Konstantine entdeckte man neuerdings Diamanten.

Sehr schwankend sind die Angaben, selbst bewährter Geographen, über die Bevölkerung A.'s. Balbi zählt irrig nur 60 Millionen; nach der jährlichen Ausfuhr von 400,000 Sklaven erscheint Zeune's Angabe von 300 Millionen Einwohnern nicht übertrieben. Gewöhnlich ist die Angabe zu 120 Millionen. Der schwarze Neger — ob ein besonderer schwarzer Stammvater sein Paradies in A. gehabt, ob überhaupt das Urvolk der Schöpfung schwarz gewesen, oder ob die tropische Sonne erst die eingewanderten Weißen geschwärzt habe, wird wohl immer unentschieden bleiben — ist der Kernstamm von A.'s eingeborener Bevölkerung. Die schlanken Jalofen am Senegal, die thätigen Mandingo's, die Fulahs, die Fellata's, mehr südlich an der Küste die bestialisch wilden Aschantee's bewohnen das Hoch- u. Flach-Sudan und sind den Negern verwandt, aber von brauner Farbe. Andere, wie die Kaffernstämme, die Bedschuanen im Gebiet des Nu-Gariep, des einen Quellflusses des Orange, die Hottentotten u. Buschmänner im Kaplande, die Abyssinier und Kopten sind den eigentlichen Negern noch unähnlicher, von mehr olivenfarbiger Haut und scheinen keine Urbewohner des Erdtheils zu seyn. Die Mauren, Berbern, Araber, Beduinen in Nordafrika gehören zur kaukasischen Raçe. An den Küsten finden sich Europäer, zwar in geringer Anzahl, aber fast von allen Nationen. Noch die neuesten Berichte erzählen von bestialisch entarteten Völkern. Väter sollen ihre Kinder fressen, Kinder die kaum erkalteten Leichen ihrer Aeltern, und Schafe und Ziegen so lange geschont werden, als es noch Menschenfleisch gäbe. (?) Polygamie findet sich überall, selbst im christlichen Abyssinien. Das Weib ist wenig mehr geachtet als das Hausthier. Unter den 150 afrikanischen Sprachen, welche Seetzen annimmt, zeichnet sich die Fulasprache, die im Suladialekte auf Sierra-Leone gesprochen wird, durch ihre Lieblichkeit aus; die Hauptsprache im ganzen Norden und bis zum Dscholiba herunter, wenigstens unter den mohammedanischen Völkern, ist die arabische; die Berber- und die Schelluhsprachen mit ihren Dialekten herrschen in der Berberei und am Atlas; die Mandingosprache ist vom Senegal bis zum Dscholiba die gebräuchlichste; an der Westküste wird hier u. da ein verdorbenes Portugiesisch gesprochen; in Abyssinien die Tigre- und Amharasprache. Die große Mehrzahl der Afrikaner ist noch dem rohesten Götzendienste, dem abenteuerlichsten Fetischdienste ergeben. Die Bewohner von Whidah verehren eine Schlange, die wilden Bissagos einen Hahn, die Bewohner Benins ihren eigenen Schatten und nächst dem Könige eine Eidechse. Menschen, namentlich Sklaven, werden oft zu Hunderten geopfert. Die Nordafrikaner hangen größtentheils dem Islam an. In Sudan spielen dieser und die moslemitischen Völkerschaften, welche größtentheils noch zu der weißen Raçe (den Arabern und Berberstämmen der Wüste) gehören, den Negerstämmen gegenüber dieselbe Rolle, wie das Christenthum und die Europäer in Amerika. Das Christenthum greift in Amerika um sich und die Indianer verschwinden; in A. steigt der Islam und die Negervölker erliegen theils seinen Waffen, theils seinem Glauben. Längs der ganzen Linie des Abfalls der afrikanischen Hochlande dauert dieser Kampf seit Jahrhunderten fort, und unaufhaltsam schreitet dabei der Islam vorwärts. Nur von Sennaar den weißen Nil hinauf hat er noch keine Fortschritte gemacht. Das Reich Bornu am Tschadsee scheint noch im Uebergange begriffen zu seyn, hier scheinen sich Araber, Tibbus und Neger gemischt zu haben; sie führen fortwährend Krieg gegen die heidnischen Anwohner des Sees u. gegen die Neger im südwärts emporsteigenden Gebirge. Weiter hinauf an der Handelsstraße zwischen Bornu und Sakkatu ist Islam und Fe-

tischismus gemischt, aber der Sultan von Sakkatu ist Moslem, und es zeigt sich auch schon hier viele mohammedanische Bigotterie. Auch längs des Quorra scheint sich der Islam immer weiter auszudehnen, und hier hat das Negervolk der Fellata's, welches großentheils zum Islam bekehrt ist, den Kampf gegen die ungläubigen Neger übernommen. Von Timbuktu westwärts sind die Fulahs und Mandingo's schon größtentheils Moslems geworden und der Islam dringt von dort immer weiter gegen Westen und Süden in Hochsudan ein. Was die Neger des Innern an Bildung und Kenntnissen besitzen, ist arabischen Ursprungs und die völlige Mohammedanisirung aller dem Handel und Verkehr zugänglichen Negervölker scheint kaum mehr in Zweifel zu stehen. Der Kampf der Moslems gegen die Heidenneger besteht übrigens fast nur in den Sklavenjagden (Ghrazzies). Die Neger unterliegen; denn gegen die Araberstämme der Wüste sind sie zu schwach und unkriegerisch. Der Sultan von Sakkatu, wie jener von Bornu, holen sich fortwährend Sklaven in ihren Ghrazzies gegen die Neger, welche auf dem ziemlich flachen Scheidegebirge zwischen dem Quorra und dem Tschadsee wohnen. Im Westen von Timbuktu sind es die Mauren von Marokko, welche diese Sklavenjagden veranstalten, Negerdörfer überfallen u. die Einwohner wegschleppen. In Marokko und Tripoli hat sich die Menge der eingefangenen u. bekehrten Neger so vermehrt, daß sie in vielen Städten die Ueberzahl der dienenden Bevölkerung ausmachen. Auch Mehemed-Ali ward dadurch zum Apostel des Propheten, daß er fortwährend Neger aus dem Innern nach Aegypten bringen ließ, theils durch Sklavenhändler, theils durch seine eigenen Soldaten, welche dieselben in Sennaar auffingen. — Von dem ehemaligen Christenthum in Nubien findet man keine Spur mehr. Abyssinien aber hat, wie Congo, ein seit Jahrhunderten eingeführtes, aber völlig entartetes Christenthum, auf welches neuere Missionen ein frisches Reiß einzupfropfen suchen. Sehr erfreulich sind im Süden A.'s, besonders bei den Hottentotten und Kaffern, die Fortschritte des Christenthums, indem dort seit längerer Zeit die londoner Missionsgesellschaften, die Methodisten, die Brüdergemeinde u. seit Kurzem auch die eigens auf diese Gegenden gerichtete rheinische Missionsgesellschaft in der Verbreitung desselben mit einander wetteifern. Bekanntlich gehen diese Missionäre sämmtlich mit einer sehr menschenfreundlichen und gewinnenden Umsicht zu Werke, die sie auf das Vortheilhafteste vor andern Bekehrern, namentlich den frühern Missionären der Südseeinseln, unterscheidet. Sie kamen statt mit dem Rosenkranze und dem Schwerte mit der Bibel und dem Pfluge. Diesen Missionären verdanken wir nebenbei beträchtliche Erweiterungen der Länderkunde. Durch die Gründung der aus freigelassenen, meist getauften Negersklaven bestehenden Kolonie Liberia an der Körnerküste haben die Nordamerikaner auch einen neuen Keim des Christenthums in A. gepflanzt.

Die socialen Verhältnisse der Afrikaner stehen auf der niedrigsten Stufe; ein großer Theil lebt nomadisch von Jagd, Raub und Krieg, sogar noch einige mohammedanische Stämme, wie die Beduinen, Berbern und andere Bewohner der Wüste. Die Fulahs und Mandingo's haben Schulen, in denen freilich nur der Koran gelehrt wird; einzelne können sogar schreiben. Der natürliche Reichthum hat die Fremden zur Ansiedelung in's Land gelockt, namentlich in die Küstenlandschaften, ins Nilthal, nach Abyssinien, Sudan, in's Kapland rc. In diesen Ländern ist Ackerbau allgemein, oft beschränkt durch Unsicherheit der Personen, wie des Eigenthums. In den Küstenlandschaften u. in Sudan regt sich lebhafter Handel, der in der Nähe der Kolonien in den Händen der Europäer ist; außerdem (besonders der Binnenhandel) ist er in den Händen der Araber, Mandingo's und Fulahs (Messen zu Timbuktu, Sakkattu, Kano u. an andern Orten). Er hat mit dem Mangel an Kommunikations- und Transportmitteln, der Rohheit der Einwohner u. religiösen Vorurtheilen zu kämpfen. Goldstaub, Elfenbein, Getreide, Gummi, Gewürze sind Haupthandelsartikel. Schießgewehre, Pulver, Branntwein, Tabak und Schmucksachen sind dem Neger durch den Umgang mit Europäern zum Bedürfniß geworden. Geprägtes Gold kennt man nur an den Küsten; im Innern hat man statt desselben Muscheln (Kauris), Glasperlen, Salz, Leinwandstreifen, Baumwollenzeuche; auch ist Tauschhandel noch gewöhnlich. Fünf große Handelsstraßen vermitteln den Waarenverkehr zwischen dem Norden u. dem Süden A's. Die erste geht von Kobbe, der Hauptstadt von Darfur, über Assuan nach Cairo. Der Versammlungsort für die Karavane der zweiten Linie ist Borgu, wohin die Kaufleute von Waday und Darsaleyh zusammenströmen; von da zieht sie in nördlicher Richtung nach der Oase Audschela, welche Reise sechs- oder siebenmal des Jahres unternommen wird. Von Audschela wendet sie sich östl. nach Alexandrien. Der dritte Zug geht von Bornu u. den Ufern des Tschadsees aus; die Karavane zieht bis Murzuk (50 Tagereisen), der Hauptstadt von Fezzan, gerade gegen Norden. Zu Murzuk theilt sie sich, und zieht theils nach den Oasen der Tuats, in der Mitte der Sahara, theils nach der Republik Ghadames, das Hauptcorps aber setzt seinen Weg nordwärts nach Sockna fort, wo sich das Ganze in kleine Abtheilungen auflöst, die nach Tripoli, Bengasi, und andern Seehäfen des Golfs von Syrtis ziehen. Die vierte Handelslinie geht von Haussa, Sakkatu, Melli u. Agdas, einer Oase der Tuariks, aus, u. trifft auf der Oase der Tuats mit einer Abtheilung aus Timbuktu zusammen; dann setzt sie ihren Marsch über Mozab, Tauzer u. Tuggurt nach Tunis, Tripoli u. andern Seehäfen fort. Die fünfte Straße geht von Timbuktu u. Arauan in nördlicher Richtung nach Fez, Tlemsan u. Oran. Der Masse nach bringen diese Karavanen mehr Waaren nach Sudan, als sie von daher führen; aber die aus Sudan kommenden sind die köstlichern. Eine solche Karavane zählt 500—2000 Kameele. Sie macht in einer Stunde 3 engl. Meilen u. legt in einer Tagereise selten mehr als 7—8 Stunden Wegs zurück. — Der Bergbau ist in Hochsudan, Abyssinien u. Innerafrika nicht selten. Industrie fehlt nicht ganz: Färberei, Gerberei, Bereitung von wollenen, baumwollenen, leinenen

u. seidenen Zeuchen rc. beschäftigt manche Städte u. Gegenden im Innern.

Hinsichtlich seiner staatlichen Eintheilung zerfällt das afrikan. Festland in einheimische Staaten u. in europäische Besitzungen. Einheimische Staaten sind: 1) Aschantee, 2) Barka, 3) Bornu, 4) Darfur, 5) Guinea, 6) Abyssinien, 7) Marokko, 8) Senegambien, 9) Sennaar, 10) Sudan mit der Sahara, 11) die Länder des Imam von Maskat, u. 12) das innere u. östliche A. England besitzt in A. das Kapland, Niederlassungen am Gambia, u. die Küste Sierra Leone, die Inseln Mauritius, Fernando-Po, St. Helena, Ascension u. die Sechellen; Frankreich Niederlassungen am Senegal u. die Inseln St.-Louis u. Gorée, Isle de Bourbon, St. Maria u. Algerien; das osmanische Reich Aegypten, Tunis u. Tripolis; Dänemark u. Holland Niederlassungen u. Forts in Guinea; Portugal die Azoren, Madera, Porto-Santo, die kapverdischen Inseln, St. Thomas, Angola, Benguela, Mozambique rc.; Spanien die kanarischen Inseln, Ceuta u. s. w. Die Insel Madagaskar u. die Gruppen der Komoren stehen unter einheimischen Fürsten, doch haben sich die Franzosen in der letzten Zeit einiger kleinen zu dieser Gruppe gehörigen Inseln, wie Mayotta's bemächtigt u. üben dadurch einen großen Einfluß auf diese ganze Inselwelt aus. Man berechnet die Größe der europäischen Besitzungen in A. ungefähr so: England besitzt 9676½ □M., Frankreich 4657 □M., Holland 12 □M., Dänemark 60 □M., Portugal 28,394 □M., Spanien 1761 □M., die Türkei 16,000 □M. — Die Regierungsweise, so weit sie uns bekannt ist, scheint überall despotisch oder patriarchalisch zu seyn. — Die wichtigsten Werke über die Entdeckungsreisen in A. sind: Murray, Historical account of discoveries and travel's in Africa; das Werk Leydens: Sketsh of the discoveries in northern and western A. (Edinburg 1799, deutsch, Bremen 1802) wurde zum Theil in jenes verschmolzen. Für die neueste Zeit sind die Schriften der Reisenden Hauptquellen. Vergl. Ritters berühmtes Werk „Vergleichende Erdkunde" im 1. Th. (3. Aufl. Berlin 1834).

After, eigentlich veraltetes Verhältnißwort, s. v. a. nach, hinter, mit dem Nebenbegriff des Falschen, Unächten; nur in Zusammensetzungen gebräuchlich; als Substantiv (anus) die untere Ausmündung des Darmkanals, die, von einer faltenreichen Schleimhaut gebildet, durch besondere, der Willkür unterworfene Muskeln geöffnet u. geschlossen werden kann. Die Schließmuskeln (Sphincter ani externus u. internus) umgeben als eine äußere u. innere Muskelschicht ringförmig die Afteröffnung u. mit ihrer Hülfe kann diese vom lebenden Wesen willkürlich geschlossen werden. Sind diese Muskeln gelähmt, so steht der A., wie beim todten Körper, offen. Zum Oeffnen des A.s dienen die Aufheber desselben (levatores ani), welche von der innern Seite der Beckenknochen herkommen, sich mit den länglichen Muskelfasern des Mastdarms vereinigen u. besonders dazu dienen, den A. bei der Darmausleerung aufwärts zu ziehen. Zu den gleichen Zwekken wirken auch noch andere in der Nähe des A.s befindliche Muskeln mit, die daher auch mit zu den Aftermuskeln gerechnet werden können. Die Gegend des A.s ist mannichfachen Krankheiten ausgesetzt, z. B. der Entzündung, der Venenerweiterung (s. Hämorrhoiden), der Verengung, dem Krebs, Geschwüren u. Einrissen (Afterfissur), einem schmerzhaften zuschnürenden Krampfe (Aftersperre), der angebornen Verschließung (Atresie des A.s) rc., welche, da sie im Anfange sich nicht durch empfindliche Schmerzen kund geben, leicht übersehen od. für geringfügige Wurm- oder Hämorrhoidalbeschwerden gehalten werden, oft zum großen Nachtheile des Leidenden. Eine rechtzeitige Untersuchung des A.s ist daher dringend anzuempfehlen.

After, widernatürlicher (Anus praeternaturalis), jede widernatürliche, an irgend einer Stelle der Bauchwand befindliche und mit dem Darmkanale in unmittelbarer Verbindung stehende Oeffnung, durch welche sich der Darminhalt ganz oder nur zum Theil nach Außen entleert. Wird nur ein Theil des Darminhalts durch diese Oeffnung entleert, der andere aber auf dem natürlichen Wege ausgeschieden, so belegt man die abnorme, die Exkretion der Fäkalmaterie vermittelnde Oeffnung auch mit dem Namen Kothfistel (Fistula stercorea). Von dem widernatürlichen A. unterscheidet sich der künstliche durch seine Entstehung. Während ersterer durch Krankheitszustände der Bauchdecken u. des Darmkanals herbeigeführt wird u. stets eine Folge der eigenthümlichen Gestaltung derselben während ihres Verlaufs ist, wird der künstliche A. eines Heilzweckes wegen, um durch ihn die Erhaltung des Lebens zu ermöglichen, durch die Kunst absichtlich gebildet. Jeder künstliche A. ist, da er den verstopften oder mangelnden natürlichen A. ersetzen soll u. an einer andern Stelle, als an der des letztern sich befindet, als ein widernatürlicher, letzterer aber, wenn er nicht durch die Kunst eines therapeutischen Zweckes wegen gebildet worden ist, keineswegs als ein künstlicher A. zu betrachten.

Afterbildung (Afterorganisation, Pseudomorphosis), übermäßige u. abnorme Ansetzung an die Organe des lebenden Körpers. Im gesunden Zustande wird nämlich den verschiedenen Organen stetig neuer Stoff zugeführt u. an dieselben abgesetzt, u. es entsteht dadurch eine Substanzumwandlung, wenn der neue Ansatz der Wegnahme beim Stoffwechsel das Gleichgewicht hält. Uebersteigt aber der Ansatz die Wegnahme u. weicht er zugleich qualitativer Weise von der Norm ab, so tritt A. ein. Diese kann bald nur die Gewebe, bald einzelne Theile eines Organs, bald ganze Organe, bald endlich ganze Glieder betreffen, u. beruht auf einer krankhaften Stimmung des Bildungstriebes. Veranlassung dazu gibt eine qualitativ fehlerhafte Beschaffenheit des Blutes in Folge unpassender Nahrungsweise, fehlerhafter Beschaffenheit der Assimilationsorgane u. s. w. od. eine Abänderung des specifischen Spannungsverhältnisses, in welchem jedes einzelne Organ zum Blute steht, oder eine Verwandlung seiner Ernährung in einen abnormen Entwickelungsprozeß. Beispiele solcher A. sind im Gefäßsysteme: Verschließung, Ausdehnung der Gefäße; für das feste Gewebe der Theile: die verschiedenen Schwammgewächse, Verhärtungen, Fleischgewächse, die gich-

tischen, skrophulösen, rhachitischen Afterbildungen; für die Haut die verschiedenen Warzen, Schuppen, Krusten u. s. w.

Afterblatt, s. v. a. Nebenblatt.

Afterdolde, s. v. a. Trugdolde.

Aftereinsetzung, bei Erbschaften, tritt ein, wenn ein Testirender bestimmt, daß auf den Fall des Sterbens oder bei Nichterfüllung gewisser mit der Erbschaft verknüpften Verbindlichkeiten von Seiten des Erben, ein Anderer, der Aftererbe, in die Stelle des eigentlichen Erben rücken soll.

Afterfratt (Wolf, Frattseyn, Wundseyn), ein rother oder auch wunder Fleck mit Abstreifen der Oberhaut an den dem After nahen Theilen, wobei die Stelle näßt, oder auch etwas Blutwasser durchschwitzen läßt u. brennende Schmerzen erregt. Das Uebel entsteht meistens bei anhaltendem Druck, beim Reiten auf harttrabenden Pferden oder durch vieles Gehen bei heißem Wetter, auch bei fetten Kindern, die nicht reinlich genug gehalten werden. Im letzteren Falle kommt es meist am Mittelfleisch, zwischen den Geschlechtstheilen, in der Leistengegend, in den Achselgruben u. s. w. vor. Das beste Mittel dagegen ist öfteres Waschen mit frischem Wasser, das Bestreuen mit Bärlappsamen oder das Auflegen eines mit Cerat dünn bestrichenen Läppchens.

Afterholz, Wind-, Schnee- u. Wasserbruchholz; dann überhaupt alles dürre u. abgestandene Holz.

Afterjucken, in den meisten Fällen ein Symptom anderer Krankheiten, namentlich von Hämorrhoidalknoten, Afterfluß, Verengerung des Mastdarms, chronischen Hautausschlägen, Madenwürmern u. s. w. und kommt hauptsächlich bei alten Leuten u. Kindern oder in Folge von Unreinlichkeit vor. Es besteht in einem unangenehmen Gefühl von Jucken u. Kitzeln in der Aftermündung oder deren Umgebung, geht zuweilen in ein lästiges Brennen oder in Ausschwitzung einer serösen, schleimigen Feuchtigkeit über und nöthigt oft zu einem unwiderstehlichen Reiben, welches ein brennendes Schmerzgefühl zur Folge hat. Durch Reinlichkeit, öfteres Waschen mit kaltem oder lauem Wasser wird es in leichteren Fällen in der Regel gemindert.

Afterkind, s. v. a. Bastard; dann s. v. a. Posthumus; auch ein untergeschobenes Kind; endlich ein solches, das erst geboren wurde, nachdem der Vater sein Testament gemacht hatte.

Afterklauen (After, Aberklauen, Geäfter), die beiden hornigen Auswüchse, die sich bei Rind- u. Schweinevieh, wie beim Wild, hinten an jedem Fuße oder Laufe über dem Ballen befinden. Ein Hund ist afterklauig, wenn er an jedem Fuße eine Afterklaue hat.

Afterlehen (subfeudum,), ein Lehen, wodurch eine schon im getheilten Eigenthume des Lehnrechts stehende Sache noch einmal in's Lehen gereicht wird, indem entweder das Obereigenthum von seinem Inhaber einem Dritten zu Lehen gegeben oder das Nutzungsrecht von dem Vasallen einem Andern verliehen wird. In Deutschland kamen die A. sonst sehr häufig vor, indem selbst Reichslehen zu A. gegeben wurden; in England dagegen, wo der König oberster Lehnsherr von allem Grundeigenthume ist, findet man sie nicht. S. Lehnwesen.

Aftermehl (Nachmehl, After), das schlechteste Mehl, welches man aus dem zum dritten Male aufgeschütteten Getreide erhält, s. Mehl.

Aftermiethe, Afterpacht, s. Pacht.

Aftersabbath, in Luthers Bibelübersetzung zu Luc. 6, 1 wahrscheinlich der erste Sabbath nach dem zweiten Tage des Passah. Vom 2. Tage des Passahs nämlich zählte man nach 3. Mos. 23, 15 sieben Sabbathe, von denen der erste in jener Stelle gemeint ist. Vgl. Sabbath.

Afterzehe, der zehenartige Auswuchs an der Hinterseite des Fußes gewisser Vögel. Kommt ein Nagel dazu, so verwandelt sich die A. in einen Sporn.

Afvasaxa, Berg im russ. Westerbotten am nördl. Ufer des Torneäflusses, 7¼ schwed. Meilen von der Stadt Torneä entfernt. Um die Zeit des längsten Tages geht für die Spitze des Berges die Sonne nicht unter; die Bewohner der Gegend (Finnen) versammeln sich daher am Johannistage gegen 10 Uhr Abends auf der Höhe, mit Tanz bei schönem Wetter, oder am Feuer gelagert, mit Spielen und Unterhaltungen die Mitternachtssonne begrüßend. Auf dem waldlosen Gipfel dieses Berges wohnten im Sommer 1736 in einer Hütte die französischen, zur Messung eines Meridianbogens für den Zweck der Bestimmung der Erdfigur abgesandten Astronomen und stellten von dort aus ihre Beobachtungen zwischen A. und Pello an, indem sie die übrigen Stationen von hier aus genau erkennen konnten. In den Jahren 1801—1803 führten Svanberg und Ofverbom auf demselben Berge die berühmte Gradmessung aus, welche ergab, daß der maupertuische Grad um 200 Toisen zu groß war. Von der Höhe des Berges hat man eine weite, reizende Aussicht über die Krümmungen des schön bebuschten Torneäflusses hinweg bis zur Kirche von Torneä.

Afzelius, Name eines berühmten schwedischen Gelehrtengeschlechts. 1) Adam A., geboren am 8. Okt. 1750 zu Larf in Westgothland, auf dem Gymnasium zu Skara und der Universität Upsala gebildet, trat 1777 als Docent der orientalischen Literatur auf, ward als solcher außerordentlicher Adjunkt der Fakultät, 1785 aber Demonstrator der Botanik, bereiste seit 1789 England und Schottland und begab sich von London aus nach Sierra Leone in Afrika. Auf der Rückreise gerieth er in französische Gefangenschaft u. lebte 6 Monate in größter Bedrängniß, bis er 1796, seiner naturhistorischen Sammlungen beraubt, nach London kam und als Sekretär bei der schwedischen Gesandtschaft eine Anstellung fand. Nach Christiania 1799 zurückgekehrt, bereiste er Norwegen und habilitirte sich dann wieder zu Upsala, wo er das Institutum Linnaeanum 1802 errichtete, die außerordentliche Professur der Materia medica bekleidete und seit 4. November 1812 auch ordentlicher Beisitzer des Konsistoriums und der medicinischen Fakultät war. A. † als der letzte unmittelbare Schüler des großen Linné, am 26. Jan. 1837. Er gab heraus: „Linné's eigenhändige Aufzeichnungen über sich selbst; mit Anmerkungen und Zusätzen", übersetzt von K. Lappe, Berlin 1826; mehre naturhistorische Werke. Seinen

Namen tragen die Pflanzengattung Afzelia und die Arten Amomum Afzelii, Rosa Afzelii, Calymperes Afzelii, sowie die Insektenarten Mylabris Afzelii und Phalaena tortrix Afzeliana. Seine reichhaltige Pflanzensammlung hat die Universität Upsala angekauft.

2) Johann A., geboren zu Larf am 13. Juni 1753, des Vorigen Bruder und Schüler des berühmten Chemikers Olaf Bergmann, dessen Nachfolger er als Professor der Chemie zu Upsala ward, und erster Lehrer von Berzelius, seit 1820 emeritirt, † den 20. Mai 1837. Außer einigen Aufsätzen hat er nichts geschrieben, aber gleichwohl zur Ausbildung der Chemie viel beigetragen.

3) Pehr von A., Bruder der Vorigen, lange Zeit einer der berühmtesten praktischen Aerzte Schwedens, geboren am 14. December 1760 zu Larf, wurde auf denselben Anstalten, wie seine Brüder, gebildet, 1801 zum ordentlichen Professor der Heilkunde zu Upsala, 1812 zum königlichen Leibarzt ernannt und 1816 in den Adelstand erhoben. Seit dem 12. Jan. 1820 als Professor in Ruhestand versetzt, † er den 2. Dec. 1839. Trotz seiner vielseitigen und ausgezeichneten Thätigkeit als praktischer Arzt hat er eine bedeutende Anzahl gelehrter Fachschriften von größerem und geringerem Umfange verfaßt, die ihm auch als Schriftsteller einen ehrenvollen Namen verschafft haben. Bemerkenswerth ist die „Analysis aquarum Saetraensium", Upsala 1806, das Resultat seiner Untersuchung der Wasser zu Sätra, wo er eine Zeit lang Brunnenintendant war.

4) Arvid August A., ein Verwandter der Vorigen, geboren am 6. Mai 1785, wurde 1821 Pfarrer zu Enköping und machte sich durch seine Forschungen im Gebiete altnordischer Literatur, sowie als Dichter rühmlich bekannt. In Verbindung mit Geijer gab er die „Svenska Folkvisor", eine Sammlung altschwedischer Volkslieder mit den alten von Häffner in Upsala u. Gronland in Kopenhagen bearbeitete Melodien heraus. Auch versuchte er sich mit vielem Erfolg als Dichter von Volksliedern im alten Nationalton, mit weniger Glück als Dramatiker („der letzte Folkunger", „Den sista Folkungen", ist ein mißlungenes Trauerspiel). Trefflich aber übersetzte er die „Sämundar Edda" und die „Herwara-Saga". Außerdem lieferte er eine aus der Volkstradition geschöpfte Geschichte Schwedens („Svenska folkets sagohäfder"), von der 1839—1843 5 Hefte erschienen sind.

Aga oder **Agha** (Aghassi), türkischer Titel, der „mein Herr" bedeutet und von den höheren Militärbefehlshabern und Hofwürdenträgern geführt wird. Unter den ersteren sind nach Auflösung der Janitscharen, welche der Jenitscheri Aghassi befehligte, die vornehmsten: die Silihdar Aghassi, die Generale der Infanterie und Kavalerie, und der Topdschilar Aghassi, der General der Artillerie; unter den letzteren der Kapu Aghassi, das Haupt der weißen Verschnittenen; der Kislar Aghassi, das Haupt der schwarzen Verschnittenen; der Agha-Babi-saadet (d. i. „der Herr des Thores der Glückseligkeit"), der Oberaufseher der Odalisken; der Chasinedar-Baschi, der Oberschatzmeister; der Kilardschi-Baschi, der Oberkellermeister, und der Serai-Aghassi, der Oberaufseher des Serails.

Agabus, christlicher Prophet aus Judäa zur Zeit der Apostel. Er weissagte zu Antiochien eine große, unter dem Kaiser Claudius auch wirklich eintretende Hungersnoth (Apostelgesch. 11, 27. 28.) und kündigte zu Cäsarea dem Apostel Paulus dessen Gefangennehmung nach Art der alten jüdischen Propheten durch eine symbolische Handlung an, indem er sich mit dem Gürtel des Paulus Hände und Füße band und damit auf das des Besitzers des Gürtels zu Jerusalem harrende Schicksal hinwies (Apostelgesch. 21, 10. 11.). Die Tradition läßt ihn später zu Antiochien den Märtyrertod erleiden, weshalb seinem Andenken in der griechischen Kirche der 8. März, in der lateinischen der 8. Februar geweiht wurde.

Agades (Aghades, Aguades), Land u. Stadt in der afrikanischen Wüste Sahara, den Tuariks unterworfen, auf der Karavanenstraße von Kaschna nach Murzuk gelegen und von Negern und Mauren bewohnt, welche Handel mit Sennesblättern, Manna und Salz treiben.

Agag, ein im alten Testamente vorkommender amalekitischer Königsname. Der 1. Sam. 15, 8. 9. 32. 33. erwähnte A. wurde von Saul besiegt, gefangen genommen und von dem Propheten Samuel getödtet. Wahrscheinlich ist jener Name allen Königen der Amalekiter gemein gewesen.

Agalmatolith (Bildstein, chinesischer Speckstein, Pagodit), Mineral von der Gattung der Argillite, besteht im Wesentlichen aus Kiesel- u. Thonerde mit etwas Kali u. Wasser, ist von schieferigem unebenen Bruch, von Gyps- bis Kalkhärte, wenig spröde, von gelblichgrauer, perlgrauer, isabellgelber, fleischrother, grünlichgrauer bis berg- und ölgrüner Farbe, zuweilen fleckig, schimmernd und an den Kanten durchscheinend, fühlt sich ziemlich fettig an, färbt nicht ab und hängt nicht an der Zunge an, bleibt im Wasser unverändert. Das specifische Gewicht ist 2, 7 — 2, 8. Es kommt im Glimmerschiefer bei Schwarzenberg in Sachsen, bei Nagyag in Ungarn, in Wales, am ausgezeichnetsten aber in China vor, wo es wegen seiner geringen Härte und großen Zähigkeit zu allerlei Kunstsachen, Vasen, Statuetten, namentlich auch Pagoden &c. verarbeitet wird.

Agamedes, Sohn des Königs Erginus von Orchomenus, Sprößling des Geschlechts der Minyer. Er und sein Bruder Trophonius waren geschickte Bauleute; unter Anderem bauten sie dem König Hyrieus eine Schatzkammer, an der sie aber einen Stein so einzufügen wußten, daß sie ihn leicht herausnehmen und also die Schatzkammer, ohne deren Thür zu öffnen, bestehlen konnten. Hyrieus legte aber, um den Dieben auf die Spur zu kommen, Schlingen, worin sich A. fing, welchem Trophonius, um nicht durch die Entdeckung des Bruders als Mitschuldiger erkannt zu werden, das Haupt abschnitt. Er selbst aber wurde nach dieser That von der Erde verschlungen, da, wo im Haine zu Labadea die sogenannte Agamedeshöhle war. Eine ähnliche den Schatz des Königs Rhampsinitus betreffende Sage findet sich bei den Aegyptern, und diese halten Viele für die ursprüngliche, die griechische für die abgeleitete, wogegen Ottfr. Müller (Gesch. hellen. Stämme 1, S. 94 ff.) die letztere als ursprüngliches Eigenthum der Minyer nachzuweisen sucht.

Agamemnon, Sohn des Plisthenes u. Enkel des Atreus, Königs von Mycenä, nach Homer Sohn des Atreus, Enkel des Tantalus und Urenkel des Pelops. Auf Befehl des Vaters mußte er mit seinem Bruder Menelaus den Thyestes aufsuchen, der aber, nachdem Aegisthus den Atreus getödtet, sich mit diesem in Besitz des Reichs von Mycenä setzte. Später wurde aber A. Herr des väterlichen Reichs, indem er es entweder von Thyestes erbte oder sich mit Gewalt in den Besitz desselben setzte. Durch Eroberung gewann er noch Sicyon und wurde so einer der mächtigsten griechischen Fürsten. Seine Gemahlin war Clytämnestra, Tochter des Königs Tyndareus von Lacedämon, mit welcher er die Iphigenia, Electra, Chrysothemis und den Orestes zeugte. Als seines Bruders Menelaus Gemahlin von Paris entführt worden war, zog er mit jenem in Griechenland umher, um dessen Fürsten zum Rachekrieg gegen Troja anzureizen. Dies gelang ihm, und zu Argos wurde er selbst zum Oberbefehlshaber der verbündeten Griechen erwählt. Im Hafen von Aulis sammelte sich die ganze Flotte, 1200 Segel stark, wurde aber lange durch eine Windstille zurückgehalten, weil A. im heiligen Haine der Artemis eine Hindin erlegt hatte. Erst nachdem die erzürnte Göttin durch das Opfer der Iphigenia, A.s Tochter, versöhnt worden, konnte die Flotte absegeln. Die Belagerung von Troja währte 10 Jahre, und während derselben erscheint A., wiewohl er dem Achilles an Tapferkeit nachsteht, immer in der Würde und Hoheit des Oberfeldherrn: er prangt vor den Danaern nicht durch Körpergröße, aber durch edle Gestalt und königliches Ansehen, an Augen und Haupt dem Donnergotte, an breiter Brust dem Poseidon, an kräftigen Lenden dem Ares gleich; ihn schmückt ein herrlicher Brustharnisch. Sein Herrscherstab, von Hephästus verfertigt, war von Zeus dem Hermes, von diesem dem Pelops, dem Ahnherrn des Atridenhauses, verliehen worden. A. beruft die Fürsten zur Versammlung u. führt das Heer in die Schlacht. Er selbst erlegt mehre Trojer, wird aber von Coon am Arme verwundet und muß sich in sein Zelt zurückziehen. Erst nachdem er sich mit Achilles ausgesöhnt, wendet sich der Sieg auf die Seite der Griechen. Troja wird erobert und A. erhält die Königstochter Cassandra zur Beute. Nach gefahrvollen Irrfahrten endlich zu Hause angelangt, wurde er von Aegisthus, seinem Verwandten, der die Clytämnestra verführt hatte, beim Mahle überfallen und erschlagen oder, nach den Tragikern, von der auf Cassandra eifersüchtigen Gattin, die ihm beim Bade ein Netz oder ein Gewand ohne Aermelöffnungen überwarf, mit Cassandra zugleich getödtet. A. wurde als Heros verehrt und sein Grabmal, ein altes Heiligthum, zu Mycenä gezeigt.

Agana, auch San Ignatio de A., befestigter und wohlgebauter Hauptort der Mariannen-insel Guajan, Sitz des spanischen Gouverneurs der Mariannen, mit 3000 Einw. u. sicherer Rhede. Hier wurde 1521 Magelhaens ermordet.

Agandurn, Roderich Moritz, span. Missionär und Historiker unter Philipp III. und IV., in Japan und auf den Philippinen. Er schrieb die Geschichte der Bekehrungen in den genannten Ländern, und fügte dieser einen ausführlichen Bericht über seine Sendung bei. Ein zweites Werk A.'s behandelt die Geschichte der Molukken und Philippinen im Allgemeinen, seit ihrer Entdeckung bis in die Mitte des 17. Jahrh.

Aganippe, Tochter des Flußgottes Tecmessus, die Nymphe einer den Musen heiligen, begeisternden Quelle am Helicon in Böotien; auch die Quelle selbst, s. v. a. Hippocrene. Auch hieß so die Gemahlin des Acrisius, Mutter der Danaë, sonst Euridice.

Agapen, Liebesmahle, waren gemeinschaftliche Mahlzeiten, welche die ersten Christen zur Erinnerung an den Tod des Erlösers und zur Belebung der brüderlichen Liebe mit einander hielten, und wozu ein Jeder aus der Gemeinde, was er konnte und wollte, beisteuerte. Gewöhnlich versammelte man sich dazu am Sabbathe oder an Sonn- und Festtagen zu der Zeit der jüdischen und griechischen Hauptmahlzeit, gegen Abend, ohne Unterschied des Standes, in Privathäusern, später auch in den Kirchen, und genoß, das Verhältniß der Beiträge nicht berücksichtigend, Speise und Trank gleichmäßig, so daß die Armen auf Kosten der Reichen erquickt wurden. Solche Liebesmahle waren von Gebeten, Gesängen und heiligen Gesprächen begleitet; am Schlusse derselben wurde ein Theil des dargebrachten Brodes u. Weines durch ein Dankgebet besonders geweiht und unter die Anwesenden vertheilt, auch wohl von diesen denjenigen, die nicht gegenwärtig seyn konnten, überbracht. — Die erste Entstehung der A. ist in dem Passahmahle zu suchen, welches Jesus am Abende vor seinem Tode mit seinen Jüngern feierte und zu einem Mahle der Erinnerung an sich und an sein bevorstehendes Ende weihte. Natürlich mußte diese letzte, durch Jesum so bedeutungsvoll gemachte Mahlzeit den Jüngern nach dem Hingange ihres Meisters heilig seyn, und sie pflanzten deshalb dieselbe fort, um die Erinnerung daran lebendig zu erhalten und auch Andere der damit verbundenen Rührungen und Erweckungen theilhaftig zu machen. Dazu kam die brüderliche Eintracht und Gemeinschaft der ersten Christen unter einander, welche die gemeinschaftlichen, durch den Glauben geheiligten Mahlzeiten nicht nur möglich machte, sondern durch dieselben auch ihre schönste Offenbarung u. Befestigung erhielt. Von der Muttergemeinde zu Jerusalem verbreiteten sich die A. auf die auswärts gestifteten Gemeinden, wurden aber bald bei der zunehmenden Zahl der Christen beschwerlich und verloren an vielen Orten durch vorkommende Unordnungen und Mißbräuche (vgl. 1. Kor. 11, 20—22 u. Jud. 12) ihre ursprüngliche Würde und Bedeutung. Sowohl dies, als die strengen Verbote der Römer gegen die als Beförderungsmittel politischer Verschwörungen und schändlicher Ausschweifungen verdächtigten Liebesmahle bewirkten, daß diese im 2. Jahrhunderte immer mehr eingeschränkt wurden u. an manchen Orten ganz aufhörten. Man behielt dann wenigstens das Austheilen des geweihten Brodes und Weines bei, und nahm dasselbe als einen abgesonderten Gebrauch in die gemeinschaftlichen, gottesdienstlichen Versammlungen auf. Seitdem diese Trennung

der Abendmahlsfeier von den A. im 4. Jahrhundert allgemeiner geworden war, verloren letztere, der heiligen Weihe beraubt, von ihrem alten Ansehen immer mehr; sie wurden durch Synodalbeschlüsse nach und nach aus den Kirchen verwiesen und erhielten sich nur noch eine Zeit lang hier u. da, meist als Speisung für die Armen. Die letzten Spuren ihres Bestehens finden sich im 7. Jahrhundert. In der neueren Zeit haben die Herrnhuter die Liebesmahle wieder erneuert; sie halten dieselben in ihren Versammlungssälen besonders an hohen Festtagen, und genießen dabei unter Gebet und Gesang Thee und Backwerk.

Agapenor, Sohn des Ancäus, einer von Helena's Freiern, König der Arkadier, die er in 60 Schiffen nach Troja führte. Auf der Rückkehr nach Cypern verschlagen, gründete er daselbst Paphos mit einem Heiligthume der Aphrodite. Die Heimath sah er nicht wieder.

Agapetus, 1) A. I., ein Römer, wurde 535 Papst und reiste 536, von Theodat, dem Könige der Ostgothen, gezwungen, nach Konstantinopel, um den Frieden zwischen den Ostgothen und dem Kaiser Justinian, dessen Feldherr Belisar in Italien eingefallen war, zu vermitteln. Der Zweck dieser Reise wurde durch die unterdessen kriegerischer gewordene Gesinnung des Königs Theodat vereitelt; A. selbst gerieth aber während seines Aufenthaltes zu Konstantinopel mit dem Kaiser wegen des der eutychianischen Ketzerei verdächtigen Patriarchen Anthimus in Streit und brachte es durch seinen Einfluß dahin, daß der Patriarch verdammt und seines Amtes entsetzt wurde. Bald darauf † er 536, ein Vorbild und eine Stütze seiner Nachfolger, die sich auf ihn beriefen, um ihr oberstes Ansehen in Glaubenssachen u. die Oberherrlichkeit über die gesammte Kirche geltend zu machen.

2) A. II., ebenfalls ein Römer, war von 946 — 955 Papst, suchte in dem Streite zwischen Hugo von Provence und Alberich II. den Vermittler zu machen und rief später gegen das tyrannische Verfahren Berengars II., der sich zum Könige von Italien aufgeworfen hatte, den deutschen Kaiser Otto I. zu Hülfe. In einem Streite zwischen Hugo, dem Sohne des Grafen Herbert von Vermandois, und dem Mönche Artold, wegen des Erzbisthums von Rheims, veranstaltete er eine Kirchenversammlung zu Ingelheim, auf welcher Otto I. u. der König Ludwig von Frankreich zugegen waren und Hugo in den Bann gethan wurde. Auch entschied A. den Zwist der Erzbischöfe von Salzburg und Lorsch über die kirchliche Gewalt in Pannonien dahin, daß jenem der westliche Theil dieser Provinz, diesem dagegen der östliche, nebst dem Lande der Mähren, Avaren und Slaven untergeordnet wurde.

3) A., Märtyrer, wurde unter dem Kaiser Aurelianus 270, weil er sich öffentlich zum Christenthume bekannte, in's Gefängniß geworfen und, da er nicht widerrufen wollte, nach vielen standhaft erduldeten Martern enthauptet. Sein Gedächtnißtag fällt auf den 18. August.

Agardh, Karl Adolf, Bischof zu Karlstadt in Schweden, ausgezeichneter Forscher im Gebiete der Algenkunde, geboren den 23. Januar 1785 zu Båstad in Schonen, wo sein Vater Kaufmann war. Er studirte in Lund und hielt seit 1807 an der Universität Vorlesungen über Mathematik, wandte sich aber später unter Leitung des Professor Swartz ganz der Botanik zu u. wurde 1812 Professor der Botanik und praktischen Oekonomie. Vier Jahre nachher ließ er sich die geistlichen Weihen geben und ward Pfarrer zu St. Peters-Kloster in Lund, ohne seine Professur aufzugeben. Aber 1834 zum Bischof ernannt, verließ er Lund, um in seinem Sprengel zu Karlstadt zu wohnen. A. ist der erste Algenkenner unserer Zeit. In seiner „Synopsis algarum Scandinaviae“ (Lund 1817), dann in der „Species algarum rite cognitae cum synonymis, differentiis specificis et descriptionibus succinctis“ (Lund 1820—1828), welchen die „Icones algarum“ sich anschlossen, hat A. der Lehre von den Algen, mit Verleugnung des linné'schen Systemes, eine neue Gestalt gegeben, welche er dann in seinem „Systema algarum“, 1824, vollständig ausgeführt, darstellte. Später erschienen die „Icones algarum Europaearum“ (Leipzig 1828—35), ferner „Essai de reduire la physiologie végétale à des principes fondamentaux“ (Lund 1828), „Essai sur le développement intérieur des plantes“ (Lund 1829), und das „Lehrbuch der Botanik“, (Malmö 1829—31, 2 Bde.), deutsch: erster Theil „Organographie der Pflanzen“ von L. v. Meyer (Kopenhagen 1831), zweiter Theil „Allgemeine Biologie der Pflanzen“ von Creplin (Greifswalde 1832). In einer kleinen Schrift über den europäischen Tabaksbau sucht A. zu beweisen, daß nicht sowohl das Klima, sondern weit mehr die gewählten Tabakssorten Ursache der geringen Beschaffenheit des europäischen Tabaks seyen; um bessere Qualitäten zu erzeugen, komme Alles auf die Wahl der Sorten an. Alle Botaniker erkennen A.s Verdienste um die Systematik einer der schwierigsten Partien der Pflanzenwelt an, und gelehrte Gesellschaften haben sich's zur Ehre geschätzt, ihn unter ihre Mitglieder zählen zu dürfen. Aus A.s Entschiedenheit für Naturwissenschaft erklärt sich eine an ihm stark hervortretende Einseitigkeit. A. gehört nämlich zu der auch in Schweden nicht schwachen Partei der zelotischen Realisten, die alles nicht unmittelbar in's Leben Eingreifende, namentlich das Studium des klassischen Alterthums, aus der Pädagogik verbannt wissen will. Auf den Reichstagen, denen er als Abgeordneter 1817, 1823, 1834 und 1839—40 beiwohnte, so wie bei andern Gelegenheiten, zeigte er oftmals seine Abneigung gegen das klassische Alterthum und verschmähte es sogar nicht, die Grundsätze der griechischen und römischen Welt auch in politischer Hinsicht verdächtig zu machen. — Sein Sohn Jakob Georg, Herausgeber der „Synopsis generis Lupini“ (Lund 1835) und der „Recensio specierum generis Pteritis“ (Lund 1839), tritt mit Erfolg in des Vaters Fußstapfen.

Agarener, ein arabischer Volksstamm, anfangs christlich, seit 650 mohammedanisch. Die A. betrachteten sich anfangs als Abkömmlinge der Agar (Hagar), der Magd Abrahams; daher ihr Name. Später aber fanden sie es ehrenvoller, sich Söhne der Sarah, der Gattin Abrahams, zu nennen. So sollen sie den Namen Saracenen recipirt haben, der indeß auch andere Deutungen zuläßt. S. Saracenen.

Agasias, Sohn des Dositheus, Bildhauer aus Ephesus, aus dessen Werkstatt der berühmte borghesische Fechter hervorgegangen ist.

Agassiz, Louis, ausgezeichneter Naturforscher der Gegenwart, Sohn eines Geistlichen zu Orbe im Waatlande und hier 1807 geboren. Seit 1818 besuchte er das Gymnasium zu Biel im Kanton Bern, darauf die Akademie zu Lausanne, und zuletzt die Universitäten Zürich, Heidelberg und München, wo ihm Döllinger, Leuckhard, Schelling, Tiedemann, Oken, Leonhard u. A. den Weg zu den Geheimnissen der Natur zeigten. Die reichen Sammlungen der genannten Städte und vielfache Reisen förderten rasch seine Schritte auf dem betretenen Wege. Der Tod des Herrn v. Spix († zu München am 13. Mai 1826), welcher mit Phil. von Martius Brasilien bereist hatte, gab ihm die erste Veranlassung, als Ichthyolog vor der gelehrten Welt aufzutreten. Martius übertrug ihm damals die Herausgabe der Beschreibung der 116 Arten Fische, die jener in Brasilien gesammelt hatte. Dies Werk erschien unter dem Titel: „Pisces etc., quos collegit et pingendos curavit Spix, descripsit A.“ (München 1829—31, mit 91 lithographischen Tafeln in Fol.). Durch diese Arbeit auf Ichthyologie überhaupt geführt, unternahm er bald darauf mehre Reisen durch Mitteleuropa's Stromgebiete und Seegestade, um die vorkommenden Fische zu beobachten. Als Resultat dieser Untersuchungen erschien sein meisterhaftes Werk „Histoire naturelle des poissons d'eau douce de l'Europe centrale“ (1. Heft, die Familie der Forellen enthaltend, 34 Taf. mit deutscher, franz. und engl. Erklärung, Neufchâtel 1839; 2. Heft, von K. Vogt bearbeitet, die Embryologie der Forellen enthaltend, 14 Taf.; 3. Heft, die Anatomie der Forellen behandelnd, 14 Taf. von A. und Vogt gemeinschaftl. bearbeitet, erschien als Theil des 3. Bandes der „Mémoires de la société des sciences naturelles de Neufchatel“, 1845; das ganze Werk blieb unvollendet). Darauf warf er sich mit gleichem Eifer und Erfolg auf das Studium der fossilen Fische. Sein hierauf bezügl. Werk: „Recherches sur les poissons fossiles“ (14 Lief., Neufchâtel 1833 — 42, mit 311 lithogr. Taf. in Fol.) gründet sich auf ein überaus reiches Material, das Privat- und öffentl. Sammlungen, namentl. die in Paris, wo sich A. 1831 und 1832 aufhielt, geliefert hatten, und füllte, in sofern es ein bis dahin fast unangebautes Gebiet der Zoologie behandelte, eine große Lücke aus. A. war inzwischen als Professor der Naturgeschichte nach Neufchâtel berufen worden, wo sich ihm 1838 und 1839 E. Desor und K. Vogt behufs der Vollendung seiner begonnenen Werke anschlossen. Mit ihrem Beistand wurde das Werk über die fossilen Fische 1842 zu Ende gebracht. Die Frucht seiner Kenntnißnahme von den reichen Sammlungen Englands war seine Monographie der Fische des alten rothen Sandsteins des devonschen Systems (Text in 4. und 42 Taf., Fol., Neufch. und Solothurn 1844). Von den fossilen Fischen ging er zu andern urweltlichen Thierresten über, zuerst auf die Echinodermen in der „Description des echinodermes fossiles de la Suisse“ (3 Lief., Neufch. 1839—1842, mit 35 lithogr. Taf.), deren Untersuchung ihn wiederum zur Ausarbeitung eines allgemeineren, auch die lebenden Echinodermen umfassenden, aber noch unvollendeten Werks, „Monographies d'échinodermes vivants et fossiles“ (4 Lief., Neufch. 1838—42, mit 62 lithogr. Taf.), veranlaßte. Dann folgten Arbeiten über die Mollusken, näml. „Etudes critiques sur les mollusques fossiles“ (Lief. 1, Neufch. 1840, mit 12 lithogr. Taf.). Den bedeutendsten Namen aber verschaffte ihm sein Werk „Etudes sur les glaciers“ (Neufch. 1840, mit 32 lithogr. Taf. in Fol.; deutsch, das. 1841), indem es die Geologie theilweise umgestaltete (s. Gletscher). Die Resultate seiner ferneren Untersuchungen über diesen Gegenstand legte er in einem zweiten mit A. Guyot und E. Desor bearbeiteten Werke nieder: „Système glaciaire ou recherches sur les glaciers“ (Par. 1847, mit Atlas). Im Jahre 1846 begab sich A. nach Nordamerika, wo er eine Professur in Neu-Cambridge bei Boston erhielt.

Agatha, Heilige, stammte aus einer vornehmen Familie zu Palermo oder Catania in Sicilien und wurde schon in ihrem 10. Jahre zum Christenthume bekehrt. In der Verfolgung, welche der Kaiser Decius über die Christen verhängte, wurde sie auf Betrieb des nach ihrer Schönheit und ihrem Reichthume lüsternen Statthalters Octavianus vor Gericht gestellt und, da sie standhaft bei ihrem Glauben und dem Gelübde der Keuschheit verharrte, den grausamsten Martern Preis gegeben (251). Seb. del Piombo hat ihr Märtyrerthum in einem schönen Gemälde dargestellt. Ihr Gedächtnißtag ist der 5. Febr.

Agathemerus, Geograph gegen Ende des 2. oder Anfang des 3. Jahrhunderts n. Chr. Seine noch vorhandene Schrift, ein Abriß der Geographie, enthält kurze Notizen über die Gestalt der Erde nach der Meinung Aelterer und Neuerer, über die Winde, über die Länge und Kürze der Tage und über die wichtigsten Entfernungen auf der Erdoberfläche. Ptolemäus u. Plinius können aus A. an vielen Stellen berichtigt werden. Ausgaben von Jak. Gronov (Leyd. 1700), Hudson u. A.

Agathias, mit dem Beinamen Scholasticus, griechischer Dichter und Geschichtschreiber, gebürtig aus Myrina in Aeolien, wurde in Alexandrien gebildet, kam um 554 n. Chr. nach Konstantinopel, wo er sich dem Studium des Rechts widmete und dann als Advokat thätig war. Von seiner reichen Sammlung (Cyclus) kleinerer griechischer Gedichte ist nur die Vorrede auf uns gekommen; dagegen besitzen wir noch 95 eigne Epigramme des A., welche sich in der griechischen Anthologie (herausg. von Jakobs, Bd. IV, S. 3 ff.) abgedruckt finden und zum Theil von Geschmack und Witz zeugen. Mehr Bedeutung aber hat A. als Geschichtschreiber, indem er der Verfasser einer mit großer Genauigkeit und Vollständigkeit geschriebenen Geschichte ist, welche die Jahre 553 — 559 von Justinians Regierung umfaßt und sich so gewissermaßen an das Werk des Procopius anschließt. Obwohl der Styl darin inkorrekt und die Darstellungsweise schwülstig und in poetische Floskeln eingekleidet ist, so weist doch der Inhalt dieses Geschichtswerks dem Verfasser einen ehrenvollen Platz unter den byzantinischen Geschichtschreibern an. Der griechische Text nebst lateinischer Uebersetzung wurde zuerst von B. Vulcanius (Leyd. 1594), dann in neuer Recension von Niebuhr (Bonn 1828) herausgegeben. Beiden Aus-

gaben sind auch die obenerwähnten Epigramme beigefügt.

Agatho, aus Sicilien gebürtig, Papst von 678—682, ist wichtig geworden durch den Erfolg, womit er die Behauptung der römischen Kirche von der ihr gebührenden obersten Entscheidung in Glaubenssachen geltend zu machen wußte. Von dem Kaiser Constantinus Pogonatus nämlich zur Beilegung der monotheletischen Streitigkeiten aufgefordert, hielt er 679 eine Kirchenversammlung zu Rom, ließ hier von den abendländischen Bischöfen die monotheletische Lehre von einer Willensäußerung in Christo verdammen, und sandte diesen Beschluß nebst dem päpstlichen Gutachten nach Konstantinopel. Die hier 680 zusammenberufene 6. allgemeine Kirchenversammlung wurde dadurch bewogen, die Lehre von den zwei Willensäußerungen in Christo als die allein wahre anzuerkennen und die Monotheleten als Ketzer zu verdammen. Der Papst, welcher so den Triumph hatte, die Lehre der römischen Kirche zum allgemeinen Glaubensgesetze erhoben zu sehen, gründete darauf die Behauptung, daß nur zu Rom der wahre Glaube rein erhalten und zu finden wäre. Auch erlangte er 681 für sich und seine Nachfolger vom Kaiser die Erlassung der Gelder, welche bisher jeder Papst für seine Bestätigung nach Konstantinopel hatte senden müssen. Unter ihm soll das Schweißtuch Christi aufgefunden worden seyn. Vgl. Agathon.

Agathocles, Tyrann von Syrakus und einer der merkwürdigsten Männer des Alterthums, durch Feldherrn- und Herrschertalente eben so ausgezeichnet, als durch sein ehrgeiziges und herrschsüchtiges Streben eine Geißel seines Vaterlandes, wurde 361 v. Chr. zu Thermä in Sicilien geboren. Sein Vater Carcinus, ein Thonarbeiter, dem Träume und ein Orakelspruch den Sohn als künftigen Urheber großen Unheils für Sicilien u. Karthago bezeichnet hatten, soll denselben ausgesetzt, die Mutter ihn aber gerettet und verborgen und erst nach 7 Jahren, als der Vater über das Geschehene Reue empfunden, in's väterliche Haus zurückgebracht haben. Da Thermä unter karthagischer Herrschaft stand und jener Orakelspruch in der Stadt bekannt geworden war, so siedelte der Vater nach Syrakus über, wo er unter Timoleon das Bürgerrecht erhielt. Da er unbemittelt war, so bestimmte er seinen Sohn für das Töpferhandwerk; dieser aber, durch eine schöne, kräftige Gestalt ausgezeichnet, nahm Kriegsdienste und erwarb sich die Gunst des Damas, eines vornehmen Syrakusaners, der ihn während eines Kriegs mit Agrigent zum Obersten über 1000 Mann beförderte. Nach dem Tode des Damas heirathete er die Wittwe desselben und wurde dadurch Herr eines großen Vermögens, das, verbunden mit einer ausgezeichneten Persönlichkeit, ihm bei Verfolgung seiner herrschsüchtigen Pläne sehr förderlich war. Trotz der von Timoleon wieder hergestellten demokratischen Verfassung hatte sich in Syrakus eine oligarchische Partei gebildet, deren Häupter Heraclides und Sosistratus waren. Diesen war A. in demselben Grade verhaßt, als er sich die Volksgunst erworben, und sie setzten seine Vertreibung aus Syrakus durch. Mit einem Haufen Schicksalsgenossen trieb er sich nun eine Zeit lang als Abenteurer in Unteritalien umher, führte einen Handstreich auf Croton aus, der aber mißglückte, trat in die Dienste der Tarentiner, denen er aber bald verdächtig wurde, sammelte dann wieder eine Schaar Mißvergnügter, entsetzte das von seinen Gegnern Heraclides und Sosistratus belagerte Rhegium und bemächtigte sich darauf der Stadt Syrakus, wo er die oligarchische Partei stürzte. Doch war sein Anhang in dem durch Parteien vielfach getheilten Staate noch nicht stark genug, um ihm die Herrschaft zu sichern. Als die von Karthago aus unterstützten Emigranten gegen Syrakus aufbrachen, wurde hier der Korinther Acestorides zum Oberfeldherrn erwählt und A., als des Strebens nach der Tyrannis verdächtig, von diesem verbannt. Binnen kurzer Zeit sammelte der zum zweiten Male Vertriebene eine Kriegsmacht um sich, mit der er sich den Karthagern und Syrakusanern gleich furchtbar machte, so daß es diese für rathsam hielten, ihn zurückzurufen. Er mußte schwören, nichts gegen die Verfassung der Stadt zu unternehmen, und bewies sich anfangs als eifriger Vertheidiger derselben. Bald war er wieder der Mann des Volkes, das mit seiner Ernennung zum Feldherrn und Wächter des Friedens durchdrang, eine Stellung, die ihm alle Mittel in die Hand gab, das Ziel seines Ehrgeizes, die Alleinherrschaft, zu erreichen. Er schuf sich vor Allem ein ihm blind ergebenes Heer und säuberte damit, wie er selbst vorgab, die Stadt von ihren kleinen Tyrannen, indem er 4000 der reichsten und angesehensten Bürger, unter ihnen den Rath der Sechshundert, niedermetzeln und 6000 andere vertreiben ließ. Dabei begingen seine Söldnerschaaren die abscheulichsten Greuel und theilten sich mit dem Pöbel in die Güter der Ermordeten und Vertriebenen. Um aber nicht durch bloße Gewalt, sondern als vom Volk dazu berufen, seine Herrschaft zu gründen, stellte er sich nach diesen Vorfällen, als wolle er in's Privatleben zurücktreten, wohl wissend, daß die Menge, welche an jenen Gewaltthätigkeiten Theil genommen, um des eigenen Wohles willen kein anderes Oberhaupt als ihn dulden werde. So wurde er zum unumschränkten Feldherrn ausgerufen. In dieser Stellung fast unumschränkter Gebieter von Syrakus, gab er gute Gesetze, ordnete das Finanzwesen und schuf ein zahlreiches, wohlgeübtes Heer und eine starke Flotte. Die Unzufriedenheit der Bürger über den Verlust ihrer Freiheit wußte er theils durch Furcht in Schranken zu halten, theils durch Eroberungen und kriegerischen Ruhm zu beschwichtigen. In wenigen Jahren wurde fast ganz Sicilien erobert, und je größer der Widerstand war, desto glänzender zeigte sich die Kriegskunst des A., desto furchtbarer seine Macht. Die Ausdehnung der syrakusanischen Herrschaft veranlaßte endlich die Karthager, deren Besitzungen in Sicilien bedroht waren, eine Flotte und ein Heer unter Hamilkar nach dieser Insel zu schicken. Die unterjochten und hartgedrückten Städte verbanden sich mit dem karthag. Feldherrn; A. wurde, trotz seines muthvollen Widerstandes, am südlichen Himera von der Uebermacht geschlagen und sah sich genöthigt, nach Syrakus zu fliehen, wo er sofort zu Wasser und zu Lande hart belagert wurde. In dieser verzweifelten Lage faßte er einen Entschluß, der von seinem kühnen, jeder Gefahr Trotz bietenden Geiste

zeugt. Nachdem er die zur Vertheidigung der Stadt erforderlichen Maßregeln getroffen, sich auch durch mitgenommene Geißeln der Ruhe der oligarchischen Partei versichert hatte, schiffte er sich plötzlich mit einer auserlesenen Mannschaft auf 60 im Hafen liegenden Schiffen ein, entwischte der den Hafen blokirenden Seemacht der Karthager und segelte, von diesen verfolgt, gerade auf die Küste Afrika's los. Hier glücklich angelangt (310), verbrannte er mit Beistimmung seiner Soldaten die eigenen Schiffe, drang unaufhaltsam in dem erschrockenen Lande vor, schlug die Karthager unter Hanno und Bomilkar auf's Haupt und eroberte nach diesem Siege alle festen Städte um Karthago. Schon faßte er den Plan, sich zum Herrn von Afrika zu machen. Eine durch eine Gewaltthat seines Sohnes Archagathus veranlaßte Empörung der Soldaten wurde durch das kluge Benehmen des Vaters glücklich beschwichtigt, die Karthager verloren noch zwei Schlachten, und nachdem A. sein Heer durch die Hülfstruppen des herbeigerufenen, aber treulos ermordeten Statthalters von Cyrene, Ophellas, verstärkt hatte, dachte er schon daran, wie Alexanders Nachfolger, denen er an Thatenruhm nicht nachzustehen glaubte, den Königstitel anzunehmen, als die Ereignisse in Sicilien seine schleunige Rückkehr nach Syrakus, über das Agrigent bedeutende Vortheile errungen, nöthig machten. Er übergab also den Oberbefehl in Afrika seinem Sohne Archagathus und eilte mit 2000 Mann nach Sicilien. Schon hatte sich Syrakus wieder erholt, und er selbst begann mit Glück einen Unterjochungskrieg gegen die sicilischen Freistädte, aber plötzlich erstand ihm ein gefährlicher Gegner in dem verbannten Dinocrates, der aus den Vertriebenen und aus Solchen, die wenig von dem Tyrannen zu hoffen, aber Alles zu fürchten hatten, ein ansehnliches Heer gesammelt hatte. Von diesem hart bedrängt, erhielt er auch aus Afrika traurige Botschaft. Dreimal war dort sein Heer geschlagen worden, die meisten Bundesgenossen waren abgefallen, und Archagathus, mit dem Reste seines Heeres in Tunis eingeschlossen, litt den drückendsten Mangel. Daher beschloß A., nach Afrika zurückzukehren und die Führung des Kriegs in Sicilien seinem Feldherrn Leptines zu überlassen. Ehe er noch aufbrach, erfocht dieser zu Land einen Sieg, A. aber versicherte sich der Treue der Stadt durch ein gewohntes Mittel: er ließ 500 ihm verdächtige Vornehme ermorden, während er den Pöbel in Volksversammlungen durch Späße erheiterte. Seine Abfahrt bezeichnete er noch durch einen Sieg über die vor Syrakus kreuzende karthagische Flotte. Bei seiner Ankunft in Afrika traf er die Seinen in verzweifelter Lage; das Wagniß einer Schlacht schien ihm das einzige Rettungsmittel. Er erlitt aber eine vollständige Niederlage und, seine Sache in Afrika mit Heer und Söhnen feigherzig und treulos Preis gebend, beschloß er, heimlich nach Sicilien zu entfliehen. Seine Söhne büßten das verrätherische Benehmen des Vaters mit dem Leben, das Heer ergab sich an die Karthager, und A. selbst entwischte auf einem Fahrzeuge, das ihn nach Sicilien brachte. Hier griff er mit zusammen gerafften Mannschaft sofort Segesta an, erpreßte mit gewohnter Grausamkeit große Summen und vernichtete die Bewohner, Mauern und den Namen der Stadt. Mit derselben Grausamkeit ließ er auf die Nachricht von der Ermordung seiner Söhne gegen alle Verwandte Derer wüthen, die beim afrikanischen Heer gestanden. Solche Greuel und die Kunde von seiner gesunkenen Macht verschafften seinem sicilischen Gegner Dinocrates ansehnlichen Zuwachs. A. fühlte sich für den Augenblick fernerem Kampfe nicht mehr gewachsen; um seinen völligen Sturz abzuwenden, knüpfte er mit Dinocrates Unterhandlungen an und erklärte, er wolle die Gewalt freiwillig niederlegen und der Stadt Syrakus ihre Freiheit zurückgeben, wenn man ihm die zwei festen Plätze Thermä und Cephalödium mit dazu gehörigem Gebiet einräume. Aber Dinocrates, zu ehrgeizig, als daß er an der Spitze eines bedeutenden Heeres durch Annahme jener Bedingungen die Gelegenheit, die Tyrannis zu erkämpfen, aus der Hand gegeben hätte, zögerte, sich zu entscheiden, und A. benutzte diese Zögerung, ihn bei den Syrakusanern als denjenigen zu verdächtigen, der allein die Schuld davon trage, daß die Stadt nicht Friede und Freiheit erhalte. Inzwischen brachte er durch geschickte Unterhändler einen Vertrag mit den Karthagern zu Stande, wonach er gegen eine Summe von 300 Talenten auf alle sicilischen Besitzungen derselben verzichtete. Nachdem er sich auf diese Weise gesichert hatte, beschloß er eine Schlacht mit Dinocrates zu wagen. Diese fiel glücklich für ihn aus, da ein großer Theil der Schaaren seines Gegners gleich Anfangs zu ihm überging. Um aber ohne weiteren Kampf die immer noch zahlreichen Anhänger des Dinocrates in seine Hände zu bekommen, ließ er ihnen freie Rückkehr und volle Restitution in ihre Rechte zusagen. Viele (4000 oder 7000) trauten seiner Zusage und legten die Waffen nieder, worauf sie sogleich umringt und niedergemetzelt wurden. Mit Dinocrates selbst, der mit den geringen Ueberresten seines Heeres ihm nicht mehr schaden, wohl aber nützlich werden konnte, söhnte er sich aus u. gewann in ihm einen Helfer bei Unterjochung der sicilischen Freistädte. Nachdem A. auf diese Weise seine Herrschaft binnen zwei Jahren wieder befestigt hatte, brandschatzte er (303) die Liparier, verbrannte zwei Jahre später die Flotte des macedonischen Königs Cassander, welche die Insel Corcyra blokirte und gab diese Insel als Mitgift seiner mit dem König Pyrrhus von Epirus verlobten Tochter Lanassa. Sein stets auf Abenteuer und Raub gerichteter Sinn führte ihn auch nach Unteritalien, wo er die Bruttier plünderte. In den letzten Jahren seiner Tyrannis, wo sich diese fast über ganz Sicilien erstreckte, bewies er sich nach Polybius als milder und wohlwollender Herrscher. Nur gegen Karthago hegte er noch Rachepläne und traf große Zurüstungen zu einem neuen Zuge, indem er auch den Demetrius Poliorcetes, dem er seine von Pyrrhus wieder geschiedene Tochter vermählt hatte, in sein Interesse zog. Aber sein kläglicher Tod ließ das Unternehmen nicht zu Stande kommen. Der in Afrika ermordete Archagathus hatte einen Sohn gleichen Namens hinterlassen, welcher eine ansehnliche Kriegsmacht befehligte und sich Hoffnung machte, des Tyrannen Nachfolger zu werden. Dieser zog aber dem Enkel seinen Sohn A. vor. Erbittert darüber ermordete Archagathus erst den Oheim und gewann dann einen Lieblingssklaven des Groß-

vaters, Mänon, diesem Gift beizubringen. Mänon, ein geborner Segestaner, wählte ein langsam tödtendes Gift und bestrich damit den Federkiel, womit sich der Tyrann nach der Mahlzeit die Zähne zu reinigen pflegte. Unheilbare Fäulniß ergriff das Zahnfleisch des A. und die Schmerzen steigerten sich zu einem so entsetzlichen Grade, daß er sich noch halb lebendig auf einen Scheiterhaufen bringen und verbrennen ließ (289 v. Chr.), nachdem er ein Alter von 72 Jahren erreicht und 28 Jahre regiert hatte. Syrakus athmete jetzt wieder frei auf; man zog das Vermögen des Tyrannen ein und zertrümmerte dessen Bildsäulen, um jegliches Andenken an ihn auszulöschen. Außer seinem Bruder Antander schrieben auch seine Zeitgenossen Timäus und Callias des A. Biographie, jener mit Haß, dieser mit Schmeichelei. Außerdem gibt seine Geschichte Diodorus Siculus.

Agathodämon, der gütige Gott, dem man aus Dankbarkeit am Schlusse des Mahles einen Becher ungemischten Weines weihte; auch die ägyptische Heilpflanze, das Symbol der Leben u. Gesundheit spendenden Kraft an den Stirnen der Götterbilder und den Tempelportalen.

Agathologie, die Lehre vom Guten, in der Ethik derjenige Theil der Moral, welcher von dem höchsten Gut handelt.

Agathon, 1) griechischer Tragiker, Freund des Plato und Euripides, Schüler des Prodicus und Socrates, ausgezeichnet durch Schönheit, Reichthum und feine Bildung. Als tragischer Dichter wurde er bei den olympischen Spielen gekrönt. Von der Feier des Festes, welches A. bei dieser Gelegenheit gab, nahm Plato die Einkleidung zu seinem „Symposion". In seinen Tragödien, von denen nichts auf uns gekommen ist, scheint er eine von den älteren Tragikern abweichende Richtung eingeschlagen und damit großen Beifall gefunden zu haben. Er † 401. Wieland hat ihn zum Helden eines philosoph. Romans gemacht. 2) A. aus Alexandrien, mißbilligte zur Zeit der decianischen Verfolgung die den Leichnamen der christlichen Märtyrer zugefügten Beschimpfungen, brachte dadurch das Volk gegen sich auf, wurde als Christ angeklagt und starb den Märtyrertod. Gedächtnißtag 7. Dec.

Agatii Wasser, Heilquelle im Königr. Bayern, bei Wasserburg, zwischen der Isar und dem Inn, welche nach Grafs Untersuchung zu den seifenartigen Quellen gehört und kohlensaure Kalk- und Talkerde und Natron, schwefelsaure Kalk- und Talkerde, salzsaures Natron, kohlensaures Gas und wenig Eisen enthält.

Agaton (Agatton, Agathon), Stadt im Lande Benin nahe der Küste von Guinea, am gleichnamigen Flusse, südlich von Benin, Handelsplatz; früher bedeutender als jetzt.

Agatsch, türkische Meile, = 5334 französische Meter, 0,72 oder beinahe ¾ deutsche Meilen.

Agave, Pflanzengattung, welche zur Familie der Bromeliaceen, in die 6. Klasse des linné'schen Systems gehört und im tropischen Amerika einheimisch ist. Ihr Charakter besteht in einer aufrecht über dem Fruchtknoten stehenden röhrigen, sechstheiligen Blumenhülle. Die Kapsel ist dreikantig und vielsamig. Die bekannteste und wichtigste Art ist die **amerikanische A.** (A. americana), von den Mexikanern **Maguey**, von unsern Gärtnern oft fälschlich **große Aloë** genannt, obwohl die Gattung Aloë sich durch die unter dem Fruchtknoten stehende Blumenhülle wesentlich von A. unterscheidet. Sie kam von Mexiko im Jahre 1561 nach Europa, wo sie seitdem im südlichen Spanien, in Portugal und in Unteritalien, sowie in Nordafrika verwildert vorkommt und oft zu Einfriedigungen gebraucht wird. Ihre fleischigen, dicken, dornig-gezähnten Blätter kommen unmittelbar aus der Wurzel hervor, werden gegen 6 Fuß lang u. bilden einen dicht gedrängten Schopf. Wenn die Pflanze in ihrer Heimath ein Alter von 8—20 Jahren erreicht hat, treibt sie aus der Mitte dieses Blätterschopfs einen 20—30 Fuß hohen Blüthenschaft, der mit kleineren, angedrückten, lanzettförmigen Deckblättern besetzt ist, am Grunde oft 1 Fuß Umfang hat und die gipfelständige, oft an 4000 trichterförmige, grünlich-gelbe, wohlriechende Blüthen zählende Rispe trägt. In unseren Gewächshäusern gelangt die Pflanze erst in hohem Alter zur Blüthe; daher der Name „hundertjährige Aloë". Nach dem Blühen stirbt sie ab, treibt aber aus dem ausdauernden Wurzelstocke neue Triebe. Sie wächst an dürren, sandigen und unfruchtbaren Orten und gewährt vielfachen Nutzen. Durch Maceration der Blätter gewinnt man grobe, zähe Fasern, Maguey genannt, woraus man in Amerika Zwirn, Bindfaden, Seile, Hängematten und dergl. verfertigt. Die alten Mexikaner bereiteten daraus ein grobes Papier, worauf sie schrieben. Am meisten jedoch schätzt man aber die A. wegen des schleimigen, säuerlich schmeckenden, zuckerreichen Saftes, welcher zu der Zeit, wo der Blüthenschaft hervorkommen will, in Menge vorhanden ist u. durch Abschneiden der inneren, hellgrünen, aufrechtstehenden und meist zusammengewickelten Blätter gewonnen wird. Derselbe gibt nach vorhergegangener Gährung ein ciderartiges, wohlschmeckendes, belebendes und magenstärkendes Getränk, welches trotz seines fauligen Geruches allgemein getrunken und **Pulque** genannt wird und woraus man durch Destillation einen sehr berauschenden Branntwein (Mexikal) bereitet. Eine starke, kräftige Pflanze gibt nicht selten mehre Monate hindurch täglich 300—400 Kubikzoll Saft, hat jedoch nach diesem Verluste keine Kraft mehr und verdorrt. Der rohe Saft wird auch gegen verschiedene Krankheiten und vorzüglich als Reinigungsmittel bei Wunden gebraucht. Die Vermehrung der A. geschieht durch Seitentriebe. — Von den übrigen Arten dieser Gattung sind als die bekanntesten folgende zu nennen: die **virginische A.** (A. virginica), mit knorpelig-gesägten Blättern; A. cubensis, mit dornigen Wimpern an den Blättern; A. vivipara, mit gezähnten Blättern; A. lurida, der amerikanischen A. sehr ähnlich, nur durch den holzigen Blüthenstengel verschieden.

Agazzari, Agostino, klassischer Tonkünstler des 17. Jahrhunderts, aus Siena, Schüler des berühmten Viadana, lebte eine Zeit lang am Hofe des Kaisers Matthias, später zu Rom als Direktor der apollinarischen Kapelle, wo er die herrlichen Kirchenkoncerte Viadana's in Auf-

nahme brachte. Ein ehrenvoller Ruf führte ihn 1630 als Kapelldirektor an die Domkirche seiner Vaterstadt zurück, wo er 1640 †. Sein Werk „La Musica ecclesiatica", Siena 1638, das einzige, welches wir von ihm besitzen, stellt ihn in die Reihe der ersten Theoretiker.

Agde, Stadt im französischen Departement Hérault, mit 8300 Einwohnern, 1 Stunde vom mittelländischen Meer am linken Ufer des schiffbaren Hérault, in den hier der Kanal du Midi (Kanal von Languedoc) aus der Garonne einmündet. Die Héraultmündung bildet einen Hafen, in den jährlich über 400 Schiffe einlaufen. Wegen des lebhaften Verkehrs mit Italien, Frankreich u. Afrika ist die Stadt der Sitz mehrer fremden Konsuln. Am schwunghaftesten ist der Handel mit Wein, Oel, Salz, Getreide, Wolle, Seide, Schiffsbauholz, Tuch. Auch ist hier eine Schifffahrtsschule. — A., das alte Agatha Narbonnensis, soll ursprünglich eine griechische Kolonie gewesen seyn. Später ward es Sitz eines Bischofs und Versammlungsort mehrer Synoden, namentlich im Jahre 403 und 506. Die letztere wurde mit Genehmigung des arianisch gesinnten Königs der Westgothen, Alarich, von Katholiken gehalten u. verhandelte über die Ehen der Geistlichen und über das Abendmahl.

Agdistis, nach phrygischer Nationalsage ein Zwitterwesen. Zeus befruchtete unwillkürlich im Schlummer die Erde; diese brachte ein Mannweib hervor, das A. genannt wurde. Die Götter beraubten das Monstrum der Mannheit u. aus dem genommenen Samen entsproß ein Mandelbaum, von dessen Früchten die Tochter des Flußgottes Sangarius schwanger ward und einen Knaben gebar, den sie aussetzte, ein Bock aber ernährte. Der Knabe, Attes (Atys), wuchs zum schönen Jüngling heran, und A. selbst verliebte sich in ihn. Als daher Attes sich mit der Tochter des Königs von Pessinus vermählen wollte, erschien, als schon der Hymenäus angestimmt wurde, A., worauf Attes, in Wahnsinn verfallend, sich selbst entmannte. Dasselbe that sein Schwiegervater. Reuevoll erflehete jetzt A. von Zeus, daß der Körper des Attes weder verwesen noch schwinden sollte. So Pausanias. Nach anderer Sage entmannte Cybele den Attes. Nach Strabo war A. ein Name der Göttermutter Cybele. Nach Arnobius zeugte Zeus, nachdem er die Cybele vergeblich überfallen, die A. aus dem Felsen Agdos an der phrygischen Grenze, demselben, aus dessen Steinen durch Deukalions und Pyrrha's Wurf früher schon Menschen entstanden waren. Vgl. Atys.

Agelaus, 1) Sohn des Hercules und der Omphale, nach Einigen Stammvater des Geschlechtes des Crösus, als welchen Andere den Alcäus od. Cleolaus nennen. — 2) Sohn des Oeneus, Königs in Calydon, u. der Althäa, Bruder des Meleager, fand seinen Tod in der Schlacht, welche die Kalydonier u. Kureten wegen des Kopfs und Fells des kalydonischen Ebers einander lieferten. — 3) Sklave des Priamus, welcher den Paris auf den Ida aussetzen sollte; s. Paris. — 4) Sohn des Damastor, einer der Freier der Penelope, wurde von Odysseus erlegt. — 5) Sohn des Heracliden Temenus, der mit seinen Brüdern Eurypylus und Callias die Titanen vermochte, um Lohn den Temenus, der sie zurückgesetzt hatte, zu erschlagen.

Agelet, Joseph Comte d', französischer Astronom, Mitglied der Akademie der Wissenschaften zu Paris, geb. den 25. Nov. 1751, Schüler von Lalande, begleitete 1773 als Astronom die Expedition unter Kerguelen, 1785 die unter Perouse, auf welcher er †. Die reichen astronomischen Beobachtungen der ersten Reise legte er bei der Akademie nieder.

Agelmund (Agilmund), erster König der Longobarden, aus dem edlen Geschlecht der Guningi gegen Ende des 4. Jahrhunderts, † in einer Schlacht gegen die Bulgaren an der untern Donau.

Agemoglans oder **Amoglans** (d. h. ausländische Kinder), diejenigen Kinder, welche die Tartaren alle 3 Jahre von den in dem türkischen Reiche geduldeten Christen kauften oder als einen Tribut erhoben. Sie wurden beschnitten, in der Religion und Sprache ihrer Tyrannen unterrichtet und in den Waffen geübt, bis sie das Alter erreicht hatten, wo sie als Soldaten gebraucht werden konnten; dann rekrutirte man mit ihnen das Corps der Janitscharen. Diejenigen aber, welche nicht zum Kriegsdienste taugten, wurden zu den niedrigsten Diensten im Serail verwendet. S. Janitscharen.

Agen, Hauptstadt des französischen Depart. Lot-Garonne, am rechten Ufer der Garonne, in fruchtbarer Umgebung gelegen, mit 15,600 Einwohnern, Sitz eines Bischofs und der Departementsbehörden. Die Stadt ist eine der ältesten Frankreichs und von unfreundlicher Bauart, aber mit sehr schönen Promenaden umgeben. Bemerkenswerthe Bauwerke in ihr sind die alte, restaurirte Kathedrale, die steinerne Brücke über die Garonne, die Hängebrücke mit einer einzigen Tragspannung von 170 Metres und die schöne Kanalbrücke von 23 Bogen. Von öffentlichen Anstalten befinden sich hier zwei geistliche Seminare, eine Normal-, eine Zeichenschule u. eine Bibliothek. Die industrielle Thätigkeit der Einwohner liefert wollene u. leinene Zeuche, Segeltuch, Tauwerk, Buntpapiere, Leder, Farben (namentlich Karmoisin und Scharlach) ꝛc. Der Ort vermittelt den Handelsverkehr zwischen Toulouse u. Bordeaux und führt außerdem besonders Getreide, Wein, Branntwein, Hanf u. Flachs aus. A. ist Geburtsort der Gelehrten Joh. Scaliger, Lacépède und Bory de St. Vincent. Im Alterthum war A. (Aginum, Agennum) Hauptstadt der Nitiobriger, später der Landschaft Agenois in der alten Provinz Guienne. In der Nähe ist der berüchtigte Morast, Brair, dessen Ausdünstungen die Luft zu Zeiten ungesund machen.

Agende, Kirchenagende (lat. agenda, was gethan werden soll, nämlich beim Gottesdienst), das Buch, welches die kirchlichen Vorschriften über die Ordnung und Form der gottesdienstlichen u. sonstigen kirchlichen Amtshandlungen des Geistlichen und insbesondere über die dabei zu gebrauchenden Worte enthält. Eine vollständige A. enthält also nicht bloß die kirchlichen Anordnungen über die beim Hauptgottesdienste, bei der Abendmahlsfeier, bei der Beichte, bei Taufen, Trauungen, Begräbnissen, Predigerordinationen u. Kinderkonfirmationen zu beobachtende äußere

Form (Ritus), sondern sie gibt auch Vorschriften über die dabei in Anwendung zu bringenden Anreden, Gebete, Kollekten, Segensformeln, Bibelstellen, Glaubensbekenntnisse u. s. w. Die Frage, ob es nothwendig und gut sey, den Geistlichen an den Gebrauch einer A. zu binden, muß bejaht werden. Denn da der Kultus einer Kirche, wie diese selbst, eine eigenthümliche Erscheinung ist, so muß das Wesentliche desselben, wodurch er seine Eigenthümlichkeit behauptet, feststehen, und durch besondere Vorschriften gegen willkürliche Veränderungen gesichert seyn. Die Kirche fordert also um ihres eigenthümlichen Bestehens willen mit gutem Grunde, daß ihre Diener sich an gewisse, aus dem Wesen und der Natur der kirchlichen Gemeinschaft sich ergebende Formen und Gebräuche halten und in denselben sich keine Aenderungen erlauben. Dazu kommt, daß der gemeinsame Glaube einer Kirche auch Gleichförmigkeit des Kultus, der ja nur Ausdruck und Beförderungsmittel des Glaubens ist, nothwendig macht, diese aber nur durch gewisse, von der Gesammtheit ausgegangene, allgemeine Verordnungen bewirkt werden kann. Die Erfahrung endlich lehrt auch, daß die Uebereinstimmung und Festigkeit in der gottesdienstlichen Form auf die einzelnen Mitglieder einer Kirche einen wohlthätigen Einfluß ausüben, indem dadurch die Liebe und das Zutrauen zu dem gemeinschaftlichen Bekenntnisse erhöht und also ein gewisses Selbstgefühl in der Kirche erhalten wird. Dessenungeachtet ist ein in's Kleinliche gehender Agendenzwang, wobei die geringste Abweichung von dem Buchstaben der vorliegenden Formulare verboten wird, zu verwerfen, da ein solcher mit der christlichen Freiheit unvereinbar ist. Die A. soll nur das Wesentliche und eben darum Feststehende des Kultus vorschreiben, sie soll auch Formulare zu Gebeten und Anreden geben, allein nicht verbieten, daß auch, namentlich in besonderen Fällen, Eigenes und außer ihr Gegebenes gesprochen werde.

Obwohl die Kirche von Anfang weit lieber in Betreff der Kultusformen, als der Glaubenssatzungen freiern Spielraum gewährte und hinsichtlich jener wirklich geraume Zeit mehr oder minder große Verschiedenheit obwaltete, so mußte doch die im Dogma und in der Kirchenverfassung gewonnene Einheit bald auch eine gleiche Einheit der mit immer größerer Vorliebe behandelten kirchlichen Gebräuche wünschenswerth erscheinen lassen. Große Verdienste um Herstellung dieser Einheit hat sich Rom erworben. Namentlich war es der für das Kultuswesen so eifrig thätige Gregor I. (590—604), welcher in seinem Sacramentale diesen Einheitsbestrebungen die erforderliche Grundlage gab, auf der dann seine Nachfolger mit Erfolg weiter bauten. So war schon gegen das Ende des Mittelalters in der abendländischen Kirche wenigstens in den wesentlichsten Punkten des Kultus Uebereinstimmung vorhanden. Die Reformation des 16. Jahrhunderts aber rief in der römisch-katholischen Kirche das Bewußtseyn der Einheit in Dogma u. Kultus um so mehr wieder wach, als sie selbst, indem sie viele alte Gebräuche abwarf, bald in Parteien zerfiel. Dies führte zu jener Revision der gottesdienstlichen Ceremonien, zu welcher das Koncil von Trient dem Papste Auftrag ertheilte und deren Resultat die seitdem mehrmals verbesserten Ritualbücher waren. Für die bischöflichen Amtsverrichtungen erschien unter Clemens VIII. (1596) das Pontificale Romanum und (1600) das Caeremoniale Episcoporum. Jenes ist von Urban VIII. (1644), dieses von Innocenz X. (1650) und Benedikt XIV. (1727) verbessert worden. In Betreff der Verrichtungen der Seelsorger erließ Paul V. (1614) das Rituale Romanum. Alle diese Werke wurden von Benedikt XIV. (1725) mit einigen anderen dazu gehörigen Statuten als eine einzige Sammlung herausgegeben. Eine völlige Uebereinstimmung der kirchlichen Gebräuche in allen katholischen Ländern ist freilich hiermit nicht zu Stande gebracht worden, und Forderungen von Reformen sind noch neuerlich von vielen Seiten her laut geworden. Dessenungeachtet hat die katholische Kirche, ganz in Gemäßheit ihrer Abgeschlossenheit im Dogma, eine größere Einheit in den Kultusformen, als die protestantische hat und haben soll. — In der morgenländischen Kirche sind ebenfalls sowohl für die gewöhnlichen Verrichtungen der Priester und Bischöfe, als für die außerordentlichen höheren Feierlichkeiten bestimmte Ritualbücher (vgl. Euchologium sive Rituale Graecorum, herausgegeben von J. Goar, Paris 1645. und Allgemeines Ritualbuch der griechisch-russischen Kirche, Moskau 1834) vorhanden, und die Kirche von Konstantinopel hat noch ein besonderes Ceremonialbuch.

Obwohl der Protestantismus die kirchlichen Gebräuche u. die Uebereinstimmung in denselben für gleichgültig erklärte, so wurde doch in den meisten ihm zufallenden Ländern ein gewisser Ritus der guten Ordnung wegen und als Mittel der Erbauung beibehalten. Alles die Verrichtung der gottesdienstlichen Handlungen Betreffende wurde in den sogenannten Kirchenordnungen zusammengefaßt, bei deren Abfassung man von dem Gesichtspunkte ausging, daß das Gute aus der alten Kirche beizubehalten, Vieles der Einsicht und Anordnung der Geistlichen und Kirchenbehörden zu überlassen sey, die Landessprache aber im Gottesdienste vorherrschen müsse. In diesem Geiste arbeitete Luther seine Schrift: Die deutsche Messe oder Ordnung des Gottesdienstes (Wittenberg 1526 mit beigefügten Musiknoten). Seitdem erschienen in den protestantischen Ländern neue Kirchenordnungen, und je weiter die Reformation sich verbreitete, desto reicher wurde die Kirche an A.n. In den folgenden Jahrhunderten beschränkte man sich darauf, die vorhandenen A.n theils wirklich zu verbessern, theils auch nur sprachlich zu erneuern und dem Bedürfnisse der Zeit anzupassen. In der letzten Hälfte des 18. und im 19. Jahrhundert erhob sich jedoch mit einem regeren Leben in allen theologischen Wissenschaften auch ein lebhafteres Interesse für Liturgien und A.n. Liturgische Gegenstände wurden vielfach besprochen, die bestehenden Vorschriften und Formulare von Seiten der Wissenschaft gewürdigt, Altes beseitigt, Neues in Vorschlag gebracht, und in besonderen Büchern und Zeitschriften Materialien zur Umänderung und Verbesserung der be-

stehenden Landesagenden geliefert. Die zahlreichen A.n u. Sammlungen liturgischer Formulare, welche in dieser Zeit ohne öffentliche Autorität erschienen, so wie die liturgischen Zeitschriften von Hufnagel, Pratje u. Wagnitz bestätigen das eben Gesagte hinlänglich. In Folge dieser Arbeiten u. der von der Wissenschaft gegebenen Anregung wurden in dem angegebenen Zeitraum in verschiedenen Ländern neue A.n öffentlich eingeführt, unter denen sich manche musterhafte finden. Die bemerkenswerthesten sind die hamburgische 1788, die kurpfälzische 1783 u. 1824, die oldenburgische von Mutzenbecher 1795, die schleswig-holsteinische von Adler 1797 u. 1824, die schwedisch-pommersche 1801, die pfalzsulzbachische 1797, die würtembergische 1809 u. 1822. Das Königreich Sachsen erhielt 1812 ein verbessertes Kirchenbuch für den evangelischen Gottesdienst, u. in Preußen erschien 1822 die Kirchenagende für die Hof- u. Domkirche in Berlin, welche behufs der Herbeiführung größerer Einheit im evangelischen Kultus allen evangelischen Gemeinden des Landes zur Annahme anempfohlen wurde. Sie ist auf die Kirchenordnungen des Kurfürsten Joachim II., Johann Georgs u. Herzogs Albrecht von Preußen von 1540, 1572 und 1558 gegründet, hält sich streng an die alten Liturgien der evangelischen Kirche mit Berücksichtigung der uralten christlichen Formen, und will deshalb auch für eine dem Geiste und den Formen nach uralte angesehen werden. Vergleiche über dieselbe Eylert, Ueber den Werth u. die Wirkung der preußischen A., Potsd. 1830, u. s. Agendenstreit. Die Protestanten des österreichischen Kaiserstaates erhielten unter Kaiser Joseph 1787 eine gute Kirchenordnung, die, neuerdings verbessert und stark vermehrt, 1829 in Wien erschien und in dieser neuen Gestalt angenommen wurde. In Schweden, wo die erste vollständige Kirchenordnung 1572 unter Johann III. eingeführt, aber theilweise wieder durch den heimlichen Katholicismus des Königs verdrängt worden war, erschien unter Karl XI. 1687 eine verbesserte Kirchenordnung, welche bis auf den heutigen Tag gültig ist und hinsichtlich des liturgischen Princips viele Aehnlichkeit mit der preußischen hat. Da sie hauptsächlich nur das Kirchliche und das Rituale berücksichtigt, so besteht neben ihr noch ein besonderes liturgisches Handbuch, welches neben dem Rituale auch die dazu erforderlichen Formulare enthält und dessen neuere Bearbeitung seit 1811 gesetzlich eingeführt ist. Sehr nahe mit der schwedischen und preußischen verwandt ist die A. für die evangelisch-lutherischen Gemeinden in Rußland, welche 1832 die höchste Bestätigung erhalten hat. Sie beurkundet ebenfalls das Streben, zu den alten, ursprünglichen Formen der evangelischen Kirche zurückzukehren und das Liturgische mehr hervorzuheben.

Die reformirte Kirche sorgte gleich nach ihrem Entstehen für neue, zweckmäßige und ihren Ansichten vom Kultus entsprechende Kirchenordnungen. Das doktrinale Princip, vorzüglich die Predigt, nimmt in denselben die Hauptstelle ein, und das Rituale tritt fast ganz in den Hintergrund. In der genfer Kirche soll Calvin 1537 gewisse Artikel aufgesetzt haben, welche die evangelische Lehre und Kirchenzucht betrafen. Für Zürich erschien 1549 eine A. unter dem Titel: De ritibus et institutis ecclesiae Tigur. opusculum, für Basel 1590 „Das geistliche und herrliche Kleinod der Kinder Gottes“, in 3 Theilen, von welchen der erste die Konfession, der zweite den Kinderunterricht, und der dritte das, was wir im engeren Sinne A. nennen, enthält. In Holland verfertigte die dortrechter Synode 1620 eine Kirchenordnung für die dortigen reformirten Gemeinden. Seitdem wurden auch in den reformirten Kirchen, vorzüglich in Deutschland und in der Schweiz, zeitgemäße, jedoch nicht wesentliche Verbesserungen hinsichtlich der A.n getroffen. Weniger ist bis jetzt das Bessere in den französischen und niederländischen Gemeinden der reformirten Kirche angeregt worden. — Die anglikanische oder bischöfliche Kirche suchte schon frühzeitig ihre äußere Verfassung und liturgischen Einrichtungen durch besondere Verordnungen und Formulare zu ordnen. Das wichtigste Buch in dieser Hinsicht ist das „Book of Common Prayer“, in's Deutsche neu übersetzt von Küper, Leipzig 1826, verfaßt von Cranmer und Ridley und nach mehrfachen Veränderungen 1662 gesetzlich eingeführt. Es enthält eine Sammlung von liturgischen Formularen, so wie Vorschriften über alle beim öffentlichen Gottesdienste zu beobachtenden Gebräuche, und zwar sind die Geistlichen gehalten, mit Ausnahme der Predigt, bei allen kirchlichen Verrichtungen, selbst bei Begräbnissen und Krankenbesuchen, die vorgeschriebenen Formulare zu gebrauchen. In vollem Gegensatze hiermit steht das „Directory for the public Worship of God“, d. i. Anweisung für die öffentliche Gottesverehrung, welches seit 1645 in der presbyterian. Kirche Schottlands eingeführt ist. Dieses hat keine stehenden Formulare, sondern gibt statt deren lediglich die Hauptgedanken, welche in dem Hauptgebete auszusprechen sind, an, wie es auch hinsichtlich der Anordnung der zu beobachtenden Gebräuche die größtmöglichste Freiheit zuläßt.

Agendenstreit, Streit, welcher sich in Preußen über die vom König (1822) erlassene Agende erhob. Als nämlich seit 1817 in Preußen die Union zwischen der reformirten und lutherischen Kirche fast allenthalben zu Stande gekommen war, erschien die Beseitigung der verschiedenen Agenden und die Einführung einer gemeinsamen Ordnung des Gottesdienstes für den ganzen evangelischen Theil der Monarchie wünschenswerth. Weil zu diesem Behufe niedergesetzte theologische Kommissionen zu keinem Resultat führten, so erließ Friedrich Wilhelm III. selbst eine Agende, bestimmte dieselbe durch einen Kabinetsbefehl für die Garnisonkirchen und empfahl ihre Annahme allen protestantischen Gemeinden seines Staates. Wider Erwarten fand dieselbe vielen Widerspruch. Es erhoben sich Stimmen, welche theils den unkirchlichen Ursprung der Agende, theils die allzugroße Beschränkung der liturgischen Freiheit durch dieselbe, theils ihren altkirchlichen, das Liturgische hervorhebenden Charakter, theils endlich ihre unirende, und, hinsichtlich der reformirten Kirche, zu wenig orthodoxe Tendenz tadelten. So lange die

Regierung es indessen bei einer bloßen Anempfehlung bewenden ließ, traten diese Widersprüche weniger hervor. Als aber diejenigen Geistlichen, welche die neue Agende einführten, von Oben vor andern begünstigt wurden und seit 1825 noch andere Schritte geschahen, die als Zwang oder Verlockung gedeutet werden konnten, so wurde der Streit heftiger, und eine gänzliche Verwerfung der Agende von mehren Seiten gefordert. Dadurch, daß die Vertheidiger derselben ihren politischen Ursprung aus dem Territorialsysteme zu rechtfertigen suchten, erhielt die Sache für die ganze evangelische Kirche Bedeutung, indem es sich von jetzt an hauptsächlich um das liturgische Recht evangelischer Landesfürsten handelte. Die kirchliche Partei, Schleiermacher an der Spitze, kämpfte gegen Augusti, Marheineke u. A. muthig für die Freiheit und Selbstständigkeit der Kirche und gegen die Agende, als das Werk der ohne Zustimmung der betheiligten Kirchengemeinden handelnden Regierung. Diese legte den Streit endlich damit bei, daß sie 1829 eine neue Ausgabe der Agende veranstaltete, die wichtigsten der oben genannten Ausstellungen beseitigte, eine Auswahl der Formulare gestattete und dem provinziellen Herkommen mehr Raum ließ. Nachdem so dem Recht der Kirche von Seite der weltlichen Macht die gebührende Achtung geworden war, fand die Agende in den meisten protestantischen Gemeinden des preuß. Staates nach und nach Eingang und Annahme. Nur die sogenannten Neuevangelischen beharrten aus Haß gegen die Union in ihrem Widerstande und führten in Folge desselben beklagenswerthe Auftritte und eine herbe Anwendung weltlicher Gewaltmittel herbei, die lange andauernde Verstimmungen und selbst Auswanderungen veranlaßten. Der im Ganzen ärgerliche A. war doch nicht ohne wohlthätige Folgen für die Wissenschaft, wie schon die vielen gründlichen Untersuchungen über das Verhältniß der Kirche zum Staate und das lebhaftere allgemeinere Interesse an liturgischen Gegenständen, wozu er Veranlassung gab, beweisen.

Agenor, 1) Sohn des Poseidon und der Libya, König von Phönicien, Bruder des Belus, Gemahl der Telephassa, mit der er den Cadmus, Phönix, Cilix und die Europa zeugte. Nach der Entführung der letzteren durch Jupiter sandte A. alle seine Söhne aus, um sie aufzusuchen; da aber alle ihre Nachforschungen vergeblich waren, kehrte keiner zurück, indem sie sich an verschiedenen Orten niederließen. — 2) Sohn des Phegeus, Königs von Psophis in Arkadien, Bruder des Pronous u. der Arsinoe, welche mit Alcmäon vermählt war, aber von diesem verlassen wurde. Als Alcmäon das berühmte Halsband der Harmonia seiner zweiten Gemahlin Calirrhoe, des Achelous Tochter, bringen wollte, wurde er auf des Phegeus Anstiften von A. und seinem Bruder, diese selbst aber wieder von den mit Calirrhoe erzeugten Söhnen des Alcmäon zu Delphi, wohin sie das Halsband als Weihgeschenk bringen wollten, getödtet. — 3) Sohn des trojanischen Greises Antenor und der Theano, einer der tapfersten Helden der Trojaner, erscheint als Anführer beim Sturme auf die griechischen Verschanzungen, eilt mit anderen Trojanern dem von Ajax niedergeworfenen Hector zu Hülfe, läßt sich selbst mit Achilles in Kampf ein und verwundet ihn, wird von Apollo, der seine Gestalt annimmt, dem Zorne des Helden entzogen und nachmals von Achilles Sohne Neoptolemus getödtet.

Agens, im Allgemeinen s. v. a. wirkende Ursache oder Kraft. In der Chemie und Physik versteht man darunter eine in der Körperwelt wirksame, aber unserer näheren Erkenntniß sich entziehende Kraft, z. B. die chemische Verwandtschaft, in Folge deren verschiedenartige Stoffe Verbindungen mit einander eingehen, oder die Kohäsion, welche die Theile eines und desselben Körpers zusammenhält und dessen Festigkeit bedingt, oder die Wärme, welche Ausdehnung, Schmelzung und Verflüchtigung gewisser Substanzen bewirkt. In der Heilkunde braucht man das Wort A. von Allem, was in der Natur auf den Organismus und das Leben einwirkt, namentlich von imponderabeln und immensurabeln Stoffen und Einwirkungen, z. B. der Elektricität, des Magnetismus ꝛc.

Agent, im gewöhnlichen Sprachgebrauch Jeder, welcher im Auftrage und Namen Anderer gewisse Geschäfte besorgt. Handelsagenten sind Mittelspersonen, welche für Rechnung auswärtiger Häuser Verkäufe ihrer Artikel auf längere Dauer u. gegen eine Vergütung (Provision) übernehmen, ohne selbst ein Handelsgeschäft zu haben und also Kommissionäre im kaufmännischen Sinne zu seyn, oder Geschäftsführer (Faktoren, Disponenten) für Handelsgesellschaften oder Handelshäuser, die mit festem Gehalt angestellt sind oder zuweilen auch einen Antheil an dem Gewinne haben, der aus den durch sie vermittelten Geschäften erzielt wird. Die A.en für Assekuranzanstalten vermitteln alle Geschäfte, welche zwischen dergleichen Anstalten u. den Versicherten vorkommen und vertreten also auf Grund der ihnen ertheilten Instruktion oder Vollmacht eine solche Anstalt an auswärtigen Plätzen. Ihre Geschäftsführung heißt vorzugsweise Agentur. Wechselagenten (Agents de change) heißen in Frankreich die Wechselmäkler, welche zugleich Geld-, Staatspapier- u. Aktiengeschäfte vermitteln, Fallimentsagenten (Agents de la faillite) aber verpflichtete Personen, welche sogleich nach angezeigter Insolvenz eines Kaufmanns vom Handelsgerichte bestellt werden und des Ersteren Geschäfte so lange fortführen, bis die Gläubiger die provisorischen Verwalter der Masse gewählt haben. A.en werden endlich auch jene Mittelspersonen genannt, welche Versorgungs- und Nachweisungskontore haben, d. h. sich damit beschäftigen, den Dienst- u. Beschäftigung suchenden passende Anstellungen nachzuweisen u. sonst noch in verschiedenartigen Geschäften die Unterhändler abzugeben. In der Diplomatie versteht man unter A.en solche Personen, welche, ohne eine eigentliche diplomatische, amtliche Stellung zu haben, im Auftrag einer Regierung oder eines Hofs gewisse Geschäfte, oft unter dem Siegel des Geheimnisses (geheime A.en), besorgen.

Agerkuf, eine 70 Fuß hohe pyramidale Anhöhe aus Ziegeln, $2^1/_2$ Stunden westlich von Bagdad u. dem Tigris. Mehre Reisende glaubten in ihr die Ueberreste des babylonischen Thur-

mes zu erblicken; Niebuhr (Reisen, Bd. 2, S. 505) dagegen hält sie für nichts, als für die Grundlage eines Palastes der Khalifen. In der Nähe sind Spuren anderer Gebäude oder einer zerstörten Stadt. Der babylonische Thurm lag wahrscheinlich näher am Euphrat.

Agesilaus, Name zweier spartanischen Könige: A. I., aus der Familie der Eurystheniden, Sohn des Doryssus, König von Sparta gegen 900 v. Chr. — A. II., aus der spartanischen Familie der Prokliden, Sohn des Archidamus, einer der größten Feldherrn des Alterthums, folgte in der Regierung seinem Bruder Agis (397 v. Chr.), nachdem er den Sohn desselben, Leotychides, mit Hülfe des damals mächtigen Lysander verdrängt hatte. Sparta, damals die gebietende Macht in Griechenland, hatte den jüngern Cyrus gegen dessen Bruder, den persischen König Artaxerxes, mit einem Heere unterstützt und war in Folge davon mit Persien in Krieg verwickelt. Im Laufe desselben setzte A. mit 8000 Mann nach Kleinasien über, zog die Truppen der dortigen griechischen Städte an sich heran und eroberte einen Theil des Landes, bevor noch die persischen Satrapen Zeit gehabt hatten, ein Heer zu sammeln. Auch nachher blieb er trotz der Uebermacht des Feindes fortwährend Sieger, besetzte Phrygien und Lydien u. schickte sich eben an, in das Herz der persischen Monarchie einzudringen, als er von dem Senate zu Sparta zurückberufen wurde, weil die Athenienser, Argiver, Korinther und Thebaner, der spartanischen Herrschaft überdrüssig und durch persisches Gold aufgemuntert, die Spartaner angegriffen und bei Haliartus bereits besiegt hatten. Dem Rufe des Vaterlandes folgend, eilte A. mit großer Selbstüberwindung von der Laufbahn seiner Siege hinweg, traf in Böotien mit dem feindlichen Heere zusammen und schlug dasselbe in der Schlacht bei Coronea gänzlich. Er selbst wurde in diesem Treffen verwundet, zeigte sich aber gegen die Feinde, von welchen sich viele in den Tempel der Minerva geflüchtet hatten, menschlich. In dem nun beginnenden korinthischen Kriege war er ebenfalls glücklich; da indessen die Athenienser, durch die Perser unterstützt, zur See bedeutende Vortheile errangen und unter ihrem Feldherrn Iphicrates auch zu Land siegten, so hielten es die Spartaner für rathsam, mit dem persischen Könige Artaxerxes wegen eines allgemeinen Friedens zu unterhandeln. Dieser kam auch 385 durch die Vermittelung des Antalcidas wirklich zu Stande, wurde jedoch bald von Seiten der Spartaner verletzt, indem Phöbidas plötzlich die Burg von Theben, Cadmea, besetzte, und Phorbidas den athenienssischen Hafen Piräeus durch Verrath in seine Gewalt zu bringen suchte. A. billigte im Geheimen die Gewaltstreiche dieser Männer, und wußte es durch seinen Einfluß dahin zu bringen, daß sie nicht bloß ungestraft, sondern die Spartaner auch Besitzer der Cadmea blieben. In den nun folgenden Kriegen rettete er nach der Schlacht bei Leuctra (371) durch Besonnenheit, Muth und kluge Maßregeln das Vaterland und verhinderte zweimal, daß die Thebaner unter Epaminondas das von ihnen schon bedrohte Sparta eroberten. Auch nachher fuhr er fort, die Interessen seines Vaterlandes auf alle nur mögliche Art mit Rath und That zu fördern. Nach der Schlacht bei Mantinea (362), die er gegen Epaminondas verlor, hielt er die Spartaner ab, dem allgemeinen Frieden beizutreten, und beobachtete bloß einen Waffenstillstand. Während desselben zog er, um den erschöpften Finanzen Sparta's aufzuhelfen, in einem Alter von 80 Jahren an der Spitze eines geworbenen Heeres nach Aegypten und war hier zuerst für Tachos, der sich gegen Persien erhoben, dann für Nectanebus II. mit Erfolg thätig. Auf der Rückkehr erkrankte er im Hafen des Menelaus an der afrikanischen Küste und † daselbst in einem Alter von 84 Jahren. Obgleich von Statur klein und unansehnlich, an einem Fuße selbst lahm, wurde A. doch wegen seiner geistigen Vorzüge von Allen, die ihn kannten, geachtet und bewundert. Geistesgegenwart, Beharrlichkeit, Kühnheit, Schnelligkeit, Verschlagenheit und ein umfassender Ueberblick zeichneten ihn als Feldherrn aus. Die Begierde nach Ruhm und die Liebe zum Vaterlande, welche in seinem Charakter vorherrschend waren, bestimmten ihn bisweilen zu einer Handlungsweise, die den Forderungen der Gerechtigkeit eben so sehr als seinen sonstigen strengen Grundsätzen widersprach. Uebrigens war er einfach, im Umgange mit Andern freundlich, gegen seine Kinder ein zärtlicher Vater und im höchsten Grade uneigennützig. Das Leben des A. ist von seinem Freunde Xenophon, von Plutarch, Corn. Nepos und Diodorus Sic. beschrieben worden. — Ein andrer A., Bruder des Themistocles, wurde abgeschickt, um das Heer des Xerxes auszukundschaften, und bewährte, gefangen genommen, die Tapferkeit eines Horatius Cocles. Er legte nämlich die Rechte in's angezündete Opferfeuer, um dem Xerxes zu zeigen, daß alle Athenienser für die Freiheit zu sterben bereit seyen.

Agesipolis, Name dreier spartanischen Könige: A. I., aus der Familie der Eurystheniden, Sohn des Pausanias, erhielt nach der Flucht seines zum Tode verurtheilten Vaters unter Vormundschaft seines Verwandten Aristodemus die Regierung (394 vor Christo) und war Kollege Agesilaus' II. Als die Spartaner bald nach dem antalcidischen Frieden beschlossen, alle Bundesgenossen zu züchtigen, welche sich gegen sie nachlässig und den Feinden geneigt bewiesen hatten und die Mantineer der an sie ergangenen Forderung, die Mauern ihrer Stadt zu schleifen und wie früher in einzelnen Flecken zu leben, nicht Folge leisten wollten, wurde A. gegen sie geschickt (385). Er überwand sie in einem Treffen, verwüstete die Gegend und belagerte die Stadt. Da die Einwohner hartnäckigen Widerstand leisteten und keine Aussicht war, sie durch Hunger zur Uebergabe zu zwingen, so ließ A. den sehr angeschwollenen Fluß Ophis, der die Stadt durchfloß, so eindämmen, daß dessen Abfluß gesperrt wurde und in Folge davon die Stadt argen Schaden litt. Jetzt mußten die Einwohner einen Vergleich eingehen, dem zufolge sie ihre Stadt verlassen und vertheilt in vier Flecken wohnen sollten. Im Jahre

380 erhielt A. den Auftrag, den seit 382 mit wechselndem Glück geführten Krieg gegen Olynth zu beendigen. Kaum dort angelangt, starb er, ohne Nachkommen zu hinterlassen, weshalb ihm sein Bruder Cleombrotus folgte. — A. II., Neffe des Vorigen, folgte seinem Vater Cleombrotus im Jahre 371, starb aber kinderlos schon im folgenden Jahre, worauf sein Bruder Cleomenes II. zur Regierung kam. — A. III., Enkel Cleombrotus' II., wurde nach seines mütterlichen Großoheims Cleomenes III. Tod zum König unter der Vormundschaft seines Oheims Cleomenes (221) erwählt, aber von einem Usurpator Lycurgus bald gestürzt.

Agglestone, auch **Barrow-Stein,** gewöhnlich Teufels Kappe genannt, ein merkwürdiges altsächsisches Monument am nordöstlichen Ende der Insel Purbeck, welches an der Basis 60, in der Mitte 80 und nahe an der Zinne 90 Fuß im Umfang hat. Man schätzt das Gewicht des Monolithen auf 8000 Centner. Es diente wahrscheinlich zu religiösem Gebrauch als Altar.

Aggregat (das Angehäufte, Anhäufung), jedes Ganze, dessen Theile keinen innigen und nothwendigen Zusammenhang unter einander haben; in der Chemie u. Mineralogie ein Begriff, der von verschiedenen Naturforschern verschieden erklärt wird, indem die Einen darunter eine Vereinigung von nebeneinander befindlichen Theilchen gleicher Art verstehen, in welcher jedoch jedes derselben noch für sich begrenzt erscheint, also ein Haufwerk diskreter, durch irgend eine Kraft zusammengehaltener Größen, während andere Chemiker und Mineralogen bei der Erklärung dieses Begriffs die Bedingung übergehen, daß die Theilchen für sich begrenzt seyn sollen, und folglich jeden Körper als ein A. seiner Theilchen ansehen oder auch das Produkt der Vereinigung gleichartiger Theilchen zu einem homogenen Ganzen A. nennen. Der erstere Begriff entspricht mehr der ursprünglichen Bedeutung des Wortes, während der letztere auch durchaus nicht zu verwerfen ist, da verschiedene Erfahrungen zu der Annahme berechtigen, daß die Kontinuität aller Körper nur eine scheinbare sey. A. in intellektueller Hinsicht bezeichnet eine Masse von Kenntnissen, die ohne bestimmten Plan und ohne logische oder systematische Ordnung, mehr gelegentlich zusammengebracht sind, also des wissenschaftlichen Zusammenhanges entbehren. Sie werden ohne Methode gesammelt und ohne System bewahrt. Aggregation ist der Akt, durch welchen ein A. zu Stande kommt. — Aggregatform ist die Art, in welcher gleichartige Theilchen zur Bildung eines Körpers zusammengetreten sind, und Aggregatzustand der Zustand eines Körpers, so weit er von der Aggregationsweise seiner Theilchen abhängig ist. Der Erfahrung nach können und müssen alle Körper nur in dreierlei Aggregatform erscheinen, entweder sind sie starr oder fest, oder flüssig, oder gasförmig. Starr oder fest ist ein Körper dann, wenn seine Theilchen einen solchen Zusammenhang unter einander besitzen, daß sie sich nicht ohne einen mehr oder minder bedeutenden Kraftaufwand trennen oder verschieben lassen. Jeder starre Körper hat eine bestimmte Gestalt, die aber innerhalb gewisser, durch den Grad des Zusammenhanges der Theilchen bestimmte Grenzen ganz willkürlich seyn kann. Flüssig ist im Gegentheil ein Körper, dessen Theilchen einen so geringen Zusammenhang und so große Verschiebbarkeit besitzen, daß sie sich leicht in jeder Richtung über und neben einander fortbewegen lassen. Gasig, gasförmig oder luftförmig ist ein Körper, dessen Theilchen gar keinen Zusammenhang mehr besitzen, sondern sich vielmehr gegenseitig abstoßen, weshalb ein gasiger Körper nur unter Einwirkung äußerer Kräfte eine bestimmte Gestalt annehmen kann und ohne alle Wirkung äußerer Kräfte, z. B. ohne Anziehung der Erde sich gänzlich zerstreuen würde. Von der Starrheit und Flüssigkeit gibt es so viel verschiedene Grade, daß beide Zustände oft ganz in einander übergehen. Die Starrheit ist stets mit einem gewissen Grade von Festigkeit verbunden, wird aber auch durch andere Eigenschaften, Härte, Sprödigkeit, Dehnbarkeit, Elasticität, Biegsamkeit u. s. w. mannigfach geändert. Ferner ist bei der Starrheit der Zustand einer regelmäßigen Anordnung der Theilchen von dem einer ordnungslosen Zusammenfügung derselben zu unterscheiden; ersterer bildet die Krystalle (s. Krystallisation), letzterer die dichten und derben Massen. Der Zustand der Flüssigkeit bietet nicht so viel Abänderungen dar; die verschiedene leichte Verschiebbarkeit der Theilchen bedingt nur die Dickflüssigkeit oder Dünnflüssigkeit, jedoch scheint auch beim flüssigen Zustande eine gewisse geregelte Anordnung der Theile bestehen zu können. Zwischen der Gasförmigkeit und den übrigen Aggregatformen gibt es keine allmähligen Uebergänge, und die Verschiedenheiten in ihr werden nur durch Verschiedenheit der Dichtigkeit oder des specifischen Gewichts hervorgerufen.

Aggregaten (Aggregatae), eine von dem angehäuften Blüthenstande benannte Pflanzengruppe. Der Kelch ist frei oder noch öfter mit dem Fruchtknoten verwachsen; die Zahl der Staubfäden entspricht meist der Zahl der Abschnitte der Korolle, zuweilen ist sie auch geringer als diese. Die Blüthen stehen eng zusammengedrängt. Es gehören hierher die Familien der Plantagineae, Globulariae, Plumbagineae, Valerianeae. Von der verwandten Gruppe der Compositae unterscheiden sich die A. durch den freien Stand der Staubfäden, die Einfachheit des Stigma's und die umgekehrte Richtung des Embryo's, der kaum eine Spur von Eiweißkörper zeigt.

Aghrim (Anghrim), ehemaliger Marktflecken, jetzt Dorf in der irländischen Grafschaft Gallway, südöstlich von Gallway, berühmt durch die Schlacht im Juli 1691, in welcher Wilhelms III. Truppen über Jakob II. siegten und die Irländer genöthigt wurden, den ihnen verhaßten Oranier als Nachfolger Jakobs anzuerkennen.

Aghtamar, Insel im See Wan im turkomanischen Paschalik Wan, mit einem sehr berühmten armenischen Kloster, Sitz eines armen. Patriarchen.

Agila oder **Agil,** König der Westgothen in Spanien, der wilde Nachfolger des wüsten Theudegisel, nach des Letztern Ermordung von den verschwornen Mördern 549 auf den Thron erhoben ein roher Tyrann und erbitterter Feind des

Christenthums. Als er auf das Grab eines hochverehrten Märtyrers zur Verhöhnung der Christen hatte Aas werfen lassen, brach zu Cordova der längst vorbereitete Aufstand gegen ihn aus. A.'s heranrückende Heere wurden von der Stadt zurückgeschlagen, ganz Andalusien ergriff gegen ihn die Waffen, und wählte Athanagild zum Führer gegen den Tyrannen. Bei Sevilla geschah der entscheidende Schlag. A. wurde überwunden, und fiel bald nachher durch Meuchelmord seiner eigenen Parteigänger, die ihn (554), um Gnade bei Athanagild zu finden, niedermetzelten. Der Sieger ward der Erbe des erledigten Thrones.

Agiles, Raimund von, Kanonikus zu Puy, Begleiter seines Bischofs Adhemar auf dem ersten Kreuzzuge 1095, im Gefolge des Grafen von Toulouse. Er hat in reinem, zum Theil elegantem Latein, jedoch ohne rechte Ordnung und Planmäßigkeit, die Geschichte dieses Zuges beschrieben in dem Werke, welches betitelt ist: Raimondi de Agiles, canonici Podiensis, historia Francorum, qui ceperunt Hierusalem. In Bongars Gesta Dei per Francos.

Agilolf, Agilulf, Herzog von Turin, und dadurch, daß ihn die Wittwe des letztverstorbenen lombardischen Königs Antharis, Theudelinde, zu ihrem Gemahl erkor, König der Longobarden von 591 — 615, ein rüstiger Fürst, der sein Reich gegen äußere und innere Feinde zu schützen verstand. Viel trug zum Frieden des Staats sein Uebertritt vom Arianismus zum katholischen Glauben bei; denn ihm folgten die meisten bisherigen Arianer, und der mächtige Bischof von Rom wurde sein Verbündeter. Aber auch in offener Feldschlacht wußte er sich Anerkennung zu verschaffen, und die Exarchen von Ravenna wie die Byzantiner selbst fühlten mehrmals die Stärke seines Armes. Mit den Franken schloß er dauernde Friedensverträge. Seinen Sohn Adelwald ernannte er gleich nach dessen Geburt zum Mitregenten. Während A.s Regierung erblüheten im Lombardenreiche Künste und Gewerbe. Kirchen und andere Prachtgebäude erhoben sich, vor Allem strahlte der prächtige Palast zu Monza, in welchem Theudelinde die Großthaten der Longobarden abschildern ließ. Zum Schutz des Po verwandelte sich das damals kleine Dorf Ferrara in eine unbezwingliche Feste. A. †, als eben die in das Herzogthum Friaul eingefallenen Avaren sein Schwert von Neuem herausforderten. Adelwald folgte dem Vater als König unter Vormundschaft der Mutter.

Agilolfinger, Bayerns erstes Herzogsgeschlecht, dessen Stammvater Agilolf, Heerführer und Verwandter des Frankenkönigs Chlodwig, gewesen seyn soll und das mit Kraft und Glück in Bayern herrschte seit dem Fall des Ostgothenreichs 553 bis zur Zeit, wo Karl der Große das Land seiner Monarchie einverleibte 788. Garibald I. (554 — 590), Thassilo I. (590 — 609), Garibald II. (609 — 640), Theodo I. (640 — 680), Theodo II. († 718) mit seinen Söhnen: Theodebert † 723, Grimoald † 724, Theobald † 713 (zusammen 680 — 724), Hugibert (725 — 736), Odilo (736 — 748), Thassilo II. (748 — 788), bilden die Reihe der A., die zwar mit Thassilo damals abgebrochen ward, aber sich wieder in späterer Zeit fortsetzte. Denn das gegenwärtig in Bayern regierende Haus der Wittelsbacher soll von den Agilolfingern abstammen, und auch das alte Geschlecht der Welfen (s. d.) leiten neuere Geschichtsforscher von den A.n her. S. Bayern (Geschichte.)

Agio, italienisches Wort, s. v. a. Bequemlichkeit; ursprünglich die Vergütung, welche sich in Italien die Geldwechsler beim Umtausch von Gold- gegen Silbermünzen geben ließen; jetzt allgemein übliche Bezeichnung für Aufgeld (s. d.).

Agiotage, das Benutzen der Schwankungen im Geld- und Papierkurs, meistens mit dem Nebenbegriff der Anwendung künstlicher, zuweilen selbst unredlicher Mittel (z. B. Verbreitung falscher Gerüchte), um jene Schwankungen zu veranlassen. Auch versteht man darunter das Fortschaffen der besseren Münzsorten aus einem Lande und das Ueberschwemmen desselben mit geringeren. Dem Mißbrauch der A. hat man oft durch gesetzliche Maßregeln, z. B. Festsetzung des Geldkurses, Einhalt zu thun versucht, meistens ohne Erfolg. Agioteure heißen Diejenigen, welche die A. zu einer Erwerbsquelle machen, aber ihr Treiben mit den minder bedenklichen Namen des Geld- und Staatspapierhandels oder des Börsenspiels zu beschönigen pflegen.

Agis, Name mehrer Könige von Sparta: 1) A., Sohn des spartan. Königs Eurysthenes, lebte um 980 vor Christo. Er soll die alten Bewohner des Landes, die nach der dorischen Einwanderung im Lande zurückgeblieben waren, den Spartanern tributpflichtig gemacht, die Heloten aber, die sich nicht fügten, besiegt und zu Staatssklaven herabgedrückt haben. Seine Nachfolger aus seinem Stamme heißen nach seinem Vater Eurystheniden oder nach ihm Agiden.

2) A. I., Proklide, Sohn Archidamus' II., Bruder des Agesilaus, regierte 426—397 v. Chr., also größtentheils während des peloponnesischen Kriegs. Nachdem er gleich zu Anfang seiner Regierung einen verheerenden Einfall in das attische Gebiet gemacht, wurde er 418 mit einem trefflich ausgerüsteten Heere gegen Argos geschickt, ließ sich aber, statt die sich ihm darbietenden Vortheile zu raschem Siege zu benutzen, von den Argivern zum eigenmächtigen Abschluß eines Waffenstillstandes verleiten und lud dadurch in der Heimath solchen Unwillen auf sich, daß man sein Haus niederzureißen u. ihn um 110,000 Drachmen zu strafen beschloß. Nachdem er durch Bitten u. das Versprechen, seinen Fehler durch eine tapfere That wieder gut zu machen, die Strafe von sich abgewandt, stellte er durch mehre glänzende Siege über die Argiver und deren Verbündete den alten Ruhm des spartanischen Heeres wieder her. Besonders wichtig war die durch ihn im Jahre 413 ausgeführte Einnahme und Befestigung des attischen Fleckens Decelea, indem hierdurch die spätere Eroberung von Athen sehr erleichtert wurde. Seine letzten Feldzüge waren gegen die Eleer gerichtet. Nachdem er mit diesen Frieden geschlossen, begab er sich nach Delphi, um den zehnten Theil der gemachten Beute dem Tempel zu opfern, erkrankte aber auf dem Rückwege und † 397. Ihm folgte sein Bruder Agesilaus, obwohl A. seine frühere

Aussage, der Sohn seiner Gattin Timäa, Leotychides, sey nicht von ihm, sondern von Alcibiades während dessen Aufenthalts in Sparta gezeugt worden, auf dem Todtenbette zurückgenommen hatte.

3) A. II., Sohn des Prokliden Archidamus III., wurde 338 König. Haß gegen Alexander den Großen, den Unterdrücker der griech. Freiheit, bewog ihn, während jener gegen Persien vordrang, sich mit mehren persischen Satrapen zu verbinden, um, von diesen unterstützt, die Macedonier in Europa anzugreifen. Alexanders Sieg bei Issus vereitelte diesen Plan; dessenungeachtet sammelte A. 8000 griechische Söldner um sich, begann auf der Insel Kreta mit Erfolg den Kampf gegen die macedonische Uebermacht, ging von da nach dem Peloponnes über, während der macedonische Statthalter Antipater eine Empörung in Thracien zu dämpfen hatte, und brachte binnen kurzer Zeit fast alle dortigen Städte auf seine Seite, unterlag aber dem plötzlich zurückkehrenden Antipater in einer blutigen Schlacht, in der er selbst, des altspartanischen Ruhms nicht unwürdig, fechtend fiel (333).

4) A. III., aus der Familie der Vorigen, folgte im Jahre 244 seinem Vater Eudamidas II. Bei seinem Regierungsantritt war die alte Verfassung Sparta's ihrer völligen Auflösung nahe und der kräftige Geist des Volks geschwunden. Das alte Grundgesetz des Staats, die Gleichheit aller Bürger, war außer Geltung gesetzt, denn die ursprüngliche Zahl von 7000 eigentlichen Bürgern war durch die beständigen Kriege auf 700 zusammengeschmolzen, von denen höchstens 100 Grund und Boden besaßen und in Prunk und Schwelgerei lebten, während die übrigen, durch Armuth und Schulden niedergedrückt, in träger Ruhe von der Zukunft Verbesserung ihrer Zustände hofften. Das Heer bestand aus Periöken und Heloten, und es stand über kurz oder lang völliges Aufhören der Bürgerschaft zu befürchten. Unter solchen traurigen Umständen faßte A., obwohl erst 20 Jahre zählend, den Plan, durch eine durchgreifende Staatsreform die lykurgische Verfassung und Sitte und mit ihr die alte Volkskraft wieder herzustellen. Mit gutem Beispiel vorangehend, entsagte er gleich nach seiner Thronbesteigung allem üppigen Wesen, aß und badete nach alt lakonischer Weise und wußte in der Jugend gleiche Gesinnungen anzuregen. Von einigen angesehenen Männern, seinem mütterlichen Oheim Agesilaus und von Lysander, sowie von seiner Mutter Agesistrata u. seiner Großmutter Archidamia unterstützt, hatte er dagegen an seinem Mitkönige, dem Eurystheniden Leonidas II., einem durch langen Aufenthalt im Oriente der heimischen Sitte ganz entfremdeten Manne, einen heftigen Gegner, der aus Furcht vor dem Volke, welches vertrauensvoll auf den jungen König blickte, zwar nicht offen gegen A. aufzutreten wagte, aber die patriotischen Absichten desselben in's Geheim zu verdächtigen suchte. Doch vermochte derselbe nicht zu hindern, daß A. seinem Freunde Lysander das Ephorat verschaffte und durch diesen einen Gesetzentwurf in den Rath brachte, wonach alle Schuldforderungen aufgehoben, die eigentlichen Bürger durch Aufnahme der tüchtigsten Periöken und Fremden auf die Zahl von 4500 gebracht und unter diese alle Ländereien Lakoniens zu gleichen Theilen durch das Loos vertheilt werden sollten. A. selbst erklärte sich bereit, alle seine liegenden Güter und 600 Talente baares Vermögen sofort an die Theilungsmasse abzugeben. Freudiges Erstaunen über die edle Uneigennützigkeit des königlichen Jünglings ergriff das Volk; Leonidas aber und die Reichen brachten es durch Intriguen und Ränke dahin, daß die Entscheidung der Geronten, wenn auch nur mit der Majorität einer einzigen Stimme, gegen den Gesetzvorschlag ausfiel. Doch gaben die Reformfreunde deshalb ihren Plan nicht auf; Leonidas, von Lysander der Eingehung einer gesetzwidrigen Ehe angeklagt, mußte fliehen, und an seine Stelle trat sein Schwiegersohn Cleombrotus II. Da die neuen Ephoren der Gegenpartei angehörten, so wurden sie von den Anhängern des A. durch einen Gewaltstreich verjagt und neue, unter ihnen Agesilaus, eingesetzt. Obwohl alle Hindernisse hiermit weggeräumt schienen, so scheiterte doch die Durchführung der Reform an dem niedrigen Eigennutze des Agesilaus. Dieser besaß bei vielen Schulden beträchtliche Güter und wünschte, von jenen frei zu werden, ohne diese hergeben zu müssen. Er stellte daher dem Neffen vor, es sey sicherer, statt das Reformwerk mit einem Schlage durchzuführen, zuerst die Schulden aufzuheben und hierdurch die gleiche Vertheilung des Grundes und Bodens anzubahnen. Da auch Lysander und dessen Anhänger dieser Meinung beitraten, so ließ sich A. bereden, zunächst nur die Schuldscheine zu vernichten. Als aber die andere, wichtigere Maßregel verwirklicht werden sollte, wußte Agesilaus die Sache zu verzögern, bis A. Sparta verlassen mußte, um die spartanischen Hülfsvölker dem achäischen Bunde zuzuführen. Der junge König wußte sich die Liebe der Truppen in so hohem Grade zu erwerben, daß er es wagen durfte, die strengste Mannszucht wieder einzuführen. Aber seinem Wunsche, dem Feinde am Isthmus eine Hauptschlacht zu liefern und dadurch dessen Eindringen in den Peloponnes zu hindern, stand die Bedenklichkeit und Eifersucht des achäischen Strategen Aratus entgegen, und so mußte A., ohne eine nennenswerthe That verrichtet zu haben, in die Heimath zurückkehren, wo sich in der Zwischenzeit die Verhältnisse für ihn sehr ungünstig gestaltet hatten. Denn während seiner Abwesenheit hatte Agesilaus seine Absicht, die Gütervertheilung zu hintertreiben, sowie andere herrschsüchtige Pläne offener kund gegeben, sich auch zu seiner Sicherheit mit einer Söldnerschaar umgeben und den anwesenden König Cleombrotus mit völliger Verachtung behandelt, wodurch die Partei des Leonidas bei der Unzufriedenheit des in seinen Hoffnungen getäuschten Volks wieder empor kam und bald das Uebergewicht erhielt. Leonidas wurde aus der Verbannung zurückgerufen, und nun brach der Sturm, den A. nicht mehr zu beschwören vermochte, los. Agesilaus entkam durch die Flucht, A. und Cleombrotus suchten in einem Tempel Schutz; während jenen die Bitten seiner Gattin, des Leonidas Tochter, retteten, lockten jenen treulose Freunde aus seinem Asyle und überlieferten ihn dem Gerichte. Von den Ephoren zur Rechenschaft über seine Handlungen aufgefordert, vertheidigte er sich mit Stolz und Frei=

muth; dennoch wurde er zum Tode verurtheilt und eilig erdrosselt (240 v. Chr.), weil das Volk sich seines Freundes annehmen zu wollen schien. Dasselbe Schicksal wurde auf empörend hinterlistige Weise auch der Großmutter und Mutter des A. bereitet, der letzteren vornehmlich aus dem Grunde, weil sie es offen auszusprechen gewagt hatte, daß Schonung, Milde und Menschenliebe die Ursache des Todes ihres großherzigen Sohnes gewesen. Die tragische Geschichte des A. ist von dramatischen Dichtern öfters bearbeitet worden, am ausgezeichnetsten von Alfieri.

Agitator, ursprünglich Jeder, der etwas treibt, anregt oder in Bewegung setzt, daher s. v. a. Aufwiegler, Unruhestifter, der revolutionäre Aufregung hervorzurufen oder die schon vorhandene in Gang zu erhalten und zu steigern sucht. Wiewohl Agitation auch zu einem an sich guten Zwecke Statt finden kann und darf, so überschreitet man doch dabei leicht das richtige Maß, indem man in der Wahl der Mittel nicht vorsichtig genug verfährt, sich lieber an die Leidenschaften und Begierden der Menschen, als an ihre Vernunft und an ihr sittliches Gefühl wendet, einer einseitigen, fanatischen, jeder Vermittelung abgeneigten Richtung huldigt und zuletzt eben nur in der Erhaltung der Aufregung das zu erstrebende Ziel findet. Einer der größten Agitatoren der Neuzeit war O'Connell.

Aglabiten, arab. Dynastie in Nordafrika, von Ibrahim Ben Aglab begründet, der sich unter dem Khalifen Harun al Raschid im J. 800 unabhängig machte. Seine Familie regierte bis 908 in Kairwan, dann in Tunis, wo sie von den Fatimiten unterdrückt wurde.

Aglaia, eine der Grazien (s. d.). Dann auch Name einer Pflanzengattung aus der natürlichen Familie der Hesperiden oder Orangen (Aurantiaceae). Ihre charakteristischen Merkmale sind: ein kleiner, 5kerbiger, stehen bleibender Kelch, fünf fleischige kugelig zusammengefaltete Korollenblätter, kein Griffel, zwei Narben, fünf Staubfäden auf einer fünfwinkeligen Röhre. Unter 8 Arten ist Aglaia odorata, ein stattlicher Baum in Cochinchina, welcher seiner wohlriechenden Blätter wegen in Gärten gezogen zu werden pflegt, zu erwähnen.

Aglaophamos, Zeitgenosse des Pythagoras, den er in den Geheimlehren unterrichtet haben soll. Sein Name, den der Neuplatoniker Jamblichus in seinem „Leben des Pythagoras" der Vergessenheit entrissen hat, ist durch Lobecks mythologisches, A. betiteltes und namentlich gegen Creuzer gerichtetes Werk bekannter geworden.

Aglaus, ein frommer, aber dürftiger Bürger zu Psophis in Arkadien, den das delphische Orakel, auf Gyges Befragen, für den glücklichsten Menschen erklärte.

Aglie (Allié), Flecken (ehemals Hauptort eines Marquisats und Festung) in Piemont, auf einem Hügel am linken Ufer des Malosina, südwestlich von Ivrea, mit 3500 Einw. Auf dem Schlosse befindet sich eine reiche Gemäldesammlung und Bibliothek.

Aglio (Allio), Giovanni Francesco Corradino d', gelehrter und scharfsinniger Kritiker, geb. zu Venedig 1703, studirte zu Pavia Theologie, lebte nachher in Bologna, Florenz, Siena, Rom und Neapel und † als Abt in seiner Vaterstadt 1743. Seine Ausgabe des Catull (Vened. 1738, Fol.) leistete Ausgezeichnetes für die Korrektheit des Textes; ebenso empfahl sich seine Bearbeitung der Academica des Cicero (Vened. 1744) durch Schärfe der Kritik u. Gründlichkeit der Erklärung, wenn sie auch von Sonderbarkeiten nicht frei war. Weniger Werth haben sein „Lexicon lat. crit.", seine Ausgabe des Frontin u. A.

Agnan (Aignan) St., von den Geschichtsschreibern des Mittelalters Anianus genannt, aus Vienne, Bischof von Orleans, als Attila 451 diese Stadt belagerte. A. leitete die Vertheidigung so muthig und einsichtsvoll, daß Aëtius und Theodorich zum Ersatz herbeieilen konnten. Zwei Jahre nachher † er. Die Mit- u. Nachwelt erzählte sich viel von den wunderthätigen Kräften, die er besessen und geübt habe.

Agnano, See, westlich von der Stadt Neapel, auf vulkanischem Boden, 1 ital. Meile im Umfange haltend, bei 60 Fuß Tiefe, ohne sichtbaren Zu- oder Abfluß (obwohl das Wasser in steter Bewegung ist) und in merkwürdiger Umgebung. An seinen Ufern erheben sich die alten, 1198 erloschenen Krater Astroni, die jetzt statt Feuer häufig mineralisches Wasser ausströmen; eben dort liegen die Schwitzbäder (Stufe) von St. Germano, die Höhle des Pausilipp mit Dampfbädern von 39—40° Reaum., die heiße Solfatara, die Hundsgrotte und die 1807 entdeckte neue, stickluftshaltige Grotte von 250 Fuß Länge, 40—50 Fuß Breite und 10 Fuß Höhe, wiederum mit einer heißen Quelle. Der See überfluthet zum Theil die Ruinen der zerstörten Stadt Agnano, die ihm den Namen gab; seine Ausdünstungen sind schädlich. Wahrscheinlich ist er durch den eingesunkenen Krater eines Vulkans entstanden.

Agnaten, Blutsfreunde, diejenigen Verwandten, welche in männlicher Linie von einem gemeinschaftlichen Stammvater abstammen, im deutschen Rechte auch Schwertmagen genannt, im Gegensatze zu den Kognaten oder Spillmagen. Von besonderer Wichtigkeit sind die Rechte der A. bei Lehngütern. Lehnsagnaten, d. h. solche Seitenverwandte männlichen Geschlechts, welche durch eine ununterbrochene Reihe männlicher ehelicher Nachkommen von eben demselben ersten Erwerber des Lehns, wie der nutzende Eigenthümer selbst, abstammen, haben an dem nutzbaren Eigenthume des Lehns, welches dem Vasall zukommt, Antheil, wenn auch ihr Recht so lange ruht, bis sie der Lehnsfolgeordnung gemäß zum wirklichen Besitze des Lehns berufen werden. Zur Erneuerung des Lehns bei Veränderungen in der Person des Lehnsherrn oder Vasallen sind die A. im Allgemeinen nicht verpflichtet; jedoch müssen sie ihr Recht bei jeder Veränderung anzeigen, widrigenfalls sie bei etwa gemeinschaftlichen Lehnsangelegenheiten übergangen werden. Tritt ein Lehnsmann das Lehn an einen A. ab, so ist dazu die Einwilligung des Lehnsherrn erforderlich; im Unterlassungsfalle begeht der Vasall eine Felonie dritter Klasse. Die Disposi-

sitionsbefugnisse über das Lehn erleiden übrigens durch die Rechte der A. bedeutende Einschränkungen, so daß nur der erste Erwerber mit Genehmigung des Lehnsherrn über das Lehn frei verfügen kann. Ueber die Erbfolge im Lehn gelten für die Descendenten des Lehnsbesitzers im Allgemeinen dieselben Grundsätze, welche zwischen Vater und Sohn überhaupt Statt finden. Nur aus den Gründen, aus welchen ein Vater seinem Sohne den Pflichttheil gesetzlich entziehen kann, ist er berechtigt, ihn aus dem Besitze des Lehns auszuschließen. A. und Mitbelehnte, welche des Lehnsbesitzers Erben nicht geworden, sind keine der von diesem über das Lehn getroffenen Verfügungen, wobei sie nicht zugezogen worden, anzuerkennen verbunden. Wenn aber Verfügungen über Grundstücke u. Gerechtigkeiten im Hypothekenbuche eingetragen sind, so können nur solche A. dieselben anfechten, welche ihr Recht zu derselben Zeit, wo die streitige Verfügung eingetragen wurde, im Hypothekenbuche haben vermerken lassen. Ist letzteres geschehen, so kann der Einspruch des A. gegen die Verfügung des Lehnsbesitzers immer erst dann erfolgen, wenn die Lehnsbesitznahme durch den dritten, welcher mit dem Lehnsbesitzer die Verhandlung abschloß, wirklich erfolgt ist. Doch bleibt dem A. unbenommen, Protest gegen die Verfügungen des Lehnsbesitzers einzulegen, so daß der Dritte bei eintretendem Successionsfalle gegen den protestirenden A. von der Zeit der wirklichen Succession an sein Recht als redlicher Besitzer nicht mehr geltend machen kann. Zugleichen kann der protestirende Agnat noch vor erfolgtem Anfalle des Lehns richterliche Untersuchung der bei der Verfügung des Lehnsbesitzers vorgefallenen Thatsachen, vorzüglich auf Ermittelung des Zustandes, in welchem das Lehn zur Zeit der Veräußerung sich befunden hat, beantragen. Die Verjährungszeit, binnen welcher die Einsprüche des A. gegen geschehene Veräußerungen Gültigkeit haben, ist 30 Jahr und fängt von dem Tage der wirklichen Succession des Dritten in's Lehn an. Ueber Aufnahme und Abtragnng der auf dem Lehn haftenden Schulden s. **Lehn**. Vom **Vorkaufs-** u. **Näherrechte** beim Lehn gelten dieselben Bestimmungen wie bei Familiengütern; im Allgemeinen haben die A. die Vermuthung des **Vorkaufs-** und **Näherrechts** für sich, wenn das Lehn schon seit mehr als einer Generation bei der Familie war. Die **Geschlechtsfähigkeit** zur Succession im Lehn betreffend, so succediren, wenn der verstorbene Lehnsmann keine lehnsfähigen Nachkommen hinterläßt, diejenigen A., welche mit ihm vom **nächsten** gemeinschaftlichen Stammvater abstammen; stehen sich die A. der Linie nach gleich, so succediren sie gemeinschaftlich in das Lehn und theilen dasselbe unter sich nach Stämmen oder Linien. Vergl. **Lehn**.

Agnel, Agnelet, Aignel (**Denier d'or à l'Aignel**), alte franz. Goldmünze, etwa 2 Thlr. an Werth. Das Gepräge zeigt auf dem Avers ein Gotteslamm mit fliegender Siegesfahne, unter ihm der Name des Königs u. die Umschrift: Agnus Dei, qui tollis peccata mundi, miserere nobis. Als Nachahmung dieser franz. Münze ließen andere Staaten ähnliche Goldstücke prägen; so Nürnberg die „**Lämmleinsdukaten**", welche das Gotteslamm auf der Weltkugel stehend vorstellen.

Agnello, **Johann**, Herr von Pisa, bemächtigte sich, von dem Mailänder Barnabas Visconti ermuthigt und mit Geld und Soldaten unterstützt, im August 1364 des Stadthauses, ließ die Magistratspersonen in ihren Betten aufheben, erklärte ihnen, daß die Jungfrau Maria ihm die Herrschaft von Pisa übergeben habe, und ließ sich, umgeben von Bewaffneten, den Eid der Treue leisten. Am 5. Sept. 1368, an dem Tage, wo Karl IV. ihm den Titel eines Dogen verlieh, brach auf dem Platze Lucca, wo er den Kaiser empfangen hatte, ein Gerüst unter ihm zusammen. A. ward leicht verwundet; das Volk aber erblickte darin ein Gottesgericht u. verjagte den Usurpator.

Agnes, St., britische Insel (unter 49° 53′ 30″ nördl. Br. u. 11° 20′ östl. L. gelegen), zur Gruppe der Scillys gehörig, mit einer Oberfläche von 300 Acres und etwa 2000 Einwohnern, die von Fischerei, dem Segen des Strandes und Ackerbau sich nähren. Auch befindet sich ein Leuchtthurm hier.

Agnes, 1) die **Heilige**, unter den christlichen heiligen **Frauen** eine der berühmtesten. Aus einer angesehenen römischen Familie entsprossen, erregte sie schon im 13. Jahre durch ihre außerordentliche Schönheit allgemeines Aufsehen. Zur Zeit der diocletianischen Christenverfolgung verlangte sie der Sohn des römischen Stadtpräfekten zur Ehe. Sie schlug jedoch diesen Antrag standhaft aus, kam deshalb als Christin auf die Proskriptionsliste u. vor den Richter. Standhaft in ihrem Glauben wurde sie mit raffinirter Grausamkeit in ein öffentliches Haus gebracht. Niemand indessen wagte es, hier der mit einem Heiligenscheine Umgebenen zu nahe zu treten; als endlich der Sohn des Stadtpräfekten sie mit Gewalt seiner Lust opfern wollte, verlor er plötzlich das Gesicht. Reumüthig warf er sich A. zu Füßen, und durch ihre Fürbitte, so erzählt die Legende, wurde er wieder sehend. Dessenungeachtet klagten die heidnischen Priester sie von Neuem als Zauberin an u. brachten es dahin, daß sie zum Feuertode verurtheilt wurde. Da aber die Flammen, wie die Chronisten der Heiligen berichten, ihren Körper nicht verletzten, so wurde sie enthauptet. Sie ging mit der größten Freudigkeit in den Tod. Später wurde sie kanonisirt. Ihr Sinnbild ist ein Lamm. Die Agneskirche auf der Piazza Navona zu Rom enthält ein berühmtes Basrelief von Algardi, welches die Geschichte der Heiligen darstellt. In einer andern vor der Porta Pia gelegenen Agneskirche werden am 21. Januar, dem Gedächtnißtage der Heiligen, die Lämmer geweiht, aus deren Wolle die Pallien zur Investitur neuer Bischöfe verfertigt werden. — 2) A. **von Poitou**, Tochter Wilhelms V., Herzogs von Guyenne, seit 1043 Gemahlin des deutschen Kaisers Heinrich III., nach dessen Tode Vormünderin des deutschen Kaisers Heinrich IV., † 1077. — 3) A., **Königin von Frankreich**, Tochter des Herzogs von Meran, Gemahlin Philipp Augusts nach der Verstoßung der ersten Gattin Ingelburga 1196. Da der Papst u. ein versammeltes Koncil die Ehescheidung für nichtig erklärte u. Ingelburga aus dem Kloster wieder

auf den Thron stieg, sah A. sich genöthigt, auf den königlichen Gemahl u. Titel zu verzichten; sie † 1201 auf dem Schlosse Poissy. — 4) A. von Oesterreich, Tochter Kaiser Albrechts I., geboren 1280, Schwester der Herzoge Friedrich u. Leopold von Oesterreich, Königin von Ungarn als Gemahlin des Königs Andreas III. unversöhnliche Rächerin des an ihrem Vater begangenen Königmordes (s. Johann Parricida und Albrecht I.). A. †, nach kurzer Ehe u. langer Wittwenschaft, in einem Alter von mehr als 80 Jahren 1354 od. 1364. — 5) A. von Mansfeld (die schöne Mansfelderin), Tochter Georg I., Grafen von Mansfeld, Gemahlin des Kurfürsten und Erzbischofs von Köln, Gebhard II., welcher indeß diese Verbindung, so wie den Uebertritt zum protestantischen Glauben mit dem Verluste des Erzbisthums und harter Noth bezahlen mußte; s. Gebhardt II. — 6) A. Sorel oder Soreau, die schöne, liebenswürdige Tochter eines Herrn von St. Gerand, geboren im Dorfe Fromenteau (daher „Demoiselle Fromenteau" genannt), Geliebte König Karls VII. von Frankreich, auf den sie den wohlthätigsten Einfluß ausübte; geboren 1409, † sie den 9. Febr. 1450, nicht ohne den Verdacht einer Vergiftung, von welcher der Dauphin unterrichtet gewesen seyn soll. Sie war Mutter von drei Töchtern, die von Karl VII., wie von seinem Nachfolger Ludwig XI. anerkannt wurden und den Titel „Töchter von Frankreich" erhielten. — 7) A., Herzogin von Meran, berüchtigte Gemahlin des Grafen Otto von Orlamünde. Seit 1293 Wittwe, lebte sie auf der Plassenburg bei Kulmbach, wo sie mit dem Burggrafen Albrecht dem Schönen von Nürnberg ein Liebesverhältniß anknüpfte, welches sie zu einem gräßlichen Verbrechen veranlaßte. Da nämlich ihr Geliebter geäußert hatte, nur vier Augen seyen Schuld, daß eine eheliche Verbindung zwischen ihm und ihr nicht Statt finden könne, ermordete sie ihre zwei mit ihrem ersten Gatten erzeugten Kinder, ward aber wegen dieser Frevelthat von Albrecht verlassen und † zu Hof im Gefängniß. Der Volkssage nach erscheint sie auf der Plassenburg als weiße Frau, wichtige Ereignisse im preußischen Königshause im Voraus anzeigend.

Agnesi, Maria Gaetana de, eines der wenigen Beispiele gründlich gelehrter Frauen, dabei voller Zartheit u. ächter Weiblichkeit, geb. den 16. Mai 1718, Tochter des königl. Lehnsvasallen zu Monteveglia. Ihr Talent u. ihre Wißbegierde waren gleich bewunderswürdig. Schon im 9. Jahre sprach sie fertig lateinisch u. hielt eine Rede in dieser Sprache (gedruckt Mail. 1727) über das interessante Thema, daß das weibliche Geschlecht für wissenschaftliche Studien sehr wohl befähigt und dazu berechtigt sey (Artium liberalium studia a foemineo sexu neutiquam abhorrere). In ihrem elften Jahre übersetzte sie die schwierigsten griech. Autoren u. sprach selbst mit Fertigkeit griechisch. Mit gleicher Liebe trieb sie morgenländische und neuere Sprachen. Man nannte sie scherzweise die wandelnde Polyglotte. Der Vater kam ihrer Wißbegierde dadurch sehr entgegen, daß er in seinem Hause gelehrte Gesellschaften versammelte, bei denen die auch mit hohen körperlichen Reizen geschmückte Maria die Unterhaltung leitete, indem sie philosophische Sätze vortrug und vertheidigte. Letztere veröffentlichte später der Vater durch den Druck (Propositiones philosophicae, quas crebris disputationibus domi habitis coram clarissimis viris explicabat Maria Cajetana de Agnesi, Mail. 1738, 4.). Seit ihrem 20. Jahre beschäftigte sie sich vorzüglich mit Mathematik, schrieb eine ausgezeichnete Abhandlung über die Kegelschnitte, die jedoch nicht im Druck erschienen ist, und breitete ihren Ruhm 1748 weit über die Grenzen ihres Vaterlandes aus durch die Herausgabe der „Anfangsgründe der Analysis" (Instituzioni analitiche etc., Bologna 1748, 2 Bde., englisch von Colson, Lond. 1801), ein Buch, das man allgemein als die beste Einleitung in Eulers Werke betrachtet und dem die pariser Akademie das ausgezeichnetste Lob ertheilte. Das Institut zu Bologna nahm sie hierauf unter seine Mitglieder auf, und Papst Gregor XIV. ernannte sie 1750 zum ordentlichen Professor an der dortigen Universität. So schien A. den Beweis jenes Satzes, welchen sie in ihrer ersten Rede aufstellte, durch ihr Beispiel auf das Glänzendste dargethan zu haben. Allein das Ende ihres Lebens zeigte zuletzt doch, wie jene gelehrte Laufbahn eine der weiblichen Natur zwar mögliche, aber unangemessene sey. Bald nach dem Tode ihres Vaters, 1751, war A. alles Lernens, Schreibens und Lehrens so müde geworden, daß sie ganz aus freiem Antriebe, bei völligem Wohlseyn an Geist und Körper und im Besitz eines hinlänglichen Einkommens, die Professur mit der Stelle einer Krankenpflegerin vertauschend, in die Stille eines mailändischen Klosters sich verbarg, wo sie sich, aller wissenschaftlichen Beschäftigung gänzlich entsagend, in der Ausübung christlicher Liebeswerke länger als 40 Jahre hindurch, bis an ihren Tod (9. Jan. 1799), glücklich fühlte. Ihr „Elogio" vom Pater Frisi (Mail. 1799) hat Boulardin's Französische übersetzt. — Ihre Schwester, Maria Theresia A., setzte mehre Kantaten und die drei Opern „Sofonisbe", „Ciro in Armenia" u. „Nitocri" mit vieler Anerkennung in Musik.

Agnetendorf, ansehnliches Dorf im schlesischen Riesengebirge, 1 Stunde vom Kynast und nicht weit von der Sturmkoppe, dem großen Rade und den beiden Schneegruben, welche man von hier aus besteigen kann. Die dritte, gleich hinter A. befindliche Schneegrube heißt davon die agnetendorfer. In der Nähe derselben liegt ein großer rundlicher Granitblock, welcher der wandernde Stein genannt wird, weil er 1818 oder 1819 188 Fuß weit fortrückte, nachdem er schon 8 oder 10 Jahre früher eine ähnliche Wanderung gemacht hatte. Das erste Mal befand er sich auf einer Anhöhe, von welcher er durch sein eigenes Gewicht herabrollen konnte; das letzte Mal aber lag er auf einer nur wenig geneigten Fläche. Wahrscheinlich trieb ihn eine der bisweilen hier vorkommenden Lawinen von dieser Stelle.

Agnethler, Michael Gottlieb von, Doktor der Medicin, namhafter Numismatiker u. Botaniker, geboren zu Herrmannstadt in Siebenbürgen 1719, † 1752 als Professor der Beredtsamkeit, Poesie und der Antiquitäten zu Helmstädt, welche Stelle er ein Jahr vorher angetreten hatte. A. besaß die ausgebreitetsten und verschiedenartigsten Kenntnisse (er studirte in Halle von 1742—1750

Theologie, Philosophie und Medicin) und hat, trotz seines kurzen Lebens, zahlreiche Schriften, numismatischen, botanischen und medicinischen Inhalts, hinterlassen.

Agnition (Anerkennung), in der Rechtswissenschaft ein von Rekognition nicht auf gleiche Weise unterschiedener Begriff. Nach Einigen ist A. Anerkennung von Privaturkunden, Rekognition Anerkennung von öffentlichen Urkunden; Andere nennen die Anerkennung einer Person oder eines Verhältnisses, einer Schuld und dergl. A., dagegen die Anerkennung einer Schrift Rekognition. Am richtigsten nennt man A. die Handlung, wodurch man etwas dafür, wofür es ausgegeben wird, anerkennt, Rekognition dagegen diejenige Handlung, durch welche man etwas schon Gekanntes für dasselbe wieder erkennt. So tritt die A. ein, wenn der Vater die außer der Ehe erzeugten Kinder gerichtlich für die seinigen, oder der Erbe das Testament des Erblassers für richtig erklärt, oder wenn der Machtgeber die Verhandlungen des Bevollmächtigten, oder der gegen Revers Mitbelehnte die Kontrakte des Lehnsinhabers für verbindend anerkennt. Rekognition dagegen ist es, wenn man z. B. seine eigene oder eine Unterschrift, die man schon kennt, für gültig erklärt. In der dramatischen Kunst ist A. s. v. a. Entdeckung, Enthüllung, nämlich die Scene, in welcher die handelnden Personen über die ihnen bis dahin verborgenen Umstände ihrer Lage Aufklärung erhalten. Aristoteles hielt sie für so wichtig in der Tragödie, daß er ihr in seiner Poetik ein eigenes Kapitel widmete, worin er zeigt, wie sie in der Tragödie herbeizuführen sey. Als allgemeines Gesetz gilt, daß die A. für die agirende Person, nicht aber für die Zuschauer überraschend sey. So ist ein Meisterstück feiner A. z. B. die Scene in Lessings Emilie Galotti zwischen der Orsina und dem Marinelli, wo durch ein unbedachtes Wort des feinen Bösewichts die Orsina plötzlich die Aufklärung erhält, welche der Zuschauer schon hat, und jenem in's Ohr kreischt: „der Prinz ist ein Mörder". Beispiele schlecht eingeführter A. gibt Müllner in seinem „29. Februar" und a. a. O. Gewiß aber ist es, daß ein Stück sich recht wohl entwickeln kann, ohne zu irgend einer Agnitionsscene zu führen.

Agno, Kreis im schweizer Kanton Tessin mit 2313 Einwohnern in 10 Ortschaften, unter denen der ansehnliche gleichnamige Flecken in einer Bucht am Luganersee, der von diesem Orte auch den Namen Lago d'Agno führt, die bedeutendste ist; mit Chorherrenstift. In der Umgebung wird starke Kohlenbrennerei getrieben. Eine neugebaute Straße führt nach Lugano. Das überaus fruchtbare Thal A. (Val d'Agno), welches den ganzen Kreis umfaßt, zieht sich in einer Ausdehnung von 6—8 Stunden längs des gleichnamigen Flusses vom Flecken A. bis nach Gamoghe.

Agnodice, athenienfische Geburtshelferin, Schülerin des Herophilus, dadurch merkwürdig, daß sie ihre Kunst als Mann verkleidet übte, als der Areopag den Weibern alle Geburtshülfe untersagt hatte. Nachdem sie entdeckt u. angeklagt worden war, verwendeten sich die Frauen der vornehmsten Athener für sie u. erwirkten ihr nicht bloß Straflosigkeit, sondern auch Zurücknahme des von ihr übertretenen Gesetzes.

Agnoëten, eine angeblich von Theophronius aus Kappadocien im 4. Jahrhundert gestiftete Sekte, welche die absolute Allwissenheit Gottes leugnete; dann seit dem 5. Jahrh. eine Partei der Monophysiten, als deren Haupt meist Themistius, ein Diakonus zu Alexandrien, angesehen wird. Sie leugneten, daß man von Christus sagen könne, er habe Alles gewußt, und beriefen sich namentlich auf Marc. 13, 32. Der darüber entstandene Streit wurde in vielen Schriften verhandelt. Die bedeutendste Widerlegung schrieb der Patriarch von Alexandrien Eulogius. Die namhaftesten A. außer Themistius sind Theodosius u. Damianus; noch bis in's 8. Jahrhundert finden sich erklärte Anhänger ihrer Lehre.

Agnon, des Nicias Sohn, athenienfischer Feldherr vor und während des peloponnesischen Kriegs. Er befehligte einen Theil der Flotte, mit welcher Pericles die Samier besiegte, führte nach Amphipolis eine athenienfische Kolonie, wurde aber von Brasidas überwunden, worauf die Amphipolitaner die ihm errichteten Ehrensäulen wieder niederrissen (Olymp. 85, 1.). Eben so mußte er wegen einer in seinem Heere ausgebrochenen Epidemie die Belagerung von Potidäa wieder aufgeben.

Agnone (Angiona), Stadt im Königreich Neapel, Provinz Abruzzo citeriore, zwischen dem M. Capraro und Sangia, mit 7000 Einw. und blühenden Gewerben; das hier verfertigte Kupfergeräthe ist das beste im Königreich. A. ist das alte Aquitania.

Agnonides, attischer Volksredner, als Ankläger des Theophrast (wegen Verachtung der Götter) und des Phocion, der ihn erst aus der Verbannung zurückgerufen hatte, übel berüchtigt. Als das athenienfische Volk nach Phocions Hinrichtung Reue fühlte, ward A. selbst das Opfer der Volkswuth.

Agnus Dei (d. i. Gotteslamm), ursprünglich bildliche Bezeichnung Christi, aus Joh. 1, 29. 36 entlehnt, wo der Erlöser von Johannes dem Täufer in Bezug auf Jes. 53, 4 f. das Lamm Gottes, welches der Welt Sünde trägt, genannt wird. In der römisch-katholischen Kirche heißt A. D. jetzt: 1) ein kurzes Meßgebet, welches von dem Papste Sergius I. im 7. Jahrhundert eingeführt seyn soll, von dem Priester kurz vor der Kommunion verrichtet wird und die angeführten Worte Johannes des Täufers als dreimalige Anrede an Christus, zweimal mit dem Zusatze: „erbarme dich unser" und das drittemal mit den Worten: „gib uns Frieden" enthält; 2) ein Theil des Textes der musikalischen Messe, welcher bei der Administration der Hostie gesungen wird und mit jenen Worten anfängt; 3) ein länglich-rundes, einer Medaille ähnliches Plättchen von Wachs, auf der einen Seite mit dem das Kreuz tragenden Lamm, auf der andern mit dem Bilde eines Heiligen. Dergleichen „Gotteslämmer" werden seit dem 14. Jahrhundert von dem übrig bleibenden Wachse der geweihten Osterkerzen bereitet, von jedem Papste im ersten Jahre seiner Regierung u. dann in jedem siebenten derselben am Osterdienstage nach verrichtetem Hochamte unter besondern Cere-

monien geweiht u. am ersten Sonntag nach Ostern unter das Volk vertheilt. Sie müssen bei Strafe des Bannes von Denen, welche damit begnadigt worden sind, heilig gehalten werden, und sollen nicht bloß zur Vermehrung der Andacht und zur Vergebung der Sünden beitragen, sondern auch gegen Bezauberung, Feuersbrunst und Wetterschaden Schutz gewähren. Der Ursprung dieser Gotteslämmer ist in der altkirchlichen Sitte zu suchen, nach welcher man in den ersten Zeiten der Kirche den Getauften eine kleine Figur von Wachs, die ein kreuztragendes Lamm darstellte, gab, damit sie dieselbe zur Erinnerung an den gekreuzigten Christus als Amulet tragen sollten. Schon Leo III. schenkte Karl dem Großen ein von ihm geweihtes Gotteslamm, welches dieser sehr in Ehren hielt. Die oben erwähnte feierliche Bereitung und Einsegnung der Gotteslämmer scheint indessen erst von Urban V. eingeführt worden zu seyn. Endlich heißt 4) A. D. ein gewöhnlich mit der Siegesfahne versehenes Lamm, welches als Emblem u. Sinnbild des durch Aufopferung zum Siege gelangten Christus auf verschiedenen christlichen Bildwerken sich findet, z. B. an Altären, auf Münzen u. Medaillen, sowie auf kleinen mit Stickerei gezierten Bildern u. auf Wachs, das den eigentlichen Gotteslämmern nachgebildet, oft vom Papste selbst geweiht u. deshalb heilig gehalten wird. Diese Gegenstände führen auch oft selbst von dem darauf sich befindenden Embleme den Namen A. D. In der griechischen Kirche nennt man 5) A. D. oder Potiriokalymma (d. i. Kelchdecke) das Tuch, womit beim Abendmahle der Kelch bedeckt wird. Dasselbe wird als Sinnbild des Schweißtuchs Christi betrachtet und trägt das Bild eines Lammes.

Agobard (Agobald, Agobert), geboren 779, zuerst Koadjutor des Erzbischofs von Lyon, dann seit 816 Erzbischof daselbst, nahm als solcher an der Empörung der Söhne Ludwigs des Frommen gegen ihren Vater Theil und vertheidigte die Absetzung desselben in besonderen Schriften. Er wurde zwar deshalb auf der Kirchenversammlung zu Thionville abgesetzt (835), behielt jedoch durch die Vermittelung der Söhne Ludwigs sein Bisthum bis zu seinem Tode, der 841 erfolgte. A. steht an der Spitze des Gegensatzes der damaligen fränkischen Kirche wider Bilderanbetung und allerlei Aberglauben und gehört unstreitig zu den gelehrtesten und aufgeklärtesten Männern seiner Zeit. Gegen die gottesdienstliche Verehrung der Bilder, welche die römische Kirche der germanischen aufzudringen suchte, gegen die sogenannten Gottesurtheile, gegen den Aberglauben, daß Hagel, Donnerwetter und andere Unglücksfälle durch Zauberei erregt werden, schrieb er mehre Schriften, in welchen mit kühner Freimüthigkeit die unter dem Deckmantel der Religion sich geltend machenden Vorurtheile des Zeitalters bekämpft werden. Weniger zu loben ist A. wegen seines Benehmens bei den Thronstreitigkeiten Ludwigs und seiner Söhne. Ueberhaupt scheint sein Charakter von hierarchischer Anmaßung nicht frei gewesen zu seyn. Seine zahlreichen Schriften edirte Stephan Baluze (Paris 1666, 2 Bde). Dem wissenschaftlichen Geiste des Zeitalters gemäß enthalten sie, außer den oben angedeuteten, vorzüglich Abhandlungen über die geistliche Gewalt, über die Verwaltung der Kirchengüter, gegen die Adoptianer und Juden, auch Gedichte und viele Briefe.

Agon, Kampf, Wettkampf; vornehmlich hießen Agones die Kampfspiele der Griechen, wobei nicht bloß gymnastische, sondern auch musikalische Wettkämpfe veranstaltet und durch besonders erwählte Kampfrichter (Agonotheten) den Siegern Preise zugetheilt zu werden pflegten. Die berühmtesten dieser Kampfspiele waren die olympischen, pythischen, nemeischen und isthmischen. Vgl. Olympische Spiele.

Agonie, in der ärztlichen Sprache der Todeskampf, die Reihe von Erscheinungen, welche dem Akt des Todes unmittelbar vorhergehen, als: Betäubung, schnarchender Athem, erweiterte oder zusammengezogene Pupille, kalter Schweiß, Aussetzen des Athems, Aufhören des Pulsschlages, Erkalten des Körpers u. s. w. Sie sind verschieden nach den verschiedenen Todesarten und dauern bald längere, bald kürzere Zeit, bis das Leben erlischt.

Agonistiker, d. i. Streiter Christi, Name, den sich im 4. Jahrh. schwärmerische Asceten in Nordafrika beilegten. Meistens aus rohen Bauern bestehend, aller Arbeit, aber auch dem geordneten Mönchthume feind und sich durch Betteln ernährend, schweiften sie unter den Hütten der Landbevölkerung umher (daher Circumcelliones genannt), gingen, mit fanatischer Rücksichtslosigkeit den Tod suchend, auf Zerstörung der heidnischen Götzenbilder aus und tödteten sich oft auch selbst durch Feuer, Wasser, Herabstürzen von Felsen etc. Als sich in Afrika der donatistische Streit entspann, schlugen sich die A. zu den ebenfalls ascetischer Strenge huldigenden Donatisten, überfielen, wahrscheinlich von deren Predigern angereizt, des Nachts die katholischen Geistlichen, plünderten und mißhandelten sie und zwangen die Wohlhabenden, ihre Sklaven frei zu geben. Sie wurden der öffentlichen Ruhe so gefährlich, daß man Militärmacht gegen sie aufbieten mußte, ohne sie aber völlig unterdrücken zu können, und verloren sich erst nach dem Einbruche der Vandalen.

Agosta, Augusta, Stadt in Sicilien am Vorgebirge St. Croce, mit einem durch eine Citadelle befestigten bequemen Seehafen und 15,000, Handel mit Wein, Baumöl, Sardellen, Seesalz, Flachs treibenden Einwohnern. Größtentheils zerstört durch das Erdbeben im J. 1693 ist sie außerdem noch merkwürdig durch drei Seeschlachten, die in ihrer Nähe geliefert wurden, die erste nicht entscheidende d. 8. Januar 1676, zwischen der französischen Flotte unter dem Admiral Duquesne u. der spanisch-holländischen unter dem Prinzen Montessarchio und dem Admiral Ruyter, die zweite d. 22. April 1676, in welcher Ruyter blieb, und die dritte d. 2. Juli desselben Jahres, in welcher die Franzosen über die spanisch-holländische Flotte siegten.

Agoub, Joseph, namhafter französischer Geschichtschreiber und Dichter, arabischer Abkunft, geb. zu Kairo am 18. März 1795. Schon als Knabe von 6 Jahren verließ er mit der französ. Armee sein Vaterland; Frankreich nahm sich des Kleinen an, Marseille gab ihm seine erste Bildung,

Paris, welches er im 23. Lebensjahre betrat, vollendete seine Studien und öffnete ihm bald einen bestimmten Wirkungskreis. Er ward Professor der arab. Sprache am Collége de Louis le Grand und Lehrer der von Mehemed Ali nach Paris zu ihrer Ausbildung geschickten jungen Aegypter. Zugleich entwickelte er eine ausgebreitete schriftstellerische Thätigkeit, von welcher verschiedene Journale (namentlich die Revue encyclopédique, das Journal de la société asiatique, das Bulletin universel de sciences, redigirt vom Baron Férussac ꝛc., als deren Mitarbeiter A. in sehr bedeutenden Abhandlungen auftrat), eben so wie die besondern von ihm herausgegebenen Werke den Beweis liefern. Die wichtigsten dieser Arbeiten sind: „Discours histor. sur l'Egypte" (Par. 1823, als Einleitung zu der „Histoire de l'Egypte sous Mehem. Ali" von Felix Mengin); „Discours sur l'expedition des Français en Egypte, considérée dans ses resultats litteraires" (im Journal de l'expedition anglaise von Kapitän T. Wals, 1823); „Le ságe Heycar" (in 101 Nacht von Gautier, 1823-1824); „Des régles de l'arabe vulgaire" (im Journal asiatique, Juni 1826). Am bekanntesten ist jedoch A. durch seine ausgezeichneten Poesien geworden, in welchen sich ein bedeutendes Dichtertalent kund gibt. Zwei Werke: „La lyre brisée", in's Arabische übersetzt von A.'s Schüler **Scheikh Refaha** (Paris 1825) und „Dithyrambe sur l'Egypte" (in der Revue encyclopédique, 1820) sichern ihm schon allein einen Platz unter den ersten Dichtern Frankreichs; andere, wie „La pauvre petite" (Elegie in den Roses provençales, 1824) u. „Les derniers moments" (Elegie im Mercure, 1823) stehen auf gleicher Stufe. Eine eigenthümliche Gattung von Gedichten sind seine „Maouls arabes" (im Journ. asiatique), eine Art von Sinngedichten von einer Strophe, erotischen und elegischen Inhalts, meistens in einem Bilde oder Gefühle auf eine pikante Weise zusammengefaßt. Leider wurde A. durch körperliche Schwäche verhindert, manche andere Geistesprodukte so schnell zu fördern, wie er es wünschte; so namentlich seine Uebersetzung der berühmten Fabeln des Bidpai, welche nie erschienen ist. Ungerechter Weise aber wurde jenes Unwohlseyn auch als Grund gebraucht, ihn seiner Professur mit geringer Pension zu entlassen. Tief gebeugt verließ A. Paris, um in Marseille, in der Nähe seines Bruders, eines Kaufmanns daselbst, zu leben. Hier † er schon 1832.

Agout, Nebenfluß des Tarn von Süden, welcher bei St. Gervais entspringt und nach einem Lauf von 23 Lieues bei St. Sulpice im Departement Tarn mündet. A. ist der Acutus oder Agotus der Alten.

Agra, 1) britisch-ostindische, zwischen 25 u. 28° n. Br. gelegene, von Delhi im N., Audh u. Allahabad im O., Adschmir im W., und Malwa im S. begrenzte **Provinz**, 500 □M. groß, mit 2,350,000 Einw. Sie wird von den Flüssen Ganges, Dschumna, Para, Tschambol u. a. bewässert, hat weite Ebenen, in denen Getreide aller Art, Baumwolle, Indigo u. Zuckerrohr üppig gedeihen; die Flüsse und zahlreichen Seen liefern die wohlschmeckendsten Fische, die Wälder und Höhen Wildpret in Menge. Das Innere des Bodens birgt große Reichthümer, Metalle aller Arten und Salpeter in mächtigen Lagern. Von den blühenden Städten, welche ehedem die gesegnete Landschaft zierten, sind mehre im Verfall oder völlige Ruinen; dennoch ist die Provinz immer noch gut bevölkert. Die bedeutendsten Städte sind Agra, Alwar, die Hauptstadt des Radscha von Mathcherry, Bhartpur, der Hauptort der Dschat, Mathura Kanodsch, Gwalior, Gohud, Kapi und Farrachabad. Die Einwohner sind Hindus, Mongolen und Afghanen, erstere der Religion des Brahma, letztere beide dem Mohammedanismus zugethan. Das Land war früh ein Raub der Afghanen, die jedoch bald den Mongolen weichen mußten. Es gibt hier eine Menge heiliger Orte, die von zahlreichen Pilgern besucht werden, wie dies Land überhaupt der Mittelpunkt der Entwickelung des brahmanischen Lebens gewesen zu seyn scheint.

2) Hauptstadt der Provinz gleichen Namens, in einer paradiesischen Gegend am Dschumna gelegen, war einst die Hauptstadt gazn Hindostans. Nicht so groß, aber prachtvoller noch als Delhi, faßte es 60,000 Häuser und 2900 Paläste, Tempel und öffentliche Bäder. Eine halbe Million Einwohner belebten seine Straßen, und Reichthum und Luxus hatten hier eine Höhe erreicht, welche unglaublich erscheinen würde, gäben nicht davon die Trümmer der meistens von weißem Marmor oder kostbarem röthlichen Porphyr aufgeführten Prachtgebäude noch heutigen Tages die unwiderlegbaren Beweise. Die Blüthenzeit A.'s fällt in das 16. Jahrhundert. Unter der Regierung Akbars, eines Enkels Baburs, des Stifters des Großmogulreichs, wurde A. die Residenz der Kaiser, welchen Vorzug es später mit Delhi theilte. Die von 60 Millionen arbeitsamer Unterthanen erpreßten Schätze, die ungeheuern Einkünfte von 10,000 □Meilen des fruchtbarsten Getreidebodens flossen hier zusammen und häuften, durch den verschwenderischen Kaiserhof eben so schnell, als sie einkamen, wieder vergeudet, binnen wenigen Jahrzehnten ungeheuere Reichthümer unter den Einwohnern auf. A.'s Glanz fing an zu erbleichen, als der grausame Usurpator Aurengzeb sich das prächtige, jetzt auch verödete Aurungabad als Residenz erbaute und ihm die meisten Großen dahin nachfolgten. Während der anarchischen Zustände nach des Tyrannen Tod (1707) wechselte A. mehrmals die Herrschaft. Brandschatzungen und Erpressungen aller Art nahmen kein Ende. Die Dschauten, ein rohes, indisches Bergvolk, die allgemeine Verwirrung im Reiche benutzend, überfielen (in der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts) die Kaiserstadt, nahmen sie im Sturm ein, plünderten und verheerten sie. Der furchtbare Nadir Schah mit seinen Persern, später die Afghanen und Mahratten, vollendeten das Werk der Zerstörung. Mord, Raub und Brand herrschten, verwüsteten und verödeten das ganze herrliche Mogulreich, und A. und Delhi theilten das allgemeine Schicksal der Gangesländer. Jetzt ist A. eine der Hauptstädte des brit. Indiens. Die Engländer entrissen sie 1803 den Mahratten,

und sie wurde nun Kreisstadt, im Jahre 1833 aber zur Residenz einer neuen, die nordwestlichen Provinzen des angloindischen Reichs umfassenden Präsidentschaft erhoben, wiewohl man zur Verminderung der Kosten nur einen stellvertretenden Statthalter einsetzte, der vom Oberstatthalter auf eine bestimmte Zeit ernannt wird. Sie wird durch eine von den Großmoguln angelegte Citadelle vertheidigt, die einen schroff aus dem Strome emporsteigenden Felsen krönt und sich ebensowohl durch einen großen Aufwand von Kunst als durch Festigkeit auszeichnet. Mehre Bastionen derselben sind ganz aus Alabasterblöcken erbaut; reich verzierte Gesimse schmücken ihre Zinnen und um die Schießscharten schlingen sich Arabesken von trefflicher Arbeit. Thürme und Erker sind mit kuppelförmigen Dächern von vergoldetem Kupfer bedeckt, und auf der dem Strome zugekehrten Seite sieht man mitten unter den stupenden Werken des Kriegs den aus Jaspis und Marmor erbauten Pavillon des Kaisers Jehan. Die Bevölkerung ist bis auf 50,000 zusammengeschmolzen und nährt sich größtentheils von Seide- und Baumwollweberei. In neuester Zeit hat sich indeß der Wohlstand der Einwohner unter dem wohlthätigen Einfluß der britischen Herrschaft und des Friedens wieder etwas gehoben, und auch ihre Anzahl nimmt zu. Aber niemals kann der Ort wieder werden, was er gewesen; denn sein Glanz war das ungeheuere Erzeugniß der unumschränktesten Gewaltherrschaft, das Produkt von Verhältnissen zwischen Beherrscher und Beherrschten, welche sich, zum Glück für die Menschheit, da, wo Englands Civilisation einmal Wurzel geschlagen hat, nicht erneuern können. A.'s Trümmerwelt enthält die schönsten Denkmäler indischer Baukunst, deren Betrachtung eben so sehr durch Großartigkeit der Anlage, als durch Erhabenheit des Styls Staunen einflößt. Das berühmteste, allbewunderte ist das Mausoleum der Kaiserin Zemani, Taj-Mahal. Ganz von blendend weißem, fast durchsichtigem Alabaster erbaut, ist es, trotz seiner riesigen Verhältnisse (sein Umfang mißt 1600 Fuß) so kunstreich gearbeitet, daß in dieser Beziehung kein ähnliches Gebäude auf der Erde sich mit ihm vergleichen läßt. Alle Wände sind von außen und innen geschliffen und polirt, so vollkommen, daß man sich in ihnen wie in einem Spiegel besehen kann. Ein neuerer Reisebeschreiber, der es sah, bekennt, er habe, hingerissen von der wunderbaren Schönheit des Kunstwerks, geweint bei dem Gedanken, daß es schutzlos Preis gegeben sey der Zerstörung der Zeit und der Elemente.

Agraffe, eine hakenartige Vorrichtung zum Festhalten von Gewändern, Gardinen u. dergl.; dann ein architektonisches Ornament, welches mehre architektonische Glieder zusammenzufassen u. zu vereinigen scheint, z. B. am Schlusse eines Bogens oder Gewölbes, einer Thür ꝛc.; daher auch chirurgisches zangenförmiges Instrument von Stahl, zum Zusammenhalten der Wundränder nach der Operation der Hasenscharte.

Agrain, Eustache d', mit dem Beinamen: „das Schwert und das Schild von Palästina", Begleiter des Grafen Raimund von Toulouse auf dem ersten Kreuzzuge. Die glänzendsten Waffenthaten gegen den Sultan von Aegypten erhoben A. zum Fürsten von Sidon und Cäsarea, zum Kronfeldherrn und Vicekönig von Jerusalem und erwarben ihm den obigen ehrenvollen Beinamen.

Agram (kroat. Zagor, ungar. Zagrab), 1) die südwestlichste und größte der drei Gespannschaften Kroatiens, wird von den kroatischen Gespannschaften Warasdin und Kreutz, dem kroatischen Litorale und der Militärgrenze umschlossen und umfaßt einen Flächenraum von 31¼ □M. mit über 71,000 meistens katholischen Einw., Adel und Klerus abgerechnet, welche in 1 Stadt, 1 Marktflecken, 279 Dörfern und 7675 Häusern wohnen. Im Norden von Verzweigungen der krainer u. illyrischen Gebirge (Warasdiner Kette) durchzogen, ist der größte Theil des Landes hügelig, während in der Mitte sich das Thal der Save zu einer großen Ebene erweitert, welche zum Theil sehr fruchtbar, zum Theil morastig ist. Das Klima ist in der Ebene und den Thälern mild; der Winter dauert hier selten länger als 2½ Monate. Die Save und die gleichfalls schiffbare Kulpa, welche die Grenze gegen das kroatische Litorale macht, nehmen die übrigen unbedeutenden Gewässer auf, unter denen noch die fischreiche Krapina und die Lonya Erwähnung verdienen. Der Boden, meistens von lehmiger, hier und da auch von sandiger Beschaffenheit, ist in den Thälern ergiebig, sonst nur von mittlerer Güte. Getreide, Holz und Tabak sind die Hauptprodukte und zugleich die Hauptgegenstände des Aktivhandels, der durch die um 1726 gebaute Karolinenstraße über Karlstadt einen Weg nach dem Meere gefunden und sich dadurch bedeutend gehoben hat. Der Gewerbfleiß steht hier, wie in ganz Kroatien, außerhalb der Hauptstadt noch auf einer sehr tiefen Stufe.

2) Hauptstadt der gleichnamigen Gespannschaft und des Königreichs Kroatien, ist als solche Sitz der Banattafel, der Gerichtstafel sowohl für Kroatien als für Slavonien, er Gerichtstafel für das agramer Komitat, eines katholischen Bischofs und seines Domkapitels und seit 1786 auch des Generalkommando's für beide kroatische Generalate. Die Stadt liegt am Fuße des Berges Medved unweit des Zusammenflusses der Krapina mit dem Savestrom, unter 45° 35′ n. Br. und 33° 45′ ö. L., in einer üppigen und malerischen Landschaft. Sie zerfällt in drei Theile: die Freistadt oder obere Stadt, deren Häuser, darunter die Residenz des Banus von Kroatien, die Gebäude für die beiden kroatischen Generalate, sowie für das Banatgeneralat und für das slavonisch-kroatische Appellatorium, ferner die königl. Akademie mit Bibliothek und ein deutsches Theater, sich amphitheatralisch über einander erheben; die Kapitel- oder untere Stadt, welche in der Ebene liegt, mehre schöne, durchaus gepflasterte Straßen zählt und außer dem Dreißigstamte, einem großen 380 Schritte langen und 150 Schritte breiten Gebäude, welches zur Abhaltung der Jahrmärkte dient, die Salzniederlage und eine griechisch-katholische Kirche enthält, und die bischöfliche Stadt (Opatowina), welche

die wohlbefestigte Residenz des Bischofs, unter dessen Jurisdiktion sie steht, sammt der uralten, in großartigem gothischen Styl erbauten Domkirche mit hohem Thurme, das Konsistorialgebäude, das adelige Konvikt, die Hauptschule (Archigymnasium) und ein Franciskanerkloster in sich schließt. Der schönste Stadttheil ist die Freistadt, welche hübsche Plätze, Straßen und ansehnliche Gebäude, zum Theil schon in italienischem Style mit flachen Dächern und schönen Fronten, hat. Die Gesammtstadt hat über 2000 Häuser und 18,000 Einwohner, treibt bedeutenden Handel mit Tabak und Getreide auf der nahen Save und eine lebhafte Spedition, während ihre Fabrikindustrie im Ganzen unbedeutend und nur in Tabak, Leder und Leinenzeuchen von einiger Wichtigkeit ist. Zwischen der Stadt und dem eine kleine halbe Stunde entfernten Savestrom lagert sich eine Ebene hin, welche die üppigsten Gärten und Fluren aufweist und von der Krapina bewässert ist, die, von Norden kommend, hier in die Save mündet. Zur Erleichterung der Kommunikation mit dem jenseitigen Saveufer dient eine hölzerne Jochbrücke. In 3stündiger Entfernung von der Stadt befinden sich die warmen Quellen von Stubitza, welche der Bischof Verhovach mit großem Kostenaufwand zu Bädern hat herrichten lassen.

Agrarische Gesetze oder **Ackergesetze** (leges agrariae), bei den alten Römern Gesetze, welche eine gleichmäßigere Vertheilung der zum Uebergang in den Besitz der Bürger bestimmten Staatsländereien bezweckten. Diese Gesetze spielen in der Geschichte Roms eine große Rolle, und ihre Kenntniß ist zum Verstehen der römischen Zustände und vieler geschichtlichen Ereignisse unerläßlich. Bei dem Entstehen des römischen Staats wurde nicht alles Land unter die Bürger vertheilt, sondern ein Dritttheil dem Staate als Gemeintrift vorbehalten, für dessen Nutzung eine Abgabe gezahlt wurde. Dies Land hieß Ager publicus und vermehrte sich in der Folgezeit bedeutend. Wenn eine Stadt mit dem Schwerte erobert worden war oder sich unbedingt unterworfen hatte, so war ihr sämmtliches Land Ager publicus; andere Städte erkauften den Frieden durch die Abtretung eines Dritttheils ihres Landes, und auch dieses wurde sodann zum Ager publicus geschlagen. Dieses Land nun wurde den Staatsbürgern gegen einen an den Staat zu entrichtenden Pachtzins zur Nutzung überlassen. Als die Plebejer Staatsbürgerrecht erlangt hatten und in den Heeren dienten, gebührte ihnen natürlich ein Antheil an den eroberten Ländereien. Allein nach der Vertreibung der Könige und der festen Begründung der Aristokratie schlossen die Patricier die Plebejer nicht nur von aller Nutzung des in Rede stehenden Grundes und Bodens aus, sondern sie entzogen sich auch der Entrichtung des Zehnten oder Zinses davon. Der Erste, welcher diesen Anmaßungen entgegentrat, war Spurius Cassius Viscellinus, zum 5. Male Konsul 486 v. Chr. Von ihm wurde das erste Ackergesetz gegeben, dessen Inhalt wir nicht näher kennen. Wiewohl dasselbe an dem Widerstand der Patricier scheiterte, so blieb es doch bei dem Volke in getreuem Andenken u. wurde in der Hand der Tribunen häufig das Mittel, den Staat und die Anmaßung seiner Herrscher zu erschüttern. Schon im J. 477 v. Chr. verweigerte der Tribun Sp. Licinius die Aushebung der Legionen, wenn nicht das Ackergesetz ausgeführt würde; allein er wurde durch seine von den Patriciern gewonnenen Kollegen überstimmt. Im J. 473 trat der Tribun Cn. Genucius von Neuem mit dieser Forderung hervor und belangte die abgetretenen Konsuln L. Furius und C. Manlius wegen Verweigerung derselben vor den Tribus; allein heimlicher Meuchelmord räumte ihn aus dem Wege; das zitternde Volk wagte nichts mehr zu thun und das alte Unwesen bestand fort, bis endlich C. Licinius Stolo und L. Sextius Lateranus die gründliche Reform des römischen Staates mit Erfolg in Angriff nahmen. Das von ihnen in Vorschlag gebrachte licinische Gesetz bestimmte, Niemand solle vom Gemeindelande an Bau und Baumland mehr als 500 jugera (à 120 □Ruthen) besitzen und auf der Gemeinweide mehr als 100 Stück großes und 500 Stück kleines Vieh grasen lassen. Zugleich wurde die Nutzung desselben allen Bürgern freigegeben und die gesetzlichen Abgaben bestimmt. Dies Gesetz, durch die beharrliche Standhaftigkeit der beiden genannten Männer in Ausführung gebracht, hatte über ein Jahrhundert lang die wohlthätigsten Folgen. Ein freier Landbauerstand bildete sich und diesem verdankte Rom seine Größe. Allein bald trat die Nobilität mit noch schlimmeren Anmaßungen auf, als vorher die Patricier geübt hatten. Ihre Glieder besaßen weite Landesstrecken (latifundia), welche sie durch ihre Sklaven bebauen ließen; die armen Besitzer wurden aus ihren väterlichen Erbstücken verdrängt, und eine große Volksmenge darbte in Rom, dem Hunger preisgegeben. Obwohl nun kurz vor dem zweiten punischen Kriege der Tribun C. Flaminius gegen den Willen des Senats ein Gesetz durchsetzte, wonach das öffentliche Land der Gallier und Picenter an Plebejer vertheilt werden sollte, so sank doch das arme Volk in immer tieferes Elend, immer weiter dehnten die Nobiles ihre Anmaßungen, ihren widerrechtlichen Besitz aus. Tief empfand dies des Tiberius Sempronius Gracchus menschenfreundliches Herz. Als Volkstribun (133 v. Chr.) erneuerte er das in Vergessenheit gerathene licinische Gesetz und trug darauf an, daß alles Land, was sich als Staatsgut ermitteln ließe, durch vom Volke zu wählende Triumvirn vermessen, das jenes Maß von 500 jugera Ueberschreitende gegen einen Ersatz aus der Staatskasse abgetreten und unter die ärmeren Bürger vertheilt werden sollte. Hartnäckig sträubten sich die Nobiles, ihren widerrechtlichen Besitz fahren zu lassen und suchten, als die Tribus das Gesetz genehmigt hatten, wenigstens die Ausführung zu verzögern, was bei der Schwierigkeit der Ermittelung dessen, was Gemeinland sey, sehr leicht war. Inzwischen wurde bei der neuen Tribunenwahl Tiber. Gracchus in einem von der Senatspartei veranlaßten Tumulte erschlagen. Zwar erneuerte 10 Jahre später sein Bruder Cajus Gracchus dasselbe Gesetz; allein auch sein edles Beginnen scheiterte an

dem Widerstande der Optimaten und an der Gefühllosigkeit des armen gemeinen Volks, welches für seine eigene Leiden kein Gefühl, für Durchkämpfung großer Ideen keinen Muth und zu viel Bestechlichkeit besaß, um sich nicht durch eine augenblicklich vorgespiegelte Befriedigung täuschen zu lassen. Auch er büßte seine eifrige Bemühung für das Wohl des Volks mit dem Tode. Die Nobiles fuhren fort, ihre Besitzungen durch Kauf oder Okkupation zu vermehren und ein Gesetz vom J. 108 machte den abgabefreien Besitz aller Ländereien in Italien rechtsgültig u. sollte für immer der Erneuerung des licinischen Ackergesetzes ein Ziel stellen. Schon 3 Jahre später versuchte zwar der Tribun L. Marcius Philippus eine Erneuerung desselben; allein er wich dem Widerstande der Optimaten. Unter dem Konsulat des Cicero erneuerte der Tribun P. Servilius Rullus das Ackergesetz; allein Cicero selbst hielt 3 Reden dagegen und vereitelte den Versuch. So kam diese Reform während des Bestehens der Republik nicht zur Ausführung, und nach dem Untergang derselben war nicht mehr die Rede davon.

Unter a. n G. n versteht man jetzt im weiteren Sinne alle, sowohl auf Besitz, Eigenthum und Vertheilung von Grund und Boden, als auf dessen Anbau, Benutzung oder Benutzungsbeschränkung, auf Grundrechte und Dienstbarkeiten und auf die gesammte Ackerpolizei sich beziehenden, vom Staate ausgehenden Verordnungen, im engern Sinne insbesondere aber die über Besitz, Eigenthum und Vertheilung des Bodens gegebenen Gesetze, in sofern die bisherigen Verhältnisse durch dieselben abgeändert werden. Da nun eine solche Abänderung oder Abschaffung des Bestehenden in der Regel bedenklich und als Eingriff in die Rechte der zeitherigen Besitzer erschien, so bekam das Wort „agrarisches Gesetz" nebenbei eine schlimme Bedeutung, u. es wurde gebräuchlich, dasselbe als eine allgemeine Benennung solcher Verordnungen anzusehen, welche nähere oder entferntere Eigenthumsrechte irgend welcher Art antasten oder in Vermögensverhältnisse willkürlich eingreifen. Die Frage, um welche es sich hier eigentlich handelt, ist keine andere, als diese: Was kann und darf der Staat verfügen über Besitz, Vertheilung und Benutzung der faktisch und nach gesetzlichem Anerkenntniß bereits in's volle Privateigenthum übergegangenen Gründe? Auch ohne tiefere Erörterung ist es klar, daß, da es im Naturrecht kein Erbrecht oder nur in sehr beschränktem Maße (nämlich als Konsolidirung eines in der That schon vor dem Tod des Erblassers bestandenen Miteigenthums) gibt, der Staat, der die Erbrechte somit rein positiv einsetzte, dieselben auch nach Gefallen (unbeschadet nur des Miteigenthumsrechtes) regeln, abändern und aufheben kann. Durch kluge Benutzung dieses Rechts kann er die Untheilbarkeit der großen Familiengüter oder fideikommissarischen Besitzthümer aufheben u. beschränken, wie er andererseits auch die Untheilbarkeit kleinerer Güter bis zu einem gewissen Maße festsetzen kann; er kann weiter in Bezug auf sogenannte Grundrechte, welche es nämlich lediglich durch positive Einsetzung sind, jeden Augenblick frei verfügen, was seiner Rechtsüberzeugung und den jedesmaligen politischen Umständen nach ersprießlich erscheint. Auch die Abschaffung oder Ablösung der Frohnden, Zehnten und Weiden und die Umwandlung der Schupflehen in Erblehen oder der Erblehen in freies Eigenthum gehören hierher. Endlich muß zur agrarischen Gesetzgebung auch jede aus allgemein polizeilichen u. national-ökonomischen, überhaupt politischen Gründen anzuordnende Regulirung der Besitz- und Benutzungsrechte von Grund und Boden, sowie des Handels mit Bodenerzeugnissen gerechnet werden, wofür die maßgebenden Principien in der allgemeinen Lehre von der Polizei und Administrativgewalt enthalten sind. Aus denselben wird sich z. B. ergeben, ob und wiefern der Eigenthümer eines Waldes in der freien Bewirthschaftung desselben beschränkt, ob ihm die Ausrottung verboten, oder die Wiederanblümung mit Holz befohlen werden kann; ebenso ob zum Vortheil des Fiskus der Anbau der Ländereien mit gewissen Pflanzen, z. B. mit Tabak, untersagt oder der Erlaubniß ein willkürlich zu bestimmendes Maß gesetzt werden dürfe, oder auch, ob man etwa im Interesse eines Zehntherrn die Umänderung der Kulturart, z. B. der Felder in Weinberge, oder umgekehrt verbieten, oder ob man zur Beförderung des Fruchtbaues den Anbau von Reben auf ebenem Lande untersagen und Getreide-Ein- und Ausfuhr begünstigen dürfe 2c. 2c.

Agraulus oder **Aglaurus**, Tochter des Actäus, Königs in Attika, Gemahlin des Cecrops und von diesem Mutter des Erysichthon, der A., Herse und Pandrosus. Ueber ihre gleichnamige Tochter sind verschiedene Sagen vorhanden. Nach Einigen wurde ihr nebst ihren Schwestern Herse und Pandrosus von Minerva in einer Kiste Erichthonius übergeben mit dem Befehl, die Kiste nicht zu öffnen. Als sie aber, diesem Befehle ungehorsam, die Kiste dennoch öffneten und den Erichthonius erblickten, wurden sie wahnsinnig u. stürzten sich in's Meer oder von der Akropolis herab. Nach Ovid verliebte sich Merkur in die Herse; Minerva aber, auf A. erzürnt, weil sie hauptsächlich die Oeffnung der Kiste, worin Erichthonius lag, veranlaßt hatte, pflanzte ihr heftige Eifersucht in's Herz, so daß sie dem Merkur den Zutritt zu Herse zu verschließen suchte, worauf dieser im Zorne sie in Stein verwandelte. Sie hatte in Athen auf der Akropole ein Heiligthum, worin die jungen Männer, wenn sie Schild und Speer empfangen hatten, den Eid schwören mußten, mit dem sie sich der Vertheidigung des Vaterlandes weiheten.

Agraviados, Parteiname spanischer Unzufriedenen mit absolutistischen Tendenzen. Dieselben traten seit dem Novbr. 1826, zunächst auf Anlaß der portugiesischen Wirren, auf und wurden von der apostolischen (päpstlichen) Partei u. selbst von dem Generalkapitain der spanischen Provinz Katalonien, Grafen d'Espagna, insgeheim unterstützt. Im August 1827 erhoben sie sich in offenem Aufstande, indem sie eine bewaffnete Macht von 14,000 Mann aufstellten. Unter andern absolutist. Forderungen war auch die der

Herstellung der Inquisition. König Ferdinand VII. schritt energisch gegen sie ein; die Aufständischen wurden in mehren Gefechten zersprengt u. die Gefangenen theils zum Tode, theils zur Deportation verurtheilt. Einzelne Banden derselben beunruhigten das Land noch, als der König, den die Unterdrückung des Aufstandes bis in den August 1828 in Katalonien zurückgehalten hatte, nach Madrid zurückgekehrt war.

Agrestinus, Benediktinermönch des Klosters Luxeuil in Burgund. Um's J. 617 suchte er, aber mit wenig Erfolg, in Bayern das Christenthum zu verbreiten, erregte später unter den burgundischen Mönchen wegen der damals eingeführten Regel des heiligen Columbanus Unruhen und † 628, angeblich von seinem eigenen Diener wegen Ehebruchs mit dessen Frau ermordet. Er war ein eifriger Anhänger u. Vertheidiger derjenigen kirchlichen Partei, die in Folge des Dreikapitelstreites und der Nachgiebigkeit der röm. Bischöfe gegen die griechischen Kaiser sich im Abendlande von Rom wie von Konstantinopel getrennt hatte, und die Freiheit der Kirche gegen Machtsprüche von beiden Seiten her vertheidigte.

Agricola, 1) Cnejus Julius, römischer Staatsmann und Feldherr, des Tacitus Schwiegervater, geboren 40 n. Chr. zu Forum Julium (Frejus) im narbonensischen Gallien, that zuerst Kriegsdienste in Britannien, ging dann als Quästor nach Asien u. bekleidete nach seiner Rückkehr die Aemter eines Volkstribunen und eines Prätors. Bald darauf erhielt er unter dem Kaiser Vespasian den Oberbefehl über die 20. Legion in Britannien, zeichnete sich in dieser Stellung durch Tapferkeit, Mäßigung und kluges Benehmen sehr aus und wurde nach seiner Rückkehr vom Kaiser in den Patricierstand und nicht lange nachher zum Statthalter von Aquitanien erhoben. Nachdem er diese Provinz noch nicht ganz 3 Jahre zur allgemeinen Zufriedenheit verwaltet hatte, erhielt er in Rom das Konsulat und nach demselben die Statthalterschaft Britanniens. In dieser Provinz, deren ruhiger Besitz durch die fortwährenden Empörungen der unterjochten Völker den Römern streitig gemacht wurde, entwickelte A. die ganze Energie seines großen Geistes. Er stellte bald die Ruhe wieder her, wußte durch Mäßigung, Uneigennützigkeit, Gerechtigkeit und Klugheit in seinen Handlungen und Anordnungen die Ursachen der Unzufriedenheit zu entfernen und suchte die Briten nach und nach an römische Sitten und Genüsse zu gewöhnen. Mit dieser festeren Begründung der römischen Herrschaft nicht zufrieden, erweiterte er dieselbe bis an die schottischen Gebirge, und würde in das schottische Hochland selbst vorgedrungen seyn, wenn nicht sein erlangter Kriegsruhm und sein in und außer Britannien erworbenes Ansehn den Argwohn des Kaisers Domitian rege gemacht und seine Abberufung bewirkt hätten. Gehorsam kehrte er zurück, wurde aber, trotz seiner Unterwürfigkeit, wegen seiner Popularität dem Kaiser immer verdächtiger und † bald darauf im J. 93 nach Chr., nicht ohne den Verdacht, von Domitian vergiftet worden zu seyn. Sein Schwiegersohn hat ihm ein unvergängliches Denkmal in der berühmten Biographie gesetzt, die mit Recht für ein Meisterwerk in diesem Fache der Literatur gilt.

2) A., christlicher Märtyrer, berühmt durch die Standhaftigkeit, womit er unter den größten Martern seinen Glauben freudig bekannte. In der diocletianischen Verfolgung wurde er nämlich mit seinem Diener Vitalis ergriffen und, da er nicht einmal die ihm zur Verleugnung des Christenthumes angebotene Bedenkzeit annehmen wollte, an's Kreuz geschlagen. Sein Gedächtnißtag ist der 4. Nov.

3) Rudolf, eigentlich Rolef Huysmann, einer der ausgezeichnetsten Humanisten des 15. Jahrhunderts und eifriger Beförderer des Studiums der klassischen Literatur in Deutschland, 1443 zu Baflo, einem Dorfe bei Gröningen in Friesland (dah. Frisius) geboren. Er studirte zu Zwoll und dann zu Löwen anfangs scholastische Philosophie und Dialektik, wandte sich aber bald mit vielem Eifer den Schriftstellern des klassischen Alterthums zu und begab sich deshalb nach dem damaligen Hauptsitze der Gelehrsamkeit, nach Paris. Von hier zog ihn das Verlangen, seine Kenntnisse, vorzüglich in der griechischen Sprache und Literatur, zu erweitern, nach Italien, dessen Akademien in diesem Zweige der Gelehrsamkeit damals neben der pariser den ersten Rang behaupteten. Nach einem mehrjährigen und durch allgemeine Anerkennung seiner vielseitigen Bildung für ihn ausgezeichneten Aufenthalt in diesem Lande finden wir ihn in Angelegenheiten der Stadt Gröningen am Hofe des Kaisers Maximilian I. und bald darauf als Begleiter des kurpfälzischen Kanzlers und Bischofs zu Worms, Johann von Dalberg. Mit diesem lebte er seit 1482 theils zu Worms, theils zu Heidelberg, hielt an beiden Orten öffentliche Vorlesungen und wirkte durch sein Beispiel, seinen Einfluß und seine Rathschläge für eine geschmackvollere, freiere und gründlichere Behandlung der Wissenschaften. Besonders verdient machte sich A. um die Stiftung einer Bibliothek, welche auf seinen Betrieb von dem Kanzler Dalberg in Ladenburg angelegt und später der heidelberger Bibliothek einverleibt wurde. Nachdem er von einer zweiten Reise nach Italien, die er mit Dalberg im Jahre 1484 unternahm, zurückgekommen war, † er den 28. Oktober 1485. A. zeichnete sich als Gelehrter vorzüglich durch große Sprachkenntnisse und durch eine, zu seiner Zeit noch seltene, geschmackvolle Schreibart, mit welcher er vorzüglich philosophische Gegenstände behandelte, aus. Auch in der Theologie, sowie in der Musik und Malerei war er erfahren. Eine ungestörte Beschäftigung mit den Wissenschaften über Alles liebend, schlug er während seines Lebens mehrfache Anträge zu einem öffentlichen Amte aus und blieb auch aus eben diesem Grunde unverheirathet. Seine Hauptschrift, welche bei den Philosophen lange Zeit in großem Ansehen stand, ist die „De inventione dialectica“, dem Gebiete der Logik angehörig und auf die Alten zurückgehend. Außerdem verfaßte er eine historische Schrift, lateinische Uebersetzungen griechischer Werke (z. B. des Axiochus von Plato), Kommentare zu lateinischen Schriftstellern (z. B. zu Boëthius' De consolatione philosophiae) und

viele Reden, Briefe und Gedichte. Nach seinem Tode erschienen „R. Agricolae lucubrationes aliquot — nusquam prius editae, caeteraque ejusdem viri omnia", gesammelt und herausgegeben von Alardus von Amsterdam, Köln 1539, 2 Theile. Vergl. Tresling, Vita et merita R. A., Gröningen 1830.

4) Martin, gelehrter Philolog, tüchtiger Theolog u. in der Musik einer der ersten Meister seiner Zeit, wurde um 1485 zu Sorau geboren, bekleidete in Magdeburg das Amt eines Kantors und Musikdirektors, † 10. Juni 1556. Von seinen zahlreichen Werken in vielen Theilen des Wissens, die er meist des Nachts ausarbeitete, sind vorzüglich die musikalischen, z. B. seine „Musica instrumentalis" (deutsch, Wittenberg 1529 u. 1545), zu erwähnen, besonders auch deshalb, weil darin statt der bisher fast allgemein gebrauchten Tabulatur die jetzt gewöhnliche Notenschrift nicht bloß beim Gesange, sondern auch bei der Instrumentalmusik eingeführt wurde. A. gehörte zu der großen Kantorei Luthers, wie dieser seine musikalischen Freunde in der Ferne, den Kapellmeister Walther in Dresden an der Spitze, bezeichnete, und sie von der kleinen Kantorei, den Sängern und Spielern, die sich in seinem Hause zu versammeln pflegten, unterschied. Keiner hatte zu jener Zeit mehr Schüler als A.

5) Georg, eigentlich Bauer, der berühmte Begründer der neueren Mineralogie u. Metallurgie. Er war geboren den 24. März 1490 zu Glaucha u. studirte, nachdem er schon 1518 — 1522 Rektor in Zwickau gewesen, in Leipzig Medicin, ging dann nach Italien und wurde nach seiner Rückkehr 1527 praktischer Arzt zu Joachimsthal in Böhmen. Aus Liebe zur Bergwerkskunde durchwanderte er in allen Richtungen das sächsische Erzgebirge und legte der sächsischen Regierung verschiedene Projekte zur Verbesserung des Bergbaues vor; seit 1531 aber nahm er, vom Kurfürsten Moritz mit einer Pension beschenkt, seinen Wohnsitz zu Chemnitz, wo er nachher auch Stadtphysikus u. Bürgermeister wurde u. am 21. November 1555 †. A. hat als Mineralog den Weg zu einer auf äußere Merkmale gegründeten Unterscheidung der Mineralien gebahnt. Er theilte die letztern in zusammengesetzte und einfache, und die einfachen in Erden, Konkretionen, Steine und Metalle. Ueber seine chemischen Untersuchungen der Erdarten kam man bis in die Mitte des 18. Jahrhunderts nicht hinaus. Ebenso ist A. der Schöpfer des rationellen deutschen Bergbaues und der Erste, welcher nicht von der Praxis zur Theorie, sondern von der Theorie zur Praxis mit Glück überging. Man muß seine Zeit betrachten, um zu begreifen, daß dieser helldenkende Mann sich gleichwohl nicht über manche abergläubische Vorurtheile erheben konnte und z. B. vollkommen überzeugt blieb vom Daseyn der Berggnomen, deren Tücke er die Entzündung der bösen Wetter u. dergl. mehr zuschrieb. Sein eifriger Katholicismus zog ihm den Haß lutherischer Zeloten in dem Maße zu, daß seine Leiche 5 Tage lang nicht begraben wurde. A.'s Hauptschriften über die Mineralien und den Bergbau sind: De re metallica (Basel 1561, Fol.); De mensuris et ponderibus Romanorum atque Graecorum (das. 1533, 1550); De ortu et causis subterraneorum (das. 1546, 1558). Seine mineralogischen Schriften sind von Lehmann (Freiburg 1806 — 1813, 4 Bände) und der „Bergmann, oder Gespräche über den Bergbau" von Schmidt (das. 1806) in's Deutsche übersetzt.

6) Stephan, eigentlich Kastenbauer, Theolog zur Zeit der Reformation u. eifriger Beförderer derselben. Er stammte aus Bayern, studirte in Wien u. Bologna, war eine Zeit lang Beichtvater bei der Gemahlin Ferdinands I. und trat dann in Dienste bei dem Erzbischof von Salzburg, Matthäus Lang. Als er aber hier fleißig Luthers Schriften las und, durch dieselben aufgeklärt, sogar anfing, die Mißbräuche der römischen Kirche öffentlich zu bekämpfen, so mußte er seine Freimüthigkeit mit harter Gefängnißstrafe büßen, entzog sich jedoch derselben nach 3 Jahren durch die Flucht. Bald nach seiner Befreiung erhielt er eine Predigerstelle in Augsburg, wohnte dann dem Religionsgespräche in Marburg 1529 bei und kam 1532 als Prediger nach Hof im Voigtlande, in welcher Stellung er 1537 die schmalkaldischen Artikel mit unterzeichnete. Nachdem er 1543 bei der Einrichtung des evangelischen Kirchenwesens im Gebiete des Pfalzgrafen zu Neuburg, Otto Heinrich, thätig gewesen war, kam er zuletzt als Prediger nach Eisleben und † daselbst im hohen Alter 1547. Seine Schriften sind theils Uebersetzungen einiger lateinisch verfaßten Kommentare Luthers über die Propheten, theils sind sie dogmatischen und liturgischen Inhalts.

7) Johann, eigentlich Schnitter oder Schneider, von seinem Geburtsort auch der Magister von Eisleben (Magister Islebius) genannt, berühmter Mitarbeiter am Reformationswerke, Urheber theologischer Streitigkeiten, Mitverfasser des sogenannten augsburger Interims, fruchtbarer theologischer Schriftsteller und geistlicher Liederdichter. Er wurde den 10. April 1492 geboren, studirte in Wittenberg, hielt dort später selbst theologische Vorlesungen und schloß sich eng an Luther und Melanchthon an. Als einer der ersten Freunde der Lehre und des Wortes dieser Männer, begleitete er dieselben 1519 zu dem Religionsgespräche nach Leipzig, und führte bei demselben das Protokoll. Von jetzt an blieb er als Universitätslehrer u. in fortwährendem Bunde mit den Reformatoren in Wittenberg bis zum Jahre 1525, wo er auf Luthers Empfehlung zur Einrichtung des evangelischen Gottesdienstes nach Frankfurt a. M. ging. Bald darauf wurde er als Pfarrer und Lehrer am Gymnasium zu Eisleben angestellt. Hier verweilte er bis zum Jahr 1536, ließ während dieser Zeit Mehreres drucken und begleitete den Grafen Albrecht von Mansfeld 1526 auf den Reichstag zu Speier und 1530 auf den zu Augsburg. In diese Zeit fällt der erste Anfang des von ihm begonnenen und später mit größerer Heftigkeit erneuerten antinomistischen Streits, indem er 1527 die von Melanchthon in seinem Unterrichte der Visitatoren an die kursächsischen Pfarrer aufgestellte Behauptung von der Wirksamkeit der Gesetzespredigt für die rohe, unbußfertige Menge als eine Abweichung von Luthers Lehre bestritt. Die Sache wurde indessen durch Luthers Dazwischenkunft und durch

A.'s Widerruf für diesmal gütlich beigelegt. Wegen theologischer Streitigkeiten mit seinem Kollegen Georg Wicel von manchen Seiten angefochten und zugleich unzufrieden mit dem ihm früher günstigen Grafen, forderte er 1536 seine Entlassung, erhielt sie unter dem Vorwurfe des Undankes und anstößiger Lehre und begab sich wieder nach Wittenberg, wo er vom Kurfürsten Friedrich dem Großmüthigen einen Gehalt und die Erlaubniß, zu predigen und theologische Vorlesungen zu halten, erhielt. In der ersten Zeit seines erneuerten, dortigen Aufenthaltes gewann das zwischen ihm und den wittenberger Theologen bereits bestehende freundschaftliche Verhältniß noch mehr an Innigkeit; Luther zählte ihn ohne Rückhalt zu seinen besten Freunden, und vertraute ihm während der Reise nach Schmalkalden „Kirche, Schule, Weib, Kind und Haus an". Leider sollte aber dies gute Einvernehmen bald für immer aufhören. A., wahrscheinlich selbst nicht ganz klar, vielleicht auch einem gewissen Hange, sich gegen anerkannte Autoritäten durch abweichende Meinungen geltend zu machen, folgend, verbreitete, auf die lutherische Lehre von der Rechtfertigung durch den Glauben gestützt, von Neuem die von ihm trotz des früheren Widerrufes nie ganz aufgegebene Lehre, daß die Predigt des Gesetzes mit seinen guten Werken und den dem Sünder angedrohten Strafen zur Buße, Besserung und Rechtfertigung unnöthig sey, daher abgeschafft u. dagegen allein der Glaube des Evangeliums und die Verheißung der göttlichen Gnade um Christi willen gepredigt werden müsse. In den darüber gedruckten Sätzen heißt es unter Anderem: „Die zehn Gebote gehören auf das Rathhaus, nicht auf die Kanzel, und Alle, die mit Mose umgehen, müssen zum Teufel fahren". Zugleich tadelte A. bei vorkommenden Gelegenheiten in Luthers und Melanchthons Schriften diejenigen Stellen, welche seinen Ansichten widersprachen, und beschuldigte diese Männer deshalb des Irrthums. Luther, dadurch empfindlich gekränkt und nicht ohne Grund fürchtend, daß die theure Lehre von der Rechtfertigung durch den Glauben nach solchen Behauptungen zur Bestärkung in einem gottlosen Wandel gemißbraucht werden könnte, schrieb 1538 und 1540 sechs Disputationen, worin er die irrige und schädliche Lehre A.'s, jedoch ohne ihn zu nennen, bekämpfte, die Nothwendigkeit der Gesetzespredigt wegen ihrer den Ungebesserten zur Erkenntniß seiner Sünden und zur Buße führenden, den Frommen aber vor Sicherheit bewahrenden Kraft behauptete und die Forderung der sogenannten Gesetzesstürmer als eine gotteslästerliche und höchst gefährliche darstellte. Sowohl hierdurch, als auch durch mündliche Vorstellungen bewogen, entschloß sich A., zu widerrufen. Ehe jedoch die zu diesem Behufe von ihm aufgesetzte und von Melanchthon verbesserte Formel unterschrieben war, hörte Luther, daß in Eisleben, Pommern, Lüneburg und a. O. die antinomistische Lehre Beifall gefunden hatte und von Einigen sogar zur Rechtfertigung des Ehebruchs und anderer Laster gemißbraucht wurde. Um diesem Unwesen so schnell als möglich zu steuern, ließ er sogleich einen Brief an den Pastor Guttel in Eisleben drucken, machte darin den Widerruf des A. bekannt, verwahrte sich gegen jede Uebereinstimmung mit den Gesetzesstürmern (Antinomern) und klagte ihren Urheber des Ehrgeizes und der Neuerungssucht an. Dieser, nach Versprechung seines Widerrufes auf eine glimpflichere Behandlung rechnend, beschwerte sich darüber schriftlich beim Kurfürsten, und diese an Luther zur Rechtfertigung geschickte Klage brachte Letzteren so auf, daß alle Bemühungen der kurfürstlichen Kommissarien zur Herbeiführung eines freundschaftlichen Vergleiches fruchtlos blieben. A. erhielt nun den Befehl, seine Beschwerden gegen Luther gerichtlich zu erweisen und bis zur Entscheidung des Streites Wittenberg nicht zu verlassen. Trotz eines hierüber von ihm gegebenen Versprechens entfernte er sich heimlich und begab sich 1539 nach Berlin, wohin er unterdessen vom Kurfürsten Joachim II. von Brandenburg einen Ruf erhalten hatte. Von hier aus sandte er auf Melanchthons Verlangen, an welchen der Kurfürst wegen Beilegung der Sache geschrieben hatte, einen schriftlichen Widerruf nach Wittenberg, worin er feierlich seine Einstimmigkeit mit den dortigen Theologen versicherte und hinsichtlich des Gesetzes geirrt zu haben eingestand. Aber weder dieser Widerruf noch die Fürsprache des Kurfürsten Joachim II. konnten bewirken, daß er bei Johann Friedrich dem Großmüthigen die alte Gnade und bei Luther die alte Freundschaft wieder erlangt hätte. In Berlin aber, wo A. sogleich nach seiner Ankunft zum Hofprediger ernannt worden war, erwarb er sich bald die besondere Gunst seines Herrn, wurde Direktor des mit seiner Hülfe neu eingerichteten Kirchenrathes und erhielt nach dem Tode des Generalsuperintendenten Stratner dessen Stelle. Die äußere Thätigkeit des geschäftigen Mannes erstreckte sich auf Alles, was zur Begründung und Verbreitung der evangelischen Lehre in der Mark erforderlich war. Er war Mitarbeiter an der brandenburgischen Kirchenordnung, zerstörte bei seinen Visitationen alle Ueberreste katholischen Aberglaubens und trug zur Verbesserung der Universität zu Frankfurt a. d. O. das Seinige bei. Epoche in seiner theologischen Wirksamkeit macht aber das Jahr 1548. Als nämlich in demselben Kaiser Karl V. auf dem Reichstage zu Augsburg es übernahm, den kirchlichen und religiösen Zwiespalt in Deutschland bis zu dessen Beilegung durch ein allgemeines Koncil zu schlichten, u. das Mittel dazu in einer den gemeinsamen Wünschen der Katholiken u. Protestanten genügenden Religionsordnung gefunden zu haben glaubte, so wurde A., dessen Kurfürst dem Vorhaben des Kaisers nicht abhold war, beauftragt, die erforderliche, vorläufige Einigungsformel in Gemeinschaft mit den katholischen Bischöfen Julius Pflug und Michael Sidonius abzufassen. Seine Eitelkeit fühlte sich durch diesen kaiserlichen Auftrag sehr geschmeichelt, und die auf Selbsttäuschung beruhende Hoffnung, durch Erfüllung desselben der evangelischen Lehre den Weg zu Kaiser und Papst zu bahnen, mochte ihn gegen seine Mitarbeiter und gegen die katholische Partei nach-

giebiger machen, als mit seinem bisher gezeigten protestantischen Eifer und mit seiner Stellung verträglich war. Ob die ihm, nach Sleidan und nach der Angabe seiner Feinde, zu Theil gewordenen Geldgeschenke auf sein Benehmen in dieser Sache einigen Einfluß gehabt haben, wollen wir dahin gestellt seyn lassen. So viel ist gewiß, daß die Verfasser der vorläufigen Einigungsformel, welche gewöhnlich das augsburger Interim heißt, ihren nicht unverdienten Lohn in der allgemeinen Verdammung ihres Werkes und ihrer Personen reichlich fanden. A. namentlich wurde überall als Verräther der evangelischen Kirche verschrieen und konnte es, trotz der Unterstützung von Seiten seines Kurfürsten, nicht dahin bringen, daß das Interim in der Mark eingeführt wurde. Nachdem er noch in Folge desselben in die adiaphoristischen Streitigkeiten über die Gleichgültigkeit des gottesdienstlichen Ceremoniels verwickelt worden war und in dem Streite der frankfurter Professoren Andreas Musculus und Abdias Prätorius, seiner früheren Ueberzeugung getreu, die Nothwendigkeit der guten Werke zur Seligkeit geleugnet hatte, † er den 22 Sept. 1566 zu Berlin im 75. Jahre seines Alters an einer schmerzhaften Krankheit, an welcher er schon seit 6 Jahren gelitten hatte und welche seine Feinde für eine Strafe Gottes auszugeben nicht ermangelten. — Fassen wir das Urtheil über A. zusammen, so ist nicht zu leugnen, daß er von kleinlicher Eitelkeit, einem den Ernst seiner Zeit nicht genug beachtenden Leichtsinn und von einer an Schwäche grenzenden Nachgiebigkeit gegen äußere Verhältnisse nicht ganz frei war. Nimmt man dazu noch ein gewisses unruhiges Wesen, verbunden mit einer der besonnenen Ueberlegung oft hinderlichen Lebhaftigkeit des Geistes, so wird man sich Vieles aus seinem Leben erklären können, ohne ihn dabei ungebändigter Selbstsucht, groben Eigennutzes und wissentlicher, unredlicher Verleugnung der erkannten Wahrheit zu zeihen. Seine Gegner beurtheilten ihn theils in der Hitze der Leidenschaft, theils nach den Folgen, welche mehre seiner Handlungen und Lehren ohne seinen Willen wirklich hatten oder doch haben konnten. Um die Ausbildung der protestantischen Kirche hat sich A. vermöge seines Eifers für dieselbe, welcher nie aufhörte und in der Abfassung des Interims nur eine falsche Richtung nahm, unstreitig viele Verdienste erworben. Auch sein Ruhm als Gelehrter u. Schriftsteller ist unbestritten; durch seine zahlreichen Werke hat er nicht bloß die Theologie, sondern auch vorzüglich die Volksbildung und die Ausbildung der deutschen Sprache gefördert und kann unter seinen Zeitgenossen in letzterer Hinsicht nur mit Luther verglichen werden. Von seinen Schriften verdient hier vor allen Erwähnung ein ächtes Nationalwerk: „Die gemeinen deutschen Sprüchwörter mit ihrer Auslegung" (Hagenau 1529; vollständigste, aber etwas veränderte Ausgabe, Wittenberg 1592). Patriotischer Sinn, tüchtige Moral und kernhafte Sprache weisen diesem Werke, welches ein wichtiger Beitrag für die Geschichte deutscher Sitte und Sprache ist, in der damaligen Literatur Deutschlands einen der ersten Plätze an. Außerdem schrieb A. noch für's Volk in deutscher Sprache viele Predigten, Erklärungen über einzelne Stücke des neuen und alten Testaments, Katechismen, Briefe und Uebersetzungen (z. B. der Andria des Terentius), besorgte ferner eine verkürzte Ausgabe des brandtschen Narrenschiffes und dichtete mehre geistliche Lieder (z. B. „Herr, sey gelobt aus Herzensgrund" &c., „Fröhlich wollen wir Hallelujah singen" u. s. w.), welche in viele Gesangbücher übergegangen sind. Seine lateinischen theologischen Schriften sind theils dogmatischen, theils exegetischen, theils praktischen, theils polemischen Inhaltes. Ueber A.'s Leben und Schriften gibt die vollständigste und beste Auskunft: Berend Kordes, M. Joh. A.'s aus Eisleben Schriften, möglichst vollständig verzeichnet u. s. w., Altona 1817.

8) Joh. Friedrich, Tonsetzer, geboren den 4. Januar 1720 zu Dobitschen im Altenburgischen, studirte Anfangs zu Leipzig die Rechte, welches Studium ihm aber durch Seb. Bachs Musikunterricht verleidet wurde. Als tüchtiger Schüler des großen Meisters fand er in Berlin gute Aufnahme und wurde 1759 Grauns Nachfolger im Direktorium der königl. Kapelle. Er † zu Berlin den 12. Nov. 1774. Seine Kompositionen sind zahlreich, u. unter seinen Opern „Achilles auf Scyrus" und „Iphigenie in Tauris" die anerkanntesten. Außerdem schrieb er mehre Abhandlungen über musikalische Gegenstände und übersetzte Tosi's „Anleitung zur Singkunst" in's Deutsche (Berlin 1757).

Agri Decumates, Zehentland, römische Benennung des Landes östlich vom Rhein und nördlich von der Donau, welches die Römer nach Zurückdrängung der freien Deutschen gegen die Abgabe des Zehnten eingewanderten Galliern, unterwürfigen Germanen und später auch römischen Veteranen zum Anbau überließen. Zu Anfange des zweiten Jahrhunderts n. Chr. wurde der Distrikt dem römischen Reiche förmlich einverleibt und gegen das freie Germanien im Norden der Donau von Regensburg bis Lorch durch eine Mauer, von da nordwärts nach dem Odenwalde und Taunus bis gegen Köln hin durch einen Wall geschützt (Heidenmauer) und mit Legionen besetzt. Man rechnete den Landstrich nördlich der Donau zu Rhaetia secunda oder Vindelicia, das Land zwischen dem Wall und dem Rhein bis an den Taunus zu Germania superior, das Uebrige zu Germania inferior. Eine Menge alter Straßen, Bautrümmer u. zum Theil werthvoller Antikaglien, deren hauptsächlichste Fundorte Badenweiler, Baden, Pforzheim, Rottweil, Rottenburg, Köngen, Kannstadt, die Gegend um Frankfurt und an der Lahn sind, geben Beweise der großartigen und ausgedehnten Vertheidigungsanstalten und des regen Lebens, welches sich hier ausbreitete. Am frühesten gingen wohl die Main- und Taunusgegenden für die Römer verloren, nach dem Tode des Probus 283 aber mußten auch die südlichen Theile für immer den Alemannen überlassen werden. Die letzte römische Inschrift in diesen Gegenden ist aus den Zeiten des Kaisers Gallienus. Vgl. Leichtlen, Forschungen &c., Heft 1 und 4, Freiberg 1818 und 1825; Creuzer, Zur Geschichte altrömischer Kultur am Oberrhein und Neckar, Leipzig 1833.

Agrigan, australische Insel, zur Gruppe der nördlichen Marianen gehörig, zwischen Assumption

und Fagon gelegen, 10 Meilen im Umfang, gut bewässert, bewaldet, mit einem Vulkane.

Agrigentum, griechisch Acragas, unter den Städten der alten Welt eine der größten und herrlichsten, lag auf der Südküste Siciliens. Durch eine dorische Kolonie der Rhodier zunächst von Gela aus 582 v. Chr. gegründet, später durch ionische und sikulische Ansiedler zahlreich bevölkert, bedeckte A. mit seinen Gebäuden die ganze Terrasse zwischen den Flüssen Hypsas (jetzt Fiume Drago) und Acragas (jetzt Fiume di S. Biago) und einen beträchtlichen Theil der Flußthäler selbst. Die Erzählungen der Alten von dem Reichthume, dem Luxus und der Größe A.s würden unglaublich erscheinen, wenn nicht die wenigen Ueberreste die Aussagen der Historiker verbürgten. Zur glänzendsten Zeit, am Ende des 5. Jahrhunderts v. Chr., hatte A. über 20,000 stimmfähige Bürger, an 200,000 fremde Schutzverwandte, im Ganzen aber (Sklaven, Weiber, Kinder mit eingerechnet) 800,000 Einw. Die durch Handel und Gewerbe reich gewordenen Bürger entfernten sich früh von der dorischen Sitteneinfalt; Prachtliebe und Ueppigkeit, aber auch Kunstsinn und Gastfreundschaft waren Hauptzüge der Agrigentiner. Die Verfassung war vorherrschend demokratisch, mit Beibehaltung altdorischer Formen. Unter Mehren, die sich von Zeit zu Zeit zu Königen (Tyrannen) aufwarfen, nennt die Geschichte mit Abscheu den Phalaris (566—534), rühmend aber den Theron (488—472), dessen Grab man als Heiligthum verehrte. Mehrmals unterlag A. in bürgerlichen Unruhen und äußern Kämpfen dem härtesten Schicksal; aber, als wäre seine Kraft unverwüstlich, immer erhob es sich wieder zu neuem und höherem Glanze. Die Epoche seines Verfalls datirt von der gräßlichen Zerstörung durch die Karthager 405 v. Chr. Sie verwüstete A.s Hülfsquellen so sehr, daß es die vorige Blüthe nie wieder erreichte. Nach vielen weiteren Glückswechseln, unter denen es immer mehr herabkam, gelangte es in den Besitz der Römer, welche die sehr geschmolzene Bevölkerung durch neue Ansiedler vermehrten. Nach dem Untergange des weströmischen Reichs theilte A. das allgemeine Schicksal der Verwüstung und Verheerung durch die Barbaren, die nach einander die römischen Provinzen durchstürmten. Alle Herrlichkeit der alten Stadt sank in Staub und Trümmer, auf denen sich später unter dem Namen Girgenti das neue A. erhob, das von 825—1086 in Besitz der Saracenen war. Es liegt auf der Stelle der alten Akropolis, ist mit Mauern umgeben, die aus den Bruchstücken antiker Konstruktionen erbaut wurden, und deckt mit seinen 2500 Häusern (in denen etwa 15,000 Einw. leben) den Raum von $^1/_2$ Stunde im Umkreise. Von der Herrlichkeit des alten hat es keinen Schatten. Die Straßen sind uneben, krumm, schlecht gepflastert und voller Schmutz. Die meisten Gebäude, obschon massiv, sind ärmlich, und die größeren gleichen den palermitanischen sowohl an Schwerfälligkeit als in ausschweifendem Geschmack ihrer Verzierungen. Die auf der höchsten Spitze des Berges auf der Stelle eines Tempels des Jupiters erbaute Kathedrale, merkwürdig durch ihr Alter, hat durch geschmacklose Restauration ihre architektonische Schönheit verloren. Den jetzt als Taufstein dienenden kostbaren antiken Sarkophag gibt man für das Grab des Tyrannen Phalaris aus. Girgenti ist Sitz eines Bischofs, eines königl. Intendanten, eines Ober- und Handelsgerichts. Wein, Oel, Getreide und Schwefel, das Produkt der benachbarten Minen, machen die Hauptgegenstände seines ansehnlichen Handels aus. Der Hafen (in $^3/_4$ stündiger Entfernung) ist Scaccia; hier wohnen die Konsuln der Handelsnationen, die Zollbeamten, einige Schiffsrheder und andere bei der Schifffahrt betheiligte Gewerbsleute. — Die berühmten Tempelruinen von A. gewähren ein vollständiges Bild antiker Tempeleinrichtung. Die dorische Bauart hat hier, unbeschadet ihrer Solidität, schon etwas Leichteres und Graziöseres angenommen. Von dem Tempel der Ceres und Proserpina, dem ältesten des alten A., sind nur noch die Fundamente vorhanden, aus denen die Grundform des Gebäudes kenntlich ist. Von dem Tempel der Juno Lacinia aber, der eine kleine Stunde von der Stadt entfernt liegt, sind außer Mauerüberresten die Säulen trefflich erhalten; zum Porticus führen fünf Stufen empor; die Façade hat sechs Säulen dorischer Ordnung, je mit zwanzig Kannelirungen; die beiden Nebenseiten haben je dreizehn Säulen, alle aus Tuff und sehr tief kannelirt. Diese Säulen bestehen aus je vier Steinlagen, auf welchen ein schmaler Architrav ruht, der größtentheils erhalten ist. Der Tempel der Concordia liegt dreihundert Schritt von dem der Juno entfernt und ist ebenfalls noch sehr gut erhalten. Die Façade zeigt sechs Säulen dorischer Ordnung, zu welchen drei Stufen hinaufführen; jede Säule hat wieder ihre zwanzig Kannelirungen; auf ihnen ruhte ein ungefähr $1^1/_2$ Fuß breiter Architrav und auf diesem sieben Triglyphen, je mit sechs Trophen; dann folgte der aus drei Steinlagen gebildete Fronton des Daches. Die beiden Seiten sind von je dreizehn Säulen eingefaßt. Dieser Tempel diente später als Basilica unter dem Namen St. Gregorio. Westlich von diesem liegt der Tempel des Hercules, welcher bedeutend größer als der vorige, aber ungleich mehr zerstört ist. Unmittelbar neben diesem liegt gegen Westen der Tempel des Jupiter, der größte von allen Tempeln in Girgenti. Das Innere dieses ganzen Tempelraums, worin leider Alles in Trümmern liegt, ist hundertdreißig Schritte lang. Die Säulen sind von solchem Umfang, daß in jeder Kannelirung ein Mann bequem stehen kann. Mächtige dorische Kapitäle, von denen je ein Viertel einer ganzen Steinmasse gleicht, liegen umher und sind größtentheils trefflich konservirt. Darunter finden sich auch grandiose Triglyphen und Eierstäbe. Im Frieß der Façade war einst Zeus als Zerstörer Troja's und als Kämpfer gegen die Giganten in großartigen Basreliefs dargestellt. Um die Cella lief eine Brustmauer, an welcher nach innen Gigantensäulen standen, die das Gebälk des Tempels trugen und von denen man mehre aufgefunden hat. Noch weiter westlich lag der Tempel der Dioskuren, bereits in späterem, nicht mehr rein dorischem Style erbaut. Er hat kannelirte Säulen ohne Fundament und mit Stuck überzogen, der sich an mehren Stellen erhalten hat. Fünf dieser Säulen stehen noch und zu diesen führen vier Stufen hinauf. Ein

Architrav zeigt noch bemalten Stuck. Südlich daneben sind noch schwache Ueberreste eines anderen Tempels sichtbar, welcher der Mutter der Dioskuren geweiht gewesen seyn soll.

Agrikultur, im weiteren Sinne s. v. a. Ackerbau; im engeren die Bestellungskunde, als Theil der Lehre vom Ackerbau.

Agrikulturchemie (Ackerbauchemie), derjenige Theil der angewandten Chemie, welcher die Lehre von dem wechselseitigen Einflusse des Bodens und der Vegetation auf einander oder von dem Stoffwechsel in Bezug auf die Landwirthschaft behandelt. Die A. ist die wissenschaftliche Grundlage der gesammten Theorie des Ackerbaues (Agronomie), welche durch Benutzung der naturwissenschaftlichen Resultate einen rationellen Ackerbau zu begründen sucht. Sie beschäftigt sich zu diesem Behufe einestheils mit der Ausfindigmachung, Bestimmung und Erklärung alles dessen, wodurch dem Boden, unter Berücksichtigung der örtlichen und klimatischen Verhältnisse, der höchstmögliche Ertrag abgewonnen werden kann, und anderentheils mit der Darlegung derjenigen Stoffumwandlungen, aus welchen bei der Verwerthung der rohen Bodenerzeugnisse der größtmögliche Nutzen erwächst. Sie zieht daher nicht allein die Beschaffenheit des Bodens und seiner Produkte, die Zusammensetzung des Düngers und dessen Wirkungsweise, die Bestandtheile der nutzbaren Urstoffe, den Prozeß der Pflanzenernährung, des Wachsthums und Fettwerdens des thierischen Körpers rc., in den Kreis ihrer Untersuchung, sondern berücksichtigt auch den Betrieb der sogenannten landwirthschaftlich-technischen Gewerbe (Bierbrauerei, Branntweinbrennerei, Essigfabrikation rc.), in sofern und in soweit sie sich auf Verwerthung der Bodenerzeugnisse beziehen. Die A. ist eine noch ganz neue Wissenschaft und hat erst etwa seit einem Jahrzehnt, nämlich seitdem sie Hand in Hand mit der Pflanzenphysiologie vorwärts zu schreiten begann, die große Bedeutung erlangt die ihr jetzt mit Recht zuerkannt wird. Der Gründer der A. als einer selbstständigen Wissenschaft ist Humphry Davy mit seinen „Elements of agricultural chemistry“ (London 1813, deutsch Berlin 1814) geworden: sein Vorläufer aber ist Saussure mit seinen genialen „Recherches chimiques“ gewesen. Um die Fortbildung der Wissenschaft machten sich dann verdient Chaptal (La chimie appliquée à l'agriculture, Paris 1824; deutsch von Eisenbach, 2 Bände, Stuttgart 1824), Zierl (Agrikulturchemie, München 1830) und Sprengel (Bodenkunde und Chemie für Landwirthe, 2 Thle., Gött. 1831 f.), vornehmlich aber Schübler (Grundsätze der A. 2. Auflage, 2 Theile, Leipzig 1838), dessen gründliche Untersuchungen von dauerndem Werthe sind und jetzt noch vielen Forschungen zur Grundlage dienen. Payen (Chimie industrielle, deutsch von Hartmann und Meerfels, 9 Bände, Quedlinburg 1838—1840) behandelte mehr den technischen Theil der Agrikultur. Epochemachend waren aber zwei Werke, nämlich Liebigs „Organische Chemie in ihrer Anwendung auf Agrikultur und Physiologie“ (1840; 6. Auflage Braunschweig 1846) u. Boussingaults „Economie rurale“ (Paris 1843; deutsch von Graeger, 2 Bände, Halle 1844—1845), welche die A. erst zu einer eigentlichen positiven Wissenschaft und zum Fundament der gesammten Theorie der Landwirthschaft gestalteten. Trotz des heftigen Widerspruchs, welcher sich von vielen Seiten her gegen die hier aufgestellten geistvollen Hypothesen oft nicht ohne Grund erhob, stehen die Verdienste dieser Koryphäen der Wissenschaft auf alle Zeiten fest. Seitdem sind eine Menge die A. betreffender Werke erschienen, ein Beweis, daß diese Wissenschaft theoretisch, wie praktisch in den weitesten Kreisen Geltung zu gewinnen anfängt. Wir heben als verdienstlich folgende hervor: Mulder, Versuch einer physiologischen Chemie (Heidelberg 1844); Babo, Anleitung zur chemischen Untersuchung des Bodens (Frankfurt 1843); Bruhn, Lehrbuch der Chemie in Bezug auf die Landwirthschaft (Dresden und Leipzig 1842—1844); Solly, Rural chemistry (London 1843; deutsch, Berlin 1844); Johnston, Catechism of agricultural chemistry and geology (London 1845); Petzholdt, Die Agrikulturchemie in populären Vorlesungen (2. Auflage, Leipzig 1846); Schulze, Lehrbuch der Chemie für Landwirthe (Band 1, Leipzig 1846); Johnston, Lectures on agricultural chemistry (London 1847); Fresenius, Lehrbuch der Chemie für Landwirthe (Braunschweig 1847); Göbel, Agrikulturchemie (Erlangen 1850); Hamm, Katechismus der Ackerbauchemie, Bodenkunde und Düngerlehre (2. Auflage, Leipzig 1850).

Agrikulturstaat, ein Staat, dessen Volks- und Nationalreichthum vorzüglich und wesentlich auf dem Ackerbau beruht, im Gegensatz zu Handels- und Manufakturstaaten.

Agrikultursystem, dasjenige staatswirthschaftliche System, welches im Grund und Boden u. in dessen Ausbeutung die Hauptquelle des Nationalwohlstandes findet. Die unleugbare Thatsache, daß der Ackerbau die wesentlichsten Bedürfnisse des Lebens, Nahrung und Kleidung, im vorzüglichen Maße gewährt, und daß in der Benutzung des Bodens, wenn Viehzucht, Holz- und Mineraliengewinnung dazu gerechnet werden, bis auf das, was das Meer spendet, die sämmtlichen Quellen der Erzeugung roher Güter enthalten sind, brachte in der Mitte des vorigen Jahrhunderts dieses staatswirthschaftliche System hervor, welches bald das A., bald das physiokratische System genannt worden ist. Dasselbe ruht auf folgenden Grundsätzen. 1) Die Erde ist einzige Quelle alles Nationalreichthums und Wohlstandes; nur die Arbeit derer, welche die im Mineralien-, Pflanzen- und Thierreiche schöpferisch wirkenden Naturkräfte benutzen und verstärken, wie Landeigenthümer, Fischer, Hirten, Bergleute rc. bringt wahre Güter hervor. Alle übrigen Arbeiter, als Gelehrte, Künstler, Kaufleute, Handwerker rc. bringen nichts hervor, was den Reichthum vermehren könnte; jene sind also produktive Stände, in sofern sie nicht bloß das aus dem Boden gewinnen, was sie selbst konsumiren, sondern auch noch einen Ueberschuß darüber liefern, diese unproduktive, weil sie sämmtlich mit Erzeugnissen der Erde ernährt werden müssen, ohne bei deren Hervorbringung unmittelbar mitgewirkt zu haben. 2) Es darf, weil aller Reichthum aus dem Boden hervorgeht, auch nur der

Boden besteuert seyn, oder es muß vielmehr diese einzig rechtmäßige und natürliche Abgabe auf den Reinertrag des Grundeigenthums gelegt werden. 3) Um den produktiven Ständen den Absatz ihrer überflüssigen Güter, den unproduktiven aber den Ankauf ihrer nöthigen Lebensbedürfnisse möglich zu machen, muß unbedingte Freiheit des Handels, der Ein- und Ausfuhr und aller Gewerbe bestehen. — Schon bei Locke finden sich ähnliche Ansichten ausgesprochen; der Erste indeß, welcher jene Grundsätze als eigentlichen Gegenstand der Staatswirthschaft vortrug, und gewöhnlich als der Begründer des physiokratischen Systems angesehen wird, war Franz Quesnay, Leibarzt Ludwigs XV., in seinem „Tableau économique", (Paris 1758). Die Idee fand ungemessenen Beifall; die scharfsinnigsten Schriftsteller, Dupont, Baudeau, Letrosne, de la Rivière u. der ältere Mirabeau, verwandten ihre ganze Dialektik auf Ausführung und Begründung der physiokratischen Grundsätze, und diese Richtung ward so überwiegend, daß man bald eine eigne Schule staatswirthschaftlicher Philosophen unter dem Namen der Physiokraten oder Oekonomisten unterschied. Auch in Deutschland traten zahlreiche Jünger derselben auf: Iselin, Schlettwein, Springer, Mauvillon, Schmalz, Krug und A. Praktische Bedeutung gewann das System unter Ludwig XVI., als einer der begeistertsten Physiokraten, Turgot, in das Staatsministerium trat; die Schwierigkeit, oder vielmehr die Unmöglichkeit seiner konsequenten Anwendung brachte es indeß später um sein Ansehen, und erst die für Ideen neu begeisterte Nationalversammlung interessirte sich wiederum lebhaft und lange auch für dieses Princip. In Deutschland versuchte zuerst der Großherzog von Baden, Karl Ludwig Friedrich, der auch einige Schriften über diesen Gegenstand verfaßt hat, das A. in einem beschränkten Bezirke seines Landes durchzuführen; auch der Kaiser Joseph und sein Bruder Leopold, Großherzog von Toskana, waren dem Systeme in sofern ergeben, als es sich ohne allgemeine Handelsfreiheit denken und durchführen ließ. Die neueren Regierungen haben es als unpraktisch verworfen, die meisten Lehrer der Staatswirthschaft aber selbst die Richtigkeit der zu Grunde liegenden Principien bestritten und den obigen Grundsätzen folgende entgegengesetzt. 1) Die Ansicht: der Bodenertrag, Fischerei, Jagd u. s. w. eingerechnet, sey die einzige Quelle des Nationalreichthums, ist eben so falsch als jene, daß nur die Landarbeit, sonst keine andere, reinen Ertrag gewähre. Der Werth der rohen Erzeugnisse allein macht nicht den Nationalreichthum aus; er erhält einen bedeutenden Zuwachs durch die Veredelung der rohen Stoffe. Wenige Erzeugnisse des Bodens lassen sich ohne weitere Zubereitung gebrauchen, und jede Arbeit, welche, auf die Veredelung solcher Erzeugnisse verwendet, ihre Brauchbarkeit vermehrt, ist auf dieselbe Weise produktiv als die Arbeit, welche auf den Boden selbst verwendet wird. Auch ist diese Arbeit, an sich betrachtet, eben so gut eine rohe Naturgabe, wie die rohen Produkte selbst. Das Wasser, welches die Mühlen treibt, der Wind, das Licht, eben so das Talent des Handarbeiters, das Genie des Künstlers, sind Naturgaben, die eben so gut ihren Werth haben, als das Getreide, oder das Erz, welches der Schooß der Erde birgt. So wie der Landbauer seinen Boden benutzt für die Erzeugung der Produkte, eben so benutzt der Müller, der Fabrikherr den Strom oder den Wind, der Färber das Sonnenlicht ꝛc.; und eben so gut als der Grundherr von seinem Acker zieht er aus jenen Gewinn. Daher ist der obige Unterschied zwischen produktiven und unproduktiven Ständen ganz unhaltbar; schon der gemeinste Fabrikarbeiter, welcher mehr verdient, als er für seine Person zum Lebensunterhalt braucht, producirt; die Produktion einer schwunghaften Fabrik aber übersteigt oft jene des größten Landgutes. 2) Hieraus erhellt nun auch, daß die alleinige, alle sonstigen Abgaben ausschließende Grundsteuer ganz einseitig ist und nothwendig den Ruin der ackerbauenden Klasse herbeiführen muß, wenn nicht durch künstliche Preiserhöhung der rohen Erzeugnisse auch der übrige Theil der Nation einen Beitrag dazu entrichtet. Eine solche Preiserhöhung ist aber bei voller Handels- und Verkehrsfreiheit ganz undenkbar; sie fordert Monopole, Einfuhrzölle ꝛc., weil sonst die übrigen Volksklassen ihren Bedarf an rohen Naturerzeugnissen des hohen Preises wegen nicht im Inland kaufen, sondern lieber vom Auslande beziehen werden, sie hebt also einen Hauptgrundsatz des Agrikultursystems auf. Nicht mit Unrecht nannte daher der jüngere Mirabeau das physiokratische System einen prächtigen Palast ohne Treppe, der weder gebraucht, noch bewohnt werden könne. Das Unhaltbare und von Grund aus Falsche des A.s ist hinlänglich nachgewiesen, und es hat, wie so viele staatswirthschaftliche Systeme, die mit großen Ansprüchen auftraten, seine Zeit längst überlebt. Dennoch ist nicht in Abrede zu stellen, daß die Erörterung des A.s auf das Ganze der Staatswirthschaft wohlthätig eingewirkt und nach allen Seiten hin Licht verbreitet hat. Besonders diente sie dazu, die Fehler des Merkantilsystems aufzudecken, und die Freiheit der Gewerbe in ihrer Bedeutung für den Nationalreichthum herauszuheben und zur Geltung zu bringen.

Agrionia, Agrionien, ein nächtliches Fest des Dionysus (Bacchus) Agrionius in Orchomenus, welches von Frauen und Dionysuspriestern gefeiert wurde. Man nahm an, Bacchus sey entflohen. Lange suchte man ihn; doch ermüdet gab man endlich das Suchen auf und nahm an, der Gott sey zu den Musen entflohen. Man setzte sich nun zum Mahle und legte sich dabei gewöhnlich Räthsel vor. Daher Agrionien nach Theodor Hell: Sammlung von Räthseln, Charaden, Logogryphen. Bei den A. fand noch ein eigenthümlicher Gebrauch mit Jungfrauen aus dem minyeischen Geschlechte Statt. Die bei dem Tempel des Dionysus versammelten Jungfrauen flohen, der Priester verfolgte sie mit einem Schwerte und durfte diejenigen tödten, welche er erreichte. Eine solche Tödtung, obwohl sie in der Regel vermieden wurde, kam noch zu Plutarchs Zeiten vor; worauf freilich der Priester, welcher sie vollbracht hatte, mit seiner Familie aus dem Priesterthum entfernt wurde, weil die Götter selbst ihn durch Krankheit straften.

Agrippa, römischer Zuname. Berühmt sind: 1) **Menenius Lanatus**, römischer Patricier, welcher im Jahre 503 vor Christo mit P. Posthumius Konsul war, die Sabiner besiegte und deshalb zu Rom einen Triumph hielt. Als im Jahre 494 die Plebejer, weil sie in Folge der immerwährenden Kriege verschuldet und von den Patriciern hart gedrückt waren, einen Aufruhr erregt hatten und unter der Anführung des Sicinius auf den heiligen Berg, ungefähr 3000 Schritte von Rom, gezogen waren: war es besonders A., der durch die bekannte Fabel von den wider den Magen sich empörenden Gliedern u. durch das Versprechen der Schuldenerlassung sie bewog, zu zurückzukehren u. von dem Vorsatze, eine eigene Niederlassung ohne Patricier zu gründen, abzustehen. Er †, trotz seines großen Ansehens, so arm, daß er auf allgemeine Kosten begraben werden mußte.

2) **Marcus Vipsanius**, Freund, bewährter Feldherr und Schwiegersohn des Kaisers Augustus, einer der einflußreichsten Männer im damaligen Rom. Er wurde im Jahre 63 vor Christo geboren und stand, obwohl nicht von vornehmer Abkunft, mit dem jungen Octavian auf sehr vertrautem Fuße. Er befand sich mit demselben auf der gelehrten Schule zu Apollonia und bestimmte ihn auf die Kunde von Cäsars Ermordung, dessen Legionen an sich zu ziehen und sich nach Rom zu begeben, wohin er ihm selbst folgte. Fortan war er dem Erben Cäsars im Streben nach der Oberherrschaft mit Rath und That förderlich. Im Jahre 38 vor Christo beruhigte er Gallien, besiegte das Jahr darauf zur See bei Naupactus in der Nähe von Sicilien den mächtigen und tapfern Sextus Pompejus, eroberte 32 die Stadt Methona in Afrika und führte in der entscheidenden Schlacht bei Actium (31) die Flotte Octavians zum glänzenden Siege. Zum Danke für diese Dienste übertrug ihm Augustus die höchsten Ehrenstellen und gab ihm selbst seine Tochter Julia, nach dem Tode des ersten Gatten derselben, Marcellus, zur Gemahlin. Neben Augustus bekleidete A. zweimal das Konsulat und that besonders für die Verschönerung und Bequemlichkeit der Hauptstadt sehr viel; Bäder, Wasserleitungen und Wege des alten Roms trugen seinen Namen. Später stellte A. an der Spitze der römischen Legionen in den empörten Provinzen, in Gallien, Spanien und Pannonien die Ruhe wieder her und wies den Ubiern auf dem linken Rheinufer Wohnsitze an. Er † im Jahre 13 vor Christo mit dem Ruhme eines uneigennützigen und rechtschaffenen Mannes und eines eifrigen Freundes der Künste. A.s Tochter aus seiner ersten Ehe, Vipsania, wurde später Gemahlin des Tiberius; mit der Julia zeugte er 2 Töchter, die Agrippina Vipsania, nachmalige Gemahlin des Germanicus, und die Julia Agrippina. Von 3 Söhnen wurde der jüngste, A., erst nach des Vaters Tode geboren und erhielt deshalb den Beinamen **Posthumus**.

3) A. **Posthumus**, nachgeborner Sohn des Vorigen, wurde durch Livia's Ränke von seinem Großvater Augustus, der ihn früher adoptirt hatte, auf die Insel Planasia verbannt. Als Augustus kurz vor seinem Tode ihn heimlich besucht und ihm Hoffnung einer baldigen Rückkehr aus dem Exil gemacht hatte, ließ ihn Livia, um alle Gefahr für Tiberius zu beseitigen, gleich nach dem Regierungsantritte des Letztern, ermorden, (14 nach Chr.). Drei Jahre nachher trat ein Pseudo-A., ein früherer Sklave des A., Namens Clemens, auf. Er fand einigen Anhang; aber Tiber wußte sich seiner Person durch List zu bemächtigen und ließ ihn tödten.

Agrippa, Heinrich Cornelius A. von Nettesheim, Schriftsteller, Arzt, Philosoph und berühmter Schwarzkünstler des 16. Jahrhunderts, eine der sonderbaren Gestalten, welche in einem magischen Zwielichte zwischen Aberglauben und Aufklärung einherschreiten. Den Köhlerglauben der Menge haben sie abgestreift, über die seit Jahrhunderten gangbaren Vorurtheile haben sie sich erhoben, ihr Haupt hat sich in den Strahlen einer aufgehenden Morgenröthe gesonnet, sie athmen freier: aber das neue Tageslicht blendet ihr Auge, sie können seinen Glanz so wenig vertragen, daß sie, so oft ihnen ein Strahl geschienen hat, wieder von Neuem im Dunkel sich bergen; sie werden vom Sonnenlichte nicht sanft erwärmt, nicht innerlich begeistert, sondern erhitzt und in Zuckungen versetzt. Sie sind Bekämpfer des Aberglaubens und selbst Schwärmer; sie tadeln die Schulweisheit und treiben zu gleicher Zeit Magie und Kabbala. Paracelsus ist der Vertreter und Zugführer dieser Richtung, und A steht mitten im Zuge. Er war 1486 zu Köln geboren. Sein Leben ist eine ununterbrochene Reihe von Fährlichkeiten, in welche ihn heterodoxe und allerlei abenteuerliche Bestrebungen verwickelten. Nach mancherlei Irrfahrten erhielt er 1509 zu Dole in Burgund eine Lehrstelle der Theologie. Er las mit großem Beifall über das zum Lobe der Kabbala geschriebene Buch Reuchlins: „De verbo mirifico", reizte aber zugleich durch derbe Satyre den Haß der Mönche so sehr, daß er, der Ketzerei beschuldigt, Dole zu verlassen und gegen seinen Hauptgegner Catilinet eine Apologie von London aus zu schreiben sich genöthigt sah. Später ging er nach einem kurzen Aufenthalte zu Köln nach Italien und ward im Heere Maximilians Hauptmann und Ritter. Als solcher begab er sich nach Pavia, ward Doktor der Rechte und der Medicin, hielt Vorlesungen über Magie ꝛc., mußte aber, verfolgt von Schuldnern und Mönchen, Pavia bald wieder verlassen. Seine Schrift „De triplici ratione cognoscendi Deum" verschaffte ihm eine Unterstützung vom Markgrafen von Montferrat, und durch anderweitige Gönnerschaft erhielt er die Stelle eines Syndikus zu Metz. Auch von hier vertrieb ihn die Wuth des angegriffenen Aberglaubens. Er fand darauf einige Zeit Ruhe als praktischer Arzt in Lyon und ward später Leibarzt der Mutter des Königs Franz I. Als solcher sollte er ihr zugleich Astrolog seyn; da er aber den Ausgang des Feldzuges, welchen Franz nach Italien unternahm, nicht prophezeien wollte, ward er seines Amtes entlassen. Er ging nun nach den Niederlanden und schrieb hier sein berühmtestes Werk „De vanitate scientiarum (Köln 1527), eine beißende Satyre auf den damaligen Stand der Wissenschaften, mußte deshalb nochmals fliehen und nahm nun Luthers Partei gegen die Mönche in Schutz. Er

wandte sich nach Lyon, wurde aber in Folge des in Frankreich noch nicht erloschenen Hasses gegen ihn verhaftet. Seinen Freunden gelang es indeß, ihn wieder zu befreien, und er † 1535 zu Grenoble. Seine Schriften, unter denen, außer den genannten, das namentlich gegen den Hexenglauben gerichtete Buch „De occulta philosophia" zu nennen ist, erschienen in 2 Bänden zu Lyon 1550.

Agrippina, 1) des Kaisers Tiberius Gemahlin, von der er sich, um des Augustus Tochter Julia zu heirathen, trennen mußte. — 2) A., die ältere, Tochter des M. Vipsanius Agrippa und der Julia, Enkelin des Augustus, Gemahlin des Germanicus und Schwiegertochter des Tiberius, ausgezeichnet durch strengen, geraden und fast männlichen Charakter. Muthvoll begleitete sie ihren Gemahl auf allen seinen Feldzügen. Sie war bei ihm im Oriente, als hier Gift seinen frühen Tod herbeiführte. Rachedürstend kehrte sie mit der Asche des Gemordeten nach Italien zurück. Der alten Livia und dem mißtrauischen Tiberius verdächtig und wegen ihrer Freimüthigkeit lästig, wurde sie auf die Insel Pandataria verbannt. Da sie sich deshalb beleidigende Ausdrücke gegen den Kaiser erlaubte, so ließ dieser sie durch einen Centurio mißhandeln. Sie faßte hierauf den Entschluß, sich zu Tode zu hungern und führte denselben 33 nach Christo auch wirklich aus. Nach Andern war ihr Tod kein freiwilliger, sondern wurde durch die befohlene Entziehung aller Nahrungsmittel herbeigeführt. Einer ihrer Söhne war der nachmalige Kaiser Cajus Caligula. Von ihr befinden sich im dresdner Antikenkabinete vier treffliche Porträtstatuen. — 3) A., die jüngere, Tochter des Cäsar Germanicus und der Vorigen, Enkelin des Tiberius, eine der verworfensten Frauen, welche die Geschichte aufzuweisen hat. Nachdem sie schon zweimal, an Cn. Domitius Ahenobarbus und Crispus Passienus verheirathet gewesen war, wußte sie es durch die niedrigsten Künste dahin zu bringen, daß der Kaiser Claudius, ihr Oheim, sie zur Gemahlin nahm, und bot nun, als würdige Nachfolgerin der schändlichen Messalina, Alles auf, um ihren Sohn erster Ehe, den nachmaligen Kaiser Nero, auf den Thron zu erheben. Alle, die diesem Plane, oder auch der Befriedigung ihrer Lüste entgegenstanden, wurden aus dem Wege geräumt, und Claudius selbst erhielt von ihr Gift, als er ihr Treiben zu mißbilligen und seinen eigenen Sohn Britannicus dem Nero vorzuziehen schien. Dem Nero, welcher durch ihren Einfluß dem Claudius in der Regierung folgte, machte sie sich indessen bald durch ihre Herrschsucht lästig und verhaßt. Sie warf ihm seine Undankbarkeit mit trotzigen Worten vor und führte dadurch selbst ihren gewaltsamen Tod herbei. Der unnatürliche Sohn, entschlossen, sich der ihn bedrohenden Mutter um jeden Preis zu entledigen, versuchte es zuerst, sie durch die einstürzende Decke eines dazu eingerichteten Schiffes zu tödten; als dies aber mißlang, ließ er sie gleich darauf, 59 nach Chr. in ihrem Landhause durch Kriegsknechte ermorden. Ihr Geburtsort, die Colonia Ubiorum, wurde von A. erweitert und mit dem Namen Colonia Agrippina (das heutige Köln) beehrt.

Agrippinus, Bischof zu Karthago im 2. und zu Anfang des 3. Jahrhunderts. Er behauptete in seiner Schrift „De haereticis rebaptizandis" und auf einer (um 200) zu Karthago gehaltenen Synode die Nothwendigkeit einer zweiten Taufe für die Ketzer.

Agrippinus Partus (partus Agrippae, agrippinische Geburt), diejenige Geburt, wo bei das Kind mit den Füßen zuerst geboren wird. Dergleichen Geburten wurden von den Alten für unglückliche angesehen, und man glaubte, Kinder, die mit dem Steiß oder den Füßen voran geboren würden, hätten dereinst in der Welt nichts als Unglück zu erwarten.

Agron, Sohn des Eumelus, Enkel des Merops, lebte mit seinen Schwestern Byssa und Meropis, auf der Insel Cos, alle andern Götter verachtend, nur die Erde verehrend. Lud man sie zum Feste der Minerva, so sagte der Bruder, die schwarzen Augen seiner Schwestern seyen der Göttin zuwider und ihm für seine Person sey die Eule verhaßt; sollten sie dem Merkur opfern, so erklärte er, einem Diebe keine Ehre erweisen zu wollen. Um sich zu rächen, erschienen Merkur, Minerva und Diana, jener als Hirt, diese als Jungfrauen, in der Wohnung der Geschwister. Sie luden den Eumelus und A. zu einem Opferfeste des Merkur, die Schwestern in den Hain der Minerva und Diana ein. Als Meropis die Minerva schalt, A. aber die Götter bewaffnet angreifen wollte, wurden die Geschwister und nach ihnen auch der Vater, der den Göttern Vorwürfe machte, in Vögel verwandelt.

Agronomie, die Lehre von der Beschaffenheit des Ackerbodens, seinen Bestandtheilen und seinem Verhältniß zur Pflanzenkultur. Einer ihrer wesentlichen Theile ist die der praktischen Chemie angehörige Agrikulturchemie. — Agronomische Chemie, s. v. a. Agrikulturchemie.

Agropoli, Stadt griechischen Ursprungs in der neapolitan. Provinz Principato citeriore, an der Küste des tyrrhenischen Meeres auf einem ansehnlichen Hügel, an dessen Fuße der Fluß Pastena fließt, in sehr fruchtbarer und reizender Gegend, mit 2000 Einw., die Ackerbau und Fischerei treiben.

Agrypnia, Schlaf, Schlaflosigkeit, Mangel an Schlaf, ein Zufall, der zuweilen bei gesundem Zustande in Folge von Gemüthsunruhe, ungewohnter Lebensart u. s. w., weit häufiger aber als krankhaftes Symptom bei Fiebern und andern Krankheiten vorkommt. Er ist dem Grade nach sehr verschieden und kann bisweilen eine Höhe erreichen, wobei der Schlaf Monate und Jahre lang fast ganz verschwindet, so daß der Mensch dadurch um alle Kräfte kommt. Gewöhnlich liegt ihm eine erhöhte Thätigkeit des Gehirns oder Stockungen im Unterleibe zum Grunde, welche die Hülfe des Arztes nöthig machen. Bei Greisen, die diesem Zufall oft ausgesetzt sind, hilft nach Hufeland zuweilen ein Glas süßer starker Wein, vor dem Schlafengehen genommen.

Agtelek, ungarisches Dorf in der gömörer Gespannschaft, 4¼ Station von Kaschau, berühmt durch die dortige (Agteleker) Tropfsteinhöhle, welche nicht bloß die größte aller ungarischen Höhlen, sondern eine der bedeutendsten unseres Welttheils, aber erst seit 1785 von Natur-

forschern genauer untersucht worden ist. Der Eingang, am Fuße einer senkrechten Bergwand, war ehemals niedrig und versteckt, ist aber neuerlich durch Sprengungen bedeutend erweitert und für den Zutritt bequemer gemacht worden. Bei strenger Kälte oder überhaupt, wenn die innere und äußere Temperatur sehr differiren, steigen aus dem Schlunde Dünste empor, durch welche die überhängenden Felsenstücke wie mit Reif überzogen werden. Von dieser Ausdünstung führt die Höhle den slavischen Namen Baradlo, d. i. „ein dampfender Ort". Sobald man die Eingangshalle verläßt, wird die Grotte geräumiger, indem sowohl die Wölbung sich erhebt, als auch der Grund stark abschüssig wird. Durch einen schmalen und engen Zugang gelangt man aus der ersten Grotte in eine zweite und von da an beginnt ein wahres Labyrinth von Hallen und Gängen, welches genau zu durchforschen, Tage lange Wanderungen nicht ausreichen würden. Die interessantesten Partien sind der Blumengarten, ein 900 Fuß langer, 96 Fuß hoher und 90 Fuß breiter Riesensaal, ungefähr 200 Schritte vom Eingang, mit blumen- u. gewächsähnlichen Tropfsteinbildungen, u. die große Kirche mit der anstoßenden Fledermaushöhle. In ersterer bemerkt man die schönsten Stalagmiten, ein Muttergottesbild, einen Altar u. dergl.; die andere hat ihren Namen von der Menge von Fledermäusen, die hier in großen, bisweilen klafterdicken Ballen das Frühjahr erwarten. In der Haupthöhle, der Kirche, versammeln sich im Sommer bei anhaltender Hitze die jungen Leute der benachbarten Dörfer, um sich beim Schein trockener Holzspäne mit Musik und Tanz zu vergnügen. Der Widerhall wird hier durch das Abprallen von hervorstehenden Felsenstücken so vervielfältigt und verwirrt, daß, wenn sich eine einzige Violine hören läßt, man in einiger Entfernung ein ganzes Musikchor zu vernehmen meint. Der Knall einer losgebrannten Pistole aber kracht in mäßiger Entfernung wie der furchtbarste Donner. Verfolgt man den unterirdischen Fluß, der sich durch Felsenspalten in die Höhle stürzt, so gelangt man, an Schluchten und steilen Felsen vorbei, über Tropfsteintrümmer endlich links an eine perpendikulare, einem Rauchfange nicht unähnliche Oeffnung, welche in ein oberes Stockwerk von Höhlen führt. Dies ist so dicht mit Tropfsteinzacken besetzt, daß man sich in einem Walde zu befinden glaubt, durch den man sich mühsam durchwinden muß, um auf den Gipfel des Berges zu kommen. In dem untern Stock breitet sich dagegen rechts von der perpendikularen nach oben führenden Oeffnung eine der schönsten Seitenkammern, die Wachshöhle, aus, voll der prächtigsten gelben Obelisken, von denen einige, angeschlagen, wie Glocken tönen. Am Fluß weiter fortgehend, erreicht man den letzten zugänglichen Raum. Die Höhe der Höhle beträgt hier bis 30 Klaftern, der Hintergrund aber entzieht sich dem Auge in dicke Finsterniß. Wie es scheint, geht die Höhle in östlicher Richtung fort; aber ihre letzten Pfeiler hat kein Sterblicher gesehen; sie sind wegen der Tiefe des Wassers und der Schroffheit der Felsenbildungen unerreichbar. Diese Höhle, von noch unerforschter Ausdehnung, ist eins der größten Wunder der bildenden Natur. Der Besuchende fühlt in ihr das Herz nicht beengt, sondern erweitert; er fürchtet weder den Einsturz noch das Versinken in Abgründe, deren mehre in der That gefährliche vorhanden sind. Die Luft ist in dem ganzen weiten Raume so rein, daß man nach dem Aussteigen die freie Luft schwer und drückend findet. Einheimische Thiere, außer den Fledermäusen, Fröschen und Kröten, kommen in der Höhle lebend nicht vor. Dagegen werden viele Thierknochen, am häufigsten die der urweltlichen Höhlenbären, gefunden. Auch Menschenknochen kommen an einigen Orten aufgehäuft vor. Ob hier Räuber ihr grausames Geschäft trieben oder unglückliche Flüchtlinge den Hungertod fanden, weiß Niemand zu sagen. Noch jetzt kommt es vor, daß selbst Spürhunde den Rückweg nicht wieder finden können.

Aguado, Alexander Marie, Marquis de las Marimas del Guadalquivir, einer der reichsten Banquiers in Paris, wo er seit 1816 etablirt ist. Im Jahre 1784 in Sevilla geboren, stammt er, wie Mendizabal, aus einer angesehenen Judenfamilie. Sein kühner unternehmender Sinn führte ihn in früher Jugend der militärischen Laufbahn zu. Zur Zeit der französischen Invasion in Spanien gehörte er zur Partei der Afrancesados, zeichnete sich in mehren Schlachten aus, avancirte bis zum Regimentsobersten und gelangte zur Adjutantur Soults. Später folgte er dem napoleonischen Heere nach Deutschland und focht an der Spitze eines Regiments in der Schlacht bei Leipzig. Nach dem Sturz des Kaiserreichs nahm er seinen Abschied. Nun warf er sich mit Eifer in die Geschäftscarrière und entwickelte in derselben die nämlichen Eigenschaften, welche ihn als Soldaten emporgebracht hatten: Muth, Kombinationsvermögen, kaltblütige Entschlossenheit. Zuerst trieb er Kommissionshandel mit französischen Produkten, in welchen er gelegentlich großartig spekulirte. So einträglich derselbe ihm war, so wenig gewährte er seinem rastlosen Unternehmungsgeiste hinlängliches Feld. Nach einigen Jahren vertauschte er daher jene Geschäfte mit denen eines Banquiers und Fondsspekulanten. Er spekulirte sehr glücklich und gelangte bald zu solchem Ansehen an der pariser Börse, daß er mit den ersten Männern derselben auf gleiche Linie gestellt wurde. Kühn entwarf er die kombinirtesten Operationen und führte sie mit einer Entschlossenheit durch, die nichts zu erschüttern vermochte. Das Journal du commerce, der Messager des chambres und andere pariser Blätter standen eine Zeit lang als öffentliche Fürsprecher seiner Spekulationen förmlich in seinem Sold. Die Negociation der griechischen Anleihe war sein Werk. Das spanische Gouvernement bediente sich seiner häufig, und er wußte öfters in der äußersten Finanznoth augenblickliche, unerwartete Hülfe zu gewähren. An allen seit 10 Jahren gemachten spanischen Staatsanleihen hat er beträchtlichen, oft alleinigen Antheil, und der Solidität seines Hauses war es zu verdanken, daß der Kredit Spaniens nicht noch tiefer gesunken ist, als es geschah. Für ihn hatten diese sehr gewagten, glücklichen und mit Geschick

ausgeführten Geldoperationen das Resultat, daß er mit Orden und Ehrenbezeugungen überhäuft ward und sein Vermögen unglaublich schnell in's Ungeheure anwuchs. Vom spanischen Finanzministerium erhielt er zu seinen Operationen öfters carte blanche und verhütete durch die entschlossene Benutzung solcher Vollmacht den Staatsbankerott. Die spanischen Staatsobligationen, die er in Umlauf setzte, trugen seinen Namen. Sie hatten mit dem spanischen Kredit gleiches Schicksal. Von vielen Seiten wird ihm vorgeworfen, daß er sich sein Vermögen und das zweideutige Verdienst, den unvermeidlichen Bankerott Spaniens um einige Jahre hinausgeschoben zu haben, auf Kosten der Leichtgläubigkeit der Kapitalisten, welche ihre Gelder in spanische Papiere steckten, erworben habe. Er † den 14. April 1842 mit Hinterlassung eines Vermögens von 15 Millionen Thalern und einer ausgezeichneten Gemäldegallerie, von der Gavard (Paris 1837 ff.) eine Beschreibung gegeben hat.

Aguas-Calientes, Stadt in Mexiko, im Staat Zacatecas, Hauptort des gleichnamigen Distrikts und am gleichnamigen Flüßchen unter 21° 52′ nördlicher Breite und 104° 29′ westl. Länge, in einem weiten Thale, 6176 Fuß über dem Meere gelegen. Hier beginnt das mildere Klima der westlichen Gehänge der Kordilleren und eine nie vom Nordwinde erregte Atmosphäre. Daher prangen rings um die Stadt schöne und üppige Gärten mit den edelsten Fruchtbäumen und Küchengewächsen, und im weiteren Umkreise reiche Maisfelder. Die Stadt liegt sehr vortheilhaft für den Handel mit den inneren Staaten. Die große Straße von der Hauptstadt Zacatecas nach Sonora, Durango ꝛc. kreuzt hier mit der von San Luis Potosi nach Guadalarara. Auch hat die Stadt ansehnliche Wollenmanufakturen, welche jährlich 1280 — 1500 Centner Wolle konsumiren. In einem nahen Thale sind warme Quellen, die in neuerer Zeit als Bäder benutzt werden und den Flor der Stadt erhöhen. Jährlich wird in A. eine große Messe abgehalten, welche am 24. December beginnt und 14 Tage dauert.

Aguesseau, Heinrich Franz d', Kanzler von Frankreich und Kommandeur der königlichen Orden, geboren den 27. November 1668 zu Limoges, wo sein Vater Heinrich A. Intendant war. Schon im 20. Lebensjahre galt A. für einen der geschicktesten Advokaten und ausgezeichnetsten forensischen Redner. Er stieg schnell auf zum Range eines königlichen und eines General-Advokaten und ward 1700 Generalprokurator des Parlaments von Paris. Die zweckmäßigsten Reformen der Administration und Rechtspflege, die wohlthätigste Fürsorge für die Armen der Stadt, namentlich in dem harten Winter 1709, die Wachsamkeit und Freimüthigkeit, mit welcher A. die Freiheiten der gallikanischen Kirche vertheidigte und namentlich der Einführung der Bulle Unigenitus sich widersetzte, wurden durch seine Erhebung zur höchsten Civilbedienung, zur Stelle des Kanzlers von Frankreich, nicht zu hoch belohnt. Seine Thätigkeit fing kaum an, auf diesem Posten sich noch glänzender, als früher, zu entfalten, als die Mißbilligung und Bekämpfung der lawschen Finanzspekulation, für welche der Herzog v. Orleans, damaliger Regent, schwärmte, seine Entlassung 1718 zur Folge hatte. Die folgende Finanzverwirrung machte indeß schon 1720 seine Zurückberufung nöthig. Unter Dubois' Ministerium wurde er (1722) nochmals verwiesen und blieb bis 1727 außer Dienst, in welchem Jahre der Kardinal Fleury seine Zurückberufung bewirkte. Er erlangte seine frühern Aemter wieder; nur das große Siegel ward ihm bis 1737 vorenthalten. Seitdem behauptete er sich bis zu seinem Tode (9. Febr. 1751) in seiner einflußreichen Stellung. A. war nach Voltaire's Ausdruck „der gelehrteste Staatsmann, den Frankreich jemals gehabt hat;“ er verstand die Hälfte der neuern europäischen Sprachen und außer Lateinisch und Griechisch auch Hebräisch, hatte Geschichte und Jurisprudenz in allen ihren Zweigen gründlich studirt, war Aesthetiker und Humanist. Der Hauptplan, den er auf seiner politischen Laufbahn verfolgte, war eine Reform der Gesetze, ohne ihre Basis zu erschüttern. Die Lehren von den Schenkungen, den Testamenten, den Substitutionen, den Evokationen ꝛc. ꝛc., haben durch ihn wesentliche Verbesserungen erfahren. Für sich suchte A. nichts, als gerechte Anerkennung seiner Verdienste; den Seinen hinterließ er nur einen geachteten Namen und eine bedeutende Bibliothek. Seine Schriften (Oeuvres de Mr. le Chancelier d'Aguesseau, Paris 1759—1790, 13 Bände, 4.; Yverdun 1763—1771, 24 Bände; deutsch: Reden und andere Werke ꝛc., Leipzig 1762, 8 Theile) sind Reden, Plaidoyers, Rechtssprüche und Rechtsbedenken, Alles in schönem blühenden Styl, doch nicht ganz frei von Manier. Von den Reden, die A. als Generalprokurator hielt, sind einige Muster in ihrer Art.

Agur, Sohn des Jake, ein israelitischer Weiser und Spruchdichter, der als Verfasser des 30. Kapitels der Sprüche (Salomo's) genannt wird, wie Lemuel als Verfasser des 31. Hieronymus und Rabbi Salomo fassen A. als symbolische Namen des Königs Salomo, aber mit Unrecht; denn letzterer heißt überall „Sohn Davids“.

Agurtschinskische Inseln (ogurtschinskische Inseln), Inselgruppe, aus Idaack, Nottonia, Darghan u. a. bestehend, auf der Südostseite des kaspischen Meeres, südlich von der menschenleeren Naphthainsel, von Truchmenen bewohnt.

Aguti, Dasyprocta, Säugethiergattung aus der Ordnung der Nagethiere. Hierher gehört als Hauptrepräsentant der gemeine A., D. Aguti (Cavia A. *Linn.*). Derselbe hat die Größe eines Kaninchens und einen dem des Hasen ähnlichen Kopf mit länglich ausgeschnittenen Ohren. Die Vorderfüße sind kürzer als die Hinterfüße, jene mit vier, diese mit drei Zehen und zwei kurzen Warzen versehen. Die Behaarung ist kurz, borstig, glänzend, auf dem Rücken am längsten und von Farbe braun. Statt des Schwanzes ist nur eine behaarte Warze vorhanden. Die Länge des Thieres beträgt 8 Zoll, seine Höhe etwas mehr. Es lebt im heißen Südamerika und auf den Antillen, wohnt in hohlen Bäumen oder in Erdlöchern, die es jedoch nicht selbst gräbt, läuft schnell, grunzt beim Fressen und gibt, wenn es in Gefahr ist, einen lauten pfeifenden Ton von

sich. Blätter, Wurzeln und Früchte sind seine Nahrung; gezähmte fressen auch Fleisch. Das Weibchen wirft einmal im Jahre zwei Junge. Das Fleisch ist eßbar und ähnelt im Geschmack dem des Kaninchens.

Aglyläus, Heinrich, geboren 1533 zu Herzogenbusch, † 1595, berühmter Jurist und einer der thätigsten Beförderer der utrechter Union von 1579. Als Gelehrter erwarb er sich einen ehrenvollen Namen durch die Bearbeitung der Novellen des Kaisers Justinian und des Nomocanon von Photius.

Ahab oder **Achab**, 1) siebenter König von Israel, Sohn und Nachfolger des Omri, regierte von 918—897. Er war mit Isebel, einer Tochter des sidonischen Herrschers Ethbaal, vermählt und wurde von dieser zur Einführung des Baalsdienstes, so wie zu Verfolgungen der für die Verehrung Jehova's eifernden Propheten verleitet. Elias, der angesehenste der letztern, mußte fliehen; aber nach einiger Zeit zurückkehrend, brachte er das Volk gegen die heidnischen Priester auf, und eine große Anzahl derselben wurde erschlagen. Der Rache A.s entzog sich Elias wiederum durch die Flucht. A. kriegte darauf glücklich gegen den mächtigen König der Syrer, Ben-Hadad, und erzwang von ihm einen vortheilhaften Frieden. Aber von Isebel zum Mord des Naboth verleitet (1. Kön. 21.), lud er den Haß des Volks auf sich. Sein kriegerischer Sinn verwickelte ihn in einen neuen Kampf mit Syrien. Vergebens rieth ihm der Prophet Micha davon ab. Mit dem Könige von Juda, Josaphat, verbündet, griff er den Syrerkönig Ramoth in Gilead an, wurde aber geschlagen und tödtlich verwundet. A. hinterließ 72 Söhne. Sie alle wurden sammt seiner Gemahlin in der Verschwörung des Jehu ermordet. Vergl. 1. Kön. 16, 29; 22, 40. — 2) A., falscher Prophet zur Zeit der babylonischen Gefangenschaft, der den mit dem König Zedekia weggeführten Juden ankündigte, daß sie aus Babylonien bald wieder heimkehren würden, und dadurch Hoffnungen erweckte, welche auf ihr Verhalten einen nachtheiligen Einfluß hatten. Der Prophet Jeremias erließ daher einen Hirtenbrief an die Exilirten, worin er sie warnt, jenem Lügenpropheten zu glauben, und sie ermahnt, sich als gute Bürger in Babylonien einzurichten und zu betragen (Jeremias 29).

Ahas oder **Achas**, zwölfter König von Juda, Sohn und Nachfolger des frommen Jotham, regierte von 775 — 759. Er führte phönicische Menschenopfer ein und schlachtete den Götzen selbst einen Sohn. Bald nach seinem Regierungsantritte, der wahrscheinlich im 25. und nicht, wie es 2. Kön. 16, 2 heißt, im 22. Lebensjahre erfolgte, fielen Syrer und Israeliten verbündet in Juda ein und belagerten Jerusalem, jedoch vergeblich. A. rief den assyrischen König Tiglat-Pilesar zu Hülfe. Der syrische König Rezin wurde von den Assyrern in Damaskus belagert und bei Erstürmung dieser Hauptstadt getödtet. Israel wurde erobert und ein großer Theil der Einwohner als Sklaven weggeführt. A. nahm darauf den assyrischen Götzendienst an. Vergl. 2. Könige 16; Jes. 7; 2. Chron. 28. In der Chronik werden viele Umstände aus dem Leben des A. anders erzählt. Nach ihr wurde A. auch von den Philistern und Edomitern, so wie von Tiglat-Pilesar hart bedrängt.

Ahasja oder **Achasja**, 1) achter König von Israel, Sohn und Nachfolger des Ahab, regierte von 897—895. Er trat in die Fußtapfen seines Vaters und begünstigte die Abgötterei. Dem gleichzeitigen Könige von Juda, Josaphat, machte er den Antrag, mit ihm gemeinschaftlich im Hafen von Eziongeber eine Flotte auszurüsten und die Schiffahrt im arabischen Meerbusen zu erneuern. Er starb an den Folgen eines Sturzes zu Samaria. Ueber ihn vergl. 1. Kön. 22, 52 — 2. Kön. 1; 2. Chron. 20, 25—27. — 2) A., sechster König von Juda, welcher 884 seinem Vater Joram in der Regierung folgte. Er regierte nur ein Jahr, und stand unter der Leitung seiner abgöttischen Mutter Athalja und anderer Rathgeber aus der verwandten Familie des Ahab. Mit Joram, dem Könige Israels, verbündet, unternahm er den unglücklichen Feldzug gegen Hasael, König von Syrien. Auf der Flucht schwer verwundet, † er zu Megiddo. Vgl. 2. Kön. 8, 25—29; 9, 27 — 29; 2. Chron. 22, 1 — 9.

Ahasiten (Antiochianer), Bezeichnung der Verfechter des Jus territoriale circa sacra, d. i. der unumschränkten Gewalt des Landesfürsten in kirchlichen Dingen, von welcher einst die Könige Ahas und Antiochus abschreckende Beispiele gaben. Vorzüglich wurden Hobbes, der in dem Buche De cive solche Macht in die Hand der Fürsten legt, und seine Anhänger A. genannt.

Ahasverus (eigentlich Achaschwerosch), 1) nach den neuesten literarischen Entdeckungen die hebräische Form des persischen Königsnamens Xerxes (altpersisch: Khschhersche oder Khschwersche), der im alten Testamente verschiedenen medisch-persischen Königen beigelegt wird. Als Titel und Bezeichnung ihrer Macht wurde dieser Name wahrscheinlich von mehren Regenten des persischen Reichs geführt. Nach Dan. 9, 1. heißt A. der Vater des Meders, Darius, d. i. Cyaxares II., und kann also kein anderer als Astyages, König der Meder, seyn. In der Stelle Esra 4, 6 ist dagegen, als Nachfolger des Kores (Cyrus), Kambyses darunter zu verstehen. Welcher König endlich der A. des Buches Esther sey, läßt sich nicht mit Gewißheit bestimmen; der Name, die Macht und der aus Thorheit, Schwäche, Prachtliebe, Stolz und Grausamkeit zusammengesetzte Charakter dieses Herrschers scheinen indessen, wenn überhaupt eine rein historische Person zu Grunde liegt, auf Xerxes hinzuweisen. — 2) S. Ewiger Jude.

Ahe, beträchtlicher Bach in der preußischen Provinz Westphalen, Regierungs-Bezirk Arnsberg, dadurch merkwürdig, daß er unweit der Stadt Brilon nach einem Laufe von kaum ½ St. (wahrscheinlich in Kalkschlotten) sich verliert und dann verstärkt als Alme wieder zum Vorschein kommt.

Ahi, berühmter türkischer Dichter, geboren zu Tirstenik bei Nicopolis, Sohn eines Kaufmanns, trieb nach dem Tode seines Vaters das Handelsgeschäft, füllte aber seine freie Zeit durch Beschäftigung mit der Dichtkunst aus. Aus Ver-

druß über eine zweite eingegangene Ehe seiner Mutter ging er nach Konstantinopel. Sultan Selim II. lernte seine Gedichte kennen und gewährte ihm Schutz und Unterstützung. Seine beiden Werke: das romantische Gedicht „Chosru und Schirin", und der allegorische Roman „Husn und Dil" (Schönheit und Herz) gehören zu den herrlichsten Blüthen der osmanischen Poesie. A. † zu Karakarije in Rumili.

Ahia, Name mehrer alttestamentlichen Personen: 1) Sohn Ahitobs und Priester zu Silo zur Zeit Sauls, befand sich bei diesem im Lager wider die Philister (1. Sam. 14, 2. 3.) und sollte die Bundeslade herbeibringen, um dadurch den Muth der Israeliten zu erhöhen (1. Sam. 14, 18). — 2) A., Prophet zu Silo, der dem Jerobeam ankündigte, daß ihm Gott nach dem Tode Salomo's die Regierung der zehn die Herrschaft des Hauses Davids verwerfenden Stämme anvertrauen würde (1. Kön. 11, 29—31; 1. Kön. 14, 1 — 15). Seine niedergeschriebenen Weissagungen, die 2. Chron. 9, 29 erwähnt werden, sind verloren gegangen. Andere Personen, welche den Namen A. führen, s. 1. Kön. 15, 27; 1. Chron. 27, 20; 2, 25; 12, 36; Nehem. 10, 26.

Ahimaaz, Sohn des Hohenpriesters Zadok (2. Sam. 15, 27), zeigte sich mit seinem Vater in der Empörung des Absalom als ein treuer Anhänger Davids. Auch bei Salomo genoß er große Gunst und erhielt dessen Tochter Basmath zur Gemahlin (1. Kön. 4, 15). Ein anderer A. war der Vater der Gemahlin des Königs Saul, der Ahinoam (1. Sam. 14, 50).

Ahimelech, Sohn Ahitobs und Vater Abjathars (1. Sam. 22, 9; 23, 6), jüdischer Priester zu Nobe. Er gab dem David, als dieser auf der Flucht vor Saul ohne Waffen und Lebensmittel zu ihm kam, die Schaubrode und das aufbewahrte Schwert Goliaths (1. Sam. 21, 1—9). Doeg verrieth indessen diesen Freundschaftsdienst dem Saul, worauf A. mit 85 Priestern hingerichtet wurde (1. Sam. 22, 9 — 19). Ein anderer A. wird 2. Sam. 8, 17 u. 1. Chron. 24, 3. 6. 31 erwähnt. Es ist indessen wahrscheinlich, daß 2. Sam. 8, 17 für „A., der Sohn Abjathars" zu lesen ist „Abjathar, der Sohn A.s" und daß die falsche Lesart aus dem Buche Samuelis in die Chronik überging.

Ahinoam, 1) Tochter des Ahimaaz und Gemahlin des jüdischen Königs Saul (1. Sam. 14, 50). — 2) A., Davids Gemahlin, nachdem ihm Saul die Michal genommen hatte (1. Sam. 25, 43. 44). Als sie zu Ziklag in die Gefangenschaft der Amalekiter gerathen war, befreite sie David wieder (1. Sam. 30, 5. 18).

Ahitophel, geheimer Rath Davids, ein einsichtsvoller Staatsmann (1. Chron. 28, 33; 2. Sam. 16, 23). Wahrscheinlich von David beleidigt, ergriff er aus Rachsucht die Partei des aufrührerischen Absalom und rieth diesem zur schnellen, ungesäumten Verfolgung des geflohenen Königs. Zum Glücke für David befolgte Absalom diesen Rath nicht. A., aus Verdruß hierüber und den unglücklichen Ausgang der Empörung ahnend, floh in seine Vaterstadt Gilo und erhenkte sich (2. Sam. 17, 1—23).

Ahlden, Flecken und Hauptort des gleichnamigen Amtes im Königreich Hannover, Landdrostei Lüneburg, südöstlich von Verden, an der Mündung der alten Leine in die Aller, mit 800 Einwohner, welche Ackerbau, Spinnerei, Weberei, Bienenzucht treiben. Das dortige Schloß diente ehemals als Festung und ist durch die über dreißigjährige Gefangenschaft der Prinzessin Sophie Dorothea, Gemahlin Königs Georg I. von England, bekannt.

Ahle, Johann Rudolf, geboren den 24. December 1625 zu Mühlhausen in Thüringen, † 1673 als Organist und Bürgermeister in seiner Vaterstadt. Unablässiges Wirken zur Beförderung musikalischer Bildung, ein frommer Sinn in Wort und That, der auch in seinen Kompositionen sich ausspricht, sind Grundzüge seines thätigen u. nützlichen Lebens. Er schrieb: „Geistliche Dialoge"; „Der thüringische Lustgarten", aus dem viele Lieder in die thüringischen Gesangbücher übergegangen sind; „Geistliche Fest- u. Kommunionandachten". — Sein Sohn Johann Georg, sein Nachfolger in seinem Amte, geboren 1650, bildete sich unter der Leitung und dem Einflusse seines Vaters ebenfalls zum gründlichen Musiker aus und erwarb sich als fruchtbarer Schriftsteller einen geachteten Namen; † 1706. Von seinen Werken sind jedoch die meisten bei dem 1689 ausgebrochenen großen Brande zu Mühlhausen zu Grunde gegangen.

Ahlefeld, Charlotte Sophie Luise Wilhelmine von, geborene von Seebach, deutsche Schriftstellerin, geboren zu Stedten bei Weimar den 6. December 1781, Tochter des hannöverischen Obersten von Seebach. Durch eifrige Lektüre angeregt, machte sie schon als 10jähriges Kind schriftstellerische Versuche, welche nach Göthe's Urtheil zu bedeutenden Erwartungen berechtigten. Kaum 16 Jahre alt, trat sie, wie bei ihren späteren Werken, unter der strengsten Anonymität, mit ihrem Erstlingsroman „Liebe und Trennung" (Weißenfels 1797) vor das Publikum. Ihre im Mai 1798 geschlossene eheliche Verbindung mit dem schleswig-holsteinischen Gutsbesitzer Johann Rudolf von A. unterbrach ihre schriftstellerische Thätigkeit nur auf kurze Zeit. Schon 1799 erschien ihr zweiter Roman „Maria Müller", der 15 Jahre später eine neue Auflage erlebte und lange Zeit das Lieblingswerk der leselustigen Damenwelt war. Schriftstellerisches Schaffen aber wurde ihr bald nicht nur zum Bedürfniß, sondern auch zum Trostquell in trüber Zeit. Ihre Ehe, aus der drei Söhne hervorgingen, war keine glückliche, da zwischen ihrer idealen Gemüths- und Geistesrichtung und den Lebensanschauungen ihres Gatten eine himmelweite Kluft bestand. Ohne gerichtliche Scheidung erfolgte 1807 die Trennung beider Gatten, worauf sie sich in Schleswig niederließ und hier von dem geringen Nadelgeld, welches sie, ein Mehr verschmähend, von ihrem Gatten annahm, und von dem Ertrage ihrer Feder in musterhafter Wirthlichkeit und doch ein Schutzengel aller Bedrängten, ein Liebling der geselligen Kreise und von der dänischen Königsfamilie vielfach ausgezeichnet, bis 1821 lebte. Zahlreich sind aus dieser Zeit die Produkte ihrer Feder, welche sie bald unter dem Namen „Elise Selbig", bald

unter der Bezeichnung „Verfasserin der Maria Müller" veröffentlichte. Vieles ließ sie auch in Taschenbüchern und Zeitschriften, sowie gemeinschaftlich mit ihrer Jugendfreundin Wilhelmine Gensiken, geborene Herz (Pseudonym Willmar) wie die Sammlungen „Schmetterlinge" (3 Theile, Meißen 1819—1821) und „Der Kranz" (4 Theile, daselbst 1817—1818) erscheinen. Wenn nicht das beste, ist „Erne", 1819 erschienen, doch gewiß eines der ausgezeichnetsten ihrer Werke. Ihrer bescheidenen Anonymität entsagte sie selbst dann nicht, als ihr wahrer Name längst und allgemein bekannt geworden war. Im Jahre 1821 begab sie sich ihres jüngsten Sohnes wegen, der das Gymnasium in Weimar bezog, in ihre Heimathstadt zurück und widmete sich hier mit Aufopferung der Erziehung dreier Waisenknaben, die ihr eine Freundin sterbend an's Herz gelegt hatte. Bei diesem Liebeswerke stand ihr Friedrich Fröbel in Keilhau bei Rudolstadt treu und redlich helfend zur Seite. Einige Reisen in die Schweiz, nach Mailand und in die böhmischen Bäder unterbrachen auf kurze Zeit ihr stilles Wirken. Ihre schriftstellerische Laufbahn schloß sie, obwohl erst 50 Jahre alt, 1832 mit dem Roman „Der Stab der Pflicht", und wandte sich von jetzt mit erneuerter Lust zur Blumenmalerei, der Lieblingsbeschäftigung ihrer Jugend, zurück. Ohne Zweifel fühlte sie am Pulse der Zeit, wie seit 1830 die Geschmacksrichtung nach und nach eine andere zu werden begann und ihre Rolle ausgespielt war. Dieselbe taktvolle Bescheidenheit, die sie bewies, indem sie ihrer schriftstellerischen Thätigkeit ein Ziel setzte, hatte sie auch schon in allen ihren Schriften kund gegeben, in sofern sie sich in ihnen sorgfältig innerhalb der Grenzen des Gefühlsromans hielt, welcher Gattung sie sich nach Begabung und Neigung allein gewachsen fühlte. Und hierin, in tiefem Eindringen in die geheimsten Falten des Menschenherzens, in feiner Beobachtung und umfassender Kenntniß der verschiedenen Lebensverhältnisse war sie wirklich Meisterin und wußte diesen Vorzug durch das Geschmackvolle, Innige und leicht Dahinströmende ihrer Darstellung in's schönste Licht zu setzen. Unter ihren zahlreichen Romanen dürften noch zu nennen seyn: „Liebe und Entsagung" (2 Theile, Berlin 1804); „Therese" (2 Theile, Hamburg 1805); „Luise und Mailand" (Berlin 1807); „Die Stiefsöhne" (Altona 1805); „Klosterberuf" (Kiel 1812); „Franziska u. Aenneli" (Altona 1813); „Myrte und Schwerdt" (Meißen 1819); „Felicitas" (Berlin 1825); „Das Römhildstift" (2 Bände, Weimar 1828); „Gesammelte Erzählungen" (2 Bände, Schleswig 1822) u. s. w. Auch ein Bändchen ihrer Gedichte hatte sie, von Woltmann dazu aufgefordert, 1826 unter dem Namen „Natalie" veröffentlicht; zur lyrischen Dichterin gebrach es ihr jedoch an Tiefe und Nachhaltigkeit der Begeisterung, sowie an Schöpferkraft der Phantasie. Bald nach dem Tode ihres Gatten, durch den sie in den Besitz eines ansehnlichen Vermögens gelangte, † die durch die edelste Weiblichkeit und alle Tugenden des Privatlebens ausgezeichnete Frau den 27. Juli 1849 zu Teplitz, wo sich auf dem Kirchhofe neben Seume's Grabhügel der ihrige erhebt.

Ahlefeldt, altes Adelsgeschlecht, welches seit Anfang des 14. Jahrhunderts in Schleswig-Holstein und Dänemark in mehren Linien blüht, nach Einigen von den Grafen von Balzhausen und Schwabeck stammen und später von dem Städtchen Ahlefeldt im Hildesheimischen den Namen angenommen haben soll. Das Haupt einer Linie dieses Geschlechts, Friedrich von A., wurde 1665 von Kaiser Leopold I. in den deutschen Reichsgrafenstand und von König Christian V. von Dänemark 1672 zum dänischen Lehnsgrafen zu Langeland erhoben. Nachdem bis zum Beginn des 18. Jahrhunderts die Grafschaft Riringen und die Herrschaft Mörsburg im Besitz dieser Linie gewesen war, kam durch Jens Juel, Grafen von A. († 10. December 1794) noch die Grafschaft Laurwig in Norwegen an dieselbe, woher seit 1785 alle Agnaten den Namen Ahlefeldt-Laurwig führen.

Ahlen, Stadt in der preuß. Provinz Westphalen, Reg.-Bez. Münster, an der Verse, mit 2550 Einw., welche besonders Oel-, Leinwand- und Branntweinhandel treiben.

Ahlfeld, Stadt in der hannöv. Landdrostei Hildesheim, zwischen Eimbeck und Elze an der Leine gelegen mit 2400 Einw., welche besonders Flachs-, Hopfen-, Leinwand- und Garnhandel treiben.

Ahlwardt, Christian Wilhelm, verdienstvoller Philolog, geboren zu Greifswald den 23. November 1760, war erst Rektor des Gymnasiums zu Oldenburg, bekleidete dann dasselbe Amt in seiner Vaterstadt und vertauschte dasselbe zuletzt mit der Professur der altklassischen Literatur an der dortigen Universität, die er bis an seinen Tod (12. April 1830) verwaltete. Er besaß die gründlichsten Kenntnisse in den altklassischen und den meisten neuern europäischen Sprachen. Unter seinen zahlreichen Schriften sind zu nennen: die Uebersetzung des Callimachus (Berlin 1794), von Catulls Attis (Oldenburg 1808), von Ossian (3 Bände, Leipzig 1811; 2. Ausgabe 1839) und von mehren Stücken Shakespeare's, Ariosts und Camoens; sowie die Schriften: „Zur Erklärung der Idyllen Theokrits" (Rostock 1792) und „Bemerkungen über einige Stellen griechischer Dichter" (5 Programme, Oldenburg 1798—1807). Die in einem dieser Programme aufgestellte Behauptung, daß die Versbrechungen bei Pindar von späteren Grammatikern erfunden seyen, rief einen mit vieler Bitterkeit geführten Streit zwischen A. und Böckh hervor, welcher letztere jene Entdeckung 7 Jahre später sich zuschrieb. Die gereizte Stimmung A.s macht sich selbst in seiner Ausgabe des Pindar (Leipzig 1820) Luft.

Ahmednagur, britisch-ostindische Stadt, in der Präsidentschaft Bombay, Provinz Aurungabad, ehemals die Hauptstadt eines gleichnamigen Staats. Diese einst herrliche Stadt ward 1493 erbaut, hat 2½ Meile im Umfang, liegt aber jetzt großentheils in Ruinen. Die neue Stadt ist auf den Trümmern der alten gut gebaut, hat einen schönen Bazar und über 20,000 Einwohner, welche ausgezeichnete Weber- und Goldschmiedarbeiten liefern. A. ist der Sitz der Civilregierung für die Provinz. Die sehr feste Citadelle ist einer der stärksten Waffenplätze Indiens, hat ¼ Stunde im Umfang und ihre Werke sind ganz aus großen

Quadern gebaut. Sie hat eine Garnison von 2000 Mann. Der Platz wurde 1803 vom General Wellesley (Herzog von Wellington) erobert.

Ahming (Ahm), Maß, welches angibt, wie tief ein Schiff im Wasser geht. Es ist am Vorder- und Hintersteven angebracht und besteht aus einer in Fuße eingetheilten Skale.

Ahnen, adelige Vorfahren, sowohl von mütterlicher, als väterlicher Seite und zwar nicht durch Standeserhöhung, sondern durch Geburt adelige. Sind beide Aeltern einer Person von adeliger Geburt, so hat diese 2 A.; gehörten außer den Aeltern auch schon die Großältern derselben durch die Geburt dem Adelstand an, so hat sie 4 A.; war dies nicht nur bei Aeltern und Großältern, sondern auch schon bei den Urgroßältern der Fall, so zählt sie 8 A. u. s. w. Hat aber auch nur eine in einem Vorfahrengliede, z. B. in dem Gliede der Urgroßältern, stehende Person nicht den erforderlichen Geburtsadel gehabt, so hört alles Fortzählen der A. auf und nur das um einen Grad näher stehende Glied, z. B. das Glied der Großältern, hat noch Adelsrang. In früheren Zeiten waren mit dem Adel verschiedene Vorrechte verbunden, z. B. Aufnahme in adelige Stifter, Ritterorden, Domkapitel, Ganerbschaften und sonstige adelige Gesellschaften, von denen alle Nichtadeligen ausgeschlossen waren. Um nun an einem solchen Vorrechte Theil zu nehmen, mußte man sich der sogenannten Ahnenprobe unterziehen, d. h. den Nachweis liefern, daß man eine gewisse Anzahl adeliger A. habe. Man bediente sich hierbei der sogenannten Ahnentafel, eines Stammbaumes, welcher sämmtliche A. in aufsteigender Linie mit ihren Tauf- und Geschlechtsnamen enthielt. Es mußte jedoch bei der Ahnenprobe zweierlei nachgewiesen werden, einmal, daß alle in der Ahnentafel als Ehegatten aufgezeichneten Personen in kirchlich und bürgerlich gültiger Ehe gelebt u. die als Kinder solcher Ehen aufgeführten Individuen wirklich in solchen erzeugt worden seyen (Filiationsprobe), und dann, daß die oberste Ahnenreihe ritterbürtig, d. i. adeligen Standes gewesen sey, wobei adelige Geburt derselben nicht nachgewiesen zu werden brauchte, da man sonst noch eine Reihe mehr gebraucht hätte. Als Beweismittel dienten besonders Urkunden, Wappen, Denksteine, sowie das eidliche Zeugniß von zwei Edelleuten für die Richtigkeit der Ahnentafel. Bei Nobilitirungen werden zuweilen auch die schon verstorbenen Vorfahren geadelt, also A. geschenkt. Gegenwärtig dürfte eine strenge Ahnenprobe nur noch in einigen Kapiteln und bei dem preußischen Johanniterorden vorkommen. Vergleiche Estor, Anleitung zur Ahnenprobe, Marburg 1750.

Ahnung, Erwartung zukünftiger Ereignisse, welche sich mehr auf Gefühle, als auf Schlüsse gründet, oder bei der man sich gar keiner Gründe, sondern eben nur einer mehr oder weniger bestimmten Vorempfindung des Künftigen bewußt ist. Man kann ein zukünftiges Ereigniß voraussehen, indem man aus dem Gegenwärtigen oder Vergangenen darauf schließt. Gewöhnlich nimmt man dabei die Erfahrung zu Hülfe, indem man berechnet, daß das, was unter ähnlichen Verhältnissen schon ein- oder mehremal eingetroffen ist, wahrscheinlich jetzt wieder eintreffen werde; dies ist eine Verstandesoperation, ein Erwarten des Zukünftigen, welches sich auf Schlüsse gründet. Oft sehen wir aber auch dem Ausgang einer Sache, einem möglichen Ereigniß entgegen, ohne dabei auf Schlüsse zu bauen, ohne uns der Gründe bewußt zu werden, die uns dazu veranlassen. In diesem Falle ist das Ahnen ein bloßes Fürchten. So sagt man oft im gemeinen Leben: mir ahnet nichts Gutes; mir ahnet, die Sache werde nicht gut ablaufen. Man ahnet hier das Schlimme, weil man es fürchtet, ohne für oder gegen den möglichen Ausgang einen Grund zu haben. Es gibt aber auch ein Ahnen, das sich auf keine Verstandesoperation, sondern auf ein bloßes dunkles Gefühl, ohne alle Vermittelung gründet. Es ist dem dunkeln Gebiete der Träume, der Visionen und Erscheinungen des thierischen Magnetismus verwandt und hat, wie dieses, seine Anhänger und Vertreter, wie seine Widersacher und Feinde. Der eine Theil, ganz auf realistischem Boden stehend, leugnet alles darauf Bezug Habende, weil es nicht aus physikalischen Gesetzen erklärt werden kann, der andere beruft sich auf die Erfahrung und schließt daraus auf eine höhere geistige Vermittelung, die zwar nicht erklärt, aber auch keinen physikalischen Gesetzen unterstellt werden kann, weil sie eben rein geistiger Natur ist. Beide Theile gehen oft zu weit, der eine, indem er jede geistige Verbindung ohne Wort und Schrift geradehin leugnet, der andere, indem er gläubig jede darauf Bezug habende Erscheinung mit in den Kreis seiner Theorie aufnimmt und diese dadurch in das Gebiet des Aberglaubens hinüberzieht. Daß indessen manche Menschen ein Vorgefühl kommender Ereignisse haben, daß sie die Schicksale anderer, ihnen befreundeter und mit ihnen in geistiger Gemeinschaft stehender Personen auf größere oder geringere Entfernung hin mitempfinden, leidet wohl keinen Zweifel, u. es gibt kein schwächeres Argument gegen die Sache, als die Berufung der Ungläubigen darauf, daß sie nie in ihrem Leben dergleichen Mitempfindungen oder A.en gehabt haben. Der Glaube daran zieht sich durch alle Völker und Zeiten, und der Prototyp davon findet sich schon in dem Instinkt der Thiere. Spinnen, Hähne und andere Thiere fühlen die kommende Witterungsveränderung voraus; Elstern geben dem Flugloch ihrer Nester eine Richtung, die der der im bevorstehenden Sommer herrschenden Winde entgegengesetzt ist; Hunde und Katzen und andere Thiere fühlen das bald entstehende Erdbeben voraus u. s. w. Bei dem Menschen scheint dieses Ahnungsvermögen gleichfalls nur ein bewußtloser Instinkt, ein über die gewöhnliche Sphäre sich erweiterndes Gefühl zu seyn; wenigstens hat es mit den höheren Geistesoperationen durchaus nichts gemein. Auf niederer Stufe ist es fast mit jenem Instinkt der Thiere identisch. Ohne alle äußere Veranlassung ergreift uns plötzlich auf dem Wege, in der Gesellschaft von Menschen, eine innere Angst, ein Gefühl von Bangigkeit, das wir nicht zu deuten wissen, es treibt uns unwillkürlich von dem begonnenen Werke zurück, und das beklommene Herz kommt nicht eher zur Ruhe, als bis das ge-

fürchtete Ereigniß vorüber oder abgewendet ist, und nun erst wissen wir uns den Grund unserer innern Unruhe zu deuten. Auf höherer Stufe tritt dieses Vermögen mehr als divinatorisches hervor; kommende Ereignisse, die uns oder mit uns enge verbundene Personen betreffen, treten mit vollkommener Klarheit und Gewißheit vor unsere inneren Sinne; wir sind nicht schwankend darüber, daß sich das verwirklichen werde, was sich uns im Bilde darstellt oder was uns der innere Prophet zuflüstert. Merkwürdig ist es, daß dergleichen A.en sich gewöhnlich auf den Tod oder schwere Krankheiten beziehen und so gleichsam ein Uebergreifen unseres jetzigen Daseyns in ein zukünftiges, eine geheime Verbindung des Diesseits mit dem Jenseits andeuten. Es ist, als wenn die Wolke, die unserm sterblichen Auge jeden Blick in die Zukunft verhüllt, sich plötzlich lichtete und uns auf Augenblicke einen prophetischen Blick in eine höhere Region gestattete. Solche A.en äußern sich oft mit den dem Somnambulismus ähnlichen Erscheinungen einer hohen Begeisterung, und je näher der Körper dem Verfalle rückt, desto freier scheint sich die Psyche empor zu schwingen. Es ist dies ein im Ganzen noch wenig aufgehelltes Gebiet des Seelenlebens, und oft mögen absichtliche und unabsichtliche arge Täuschungen mit untergelaufen seyn. Viele hierher gehörige Fälle sind aber in dem Grade konstatirt, daß nur übertriebene Zweifelsucht sie in Abrede stellen kann. Es ist die Aufgabe einer späteren Zeit, mit der Leuchte wissenschaftlicher Kritik in dies dunkle Gebiet einzudringen und der A. die ihr gebührende Stelle in der Lehre vom menschlichen Seelenleben anzuweisen.

Ahorn, Pflanzengattung, welche im linnéischen System in die XXIII. Klasse, im natürlichen aber zur Familie der Acerineen (Acerineae) gehört. Sie umfaßt Bäume mit knotigen Aesten und gegenständigen gelappten Blättern ohne Nebenblätter, in Form einer Traube oder Trugdolde stehenden 5blätterigen Blüthen mit 5 oder 10 Staubgefäßen, 5theiligem Kelch, 5blätteriger Blumenkrone, 8 Staubfäden u. 1 Stempel u. einer Flügelfrucht mit zusammengerollten Kotyledonen. Die Zahl der Theile ist jedoch häufig abnorm; oft sind 5, oft 10 Staubfäden vorhanden; die Flügelfrucht ist bisweilen dreifach, statt, wie gewöhnlich, gedoppelt. Um die Staubfäden her sind drüsige Honiggefäße, welche von den Bienen fleißig besucht werden. — Der A., ein Baum der gemäßigten Zonen, ist in Europa, Asien u. Amerika vom 35° bis 60° nördlicher Breite heimisch, nicht in großen gedrängten Massen, sondern meist einzeln unter andern Baumarten wachsend. Von seinen 31 bekannten, hauptsächlich nach der Blattform verschiedenen Arten sind die wichtigsten: 1) Der weiße oder gemeine A., Bergahorn (A. pseudoplatanus, Sykomore), mit fünflappigen, stumpf und sparsam gezähnten, herzförmigen Blättern. Er findet sich allenthalben in Deutschlands Wäldern, bald als hoher Baum, bald als Strauch, doch nirgends in Menge beisammen; blüht im Mai und Juni, reift seine Früchte im September und Oktober. Die Blätter, besonders der jungen Bäume, sind auf der untern Seite mit weichen, grau-weißen Härchen besetzt, die Blüthen hängen in Trauben. Er erreicht ein Alter von 300 bis 400 Jahren, liebt zwar einen fruchtbaren tiefen Boden, kommt aber, wenn gleich dürftiger, auch noch auf Berggipfeln fort, wo Eichen und Buchen nicht mehr gedeihen. Er ist einer der geschätztesten Waldbäume. Sein hartes, weißes, dichtes Holz übertrifft als Brennstoff an Hitzkraft selbst das der Buche und ist dabei im gedörrten Zustande leichter, als jenes. Als Nutzholz für Schreiner, Instrumentenmacher, Wagner, Drechsler &c. ist es eines der vorzüglichsten, denn es nimmt eine vortreffliche Politur an und hat große Dauer. Eine in Deutschland einheimische Abart zeichnet sich aus durch scharfe, sägeförmige Zähne am Rande der Blätter, die unten ohne Härchen und ganz glatt sind. — 2) Der Spitzahorn (A. platanoides), blüht und reift seinen Samen mit dem vorigen und findet sich überall in Europa, selbst an höhern und kältern Orten als jener, erreicht aber nicht dieselbe Höhe. Die Blätter sind größer, zarter, die 5 bis 7 Lappen mehr gespitzt, tiefer eingeschnitten und schärfer gezähnt; sie stehen paarweise auf langen Stielen und geben abgerissen einen weißen Saft. Die Blüthen stehen in aufrechten Doldentrauben; das Holz ist weißer, dichter, härter, zäher, aber nicht so fein, als das des vorigen; daher wird es zu gröbern Arbeiten, besonders von Wagnern, benutzt; aus den Masern schneidet man sogenannte ulmer Pfeifenköpfe. An Hitzkraft stehen beide Arten einander ziemlich gleich. — 3) Feldahorn, deutscher A., Maßholder, Maßeller (A. campestre), kommt in Laubwaldungen als Baum, häufiger aber als Busch vor, und zwar durch ganz Europa hindurch von Konstantinopel bis Schonen und Edinburg. Die Rinde ist aschgrau und rauh, die Aeste und die langgestielten, herzförmigen, tief eingeschnittenen, fünflappigen, glatten Blätter stehen wechselnd einander gegenüber; die grünlich-gelben Blumen bilden Dolden am Ende der Zweige; die Samenkapseln sitzen gepaart, halbkreisförmig und enden in einen stumpfen, häutigen Flügel; der röthliche Same geht erst nach einem Jahre auf. Das harte, zähe Holz wird zu Drechslerarbeiten, das gemaserte zu Flintenschäften, Pfeifenköpfen, Dosen &c. benutzt. Aus den 10—15jährigen gespalteten Stangen flechtet man die bekannten hölzernen Peitschenstiele. Als Brennholz ist es vorzüglich; unter allen deutschen Holzarten gibt es die meiste Potasche (die Klafter 60 Pfund; während Eichenholz 40, Rothbuchenholz nur 38 Pfund geben). — 4) Der französische A. (A. monspessulanum), dem vorigen ziemlich ähnlich, aber mit kleinen, meist dreilappigen, glattrandigen, an der Basis zugerundeten Blättern, vorzüglich in Frankreich und Italien heimisch, wird als Baum 40 Fuß hoch. Die Rinde ist aschgrau und gerieft; die Blüthen sitzen in den Winkeln der Blätter in aufrechten Schirmtrauben; die Frucht ist geflügelt mit grünbräunlicher Nuß. Die Benutzung ist wie die des vorigen. — 5) Der russische oder herzblätterige A. (A. tataricum); hoher buschiger, in dem Wolgagebiet, auch in Polen und Ungarn heimischer Strauch. Blätter herzförmig und gesägt, wohlriechend, honigreich; Blüthen in aufrecht stehenden Trauben an den Enden und Seiten der Zweige.

Holz, dem des Feldahorn ähnlich, aber nicht so zäh. —6) Der **welsche** A. (A. opalus), mit rundlichen, schwach fünflappigen, abgestumpften Blättern, die den Blättern des weißen A.s ähneln, aber weniger lang sind; in Italien, dem südlichen Frankreich, der Schweiz und Illyrien als 20 Fuß hoher Strauch. Die weißlich gelben Blüthen bilden 30 bis 40 blumige Trauben in den Winkeln der Blätter. Das Holz ist zäh, elastisch und wird ebenso benutzt wie das des Spitzahorns. — Mit Uebergehung anderer, weniger wichtigen Arten, nennen wir zu den obigen in Europa einheimischen vier amerikanische: 7) Der **eschenblätterige** A. (A. negundo), mit gefiederten, ungleich gesägten Blättern und verschiedenen Geschlechtern auf verschiedenen Pflanzen. Er ist in Nordamerika einheimisch, gedeiht aber recht gut im südl. Deutschland, wo er sich häufig angepflanzt findet. An feuchten Orten, als Bächen, Wiesenrändern &c., erreicht der schöne Baum die Höhe von 50 — 60 Fuß. Sein Wachsthum ist sehr schnell, in einem Jahre zeigt er oft 7—8 Fuß lange Triebe. Das Holz ist als Brennstoff dem der Rothbuche gleich, als Nutzholz aber von wenig Werth, weil ohne Dauer.—8) Der **Zuckerahorn** (A. saccharinum), mit tiefgeschlitzten fünflappigen, an der Basis fast herzförmig ausgebogenen, auf der untern Fläche graulichen, in den Venenachseln behaarten Blättern, deren Lappen in wenig große, abstehende, stumpfe Zähne auslaufen. Er ist in den kalten und hochgelegenen Gegenden von Nordamerika, vom 43. — 46. Grad, einheimisch und prangt daselbst als stattlicher Baum von 50 — 60 Fuß Höhe in den Wäldern; auch Deutschlands Klima verträgt er und gedeiht hier auf Bergwänden, Waldrändern, Hochebenen, in lehmigem, mittelmäßigem Boden vortrefflich. Ausgezeichnet gut ist das Holz für Schreiner; als Brennmaterial ist's vortrefflich; ausgetrocknet taugt's auch zum Bauen. Am wichtigsten aber wird diese Ahornart durch Nutzung des Saftes zur Zuckerbereitung (s. unten).—9) Der **rothe** A. (A. rubrum), mit fünflappigen, an der Basis und zwischen den Lappen ausgebogenen, unten grau blauen, glatten Blättern und braunröthlichen Zweigen; in Nordamerika.—10) Der **rauhe** A. (A. dasycarpum). Die Blätter sind denen der vorigen Art ähnlich, nur an der Basis fast abgestutzt und auf der untern Fläche haarig. Die Früchte sind in der Jugend rauh behaart. In Nordamerika einheimisch und vorzüglich reich an Saft und Zuckergehalt.

Für deutsche **Forstkultur** sind die beiden zuerst genannten, der gemeine und der Spitzahorn, die wichtigsten Arten. Sie liefern als Hochwald in dem ersten Altersstadium mehr Holz dem Volumen nach, als die Buche, im mittlern, von 80 bis 100 Jahren etwa eben so viel, erst im spätern weniger. Als Niederwald aber gibt der A. $\frac{1}{4}$ oder $\frac{1}{3}$ mehr, als die Buche, obgleich er die Eigenschaft hat, sich licht zu stellen.

Alle Arten von A. geben, wenn die Bäume im Frühjahr bis auf den Splint angebohrt werden, einen süßen, zuckerreichen **Saft**, obwohl in abweichenden Verhältnissen der Saftmenge und des Zuckergehaltes. Nach **Hermbstädts** vielfachen Versuchen lieferten die unter gleichen Umständen 18 Zoll hoch über dem Boden angebohrten Stämme innerhalb 5 Tagen durchschnittlich an Saft in berliner Quart:

Name und Beschaffenheit des Baumes.	Saft von 5 Tag. in berl. Q.	1 Qrt. Saft lief. Zucker in pr. Loth.
A. pseudoplatanus, 18 Zoll dick	36	$1^3/_4$
„ platanoides, 14 Zoll dick	30	2
„ saccharinum, 30jährig .	26	$2^1/_2$
„ negundo, 13 Zoll dick .	26	2
„ dasycarpum, 18—20 Z. dick	40	3
„ campestre (Maßholder)	?	$1^3/_4$
„ rubrum	?	$1^3/_4$
„ tataricum	?	$2^3/_4$

Die Verarbeitung des Saftes zu **Zucker** hat in Deutschland, trotz vielfältiger Versuche, doch noch nirgends eine gewerbliche Wichtigkeit erlangt; hingegen wird sie in Nordamerika, im Großen sowohl als auch im Haushalt, häufig betrieben. Auf einen ausgewachsenen Baum vom **Zuckerahorn** rechnet man in den Vereinigten Staaten jährlich 5 — 6 Pfd. Rohzucker. Die größten Bäume geben wohl über 20 Pfd. Die Menge des Ertrags hängt viel vom Standorte ab. Einzeln, z. B. auf Feldrändern stehende Ahornbäume geben weit mehr und zuckerreichern Saft, als die in geschlossenem Stande erwachsenen, und stärkere natürlich mehr als schwächere. Den meisten und süßesten Saft geben Bäume von steinigen, bergigen, hochliegenden Gegenden; alte Bäume liefern wenig, aber süßern Saft. Wenn das Anbohren mehre Jahre nach einander fortgesetzt wird, so erhält man im 3. und 4. mehr Zuckerstoff, als im 1. und 2., und dies Verhältniß nimmt in den nächstfolgenden 20—30 Jahren wenigstens nicht ab. Die passendste Jahreszeit zum Abzapfen ist vom Ausgang Januars bis im April, wenn am Tage die Frostkälte nachläßt und bei fortdauernden Nachtfrösten die Tagestemperatur auf 3° — 4° R. steigt; später fließt der Saft spärlicher und ist auch weniger zuckerhaltig, so daß er dann in Nordamerika nur ein erfrischendes Getränk für die Erntezeit abgibt. Man bohrt 1 bis $1\frac{1}{2}$ Fuß über der Wurzel mit einem scharfen Hohlbohrer $\frac{1}{2}$ — $\frac{3}{4}$ Zoll im Durchmesser haltende Löcher in schräger Richtung von unten nach oben. Anfangs wird jedes Loch nur $^3/_4$ Z., später bis 2 Z. tief gemacht. Schwache Stämme bis 8 Zoll Durchmesser werden nicht angezapft, oder erhalten nur 1 Bohrloch, die stärkern 2 — 4, am besten an der Südseite, doch auch auf der Ost- oder Westseite, wo sich ein hervortretender Wulst als Fortsetzung einer größern Hauptwurzel zeigt. In jedes Bohrloch wird eine hölzerne Röhre (Hollunderröhre) befestigt, welche den Saft in ein untergesetztes Gefäß leitet. Wenn der Saftabfluß zu schwach wird, um eine hinlängliche Ausbeute zu gewähren, so verschließt man die Bohrlöcher mit Holzpflöcken. Unter günstigen Umständen kann man jährlich in 4—5 Wochen von einem Baume an 100 Quart Saft gewinnen. Dabei leidet der Baum selbst, wenn er nicht allzu jung ist, auf keine Weise. Sobald eine gewisse Quantität Saft aufgefangen ist, etwa alle 24 Stunden, wird das Wasser, welches sich darin befindet, entweder durch den Frost, oder durch künstliche Wärme ab-

geschieden; bei längerem Stehen würde der Saft in Gährung gerathen. Die Koncentration durch Frost soll bessern Zucker geben, als das Abdampfen am Feuer. Zum eigentlichen Sieden hat man mehre größere und kleinere Pfannen. Zuerst kommt der Saft in eine große Pfanne, wo ihm etwas gelöschter Kalk (auf 150 Pfd. Saft etwa ein Eßlöffel voll) zugesetzt wird, um das Abscheiden des Schaumes und die Krystallisation zu befördern. Ist die abgeschäumte Flüssigkeit etwa bis zur Hälfte eingesotten, so wird sie geseiht und dann in einer kleinern Pfanne bis auf $^1/_{10}$ ihres Volumens abgedampft, d. h. bis zur Syrupsdicke koncentrirt, wobei man, um das Ueberlaufen zu verhüten, etwas Butter oder Schweinefett zusetzt. Erscheint der einzudickende Saft nicht hinreichend klar, so vermischt man ihn auch wohl vor dem Einkochen mit Eiweiß, Blut oder Milch und schöpft diese Ingredienzien zugleich mit dem Schaume beim Abdampfen ab. Den gehörig koncentrirten Syrup filtrirt man durch Flanell und läßt ihm dann 12—24 Stunden Zeit, um die noch darin befindlichen Kalk- und andern fremdartigen Theile zu Boden zu setzen. Den abgegossenen klaren Syrup dampft man darauf so weit ab, bis er sich in dünne starre Fäden ziehen läßt. Alsbald bringt man ihn in ein Kühlfaß, rührt ihn darin so lange um, bis er sich wie Körnchen anfühlt, und gießt ihn nun in trichterförmige Formen (Basterformen), von denen jede gegen 80 Pfd. Zucker faßt. Hier vollendet sich die Krystallisation in etwa 24 Stunden. Nach dieser Zeit zieht man den an der Spitze der Basterform befindlichen Zapfen, um dem unkrystallisirt gebliebenen Syrup den Ausweg in ein Untersatzgefäß (Potten) zu öffnen. Später wird der Zuckerhut, von der Form befreit, in eine Trockenstube gebracht. Der abfließende Syrup kann als solcher benutzt, oder nochmals auf krystallinischen Zucker versotten werden. Um den Zuckerhut ganz weiß zu haben, deckt man ihn, während er noch in der Form ist, auf der breiten Grundfläche mit nassem Thone, dessen klebrige Feuchtigkeit sich durch den ganzen Kegel hindurchzieht und den noch zurückgebliebenen Syrup mit sich wegführt. Zuletzt kann der Ahornzucker wie der Rohrzucker mittelst Knochenkohle noch weiter raffinirt werden. Außerdem ist aber das Ganze seiner Herstellung mit so wenig Schwierigkeiten verbunden u. bedarf so einfacher Geräthschaften, daß er leicht in jeder Landwirthschaft gewonnen werden kann, wo Bäume den Saft dazu liefern; wie denn in Nordamerika, welches jährlich an 100,000 Ctr. A.-Zucker bereitet, dies wirklich der Fall ist.

Ahr, reißender Bergfluß, entspringt in der preußischen Rheinprovinz, R.-B. Aachen, Kreis Schleiden, auf der Eifel oberhalb der Stadt Blankenheim, läuft mit vielen Windungen in der Hauptrichtung von Südwesten nach Nordosten über Altenahr und Ahrweiler und ergießt sich unterhalb Sinzig im R.-B. Koblenz in den Rhein. Zuflüsse: Buchelbach, Adenau und mehre andere Bäche. In dem meist engen, tiefen, gekrümmten und romantischen Thale der A. (Ahrgau) wachsen die bekannten Ahrweine.

Ahrens, **Heinrich**, Professor des philosophischen Rechts und der Staatswissenschaften zu Grätz, geboren 1808 zu Kniestedt bei Salzgitter im Königreich Hannover. Er erhielt seine wissenschaftliche Ausbildung auf dem Gymnasium zu Wolfenbüttel und auf der Universität zu Göttingen, wo er sich an die philosophische Schule Krause's anschloß. Seine Habilitationsschrift „De confoederatione germanica“, worin er die Bildung eines aus Abgeordneten der Stände bestehenden Parlaments beim Bundestage empfahl, wurde mißliebig befunden, und die dadurch veranlaßte Zurücksetzung des Verfassers mag dazu beigetragen haben, daß er sich den göttinger Bewegungen des Jahres 1831 anschloß. In Folge davon floh er erst nach Belgien, dann nach Paris, wo er, allem politischen Treiben fern, sich ausschließlich dem Studium der französischen Sprache und der Philosophie widmete, um sich zum Lehrer der letztern auf französischem Boden auszubilden. Im Jahre 1836 eröffnete er vor einem auserlesenen Publikum Vorlesungen über die Geschichte der deutschen Philosophie seit Kant, die ihm den Auftrag verschafften, auf Kosten der Regierung mit den Studirenden einen Kursus über Psychologie durchzumachen, sowie später das Anerbieten einer Professur in der Provinz oder eines außerordentlichen Gehalts bis zu einer definitiven Anstellung in Paris. Er wählte das letztere, nahm aber 1839 einen Ruf als Professor der Philosophie an der Universität zu Brüssel an. Im Druck erschienen von ihm zuerst seine pariser Vorlesungen unter dem Titel „Cours de psychologie“ (2 Bände, Paris 1837—1838), dann sein „Cours de droit naturel“ (Par. 1838), welcher bis 1848 drei Auflagen erlebte, in's Spanische, Portugiesische u. Deutsche (von Wirk, Braunschw. 1846) übersetzt u. selbst in Brasilien, Peru u. Chile auf den Rechtsakademien zu Grunde gelegt wurde. Im Jahre 1841 erhielt er einen Ruf nach Leyden und 1843 nach Utrecht, lehnte aber beide ab. Im Jahre 1848 wurde er von dem Wahlbezirk seines Geburtsorts zum Abgeordneten des frankfurter Parlaments und hier in den Verfassungsausschuß gewählt. Anfangs neigte er sich zu der Ansicht, daß Preußen vorläufig nur bis zur Ordnung der österreichischen Angelegenheiten an die Spitze Deutschlands zu treten habe, nach dem Erscheinen des gagernschen Programms aber war er einer der entschiedensten Gegner einer definitiven Ausschließung Oesterreichs, wies darauf hin, daß dieses sich nie ausschließen lassen werde und setzte die Ablehnung der Kaiserwürde von Seiten des Königs von Preußen als sich von selbst verstehend voraus. Nachdem er mit den übrigen hannöverischen Abgeordneten aus der Nationalversammlung ausgetreten war, kehrte er in seine Stelle an der brüsseler Universität, die man ihm offen erhalten hatte, nicht wieder zurück, sondern nahm 1850 einen Ruf als Professor der philosophischen Rechts- und Staatswissenschaft zu Grätz an. In demselben Jahre erschien seine „Organische Staatslehre auf philosophisch-anthropologischer Grundlage“ (Bd. 1, Wien 1850).

Ahriman (Ahreman, Peetiare), d. i. der Böse oder Urheber des Bösen, nach altpersischem Religionsbegriff das Oberhaupt der bösen Geister und der Vater aller Uebel. A. ist, wie die ihm entgegengesetzte gute Gottheit **Ormuzd**, nicht von

Ewigkeit her gewesen, sondern in der Zeit von dem ewigen Urwesen (Zervane Akerene, Zeit ohne Grenzen) geschaffen, wird aber immer fortdauern. Gleich nach seinem Entstehen war das Böse das Element, in welchem sich der selbstständige, vielwissende, vielvermögende und willenskräftige A. bewegte. Die Urfinsterniß war seine Wohnung, sein Wille von Anfang an böse und sein Geist ohne Ahnung des ihm völlig unbekannten Guten. Später mit Ormuzd und dem Lichtreiche bekannt geworden und in feindliche Berührung gekommen, gelangte er zum Bewußtseyn seines Wesens und seines Gegensatzes zum Guten. Nun entwickelte er seine gewaltigen Kräfte und schuf die bösen Geister, die Dews und Darudjs, zum Beistande gegen Ormuzd und dessen reine Geister. Den Frieden, welchen das Oberhaupt des Lichtreiches dem Fürsten der Finsterniß anbot, verwarf dieser und sank darauf, durch das Aussprechen des großen, heiligen, für sich bestehenden, von Zervane Akerene geschaffenen Urwortes Honover erschreckt, in die Tiefe zurück, um hier 3000 Jahre in einem todtenähnlichen Zustande zuzubringen. Während dieser Zeit verrichtete Ormuzd mit den sechs Amschaspands, den Oberhäuptern der guten Geister, das große Werk der Weltschöpfung; er schuf den Himmel mit den Sternen, das Wasser, die Erde, die Bäume und Pflanzen, die Thiere und zuletzt den Menschen. Alles so Entstandene war ursprünglich rein, gut und vollkommen. Aber nach Ablauf der 3000jährigen Verbannung erhob sich A. sammt seinen Unholden wieder aus der Tiefe und bot während der folgenden 3000 Jahre Alles auf, um die Schöpfung Ormuzds durch Einmischung des Bösen zu verunreinigen und zu verderben. Das Unternehmen gelang, trotz des heftigen Widerstandes der guten Geister, so wohl, daß eine Menge physischer und moralischer Uebel und Unvollkommenheiten überall in der Welt sich einschlichen und heimisch wurden und in der folgenden neuen Periode von 3000 Jahren das Böse über das Gute selbst die Oberhand behaupten konnte. Mit Zoroaster beginnt indeß nach indischer Lehre das dritte, letzte Weltalter von ebenfalls 3000 Jahren. In demselben soll die Herrschaft A.s gebrochen und Ormuzds Macht nach und nach wieder hergestellt werden; zu Ende dieses Zeitraumes wird die Schöpfung von allem Unreinen und Schädlichen geläutert, das Böse besiegt und die Bestimmung der jetzigen Körperwelt erfüllt seyn. Dann soll Alles anders und besser werden, die Auferstehung der Todten erfolgen, die Erde durch einen Kometen in Brand gerathen und aus demselben wie ein Phönix aus der Asche hervorgehen, schön und herrlich und jugendlich, von allen Mängeln und Unvollkommenheiten gereinigt.

Ahrweiler, Stadt in der preuß. Rheinprovinz, R.-B. Koblenz, 3 Meilen von Bonn, am linken Ufer der Ahr und am Fuße der Landskrone, Hauptstadt des gleichnamigen landräthlichen Kreises, Sitz des Kreisamtes und eines Friedensgerichtes, mit 3000 katholischen Einw., deren Hauptgewerbe Gerberei ist, die gutes Sohlenleder liefert. Der Thurm vor A. war früher eine gräfliche Burg. Ihren Eigenthümern, den Herzögen von Aremberg, gab er ehemals Sitz und Stimme auf der kölnischen Grafenbank. Das dortige Franciskanerkloster wurde 1806 aufgehoben.

Ahrwein, rother leichter Wein von der Ahr in Rheinpreußen, angenehm, aber nur 3—4 Jahre haltbar. Die blaßrothen (bleichen) Weine um Ahrweiler führen den Namen Ahrbleicherts, Bleicherts, Bezeichnungen, die für alle A.e gewöhnlich geworden sind. Die besten Sorten werden um Walporzheim und Bodendorf gewonnen.

Ahse, Flüßchen in der preußischen Provinz Westphalen, R.-B. Arnsberg, entspringt im soester Kreise, durchfließt die fruchtbare soester Börde und ergießt sich bei Hamm in die Lippe. An ihren Ufern die fettesten Weiden.

Ahuitzotl, mexikanischer König zur Zeit der Entdeckung Amerika's, durch seine Kriegszüge und Gebietserweiterungen und den unter seiner Regierung vollendeten großen Tempelbau zu Mexiko bemerkenswerth. Prachtliebe, Rachgierde und Grausamkeit verunstalteten seinen Charakter; er † 1502 nach 20jähriger Regierung. Sein Nachfolger war Montezuma.

Ahumada, Don Pedro Giron, Marquis de las Amarillas, Herzog von, Sprößling des alten und edeln span. Geschlechts der Giron, reifte zu der Zeit, als die welthistorischen Ideen der französischen Revolution in Spanien Eingang fanden, zum Jünglinge heran. Er ward 18 Jahre alt Offizier in der königlichen Garde. Im Unabhängigkeitskampfe leistete er als Chef des Generalstabs des spanischen Heeres die wichtigsten Dienste, obgleich sein Stolz sich ungern unter den Oberbefehl des Herzogs von Wellington beugte. Nach der Rückkehr Ferdinands VII. zog er sich, da ihn wegen seiner Hinneigung zu einem gemäßigten Konstitutionalismus das Mißfallen des Königs traf, auf seine Güter zurück. Nach dem Ausbruch der Revolution aber erhielt er durch das Vertrauen der Nation das Kriegsministerium, entsprach aber den in ihn gesetzten Erwartungen nicht und wurde nach dem verunglückten Aufstand der Garden in die Provinz verwiesen. Während der Reaktion suchte ihn sein Oheim, der Bischof von Tarazona, wieder in das Ministerium zu bringen, aber vergeblich; der König wollte keinen Giron, weil er von einem solchen beherrscht zu werden fürchtete. Erst später faßte der König wieder Zutrauen zu ihm und ernannte ihn in seinem Testament zum Mitglied des für die Zeit der Minderjährigkeit seiner Tochter ernannten Regentschaftsraths. In diesem bekämpfte er die vom Ministerium Martinez de la Rosa wider die insurgirten Provinzen ergriffenen Maßregeln. Trotz seiner aristokratischen Gesinnung widersetzte er sich der Zulassung der Granden in die Kammer der Proceres, wurde aber bald vom französischen Botschafter, dem Grafen Rayneval, in einen eifrigen Vertheidiger einer ersten Kammer mit erblichen Mitgliedern umgewandelt. Dadurch verlor er die Volksgunst und man sah in ihm nur den Vertreter der französischen Politik. Doch glänzte er in der Procereskammer, deren Präsident er geworden, durch Rednertalent und geistige Ueberlegenheit u. wurde von der Königin Regentin zum Herzog von A. erhoben. Seine gewichtige Stimme übte großen Einfluß bei verschiedenen Mi-

nisterien. Als Martinez de la Rosa vom Schauplatze abtrat und Toreno an die Spitze der Verwaltung kam, nahm A. das Portefeuille des Kriegs an. Aber seine Entwürfe, Ordnung in das Departement zu bringen, scheiterten an Finanzverlegenheit und Unfähigkeit seiner Subalternen. Als A. seinen kriegsunerfahrnen Sohn zum Generalkapitän von Andalusien u. Militärgouverneur von Cadix ernannt hatte, schrie man so laut über Nepotismus und die Presse griff ihn so rücksichtslos an, daß er sich gezwungen sah, zu resigniren. Wieder in die Grandenkammer eingetreten, bekämpfte er mit Isturiz und Galiano die Projekte Mendizabals. Ermüdet u. vom Volkshaß verfolgt, zog er sich endlich von allen öffentlichen Geschäften zurück und verließ nach Wiederaufrichtung der Konstitution von 1812 sein Vaterland. Er ließ sich in Bordeaux nieder, wo er 1837 noch lebte. A. ist einer der ausgezeichnetsten und fähigsten Charaktere, der für die Regeneration seines Vaterlandes vielleicht wohlthätig gewirkt haben würde, hätten nicht Wankelmuth in seinen Ueberzeugungen und politische Halbheit seine Kraft gebrochen.

Ahun, sehr altes französisches Landstädtchen, Depart. Creuse, Hauptort eines Kantons, auf der Kuppe eines Berges, an dessen Fuße die Creuse hinströmt, anmuthig gelegen, mit 2300 Einw.

Ahus (Ohus), 1) Flecken mit Hafen bei Schonen in Schweden, $^1/_8$ Meile von der Helgemündung, merkwürdig durch die Schlacht Kanuts des Großen gegen Anund Jakob und Olaf Haraldson, die Könige von Schweden und Norwegen (1027). — 2) S. Aahus.

Ahwas (Uriana), Stadt in der pers. Provinz Khusistan am Hawize, 10 Meilen südl. von Schuster, zum Theil Ruinen. Nach ihr wird zuweilen die ganze Provinz Khusistan benannt. In alter Zeit war A. eine der schönsten Städte des Reichs und die Winterresidenz der persischen Könige. Vom riesengroßen Palaste sind noch merkwürdige Trümmer vorhanden. Gegenwärtig zählt der Ort kaum 700 Einwohner.

Aï (gemeines Faulthier), s. Faulthier.

Aias, Hafenstadt im asiatisch-türkischen Paschalik Adana, vielleicht das alte Issus, östlich von Adana, Sitz eines armenischen Patriarchen, durch Erdbeben häufig verwüstet. In der Nähe warme Quellen und Bäder.

Aiblinger, Johann Kaspar, verdienstvoller Komponist, geboren um 1775 in Altbayern, war geraume Zeit königlicher Kapellmeister an der vormaligen italienischen Oper in München. Er schwang sich als Autodidakt empor u. dankte der Schule wenig oder nichts, sondern alles seinen Talenten und eigenem Studium. Behufs seiner weiteren Ausbildung hielt er sich längere Zeit in Italien auf und gab daselbst viele Stücke für Orgel, Orchester und Gesang heraus, erkannte aber bald die innere Gehaltlosigkeit der neuern italienischen Musik und wandte sich nun der tieferen, edleren deutschen Musik mit der größten Begeisterung zu. Glucks Meisterwerk „Iphigenia in Tauris" brachte er von Neuem auf die Bühne; mehre Partien dieser Oper wurden von ihm neu instrumentirt. Unter seinen zahlreichen Kompositionen ist eine Oper „Rodrigo e Ximene"; oben an stehen aber seine Kirchenmusiken, worin er mit der Freiheit des neueren Satzes die ernste Würde und Erhabenheit des alten Styls trefflich zu verbinden weiß.

Aichach, alte Stadt im Königreich Bayern, Oberbayern, an der Paar und der Straße von Augsburg nach Regensburg, in fruchtbarer Gegend gelegen, mit 1850 Einw., Sitz eines Landgerichts. Im Jahre 1808 zur Stadt erhoben, war es schon 1272 Sitz eines fürstlichen Gerichts und einer Deutschordens-Kommende, die aber schon 1304 wieder einging. Die Mauern A.s sind aus den Steinen der von dem Herzog Ludwig I. von Bayern zerstörten Stammburg Wittelsbach erbaut, die bei dem eine halbe Stunde entfernten Dorfe Ober-Wittelsbach lag. Die Stelle der Burg, von der nur noch ein Graben sichtbar ist, bezeichnet ein Denkmal.

Aichen (eichen), das Vergleichen und Regeln der im Handel gebräuchlichen Maße und Gewichte nach den in den Händen der Obrigkeit befindlichen Normalmaßen. Man pflegt dem geaichten Maße einen besondern Stempel aufzudrücken, durch den es erst Gültigkeit erhält. — Unter A. der Schiffe versteht man das Bestimmen der Lastigkeit eines Schiffs, d. h. wie viel dasselbe zu tragen fähig ist. Die hierbei in Anwendung kommende Methode ist fast bei allen seefahrenden Nationen verschieden. — Aichmaß heißt häufig das im Großhandel mit Wein übliche Maß, wie ein solches in mehren süddeutschen Staaten in Gebrauch ist. Im Gegensatz dazu heißt das für den Kleinverkauf und Ausschank bestimmte gewöhnliche kleinere Maß Schenk-, Wirths- oder Zapfmaß.

Aichspalt (Achtspalt, oder Aspelt, Peter), Erzbischof u. Kurfürst von Mainz, durch seinen großen Einfluß auf die politischen Ereignisse in Deutschland einer der wichtigsten Männer seiner Zeit und einer der weisesten Fürsten, geboren um die Mitte des 13. Jahrhunderts zu Aspelt, einem Dorfe im Luxemburgischen. Da er frühzeitig große Neigung zu den Wissenschaften äußerte und große Fähigkeiten verrieth, so ließen ihn seine Aeltern trotz ihrer Armuth die Schule zu Trier besuchen. Kümmerlich half er sich bis zur Universität fort, studirte Medicin und wurde praktischer Arzt. Als solcher erlangte er bald einen so großen Ruf, daß ihn Graf Heinrich v. Luxemburg zu seinem Leibarzte machte und selbst Kaiser Rudolf I. ihn konsultirte. In einer wichtigen, vertraulichen Angelegenheit seines fürstlichen Herrn an Bonifacius VIII. nach Rom geschickt, hatte A. das Glück, den Papst von einer gefährlichen und für unheilbar erklärten Krankheit zu heilen. Zur Belohnung ernannte ihn dieser zum Dompropste von Trier. Obwohl von dem trierschen Domkapitel wegen seiner bürgerlichen Abkunft nicht angenommen, blieb er doch fortan im geistlichen Amte und erhielt durch päpstliche und kaiserliche Gunst 1296 das Bisthum Basel. Vom Papste Klemens V. begünstigt und bei dem Kaiser Albrecht I. in großem Ansehen stehend, wurde er im Jahre 1305 zum Erzbischof von Mainz gewählt. In dieser hohen und wichtigen Stellung verhalf er 1308 durch seinen von den übrigen Kurfürsten im Voraus gebilligten Vorschlag dem

Grafen Heinrich von Luxemburg zur deutschen Kaiserwürde, trug durch seinen Einfluß viel dazu bei, daß der älteste Sohn des Kaisers, Johann, König von Böhmen wurde, krönte diesen 1311 zu Prag und blieb nachher noch fast ein Jahr in Böhmen an der Spitze der Regierung. Der Kaiser überhäufte A. für diese Anhänglichkeit an sein Haus mit Ehrenbezeugungen und schenkte ihm unter Anderm einen goldnen mit Edelsteinen besetzten Stuhl. Nach Heinrichs Tode 1313 stimmte A. für Ludwig von Bayern und bewirkte durch sein Ansehn die Wahl desselben zum Kaiser; daher ihm Viele die durch diese Wahl veranlaßten Fehden und Zwistigkeiten als Urheber Schuld geben. In der Regierung des eignen Landes bewies er große Weisheit. Er hielt unter den Geistlichen seines Kurfürstenthums auf strenge Zucht, erwarb sich durch zweckmäßige Anordnungen und durch einen musterhaften Lebenswandel die Liebe und Achtung aller seiner Unterthanen und ersparte bedeutende Summen, womit er des Erzstiftes alte Schulden tilgte. Auch seinen politischen Einfluß machte er zum Vortheil des mainzer Erzstiftes bei jeder Gelegenheit geltend. A. † 1320 zu Mainz.

Aidan (Aidam), christlicher Apostel in England, ging als Benediktiner 634 mit der Würde eines Bischofs bekleidet nach Northumberland, für welches dessen König Oswald einen Missionär verlangt hatte, erwarb durch Lehre, Weisheit und Milde dem Christenthum viele Tausende von Bekennern und gründete das von Oswald reichlich ausgestattete Bisthum auf der Insel Lindisfarne, dem heutigen Holy-Island oder der heiligen Insel. Er † hier 651 in einem Kloster, das er gestiftet. Nach seinem Tode wurde er als Wunderthäter verehrt und unter die Heiligen versetzt. Er schrieb einen lateinischen Kommentar zur Bibel und Homilien oder Predigten. — A. ist auch der Name eines alten Königs von Schottland, eines Sohnes Gontrams, der nicht nur als tapferer Krieger und als Besieger der Pikten und Sachsen, sondern auch als tüchtiger Herrscher und Regent rühmlich erwähnt wird und 606 †.

Aide-toi et le ciel t'aidera, d. h. „Hilf dir und der Himmel wird dir helfen", Wahlspruch der Gesellschaft des gesetzlichen Widerstandes, die im J. 1824 zu Paris nach Versammlung der ultraroyalistischen Kammer, die bekanntlich ihre siebenjährige Dauer und überdies ihre Integral-Erneuerung beschloß, von einigen Doktrinärs, meistens Redakteuren des Globe, gegründet wurde. Obwohl viele Mitglieder der geheimen politischen Vereine sich ihr anschlossen, so hielt sie sich doch stets in den Schranken der Mäßigung. Eine große Thätigkeit zeigte sie in den letzten Jahren der Restauration, als sich Guizot ihr angeschlossen hatte und zu ihrem Präsidenten erhoben worden war. Damals sah man in ihrem Centralkomité die unter dem Julikönigthum in alle Zweige der Verwaltung berufenen Mitarbeiter des Globe: Rémusat, Duchâtel, Duvergier de Hauranne, Dejean, Dubois, Montalivet u. A. neben Thiers, Mignet u. den entschiedenen Republikanern Carrel, Cavaignac, Bastide, Thomas, Marchais u. s. w. Nach Eingehen des Globe wurde der National Organ der Gesellschaft, deren Wirksamkeit besonders in der Verbreitung von Wahlschreiben und Petitionen, Abfassung u. Vertheilung von Flugschriften u. Bildung von Associationen zur Verweigerung der von den Abgeordneten nicht bewilligten Steuern bestand. Ihr Werk war auch die für die Bourbons so verhängnißvolle Opposition der 221 Deputirten, sowie sie auch bei den nachmaligen Wahlen in der Hauptstadt den bedeutendsten Einfluß ausübte. Da man in Frankreich nach dem Ausbruch der Julirevolution, als schon viele der Mitglieder der Gesellschaft in die Administration eingetreten waren, daran dachte, sich zur Vertheidigung gegen etwaige Angriffe propagandistisch mit einer belgischen u. spanischen Revolution zu umgeben, bildete sich aus Mitgliedern der Gesellschaft ein spanisches Komité, welchem Garnier-Pagès, Löwe-Weimars, Arago u. A. als Mitglieder angehörten. Da sich die Gesellschaft nach dem Austritt ihrer hervorragendsten Theilnehmer von der Regierung bald verlassen sah, so nahm sie einen mehr demokratischen Charakter an und machte Opposition gegen das Gouvernement, löste sich aber schon 1832 freiwillig auf.

Aigen (Aichen), fürstlich-schwarzenbergisches Lustschloß bei Salzburg, am Fuße des 3940 Fuß hohen Geisbergs, mit schönem Park, Gemälde- und Kupferstichsammlung und kaltem Mineralbad. Dabei das gleichnamige Dorf, Geburtsort Rettenpachers, des Verfassers der Annalen von Kremsmünster.

Aigle (l'Aigle), alte Stadt im franz. Depart. Orne, an der Rille, mit 6000 Einw.; ausgezeichnet durch den großen Gewerbfleiß seiner Einwohner, namentlich durch die trefflichen Näh- u. Stecknadelfabriken, Bandwebereien, Drahtziehereien, Fabrikation chemischer Produkte, bunter Papiere und kurzer Waaren, womit, sowie mit Getreide und Schlachtvieh auch lebhafter Handel getrieben wird.

Aiglerus (Aygleriuś), Bernhard, gelehrter Benediktiner, zuerst Kapellan bei Innocenz IV., dann Abt von Monte Cassino und von Klemens IV. zum Kardinal erhoben, † 1282. Als päpstlicher Legat in Frankreich bezeigte er sich als fanatischer Verfolger der Albigenser. Sein wichtigstes Werk ist: Speculum monachorum (Mönchsspiegel), 1530 zu Venedig und Köln gedruckt und später mehrmals aufgelegt.

Aignan, Städtchen im französischen Depart. Loire und Cher, am Cher, mit 2800 Einw. In der Nähe sind die berühmten Gruben der schwarzen französischen Flintensteine, welche früher über 40 Mill. Stück producirten, deren Fabrikation 1200 Menschen beschäftigte.

Aigrette, französischer Name des federigen, an der Spitze der Samenkörner mancher Gewächse befindlichen Büschels, sowie des Federbusches, welchen manche Vögel, z. B. die Reiher, auf dem Kopfe tragen, dann der langen, aufrecht stehenden, zarten weißen Federn, welche die Damen zur Zierde auf dem Kopfe zu tragen pflegten, sowie jedes diesem Federschmucke ähnlichen Kopfputzes, namentlich auch eines bouquetartig gefaßten Kopfschmucks von Edelsteinen.

Aigueperse (Aqua sparsa), Stadt im franz. Departement Puy de Dome, am Luzan, mit 3200

Einw.; Geburtsort Jacques Delille's und des Kanzlers de l'Hopital. In der Nähe Mineralquellen und die Ruinen des Schlosses Montpensier.

Aigues=chaudes, warme Mineralquellen in Frankreich, im Ossauthale, bei Bonnes, Depart. Basses=Pyrenées, welche sich durch ihren hepatischen Geruch auszeichnen u. zum Trinken, sowie zu Wasser= und Dampfbädern gegen Stockungen im Unterleibe, Bleichsucht, Unterdrückung der monatlichen Reinigung, Unfruchtbarkeit, gichtische und rheumatische Uebel, Zittern der Glieder und Lähmungen gebraucht werden.

Aigues=Mortes, Stadt im franz. Departem. Gard, südwestlich von Nismes in einer weiten mit Seesalz geschwängerten Sumpfebene, etwa $^3/_4$ Meilen vom mittelländischen Meere gelegen und mit diesem durch den Kanal Grau=du=Roi oder Grande Roubine, eine Fortsetzung des Beaucairekanals, verbunden. Da sich König Ludwig der Heilige zweimal (1248 und 1270) hier nach Palästina einschiffte, so schließt man daraus, daß es damals am Meeresufer gelegen gewesen und das Meer seitdem zurückgetreten sey. Der Ort hat 3450 Einw., treibt Fischerei, auch starken Salzhandel aus den 2 Stunden entfernten Salzwerken von Peccais. Er soll von dem Römer Marius unter dem Namen Aquae mortuae gegründet worden seyn.

Aiguille, d. i. Nadel, Name mehrer Berghörner und nadelförmiger Bergspitzen in der Schweiz und in Frankreich. Merkwürdig ist die A. im Depart. Isère, ein 6365 Fuß hoher Kegel, der lange Zeit für unersteiglich galt — schon die Römer nannten ihn Mons inaccessus —, bis es 1492 ein Waghals im Gefolge Karls VIII. unternahm, seine Spitze zu erklettern. Seitdem ist er noch mehrmals erstiegen worden.

Aiguillon, Stadt im franz. Depart. Lot-Garonne, nordwestlich von Agen, am Einfluß des Lot in die Garonne, mit 4000 Einw. Von dem dortigen Schloß rührt der Herzogstitel Aiguillon her.

Aiguillon, 1) Marie Madeleine de Vignerod, Herzogin von A., geb. um 1600, Tochter des René de Vignerod u. der Schwester des Kardinals Richelieu, Françoise Duplessis, kam durch ihren Oheim an den Hof der Königin Maria von Medicis, verheirathete sich mit Antoine du Roure de Combalet, der aber bald †, u. wurde in Folge der Zwistigkeiten zwischen der Königin Mutter und Richelieu vom Hofe verwiesen und sonst gekränkt. Als hochsinnige Frau genoß sie Richelieu's ganzes Vertrauen, sowie auch Ludwigs XIII. Zuneigung. Jener kaufte ihr das herzogliche Schloß u. Gebiet von Aiguillon, wohin sie sich nach seinem Tode zurückzog, um sich Werken der Frömmigkeit und Wohlthätigkeit zu widmen. Sie † 1675; ihre Erbin war erst ihre Schwester Therese Vignerod und dann ihr Neffe.

2) Arnaud Vignerod Duplessis Richelieu, Herzog von A., geb. 1710, gewann die Neigung der Mätresse Ludwigs XV., der Herzogin von Chateauroux, weshalb er zur Armee nach Italien geschickt wurde. Bei Chateau-Dauphin verwundet, wurde er Gouverneur des Elsaß und befehligte dann in der Bretagne. Hier schlugen seine Truppen 1758 einen Angriff der Engländer tapfer zurück, während sich ihr Anführer in eine Mühle verkroch. Dadurch verlor er die Achtung seiner Untergebenen und wurde überdies noch in einen schlimmen Handel mit dem Parlament der Bretagne verwickelt, der sehr zu seinem Nachtheil hätte ausschlagen können, wenn nicht die Mätresse Dubarry einen königlichen Machtspruch erschlichen hätte, durch welchen die Sache niedergeschlagen wurde. Durch dieses Weibes Einfluß wurde er nach Choiseuls Tode dessen Nachfolger im Ministerium des Auswärtigen u. als solcher der Hauptrepräsentant jener Politik der Schwäche und Unfähigkeit, welche das französische Gouvernement in den letzten Jahren der Regierung Ludwigs XV. und namentlich bei der Theilung Polens entwickelte. Diese ging vor sich, ohne daß er nur das Geringste davon erfuhr, da der franz. Gesandte in Wien sich hatte dupiren lassen. Trotzdem erhielt er kurz vor Ludwigs XV. Tode noch das Kriegsministerium, verlor aber nach demselben 1775 seine Portefeuilles und wurde auf Betrieb der Königin, die ihn als Gegner der von ihr angestrebten Allianz mit Oesterreich haßte, vom Hofe verbannt. Er † 1782. Sein Sohn

3) Armand, Herzog von A., war 1789 bei der Versammlung der Reichsstände Abgeordneter des Adels zu Agen, erklärte sich für den dritten Stand und verzichtete als einer der Ersten auf seine Adelsvorrechte, mußte aber dessenungeachtet 1792, nachdem er kurze Zeit an Custine's Stelle kommandirt hatte, emigriren. Er † den 4. Mai 1800 zu Hamburg.

Ailly, Peter von (Petrus de Alliaco), Bischof von Cambray, Kardinal und einer der gelehrtesten und einflußreichsten Männer seiner Zeit. Im J. 1350 zu Compiègne an der Oise geboren, studirte er in Paris, lehrte dann an der dortigen Universität mit vielem Beifalle und erhielt 1380 die theologische Doktorwürde. Im J. 1389 wurde er Kanzler der Universität, 1398 aber zum Bischof von Cambray erwählt. Als solcher war er eifrig bemüht, dem verderblichen päpstlichen Schisma, welches damals die katholische Welt beunruhigte, ein Ende zu machen, und reiste in dieser Angelegenheit mehrmals nach Rom und Avignon, aber ohne seine Bemühungen mit glücklichem Erfolg gekrönt zu sehen, da keiner der beiden Päpste nachgeben und in eine Abdankung willigen wollte. Auf der in Folge dessen zusammenberufenen allgemeinen Kirchenversammlung zu Pisa 1409 vertheidigte er mit Gerson den Satz, daß die Kirche kraft der Einsetzung Christi selbstständig sey ohne Papst und stimmte für die Absetzung Benedikts XIII. u. Gregors XII. Auch war er unter denen, die auf eine Reformation der Kirche an Haupt und Gliedern drangen. In demselben Geiste wirkte er, 1411 von Johann XXIII. zum Kardinal erhoben, auf der Kirchenversammlung zu Konstanz, wo er ebenfalls mit Gerson an der Spitze der reformatorischen Partei stand und seinen ganzen Einfluß aufbot, um die Oberherrlichkeit des Koncils über den Papst geltend zu machen und die Wiederherstellung des Kirchenfriedens so wie die Reformation zu vermitteln. Nicht rühmlich war aber sein Eifer, womit er, vorzüglich aus Haß und Feindschaft gegen die realistische Partei der Scholastiker, welcher

Huß angehörte, gegen diesen auftrat und viel zu dessen Verdammung beitrug. Von Konstanz ging er als Legat des neugewählten Papstes Martin V. nach Avignon und † daselbst um 1425. A. zeichnete sich durch ungewöhnliche Kenntnisse in der Theologie, Philosophie und Mathematik, so wie durch Scharfsinn, Beredsamkeit und Freisinnigkeit aus. Als Scholastiker dem Nominalismus ergeben, durchbrach er vielfach die Schranken, in welche die Philosophie durch die Kirche eingeengt worden war, und suchte diese Wissenschaft von dem sklavischen Verhältnisse, in welchem sie zur Theologie stand, zu befreien. Wie weit er sich über den kirchlichen Autoritätsglauben erhob, zeigt seine Behauptung, daß nach dem Dafürhalten der alten Kirchenlehrer auch Koncilien in Glaubenssachen irren könnten. Durch seinen Einfluß soll das Trinitatisfest 1405 allgemein eingeführt worden seyn. Auf der kostnitzer Kirchenversammlung schlug er eine Verbesserung des Kalenders vor u. schrieb auch darüber eine besondere Schrift: „De correctione Calendarii". Von seinen übrigen zahlreichen Schriften, unter denen sich auch mehre astronomische u. mathematische befinden, sind die wichtigsten, welche sich auf die kirchlichen Angelegenheiten und Streitigkeiten der damaligen Zeit beziehen, z. B. „De emendata ecclesia"; „De difficultate Reformationis in concilio universo" rc. Eine unvollständige Ausgabe von A.'s Werken erschien zu Straßburg 1490.

Ailsa, Felseneiland an der westlichen Küste von Schottland im Frith of Clyde, 2 Meilen von Girvan, $1/_3$ Meile im Umfang. 1098' hoch erhebt sich dieser Basaltkegel fast senkrecht aus den Fluthen, als gewaltige Trümmer eines urweltlichen Vulkans. Prachtvoll ist der Anblick der nordwestlichen Seite, wo sich die Säulenreihen der Basalte neunzehnfach über einander thürmen. A. ist für Menschen unzugänglich, aber ein sicherer Aufenthalt von unzähligen Seevögeln, welche hier brüten.

Aimoin (Haimo, lat. Aimoinus), gelehrter Benediktinermönch zu Fleury, der um 1008 lebte und eine Geschichte der Franken (de gestis Francorum) in 4 Büchern schrieb, welche bis zu Chlodwig II. in der zweiten Hälfte des 7. Jahrh. geht, aber von einem Ungenannten durch Zusätze verfälscht und bis 1165 fortgesetzt wurde. Die Erzählung der Begebenheiten darin ist ungenau, ohne gehörige Unterscheidung des Wahren und Falschen, und beschränkt sich auf die wichtigsten Ereignisse. Die erste Ausgabe erschien zu Paris 1514. Die beste kritische Bearbeitung des Urtextes mit Weglassung der spätern Zusätze findet man in der Sammlung von Bouquet: Rerum Gallicar. et Franc. scriptores, Paris 1783 ff., Bd. III, S. 21 ff.

Ain, 1) Nebenfluß der Rhône im südlichen Frankreich, entspringt im Jura bei Nozeroy, wird bei Chartreuse de Vaucluse für kleine Fahrzeuge schiffbar, fließt zwischen meistens steilen Ufern u. mit starkem Gefälle durch die Departements Jura und Ain in einer Länge von 38 Lieues und mündet bei Antron in die Rhône. Es wird auf ihm ansehnliche Flößerei von Bauholz nach Lyon betrieben. — 2) Französisches Departement, welches aus den alten Landschaften Bresse, Bugey, Valromey und dem Fürstenthum Dombes besteht, im Norden an die Departements Jura und Saône-Loire, im Osten, wo größtentheils die Rhône die Grenze macht, an die Schweiz und Savoyen, im Süden an das Departement Isère, von dem es derselbe Fluß scheidet, im Westen, wo die Saône die Grenze macht, an die Departements Saône-Loire und Rhône grenzt und einen Flächeninhalt von 584,822 Hektaren (103 □Meilen) mit 355,700 Einwohnern hat. Es zerfällt in 5 Arrondissements: Bourg, Hauptort des Departements, Belley, Gex, Nantua, Trévoux; 35 Cantons und 442 Gemeinden. Der Ainfluß theilt es in zwei an Größe ziemlich gleiche Theile, von denen der östliche durch den hereinstreichenden Jura gebirgig ist, der westliche im Süden eine 67 Lieues große thonige Hochebene mit vielen Sumpfseen bildet, deren Ausdünstungen epidemische Fieber erzeugen, im Norden aber ein besseres Terrain mit wellenförmigen Bodenerhebungen darbietet. Von der ganzen Bodenfläche ist höchstens ein Dritttheil urbar und besonders zum Getreidebau geeignet. Außerdem liefert das Departement Wein (die Weinberge auf der Höhenkette von Revermont links am A. bis zur Rhône bedecken einen Flächenraum von 50,000 Hektaren) und Holz (der dreißigste Theil des Bodens ist von Laub- und Nadelholz bedeckt); ferner Zugpferde, Rindvieh, Schafe, Schweine und Geflügel, welches einen vielbegehrten Ausfuhrartikel abgibt; von Mineralien besonders Eisen- und Kupferoxyd, Galmey, bituminöses Holz und Gestein, Gyps, verschiedene zur Fabrikation von Fayence- und Töpferwaaren geeignete Thonarten, versteinerte Muscheln rc. Der Gewerbfleiß der Einwohner, welcher nicht bedeutend ist, liefert Tuch, Baumwollenzeuche, Drechslerarbeiten, Glas, Uhren und Seide. Das Departement macht im Innern größtentheils den Eindruck der Oede und bietet nur an den fruchtbaren Ufern der Saône einen anziehenderen Anblick dar. Es wird von zwei Handelsstraßen, von der von Straßburg nach Marseille und von der von Bordeaux nach Genf durchschnitten.

Ainmüller, Max Emanuel, nach Siegmund Frank der eigentliche Wiederhersteller der Glasmalerei, geboren zu München 1807. Nachdem er sich zuerst der Architektur und Ornamentik gewidmet und dann, durch seinen Lehrer, Professor Gärtner, veranlaßt, die Stelle eines Dekorateurs in der königlichen Porzellanmanufaktur bekleidet hatte, trieb ihn seine Neigung zur Beschäftigung mit der eben wieder aus der Vergessenheit hervorgezogenen Glasmalerei, und er war es, der diese Kunst, welche unter Siegmund Frank noch mit großen technischen Hindernissen zu kämpfen hatte, zu der jetzigen hohen Stufe ihrer Ausbildung erhob. Als für die Glasmalerei unter Heß' Vorstande ein eignes Institut gegründet wurde, erhielt A. die Inspektion über dasselbe. Er kam auf den glücklichen Gedanken, farbiges Glas mit farbigem, statt, wie früher geschah, weißes Glas mit farbigem zu überfangen, und konnte in Folge dieser Erfindung über eine Auswahl von 100 bis 120 verschieden gefärbten Glastafeln von allen Nüancen verfügen. Auch war er der Erste, welcher im Verein mit Wehrstorfer Glasbilder auf einer Tafel ausführte und damit die Kabinetglasmalerei wieder aus der Vergessenheit hervor-

rief. Durch seine treffliche künstlerische Ausbildung war er zugleich befähigt, die neuentdeckte Kunst nicht nur in technischer, sondern auch in ästhetischer Beziehung zu fördern. Die erste größere Arbeit jenes Instituts waren die in den Jahren 1826 bis 1833 zur Vollendung gebrachten Fenster des regensburger Doms, an denen A. die Zeichnungen zu den durch Reinheit des Styls und Klarheit der Züge ausgezeichneten Ornamenten lieferte. Ein zweites Werk waren die herrlichen Fenster der Maria-Hilf-Kirche in der Vorstadt Au, an denen A. ebenfalls die Ausführung der Verzierungen übernahm und in diesen einen außerordentlichen Reichthum der edelsten Formen an den Tag legte. Daneben genügte das Institut vielen kleineren Bestellungen, welche vom In- und Auslande her an dasselbe ergingen. Zwischen den Jahren 1844 bis 1848 lieferte er die Fenster, welche König Ludwig dem kölner Dom schenkte und beim Dombaufeste von 1848 überreichen ließ. Bei allen diesen Arbeiten bewies A. besonders darin ein ausgezeichnetes Talent, die Bilder mit reicher, architektonischer Umgebung zu versehen. Unter seinen kleinern Werken ist besonders ein Nachtstück zu erwähnen, welches den Vesuv in voller Eruption darstellt und in seinen Lichttönen von wunderbarer Wirkung ist. Neben der Glasmalerei betreibt A. auch die Architekturmalerei in Oel und ist auch in diesem Fache ein Künstler von Ruf. Unter seinen hierher gehörigen Bildern werden mit Auszeichnung genannt: die Liebfrauenkirche zu München, die Marcuskirche zu Venedig, der ulmer Dom, das Prälatenzimmer zu Salzburg, das Innere der Aukirche, und als Ausbeute einer im J. 1843 unternommenen Reise nach England das Innere der Windsorkapelle, der Westminsterabtei mit den Gräbern der Könige, so wie eine andere Partie dieser Kirche mit dem Dichterwinkel. Sein in großen Dimensionen ausgeführtes Bild, das Innere der Stephanskirche zu Wien, gehörte zu den vorzüglichsten Bildern der münchner Ausstellung von 1848.

Ainsworth, 1) Heinrich, eifriger Anhänger Robert Browne's, des Stifters der sogenannten Brownisten oder Independenten, und bekannt als gelehrter und scharfsinniger Ausleger mehrer Bücher der heiligen Schrift. In England geboren und erzogen, ging A., um dem Drucke auszuweichen, welchen seine Sekte von der englischen Staatskirche zu dulden hatte, mit vielen Independenten nach Holland, wo er mit Franz Johnson in Amsterdam eine neue Gemeinde stiftete und Lehrer derselben wurde. Als solcher † er in der Mitte des 17. Jahrhunderts. Stolz und Zanksucht verdunkeln seinen Charakter.

2) William Harrison, ausgezeichneter engl. Romandichter, geb. am 4. Februar 1805 zu Manchester, wo sein Vater als vielbeschäftigter Sollicitor thätig war. In der romantischen Einsamkeit des Landsitzes Beech-Hill bei Manchester, welchen die Aeltern bald nach seiner Geburt bezogen, wuchs der Knabe auf und erhielt hier den ersten Unterricht von seiner Mutter Bruder, dem Geistlichen Harrison. Der ihm innewohnende Trieb zum Schaffen und die Lust am Glänzenden, Schimmernden machten sich zuerst in der Neigung für Anfertigung von Feuerwerk, dann im Theaterspielen bemerklich, und sein dichterisches Talent regte zum ersten Male die Schwingen, als er für seine kleine Bühne die Stücke selbst dichtete. Bald versuchte er sich auch in Balladen und Romanzen, welche zum Theil in Lokalblättern und belletristischen Journalen, zum Theil in einer von ihm selbst begonnenen Zeitschrift, dem „Böotier", veröffentlicht wurden und ihm in der Heimath Ruf verschafften. Vom Vater zur juristischen Laufbahn u. zum Nachfolger im Advokaturgeschäft bestimmt, wurde er nach englischer Sitte zu einem angesehenen Sachwalter in die Lehre gethan. Aber hier widmete er sich mehr belletristischen Arbeiten als den Bureaugeschäften, bis er, durch den Tod seines Vaters zur Wahl eines bestimmten Berufs hingedrängt, im Alter von 19 Jahren zu seiner weiteren juristischen Ausbildung sich nach London begab. Aber auch hier hielten seine Vorsätze seinen Neigungen nicht Stand; über dem Theaterbesuch und der Beschäftigung mit schöner Literatur vernachlässigte er seine Berufsstudien. In diese Periode gehört seine jetzt ziemlich verschollene Novelle „Sir John Chiverton" (Lond. 1825). Auf den Vorschlag eines londoner Freundes, Ebers, Verwalters des königl. Opernhauses, mit dessen Tochter Fanny er sich 1826 vermählte, eröffnete er ein eigenes Verlagsgeschäft, indem er sich mit der Hoffnung schmeichelte, dadurch die Belletristik auf einen würdigen, wahrhaft künstlerischen Standpunkt heben und die Fabrikwaare der „fashionablen Novellen" vom Markte verdrängen zu können. In seinen Erwartungen aber vielfach getäuscht, gab er schon nach anderthalb Jahren sein Buchhändlergeschäft wieder auf und begab sich auf Reisen in die Schweiz und nach Italien. Nach seiner Rückkehr regte in ihm ein Besuch im romantischen Chesterfield den Gedanken zur Abfassung seines Romans „Rookwood" (Lond. 1834) an, worin er die Manier der Mrs. Radcliffe wieder zu beleben versuchte, der Lust am Wunderbaren und dem Interesse an der Schilderung vaterländischer Zustände zugleich Nahrung gebend. Dieses Werk wurde mit großem Beifall aufgenommen, indem das darin vorgeführte Gemisch von Schaurigem, blutigen Familienmysterien und geheimnißvollen Zusammenhängen mit einem reichen Wechsel anziehender Genrebilder aus dem Alltagsleben dem herrschenden Geschmack zusagte und die kunstvolle Anlage u. Kraft der Schilderung auch höhere Forderungen befriedigte. Mit dem darauf folgenden „Crichton" (Lond. 1837), für dessen Skizze ihm der Verleger Malone schon ein Honorar von 350 Pfund zahlte, beginnt die Reihe derjenigen Romane, in denen A. einen außerordentlichen Reichthum antiquarischer Studien über englische Denkmäler und Sitten der Vorzeit verarbeitet hat. Der „Jack Skeppard" (3 Bde., London 1839), welcher zuerst in „Bentley's miscellany" erschien, wurde mit einem wahren Beifallssturm aufgenommen, in viele Sprachen übersetzt und für drei londoner Theater dramatisirt, trotz der heftigen Opposition der Puritaner und Moralisten. Inzwischen hatte A. die Redaktion von „Bentley's miscellany" selbst übernommen und führte dieselbe bis 1842, wo er selbst das „Ainsworth's magazine" gründete. Im J. 1845 erwarb er noch das „New monthly magazine" von Colburn als Eigenthum. In der ersten dieser

Zeitschriften erschien 1840 sein „Gay Fawkes“ (3 Bde., Lond.), welcher dem Verfasser über 1500 Pfund eintrug; noch in demselben Jahre folgte der „Towes“ (Lond.). Im Feuilleton der „Sunday Times“ erschien 1841 „Old Saint-Paul's“ (3 Bde., Lond.), dem sich die 1842 zuerst im „Ainsworth's magazine“ veröffentlichten Romane „The miser's daughtir“ (3 Bde., Lond. 1843) u. „Windsor Castle“ (3 Bde., Lond. 1843) anschlossen. Dieselbe Monatsschrift brachte 1844 auch sein „Saint-James or court of Queen Anne“ (3 Bde., Lond.). In der „Sunday Times“ erschienen sodann 1848 „The Lancashire witches“ (3 Bde., Lond.). Die meisten seiner Romane sind mit Zeichnungen von Cruikshank u. A. geschmückt. Eine Auswahl seiner Jugendprodukte ist als „December tales“ erschienen; eine vollständige Auswahl seiner Werke wurde zu London seit 1848 veranstaltet. Auch wurden seine Romane mehrmals ins Deutsche übersetzt (z. B. Stuttg. 1843—1848, 19 Bde.; Leipz. 1837—1848). A.s Leistungen sind nicht frei von Effekthascherei, seine Komposition ist auf Kontraste und starke Erschütterungen der Phantasie berechnet; dabei ist seine Sprache aber schwungvoll u. reich u. insbesondere seine Kunst im Schildern von Lokalitäten, Personen u. Situationen bedeutend.

3) **William Francis**, englischer Arzt, Geolog und Reisender, des Vorigen Bruder, geboren zu Exeter am 9. November 1807. In einem Alter von 16 Jahren kam er nach englischer Sitte zu einem edinburger Arzt in die Lehre und fand hier Gelegenheit, seine früh hervortretende Lust an Wanderungen und naturwissenschaftlichen Studien zu befriedigen. Nachdem er sich ein ärztliches Diplom erworben, reiste er 1827 nach Paris und durchforschte dann die Auvergne und die Pyrenäen in geologischer Beziehung. Nach seiner Rückkehr nach Edinburg leitete er die Herausgabe des „Journal of natural and geographical science“ und hielt Vorlesungen über Geologie. Als in den Jahren 1832 und 1833 in England und Irland die Cholera wüthete, widmete er sich als Hospitalarzt zu London und dann in Irland mit Eifer dem Studium dieser Krankheit, über welche er auch eine viel besprochene Schrift veröffentlichte. Daneben benutzte er seinen Aufenthalt in Irland vielfach zu geognostischen Exkursionen und hielt zu Dublin und Limerick geologische Vorlesungen, welche großen Beifall fanden. Im Jahre 1835 wurde er auf Empfehlung des Obersten Sabine der Euphratexpedition unter Oberst Chesney als Arzt und Geolog beigegeben und bereiste bei der Rückkehr Kurdistan, den Taurus und Kleinasien. Im Jahre 1838 wurde er von der geographischen Gesellschaft und der Gesellschaft zur Beförderung christlicher Erkenntniß mit Rassam und Th. Russel abermals nach Kleinasien gesendet, besonders um den Lauf des Halys zu erforschen und den wesley'schen Christen in Kurdistan einen Besuch abzustatten. Nach mannichfachen Hindernissen drangen die Reisenden von Mossul aus im Frühjahr 1840 nach dem Lande der Nestorianer vor. Die Resultate seiner Beobachtungen und Forschungen legte A. in zwei Werken nieder: „Researches in Assyria“ und „Travels and researches in Asia minor, Mesopotamia, Chaldea and Armenia“ (2 Bde., Lond. 1842). Außer vielen in Zeitschriften zerstreuten Abhandlungen schrieb er auch: „The claims of the christian aborigenes in the East“ und „Travels in the truck of the 10,000 Greeks“ (2 Bde., Lond. 1844).

Aintab, Stadt in Syrien, im Ejalet Aleppo, am Fuße des Taurus und an einem Nebenfluß des Euphrat, mit 20,000 Einw. A. ist gut und massiv gebaut, hat 5 Moscheen und mehre mit großen Waarenvorräthen versehene Bazars. In der Mitte der Stadt erhebt sich auf einem Hügel ein befestigtes Schloß. Kanäle mit fließendem Wasser durchziehen die Straßen; Springbrunnen verschönern mehre öffentliche Plätze. Die Einwohner sind Armenier, griechische Christen, Kurden u. Türken, die herrschende Sprache ist die türkische. Die Gegend um A. ist schön, hügelig, fruchtbar u. durch die hohe Kette des Taurus vor rauhen Winden geschützt. Hauptprodukte sind Getreide und Tabak; auch die Bienenzucht macht einen bedeutenden Erwerbszweig aus. A. wurde 1400 von Timur-Beg erstürmt, geplündert und verbrannt, erhob sich aber allmählig wieder zu Ansehen und Wohlstand. Oft und mit Erfolg setzten die Einwohner von A. den Bedrückungsversuchen der türkischen Paschas bewaffneten Widerstand entgegen und erwarben sich dadurch einen gewissen Grad von Unabhängigkeit, den sie bis auf die neueste Zeit behaupteten.

Airdrie, Fabrikstadt in der schott. Grafschaft Lanark, 12 englische Meilen östlich von Glasgow, mit 7000 Einwohnern. Schön und regelmäßig gebaut und in rascher Zunahme (vor 150 Jahren war der Ort nur ein einzelnes Haus) begriffen, dankt A. sein schnelles Aufblühen den großen Kohlen- u. Eisenminen in seiner Nähe und dem Monklands-Kanal, der mit einem weiten Eisenbahnnetze in Verbindung steht. Die Calder-Eisenwerke in halbstündiger Entfernung beschäftigen allein an 1000 Hände. Eine Menge Fabriken geben sich mit der Verarbeitung des Eisens ab; auch sind die Maschinenfabriken, Bierbrauereien, Branntweinbrennereien und Seilereien sehr bedeutend. Stadtrecht hat A. erst seit 1833.

Aire, 1) Fluß in der engl. Grafschaft West-Riding, Nebenfluß der Ouse, bei Goole in dieselbe mündend, wird schiffbar bei Leeds und ist sehr wichtig für den Binnenverkehr durch seine Verbindung mit dem Liverpooler- und mehren andern Kanälen. — 2) Fluß in Frankreich, Nebenfluß der Aisne, entspringt bei Ligny, mündet bei Senuc nach einem Lauf von 20 Meilen. — 3) Stadt im franz. Departement Landes, am Adour, südwestlich von St. Sever, am Abhange eines Berges gelegen; Bischofssitz, mit 4500 Einw.; ehedem bedeutender und Residenz des Gothenkönigs Alarich. A. ist das alte Vicus Julii. — 4) Stadt im franz. Departement Pas de Calais, am Zusammenfluß der Lys u. Laquette, südöstlich von St. Omer, hübsch gebaut, mit 6000 Einw., einer Citadelle, 8 Kirchen, einem Kloster, großen Kasernen, wissenschaftlichen Anstalten, Fabriken für wollene und baumwollene Zeuche, Seife, Soda und Handel mit in der Gegend gezogenem Wein und Branntwein; Geburtsort Mallebranche's.

Airolo, Kreisort im schweizer Kanton Tessin, an der Gotthardtsstraße, wo die beiden Arme des Tessin sich vereinen, 3700' über der Meeresfläche

und daher mit mildem Klima, mit 850 Einw. Bei der Felsschlucht Stalvedra ist ein alter, vom Longobardenkönig Desiderius erbauter Thurm; in der Nähe der Fundort von schönen Granaten bis zu 2 Kubikzoll groß. Hier Treffen zwischen den Russen (unter Suwarow) und den Franzosen im Herbste 1799, nach welchem die letzteren sich durch das Bedrettothal zurückzogen. Die sonst besuchte Mineralquelle bei A. ist jetzt verlassen.

Aisch, kleiner Fluß in Bayern, entspringt in Mittelfranken, unweit der Stadt Windsheim bei dem Dorfe Illesheim auf dem fränkischen Landrücken, fließt durch den fruchtbaren Aischgrund an Windsheim, Ipsheim, Neustadt, Dachsbach und Höchstädt vorbei, und ergießt sich bei Brandenloh, zwischen Bamberg und Forchheim in die Regnitz.

Aische, Ajescha, jüngere Gemahlin Mohammeds des Propheten, die erste Jungfrau, die derselbe, der bis dahin nur Wittwen geheirathet, sich zur Gattin auserkor, eine Tochter Abu Bekrs, und, als sie Frau ward, erst 7 Jahre alt, aber geschmückt mit allen Reizen orientalischer Schönheit, dabei gewandt, geistreich, liebenswürdig und im Besitz jeglicher Kunst, das Herz ihres Gemahls zu fesseln. Mohammed liebte sie leidenschaftlich, that für ihre Ausbildung Alles und gestattete ihr nicht bloß im Hause große Freiheit, sondern auch Einmischung in die öffentlichen Angelegenheiten. A. war die einzige seiner Frauen, die ihn auf seinen Feldzügen begleiten durfte. Durch ihre genaue Bekanntschaft mit den nicht öffentlich vorgetragenen Lehren und dem häuslichen Leben des Propheten behauptete sie nach dessen Tode den wichtigsten Einfluß und den Titel Prophetin. Sie setzte es durch, daß Ali, Mohammeds Schwiegersohn, den sie haßte, vom Khalifat ausgeschlossen und ihr Vater Abu Bekr als des Propheten Nachfolger anerkannt wurde. Die Feindschaft gegen Ali datirte sich von einem Ereigniß im Leben der A., das auch in anderer Hinsicht für Sitte und Gesetz der Moslemin wichtig geworden ist. A. lohnte nämlich die Zärtlichkeit des Propheten mit Untreue, sey es durch ihre Kinderlosigkeit, sey es durch den Eintritt zweier Nebenbuhlerinnen in den Harem des Propheten veranlaßt. Sie entfernte sich einst zur Nachtzeit aus dem Gefolge u. kam erst in der Frühe mit Ssifwan Ben Moattal Eslemi wieder zum Vorschein, vorgebend, sie habe ihre Sänfte verlassen, um Wasser zum Reinigen zu suchen, dabei ihr kostbares Halsband vermißt und dieses suchend die Sänfte und den ganzen Zug aus den Augen verloren. Ermüdet sey sie endlich am Wege eingeschlafen, und so habe sie Ssifwan Ben Moattal gefunden und auf sein Kameel gehoben. Bei Niemandem fand diese Ausrede Glauben, selbst bei Mohammed nicht. Als sich die dem Propheten abgeneigte Partei darüber lustig machte, berief Mohammed die „vier Säulen seines Rathes", Abu Bekr, Omar, Osman und Ali, um ihre Meinung über A.'s Schuld oder Unschuld zu hören. Die drei ersten erklärten sie für unschuldig; Ali aber gab unzweideutig zu verstehen, daß sich Mohammed müsse von A. scheiden lassen. Diese Antwort war es, welche A. dem Ali nie wieder vergeben konnte, und daher Ali's lange Ausschließung vom Khalifat. Mohammed nahm die Meinung Abu Bekrs, Omars u. Osmans als die seiner Ehre u. seiner häuslichen Ruhe zuträglichere an und sanktionirte die Unschuld A.'s förmlich durch einen besondern Abschnitt im Koran in der Sura des Lichts. Dort wird bestimmt, daß Ehebrecher gesteinigt werden sollen, daß aber zum Beweis des Ehebruchs vier Augenzeugen der That erforderlich sind, und jeder Ankläger, der die Beschuldigung nicht so erweisen kann, 80 Streiche bekommen soll, Einschränkungen, welche die ganze, sehr hart scheinende Strafe so gut wie aufheben. Nachdem so die Ehre des Harems gerettet war (die Unschuld der A. ist ein Glaubensartikel aller rechtgläubigen Moslemin), erließ der Prophet, um dergleichen Verleumdungen für die Zukunft zu vermeiden, noch zwei Gesetze, nämlich das für die moslimische Damenwelt so drückende Gesetz der Verschleierung der Frauen, und das, wonach, wenn in unwirthbaren Gegenden kein Wasser zur gesetzlichen Reinigung vorhanden, dieselbe mit Sand vorgenommen werden darf. Als nach Osmans Tode A. sich der endlich erfolgten Erhebung Ali's zum Khalifen von Neuem und hartnäckig widersetzte, wurde sie gefangen genommen und nach Medina geführt. Immer noch hochgeehrt † sie im Jahre 58 der Hedschra, u. ihr wurde das Ehrengrab unmittelbar neben dem Propheten gegönnt. Vergl. Hammer, Gemäldesaal großer moslemischer Herrscher, Bd. 1.

Aisne, 1) Fluß in Frankreich, Nebenfluß der Oise, entspringt im Departement Maas (Meuse) bei Vaubecourt, durchströmt im nordwestl. Lauf die Departements Marne und Ardennen, dann im westlichen das gleichnamige Departement und einen Theil des Departements Oise und mündet hier nach einem Lauf von 62 Lieues, wovon 28 schiffbar sind, oberhalb Compiègne in die Oise. 2) Franz. Departement, welches einen Theil der Picardie, der Isle de France und Brie umfaßt, im Norden an das Departement du Nord, im Nordosten an Belgien, im Osten an die Departements Ardennen und Marne, im Süden an das Departement Seine-Marne, im Westen an die Departements Oise und Somme grenzt, von dem gleichnamigen Flusse, im Norden von der Oise und deren Nebenfluß Serre, im Süden von der Marne durchströmt wird und einen Flächeninhalt von 735,378 Hektaren (133 □M.) hat. Es enthält 5 Arrondissements: St. Quentin, Vervins, Laon, Hauptort des Departements, Soissons und Château-Thierry, 37 Kantone, 840 Gemeinden und zählt 542,300 Einwohner. Das Klima ist gemäßigt und gesund, und das Land im Allgemeinen fruchtbar und besonders zum Getreidebau geeignet. Wein wird nur südlich von Laon, so wie an den Höhen an der Aisne und Marne gebaut. Die Arrondissements St. Quentin und Laon liefern viel Aepfelcider, die Thäler der Marne aber treffliches Heu in Menge, womit Paris versorgt wird. Die ansehnlichen Staats- und Privatwaldungen bedecken einen Raum von 100,000 Hektaren. Die Viehzucht ist nicht bedeutend, u. das Mineralreich bietet nichts besonders Erwähnenswerthes dar. Die industrielle Thätigkeit besteht vornehmlich in der Fabrikation von Baumwollenzeuchen; doch gibt es im Departement auch mehre Zuckerfabriken, Eisenwerke, Fabriken für chemische Pro-

bukte u. s. w. Berühmt ist die Spiegelgießerei zu St. Gobin, so wie die Glashütte zu Folembray.

Aïssé, Mademoiselle, geb. 1693 in Cirkassien, eine nicht weniger durch ihre Schönheit und ihre sonderbaren Schicksale, als durch eine Sammlung ihrer Memoiren und Briefe berühmt gewordene Dame. Wahrscheinlich die Tochter eines cirkassischen Fürsten, wurde sie als Kind den Aeltern geraubt u. in einem Alter von 4 Jahren 1697 nach Konstantinopel zu Markte gebracht. Hier kaufte sie der damalige französische Gesandte Graf von Ferriol u. nahm sie bei seiner Rückkehr nach Frankreich mit sich. Die Erziehung, welche sie unter der Aufsicht der Frau von Ferriol, der Schwägerin des Grafen, erhielt, war nur für die große Welt und auf den äußern Schein berechnet und ließ die sittliche Veredlung des Herzens unberücksichtigt. Die Folge davon war, daß das junge und sehr schöne cirkassische Mädchen, trotz eines ihr inwohnenden natürlichen Gefühles für Tugend, den von der Unsittlichkeit ihrer Umgebungen drohenden Versuchungen nicht immer widerstand und erst nach vielen Verirrungen einen bessern Weg betrat. Zuerst unterlag sie der Verführung des verdorbenen Grafen von Ferriol, der sich die ihr erzeigten Wohlthaten mit ihrer Unschuld bezahlen ließ. Standhafter und fester zeigte sie sich indessen gegen den Regenten, den nichtswürdigen Herzog von Orleans, und dessen glänzende Anerbietungen. Einen andern Beweis natürlichen Edelmuthes und Zartgefühles gab sie dadurch, daß sie nach dem Tode des Grafen von Ferriol die ihr im Testamente vermachten ansehnlichen Legate der darüber aufgebrachten Frau von Ferriol freiwillig überließ. Mit Aidy, einem Malteserritter, entspann sich für A. ein vertrautes Verhältniß, in dessen Folge sie in England mit einer Tochter niederkam. Während einer bald darauf folgenden Krankheit entstand in A.'s Seele die bitterste Reue über ihr bisheriges Leben, und sie forderte den Ritter Aidy selbst auf, ihr zu entsagen. Sie † 1733 in einem Alter von 38 Jahren. Ihre schön geschriebenen Briefe an Frau von Calandrini, Gemahlin des genfer Residenten in Paris, sind gedruckt worden und enthalten eine Menge interessanter und lichtvoller Züge über den damaligen französischen Hof und berühmte Personen ihrer Zeit. Sie erschienen zuerst allein mit Anmerkungen von Voltaire, Paris 1787, nachher vereinigt mit den Briefen der Frau von Villars, La Fayette's und Tencins (Paris 1806, 3 Bde., 12.).

Aistulf (Astolf), kriegerischer König der Longobarden von 749—756, folgte seinem Bruder Ratchis und eroberte, um die longobardische Herrschaft über ganz Italien auszubreiten, bald nach dem Antritte der Regierung das zum griechischen Kaiserthume gehörige Exarchat mit der Stadt Ravenna. Schon sah der Papst Stephan II. Rom bedroht und von Konstantinopel kam keine Hülfe. Da rief er im Namen des heiligen Petrus den Beistand des von ihm gesalbten Königs der Franken an. Pipin, froh der Einmischung in die Angelegenheiten Italiens, erschien 754 mit einem Heere, belagerte den longobardischen König in Pavia und erzwang von ihm das Versprechen, der römischen Kirche Genugthuung zu leisten. A. belagerte dessenungeachtet nach dem Abzuge Pipins Rom, wurde aber deshalb 755 nochmals von dem Frankenkönige angegriffen und genöthigt, alle seine Eroberungen herauszugeben. Der Papst erhielt das Patriciat oder die Herrschaft über die den Longobarden abgenommenen und früher von dem griechischen Exarchen verwalteten Provinzen, mußte aber die fränkische Oberherrlichkeit anerkennen. Sich zu einem neuen Kriege rüstend, † A. schon im folgenden Jahre auf der Jagd in Folge eines unglücklichen Sturzes mit dem Pferde.

Aitinger, Sebastian, ein durch die Treue, womit er der Sache der Protestanten diente und selbst sein Leben zum Opfer brachte, ausgezeichneter Mann, war geboren zu Ulm 1508, und bekleidete das Amt eines Sekretärs zuerst bei dem ulmer Stadtrathe und dann, seit 1540, bei dem Landgrafen Philipp dem Großmüthigen von Hessen. Als dieser Fürst im schmalkaldischen Kriege 1547 gefangen worden war, suchte man sich auch seines Sekretärs zu bemächtigen, um von ihm, der das Vertrauen seines Herrn in hohem Grade besessen hatte, Aufschluß über die geheimen Pläne und Verhandlungen der Protestanten zu erhalten. A., entschlossen, unter keiner Bedingung an der protestantischen Sache zum Verräther zu werden und dadurch die Lage der gefangenen Fürsten, so wie der Protestanten überhaupt zu verschlimmern, flüchtete sich nach Ulm, verließ dasselbe aber bald wieder, weil er sich hier vor den kaiserlichen Nachstellungen nicht sicher glaubte. In dem Dorfe Burloffingen bei Ulm am Fieber krank liegend, erhielt er die Nachricht, das 20 kaiserliche Reiter, um ihn aufzuheben, sich näherten. Sogleich raffte er sich auf, entfloh durch eine Hinterthüre, schwamm durch die nahe Donau und entzog sich glücklich seinen Verfolgern. Seine dadurch verschlimmerte Krankheit zog ihm aber schon nach einigen Tagen den Tod zu (1547).

Aiton, Wilhelm, tüchtiger Botaniker, Vorsteher des königl. botanischen Gartens zu Kew bei London. Bei Hamilton in Schottland 1731 geb., wurde er von Philipp Miller, dem berühmten Inspektor des Chelsea-Gartens, gebildet. A.s rastloser Eifer, von königlicher Freigebigkeit unterstützt, erhob während seines 30jährigen Inspektorats den Garten zu Kew zu dem reichsten in der Welt. Er † 1793. Das von ihm mit Hülfe einiger Mitarbeiter herausgegebene Werk: Hortus Kewensis, Bd. 1—3, mit Abbild., 1789, ist für die Botanik von großer Wichtigkeit und enthält die Beschreibung von 6000 Pflanzen, worunter 14 neue Gattungen und fast 500 neue Arten sich befinden. Kürze, Genauigkeit und Sicherheit der Charakteristik machen dieses Werk zum Muster. Der Sohn und Nachfolger A.s lieferte 1810 eine neue Ausgabe des „Hortus", die indessen der ersten an Reichhaltigkeit nachsteht.

Aitzema, Lieuwe (Leo) van, gründlicher und fleißiger niederländischer Geschichtsforscher, geboren 1600 in Dokkum in Friesland als Sprößling einer alten adeligen Familie, widmete sich dem Studium der Politik und Staatswissenschaften, bekleidete 40 Jahre lang die Stelle eines Rathes der hanseatischen Städte und Residenten im Haag und † daselbst 1669. Mit Fleiß und Umsicht sammelte er alle wichtigen die Geschichte seiner Zeit betreffenden Urkunden und

Aktenstücke, reihete dieselben im Orginal und in holländischer Uebersetzung aneinander und lieferte so, erzählend und jene Aktenstücke erläuternd, ein wichtiges Werk, welches über die glänzendste Periode der niederländischen Geschichte vom Ende des Waffenstillstandes (1621) bis zum aachener Frieden (1668) helles Licht verbreitet. Es ist betitelt: Saken van Staat en Oorlogh, in ende omtrent de vereenigde Nederlanden van 1621 tot 1669 (14 Bde., Haag 1657 — 71; 7 Bde., Haag 1664—72).

Aix, 1) Stadt im franz. Departem. Rhonemündungen, das alte Aquae Sextiae in Gallia Narbonnensis. Im Jahre 123 v. Chr. entdeckte der röm. Prokonsul Cn. Sextius Calvinus an der Stelle des jetzigen A. warme Quellen, die er benutzte, fassen ließ und nach seinem Namen benannte. Sie genossen im Alterthum hohen Ruf und scheinen damals merklich stärker und von höherer Temperatur, als gegenwärtig, gewesen zu seyn, wo sie einen Platz unter den Warmbädern ersten Ranges nicht behaupten können. Ihr Wasser ist ganz rein und durchsichtig, fast geruchlos, von bitterlichem Geschmacke und 32° C. Temperatur. Man benutzt es als Getränk, Bad und Douche gegen rheumatische und gichtische Uebel, Lähmungen, Kontrakturen, Stokkungen im Unterleibe, weißen Fluß 2c., auch als Schönheitsmittel. — Die alterthümliche, aber schön gebaute, und mit hübschen Anlagen umgebene Stadt A., mit 20,000 Einw., am Flusse Arc, liegt in einer von Hügeln eingeschlossenen fruchtbaren Ebene, ist Sitz eines Erzbischofs, eines Civil- und Handelstribunals, einer Akademie für Theologie und Jurisprudenz, eines Collège und einer Schule für Künste u. Gewerbe. Außerdem hat sie eine ansehnliche Bibliothek von 100,000 Bänden und 1100 Handschriften und ein Museum; an öffentlichen Gebäuden: die alte herrliche Kathedrale, mit antikem Baptisterium, die gothische Johanniskirche, den 1831 vollendeten Justizpalast, das Stadthaus, das Theater. Die sonst wichtigen Fabriken in Baumwolle sind, wie die Bäder, in Verfall. Aber A. hat sich neue Quellen des Wohlstandes eröffnet in der Zucht der Seidenraupe, und der Verarbeitung der Seide, in der Kultur des Oelbaums und der Pflege südlicher Gartenfrüchte, die der Luxus des nördlichen Frankreichs gut bezahlt. A. ist Geburtsort der berühmten Botaniker und Reisenden im Orient und in Senegambien, Tournefort und Adanson des Malers J. Bapt. Vanloo, des Redners Thomassin u. des liebenswürdigen d'Argens, dem Friedrich der Große in der Minoritenkirche ein Denkmal errichtet hat. Auf der Ebene zwischen A. und Arles breitet sich das Schlachtfeld aus, wo Marius 102 v. Chr. die Teutonen schlug. S. Cimbern und Teutonen.

2) A., Stadt in Savoyen, in einem reizenden Thale unweit des Sees Bourget, $1^3/_4$ Meilen nördlich von Chambery, mit warmen Quellen, die schon von den Römern unter dem Namen Aquae Allobrogorum, aq. Gratianae oder Domitianae bekannt waren. Hauptbrunnen sind die Alaunquelle oder die von St. Paul und die sogenannte Schwefelquelle. Das Wasser beider ist klar, von einem schwachen hepatischen Geruch, welcher aber bei der Einwirkung der atmosphärischen Luft leicht verschwindet, und von einem erdigen, etwas hepatischen Geschmack. Die Temperatur der Schwefelquelle beträgt 35° R. Die Alaunquelle hat einen weniger erdigen, mehr styptischen Geschmack und die Temperatur von $36\frac{1}{2}$° R. Beide Quellen werden innerlich und äußerlich, mit und ohne Kuh-, Ziegen- oder Eselsmilch, gegen Stockungen im Unterleibe, Gelbsucht, weißen Fluß, Asthma, Brustkrämpfe, anfangende Lungensucht, Lähmungen, Rheumatismen, alte Geschwüre u. s. w. gebraucht. Unter den zahlreichen Resten antiker Bauten, welche sich hier finden, sind der sogenannte Bogen des Pomponius und die Ruinen eines Tempels und eines Vaporariums am besten erhalten.

Ajaccio, Hauptstadt der Insel Korsika, auf der Westküste derselben, am Fuße einer Hügelkette und am nördlichen Ende des großen, tief ins Land einschneidenden Golfs von A., der einen guten, aber schwer zugänglichen Hafen bildet, gelegen. A. ist Sitz eines Bischofs, einer Akademie, der Departementalbehörden, des obersten Gerichtshofs, eines Collège, einer Muster- und polytechnischen Schule, hat gut gebaute, breite Straßen, die mit ihren weißen Häusern einen freundlichen Eindruck machen, leidet aber an gutem Trinkwasser Mangel. Sie ist befestigt und namentlich wird der weite und bequeme, aber gegen die Westwinde nicht den gehörigen Schutz darbietende Hafen von einer starken Citadelle vertheidigt. Die Umgegend ist sehr romantisch und gewährt die reizendsten Blicke über Meer und Insel. Unter den öffentlichen Gebäuden verdienen die Kathedrale mit den Särgen der Madame Lätitia und des Kardinals Fesch und das alte Jesuitenkloster Erwähnung. Auf dem Marktplatz steht auf einem hohen Piedestal von Granit die marmorne Statue Napoleons, eine frühere Arbeit Laboureurs und von mittelmäßigem Kunstwerth, früherhin im Besitz des Kardinals Fesch. Sie stellt den Kaiser im altrömischen Kostüm mit der Toga dar und trägt die Inschrift: „Dem Kaiser Napoleon seine Vaterstadt am 5. Mai 1850, im zweiten Jahre der Präsidentschaft Louis Napoleons." Das Haus der Familie Bonaparte (Casa Bonaparte), die Geburtsstätte Napoleons I., ist jetzt Nationaleigenthum. Die Stadt hat 9500 Einwohner, welche sich theils von Korallen- und Sardellenfischerei, theils von dem Handel mit dem in der Umgegend reichlich gedeihenden trefflichen Wein und Oel nähren.

Ajalon (d. h. Hirschau), zwei ehemalige Städte in Palästina. Die eine lag im Stamme Dan, gehörte aber den Leviten (Jos. 19, 24. 21, 24). Sie war früher in den Händen der Amoriter (Richt. 1, 35), kam in der Folge mehrmals in den Besitz der Philister, wurde von Rehabeam befestigt (2. Chron. 11, 10) und noch nach dem Exile von Nachkommen Benjamins bewohnt (1. Chron. 8, 13 u. 1). Das Thal, merkwürdig durch die Erzählung Jos. 10, 12, wird noch jetzt von Reisenden aufgesucht. Es ist gegen 5 Stunden lang, 2 Stunden breit, schön und anmuthig. Das andere A. lag im Stammgebiet Sebulon; Begräbnißort des Richters Elon (Richt. 12, 12).

Ajan (Ajana. Aschan), östliches Küstenland in Afrika, vom Vorgebirge Gardafui bis zum Flusse Magodoko reichend; unfruchtbar und dünn bevölkert von fetischanbetenden Mauren und Negern. Hauptorte sind: **Berbera**, mit berühmten, von den Karawanen des innern Afrika besuchten Märkten, und **Bender Kossim**, in der Nähe des Vorgebirges Ros el Fil.

Ajax (griech. Aias), Name zweier Helden im trojanischen Kriege. 1) A. **der Kleinere**, Sohn des Oileus und der Eriopis, aus Naryx in Lokris. Klein von Gestalt, aber kühn und unerschrocken, leicht gerüstet mit leinenem Harnische, ein schneller Läufer und geübter Speerschleuderer, kämpft er neben dem telamonischen A. in den Vorderreihen, tödtet viele Troer und entreißt ihnen den Leichnam des Patroclus. Auf dem Heimwege scheitert er, weil Athene ihm zürnt, am gyräischen Felsen, rettet sich auf eine Klippe und verhöhnt die Macht der Götter, wird aber von Poseidon mit dem Dreizack in die Tiefe hinabgestoßen und von der salzigen Woge verschlungen. So Homer. Spätere leiten den Zorn der Götter davon her, daß er bei der Eroberung Troja's in den Tempel derselben eingedrungen und dort die priesterliche Königstochter Cassandra vom Altare hinweggerissen und geschändet habe. Von dieser letztern Anklage des Verleumders Odysseus reinigte er sich durch einen Eid. Doch mußten in spätern Zeiten die Lokrer zur Sühne des Frevels jährlich Jungfrauen zu dem Tempel der Athene nach Neu-Ilion schicken, die dort zum Tempeldienste verwendet wurden. Die opuntischen Lokrer verehrten den A. als Stammheros und ließen in ihrer Schlachtordnung eine Stelle für ihn offen, als stünde sein Schatten noch in den Reihen ihrer Vorkämpfer. — 2) **Der große A.**, von der Insel Salamis, Sohn des Telamon u. der Eriböa, nach Achill der Tapferste im griechischen Heere, an Haupt und mächtigen Schultern über alle hervorragend. Er besteht, durch's Loos erwählt, mit Hector den Zweikampf; als er ihm naht, schaudern die Troer, und selbst dem Hector klopft das Herz. A. verwundet ihn mit einem Steinwurfe und wirft ihn zu Boden; hierauf greifen beide zu den Schwertern, werden aber durch Herolde getrennt und scheiden friedlich mit gegenseitigen Geschenken von einander. Als die Waffen des gefallenen Achill ihm versagt und dem Odysseus zugesprochen werden, gibt er sich den Tod, und selbst in der Unterwelt vermag Odysseus seinen Schatten nicht zu versöhnen. Nach Sophocles und Pindar wurde er über die erlittene Schmach rasend und wüthete mordend unter den Heerden des Heers, die er für seine Gegner hielt; zur Besinnung gekommen, stürzte er sich in das Schwert, das ihm Hector geschenkt hatte. Aus seinem Blute entsproßte, wie aus dem des Hyacinthus, eine purpurne Blume, auf den Blättern mit dem Klagerufe: „Ai Ai" bezeichnet. Dieses Ende des Helden ist der Gegenstand der noch vorhandenen sophokleischen Tragödie „der rasende Ajax". Mit der phrygischen Königstochter Tecmessa, die er durch's Schwert gewonnen hatte, zeugte er den Eurysaces u. mit der Najade Glauce (der Blauen) den Aiantides, von welchem sich der durch große Männer, wie Miltiades, Cimon, Alcibiades, berühmte Stamm Aiantis in Athen ableitete. Dort feierte man ihm zu Ehren das Fest der Aiantien, an welchem eine Bahre mit völliger Kriegsrüstung, wie an dem Feste des Hyacinthus zu Amyclä, aufgestellt wurde, ein Trauerfest in der heißen Jahreszeit, wo mit den Quellen und Flüssen der Saft und das Leben der Natur versiegt. Darum war auch das Bild des Heros in seinem Tempel zu Salamis schwarz, von Ebenholz verfertigt.

A jour, s. v. a. zu Tage, durchsichtig, von Handelsbüchern, worin alle Geschäfte eingetragen sind, überhaupt von jeder Sache, welche klar und hell vor Augen liegt. A jour gefaßte Edelsteine sind solche, bei denen die Fassung den Stein nur an den Kanten festhält, seine Rückseite frei und unbedeckt, ihn also durchsichtig läßt. Da bei dieser Fassung die Mängel und Defekte der Steine leicht zu erkennen sind, so werden in der Regel nur die reinern, bessern und kostbarern dazu verwendet.

Akaba (Ailah, Elath), Golf und festes Schloß in Arabien. Der **Golf** von A. ist ein tiefer und in nordnordöstlicher Richtung 20 geogr. M. weit in das Land hineingestreckter Arm des gabelförmig auslaufenden rothen Meeres. Er reicht vom 28.° bis zum 29.° 30' nördl. Br. Seine größte Breite ist etwa 3 Meilen. Mit dem rothen Meere hängt er durch sehr schmale kanalartige Engen zu beiden Seiten der Insel Tiran zusammen. Unweit des Golfs, der sich mit oft bis 2000' hohen senkrechten Ufern, einer grauenvollen Schlucht gleich, zwischen den Alpen des nördlichen Arabien hinzieht, thürmt sich im Westen der Zwillingskoloß des Sinai und Horeb empor, von dessen Seite die Stürme herabbrausen, welche die Fluthen des A. unaufhörlich peitschen und das Beschiffen desselben so gefährlich machen, daß seine Gewässer gänzlich verödet sind. — Das **Schloß** von A. liegt an den östlichen Ufern des Golfs, etwa $\frac{1}{2}$ Meile von dessen Spitze. Mehemed Ali hat die verfallenen Werke einigermaßen herstellen lassen, und gegenwärtig befindet sich im Kastelle eine schwache Garnison zum Schutz der Reisenden, besonders zu dem der nach Mekka und Medina ziehenden Karawanen. Gutes Trinkwasser ist in Menge vorhanden; in der Gegend wachsen viele Datteln. Nach der Meinung Vieler ist A. das alte Elath, obschon keine Trümmer diese Angabe bestätigen.

Akacie (Acacia, ächte A.), Name einer zu den Leguminosen und zwar zur Familie der Mimoseen gehörigen Pflanzenfamilie, welche früherhin zur Gattung Mimosa gerechnet wurde, sich aber von dieser durch die größere Anzahl Staubgefäße und durch die nicht durch Querscheidewände abgetheilte zweiklappige Hülse unterscheidet. Sie umfaßt Bäume und Sträucher, welche über alle Erdtheile, Europa allein ausgenommen, verbreitet und großentheils von sonderbarem Aussehen sind, indem die Blattstiele blattartig ausgebreitet, die Blätter selbst dagegen mehr oder weniger verkümmert erscheinen. Nur einige Arten sind durch zahlreich gefiederte Blätter ausgezeichnet. Die Blüthen sind gelb oder weiß, selten roth, haben einen 5zähnigen Kelch, eine 5spaltige Blumenkrone und einen Griffel und stehen in Köpfchen oder Aehren. Manche der vielen (fast 200) Arten sind in technischer Beziehung von gro-

ßem Nutzen, indem der aus der Rinde ausfließende Saft eingetrocknet Gummi gibt. Die wichtigsten Arten sind: 1) A. arabica, mit 2 Dornen neben den Blattstielen, gefiederten Blättern und gelben Blumen, in Oberägypten einheimisch, liefert mit mehren verwandten Arten (A. tortilis, A. Ehrenbergii, A. vera u. a.), deren Vaterland Nordafrika und Arabien ist, das bekannte Gummi arabicum. — 2) A. vera (Mimosa nilotica), großer, ästiger Baum mit röthlicher Rinde und paarweise stehenden, fast fingerslangen Dornen, in Aegypten, dem steinigen Arabien und Abyssinien einheimisch. Aus seiner Rinde quillt nach vorher gefallenem Regen das Gummi arabicum in großer Menge. — 3) A. senegal, mit dreifachen Dornen an der Einfügungsstelle der Blätter, von denen der mittlere zurückgebogen ist, und zottiger Hülse; bildet in Senegambien ganze Wälder. Von dieser Art kommt das sogenannte Senegalgummi, eine Art des arabischen, welche einen Hauptgegenstand des Handels der Kolonien am Senegal abgibt. — 4) A. Catechu, mit hakenförmigen Stacheln in den Blattwinkeln, doppelt gefiederten, mit graulichen Haaren besetzten Blättern, cylindrischen, aus den Blattwinkeln hervorkommenden Blüthenähren, in Ostindien einheimisch. Das mit Wasser ausgekochte Holz dieses Baumes liefert den Catechu (Terra japonica), welcher als zusammenziehendes Mittel in der Medicin, auch bei der Gerberei benutzt wird. — 5) A. scandens, eine kletternden in Ost- u. Westindien einheimische Pflanze mit gepaarten und gefiederten Blättern und herzförmigen Bohnen, die unter dem Namen St. Thomasbohnen (Coeur de St. Thomas) bekannt sind und auf Java und Sumatra wie Kastanien geröstet und gegessen werden. In der Gärtnerei spielen gegenwärtig vornehmlich die neuholländischen, durch blattartig ausgebreitete Blattstiele sich auszeichnenden Arten als Ziergewächse eine Rolle. Unter ihnen verdienen die Berücksichtigung der Blumenfreunde namentlich A. alata, A. armata, A. verticillata, A. decipiens, A. longissima, A. discolor, A. floribunda u. a. Sie lassen sich bei einer Wärme von 3 — 6° im Zimmer oder Glashause leicht durchwintern u. gedeihen am besten in sandiger Heideerde, die mit einem Theil Rasen- od. Lauberde gemischt ist. Ihre Vermehrung geschieht meist durch Samen, bei manchen auch durch Stecklinge.

Akacie, Akacienbaum heißt in der gewöhnlichen Ausdrucksweise auch ein bei uns jetzt häufig vorkommender, ursprünglich aus Nordamerika stammender Baum aus der Gattung Robinia, ebenfalls zu den Leguminosen gehörig. Die Gattungsmerkmale dieses auch unter dem Namen amerikanischer Schotendorn, Heuschreckenbaum bekannten Baumes sind: der 5zähnige Kelch, woran die beiden obern Zähne eng zusammenstehen, die fast runde, zurückgebogene, ausgebreitete Fahne, die gestreifte, höckerige, längliche Hülse. Die bekanntesten Arten sind: 1) Die gemeine oder unächte A. (Robinia pseudacacia), ein schnellwachsender Baum, der in 30 — 40 Jahren eine Höhe von 40 — 60 Fuß erreicht, mit weißlichem, mit zunehmendem Alter immer härter werdendem Holze und abwechselnd stehenden großen, unpaarig gefiederten Blättern, deren Blättchen elliptisch sind, theils einander gegenüber, theils abwechselnd stehen, und sich stets in einen kurzen krautartigen Stachel endigen. An den jährigen Zweigen sind die Deckblätter blattartig, an den älteren erscheinen sie als starke Dornen. Die schönen weißen, inwendig blaß rosenrothen, vorn mit gelblichem Anfluge versehenen Schmetterlingsblüthen bilden lange hängende Trauben. Die Hülse enthält 6 — 8 glänzend schwarzbraune Samen. Dieser schöne Baum gedeiht am besten in ebenem oder hügeligem Lande mit mildem Klima und geschützter Lage. Sein Holz eignet sich seiner außerordentlichen Dauerhaftigkeit wegen nicht nur zu Erd- und Wasserbauten, sondern auch, da es eine gute Politur annimmt und dem Wurmstich nicht ausgesetzt ist, zu Drechsler- und Tischlerarbeiten. Die Stangen des 3—4jährigen Kopfholzes geben die dauerhaftesten Weinpfähle, die Blätter ein gesundes Viehfutter, die Samen genießbares Oel; durch Abbrühen mit siedendem Wasser von ihrer Schärfe befreit, können sie auch, wie Erbsen und Bohnen, gegessen und als Mehl zu Brod verbacken werden. Auch als Kaffeesurrogat werden sie empfohlen. Der Aufsud der Blumen färbt Seide, Wolle und Papier dauerhaft gelb. Dieser Baum wurde um 1600 von Jean Robin zuerst in Frankreich aus Samen gezogen, und hat sich seitdem über das mittlere Europa verbreitet. Man hat häufig versucht, ihn als Forstbaum im Großen zu ziehen, ist aber hiervon wieder abgekommen, da er in sehr kalten Wintern, wenigstens in Deutschland, leicht erfriert und windbrüchig ist. — 2) Die klebrige A. (R. viscosa), mit drüsigen schmierigen Aesten und Hülsen und nur halb so hoch als die vorige Art; in Süd-Carolina einheimisch. — 3) Die stachelige oder rothe A. (R. hispida), mit stachellosen Aesten, aber mit feinen Stacheln besetzten Kelchen, Blüthen- und Traubenstielen, großen, schön rosenrothen, zuweilen auch purpurrothen Blüthen, ein in Florida, Carolina, Verginien und Pennsylvanien einheimischer und bei uns als Zierstrauch in Gärten und Anlagen häufig angepflanzter Zierstrauch und kleiner Baum, welcher keine Früchte ansetzt, vor strenger Winterkälte geschützt werden muß und durch Wurzelausläufer u. Okuliren vermehrt wird. — Die Flores Acaciae (Akacienblüthen) sind Schlehdornblüthen, welche unter jener altpharmaceutischen Benennung in Apotheken verkauft werden. Der ächte Akaciensaft ist der durch Auspressen und langsames Eindunsten von den unreifen Hülsen der Acacia vera erhaltene Saft. Derselbe ist von schwärzlicher, ins Röthliche fallender Farbe, schmeckt sehr zusammenziehend und süßlich herb, löst sich in reinem Zustande in Wasser, nicht aber in rektificirtem Weingeist auf, kommt in harten, rundlichen Stükken von 6 — 16 Loth in den Handel und wurde sonst häufiger als jetzt in der Medicin gegen Skorbut, Blutflüsse und Diarrhöen gebraucht. Der unächte (deutsche) Akaciensaft wird aus den Früchten des Schlehdornes bereitet, ist schwerer, härter und dunkler von Farbe, herbe von Geschmack, in spirituosen Flüssigkeiten löslich, kommt meistens in Tafelform in den Handel und wird ebenfalls in der Medicin gebraucht.

Akademie (Academia), im Allgemeinen ein Institut, welches sich die Beförderung wissenschaftlicher oder künstlerischer Studien und damit die weitere Ausbildung der Wissenschaft oder

Kunst zum Zwecke setzt. Ursprünglich führte diesen Namen ein Platz des alten Athens, welcher an der nördlichen Seite der Stadt an der Straße nach Theia gelegen war und als öffentlicher Spaziergang diente. Den Namen führte dieser Platz von einem alten Heros Academus, den Einige für identisch mit Cadmus halten. Gründer desselben war Cimon, der den sumpfigen und ungesunden Ort durch Wasserleitungen austrocknete und durch Schattengänge von Platanen und andere Anlagen verschönerte. Hier war es, wo sich Plato, der in der Nähe ein Landhaus besaß, mit seinen Schülern täglich einfand und seine Philosopheme vortrug, daher Plato's Schule auch die akademische heißt. Indeß bezeichnet diese Benennung nicht immer dieselbe philosophische Richtung. Cicero, dem Viele folgen, unterscheidet zwei A.n, die alte und die neue; jene war eine dogmatische, von Plato selbst gestiftete, zu welcher Speusippus, Xenocrates, Polemo, Crates, Crantor und A. gehörten, diese eine skeptische, die durch Arcesilaus gegründet und von Lacydes, Euander, Carneades und A. fortgesetzt wurde. Da aber durch Carneades der Skepticismus zum Theil wieder verdrängt und der Probabilismus an seine Stelle gesetzt wurde, so wird dieser Philosoph sehr häufig als der Stifter einer dritten akademischen Schule betrachtet, und sonach eine neue, mittlere und alte A. unterschieden. Manche zählen sogar 5 A.n, indem sie nach Carneades noch eine 4. A. durch Philo, der wieder entschieden dogmatisch zu philosophiren anfing, um die alte dadurch herzustellen, und eine 5. durch Antiochus, der die akademische Schule mit der stoischen vereinigen wollte, begründet werden lassen. Am richtigsten nimmt man wohl 3 A.n an und als ihre Stifter Plato (ursprünglicher Dogmatismus), Arcesilaus (Hinneigung zum Skepticismus), Philo (erneuerter Dogmatismus).

Im neuern Sprachgebrauche des Wortes ist eine doppelte Bedeutung zu unterscheiden. A. ist entweder eine höhere Unterrichtsanstalt, oder, und zwar noch häufiger, eine Gelehrten-Gesellschaft. In der ersten Bedeutung ist A. eben so viel als Universität. Daher bezeichnet man mit dem Worte akademisch vornehmlich alles das, was sich auf das Universitätswesen bezieht oder zu einer Universität gehört. Akademische Bürger heißen demnach alle unter der, namentlich den deutschen Universitäten zustehenden, eignen Gesetzgebung und Gerichtsbarkeit stehenden Individuen, deren Kreis sich jetzt ziemlich auf die eigentlichen Studirenden beschränkt, während früherhin auch Solche, die ihre Universitätsstudien absolvirt hatten, so lange dazu gerechnet zu werden pflegten, als sie sich in einem Universitätsorte aufhielten. Die sogenannte akademische Freiheit besteht wesentlich in der Lehr- und Lernfreiheit, sowie in der eigenthümlichen Stellung, welche die studirenden Jünglinge deshalb einnehmen, weil sie einestheils zwar den die freie Bewegung beschränkenden Erziehungsmitteln der Schule entwachsen, andern theils aber doch noch nicht in das bürgerliche Berufsleben eingetreten und also noch keine eigentlichen Mitglieder der bürgerlichen Gesellschaft sind. Eben diese eigenthümliche Stellung der Studirenden, die noch dazu von den verschiedensten Ländern und Gegenden her in einer Universitätsstadt zusammenzuströmen pflegen, hat die besondere akademische Gesetzgebung und Gerichtsbarkeit hervorgerufen, Institutionen, an welchen die Anhänger des Alles nivellirenden Utilitätsprincips neuerlich öfters gerüttelt haben, ohne sie aber bis jetzt noch beseitigen zu können. Man wollte nämlich auf dieser Seite den Universitäten nicht sowohl die Aufgabe freier Pflege der Wissenschaft, als vielmehr die Bestimmung von Bildungsanstalten für bestimmte Berufsfächer zuweisen und sie also dem Interesse des Staats, dem sie angehörten, ausschließlich dienstbar gemacht wissen. Daher die Kontroversen darüber, ob es dem Geiste der Neuzeit adäquat sey, die exceptionelle Stellung der Universitäten und ihrer Angehörigen fortdauern zu lassen (s. Universitäten). Im Gegensatz zur Universität versteht man unter A. öfters auch eine Anstalt, welche zum Vortrag nicht aller Wissenschaften, sondern nur einer einzelnen oder mehrer bestimmt oder auch künstlerischen Studien gewidmet ist. Dergleichen Lehranstalten sind die katholisch-theologische A. zu Münster in Westphalen (mit 2 Fakultäten u. den Rechten einer Universität) und andere dergl. Anstalten zu Lyon, Dijon, Grenoble, Aix, Montpellier, Toulouse, Poitiers, Rennes, Caën, Nancy, Bordeaux &c. in Frankreich; Presburg, Lemberg, Agram, Raab im österreichischen Staate; Lausanne, sonst auch Bern und Zürich, die jetzt Universitäten haben, in der Schweiz, und viele andere in England, Italien, Spanien und Portugal, wo theils Theologie und Philosophie, theils Medicin und Chirurgie, theils Rechtswissenschaft vorgetragen wird; die Militär-A.n zu Wien, Berlin, Dresden, Warschau, Stockholm, Mailand &c.; die Berg-A.n zu Freiberg, Schemnitz in Ungarn &c.; die Forst-A.n zu Freiburg, Tharand, Aschaffenburg, Gießen &c.; die A.n für Landwirthschaft zu Mögelin, Eldena, Jena; die Handels-A.n zu Hamburg &c.; die A.n der bildenden Künste in Wien, München, Berlin, Kassel, Stuttgart, Düsseldorf, Kopenhagen, Granada, Sevilla, Rom, Florenz, Mailand, Venedig, Perugia, Philadelphia &c.; die A.n für Maler und Zeichner zu Rom, Wien, Berlin, Düsseldorf, München, Florenz, Paris, Dresden, Nürnberg, Stuttgart, Nismes &c.; die A.n der Baukunst zu Berlin, Dresden, Petersburg &c.; die Singakademie zu Berlin &c. Alle diese Anstalten werden von mehr oder weniger erwachsenen Schülern besucht. Einen Uebergang von den Gymnasien und Lyceen zu den A.n bilden die sogenannten akademischen Gymnasien und Lyceen, die, wie das zu Hamburg, eine eigenthümliche Fortsetzung der lateinischen Schule oder des Gymnasiums sind oder sich nur durch den Titel von letzterem unterscheiden. Dergleichen gab es sonst mehre in Deutschland, z. B. zu Koburg, Hildburghausen, Lübeck, Altona &c., die jetzt reine Gymnasien sind. Auch die Ritterakademien zu Liegnitz und Brandenburg sind ihren Leistungen nach nur Gymnasien.

Das Vaterland der A.n im Sinne von Gelehrtenvereinen ist Italien, von wo der Name und die Verfassung für die spätern ausländischen entlehnt wurde; die drei ältesten A.n bildeten sich zu Florenz, Neapel und Rom.

Als bei dem Wiederaufblühen der Wissenschaften im Abendlande nach der Einnahme Konstantinopels durch die Türken ein näheres Anschließen der Gelehrten aneinander Statt fand und vorzüglich an dem Hofe Cosmo's von Medici zu Florenz ein Kreis geistvoller Verehrer des Plato sich versammelte, entstand hier um 1457 eine platonische A. An der Spitze dieses Vereins glänzte nächst Cosmo der hochverdiente Wiederhersteller platonischer Denkart, Mars. Ficini; neben ihm Christof. Landini, Naldo Naldi, Leo Battista Alberti, Donato Neri Accijavalo, Giov. Cavalcanti, später auch Giov. Pico de Mirandola. Das Institut dauerte nach Cosmo's Tode unter dem prachtliebenden Lorenzo von Medici fort, löste sich aber nach Ficini's Tode um 1500 auf (vergl. Sieveking, Geschichte der A. zu Florenz, Göttingen 1812). Zu gleicher Zeit, vielleicht einige Jahre früher, hatte sich an dem Hofe Alphons' V. zu Neapel ein zahlreicher Kreis der vorzüglichsten Gelehrten und trefflichsten Köpfe Italiens versammelt. Antonio Beccadelli Panormita vereinte sie in einer A. Sie hielten ihre Versammlungen in einem Porticus benannten Gebäude. Auch hier traten berühmte Namen hervor: ein Lor. Valla, Bartol. Fazio, Giov. Pontano. Diese A. ernannte schon auswärtige Mitglieder und Ehrenmitglieder. Ihr nächster Zweck war freiere literarische Unterhaltung und Anregung; ihr anerkanntes Verdienst aber ist die Verbreitung eines guten klassischen Geschmacks. Der A. von Neapel folgte gegen 1468 die zu Rom. Ihr Gründer ist Jul. Pomponius Laetus, der Astrolog, ihr Hauptzweck Erforschung der italienischen Alterthümer. Auch sie knüpfte auswärtige Verbindungen an, aber sie mußte sich, weil einzelne Mitglieder vom Papste Paul II. wegen angeblicher Ketzereien und Paganismus verfolgt wurden, in die Verborgenheit zurückziehen und dauerte als geheime Gesellschaft nur bis 1550. Erst unter Benedikt XIV. lebte sie 1742 wieder auf. Nach dem Vorgange dieser A. haben sich in den letzten beiden Jahrhunderten fast in allen civilisirten Staaten Gesellschaften gebildet, die bald (namentlich wenn sie vom Staate anerkannt sind und ihre Mitglieder Besoldung erhalten) A.n heißen, bald andere Namen führen, alle aber einen gemeinschaftlichen Zweck, die höhere Ausbildung der Wissenschaft, verfolgen. In den Konstitutionen der meisten A.n erscheinen folgende allgemeine Regeln: Jedes Mitglied wird für ein bestimmtes Fach erwählt, das von ihm vorzugsweise oder ausschließlich angebaut werden soll. Die Mitglieder vereinigen sich zu festgesetzten Zeiten in Sitzungen, in welchen die Einzelnen die gefundenen Resultate ihrer Forschungen vortragen. Sie werden besprochen und nach Befinden in den Akten der Gesellschaft veröffentlicht. Außerdem gehört es zur Wirksamkeit der A.n im Allgemeinen, Preisaufgaben bekannt zu machen, Mitglieder oder talentvolle junge Männer auf wissenschaftliche und Kunstreisen gehen zu lassen, auswärtige korrespondirende Mitglieder zu wählen und den gelehrten Verkehr mit dem Auslande zu unterhalten. Bei nachstehender Aufzählung der wichtigsten A.n folgen wir der Eintheilung in allgemeine, d. h. solche, deren Arbeiten sich auf mehre Hauptfächer erstrecken, und in besondere, nämlich solche, die einen eizelnen Zweig der Wissenschaft auszubilden sich zur Aufgabe stellen.

I. Allgemeine A.n. Deutschland hat mehre A.n; allen voran steht aber die königliche A. der Wissenschaft und Kunst zu Berlin. Sie wurde 1700 von Friedrich I. nach Leibnitz' großartigem Plane gestiftet, aber erst 1711 eröffnet. Leibnitz war ihr erster Präsident. Unter Friedrich dem Großen, während Maupertuis' Präsidium, gelangte sie zur größten Bedeutung. Mehrmals erneuert, bekam sie ihre gegenwärtig geltende letzte Konstitution am 24. Januar 1812. Durch dieselbe zerfällt sie in 4 Sektionen, die physikalische, mathematische, philosophische und historische. Jede dieser Abtheilungen steht unter einem lebenslänglichen, besoldeten Sekretär, und je einer führt ein Vierteljahr lang den Vorsitz. Die Mitglieder sind: ordentliche (besoldete), die jeden Donnerstag Gesammtsitzung, und jeden Montag, klassenweise abwechselnd, Klassensitzungen halten; auswärtige, deren höchste Zahl 24 beträgt, während die der übrigen von dem Bedürfniß der Wissenschaft und den äußeren Umständen abhängt; Ehrenmitglieder und Korrespondenten. Jährlich (seit 1811 in ununterbrochener Reihe) veröffentlicht die A. eine Auswahl ihrer Abhandlungen unter dem Titel: „Mémoires de l'Academie royale des sciences et belles lettres à Berlin"; ebenso befördert sie die von ihr gekrönten Preisschriften zum Druck. Die Vertheilung der Jahrespreise geschieht am Geburtstage ihres Gründers, des großen Leibnitz. Zweimal des Jahres, am 3. Aug., dem Geburtstag des regierenden Königs, und am 24. Jan., dem Stiftungstage der A., sind öffentliche Sitzungen, wobei jeder Gebildete Zutritt hat. Für die wissenschaftliche Bedeutung der berliner A. in der Gegenwart und nächsten Vergangenheit bürgen Namen, wie Schleiermacher, Wilhelm und Alexander v. Humboldt, Eytelwein, Link, Mitscherlich, Ehrenberg, Hirt, Ideler, Savigny, Böckh, Wilken, Ritter, Bopp, v. Raumer, Lachmann, Ranke, Eichhorn, Graff und And. — Nächst der berliner A. verdient unter den deutschen die 1759 gestiftete A. der Wissenschaften zu München eine ehrende Erwähnung. Sie erhielt, nachdem sie anfangs meist auf vaterländische Geschichte beschränkt war, 1807 einen allgemeinern wissenschaftlichen Wirkungskreis. Ihre Abhandlungen erschienen unter dem Titel: „Abhandlungen der bayerschen A." Vergl. Westenrieder, Geschichte der bayerschen A., München 1804—1807, 2 Bde. — Die königliche A. der Wissenschaften in Göttingen wurde 1752 gegründet und 1770 zweckmäßiger konstituirt. Sie besteht aus 3 Klassen, einer mathematischen, physikalischen und historischen, und hält monatlich eine Sitzung. Sie unterhält ordentliche, außerordentliche, korrespondirende und Ehrenmitglieder und setzt Jahrpreise von 50 Dukaten auf die beste Beantwortung einer vorgelegten Frage aus. Seit 1752 gab sie heraus: „Commentarii Societatis", seit 1772 „Nova Comment. Soc."; außerdem auch Schriften in deutscher Sprache. Sie hat in den physikalischen u. Naturwissenschaften sehr Bedeutendes

geleistet. Die A. der Wissenschaften zu Wien, schon von Leibnitz in Anregung gebracht, wurde am 30. Mai 1846 gestiftet. Sie zerfällt in 4 Klassen, eine historisch-philologische, mathematisch-naturwissenschaftliche, philosophisch-staatswirthschaftliche und medicinische Klasse, und besteht aus 48 ordentlichen Mitgliedern, von denen 24 ihren Wohnsitz in Wien haben, und 24 Ehrenmitgliedern. Zur Bestreitung ihrer Ausgaben erhält sie eine jährliche Dotation von 40,000 Fl. K. M. Ihren Vorstand bilden ein Präsident, welcher alle 3 Jahre neu gewählt wird, ein Vicepräsident und zwei Sekretäre. Sie veröffentlicht seit 1850 Denkschriften und hat bereits das Verdienst, die Herausgabe bedeutender gelehrter Arbeiten bewerkstelligt zu haben. — Die königlich sächsische Gesellschaft der Wissenschaften zu Leipzig, den 1. Juli 1846 eröffnet, hat sich vornehmlich philologische, historische, mathematische u. philosophische Untersuchungen zur Aufgabe gestellt. Die Mitglieder sind theils ordentliche, deren Zahl nicht über 70 steigen soll, theils Ehrenmitglieder, und zerfallen in zwei Klassen, eine philologisch-historische und eine mathematisch-physikalische. Sie hält jährlich zwei öffentliche Sitzungen und stellt Preisaufgaben. Ihre Verhandlungen erscheinen im Druck und zwar seit 1849 die beider Klassen gesondert. — Unter den A.n des Auslandes ist die berühmteste und eines der wichtigsten wissenschaftlichen Institute überhaupt die Académie royale des sciences (l'Institut) zu Paris. Im J. 1666 durch Colbert gestiftet, wurde sie 1699 von Ludwig XIV. bestätigt u. zu einem reich dotirten Staatsinstitut erhoben. Ihre Mitglieder schieden sich anfangs in vier Klassen, Ehrenmitglieder, wirkliche (besoldete) Mitglieder, Associés und Zöglinge. Später wurde die Klasse der Zöglinge eingezogen und nach und nach durch fünf andere ersetzt, so daß die A. 1785 acht Mitgliederklassen zählte. Der Alles ebnende Sturm der Revolution warf auch dieses ehrwürdige Institut über den Haufen; doch ging seine Wirksamkeit gewissermaßen in die des Nationalinstituts über, welches gleichzeitig emporkam. Wiederhergestellt wurde die A. nach der Restauration durch Ludwig XVIII., doch mit veränderter Verfassung. Gegenwärtig besteht sie aus 5 Hauptsektionen, welche man gewissermaßen als ebensoviel abgesonderte Vereine betrachten kann. Die Vakanzen in jeder Klasse besetzt die freie Wahl der übrigen Glieder derselben mit königlicher Bestätigung. Jedes ordentliche Mitglied der A. genießt ein Jahrgehalt von 1500 Franks. Jede Klasse versammelt sich getrennt von den übrigen; nur viermal im Jahre kommen in den General-Versammlungen alle Glieder des Instituts zusammen, welche dann in ihrem Akademie-Kostüme, schwarz mit grün u. Gold, erscheinen müssen. Die Sitzungen der A. werden in ihrem eignen Palaste (Palais des beaux arts) in Paris gehalten, in welchem die wissenschaftlichen u. Kunstsammlungen des Instituts, Bibliothek &c., aufgestellt sind. Der ersten Klasse, der A. der Wissenschaften (Académie des Sciences), sind Naturgeschichte, Physik, Chemie und Mathematik zugewiesen. Sie besteht aus 65 ordentlichen und 100 korrespondirenden Mitgliedern. Als Jahrespreis sind 3000 Franks für die nützlichste Entdeckung ausgesetzt. Die zweite Klasse, die französische A. (A. française), bebaut als ihr ausschließliches Feld französische Sprache und Literatur; ihr Hauptwerk ist das große Dictionnaire de l'Académie. Die Zahl der Mitglieder ist 40; der Jahrespreis 1500 Fr. Die dritte Klasse, die A. der Inschriften u. schönen Wissenschaften (Acad des inscriptions et belles lettres) beschäftigt sich mit der Geschichte, Archäologie und klassischen Literatur. Sie hat 40 ordentliche Mitglieder, 8 außerordentliche, 60 korrespondirende und verfügt über einen Jahrespreis von 1500 Fr. Die vierte Klasse ist die A. der schönen Künste (A. des beaux Arts). Sie besteht aus 41 ordentlichen, 8 außerordentlichen und 36 korrespondirenden Mitgliedern. Ihr Jahrespreis von 1500 Franks ist für das beste Erzeugniß in der Skulptur, Malerei, Architektur und Musik ausgesetzt. Dem Gekrönten steht überdies frei, auf Kosten des Gouvernements einige Jahre in Rom Kunststudien zu machen. Im Jahre 1832 erhielt das Institut noch eine fünfte Klasse, die Académie des sciences morales et politiques. Die Ehre, Mitglied der pariser A. zu seyn, wird in der gelehrten Welt äußerst hoch geachtet, und sie hat mit eifersüchtigem Fernhalten des mittelmäßigen oder zweideutigen Rufs nicht bloß die ersten Köpfe der Nation, sondern auch die des Auslandes, die meisten Koryphäen der Wissenschaft und Kunst, in sich zu vereinigen gewußt. Die Memoiren der pariser A. von 1669 bis 1793 bilden 139 Bände, und seitdem haben sie sich bedeutend gemehrt. Großes hat besonders die erste Klasse dieser A. für mathematische Geographie und Astronomie, insbesondere für Gradmessung geleistet. Außer der großen A. von Paris bestehen oder bestanden in Frankreich A.n mit mehr oder minder bedeutender Wirksamkeit zu Amiens, Besançon, Bordeaux, Bourg, Caën, Clermont, Lyon, Marseille, Montpellier, Montauban, Arzières, Rouen, Toulon, Dijon. — Die kaiserliche A. der Wissenschaften zu Petersburg, zu der unter Wolfs und Leibnitz' Beirath schon Peter der Große den Plan entworfen hatte, wurde 1725 von der Kaiserin Katharina I. gegründet. Zur Erhaltung der Anstalt wurden 30,000 Rub. bewilligt, außerdem für alle wirklichen Mitglieder (15) Besoldungen ausgesetzt. Nicolle, Bernoully, die beiden Delisle, Bulfinger, Wolf gehörten zu den erstern. Unter Peter II. gerieth die A. in Verfall, hob sich unter der Kaiserin Anna, sank dann wieder, bis sie durch Elisabeth von Neuem gehoben wurde. Diese Fürstin vermehrte die Dotation der A. auf jährliche 60,000 Rubel, änderte im Einzelnen ihre Verfassung und fügte eine neue Klasse für die schönen Künste hinzu, die jedoch schon 1764 wieder abgetrennt wurde. Erforschung der asiatischen Sprachen und gründliche Kenntniß des Ostens ist das Hauptverdienst der petersburger A. In ihrem Auftrage unternahmen Pallas, Gmelin, Stolberg, Güldenstädt und Klaproth ihre denkwürdigen Reisen. Sie besitzt eine zahlreiche Sammlung von Manuskripten, eine große Bibliothek, ein Münz- und Naturalienkabinet. Von ihren veröffentlichten Verhandlungen führen die

von 1725 bis 1747 herausgegebenen den Titel: „Commentarii academiae scientiarum imperialis petropolitanae",40Bde.,von1748 bis 1777,„Novi commentarii", 20 Bde. Eine dritte Serie bilden die „Acta" 1778 bis 1782; eine vierte die „Nova Acta" 1783 bis 1795; noch später erschienen die „Memoires". Die Commentarii sind lateinisch, die Acta theils lateinisch, theils französisch geschrieben. Außerdem befindet sich in Petersburg noch eine akad. Gesellschaft der Freunde der Wissenschaften, der Literatur u. der Künste, gestiftet 1801, edirte Verhandlungen und ein Journal, und zu Warschau eine Gesellschaft der Wissenschaften und Künste, gegründet 1824. — Die königliche A. d. Wissenschaften in Stockholm war anfangs ein Privatverein von 6 Gelehrten, zu denen auch Linné gehörte. Im Jahre 1741 erhielt sie königliche Bestätigung. Ihre jährlich erschienenen Abhandlungen bilden von 1739, wo die erste Sitzung Statt fand, bis 1779 die alte, von da an die neue Folge. Außerdem gibt die A. „Acta oeconomica" heraus. Sie ist seit 1799 in 7 Klassen getheilt und zählt 90 Mitglieder. Ihre Einkünfte werden aus Staatsbeiträgen, Vermächtnissen, Schenkungen und dem Kalender-Monopol bezogen; sie vertheilt jährliche Preise u. besoldet einen Professor der Experimentalphysik und 2 Sekretäre. Die königliche A. der schönen Wissenschaften und des Alterthums, ebenfalls in Stockholm, gestiftet 1753, reformirt 1786, liefert seit 1755 ihre „Memoiren", seit 1800 in neuer Folge. Die königl. A. zu Upsala wurde 1740 gegründet und gibt seit 1740 „Acta", seit 1773 „Nova Acta" heraus. In Schweden hat noch Gothenburg eine akademisch konstituirte Gesellschaft der Wissenschaften und Künste seit 1773, in Norwegen Drontheim die königlich norwegische Gesellschaft (A.) der Wissenschaften und Künste, gestiftet 1760 vom Bischof Gurnerus, 1767 zu einem königlichen Institute erhoben. — Die A. der Wissenschaften zu Kopenhagen verdankt ihre Entstehung ebenfalls 6 Gelehrten, denen Christian VI. 1742 die Anordnung seines Münzkabinets übertrug. Auf Antrieb des Grafen von Holstein, eines jener 6 Mitglieder, erhob der König 1743 den Verein zur königlichen A. und wies dieser ein bestimmtes Einkommen an. Ihre Arbeiten erstreckten sich vorzüglich über Mathematik, Physik und Naturgeschichte; sie sind seit 1742 dänisch in 18 Bdn. erschienen und zum Theil in's Latein. übersetzt. — Großbritannien und Irland haben wenige akademisch konstituirte Gesellschaften für die Beförderung allgemeiner Wissenschaft; desto mehr Vereine, „Societies," welche besondere Zweige des menschlichen Wissens pflegen. Selbst die 3 großen und berühmten Institute, die „Royal Societies" in London, Edinburg und Dublin machen die mathematischen und Naturwissenschaften fast ausschließlich zum Zweck ihrer Arbeiten und gehören eigentlich nicht hierher. Am meisten huldigt noch die dubliner Society einer allgemeinen Richtung. Sie wurde 1782 gegründet, vereinigt in sich die bedeutendsten Professoren der Universität und die berühmten Gelehrten Irlands, hält wöchentliche Sitzungen u. gibt seit 1788 regelmäßig ihre „Transactions" heraus. — Spanien hat A.n der Wissenschaften zu Madrid, die 1774 nach dem Muster der pariser gegründet, aber für die Wissenschaften von geringer Bedeutung ist, zu Sevilla, welche ihre Schriften seit 1780 edirte. — Portugal hat in Lissabon eine 1779 gegründete königl. A. der Wissenschaften mit 3 Klassen (Naturwissenschaften, Mathematik, Nationalliteratur), 24 ordentlichen u. 36 außerordentlichen Mitgliedern. Seit 1797 erscheinen ihre zahlreichen Abhandlungen nebst den „Memorias de letteratura portugueza", den „Memorias economicas", u. der „Collecçao de livros ineditos de historia portugueza". — Die A.n in den Niederlanden sind: die holländische Gesellschaft der Wissenschaften in Harlem, mit akademischer Verfassung 1752 errichtet und sehr thätig. Sie edirt ihre Arbeiten unter dem Titel: „Verhaendelingen, uitgeg. door de Holl. Maatschappy der Weetenschappen te Harlem". Die königliche A. der Wissenschaften zu Leyden, die älteste Hollands, edirte ihre Arbeiten unter dem Titel „Annales". Noch sind zu nennen die königl. A. der Wissenschaften in Amsterdam, welche ihre Memoiren edirte, u. die unter akad. Formen wirkenden Gesellschaften für Künste u. Wissensch. in Mastricht, Utrecht u. Vliessingen. — Die belgische A. der Wissenschaften und Literatur zu Brüssel wurde 1773 gegründet. Sie edirte mehre Bände Abhandlungen. In der Revolution aufgehoben, wurde sie von Napoleon 1808 wiederhergestellt und nach der Restauration nach Löwen versetzt. — Das Vaterland der neuern A.n, Italien, erhielt bald nach der Entstehung der drei oben erwähnten eine überaus große Anzahl von A.n. Sie legten sich einen, meist Eifer und Begeisterung bezeichnenden Namen bei, z. B. Accesi, Sitienti, Ardenti, Infiamati, Gelati etc. Die meisten zwecken auf Bearbeitung der Muttersprache und Dichterübung ab und gehören unter die Rubrik der besondern A.n. Eine allgemeinere Richtung hatten die noch in Ansehen stehende thätige A. zu Florenz, in welcher 1783 mehre florentiner A.n (die A. del Cimento, A. di Botanica u. andere) verschmolzen wurden u. unter deren Mitgliedern die ersten Gelehrten Italiens, Namen wie Paolo di Buono, Borelli, Vivanti, Redi, Magalotti &c. sind; die A. zu Mailand (Instituto Regio-Imperiale del Regno Lombardo-Veneto), 1820 von Bologna her verlegt, wo sie seit 1731 „Commentatorii" edirte. Die A. delle Scienze zu Genua veröffentlicht „Memorie". Die A. der Wissenschaften zu Turin, anfänglich (1757) als Privatverein gegründet, 1783 zur königlichen A. erhoben, im vorigen Jahrhundert sehr thätig, besonders für die mathematischen und physikalischen Wissenschaften, gab heraus: „Miscellanea" 1758—60 und „Melanges de philosophie" von 1760; seit 1803 „Memoires" und seit 1820 „Memorie" in italienischer Sprache Endlich sind noch zu nennen die A. der Wissenschaften in Rom; die königliche A. der Wissenschaften in Neapel, gegründet 1780, seit 1788 Memoiren edirend; die königliche A. der Wissenschaften in Palermo, seit 1750 thätig; die A.n zu Catanea, Pistoja, Siena, meistens nur für Archäologie, Philosophie und Naturwissenschaft wirkend. — Sehr reich sind die vereinigten Staaten von Nordamerika an ähnlichen Anstalten; noch in jedem Jahre werden in

jenem Lande voll jugendlicher Kräfte neue gegründet und freigebig dotirt. Die älteste und berühmteste amerikanische A. ist die der Künste und Wissenschaften (Academy of arts and sciences) zu Boston, gestiftet 1780. Sie hat den Zweck, jede Kunst und Wissenschaft zu fördern, welche den Nutzen, die Ehre, Würde und Wohlfahrt eines freien, unabhängigen Volkes vermehren kann, und gibt ihre Verhandlungen regelmäßig heraus. Ihr zunächst stehen die A. der Künste und Wissenschaften zu Newhaven in Connectitut (1799), die A. der Wissenschaften zu Philadelphia (1818); die Society of Arts in Albany gibt „Transactions" heraus, die für die Geologie Nordamerika's sehr wichtig sind. Die new-yorker Lit. Society, gestiftet durch A. Formey 1815, edirt alle zwei Jahre einen Band „Transactions" und hält monatliche Sitzungen. Das Columbian Institute in Washington, unter Vorsitz des Präsidenten der Vereinigten Staaten mit monatlichen Versammlungen, edirt ebenfalls seine Arbeiten. Gegenwärtig haben fast alle größern Städte der Vereinigten Staaten ihre A.n u. Societäten für allgemeine Wissenschaften; ihre Aufzählung würde ermüden. Im übrigen Amerika sind A.n zu Mexiko (akademische Gesellschaft der Künste und Wissenschaften), gestiftet 1824 mit „Memorias"; die Gesellschaft der Wissenschaften und Künste zu Lima u. die Gesellschaft der Wissenschaften zu Rio Janeiro. — Asien hat akademisch konstituirte Gesellschaften für allgemeine Wissenschaften in Kalkutta, die Asiatic Society, gestiftet 1784, gibt die wichtige „Asiatic researches" heraus; in Batavia, die Gesellschaft der Wissenschaften und Künste, errichtet 1778, edirt seit 1779 ihre Verhandlungen; in Smyrna, die A. der Wissenschaften und Künste, gegründet 1826; in Bombay u. einige andere.

II. A. für besondere Wissenschaften. 1) Für Sprachforschung. Die älteste A., der Sprachkritik gewidmet, ist die von Aldus Pius Manuzzi zu Venedig eröffnete, welche über abzudruckende Klassiker und Verbesserung des Textes ihrer Werke berathschlagte. Eine ähnliche Absicht hatten die Academia Veneta, gestiftet 1593, und die von Geron. Albrizzi in Venedig 1696 gestiftete Gesellschaft zur Beförderung des Druckes guter Bücher. Die wichtigste aber für italienische Sprache und Sprachforschung ist die Academia della crusca oder A. furfuratorum zu Florenz, gestiftet 1582. Ihr Hauptverdienst besteht in der von Zeit zu Zeit erneuerten Herausgabe des besten italienischen Wörterbuchs und in der Besorgung korrekter Ausgaben alter Dichter. Aufsehen erregte sie einst durch ihre Angriffe auf Tasso. Vor ihr hatte sich ebenfalls in Florenz die der Humoristen 1540 gebildet, die sich später die florentinische nannte. Die A. française zu Paris entstand 1629 als ein Privatverein, welchen Richelieu 1635 zu einer A. für französische Sprache, Grammatik, Poesie und Beredtsamkeit erhob. In ihrer gegenwärtigen Vereinigung mit der A. Royale (dem Institut) bildet sie eine Klasse desselben (s. oben). Zu Madrid stiftete der Herzog von Escalona 1714 eine A. für spanische Sprache, die 1715 mit mehren Privilegien zu einer königlichen Anstalt erhoben wurde (s. oben). Alle Arbeiten dieser Sektion der königlichen A., namentlich ihr Hauptwerk, das große spanische Wörterbuch, stehen in verdientem Ansehn. Petersburg erhielt 1783 ebenfalls eine A. für russische und asiatische Sprachen, welche jetzt mit der A. der Wissenschaften verbunden ist. Aehnliche Institute bestehen unter dem Namen von A.n in Stockholm seit 1789 für die schwedische Sprache, in Pesth seit 1830 für die ungarische.

2) Für Alterthumskunde. Für die Erforschung der etrurischen Alterthümer wurde zu Cortona in Italien die A. etrusca 1727, u. für die nordischen Antiquitäten eine andere zu Upsala in Schweden 1710 errichtet; beide haben sehr schätzbare Arbeiten geliefert. Die A., welche für die römische Sprache Paul II. in Rom gründete, ging bald ein, und ein ähnliches Schicksal hatte nach kurzer Blüthe die von Leo X. gestiftete. Andere minder wichtige entsprangen aus ihrer Asche. Alle ähnlichen Anstalten aber übertraf die Academie des inscriptions zu Paris, gestiftet von Colbert 1663 für das Studium alter Denkmäler und für die Verewigung merkwürdiger vaterländischer Ereignisse durch Münzen, Bildwerke, Inschriften 2c. Sie hatte anfangs nur vier Mitglieder, die aus den Mitgliedern der französischen A. gewählt wurden und hieß daher die kleine A. Im Jahre 1701 wurde aber das Personal auf 10 Ehrenmitglieder, 10 Associés, 10 Pensionairs und 10 Zöglinge festgesetzt. Nachdem sie 1793 aufgelöst und mit dem Nationalinstitute verschmolzen worden war, stellte sie Ludwig XVIII. 1814 als eine der 4 Hauptsektionen der großen pariser A. wieder her (s. oben). Für die in Herculanum und Pompeji aufgefundenen Denkmäler stiftete zu Neapel der Minister Tanacci 1755 die herkulanische A. Ihre Abhandlungen, die seit 1775 erscheinen, führen den Titel: „Antichita di Ercolano". Die neapolitanische A. für Geschichte und Antiquitäten, welche 1807 Joseph Bonaparte errichtete, ist später wieder eingegangen. In demselben Jahre entstand zu Florenz eine A. für die Erklärung toskanischer Alterthümer und 2 Jahre früher, 1805, die celtische A., deren Zweck die Aufklärung der Geschichte, Sitten, Denkmäler der Celten, vornehmlich in Frankreich, die Etymologie aller europäischen Sprachen, mit Hülfe des Celto-Bretagnischen, Welschen und Ersischen, endlich die Untersuchung des Druidendienstes ist. Ihre Memoiren bildeten 1836 fünf Bände. Seit 1814 hat sie ihre frühere Verfassung und ihren Titel geändert, u. führt jetzt den Namen Societé des antiquaires de France. Ihr Motto ist: „Gloriae majorum", u. „Sermonem patrium moresque requiret".

3) Für Geschichte u. Geographie. Zur Erforschung der kirchlichen u. politischen Geschichte Portugals stiftete König Johann V. 1720 zu Lissabon eine A. mit 56 Mitgliedern und seit 1799 besteht daselbst eine andere Gesellschaft für die Geographie Portugals. In Madrid erhob Philipp V. 1738 einen Verein zur A., der sich zur Aufsuchung u. Erklärung historischer Denkmäler bereits gebildet hatte. Die A. der schwäbischen Geschichte zu Tübingen wurde zu dem Zwecke errichtet, die besten historischen Schriften u. die Lebensgeschichte der vornehmsten Historiker herauszugeben, wie auch neue Denkwürdigkeiten zusammen zu tragen. Zu An=

fange des 18. Jahrhunderts stiftete Vinc. Coronelli zu Venedig die A. der Argonauten, deren Zweck die Verbreitung guter Landkarten und Länderbeschreibungen war.

4) Für Naturwissenschaften. Die Royal Society in London, anfänglich ein Privatverein weniger Naturforscher, wurde von Karl II. 1663 als königliche privilegirte Gesellschaft inkorporirt. Weltberühmtheit erlangte sie zuerst unter dem Vorsitz des großen Newton (1703). Die Gesellschaft, welche alle bedeutenden Gelehrten des britischen Weltreichs in sich vereinigt, wird von einem Präsidenten geleitet, welchem ein Rath von 21 Mitgliedern beigegeben ist. Zwei ständige Sekretäre und eine Anzahl Clerks besorgen die Korrespondenzen und andere laufende Geschäfte. Niemand kann aufgenommen werden, der nicht wenigstens durch 3 Mitglieder in Vorschlag gebracht ist, welche die wissenschaftlichen Verdienste ihres Kandidaten öffentlich zur Prüfung mittheilen müssen. Ballotage und eine Stimmenmehrheit von 2 Drittel entscheidet die Aufnahme. Die regelmäßigen Sitzungen werden im Winterhalbjahre jeden Donnerstag im Somerset-Palaste zu London gehalten. Die Gesellschaft gibt die eben so bekannten als wichtigen „Philosophical transactions" heraus. Die Royal Soc. in Edinburg und die Royal Soc. in Dublin, beide sich hauptsächlich der Kultur der Naturwissenschaften widmend, sind schon erwähnt. Außerdem beschäftigen sich im Ausland mit den mathematischen und Naturwissenschaften die akademisch konstituirten Gesellschaften: die naturforschende physikalische Gesellschaft zu Zürich; die Soc. de physique et d'hist. nat. zu Genf; die Acad. operosorum zu Laibach, gegründet 1693, restaurirt 1781; die A. Romano-Sociaca in Triest, gestiftet 1803; die A. delle Science in Padua, gestiftet 1520, erneuert 1770; die A. botanica in Cortona; die kaiserliche Gesellschaft für Mineralogie in Petersburg; die akademische Gesellschaft naturhistorischer Freunde in Moskau, edirt seit 1806 „Memoires"; die A. Dei Lyncei zu Rom, um 1590 gestiftet, deren Mitglied Galiläi war; die Societas columbaria zu Florenz (1737); das Institutum scientiarum et artium zu Bologna (1737) u. a.

5) Für Medicin wurde die leopoldinische Akademie der Naturforscher 1652 von J. L. Bansch ius zu Wien unter dem Namen Academia naturae curiosorum gestiftet, welche später zu Ehren Kaiser Leopolds I. den Namen Caesareo-Leopoldina naturae curiosorum etc. annahm und seit 1808 ihren Mittelpunkt in Bonn hat. Ihre werthvollen Schriften erschienen unter mehren Titeln im Druck: „Miscellanea curiosorum" 1705, 32 Bände; „Ephemerides" 1722, 10 Theile; „Acta" und „Nova Acta" seit 1791, 18 Bände. Noch befinden sich medicinische A.n zu Palermo (1645), Venedig (1701), Genf (1715), Paris (1820), wo schon 1731 auch eine für Chirurgie errichtet worden war, die aber 1820 mit der medicinischen vereinigt wurde.

Viele andere gelehrte Gesellschaften sind von den A.n wenig mehr zu unterscheiden. Vgl. Gelehrte Gesellschaften. Ueber die ältern A.n ist zu vergleichen J. D. Reuß, Allgemeines Repertorium über Abhandlungen ꝛc. der europäischen Akademien und gelehrten Gesellschaften, Göttingen 1802 ff.

Akademien in anderer Bedeutung: die Zeichnungen der Zöglinge auf Kunstschulen (Akademiestücke); dann die Figuren oder Körpertheile, Köpfe, Hände ꝛc., welche als Vorlagen dienen; bisweilen auch Koncerte; in England und Nordamerika Privatschulen, wie z. B. in London Academy das Prunkschild jeder Winkelschule ist.

Akalephen, s. Quallen.

Akarnanien, die westlichste Landschaft des alten Hellas, im Osten durch den Achelous von Aetolien, im Norden durch den ambracischen Meerbusen von Epirus geschieden und im Westen und Süden vom jonischen Meer bespült. Als älteste Bewohner derselben werden Taphier, Teleböer, Leleger und Kureten genannt. Zur Zeit des trojanischen Kriegs soll Acarnan, ein Sohn des Alcmäon aus Argos, Kolonisten hierher geführt und der Landschaft den Namen gegeben haben. Im 7. Jahrhundert kamen noch Kolonisten aus Korinth hinzu. Dennoch blieben die Einwohner, namentlich die der nördlichen Gegenden, in Folge der Berührung mit den Epiroten, halbe Barbaren, welche an den Angelegenheiten Griechenlands geraume Zeit sich gar nicht betheiligten. In Kriegszeiten aber erschienen die Akarnanier fest unter einander verbündet, sowie sie auch einen gemeinschaftlichen Gerichtshof zu Olpä hatten. Im peloponnesischen Kriege erklärte sich die Mehrzahl für die Sache Athens. Als alte Feinde der Aetolier kämpften sie später für Philipp III. von Macedonien gegen Rom, unterlagen aber und theilten nach der Eroberung Korinths das allgemeine Schicksal Griechenlands. Das fast verödete Land wurde damals zu Epirus geschlagen.

Gegenwärtig bildet A. das nordwestlichste Gouvernement Livadiens oder des nördlichen Theils des Königreichs Griechenland und grenzt im Osten an Aetolien, im Norden an die türkische Provinz Albanien. Der bedeutendste Fluß ist der Aspropotamos, der alte Achelous, der noch jetzt die Grenze gegen Aetolien bildet. Im Norden östlich vom Busen von Arta (dem alten ambracischen) wird das Gouvernement von wilden Bergketten, Verzweigungen des Pindus, durchzogen, welche vom Aspropotamus in enger Spalte durchbrochen werden und sich nach Südwesten zu einer Ebene abdachen, in welcher die abflußlosen Seen von Ambracia und Oseros liegen. Südwestlich von diesen Seen, zwischen den von der Mündung des Aspropotamus gebildeten Moräften und dem Golf von Arta, erhebt sich an dem zerrissenen Gestade der in steilen Terrassen ansteigende akarnanische Olymp, ein dichtbewaldeter Gebirgsknoten, der im Bergantigipfel seine höchste Spitze hat, nach Nordwesten in das Vorgebirge von Actium ausläuft und nur durch den etwa 1500 Schritte breiten Kanal von Prevesa von den epirotischen Gebirgen getrennt wird. Die Landschaft ist gegenwärtig ziemlich bewaldet, aber öde und ohne blühende Städte, denn die Hauptstadt Filo Amphilochikon (das alte Argos) und der Hafen von Vonitza (das alte Anactorium) sind ohne Bedeutung.

Akatalektisch, vollkommen, vollzählig, z. B. a.e Verse (versus acatalecti) sind solche, in denen die Füße oder die Metra, aus wel-

chen sie zusammengesetzt, vollständig enthalten sind; fehlt eine Sylbe oder ein Fuß, so entsteht der katalektische Vers.

Akathistos (d. h. „nicht setzbar"), in der griechischen Liturgie eine Hymne auf die Jungfrau Maria, welche am Sonnabend vor dem Sonntag Judica die Nacht hindurch stehend gesungen wird. Man legt derselben eine Wunder wirkende Kraft bei, da im 7. Jahrh. Konstantinopel bei einer Belagerung in Folge einer mit dem Bilde der Maria unter Absingung dieses Hymnus abgehaltenen Prozession zweimal gerettet worden seyn soll.

Akatholiken, Nichtkatholiken, d. h. nichtkatholische Christen, insbesondere Protestanten.

Akbar (d. i. der sehr Große), eigentlich Dschelal Eddin Mohammed, mongolischer Kaiser in Hindostan von 1555—1605, unter den Herrschern der Großmogul-Dynastie der größte und berühmteste. Geboren zu Amerkot 1542 that er sich schon früh durch Charakterzüge hervor, die den gewaltigen Herrscher bekundeten. Er folgte seinem Vater Humadschun, dem Gründer des Reiches der Mongolen in Hindostan, in einem Alter von 13 Jahren und stand zuerst unter der Vormundschaft seines Wessirs Beiram. Nachdem er der Vormundschaft enthoben war, erfaßte er die Zügel des durch innere Unruhen vielfach verwirrten Reiches mit eiserner Hand und Willenskraft, schlug die Empörer nieder und dehnte in langen Kriegen mit den Nachbarstaaten die Grenzen seiner Herrschaft über ganz Nord-Hindostan und selbst über Kaschmir aus. Nach Besiegung aller Feinde widmete er der Organisation und ordnungsvollen Verwaltung des unermeßlichen Reichs seine eifrigste Sorge. Seinen Beamten war er ein Schrecken, wie er es früher dem Feinde war, aber dem Volke ein Abgott. Unter seiner langen Regierung gedieh sein Reich zu einem Wohlstande, den es weder vorher gekannt hatte, noch nachher wieder erlangte. Er unterhielt ein stets schlagfertiges Heer von 600,000 Mann und hatte jährlich über 200 Mill. Thaler Einkünfte. Agra erhob sich unter ihm zur Residenzstadt, welche, von ihm neu befestigt und zum prachtvollsten Ort Indiens umgeschaffen, den Namen Akbarabad (die Stadt Akbars) erhielt. Hier † A. im J. 1605. Ohne Zweifel war er der tüchtigste, weiseste und zugleich glücklichste Monarch des mohammedanisch-indischen Kaiserreichs. Im Frieden nicht weniger groß, als im Kriege furchtbar, hatte er gegen die Sitte orientalischer Despoten das Wohl seiner Unterthanen im Auge, bewies sich als Freund der Wissenschaften und Künste, als Beförderer des Ackerbaus und Handels und übte auch gegen die Bekenner anderer Religionen Duldung. Sein trefflicher Wessir Abul Fazl, im J. 1602 meuchlings ermordet, schrieb eine Geschichte A.s und eine gründliche und genaue Statistik seines Reiches, eine der wichtigsten Quellen zur inneren Kenntniß des Mogulreichs.

Akbeh, 1) Ben Hedschahdi, arabischer Statthalter in Spanien unter der Regierung des Khalifen Hachem um 735. Dieser thatkräftige Mann brachte Ordnung in die schlechte Verwaltung des Landes und führte die arabischen Heere siegreich über die Pyrenäen, eroberte Avignon, die Provence und Languedoc u. erregte Schrecken im ganzen christlichen Europa. Karl Martell setzte seinen Fortschritten Grenzen. Im J. 738 von diesem geschlagen, sah er sich zum Rückzug nach Spanien genöthigt. Von seinen Truppen, welche sich gegen ihn empört hatten, zuletzt verlassen, † er entweder im Exile, oder, wie Andere berichten, im verzweifelten Kampfe mit den verfolgenden Franken. — 2) Ben Nafy, Statthalter der Khalifen Mowaiyah und Jezid, kühner Eroberer Nordafrika's und Spaniens. Er leitete 670 den dritten arabischen Feldzug gegen Afrika mit außerordentlichem Glückswechsel, bald siegend, bald überwunden. Auf den Ruinen des alten Cyrene erbaute er die Festung Kairwan, drang endlich bis Tanger und Sus vor, schlug griechische und Berbernheere auf's Haupt und erreichte dann in kurzer Zeit den Zweck des Feldzuges. Aber das Glück blieb ihm nicht beständig. Unter dem muthigen kriegserfahrnen Berbernfürsten Kussilah schaarten sich die unterjochten Völker, die Griechen schickten ein neues Hülfsheer, und unter Anführung der begeisterten Königin Damia schlugen die Verbündeten in mehren Schlachten den A. Sie eroberten Tunis und das wetterwendische Glück brachte endlich den gefürchteten A. selbst in ihre Gewalt. Ueber seinen Tod herrscht Ungewißheit. Die Wiederherstellung der arabischen Herrschaft in Nordafrika gelang erst durch spätere langjährige Kämpfe.

Akelei (Aquilegia), eine schöne, in Deutschland häufig auf schattigen Grasplätzen vorkommende, perennirende Pflanze aus der Familie der Ranunculaceen. In Deutschland ist nur eine Art, der gemeine A. (A. vulgaris), einheimisch. Sie blüht im Mai und Juni in Wäldern, auf Wiesen und an Hecken, besonders gern auf Kalkboden, und wird auch in Gärten als beliebte, wenig Pflege bedürfende Zierpflanze gezogen. Der Stengel wird 2—3 Fuß hoch, die Blätter sind zusammengesetzt, die Wurzelblätter dreimal dreizählig, die Stengelblätter dreizählig, die einzelnen Blätter rundlich-dreilappig. Die großen blauen, glockenartig herabhängenden Blumen bestehen aus 5 eilanzettförmigen Kronblättern, zwischen welchen sich 5 Nektarien mit gebogenen Spornen und reichlichem Honig befinden. Die Sprößlinge können im Frühjahr wie Spargelkeime zubereitet und gegessen werden. Sonst waren alle Theile der Pflanze officinell, jetzt nicht mehr; doch ist sie keineswegs unter die unwirksamen Pflanzen zu zählen, da sie einen widerlich scharfen Geschmack besitzt, der sie, so wie ihre Verwandtschaft mit den Ranunkeln, verdächtig macht. Als Zierpflanzen sind außerdem zu beachten: A. alpina (grandiflora), atropurpurea (viridiflora), bicolor (speciosa), canadensis, glandulosa, sämmtlich perennirend, im Mai zur Blüthe kommend. Sie dauern auch im Freien aus, lieben lockern, fetten, nicht zu nassen Boden u. werden durch Samen und Wurzeln vermehrt. Die beiden letztern Arten werden ihrer besondern Schönheit wegen auch in Töpfen gezogen.

Aken, Stadt in der preuß. Provinz Sachsen, R.-B. Magdeburg, an der Elbe, mit 3800 Einw., die Tabaksbau, Tuch- und Lederfabrikation, Speditionshandel &c. treiben.

Akenside, Marc, englischer Arzt u. Dichter, wurde 1721 zu Newcastle am Tyne geboren, erlangte nach vollendeten Studien zu Edinburg und Leyden 1744 zu Cambridge den Grad eines Doktors der Medicin und übte dann seit 1745, erst zu Northampton, später in Hampstead und London, die medicinische Praxis aus, anfangs mit so wenig Glück, daß er ohne die großmüthige Unterstützung eines Freundes die äußerste Noth würde gelitten haben. Später aber gelangte er zu großem Ruf, wurde Mitglied der königl. Gesellschaft der Wissenschaften und des Kollegiums der Aerzte, endlich Leibarzt der Königin. Er † 1770. Als lyrischer Dichter machte er sich einen gefeierten Namen, wiewohl sein Hauptwerk: „The pleasures of imagination" (neu edirt von Dyson, Lond. 1772, deutsch von Rode, Berl. 1804) außer dem Vorzuge der Korrektheit wenig aufweist, was einen Dichterruhm begründen könnte.

Akerblad, Johann David, verdienstvoller schwedischer Sprachkenner u. Alterthumsforscher, wurde, früh mit den orientalischen Sprachen vertraut, 1795 als Sekretär der schwedischen Gesandtschaft in Konstantinopel beigegeben und benutzte diese günstige Stellung zu Ausflügen und Forschungen in der Gegend von Troja. Die gefundenen Aufschlüsse über die Lage Troja's veröffentlichte er und erwarb sich dadurch die Mitgliedschaft mehrer Akademien. Nach seiner Rückkehr aus der Levante hielt er sich eine Zeit lang zu Göttingen auf, ging 1802 als Gesandtschaftssekretär nach dem Haag, später nach Paris, nahm aber seine Entlassung und ging nach Rom, um sich ungestört seinen Lieblingsstudien zu widmen, wobei er von der Herzogin von Devonshire mit den nöthigen Mitteln unterstützt wurde. In der letzten Zeit seines Lebens diente er in Rom, wo er 1819 †, den Fremden als Cicerone. Unter seinen von gründlicher Kenntniß der morgen- und abendländischen Sprachen zeugenden Schriften ist besonders eine „Inscrizione greca sopra una lamina di piombo trovata in un sepulcro nelle vicinanze d'Atene" (Rom 1813) für Paläographie u. Epigraphik wichtig.

Akhalkalaki, asiatisch-russische Stadt, nordöstlich von Erzerum an einem in den Kur mündenden Bache, ehemals zu Armenien, dann zur Türkei und seit dem Frieden von Adrianopel zu Rußland gehörig, wegen seiner Lage auf der Straße von Erzerum nach Tiflis, sowie wegen seiner Forts von großer militärischer Wichtigkeit und größtentheils von Armeniern bewohnt.

Akhalzik, s. Achalzik.

Akhissar, 1) türkische Stadt in Hoch-Albanien, Hauptstadt eines Sandschaks. Die Landschaft ist gebirgig, aber fruchtbar an Getreide, ziemlich bevölkert, theilweise von katholischen Christen albanesischen Stammes in 60 Dörfern. Die Stadt liegt auf einem Hügel, hat 6000 türkische Einw., ein festes Schloß u. ist die Vaterstadt Skanderbegs. — 2) (Akissar), das alte Thyatira, türkische Stadt in Anatoli (Kleinasien), 20 Stunden von Smyrna in einer weiten Ebene, die viel Baumwolle und Getreide erzeugt. Die Bewohner, ungefähr 8000, sind meistens Mohammedaner, 1500 Griechen. Die Häuser sind aus in der Sonne getrockneter Erde, klein und schlecht erbaut. In der Umgebung sind die merkwürdigen Ueberreste des alten Thyatira, das am Hermus, 12 Meilen von Pergamus sich erhob.

Akhlath (Gelath), Stadt im asiatisch-türkischen Paschalik Wan, am Wansee gelegen, gehörte ehemals zu Armenien, wechselte aber seit dem 9. Jahrhundert in Folge öfterer Eroberung ihre Herrscher. Im J. 1099 wählten die Einwohner dieser Stadt einen Krieger, Sokman Kothbi, zu ihrem Gebieter und dieser nahm den Titel eines Königs von Armenien an und vererbte seine Gewalt auf seine Nachkommen. Sein Enkel Sokman † 1183 ohne Erben, worauf sich nach manchen innern Kämpfen die Stadt freiwillig einem Osmanenfürsten aus dem Geschlechte Saladins unterwarf. Im J. 1245 bemächtigten sich die Mongolen des Landes und 1248 eroberte Schah Thamasp die Stadt u. zerstörte sie großentheils. Nach der Eroberung des Landes durch die Türken baute sie Sultan Selim wieder auf. Diese neue Stadt ist von einer doppelten Mauer umgeben, hat ein Kastell u. ist Sitz eines Suffreganbischofs des armenischen Erzbischofs von Wan.

Akhmin, ansehnliche ägyptische Stadt am rechten Ufer des Nil, von welchem ein Kanal das Wasser zuführt, das alte Chemmis oder Panopolis. A. ist gut gebaut und hat über 12,000 gewerbfleißige Einwohner, worunter 1500 koptische und 400 katholische Christen. Hier die schönste christliche Kirche in ganz Aegypten, 2 koptische u. 1 Franziskanerkloster; 5 Moscheen.

Akiba, Ben Joseph, gelehrter jüd. Rabbi und Gesetzlehrer, Schüler des Rabbi Gamaliel, lebte im 1. und zu Anfange des 2. Jahrhunderts n. Chr., stand 40 Jahre der jüdischen Akademie zu Jabne in Palästina vor und soll während dieser Zeit 24,000 Schüler unterrichtet haben. In dem Aufruhr, welchen der für den Messias sich ausgebende Bar Cochba während der Regierung Hadrians erregte, kam er, 120 Jahre alt, um. Sein Leichnam wurde nachher nach Tiberias gebracht, weshalb seine Verehrer jährlich zwischen Ostern und Pfingsten eine Wallfahrt dahin machten. Bei den Juden steht A. noch jetzt in großem Ansehen und gilt für eine Hauptstütze der traditionellen Zusätze zu dem mosaischen Gesetze, wie sie der Talmud aufbewahrt. Der Haupttheil desselben, die Mischna, soll größtentheils durch A.'s Unterweisung entstanden seyn, und jene Lehren, die von ihm seinen zahlreichen Schülern mitgetheilt wurden, enthalten. Auch verfaßte er, als ein eifriger Verehrer der geheimnißvollen tiefern Weisheit des Morgenlandes, nach glaubwürdigen Zeugnissen das Buch Jezirah, die Haupturkunde der jüdischen Kabbala. Die darin enthaltenen Emanationslehren und mystischen Deutungen biblischer Stellen, Wörter, Buchstaben u. s. w. sind, spätere Zusätze abgerechnet, von ihm theils zuerst gesammelt, theils erfunden worden. Viele spätere Rabbinen, z. B. Abraham Ben David, Moses Nachmanides u. A., haben jenes Buch kommentirt. Eine lateinische Uebersetzung davon erschien von Postellus zu Paris 1552. Die bekannteste Ausgabe ist von Rittnagel, Amsterd. 1642, 4., mit lat. Uebers. u. Anmerk.

Akiurgie, derjenige Theil der Chirurgie, der sich mit den chirurgischen Operationen beschäftigt, also s. v. a. Operative Chirurgie, s. Chirurgie.

Akjerman (Akkiermann, das Tyras oder Ophiusa der Griechen, das Alba Julia der Römer, slav. Bialogrod, d. i. Weißenburg), von den Genuesen als Mauro Castro neu erbaute, jetzt russische feste Stadt an dem westlichen Ufer eines vom seichten und nur für flache Fahrzeuge schiffbaren Dniester gebildeten Sees, unfern von der Mündung jenes Stromes in's schwarze Meer, in Bessarabien, mit 25,000 Einw. (Griechen, Armeniern, Bulgaren, Moldauern, Russen, Juden). Die Stadt hat eine Citadelle, 1400 Häuser, freundliche Umgebungen, Weinbau. Das Hauptgewerbe ist die Produktion von Seesalz in den nahen Salzseen, jährlich bis 7 Mill. Pud.— Die Genuesen behaupteten diesen Platz gegen wiederholte Angriffe der Türken bis um 1484, wo Sultan Bajazet in Bessarabien einbrach u. Bialogrod eroberte. Die Russen nahmen es zum ersten Male 1770, gaben es dann im Frieden von Kutschuk Kainardschi den Türken zurück, eroberten es 1789 zum zweiten Male und, nachdem es durch den Frieden von Jassy wieder zur Türkei gekommen, 1806 zum dritten Male. Politische Celebrität erhielt A. durch die zwischen Rußland und der Pforte im J. 1826 hier gepflogenen Friedensunterhandlungen, welche am 6. Okt. dess. J. zum Vertrag von A. führten, welcher die seit dem Frieden von Bukarest immer verwickelter gewordene russisch-türkische Frage zur Erledigung bringen sollte. Durch diesen Vertrag gewann Rußland auf diplomatischem Wege sehr wichtige u. folgenreiche Vortheile u. einen unermeßlichen Einfluß auf die innern Angelegenheiten der Türkei: freie Schifffahrt seiner Flotte auf dem schwarzen Meere und Sicherheit gegen seeräuberische Angriffe; Errichtung eines unter russischer Garantie handelnden Staatsraths in der Moldau u. Walachei; das Recht der Wiedererwählung der Hospodaren nach 7 Jahren; Räumung Serbiens von ottomanischen Truppen; außerdem Schadenersatz für russische Unterthanen. Die Nichterfüllung des Vertrags von A. Seitens der Pforte hatte den russisch-türkischen Krieg von 1828 zur Folge, welcher durch den Frieden von Adrianopel beendigt wurde.

Akklamation, überhaupt Zuruf, dann besonders der Beifall, Freude ausdrückende Zuruf. Schon bei den Römern gab es stehende Formeln des Zurufs, so bei Triumphen, Vermählungen ꝛc. Auch den Rednern wurde akklamirt. Unter den Kaisern riß die Unsitte ein, in langen und gesangartig vorgetragenen A.en die niedrigsten Schmeicheleien anzubringen. In unserer Zeit gibt es A.en des Beifalls und des Tadels; wir erinnern an das französische vive! und à bas! an das englische hurrah! und for shame! an das bei den Deutschen gebräuchliche vivat! und pereat! ꝛc. In den ältesten Zeiten der christlichen Kirche wurde nach einer aus dem Heidenthume herübergenommenen Sitte auch während der Predigt akklamirt, worauf in den Reden des Chrysostomus oft hingedeutet wird. Aehnliches kam hier und da noch im Mittelalter vor. — Verschieden von dieser Art A. ist die Beschlußfassung oder Wahl durch A. Wenn sich nämlich in einer berathenden Versammlung die Meinung für einen Vorschlag, für eine zu wählende Person ꝛc. so unzweideutig und ungetheilt kundgibt, daß eine Abstimmung unnöthig erscheint, so läßt man die Entscheidung durch A. (französisch par acclamation, englisch by acclamation) erfolgen, und wenn kein Widerspruch laut wird, so ist der Vorschlag angenommen.

Akklimatisation, die Gewöhnung lebender Wesen an das Klima und die Luft eines anderen Landes u. Himmelsstrichs, als ihres Geburts- und Heimathlandes. Die Fähigkeit, sich einem solchen Wechsel ohne Nachtheil für die Gesundheit auszusetzen, nennt man Akklimatisationsvermögen. Dasselbe ist beim Menschen am größten. Nur er vermag sich als denkendes Wesen durch den Willen, durch wissenschaftliche Erfahrung und Erfindungsgabe, welche ihm die A. erleichtern, fast an jedes Klima zu gewöhnen und verbreitet sich daher leichter auf der Erde, als irgend ein anderes Geschöpf, artet auch weniger aus. Von dem 60° südlicher bis zum 70° nördlicher Breite und bis zu einer Höhe von 4—6000 Fuß über der Meeresfläche findet man allenthalben Spuren seiner Ansiedelung, ja Saussure und Bouguer überschritten noch diese Grenze; jener drang auf den Alpen, dieser auf den Kordilleren bis zu einer Höhe von 6000 Metres empor, und Kapitän Parry beschiffte das Eismeer bis über den 83° nördlicher Breite und würde noch weiter vorgedrungen seyn, wenn ihn nicht undurchdringliche Eismassen in seiner Fahrt aufgehalten hätten. Indessen bildet sich doch im Verlaufe der Zeit zwischen besondern Menschenarten und den Ländern und Orten, welche sie bewohnen, ein eigenthümliches, festes Verhältniß; sie gewöhnen sich an die dort herrschenden Einflüsse, Luft, Witterung, Wasser, Nahrungsmittel u. s. w., und können diese Länder und Orte nicht wohl mit andern vertauschen, ohne größere oder geringere Nachtheile für ihre Gesundheit zu erfahren. Je länger ein Mensch in einer Gegend der Erde gelebt hat, je schneller und stärker der Wechsel des Klima's ist, dem er sich aussetzt, je heterogener dasselbe dem Klima des Ortes ist, den er zuvor bewohnte, desto größer sind auch diese Nachtheile. Die Engländer haben es daher räthlich gefunden, ihre Truppen nicht gleich von England nach Ostindien, sondern erst nach Gibraltar zu bringen, um sie dadurch allmählig an das heiße Klima zu gewöhnen. Der Tausch entgegengesetzter Zonen erzeugt die gefährlichsten und heftigsten Krankheiten, Akklimatisationskrankheiten genannt, weniger der Uebergang aus einer gemäßigten Zone in die Polar- oder Aequatorialzone. So unterlag die Königsfamilie von den Sandwichsinseln, welche 1827 England besuchte, schon nach einem vierteljährigen Aufenthalt daselbst sammt dem größeren Theil ihres Hofstaates der tuberkulosen Lungenschwindsucht. Die Leichtigkeit, sich zu akklimatisiren, scheint im umgekehrten Verhältniß zu stehen mit der Größe des Unterschieds zwischen der mittlern Temperatur der heißen Zone u. jener des Landes, in welchem der Reisende oder Kolonist, welcher das Klima verändert, geboren ist. Bei den Völkern des Nordens beträgt der Unterschied der mittleren Temperatur 19—24° R., während er

für die südlichen nur 9—10° ist. (Vgl. von Humboldt, Reisen in die Aequinoktialgegenden, Theil 1, Seite 326). Doch hängt dieselbe auch von dem Raçencharakter, dem Geschlecht, von dem Alter, der Konstitution u. s. w. ab. Neger akklimatisiren sich leichter, als Malayen; Mongolen leichter, als Neger. Die Malayen namentlich, obwohl dieselben, vom heiligen Eifer getrieben, bis zu den nördlichsten Pagoden des Madahewa, in die ewigen Schneeregionen am Himalajah und Hemakuta häufig wallfahrten, vermögen doch nur selten über den 50° nördlicher Breite zu leben. Wie leicht das eigentliche Stammvolk der mongolischen Raçe, die Hirtenvölker des ungeheuern Plateaus von Mittelasien, innerhalb einer gewissen Breite sich akklimatisiren, beweisen die verheerenden Eroberungszüge dieser Nomaden, durch welche sie den Ruhm ihrer Waffen bis zum chinesischen Meere und bis in die fernsten Abendländer getragen haben; unter Timurs Nachfolgern sehen wir ihre Khanate vom nördlichen Eismeere bis fast zum indischen Ocean eine Kette bilden, und in unsern Zeiten haben sich aus dem übervölkerten China Bewohner bis in die Nähe von Neuholland, auf Ceylon, auf Isle de France, am Kap und auf St. Helena niedergelassen. Die Amerikaner dagegen scheinen nur ein geringes Akklimatisationsvermögen zu haben. Das größte unter allen Menschenraçen besitzt ohne Zweifel der Europäer. Nach West (Ueber St. Croix, S. 16) ist das weibliche Geschlecht den Nachtheilen klimatischer Veränderungen weniger unterworfen, als das männliche, was indessen mehr seiner größeren Mäßigkeit, seiner Vorsicht und geringeren Körperanstrengung zuzuschreiben seyn möchte. Die Akklimatisationskrankheiten tragen gewöhnlich den Charakter der klimatischen Krankheiten an sich. Bewohner nördlicher Zonen bekommen in den Tropengegenden gelbes Fieber, Leberentzündungen, Gallenruhren u. s. w., Südländer dagegen in nördlichen Gegenden Skropheln, englische Krankheit, Lungensucht u. s. w. Bei herrschenden Seuchen werden die Einwanderer gewöhnlich am ersten und zwar um so stärker befallen, je länger sie den Einwirkungen des ungewohnten Klima's widerstanden hatten. Nach überstandener Krankheit ist der nunmehr Akklimatisirte gegen den schädlichen Einfluß des Klima's gesichert. In Batavia stirbt 1 Europäer von 11; 1 Chinese von 29; 1 Japanese von 40; in Guadeloupe und Martinique 1 Weißer von 23—24; 1 Freier von 35. Besondere Regeln, den nachtheiligen Einwirkungen, welche der Wechsel des Klima's auf daran nicht Gewöhnte hervorbringt, zu entgehen, die daraus hervorgehenden Akklimatisationskrankheiten zu vermeiden, lassen sich nicht wohl geben. Im Allgemeinen aber thut der neue Ankömmling am besten, sich allmählig diejenige Lebensweise zu eigen zu machen, die in dem Lande herkömmlich ist, welches man bezieht, da sie sich in der Regel am besten dafür schickt und sich durch langjährige Erfahrung bewährt hat. Der Uebergang von der früheren Lebensweise zu der neu anzunehmenden darf jedoch nie zu schnell geschehen, er muß vielmehr gleichen Schritt mit der A. überhaupt halten. Außerdem gilt Mäßigkeit in allen sinnlichen Genüssen für das beste Sicherungsmittel gegen die Nachtheile jeder Ortsvertauschung. — Die A. der Thiere ist einer der größten Triumphe des Menschen über die der Verbreitung der Thiere, insbesondere der Hausthiere, in der Verschiedenheit der Klimate und Zonen entgegenstehenden Hindernisse. Es ist bekanntlich ausgemachte Thatsache, daß fast alle Hausthiere, welche jetzt in ganz Europa und zwar bis hoch in den Norden hinauf gezüchtet werden, ursprünglich in wärmeren Klimaten heimisch waren. Pferd, Rind, Hund und Katze sind gegenwärtig über die ganze Erde, soweit sie von Menschen bewohnt wird, verbreitet, und zwar lediglich in Folge der Gewöhnung derselben durch den Menschen. Doch bedarf das Thier noch mehr als der Mensch, einer gewissen Frist und gewisser Bedingungen, um in einem ungewohnten Klima zu gedeihen. Am meisten trägt dazu die Pflege bei, die der Mensch ihm widmet; daher in der Wildniß lebende Thiere sich weit schwerer akklimatisiren. Jedesmal geht aber in Folge der A. in dem Thiere eine Veränderung vor sich entweder zum Besseren oder zum Schlechteren. Die kleinen Pferde der Shetlandsinseln sind in Folge der A. verkümmert, so wie die Merinoschafe Spaniens durch A. veredelt worden sind. Es gibt viele Thiere, welche sich durchaus nicht allen Gegenden der Erde akklimatisiren, sondern bei jedem in dieser Beziehung gemachten Versuche zu Grunde gehen und zwar nicht nur, wenn sie aus einem wärmeren in ein kälteres, sondern auch wenn sie, wie das Rennthier, von einem kälteren in ein wärmeres Klima versetzt werden. Wie der Mensch, so ist auch das Thier Akklimatisationskrankheiten unterworfen. Auf die Zucht der Hausthiere übt aber das Klima jetzt nicht mehr so großen Einfluß aus, als man gewöhnlich glaubt, weil, wenn nicht zu schroffe Temperaturgegensätze in's Spiel kommen, die klimatischen Einwirkungen durch Pflege leicht unschädlich gemacht werden können. Wir erinnern in dieser Beziehung nur an das Pferd, welches im Orient von der edelsten Raçe ist, und doch steht bekanntlich die Pferdezucht in England, dessen Klima nichts weniger als ein orientalisches ist, auf einer wenn auch künstlichen, doch wenigstens eben so hohen Stufe, als in Arabien und Persien. Das syrische und maurische Schaf ist nach Spanien übergesiedelt, also weiter nach Norden, und seine Wolle hat sich in Folge geeigneter Pflege zur ausgezeichnetsten Feinheit veredelt, und dies nicht allein in Spanien, sondern auch in dem weit kälteren Schlesien und Pommern. Dasselbe ist bei den Seidenraupen der Fall, welche von China zuerst nach Italien, dann in's südliche Frankreich und zuletzt bis an die Küsten der Nord- und Ostsee verpflanzt wurden, ohne bei geeigneter Pflege Schaden zu leiden. Manchmal ist der Landwirth geradezu gezwungen, fremde Thiere zu akklimatisiren, um durch Blutauffrischung den eignen Stamm in ungeschwächter Frische und Kraft zu erhalten. Doch sind auch hier gewisse Schranken gesetzt, welche nicht überschritten werden dürfen. So sind die neuesten Akklimatisationsversuche, welche in Frankreich mit den südamerikanischen Wollthieren, dem Lama, Vicuña und Alpaca angestellt wurden, mißglückt. — Die A. der Pflanzen geht verhältnißmäßig leichter vor sich, wenn

ihnen nur an Luftwärme, Feuchtigkeit und Nahrung ein ihrer Organisation einigermaßen entsprechender Ersatz in dem neuen Klima geboten wird. Wir nennen nur den Weinstock und die Kartoffel. Aber eben deshalb hat die Verbreitung der Pflanzen ihre festen Grenzen, welche die Pflanzengeographie zu ermitteln sucht. Dieselben richten sich vornehmlich nach der mittleren Sommer-, weniger nach der mittleren Jahreswärme.

Akkommodation, Anbequemung, im Allgemeinen das Bestreben, sein eigenes Verhalten den Meinungen, Wünschen, Gewohnheiten u. Schwachheiten Anderer gemäß einzurichten, insbesondere aber in der Didaktik die Herablassung des Lehrers zu dem Standpunkte der Schüler. Die Frage von der Zulässigkeit der A., welche ihrer Natur nach theils in das Gebiet der Moral, theils in das der Pädagogik eingreift, hat im Hinblick auf die Lehrweise Christi vornehmlich in der historisch-exegetischen und dogmatischen Theologie die eifrigste Erwägung gefunden. Seit den ältesten Zeiten hat man nämlich in der Kirche theils von einer A. Gottes an die Menschen, theils und vorzüglich von einer A. Jesu und seiner Apostel an die unter ihren Zeitgenossen herrschenden Meinungen und Ansichten gesprochen und darüber gestritten. Den ausgebreitetsten Gebrauch von ihr machten schon die Alexandriner, Juden (Philo) sowohl, als Christen (Origenes), um anstößig erscheinende Stellen der Bibel zu vertheidigen und ihre eignen Philosopheme mit der Lehre der Bibel in Einklang zu bringen. Man begriff aber unter A. ebensowohl Handlungen (z. B. auf Seiten Gottes die Einsezzung des Opfers unter dem jüdischen Volke, auf Seiten Jesu und seiner Jünger die Beobachtung der jüdischen Gebräuche rc.), als Lehren und Lehrweisen (z. B. im Neuen Testament Beweisführungen auf Grund alttestamentlicher Stellen. Man nannte dies Synkatabasis (condescensio, demissio). Seit Semler und Teller wurde die Frage über die A. mit jener über die Perfektibilität des schriftmäßigen Christenthums in enge Verbindung gebracht, indem man aus ihr den Unterschied zwischen Wesentlichem und Unwesentlichem, Temporärem und Bleibendem im Christenthum abzuleiten oder durch sie nachzuweisen suchte. Insofern nun die christliche Religion aus einem Inbegriff von bestimmten Vorstellungen und Begriffen besteht, läßt sich unstreitig die Form des Ausdrucks und Vortrags als etwas Zufälliges von jenem Wesentlichen unterscheiden, und es hat demnach die formale A., welche lediglich in der sich zum Standpunkte der Hörer herablassenden eigenthümlichen Lehrmethode besteht und in der Didaktik die unerläßliche Bedingung eines erfolgreichen Lehrvortrags ist, auch bei den biblischen Schriftstellern durchaus nichts Bedenkliches. Zu ihr gehört z. B. der Gebrauch der palästinensischen Sprache von Seiten Jesu und der hellenistischen auf Seiten der Apostel, der Gebrauch von Parabeln, Bildern und Ausdrücken, welche die Fassungskraft und Anschauungsweise der Zuhörer an die Hand gibt, sowie auch die Beweisführung, mit der im Neuen Testamente gewisse Lehrsätze gestützt werden, namentlich die Anziehung alttestamentlicher Stellen nach der gangbaren, wenn auch nicht streng richtigen Auslegung derselben. In diesem letzten Punkte aber treffen wir schon die Grenze, auf welcher das Formale mit dem Materialen zusammenstößt, und man wird so zu einer zweiten Art von A., der materialen, geführt, welche wieder in eine negative und eine positive zerfällt. Die erstere besteht in dem stillschweigenden Geltenlassen gewisser irrthümlichen Vorstellungen, sowie in dem Zurückhalten gewisser Wahrheiten von Seiten des Lehrers. Auch sie ist ein wesentliches Erforderniß einer zweckmäßigen Unterrichtsweise, und Jesus sowohl als die Apostel akkommodirten sich auf diese Art an die damals herrschenden Volksmeinungen (vgl. Joh. 16, 12; Röm. 14; Apostelgesch. 16, 3; 21, 26). Dagegen wird von Vielen bestritten, daß im Neuen Testament die positiv-materiale A. Statt habe, in sofern diese wesentlich darin bestehe, daß der Lehrende sich stelle, als ob er die Irrthümer und Vorurtheile der Lehrlinge billige und zu den seinigen mache, ein Benehmen, das mit dem Geiste der Wahrheit, welcher das Christenthum durchdringe, in offenbarem Widerspruch stehe. Dagegen ist mit Recht eingewendet worden, daß eine positiv-materiale A. auch dann schon Statt findet, wenn eine niedere und unvollkommene Vorstellungsweise zur Stütze und Trägerin einer höheren Idee gebraucht wird. In diesem Sinne läßt sich A. in der That im Neuen Testament nachweisen, wie z. B. der Begriff des jüdischen Messias als Träger der viel höheren christlichen Idee des Welterlösers gebraucht und jener für diesen gesetzt wird. Der ältere Rationalismus nahm diese Art von A. zu Hülfe, um den Widerspruch zwischen Vernunft und Offenbarung auszugleichen, und sah demgemäß in den Geschichten von der Heilung der Besessenen (Dämonischen), sowie in den Vorstellungen vom Teufel, von den Engeln, dem Messiasreiche, dem jüngsten Gericht, der Auferstehung u. s. w. jüdische Zeitvorstellungen, die Jesus und die Apostel aus Schonung der Zeitgenossen, bei denen die höhere Wahrheit nur nach und nach hätte Eingang finden können, nicht nur nicht bestritten, sondern sogar in ihre Lehrvorträge eingewebt hätten, ohne ihnen aber damit die Bedeutung für alle Zeiten gültiger Wahrheiten geben zu wollen. Daher habe man jene unter den Juden gangbaren Vorstellungen von der reinen Lehre Jesu wohl zu sichten. In der neueren Zeit hat man den Streit über A. fast ganz fallen lassen, und die freiere theologische Richtung durfte um so eher davon absehen, als die Ueberzeugung bei ihr feststand, daß in jeder Offenbarung nur die religiösen Ideen das Wesentliche u. Bleibende seyen, daß aber ihre Auffassung im menschlichen Gemüthe, sowie ihre Darstellung in der Sprache dem allgemeinen Gesetze der allmähligen Fortbildung und Entwickelung unterworfen sey u. durch die Weltanschauung eines jeden Zeitalters modificirt werde, daß aber die Wissenschaft die Aufgabe habe, aus dem Vorstellungskreise des Zeitalters, in welchem die göttliche Offenbarung eingetreten, den ewig gültigen Inhalt derselben zu entwickeln.

Akkord, im musikalischen Sinne der Zusammenklang mehrer verschiedener Töne mit einem zum Grundton gewählten Ton und seiner

Oktave. Schwingungen von elastischen Körpern erregen in uns zunächst die Empfindung des Klanges. Folgen Schwingungen von gleicher Dauer regelmäßig auf einander, so entsteht der Ton, welcher in musikalischer Hinsicht Bedeutung erhält. Die Musik verbindet die so entstehenden Töne theils zu Melodien (zu Tonfolgen), theils zu Harmonien (zu Zusammenklängen). Die Gesetze hierfür lassen sich theils in arithmetischen Theorien, theils nach den Gesetzen der Symmetrie und Eurhythmie (der proportionirten Schönheit) verfolgen, obgleich wir wenig einsehen, wie die Zahlenverhältnisse in uns die Bedeutung der Tonspiele bestimmen mögen. Eine Grundlage unmittelbar begreiflicher, regelmäßiger Verhältnisse findet sich bei dieser Gattung von Schönheit als Norm vor, welche aber für sich keinen ästhetischen Eindruck macht, wie z. B. in der Musik das Verhältniß von Oktave zu Oktave nur Monotonie hervorbringt. Innerhalb und außerhalb dieses Grenzverhältnisses aber liegen andere, wovon die ersteren, so lange sie leicht fur das Gefühl auffaßbar sind, harmonisch, die anderen, so lange sie sich noch eng an jenes Grenzverhältniß anschließen, charakteristisch wirken. Man denke hierbei für das Erste an das Quinten- und Terzenverhältniß, welches so wohlthuend und belebend anspricht, für das Zweite an das Septimenverhältniß, das so charakteristisch einwirkt. Werden diese Zahlenverhältnisse aber größer und größer, so erhalten wir disharmonische, in denen das Nichtzusammentreffende gleich gefühlt wird. Jenseits dieser aber endlich liegen die bedeutungslosen unreinen Tonverhältnisse, die sich uns als störend ankündigen. Verhältnisse also, die sich selbst messen, wie 1: 2, 2: 4, 4: 8 rc. bleiben stets monoton, solche, die nach kleinen Zahlen auf das als Grundlage hingestellte Verhältniß hinweisen, als z. B. $^2/_3$, $^5/_6$, die sich mit jenem leicht auf ein gemeinschaftliches Maß bringen lassen und dabeij nicht große Zahlen bieten, wirken harmonisch, tritt letzteres nicht ein, disharmonisch oder charakteristisch. Das Tonverhältniß 1: 2 mit seinen Verdoppelungen führt nicht auf andere Töne, sondern stets auf dieselben Töne in einer anderen Oktave. Alle Tonunterschiede liegen innerhalb des Verhältnisses von 1: 2 innerhalb einer Oktave. Das musikalische Verhältniß zweier Töne heißt bekanntlich Intervall. Bringen wir zwei tönende Saiten in Einklang, halten dann durch untergesetzte Stege dieselben in bestimmten Punkten fest, so zeigt die Erfahrung, daß Theilungen nach Verhältnißzahlen von 2, 3, 5, oder in ganzen Zahlen von 1—6 konsonirende, Theilungen nach 7 charakteristische, Theilungen nach 9 und 15 dissonirende musikalische Intervalle bringen. Zu der ersten Art gehören die Intervalle der Quinte (Tonverhältniß $= {}^3/_2$), großen und kleinen Terz ($^5/_4$, $^6/_5$), Quart ($^4/_3$), kleinen und großen Sext ($^8/_5$, $^5/_3$). Zu der zweiten Art, den charakteristischen Intervallen, gehören: die kleine Septime, deren Tonverhältniß zu $^7/_4$, und die verminderte Quinte, deren Tonverhältniß zu $^7/_5$ sich bestimmt. Nun bleiben noch für die dritte Art die Sekunde ($^9/_8$) und die große Septime ($^{15}/_8$) als dissonirende übrig. Diesem zufolge muß es nur zwei wesentlich verschiedene konsonirende A. geben können, nämlich den Dur-A. c, e, g, $\bar{c}$, welcher die konsonirenden Verhältnisse 1, $^5/_4$, $^3/_2$, 2, und den Moll-A. c, es, g, $\bar{c}$, welcher die konsonirenden Verhältnisse 1, $^6/_5$, $^3/_2$, 2 enthält. Die ersten Verhältnisse, auf einerlei Maß gebracht, geben die Zahlen 4, 5, 6, 8, die zweiten 10, 12, 15, 20. Charakteristisch wirkend ist der Hauptseptimen-A. mit der kleinen Septime c, e, g, b, $\bar{c}$; seine Verhältnisse sind: 1, $^5/_4$, $^3/_2$, $^7/_4$, 2, oder in ganzen Zahlen 4, 5, 6, 7, 8. Endlich bleibt noch ein dissonirender Hauptakkord übrig, der große Septimenakkord: c, e, g, h, $\bar{c}$, oder in Zahlen: 1, $^5/_4$ $^3/_2$ $^{15}/_8$ 2. Von diesen Tonverhältnissen ausgehend, kann man leicht die musikalische Sprache deuten. Die Terzen, welche die lebendigsten harmonischen Intervallen bestimmen, geben den Musiker für seinen Dreiklang die Namen des großen und kleinen Dreiklanges, oder auch des harten und weichen: c, e, g; c, es, g. Der letztere zerfällt wieder in den verminderten (c, es, ges) und den übermäßigen mit zwei großen Terzen. Jede solche Verbindung läßt folgende 6 Umsetzungen zu, wie: c, e, g; c, g, e; e, c, g; e, g, c; g, e, c; g, c, e; hiervon wird e, g, c, wo der Grundton eine Oktave höher liegt, Sextakkord genannt, mit 6 bezeichnet, g, c, e, aber durch Quartsextakkord und $^6/_4$ als Zahlenbezeichnung angedeutet. Bei dem letzten liegt sowohl Grundton als Terz eine Oktave höher. Der Hauptseptimenakkord c, e, g, b (mit 7 in der musikalischen Sprache bezeichnet) läßt ebenfalls solche Umsetzungen zu, daher entsteht der Quintsextakkord (mit $^6/_5$ bezeichnet) e, g, b, $\bar{c}$, der Terzquartakkord g, b, $\bar{c}$, $\bar{e}$ (mit $^4/_3$ bezeichnet), der Sekundenakkord b, $\bar{c}$, $\bar{e}$, g (mit 2 bezeichnet). Durch diese Versetzungen bildet der Musiker 9 Grundakkorde, auf die sich alle Harmonien zurückführen lassen. Weitere Auseinandersetzungen hierüber gibt die Generalbaßlehre. So bedeutungslos aber auch Namen an sich seyn mögen, so mächtig und verschieden auf unser Gefühl wirken doch die einzelnen Zusammenklänge, daher denn auch die Generalbaßlehrer älterer Zeit in einer geheimnißvollen Sprache darüber sich auszusprechen pflegten; da gibt es eine Trias harmonica perfecta (Hauptgrundakkord c, e, g), imperfecta (Grundton, kleine Terz, Quinte), superflua, manca und vieles Andere, was auch in Lehrbücher neuester Zeit Eingang gefunden hat. Das erste geordnete A.-system ist von Rameau (1720) aufgestellt worden. Seitdem hat die wissenschaftliche Untersuchung viel Neues u Gutes zu Tag gefördert u. die ersten ziemlich komplicirten u. abenteuerlich konstruirten Systeme sehr vereinfacht. Aus früherer Zeit sind hier rühmend zu nennen Marpurg und Kirnberger, aus der neueren Gottfr. Weber, André und Marx.

Akkordiren, einen Akkord oder Vertrag schließen. In der Handelssprache sagt man auch bei der hamburger Bank von Denjenigen, die Rechnung und Folio in der Bank haben, wenn sie in eigner Person vor dem Vorsteher derselben erscheinen, und Folio begehren, auch jedes Jahr sich wieder ein neues Folio geben lassen; dann im allgemeineren Sinne von einem Schuldner, der sich mit seinen Gläubigern über einen Nachlaß ihrer Forderungen auf gütlichem Wege verständigt und sich dadurch den Rechtsnachtheilen des wirklichen Konkurses entzieht. Außerdem wird das Wort noch von dem Falle gebraucht, wo Je-

mand die Lieferung einer bestimmten Arbeit, z. B. bei einem Bau kontraktlich gegen eine Bauschpreis übernimmt.

Akkreditiren, Jemanden bei einem Andern beglaubigen oder die Gewährleistung für die von ihm innerhalb des Umfangs seiner Vollmachten vollzogenen Handlungen übernehmen, was mittelst eines Akkreditivs oder Vollmachtschreibens geschieht. So akkreditirt der Regent oder die sonstige Staatsgewalt diplomatische Personen zum Behuf der Ausrichtung allgemein diplomatischer Funktionen od. bestimmter Aufträge an auswärtigen Höfen und Regierungen. Die damit Betrauten, Botschafter, Geschäftsträger, Gesandte, bevollmächtigte Minister rc. pflegen ihre Akkreditive dem auswärtigen Staatsoberhaupt in der ersten feierlichen Audienz (Antrittsaudienz) persönlich zu überreichen. Kaufleute und Banquiers eröffnen mittelst eines an einen Korrespondenten gerichteten Schreibens (Kreditbriefs) einem Dritten einen Kredit für eine gewisse Summe, damit derselbe auf Reisen an bestimmten Orten Geld erheben könne.

Akne (Acne), eine Hautkrankheit, die durch Zurückhaltung des Hautschmeers und Entzündung des Drüsenbalgs, sowie der angrenzenden Lederhaut veranlaßt wird, daher gewöhnlich als Sekretionsanomalie in den Talgdrüsen beginnt u. dann in Eiterung und Pustelbildung übergeht. So pflegen die sogenannten Komedonen oder Mitesser durch Retention des verdickten Drüsensekrets entstanden, häufig zu Aknepusteln sich weiter zu bilden und gleichzeitig neben letzteren zu erscheinen (punktirte A.). Die Aknepusteln sind meistens isolirt stehende, rothe, fleischige, konische Anschwellungen der Haut, auf deren Spitze sich kleine mit Eiter gefüllte Pusteln erheben, ohne daß die harte Basis sich zertheilt, die oft selbst noch längere Zeit nach dem Vertrocknen der Pustel zurückbleibt. Schmerz verursacht der Ausschlag gewöhnlich nicht. Derselbe kommt vornehmlich an den Stellen, welche reich an Talgdrüsen sind, vor, im Gesicht, auf der Stirn und an den Nasenflügeln, in der Jochbeingegend, auf dem Rücken und der Brust. Die Eiterung geht meistens langsam von Statten, die Pustel ist oft erst in 6—8 Tagen ausgebildet; berstet und ergießt sie ihren Inhalt, so vertrocknet dieser zu einer dünnen bräunlichen Schuppe, nach deren Abfallen die violetroth gefärbte knotige Erhabenheit der Haut noch eine Zeit lang zurückbleibt und nur sehr langsam verschwindet. Eine schlimmere Abart ist die rosenartige A. (A. rosacea, Gutta rosacea), bekannter unter dem Namen Kupferausschlag (s. d.). Die A. kommt bei beiden Geschlechtern vor, am häufigsten in der Blüthe u. Mitte des Lebens vom 15.—40. Jahre. Blonde Subjekte mit zarter Haut sind dazu am meisten prädisponirt. Manchen Aknearten liegt erbliche Anlage zu Grunde. Bei manchen Individuen kommen im Frühjahr oft die Aknepusteln wie die Sommersprossen zum Vorschein. Manche Cosmetica können die Schuld ihrer Entstehung tragen. Verdauungsstörungen, Tafelexcesse begünstigen ihre Entstehung; nicht selten begleiten sie Unordnungen im Pfortadersysteme, Hämorrhoiden, Menstrualstörungen u. dgl. Die A. spottet oft aller Heilungsversuche. Ist sie mit heftiger Kongestion, Neigung zu Wallungen verbunden, wie nicht selten in der Pubertäts- u. in der klimakterischen Periode, so weicht sie nur einem kühlenden Verfahren, Vermeidung alles Erhitzenden in Speisen und Getränken, Abführmitteln, Blutentziehungen. Oertlich wendet man kühlende Waschungen, bittere Mandelemulsion u. dgl. an. Auch Waschungen mit aromatischen und spirituösen Mitteln, kölnischem Wasser, Lavendelgeist in Wasser u. dgl., wobei man die Haut des Abends kräftig mit einem etwas rauhen Tuche reibt, sowie aromatische, Schwefel-, Jod- u. Dampfdouchen leisten gute Dienste.

Aköметen (vigilantes, d. i. Schlaflose), eine Kongregation christlicher Mönche, die Tag und Nacht ununterbrochen Gottesdienst hielten. Ihr Stifter war Alexander, der zu Anfange des 5. Jahrhunderts erst am Euphrat, später in Konstantinopel ein Kloster stiftete, in welchem die Mönche, in 3 und 6 Chöre getheilt, abwechselnd Gottesdienst hielten und Psalmen absangen, so daß aus der Klosterkirche zu jeder Stunde, des Nachts wie am Tage, Hymnen ertönten. Nach Alexanders Tode (430) waren Johannes und Marcellus (✝ 485) Aebte der Kongregation, von denen der Letztere in der Nähe von Konstantinopel das Akömetenkloster Irenarion gründete. Irenarion blieb der Mittelpunkt des Ordens, obwohl zu Konstantinopel selbst Mönchs- u. Nonnenklöster die Regel desselben annahmen, und einige dieser Klöster, namentlich das der Studiten, an Ausdehnung und Einfluß jenes Landkloster weit überflügelten. Die Einmischung in die monophysitischen Streitigkeiten machte indeß die Orthodoxie der A. bald verdächtig, und bereits 536 erging über sie, als über arge Ketzer, von Rom aus der Bannfluch. Seit dieser Zeit verschwinden die A. als eigene Korporation aus der Geschichte; allein die ununterbrochene Abhaltung des Gottesdienstes machten manche andere Kongregationen sich zum Gesetz, z. B. die Adorationis ss. sacramenti Sanctimoniales.

Akoluthen (d. i. Begleiter), in der lateinischen Kirche seit dem 3., in der griechischen Kirche seit dem 5. Jahrhunderte die Kirchendiener, welche den Priester begleiteten, die brennenden Kerzen und die heiligen Gefäße trugen, beim Abendmahle den Wein herbeibrachten und überhaupt die später den Küstern (Sakristanen) und Chorknaben übertragenen Geschäfte verrichteten. Sie kamen im Rang nach den Subdiakonen und hießen in der griechischen Kirche auch Hypodiakonen. Obwohl jetzt in der römischen, wie in der griechischen Kirche das Amt der A. nicht mehr besteht und ihre Funktionen Aufwärtern und Knaben aus dem Laienstande (Meßdienern, Ministranten) zugewiesen sind, so wird doch noch jetzt in der römischen Kirche bei der Ordination die Weihe zum A. vorgenommen und gilt als die höchste der vier kleineren Weihen. Der Ordinand empfängt dabei Leuchter und Weinkännchen als Zeichen seiner alten Bestimmung. Die neuere griechische Kirche kennt auch den Namen dieses Amtes nicht mehr.

Akotyledonen, im jussieu'schen System der Botanik eine große Hauptklasse der Pflanzen, welche alle diejenigen in sich faßt, die keine Samenlappen haben und von Linné in der 24. Klasse seines Systems als Kryptogamen zusammenge-

faßt werden, nämlich die Pilze, Algen, Flechten, Laubmoose, Lebermoose und Farrnkräuter, also die Pflanzen der untersten Bildungsstufe, deren Blüthen dem unbewaffneten Auge nicht sichtbar sind. Die beiden andern Klassen sind die Monokotyledonen, der Pflanzen mit einem, und die der Dikotyledonen, der Pflanzen mit zwei Samenlappen.

Akroamatisch, im allgemeinen Sinne Alles, was durch Hören vernommen wird. Die Bedeutung des Wortes hat aber im Laufe der Zeit mehrfache Modifikationen erfahren. Die alten Philosophen seit Aristoteles machten häufig einen Unterschied zwischen Lehren, die bloß innerhalb der Schule mündlich fortgepflanzt, nicht durch Schriften zum Gemeingut gemacht werden sollten, und solchen, die für das Publikum bestimmt waren. Die erstern hießen esoterische, oder weil sie bloß mündlich mitgetheilt und gehört wurden, akroamatische Lehren. Da sie nur für Eingeweihte bestimmt waren, so waren sie auch in streng-wissenschaftlicher Form abgefaßt, und daher hieß ein akroamatischer Vortrag ein wissenschaflicher, im Gegensatz zum populären, gemeinfaßlichen. Jetzt versteht man unter akroamatischer Lehrform gewöhnlich die Art des Vortrags, wobei die Schüler nur zuhören, wie bei akademischen Vorlesungen, im Gegensatz zu der erotematischen, sowie der sokratischen und katechetischen Methode der niedern Schulen, wo die Schüler gefragt werden. Im Allgemeinen findet der akroamatische Vortrag da seine Stelle, wo es mehr auf Mittheilung von Kenntnissen, als auf unmittelbare Weckung des Geistes ankommt; je weniger entwickelt also das Fassungsvermögen der Schüler ist, desto weniger Gebrauch läßt sich von der akroamatischen Lehrart machen.

Akrobaten, d. i. Hochgänger, Luftsteiger, Diejenigen, welche auf gespanntem Seile in beträchtliche Höhe emporsteigen und dabei equilibristische Künste zeigen.

Akrolithen, die ältesten Werke der griechischen Plastik, welche den Uebergang von der Holzschnitzerei zur Marmorbildnerei veranschaulichen. Der Rumpf ist an ihnen von Holz und mit der gebräuchlichen Tempelgewandung angethan; die Extremitäten dagegen, Kopf, Arme und Füße sind von Stein und bilden das aus der Gewandung hervorragende Nackte.

Akropole (Acropolis), Oberstadt, Burg, Veste, Citadelle. Durch solche Akropolen, hochgelegene, durch Natur und Kunst befestigte und die Stadt und Umgegend beherrschende Burgen, welche gewöhnlich auch noch andere wichtigere Gebäude, namentlich Tempel in sich schlossen und bei feindlichen Angriffen als letzte Zufluchtsorte dienten, waren in der Regel die ansehnlicheren griechischen Städte geschützt. Sie waren jedenfalls der Kern, um welche sich die Städte allmählig bildeten. Am berühmtesten sind die Akropolen von Athen (vorzugsweise so genannt), von Theben (Cadmea), von Korinth (Akrokorinth), von Messene (Ithome), von Argos (Larissa).

Akrostichon, ein Gedicht, dessen Anfangs- oder Endbuchstaben (äußerste Versenden) zusammengereiht, ein besonderes Wort, einen eigenthümlichen Gedanken oder eine schlagende Sentenz bilden. Bei Gelegenheitsgedichten ist diese poetische Spielerei am häufigsten. A. heißt auch das Versende der Psalmen, welches in der alten Kirche die Gemeinde im Chor sang; ähnlich der Intonation mit den Responsorien.

Akroterion, der äußerste Theil irgend eines Gegenstandes. Daher Vorgebirge, Landzunge; bei Gebäuden die Firstspitze des Giebels, insbesondere die architektonische Verzierung desselben; dann auch Siegeszeichen auf Medaillen, Emblemen der Städte 2c.; endlich auch Bezeichnung der äußersten Gliedmaßen, Extremitäten des menschlichen Körpers.

Akschehr (Ak-Shehr, d. i. die weiße Stadt), Stadt in der asiat. Türkei, Paschalik Karamanien, Hauptort eines Sandschaks, am Südende eines großen Sees, am Fuße eines Bergrückens der taurischen Kette in reicher, gut bewässerter Landschaft gelegen, wahrscheinlich das alte Tyriäum, merkwürdig als Ort, wo Tamerlan Bajasid gefangen hielt u. dieser starb (1402). Eine schöne Moschee deckt sein Grab. Die Stadt hat 10,000 Einwohner, ist hübsch gebaut und reinlicher als die meisten türkischen Städte u. treibt Handel mit Tapeten, Wolle, Gallusäpfeln, Tragant.

Akserai (d. i. weißes Schloß), Stadt in der asiatischen Türkei, Paschalik Karamanien, Hauptort eines Sandschaks, 20 Meilen nordöstlich von Konieh, mit Moscheen und Grabmälern und einem befestigten Schloß. Die Stadt führt auch den Namen Dares-suleha, d. i. Haus der Frommen, weil in ihr keine Ungläubigen geduldet werden. Die Umgegend ist fruchtbar an Getreide und Wein.

Aksu, Haupthandelsstadt in der hohen Tatarei, am gleichnamigen Fluß (weißer Fluß), mit 50,000 Einwohnern, Sammelplatz der Karavanen aus den entferntesten Gegenden; Hauptstadt eines Khanats.

Akt, im Allgemeinen s. v. a. Handlung, Verrichtung, z. B. feierlicher A., A. der Gerechtigkeit, dann insbesondere im Drama ein Hauptabschnitt der Handlung, dessen Schluß durch das Fallen des Vorhangs bezeichnet zu werden pflegt. In sofern jede dramatische Handlung in drei Unterabtheilungen: Auseinandersetzung oder Exposition, die Spitze oder die Höhe der Verwickelung und die Lösung oder Katastrophe zerfällt, so wäre die Eintheilung in drei A.e die naturgemäßeste. Da indeß die Entwickelung der Handlung im Verhältniß zur Exposition und Katastrophe bei weitem der reichhaltigere Theil ist und sich meistens nicht in einen A. zusammendrängen läßt, so zerfällt dieselbe in den größeren Stücken in der Regel wieder in drei Theile, so daß das Ganze aus 5 A.en besteht. Schon die Komödien der römischen Dichter Plautus und Terenz haben alle 5 A.e. Einfache, wenig verwickelte Handlungen lassen sich begreiflicher Weise auch in 1 oder 2 A.en bequem durchführen, und der Dichter soll sich wohl hüten, mehr A.e zu machen, als die Handlung erfordert oder verträgt. Der Zweck des am Schlusse eines A.s eintretenden Stillstandes, der ganz unpassend Zwischenakt genannt zu werden pflegt, besteht vornehmlich darin, dem Zuschauer Zeit zu gönnen, des empfangenen Eindrucks sich recht bewußt zu werden und sich auf das Folgende in die rechte Stimmung zu versetzen. Abgesehen hiervon machen in größeren Dramen auch äußere Umstände,

wie neue Scenirung, Umkleidung der Handelnden u. dgl., das Eintreten solcher Ruhepunkte nöthig. Aber es ist eine Hauptforderung der Dramatik, daß die A.e nicht nach Willkür oder lediglich in Berücksichtigung jener Aeußerlichkeiten gemacht, sondern durch innere Nothwendigkeit geboten seyen. Jeder einzelne A. soll für sich eine Art Ganzes bilden, zugleich aber auch wieder ein Glied, das erst in Verbindung mit anderen Gliedern, d. i. mit den übrigen A.en, einen lebendigen Organismus ausmacht. Wiewohl also jeder A. schon an und für sich dem Zuschauer eine gewisse Befriedigung gewähren soll, so darf er doch die Spannung desselben auf die weitere Entwickelung nicht schwächen, sondern soll sie vielmehr noch steigern. Mehr als 5 A.e werden selten gemacht und lassen sich, als mit der dramatischen Einheit unvereinbar, schwerlich auf Grund innerer und organischer Verhältnisse rechtfertigen. Wenn der Stoff von solchem Umfang ist, daß ihn der Dichter in 5 A.en nicht unterbringen zu können meint, so hängt er ein Vor- oder Nachspiel an, wie dies in vielen neueren Dramen geschehen ist. In 4 A.e läßt sich ein dramatischer Stoff naturgemäß und mit innerer Nothwendigkeit schwerlich zerlegen, wiewohl es öfters geschieht. Dagegen ist das einaktige Lustspiel eine Gattung des Drama's, welche sich für beschränktere Stoffe trefflich eignet. In älteren deutschen Stücken findet sich der Ausdruck A. wörtlich durch Handlung wieder gegeben, was jedenfalls passender ist, als die neuerdings in Aufnahme gekommene Benennung Abtheilung. Von etwas ganz Aeußerlichem, von dem Aufziehen des Vorhangs bei Beginn jedes A.s ist der Ausdruck Aufzug hergenommen. Der Name Zwischenakt rührt wahrscheinlich davon her, daß früherhin, wie noch jetzt in den englischen Volkstheatern, in den Pausen von anderen Schauspielern kleine Zwischenstücke aufgeführt zu werden pflegten, an deren Stelle im heutigen Theater musikalische Produktionen getreten sind. — In der bildenden Kunst versteht man unter A. sowohl die Stellung, in welche man ein lebendes Modell bringt, um Studien darnach zu machen, als auch die nach demselben gefertigte Zeichnung.

Akte, Beschluß, namentlich die Urkunde eines solchen, besonders in der englischen (s. Act) und in der französischen (s. Acte) Rechtssprache gebräuchlich. Im Deutschen wird das Wort A. seltner, und zwar nur als Bezeichnung derjenigen Urkunden gebraucht, in welchen die staatsrechtlichen Resultate diplomatischer Konferenzen niedergelegt werden, z. B. die deutsche Bundesakte, die wiener Schlußakte.

Akten, in Deutschland gebräuchliche Benennung der in Bezug auf irgend eine Verhandlung, geführte Verwaltung oder einen Prozeß gesammelten Schriften. Das schriftliche Verfahren nämlich, welches gegenwärtig in allen Verwaltungs- und gerichtlichen Angelegenheiten die Regel bildet (Aktenmäßigkeit), bringt es mit sich, daß die in einer solchen Angelegenheit von einer Behörde erlassenen Verfügungen und von derselben aufgenommenen Protokolle mit den Eingaben der Parteien und anderer dabei interessirten Privatpersonen in eine Sammlung gebracht werden müssen. Solche Sammlungen sind die A. Nach der Behörde, welche die A. sammelt, spricht man von Regierungs-, Konsistorial-, Gerichts- (A. im engern Sinn), Polizeiakten 2c., und nach dem Gegenstand, welchen dieselben betreffen, unterscheidet man Verwaltungs-, Justiz-, Kriminal-, Civilakten 2c. Diesen von Staatsbehörden angelegten (öffentlichen) A. setzt man die Manual- oder Privatakten der Parteien u. Sachwalter entgegen. Der Anwalt einer Partei ist berechtigt, diese Manualakten so lange zurück zu behalten (zu retiniren), bis er von derselben wegen seiner Deserviten (Gebühren) und Auslagen befriedigt worden ist (Aktenretention). Heut zu Tage pflegt man die A. zweckmäßig in der Weise einzurichten, daß die zu einem Aktenbande (Aktenfascikel) gehörigen Stücke in Folio in chronologischer Ordnung zusammengeheftet und die Blätter mit fortlaufenden Zahlen versehen (foliirt, paginirt) werden. Das erste Aktenblatt enthält häufig ein Inhaltsverzeichniß (die Aktendesignation), und jeder Fascikel ist mit einem Umschlag (Tektur) versehen, worauf das Rubrum, d. i. der Name des Gerichts, der Parteien oder (bei Kriminalakten) des Angeschuldigten und der Betreff der Sache angegeben wird. Diese Aufschrift heißt Rubrum, weil sie früherhin im Gegensatz zum Akteninhalte (dem Nigrum) roth geschrieben zu werden pflegte. Bei Konkursprozessen ist der bessern Uebersicht wegen die Anlegung mehrer Aktenfascikel gewöhnlich, nämlich der Generalakten, welche die alle Gläubiger betreffenden Verordnungen und Verfügungen, z. B. die Eröffnung des Konkurses 2c. enthalten, und der Specialakten, deren Inhalt die Streitigkeiten mehrer Gläubiger unter sich über das Recht auf frühere Befriedigung aus der Schuldmasse und andere dergleichen nicht die gesammte Gläubigerschaft, sondern nur Einzelne derselben betreffende Dinge ausmachen. Erklärt der Richter, daß Alles zu den A. gebracht sey, was für den dermaligen Prozeßabschnitt, z. B. für das erste Verfahren, das Beweisverfahren erfordert werde, so heißt diese Erklärung Aktenschluß. Die Parteien und sonst bei einem bürgerlichen Rechtsstreit Interessirten sind berechtigt, im Gerichtslokale und im Beiseyn einer verpflichteten Person die Gerichtsakten zu lesen (Akteneinsicht), ja die Parteien werden sogar, wenn die A. zur Urtheilsfällung versendet werden (s. Aktenversendung), vor Gericht geladen, um sich durch Akteneinsicht von der Vollständigkeit und Ordnung derselben zu überzeugen, worauf die A. in ihrer Gegenwart eingepackt und versiegelt werden (Akteninrotulation). Ebenso geschieht die Entsiegelung der von dem Spruchkollegium zurückgesendeten A. (Aktenexrotulation). Händigt eine Partei ihre Manualakten an die Gegenpartei oder, z. B. behufs der Wiederherstellung verlorner oder beschädigter öffentlicher A. (Aktenredintegration), an das Gericht aus, so nennt man dies Aktenedition, u. überschickt ein Untergericht seine A. an das ihm vorgesetzte Obergericht, so heißt dies Akteneinsendung, die auf Befehl des letzteren geschehen kann (Aktenavokation). Werden den eine Sache betreffenden A. andere, mit derselben in irgend einer Verbindung stehende A., z. B. des besseren Verständnisses halber, beigelegt, so findet Aktenadjunktion Statt. Unter dem

Principe der **Aktenmäßigkeit**, welches seit dem Eindringen des römischen Rechts im gemeinen deutschen gerichtlichen Verfahren gültig und auch im Verwaltungswesen Eingang gefunden hat, versteht man den Grundsatz, wonach in allen öffentlichen Angelegenheiten, in der Rechtspflege sowohl als in der Verwaltung, alle für eine Entscheidung oder Verfügung wesentlichen Umstände schriftlich aufgezeichnet und zu den A. gebracht werden müssen, und die betreffende Behörde durchaus nur das, was in den A. steht, berücksichtigen und zur Grundlage einer Entscheidung oder Verfügung machen darf. Daher der Rechtsspruch: Quod non est in actis, non est in mundo, d. h. Was nicht in den A. steht, ist nicht in der Welt (existirt nicht für den Richter). Diese Maxime ist namentlich in der Kammergerichtsordnung von 1555 ausgesprochen, neuerlich aber in mehren deutschen Ländern durch Einführung des öffentlichen und mündlichen Gerichtsverfahrens mit Geschwornengerichten theilweise außer Gültigkeit gesetzt worden. Die Vertheidiger dieses Princips rühmen besonders, daß durch dasselbe eine umsichtigere u. unparteiischere Behandlung u. Entscheidung der Sachen möglich werde, als dies beim mündlichen Verfahren der Fall sey, in sofern jede Sache einer wiederholten Prüfung und zwar bei Behörden unterworfen werden könne, welche, da sie die Parteien, den Angeklagten und die sonstigen Interessenten in der Regel gar nicht zu Gesicht bekämen, sondern bloß nach dem Inhalt der Akten entschieden, aus keinerlei Rücksichten oder Persönlichkeiten veranlaßt würden, irgend etwas Anderes zu thun, als was die Sache selbst erfordere. Dem läßt sich aber entgegenhalten, daß die A. nie ein so treues Bild von der Lage einer Sache geben, wie es der unmittelbare Verkehr mit den Betheiligten, das Hören ihrer eignen Worte und das Beobachten ihrer Mienen und ihres ganzen Benehmens gewährt, wozu noch kommt, daß bei dem schriftlichen Verfahren gewöhnlich nur ein Mitglied der Behörde, der Referant, die A. selbst liest und den Inhalt derselben den Uebrigen auszugsweise mittheilt, wobei dann auch bei dem redlichsten Willen und den tüchtigsten Kenntnissen das schon in den A. nicht ganz treu wiedergespiegelte Bild nur allzuleicht durch die Individualität des Referenten wieder eine andere Farbe erhält. S. Oeffentliches Gerichtsverfahren und Geschwornengerichte.

Aktenversendung, die Verschickung der in einem Civil- oder Kriminalproceß geführten Akten Behufs der Erkenntnißfällung an einen Schöppenstuhl oder eine Juristenfakultät, im Gegensatz zur Erkenntnißfällung durch den den Proceß führenden Richter oder das kompetente Obergericht. In den früheren Zeiten des deutschen Rechtslebens, wo Unwissenheit und Uebereilung rechtsunkundiger Richter nicht selten zu den gröbsten Verstößen gegen Recht und Gerechtigkeit führten und namentlich die Strafrechtspflege wahrhaft schrecklich verwaltet wurde, fand man einen Ausweg zur Herbeiführung besserer Urtheilsfällung darin, daß man die Akten der Gerichte in bürgerlichen Rechtssachen sowohl, als in Strafrechtsfällen behufs der Abfassung von Erkenntnissen an auswärtige Juristenfakultäten und Schöppenstühle sandte. Diese Art des Rechtsprechens, welche außerhalb Deutschlands ganz unbekannt ist, kam vornehmlich in der Zeit, wo das römische Recht in Deutschland an Ansehn mehr und mehr gewann und die Processe verwickelter wurden, zur Anwendung, und die Kriminalgerichtsordnung Kaiser Karls V., die sogenannte Carolina von 1532, hat die A. in Kriminalsachen für alle zweifelhaften Fälle ausdrücklich vorgeschrieben. Auch bei einzelnen berühmten Rechtsgelehrten holte man Gutachten ein, und manche Gerichte, z. B. das kaiserliche Landgericht in Ober- und Niederschwaben, pflegten ihre Akten nicht an Fakultäten, sondern nur an einzelne Rechtsgelehrte zur Erkenntnißabfassung zu senden. In Civilsachen kam aber die A. namentlich dadurch immer mehr in Aufnahme, daß die einzelnen deutschen Staaten sich von der Kompetenz der obersten Reichsgerichte unabhängiger zu machen strebten, ohne daß sie, besonders die kleineren, den nöthigen Instanzenzug durch eigene Gerichte hätten herstellen können. Da zugleich die Ansicht, wonach zu einem gültigen Erkenntniß drei gleichlautende Urtheile nothwendig seyn sollten, Anhänger fand, so wurden vom 16. Jahrhundert an von den genannten Kollegien sehr oft Erkenntnisse eingeholt. Der Reichsdeputationsabschied von 1600 gestattete die Revision und Versendung der Akten an eine auswärtige Juristenfakultät oder einen auswärtigen Schöppenstuhl in allen Fällen, in welchen keine Berufung an die Reichsgerichte Statt fand. Noch in neuerer Zeit hat man der Versendung der Akten an auswärtige Juristenfakultäten sowohl wegen der dadurch der Rechtspflege gesicherten Unabhängigkeit als zwischen Theorie und Praxis vermittelten Wechselwirkung sehr das Wort geredet. Doch ist nicht in Abrede zu stellen, daß, wie einestheils das Institut bei der zweckmäßigeren Besetzung der Gerichte entbehrlich geworden ist, es anderntheils auch manches Bedenkliche hat, da es der Bequemlichkeit der Unterrichter Vorschub leistet, die organische Herausbildung einer gerichtlichen Praxis, wie sie eine sorgfältige Erkenntnißfällung Seitens der gewöhnlichen kompetenten Gerichte in Aussicht stellt, hindert, abgesehen davon, daß die immer tiefer und weiter gehende Sonderung der deutschen Partikularrechte, sowie die Justizreformen in den größern Staaten das Fortbestehen der A. unzuläßig machen. In Preußen, Bayern und Oesterreich wurde die A. schon gegen das Ende des 18. Jahrhunderts beseitigt und später in den meisten deutschen Staaten theils ganz abgeschafft, theils sehr beschränkt. Im Jahre 1835 untersagte ein Bundesbeschluß die A. an auswärtige Spruchkollegien in Kriminal- und Polizeisachen.

Aktie, der Antheil, welchen Jemand an einem aus einem gemeinschaftlichen oder Aktienfond betriebenen Geschäft hat, sowie das Dokument (der Schein, Aktienschein), welches die Größe und den Kapitalwerth jenes Antheils angibt. In ihrer Gesammtheit repräsentiren die Aktien den ursprünglichen Kapitalfond der Aktienunternehmung, u. die Größe dieses Fonds ist im Texte des Aktienscheins selbst in der Regel angegeben. Je nachdem der Abwurf des Unternehmens (Gewinn) sich als groß oder klein herausstellt oder die Meinung

darüber sich ändert, wird auch der Werth der Aktien steigen oder fallen. Daher die Fluktuationen im Preise (Kurse) derselben. S. *Aktienkurs*.

Aktiengesellschaft, Vereinigung Mehrer zu einem Aktienunternehmen. Treten mehre Personen zusammen, um große, weit aussehende Unternehmungen, Handelsgeschäfte und Manufakturen, welche die Kräfte eines Einzelnen übersteigen, auf gemeinschaftliche Gefahr und Rechnung zu gründen und zu betreiben, so entsteht ein Vereinsgeschäft. Sind es wenige, so bilden sie eine Gesellschafts- oder Kompagniehandlung im engern Sinn; treten aber ihrer Viele zusammen, welche die in gewisse Portionen vertheilten Fonds herschießen und die Geschäftsbesorgung unter statutenmäßigen Bestimmungen gewählten Dritten (Direktoren) überlassen, so wird eine A. daraus. *Smith* in seinem klassischen Werke „Ueber den National-Reichthum" bestimmt den Unterschied der gewöhnlichen *Handlungs-Gesellschaft* von einem Aktienvereine sehr scharf folgendermaßen: „In einer bloßen Gesellschaftshandlung kann kein Mitglied derselben seinen Antheil einem Andern abtreten, oder einem Fremden in solcher Eintritt verschaffen, wenn die Zustimmung der andern Mitglieder oder Theilnehmer nicht vorangegangen ist. Nach gehöriger Aufkündigung kann aber jeder Theilhaber sich von einer Gesellschaftshandlung zurückziehen und austreten und vom Kapital seinen Antheil zurückverlangen. In einem *Aktienvereine* findet von Allem das *Gegentheil* Statt, indem kein Theilnehmer (Aktionär) sein eingelegtes Geld von der Gesellschaft zurückfordern kann, dagegen aber Jeder die Freiheit hat, ohne erst die Zustimmung der Andern einzuholen, seinen Antheil einem Dritten abzutreten und somit einen neuen Theilnehmer statt seiner wieder herein zu bringen. Den Werth einer Aktie bestimmt immer der Preis, welchen man beim Verkaufe erhält, und letzterer kann in jedem Verhältniß größer oder kleiner seyn, als die Summe, für welche der Aktionär bei dem Einlagekapital der Gesellschaft interessirt ist". Die A.en der neuesten Zeit sprechen in der Regel vom Staate nichts weiter an, als das Gewährenlassen und wollen keinen andern Schutz, als den, welchen jede rechtliche Privatunternehmung schon von selbst durch die Landesgesetze genießt. Gewöhnlich gehen solche Unternehmungen von einem Projektor (Unternehmer) aus, der in einem öffentlichen Programm (Prospectus) den Zweck erläutert, eine Wahrscheinlichkeitsberechnung über die Rentabilität hinzufügt, die Summe des Kapitals benennt, welche er als Fond für nöthig hält, und die Theile (Aktien) nach Anzahl und Werth angibt, in welche jener Fond gespalten werden soll. Er bestimmt wohl auch Termine u. Raten, in welchen die Beträge der Aktien von ihren Inhabern zu zahlen sind, und setzt für die Aktienzeichnung (Aktiensubskription) Zeit und Ort fest, wann und wo diejenigen, welche sich durch Aktienübernahme bei dem Unternehmen betheiligen wollen, solches schriftlich zu erklären haben. Nachdem die Unterschriften (Theilnahmerklärungen) vollzählig sind, wird die Subskription geschlossen und der Zeichner (Subskribent) hat an bestimmtem Tage und Ort den Betrag der Aktie, theilweise (in Raten) oder ganz (auf einmal) zu bezahlen, um den gemeinschaftlichen Fond zu bilden. Für den bezahlten Betrag erhält er einen wiederverkäuflichen Aktienschein, der gewöhnlich auf den *Inhaber* ausgestellt ist, und von diesem Augenblick an nimmt er die Eigenschaft des *Aktionärs* (wirklichen Theilhabers und Miteigenthümers) zum betreffenden Unternehmen an. Er behält sie mit allen dem Begriffe anklebenden Rechten und Pflichten, so lange er im Besitze der Aktie selbst bleibt. Es versteht sich von selbst, daß, nachdem die Subskription geschlossen ist, und die Unterschriften eines solchen Aktienvereins beendigt sind, Niemand mehr in solche anders eintreten kann und darf, als durch den *Ankauf* einer oder mehrer Aktien, die im Besitz eines der ursprünglichen Mitglieder sind. Individuell hat kein Aktionär, als solcher, mit der Ausführung, Verwaltung oder Leitung des Unternehmens etwas zu thun. Alle Beschlüsse werden in den statutenmäßigen General-Versammlungen aller Aktionäre gefaßt, und der Wille des Einzelnen hat nur als Theil der entscheidenden Majorität Werth und Geltung. Die Ausführung solcher Beschlüsse der Generalversammlung ist den gewählten und besoldeten Vorstehern und Angestellten der Gesellschaft — der *Direktion* — anvertraut.

Die alten Bergbaugewerkschaften sind als Prototypen der heutigen Aktienvereine anzusehen. Zu einer weitern Anwendung des Princips gaben zuerst die Banken (in Venedig, Genua, Amsterdam, London rc.), dann die holländischen, britischen und französischen kolossalen Vereine zum Betrieb des Handels nach den beiden Indien, nach Afrika und Amerika Anlaß, mit denen sich Kolonisations- und Eroberungszwecke verbanden. Bis zur Mitte des vorigen Jahrhunderts blieb man dabei stehen; da öffneten die Gründer der Assekuranz-Gesellschaften für See- und Feuersgefahr dem Principe ein neues Feld. Noch größere Bedeutung hatte für die allgemeinere Anwendung des Aktienwesens der Umstand, daß es (1760) in *England* *Straßen- und Kanalbau* in sein Bereich zog. Die kolossale Wirksamkeit dieser Gesellschaften wird man aus der officiellen Angabe folgern können, wonach sie im Jahre 1838 an selbst gebauten Landstraßen allein eine Länge von 20,874 englischen Meilen in England und Wales, und 3066 Meilen in Schottland verwalteten. Ihre aus den Beiträgen der Kirchspiele und aus den gesetzlichen Wegegeldern bestehenden Jahres-Einnahmen beliefen sich zusammen auf 1,280,000 Pfund Sterling. Gleichwohl hatten sie eine Gesammt-Schuldenlast von 8 Millionen Pfund Sterling. Seitdem hat die Gesetzgebung durch schärfere Kontrole und Erschwerung der Anleihen dem größeren Anwuchse der Schuldenmasse vorzubeugen gesucht. Auch für *Kanäle* wurden seit 1760 in Großbritannien von Aktiengesellschaften ungeheure Kapitalkräfte aufgewendet, und diese Kapitalien haben eine so reiche Dividende gegeben, daß der Werth vieler Kanalaktien um das Vier- bis Vierzigfache gestiegen ist. Von den spätern, gleichartigen Unternehmungen sind zwar mehre verunglückt, und namentlich bewirkte die große, durch grenzenlose Schwindelei herbeigeführte Katastrophe im Aktienhandel vom Jahre 1826, daß von 33 Gesellschaften, die sich in den zwei vorhergehenden Jahren

für Erbauung von Kanälen, Docks und Dampfböten gebildet hatten, nur fünf sich zu halten und ihren Zweck auszuführen im Stande waren. Später, als in England, wo, außer den erwähnten, Hunderte von A.en für Brücken, Tunnels, Docks, Bergbau, Banken, Fabriken rc. rc. mit einander wetteifern, haben ähnliche Unternehmungen auf dem Kontinente lebhaften Anklang und rege Theilnahme gefunden. In Deutschland war zwar seit dem 10. Jahrhundert der Bergbau auf Aktien (durch Gewerkschaften) im Schwunge; aber außerdem kannte man bis zur Eröffnung der Subskription auf die leipzig-dresdner Eisenbahn nur wenige eigentliche Aktienunternehmungen. Von den ältern, größtentheils durch Friedrich II. gegründeten Handelsgesellschaften bestand die Seehandlungsgesellschaft zu Berlin (gestiftet 1772) mehr als Staatsanstalt, denn als Privatinstitut fort. Die rheinisch-westindische Kompagnie in Elberfeld (gestiftet 1821) liquidirte 1830 mit großem Verluste; die elb-amerikanische zu Leipzig (gestiftet 1825) lösete sich bald mit Totalverlust des Kapitals auf und die deutsch-merikanische Bergbaugesellschaft (gestiftet 1822) hatte das nämliche Schicksal. Dagegen blüheten in Hamburg, Bremen, Triest, Elberfeld, München, Lübeck, Aachen und Leipzig A.en für Versicherung gegen Seegefahr, Feuer und auf Leben ständig und mit bedeutendem Vortheil; die große österreich. Aktienbank in Wien gedieh unter einer verständigen und gewissenhaften Administration außerordentlich, die rheinische Dampfschifffahrts-Gesellschaft machte brillante Geschäfte, u. durch dies Alles bekam das Aktienwesen, das nur hie und da noch bei einem Fabrikgeschäfte, oder in Form einer Unterstützung für milde oder für ästhetische Zwecke gebraucht wurde, den Kredit wieder, den es durch den schlechten Ausfall jener zuerst erwähnten Unternehmungen nothwendig eingebüßt hatte. Die nürnberg-fürther Eisenbahn (eröffnet 7. November 1835) ward der Vorläufer einer neuen Epoche. Das an sich unbedeutende Unternehmen kann nur als ein Versuch betrachtet werden; aber es war ein gut berechneter und überaus gut gerathener, und als solcher von höchster Bedeutung. Wurde die Idee, größere Eisenbahnstrecken anzulegen, durch sie zwar nicht unmittelbar geweckt, (dazu gab die liverpool-manchester Bahn und deren brillantes Resultat die stärkste Veranlassung), so war sie doch nun dem Spekulationsgeiste nahe genug gelegt. Angesichts des auf 3—400% gestiegenen Kurses der nürnberger Bahnaktien fanden die Vorschläge, welche einzelne für die Errichtung von Eisenbahnen enthusiasmirte Männer, namentlich List, machten, bei gewinnlustigen Kapitalisten allgemeinen Applaus, der sich bei der Aktien-Subskriptionseröffnung auf die leipzig-dresdner Bahn glänzend bethätigte, und von da, wie ein elektrischer Schlag, sich ganz Deutschland mittheilte. Es entstanden und keimten an 20 Aktienvereine für Eisenbahnen binnen einem Jahre, von denen zwar manche in den nächsten Jahren sich schon wieder auflösten, andere noch jetzt der Stunde, die sie in's Leben wirklich einführen soll, gewärtigen, viele aber auch in voller Thätigkeit stehen. In Oesterreich lenkte sich der Eifer für Aktienvereine auch auf die in ihrer Entwickelung unendlich wichtige Donau-Dampfschifffahrt; in Bayern wurde mit einem Kapitale von 8 Millionen Gulden der Bau des Ludwigskanals unternommen, in Sachsen, dem bisherigen Centralpunkte des deutschen Aktienwesens, die Befahrung der Elbe, und in Baden die des Oberrheins und Neckars mit Dampf möglich gemacht. Der Associationsgeist und der Eifer für Aktienunternehmungen blieb dabei nicht stehen; unaufhaltsam griff er weiter und es blieb fast kein Gegenstand der Industrie übrig, der nicht Aktienkräfte in Anspruch nahm. Zuckerfabriken und Essigsiedereien, Bier- und Champagner-Brauereien, Dampfmühlen, Maschinenbau, Flachsspinnereien, Manufakturen von allerlei Art, Brücken, Kohlenwerke und Torfgruben fanden mit gleicher Leichtigkeit Aktionäre zu vielen Tausenden. Schon im Jahre 1837 waren allein im Königreich Sachsen 17 größere und kleinere Aktienunternehmungen mit einem Kapital von 12,748,000 Rthlr. im Gange. Kein Stand verschmähete es, zu den gemeinsamen Unternehmungen seinen Beitrag zu entrichten; die Aussicht auf Gewinn lockte Hohe und Niedere. Der Aktienhandel stieg auch in Deutschland zu jener gefährlichen Höhe, auf welcher man, die Art und den Zweck des Unternehmens ganz aus den Augen verlierend, seine Kapitalien einer reinen Wette preisgab. Aber der Schwindel verrauchte bald. Aus dem Fehlschlagen mancher schlecht berechneten Unternehmungen entstanden große Verluste, und es mochte wohl an der Zeit seyn, daß mehre deutsche Landesregierungen durch Beschränkung neuer Aktiencreirungen, namentlich aber des Aktienhandels, die zu offene und große Gefahr, in welche sich Tausende von Verblendeten gestürzt hatten, zu mindern suchten (s. Aktienschwindel und Aktienhandel).

Die Organisation der gegenwärtig in Deutschland bestehenden Aktienvereine ist im Allgemeinen folgende. Jede Aktien-Unternehmung sucht vor Allem die Koncession der Regierung zu erlangen, in deren Landen sie sich zu domiciliren beabsichtigt. Durch die Bestätigung der Landesregierung erhält die Gesellschaft die Rechte einer Korporation, wozu außer dem Rechte einer perpetuirlichen Succession das, durch einen Bevollmächtigten vor Gericht zu erscheinen, Grundeigenthum zu erwerben, ein gemeinsames Siegel zu besitzen, bindende Statuten zu begründen rc. gehört. Sie konstituirt sich entweder nach dem Diktate des ersten Unternehmers oder durch Beschlüsse der Generalversammlung der Aktionäre und wird in der Regel für ihre Statuten die Sanktion der betreffenden Regierung nachsuchen. In den General-Versammlungen entscheidet die Mehrheit der Stimmen. Nicht alle Aktionäre aber nehmen Antheil an der direkten Verwaltung des Geschäfts, sondern sie wählen hierzu in der Generalversammlung eine geringe Anzahl von Personen, welche die Beschlüsse und Anordnungen der Generalversammlung der A. zu vollziehen und die statutenmäßige Ausübung aller Geschäfte zu besorgen haben. Diese Gewählten bilden die Direktion. Sie legt, mit Hülfe der ihr untergeordneten An-

gestellten, der Gesellschaft halb- oder ganzjährige Rechnung ab, berichtet über den Gang der Geschäfte und schlägt, nach Maßgabe des gemachten Gewinns, die zu vertheilende Dividende vor. Tragen die Aktien zugleich regelmäßige Zinsen, so sorgt sie für deren Bezahlung. Gemeiniglich bevollmächtigen die Statuten die Direktion, sobald es nothwendig erscheint, die voraus bestimmten Ratenzahlungen einzurufen und auch außer den regelmäßigen Generalversammlungen außerordentliche zu konvociren. Die Direktion allein ist mit Unterschrift und Siegel der A. betraut und nur durch sie (nie durch einen einzelnen oder mehre Aktionäre) kann ein rechtsgültiges Obligo für die Gesellschaft gewirkt werden. Im Falle eines den Fond übersteigenden Verlustes haftet kein Aktionär über den Betrag seiner Aktie, und erklärt sich die Gesellschaft für fallit, so ist der Aktionär auch nicht weiter betheiligt. Die Aktien, au porteur ausgestellt, können ohne Weiteres verkauft werden; es bedarf der Eigner hierzu keinerlei Zustimmung, und nur einige A.en machen die Bestimmung, daß, so lange der Betrag der Aktien noch nicht ganz eingezahlt ist, die Bewilligung der Direktoren hinzukommen müsse. Hinsichtlich der Zahlungen, zu welchen Aktien verbindlich machen, kann man 3 Arten derselben unterscheiden: 1) solche, deren Nominalwerth von dem Subskribenten voll, es sey in Raten, oder auf einmal, eingezahlt wird; welches letztere dann erforderlich ist, wenn die Aktienunternehmung gleich von vorn herein das ganze Kapital in Anspruch nimmt, z. B. bei Handelsgeschäften, Schiffsausrüstungen; 2) solche, von deren Nominalwerthe nur ein Theil gleich eingeschossen und für das Uebrige in der Person des Aktionärs Bürgschaft geleistet wird, wie bei Assekuranz-Kompagnien, wo das so zusammengeschossene Kapital bei gewöhnlichem Geschäftsgange nicht wirklich verwendet werden kann, sondern nur zur Deckung für außerordentliche Verluste vervollständigt zu werden braucht. In diesem Falle bezeichnet der Nominalwerth des Dokuments den Betrag, bis zu welchem der Inhaber der Gesellschaft verantwortlich ist, über welchen hinaus aber kein Obligo für ihn Statt findet; 3) solche, von deren Inhaber auch über den Nominalwerth hinaus noch Zuschüsse verlangt werden können, so daß jener im Fall der Weigerung die bereits gemachten Zahlungen verliert, z. B. bei Bergwerksunternehmungen. Hinsichtlich des Ertrags sind die Aktien entweder verzinsliche oder unverzinsliche. Die erstern geben dem Inhaber einen rechtlichen Anspruch auf die Hebung jährlicher im Voraus bestimmter Zinsen und außerdem an einen periodisch auszuzahlenden Antheil vom etwaigen Gewinn, d. h. auf eine Dividende, wie die Aktien der österreichischen Bank, der meisten Assekuranz-Kompagnie, der niederländischen Handelsmaatschappy u. a. Die nicht verzinslichen Aktien verinteressiren sich bloß durch die Dividende, wie die meisten Eisenbahnaktien. Endlich gibt es auch Aktien ohne Antheil am Gewinn und Verlust, die nur gewisse Zinsen tragen (actions rentières). Durch den Tod eines Mitglieds erlöscht die Aktie nicht, sie geht vielmehr auf deren Inhaber und die Erben über. Die Gesellschaft endigt nur mit der Beendigung des Geschäftes, mit Ablauf einer bestimmten Zeit, durch gemeinschaftliche Uebereinkunft oder durch Bankerott der Gesellschaft, nicht aber kann ein einzelner Aktionär kündigen oder Theilung verlangen.

Die Frage, in wie weit die Staatsgewalt die freie Organisation der A. zu beaufsichtigen und nach Befinden zu befördern oder zu beschränken habe, erfordert eine ausführlichere Erörterung, als an dieser Stelle erwartet werden kann. Nur so viel scheint keinem Zweifel unterworfen zu seyn, daß die Staatsregierung nicht bloß Einsicht in die Statuten und in die ganze Tendenz der Gesellschaft fordern dürfe, sondern daß sie auch vollkommen berechtigt, ja verpflichtet sey, wenn sie den Zweck oder die Konstitution des Vereins mit dem allgemeinen Wohle des Staates oder mit den unverletzlichen Rechten einzelner Staatsbürger in Widerspruch findet, korrigirend oder verbietend einzuschreiten. Anderer Seits aber wird sich von einer weisen Regierung eben so zuversichtlich erwarten lassen, daß sie wohl berechnete und gemeinnützige Unternehmungen nicht bloß in ihrer rechtlichen Existenz schütze, sondern sie auch mit den ihr zu Gebote stehenden Mitteln unterstütze und fördere. Ja sie wird selbst dann, wenn Mißbräuchen vorzubeugen ist, sich auf so vorsichtige Mittel beschränken, daß nicht über Verhinderung des Mißbrauchs der gute Gebrauch unmöglich gemacht werde. Eben deshalb wird die Staatsregierung nicht darauf ausgehen, daß alle Uebelstände gehoben werden, sondern nur darauf sehen, daß, nach Abstellung der offenbaren Ungerechtigkeiten die Nachtheile den Vortheilen des Aktienunternehmens um ein Bedeutendes untergeordnet seyen.

Unstreitig haben die Aktienvereine eine hohe Bedeutung und sind am Baume der Gesittung eine der schönsten und gesundesten Blüthen, welche der Zukunft unsers Geschlechts herrliche Frucht verheißt. In ihrem Schooße entfalten sich viele bisher ganz unbekannte Kräfte, und indem jeder Aktienverein die Gesammt-Staats-Kraft erhöht, bildet er zugleich eine Macht für sich, die selbstständig auf die Gesellschaft zurückwirkt und dort Richtungen und Ansichten erzeugt, von denen man früher nichts wußte. Das schlummernde Bewußtseyn von innewohnenden Fähigkeits- und Thätigkeitskeimen wird durch sie geweckt oder dem Begriff geöffnet, Aemulation wird entzündet, geistige und gesellschaftliche Triebe aller Art werden durch ihren Einfluß entfaltet. Die A.en sind keine ausschließliche Schöpfung eines Standes; sie sind ein Vereinigungsprodukt aller Stände, aus dem sich für die niedern eine neue Frucht ihrer Geltung und ihrer Kraft ansetzen wird. Die Bestrebungen der A.en sind auch volksthümlich und patriotisch; aber fremd allem Spießbürgerthum, ruht ihr eigentliches Lebensprincip auf dem der vollkommensten Freiheit. Absperrung, Ausschließung, Monopole sind dem wahren Geiste der A.en ganz zuwider, und die Erfahrungen des Gegentheils, gegenwärtig noch häufig, werden in eben dem Maße seltner werden, als der rechte Geist des Aktienwesens allgemeiner verstanden wird und sich läutert. Nur Schwäche und Unfähigkeit verlangen Schutz durch Privilegien; aber jener Geist ist stark und mächtig und intelligent,

und weit entfernt, die Reibung gleichartiger Kräfte zu fürchten, bedarf er derselben zu seiner Entwickelung. Die A.en erheben sich auf den Trümmern des Innungswesens zu wahren Innungen des Nützlichen, Großen und Guten; zu einer innigen Verbindung fruchtbringender Keime, die ohne ihre Vermittelung, vereinzelt, verdorren müßten; zu einer Verbrüderung von Erfindung und praktischer Anwendung, von Kapital und Wissenschaft, von Idee und Kraft in den Nationen.

Im Allgemeinen kann man annehmen, daß ohne die Vermittelung von Aktienvereinen jedes Unternehmen unterbleiben würde, welches die Geldmittel der Einzelnen oder Einiger übersteigt. Eben so wird in allen Fällen, wenn der Erfolg sehr ungewiß ist, oder wenn lange Zeit dazu gehört, um die Unternehmung bis zur Produktivität zu bringen, der Einzelne, selbst wenn er die Fonds dazu hat, nicht leicht geneigt seyn, die ganze Gefahr des möglichen Mißlingens allein auf sich zu nehmen, und es wird also unterbleiben müssen; obschon er und mit ihm viele Andere wohl willig wären, sich mit einer kleinen Summe bei der Entrepriese zu betheiligen. Jene großen und nützlichen Anstalten für Handel und Gewerbe, gegen welche alle Wunderwerke der alten Welt in den Schatten treten, jene Hunderte von Meilen langen und ganze Gebirge übersteigenden Kanäle in Nord-Amerika und England; die Häfen und Docks; die Eisenbahnen; die großen Bankanstalten; die Institute für Versicherung; die großartigsten Fabriken; die unterirdischen Wunder der britischen Bergwerke: sie alle wären ohne Aktienvereine gar nicht vorhanden, und ohne sie würden die nützlichsten und wichtigsten Erfindungen oft ohne praktische Anwendung geblieben seyn. Das Ja auf die Frage also, ob Aktienvereine überhaupt nützlich und nothwendig seyen, Vereine, in welchen viele Einzelne ihre Geldmittel und geistigen Kräfte verbinden und für das allgemeine Beste Erfolge hervorbringen, welche außerdem nicht erreicht werden würden, kann keinem Zweifel unterliegen.

Ein wohlüberdachter, geregelter Plan und ein striktes Halten an demselben ist für jedes Geschäft eine wichtige Bedingung des Erfolgs; aber für die durch Aktienvereine betriebenen ist sie eine absolut nothwendige, ohne welche ihr Bestehen überhaupt nicht möglich ist. Der Grund leuchtet ein. Die Geschäfte einer A. können nur durch Verwalter (Direktoren und Angestellte) geführt werden, und sind sie nicht so geordnet und fest geregelt, daß der Willkür des Einzelnen verhältnißmäßig wenig überlassen ist, und daß eine schnelle und klare Einsicht in den Gang der Geschäfte jederzeit gewonnen werden könne, so fällt es der Gesellschaft unmöglich, über die von ihr Angestellten, deren Thätigkeit und deren Wirken diejenige Kontrole zu führen, welche zum Wohl und Gedeihen des Ganzen unerläßlich ist. Der Kaufmann und der Fabrikant, der sein eigenes Geschäft führt, genießt unmittelbar die Früchte seiner Einsicht, seines Fleißes, seiner Sparsamkeit, und macht er etwas verkehrt, oder ist er nachlässig, so wird er auch eben so schnell durch die üblen Folgen schmerzlich darauf hingewiesen, es künftig besser zu machen. Die Geschäftsverwalter von A.en hingegen ermangeln, da sie für fremde Rechnung, und noch dazu für Rechnung einer großen, ihnen keine oder wenig persönliche Theilnahme einflößenden Körperschaft arbeiten, jenes intensiven, warmen Interesses des Eigenthums gänzlich und damit des mächtigsten Sporn zur Anstrengung, Umsicht u. Sparsamkeit. Es eignen sich daher solche Geschäftszweige und Unternehmungen am besten für Aktienvereine, bei deren Führung dem freien Willen der Angestellten am wenigsten überlassen ist, und wo ein gleichförmiges, festes System schon so zu sagen von selbst und als nothwendig einen gleichförmigen, festen Gang der angestellten Thätigkeiten hervorruft. Kanäle, Eisenbahnen, Gasbeleuchtung, Banken, Docks, Versicherungsanstalten und Dampfschifffahrt stehen in dieser Beziehung oben an. Solche sind es auch, welche sich durch die Praxis als die sichersten und vortheilhaftesten bewährt haben und unter diesen stehen wieder nach vorliegenden Geschäftsresultaten die Feuer- und Lebensassekuranzen oben an.

Je mehr ein Erfolg von Aktien-Unternehmungen von der persönlichen Einsicht, dem freiwilligen Fleiße und dem eigenen Unternehmungsgeiste der Verwalter abhängig gemacht ist, desto mißlicher, unsicherer und gefahrbringender sind sie, und die Praxis hat auch diesen Satz bisher völlig bestätigt. Am gefährlichsten sind die für rein kaufmännische Geschäfte zusammengetretenen Aktienvereine, und keiner derselben ist je im Stande gewesen, mit gleichartigen Privatunternehmungen zu rivalisiren oder neben diesen zu bestehen, sobald die letztern mit der A. frei konkurriren durften. Alle dergleichen Vereine, welche längere Dauer hatten, prosperirten nur hinter der Mauer der Monopole und Privilegien, welche die Mitbewerber ausschloß; so die großen ostindischen Kompagnien in Amsterdam und London; so die noch junge niederländisch-ostindische Handelsgesellschaft. Die erstgenannte ging zu Grunde, sobald sie ihre Aktienrechte geschmälert sah; die andere — der Koloß, dem das britisch-indische Reich gehört, — lebt von den Revenüen seines Landes, nicht von denen seines Handels, und die niederländische Maatschappy würde sofort aufhören müssen, würden ihr ihre Vorrechte genommen, durch die sie allein ihre Geschäfte, mit Vortheil treibt. In England und in Nordamerika werden schon seit lange dergl. Projekte für baare Thorheit gehalten, und selbst in den schwindelvollsten Perioden von 1825 und 1836 fanden sie keinerlei Unterstützung. Aber nicht bloß rein kaufmännische Geschäfte, auch solche Fabrikanlagen, bei welchen die Geschäftsführer einer wirksamen, genügenden Verantwortlichkeit und Kontrole nicht unterworfen werden können, zumal bei Einkauf des Materials, bei der Veredlungsarbeit, Fabrikation und bei Allem, was den Absatz der Waaren in entlegene Gegenden betrifft, so wie solche Anlagen, bei welchen der Fabrikationsprozeß der eine leichte Kontrole zulassenden Einfachheit entbehrt, endlich auch die, wo sich Verwaltung und Aufsicht in viele Zweige theilen und es folglich schwer ist, dem allmähligen Einschleichen von Mißbräuchen zu begegnen oder ihnen vorzubeugen: alle solche werden unter Aktienvereinen selten zu der Prosperität gelangen, welcher sie in Pri-

vathänden fähig sind, u. dgl. eignen sich also nicht zum Vereinsbetrieb. Die vielfältigen Versuche zum Gegentheil sind bisher fast ohne Ausnahme gescheitert. Der unbesonnene französische Spekulationsgeist hat schon vor Jahren Warnungsbeispiele in Menge, Belgien mehre und Deutschland einige geliefert. Etwas Anderes ist's mit solchen Fabrikanlagen, wobei der Prozeß sehr einfach, das Produkt ein allgemeines Bedürfniß, von kurantem Marktwerth und in jeder Menge zu verkaufen ist; wie bei der Fabrikation vieler Bergwerksprodukte, des Salzes, der Lichter, Seife &c. Obschon solche Unternehmungen bei Weitem die sichere Chance des Gelingens und großer Rentabilität nicht haben, als die weiter oben erwähnten Klassen, weil immer noch der Persönlichkeit der Verwalter auf den Erfolg ein überwiegender Einfluß eingeräumt werden muß: so sind sie doch keineswegs aus dem Bereich des Aktienbetriebs zu weisen; und manche derartige, ehrlich, gut und sparsam verwaltete Aktienanstalten, sowohl in Belgien als in Deutschland, haben eine Basis des Gedeihens errungen. Viele jedoch gingen zu Grunde. In England hat man jetzt wenig Neigung mehr für Fabrikunternehmungen durch Aktien; man hat genug an den frühern vielfältigen Versuchen, und sie werden selten erneuert.

Die amerikanischen Bergwerks-A.en, welche in den Jahren 1824 — 26 mit so großen Kapitalien und noch größeren Hoffnungen gegründet wurden, erlagen auch größtentheils der Schwierigkeit, geregelte Grundsätze für ihren Geschäftsbetrieb aufzustellen und die Geschäftsführung der dabei Angestellten in so großer Entfernung (denn der Sitz der Direktionen blieb in London) zu kontroliren. Alles mußte der Verwalter Einsicht und Ehrlichkeit auf Diskretion überlassen bleiben. Gleichartige Unternehmungen hingegen in England selbst, — dort, wo man ein nahes wachsames Auge auf sie haben konnte, — sind größtentheils sehr gut ausgefallen, und die Mehrzahl der A.en für Kupfer-, Zinn-, Blei- und Kohlenbergwerke in Cornwallis, Wales, Durham, Yorkshire; die Kohlengruben in Schottland; die Kohlen- und Eisengruben in Belgien und in Frankreich geben fortwährend bedeutende Ausbeute und ihre Aktien sind auf das 2- bis 3fache, ja in einzelnen Fällen auf das Sechsfache gestiegen. Dasselbe ist der Fall mit den A.en für sehr großartige metallurgische Operationen, besonders fur Eisenerzeugung. Die meisten, sowohl in England als in Belgien und Frankreich, sind gelungen, werfen hohe Dividenden ab, und ihre Aktien stehen weit über dem Nominalwerth.

Aktienhandel (-Verkehr, -Geschäfte), Art des Handels, welche in Folge des Aktienwesens aufgekommen ist. In ältern Zeiten fand der Verkehr seine Stütze fast ausschließlich im Waarenhandel, welcher die Produkte der städtischen und ländlichen Gewerbe, des Handwerkers und des Landmanns, gegen einander verwerthete. Zwischen dem Producenten und dem großen, welthandelnden Kaufmann stand eine ganze Stufenleiter voller Mittelspersonen. Von den Producenten gingen, ehe sie an die Weltmärkte gelangten die Waaren gewöhnlich erst durch eine Menge Hände, welche alle mehr oder weniger Gewinn daran hatten. Als aber allmählig der Lebenskeim dieses Systems hinwelkte, allgemeine Geisteskultur den Mangel des Wissens auch in der Handelswelt beseitigte, die Geheimnisse von Absatz und Produktionsquellen aufhörten Geheimnisse zu seyn, Producirende und Konsumenten näher aneinander rückten und alles dies eine Umwandlung der bisherigen Verhältnisse herbeiführte: da mußten die Kapitalien noch andere Wege zu ihrer ergiebigen Beschäftigung suchen, zumal je mehr die Anhäufung derselben im Allgemeinen zunahm. Man verfiel auf die Vereinigung einer Menge Einzel-Kapitale zur Verfolgung bestimmter Handelszwecke, und die Macht, welche solche Vereinigung gab, mußte zugleich dazu dienen, Andere von gleichen Bestrebungen auszuschließen. So entstanden im 17. und 18. Jahrhundert die großen Handelsgesellschaften in Holland, England und Frankreich, welche ganze Zweige des Welthandels ausschließlich ausbeuteten und den Verkehr ganzer Welttheile monopolisirten. Die ersten solcher Gesellschaften waren aus einer beschränkten Anzahl großer Kapitalisten zusammengesetzt, und Gewinn oder Verlust repartirten sich auf jeden Theilnehmer nach Maßgabe seiner Einlage. Mit dem Antheil am Geschäftskapital war zugleich auch noch ein persönliches Wirken in der Geschäftsverwaltung verknüpft, und jene ersten Kompagnien traten anfänglich ihrem Wesen nach nicht aus der Sphäre gewöhnlicher Gesellschaftshandlungen. Als aber im Laufe der Zeit das Gedeihen jener Vereine ein stets wachsendes Streben nach größerer Ausdehnung und Macht hervorrief, und der Wunsch, gleiche Vortheile zu erlangen, immer mehr Kapitalisten geneigt machte, auf ähnliche Anlagen ihre Fonds zu verwenden; als folglich der Kompagniehandel immer größere Massen von Kapitalkräften ansprach und absorbirte: so mußte er, um eine reichhaltige Erwerbsquelle für so viele Tausende zu werden, als er früher für Einzelne gewesen war, nothwendig seine Form gänzlich verändern. Die Kapitalien der Handelsgesellschaft wurden nun in immer kleinere Antheile geschlagen, und die Möglichkeit der Theilnahme immer größeren Kreisen geöffnet. Auf gleiche Weise entstanden Gesellschaften fur gewisse Gewerbszweige, deren vortheilhafter Betrieb ansehnliche Kapitalien erheischte. Bergwerke, Salinen, der Bau der Kolonialprodukte im Großen &c. wurden längst schon durch Gesellschaften getrieben, welche im Laufe der Zeit mit der Natur auch die Form der heutigen Aktiengesellschaften annahmen. Ursprünglich waren die Scheine über die betreffenden Kapitalantheile (Aktien) auf die Namen der Theilhaber (Aktionäre) ausgestellt, und gemeiniglich enthielten sie für den Eigenthümer die Verpflichtung, daß, wenn der Gang der Geschäfte größere Kapitalzuschüsse forderte und solche durch die Mehrzahl der Theilhaber gefordert wurden, sie bei Verlust des Antheils geleistet werden mußten. Das Princip gemeinschaftlichen Antheils an Gewinn und Verlust blieb rein, und ein Abwurf vom eingeschossenen Kapital konnte nie anders, als aus wirklichem Netto gewinn hergeleitet werden. Doch in eben dem Maße, als die Aktiengesellschaften sich mehrten, wurden, vermöge der Konkurrenz, auch die Gewinne kleiner und

unzuverlässiger, die Neigung des Publikums zur Fondanlage in dergleichen Unternehmungen wurde lauer und man fand, daß das Zustandbringen einer Aktiengesellschaft, zumal wenn sie für ihre Zwecke große Summen gebrauchte, unter den bisher üblich gewesenen Grundsätzen und Formen erschwert war. Man verfiel hierauf auf eine Menge von Reizmitteln, um die Lust zur Theilnahme zu kräftigen. Dahin gehört das Versprechen sicherer jährlicher Zinsen unabhängig von dem Antheil (der Dividende) am Gewinn; ferner die Befreiung der Aktionäre von der Verbindlichkeit des Nachschusses zu dem erklärten (gezeichneten) Kapitalantheil; gewisse, dem Verlust des Gesellschafts-Kapitals vorbeugende oder ihn doch beschränkende Bestimmungen, und, als Erzeugniß der neuesten Zeit, die Vertheilung des Gewinnüberschusses in großen Summen durch Verloosung oder als Annuitäten und Leibrenten. Ganz besonders wirksam aber hat sich die glückliche Idee erwiesen, jene Gesellschaftsantheile (Aktien) nicht mehr auf Namen, sondern auf jeden Inhaber (au porteur) auszustellen, wodurch sie, eben so wie die heutigen Staatspapiere, auf die leichteste Art übertragbar wurden. Konnten nun projektirte Aktienunternehmungen in Bezug auf ihre Rentabilität die Prüfung bestehen, oder das Publikum sich wenigstens von der Wahrscheinlichkeit einer solchen überzeugen, und waren die Projektoren Leute von Kredit und öffentlichem Glauben: so konnte es auch nicht mehr schwer fallen, für sie die nöthigen Fonds zur Ausführung zu verschaffen, selbst wenn sie Millionen erheischten. Gemeiniglich dienen angesehene Wechselhäuser dabei als Vermittler, die entweder selbst einen großen Theil des Aktienkapitals übernehmen (weniger, um sich permanent bei dem Unternehmen zu betheiligen, als um aus der Wiederabgabe der Aktien einen Gewinn zu ziehen), oder bei denen gegen eine angemessene Provision die Beziehung der Aktien und die Einzahlung der Gelder in vorher bestimmter Zeit geschieht. Auf solche Weise sind heutigen Tages die Aktien von industriellen und Handelsunternehmungen Staatspapieren ähnlich geworden; sie lassen sich, wie diese, auf die verschiedenartigste Weise benutzen, sie wurden wie jene ein Gegenstand des Handels und erhielten dadurch, daß sie angeboten und gesucht wurden, einen veränderlichen Preis, einen Kurs, wie alle andern Handelspapiere. Daß aber die Aktien für industrielle und Handelsunternehmungen so schnell ein sehr bedeutender Gegenstand des Börsenverkehrs geworden sind, hat der Umstand begünstigt, daß der durch den langen Frieden allmählig herbeigeführte sehr hohe Stand der Staatspapiere der Spekulation nur noch wenig Raum übrig läßt, und die Abwürfe der darin angelegten Kapitalien theils dadurch, theils durch die immer häufiger werdende Herabsetzung der Zinsen mehr und mehr geschmälert sind. Wechselfälle, die sonst so häufig waren und durch große Kursfluktuationen, ihre Folgen, der Spekulation öftere Chancen zu Gewinnen boten, fallen bei den bessern Gattungen von Staatspapieren kaum mehr in Berechnung, wogegen Aktien, selbst der am solidesten begründeten Unternehmungen, schon wegen der Veränderlichkeit ihrer Rentabilität, gar häufiger Kursänderung unterworfen bleiben und der Spekulation weiten Spielraum öffnen. Unter diesen Verhältnissen haben sich auf den Börsen, nach und nach, ohne Einwirkung der Gesetzgebung, für den A. auch gewisse Formen ausgebildet. Begreiflicherweise bekümmert sich der Staat nicht weiter um sie; aber als Usanzen haben sie bei jenem täglich wichtiger werdenden Verkehrzweige allgemeine Geltung.

Der A., wie er jetzt besteht, kennt fünf verschiedene Geschäftsformen, auf welche sich die Ausdrücke Tagskäufe (Contantkäufe), Zeitkäufe, Prämiengeschäfte, Prolongationsgeschäfte u. Kommissionsgeschäfte beziehen.

1) Tagskauf, fester, prompter, Contantkauf; Zug um Zug, pr. Kasse, ein solches nennt man Kauf-Aktiengeschäft, bei welchem gleich nach dem Abschlusse vom Verkäufer geliefert und vom Käufer baar bezahlt wird. Das Abschließen solcher Geschäfte durch Vermittlung von Maklern ist an großen Plätzen allgemein gebräuchlich, nothwendig aber ist es nicht. Solche Tags- (Kasse-) käufe unterliegen den bekannten Vorschriften des gemeinen Rechtes über Kauf und Verkauf und sind die einfachsten, gewöhnlichsten im Aktienverkehr.

2) Zeitkauf heißt der Aktienkauf, bei welchem dessen Erfüllung, nämlich die gegenseitige Lieferung und Uebernahme der Papiere, auf einen im Schlußbriefe bestimmten Tag hinausgeschoben wird. Er heißt auch Kauf auf Ziel, auf Lieferung, auf Frist (französisch à terme; im Gegensatze von à comptant). Der Unterschied vom Contant-Kaufe liegt bloß in der hinausgeschobenen Erfüllung. Freilich wird mit diesen Zeitkäufen von Papieren au porteur, von Aktien und Staatspapieren ein arges Spiel getrieben, und Zeit-Verträge sind's, in welchen die Agiotage und die Spielsucht in der krassesten Form ihr Wesen treiben. Meistens sind sie bloße Scheinverträge, bei denen es keineswegs auf wirkliche Erfüllung, nämlich auf reelle Lieferung und Uebernahme der Gegenstände, sondern auf die bloße Kursdifferenz abgesehen ist. Ein reelles Geschäft liegt dabei in der Regel nicht zum Grunde, wohl aber ein Hazardspiel, das um so gefährlicher ist, da weder der Eine noch der Andre zum Voraus berechnen kann, wie groß die Kursdifferenz seyn werde. Was ihre Gefährlichkeit noch erhöht, ist das oft wiederkehrende böse und wucherische Spiel, welches in solchen Papieren große Häuser treiben, die die Kurse zu beherrschen in ihrer Macht haben. Ein solches Haus kauft oder verkauft von Zeit zu Zeit zu oft ungeheueren Beläufen auf Lieferung und weiß durch geschickte Manipulation dann die Kurse immer so zu bewegen, daß sie am Lieferungstage zu seinem Vortheil stehen; und je schlauer in der Regel dieses Spiel verdeckt ist, um so sicherer und gewinnreicher wird es ausgebeutet. Eine solche Benutzung der Zeitkäufe benimmt ihnen jedoch nichts von ihrer Rechtsbeständigkeit. Der Spekulant im Waarenhandel, der einen Artikel beherrschen kann leitet seinen Preis zu seinem Vortheil; warum soll der Aktienspekulant nicht gleiches Recht genießen? Wenn größere Häuser dabei etwas zum Voraus haben, so haben sie nicht mehr, als

in andern Geschäftszweigen auch. Rothschild läßt Estafetten reiten und Posttauben fliegen, weil er sie bezahlen kann und wohl weiß, warum er die Kosten daran hängt. Wer's Geld nicht dazu hat, muß es bleiben lassen, und entweder nicht spekuliren oder den Nachtheil hinnehmen, daß ein Anderer die Kursänderungen früher erfährt und benutzt, als er, der seine Operationen nach Briefpost = Berichten bemißt. Alle bedeutenden Rechtslehrer anerkennen daher gegenwärtig den Grundsatz: Zeitkauf von Papieren au porteur ist ein reeller Kauf, der nach Schlußbrief erfüllt werden soll; wird er nicht erfüllt, und ein Theil klagt auf Erfüllung, so entscheidet der Richter, unbekümmert, welche Absicht die Parteien zur Zeit des Abschlusses leitete, auf unbedingte Erfüllung nach den Worten des Vertrags, wie er es bei jedem andern Lieferungsgeschäft thut.

3) Das **Prämiengeschäft**, eine dem Papierhandel ganz eigenthümliche Form, welche vom Staatspapierverkehr an einigen großen Börsen (Paris, London, Amsterdam) auch auf den Aktienhandel übergegangen ist. Das Prämiengeschäft verdankt seine Entstehung denselben Ursachen, welche den Effektenhandel überhaupt zu so überschwänglicher Größe führten, und die solidesten und angesehensten Häuser, welche noch vor 2 Jahrzehnten es für unverträglich mit ihrem Kredit hielten, die kleinsten Papier = Geschäfte zu machen, haben es mit in ihren Kreis gezogen. Der erste Platz, wo Prämiengeschäfte aufkamen, war **Amsterdam**. Dieser Platz hat bekanntlich einen großen Ueberfluß an Kapital, womit ein niedriger Zinsfuß und theure Lebensweise zusammenhängt. Mancher nun, der sein Geld auf einen höhern als den gewöhnlichen Zinsfuß stellen, doch aber nicht als Spekulant viel wagen mochte, kaufte sich zinstragende Staatspapiere u. Aktien und war froh, vom eigentlichen Spekulanten eine Prämie zu nehmen, gegen welche er letzterem (dem Prämienzahler) es frei stellte, eben diese Papiere bis zu einer bestimmten Zeit zum festgesetzten Kurse zu übernehmen oder nicht. Trat nun der Termin ein, und die Papiere standen höher, so übernahm sie der Prämienzahler; der Prämiennehmer aber hatte während der Zeit außer den laufenden Zinsen die Prämien genossen, er kaufte neue Papiere und repetirte das Geschäft. Dasselbe geschah, wenn die Papiere fielen. Dann behielt er sie zwar; aber sein Gewinn blieb derselbe und er benutzte sie zu neuen Prämiengeschäften. Der Spekulant hingegen wußte voraus, womit er die Chance einer Kursänderung zu seinem Vortheil bezahlte, und war den ruinösen Wechselfällen des einfachen Lieferungsgeschäfts nicht mehr ausgesetzt. Diese Art der Papiergeschäfte, in welchen der Kapitalist gleichsam bei der Spekulation den Vermittler macht und ihr das Objekt ihrer Unternehmungen zum Spiel darleiht, verbreitete sich schnell über alle Plätze und gewann eine kaum glaubliche Ausdehnung. Freilich blieb auch sie nicht frei vom Mißbrauch. So nahm wohl Mancher, der keine 10 Aktien besaß, Prämien auf 100, in der Meinung, die Papiere würden nicht bezogen werden, und er betrachtete die eingestrichene Prämie als reinen Gewinn; und mancher Spekulant nahm Prämien auf 1000 und mehr Stücke, ohne vielleicht ein einziges zu besitzen. Das Vorausnehmen der Prämien war ein anlockendes Reizmittel für Viele, und bald entstanden auch durch diese Geschäfte, wenn die betreffenden Papiere bedeutende Erhöhungen erfuhren, die schwersten Verluste, welche für Viele verderblich wurden. Daß seinerseits der Prämienzahler es unberücksichtigt ließ, ob jener die Effekten zur Zeit, als er die Prämien nahm, wirklich besaß, ist begreiflich; für ihn war es genug, wenn er bei Ablauf des Termins die Papiere geliefert oder doch die Kursdifferenz bezahlt erhielt. Es gab Zeiten, wo man, in London z. B., auf Bergwerks= und Eisenbahnaktien auf einen Monat bei steigenden Kursen 5, ja 10 % Prämie bezahlte. In solchen wilden Perioden wurden, trotz der enormen Prämien, nicht selten in kurzer Zeit noch 100 Procent am Kurse verdient. In ruhigen Zeiträumen hingegen, wo die Kurse nur geringe Wandelungsfähigkeiten haben, ist der Prämiennehmer wohl auch mit 1/8 Procent per Monat zufrieden. Der **Schlußzettel** für Prämiengeschäfte hat gewöhnlich den Zusatz: daß, wenn am Lieferungstage der eine oder der andere Theil es vorziehen sollte, entweder die Aktien nicht zu liefern, oder nicht zu beziehen, er gegen Zurücklassung der bezahlten (benannten) Prämie vom Vertrag ohne Weiteres zurücktreten dürfe. Man sieht ein, daß die Prämie das für den Käufer stipulirte **Reugeld** ist. Da alle Gesetze das Reugeld erlauben, und eine beliebige Größe desselben gestatten, so läßt sich auch gegen die Rechtsbeständigkeit der Prämienkäufe nichts einwenden. Alle Geschäfte der Art sind erlaubt, tagtäglich in Gebrauch, und aus dem Gesichtspunkte der Klugheit betrachtet, sind sie den festen Zeitkäufen unbedingt vorzuziehen.

4) Das **Prolongationsgeschäft** hat der Aktienverkehr ebenfalls vom Staatspapierhandel entlehnt. Der außerordentliche Gewinn, der besonders in den ersten Zeiten des neu emporgekommenen Papierhandels (1815 u. folgende Jahre) den Spekulanten à la hausse (den **Liebhabern**, den auf's Steigen Kalkulirenden im Gegensatze zu den Spekulanten à la baisse, den baissiers, den auf's Fallen des Kurses Operirenden, den Kontremineurs) zu Theil wurde, mußte diese, so wie andere, neu herzutretende Spekulanten zu immer größern Unternehmungen anfeuern, die nicht selten ihre Kräfte weit überstiegen. Erst machte man Lieferungsgeschäfte auf Zeit, benutzte dazu den Kredit, den gute Geschäfte so leicht geben, und spekulirte so nach und nach für die größten Summen. Als dann die Papiere höher und immer höher gingen, da nahmen die Käufer erst recht zu, ja oft fehlte es ganz und gar an Verkäufern, obgleich Käufer per Contant, gegen Cassa, sich einander in den Preisen überboten. Furchtsame Kapitalisten und solche, welche großen gemachten Gewinn nicht ferner den Chancen des Kurses bloß stellen mochten, erboten sich, gegen einen von 5—8 Procent für's Jahr variirenden Zins den größten Theil des Marktwerths auf kurshabende Papiere vorzuschießen. Sie gaben, dreist gemacht durch das fortwährende Steigen, oft bis zu 95 Procent und machten es so den ärmern Spekulanten möglich, mit 5000 fl. für 100,000 fl. Papiere gegen **baar** einzukaufen. Doch

auch dieses war der Spekulation noch zu hemmend. Es entstand zwischen Spekulanten und Kapitalister ein Abkommen, wonach letztere für jene die contant gekauften Papiere bezahlten, sie dem Käufer aber zu einem verhältnißmäßig höhern Kurse mit der Bedingung wieder überließen, die Papiere binnen einem oder mehren Monaten zu beziehen. So gestalteten sich die Prolongationsgeschäfte. Die Kapitalisten haben daraus den Vortheil, sehr hohe, meist wucherische Zinsen aus ihrem Kapital zu ziehen bei wenig Risiko, da sie ja die Valuta — die Effekten — unterpfändlich behalten; der Spekulant aber von kleinem oder mäßigem Vermögen scheut ein solches Opfer nicht, weil er auf diese Weise in den Stand gesetzt ist, große Unternehmungen zu machen. Diese Geschäftsabschlüsse der (Franzose nennt sie Marches à reports) adoptirte in den dreißiger Jahren er A., sobald der zur Blüthe kam, und es gibt viele Häuser in Paris, London rc., deren Fonds ausschließlich dem Prolongationsgeschäfte dienen. Gegen die rechtliche Natur dieses Geschäfts, so groß auch der Mißbrauch geworden ist, läßt sich nichts einwenden. In den Augen des Juristen sind es Verkäufe, verbunden mit einem auf Zeit gestellten Rückkaufsvertrag und als solche vollkommen rechtsbeständig.

5) Das Kommissionsgeschäft. Man gibt Aktien in Verkaufskommission gemeiniglich so, daß man ein fremdes Haus ersucht, Papiere, die man besitzt, zu verkaufen, wenn sie einen gewissen Kurs erreicht haben, worauf man ihm solche zur Ablieferung zuschickt; oder man schickt sie alsbald ein mit dem Auftrage, sie zu verwerthen, sobald dies zu einem gewissen Preise geschehen kann. In ersterem Fall verkauft der Kommissionär diese Papiere zum vorgeschriebenen Preise auf Lieferung in der Zeit, binnen welcher er die Aktien in Handen zu haben gedenkt. Den Kommittenten benachrichtigt er von dem Verkaufe sogleich. Sinkt nun inzwischen der Kurs, und der Käufer verweigert die Uebernahme der Papiere aus irgend einem Grunde, so hat der Kommissionär an und für sich zwar keine Verhaftung gegen den Kommittenten, er hat sie aber nach der Usanz vieler Börsen und muß dem Kommittenten für den vollen Betrag nach dem angezeigten Kurse aus eignem Vermögen haften, wenn er nicht ausdrücklich sich das Gegentheil (gemeiniglich durch den Zusatz: „ohne mein Obligo") reservirte. Da es Regel ist, dem Kommittenten für die Bezahlung der im Auftrag verkauften Papiere del credere zu stehen, so berechnet der Kommissionär eine erhöhete Provision, die mit Rücksicht auf die Ausdehnung der Lieferungszeit veränderlich ist, z. B. bei Lieferungen auf 1 Monat Zeit 1/4 — auf 2 bis 3 Monate 1/3 ⅓ rocent u. s. w. Der Kommittent hat es dann bloß mit dem Kommissionär zu thun, dieser allein ist sein Zahler.

Man hat auch hie und da versucht, die im Handel mit verloosbaren Staatspapieren gebräuchlichen Heuer- u. Assekuranzgeschäfte dem A. anzupassen, und so wurden, namentlich in London, zur Zeit der amerikanischen Bergwerksspekulation, von der sich Jedermann die maßlosesten Begriffe machte und nichts Geringeres erwartete, als binnen Kurzem das alterum tantum des Anlagekapitals als jährliche Dividende zu erhalten, ansehnliche Geschäfte gemacht von Solchen, die den gehofften Ertrag ihrer Aktien auf mehre Jahre für eine gewisse sofort zu zahlende Summe an Andere überließen, wohl berechnend, daß der Sperling in der Hand besser sey, als die Taube auf dem Dache. Inzwischen sind diese Geschäfte doch dem Aktienverkehr im Allgemeinen fremd geblieben, u. sie werden, als der Natur dieser Papiere zuwider, wohl nie viel Eingang gewinnen können.

Aktienkurs, Tagespreis der Aktien, der relative Geldwerth einer Aktie im Verhältniß zum Nennwerth derselben an einem gewissen Ort (Markt, Börse) und zu einer gewissen Zeit. Ein A. ist wahr, wenn in der bestimmten Zeit in der fraglichen Sorte von Aktien mehre Geschäfte zwischen wirklichen Käufern u. Verkäufern abgeschlossen worden sind, die durch andere bedeutend abweichende zu gleicher Zeit nicht unterbrochen wurden. Ein Geschäft macht in der Regel noch keinen A. Der Preis der Aktien steigt und fällt, und dies hängt von den verschiedenartigsten Verhältnissen ab. Bald sind es allgemeine Umstände, die auf ihn einwirken, Ursachen, welche in der Handelswelt überhaupt als wirksam sich zeigen; noch öfterer aber sind es besondere; z. B. das Bekanntwerden von Umständen, welche die Rentabilität der Aktienunternehmung oder die öffentliche Meinung von derselben ändern, oder auch die Gunst oder Ungunst der Mode, welche sich bald dieser, bald jener Aktienfamilie, oft ohne alle gegründete Veranlassung, zuwendet. Für den wahren Geschäftsmann und den Kapitalisten, welche in der Theilnahme an Aktienunternehmen nichts weiter als eine gute, rentable Anlage ihres Geldes suchen, ist es eine Hauptsache, den Gründen der Kurserhöhung oder Erniedrigung mit scharfem Auge und kühlem Urtheile nachzuforschen und die Fluktuation der Meinung nie anders als nach ihrem wahren Werthe zu würdigen; nie sich aber, wie die meisten oberflächlichen Aktienspekulanten zu thun pflegen, mit der bloßen Einsicht dieses und jenes Kurszettels oder der Autorität größerer Handelshäuser zu begnügen, deren Berichte nur zu oft durch Partikularinteresse gefärbt sind. Wenn aber den schärfsten, wachsamsten und unbefangensten Beobachter schon der Gang des Staatspapierkurses öfters gänzlich täuscht, und die in demselben manchmal vorgehenden Veränderungen so rein zufällig in jeder Betrachtung erscheinen, daß auch die tüchtigste Wahrscheinlichkeitsberechnung zu Schanden wird: wie viel mehr muß dies der Fall bei den Kursänderungen der Aktien seyn, wo so häufig Triebfedern spielen, die jedem Auge für immer verborgen bleiben. Die Kursbewegungen der Aktien sind oft äußerst groß und schon mehrmals führten dergleichen Fluktuationen, zumal wenn sie die Aktienpapiere überhaupt trafen, gefährliche Geldkrisen und tiefe Erschütterungen in der Handelswelt herbei.

Aktienschwindel, die bekannte so höchst verderbliche Ausartung des Aktienhandels. Wenn aus irgend einer Ursache die Meinung, durch den Besitz gewisser wiederverkäuflicher Gegenstände, — Grundstücke, Waaren, Staatspapiere oder Aktien, — seyen große Gewinne zu machen, sich allgemein

verbreitet, in Folge dessen die Kauflust dafür in einem ungewöhnlichen Grade rege wird und auch in Stände dringt, welchen die Sache fremd ist u. die sonst keinen Antheil an ihren Werthveränderungen nehmen, so tritt der Handel mit jenen Gegenständen aus seinem gewöhnlichen u. regelmäßigen Geleise und er geht in jenen fieberhaften Zustand über, den wir mit dem Namen Schwindel bezeichnen. Jede Gattung wiederverkäuflicher Werthe hat solche Epochen gehabt, wo die Kauflust in eine Manie übergeht, die zuweilen wie eine Epidemie ganze Bevölkerungen ergreift und ansteckt. Von den Blumenzwiebeln an, deren Preise einst in Holland durch unsinnige Spekulation zu unglaublicher Höhe stiegen (man bezahlte eine Tulpe mit bis zu 30,000 Gulden!), bis zu den Plantagen in Westindien u. Bergwerken in Amerika hat der Schwindel abwechselnd Alles in seinen Bereich gezogen und die wunderlichsten Erscheinungen veranlaßt, deren Erzählung fabelhaft erscheinen würde, trügen sie nicht die Beweise historischer Thatsachen bei sich. Der Aktienhandel kennt mehre solcher Epochen. Die erste fällt in die Frühzeit dieses Handels, in die ersten Jahrzehnte des vorigen Jahrhunderts. Der A. ergriff damals drei Handelsreiche, England, Holland und Frankreich zugleich. Die erste Veranlassung dazu gab der Verfall von Frankreichs Finanzen. Als Ludwig XIV. starb, hinterließ er Frankreich eine unter Louvois' Verwaltung gewirkte Schuldenlast von 2000 Millionen Livres. Vergeblich sah man sich bei dem völlig verwirrten und zerrütteten Finanzwesen nach einem zweiten Colbert um; man glaubte ihn endlich in dem Schotten Law, wenigstens in Hinsicht seiner Kenntnisse, vom Geldwesen gefunden zu haben. Dieser Mann voller Unternehmungsgeist führte 1716 das Institut einer Aktienbank in Frankreich nach dem Muster derjenigen ein, welche in London existirte. Ihr ursprüngliches Aktienkapital war 6 Millionen Livres, in Aktien à 500 Livres. Sie erhielt die ausgedehntesten Privilegien und wurde Vermittlerin aller Einnahmen u. Ausgaben im Staatsverkehre, ein Geschäft, was ihr den größten Vortheil versprach. Anfänglich ging alles gut; als aber die Regierung merkte, wie bequem die Kasse des Instituts zu benutzen sey, mißbrauchte sie es zur Erlangung der Mittel für die Befriedigung ihrer Verschwendungssucht, und die der Bank dafür gewährten weiteren Privilegien: Steuerpacht, Straßenbau &c., gaben einen schicklichen Vorwand zur fortwährenden Vergrößerung des Bankkapitals. Law reichte den Forderungen des Hofs die Hand und bald verspürte Verlegenheiten brachten Künsteleien hervor, in denen der Geist des Mannes unerschöpflich war. Die Aktieneinrichtung selbst leistete ihm dabei Vorschub. Reichliche Dividenden blendeten die Augen des Publikums, und die Vorspiegelung eines aufgefundenen Goldlandes und Paradieses in Louisiana (womit der König die Bank zur Begründung der berüchtigten Mississippi-Kompagnie belieh), trugen nebst der jener Zeit überhaupt eigenthümlichen Neigung zum A. dazu bei, die Illusion zu vergrößern. Die Bankaktien, ursprünglich von 500 Livres Nennwerth, stiegen nach und nach bis auf 20,000 Livres, das Vierzigfache ihres ursprünglichen Preises. Das ganze Volk nahm Theil. Bankaktien kaufen und über Nacht zum Reichthum gelangen, waren gleichbedeutende Ausdrücke geworden, und wer die Aktien nicht selbst haben konnte, kaufte Promessen (Versprechungsscheine), solche Aktien in einer gewissen Zeit und an gewissem Ort zu erhalten, die in Menge cirkulirten und aus einer Hand in die andere flogen. Jedermann schätzte sich glücklich, auf irgend eine Art einen Antheil an der Bank und ihren Nebeninstituten zu haben, und jeder Betheiligte schätzte sich reich. Law, der Gefeierte, war ein Zauberer, ein Gott; ein Plutus war er gewiß; denn, vom Typhus, den er hervorgerufen, selbst angesteckt, setzte Law sein ganzes Vermögen, zum Belauf einiger Millionen, in die Bank und nahm dafür Aktien, deren Kurs bei der hohen Steigerung den Werth von einer Viertel-Milliarde repräsentirte. Keine Raserei dauert lange u. auch diese ging vorüber. Die Steigerung der Papiere stockte; viele Eigner, die sich den Gewinn zu sichern trachteten, wurden Verkäufer; schlechte Nachrichten von der Mississippi-Expedition kamen dazu, und die Scheine sanken von Tag zu Tag. Die Bank hatte einen unermeßlichen Belauf ihrer Noten als Papiergeld ins Publikum gebracht, und das baare Geld hatte der aus dem vermeintlichen Reichthum sich herleitende Luxus ins Ausland gejagt. Als nun die Aktien der Bank immer tiefer fielen, wurde auch das Vertrauen in ihr Papiergeld schwankend, und Niemand wollte es mehr um den Nominalwerth annehmen. Ein Machtspruch des Hofes setzte den Zahlwerth der Noten auf die Hälfte herab, und dieser unkluge Schlag gab der Illusion den letzten Rest. Bankaktien, welche man, als der Preis am höchsten war, mit 20,000 Livres bezahlt hatte, fanden 3 Jahre später zu 60 Livres keine Käufer mehr. Law selbst rettete von seinem unermeßlichen Vermögen kaum so viel, um in der Dunkelheit, in die er sich zurückzog, leben zu können. Gleiches Geschick traf viele Tausende, die noch kurze Zeit vorher für Millionärs galten.

Ganz Aehnliches geschah gleichzeitig in England. Die Rolle, welche in Frankreich Laws Bank spielte, übernahm dort die Südsee-Kompagnie. Diese Aktiengesellschaft, 1715 mit einem Kapital von 10 Millionen Pfund Sterling gegründet, genoß das Privilegium des ausschließlichen Verkehrs mit der Ostküste von Südamerika, und der Vortheile eines zwischen England und Spanien geschlossenen Vertrags (Assiento-Traktats), wonach jener Macht die Freiheit eingeräumt wurde, die südamerikanischen Bergwerke mit Sklaven versehen und jährlich 500 Tonnen europäische Waaren zollfrei einführen zu dürfen. Diese Vortheile öffneten dem britischen Unternehmungsgeiste allerdings ein unermeßliches Feld, und daß ihre Benutzung einen sehr großen Nutzen abwerfen werde, lag auf der Hand. Daher äußerte sich schon bei der Aktienunterzeichnung wahre Wuth, und da nur die wenigsten Anträge angenommen werden konnten, so suchten die Uebrigen an der Börse Befriedigung, welches ein unausgesetztes Treiben der Kurse zur Folge hatte. Die Aktien stiegen über das Zehnfache und dies binnen weniger als einem Jahre. Doch die Täuschung

währte hier nicht einmal so lange als in Frankreich, und als eine Menge Kunstgriffe einflußreicher, bei der Schwindelei betheiligter Personen zum Treiben der Kurse entblößt wurden, schlug sich die Regierung ins Mittel, und verwandelte das Aktienkapital in Annuitäten, welche, als Theil der englischen Staatsschuld, noch gegenwärtig Kurs haben. In Holland wurde in ostindischen Kompagnie-Aktien gleichzeitig eben so arg geschwindelt.

Das traurige Ende dieser Rasereien, welche eine Vermögensrevolution bewirkten, wie seit den Kreuzzügen keine Statt gefunden hatte und unter den Kapitalisten Europa's die größten Verheerungen anrichtete, lähmte das Aktienwesen auf lange Zeit hinaus und erst zu Ende des vorigen Jahrhunderts traten in Holland wieder Erscheinungen hervor, die mit den vorbeschriebenen verwandt waren. Jetzt galt es den Plantagen in den Kolonien, hauptsächlich in Surinam. Die Liebhaberei unter den Kapitalisten, Plantagenbesitzer zu seyn, wurde zur Leidenschaft, über welche die Vernunft kein Recht mehr übte. Von den großen Geldleuten ging sie auf die weniger vermögenden Klassen über, u. es bildeten sich Aktiengesellschaften zum Ankauf solcher Plantagen, die für Rechnung der Kompagnie administrirt wurden. Blindlings kaufte alle Welt dergleichen Papiere und den Vorspiegelungen der Unternehmer vertrauend, die in mehren Fällen einen jährlichen Kapitalabwurf von 30 u. mehr Procenten vorrechneten, stiegen sie unglaublich hoch. Das Ende dieser Schwindelei war vorauszusehen. Noch figuriren die Trümmer derselben auf dem amsterdamer Effekten-Kurszettel; Aktien, die einst das 5fache des eingezahlten Kapitals kosteten, gelten jetzt einige Procente. Jedoch keine Zeit ist reicher an Beispielen wilder und unvernünftiger Aktienschwindelei, als die unsrige. Als 1824—1826 die Sucht, Aktienunternehmungen zu machen, in England alle Stände erfaßte und keinen Zweig der gewerblichen Produktion oder des Handels ausschloß, als dort innerhalb zwei kurzer Jahre 9000 Aktienkompagnien wie Meteore aufstiegen, leuchteten u. bis auf eine verhältnißmäßig geringe Zahl spurlos wieder verschwanden: da gab es Momente, wo alles, was nur den Aktiennamen trug, mit Gier verschlungen wurde und die unsinnigsten Projekte, z. B. die zur Aufsuchung von metallischen Gängen in entfernten Welttheilen und in ganz unbekannten, noch nicht einmal geognostisch durchforschten Gegenden; die Durchsuchung der Meere mittelst noch ungeprüfter Tauchermaschinen 2c., nicht allein Unterzeichner für Millionen fanden, sondern auch mit den glänzendsten Kursen an der Börse paradirten. Die Aktien soliderer Unternehmungen erlangten in mehr als 100 Fällen das 5- bis 8-, ja 10fache des ursprünglichen Preises, und nicht bloß englische, auch holländische, deutsche und französische Kapitalisten in Menge wurden, durch die Leichtigkeit des Gewinns verführt, mit in den Strudel hinein gerissen, der am Ende das Vermögen so Vieler verschlungen hat. Im J. 1836—37 wiederholte sich das Schauspiel. Diesmal übernahmen, außer England, auch Frankreich und Deutschland thätige Rollen. In England waren es besonders Eisenbahn- und Bankaktien, welche den Leuten die Köpfe verrückten; in Deutschland neben den Eisenbahnen Runkelrübenzuckerfabrikation (angeregt durch das gothaer Projekt der Zuckerhansa), Maschinenbau, Aktienbier und Aktienchampagner 2c.; aber am ärgsten geberdete sich Frankreich, wo die Aktienkompagnien wie Pilze aufschossen: 960, mit mehr als 3 Milliarden Franken Kapital in einem einzigen Jahre! Dort spielten im Reiche des Schwindels die Aktien der Eisenbahnen, der Kohlenbergwerke, der Banken und der Unternehmungen für großartige Benutzung neuer Erfindungen, z. B. des galvanisirten Eisens, der Stearinlichter, der Anwendung des Bitumens zum Wegebau 2c. die Hauptrollen. Die Aktien der Seyssel-Bitumen-Kompagnie, zu 1000 Francs ausgegeben, stiegen binnen Jahresfrist bis auf 21,000 Franken (späterer Kurs 2000), und die mehrer Aktien-Kohlenwerke und Eisenbahnen auf das 4- bis 10fache des Einzahlungskapitals. Ganz Frankreich spekulirte von der Herzogin bis zur Dienstmagd herab (während des Schwindels wurden allein in Paris über 22 Millionen Franken, meistens kleine Depositen, aus den Sparkassen zurückgezogen!), von Aktien sprachen Alle und Alle träumten von goldenen Bergen, welche die Pläne der Projektoren den Aktionären freigebig verhießen. Wie anders war die Wirklichkeit! Bis zum Schluß des Jahres 1839 hatten sich 376 jener französischen Aktiengesellschaften für fallit erklärt, über 200 sich schweigend aufgelöst; von den übrigen schleppt die größere Hälfte ein zweifelhaftes Daseyn hin, der Preis ihrer Aktien ist unter die Hälfte des Kapitals gesunken, ja die meisten derselben haben gar keinen Börsenpreis, und von allen übrigen sind es höchstens 40, deren Kurse, auf wirkliche Rentabilität gegründet, sich über Pari behaupten. Das nobelste der französischen Aktienunternehmungen, Lafitte's Bank mit 100 Millionen Franks Kapital, hat sich durch die mißlichsten Konjunkturen das Vertrauen der Aktionäre und der Börse zu erhalten gewußt, und es hat stets und mit unbedeutenden Schwankungen ein bedeutendes Aufgeld bedungen. Aber gerade dieses war kein Gegenstand für den Schwindel, der sich vornehmlich den gewagtesten Unternehmungen zuwendete. Welches Ende in Deutschland das tolle Spiel in leipzig-dresdener, münchen-augsburger und andern Eisenbahn-, in Bobbinet-, Runkelrübenzucker- 2c. Aktien, und die noch unsinnigere, recht ins Große getriebene Betheiligung an dem pariser Verkehr in St. germainer und versailler Eisenbahn-, in Kohlen-, Bitumen 2c. Aktien genommen hat, ist noch in frischem Andenken. Wenige haben sich bereichert; aber Tausende von Vermögen gingen darüber zu Grunde.

Trotz dieser wiederholten Erfahrungen wird sich der A. von Zeit zu Zeit immer wieder erneuern. So wenig wie der Ruin der Spieler die Frequenz der grünen Tische mindert, so wenig schrecken die traurigen Folgen des A.s von diesem zurück. Sind's nicht Würfel und Karten, so befriedigt der von der Spielsucht ergriffene Mensch dieselbe mit Staatspapieren oder Aktien, und sind es diese nicht, so spekulirt er in Waaren, — ein altes, jetzt fast aus der Mode gekommenes Spiel, weshalb es bekanntlich mit dem Waaren-

handel seit Jahren so flau geht. In Waarenspekulation kann sich aber nicht Jeder einlassen; es erfordert dies schon gewisse specielle Fachkenntnisse u. persönliche Thätigkeit, was beim Staatspapier- und Aktienspiel ganz entbehrliche Dinge sind. Darum ist gerade unsere Zeit in Folge des allgemeinen Hangs, ohne Arbeit und Anstrengung auf dem Wege des Spiels zu Reichthum und üppigem Lebensgenuß zu gelangen, dem A. besonders günstig.

Aktinien, s. Meernesseln.

Aktschai, Fluß in der asiatischen Türkei, in Karamanien, berühmt durch die 1390 gelieferte Schlacht, durch welche unter Bajazet I. die Herrschaft der Osmanen nach dem Sturze der Dynastie Karaman in diesem Distrikte fest gegründet wurde.

Akusmatiker (Acustici), die Schüler des Pythagoras, welche bloß zuhörend dem Unterricht beiwohnten, nicht selbst fragen durften und erst nach mehren Prüfungen in die Geheimlehre eingeweiht wurden. Vgl. Exoteriker.

Akustik, die Lehre vom Schall (s. d.).

Akute Krankheiten, allgemeine Bezeichnung der mit hitzigem Fieber verbundenen und ihrer Natur nach binnen zwei bis drei Wochen verlaufenden Krankheitsformen. Die ältere Medicin stellte diesen die chronischen, d. h. langwierigen, fieberlosen, als andere Hauptklasse der Krankheiten gegenüber. Seit die neuere Medicin abernachgewiesen hat, daß fast alle Krankheiten bald mit einem akuten, bald mit einem chronischen Verlauf vorkommen, hat man jenes Eintheilungsprincip als nicht stichhaltig verworfen u. bei vielen Uebeln eine akut verlaufende Form derselben neben einer chronischen unterschieden, z. B. akute Tuberkulose, akuter Krebs &c. Die akute Form hat meistens einen räthselhaften und gefährlichen Charakter, daher man sie früher mit dem unbestimmten Namen „nervöse od. bösartige Fieber" zu bezeichnen pflegte.

Alabama, 1) nordamerikanischer Fluß, Vereinigte Staaten, Staat Alabama, durch Vereinigung der in Georgien entspringenden Flüsse Coosa und Tallapoosa gebildet, fließt nach Südwesten, nimmt den Cahawba auf und vereinigt sich mit dem Tombigbee, worauf er sich unter dem Namen Mobile in zwei großen Armen, von denen der östliche Tensaw heißt, in den Golf von Mexiko ergießt. Er ist wegen seines sehr veränderlichen Wasserstandes nur für kleinere Schiffe fahrbar, aber fischreich, und seine Ufer sind als Fundort vieler antediluvianischer Thierskelette berühmt, unter denen namentlich der von Koch, dem Entdecker des Missourithieres, aufgefundene Hydrarchus zu nennen ist.

2) Einer der südl. Staaten der Union, 1820 in dieselbe aufgenommen, wird im Norden vom Staat Tenessee, im Osten von Georgien u. Florida, im Süden von Florida u. dem Golf von Mexiko u. im Westen von dem Staat Mississippi begrenzt u. liegt zwischen 30° 10' u. 35° nördl. Br. und 85° u. 88° 30' westl. Länge von Greenwich (zwischen 8° u. 10° 30' westl. Länge von Washington). Der Flächeninhalt beträgt 46,000 engl. □M. oder 28,160,000 Acres (nach And. 49,900 oder 50,875 oder 52,570 □M. oder 33,760,000 Acres), die Ausdehnung von Norden nach Süden 317 (286), von Osten nach Westen 174 (208) Meilen. Das Land bildet eine weite Hochebene, welche im Norden von einem Zweige der Apallachen durchschnitten wird und sich nach Süden zu bedeutend absenkt. Der nördliche Theil ist fruchtbar und besteht meistens aus Kalk und Thongrund, steigt zu sanften Hügelketten an, zwischen denen hin und wieder Strecken flachen Wiesengrundes sich ausdehnen, und geht nach dem Tenessee zu in steiniges, aber reizende Thäler einschließendes Gebirg über. Der mittlere Theil des Staats ist hügelig, zwar mit Prärien vermischt, aber mit sandigem und unergiebigem Boden; der südliche Theil dagegen ist niedrig gelegen, eben und bietet leichten, etwas sandigen Boden dar, der theilweise dürr und hier und da von Rohrbrüchen durchzogen ist, namentlich längs der Grenze gegen Florida 50—60 Meilen weit nichts als Tannen- und Cypressengebüsch aufweist, großentheils aber auch ausnehmend fruchtbar ist. Die ausgezeichnetsten Distrikte sind zwischen den Flüssen A. und Tombigbee und dem Coosa und Tallapoosa gelegen. Die bedeutendsten Flüsse sind der durch Vereinigung des Tombigbee mit dem A. gebildete Mobile, der A., Tombigbee, Coosa, Tallapoosa, Blackwarrior, Chatahoochee (Chatahoochy), Conecuh, Escambia und Perdido, sämmtlich von Norden nach Süden strömend, schiffbar und fischreich. Der Tenessee durchfließt den nördlichen Theil A.'s im großen Bogen. Ueberhaupt ist das Land trefflich bewässert; es hat auf seinen Strömen eine schiffbare Strecke von 1950 englischen Meilen. Das Klima ist im Allgemeinen mild, angenehm, in den nördlichen Gegenden gesund, in den südlichen, vorzüglich in den Monaten Juli bis Oktober drückend heiß und ungesund. Der Winter ist gemäßigt und die Flüsse frieren selten zu. Der Landbau ist die Haupterwerbsquelle des Landes und ist im Süden ausschließlich Plantagen-, im Norden Acker- und Plantagenbau. Haupthandelsartikel ist Baumwolle, deren Anbau sich mit jedem Jahre steigert, durchgehends von Sklaven betrieben wird und im Unterland einen Durchschnittsertrag von 450, im Oberlande von 250—300 Pfund gewährt, im Ganzen aber 500,000 (1848—1849: 596,000) Ballen trägt. In den Niederungen des Mobile kommt daneben der Reisbau immer mehr in Aufnahme. Mais wird allenthalben gebaut und liefert auf mittlerem Boden 60, auf gutem 80—90 Bushels; Weizen, Roggen u. Hafer werden nur im Norden gebaut, decken aber bei Weitem den Bedarf des Landes nicht, und der Anbau dieser Cerealien wird von den Pflanzern für nicht weniger ersprießlich als der von Baumwolle angesehen. Ferner werden Bataten, Kürbisse, u. Melonen in Masse gezogen, u. auch edle Obstsorten gedeihen vortrefflich. Der Wiesenbau, so wie Viehzucht wird dagegen nachläßig betrieben und insbesondere werden die natürlichen Wiesen noch sehr wenig benutzt. Die Waldungen sind aber in trefflichem Zustand; an den Küsten wechseln Kiefern und Fichten mit Cypressen und Rohrbrüchen, und hier und da finden sich kleine Wäldchen von bitteren Orangen und Wachsmyrten; auf den dürren Strichen, welche die Niederungen mit der Hochebene verbinden, gedeihen noch Lorbeerbäume &c. Raubthiere sind selten; nur in den Hochlanden gibt es hier und da Bären, im Süden Kuguare, wilde Katzen, Füchse, Mar-

der, Opossums und Eichhörnchen in Menge. Auch Rothwild und wildes Geflügel ist häufig. Die Mineralien sind noch wenig bekannt; bei Tuscaloosa, am Tombigbee, am Blackwarrior und Cahawba hat man Steinkohlen gefunden; Eisen gewinnt man am Conecuh und einigen andern Orten, Gold bei Coosauga und im Cherokesengebiet. Eine Art Lava bedeckt in zerbröckelter Gestalt die Gipfel und Seiten vieler Hügel. Am westlichen Ende der schmalen Prärien finden sich unerschöpfliche Kalksteinbrüche, Dolomitmassen und Süßwasserkalklager, die nicht nur eine Menge von Versteinerungen, sondern auch treffliches Material zum Häuserbau darbieten. Der Gewerbfleiß ist noch in der Kindheit und deckt nicht den Bedarf des Landes; große Fabriken und Manufakturen existiren noch gar nicht. Der Handel aber wird lebhaft betrieben, vorzüglich mittelst leichter Fluß- und Meerschifffahrt, welche durch mehre Kanäle und Eisenbahnen gefördert und unterstützt wird. Haupthandelsplatz ist Mobile vorzüglich für Baumwolle. Andere Handelsplätze sind St. Stephens, Tuscaloosa, Cahawba, Montgomery, Wetumpka, Florence und Huntsville. Die Ausfuhr erstreckt sich bis jetzt nur auf Rohprodukte, wie Baumwolle, Reis, Häute, Bauholz u. dgl. Sie betrug 1840: 12,854,694 Dollars; 1845: 13,231,780 Doll.; 1849: 12,823,725 Doll.; die Einfuhr 1840: 574,651 Doll.; 1845: 673,022 Doll.; 1849: 657,149 Doll. — Die Verfassung des Staats datirt vom Jahr 1819 und ist eine rein demokratische, indem sie alle politische Gewalt dem Volke in die Hand gibt. Die legislative Gewalt hat der Senat und das Haus der Repräsentanten, die zusammen die Generalversammlung bilden. Die Anzahl der Senatoren kann nicht mehr als ein Dritttheil und nicht weniger als ein Viertheil der Anzahl der Repräsentanten betragen. Sie werden auf 3 Jahre und zwar jährlich ein Dritttheil derselben vom Volke erwählt. Die Anzahl der Repräsentanten kann nicht 100 übersteigen u. nicht weniger als 50 betragen. Diese wie jene müssen Bürger der Vereinigten Staaten sein, vor der Wahl 2 Jahre im Staate und 1 Jahr in dem Distrikt gewohnt haben, welchen sie repräsentiren, auch 27 resp. 21 Jahre alt seyn. Der Sitz der Generalversammlung ist Montgomery. Die exekutive Gewalt hat der Gouverneur, der alle 2 Jahre vom Volke gewählt wird, ein geborner Bürger der Vereinigten Staaten, 30 Jahre alt seyn und vor seiner Wahl die letzten 5 Jahre im Staate gewohnt haben muß. Die richterliche Gewalt wird von dem Obergerichtshof, den Bezirkshöfen und so vielen Untergerichtshöfen ausgeübt, als die Generalversammlung festsetzt. Die Richter werden durch die Stimmen beider Häuser auf 6 Jahre ernannt. Die Besoldung des Gouverneurs beträgt 3500, die des Oberrichters 2600, die des Generalfiskals 425 Doll. nebst Sporteln. Stimmrecht hat jeder freie weiße männliche Bürger von 21 Jahren, welcher 1 Jahr vor der Wahl in dem Staate und die letzten 3 Monate in dem Kreise der Stadt gewohnt hat, worin er seine Stimme abgeben will. Zum Kongreß sendet der Staat 7 Abgeordnete. Die Staatsschulden betrugen 1840: 10,859,556 Doll.; 1850: 9,170,555 Doll. und die dafür zu zahlenden Zinsen 469,657 Doll. Da der Staat reiche Hülfsquellen besitzt, so stehen seine Stocks hoch im Kurse. Die Staatseinnahmen beliefen sich 1843 auf 249,380 Doll.; die Ausgaben auf 169,722 Doll. — Im Staat A. sind fast alle nordamerikan. Sekten vertreten, vornehmlich Baptisten, Methodisten, Presbyterianer, Episkopalen, Römisch-Katholische &c. Mobile ist seit 1829 Sitz einer besondern katholischen Diöcese, welche außer A. auch beide Floridas umfaßt. Durch eine Kongreßakte vom März 1819 wurde den Bewohnern einer jeden Township eine Parcelle Landes von 640 Acres zur Dotirung von Schulen angewiesen. In Tuscaloosa befindet sich die Alabama-Universität, welche 1820 gegründet worden und vom Staat auf's Freigebigste ausgestattet worden ist. Im Jahre 1849 zählte man in A. 4 Kollegien, 120 Akademien und lateinische Schulen, und an 700 Freischulen. — Die Bevölkerung betrug 1810 noch nicht 10,000; 1816: 29,683; 1818: 70,544; 1820: 127,901; 1827: 244,041; 1830: 308,997 (einschließlich 19,000 Indianer, die bis 1832 ein eignes Gebiet im Staate bewohnten, in diesem Jahre aber für ihre Wohnplätze entschädigt u. jenseits des Mississippi angesiedelt wurden); 1840: 590,756; 1850: 779,001 (worunter 254,682 Sklaven u. 2598 freie Farbige). Die freie Bevölkerung besteht größtentheils aus Franzosen, Irländern, Engländern u. wenigen Deutschen u. Schweizern. — Der Staat zerfällt in 2 Distrikte: den Nord- u. den Süddistrikt; der erstere bestand 1840 aus 17, der letztere aus 32 Counties (Grafschaften).

Geschichtliches. Bereits 1540 kam der Spanier Fernando de Soto nach A., verließ es jedoch schon nach wenigen Monaten wieder, da er sich in seiner Erwartung, Schätze Goldes zu finden, getäuscht sah. Das schöne und fruchtbare Land blieb sich nun geraume Zeit selbst überlassen, von Indianerstämmen bewohnt, bis der Franzose d'Iberville, in der Absicht, zwischen Frankreich und dem Mississippilande eine nähere Verbindung herzustellen, 1698 nicht weit von der Stelle landete, wo jetzt Mobile liegt, was 1702 die Errichtung eines Forts daselbst im Namen des Königs von Frankreich zur Folge hatte. Bis 1800 geschah jedoch wenig zur Kolonisirung des Landes. Früherhin gehörte der größte Theil von A. zu Georgia. Dies überließ aber 1802 alles Land westlich vom Chatahoochee der Union, welche daraus u. aus dem zwischen dem Perdido u. Mississippi gelegenen Theil von Westflorida ein Gebiet bildete. Hieraus wurden 1817 zwei besondere Territorien geschieden, wovon das östliche nach seinem Hauptfluß A.-Territorium genannt, das westliche zum Staat Mississippi geschlagen wurde. Zwei Jahre später nahm ersteres eine Konstitution an und trat 1820 mit hinreichender Einwohnerzahl als selbstständiger Staat in die Union ein.

Alabaster, Name zweier verschiedenen Species der Kalkreihe, nämlich des stark durchscheinenden blätterigen Kalksinters und des höchst feinkörnigen schneeweißen dichten Gypses. Jener, der Kalk-A., ist ein sehr neues, noch täglich entstehendes Gebilde der Höhlen in Kalkgebirgen und stellt ein milch-gelblich-weißes, auch wein- u. honiggelbes, zuweilen durch hellere und dunklere Farbenzonen gestreiftes, stark durchscheinendes, grobkörnig-blättriges Gestein dar, welches alle

wesentlichen Eigenschaften des Kalks besitzt und theils in Stalaktiten, theils in Stalagmiten vorkommt (z. B. in der Höhle auf Antiparos, bei Castleton; in der Baumannshöhle). Man unterscheidet einfarbigen, gefleckten u. gestreiften Kalk-A. und schätzt ihn zumal wegen der eigenthümlichen Durchscheinbarkeit und der Farbe. Am schönsten erzeugt sich diese A.-Art als Sinter in den Bädern von St. Filippo in Toskana, wo man das fast siedendheiße Quellwasser über die Hohlabgüsse von Bildwerken laufen läßt, welche sich in Zeit von 1 — 4 Monaten mit schneeweißem A. ausfüllen, der dann, abgehoben, das Bild als genaues Relief darstellt, das die herrlichste Politur annimmt. Auf diese einfache Weise werden jährlich eine große Menge der schönsten antiken Reliefs vervielfältigt, die, wenn der Hohlabguß sorgfältig gemacht wurde, von dem Original kaum zu unterscheiden sind. Der andere, der Gyps-A., ist ein marmorähnlicher, mehr oder weniger helldurchscheinender Gyps, eine Steinart aus Schwefelsäure und Kalk, oft kohlensaurem Kalk, bestehend. Er gehört als dichter Gyps zur Gypsfamilie, ist selten schimmernd weiß, häufig graulich, gelblich, röthlichweiß, bläulich, grau, zuweilen gelb, oft gefleckt, geädert, gewölkt, gestreift, im Bruch splitterig und unterscheidet sich von allen übrigen Gypsarten durch Glanz, Bruch, Schwere. Die Farben sind nicht mannichfaltig und selten aus dem Grauen und Weißen herausragend. Vermöge seiner großen Dichtigkeit nimmt er eine vortreffliche Politur an, und diese Eigenschaft macht ihn für die Kunst schätzenswerth. — Der A. kommt fast stets im Gemenge mit dem körnigen und blätterigen Gyps, in ganzen Lagern und Flötzen, in beträchtlicher Verbreitung vor, und gehört theils der ältern, theils der jüngern Gypsformation an. In jener begleiten ihn Steinsalz und späthiger, in dieser gemeiniglich faseriger Gyps. In Deutschland findet er sich um Abtenau bei Salzburg, um Hallein, um Bergen und Hohenschwangau in Bayern, um Königsee im Rudolstädtischen, bei Richelsdorf in Hessen und an vielen andern Orten; ferner in den Karpathen, in Derbyshire in England, in Baden und bei Sitters in der Schweiz, von vortrefflicher Qualität in Oberitalien, besonders in Toskana; im Ural ꝛc. Gemeiniglich macht er die untersten Lagen der Gypsbrüche aus. Indessen ist er nicht häufig so hart und schön, daß er zu edlern Bildhauerarbeiten benutzt werden könnte; aus den weichern Sorten, die sich schneiden, sägen, drechseln und feilen lassen, macht man allerlei Waaren, Büchsen, Tintenfässer, Dosen, Leuchter, Vasen, Säulen, Gehäuse von Standuhren u. dgl. Zur Verarbeitung sind die gewöhnlichen Drechslerwerkzeuge geeignet; oft wird sie fabrikmäßig getrieben, namentlich zu Florenz, Volterra, Livorno, Mailand und Paris, und in England. Am liebsten wählt man dazu den ganz weißen, halbdurchsichtigen, welcher keine Flecken und Streifen hat, wie der florentinische. Das Schleifen der A.-Waaren geschieht am besten mit Schachtelhalm und Wasser; das Feinschleifen mit Kalkwasser. Die Politur und einen schönen atlasartigen Glanz gibt man ihnen durch Seifenwasser und Kalk, zuletzt mit einem Zusatze von gepulvertem und geschlämmtem Federweiß oder Talk. Gebrannt dient der A. den Italienern zu den feinsten Stukkaturarbeiten. Reinigen kann man A.-Waare mit Seifenwasser oder Terpentinöl; den vorigen Glanz aber bekommt sie nur dann wieder, wenn man sie von Neuem schleift u. polirt. Färben kann man den A. eben so, wie man den Marmor färbt, nämlich entweder mit metallischen Auflösungen, oder mit spirituösen färbenden Pflanzenstoffen. Wenn man die Alabasterblöcke mehre Stunden lang in einem Ofen trocknet, welcher die Hitze eines Backofens hat, sie hierauf erkalten läßt, dann eine halbe Minute lang in Flußwasser taucht, nun einige Sekunden lang der Luft aussetzt, sie wieder auf ein paar Minuten in das Wasser und endlich von Neuem an die Luft bringt, so sollen sie nach 3 oder 4 Tagen die Härte des Marmors erlangen, so daß sie wie dieser polirt werden können. Ein guter Kitt zum Zusammenfügen getrennter Albasterstücke ist Albasterstaub mit einer Gummiauflösung zu dünnem Brei eingerührt. Auch ein Kitt aus gelöschtem Kalk und Eiweiß wird empfohlen; doch müssen die getrennten Stücke genau auf einander passen.

Alagoas, 1) Küstenprovinz Brasiliens, liegt zwischen 9° — 10° südlicher Breite und 36°—37° westlicher Länge von Greenwich, grenzt im Norden und Westen an die Provinz Pernambuco, im Süden, wo der San-Francisco die Grenze macht, an Sergipe und wird im Osten von dem atlantischen Ocean bespült. Sie bildete früher einen Kreis der Provinz Pernambuco und spielte im 17. Jahrhundert in den Kriegen zwischen Holland und Portugal eine wichtige Rolle. Das Land, nur im Nordwesten von Gebirgen durchzogen und an der lagunenreichen Küste ungesund, zählt höchstens 130,000 Einwohner, welche sich mit Landbau, mit der Kultur von Zuckerrohr, Baumwolle, Mandioca ꝛc., so wie mit dem Fällen von Färbe- und Nutzholz für die Ausfuhr beschäftigen. In Folge der Losreißung Brasiliens von Portugal und der Vertreibung der Portugiesen ist Handel und Industrie tief gesunken und das Land entvölkert und verarmt. Außer der Hauptstadt (s. unten) sind noch bemerkenswerth die jetzt in Verfall gerathenen Handelsplätze Macayo (Macoio), mit 5000 Einwohnern, Porto Calvo, mit Schiffswerften, und die gut gebaute Villa Penedo am San Francisco, mit 4000 Einwohnern.

2) Villa do forte dos A., Hauptstadt der Provinz, unfern vom Meere am äußersten nördlichen Ende der Bai Manguaba, an der Südseite eines großen Sees gelegen. Die Stadt gewährt vom Meere aus wegen der hohen, mit Thürmen und Mangobäumen untermischten Häuser einen schönen Anblick, ist mit trefflichen Tabaksplantagen umgeben und treibt nicht unbedeutenden Handel mit den Landesprodukten. Sie hat 8 schöne Kirchen und 2 Klöster, zählt aber jetzt nur noch 6000 Einwohner.

Alais, Stadt im französ. Departement Gard, Hauptort eines Arrondissements, am Fuße der Cevennen, am linken Ufer des Gardon unweit Nismes, mit dem es durch eine Eisenbahn verbunden ist, gelegen. Die Stadt, wahrscheinlich das alte Alesia, ist Sitz der Unterpräfektur, eines Civil- und Handelstribunals, einer Berg-

baubehörde für die nahen Eisen- und Kohlenwerke und treibt ansehnlichen Handel mit Seide. Auch sind hier blühende Seidenspinnereien, Gerbereien, Färbereien, Hohlglasfabriken, Eisengießerein, Maschinenbauwerkstätten ꝛc. Der Ort hat jetzt 16,000 Einw. und würde in noch größerm Flor stehen, wenn nicht Ludwigs XIV. Dragonaden die frühere Bevölkerung zu sehr geschwächt hätten. A. war nach der Zurücknahme des Edikts von Nantes protestantisch; Ludwig XIV. errichtete hier mit einem Bischofsstuhle zugleich eine Citadelle, um durch den Donner des Geschützes die Bekehrungspredigten desto eindringlicher zu machen. Tausende wurden ein Opfer ihrer Ueberzeugungstreue. Noch jetzt finden sich in und um A. viele Protestanten. Nahe bei der Stadt liegen die beiden, unter dem Namen Sources de Daniel bekannten eisenhaltigen Quellen la Comtesa und la Marquise. Sie werden, wie eine dritte nahe liegende Quelle, gegen Durchfälle und weißen Fluß empfohlen.

Alaix, spanischer General, Franzose von Geburt oder von Abstammung, trat in die spanische Armee ein und war Stabsoffizier, als nach Ferdinands VII. Tode 1833 die bürgerlichen Unruhen begannen. Er erklärte sich für die Königin Christine, stieg durch Muth und Energie, die er bei mehren Gelegenheiten zeigte, schnell zum General auf und befehligte eine Division. Mit dieser sollte er in Gemeinschaft mit Rodil und Narvaez den karlistischen General Gomez im Jahre 1836 auf dessen Raubzug vom Ebro nach Estremadura und den Bergwerken von Almadre verfolgen, konnte jedoch aus Mangel an allem Nöthigen nichts gegen ihn ausrichten und mußte ihn ruhig über den Ebro zurückkehren lassen. Auch auf andern Punkten wurde er gegen die Karlisten verwendet. Im September 1838 verwundet, erhielt er im December desselben Jahres das Portefeuille des Kriegsministeriums. Er hielt hier treu zu der spanischen, der französischen feindlich entgegengesetzten Partei, wurde aber schon Ende 1839 seines Amtes wieder enthoben und hat seitdem kein öffentliches Amt mehr bekleidet.

Alaja, Stadt in der asiat. Türkei, in Kleinasien, Hauptstadt des gleichnamigen Sandschaks, das alte Coracesium, befestigt, mit Hafen u. 2000 Einwohnern. Die Lage A.'s auf einem 600' hohen, landeinwärts senkrecht abstürzenden und dann in eine schmale Landzunge sich verflächenden Vorgebirge ist der von Gibraltar sehr ähnlich. Von dem Ufer an thürmen sich eben so wie beim europäischen Gibraltar die Häuser stufenweise über einander bis zum Gipfel, welchen die Citadelle einnimmt. Die uralten Festungswerke, welche großentheils in die Felsen gehauen sind, zeigen, welche Wichtigkeit man ehedem diesem Punkte beilegte und wie sehr man sich bestrebte, ihn uneinnehmbar zu machen. Jetzt ist im Kastell nur eine türkische Wache; der Hafen ist verschlämmt, die Stadt selbst zum Theil verfallen und ohne Gewerbe und Handel. Die Rhede, den Südstürmen ausgesetzt, hat schlechten Ankergrund und ist daher verlassen. — Das alte Coracesium kämpfte noch gegen den Antiochus, als alle cilicischen Städte ihm die Thore geöffnet hatten, u. in diesem Adlerneste leisteten die Seeräuber, welche Pompejus vertilgte, den letzten verzweifelten Widerstand.

Alamanni, Luigi, berühmter italienischer Dichter, zu Florenz 1493 geboren, Sprößling einer edlen und angesehenen Familie, wurde durch Macchiavelli in das Studium des Alterthums eingeführt. Von glühender Freiheitsliebe fortgerissen, trat er einer Verschwörung gegen den Statthalter des Papstes Leo X. bei, mußte jedoch nach der schnellen Entdeckung derselben nach Venedig und, auch hier nicht sicher vor den Nachstellungen der Medici, nach Frankreich flüchten (1521). Als Florenz (1527) zur Erringung seiner Freiheit sich erhob, eilte er dahin und suchte vergeblich Genossen für seine alten Pläne. Die Nachstellungen seiner Feinde trieben ihn nach Genua, Florenz selbst beugte sich von Neuem unter das Joch der Mediceer, u. A., auch in Genua nicht mehr sicher, ging nach der Provence und trat in die Dienste Franz I. von Frankreich (1530). Hier schrieb er in freier Muße und ungestört von politischen Störungen die meisten seiner Werke, und seine allseitige Bildung und Geschmeidigkeit erwarben ihm die Gunst und das Vertrauen seines königlichen Herrn. Im Jahre 1544 schickte ihn Franz I. als Gesandten zu Karl V., und der Friede von Crespi war die Probe seiner Gewandtheit als Diplomat. Auch Heinrich II., der ihn als Geschäftsträger ebenfalls öfters gebrauchte, schätzte ihn hoch. Er folgte dem Hofe nach Amboise und † daselbst 1556. Als Dichter und Schriftsteller zeichnet sich A. durch Korrektheit, lebendige Darstellung und Gefühl aus. Von seinen Werken sind zu nennen: „La Coltivazione“, Gedicht über den Landbau, Nachbildung von Virgils Georgicon, „Girone il Cortese“, heroisches Gedicht, „l'Avarchide“, eine Nachahmung der Ilias; dramatische, lyrische Gedichte und eine große Zahl Epigramme.

A la mi re, in der Solmisation des Guido der Ton oder die Note a in der kleinen und in der eingestrichenen Oktave, je nachdem in der Mutation der Sylben ut, re, mi, fa, sol, la, womit man die Töne bei den Singübungen ohne Text statt der Buchstaben a, b, c, d, e, f, g bezeichnete, eine derselben auf den Ton a fiel.

Alamo (Real de los Alamos), Stadt in der merikan. Provinz Cinaloa, südöstlich von Culiacan, mit 10,000 Einwohnern. In der Nähe finden sich reiche Silberbergwerke und (am Flusse Gela) die Spuren einer alten großen Stadt der Azteken, deren Trümmer eine Quadratstunde bedecken und in deren Mitte sich das dreistöckige, von Lehm gebaute, 470' lange, 520' breite Kastell (Casa grande) erhebt, dessen 16' dicke Mauer mit Thürmen besetzt ist.

Aland, fischreicher Fluß der preußischen Provinz Sachsen, entspringt im Kreise Osterburg, Reg.-Bezirk Magdeburg, auf einem Bauerhofe des Dorfes Röbel, läuft in vielen Krümmungen unter dem Namen des tauben A. bei dem Städtchen Werben vorbei, vereinigt sich vor Seehausen in der Nähe des Dorfes Falkenberg mit der ungleich stärkeren Biese, fließt dann unter dem Namen A. über Seehausen ins Hannöversche, und ergießt sich oberhalb des Städtchens Schnakenburg in die Elbe. Von Seehausen an ist der A.,

jedoch nur bei hohem Wasser, schiffbar; er hat sehr wenig Gefälle und ist auf der schiffbaren Strecke eingedeicht, da durch das Aufstauen des Elbewassers seine Ueberschwemmungen sehr bedeutend waren. Durch diese Eindeichung und Regulirung seines Laufes hat man eine Menge sehr fruchtbares Land gewonnen.

Alands-Inseln (Olands-Inseln), Gruppe von 80 bewohnten Inseln und 200 unbewohnten Klippen, 22 □Meilen enthaltend, liegt in dem zur Ostsee gehörigen bothnischen Meerbusen zwischen Schweden und Finnland (36° 57' — 30° 47' östlicher Länge von Ferro 59° 47' — 70° 32' nördlicher Breite) und steht mit ihren 15,000 Einwohnern, zum Großherzogthum Finnland gezählt, unter russischer Herrschaft seit dem Frieden von 1809, wo sie Schweden abtrat. Diese Inseln schließen zum Theil den bothnischen Meerbusen und da sie den Skärencharakter haben, so besitzen sie mehre sehr gute, naturfeste Häfen, welche der russischen Skärenflotte zur Hauptstation dienen, indem zugleich physikalische Ursachen dazu beitragen, jene Häfen am längsten benutzbar zu machen. Wegen der dort sich kreuzenden Strömungen des finnländischen und bothnischen Meerbusens frieren die Schiffe nämlich sehr spät ein, und im Frühjahr löst sich daselbst das Eis am ersten wieder. Die geographische Lage der Eilande aber macht es möglich, daß von dort aus die Russen jede Bewegung der schwedischen Flotte und alle in den Mälarsee einlaufenden Schiffe leicht beobachten können, während ihre eigenen geschützt sind. Von Finnland werden die A.-J. durch die Straße Skiftel getrennt, von Schweden durch den Alandshafen. Die Einwohner, nach Abstammung und Sprache Schweden, nähren sich von Ackerbau, Viehzucht, Fischerei (Strömlinge, Clupea Harengus minor, werden jährlich gegen 6000 Tonnen verschickt) und Seefahrt. Der Boden hat wenig Dammerde, einen steinigen Untergrund, und vermag deshalb in trockenen Jahren die schmachtende Vegetation nicht zu nähren. Selten kann man das 7. Korn als Ertrag annehmen. Als Waldbäume kommen Tannen, Fichten, Birken, Haselbüsche und Erlen vor; die Flora bietet an 680 Arten; die Fauna zählt mehr als 100 Arten Vögel auf, worunter gegen 40 Arten Seevögel. Wölfe, Füchse und Luchse waren früher nicht selten, jetzt sind sie fast ausgerottet. Die reiche Insektenwelt enthält manches Merkwürdige, unter and. die schädlichen Holzwürmer (Cerambyx rusticus und Tenebrio). Die Hauptinsel, Aland, ist bei $3\frac{1}{2}$ Meilen Länge u. 3 Meilen Breite fast rund, mit 10 Meilen Umfang und hat gegen 10,000 Einwohner. Auf ihr erheben sich einige hundert Fuß hoch der Getaberg und der Asgärdaberg, rothe, grobwürfelige Granitmassen. Die gleichnamige Hauptstadt der Insel ist neu, von den Russen angelegt u. hat 3000 Einwohner. Schlösser sind Castleholm und das um 1835 angelegte Bomarsund; auf der Klippe Signalskär ist ein Telegraph. Hier fand am 27. Juli 1714 eine Seeschlacht zwischen den Russen unter Apraxin und den Schweden unter Ehrenskjöld Statt. Nächst Aland sind die größern Inseln Lemland, Ekerö, Rumlinge, Lumperland, Wardö, Hummersön, Degerön, Enklinge, Helsön und Stattunga. Bedeutend wurden die Inseln dadurch, daß sie bei Gelegenheit der Ostseeexpedition der vereinigten Engländer und Franzosen einen bequemen Stationsort für die Flotte abgaben. Im August 1854 griffen die Alliirten unter Napier zu Wasser und unter Baraguay d'Hilliers auch zu Lande die Befestigungswerke an und zwangen den General Bodisco am 16. August zur Uebergabe, worauf die Werke geschleift wurden.

Alanen (Alani, auch Alauni oder Albani), ein weit verbreitetes Volk der ältern und mittleren Geschichte, sarmatischen und scythischen Ursprungs, im Kaukasus (daher der Name Albani, d. i. Bergbewohner) heimisch, aber schon zu Ptolemäus' Zeit nicht allein westlich vom asowischen Meere neben den Rhoxolanen, sondern auch im nördlichen Rußland, wo die Alani montes (Alanisches Gebirg) auf sie hinweisen, und nach dem Imaus (Paropamisus) hin ausgebreitet. Im 4. Jahrhundert, ehe die Hunnen Europa überschwemmten, waren die weiten Ebenen zwischen der Wolga und dem Don mit den Zelten der A. bedeckt. Von diesen A. waren Schwärme gegen Norden bis in die starren Eisländer Sibiriens gedrungen, gewohnt unter Wilden in der Wuth des Hungers Menschenfleisch zu verzehren; andere hatten auf ihren südlichen Streifzügen über Persien den Indus überschritten und die Ufer des Ganges gesehen. Ein wildes nomadisirendes Reitervolk, die Kosaken der alten Welt, verschmähten sie Feldbau und feste Wohnsitze; Fleisch und Milch waren ihre Nahrung, ein mit Flechten überzogener Wagen und das zwar kleine, aber schnelle und unverwüstliche Roß ihr Aufenthalt, statt jeglicher Behausung; jede grasreiche Gegend ihr Vaterland. Die Mischung von sarmatischem und germanischem Geblüte trug dazu bei, die Gesichtszüge der A. zu veredeln, ihre schwärzliche Hautfarbe weißer zu machen und ihrem Haare einen blonden Anflug zu geben, den man bei der Tatarenrace selten findet. Von Körper waren sie weniger ungestaltet, ihre Sitten minder roh, als die der Hunnen; aber an kriegerischem Muthe und an Unabhängigkeitssinn, an Liebe zur Freiheit, die selbst den Gebrauch häuslicher Sklaven verschmähte, wie an Liebe zu den Waffen, die Krieg und Raub als Wonne und Ruhm des Mannes betrachtete, standen die A. jenen furchtbaren Weltstürmern keineswegs nach. Ein entblößtes, in den Erdboden gestecktes Schwert war der einzige Gegenstand ihrer religiösen Verehrung, Skalpe ihrer Feinde machten das kostbarste Behänge ihrer Pferde aus. Mit Mitleid und Verachtung blickten sie auf jene kleinmüthigen Menschen, welche geduldig die Schwäche des Alters und die Qualen einer langwierigen Krankheit abwarteten; glücklich wurde nur gepriesen, wer auf dem Schlachtfelde das Ehrengrab fand. In den Fluthen der Völkerströme zeigen sich die A. bereits im 1. Jahrhundert n. Chr. Zur Zeit des römischen Kaisers Vespasian drangen sie in Medien und Armenien ein und nöthigten den König von Parthien, Vologesus, Hülfe bei den Römern zu suchen. Im markomannischen Kriege, unter der Regierung Marc Aurels, schlossen sie sich an den Völkerbund an, stürmten auf Dacien los und drangen bis Aquileja vor. Der Kaiser

Tacitus schloß, um das Reich vor neuen Einfällen der A. zu schützen, mit ihnen Verträge. Das wichtigste Moment in der Geschichte der A. aber ist ihr Zusammentreffen mit den Hunnen. An den Ufern des Don stieß die Macht der letzteren u. die der A. mit gleicher Tapferkeit, aber ungleichem Glücke an einander. Die Hunnen behielten in dem blutigen Kampfe die Oberhand, der König der A. wurde erschlagen und dem Ueberreste der Nation blieb nur die Wahl zwischen Flucht und Unterwerfung. Ein Theil der Besiegten zog zurück in das vaterländische Gebirg des Kaukasus, wo sie später noch erwähnt und in den heutigen Kisten und Karabulaken wieder erkannt werden; ein anderer Zug drang mit kühnem Muthe nach den Gestaden der Ostsee vor, vereinigte sich mit den nördlichen Stämmen Deutschlands und nahm an den Eroberungen der römischen Provinzen Gallien und Spanien Theil. Aber der größte Theil der Nation ergriff das Anerbieten einer ehrenvollen und vortheilhaften Vereinigung mit den Siegern; und die Hunnen, die Tapferkeit ihrer minder glücklichen Feinde achtend, freuten sich des neuen Zuwachses und schritten mit vermehrter Anzahl und erstarktem Vertrauen zum Einbruch in die Grenzen des gothischen Reiches. Bald nachher verband sich indeß ein Haufe dieser A., der Gemeinschaft mit den Hunnen müde, mit einem Schwarm versprengter Ost- und Westgothen, welcher 376 das römische Gebiet betrat, um vom Kaiser Valens Schutz und Wohnsitze zu erbitten. Nachher war es in der Schlacht bei Salices (Adrianopel) 378, wo die Gothen sich für die römische Bedrückung so hart rächten, vornehmlich die alanische Reiterei, welche die gänzliche Niederlage der Römer herbeiführte. Ein anderer Schwarm flüchtiger, mit germanischen Völkerschaften vermischter A. rückte 406 unter Rhadagais aus Deutschland durch das Po-Thal und belagerte Florenz. Von Stilicho zurückgewiesen, verheerte der furchtbare Zug 2 Jahre lang Gallien, bis er in Verein mit den Vandalen jenseits der Pyrenäen in Lusitanien und dem südwestlichen Spanien feste Wohnsitze nahm. Hier beeinträchtigt durch die Uebermacht der Westgothen, besiegt durch die gothischen Könige Athaulf und Wallia, hören fortan die A. auf, eine selbstständige Macht zu seyn. In der Schlacht bei Chalons 451 fechten sie jedoch unter einem eignen Könige Sangipan als treulose Bundesgenossen der Römer. Seit dem Tode ihres letzten Königs Bior (er fiel in der Schlacht bei Bergamo gegen Ricimer 464) verschwinden sie gänzlich aus der Geschichte.

Alanisches Gebirg (wolchonskischer Wald), Gebirg im Innern des europ. Rußlands, zwischen den Gouvernements St. Petersburg, Moskwa, Twer u. Tula, verliert sich in mehre Abtheilungen unter dem Namen der waldaischen u. duderhofischen Gebirge. Diese selten um wenig als mehr ein paar hundert Fuß ansteigende Landhöhe besteht aus Alluvien und jüngern Flötzschichten u. bildet die Wasserscheide zwischen den Gewässern der Ostsee und denen des kaspischen u. des schwarzen Meeres. Das Gebirg ist Quellort der Flüsse Wolga, Dnieper, Düna, Don, Oka, Wolchow, Lowat, Pola, Kolp u. a. Seine höchste Erhebung beträgt bei Waldai nur 1400 Fuß. Von Bergprodukten geben bedeutenden Ertrag Eisen, Schwefelkies, Vitriol, Alaunerzen, Steinkohlen, Salzquellen, Kalk, Gyps und vor Allem Holz.

Alant (Inula *Linn.*), krautartige Pflanzengattung aus der natürlichen Familie der Kompositen oder zusammengesetzten Blumen und der Gruppe der Radiaten oder Strahlenblumen. Die hierher gehörigen Pflanzen haben gelbe Blumenscheiben mit zahlreichen weiblichen Strahlenblümchen; die Staubbeutel der innen befindlichen zwitterigen Blümchen sind am Grunde mit zwei Borsten versehen. Der Kelch ist halbkugelig, aus vielen, meistens etwas abstehenden, dachziegelartig aufeinander liegenden Blättchen zusammengesetzt; der Fruchtboden ist nackt und die Samen tragen eine Haarkrone. Die Stengelblätter sind einfach, unzertheilt. Von den zahlreichen Arten dieser Pflanzengattung finden sich folgende in Deutschland: 1) Aechter oder gebräuchlicher A. (I. Helenium *Linn.*), mit aufrechtem, steifem, 4—6' hohem, zottig-rauhhaarigem, oberwärts ästigem Stengel, ungleich gezähnt-gesägten, oberseits rauhen, unterseits filzigen Blättern, von denen die am Grunde befindlichen gestielt, elliptisch-länglich, groß (oft über 1' lang), die am Stengel befindlichen herz-eiförmig, zugespitzt, stengelumfassend sind. Die großen ansehnlichen Blumen stehen einzeln oder zu zwei am Gipfel der Stengeläste. Die Kelchblättchen sind abstehend, filzig, die äußern eirund, die inneren lineal-spatelig; die Strahlenblümchen schmal lineal, sattgelb; die Früchtchen kahl mit langer Haarkrone. Diese Pflanze wächst auf feuchten Wiesen, an Gräben und Ufern im mittleren und südlichen Europa wild und wird bei uns in Gärten, besonders von den Landleuten häufig kultivirt, daher sie auf Schutt u. Grasplätzen scheinbar wild vorkommt. Der große, dicke, ästige, ringelnarbige Wurzelstock ist als Alant- oder Glockenwurzel als Heilmittel in Gebrauch. — 2) Wiesenalant (I. Britannica *Linn.*), mit lanzettlichen, ganzrandigen oder gezähnelten, unterseits wie der $^1/_2$ bis über 1' hohe Stengel, zottig-wolligen Blättern, von denen die unteren in den Stiel verschmälert, die oberen mit herzförmiger Basis stengelumfassend sind, lineal-lanzettlichen, verschmälerten, unter sich gleichlangen Kelchblättchen und ansehnlichen Blumen. Diese Art wächst auf der Ueberschwemmung ausgesetzten Plätzen, Wiesen, feuchten Triften und an Gräben. — 3) Deutscher A. (I. Germanica *Linn.*), mit länglich-lanzettlichen oder länglichen, spitzlichen, entfernt gezähnelten, unterseits wollig-haarigen Blättern, von denen die stengelständigen an der Basis herzförmig und stengelumfassend sind, doldentraubig stehenden kleinen Blumen mit walzlichem, auf dem Rücken wollig-flaumigem Kelche und kurzem Strahl; auf steinigen Hügeln, an trockenen Bergabhängen hier und da in Deutschland. — 4) Weidenblättriger A. (I. salicina *Linn.*), mit lanzettlichen, zugespitzten, entfernt undeutlich gezähnelten oder ganzrandigen, meistens kahlen Blättern, von denen die oberen mit herzförmiger Basis stengelumfassend sind, gewimpertem Kelch u. doldentraubig stehenden ansehnlichen Blumen; auf feuchten Wiesen, wie auf dürren steinigen Bergabhängen. — 5) Rauhhaariger A. (I. hirta *Linn.*), mit ovalen, länglichen oder lanzettlichen,

ganzrandigen oder undeutlich gezähnelten, rauhhaarigen Blättern; an steinigen Bergen zwischen Gebüsch. — 6) **Flöhalant** (I. pulicaria *Linn.*, Flöhkraut), mit vielen kleinen halbkugeligen Blumen, deren Strahl kurz und sehr unscheinbar ist; an feuchten Dorfwegen und Gräben; angebliches Mittel gegen Ungeziefer; — 7) **Ruhralant** (I. dysenterica *Linn.*), mit wollig-filzigen Blättern, ästigem Stengel und zahlreichen gelben Blumen mit ansehnlichem Strahl; an Gräben, Wegen, mehr im westlichen Deutschland; als Mittel gegen die Ruhr in Gebrauch.

Alarcon, Don Juan Ruiz de A. y Mendoza, spanischer Dramatiker, gegen Ende des 16. Jahrh. in Mexiko aus vornehmer Familie geboren, siedelte um 1622 nach Europa über und erhielt in Madrid eine Anstellung bei der Oberverwaltungsbehörde der westindischen Besitzungen, † aber schon 1639. A. umfaßte mit seiner poetischen Thätigkeit fast den ganzen Kreis dramatischer Produktion. Die Hauptstärke seines Talents beurkundete er im Charakterdrama (Comedia de costumbres); seine bedeutendsten Leistungen auf diesem Felde sind: „La verdad rospechosa“ (das Original von Corneillne's „Menteur“), „Las paredas oyen“, „Examen de maridos“, „Todo es ventura“ u. a. Fast eben so werden einige seiner Stücke aus der heroischen Gattung gerühmt, namentlich „El tejedor de Segovia“ und „Ganar amigos“ und die Zauberkomödie „La prueba de las promesas“. Der 1. Band seiner „Comedias“ erschien zu Madrid 1628, der 2. zu Barcelona 1634. Hartzenbusch ist seit 1848 mit einer neuen Ausgabe seiner Werke beschäftigt. A. bildet gewissermaßen den Uebergang von Lope de Vega zu Calderon. Erfindungsreich u. gewandt in der Struktur der Fabel wie jener, ragt er in der Einzelausführung, in der festen und verständigen Haltung schon sehr an Calderon heran. Auch rühmt man an ihm die bewußte und kräftige Verfolgung einer ethischen Tendenz und die vorzügliche Reinheit seiner Sprache.

Alarich, 1) A. I., König der Westgothen, einer der gewaltigsten Repräsentanten der Kräfte, welche berufen waren, den Auflösungsprozeß des römischen Weltreichs zu beschleunigen. Gleich nach dem Tode des großen Theodosius (395), dessen Klugheit und mächtiger Arm den von seinen Vorgängern als Bundesgenossen in das Römerreich aufgenommenen gothischen Volksstamm im Zaum gehalten, löste sich das Band, welches Römer u. Barbaren verknüpfte. A., der Westgothen jugendlicher und thatendurstiger Fürst, kündigte Ost-Rom, unter dem Vorwande saumseliger Zahlung der Subsidien, die Freundschaft auf, rief die gothischen Hülfsvölker aus dem römischen Lager, und noch vor Wintersende desselben Jahres, in welchem Theodosius gestorben war, stand das Volk der Westgothen gerüstet gegen die früheren Bundesgenossen. Die Absicht A.s, Roms schwankendes Reich zu stürzen, lag offen da; Aussicht auf Beute u. Eroberung lockte noch viele Barbarenschwärme jenseits der Donau und vom höheren Norden herbei. Scythiens wilde Krieger brachen aus ihren Wäldern hervor, in dem ungewöhnlich kalten Winter „rollten ihre schweren Wagen über den breiten eisigen Rücken des entrüsteten Stromes“. Diese Völkerfluthen waren angeschwollen zu einem reißenden Meere, und alle überschwemmten widerstandslos die Provinzen, von dem bewaldeten Gestade Dalmatiens an bis zu den Mauern von Konstantinopel. Der Westgothen 20jähriger Führer, A. der Balthe, dessen Geschlecht an Alter und Ruhm unter den Barbaren hochgeehrt war, und den Muth, Genie und persönliche Tapferkeit über alle anderen Fürsten der vereinten Völker erhoben, war das erwählte gemeinsame Haupt. A. hatte in Theodosius' vortrefflicher Kriegsschule gelernt und gestrebt, seine Kenntnisse und sein Feldherrntalent als zarter Jüngling schon im römischen Heere geltend zu machen. Stets mit argwöhnischen Augen, oft mit Zurücksetzung behandelt, sog er am kaiserlichen Hofe frühzeitig Haß gegen Rom ein, und Augenzeuge der tiefen, heillosen Zerrüttung des Weltreichs, seiner treulosen Politik und der Bedrückung, die sein Volk wie alle andern Bundesgenossen erlitten, sann sein hochfahrender Geist auf Pläne der Vergeltung u. Rache. Die Zeit ihrer Verwirklichung war gekommen. Auf Konstantinopel, so meinte man, werde A. zunächst die Völkerfluth lenken. Aber gleichsam, als verschmähete er es, länger die wehrlosen gedrangsalten Länder Thracien und Dacien zu zerstampfen, als zöge er es vor, mit größerer Gefahr eine ergiebige Ernte von Ruhm u. Reichthümern in einer Provinz zu suchen, die bisher den Verheerungen des Kriegs entgangen war, richtete er seinen Zug gegen Griechenland, dessen Pforten bei Thermopylä und am Isthmus sich ihm ohne Schwertstreich öffneten. Von den Thermopylen bis an den südlichen Rand des Peloponneses verfolgte A. seine siegreiche Fahrt, ohne in dem einst allmächtigen Reiche nur einmal einem ernstlichen Widerstand zu begegnen. An vielen Orten wurde er sogar als Befreier vom römischen Joche begrüßt. Korinth, Argos, Sparta, die großen Waffenplätze der römischen Macht, ergaben sich auf Gnade und Ungnade; Tod oder Gefangenschaft war das Loos ihrer Einwohner, die nicht eine zeitige Flucht gerettet hatte. Athen kaufte mit seinen Schätzen vom schlimmern Loose sich los. Die letzten Asyle des griechischen Götterthums wurden vom glaubenseifrigen Eroberer aufgesucht und zertrümmert, unter den eisernen Tritten der rohen Schaaren sanken Hellas' schönste Denkmäler in Staub. A. steckte den herrlichen Tempel der Ceres zu Eleusis selbst in Brand und freute sich seiner Flammen und des Endes der achtzehnhundertjährigen Mysterien, die an jenes Heiligthum sich knüpften. Die Tempelschätze, in Jahrtausenden gesammelt und unermeßlich groß, fielen in die Hände der Barbaren, die an ihnen nicht die Kunst und das Alterthum, sondern nur den Metallwerth zu achten verstanden. Die ganze civilisirte Welt war in Schrecken verfallen bei der Kunde von A.s Fortschritten und Griechenlands Verheerung. Die letzte Hoffnung, das Doppelreich zu retten, beruhte noch auf dem bis jetzt noch unbesiegten, verbrüderten Kaiserstaat in Westen. Stilicho, des feigen Honorius tapfrer Oberfeldherr, dem man anfangs nicht gestattet hatte, die in Griechenland einbrechenden Feinde zurückzudrängen, rückte nun mit den aus allen Provinzen, selbst aus dem fernen Britannien eilig herbeige-

rufenen Legionen, heran, A. entgegen. Es war eine furchtbare Macht, zwar der A.s nicht an Zahl gleich, aber an Geschicklichkeit und Kunst des Kriegs weit überlegen. In den Gebirgen Arkadiens, nahe an den Quellen des Peneus, gelang es dem erfahrnen und klugen Stilicho, das gothische Heer in der ungünstigsten Lage zu überraschen und einzuschließen. Hunger und Durst würden in Kurzem unter den Gothen mehr Verheerung angerichtet haben, als die unglücklichste Schlacht, wäre A. weniger listig und kühn in Eröffnung eines Auswegs gewesen. Aber während Stilicho, der zwischen Engpässen bewerkstelligten festen Einschließung der Feinde froh und seines Sieges gewiß, an theatralischen Spielen sich ergötzte, brach A. plötzlich wie ein Gewittersturm hervor, erdrückte die Legionen, die die Päſſe bewachten, und entkam mit seinen Gefangenen und seiner Beute nach Epirus. Ost-Roms schwacher Kaiser Arcadius zog jetzt vor, lieber mit dem Gothenkönig einen Vertrag zu schließen, als West-Rom seine Befreiung von den Barbaren zu danken. Während das oströmische Volk vom baldigen Sturz der Gothen durch Stilicho's Waffen träumte, erschien zu Aller Erstaunen ein kaiserliches Edikt, welches A. zum Präfekten (Vicekönig) des östlichen Illyriens ernannte. Ein anderes Edikt befahl, dem A. die kaiserlichen Arsenale zu öffnen, damit er sein Heer mit römischen Waffen versehe. Die unglücklichen Provinzen mußten zusehen, wie Konstantinopel selbst die Werkzeuge schmiedete zu ihrer Vernichtung; denn daß ein solches Verhältniß der Schwachheit zur Kraft, der Feigheit zum Thatendurste unmöglich friedlichen Bestand haben könne, begriffen Alle, nur Konstantinopel schien es nicht zu begreifen. Mehr als die Auszeichnung durch den Kaiser, dessen Volk er mit Füßen getreten, hatte A. durch seine bisherigen Thaten eine andere von Seiten der Nationen verdient, die er zu Sieg und Beute geführt. Im Jahre 399 riefen die barbarischen Häuptlinge den Präfekten Illyriens in einhelliger Uebereinstimmung zum König aller Westgothen aus, eine Erhebung, die nur zu geeignet war, A. zu neuen Kriegsunternehmungen herauszufordern. Schon 400 rückte er durch Pannonien, jedoch nicht ohne schweren und blutigen Kampf, in Italien ein. Wahrscheinlich machte jedoch der in den Päſſen der Alpen erlittene Verlust eine neue Verstärkung und deshalb eine Rückkehr A.s an die Ufer der Donau rathsam; denn erst drei Jahre später sehen wir A.s Schaaren jenseits der julischen Alpen weitere Fortschritte machen. A.s Wiedererscheinen verbreitete Furcht und Schrecken über ganz Italien. Honorius floh aus Mailand, wo er Hof hielt, nach dem unüberwindlich befestigten Ravenna; aber auch hier hielt er sich nicht sicher genug und würde nach Gallien entflohen seyn, hätte sich nicht Stilicho dieser schimpflichen Maßregel widersetzt und den Kaiser zu vermögen gewußt, nach Mailand zurückzukehren. Der Feldherr selbst eilte mit dem eilig zusammengezogenen Heere über die Alpen, um die Grenzvölker des Reichs zu beschwichtigen und sich mit den aus allen nördlichen Provinzen, vom Rhein, aus Gallien, sogar von Britannien gerufenen Legionen und Bundesgenossen zum Kampfe gegen die Gothen zu vereinigen. Diese hatten unterdessen die Po-Gegenden erreicht, und Mailand wurde von ihnen bedroht, noch ehe Stilicho zur Rettung herbeieilen konnte; der Kaiser floh mit dem zitternden Hofe, um nach Gallien zu entrinnen. A.s Reiter würden ihn sicher eingeholt haben, hätte nicht die kleine Festung Asti ihm vorübergehenden Schutz gewährt. Die Belagerung dieses Platzes wurde von den Gothen sogleich begonnen und unermüdlich betrieben. Schon stand der Kaiser im Begriff, zu kapituliren, da erschien Stilicho an der Spitze eines auserlesenen Heeres im Rücken der Belagerer, und A., von allen Seiten beengt und noch eingedenk der schlimmen Lage, in die ihn derselbe Stilicho wenige Jahre vorher in Arkadien gebracht hatte, entschloß sich zum Abzuge, der jetzt noch ohne Verlust ausgeführt werden konnte. Der Römer aber, Entscheidung suchend, folgte auf dem Fuße ihm nach. In der Nähe des heutigen Turin, bei Polentia, zwang er A. zur Schlacht (29. März 403). Vom frühen Morgen bis zum späten Abend dauerte das blutige Ringen der gewaltigen Heere, und als die Sonne sank, war noch keine Entscheidung. Doch fürchtete A. die Erneuerung der Schlacht und zog sich in der Nacht in seine Wagenburg zurück. Die Römer aber stürmten mit Siegsgeschrei in die Verschanzungen der Gothen, richteten ein fürchterliches Gemetzel unter diesen an, und sühnten einigermaßen die Drangsale, welche jene den Bewohnern des Reichs früher zugefügt hatten. Die unermeßliche Beute aus den griechischen Städten bereicherte die Veteranen des Westens; A.s Gemahlin selbst kam in die Hände der Sieger. Nach so fürchterlichem Schlage schien A.s Lage verzweifelt; sein Fußvolk und seine Schätze waren verloren, die Hauptstärke seines Heers war getödtet oder gefangen, der Schrecken seiner Macht gewichen; A. war mitten im feindlichen Lande und von einem siegreichen Heere verfolgt, das der erste Feldherr der Zeit befehligte. Aber A. war kein Mensch, den das Unglück beherrschen kann; kühn faßte er den Entschluß und führte ihn aus, mit dem Rest seines Heeres, der Reiterei, gegen Rom zu ziehen, entschlossen, vor den Thoren der Hauptstadt zu siegen oder zu sterben. In dieser großen Gefahr rettete abermals Stilicho sein Rom. Die Unmöglichkeit einsehend, mit seinem durch Eilmärsche und Schlachten erschöpften Heere den zahlreichen Reiterschaaren des A. durch ein von ihnen verheertes Land zeitig nachzufolgen, bot er A. unter vortheilhaften Bedingungen den Frieden an, und A., der die Gefahr seiner Lage nicht verkannte, und durch Unzufriedenheit im eignen Heere beunruhigt war, verließ das Land, welches er mit den ungemessensten Hoffnungen betreten, gegen das Versprechen der jährlichen Zahlung einer bedeutenden Geldsumme an den König der Gothen. Schon auf dem Rückzuge machte jedoch A. neue Pläne. Er gedachte sich Verona's, des Schlüssels zu dem Hauptpasse der rhätischen Alpen, zu bemächtigen, die hier u. bis zur Donau hin angesiedelten Stämme aufzuwiegeln und mit ihnen vereinigt vom Rhein her in die reichen und von römischen Truppen entblößten Provinzen Galliens einzubrechen. Aber der immer wachsame Stilicho, der von diesem Plane frühzeitig Kunde erhielt, warf eine starke Macht ins Gebirge und ließ alle Päſſe befestigen, setzte

Verona in furchtbaren Vertheidigungsstand und folgte mit einem Heere selbst dem A. nach. Während nun dieser bei Verona sich lagerte, wurde er fast zu gleicher Zeit von den Römern vorn, auf den Flanken und im Rücken angegriffen. In dieser Schlacht war der Verlust der Gothen nicht viel geringer als jener bei Polentia, A. selbst rettete sich nur durch die Schnelligkeit seines Rosses. Mit den schwachen Trümmern seines Heeres erzwang er sich jedoch muthvoll den Rückzug über die Alpen, den ihm die Römer abzuschneiden trachteten. Honorius, freudetrunken über diesen Erfolg, den er einzig dem Genie Stilicho's dankte, hielt in Rom einen glänzenden Triumphzug, und die auf immer vollendete Bändigung der Gothen (Getarum nationem in omne aevum domitam) verkündigte er durch eine stolze Inschrift auf einer Porta triumphalis der Nachwelt. Doch schnell wechselten die Rollen! A. hatte sogleich nach dem Rückzuge über die Alpen neue Rüstungen begonnen und lud alle verwandten und teutonischen Stämme zu einem allgemeinen Völkerzuge gegen Rom ein. Des Gothenkönigs anerkannte Tapferkeit und Feldherrntalente, die gerade im Unglück am glänzendsten sich gezeigt hatten, und die hinreißende Begeisterung seines Römerhasses lockten weit her die kriegerischen Barbaren zu seiner Fahne; und abermals ward der Name A. beiden Römerreichen ein Schrecken. Stilicho, immer wachsam, suchte jetzt auf diplomatischem Wege zu gewinnen, was er, bei der Kraftlosigkeit und Zerrüttung des Reichs, kaum mehr durch Waffengewalt zu erlangen und zu hoffen wagte. Wirklich wußte er A. zu vermögen, seinen Eroberungsplänen eine andere Richtung zu geben und mit dem Hofe zu Ravenna ein Freundschaftsbündniß einzugehen, der ihn dafür mit der Präfektur Illyriens belieh. A. durchschaute indeß bald, daß Stilicho's Absicht bloß dahin gehe, ihn in einen Kampf mit dem Ostreiche zu verwickeln und dadurch das römische Westreich von einem Feinde und einem Nebenbuhler zu gleicher Zeit zu befreien. In der Absicht, aus der zweideutigen Stellung, in welche ihn der Vertrag versetzte, wieder heraus zu gehen, sandte A. aus seinem Lager zu Aemona, an der Grenze von Italien, dem Kaiser des Westens eine lange Liste von unsichern Versprechungen und enormen Forderungen für Rüstungen, verlangte unverzügliche Befriedigung der letztern u. drohte im Weigerungsfall mit Krieg. Das erschrockene, tief gesunkene Weltreich willigte, nach Stilicho's Rath, in die Zahlung einer ungeheuern Summe. Aber die Erfüllung des Vertrags unterblieb, nachdem Stilicho, ein Opfer der Hofkabale, von Honorius gemordet worden war. Da drang A. mit seinen wilden Haufen zum zweiten Male in das Herz des weströmischen Staats, das versprochene und treulos vorenhaltene Gold mit Gewalt zu holen, und zugleich, wie er vorgab, den Tod seines Freundes Stilicho zu rächen. Verblendet verweigerte der Hof hinter den festen Mauern Ravenna's jede Unterhandlung. In kühnen Eilmärschen rückte daher der Gothenkönig über die Alpen und den Po und plünderte hastig die Städte Aquileja, Altinum, Concordia und Cremona, die sich seinen Waffen ergaben. Ein Corps von 30,000 Mann röm. Hülfsvölker, gothischen u. deutschen Stammes, ging zu ihm über, und ohne eine einzige Schlacht liefern zu müssen, stand sein zahlloses Heer vor Ravenna. Zu klug, sich auf die zwecklose Belagerung der Sumpfveste einzulassen, zog er geraden Wegs auf die Hauptstadt der Welt los. Rom zählte zu jener Zeit über eine Million Einwohner und mindestens 200,000 waffenfähige Männer, ohne die Legionen, welche die stehende Garnison bildeten. Noch eingedenk des herrlichen Triumphs, den Rom über denselben A. vor wenigen Jahren gefeiert hatte, schien es anfangs über des Barbarenkönigs Vermessenheit erstaunt und sorglos. Aber bald sahen die feigen, entarteten Römer die Barbaren herannahen, ein Heer von vielen Völkern, und ein Lager aufschlagen in der schrecklich verwüsteten Campania. Durch geschickte Vertheilung seiner Streitkräfte, welche ungeduldig auf den Augenblick des Sturmes harrten, umschloß A. die unermeßliche Stadt u. schnitt ihr jegliche Verbindung zu Wasser und zu Lande ab. Plötzlich mangelte alle Zufuhr, bald waren die schlecht versehenen Magazine entleert, der Hunger beförderte die Muthlosigkeit, u. so wurde die Königin der Welt zu dem demüthigenden Schritte bewogen, die Gnade A.s anzuflehen (Okt. 408). Der Senat sandte zwei Abgeordnete, um mit A. zu unterhandeln. Als Lösegeld forderte dieser alles Gold und Silber und alles kostbare Geräthe in der Stadt, gleichviel ob Eigenthum des Staates oder der Privatpersonen, endlich alle Sklaven barbarischer Herkunft. Die Abgeordneten fragten kleinmüthig: „Wenn das, o König, deine Forderungen sind, was beabsichtigst du, uns zu lassen?" „Euer Leben!" erwiederte der stolze Eroberer. Zitternd zogen sie heim, dem Senate und Volk des Gothen harte Bedingung zu verkündigen. A. jedoch, gleichsam als fürchtete er für sein Heer die demoralisirenden Folgen einer Besetzung Roms, begnügte sich zuletzt mit einem vergleichsweise geringen Lösegelde von 5000 Pfund Gold, 30,000 Pfund Silber, 4000 seidenen Gewändern etc. und zog ab in das schöne und fruchtbare Toskana, um hier das Winterlager zu halten. 40,000 Sklaven barbarischer Herkunft, die ihm Rom ausliefern mußte, verstärkten sein Heer und neue Züge von Hunnen und Gothen, unter seines Schwagers Athaulf Führung, kamen von den Ufern der Donau herbei, sich mit ihm zu vereinigen. Nie hatte Italien eine solche Feindesmacht gesehen, und widerstandslos wurde es von ihr zertreten. Gleichwohl bot der Gothenfürst die Hand zum Frieden. A., zufrieden mit dem Range eines Oberbefehlshabers über die Heere des Westens, verlangte jährlich Subsidien an Korn und Geld und begehrte die Provinzen Dalmatien, Noricum und Venetia als den Sitz seines Gothenreiches; ja, er zeigte sich geneigt, die Geldforderungen fallen zu lassen und sich mit Noricum zu begnügen. Aber der schlecht berathene Kaiser versäumte die günstigsten Momente. Die Unterhandlungen wurden abgebrochen und A. zog wieder (409) gegen Rom. Diesmal richtete A. seine Anstrengungen zuerst gegen den Hafen von Ostia, jenes staunungswürdige Werk römischer Großartigkeit, wo die römische Transport- und Kriegsflotte stationirte und die Arsenale und Magazine befindlich waren, aus welchen die Legionen mit Waffen und Rüstungen versehen wurden.

Ostia widerstand nicht lange, und es forderte nun A. Rom zur Uebergabe auf. Das Geschrei des feigen Volks und die frische Erinnerung an die früher erlittenen Drangsale brachen bald das Widerstreben des Senats. Um die Stadt um jeden Preis zu retten, willigte dieser in die hochmüthige Forderung A.s, die Absetzung des Kaisers Honorius zu dekretiren, welcher durch den steten Aufenthalt in Ravenna dem Römervolk ohnedies verhaßt war. Auf A.s Gebot empfing hierauf der Stadtpräfekt Attalus vom Senate den Purpur. Athaulf, A.s Schwager, erhielt mit dem Range eines Präfekten der Leibwache das Amt der Beaufsichtigung der Person des Attalus. Dieser Schattenkaiser, A.s Werkzeug, wurde, begleitet von einem furchtbaren Heere, vor die Thore von Ravenna geführt, wo eine feierliche Gesandtschaft erschien, um im Namen des Honorius über eine Theilung des Reichs zwischen beiden Fürsten zu unterhandeln. Attalus bewies bei dieser Gelegenheit solche Unfähigkeit, daß A., den Mißgriff seiner Wahl erkennend, ihn in das Nichts zurückzuwerfen beschloß, aus dem er ihn hervorgerufen. In der Ebene von Rimini lud A. die Römer und Barbaren zu einer allgemeinen Versammlung, und hier, im Angesicht einer unzähligen Menge, wurde Attalus öffentlich und schimpflich des Throns für verlustig erklärt und des Diadems und Purpurs beraubt. Beide Insignien wurden vom Senate feierlich dem A. eingehändigt, der sie als Pfänder der Freundschaft nach Ravenna übersendete und nun jedes Hinderniß der Aussöhnung mit dem Kaiser beseitigt zu haben glaubte. Dieser aber, von seinem Nebenbuhler befreit, wies A.s Forderungen unklug zurück, und zum dritten Male wendete sich der schrecklich Erzürnte mit seiner Völkerfluth gegen Rom, dort Rache zu nehmen für die Schuld und Thorheit des kaiserlichen Hofes. Gegen das unabwendbare Verderben rüstete die Weltstadt sich mit dem Muthe der Verzweiflung. Doch, gleichsam als wollte ihr das Schicksal auch noch einen rühmlichen Untergang mißgönnen, vereitelte eine Verschwörung alle Anstalten zur Vertheidigung. In einer finstern Nacht wurde das salarische Thor von meuterischen Sklaven in der Stille geöffnet, und der gellende Klang der gothischen Hörner weckte die entsetzte Hauptstadt. Mit der ersten Stunde des 24. Augusts, 410 n. Chr., begann das Werk einer furchtbaren Verheerung, die an das Schicksal erinnert, das Rom über Karthago und Jerusalem einst verhängte. Bei dem Leuchten der Flammen wüthete das Schwert der Barbaren rastlos unter dem wehrlosen Volk. Unermeßliche Reichthümer und Schätze der Kunst, die tausendjährige Beute einer Welt, wurden der Fremdlinge Raub oder gingen unter in der rohen Verwüstung, nur die christlichen Heiligthümer suchte der gläubige Eifer der neubekehrten Gothen zu erhalten. Sechs Tage dauerte das Werk des Verderbens; erst am siebenten brach A. und das Heer, mit der Beute des Weltreichs beladen, auf und ergoß sich über Kampanien u. Apulien. Alle die herrlichen Städte, die blühenden Landschaften beugten ihr Haupt, viele wurden von den Verwüstungslustigen gänzlich verheert. Von Unteritalien streckte A. seine gewaltigen Arme nach Sicilien aus, im Geiste sah er schon auch Afrika als Sklavin zu seinen Füßen. Da aber wurde die Hand eines höhern Lenkers sichtbar; ein Sturm zerstreute die gothische Flotte, und A., welteroberungspläneyoll, wie Alexander, † noch vor Ausgang des Jahres (410) zu Cosenza, kaum 34 Jahre alt, in der Blüthe des Lebens. Im Flußbette des Busento, welchen gefangene Römer abdämmen mußten, begruben die Gothen ihren König. Nach der Beerdigung erhielt der Fluß seinen alten Lauf wieder, die bei der Arbeit gebrauchten Gefangenen aber wurden ermordet, damit Niemand den Römern das Grab des großen Eroberers entdecken könnte. Italien jubelte bei der Nachricht von A.s Tod. An seine Stelle trat sein Schwager Athaulf, der die Volksschaaren nach Oberitalien zurückführte, sich mit Honorius verglich und 412 nach Gallien und Spanien abzog, welche Provinzen der Kaiser den Gothen als Wohnplätze überließ.

2) A. II., König des westgothischen Reiches in Spanien und dem südlichen Frankreich, folgte seinem Vater Eurich 484. Bald nach dem Antritt seiner Regierung lieferte A. dem Frankenkönig Chlodowig den an den westgothischen Hof nach Toulouse geflüchteten römischen Statthalter Syagrius aus, ein Dienst, welcher indessen nicht verhinderte, daß später der eroberungssüchtige Chlodowig seinen Nachbar mit Krieg überzog, das westgothische Heer in den Ebenen von Vouillé bei Poitiers besiegte und A. selbst tödtete. Das Reich der Westgothen verlor alles Land von der Loire bis an die Pyrenäen, erhielt aber einen Theil desselben wieder zurück, als der ostgothische König Theodorich, ein Verwandter A.s, ihnen zu Hülfe kam und die Vormundschaft über A.s Sohn und Nachfolger, Amalrich, übernahm. Während seiner Regierung zeigte sich A. als ein friedliebender, aufgeklärter und für das Wohl seiner Unterthanen besorgter Fürst. Unter ihm wurde mit seiner Bewilligung von den katholischen Geistlichen die bekannte Synode zu Agde 506 gehalten, und von einem seiner Beamten der Auszug aus dem Codex Theodosianus,¹ einem Rechtsbuch, welches noch lange im südlichen Frankreich im Gebrauche blieb, angefertigt.

Alarm, der plötzliche außergewöhnliche Ruf in die Waffen, um die Truppen im Frieden zu irgend einer Uebung größerer Art, im Kriege aber zur Abwendung einer drohenden Gefahr, oder endlich zum weitern Abmarsch zu vereinigen. Das Signal zu dieser Sammlung der Krieger geschieht durch das Horn, die Trompete oder die Trommel, oder endlich, aber nur fern vom Feinde, durch Abfeuerung eines Geschützes, und die gut disciplinirten Truppen finden sich dann mit allen ihren Waffen und Gepäck auf's Schleunigste in den dazu beim Apell bestimmten Alarmplätzen ein.

Alarmirung, jeder plötzliche Angriff auf eine feindliche Vorpostenlinie, der entweder die Ermüdung des Feindes, die Erforschung seiner Stärke, die Verbergung der eignen Schwäche, oder die Ablenkung des Feindes vom wahren Punkt des Angriffs, den man beabsichtigt, oder endlich auch die Erleichterung einer Rekognoscirung bezweckt. Jeder dieser Zwecke fordert eine eigne Wahl des Terrains und der Tageszeit des Angriffs. Ist es auf eine Ermüdung des Feindes

abgesehen, so muß er öfter aus seiner Ruhe geweckt werden und zwar vor Tagesanbruch, wo die Schwäche des Angreifenden am leichtesten unentdeckt bleibt. Will man den Feind über den wahren Angriffspunkt täuschen, so muß man ihn an mehren Punkten zugleich alarmiren, und zwar ist es an den uneigentlichen nöthig, das Gefecht lebhaft zu unterhalten, ihm einen gewissen Anstrich von Ernst und Nachhaltigkeit zu geben, als ob man hier hindurch brechen wollte, um unterdessen am eigentlichen Angriffspunkt seine Vorbereitungen desto ungestörter treffen zu können. Gewandtheit und richtige Benutzung des Terrains sind nebst dem zeitgemäßen Abbrechen des Gefechts die Hauptbedingungen eines glücklichen Erfolgs. Die Maßregeln, welche von Seite der Angreifer zur Vermeidung oder Abwendung einer solchen A. von Feindes Seite zu nehmen sind, lassen sich meist zurückführen auf eine dem Terrain und den sonstigen Verhältnissen vollkommen angemessene Aufstellung der Vorpostenlinien und ihrer Replins in solcher Entfernung, daß die nöthige Unterstützung auf der Stelle von ihnen geleistet werden kann, und zwar wo möglich von allen Waffengattungen und so stark, daß mit ihnen, ohne daß das Hauptcorps oder das Lager in die Waffen gerufen zu werden braucht, die feindlichen alarmirenden Truppen zurückzuwerfen sind, diese also nicht nur keine Einsicht von der Stärke des Hauptcorps selbst erhalten können, sondern durch die Art und Weise, wie man sie abfertigte, auch von jeglichem ähnlichen Versuche abgeschreckt werden. Die A. der eigenen Truppen im Felde geschieht durch verabredete Zeichen, z. B. durch Schüsse oder mittelst Alarmstangen, Fanale, Telegraphen &c. Im Frieden bedient man sich der A. der eigenen Truppen öfter und zwar diesen ganz unerwartet, um sie an Aufmerksamkeit, Apell und Ordnung oder sogenannte Schlagfertigkeit zu gewöhnen, oder sie zur Unterstützung der Polizei bei Feuersbrunst und sonstigen Anlässen an dem Orte der Gefahr zu versammeln, oder endlich zum Abmarsch aus dem Standquartier und Behufs einer vorzunehmenden militärischen Uebung, wobei dann der Soldat, ist es vorher nicht ausdrücklich anders befohlen, völlig bewaffnet und mit allem Gepäck sogleich erscheinen muß. Um dies zu können, ist es nöthig, daß ein jeder Soldat überall, wo er sich auch befindet, oder hinkommt, sogleich den Alarmplatz und die Wege dahin bei Tag und Nacht zu finden weiß.

Alaschehr (d. i. die hohe, die hehre Stadt, das alte Philadelphia), türk. Stadt in Kleinasien, Ejalet Natoli, Sandschak Aidin, der berühmte Sitz einer der apokalyptischen Kirchen. A. liegt 18 □Meilen östlich von Smyrna am Cogamus, theils in einem Thale, theils auf dem Abhange des Tmolus, eines felsigen Bergkegels, auf dessen Zinne die alte Acropolis stand, jetzt nur noch kenntlich durch unansehnliche Trümmer. Die antike Mauer ist an vielen Stellen noch wohl erhalten und gibt einen Begriff von der Größe des alten Philadelphia. Jetzt schließt sie, außer der neuen Stadt, Gärten und Felder ein. A. ist, wie die meisten türkischen Städte Kleinasiens, in einem verfallenen Zustande. Die Straßen sind enge und schmutzig, die Häuser schlecht, Hütten oft, den Trümmern aus besseren Vorzeiten eingebaut. Aus den Zeiten der christlichen Herrschaft unter den griechischen Kaisern und später unter den Kreuzfahrern sieht man noch viele Denkmäler; das ehrwürdigste ist die Kirche des heiligen Johannes, aus der Apostelzeit, jetzt ein Haufe Ruinen. Auf jedem Schritte treten dem Wanderer in A. die Zeichen der Vergänglichkeit alles Schönen und Großen auf Erden entgegen. Hier macht die jonische Säule eines Göttertempels den Eckpfeiler eines schmutzigen Judenhauses, dort führt das Architrav eines persischen Palastes als Treppe zum Laden des armenischen Wechslers; aus der Mauer, die das Harem des türkischen Oberbeamten umschließt, ragen die Trümmer eines römischen Triumphbogens hervor und mit den Fragmenten der reichsten griechischen Ornamente sind ganze Höfe gepflastert. Eine der Moscheen ruht auf dem Rumpfe eines griechischen Tempels, den man verstümmelte, und über freistehende, antike Riesensäulen, in Minarets verwandelt, weht der Halbmond. Auf einer Marktecke steht ein herrlicher Sarkophag mit griechischer Inschrift als Brunnentrog und aus der Graburne eines Königs säuft das Kameel. Nach Elliott enthält A. 3000 türkische u. etwa 250 griechische Wohnhäuser mit 15—18,000 Einw. Es ist der Sitz eines griechischen Erzbischofs und hat 5 christliche Kirchen und 15 Moscheen. Die Umgegend ist äußerst fruchtbar, der Handel bedeutend und begünstigt durch die hier zusammenlaufenden Karavanenstraßen aus dem Innern und über das Gebirge nach Smyrna. Die Türken halten A. so heilig, daß viele selbst von Konstantinopel her ihre Todten zum Begräbniß nach A. bringen. Philadelphia, ungefähr 200 Jahre v. Chr., von Attalus Philadelphus gegründet, litt (nach Strabo) früher durch häufige Erdbeben und wurde unter Tiber mit 13 anderen Städten gänzlich zerstört. Bloß die Johanneskirche blieb damals stehen, wie ein griechischer Schriftsteller erzählt: „zur Glorie des Herrn unter Ruinen". Als in späteren Zeiten die Türken Kleinasien eroberten, war A. die letzte Stadt, welche in Vertheidigung ihrer Freiheit und ihres Glaubens heldenmüthigen Widerstand leistete. 8 Jahre lang kämpfte sie gegen die türkische Macht mit Erfolg und hielt über 20 Belagerungen aus. Endlich unterlag sie (1390) Bajazet, dem stolzesten der Ottomanen.

Alaschka (Alaska), die am weitesten in's Meer ragende Halbinsel an der Nordwestküste des russischen Amerika, liegt unter 55—63° nördl. Br. und wird im Westen von der schmalen Straße Tsannach von der östlichsten Aleuteninsel Unimak, im Süden durch die Schelechowstraße von der Insel Kadschak getrennt. Sie ist 80 Meilen lang, von einem kahlen, vulkanreichen Gebirge durchzogen, aber zumeist nur ihren Küsten nach bekannt. Da, wo die Halbinsel beginnt, erheben sich zwei an 12,000 Fuß hohe Piks, von denen einer, der Vulkan Ilamän, weithin sichtbar ist. Merkwürdig ist die Bedeutung, den die Halbinsel für die klimatischen Verhältnisse hat, denn sie hält einerseits den erkältenden Einfluß des Behringsmeeres nach Süden und andererseits den erwärmenden des Australoceans nach Norden hin ab, so daß eine eigenthümliche Klimascheide entsteht, de-

ren Einwirkung sich nicht nur auf die Pflanzen- und Thierwelt, sondern auch auf die Menschen erstreckt, indem hier die Völkerscheide zwischen Eskimos u. Indianern ist.

Alaun (lat. Alumen), ein Doppelsalz, eine Verbindung von schwefelsaurer Thonerde mit schwefelsauren Alkalien. Man unterscheidet in der Chemie mehre Arten A. Die gewöhnlichste ist der Kalialaun. Er kommt in der Natur fertig gebildet vor, theils in haarförmigen Krystallen ausblühend in Klüften u. Spalten von Alaunschiefer u. schwefelkiesreichem Thonschiefer, zuweilen auch in Kohlengebilden, theils in krystallinischen tropfsteinartigen Massen, als erdiger und auch als Beschlag, grau-lichweiß und von Perlmutterglanz. Fundorte sind in Böhmen (in den Braunkohlenlagern); im Voigtland, bei Saalfeld (Uebergangsthonschiefer), zu Freienwalde an der Oder, bei Friedeberg (Rheinpreußen) und Halle mit Fraueneis in der Braunkohlenform, ferner in der Nähe von Vulkanen, am Vesuv, in der Solfatara, der Grotta di Allume am Capo Miseno bei Neapel, in Sicilien, auf den vulkanischen Inseln nächst Sicilien ꝛc. Auch in der Nähe von Erdbränden findet man Anflug von A., so bei Dutterweiler unweit Aachen, in der Auvergne, bei Aubin, wo besonders viel A. sich bildet. Der Federalaun (Karstens Federsalz) ist A. von faseriger Textur (haarförmigen Krystallen, die, zusammengewachsen, einen gleichlaufend faserigen Bruch mit Seidenglanz bilden); er kommt auf Milo häufig und vorzüglich schön vor. Die sogenannte Bergbutter, die von einer schmutzigen, gelblich-grauen, auch gelblich-braunen Farbe vorkommt, meist derb und knollig, in weichen, leicht zerbrechlichen Massen, von einem scheinenden Fettglanz und fettig anzufühlen, ist nichts als unreiner A. In dieser Gestalt findet man ihn auf Bornholm, bei Saalfeld (selten) und in Böhmen. Häufig kommt A. mit schwefelsaurem Eisenoxyd vor, auch mit schwefelsaurer Magnesia. Man findet auch in Gewässern A. aufgelöst, so in Indien (Kutch) und in Ungarn. In ersterem Lande gewinnt man durch Abdampfen in der Sonnenwärme den A., welcher als ostindischer A. in den Handel kommt. Der gebrannte A. (Alumen ustum), welcher in der Medicin als gelindes Aetzmittel angewendet wird, ist die schwammige, weiße, im Wasser sich allmählig lösende Masse, die nach dem Verdampfen des durch Erhitzen geschmolzenen A.s zurückbleibt.

Gewonnen wird der A. aus verschiedenartigen Mineralien. So wird aus der alaunhaltenden Lava, die sich zu Solfatara bei Puzzuoli im Königreich Neapel findet, ein sehr schöner, fast eisenfreier und geschätzter A. gewonnen. Der Alaunstein, ein zur Kieselreihe gehörendes Erz, kommt theils krystallisirt, in spitzen Rhomboëdern, theils krystallinisch und derb, oft mit kleinen Blasenräumen vor. Es ist halb durchsichtig bis schwach durchscheinend matt, die Krystalle fettglänzend, Bruch uneben, in's Splittrige, farblos, gelb, grau, braun, specifisches Gewicht 2,6 bis 2,74, findet sich auf Gängen und Drusenräumen im Alaunfels, einer von Alaunstein mehr oder weniger durchdrungenen Quarzmasse, von graulich-weißer Farbe, mehr oder weniger zelligem Gefüge, zu Tolfa bei Civita Vecchia im Kirchenstaat, Montione im Herzogthum Piombino, zu Solfatara im Neapolitanischen, in Ungarn zu Bereghszeß und Muszay in der beregher und zempliner Gespannschaft und an mehren andern Orten. Der krystallinische Alaunstein besteht aus 10,37 Kali, 39,53 Thonerde, 35,26 Schwefelsäure, 14,82 Wasser. Aus dem Alaunstein dargestellter A. heißt im Handel römischer A., u. dessen jährliche Produktion in Tolfa ist bei einem 6% selten übersteigenden Gehalt der Roherze 100,000 bis 150,000 Centner. Man bezieht ihn am besten von Civita Vecchia, auch von Livorno und Genua. Als Waare sehen wir ihn in Ballen von verschiedenem Gewicht gepackt, in kleinen Stückchen von fleischrother Farbe, welche von einem durch sehr wenig Eisenoxyd (kaum 0,0005) rothgefärbten feinen Schlamm herrührt. Löst man den römischen A. auf, so bleibt ein rothes Pulver zurück, u. es schießt dann bei gelinder Erwärmung A. in Würfeln an; macht man aber die Auflösung bis 45° heiß, so krystallisirt die heiße Flüssigkeit nach dem Filtriren in Oktaëdern, läßt man sie aber über dem Niederschlag sich abkühlen, so schießen zuletzt wieder Würfelkrystalle an. Da der römische A. nächst dem ganz eisenfreien freienwalder und dem fast eisenfreien neapolit. am wenigsten (nur 0,0005) schwefelsaures Eisenoxyd enthält, so wird derselbe, und weil er reich an Thonerde ist, vorzugsweise in der Färberei und in der Kattundruckerei als Beizmittel angewendet. Die Alaunerde, gewöhnlich Alaunerz genannt, gehört zur Kohlenreihe, bildet untergeordnete Lager in Braunkohlenflötzen, weshalb sie auch mit diesen zusammen, oder sie ersetzend, auftritt. Sie ist gewöhnlich schwärzlichbraun, derb, weich, zerreiblich, matt und erdig im Bruch, grobschieferig, brennbar und enthält 28 Theile Schwefel, 196 Kohlen, 160 Thon, 400 Kiesel, 64 Eisen u. Mangan, 18 Eisenvitriol, 15 Gyps, 15 schwefelsaures Kali, 5 salzsaures Kali, 2 Talk, 107 Wasser (Klaproth). Man findet Alaunerde zu Freienwalde an der Oder, wo sie ein mächtiges Flötz bildet und bergmännisch, mittelst Stollen, abgebaut wird, zu Schwemmsal bei Düben im Regierungsbezirk Merseburg, wo man sie durch Tagebau gewinnt, zu Muskau in der Lausitz, zu Gleißen bei Zielenzig, unweit Frankfurt a. d. Oder, zu Kreuzkirch bei Neuwied, Pützberg hinter Friesdorf bei Bonn, Pützgen, Epich, unweit Köln, in Ungarn, Böhmen zu Kommotau, in der Pikardie in Frankreich, auch im Vivarais. Da die Alaunerde keinen fertigen A. enthält, so muß die Bildung von schwefelsaurer Thonerde künstlich hervorgerufen werden. Die hierzu angewendeten Kalisalze sind: kohlensaures Kali (Holzaschenlauge, rohe Potasche), schwefelsaures Kali (der Rückstand aus den Scheidewasserbrennereien, Fabriken von englischer Schwefelsäure), salzsaures Kali (Unterlauge, Seifensiederfluß, welche auch salzsaures Natron und etwas kohlensaures Kali enthalten), in England Kelp, welcher viele Kalisalze führt. Schwefelsaures Kali wendet man am liebsten an. Die gewöhnlichste Bereitung des A.s ist aus dem Alaunschiefer, und der meiste, welcher im Handel vorkommt, ist der auf diese Weise gewonnene. Der Alaunschiefer, mineralisch zur Kieselreihe gehörig, bildet Zwischenlager der Grau-

wackenformation und kommt zuweilen als mächtiges Lager in jüngern Flötzgebirgen, besonders in der Keuperformation, mit Lagen von Schwefelkiesen u. Braunkohlen vor. Er hat ein schiefriges Gefüge, ist im Bruch erdig, von Farbe schwarz oder bläulich-schwarz, schimmernd u. undurchsichtig, deutlich geschichtet, gemeinlich mit Schwefelkrystallen mehr oder minder reichlich durchzogen und zeigt oft Bitumen- oder Kohlenschnürchen und Kohlenschweife auf den Ablösungsflächen der Klüfte. Sein Vorkommen ist fast überall, wo jene Gebirgsformationen auftreten, die er begleitet; aber bei weitem nicht überall wird er benutzt. Gebaut wird auf ihn in Böhmen, Sachsen, bei Saalfeld, am Harz, in Schweden und Norwegen, in England, in den Niederlanden bei Lüttich, zu Sulzbach bei Duttweiler, zu Velbert nächst Verden, nahe bei der Alaunhütte von Siebel, um die Alaunhütte gute Hoffnung bei Lintdorf, in der Gegend von Essen, sämmtlich Orte Rheinpreußens. Der Alaunschiefer wird stets geröstet, weil die feste, dichte Masse von der Luft nicht verändert wird, auch oft das Bitumen in solcher Menge vorhanden ist, daß es nothwendig zerstört werden muß. Der beste, am häufigsten benutzte ist jener, welcher das Dach von Braunkohlen bildet: gemeiniglich unmittelbar unter gelblichen Thonschichten liegend, ein Gemenge von Kohlen, Thon und Schwefelkiesen. Diese dreifache Mischung ist der Alaunbildung sehr günstig. Die Kohle dient, das geröstete Gestein sehr locker zu erhalten, so daß Luft und Feuchtigkeit frei durchdringen können, und Schwefel und Eisen in Säure u. Oxyd sich um so schneller verwandeln. Wird der Alaunschiefer in freier Luft einem sehr hohen Hitzgrade ausgesetzt, so verlieren die Kiese ungefähr die Hälfte ihres Schwefelgehaltes durch Sublimation und verwandeln sich in ein schwarzes Schwefeleisen, welches den Sauerstoff der Luft gierig einschluckt und in Eisenvitriol übergeht. Dieser gibt seine Schwefelsäure theilweise an den Thon ab, und bildet mit diesem die schwefelsaure Thonerde. Ein Theil des grünen oder Eisenvitriols bleibt immer unzersetzt. Ist Kalk gegenwärtig, so verwandelt sich derselbe in Gyps. Gewöhnlich hält der aus Alaunschiefer bereitete A. 0,0008 bis 0,0012 Eisenoxyd. Man macht auch A. aus **Thon und Schwefelkies haltenden Steinkohlen**. In Oberschlesien (Mislowitz), im Königreich Polen und dem Gebiete von Krakau, Galizien bedient man sich gewöhnlich des Grubenkleins oder der unreinen Dachkohlen von den dortigen mächtigen Steinkohlenflötzen, welche einen geringen Werth haben, zur Bereitung von A., indem ihre Asche reich an Thonerde ist und aus dem Schwefeleisen durch's Rösten sich Schwefelsäure erzeugt. Außerdem verfertigt man auch A. aus **Thon u. Schwefelsäure** auf verschiedene Weise, welchen A. man in Frankreich Alun de fabrique, Alun de toutes pièces nennt. Man wählt dazu feuerbeständigen Thon aus, welcher möglichst wenig Kalk und Eisenoxyd enthält, weil diese einen Theil der Schwefelsäure verzehren. Endlich findet sich auch im Wasser mancher Quellen A., wie zu Bukowina in Niederschlesien, Stecknitz in Böhmen, an einigen Orten Rußlands und Italiens. Man nennt dies Wasser **Alaunwasser**.

Der Kalialaun krystallisirt mit 45,5 Procent Wasser verbunden in farblosen, durchsichtigen Oktaëdern, deren Kanten und Ecken nicht selten abgestumpft sind, ist geruchlos, schmeckt süßlich, herb, zusammenzihend, löst sich bei 12.5° in 13,3, bei 87,5° in 0,6 Theilen Wasser auf, die Auflösung reagirt sauer, specifisches Gewicht der koncentrirtesten 1,0465. Er verwittert an der Luft, schmilzt in der Wärme, verliert sein chemisch gebundenes Wasser, bläht sich auf und liefert eine schwammige, weiße Masse, gebrannten A., welcher sich in Wasser nur sehr langsam wieder auflöst. In höherer Hitze entweicht Schwefelsäure und es bleibt Thonerde, gemengt mit schwefelsaurem Kali, zurück. Er besteht aus: 9,94 Kali, 10,82 Thonerde, 33,77 Schwefelsäure, 45,47 Wasser.

Natronalaun kommt in einer Höhle auf der Insel Milo vor und wird im Kleinen dadurch erhalten, daß man zur Auflösung von schwefelsaurer Thonerde Glaubersalz hinzusetzt, oder Kochsalz, wenn freie Säure vorwaltet. Die Auflösung wird nur mäßig abgedampft, der Natronalaun krystallisirt dann allmählig. Er bildet sich auch als Nebenprodukt auf den Alaunwerken, wenn man zum Mehlmachen Seifensiederfluß anwendet; er bleibt in der Alaunmutterlauge und läßt sich aus derselben durch gelindes Abdampfen scheiden. Es scheint aber eine besonders eingerichtete Produktion desselben, wegen des erforderlichen gar langsamen Abdampfens, nicht sehr räthlich. Natronalaun kommt in Krystallform dem Kalialaun vollkommen gleich, er verwittert aber sehr stark, löst sich in 2,14 Wasser von 13° auf; specifisches Gewicht der koncentrirtesten Auflösung 1,296; er besteht aus: 6,55 Natron, 10,77 Thonerde, 33,62 Schwefelsäure, 49,06 Wasser.

Ammoniakalaun kommt in einem Braunkohlenlager bei Tschermig, im Thal der Eger, in Böhmen vor; der krystallinische Ammoniakalaun bricht dort von grauweißer Farbe in Gangtrümmern, fettglänzend, Bruch strahlig, halb durchsichtig, specifisches Gewicht, 1,56. Man benutzt die mit Amoniakalaun durchdrungenen Braunkohlen, indem man dieselben auf Halden stürzt, entzündet und dann noch zur Verwitterung an der Luft auslegt. Zum Mehlmachen setzt man Seifensiederfluß zu; die Mutterlauge enthält außer Eisenvitriol auch Bittersalz. Ammoniakalaun verfertigt man auch vielfach in Frankreich, den Niederlanden, in England, indem man zur Alaunrohrlauge theils kohlensaures Ammoniak (gewöhnlich gefaulten Urin), theils schwefelsaures Ammoniak hinzusetzt, auch die durch trockene Destillation von Steinkohlen bei der Gasbeleuchtung gewonnene ammoniakalische Flüssigkeit. Meistens enthält der Ammoniakalaun gleichzeitig Kalialaun, weil man wegen des höhern Preises des Ammoniaksalzes Kalisalz mit hinzusetzt. Ammoniakalaun krystallisirt in regelmäßigen Oktaëdern, verwittert nicht mehr als der Kalialaun, löst sich nicht viel leichter auf als dieser, schmeckt und reagirt gleich, er unterscheidet sich aber chemisch durch folgende Eigenthümlichkeiten: er läßt beim Erhitzen schwefelsaures Ammoniak und Schwefelsäure entweichen, hinterläßt Thonerde, entbindet Ammoniak beim Behandeln mit ätzenden Alkalien und Erden. Er besteht aus 3,79 Ammoniak,

11,35 Thonerde, 35,45 Schwefelsäure, 49,44 Wasser. Da fast alle Sorten A. mehr oder weniger schwefelsaures Eisenoxyd enthalten, so ist es wichtig, besonders für die Anwendung desselben in der Färberei und Kattundruckerei, bei lichten delikaten Farben, wo der Gehalt an Eisenoxyd stumpfe Nüancen bedingt, den A. zu reinigen. Dies geschieht durch (mehrmaliges) Wiederholen der Krystallisation nicht vollständig; besser mit Eisencyanurkalium (Lauge, die bei der Krystallisation des Salzes zurückbleibt). Die Prüfung des A. auf einen Gehalt an Eisen geschieht mit einer Auflösung von blausaurem Eisenkali; bläut sich die Flüssigkeit nicht sogleich, sondern erst nach 1 — 2 Stunden, so ist der fragliche A. eben so rein als der römische; ist aber selbst nach 24 Stunden keine Bläuung in der Flüssigkeit zu sehen, so ist der A. reiner als der römische. Von gutem A. verlangt man, daß er aus reinen, festen, trocknen, halbdurchsichtigen Krystallen bestehe, die in der Luft nicht leicht fließen, im Wasser aber ganz aufgelöst werden. Gewöhnlich haben die Alaunkrystalle eine achteckige Gestalt. Auf glühenden Kohlen schwillt der A. an und hinterläßt dann einen weißen trocknen, zerreiblichen, schäumenden Rückstand. Der Geschmack des A. ist herbe, etwas süßlich und zusammenziehend.

Der A., welchen die Alten schon kannten und benutzten, war natürlicher oder gediegener A.; doch lernte man schon im 8. Jahrhundert dies Doppelsalz aus den Alaunerzen gewinnen. Die ältesten europäischen Alaunsiedereien sind die italienischen aus den Alaunerzen von Civita Vecchia. Besonders früh lernte man die Eigenschaft des A. als Beize für die Färberei kennen, daß er die Farben auf die Stoffe befestigte und manchen Farben eine schönere Nüancirung gab. Man bedient sich des Alauns, um vielerlei Thonerdepräparate darzustellen, man gebraucht ihn in der Färberei, Kattundruckerei, theils an sich als Beizmittel, theils auch zur Gewinnung von essigsaurer (salzsaurer) Thonerde, von so genanntem kubischen oder neutralen A., in der Türkischrothfärberei, zur Bereitung von Lackfarben, in der Weißgerberei, zum Leimen des Papiers, zum Planiren, zum Klären, zum Brodbacken, um das Weizenbrod weißer zu machen, zur Bereitung von feuersichern Anstrichen auf Gewebe, Holzwerk etc., zum Reinigen des Fetts, Talgs. In der Medicin wird er innerlich und äußerlich angewandt als stark adstringirendes Mittel. Sehr wirksam ist er gegen anhaltende übermäßige Ausleerungen, welche durch Schwäche bedingt sind, als Blutungen, Blasenhämorrhoiden, chronischen Tripper, weißen Fluß nnd dann gegen Bleikolik. Man berechnet den jährlichen Gesammtverbrauch von A. auf 1,100,000 Centner. Der Handel mit A. beschäftigt folglich ein Kapital von 10 bis 12 Millionen Gulden. Von jenem Gesammt-Quantum liefern die römischen Werke bei Tolfa etwa 150,000 Ctr.; die britischen 600,000 Ctr.; die preußischen, sächsischen und böhmischen 120,000 Ctr.; die türkischen (bei Donserah und Karahissar in Kleinasien) 60,000 Ctr. und doppelt so viel die in Belgien, Schweden, Dänemark, Tyrol, im übrigen Italien, in Griechenland, in Spanien, in Oesterreich. Die im Handel am meisten vorkommenden Sorten sind: 1) der römische (der theuerste), in Ballen u. Säcken verschiedener Schwere, wird von Civita Vecchia, Livorno, Marseille, Rom bezogen; 2) der levantische (auch Roche-A.), von schmutzig-röthlichem Ansehen, in geschnürten Ballen, von Smyrna, Livorno, steht gemeinlich 20 Procent unter dem römischen A.; 3) schwedischer (schonenscher), in Fässern von 3—400 Pfund, von Hamburg, Lübeck; 4) dänischer, wie der schwedische; 5) lütticher, in Fässern, von Lüttich, Köln, Amsterdam; 6) freiwalder, in Fässern von 5 Centner. Je freier der A. von färbenden Eisentheilen ist, desto besser ist er, desto allgemeiner seine Anwendbarkeit; daher hat der römische vor allen andern Sorten den Vorzug. Guter A. löst sich im Wasser völlig auf. Die Verfälschungen sind häufig; die gemeinsten mit Zusatz von Thonerde, Kreide, Gyps und wohlfeilen Salzen. A., welcher keinen sehr herben, heftig zusammenziehenden Geschmack hat, keine trockene Krystalle zeigt, in der Luft gern feucht anzieht und zerfließt, im Wasser sich nicht gut und vollkommen auflösen läßt, ist immer verdächtig. Ganz frei von Eisen ist kein im Handel vorkommender A.; aber ein zu großes, beim Verbrauch (namentlich in der Färberei) nachtheiliges Verhältniß des Eisens gibt sich leicht zu erkennen, wenn man von der Auflösung des zu prüfenden A.s in eine gerbestoffhaltende Flüssigkeit (z. B. Absud von Galläpfeln, Thee etc.) etwas gießt. Bei vielem Eisengehalt färbt sich letztere sogleich schwärzlich.

Alaunisches Gebirge, s. Alanisches Gebirge.

Alaunkies, alaunhaltiger Schwefel- oder Vitriolkies, s. Alaun.

Alaunmehl, unförmliche Alaunkrystalle, gewöhnlich in Pulvergestalt, welche in der gut gesottenen Alaunlauge sich niederschlagen (rohes A.). Wird dieser Niederschlag auf der Waschbank verwaschen, so entsteht das Waschmehl; löst man dieses Waschmehl nochmals auf und hat man es durch fortwährendes Umrühren einer weiteren Läuterung unterworfen, so erhält man das geläuterte A. oder den Alaunläuter. Auch der mehlartige Ausschlag auf verwitterten Alaunerzen wird A. genannt.

Alaunniederschlag, das kali- oder ammoniakhaltige Fällungsmittel (Potasche, Holzasche etc.) zur Absonderung des Alaunmehls aus der Mutterlauge.

Alaunpyrophor, ein kohlenhaltiges, an feuchter Luft bei gewöhnlicher Temperatur sich entzündendes chemisches Präparat, welches zuerst Homberg 1695 durch Glühen aus 3 Theilen Alaun mit 1 Theil Mehl, wofür auch ein anderer kohlenhaltiger Stoff genommen werden kann, darstellte.

Alaunsalze, aluminische Hydrolyte, eine der 10 Gruppen der Hydrolyte, umfaßt den Alaun, den Keramohalit (Thon-Salz) und den Halotrichit.

Alaunschiefer, s. Alaun.

Alaunstein, s. Alaun.

Alaunzeichen, bei Chemikern und Aerzten gebräuchlich (⊙).

Alava (Vittoria), die südlichste der drei baskischen Provinzen im Nordosten von Spanien,

im Generalgouvernement Kantabrien, grenzt im Norden an Biscaya und Guipozcoa, im Osten an Navarra, im Süden und Westen an Alt-Kastilien, hat einen Flächenraum von 50,91 □Meil. und zählt gegen 83,000 Einw. in 1 Ciudad, 91 Villas und 340 Dörfern. A. bildet eine zum obern Ebro herantretende südliche Terrasse des kantabrischen Küstengebirges, welches hier unter den Specialnamen der Sierra-Alba, der Montes de Altube und Sierra de Arangazu die Nordgrenzen der Provinz umsäumt. Der Ebro, der theilweise die Südgrenze berührt, nimmt die Zadorra als linken Nebenfluß auf, an welcher Vittoria, die Hauptstadt der Provinz, liegt. Zwei Hauptstraßen, die von Burgos kommen und sich bei Poncorbo spalten, durchziehen das Land und überschreiten das ungefähr bis zu 4000 Fuß sich erhebende Gebirge bei Orduña zur Verbindung mit Bilbao und bei Salines zur Verbindung mit Tolosa und Bayonne, so daß A. ein wichtiges Passage-Land zwischen Kastilien und Frankreich oder den beiden nördlichen baskischen Provinzen bildet. Das Klima ist mild und gesund. Die herrlichsten Eichenwälder, Hornvieh-, Schaf- u. Ziegenzucht, Hanf-, Flachs- und Getreidebau, Weinkultur, reiche Eisen- und Kupferminen u. unerschöpfliche Salzquellen gewähren eine reiche Ausfuhr roher Produkte. Der durchschnittene Terraincharakter des Landes verleiht denselben kriegerische Bedeutung.

Alava, Michael Richard d', spanischer General und Diplomat, ward 1771 zu Vittoria geboren. Er trat frühzeitig in den Seedienst und ward Kapitän einer Fregatte, ging aber, da die spanische Marine seinem Ehrgeize ein zu beschränktes Feld schien, kurze Zeit darauf zur Landarmee über. Er hatte es bis zum Obersten gebracht, als Napoleon die bourbonische Familie in Spanien entthronte. A. ergriff mit Eifer die Partei des neuen Herrschers, wurde Mitglied des Rathes zu Bayonne und unterzeichnete die durch Frankreich gegebene Konstitution. Aus nicht bekannt gewordenem Grunde verließ A. nach der Schlacht von Albuhera 1811 die Sache Joseph Napoleons, trat auf die Seite der Independenten und ward Wellingtons Adjutant. Seitdem theilte er die Kämpfe der Engländer gegen die Franzosen unermüdet, focht immer tapfer und kaltblütig, und rettete bei dem Sturme der Vaterstadt diese vor dem Untergang. Wellington erhob ihn auf dem Schlachtfelde zum General. Er folgte noch 1814 dem britischen Siegeszuge nach Frankreich und wohnte der Schlacht bei Toulouse bei. Der Friede von Paris führte Ferdinand VII. auf den spanischen Thron zurück und A. in sein Vaterland. Aber der Hof haßte A., und, aufgehoben und in's Gefängniß geworfen, wurde er nur durch die Intervention seines Freundes Wellington befreit. Auf den Wunsch des Prinzen von Oranien erhielt A. den spanischen Gesandtschaftsposten im Haag, erregte aber durch seine politische Richtung den Verdacht u. Haß des Hofes von Neuem u. wurde 1819 aus dem Haag abberufen. Der 1820 ausbrechenden Revolution warf sich A. ungestüm in die Arme, verband sich mit Arguelles u. Galiano zur Wiederaufrichtung der Konstitution von 1812, focht 1822 gegen die königlichen Garden und stimmte zu Sevilla für augenblickliche einstweilige Absetzung Ferdinands. Nach dem Sturze der Konstitutionellen wurde A. von den Cortes zum Mitglied der Kommission gewählt, welche mit Frankreich zu Cadix unterhandelte. Als trotz des eidlichen Versprechens des Königs, das allen Anhängern der Revolution persönliche Sicherheit und eine günstigere Verfassung verhieß, eine blutige Verfolgung gegen jene ausbrach, entfloh A. mit mehren Gleichgesinnten nach Gibraltar und von da nach England, wo er, abwechselnd in den Niederlanden, von der Unterstützung seiner Freunde lebte, bis er von der Königin Christine zurückgerufen und 1834 zum Pair des Reichs erhoben wurde. A. bekam bald darauf den wichtigen Gesandtschaftsposten unter dem Präsidenten Martinez de la Rosa in London. Unter Mendizabal, den er durch englischen Einfluß gehoben, 1835 zum Minister-Präsidenten des Auswärtigen berufen, lehnte er diese Stelle ab, verließ London, begab sich in die zweite Kammer und widmete sich der parlamentarischen Thätigkeit. Am französischen Hofe suchte er eine Intervention in der spanischen Angelegenheit von Seiten Frankreichs zu Stande zu bringen; seine Bemühungen scheiterten jedoch an Louis Philipps Abneigung. Nachdem eine neue Revolution der spanischen Regierung die Konstitution von 1812 aufgedrungen, überraschte A., im Widerspruch mit seinen langjährigen Bestrebungen und Bekenntnissen, die Welt mit der Erklärung, daß er die Verfassung von 1812 nicht annehme. Er reichte sein Entlassungsgesuch ein und verließ den Staatsdienst. Er † 1843 in den Bädern von Barèges.

Alay, eine bei den Türken übliche allegorische Maskerade beim Ausbruch eines Krieges, bei Gelegenheit der feierlichen Abholung der Fahne des Propheten, wobei jedes Gewerbe seine respektiven Kunstfertigkeiten vor den Zuschauern producirt.

Alba (Albe), das Chorhemd von weißer (alba) Leinwand, auch Camisio, Poderis, Tunica linea dalmatica genannt, welches als Symbol der Reinheit die christlichen Kleriker unmittelbar über der schwarzen Kleidung tragen. Schon im 4. Jahrhundert war die A. nach dem Vorgange des Ephods der jüdischen Priester in der christlichen Kirche gewöhnlich. In der katholischen Kirche hat man sie durchgängig, in der anglikanischen zu jedem Kirchendienste außer der Predigt, bei den evangelisch Lutherischen in Deutschland, denen sie durch das Interim wieder aufgenöthigt wurde, noch an einigen Orten und zu besonderen Handlungen, z. B. dem Abendmahle, beibehalten, in der reformirten aber aller Orten abgeschafft. In der griechischen Kirche vertritt das Sticharion, das meist seiden und farbig ist, die Stelle der A. Die A., welche zum Krönungsornate der deutschen Kaiser gehörte, war von weißem Taffet, mit spitzigen gestickten Aermeln. Ein weißes Kleid (Alba sc. vestis) wurde in der alten Kirche den Getauften zum Zeichen der sittlichen Reinheit angelegt, von ihnen 8 Tage getragen, dann an heiliger Stätte aufgehängt. Hiervon bekam der Sonntag nach Ostern, weil man an diesem die meisten Katechumenen taufte, schon im 4. Jahrhundert den Namen Dominica in albis.

Alba, Ferdinand Alvarez von Toledo, Herzog von, berühmter spanischer Feldherr und

Staatsmann, Oberbefehlshaber der spanischen Heere und dirigirender Minister unter dem Kaiser Karl V. und dem Könige Philipp II. von Spanien, ward 1508 geboren u. stammt aus einem der vornehmsten Häuser Spaniens. Nach dem Tode seines Vaters, Garcias von Toledo, Grands und Oberbefehlshabers der spanischen Flotten in den afrikanischen Gewässern, der schon 1510 in einem Treffen wider die Mauren sein Leben verlor, kam A. in das Haus seines Großvaters, Friedrichs von Toledo, eines strengen, rauhen, tapfern alten Kriegsmanns, der den Knaben mit Sorgfalt, aber hart erzog und für seine gründliche Ausbildung in der Staats- und Kriegskunst alles Mögliche that. Schon im 16. Jahre trat A., mit Kenntnissen hervorragend und reich ausgestattet, in's Heer und nahm als Lieutenant am Feldzuge gegen die Franzosen Theil. Kaltblütige Unerschrockenheit u. eiserner Muth zeichneten ihn bei jeder Gelegenheit aus; in der blutigen Schlacht bei Pavia (1525), in Ungarn, in den hartnäckigen Kämpfen wider die Türken, in Afrika auf dem Zuge Karls V. gegen Tunis und in der Provence bei der Belagerung von Marseille, gab er Proben seiner Tapferkeit wie seiner großen Anlagen zum Feldherrn. Rasch stieg er auf den Schlachtfeldern von Grad zu Grad, war, kaum 26 Jahr alt, General und erhielt als junger Mann von 30 Jahren als Oberfeldherr das Kommando der kaiserlichen Heere. A. erwarb sich seit dieser Zeit durch kluge Rathschläge und Tapferkeit das unbeschränkte Vertrauen Karls V. In dessen zweitem Kriege gegen Frankreich flocht A. frische Kränze des Waffenruhmes zu den alten; seine Vertheidigung Perpignans 1542 behält in den Annalen der Kriegsgeschichte einen Ehrenplatz für alle Zeiten. Als Karl V. nach Deutschland ging, um die Wirren des Reichs zu ordnen, folgte ihm A. 1546, von dem Kaiser zur Unterdrückung des schmalkaldischen Bundes berufen. A.s Erscheinen war für die Protestanten Verderben. Als Oberbefehlshaber der kaiserlichen Heere und als Minister die Seele aller Unternehmungen, gewann er die protestantischen Städte Süddeutschlands, züchtigte den Herzog Ulrich von Würtemberg und trug zu dem vollständigen Siege Karls in der verhängnißvollen Schlacht bei Mühlberg (1547) das Meistebei. In dem Kriegsgerichte, welches den in der Schlacht gefangenen Kurfürsten Johann Friedrich von Sachsen zum Tode verurtheilte, führte A. den Vorsitz, und mit eiserner Konsequenz rieth er dem Kaiser, das Urtheil stracks vollziehen zu lassen, so wie er auf der andern Seite der Verleihung des Kurfürstenthums an Moritz von Sachsen entgegen war. An seinem Vorschlage, den Leichnam Luthers in der Schloßkirche zu Wittenberg auszugraben, um ihn zu verbrennen, erkennt man A.'s religiösen Fanatismus. Karl, weniger entschlossen und weniger hart, vielleicht auch staatsklüger, um nicht die protestantische Partei durch Grausamkeit auf's Aeußerste zu treiben und zu verstärken, verwarf diese Rathschläge und begab sich nach Halle, die Unterwerfung des Landgrafen Philipp von Hessen und seiner Verbündeten zu empfangen. A., nach Entwaffnung aller Feinde des Kaisers in Deutschland nicht mehr nöthig, ging zu dem Infanten Philipp nach Spanien zurück und fand dort an der Spitze der Geschäfte für seine Thätigkeit ein weites Feld. Im Jahre 1550 sehen wir ihn wieder in Deutschland, um den Plan Karls, seinem Sohne die römische Königskrone zu verschaffen, zu unterstützen. Diesmal scheiterte aber, u. zum Glücke für Deutschland u. die Civilisation, A.s Bemühen auf dem Reichstage zu Augsburg, und A. kehrte mit Philipp wieder nach Spanien zurück, bis die für den Kaiser unglücklichen Ereignisse in Deutschland und der nach dem passauer Vertrage 1552 geführte Krieg gegen Heinrich II. von Frankreich die Gegenwart des Herzogs bei dem kaiserlichen Heere nothwendig machten. A. belagerte vergeblich die französische Hauptmacht unter Guise in Metz, bis der harte Winter die Kaiserlichen zum Abzug zwang. Auch die folgenden Feldzüge gegen Frankreich 1554 und 1555 entschieden nichts und warfen ein zweideutiges Licht auf A.s Feldherrnruhm. A.'s Erfolge bestanden nur in der grausamen Verheerung der Grenzländer. Karl V., voll Mißmuth und von beständiger Kränklichkeit niedergedrückt, übergab 1556 die Regierung über die Niederlande und Spanien seinem Sohne Philipp II., der Waffenstillstand mit Frankreich schloß. Als der Kampf noch in demselben Jahre wieder ausbrach, drang A., fest in Philipps Gunst und dadurch unumschränkter Herr, an der Spitze eines furchtbaren spanischen Heeres in Italien ein, bis vor die Thore Roms und schlug dann siegreich mehre Gefechte gegen die unter Guise herbeigekommene gewaltige Macht der Franzosen, welche sich mit den päpstlichen Truppen vereinigt hatte. Nach dem durch die Niederlage der Franzosen bei St. Quentin nothwendig gewordenen Abzuge des Herzogs von Guise aus Italien, schloß A. auf den Befehl Philipps mit dem Papste Frieden, gab alle Eroberungen heraus, und die Nachgiebigkeit A.'s gegen die Anmaßungen der Hierarchie ging so weit, daß er selbst nach Rom pilgerte, um dort wegen des Einfalles in den Kirchenstaat Buße und Abbitte zu thun. Im Jahre 1559 kam auch der Friede von Chateau Cambresis zwischen Frankreich und Spanien zu Stande, worauf A. sich nach Paris begab, um sich die Tochter Heinrichs II. für seinen Monarchen antrauen zu lassen. Nach dem Ausbruch des Aufstandes in den Niederlanden zog A. mit einem Heere von 20,000 Mann, in Schlachten abgehärteten Kriegern, und einem Schwarm fanatischer Mönche dahin, die Ketzerei zu vertilgen. Kaum zu Brüssel angelangt, zeigte er der Regentin die von Philipp erhaltene Vollmacht, und dieselbe war so unumschränkt und rücksichtslos, daß Margaretha, darüber empört und gekränkt, 1568 die Regentschaft niederlegte. Jetzt durch keine höhere Gewalt mehr gefesselt, unumschränkter Herrscher über Leben und Tod, entwickelte der Herzog die ganze Furchtbarkeit seines Charakters, noch furchtbarer durch grenzenlosen Religionsfanatismus. Zur Bestrafung der Theilnehmer an den Unruhen ordnete er einen sogenannten Revolutionsrath an, welcher über allen Gerichten u. Gesetzen stand, gewöhnlich nur der Blutrath hieß und aus 12 Mitgliedern, lauter fanatischen, grausamen, habsüchtigen Menschen,



FERDINAND
Herzog v. Alba

EIGENTHUM & VERLAG DES BIBL. INSTITUTS IN HILDBURGHAUSEN.

zusammengesetzt war. A. hatte in demselben die oberste Entscheidung und führte anfangs persönlich den Vorsitz; später that dies in seinem Namen der Spanier Juan de Vargas. Tausende, die an den Empörungen Theil genommen oder sonst den Gewalthabern im Wege standen, wurden durch jenes Gericht, von dessen Urtheil keine Appellation galt, ohne Unterschied des Alters, Geschlechtes und Standes hingerichtet. A. selbst rühmte sich, 18,000 Menschen in den Niederlanden zum Tode verurtheilt zu haben. Diese Greuel, sowie die grenzenlose Zügellosigkeit der spanischen Soldaten, brachten die Niederländer zur Verzweiflung, und als die Prinzen von Oranien mit einem in Deutschland gesammelten kleinen Heere sich näherten, strömten die Geängsteten ihren Fahnen in Schaaren zu. Der Herzog aber schlug das Befreiungsheer Ludwigs von Oranien bei Jemmingen in Friesland und zwang auch den mit einem anderen Heerhaufen in Brabant eingedrungenen Wilhelm von Oranien ohne Schlacht zum Rückzuge, worauf er einen triumphirenden Einzug in Brüssel hielt (1568) u. hier schrecklicher als zuvor in dem unglücklichen Niederland wüthete. Das niederländische Volk mußte ihm in Antwerpen eine eherne Bildsäule errichten, und jeden Tag sann er neue Abgaben aus, durch deren Schwere das übermüthige Ketzervolk vollends zu erdrücken. So sollten unter Anderm alle Einwohner auch von ihrem beweglichen Vermögen, so oft dasselbe den Besitzer wechseln würde, den zehnten Theil des Kaufpreises an den Staat bezahlen. Die Härte, mit der er diese Maßregel geltend zu machen suchte, erbitterte alle Niederländer ohne Unterschied des Standes und Glaubens. Der Norden ergriff von Neuem die Waffen und mit Blitzesschnelle lief das Feuer der Empörung über das Land. Die Spanier mußten sich in die festen Plätze zurückziehen, und bald waren mit Hülfe der Prinzen von Oranien ganz Seeland und Holland bis auf die Städte Middelburg und Amsterdam von den Spaniern befreit. Der zum Statthalter von Holland, Seeland und Utrecht erwählte Wilhelm von Oranien rüstete sich, die spanische Heeresmacht ganz aus den Niederlanden zu vertreiben. Mit 20,000 Mann drang er durch Geldern bis nach Löwen in Brabant vor, eroberte die Städte Mecheln, Dendermonde, Oudenarde, mußte sich aber vor Mons zurückziehen, worauf ganz Brabant wieder in A.'s Hand kam; auch die Städte Zütphen, Naarden und Haarlem in die Hände von A.'s Sohn, Friedrichs von Toledo, der dort das spanische Hauptheer befehligte, fielen. Indessen schmolz A.'s Heer auf dem sumpfigen Boden Hollands durch tägliche kleine Verluste, durch Erschlagen der Nachzügler, Ermordung einzelner Soldaten beim Plündern, durch Hunger, Kälte und Krankheit immer mehr zusammen, die Spanier, müde des fruchtlosen Würgens, fingen endlich an zu murren und den Gehorsam zu verweigern, und A. forderte vergeblich von Philipp Verstärkungen. Unter diesen Umständen an einem glücklichen Fortgange des Krieges verzweifelnd, reichte A. mißmuthig seine Entlassung ein, und Philipp II., froh, den Allgewaltigen, vor dem er sich selbst fürchtete, los zu werden, nahm dieselbe gern an und ernannte den Statthalter von Mailand, Ludwig von Requesens und Zumiga, zum Nachfolger des Herzogs. A. aber, beladen mit dem Fluche der Niederlande, die er entvölkert, verwüstet, ihrer besten Kräfte beraubt hatte, ging nach Madrid mit dem Stolze eines Triumphators. Hier sandte ihn bald nach seiner Ankunft der Undank des Despoten, dem er so lange gedient, in die Verbannung. Doch dauerte die Ungnade des Königs nicht lange. Um Portugal, auf das Philipp Erbansprüche machte, zu erobern, rief er A. aus dem Exil zurück und übertrug ihm den Oberbefehl über das gegen die Spaniens Herrschaft verabscheuenden Portugiesen und ihre Verbündeten bestimmte Heer. A. rechtfertigte auch die Meinung von seiner Unersetzlichkeit als Feldherr durch die glänzendsten Erfolge, schlug die Portugiesen unter Anton von Orato, einem Verwandten des verstorbenen Königs Johann III., auf's Haupt, eroberte Lissabon und bald ganz Portugal, ward aber auf die Klagen der Portugiesen über die Gewaltthätigkeiten der spanischen Krieger und die Habsucht ihres Feldherrn vom Könige zur Rechenschaft gezogen. So trotzig und stolz aber war A.'s Benehmen gegen seinen Monarchen bei diesem Anlaß, daß der eingeschüchterte Philipp die Untersuchung niederschlug. Bald darauf befreite der Tod, 1582, die Welt und Philipp II. von dem gefürchteten Mann, nicht ohne Verdacht einer geschehenen Vergiftung. A. wurde 74 Jahre alt, und noch in diesem hohen Alter besaß er die Rüstigkeit eines jungen Mannes. Sein Wuchs war groß, die Haltung stolz; der Ausdruck des Gesichts finster und zurückstoßend, der Ton der Stimme hart; A.'s ganzes Aeußere verkündete den Charakter, welchen diese Skizze seines Lebens genugsam erkennen läßt.

Alba Longa, die Mutterstadt Roms, die erste Gründung der Latiner von Lavinium, der Sage nach 30 Jahre nach Laviniums Gründung von Ascanius erbaut, von Rom schon unter Tullus Hostilius zerstört. Sie lag auf einer, die Umgegend beherrschenden, jetzt meist bewaldeten Höhe auf dem Abhange des heutigen Monte Cavo und über dem Lago d'Albano. Noch ist die Stätte unverkennbar, wo die Stadt in einer langen Straße zwischen Berg u. See sich erstreckte; denn in ihrer ganzen Ausdehnung ist der Fels unter ihr nach dem See hinab schroff abgehauen. Auf der steilen Felswand war eine Mauer überflüssig; die Zugänge von beiden Seiten konnten leicht geschlossen werden. Monte Cavo war der kapitolinische Berg von A. L.; seine Gipfel mußten befestigt seyn, um die Stadt nach oben hin sicher zu stellen, und die Vermuthung hat viel für sich, daß, wie zu Rom, Tempel und Burg verschieden waren, Rocca di Papa die Burg (arx) von A. L. gewesen. Von keinem Gebäude der Albaner sind Ruinen sichtbar; von dem Tempel des Jupiter Latiaris sind selbst die Grundmauern vernichtet. Doch ein Werk, welches A. ausgeführt hat, schafft jetzt Segen, wie vor drittehalb tausend Jahren und wird unvergänglich bestehen. Das Thal von Grottaferrata (vallis Albana) ist, wie der Augenschein lehrt, eine entwässerte Niederung, oder vielmehr ein abgelassener See, wie die vallis Aricina, das Wasser aber wird von dort durch 2 Kanäle gelöst. Der eine ist in einen Bach geleitet, welcher nach

dem Treberone läuft; der andere ist in einem durch den Fels gehauenen Emissarius eine halbe Meile lang in der Großartigkeit alter Zeit nach der Campagna geführt. Hier, wo nur schlechtes Wasser durch tiefe Brunnen gewonnen wird, war das Wasser jenes Grabens sehr wohlthätig. Die römischen Könige leiteten es später zur Stadt, wo es jetzt, von seinem Ursprung an la Marrana genannt, durch das Thal des Circus in die Tiber fließt. Der Theil dieses Grabens bis dahin, von wo ihn die Römer abgeleitet, ist die Fossa Cluilia, benannt nach dem albanischen Diktator, welcher das große Werk ausführte. Das Namenverzeichniß der 14 Könige von A. L., die alle den Beinamen Sylvius führen, ist eben so mythisch als die Sage von Romulus u. Remus, den angeblichen Erbauern Roms. Nach den Königen herrschten 100 Jahr hindurch Diktatoren; die Gründung der Stadt wird 300 Jahre vor Roms Erbauung, ihre Zerstörung an's Ende des 1. Jahrhunderts der römischen Königsherrschaft gesetzt. Anfangs stand A. L. in enger Verbindung mit der Tochterstadt, bis der Verrath des Diktators Mettus Fuffetius die Römer zur Rache aufrief. Die Stadt sank in Trümmer, die Einwohner wurden nach Rom versetzt. Die Albanergegend ist noch jetzt die herrlichste in der ganzen Umgebung von Rom, übersäet mit Villen der reichen Römer.

Albanenser, ketzerische Sekte der Katharer, die nach der Stadt Alba in Piemont benannt ist, aber auch in Südfrankreich, namentlich in Donzenac, Gemeinden hatte und den Konkorregensern und Bagnolensern gegenüber stand. Nach ihrer Behauptung stehen zwei Principe ohne Anfang und Ende sich gegenüber: der Gott des Lichts, der Vater Christi, und der Gott der Finsterniß, der Teufel, welcher letztere der Schöpfer dieser Welt und Verfasser des größten Theils des alten Testaments ist. Den Gegensatz zu seiner Welt bildet eine himmlische Welt, in welcher der Teufel aus Neid eingebrochen ist und Versöhnung gebracht hat. Obwohl durch den Erzengel Michael vom Himmel herabgeworfen, schleppte der Teufel doch den dritten Theil der Seelen gefangen fort und bannte sie in die irdischen Leiber, von wo sie am jüngsten Tage zu ihren verlorenen himmlischen Leibern zurückkehren werden. Widersprüche gegen diese Lehrsätze tauchten seit dem Anfange des 13. Jahrhunderts innerhalb der Sekte auf, doch behauptete sich wenigstens ein Theil der A. unter ihrem Bischof in Verona, Belasmansa.

Albanersee, s. Albano.

Albanerstein, s. Albano.

Albanesen, s. Albanien.

Albani, 1) Francesco, der Maler der Anmuth, war der Sohn eines reichen Seidenhändlers zu Bologna, wo er im März 1578 geboren wurde. Zwölf Jahre alt, begann er unter dem Niederländer Dionys Calvart neben Guido Reni zu zeichnen. Letzterem folgte er zu den Carracci's und trat ihm als Nebenbuhler gegenüber, mußte aber sehen, wie der Ruhm des älteren Genossen ihn überragte. Er † im 83. Jahr 1660 in Bologna. A. kann zu den größten Malern, nicht nur seiner Zeit, gezählt werden. Seine Zeichnung ist stets korrekt, sein Kolorit anmuthig, weich und lebendig. In der Erfindung ist er mehr Dichter, als Maler; Passeri nennt ihn den Horaz der Malerkunst, weil A. in seinen Aphroditen, Grazien, Galatheen und Kindern alle übertroffen. Zu seinen ausgezeichnetsten Malereien gehören die sogenannten Runden mit den vier Elementen, die er wiederholt mit neuerfundenen Veränderungen malte. Den Namen eines Malers der Liebesgötter trug er von seinen Amorinenspielen u. Amorettentänzen, wovon das schönste Stück die dresdener Gallerie besitzt, neben zehn andern Bildern von A. Seinen Raub der Proserpina bewahrt die mailänder Gallerie, die florentinische sein prächtiges Selbstporträt. Die leuchtenbergsche Sammlung zeigt einen herrlichen Europenraub und die pariser Gallerie eine Eva, welche Adam den Apfel reicht, sowie Adonis und Venus, die Stephan Baudet in vier großen Blättern gestochen hat, derselbe, der 1695 die vier Elemente nach A. stach.

2) Mattia, berühmter Geigenbauer in Tyrol um die Mitte des 17. Jahrhunderts, dessen Instrumente, mit „Mathias Albanus fecit in Tyrol, Bulsani 1654" gezeichnet, Albanesergeigen genannt werden, und ihres reinen, kräftigen, zarten und klangreichen Tons wegen in großer Achtung und sehr hohem Werth stehen und daher in Rom 1702 — 9 nachgeahmt wurden.

3) Annibale, berühmter römischer Staatsmann, aus einer reichen Familie, die im 16. Jahrhunderte vor den Türken aus ihren Stammlande Albanien nach Rom flüchtete und sich hier in zwei Linien theilte, am 15. August 1682 zu Urbino geboren. Als Gesandter Klemens XI., seines Oheims, ging er 1709 nach Wien, schlichtete hier durch sein kluges Benehmen die Mißhelligkeiten des Kaisers Joseph I. mit dem Papste und mit der Republik Venedig, und bewirkte den Uebertritt des Herzogs Anton Ulrich von Braunschweig zur katholischen Kirche. Von dem Kaiser in den Fürstenstand erhoben, war er nach dessen Tode (1711) bei der neuen Kaiserwahl in Frankfurt a. M. thätig. Nach seiner Rückkehr in Rom zur Kardinalswürde erhoben, 1719 zu der des Kämmerers des heiligen Stuhls, übte er seitdem bis zu seinem Tode (den 21. September 1751) großen Einfluß auf die Angelegenheiten Roms. Seinen Charakter befleckten Geiz und Rachsucht; doch zeigte er sich als einen eifrigen Freund und Beförderer der Künste und Wissenschaften. Seine „Memorie concernenti la Citta di Urbino" (Rom 1724, Fol.) sind mit Klemens XI. gemeinschaftlich verfaßt; sein Münzkabinet, von Venuti beschrieben (Rom 1739, 2 Bde.), ging später in das vatikanische über.

4) Alexander, Bruder des Vorigen, ebenfalls Kardinal, berühmter Kenner und Sammler von Kunstwerken, wurde den 9. Oktober 1692 zu Urbino geboren, 1720 Nuntius in Wien und 1721 Kardinal. Er war ein großer Freund der Jesuiten, entzweite sich deshalb mit Klemens XIV. und stand an der Spitze der Opposition im Kardinalkollegium. Vollkommener Weltmann, bewegte er sich gern und mit Gewandtheit in den Zirkeln der Großen und war sinnlichen Freuden und Genüssen hold. A. bekleidete nie ein priesterliches Kirchenamt, hatte auch niemals die Priesterweihe erhalten. Seine großen Einkünfte, die er meist von reichen, ihm ertheilen Sinekuren bezog, setzten ihn in den Stand, seine maßlose

Kunst- und Prachtliebe zu befriedigen. Seine Villa wurde zu einem weltberühmten Museum, besonders für antike Skulptur, und noch immer enthält sie Herrliches aus dieser Zeit, obschon die Franzosen Vieles wegführten und der Wechsel des Besitzes Manches entfremdete. Die kostbare Münzsammlung A.'s, die jetzt das Museum Vaticanum bereichert, ist beschrieben in dem Prachtwerke: „Antiqua numismata maximi moduli aurea, argentea, aerea, ex Museo Alex. Albani in Vatic. Bibl. a Clem. XII. P. O. M. translata et a Rud. Venuti notis illustr." (1739 — 1744, 2 Bd., Fol.). Er † den 11. December 1779.

5) Carlo, Bruder der beiden Vorigen, geboren 1687, kaufte 1715 das Fürstenthum Soriano, erhielt davon den Herzogstitel und wurde zugleich in den Fürstenstand des römischen Reichs und von Innocenz XIII. 1721 zum Principal Soglio erhoben. Er † 1742.

6) Giovanni Francesco, Sohn des Vorigen, in Rom den 26. Februar 1720 geboren, ward sehr jung Bischof von Ostia und Velletri, und 1747 Kardinal, spielte lange Zeit am römischen Hofe eine wichtige Rolle. Nach dem Tode Annibale's A., 1751, ward er Protektor von Polen und der Republik Ragusa und machte seinen Einfluß bei den Wahlen der Päpste Klemens XIV., Pius VI. und VII. geltend. Seine Feindschaft wider die Franzosen bereitete ihm harte Tage. Nach der Besetzung Roms mußte er flüchten. Er † im September 1803. A. war ein Freund der Jesuiten; doch rühmt man auch an ihm Menschenfreundlichkeit, Gerechtigkeitsliebe und eine wahrhaft universelle Bildung.

7) Giuseppe, Fürst, Neffe des Vorigen, geboren zu Rom den 13. September 1750, wurde 1801 Kardinal. Seine Jugend widmete er fast ausschließlich der Beschäftigung mit Musik; als indeß die Noth ihn zwang, sich um Geschäfte zu bekümmern, entwickelte er glänzende Anlagen. Zur Zeit der französischen Herrschaft lebte er zurückgezogen in Wien; aufgefangene Briefe von ihm gaben jedoch den Franzosen einen Vorwand, den Waffenstillstand zu brechen und Rom zu besetzen. Unter Leo XII. war er Legat in Bologna und unter Pius VIII., zu dessen Wahl als Oberhaupt der Kirche er wesentlich beigetragen hatte, wurde er Staatssekretär. Von Gregor XVI. wurde er 1831 zum Commissario für Bologna, Ferrara, Ravenna und Forli ernannt und zur Stillung der ausgebrochenen Unruhen mit Truppen nach Bologna geschickt. Diese richteten nichts aus, und A. wurde abgerufen. Seitdem lebte er in Pesaro als Legat für die Provinz Urbino und Pesaro und † den 3. Dec. 1834 zu Pesaro. Sein thatenreiches Leben zeichnete sich durch seine unwandelbaren monarchischen Grundsätze aus; dabei hat A. den Ruhm eines streng rechtlichen Mannes stets behauptet. Dem österreichischen Kaiserhause war er treu ergeben. Sein großes Vermögen vermachte er testamentarisch einem Enkel seiner Schwester mit der Bedingung, daß er den Namen A. annehme und im Kirchenstaate lebe.

Albania, kaukasisches Land, von den Albani bewohnt, mit dem Fluß Albanus und der Hauptstadt Albana, grenzt in Osten an das kaspische oder hirkanische Meer, im Norden an das asiat. Sarmatien, im Süden an den Kur (Cyrus) und Araxes und westlich an Iberien. Strabo beschreibt das Land ausführlich und sagt, daß vorzüglich der Boden des südlichen A., welches auch Cambysene genannt ward, in seiner großen Ebene bis nach Armenien hin der ergiebigste ist, den man nur treffen kann. Die Einwohner schildert er in eben dem Maße cyklopisch-träge, wie der Boden fruchtbar war. Es hatte nach Ptolemäus 27 Städte: Gätara, an der Küste, in der Nähe des heutigen Baku; Albana, groß, uralt; Gelda, zwischen den Flüssen Casius und Gerrus, nahe dem heutigen Tarcha. Zwischen den Flüssen Albanus und Casius im innern Lande lag die Hauptstadt Cabalaca (Chabala) in der Nähe der albanischen Engpässe (Pylae Albanicae oder der Pylae Sarmaticae des Ptolemäus); endlich Diauna und Thabilaca, zwischen den Flüssen Casius und Gerrus, in der Nähe des heutigen Derbend. Die Römer lernten das Land zuerst in dem pontischen Kriege kennen, wo die Albanier gegen Pompejus eine große Macht in's Feld stellten. Unter den römischen Kaisern wurde es von Statthaltern beherrscht.

Albanien (alban. Skiperi), türkisches Arnaut, das interessanteste Land in dem großen Gebiete zwischen dem schwarzen und adriatischen Meere, mit dem ältesten und nächst den Griechen aufstrebendsten Volke in dem seiner Auflösung zueilenden Reiche des Halbmonds, ist ein 60 deutsche Meilen langes und 12—18 Meilen breites Küstenland am adriatischen und jonischen Meere. Es liegt zwischen 39° und 43° nördlicher Breite und füllt einen Flächenraum von etwa 800 □M. aus, den ungefähr 800,000 Seelen bewohnen. Seine Grenzen, die wenige Geographien und Karten genau, übereinstimmend oder richtig bestimmen, sind nördlich Montenegro und Bosnien, östlich Serbien, Macedonien, Thessalien, südlich Griechenland (Livadien) und der Busen von Arta, westlich das jonische und adriatische Meer. A. ist ein Land voller Berge und Felsen, daher der Name Skiperi, d. i. Land der Felsen. Alle Gebirge sind wild, steil, voll Schluchten und tiefer Gründe. Im Norden reckt das Agrentara-Gebirg seine Arme durch das Land, im Osten das Perserin-Gebirg mit dem Vernos (Maniana Petrin) als Fortsetzung; die Kette südlich heißt Thumerka, mit Smolika und Spileum, und im Süden des Landes thürmt der Voluzza sich empor, an welchen sich westlich, vom Berg Zigos an, das Gebirg Smokovo anschließt. Die ganze von Norden nach Süden sich hinlagernde Kette mit ihren Auszweigungen nannten die Alten den Pindus. Noch andere Gebirgsrücken tragen besondere Namen: im Westen das akrokeraunische Gebirg, der Tomoros, der Spileon, von welchem das Graba-Balkan - Gebirg östlich zieht, das Kerubi- an das Sastrani - Gebirg reichend. Viele der Ketten endigen gegen das Meer hin in steile Kaps, z. B. Linguetta, Laghi, Pali, Rodoni und Kap Stillo im äußersten Süden. A. ist reichlich bewässert; aber nur wenige Flüsse haben einen 20 Meilen weiten Lauf und mit alleiniger Ausnahme des den Ochri - See durchströmenden Drino gehören alle den Küstenflüssen zu. Kahnbar sind nur 4, der Drino, die Vojusza, Scombi Tobi und die Bojana,

und auch diese nur bis wenige Meilen von ihren Mündungen. Von den Seen sind zu nennen der Bojana-See im Nord-Westen, der 10□M. große Ochri in der Mitte, der Bivari- und Trebutschi-See an der Westküste. Die tief eingefurchte Küste bildet viele Häfen und einige größere Busen; so den von Arta, von Avlona, von Durazzo und den des Drino. Das Klima ist sehr mannigfaltig, rauh auf den Höhen, in den Thälern aber schön und mild, oft heiß bis zur afrikanischen Gluth. Daher herrscht auch in den Bodenerzeugnissen die größte Mannigfaltigkeit. Während auf den Rücken der Gebirge das Getreide kümmerlich reift, spenden die Thäler die saftigsten Früchte des Südens und selbst die tropische Palme kommt an geschützten, sonnigen Stellen im Freien fort.

Die Bevölkerung ist über Höhen und Thäler vertheilt. Viele der Städte und unzähligen Kastelle liegen auf den Gipfeln der Berge, und in letztern hauset noch zuweilen der Klephten-Hauptmann mit derselben Ungebundenheit, wie einst der deutsche Raubritter in des Faustrechts finsterer Zeit. Die Einwohner gehören, verhältnißmäßig kleine Fraktionen ausgenommen, alle zu einem Stammvolke, dem der Albaneser (türkische Arnauten) oder Skipetaren (Leute von den Bergen), wie sie sich selbst nennen. Es ist dies kein während der Völkerwanderung zwischen dem 4. und 8. Jahrhundert erst eingewanderter Stamm, sondern sie haben sich als Urvolk unter allen Stürmen und Wirren zweier Jahrtausende in ihren Wohnsitzen behauptet und zählen zu der großen Völkerfamilie, die man seit Alexander dem Gr. mit dem unbestimmten Namen Illyrer, früher aber mit dem eben so unsichern der Thraker bezeichnet hat. In der nördlichen Hälfte des Landes findet sich die albanesische Bevölkerung fast ohne Vermengung und sie schneidet sich von den umwohnenden slavischen Nationen, den Bosniaken und den Montenegrinern, scharf ab. Im Süden dagegen sind albanes. und griech. Abstammung häufig vermengt und auch die Sprachen beider Völker hört man wechselnd. Am Seegestade hin sprechen die Männer alle griechisch neben ihrer Muttersprache; nur im Hause, in den Familien ist die alte Sprache der Skipetaren noch im Gebrauch. Einige haben ihre Grundbestandtheile für ächt illyrisch gehalten, doch ist sie mit griechischen, römischen, deutschen, slavischen u. türkischen Worten sehr vermischt, so daß unter 1000 Worten 100 griechischen, 50 türkischen, 160 lateinischen, 20 slavischen, 130 deutschen, 540 aber alt-illyrischen Ursprungs sind.. Hahn hält sie für einen selbstständigen Zweig des indo-german. Sprachstammes. Eine Literatur gibt es in dieser Sprache nicht; sie lebt bloß im Munde des Volkes. Zwar hat man sich griechischer Buchstaben zur Bezeichnung albanesischer Worte bedient, da aber fast jeder Albanese Griechisch versteht, auch das Griechische zu allem sprachlichen Verkehr außerhab der Häuser dient, so bedient man sich gewöhnlich beim Schreiben dieser Sprache. Grammatiken des Albanesischen lieferten Lecce (Rom 1716,) Vater in den Vergleichungstafeln (Halle 1822), Xylander (Frankfurt 1835), ein Wörterbuch Blanchi (Rom 1635). Hinsichtlich der Religion theilen sich, seitdem Ali Pascha das System vollkommen religiöser Duldung einführte, der Islam und griechische Kirche in die Bevölkerung. Der Albanese ist von mittlerer Statur, hat ein ovales Gesicht mit hervorstehenden Kinnbacken, langem Halse und breiter Brust. Er geht aufrecht und hat ein schönes majestätisches Ansehen. Er verachtet jede Verstellung und ist stolz darauf, seine Gefühle frei an den Tag legen zu können. Eine seiner vorzüglichsten Tugenden ist die Gastfreundschaft, die hier eben so in Ehren gehalten wird, wie vordem in Griechenland. Schon in alten Zeiten war dies Volk wegen seiner Ausdauer berühmt, und besonders können die Männer Hitze und Kälte gleich gut ertragen. Todesverachtung ist Allen gemein. Der Albanese findet seine ganze Lust an den Waffen. Den Titel Palikaren, was so viel als die Tapfern heißt, ziehen sie jedem andern vor. Ihre Angriffe beginnen sie mit wildem Schlachtgeschrei, das sie nach jeder Pause wieder erneuern. Zu feuern fangen sie an und hören sie auf Jeder nach seinem Gefallen, u. in der Schlacht sammelt sich jede Truppe um ihren Hauptmann und kämpft für sich allein und getrennt von den andern. Ihre gewöhnlichen Waffen sind zwei Pistolen in dem Gürtel, ein Atagar oder kurzer Säbel, der nach vorn leicht gekrümmt und dem Harpion der Griechen nicht unähnlich ist, ein zweiter, größerer, krummer Säbel, der horizontal am Degengehäng befestigt ist, und eine lange Flinte. Im Gefecht suchen sie hauptsächlich den Feind in enge Pässe zu locken, daß sie mit ihren Seitengewehr fechten können, womit es ihnen selten mißglückt. Der Albanese, rauh und stolz in seinem Wesen, zeigt einen Grad von Verachtung gegen das weibliche Geschlecht, wie er den wildesten Völkern nicht eigen ist. Die Frauen werden buchstäblich als eine niedrigere Klasse von Geschöpfen betrachtet und behandelt; doch sind sie nicht so beschränkt und gehen weniger verschleiert, als die Türkinnen. In ihrer Tracht erscheinen sie ärmlich. Ihr gewöhnlicher Anzug besteht aus grober Baumwolle, der Kopf ist mit einem Tuche bedeckt, das unter den Ohren zugeheftet ist. Wohlhabendere haben ein sehr weites wollenes Kleid, und die jungen Mädchen tragen häufig eine Blechmütze, unter welcher sich das geflochtene Haar befindet, das herabhängt und an welchem kleine Geldstücke befestigt sind. Bei Festen äußern sie einen phantastischen Geschmack in ihrer sorgfältigen, selten aber reinlichen Kleidung. Der gewöhnliche Anzug des Mannes ist ein Hemd von Baumwolle, Unterbeinkleider gleichfalls von Baumwolle, ein weißer wollener Mantel und ein großer weiter Rock oder Kapot mit weiten offenen Aermeln, und einer weißen wollenen oder pferdehaarenen Binde, welche öfters hinten in einem schmalen Stücke herabhängt. Den Kopf bedeckt ein Turban von baumwollenem Zeuch, nicht selten mit einer silbernen Nadel zusammen gehalten. Der Gürtel, oft mit Silber reich und kunstvoll verziert, ist knapp, mit dem Degengehäng verbunden. In ihm stecken immer zwei Pistolen. Wenn sie schlafen, lösen sie ihn und ziehen ihr Kapot über sich; selten haben sie noch eine andere Bedeckung. Im Sommer ersetzen sie Kapot und Mantel durch einen leichten Koller. Der ärmste Albanese hat schöne Pistolen im Gürtel, auch ein Messer mit

Verzierungen, dessen Griff mit Amulets behangen ist, und einen Calamaro, eine Art portables Schreibzeug u. Feder, denn schreiben kann Jeder, wenigstens seinen Namen. Der Anzug der Capitani ist der eleganteste im türkischen Reiche, und die Häuptlinge, die dazu Mittel haben, tragen ihn von reichem Sammet, mit Gold und Silber gestickt. Nach Lord Byron ist die albanesische Tracht der im schottischen Hochlande sehr ähnlich. Ihre **Wohnungen** sind reinlich, hübsch sogar, und bestehen meist aus einem Parterre mit zwei Stuben, außer einem Raume, wo sie den Mais mit den Stengeln oder ihre Trauben bewahren, die sie mit Salz besprengen, damit sie sich besser halten. Jedes Haus hat einen kleinen Garten und jedes Dorf einen Rasenplatz für ihre Sonntagsspiele und einen dazu gehörigen runden, gepflasterten Platz, auf welchem sie zur Erntezeit durch Pferde, die an einen Stock in die Mitte gebunden sind, das Korn austreten lassen. Die **Nahrung** des Albanesen besteht meist aus Vegetabilien. Wein trinken alle, so wie auch eine Art Branntwein, Rackih genannt, der aus Weinbeeren, Mais oder Gerste bereitet wird. Wasser trinken sie in großen Zügen bei der stärksten Erhitzung, ohne daß es ihnen schadet. Die Albanesen sind gewöhnlich mäßig und sparsam, aber sehr träge und unwissend. Sie halten es für keine Schande, öffentlich zu rauben, aber für schändlich, heimlich zu stehlen. Sehr sonderbar ist ihre Art zu grüßen; von Sonnenaufgang bis 3 Uhr sagen sie: „mire nestracia" oder „nestracia emire", guten Morgen; von 3 bis 9 Uhr „mire minghiessi", gut Käsemachen für Dich (weil dies die Zeit der Käsebereitung ist). Guten Tag, guten Abend, gute Nacht, ist fast dasselbe, wie bei uns. Zu einem Manne in seinem eigenen Hause sagen sie: „mire mbe setepij", wohl im Hause (Glück in's Haus); zu einer Person, die beschäftigt ist: „mire mbe pune", gut bei der Arbeit; und zu denen, die sich in die Sonne stellen: „mire mbe dieli", gut in der Sonne. Sie lieben Musik und Tanz leidenschaftlich, verstehen aber erstere sehr unvollkommen. Dessenungeachtet fangen sie, wenn die Zeit ihrer täglichen Beschäftigung vorüber ist, an zu singen und zu spielen, und jeder Albanese macht sich Lied und Musik selbst. In ihren Tänzen haben sie wenig Abwechselung; entweder halten sie sich die Hände dabei auf dem Rücken, oder jeder hat ein Tuch in der Hand, das der nächste faßt, und so die ganze lange Reihe hindurch. Dieser Shawl-Tanz ist immer von Gesang begleitet und sehr anmuthig. Der eigentliche Nationaltanz (**Albanitika**) wird auch öfters von Einem ausgeführt. Die Instrumente der Albanesen sind die Flöte, das Tambourin, die dreisaitige Guitarre mit langem Hals und kleinem runden Bauche, die mit einem Plectrum gespielt wird, das die Gestalt eines halbzolllangen Rohrs hat. Die gewöhnlichen **Beschäftigungen** außer dem Kriege sind sehr einfach. Die Albanesen sind entweder Hirten oder Ackerbauer. Die Bodenkultur beschränkt sich bei der nicht zahlreichen Bevölkerung und der Natur des Landes angemessen auf die Thäler voll üppiger Fruchtbarkeit. Mais, Weizen, Korinthen, der Weinstock, der Oelbaum, die Tabakstaude geben die Haupterzeugnisse des Ackerbaues her. Man führt aus dem Golf von Arta Getreide, Bauholz, Oel, Tabak, Baumwolle, Wolle, ꝛc.; 50 Schiffsladungen Getreide werden jährlich nach den jonischen Inseln, Italien und Malta gesendet. Vortreffliches Bauholz wächst an den Küsten, und während des Revolutionskrieges hielt sich stets ein französischer Agent in Arta auf, um Einkäufe zu machen. Tabak baut Oberalbanien; Baumwolle erhalten die Albanesen von Thessalien und bringen sie nach den deutschen und italienischen Häfen des adriatischen Meeres. Der einzige Manufakturartikel, der ausgeführt wird, ist grobes Wollenzeug, jährlich für etwa 150,000 Piaster. Eingeführt werden Zucker, Kaffee, Leinwand, Tuch, Feuergewehre, Eisenwaaren, Schießpulver ꝛc. Albanesische Kaufleute stehen mit griechischen Häusern zu Triest u. mit Malteserhäusern in Verbindung, von denen sie englische Waaren erhalten.

Der **politischen Eintheilung** nach zerfällt das Land gegenwärtig in drei Paschaliks: Janina, Ilbassan und Scodra (Skutari), und in die Sandschaks Avlona und Delvino, deren Befehlshaber eine gemeinlich sehr unwirksame Oberherrschaft über die Gemeinden unter ihren Beys und Capitanis üben.

Eine herrschende Rolle haben die Albanesen nie in der Geschichte gespielt; in politischer Beziehung sind sie ein erst aufkeimendes Volk, dessen Bedeutung in der Weltgeschichte noch unter der Zukunft Schleier verborgen ruht. Es ist jedoch nicht zu verkennen, daß die Albanesen seit dem 11. Jahrhundert zu immer größerer Bedeutung heranreifen. Des Namens **Albanier** u. ihrer Hauptstadt Albanopolis gedenkt zuerst Ptolemäus. Sie treten dann wieder als **Albanonen**, **Elbener**, im 12. Jahrhundert auf, als der kriegerischste, tapferste Stamm der Illyrer, häufig gegen die Griechen des Ostreichs im Kampfe zur Behauptung ihrer Freiheit und später ihrer Unabhängigkeit. Die Türken korrumpirten den Namen in Arnauten. Nach Leake's „Researches in Greece" theilen sich die Skipetaren in folgende drei Hauptzweige (Stämme): die **Ghegege** oder **Ghegides**, deren Hauptstädte Dulcigno, Scutari u. Durazzo, in die **Toske** oder **Toskides**, welche an den Ufern der Vojusza (hier in den Städten Lispesi, Tepelen, Klessura) und im Distrikt von Koritza (Hauptorte Berat u. Elbasan) wohnen, und in die **Liape**, ein armes und räuberisches Volk, das die Gebirge zwischen Toskeri u. Delvino einnimmt, endlich in die, durch kühne, bis zur Todesverachtung gesteigerte Tapferkeit berühmten **Isami**, die den südlichsten Distrikt, mit den Hauptorten Suli, Paramithia, Livarati, Margariti, Parga u. Aghia, einnehmen. Außerdem gibt es noch viele speciellere Eintheilungen in Klans, ähnlich den schottischen, die wir hier übergehen.

Die älteste **Geschichte** A.s hüllt sich in tiefes Dunkel. Die alten Historiker faßten A. und die umliegenden Landstriche unter dem allgemeinen Namen Epirus zusammen und sie erzählen viel von der rohen Tapferkeit seiner Bewohner und wie seine isolirte Lage und der Mangel an Einheit unter seinen verschiedenen Stämmen es verhindert haben, bedeutend in die politischen Ver-

hältnisse Griechenlands einzugreifen. Indessen drang griechische Civilisation von Süden in das Land u. breitete sich allmählig über ganz A. aus. Noch ist das Land mit den Trümmern griechischer Kolonialstädte bedeckt, deren Leake eine große Menge namentlich aufführt. Erst unter Pyrrhus tritt das rauhe Volk zum ersten Male handelnd auf der Weltbühne auf. Einige Zeit später finden wir die Albanesen im hartnäckigen waglichen Kriege gegen das überwältigende Rom. Nach Pyrrhus II. Tode wurde das Land wieder in viele kleine Staaten zersplittert, die unfähig waren, den vereinten Kräften Macedoniens zu widerstehen; Epirus blieb diesem Königreiche unterworfen. Hieraus erklärt sich auch, daß A. im römisch-macedonischen Kriege nur eine untergeordnete Rolle spielt. Um 200 v. Chr. beginnt die Unterwerfung A.s durch die Römer. Eine Menge von Pflanzstädten erheben sich an den Küsten: Apollonia (jetzt Polina) ward der Sitz der Wissenschaften, Dyrrhachium durch Handel groß und reich. Zwar hieß das Land eine römische Provinz, aber in den Gebirgen erhielt sich die alte Sprache und das alte Volk. In der Zeit, wo deutsche Völker das römische Westreich stürzten, verschwanden auch in A. die Spuren römischer Herrschaft; die Städte verdarben und die Bildungsanstalten, ihrer Pfleger beraubt, hörten auf. Völlige Barbarei führten aber die in dem 7., 8. u. 9. Jahrhundert eindringenden slavischen Völkerhorden zurück. Um 870 wird Ochrida (das alte Lychnidus) die Residenz eines Bulgarenfürsten, und die Slavenherrschaft dauert über 2 Jahrhunderte. Erst nach ihrem Sturz (1018) stiegen die Reste der alten Bevölkerung aus den Bergen herab und nahmen wieder Besitz vom ganzen Lande. In der Geschichte des orientalischen Kaiserthums, von 1000 an bis zu dessen Sturze, werden die Albanesen bald als Bundesgenossen, bald als Empörer, bald als wilde Horden, die räuberische Züge in die benachbarten Provinzen machen, häufig erwähnt; immer begegnet man denselben Charakterzügen, immer dem nämlichen muthigen, tapfern, kühnen, waghalsigen Volke voll unruhiger Thätigkeit, unbezwinglich in seinen Gebirgen. In den letzten Tagen des römischen Ostreichs beginnt der Albanesen langer Kampf gegen einen neuen Feind, die Türken. Schon um 1380 stritten sie mit den Slaven und Ungarn vereinigt für das Evangelium gegen den auf der Spitze des Türkenschwertes nach Europa getragenen Koran; in der furchtbaren Schlacht bei Kossova (1389), welche die Herrschaft der Türken in Europa befestigte, verblutete der Kern des albanesischen Heeres. Um die nämliche Zeit auch wanderten albanesische Stämme vielfach in die verheerten menschenleeren Gegenden Attika's, Thessaliens und Morea's aus, und eine Menge albanesischer Pflanzstädte wurden gegründet, die später den Türken unter Bajazet und Murad tapfern Widerstand entgegenstellten. Unterlagen sie der Uebermacht, wurden ihre Städte erobert oder zerstört, so zerstreuten sie sich auf den Gebirgen, und allmählig erfüllten Albanesen mit ihren Zelten, Heerden und Hütten alle Alpen Morea's. Die Glanzzeit aber der albanesischen Geschichte damaliger Zeiten knüpft sich an den Namen **Skanderbeg**, welcher kühne Fürst 25 Jahre lang (von 1443—1467) mit eben so viel Heldenmuth als Glück gegen die ganze Macht der Türken kämpfte, während sein Schwiegervater, der tapfere Acatina Topia, den Süden A.s schirmte. Selbst nach Skanderbegs Tode wehrten sich die Albanesen noch geraume Zeit gegen die Ottomanen; ihre Vertheidigung von Skutari ist berühmt und ihre letzte, größte Waffenthat jener Periode. Der Friede, den die Türken 1478 mit Venedig schlossen, wodurch diese Republik ihre griechischen Besitzungen verlor und ihre erschöpften Bundesgenossen, die Albanesen, Preis gab, machte A. zur türkischen Provinz; doch zeigen die immer wiederholten Feldzüge der späteren Sultane, daß das Land nie völlig beruhigt werden konnte. Inzwischen brachte die Eroberung A.s durch die Türken im Laufe der Jahrhunderte sehr große Veränderungen hervor. Bis um die Mitte des 17. Jahrhunderts war A. noch christlich; da aber nur Mohammedaner zu türkischen Staatswürden gelangen konnten, so verleitete dies immer mehre Familien, zum Islam überzutreten, so daß jetzt wohl die Hälfte des Volkes der mohammedanischen Religion zugethan ist. Von ihrem Thätigkeitsgeist getrieben, drängten sich Vornehme und Geringe in den Kriegsdienst der Türken. Es wurde allmählig eine Gewohnheit aller Klassen, sich in den Jahren des Uebergangs vom Jüngling zum Manne Unterhalt als Soldkrieger zu suchen, und sie bildeten, zumal in spätern Zeiten, nachdem die Janitscharen zu Haustruppen herabgesunken waren, den Kern der türkischen Armee. Die tapfersten türkischen Heerführer waren auch meistens Albanesen. Selbst in die höheren Civilstellen des Reichs drängten sich Albanesen immer häufiger ein, und unter dem allgemeinen Namen Türken sind sie im ottomanischen Staate zu einer Macht und Bedeutung herangereift, welche erst in der Zukunft, wenn die türkische Herrschaft ganz zerfällt, gehörig erkannt und zur Geltung gebracht werden wird. Als 1770 die Russen den Aufstand gegen die Türken anfachten, sandten die letztern gegen das unglückliche Nachbarvolk die Albanesen, welche ihrem uralten Hasse und ihrer Mordlust vollen Lauf ließen. Neun Jahre lang hauseten sie ohne Zaum und Zügel in Morea. Ali, der furchtbare Fürst von Tepelen, begann um diese Zeit seine merkwürdige Laufbahn. Nach und nach brachte er ganz A. unter seine Herrschaft. Als er sich aber, um als vollkommener Despot herrschen zu können, durch Mord und Verrath seiner albanesischen Freunde zu entledigen trachtete, traten diese auf die Seite der Türken u. so ward seine Macht (1820) schnell wieder gebrochen. Ali's 40jähriger, fast ununterbrochener Kampf zur Befestigung seiner Herrschaft hatten das ohnehin so kriegerische Volk indeß so sehr an das wilde Kriegsleben gewöhnt, daß, als nach des Despoten Sturz die griechische Revolution ausbrach, sie die neue Gelegenheit zu Raub und Plünderung mit Eifer ergriffen. Die mohammedanischen Albanesen traten auf die Seite der Türken, und die christlichen, besonders die die südlichen Gebirge bewohnenden Armatolen und Klephten (besonders die Sulioten), auf die der Griechen, und letztere sind dadurch,

so zu sagen unbewußt, mit Begründer der griechischen Freiheit und Vorfechter eines Volkes geworden, dem sie sonst immer feindlich gegenüberstanden. In diesem langen Kampfe gingen die christlichen Albanesen, durch den öfteren Zusammenstoß mit ihren mohammedanischen Brüdern, größtentheils zu Grunde, während Griechenland selbst durch das Einschreiten der christlichen Mächte gerettet wurde. Nach der Schlacht bei Navarino und der Anerkennung der griechischen Unabhängigkeit wendete sich der thatendurstige wilde Geist der Albanesen gegen den eigenen Herrn. Sie waren durch die Emancipation Griechenlands erbittert und voll Verachtung gegen den Sultan. Unter den Fürsten Arslan Bey und Mustapha, Pascha von Skodra, sammelten sie sich unter die Fahne des Aufstandes. Der Pascha von Bagdad, Daud, ward mit in den Bund gezogen, Mehemed Ali schürte von Kairo aus das Feuer mit Gold. Das Reich sollte von allen Seiten angegriffen werden. So standen die Sachen, als Reschid Pascha, nachdem er in Adrianopel mit Rußland Frieden geschlossen hatte, die ganze türkische Heerkraft gegen A. wälzte, den Aufstand zu unterdrücken. Verrath bahnte ihm den Weg zum Ziele, den er mit den Waffen allein vielleicht nicht gefunden hätte. Der Großwessir lud die sämmtlichen Häuptlinge A.s nach Monastir zu einer Konferenz, um die Ausgleichung der Streitpunkte auf gütlichem Wege zu versuchen. Er hatte für sicheres Geleit sein Ehrenwort verpfändet, und die Arglosen gingen in die Falle. 400 Häuptlinge kamen mit starkem Gefolge; unter den ihnen zu Ehren veranstalteten Festen aber wurden sie niedergemacht, worauf rasch und leicht die Unterwerfung folgte. Ein abermaliger Aufstand der muselmännischen Bevölkerung wüthete seit 1843 in A., in Folge der angeordneten Truppenaushebung, der man sich nicht unterwerfen wollte. Anfangs hatte die türkische Regierung diese Bewegung unterstützt und sich begnügt, von Monastir in Macedonien aus einige Regimenter regulärer Truppen an die Grenzen marschieren zu lassen. Als aber die Aufständischen nur trotziger wurden, die Regierungstruppen mehre Niederlagen erlitten und der Aufstand sich rasch über die Gebirgsgegenden von Rumelien bis nach der Bulgarei verbreitete, erhielt Omer Pascha den Oberbefehl der Operationsarmee, der die Albanesen zunächst bei Kaplanly besiegte und durch das Treffen von Kalkandelen und die Eroberung von Prischtina die ganze Provinz unterwarf. Als 1846 zwei neu eingekleidete albanesische Rekruten erklärten, daß sie Christen seyen, suchte man dieselben zunächst mit Gewalt zur Annahme des Islam zu zwingen; da dies nicht gelang, entließ man sie in die Heimath, um einen großherrlichen Ferman zu überbringen, der Religionsfreiheit gewährte. Kaum hatten sich darauf hin vier Dörfer als kryptochristlich bekannt, als der benachbarte Distriktshof sie mit bewaffneter Macht angriff und zerstörte, die Einwohner aber gefangen nach der Stadt Uscul führte, von wo sie unter entsetzlichen Grausamkeiten nach Kleinasien übergesetzt wurden. Erst die Intervention des englischen Gesandten Sir Stratford Canning milderte das Loos der Unglücklichen. Mittelbar war dieser Vorfall die Ursache, daß im Mai 1846 Reschid Pascha an der Stelle des schwachen Rauf Pascha zum Großwessir und Ali Efendi zum Minister des Auswärtigen ernannt wurden. Ein neuer Aufstand im Sommer 1847 wurde bald unterdrückt. Während des Griechenaufstandes 1854 durchzuckten auch A. fieberische Bewegungen, die aber nicht zum Ausbruch kamen. An die Zukunft A.s knüpft Fallmerayer große Erwartungen. „Mitten unter den Stürmen des zusammenbrechenden türk. Reichs", sagt er, „tagt für A. eine neue, große Zeit. An die Stelle der abziehenden oder erschlagenen Türken wird in dem reichen Gefilden Thessaliens u. Macedoniens der Albanese erst als Gebieter u. als Soldat, dann als Herr u. Ackerbauer treten. Es ist ein großer Irrthum, wenn man glaubt, der griechische Stamm werde diese Rolle übernehmen. Die Griechen sind zu schwach an der Zahl und in Griechenland selbst überwiegt das albanesische Element schon seit Jahrhunderten. Griechenland ist, von allen Formen abgesehen, nichts als eine noch unvollständige Kolonie A.s, die sich durch Zugang neuer Kolonisten von Jahr zu Jahr mehr, obschon unmerklich, vervollständigt. Albanesen bewohnen die meisten Dörfer in Böotien, Attika und Argolis, und in den Gebirgen von Elis und Lakonien nehmen sie 2 Distrikte ganz ein. Die Albanesen Griechenlands vergessen zwar meistens ihre Sprache; aber noch sind sie durch ihre Nationalkleidung und ihre Züge kenntlich. Die Bauern Attika's haben sogar auch ihre Sprache noch beibehalten, und König Otto sah sich veranlaßt, in Athen selbst albanesische Tribunale zu errichten, da das Landvolk sich vor Gericht nicht anders als in seiner Mundart verständlich machen konnte. Alles läßt demnach erwarten, daß das albanesische Volkselement fortschreiten werde auf der Bahn politischer Macht und schnell zu großer Geltung gelangen muß, sobald die Stunde geschlagen hat, die das türkische Reich vollends zertrümmert". Das beste neuere Werk über A. ist das Prachtwerk: Albanesische Studien von **Hahn**, Jena 1854.

Albani montes, Gebirge in Latium, südlich von Rom, mit 3 Hauptheilen: der Albanus mons im engern Sinne (jetzt Monte cavo, Albano), der heilige Berg der Latiner, wo die Bundesfeste gehalten wurden, mit dem Tempel des Jupiter Latialis, zu welchem die Triumphe der römischen Feldherren hinzogen, wenn ihnen diese Ehre in Rom versagt war. Am westlichen Fuße der malerische, tiefe Albanus lacus, und in der Nähe bei Aricia ein kleinerer, schön bewaldeter Kratersee, Lacus nemorensis oder Speculum Dianae, jetzt Lago di Nemi. Die beiden andern Theile sind der Algidus mons und die Tusculani montes, die reizende Hügelkette um Tusculum, jetzt Monte di Frascati, mit den schönsten Villen, darunter Cicero's berühmtes Tusculanum, u. der unvergleichlichen Aussicht auf Rom und seine Umgebungen.

Albano, 1) Stadt im Kirchenstaate, südöstlich von Rom, in der Campagna di Roma, auf der Stelle des von Tullus Hostilius zerstörten Alba Longa, dicht unter dem den Albanersee umgebenden Lavawall. A. ist der Sitz eines Erzbischofs und ist zwar ein verarmter Ort mit nur 4500 Einwohnern, aber umgeben von einem Kranze prächtiger römischer Villen und Parkanlagen, in unvergleichlich schöner Gegend am Abhange des Al-

banergebirges. Hier, im Genusse der gesunden Luft und der grandiösen Aussicht auf die ewige Roma, leben im Sommer und Herbst die Großen der Hauptstadt, wenn letztere der Hauch der pontischen Sümpfe verpestet. Herrlich sind die Villen der Barberini und Corsini, berühmt auch wegen der Schätze alter und neuerer Kunst, die sie umschließen. A. selbst ist gut gebaut, hat eine prächtige Kathedrale mit mehren andern Kirchen und drei Klöster. Der Hauptnahrungszweig der Einwohner ist der Weinbau, schon zu Augusts Zeiten berühmt. Um A. sind unzählige Bautrümmer des klassischen Alterthums, darunter die Ueberreste der Villa des Pompejus und des Domitian, das Amphitheater, (die Rotonda) und das sogenannte Grabmal der Horazier, letzteres im etruskischen Styl aus albanischen Steinen. In geringer Entfernung, auf einer Höhe prangt Castello Gandolpho, die Sommerresidenz des Papstes. Der Albanersee (Albanus lacus, Lago d'Albano oder di Castello), am westlichen Fuße des Albanerberges, ist fast vollkommen rund, höchst malerisch gelegen und füllt den Krater eines erloschenen Vulkans aus. Am obersten Rande hat er 2½ Stunde in Umfang, nicht ganz 2 Stunden aber am Wasserspiegel. Er ist sehr tief und fischreich, nährt besonders viele Aale, zuweilen von unglaublicher Größe. Herrlicher Hochwald deckt seine Ufer mit vielen Trümmern römischer Villen. Der See trat sonst im Winter aus; als dies auch während der Belagerung von Veji im Sommer geschah, ließ Camillus 395 v. Chr. einen 5 Fuß breiten, 9 Fuß hohen, 3700 Schritte langen, noch immer wohl erhaltenen unterirdischen Abzugskanal (Emissarius) durch den Felsen hauen, der noch jetzt ohne alle Nachhülfe dieselben Dienste leistet, zu welchen er gleich anfangs benutzt wurde. Die Römer lernten bei dieser Arbeit von den Etruskern die Kunst, unterirdische Kanäle zu führen, und wandten sie bald zur Unterminirung Veji's an, wodurch die Eroberung der Stadt möglich wurde. Ein Bingenzug deutet noch jetzt die Schächte an, welche man niederschlug, um eine Menge Leute auf einmal anlegen zu können und die große Arbeit in so kurzer Zeit zu beendigen. Bei A. wird der berühmte Albanerstein (Albanus lapis, Peperino, d. i. Pfefferstein), eine Art vulkanischen Tuffs gebrochen. Seine Hauptmasse ist asch- oder grünlich-grau, im Bruch ist er feinerdig und uneben, eingemengt sind in eckigen Stücken oder Blättchen Glimmer, Magneteisen, Dolomit, dichter Kalkstein, Lava. Er ward besonders in den ältern Zeiten Roms zum Bauen verwendet. Aus ihnen ist der Emissarius des Albanersees, das Grabmal der Horazier u. a. ausgeführt.

2) Stadt im lombardisch-venetianischen Königreich, 5 Miglien von Padua, mit 5000 Einw. und berühmten warmen und kalten (Acqua de Vergine) Bädern.

Albans, St., sehr alte britische Stadt in der englischen Grafschaft Hertford, auf dem Gipfel und nördlichen Abhange einer Anhöhe malerisch gelegen, 20 englische Meilen nordwestlich von London und 12½ Meilen von Hertford, durch das Flüßchen Ver von der Stelle getrennt, auf welcher die alte Römerstation Verulanium lag. Die Stadt zählt gegen 7000 Einwohner, die sich mit der Anfertigung von Strohhüten und Strohdecken und in Fabriken beschäftigen, und sendet zwei Mitglieder in's Parlament. Die größte Merkwürdigkeit ist die alte Abteikirche, in Kreuzform gebaut und 600 Fuß lang, im Kreuze 200 Fuß breit, imposant durch ihre Masse, jedoch bunt durch vielerlei daran verwendete Stein- u. Stylarten aus allen Perioden der englischen Architektur, von den Normannen bis zur Zeit Eduards I. In der St. Michaelskirche befindet sich ein Monument des großen Philosophen Baco, dessen Geburtsort St. A. ist. Ein Abt des 793 hier gegründeten Benediktinerklosters zu Ehren des heiligen Alban, Ulsig oder Ulsin, soll 948 die Stadt gegründet haben. Hier fanden zwei Schlachten zwischen den Parteien der rothen und weißen Rose Statt, die eine 1455, durch welche Heinrich VI. in Gefangenschaft gerieth, die andere 1461, durch welche seine Gemahlin, Margarethe von Anjou, ihn wieder befreite.

Albans, Herzogin von St., geborene Mellon, war Schauspielerin zu London und heirathete den reichen Bankier Coutts, der ihr bei seinem Tode sein ungeheures Vermögen hinterließ. Später ward sie Gemahlin des William Aubrey de Vere Beauclerk, Herzogs von St. A. Bei ihrem Tode im August 1837 hinterließ sie außer einem Antheil an dem Bankierhause Coutts u. Komp., ein Vermögen von 1,800,000 Pfd. Sterling, welches sie der Miß Angela Burdett, Tochter des bekannten Parlamentsmitglieds Sir Francis Burdett, vermachte, während der Herzog nur ein Legat und einen nach seinem Tode an die Hauptmasse zurückfallenden Jahrgehalt von 10,000 Pfd. Sterling erhielt. Auf Kosten der Erbin, die von zahlreichen Freiern sofort umschwärmt war, ward 1847 die St. Stephanskirche in Westminster erbaut.

Albansgulden, Goldgulden, welche das vormalige Ritterstift zu St. Alban in Mainz vermöge eines ihm vom Kaiser Maximilian I. ertheilten Privilegiums seit 1518 bis zu Ende des vorigen Jahrhunderts von Zeit zu Zeit prägen ließ. Sie wurden gewöhnlich am St. Albansfeste unter die Stiftsherren und die Prediger vom Stifte vertheilt und sind nie in großer Menge vorhanden gewesen. Auf der Vorderseite derselben befindet sich das Bildniß des heiligen Alban mit dem Kopfe in den Händen, und mit der Umschrift: S. Albanus Martyr. Häufig ist auch die Jahreszahl und, als Angabe des Prägortes, auf neueren Stücken das Wort Mog. (Moguntia) beigefügt. Die Rückseite hat einen Schild mit dem Esel des Propsteiwappens und der Umschrift: Reg. D. Maximiliano Caesare P. F. Aug. An Werthe sind die A. den gewöhnlichen deutschen Goldgulden gleich, also etwa 1⅓ Thlr. preuß. Kur.; ihr Gehalt ist 18 Karat 6 Gran.

Albany, 1) nordamerikanisches Gebirge, zu den Apalachen gehörig, am Ufer des Lorenzostromes, eine Strecke lang Grenze zwischen Maine und Unterkanada, schließt sich in Vermont an die grünen Berge an. — 2) Fluß im britischen Nordamerika, entspringt nördlich vom Obern-See, läuft nordöstlich durch die Seen Savan und St. Joseph und mündet bei Albany-Fort in den Jamesgolf des Hudsonmeeres.

3) Grafschaft des nordamerikanischen Staates New-York, zwischen dem Mohawk und Hudson, ungefähr 31☐Meilen mit über 70,000 Einw. Das Klima ist kalt, selbst die Hitze des Sommers, welche von anhaltenden Südwinden herbeigeführt wird, wechselt mit sehr kalten Nächten, und die Winter sind rauh. Gleichwohl hat A. trefflichen Weizenbau, zieht Mais, Hülsenfrüchte und Obst, besitzt vielen Wiesenwachs, gute Waldungen. Der Hudson verschafft für den Ueberfluß der Produkte leichten und bequemen Abzug. Das feinste Weizenmehl, Stabholz, Breter, Pot- und Perlasche, Pöckelfleisch, Käse und Pelzwerk sind die vornehmsten Artikel der Ausfuhr.

4) Hauptstadt des Staats New-York u. der vorgenannten Grafschaft, Sitz der gesetzgebenden Versammlung, Residenz des Gouverneurs, am rechten Ufer des Hudson, unweit der Mündung des Mohawk, herrlich gelegen, 145 englische Meilen oberhalb New-York, 164 Meilen nordwestlich von Boston, 230 Meilen südlich von Montreal, 370 Meilen von Washington, unter 42° 39′ 3″ nördl. Br. und 730° 32′ westl. L. von Greenwich, 3° 12′ östl. L. von Washington, eine der blühendsten Städte der Union und nach New-York die größte und reichste des Staats. A. zählte 1790 etwa 3500 Einwohner, 1850 bereits 50,770; es hat ungefähr 100 Straßen, 11 öffentliche Plätze, 3 Märkte. Die älteren Theile der Stadt sind nicht regelmäßig gebaut u. mehre Straßen sehr eng; dagegen sind die neueren um so schöner, breiter und geräumiger. Unter den öffentlichen Gebäuden verdienen hervorgehoben zu werden: das Kapitol, ein elegantes Bauwerk von 115 Fuß Fronte und 90 Fuß Tiefe, an einem öffentlichen Platze gelegen, aus weißem Marmor erbaut, nächst dem Kapitol zu Washington das schönste Gebäude in der Union, die City-Hall, ebenfalls an einem freien Platze, ein prachtvolles Marmorgebäude mit vergoldeter Kuppel, die State-Hall, die Albany-Akademy mit Park, die Börse, ein großes Granitgebäude am Anfange der Statestreet, u. A. Unter den 30 Gotteshäusern besitzen die Presbyterianer 4, die Associaty-Reformirten 1, die Holländisch-Reformirten 3, die Methodisten 4, die afrikanischen Methodisten 1, die Episkopalen 3, die Baptisten 2, die farbigen Baptisten 1, die Lutheraner 2, die Universalisten 1, die Römisch-Katholiken 3, außerdem gibt es 1 Independenten-, 1 Missions-, 1 Bethel-, 1 Friendskirche und 2 Synagogen. A. hat 10 Schulen, 1 medicinisches College und mehre Akademien und andere Lehranstalten. Die Albany-Bibliothek enthält 9000 Bände, das Museum in der alten Statehall ein geologisches Kabinet, sämmtliche geologische Formationen umfassend, welche im Staate vorkommen. An Wohlthätigkeits-Anstalten besitzt A. 2 Waisenhäuser (Albany-Orphan-Asylum u. St. Josephs-Orphan-Asylum, letzteres ein römisch-katholisches Institut nur für Mädchen). Der Handel A.'s ist bedeutend, ein natürliches Ergebniß seiner überaus günstigen Lage, indem es durch den Hudson, den Erie- und Champlain-Kanal, die Eisenbahn nach Boston, die Mohawk- und Hudson-Eisenbahn, die hier beginnt, sowohl mit dem Ocean, als mit den inneren und westlichen Staaten der Union eine leichte und rasche Verbindung unterhalten kann. Zur sichern Benutzung dieser Vortheile ist ein trefflicher Hafen angelegt, der nicht bloß kleineren Booten, sondern großen Schiffen besonders gegen den Abgang des Hudson ein Asyl bietet. Neben dem Handel betreibt A. eine schwungvolle Fabrikation, besonders in Eisen. So liefert es jährlich im Durchschnitt an 75,000 Oefen, viele Lokomotiven und andere Maschinen, gewalztes Eisen, Nägel, ferner Glas, Hüte und Pelzmützen, große Massen Seife und Lichte ꝛc. Die Brauereien sind berühmt; Albany-Ale geht nach Südamerika, Kalifornien und Europa. Sehr erheblich sind die Buchdruckereien; in jener von van Backhuysen, welche 7 Dampfpressen im Gange hat, wurde 1824 die erste Dampfpresse in Amerika aufgestellt. A. hat 5 täglich erscheinende politische Zeitungen. Die täglich in A. ankommende und abgehende Anzahl von Fremden schätzt man auf 1000. Alle Einwanderer nach den nordwestlichen Gebieten haben hier ihren Sammel- und Durchgangspunkt. A. ist eine der ältesten holländischen Niederlassungen in Nordamerika. Es verdankt seinen Ursprung der holländischen Kompagnie für Neu-Niederland, welche etwas unterhalb der gegenwärtigen Stadt eine Ansiedelung (Anfangs Beaver-Wyk, später Williamstad genannt) gründete. Ihre Nachfolgerin, die westindische Kompagnie, errichtete 1623 da, wo jetzt A. liegt, Fort Orange (Oranien). Im Jahr 1664 kam es zu England, wo es seinen jetzigen Namen zu Ehren des Herzogs von York u. Albany, nachherigen Königs Jakob II., erhielt. Im Jahr 1686 wurde die Stadt inkorporirt und 1797 zur Hauptstadt des Staats New-York erklärt. Am 18. August 1848 verbrannten bei einer großen Feuersbrunst 436 Gebäude.

5) Distrikt im britischen Südafrika, zur Kap-Kolonie gehörig und das Ostende derselben bildend, grenzt im Osten an den großen Fish-River, im Westen an den Boshuan-River, bildet im Norden eine gerade Linie von dem Vereinigungs-Punkte des großen und des kleinen Fish-River zum Konap, im Süden der Ocean die Grenze. Der Flächeninhalt beträgt 2000 englische ☐Meil. A. ist eine hügelige, mit Wiesengründen und kulturfähigem, tiefem Waldboden reichlich ausgestattete und gut bewässerte Landschaft und hat ein gemäßigtes, gesundes, Europäern zuträgliches Klima. Löwen, Wölfe, Leoparden hausen in den tiefen Wäldern und einsamen Thälern; sehr selten Elephanten. Europäische Hausthiere gedeihen, vorzüglich Schafe. Vor der englischen Besitznahme war es von wenigen europäischen Pflanzern bewohnt; jetzt ist's ein Hauptziel der britischen Auswanderung. Im Jahr 1839 hatte der Distrikt 13,000 Einwohner europäischer Abkunft. Die farbige Bevölkerung ist noch sehr gering. Das Fortschreiten der Kolonie erhielt 1835 einen empfindlichen Stoß durch den Einbruch der Kaffern, welche eine Menge Pflanzungen verheerten und die Einwohner ermordeten; doch erhob sie sich, nach Züchtigung der Eindringlinge, rasch wieder zur vorigen Blüthe, und schon 1817 hatten die Kolonen 120,000 Schafe und über 40,000 Stück Hornvieh. Werth der Ausfuhr 1839 an 60,000 Pfd. Sterling, davon für 12,000 Pfd. Sterling Wolle. Hauptorte: Grahamstown (im Mittelpunkt des Distrikts) mit 700 Häusern und 3500 Einwohnern,

Sitz des Untergouverneurs und der Distriktsverwaltung, und Fort Francis, an der Mündung des Kowie-River. Hafen: Port Elisabeth an der Algoa-Bai.

Albany, Louise Marie Karoline oder Aloysia, Gräfin v., Tochter des Prinzen Gustav Adolf von Stollberg-Gedern, k. k. Generalkommandanten von Nieuport, 1753 geboren, war seit 1772 mit Karl Eduard Stuart, Enkel Jakobs II., vermählt, doch war ihre Ehe kinderlos und unglücklich. Um sich vor den Ausbrüchen der Rohheit ihres stets betrunkenen Gemahls zu retten, suchte sie 1780 eine Freistätte im Kloster. Nach dem Tode ihres Gemahls 1788 war Florenz ihr regelmäßiger Aufenthaltsort. Hier † sie am 29. Jan. 1824 im 72. Lebensjahre. Ihr Name und ihr tragisches Schicksal ist durch die Werke u. die Selbstbiographie des Viktor Alfieri verherrlicht worden. Aloysia entschied des Dichters Schicksal, sie ward die Muse, die ihn begeisterte, ohne sie hätte Alfieri, wie er selbst gesteht, nie etwas Tüchtiges geleistet. Die ächt poetische, durch Tiefe u. Reinheit der Empfindungen unübertreffliche Schilderung seiner ersten Zusammenkunft zeigt die Gräfin in ihrer ganzen Liebenswürdigkeit. Ein Gast in fremdem Lande, wurde die schöne, junge, deutsche Fürstentochter von Allen ausgezeichnet; Alle huldigten ihrer Persönlichkeit u. ihrem Geiste; der milde, scheue Alfieri selbst ward von ihrem Zauber berührt und ihrem hohen, reinen Willen von Stund' an unterthan. Ihre und Alfieri's Asche ruht unter einem gemeinschaftlichen Grabmale in der Kreuzkirche zu Florenz, zwischen Macchiavelli und Michel Angelo.

Albatani (Albategnius), Mahomed Ben Geber, der größte Astronom der Araber, den Lalande unter die 20 Sterne erster Größe am astronomischen Gelehrtenhimmel setzt, um 850 zu Batani in Mesopotamien geboren, war Statthalter der Khalifen in Syrien und † 929. Seine astronomischen Beobachtungen hat er theils zu Antiochia, theils zu Aracta in Mesopotamien angestellt, woher er auch Mahommedes Aractensis heißt. In der Geschichte der Wissenschaft ragt A. über Jahrhunderte hinweg. Er entdeckte das Fortrücken der Aequinoktialkoluren und bestimmte 70 Jahre Zeit für 1 Grad (also nur 1—2 Jahre zu wenig); er berechnete die Länge des Sonnenjahres auf 365 Tage 5 Stunden 46 Minuten 24 Sekunden (nur wenige Minuten zu kurz), unterwarf die Excentricität der Sonnenbahn einer neuen genauen Untersuchung, bemerkte dabei zuerst die Bewegung des Apogäums, und obgleich er über das ptolemäische System sich nicht erheben konnte, berechnete er doch die Bewegung der Planeten auf's Schärfste u. führte neue Tafeln und viele Modifikationen der herkömmlichen Theorie ein. Größer aber als Alles ist A.'s Verdienst um die Trigonometrie; denn A. ist der Erste, welcher statt der Sehnen den Sinus gebrauchte und jenes allgewaltige Maß, das dem Himmel seine Unendlichkeit zu rauben droht, zuerst anwendete.

Albati, lateinischer Name, mit welchem in der alten christlichen Kirche wegen der Alba sowohl die Geistlichen, als auch die Neugetauften bezeichnet wurden. Auch führten im Mittelalter diesen Namen gewisse religiöse Büßergesellschaften, welche weiße Bußkleider trugen und 1399—1400 vorzüglich in Italien auftraten. Sie hießen auch Albi, Dealbatores, sind aber unter ihrer italienischen Benennung Bianchi am bekanntesten.

Albatros (Diomedea *Linn.*), Vögelgattung aus der Familie der Sturmvögel (Procellariae). Sie umfaßt große, plumpe, aber mit großer Leichtigkeit fliegende Seevögel der südlichen Hemisphäre, welche den Zügen der Fische bis in die Flüsse folgen. Die die Gattung charakterisirenden Merkmale sind: der lange vorn gekrümmte Schnabel, die seitlich an der Schnabelwurzel in einer Furche befindlichen Nasenlöcher und die fehlende Hinterzehe. Unter den 10 Arten ist die bekannteste D. exulans *Linn.*, Meerschaf, kapscher Hammel, Kapschaf. Dieser Vogel ändert rücksichtlich der Färbung des Gefieders sehr ab; meistens ist er weiß, am Rücken grau oder braun, an den Flügeln schwarz. Er mißt von der Schnabelspitze bis zum Schwanz 4 Fuß, mit ausgespannten Flügeln 10 Fuß und ist ein dummer, harm- und furchtloser, sehr gefräßiger Vogel, ein Hauptfeind der sogenannten fliegenden Fische, welcher selbst 4—5 Pfund schwere Fische verschlingt. Er fliegt über 500 Meilen weit vom Lande auf's Meer, trotzt dem stärksten Sturme und umkreist mit kaum bemerkbarem Flügelschlage in reißender Schnelligkeit die Schiffe. Er ist der einzige bekannte Vogel, welcher auf seinen Zügen den Aequator überschreitet, um den Sommer auf beiden Halbkugeln nachzuziehen und den Zügen der laichenden Fische zu folgen. Am häufigsten findet er sich an der Südspitze Amerika's. Darvin sah auf den Sunden bei Chiloë mehre Stunden lange Züge, so daß das Wasser ein schwarzes Ansehen hatte, wenn sie sich niederließen. Sie brüten im Oktober im Süden, auf Kap Horn, Neuseeland &c. und halten sich ohne zu brüten vom April bis Juli um Kamtschatka und bei den Kurilen auf. Ihr hartes, thraniges Fleisch wird höchstens von Matrosen gegessen.

Albe, s. Alba.

Albegna (Albenga), Fluß in Toskana, entspringt im Gebiet von Soano, bei Roccalbegna (Rocca Albenga), mündet nach kurzem Laufe ins Meer.

Albemarle, nordamerikanische Grafschaft im Staate Virginien, im Nordwesten von Blue-Rudge, im Süden von dem James-River begrenzt, von den Quellflüssen des Rivanna-River bewässert, hat einen Flächenraum von 700 englischen □Meilen mit einer Bevölkerung von etwa 25,000 Einwohnern, worunter mehr als die Hälfte Sklaven. Hauptstadt: Charlottesville.

Albemarle, Herzog von, s. Monk.

Albemarlesund, 8—12 englische Meilen breiter, tief in das Land sich erstreckender Meerbusen in den Vereinigten Staaten von Nordamerika, Nordcarolina, Mündung der Flüsse Roanoke und Chowan. Er wird an der Nordseite durch eine schmale, sandige Erdzunge vom Ocean, südlich durch die Insel Roanoke vom Pamtico-See getrennt.

Albendorf, preußisches schönes und großes katholisches Dorf in der Grafschaft Glatz, dem Grafen Magnis gehörig, 1 Stunde von Wünschelburg, mit 190 Häusern u. 800 betriebsamen Einwohnern. Ein wunderthätiges Marienbild zieht jährlich viele tausend Wallfahrer, meist aus dem

benachbarten Böhmen, zur hiesigen Kirche. Außerdem befinden sich noch 95 Kapellen in der Nähe, auf mehren Hügeln zerstreut liegend. Jede hat einen Namen, der an ein Moment der Lebens- u. Leidensgeschichte Jesu oder an Heilige erinnert. Die Wallfahrer glauben, der Ort stelle im Kleinen Jerusalem dar, daher hier ein Berg Zion, ein Bach Kidron, ein Teich Bethesda, der Richthof Pilati 2c. Als Tempel Salomonis figurirt die schon erwähnte Wallfahrtskirche selbst. Schon anfangs des 13. Jahrhunderts wurde hierher gewallfahrtet, recht in Aufnahme kam aber die Pilgerstätte erst seit 1702, wo, der Legende nach, ein blinder Bettler sich an eine, in der Gegend der jetzigen Kirche befindliche Linde stieß, durch den Stoß sein Gesicht wieder erhielt, und darauf das in der Linde verborgene, mit einem hellen Scheine umgebene Marienbild erblickte. Seine Erzählung fand Glauben und wurde dann auf angedeutete Weise ausgebeutet. In manchem Jahre betrug die Anzahl der Pilger 70,000.

Albergati Capacelli, Francesco, italienischer Lustspieldichter, 1728 zu Bologna aus einer alten Patricierfamilie geboren, lebte bis 1766 auf seinem Landsitz Zola den Musen, sah sich dann durch Unannehmlichkeiten in seinem Vaterlande bewogen, nach Verona zu ziehen, hielt sich dann eine Zeit lang in Venedig auf und kehrte endlich nach Zola zurück, wo er den 16. März 1804 †. Er hatte sich auf seinem Landsitze ein Privattheater einrichten lassen, das 300 Zuschauer faßte und für welches er, seinem Freunde Goldoni nacheifernd, eine Anzahl Lustspiele verfaßte, die bald allgemein beliebt wurden und in 12 Bänden gesammelt erschienen. „Il saggio amico“ und „Il ciarlator maldicente“ sind noch immer Lieblingsstücke der italienischen Bühne. Ins Deutsche übersetzt sind „Die Gefangenen“, Schauspiel (Dresden 1777), und „Moralische Novellen“ (Wittenberg u. Zerbst 1782). Voltaire widmete ihm eins seiner Trauerspiele. Sein Freund Zacchiroli, mit dem er „Lettere capricciose“ (Venedig 1780) herausgab, schrieb ein „Elogio“ A.'s.

Alberich (Alberico), 1) aus edlem lombardischen Geschlecht um 880 geboren. Als die Herzöge Guido von Spoleto u. Berengar von Friaul um die Krone Italiens stritten, schlug A. sich zu der Partei des letztern und erhielt von demselben das Markgrafenthum von Camerino. Später gelangte er durch seine Heirath mit Marozia, Tochter der berüchtigten Theodora, zur Herrschaft über Rom. Mit dem Papste Johann X. half A. 916 zur Vertreibung der Saracenen, welche seit 40 Jahren sich an den Grenzen des Kirchenstaates festgesetzt hatten; er ward um 925 von den Römern ermordet. Bekannter ist sein Sohn — 2) A. II., Stiefbruder des Papstes Johann XI., eines Sohnes der Marozia und des Papstes Sergius III. Er kam durch Empörung zur Herrschaft über Rom und behauptete sich in derselben, trotz vielfacher Versuche, ihn zu stürzen, 23 Jahre lang, bis zu seinem Tode 954. Die Päpste hatten in dieser Zeit bloß geistliche Gewalt. Sein Sohn und Erbe Octovianus machte sich 956 zum Papste und vereinte so wieder, als Johann XII., die weltliche und geistliche Gewalt Roms. — 3) A., aus dem Geschlechte der Grafen von Tusculum, hatte um 980 das Patriciat in Rom. — 4) A. von Romano, war 1236 Podesta von Vicenza und ein eifriger Ghibelline, behauptete sich später auch in Treviso, ward aber am 26. August 1260 mit seiner ganzen Familie hingerichtet. — 5) A., Monachus trium fontium, Chorherr des heiligen Augustin zu Neumünster oder Neuf-Moutier bei Huy im Lüttichschen, tüchtiger Chronist, † um die Mitte des 13. Jahrhunderts. — 6) A. (Alberico de Rosate), aus Bergamo, Kommentator des Corpus Juris can. und der Pandekten; † 1354 zu Rom.

Alberis, spanischer Bildhauer, schuf um 1820 in Rom jene bewunderte Gruppe des Nestor und Amphilochus, von welcher Thorwaldsen das Urtheil abgab: daß es sein Stolz seyn würde, Schöpfer dieses Werkes zu seyn.

Albernheit, im gewöhnlichen Leben ein hoher Grad von Einfalt oder Dummheit als beharrliche Eigenschaft einer Person, oder eine einzelne Aeußerung oder Handlung, an welcher das Merkmal des Unverstandes auffallend hervortritt. A. (fatuitas) nennt man auch diejenige Form des Blödsinns, wo nicht alle geistigen Thätigkeiten gleichmäßig fehlen, namentlich als Zusammenhanglosigkeit im Thun und Treiben des Geisteskranken sich äußernd.

Alberoni, Julius, Kardinal und erster Minister unter Philipp V. von Spanien, der umsichtigste Staatsmann seiner Zeit, war 1664 in einem parmesanischen Dorfe geboren. Sein Vater, ein armer Weingärtner, konnte für die Erziehung des talentvollen Knaben nur wenig thun. In einer Klosterschule zu Piacenza lernte er etwas Latein, erhielt später die Stelle eines Glöckners an der Domkirche daselbst u. wurde auf Empfehlung der Domherren, bei welchen er sich beliebt zu machen gewußt hatte, zum Priester geweiht. Der Bischof von Piacenza gewann ihn lieb, ertheilte ihm eine Pfründe und übertrug ihm die Erziehung seines Neffen. Dieses Geschäft beförderte nicht bloß die wissenschaftliche, sondern auch die gesellschaftliche Bildung A.'s. Er erwarb sich die Gunst des Grafen Roncaveri, Bischofs von St. Donnino, und begleitete 1703 diesen Staatsmann auf mehren diplomatischen Missionen. Bei einer solchen Gelegenheit ward A. mit dem französischen Feldherrn, Herzog von Vendôme, bekannt, der ihn zu seinem Kaplan ernannte u. ihm volles Vertrauen schenkte. A. folgte 1706 seinem Gönner nach Frankreich, begleitete denselben als Sekretär in die Niederlande und ging 1711 mit ihm nach Spanien. Dort entwickelte er seine großen diplomatischen Fähigkeiten auf eine glänzende Weise, und seit dieser Zeit stieg der Einfluß A.'s am spanischen Hofe so, daß er, als Vertrauter des Herzogs von Vendôme, fortan an allen wichtigen Staatsgeschäften Theil nahm. Nach dem Tode seines Gönners zog sich A. nach Frankreich zurück, trat aber schon 1713 als Gesandter des Herzogs von Parma u. mit dem Grafentitel ausgestattet wieder in Madrid auf, u. leitete nach dem Tode der Königin Marie Louise von Savoyen die Wiedervermählung Philipps mit der Nichte des Herzogs von Parma, Elisabeth Farnese, ein. Die Folgen dieser Heirath waren die fast gewaltsame Entfernung der am Hofe allmächtigen Prinzessin Ursini und A.'s Er-

höhung zum spanischen ersten Minister. Von jetzt an regierte derselbe im Einverständniß mit der Königin unumschränkt, wurde Grand erster Klasse und Kardinal. Seine Verwaltung des Landes galt hauptsächlich der innern Erstarkung der Nation und war im Allgemeinen für das schon damals erschlaffte, vielfach zerrüttete u. vom Auslande abhängige Spanien sehr wohlthätig. Er stellte die eingerissene Unordnung im Finanzwesen ab, brachte Einheit und Kraft in die Regierung, belebte die Industrie durch Ansiedelung niederländischer Arbeiter und hob den Handel. Cadix gelangte unter ihm zur höchsten Blüthe. Er verbesserte das Kriegswesen, schuf eine neue Flotte, legte Gewehrfabriken an, setzte die Festungen in guten Stand und führte Zucht und Ordnung ins Heer zurück. Dies Alles geschah, ohne vom Volke Opfer zu fordern; denn A. schuf sich die Mittel durch kluge Ersparnisse, nicht durch neue Steuern. Nicht so glücklich war er in den auswärtigen Angelegenheiten. Von den Wünschen des Königs und der ehrsüchtigen Königin, so wie von eigenem Haß und von Ehrgeiz verleitet, faßte er den Plan, Mailand, Neapel, Sicilien und Sardinien für Spanien zu erobern. Er rüstete eine mächtige Flotte und ein starkes Heer, und besetzte plötzlich (1717) Sardinien. Vergebens beschwerten sich Frankreich, England und die Niederlande über diese Verletzung des utrechter Traktats; vergebens klagte der Papst Spanien der Treulosigkeit und Wortbrüchigkeit an; A. eroberte 1718 Sicilien und bedrohte Neapel. Jetzt trat England zur Vertheidigung der italienischen Provinzen mit dem Vorschlage auf, daß der älteste Sohn der spanischen Königin, Don Carlos, Parma, Piacenza und Toskana für den Fall der Erlöschung des österreichischen Mannsstammes erhalten, Sardinien aber an Savoyen und Sicilien an Oesterreich kommen sollte. Zur Unterstützung dieses Antrags wurde die Quadrupelallianz zwischen England, Frankreich, Oesterreich und Holland geschlossen. Spaniens Seemacht wurde hierauf (1718) beim Kap Passaro von der englischen Flotte gänzlich geschlagen; auch Frankreich, wo A.'s kühner Plan, den Regenten, Herzog von Orleans, zu verhaften und nach Segovia bringen zu lassen, mißlang, erklärte bald darauf (1719) den Krieg und sandte ein Heer über die Pyrenäen, während die Oesterreicher in Sicilien Fortschritte machten und die Engländer in Galicien landeten, um den zu Gunsten des Hauses Stuart von Philipp V. 1718 unter dem Herzoge von Ormond versuchten Einfall in Schottland zu rächen. Trotz dieser ungünstigen Ereignisse, wozu sich noch der Haß der spanischen Großen und die Unzufriedenheit des Volkes mit dem Kriege gesellten, verlor A. nicht den Muth. Als jedoch seine Hoffnungen auf auswärtigen Beistand durch die Ungunst des Schicksals stets vereitelt und Klagen wegen der aus dem Kriegszustande hervorgehenden Unordnungen immer heftiger und lauter wurden, so fing das Vertrauen des Königs und der Königin zu ihrem Minister an zu wanken. Dies benutzten A.'s Feinde, ihn zu stürzen. Durch eine königliche Ordonnanz wurde er aller Aemter entlassen und ihm befohlen, binnen 8 Tagen Madrid, binnen 3 Wochen Spanien zu verlassen. Er ging nach Italien, wurde aber von seinen Feinden in Rom angeklagt und zur Verantwortung geladen. Erst nach dem Tode Klemens' XI. erhielt er vom Kardinalskollegium eine ehrenvolle Lossprechung. Von Neuem stieg hierauf das Ansehen dieses außerordentlichen Mannes. Klemens XII. machte ihn zum Legaten von Ravenna (1734) und auch Benedikt XIV. zum Legaten von Bologna. Nach 3jähriger Verwaltung dieser Provinz zog sich A. nach Piacenza zurück und widmete dem von ihm schon früher gestifteten u. reich ausgestatteten Seminarium zur Ausbildung junger Parmesaner seine letzte Thätigkeit. Er † 1752. Sein ungeheures Vermögen erhielt größtentheils das erwähnte Seminar. A. war klein, sehr korpulent, aber doch beweglich, und verrieth durch seinen Blick den außerordentlichen Geist, welcher in seinem Körper wohnte. Durch Freundlichkeit und Geschmeidigkeit nahm er Jedermann für sich ein. Nur als erster Minister Spaniens zeigte er sich oft stolz, übermüthig, hart und rauh. Mäßigkeit in jeder Art des Genusses, unermüdlicher Fleiß u. Festigkeit des Willens waren ihm dagegen in jeder Lage eigen und machten, verbunden mit einem ungewöhnlichen Scharfsinn, großer Menschenkenntniß, Vorsicht und Verschwiegenheit, ihn zum größten Staatsmanne seiner Zeit. Sein Hauptfehler war ungezügelter Ehrgeiz, der ihn bisweilen zu willkürlichen und selbst schlechten Handlungen fortriß. Vergl. „Geschichte des weltbekannten Kardinals Julius A., bis auf dessen Absterben", von H., Halle 1753.

Albers, Johann Friedrich Hermann, Professor der Medicin zu Bonn, ward am 14. Nov. 1805 zu Dorsten bei Wesel geboren. Nachdem er bis 1823 das dortige Gymnasium besucht, bezog er die Universität Bonn und wirkte nach erlangter Doktorwürde mehre Jahre als Hülfsarzt in der medicinischen Klinik Walthers. Von Berlin, wo er das Jahr 1828 unter Studien zubrachte, kehrte er nach Bonn zurück, habilitirte sich als Docent und ward 1831 Professor, als welcher er über Pathologie, Arzneimittellehre, pathologische Anatomie und propädeutische Klinik las. Von seinen Schriften nennen wir die „Pathologie und Therapie der Kehlkopfskrankheiten" (Leipzig 1829), „Die Darmgeschwüre" (das. 1831), „Ueber die Erkenntniß und Kur der syphilitischen Hautkrankheiten" (Bonn 1832), den „Atlas der pathologischen Anatomie" (das. 1832 — 46), das „Lehrbuch der Semiotik" (Leipzig 1834), die „Beobachtungen auf dem Gebiete der Pathologie und pathologischen Anatomie" (Bonn 1836 — 40, 3 Thle.), das „Handbuch der allgemeinen Pathologie" (das. 1824 bis 1844, 2 Thle.), „Erkenntniß der Krankheiten der Luftorgane aus physikalischen Zeichen, od. Auskultation, Perkussion u. Spirometrie" (das. 1850). Mit Ritter gab er „Celsi medicina" (Köln 1835) heraus.

Albert, ein erst jüngst der Kultur unterworfener südafrikanischer Bezirk, der die nordöstliche Grenze der Kapkolonie bildet, grenzt im Süden an den Stormberg, im Osten an den Kraai, im Norden an den Oranje, im Westen an den Stormberg-Spruitfluß und hat einen Flächeninhalt von über 700 □Meilen. Das Land hat ein überaus reizendes Ansehen und einen fruchtbaren Ackerboden, wie kaum irgend ein Theil der Kolonie. Die

großen Flüsse, welche es von drei Seiten einschließen, sind reich an Nebenflüssen, welche leicht ausgelassen und zu allseitiger Irrigation benutzt werden können. Die Kommunikation ist bequem, weil nur wenig Gehölz und Gestrüpp vorhanden ist. Im Stormberg sind an mehren Stellen Steinkohlen entdeckt worden, in grauem Sandstein abgelagert. Die gegenwärtigen Einwohner gehören zu den holländischen Auszüglern aus der Kolonie, die hier jenseits der Koloniegrenze zu seyn glauben. Ihr Hauptsitz ist in dem fetten Bussels Valley, am Einfluß des Kraai in den Oranjefluß.

Albert, männlicher Taufname, s. v. a. Adalbert, Adelbert, Albrecht, d. h. edelgeboren. Merkwürdiger Träger dieses Namens sind: 1) A. der Große (Albertus Magnus), Graf von Bollstädt, berühmter Philosoph, Naturforscher und Schriftsteller in fast allen Fächern des gelehrten Wissens seiner Zeit, stammte aus dem edeln Geschlechte von Bollstädt und wurde 1205, nach Andern 1193 zu Lauingen in Schwaben geboren. Nachdem er in Padua studirt hatte, trat er 1223 in den Dominikanerorden, wurde Lehrer an mehren Klosterschulen in Deutschland, hielt dann in Paris, wo er die theologische Doktorwürde erlangte, Vorlesungen über Aristoteles und legte dadurch und durch seine Schriften den Grund zu großer literarischer Berühmtheit. Nach Deutschland zurückgekehrt, wurde er 1249 Vorsteher der Schule in Köln, und blieb daselbst, nachdem er 1254 Provinzial der deutschen Dominikanerklöster geworden war, bis 1259, wo ihm der Papst Alexander IV. das Bisthum zu Regensburg übertrug. Aus Liebe zur Ruhe und zu den Wissenschaften gab er jedoch dasselbe schon nach 2 Jahren wieder auf, kehrte nach Köln zurück und lebte von nun an hier, in der Stille des Klosters, fast nur auf Vermehrung und Verbreitung seiner vielfachen Kenntnisse bedacht. Sein Geist, vielleicht erschlafft von allzu großer Anstrengung, verlor die Kräfte früher als der Körper, und nachdem A. in diesem Zustande noch einige Jahre verlebt hatte, † er 1280 in der rechtgläubigen Einfalt eines Kindes, damit, wie die Sage gutmüthig erklärt, dem großen Philosophen und Zauberer der Himmel nicht verschlossen bleiben sollte. Das Andenken an ihn lebte nach seinem Tode nicht bloß unter den Gelehrten, die ihn wegen seines ungewöhnlichen u. umfangreichen Wissens den Großen nannten, fort, sondern auch im Munde des Volkes, welches ihm Zauberkünste aller Art zuschrieb und an seinen Namen die wunderbarsten Sagen knüpfte. Die bekanntesten derselben sind die vom Wintergarten und vom redenden Kopfe, nach welchem A. einst in Köln den Gegenkaiser Friedrichs II., den Grafen Wilhelm von Holland, während eines heftigen Winterfrostes im blühenden Garten seines Klosters (wahrscheinlich nur in einem damals in Deutschland noch unbekannten Treibhause) bewirthete und ein andermal eine täuschend ähnliche, sprachbegabte, menschliche Figur von Metall verfertigte. Der Grund dieser Sagen liegt jedenfalls in den naturwissenschaftlichen Beschäftigungen A.s und in den von ihm zur Prüfung, Erweiterung u. Anwendung seiner gewonnenen Einsichten angestellten Versuchen, wodurch er, bei der damals herrschenden Unbekanntschaft mit Dingen dieser Art, selbst die gelehrtesten Männer bis zum Entsetzen brachte und natürlich den Ungelehrten als mit höhern Mächten im Bunde stehend erscheinen mußte. Dennoch darf man nicht glauben, daß er im Gebiete der Naturwissenschaften neue Entdeckungen gemacht habe; sein Wissen war bloß für das Abendland neu, und sein Verdienst besteht hauptsächlich darin, daß er die in den physikalischen und naturhistorischen Schriften des Aristoteles und in den arabischen Kommentaren darüber niedergelegten Forschungen sich aneignete, sammelte, bearbeitete und zur allgemeinen Kenntniß brachte. Einen ähnlichen Grund hat auch das große Ansehen, in welchem A.s philosophische u. theologische Schriften vor und nach seinem Tode standen, indem auch hier weniger ein eigenes philosophisches oder theologisches System, als vielmehr die vollständig bisher noch wenig bekannte Philosophie des Aristoteles und die sorgfältig gesammelten, erläuterten, beurtheilten und mit einander verbundenen Lehren und Auslegungen älterer Theologen die Hauptbestandtheile bilden. Trotz seiner genauen Bekanntschaft mit den Werken des Aristoteles, der Rabbinen und Araber scheint A. doch mit den Ursprachen derselben nicht sehr bekannt gewesen zu seyn und sie nach lateinischen Uebersetzungen gelesen zu haben. Seine Schriften sind theils Kommentare zu den philosophischen Werken des Aristoteles, theils physikalischen und naturhistorischen Inhalts (z. B. 7 Bücher über die Thiere, 5 Bücher über Mineralien u. Pflanzen), theils Kommentare zu vielen biblischen Büchern, theils Bearbeitungen dogmatischer Gegenstände (Summa theologiae). Eine Gesammtausgabe erschien von Petrus Jammy (Lyon 1651, 21 Bde.). Ueber sein Leben vergl. Rudolf, De vita Alberti Magno libri III., Köln 1490.

2) (Alberti), Heinrich, deutscher Liederdichter u. Komponist, den 28. Juni 1604 zu Lobenstein im Voigtlande geboren, studirte in Leipzig die Rechte, lebte aber in Dresden und seit 1626 in Königsberg in Preußen ganz der Musik. Seit 1631 Organist an der Domkirche letzterer Stadt, † er den 6. Okt. 1668. Seine Gedichte, die er selbst in Musik gesetzt hat, gehören zu dem Besten, was die erste schlesische Dichterschule hervorgebracht hat. Viele seiner Kirchenlieder, z. B. das Morgenlied „Gott des Himmels und der Erden", die Sterbelieder „Zum Sterben ich bereitet bin" und „Einen guten Kampf hab' ich auf der Welt gekämpfet", sind noch jetzt im Gebrauch. Die meisten geistlichen und weltlichen Lieder von A. und seinen Freunden Dach und Roberthin nebst A.s Melodien sind in den „Arien zum Singen und Spielen" (Königsb. 1838—50, 8 Thle.) gesammelt; eine Auswahl seiner Gedichte ist enthalten in Müllers „Bibliothek deutscher Dichter des 17. Jahrhunderts" (Bd. 5, Leipzig 1823).

3) A. Kasimir, gewöhnlich Herzog von Sachsen-Teschen, Sohn des Königs August III. von Polen, war am 11. Juli 1738 zu Moritzburg bei Dresden geboren. Durch seine Vermählung mit der Erzherzogin Christine, der Tochter Kaisers Franz I., Oberstatthalterin der österreichischen Niederlande, 1766, erhielt er das Fürstenthum Teschen im österreichischen Schlesien,

lebte aber gewöhnlich in Brüssel. Im Kriege mit Frankreich kommandirte er 1792 das Belagerungsheer vor Lille, mußte jedoch die Belagerung aufheben und, bei Jemappes geschlagen, Belgien räumen. Im folgenden Feldzuge verließ er die Armee und lebte seitdem am wiener Hofe, wo er den 11. Februar 1822 †. Seiner Gemahlin, die ihm schon 1798 im Tode voranging, verdankt die wiener Vorstadt Maria-Hilf eine prächtige Wasserleitung, zu deren Vollendung ihn ihr Testament verpflichtete. Er selbst verwendete große Summen auf seine reiche Kunstsammlung, in deren Besitz der Erzherzog Karl gelangte. Seine Sammlung von Originalzeichnungen gab Förster heraus unter dem Titel: Lithographische Kopien von Originalhandzeichnungen berühmter alter Meister aus der Sammlung des Erzherzogs Karl, Wien 1830—42, 38 Hefte zu 4 Blatt, Royalfol.

4) A. Franz August Karl Emanuel, Prinz von Sachsen-Koburg-Gotha, Gemahl der Königin Viktoria von Großbritannien, zweiter Sohn des 1844 verstorbenen Herzogs Ernst von Sachsen-Koburg-Gotha, ist den 26. August 1819 geboren. Er studirte zu Bonn Staatswissenschaften, Naturlehre und Chemie, beschäftigte sich aber zugleich mit Malerei und Musik. Am 10. Februar 1840 erfolgte seine Vermählung mit der Königin Viktoria, nachdem er zuvor den Titel „Königliche Hoheit", eine Naturalisationsakte, die Feldmarschallswürde, den Bathorden und ein Husarenregiment empfangen. Bald darauf erhielt er das Ehrenbürgerrecht der Stadt London, 1842 den Titel: „Consort of her most gracious Majesty", ward 1847 Kanzler der Universität Cambridge, Großmeister der Freimaurer ꝛc. Ein eifriger Beschützer und Förderer der Wissenschaft und Kunst, trat er an die Spitze vieler gemeinnütziger Unternehmungen und Vereine. Als Präsident des britischen Kunst- u. Gewerbevereins betheiligte er sich namentlich bei Ausführung der großen londoner Industrieausstellung von 1851. Da sich der Prinz klüglich von Amtsgeschäften fern hielt, erstickte er das Mißtrauen der Parteien, das mächtig gegen ihn aufwuchs, als 1854 verlautete, daß er zu Gunsten Rußlands gegen die den Krieg fordernde Volksstimme wirke.

5) A., eigentlich Martin, früher Mechaniker (nach Andern Buchdrucker) und Oberredakteur des „Atelier", wurde als eifriger Socialist nach der Revolution von 1848 am 29. Febr. einer der vier Sekretäre der provisorischen Regierung. Nach Eröffnung der Kammern nicht wieder gewählt, war er bei dem Attentat vom 15. Mai betheiligt, ward gefangen und in dem großen Staatsprozeß von Bourges mit Barbès zur Deportation verurtheilt.

Albertazzi, Emma, geborne Hawson, bekannte Sängerin, um 1814 zu London geboren, war in der Jugend eine tüchtige Pianistin und sang auch bereits im 12. Jahre in öffentlichen Koncerten. Zu ihrer Ausbildung ging sie 1829 nach Italien, wo sie sich mit dem Advokaten A. in Piacenza vermählte, dann Celli's Unterricht genoß, 1832 in Mailand mit glänzendstem Erfolge die Bühne betrat und sogleich an der Scala engagirt wurde. Im Jahr 1833 ging sie nach Madrid, 1835 nach Paris und kehrte 1838 nach Italien zurück, wo sie seitdem wechselnd Mitglied der großen Theater war. Ihre Stimme ist nicht umfangreich, aber lieblich und wohlklingend, ihr Vortrag wie ihre Darstellung warm und seelenvoll.

Alberti, 1) Leon Battista, florentinischer Architekt, Maler, Kunstschriftsteller und Dichter, zwischen 1393—98 aus einer berühmten alten Familie geboren, vereinigte in sich so viele Talente, daß sie, an Mehre vertheilt, selbst Mehre berühmt gemacht haben würden. So war er auch einer der besten Organisten seiner Zeit und als lateinischer Dichter täuschte er durch seine Komödie Philodoxeos den jüngern Aldus Manucius dergestalt, daß dieser sie ganz ernstlich als Produkt des alten komischen Dichters Lepidus edirte, wofür sie A. ausgab. Auch schrieb er ausgezeichnet die Volgarsprache, wie sein Werk „De famiglia" und zwei Lustspiele: „Die Wittwe" und „Der Verstorbene", bezeugten, und war der Erste, der im Italienischen Verse mit antiker Messung versuchte. Seine Abhandlung „De flectura", in 3 Büchern, erschien 1547, von Ludwig Domenichi aus dem Lateinischen ins Italienische übersetzt, zu Venedig. Für die Malerkunst ward er wichtig, indem er das Mittel entdeckte, ihre Wirkungen zu vervielfältigen, ein Täuschungsverfahren, welches das Gebiet der Malerei vergrößerte. Er erfand nämlich den optischen Mechanismus und die illuminirten Ansichten, die, dem Widerschein des Spiegels ausgesetzt, mit der Natur wetteifern, eine Erfindung, die man sogar mit der des Buchdrucks verglichen hat. Auch rühmt man A. die Erfindung des Storchschnabels nach. Als Baumeister ward A. von hoher Bedeutung durch sein Streben, die Antike in der italienischen Baukunst wieder zu Ehren zu bringen. Durch gründliche Studien hatte er sich den Styl und die Manier der antiken Architektur so vollkommen angeeignet, daß man in keinem der wenigen Werke, die von ihm übrig sind, auch nur die Spur der Entlehnung oder auch seiner Erwerbung bemerkt, da Alles an ihnen Ueberlieferung oder legitime Erbschaft des Alterthums zu seyn scheint. Die doppelte Loggia in dem Palaste Rucellai war das erste Denkmal, woran man das klassische System der hellenischen Baukunst wieder in voller Reinheit erstehen sah. Zu den übrigen Baudenkmalen, die in Florenz von seinem Wirken zeugen, gehören die Kapelle Rucellai in San Pancrazio, der Chor und die Emporkirche in der Annunziata. Ein herrliches Werk hinterließ er zu Mantua in der nach seinen Zeichnungen von Luca Fiorentino ausgeführten Kirche des heiligen Andreas und Sebastian. Für sein Meisterwerk aber galt die Kirche San Francesco zu Rimini, die, im gothischen Styl angefangen, auf Sigismund Malatesta's Befehl gegen 1447 nach A.'s Zeichnungen fortgesetzt ward. Papst Nikolaus V. zog ihn bei allen Unternehmungen, die Stadt zu verschönern, zu Rathe und vertraute ihm unter andern die Arbeiten, bei welchen ihm Rostelino beigeordnet wurde. Zu diesen gehörten einige Verbesserungen im Palast des Papstes, in der Kirche Santa Maria Maggiore und auch die Wiederherstellung der Wasserleitung von Trevi. Ein dauerndes Denkmal seiner Architekturwissenschaft ist sein lateinisches Werk über die Baukunst: De re aedi-

ricatoria, Florenz 1483, das den Nachgebornen zur Vorschrift diente. Er † 1484 zu Florenz und ruht in der Familiengruft zu Santa Croce daselbst.

2) **Salomo**, berühmter deutscher Anatomiker, 1540 zu Naumburg geboren, nachmals Professor zu Wittenberg und kursächsischer Leibarzt, machte als tief eindringender Denker manche wichtige Entdeckungen. Die sogenannten wormschen Knöchelchen des Schädels beschrieb er zuerst genau, entdeckte auch die Klappen in den Venen der äußern Gliedmaßen &c. Er † 1600. Hauptwerk: Historia plerarumque partium humani corporis, Wittenb. 1583, 1630.

3) **Cherubino**, auch unter dem Namen **Borgheggiano** bekannt, berühmter Kupferstecher u. Freskomaler, 1552 in Borgo S. Sepolcro geboren, war Schüler seines Vaters Michele A., Annibal Caracci's u. des Holländers Cornelius Cort. Seine sämmtlichen Platten, wovon einige nach seinem 1615 oder 1625 zu Rom erfolgten Tode erschienen, belaufen sich auf etwa 180. Seine Zeichnung ist rein; er gibt die Figuren und besonders die Köpfe sehr gut wieder, ist aber ungeschickt in der Gewandung und hat ein effektloses Helldunkel. Das zu Rom 1584 erschienene Werk: Antiquarum statuarum urbis Romae icones, gibt 74 Blätter Statuen, die von A. und G. Aquil de Santis gestochen wurden. Als Freskenmaler soll A. durch seine Engelglorien sich auszeichnen.

4) **Johann**, Professor der Theologie in Leyden, durch gründliche Gelehrsamkeit und klassische Bildung ausgezeichnet, geboren zu Drenthe 1698, studirte zu Franecker Theologie und Philologie, bekleidete später mehre Predigerstellen und ward zum Professor der Theologie 1740 nach Leyden berufen, wo er 1762 †. Er gehörte zu den durch strenge Wissenschaftlichkeit und weise Mäßigung ausgezeichneten Theologen seiner Zeit. Seine Werke zeugen von seiner Kenntniß der alten Literatur und Sprachen. Das wichtigste, eine Ausgabe des Hesychius, die, von Ruhnken vollendet, mit den dazu von Nik. Schow (Leipzig 1792) gelieferten Ergänzungen alle früheren Ausgaben entbehrlich macht, hat den Titel: Hesychii Lexicon cum notis doctorum virorum integris, vel editis antehac, nunc auctis et emendatis etc. Ex autographis partim rec., partim nunc primum ed., suasque animadv. perp. adj. Joh. A. (Leyden 1746 und 1766, 2 Bände, Fol.).

Albertinelli, Mariotto, Maler des 16. Jahrhunderts, Freund, Mitschüler und Nachahmer Fra Bartolomeo's, † um 1512, nach Andern 1520, im 45. Jahre. Ein ausgezeichnetes Bild von ihm, die Heimsuchung der Maria und Elisabeth, befindet sich in der Gallerie der Uffizien zu Florenz, mehre, zum Theil sehr anmuthige Bilder besitzt die Akademie daselbst. Im berliner Museum ist eine Himmelfahrt der Maria, deren obere Hälfte von Fra Bartolomeo, die untere von A. gemalt ist. Die münchner Pinakothek hat von ihm ein kleines Gemälde auf Holz, die Beschneidung im Tempel, der Monte Cavallo in Rom eine Mutter Gottes mit dem heiligen Domenico, St. Sylvester daselbst eine heilige Katharina, der Louvre zu Paris eine Maria mit dem Kinde auf einem Postamente stehend.

Albertiner, s. Albertusthaler.

Albertinische Linie, s. Sachsen.

Albertinus Mussatus, italienischer Historiker, Professor zu Padua, † 1330, Verfasser geschichtlicher Werke über das Leben Heinrichs VII., worin die Geschichte Italiens nach Heinrichs Tode bis 1317 und das Leben Ludwigs des Bayern, wovon jedoch nur noch ein Fragment übrig ist, behandelt sind. A. ist einer der ersten Historiker des Mittelalters, welche, frei von kirchlicher Engherzigkeit, die Geschichte behandelten.

Albertrandy, Jon Baptist, gelehrter Jesuit, Bischof von Zenopolis, Stifter und Präsident der warschauer Akademie „der Freunde der Wissenschaften", geboren zu Warschau 1731, † daselbst 1808. A. ist einer der besten polnischen Geschichtsforscher, namentlich verdient durch die vollständige Excerpirung der auf die Geschichte Polens bezüglichen Manuskripte im Vatikan und zu Upsala. Seine Hauptwerke sind eine Geschichte des römischen Staates von Gründung Roms bis J. Cäsar, nach Macquer (2. Ausg. mit vielen Zusätzen 1806, 2 Bde.); Annalen des Königreichs Polen (1768) und mehre Bände von Abhandlungen über römische Alterthümer, zunächst für die Akademie bestimmt, später besonders abgedruckt (Warschau 1805, 1807, 1808). Nach seinem Tode erschien „Geschichte des Stephan Bathori" (Warschau 1823). Die werthvolle Excerptensammlung (200 Bde., Fol.) soll sich gegenwärtig auf der Bibliothek des Gymnasiums zu Krzémieniecz in Volhynien befinden.

Albertsgroschen, } s. Albertusgroschen &c.
Albertsgulden, }

Albertsthaler, s. Albertusthaler.

Albertus Magnus, s. Albert.

Albertusgulden, verschiedene ehemalige Goldmünzen, nach den Fürsten, die sie prägen ließen, benannt. Die rheinischen Goldgülden wurden unter dem Kurfürsten Albert II. von Mainz 1525 geprägt, die brandenburgischen Albertus-Dukaten unter dem Markgrafen Albert 1544 — 1557, die burgundischen unter dem Erzherzog Albert VII. 1620, an Werthe dem Albertusthaler (1 Rthl. 7½ Gr. Konv.) gleich, später = 1 Rthl. 12 Gr. Konv., oder ½ Dukaten.

Albertusthaler (Albertiner, Albertsthaler, Kreuzthaler, Burgunderthaler), Silbermünze, welche zuerst seit 1599 in Burgund und den Niederlanden für den deutschen Handel nach dem Reichsfuße von 1559 geprägt, an Werth fast den in den Niederlanden gewöhnlichen Löwen- und Philippsthalern gleich, etwas (um 1 Groschen) mehr werth als der Speciesthaler sind; Gehalt 13 Loth 8 Gran; 8¾ Stück = eine rauhe, 9¾ = eine feine Mark. Avers: das gekrönte Wappen Alberts VII., Erzherzogs von Oesterreich, Herzogs von Burgund u. s. w. mit dem Vließorden und der Umschrift: Albertus et Elisabeth D. G. Archiduces Austr. Duces Burg. Bra. Z. Revers: das große burgundische Andreaskreuz mit der Umschrift: Pace et Justitia. Diese burgundischen A. verschafften sich allmählig allgemeine Geltung, besonders in den Ländern des Orients und in Rußland. Man prägte sie daher

nach dem Fuße derselben auch anderwärts aus; so in Braunschweig 1747, in Ungarn 1752, in Holland 1753, in Preußen 1767 und 1797, in Kurland und Livland von 1752 bis 1780. Die preußischen sind an Schrot und Korn etwas besser, als die ursprünglichen A. An ihre Stelle traten später die Speciesthaler, die Kronenthaler ꝛc. Nur in Kurland und Livland wird noch viel nach Thalern dieser Art (= 2 Rubel) gerechnet; man zählt dort auch nach Albertusgroschen, von denen 90 einen A., 45 einen Albertusgulden (16$^1/_2$ Gr. Konv.) ausmachen. In Polen haben gewöhnlich die polnischen Speciesthaler mit den A. gleichen Werth.

Alberus, Erasmus, Schriftsteller des Reformationszeitalters, wurde im Anfange des 16. Jahrhunderts wahrscheinlich in der Wetterau geboren. Um 1520 studirte er zu Wittenberg, wo er Luthers besondere Zuneigung genoß, war dann an vielen Orten Lehrer und Prediger und † als Generalsuperintendent zu Neubrandenburg in Mecklenburg den 5. Mai 1553. Von seinen polemischen Schriften ist namentlich berühmt „Der Baarfüßer Mönche Eulenspiegel und Alcoran", mit einer Vorrede Luthers. Seine 49 gereimten Fabeln, in dem „Buch der Tugend und Weisheit" (Frankfurt 1550) enthalten, sind reich an Witz und von fließender Darstellung.

Albi, französische Stadt, s. Alby.

Albienser, s. Albigenser.

Albigau, s. Alpgau.

Albigenser, ursprünglich alle Gegner des Kreuzheeres, welches, 1209 durch Papst Innocenz III. gegen die ketzerischen Sekten in Südfrankreich aufgerufen, zuerst in den Distrikt Albygeois einrückte, dann aber besonders die Katharer und oft auch die Waldenser. Jener Krieg veranlaßte die Ermordung des mit Ausrottung der Ketzer beauftragten päpstlichen Legaten und Inquisitors, Peters von Castelnau. Man wälzte diesen Mord auf den mächtigen und von dem Papst wegen seiner die Waldenser begünstigenden Religionsmeinungen verhaßten Grafen Raymund VI. von Toulouse, welche Beschuldigung dem römischen Bischofe den gewünschten Vorwand gab, einen förmlichen Kreuzzug gegen Raymund, seine Vasallen und Unterthanen zu predigen. Den Theilnehmern daran wurde Vergebung aller begangenen und zukünftigen Sünden versprochen, und es brachte Innocenz durch dieses Mittel und durch die anlockende Aussicht auf Raub und Plünderung der Ketzerlande ein Heer von 50,000 Mann aus allen Provinzen Frankreichs zusammen. Vor diesem Sturm sank Raymunds Muth. Er ergriff das einzige, ihm von Rom dargebotene Rettungsmittel, that schimpfliche Buße und lieferte dem Kreuzheer 7 feste Schlösser aus. Aber für das unglückliche Land war damit wenig gewonnen. Anstatt daß das Kreuzheer bis auf die Besatzung der Schlösser auseinander gehen sollte, überließ es sich den ärgsten Bedrückungen gegen die Provenzalen, raubte und plünderte und zog dann gegen den Grafen Raymund Roger von Beziers und Alby aus. Das schöne und volkreiche Beziers wurde mit Sturm genommen, und die gesammte Bevölkerung, selbst die katholische nicht ausgenommen, gegen 20,000, mit fanatischer Grausamkeit ermordet. „Schlagt sie alle todt," so haranguirte der als erster päpstlicher Legat den Oberbefehl führende Cistercienserabt Arnold, „der Herr erkennt daran die Seinen!" und rühmte sich nachher, er sey der Bote der göttlichen Rache und die Greuelthat sey dem Himmel ein Bedürfniß gewesen. Eben so gräßlich würde das Schicksal von Carcassonne geworden seyn, wenn die Einwohner sich nicht durch einen unterirdischen Gang bei Nacht noch glücklich geflüchtet hätten. Graf Roger selbst wurde unter dem Vorwande, mit ihm zu unterhandeln, hinterlistig in das päpstliche Lager gelockt und in Fesseln gelegt; er starb, wahrscheinlich an Gift oder verhungert, im Kerker. In diesem Kriege, dem ersten, welchen Rom gegen die Ketzerei und den Geist der Reformation in ihrem Schooße führte, erscheint der Name A. zuerst. Er deutete ursprünglich auf die ketzerischen Einwohner der Stadt Alby und ihres Gebietes Albygeois hin, und ward von da an allmählig zum allgemeinen Namen für die Sekten des südlichen Frankreichs. Der Ketzerkrieg hörte indeß mit der Unterwerfung von Beziers und Alby nicht auf. Simon von Montfort, der Kreuzfahrer weltlicher Obrister, ein eben so fanatischer als eroberungssüchtiger Mann, wendete seine blutgierigen und beutelustigen Haufen abermals gegen Toulouse und Foix. Graf Raymund ward durch den päpstlichen Legaten seines Landes für verlustig erklärt und das Kreuzheer mit Exekution des Mandats (1211) beauftragt. Zwar verband sich der Graf mit seinem Vetter, Peter von Aragonien; aber dieser verlor durch Unbesonnenheit in der Schlacht bei Muret 1213 das Leben. Hierauf gerieth das schrecklich verheerte Land fast ganz in die Gewalt der Katholischen. Montfort ward zur Belohnung für seine der Kirche geleisteten Dienste auf der Synode zu Montpellier und durch päpstliche Bestätigung 1215 mit dem blutgetränkten Languedoc beliehen. Dennoch hielten die Bevölkerungen treu aus im Kampfe und unterstützten Raymund, ihren alten Herrn, so beharrlich, daß Montfort nie zum ruhigen Besitze seiner Herrschaft gelangte. Vor den Mauern von Toulouse, das er belagerte, fand Letzterer 1218 den Tod. Aber Rom warb ein neues Kreuzheer, wildes, wüstes Gesindel aus aller Herren Ländern, voller Raub- und Mordgier. Nach dem Tode des Grafen Raymund VI., 1222, übernahm sein Sohn, Raymund VII., den vom Vater ererbten Todeskampf und führte denselben eben so beharrlich, mit wechselndem Glück, mehre Jahre fort. Doch immer dünner wurde die Bevölkerung seines Landes, immer kleiner die Zahl seiner Streiter; da entschloß er sich zum Frieden um jeden Preis; denn auch der König von Frankreich hatte des Papstes Partei ergriffen, und ein anderer Ausweg blieb nicht mehr übrig. Raymund VII. verlor im zu Stande gebrachten Frieden (1229) zwei Dritttheile seines Gebietes an Frankreich, gelobte, dem Papste in allen Stücken zu gehorchen, und mußte für seine Lossprechung vom Kirchenbanne eine ungeheure Summe bezahlen. Alle seine Bundesgenossen brachten, um sich zu retten, ähnliche Opfer und nahmen zugleich, wie Raymund selbst, die feierliche Verpflichtung auf sich, die Ausrottung aller Ketzerei in ihren Ländern

durch die strengsten Maßregeln zu unterstützen. Die A., jetzt von ihren frühern Beschützern und ihren eigenen Herren gänzlich verlassen, ja selbst verfolgt, hatten nun bloß die Wahl, ihrem Glauben zu entsagen oder zu fliehen. Rom richtete 1229 die Inquisition zu Toulouse ein, bald waren alle Kerker überfüllt, und die Scheiterhaufen leuchteten dem Werke der Bekehrung. Tausende kehrten in den Schooß der alleinseligmachenden Kirche zurück; Tausende aber auch flüchteten mit dem Verluste ihres Vermögens aus dem Vaterlande und trugen die Keime ihrer Ueberzeugung in fremde Länder. Die Kirche genoß die Früchte ihres Siegs, den sie mit so wenig Mäßigung gebrauchte, nur halb. Der Sektengeist wucherte fort unsichtbar, und obwohl der Name A. seit der Mitte des 13. Jahrhunderts im Strom der Geschichte verschwindet, behielt ihre Lehre doch unter anderem Namen Geltung. So in Piemont, wohin sich viele Ketzer aus der Provence geflüchtet hatten, die als Waldenser im 13. und 14. Jahrhundert die unmittelbaren Vorläufer des Protestantismus wurden. Vgl. Simonde di Sismondi, Die Kreuzzüge gegen die A., aus dem Französischen mit Einleitung, Leipzig 1829, und Hahn, Geschichte der Ketzer im Mittelalter, Stuttgart 1845. Der Verzweiflungskampf der A. ist der Gegenstand des epischen Gedichts „Die A.", von Nik. Lenau.

Albigi, s. Albizzi.

Albignac, Philippe François Maurice, Graf von Castelnau, geboren 1775, betrat die militärische Laufbahn und nahm 1792 zur Zeit der Emigration österreichische Dienste. Nach Frankreich zurückgekehrt, wurde er vom König Hieronymus Napoleon nach Kassel berufen, in den Grafenstand erhoben und zum Oberstallmeister und Kriegsminister ernannt. Im Jahre 1809 warf er das schillsche Corps bis Stralsund zurück, stellte aber dem Herzog von Braunschweig vergeblich nach. Des westphälischen Hoftreibens müde, ging er nach Frankreich zurück und machte als Chef des Generalstabs vom 6. Armeecorps den russischen Feldzug mit. Dann befehligte er die 4. Reservedivision im Departement Gard, ward unter den Bourbonen Ordonnanzoffizier des Herzogs von Angouleme und ging bei Napoleons Rückkehr nach Gent. Unter St.-Cyr ward er Generalsekretär im Kriegsministerium, dann Generalgouverneur der Kriegsschule zu St.-Cyr und Marschall. Er † 1824.

Albigo, s. Mehlthau.

Albinagii jus (Albinagium, Droit d'aubaine), s. Heimfallsrecht.

Albini, Franz Joseph, Freiherr v., berühmter Staatsmann, zu St. Goar 1748 geboren, studirte zu Würzburg die Rechte und wurde Rath des Regierungskollegiums zu Würzburg. Im Jahre 1772 ward er Kammergerichtsassessor und 1787 geheimer Reichsreferendar des Kurfürsten von Mainz. Kaiser Joseph II. beehrte ihn mit seinem Vertrauen und brauchte ihn zu diplomatischen Sendungen. Nach Josephs Tode trat er als Hofkanzler und Minister in kurmainzische Staatsdienste, mit dem vollen Vertrauen seines Fürsten. Vielfache treffliche Einrichtungen, welche der Krieg 1792 störte, rief er ins Leben. Bei der Einnahme von Mainz durch die Franzosen wendete er durch seine Gewandtheit im Unterhandeln großes Unglück ab. Im Jahre 1797 wohnte er dem Kongreß von Rastatt bei, entwarf den Plan, die Franzosen vom deutschen Boden abzuhalten, und stellte sich selbst 1799 an die Spitze des mainzer Landsturms. Nach dem 1802 erfolgten Tode des Kurfürsten Friedrich Karl trat A. als Verweser der kurfürstlichen Lande auf und nahm die Unterthanen und Beamten in Eid und Pflicht. Später ging er in österreichische Dienste u. wurde vom Kaiser zum Bevollmächtigten beim Bundestage ernannt. Ohne jedoch seine Stelle wirklich angetreten zu haben, † er den 8. Januar 1816 zu Dieburg.

Albinoni, Tomaso, ausgezeichneter italienischer Komponist, Sänger und Violinspieler, war 1675 zu Venedig geboren. Da seine ersten (Kirchen-) Kompositionen nicht gefielen, wandte er sich dem Theater zu und lieferte bis 1741 nicht weniger als 42 Opern. Sie fanden großen Beifall. Außerdem hat man von ihm: 6 Sinfonien, 12 Kantaten, 36 Koncerte und über 40 Sonaten für die Violine. A. † um 1745 in Venedig. Er war reich an Erfindung, groß als praktischer Künstler und rastlos thätig.

Albinos (vom port. albino, weiß, Kakerlaken, weiße Neger, Dondos, Weißsüchtige, lat. Leucaethiopes, Leucotici, Aethiopes albi, englisch Negro Albino und European Albino), eine besondere Varietät des Menschen, welche sich durch eine milchweiße Haut, seidenartige, weiße Kopf-, Bart- und Schamhaare, blaß rosenrothe Iris, tiefe und rothe Pupille charakterisirt. Ihr Augapfel ist in steter Bewegung und zittert hin und her; alle sind kurzsichtig. Sie sehen am besten in der Dämmerung und besser bei Mondlicht, als bei dem sie zu stark blendenden Sonnenlichte. Man findet sie häufig in Afrika, in Brasilien, dem indischen Ocean, seltener in Europa; jedoch ist dieser Zustand immer ein krankhafter und angeborner, wenigstens ist kein sicheres Beispiel bekannt, wo er später entstanden wäre. Nach Blumenbach ist die Leukäthiopie eine Krankheit, welche zu den Kacherien gehört. Den A. soll, nach ihm, das malpighische Schleimnetz fehlen. Häufiger findet man die Leukäthiopie bei Thieren, z. B. Kaninchen, Mäusen, Katzen, Eichhörnchen, Affen, Sperlingen, Hühnern u. s. w., wo sie sich auch leicht fortpflanzt. Bei den Pferden sind die A. die bekannten Isabellen, Soupe de lait. Vgl. Mannsfeld, Ueber das Wesen der Leukopathie oder des Albinoismus, Braunschweig 1822.

Albinovanus, C. Pedo, epischer Dichter, Zeitgenosse und Freund des Ovid, der auch einen Brief aus dem Pontus an ihn richtete. Von seinem größeren Werke, worin er die Thaten des Germanicus beschrieben, sind nur wenige Verse auf uns gekommen, die in Wernsdorfs „Poetae latini minores" (Band 4) stehen. Seine Elegie „Consolatio ad Liviam Augustam de morte Drusi", herausgegeben von Beck (Leipzig 1783) und zugleich mit deutscher Uebersetzung von Meinecke (Quedlinburg 1819), ist nicht ohne dichterischen Werth.

Albinse, s. Alpgau.

Albinus, 1) **Decimus Clodius,** Afrikaner von Geburt, aber weiß von Farbe (daher der Name), der, nach schnellem Emporsteigen im römischen Heer, von Commodus zum Gouverneur von Britannien gemacht und nach der Ermordung des Pertinax von den römischen Legionen in Britannien zum Kaiser erwählt wurde. Da aber Severus von seinen eigenen Truppen auch dazu erwählt worden war, überfiel er ihn mit einer bedeutenden Macht in Gallien, besiegte ihn, ließ ihm den Kopf abschlagen und seinen Körper in die Rhone werfen. Er war ein Kriegsmann ohne sonstige Bildung, auch als Fresser übel berüchtigt. Er soll zum Frühstück nicht weniger als 500 Feigen, 100 Pfirschen, 20 Pfund trockne Weinbeeren, 10 Melonen und 400 Austern verzehrt haben.

2) **Bernhard Siegfried,** berühmter Anatom seiner Zeit, war den 24. Februar 1697 in Frankfurt a. d. O. geboren. Er lehrte von seinem 24. Lebensjahre an als ordentlicher Professor der Anatomie und Chirurgie in Leyden bis an seinen Tod den 9. Sept. 1770. Bewundernswürdig ist besonders sein Fleiß, womit er nach dem boerhaave'schen System die Beschaffenheit und den Bau der einzelnen Theile des menschlichen Körpers untersuchte, die mühsamsten anatomischen Arbeiten übernahm und durch genaue und scharfsinnige Beobachtungen und Entdeckungen die Wissenschaft bereicherte. Sein Hauptwerk: Tabulae Sceleti et Musculorum corporis humani (Leyden 1747, gr. Fol.) sind anatomische Tafeln, welche ein menschliches Skelet von allen Seiten darstellen, mit unsäglicher Mühe entworfen, mit der größten Genauigkeit gezeichnet und gestochen. Die Selbst-Herausgabe derselben kostete ihm ein Vermögen von 30,000 Gulden. Auch die meisten seiner übrigen Schriften sind von bleibendem Werthe. Sein anatomischer Nachlaß, welcher von der leydener Universität angekauft wurde, bildet noch jetzt einen Hauptschatz des dortigen anatomischen Theaters.

Albion, alter, jetzt poetischer Name für England und Schottland, bei den Römern Britannia major, im Gegensatze von Britannia minor. Sprengel behauptet, daß das Wort gleichbedeutend mit Alban und gallischen Ursprungs sey und das Hochland bezeichne. Andere leiten den Namen von albus, weiß, der Farbe der Kreidefelsen, her, die Britanniens Küsten am Kanal umgürten.

Albion, Heerführer der Sachsen in den Kriegen mit Karl dem Großen, Freund Wittekinds, ließ sich nach der Unterwerfung 785 in Frankreich taufen. Viele Chronisten behaupten, daß er mit Graf Aribo dem Behringer eine Person, am Harze begütert, mit der Tochter oder Schwester Wittekinds vermählt gewesen und durch seinen Sohn der Stammvater des anhaltischen Fürstenhauses geworden sey.

Albis, 1) römischer Name der Elbe (s. d.); — 2) die 4 — 5 Stunden lange, von Norden nach Südosten streichende Bergkette längs der Westseite des Zürcher-Sees, aus Sandstein und Mergelschichten bestehend, bebaut und bewaldet. Hauptpunkte sind: der **Uetliberg** (Hütliberg, Uto), 2790' über dem Meere, eine Stunde von Zürich, mit Waldungen voll seltener Pflanzen, herrlicher Aussicht und Ruine einer von Rudolf von Habsburg 1268 zerstörten Burg des Geschlechtes von Regensberg; das A. im engern Sinn, Weiler und Wirthshaus, 3 Stunden von Zürich, an der Straße von Luzern, 2630' über dem Meere. Hier lagerte Massena 1799, während die Russen Zürich besetzten; der **Schnabelberg,** 2834' über dem Meere, $^1/_2$ Stunde von A., gewährt eine weite Aussicht vom Säntis bis zur Jungfrau, vom Jura bis Hohentwiel. In der Nähe die 1309 zerstörte Burg des Königsmörders Eschenbach und der Weiler Baldern, mit Burgruinen, öfters Wohnort Ludwig des Deutschen. Am östlichen Fuße des A. fließt die Sihl. Bemerkenswerth sind hier noch die Anlage Höckler, mit der Ruine Manneck, Wohnort des Minnesängers Rüdiger von Mannes, die Dörfer Adlischweil und Langnau, der Sihlwald, Sal. Geßners Sommeraufenthalt. Am westlichen Fuße fließt die Reppisch aus dem Dürlersee nach dem Limmat. Steinkohlengruben.

Albisbrunn, schweiz. Wasserheilanstalt im Kanton Zürich, bei Jausen, in einer reizenden Gegend am westlichen Fuße des Albis. Sie ward 1839, als die erste Wasserheilanstalt in der Schweiz, von dem Arzte G. H. Brunner nach dem Muster der grafenbergischen angelegt. Ein großes Gebäude mit bequem eingerichteten Zimmern und Bädern ist für die Aufnahme der Kurgäste bestimmt.

Albit, s. Feldspath.

Albizzi (Albigi), alte mächtige Patricierfamilie in Florenz, aus welcher sich besonders **Bartholomäus A.,** auch **Albizi, Albicius de Pisis, de Albizis** oder **de Albiziis** genannt, auszeichnete. Er war in der ersten Hälfte des 14. Jahrhunderts zu Rivano in Toskana geboren, Franciskanermönch zu Pisa, und † im Jahre 1401. Er ist Verfasser des wunderlichen Buches von den 40 Aehnlichkeiten des heiligen Franciscus mit Jesu Christo (Liber conformitatum vitae S. Francisci ad vitam Jesu Christi), welches 1385 verfaßt, vom Generalkapitel zu Assisi 1399 anerkannt und seitdem vom ganzen Orden hochgehalten, häufig abgeschrieben und seit 1470 oft gedruckt wurde. Auszüge daraus in deutscher Sprache mit Anmerkungen und einer Vorrede Luthers gab Erasmus Alberus 1531 heraus unter dem Titel: „Der Barfüßer Mönche Eulenspiegel und Alcoran". Konrad Badius übersetzte dieses ebenfalls oft aufgelegte Werk ins Lateinische und Französische, und dasselbe erschien so zuerst in Genf als: „Alcoran des Cordeliers" 1556, später auch lateinisch und französisch in Amsterdam (1732, 2 Bände).

Albling, s. Weißfisch.

Albo, Joseph, Rabbiner, von den Juden der göttliche Weisheitslehrer genannt, stammte aus Soria in Altkastilien und wohnte 1412 der berühmten Disputation bei, welche der zum Christenthum bekehrte Hieronymus von St. Fide vor Benedikt XIII., vielen Kardinälen und Bischöfen mit mehren Rabbinen hielt. Fünf Jahre vor seinem Tode, der 1430 erfolgte, machte er unter dem Titel „Sepher Ikkarim" ein Handbuch der jüdischen Theologie bekannt, das, hauptsächlich gegen die Argumente des Hieronymus gerichtet, in 4 Theilen von den allgemeinen Grundlagen der verschiedenen Religionen, von dem Da-

seyn Gottes, der Göttlichkeit der Gesetze und von Belohnungen und Strafen handelt, wobei zugleich die Wahrheit und Göttlichkeit der mosaischen Religion gegen das Christenthum behauptet und in Schutz genommen wird. Die erste, sehr seltene und theure Ausgabe erschien 1486 zu Soncino; spätere Auflagen in Venedig 1618 und 1624, Lublin 1579.

Albodio, Macrino, Maler um 1500, der Raphael Piemonts genannt. Er lieferte für die Franciskanerkirche zu Alba eine ausgezeichnete heilige Anna, an deren Haupte man völlig die originale Anmuth eines Raphael wiederfindet. Eben so preist man seine Maria, welche in einem Buche liest, und sein segenspendendes Jesuskind.

Alboin (Albevin), König der Longobarden und Stifter des longobardischen Reiches in Italien, zeichnete sich schon als Jüngling durch kühne Waffenthaten aus. Die Longobarden herrschten damals in Ungarn, Oesterreich, Krain und in einem Theile von Bayern unter seinem Vater, König Audoin. Bald nach seiner Thronbesteigung besiegte A. 567 auch die östlich wohnenden Gepiden, überließ aber das Land derselben seinen Bundesgenossen, den Avaren, und begnügte sich mit der reichen Beute und den Gefangenen, unter denen die schöne Rosamunde, Tochter des getödteten Gepidenkönigs Kunimund, ihn so sehr anzog, daß er sie zu seiner Gemahlin erhob. Im Uebermuthe des Sieges ließ er aus dem Schädel Kunimunds einen, bei feierlichen Trinkgelagen zu gebrauchenden Becher verfertigen und legte dadurch den ersten Grund zu seiner spätern Ermordung. Nach der Besiegung der Gepiden eröffnete sich der Kampf- und Eroberungslust der Longobarden und ihres Königs ein neuer Schauplatz. Narses, der griechische Statthalter von Italien, wandte sich, aus Rache über die ihm von dem undankbaren Kaiser Justinian zugefügten Beleidigungen an A., und forderte ihn zu einem Einfalle in jenes schöne, von den Barbaren schon lange mit lüsternen Blicken betrachtete, Land auf. Der Longobardenkönig sammelte ein großes Heer, überstieg 568, durch mehre Völkerstämme, vorzüglich durch die Bayern und Sachsen verstärkt, die julischen Alpen und fiel wie ein brausender Gebirgsstrom über das unvertheidigte Land. Bald waren die meisten Städte und das ganze Gebiet von den Alpen bis in die Nähe Roms und Ravenna's in den Händen der Eroberer. Nur das feste Pavia widerstand länger und fiel erst nach 3jähriger Belagerung. A. machte Pavia zur Hauptstadt des neuen Reiches, richtete sich mit seinen Volksschaaren in Italien heimisch ein und überließ die verlassenen Länder jenseits der Alpen den Avaren. A. † 574, auf Veranstaltung seines Weibes Rosamunde ermordet. Ihr roher Gemahl hatte sie nämlich im Rausche gezwungen, (zu Verona) aus dem Schädel ihres Vaters zu trinken, welche empörende That Rosamunde mit einer gleich gräßlichen vergalt. Sie ließ den König Nachts in seinem Schlafgemach überfallen und erstechen, entfloh zu dem griechischen Exarchen Longinus, starb aber bald darauf an Gift, welches das schreckliche Weib ihrem Buhlen und Mordgehülfen Helenichis zu reichen gedachte, aber selbst zu trinken von ihm gezwungen wurde. Der eigentliche Mörder Peredeo wurde nach Konstantinopel geschickt und dort geblendet. A.s vom Glücke gekrönter Muth hat ihn über die Gebühr erhoben, und den Mangel an Menschlichkeit und Milde haben seine Chronisten übersehen.

Alborak, nach mohammedanischer Sage das Roß, auf dem Mohammed von Mekka nach Jerusalem und von da gen Himmel geritten ist.

Albornoz, der aus Ziegenhaaren gefertigte Mantel der Malteser-Ritter.

Albornoz, Aegidius Alvarez Carillo, Feldherr, Gelehrter, Kardinal und Staatsmann, in Neukastilien geboren, studirte zu Toulouse das kanonische Recht und ward später durch die Gunst des Königs Alfons XI. Erzbischof von Toledo. Seinem kriegerischen Charakter getreu, begleitete er Alfons in dem Zuge wider die Mauren und rettete ihm selbst in der Schlacht von Tarifa das Leben. Von Alfons' Nachfolger, Peter dem Grausamen, dessen Ausschweifungen er tadelte, verfolgt, flüchtete er zum Papste Klemens VI. nach Avignon, der ihn zum Kardinal ernannte. Innocenz VI. schickte ihn 1353 nach Italien, wo der kriegskundige Prälat den größtentheils abgefallenen Kirchenstaat mit Waffengewalt dem heiligen Stuhle wieder unterwarf. Mit seiner Hülfe konnte Urban V. 1367 von Neuem seinen Sitz in Rom nehmen. A. † den 24. August 1367 zu Viterbo. Uebrigens zeichnete sich A. nicht bloß durch seine Feldherrntalente, sondern auch als Staatsmann durch eine weise Verwaltung der päpstlichen Länder aus. Er schrieb ein interessantes Werk über die römische Kirche, das 1473 zu Jesi erschien.

Alborough (Aldborough), uralter engl. Flecken (Borough), 18 engl. Meilen nordwestlich von York (im West-Riding), hatte 1831 620 Einwohner. In der Nähe häufige Ausgrabungen römischer Münzen und Alterthümer. Vor der Reformakte schickte dieser kleine Ort 2 Repräsentanten ins Parlament.

Albors (Albours, Albruz, Elbrus, Elborus, Kuholbus), wilde hohe Gebirgskette, an der südöstlichen Spitze des kaspischen Meeres und westlich bis zur Mündung des Kur, steil abfallend gegen das Meer, weniger steil zum Land hin, in der persischen Landschaft Masenderan. Zu ihr gehört der Demavend mit seinen Schwefelquellen.

Albostan, türkische Stadt im Ejalet Marasch in Kleinasien, am Taurus, an der Quelle des Dschihun, mit 8500 Einw., die Kornhandel treiben.

Albotar, in der Alchemie s. v. a. Bleiweiß.

Albraunen, s. Alraunen.

Albrecht, deutscher Name, s. v. a. Albert. Merkwürdige Träger desselben sind: 1) A. I. von Habsburg, Herzog von Oesterreich, deutscher König, Rudolfs von Habsburg ältester Sohn, geboren 1248, ein Fürst voll Thatkraft, stolz, herrisch, streng, aber ohne Weisheit. Rudolf hatte noch kurz vor seinem Tode versucht, seinem Sohne A. die Reichskrone auf das Haupt zu setzen. Aber die Kurfürsten, seines Zügels müde und durch die Schwäche seines Alters ermuthigt, hatten die Wahl eines römischen Königs verschoben. Nach des Vaters Tode bemächtigte sich A., sobald er die unruhigen Großen in seinen Erbstaaten Oesterreich und Steiermark gedemü-

thigt hatte, eigenmächtig der Reichsinsignien. Dieser Gewaltschritt erbitterte aber die Kurfürsten so sehr, daß sie Adolf von Nassau zum Kaiser wählten. A. sah sich durch neue Unruhen in der Schweiz und eine Krankheit, welche ihn eines Auges beraubte, genöthigt, vor der Hand nachzugeben, die Reichsinsignien auszuliefern und dem neuen Könige den Lehnseid zu leisten; neue Aufstände in Steiermark und der Einfall des Erzbischofs von Salzburg in die Erbstaaten verhinderten ihn auch in den nächsten 6 Jahren, die alten Ansprüche auf die Reichskrone geltend zu machen. Unterdessen hatte Adolf von Nassau die allgemeine Unzufriedenheit der Stände auf sich geladen; die Mehrzahl der Kurfürsten sprach seine Absetzung aus und wählte A., der durch erheuchelte Milde die Kurfürsten zu täuschen wußte, zum römischen König (1298); das Glück der Waffen gab bei Gellheim, zwischen Worms und Speier, die letzte Entscheidung. Adolf fiel im Kampfe durch A.s eigne Hand. Nach dem Siege suchte sich A. den Schein des Uneigennützigen und Großmüthigen zu geben. Freiwillig entsagte er der ihm bereits zuerkannten Krone. Eine neue Wahl bot ihm dieselbe, ehrenvoller vor den Augen der Welt, zum zweiten Male an. So ward er im August 1298 zu Aachen gekrönt. Allein Papst Bonifacius VIII. sprach den Kurfürsten das Recht ab, die Kaiserwürde zu vergeben, lud A. vor sein Forum, sich wegen der Ermordung Adolfs zu rechtfertigen und die Buße zu thun, welche das Haupt der Christenheit ihm auferlegen würde, verbot den deutschen Fürsten A. anzuerkennen, den Völkern ihm zu gehorchen. Die drei rheinischen geistlichen Kurfürsten, selbst A.s treuer Freund, der Erzbischof von Mainz, die er durch die geforderte Aufhebung der Zölle, womit sie den Rheinstrom gesperrt, gereizt, traten alsbald dem Spruche Roms bei. Der Kurfürst von Mainz ließ sich vernehmen: „Er habe noch mehre römische Könige in der Tasche", und verabredete mit jenen von Trier und Köln, auch mit dem Pfalzgrafen am Rhein und dem Böhmenkönige die Entthronung A.s, während dieser ein Bündniß mit des Papstes größtem Feinde und gefährlichstem Gegner, Philipp dem Schönen von Frankreich, schloß, sich die Neutralität von Sachsen und Brandenburg sicherte, mit Hülfe seiner Getreuen, worunter die Städte sich auszeichneten, die Unzufriedenen zu Paaren trieb und die Freiheit des Rheins erzwang, worauf der Papst die Strafbulle zurücknahm und friedliche Unterhandlungen mit A. anknüpfte. Letzterer brach sein Bündniß mit Philipp, gestand zu, daß das abendländische Kaiserthum den Kaisern von dem Papste verliehen sey, daß das Wahlrecht der Kurfürsten sich von dem heiligen Stuhle herschreibe, und verhieß endlich, die Rechte des römischen Hofs gegen Jedermann mit den Waffen in der Hand zuschützen. Bonifaz sprach gegen Philipp den Bann aus, erklärte ihn der Krone verlustig und sprach sie A. zu, eine Anmaßung, für die König Philipp den Papst hart genug zu züchtigen wußte. Gesichert im Besitz des Reichs, verwendete A. fortan alle seine Kraft auf Befestigung und Erweiterung seiner Hausbesitzungen. Kriege gegen Holland und Friesland, gegen Ungarn, Böhmen und Thüringen füllten die letzten Jahre seiner Regierung, ohne jedoch zu dem zu führen, was seine Herrschsucht wünschte. Die letzten Tage A.s gehören zu den merkwürdigsten der deutschen Geschichte. Im Begriff die bei Lucka in Thüringen 1307 erlittene Niederlage zu rächen, bekam A. die Kunde von dem Aufstande der Schweizer und sah sich genöthigt, dorthin seine Kräfte zu richten. Er befahl, den Waldstätten allen Handel und Wandel zu sperren, und drohte, sie mit Heeresmacht zu verderben, als sein Schicksal ihn ereilte. A.s Neffe, Herzog Johann von Schwaben (Parricida), ein wildbrausender Jüngling, machte gerechte Ansprüche auf einen Theil der habsburgischen Stammlande. A., um jene nicht zu theilen, vertröstete ihn auf Meißen, das noch erobert werden sollte. Als Johann nun volljährig geworden war, bestand er mit Ernst auf dem väterlichen Erbe. Er fand Theilnahme bei den über A.s Ländergier aufgebrachten Fürsten, besonders bei dem Erzbischof Peter von Mainz, während zu gleicher Unzufriedene von gleichem Alter sich um Johann sammelten. Walther von Eschenbach, Johanns Lehrer und Führer, Rudolf von Balm, Rudolf von Wart, Konrad von Tegernfeld u. Walther von Kastelen verschworen sich gegen das Leben des Königs. Das Schicksal ließ A. die Gefahr nicht sehen. Es war der Tag einer fröhlichen Marienfahrt, da der König mit den Reichsfürsten nach Brugk im Aargau gekommen war. Nach der Messe redeten der Erzbischof von Mainz u. der Bischof von Konstanz mit dem Könige zu Gunsten Johanns. A. versprach, sobald die Heerfahrt gegen die Schweizer vorüber sey, alles zu verrichten mit der Fürsten Rath, und bot dem Herzog 100 der besten Ritter zur Führung an. Dieser schwieg. Bei Tafel brachte ein Junker Maienkränze; der König gab den schönsten dem Herzog Johann, so auch die besten und ausgesuchtesten Speisen. Den Kranz legte Johann neben sich, in seinem Auge sah man Thränen. Nachmittags, als der König zu seiner Gemahlin nach Rheinfelden reiten wollte, ersahen die Verschworenen ihre Gelegenheit, bis sie mit dem Könige allein über den Fluß Reuß voraus kamen. Als er hier im Saatfelde in ihrer Mitte ritt, fielen sie plötzlich über ihn. Der König rief: „Vetter, zu Hülfe!" „Da ist die Hülfe!" schrie Herzog Johann und rannte ihm das Schwert in den Nacken, daß es vorn durch die Brust herausging. Die Uebrigen vollendeten den Mord (1. Mai 1308) und entflohen jeder einzeln. A. verschied in den Armen einer am Wege sitzenden Bettlerin. Außer Philipp von Hohenstaufen hatte kein deutscher König ein solches Ende genommen. Doch ward jener im ganzen Reiche beklagt, weil er ein milder, gerechter Fürst, im Begriff sein Recht zu erlangen, der Privatrache unterlag; bei A.s Tode erinnerte sich aber jeder, daß er Fürsten und Ständen Unrecht gethan, und indem er nur für sein Haus gesorgt, nicht einmal seinen Verwandten Gerechtigkeit bewiesen. A. wurde von dem Verlangen, die Hausmacht Habsburgs nach dem Vorgange Frankreichs so zu vermehren, daß Deutschland ein Erbreich werden müßte, zu Ungerechtigkeiten gegen die Fürsten und Stände wie zur unwürdigen Demüthigung vor dem Papste verleitet. Keiner seiner Entwürfe ward erreicht. Auch der Königsmörder erntete den verdienten Lohn. Ihn und seine Genossen traf die Reichsacht, und Agnes, A.s Tochter, des

ungarischen Königs Andreas Wittwe, rächte sich grausam sogar an Freunden und Kindern der Mörder. Aus seiner Ehe mit Elisabeth, Tochter des Grafen Meinhard von Tyrol, hinterließ er 5 Söhne und eben so viele Töchter.

2) A. II., der Weise oder Lahme, Herzog von Oesterreich, Sohn des Vorigen, war geb. 1298. Er gelangte gemeinschaftlich mit seinem letzten und jüngsten Bruder Otto 1330 zur Regierung aller habsburg-österreichischen Länder, die er durch das Erbgut seiner Gemahlin Johanna, die Grafschaft Pfirt und einige Städte, vermehrte. A.s Regentenleben würde bei einer ruhigern Zeit ein Leben voller Segen gewesen seyn, aber der großen Zeit, jener Zeit des Uebergangs, welche den Sturz des Lehnwesens und der Hierarchie zu einer bessern Gestaltung der Dinge vorbereitete, war er nicht gewachsen. Sein unglücklicher Versuch, die wiedergeborne Freiheit in der Schweiz zu unterdrükken, schwächte die Kräfte seiner Länder, und der günstige Erfolg des sogenannten kärnthenschen Erbfolgekriegs gab keinen Ersatz. In letzterem setzte A. seine gerechten Ansprüche auf Kärnthen gegen den König Johann von Böhmen und dessen Bundesgenossen durch. Von dem Ansehn, in welchem A. stand, zeugt der Umstand, daß nicht bloß der Papst, Benedikt XII., ihn 1335 zur Vermittelung der Aussöhnung Kaiser Ludwigs mit der Kirche aufforderte, sondern auch der König Philipp von Frankreich 1337 A.s Hülfe gegen den Kaiser Ludwig und den König Eduard von England nachsuchte. Dessen ungeachtet blieb der Erzherzog dem Kaiser bis zum Tode desselben unverbrüchlich treu, und weder die Drohungen des Papstes, noch die Verheißungen des Gegenkaisers Karl IV. konnten ihn zum Abfalle bewegen. Ueber die Erbfolge in den österreichischen Staaten gab er noch jetzt gültige Gesetze, die zwar nach seinem Tode unbeachtet blieben, aber vom Kaiser Maximilian wieder erneuert und seitdem aufrecht erhalten worden sind. Steiermark verdankt ihm seine Verfassung, das sogenannte Bergbüchel; eben so Kärnthen. Als A. den 16. August 1358 †, trauerte sein Land, und in der Regentenreihe des österreichischen Hauses nimmt er als ein duldsamer, milder und großmüthiger Fürst einen Ehrenplatz ein.

3) A. III., „mit dem Zopfe", Herzog von Oesterreich, ein Sohn des Vorigen, geboren 1348, theilte nach dem Tode des Vaters, obschon dieser dem Aeltesten die Nachfolge allein zugesichert hatte, noch 1358 mit seinen drei Brüdern Oesterreichs Regierung. Seine Mitregenten starben vor 1365 bis auf Leopold III.; mit diesem schloß A. 1379 einen Theilungsvertrag und erhielt für sich das eigentliche Oesterreich, während Leopold Steiermark, Kärnthen, Tyrol und die schwäbischen Besitzungen bekam. Seine Regierung war wohlthätig für Oesterreich; Künste und Wissenschaften blüheten auf. Der Herzog selbst war ein gründlicher Gelehrter, ein tüchtiger Mathematiker. Für Wiens Verschönerung, für die Erweiterung und Erhaltung seiner neugestifteten Universität allda, that er sehr viel. Er † den 29. August 1395 auf seinem Schlosse zu Larenburg, das er erbaut hatte.

4) A. V. von Oesterreich, in der Reihe der deutschen Kaiser A. II., König von Ungarn, ward 1397 geb. Er war noch Kind, als sein Vater, Albrecht IV. starb und ihm Oesterreich als Erbe zufiel. Während seiner Minderjährigkeit verwalteten seine drei Oheime, zuerst Wilhelm der Artige (bis 1405), dann Herzog Leopold der Dicke und zuletzt Ernst der Eiserne von Steiermark seine Erblande als Vormünder. 23 Jahre alt, vermählte er sich (1422) mit Elisabeth, der Erbtochter des Kaisers Sigismund, wodurch er Mähren u. das Successionsrecht auf Ungarn u. Böhmen sich erwarb. Da er im Besitze so großer Macht und nicht ruhmsüchtig war, so hatte für ihn die Kaiserkrone, welche ihm die Fürsten antrugen, nachdem die Wahl eine Zeitlang zwischen A. und dem Kurfürsten von Brandenburg, Friedrich von Hohenzollern, geschwankt hatte, keinen Reiz. Erst auf langes Zureden der Fürsten und auf die Bitte der baseler Kirchenversammlung entschloß sich A. zur Annahme derselben. Nachdem seit 130 Jahren, seit Kaiser Albrecht I., die habsburger Dynastie von der Reichsregierung verdrängt und noch durch die Erklärung Karls IV. davon ausgeschlossen worden, blieb von nun an die Kaiserkrone, mit einer einzigen kurzen Unterbrechung, beim Hause Oesterreich 363 Jahre lang, bis zur Auflösung des Reichs. Kaiser A. II. war kein gewöhnlicher Fürst. Schon seine Erziehung ließ nur Gutes von ihm erwarten. Sie war streng und wissenschaftlich; vor den Zerstreuungen eines üppigen Hoflebens wurde der Prinz durch seinen treuen Lehrer Andr. Blank, nachherigen Bischof von Freisingen, und durch die Leitung des biedern Remprecht von Waldsee, welcher letztere vorzüglich A.s frühe Einsetzung in das zerrüttete Land, wider den Willen der Vormünder, auswirkte, sorgfältig bewahrt. Der Letztgenannte brachte auch, in Verbindung mit dem Kanzler Kaspar Schlick, A.s Vermählung mit Sigismunds Tochter zu Stande. A. rechtfertigte die von ihm gehegte Hoffnung. Sein starker, großer, durch männliche und ritterliche Uebungen abgehärteter Körper führte leicht zur That, was sein kräftiger Geist entwarf. Schon sein Aeußeres erwarb ihm überall Anhänglichkeit und Liebe. Seine blauen Augen waren voll Feuer, in seinem Angesicht, unter blonden Locken, war Milde und Ernst vereinigt. Wer ihn ansah, wußte, daß er es gut und redlich meine. „Keine bessere Leibwache", sprach er zu seinem Schwiegervater, „als der Unterthanen Liebe"; und sein Wahlspruch war: Amicus optima vitae possessio (ein Freund der beste Schatz des Lebens). Seine Wißbegierde war auf Alles gerichtet, was der Fürst zu verstehen braucht; seine Festigkeit stieg mit den Hindernissen. Was er einmal reiflich überlegt hatte, das pflegte er mit ungestümer Schnelligkeit auszuführen, nach seinem Sprichworte: „geschwind gewinnt!" Die strengste Gerechtigkeit bewies er schon als junger Fürst; für den Glauben der Väter hatten ihm seine Erzieher großen Eifer eingeflößt. Durch diesen ließ er sich zu Grausamkeiten gegen Ketzer und Juden hinreißen, der einzige Zug, welcher sein schönes Bild entstellt. Er theilte diesen Fehler mit seinem Zeitalter, doch theilte er Sigismunds blinde Ergebenheit gegen den päpstlichen Stuhl nicht; er trat der Neutralitätserklärung der Kurfürsten im Streite zwischen Papst und Koncil bei. Nach Annahme

der Wahl (18. März 1438) schrieb er einen Reichstag nach Nürnberg aus, welchen er aber, durch Unruhen in den Erbstaaten vollauf beschäftigt, nicht selbst besuchen konnte. Böhmen wurde nicht bloß von den Utraquisten beunruhigt; A.s Schwiegermutter, Barbara, machte auch für ihren zweiten Gemahl, Herzog Kasimir von Polen, auf die Krone des Landes Ansprüche. Da leistete der edle Kurfürst Friedrich von Brandenburg, die Zurücksetzung vergessend, welche er jüngst durch A.s Kaiserwahl erfahren, dem beunruhigten A. die thätigste Hülfe; er sandte seinen dritten Sohn, Albrecht Achilles, mit Hülfstruppen. Mit diesem griff A. die Polen und Utraquisten bei Tabor an und schloß sie in die Stadt ein, bis sie, durch Hunger genöthigt, den Rückzug anboten und später Waffenstillstand schlossen. Den Kaiser rief hierauf der Türkenkrieg nach Ungarn. Auf dem Reichstage zu Nürnberg, der bald vertagt und endlich in Mainz fortgesetzt wurde, kamen der Landfriede und die kirchlichen Unruhen in Frage. Doch wurde weder der Land- noch der Kirchenfriede zu gänzlichem Abschluß gebracht; denn am unerwartet frühen Tode A.s scheiterte beides. A., der von Georg, dem Fürsten von Serbien, gegen Sultan Murat II. zu Hülfe gerufen worden war, stand mit 24,000 Mann in Ungarn. In seinem Heere wüthete die Ruhr; er selbst wurde ergriffen und † auf dem Wege nach Wien zu Langendorf im 42. Lebensjahre, am 27. Oktober 1439. „Seit Christi Geburt", sagt Windeck im Anfange zu König Sigismunds Leben, „ist kein König von Edlen und Unedlen, Reichen und Armen so betrauert worden, als A." In der That warf sein plötzlicher Tod Alles wieder zurück, was mit so viel Nachdruck eingeleitet worden war. Die Erblande sollten erst erwarten, ob A.s schwangere Gemahlin einen Sohn gebären würde, und geriethen darüber in eine mißliche Lage; die Landfriedensangelegenheiten scheiterten auf's Neue an der alten Eifersucht der Fürsten und Städte. In der deutschen Kirchenangelegenheit kam man nur um etwas vorwärts. Gleichwohl rief die segensreiche $1^1/_2$jährige Regierung A.s alle jene Grundsätze ins Leben, deren Ausführung hernach die Aufgabe eines halben Jahrhunderts wurde.

5) (Albert) VII. Erzherzog von Oesterreich, dritter Sohn des Kaisers Maximilian II., 1559 geboren, ward am Hofe Philipps II. von Spanien erzogen und widmete sich dem geistlichen Stande. Er wurde 1577 Kardinal, 1584 Erzbischof von Toledo, war 1594—96 Vicekönig von Portugal und ging darauf als Statthalter in die spanischen Niederlande, wo sein maßvolles, von Verfolgungssucht freies Wesen viel zur Wiederbefestigung der spanischen Herrschaft beitrug. Nachdem A. den geistlichen Stand verlassen, erhielt er die Hand der Infantin Isabella, der 32jährigen Tochter Philipps, die ihm die Niederlande als Brautschatz zubrachte, mit der Bestimmung, daß dieselbe an Spanien zurückfallen sollten, wenn die Ehe kinderlos bliebe. Die Hoffnung, daß auch die abgefallenen niederländischen Provinzen sich so gewinnen lassen würden, schlug jedoch fehl. Am 2. Juli 1599 von Moritz von Nassau bei Niewport geschlagen, schloß A. 1609 den 12jährigen Waffenstillstand und † zu Brüssel 1621, kurz vor dem Wiederbeginn des Kriegs.

6) A. Friedrich Rudolf, Erzherzog von Oesterreich, ältester Sohn des Erzherzogs Karl, wurde den 3. August 1817 geboren. Im Jahre 1843 ward er Feldmarschallieutenant, 1845 kommandirender General in Oesterreich ob und unter der Ens, in welcher Eigenschaft er 1848 dem wiener Märzaufstande entgegentreten mußte. Er legte jedoch schon am 14. März das Kommando nieder. Im italienischen Feldzuge von 1849 führte er unter Radetzky eine Division, nahm an dem forcirten Uebergange über den Ticino bei Parma und an dem Angriffe auf Mortara thätigen Antheil und trug in der Schlacht bei Novara viel zur Entscheidung des Sieges bei. Am 19. September 1849 wurde er zum Kommandanten des 3. Armeecorps (in Böhmen), am 11. Oktober zum Gouverneur der Bundesfestung Mainz und im Frühjahr 1850 zum Oberbefehlshaber der in Böhmen aufgestellten Truppenmacht ernannt. Er ist seit 1844 mit Hildegard, einer Tochter des Königs Ludwig von Bayern, vermählt.

7) A. I., Fürst von Anhalt, der ältere Sohn Siegfrieds und Katharina's von Gleichen, † 1316. Er ist in der Kulturgeschichte Deutschlands nicht bloß durch seine nachdrückliche Bekämpfung der aus dem Faustrechte entsprungenen Straßenräubereien, sondern namentlich auch dadurch rühmlich bekannt, daß er in Uebereinkunft mit Bernhard II. von Anhalt und dem Abt Konrad von Naumburg in den Gerichten die deutsche Sprache statt der wendischen einführte.

8) A. IV., der Weise, Herzog von Bayern, Sohn Albrechts III., des Frommen, aus der Linie München-Straubing, ward am 15. Dec. 1447 geboren. Anfangs unter der Vormundschaft seiner beiden ältern Brüder, Johann III. und Sigismund, nach des ersteren Tode 1463, und Sigismunds Abdankung 1465, selbstständig, war er einer der kräftigsten und umsichtigsten Fürsten Bayerns, Freund der Künste und Wissenschaften, die an ihm einen mächtigen Beschützer fanden. Sein Land vermehrte er nach vielen Seiten hin; er löste die an Regensburg verpfändete Stadt am Hof ein, kaufte die Reichsherrschaft Abensberg, eroberte Landshut mit Burghausen und gewann aus der Erbschaft seines Vetters, Herzogs Georg des Reichen von Bayern-Landshut, andere 14 Städte und 33 Marktflecken. Nach Sigismunds Tode (1501) sah A. sich genöthigt, seinen jüngern Bruder als Mitregenten anzunehmen. Ueberzeugt von den Nachtheilen jener gemeinschaftlichen Regierung, errichtete er darauf 1506 das bayerische Hausgrundgesetz (pragmatische Sanktion), nach welchem in Bayern für ewige Zeiten der älteste Prinz alleiniger Erbe des Thrones seyn sollte und die Succession überhaupt nach dem Rechte der Erstgeburt bestimmt ward. Diesem Werke der Weisheit A.s hat der bayerische Staat seine Dauer und Festigkeit, seine Größe und seinen Glanz zu danken. A. † 1508. Er hinterließ 3 Söhne und 3 Töchter von seiner Gemahlin Kunigunde, Tochter Kaiser Friedrichs III.

9) A. I. (Adelbert), der Bär oder der Schöne, Graf von Askanien und Begründer des Hauses Brandenburg, groß u. geehrt bei Mit-

und Nachwelt durch Weisheit, Kraft, Tapferkeit und Frömmigkeit, war der Sohn Otto's des Reichen und Eilika's, Tochter des Herzogs Magnus von Sachsen, und 1106 zu Ballenstädt geboren. Er folgte schon 1123, kaum 17 Jahre alt, seinem Vater in der Regierung als Graf von Askanien, und im folgenden (1124) erhob ihn sein Verwandter, Herzog Lothar von Sachsen, zum Markgrafen der Lausitz. Nicht ohne Schwierigkeit war die kaiserliche Bestätigung dieser Belehnung zu erlangen, und erst dann, als Lothar selbst den kaiserlichen Thron bestiegen hatte. A. rechnete auch sicher auf die Belehnung mit Sachsen; aber der Kaiser gab dieses seinem Schwiegersohne, dem Herzoge Heinrich dem Stolzen von Bayern, und ließ es sogar, seine Hand von A. ganz wegwendend, geschehen, daß auf dem Reichstage zu Lüttich 1131 die Lausitz dem Grafen Heinrich von Groizsch zuerkannt wurde. Dennoch blieb der gekränkte und zurückgesetzte A. dem Kaiser treu, begleitete ihn auf dem Römerzuge 1132 nach Italien und machte sich um den ehemaligen Gönner durch große Dienstleistungen verdient. Zur Belohnung dafür erhielt er nach dem Tode des in Italien gebliebenen Markgrafen Konrad von Plötzkau 1134 die Mark Nordsachsen (Salzwedel), welche das den slavischen Völkerschaften nach und nach entrissene Gebiet am linken Elbufer umfaßte und wo A. von seiner Mutter Eilika her schon viele Güter besaß. Bald darauf (1136) gerieth er mit dem wendischen Könige Pribislav in Krieg, den er mit Geschick und Glück führte. In demselben erweiterte er die Nordmark durch ansehnliche Eroberungen jenseits der Elbe, im Havellande, der Priegnitz und in der Mittelmark fast auf das Doppelte des frühern Gebietes. Unterdessen war Lothar 1137 gestorben; Heinrich der Stolze machte Ansprüche auf die Kaiserwürde. A., wegen des Herzogthums Sachsen noch mit ihm entzweit, trat mit den übrigen sächsischen Fürsten dagegen auf, verhinderte die in Quedlinburg vorzunehmende Wahl Heinrichs und erklärte sich mit Erfolg für Konrad von Hohenstaufen, der 1138 Kaiser ward. Noch in demselben Jahre erhielt A. von Konrad Sachsen an der Stelle des in die Reichsacht gekommenen Heinrichs. A. konnte sich indessen nicht gegen letztern behaupten; er mußte aus Sachsen weichen, und als er seine Ansprüche nach dem Tode seines Gegners wider dessen Sohn, Heinrich den Löwen, von Neuem geltend machen wollte, focht er gegen die vereinten sächsischen Stände so unglücklich, daß er seine Erblande verlassen und zu dem Kaiser Konrad fliehen mußte. Dieser vermittelte 1142 die Fehde. A. gab nun das Herzogthum Sachsen auf, wurde Erzkämmerer des Reichs und erhielt eine Kurstimme mit der Befreiung von der sächsischen Lehnshoheit. Nach der Rückkehr in seine Mark richtete er seine Thätigkeit wieder gegen die Wenden, welche während der Zeit seines Unglücks durch Einfälle das Land verheert hatten. Er eroberte die ganze Mittelmark und einen Theil der Neumark und ließ sich damit vom Reiche erblich belehnen. Hierauf verlegte er seine Residenz von Stendal nach Brandenburg, nahm 1144 den Titel eines Markgrafen von Brandenburg an und wurde so der Stifter eines neuen Staates, der in seiner weitern Entwickelung später eine so wichtige Rolle in der deutschen und europäischen Geschichte spielte. Im Jahre 1147 unternahm A. mit vielen andern Fürsten Norddeutschlands einen erfolglosen Kreuzzug gegen die slavischen Pommern, gerieth 1150, wegen der Nachfolge in Bayern, in einen neuen Krieg mit Heinrich dem Löwen, der jedoch bald wieder beigelegt wurde. Im Jahre 1151 gab er in Frankfurt a. M. bei der Wahl Friedrichs I. den Ausschlag und gleichzeitig vergrößerte er seine Besitzungen durch die Güter des gestorbenen Grafen Bernhard von Plötzkau, welche ihm, nach einem langen Zwiste mit Heinrich dem Löwen, in einem Vergleiche zu Würzburg zugesprochen wurden. Ein neuer Krieg mit den Wenden, der 1155 ausbrach, drohte indessen für die neue Markgrafschaft sehr gefährlich zu werden. Jazko oder Jasso, ein Neffe des gestorbenen Königs Pribislav, bewirkte eine allgemeine Volkserhebung und eroberte mit Hülfe der pommerschen Herzöge fast alle früher verlornen Länder und selbst die Hauptstadt Brandenburg. Nach hartem Kampfe voller Anstrengungen gelang es jedoch dem kriegskundigen A. das Land allmählig wieder zu unterwerfen. Um sich den ruhigen Besitz desselben für die Zukunft zu sichern, führte er einen grausamen Vertilgungskrieg gegen die Wenden. Weite Länderstrecken wurden entvölkert, und in die menschenleeren Gegenden zog er nieder- und rheinländische Kolonisten, welche sich auf seine Einladung und unter großen Begünstigungen in Menge an der Elbe, Havel und Spree niederließen und viele Städte (Aken, Berlin, Köln an der Spree ꝛc.) erbauten. Selbst die Johanniter-Ritter und die Tempelherren suchte er zur Befestigung seiner Macht in seine Länder zu ziehen. Er schenkte diesen Orden große Besitzungen und bewog viele ihrer angesehenern Mitglieder, sich in der Markgrafschaft Brandenburg anzusiedeln; die Johanniter bauten Werben, die Templer Templin. Auf der andern Seite setzte er es durch, die noch übrigen Wenden mittelst der Einführung des Christenthums, der deutschen Sprache und deutscher Gesetze gänzlich zu entnationalisiren und mit ihren Unterdrückern zu verschmelzen. So gelang es ihm, seine wendische Mark zu einem deutschen Lande umzuschaffen und ihr Bestehen zu sichern. Nachdem er 1164 mit Heinrich dem Löwen noch gegen die Obotriten gekämpft und 1166—1168 wider diesen Heinrich mit mehren norddeutschen Fürsten einen nicht glücklichen Krieg geführt hatte, übergab er die Regierung lebenssatt seinem ältesten Sohne Otto und † 1170 zu Ballenstädt. Er hinterließ 2 Töchter und 7 Söhne, von welchen Otto ihm in der Mark Brandenburg folgte, Bernhard Anhalt, Dietrich die Güter seiner Großmutter Eilika und Hermann die ererbten orlamündischen Güter erhielt.

10) A. III., Markgraf von Brandenburg von 1470 — 1486, wegen seiner ritterlichen Thaten Achilles, wegen seiner Klugheit auch Ulysses oder Deutschlands Fuchs genannt, war der dritte Sohn des Kurfürsten Friedrich I. aus dem Hause Hohenzollern. Zu Tangermünde 1414 geboren, verlebte er einige Jahre seiner Jugend an dem Hofe des Kaisers Sigmund und erhielt, vermöge eines Hausgesetzes, welches Friedrich I. hinsichtlich der

Erbfolge in seinen Ländern gegeben hatte, nach des Vaters Tode 1440 das Fürstenthum Ansbach. Mit dem damals mächtigen Nürnberg wegen gewisser, ihm streitig gemachter burggräflicher Rechte in blutigen und langen Krieg verwickelt (1440), erlangte er 1450 einen vortheilhaften Frieden. Durch den Tod seines ältesten Bruders Johann fiel ihm 1464 auch das Fürstenthum Baireuth u. 1470 durch Abtretung von Seiten Friedrichs II. das Kurfürstenthum Brandenburg zu, so daß nun dieses und die fränkischen Besitzungen des Hauses Hohenzollern durch ihn wieder unter einem Herrscher vereinigt waren. Den unter Friedrich II. schon angefangenen Kampf in Pommern wegen des Landes der Herzöge von Stettin beendigte A. 1472 durch einen Vergleich zu Prenzlau, nachdem das streitige Land durch den Krieg verheert worden war. Er stand von dem Besitze ab und erhielt nur das von seinem Bruder bereits eroberte Gebiet mit der Anerkennung seiner Lehnshoheit und Anwartschaft auf Pommern. Die Größe des brandenburger Hauses beförderte er im folgenden Jahre dadurch, daß er eine bestimmte Erbordnung in der Familie festsetzte. Nach dieser sollten die gesammten Marken dem jedesmaligen Kurfürsten ungetheilt gehören, in den fränkischen Ländern aber nur Fürsten für Baireuth und Ansbach regieren. Dies Hausgesetz erhielt die kaiserliche Bestätigung und blieb bis auf die neuere Zeit gültig. Bald darauf verließ A. seine Staaten, um an den Reichsangelegenheiten Theil zu nehmen. Die Statthalterschaft der Mark übertrug er unterdessen seinem ältesten Sohne Johann. Ein neuer Krieg mit Pommern, wo der Herzog Bogislav X. den Lehnseid nicht ablegen wollte, nöthigte ihn indessen zur Rückkehr. Erst 1476, nach einer abermaligen Abwesenheit A.s, wurde dieser Streit durch einen Vergleich beigelegt. Bald darauf brach der sogenannte krossensche Erbfolgekrieg aus, eine lange und blutige Fehde mit Herzog Johann II. von Sagan, dem der Vergleich zu Kamenz erst 1482 ein Ende machte, in welchem der Herzog Johann das Herzogthum Glogau erhielt, unter der Bedingung, daß dasselbe nach seinem Tode an Johann Corvin, den Sohn des Königs Matthias, fallen sollte. A. bekam das Fürstenthum Krossen mit Züllichau, Sommerfeld und Bobersberg. Im Jahre 1486 folgte A. dem Kaiser Friedrich III. wegen der Wahl Maximilians zum römischen Könige nach Frankfurt a. M.; hier überraschte ihn der Tod am 11. März desselben Jahres. A. war einer der schönsten Männer seiner Zeit, in allen ritterlichen Uebungen Meister und von einer solchen Stärke und Gewandtheit, daß er in Turnieren nie einen Sieger gefunden. Für die Mark Brandenburg war seine Regierung wohlthätig durch die rücksichtslose Strenge, womit er und sein ältester Sohn Johann die Räubereien des Adels zu unterdrücken und die öffentliche Sicherheit zu begründen suchten. Auch der Hierarchie gegenüber zeigte er sich als einen aufgeklärten Fürsten und wußte mit Festigkeit sowohl gegen den Bischof von Bamberg, trotz des päpstlichen Bannes, als auch gegen das Domkapitel in Brandenburg, seine Regentenrechte in Geltung zu bringen.

11) A., Markgraf von Brandenburg, letzter Hochmeister der deutschen Ritter und erster Herzog von Preußen, war 1490 geboren. Als jüngerer Sohn des Markgrafen Friedrich von Ansbach widmete er sich dem geistlichen Stande. Im Jahr 1511 wählte ihn der deutsche Orden zum Hochmeister, indem derselbe, seit 1466 auf Ostpreußen beschränkt und in Lehnsabhängigkeit von Polen, durch ihn aus seiner drückenden Lage befreit zu werden hoffte. A., auf Brandenburgs Hülfe rechnend, verweigerte Polen den Lehnseid und ließ sich, nachdem er sich durch Verkauf der im 15. Jahrhundert bereits an Brandenburg versetzten Neumark Geld verschafft hatte, 1518 in einen Krieg mit Polen ein. Die deutschen Ritter waren jedoch in den Feldzügen gegen Polen nicht glücklich, u. ihr Hochmeister, um in Deutschland Hülfe zu suchen, begab sich während des 1521 geschlossenen Waffenstillstandes auf den Reichstag nach Nürnberg. Zufällig hörte er hier den lutherischen Prediger Osiander. Die Wahrheit der vorgetragenen Lehre Luthers machte auf ihn so großen Eindruck, daß er den Entschluß faßte, Preußen in ein weltliches Herzogthum zu verwandeln und die Reformation einzuführen. Der Orden setzte in seiner bedrängten Lage A. keinen Widerstand entgegen, zumal da die neue Lehre bereits in jenem Lande unter allen Ständen und selbst bei vielen Mitgliedern des Ordens Wurzel geschlagen hatte. Mit Polen wurde 1525 zu Krakau ein Friede geschlossen, in welchem A. Preußen als ein in gerader, männlicher Linie forterbendes Herzogthum von demselben zu Lehn nahm, und auf dem Landtage, der noch in diesem Jahre gehalten wurde, erklärten sich alle Stände, den mächtigen u. aufgeklärten Bischof von Samland, Georg von Polenz, an der Spitze, für die Anerkennung des neuen Herzogs und für die Annahme der Reformation. A. setzte an die Durchführung seines Werkes alle in ihm wohnende Kraft. Noch in demselben Jahre erschien eine neue Kirchenordnung, und die Versuche des deutschen Ordens, A. wieder zu verdrängen, so wie die beim Kammergerichte in Deutschland 1531 ausgewirkte Reichsacht gegen den Herzog hatten keine andere Wirkung, als daß dieser, seit 1527 mit Dorothea, Tochter des Königs Friedrich I. von Dänemark, vermählt, die Einführung der evangelischen Lehre und die Befestigung seiner Herrschaft sich um so angelegentlicher seyn ließ. Ueberzeugt, daß Volksbildung der stärkste Damm gegen die hierarchischen Versuche, die Massen gegen die neue Ordnung der Dinge aufzuregen, sey, scheuete er zur Verbesserung des Schulwesens kein Opfer. In allen Städten legte er lateinische Schulen an, gründete 1540 das Gymnasium zu Königsberg und 1544 daselbst die berühmte Universität. Deutsche Schulbücher (Katechismen ꝛc.) ließ er auf eigene Kosten drucken und den Leibeigenen, welche sich dem Lehrgeschäfte widmen würden, gab er die Freiheit. Seine letzten Regierungsjahre wurden ihm durch kirchliche und politische Zerwürfnisse vielfach verbittert. Osiander, seit 1549 in Königsberg erster Professor, erregte durch seine Ausfälle auf Melanchthon die laute Mißbilligung seiner Kollegen. Die Gunst des Herzogs machte jedoch, daß nichts gegen ihn geschah, bis der schwärmerische Joachim Mörlin durch sein Eifern gegen Osiander das ganze Land

in Aufregung brachte und A. nöthigte, das Gutachten deutscher Theologen über die Streitsache einzuholen. Letztere entschieden gegen Osiander. Mörlins Unverschämtheit stieg dadurch so, daß er gegen die herzoglichen Reskripte, worin ihm Ruhe geboten wurde, öffentlich predigte und auf einer Synode zu Königsberg die Verdammung der Schriften des unterdessen gestorbenen Osiander und seiner noch lebenden Anhänger durchsetzte. Der Herzog verwies Mörlin nebst einigen Andern aus dem Lande; allein der größte Theil der Geistlichkeit, auf das Volk gestützt, hielt es mit den Vertriebenen und die Stände so wie der Adel schlossen sich ihr an, weil jene so die Anerkennung ihrer früher vom Orden erzwungenen Vorrechte, dieser dagegen die Beschränkung der herzoglichen Gewalt auf das Verhältniß des ehemaligen Hochmeisters zu seinem Orden zu erreichen hofften. Der Streit wurde von nun an zugleich ein politischer, in welchem fast das ganze Land dem Fürsten feindselig gegenüberstand. Eine Vereinigung kam nicht zu Stande. Die Stände suchten Hülfe in Polen. Dieses, der Gelegenheit zur Einmischung froh, sandte 1566 eine Kommission nach Königsberg, die gegen den Herzog, zu Gunsten der Stände, des Adels und der Geistlichkeit entschied. Drei herzogliche Räthe, Schnell, Horst und Funk, der Schwiegersohn Osianders, wurden als Hochverräther und Volksverführer zum Tode verurtheilt, Steinbach, ein vierter Rath, aus dem Lande gewiesen, Mörlin zurückgerufen und zum Bischof von Samland ernannt. Als solcher schrieb er zur ewigen Verdammung der osianderischen Lehren das symbolische Buch Preußens: Repetitio corporis doctrinae Prutenicae. An die Stelle der abgeschafften Räthe traten neue, welche dem Herzoge von der polnischen Kommission u. den Ständen vorgeschrieben wurden. Von ihnen abhängig, verlebte A. seine letzten Tage in tiefem Kummer. Er † den 20. März 1568 zu Tapiau an der Pest, 16 Stunden nach seinem Tode auch seine zweite Gemahlin Anna Maria, aus dem Hause Braunschweig.

12) A., genannt **Alcibiades**, Markgraf von **Brandenburg-Baireuth**, Sohn des Markgrafen Kasimir von Brandenburg, den 28. März 1522 zu Ansbach geb., seit 1541 Fürst von Baireuth. Charakterlos, ohne Bildung, vertraut mit allen in jenen rohen Zeiten gewöhnlichen Ausschweifungen, galt es ihm gleich, auf welchem Wege er sich die Mittel zur Befriedigung seiner Leidenschaften verschaffte. Zuerst lieh er seine Waffen den Feinden der Protestanten und gerieth im März 1547 bei Rochlitz in die Gefangenschaft des Kurfürsten Johann Friedrich von Sachsen, aus der ihn aber schon im nächsten Monat die Schlacht bei Mühlberg befreite. Jetzt half er den besiegten Feinden, so wie seinen eigenen Landen das Interim aufdringen, belagerte unter dem neuen Kurfürsten Moritz von Sachsen die Stadt Magdeburg und schloß sich im Jahre darauf (1552) dem Bunde des letztern mit Frankreich zum Schutze der Protestanten und zur Befreiung der vom Kaiser gefangen gehaltenen Fürsten an. Er suchte jetzt den Bischöfen in Franken so viel Land und Zugeständnisse abzupressen, wie möglich, durchzog brandschatzend und plündernd die Main- und Rheingegenden und erklärte, der passauer Vertrag sey für ihn nicht verbindlich. Unterhandlungen, welche er für sich allein mit Frankreich anknüpfte, welches mit dem Kaiser in Krieg verwickelt war, zerschlugen sich, und nun suchte er sich mit letzterm auszusöhnen, was auch während der Belagerung von Metz gelang. A. trat sodann wieder mit allem Kriegsvolk in des Kaisers Dienst, schlug am 4. November 1552 den Herzog von Aumale bei S. Nicolas und nahm ihn gefangen. Hierauf half er die Belagerung von Metz betreiben und blieb nach Abzug der kaiserlichen Armee noch so lange davor liegen, bis das Belagerungsgeschütz glücklich nach Diedenhofen gelangt und in Sicherheit gebracht war. Im folgenden Jahre begann A. wieder seine Raubzüge in Franken und hatte so viel Volk zusammengebracht, daß Kurfürst Moritz, der ihm wegen der plötzlichen Versöhnung mit dem Kaiser mißtraute, bei ihm anfragen ließ, weshalb er sich so rüste, da ja in Deutschland der Friede hergestellt sey. Die Antwort fiel beleidigend aus, und nun verbanden sich auf die Bitte der Bischöfe von Bamberg und Würzburg und weil ihre eigenen Länder theils von A. verwüstet, theils bedroht wurden, mehre Fürsten mit Kurfürst Moritz gegen ihn. Von dem Heere der Verbündeten wurde A. bei Sievershausen (9. Juli 1553) und bald darauf bei Braunschweig geschlagen. Seine Besitzungen wurden erobert, die Veste Plassenburg (22. Juni 1554) genommen und geschleift, und das Reichsgericht und der Kaiser sprachen gegen ihn als einen Landfriedensbrecher die Acht aus. Nachdem er an den Höfen seiner Verwandten einige Zeit umhergeirrt war u. vergeblich um Beistand an Geld und Leuten nachgesucht hatte, floh er nach Frankreich, von wo er zwar auf erhaltenes sicheres Geleit wieder zurückkehrte, aber ohne in seine Länder wieder eingesetzt worden zu seyn, am 8. Januar 1555 bei seinem Schwager, dem Markgrafen von Baden, in Pforzheim ohne männliche Erben †. Er war auch in die Unternehmungen Grumbachs verwickelt. Der Beiname Alcibiades, welchen ihm spätere Geschichtsschreiber gaben, deutet auf seine Wankelmüthigkeit und sein abenteuerliches, in der Verbannung sich endendes Leben.

13) A. **der Große**, auch **der Löwe**, Herzog zu **Braunschweig** u. Lüneburg, geboren 1236, Sohn Herzog Otto des Kindes, übernahm als 16jähriger Jüngling für sich und als Vormund seiner Brüder die Regierung, 1252. In demselben Jahre ward er für seine Heldenthaten in dem Kriege Ottokars von Böhmen gegen Bela von Ungarn zum Ritter geschlagen. Er kriegte gegen Wolfenbüttel und gegen die Bischöfe von Hildesheim zum Schutz der Herren von Asseburg, verheerte das Eichsfeld und nahm den Erzbischof Gerhard von Mainz, der ihm ins Land gefallen war, gefangen. Auch nahm er Theil an dem Kriege des Landgrafen Heinrich von Hessen gegen die Landgrafen von Meißen und vertrieb die letztern aus Thüringen, erbaute die Veste Klemme bei Eisenach und führte die Vormundschaft über die Kinder König Christophs von Dänemark. Am 28. Okt. 1263 bei Wettin oder Besenstädt durch Heinrich von Meißen gefangen, erlitt er eine $1\frac{1}{2}$jährige Haft zu Merseburg, aus welcher er

sich durch Aufopferung mehrer Städte und die Summe von 8000 Mark Silber loskaufte. Dann zog er gegen die ungläubigen Preußen in Verbindung mit den deutschen Rittern, eroberte Mecklenburg-Schwerin u. theilte die braunschweig-lüneburgischen Lande mit seinem Bruder Johann auf der Tagsatzung der sächsischen Fürsten zu Quedlinburg („bei dem hohen Baume") 1269. Er erhielt hier das Braunschweigische, Göttingsche, Grubenhagsche und einen Theil von Kalenberg; Johann das Lüneburgsche, das Land zwischen dem Deister und der Leine mit Hannover, auch in des Bruders Land den Lichtenberg und Trieslingen; die Rechte über die Stadt Braunschweig, über die Standesherrschaften und die Ritterlehne mit verschiedenen andern Gerechtsamen blieben gemeinschaftlich. Das Ende neuer Fehden mit dem Erzstifte Magdeburg erlebte A. nicht, er † 1279.

14) A. I. (II.), Herzog zu Mecklenburg und Stargard, Sohn des Fürsten Heinrich III. von Mecklenburg, der Ahnherr des gegenwärtig regierenden Hauses, geschmückt mit hohen fürstlichen Tugenden und vom Glücke vielfach begünstigt, regierte von 1329—1380, anfangs minderjährig. Seinem Bruder Johann trat er die Herrschaft Stargard ab. Vom Kaiser Karl IV. wurden beide wegen guter Dienste, die sie diesem in den Unruhen des sogenannten falschen Waldemar geleistet, zu Herzögen erhoben, am 8. Juli 1348. In Folge davon nannte sich A. erster Herzog von Mecklenburg, während er als Fürst der zweite seines Namens war. Streitigkeiten mit den Herzögen von Pommern endigten sich zu A.s Vortheil. Er † 1380.

15) A. II. (III.), Prinz von Mecklenburg, des Vorigen Sohn, den 30. Nov. 1363 zum König von Schweden gewählt, nachdem der König Magnus Erikson und sein Sohn Hakon für unfähig zur Regierung erklärt worden. Letztere beunruhigten lange seinen Thron; Erikson ward zwar in der Schlacht bei Enköping gefangen genommen, aber Hakon rettete sich nach Norwegen und fand dänische Unterstützung, wodurch A. sich zu nachtheiligen Vergleichen mit Dänemark genöthigt sah. Nochmals drang 1371 Hakon vor, belagerte selbst Stockholm und brachte es so weit, daß A. aller königlichen Rechte entsagen und dem Reichsrathe die Regierung des Landes wie die Führung des Kriegs übertragen mußte. Hakon wurde jetzt durch kräftigere Gegenwehr zum Frieden gezwungen; er entsagte der Krone gänzlich und Erikson erhielt die Freiheit. Befreit von dem Nebenbuhler suchte nun A. die aufgegebenen Kronrechte wieder zu gewinnen. Gewaltthätigkeiten gegen die Reichsstände, Begünstigung deutscher Emporkömmlinge, vermehrte, durch Verschwendung nöthig gewordene Auflagen, ein unglücklicher Krieg mit Margaretha von Dänemark, in deren Heere mißvergnügte Schweden gegen ihren eigenen König fochten, brachten es dahin, daß A. nach der unglücklichen Schlacht bei Falköping (30. Sept. 1388) aus der dänischen Gefangenschaft, in die er gerathen, nicht anders als mit Verzichtleistung auf den Thron (1405) sich lösen konnte. A. † 1416 im Kloster Dobberan im Mecklenburgischen.

16) A. VI. (VII.), der Schöne, jüngster Sohn Herzogs Magnus II., regierte gemeinschaftlich mit seinen Brüdern Heinrich dem Friedfertigen und Erich seit 1503. Er focht 1506 gegen Lübeck, diente dann dem Kaiser Karl V. in dem geldernschen Kriege, nahm sich des gefangenen Königs Christian von Dänemark an, verband sich deshalb mit Lübeck und vertheidigte Kopenhagen gegen Christian III., mußte sich aber diesem ergeben. Er † 1547.

17) A. I., der Stolze, aus dem Hause Wettin, Markgraf von Meißen (1190—1195), Sohn und Nachfolger Otto des Reichen. Da sein Vater den jüngern Bruder Dietrich begünstigte, ergriff A., um sein Erbrecht zu sichern, die Waffen, nahm 1188 den Vater auf dem Schlosse Döben bei Grimma gefangen, mußte ihn jedoch auf kaiserlichen Befehl wieder in Freiheit setzen. Die Mönche des Klosters Altenzelle nöthigte er, eine bedeutende Summe, die der Vater dort deponirt und für das Kloster oder für Dietrich bestimmt hatte, ihm auszuliefern. Letzterer, jetzt Graf von Weißenfels, erneuerte darüber die Fehde, gerieth aber in solche Noth, daß er daher den Beinamen des Bedrängten erhielt und sich nur durch den Beistand Hermanns von Thüringen zu retten vermochte. Von den Verbündeten wurde A. bei Weißenfels und Reveningen geschlagen; kaum entkam er mit wenig Getreuen nach Erfurt, und von da als Mönch verkleidet nach Leipzig. Vergeblich suchte er den Kaiser Heinrich VI. für sich zu gewinnen und ging deshalb nach Italien, fand aber hier seine persönliche Sicherheit gefährdet und kehrte eiligst in sein Land zurück, das Heinrich VI. mit einem Einfall bedrohte. Gegen ihn befestigte A. Meißen, Leipzig und Kamburg. Noch vor dem Einrücken der kaiserlichen Truppen † A. am 21. Jan. 1195, auf dem Wege von Freiberg nach Meißen zu Heinrichsdorf, an Gift, das ihm einer seiner Diener, Hunold, beigebracht hatte, wahrscheinlich auf Befehl des Kaisers Heinrich VI. Wenige Wochen darauf endigte auch seine Wittwe Sophia durch Gift.

18) A. II., der Unartige (Ausgeartete, Degener), aus dem Hause Wettin, ältester Sohn Heinrich des Erlauchten, seit 1262 Landgraf in Thüringen, von 1288—1293 Markgraf von Meißen. Den größten Theil seines Lebens füllt ein langer, blutiger Familienhader. A. hatte durch die von seinem Vater 1292 gemachte Ländervertheilung Thüringen und die sächsische Pfalz, sein Bruder Dietrich die Mark Landsberg und das Osterland erhalten. Der Vater selbst behielt die Marken Meißen und die Nieder-Lausitz. A. war seit 1254 vermählt mit Margaretha, Tochter Kaiser Friedrichs II., und für die Mitgift ward dem Hause Wettin das Pleißnerland verpfändet. A.s Regierung war löblich und gesegnet, bis ihn die Leidenschaft für Kunigunde v. Eisenberg so erniedrigte, daß er auf Anstiften der Buhlerin seine edle Gemahlin mit ihren Kindern Heinrich, Friedrich (mit der gebissenen Wange), Dietrich (dem Jüngern, Diezmann) u. Agnes auf der Wartburg zu ermorden gedachte. Der gedungene Mörder bekannte aber der Fürstin das Vorhaben; sie entfloh in derselben Nacht (24. Juni 1270) nach Frankfurt und starb dort bald nachher (8. August 1270) im Klo-

ster. Die jüngern Söhne, Friedrich und Diezmann, nahm Markgraf Dietrich, der Oheim, den ältesten, Heinrich, der Großvater zu sich. A. vermählte sich 1274 mit Kunigunde und ließ den mit ihr erzeugten Sohn Apitz durch den Kaiser legitimiren. Er gedachte ihm Thüringen zuzuwenden, seine in rechtmäßiger Ehe gebornen Söhne dagegen mit dem Pleißnerlande (dem Erbtheil ihrer Mutter) und der Pfalz Sachsen abzufinden. Ein Krieg der Söhne gegen den Vater war die Folge dieser Ungerechtigkeit. Anfangs war A. glücklich; Heinrich verlor sein Pleißnerland (daher Heinrich ohne Land geheißen) und starb bald nachher; Friedrich mußte mit harter Gefangenschaft auf der Wartburg den Versuch, sein gutes Recht zu wahren, bezahlen. Nach jähriger Haft dem Gefängniß entronnen, setzte Friedrich mit Diezmann, dem neuen Herrn des Pleißnerlandes nach Heinrichs Falle, den Krieg gegen den Vater fort. Um diese Zeit starb ihr Oheim Dietrich (1284) mit Hinterlassung eines Sohnes, Friedrichs Tutta (Stammler); 4 Jahre später auch Heinrich der Erlauchte, A.s Vater. Beides mehrte den Stoff des Zwistes. Diezmann entriß seinem Vetter, Friedrich dem Stammler, aus dem großväterlichen Nachlasse die Niederlausitz und Friedrich der Gebissene nahm seinen Vater A. in offener Schlacht gefangen (1288). Durch den Vertrag zu Rochlitz (1. Jan. 1289) gegen Abtretung großer Landestheile wieder in Freiheit gesetzt, verkaufte A. aus Erbitterung, was ihm von Meißen noch geblieben war, an seinen Neffen Friedrich den Stammler und, als nach dessen Tode 1291 Friedrich und Diezmann eigenmächtig seine Länder in Besitz nahmen, 1293 Thüringen und seine Ansprüche auf Meißen an den römischen König Adolf von Nassau, der aber eben so wenig wie sein Nachfolger Albrecht I. von Habsburg, den Besitz des erkauften Landes zu erzwingen vermochte. Vielmehr behauptete sich Friedrich der Gebissene nach Diezmanns Tode (1307) als Herr aller angefochtenen Länder. Auch Apitz war 1300 gestorben; der Landgraf A. aber hatte sich nach Kunigundens Tode, 1290, zum dritten Male mit Elisabeth von Arnshaugk verheirathet; diese wurde 1299 die Schwiegertochter ihres Stiefsohnes Friedrich des Gebissenen und bewirkte eine Art Aussöhnung zwischen Vater u. Sohn. Zuletzt trat A. gegen ein Jahrgeld auch Thüringen an Friedrich ab und † 1341 zu Erfurt kummerbeladen und verlassen.

19) A. III., der **Beherzte** (**Animosus**), Herzog von **Sachsen**, Ahnherr der albertinischen, königl. sächsischen Linie, geboren den 17. Juli 1443, jüngerer Sohn des Kurfürsten von Sachsen, Friedrich des Sanftmüthigen. Als Prinz von 12 Jahren mit seinem älteren Bruder Ernst durch Kunz von Kaufungen aus dem Schlosse zu Altenburg entführt (1455), gab er schon damals Proben jener Geistesgegenwart, die ihm später den ehrenden Beinahmen des Beherzten erwarb. Einen großen Theil seiner Jugend verlebte A. am kaiserlichen Hofe Friedrichs III. zu Wien, und hier knüpfte sich das Band, welches ihn sein ganzes Leben hindurch zum Kaiserhause hinzog und jene Anhänglichkeit an Oesterreich herbeiführte, die als charakteristischer Zug der ganzen albertinischen Linie geblieben ist. Nach des Vaters Tode, 1464, traten beide Brüder, Ernst und A., gemeinschaftlich die Regierung an, doch so, daß dem ältesten die Kur und das Herzogthum Sachsen gehörte und dieser auch alle Regierungsgeschäfte vorzüglich leitete. Hauptmomente ihrer gemeinschaftlichen Regierung sind ein Heereszug gegen Heinrich II., Vogt von Plauen, 1466, die Entdeckung der reichen schneeberger Silberzechen, vor Allem aber der Anfall Thüringens an Meißen, von dem es seit 1464 getrennt war, nach dem Tode ihres Onkels, Wilhelms III., 1483. Der bedeutende Länderzuwachs gab Veranlassung zu der denkwürdigen Theilung, auf welcher noch jetzt die Selbstständigkeit der beiden Hauptlinien des Hauses Sachsen, der ernestinischen und albertinischen, beruht. Sie kam den 26. August 1485 zu Leipzig zu Stande. Der Aeltere theilte, der Jüngere wählte; so wollte es das sächsische Recht. Die beiden Hauptloose waren Meißen und Thüringen; doch sollte, wer ersteres erhielt, weil es schönere Städte und reichere Vasallen hatte, dem Andern 100,000 Gulden baar bezahlen. Der Masse nach war Thüringen das größere Loos; Ernst hoffte, daß A. dieses wählen würde. Wider Erwarten erklärte sich A. für Meißen, die volkreichen Städte den unkultivirtern Landesstrecken vorziehend. Die bedungenen 100,000 Gulden trug er zur Hälfte baar, zur Hälfte durch Abtretung des Amtes Jena ab. Von diesem Augenblick an trat zwischen beiden Linien eine Spannung ein, die 60 Jahre später unter Moritz zum traurigen Bruche führte. Im Todesjahre seines Vaters, dem Antrittsjahre seiner Regierung, 1464, feierte A. auch seine Vermählung mit Zedena (Sidonie), des Böhmenkönigs Podiebrad Tochter, der Stammmutter des königlich sächs. Hauses, † 1510 zu Tharand). Nach des Schwiegervaters Tode zog A. mit 5000 Reitern nach Prag, um die böhmische Krone sich aufzusetzen, welche ihm ein Theil der böhmischen Stände angetragen; schon wenige Wochen nachher kehrte er indeß zurück, als die Mehrheit der Nation den polnischen Prinzen Wladislaus wählte. Fortan widmete der ritterliche Fürst seine Dienste dem Kaiserhause, focht für dieses zuerst 1475 gegen Karl den Kühnen von Burgund, dann zweimal, 1480 und 1487, gegen den König Matthias von Ungarn, der sich Wiens bemächtigt hatte. Dafür ward ihm im burgundischen Kriege „ungemeine Ehre", nach dem ungarischen „gemeiner Undank und großer Verlust". Denn 1475 vertraute ihm der Kaiser Friedrich III. die Führung des Reichshauptpaniers an u. ernannte ihn zu des Kaisers „gewaltigem Marschall u. Bannermeister", aber nachdem A., vom Kaiser zu wenig unterstützt, mit Matthias einen nachtheiligen Waffenstillstand (14. Nov. 1487) geschlossen und über 25,000 Gülden auf Truppenlöhnung verwendet hatte, versagte ihm derselbe Kaiser Friedrich III. Gehör auf dem Reichstage zu Nürnberg, wo A. seinen Kriegsbericht erstatten wollte. Gleichwohl kämpfte er im folgenden Jahre schon wieder für den Kaiser, als es die Befreiung Maximilians in dem rebellischen Flandern galt. Zum Lohn ward ihm die Statthalterschaft der Niederlande (1488) und die Erbstatthalterschaft von Friesland (1498), eine zwar ehrenvolle, aber drückende Würde, die ihm Geld und Leute kostete und

25*

frühen Tod brachte. Denn während er eines Landtags wegen nach Leipzig geeilt war, belagerten die empörten Friesen seinen zurückgelassenen zweiten Sohn Heinrich in Franecker und droheten denselben zu erhängen, wenn er in ihre Hände fiele. A. eilte an der Spitze des Heeres herbei, siegte in drei Schlachten, befreite Heinrich, † aber den 12. Sept. 1500 zu Emden, theils an den Folgen empfangener Wunden, theils aus Kummer, weil ihn seine Söldner, da er den Sold nicht schaffen konnte, mit Auslieferung an die Rebellen bedroheten. A. war, geschmückt mit allen ritterlichen Tugenden, seinem Bruder Ernst an Kraft, Muth und Lebendigkeit weit überlegen. Bei seinen Soldaten führte er den Beinamen des sächsischen Rolands. Seinem Lande nützte er durch Verbesserung der Justiz und Polizei. Dresden, das seit der Theilung A.s Residenz war (vorher hielt er sich meist in Tharand auf), verdankt ihm seine Größe; es zählte vor ihm nur 5000 Einwohner und einige 20 schmutzige Straßen. Nach dem großen Brande von 1491 gab A. selbst die Bauordnung an, nach welcher Jeder ein Stock hoch steinern bauen und mit Ziegeln decken sollte. Des Fürsten öftere Abwesenheit und die Verschleuderung ungeheurer Summen im Dienste der Kaiser war dem Lande nachtheilig und wurde von den Ständen mehrmals öffentlich gemißbilligt. Daher übertrug A. 1488 die Regierung des Herzogthums seinem ältesten Sohn Georg. Sein Testament (eigentlich ein mit Zustimmung seiner Söhne Georg des Bärtigen und Heinrich des Frommen, und mit Zuziehung eines landständischen Ausschusses zu Mastricht gemachter und den 12. Dec. 1500 vom Kaiser bestätigter Erbvertrag vom 18. Februar 1499) ist denkwürdig als erster Versuch, die Primogenitur-Erbfolge in Sachsen einzuführen. Es wurde darin unter Andern bestimmt, daß Georg in den meißnisch-thüringischen Erblanden, Heinrich in Friesland des Vaters Nachfolger würde. Auf den Fall, daß Einer sein Land verlöre, sollte der Andere ihm ein Stück von dem Seinigen „mit aller Obrigkeit" einräumen; wenn aber die Länder des einen Bruders an den andern kämen, sollte der älteste Sohn allein succediren, und dieser seine Brüder bloß mit einem Theile der Landeseinkünfte abfinden.

20) A. II., 18. Erzbischof von Magdeburg, Gründer des magdeb. Domes, Erweiterer der Stadt Magdeburg u. einflußreicher Staatsmann, aus dem thüringischen Grafengeschlecht Kefernburg um 1170 geboren, studirte in Paris und wurde darauf in Mainz Propst. Später in Bologna seine Studien fortsetzend, wurde er 1205 von Innocenz III. auf den erzbischöflichen Stuhl von Magdeburg gerufen u. mit dem Kardinalshut geschmückt. Bald nach seiner Einführung verzehrte eine heftige Feuersbrunst einen großen Theil der Stadt und den Dom, dessen Neuerbauung, herrlicher als zuvor, hauptsächlich A.s Werk ist. Nach Philipps von Schwaben Ermordung ergriff A., auf Anrathen Innocenz' III., die Partei Otto's IV. und brachte es durch seinen Einfluß bald dahin, daß dieser Kaiser in ganz Deutschland anerkannt wurde. Otto schenkte dafür Neuhaldensleben, die Sommerschenburg und andere Lehensgüter an das Erzstift. Hierauf begleitete A. den Kaiser 1209 nach Italien. Letzterer zerfiel mit dem Papste; dieser sprach 1210 den Bann gegen Otto aus, u. A. mußte ihn in Deutschland verkündigen. Die Folge war ein siebenjähriger Krieg, in welchem die Länder des dagegen in die Reichsacht erklärten Erzbischofs von dem Kaiser u. seinen Freunden schrecklich verheert und selbst die Vorstädte Magdeburgs verbrannt wurden. Nach wiederbefestigter Ruhe benutzte A. die Zerstörung so vieler Ortschaften zur Erweiterung Magdeburgs, indem er zur Aufnahme der heimathlosen Einwohner drei neue Kirchspiele anlegen ließ, und sowohl diese als die feste Neustadt in den Stadtverband aufnahm. Gegen Otto bewirkte er 1212 die Wahl Friedrichs II. zum Kaiser. Eine spätere Fehde mit den Markgrafen von Brandenburg, Johann und Otto, focht er tapfer durch, u. bei diesem Anlaß ertheilte ihm der römische Stuhl Vollmacht, die Feinde des Erzstifts sogleich mit dem Banne zu belegen. A. † 1233. Er war der Wohlthäter Magdeburgs, ein weiser, thätiger, menschenfreundlicher Fürst.

21) A. V., 42. Erzbischof von Magdeburg, Kurfürst von Mainz, gewöhnlich A. von Brandenburg genannt, jüngster Sohn des Kurfürsten Johannes Cicero von Brandenburg, geboren 1489, wurde, noch nicht 24 Jahre alt (1513), Erzbischof von Magdeburg und noch in demselben Jahre Administrator des Bisthums Halberstadt. Im folgenden Jahre erwählte ihn auch das Domkapitel zu Mainz zum Erzbischof und Kurfürsten dieses Stiftes. Rom privilegirte ihn, in der Mark und in seinen Stiftern offenen Ablaß zu verkaufen, mit der Bedingung, daß er die eine Hälfte der Ablaßgelder an die päpstliche Kammer, zum Bau der Peterskirche in Rom, abliefern sollte. A. wählte zum Predigen und Einsammeln des Ablasses den bekannten Dominikaner Johann Tezel. Wie dieser den Auftrag erfüllte, ist bekannt. Durch die Unverschämtheit und Dreistigkeit, womit er in Halle und Jüterbogk auftrat, erregte er Luthers Unwillen in so hohem Grade, daß dieser gegen sein Treiben die bekannten 95 Sätze gegen den Ablaß an die wittenberger Hofkirche anschlug und hierdurch das große Reformationswerk begründete. Aus Rücksicht auf die Menge seiner protestantischen Unterthanen machte A., von Luther selbst gebeten, mit dem Kurfürsten von der Pfalz auf und nach dem Reichstage zu Augsburg den Friedensvermittler, und bewirkte nach vielen Unterhandlungen (1532) zu Nürnberg den ersten Religionsfrieden, welcher den verbundenen Protestanten zugestanden wurde. Eben so brachte er 1534, in Gemeinschaft mit dem Herzoge Georg von Sachsen, zwischen dem Kurfürsten von Sachsen und dem römischen Könige Ferdinand den wichtigen Vergleich von Kadau oder Kaden in Böhmen zu Stande. Noch in demselben Jahre aber gerieth A. mit dem Kurfürsten von Sachsen in Streit und trat 1538, auf Betrieb des kaiserlichen Vicekanzlers Matth. Held, dem sogenannten heiligen Bunde bei, welcher gegen den schmalkaldischen gerichtet und für eine Zeit von 11 Jahren auf Erhaltung der katholischen Religion und auf Vertheidigung der beitretenden Fürsten gegen jede Gewalt berechnet war. Dieser Schritt sowohl,

als die 1535 von A. verhängte, rechtlose Hinrichtung seines, der Untreue beschuldigten Günstlings, Hans von Schenitz, veranlaßten Luther zur Herausgabe einer sehr heftigen Schrift, worin er A. sein eigenmächtiges Verfahren, so wie seine Verschwendung, seine Unredlichkeit und Unkeuschheit schonungslos und mit harten Worten vorhielt. Dessenungeachtet bewilligte dieser 1541 auf einem Landtage zu Kalbe seinen protestant. Unterthanen freie Religionsübung, jedoch die Bedingung anknüpfend, daß sie seine Schulden, welche sich auf 500,000 Gulden beliefen, bezahlen sollten. Er war dann unter Denjenigen, welche dem Kaiser riethen, statt friedlicher Versuche Gewalt gegen die Protestanten anzuwenden, nahm den 1540 gestifteten Jesuitenorden unter allen Fürsten Deutschlands zuerst in Mainz auf, veranlaßte auf dem Reichstage zu Speier 1544 den hinsichtlich der evangelischen Stände so zweideutigen Reichsabschied und traf mit den katholischen Fürsten zu dem bald nachher ausbrechenden Kriege vorläufige Verabredungen. A. † 1545 zu Aschaffenburg, wo er die letzten 4 Jahre seines Lebens größtentheils zugebracht hatte.

Albrecht, 1) Wilhelm, ein um die Landwirthschaft verdienter Mann, 1789 geboren, ward, nachdem er eine treffliche Vorbildung erhalten, Lehrer an Fellenbergs Institut zu Hofwyl und darauf Direktor des nach dem Muster von Hofwyl gegründeten landwirthschaftlichen Instituts zu Idstein, zugleich Begründer und Sekretär des landwirthschaftlichen Vereins für Nassau. Im Jahre 1848 legte A., schon längst kränkelnd, das Direktorium des nach dem Geisberg bei Wiesbaden verlegten Instituts nieder und zog sich auf sein Gut in Franken zurück. Sein 1819 begründetes „Landwirthschaftliches Wochenblatt für das Herzogthum Nassau" hat auf die Hebung der kleinern Landbesitzer sehr wohlthätig gewirkt.

2) Wilh. Eduard, Rechtsgelehrter, einer der sieben göttinger Professoren (Dahlmann, A., Jak. und Wilhelm Grimm, Ewald, Gervinus, Weber), deren muthvolle Protestation, mit welcher sie gegen das hannoversche Patent vom 1. Nov. 1837 und gegen die Aufhebung des Staatsgrundgesetzes von 1833 auftraten, ihre Entsetzung veranlaßte, ward 1800 zu Elbing geboren. Er besuchte die Schule seiner Vaterstadt bis ins 18. Jahr u. dann die Universitäten Königsberg, Berlin und Göttingen Behufs seiner akademischen Ausbildung. Mit Neigung und Anlage widmete er sich, unterstützt und gefördert durch ausgezeichnete Lehrer, den historischen, philosophischen und juristischen Wissenschaften. Sein vaterländischer Sinn erhielt durch Eichhorns Vorträge reichliche Nahrung, und germanischen Studien widmete er sich immer vorzugsweise. Im J. 1822 begann A. in Königsberg als Privatdocent seine Vorlesungen über deutsches Recht, erhielt Beifall und 1827 eine außerordentliche Professur. Der Kreis seiner akademischen Vorträge bekam dadurch eine größere Ausdehnung; sie umfaßten zugleich deutsches Staatsrecht, Handelsrecht, deutsches Privatrecht u. deutsche Rechtsgeschichte. In diese Zeit fällt die Entstehung einer der tüchtigsten Arbeiten A.s, „Die Gewere, als Grundlage des älteren deutschen Sachenrechts" (Königsb. 1828), welche mit dem Werke Savigny's, „Das Recht des Besitzes", eine große wissenschaftliche Bedeutung erlangt hat, indem dadurch die früher gangbar gewesenen Ansichten umgestaltet u. der Beweis geliefert wurde, daß Abweichungen des deutschen Sachenrechtes von dem römischen als organische Eigenthümlichkeiten erscheinen, welche sich aus den volksthümlichen Rechtsanschauungen heraus bildeten. Im J. 1829 wurde A. mit der ordentlichen Professur in Königsberg bekleidet und 1830, nach Eichhorns Abgang nach Berlin, folgte er dem ehrenvollen Rufe, die erledigte Stelle Eichhorns und einen Sitz im Spruchkollegium zu Göttingen einzunehmen. Ueberdies vom Könige mit dem Titel eines Hofraths geschmückt, lehrte A. in Göttingen mit großem Beifall. Er lebte den Wissenschaften, und jede Theilnahme an den Ereignissen, welche der hannoverschen Staatsverfassung seit 1830 eine andere Gestalt gaben, blieb ihm fremd. Nach dem Tode Wilhelms IV. bestieg Herzog Ernst August von Cumberland den Thron von Hannover, und dessen erster Regierungsakt war die Aufhebung des Staatsgrundgesetzes, welches sein Vorgänger dem Lande (1833) so feierlich verliehen hatte. Da trat A. offen und furchtlos gegen die Kompetenz solcher einseitigen Aufhebung auf und der Protestation bei, welche mit ihm noch sechs andere Professoren der Universität, alle in der öffentlichen Meinung hochgestellte und im Reiche der Wissenschaft berühmte Männer, gegen des Königs Machtspruch zur Wahrung der heiligsten Landesrechte einlegten. Gleich den Uebrigen wurde hierauf A. durch eine Kabinetsordre vom 14. December 1837 seiner Stelle entbunden und genöthigt, Göttingen zu verlassen. Später fand er in Leipzig eine Freistätte. Anfangs trat er hier nur als Privatdocent auf; doch ward er schon 1840 zum ordentlichen Professor mit dem Titel eines Hofraths ernannt. Er war unter den Vertrauensmännern, die der Bundestag 1848 mit der Abfassung eines Verfassungsentwurfs für Deutschland beauftragte, und wurde später von einem hannoverschen Wahlbezirk zur Nationalversammlung gewählt, die er jedoch schon im August 1848 wieder verließ. A. vereinigt mit reicher geistiger Begabung einen edlen vorwurfsfreien Charakter.

Albrechtsberger, Johann Georg, bedeutend als Theoretiker und Lehrer der höhern Tonsetzkunst, auch als Kirchenkomponist und Orgelspieler, ward 1736 zu Klosterneuburg bei Wien geboren. Seine frühzeitige Bildung dankt A. der Unterstützung des Pfarrers Pittner, der sich des armen Knaben väterlich annahm, ihn selbst in der Musik unterrichtete und sogar eine kleine Orgel für ihn fertigen ließ, welche noch jetzt im kahlenberger Dörfchen bei Wien aufbewahrt wird. Später kam A. nach Mölk und bekleidete daselbst 12 Jahre lang die Organistenstelle. Als einst Kaiser Joseph II. einem Hochamte in Mölk beiwohnte, gefiel ihm A.s Orgelspiel so sehr, daß er ihn aufforderte, er möge sich, sobald die Hoforganistenstelle vakant würde, darum bewerben. Er erhielt sie 1772, wurde 1792 Kapellmeister zu St. Stephan und trat von dieser Zeit an in den kleinen Kreis der Musiker ersten Ranges. Joseph und Michael Haydn, Gaßmann und Reuter schätzten ihn hoch und zählten ihn unter ihre genaueren

Freunde. A. komponirte sehr fleißig. Von seinen Werken sind 27 gedruckt, worunter die Orgelfugen den ersten Rang einnehmen; geschrieben hat er aber im Ganzen 244 Werke, wovon die sämmtlichen Partituren in den Archiven des Fürsten von Esterhazy-Galantha aufbewahrt werden; darunter 26 Messen, 43 Gradualien, 34 Offertorien, 5 Vespern, 4 Litaneien, 4 Psalmen, 4 Te Deum laudamus, 18 Hymnen, 1 Halleluja, 10 verschiedene Kirchenmusiken, 6 Oratorien, 1 Operette, 17 Violinquartetten, 9 Violinquintetten, 2 Violinsextetten, 6 Koncerte für verschiedene Instrumente und 4 Sinfonien; außerdem noch 17 Messen, welche theils von dem Kaiser verlangt worden, theils nach dem letzten Willen des Verewigten ausschließliches Eigenthum der St. Stephanskirche geblieben sind. A. † 1809 in Wien. Seine Grabstätte ist auf demselben Friedhofe, wo J. Haydn und Mozart ruhen. Alle Werke A.s sind einfach und erhaben, und eben so, wie er selbst, durchdrungen von frommem, wahrhaft religiösem Geiste. Große Verdienste erwarb sich A. auch als Theoretiker durch viele Schriften, namentlich durch seine „Gründliche Anweisung zur Komposition“ (Leipz. 1790, 3. Aufl. 1825), seine Generalbaßschule und eine Klavierschule. Eine Gesammtausgabe seiner sämmtlichen Schriften besorgte Seyfried (Wien 1826, 3 Bde.). Beethoven, Seidesdorf, Gänsbacher gehören zu seinen Schülern.

Albrechtsorden, zum Andenken an Herzog Albrecht den Beherzten, den Stammvater der albertinischen Linie, am 31. December 1850 gestifteter königlich sächsischer Orden, der an solche verliehen wird, welche sich durch bürgerliche Tugend, Wissenschaft, Kunst und sonst ausgezeichnet oder Anspruch auf die Erkenntlichkeit des Regenten erworben haben. Das Recht der Verleihung steht dem Könige zu. Der Orden besteht aus Großkreuzen, Komthuren 1. und 2. Klasse, Rittern und Kleinkreuzen. Das Zeichen für die 4 ersten Klassen besteht in einem goldenen, weiß emaillirten Kreuz mit emaillirtem Mittelschild, auf der Vorderseite desselben das erhabene Bild des Herzogs Albrecht von Gold, um dasselbe ein blau emaillirter Rand, darin die Worte: Albertus Animosus, auf der Kehrseite das sächsische Wappen und im blauen Rande die Jahrzahl 1850. Dem Kreuze ist ein freistehender grün emaillirter Eichenkranz beigefügt. Das Kleinkreuz ist einfacher und in Silber; das Ordensband dunkelgrün mit weißen Randstreifen.

Albret, Johanna von, Mutter Heinrichs IV., einzige Tochter und Erbin Heinrichs II. von Navarra und Margaretha's von Valois, Schwester Franz' I., war den 7. Januar 1528 geboren. Schon in der Wiege erfuhr sie ein widriges Schicksal. Der Einfall der Spanier und der diesem folgende Friedensvertrag nahm ihr das Erbrecht auf das kleine Fürstenthum Bearn. Ihre Mutter gab ihr eine sorgfältige, freisinnige Erziehung, unter der sich Johanna's männlicher, selbstständiger Charakter frühzeitig entwickelte. Mit den Frauen hatte sie nichts als das Geschlecht gemein; voll Muth und Geisteskraft, scheute sie keine Gefahr und wußte sich durch die schwierigsten Verhältnisse zu winden. Als sie zur Regierung gekommen war, machte sie ihre Grundsätze zum Segen des Landes geltend. Sie war eine musterhafte Regentin, vernachlässigte aber darum nicht die sorgsamste Pflege und Erziehung ihres Sohnes, des nachmaligen Heinrich IV. Johanna reiht sich würdig den größten Menschen ihres Zeitalters an u. steht geachtet neben Coligny und Michael de l'Hospital. Zur Zeit der Religionsverfolgungen hielt sie fest und standhaft an dem geleisteten Eide, an den Gesetzen ihrer Heimath; und mit Herz u. Mund, wie ihr Gewissen es verlangte, bekannte sie sich zu dem reformirten Glauben, als ein solches Bekenntniß gefährlich geworden war. Muthig unterstützte sie ihre Glaubensgenossen, nicht scheuend die Drohungen Karls IX. und die gefürchteten Guisen. Im J. 1548 hatte sie sich mit Anton von Bourbon, Herzog von Vendôme, verheirathet. Diese Wahl war unglücklich; denn im schroffen Gegensatze zu seiner Gemahlin war Vendôme ein Spiel der Parteien und des Wankelmuthes. In die Wahl Heinrichs IV., ihres Sohnes, willigte sie widerstrebend; bang ahnete ihr klarer Geist die Schrecken der Bluthochzeit, die ihr sterbliches Auge nicht mehr sah; denn Johanna † während der Zubereitung zur Vermählungsfeier, wahrscheinlich durch Gift, am 9. Juni 1572 zu Paris. Vgl. Gesch. der Johanna d'A., von Madame Vauvilliers, Paris 1822.

Albuera, Dorf in der spanischen Landschaft Estremadura, bekannt durch die Schlacht vom 16. Mai 1811 zwischen Beresford mit etwa 30,000 Briten, Spaniern u. Portugiesen, und Marschall Soult mit ungefähr 25,000 Mann, aber zahlreichem Geschütz. Letzterer mußte sich mit einem Verluste von 9000 Mann auf Sevilla zurückziehen und seine Absicht, Badajoz zu entsetzen, aufgeben; die Verbündeten verloren gegen 7000 Mann.

Albufeda, s. Abulfeda.

Albufeira, portugiesische Stadt auf einem Hügel an der gleichnamigen Bucht, im Königreich Algarvien, 6½ Meilen östlich von Lagos, mit einem Kastell, Hafen, 4 Kirchen, Armenhaus, Hospital und 3000 Einwohnern, die Fischerei treiben. Der durch die Citadelle gut vertheidigte Hafen ist zur Aufnahme der größten Schiffe geschickt.

Albufera, ein 3 spanische Meilen langer und 1 Meile breiter, durch eine schmale Landzunge von dem Meere getrennter und durch einen Kanal mit ihm verbundener Landsee, südlich von Valencia in Spanien, ein Werk der Mauren zur Bewässerung der Ebene von Valencia. Die vielen Wasservögel geben reiche Jagdbeute, und durch den stark getriebenen Aalfang gewährt der See eine Revenüe von 12,000 Piastern. Marschall Suchet, der am 9. Januar 1812 den englischen General Blake bei A. einschloß und gefangen nahm, bekam von Napoleon dafür den Titel eines Herzogs von A.

Albuin, Lombardenkönig, s. Alboin.

Albujarras, s. Sierra Nevada.

Albukasis, s. Abulkhasem.

Albulapaß (roman. Krapalv), Bergpaß über die Hauptkette der graubündtner Alpen, für leichtes Fuhrwerk gangbar, zwischen dem Thale von Bergün und dem oberen Theile des Engadeins, im Frühjahr wegen häufig fallender Lawinen sehr gefährlich. Auf seiner höchsten Stelle (zum Kreuze) ein ¾ Stunden großer See; zwei

kleinere, durch welche die Albula geht, beim Wirthshause zum Weißenstein. Oestlich davon finden sich Spuren einer alten Römerstraße. Ein Fußweg führt rechts nach Serra-im-grande, im Bevertsthale, und weiter nach Samaden. Neben dem Bergübergange erheben sich die beiden höchsten Spitzen des A. es 6560 Fuß hoch.

Album (vom latein. albus, weiß), im Allgemeinen jede weiße Fläche oder Tafel mit dem besondern Zwecke, Bemerkungen, Bekanntmachungen, Verzeichnisse, Sentenzen ꝛc. aufzunehmen. Bei den Römern findet man ein A. Praetoris, eine weiße, gewöhnlich mit Gyps überzogene Tafel, die bei der Rednerbühne aufgehängt wurde, zur Bekanntmachung der prätorianischen Edikte, bei Quinctilian gleichbedeutend mit dem Jus praetorium, im Gegensatz von Rubrica (d. i. Staats- oder Civilrecht), und ein A. Pontificum, welches zur Aufzeichnung von Staatsdenkwürdigkeiten diente. In den Municipien, und seit Augustus auch zu Rom, hatte man Alba zu verschiedenen öffentlich bekannt zu machenden Registern, A. Decurionum, Senatorum, Histrionum ꝛc. Auch die Griechen hatten ihre Alba für Gesetze, Register ꝛc. Die neuere und neueste Zeit hat nicht nur die zuletzt angeführte alte Bedeutung recipirt, sondern den Begriff allseitig erweitert, so daß Alles, was eine leere Fläche darbietet, die beschrieben oder bekritzelt werden kann, fähig ist, ein A. zu werden. Der Hermite de la chaussée d'Antin hat das nicht papierne A. sogar in Klassen getheilt. Die erste ist das A. à plein vent oder in freier Luft, welches sich zu den übrigen wie die Riesenthiere der antediluvianischen Vorwelt zu den heutigen verhält. Es sind die großartigsten, oder historisch merkwürdigsten Werke der Menschen und der Natur, wie die Pyramiden von Gizeh, der straßburger Münsterthurm, die Felsenquelle von Vaucluse ꝛc., deren erreichbare Außenseiten mit Inschriften und Namen der Reisenden bedeckt werden, um so wahre Reise-Journale zu repräsentiren. Die zweite Klasse ist das A. des murailles, welches die Wände von Gefängnissen, Wachtstuben, Lazarethen ꝛc., zuweilen auch Tische und Fensterscheiben in Schulen und Wirthshäusern liefern. So schrieben die Kranken an den Tempel des Aeskulap ihre Uebel u. die Heilmittel an, welche sie davon befreit hatten, daher selbst Hippocrates daraus einen Theil seiner Weisheit schöpfen konnte. Meist aber gab die Langeweile hier die Inschriften ein, wie schon die Spuren in der Wachtstube zu Pompeji zeigen. Das papierne A. (A. im engern Sinne, A. vulgaire) zerfällt ebenfalls in zwei Klassen, das geschriebene und gedruckte, und ersteres, welches bis vor Kurzem die Alleinherrschaft besaß, wieder in die beiden Gattungen der Fremden- und Stammbücher. Daß sich die Besucher von Klöstern, Gasthäusern, Museen und Orten, wo Merkwürdigkeiten gezeigt werden, in ein A. einschreiben, sollen die Mönche der Grande Chartreuse des heiligen Bruno zuerst eingeführt haben. Die Stammbücher sind etwas jünger, aber immer noch alt genug, um eine lange Geschichte zu haben. Schon vor dem 15. Jahrhundert war es in Deutschland bei Adeligen, Gelehrten und Studenten Gewohnheit geworden, sich ein Konvolut weißer Blätter anzulegen, die Verwandten und Bekannten, Gönnern und Freunden vorgelegt wurden, um sich zum Andenken einzuschreiben oder einzuzeichnen. Man nannte dies ein Stamm- oder Gesellenbuch. Es war ein Archiv über den ganzen gesellschaftlichen Kreis, in welchem sich der Besitzer bewegte, über die berühmten Männer, die er besucht, über die Bekanntschaften, die er sich, besonders in jüngern Jahren, auf Reisen oder auswärtigen Universitäten erworben hatte, und so konnte es in der Fremde sogar die Stelle eines Empfehlungsbriefes, eines Wanderpasses vertreten; denn Jeder, dem es vorgelegt wurde, ersah sogleich daraus, was für einen Mann er vor sich hatte. Ein zierlicher geschmückter Einband gehörte zu der Form dieser weltlichen, wie der alten kirchlichen Gedenkbücher oder Diptychen, in denen sich wohl ein Vorbild zu jenen erblicken läßt. Der Inhalt modelte sich jedoch ganz nach dem damaligen Zeitgeschmacke in Poesie und Kunst. Auf der Höhe des Turnierwesens und ritterlichen Gepränges genügte die Heraldik dem hochfahrenden Geiste und der Prunksucht nicht mehr; das Wappen war Gemeingut der Familie, der Einzelne wollte äußere Zeichen für sich allein haben, um durch sie neben jenem seine Persönlichkeit auf sinnreiche und glänzende Weise zu erkennen zu geben. Diesem Bedürfnisse halfen die Devisen ab, die deshalb im 15. und 16. Jahrhundert bei Fürsten und Rittern, besonders in der romanischen Welt in allgemeine Aufnahme kamen und sich weiterhin auch über andere Stände verbreiteten. Es konnte nicht fehlen, daß auch die Stammbücher ein erwünschter Tummelplatz für Wappen und Sinnbilder mit hinzugefügten Wahlsprüchen oder andern Denkversen wurden. Die gedruckten Emblemenbücher, die in der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts so zahlreich waren und von denen wenige jetzt nur noch durch Holzschnitte und Kupferstiche Werth haben, kamen dabei dem Mangel an eigener Erfindung zu Hülfe, oder sie selbst, zuweilen in Verbindung mit andern Bilderfolgen, wurden, mit weißem Papier durchschossen, als Stammbücher gebraucht. Es gab aber auch für jenen Zweck ausdrücklich gedruckte Stammbücher in Holzschnitt u. Kupferstich, die jetzt zu den größten bibliothekarischen Seltenheiten gehören. So gab ein guter Formschneider, David de Negcker von Augsburg, 1579 zu Wien ein „Newes und künstlich schönes Stamm- oder Gesellenbüchlein" in Quart heraus, welches Hercules de Negcker hernach zu Wien in Oktav mit denselben Holzschnitten, aber ohne Einfassung wiederholt hat. Die ältern Stammbücher wurden von jeher theils wegen der Autographa namhafter und berühmter Personen, theils wegen der Zeichnungen und Malereien, womit sie öfters geschmückt sind, von Kunst- u. Antiquitätensammlern begierig aufgesucht. Eine der bedeutendsten Sammlungen dieser Urkunden hatte der verstorbene v. Derschau in Nürnberg; auch das britische Museum u. die Biblioth. Royale in Paris, das städelsche Museum in Frankfurt, und die k. k. Sammlungen in Wien, Berlin und München besitzen Vortreffliches. In der Regel sind jedoch die Zeichnungen, auch wenn sie etwas Anderes als Wappen vorstellen, werthlose Dilettanten- oder Fabrikarbeit. Werthvolle Ausnahme machen die Stammbücher der Fürsten, berühmten Künstler od. Kunst-

liebhaber, welche zuweilen große Summen auf deren artistischen Schmuck verwendeten. So hatte z. B. der reiche Kunstsammler Philipp Hainhofer in Augsburg ein Stammbuch, von welchem er rühmt, daß „dergleichen unter Privatpersonen, wegen vieler der hohen Potentaten Handschriften und wegen underschiedlicher berühmter Meister in den Figuren erzeigten Künsten nirgend zu finden sey“ und welches der Kaiser und die Kaiserin bei ihrer Anwesenheit in Nürnberg 1612 bewunderten. Wie prachtvoll das Stammbuch des Herzogs Philipp II. von Pommern, desselben, für den Hainhofer den noch in der berliner Kunstkammer befindlichen sogenannten pommerschen Kunstschrank besorgte, ausgestattet gewesen, läßt sich daraus schließen, daß ein einziges Blatt, welches Hainhofer für die verwittwete Herzogin zu Stolpe mit der Vorstellung, wie der Engel dem Zacharias, dem Vater des Johannes, erscheint, dazu malen ließ, 100 ungarische Dukaten gekostet hatte. Das Kranachsche Stammbuch auf der berliner Bibliothek wird dagegen mit Unrecht so genannt. Als die Schranken zwischen dem Adel und den übrigen Ständen fielen und die Heraldik ihre Wichtigkeit und ihren Werth verlor, entsprachen auch die Stammbücher ihrem Namen nicht mehr, erhielten sich aber noch, so lange die sogenannte Perückenzeit dauerte. Man legte sie besonders Gelehrten und Künstlern vor, die sich dieser Belästigung so wohlfeil als möglich zu entledigen suchten. Am längsten blieben Studenten und Schüler bei der alten Gewohnheit, und so lange der Besuch auswärtiger Universitäten noch häufig war, und wo das Universitäts- und Schulleben die eigenthümliche Gestalt und Farbe, wie vor Verlegung der Hochschulen in die Hauptstädte und in Konviktoreien hatte, ließ sich auf ein solches Andenken an die Lehrer und die Jugendfreunde, die sich von da aus wieder in alle Welt zerstreueten, etwas halten. Nach und nach jedoch verloren sich die Stammbücher auch hier, und jetzt kommen sie in Deutschland häufig nur noch auf den das Alte so festhaltenden Fürstenschulen oder in geschlossenen Erziehungsinstituten, oder als Unterhaltung für Knaben und Mädchen vor. Für das Männeralter hat ihr Gebrauch so gut als aufgehört. Inzwischen fand die Sache gerade, als sie bei uns aus der Mode kam, bei den Franzosen erneuerte Gunst. Die Stammbuchsliebhaberei war, wie so vieles Altväterische, eine der Lebensäußerungen der Restauration und ausgestattet mit einem neuen, in der pariser Taufe erhaltenen Namen, machte nun die alte Mode glücklich wieder ihren Weltlauf. Die Franzosen ließen anfangs die schriftliche poetische Seite fallen und hielten sich an die bildliche artistische. Die Kunst war wieder in allgemeine Aufnahme gekommen; die Erfindung der Lithographie hatte ihre flüchtigen Hervorbringungen nicht nur ins Erstaunliche vermehrt, sondern als die leichteste und geeignetste Methode für die Vervielfältigung von Handzeichnungen diese zu einer Sache besonderer Liebhaberei gemacht. Ueberall waren Kunstvereine entstanden, die den neuen Kunstschulen einen Mittelpunkt gaben u. die Werke der Künstler zur Schau und an den Mann brachten. Wie diese sich um die Oelmalerei verdient machten, so konnte Aehnliches von jedem Einzelnen mit weniger Aufwand für Aquarellmalerei und Zeichnung geschehen, wenn er ein A. oder eine Gallerie von Zeichnungen lebender Künstler anlegte, was nun eben so wie der Besitz von Chinoiserien und Rococo-Gegenständen zum guten Tone wurde. H. Monnier gibt in dem „Livre des Cent-et-un“ eine ergötzliche Schilderung, wie die jungen Künstler mittelst Diners und anderer anscheinend uneigennützigen Einladungen besonders von Damen für eigne und fremde Albums gepreßt und ihnen kein anderer Ausweg übrig gelassen wurde, als den Preis ihres Couverts gleich nach der Tafel abzuarbeiten. Ein würdiges Pendant lieferte der bekannte Bauchredner Alexander, der bei Deutschen und Niederländern ein A. umsonst zusammengebracht, welches er 1837 unter dem Titel „Album Cosmopolite“ als lithographirte Kopien, in Lieferungen, jede zu 6 Francs, noch weiter auszubeuten wußte. Ein prachtvolles A. überreichten die münchner Künstler der jungen Kaiserin von Oesterreich bei deren Vermählung (1854). Bei der Sucht unsers Zeitalters, Alles zu übertreiben, konnte sich die Mode auf so enge Grenzen nicht lange beschränken lassen. Aus dem Gebiet der Kunst drang sie siegreich in das der Literatur. Zunächst verwandelten sich die wirklichen Zeichnungen in lithographirte, wodurch den Liebhabern die Mühe und die Kosten des Sammelns erspart wurden. Weiter machte es aber auch seinen primitiven Charakter als Aggregat, nicht bloß bildlicher, sondern schriftlicher Erinnerungsgaben mehrer Verfasser wieder geltend, die, wenn ihnen früher, in der Beschränkung auf einen einzigen Besitzer, dessen Person der gemeinschaftliche Beziehungspunkt war, sich jetzt nur einem dritten Gegenstande von allgemeinem oder zeitgemäßem Interesse widmen durften, um gedruckt zu einer Menge von Besitzern zu gelangen. Dieser Gegenstand wurde nun entweder eine Person, sogar eine verstorbene, wie in den Schiller- u. Gutenberg-Albums, od. eine Stadt oder Land, wie in dem Album Parisien, Algirien, London Alb., dem A. für Tyrol ꝛc., oder ein sachlicher Gegenstand, bald ernsthaften, bald komischen Inhalts, wie in dem Sacred und Comic Album, oder von noch allgemeinerem Umfange, wie in dem „A. für Freunde und Freundinnen der Belletristik“, oder für Blumenliebhaber, wie „Florist's-Album“, oder „Nimrod's-Album“ für die Freunde des Waidwerks. Eben so verschiedene Natur nahmen die Erinnerungsgaben oder Beiträge an, aus denen der Inhalt des A. besteht. Bald waren es bildliche Vorstellungen, oder Prospekte, wie in dem „Land-scape- und Pictorial-Album“, bald musikalische Kompositionen, wie in dem „Album pianiste“, oder es waren von berühmten Sängerinnen vorgetragene Neuigkeiten, wie im „Vocal-Album“, bald prosaische Aufsätze, Gelegenheits- und andere Gedichte, bald Alles dieses zusammen. Endlich pflanzte das A. auch in dem Gebiete der Almanachs und Taschenbücher seine Fahne auf und wurde zu einer neuen Firma für Neujahrsgaben, in denen von einem Zusammenhang des Inhaltes oder einem gemeinschaftlichen Mittelpunkte gar nicht mehr die Rede ist.

Albumin, s. Eiweißstoff.

Albuminurie, s. Brightsche Krankheit.

Albuquerque, 1) feste Stadt in der span. Landschaft Estremadura, auf einem Hügel an der Gevora, an der portugies. Grenze, 8 Stunden von Badajoz, mit 2 Kirchen u. 7000 Einw., die starken Wollhandel treiben. Die Stadt führt den Titel eines Herzogthums und gehört dem Grafen von Ledesma. — 2) Stadt in Mexiko, an der Ostseite des Rio del Norte mit 6000 Einwohnern.

Albuquerque, Alfonso d', der Große und Portugals Mars genannt, berühmter portugiesischer Kriegsheld, wurde 1463 zu Lissabon geboren. Er trat sehr früh in den Seedienst Portugals und schwang sich bald zum Fregattenbefehlshaber empor. Seine Jugend fiel in die Zeit, wo Portugal und Spanien in kühnen und großartigen Unternehmungen wetteiferten und auf der Bahn des Ruhmes einander zu übereilen trachteten. König Johann von Portugal hatte die Westküste Afrika's bis zum Kap befahren und Vasco de Gama den Seeweg um Afrika nach Ostindien entdeckt. Portugal besetzte die ostindischen Küsten mit seinen Faktoreien, gründete bleibende Niederlassungen und Waffenplätze zu Kodschin, Kananur und Lissabon, im Besitze des indischen Handels, trat an die Stelle Venedigs. Die Saracenen, von Beutesucht getrieben, und die malabarischen Fürsten, den europäischen Nachbarn gram, verbanden sich aber zur Vertreibung der Portugiesen, u. die junge Kolonie gerieth in die größte Gefahr. In dieser Noth sandte Emanuel der Große, Johanns Nachfolger, den muthigen, ruhmbegierigen und im Seedienste geübten A., der bereits Kontreadmiralsrang hatte, 1505 mit einer Flotte nach Indien, um den dort mit Heldenmuth kämpfenden portugiesischen Truppen Hülfe zu bringen. A.'s Ankunft veränderte die Lage der Dinge in Ostindien bald. Er schlug die malabarischen Fürsten in mehren Treffen und zwang sie zu einem für Portugal sehr vortheilhaften Frieden. Mit Ruhm u. Schätzen beladen, kehrte A. nach Portugal zurück und blieb hier, zum Vertrauten und erklärten Liebling des Königs erhoben, bis ihn der neu ausgebrochene Krieg 1507 mit Acunha abermals nach Ostindien rief. Diesmal galt es, die von Venedig aufgehetzten Saracenen in ihrem eigenen Lande anzugreifen und zu demüthigen. Zuerst wurde die Insel Sokotora am Eingange des arabischen Meerbusens erobert und dadurch die alte Handelsstraße der Venetianer und Genuesen nach Indien gesperrt. Von da segelte ein Theil der portugiesischen Flotte unter A. nach dem persischen Meerbusen, bemächtigte sich der wichtigen und gut vertheidigten Insel Ormus, konnte indessen dieselbe nicht behaupten. In einem Aufstande der Einwohner kam A. in harte Bedrängniß, und als 3 portugiesische große Schiffe in Folge einer Meuterei die Flotte A.'s verließen, segelte er deshalb 1508 nach Kananur zurück, der damaligen Hauptniederlassung Portugals. Hier übergab der alte Almeida sein Amt als Vicekönig in Indien an A., den Würdigern. So mit der höchsten Macht bekleidet, eroberte dieser, nach einer mißlungenen Unternehmung gegen Kalikut, 1510 Goa, 1511 Malakka, unterwarf Ceylon, machte einen Zug gegen Arabien, bombardirte Aden und bemächtigte sich 1514 von Neuem der Insel Ormus, die mit starken Festungswerken versehen und von nun an ein Hauptsitz für portugiesische Herrschaft und Macht in Asien wurde. Durch diese rasch nach einander folgenden Eroberungen wurde der Name Portugals so berühmt und furchtbar, daß die Könige von Pegu und Siam, so wie der mächtige Schah von Persien, Ismael, die Freundschaft A.'s suchten, und der Fürst von Kalikut ihm die Anlegung einer befestigten Faktorei in seiner Residenzstadt erlaubte. Nicht wenig trug dazu die Persönlichkeit A.'s bei, die durch Aeußeres und Charakter den Helden und Fürsten würdig repräsentirte. A. war ein Inbegriff aller Regenten- u. Feldherrntugend. Auf strenge Kriegszucht haltend, weise, milde und gerecht, behandelte er die indischen Völker, die sein Schwert bezwang, menschlich, ließ sie bei ihren alten Sitten und Rechten, schützte sie vor seinen beutegierigen Soldaten und wurde so der Liebling der Ueberwundenen, welche noch lange nach seinem Tode zu seinem Grabe in Goa wallfahrteten und ihn als ihren Schutzgeist um Hülfe gegen die Grausamkeiten u. Bedrückungen der nachfolgenden Statthalter anflehten. Aber auch an A. sollte der Undank der Könige sich erproben. Während er noch auf Ormus für Portugal Triumphe sammelte, kam ein königlicher Botschafter mit dem Dekret seiner Absetzung und einem neuen Vicekönig, der sich in Goa ohne Weiteres installirte. Die Kränkung brachte ihm den Tod. Ehe er sich nach Portugal einschiffen konnte, † er den 16. September 1515 in Goa. König Emanuel gelangte später zu besserer Einsicht in die Verdienste A.'s und suchte das Gedächtniß des Helden dadurch zu ehren, daß er den Sohn desselben zu den höchsten Würden des Reiches erhob.

2) Alfonso, Herzog von, Spaniens tapferer Vertheidiger gegen die Franzosen im spanischen Freiheitskriege. Als Napoleons Feldherren, die Marschälle Soult, Mortier und Victor fast ganz Spanien mit Blitzesschnelle erobert hatten, raffte der energische A. 4000 Mann zusammen u. eilte damit den Franzosen voraus nach Cadix (4. Febr. 1810). Muthig hielt er in dieser Festung die stürmenden Angriffe Soults aus und antwortete auf dessen Aufforderung zur Uebergabe: „Wir werden die Waffen nicht eher niederlegen, als bis wir unsere Rechte wieder gewonnen haben, und verlachen im festen Cadix alle eure Angriffe." Nach dem Abzuge der Franzosen war es derselbe A., welcher die Junta gründete, der Spanien die Wiederherstellung seiner Unabhängigkeit verdankt. Bald nachher indeß emancipirte sich die Junta von seinem Einflusse; sie schickte ihn als Gesandten nach London zu einer Zeit, wo seine Gegenwart in Spanien von der höchsten Bedeutung zu seyn schien. A. †, kaum in London angekommen, 1811.

Alburnum, die weiche, weiße Substanz zwischen der innern Rinde und dem Holz der Bäume, die allmählig erhärtet und zu Holz wird, wegen ihrer Farbe und Weichheit von Einigen auch Adeps arborum, Fett der Bäume, genannt. Man findet es in großer Menge in starken Bäumen. In einer Eiche von 6 Zoll im Durchmesser beträgt es fast so viel als das Holz; in einem Stamm von 1 Fuß Durchmesser verhält es sich wie 1 zu $3\frac{1}{2}$, in einem von $2\frac{1}{2}$ Fuß wie 1 zu $4\frac{1}{2}$ u. s. w.; aber dieses Ver-

hältniß wechselt nach der Gesundheit und der Konstitution der Bäume. Oft wird das A. von Insekten zernagt, die in seiner Substanz nisten und sich davon nähren.

Albus, Weißpfennig, eine ältere, silberne, unter Kaiser Karl IV., 1360, üblich gewordene Scheidemünze des westlichen Deutschlands, in Köln, Trier, Mainz. Man fing damals an, die Pfennige zu viel geringerem Silbergehalt auszuprägen. Nur die rheinischen Münzstätten prägten bessere, weshalb man die ihrigen, zum Unterschiede von den schlechten (schwarzen), Wittpennige (denarios albos) nannte. Der einfache A. war anfangs = $1/2$ Batzen = $6 1/2$ Pf. Konv. = 8 Pf. preuß.; 10 = 1 Kopfstück, 80 = 1 Spec.-Thaler, $1 1/2$ = 1 Fettmännchen. Der Räderalbus (davon benannt, weil der Revers ein Kreuz, mit einem Ringe umgeben, also eine Art Rad, zeigte) in Mainz war = 4 Fettmännchen oder 32 Heller. Der kölnische oder triersche A. sank später unter den Werth eines Kreuzers. In der Pfalz, in Mainz, Frankfurt und Hanau hatte man ihn dem Reichsgeld angepaßt und Reichsalbus genannt; er galt 1761 2 Kreuzer. Der hessische A. erlitt die geringste Abnahme. Seinen Werth bestimmte Landgraf Moritz 1622 zu $1/32$ des Reichsthalers, welches 9 gute Pfennige oder 3 Dreier macht. Die noch kursirenden hessischen A. (Hessenalbus) sind unter der Regierung des Landgrafen Friedrichs II. von 1770—1782 geprägt und tragen den Namenszug F. L. Sie gelten 9 Pfennige Konv. und werden in 12 Heller getheilt. — A. ist auch ein Feldmaß in Dänemark, der 3. Theil der sogenannten Tonne Hartkorn.

Alby (**Albi**), Stadt im französischen Departement Tarn, am Tarn, auf einer Anhöhe, Sitz eines Erzbischofs, mehrer wissenschaftlichen Anstalten, einer Gesellschaft für Ackerbau, Statistik, höherer Behörden für Handel u. Gewerbe, für Brücken-, Weg- und Bergbau, mit 12,000 Einw., die Tuch-, Tafel- und Packleinwand, baumwollene Zeuche fabricieren u. Getreide-, Wein-, Obsthandel treiben. A. ist die Vaterstadt von Laperouse u. Bernis. Es ist das alte Albiga, war im Mittelalter Hauptstadt der Grafschaft Alby (Albigeois) u. Hauptsitz der Albigenser, im 13. Jahrhundert mit Toulouse vereinigt. In der Nähe Kupferhämmer und Fayence-Fabrik.

Albygenser, s. Albigenser.

Alca, s. Alk.

Alcaçar-Quivir (das große Schloß), Stadt im Königreich Fez, einst von großer Bedeutung und der Sitz des Gouvernements, jetzt sehr im Verfall, so daß von 15 Moscheen nur noch 2 gebraucht werden. Der Pascha von Tetuan hat einen Gouverneur in dieser Stadt, die die letzte unter seinen Herrschaften gegen Mequinez hin ausmacht. Nicht weit von der Stadt fand am 4. August 1578 die berühmte Schlacht zwischen Don Sebastian, König von Portugal, und den Mauren Statt, in welcher ersterer das Leben verlor.

Alcäischer Vers (Versus alcaicus), ein angeblich von dem Lyriker Alcäus herrührendes, elfsylbiges Metrum:

— — v
v —́ v — v | —́ v v —́ v —
Dort lebt er glanzvoll göttlich im Götterreich.
Dulce et decorum est pro patria mori.

Horaz trug ihn, mit einigen Veränderungen, in die lateinische Sprache über. Die griechische alcäische Strophe besteht aus dem zweimal gesetzten alcäischen elfsylbigen Vers, aus einem jambischen Dimeter in überzähliger Sylbe (hypercatalectus) u. einem logaödischen Vers von zwei Daktylen und zwei Trochäen, nach folgendem Schema:

— — v
v — v — v | —́ v v —́ v —.
— — v
v —́ v — v | —́ v v —́ v —.
— —
v —́ v — v —́ v — v.
—
—́ v v —́ v v —́ v — v.

Horaz machte den Gang der ersten drei Verse durch Spondeen kräftiger, indem er überall, wo die lange Sylbe erlaubt ist, sie auch wirklich lang setzte, mit alleiniger Ausnahme der Sylbe am Schluß der Verse, welche doppelzeitig (anceps) bleibt. Daher ist das horazianische Metrum der alcäischen Strophe folgendes:

v
— —́ v — — | —́ v v —́ v —
v
— —́ v — — | —́ v v —́ v —
—
— —́ v — — —́ v — v
—
— v v —́ v v —́ v —́ v.

Bisweilen hat indeß der Dichter das griechische Sylbenmaß beibehalten. Unter den Deutschen hat zuerst Klopstock das alcäische Versmaß in mehren Oden, z. B. „An Fanny“, „Der Erlöser“, nachgebildet.

Ein bei Horaz vorkommender a. V. hat dieses Metrum:

v
— —́ v — — —́ v — —
Si fractus il-la-ba-tur orbis (Od. III, 3, 7).

Alcäus, griechischer Lyriker aus Mitylene auf Lesbos, blühte um 610—602 v. Chr., Zeitgenosse und Verehrer der Sappho, einer der 9 lyrischen Dichter (Pindar, Bacchilides, Sappho, Anacreon, Stesichorus, Simonides, Ibycus, A., Alcman), welche die alexandrinischen Gelehrten als die großen bezeichneten. Sein Leben war vielfach in die politischen Streitigkeiten und Fehden seiner Vaterstadt verflochten. Lebhaften Antheil an ihnen nehmend, bekämpfte er die Alleinherrschaft des Myrsilus, wie die des Pittacus. Genöthigt, die Heimath zu verlassen, um dem Hasse seiner Feinde zu entgehen, lebte er flüchtig in der Fremde bis zu seinem Tode, dessen Zeit nicht näher zu bestimmen ist. Der Erfindung des Polychordons (Lyra), wie seinen Oden, Hymnen auf die Götter, Kriegsliedern oder Gesängen politischen Inhalts, welche eine feurige Liebe zur Freiheit und Haß gegen das Tyrannenthum athmeten, scheint A.

seinen Ruhm bei den Alten zu verdanken. Ein anderer Theil seiner Gedichte war erotischer Art, voll Gluth der Empfindung und kräftiger Sinnlichkeit. Die Anmuth u. Lieblichkeit seiner Sprache wird sehr gerühmt; die ausgebildete Form des Strophenbaues zeugt von seiner Sorge für die metrische Behandlung. Die Fragmente des A. in äolischer Mundart, zu Alexandrien in 10 Büchern gesammelt, sind zusammengestellt in Blomfield, „Museum crit. Cantabrig." und in Aug. Matthiä „Alcaei fragmenta" (Leipzig 1827). Von ihm ist zu unterscheiden der Epigrammatist A. aus Messenien, der in weit späterer Zeit lebte und von dem 22 Epigramme in der griechischen Anthologie stehen.

Alcaide, s. Alcalde.

Alcala, mehre spanische Städte, z. B. A. de Chisbert (Xibert) in Valencia, mit 6000 Einwohnern, Komthurei des Ritterordens von Montesa, A. de los Gazoles, in Andalusien, mit 5300 Einwohnern, dem Hause Medina Celi gehörig, A. de Guadaira, am gleichnamigen Flusse bei Sevilla, mit 5200 Einw., einem festen Schlosse, 4 Kirchen und 3 Klöstern, starkem Oelbau und großer Bäckerei, in der täglich 1200 Centner Mehl verbacken werden, A. del Rio, bei Sevilla, mit 2200 Einwohnern, A. la Real, in Jaen, auf einem Hügel am Jaen, mit 10,000 Einwohnern und vorzüglichem Wein, Früchten und Schafzucht. Am berühmtesten ist A. de Henares (lateinisch Complutum), in der Provinz Madrid in Neu-Kastilien, am Henares, mit mehren Vorstädten, 2 öffentlichen Plätzen, 4 Kirchen, 27 nun geschlossenen Klöstern, einem erzbischöflichen Palast, 4 Hospitälern und 5500 Einwohnern (unter den Mauren 60,000), 2 Bibliotheken, Militärakademie, Gerbereien, Pulver- und Lederfabrikation. A. ist der Sitz einer ehemals weltberühmten, 1499 vom Kardinal Ximenes gestifteten Universität, deren Bibliothek das Original der hier gedruckten complutensischen Bibel bewahrt. Die Stadt soll auch Geburtsort des Miguel de Cervantes seyn.

Alcalde (Alcaide), Titel für jedes Befehlhabers- und Richteramt in Spanien (A. de Aldéa, Dorfrichter, A. de Corte, Hofrichter). Bei den Mauren ist der A. die oberste Justizperson.

Alcamenes, sehr berühmter griechischer Bildhauer, Schüler des Phidias, aus Limnä in Attica. Er folgte seinem Meister nach Olympia; jenes herrliche Werk am großen Jupitertempel, der Kampf der Centauren und Lapithen, ist von ihm. Mit Phidias selbst rang er um der Kunst höchsten Preis. Sein berühmtestes Werk ist eine Statue der Venus, aufgestellt in den öffentlichen Anlagen zu Athen. Außerdem kennt man von ihm einen Mars, einen Bacchus aus Elfenbein und Gold, die dreigestaltete Hecate und die Procne auf der Acropolis.

Alcamo, neapolitanische Stadt am St. Bartolomeo (Fiume Freddo), in der sicilianischen Provinz Trapani, mit 9000 Einwohnern, blühend, wohlhabend, in fruchtbarer Gegend. Sie liegt in der Nähe der Ruinen des alten Segeste, namentlich des dortigen Tempels, mit herrlicher Aussicht auf das Meer. Schwefelquellen in der Nähe.

Alcanitz, Stadt in der span. Provinz Aragonien, am Guadalope, mit 4200 Einw., die besonders Seidenbau treiben, in wilder, aber an Südfrüchten reicher Gegend. A. ist der Sitz der Großkomthurei des Ritterordens von Calatrava.

Alcantara, 1) Stadt und Grenzfestung am Tajo, in der span. Landschaft Estremadura, mit 3000 Einwohnern. Merkwürdig ist die prächtige altrömische Brücke von Granit (670 Fuß lang, 28 Fuß breit) u. der Triumphbogen Trajans in der Mitte derselben. Man fabricirt grobes Tuch, Wolle. — 2) Stadt in der brasilianischen Provinz Maranham, an der Bai von St. Marcus, der Insel Maranham gegenüber. Sie ist an einem halbkreisförmigen Hügel gut gebaut und wohlhabend. Bedeutender Handel besonders mit der trefflichen Baumwolle der Gegend. — 3) Bach in der Nähe von Lissabon, berühmt durch die Schlacht, 25. August 1580, mit welcher Herzog Alba die blutige Reihe seiner Siege beschloß, in deren Folge das Königreich Portugal zur Provinz von Spanien erniedrigt wurde.

Alcantara-Orden, einer der drei alten, spanischen, geistlichen Ritterorden, gestiftet 1156 von den Brüdern Suarez und Gomez, welche an Kastiliens Grenze gegen die Mauren ein Fort, St. Julian del Peregro, errichtet und muthvoll vertheidigt hatten. Vom Papst Alexander III. und Lucius III. bestätigt, übernahm Gomez das Amt des Großmeisters. Im Jahr 1217 verlegte der Orden seinen Sitz nach Alcantara und führte nun von dieser Stadt seinen Namen. Ueber hundert Jahre stritt er tapfer gegen die maurischen Völker u. nahm ihnen viele feste Plätze, allmählig an Macht und Ruhm erstarkend. Später jedoch durch Einmischung in die Angelegenheiten spanischer Fürsten gespalten und beunruhigt, gelangte er erst unter dem Großmeister Don Juan von Zuniga wieder zur Einigkeit 1479. Nachdem schon Ferdinand der Katholische Administrator des Ordens gewesen, kam durch Papst Hadrian VI. 1540 das Großmeisterthum ganz an die span. Krone. Noch jetzt ist der Orden reich u. begütert u. übt das Dominium über 50 Orte aus. Das Zeichen desselben ist ein goldenes, grünes Lilienkreuz, an grünem Bande um den Hals, in Seide gestickt auf dem Rocke und dem weißen Mantel getragen. Das Wappen ist ein Birnbaum mit zwei Balken. Die Ritter legen die Gelübde der Keuschheit (seit 1540 dürfen indeß dieselben heirathen), des Gehorsams und der Armuth ab, und versprechen die unbefleckte Empfängniß der heiligen Jungfrau zu vertheidigen.

Alcantariner, s. Minoriten.

Alcaraz, spanische Stadt in der Landschaft La Mancha in Neu-Kastilien, mit Kastell auf einem hohen Berge am Guadarmena, hat 5 Kirchen, 6 Klöster (nun aufgehoben), große, antike Wasserleitung, 3500 Einwohner, die Tuchweberei treiben. Im benachbarten Gebirge Sierra de Alcaraz Kupferbergwerke und Galmeigruben.

Alcarazas, schwach gebrannte Thonkrüge, deren man sich in Spanien und im ganzen Orient zum Abkühlen der Getränke bedient. Sie sind so porös, daß immer etwas von ihrem Inhalt auf die Außenwände durchsickert, wodurch Absorption u. eine Abkühlung entsteht, so daß man unter günstigen

Umständen den Inhalt von mehr als 10 Procent unter der Lufttemperatur erhält. Als Material zu ihrer Fabrikation dient ein sandiger Mergel, den man knetet, formt und schwach brennt, in Aegypten nur über Strohfeuer trocknet.

Alcathoe, Tochter des Minyas, Schwester der Leucippe und Arsippe, ward wie diese, da sie an dem Bacchusdienst nicht Theil nahmen, von Bacchus in eine Fledermaus, ihr Gewebe in Reben und Weinlaub verwandelt. Nach einer andern Sage erschien den Schwestern Dionysus selbst in Gestalt einer Jungfrau u. ermahnte sie, an den Mysterien Theil zu nehmen. Als sie ihm kein Gehör gaben, verwandelte er sie zornig in einen Stier, Löwen und Panther, und Milch und Nektar floß aus den Bäumen der Webstühle. Hierdurch geschreckt, looßten sie, wer am Feste Theil nehmen sollte. Das Loos traf Leucippe. In bacchantischer Wuth zerriß sie nun ihren Sohn Hippasus. Dann rasten die Schwestern zusammen, bis sie Hermes in eine Fledermaus, Eule und Schuhu verwandelte.

Alcathous (der Schirmende), König zu Megara, Sohn des Pelops, Gemahl der Pyrgo (Burgherrin) und dann der Euächme (Lanzenkundigen), Vater des Echepolis (Stadtherrn) und des Callipolis (Stadtverschönerers), kam aus Elis nach Megara, erlegte den cithäronischen Löwen, der des Königs Megareus Sohn, Euippus, zerrissen hatte, und erhielt des Königs Tochter, Euächme nebst der Nachfolge in der Herrschaft zum Lohne. Er stellte die von den Kretern zerstörten Stadt- und Burgmauern wieder her, wobei ihm Apollo half. Die baulustigen Megarer, von denen das Sprichwort sagte, sie essen, als ob sie morgen sterben, und bauen, als ob sie ewig leben sollten, verehrten in A. ihren Stadthort, den Gründer der gewaltigen, cyklopischen, vieleckigen Stadtmauern, neben den bauschirmenden Göttern und feierten ihm zu Ehren die Festspiele der Alkathoien.

Alcatifas de Persio (Alkatifs), im spanischen Handel die feinen levantischen Prachttapeten und Teppiche; ihr Grund ist Wolle oder Seide, die Muster sind in Silber oder Gold eingewirkt. Sie werden in vorzüglicher Vollkommenheit zu Amadabad fabricirt.

Alcaudette, Stadt in der spanischen Provinz Jaen, mit einem alten Kastell und 4000 Einw. Sie liegt am Abhange der Sierra de Aillo; die Häuser sind aus schwarzem Marmor.

Alcestis (Alceste), Tochter des thessalonich. Königs Pelias von Jolcus, welcher sie nur demjenigen zu geben verhieß, der einen Wagen mit Löwen und Ebern bespannen würde. Dies vollbrachte Admetus, König von Pherä, mit Hülfe Apollo's, der eben, aus dem Olymp verbannt, bei ihm die Rosse weidete. Da aber Admetus bei der Hochzeit versäumte, der Artemis zu opfern, fand er das Brautgemach mit Schlangenknäueln erfüllt. Apollo verwendete sich für ihn und erhielt von den Mören die Zusicherung, Admet solle, wenn sein Todestag käme und sich Jemand für ihn zu sterben entschlösse, vom Tode befreit werden. Als er nun in tödtliche Krankheit fiel, weihte sich die treue A. für den Gatten dem Tode, wurde jedoch von Persephone, zum Lohne für ihre Hingebung, wieder aus dem Schattenreiche zurückgesendet. Wegen dieser aufopfernden Liebe nennt schon Homer sie die Göttliche unter den Frauen. Der ganze Mythus ist aus dem Dienste der Mond- und Unterweltsgöttin, Artemis von Pherä, entsprungen. A., die Muthige, Streitbare, ist Beiname der Artemis, und Admetus, der Unbezwingliche, Beiname des unterirdischen Herrschers selbst. Ihm dient Apollo, weil die Sonne jährlich zur untern Hemisphäre, dem Hades, herniedersteigt.

Alchemie (Alchymie, Alchemistik), ein aus dem arabischen Artikel Al und dem Worte Chemie zusammengesetztes Wort, womit die Alten die angebliche geheime „Kunst, Gold zu machen", d. h. unedle Metalle in edle (Gold und Silber) zu verwandeln, bezeichneten. Man war nämlich von dem Glauben befangen, die Metalle überhaupt seyen zusammengesetzte Körper, und einem unedlen Metall fehle nur der Zusatz eines gewissen zu ergründenden Tingirungs- (Färbungs-) und Perfektions- (Verfeinerungs-) Mittels, um in Gold verwandelt werden zu können; darum nannten sie auch die unedlen Metalle inperfekte und die edlen perfekte Metalle. Das Problem der A. ging hauptsächlich auf die Darstellung zweier (eingebildeten) Arcana hinaus, wovon das eine, das wichtigste, die Kraft besitzen sollte, Silber sowohl, als auch unedle Metalle, namentlich Blei, Quecksilber 2c. in Gold zu verwandeln. Dieses angeblich existirende Präparat nannte man den rothen Löwen, die rothe Tinktur, das große Magisterium, und es kam demselben die allerhöchste Perfektionskraft zu, wenn es, neben der Kraft, unedlen Metallen Perfektion zu ertheilen (sie in Gold zu verwandeln), auch die Eigenschaft einer Universalmedicin, welche, in kleinen Dosen gegeben, alle Krankheiten heilen, gegen dieselben schützen, das Alter verjüngen und das Leben verlängern sollte, in sich vereinigte; man nannte es dann vorzugsweise den Stein der Weisen und Panacee des Lebens insbesondere. Das zweite Arcanum (der Stein der Weisen auf halber Stufe der Vollkommenheit), der weiße Löwe, die weiße Tinktur, das kleine Magisterium genannt, sollte die Kraft besitzen, alle unedlen Metalle in Silber zu verwandeln.

Die Tradition läßt uns zwar bezüglich einer genauen Angabe über den Ursprung der A. in einigem Zweifel; darf man aber einer Notiz, welche Suidas, ein byzantinischer Schriftsteller des 11. Jahrhunderts, in seinem Lexikon unter dem Artikel Chemia gibt, Glauben schenken, so sind bereits im 3. Jahrhundert n. Chr. in Aegypten Bücher über A. vorhanden gewesen. Derselbe sagt nämlich a. a. O., daß Kaiser Diokletian nach der Besiegung der rebellischen Aegypter (296 n. Chr.) die bei letzteren vorgefundenen Bücher über die Chemie des Goldes und Silbers habe verbrennen lassen, damit sie nicht zu reich und nicht zu übermüthig würden. Spätere Alchemisten leiten ihre Kunst von Hermes Trismegistos oder Thot ab, weshalb die Kunst des Goldmachens auch die hermetische genannt wurde. Die meisten von Aegypten ausgegangenen alchemistischen Schriften, von welchen jetzt noch viele in Handschriften aus dem 5. und 6. Jahrhundert vorhanden sind, haben Griechen zu Verfassern gehabt. Von diesen ägyptischen Grie-

chen vererbte sich die A. auf ihre Besieger, die Araber, welche derselben, laut einer Menge noch vorhandener Schriften, bis ins 12. Jahrhundert sehr ergeben waren. Im 8. Jahrhundert lebte unter ihnen Geber, der ein Werk über A. schrieb, worin schon die Anweisung zu Quecksilberbereitungen vorkommt.) Durch die von mancherlei Europäern besuchten Schulen der Araber einerseits und durch griechische Flüchtlinge andererseits wurde endlich im 12. — 13. Jahrhundert auch Europa von der alchemistischen Seuche angesteckt, und sie erlangte daselbst, besonders im 16. Jahrhundert, eine ungeheure Verbreitung. Alle Stände, vom Fürsten bis zum gemeinen Manne herab, unter den Gelehrten aber, neben den eigentlichen Chemikern, besonders Geistliche, Aerzte u. Apotheker, arbeiteten geheimnißvoll an dem Stein der Weisen. Um aber die Köpfe der damaligen Zeitgenossen noch vollends konfus zu machen, gesellten sich zu den Alchemisten noch mancherlei andere Wundermänner, namentlich Todtenbeschwörer, Geisterbanner, Sterndeuter, Magiker und dergleichen Gaukler mehr. Diese, von gewissen Klassen besonders begünstigte Zeit des Aberglaubens war denn auch besonders geeignet, die chimärischen Spekulationen der A. auf den Kulminationspunkt zu bringen. Viele der Fürsten des 15. und 16. Jahrhunderts arbeiteten eigenhändig an der Auffindung des Steins der Weisen und hatten neben Astrologen auch Alchemisten in ihrem Solde. Der berühmteste Alchemist Raimund Lully oder Lullus soll bei seiner Anwesenheit in London für König Eduard I. eine Masse von 50,000 Pfd. Quecksilber in Gold verwandelt haben, woraus man die ersten Rosenobles geprägt. Diejenigen unter den Alchemisten, welche in das große Geheimniß des Steins der Weisen eingeweiht zu seyn vorgaben oder vermeinten, nannten sich Adepten; sie standen als solche in Ansehen und galten als Wundermänner und Weltweise. Sie arbeiteten in der Regel im strengsten Inkognito, „nicht aber darum, daß ihnen das Geheimniß nicht abgelauscht werde, denn dieses hatte ja keiner ergründet, sondern vielmehr der Gefahr halber, nicht mehr als ein Adept bewundert zu werden". Durch die wunderlichsten, unsinnigsten, mühsamsten Operationsmethoden, mit den verschiedenartigsten Körpern aus den 3 Naturreichen, glaubte man zu dem Ziel zu gelangen. Mancher dieser Thoren arbeitete mehre Wochen lang Tag u. Nacht in dem sogenannten „Ofen der Geheimnuß", brachte nach einer Menge verwickelter chemischer Operationen endlich vielleicht ein paar Loth Messing auf die Welt, und glaubte nun, das Geheimniß wenigstens halb erforscht zu haben, denn das sah man doch, daß das Produkt, die Farbe allenfalls abgerechnet, noch kein wahres Gold sey, glaubte aber in der Verblendung, dasselbe sey ein, nur noch nicht ganz zur Perfektion gekommenes, gleichsam noch nicht reif gewordenes Gold, welches durch weitere chemische Operationen vollends perfekt gemacht werden könne. Die Eitelkeit, für einen Adepten gehalten zu werden, war bei vielen, welche affektirten, den Stein der Weisen aufgefunden zu haben, die Haupttriebfeder; andere hingegen benutzten die Adeptenmaske, um sich auf Kosten leichtgläubiger Thoren den Beutel zu spicken. Unter die letztere Klasse von Adepten gehörten nicht allein die im Lande herumreisenden Alchemisten, sondern auch viele Schriftsteller, die sich ihre in einer dunkeln, pomphaften Sprache abgefaßten, die Offenbarung des Steins der Weisen verheißenden Schriften theuer bezahlen ließen und durch den lockenden Inhalt der letzteren nichtsdestoweniger zu immer neuen Spekulationen in der Sache anreizten. Ausdrücke wie der alte Adam, die Reinigung durch das Wasserbad, das Absterben des alten Menschen, der aussätzige Naeman, welcher sich 7mal im Jordan badet, ferner der Drache, das Chaos, die Schlange, die Verklärung des Königs, sein Purpurmantel 2c., welche theils Operationen und deren Resultate, theils Substanzen bezeichnen, mögen als Beispiele dienen, in welches Gewand man die Sache kleidete. Minder bibelkundige Alchemisten vom 15.—17. Jahrhundert nahmen ihre Bezeichnungen bloß aus dem klassischen Alterthume, z. B. die Arbeiten des Hercules, die Gefährten des Cadmus, die Gärten der Hesperiden, die Verwandlung des Proteus, die Höllenfahrt des Orpheus, der Pelikan 2c. Die reisenden Alchemisten führten stets Goldpräparate, z. B. Schwefelgold, Goldpulver, Goldpurpur, Goldamalgam 2c., bei sich, um dieselben bei ihren Operationen mit in die Mischung zu bringen, oder sie waren auch mit hohlen Stäben versehen, deren Höhlung mit Goldgranalien oder mit Goldamalgam ausgefüllt und deren Oeffnung mit Wachs verklebt war; es wurden diese mit Gold angefüllten Stäbe gebraucht, um damit den glühenden Schmelztiegelinhalt, z. B. schmelzendes Blei, umzurühren; das Wachs schmolz und verbrannte und das in den Stäben enthaltene Gold kam auf solche Weise unvermerkt in die Mischung. Durch anhaltende Glühhitze verbrannte das Blei zu Asche, etwa vorhandenes Quecksilber verflüchtigte sich, und so mußte das unverbrennbare Gold mehr oder weniger rein im Tiegel zurückbleiben. Nichtsdestoweniger gaben dergleichen frappante Betrügereien, wenn sie gelangen, Veranlassung, den Glauben an die Möglichkeit einer Metallverwandlung bis fast zur Gewißheit zu bestärken.

Schon der Umstand indeß, daß auch Männer, wie Tycho de Brahe, sich der Goldmacherkunst hingaben, beweist, daß nicht bloß blinde Goldgier und Betrug ihre Stützen waren, sondern daß das Meiste zu der traurigen Thatsache, daß eine Chimäre allen Ständen aller civilisirten Nationen 4 Jahrhunderte lang als das höchste Ziel irdischen Strebens erscheinen konnte, eine wissenschaftliche Idee, die Theorie Gebers von der Zusammengesetztheit der Metalle, beigetragen hat. Dieselbe erhielt sich, im Wesentlichen unangefochten, bis ins 18. Jahrhundert, wo ihr erst die antiphlogistische Theorie ein Ende brachte. Und wenn auch bei der größeren Menge besserer alchemistischer Schriftsteller eine rein praktische Tendenz hervorleuchtet, so fehlt es denn doch nicht an Männern, welche die Betrügereien der andern aufdeckten und auf wissenschaftliche Forschungen hinzuleiten suchten. Solche sind Roger Bacon und Albertus Magnus (Albrecht von Bollstädt) im 13., Kircher, Conring, Guibert, Gassendi, Kepler im 16. und van Helmont,

Libarius im 17. Jahrhundert. Alle aber hielten sich von der Möglichkeit einer Metallveredlung im chemischen Sinne für überzeugt. Die meisten Alchemisten jener Zeit waren Aerzte und Geistliche, die neben ihrer Hauptidee, dem Stein der Weisen, hauptsächlich medicinische Zwecke verfolgten und dadurch die Entdecker der meisten, noch heute gebräuchlichen pharmaceutisch-chemischen Präparate wurden. Dahin gehören die berühmten Alchemisten: Arnold de Villanova im 13., Raimund Lullus im 14., Basilius Valentinus im 15., Theophrastus Paracelsus, Thurneysser im 16., Glauber, Brandt, Kunkel und viele Andere im 17. Jahrhunderte, die deshalb, und weil in jener Epoche Chemie und A. Eins waren, ja A. sogar als die höhere Chemie galt, auch für die Geschichte der Chemie wichtig wurden. Mit der Verbreitung richtigerer chemischer Begriffe sank die A. zum baaren Unsinn herab, denn sie hatte allen wissenschaftlichen Halt verloren. Nur Thoren und Betrüger trieben sie noch, und zwar nur heimlich, als eine Sache, die immer allgemeiner als eine unehrenhafte betrachtet wurde. Doch ist es natürlich, daß ein Irrthum, der so lange und weit geherrscht und so tief in alle Stände eingedrungen war, nur langsam verschwinden konnte, zumal wenn er, wie dieser, einer der stärksten Leidenschaften, der Goldgier, schmeichelte. Deshalb trieb die Alchemisterei ihr verderbliches Wesen selbst unter den höchsten Ständen noch bis zum Beginn des 19. Jahrhunderts, und heute opfern ihr, obgleich wohl nur in den untersten Klassen, noch Einzelne wie der Schatzgräberei und dem Lotto ihre Zeit und ihr Vermögen.

Durch die außerordentlich verschiedenartigen chemischen Operationen mit den mannigfaltigsten Körpern, aus dem anorganischen sowohl als aus dem organischen Reich, lernten allerdings die Alchemisten die Eigenschaften vieler Körper zufällig mehr oder weniger kennen, und sie fanden hiernach Vieles, was sie nicht gesucht hatten. So glaubte der hamburger Alchemist Brandt in dem menschlichen Urin das große Arcanum, unedle Metalle in Gold zu verwandeln, suchen zu müssen; dieses goldene Ziel erreichte er zwar nicht, aber er wurde in Folge seiner vielfachen chemischen Operationen mit dem Urine (1677) der Entdecker des Phosphors. Der Alchemist Bötticher ward (1703 in seinem Verhaft zu Dresden) der Erfinder des Porzellans. Nicht weniger hat eine ziemliche Anzahl medicinischer Präparate, welche mitunter heute noch in großem Ansehen stehen, Alchemisten zu Entdeckern gehabt; namentlich befinden sich unter diesen Präparaten einige aus Quecksilber und Antimon, mit welchen die Aerzte unseres 19. Jahrhunderts nicht selten Wunder verrichten, und wir brauchen deshalb nicht mehr zu erstaunen, wenn Theophrastus Paracelsus mit seinen Antimonpräparaten in dem finstern 16. Jahrhundert so auffallende Kuren machte, daß man ihn für einen Hexenmeister hielt.

So hat denn nicht allein die heutige chemische Wissenschaft, sondern auch die Medicin und Technologie den Alchemisten, unter welchen sich außer den bereits oben angeführten u. A. Geber, Albertus Magnus, Libau, Becher vorzugsweise als fruchtbare Schriftsteller auszeichneten, manche mehr oder minder wichtige Entdeckung zu danken. Den Schaden aber, den die A. gebracht, wiegen die chemischen Entdeckungen, die sie nebenbei veranlaßte, nicht auf; denn letztere waren nur empirische Erfahrungen, die ohne alles wissenschaftliche Princip für das Fortschreiten der Wissenschaft eigentlich wenig Werth hatten, während dagegen die Opfer an Zeit und Geld alle Vorstellung überstiegen. Der Hang zum Goldmachen war mehre Jahrhunderte hindurch so zur Leidenschaft geworden, daß er selbst fürstliche Kassen erschöpfte, und den Geist des gänzlich Verarmten, der ihm nichts mehr zu opfern hatte, noch so beherrschte, daß er unfähig war, einen nützlichen Beruf zu treiben. Wie bei den stärksten Leidenschaften, war bei dem einmal Erfaßten alles Thun und Denken in der Alchemisterei untergegangen, so daß in der Regel die Verarmung einer Familie gewiß war, wenn sich das Haupt derselben ergab, es mochte nun wenig oder viel zuzusetzen haben.

In neuerer Zeit ist die Frage wieder angeregt worden, ob es absolut unmöglich sey, Gold zu machen, was nothwendig mit der Frage über die Einfachheit der Metalle überhaupt zusammenfällt. Nach dem jetzigen Stande der Chemie läßt sich diese Frage nicht mit der Gewißheit verneinen, mit welcher man behaupten kann, daß noch kein Gold gemacht worden ist; aber sicher ist nach demselben die Wahrscheinlichkeit größer, daß es nicht möglich ist, als das Gegentheil. Die Kenntniß der Metalle gehört unter die lichtesten Theile der heutigen Chemie und gestattet wenigstens nicht, vor der Auffindung neuer, mit größerer Verwandtschaft begabter Stoffe an eine Zerlegung der Metalle zu denken. Aber selbst wenn man dahin gekommen seyn sollte, alle Metalle zu zerlegen, so wäre, den Analogien nach, immer noch ein sehr langer Weg bis zur Verwandlung, und ein noch weiterer bis zur gewinnbringenden Ausführung derselben. Vergl. Schmieder, Geschichte der Alchemie, Halle 1832.

Alchemilla, Frauenmantel, Sinau, Löwenfuß, Pflanzengattung der Familie der Rosaceen, der Gruppe der Sanguisorbeen, der 4. Klasse, 1. Ordnung des linnéischen Systems. Die charakteristischen Merkmale sind der röhrig-glockige Kelch mit achttheiligem Saume und abwechselnd kleineren und größeren Zipfeln, 1—4 auf dem Ringe des Schlundes, den kleineren Kelchzipfeln gegenüber stehende Staubgefäße, der aus der Seite des Fruchtknotens hervortretende Griffel und die im bleibenden Kelch eingeschlossene Nuß. Die bekannteste Art ist A. vulgaris *L.*, gemeiner Frauenmantel, mit nierenförmigen, bis $^1/_2$ 7—9lappigen, ringsum gesägten Blättern und kleinen gelbgrünen Blüthen, die in kleinen Doldentrauben am Ende des Stengels stehen; ein auf Wiesen und Grasplätzen allgemein verbreitetes Gewächs, welches ein treffliches Futterkraut abgibt, daher auch Milchkraut heißt. A. arvensis, *Scop.*, Ackerfrauenmantel, Ohmkraut, hat kleine bis über die Mitte handförmig 3mal gespaltene Blätter, mit 3—5zähnigen Zipfeln, sehr kleine, kurz und ungleich gestielte, grüngelbliche Blüthen, die geknault in den Blattwinkeln stehen, meist nur 1 vollkommenes Staubgefäß und wächst häufiger auf Bergfeldern als in

der Ebene. Wurzel und Blätter der erstgenannten Art waren ehedem officinell.

Alchemistenthaler, Gold- und Silbermünzen von Metall, das die Alchemisten künstlich gewonnen haben wollten, mit dunkeln, alchemistischen Figuren.

Alchymie, s. Alchemie.

Alciati, Andrea, italienischer Rechtsgelehrter, den 8. Mai 1492 zu Alzate bei Como geboren, stammte aus einer alten mailändischen Familie. Nachdem er 1514 in Bologna Doktor geworden, kehrte er nach Mailand zurück und trieb einige Jahre die Rechtspraxis, bis er in Folge seiner Schriften, besonders seiner „Civilrechtlichen Paradoxen" einen Ruf an die Rechtsschule zu Avignon erhielt. Bald war er der berühmteste Rechtslehrer seiner Zeit, doch hatte sein unruhiges Temperament nirgends Rast. Er lehrte abwechselnd zu Bourges, Bologna, dreimal zu Pavia, zu Ferrara und abermals in Avignon, arbeitete auch wieder mehre Jahre als Advokat in Mailand und † 1550 zu Pavia an einer Indigestion. Die dortige Universität errichtete ihm ein Denkmal in ihrem Portikus. A. war, nächst Zase in Deutschland, der Erste, welcher die wieder erwachten humanistischen Studien auf die Behandlung des römischen Rechts übertrug und als entschiedener Gegner der Glossatoren auftrat. Die Wissenschaft hat ihm in dieser Beziehung viel zu danken; sein Charakter aber wird durch Geiz und Prahlerei befleckt. Seine Unstätigkeit rechtfertigte er durch die großsprecherischen Worte: er ahme der Sonne nach, welche den Erdkreis durchlaufe, um Alles zu erwärmen und zu erleuchten. Seine Rechtsschriften füllen fast 4 Foliobände (Basel 1558). Außerdem schrieb er auch antiquarische Abhandlungen, sammelte mailändische Inschriften und gab eine aus den Quellen geschöpfte Geschichte Mailands bis zur Zeit Justinians heraus. Seine „Emblemata" (Epigramme) waren früher sehr beliebt.

Alcibiades, einer der berühmtesten Männer Griechenlands, der Repräsentant seines Zeitalters und der Spiegel des bewegten, von Parteiungen und inneren Kämpfen zerrissenen Staatskörpers Athens, war um 450 v. Chr. zu Athen geboren, aus dem vornehmen Stamme der Alkmäoniden, Neffe des Pericles. Nachdem er seinen Vater Clinias sehr frühe in der Schlacht bei Chäronea (447 v. Chr.) gegen die Böotier verloren, erhielt er unter dem Einfluß seines Oheims eine vortreffliche Erziehung. Die Natur hatte an ihn alle Gaben verschwendet, welche geeignet sind, das Leben des Menschen zu schmücken. Von Schönheit blühte, von Gesundheit und Kraft strotzte sein Körper, welchem Anstand und Gewandtheit eigen waren, und zu den herrlichsten Anlagen der Seele gesellten sich die glücklichsten äußeren Verhältnisse, um sie auszubilden und geltend zu machen. Unbezwinglich war seine Beredsamkeit. Von seinen Lippen strömte die Rede im lieblichsten Wohlklange, die Gemüther zwingend, begeisternd und hinreißend; wollte er aber Furcht einflößen, so brach sie wie Donner aus seinem Munde, der alles widerstandslos niederwarf. Frühe schon regte sich in dem Knaben der Ehrgeiz und die Ruhmsucht. Mit einem muthwilligen, kecken und verwegenen Benehmen gepaart, hatte die schmeichelnde Anerkennung, womit gar bald seiner geistigen Stärke und Ueberlegenheit, seiner schönen Gestalt, seinem Reichthum und Adel gehuldigt wurde, auf seine Charakterbildung nachtheiligen Einfluß. A. war schon als Jüngling voll Anmaßung, und im Strudel des Vergnügens, im Pfuhl der Ausschweifungen der Wollust ging das Streben seines großen Lehrers Socrates, ihn zu höherer Tugend und Sittlichkeit zu bilden, gänzlich verloren. Es gelang dem Weisesten aller Griechen wohl, des Jünglings Geist auszubilden; allein seine Leidenschaften konnte er nicht zügeln. Wohl ahnte Socrates, wie viel Unheil dieser Schüler seinem Vaterlande bringen würde; gleichwohl konnte er dem Lieblinge nicht gram werden, der ihn durch die äußerste Liebenswürdigkeit im Umgange, durch Heiterkeit, Scharfsinn, Beredsamkeit immer wieder zu fesseln wußte. Die Laufbahn des Kriegers schmeichelte dem Ehrgeize des A. u. seinen Neigungen; er ergriff sie mit Feuer. Seine erste Waffenprobe legte er in dem Kriege gegen Potidäa ab; Socrates focht ihm hier zur Seite und rettete ihm das Leben, ein Dienst, den ihm A. bei Delium auf gleiche Weise vergalt. Als Preis seiner Tapferkeit gab ihm der reiche Hipponichus seine Tochter zur Gemahlin, um welche A. früher vergeblich geworben. Er bedurfte ihrer ungeheuren Reichthümer, um seinen Hang für verschwenderischen Aufwand zu befriedigen. Auch in äußern Zeichen der Macht und des Ansehens wollte A. der erste Hellene seyn. Bald stieg er hoch in der Meinung des geblendeten Volks, dessen Ehrgeize er auf alle Weise schmeichelte. Nach Ruhm und Herrschaft durstig, war ihm der Friede verhaßt, und schlau benutzte er seinen Einfluß, die Basen seiner Dauer zu zerstören. Um diese Zeit gerade hatte der Friede des Nicias den ersten Akt des peloponnesischen Kriegs beendigt (421). Auf A.' Antrieb forderte das athenische Volk die Erhöhung des Tributs von den kleinern, Athens Schutz genießenden Staaten, den sogenannten Bundesgenossen. Um des mächtigen Lacedämons Eifersucht zur Flamme anzufachen, brachte er ein Bündniß Athens mit den Argivern, Mantineern und Eleern zu Stande, hinterging die spartanische Gesandtschaft durch täuschende Rede und gab seinen Gegner Nicias, Sparta's Schützling, der Verleumdung und dem Spotte der Menge Preis. Im Jahr 419 wurde er zum Oberfeldherrn des Bundes gewählt, und immer mehr knüpfte sich an seine Person das Verhängniß Griechenlands. Sein abenteuerlicher Thatendurst, der immer neue Nahrung zu seiner Befriedigung suchte, fachte Fehde an zwischen den Epidauriern und Argivern, in welcher er das epidaurische Gebiet mit verwüsten half. Die Lacedämonier nahmen Partei für Epidaurus und verstärkten durch ein Hülfscorps dessen Besatzung. Dies wurde der Beginn eines ernsten Kampfes zwischen den Argivern, Athens Bündnern, und Sparta, welchen A. eben gewollt hatte. Doch dauerte er nicht lange. König Agis von Lacedämon schloß mit den Argivern einen Vergleich. A., der das in den Peloponnes eindringende Hülfsheer der Athener begleitete, suchte die Argiver zum Bruche des Vergleichs zu bewegen; als aber dies nicht gelang, wagten die Verbündeten den Krieg gegen Sparta auf eigene Hand. Die

Schlacht bei Mantinea gab den Lacedämoniern den Sieg und dem Peloponnes auf kurze Zeit den Frieden zurück. A. hetzte jetzt die demokratische Partei in Argos auf, mit Sparta wieder zu brechen, versprach Hülfe und brachte endlich ein neues Bündniß zwischen Athen und Argos zu Stande. Lacedämon seinerseits befehdete Argos, und A. erschien hierauf im Sommer 416 mit 20 Schiffen vor Argos und ließ 300, des Einverständnisses mit Sparta verdächtige vornehme Argiver verbannen, züchtigte die Melier, eine lacedämonische Kolonie, unter nichtigem Vorwand auf die grausamste Weise, indem er die Einwohner theils niederhauen, theils als Sklaven verkaufen ließ. Sein Zweck war, das Feuer des Kriegs und der Zerwürfniß hinlänglich zu nähren, um ganz Griechenland in Flammen zu setzen; denn in der Verwirrung hoffte er die Mittel zu finden für die Ausführung der Pläne seiner Herrschsucht. Sein Einfluß beschränkte sich nicht auf die großen Geschäfte allein; viele kleine Fäden hielt er zugleich in seiner Hand und drang in alle Verhältnisse des bürgerlichen und häuslichen Lebens ein, um eine Umwälzung hervorzurufen, die allein seinem Ehrgeiz Befriedigung geben konnte. In dieser Zeit war Fehde zwischen den griechischen Pflanzstädten in Sicilien, und das von Syrakus und dem mit ihm verbündeten Selinus hart bedrängte Egesta suchte Hülfe bei Athen. Schon vordem hatte dieser Staat Gelegenheit zur Einmischung in die sicilianischen Händel gewünscht. Mit Eifer ergriff das Volk daher den Antrag, und es gelang A., ungeachtet der Abmahnung des edlen und staatsklugen Nicias, der die Gefahren und Schwierigkeit des Unternehmens einer so fernen Expedition, so wie die Verwickelungen, welche in Griechenland selbst daraus entstehen möchten, in Erwägung zog, die kriegerische, leicht entzündbare Jugend für den abenteuerlichen Zug zu entflammen und die Wahl eines Oberfeldherrn auf sich zu lenken. Nachdem er den erfahrenen Nicias zum Mitfeldherrn sich erbeten hatte, gesellte ein Volksbeschluß Beiden noch den Lamachus bei und ernannte diese drei zu Führern der Flotte und des Heeres mit unumschränkter Vollmacht. A.' feurige Phantasie trug sich mit weitaussehenden Hoffnungen, träumte von der Eroberung Karthago's und Libyens, dachte schon an Athens Herrschaft über Italien und den Peloponnes, an ein weites großes athenisches Reich und sah sich als dessen König. Sicilien betrachtete er nur als Waffenplatz für die Ausführung so gewaltiger Pläne. Die Flotte, wie der Piräeus niemals eine größere gesehen, lag schon zur Abfahrt bereit, als in der Nacht (vom 10.—11. Mai 415) die meisten Hermesbilder, sowohl vor Privatwohnungen als Tempeln, verstümmelt wurden. Das seltsame Ereigniß machte großen Eindruck auf das abergläubische Volk, und da große Preise, die auf die Entdeckung der Thäter gesetzt wurden, fruchtlos blieben u. keinerlei Spur derselben aufzufinden war, aber kurz nach einander noch anderer sakrilegischer Unfug und Mysterienverletzungen auf diese Weise erfolgten, so gerieth die Masse in große Aufregung. Dies benutzten die Feinde des A., ihn selbst, der jederzeit rücksichtslos die Schranken der Sittlichkeit u. der Ehrfurcht vor dem Heiligen verletzt hatte, als Urheber dieser Schandthaten zu verdächtigen. Offen angeklagt, erklärte A. die vorgebrachten Beschuldigungen jedoch für unwahr und forderte strenge Untersuchung u. strenges Gericht. Die Sicherheit, mit welcher er auftrat, und die Zuneigung des Heeres schüchterte seine Feinde ein. Sie setzten daher den Volksbeschluß durch, daß, da der Zug nach Sicilien keinen Aufschub leide, die Untersuchung erst nach der Rückkehr aus Sicilien wieder aufgenommen werden sollte. A. fügte sich, in der Hoffnung, durch glänzende Waffenthaten alle weiteren Angriffe seiner Gegner zu vernichten. Kaum war jedoch die Flotte abgesegelt, als auf neue Zeugnisse gegen A. die Untersuchung sich erneuerte; man entdeckte eine zahlreiche Verbindung, der A. nicht fremd geblieben; viele Verdächtige wurden eingezogen und Schuldige hingerichtet. Die Volksstimmung wurde endlich gegen A. so heftig, daß man allgemein seine Zurückberufung beschloß und ein Schiff absendete, ihn aus Sicilien zu holen. A., der Anklage scheinbar froh, segelte auf seinem eigenen Schiffe neben dem abgesendeten zur Rückkehr; zu Thurii aber entfloh er plötzlich mit seinen Gefährten nach Cyllene in Elis, und von da mit Anfang des Winters 415 nach Sparta. Das Volk von Athen verdammte den Abwesenden als Schänder der Mysterien zum Tode und belegte ihn mit priesterlichem Fluch und Bann. Sein Vermögen wurde eingezogen. Auf die Nachricht hiervon äußerte er: „Wohl, ich will ihnen zeigen, daß der Todte lebt.“ Voll Ränkelust und von blinder Rachsucht getrieben, ward nun A. der Verräther seines Vaterlandes. Er zeigte dem nebenbuhlerischen Sparta die Entwürfe und Blößen der Athener und machte Pläne, jene zu vereiteln und Athen selbst zu verderben. Sparta sendete auf seine Anreizung den Gylippus mit einer Flotte nach Syrakus zur Hülfe gegen Athen, befestigte Decelia, um von da aus das attische Gebiet zu verheeren, die Zufahr zu hindern, den Sklaven einen Zufluchtsort zu eröffnen, und seine Intriguen streueten den Samen der Zwietracht unter die Bundesgenossen von Athen und in die Vaterstadt selbst aus. Mit einer Kraft, die Erstaunen erzwingt, streifte er den Athener bis auf die kleinsten Zeichen ab. Der geschmackvolle, geistreiche, frivole A. ward in Sparta rauh, streng, sittlich, voll Selbstverleugnung, der getreueste Schüler Lykurgs, wodurch er die Gunst der Ephoren wie des Volks und bald eben so großen Einfluß auf die Leitung der lacedämonischen Angelegenheiten als früher in Athen gewann. Auf seinen Rath machte Sparta Bündniß mit Tissaphernes, dem persischen Satthalter Vorderasiens, und rüstete ein Geschwader aus, dessen Befehl es A. anvertraute. Mit diesem segelte er in den großen Archipel, machte Chios, Erythrä, Cleomenä und Milet von den Athenern abtrünnig und knüpfte mit Tissaphernes den Vertrag fester. Bald aber bereiteten ihm die Eifersucht der spartanischen Heerführer und die gerechte Rache des Königs Agis, dessen Gemahlin A. verführt hatte, so wie der Verdacht, als treibe er ein zweideutiges Spiel, das Verderben. Astyochus, der Oberbefehlshaber der lacedämonischen Flotte, erhielt den geheimen Auftrag, ihn zu ermorden. A., zeitig davon benachrichtigt, floh (412) zu Tissaphernes,

An dessen Hofe, in der Genossenschaft des Satrapen, warf er die Maske spartanischen Ernstes ab; er ward Asiate, anscheinend nichts suchend als den ewigen Wechsel raffinirter Sinnenlust. Tissaphernes ward erst sein Freund, dann sein Werkzeug. Er lockerte die Verbindung mit Sparta und machte ihm begreiflich, daß persisches Interesse erfordere, beide, Athener wie Spartaner, zur gegenseitigen Aufreibung an einander zu hetzen und daraus Nutzen zu ziehen. Als persischer Bevollmächtigter knüpfte er mit der athenischen, vor Samos liegenden Flotte Unterhandlungen an und öffnete so seinen Intriguen unter den Parteien in Athen selbst ein weites Feld. Vorzüglich warb er um die Gunst der oligarchischen Partei, der nämlichen, welche ihn früher gestürzt hatte. Trotz des Widerstrebens der Demokraten, zu denen Phrynichus, der Befehlshaber der Flotte, gehörte, setzten es die Anhänger der Oligarchie durch, daß, um sich über die Grundlage eines Bündnisses zwischen Persien und Athen zu verständigen, Gesandte, unter ihnen Pisander, nach Athen gingen. Des Volkes stolzen Sinn empörte zwar der Gedanke; dennoch ließ es sich endlich überreden, A. zu beauftragen, im Namen des Staates mit Tissaphernes zu unterhandeln, und gab zu, daß Diomedon und Leon, die Freunde des A., die Flotte zu Samos befehligen sollten. Inzwischen erwies es sich bald, daß A. den Atheniensern mehr versprochen hatte, als seine Vollmachten gestatteten. Tissaphernes überließ dem A., die athenischen Gesandten zu empfangen, wich selbst den Anträgen aus und stellte endlich so hochfahrende Bedingungen, namentlich die Abtretung der griechischen Kolonien in Jonien an Persien fordernd, daß die Unterhandlungen sich wieder zerschlugen. Damit fielen auch die Pläne des A., die er darauf gegründet hatte und die zunächst eine Revolution in Athen und Wiederherstellung der Aristokratenherrschaft bezweckten. Inzwischen beharrten die Aristokraten, an deren Spitze Pisander stand, obschon sie eingesehen, daß sie getäuscht worden, dennoch auf ihren Plänen und brachten durch einen Handstreich die höchste Gewalt an 400 Patricier. Mit Hinrichtung u. Verhaftung der Verdächtigen und dem Beschluß, den verbannten A. nicht zurückzurufen, begann die neue Regierung ihr Werk und suchte mit Agis von Sparta Frieden zu schließen. Auch in Samos auf der Flotte hatte die oligarchische Partei sich erhoben, doch mit weniger Glück, als zu Athen. Die demokratische behielt die Oberhand. Die in Athen Herrschenden wurden für Vaterlandsfeinde erklärt und der Krieg gegen sie beschlossen. Allein abgeschnitten von der Hauptstadt, entblößt von den nöthigen Hülfsmitteln, gerieth die Flotte bald in Noth, und ihre Befehlshaber wendeten sich an A., um Rath und Vermittlung zu suchen. Noch immer hielt sich derselbe bei Tissaphernes auf. Thrasybulus und Thrasyllus, die Führer der Flotte, holten ihn 411 feierlich nach Samos ab. Eine begeisternde Rede an die Athenienser erwarb ihm neues Vertrauen und seine vielversprechenden Worte schmeichelten jeglicher Hoffnung. Man wählte ihn zum Mitbefehlshaber, und als im Kriegsrath die Meinung, die Ausgleichung der Irrungen mit der athenischen Regierung mit gewaffneter Hand zu versuchen, sich geltend machen wollte, trat er ihr mit Festigkeit entgegen und verhinderte, selbst nach Ankunft einer Gesandtschaft aus Athen, den Ausbruch eines blutigen Bürgerkriegs. Damals urtheilte man von A., daß er dem Staate zum ersten Male und mehr als Jemand genützt habe. Die Niederlage Athens bei Euböa gegen Sparta und der Verlust der Insel führten endlich zur friedlichen Aussöhnung mit dem Heere bei Samos und der Parteien unter sich. Athen gab dem A. Beweise der Reue über das ihm früher angethane Unrecht und rief ihn ehrenvoll in die Vaterstadt und an das Staatsruder zurück. A. wollte jedoch nicht mit leeren, thatenarmen Händen wiederkehren; als Triumphator sollte ihn Athen empfangen. Zuerst suchte er noch einmal das Bündniß mit Persien und dem zögernden Tissaphernes zu gewinnen. Als dies mißlang, eilte er ohne Aufenthalt mit der Flotte nach Samos, um die spartanische aufzusuchen und zu vernichten. Bei Abydus fand er Spartaner und Athener schon im Kampfe begriffen. Die 18 Schiffe des A. entschieden für die Athener einen glänzenden Sieg (September 411). Nach diesem Ereigniß, meinte A., werde Persien sich geneigter zum Bündniß zeigen, und er erneuerte nochmals den Antrag. Allein Tissaphernes, seines Königs Befehl gehorchend, ließ A., trotz der reichen Geschenke, welche er brachte, in Sardes aufheben und verhaften. Nach 30 Tagen fand A. jedoch Gelegenheit zur Flucht, rettete sich nach Clazomenä, eilte von da zur Flotte nach Cardia im thracischen Chersonesus und gewann im Juli 410 die Entscheidungsschlacht bei Cyzicus, welche die feindliche spartanische Flotte vernichtete. Nach diesem Siege (409) eroberte er noch die wichtigsten Plätze am Hellespont, Chalcedon, Selymbria und Byzanz, sicherte die athenischen Besitzungen am schwarzen Meere und die daher fließenden Einkünfte, und nun erst, mit Ruhm und unermeßlicher Beute beladen, gedachte er der Rückkehr in die lang entbehrte Heimath. Thrasyllus wurde vorausgesendet, seine Ankunft vorzubereiten, und Athen wählte ihn förmlich zum Oberfeldherrn. Am 6. Juni 407 v. Chr. lief A. in den Piräeus ein. Noch that er schüchtern und zögerte, das Schiff zu verlassen; als das Volk dies hörte, strömte es ihm entgegen und begleitete ihn im Triumphe, mit Lorbeerzweigen geschmückt, nach Athen. Weiber und Greise, Kinder und Männer breiteten ihm die Hände entgegen und nannten ihn Held und Befreier, Erretter des Vaterlands. Vor der sogleich berufenen Volksversammlung sprach A. von seinen Leiden und dem ihm angethanen Unrechte, begeisterte aber zugleich das Volk in der Weise, daß es, unter feierlicher Zurücknahme des früher gegen ihn ausgesprochenen Fluchs und Urtheils, ihn mit goldener Krone schmückte und zum unumschränkten Gebieter zu Wasser und zu Land ausrief. Auch sein Vermögen gab es ihm reichlich zurück. Doch das Uebermaß der Ehrenbezeugungen beunruhigte die Patricier, und nur um seine Entfernung zu bewirken, genehmigten sie alle seine thatendurstigen Wünsche. An Krieg und Sieg gewöhnt, verlangte A. nach Krieg. Er führte zuerst eine Expedition ge-

gen das abtrünnige Andros. Aber die Stadt vertheidigte sich mit Erfolg, und Unterhandlungen, nicht Sieg und Waffen endigten den Streit. Sparta, der größere Feind, rief ihn von da nach Samos. Lysander, der spartanische Feldherr und Flottenführer, hatte mit Cyrus von Persien, Darius' II. jüngerem Sohn, Unterhandlungen angeknüpft, auch schon Unterstützung und reiche Zusicherung von ihm erhalten. Lysanders Flotte lag vor Ephesus. Er gab seinen Seeleuten einen weit höhern Sold, als die Athener genossen, und verlockte dadurch viele der Griechen, welche auf A.' Flotte dienten, den Dienst zu wechseln. Gleichwohl wagte er es nicht, mit seinen 90 Schiffen, einer überlegenen Macht, den Kampf gegen A. zu beginnen. Dieser war nach Phocäa zu einer Unterredung mit Thrasybul gegangen, um zur Bezahlung des Soldes Geld in Karien zu erpressen und hatte für die Dauer seiner Abwesenheit dem Unterfeldherrn Antiochus die Aufsicht über die Flotte mit dem Befehle anvertraut, bis zu seiner Zurückkunft die Schlacht zu meiden. Dieser aber, von Ruhmbegierde getrieben, lockte unbesonnen genug den Lysander zu einem Treffen. Es fiel für die Athener unglücklich aus. 15 Schiffe gingen verloren. Doch bewerkstelligte die Flotte in guter Ordnung den Rückzug. A. eilte schleunigst herbei und führte die geschlagene Flotte von Neuem dem Lysander entgegen, welcher jedoch der angebotenen Schlacht auswich. Schwerer als dieser vom Feinde erlittene Verlust traf aber derjenige den Staat, welchen er sich selbst zu bereiten im Begriffe stand. Die Nachricht von dem unglücklichen Treffen des Antiochus hatte auf das Volk, welches nur von Siegen träumte, den schlimmsten Eindruck gemacht. Je tiefer man sich vor A. gebeugt, desto größer war der Unwille gegen ihn, dem man alle Schuld beimaß. Allen Anklagen gegen ihn schenkte man Gehör: Sorglosigkeit, Bedrückung der Bundesgenossen, Mißbrauch der Gewalt, Einverständniß mit den Feinden, Streben nach Alleinherrschaft waren die Anklagepunkte, welche 406, zu einer Zeit, wo Athen mit dem Lysander kämpfte und außer A. Niemanden hatte, der jenem gewachsen war, A.' Absetzung herbeiführten. Tief gekränkt durch den Wankelmuth des Volkes, an dem er zwar viel verschuldet, für das er aber auch viel gethan, begab er sich freiwillig in die Verbannung auf eine Veste, die er sich für eine solche Wendung seines Schicksals in Thracien bei Bisanthe erbaut hatte. Von hier aus befehdete er mit Söldnern thracische Völkerschaften, bereicherte sich und verschaffte den umwohnenden Griechen Ruhe. Noch einmal, vor der entscheidenden Schlacht bei Aegospotamoi, bot er dem Vaterlande seine Dienste an. Er wagte sich in das Lager, um die athenischen Flottenführer auf ihre nachtheilige Stellung aufmerksam zu machen. Sein Rath blieb unbefolgt. Nach dem Falle Athens, in dem er seinen eignen Untergang voraussah, wanderte er aus Thracien nach Bithynien und von da zu Pharnabazus, um durch diesen zu König Artaxerxes zu gelangen und persische Hülfe zur Befreiung Athens von der spartanischen Herrschaft zu gewinnen. Die Bedrücker Athens fürchteten ihn, von diesem seinem Anschlage zeitig unterrichtet, u. ersuchten den Lysander, ihn aus dem Wege zu räumen. Nach einer an Pharnabazus ergangenen Aufforderung beauftragte dieser seinen Bruder Magäus und seinen Oheim Susamithres mit der Ausführung. Sie aber getrauten sich nicht, im persönlichen Angriff Meister über A. zu werden, umstellten sein Landhaus und warfen Feuer in dasselbe. A. raffte sich auf, drang, vom Feuer unversehrt, bewaffnet durch die weichende Mörderschaar, fiel aber, aus der Ferne von deren Pfeilen durchbohrt. So †, 404 v. Chr., kaum 46 Jahre alt, in der Blüthe der Kraft A., vor Kurzem der Abgott des Volks und geehrt wie ein König, von Freund und Feind gleich gehaßt und verrathen, als heimathloser Flüchtling. Ein Mädchen, Timandra, nahm sich des Todten an, hüllte ihn in ihr Gewand und bestattete ihn.

Alcinous, Sohn des Nausithous, König der Phäaken auf der Insel Scheria, war mit Arete vermählt, die ihm drei Söhne und eine Tochter, Nausicaa, gebar. Als die Argonauten bei ihrer Rückkehr von Colchis an den Ufern seines Gebiets landeten, nahm sie A. gastlich auf, schützte auch Medea vor den nachsetzenden Kolchiern, indem er sie rasch mit dem Jason vermählte. Dem schiffbrüchigen Odysseus gewährte er Gastfreundschaft und veranstaltete ihm zu Ehren Kampfspiele. Nach Homer thronte A. in einem prächtigen Palaste mit goldenen Thoren und silbernen Pfosten. Vor der Pforte lagerten goldene Hunde, ein herrlicher Garten hatte die schönsten Bäume und kühlende Quellen.

Alciphron, der vorzüglichste der griechischen Romanschreiber, lebte wahrscheinlich im 2. Jahrhundert n. Chr., wird aber von Einigen bis ins 5. Jahrhundert n. Chr. herabgesetzt. Wir besitzen unter seinem Namen eine aus 3 Büchern bestehende Sammlung von 106 fingirten Briefen, in welchen Fischer, Landleute, Parasiten und Hetären sich aussprechen und die als schätzbare Beiträge zur Kenntniß der Sitten und des Lebens jener Zeit zu beachten sind. Das Bestreben A.s geht rein sophistisch auf anmuthige Einkleidung in eine schöne und gebildete Darstellungsweise, in der selbst Armuth und Niedrigkeit behaglich und ergötzlich, ja selbst die Unsittlichkeit anständig und einladend auftreten. Der Schauplatz aller dieser Briefe ist in und um Athen; die Zeit ist selten angedeutet, das Geschichtliche weist in die macedonische Zeit, nach Alexander. Hauptverdienst ist die Form und die Reinheit der Sprache, welche A. als einen der besten Atticisten verräth. Zuerst erschienen diese Briefe in der Sammlung der Epistolographen von Aldus (Venedig 1499), dann berichtigt von Bergler (Leipzig 1715); am besten von J. A. Wagner (Leipzig 1798, 2 Bde.). Ins Deutsche übersetzt wurden sie von Hevel (Altenburg 1767).

Alcira, feste Stadt in der spanischen Provinz Valencia, auf einer Insel im Xucar, 5 geographische Meilen von Valencia, hübsch gebaut, wohlhabend mit 9000 Einwohnern, 2 Kirchen, 6 nun aufgehobenen Klöstern, schönen Brücken, zum Theil aus der Römerzeit, vortrefflichem Landbau (Reis- und Südfrüchte), starker Seidenzucht. A. ist der Geburtsort des Dichters Vincenz Gaspar de Siuran. Es war eine Kolonie der Karthager u. blühend

unter röm. Herrschaft. In der Nähe ist ein Schlotten-Kalkgebirg mit großen Stalaktitenhöhlen (Cueva de la Maravillas) oft von Reisenden besucht.

Alcmäon, 1) Sohn des Amphiaraus und der Eriphyle, zu Argos. Seine Mutter hatte, von Polynices durch das goldene Halsband der Harmonia bestochen, ihren Gatten beredet, am Feldzuge gegen Theben Theil zu nehmen, obgleich Amphiaraus, vermöge seiner Divinationsgabe, vorhergesagt hatte, daß er dabei seinen Tod finden würde. Sterbend hatte er dem Sohne aufgetragen, ihn an der Mutter zu rächen. Als nun die Söhne der vor Theben gefallenen Helden, die Epigonen, sich zum Rachekriege gegen Theben rüsteten, wußten sie durch das Geschenk des Peplos der Harmonia, eines kostbaren, schleierartigen Gewandes, das eitle Weib zu bereden, auch ihre beiden Söhne A. und Amphilochus, den Gefahren dieses Krieges preiszugeben. Nach dem Feldzuge erfüllte A. den erhaltenen Auftrag, indem er seine Mutter ermordete, wurde aber dafür von den Erinnyen verfolgt und irrte wahnsinnig umher, bis er zu Psophis in Arkadien von Phegeus entsündigt wurde, der ihm seine Tochter Arsinoe zum Weibe gab, welche nun die verhängnißvollen Kleinode erhielt. Aber das Land wurde mit Unfruchtbarkeit heimgesucht und Apollo verkündete, A. könne nicht eher zur Ruhe gelangen, als bis er in ein Land komme, welches bei der Ermordung seiner Mutter noch nicht von der Sonne beschienen worden sey: am Achelous werde er es finden. A. machte sich auf, ging nach Akarnanien und fand dort an der Mündung des Achelous neu angeschwemmtes Land. Er baute sich hier an, heirathete die Tochter des Flußgottes, Callirrhoe, kehrte dann, um dieser das Halsband und den Peplos zu verschaffen, nach Psophis zurück und erhielt beides, da er vorgegeben hatte, er müsse es, um geheilt zu werden, dem Gotte in Delphi darbringen, wurde aber, als ein Diener den wahren Hergang verrathen hatte, von den Söhnen des Phegeus ermordet. Zu Psophis stand, im Schatten hoher, heiliger Cypressen, sein Grabmal. Auch zu Theben genoß er, als Weissager, Heroenverehrung, wie sein Vater zu Oropus. Von den Tragikern wurde A.s Geschichte vielfach benutzt. 2) Urenkel des Nestor, des Neliden, kam, durch die Dorier aus dem messenischen Pylus vertrieben, ungefähr 1100 v. Chr. nach Athen. Er ist der Stammvater der Alcmäoniden, aus denen bis zum peloponnesischen Kriege die einflußreichsten Männer Athens hervorgingen.

Alcman, Vater der griechischen Lyrik, nach Einigen aus Sardes gebürtig, nach Andern aus Sparta, um 670—640 v. Chr. Er mag den Volksgesang, das Chorlied in eine bestimmte Kunstform gebracht und ihm die künstlerische, metrische und musikalische Vollendung verliehen haben. Von seinen, in einer Sammlung von 6 Büchern enthaltenen und nur aus Fragmenten bekannten Gedichten war ein großer Theil erotischen Inhalts; doch finden sich auch darunter Hymnen und Skolien. Die Fragmente sind am besten gesammelt von Welcker, Gießen 1815.

Alcmanischer Vers (bukolische Tetrapodie), ein Theil des Hexameters, theils untermischt in andern Versarten von Horaz, theils von Terenz und Seneca als eigene Versart gebraucht. Das Maß ist:

$$— \quad — \quad — \qquad v$$
$$— vv — vv — vv — \mid — —$$

Cäsur nach der 3. Hebung.

Alcmene, Tochter des Electryon und der Anaxo, Gemahlin des Amphitryo und von diesem Mutter des Iphicles, von Zeus aber Mutter des Heracles. Als sie diesen gebären sollte, schwur Zeus, das Kind, welches dieses Tages aus seinem Stamme geboren würde, solle ein mächtiger Herrscher werden. Die eifersüchtige Here suchte daher die Geburt des Eurystheus zu fördern und jene des Heracles zu verzögern; auf ihre Bitten verschränkten die Mören und Eileithyien, die Schicksals- und Geburtsgöttinnen, die Hände: 7 Tage lang A., bis endlich ihre Freundin Galinthias die Göttinnen durch die falsche Nachricht von A.'s Entbindung täuschte, worüber jene so erstaunten, daß sie die Hände fahren ließen; nun erst wurde Heracles geboren. Nach dem Tode ihres Heldensohns wurde ihr das Haupt seines erschlagenen Feindes, Eurystheus, von den Heracleskindern gebracht; aus Rachsucht stach sie ihm die Augen aus. Zeus ließ sie nach ihrem Tode durch Hermes nach den Inseln der Seligen bringen und dort mit Rhadamanthus vermählen. Deshalb fand man bei ihrer Beerdigung im Sarge statt des Leichnams einen Stein, den man nachmals neben ihrem Heroon im heiligen Haine zu Theben zeigte, wahrscheinlich ein altes ungestaltetes Götterbild. Auch zu Haliartus in Böotien, zu Athen und Megara hatte sie alte Heiligthümer, denn sie war, wie ihr Name sagt, die Göttin des starken, vollen Mondes, daher Mutter des Sonnengottes Heracles, Gemahlin des Amphitryo, des ringserschütternden Meeresgottes, weil sich der Mond aus dem Meere erhebt und in die Fluthen niedersinkt, aber auch dem Rhadamanthus, dem richtenden Gotte der Unterwelt, vermählt. Dem Eurystheus, dem Finstern, sticht sie die Augen aus, d. h. sie überstrahlt die Sterne; als Mondgöttin steht sie der Geburt vor und Galinthias, das nächtlich wandelnde, leicht und vielgebärende Wiesel, ist ihr befreundet.

Alcobaça, sonst blühende, jetzt verarmte kleine Stadt der portugiesischen Landschaft Estremadura, 3 geographische Meilen von Leiria, 1 geographische Meile vom Meere, am Zusammenfluß des Chagueda und Baça, mit 2000 Einw., einer reichen Abtei und prächtigem Kloster der Cistercienser in gothischer Bauart. Dieses von Alfons I. gegründete Kloster besitzt eine der reichsten Bibliotheken, mit vielen Manuskripten (Codices griechischer u. römischer Klassiker) u. einer kostbaren Gemäldesammlung. Die Stadt hat Fabriken für Battist, feine Leinwand und Baumwollenweberei.

Al corso (ital.), zum laufenden Kurs, zum Tagespreis. Wechsel oder Waaren al corso begeben, s. v. a. sie zum vollen Marktpreise verkaufen.

Alcoy, hübsche Stadt in der spanischen Provinz Valencia, am Ursprung des gleichnamigen Flusses, 5 Meilen von Alicante, hat jetzt 14,000, sonst 20,000 Einw., Fabriken feiner Tücher, wollener Zeuche, Seife. Es ist Hauptplatz für die

spanische Papierfabrikation (48 Mühlen). Die Umgegend ist äußerst fruchtbar.

Alcudia, Manuel de Godoy, Herzog von, s. Godoy.

Alcuin (Alchuin), geheimer Rath u. Freund Karls des Großen, einer der gelehrtesten und gebildetsten Männer seines Zeitalters und von gesegneter Wirksamkeit, aus angelsächsischem Geschlechte, wurde um 735 in York geboren. Seine armen Aeltern thaten den talentvollen Knaben in die dortige Klosterschule. Frühzeitig machte er große Fortschritte in den Wissenschaften und zeichnete sich aus durch strenge, ascetische Sitten. Der Bischof von York gewann ihn lieb; er wurde durch ihn 758 Vorsteher der Schule und nach dem Tode seines Gönners vom Kapitel 781 nach Rom geschickt, um vom Papste für den neugewählten Bischof, A.s vertrauten Freund, das Pallium und die apostolische Bestätigung zu holen. Auf dieser Reise kam er in Parma mit Karl dem Großen zusammen, der in einem Gespräche den geistreichen u. gelehrten Mann bald erkannte. Er trug ihm die Stelle eines Raths an, lud ihn an seinen Hof und weihete ihn ein in die großen Ideen, die er zur Förderung der Volksbildung in seinem neuen Reiche hegte. A., begeistert von Karls Plänen und dem Blicke in einen unermeßlichen segensvollen Wirkungskreis, angezogen auch von Karls Persönlichkeit folgte dem ehrenvollen Rufe. In dem Gelehrtenvereine an Karls Hofe führte er den Namen Flaccus Albinus. Karl verwandelte seinen Hof in die erste Schule seines Reichs, sich selbst und seine Kinder zu den ersten von A.s Schülern. Dem Beispiele und dem Befehle des Kaisers folgten die Großen und deren Söhne. Diese Hofschule (Palatina) wurde der Kern der Bildung für das bisher barbarische fränkische Reich und die Pflanzschule für ähnliche Anstalten, die auf Karls Geheiß und durch A.s Eifer allmählig in allen größern Städten entstanden. A. genoß das Vertrauen seines Fürsten unbeschränkt; er war sein Rath zu allem Tüchtigen und Guten und hochgeehrt. Inzwischen quälte ihn unbezwingliche Sehnsucht nach der Stille des Klosters und nach seinem geliebten England, daher verließ er 790 den kaiserlichen Hof und kehrte auf seine bescheidene Stelle nach York zurück. Nach zwei Jahren riefen ihn die Bitten Karls von Neuem aus seiner Ruhe in das Getümmel des Lebens; der Kaiser bedurfte seiner zur Schlichtung der adoptianischen Streitigkeiten und zur Fortsetzung des begonnenen großen Werkes der Volkserziehung. In jenem kirchlichen, die Göttlichkeit der menschlichen Natur Christi betreffenden Streite, der die fränkische Kirche spaltete, bekämpfte A. den Urheber desselben, den Bischof Felix von Urgel, auf mehren Synoden so erfolgreich, daß dieser 799 zu Aachen seine Behauptungen widerrief und nun auch die Schmähungen des mit Felix übereinstimmenden und in dem maurischen Spanien lebenden Elipandus ohne Wirkung verhallten. Nachdem A. so den Zwiespalt der Kirche beigelegt und die Unordnungen beseitigt hatte, welche während seiner Abwesenheit in dem fränkischen Schulwesen eingerissen waren, ließ er sich durch keine Vorstellungen seines kaiserlichen Freundes mehr halten und ging in die Stille des Klosters Tours, wo er als Abt eine Gelehrtenschule gründete, die, von Karl herrlich ausgestattet, bald zu einem Hauptsitze der Wissenschaft sich erhob und dem Abendlande Jahrhunderte lang viele ihrer angesehensten Lehrer gab. Die persönliche Leitung dieser Anstalt beschäftigte ihn bis zu den letzten Augenblicken seines Lebens, und das Vertrauen des Kaisers benutzte bis an seinen Tod (am 19. Mai 804) in allen großen Angelegenheiten des Reichs A.s Rath. Karl nannte ihn öffentlich seinen Freund und betrauerte sein Scheiden als das seines treuesten, weisesten Dieners. In der Geschichte wird A. bei den großen Verdiensten, die er sich um die Entfernung der Barbarei und Rohheit und die Begründung wissenschaftlicher Bildung im germanischen Reiche erworben hat, einen ehrenvollen Platz für alle Zeiten behaupten. Er gründete nicht bloß in allen vorhandenen Klöstern und Stiftern Schulen, sondern errichtete auch eine große Anzahl neuer Bildungsanstalten und nöthigte so die Ordensgeistlichkeit zum Fleiß und zum Studium, um Träger der wissenschaftlichen Bildung zu werden. Diejenigen Mönche, welche sich nicht zu Lehrern eigneten, benutzte er als Abschreiber der auf seinen Betrieb aus England geholten Werke guter Schriftsteller. Ueberall ging er mit dem eignen Beispiel voran, lieferte selbst eine berichtigte Abschrift der lateinischen, kirchlichen Uebersetzung der Bibel und wußte einen strengen kaiserlichen Befehl auszuwirken, nach welchem überall größere Genauigkeit im Abschreiben beobachtet und der Weiterverfälschung der Texte durch Nachlässigkeit der Abschreiber vorgebeugt werden sollte. Von der Würdigkeit seines Charakters zeugt die Thatsache, daß er mit kühner Offenheit Karl den Großen auf sein eigennütziges und unchristliches Verfahren in der Heidenbekehrung der unterjochten Sachsen aufmerksam machte und auf Abstellung solches Verfahrens drang. A.s Schriften, welche den streng sittlichen, die Wissenschaften achtenden, gelehrten, aber gegen außerkirchliche Literatur mißtrauischen Verfasser verrathen, bestehen in biblischen Kommentaren, Homilien, Streitschriften gegen die Adoptianer, dogmatischen, moralischen, philosophischen und astronomischen Abhandlungen, Lebensbeschreibungen der Heiligen, Gedichten und besonders 232 Briefen. Eine vollständige Ausgabe lieferte von Froben (Regensburg 1776, 2 Bde.). Vergl. Lorenz, A.s Leben, Halle 1829.

Alcyone, Tochter des Windgottes Aeolus und der Aegiale (Küste), Gemahlin des Ceyx, Königs von Trachinien. Dieser litt Schiffbruch, als er nach Clarus schiffte, um das Orakel über das Schicksal seines Bruders Deucalion zu befragen; die Wellen warfen seinen Leichnam an das heimathliche Ufer, die dort harrende Gattin erkannte ihn und stürzte sich zu ihm hinab in die Fluth, wo beide von der Seegöttin Thetis in Eisvögel verwandelt wurden, fortlebten und sich fortliebten.

Aldea (Galleja, Galega), portugiesische befestigte Stadt auf einer Anhöhe, Lissabon gegenüber, östlich von Lissabon, am linken Tajo-Ufer, hat eine große und reichgeschmückte Kirche

einen schönen Cirkus für Stiergefechte u. bietet einen prachtvollen Blick auf die Hauptstadt mit ihren Umgebungen. Die 4000 Einwohner treiben bedeutenden Handel, begünstigt durch die große Straße über Badajoz nach Madrid, welche hier, Lissabon gegenüber, mündet.

Aldegonde, Philipp von Marnix, Herr von Mont Saint-A., Staatsmann, Kriegsheld und Theolog, der an der Befreiung der Niederlande vom spanischen Joche großen Antheil hat, war 1538 zu Brüssel geboren. A. studirte in Genf Philologie und Theologie und focht nachher im Heere der Patrioten unter Oranien. Bei der Einnahme von Maaslandssluys (1573) fiel er in spanische Gefangenschaft, wurde später ausgelöst und diente als Gesandter der Republik an verschiedenen Höfen. Die Gründung der Universität Leyden war größtentheils sein Werk, und der genter Vertrag (1576) wurde mit durch ihn vermittelt. Im J. 1584 ward A. Bürgermeister von Antwerpen, das er lange, freilich zuletzt (1585) unglücklich vertheidigte. Nach Einnahme des Platzes durch die Spanier ging A. nach Leyden als Professor der Theologie. Er † 1598. Als Gelehrter machte er sich besonders durch seine Uebersetzung des Psalters und den „Bienenkorb der katholischen Kirche" (1669), ein satyrisches Werk gegen den Katholicismus, einen Namen.

Aldegrever (Aldegraf), Heinrich, auch Albrecht von Westphalen, tüchtiger Maler und sehr berühmter Kupferstecher der deutschen Schule, Zögling Albrecht Dürers, geboren 1502 zu Soest, † gegen 1565. In seinen Malereien bewundert man Zartheit der Ausführung und ein vortreffliches Kolorit. Sie sind jedoch nicht frei von Manier, und weit weniger streng in der Zeichnung, als die von Dürer. Als Kupferstecher arbeitete er von 1525—1558. Unter den sogenannten Kleinmeistern ist er einer der besten. Seine Werke sind klassisch, werden denen der Behams und des Altdorfer, ebenfalls Dürers Schüler, zur Seite gestellt und machen eine unentbehrliche Zierde jeder guten Sammlung aus. Bewundernswürdige Zartheit, Kraft und Sicherheit des Grabstichels und schöne, obschon etwas outrirte Zeichnung charakterisiren seine Blätter. Man kennt etwa 350 meistens sehr kleinformatige Stiche von ihm, theils historische Kompositionen, theils auch Sinnbilder, Laubwerk, Goldschmiedsverzierungen, auch einige Porträts, letztere ganz vortrefflich, vorzüglich geschätzt und meist selten.

Aldenhoven, Flecken und Bürgermeisterei in der preußischen Rheinprovinz, Reg.-Bez. Aachen, Kreis Jülich, in fruchtbarer Gegend an der Merzbach, mit 1200 Einw. A. ist Sitz eines Friedensgerichts u. durch mehre in seiner Nähe geschlagene Schlachten bekannt. Im J. 1548 erfocht Herzog Wilhelm III. von Jülich hier einen Sieg über die Kaiserlichen u. am 1. März 1793 schlugen hier die Oesterreicher unter dem Prinzen Koburg die Franzosen unter Dumouriez, wodurch der von den letzteren beabsichtigte Einfall in Holland vereitelt wurde.

Aldenraad (Aldenrath), Heinrich, einer der tüchtigsten Miniaturmaler und Steinzeichner, der es auch in Silberstift- und Sepiazeichnungen außerordentlich weit brachte. Seine porträtlichen Lithographien sind das Vollkommenste, was bei diesem Kunstverfahren erreicht werden kann, und seine Miniaturbilder zeigen eine lebhafte Färbung, Wahrheit des Ausdrucks wie der Situation, und sind bis zur Täuschung treffend. Aeußerst glücklich ist er in der Auffassung und Behandlung der sanften weiblichen Schöne.

Alderman (altsächs. Aeldorman, d. h. Aeltester), im Angelsächsischen jeder Vorsteher einer Genossenschaft, besonders die Oberbeamten der Kreise oder Grafschaften (Shires) und die Aeltesten (Senatores) des ganzen Reichs, die in den Volksversammlungen (Wittenagemot) stimmten. In Kriegszeiten standen sie an der Spitze der Miliz ihrer Grafschaften. Nach der dänischen Eroberung wurde der Name durch die dänischen Jarls (Earls) verdrängt. Jetzt ist in Großbritannien und den britischen Kolonien A. gleichbedeutend mit dem deutschen Rathsherr, Altbürger, Senator, Mitglied der städtischen Behörde, des Magistrats.

Alderney (franz. Aurigny, das alte Arica und Riduna), englische Felseninsel im Kanal an der französischen Küste, westlich vom Kap Hogue, mit gleichnamigem Städtchen von 1300 Einwohnern franz. Abstammung, die Ackerbau, Viehzucht, Fischerei, Strumpfstrickerei treiben. In der Nähe sind die gefährlichen, jährlich für eine Menge Schiffe verderblichen Klippen, the caskets, mit 3 Leuchtthürmen. Die Insel steht unter dem Gouverneur von Guernsey und erzeugt vortreffliche Milch und Butter, das Produkt einer besondern, nur hier einheimischen Art kleiner Kühe. A. hat ein wenig besuchtes Seebad.

Aldestan, s. Adelstan.

Aldier (Aldioner, auch Fiscalini, Lidi oder Liti), im Mittelalter eine Mittelklasse zwischen Freigelassenen und Leibeigenen, die nur einer beschränkten Freiheit sich erfreuten und dem Herrn gewisse Abgaben und Dienste zu leisten hatten.

Aldinen, die Drucke aus der Officin der Buchdruckerfamilie Manutius zu Venedig, die sich eines Ankers, um den sich ein Delphin windet, als Druckerzeichen bediente. Alle Druckwerke der Manucci, die über ein volles Jahrhundert (von 1488 an) umfassen, zumal die der beiden ältern, empfehlen sich gleich sehr durch äußere Ausstattung wie durch innern Werth und werden eben sowohl als typographische Seltenheiten und Prachtwerke von Liebhabern, als von Gelehrten hochgeachtet, fleißig gesammelt und zu von Jahr zu Jahr immer höher steigenden Preisen theuer bezahlt. Manche von den durch den älteren Aldus Manutius edirten alten Klassikern sind seitdem nicht wieder gedruckt worden; von mehren sind auch keine Handschriften vorhanden, so daß sich annehmen läßt, daß sie ohne des thätigen Aldus Vermittelung für die Welt und Wissenschaft gänzlich verloren gegangen seyn würden. Die meisten italienischen Klassiker (Petrarca, Dante, Boccaccio u. A.) haben nach Manuskripten kritisch berichtigte Texte. Ueberhaupt zeichnen sich alle A. durch Korrektheit rühmlich aus. In der Geschichte der Technik der Buchdruckerkunst macht der ältere Aldus Manutius Epoche.

Er gab der römischen (Antiqua) Schrift eine schönere, auf mathematischen Grundsätzen ruhende Form und erfand die Kursivschrift, die deshalb lange Zeit nur die Aldina, die venetianische oder die italische genannt wurde, führte Kolon und Semikolon ein rc. und erhielt ausschließliche Privilegien von den Päpsten und dem Senate für den Guß seiner verbesserten Schriften, die er zu hohen Preisen in Menge an auswärtige Drucker absetzte und wodurch er allerwärts zu Verbesserungen der Schriftform anregte. Seine griechischen Typen, die vor ihm häßlich waren, sind jetzt noch schön. Auch auf die Papierfabrikation wirkte Aldus' Einfluß sichtbar. Niemals wurde vor ihm auf so weißes, gleiches, festes Papier gedruckt und seine Druckerschwärze ist unübertrefflich gut; der Druck selbst, zumal in den eigentlichen Prachtausgaben (auf breites Papier und Pergament) ist meisterhaft. Die schönsten Werke unter den A. sind die, welche der ältere Manutius und sein Sohn Paulus von 1490—1530 druckten; diese werden auch am meisten gesucht und am theuersten bezahlt. Von dieser Zeit an ist kein Fortschreiten mehr bemerklich; die spätere Druckkunst der Manutier kommt sichtbar ins Sinken und die letzten Erzeugnisse ihrer Officin zeichnen sich vor denen der übrigen italienischen Officinen nicht aus, wurden vielmehr von manchen weit übertroffen. Renouard zählt über 900 zum großen Theil sehr voluminöse Werke auf, die als A. bekannt sind. Es gibt auch nachgemachte (falsche) A., hervorgegangen aus den Druckereien der Giunti in Florenz und einigen Lyonern und Parisern. Ein vollständiges Verzeichniß aller ächten A. findet sich in Eberts Bibl. Lex., Anhang des 1. Bds. Vgl. Hain, Repertorium bibliographicum, Stuttg. und Tüb. 1826—38, 4 Bde.

Aldini, Antonio, Graf von, italienischer Staatsmann u. Diplomat, 1756 zu Bologna geb., studirte zu Rom die Rechte und las als Professor mit Auszeichnung zu Bologna. Im J. 1796 zog ihn Napoleon in seine Dienste, verwendete ihn zu mehren diplomatischen Missionen, berief ihn 1801 in die Consulta, die sich zu Lyon versammelte, ernannte ihn zum Präsidenten des Staatsraths der Republik Italien und 1805 zum Grafen. Nach dem Sturze seines Gegners, des Vicepräsidenten Melzi, wohnte er fast ausschließlich in Frankreich bis zur Restauration, ließ sich dann in Mailand nieder und lebte seitdem theils hier, theils auf seinen Gütern in der Nähe Bologna's in stiller Ruhe. A. † zu Pavia den 5. Okt. 1826.

Aldinische Lettern, s. v. a. italienische oder geschobene Schrift, s. Aldinen.

Aldobrandini, berühmte Adelsfamilie aus Florenz, die durch Papst Klemens VIII. in den Fürstenstand erhoben wurde und mehre ausgezeichnete Gelehrte und Staatsmänner hervorbrachte. Sylvester A., 1499 zu Florenz geboren, Lehrer der Institutionen zu Pisa, war einer der geachtetsten Rechtsgelehrten seiner Zeit. Als heftiger Gegner der Medici (1530) nach Einziehung seiner Güter verbannt und flüchtig, fand er bei Paul III. eine Zufluchtsstätte, wurde Advokat des päpstlichen Fiskus und † 1558 zu Rom. Seine juristischen Werke wurden von seinen Zeitgenossen hochgeschätzt. Sein ältester Sohn Giovanni war Auditor rotae und Kardinal. Er, wie sein Bruder Pietro, der seinem Vater als Advokat der apostolischen Kammer folgte, ist auch als juristischer Schriftsteller bekannt. Dessen Sohn Pietro, 1571 zu Rom geboren, erhielt schon in seinem 22. Jahre den Kardinalshut, vermittelte 1601 als Legat in Frankreich den lyoner Frieden zwischen Frankreich und Savoyen und leitete unter seinem Oheim fast allein die Angelegenheiten des Kirchenstaats. Er † als Erzbischof von Ravenna 1625 zu Rom. Er schrieb: Apophthegmata de perfecto principe, Paris 1600, Frankf. 1603. Der vierte Sohn Sylvesters, Thomas, welcher sehr jung als Sekretär des Papstes Paul V. †, hat sich durch seine mit Anmerkungen versehene lateinische Uebersetzung des Diogenes Laertius (Rom 1594) Verdienste erworben. Der jüngste Bruder, Hippolyt, 1536 zu Fano geboren, bestieg als Klemens VIII. (s. d.) den päpstlichen Stuhl. Ein Neffe desselben, Francesco, 1546 geboren, von seinem Oheim in den Fürstenstand erhoben, war päpstlicher General, Kastellan der Engelsburg und Kapitän der päpstlichen Garde, zog zweimal (1594 und 1601) nach Ungarn gegen die Türken und † auf dem zweiten Zuge zu Warasdin. Sein ältester Sohn, Sylvester, erhielt schon in seinem 14. Jahre den Kardinalshut. Die Familie erlosch 1681 mit Octavia, einer Tochter des Giovanni Georgio A., Fürsten von Rossano, worauf die Güter an die Borghese und Pamfili kamen.

Aldobrandinische Hochzeit, ein schönes, antikes Freskogemälde, welches bei der Kirche Santa Maria Maggiore zu Rom aufgefunden und später in einem Zimmer des aldobrandinischen Casino's bewahrt wurde. Es stellt nach Winckelmann die Hochzeit des Peleus und der Thetis dar. Kopien haben Nikolaus Poussin u. Heinrich Meyer gefertigt. Vergl. Böttiger, Aldobrandinische Hochzeit, Dresden 1810.

Aldridge, Ira, Neger, der sich als Schauspieler einen berühmten Namen gemacht hat, Abkömmling eines Häuptlings über einen Zweig der Fullahs, der am linken Senegalufer in Städten und Dörfern lebt. Sein Vater, in Nordamerika als Christ erzogen, machte vergeblich, in sein Vaterland zurückgekehrt, seine Ansprüche auf den Thron seiner Väter geltend; er ward geschlagen und mußte neun Jahre lang im Lande von Hütte zu Hütte, von Wald zu Wald umherirren. Ira, einen Monat nach des Vaters Ankunft am Senegal geboren, theilte das Flüchtlingsleben u. war den größten Gefahren ausgesetzt, bis die Familie endlich ein rettendes Schiff erreichte, auf dem sie nach den Vereinigten Staaten zurückkehrte. Der Kronprätendent verwandelte sich nun in einen Geistlichen, und Ira sollte dem Berufe des Vaters folgen, ward aber durch den Anblick eines Theaters so mächtig ergriffen, daß er sich mit Eifer auf das Studium dramatischer Rollen warf und auf einem aus Negern bestehenden Liebhabertheater auftrat. Der weiße Pöbel Newyorks zerstörte jedoch das Theater der Schwarzen, und A. verschaffte sich nun die Stelle eines Kostümträgers des ersten Helden am Chathamtheater, um hinter den Kulissen den Aufführungen beiwohnen zu können, da der Besuch der Theater den Negern

verwehrt ist. Indessen wurde Ira ins Schenectady-Kollegium aufgenommen, um sich für das Studium der Theologie vorzubereiten. Im J. 1825 bezog er die Universität Glasgow in England, verließ aber dieselbe schon im folgenden Jahre und debütirte auf einem Provinzialtheater unter großem Applaus als Othello. Eine gebildete und liebenswürdige Dame, die Tochter eines Parlamentsmitglieds, verliebte sich in den jungen schwarzen Künstler und reichte ihm die Hand. Sein Name brach sich nun nach und nach Bahn, indem er auf immer größeren und bedeutenderen Bühnen der Provinz aufzutreten wagte, anfangs nur in Negerrollen, wie Othello, Gambia im „Sklaven", Mungo in Bickerstaffs „The padlock", Zampa in Youngs Tragödie „Die Rache", dann auch in Rollen wie Macbeth, Shylok 2c. Erst 1833 trat er auf dem Coventgardentheater in London auf, wo er, nach einer in London erschienenen Brochure „Memoir and theatrical carreer of Jra A.", einen wahren Sturm von Beifall erregte. Seitdem hat A. auf fast allen Theatern Großbritanniens gespielt und 1852 besuchte er auch den Kontinent, wo er in Brüssel, Aachen, Köln, Bonn, Koburg, Leipzig, Berlin 2c. auftrat, überall dieselbe Bewunderung erntend. Sein Spiel ist ohne Zweifel an der stark aufgetragenen Manier der englischen Schauspieler herangebildet, doch hat er sich von den englischen Bühnentraditionen und der englischen Deklamation frei genug gemacht, daß man ihn eine ganz originelle Erscheinung nennen kann, die an nichts Anderes, höchstens an die Rachel erinnert. Neben dem erschütterndsten Donner der Leidenschaft und dem wildesten Aufschrei des Schmerzes gebietet er über die weichsten Töne der Zärtlichkeit und des Gemüths. Eine imposante Gestalt hebt sein Spiel. Er trägt weniger den eigentlichen Negertypus, als den eines jener Aethiopen, von denen die Alten reden; sein Bau ist kräftig, die Brust riesig breit, das Haupt ruht stolz auf den gewaltigen Schultern. In Anerkennung seiner Verdienste richtete das Haus der Repräsentanten von St. Domingo 1838 eine Glückwunschadresse an ihn, während ihm zugleich der Kapitänsrang in der haytischen Armee und die Stelle eines Thronadjutanten des Präsidenten Boyer verliehen wurde.

Aldringer, Freiherr von Koschitz und Graf Ligma, kaiserlicher General im dreißigjährigen Kriege, im Luxemburgischen geboren, war erst Lakai in Paris, später Sekretär eines italienischen Grafen und beim Bischof von Trident, dann gemeiner Soldat in Innsbruck. Schnell zum Offizier emporgestiegen, ward er 1622 Oberst, 1625 Freiherr und Graf, 1629 Generalkommissär bei Wallensteins Heer in Niedersachsen und Abgesandter zum Frieden von Lübeck. Als Generalmajor ward er mit 8000 Mann gegen Gustav Adolf von Schweden nach Polen gesandt, eroberte dann Belforte und Ganzolo und nahm hier des Herzogs von Mantua Schätze und schöne Bibliothek, die er später seinem Bruder, dem Bischof von Seck, vermachte. Im J. 1631 nach Deutschland zurückgekehrt, zwang er den Herzog von Würtemberg, sich dem Kaiser zu unterwerfen, vereinigte sich nach der leipziger Schlacht mit Tilly, half Rothenburg und Winsheim einnehmen, ward bei Bamberg verwundet, eroberte dann Landsberg und Günzburg und ward Feldmarschall. Im J. 1633 vereinigte er sich mit dem Herzog von Feria, ging mit ihm nach dem Elsaß, ward aber von dem schwedischen General Horn wieder nach Bayern zurückgedrängt. Wallensteins Mahnungen, zu ihm zu stoßen, folgte er nicht, trieb aber 1634 die Schweden von der Mitteldonau und aus der Oberpfalz. Bei einer Vertheidigung des Uebergangs über die Isar bei Landshut am 12. Juli 1634 ward er geschlagen und, von der Brücke ins Wasser stürzend, erschossen.

Ale, englisches Oel, ein nur wenig gehopftes, starkes, viel Kohlensäure und Alkohol (nach Brandes 8 % Alkohol dem Maße nach) haltendes englisches Bier von schöner, klarer, gelblicher Farbe, für den Briten das delikateste aller Malzgetränke. Das beliebteste A. in London ist das Burton-A., von Burton in Staffordshire, das nicht nur in ganz England, sondern auch ins Ausland verfahren wird; das Windsor-A. ist blässer und weinfarbig. Man braut es aus blassem Gerstenmalz und leitet die Gährung so, daß zwar die Hefe vollständig abgeschieden wird, aber viel Zucker unzersetzt bleibt, was die große Haltbarkeit dieses Bieres veranlaßt. Das ganze Braugeschäft dauert eine volle Woche und doppelt so lange die Abklärung des A. auf dem Lager. Gut gebrautes A. hält sich 2—3 Jahre mit zunehmender Güte. Im Allgemeinen verfährt man bei der Alebereitung überall auf dieselbe Weise, obwohl jede Grafschaft und jeder Ort im Einzelnen Abweichungen sich erlaubt. Sehr gewöhnlich ist ein Zusatz von Syrup, Zucker, Süßholz 2c. Soll das Bier schnell verbraucht werden, so nimmt man lauter blasses Malz, zu Lagerale aber kommt immer der vierte Theil bernsteinfarbenes. Das A. läßt sich sehr gut ausführen; die Versendung geschieht in ungepichten Fässern und Flaschen, bei weitern Transporten bloß in letztern. Gute Alebrauereien sind übrigens jetzt auch in Hamburg, Altona, Bremen, Luneburg 2c.

Alea, bei den Römern und Griechen überhaupt jedes Glücksspiel, besonders aber das Würfelspiel.

Aleander, Hieronymus, vielseitiger Gelehrter und Staatsmann, Erzbischof von Brindisi und Kardinal, war 1480 geboren. Mit großen Anlagen ausgestattet, studirte er anfangs Medicin, dann in Padua Theologie und alte Sprachen. Papst Alexander VI. berief ihn 1501 nach Rom, machte ihn zum Sekretär seines Sohnes Cäsar Borgia und gebrauchte ihn zu einer diplomatischen Sendung nach Ungarn. Auf der Reise von einer schweren Krankheit befallen, blieb A. jedoch in Venedig zurück und hier, durch neue Verbindungen gefesselt, nach seiner Genesung noch 6 Jahre. Während dieser Zeit lernte er Erasmus kennen und erwarb an diesem einen vertrauten Freund. Im J. 1508 folgte A. einem Rufe an die Universität nach Paris und las über griechische Sprache und Literatur mit solcher Auszeichnung, daß man ihn zum Rektor der Universität erwählte. Auf Einladung des damaligen Fürstbischofs von Lüttich ging er an dessen Hof

und erhielt als Kanzler die Verwaltung des Landes, die er eben so tüchtig führte, als früher das Lehramt. Für den Fürstbischof erwirkte er 1516 in Rom die Kardinalswürde u. wurde dabei selbst mit dem Papste Leo X. bekannt, der ihn nicht mehr von sich ließ. A. nahm das Amt eines päpstlichen Bibliothekars an und lebte fast ungestört seinen gelehrten Studien, bis ihn Luthers Reformation aus seiner Ruhe scheuchte. A. erklärte sich mit großer Heftigkeit gegen dieselbe u. wurde 1519 als päpstlicher Nuntius nach Deutschland geschickt, um die kirchlichen Wirren zu ordnen. In dieser Stellung zeigte er keine Mäßigung. Er veranlaßte den Kaiser zu dem Befehle, in den Niederlanden die Schriften Luthers zu verbrennen, und spornte die 3 geistlichen Kurfürsten in Deutschland an, dem kaiserlichen Beispiele nachzufolgen. Seine Versuche, den Kurfürsten von Sachsen zu einem gleichen Verfahren, so wie zur Aufhebung und Bestrafung Luthers zu bewegen, scheiterten jedoch an der Festigkeit dieses Fürsten. Eben so beständig fand er Luther selbst, welchen er vergeblich durch angebotene Ehrenstellen und Summen Geldes auf andere Gesinnungen zu bringen trachtete. An seinem heftigen Ankämpfen gegen die Reformation scheiterte auch seine Freundschaft mit Erasmus. Dieser hatte A.s Benehmen öffentlich gemißbilligt, wurde von diesem dafür verketzert u. selbst beim Kaiser verklagt. Auf dem Reichstage zu Worms (1521) suchte A. durch eine Rede voll Feuer zu bewirken, daß Luther nicht vorgeladen, sondern vielmehr, als bereits vom Papste verdammt, ungehört in die Reichsacht gethan würde. Als er damit nicht durchdringen konnte, wendete er Alles an, den Kaiser zur Aufhebung des Luther zugesagten sichern Geleits zu bewegen, und wirklich brachte sein Einfluß auf den Kaiser jene Achtserklärung gegen Luther zu Stande, vor deren verderblicher Wirkung den Reformator nur die Klugheit seines kurfürstlichen Freundes schützen konnte. Das wormser Edikt hatte gleichfalls A. zum Verfasser. Nach Beendigung des so wichtigen Reichstages widmete A. seine ganze Thätigkeit der Unterdrückung der Reformation in den Niederlanden, zwang den Augustinerprior Jakob, dortigen Verbreiter von Luthers Lehre, zum Widerruf und ließ in fanatischem Eifer 2 Augustinermönche aus Antwerpen wegen ihres freien Bekenntnisses der evangelischen Lehre verbrennen. Zur Belohnung für solchen Eifer übertrug ihm der Papst Klemens VII. 1524 das Erzbisthum Brindisi. Als päpstlicher Legat befand sich A. darauf beim Könige Franz I. in der Schlacht bei Pavia und wurde mit diesem gefangen. In Deutschland erschien A. (1531) abermals als Nuntius des Papstes mit dem Auftrag, eine Vereinigung der Katholiken und Protestanten zu verhindern. Doch vereitelte der Religionsfriede zu Nürnberg den Hauptzweck seiner Mission. Nach Rom zurückgekehrt, wurde er vom Papste Paul III. 1537 zum Mitgliede der zur Abschaffung der Mißbräuche am römischen Hofe niedergesetzten Kommission ernannt, erlangte die ihm schon früher zugedachte Kardinalswürde u. ging 1538 zum dritten Male als Legat nach Deutschland. Hier suchte er überall die Erbitterung gegen die Protestanten zu mehren; doch, den Erfolgen nach, mit wenig Glück. Bald nach seiner Rückkehr ereilte ihn 1542 der Tod. Sein „Lexicon graeco-latinum“ (Paris 1512) ist das beste seiner Zeit, jetzt eine bibliographische Seltenheit. Außerdem edirte A. die Grammatik des Chrysolaras, mehre griechische Autoren und lieferte eine übersichtliche Bearbeitung der griechischen Grammatik. Auch als Dichter erlangte er Ruf. Für die Reformationsgeschichte sind seine nur zum Theil gedruckten vielen Briefe sehr wichtig.

Aleatico, toskanischer Wein von süßem und aromatischem Geschmack, der besonders bei Florenz und auf Elba aus Muskatellertrauben gewonnen und mit gekochtem Most und etwas Rum angemacht wird.

Alebama, s. Alabama.

Alecto, die nimmer Rastende, eine der Erinnyen (Furien), Tochter des Aether und der Erde.

Alektryomachie, s. Hahnenkampf.

Alektryomantie, alte Art des Wahrsagens, wozu man Hähne brauchte. Man zog einen Kreis, schrieb die Buchstaben des Alphabets in denselben, legte auf jeden ein Korn und ließ den hineingesetzten Hahn fressen. Die Buchstaben, von denen das Korn weggefressen wurde, stellte man zu einem Worte zusammen. Um mehre Wörter zu erhalten, belegte man die Buchstaben von Neuem mit Körnern.

Alegre (Porto-), Hauptstadt der brasilianischen Provinz Rio Grande do Sul, am östlichen Ufer des Sees von Viamao, mit 8000 Einw., höherer Lehranstalt, bedeutendem Handel, gutem u. vielem Schiffbau, wozu die benachbarten Hochwaldungen das vortrefflichste Material liefern.

Alêgre (franz.), s. Allegro.

Aleipten, Diejenigen, welche in den griechischen Gymnasien die Athleten salbten. Der Athlet spannte seine Muskeln und hielt den Athem an, damit der Körper der reibenden Hand des A. stärkern Widerstand leiste. Dieses erste Einsalben hatte den Zweck, das Ausbrechen des Schweißes während der Uebung und die dadurch entstehende Mattigkeit zu verhüten. Eine zweite Einreibung trat nach dem Kampfe ein, um die angestrengten Glieder zu erquicken und gleichsam zu beruhigen. Dann badete sich der Athlet, und der Körper wurde mittelst einer Bürste oder Striegel abgerieben, um Staub, Schweiß und Oel zu entfernen. Die A. schrieben wohl den Athleten die ganze Lebensweise vor und leiteten oft deren Kampfubungen. Auch bei den Römern kamen Aliptae vor, Sklaven, welche den Herrn im Bade frottirten und salbten u. bei den Leibesübungen bedienten. Die Abtheilung in der Paläsira, wo man gesalbt wurde, hieß Aleipterion; auch in den Bädern war ein solches.

Aleman, Mateo, spanischer Romanschriftsteller, um die Mitte des 16. Jahrhunderts geboren, war um 1568 Finanzbeamter und wurde in Folge einer Defraudationsanklage in einen Prozeß verwickelt, der ihm längere Gefangenschaft brachte, so daß er den Staatsdienst verließ und noch im spätern Alter zu literarischer Beschäftigung zurückkehrte. Außer einer poetischen Lebensbeschreibung des heiligen Antonius von Pa-

dua (Sevilla 1604, Valencia 1609) und einer während seiner Reise nach Mexiko geschriebenen und für die Neuspanier bestimmten „Ortografia Castellana“ (Mexiko 1608) verfaßte er den Schelmenroman „Guzman de Alfarache“, der eine so günstige Aufnahme fand, daß der erste Theil nicht nur sogleich (1599) drei Auflagen erlebte, sondern auch in den folgenden sechs Jahren in und außerhalb Spaniens noch 26mal gedruckt, in 50,000 Exemplaren verbreitet und ins Französische und Italienische übersetzt wurde. Der günstige Erfolg veranlaßte einen literarischen Freibeuter zur Herausgabe eines unächten 2. Theils, der zuerst 1603 zu Barcelona unter dem Pseudonym Mateo Lujar de Sayavedra erschien. Der ächte 2. Theil wurde von A. selbst zu Valencia 1605 veröffentlicht und in demselben ein gewisser Juan Marti, Advokat zu Valencia, als Verfasser jenes unächten Theils angedeutet. Ein versprochener 3. Theil ist nie erschienen. Aus Lesage's französischer Bearbeitung (Paris 1772, 1785, 2 Bde.) ist Gleichs deutsche Uebersetzung (Magdeb. 1828, 4 Bde.) geflossen. Sonst ist der Guzmann fast in alle Sprachen übersetzt worden, von Kaspar Ens 1623 selbst ins Lateinische. Die älteste deutsche Uebersetzung des spanischen Originals lieferte Aegidius Albertinus: „Der Landstürzer Gusmann von Alfarache“ (München 1615, 2 Thle., wozu von Freudenheld ein 3. Theil veröffentlicht wurde, 1632); eine neuere erschien 1782 zu Leipzig in 2 Theilen. Die beste Ausgabe des Originals findet sich im 3. Bande von Aribau's „Biblioteca de autores españoles“, Madrid 1846. A. † in Mexiko zur Zeit Philipps III.

Alemannen, ein deutscher Völkerverein, welcher im 3. Jahrhundert zum ersten Male in der Geschichte erscheint, seitdem die Römer in ihren Besitzungen am oberen Rhein fortwährend angriff und alle Volksstämme des südwestlichen Deutschlands, des heutigen Bayerns, Würtembergs, Badens, vom Main bis in die Alpen, einschloß. Ueber den Namen, die Entstehung und Bestandtheile dieses Völkervereines herrscht große Ungewißheit und sind vielfache Vermuthungen aufgestellt worden; sicher scheint, daß die A. diejenigen Sueven sind, welche, mit den im 3. Jahrhundert aus der Geschichte verschwindenden Hermunduren und andern Völkerschaften vereint, das alte Vindelicien und Rhätien nach und nach in Besitz nahmen und ihre alten Namen mit dem allgemeineren der A., der oberdeutschen Benennung der Germanen, vertauschten. Nach Agathias Scholast. leiten Viele den Namen A. von „alle Mannen“ ab, und verstehen darunter allerlei zusammengelaufenes Volk oder alle Waffentragende. Später verstand man unter A. nur diejenigen Sueven, welche sich westlich vom Schwarzwalde niedergelassen hatten. Die A. werden in der römischen Geschichte zuerst unter Caracalla erwähnt, der 211 gegen sie am Oberrhein einen Sieg erfocht, ohne sie zu unterjochen. Nicht lange darauf, 234 unter dem Kaiser Alexander Severus, fielen die A. in das sogenannte Zehntland ein und konnten erst 237 von Maximinus mit der größten Anstrengung über die Grenze zurückgetrieben werden. Aber bald nach dem Tode dieses Kaisers erneuerten sich ihre Einfälle in das römische Deutschland, und selbst die Kriegskunst und Tapferkeit des römischen Feldherrn Postumius waren nicht im Stande, sich der kühnen Barbaren auf die Dauer zu entledigen, obschon Postumius die Reichsgrenzen durch Verschanzungen befestigen ließ, welche von Pforing an der Donau bis zum Main reichten und deren Trümmer als Teufelsmauer noch jetzt vorhanden sind. Von dieser Seite zurückgedrängt, richteten nun die A. ihre Einfälle westlich, gingen über den Rhein, zogen plündernd und verheerend durch Gallien und über die Alpen und bei der nach Valerians I. Tode entstandenen Reichsverwirrung sogar durch Oberitalien bis in die Nähe von Rom. Kaiser Gallienus trieb sie zwar zurück, konnte aber nicht verhindern, daß die alemannischen Schaaren auf der rechten und linken Seite des Oberrheins sich festsetzten. Im J. 270 brachen sie, mit den Markomannen vereint, abermals über die Alpen in Italien ein, schlugen das Heer Aurelians bei Mailand und Piacenza und brachten das ganze römische Reich in Schrecken. Doch unterlagen sie endlich der römischen Kriegskunst und Uebermacht nochmals, mußten mit großem Verlust über die Alpen zurück und hielten, eingeschüchtert, bis zum Tode des genannten Kaisers Ruhe. Kaum aber war Aurelian (275) gestorben, so durchbrachen sie die Grenzlinien, zerstörten die festen blühenden und reichen Städte des Zehntlandes und überschwemmten Gallien. Zum letzten Male mit Erfolg versuchte es Probus, die Römerherrschaft diesseit des Rheins wieder herzustellen. Er jagte die A. über die Alp und den Neckar zurück und legte Städte, Lager und feste Werke an (276); aber gleich nach seinem Tode (282) wurde Alles wieder von den A. verheert u. das ganze Land diesseit des Rheins und westlich von der Iller blieb von jetzt an ihrer Herrschaft unterworfen. Die Züge, welche sie von hier aus seitdem gegen das benachbarte Gallien unternahmen, waren nicht immer glücklich und hatten oft zur Folge, daß die Römer in das nunmehr wieder barbarische Land einfielen und dasselbe siegreich bis zur Ostgrenze durchzogen. Der wichtigste dieser Einfälle ist der des Valentinian 368; er zog vom Rheine her wider die A., wurde bei einem Orte, Namens Solicinium, der alten Römerstadt am obern Neckar, in der Nähe von Rottenburg mit ihnen handgemein und schlug sie in einer großen Schlacht. Dessen ungeachtet erkämpften sich die A., von den nördlich und östlich anwohnenden Völkern gedrängt, nach und nach Wohnsitze südlich und westlich vom Rhein, und nach der Mitte des 5. Jahrhunderts waren sie bereits im festen Besitze des heutigen Schwabens, der Schweiz und des Elsasses. Sie grenzten damals mit den Burgundionen wahrscheinlich in der Gegend von Hall am Kocher zusammen und hatten mit ihren Nachbarn wegen der dortigen Salzquellen viele Streitigkeiten. Als sie aber hinter den Franken über den Niederrhein in Belgien eindringen wollten, so besiegte sie der Frankenkönig Chlodwig in der Hauptschlacht bei Zülpich 496 und unterwarf hierauf die alemannischen Gaue am Rheine aufwärts, mit Ausnahme jener im Gebirge, welche unter den Schutz des Ostgothenkönigs Theodorich traten. Auch diese ka-

men später noch unter die Herrschaft der Franken. Fortan lebten die alemannischen Stämme unter dem Schutze des austrasischen Reichs, dessen König Dagobert ihre Gesetzsammlung nach Theodorich, Childebert und Chlotar vollendete. Begünstigt durch die Theilung der Merowinger u. durch die Unruhen, welche die Anmaßungen der fränkischen Hausmaier zur Folge hatten, versuchten es die Fürsten (Herzöge) der A. später, sich wieder unabhängig zu machen. Es entspann sich ein langer Kampf, der mit der gänzlichen Unterdrückung der A. endigte. Ihre Fürsten wurden vertrieben oder kamen um, und ihr Land und ihre Güter wurden als Kronlehen durch sogenannte Kammerboten verwaltet. Diese machten allmählig ihren Besitz erblich, warfen sich beim Verfall der karolinger Dynastie und in den Wirren des Reichs zu Herzögen auf, und so entstand ein Herzogthum Alemannien, das, von Burkhard gestiftet, im 10. und 11. Jahrhundert eine bedeutende Macht in Deutschland bildete, dann aber, nach mehren heftigen innern Kriegen (1096) unter die Häuser Hohenstaufen und Zähringen getheilt, aus der Reihe der größeren Staaten verschwand und in der Geschichte als ein Ganzes nicht mehr vorkommt. Die alten A. standen unter erblichen Herzögen, die ziemlich unabhängig von einander waren und nur im Kriege einem gemeinsamen Anführer gehorchten. Als einzelne Stämme derselben werden die Lentienser im Linzgau, die Cenni und Bucinobantes, nördlich vom Maine, und die Juthungi genannt. Das Volk war kriegerisch, trefflich beritten und von einem unüberwindlichen Hasse gegen die Römer beseelt. An ihren alten Sitten und Gebräuchen hielt es mit großer Hartnäckigkeit fest, verachtete römische Bildung und vertilgte in den eroberten Ländern gemeiniglich jede Spur der Römerherrschaft. Auch das Christenthum fand bei ihm nur langsam und erst durch die Gewalt der Franken Eingang, und immer behielt sein Wesen etwas Eigenthümliches, ja Ungeschlachtes, das indessen durch Treue und Biederkeit der Gesinnung reichlich aufgewogen wurde.

Alemannengau (Alemannorum pagus), angeblich Alemannien im engsten Sinne, oder ein besonderer Theil des Herzogthums Alemannien. Indessen bezeichnet Alemannorum pagus stets das ganze Herzogthum.

Alemannicus, Beiname des Kaisers Caracalla, als Besiegers der Alemannen.

Alemannien, das Land der Alemannen, erhielt erst feste und bestimmte Grenzen, nachdem jener Völkerbund seit der Schlacht von Zülpich den Franken unterworfen worden war. Es bildete in dieser Zeit einen Theil Austrasiens, wurde dann ein eigenes, zu Deutschland gehöriges Herzogthum und war in Gaue und Grafschaften eingetheilt. Die Landesgrenzen waren, im Allgemeinen angegeben, folgende: im Süden die hohe Scheidewand der Alpen, im Westen der Jura u. die Vogesen, im Norden die Flüsse Kinzig, Ens, Murr und Wernitz, im Osten der Lech. Zu Ende des 11. Jahrhunderts theilten sich die Häuser Zähringen und Hohenstaufen in das Herzogthum A., wovon jenes das südliche Land Thurgau, Zürichgau, Aargau mit dem burgundischen Lande, dieses das eigentliche Schwabenland oder den ostrheinischen Theil A.s erhielt. Dieser Theil wurde auch seitdem allein A. genannt, erhielt aber bald den immer allgemeiner werdenden Namen Schwaben.

Alemannische Gesetze, die mit dem Christenthume vereinbarten Gesetze, Gebräuche u. Gewohnheiten der alten Alemannen, deren Sammlung unter dem austrasischen Könige Dagobert vollendet wurde. Sie sind lateinisch abgefaßt, gleichwohl für die Kenntniß der Sprache wie der Geschichte jenes germanischen Völkerbundes von großer Wichtigkeit; leider fehlte bis jetzt noch eine genauere Untersuchung derselben. Sie zeichnen sich durch Humanität der Grundsätze und Milde der Strafen vor andern altdeutschen Gesetzen aus.

Alemannischer Dialekt, die in dem Winkel des Rheins zwischen dem Frickthal und ehemaligen Sundgau und weiterhin in mancherlei Abwandelungen bis an die Vogesen und Alpen und über den Schwarzwald hin in einem großen Theile von Schwaben herrschende oberdeutsche, überaus gemüthliche Mundart, welche Hebels liebliche Lyrik von Neuem zur Würde deutscher Schriftsprache erhoben hat. Die frühesten Spuren des alemannischen Dialekts sind in den alemannischen Gesetzen aufbewahrt; im 16. Jahrhundert gestaltete er sich zur oberdeutschen Bibelübersetzung, wurde aber später von Luthers Bibelsprache verdrängt.

Alemannorum pagus, s. Alemannengau.

Alembert, Jean le Rond d', einer der außerordentlichsten Geister des 18. Jahrhunderts und unter den einflußreichen Männern seiner bewegten Zeit einer der hervorragendsten, großer Philosoph und Mathematiker, bedeutend in den verschiedensten Zweigen des menschlichen Wissens, war zu Paris 1717 geboren. Von seinen Aeltern ausgesetzt, ward er von der Frau eines armen Glasers aufgenommen und erzogen, bis seinem rauhen, unnatürlichen Vater das Gewissen erwachte u. er für seine Erziehung eine Jahresrente von 1200 Livres bewilligte. Mit dem 12. Jahre trat A. in die Pensionsanstalt des Collège Mazarin, wo er die trefflichsten Fortschritte in allen Wissenschaften machte. Noch Knabe, machte er seine Lehrer erstaunen über die Vielseitigkeit und Gründlichkeit seines Wissens. Anfänglich fesselte ihn das Studium der Theologie am meisten; später studirte er die Rechte mit Enthusiasmus, wurde Advokat, wendete sich aber bald mit Ekel von der Praxis ab und mit Feuer den philosophischen, besonders den mathematischen und physikalischen Studien zu. Diesen und der Geltendmachung und Verbreitung seiner Forschungen und gewonnenen Ansichten gehört fortan sein ganzes Leben. Im Jahre 1740 machte er seine Untersuchungen in der Dynamik bekannt, und wendete diese einige Jahre später auf die Lehre vom Gleichgewicht flüssiger Körper an. Im J. 1746 erschien seine Theorie über die Bewegung der Winde, wodurch er sich eine Preismedaille von der Akademie zu Berlin erwarb. Durch seine Widmung dieses Werks an Friedrich II. verschaffte er sich die Aufnahme unter des großen Königs literarische Freunde. Im J. 1747 wendete A. seine neue

Methode der Differenzialrechnung auf die Schwingungen tönender Saiten an und zeigte die Gesetze der Entstehung und Fortpflanzung des Schalls in der Luft. Im J. 1752 erschien sein Versuch (wie er diese Theorie selbst nannte) über den Widerstand flüssiger Körper, der eine Menge neuer origineller Ideen enthielt und verbreitete. Um dieselbe Zeit machte er in den Memoiren der Akademie zu Berlin seine Forschungen im Gebiete der Integralrechnung bekannt, die dadurch sehr bereichert wurde, bald darauf aber philosophische, historische und philologische Miscellaneen, wovon die Memoiren der Königin Christine von Schweden, ferner Uebersetzungen einzelner Stücke aus Tacitus am bekanntesten sind. Auch in der Astronomie machte er sich um mehre Theile dieser Wissenschaft hoch verdient; seine Theorie über die Perturbation der Planeten sichert ihm einen Ehrenplatz unter den Heroen der erhabensten Wissenschaft. Im J. 1759 erschienen seine Elemente der Philosophie, ein berühmtes Werk, höchst ausgezeichnet durch Scharfsinn und Klarheit; 1765 ward seine, das größte Aufsehen machende Abhandlung über die Schädlichkeit der jesuitischen Lehren veröffentlicht, die ihm einen Schwarm von wüthenden Gegnern erwarb. Einen Schatz des Wissens enthalten A.s „Opuscula" (9 Bde.), in denen er die Lösung der verschiedensten Probleme der Astronomie, Mathematik, Naturphilosophie niederlegt. Gleichzeitig erschienen seine Elemente der Musik unter dem Titel: **Elemens de musique theorique et practique suivant les principes de Rameau**, worin er mit vielem Scharfsinn die früher begonnenen Theorien über die Schallerscheinungen vervollständigte. Im J. 1772 wurde A. zum Sekretär der französischen Akademie gewählt. Als solcher fing er einen Nekrolog der von 1700 — 1772 verstorbenen akademischen Lehrer an. Er † den 29. Okt. 1783. Obwohl ein Mann von biederem, bescheidenem, uneigennützigem und wohlthätigem Sinne, hatte A. doch viele Feinde, die er sich wahrscheinlich durch seine Schriften theologischen Inhaltes zuzog. Hinsichtlich seiner religiösen Ansichten war er wohl zu sehr Naturphilosoph, als daß er sich hätte einer theologischen Partei mit Eifer anschließen können. Man betrachtete ihn von dieser Seite als einen sogenannten Esprit fort und verfolgte ihn. Frankreich erkannte den Werth des großen Geistes erst spät. Dennoch folgte er weder dem Rufe Friedrichs II., noch dem der Kaiserin von Rußland, die ihm durch ein Handschreiben die Erziehung ihres Sohnes antrug. Von dem ersteren erhielt er einen Jahresgehalt. Gesammelt sind seine Werke edirt als: „**Oeuvres philosophiques, historiques et litteraires**", Paris 1805, 18 Bde. Außerdem rühren von ihm unzählige Artikel in der großen „**Encyclopédie ou dict. rais. des sciences, des arts et des métiers**" her, an welchem großen, einflußreichen Werke er ein sehr fleißiger Mitarbeiter und für den mathematischen Theil der Redakteur war.

Alembrothsalz, eine Verbindung von Quecksilbersublimat mit Salmiak, die in der Alchemie eine große Rolle spielte und deshalb in alchemistischen Schriften auch Salz der Weisheit oder Wissenschaft genannt wurde.

Alemdar (Alembdar), ein Offizier am Hofe des türkischen Kaisers, der die grüne Fahne des Propheten trägt, wenn der Sultan bei feierlichen Gelegenheiten öffentlich erscheint.

Alemtejo (Alentejo), portugiesische Provinz, grenzt östlich an Spanien, nördlich an Beira und Estremadura, westlich ans atlantische Meer und südlich an Algarve und hat einen Flächenraum von 483 (nach Andern 471,38) □Meilen mit 384,000 Einwohnern. An den Ostgrenzen des Landes erheben sich eine Menge niedriger Bergzüge, wie die Sierras de Manad, de Portalegre, de Ossa, de Evora und der Monte Muro in unzusammenhängender Gruppirung, durch schroffe Felswände, zahlreiche Ruinen u. neuere Festungswerke auf ihrem Scheitel einen malerischen Eindruck machend. Westlich gehen die Berghänge in breite Ebenen, Campos, über, welche vor ihrer Verflachung zur sandigen Küste noch einmal durch isolirte Felskämme unterbrochen werden. Auf der südlichen Grenze steigt das algarbische Gebirg zur beträchtlichen Höhe von fast 4000 Fuß an. Die Provinz wird im Osten durch die Guadiana, im Norden durch den Tejo und im Südwesten durch den Saado oder Caldao bewässert. Im Süden und Westen ist das Klima heiß und trokken. Hier sind die Ebenen von brauner Haide überzogen, ohne Baum u. Strauch, von Sumpfstrecken unterbrochen und mit spärlichem Anbau bekleidet. Im Osten dagegen sind die Thäler äußerst fruchtbar und die Berge mit schönen Holzungen versehen. Die Produkte des Landes bieten einen mannichfachen Reichthum. Nächst Weizen und Gerste baut man Reis und Mais; der Wein gedeiht fast aberall. Unter den edlen Früchten sind alle Agrumiarten, vorzugsweise die Citronen und Limonen von Vidigueira, Feigen u. Granaten berühmt. In den Wäldern findet sich die Eiche mit eßbaren Früchten, die immergrüne und die Korkeiche, Kastanie, Seetanne u. Fichte, in den Ebenen Lavendel, Rosmarin, Wachholder, Myrte und ein feines Gras zur Schaffütterung. Die Schafzucht ist sehr bedeutend, nächstdem die Schweine- und Ziegenzucht, weniger die des Rindviehs, der Esel und Maulesel. Da die Bevölkerung gering ist, so bleibt noch Getreide zur Ausfuhr übrig. Die Industrie liegt dagegen danieder. Nur in einigen Städten, wie in Portalegre, beschäftigt man sich mit Tuchweberei oder, wie in Estremoz, mit Töpferei. Auch der Bergbau wird, ungeachtet der Anzeigen eines nicht unbedeutenden Erzreichthums, vernachlässigt. Die wichtigsten Orte der Provinz, welche 3 Comarcas (Portalegre, Evora, Beja), 4 Städte, 107 Flecken (Villas) und 326 Kirchspiele umfaßt, sind außer Portalegre und Estremoz, die wichtige Grenzfestung Elvas, die Provinzialhauptstadt Evora, Beja und das befestigte Mertola.

Alenbock, eine Art Möven.

Alencastro, Georg, natürlicher Sohn des Königs Johann II. von Portugal, geboren 1481, Herzog von Coimbra und Stammvater einer zahlreichen und in den Enkeln (als Herzöge von Aveiro) berühmt gewordenen Familie.

Alençon, Hauptstadt des französischen Departements Orne, an der Sarthe, schön gelegen,

gut gebaut, mit 5 Vorstädten, 2 Kirchen, 2 Hospitälern und 15,000 Einw. A. ist der Sitz der Departemental-Oberbehörden, eines Civil- und Handelsgerichts, eines Generalconseils für Manufakturen, einer Normalschule, einer Departementsbank ꝛc.; es hat eine öffentliche Bibliothek und eine Sternwarte. Unter den prächtigen Bauwerken sind die schöne Kathedrale und das Rathhaus, dem die Trümmer des alten herzoglichen Schlosses eingebaut sind, beachtenswerth. Hauptgewerbe sind: die Spitzenklöppelei (Points d'Alençon) welche in Stadt und Gegend 20,000 Hände beschäftigt, Musselin, Piqué-, Barchentweberei, Baumwollenspinnerei, Fabrikation feiner Wollzeuche, Stickereien, feiner Strohhüte, Handschuhe, chemischer Produkte, Leder, großer Handel mit Getreide, Leinwand, Federn. Die Umgegend liefert Eisen, Zinnober, schöne Krystalle, die, geschliffen, viel Feuer haben und zu Schmuck verarbeitet werden (Diamanten von A.). A. ist die Vaterstadt Desgenette's und Labillardière's.— Die alten Herzöge von A. waren ein Zweig der königlichen Valois und stammten von Karl von Valois, der 1346 in der Schlacht bei Crecy blieb. Das Pairie-Herzogthum ward jedoch erst 1410 für des Stammvaters Enkel Johannes I. errichtet. Als mit Karl IV. 1525 das Haus A. erlosch, gab König Karl IX. das Herzogthum seinem jüngern Bruder, dem Herzog von Anjou; Ludwig XIV. verlieh es 1710 seinem Enkel, dem Herzog von Berri, und Ludwig XVI. 1774 seinem ältesten Bruder, dem Grafen von Provence.

Alenio, Julius, gelehrter italienischer Jesuit und eifriger Missionär, geboren zu Brescia, ging 1610 nach China, wo er 36 Jahre lang für die Verbreitung der christlichen Religion wirkte. Er war der Erste, der das Evangelium in verschiedene Provinzen des Mittelreichs verpflanzte und christliche Kirchen baute. Er † 1649. Von ihm hat man schätzbare Nachrichten über China und mehre Werke über chinesische Sprache.

Alentejo, s. Alemtejo.

Alep, s. Aleppo.

Aleph, Anfangsbuchstabe des hebräischen Alphabets, gelinder Kehlhauch; Zahlzeichen für 1.

Aleppo (Haleb), 1) eins der größten türkischen Ejalets Syriens, den nördlichen Theil dieses Landes einnehmend, erstreckt sich von 53° 30' bis 55° 57' östlicher Länge und von 35° 24' bis 36° 5' nördlicher Breite u. grenzt im Nordwesten an Karaman, im Nordosten an Marasch, im Osten an Rakka, im Südosten an Arabistan, im Süden an Damas, im Südwesten an Tarablüs, im Westen an das mittelländische Meer, ungefähr 460 □M. umfassend. Seine Gebirge, Auszweigungen des Taurus, durchziehen das Innere des Landes, im Nordwesten die amanische Bergkette mit den Pässen von Beilan und Sakaltutan, im Nordosten und Osten das Gebirg Aintab, im Süden der Libanon mit dem Berge Kasius. Flüsse sind: der Euphrat (Frat) an der östlichen Grenze, der Aari (Aasi) oder Orontes, der Hauptfluß der Provinz, welcher hier mündet und zugleich das Wasser des bedeutendsten Binnensees, Karamort, an sich zieht, der Kueik (Kurik) oder Koik, ein vom Gebirge Aintab herabkommender Steppenfluß, welcher sich in dem abflußlosen See Kinesia verliert. Ein anderer See Dschiebul liegt in der Wüste. In den Thälern und in wasserreichen Gegenden ist das Ejalet sehr fruchtbar; in den wasserarmen Ebenen dagegen, besonders in dem südöstlichen Theile, bildet das Land eine Sandwüste, welche nur hie und da durch fruchtbare Oasen unterbrochen wird. Das Klima in den Gebirgen ist gemäßigt und gesund, an der Küste außerordentlich heiß und daher zum Theil gefährlich. Doch kühlt hier der vom mittelländischen Meere her wehende und dem Busen von Skanderum folgende Westnordwest die Luft häufig ab. Der Schnee bleibt auf den Gebirgen im Winter kaum einen Tag liegen. Landplagen sind die häufigen, oft furchtbaren Erdbeben; Dürre, welche Hungersnoth zur Folge hat; die Heuschrecken, welche sich oft über ganze Gegenden verbreiten, alles Grün in wenigen Stunden vernichten, und nicht selten durch ihre Verwesung pestartige Krankheiten hervorrufen; der Samum, welcher aus den Wüsten Arabiens im Herbste u. im Frühjahre zuweilen herüberweht und eine erstickende Hitze verbreitet; viele endemische Krankheiten, worunter der Aleppo-Ausschlag hier recht eigentlich zu Hause ist. Außer den auch bei uns gewöhnlicheu Getreidearten ist das Land reich an Mais, Sesam, Durra, Baumwolle, Wein, Tabak, Melonen, Kürbissen, Gurken, Kümmel und vielerlei Hülsenfrüchten. Der Maulbeerbaum, welcher ein Hauptprodukt, die Seide, bedingt, geräth überall vorzüglich. Die Gebirge haben alle unsere Obstarten, und die heißeren Thäler und Küsten alle Südfrüchte, selbst Datteln in höchster Vollkommenheit. Das Zuckerrohr und der Reis gedeihen gut, werden aber nur selten gebaut. An Holz ist Mangel, und nur der Taurus bietet dasselbe in hinreichender Menge dar. Man behilft sich mit Gestrüppe, dem Abfalle der Fruchtbäume und mit Strohmist. Unter den Thieren ist das wichtigste das Kameel, unter den Metallen das Eisen, welches allein aufgesucht wird. Salz liefert der See Dschiebul. Die Einwohner, 400,000 bis 500,000 an der Zahl, aus Turkomanen, Kurden, Arabern, Armeniern, Juden, Zigeunern, Griechen und Türken bestehend, leben theils in Dörfern u. Städten, theils als Nomaden umherziehend, und nähren sich von Ackerbau, von der Viehzucht u. vom Handel. Auch findet sich, vorzüglich in der Hauptstadt Aleppo viele, in andern Städten, ja selbst unter den Nomaden, einige Industrie. Der Handel, größtentheils in den Händen der Griechen, Juden und Armenier, ist von großem Umfange. Er wird meist durch Karawanen betrieben, erstreckt sich jedoch zur See auch auf Europa. Der Haupthafenort dafür ist Latakia, nach diesem Skanderum und Suwadia, letzterer jedoch wenig besucht. Uebrigens ist das Land, wie die meisten türkischen Länder, unter dem eisernen, alle Thätigkeit hemmenden und zerstörenden Joche der Osmanen und neuerdings der Aegypter, mit Ausnahme der Hauptstadt, in beinahe gänzliche Verwilderung hinabgesunken. Kaum das Nothwendigste wird dem fruchtbaren Schooße der Erde abgewonnen, und die Unsicherheit des Eigenthums, so wie die drückenden Abgaben und Militäraushebungen, rauben den Einwohnern sowohl die Lust, als das Vermögen, ihren Wohlstand durch fleißigen An-

bau des Bodens und rege Betriebsamkeit zu fördern. Land, Städte und Dörfer bieten den trostlosen Anblick des Verfalles und der Verarmung dar. Aller Orten erblickt man nur enge, ungepflasterte, unebene und schmutzige Gassen, elende Lehmhütten, und selbst die wenigen besseren Gebäude zeigen noch die Barbarei ihrer Bewohner, indem man zu ihrer Aufführung ohne Unterschied das elendeste Material, vermischt mit den Trümmern der edelsten Werke der Kunst aus alter Zeit, angewendet hat. Das ganze Ejalet zerfällt in 6 Sandschaks: Haleb (Aleppo), Adana, Killis, Asir, Palis und Maara, und hat eben so viel Städte und etwa 1200 Dörfer, wovon aber die Hälfte in Ruinen liegt. Die Einkünfte lassen sich unter der jetzigen Verwaltung nicht genau bestimmen; nach einer frühern Angabe betrugen sie 250,000 harte Piaster, unstreitig eine viel zu geringe Summe. Seit einem Jahrtausend zogen durch diese Landschaft jährlich regelmäßig die Karawanen der Mekkapilger von Aleppo nach Damask, aber in der neuern Zeit wurde A. das streitige Grenzgebiet der Wahabiten und Türkenherrschaft, wie vor Muhammed zwischen den Sassaniden u. byzantinischen Kaisern (Khosroes Aneschirvan u. Justinian 550 n. Chr.). Hier kämpften die Römer u. Parther, hier besiegte Aurelian die Saracenenfürstin Zenobia. Im Friedenstraktat zwischen den Sassaniden und byzantinischen Kaisern wurde der limes imperii Romani (die Grenze) hier durchgezogen, ohne Berücksichtigung der dort hausenden Emire, welche doch eigentlich nur allein im Besitze des Landes und der Passage zwischen Aleppo, Damask, Balbek und Palmyra waren. Procop nennt diese Landschaft um Aleppo und Damask Strata (lapidibus), wegen der vielen Militär- und gepflasterten Straßen der Römer. Darauf gründete Justinian das ältere Besitzrecht der Römer, woraus sich die Fehde der beiden Saracenenfürsten, Alamundar und Arethas, welche theils römisch, theils persisch gesinnt waren, und der 20jährige Krieg entspann, in welchem Belisar kämpfte und glänzte; aber dieser Kampf wurde zugleich die Veranlassung der bald darauf eintretenden Herrschaft der Muselmänner, welche 633 Damask eroberten.

2) (Haleb-es-Schäbbah), das alte Chalybon und Beröa, Hauptstadt des gleichnamigen Ejalets, eine der bedeutendsten Städte Syriens, die nach der Ansicht der Moslim für sich allein neun Zehntheile der Güter dieser Welt besitzt. Sie liegt 30 Meilen nordöstlich von Damask, in einer schönen und überaus fruchtbaren, vom Steppenflusse Koik bewässerten Thalebene, die sich gegen Süden und Osten in die Wüste verliert. Vor dem Erdbeben von 1822, das sie fast zerstörte, war sie, der Bevölkerung (vor 100 Jahren 350,000, 1794 258,000, jetzt nur etwa 70,000 Einw.) u. Größe nach, die dritte Stadt des türkischen Reichs, u. noch jetzt macht sie, obschon nur theilweise wieder aus den Trümmern erstanden, einen der angesehensten Orte des Orients aus. Das Klima ist gesund u. bei Weitem nicht so heiß, als man unter dieser Breite erwarten sollte. Im Winter fällt das Thermometer zuweilen unter Null, und in den weniger geschützten Lagen erfrieren nicht selten die Oliven- und Orangenbäume. Die Kultur der Umgegend gibt der um Damask nichts nach; das Thal ist ein wahrer Garten, u. alle Höhen sind mit Baumpflanzungen u. Weinreben bedeckt. Alle Lebensmittel, im Ueberfluß erzeugt, sind wohlfeil, die Sitten der fleißigen Einwohner mild, und der Einfluß der vielen hier lebenden Franken befördert die Bildung. Die Stadt mit ihren 10, meistens noch in Trümmern liegenden Vorstädten, vor dem Erdbeben mit einer hohen, nun aber fast ganz zerstörten Mauer umgeben, wird von einer, damals ebenfalls eingestürzten, theilweise doch wieder hergestellten Citadelle geschützt und beherrscht. Die Straßen sind, wie die aller Städte des türkischen Ostens, zwar eng und düster, doch gut gepflastert und reinlicher, als in Smyrna und Damask. Viele der neuen Häuser sind aus Quadern aufgeführt; auch von den alten Palästen steht noch mancher, theils venetianischen, theils arabischen Baustyls. Von den 15,000 Häusern, die A. vor dem Erdbeben hatte, blieben kaum 3000 bewohnbar, und mit Hinzurechnung der seitdem neugebauten beträgt ihre jetzige Gesammtzahl nicht über 5000; darunter sind 30 Moscheen (einige groß und prachtvoll), mehre christliche Kirchen für fast alle Konfessionen, eine große Synagoge (es leben an 3000 Juden in A.), 45 Bazars, 2 öffentliche Bibliotheken und Lesezimmer und über 100 öffentliche Bäder und Kaffeehäuser. Die Derwische haben 4 Klöster inne, die Katholiken 1. A. ist der Sitz eines Pascha (dessen ehemals prächtiger Palast meist in Schutt liegt), eines Mollah (mohammedanischen Erzbischofs), eines griechischen Patriarchen, eines maronitischen und eines jakobitischen Bischofs. Fast alle handeltreibenden europäischen Nationen unterhalten hier Konsulate. Bei A. ist eine antike Wasserleitung, aufgeführt von den größten Quadern, welche das Trinkwasser aus einer Entfernung von 1½ Meilen herbeiführt; sie wurde vom Erdbeben wenig beschädigt und ist eine der schönsten in ganz Asien. Seine Lage machte A. von jeher zu einem Haupthandelsplatz des Orients. Durch Karawanen u. zur See steht es mit Bassora, Damask, Bagdad, Smyrna und Konstantinopel in der lebhaftesten Verbindung, und europäische, levantische, indische und persische Produkte haben hier einen Stapelplatz. Vor dem Erdbeben war der Handel A.'s vielleicht so groß als der Smyrna's. Aber jenes furchtbare Ereigniß (1822), die bald darauf wüthende Pest, die durch Empörungen der Drusen und anderer benachbarten Gebirgsvölker herbeigeführte Unsicherheit der Karawanenstraßen, die vor und nach der ägyptischen Besitznahme des Landes Statt findenden Unordnungen, auffallenden Bedrückungen und Gewaltmaßregeln haben den Handel A.'s in unsern Tagen gegen sonst sehr herabgebracht und ihn, obschon er immer noch bedeutend genannt werden mag, seiner früheren Höhe beraubt. In gleichem Verhältniß litten die zahlreichen Manufakturen, deren Erzeugnisse, seidene, baumwollene und wollene Zeuche, Teppiche, Shawls, Tressen, Gold- u. Silberfäden, Gold- u. Silbergeräthe, Bijouterien, wegen ihrer Vollkommenheit u. Schönheit berühmt waren; von 9000 Stühlen sind jetzt bloß 1500 beschäftigt. Im J. 1824, 2 Jahre nach der Verheerung, liefen im Hafen A.'s, in Latakia, an europäischen Schiffen nur noch 27,

nämlich 7 französische, 14 sardinische, 2 österreichische 2 toskanische und 2 nordeuropäische ein; früher oft die fünffache Zahl. Der Werth der eingeführten europäischen Waaren (Tücher, raffinirter Zucker, Cochenille ꝛc.) belief sich auf nur 4,995,160 türkische Piaster (früher 20 — 30 Millionen); die Ausfuhr (vorzüglich Gallen, syrische Baumwolle, Seide, Perlen, Straußenfedern, Wachs u. Droguen) auf 4,335,240 Piaster (ehemals 30 Millionen und mehr). Doch ist zu berücksichtigen, daß in neuester Zeit der Seehandel zum Theil auch über das 20 Meilen entfernte Alexandrette (Skanderum) betrieben wird. Eigentlicher Wechselplatz war A. niemals, auch in der Zeit der höchsten Blüthe nicht; alle Wechselgeschäfte gehen über Konstantinopel. Am allerschwunghaftesten war A.'s Handel vor der Auffindung des Wegs nach Indien, während und nach der Kreuzzugsepoche, in jenen Perioden zumal, wo der Weg über Suez gestört war. Damals hatten die Genueser und Venetianer Hauptniederlagen hier, sowohl für europäische Produkte, als die Erzeugnisse Indiens, wohin die Straße über Bassora und Ormus (im persischen Meerbusen) führte. Später konnte freilich ein solcher Handel nicht fortbestehen; aber seinen liberalen Institutionen (von jeher genossen Europäer in A. des wirksamsten Schutzes und voller Verkehrfreiheit), den Reichthümern seiner Kaufleute und der Gewohnheit alter Verbindungen, auch seinen Manufakturen und seiner günstigen Lage dankte A., daß es unter veränderten Verhältnissen nicht noch mehr sank und immer noch der Sitz großen Verkehrs blieb. Hauptgegenstände der Ausfuhr sind: Galläpfel, Kameelhaare, Seide, Baumwolle, Oel, Shawls, Musselin, Seidenzeuche, Borden; der Einfuhr aus Europa: Kolonialwaaren, wollene Tücher, britische Manufakturen u. s. w. — A.'s Gründung reicht in die Zeiten der Phönicier hinauf. Ihr ältester Name war Chaleb, dann Chalybon; sie war die Hauptstadt der Landschaft Chalybonitis, welche der Chalos (Koïk) durchfloß, und nach Palmyra's Sturz bekam sie als Handelsplatz große Bedeutung. Seleucus Nicator verschönerte A. u. nannte es Beröa, welcher Name bis zur Eroberung der Araber 636 blieb, dann aber dem alten Chaleb oder Haleb wieder weichen mußte. Während der Kreuzzüge gründeten die Seldschucken in A. ein Sultanat, das zwar schon 1117 wieder unterging, aber den Grund zu der spätern Größe der Stadt legte. Im Jahr 1260 wurde letztere, damals herrlich und groß, eine Beute der Mongolen und 1401 die der wilden Horden Timurlengs. In der Folge kam sie unter die Herrschaft der mameluckischen Sultane von Aegypten, und seit 1517 durch Sultan Selim I in die Gewalt der Türken, welche sie zur Hauptstadt eines Paschaliks machten. Unter ihnen stand sich A. bis zur Katastrophe von 1822 gut. Jetzt gehört die Stadt, mit dem größten Theile Syriens, thatsächlich zur Herrschaft des Vicekönigs von Aegypten. Im Oktober 1850 brach wegen der Rekrutenaushebung, von der die Nichtmohammedaner befreit sind, in A. ein blutiger Aufstand gegen die Christen aus, in welchem 20 und einige Christen, darunter 4 Priester, getödtet und eine große Zahl verwundet wurden. Erst durch Militärgewalt wurden die aufständischen Araber, die sich im Serai verschanzt hatten, zur Ruhe gebracht und ihre Rädelsführer gefangen. Ein ganzes Stadtviertel ward dabei zerstört; die Araber verloren etwa 1000 Mann an Todten und Verwundeten.

Aleppoübel (Malum Aleppense), flechtenartiger Ausschlag, eine Art von Gesichtsrose mit lange dauernder Eiterung, welche beim Abtrocknen der Kruste eine garstige Narbe hinterläßt. Das A. ist endemisch, kommt am häufigsten in Aleppo u. Kairo vor, sowohl bei Einheimischen als Fremden, jedoch nicht zu wiederholten Malen bei derselben Person.

Aler, Paul, gelehrter Jesuit, 1656 im Luxemburgischen geboren, studirte zu Köln u. trat 1676 in den Orden der Gesellschaft Jesu. Von Köln, wo er bis 1701 in den theologischen, philosophischen und schönen Wissenschaften las, kam er als Professor der Theologie nach Trier, leitete später die von ihm eingerichteten Gymnasien zu Münster, Aachen, Trier und Jülich und † 1727 zu Duren. Als Schriftsteller hat sich A. große Verdienste u. Berühmtheit durch seinen „Gradus ad Parnassum", ein prosodisches Lexikon, erworben, das zuerst Köln 1702 erschien u., seitdem unzählige Male aufgelegt, noch jetzt in Gebrauch ist.

Alesia, die alte Hauptstadt der Mandubier in Gallia lugdunensis, hatte eine sehr feste Lage auf einem Berge und war eine der ältesten Städte Galliens, nach der Sage von Hercules gegründet. Sie wurde von Cäsar nach einer hartnäckigen Vertheidigung erobert und zerstört, wobei 60 000 Römer gegen 330,000 Gallier unter Vercingetorix siegreich fochten. Nach dieser glänzenden Waffenthat Cäsars blühte A. zwar wieder auf, ward aber 864 von den Normannen abermals zerstört. Jetzt finden sich nur noch wenige Spuren von Brunnen, Wasserleitungen ꝛc. in der Nähe des Fleckens Alise, am Fuße des Berges Auxois im Departement Côte d'Or.

Alesius, auch Alexander von Ales genannt, gelehrter lutherischer Theolog, 1500 zu Edinburg geboren. Noch jung, als Stiftsherr an der St. Andreaskirche, zog er sich durch eine heftige Rede gegen das unzüchtige Leben mehrer der angesehensten schottischen Geistlichen den Haß seines mächtigen Dompropstes und Verfolgungen zu, entfloh deshalb 1532 nach Deutschland, trat mit der Reformation in Verbindung und gegen schottische Bischöfe mit der protestantischen Behauptung auf, daß es den Laien erlaubt seyn müsse, das Neue Testament in der Muttersprache zu lesen. Während des Streites, in welchen er mit Johann Cochläus, dem eifrigen Vertheidiger des Katholicismus, gerieth, erklärte sich A., der unterdessen, nach einem kurzen Aufenthalte in Köln, nach Wittenberg gekommen war, offen für Luthers Lehre, versuchte ihre Verbreitung 1535 in England mit Eifer, kehrte aber 1540 nach Deutschland zurück und † als Professor der Theologie 1565 zu Leipzig. A., von Natur heftig und unruhig, wurde von Melanchthon wegen großer Gelehrsamkeit sehr geschätzt und von ihm zu mehren Religionsgesprächen, welche zu Worms 1540, zu Naumburg 1554 und an andern Orten gehalten wurden, zugezogen. Seine Schriften sind theils exegetische (Auslegung der Psalmen, des Evangeliums Johannis u. s. w.), theils dogmatische

(über die Rechtfertigung und über die heilige Dreieinigkeit), theils polemische, gegen die Vertheidiger der katholischen Kirche. Sein Leben beschrieb Thomasius, Vita Alesii, Leipzig 1683.

Alessandria, sardinische Provinz an beiden Seiten des Po, mit 90,000 Einwohnern in 34 Kommunen. Die gleichnamige Hauptstadt dieser Provinz ist Sitz eines Bischofs, mit dem Beinamen della Paglia, d. i. von Stroh, entweder weil die ersten Häuser in der Eile von Stroh und Lehm aufgeführt wurden, oder weil man in dieser Gegend Stroh statt des fehlenden Holzes brennt. Sie wurde 1168 von den gegen Friedrich Barbarossa verbündeten lombardischen Städten, als eine Vormauer gegen seine Macht, in einer sumpfigen Gegend am Tanaro, welcher hier die Bormida aufnimmt, angelegt. Anfangs Cäsarea genannt, erhielt sie später, dem Papste Alexander III. zu Ehren, der, nachdem er Rom verlassen mußte, hier seinen Wohnsitz aufschlug, ihren jetzigen Namen. Durch seine Lage und der ursprünglichen Bestimmung gemäß, war A. stets von großer strategischer Wichtigkeit, und sein Besitz entschied gemeiniglich über den eines großen Theiles Oberitaliens. Eine starke Festung, hielt A. häufige Belagerungen aus. Im Jahre 1522 nahm sie der Herzog Sforza; 1657 mußten die Franzosen unter Prinz Conti nach harter Belagerung mit blutigen Köpfen abziehen. Im J. 1707 eroberte sie Prinz Eugen. Kaiser Joseph I. überließ die Stadt erblich an Savoyen. Die Franzosen erhoben dieselbe 1796 zur Hauptstadt des Departements Marengo u. schlossen hier, nach der berühmten Schlacht bei Marengo (14. Juni 1800) mit dem österreichischen General Melas den 16. Juni 1800 einen Vertrag ab, nach welchem Bonaparte Oberitalien bis an den Mincio und 12 Festungen eingeräumt erhielt. Napoleon erweiterte die Festungswerke und machte einen Hauptwaffenplatz aus A. Die Citadelle am linken Ufer des Tanaro mit vielen Außenwerken und der Brückenkopf an dem rechten Ufer der Bormida galten als unüberwindlich; jene ward aber nach Napoleons Sturz zum Theil geschleift. A. liegt 10 geogr. Meilen südöstl. von Turin, ist prächtig gebaut und hat gegenwärtig 32,000 Einw. Seine schönen breiten Straßen und Plätze werden durch viele Paläste, Springbrunnen ꝛc. geziert. Merkwürdige Gebäude der Stadt sind: der Triumphbogen, zu Ehren des Königs Viktor Amadeus (1768), die Kathedrale, eine der schönsten Italiens, das große Theater, das prächtige Hospital, ungeheuere Baracken, die schöne bedeckte Brücke über den Tanaro zwischen der Stadt und der Citadelle. A. hat ein Gymnasium, 2 öffentliche Bibliotheken, viele Manufakturen in Leinwand, seidenen und wollenen Zeuchen, Strümpfen, Hüten u. s. w. Der Handel ist sehr bedeutend (vorzüglich mit Seidenwaaren). Zwei Messen (den 24. April und 4. Oktober) waren, noch immer ziemlich besucht, früher weltberühmt u. Mittelpunkt des Verkehrs zwischen Genua, Turin u. Mailand u. den sardinisch-lombardischen Staaten.

Alessandri d'Alessandro, war um 1460 zu Neapel geboren und eine Zeit lang Advokat daselbst, † 1523 zu Rom, wo er als neapolitanischer Protonotar thätig war. Sein Hauptwerk: Dies geniales (Rom 1522 ff.), worin er allerlei Gegenstände in Form von Unterhaltungen mit gelehrten Freunden behandelt, hat viel Beifall gefunden.

Alessi, Galeazzo, berühmter Architekt, 1500 zu Perugia geboren und darum auch Perugino genannt, bildete sich unter Bitti Caporali in der architektonischen Zeichnung und schon sein Lehrmeister übertrug ihm die Leitung von Bauwerken. A. ging dann nach Rom und vollendete seine Bildung als Architekt unter Michel Angelo. Er erwarb sich einen kunstgeschichtlichen Namen, indem er die früheren Bauarten in Italien vorzüglich mit außer Kurs brachte. Eine Menge Denkmäler seines Ruhms hat er in Palästen und Villen zu Genua und Assisi hinterlassen. Sein berühmtestes Bauwerk in ersterer Stadt, das die Bewunderung aller Folgezeiten erregte, ist jene historische Maria-Himmelfahrtskirche, die den Namen Santa Maria da Carignan empfing. Sie ist eines der vollständigsten und vollendetsten Baudenkmäler, die es gibt und von der vollkommensten Einheit in allen Verhältnissen. Ein eigenthümliches architektonisches Gepräge drückte er den von ihm erbauten Palästen durch seine großartigen Hof- u. Treppenanlagen auf, worin er sich auf einen seltenen pittoresken Effekt verstand. Seine Großbauten zeigen eine imponirende Kraft und Fülle; doch stand seine äußerst fruchtbare Phantasie stets unter dem Einflusse einer künstlerischen Vernunft, welche sonst seinen Zeit- und Zunftgenossen eben nicht eigen war. A. † den 31. Dec. 1575 zu Perugia und ruht in der Kirche di San Fiorenzo.

Alessio (Alise, Lesch), kleine türkische Stadt, südöstlich von der Mündung des Drino in Albanien, mit gutem Hafen, Kastell auf einem Felsen (Acrolissos) und 3000 Einwohnern. Hier ist das Grabmal Skanderbegs.

Alessandrona, s. Alexandrette.

Alessano, hübsche neapolit. Stadt an der Südostküste der Terra d'Otranto, mit 7000 Einw., schöner Kathedrale, Bischofssitz, Tabaksbau in der Gegend.

A l'estompe (französ.), eine mit dem Wischer gefertigte Zeichnung.

A l'etendart (franz.), das durch die Trompete gegebene Kavalerie-Feldzeichen, sich nach geschehenem Angriffe des Feindes, oder einem kriegerischen Manöver wieder bei der an einem bestimmten Orte aufgestellten Standarte zu sammeln und sich in Reihe u. Glied zu stellen. Das Signal besteht aus 3 sogenannten Rufen und 3 hohen und tiefen Posten.

Aletschgletscher, ein auf der Südseite der Jungfrau, 8 Stunden lang nach Ober-Wallis, von Nord nach Südost und Südwest sich erstreckender Gletscher, bildet eine der grandiosen Eismassen, welche den 20 Stunden langen Raum zwischen der Grimsel und Gemmi ausfüllen. An dem östlichen Rücken desselben ist der 4550 Fuß über dem Meere gelegene Aletschsee mit der gleichnamigen Sennhütte. Jener ergießt sich theils in die Viesch, theils in die unterirdischen Eisgewölbe. Außerdem entströmt dem A. die in die Rhone gehende, reißende Massa. Von ihm aus, 1811 und 1812, geschahen die ersten Besteigungen der Jungfrau durch die Brüder Meyer von Aarau.

Aleuas, genannt Pyrrhus, d. i. Rothkopf, Stammvater der Aleuaden, eines Herrschergeschlechts im thessalischen Larissa. Zu ihnen gehört Eurylochus, welcher dem Socrates eine Freistätte anbot, und Aristippus, Schüler des Gorgias, mit dem jüngern Cyrus von Persien befreundet, der ihm 4000 Söldner zur Hülfe gegen innern Aufstand sandte; ferner der Pharsalier Menon, des Perserkönigs Gastfreund, welcher dem Cyrus 1500 Hellenen zum Zuge gegen Artaxerxes zuführte. Einen großen Stoß erhielt das Ansehen der Aleuaden, als die pheräische Dynastenlinie sich der thessalischen Herrschaft zu bemächtigen suchte, u. dieses nach mehren Kämpfen, in denen besonders der Aleuade Medius eine Rolle spielte, dem Jason von Pherä gelang, der die Herrschaft Thessaliens auch auf seine Nachkommen vererbte, bis die Aleuaden gegen dieselben den Alexander von Macedonien, des Amyntas Sohn, herbeiriefen, der aber das Land für sich selbst behielt. Später verbanden sich die Aleuaden mit König Philipp, der sich besonders ihrer zu seinen Absichten auf Griechenland bediente.

Aleuten (aleutische Inseln, Katharinenarchipel), eine Inselkette, die sich in einem Bogen, dessen Sehne 140 geographische Meilen lang ist, vom Vorgebirge Alaschka in Nordamerika bis nach Kamtschatka im asiatischen Rußland (von 165 — 195° östlicher Länge von Greenwich) erstreckt und im Norden vom 50.° nördlicher Breite das Behringsmeer oder das Meer von Kamtschatka von dem stillen Ocean scheidet, den Kontinent Nordamerika's aber mit Asien brückenartig verbindet. Es sind, die kleinen klippenartigen ungerechnet, 140 — 150 Inseln, deren gesammter Flächeninhalt auf 480 geographische □Meilen berechnet worden ist und die am natürlichsten in 5 Gruppen zerfallen. Die erste Gruppe umfaßt die Kommodore- oder Behringsinsel, wo Behring 1741 starb, unter 55° nördl. Br. und 60° östl. L., mit der Mednoi- od. Kupferinsel, abgetrennt von der eigentlichen Kette in der Nähe der Ostküste Kamtschatka's. Die zweite Gruppe bilden die Sasignaninseln oder die näheren A. mit Attu, Agattu und Semitschi, die dritte die Khao- oder Ratteninseln mit Buldyr, Kiska, Amschitka u. Kryzeü-Ostrow, die vierte die Neyho- oder Andreanowinseln, meist klein und selten besucht, wozu Samidopothschenoi (oder die Sieben-Kraterinsel), Goreloc oder Brandinsel, Bobrowoi oder Biberinsel, Tanaga, Atscha, Aintja oder Umlak etc. gehören. Die fünfte Gruppe endlich besteht aus den Fuchs- oder Kavalanginseln mit Unimak, Unalaschka, Umnak etc. Von denselben ist Unimak die größte der ganzen Inselkette und nur durch eine schmale Meerenge von der Halbinsel Alaschka getrennt. Außer diesen liegt noch gegen Nordost die große Insel Kadyak oder Kodiak, die man gewöhnlich zu der Gruppe der Schuagminsinseln rechnet. Die ganze Inselkette ist plutonischen Ursprungs u. eine Zone von Vulkanen verschiedenen Alters, welche das Verbindungsglied der großen Vulkanenreihe der Westküste Nordamerika's und Kamtschatka's bilden. Bei Weitem die meisten sind längst erloschen, jedoch kenntlich an den basaltischen oder Trappgebilden, die das Gebirg unter der Dammerde ausmachen; andere aber waren seit Menschengedenken in Thätigkeit u. einige werfen jetzt noch Rauch und Flammen aus. Mehre Vulkane scheinen unter dem Meere sich zu öffnen, denn zuweilen schlagen Flammen aus den Wellen auf und noch 1795 erhob sich ein solcher Vulkan wie eine Blase aus dem Meeresgrund, spie Feuer u. siedendes Wasser und bildet jetzt eine der Inseln. Fast alle Inseln haben schroffe, hohe, schwer zugängliche Küsten; viele sind in Folge der Erdbeben, die sehr häufig sind, ganz zerrissen, und das Meer bricht sich an ihren zackichten Felsenufern in entsetzlicher Brandung, oft auch Strudel bildend, wodurch ihre Umschiffung sehr gefährlich wird. Das Land steigt vom Meer aus zu kahlen, schwarzen, steilen Gebirgen empor, die sich immer höher aufeinander thürmen und das Ansehen einer sich längs jeder Insel hinziehenden Gebirgskette annehmen. Auf diesem Gebirge entspringen eine Menge Quellen, die sich entweder als reißende Bergbäche in das Meer ergießen oder in den felsigen Thälern, zuweilen wohl auch in ehemaligen Kratern, zu tiefen Seen sammeln. Ihrer Formation nach müssen die A. metallleer seyn; schöne Kieselgebilde, z. B. Karneol, Sardonyx etc., findet man häufig als Geschiebe in den Flüssen. Die Flora der A. ist der von Kamtschatka gleich; nur sehr wenige Pflanzenarten sind den A. eigenthümlich. Wälder gibt es nicht; man findet nur niedriges Gestrüpp, Gräser, Moose und Flechten; hohe Bäume sind Seltenheiten. Die auf Unalaschka gemachten Versuche zur Anpflanzung von Fichten haben keinen günstigen Erfolg gehabt. Die Fauna ist die arktische: Bären, Wölfe, Fischottern, Biber und Hermeline. Die wegen ihres Felles so kostbare Seeotter wurde hier sonst äußerst häufig gefangen; aber die Zahl dieser Thiere hat jetzt sehr abgenommen; eben so die der Füchse auf den Fuchsinseln, die in unzähliger Menge von verschiedenen Farben: schwarze, graue, rothe und braune, vorhanden waren. Das Meer liefert dem Fang viele Phokenarten, Seehunde, Seekälber, Seelöwen; der gemeine Wallfisch ist selten geworden, Lachs wird in großer Menge und von vielen Arten gefangen u. Schellfische oft von ungeheurer Größe. Der Winter ist auf diesen Inseln milder, als man unter so hohem Breitengrade erwartet, hingegen der Sommer auch sehr kurz u. unfreundlich. Die Ureinwohner, die zum Theil zum Christenthum bekehrt worden, sind eine Mischlingsrace von tatarischer und nordamerikanisch-indianischer Abstammung, klein, doch fleischig und wohlgestaltet, mit kurzen Hälsen, dunkelbraunen, vollen Gesichtern, schwarzen Augen, schmalen Bärten, langen, schlichten, schwarzen Haupthaaren, welche die Männer hinten frei, vorne abgeschnitten tragen und die Frauen in einen Wulst zusammenbinden. Ihr Ausdruck ist gutmüthig und intelligent; Kapitän Cook schildert sie als das harmloseste Volk auf Erden. Neuere Reisende haben indeß beobachtet, daß sie zwar treuherzig und friedliebend sind, aber gereizt höchst rachsüchtig werden und gleichgültig gegen jede Gefahr. Die Kleidung der Männer und Frauen ist sich fast gleich und besteht aus einem Kittel oder Hemd von Seehundsfellen (Parka), das mit einem breiten, steifen Band um den Hals festgebunden wird und bis auf die

Kniee herabreicht. Ihr Schmuck besteht aus Glasperlen, rothen Federn u. s. w. Ueber den Kittel tragen die Männer bisweilen eine Kamleika oder ein Regengewand von wasserdichtem Zeuch, mit einer Kappe, die sie über den Kopf ziehen können und welche unter dem Kinn gebunden wird. Stiefel von Seehundsfell und ein zugespitzter Helm, aus Holz künstlich verfertigt, der auf der Schulter befestigt ist, vervollständigt den Anzug. Diese Helme sind grün und roth gefärbt und mit Figuren aus Wallroßzähnen, Glasperlen und Barthaaren des Seelöwen oft schön verziert. Sonst war das Tättowiren sehr bei ihnen im Gebrauch, besonders bei den Frauen; seit ihrem Verkehr mit den Russen ist es aber abgekommen. Männer u. Frauen durchbohrten sich früher auch die Unterlippe und hingen Knochen oder Zierrath u. Schmuck daran; aber auch dieser Gebrauch verschwindet. Die Hauptnahrung der Insulaner besteht in Fischen, Seethieren, Vögeln, Wurzeln und Beeren. Im Sommer trocknen sie Fische und bewahren sie für den Winter in einer Hütte auf. Auch Wurzeln u. Beere werden getrocknet aufbewahrt, und von den Russen entlehnen sie die künstlichere Bereitung ihrer Speisen. Anpflanzungen von Kartoffeln, die sehr gut fortkommen, liefern jetzt den Eingeborenen ihr liebstes Gericht. Die Wohnungen sind meist noch Erdhöhlen mit hölzernen Dächern, auf welche sie Gras und Erde werfen, so daß ein Dorf aussieht wie ein europäischer Kirchhof mit Gräbern. Der Eingang zu diesen Hütten ist auf dem Dache. Das Licht fällt auch von oben durch die Thüre, oder durch ein Fenster herein, das statt des Glases mit getrockneten Fischhäuten bedeckt ist. Das Innere besteht aus mehren Abtheilungen, die durch Seehundsfelle und Strohmatten geschieden sind; das Hausgeräthe ist reinlich gehalten, mannichfaltig und zierlich gefertigt. Die Frauen sind fleißig und zugleich Schneider, Schuhmacher und Verfertiger der Boote. In den Erholungsstunden, besonders in langen Winterabenden, machen die Männer Matten, kleine Körbe und Etuis von Stroh, die zuweilen nach Europa zum Verkaufe kommen. Schon Kapitän Cook rühmt die Sauberkeit und Tüchtigkeit dieser Arbeiten, die von Verstand und Beharrlichkeit zeugen. Ihre Häuser haben keine Feuerstätten, sondern werden durch Lampen erhellt und erwärmt. Der russischen Niederlassungen auf den A. zählt man jetzt 12, ihr Zweck ist der Pelzhandel und Wallfischfang. Nach der ersten Entdeckung 1741 durch Behring lange von Privatleuten getrieben, war er großen Mißbräuchen unterworfen. Die Eingeborenen wurden auf die grausamste Weise behandelt und die Härte, deren sich diese geldgierigen Jäger schuldig machten, drohte mit den Menschen auch die ganze Race von Thieren auszurotten, von denen der Handel abhängig war. Von der Nothwendigkeit überzeugt, diesem Treiben ein Ende zu machen, bemühte sich Schelikoff, ein einsichtsvoller russischer Kaufmann, die verschiedenen Theilhaber an dem Handel in eine Kompagnie zu vereinigen. Im J. 1785 gelang es ihm damit. Diese Kompagnie rüstete mehre Schiffe aus, legte, unter Sanktion der Regierung, befestigte Faktoreien an und trieb mehre Jahre hindurch ein sehr bedeutendes und gewinnreiches Geschäft. Der gute Erfolg dieser Verbindung bewog andere Kaufleute, sich gleichfalls zu associiren, und so wurde der Grund zu der vereinigten russisch-amerikanischen Kompagnie gelegt. Klagen über die Bedrückung der Eingeborenen bewogen den Kaiser Paul, diese Kompagnie aufzuheben. Der Vollzug dieses Beschlusses kam aber nicht zu Stande. Vielmehr wurde 1799 die neu konstituirte Kompagnie bestätigt und mit ansehnlichen Privilegien beschenkt. Der Kaiser Alexander bezeigte nach seiner Thronbesteigung persönliche Theilnahme für ihr Gedeihen, wurde Mitglied derselben u. veranlaßte mehre Große des Reichs, seinem Beispiel zu folgen. Durch den Minister Romanzoff und den Kommerzienrath Benedikt Cramer erhielt dieser russische Handelszweig großen Schwung, freilich ohne das Loos der armen Insulaner zu verbessern. Die traurige Lage der Promüschleniks od. Pelzsammler, die, selbst Sklaven der Kompagnieagenten, ihrer Seits wieder die ärgste Tyrannei über die armen Urbewohner der A. ausüben, malen neuere Augenzeugen in schwarzen Farben. Die Hauptbeschäftigungen der Insulaner sind Fischfang, Jagd und die nöthigen Vorbereitungen dazu. Ihre Baidars, Baidarkas oder Boote bestehen aus einem Skelet von Holz, über welches eine lederne Decke von Seehundsfell gespannt ist. Sie sind so leicht, daß man sie mit einer Hand tragen kann, und mit dem doppelten Ruder von 7—8 Fuß Länge durchschneiden sie die Wellen mit Blitzesschnelligkeit. Erfahrene Schiffer unternehmen in solchen kleinen Booten bedeutende Reisen, selbst in stürmischem Wetter. Hauptvergnügen ist ihnen der Tanz, wozu eine kleine Trommel und eine Schnarre aus Seehundsblase die Musik hergibt. Die Religion der nicht bekehrten Inselbewohner besteht aus abergläubischen Gebräuchen und ihre Priester sind zugleich Zauberer, doch ist deren Ansehen jetzt ganz gesunken. Polygamie ist allgemein. Ihre Verstorbenen beerdigen sie an besondern Plätzen und mit vielen Ceremonien. Die besten Wurfspieße u. Kleider, mit Thran und andern Nahrungsmitteln, werden ihnen mit in das Grab gelegt. Die Urbevölkerung der A. war sonst wohl über 100,000 stark, jetzt aber beträgt sie nicht den 10. Theil mehr. Diese rasche Entvölkerung schreibt man den Blattern, der veränderten Lebensweise, besonders aber dem Branntwein zu.

Alexander, Männername, der Männerbeschützende. Merkwürdige Personen dieses Namens sind: 1) A. der Große, König von Macedonien, einer der größten Eroberer aller Jahrhunderte, der nur Einen seines Gleichen hat, Napoleon Bonaparte, war um die Zeit der Herbstnachtgleiche 356 v. Chr. geboren, in demselben Jahre, wo Delphi durch die Phocier erobert ward, der dritte heilige Krieg begann, der Bundesgenossenkrieg aber zu Ende ging, an dem Tage, wo Parmenio die Illyrier und Päonier schlug, Philippus in den olympischen Spielen bekränzt ward und der Tempel zu Ephesus niederbrannte. Sein Vater war der Macedonierkönig Philippus, seine Mutter Olympias, des Arsaciden Neoptolemus Tochter, aus Achilles Geschlecht, die Philippus schon als Jüngling bei Gelegenheit der Feier der samothracischen Mysterien liebgewonnen

hatte. Leonidas, der Königin verwandt und ein Mann von strengen Sitten, war A.s erster Erzieher, hierauf Lysimachus, der Akarnanier, welchen man der Eitelkeit und Schmeichelei beschuldigte, endlich, 8 Jahre lang, Aristoteles, der berühmte griechische Philosoph, dem Philipp die Geburt des Sohnes mit den Worten meldete: „Wisse, daß mir ein Sohn geboren ist; nicht, daß er geboren ist, sondern, daß er in deinen Tagen geboren ist, macht mich froh; von dir erzogen und gebildet wird er unser würdig und der großen Bestimmung, die einst sein Erbe ist, gewachsen seyn". Nie hatte ein größerer Erzieher einen größern Zögling. Der Mann, der die Welt dem Gedanken erobert hat, erzog den, der sie mit dem Schwerte erobern sollte; ihm gebührt der Ruhm, in dem leidenschaftlichen Knaben jene Hoheit u. Strenge des Denkens geweckt zu haben, die ihn den Genuß verachten, die Wollust fliehen lehrte, die seine Leidenschaften adelte und seiner Kraft Maß und Bewußtseyn gab. A. selbst bewahrte für seinen Lehrer allezeit die innigste Verehrung; er sagte oft, seinem Vater danke er nur sein Leben, seinem Lehrer, daß er würdig lebe. Der Geist des Mannes offenbarte sich schon in dem Knaben u. Jüngling. Jeder sinnlichen Ausschweifung feind, brannte A. nur vor Begierde nach Ruhm, aber nicht nach jeglichem; denn als man ihn fragte, ob er in Olympia mit um den Preis kämpfen wolle, entgegnete er: „ja, wenn Könige die Gegner sind!" Voll Thatendurst klagte er bei den Siegen seines Vaters, daß diese ihm nichts zu thun übrig ließen. Dennoch konnte er den Diogenes glücklich preisen, der in seiner Tonne nichts Besseres vom gütigen Könige zu bitten wußte, als daß er ihm aus der Sonne gehen möchte. „Ich möchte Diogenes seyn", rief er aus, „wenn ich nicht A. wäre". Sein Vorbild war Achilles, dessen Abkömmling zu seyn er gern von sich rühmte und dem er durch Glück und Leid und Ruhm ähnlich werden sollte. Wie jener seinen Patroclus, so liebte er den Freund seiner Jugend, Hephästion. Von den Aeltern liebte er die Mutter mehr, als den Vater; von jener hatte er den Enthusiasmus und die Innigkeit, die ihn vor allen Eroberern auszeichnen. Sein Aeußeres, der heftige Gang, der funkelnde Blick, das zurückfliegende Haar, die Gewalt seiner Stimme, war das eines Helden; wenn er ruhte, bezauberte die Milde seiner Miene, das sanfte Roth, das auf der Wange spielte, sein feuchtaufblickendes Auge, das ein wenig zur Linken geneigte Haupt. In ritterlichen Uebungen war er vor Allen ausgezeichnet; schon als Knabe bändigte er das wilde thessalische Roß Bucephalus, an welches sich kein Anderer wagen wollte und das ihm späterhin auf seinen Zügen als Schlachtroß diente. Damals schon rief der erfreute Vater: „Sohn, Macedonien ist für dich zu klein!" Die erste Waffenprobe legte A. ab, als er, während Philipp Byzanz belagerte, die Meder bezwang; noch höhern Ruhm gewann er in der Schlacht von Chäronea (338), wo er zuerst die Reihen der Feinde durchbrach, die heilige Schaar der Thebaner warf und durch persönliche Tapferkeit den Sieg den macedonischen Waffen zuwandte. Philipp, stolz auf solchen Sohn, ließ sich gern den Feldherrn der Macedonier nennen, wenn man diesen als König begrüßte; denn er erkannte in ihm den Vollender seiner kühnsten Pläne und stolzesten Hoffnungen. Nur in der letzten Zeit zerstörten Philipps ungerechte Verstoßung von A.s Mutter Olympias, die Erhebung einer zweiten Gemahlin, Cleopatra, und ihrer Verwandtschaft, namentlich ihres Oheims Attalus, und die Zurücksetzungen und Kränkungen, die A. selbst erfuhr, das gute Vernehmen zwischen Vater und Sohn. Aber mit Unrecht schrieb nachmals das Gerücht dem Letztern einen Antheil an Philipps Ermordung zu; er selbst rechtfertigte sich durch die strengste Bestrafung des Königsmörders Pausanias und seiner Mitverschwornen.

A. bestieg 336 den Thron von Macedonien unter den ungünstigsten äußern Verhältnissen. Hellas gedachte der Freiheit; alle neubezwungenen barbarischen Völker hofften das Joch abzuschütteln und die Macedonier selbst waren der Anstrengungen überdrüssig; Attalus endlich, der von Philipp mit einem Heere nach Asien geschickt war, um Persien zu beunruhigen, strebte für sich selbst oder für den neugebornen Sohn seiner Nichte nach der Krone. A. hatte allen Muth und alles Selbstvertrauen nöthig, um in dieser Bedrängniß nicht zu verzagen. Die Freunde riethen, die Herrschaft über Griechenland aufzugeben, mit den Barbaren und mit Attalus zu unterhandeln. Er verwarf den Rath als feig und seiner unwürdig. Mit klarem Blick zerlegte er das Kriegstheater in drei große Felder, den Norden, Asien und Griechenland. Die beiden letzten Punkte waren die gefährlichsten; von den nördlichen Barbaren hatte man vor der Hand höchstens räuberische, aber vorübergehende Einfälle zu befürchten. Gegen Attalus wurde Hecatäus, einer von A.s Vertrautesten, abgeschickt mit starker Heeresmacht und dem Auftrage, den Gegner todt oder lebendig nach Macedonien zu bringen. Hecatäus vollendete pünktlichst die Mission, der Mordbefehl ward ausgeführt, und das Heer des Attalus vereinte sich mit dem des treugebliebenen Parmenio. A. selbst war indessen nach Griechenland aufgebrochen, hatte ohne Schwertstreich Thessalien gewonnen, die Thermopylen passirt und in Theben seinen Einzug gefeiert. Athen schickte Gesandte entgegen; A. verzieh ihm und allen Hellenen unter der Bedingung, daß sie Gesandte nach dem Isthmus von Korinth schickten, wo in einer allgemeinen Versammlung der Krieg gegen Persien beschlossen u. der König als Oberbefehlshaber der Hellenen anerkannt werden sollte. Während Alles huldigte, wagten es nur die Spartaner, ihren Beitritt zu verweigern; A. hielt sie aber für zu unbedeutend, als daß er gegen sie Gewalt gebrauchen sollte. Er eilte nach Delphi, um das Orakel zu befragen; die Pythia wollte aber, weil es ein unglücklicher Tag sey, den Dreifuß nicht besteigen. Da führte sie der König mit Gewalt zum Tempelsitz, so daß sie ausrief: „Mein Sohn, du bist unwiderstehlich!" „Mir genügt das Orakel", erwiederte A. und kehrte nach Macedonien zurück. Die nächste Aufgabe war die Unterwerfung der barbarischen Nachbarn. Mit dem Anfange des Frühlings 335 zog er von Amphipolis aus gegen den Hämus (jetzt Balkan), erzwang den Uebergang über das

Gebirge, drang in das Land der Triballer und verfolgte ihren König Syrmus bis an die Donau, wo sich derselbe auf eine gut befestigte Insel gerettet hatte. Bevor A. ihn angriff, unterwarf er das jenseitige nördliche, von den Geten besetzte Ufer und kehrte mit vieler Beute in sein Lager zurück, worauf Gesandte von Syrmus und andern Fürsten der Donauländer kamen, um Frieden und Freundschaft zu schließen. A. eilte nun wieder seiner macedonischen Grenze zu, die der Illyrierfürst Clitus und der Taulantinerfürst Glaucias mit einem Einfalle bedrohten. Auch sie wurden auf's Haupt geschlagen und den besiegten Königen, wie es scheint, unter der Bedingung der Friede gegeben, daß sie die Oberhoheit A.s anerkannten und bestimmte Kontingente zu seinem Heere stellten. Um diese Zeit verbreitete sich in Griechenland das Gerücht, A. sey im Kampfe gegen die Illyrier gefallen. Die Griechen hatten zwar mit hochklingenden Dekreten A.s Hegemonie anerkannt und das Bündniß mit ihm auf dem Bundestage zu Korinth beschworen; aber je ferner die macedonischen Waffen waren, desto lockender klangen die Worte der exaltirten Demagogen und die persischen Dariken und die schönen Namen der alten Freiheit und des alten Ruhms. Lange glimmte der Funke im Verborgenen. Eines Tages aber brachte Demosthenes, der große, durch die Schärfe des Wortes allgewaltige und unversöhnliche Gegner der Philippiden, einen Menschen vor das versammelte Volk der Athener, der eine Wunde aus der Schlacht aufzuweisen hatte, in der A. vor seinen Augen gefallen seyn sollte. Dies war die Losung zum Aufstande gegen die macedonische Tyrannei, in Athen, in Theben, in ganz Griechenland. Ueberall erhob sich das Volk, und schon schien ein neuer Freiheitsmorgen für Griechenland zu tagen, als sich das Gerücht verbreitete, die Macedonier rückten in Eilmärschen heran. Andere Boten, die verkündeten, es sey A. selbst, wurden übel empfangen. Aber Tags darauf stand A., der Todtgeglaubte, mit 20,000 Mann Fußvolk und 3000 Mann Reitern unter den Mauern Thebens. Sein schnelles Erscheinen hatte zunächst den wichtigen Erfolg, daß die arkadischen Hülfsvölker nicht über den Isthmus hinauszurücken wagten, daß die Athener ihre Truppen ebenfalls zurückbehielten und die Feinde der Thebaner (Orchomenier, Platäer, Thespier, Phocier ꝛc. ꝛc.) sich dem Könige sogleich anschloßen. Indeß hatte A. nicht im Sinne, sogleich die Waffen zu gebrauchen; voll Verlangen nach den Kämpfen im Morgenlande, wünschte er die Streitigkeiten in Griechenland möglichst schnell und friedlich zu beenden; er ließ sein Heer unter den Mauern der Stadt lagern, um durch den Anblick seiner Streitkräfte den Muth der Thebaner zu lähmen und durch Milde selbst die ihm feindlich Gesinnten zu gewinnen. Aber die Thebaner wiesen eben sowohl aus rühmlicher Vorliebe zur Freiheit, wie angereizt von einzelnen Rädelsführern, die sich der Hoffnung auf Begnadigung nicht hingeben konnten, jedes Anerbieten zurück. Am zweiten Tage stürmte Perdiccas, der mit seiner Abtheilung auf der Vorhut des Lagers stand, ohne vom Könige Befehl dazu zu haben, gegen die feindlichen Verschanzungen. Ihm folgte Amyntas mit der zunächst gelagerten Division; beide wurden zurückgeworfen und verfolgt. Jetzt erst rückte A. mit dem Kern des Heeres zur Deckung der Seinen aus dem Lager. Die Thebaner wurden zurückgeschlagen; die Stadt ward erobert und erst das Dunkel der Nacht machte dem Plündern u. Morden ein Ende. Von den Thebanern sollen 6000, von den Macedoniern 500, die Waffen in der Hand, umgekommen seyn. Am folgenden Tage berief der König eine Versammlung der Bundesgenossen, welche an dem Kampfe Theil genommen hatten, u. überließ ihnen das künftige Schicksal der Stadt. Richter über Theben wurden dieselben Platäer, Orchomenier, Phocier, Thespier, Böotier, welche den furchtbarsten Druck der Thebaner lange hatten erdulden müssen, deren Städte ehemals von ihnen verwüstet, deren Söhne und Töchter von ihnen geschändet und als Sklaven verkauft worden waren. Es wurde beschlossen: die Stadt sollte dem Erdboden gleich gemacht, das Land, mit Ausnahme des Tempellandes, unter A.s Bundesgenossen vertheilt, alle Thebaner, mit Weib und Kind, in die Sklaverei verkauft und nur den Priestern und Priesterinnen, den Gastfreunden Philipps, A.s und der Macedonier die Freiheit geschenkt werden. A. gebot auch, Pindars Haus und Nachkommen zu verschonen. Dann wurden 30,000 Thebaner jedes Alters verkauft und in die weite Welt zerstreut, die Mauern niedergerissen, die Häuser ausgeräumt und zerstört. Mitten unter den Greueln der Verwüstung gab aber A. Beweise von Milde und Hochherzigkeit. Den übrigen griechischen Staaten ward auf demüthiges Bitten Amnestie zu Theil, und den Athenern erlaubte der König, die in dieser Sache Schuldigen vor ihr eignes Gericht zu ziehen. Mit der Zuversicht, den Griechen eine Mahnung gegeben zu haben, deren Ernst sie vor künftigen Aufständen abschrecken würde, kehrte A. im Herbste nach Macedonien zurück. Der nächste Winter war den Rüstungen zum großen Kriege gegen Asien geweiht; aus Griechenland, aus Thessalien, aus den Gebirgen Thraciens, von der Donau her kamen die Schaaren der Verbündeten; Söldner wurden geworben, Schiffe zur Ueberfahrt gerüstet. Der König und seine Generäle hielten Berathungen, um die Operationen des Feldzuges nach den genauesten Erkundigungen über die Kriegsmacht und Organisation des Perserreichs ꝛc. ꝛc. zu entwerfen. Dann wurden die Angelegenheiten der Heimath geordnet, Antipater zum Reichsverweser bestellt und ein Heer von 12,000 Mann seinem Befehle übergeben, die Fürsten der verbündeten Barbarenstämme zur persönlichen Theilnahme am Kampfe aufgefordert, damit das Reich vor Neuerungen desto sicherer, die Stammesgenossen unter ihrer Führung desto tapferer wären. Die Anträge der Großen des Reichs, sich vor dem Feldzuge zu vermählen und die Geburt eines Thronerben zu erwarten, verwarf A.: es sey seiner und der Macedonier und Griechenlands unwürdig, an Hochzeit und Ehebett zu denken, wenn Asien zum Kampfe bereit stehe. Asien nur war sein Gedanke; was daheim ihm gehörte, Landgüter, Waldungen und Dörfer, selbst die Zehnten und Hafenzölle verschenkte er an seine Freunde. „Was bleibt dir denn, o König?" fragte Perdic-

cas, als fast Alles vertheilt war. „Die Hoffnung!" antwortete der König. Da verschmähte auch Perdiccas seinen Antheil; „laß uns, die wir mit dir kämpfen werden, die Hoffnung mit dir theilen;" und viele Freunde folgten dem Beispiele des hochherzigen Mannes.

Mit dem Beginn des neuen Frühlings setzte sich A.s wohlgerüstetes Heer in Bewegung; 30,000 Mann Fußvolk und 5000 Reiter macedonischer, griechischer u. barbarischer Abkunft zogen längs der Küste Thraciens nach Sestus hin, wo die macedonische Flotte, 160—180 Dreiruderer stark, zur Ueberfahrt bereit stand. A., selbst am Steuer seines Schiffes, lenkte nach der Bucht, die seit den Zeiten Achilles' und Agamemnons der Hafen der Achäer hieß, wo die Grabhügel des Ajax, Achilles und Patroclus sich erhoben. A.s Fahrzeug war das erste am Ufer; vom hohen Bord des Vorderschiffs schleuderte der König seine Lanze in das Land der Feinde und sprang dann, der Erste von Allen, in voller Rüstung an den Strand. Altäre, gebot er, sollten fortan die Stelle bezeichnen, wo Asiens Boden zuerst von dem Fuße seines Ueberwinders betreten worden. Dann zog er mit seinen Generälen und dem Geleite der Leibwache nach den Ruinen Iliums, opferte im Tempel der troischen Pallas, weihete ihr seine Waffen und nahm statt deren sich heilige Waffen aus der Zeit des trojanischen Krieges. Auch dem Schatten des Priamus spendete er Sühnopfer, vor Allem aber ehrte er das Andenken seines großen Ahnen Achilles; er kränzte und salbte des Helden Grab, das Grab des Patroclus sein treuer Freund Hephästion. Dann wurden den Helden Wettkämpfe und Spiele gefeiert, endlich die Herstellung Troja's geboten und den Bürgern der neuen Stadt Freiheit und Immunität versprochen. Nach diesen Festlichkeiten brach das Heer aus der Ebene von Arisbe, wo es das Lager bezogen hatte, auf. Lampsacus, dem des Anaximenes List Verzeihung erwirkte, und Priapus ergaben sich; am jenseitigen Ufer des Granicus aber erwartete die siegreich Vordringenden ein persischer Heerhaufen von 20,000 Reitern und eben so viel Fußvolk, meist griechischen Söldnern. An der Spitze des Perserreichs stand damals Darius Codomannus, ein König, wie Persien lange nicht gehabt hatte. Schön und ernst, wie der Asiate sich gern das vollkommene Bild seines Herrschers denkt, von Allen verehrt und gegen Alle liebreich, an allen Tugenden seiner großen Ahnen reich, frei von den scheußlichen Lastern, die das Leben der letzten Könige geschändet und das Reich in's Verderben gestürzt hatten, schien Darius berufen, dem Reiche, das er ohne Schuld und Blut erworben, den Frieden und das Glück wieder zu geben, um die der frühern Könige Ohnmacht und Schlechtigkeit das Volk der Perser betrogen hatte. Darius wünschte auf jede Weise den Krieg wie mit Philippus so mit A. zu vermeiden; er fühlte, daß gegen die vereinte Macht der Griechen und Macedonier seine entnervten Völker unmöglich das Feld würden behaupten können; er mochte ahnen, wie das ungeheuere Reich, in sich erstorben und verwesét, nur eines äußern Anstoßes bedürfte, um in sich zusammen zu sinken. Als aber die Rüstungen, welche während des Winters 335 in Macedonien gemacht worden waren, keinen Zweifel mehr übrig ließen, daß der gefürchtete Heereszug der Macedonier mit dem nächsten Frühjahre hereinbrechen werde, da versammelten auf des Darius Befehl die Satrapen Vorderasiens ihre Kontingente, um A. an der Schwelle Asiens die Spitze zu bieten, während zugleich die phönicische und cyprische Flotte aufgeboten wurde, nach den hellenischen Gewässern zu eilen. Im Monat Thargelion (Mitte Mai bis Mitte Juni) 334 v. Chr. stießen unweit Priapus (jetzt Karaboa) am Granicus (jetzt Ustwola) die asiatischen und europäischen Krieger im offenen Felde zusammen, um den Weltkampf zu eröffnen. Umsonst hatte der Rhodier Memnon, der einzige, A.s würdige Gegner im Perserheere, zu langsamem, alle Lebensmittel zerstörendem Rückzuge gerathen; von den übrigen Satrapen überstimmt, beschloß man, den Macedoniern am Flusse das Treffen zu liefern. A. durchschauete bald alle Fehler der feindlichen Position, welche die Waffe des ungestümen Angriffs zur Vertheidigung eines schwierigen Terrains gebrauchte u. die trefflichen, griech. Söldner zu müssigen Zuschauern eines Kampfes machte, dem nur sie gewachsen waren. Sofort ließ er rechts und links aufrücken, so sehr auch Parmenio und Andere den Uebergang im Angesichte des Feindes widerriethen. „Der Hellespont müßte sich schämen", entgegnete der König, „wenn sie dieses Flüßchen fürchteten". Beim Uebergang, im Flusse selbst, entstand die mörderische Reiterschlacht. A.s weißen Helmbusch sah man im dichtesten Gedränge; in der Wuth des Gefechtes zersplitterte sein Speer; da kämpfte der Starke mit dem umgekehrten Stumpf und machte sich freie Bahn. Endlich reichte ihm der Korinther Demaratus seinen eigenen Speer; aber da sprengte auch schon ein neuer Schwarm erlesener persischer Reiter auf den König los. Der wilde Mithridates, ihr Führer, jagte weit voraus; sein Wurfspieß verwundete des Königs Schulter; ein Speerstoß A.s streckte den persischen Fürsten todt zu Boden. In demselben Augenblicke jagte des Gefallenen Bruder, Rhösaces, auf A. los und zerschmetterte mit einem Hiebe dessen Helm, so daß der Säbel noch die Stirnhaut ritzte. A. bohrte ihm den Speer durch den Harnisch tief in die Brust, und Rhösaces stürzte rücklings vom Pferde. Zugleich war der lydische Satrap Spithridates an A. herangesprengt; schon hatte er über des Königs Nacken, ohne daß dieser es merkte, seinen Säbel zum tödtlichen Schlage erhoben, da kam ihm der schwarze Clitus zuvor: mit einem Hiebe trennte er des Barbaren Arm vom Rumpfe und gab ihm den Todesstoß. Immer wilder wurde der Kampf, die Perser fochten wie Löwen; aber immer neue Schaaren Macedonier rückten über den Fluß. Es wurde das Centrum der Perser durchbrochen, deren Flucht allgemein. A. verfolgte sie nicht weit; denn noch standen die griechischen Söldner unbeweglich auf der entlegenen Anhöhe. Nach hitzigem Kampfe, in welchem dem König ein Pferd unter dem Leibe erstochen wurde, waren auch sie geworfen, getödtet oder gefangen. In Fesseln wurden diese griechischen Gefangenen zu öffentlicher Strafarbeit nach Macedonien abgeführt, weil sie, dem korinthischen Vertrag zuwider, gegen die

Macedonier gedient. Nur die Thebaner darunter ließ der selbst im Zorn menschlich fühlende Sieger frei: ihr Haß sey ein gerechter! Das persische Lager gab reiche Beute. Dreihundert vollständige Rüstungen gingen als Weihgeschenk nach Athen in's Parthenon, mit der Widmung: A., Philipps Sohn, und die Griechen, mit Ausnahme der Lacedämonier, von den persischen Barbaren.

Mit diesem ersten Siege war Persiens Macht diesseits des Taurus vernichtet, die Vormauer des Reichs niedergerissen. A. hätte sofort in das Innere Kleinasiens einrücken können, er würde Land und Leute gewonnen haben. Aber noch stand eine Perserflotte im ägäischen Meere, die ihm die Küste hätte wieder streitig machen können. Darum zog es A. vor, zuvörderst der, ohnedies von stammverwandten und sympathisirenden Griechen bevölkerten Vor- und Küstenländer sich zu bemächtigen. Seine Feldherrn nach verschiedenen Richtungen entsendend, rückte er selbst gegen Sardes, die Hauptstadt Lydiens. Sie ergab sich mit großen Schätzen und wurde nun einer der Hauptwaffenplätze der Macedonier. Ephesus lieferte die Aufwiegler des Volks gegen die oligarchische Partei in die Hände A.s. In Ephesus lebte Apelles, der Raphael Griechenlands; nur er und Lysippus, der erste Meister in Erz, und Pyrgoteles, der Gemmenschneider, erhielten die Erlaubniß, den König abzubilden. Unterdeß stellten die Feldherrn in allen griechischen Städten die Volksherrschaft her. Trotz einer persischen Flotte von 400 Segeln wurde Milet erstürmt und jene durch Verschließung aller asiatischen Landungsplätze genöthigt, sich nach Samos zurückzuziehen; seine eigene Seemacht löste der König auf, die Eroberung Asiens einzig und allein auf das Landheer stützend, welches seit dem Siege am Granicus auch ohne Flotte stark genug erschien. Bloß 20 athenische Schiffe behielt er zum Gebrauche und zum Pfande für der Athener Treue. Zur Besitznahme Kariens lud ihn die Fürstin Ada (die verdrängte Schwester und Gemahlin des Idrieus) ein. Alle Städte empfingen ihn als Befreier; nur Halikarnaß widerstand, bis Memnon, der persische Befehlshaber, selbst die Stadt anzündete und mit der persischen Flotte nach den griechischen Inseln ging, in der Absicht, gegen die Macedonier in Europa selbst eine Diversion zu machen, welchen kühnen Plan sein Tod verhinderte. Ada erhielt Karien als Königreich, die gräcisirten Städte bekamen demokratische Verfassungen, und A. drang bis Sida, an der Südküste Kleinasiens, dann landeinwärts nach Lycien und dessen Hauptstadt Gordium vor. Eine Verschwörung des begnadigten Lyncestiers Alexander, des Anführers der thessalischen Reiter, war ohne Erfolg. Nach dem großen, glücklich vollbrachten Sommerfeldzug gestattete der König den Truppen die ersehnte Ruhe. Die jungen Männer seines Heers erhielten sogar Erlaubniß, den Winter bei ihren Frauen in Macedonien zuzubringen, um neugestärkt mit den Neugeworbenen im Frühjahre zurückzukehren. Gegen Pharnabazus, Memnons Nachfolger, welcher Mitylene eroberte und selbst das zweideutige Athen und den Peloponnes bedrohete, wurde eine neue, macedonisch-griechische Flotte geschaffen.

Im Frühjahre 333 vereinigten sich alle Truppenabtheilungen A.s, darunter 4000 Neugeworbene in Gordium. Hier war es auch, wo A., kurz vor dem Aufbruche, auf des Königs Midas alter Burg an dessen Wagen den gordischen Schicksalsknoten mit dem Schwerte zerhieb und so die Gewalt andeutete, durch welche scheinbar Unmögliches möglich werden könne. Ungehindert drang A. nach Ancyra, unterwarf Paphlagonien und schritt dann über den Halys nach Kappadocien und direkt gegen die cilicischen Thore. Das hier aufgestellte persische Corps floh noch vor dem Angriffe. A. erreichte, ohne Widerstand zu finden, Tarsus. Hier erkrankte er schwer, in Folge der großen Anstrengungen oder eines kalten Bades im Cydnus, genas jedoch wieder durch des akarnanischen Arztes Philippus Geschicklichkeit, vor dem der König durch Olympias gewarnt worden war. Kaum genesen, erhielt der König, während Parmenio den östlichen Theil Ciliciens besetzte, die Nachricht, Darius stehe mit dem Hauptheer bei der Stadt Sochi in Syrien. Der Perserkönig hatte durch ein Reichsaufgebot 50—60 Myriaden, worunter 100,000 wohlbewaffnete asiatische und 30,000 griechische Söldner, in's Feld gerufen. Darum zog A. schnell von Mallus nach Issus und von da in die Nähe der Stadt Myriandrus; kampfgierig begehrten die Macedonier, des Königs Genesungsfest mit einem Siege zu feiern. Darius, statt den Feind in der weiten, der Reiterei günstigen Ebene von Sochi zu erwarten, zog es vor, denselben zu umgehen, um im Rücken anzugreifen. Während A. vorrückte, traf Darius in Issus ein u. opferte die hier vorgefundenen kranken Soldaten des macedonischen Heeres einer niedrigen Rache. A., schnell umkehrend, traf einige Meilen südöstlich von Issus, in dem engen, unebenen Thale des Flusses Pinarus, die halbe Million Asiaten in einen kleinen Raum zusammengepreßt. Er hätte durch die planmäßigste Kriegslist seinen Gegner nicht glücklicher verlocken können. Die Perser hatten den Pinarus vor sich, der mit seinen abschüssigen Ufern, wie mit Wall und Graben, sie einschloß. Ihr linker Flügel ragte weit über den griechischen in die Berge hinein. A., den Vortheil des Augenblicks erkennend, warf sich, an der Spitze der Reiter und Hypaspisten, in den Fluß u. erstürmte das jenseitige Ufer. Schon gerieth das Perserheer in Verwirrung. Da erspähte A. den Darius auf seinem Streitwagen und ging auf ihn los. Obschon verwundet, ließ er nicht ab, vorzudringen; da wandte der Perserkönig sein Viergespann und floh, und dies wurde das Zeichen allgemeiner Flucht auf diesem Punkte. Die griechischen Söldner im Perserheere hatten unterdeß die macedonische Phalanx zurückgedrängt; aber als A., vom fliehenden Könige sich wegwendend, letzteren zu Hülfe kam, ergriffen auch jene die Flucht. Alles warf sich in die Berge u. drängte sich in den Pässen. Darius selbst verlor Schild, Mantel und Bogen. Das ganze pers. Lager mit ungeheuren Schätzen ward A.s Beute; selbst Darius' Mutter, Sisygambis, seine Gemahlin Statira, die schönste Frau ihrer Zeit, und die Kinder wurden gefangen. Die persischen Kriegskassen fielen Parmenio bald nachher in Damascus in die Hände. A. ließ die weinenden Frauen trösten, daß Darius nicht todt oder gefangen sey, und auf das Ehrerbietigste be-

handeln. Obgleich selbst im Kampfe beschädigt, besuchte er seine Verwundeten, bestattete die Todten herrlich und gründete zum Andenken das erste Alexandria an den syrischen Pässen. Darius war mit den Heertrümmern hinter den Euphrat geflohen, von wo er in stolzem Tone die Zurückgabe seiner Frauen fordern ließ. Aber unbekümmert um ihn besetzte A. den Süden und drang durch Phönicien, überall bereitwillig aufgenommen, bis vor Tyrus, das sich zum kräftigsten Widerstand anschickte. Der König ließ den tausend Schritte breiten Meeresarm, welcher die Inselstadt von dem festen Lande trennte, durch einen Damm ausfüllen, um die Kriegsmaschinen an die ungeheuern Mauern heranrücken zu können; zu gleicher Zeit wurde in Sidon eine Flotte gerüstet. Es kamen die phönicischen, rhodischen, cyprischen Schiffe und halfen die beneidete Tyrus belagern. Die Tyrier leisteten verzweifelten Widerstand, zerstörten mehr als einmal den Damm u. die Belagerungsmaschinen, zündeten die feindlichen Schiffe an u. ließen durch Taucher ihre Taue kappen, daher Ketten genommen werden mußten. Erst nach 7 Monaten (20. August 332) fiel die Stadt in einem allgemeinen Sturme der Belagerer. A. war der Zweite, der durch die Mauerlücke eindrang; 8000 Tyrier fielen, 2000 Gefangene wurden an's Kreuz geschlagen, die in den Herculestempel Geflüchteten geschont, alle Uebrigen in die Sklaverei verkauft. Weniger die Hartnäckigkeit der Tyrier, als ihre Grausamkeit gegen gefangene Macedonier hatte A. zu solcher Rache erhitzt. Die Stadt selbst wurde nicht zerstört, sondern mit Phöniciern und Cypriern neu bevölkert und zu einem Waffenplatz eingerichtet. Die um diese Zeit eingetroffenen Friedensvorschläge des Darius wies A. mit Verachtung zurück u. nannte sich von jetzt den König Asiens, Darius stolz bedeutend, daß er nur durch persönliche Unterwerfung sich von dem härtesten Loose des Besiegten befreien könnte. Nachdem er während der langen Belagerung von Tyrus durch die Besiegung der Drusen im Libanon, wie durch Unterwerfung mehrer syrischen Städte seine Stellung befestigt hatte, brach er mit Anfang Septembers von Tyrus auf und zog längs der palästinischen Küste herab vor Gaza, welches der Eunuch Bais (Babemeses) 2 Monate lang tapfer vertheidigte. Schon vorher aber war Acco (Acre) gefallen und Jerusalem, das anfangs seinen Eid gegen die Perser vorgeschützt, aber nachher dem Könige die Thore geöffnet hatte, sah ihn (nach Josephus) im Tempel Jehova's ein Opfer bringen. Die Juden durften auch ferner nach ihren Gesetzen leben u. im Sabbathjahre keine Steuern bezahlen. Mit den Samaritanern verfuhr A. strenger, weil sie keine Hebräer zu seyn erklärten. Jetzt sollte auch die letzte Provinz am Mittelmeere, Aegypten, dem Perserkönige entrissen werden. Es kostete diese Eroberung keine Anstrengung u. wenig Zeit. Als A. am 7. Tage nach dem Abmarsche von Gaza bei Pelusium ankam, kam ihm der Satrap Mazaces demüthig entgegen und übergab das Land ohne Schwertstreich. In Memphis opferte A., der sich klug mit allen Kulten befreundete, dem Apis; zugleich ließ er in den Vorhöfen der Tempel griechische Wettkämpfe und Musenspiele halten, zum Zeichen, wie fortan das Fremde hier heimisch, das Einheimische auch den Fremden ehrwürdig seyn werde. Dann fuhr er von Memphis aus den Nil herab und legte westlich von der kanopischen, an einer aus Homer bekannten Stelle, recht im Herzen der alten Welt und im Mittelpunkte ihres Verkehrs, den Grundstein zu seinem größten u. dauerndsten Monumente, zu einer neuen Stadt Alexandria.

Während A. in Memphis Feste als Asiens König feierte und fast göttliche Verehrung hinnahm, drückte Darius der doppelte Kummer über den Verfall seines Reichs und über den Verlust seiner geliebten Gemahlin Statira, die in der Gefangenschaft als Wöchnerin starb. A. hatte dieselbe, wie er sie im Leben stets ehrenvoll gehalten, königlich begraben lassen. Diese Großmuth hatte den Perser tief gerührt; er flehte zu Ormuzd, daß, wenn ihm das Reich nicht länger beschieden sey, es nur der Macedonier erlangen möge. Noch wollte er indeß sein Glück in entscheidender Schlacht erproben. Noch herrschte er vom Taurus bis zum Indus, vom Euphrat bis zum Jaxartes. Er entbot also die ganze übrige Truppenmacht des Reichs im Frühjahre 331 v. Chr. in die Ebene von Babylon, wo sich ein Heer von 200,000 Mann Fußvolk, 40,000 Reitern, 200 Sichelwagen und 15 Elephanten sammelte, mit dem Darius den Tigris nach Arbela hinaufmarschirte. A. erfuhr die Rüstungen des Perserkönigs noch in Aegypten, zugleich aber auch die gänzliche Auflösung der feindlichen Flotte im Mittelmeere. Lebhaft erfüllt von der Großartigkeit des Weltganges, den er vor sich hatte, wollte er sich durch eine außerordentliche Weihe dazu vorbereiten. Er beschloß, zum Tempel des Jupiter Ammon in der libyschen Wüste zu ziehen und den Gott über große Dinge zu fragen. Was er gefragt, was ihm der Gott geantwortet, hat A. nur seiner Mutter vertrauen wollen; aber dem Gerüchte widersprach er nicht, daß der Gott ihn für seinen Sohn erklärt und ihm die Herrschaft Asiens zugesichert habe. Von Memphis aus trat A. den heiligen Zug an; nachdem er Tempel und Priester königlich beschenkt, kehrte er nach Memphis wieder zurück. Fertig gerüstet begann nun der Zug in das Innere Asiens, zunächst nach Tyrus, dann mit 40,000 Mann und 7000 Pferden nach dem Euphrat, den er bei Thapsacus, und nach dem Tigris, den er (20. September 331) bei Bedzabde überschritt, ohne bedeutenden Widerstand zu finden. Erst bei Gaugamela, unweit des alten Ninive (Mosul) und Arbela, trafen beide Könige am 1. Oktober auf einander. Dem A. rieth Parmenio, wegen der Menge der Feinde, zu einem nächtlichen Ueberfalle; aber A. erklärte: „er stehle seine Siege nicht", und schlief die Nacht vor der Schlacht so fest, daß Parmenio am andern Morgen ihn erst wecken mußte. Die Schlacht des folgenden Tags (2. Oktober 331) war die härteste von allen, weil man beiderseits wußte, daß Alles auf dem Spiele stand. Schon war Parmenio's Flügel durchbrochen, die Perser im macedonischen Lager; da rettete A. durch einen kühnen Durchbruch des feindlichen Centrums mittelst der Phalanx den Ruhm seiner Unbesiegbarkeit. Bald war die macedonische Schlachtreihe wieder hergestellt, und die Perser ergriffen die Flucht. Bis Arbela verfolgt, fielen hier den Siegern der königliche Schatz, alles Feldge-

räthe und zum zweiten Male des Königs Waffen in die Hände. Darius selbst entkam mit 8000 Mann nach Ecbatana, während Ariobarzanes mit 25,000 sich nach Persis warf; die übrigen Satrapen zerstreuten sich oder gingen zu A. über. Daß nur 500 Macedonier, aber 100,000 Perser geblieben, sind freilich griechische Berichte; aber dem Perserreich war der Todesstoß gegeben. Babylon wurde ohne Schwertstreich vom Satrapen Mazäus überliefert, Susa durch ein Streifcorps mit leichter Mühe genommen, ungeheuere Schätze an beiden Orten erbeutet (allein des Goldes und Silbers in Susa waren 50,000 Talente, dazu noch die aufgehäuften Vorräthe von Purpur, kostbarem Rauchwerk, edlen Gesteinen ꝛc.). Der gefangenen Mutter des Darius und den königlichen Kindern erwies A., das Unglück ehrend, die zarteste Behandlung; seinen lebensfrohen Griechen gönnte er aber den Genuß der orientalischen Königsstädte. Mit Gier stürzten sich die meisten hinein u. viele gingen in dem asiatischen Luxus unter. A. selbst ahmte anfangs aus Politik und nach und nach aus eigenem Behagen asiatisches Leben nach, nie aber sank er zu gemeiner, thatenloser Schwelgerei herab. Ungefähr um die Mitte Decembers 331 v. Chr. zog er, von Susa aufbrechend, nach blutigen Kämpfen an dem persischen Engpasse, und da dieser uneinnehmbar war, auf mühseligen Umwegen nach Persepolis und Pasargadä, den alten Stammsitzen des persischen Königsgeschlechts. Neue unermeßliche Beute fiel dem siegreichen Heere zu; der Anführer begnügte sich mit dem Ruhme der Eroberung. Jetzt saß A. auf dem Throne des Cyrus. Er war zum Oberfeldherrn der Griechen ernannt worden, um an Persien Rache zu nehmen für die Zerstörung der griechischen Heiligthümer, für die Verheerung des Landes. Durch ein großartiges Opfer wollte er der Perser Schuld gegen die Götter und Todten sühnen. Dieses Opfer sollte die alte Königsburg werden, die Stätte, auf der jene Pläne gefaßt, aus der die Befehle ergangen waren, die Griechenland zerschmettern sollten. A. selbst schleuderte die Fackel in das ehrwürdige Gebäude und ein Theil davon brannte nieder; der andere wurde noch gerettet, denn bald bereute A. den vandalischen Entschluß, zu dessen rascher Ausführung ihn ohnedies, nach Plutarchs und Anderer Bericht, vornehmlich die athenische Buhlerin Thais angetrieben hatte. Er schmückte das Grab des Cyrus, den er jetzt seinen Ahnherrn nannte, seitdem er sich selbst zum Großkönige von Persien hatte weihen und ausrufen lassen. Von Persis aus brach der Eroberer (Ende April 330) gegen Medien auf. Hier hatte Darius die Trümmer seines Heeres noch einmal gesammelt. Als er aber hörte, daß A. den Grenzen Mediens nahe, floh er nach Norden nach den kaspischen Pässen. A. folgte auf dem Fuße, nachdem Parmenio als Statthalter Mediens in Ekbatana zurückgelassen worden. Unmuth, Mißtrauen, Verrath lähmte die letzten Rettungsversuche des Darius. Endlich bemächtigten sich die Satrapen Bessus von Baktrien, Barsaentes von Arachosien und Nabarzanes, Befehlshaber der königlichen Garde, in nächtlicher Stille der Person des Königs und schleppten diesen, in einem Wagen gefesselt, nach Baktrien fort, um mit seiner Auslieferung den Frieden zu erkaufen. Da löste sich Alles auf, die griechischen Söldner flohen nordwärts in die Berge, Andere warfen sich dem A. in die Arme. Dieser war rastlos, nur von den Schnellsten seines Heeres begleitet, nachgeeilt, hatte in wasserloser Wüste Hunger und Durst u. jede Anstrengung mit den Seinigen ertragen, selbst halbverschmachtet, einen Helm voll Wasser zurückgewiesen, da ja nicht Alle mit ihm trinken könnten, und wurde so bald der Verräther ansichtig. Da meinten diese nichts mehr thun zu können, als sich zu trennen und einzeln zu entkommen, nachdem sie den unglücklichen Darius (Juli 330) mit ihren Lanzen durchbohrt. Ob nun wirklich ein Macedonier, Polystrat, dem sterbenden Könige noch einen Trunk gereicht und dieser A. noch gesegnet, beruht auf der Glaubwürdigkeit des gern ausschmückenden Curtius; durch A.s Seele aber drang ein tiefer, menschlicher Schmerz über solch' Ende eines großen Königs. Gerührt stand er bei der Leiche, bedeckte sie mit seinem Mantel und ließ sie nach Persepolis in feierlichem Zuge abführen. Sisygambis begrub den Sohn in den Königsgräbern der heimischen Necropolis, die schon im Reiche der Feinde lag.

Mit dem Tode des Darius hatte das Reich des Cyrus zu seyn aufgehört u. die Völker desselben sahen in A. ihren legitimen Herrn. Selbst die meisten persischen Großen schlossen sich an A. an. In den tapurischen Bergen Hyrkaniens ergab sich das letzte Häuflein des Darius, Perser-Griechen, nur noch 1500. Bei ihnen fand A. Gesandte Sparta's und Athens an Darius. Auch Nabarzanes ergab sich und fand unverdiente Gnade. Während so großer Erfolge machten daheim die Spartaner unter Agis IV. den thörichten Versuch, sich u. Griechenland von der macedonischen Uebermacht zu befreien (330); sie wurden besiegt und erhielten für eine Strafsumme von 150 Talenten, welche sie an Megalopolis zahlen mußten, Begnadigung. In Asien war bloß Bessus, der sich Artaxerxes nannte, und Tiara und Königsmantel trug, noch als Gegner A.s übrig. Hinter dem himmelhohen Paropamisus (Hindukuh) stand er gerüstet, auch mehre vordere Satrapien hatte er schon zum Abfall von A. verleitet. Jenen zu demüthigen, diese zu züchtigen zog A. aus, erreichte Adrapsa und kam unangefochten nach Bactra. Im Frühjahre 329, nachdem der treue Artabazus in Baktrien als Satrap zurückgelassen worden, überschritt A. auf zusammengenähten Zelthäuten und Brückenkähnen den Oxus; denn nach Sogdiana war der erschrockene Bessus geflüchtet. Aber diesem war bereits von seiner Umgebung mit demselben Maße, wie dem Darius von ihm, gemessen worden. Verschworne, der Sogdianer Spitamenes an der Spitze, lieferten ihn an A. aus. Nackt, mit Halseisen angethan und gegeißelt, sah das Heer ihn am Wege stehen; später wurde er dem Bruder des ermordeten Königs, Oxathres, übergeben und in Ketten nach Bactra abgeführt. Die größte Stadt Sogdiana's, Marakanda (Samarkand) nahm das siegreiche Heer auf, und es erreichte die äußerste Stadt des Perserreichs, Cyropolis, die turanische Grenzstadt gegen die Scythen am gewaltigen Strom Jaxartes (Sir-Darja).

Weniger Gefahr hatte für A. in den letzten beiden Feldzügen die Eroberung neuer Länder gebracht, als die Verschwörung Unzufriedener im eigenen Heere und der Abfall des Spitamenes. Unter den macedonischen Großen waren nur wenige, welche, wie Hephästion, die große Idee A.s verstanden, den Orient mit dem Occident, Asien mit Europa zu vermählen. A. selbst war bald Europäer, bald Asiate. Asiaten empfing er im persischen Kleide und nahm ihren Kniefall als König Asiens an. Den Europäern gegenüber war er König von Macedonien, ohne ihnen jedoch die Würde des Alleinherrschers ganz zu verbergen. Dazu hob er jeden Vorrang der Macedonier vor den Asiaten auf. Solche Gleichsetzung, der asiatische Prunk, mit dem der König sich umgab, verdroß die alten Krieger. Der strenge Parmenio rieth von den Neuerungen ab, Philotas, dessen Sohn, tadelte sie offen, der treue Clitus wurde finster und Craterus zog sich immer mehr zurück. Eine Verschwörung ward entdeckt, Philotas, der Mitwissenschaft überführt, von Soldaten im Angesichte des Heeres niedergestoßen. Den alten Parmenio, der zu mächtig zu werden drohete, traf in Ecbatana eine heimliche Hinrichtung. Nicht weniger gefährlich war des Spitamenes aus verletztem Ehrgeize kommender Abfall. Als A. fern am Jaxartes stand, brachte Spitamenes plötzlich die umliegenden Länder und Sogdiana unter die Waffen; schnell verbreitete sich der Aufruhr in die von Macedoniern besetzten Plätze, mehre Tausend macedonische Krieger wurden niedergemetzelt. Durch rasche Entschlossenheit rettete A. sich und sein Heer. Das verloren gegangene Cyropolis ward durch kühnen Handstreich wieder genommen, nach Scythien ein schreckender Zug unternommen und am nördlichsten Punkte der Heerfahrt ein neues Alexandria (Eschata) angelegt. Sogdiana wurde fast ganz verwüstet und entvölkert. Den Winter 329—328 brachte A. in Zariaspe unweit Bactra zu. Hier wurde dem Bessus von den Großen des Reichs sein Endurtheil gefällt. A. selbst machte, unedel, den Ankläger. Mit abgeschnittenen Ohren und Nase und gegeißelt wurde der Satrap nach Ecbatana gebracht und dort zum schreckenden Beispiel gekreuzigt. A. fuhr fort, die unruhigen Fürsten des Landes zu züchtigen. Im Frühjahre 328 ließ er die Felsenfeste des Ariomazes belagern. Auf die Forderung, sich dem A. zu ergeben, erfolgte die Antwort: „wenn er geflügelte Soldaten habe". In der eroberten Burg fand A. die Roxane, des Baktrers Oxyartes Tochter, die Perle des Morgenlandes. Zur Freude der asiatischen Fürsten erhob er sie zu seiner Gemahlin. Dann vertheilte er in Maracanda auf's Neue die Provinzen und feierte den Dioskuren prächtige Spiele u. Feste. Da geschah es bei einem Gelage, daß Schmeichler den A. über Kastor und Pollux und Herkules erhoben; Clitus widersprach lebhaft und stellte den Philippus höher als seinen Sohn. A., vom Weine erhitzt, fühlte sich beleidigt, riß, erglüht vor Zorn, dem Trabanten die Lanze aus der Hand und durchbohrte den Busenfreund. Die tiefe Trauer, die den König nach geschehener Unthat überfiel (3 Tage war er für Niemand zugänglich), konnte freilich den Todten nicht wieder erwecken. Im nächsten Jahre (327) wurde Parätacene unterworfen, dann in Bactra die Hochzeit mit Roxane, als Symbol der Verschmelzung Asiens u. Europa's, aufs Prächtigste gefeiert und ein Hofhalt mit allem Luxus Asiens eingerichtet. Stärker als früher traten jetzt in A. Züge von orientalischem Despotismus hervor; auch von den Macedoniern wurde das Niederwerfen vor des Königs Person gefordert. Callisthenes, ein Verwandter des Aristoteles, widersetzte sich dem und wurde deshalb nebst 2 Edelknaben, denen man eine Verschwörung gegen das Leben des Königs Schuld gegeben, zum Tode verurtheilt (327). Thaten wie diese mußten das gegenseitige Vertrauen zwischen A. und seinem großen Lehrer stören, dessen Studien der König bisher auf das Großartigste unterstützt hatte, und dem Eroberer die Anhänglichkeit seiner alten Truppen vollends rauben.

Unermüdlich in seinen Eroberungsplänen schritt A., nachdem das Perserreich im ganzen Umfange sein geworden, zu der Unterwerfung Indiens fort. Gegen Ende 327 brach er mit 120,000 Mann von Baktrien nach Alexandrien, im Lande der Paropamisaden auf, um zuerst das nordwestliche Indien (den Pendschab) zu erobern. Durch Herolde ließ er Taxiles, den König von Taxila, und andere Häuptlinge zur Huldigung auffordern. Die Rajas erschienen mit reichen Geschenken und voller Demuth. Darauf theilte A. das Heer; der eine Theil, unter Hephästion u. Perdiccas, sollte den Uebergang über den Indus vorbereiten; A. selbst wollte nordöstlich gegen die Aspasier, Guräer und Assacener vordringen. Nach vielen heftigen Kämpfen, z.B. um Aornus im Lande dieser Stämme, und der Einnahme und Sicherung der festen Punkte, erreichte das Heer den Indus, im Frühjahre 326. Auf erst zu fertigenden Schiffen wollte A. den Indus hinabfahren, um sich mit dem anderen Theile des Heeres zu vereinigen. Dieser war unterdessen, nicht ohne schwere Kämpfe, bis nach Taxila am Indusufer vorgedrungen. A. fand eine Brücke bereits fertig, empfing eine Gesandtschaft von Taxiles, der ihm die Schlüssel seiner Hauptstadt nebst reichen Geschenken schickte. Reichlich ward dieser belohnt, sein Gebiet erweitert, aber ein Bevollmächtigter und Satrap des rechten Indusgebietes bei ihm zurückgelassen. Porus, der Beherrscher eines Gebietes vom Hydaspes bis zum Acesines, hatte, statt sich zu unterwerfen, sich mit einem großen Heere am jenseitigen Ufer des Hydaspes gelagert. Sofort rückte A. in Verbindung mit Taxiles an den Fluß und sah sich bald von Porus mit seinen besten Truppen, 200 Elephanten und 300 Streitwagen angegriffen. Nach hartem Kampfe errang A. einen vollständigen Sieg, bei dem vom indischen Fußvolk 20,000 Mann u. 3000 Reiter geblieben seyn sollen. Alles Rüstzeug fiel in A.s Gewalt, die Elephanten wurden getödtet od. aufgefangen. Porus hatte sich durch persönliche Tapferkeit ausgezeichnet u. als der Letzte das Schlachtfeld verlassen. A.s Reiter holten ihn ein. Voll Bewunderung für den tapferen greisen Gegner, bestätigte der Sieger ihn nicht nur in seiner Herrschaft, sondern erweiterte sogar sein Gebiet u. gewann so durch Milde u. Großmuth einen zweiten treuen Bundesgenossen. Dreißig Tage verweilte A. noch am Hydaspes, feierte

Opfer und Spiele, legte auch den Grund zweier Städte, Bucephala am westlichen Ufer und Nicäa auf dem östlichen. Dann rückte er nördlich in die bevölkerte Gegend der Glausen, über den Acesines nach dem Hydraotes. Der freie indische Stamm der Kathäer wurde nach tapferem Widerstande unterworfen und ihr Land unter die benachbarten Stämme vertheilt. Unaufgehalten erreichte das Heer die Ufer des Hyphasis. In das reiche Land vorwärts zu dringen, war des Königs sehnlichster Wunsch. Doch die erschöpften Truppen theilten seine Kampfbegierde nicht, sie verlangten vielmehr Ruhe und weigerten sich, ihrem Könige weiter zu folgen. Um diesen Mißmuth zu dämpfen, berief derselbe die einzelnen Befehlshaber, suchte sie, wie die Truppen, zu ermuthigen und für neue Hoffnungen zu gewinnen. Auf seine Anrede folgte ein langes Schweigen in dem Heere. Cönus, ein vertrauter Feldherr, suchte dem Könige darzulegen, wie wohl er thue, hier nachzugeben. In einer zweiten Versammlung erklärte er, daß er weiter ziehe und es den Macedoniern anheim stelle, heimzukehren; noch würden ihm Leute genug bleiben, welche ihm zu folgen bereit seyen. Dann zog er sich in sein Zelt zurück und vermied, in der Meinung, sie durch die Beweise der Unzufriedenheit auf andere Gedanken zu bringen, den Anblick der Macedonier. Tiefe Stille herrschte im Lager; man trauerte über den Willen des Königs, aber änderte den Sinn nicht. Am vierten Tage opferte er wegen des Ueberganges; die Opferzeichen fielen ungünstig aus, u. so stand A., weil die Götter es nicht wollten, von seinem Vorhaben ab. Dies Nachgeben machte auf die Macedonier große Wirkung. Sie waren froh und stolz, daß ihr König, stets unbesiegt, durch sie allein sich habe besiegen lassen. Nach Errichtung 12 hoher, thurmähnlicher Altäre als Denkmäler und als Dankzeichen für die Götter, und nach der Feier großer Kampfspiele, kehrte er zu den jüngst gegründeten Kolonien zurück und verlieh das Land zwischen dem Hydaspes u. Hyphasis dem Porus. Vom Hydaspes aus wollte A. die ganze Länderstrecke am Indus hinab gewinnen und erforschen und wo möglich auf dieser Seite eine Verbindung Persiens mit Indien herstellen. In dieser Absicht hatte er schon früher Befehl zur Erbauung einer Flotte gegeben. Es waren 2000 Fahrzeuge aller Größen fertig. In der Hälfte des Novembers 326 brach das Heer auf. A. selbst schiffte sich mit 8000 Mann Kerntruppen ein; Oberbefehlshaber war Nearchus, der Steuermann des Onesicritus. Einen andern Theil des Heeres führte Craterus am rechten Ufer des Hydaspes hinab, einen andern Hephästion am linken Ufer. Fast alle umliegenden Völker ergaben sich freiwillig. Mit hartnäckigem Widerstand drohten nur die Mallier. Bei der Bestürmung ihrer befestigten Hauptstadt hätte A. seine Kühnheit beinahe mit dem Leben gebüßt. Mit einer schweren Wunde erkaufte er die Einnahme und erfuhr auch hier, wie nur in seiner Person die Kraft seines Heeres ruhe. Mit dem Gerüchte seiner tödtlichen Verwundung schien die Macedonier alles Selbstvertrauen verlassen zu haben; Wehklagen erfüllten das Lager, und so groß war die Bestürzung, daß man der Nachricht, der König sey außer Gefahr, nicht einmal Glauben schenken wollte; erst, als er dem entmuthigten Heere sich zeigte, verwandelte sich dessen Jammer in den lautesten Jubel; seine Hände, seine Kniee, sein Kleid berührt zu haben, galt für Seligkeit. Nach mannigfachem Kampfe mit dem noch unbezwungenem Induslande und der Unterwerfung des letzten Fürsten von Pattala (dem Indusdelta), überließ A. die weitere Ausführung der Unternehmung zur See dem Nearch, einem Manne von bewährter Treue und Erfahrung; er selbst zog mit dem Hauptheer 325 durch das Gebiet der Arabiten zu den Oriten, befestigte Rambacia, gab dem Lande einen Statthalter und brach gen Gedrosien auf. Immer öder wurde die Landschaft, immer beschwerlicher der Weg, so daß bei der sengenden Hitze, der Tiefe des durchglühten Sandes, dem Mangel an Wasser und Lebensmitteln, die Anstrengungen der früheren Feldzüge nur gering erschienen. A., die Mühseligkeiten wie der Geringste ertragend, traf alle Maßregeln zur Abwendung der Noth; allein trotz derselben erlag ein bedeutender Theil des Heeres innerhalb 60 Tagen der Erschöpfung und den Krankheiten. In Pura, der Hauptstadt Gedrosiens, fand endlich das Elend sein Ziel. Nach gehaltener Rast brach A. nach Karamanien auf, wo Craterus sich mit ihm vereinigte und Mitte Decembers Nearchus glücklich an der Küste landete. Dieser setzte die Fahrt längs der Küste des persischen Meerbusens zu der Euphrat- und Tigrismündung fort; Hephästion schlug mit einem großen Theile des Heeres die Straße nach Persis an der Küste hin ein; A. drang mit den berittenen Edelschaaren und dem leichten Fußvolk durch das Gebirge über Pasargadä u. Persepolis nach Susa durch. Es war hohe Zeit, daß A. sich wieder in der Mitte des Reichs zeigte. Willkür u. Despotismus, Verschwendung u. Wollust der Statthalter u. Beamten hatten alles Maß überschritten. Fast Niemand hatte erwartet, daß der König je aus Indien zurückkehren werde. A. hielt ein schreckendes Strafgericht, und fortan fügte sich Alles seinem Willen als dem obersten Gesetze.

Dem Strafgerichte folgten Feste. A. selbst wählte neben Roxane noch des Darius älteste Tochter Statira zur Gemahlin; gegen 80 der Angesehensten aus seiner Umgebung, über 1000 andere Macedonier vermählte er mit Perserinnen, gab reiche Geschenke als Mitgift und mit der glänzendsten Pracht, verherrlicht durch griechische Kunst, wurden diese Vermählungen gefeiert. Belohnungen wurden an alle vertheilt, mit 20.000 Talenten die Schulden der Soldaten bezahlt u. dann zu einer neuen Organisation des Heeres geschritten. 30.000 Barbaren wurden ausgehoben, auf macedonische Weise bewaffnet u. eingeübt u. in gleichen Rang mit den Macedoniern gestellt. A. benutzte dieses Mittel, die griechische und persische Nationalität mit einander mehr und mehr zu verschmelzen. Die Macedonier aber grollten darüber auf's Heftigste; A., sagten sie, sey ganz zum Asiaten geworden u. verachte macedonische Sitte und seine Landsleute. Bei dieser Stimmung des Heeres konnte es leicht zu einem Ausbruche des Unwillens kommen. Dies geschah 324 auf einer Heerschau bei der Stadt Opis am Tigris. Als A. die Veteranen und die Gebrechlichen in die Heimath zu entlassen befahl, riefen die Macedonier ihm zu, er möge fortan mit seinen jungen Barbaren und dem Vater Ammon in den Krieg ziehen. Da trat A. im

heftigsten Zorne in die Mitte der tobenden Aufrührer und befahl, 13 der heftigsten Schreier zu greifen und zum Tode zu führen. Solcher Muth machte die lärmende Menge verstummen, A. hielt eine Anrede, setzte stolz seine und seines Vaters Verdienste um die Macedonier aus einander und fügte kalt hinzu, daß er auch ohne sie auskommen könne und sein Reich und seine Macht auf die Barbaren stützen werde. Rasch entfernte er sich, zog sich in die Königsburg zu Opis zurück, brachte da 2 Tage zu, für Niemand zugänglich, und faßte endlich einen Entschluß, der die Macedonier entweder zur Empörung oder zur Reue treiben mußte. Nachdem er seine asiatischen Truppen versammelt hatte, trug er auf sie die macedonische Eintheilung und alle Auszeichnungen der Macedonier über. Die letztern, durch A.s Entschlossenheit betroffen, schwankten hin und her; die einen wollten bleiben, die andern schrien zum Aufbruch. Als sie aber die Standhaftigkeit des Königs, der ihre Dienste von sich wies, sahen, flehten sie reuig um Verzeihung, legten ihre Waffen nieder und erboten sich, die Unruhstifter auszuliefern. A. verzieh bereitwillig. Ein großes Versöhnungsfest wurde gefeiert, der Platz zunächst dem Könige den Macedoniern eingeräumt und die Opfer von griechischen und persischen Priestern gemeinschaftlich dargebracht. Zehntausend Veteranen nahmen indeß hierauf ihren Abschied, ehrenvoll von A. entlassen. Craterus führte sie zurück, mit dem Auftrag, Antipaters Stelle einzunehmen und letztern mit neuer Mannschaft nach Asien zu entbieten. Bald nach dem Abzuge der Veteranen verließ der König Opis, um Ecbatana zu besuchen. Während der prächtigen Feier der Dionysien starb Hephästion. Tiefe Trauer erfüllte A.s Seele beim Tode des Busenfreundes. Drei Tage lang saß er ohne Speise u. Trank bei der Leiche, und nie verschmerzte er diesen Verlust.

Am Ende des Jahres ging A. nach Babylon, zunächst um dem Hephästion ein feierliches Leichenbegängniß zu veranstalten. Die Chaldäer hatten ihn gewarnt, die Stadt zu betreten, weil Unheil ihm drohe; der König aber kehrte sich nicht an ihre Weissagung. Schon schienen die Gesandtschaften der entferntesten Völker, welche in Babylon zusammenströmten (auch die des reichen Karthago's und des stolzen Roms sah man an den Stufen des Thrones), die Anlegung großer Bassins für die Flotten und neuer Kanäle am Euphrat, der Bau des Belustempes, ein Kriegszug gegen die Koffäer in's Gebirge und andere Beweise rastloser Thätigkeit den Kummer des Königs zerstreut zu haben; schon sah man neue Flotten auslaufen, schon die Phalanx neu gestaltet und das gewaltige Heer zum Aufbruch fertig, und eben war für Hephästion das prächtige Leichenbegängniß begangen worden, als der König nach einem dem Nearch gegebenen Abschiedsmahle erkrankte (31. Mai 323). Das merkwürdige, sehr genaue Tagebuch über diese Krankheit beweist, daß ihn ein Fieber ergriffen hatte, dessen Stärke von Tag zu Tag zunahm. Bis zum 7. Tage konnte er baden, bis zum 10. opfern und auf den 11. hatte er noch eine Versammlung der Feldherren angesetzt. An demselben Tage gegen Abend aber ereilte ihn der Tod im 32. Jahre, nachdem er 12 Jahre 8 Monate das Diadem getragen. Die Macedonier u. Griechen trauerten um den Verlust ihres tapfersten, glorreichsten, stets siegreichen Fürsten, Asiens und Afrika's überwundene Völker beweinten einen gerechten und milden Herrscher und die Barbaren der übrigen Welt glaubten, mit ihm habe ein Gott die Erde verlassen. A.s einbalsamirte Leiche wurde erst nach 2 Jahren mit unermeßlicher Pracht zu Ptolemäus nach Aegypten gebracht und in Memphis bestattet, später aber nach Alexandria geführt und in einem ihm eigens erbauten Tempel, dem Mausoleum, beigesetzt.

A. starb vor Vollendung ungeheurer neuer Entwürfe. Was die Vorsehung mit ihm gewollt, war erfüllt; ausgetilgt war die Fäulniß des Perserreichs, befreit die Welt von einem Ungeheuer, aufgebrochen die Völkerwüste und der Acker zur Aufnahme frischer Saat geschickt gemacht. Nachdem der Zweck erreicht, war das Mittel entbehrlich und das Werkzeug zerbrach, scheinbar vor der Zeit. Aus A.s Papieren und den an Craterus ertheilten Aufträgen erfuhr man, daß zunächst die Besiegung Arabiens, welches damals für viel größer galt, dann die Eroberung der libyschen Küste bis zu den Säulen des Hercules, außerdem die Gründung neuer Städte, der Bau einer Pyramide, der höchsten aller, als Grabmonument für seinen Vater Philippus, und 6 großer Tempel, jeder zu 1500 Talente veranschlagt, im Plane des Königs lagen. Weiter wären Kriege gegen Sicilien, Italien, Iberien gefolgt, um nach allen Seiten hin ungehemmten Verkehr unter den Nationen der Erde zu eröffnen. Babylon, in der Mitte zwischen den Völkern des Morgen- und Abendlandes, war zur Hauptstadt des Weltreichs auserseben; schon waren viele Anstalten getroffen, welche der Stadt den alten Glanz wiedergeben sollten. Alle diese Pläne gingen mit A. unter, und sein Riesenreich zerfiel unter seinen Nachfolgern, die seinen Geist nicht geerbt hatten, in so viel Trümmer, als Ehrgeizige sich um die Erbschaft stritten. A. hatte vor seinem Tode nichts über die Nachfolge bestimmt; auch die Sage, der König habe auf die Frage seiner Vertrauten, wem er das Reich hinterlasse, geantwortet: „dem Wackersten“, wird weder von Arrian noch einem andern glaubwürdigen Zeugen bestätigt. Eben so wenig begründet ist die Angabe von einem Testamente A.s. Nur dies scheint sicher zu seyn, daß der König, als er sich dem Tode nahe fühlte und schon sprachlos geworden war, seinen Siegelring an Perdiccas übergab. Damit wollte er wohl nichts Anderes, als jenen zum Reichsverweser für eins seiner Kinder bestimmen, entweder für seinen unmündigen Sohn Hercules von der nicht ebenbürtigen Barsine, des Artabazus Tochter, der Wittwe Memnons, oder für das Kind, das Roxane, damals schon im 8. Monat schwanger, gebären würde. Sobald A. die Augen geschlossen hatte, versammelten sich die Angesehensten zur Berathung über die Nachfolge. Perdiccas, u. nach seinem Wunsche auch Leonnatus, wurden zu Vormündern des Knaben ernannt, den Roxane gebären möchte, Antipater und Craterus aber mit der Leitung der europäischen Angelegenheiten beauftragt. Meleager hingegen setzte es durch, daß auch dem blödsinnigen Bruder A.s, Arrhidäus, unter seiner Vormundschaft ein Antheil an der

Regierung versprochen wurde. Indeß wußte Perdiccas den Meleager bald zu beseitigen, und so ward ihm allein die Reichsverwesung für Arrhidäus, der als König sich Philippus nannte, und den unterdeß von der Roxane gebornen Alexander Aegus überlassen. Die übrigen Feldherren erhielten Statthalterschaften, Craterus und Antipater Macedonien und Griechenland und die vormundschaftliche Regierung in Europa; Lysimachus Thracien; Leonnatus Kleinphrygien am Hellespont (er fiel vor Lamia schon 323); Antigonus Großphrygien, Lycien, Pamphylien; Assander (oder Cassander, der Karier) Karien; Eumenes Kappadocien und Paphlagonien, die noch zu erobern waren; Laomedon Syrien; Peucestes das eigentliche Persien; Python Medien und Ptolemäus Lagi Aegypten. An dauernde Einigkeit unter diesen glaubte keiner. Perdiccas, der, selbst ohne Provinz, über Alle sich erhob, erschien bald den meisten zu eigenmächtig. Gegen ihn verbanden sich Antipater, Craterus, Antigonus und Ptolemäus. Eumenes kämpfte siegreich auf des Perdiccas' Seite, dieser selbst aber ward von seinen eigenen Soldaten bei Memphis ermordet (321). Antipater ward darauf Vormund der Prinzen mit unumschränkter Gewalt, und mehre Provinzen wurden zu Trisparadisus in Syrien neu vertheilt. Seleucus bekam Babylonien; Philoxenus Cilicien; Eumenus und alle Freunde des Perdiccas wurden für Feinde erklärt; die übrigen blieben in den früher ihnen angewiesenen Reichstheilen. Im Jahre 319 starb Antipater, nachdem er die Vormundschaft dem Polysperchon übertragen hatte. Sein dadurch beleidigter Sohn Cassander verband sich hierauf mit Antigonus und beide führten vereint Krieg gegen Polysperchon u. Eumenes, welche dem Königshause treu geblieben waren. Nach schwerem Kampfe unterlag Letzterer der Verrätherei (315). Antigonus war nun Herr von ganz Asien, ließ die Anhänger der feindlichen Partei (Python, Antigenes ꝛc.) hinrichten oder setzte sie ab, wie den Peucestes. Da schlossen Seleucus u. Ptolemäus Bündniß, und mit ihnen vereinigten sich Lysimachus, Assander und der macedonische Cassander, welcher die Roxane mit ihrem Sohne gefangen hielt. Den blutigen Krieg, vorzüglich durch die Tapferkeit des Demetrius, des Antigonus Sohn, entschieden, beschloß ein ausgleichender Friede (312). Antigonus blieb Herr von Asien, Ptolemäus von Aegypten, Seleucus von Syrien (Aera Seleucidarum), Lysimachus von Thracien, Cassander von Macedonien, Alle, bis der junge A. herangewachsen sey (Philipp Arrhidäus war bereits ermordet). Die Freiheit der Griechen ward von Allen feierlich garantirt. Gleich nach dem Frieden aber ließ Cassander den jungen A. u. seine Mutter Roxane ermorden. Jeder Statthalter betrachtete sich nun als Miterben am Reich. Ptolemäus zwar wollte den Mord rächen; bald aber schloß er mit Cassander Frieden und Bündniß. Antigonus verband sich gegen diesen mit den Griechen; Demetrius siegte mit seines Vaters Heer bei Cypern, und Antigonus ließ sich als König krönen (306). Seinem Beispiele folgten alsbald die übrigen Statthalter. So zerfiel die große Monarchie A.s in folgende souveräne Reiche: **Macedonien** mit **Griechenland** unter Cassander; **Thracien** unter Lysimachus; **Aegypten** unter Ptolemäus; **Syrien** mit **Babylonien**, dem **östlichen Kleinasien** und **Judäa** unter Seleucus; kleine Reiche in Kleinasien (**Bithynien**, **Galatien**, **Paphlagonien**, **Kappadocien**, **Pontus**, **Pergamus**); **Klein**- und **Groß-armenien**; **Parthien** unter den Arsaciden. Später erhoben sich die drei Reiche: **Macedonien**, **Syrien** u. **Aegypten** über die andern; in den hinterasiatischen Ländern aber behaupteten sich einheimische Fürsten.

A.s Leben und Thaten sind von mehren seiner Begleiter beschrieben worden. Aus solchen wohl nicht immer zuverlässigen, für uns verloren gegangenen Geschichtswerken haben Diodor, Curtius, Trogus Pompejus (im Auszuge bei Justin) und nicht selten auch Plutarch geschöpft. Arrian dagegen folgte den von ihm allein für glaubwürdig erklärten Erzählungen des Lagiden Ptolemäus und des Aristobul aus Cassandria, und ist dadurch Hauptquelle für A.s Geschichte. Unter den neuern verdient vor allen **Droysens** Geschichte A.s des Gr. ehrende Erwähnung. Das wunderbare Element in den Kriegszügen A.s hat frühzeitig Anlaß zu poetischen Behandlungen gegeben und im Mittelalter bildete sich eine vollständige Alexandersage aus. Auszüge aus den lateinischen, französischen, englischen, persischen und türkischen Dichtungen sowie den Text einer altdeutschen Bearbeitung dieser Sage enthält **Weismanns** „A., Gedicht des 12. Jahrhunderts vom Pfaffen Lamprecht" (Frankfurt 1850, 2 Bände).

2) A. **Severus**, der Strenge, **römischer Kaiser** von 222 bis 235 n. Christo, (auch A. I., vollständig **Marcus Aurelius A. Severus**), vor seiner Thronbesteigung **Alexianus**, war 208 nach Christo in der syrischen Stadt Acco geboren. Von seiner vortrefflichen Mutter, der Christenfreundin Julia Mammäa, sorgfältig erzogen, wurde er, ein naher Verwandter des berüchtigten Kaisers Heliogabalus, von diesem und auf Verlangen des Volks 220 an Kindes Statt angenommen und 222 zum Nachfolger desselben ausgerufen. Die Zeit seiner Regierung (222 — 235) gehört zu den wenigen Lichtpunkten der römischen Geschichte dieser Zeit. Nur streng gegen zuchtlose Soldaten und treulose, nichtswürdige Staatsbeamte (und in dieser Beziehung hat er seinen Beinamen mit Recht), erwarb sich A. durch Weisheit, Milde und Gerechtigkeit die Liebe und den Beifall so vieler seinem Scepter gehorchenden Nationen. Er verbesserte mit Hülfe der Rechtsgelehrten Paulus und Ulpianus die Gesetze, wachte eifrig über Ordnung im Staate, und selbst Juden und Christen hatten an seiner väterlichen Fürsorge Theil. In religiöser Hinsicht huldigte er mit seiner Mutter einem vernünftigen Synkretismus. In seiner Wohnung fand man, so wird versichert, neben den Göttern und ausgezeichnetesten Männern des heidnischen Alterthums auch die Bildnisse von Christus und Abraham. Der eingerissenen, grenzenlosen Unsittlichkeit suchte A. durch kräftige Polizeimaßregeln zu steuern. 14 Konsularen (Ober-Polizeibeamte) mußten als Curatores urbis (Stadtaufseher) vorzüglich für die Erhaltung der öffentlichen Ordnung und An-

ständigkeit sorgen. Von ihm wurden auch, neben den neronianischen, neue Bäder (Thermae Alexandrinae) erbaut. A. fiel als ein Opfer der zügellosen, mit seiner Mannszucht unzufriedenen römischen Soldateska, als er nach einem glorreichen Feldzuge gegen Artaxerxes I. von Persien nach Gallien zur Bezwingung der Deutschen geeilt war. Von den eigenen, durch Maximin aufgewiegelten Legionen überfallen, hauchte er mit seiner Mutter in dem Dorfe Sicila (Sicklingen bei Mainz), nach einer Regierung von 13 Jahren und 9 Tagen seine edle Seele aus (235). Der Senat dekretirte seinem Andenken göttliche Verehrung.

3) A. Jaroslawitsch Newskoi, Großfürst von Rußland, hochberühmt durch Heldenmuth, Weisheit u. Frömmigkeit, der vielbesungene Heros Rußlands, ward im Schloß zu Wladimir 1219 geboren. Sein Vater, Großfürst Jaroslaw II., gab ihm die sorgfältigste Erziehung; noch bei seinen Lebzeiten vertraute er ihm die Regierung von Nowgorod, und nach des Vaters Tode, 1245, erhielt A. auch die Herrschaft über den Rest der väterlichen Staaten. Schon als Jüngling that er sich hervor durch glänzende Waffenthaten, und als Fürst von Nowgorod bekämpfte er die Schweden, welche auf Betrieb des Papstes Gregor IX., mit dem Bekehrungsschwerte in der Hand, an der Mündung der Newa, in der Gegend des heutigen Petersburg, gelandet waren, mit eben so viel Muth als Glück. Die Schweden erlitten 1240 eine völlige Niederlage, welcher bald darauf (1242) ein zweiter, nicht weniger großer Sieg über die in Rußland eingefallenen Schwertritter auf dem Eise des Peipussees folgte. Nach jenem Siege hieß er Newskoi, der Retter Rußlands. Rom mußte den Plan, die mit Begeisterung für ihren Glauben streitenden Russen mit Gewalt in den Schooß der katholischen Kirche zu bringen und so die römische Alleinherrschaft in der christlichen Welt zu begründen, fahren lassen, und schlau versuchte es sodann den Weg gütlicher Unterhandlung mit A. Er aber wies alle Anträge, die seinem Ehrgeiz schmeichelten, standhaft zurück und ließ die päpstlichen Gesandten wieder ziehen. Nach einer mehr als 20jährigen segensreichen Regierung und nachdem er den Namen Rußlands ebenso geehrt als gefürchtet gemacht hatte, † A. auf der Rückreise von dem Hofe des großen Khans der Tataren, der damals Rußland als Lehn betrachtete und von seinen Fürsten Huldigung forderte. Sein Leichnam wurde in Wladimir beigesetzt. Man zählt A. unter die größten Heiligen der russischen Kirche.

4) A. I. Paulowitsch, ältester Sohn Kaiser Pauls I., von 1801 bis 1825 Kaiser u. Selbstherrscher aller Reußen, der Wohlthäter Rußlands, eine Zierde unter den Fürsten der Neuzeit, ward den 23. December 1777 zu Petersburg geboren. Die erste Erziehung A.s gab Katharina II. mit eben so viel Klugheit als Glück in die Hände des weisen, freisinnigen Laharpe, welcher den talentvollen Prinzen nach den Grundsätzen eines aufgeklärten Zeitalters bildete und über die in der Nähe der Krone sich so leicht geltend machenden Vorurtheile frühzeitig erhob. Ausgezeichnete Lehrer, wie Pallas und Kraft, führten ihn in die tieferen Studien der Naturwissenschaften ein, worauf man, als die sicherste Grundlage einer humanistischen Bildung und großartigen Weltanschauung, mit Recht viel Werth legte. Auf der andern Seite mochte es bei den eigenthümlichen Anlage A.s kein Fehlgriff seyn und nicht bloß Furcht, den jungen Fürsten zu sehr von ernsteren und wichtigeren Beschäftigungen abzuziehen, daß man allen Unterricht in der Musik und Poesie ausdrücklich verbot. Dennoch entwickelte sich in A. schon frühzeitig eine ihm natürliche, fromme Gemüthlichkeit und ein Schönheitssinn, der, von der Religion geheiligt, seinem Wollen und Handeln in den meisten Fällen das Gepräge der Milde, des Edelmuths und der Menschenfreundlichkeit aufdrückte. Sein Hauptaugenmerk richtete A. nach seinem am 24. März 1801 erfolgten Regierungsantritte auf die innere Entwickelung des großen, vielgegliederten Reiches, das ihm, dem Herrscher ohne Schranken, unterthan war. Nirgends erscheint A. größer, als in diesem Streben voll Segens. Was Peter der Große und die kluge Katharina begonnen und fortgesetzt, wurde durch seine unermüdete Thätigkeit in einem einzigen Regentenleben weiter gebracht, als in mehreren frühern, und A. würde in dieser Beziehung das Größte erreicht haben, wenn nicht ungünstige Zeitverhältnisse ihn auf dem Wege des Fortschrittes aufgehalten und eine seltsame Verkettung von Umständen ihn nicht endlich mit Mißtrauen gegen das eigene Streben erfüllt hätten. A. fand den niederen Klerus dem höheren sklavisch untergeben, versunken in Unwissenheit, in knechtische Unterwürfigkeit, die ihrem Gott gleich einem Despoten nahte, das Kirchliche ausgeartet in todtes, starres Ceremoniell, und die alte, strenge Symbolik der byzantinischen Kirche mit ihrem Pomp und ihren anständig-würdigen Gebräuchen verkümmert und erstarrt unter dem rauhen Himmel, ohne einen Keim von treibender Kraft und keinerlei Unterricht dem Volke bietend. Dies letztere, das weder am Altare, noch beim Schwerte seiner Edeln eine Zuflucht fand, und dessen gutmüthiger, passiver, flüchtig beweglicher Charakter keine Schutzwehr bot, schleppte sich seit Jahrhunderten hin im Joche der Leibeigenschaft, ein bloßes Hausthier, dem sein Zustand zur andern Natur geworden, ohne Gefühl seiner selbst und der persönlichen Ehre. Sowohl Peter als Katharina hatten ihre besten Kräfte nicht sowohl dem Volke der Masse nach, als vielmehr der Reform der höhern Stände zugewendet und Nivellirung des alten Adels, welche ja gleichfalls der Kulturerhebung der Volksmasse vorausgehen mußte, zum Ziele ihrer Bestrebungen gemacht. Unter diesem Streben hatte sich der Adel in zwei Fraktionen gespalten; in jene, welche, dem Kulturstreben der Regierung sich anschmiegend, mit dem Hofe nach Petersburg gezogen und dort theils Parasiten und Höflinge gebildet, theils aber auch große Männer erzogen hatte, und in jenen Adel von altrussischem Schrot und Korn, der, alles Fremde hassend und jeder Verbesserung abgeneigt, jede Civilisation seinen Sonderinteressen für verderblich achtend, der Unzufriedenheit und der Verschwörung immer lebendige Keime bergend, hauptsächlich in Moskau seinen Sitz hatte. Kühn und

aufrichtiger Begeisterung für seine hohen Zwecke voll, führte A. sein Rußland jener Entwicklung zu, die seit Menschengedenken die Zeit bewegt und seit seiner Thronbesteigung langsam, wie ein großes thauendes Eisfeld, in der Strömung mitgeschwommen ist. Vor Allem trachtete A. darnach, den Priesterstand in seinen höhern Gliedern an Achtung und Würde, in seinen untern aber an Bildung und Unterricht gewinnen zu lassen, damit von diesen, den Lehrern des Volks, dem Volke selbst Bildung und Unterricht werden könne. Er errichtete zu dem Zwecke 58 Seminarien, in welchen, zuerst auf öffentliche Kosten, die jungen Leute zum Dienste der Kirche erzogen wurden. Eben so großartig sorgte er für Befriedigung des Staatsbedürfnisses an gebildeten Beamten. Sieben Hochschulen (Dorpat, Kasan, Moskau, Wilna, Charkoff, Warschau und Petersburg) wurden unter ihm theils neu gegründet, theils besser eingerichtet und reicher ausgestattet; man sah über 100 Gymnasien und mehr als 2000 Elementarschulen entstehen, nützliche Anstalten für Kunst und Wissenschaften, so wie die Bibelgesellschaften des In- und Auslandes fanden in dem Kaiser stets einen freigebigen Gönner und Beförderer; auf seine Kosten wurden theure Sammlungen, wie die anatomische von Loder, die mineralogische von Forster, die Bibliothek von Humboldt und das Kabinet der Fürstin Jablonowska angekauft, und, bei aller Sorgfalt für die Ausbildung der slavischen Sprache und Literatur, viele fremde Gelehrte, z. B. die Orientalisten Demange und Charmoy aus Paris, unter vortheilhaften Bedingungen nach Rußland berufen. Mit diesen und ähnlichen Anordnungen für die geistige Erhebung der Russen verband der menschenfreundliche Kaiser das Bestreben, die Befreiung der hartgedrückten leibeigenen Bevölkerung seines Reiches von dem schweren Joche ihrer Herren, der Adeligen, Bojaren und Starosten einzuleiten. Wenn er auch in dieser Beziehung nicht alle Wünsche befriedigt, nicht allen Erwartungen entsprochen hat, so darf man nicht vergessen, welche Schwierigkeiten er bei der Abschaffung so alter Rechte und Gewohnheiten überwinden, ja, welche Gefahren er einer mächtigen, stets unzufriedenen und zu Verschwörungen geneigten Aristokratie gegenüber bestehen mußte, um nur zu erreichen, was von ihm erreicht worden ist. Ihm verdanken Esthland, Livland und Kurland, daß seit 1816 auf eine vollständige Weise die Emancipation der Leibeigenen in diesen Provinzen faktisch vollzogen ist und solche auch in andern Provinzen erleichtert ward. Die in den deutsch-russischen Provinzen von ihm eingeführte Bauernordnung, mit dem Institute der Gemeindegerichte und der Friedensgerichte verbunden, gibt in ihrer immer weiter ausgedehnten Anwendung und Ausbildung nach und nach einen festen Damm, den armen Bauer vor den Mißhandlungen grausamer Herren zu schützen. Durch den Ukas, mit welchem A. die Verschenkung der Bauern auf den Krongütern abschaffte (1817), die Verstümmelungen, welche mit der Strafe der Knute häufig verbunden waren, bei harter Strafe verbot und das Ausstellen der Leibeigenen zum Verkauf und das Ausbieten derselben in Zeitungen untersagte, geschah ein großer Schritt zu Beseitigung des Wahns, daß die Masse des russischen Volks wie Ochs und Esel nur eine lebendige Waare in der Hand der Grundeigenthümer sey. Eine noch größere Entschiedenheit des Willens, die allmählige Emancipation des Volkes anzubahnen, bezeugt der Ukas, welcher allen Bauern im Reiche das Recht ertheilte, Fabriken und Manufakturen anzulegen, was früher nur dem Adel und den Kaufleuten zugestanden war. Die direkte Entlassung der Bauern aus der Leibeigenschaft begünstigte A. eben so sehr durch die Macht seines Beispiels, als durch gesetzliche Bestimmungen und diese Entlassenen (freie Bauern), mit den nach Vollendung ihrer Dienstzeit gleichfalls freien Soldaten und den 6 Millionen Bürgern, die in den 1800 Städten wohnen, machte er zum Kern eines selbstständigen dritten Standes, der nach der Natur der Dinge stets wachsen und das mächtigste Element der Civilisation werden muß. Mit eben so menschlicher Gesinnung wurde schon 1801 das heimliche, für politische Verbrechen bestehende und peinliche Zwangsmittel noch in Anwendung bringende Gericht aufgehoben, die fast unbeschränkte und oft zum Drucke des Volkes gemißbrauchte Gewalt der Statthalter einer strengern Aufsicht unterworfen und die bisher nur bei dem Adel unterlassene Strafe der Vermögenskonfiskation für alle Unterthanen des Reiches aufgehoben. Nicht weniger umsichtig und besorgt zeigte sich der Kaiser hinsichtlich der Verbesserungen, welche unter ihm im Staatshaushalte vorgenommen wurden und die Wohlfahrt des Einzelnen, wie die des Ganzen wesentlich förderten. Hierher gehören vorzüglich die zweckmäßigere Einrichtung des Mauthwesens, die Einführung größerer Ordnung in die Finanzen, die Anlegung einer Nationalbank (1817) und eines Staatsschuldentilgungsfonds, so wie die Verbesserung des Geldwesens überhaupt. Odessa erhielt 1817 einen Freihafen, Makarief und Warschau wurden Meßstädte und neue Straßen und Kanäle erleichterten die Verbindung und den Verkehr mit den entferntesten Theilen des weiten Reiches. Um den auswärtigen Handel zu heben, wurden mit fremden Mächten, mit den Vereinigten Staaten, Brasilien, Spanien und der Türkei Verträge geschlossen. Der so bedeutende Erwerb Finnlands 1809 und der Donau mit ihren beiden Mündungen (1812), vergrößerten ebenfalls die Handelskraft des Reiches. Für gleichen Zweck sollten auch mehre Reisen um die Welt, die Gesandtschaft (1817) nach Persien, die Sendung nach Kochinchina und nach Khiwa und die Niederlassungen auf der Westküste von Nordamerika wirken. Dies Alles setzte der Kaiser mit einer bewundernswürdigen Thätigkeit in's Werk, u., was ihm zum besonderen Verdienste gereicht, er folgte dabei nicht bloß den Rathschlägen seiner unterrichteten und geistvollen Umgebungen, sondern sah, hörte, verglich und beobachtete auch überall selbst, um das Gute, wo es sich auch zeigte, kennen zu lernen und für das Wohl seines Volkes zu benutzen. Viel für die Ausbildung des Kriegswesens zu thun, forderten gebieterisch die Verhältnisse der Zeit; und mit welchen Erfolgen es geschah, berichtet die seitherige politische Geschichte Rußlands. Besonders erlangte die russische Armee seit dem Frieden zu Tilsit,

1807, in Bezug auf Ausrüstung, Kunstübung und Mannszucht einen solchen Grad der Vollkommenheit, daß sie, wie die Erfahrung lehrte, den besten Truppen Europa's nicht nachstand. Zu den wichtigsten, auf die Erhaltung der militärischen und politischen Kraft Rußlands berechneten Neuerungen gehören noch die von A. errichteten Militärkolonien, welche eine Verschmelzung des Bauern- und Kriegerstandes einleiten und zugleich für die äußere Sicherheit des Reichs durch den Gürtel einer Kriegerbevölkerung sorgen sollten, der vom baltischen bis zum schwarzen Meere sich herunterzieht. Hand in Hand mit A.s Bestrebungen für die innere Erstarkung seines Reichs durch Beförderung von Kultur und Gesittung ging und eben so groß und nicht minder glücklich war A.s Bemühen, Rußlands Macht und Einfluß in den Angelegenheiten der übrigen Welt zur höhern Geltung zu bringen und ihm im Rathe der Staaten und Völker eine Stelle anzuweisen, welche ihm vorher niemals eingeräumt worden war. Die Zeit war groß und voller Bewegung, folglich günstig für solches Streben. Der Strom der französischen Revolution brauste und brandete und bedrohte die ganze Erde mit Ueberfluthung, u. als bald darauf Napoleon sich zum Konsul emporschwang u. dann als Kaiser den Thron bestieg, brach des neuen Reiches Herrscher gegen die Andern auf, daß sie Frankreich dienstbar würden und die wilde Wogenkraft sich im Strome der Welteroberung verlöre. Weder die Pyrenäen, noch die ceraunischen, noch die suevischen Berge hielten Napoleons Heeresfluthen auf. Gegen Aufgang wie gegen Niedergang stürzten sie und rissen Alles mit sich fort. Als 1805 Oesterreich schon verblutend zu Boden lag, trat dem Titanen A., seinem gegebenen Worte treu, hochherzig und muthvoll entgegen; und wenn auch sein Begegnen Napoleons bei Austerlitz diesem nur einen neuen Siegerkranz gewunden hat, so war doch von jener Zeit an für Rußland in Europa's Meinung unendlich mehr gewonnen, als jene Schlacht verlor. Als 1807 der Eroberungssturm von Neuem tobte und Friedrichs des Großen Thron umstürzte, zog A., Königs Friedrich Wilhelm III. treuer Freund, abermals dem Furchtbaren entgegen. Zwar wurde er auf Eylau's und auf Friedlands Ebenen wiederum besiegt; dessenungeachtet aber schloß er durch den Frieden von Tilsit die wilde Fluth wieder in Schranken ein. Europa sah, daß die tyrannische Gewalt, die nirgends sich gebeugt u. nirgends angehalten, vor Rußlands Thoren zaudernd stille stand und sich dann, gleichsam als fürchte sie sich, zu dem Punkte zurückwendete, von dem sie ausgegangen war. In diese merkwürdige Zeit fällt der ungeheure Irrthum A.s, der für Napoleons glänzende Eigenschaften die unbegrenzteste Bewunderung hegte, es sey möglich, mit Napoleon gemeinschaftlich das Schicksal der Welt im Sinne der Humanität zu ordnen, ein Irrthum, der 1808 zu der bekannten Zusammenkunft A.s mit Napoleon in Erfurt führte. Allein als er sich hier überzeugen mußte, daß Napoleons Herrschsucht unersättlich war, als er die Netze sah, die der Gewaltige ihm legte, und als Napoleon ihn zu Maßregeln, welche für Rußland offenbar nachtheilig seyn mußten, verleiten wollte, so beschloß er, um des allgemeinen Friedens u. der eigenen Selbstständigkeit willen, Alles daran zu wagen, den grenzenlosen Plänen Napoleons einen Damm zu setzen und ihre Ausführung zu vereiteln. Aus der Entwickelung dieses Entschlusses ging jener verhängnißvolle Feldzug Napoleons (1812) hervor, mit welchem Napoleon den Gegner zu erdrücken trachtete. A., durch ein Bündniß mit Schweden und durch den Frieden von Bukarest mit der Pforte vor Angriffen von dieser Seite gesichert, verhieß in der Großartigkeit seines Charakters seinem Volke feierlich, er werde mit Napoleon nie unterhandeln, so lange auf russischem Gebiete ein Franzose stände, und er hielt Wort, auch dann Wort, als alle Schlachten gegen den Fürsten des Kriegs verloren, als Rußlands beste Heerkraft verblutet, als Napoleon ihm aus dem Kreml den Frieden antrug. A. sprach das große Wort der Befreiung Europa's von des Eroberers Joch aus und Europa verstand die mahnende Stimme. Das Losungswort war gegeben, u. in dem darauf folgenden europäischen Befreiungskriege zeigte sich A. eben so tapfer und für die gute Sache treu begeistert, als im Siege leutselig, edelmüthig, mäßig und gerecht. Der Einfluß seiner Persönlichkeit auf den Gang der damaligen Weltereignisse war unstreitig von der höchsten Bedeutung. Namentlich gewann sein offenes und anmuthvolles Wesen das Vertrauen der Franzosen und beschleunigte dadurch die Einnahme von Paris; ja, man sagt, daß er, zufolge geheimer Aufforderung, den plötzlichen Marsch des Hauptheeres gegen die feindliche Hauptstadt entschieden angeordnet habe. Die milde Behandlung, welche darauf die Franzosen erfuhren, die vortheilhaften Friedensbedingungen, welche ihnen bewilligt wurden, die Rückkehr der vom wankelmüthigen Volke verlangten Bourbonen: dies Alles war größtentheils das Werk A.s, welcher dafür von den Parisern als der Freund u. Retter ihres Vaterlandes begrüßt wurde. Auf dem Kongresse zu Wien war er für die Erhaltung der Eintracht unter den Fürsten unermüdlich thätig; zugleich erfreuten sich die liberalen Ansichten seines Schutzes und seine damalige Wirksamkeit hatte nicht nur auf die wiener Kongreßakte Einfluß, sondern verschaffte auch der Schweiz ihre Neutralität und den jonischen Inseln republikanische Selbstständigkeit. In gleichem Sinne gab er Polen, das ihm durch die Entscheidung des wiener Kongresses zugefallen war, eine Verfassung, die, wäre sie aufrichtig und treu vollzogen worden, der Welt das gräßliche Schauspiel des blutigen Aufstandes und der nachherigen Vernichtung eines braven Volkes erspart haben würde. Durch die Rückkehr Napoleons von Elba und seinen Triumphzug durch Frankreich fühlte sich A. tief verletzt; um so entschlossener sorgte er für die Ausführung des Vertrages von Chaumont. Auch scheint unter dem Einflusse der großen Begebenheiten dieser Zeit bei dem christlich frommen Kaiser zuerst die Idee der heiligen Allianz entstanden zu seyn, durch deren Verwirklichung er den Frieden der Welt auf einer, von den zeitherigen politischen Bündnissen weit abweichenden Grundlage festzustellen trachtete, die aber nur die Handhabe für politische Reaktion wurde und statt die Gemüther zu beruhigen, die Unzufriedenheit mit der bestehenden

Ordnung nur noch steigerte und das Streben eines verwegenen Revolutionsgeistes, Unruhen zu erregen, immer heftiger und kühner machte. A., durch diesen Geist erschreckt und, wie es scheint, gegen die Völker mit Mißtrauen durch böswillige Einflüsterungen erfüllt, versuchte mit andern Fürsten gewaltsame Gegenmittel. Man berieth und beschloß in vielen Kongressen, zu Troppau 1820, zu Laibach (hier legte er das ganze Gewicht seines Einflusses in die Wagschale) und Verona, und A. bot willig die Hand, mit den Aufständen auch die gerechten Forderungen und den politischen Fortschritt der Völker zu unterdrücken. In Rußland wurden die Censur und strengste Ueberwachung der Büchereinfuhr wieder eingeführt, die Wissenschaft, die Literatur und der Unterricht gefesselt, Untersuchungen wegen demagogischer Umtriebe eingeleitet, die Freimaurerlogen und Missionsgesellschaften unterdrückt und allmählig alle Pläne für Reform und Fortbildung aufgegeben. Ueber das ganze Reich breitete sich das Netz einer offenen u. geheimen Polizei, die allen Verkehr hemmte. Die Erfahrung, daß durch alle diese Maßregeln der Geist des Widerstandes sich nicht bannen ließ, verbitterte das krankhaft erregte Gemüth des Kaisers, der theils in den Zerstreuungen eines glänzenden, üppig-frömmelnden Hofes, theils in der Nacht religiöser Mystik Zerstreuung und Befriedigung suchte. Die Entwickelung des griechischen Aufstandes brachte zugleich die Politik des Kaisers in schreienden Widerspruch mit der öffentlichen Meinung. Sein Volk war den Glaubensverwandten zugethan; A. aber mißbilligte den Aufstand der muthigen Hellenen, weil er darin nur eine Auflehnung gegen ihren rechtmäßigen Oberherrn erblickte und ein besserer Zustand nach seiner Ansicht überall nur auf dem Wege der Belehrung, des Friedens und der Ordnung zu erwarten war. Der Tod seiner einzigen, heißgeliebten natürlichen Tochter, die furchtbare Ueberschwemmung, die 1824 Petersburg heimsuchte, endlich die Schrecken einer russisch-polnischen Verschwörung gegen alle Glieder des Hauses Romanow trugen nicht wenig bei, das Herz des Kaisers zu brechen. Körperlich leidend, verdüsterten Gemüthes und voll Todesgedanken trat er Mitte September 1825 mit seiner kranken Gemahlin eine Reise in die Krim an. Nachdem er die Kaiserin zu Taganrog gelassen, setzte er seine Reise fort, ward aber plötzlich von einem der Halbinsel eigenthümlichen Fieber ergriffen. Ueber seinen Zustand besorgt, befahl er, nach Taganrog gebracht zu werden. In seiner Begleitung befand sich sein Leibarzt, der Schotte Wyllie, der ihn behandelte, dessen Beistand aber der Kranke gegen das Ende mit Aeußerungen des Unwillens abgewiesen haben soll. Die Krankheit nahm einen bedenklichen Charakter an, und nach elf Tagen verschied A., den 1. December 1825, in einem fernen Winkel des Reichs, 500 Stunden von seiner Hauptstadt. Das unverbürgte Gerücht von einer Statt gefundenen Vergiftung fand an vielen Orten um so eher Glauben, als bald darauf eine in den letzten Regierungsjahren A.s, aus Furcht vor den beabsichtigten Reformen entstandene und weit verbreitete Verschwörung ausbrach und nur durch die Kraft und den persönlichen Muth des Kaisers Nikolaus unterdrückt werden konnte. A. war vermählt mit Elisabeth, der dritten Tochter Karl Ludwigs, Erbprinzen von Baden, seit 1793. A.s Andenken wird in Rußland, wird in ganz Europa, stets in hohen Ehren bleiben. Seine Frömmigkeit, obwohl bisweilen als Pietismus verdächtigt und von heuchlerischen Personen seiner Umgebung gemißbraucht, übte doch überall hin den wohlthätigsten Einfluß, und hatte namentlich das rege Interesse des Kaisers für die Verbesserung der kirchlichen Zustände seines Reiches zur Folge. Die unter ihm bewirkte Organisation des evangelischen und katholischen Kirchenwesens, die Beförderung der Judenbekehrung, die Verbesserung aller Unterrichtsanstalten, sowohl für das Volk, wie für die Geistlichkeit sind zum Theil bereits erwähnt. Wie A. einen frommen, religiösen Sinn fast unbedingt achtete, hat sein Verhältniß zu der Frau von Krüdener und anderen ähnlichen Geistern bewiesen. Unzählig sind die Beweise, die A. von seinem persönlichen Muth, seiner Herzensgüte, Gerechtigkeit und Menschenfreundlichkeit im Leben gab. Als er einst einen in die Wilna gestürzten armen Bauer mit eigener Lebensgefahr gerettet hatte, übersandte ihm die britische Humanitätsgesellschaft die goldene Medaille, und höher hielt er dies Zeichen, als alle Sterne, die seine Brust bedeckten. Die Macht Rußlands stieg unter A. zu einer Höhe, die Peter der Große nur ahnen konnte. Die Erwerbung Grusiens, Bialystocks, Finnlands, des Königreichs Polen, Schirwans und Bessarabiens mehrte das Reich, sicherte seine Grenzen und vergrößerte die Volksmenge um 10 Millionen. Aber unendlich wichtiger ist die Mehrung der moralischen Kraft und das Herüberziehen der alten Kabinetspolitik Rußlands in das Gebiet der Ideenströmung, wodurch das Reich fortan Pläne verfolgen konnte, die zu einer andern Zeit ganz Europa gegen Rußland gewaffnet haben würde. A.s Persönlichkeit adelte gewissermaßen die russische Politik, denn man legte seinen Bestrebungen stets nur fromme, humane und gottesfürchtige Motive unter. Unter den vielen Denkmälern, die sein Andenken in Rußland verewigen, ist besonders der großartige Obelisk auf dem Isaaksplatze zu Petersburg zu erwähnen. Vgl. Choiseul-Gouffier, Mémoires historiques sur l'empereur A. et la cour de Russie, Paris 1829, u. Empeytaz, Notice sur A., l'empereur de Russie, Genf 1828.

5) A. II., Kaiser von Rußland, ältester Sohn des Kaisers Nikolaus u. der Kaiserin Alexandra, am 29. April 1818 geboren, ward unter der Leitung des Dichters Schukowsky erzogen. Frühzeitig übertrug ihm der Kaiser einige wichtige Aemter. Schon in der Wiege wurde er zum Kanzler der Universität Helsingfors ernannt, und als solcher wirkte er nachmals besonders für Ausbildung und Verbreitung der finnischen Sprache, um dadurch die schwedischen Sympathien in Finnland zu verdrängen. Später wurde er zum Groß-Attaman sämmtlicher Kosakenheere u. zum Kommandeur des Grenadiercorps ernannt; seit 1849 war ihm die Leitung des gesammten Militärbildungswesens übertragen. Als er nach dem Tode seines Vaters am 2. März 1855 den Thron bestieg, baute man vergeblich auf die sanfteren Re-

gungen seines Charakters Hoffnungen des Friedens. A. ist seit dem 28. April 1841 mit Maria, Tochter des verstorbenen Großherzogs Leopold II. von Hessen, vermählt und hat jetzt 5 Kinder: die Großfürsten Nikolaus (geboren 1843), Alexander (geboren 1845), Wladimir (geboren 1847), Alexis (geboren 1850) und die Großfürstin Maria (geboren 1853).

6) **Karl A., Herzog von Anhalt-Bernburg**, den 2. März 1805 geboren, seit 1834 Nachfolger seines Vaters Alexius unter Leitung eines von diesem eingesetzten geheimen Konferenzrathes, der die Regierung führte. Im Jahre 1848 beantragten die Stände bei der Reichsgewalt die Einsetzung einer Regentschaft. Der Herzog verließ darauf das Land und ging nach Quedlinburg, kehrte aber bald zurück, während der Landtag aufgelöst und eine Verfassung oktroyirt wurde. A. ist seit dem 30. Oktober 1834 mit der Prinzessin Friederike von Holstein-Glücksburg vermählt; doch blieb die Ehe kinderlos.

7) Name von 8 **Päpsten**: a) A. I., römischer Bischof 109—119, † als Märtyrer. Er soll zuerst den Gebrauch des Weihwassers in den Kirchen eingeführt haben. — b) A. II., um 1061—1073, vorher Anselm, Bischof von Lucca, der erste Papst, welcher allein von den Kardinälen, ohne Zuziehung der weltlichen Macht gewählt wurde. Eifersüchtig auf ihr Recht ließ die kaiserliche Partei den Bischof von Parma, Cadolaus, als Honorius II. zum Papste ausrufen. Dieser, durch kaiserliche Truppen unterstützt, vertrieb A. aus Rom, wurde aber nicht lange nachher von dem zu A.s Schutze herbeieilenden Markgrafen Gottfried von Toskana geschlagen. Sobald sich A. ruhig im Besitz der dreifachen Krone sah, wendete er seine ganze Aufmerksamkeit der Kirchenverbesserung zu. Er faßte den großartigen Gedanken, auf dem Wege gänzlicher Befreiung der Kirche von der weltlichen Herrschaft die päpstliche Suprematie vollkommen zu begründen. Die Gelegenheit zur Ausführung dieses Planes zeigte sich bald. Heinrich IV. suchte beim römischen Stuhle um Dispensation nach zur Scheidung von seiner gemißhandelten, edeln Gemahlin Bertha. A. sandte den Kardinal Damiani nach Deutschland, und dieser schüchterte auf zwei Synoden den Kaiser und die Bischöfe durch seine donnernde Beredtsamkeit so ein, daß dieser sein Gesuch 1069 zurücknahm. Gesandte der Sachsen und Thüringer zogen hierauf nach Rom, Klage zu führen gegen Heinrich IV. wegen unerträglicher Tyrannei u. wegen schmählichen Verkaufs der Aemter. Auf Hildebrands Anrathen lud A. den Kaiser im befehlenden Tone zur Verantwortung nach Rom, † aber 1073, ohne die Folgen eines so unerhörten Schrittes zu erleben. Unter ihm wurde die Gewalt des Papstes über die Geistlichkeit, sowohl in Deutschland, als auch in England, wo Lanfrank, Erzbischof von Canterbury, sich zum römischen Legaten machen ließ, fester begründet. Doch fällt das Verdienst davon weniger ihm, als seinem ersten Kardinale und Kanzler Hildebrand zu, der unter A.s Namen sich selbst nur den Weg zu Größerem bereitete. Für A. bleibt jedenfalls der Ruhm eines gelehrten, streng sittlichen und gütigen Kirchenfürsten übrig. — c) A. III., von 1159—1181, vorher Kardinal Roland, Kanzler Hadrians IV., ein charakterfester Mann. Als die kaiserliche Partei in Viktor III. einen Gegenpapst aufstellte und Kaiser Friedrich I. seine Vermittelung anbot, verwarf A. diese als eine der weltlichen Gewalt nicht geziemende Anmaßung, wurde deshalb zu Pavia abgesetzt und mit dem Banne belegt. A. sprach dafür 1159 gegen den Kaiser den Kirchenbann aus, verband sich mit den aufrührerischen Städten der Lombardei, mußte aber, mit den Waffen unglücklich, 1161 nach Frankreich flüchten. Von den Königen von Frankreich, Sicilien, England und Spanien anerkannt, hielt er darauf zur Verbesserung des Kirchenwesens 1163 eine Synode zu Tours, bekam zwar nach Viktors Tode einen neuen Gegenpast an Paschalis III., kehrte aber, da auch in Deutschland viele mächtige, geistliche Fürsten sich für ihn erklärten, entschlossen nach Rom zurück, wo man ihn mit Jubel empfing. Die Lombarden schlossen bald darauf (1167) gegen den Kaiser den großen Städtebund, den A. durch seinen Beitritt und durch die Allgewalt des Glaubens stark machte. Zwar siegte der Kaiser gegen die Lombarden von Neuem; Rom selbst fiel nach der Schlacht am Monte del Porco noch einmal in seine Gewalt, und Paschalis, von den Römern Anerkennung erzwingend, nahm A.s Sitz auf dem heiligen Stuhle ein. Als aber die Pest des Kaisers Heer niederwarf und zur Räumung Italiens nöthigte, suchte Friedrich I. Aussöhnung mit A. (1170), ein Versuch, der inzwischen mißlang, obschon 1175 erneuert. Erst nach der für den Kaiser so unglücklichen Schlacht bei Legnano kam, nach vorhergegangenen Verhandlungen zu Anagni, in Venedig 1177 der Friede mit dem Papste und ein Waffenstillstand mit den Lombarden zu Stande. Friedrich anerkannte den Papst A., und nachdem er sich vor demselben gedemüthigt, wobei ihm A. den Fuß auf den Nacken gesetzt haben soll, sprach ihn A. vom Kirchenbanne feierlich los. A., der bisher in Alessandria, das die Lombarden eigens für ihn erbauten, Hof gehalten hatte, zog bald darauf wieder in Rom ein, und versöhnte sich mit seinem dritten Gegenpapste, Calixtus III., der ruhig in Rom fortleben durfte. Eben so wußte A. in England und Schottland, dessen König Wilhelm er wegen Auflehnung gegen eine vom Papste genehmigte Bischofswahl mit dem Banne und Interdikte belegte, die Macht des päpstlichen Stuhles aufrecht zu halten u. fester zu begründen. Gegen die ketzerischen Waldenser berief er 1179 eine Synode im Lateran, † aber, bevor er in dieser Beziehung viel wirken konnte, 1181. A. gehört wegen seines Muthes, seiner Geistesgewandtheit und Charakterfestigkeit zu den größten Päpsten; er strebte, die Idee der Oberherrlichkeit des Papstthums über jede weltliche Macht mit allen Kräften zu verwirklichen, und erleichterte durch den Erfolg, womit er dies that, seinen Nachfolgern die Fortschritte auf derselben Bahn. — d) A. IV., von 1254—1261, war vorher Bischof von Ostia, ein Mann voll starrer, hierarchischer Anmaßung, aber dabei schwach und seiner Stellung nicht gewachsen. Als er 1254 mit Manfred von Sicilien, welcher ihm die geforderte Huldi-

gung verweigerte, in Streit gerieth, verkaufte A. Manfreds Königreich für eine ungeheuere Summe an den König von England. Manfred jedoch bezwang das päpstliche Heer, zwang den befehligenden Kardinal-Legaten zu einem Vergleiche, den A. verwarf, schlug die Päpstlichen in mehren Treffen, eroberte die Terra die Lavoro und ließ die Bannbulle Roms öffentlich verspotten. Das ghibellinisch gesinnte römische Volk stand endlich selbst gegen A. auf; dieser mußte Rom verlassen und seine Staaten den Plünderungen und Verwüstungen der von Manfred herbeigerufenen Saracenen preis geben. Während dieser Wirren sank das päpstliche Ansehen in Italien sehr tief; selbst die Bischöfe achteten nicht mehr auf die Befehle ihres geistlichen Gebieters. A. † zu Viterbo, wohin er sich geflüchtet, 1261. — e) A. V., 1409 bis 1410, vorher Kardinal Philargi, ein Grieche von Geburt, Papst durch die Wahl des Koncils zu Pisa. A. versprach das allgemein geforderte Bedürfniß einer Reformation der Kirche an Haupt und Gliedern zu befriedigen, vertagte dieselbe jedoch von Jahr zu Jahr u. erschöpfte den Staatsschatz durch zügellose Freigebigkeit. Zwei Gegenpäpste, Benedikt XIII., in Spanien und Schottland, und Gregor XII., vom Kaiser Ruprecht und vom Könige Ladislaus von Neapel anerkannt, verschlimmerten während seiner Regierung den traurigen Zustand der Kirche. Obwohl die Gegner auf dem Koncil zu Pisa abgesetzt wurden, behaupteten sie sich doch, und A. mußte sich gegen den Beschützer Gregors, den König von Neapel, selbst mit den Waffen vertheidigen. Von Bologna aus, wo A. sich beständig aufhielt, verbot er die Verbreitung der Lehren Wiklefs in Böhmen und forderte Huß, wiewohl vergebens, vor seinen Richterstuhl. A. † in sehr hohem Alter, wahrscheinlich von Cossa, seinem Kanzler, vergiftet. — f) A. VI., 1492—1503, vorher Kardinal Roderigo Borgia, zu Valencia aus edlem Geschlechte geboren, hieß eigentlich Roderigo Lenzuoli, hatte aber den berühmten Familiennamen seiner Mutter Borgia angenommen und war in der Reihe der Päpste einer der übel berüchtigtsten und der lasterhafteste unter allen Fürsten und Großen seiner Zeit. A. studirte anfänglich die Rechte; als aber sein Oheim, Calixtus III., Papst wurde, rief ihn dieser zu sich und erhob ihn vom Studenten zum Erzbischofe von Valencia, dann, noch nicht 25 Jahre alt, zum Kardinal. Schon als solcher führte er ein wüstes Leben. Ein schönes Mädchen, Rosa Vanozza, war seine öffentlich anerkannte Konkubine und gebar ihm 4 Söhne und eine Tochter. Dennoch spielte er da, wo es galt, den Frommen u. wußte sich durch Freigebigkeit beim Volke beliebt zu machen. Durch Bestechung erkaufte er nach Innocenz' VIII. Tod die Tiara, und kaum war er im Besitze der Macht, so zeigte er seinen wahren Charakter ohne Scheu und Schein. Die Erhebung seines Hauses zu einer mächtigen Dynastie galt ihm Alles, und die Wege dazu führten ihn bald in vielfache, politische Händel. Anfangs mit Ludwig Sforza von Mailand gegen den König von Neapel verbündet, verließ er jenen, als dieser ihm die Vermählung des päpstlichen Sohnes Gottfried mit Sancia von Aragonien zugestand, und war durch nichts zu einem Bündnisse mit Karl VIII. von Frankreich, den Ludwig Sforza zur Eroberung Neapels herbeigerufen hatte, zu bewegen. Er schloß sich vielmehr an den neuen König Alfons, der des Papstes Söhne sehr begünstigte, immer enger an und suchte gegen Karl VIII. bei dem Kaiser Maximilian, bei Venedig und sogar, zum großen Aergerniß der ganzen Christenheit, bei dem türkischen Sultan Hülfe. Da jedoch alle diese Bundesgenossen den erforderlichen Beistand unterließen und Karl Rom eroberte, so mußte A. 1494 einen Vergleich eingehen, in welchem er Neapel aufgab. Doch schon 1495 brach er den Vertrag, verband sich mit den wider die Franzosen aufgeregten Fürsten und Städten Italiens, und Karl ward zum Rückzuge genöthigt. Von jetzt an traten die Pläne des Papstes zur Bereicherung und Erhebung seiner Familie auf Kosten des heiligen Stuhls und der italienischen Großen deutlicher hervor. Seinem ältesten Sohne Johann, bereits Herzog von Candia, verlieh er das Herzogthum Benevento, welches mit Beistimmung der erkauften Kardinäle vom Kirchenstaate getrennt wurde; seine Tochter Lucretia wurde an den mächtigen Sforza, Herrn von Pesaro, vermählt, und seinem Liebling, Cäsar Borgia, obschon zum Kardinale erhoben, wurde die Tochter des neuen Königs von Neapel, Friedrichs, zur Gemahlin bestimmt. Da dieser jedoch eine abschlägige Antwort gab, auch die Macht und der Stolz der italienischen Fürsten den eigennützigen Absichten A.s größere Hindernisse in den Weg legten, als er gedacht, so verband sich dieser mit Ludwig XII. von Frankreich zur Unterjochung und Theilung Italiens. Die Franzosen eroberten Mailand, Cäsar Borgia wurde zum Herzoge von Veltlin erhoben, gewann hierauf Imola und die Festung Forli mit Waffengewalt uud wurde noch zum Herzoge von Romagna gemacht. Aber die Städte schlossen zu ihrem Schutze einen neuen Bund, welchen der Papst und sein Sohn arglistig zu zerreißen trachteten. Meuchelmord mußte die Häupter des Bundes, eines nach dem andern, aus dem Wege schaffen. Bei einem Versuche dieser Art kam A. 1503 selbst an dem Gifte um, das sein Sohn für einen Kardinal, der bei ihm zu Gaste war, bereitet hatte. Er starb für die Ausführung seines Planes, aus den Ländern Oberitaliens und des Kirchenstaates ein großes weltliches Reich zu bilden, zu früh; denn erst stückweise hatte er ihn erreicht. Unter A. war die kirchliche Macht noch immer sehr groß; das beweist, wie vieles Andere, A.s berühmter schiedsrichterlicher Spruch im Streite der Könige von Spanien und Portugal um den Besitz der neuen Welt, die er zwischen ihnen theilte. Von Charakter ruchlos, war ihm jedes Mittel gleich, seinen Ehr- und Geldgeiz zu befriedigen und die Erhebung seiner Bastarde und Verwandten zu bewirken; öffentliche Treue, Religion und Sittlichkeit höhnte er mit Wort und That, und man gab ihm unter andern Schändlichkeiten Schuld, mit seiner Tochter Lucretia in blutschänderischem Verhältnisse gelebt zu haben. Durch ihn erhielt der Volksglaube an die Heiligkeit Roms den schwersten Stoß. Er ist der Erfinder der Büchercensur, u. Savonarola, der zu seiner Absetzung aufgefordert hatte, ward 1498 durch päpstliche Kommissare zum Tode verurtheilt. — g) A. VII., 1655 bis

1667, vorher Kardinal Ghigi u. päpstlicher Nuntius in Deutschland während der Friedensunterhandlungen zu Münster und Osnabrück, wurde namentlich durch Frankreichs Einfluß gewählt. Nach seiner Erhebung zum Papste warf er die Maske der Heiligkeit und Frömmigkeit von sich und offenbarte ungezügelte Prachtliebe und Eitelkeit, mit einem Charakter voll Falschheit. Die Händel mit Frankreich wegen der Jansenisten füllen seine Regierung aus. Er verdammte die schon von Innocenz X. verworfenen 5 Sätze aus den Werken Jansens von Neuem, mit dem Zusatze, daß sie nicht in einem falschen, sondern in dem von Jansen wirklich beabsichtigten Sinne verdammt worden wären. Dadurch stellte er die Unfehlbarkeit des Papstes bloß, welche die Jesuiten mit Eifer vertheidigten. Ein von den Anhängern der jansenistischen Lehrsätze versuchter Vergleich scheiterte an der Hartnäckigkeit des Papstes, der endlich mit dem französischen Hofe selbst in Streit kam. Ludwig XIV. hatte wegen einer durch die päpstliche Leibwache dem französischen Gesandten in Rom, dem Herzoge von Crequi, zugefügten Beleidigung Genugthuung gefordert. Der Papst weigerte sich sie zu geben, und Ludwig besetzte Avignon und Venaissin, indem er zugleich Anstalten traf, in Italien selbst einzufallen. A. schloß hierauf den schimpflichen Vertrag zu Pisa (1663). Er † 1667. Während seiner Regierung wurde Rom vielfach verschönert; A. war selbst Dichter und Freund der Kunst und Wissenschaft. — h) A. VIII., 1689—1691, vorher Bischof von Torcelli und Brescia, aus dem venetianischen Nobili-Geschlechte der Ottoboni. Er vermochte Venedig zur Fortsetzung des Krieges gegen die Türken, wodurch auch der Kaiser Leopold gehindert wurde, gegen Frankreich mit Kraft aufzutreten, und handelte überhaupt unter französischem Einfluß. Aus Dankbarkeit dafür gab Ludwig XIV. Avignon an Rom zurück. Den von seinem Vorgänger Innocenz III. geführten Streit über die vier Propositionen der gallikanischen Kirche endigte er durch deren Verdammung. Kurz vor seinem 1691 erfolgten Tode kaufte er die treffliche Bibliothek der Königin Christine von Schweden und bereicherte dadurch die Bibliothek des Vatikans mit vielen kostbaren Handschriften. Nepotismus und Simonie erreichten unter seiner Regierung den höchsten Gipfel.

7) A., Märtyrer u. Heiliger, aus Cäsarea in Palästina, war erst Bischof in Kappadocien, dann Koadjutor des Bischofs Nicephorus von Jerusalem, Mitschüler und Freund des Origenes, erlitt in der Christenverfolgung unter Decius den Märtyrertod. Tag: 18. März.

8) A., Heiliger, Bischof und erster Patriarch von Konstantinopel seit 313. Als ein eifriger Vertheidiger des nicänischen Glaubensbekenntnisses widersetzte er sich 336 der vom Kaiser beschlossenen Wiederaufnahme des Arius in die Kirchengemeinschaft und verweigerte standhaft die Zulassung desselben zum öffentlichen Gottesdienste. Fürchtend, in dieser Sache durch kaiserliche Zwangsmaßregeln zu einer seinem Gewissen zuwiderlaufenden Handlungsweise genöthigt zu werden, betete er, wie erzählt wird, vor dem Altare, daß Gott entweder ihn selbst oder den Arius sterben lassen möchte. Das Letztere geschah noch am Abende dieses Tages, und das abergläubische Volk erblickte darin ein über den Ketzer verhängtes göttliches Strafgericht. Gedächtnißtag: 26. Februar.

9) A. von Aphrodisias in Karien (daher Aphrodisiensis), der Exeget genannt, berühmter Peripatetiker und Ausleger des Aristoteles, der unter Septimius Severus am Ende des 2. und im Anfange des 3. Jahrhunderts theils in Athen, theils in Alexandrien lebte. Mit glücklichem Erfolge suchte A. die durch manche Zusätze entstellte Lehre des Aristoteles in ihrer Reinheit wieder herzustellen, hatte zahlreiche Schüler und wurde der Meister einer neuen exegetischen Schule, der sogenannten alexandrinischen Ausleger des Aristoteles. Unter seinen vielen Kommentaren zu den Werken dieses Philosophen (herausgegeben von Spengel, München 1842) ist der bekannteste der zur Metaphysik. Außerdem besitzen wir von ihm eine Schrift über Willensfreiheit und Selbstbestimmung, sehr gediegen und durch Widerlegung der stoischen Lehre ausgezeichnet, „Fragen aus der Physik" u. zwei Abhandlungen, „Ueber das Schicksal" und „Ueber die Seele", in welcher letztern die von Aristoteles behauptete Unsterblichkeit der Seele nach aristotelischen Grundsätzen angegriffen und dafür eine materialistische Ansicht aufgestellt wird. Eine gemeinschaftliche Ausgabe dieser Schriften erschien zu Venedig 1537.

10) A. von Hales, Scholastiker des 13. Jahrhunderts, Franciskaner aus dem Kloster Hales bei Glocester in England, studirte zu Oxford und Paris, lehrte an letzterer Universität seit 1222 scholastische Philosophie mit entschiedener Anwendung aristotelischer Formen und † 1245. Nach damaliger Sitte erhielt er den Beinamen des unwiderleglichen Meisters (Doctor irrefragabilis). Mit großem Scharfsinn erörterte und bejahte er unter andern die Frage: ob eine Maus, die eine Hostie benage, den Leib Christi verzehre? Er begründete die Lehre von dem Schatze der überschüssigen Verdienste Christi und der Heiligen (Thesaurus supererogationis). Sein von seinen Schülern vollendetes Hauptwerk führt den Titel: Summa universae theologiae (beste Ausgabe, Venedig 1576, 4 Bände).

11) A. Natalis (franz. Noël), Dominikaner, gründlicher und freisinniger Kirchenhistoriker, geboren zu Rouen 1639, studirte seit 1655 Philosophie und Theologie, ward 1675 Doktor der Theologie und 1676 Konventual im Kloster St. Jakob zu Paris. Durch die von Colbert zur Durchforschung der Kirchengeschichte veranstalteten Konferenzen veranlaßt u. aufgemuntert, widmete sich A. vorzugsweise den kirchengeschichtlichen Studien. Das Resultat derselben war sein berühmtes Werk: Selecta historiae eccl. capita et in loca eiusdem insignia diss. historicae, chron. et dogm., Paris 1676—86, 24 Thle., Venedig 1759, 9 Thle., Fol. Dasselbe geht bis 1600, ist gelehrt, trocken, scholastisch, aber zugleich sehr unparteiisch und freisinnig geschrieben und wurde, trotz des allgemeinen Beifalles, vom Papste 1684 bei Strafe des größten Bannes verboten und mit seinem Verfasser von den Römlingen vielfach geschmäht. Benedikt XIII. hob indessen das Verbot aus Rück-

sicht gegen den Dominikanerorden wieder auf. A. † zu Paris 1724. Er vereinte den Ruf eines großen Gelehrten mit dem eines liebenswürdigen Menschen.

12) **Salomon**, der erste protestantische Bischof von Jerusalem, wurde im Mai 1799 im Großherzogthum Posen von jüdischen Aeltern geboren. Nachdem er frühzeitig das Amt eines Rabbi bekleidet, empfing er in Plymouth die Taufe, ward Pfarrverweser in Irland, wirkte dann als Missionär zur Verbreitung des Christenthums unter den Juden und wurde Professor der hebräischen Sprache am Kings-College zu London. Ende 1841 ging er als erster Bischof nach Jerusalem, wo er feierlich empfangen wurde. Erregte schon dies das Mißfallen der andern Religionsparteien, so erhoben sich bald auch Anklagen gegen ihn, daß er im Interesse Englands Ränke spinne, was in der That nicht der Fall war. Er † auf einer Reise nach Aegypten zu Ras el Wady den 22. November 1843. Seine Leiche wurde seinem Wunsche gemäß nach Jerusalem gebracht.

Alexander Newsky, Dorf und prächtiges Kloster im russischen Gouvernement Petersburg, 10 Meilen von der Hauptstadt, Sitz eines Erzbischofs, besuchter Wallfahrtsort. A. N. ward 1712 von Peter dem Gr. zum Andenken an den russischen Helden Alexander Newsky und seine errungenen Siege gestiftet.

Alexander-Newsky-Orden (Ritterorden vom rothen Bande), russischer Orden, gestiftet 1722 von Peter dem Gr. Das Ordenszeichen ist ein goldenes, roth emaillirtes, achtspitziges Kreuz, in dessen Mitte das Bild des heiligen Alexander Newsky im goldenen Harnische zu Pferde ist. Auf den 4 ausgehenden Fäden des Kreuzes steht die Ordensdevise: „Für Verdienste ums Vaterland" in russischer Sprache; in den 4 Winkeln 4 goldene, zweiköpfige Adler. Getragen wird der Orden an einem ponceaurothen, breiten Bande über der linken Achsel, nach der rechten Hüfte zu hängend, nebst einem 8spitzigen, silbernen Ordenssterne auf der linken Brust, worauf die geschlungenen Buchstaben S. A. (Sanctus Alexander), von einem rothen Herzogshute mit silbernem Aufschlage gedeckt, sich befinden. Nur Generallieutenants und Personen von gleichem und höherm Range erhalten den Orden.

Alexandersbad, eine am Fuße des Kossein, in der Nähe der bayerischen Stadt Wunsiedel in Oberfranken, 6 Meilen von Baireuth, in einem reizenden Thale befindliche Mineralquelle. Sie wurde 1734 durch einen Bauer aus Sichersreuth entdeckt und nach Prüfung ihrer Heilkraft durch Markgraf Friedrich 1751 gefaßt. Im Jahre 1782 ließ der Markgraf Alexander den Brunnen mit Granitquadern umgeben, das große Brunnengebäude errichten und vielfältige Verschönerungen in der wildromantischen Gegend anbringen. Seit dieser Zeit wird es unter dem Namen A. vielfach besucht. Die Heilquelle gehört zu den kalihaltigen Eisenwassern. Es ist hell, klar, perlt, hat einen zusammenziehenden, etwas prickelnden Geschmack und enthält kohlensaure Kalkerde, kohlensaures und schwefelsaures Natron, Thonerde, Kieselerde, Eisenoxyd und Kohlensäure. Benutzt wird es zu Bädern, Douche und als Getränk; äußerlich wirkt es reizend, zusammenziehend, stärkend; innerlich gebraucht erregt es leicht das Blutgefäßsystem. Angewandt wird es gegen passive Schleim- und Blutflüsse, chronische Nervenkrankheiten, Unregelmäßigkeit der Menstruation und Schwäche, Würmer, Skorbut, veraltete Rheumatismen, atonische Gicht ꝛc. Vgl. E. Wetzler, Die Gesundbrunnen und Bäder im Obermainkreise Bayerns, 1823, und Hildebrandt, Physikal. Untersuchung des Mineralwassers im Alexandersbade ꝛc., Erlangen 1803.

Alexanderschlacht, das größte und schönste Mosaikgemälde, das wir aus dem Alterthume besitzen, zu Pompeji im Hause del Fauno am 24. Oktober 1831 ausgegraben, jetzt im Museum zu Neapel, stellt nach Otfr. Müller die Schlacht bei Issus vor, in welcher Alexander der Gr. mit seiner Reiterei gegen den Platz vordrang, wo König Darius auf hohem Wagen die Seinen führte. Das Bild ist 20 Fuß lang und 12 Fuß breit und bloß aus farbigen Steinen zusammengesetzt. Lebendige und ausführliche Schilderungen dieses großartigen Kunstwerks gaben Hettner in der „Vorschule zur bildenden Kunst der Alten" (Oldenburg 1848, 1. Theil) und Ad. Stahr in „Ein Jahr in Italien" (Oldenburg 1848, 2. Theil).

Alexanderzug, die großartigste Schöpfung der neuern Skulptur, jenes geniale Werk des unsterblichen Thorwaldsen, womit derselbe 1811 einen der Säle des quirinalischen Palastes zu Neapel schmückte, Alexanders des Gr. Einzug in Babylon vorstellend; s. Thorwaldsen.

Alexandre, A., berühmter Schachspieler, ein Deutscher von Geburt, lebt in Paris und ist einer der ältesten Schachspieler der französischen Schule. Durch seine beiden großen Sammelwerke „Encyclopédie des echecs" (Paris 1837) und „Collection des plus beaux problèmes d'échecs" (das. 1846, deutsch, Leipzig 1846) hat er den Freunden des Schachspiels höchst brauchbare Hülfsmittel geliefert. Noch als 70jähriger Greis unternahm er 1843 eine Rundreise durch Deutschland und wanderte später selbst nach Aegypten.

Alexandreer (Alexandristen), Sekte der aristotelischen Philosophen im 15. und 16. Jahrhundert den Averroisten entgegengesetzt. Ihr Meister war Alexander von Aphrodisias, einer ihrer angesehensten Stimmführer P. Pomponatius.

Alexandrette (Iskanderum), türkische, ehemals sehr große und reiche und noch immer bedeutende Handelsstadt mit Hafen, an der syrischen Küste, im Ejalet Aleppo, nördl. von Antakia, am gleichnamigen Meerbusen, in ungesunder Lage, umgeben von Morästen. A., das jetzt nur 6000 Einwohner hat (ehemals 60,000), ist darum wichtig, weil die nach Europa bestimmten, von Aleppo kommenden Waaren von hier aus meistens verschifft werden.

Alexandria, von Alexander dem Großen gegründete und nach ihm benannte Stadt am Nildelta in Aegypten. Das alte A., eine der Hauptstädte der orientalisch-hellenischen Welt, die Pflegerin der Wissenschaften, die Wiege der christlichen Gottesgelehrtheit, eine Stadt, die, reich an

merkwürdigen Schicksalswechseln, nach einander aus der Hand der Griechen in die der Römer, der Araber, der Türken und der Mameluken fallend, nach so vielen verheerenden Umwälzungen in unserer Zeit aus ihren Trümmern sich erheben sollte, um noch einmal von einem andern Sohne Macedoniens, von Mehemed Ali, mit Reichthümern und Macht ausgestattet zu werden. Mit Ausführung der großen Idee des Eroberers wurden die Architekten Dinochares, der den riesenhaften Bauplan entwarf, und Cleomenes (332), der die technische Oberleitung erhielt, beauftragt. „In Form eines ausgebreiteten macedonischen Reitermantels" (chlamys) baute Dinochares die Stadt von Westsüdwesten nach Ostnordosten um die weite Bucht, welche westlich vom Vorgebirge Lochias sich hinzog und durch die Insel Pharus theilweise gedeckt wurde. Nach jener ersten Grundlage erstreckte sich ihre Länge $1\frac{1}{2}$ Stunden weit, während die Breite an den schmalsten Stellen nur ein Viertel der Länge, der Umfang der ganzen Stadt über 3 Stunden Weges betrug. Später wuchs die erstere Ausdehnung über 40 Stadien oder 1 deutsche Meile. Die Richtung und Grenze der beiden Dimensionen wird noch heute durch die natürliche Gestaltung des Terrains gegeben. Das felsige Vorgebirg Lochias, im Osten, mit der Insel Farillon, auf welcher in den Zeiten der Ptolemäer ein königliches Schloß stand, ist jene Felsenreihe, die man beim Einfahren in den jetzigen neuen (äußern) Hafen zur Linken (nach Osten) sieht. Ihm gegenüber ist noch jetzt der Felsengrund der Insel Pharus. Hier stand der berühmte, nahe 400 Fuß hohe, aus mehren Etagen bestehende Leuchtthurm, dessen prachtvolle Gallerien von Marmorsäulen getragen wurden und dessen Leuchte auf 300 Stadien (7—8 Meilen) weit den Schiffen sichtbar war. Auf der Stelle dieses bewunderungswürdigen Gebäudes, welches Sostratus unter Ptolemäus II. Philadelphus in der Mitte des 3. Jahrhunderts v. Chr. vollendete, steht jetzt jenes Kastell, das beim Einfahren in den neuen Hafen rechts (westwärts) sich zeigt. Von der Stadt aus führte ein mächtiger, 7 Stadien langer Damm (Heptastadium) hinaus ins Meer zu der Insel Pharus und theilte den Hafen in zwei Hälften, deren eine, im Osten, der jetzt sogenannte neue, die andere, im Westen, der alte (vormals Eunostos genannt) Hafen war. Jeder dieser Häfen hatte ein inneres Bassin, der alte Hafen den Kibotos, der neue den Königshafen, die gegenwärtig verschüttet sind. Das Heptastadium war durch zwei offen gelassene, hoch überbrückte Kanäle durchbrochen, welche die Kommunikation beider Häfen herstellten, während man jetzt bei der Ausfahrt aus dem neuen oder äußern Hafen zuerst weit hinaus ins Meer fahren muß, um den zur Einfahrt in den alten Hafen günstigen Wind zu erfassen. Die beiden Haupthäfen des alten A. sind also noch die des neuen; sie sind noch denselben Winden ausgesetzt, über welche schon die Alten klagten; die Umgrenzung der Klippen und höhern Felsen ist noch die gleiche. Aus dem tief und fest im Meere begründeten Heptastadium ist aber jene zum Theil nur 500—600 Fuß breite Landzunge geworden, die sich nordwestlich vom jetzigen Frankenquartier in gerader Linie etwa $\frac{1}{4}$ Stunde lang ins Meer hineinzieht, rechts nach Osten von dem neuen, links vom alten Hafen begrenzt wird, und auf welcher die jetzige Stadt der Türken gebaut ist. Das Meer hat zu beiden Seiten seine Gerölle und Schuttmassen an den festgegründeten Damm angelegt; die alten Oeffnungen, welche die Häfen verbanden, sind von diesen Auswürfen der Fluth schon längst verstopft und angefüllt, eben so jene, welche die kleine Insel Antirhodus von dem Lande schied. Diese Insel, wie die nachbarliche Stätte des Theaters sind nun selber mit ihren Schutthaufen in die Landzunge eingeschlossen; das anfangs lose Gerölle ist zum Theil durch den feinen Schlamm des Meeres zu einer breccienartigen Festigkeit gelangt und in bedeutender Mächtigkeit von Sand und Erde bedeckt. Was das Innere der alten Stadt anlangt, so lag im Nordosten der prächtigste Stadttheil, das Bruchium oder Pyruchium, der Inbegriff aller zur Residenz der Könige gehörigen Bauwerke. Seine Länge erstreckte sich von den Nadeln der Cleopatra bis an das Heptastadium oder die jetzige Türkenstadt und nahm dem Raume nach beinahe den dritten Theil der ganzen Stadt ein. Mitten in diesem Bezirk der von Gartenanlagen umgebenen Paläste stand das weltberühmte Museum, der Focus des geistigen Lebens für mehre Jahrhunderte, mit der großen, ungefähr 700,000 Rollen starken Bibliothek; ferner befand sich hier das Mausoleum, das von Ptolemäus I. erbaute Erbbegräbniß der Könige, wohin auch Alexanders des Gr. Ueberreste gebracht wurden: weiter nach der Küste hin der Tempel des Poseidon und das Theater. Am östlichen Ende des Bruchium ragten die sogenannten Nadeln der Cleopatra stolz empor, jene schlanken Obelisken, welche nebst der Säule des Pompejus und den Katakomben die bedeutendsten noch erhaltenen Denkmäler des alten A. sind. Nur noch einer jener herrlichen, mit Hieroglyphen beschriebenen Obelisken steht aufrecht, der andere liegt niedergestürzt am Boden, ist aber in neuerer Zeit wenigstens so weit von dem früherhin über ihm liegenden Sand und Schutt befreit, daß man seine Hieroglyphenschrift von drei Seiten, und wenn man sich etwas hinabneigt, selbst zum Theil an der vierten lesen kann. Die Höhe der beiden stattlichen Spitzsäulen, deren jede aus einem Stück rothen, ägyptischen Granits gearbeitet ist, beträgt mit dem Piedestal und dem Dreieck des Gipfels 70, der Durchmesser der Basis 7 par. Fuß. Im Süden von den Nadeln der Cleopatra, vor dem Rosettethore der ehemaligen Araberstadt, sahen frühere Reisende noch viele jener Marmorsäulen, deren Reihen in den Tagen der prachtliebenden Ptolemäer die mehr denn 600 Fuß langen Säulenhallen trugen, welche zum Gebäude des Gymnasiums gehörten. Auch dem jetzigen Reisenden deuten noch Fragmente solcher mächtigen Säulen die Stätte der Uebung für Geistes- und Körperkraft an. Ostwärts vom Gymnasium, vor dem Canopusthore, gegen die stattliche Vorstadt Nicopolis hin, war auch der große Hippodromus, die Rennbahn, dessen Stelle jetzt armselige Hütten der Araber einnehmen. Etwas westwärts vom Heptastadium, mehr dem alten Hafen zu,



ALEXANDRIEN

Aus d. Kunstanst. d. Bibl. Inst. in Hildbh. Eigenthum d. Verleger.

jedoch noch diesseits des Kanals, welcher von dem kleinen Kibotos genannten Hafenbassin nach dem seichten See Mareotis führte, lag der Serapistempel, nächst dem Kapitol in Rom das prachtvollste Gebäude seiner Art in der damals bekannten Welt mit einer zweiten ausgesuchten Bibliothek von 200,000 Rollen. Von ihm erhielt der ganze ihn umgrenzende Bezirk den Namen Serapium. Jetzt läßt sich kaum noch mit Sicherheit die Stelle des Serapistempels bestimmen; eine hochgethürmte Anhäufung von Schutt und Sand verbirgt die mächtigen Grundgemäuer und die Reste der alten Herrlichkeit tief unter seinen Massen. Am gewöhnlichsten ist die Ansicht, daß der Tempel auf demjenigen Landvorsprung sich erhoben habe, von welchem das Heptastadium auslief und wo früher das Dorf Rhacotis gestanden hatte. Den Mittelpunkt der innern und somit der gesammten Stadt bildete der Platz, auf dem sich die beiden Hauptstraßen A.'s rechtwinkelig durchkreuzten. Die ganze, 40 Stadien betragende Länge der Stadt von Osten nach Westen durchlief die eine dieser 100 Fuß breiten Straßen, in der Richtung von Norden nach Süden erstreckte sich die andere; da, wo beide sich kreuzten, bildeten sie einen freien Platz von mächtigem Umfange, von welchem aus man zu den Thoren hinausblicken und im großen Hafen, wie im eunostischen (jetzt alten) die Schiffe sehen konnte. Lange Reihen großer Schutthaxfen, einzelne Granitsäulen und viele Cisternen deuten noch jetzt den Lauf dieser Hauptstraßen an. Im westlichen Theile der Stadt beschränkte die weitere Ausdehnung der Bauten der eunostische Hafen, in dessen südöstlicher Ecke der kleine, jetzt ganz verschüttete Hafen Kibotos abgedämmt war. Nach Südwesten hin setzte die Natur keine solchen Grenzen. Hier zog sich die Gräberstadt (Nekropolis) hin zwischen dem Meere und dem See Mareotis bis zu dem sogenannten Bade der Cleopatra und den hier angrenzenden Gräbergewölben, welche fast ½ Stunde weit von der jetzigen Stadt lagen. Es gleichen die einzelnen Systeme jener Grabkammern, welche neuerdings erst der genauern Betrachtung zugänglicher geworden sind, einer unterirdischen Stadt, zum Theil mit domartigen in den Felsen ausgehauenen Wölbungen, getragen von Säulen, die den einfachen der ältern dorischen Ordnung, oder jenen ähnlich sind, welche in den Gräbern bei Jerusalem gefunden werden. Das Bad der Cleopatra scheint mehr zur Abwaschung der todten menschlichen Körper als der lebenden bestimmt gewesen zu seyn. Die ganze Vorstadt der Gräber war gegen Süden begrenzt von dem See Mareotis, in den zu Strabo's Zeiten vier Nil-Kanäle mündeten. Die südliche Umgrenzung A.'s wird bezeichnet durch die imposante Pompejussäule, deren riesenhafter Schaft bei einem Durchmesser von 8 Fuß und einer Höhe von 68 Fuß dennoch aus einem einzigen Stück rothen, ägyptischen Granits gehauen ist. Die Säule gehört zur korinthischen Ordnung und erreicht mit Fußgestell und Knauf eine Gesammthöhe von 98½ par. Fuß. Auf ihr wurden nach Napoleons Befehl die Namen der beim Sturm auf die Stadt am 2. Juli 1798 gebliebenen französischen Soldaten eingezeichnet, die an ihrem Fuße beerdigt liegen. Ueber die ursprüngliche Bestimmung dieser Pompejussäule sind die Forscher verschiedener Ansicht. Der gelehrte Araber Abulfeda nennt sie die Säule des Severus; eine erst in neuerer Zeit wieder erkannte griechische Inschrift am Piedestal führte zu der Vermuthung, daß Diocletian der Begründer gewesen. Clarke macht es wahrscheinlich, daß Julius Cäsar dieser wahrscheinlich lange vor seiner Zeit errichteten Säule die Bestimmung gegeben habe, oben jene Urne zu tragen, in welcher das Haupt des Pompejus beigesetzt wurde. Nach Andern soll sie eine der Säulen seyn, welche einst den Serapistempel zierten. Dies sind die Umrisse u. die wenigen Ueberbleibsel des alten A.'s. Unter den mächtig aufgethürmten Schuttmassen liegen gewiß noch manche ansehnliche Reste der alten Herrlichkeit verborgen; mit vielen der alten Marmor- und Granitwerke hat Rom sich ausgestattet und nachmals Byzanz; über andere fluthet das Meer; nur die Hunderte der noch immer vorhandenen Cisternen, deren Anzahl einstmals jener der Tage des Jahres gleichkam, bezeugen es noch, daß hier die große Stadt, die mächtige Herrscherin der Meere und Wüsten, gestanden, welcher an Reichthum und Pracht während ihrer höchsten Blüthe keine andere damalige Stadt der Erde zu vergleichen war, und welche selbst später unter der Herrschaft Roms für die zweite Stadt des Reiches galt. Damals noch zählte A. nahe an 1 Million Einwohner; denn Diodorus Siculus berichtet, daß in der Stadt allein 300,000 freie Bürger wohnten. Wer in das alte A. eintrat, der sah sich in diesem Paris der Vorzeit alsbald unter dem Gedränge eines Volkes, das mit dem Gepräge der feinen äußern Bildung zugleich jenes der Vielgeschäftigkeit und der unruhigen Neuerungssucht an sich trug; eines Volkes, das hier, im reichsten Lande der Erde, mit dem Reichthum und üppigen Wohlleben einen Bund für immer geschlossen zu haben schien. Ein seltsames Gemisch von Völkern war hier zusammengedrängt. Der größte Theil waren Griechen, welche entweder die Liebe zur Wissenschaft oder das Handelsinteresse hierher gezogen und zu Bürgern gemacht hatte; unter ihnen wohnte jedoch auch der ernste Aegypter und der spekulirende, geschäftige Haufe der Juden; daneben Leute aus allen Gegenden der Erde, schwarze und weiße, die der Handel oder die Sklaverei hier zusammenbrachte; endlich als befehlender Mann der Römer, obgleich kein vornehmer Römer ohne, selten ertheilte, Erlaubniß des Kaisers seinen bleibenden Sitz in A. nehmen durfte.

Geschichtliches. Was mit der Gründung A.'s der große Macedonier gewollt, führten die ihm nachfolgenden Beherrscher Aegyptens, im Besitz viel beschränkterer Macht, theilweise aus. Vom Erbe des Weltreichs fiel dem Ptolemäus Lagi Aegypten zu und seine Dynastie gab dem Thron eine Reihe (13), den Wissenschaften und den Künsten des Friedens geneigter Regenten, vom Todesjahre Alexanders (323 v. Chr.) bis zur Zeit, wo Aegypten römische Provinz ward (30 v. Chr.). Diese Fürsten erhoben A. zu ihrer Residenz und zur Hauptstadt des neuen Reichs, und unter ihrer Regierung gedieh es zu einer der

blühendsten Städte des Alterthums, groß durch Handel wie keine, und als Sitz der Wissenschaften berühmter als alle: aber auch berüchtigt als Sitz einer durch überschwänglichen Reichthum genährten, grenzenlosen Sittenlosigkeit und Ueppigkeit (Ptolemäer und alexandrinische Schule). Mit der berüchtigten Cleopatra endigte die Reihe der Ptolemäer, und als über eine römische Provinz herrschte ein Prätor fortan über Aegypten von A. aus, das bei der Besitznahme der Römer über 300,000 freie Einwohner und weit mehr Sklaven zählte. A.'s Blüthe verlor beim Wechsel der Herrschaft nicht. Es war für das Römerreich das Emporium, wo sich der gesammte Welthandel koncentrirte, der große Markt, wo die Produkte Arabiens, Indiens, Afrika's und Aegyptens Korn für das Gold und Silber und die Erze der Westwelt vertauscht wurden. Bei der Theilung des Römerreichs (395 n. Chr.) wurde A., zur größern Hälfte schon zum Christenthum bekehrt, mit Aegypten zum orientalischen Reich geschlagen, und der Glanz nahm ab, als die Barbaren Neuroms Herrschaft schmälerten und das Reich verfiel. Zur Katastrophe aber führte erst der Araber Einfall. Im 7. Jahrhundert belagerte Amru, der Feldherr des Khalifen Omar, Alexandrien 4 Monate lang; doch heldenmüthig schlugen die christlichen Einwohner 2 Stürme ab. Erst am 22. Dec. 640 (oder 11. Febr. 641) gelang ein letzter verzweifelter Sturm der Muselmänner, und nach einem Kampfe, in dem die Sieger bloß an Todten 23,000 Mann verloren, wurden sie Meister der Stadt. Amru hatte gelobt, daß, wenn er die Griechen vertrieben habe, er die Stadt von allen Seiten so zugänglich machen wolle wie ein Freudenhaus. Als sie im dritten Sturme genommen war, wurden die Festungswerke geschleift, und die meisten Einwohner fanden den Tod. Unter den Khalifen erhob sich A. nach so schwerem Sturze zwar nach und nach wieder, doch nicht zu der frühern Größe. Als das Khalifat selbst in Verfall gerieth, erklärte sich der Statthalter Achmed 868 für unabhängig und gründete die Dynastie der Tuluniden, welche aber nach kurzer Dauer (908) Mahadi dem Fatimiden Platz machen mußte. Beide Dynastien machten Kairo zur Residenz, und in Folge davon kam A. mehr und mehr herab. Im Jahre 1171 wurde die fatimidische Herrschaft von Saladin, dem Fürsten der Seldschucken, gestürzt, dessen Nachfolger ihrerseits 1250 durch die Mameluchen verdrängt wurden. Unter solchem Herrenwechsel kam A. durch Belagerung und Plünderung mehrmals in große Bedrängniß. Genueser und Venetianer, die es zum Hauptstapelplatz des indischen Handels auserkoren, schützten es allein noch vor größerem Verfall, der aber unvermeidlich eintreten mußte, als 1497 der neue europäisch-indische Handelsweg um Afrika entdeckt wurde. Im Jahre 1517 trat die Despotie der Türken an die Stelle der der Mameluchen. Vom alten A. hatte sich immer noch bis zu Edrisi's Zeit im 12. Jahrhundert außer dem berühmten Leuchtthurm ein großer Theil der alten Monumente erhalten. Ein Schatten von ehedem, war die Stadt selbst als Schatten noch groß und herrlich. Erst Selim und seine Türken gaben ihr den letzten Todesstoß. Was noch stand, wurde geschleift, durch Feuer und Schwert vernichtet und unter Schutt begraben; sogar die unter den Tuluniden entstandene Stadt der Araber, welche durch ihre sich rechtwinkelig durchschneidenden Gassen einem Schachbret glich und voller Prachtgebäude war, wurde der Erde gleich gemacht. Seitdem blieb A. nicht viel mehr als ein Haufe Trümmer. Statt der Paläste und Tempel, statt der zum Theil nach Rom geretteten Obelisken und prachtvollen Säulen fand man neben den vereinzelten Gebäuderesten aus saracenischer und den wenigen aus dem Schutt hervorragenden Fragmenten aus noch älterer Zeit niedrige arabische Hütten und dann und wann das zierliche Haus eines Franken oder die in ummauertem Hofraum gelegene Wohnung eines Türken, geräumige Gärten oder Anpflanzungen hoher Palmen. In solchem Zustande befand sich A., als 1798 Bonaparte mit seiner Expedition in der Nacht vom 1. zum 2. Juli vor A. erschien. Er landete $1^1/_2$ Stunden westlich von der Stadt mit 5000 Mann, die sogleich vorrückten und, von den schlecht armirten Wällen durch den Donner des englisch-türkischen Geschützes begrüßt, ohne das feindliche Feuer erwiedern zu können, mit kaltem Muthe A. erstürmten. Drei Jahre fast blieb es in den Händen der Franzosen, und unter seinen Mauern schlugen die neuen Herren mehre Schlachten gegen Briten und Türken, bis sie, vom Mutterlande abgeschnitten und verlassen, in A., wo sie eingeschlossen waren, im Oktober 1801 kapitulirten. Als die Franzosen abzogen, da hatte A. kaum noch 7000 Einwohner, die in elenden Lehmhütten wohnten. So fand es Mehemed Ali bei seinem Regierungsantritte und machte das neue A. daraus.

Das neue Alexandrien, arabisch Iskendiryjah, Haupthafen u. erste Handelsstadt des türkischen Vasallenstaats Aegypten, nach Kairo die bei Weitem größte und blühendste Stadt des Landes, liegt unter 31.° 12′ 35″ n. Br. und 29.° 53′ 33″ östl. L. von Greenwich, vor der westlichsten Mündung des Nils, auf einem von Natur unfruchtbaren, niedrigen, sandigen Gestade, welches sich wenig über den Wasserspiegel erhebt und nur hier und da einzelne Palmengruppen aufweist. Man muß schon nahe an der Küste seyn, um einzelne Punkte, z. B den Thurm der Araber, ein Werk neuerer Zeit, oder den des Marabuts, auf den man lossteuert, um einen guten Ankergrund zu gewinnen, oder endlich die Pompejusläule, die sich einsam und majestätisch oberhalb der Stadt erhebt, unterscheiden zu können. Das gegenwärtige A. liegt nicht auf der Stelle des alten, sondern auf dem oben erwähnten Heptastadium zwischen den beiden Häfen und bedeckt also nur einen kleinen Theil der Trümmer des alten. Am Fuße der gewaltigen, mit weit vorgeschobenen Bastionen versehenen Mauern öffnen sich zwei durch einen Damm von einander getrennte Häfen, von denen der östliche heutzutage fast verlassen und bloß zur Aufnahme der die Quarantaine abhaltenden Schiffe bestimmt ist, während der westliche, gegen das Meer hin durch einen natürlichen Wellenbrecher, ein wenig über den Meeresspiegel sich erhebendes Felsenriff, trefflich geschützt, das ganze Jahr über einen Mastenwald zeigt. Trotz des Kontrastes in der Physiognomie A.'s mit den europäischen Städten ist es

doch noch keine eigentlich orientalische, sondern eine Zwitterstadt, ohne entschieden ausgeprägten Charakter. Die Straßen sind bei ihrer Enge ungepflastert, im Winter äußerst schmutzig, fast ungangbar. Die Häuser sind entweder aus Backsteinen und rothem Kitte, oder aus weißem Sandstein mit Mörtel gebaut, zwei, höchstens drei Stockwerk hoch, mit flachen Dächern, die Thüren nach der Straße zu verschlossen, die Fenster vergittert. Dabei haben die Wohnungen ein trauriges, barackenartiges Ansehen; selten sieht man ein Gebäude von ausgezeichneter, schöner, das Auge angenehm fesselnder Bauart. Die mehr in die Augen fallenden Gebäude, wie der neue Palast des Pascha, das Zollhaus, das Marinearsenal u. a., sind sämmtlich Werke Mehemed Ali's. Kein Monument, kein Theil der Stadt verdient in architektonischer Hinsicht besondere Erwähnung, wenn man nicht das Quartier der Franken ausnehmen will, dessen lange und breite Straßen, großer Marktplatz, glänzend aufgeputzte Läden ein ganz europäisches Aussehen haben. Fortwährende Neubauten in diesem Stadttheile geben die wachsende Wichtigkeit von A.'s Verkehr für Europa zu erkennen. Das heutige A. hat in etwa 4000 Häusern 40,000 Einwohner, ungerechnet die Tausende von Fremden, die sich hier aufhalten. Die Bevölkerung ist ein Gemisch vieler Nationen mit überwiegenden türkischen und arabischen Elementen. Jeder europäische Handelsstaat hat hier eine kleine Kolonie unter einem Konsul; alle Religionen genießen Schutz und Freiheit und alle christlichen Hauptsekten besitzen hier Kirchen. Die Juden haben mehre Synagogen und die Mohammedaner über 30 Moscheen. Einige reiche europäische Kaufleute haben sich in der Nähe von A. prächtige Landhäuser gebaut und Parks angelegt, und die Oberbeamten des Pascha fangen an, diesem Beispiele zu folgen. Die Stadt ist nach der See- und Landseite hin durch starke Verschanzungen, an denen in den letzten Jahren viel gebaut wurde, gut vertheidigt. Die Mauer, welche die Stadt einschließt und durch etwa 100 Thürme und Bastionen flankirt wird, ist die nämliche, welche die Araber nach der Zerstörung des alten A. erbauten. Sie umschließt aber kaum den vierten Theil des Raums der alten Stadt, deren schönste und volkreichste Quartiere sich ostwärts ausbreiteten. Die jetzt sichtbaren Ruinen derselben sind nicht zahlreich; denn die meisten Trümmer wurden seit der Zerstörung nach und nach abgebrochen, um Bausteine für die neue Stadt zu gewinnen, viele sogar nach andern Theilen Aegyptens geführt. Nur Ruinen von Bädern sind noch kenntlich, und die Katakomben, welche, aus den Felsen gehauen, unter der halben Stadt hin sich erstrecken und ihre Ausgänge nahe am Meeresufer haben, noch wohl erhalten. Unversehrt steht auch noch die Pompejussäule (s. oben). Von jenem östlichen Stadttheile hingegen, der seiner Pracht wegen nur die Stadt der Paläste hieß, gibt auch nicht eine ansehnliche Trümmer mehr eine Ahnung der vergangenen Herrlichkeit. Nur weite unterirdische Gewölbe, zertrümmerte im Kothe liegende Säulenstücke, Rümpfe von Kariatyden und Säulen- und Giebelstücke, welche alten türkischen Mauern eingebaut sind, um das gebrechliche Werk zusammenzuhalten, so wie ganze Schichten von Scherben, welche bei jeder Aufgrabung des Bodens zu Tage kommen, erinnern an den dahin geschwundenen Glanz. Zertrümmert, zermalmt, in Schutt gelegt ist Alles; und der Staub sogar der alten Stadt hat keine bleibende Stätte und wird von immerwährenden Seewinden in die Wüste geführt. — Wir haben bereits angedeutet, daß das neue A. seinen neuen Flor ganz dem Genie Mehemed Ali's verdankt. Derselbe gründet sich hauptsächlich auf den überseeischen Export- und Import-Handel, welcher hier für ganz Aegypten seinen Sitz hat. Die Hauptgegenstände des Exporthandels sind Baumwolle, Getreide, Reis, Hülsenfrüchte, Oelsamen, Flachs, Hanf, Indigo, Gummi, Opium, Wolle, verschiedene Droguen ꝛc.; Hauptgegenstände des Importhandels europäische Seidenwaaren, wollene und baumwollene Stoffe, Leder- und allerlei kurze Waaren und Luxusgegenstände ꝛc. Das außerordentlich schnelle Emporkommen A.'s unter der jetzigen Regierung ist übrigens großentheils auf Kosten anderer Plätze bewerkstelligt worden; besonders Rosette's, das in gleichem Verhältniß sank und verarmte. Der Lebensnerv des heutigen A. ist der Mahmudieh-Kanal, welcher die Verbindung mit dem Innern unterhält und zugleich den Zweck hat, die Stadt mit Trinkwasser zu versorgen. Dieses großartige Werk despotischer Willenskraft, angelegt im Jahre 1819 von Mehemed Ali, läuft von der Pompejussäule bis unter die Stadt Saoné, in einer Länge von 41,706 Toisen, bei einer Breite von 15 Toisen und einer Tiefe von 3 Toisen und verbindet den Nil mit dem Hafen von A. Zu Ehren des letzt verstorbenen türkischen Kaisers nannte der Pascha das Werk Mahmudieh-Kanal. An demselben arbeiteten anfangs 100,000, später sogar 310,000 Menschen, und Seuchen und Elend rafften die armen Arbeiter zu Tausenden hin. Mit diesem Kanal steht ein kleinerer in Verbindung (von etwa 1400 Toisen Länge, 10 Toisen Breite und 2½ Toisen Tiefe), um beim Anschwellen des Nils das eintretende, überflüssige Wasser abzuführen. In der trockenen Jahreszeit, wenn das Kanalwasser stinkend ist, müssen sich die Einwohner mit schlechtem Cisternenwasser behelfen. Das **Klima** A.'s ist im Ganzen gesund, und selbst im Sommer ist die Hitze, durch den Seewind gekühlt, nicht drückend; selten steigt das Thermometer auf 80° Fahr. Nordwind weht während 9 Monate im Jahr. Im Winter regnet es fast täglich. Die Pest bleibt fast kein Jahr ganz aus. Sie wird befördert, vielleicht hervorgerufen durch das oft bis zum unglaublichen Grade steigende Elend der unter der Knute arbeitenden untersten Klassen. — A. ist der Sitz eines Gouverneurs, eines koptischen Patriarchen der Marine- und Handelsanstalten, so wie der Marine- und Militärschulen. An der Spitze der Polizei steht der Poschaga, der mit seinem Kopf für die Ruhe der Stadt haftet. Um diese leichter zu handhaben, ist sie in mehre Viertel getheilt; jedes hat einen Polizeibeamten, der seinerseits dem Oberbeamten für die Ruhe in seinem Sprengel bürgt. Jede Zunft, jede Arbeitsklasse hat wiederum ihren Scheik, welcher die

Steuern sammelt. In jedem Quartier ist ein Wachthaus mit einem Detachement Soldaten u. einem Schwarm Polizeiknechte, die jeden Ruhestörer ohne Umschweife beim Kopfe nehmen; ist er jedoch ein Franke, so muß er zur Bestrafung sofort an den betreffenden Konsul abgeliefert werden. Kriminal- und Klagsachen kommen vor den Mek-kehmah (den Gerichtshof), Handelssachen aber vor ein Handelsgericht, dessen Vorsteher ein Franke ist. Alle Franken genießen vollkommene Gewerbe- und Steuerfreiheit und den kräftigsten Schutz von den ägyptischen Behörden. Die Garnison machen 2—3000 Mann Kerntruppen aus; aber gemeiniglich kantoniren weit größere Truppenmassen in der Nähe. Bisher war die jährliche Zunahme der Volksmenge in A. 3—4000; und auch der Handel hat sich in gleichem Maße gemehrt. Der Keim seines größten Aufschwungs liegt in der Wiederherstellung einer Dampfschifffahrts-Verbindung zwischen dem brittisch-indischen Reiche über Suez u. Europa. Bereits öffnet die regelmäßige Dampfschifffahrt zwischen A. und Marseille, Malta, Konstantinopel, Smyrna, Tunis, London (über Lissabon) dem Verkehr täglich neue Quellen und haucht ihm größeres Leben ein.

Alexandria, andere neuere Städte dieses Namens: 1) in Italien, s. Alessandria; — 2) Kreisstadt im russischen Gouvernement Jekaterinoslaw (Cherson), am Ingulez, 27 Meilen westlich von Jekaterinoslaw, mit über 1000 Einwohnern, welche Maisbau, Schafzucht treiben.— 3) A., vormals Belhaven, Stadt in den Vereinigten Staaten von Nordamerika, im Unionsdistrikt Columbia am rechten Ufer des Potomac, südlich von Washington, hat eine hohe, schöne, gesunde Lage, weite, regelmäßige Straßen, viele ansehnliche Gebäude, eine Akademie, 3 Banken und 15.000 Einwohner. Der dortige Mehlhandel beschäftigt große Kapitalien. Den Hafen schützt das Fort Arbuthnot. Der Betrag der Ausfuhr ist über 2 Millionen Dollars und mit jedem Jahre im Steigen. In dem letzten Kriege litt A., wie der ganze Distrikt, sehr durch die kühne Expedition der Engländer, die Washington nahm und verheerte.

Alexandriner, Versart, welche aus sechs jambischen Füßen besteht, gewöhnlich gereimt ist und als charakteristisches Kennzeichen in der Mitte einen Einschnitt (Cäsur) hat, wodurch jeder A. in zwei Halbverse zerfällt und durchaus nach dem dritten Fuße eine Pause nothwendig macht. Der Ausgang des A. kann sowohl männlich als weiblich seyn, u. es wird daher gern mit beiden abgewechselt. Den ersten Gebrauch dieser Versart findet man bei den Franzosen, welche in derselben im 13. Jahrhundert die Thaten Alexanders des Großen, Karls des Großen u. A. zu besingen anfingen. Früher bediente man sich zu dergleichen gereimten Ritterromanen der vierfüßigen jambischen Verse. Die sechsfüßigen, feierlicher als jene, sollen zuerst von Alexander von Bernay in Anwendung gebracht worden seyn und von ihm ihren Namen erhalten haben. Seitdem haben die Franzosen den A. beim Epos und Drama beibehalten, da derselbe ihrer unrhythmischen Sprache besser zusagt, als der Hexameter, und zugleich unter allen Versarten die meisten Freiheiten, z. B. die häufige Einmischung von Anapästen, gestattet. Das Monotone und Ermüdende desselben, welches vorzüglich bei längeren Dichtungen fühlbar wird, gab indessen zu mannichfachen Modifikationen Veranlassung, und die besten französischen Dichter mischen den A.n häufig kürzere jambische Verse bei, wodurch das Ganze an Abwechselung, Lebendigkeit und Beweglichkeit gewinnt. Die Deutschen gebrauchten den A. ebenfalls häufig, machten aber von den Freiheiten ihrer Nachbarn keinen Gebrauch, wovon schon die rhythmische Bestimmtheit ihrer Sprache abrieth. Hierin liegt zugleich der Grund, warum der deutsche A. zwar pathetischer und erhabener ist, aber auch leicht einförmiger, steifer und schleppender als der französische wird, und sich zu ernsten, leidenschaftlich bewegten, dramatischen Stücken, wie die Uebersetzungen französischer Dramatiker zeigen, wenig eignet. Man hat ihn daher in Deutschland seit Lessing in der Tragöde aufgegeben, bedient sich aber desselben vorzüglich gern und mit vieler Wirkung im Lustspiele (z. B. Müllner, Contessa u. A.) und in der Travestie, wo er in seiner Feierlichkeit und pathetischen Erhabenheit zu einem gewöhnlichen und niedrigen Stoffe in einen komischen Gegensatz tritt und dadurch dem Zwecke des Dichters förderlich wird. Erst Freiligrath gelang es, dem A. größere Mannichfaltigkeit und einen frischeren Schwung zu geben. Der Dichter selbst charakterisirt ihn in dem bekannten Gedicht: „Der Alexandriner", das mit der Strophe beginnt:

> Spring' an, mein Wüstenroß aus Alexandria!
> Mein Wildling! — solch ein Thier bewältiget kein
> Schah,
> Kein Emir und was sonst in jenen
> Oestlichen Ländern sich in Fürstensätteln wiegt;
> Wo donnert durch den Sand ein solcher Huf? wo fliegt
> Ein solcher Schweif? wo solche Mähnen?

Alexandrinische Philosophie, die unter den Ptolemäern in Alexandria hervortretende philosophische Richtung, welche von einer Verschmelzung platonischer und orientalischer Ideen ausgehend endlich zu dem Neuplatonismus (s. d.) führte. Vgl. Alexandrinische Schule.

Alexandrinischer Codex (Codex Alexandrinus), wichtige, im britischen Museum befindliche Handschrift der Bibel, wahrscheinlich aus dem 5. oder 6. Jahrhundert. Außer den Briefen des Clemens Romanus enthält sie das ganze Alte und Neue Testament (jenes griechisch nach der Septuaginta, dieses nicht ohne einige Lücken), und ist in Uncialschrift, auf Pergament, ohne Wortabtheilung (nur zuweilen mit einem Wortabtheilungszeichen), mit etwas Interpunktion, ohne Accente und Hauchzeichen, geschrieben. Sie stammt aus Alexandrien oder doch aus Aegypten, von wo sie nach Konstantinopel kam, dessen Patriarch Cyrillus Lucaris 1628 Karl I. von England ein Geschenk damit machte. Ihr Text ist besonders für die neutestamentlichen Briefe wichtig, weniger, wegen vieler Fehler und Ungenauigkeiten, für die Evangelien. Einen vollständigen und diplomatisch treuen Abdruck des Neuen Testaments lieferte Woide (London 1786, Fol.), einen vom Alten Testament Baber (das. 1816 ff., Fol.).

Alexandrinischer Dialekt, der in Aegypten und namentlich zu Alexandria in Folge der Verbreitung griechischer Kultur und Wissenschaft als Umgangs- und Schriftsprache sich ausbildende

Dialekt, welcher sich von dem älteren attischen Dialekt besonders durch die Einmischung von macedonisch-dorischen Formen und Ausdrücken unterschied und deshalb von Wichtigkeit ist, weil das spätere Hellenistische, worin das Neue Testament geschrieben ist, von ihm seinen Ausgang genommen hat.

Alexandrinische Schule, berühmte von den Ptolemäern gegründete Gelehrtenschule des Alterthums, welche auf die Gestaltung der Wissenschaften den bedeutendsten Einfluß ausgeübt hat. Die Basis derselben war das Museum, eine mit dem königlichen Palast verbundene großartige Anstalt, worin die Gelehrten als Pensionäre auf öffentliche Kosten den Studien lebten, lehrten und nach Art der griechischen Philosophen disputirten. Zu ihrem gemeinschaftlichen Gebrauche dienten zwei Bibliotheken, die, ebenfalls von den Ptolemäern angelegt, in eigenen Palästen, in der Vorstadt Bruchium am Hafen und in dem Tempel des Serapis aufgestellt waren, und vermöge des Eifers, womit man für ihre Vermehrung sorgte, bald alle damals bekannten Büchersammlungen durch ihre Reichhaltigkeit übertrafen. Die Museums-Bibliothek in Bruchium enthielt schon unter Ptolemäus Philadelphus (um 250), als Callimachus Bibliothekar war, 400,000 Rollen, die sich indeß nach Ausscheidung der Doubletten auf 90,000 reducirten. Die Serapions-Bibliothek zählte damals 42,800 Handschriften. Aber durch den Sammeleifer des Ptolemäus Euergetes und Physcon, durch die überschwängliche Fruchtbarkeit der im Schooße des Museums selbst gepflegten Schriftstellerei, durch die Vervielfältigung der Abschriften wuchsen im Laufe zweier Jahrhunderte die 400,000 Rollen der Museums-Bibliothek auf 700,000, jene 42,800 des Serapions leicht auf 200,000 Rollen an. Als die fünf ersten Bibliothekare glänzen eben so viele Heroen der Wissenschaft ihrer Zeit: Zenodotus, Callimachus, Eratosthenes, Apollonius u. Aristophanes.

Durch diese u. andere günstige Verhältnisse wurde Alexandrien schon unter den ersten Ptolemäern der Sammelplatz und Bildungsort der berühmtesten Gelehrten damaliger Zeit, und blieb mehre Jahrhunderte hindurch, trotz mancher Störungen, der Hauptsitz aller Wissenschaften. Die erste Beeinträchtigung erlitt das wissenschaftliche Leben hier durch eine Fehde, welche zwischen den beiden Brüdern Ptolemäus VI. und VII. kurze Zeit vorher, ehe die Römer Aegypten theilten, ausbrach und zur Folge hatte, daß der siegreiche Ptolemäus VII. viele der alexandrinischen Gelehrten, die mit seinem Bruder erzogen und Freunde desselben waren, theils vertrieb, theils hinrichten ließ. Viel verderblicher aber wirkte die Belagerung Alexandriens durch Julius Cäsar. Als dieser nämlich die ägyptische Flotte im Hafen verbrannte, so brachte der Wind einige brennende Schiffe der Vorstadt Bruchium so nahe, daß diese in Brand gerieth, und die daselbst befindliche unersetzliche Bibliothek der Raub der Flammen wurde. Doch war die eine der beiden großen Bibliotheken noch vorhanden und der Reichthum an wissenschaftlichen Schätzen noch groß, so viel auch verloren gegangen. Auch erlangte Alexandrien nach einiger Zeit seine wissenschaftliche Bedeutung wieder, namentlich durch Cäsar und Augustus, vorzüglich aber durch Antonius. Der letztere schenkte der Cleopatra die große Bibliothek, welche die Könige von Pergamus im Laufe der Zeit gesammelt hatten, und die in der Gelehrtenwelt als Nebenbuhlerin der alexandrinischen gegolten. — Bis zu Ende des 2. Jahrhunderts n. Chr. war daher die a. Sch. die erste der Welt, und die berühmtesten Aerzte, Philosophen, Astronomen und Theologen jener Zeit erhielten dort ihre Bildung. Mit dem 3. Jahrhundert beginnt ihr allmähliger Verfall. Caracalla hob das reich fundirte Institut des Museums auf und zog die Pensionen der Gelehrten ein. Verderblicher für die altklassische Gelehrsamkeit war aber die Unduldsamkeit der christlichen Patriarchen, welche, die Künste und Wissenschaften der Heiden innigst mit deren verabscheutem Religionssystem verbunden wähnend, in den unsterblichen Werken der Alten nur mythologische Greuel fanden. Kunstwerke, Bücher, Gelehrtenschulen wurden die Gegenstände ihrer fanatischen Verfolgung, und so geschah es, daß sie in kurzer Zeit die a. Sch. vollends herab und ihrem gänzlichen Erlöschen nahe brachten. Der Patriarch Georg von Kappadocien vertrieb die bisher noch geduldeten, heidnischen Philosophen geradezu, und kehrten auch unter dem Kaiser Julian viele wieder zurück, so mußten sie bald darauf unter dem Kaiser Theodosius, der die Austilgung alles Heidnischen im römischen Reiche beschlossen hatte, abermals flüchten. Der Patriarch Theophilus endlich erwirkte von Theodosius einen Befehl zur Zerstörung des Serapistempels, des letzten Halts der heidnischen Gelehrsamkeit. Kühn vertheidigte diese an der Spitze des heidnischen Pöbels ihr Heiligthum gegen die römischen Soldaten. Dabei aber ging der Tempel in Flammen auf. Aus dem Schutte wurde noch mancher Schatz, Vieles zwar nur in Fragmenten, hervorgezogen und eine neue Bibliothek gegründet, auch sammelten sich nach und nach in Alexandrien wieder gelehrte Männer, besonders Rechtslehrer und Aerzte, die Wissenschaften zu pflegen und öffentlich zu lehren, und während die römische Welt in Europa den Barbaren erlag, glimmte hier das heilige Feuer der Wissenschaft noch fort. Justinian hieß zwar die Philosophen schweigen, aber ihre Häupter, Aristoteles und Plato, herrschten fort in den christlichen Schulen. Dies dauerte, bis in der ersten Hälfte des 7. Jahrhunderts die arabische Wüste die begeisterten Horden ihres Propheten gegen Aegypten losließ; 641 eroberten sie, unter dem rohen, fanatischen Amru, Alexandrien selbst und verbrannten, nach der Erzählung späterer arabischer Schriftsteller, die dortige Bibliothek, weil ein außerhalb des Korans geschöpftes menschliches Wissen weder nützlich noch nöthig sey. Als der Kriegslärm ausgetobt und die Araber in Aegypten sich heimisch eingerichtet hatten, schoß aus dem alten klassischen Boden der Gelehrsamkeit in A. noch einmal eine Blüthe auf. An die Stelle der hellenischen trat die arabische Wissenschaft. Der Khalif Motawakkel rief in Alexandrien eine Akademie ins Leben, von der aus sich das wissenschaftliche Leben weit über das christliche Abendland verbreitete. Mit dem Sturz der arabischen Herrschaft in Aegypten verlosch auch diese Flamme und damit das Licht, das in Alexandrien, zwar nicht ohne öftere Unterbrechung, so viele Jahrhunderte lang geleuchtet hatte,

gänzlich. Dies die äußeren Verhältnisse und Schicksale der a.n Sch. In ihr wurden die Wissenschaften weniger durch das Genie und freies, selbstständiges, auf eigene Erfahrungen gestütztes Forschen, also durch Hervorbringung origineller Geisteswerke, als vielmehr durch fleißige Bearbeitung, Sichtung, Zusammenstellung, Erläuterung und Anordnung des Gegebenen gefördert. Das den Alexandrinern ebenfalls eigenthümliche und aus ihren Verhältnissen hervorgehende Streben, die Weisheit der verschiedensten Zeiten, Völker und Personen zu vereinigen und durch Zusammenfassung des Dargebotenen zu einem Ganzen neue Systeme zu bilden, hat aber der Wissenschaft mehr geschadet als genützt. Der Ueberblick der einzelnen Zweige der alexandrinischen Gelehrsamkeit bestätigt dieses allgemeine Urtheil. Voran in der Reihe der alexandrinischen Gelehrten stehen jene berühmten Forscher der älteren, griechischen Literatur und Sprache, die Kritiker und Grammatiker, welche ihren Fleiß vorzüglich der niederen und höheren Grammatik der griechischen Sprache, der Berichtigung des Textes der älteren griechischen Werke, der Scheidung des Aechten vom Unächten, der grammatischen, historischen und ästhetischen Auslegung, so wie der Bearbeitung der ältesten griechischen Mythe zuwendeten. Durch diese Männer wurden nicht nur viele ältere, klassische Werke wieder aufgefunden, gesammelt und von dem sonst unvermeidlichen Untergange gerettet, sondern das gesammte Sprachstudium erhielt auch eine gelehrte, wissenschaftliche Grundlage, und die einzelnen Zweige desselben, Grammatik, Metrik, Lexikographie, Hermeneutik, selbst Rhetorik ꝛc. erfreuten sich sorgfältigen Anbaus. Ihre Forschungen brachten Ordnung und Zusammenhang in das Chaos der Mythen und Sagen der Vorzeit. Die bedeutendsten dieser Gelehrten waren: Zenodotus aus Ephesus, Eratosthenes von Cyrene, Aristophanes von Byzanz, Aristarchus von Samothrace, Cratus von Mallus, Didymus der ältere, Athenäus, Hesychius, Julius Pollux u. A.

Die eigenen Leistungen der Alexandriner auf dem Gebiete der Wissenschaft und der Poesie tragen sämmtlich mehr oder minder den Charakter gelehrter Thätigkeit und historischen Strebens, der, verbunden mit kunstvoller Form, Reinheit des Ausdruckes und sorgfältiger Beobachtung der Sprachgesetze, das ersetzen sollte, was jenen Werken an Lebensfrische und an originaler Produktion, also an innerer Kraft abging. Vor Allem gilt dies von den Dichtern dieser Schule. Meist gelehrte und durch feine ästhetische Bildung ausgezeichnete Männer, wählten sie gewöhnlich zur poetischen Darstellung Stoffe, welche eine Gelegenheit geben konnten, ausgebreitete Kenntnisse an den Tag zu legen und die Früchte der Real- und Sprachstudien, die man gemacht, in Anwendung zu bringen. Die Auffassungs- und Darstellungsweise, obwohl durch Reinheit der Diktion, einen höchst geregelten Versbau und eine oft bewundernswürdige Glätte und Feinheit ausgezeichnet, entbehrt doch meistens der Einfachheit und Natürlichkeit und artet nicht selten in Künstelei und geschraubtes Wesen aus. Die namhaftesten Dichter der a.n Sch. sind: Apollonius von Rhodus, Lycophron, Aratus, Nicander, Euphorion, Callimachus, Theocritus, Philetas, Phanocles, Timon der Phliasier, Scymnus, Dionysius und die sieben Tragiker, das sogenannte alexandrinische Siebengestirn. — Was die Alexandriner für die Geschichte leisteten, können wir nicht genau beurtheilen, da ihre historischen Werke sämmtlich verloren gegangen sind. Als gute Geschichtsschreiber nennt man unter Andern 2 Ptolemäer, Lagi und Physcon. Sehr viel gewann durch den Fleiß, die Genauigkeit und den Scharfsinn der alexandrinischen Gelehrten aber die Mathematik, welche von ihnen zuerst ausgebildet, in systematischen Zusammenhang gebracht und nach der noch jetzt gebräuchlichen Methode vorgetragen wurde. Vor allen verdient hier Erwähnung Euclides, welcher der Schöpfer der wissenschaftlichen Geometrie wurde, an Hypsicles einen Fortsetzer, an Theon und seiner Tochter Hypatia Ergänzer der fehlenden Beweise, und an Proclus einen Kommentator erhielt. Außerdem zeichneten sich Apollonius aus Perga, Anatolius, Pappus und Eutocius in der Geometrie aus. Die Arithmetik erhielt zuerst durch Nicomachus aus Gerasa eine wissenschaftliche Gestalt, und wurde von Diophantus und Jamblichus aus Cölesyrien weiter ausgebildet. Auch die angewandte Mathematik fand ihre Bearbeiter an Ctesibius, Hero, Bito, Philo von Byzanz u. A. — In der Astronomie begründeten die Alexandriner, durch die Vorarbeiten der ägyptischen Priester unterstützt, ebenfalls das erste wissenschaftliche System. Von ihnen rührt auch die noch jetzt gebräuchliche Benennung und Eintheilung der Fixsterne nach Sternbildern her, so wie zur Zeit des Julius Cäsar die verbesserte Theorie des Kalenders von Alexandrien aus nach Rom kam. Berühmt wurden in dieser Beziehung: Eratosthenes, Eudoxus von Cnidus, Hipparchus von Nicäa, Menelaus von Alexandrien, Leontius, Theon und vorzüglich Claudius Ptolemäus um die Mitte des 2. Jahrhunderts. Poetisch haben Aratus und Hyginus die Astronomie behandelt. — Viel hat der a.n Sch. die Geographie zu danken. Der Welthandel Alexandriens förderte die Kenntniß von Land und Meer und führte den gelehrten Forschungen immer neuen Stoff zu. Obenan steht unter den alten Geographen Ptolemäus, der mit Hülfe seiner gesammelten astronomischen und historischen Kenntnisse, und nach eingezogenen Erkundigungen das beste und vollständigste System der Geographie, welches wir aus dem Alterthume besitzen, aufstellte. — Auch Medicin und Naturwissenschaften genossen in Alexandrien sorgfältige Kultur. Für das Studium der Naturgeschichte war im Museum eine zoologische Sammlung aufgestellt, und Ptolemäus Euergetes II. trat selbst als naturgeschichtlicher Forscher und Schriftsteller auf. Den Anatomen ertheilten die Ptolemäer die Erlaubniß, menschliche Leichname zu zergliedern; wodurch die Heilkunde bedeutend gefördert wurde. Herophilus und Erasistratus werden in dieser Beziehung mit Achtung genannt. — Die Philosophie war stets ein Hauptgegenstand der Studien der Alexandriner, und sie bildete sich dort bald eigenthümlich aus. Der allgemeinen Richtung folgend, bearbeitete man anfangs theils nur die bekannten

philosophischen Ideen, theils strebte man darnach, die Lehren des Plato, Aristoteles, Pythagoras u. anderer griechischen Philosophen mit einander auszugleichen und zu einem Ganzen zu verbinden. Bald ging man jedoch weiter, und es wurde von nun an die Aufgabe des philosophischen Strebens, auch eine Vereinigung des morgenländischen Geistes mit dem abendländischen zu Stande zu bringen, und eine Lehre zu begründen, die, Griechen, Aegypter, Juden und Perser berücksichtigend, von der Weisheit dieser verschiedenen Völker das Wesentliche in sich aufnähme. Die Vollendung dieser Richtung zeigt sich in der sogenannten neuplatonischen Philosophie welche, gegen Anfang des 3. Jahrhunderts n. Chr. durch Ammonius Saccas gegründet, in den Enneaden Plotins ihr bedeutendstes Denkmal hat, durch Jamblichus im 4. und durch Proclus im 5. Jahrhundert vertreten wurde. Sehr wichtig und bedeutend war der Einfluß der alexandrinischen Philosophie auf die Religionen, deren Systeme eine mehr wissenschaftliche Begründung und vielfache Modifikationen erfuhren. Die Götter des Heidenthums wurden angesehen als die persönlichen Kräfte des göttlichen Weltlebens, theils als überweltliche, theils der Welt als Herrscher vorgesetzte oder als Diener verbundene. Die Mythen mußten sich zu diesem Behufe eine allegorische Auslegung gefallen lassen. — Auch die Juden, deren sich unter dem römischen Kaiser Augustus gegen 1 Million in Aegypten befanden, hatten sich in Alexandrien schon frühzeitig mit griechischer Sitte, Sprache und Gelehrsamkeit befreundet. Es entstand hier die bekannte griechische Uebersetzung des Alten Testamentes durch die 70 Dolmetscher. Zugleich bildete sich hier aber auch eine jüdische Theologie, welche die Weisheit des tieferen Morgenlandes und die platonische Philosophie mit den heiligen Büchern des Judenthums durch allegorische Auslegung in Uebereinstimmung zu bringen suchte und deshalb viele neue, dem Mosaismus ursprünglich fremde Ideen in denselben aufnahm. An der Spitze dieser Richtung steht Philo, Zeitgenosse von Christus, und eine mystische Ausartung derselben sind die Therapeuten. — Auf ähnliche Weise entwickelte sich das Christenthum in Alexandrien. Es ward um so leichter, es mit der dortigen Philosophie in Verbindung zu bringen, als viele Lehrsätze der Christen mit den Meinungen der jüdischen und morgenländischen Schulen scheinbar übereinstimmten, und eine wissenschaftliche Auffassung und Begründung bei der herrschenden Bildung der christlichen Religion zu ihrer Empfehlung nothwendig waren. Auf diese Weise entstand hier zuerst durch philosophische Entwickelung der in den historischen Grundlagen des Christenthums liegenden Ideen eine christliche Wissenschaft, welche den bedeutendsten Einfluß auf die Kirche ausgeübt hat und unter dem Namen der alexandrinischen Theologie bekannt ist. Ihren Mittelpunkt bildete die Katechetenschule in Alexandrien, deren Blüthe in das 3. Jahrhundert fällt, und in welcher nicht bloß Elementarunterricht für die Neubekehrten ertheilt wurde, sondern auch zu Lehrern der Kirche bestimmte Christen ihre Bildung erhielten. Unter den Vorstehern dieser Schule sind Pantänus als der erste uns bekannte, Titus Flavius Clemens und Origenes als die größten und einflußreichsten zu nennen. Grundelemente ihrer Theologie sind folgende Lehrsätze: 1) Gott hat sich allen Völkern nach ihrer Weise durch den Logos oder die göttliche Weisheit offenbart; seine höchste Offenbarung ist das Christenthum. Die heilige Schrift ist von Gott eingegeben; aber auch andere Schriften, wie die platonischen, haben Theil an jener Offenbarung. Die Vorstellung vom Christenthum als etwas bloß Geschichtlichem auf äußere Autorität hin ist der Standpunkt des Volksglaubens, der in den vollkommenen Christen zur freien Einsicht und Uebereinstimmung, zu einer auf inneren Gründen beruhenden, selbstständigen Ueberzeugung werden soll. Diese höhere Einsicht in das Wesen des Christenthums und in die Uebereinstimmung desselben mit der Philosophie und den Forderungen der Vernunft hieß bei den Alexandrinern Gnosis und wird als eine von Christo ausgehende, geheime Ueberlieferung (Tradition) dargestellt. 2) Bei der Gottheit, als dem vollkommensten und allein unkörperlichen Wesen, darf nichts Sinnliches und Menschliches, keine Beschränkung durch Raum und Zeit gedacht werden. Ein solches Wesen kann auch nicht müßig und ohne Beziehung zur Schöpfung seyn. Daher hat es vor dieser Welt schon andere Welten gegeben, und nach ihrem Untergange werden wieder neue entstehen. 3) Von Ewigkeit her hat Gott den Logos gezeugt als seinen Erstgebornen. Diese Zeugung ist aber nicht sinnlich zu denken, sie ist auch kein Ausfließen, sondern ähnlich der Erzeugung des Glanzes durch das Licht. Sie ist außer aller Zeit, und dauert auch jetzt noch immer fort. Ausgehend von diesem Sohne Gottes denke man sich den heiligen Geist. 4) Jene Welten waren von Ewigkeit her bevölkert mit vernünftigen und freigeschaffenen Geschöpfen, welche ursprünglich alle gut waren, aber vermöge ihrer Freiheit in verschiedenen Graden sündigten. Zur Strafe dafür sind die Menschenseelen aus ihrem ätherischen Körper in den gröberen, menschlichen Leib verbannt worden, und Glück und Unglück auf dieser Erde ist die Folge ihrer früheren, größeren oder geringeren Schuld. Zur Erlösung der Menschen kam der Logos in die Welt und vereinigte sich mit einer menschlichen Seele. Der Körper Jesu war aber nicht ein grob materieller, sondern aus ätherischem Stoff gebildet. 5) Wenn diese Welt ihren Zweck erreicht haben wird, so fällt sie, wie die früher dagewesene, der Zerstörung durch Feuer anheim; dies Feuer wird zugleich die Menschenseelen von den Flecken reinigen, die ihnen von dem materiellen Körper her anhaften. Dann kehren die Seelen in den frühern Zustand zurück; sie erhalten wieder ihre ätherische Hülle. Gleiches erlangen selbst die Dämonen, denn Gott straft nicht ewig. Weil aber die gebesserten Wesen vollkommen frei sind und abermals sündigen können, so wird dann Gott neue Welten schaffen, und so ein ewiger Kreislauf entstehen, der sich bald als Fort-, bald als Rückschreiten zeigt. Auf diese allerdings großartige Weise die Verhältnisse des Universums begreiflich zu machen, und das Räthsel der Welt zu lösen trachtend, verwarfen die alexandrinischen Theologen alle sinn-

lichen Begriffe des Christenthums, namentlich den Chiliasmus oder die Lehre von dem irdischen, tausendjährigen Reiche Christi, die Auferstehung des Fleisches und die Ewigkeit der Höllenstrafen. Um aber Alles in der heiligen Schrift, und in derselben zugleich überall einen Gottes würdigen Sinn zu finden, bedienten sie sich ebenfalls der allegorischen Erklärung, welche Origenes zuerst mit der buchstäblichen verband und auf bestimmte Grundsätze zurückführte. Außer den schon genannten Männern gehörten zur a.n Sch. noch folgende berühmte Theologen: Julius Africanus, Dionysius von Alexandrien, Gregorius von Neucäsarea, der Wunderthäter genannt, und Pamphilus von Cäsarea. Wenn diese Klasse von Theologen, trotz ihrer Anwendung der griechischen Philosophie auf's Christenthum, doch den christlichen Standpunkt festhielt, und das historisch Gegebene und Ueberlieferte nicht willkürlich zu entstellen wagte, so war dies nicht der Fall bei den sogenannten Gnostikern, welche ebenfalls zuerst in Alexandrien auftraten, und platonische Philosophie, orientalische Theosophie und persischen Dualismus dergestalt mit der christlichen Religion vermengten, daß in ihren Lehren der eigenthümliche Geist derselben gänzlich verloren ging (s. Gnostiker).

Alexandrow, 1) Kreisstadt im russischen Gouvernement Wladimir, an der Serna, mit 1000 Einwohnern, dem berühmten Frauenkloster Dupenskoi oder Troitzkoi und einer Erziehungsanstalt für 200 junge Mädchen. — 2) Dorf im russischen Kaukasien, am Podkuma, mit Sauerbrunnen und Badeanstalt.

Alexandrowsk, Flecken bei Petersburg, an der Newa, mit kaiserlichem Lustschloß, einer kaiserlichen Erziehungsanstalt und mehren Fabriken.

Alexei, 1) A. Michaelowitsch, zweiter Czar von Rußland aus dem Hause Romanow, einziger Sohn und Nachfolger von Michael Fedorowitsch, Vater Peters des Großen, geboren den 10. März 1629. Kaum 15 Jahre alt trat A. als Selbstherrscher aller Reußen auf, doch unter dem Einflusse seines Erziehers Morosow, der auch des Czars Schwager wurde. A.'s erste Sorge war, sich durch Errichtung eines tüchtigen Heeres eine nach außen Ehrfurcht gebietende, im Innern des Reichs Gehorsam erzwingende Macht zu schaffen. Durch fremde Offiziere erhielt damals das russische Heer die ersten Formen der europäischen Mannszucht. Mehre Aufstände, wie jener, den Morosows Stolz und Bedrückung zu Moskau 1648 veranlaßt hatte, und jene zu Pleskow und zu Nowgorod im Jahre 1650, eben so das abermalige Auftreten eines falschen Demetrius unter den Kosaken und eines angeblichen Abkömmlings des Czaren Schuiskoi in Schweden und Dänemark, wurden eben sowohl durch A.'s imponirende Heeresmacht, als durch klug berechnetes Nachgeben und gewandte Diplomatik schnell unterdrückt, und trugen nur dazu bei, A.'s Autokratie fester zu begründen. Nachdem A. in 8 Friedensjahren für Ordnung und Ruhe, Gewerbfleiß und Handel wirksam gearbeitet, Fabriken errichtet, den Schiffsbau verbessert, Entdeckungsfahrten ins Eismeer bis zum nordöstlichen Ende Asiens veranstaltet, Gesetzgebung u. Reichsverwaltung vervollkommnet hatte, trat er mit seinem kräftigen Heere dem mächtigern Polen entgegen, 1654, zunächst als Beschützer der Kosaken, die, von dem polnischen Könige Kasimir angegriffen, sich unter Rußlands Oberhoheit begeben hatten. Des Czars Waffenglück erzwang den glorreichen Frieden zu Niemez (1656), worin Alles, was Polen in den frühern Friedensschlüssen gewonnen hatte, Kiew, Smolensk, Tschernigow und Anderes an Rußland wieder zurückfiel. A. nahm von jetzt an Klein- und Weiß-Rußland in seinen Herrschertitel auf. Von Polen wendete sich der Czar gegen Schweden und verheerte mit 120,000 Mann Livland; aber der 1657 geschlossene Friede zu Wallijar brachte ihm keine Vortheile. Gegen Polen dagegen waren von Neuem seine Waffen siegreich, bis der Friede von Andrussow (30. Jan. 1667) die längst ersehnte Ruhe dem zertretenen Lande wiedergab. A. erhielt das Gebiet von Smolensk, Severien, Czernichovien und einen Theil der Ukraine, so daß der Dnieper die Grenze machte, während bei Polen Poloczk, Witepsk, das polnische Livland und auch die Stadt Kiew verbleiben sollten. Mit Schweden war 1661 durch den Frieden von Kardis Alles auf den Fuß des stolbowischen Friedens gestellt worden. Die letzten zehn Jahre der Regierung A.'s sind für die Entwickelung der innern Organisation des Czarenreichs, wie für seine Verbindung mit der civilisirten Welt von höchster Bedeutung. Die Züge gegen einfallende Tatarenhaufen, selbst der Türkenkrieg, dessen Ausgang A. nicht erlebte, sind von geringerer Bedeutung, als die Handelsverbindung mit Persien und Georgien und als die Gesandtschaften an verschiedene europäische Höfe. In Amsterdam, in Paris (wo Niemand Russisch verstand), in Madrid selbst erschienen des Czars Abgeordnete, um freundschaftlichen Verkehr des Westens mit dem Osten zu vermitteln, für des Czars Sohn Unterstützung bei der polnischen Königswahl zu erwirken und, im Fall der Noth, Hülfe gegen die Türken zu erbitten. Auch China sah in seiner Hauptstadt Peking, gewisser Handelsinteressen wegen, eine russische Gesandtschaft; durch sie wurde es auch zuerst außer Zweifel gesetzt, daß Asien mit Amerika nicht zusammenhänge. A. † am 29. Januar 1676. Sein unmittelbarer Nachfolger war sein Sohn Fedor; diesem folgte sein Stiefbruder Peter der Große.

2) A. Petrowitsch, der älteste Sohn Peters des Großen u. der Eudoria Lapukin, Peters erster Gemahlin, geb. zu Moskau den 18. Februar 1690. A. hatte von seiner Mutter die Anhänglichkeit an die barbarischen Sitten und an den Aberglauben geerbt, dessen Vernichtung sich Peter der Große zur Lebensaufgabe gestellt hatte. Eudoxia hatte ihr Widerstreben gegen Peters Reformen mit der Wanderung ins Kloster bezahlen müssen, A. war dadurch nicht gewitzigt worden. Seine Erziehung war nicht geeignet, die Verkehrtheit seines Naturells zu ändern. Unter unbedeutenden Menschen wuchs Der heran, welcher Rußland beherrschen sollte. Da schlichen sich die mißvergnügten Bojaren und Pfaffen in das Vertrauen des Unbewachten und flößten ihm Abscheu gegen die Neuerungen des Vaters, ja gegen diesen selbst ein. Peter versuchte zu spät, wenigstens wirkungslos, die Heilung des Sohnes und erschrak jetzt über dem Gedanken, daß das Gebäude der Civilisirung

Rußlands, woran er die Kraft seines Lebens gesetzt, worauf er seinen Ruhm gegründet hatte, durch seinen Sohn und Nachfolger würde zusammengerissen werden, und die Stiefmutter Katharina, wenn sie auch nicht den Unwillen des Gemahls absichtlich nährte, vermehrte doch schon durch ihr Daseyn die Kälte zwischen Vater und Sohn. Endlich forderte der Czar mit steigender Strenge A. auf, entweder den Sinn zu ändern, oder der Thronfolge zu entsagen und ins Kloster zu gehen. A. erklärte sich zu dem letztern bereit. Als aber Peter seine zweite Reise ins nördliche Europa angetreten hatte, entfloh A. 1717 unter dem Vorwande, seinem Vater nachzureisen, der ihn zu sich beschieden hätte, nach Wien und von da nach Neapel. Auf Peters Geheiß und überredet durch den Gardehauptmann Rumjanzow und den Geheimenrath Tolstoi, die Peter deßhalb zugleich mit einem freundlichen eigenhändigen Brief an den Sohn nach Wien geschickt hatte, kehrte A. zwar zurück, fand aber, statt freundlichen Empfang, Gefängniß und strenges Gericht. Der Ukas vom 2. Februar 1718 sprach A.'s Ausschließung vom Throne für alle Zeiten aus, und da bei näherer Untersuchung des A. geheimer Plan, dennoch die Thronfolge zu erlangen, entdeckt wurde, so ließ der Czar nicht bloß die Theilnehmer desselben hinrichten oder exiliren, sondern auch seinen eigenen Sohn auf Hochverrath anklagen und ihm das von 144 Richtern einstimmig gesprochene Todesurtheil vorlesen. Der ganzen Untersuchung ward aktenmäßige Publicität gegeben, um jeden Schein der Ungerechtigkeit zu vermeiden. Später ließ der Czar dem Sohne Begnadigung ankündigen, allein A. † wenige Tage nachher am 26. (7.) Juni 1718. Nach Büsching, im „Magazin" Th. 9, S. 318, wurde A. durch den General Weide im Gefängniß enthauptet; Andere vermuthen Vergiftung. Gehe und Immermann haben die Geschichte des A. dramatisch behandelt. A. hinterließ von seiner Gemahlin, Charl. Christine Sophie, Prinzessin von Braunschweig-Wolfenbüttel, die von ihm viel zu erdulden hatte und schon 1715 †, eine Tochter († 1728) und einen Sohn, den nachmaligen Kaiser Peter II.

Alexianer (Celliten), eine Kongregation flandrischer Laienbrüder, welche Besserungshäuser für verwahrloste Kinder stifteten, sich bei Pest und Seuchen der Krankenpflege unterzogen, Missethäter zum Tode begleiteten und die Armen begraben ließen. Auch die weiblichen (schwarzen) Schwestern machten Kranken- und Armenpflege zu ihrem Berufe. Ihr Schutzpatron ist der heilige Alexian, der Sohn eines römischen Senators, dem die Legende viele Wunderthaten zuschreibt.

Alexipharmaka, bei den griechischen Aerzten innere Mittel, welche durch heftige Einwirkung das Gift bei Vergiftungen oder nach Ansteckung unschädlich machen und austreiben sollten. Sie enthielten meist Kampher und ätherische Oele, Opium, Moschus, Ammonium, oder waren aus der Klasse der bittern und aromatischen Mittel. Ihre angeblich giftwidrige Eigenschaft wird durch nichts bewiesen. Widersinniger Weise wurden sie auch bei hitzigen Fiebern, zur Vertilgung des Kontagiums u. zur Erregung übermäßiger Schweiße, worauf häufig Frieseln u. Petechien folgten, gebraucht. Jetzt werden sie nur noch bei adynamischen u. fauligen Fiebern, bei großer Lebensschwäche benutzt.

Alexis, Wilibald, deutscher Romandichter, s. Häring, Wilh.

Alexisbad oder **Selkebrunnen**, reichhaltige Eisenquelle im reizenden Selkethal im anhalt-bernburgischen Antheile des Harzes, mit schöner Badeanstalt, die 1810 auf Veranstaltung des Herzogs Alexius Friedrich Christian von Anhalt-Bernburg eingerichtet worden ist. Man unterscheidet den Selkebrunnen, welcher viel Eisen, fast gar keine Kohlensäure und keine kohlensauern Salze enthält, den Alexisbrunnen, welcher weder Schwefel noch salzsaures Eisen hält, und den Ernabrunnen. Die Hauptbestandtheile sind schwefelsaures Natron, schwefelsaures Eisenoxydul, salzsaures Eisenoxydul, schwefelsaure Talk- u. Kalkerde, salzsaure Talk- u. Kalkerde und kohlensaures Gas. Der Selkebrunnen gehört zu den stärksten Eisenwassern, wirkt sehr zusammenziehend und erhitzend und wird daher nur selten getrunken. Großen Nutzen leistet er aber als Wasserbad. Der Alexisbrunnen hingegen enthält weniger Eisen als jener und ist daher besonders zum innerlichen Gebrauche empfohlen. Diese Quellen werden als heilsam gerühmt gegen Kacherien, Schwäche des Muskel- und Gefäßsystems, passive Schleim- und Blutflüsse, Nervenkrankheiten u. Affektionen des Uterinsystems aus Schwäche 2c. (vgl. Gräfe, Ueber die salinische Eisenquelle im Selkethale am Harze, Leipzig 1809, u. J. B. Trommsdorf, Chemische Untersuchung des Alexisbrunnens u. eine Analyse des Mineralwassers von Alexisbad, Leipz. 1830). Die reizende Gegend bietet die interessantesten Spaziergänge, und auch diese hat die Kunst in jeder Weise verschönert. Am besuchtesten ist das Rondel am Schwefelberge, das auf einer vorspringenden Klippe angelegt worden. Von hier aus entfaltet sich das ganze Thal mit der Brunnenkolonie; nur wenige hundert Schritte entfernt zeigt sich der Habichtstein, und in mäandrischer Krümmung der Lauf der Selke durch's Thal; in blauer Ferne erheben sich des Auersbergs und des Harzgebirgs gigantische Gestalten. Auch das freundliche Harzgerode lockt zum Besuch, nicht minder der wildromantische Mägdesprung, wo ein Obelisk zu Ehren des 1796 verstorbenen Fürsten, Friedrich Albert, mitten zwischen Eisenhütten u. der Teufelsmühle auf dem Ramberge 58' hoch sich erhebt. Etwas weitere Ausflüge führen nach Ballenstädt, Stolberg, der Burg Falkenstein, der Viktorshöhe u. a. O.

Alexius, Name mehrer byzantinischen Kaiser: 1) A. I., Comnenus, Kaiser von Byzanz 1081—1118, einer der tüchtigsten aus der Familie der Komnenen, Brudersohn des Kaisers Isaak Comnenus und der jüngste Sohn des Johannes Comnenus, geboren 1048, diente als Feldherr zuerst dem Kaiser Michael Dukas und nach dessen Entsetzung seinem Nachfolger Nicephorus Botaniates mit Treue und Ergebenheit. Später dem Hofe verdächtig und genöthigt, aus Konstantinopel zu fliehen, ward A. vom Heere zum Kaiser ausgerufen, eroberte und plünderte die Hauptstadt und steckte den Kaiser Nicephorus (1081) in ein Kloster. Auf dem Throne schloß A. mit den Türken einen nachtheiligen Frieden, um sich

mit aller Kraft gegen die Normänner zu wenden, welche unter ihrem Herzog Robert Guiscard mit einem vorgeblichen Michael Dukas, der auf den griechischen Thron Ansprüche machte, heranrückten. Von Guiscard dreimal geschlagen, verband sich A. mit Heinrich IV. von Deutschland, worauf das normännische Heer, um Papst Gregor VII. zu schützen, aus Griechenland abzog. Doch schon im Jahr 1084 erneuerte Guiscard den Angriff, schlug die Flotte von Byzanz in 2 Treffen, erfocht noch zu Land einen glänzenden Sieg und würde Kaiser geworden seyn, hätte der Tod A. nicht von diesem furchtbaren Gegner befreit. A. unterwarf sich hierauf in Thracien mit List und Gewalt die dorthin versetzten Paulicianer, dehnte die Grenzen des griechischen Reiches in Kleinasien nach dem Tode des türkischen Sultans Soliman wieder bis Nikomedien aus, und suchte gegen den fortwährenden Andrang von dieser Seite Hülfe im Abendlande. Eine Gesandtschaft, welche er deshalb auf die Kirchenversammlung zu Piacenza 1095 schickte, beförderte durch ihre dringenden Vorstellungen die bereits angeregte Neigung zu einem Kriege gegen die Ungläubigen und brachte den Entschluß zu einem allgemeinen Kreuzzuge zur Reife. Dessen ungeachtet fanden die Kreuzfahrer, als sie im griechischen Reiche anlangten, die gehoffte Aufnahmt nicht. Der Kaiser, anfangs zwar freundlich, bald aber durch die große Menge und Zügellosigkeit der gekommenen Abendländer besorgt gemacht, brachte es mit Mühe dahin, daß ihm der Führer des Kreuzheeres Vasallentreue und die Einräumung aller noch zu erobernden Städte angelobte, wogegen er Lieferung alles Kriegsbedarfs zusicherte. Aus diesem Verhältniß entsprangen eine Menge Zwistigkeiten, Verlegenheiten und Gefahren für Byzanz, die nicht beigelegt waren, als A. 1118 †. Er ist der Verfasser mehrer theologischen Schriften.

2) A. III., **Angelus**, unter den vielen berüchtigten byzantinischen Herrschern einer der schlimmsten. Er stieß seinen Bruder, den Kaiser Isaak Angelus, vom Throne, ließ ihm die Augen ausstechen u. machte sich durch Laster u. Unthaten aller Art bald allgemein verhaßt. Als der Sohn des entthronten Isaak, Alexius, der in Venedig Hülfe gesucht und gefunden hatte, mit einer Flotte und einem damals gerade zum Abzuge gerüsteten Kreuzheere 1203 vor Konstantinopel erschien und die Festungswerke und einen Theil der Stadt eroberte, nahm A. mit seinen Schätzen die Flucht und suchte ohne Erfolg Hülfe bei den Türken. Er † zu Nicäa im Kloster.

3) A. IV., byzantinischer Kaiser 1203 — 1204, Sohn des Kaisers Isaak Angelus, flüchtete nach der Entthronung seines Vaters durch seinen Oheim A. III. nach Sicilien und von da nach Rom zu Innocenz III. Der Papst und der Kaiser Philipp von Schwaben, welcher eine Schwester des A. zur Gemahlin hatte, empfahlen ihn den in Venedig versammelten Kreuzfahrern, u. A. bewog diese durch große Versprechungen, ihren Weg über Konstantinopel zu nehmen und ihm zur Vertreibung seines Oheims und zur Befreiung seines gefangenen Vaters behülflich zu seyn. Eine venetianische Flotte unter Dandolo begleitete den Zug; die griechische Macht wurde zu Wasser und zu Lande geschlagen, die Hauptstadt erobert und A. 1203 gekrönt. Er theilte die Regierung mit seinem aus dem Gefängnisse befreiten, geblendeten Vater Isaak, und veranlaßte das Kreuzheer, zur Sicherstellung seines Thrones und bis zu der Erfüllung seiner Versprechungen noch ein Jahr zu verweilen. Die Kreuzfahrer machten sich aber durch Ausschweifungen und Gewaltthaten aller Art bald so verhaßt, daß Aufruhr entstand, in welchem A. gefangen u. erdrosselt wurde.

4) A. **Comnenus**, Enkel des Kaisers Andronicus Comnenus, behauptete sich nach der Einnahme von Konstantinopel durch die Franken 1204 als Herzog in Pontus, friedlich herrschend von Sinope bis an den Phasis, längs der Küste des schwarzen Meeres. Sein Enkel (Urenkel), Johannes Comnenus, nahm den kaiserlichen Titel an und seine Nachkommen haben als Kaiser von Trapezunt (Trebisond) regiert bis Mohammed II. das ganze griechische Reich vernichtete.

Alfadur (Alfader, s. d. Allvater), in der skandinavischen Mythologie der unbekannte Gott, welcher ewig und über alle andern Götter, so wie über allen Kampf und Wechsel erhaben, Himmel, Erde, Luft und Alles, was darin ist, geschaffen, den Menschen gebildet und belebt hat und die Welterneuerung herbeiführen wird. Ob diese Vorstellung und Benennung des höchsten Weltengottes der nordischen Mythologie ursprünglich angehört haben, ist zweifelhaft. Das Wahrscheinlichste ist, daß durch den Einfluß des Christenthums seit dem 9. und 10. Jahrhunderte der uralte Glaube der germanischen Völker an einen im Dunkel der Haine wohnenden unsichtbaren u. nur durch Ehrfurcht zu schauenden Gott erweitert und für das so entstandene höchste Wesen obiger Name von den Christen entlehnt wurde.

Alfeld, alte Stadt im Königreich Hannover, Landdrostei Hildesheim, an der Leine, hat 2400 Einwohner, welche außer bürgerlichen Gewerben Acker- und Hopfenbau, so wie Handel mit Garn u. Leinwand treiben. A. ist Sitz der Generalsuperintendentur für die Landdrostei Hildesheim. Auch befindet sich hier ein Schullehrerseminar und eine höhere Bürgerschule.

Alfieri, **Vittorio**, **Graf**, der bedeutendste neuere Dichter Italiens, geboren am 17. Jan. 1749 zu Asti. A.'s Selbstbiographie (deutsch von Hain, 2 Bde., Leipzig 1812) gibt das treueste Bild seines frühern Lebens, daß freilich ein sehr wüstes war. Er nennt sich selbst einen Müssiggänger, Wüstling und Ignoranten. In dem Hause reicher und vornehmer Aeltern genoß er eine Erziehung, wie sie damals unter den höhern Ständen gewöhnlich war, eine Erziehung, welche weder den Geist aufklärte, noch das Herz veredelte. Die turiner Akademie, wohin ihn 1758 sein Oheim schickte, verließ er eben so ungebildet, als er sie bezogen hatte, um in ein Provinzialregiment zu treten. Nachdem er darauf ohne großen Nutzen von zwei Reisen durch Italien, Frankreich, England und Holland zurückgekehrt war und aus Haß gegen jeden Zwang auch die militärische Laufbahn verlassen hatte, lebte er eine Zeit lang in gänzlicher Unthätigkeit, bis er im Jahre 1776 endlich mit seinem ersten dramatischen Versuche, der „Cleopatra", an's Licht trat. Da dieser Versuch mit Beifall

aufgenommen wurde, so widmete sich A. mit dem größten Eifer der dramatischen Dichtung. Um nachzuholen, was ihm an wissenschaftlicher Bildung gebrach, erlernte er noch im reifen Alter die lateinische Sprache und begab sich, um des reinen toskanischen Dialekts mächtig zu werden, nach Florenz. Hier lernte er die Gräfin Albany, die Gemahlin des engl. Prätendenten, kennen, an die ihn fortan die edelste Liebe kettete. Von nun an rang A. mit allen Kräften nach dem dichterischen Lorbeer, um der Frau würdig zu seyn, deren Achtung und Liebe allein Werth für ihn hatte. Um völlig frei und unabhängig auf der betretenen Bahn fortgehen zu können, warf er auch die letzten Bande, die ihn an sein Vaterland knüpften, von sich und überließ zu dem Ende sein ganzes Vermögen gegen eine mäßige Rente seiner Schwester. Fortan lebte er abwechselnd in Florenz und in Rom und vollendete 14 Tragödien, zu denen später, gleichsam wider seinen Willen, noch einige hinzu kamen. Der Tod des Prätendenten räumte das letzte Hinderniß, welches in das Verhältniß A.'s zur Gräfin Albany störend eingriff, weg; der Dichter u. seine Geliebte lebten von nun an in der innigsten, unzertrennlichsten Verbindung, abwechselnd im Elsaß u. in Paris. Beim Ausbruch der französischen Revolution verließ A. Frankreich u. ging nach England. Geldverlegenheit, durch das Fallen der Assignaten veranlaßt, nöthigte ihn, noch einmal nach Paris zurückzukehren, doch schon im August 1792 entfloh er, nicht ohne Gefahr, wieder aus Frankreich. Seitdem lebte er mit seiner Freundin in Florenz, schrieb noch Manches und bemühte sich eifrigst die griechische Sprache zu lernen, und zwar in seiner Weise, ohne Hülfe eines Lehrers und auch ohne Grammatik. In den letzten Jahren seines Lebens litt er viel an Gicht. Er † den 8. Okt. 1803. Seine Asche ruht in der Kirche Santa Croce zu Florenz, zwischen der Machiavelli's und Michel Angelo's, unter einem prächtigen Denkmale von Canova's Hand. Wir besitzen von A. 21 Tragödien, 6 Komödien u. eine sogenannte Tramelogödie „Abel“, unstreitig das Beste, was aus seiner Feder geflossen ist. In seinem „Misogallo“ spricht A. unumwunden seinen Haß gegen die Franzosen aus. Außerdem schrieb er ein episches Gedicht in 4 Gesängen, mehre lyrische Gedichte, 16 Satyren und poetische Uebersetzungen einzelner Theile von Terenz, Virgil, Aeschylus, Sophocles, Euripides u. Aristophanes; ferner Abhandlungen ꝛc. Er ist der Reformator der tragischen Bühne Italiens. Seine Stücke sind durchaus Originale, treue Abdrücke seiner geistigen Eigenthümlichkeit; daher sind darin Charaktere, edel und stolz, wie er; darum aber auch, bei der einseitigen, schroffen Richtung von A.'s Gemüth, unvermeidliche Mängel. Es spricht aus den Tragödien ein hoher ernster Geist, eine unbestechliche Wahrheitsliebe, ein glühender Durst nach Freiheit: aber dabei sind sie schroff und starr, die Anlage bis zur Dürftigkeit einfach, der Versbau bisweilen hart und ungefällig und die Sprache entbehrt jenes zauberischen Farbenglanzes, wodurch der Dichter das Gemüth so mächtig ergreifen kann. Jede Gruppirung von Haupt- und Nebenpersonen fehlt gänzlich in diesen Stücken, eben so aller Schmuck von Gleichnissen, Bildern, Sentenzen. Der Adel oder die Verworfenheit der Gesinnung stellt sich nackt und bloß dem Zuschauer dar. Darum ist die Gedrängtheit des Zusammenhanges so bis ins Kleinste genau berechnet u. von jedem Ueberflusse entkleidet, daß ohne Nachtheil des Verständnisses kaum **ein** Vers verloren gehen darf. Die Kraft der Charaktere ist das Einzige, was Leben und Bewegung in A.'s Stücke bringt. Wie den Styl und Versbau, so hat A. auch seine Charaktere von allem Sentimentalen und Süßlichen frei gehalten; sie lassen dafür freilich das Sanfte, Zarte und das Herz Ansprechende vermissen; während wir ihre Großheit bewundern, bleibt das Herz ihnen verschlossen; die Liebe ist bei ihm verderblich und zerstörend, der Haß ins Gräßliche gezeichnet, nirgends aber mehr als bei den Schaudergemälden, die er von der Tyrannei aufstellt. Seine Trauerspiele sind nicht ein rascher Erguß des poetischen Vollgefühls, sondern mit mühsamer Sorgfalt entworfen, zuerst in Prosa ausgearbeitet, dann in Verse gebracht, vielfach verbessert und gefeilt, die meisten auch mehrmals umgearbeitet. Zuerst gedruckt wurden in Siena „Filippo II.“ (Seitenstück zu Schillers Don Carlos) und „Polynice“ (nach Racine's Frères ennemis), seine Erstlinge, nachdem Cleopatra später von ihm verworfen war, ferner „Antigone“ und „Virginia“. Alle vier Stücke sind bei ausgezeichneten Schönheiten bis zum Uebermaß herbe, wie für ein spartanisches Theater geschrieben. Auf diese folgten: „Agamemnone“, „Oreste“, „Don Grazia“, „La congiura d' Pazzi“, „Maria Stuarda“ (die Ermordung ihres Gemahls Heinr. Darnley), „Rosmunda“, „Ottavia“, „Timoleone“, „Merope“ (nicht minder schön als Maffei's und Voltaire's Schwesterstücke), „Saul“ (mit lyrischen Partien von höchster Schönheit). Seit 1784 erschienen: „Agide“, „Sofonisbe“, „Mirra“ u. das Meisterstück von A.'s Muse: „Abel“, die Tramelogödie (d. i. Melotragödie), ein Mittelstück zwischen Tragödie und Oper; endlich der ältere und der jüngere Brutus, Alceste. Italien ist stolz auf seinen Tragiker. A. hat allen folgenden zum Muster gedient: Monti und Niccoloni haben seinen Geist in ihren Nachahmungen am glücklichsten aufgefaßt. In Mailand u. Bologna ist ein Theater zur Aufführung von A.'s Stücken, und vieler der letztern hat das Volk sich bemächtigt; es weiß sie auswendig und führt sie auf. Auch A.'s Komödien haben eine ernste, meistens politische Richtung; die Erfindung ist leer, die Handlung oft ohne Interesse, die Charaktere entbehren der Individualität und verlieren sich in allgemeinen Umrissen. Sie stehen an dichterischem Werth weit unter den Tragödien. A.'s übrige Werke sind meist der Abdruck seines ungezähmten, glühenden Freiheitssinnes und Franzosenhasses. Eine vollständige Ausgabe von A.'s Werken erschien zu Padua und Brescia 1809—10, 37 Bde., eine deutsche Uebersetzung der Trauerspiele von Rehfues u. Tscharner zu Berlin 1804, hörte aber mit Bd. 1 wieder auf.

Alfons (Alonso, Alphonsus), Name mehrer Könige von Aragonien, Asturien, Kastilien, Portugal u. Neapel: 1) A. I., König von Aragonien u. Navarra, genannt der Schlachtengewinner (El Batallador), weil er in 29 Schlachten gesiegt, Sancho's V. Sohn, Nachfolger seines Bruders Pe=

ter I., regierte von 1104—1134. Als dem tapferſten Fürſten ſeiner Zeit, gab ihm A. VI. von Kaſtilien (ſ. unten) ſeine Tochter und Erbin Urraca, Wittwe Raymunds von Burgund, 1108 zur Gemahlin. Daher nahm A. I. nach dem Tode ſeines Schwiegervaters den Titel eines Kaiſers von Spanien und eines Königs von Kaſtilien an; allein die ehrſüchtige Urraca wollte über ihre Stammländer ſelbſt herrſchen, und der Zwiſt beider Gatten führte zum offenen Kriege. A. nahm ſeine Gemahlin gefangen; dieſe aber wurde von den kaſtilianiſchen Großen befreit. Auch der Sieg bei Campo de Espina brachte ihm keine Vortheile. Urraca ſammelte ein zweites Heer und entſetzte die Stadt Aſtorga, welche A. vergeblich belagerte. Endlich mußte A. im Frieden 1114 ſeine Anſprüche auf Kaſtilien aufgeben, und ein Koncil zu Palencia trennte die unheilbringende Ehe. Glücklicher war A. in den nächſten Jahren gegen die Mauren. Er eroberte 1118 Saragoſſa, das jene 400 Jahre lang beſeſſen hatten, und machte dieſe Stadt zu ſeiner Reſidenz, ging dann über den Ebro, nahm Taracona und Calatayud mit Sturm und ſchloß mit A. VII. von Kaſtilien (ſ. unten), ſeinem Stiefſohne, Frieden und ein Bündniß. Darauf drang er durch Valencia und Murcia bis Granada vor; 40,000 Chriſtenfamilien, die in den Gebirgen der Alpuxarras 3 Jahrhunderte lang ihre Freiheit behauptet hatten, begrüßten ihn hier als Retter und ſtellten ſich unter ſeine Fahnen. Mit ihnen und unterſtützt von mehren franzöſiſchen Großen errang A. in den Gebirgen von Valencia einen entſcheidenden Sieg über die Mauren (1126). Aber an der Belagerung von Fraga, einer mauriſchen Grenzfeſte Kataloniens, ſcheiterte ſein Glück. Vom mauriſchen Statthalter in Valencia überfallen (1134), rettete er ſich verwundet und mit wenigen Reitern nur mit Mühe in das Kloſter St. Juan de la Pegna und † hier, 8 Tage nach der Schlacht, kinderlos. A., wie viele der damaligen Fürſten Spaniens, mehr Feldherr als Fürſt, hat doch das große Verdienſt, von allen Fürſten Europa's zuerſt die Wichtigkeit des dritten Standes anerkannt zu haben, den er auf mehrfache Weiſe zu heben ſuchte.

2) A. II., des Vorigen Enkel, König von Aragonien, 1162—1196. Achtung der Geſetze u. Anerkennung der freien ſtändiſchen Landesverfaſſung gewannen ihm die Liebe des Volkes, der Schutz aber, welchen er den Troubadours angedeihen ließ, erwarb ihm den Ruf des weiſeſten und glücklichſten Fürſten des 12. Jahrhunderts. Gegen Navarra führte er glücklichen Krieg und gewann durch denſelben die Grafſchaft Rouſſillon. Auch die Provence, auf die er Erbanſprüche hatte, vereinigte er theilweiſe mit Aragonien. Im Begriff, ſich mit Kaſtilien zu meſſen, wurde er vom Tode ereilt, den 26. April 1196. A. war ſelbſt Troubadour. Man beſitzt von ihm eine Canzone, in welcher er das Glück der Liebe feiert.

3) A. III., der Prächtige, Sohn Peters III., König von Aragonien, 1285—1291. Gegen ihn erhob ſich gleich auf dem erſten Reichstage, den er berief, ein Theil der aragoniſchen Stände und verlangte, daß der König in Zukunft ſeine Räthe mit Zuziehung der Stände wählen ſollte, da früher Fremde aus Italien und Sicilien ungebührlichen Einfluß gewonnen hätten. Andere, welche in dieſer Forderung nur perſönliche Abſichten ſahen, widerſprachen, und A., dadurch ermuthigt, zeigte anfangs eine feſte Haltung. Als aber die Unzufriedenen einen Bund ſchloſſen und ein offener Krieg zwiſchen den Parteien begann, gab er nach und bewilligte den Ständen auf einem Reichstage zu Saragoſſa 1287 große Privilegien, die ſogenannten Unionsprivilegien. Eines von dieſen erlaubte ihnen, im Falle, daß der König ohne richterlichen Spruch der Reichsverſammlung gegen ein Ständemitglied Strafen verhängen würde, ſich einen andern Herrn zu wählen, und ein anderes ſetzte feſt, daß die Wahl der königlichen Räthe von den Ständen abhängen ſollte. Nachdem A. mit ſolchen ſchweren Opfern die Ruhe im Innern des Reiches erkauft, wünſchte er auch den äußern Frieden mit Frankreich, Neapel und dem Papſte herzuſtellen. Mit erſterem kam derſelbe 1291 zu Brignoles zu Stande. A. verpflichtete ſich, ſeinem Bruder Jakob weder öffentlich noch heimlich Beiſtand zu leiſten, wofür der Papſt ihn vom Bann losſprach. Kaum war der Vertrag geſchloſſen, ſo † 1291 A. kinderlos und hinterließ ſeinem Bruder Jakob II. den Thron von Aragonien.

4) A. IV., der Gütige, König von Aragonien, 1327—1336, Sohn u. Nachfolger Jakobs II., mußte bald nach ſeinem Regierungsantritt einiger Schenkungen wegen, die er ſeiner zweiten Gemahlin, der Tochter Ferdinands IV. von Kaſtilien, gemacht hatte, den Trotz der Stände erfahren. Die Einwohner von Valencia ergriffen deshalb die Waffen, und einer ihrer Bürger führte vor A. ſo drohende Reden, daß die Königin zornig äußerte: ihr Bruder, der König von Kaſtilien, würde dem Sprecher den Kopf abſchlagen laſſen. A. aber erwiederte gleichmüthig: „Unſer Volk, Königin, iſt frei und nicht ſo unterworfen wie das kaſtiliſche. Die Aragonier achten uns als ihren Herrn, und wir ſie als gute Vaſallen und Gefährten". Hierauf erklärte er ſich bereit, die meiſten der gemachten Schenkungen zu widerrufen. Er † 1336. Ihm folgte ſein Sohn Peter IV.

5) A. V., der Großmüthige, König von Aragonien u. (als A. I.) von Neapel und Sicilien, Sohn u. Nachfolger Ferdinands des Gerechten, regierte 1416—1458, beſtieg erſt fünfzehn Jahre alt den Thron. Sein raſcher Geiſt, der ſich in der Reichsverwaltung durch die Vorrechte der Stände eingeengt ſah, ſuchte in der Thätigkeit nach außen freien Spielraum. Willkommen war ihm daher, als Johanna II. von Neapel ſeine Hülfe ſich erbat. Eben war er mit der Eroberung von Korſika beſchäftigt, als er von da aus gegen Sforza u. Ludwig von Anjou, die Feinde Neapels, ſeine Waffen wandte. Er trieb ſie zurück, bemächtigte ſich aber des Caracciolo, des ihm feindlichen Lieblings der Königin, und ſchien ihr ein gleiches Schickſal bereiten zu wollen. Dieſe entfloh jedoch in das Kaſtell von Capua, erklärte A. ſeiner Anſprüche auf Neapel für verluſtig und adoptirte Ludwig von Anjou. Sforza trat in ihren Dienſt zurück und zwang A., die Belagerung Capua's aufzuheben. Nach dem Tode der Königin (1435) und der Einſetzung des Herzogs Renatus I. von Lothringen zum Erben des Reiches beſchloß A., ſich mit den

Waffen in der Hand die Nachfolge in Neapel zu erkämpfen. Zuerst belagerte er Gaeta. Die Bürger wandten sich an die Genueser um Hülfe. Mit 16 Schiffen griffen sie die noch einmal so starke aragonische Flotte an und nahmen alle Fahrzeuge des Königs bis auf ein einziges. A. selbst mit seinem Bruder und vielen Großen wurde gefangen und dem Herzog Philipp Maria von Mailand ausgeliefert (1435). Aus dieser schlimmen Lage rettete sich der König durch Klugheit u. Gewandtheit. Er stellte dem Herzog die drohende Gefahr vor, die ihm von den Franzosen drohe, wenn diese sich in Neapel festsetzten, und es gelang ihm wirklich, den Fürsten zu überzeugen und seine Freiheit, so wie dessen Unterstützung zur Eroberung Neapels zu erhalten. Nach fünfjährigem Kampfe errang A. endlich die Oberhand und vom Papste die Belehnung mit Neapel (1442). Renatus mußte nach Frankreich zurückkehren. Nach ferneren Erwerbungen in Italien strebte A. nicht, sondern begnügte sich, als bewaffneter Vermittler einzugreifen und durch seine Verbindung mit einzelnen Mächten der Störung des Gleichgewichtes in Italien vorzubeugen. Er † den 27. Jan. 1458. In seinen Erbstaaten folgte ihm sein Bruder Johann II., König von Navarra; in Neapel sein vom Papst legitimirter Sohn Ferdinand. A., der Held seines Zeitalters, Aragoniens gefeierter König, war bei hinreißender Beredsamkeit offen u. rechtlich, staatsklug und doch ein Feind aller Falschheit, ein tapferer Feldherr, kriegslustig, ohne Grausamkeit. Er liebte die Wissenschaften und nahm in seine Staaten die aus Konstantinopel verbannten Gelehrten auf. Nachruhm war sein höchstes Ziel; daher gab er berühmten Dichtern und Schriftstellern seiner Zeit Geschenke und Jahrgelder. Land und Volk waren jedoch unter ihm keineswegs glücklich; die steten Kriege forderten Summen, die er gewöhnlich unter allerhand Vorwänden von seinen Unterthanen durch drückende Abgaben erpreßte.

6) A. I. (Alonso), der Katholische, König von Asturien, Sohn eines Herzogs Petrus vom Stamme Reccareds, der sich in den kantabrischen Gebirgen gegen die Mauren behauptet hatte, und Schwiegersohn des tapfern Pelayo. Er brachte Kantabrien und die ganze Seeküste bis an das Land der Vaskonen zu Asturien und erweiterte dieses noch durch Eroberungen im Süden. Auch baute er Kirchen und Klöster, legte neue Städte an, sorgte väterlich für sein Volk und gewann dessen unbegrenzte Liebe. Er † um 770. Seine Frömmigkeit war so berühmt, daß man selbst seiner Leiche Wunderkraft zuschrieb. Ihm folgte sein Sohn Froila I.

7) A. III., der Keusche (El Casto), des Vorigen Enkel, Froila's Sohn, König von Asturien, 792-842, wurde nach vielen Stürmen auf den Thron erhoben. Für das asturische Reich war seine Thronbesteigung vielversprechend, denn er war ein Fürst voll Thatkraft, seinem Großvater an Streben und Gesinnung gleich u. den Gefahren gewachsen, welche dem christlichen Staate von den raubsüchtigen Moslemin droheten. Kaum König, zog er entschlossen das Schwert gegen die Ungläubigen, welche in das Gebiet von Asturien eingefallen waren. Bei Lutos erlitten die Mauren eine große Niederlage, in Folge welches Siegs A. bis zum Tajo vordrang und ohne großen Widerstand Lissabon eroberte, wo er beträchtliche Schätze erbeutete. Dem Frankenkönige Karl dem Großen, seinem Freunde, theilte er durch eine eigene Botschaft die Kunde seiner Erfolge mit. Da überraschte ihn eine von einigen Großen angezettelte Verschwörung. Er wurde entthront, ins Kloster geworfen, aber bald darauf wieder befreit und dem Reiche als König zurückgegeben. Die Mauren hatten indeß neue Einfälle gewagt. A. züchtigte sie in mehren Schlachten und vertheidigte das Reich mit starker Hand. Nicht mindern Ruhm als durch glückliche Kriege erwarb er sich durch die Künste des Friedens. Der schwankende Zustand seines Reiches machte feste Gesetze und Einrichtungen nothwendig. Deshalb suchte er die alte tüchtige westgothische Verfassung im Staat und in der Kirche wieder einzuführen. Durch Verleihung erblicher Würden befreundete er die Großen des Reichs der neuen Ordnung. Die Stadt Oviedo suchte er durch Verschönerung aller Art zu einem würdigen Königssitz zu erheben. Auch ist er der Gründer des berühmten Wallfahrtsorts S. Jago di Compostella. Er † 842.

8) A. III., der Große, König von Asturien, Leon und Galicien, geboren 848, folgte Ordoño I., seinem Vater, und regierte von 866—910. Bei den vielfachen Empörungen und Versuchen der Vasallen, aus dem Staate ein Wahlreich zu machen und die Erbfolge in der bisherigen Dynastie abzuschaffen, gelang es Sancho, dem Grafen von Bigorre, sich unabhängig zu machen (873), u. sein Sohn Garcia I. nahm sogar den Titel eines selbstständigen Königs von Navarra an (885). A. demüthigte u. züchtigte diesen Fürsten u. wandte sich dann dem äußern Feinde zu. Er schlug die Mauren in mehren Schlachten und verjagte sie von den Grenzen, besetzte Coimbra und trug seine siegreichen Waffen bis nach Portugal und Altkastilien. Aber in Folge des durch diese Kriege veranlaßten Abgabendrucks erwachte der Geist der Unzufriedenheit; des Königs eigner Sohn Garcia stellte sich (888) an die Spitze der Mißvergnügten und steckte die Fahne der Empörung auf. Rasch erdrückte jedoch A. die Empörung und ließ den gefangenen Sohn in engen Gewahrsam legen. Hierdurch gekränkt, reizte dessen leidenschaftliche Mutter die Brüder zum neuen Aufstande gegen den Vater an, ihnen gesellten sich viele Große bei, und A. hatte das Unglück, in offener Feldschlacht von seinen eigenen Kindern besiegt zu werden, seinem rebellischen Sohne Garcia selbst die Krone aufsetzen und Theile des Reichs an dessen Verbündete verleihen zu müssen. Später rettete A. noch einmal das Reich gegen die einfallenden Mauren, schlug sie auf's Haupt und führte das Heer mit Beute beladen zurück. Er † nach 45jähriger Regierung zu Zamora 910.

9) A. VII., Ramo, König von Asturien, Leon und Galicien, 1122—1157, als König von Kastilien A. II., als König von Aragonien auch als A. VIII. bezeichnet, wenn man nämlich A. I. von Aragonien, Urraca's Gemahl, als König von Leon und Galicien mitzählt. A. war der Sohn der Urraca, Gemahlin A.' I. von Aragonien. Als Kind von den Ständen Galiciens

zum Grafen ernannt, sollte er seiner Mutter in Leon und Kastilien als König folgen. Allein die Kriege Urraca's mit ihrem Gemahl um den Besitz von Leon und Kastilien, so wie ihre Ausschweifungen u. Grausamkeiten, veranlaßten die Stände, ihn schon 1122 noch bei Lebzeiten der Mutter zum König zu erheben. Ein Krieg gegen die Mutter, in welchem A. leicht Sieger blieb (Urraca † 1126), darauf ein anderer schwererer gegen seinen Stiefvater Alfons I. von Aragonien waren die Folge jener Erhebung. Durch den Abt von Clugny, Peter den Ehrwürdigen, wurde 1124 ein Vergleich zu Stande gebracht. Alfons von Aragonien räumte Kastilien und anerkannte seinen Stiefsohn als König dieses Landes, wogegen dieser Rioja und Biscaya an A. zurückgab. Nach also hergestelltem Frieden ordnete A. den Staat, richtete das Ständewesen ein, schlug die eingefallenen Mauren zurück, drang in Andalusien ein und zwang mehre maurische Fürsten zur Unterwerfung. Im J. 1134 stand er Aragonien u. Navarra gegen die Mauren bei, erhielt dafür Saragossa und die Huldigung des Königs von Navarra. So Oberherr des ganzen christlichen Spaniens, ließ er sich 1135 als Kaiser von Spanien krönen und nahm den pomphaften Titel an: Alfons der Fromme, der Glückliche, Erhabene, Kaiser von ganz Spanien. Den Provinzialständen bestätigte er ihre Gesetze und Rechte, um sich den innern Frieden zu sichern. Doch erhoben sich die durch den anmaßenden Titel gekränkten Könige von Aragonien und Navarra, seine früheren Bundesgenossen, gegen ihn und benutzten dazu den Augenblick, wo er gerade mit den Mauren im Kampfe verwickelt war. Der kluge A. befriedigte ihre Forderungen, gab ersterem Saragossa wieder und söhnte sich mit dem letzteren aus, um seine Kräfte gegen den Hauptfeind ungeschwächt gebrauchen zu können. Die Mauren wurden zurückgedrängt, Calatrava, Almeria kamen in seine Gewalt, die übrigen christlichen Fürsten stellten als Bundesgenossen ihre Kontingente (1147) u. mit verstärkter Heerkraft erfocht er den glänzenden Sieg bei Jaen, über die Mohaden, den neuen maurischen Herrscherstamm. Schon hatte er Pläne zur gänzlichen Zerstörung des Maurenreichs in Spanien entworfen, als ihn 1157 der Tod ereilte. Durst nach Ruhm, Stolz und Prachtliebe waren die hervorstehenden Charakterzüge dieses Mannes, den die Geschichte den tüchtigsten Fürsten Spaniens beizählt.

10) A. VIII. (IX.), Sohn Sancho's III., König von Kastilien, 1170—1212. Nach Beilegung der Fehden mit Aragonien und Navarra, wobei sein Schwiegervater Heinrich II. von England großen Einfluß übte, verband er sich gegen die Mauren (1193) mit den Königen von Leon u. Navarra, um jene aus Spanien zu vertreiben. Aber die verbündeten maurischen Fürsten lieferten ihm bei Alorcos (1195) eine Schlacht, in der die Christen eine große Niederlage erlitten; 20,000 der letzteren blieben auf dem Schlachtfelde, die ganze kastilianische Reiterei wurde vernichtet, A. selbst verwundet. Doch verfolgten die Mauren ihren Sieg nicht, und nachdem A. den König von Navarra, welcher inzwischen in Kastilien eingefallen war, zurückgetrieben und zum Frieden genöthigt hatte, überschritt er zum zweiten Mal die Sierra Morena und schlug in einem entscheidenden Treffen die Mauren bei Tolosa (1212). Mitten unter großen Zurüstungen zur Verfolgung seines Plans der gänzlichen Austreibung der Mauren † er 1214.

11) A. X., König von Kastilien u. Leon, der Astronom, der Weise u. Philosoph genannt, folgte seinem Vater Ferdinand III. dem Heiligen 1252. Er wurde sorgfältig unter der Leitung seiner trefflichen Mutter Berenguela erzogen und die ersten Gelehrten der damaligen Zeit waren seine Lehrer. Frühe gab er Beweise seiner großen Anlagen, wie auch von persönlichem Muthe bei der Einnahme von Sevilla (1248). Anstatt aber, nachdem er König geworden, den inneren Unruhen zu begegnen, die aufsätzigen, das Volk bedrückenden Barone zu zügeln, intriguirte er um die deutsche Kaiserkrone, die er 1257 wirklich erlangte, und scheute keine Kosten, auch seine Erbansprüche auf Schwaben, von seiner Mutter Beatrix, Philipps von Schwaben Tochter, her, geltend zu machen. Da wanderten die Schätze des Landes in die Fremde, und seines Volkes Wohl trat im Verfolge so vager Entwürfe in den Hintergrund. Endlich äußerte sich der Unwille darüber so heftig, daß A. über sein Streben enttäuscht wurde. Es gelang ihm, den Keim der Unzufriedenheit durch Versprechungen zu unterdrücken. Auch den Mauren, die sein Reich gefährdeten, ging er entschlossen entgegen, entbot Aragonien, Katalonien und Valencia zum schleunigen Beistande und schlug die Feinde in mehren Gefechten aufs Haupt; Xeres, Medina Sidonia, San Lucar, Cadix und ein Theil von Algarbien wurden erobert u. Murcia mit Kastilien vereinigt. Aber diese Siege konnten die Unzufriedenheit im Innern seines Reiches nicht austilgen und machten die Vasallen nur noch anmaßender. An ihre Spitze trat A.' eigener Sohn, Philipp, und 1271 brach ein Aufstand aus, der einen dreijährigen Bürgerkrieg zur Folge hatte. Kaum war A. Herr geworden über die Empörung, so brach sie (1277) von Neuem los, angeregt von seiner eigenen Gemahlin Jolantha, mit der er sich über die Thronfolge entzweit hatte. Bei diesen innern Zwistigkeiten gerieth das Reich in die traurigste Verwirrung. A. hatte mit seinen eigenen Kindern und Brüdern zu kriegen und war, siegreich, in die bittere Nothwendigkeit versetzt, seinen eigenen Bruder, Don Fadrique, und dessen Genossen hinrichten zu lassen. Gleichwohl sah er sich in seinem verwüsteten, erschöpften Lande ohne Hoffnung, die inneren Stürme beschwichtigen zu können. Verzweifelnd sah er sich nach einem letzten Rettungsmittel um und erkaufte durch die Abtretung von Provinzen an die maurischen Fürsten den Frieden von Außen. Darüber empörte sich aber sein ehrgeiziger Sohn Sancho, klagte ihn der Unfähigkeit zu regieren an, und A. wurde 1282 entthront. Hülfe suchend bei den Mauren, † er nach vergeblichen Versuchen zur Wiedererlangung des Thrones als Flüchtling 1284 zu Sevilla mit gebrochenem Herzen. A. X. war unstreitig einer der gelehrtesten und gebildetsten Fürsten seiner Zeit und ist der Begründer der kastilianischen Nationalliteratur. Bleibenden Ruhm erwarb er sich durch Beendigung der von Ferdi-

nand III. begonnenen Gesetzsammlung, „Leyos de las partidas“, welche 1501 als allgemeines Landrecht bestätigt wurde. In diesem Werke liegt ein großer Schatz von Regentenweisheit. Ein Hauptthema ist: „Der Despot haut den Baum um, der Weise beschneidet die üppigen Aeste.“ Bleibendes Verdienst hat sich A. auch um die Sternkunde dadurch erworben, daß er die ptolemäischen Planetentafeln verbesserte, welche nach ihm die alfonsinischen genannt wurden (1252). Die Vollendung derselben kostete ihn 40,000 Dukaten. Ferner gab er die erste allgemeine Geschichte von Spanien in kastilianischer Sprache heraus, ließ das Alte Testament von Juden in Toledo ins Spanische übersetzen und die öffentlichen Urkunden in der Landessprache abfassen. Mehre gelehrte Uebersetzer beschäftigte er mit der Uebertragung klassischer Werke über Astronomie, Mathematik und Philosophie ins Kastilianische, um sie so dem Volke zugänglich zu machen. A. war selbst ein guter Dichter. Noch sind poetische Werke und andere über Chemie und Philosophie von ihm vorhanden. Außerdem schrieb er eine Geschichte der Kreuzzüge und eine Kirchengeschichte welche aber verloren sind.

12) A. XI., König von Kastilien und Leon, Ferdinands IV. Sohn, war beim Tode seines Vaters ein dreijähriges Kind. Peter, der Oheim, und Johann, der Großoheim, stritten um die Vormundschaft, und inzwischen fielen die Mauren ins Reich ein. In der Schlacht bei Tiscar (1319) verloren die beiden Vormünder das Leben. Da ergriff der kaum 15jährige A. das Ruder der Regierung mit starker Hand, stellte durch blutige Strenge, durch welche er den Namen des Rächers erhielt, das königliche Ansehen und die Ruhe im Lande wieder her und schützte nicht nur die Grenzen gegen die Nachbarn, sondern nöthigte durch eine Reihe von Siegen auch den mächtigen König von Granada, Mohammed V., zu einem Waffenstillstande und zur Zahlung von Tribut. Letzterer, der Demüthigung satt, suchte in Afrika Hülfe, bei Abul Hassan, dem Gefürchteten. Dieser, selbst durch einheimischen Krieg zurückgehalten, schickte seinen Sohn mit einem Hülfsheer voraus, welches Gibraltar einnahm. Ihm folgte Abul Hassan nach großen Zurüstungen. Die Theilnahme am heiligen Krieg gegen Spanien war den Mauren in allen Moscheen als eine Pflicht für die Ehre der Religion und des Vaterlandes empfohlen worden, und das fanatische Volk strömte in Masse dem Feldlager zu. Die von Aragonien und Kastilien ausgerüstete Flotte war zu schwach, die afrikanischen Expeditionen aufzuhalten, deren Sammelplatz bei Tarifa war, welche Festung, von den christlichen Spaniern stark besetzt, nun belagert wurde. A. beschloß, diese wichtige Stadt zu retten, und brach mit 18,000 Reitern und 40,000 Mann Fußvolk, theils eignen Truppen, theils verbündeten Portugiesen, aus Sevilla auf. Bei seiner Annäherung hoben die Mauren die Belagerung auf und zogen A. entgegen, sich mit ihm in offenem Kampfe zu messen. Am kleinen Flusse Salado erfolgte am 30. Oktober 1340 eine große Schlacht. Die Könige von Kastilien und Portugal erfochten den vollständigsten Sieg und gewannen unermeßliche Beute. Noch zwei andere Siege der kastilischen Flotte an der afrikanischen Küste folgten, dann der Fall einer Menge fester Plätze Granada's, auch von Algeziras, das der Hauptstützpunkt der Unternehmungen der Christen gegen Afrika wurde. Mitten in seinen Rüstungen zur völligen Vertreibung aus Spanien † A. bei der Belagerung von Gibraltar an der Pest 1350 mit dem Ruhm, als strenger Herrscher den übermüthigen Adel gedemüthigt und der königlichen Macht wie den Gesetzen Kraft und Ansehn gegeben zu haben.

13) A. II., König von Neapel und Sicilien, 1494—1495 Sohn u. Nachfolger Ferdinands I. Als ein kriegslustiger Fürst, hatte er die päpstlichen u. venetianischen Truppen, welche dem Fürsten von Rimini, Robert Malatesta, seine Lande entreißen sollten, unterstützt, und sich Otranto's, welches die Türken unter einem schrecklichen Blutbade genommen, wieder bemächtigt (1480). Gemeinschaftlich mit Sforza Moro unternahm er einen Zug gegen die Venetianer; allein mit jenem zerfallend, drang, von Moro zu Hülfe gerufen und um seine Ansprüche auf Neapel geltend zu machen, Karl VIII. von Frankreich, ein. Ferdinand war eben gestorben, A. II. ihm gefolgt. Durch seine Habsucht, Grausamkeit und vielfache Ausschweifungen dem Volke wie seinen Bundesgenossen allgemein verhaßt, sah er sich plötzlich verlassen, und die Franzosen fanden günstige Aufnahme im Reiche. Als sein Sohn Ferdinand II., dem A. die Krone bestimmt hatte, vor Karl von Anjou nach der Insel Ischia geflohen und dieser 1495 in Neapel eingezogen war, sah sich A. genöthigt, mit seinen Schätzen in das Kloster Mazara in Sicilien zu fliehen, wo er unter Andachtsübungen am 19. November 1495 †.

14) A. I., erster König von Portugal, 1144—1185, Sohn des Grafen Heinrich von Burgund. Dieser, Schwiegersohn des Königs Alfons VI. von Kastilien und Leon, hatte das Land zwischen dem Minho und dem Duero als Erblehen erhalten, mit der Vollmacht, Alles, was er von den Mauren gewinnen würde, dieser Grafschaft hinzufügen zu dürfen. Zu dem Zweck führte er Krieg gegen die Ungläubigen, doch ohne entscheidende Erfolge. Sein Nachfolger, A. I. (Henriquez, El Conquistador, der Eroberer), war glücklicher. Nach Stillung eines Aufstandes, den seine Mutter bewirkt hatte, zog er gegen die Mauren, schlug fünf ihrer Fürsten und wurde auf dem Schlachtfelde zum König von Portugal ausgerufen und 1143 vom Erzbischof zu Braga gekrönt. Er gab dem Lande eine Verfassung, proklamirte dessen Unabhängigkeit von Leon und Kastilien und Portugals Selbstständigkeit. Mit Hülfe zufällig landender englischer und deutscher Kreuzfahrer (besonders aus Westphalen) eroberte er 1147 Lissabon, machte sich zum Herrn von ganz Galicien und Estremadura, nahm Elvas und belagerte Badajoz. Sein eigener Schwiegersohn, König Ferdinand von Leon, in kleinlicher Eifersucht auf Portugals Erhebung, befehdete ihn; A. gerieth in den Hinterhalt der Feinde, und als er sich durchzuschlagen versuchte, brach er beim Sturze des Pferdes das Bein und gerieth in Gefangenschaft. Ferdinand ließ ihn seine Freiheit mit der Zurückgabe der eroberten Grenzgebiete bezahlen. Er † 1185. Dieser kriegerische Fürst ist Begründer

des portugiesischen Reichs. Ihm folgte sein Sohn Sancho I.

15) A. II., der Dicke (El Gordo), König von Portugal, 1211—1223, Sohn und Nachfolger Sancho I. Seine Regierung ist voller Kämpfe mit Leon, das die Selbstständigkeit Portugals zu bestreiten fortfuhr und an welches A. einen Theil seiner Besitzungen verlor. Kriege mit den arabischen Fürsten von Jaen, Sevilla und Badajoz waren glücklich; aber die schweren Kosten derselben erschöpften das Land und verwickelten A. in Streitigkeiten mit der zu Beisteuern gezwungenen Geistlichkeit. Er † 1223. Ihm folgte sein Sohn Sancho II.

16) A. III., der Wiederhersteller (El Restaurador), König von Portugal, zweiter Sohn des Vorigen, vereinigte sich, als er in Boulogne die Unzufriedenheit der Adelspartei mit der schwachen Regierung seines Bruders vernommen, mit derselben, übernahm die Regentschaft und ließ sich 1248 zum König ausrufen. A. war ein strenger u. kluger Fürst, der das Ansehen der Gesetze tüchtig handhabte. Portugal blühte auf und A. genoß die Liebe und das Vertrauen des Volkes. Glücklich auch im Kriege gegen die Mauren, vollendete er 1251 die Eroberung Algarbiens und legte sich den Titel eines Königs dieses Landes bei. Die damals sehr große Macht der Ritterorden suchte er zu beschränken, eben so die der Geistlichkeit, wodurch er den Bannstrahl des Papstes Gregor X. auf sich herabzog. Er † 1279.

17) A. IV., der Kühne (El Osado), König von Portugal, 1325—1357, regierte in schwerer Zeit; denn in seine Regierung fällt die große Pest und das Erdbeben (1344), welche Portugal entvölkerten und verheerten. Ueber seinem Familienleben hing ein furchtbar-tragisches Geschick. Peter, sein Sohn und Nachfolger, war verheirathet mit Constanza, der Tochter des kastilischen Grands Juan Manuel. Mit ihr war Donna Iñez de Castro als Verwandte und Hoffräulein nach Portugal gekommen. Ihre Schönheit und Liebenswürdigkeit fesselten den Infanten stärker als die Reize seiner Gemahlin, und als diese nach fünf Jahren starb, konnte er sich seiner Leidenschaft freier überlassen. Durch diese Dame erhielt aber ihr Bruder Einfluß bei Hofe, was den Neid der Höflinge erregte und Kabalen veranlaßte, die mit der Ermordung des Verhaßten und seiner Schwester endigten. Von Schmerz und Rachsucht getrieben, verschwor sich darauf der Infant mit den Brüdern der ermordeten Geliebten und andern Großen des Reichs zum Sturze seines Vaters. A. † 1357, und nun hielt der Infant ein schreckliches Strafgericht über die treulosen Rathgeber, welche den Vater zur Einwilligung in Iñez' Tödtung beredet hatten. Gonzales, dem Haupte jener, wurde das Herz ausgerissen und sein Körper verbrannt. In feierlicher Versammlung vieler Ritter und Großen schwur der König, daß er mit der Ermordeten heimlich vermählt gewesen sey. Iñez' Ueberreste aber wurden mit den Zeichen königlicher Würde geschmückt, die Großen des Reiches mußten den Saum ihres Leichengewandes küssen, worauf der Körper mit der größten Pracht beigesetzt wurde.

18) A. V., der Afrikaner, König von Portugal, 1438—1481, Sohn Eduards I. und geb. 1432, stand er anfangs unter der Vormundschaft seiner Mutter Eleonore von Aragonien, später unter der des weisen Don Pedro, seines Oheims, den die Stände an Eleonorens Stelle setzten. Er regierte selbstständig von 1448—1481, nachdem Don Pedro, fälschlich beim jungen Könige verklagt, aus dem Staatsrathe gestoßen u. in offener Schlacht gefallen war. A. erkannte später das dem Verleumdeten angethane Unrecht und suchte es an seinem Sohne und Bruder wieder gut zu machen. Unter A.' Regierung tritt das kleine Portugal, das bisher nur eine untergeordnete Rolle in der Reihe der europäischen Staaten gespielt, zum ersten Mal thatkräftig weltbewegend auf. Nach allen Seiten hin waren die Anstrengungen der Portugiesen gerichtet. Die nicht der Seefahrt und den Entdeckungsreisen sich widmeten, führte A. zu Eroberungen nach Afrika's Küste und dann zum Kampf gegen Kastilien, das seine Thronansprüche nicht anerkennen wollte. Kein portugiesischer König vor A. V. und keiner nach ihm hat in jenem Welttheile größere Eroberungen gemacht, und kein Eroberer seinen Beinamen rechtmäßiger verdient, als A. den des Afrikaners. Unter ihm spielt das Drama der portugiesischen Geschichte nicht in Portugal, sondern hauptsächlich in Afrika, dann in Kastilien und zuletzt episodisch in Frankreich. Wichtig wurden aber A.' Unternehmungen für Portugal und mittelbar für Europa auch in so fern, als die häufigen Fahrten nach der Küste von Afrika für die Portugiesen nicht bloß eine Schule der Schifffahrt und Seekunde waren, sondern auch durch das Licht, welches sie über afrikanische Erdkunde verbreiteten, einleiteten, was Vasco di Gama vollendete, die Umschiffung des Welttheils, die Entdeckung des Seewegs nach Indien. A. landete 1558 vor Ceuta und bemächtigte sich des festen Platzes Alcazar. Einen zweiten Zug unternahm er 1471 mit einer Flotte von 300 Segeln und einem Heere von 30,000 Mann und eroberte nach mehren Siegen binnen 35 Tagen Arzilla und das starke Tanger. Diese Plätze bildeten fortan nicht allein ein an sich wichtiges Besitzthum, sondern zugleich für Portugal und den ganzen Süden der pyrenäischen Halbinsel ein Bollwerk gegen die maurische Macht. Ehrsüchtige Pläne verlockten den kaum dem Vaterlande wiedergegebenen König zu weitern Feldzügen. Heinrich IV. von Kastilien hatte seine angebliche Tochter Johanna, die sogenannte Donna Bertrandilla, zur Erbin von Kastilien und Leon erklärt, ungeachtet der Ansprüche, die seine, an Ferdinand den Katholischen von Aragonien vermählte Schwester Isabella auf die Thronfolge in jenen Ländern machte. König A., persönlicher Feind der Isabella, die früher seine Hand zurückgewiesen hatte, verlobte sich jetzt mit Johanna, drang zur Besitznahme des so ererbten Reichs mit 20,000 Mann in Kastilien ein und ließ sich zum König von Kastilien und Leon ausrufen. Aber angegriffen von Ferdinand dem Katholischen, in die Enge getrieben durch Isabella's Machinationen und in der Schlacht bei Toro (1. März 1476) geschlagen, mußte er Spanien wieder aufgeben. Um einen mächtigen Bundesgenossen zu gewinnen, ging darauf A. selbst nach Frankreich zu Ludwig XI., der ihm schon früher Beistand versprochen. Er

erhielt aber nur leere Versprechungen. Ludwig schloß sogar mit Kastilien Frieden und Vertrag. Aller seiner Hoffnungen beraubt, beschloß nun A., der Welt zu entsagen und von Frankreich aus als Pilger nach Jerusalem zu wandern. In der Herberge eines kleinen Dorfes entdeckt, ließ er sich durch die Vorstellungen seiner Getreuen bewegen, in sein Reich zurückzukehren. Im Frieden zu Alcacevas (1479) entsagte er allen seinen Ansprüchen auf Kastilien und Leon, so wie auf die Verbindung mit Johanna. Seit dieser Zeit lagerte tiefe Schwermuth auf A.' Seele; müde der Regierung und der Welt, beschloß er ins Kloster zu gehen; auf dem Wege dahin † er 1481 in Cintra, am Fieber oder an der Pest. A., mehr Ritter als Feldherr und mehr Krieger als König, war als Mensch liebenswürdig und von reinen Sitten. Als Freund der Wissenschaften ehrte er ihre Pfleger. Auch seine eigene Geistesbildung war ausgezeichnet. Zum Regieren besaß er aber weder Sinn noch Ausdauer. Trotz der Tugenden seines Privatlebens war er daher beim Volke nicht beliebt. In seine Regierungszeit fallen zwei Ereignisse, von denen das eine in der Geschichte der Civilisation überhaupt, das andere wenigstens in Portugals Kulturgeschichte Epoche macht. Ein weltgeschichtliches Ereigniß war die Umschiffung des Kap Bojador (1433) und das damit zusammenhängende Auffinden südlicherer Regionen und Inseln an Afrika's Küste (grünes Vorgebirg, Inseln desselben, Azoren, Senegambien), wiewohl das Hauptverdienst dieser Unternehmungen nicht A., sondern dem Infanten, Heinrich dem Seefahrer gebührt. Das andere, für Portugals Geschichte überaus wichtige Faktum ist die Herausgabe der sogenannten alfonsinischen Gesetzsammlung (Ordenaçoens de Rey Affonso V.), die allein schon hinreichend ist, den Namen A.' zu verewigen, obwohl derselbe an dieser Sammlung, der er nur den Namen lieh, noch weniger unmittelbaren Antheil hat, als an jenen Seefahrten. Vielfach revidirt erschien die Sammlung 1446, nach dem jungen König die alfonsinische genannt. Hauptbestandtheile derselben bilden 1) die allgemeinen Gesetze, die von der Regierung A.' II. bis auf A. V. von den Königen erlassen worden sind (nur wenige Stücke fallen vor jene Regierung); 2) die in den Cortes gegebenen Gesetze; 3) Einiges aus den Foraes (Gemeinderecht); 4) Vieles aus dem Gewohnheitsrecht. 5) Subsidiarische Anwendung haben das justinianische u. das kanonische Recht gefunden. In Hinsicht der Eintheilung scheint den Ordnern die Sammlung der Dekretalien Gregors IX. vorgeschwebt zu haben. Das Ganze ist in 5 Bücher getheilt. Vgl. H. Schäfer, Geschichte von Portugal, Leipzig 1839, 2. Bd., S. 461 ff.

19) A. VI., folgte seinem Vater Johann IV. 1656 als König von Portugal, unter Vormundschaft seiner Mutter, Louise de Guzman, die sich mit Hülfe der Jesuiten auch nach der Volljährigkeit des dissolut lebenden Prinzen im Besitz der Regierung behauptete. Endlich erklärte sich A. 1662, 19 Jahre alt, für selbstständig und entfernte die Mutter vom Hofe. Er vertauschte indeß die mütterliche Vormundschaft nur mit der allerdings dem Lande vortheilhafteren seiner Minister, namentlich des umsichtigen Grafen Castelho Melhor, unter dessen Verwaltung das portugiesische Heer, vorzüglich durch den Anführer der fremden Hülfsvölker, Friedrich von Schomberg, (1663 und 1665) mehre Siege über die Spanier erfocht. Im Jahr 1666 vermählte sich A. mit Maria Franciska Elisabeth von Savoyen. Nach vielen Ränken gelang es dieser herrschsüchtigen Frau, sich von ihm wieder scheiden zu lassen. Auch setzte sie mit Hülfe der dem König feindlich gesinnten Partei, namentlich der Jesuiten, durch, daß A. aus Furcht vor einem allgemeinen Aufstande die Regierung seinem Bruder Don Pedro, dem Buhlen der Elisabeth, übergab, mit dem sich letztere darauf 1668 vermählte. Der Papst Klemens XI. genehmigte in der Folge diese Vermählung durch ein besonderes Breve. A. selbst wurde 1669 auf die Insel Terceira verbannt, nach 8 Jahren aber in das Schloß zu Cintra als Staatsgefangener abgeführt, wo er 1683 †. Der Bruder ließ sich jetzt unter dem Namen Peter II. zum König ausrufen.

Alfonsinische Tafeln (Tabulae Alphonsinae), astronomische Tafeln, auf Alfons' X. von Kastilien Kosten durch einen gelehrten Juden, den Rabbiner Isaak Hazan, in Verbindung mit mehren andern Astronomen bearbeitet. Die Epoche der Tafeln setzte der König auf den 30. Mai 1252 fest, als den Tag seiner Thronbesteigung. Gedruckt wurden sie zuerst 1483 durch Radtolt in Venedig, später mehrmals (1493, 1521, 1545) wegen ihrer Genauigkeit und Vollständigkeit der astronomischen Bestimmungen aufgelegt. Die erste Ausgabe ist äußerst selten.

Alfort, Schloß im französischen Departement Seine, 2 Stunden von Paris, bekannt durch die 1766 durch den Minister Bertin nach Bourgelats Plan gegründete Lehranstalt für Thierarzneikunde und Landwirthschaft. Die Anstalt besitzt ein zootomisches Theater, ein zoologisches Kabinet, einen botanischen Garten, Thierhospitäler, auch landwirthschaftliche Anstalten und eine Merino- und Kaschmirziegen-Heerde.

Alfred (Aelfred), der Große, König von England, der jüngste Sohn des Königs Ethelwulf, u. Enkel jenes Egbert, der, wenn auch noch nicht die volle Vereinigung der 7 oder 8 kleinen angelsächsischen Königreiche, doch wenigstens die Oberhoheit über dieselben erlangt hatte. Seinen jüngsten und liebsten Sohn A. (geboren 848) ließ Ethelwulf als fünfjährigen Knaben vom Papst Leo IV. in Rom zum König salben. Ob aus bloßer Vorliebe für dies Kind, oder ob andere, gerechtere Motive ihn zu diesem, seinen älteren Söhnen ungünstigen Schritt bestimmten, ist nicht entschieden. Zwei Jahre später brachte ihn der König zum zweiten Male nach Rom. Benedikt III. hatte nicht unbelohnt den nordischen Fürsten so gastlich aufgenommen, denn St. Peter und der ganze Klerus bekamen reiche Geschenke. Die von König Ina daselbst gegründete, aber wieder abgebrannte Sachsenschule wurde neu aufgebaut, und eine jährliche Abgabe an St. Peter von 300 Mark Silber (= 10 Mark Gold) wurde der Anfang jenes spätern Römerschosses oder Peterspfennigs, mit welchem England so lange die Devotion seines Königs büßte. Für A.s geistige Entwickelung waren jene Reisen von höchster Bedeutung;

in je frühere Lebensjahre sie fielen, desto mehr weckten sie in dem feurigen Knaben die Phantasie und den Sinn für's Große und Außerordentliche. An Karls des Kahlen Hofe, an welchem der König Ethelwulf sich bei seiner Rückreise längere Zeit aufhielt, sah A. größere Kultur, als in England, und hier schon trug er sich mit den Ideen für Englands geistige Erhebung. Uebrigens genoß der Knabe bis zum 12. Jahre durchaus keinen regelmäßigen Unterricht; nur die Nationalpoesie der Angelsachsen vermochte ihn zu fesseln. Nach des Vaters Tode stand A. bis zum 19. Lebensjahre unter der Herrschaft der ältern Brüder. Ununterbrochene Kämpfe gegen die mächtig andringenden Normannen verschafften ihm Gelegenheit, im Felde und Schlachtgetümmel als Held zu glänzen. Als im Jahre 871 der letzte der älteren Brüder, Ethelred, starb, wählte die Versammlung der Aeltesten zum großen Jubel des ganzen Volks A. zum Könige von Wessex. Er empfing das Land im allertraurigsten Zustande: die Normannen drangen von Northumberland aus bis in das Herz von Wessex vor; der Ackerbau lag darnieder, die Hälfte der Dörfer und Städte, der Kirchen und Klöster in Asche. A. zog zuerst gegen die Feinde und brachte einen friedlichen Vertrag zu Wege. Bald indeß erneuerten jene, furchtbarer als je, die Einfälle; Mercia, Deira, Bernicia, Ostangeln und Essex gingen an sie verloren, und immer neue Schaaren jener Seeräuber strömten herbei. Alles flache Land, auch Wessex ward von ihnen heimgesucht, und die Eingebornen flohen zu Tausenden in die Gebirge oder über's Meer. Da schien für A. selbst nichts übrig zu bleiben, als zu entweichen; doch wollte er sich zugleich seinem Lande erhalten. In Wildnissen und Sümpfen verbarg er sich, bis man den Verschollenen verloren glaubte. Als Flüchtling betrat er die Hütte eines Hirten, sich für einen verirrten Diener des Königs ausgebend. Arm und unbekannt machte er hier sich Arme und Unbekannte zu Freunden, und aus diesem verborgenen Versteck heraus entfalteten sich bald seine Operationen, welche die Vertreibung der Normannen zur Folge hatten. Auf einer durch Sümpfe schwer zugänglichen Waldstrecke am Zusammenflusse des Perrot und der Thone zog A., nachdem er sich einigen Vertrautern entdeckt, heimlich immer mehr Gefährten an sich, selbst Weib und Kind und Mutter, und von hier aus begann er einen kleinen Krieg, der immer offener wurde, seitdem sein Anhänger, der tapfere Graf von Devonshire, einen bedeutenden Vortheil errungen. Um des Feindes Stärke auszukundschaften, schlich sich A. selbst, als Harfner verkleidet, in das feindliche Hauptlager in Wiltshire. Jetzt erst gab er den fernen Freunden Lebenszeichen, hieß sie rüsten und sich am östlichen Selwood (einem 15 Meilen langen Weidenforste) bei St. Egbertsstein sammeln. Mit Jubel ward der Ruf zu den Waffen für König und Vaterland begrüßt; in wenig Wochen wuchs wie aus dem Boden ein begeistertes, gewaltiges Heer, und dieses brach, um den Dänen keine Zeit zu lassen, gegen Ethandun (Heddington) auf. Der Feind wurde geschlagen, die Veste nach 14tägiger Belagerung durch Hunger zur Uebergabe gebracht. A. überließ den überwundenen Dänen Ostangeln als Lehnstaat von Wessex und bewilligte ihnen gleiche Rechte mit den Sachsen. Da auch noch andere Dänenschaaren in England das Schwert mit der Pflugschaar vertauschten, so begann jetzt für England eine Zeit des Friedens. Aber A., eingedenk der von den Normannen so oft gebrochenen Bündnisse und ihrer Eroberungslust, rüstete sich im Frieden zum Widerstand. So fand ihn schon die nächste große Flotte der Normannen unter Hastings zum Empfang vorbereitet u. wendete sich nach Flandern. Als diese Haufen später nochmals mit 300 Schiffen in England landeten und mit zwei Heereshaufen das Land überschwemmten, hielten zwar die hier angesiedelten Dänen zu ihnen, aber A. und sein tapferer Sohn Eduard schlugen die Eindringlinge bei Farnham in Surrey entscheidend auf's Haupt u. thaten den Dänen auf allen Seiten so viel Abbruch, daß sie sich, des fruchtlosen Kampfes müde, nach Frankreich wendeten. Seit dieser Zeit tönte der Norden u. Westen Europa's wieder von A.s Ruhm; in England aber unterwarf sich Alles seinem Scepter. So war der Angelsachsen Reich u. Thron nach bodenlosem Verfall von A. gerettet. Nach Unterwerfung der Dänen war des Königs erste Sorge, die Wunden zu heilen, welche die lange Kriegsnoth dem Wohlstande des Volkes und dessen bürgerlicher Ordnung geschlagen. Auf eine schnelle und durchgreifende Weise ward den meisten Uebeln abgeholfen. Zur Herstellung besserer Verwaltung und Polizei wurden die größern Provinzen in Shires oder kleinere Distrikte (Komitate) unter Grafen (Thans, Earls), und diese in Hundreden und Tythings oder Zehnten eingetheilt. Für die Erhaltung der Ruhe und Sicherheit war jeder Distrikt verantwortlich. Diese regelmäßige Eintheilung diente zugleich zur Abstufung des Gerichtswesens, indem die Versammlungen der Freisassen jeder Tything, Hundrede u. Shire zugleich die Gerichte, je nach der Wichtigkeit der Sachen oder dem Zug der Appellation, bildeten und diejenige Einrichtung erhielten, welche die Grundlage der nachherigen Geschwornengerichte, jenes Palladiums der persönlichen u. bürgerlichen Freiheit in England, wurde. A. rief aber nicht bloß gute Institute ins Daseyn, er wußte ihnen auch Wirksamkeit und Dauer zu verschaffen. Die Ordnung und Sicherheit war in Kurzem so befestigt, daß man sprüchwörtlich sagte: „ein Reisender würde nach Monaten seinen an der Straße aufgehängten Geldsack wiederfinden". Die Gerichtspflege wurde durch Verantwortlichmachung der Richter der Parteilichkeit entrissen. Fast jede Appellation ließ A. an sich selbst gelangen; 44 Richter wurden mit dem Tode bestraft, den sie ungerecht verhängt hatten. Auch sammelte er nicht nur die Gesetze der Kenter, Mercier und Westsachsen, sondern fügte auch neue hinzu und schuf so ein Gesetzbuch, das zwar verloren, aber nach der Meinung der englischen Rechtslehrer die Grundlage des common law gewesen ist. Er trennte das richterliche Amt von dem Heerbefehl, weil dem Krieger leicht die Gewalt für Recht gelte. Gleichheit des Rechts war ihm mit der Idee des letztern unzertrennlich verbunden: Dänen und Angelsachsen bekamen das gleiche Gesetz. Nicht geringere Sorge wendete A. auf Vermehrung des National-

reichthums. Der Ackerbau erhielt viele Begünstigungen, der verödete Boden neue Anbauer durch herbeigezogene fremde Ansiedler, Dörfer erhoben sich aus der Asche, Flecken verwandelten sich in Städte. Vor allen stieg Londons Bedeutsamkeit, seit diese Stadt von A. zur Hauptstadt des Reichs und zum Sitz der jährlich zweimal abzuhaltenden Ständeversammlung erhoben war. Eine in damaliger Zeit ganz ungewöhnliche Fürsorge ließ A. der Schifffahrt und dem auswärtigen Handel angedeihen; aus dem Mittelmeer und, durch Kommissionäre, aus Indien holten die Engländer die Gegenstände erhöheten Lebensgenusses, und was Erstaunen erregt, in einer Zeit allgemeiner Unwissenheit und Finsterniß. A.s freier, weitsehender Geist faßte den kühnen Gedanken, eine nordöstliche Wasserstraße nach Ostindien zu suchen. A. erscheint um so größer, weil er Alles durch sich selbst geworden ist, wenig der Zeit und den Umständen zu danken hat. Verzogen von des Vaters Liebe, als Knabe ohne Kenntnisse gelassen, fühlte er in sich selbst zuerst den Trieb und das Bedürfniß, sich emporzuheben. Die vaterländische Dichtkunst war es, an der er sich aufrichtete. Jene hohen, naturtreuen Bardentöne stimmten zu den großen Gefühlen, zu den gewaltigen Ideen, die in A.s Brust schlummerten, sie weckten die erhabenen Gedanken, entflammten den kräftigen Willen zu strahlenden Thaten. Aber A. wäre nicht der große Mann geworden, hätte er ernstere und anhaltende Studien verachtet. Doch so groß war in dem gereifteren Jüngling der Trieb zum Lernen, daß ihn der Ruf zum Throne mit Betrübniß erfüllte, weil er ihn von den Büchern losriß. In den ersten Jahren seiner Regierung war noch die vaterländische Dichtkunst seine Hauptbeschäftigung; später trat das Latein hinzu. Er selbst verschmähete es nicht, verschiedene Werke aus dieser Sprache zu übersetzen. Orosius' Historien, Beda's Kirchengeschichte, Boethius' berühmte Schrift vom Troste der Philosophie, Gregors treffliche Pastoralregeln gab er in freien Bearbeitungen, mit wichtigen Einschaltungen über geographische &c. Gegenstände, seinem Volke in der Landessprache. Auch der Anfang einer Psalmenübersetzung wurde gemacht. Daneben war A. in der Bau- u. Schiffszimmerkunst, in Gold- und Silberarbeit wohl erfahren, und schrieb auch als Jäger über Falkenzucht. Eifrig sorgte er für die Erziehung seiner Kinder. Seinen jüngsten Sohn Ethelward ließ er zum Gelehrten zugleich mit den Söhnen mehrer Unterthanen erziehen, dem Thronfolger Eduard gab er selbst die treffliche Anweisung, nicht bloß König, sondern auch Vater der Waisen u. Freund der Wittwen zu seyn, am Gesetz zu halten u. sich in allen Dingen an Gott zu wenden. A.s Frömmigkeit war seinen übrigen Regententugenden gleich; im Geiste seiner Zeit verwendete er einen großen Theil des Tages auf fromme Uebungen. Mit der persönlichen Liebe zu den Wissenschaften aber war die Sorge für Aufklärung im Volke unzertrennlich verbunden. Als er den gesicherten Thron bestieg, war in halb England kaum ein Geistlicher, der eine lateinische Zeile verstand. Die Bibliotheken der früheren Zeit waren verbrannt, die sonst blühenden Schulen hatten längst zu existiren aufgehört. A. zog aus allen hellern Gegenden Europa's Gelehrte in sein Land, unter diesen die beiden berühmtesten Asser und Johannes Scotus. Asser aus Wales wurde A.s Biograph. Schulen entstanden in zahlreicher Menge und von zweckmäßiger Einrichtung. Die orforder erhielt eine neue Einrichtung, die Grundlage ihrer künftigen Berühmtheit als Universität. A. † in einem Alter von 52 Jahren, im 30. seiner Regierung (901). Ein unheilbares Uebel, — wahrscheinlich ein innerer Krebs — an welchem er seit dem 20. Jahre litt, ließ ihn ein höheres Lebensziel nicht erreichen. Fast mit allen Tugenden und Gaben, die den Menschen ehren u. den Fürsten auszeichnen, erscheint der Name A.s verherrlicht in dem Gemälde, welches die Geschichte von ihm gibt; als Dichter und Gelehrter, als Krieger, der in 56 Schlachten focht, und als Staatswirth, als Gesetzgeber und als König, als Christ u. Mensch, als Sohn u. Bruder, als Gatte und Vater ist A. groß, ausgezeichnet, tadellos. A., wie ihn die Geschichte uns kennen lehrt, ist einer der größten Männer Englands. Darum darf es nicht Wunder nehmen, daß von ihm auch das Losungswort der ganzen Nation herrührt: sein Wahlspruch war: „Die Engländer sollen so frei werden, als ihre Gedanken!"

Alfredon (Alfreton), gewerbfleißiger Flecken in der engl. Grafschaft Derbyshire, nordöstlich von Derby mit 5000 Einw., welche Strumpf- u. Wollenweberei, sowie Bierbrauerei treiben. Auch sind hier ansehnliche Blei- u. Steinkohlengruben. Die Sage macht Alfred den Großen zum Erbauer der Stadt.

Al fresco, s. Freskomalerei.

Algarbien oder **Algarve**, die südlichste und kleinste Provinz Portugals mit dem Titel eines Königreichs. Mit einem Flächenraum von 130 □Meilen u. 130,000 Einwohnern liegt sie zwischen der Provinz Alemtejo, Spanien und dem atlantischen Ocean. An der nördlichen Grenze erhebt sich das nach der Provinz benannte Gebirg unter den Namen der Sierra de Caldeirao u. der Sierra Monchique, welche mit dem Kap St. Vincent, dem südwestlichsten Punkte Europa's, in das Meer ragt, bis zu mittlerer Höhe von fast 4000 Fuß. Nach Süden fällt der kahle und vegetationslose Hauptkamm des Gebirgs, dessen Seiten nur dürftigen Anbau zeigen, in vielfach zerrissenen Terrassen u. Vorbergen, darunter der 1876 Fuß hohe Mont Figo, zu einer wenige Meilen breiten Küstenebene ab. Auch hier aber ist der Boden nicht ergiebig und namentlich zum Getreidebau nicht geeignet. Desto besser gedeihen Südfrüchte, die Citrusarten und selbst Pisang und Datteln, so wie auch vortrefflicher Wein, Aloearten und Zwergpalmen. Das Klima ist angenehm, denn die afrikanische Hitze wird durch die frischen Seewinde gemäßigt. Der einzige Fluß von Bedeutung ist die Guadiana, welche die Grenze gegen Spanien macht. Die Bewohner gewinnen ihren Unterhalt durch Fischerei, namentlich auf Thunfische u. Sardellen, Seesalzbereitung und Kultur von Südfrüchten. Sie stehen in ganz Portugal als gute Seeleute und Männer von Wort in gutem Rufe und sind ein robuster und schöner Menschenschlag mit trefflichen geistigen und körperlichen Anlagen. In politischer Beziehung bildet die Provinz

die Comarca oder den Kreis Faro, der in 5 Correicoes mit 15 Concelhos oder Gemeinden getheilt ist und 4 Städte, 14 Flecken (Villas) u. 71 Kirchspiele umfaßt. Die Hauptstadt ist Faro mit 8500 Einwohnern; andere wichtigere Städte sind Lagos mit 6600, Albufeira mit 2800, Tavira mit 9000 Einwohnern, in deren Häfen ziemlich lebhafter Handel mit den Landesprodukten getrieben wird. A. hatte früherhin eine größere Ausdehnung; es reichte an der spanischen Küste bis Almeria und begriff selbst einen Theil der gegenüberliegenden afrikanischen Küste in sich. Der Name ist arabischen Ursprungs und bedeutet ein gegen Abend gelegenes Land. Ums Jahr 1212 eroberte Sancho I. einen Theil des damals noch unter maurischer Herrschaft stehenden Landes mit der festen Stadt Silves und nahm darauf den Titel eines Königs von A. an. Alfons III. vereinigte um 1253 das Land als ein besonderes Königreich mit der Krone Portugals.

Algardi, Alessandro, neben Lor. Bernini der berühmteste italienische Bildhauer des 17. Jahrhunderts, geboren 1598 (1602) zu Bologna, widmete sich erst unter Carracci und Domenichino der Malerei, später aber der Plastik ausschließlich. Seine besten Werke sind in Rom, Venedig, Mantua &c. Die ausgezeichnetsten sind die Statue der heiligen Magdalena im Quirinal zu Rom, ein Basrelief in Marmor mit Figuren in Lebensgröße, Leo I. vor Attila vorstellend, die Statue des Apostels Paulus u. das Monument Leo's XI., diese sämmtlich in der Peterskirche. A. † 1654. Er ist der Hannibal Carracci unter den Bildhauern, ein großer Freund von malerischer Wirkung. Darum wählte er nicht immer edle Gestalten und opferte das Gewand dem Nackenden nicht genug auf. Auch streift der Ausdruck seiner Figuren stets an Uebertreibung, obschon Korrektheit der Verhältnisse ihnen nie mangeln. Am besten gelingen ihm Kinder von gewöhnlicher Natur, Krucifixe und alte Köpfe. Er ist der Meister des neuern Kirchenstyls; den Meistern, die sich nach ihm darin ausgezeichnet haben, war er Lehrer oder Vorbild; von Bernini entlehnten sie höchstens eine weichere Behandlung.

Algarotti, Francesco, Graf, italienischer Schriftsteller und Kritiker, in dem klassische und moderne Bildung sich aufs Engste verschwisterten, geboren am 11. Dec. 1712, Sohn eines reichen Kaufmanns. A. war vertraut mit der griechischen und lateinischen Sprache, studirte zu Rom, Venedig und Bologna mit Vorliebe Physik und Anatomie und wandte nicht geringeren Fleiß auf die Erlernung der toskanischen Mund- u. Schreibart. In gleicher Weise zog er die Zeichen- und Kupferstecherkunst in den Bereich seiner Beschäftigung und bildete auf vielfachen Reisen in Frankreich, England, Rußland und Deutschland seinen Geschmack und Schönheitssinn trefflich aus. Berühmte Männer wurden seine Freunde. Als 21jähriger Jüngling schrieb er zu Paris den größten Theil seines „Newtonianismo per le dame“ (1737) im Geschmack der „Pluralité des Mondes“ von Fontenelle, und legte dadurch den Grund zu seinem Ruhm. Bis 1739 lebte er theils in Paris theils in Cirey, bei der Marquise du Châtelet, der Freundin Voltaire's, theils in London. Mit Lord Baltimore machte er eine Reise nach Petersburg und lernte auf dem Rückwege zu Rheinsberg den Kronprinzen von Preußen, nachmaligen König Friedrich II., kennen, der ihn nach seiner Thronbesteigung zu sich rief, in den Grafenstand und zum Kammerherrn erhob. In gleicher Weise ehrten ihn August III. von Polen u. der Papst Benedikt XIV. Da ihm das nördliche Klima nicht zusagte, kehrte er 1754 in sein Vaterland zurück, hielt sich abwechselnd in Venedig, Bologna und seit 1762 in Pisa auf, wo er am 3. März 1764 †. A. glänzt nicht als schöpferisches Genie, allein er ist fruchtbar an glücklichen Gedanken und versteht die Gelehrsamkeit geistig zu beleben, den Ernst zu erheitern, das Wissen der Schule ins freie Gebiet des allgemeinen Wissens und Geschmacks überzuführen und Alles von einer gefälligen, anziehenden, populären Seite aufzufassen. Seine Kenntnisse waren vielseitig, in mehren Fächern gründlich. In der Malerei und Baukunst hatte er ein entscheidendes Urtheil. In seinen Werken zeigt sich Witz und Scharfsinn; seine Dichtungen sind voll Anmuth, ermangeln aber der eigentlichen dichterischen Begeisterung; seine Briefe gehören zu den besten in italienischer Sprache. Eine Sammlung seiner Werke kam u. a. zu Venedig 1791—94, 17 Bde., heraus, seine „Lettere filologiche“ das. 1826.

Algau (Algäu), im weiteren Sinne der von den Vorbergen der Alpen bedeckte Landstrich des alten Schwabens, welcher sich von der Iller, dem Bodensee und der in diesen mündenden Iller bis an den Lech u. vom Inn bis zur Donau erstreckt. Gewöhnlich bezeichnet man jedoch mit jenem Namen den südwestlichsten Theil der bayerischen Provinz Schwaben mit den angrenzenden Landstrichen Würtembergs und des österreichischen Tyrols bis herab nach Kempten und Memmingen, also etwa den alten Albigau oder Alpgau, wovon sich der jetzige Name herschreibt. Die Mitte des A.s nehmen die bayerischen Landgerichte Sonthofen und Immenstadt ein. Der A. wird ganz von den Voralpen, der nördlichen Fortsetzung der rhätischen Alpen, durchzogen, denen hier die Flüsse Ill, Bregenzerach, Iller, Argen, Wertach und Lech entquellen. Die höheren Bergspitzen finden sich in den südlicheren, durch Querthäler getrennten Ketten, wie der Hochvogel und der Arlberg, welche, jener mit 7950 Fuß, dieser mit 9400 Fuß Höhe in die Schneelinie hineinragen. Bei Immenstadt erheben sie sich noch im Grinten bis zu 5322 Fuß, dachen sich aber bald darauf in die Hochebenen der Donau ab. Die Wasserscheide zwischen Ill und Inn wird im 4800 Fuß hohen arlberger Paß von der von Feldkirch nach Landeck führenden Kunststraße durchschnitten. Die Verbindung zwischen den Thälern des Lech und des Inn vermittelt die Lechstraße, welche von Füssen aus die Alpen in den verschanzten Felsendurchgängen des Kniebis und der ehrenberger Klause durchschneidet, sich bei Nassereit theilt und so in zwei Verzweigungen ins Innthal mündet, auf der einen Seite über Imst hinauf nach Landeck, auf der andern über Telfs und Zirl hinab nach Innsbruck führend. Während die oberen Züge des Gebirgs mit ihrer reinen Alpennatur den hier gezogenen Viehracen die trefflichsten Weiden darbieten, wird im Norden, wo die tiefen Flußthäler sich zur Ebene zu erweitern beginnen, neben

der eigentlichen Alpenwirthschaft auch die Dreisch- und Eggartenwirthschaft, so wie der Flachsbau betrieben. — Der A. ist reich an schönen Naturscenen, die mit den berühmtesten der Schweiz sich messen dürften. Erhaben und großartig ist das Hochgebirg, auf dem schon die Gemse und der Adler hausen, mit seinen Seen, anmuthig und lieblich die mit üppigen Getreidefeldern bedeckten und von terrassenförmig ansteigenden Bergwänden umkränzten Thalflächen, freundlich einladend die schön geformten Vorberge mit ihren entzückenden Fernsichten, wildromantisch die Wasserfälle, Schluchten und furchtbaren Abgründe, malerisch schön die Monumente der Vorzeit, Schlösser und Burgen, bald auf der Spitze grünender Hügel oder halbverborgen im Dunkel des Waldes, bald an der kahlen Stirn eines kühn emporstrebenden Felsens gelegen. Die **Bewohner** des A.s sind ein starker, rüstiger und wohlgebauter Menschenschlag, einfach in Lebensweise und Denkart, aber von freiem gewecktem Geiste, gastfreundlich und noch unberührt von der Alles nivellirenden Kultur der modernen Welt. Es herrscht unter ihnen ziemlich allgemein Wohlstand, der sich auch äußerlich in der Volkstracht, besonders der Frauen, kundgibt. Die Quelle dieses Wohlstandes liegt in der Land- und Waldwirthschaft, deren Erträge noch bedeutend erhöht werden könnten, wenn sie mehr nach rationellen Principien betrieben würden. Ein weiterer Hebel des Wohlstandes ist das Erstgeburtsrecht, wonach der Hof stets an den ältesten Sohn übergeht, dem die jüngeren Geschwister untergeordnet sind. Die Eröffnung der Eisenbahn von Kaufbeuern nach Kempten, der Hauptstadt des A.s, den 1. April 1852, hat den Reiselustigen diesen interessanten Landstrich aufgeschlossen, der, besonders sein gebirgiger Theil, zu den schönsten Gegenden Deutschlands gehört.

Algebra, ein Theil der reinen Mathematik, nämlich die Lehre von den Gleichungen. Das Wort stammt aus der arabischen Sprache, in welcher der vollständige Ausdruck Al gebr wal mokâbala s. v. a. Ergänzung und Vergleichung bedeutet, was sich auf Transposition und Reduktion der positiven und negativen Größen in Gleichungen bezieht. Bei den Italienern hieß die A. früherhin Arte maggiore, weil sie es mit höheren Rechnungen zu thun hat, und noch häufiger Regola de la cosa, indem man die unbekannte Größe Cosa d. i. Ding, nannte, was zu der bei den ältern deutschen Algebraisten üblichen Benennung: Regel Coß oder die Coß Veranlassung gegeben hat. Im gemeinen Leben pflegt man unter A. die **Buchstabenrechnung** zu verstehen, in sofern diese die Anwendung der arithmetischen Operationen auf allgemeine, durch Buchstaben ausgedrückte Größen lehrt; doch ist dieselbe eigentlich nur die Vorbereitung auf die A., wie diese auf die Analysis. Zuweilen nimmt man auch A. für gleichbedeutend mit Analysis; als Lehre von den Gleichungen ist jene aber nur der erste Theil der Analysis, dies Wort im weitesten Sinne genommen. Sie ist nämlich der Theil der Arithmetik, welcher allgemeine mathematische Probleme ohne Anwendung der Differenzial- und Integralrechnung durch Gleichungen löst. Bei allen Rechnungen handelt es sich bekanntlich darum, Größen mittelst arithmetischer Operationen zu entwickeln. Werden letztere in Zahlen ausgedrückt, so erhält man Zahlenformeln, bei Anwendung allgemein, d. h. für jede Größe gültiger Zeichen, z. B. der Buchstaben, Buchstabenformeln als Ausdruck allgemeiner Gesetze. Die Grundbestandtheile dieser Formeln liefert die Arithmetik, es sind Summen, Differenzen, Produkte, Quotienten, Potenzen, Wurzeln u. Logarithmen. Mittelst dieser arithmetischen Ausdrücke wird das Verhältniß angegeben, worin eine unbekannte Größe zu anderen bekannten Größen steht, und werden diese Angaben mittelst der mathematischen Zeichen so zusammengestellt, daß sich die unbekannte Größe daraus entwickeln läßt, so erhält man **Gleichungen**. Alle Gleichungen zerfallen in zwei Klassen, in **analytische** und **algebraische**. Eine **analytische** Gleichung ist eine solche, welche stets richtig bleibt, welche Werthe man auch den in derselben gebrauchten Buchstaben beilegen mag. Analytische Gleichungen sind daher schon die allgemeinen Ausdrücke für die arithmetischen Grundoperationen (die sogenannten vier Species), wie

$$a \cdot (b+c) = a \cdot b + a \cdot c,$$

d. h. eine Summe (b+c) wird mit einer Zahl (a) multiplicirt, wenn man jeden Summanden mit der Zahl multiplicirt und die entstandenen Produkte addirt ꝛc.

$$\text{oder } (a+b)^2 = a^2 + 2\,ab + b^2,$$

d. h. das Quadrat eines zweigliedrigen Ausdrucks besteht aus drei Theilen, aus dem Quadrat des ersten Glieds, den doppelten Produkten beider Glieder und dem Quadrate des zweiten Glieds. Diese Gleichungen gelten ganz allgemein, was auch immer a und b ꝛc. bedeuten mögen. — Ist dagegen eine Gleichung nur unter der Voraussetzung richtig, daß ein in derselben vorkommender Buchstabe oder mehre bestimmte Werthe repräsentiren, so heißt die Gleichung eine **algebraische**; der Buchstabe wird die **unbekannte Zahl** oder kurzweg die **Unbekannte** genannt. Gewöhnlich bezeichnet man diese Unbekannte mit einem der letzten Buchstaben des Alphabets x, y, z. Eine Gleichung **auflösen** heißt den Werth (oder die Werthe) der Unbekannten suchen. Eine solche algebraische Gleichung ist z. B. eine geometrische Proportion, von der drei Glieder gegeben sind u. das vierte gesucht wie, wird

$$4 : 6 = 8 : x,$$

da diese Gleichung nur dann richtig ist, wenn $x = 12$ angenommen wird. Eine algebraische Gleichung ist ferner folgende

$$a + x = b,$$

da dieselbe nur dann richtig ist, wenn $x = b - a$ gedacht wird ꝛc. Außer diesen Klassen von Gleichungen gibt es noch sogenannte **transcendente**, welche außer den algebraischen Operationen der Addition, Subtraktion, Multiplikation, Division, Potenzirung und Wurzelausziehung noch andere verlangen. Solche Operationen sind diejenigen, wo zu einer Zahl ein Logarithmus, zu einem Bogen im rein arithmetischen Sinne eine trigonometrische Funktion, oder das Umgekehrte gesucht wird. Das Resultat einer algebraischen Rechnung ergibt sich entweder durch

eine einzige Operation, obgleich vielleicht diese unendlich oft wiederholt werden muß (wie beim Wurzelausziehen), oder durch eine bestimmte Anzahl solcher Operationen. Bei den transcendenten Operationen aber wird eine unendliche Wiederholung verschiedenartiger, algebraischer Rechnungen nöthig, die aber nicht als Theile einer einzigen Operation angesehen werden können. Eine algebraische Gleichung heißt irrational, wenn x sich unter einem Wurzelzeichen (oder im Dignanden einer gebrochenen Potenz) findet, rational, wenn dieses nicht der Fall ist. Unter den algebraischen Gleichungen (im engeren Sinne) werden gewöhnlich nur die rationalen verstanden. Aus einer Gleichung lassen sich unzählige andere ableiten, indem man auf beiden Seiten den nämlichen Ausdruck addirt oder mit dem nämlichen Ausdruck multiplicirt, dividirt ꝛc. Man nennt dies die Gleichung umformen. Da die beiden Seiten einer Gleichung in der Regel algebraische Summen sind, so werden dieselben mit einem Ausdrucke multiplicirt und dividirt, indem man jedes Glied multiplicirt oder dividirt. Eine Gleichung, welche auf die Form

$$ax = b$$

gebracht werden kann, heißt eine Gleichung vom ersten Grade oder eine einfache Gleichung. Eine Gleichung, welche auf die Form

$$ax^2 + by = c$$

gebracht werden kann, wird eine Gleichung vom zweiten Grade oder eine quadratische Gleichung genannt ꝛc. Eine Gleichung heißt geordnet, wenn sie wirklich auf eine der angegebenen Formen gebracht ist. Obschon man die Unbekannte in der Regel mit x zu bezeichnen pflegt, so ist doch klar, daß auch jeder andere in einer Gleichung vorkommende Buchstabe als gesucht angesehen und die Aufgabe gestellt werden kann, die Gleichung in Beziehung auf jeden beliebigen in derselben vorkommenden Buchstaben aufzulösen. Behalten wir jedoch die oben aufgestellte Regel bei, die Unbekannten mit den letzten Buchstaben des Alphabets zu bezeichnen, die ersten Buchstaben dagegen als gegebene Größen anzusehen, so heißt eine Gleichung mit zwei Unbekannten x u. y vom ersten Grade, wenn sie auf die erste Form

$$ax + by = c$$

gebracht werden kann, und sie heißt geordnet, wenn sie wirklich auf diese Form gebracht ist. An einer geordneten quadratischen Gleichung werden drei Glieder unterschieden, eins mit x^2, eins mit x und eins ohne x. Das Schema einer geordneten quadratischen Gleichung ist daher:

$$ax^2 + bx + c = o.$$

Bringt man das Glied ohne x auf die andere Seite und dividirt dann die ganze Gleichung durch a, so verwandelt sich dieselbe in:

$$x^2 + \frac{b}{a} \cdot x = -\frac{c}{a}.$$

Da a, b und c gegebene Ausdrücke vorstellen, so sind auch die Quotienten

$$\frac{b}{a} \text{ und } \frac{c}{a}$$

als bekannt anzusehen. Setzt man daher, um abzukürzen,

$$\frac{b}{a} = p \text{ und } -\frac{c}{a} = q,$$

so erhält man folgendes einfachere Schema für quadratische Gleichungen überhaupt:

$$x^2 + px = q,$$

wo p und q sowohl positiv, als auch negativ oder gleich Null seyn können. Ist im besondern Falle $p = o$, so verwandelt sich vorstehende Gleichung in

$$x^2 = q.$$

Eine quadratische Gleichung, in welcher das Glied mit x fehlt und die also nur aus zwei Gliedern besteht, einem mit x und einem ohne x, heißt eine rein quadratische. Eine geordnete quadratische Gleichung aber, worin auch das Glied mit x verhanden ist, wird eine unrein quadratische Gleichung genannt. Hinsichtlich der Methode unterscheidet man zuweilen numerische u. symbolische A. In jener werden die bekannten Größen sämmtlich durch Zahlen und nur die unbekannten durch Buchstaben, in dieser aber, der „Allgemeinen Arithmetik" Newtons alle Größen durch Buchstaben bezeichnet. Während jene ihrer Natur nach stets nur einen bestimmten Fall, eine bestimmte Aufgabe behandeln kann, gibt diese ganz allgemeine Resultate und löst also jede Aufgabe gleich für alle möglichen Fälle und Werthe der bekannten Größen auf und kann auch auf alle Arten von Größen Anwendung finden.

Geschichte. Zwar beschäftigten sich schon die alten Griechen mit der Lösung algebraischer Probleme und der Alexandriner Diophantus schrieb ein besonderes Werk darüber; aber das Abendland lernte diese Wissenschaft erst durch die Araber kennen, namentlich durch das Werk von Mohammed-ben-Musa, welches neuerlich von Rosen ins Englische (The Algebra, Lond. 1831) übersetzt worden ist. Großes Verdienst um Verbreitung algebraischer Studien erwarb sich der italienische Kaufmann Leonardo Bonaccio aus Pisa, der um 1200 den Orient bereiste und sich dort Kenntnisse in der A. erwarb. Das erste algebraische Werk, welches im Abendlande im Druck erschien, hat den Minoritenmönch Lucas Pacciolus od. Luca Borgo zum Verfasser (Vened. 1494) und gibt die Lösung von vier verschiedenen Grundgleichungen in lateinischen Versen. Scipio Ferreo aus Bologna fand zuerst um 1505 die Auflösung eines Falls der kubischen Gleichungen, welche Tartaglia aus Brescia († 1557) weiter ausbildete. Er theilte die Lösung solcher Probleme einem gewissen Cardanus aus Mailand mit, und dieser trat damit 1545 zuerst an die Oeffentlichkeit, indem er noch eigene Erfindungen hinzufügte. In Deutschland kam das Studium der A. schon zu Anfang des 16. Jahrhunderts in Aufnahme. Einer ihrer ersten Bearbeiter war Christian Rudolf aus Jauer, dessen Werk, das erste algebraische, welches in Deutschland gedruckt wurde, 1524 erschienen, 1571 von Stiefel von Neuem herausgegeben wurde. Der Letztgenannte, einer der eifrigsten Beförderer der in Rede stehenden Disciplin, verfaßte auch ein eignes Werk: Arithmetica integra (Nürnberg 1544). Ihm reiht sich Scheybl, Professor in Tübingen, an, dessen Werk über A. 1552 zu Paris erschien.

Um diese Zeit waren Recorde in England, Peletarius in Frankreich für Vervollkommnung dieser Wissenschaft thätig. Die namhaftesten Verdienste aber erwarb sich in dieser Beziehung der Franzose Vieta († 1603), dessen Werke von Schooten zu Leyden 1656 herausgegeben wurden. Dieser führte die Rechnungsart mit allgemeinen Zeichen in die A. ein und bediente sich zur Bezeichnung bekannter Größen der Konsonanten, zur Bezeichnung unbekannter der Vokale des großen lateinischen Alphabets. Auf ausgezeichnete Weise bearbeiteten auch der Engländer Harriot in seiner Artis analyticae praxis (Lond. 1631) und der nicht genug gewürdigte Niederländer Girard († um 1633) in seiner Invention nouvelle en algèbre (Amsterd. 1629) die A. Descartes erwarb sich dadurch großes Verdienst um Förderung dieser Wissenschaft, daß er sie zuerst auf die Geometrie anwendete, indem er die Natur krummer Linien durch Gleichungen darstellte und dadurch den Anstoß zur Anwendung der Analysis des Unendlichen auf die Geometrie gab. Auch Fermat († 1663) bereicherte die A. durch verdienstliche Entdeckungen. Vor Allen aber ist Newton zu nennen, der geniale Schöpfer ganz neuer Theile der Mathematik, der in seiner Arithmetica universalis auch die A. durch die tiefsten Forschungen direkt und indirekt förderte. Noch sind in dieser Beziehung lobend zu nennen: Maclaurin, Campbell, de Gua, Tschirnhausen, Moivre, de Lagny, Taylor und Fontaine, unter den Neuern aber besonders Euler, Lambert, Lagrange, Gauß, Abel, Cauchy, Fourier u. A.

Algen (Algae), eine Pflanzenfamilie, welche im linnéischen System zu den Kryptogamen, im natürlichen zu den Akotyledonen gehört und ungemein reich an Arten und Gestalten ist. Sie umfaßt einjährige oder ausdauernde Gewächse, welche, mit Ausnahme weniger auf Steinen, Holz, der nackten Erde, aber immer in feuchter Atmosphäre vorkommenden, nur im Wasser gedeihen. Sie leben entweder freischwimmend oder sind mittelst sogenannter Haftorgane oder Wurzeln im Boden befestigt. Bisweilen leben sie auch schmarotzend auf anderen Wassergewächsen. Es kommen unter ihnen die kleinsten und die größten Formen des Pflanzenreichs vor. Ein Kubikzoll Hefe, welche, unter dem Mikroskop betrachtet, sich als eine Anhäufung zahlloser kleiner Pflänzchen aus der Familie der A. zu erkennen gibt, besteht aus 1,152,000,000 Pflänzchen, von denen ein einzelnes ungefähr 0,0014286''' groß ist, und eine andere Algenart, welche den Schnee der Alpen oft so schön roth färbt, ist etwa 0,005''' groß, während Meeralgenarten, mit welchen uns erst neuere Forscher bekannt gemacht haben, 100—1500 Fuß lang und also wahre Riesen der submarinen Pflanzenwelt sind, die manchmal schwimmende Inseln im Ocean bilden. Ihr Bau ist wie der der Pilze und Flechten höchst einfach; öfters besteht das ganze Pflanzenindividuum nur aus einer einzigen Zelle, u. nur bei den höheren Gruppen unterscheidet man im Allgemeinen die Frucht u. das Fruchtlager. Unter letzterem versteht man den Algenkörper, der bald als eine formlose, gallertartige oder schwammige Masse, bald unter bestimmter Gestalt auftritt. In letzterem Falle bildet er einfache oder verästelte Fäden, einfache, isolirte oder gehäufte Schläuche, ein häutiges Blatt oder wird stammartig. Im Innern ist er entweder durchweg hohl, aufgeblasen, sackartig oder engröhrig, oder mit Quer- und Längswänden, die von einfachen Zellenreihen oder gehäuften Zellen gebildet werden, versehen und äußerlich meistens von einer besonderen Hülle oder Oberhaut umkleidet; oder er ist solid und zeigt dann auf dem Durchschnitt mehr oder minder deutlich 2, 3, 4 koncentrische Schichten. Die Frucht ist im Wesentlichen eine Spore u. findet sich entweder nackt, ohne besondere Hülle (Nacktfrüchte, gymnocarpia) auf verschiedene Art im Lager vertheilt, frei oder angeheftet, oder in einer schleimigen Substanz, mit eigenthümlichen gegliederten Fäden untermischt, oder gruppirt, oder von einem besondern zelligen Gehäuse od. einer Hülle (Fruchtgehäuse, sporangium) umgeben, welche meistens mit einer Oeffnung versehen ist, aus der die reifen Sporen hervorkommen (Hüllfrüchte, angiocarpia), und zwar ist dieses Fruchtgehäuse entweder eingesenkt oder außerhalb des Lagers befindlich. Bisweilen sind auch mehre Fruchtgehäuse oder Hüllfrüchte vereinigt, wodurch ein besonderes Fruchtlager, eine Art Fruchtboden (receptaculum) entsteht. Wo die eigentlichen Sporen fehlen, wird deren Stelle durch Brutzellen (Gonidien) vertreten. Die Fortpflanzung geschieht aber nicht allein durch Sporen und Brutzellen, sondern auch durch einfache Theilung, so wie durch Knospen und Sprossen. Man hat selbst die Entstehung von A. in destillirtem Wasser, welches in verschlossenen Gefäßen dem Sonnenlicht ausgesetzt wurde, beobachtet, und zwar unter Umständen, welche die Anwesenheit eines gleichen specifischen mütterlichen Organismus oder seines Keims daselbst gar nicht vermuthen lassen.— Die ganze submarine Vegetation wird fast ausschließlich von diesen A. oder Tangarten gebildet. Obwohl geschlechtslose Pflanzen und hinsichtlich ihrer Fortpflanzungsorgane von großer Einförmigkeit, entwickeln dieselben doch einen so außerordentlichen Formenreichthum, daß eine Landschaft am Meeresgrunde kaum weniger mannichfaltig erscheint, als eine in üppigster Fülle der Vegetation prangende Tropengegend. „Die eigenthümliche bald gallertartig weiche, bald knorpelig-derbe Beschaffenheit der Theile, die seltsame Vereinigung runder, langgestreckter und wiederum flach ausgebreiteter Organe, welche gleichwohl die Anwendung der Ausdrücke Stengel und Blatt sogleich als völlig unpassend erkennen lassen, die prachtvollen intensiven Farben von Grün, Oliv, Gelb, Rosa und Purpur, zuweilen regenbogenähnlich auf derselben blattähnlichen Fläche verbunden, geben dieser Vegetation durchaus den Charakter des Ungewöhnlichen, Mährchenhaften." Noch zu Linné's Zeiten hatte man von diesen Pflanzen nur geringe Kenntniß. Die 70 Arten, welche jener bei Aufstellung seines Systems kannte, haben sich gegenwärtig auf fast 2000 vermehrt. Namentlich haben sich Agardh, Lamourcour, Bory St. Vincent und Greville um den Anbau dieses Gebietes der botanischen Forschung die größten Verdienste erworben. Es ist aber ein höchst interessantes Ergebniß der neuerlich in den nördlichen Polarländern angestellten Untersuchungen, daß auch die Meeralgen gerade wie

die Vegetation des festen Landes an bestimmte geographische Grenzen gebunden sind, und daß in der Flora des Meeres in nahe aneinander gelegenen Regionen, wie im schwarzen und adriatischen Meere, im Eismeere längs der sibirischen Küste und im kamtschatkischen Meere bedeutende Verschiedenheiten Statt finden, was in sofern auffallend erscheint, als die geographische Vertheilung der Pflanzenwelt vornehmlich durch die verschiedene Vertheilung von Wärme und Feuchtigkeit bedingt wird, das Meer aber so äußerst geringer Temperaturunterschiede fähig ist und schon bei verhältnißmäßig seichter Tiefe unter allen Zonen einen und denselben Wärmegrad zeigt. Im Allgemeinen aber steht so viel fest, daß die A. vorzugsweise in der gemäßigten Zone ihren ganzen Reichthum entfalten und nach dem Aequator zu, wie gegen die Pole hin abnehmen. „An den Küsten der Insel Sitka", sagt Schleiden (Die Pflanze u. ihr Leben, Leipz. 1850, S. 162 ff.) „zeigt sich dem Taucher diese eigenthümliche Vegetation in ihrer üppigsten Fülle. Einem Urwalde gleich drängt sich hier Pflanze an Pflanze. Die kleinen Konferven und Ektokarpeen überziehen den Boden mit einem grünen Sammetteppich, auf dem der Meersalat mit seinem breiten Laube die größeren Kräuter vertritt; — dazwischen glänzen die mächtigen Blätter der mantelförmig gefalteten Irideen in prachtvollem Rosenroth oder Scharlach; — mannichfaltige Tangarten bekleiden die Klippen mit dunkler Olivenfarbe, und zwischen ihnen leuchtet wieder die prachtvolle Meerrose mit ihrem zarten Farbenspiel hervor; — gelb, grün und roth schillernd, bald als Riesenfächer sich ausbreitend, bald als mehre Fuß lange und breite Blätter im Strome schwankend, bilden die seltsam netzförmig durchbrochenen Thalassiophyllen und Agaren die größeren Büsche dieses Waldes; als dessen Bäume erscheinen dann die oft 30 Fuß langen, breiten Bändern gleich wallenden Laminarien, wechselnd mit den buschig verzweigten Macrocystisarten mit ihren birnengroßen Blasen, dann zeigen sich die langgestielten Alarien, deren Stamm, sonderbar von einem manschettenähnlichen Blattbüschel umfaßt, sich nach oben in das riesenförmige oft 50 Fuß lange Blatt ausbreitet. Aber Alles überragend heben sich dazwischen die merkwürdigen Nereocysten hervor; aus korallenähnlicher Wurzel steigt der fadendünne Stiel bis zu einer Länge von 70 Fuß auf, allmählig keulenförmig bis zu einer mächtigen Blase anschwellend, auf dieser schwankt dann ein dritter Büschel schmaler bis 30 Fuß langer Blätter. Man könnte sie die Palmen des Meeres nennen. Und diese ganze mächtige Pflanze ist das Produkt weniger Monate, denn alljährlich stirbt sie ab und erzeugt sich aus ihrem Samen auf's Neue. Den Boden dieser submarinen Wälder beleben die Seesterne, an den Stämmen haften die Muscheln und Balanen, zwischen dem Laube jagen die gefräßigen Raubfische ihrer schwächern Beute nach und auf den schwimmenden Inseln, welche von den dichtgedrängten Blättern der Nereocysten gebildet werden, ruht die glänzende Meerotter, behaglich im Sonnenschein sich wärmend, weshalb die Pflanze vom Volke mit dem Namen Otternkohl (Bobrowaja kapusta) bezeichnet wird. So vollendet sich das Gemälde einer Landschaft, welche in ihrer Eigenthümlichkeit zu bewundern nur wenig Sterblichen vergönnt ist. Eine malerische Darstellung davon findet sich in Ruprecht und Postels prachtvollem Algenwerk mit großer Kunst ausgeführt." — Der Nutzen, den diese Pflanzen gewähren, ist insbesondere für die Küstenbewohner nicht gering anzuschlagen. Der Meerlattich liefert jung eine in Küstengegenden beliebte Speise; das sogenannte irländische Moos od. Carraghen (s. unten) ist wichtiger Handelsartikel geworden. Noch ausgebreitetere Anwendung finden die größeren Tangarten, wie der Zuckertang, der Schaftang u. a. als Nahrungsmittel für das Schaf- u. Rindvieh, zumal an den Küsten der Normandie, Irlands, Schottlands u. Norwegens, so wie auf den Färoerinseln u. auf Island. An den nördlichen Küsten Frankreichs fahren die Landwirthe die großen Tanghügel, welche jeder Sturm an der Westküste Europa's aufwirft, mit bedeutenden Kosten als sehr werthvolles Düngmittel viele Meilen weit landeinwärts. Am wichtigsten ist aber der Nutzen, den diese Pflanzen in Folge einer physiologischen Eigenthümlichkeit ihres Ernährungsprozesses gewähren. Die Tange nämlich sammeln die Jodineverbindungen des Seewassers gleichsam und bewahren sie auf, so daß man dieselben, die man ihrer geringen Menge wegen aus dem Seewasser nur mit unverhältnißmäßigen Kosten darstellen könnte, in nicht unbeträchtlicher Menge in ihrer Asche wiederfindet. An den Küsten von Frankreich, Schottland und Irland dienen die Massen Seetang, welche die Wellen oft berghoch am Strande aufhäufen, den ärmeren Leuten als Brennmaterial, und die Asche sorgfältig gesammelt kam in früheren Zeiten unter dem Namen Kelp oder Varec als eine Art unreiner Soda zur Benutzung bei der Seifenfabrikation in den Handel. In diesem Kelp entdeckte im Jahr 1811 der Seifenfabrikant Courtois zu Marseille die Jodine, aufmerksam gemacht durch die bei starkem Abdampfen der Lauge sich entwickelnden blauen Dämpfe. Dieser jetzt vielbegehrte Stoff wird in der That noch jetzt ausschließlich aus den Aschenrückständen der Meerpflanzen gewonnen.

Die Botaniker theilen diese große Pflanzenfamilie in eine verschiedene Anzahl Gruppen. Wir erwähnen folgende, meistens von Agardh aufgestellten sieben Gruppen: 1) Fuceen (Fuceae), Lager lederig, seltener häutig, ungegliedert, berindet, innen fest, braun oder olivenfarbig, entweder stengelförmig und oft mit blattartigen Ausbreitungen besetzt, oder laubartig und dann häufig mit einer Mittelrippe durchzogen, mit einem wurzel- oder schildförmigen Haftorgane versehen; Sporen meistens schwarz, mit einer wasserhellen Haut überkleidet; 2) Florideen (Florideae), Lager wie bei der vorigen Gruppe, aber von vorherrschender purpur- oder rosenrother Farbe; Sporen meistens roth, ohne bemerkbare Hüllhaut; 3) Ulveen (Ulveae), Lager häutig, flach oder röhrig, grün, seltner roth, stets ungerippt; Sporen meistens grün, dem Lager eingestreut oder einzeln in eine oberflächliche Blase eingeschlossen; 4) Korallineen (Corallineae), Lager gegliedert, stengelig oder fädlich, mehr oder minder regelmäßig verzweigt, mit einer kleinzelligen, harten, kalk-

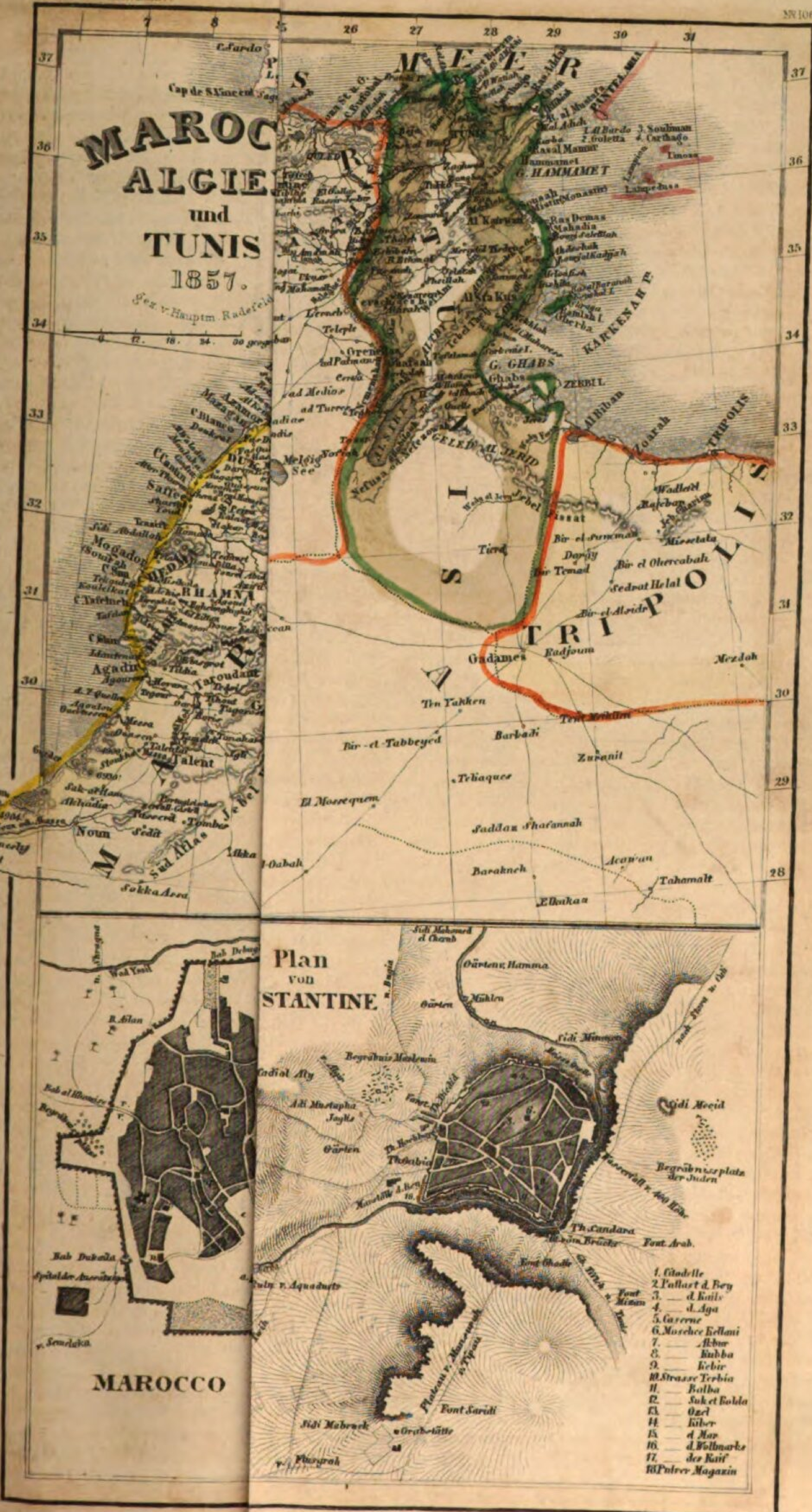
haltigen Oberhaut überkleidet, im Innern eine markige, aus gegliederten Röhren bestehende Masse enthaltend, von weißer, röthlicher oder gelblicher, selten grünlicher Farbe; 5) **Konferveen** (Conferveae), Fäden fest, lagerähnlich oder häufiger röhrig, aus aneinander gereihten Zellen gebildet und dadurch gegliedert, selten aus einer einzigen, ununterbrochenen oder aus netzig verbundenen Röhrchen bestehend, grün, seltner roth oder braun, zuweilen farblos; Sporen von der Farbe der Fäden, in diesen selbst oder in oberflächlichen Blasen enthalten; 6) **Nostochinen** (Nostochinae), Gallertmassen von verschiedener Gestalt, bald getrennte oder fadenförmig aneinander gereihte Kügelchen, bald gegliederte oder ununterbrochene Fäden enthaltend, von mancherlei Farbe; die Kügelchen oder Glieder der Fäden stellen dar u. vertretrn zugleich die Sporen; 7) **Diatomeen** (Diatomeae), verschieden gestaltete flache, meistens geradlinig umgrenzte und krystallähnliche Körperchen, theils getrennt und vermittelst Theilung in ihrer Mitte sich vermehrend, theils in Reihen, Kreisen u. s. w. verbunden, welche ebenfalls in ihre Frusteln theilbar sind. — Zu den Fuceen gehören der gemeine Beerentang (Sargassum vulgare *Ag.*), eine weit verbreitete, vielgestaltige, hinsichtlich ihrer Größe, Verzweigung und Konsistenz mannichfaltige Abänderungen erleidende Alge, die an den Gestaden der meisten südlicheren Meere vorkommt und zur Fabrikation der Tangsoda benutzt wird; der blasige oder gemeine Seetang (Fucus vesiculosus), ebenfalls eine vielgestaltige und zum Sodabrennen dienende Alge, gabelig verzweigt, lederig, olivengrün, oft mit Poren und meistens mit eingesenkten Luftblasen versehen, in der Nord- und Ostsee in der Nähe der Küsten in unzähliger Menge; der Zucker-Riementang (Laminaria saccharina *Lamour.*), wird nicht nur zur Fabrikation der Tangsoda benutzt, sondern jung auch als Salat u. Gemüse genossen, was noch von mehren Arten Riementang, insbesondere von dem eßbaren (L. esculenta) gilt. Zu den Florideen gehören: die blutrothe Deleſſerie (Delesseria sanguinea), eine der schönsten Tangarten, besonders durch die fiedernervigen, einem Dikotyledoneenblatte ähnlichen Aeste des Fruchtlagers auffallend; der krause Knopftang (Sphaerococcus crispus *Ag.*), eine viele Abänderungen zeigende Alge, die zur Fabrikation der Tangsoda benutzt wird, neuerlich aber auch als Arzneimittel in Ruf gekommen ist, indem sie vornehmlich an der Westküste von Irland gesammelt, an der Sonne getrocknet und gebleicht und als Carraghen, irländisches Perlmoos ꝛc., wie die isländische Flechte (Cetraria islandica *Ach.*), Brustkranken als wohlthätige, leicht verdauliche Speise verordnet wird; der knorpelige Knopftang (S. cartilagineus *Ag.*), besonders deshalb merkwürdig, weil vornehmlich aus einer feinzertheilten Spielart derselben die indische Schwalbe oder Salangane ihre eßbaren Nester baut; der gallertige Knopftang (S. gelatinus *Ag.*), der in Indien und Japan zur Bereitung einer Gallerte verwendet wird, die in lange, nudelartige Fäden ausgegossen und getrocknet im südöstlichen Asien häufig in Suppen, Brühen ꝛc. genossen wird; der eßbare Hauttang (Halymenia edulis *Ag.*), ebenfalls als Nahrungs- und Arzneimittel in Gebrauch, wie der fiederspaltige Knorpeltang (Chondria pinnatifida *Ag.*). Zu den Ulveen gehört der Meerlattich (Ulva lactuca *Linn.*), welcher im frischen Zustande einem Lattichblatte nicht unähnlich ist und von Küstenbewohnern, namentlich in England, als Speise genossen wird. Unter den Korallineen erwähnen wir die gebräuchliche Koralline (Corallina officinalis *Linn.*), eine mit harter, kalkartiger Oberhaut versehene Alge, welche sich häufig in den südlicheren Meeren, namentlich im mittelländischen, findet und früherhin allgemein für ein Thier gehalten, auch in der Medicin gebraucht wurde. Zu den Konferveen gehört der färbende Runzelfaden (Rhytiphlaea tinctoria *Ag.*), mit purpurrothem, im getrockneten Zustande schwarzem Fruchtlager, welches einen reichlich vorhandenen rothen Färbestoff enthält und, in süßem Wasser eingeweicht, leicht an dieses abgibt. Eine sehr gemeine Konferve ist die in Bächen und Flüssen vorkommende Bachkonferve (Bachwasserfaden, Conferva rivularis *Linn.*), mit haarfeinen, 2—4 Ellen langen, geraden, schwach glänzenden, im frischen Zustande fast ganz mit grüner Körnermasse angefüllten Fäden. Hierher gehören auch die merkwürdigen Zitteralgen (Oscillatoria), welche wegen ihrer eigenthümlichen Bewegungen von manchen neuern Schriftstellern zum Thierreiche gerechnet worden sind, dem sie aber ihrem ganzen Baue nach nicht angehören können. Unter den Nostochinen ist der gemeine Nostock (Nostoc commune *Vauch.*), mit 1 — 2″ im Durchmesser haltendem, faltig-wolligem, im lebenden und feuchten Zustande weichem und gallertartigem, olivengrünem, trocken häutigem, braunem oder schwärzlichem Fruchtlager. Dieses sonderbare Gewächs erscheint vom Frühling bis zum Herbst auf Triften, Feldern und in Gärten, besonders an vorspringenden freien Berghängen, nach durchdringenden Regengüssen schnell und öfters in großer Menge und vertrocknet eben so schnell wieder in der Sonnenwärme, weshalb man früher glaubte, daß es aus der Atmosphäre herabfalle. Als vermeintliche Sternschnuppensubstanz spielte es auch in der Alchemie eine große Rolle. Es ist seinem Wesen nach noch ziemlich räthselhaft und wird von manchen Forschern nicht zu den A., sondern zu den Flechten gerechnet. Hierher gehört auch die blutige Palmelle (Palmella cruenta *Ag.*), welche Erde und Mauerwerk an schattigen und feuchten Stellen in gleichförmig verbreiteten krustenartigen Massen überzieht und wie geronnenes Blut aussieht, so wie der oben erwähnte rothe Schnee (Haematococcus nivalis *Ag.*, Protococcus nivalis *Grev.*), welcher die Schneefelder der Alpen und Polarländer überzieht und ihnen auf weite Strecken eine rothe Färbung mittheilt. Die Diatomeen sind organische Gebilde, welche den Uebergang von dem Thierreiche zum Pflanzenreiche bilden und darum sowohl von den Zoologen, als von den Botanikern für sich in Anspruch genommen werden. Manche Gattungen, wie die der Plattschnüre (Melosira *Ag.*), der Bruchalgen (Fragilaria *Lingb.*), der Bandalgen (Desmidia *Ag.*) und Schnittalgen (Diatoma *Ag.*) schließen sich mehr dem Pflanzenreich an, und erinnern zum Theil noch an die Konferveen, während andere, wie die

Gattungen Fahnenalge (Achnanthes *Bory St. Vinc.*), Strahlalge (Meridion *Ag.*), Zellenstern (Micrasterias *Ag.*), u. namentlich die Gattung der beweglichen Stückelalgen (Frustulia *Ag.*) sich mehr den Infusorien, also dem Thierreiche nähern, zu welchem sie auch von Ehrenberg u. A. gerechnet werden. Die Naturgeschichte der A. behandeln Nees v. Esenbeck, Die A. des süßen Wassers, 1814; u. des schwed. Algologen Agardh Werke: Synopsis Algarum Scandinaviae, Lund 1817; Species Algarum, das. 1820—28; Systema Algarum, das. 1824; Icones Algarum Europaearum, Leipz. 1828 — 35; Greville, Algae Britt., 1831; Kützing, Synopsis Diatomearum, 1834; dessen Phycologia generalis, Leipz. 1843, und Species Algarum, das. 1849; Rabenhorst, Deutschlands Kryptogamenflora, Bd. II, Abthl. 2, Leipz. 1847.

Algheri, feste Hafenstadt auf der Insel Sardinien am gleichnamigen Busen an der Westküste, Bischofssitz mit Kathedrale und 5 anderen Kirchen, mehren Klöstern und 5000 Einw., welche besonders Weinbau und Korallenfischerei treiben. Die Stadt liegt romantisch auf hohem Felsenufer in äußerst fruchtbarer Umgebung.

Algidus mons, Bergreihe in Latium, von Tusculum und Veliträ gegen Präneste hinstreichend, rauh, aber trefflich bewaldet, weidereich, uralter Sitz des Dianendienstes. Von hier aus machten die Aequer gewöhnlich ihre Einfälle ins römische Gebiet.

Algier oder **Algerien**, vormals Barbareskenstaat und als Vasallengebiet ein Theil des türkischen Reichs, seit 1830 französische Kolonie, auf der Nordküste von Afrika, zwischen Marokko und Tunis, zwischen 15° 32′ und 26° 12′ ö. L. liegend und im Norden vom Mittelmeere, im Süden von der Wüste Sahara begrenzt. Der geographische Charakter Algeriens gleicht dem der Berberei überhaupt. Parallel mit der Meeresküste wird das Land in seiner ganzen Länge von dem Atlasgebirg durchzogen. Der nördlich von diesem Gebirg gelegene Theil heißt Tell, der südliche Sahara. Zwischen dem höchsten Rücken dieses Gebirgszugs und dem Meere streichen fast parallel mit der Hauptkette mehre Bergketten hin, deren Höhe abnimmt, je mehr sie sich der Küste nähern, so daß sie stufenweise über einander lagernde Plateaux bilden. Die nördlichste dieser Bergketten heißt von Alters her, aber unpassend, der kleine Atlas. Die Bergkette hängt durch Querrücken zusammen, welche von der Hauptkette ausgehen, im Allgemeinen gegen Norden streichen, die einzelnen Längenketten durchbrechen und an der ziemlich hohen Küste auslaufen. Durch diese eigenthümliche Terrainbildung entstehen Becken, welche von kleineren und größeren Gewässern in allen Richtungen durchfurcht werden. Die beiden äußersten Punkte der Küste Algeriens sind westlich das Kap Hone und östlich das Kap Rour. Sie liegen in gerader Linie etwas über 150 deutsche Meilen von einander entfernt, so daß die ganze Küstenausdehnung Algeriens zu 175 — 180 deutschen Meilen angenommen werden kann. Die Breite des Landes ist wegen der angrenzenden Wüste schwer zu bestimmen. Sie steigt von 12 bis zu 40 Meilen an. Der Flächengehalt der ganzen Kolonie beträgt 390,900 Quadratkilometer (etwas über 5200 □Meilen), wovon auf die Provinz Oran 102,000, auf die Provinz Algier 113,000 und auf die Provinz Konstantine 175,900 Quadratkilometer kommen. Rechnet man aber die Wüstenebenen im Südwesten und Südosten mit ihrer in steter Bewegung begriffenen Bevölkerung hinzu, deren Unterwerfung unter Frankreichs Botmäßigkeit freilich noch keine sichere ist, so erhält man ein größeres Areal von wenigstens 6500 Quadratmeilen, wonach der Flächengehalt der Kolonie nur ungefähr um ein Drittel kleiner seyn würde, als der von ganz Frankreich. — Die Provinz Algier umfaßt die unmittelbar an der Küste liegende, fast abgesonderte Bergmasse, welche das Massif genannt wird, ferner die südwestlich daran stoßenden Hügel, Sahel genannt, die südöstlich gelegene Ebene Metidscha und die erste Parallelgebirgskette des Atlas. Das Massif, auf dessen Abhang die Stadt Algier liegt, wird durch eine in einander verschlungene Hügelmasse gebildet, deren höchster Punkt der Bu-Zaria 1221 Fuß über der Meeresfläche ist, während die mittlere Höhe dieses Hügellandes 480 Fuß beträgt. Alle auf dem Massif entspringenden Gewässer ergießen sich entweder in das Meer oder in die Metidscha. Dies ist eine grüne, 11 — 12 Meilen lange und 2 — $2\frac{1}{2}$ Meilen breite, wenig wellenförmige Ebene, an deren Südseite der kleine Atlas steil emporsteigt, während an der Nordseite das Massif sanft und nur an einzelnen Stellen etwas schroffer sich erhebt. Sie beginnt östlich am Flusse Buduau oder Khabara und erstreckt sich westlich bis über den Dscher hinaus. Der Boden ist mit fetter, fruchtbarer Dammerde bedeckt, der nördliche Rand der Ebene aber in Folge ihres sanften Abfalls von Süden nach Norden und starker Regengüsse, welche zur Winterszeit einzutreten pflegen, sehr sumpfig, der südliche dagegen bietet üppigen Graswuchs, ergiebige Aecker und schönen Baumwuchs dar. Die Dammerde im mittleren Theile ist sehr lehmhaltig, so daß sie im heißen Sommer klaffende Risse bekommt und einen furchtbaren Staub erzeugt, der das Reisen höchst beschwerlich macht. Noch vor 30 Jahren soll die Metidscha gut angebaut gewesen seyn. In den Stürmen des Kriegs, die hier besonders tobten, ist sie verödet, u. erst in der neueren Zeit, seit die Ruhe gesichert ist, hat der Anbau der Ebene wieder begonnen werden können. Der kulturfähige Boden bedarf keines Düngers und ist sehr ergiebig. Ein großer Uebelstand sind jedoch die Nebel, welche des Morgens und Abends häufig einzutreten pflegen und unter den Europäern bösartige Krankheiten erzeugen. Im Westen wird die Metidscha durch die Hügel des Sahel begrenzt, und nordöstlich bilden die Sanddünen an den Mündungen der Flüsse Arrasch und Hamisch, die sogenannten Collines du Sahel, die Grenze. Diese ganze Hügelreihe bildet ein mit flachen Thälern und Höhen untermischtes unregelmäßiges Plateau, ist wenig angebaut und fast allenthalben mit niedrigem Gebüsch bedeckt. Die größte Breite des Sahel beträgt etwas über eine deutsche Meile. — Die Provinz Oran dehnt sich von der westlichen Grenze der Provinz Algier bis zur Grenze von Marokko in einer Länge von etwa 60 Meilen aus. Es erheben sich darin zwei isolirte Bergmassen: östlich, zwischen Oran und Arzew, dicht an der


MAROC
ALGIE
und
TUNIS
1857.
Gez. v. Hauptm. Radefeld
Plan
von
STANTINE
MAROCCO
1. Citadelle
2. Pallast d. Bey
3. ___ d. Kails
4. ___ d. Aga
5. Caserne
6. Moschee Kellani
7. ___ Akbar
8. ___ Bubba
9. ___ Kebir
10. Strasse Terbia
11. ___ Balba
12. ___ Suk el Rolda
13. ___ Ozel
14. ___ Kiber
15. ___ d. Mar
16. ___ d. Wollmarkt
17. ___ des Kaif
18. Pulver Magazin
MEER
TUNIS
TRIPOLIS
Gadames
Tripolis
Begräbnissplatz der Juden

Küste der Berg Amor=Dakno, der gegen Oran hin mit dem Löwengebirge endet und westlich das Gamaragebirg, welches westlich im Kap Figalo ausläuft. Jenseits dieser Berge erstreckt sich ein tiefer liegender Strich Landes mit einer zweiten Bergkette im Hintergrunde, welche gleichsam das erste Widerlager der ersten Atlaskette bildet. Hierdurch entsteht ein Bergkessel, worin der Salzsee Sabgha liegt, der aus vielen kleinen von den Gebirgen herabströmenden Gewässern entstanden ist. Der Küstenstrich von Oran ist fast ganz nackt u. ohne allen Baumwuchs. Die Küste selbst ist fast allenthalben hoch, doch mit mehren schützenden Buchten versehen. So tritt die Bucht von Oran 1 ½ Meilen tief in das Land hinein und hat zwischen Abudscha und Kap Falcon eine Breite von 3 ½ Meilen, und die Bucht von Arzew zwischen der Spitze von Mazagran und Kap Carbon hat 4 Meilen Breite und springt 2 Meilen tief in das Land hinein. Der Boden besteht in der Provinz Oran meistens aus rothem und weißem Thon. In den Ebenen hat die Dammerde nur geringe Tiefe, doch enthält ihre Unterlage viele Salztheile, was, in Verbindung mit dem günstigen Klima, die Fruchtbarkeit ungemein befördert. — Die Provinz **Konstantine**, die größte von allen dreien, wird im Osten von Tunis, im Westen vom Dschurdschuragebirge begrenzt, welches zugleich die östliche Grenze der Provinz A. bildet. Im Süden reicht die Provinz Konstantine bis zur Sahara. Die Bergketten des Atlas, welche den Norden der Provinz A. durchziehen, treten hier am schärfsten hervor. Die Hauptkette wird nach Osten zu immer niedriger und verflacht sich zuletzt im tunesischen Gebirg völlig. Angeblich 20—30 Meilen südlich von der ersten Atlaskette streicht die Kette des Dschebel=Aures fast parallel mit jener. Jenseits desselben dehnt sich die Ebene von Biskara aus, noch weiter im Innern die Wüste, und an diese schließt sich das Biledulgerid (Blad=el=Djerid) od. Dattelland an. Alle größeren Gebirge in der Provinz Konstantine sind mit Holz und Gesträuch bedeckt, alle kleineren, so wie die Ebenen kahl und von jeglicher Vegetation entblößt. Die Küste ist hier noch höher, als in den anderen Provinzen. Die Ausläufer der Querrücken der Gebirge erstrecken sich bis hart an das Meer, wodurch eine Menge größerer und kleinerer Buchten entstehen. Die bedeutendsten Vorgebirge sind die Kaps Carbon bei Bugia, Cavallo, Bugarone, Fer, Garda und Rosa; die bedeutendsten Buchten die von Bugia, Stora, Bona und Dschidschelli. Die Provinz Konstantine ist nicht nur die größte, sondern auch die reichste und bevölkertste Algeriens. An der Küste zählt sie 6, im Innern außer der Hauptstadt 12 Städte. Biskara, 36 Meilen von Konstantine, ist der Mittelpunkt eines bedeutenden Karawanenhandels; Tuggurt, 64 Meilen von Konstantine und tief in der Wüste gelegen, ist Stapelplatz für den Handel mit dem Innern von Afrika. Der nördliche Theil der Provinz besteht fast nur aus kahlen Bergen und öden Hochebenen. Die Waldvegetation, welche von Bona bis an den Fuß des Ras=el=Akba fortdauert, verschwindet hier beinahe völlig. Von da bis zur Stadt Konstantine ist das Gebirg nackt oder spärlich mit Disteln besäet, die hier die Stelle des Brennholzes vertreten müssen. Erst nahe bei der Hauptstadt gewinnt die Gegend ein etwas heitereres Ansehn.

Die **orographischen** Verhältnisse Algeriens haben den Hauptgebirgszug zur Basis, der mit dem Meere parallel läuft und gewöhnlich die erste Atlaskette genannt wird. Derselbe beginnt in der Nähe der marokkanischen Grenze beim Berge Smiel und steigt in seinen höchsten Spitzen noch nicht bis zu 2000 Fuß an, mit Ausnahme des Bergs Zickar, des Mons Transellensis der Römer, der als wichtiger Knotenpunkt eines langgestreckten Parallelrückens eine Höhe von 4500 Fuß erreicht. Das mächtigere Dschurdschuragebirg, das sich in der Provinz Konstantine erhebt, hängt mittelst eines schwachen Rückens mit dem Hauptrücken dieser ersten Atlaskette zusammen, zieht sich seiner Hauptrichtung nach von Südwest nach Nordost und endet mit dem Beni=Tudscha an der Küste bei Bugia. Seine höchsten Spitzen sollen sich bis zu 6000 — 7000 Fuß erheben. Es ist sehr metallreich, weshalb es bei den Römern Mons Ferratus hieß. Auch sind die Schluchten der Abhänge bis zur halben Höhe, so wie der Fuß des Gebirgs trefflich kultivirt. Der sogenannte kleine Atlas streicht ebenfalls in nordöstlicher Richtung fast parallel mit dem Meere. Er hat seinen Anfang beim Berge Dakla zwischen den Quellen des Arrasch und Isser und endet an der linken Seite dieses Flusses in den Dünen der Küste. Bis zur halben Höhe ist dieses Gebirg angebaut und zum Theil bewaldet. Höher hinauf durchbricht zuweilen röthliches Gestein die Dammerde. Von A. aus betrachtet steigt hinter Blidah der kleine Atlas steil in die Höhe. Allenthalben ist er von buschigen Schluchten durchschnitten. Unter seinen zahlreichen Pässen ist der von Teniah oder Muzaia der berühmteste, durch welchen die Straße von Blidah nach Medeah führt. Größere **Ebenen** finden sich, außer der bereits erwähnten Metidscha in A., nur in der Provinz Oran: es sind dies die Ebene Tlelat, die Ebene der Habra und des Sig und die Ebene Eghres. Die Ebene Tlelat breitet sich an der Südostseite des Sabgha aus, ist etwa 2 Meilen lang und 1 ½ Meilen breit und hängt im Westen mit der bei Weitem größeren, aber noch wenig bekannten Ebene Meleta zusammen, welche sich längs dem ganzen Südrande des Sabgha hinzieht. Die Ebene Tlelat ist wenig fruchtbar, mit Morästen und dichtem, unausrottbarem Buschwerk überzogen. Die Ebenen der Habra und des Sig hängen unmittelbar zusammen und jede derselben liegt auf beiden Seiten des Flusses, der ihnen den Namen gibt. Sie reichen im Süden bis an den Fuß der Gebirge u. im Norden bis an die Bucht von Arzew in einer Breite von 3 Meilen; ihre Länge von Osten nach Westen beträgt etwa 5—6 Meilen. Sie werden auch häufig die Ebene Ceirat genannt und gehören zu den fruchtbarsten Theilen der Provinz Oran. Die Ebene Eghres liegt unmittelbar im Süden der Stadt Maskara und hat eine Länge von etwa 3 Meilen bei einer Breite von 1 Meile. Zur Hälfte ist sie mit Weizen= und Gerstensaat bedeckt, aus welcher Zwergpalmen hervorragen. Der Boden, obwohl zum Feldbau sehr geeignet, steht an Fruchtbarkeit dem der Ebene Ceirat nach, weil es ihm an Bewässerung fehlt. Hingegen fehlen hier jene

Moräste, welche sich an den Ufern der Habra und des Sig hinziehen, und der Aufenthalt ist daher weit gesunder.

Die meisten Flüsse der Kolonie Algerien entspringen im Atlasgebirge, nur sehr wenige in den eigentlichen Küstenbergen. Fast alle Flüsse, welche vom Atlas kommen und das Land durchströmen, um sich in das Mittelmeer zu ergießen, machen bedeutende Krümmungen, haben einen trägen schleichenden Lauf, sumpfige Ufer, sind mit Buschwerk eingefaßt und haben enge, öfters durch Sandbänke verstopfte Mündungen. Kein einziger derselben ist schiffbar. Die meisten nehmen ihren Lauf von Süden nach Norden, nur der Schelif macht hiervon eine bemerkenswerthe Ausnahme. Mehre Flüsse der Provinz Oran verlieren sich in den Morästen oder im Sande. Ueber die wenigsten Flüsse führen stehende Brücken, und diese stammen fast alle noch von den Römern her. Erst in der neuesten Zeit haben die Franzosen einige Flüsse überbrückt. Zwischen den Grenzen von Tunis u. Marokko münden nicht weniger als 25 größere und kleinere Flüsse in das Mittelmeer, von denen die bedeutenderen folgende sind: in der Provinz Konstantine der Seybus, die Budschima u. der Mafrag, welche in den Golf von Bona münden, der Rummel, der mehre Male unter Felsen verschwindet, und der Summam oder Sauah, einer der wasserreichsten Flüsse Algeriens, der, nachdem er den El-Kebir aufgenommen, einen der bedeutendsten Querrücken des Atlas durchbricht und nach 28 Meilen langem Lauf in die Bucht von Bugia mündet, endlich der Buberak oder Nissah, der die Grenze zwischen den Provinzen Konstantine und A. macht und bei Dellys mündet; in der Provinz A. der Isser, Arrasch und Massafran, welche auf dem kleinen Atlas entspringen, zur Regenzeit Gießbäche sind, im Sommer aber oft ganz austrocknen; in der Provinz Oran der Schelif, der größte und wichtigste Fluß Algeriens, welcher unter dem Namen Mikrok aus der Wüste Angad kommt und nach 60 Meilen langem Lauf 1 Meile südlich vom Kap Joi in das Meer mündet, die Makta mit den Nebenflüssen Habra u. Sig, und endlich die Tafna, der westlichste Fluß Algeriens. — Von Seen sind nur zwei von Bedeutung: der Fezzara bei Bona und der schon erwähnte Salzsee Sabgha bei Oran. Moräste finden sich namentlich bei Bona, um Oran, in der Ebene Telat und im Süden von la Calle.

Da Algerien ziemlich auf der Grenzscheide zwischen den heißen und gemäßigten Breitegraden liegt, so vereinigt das dortige Klima die Eigenschaften dieser beiden Zonen und nähert sich dem Italiens, Spaniens und des südlichen Frankreichs. Indessen unterscheidet man eigentlich nur drei Jahreszeiten: den Winter in den Monaten November bis Februar, den Frühling vom März bis Juni, und den Sommer vom Juli bis Oktober. Der Winter ist durch Regen bezeichnet, welche außerordentlich schnell auf einander folgen und ungeheure Wassermassen herabbefördern. Das Thermometer fällt zwar selten tiefer als 10—12 ° C. unter Null, aber die vom Regen bewirkte rauhe Temperatur macht Heizung der Wohnungen nöthig. Schneefall ist selten und meistens sehr unbedeutend; eben so trifft man nur ausnahmsweise auf Eis und selbst auf den höchsten Punkten erhält sich dasselbe nur kurze Zeit. Sogleich nach der Regenzeit beginnt der Frühling, während dessen der Himmel im prächtigsten Blau strahlt und die Vegetation sich in ihrer ganzen Ueppigkeit entfaltet. In dieser Jahreszeit ist der Gesundheitszustand der europäischen Bevölkerung am befriedigendsten, weshalb dieselbe dann auch dem Feldbau emsig obliegt. Im Juli beginnt die große Hitze und mit ihr eine Trockenheit, gegen welche selbst der überaus reichlich fallende Nachtthau nichts vermag. Nur an der Küste kühlt die Meeresbrise die Atmosphäre für Augenblicke ab. Was den Sommer in Algerien aber besonders lästig macht, ist nicht sowohl die Hitze, welche der in tropischen Gegenden bei Weitem nicht gleich kommt, als vielmehr seine lange Dauer und die Dürre, die er mit sich führt. Während der vier Sommermonate fallen selten einige Tropfen Regen. Alle Gewächse, die nicht künstlich bewässert werden können, verdorren und sterben ab; nur solche Bäume kommen fort, deren Wurzeln tief genug im Erdboden stehen, um von dorther befeuchtet zu werden. Das Arbeiten auf freiem Felde ist um diese Zeit gefährlich für den Europäer. Gallenfieber, Diarrhöe, Dysenterie u. Gehirnaffektionen sind herrschende Krankheiten. Im September und Oktober färbt sich der Horizont in kürzeren oder längeren Zwischenräumen mit einem röthlichen Dunst, während die Luft von einer Hitze geschwängert ist, welche der eines Backofens wenig nachgibt. Dieser Dunst entsteht durch die Sandtheilchen, welche durch den Sirocco von Süden hergeweht werden und sich in der Luft ansammeln. Der Sirocco weht am häufigsten im September, kräuselt die Blätter der Bäume, macht Holzwerk und Tapeten bersten, trocknet Haut, Hals und Hände aus, prickelt in den Augen und erzeugt den brennendsten Durst. Er dauert in der Regel zwei bis drei Tage und endigt gewöhnlich mit einem Gewitterregen. Ende Oktober bei Beginn des Winters sind die Tage abwechselnd trocken und feucht, ohne daß die Hitze aufhört. Nach heißen Tagen folgen oft sehr kühle und feuchte Nächte. Die wüsten Ebenen im Süden haben das Wüstenklima, das dem Europäer geradezu tödtlich wird.

Die neuesten officiellen Angaben über die Bevölkerungsverhältnisse Algeriens reichen bis zum 31. Dec. 1851. Um jene Zeit betrug die Gesammtbevölkerung des Landes, ohne die Armee, 2,575,422 Seelen, und zwar 2,444,139 Eingeborne und 131,283 Europäer. Von den letztern zählte die Provinz A. 57,081, Oran 46820, Konstantine 27,382. 85,678 Europäer lebten in den Städten, 33,810 auf dem Lande als Ackerbauer und 13,494 widmeten sich hier andern als agrikolen Beschäftigungen. Im Ganzen bewohnt die europäische Bevölkerung 35 Städte und 101 Dörfer. Aus der Vergleichung der Bevölkerungsangaben mehrer Jahre ergibt sich, daß die Bevölkerungszahl der Provinz A. durchgehends stationär bleibt, während sie in den beiden andern Provinzen fortwährend im Steigen begriffen ist. Dies kommt daher, daß im Anfang die europäische Bevölkerung sich ausschließlich nach A. wandte, bis die verhältnißmäßige Ueberfüllung daselbst eine Auswanderung nach den beiden andern Provinzen zur Folge hatte,

Der Nationalität nach gab es Ende 1851 in der Provinz A.: 28,548 Franzosen, 28,533 Nichtfranzosen; in Oran: 21,535 Franzosen, 25,285 Nichtfranzosen; in Konstantine: 15,967 Franzos., 11,415 Nichtfranzosen, zusammen also 66,050 Franzosen und 65,233 Nichtfranzosen. Von letzteren waren 7307 Anglo-Malteser, 41,750 Spanier, 7555 Italiener, 2854 Deutsche, 1645 Schweizer und 4122 verschiedenen anderen Nationen Angehörige. — Die eingeborne Bevölkerung zerfällt zunächst in drei Klassen: 1) angesessene Bevölkerung der Städte; 2) nichtangesessene Bevölkerung der Städte, und 3) die Stämme. Die Zahl der erstern beträgt 105,865, die der zweiten 14,429, und zwar sind davon 81,329 Mohammedaner, 3488 Neger, 21,048 Juden. Die eingebornen Juden bilden ein Vermittelungsglied zwischen der afrikanischen und der europäischen Bevölkerung. Schon zur Zeit der türkischen Herrschaft machten sie einen wichtigen Bestandtheil der Bevölkerung der Hauptstädte aus. Sie waren Herren des Handels und schalteten und walteten darin nach Gutdünken. Da sie jedoch die französ. Okkupation von den Gewaltstreichen der türkischen Machthaber, welche das verachtete Volk oft genug zu erdulden hatte, befreite, so sind sie gegenwärtig die treuesten und dankbarsten Bundesgenossen der Franzosen. Sie zeichnen sich durch scharfen Verstand und große Gewandtheit aus, und durch sie wird die Regierung aufs Schnellste und Sicherste von Allem in Kenntniß gesetzt, was im Innern des Landes vorgeht. Jetzt nehmen sie mehr u. mehr französisches Wesen an, schicken ihre Kinder in die französ. Schulen und legen sogar europäisches Kostüm an. Auch beschränken sie sich nicht mehr, wie früher, auf den Handel, sondern sie sind vielfach als Schreiber u. Beamte in den Bureaux der Notare, Advokaten und der Regierung, so wie auch als Handwerker thätig. Die Einwanderung europäischer Juden nach Algerien ist nicht sehr bedeutend; dagegen wenden sich viele Juden aus Marokko nach der angrenzenden Provinz Oran und vertauschen den Zustand der Unterdrückung, in dem sie dort leben, mit der bürgerlichen Freiheit, welche ihnen die französische Kolonie gewährt. Die nichtangesessene Bevölkerung in den Städten Algeriens umfaßt Handwerker, Taglöhner und Händler der geringsten Art, die aus Kabylien, Biskri, Laghuat, aus der Oasis der Beni-Mzab und aus dem Negerlande einwandern. Jede dieser Nationalitäten hat ihre besondere Beschäftigung. Der Kabyle verdingt sich als Handlanger oder Taglöhner auf dem Felde; der Mzabite ist Badewärter, Fleischer od. Gewürzkrämer; der Laghuate hilft beim Transport des Olivenöls; der Neger ist Maurer oder Anstreicher. Alle diese Leute kommen nach den Städten, um sich etwas zu ersparen und dann in ihre Heimath zurückzukehren. Der arabische Name dieser nichtangesessenen Bevölkerung ist Berrani, d. i. Leute von auswärts. Anfangs waren sie der französischen Herrschaft gefährlich, indem sie des Nachts die Straßen unsicher machten und rebellischen Stämmen als Spione dienten. Jetzt stehen sie unter strenger polizeilicher Aufsicht. Im Allgemeinen unterscheidet man unter den Eingebornen Algeriens, welche nicht Araber sind, fünf große Stämme, nämlich die Kabylen, die Mziten, die Mzabiten, die Biskri und die El-Aghrouat. Die civilisirtesten sind die Biskri und Mzabiten, die Getuler des Alterthums, denen Rom häufig die Ehre des Bürgerrechts ertheilte. So wie schon die Römer in ihnen treue Freunde fanden, so dürfen auch noch heutzutage die Franzosen sie als ihre besten Freunde unter den Eingebornen ansehen. Sie bewohnen vorzugsweise jene Zone, welche unter dem Namen des Dattellandes (Biledulgerid) bekannt ist, und leben ausschließlich ihren Handelsinteressen, unbekümmert um das Treiben der wilden Kabylenstämme. Sie gehören in religiöser Hinsicht zur Sekte des Ali und unterscheiden sich mithin in dieser Beziehung eben so sehr wie durch ihre Sprache von den Kabylen und Arabern. Ein wichtiger Bestandtheil der muselmännischen Bevölkerung Algeriens sind aber die Kabylen. Die Sitten derselben sind heutzutage noch dieselben, wie zur Zeit Belisars. Sie leben in engen, schmutzigen Hütten, bekleiden sich mit einem elenden Hemde und einem groben Burnus, zermalmen etwas Weizen, Gerste und Kräuter, bereiten daraus eine Art Brei und verschlingen ihn nach Art des Viehs. Alle Bedürfnisse eines gebildeteren Lebens sind ihnen fremd. Merkwürdig ist die außerordentliche Verschiedenheit, welche zwischen den kabylischen Stämmen u. den Arabern herrscht. Der Kabyle kämpft vorzugsweise zu Fuß, der Araber zu Pferd. Auch ihre Sprachen haben nichts mit einander gemein. Der uralte Haß zwischen Siegern und Besiegten bildet eine unübersteigliche Scheidewand zwischen beiden Nationalitäten. Die Sieger sind die Araber, die im 7. Jahrhundert der römischen Herrschaft in Nordafrika ein Ende machten. Vermöge der Ueberlegenheit ihrer Reiterei setzten sie sich in den Besitz der Ebenen, während die gebirgigen Distrikte, deren Einnahme schwieriger war, den früheren Bewohnern verblieben. Die arab. Eroberer, bei denen es nur Anführer und Soldaten gab, behielten ihre militärische Organisation, auch nachdem sie ansässig geworden, bei. Jeder Stamm bildet gewissermaßen einen kleinen Staat mit einem erblichen Oberhaupt an der Spitze. Kriegsdienst, Handleistung und Steuern sind für Alle gleichmäßig Pflicht, und damit sich Niemand diesen Verpflichtungen entziehen könne, ist Jeder an seinen Stamm gebunden. Trotz dieser Gemeinschaft des Ursprungs und der Institutionen gehören die arabischen Stämme zwei verschiedenen religiösen Sekten an. Die einen, welche den östlichen Theil des Landes bewohnen, bekennen sich zum Hanefi-Ritus; die anderen westlichen zum Maleki-Ritus. Erstere erkennen als geistliches Oberhaupt den Sultan zu Konstantinopel, die andern den Sultan von Marokko. Hieraus ist es wohl hauptsächlich zu erklären, warum die Bestrebungen Abd-el-Kaders, welcher zur letzteren Sekte gehörte, in der Provinz Konstantine nie rechten Anklang fanden. Wiewohl die Mauren in den Städten ebenfalls arabischen Ursprungs sind, so leben sie doch gänzlich außerhalb der Institutionen der übrigen arabischen Stämme. Meistens sind sie Nachkömmlinge der aus Spanien eingewanderten Araber, oder es sind einzelne Familien, welche sich von der Stammgenossenschaft losgesagt haben. Im Allgemeinen fehlt diesem Theile der arabischen Bevölkerung jenes nationale Selbstbewußtseyn, wodurch sich

die Mitglieder der Stämme auszeichnen. Doch haben sie noch den außerordentlichen Scharfsinn, die Verschlagenheit und Beharrlichkeit ihrer Väter. Es sind dies die Nachkommen derjenigen, welche Spanien einst mit bewunderungswürdigen Baudenkmälern bereicherten und in dem barbarischen Europa die Fackel geistiger Bildung anzündeten. Die jetzige Generation wird aber verachtet oder doch mit Geringschätzung behandelt. Die Organisation der arabischen Stämme wird im Laufe der Zeit jedenfalls den europäischen Institutionen weichen. Vorläufig aber muß die Regierung behufs der Handhabung eines geordneten Regiments sie noch bestehen lassen, denn nur vermöge der Stammesorganisation kann sie die einzelnen Individuen zur Erfüllung ihrer Pflichten gegen den Staat, zur Ableistung des Militärdienstes, zur Steuerzahluug u. s. w. heranziehen. Schon die Türken wußten sich derselben zu Regierungszwecken zu bedienen. Wurde ein Diebstahl, ein Mord begangen, so fragten sie nicht nach dem Namen des Schuldigen, sondern nach dem Orte, wo die That begangen worden. Der betreffende Stamm war dann verantwortlich und mußte das Verbrechen in Geld oder in Köpfen sühnen. Die französische Regierung hat bis jetzt dieses System beibehalten müssen; doch tritt begreiflicher Weise die solidarische Verantwortlichkeit des Stammes nur da ein, wo man des Schuldigen nicht habhaft werden kann. — Endlich sind noch die **Türken** zu erwähnen, die einen geringen Bruchtheil der Bevölkerung bilden und meistens Abkömmlinge der Janitscharen sind, welche sich mit den Töchtern der arabischen Stämme verheirathet haben. Die wenigen **Neger**, welche sich in Algerien befinden, leben meistens als Taglöhner u. Dienstboten in den Städten. Seit 1848 hat die Sklaverei aufgehört u. alle unfreien Neger sind seitdem freie Leute.

Verwaltungsorganismus. Die Oberleitung der Regierung Algeriens steht unter dem französischen Kriegsministerium, von dem eine eigene Abtheilung den Titel Direction des affaires de l'Algérie führt. Sie besteht aus 4 Unterabtheilungen mit folgenden Geschäftskreisen: allgemeine und städtische Verwaltung, so wie arabische Angelegenheiten; Kolonisation, Ackerbau und Domänen; öffentliche Arbeiten, Minen, Forsten, Steuern; Handel, Zölle, Statistik. Außerdem steht dem Kriegsminister das Comité consultatif de l'Algérie zur Seite. Dasselbe besteht aus 11 Mitgliedern, welche vermöge specieller Studien u. früherer amtlicher Wirksamkeit die besondern Verhältnisse u. Bedürfnisse Algeriens kennen. Diesem Komité liegt es ob, alle Gesetzentwürfe u. Reglements zu prüfen, welche der Kriegsminister demselben unterbreitet, so wie überhaupt alle Verwaltungsangelegenheiten, welche vor sein Forum gebracht werden, zu begutachten. Die Lokalregierung Algeriens steht zunächst unter dem Generalgouverneur, welcher den Oberbefehl über die bewaffnete Macht und die oberste Verwaltung in sich vereinigt. Ihm zunächst folgt der Generalsekretär, welcher der gesammten Verwaltungskorrespondenz vorsteht. Dann gehört zum Generalgouvernement noch der Regierungsrath, bestehend aus dem Generalgouverneur, dem Generalsekretär, dem Generalprokurator, dem Bischof, dem Chef des Generalstabs der Armee, dem Oberkommandanten der Marine, dem Oberkommandanten des Geniecorps, dem Rektor der Akademie und drei Räthen, welche als Berichterstatter fungiren. Jede der drei Provinzen ist in zwei Gebiete eingetheilt: das Civil- und das Militärgebiet. Das Civilgebiet jeder Provinz bildet ein Departement mit einem Präfekten an der Spitze. Die Präfekturen zerfallen in Unterpräfekturen oder Arrondissements, diese wieder in Distrikte, nach folgender Uebersicht:

Departement:	Arrondissement:	Distrikt:
Algier	Algier	Algier, Scherschell, Tenes, Orleansville, Duera.
	Blidah	Blidah, Medeah, Milianah, Koleah, Bufarik.
Oran	Oran	Oran, Senia, Misergbin, Arzew, Tlemsen.
	Mostaganem	Mostaganem, Mascara, Mazagran.
Konstantine	Konstantine	Konstantine, Bugia, Setif.
	Philippeville	Philippeville, Guelma.
	Bona	Bona, La Calle.

Die Präfekten, Unterpräfekten und Präfekturkollegien haben so ziemlich denselben Geschäftskreis, wie die gleichnamigen Behörden des Mutterlandes. Gleicherweise werden die Gemeindeangelegenheiten, wie in Frankreich, durch Maires und Municipalräthe verwaltet. Die drei den Provinzen entsprechenden Militärdivisionen werden unter specieller Aufsicht des Generalgouverneurs durch die Militärbefehlshaber der Divisionen und Unterdivisionen verwaltet, welchen wieder Konsultativkommissionen zur Seite stehen. Die Divisionen zerfallen in folgende Unterdivisionen:

Division:	Unterdivision:
Algier	Algier, Blidah, Medeah, Milianah, Aumale, Orleansville.
Oran	Oran, Mostaganem, Sidi-Bel-Abes, Tlemsen, Mascara.
Konstantine	Konstantine, Setif, Bathna.

Die Militärbehörden sind sämmtlich unmittelbar dem Generalgouverneur untergeordnet. Dagegen sind sämmtliche Justiz-, Unterrichts-, Kultus-, Zoll- und Marinebehörden direkt von den betreffenden Ministerien Frankreichs abhängig.

Erst in den letzten Jahren, nachdem der Widerstand der eingebornen Stämme gebrochen worden, hat man daran denken können, denselben eine ihren Sitten und Gewohnheiten entsprechende Organisation zu geben. Das unterste Glied dieser Organisation ist der Donar, ein Agglomerat von kreisförmig aufgerichteten Zelten, also gewissermaßen unserer Dorfgemeinde entsprechend. Mehre solcher Donars bilden eine Ferka (Kanton), an deren Spitze ein Scheikh steht. Die verschiedenen Ferkas vereinigt repräsentiren den Stamm, welcher unter Leitung des Kaid steht. Mehre Stämme zusammen bilden ein Kaidat oder Aghalik mit einem Kaid-el-Kiad oder einem Agha an der Spitze. Eine Anzahl solcher Aghaliks endlich bilden eine Körperschaft, welche etwa der militärischen Division entspricht u. von einem Basch-Agha oder Khalifa befehligt wird. Das Mittelglied zwischen den Häuptlingen der Eingebornen u. der Oberbehörde bilden die sogenannten Bureaux arabes. Ein solches ist dem Generalgouvernement in A. beigegeben. Sodann bestehen noch Divisionsbureaux bei den Divisionsbefehlshabern, Bureaux erster Klasse bei den Kommandeurs der Unterdivisionen, Bureaux zweiter Klasse bei den Befehlshabern der permanenten militärischen Posten, endlich Nebenbureaux bei den nicht permanenten Militärposten. Im Ganzen bestehen 40 dergleichen Bureaux, nämlich 14 in der Provinz A., 14 in der Provinz Konstantine und 12 in der Provinz Oran. Die Beamten dieser Bureaux sind lauter Offiziere u. Unteroffiziere, welche die Sprache, Sitten und Bedürfnisse der einzelnen Stämme genau kennen. Ihre Aufgabe ist es, einerseits die religiösen und bürgerlichen Interessen der Araber, andererseits die der Kolonisten in ihren Beziehungen zu den Eingebornen wahrzunehmen. Sie haben seit der Unterwerfung Abd-el-Kaders am meisten dazu beigetragen, die Autorität der französischen Regierung unter den rebellischen Stämmen zu begründen, das Schulwesen und den mohammedanischen Kultus zu ordnen, kurz die eingeborne Bevölkerung so viel als möglich der europäischen Civilisation zugänglich zu machen. Außerdem sind noch den Präfekturen arabische Bureaux beigegeben, welche alles die Verhältnisse der Eingebornen in den Städten des Civilgebiets Betreffende zu überwachen haben und im Namen des Präfekten die gesammte Polizei handhaben, die Civilstandsregister führen, Rechtspflege, Kultus und Wohlthätigkeitsanstalten verwalten und die statistischen Materialien über die mohammedanische Bevölkerung sammeln.

Die arabischen Stämme haben zweierlei Abgaben zu entrichten. Die eine und hauptsächlichste ist der Achur oder Zehnte, welcher von den Bodenprodukten erhoben wird; die andere ist der Zekket und wird vom Vieh erhoben. In der Provinz Konstantine wird der Zekket durch den Hokor ersetzt, welcher den Bodenpacht repräsentirt und in Geld entrichtet wird. Die Steuerrollen werden von der Konsultativkommission der Unterdivision nach den Listen festgestellt, welche die Kadis und Aghas zu Anfang des Frühjahrs einzureichen haben. Jedes Stammoberhaupt erhält einen gewissen Antheil von den eingehenden Steuern. Bei den Stämmen, welche noch keine regelmäßige Verwaltung haben, ist die Veranschlagung der Steuern den Chefs überlassen, welche dieselbe je nach dem Reichthum des Stammes an Rindvieh, Kameelen und Palmbäumen bewirken.

Budget. Da die Kolonie erst seit Kurzem im Innern beruhigt worden ist und die Erhaltung der Ruhe einen bedeutenden Aufwand an Militärkräften erfordert, ihre eigenen Hülfsquellen aber erst zu fließen anfangen, so ist es begreiflich, daß sie dem Mutterland bei Weitem mehr kostet, als sie einbringt, und es werden noch viele Jahre vergehen, ehe sich das Verhältniß anders gestaltet. Für das Jahr 1854 betrugen die Ausgaben 72,406,915 Fr., die Einnahmen 15,222,000 Fr. Algerien kostet somit dem Mutterlande jährlich über 57 Millionen Franken.

Armee. Die Streitkräfte, welche die französische Regierung in der Kolonie unterhält, bestehen theils aus französischen Truppen, theils aus fremden Volontärs, theils aus eingebornen Truppen. Erstere sind 58,000 Mann stark, die Fremdenlegion zählt 6000 Mann und die Eingebornen stellen gegen 7000 Mann. Zu der sich hieraus ergebenden Summe von 71,000 Mann kommen noch 14,600 Pferde. Außerdem ist in der Kolonie eine Miliz errichtet worden, die dem Institute der französischen Nationalgarde entspricht. In Friedenszeiten dient sie lediglich zur Aufrechthaltung der Ruhe und Ordnung in den Städten, im Falle der Noth kann sie aber auch einberufen werden, um im Verein mit der stehenden Armee das Gebiet der Kolonie zu vertheidigen. In Zeiten der Ruhe steht sie unter den Maires, im zuletzt erwähnten Falle aber unter dem Militärkommandanten. Alle Franzosen und Ausländer, welche das 18. Lebensjahr erreicht und in Algerien ihren Wohnsitz haben, sind zum Dienst in dieser Miliz verpflichtet, eben so die Eingebornen, Mohammedaner sowohl als Juden, in so weit sie in den Städten und europäischen Ortschaften wohnen. Die Gesammtzahl dieser Miliz betrug im Jahre 1853 14,374 Mann, nämlich 12,490 Mann Infanterie, 295 Mann Kavalerie, 474 Mann Artillerie, 905 Mann Sappeurs-Pompiers und 210 Offiziere.

Die Justizverwaltung Algeriens zerfällt zuvörderst, jedoch nur für einzelne Fälle, in zwei Abtheilungen, deren eine alle die Europäer betreffenden Angelegenheiten, die andere die unter den Eingebornen vorkommenden Rechtshändel entscheidet. Im Allgemeinen aber sind alle Bewohner der Kolonien, ohne Unterschied der Nationalität und des Glaubens, den französischen Gerichten unterstellt. Nur gewisse, nach dem Koran straffällige Vergehen, welche in dem französischen Gesetzbuche nicht vorgesehen sind, kommen vor die Kadis, so wie einzelne den Civilstand der Juden betreffende Angelegenheiten der Entscheidung der Rabbinergerichte anheimfallen. Die für die europäische Bevölkerung bestehenden Gerichte sind ganz auf ähnliche Weise wie im Mutterlande zusammengesetzt: über die Bagatellsachen urtheilen Friedensrichter, sodann gibt es Tribunale erster Instanz in A., Blidah, Bona, Philippeville, Konstantine und Oran. In zweiter Instanz urtheilt der Appellhof in A., in dritter der pariser Kassationshof. Specielle Handelsgerichte bestehen nur in den Städten A. und Oran; in den übrigen Distrikten fallen die Handelsprozesse den Tribunalen

erster Instanz anheim, in einigen Distrikten auch den Friedensgerichten. Polizeiliche Vergehen werden von den Gerichten erster Instanz abgeurtheilt. Kriminalsachen, welche in Frankreich vor die Assisen gehören, werden in Algerien von dem Appellhof in A. ohne Appell, von den Gerichten in Bona, Philippeville, Konstantine und Oran mit Appell abgeurtheilt. Neuerlich ist diesen Gerichten auch eine Jury, aus dazu ernannten Richtern bestehend, beigegeben worden.

Da der mohammedanische Kultus auf's Engste mit dem bürgerlichen Leben verflochten ist, so fand sich die französische Regierung veranlaßt, die religiösen Institutionen dieses Kultus nicht nur zu respektiren, sondern auch als Regierungsmittel zu benutzen. Nach der Eroberung A.s ließ sie es daher ihre Hauptaufgabe seyn, die Kultusangelegenheiten der mohammedanischen Bevölkerung zu ordnen. Unter der türkischen Herrschaft hatte der Staat mit dieser nichts zu schaffen. Jede Moschee hatte ihre eigenen Einkünfte, die meistens sehr ansehnlich waren, da sie nicht allein aus frommen Stiftungen, sondern auch aus Schenkungen herflossen, welche die Geber machten, um ihr Eigenthum wenigstens für die Dauer ihres Lebens vor der Habsucht der Paschas sicher zu stellen. Diese Moscheengüter, in der Türkei Wakuf, in Algerien Habu genannt, wurden von den Muftis unter Aufsicht der Regierung verwaltet. Nach dem Fall des türkischen Regiments waren jene Habu der Willkür der Muftis preisgegeben, und diese versäumten nicht, sich einen Theil der Einkünfte zuzueignen. Dies allein schon wäre ein Grund für die neue Regierung gewesen, jenem Zustande ein Ende zu machen. Es walteten aber außerdem noch wichtige politische Motive ob. Die französische Regierung mußte sich auf einen hartnäckigen Kampf gefaßt halten, der von den eingebornen Stämmen als ein wesentlich religiöser betrachtet wurde. Ueberließ man den Muftis die freie Verfügung über das Moscheengut, so war zu befürchten, daß diese damit dem Kampfe der Eingebornen gegen die fremde Herrschaft materiellen Vorschub leisteten. Eine der ersten Maßregeln der französischen Regierung war darum die, daß sie sämmtliche Habu der eroberten Territorien für Staatsgut erklärte, dagegen die Verpflichtung übernahm, alle Kosten des Kultus zu bestreiten. Dieses System ist bis jetzt beibehalten worden. Man hat nicht nur die reich dotirten Moscheen ihrem früheren Vermögen gemäß reichlich ausgestattet, sondern auch den ärmern eine anständigere Ausstattung gewährt, wodurch sich die Lage der Priester durchschnittlich sehr gebessert hat. Die verschiedenen Moscheen Algeriens zerfallen je nach ihrer Größe oder der Ausdehnung ihrer Sprengel in fünf Klassen. Zur ersten Klasse gehören die Moscheen mit großem Minaret, zur zweiten diejenigen, welche Tribünen für die Khosba besitzen, zur dritten die mit Tribünen von geringerer Bedeutung, zur vierten die Moscheen ohne Tribüne, zur fünften endlich die bloßen Kapellen. Die große Moschee zu A. steht über allen übrigen des Landes. Ende 1853 gab es im Civilgebiet Algeriens 75 Moscheen, nämlich 33 in der Provinz A., 28 in der Provinz Konstantine und 14 in der Provinz Oran. An der Spitze der Moscheen der drei ersten Klassen stehen Muftis, an der der beiden letzteren Imans. Beide werden aus Staatsmitteln, die unteren Moscheenbeamten aber aus Kommunalmitteln besoldet. Diese Einrichtungen beschränken sich indeß lediglich auf die Städte. Die Stämme haben nach wie vor ihre Kultusinstitute aus eigenen Mitteln zu erhalten.

Die überwiegende Mehrzahl der europäischen Bevölkerung gehört der katholischen Kirche an. An der Spitze derselben steht in Algerien der Bischof von A., welchem vier Generalvikare beigegeben sind, von denen einer zu Oran und einer zu Konstantine residirt. Die Anzahl der katholischen Kirchen in allen Provinzen beträgt 37, von denen die bedeutendsten die Kathedrale zu A. und die Hauptkirchen in den Städten A., Bufarik, Oran, Mostaganem, Konstantine, Philippeville und Bona sind. Außerdem bestehen in A. ein großes und ein kleines Priesterseminar. Die protestantische Kirche zählt im Ganzen etwa 6500 Bekenner ihrer verschiedenen Konfessionen. An der Spitze steht das Konsistorium in A., welches aus Geistlichen und Laien der beiden Hauptkonfessionen zusammengesetzt ist. Der Prediger der reformirten Kirche zu A. ist von Rechtswegen Präsident des Konsistoriums. Protestantische Kirchen sind in den Städten A., Duera, Blidah, Philippeville, Bona und Oran. Der Staat steuert zu den Kosten des katholischen Kultus jährlich 2,305,700 Franken, zu denen des protestantischen 107,654 Franken bei.

Bodenkultur und Viehzucht. Der Landbau nach europäischen Principien hat in Algerien noch mit den Hindernissen zu kämpfen, denen er stets in Ländern begegnet, wo sich noch Alles ziemlich im Naturzustande befindet. Es ist hier zunächst der hohe Zinsfuß zu nennen, welcher die Spekulation hindert. Sodann ist die Urbarmachung des Bodens weit kostspieliger als in Frankreich und Deutschland. Der europäische Taglöhner fordert in Algerien doppelt so viel Lohn als in Frankreich, und wenn sich der Araber mit einem geringeren begnügt, so arbeitet er dafür auch weniger. Selbst das Vieh entspricht nicht gehörig den Anforderungen der europäischen Kultur. Endlich werden gewisse Kulturzweige mit größerem Erfolge von den Eingebornen als von den Europäern gepflegt. Die Bodenverhältnisse Algeriens stellen sich im Allgemeinen folgendermaßen heraus: Von den 15,400,000 Hektaren, welche das Land mit Ausschluß der Wüste Flächengehalt hat, rechnet man auf Ackerland 770,000 Hektaren, auf Viehweide und Grasland 5,159,000 Hektaren, auf Waldungen 115,500 Hektaren, auf Niederwald und hohes Gesträuch 169,400 Hektaren, auf niederes Gesträuch 3,696,000 Hektaren, auf überschwemmtes Terrain, welches aber im Sommer als Weide zu brauchen ist, 231,000 Hektaren, auf Sümpfe 23,100 Hektaren, auf unbebautes und unfruchtbares Terrain, Seen, Felsen, Sandsteppen, Flüsse 5,236,000 Hektaren.

Nächst den verschiedenen Getreidearten sind es die Olivenpflanzungen, welche die bedeutendste Stelle in der Landeskultur Algeriens einnehmen. Der Olivenbaum kommt wild an allen Punkten des Landes vor, und zwar bildet er bald förmliche Wälder, bald steht er isolirt, bald in Gebüschen

bald an den Abhängen der Gebirge. Die bedeutendsten Olivenpflanzungen finden sich in der Umgegend von Bugia, von Tlemsen und in der Metidscha. Im Jahre 1851 gab es in der Provinz A. 20,000 gepfropfte Oelbäume, welche 75,000 Litre guten Oels lieferten. Die Seidenzucht hat sich in den letzten Jahren ansehnlich gehoben, was zum Theil in der Zunahme der Kolonisation seine Erklärung findet, da bekanntlich das Einsammeln der Blätter und die Pflege der Seidenraupe in den letzten acht Tagen eine große Sorgfalt und viele Hände in Anspruch nehmen. Die größte Quantität Cocons lieferte im Jahre 1851 die Provinz A., nämlich 7955 Kilogramm, dann folgte Konstantine mit 1267, Oran mit nur 189 Kilogramm, was zusammen 9411 Kilogramm ausmacht. Im Jahre 1853 hat die Provinz A. allein 14,000 Kilogramm geliefert. Ein für das Mutterland höchst wichtiger Kulturgegenstand ist aber der Tabak. Die algierschen Tabaksorten stehen denen der Levante an Güte nicht nach, ja sie sind theilweise noch besser, und man hofft nicht ohne Grund, an gewissen Punkten und bei fortschreitender Kultur einen Tabak zu gewinnen, welcher mit den feinen amerikanischen Blättern konkurriren kann. Im Jahre 1853 gab es 2277 Hektaren Tabakpflanzungen u. es wurden 1,800,000 Kilogramm Tabak gewonnen, wovon die französische Regierung 1,427,276 Kilogramm und der übrige Handel 373,000 Kilogramm übernahmen. Nicht minder günstig sind der Boden und das Klima Algeriens dem Gedeihen der Baumwollenstaude. Die bisher mit ihrem Anbau gemachten Versuche haben die günstigsten Resultate ergeben, und das in Algerien gewonnene Produkt ist zur Verarbeitung in den Fabriken nicht weniger tauglich, als das amerikanische. Die Obstbaum- und Gemüsekultur liegt aber noch sehr darnieder. Citronen- und Orangenpflanzungen von einiger Bedeutung finden sich nur in der Umgegend von A. und Bona. Die Produktion an Früchten genügt bei Weitem nicht dem Bedürfnisse. Der größte Theil des Bedarfs an Melonen, gutem Obst und feinem Gemüse, selbst an Kartoffeln wird von den balearischen Inseln u. aus Spanien bezogen. Dies kommt daher, daß die Eingebornen sich auf diesen Kulturzweig schlecht verstehen und die Kolonisten sich von ihrer Gewohnheit, die mitteleuropäischen Früchte zu bauen, schwer trennen können. Auch die Waldkultur Algeriens befindet sich bei Weitem nicht in dem Zustande, welchen die treffliche Naturbeschaffenheit des Waldbodens erwarten ließe. Es sind hieran vornehmlich die Verwüstungen schuld, welche die Araber dadurch in den Wäldern anrichten, daß sie, um ihrem Vieh ein wenig Weide zu verschaffen, vor der Regenzeit ungeheure Strecken Mittelwald in Brand stecken, damit das Gras dichter und leichter zugänglich werde.

Die Waldvegetation ist von Natur außerordentlich reich. Allenthalben blühen der Mastix-, der Johannisbrod-, der wilde Olivenbaum, die Steineiche, die Myrte, der Korkbaum, und eine intelligente Kultur würde daraus die üppigsten Waldbestände erzielen können. Außer den Brenn- u. Zimmerhölzern besitzt Algerien besonders zwei in Europa äußerst seltene Bäume, nämlich den süßen Eichelbaum (Quercus ballota fructu longissimo) und den Korkbaum. Die Früchte des erstern sind überaus nährend; sie werden roh oder in Asche geröstet gegessen; auch wird treffliches Oel daraus gepreßt. Das Holz ist hart, kompakt und nicht schwer und sowohl zu Tischlerarbeiten als zum Schiffbau geeignet. Neuerlich hat die Regierung der Waldkultur große Sorgfalt gewidmet, nicht bloß zu dem Zweck, der Kolonisation das nöthige Holz zu verschaffen, sondern auch deshalb, weil die Entwickelung der Waldvegetation zugleich das Klima des Landes verbessern und durch Vermehrung der feuchten Niederschläge den Ebenen die alte Fruchtbarkeit wiedergeben wird.

Was die Viehzucht anlangt, so steht das Pferd obenan. Das algiersche Pferd ist schlank, leicht und nervig und daher hauptsächlich nur als Renner und zu militärischen Zwecken brauchbar. Wie trefflich es aber auch von der Natur ausgestattet ist, so vermag es doch den Strapazen auf die Dauer nicht zu trotzen, denen es von Seiten der Eingebornen ausgesetzt wird. Erst der sich stets steigende Bedarf der französischen Armee an Pferden hat die Araber in der Behandlung ihrer Pferde etwas vorsichtiger gemacht. Berberpferde sind überaus selten und nur im Besitz der mächtigsten Scheikhs. Bei den Arabern im Allgemeinen sieht man nur minder edle Racen von Pferden. Seit 1852 hat man angefangen, die einzelnen Stämme zu Vermehrung der Pferdezucht zu veranlassen, was mit der Zeit sehr gute Folgen für diesen wichtigen Faktor des Landreichthums herbeiführen muß. Zum Transport dient in Algerien vornehmlich der Maulesel, dem das trockene und heiße Klima gut bekommt. Ueberaus zahlreich sind die Hornviehheerden, welche allenthalben in Algerien gezogen werden, aber wegen des Mangels an fettem Wieswachs und Wintervorräthen wenig Fleisch und fast gar keine Milch liefern. Das ausgewachsene Vieh ist nicht größer als einjährige oder 15monatliche Kälber in Europa. Sehr bedeutend ist aber die Schafzucht; allein im Jahre 1853 wurden 4,354,490 Kilogramm Wolle ausgeführt. Die beste Sorte liefern die Heerden in der Umgegend von Konstantine und von Bugia. Schafheerden machen den einzigen Reichthum der südlichen, den äußersten Saum der Wüste bewohnenden Stämme aus. Der Hauptmarkt für die Wolle jener Küstenstämme ist Konstantine, und der Umstand, daß die Preise fortwährend stiegen, hat gewiß nicht wenig dazu beigetragen, jene Stämme allmählig mit der französischen Herrschaft auszusöhnen. Schweine wurden erst seit der französischen Eroberung nach A. verpflanzt, und zwar scheint sich die Race von Majorca am besten für das dortige Klima zu eignen.

Bergbau. Der mineralische Reichthum Algeriens hat sich durch wissenschaftliche Untersuchungen als sehr bedeutend herausgestellt. Begreiflicher Weise entspricht die wirkliche Ausbeute noch bei Weitem nicht diesem Reichthume; je mehr sich aber die Zustände in der Kolonie befestigen, desto mehr werden sich auch europäische Kapitalien dem Bergbau Algeriens zuwenden. Mit Ausnahme von Gold finden sich im Schooß der algierschen Gebirge alle Arten von Metallen, namentlich aber

sind Eisen und Kupfer in großer Menge vorhanden. In der Provinz A. sind die bedeutendsten Eisen- und Kupferminen die von Muzaia bei Medeah, von Ued-Allelah bei Tenes, von Ued-Tafsiles und vom Kap Tenes. Auch in der Provinz Oran, wo bis jetzt keine Minen koncessionirt sind, hat man zahlreiche Lager von Eisen-, Blei-, Kupfer- und Manganerzen, ferner Braun- und Steinkohlenlager, mehre Salzlager, so wie Lager von Puzzolan-, Gyps- und Porzellanerde entdeckt, welche nur der bergmännischen Ausbeutung harren. Die Provinz Konstantine ist besonders reich an Blei, Kupfer, Zink, Antimon; doch fehlt es auch hier an der gehörigen Bearbeitung. Das größte Hinderniß, welches dem erfolgreichen Betrieb des Bergbaus entgegensteht, ist die Mangelhaftigkeit der Verkehrstraßen, von deren Vermehrung und Verbesserung überhaupt die industrielle Zukunft Algeriens abhängig ist. An Steinbrüchen ist Algerien bis zum Ueberfluß reich. Quadersteine, Sandsteine, Ziegelerde, Gyps, Kalk und Töpferthon findet man allenthalben in Menge, in der Provinz Konstantine bei Bona und Philippeville auch schönen Marmor und treffliche Mühlsteine, die künftig der Industrie des Landes sehr zu Statten kommen werden. — Auch an Mineralquellen fehlt es nicht, und die Ruinen von Badebassins und Tempeln, welche man in der Nähe dieser Quellen häufig antrifft, deuten darauf hin, daß schon die Römer die Wirksamkeit derselben gekannt und sie benutzt haben. Die berühmtesten Quellen sind in der Provinz A. die heißen Quellen von Hammam-Weluan u. Hammam-Righa; in der Provinz Oran die heiße Quelle von Bains-la-Reine u. a. dgl., in der Provinz Konstantine die heiße Quelle von Hammam-Meskhutine, deren Hauptstrudel 95° C. hat. Außerdem finden sich noch zahlreiche Heilquellen an den Ufern des Rummelflusses.

Handel, Industrie u. Schifffahrt. Die Grundlage des algierschen Handels besteht in dem Austausche der einheimischen Rohprodukte gegen die Industrieerzeugnisse Frankreichs und der anderen europäischen Staaten. Erst durch das Gesetz vom 11. Januar 1851 wurden aber Algeriens Naturerzeugnisse vom Eingangszoll in Frankreich befreit, während dieselbe Freiheit nur einigen lokalen Fabrikaten, wie Schärpen, Gürteln, Decken, Burnus, Pfeifenröhren u. dgl., verstattet wurde. Alle Waaren aber, die aus Frankreich nach Algerien oder umgekehrt ausgeführt werden, sind vom Ausgangszoll frei und die fremden Erzeugnisse zahlen in Algerien dieselben Eingangsgebühren, wie in den französischen Häfen am Mittelmeere. Freie Einfuhr ist nur Baumaterialien mit Ausnahme von Eisen, Blech und Kupfer, welche die Hälfte des in Frankreich zu zahlenden Zolls entrichten, gestattet. Gänzlich verboten ist aber die Einfuhr von nicht französischem raffinirten Zukker, von Nachdrucken französischer Werke und von Schießpulver, so wie die Ausfuhr von Farbehölzern, Lohe, rohen Metallerzen und Schießpulver. Ueber die Ausdehnung des algierschen Handels seit dem Zollgesetze von 1851 fehlen noch die Details. Im Jahre 1849 betrug der Werth der Einfuhr 65,251,622 Franken, der der Ausfuhr nur 13,729,085 Franken. Am meisten sind Frankreich, Spanien und England bei der Ein- und Ausfuhr betheiligt; demnächst haben noch für die Einfuhr Schweden, Oesterreich und Toskana und für die Ausfuhr Toskana Bedeutung. Frankreich führt in Algerien vornehmlich gewebte Stoffe aller Art, Wein, Branntwein, Zucker und Modeartikel; von seinen übrigen Kolonien Cerealien und Kaffee ein. Es bezieht dagegen von Algerien Olivenöl, Rohleder, Holz und Wolle. Spanien liefert Früchte und Oele und bezieht gewebte Stoffe. England liefert Steinkohlen, Metallwaaren und fabricirten Tabak und bezieht Cerealien und Schlachtvieh. Schweden liefert Bauholz, eben so Oesterreich, Toskana Cerealien und gesalzenes Fleisch. Was die Schifffahrt Algeriens betrifft, so ist die Küstenschifffahrt am bedeutendsten. Die Stadt A. steht besonders mit Tenes, Scherschell, Bugia, Mostaganem und Dellys in sehr lebhaftem Verkehr; Oran mit A., Mostaganem, Arzew und Nemours; Philippeville mit Bugia, A. u. Bona; Bona mit La Calle, A., Mers-el-Kebir, Mostaganem und Stora. A., Oran und Philippeville treiben den lebhaftesten Küstenverkehr. Im Jahre 1849 liefen in den algierschen Häfen 2585 Schiffe mit 233,415 Tonnenlast ein. Von den französischen Häfen sind es vornehmlich Marseille, Cette und Toulon, welche am meisten den Seeverkehr mit Frankreich vermitteln. Seit dem Jahre 1851 besteht in A. die Banque de l' Algérie, welche nach dem Gesetz vom 4. August 1851 vorläufig auf 20 Jahre errichtet worden ist. Ihr Grundkapital beträgt 3 Millionen Franken in 6000 Aktien zu 500 Franken. Im Jahre 1852 ist auch in A. eine Handelsbörse errichtet worden, deren Zweck lediglich der ist, die wirklichen Kurse der am Platz verkauften Waaren in officieller und authentischer Weise festzustellen.

Die Industrie Algeriens befindet sich natürlich der europäischen gegenüber in einem Zustande der Unterordnung, und noch geraume Zeit wird die Gewinnung und Verarbeitung des Metalls der einzige Industriezweig Algeriens bleiben, wie es auch im Interesse des Landes nur zu wünschen ist, daß die Bewohner sich vorläufig auf die Ausbeutung des Bodens beschränken und ihre Kräfte nicht in weniger naturwüchsigen Industriezweigen vergeuden. Die industrielle Thätigkeit, welche im Mittelalter bedeutender war, beschränkt sich jetzt in den Ortschaften des Tell und den Küstenstädten fast ausschließlich auf Bereitung von Maroquin, Teppich-, Musselin- und Seidenweberei. Für die Bewohner der Sahara war von Alters her das Weben wollener Gewänder, die Kultur des Dattelbaums und der Vertrieb dieser Erzeugnisse die Hauptquelle des Erwerbs. Die Kabylen der Gebirge treiben Ackerbau und Viehzucht, daneben auch Wollenweberei, Holzschnitzerei, Mattenflechten etc., auch etwas Bergbau namentlich auf Eisen, welches sie theils zu Ackergeräthschaften, theils zu Waffen verarbeiten. Fast bei allen diesen Stämmen finden sich Mühlen und Oelpressen. Bei der europäischen Bevölkerung hat sich eine wirkliche Industrie inmitten der unsicheren und kriegerischen Zustände noch nicht entwickeln können. Erwähnenswerth ist noch die Korallenfischerei, welche jährlich 170 Fahrzeuge beschäftigt, so wie der Fischfang, der namentlich

von den Neapolitanern auf etwa 380 Fahrzeugen an den Küsten betrieben wird.

Unter den Städten Algeriens nimmt natürlich die Hauptstadt A. (s. d.) den ersten Rang ein. In der Provinz A. sind außerdem noch folgende zu erwähnen: Koleah mit 1600, Medeah mit 5000, Blidah mit 6500, Bufarik mit 1300 und Orleansville mit 800 Einwohnern; in der Provinz Oran außer Oran mit 10,000 Einwohnern die Küstenstadt Mers-el-Kebir, Arzew mit ausgezeichneter Rhede, Mostaganem mit 6890, Mazagran und Scherschell mit 2000 Einwohnern, im Binnenlande Tlemsen mit 5000, Maskara mit 4600, Milianah mit 2500 Einwohnern; in der Provinz Konstantine, außer der gleichnamigen Hauptstadt mit 20,000 Setif mit 1200, Milah mit 2000 Einwohnern; Dellys, Bugia mit 1000 Einwohnern, die Hafenorte Dschidschelly und Collo, ferner Philippeville mit 5000, Bona mit 9000 Einwohnern und La Calle, Hauptsitz der Korallenfischerei. Für den inneren Verkehr hat die Regierung durch Herrichtung guter Straßen sehr viel gethan, namentlich in der Nähe der Küste, deren Gebiet schon geraume Zeit von feindlichen Stämmen gesäubert ist. Im Innern ist in dieser Beziehung freilich noch viel zu thun; hier sind außer Terrainschwierigkeiten klimatische Hindernisse und theilweise auch die Abneigung der Eingebornen zu überwinden. Ende 1851 gab es in Algerien 1.612,345 Meter Chausseen, 799,950 Meter strategische Routen, 440,698 Meter Provinzialstraßen und 833,240 Meter Vicinalwege, zusammen 3,679,233 Meter Kunststraßen. Die wichtigste Chaussee in der Provinz A. ist die von A. nach Medeah, welche 121 Kilometer mißt und die Städte Medeah, Blidah, Bufarik und Duera mit A. verbindet. In vielleicht nicht allzu ferner Zeit wird Algerien auch ein großes Eisenbahnnetz erhalten; wenigstens hat in der neuesten Zeit eine pariser Gesellschaft um die Koncession zur Herrichtung eines Eisenbahnsystems nachgesucht, welches das ganze Tell von Algerien von Westen nach Osten durchziehen soll. Alle Hauptorte der Unterdivisionen sind mit der Divisionshauptstadt durch Telegraphen, meistens optische, verbunden und diese Hauptstädte wieder mit A. Die unterseeische Telegraphenlinie, welche von Genua über die Inseln Sardinien u. Korsika nach Malta und der afrikanischen Küste geführt wird, soll in Bona endigen und würde so der elektrische Verbindungsweg zwischen A. und Paris werden. In den letzten Jahren ist auch die Verbindung zwischen Algerien und dem Mutterlande regelmäßiger und schneller geworden. Marseille und Toulon sind die Stationshäfen der Dampfschiffe, welche die verschiedenen Häfen der Kolonie befahren. Gegenwärtig bestehen Dampfschiffverbindungen zwischen Marseille und Oran, Marseille und A., Marseille und Stora und Toulon und A. Außerdem versehen Dampfschiffe den Küstendienst zwischen Tanger und Marokko, Oran, Arzew, Mostaganem, Tenes, Scherschell, A., Dellys, Bugia, Dschidschelly, Stora, Bona, La Calle und Tunis.

Frühere Geschichte bis 1830. In den ältesten Zeiten war der östliche Theil des heutigen Algeriens von Numidiern, der westliche von Mauren bewohnt. Nach der Eroberung des Landes durch die Römer bildete jener erst ein Stück der Provinz Afrika, später seit Konstantin dem Großen eine besondere Provinz Numidien, dieser dagegen die Provinz Mauritania Cäsariensis, von der noch später als besondere Provinz Mauritania Sitifensis abgetrennt wurde. Die römischen Imperatoren verpflanzten Veteranenkolonien hierher, und die Provinz, welche römische Große häufig zu ihrem Aufenthaltsorte wählten, befand sich im blühendsten Zustande und hatte 33 volkreiche Städte. Nach dem Verfall des Reichs folgten die verwüstenden Einfälle erst der Vandalen und dann der Araber, und das nördliche Afrika sank in die alte Barbarei zurück. Auch nachdem die Araber ihre Herrschaft befestigt hatten, erhob sich das Land nicht wieder zu der früheren Blüthe. Um das Jahr 935 gründete der arabische Fürst Zeiri auf der Stelle der römischen Veteranenkolonie Icosium (nach Andern des römischen Municipiums Jomnium) die Stadt Al-Dschesair, d. i. die Siegreiche, das jetzige A. Seine Nachkommen herrschten im Lande bis 1148, nach ihnen bis 1269 die Almohaden von Marokko. Dann zerfiel das Land in mehre kleinere Gebiete. Am bedeutendsten war das Königreich Tlemezen unter den Zianiden, welchem die Städte A., Oran, Budschia und Teneg zinspflichtig wurden. Die Vertreibung der Mauren und Juden aus Spanien durch Ferdinand den Katholischen (1492) vermehrte die Bevölkerung Nordafrika's mit einer Menge neuer Ansiedler; Noth und Rachsucht machten aber diese zu Erbfeinden der Christen, und Seeräuberei wurde ihr Hauptgewerbe. Ferdinand der Katholische schon fand sich veranlaßt sie zu züchtigen, nahm ihnen 1506 Oran und Bugia und 1509 die Stadt A. selbst, wo er auf der den Hafen bildenden Insel ein Kastell errichten ließ, um das Raubnest zu überwachen. Als die Spanier von hier aus selbst den Emir der Metidscha Selim-Eutemi bedrohten, rief derselbe den griechischen Renegaten **Horuk Barbarossa** zu Hülfe, der sich als türkischer Piratenhäuptling einen gefürchteten Namen gemacht hatte. Horuk landete 1516 in A., wandte sich aber mit seinem Korsarenhaufen gegen Selim-Eutemi selbst, ermordete denselben mit eigner Hand und machte sich zum Herrscher von A. Dann schlug er auch die Sultane von Tenes und Tlemsen und bemächtigte sich ihrer Gebiete. Aber gegen ein spanisches Heer, welches 1517 von Oran unter dem Marquis Gomarez gegen ihn anrückte, vermochte er sich nicht zu halten. Er wurde in mehren Gefechten geschlagen, in Tlemsen eingeschlossen, bei einem Fluchtversuch von den Spaniern gefangen und enthauptet (1518). Der von den algierischen Korsaren hierauf zum Sultan ausgerufene Bruder Horuks, **Dscheredin** (Hayreddin) **Barbarossa**, hielt sich den Spaniern gegenüber für nicht stark genug und stellte daher 1520 sein Reich unter den lehnsherrlichen Schutz der Pforte. Sultan Selim ernannte ihn zum Pascha und schickte ihm türkische Hülfstruppen, mit denen er sich der Spanier erwehrte. Er vertrieb dieselben aus ihrem Inselfort und verband dieses durch einen Damm mit A., dessen Hafen dadurch sehr verbessert wurde. Dscheredin ist der Begründer der

türkischen Souveränetät über A. und jenes Systems der Militärdespotie und Seeräuberei, welches bis 1830 seinen Mittelpunkt in A. hatte. Um der letzteren ein Ende zu machen, unternahm Kaiser Karl V., nachdem er schon Tunis erobert hatte, eine große Expedition gegen A. und landete 20. Oktober 1541 mit einer Flotte von 370 Segeln und 30,000 Mann, aber ehe es zum Sturm kam, überschwemmte ein fürchterlicher Wolkenbruch, von einem Erdbeben begleitet, das ganze Lager und zerstörte einen großen Theil der Flotte. Es blieb keine andere Rettung als schleunige Einschiffung, und auch diese war schwierig genug zu bewerkstelligen. Nachdem das Landheer ohne Obdach, Lebensmittel und Verschanzungen mehre Tage an der feindlichen Küste gelagert und nur mit äußerster Anstrengung die Angriffe der fanatischen Moslems zurückgeschlagen hatte, wurde es endlich am Kap Matifu eingeschifft; 15 Kriegs-, 140 Transportschiffe und 8000 Menschenleben hatte diese erfolglose Expedition gekostet. Dscheredins Nachfolger im Paschalik war Hassan-Aga. Unter ihm und seinen Nachfolgern dauerten die Raubzüge der algierischen Korsaren im Mittelmeere fort. Glückliche Kämpfe zu Land mit ihren Nachbarn erweiterten ihre Macht auch im Innern, so daß sie noch vor dem Ende des 16. Jahrhunderts sich alles westlich gelegenen Landes bis zur Grenze von Marokko, mit Ausnahme des von den Spaniern besetzten Orans, bemächtigten. Vergeblich suchten die Spanier der Räuber Herr zu werden. Im Jahre 1561 rieben diese ein ganzes spanisches Heer bei Mostaganem auf u. machten dabei 12,000 Gefangene. Um diese Zeit hatten die algierischen Korsaren oft über 200 Schiffe in See, und ihre Raubzüge erstreckten sich selbst über die Meerenge von Gibraltar in den atlantischen Ocean hinaus. Im Jahre 1600 erlangte die türkische Janitscharenmiliz von der Pforte das Recht, sich einen Dey (s. d.) aus ihrer Mitte zu erwählen, der mit dem Pascha die Gewalt theilen und insbesondere ihr Befehlshaber seyn solle. In Folge dieser getheilten Gewalt kam es oft zu inneren Kämpfen. Mehre Angriffe, welche die Engländer 1655 und gemeinschaftlich mit den Holländern 1669 und 70 auf A. machten, blieben ohne Resultat. Der erste christliche Monarch, der nach Karls V. verunglückter Unternehmung wieder mit größerem Ernst zur Züchtigung des Raubstaats schritt, war Ludwig XIV. von Frankreich. Den 25. Juli 1682 erschien der Admiral Duquesne mit 25 Kriegsschiffen vor A. und forderte es zur Uebergabe auf. Statt der Antwort ließ der Dey Mezzo Morto den französischen Konsul Vacher in eine Kanone laden und diese gegen die französische Flotte abschießen. Nach einem ziemlich erfolglosen Bombardement mußte diese wieder absegeln. Ein zweites Bombardement, welches die Franzosen 28. Juni des folgenden Jahres mit 23 Schiffen unternahmen, richtete zwar in der untern Stadt großen Schaden an, hatte aber auch keine nachhaltigere Wirkung, und schon 1687 wurde eine neue Flotte unter dem Befehl des Marschalls d'Estrées gegen A. ausgesandt. Wieder wurde die Stadt bombardirt und größtentheils in Asche gelegt; 6 Kriegsschiffe des Deys gingen in Flammen auf. Aber auch diese Züchtigung brach den Uebermuth des Deys nicht. In einem Gespräch mit dem französischen Konsul äußerte derselbe höhnisch, für die Hälfte des Geldes, welches das Bombardement den Franzosen gekostet, hätte er selbst die Stadt in Brand gesteckt und dem König weitere Bemühung erspart. Der einzige Gewinn, den diese kostspieligen Expeditionen Frankreich brachten, war ein zweifelhafter Friede. Im Jahre 1708 ging Oran, die letzte Besitzung der Spanier an der algierischen Küste, an den Dey Ibrahim verloren. Dessen Nachfolger Baba-Ali führte die Emancipation von der Pforte thatsächlich durch, indem er den türkischen Pascha, der bis dahin die oberste Gewalt mit dem Dey getheilt hatte, wegschickte und den Sultan zu bewegen wußte, ihm die alleinige Gewalt zu lassen. Baba-Ali war von dieser Zeit an unabhängiger Herrscher von A. und entrichtete selbst keinen Tribut mehr nach Konstantinopel, sondern schickte nur Geschenke als Anerkennung der lediglich nominellen Oberherrlichkeit des Sultans. A. bildete demnach eine Art Soldatenrepublik, an deren Spitze der von den Janitscharen gewählte Dey stand. Diese Miliz ergänzte sich vornehmlich durch Anwerbungen aus dem Pöbel der orientalischen Hauptstädte, da die mit eingebornen Frauen erzeugten Nachkommen der Türken nicht die Rechte ihrer Väter genossen. Dem Dey zur Seite stand ein Divan oder Staatsrath, der aus 60 der vornehmsten Beamten bestand. Die innere Geschichte des Raubstaats unter den Deys weist weiter nichts als eine zuchtlose Janitscharenwirthschaft und fortwährende blutige Serailrevolutionen auf. Im Jahre 1732 eroberten die Spanier Oran und Mers-el-Kebir wieder und behielten diese Plätze bis 1791. Die letzte große Expedition gegen A. unternahmen sie 1775, und zwar mit einer Flotte von 44 Kriegs- und 340 Transportschiffen und 25,000 Mann Landtruppen. Aber Stürme und verkehrte Maßregeln machten das ganze Unternehmen scheitern, und die Spanier sahen sich genöthigt, mit Zurücklassung von 1800 Verwundeten und ihres sämmtlichen Geschützes sich eiligst auf den Rückweg zu machen. Unter solchen Umständen nimmt es nicht Wunder, daß das Raubnest den christlichen Mächten nach wie vor trotzte und sich die schwächern tributär machte. Nur während der Kriege zwischen Frankreich und England zu Ende des vorigen und zu Anfang dieses Jahrhunderts trat ein Stillstand in den Seeräubereien ein, da die Anwesenheit großer Kriegsflotten im Mittelmeere die Korsaren im Zaume hielt. Aber nach Herstellung des europäischen Friedens begann das alte Unwesen wieder, und diesmal waren es die Vereinigten Staaten von Nordamerika, welche den europäischen Mächten zeigten, wie man seine Nationalehre und seinen Handel gegen die Barbareskenstaaten zu schützen habe. Der amerikanische Kommodore Decatur schlug bei Karthagena 20. Juni 1815 die algierische Flotte und erzwang vom Dey die Unverletzlichkeit der Unionsflagge. Um dieselbe Zeit nöthigte der englische Admiral Lord Exmouth die anderen Barbareskenstaaten zur Anerkennung des europäischen Völkerrechts in Betreff der Behandlung der Kriegsgefangenen. Nur der Dey von A. verweigerte noch diese Anerkennung, indem er die im Lande gültigen Regierungs- und Religionsgrund-

säße vorschüßte. Da seßte ihm der englische Admiral eine Frist von 6 Wochen zur Einholung der Willensmeinung des Großsultans, ohne dessen Zustimmung der Dey keine Zusage machen zu können vorgab. Inzwischen ließ er (23. Mai) die Mannschaft von 359 italienischen Schiffen, welche die Erlaubniß zum Korallenfischen gelöst hatten und unter britischer Flagge in Bona lagen, überfallen und niedermeßeln. Diese Treulosigkeit forderte strenge Ahndung, und den 27. August 1816 erschien wieder unter Lord Exmouths Oberbefehl eine englische Flotte von 22 Kriegsschiffen, denen sich 6 niederländische Fregatten unter Admiral van der Capellen anschlossen, vor A. An den Dey erging die Aufforderung, alle Christensklaven ohne Entgeld unverzüglich freizulassen, die für italienische Gefangene bereits entrichteten Lösegelder zurück zu erstatten und zu versprechen, künftighin alle Kriegsgefangenen nach europäischem Völkerrecht zu behandeln. Da keine Antwort erfolgte und die wiederholten Aufforderungen, die man an den Dey ergehen ließ, sogar mit Kanonenschüssen erwiedert wurden, so begann das Bombardement. Bald waren die algierischen Batterien demontirt, und nach wenig Stunden lag beinahe die halbe Stadt und die ganze Seemacht des Deys mit Magazinen und Arsenalen in Asche. Der halsstarrige Dey dachte auch jeßt noch an Fortseßung des Kampfs, wurde aber durch seine eignen Milizen zur Nachgiebigkeit gebracht. Am folgenden Tag (28. August) kam der Friede auf die eben angegebenen Bedingungen hin zu Stande: 1211 Christensklaven wurden dadurch befreit, die verlangten Summen ausgezahlt und das Versprechen gegeben, von der Seeräuberei abzulassen. Auf Seiten der Algierer waren durch dieses Bombardement 5000 türkische Janitscharen, 6000 Mauren umgekommen ohne die Weiber und Kinder, die unter den Trümmern der einstürzenden Häuser und in den Flammen zu Grunde gegangen waren. Die vereinigte Flotte zählte 141 Todte und 743 Verwundete. Aber selbst dieser Schlag brach den Troß der Korsaren nicht. Schon 1817 wagten sich algiersche Seeräuber bis in die Nordsee und nahmen alle Schiffe weg, die nicht einer Macht gehörten, welche ihnen Tribut und Geschenke verwilligt hatte. So zahlte noch 1829 das Königreich beider Sicilien einen jährlichen Tribut von 24,000 Piastern und zu Aehnlichem hatte sich Portugal verstehen müssen. Toskana verpflichtete sich 1823 zu einem Konsulargeschenk von 25,000 spanischen Piastern, eben so Sardinien; auch Schweden und Dänemark entrichteten einen jährlichen Tribut in Kriegsmunition 4000 Piaster an Werth, und selbst das mächtige England bequemte sich, troß der von Lord Exmouth diktirten Bedingungen bei jedem Konsulwechsel ein Geschenk von 600 Pfund zu machen. Unter den deutschen seefahrenden Staaten war nur Oesterreich durch Vermittelung der Pforte von Tribut und Konsulargeschenken frei. Hannover und Bremen dagegen mußten sich zu ansehnlichen Gratifikationen verstehen, und die Schiffe der übrigen Staaten waren den Räubereien der algierschen Korsaren fortwährend preis gegeben. Der gefangenen Christen wartete nach wie vor das Loos der Sklaverei, und alle Vorstellungen, welche deshalb von Seite der christlichen Mächte an den Dey ergingen, blieben unbeachtet.

Der innere Zustand A.s bot dabei ununterbrochen das Bild einer übermüthigen Prätorianerherrschaft. Der wilde und halsstarrige Dey Omar wurde 1817 von den Janitscharen ermordet. Sein Nachfolger Ali suchte sich von diesen zu befreien und verlegte deshalb seine Residenz aus seinem offenen Palast in A. in die Citadelle Kasbah, bemächtigte sich daselbst des heiligen Schaßes und erkaufte sich damit die Gewogenheit der Mauren und Neger, die er gegen die türkische Miliz bewaffnete. So gelang es ihm, die gewaltthätigen Janitscharen im Zaume zu halten. Aber schon im Februar 1818 starb er an der Pest. An seine Stelle wurde Hussein zum Dey gewählt, unter welchem endlich das moslemische Regiment in A. in Folge eines Konflikts mit Frankreich sein Ende erreichte. Dieser Konflikt entstand in Folge mehrfacher Veranlassungen. Schon im Jahre 1818 war eine französische Handelsbrigg in Bona geplündert und 1823 die Wohnung des französischen Konsularagenten nicht respektirt worden; römische, unter dem Schuß der französischen Flagge stehende Schiffe hatten die Korsaren weggenommen und sogar französische Schiffe troß der bestehenden Verträge angehalten und beraubt. Die Hauptveranlassung war aber folgende. Zwei algiersche Juden, Bacri und Busnach, hatten der französischen Regierung bei der ägyptischen Expedition große Getreidelieferungen gemacht, die noch nicht bezahlt waren. Durch einen Vergleich wurde die Forderung jener Handelshäuser 1819 auf 7 Millionen Francs festgeseßt, und von dieser Summe wurden ihnen 4½ Millionen sogleich zugeschrieben, der Rest aber, als der Betrag der Gegenforderungen französischer Gläubiger, die freilich nicht gehörig begründet gewesen seyn sollen, zurückbehalten, bis die französischen Gerichte über die Gültigkeit dieser Gegenforderungen entschieden haben würden. Noch im Oktober 1827 dauerte dieser Handel, der 1824 begonnen hatte, fort. Da wurde der Dey der ein Hauptgläubiger des Hauses Bacri war und sich an der französischen Schuld schadlos zu halten gedachte, ungeduldig u. wandte sich brieflich an den König von Frankreich selbst, indem er behauptete, die französischen Gläubiger hätten ihre Ansprüche nicht vor französischen Gerichten, sondern vor ihm selbst geltend zu machen. Dieser Brief blieb ohne Antwort. Als nun bei dem Beiramsfeste der Dey den Konsuln Audienz gab, fragte er den französischen Konsul Deval über die Ursache dieses Stillschweigens. Der Konsul antwortete beleidigend, der König von Frankreich werde sich nicht herablassen, mit einem Dey von A. zu korrespondiren. Hierüber gerieth der Dey in solche Wuth, daß er den Konsul mit einem Fliegenwedel ins Gesicht schlug und sich gegen den König von Frankreich in Schmähungen ausließ. In Folge dieser Beschimpfung erschien eine französische Escadre vor A., nahm den Konsul auf und begann, da der Dey die Annahme des französischen Ultimatums verweigerte, die Blokade (12. Juni 1827). Aus Rache ließ der Dey die behufs der Korallenfischerei an der Küste von Bona gegründeten französischen Niederlassungen (18. Juni 1827) zerstören. Mit der Blokade

wurde aber wenig ausgerichtet, und so beschloß die französische Regierung, den Handel durch einen Hauptschlag zu Ende zu führen. Den Unwillen Frankreichs gedachte aber der Vicekönig von Aegypten, Mehemed Ali, als Anlaß zu benutzen, seine eigne Macht zu erweitern. Er machte dem französischen Kabinet den Vorschlag, durch eine Expedition allen Barbaresken ein Ende zu machen und dafür der Pforte, von welcher A. eine Art Lehn war, einen verhältnißmäßigen Tribut zu zahlen; Frankreich solle ihm nur die Zustimmung des Großsultans erwirken. Das Ministerium Karls X. gab am 16. November 1829 seine Einwilligung, versprach Mitwirkung, und trug seinem Botschafter in Konstantinopel, Guillemi-not, auf, den Divan Mahmuds II. dem Entwurfe geneigt zu machen. Die Aussicht, den Ehrgeiz Mehemed Ali's auf eine so unschädliche Weise zu beschäftigen und zugleich einen beträchtlichen Tribut dafür zu beziehen, endlich die Drohung Frankreichs, daß es sich, im Falle dem Pascha von Aegypten die Einwilligung zur Expedition verweigert würde, selbst zur Ahndung der ihm zugefügten Unbilden rüsten und A. besetzen werde; — alles dies und andere Gründe stimmten den Großsultan für den Vorschlag, und er war im Begriff, die Vollmacht zu ertheilen, als England, besorgt über etwaige Schmälerung seiner Handelsinteressen und eifersüchtig eben so wohl auf die zunehmende Macht Aegyptens im Mittelmeere, wie auf jede Erweiterung des französischen Einflusses, dem Sultan vorstellte, wie die Eroberung A.s durch ägyptische Waffen nichts Anderes als die Unabhängigkeit des hochfahrenden Paschas zur Folge haben möchte. Dieses Schreckenswort änderte den Entschluß des von allen Seiten geängstigten Großherrn; er verweigerte die Vollmacht. Die Verbündeten ließen sich indeß in ihren Ansichten nicht hindern. Erst in den Verhandlungen über die Mittel zur gemeinschaftlichen Expedition scheiterte ihre Allianz. Da Frankreich weder den Land-, noch den Seekrieg allein Ali's Milizen überlassen, dieser aber seine Soldaten nicht unter französischem Oberkommando fechten lassen wollte, so ging man uneinig auseinander und Frankreich mußte nun die Expedition allein auf sich nehmen, da weder die weit vorgeschrittenen, kostspieligen Rüstungen, noch die Ehre der Nation einen Rückschritt gestatteten. So erschien am 20. April 1830 das französische Kriegsmanifest. Allerdings hatte Frankreich bei der Expedition noch andere Absichten, als die Sühne für erlittene Unbilden. Die einem seiner diplomatischen Agenten untergeordneten Ranges angethane Beleidigung hätte den Krieg nicht zur nothwendigen Folge haben müssen, wäre es nicht Frankreich gerade willkommen gewesen, den hingeworfenen Handschuh aufzuheben; wie denn alle Beleidigungen, die ihm von Seiten Don Miguels gleichzeitig geworden sind, es nie dahin gebracht haben, Portugal den Krieg zu erklären. Man darf daher wohl annehmen, daß Frankreich den Fliegenwedelstreich nicht gerade mit Blut von dem Gesichte des Konsuls gewaschen haben würde, wenn dabei weiter nichts zu gewinnen gewesen wäre, wenn man nicht vielmehr geglaubt hätte, reicher Ländererwerb werde den gemachten Aufwand reichlich vergüten.

Algiersche Zustände und Geschichten seit 1830. Am 25. Mai Nachmittags ging zu Toulon eine Flotte von 11 Linienschiffen, 24 Fregatten, 7 Korvetten, 26 Briggs, 7 Dampfschiffen und mehren kleinern Kriegsfahrzeugen, begleitet von 400 Transportschiffen, unter Segel. Sie trug ein Landheer von 37,500 Mann und 4000 Pferden mit 100 Stück grobem Geschütz. See- und Landarmee zusammen zählten 64,000 Mann. Kommandeur der Flotte war der Viceadmiral Duperré, Oberbefehlshaber des Heeres der bisherige Kriegsminister, Generallieutenant Graf von Bourmont. Am 13. Juni früh defilirte die Flotte längs den algierschen Batterien vorbei u. Abends 7 Uhr warfen alle Fahrzeuge in der Bucht von Sidi el Ferruch, 5 Stunden westlich von A., Anker. In der Nacht vom 13. zum 14. näherten sich Truppen auf Schaluppen der Küste und halb 4 Uhr Morgens betrat die Avantgarde ungehindert und unter dem Rufe: „Es lebe der König!" das Land. Um 6 Uhr folgte die zweite Division; gegen Mittag fast das ganze Heer. Der Dey, auf seine großen Streitkräfte trotzend, erklärte: „Die Franzosen sollen landen, aber entkommen soll mir keiner." Nach leichten Kavalerie-Scharmützeln stürmten die Franzosen unerschrocken eine schlecht vertheidigte Redoute, wo sie 13 bronzene Kanonen und 2 Mörser eroberten. Nach dieser Waffenthat, die der Expedition einen festern Stützpunkt gab, bezog die Expeditionsarmee ein verschanztes Lager, 2 Stunden von den Außenwerken der Stadt entfernt, zwischen der Landzunge Ferruch und dem Festlande. Bourmont verlegte sein Hauptquartier in den auf jener ½ Meile sich ins Meer erstreckenden Landzunge befindlichen Thurm Chica, eine alte maurische Warte. Der 15. verging unter Scharmützeln der französischen Tirailleurs mit der arabischen Kavalerie, welche die an den Verschanzungen arbeitenden Sappeurs beunruhigte. Am folgenden Tag gerieth die Expedition in große Gefahr. Es erhob sich ein Sturm, der der französischen Flotte das Schicksal der Expedition Karls V. bereiten zu wollen schien. Die Transportschiffe wurden, nach Verlust von Anker und Tauen, auf das Ufer geschleudert, welches in weitem Umkreise mit ihren Trümmern, mit Proviantfässern und Kisten bedeckt ward. Doch hielt der Sturm nicht an; noch an demselben Tag trat schönes Wetter ein, die Arbeiten wurden mit verdoppelter Thätigkeit fortgesetzt und bald glich durch die vereinten Anstrengungen aller Truppen das Lager einer Zeltstadt mit Straßen, Plätzen, Restaurationen und Schenken. Während aber die Franzosen auf die Ankunft ihres in Palma zurückgebliebenen Belagerungsmaterials warteten, bedeckte sich ihrem Lager gegenüber allmählig die ganze Ebene mit arabischen Zelten; immer größer wurde der Zuzug der Reitermassen der Beduinen und am 18. schätzte man die versammelten feindlichen Truppen auf 40,000 Mann. Den Kern derselben machte die türkische Miliz des Dey und die Kontingente der Beys von Konstantine und Tittery aus. Am 19. versuchten die arabischen Massen einen allgemeinen Angriff auf die französischen Verschanzungen. Er wurde abgewiesen und die 15,000 Mann starke französische Division unter Berthezène rückte aus, den Angriff ihrerseits

zu erneuern und die Araber aus ihrer Stellung zu vertreiben. Die Ueberlegenheit der europäischen Taktik und ein geregeltes, verwüstendes Artilleriefeuer entschieden für die Franzosen in kurzer Zeit den Sieg und lieferten ihnen nach sechsstündigem Kampfe 8 Geschütze und das ganze Lager des Dey mit großer Beute in die Hände. Die Franzosen gaben ihren Verlust bei diesem glänzenden Kampfe auf 300 Verwundete und Todte an; der des Feindes wurde auf das 10fache geschätzt. Letzterer wurde bis in die Nacht verfolgt und das Hauptquartier nach Staoundi verlegt, welches Bourmont selbst, während Berthezène die Verfolgungen fortsetzte, einnahm. Nach heftigen Gefechten am 24. bei Sidi Kalef (wo das gegen das Kaiserfort vorrückende französische Corps in 3 Stunden 600 Mann an Todten und Verwundeten verlor), und am 25. und 26., wo die Türken das Sternfort in die Luft sprengten, kam endlich das erwartete Geschütz bei Sidi Ferruch an, und am 29. wurde das A.s Südseite vertheidigende Kaiserfort, wohin sich die Türken, alle Außenpositionen verlassend, zurückgezogen hatten, eingeschlossen, am 30. Juni die Laufgräben eröffnet, und am 4. Juli früh begann das Feuer aus 10 Vierundzwanzigpfündern, 6 sechszehnpfündigen Kanonen und 10 Mörsern und Haubitzen. Schon nach wenigen Stunden schwieg das Feuer des Feindes und der Befehl zum Brescheschießen ward gegeben. Die Franzosen bereiteten sich zum Sturm vor, als, um 10 Uhr, das Fort (aus drei unregelmäßigen Bastionen mit einem Hornwerk bestehend) in die Luft flog. A., seines wichtigsten Außenwerks beraubt, wurde hierauf enger eingeschlossen und mit Breschbatterien umgeben. Die Batterien der Belagerten erwiederten das Feuer der Franzosen lebhaft, welches die Flotte durch ihr Bombardement nachdrücklich unterstützte. Nach Ueberwältigung mehrer Werke schickten sich die Franzosen an, die Kasbah, die Burg des Dey, zu erstürmen, als ein Parlementair des letztern im Lager der Franzosen erschien und Kapitulationsanträge machte. Uebergabe und Abtretung der Stadt, der Forts, des Hafens, des ganzen Landes an die Franzosen war das Resultat der Unterhandlung und am 5. Juli, um 10 Uhr Vormittags, besetzten die Sieger die Thore und Festungswerke. Dem Dey nebst seiner Familie ward persönliche Freiheit, der Besitz seines Privatvermögens und die freie Wahl eines Wohnortes außerhalb A. bewilligt. Allen Soldaten der türkischen Miliz wurde französischer Schutz zugesichert; den Einwohnern aber Achtung der Religion und des Eigenthums, Freiheit des Handels und der Gewerbe und strenge Mannszucht. Die Beute der Franzosen bestand aus 1500 Kanonen, 17 Kriegsschiffen, einem Schatz in Münzen und Silberbarren von 49 Millionen Franken und in gefüllten Magazinen. Alle Türken wurden nach Asien (Smyrna) transportirt, die Sklaverei der Christen, alle Tribute der europäischen Staaten und alle Monopole zugleich durch Verträge mit Tunis und Tripolis für immer abgeschafft, und auch der Bey von Tittery unterwarf sich den Siegern, welche, ihren amtlichen Berichten nach, in der 20tägigen Expedition 245 Offiziere und 3150 Mann, nach Andern 1200 Todte und 4000 Verwundete eingebüßt hatten, während der Feind allein 12,000 Todte zählte. Dem Dey ließ man von den aufgesammelten, ungeheuren Schätzen nur seine Juwelen 2c. im Werth von 4,000,000 Franken, und der entthronte Despot schiffte sich am 11. Juli über Mahon und Livorno nach Nizza ein. Er † 1834 zu Alexandria, als der letzte in der langen Reihe jener Häuptlinge von denen das christliche Europa zu seiner ewigen Schmach mehre Jahrhunderte hindurch Hohn und jegliche Unbill ertragen hatte.

Die Einnahme A.s war nicht das Ende des Kriegs; denn sie war noch kein Sieg über die Volksstämme im Innern des Landes und über die Macht der Beys in den Provinzen. Zwar erschien, wie bereits erwähnt, am Tage nach der Einnahme A.s der Bey von Tittery, um seine Unterwerfung anzukündigen, und kehrte, von Bourmont am 15. Juli als Bey förmlich anerkannt, scheinbar befriedigt zurück; allein seinen Versprechungen war wenig zu trauen. Schon am 23. Juli, als der Oberbefehlshaber das 8 Stunden von A. entfernte Blidah besetzte, war derselbe Bey Anstifter eines allgemeinen Angriffs der Araber auf die französische Besatzung, wodurch letztere zum Rückzuge genöthigt und in den Arabern der Glauben an die Besiegbarkeit der Franzosen um Vieles erhöht wurde. Die mit dem Bey von Oran gleichzeitig gepflogenen Unterhandlungen brachten zwar diesen wichtigen Platz in die Gewalt der Franzosen; allein kaum war die als Besatzung dahin expedirte Kolonne ausgeschifft, als Verhältnisse, welche wir sogleich berühren werden, die schleunige Zurückberufung derselben veranlaßten. Aus gleichen Gründen nahm die Expedition gegen Bona eine ungünstige Wendung. General Damrémont war mit seiner Brigade und einer Batterie Feldgeschütz am 2. August im dortigen Hafen eingelaufen und ohne Schwierigkeiten in die Stadt aufgenommen worden, hatte am 11. in hitzigem Gefechte die anstürmenden Araber geschlagen und traf schon die nöthigen Anstalten zu einer bleibenden Niederlassung in Bona, als er die Ordre erhielt, so schnell als möglich nach A. zurückzukehren, wo am 26. August das ganze Expeditionscorps wieder vereinigt war. Diese retrograden Bewegungen, welche die Anstrengungen von 6 Wochen annullirten, waren eben so wohl die Folge der Juliereignisse in Paris, als der eignen Bedrängnisse des Generals Bourmont in A. Auf die Nachricht nämlich vom Sturze der ältern Bourbonen war Bourmont als ein eifriger Anhänger der Dynastie zuerst entschlossen, sein ganzes Heer in die Vendée oder Normandie hinüberzuführen. Später, unentschieden, was er thun solle, hielt er es für alle Fälle nöthig, das Heer in den Mauern von A. zu koncentriren, zumal da ihn die Ereignisse in Belida und ähnliche gelehrt hatten, daß ohne beträchtliche Truppenverstärkung ein Krieg im Innern nicht rathsam sey. Klimatische Einflüsse hatten das Heer bedeutend vermindert, der Bey von Tittery kündigte die Treue auf, und die Bewohner von A. selbst machten auf die Nachricht von dem Herannahen eines 40,000 Mann starken Beduinenschwarms Miene, den Franzosen in ihrer Mitte eine Art sicilianischer Vesper zu bereiten, da sie die noch vor Kurzem so tapfere Armee plötz-

lich entzweit, entmuthigt, gelähmt sahen. Indeß hatte die im Heere überwiegende politische Stimmung u. Duperré's Festigkeit den Absichten Bourmonts gegenüber nach vielen Debatten im Kriegsrath die Aufpflanzung der dreifarbigen Fahne zur Folge. Bourmont entfernte sich am 2. September 1830 und nahm von den erpreßten Geldern den größten Theil mit sich, wie er vorgab, für die Chatoulle des verjagten Königs. Nachdem der erste Sturm der Julirevolution sich gelegt und die neue Regierung Frankreichs einigermaßen festen Boden gewonnen hatte, drang sich die Frage über die Zukunft A.s dem französischen Kabinet von selbst auf. Während der triumphirenden Freude, mit der man in Paris die Eroberung des Barbareskenstaats verkündete, war schon Karl X. von auswärts angedeutet worden, man sey keineswegs gesonnen, Frankreich im Besitz von A. zu lassen. In Folge dessen hatte das französische Kabinet schon Verhandlungen mit der Pforte angeknüpft, deren Sinn dahin ging, daß A. an die Türkei zurückgegeben, daselbst eine regelmäßige Regierung eingesetzt, die Seeräuberei für immer abgeschafft, den Franzosen vier feste Plätze und das Recht der Korallenfischerei eingeräumt und von der Pforte für die Rückgabe 20 Millionen Franken in bestimmten Fristen gezahlt werden sollten; aber der Sturz der ältern Bourbonen gab der Sache wieder eine andere Wendung. Die neue Dynastie erklärte sich, schlau die öffentliche Meinung adoptirend, ohne Rückhalt für die Beibehaltung der afrikanischen Eroberung und sandte im September den Marschall Clauzel als Gouverneur nach A., um das Land als französische Provinz zu organisiren. Auf diese Weise setzte sich Frankreich, im Widerspruch mit den vor der Landung veröffentlichten Versprechungen und seinen Proklamationen, in einem Vasallenstaate seines Alliirten (des Sultans) fest und hob einseitig einen bereits zum Abschluß reifen Traktat wieder auf. Vergebens protestirte das englische Kabinet gegen die Beibehaltung der Eroberung von Seiten Frankreichs. Seine Stimme verhallte in dem Sturme, der die ganze politische Welt damals bewegte, und neben den Ereignissen in Polen, in Deutschland, in Italien und Belgien trat die algiersche Frage in den Hintergrund. Kein anderes Kabinet schloß sich der britischen Protestation an, und ohne auf weiteren Widerspruch zu hören, verfolgte das Gouvernement Ludwig Philipps seine Pläne.

Der General-Gouverneur Clauzel (September 1830 bis 20. Februar 1831) fand in A. für die Lösung einer an sich schweren Aufgabe keine glückliche Stellung. Nach außen hin erstreckte sich die Autorität der französischen Waffen nicht über die Stadt und ihre nächsten Umgebungen hinaus. In allen Zweigen der innern Verwaltung herrschte absolute Verwirrung. Alle — Eingeborne wie Franzosen — äußerten die höchste Unzufriedenheit. Bourmont hatte gleich am Tage seines Einzugs eine Regierung und Finanzkommission eingesetzt; keine von beiden war indeß im Stande, in das Chaos der öffentlichen Angelegenheiten Ordnung und Gesetzmäßigkeit zu bringen. Man setzte endlich neue Municipalräthe unter Vorsitz französischer Kommissäre ein, ordnete eine allgemeine Entwaffnung der Eingebornen an u. richtete die Polizei auf französischem Fuß ein. Aber während der neue Municipalrath allgemein verhaßt und die Sicherheit des Eigenthums in A. nie gefährdeter war als unter der neuen Polizei, erregte der Eigennutz der mit der Entwaffnung beauftragten Offiziere, welche oft die unschuldigsten Dinge wegnahmen, um sich durch ihren werthvollen Besitz zu bereichern, die beklagenswerthesten Auftritte. Ueberhaupt beging man den Fehler, daß man mehre Tage lang die Arsenale, die Münze und andere Staatsgebäude unbewacht ließ, so daß Jedermann sich für berechtigt hielt, von dort wegzuschleppen, was ihm gut dünkte. Dies war zum Theil der Anfang jenes heillosen Raubsystems, welches als Makel auf der Herrschaft Frankreichs in Afrika haftete und in den Augen der Eingebornen die europäische Bildung in das schlechteste Licht gestellt hat. Auf der andern Seite hatte Bourmont Manches von den bestehenden Einrichtungen beibehalten und bestätigt, namentlich die selbstständige Organisation der Juden und die maurischen Kadis für die Civilrechtspflege der mohammedanischen Bevölkerung, während die türkischen aufgehoben wurden. Für die gesammte Kriminaljustiz und die Civilgerichtsbarkeit der Europäer wurde ein französisches Tribunal eingesetzt, dessen Wirksamkeit aber unter Bourmont nur theilweise ins Leben trat. Die Abgaben kamen der Finanzkommission so unregelmäßig zu, daß auf eine reelle Einnahme in keinem Zweige zu rechnen war. So fand Clauzel den Stand der Dinge in A. vor. Er, ein fester militärischer Charakter, trat mit dem entschiedensten Willen auf, A. in eine mächtige Kolonie Frankreichs umzuschaffen. Seine Thätigkeit verfolgte gleichmäßig die innere Organisation der Verwaltung wie die Erweiterung der Herrschaft nach außen. Schon am 16. Oktober trat ein Regierungsausschuß in 3 besonderen Sektionen, für Justiz, Finanzen u. das Innere, an die Spitze der gesammten Civilverwaltung. Der Justizsektion, die für die Mohammedaner die maurischen Kadis beibehielt, für die Juden ein aus drei Rabbinern gebildetes jüdisches Gericht bestellte, gelang es in kurzer Zeit, wenigstens einige Ordnung in das Chaos der Rechtspflege zu bringen; auch die Einnahmen hoben sich so, daß am 1. Januar 1831 ein baarer Kassenbestand von 339,534 Franken vorhanden war. Die Monopole wurden abgeschafft bis auf das Salzregal, welches sich die Regierung vorbehielt; daneben wurden alle Besitzungen und Güter des Dey, der Beys, der deportirten Türken und der Moscheen zu Medinah und Mekka zu den Domänengütern geschlagen. Von 5000 Landgütern eignete man 3000, zu einem Kapitalwerthe von 40 Millionen Franken, dem Staate zu. Die Sektion für das Innere beschränkte sich vor der Hand auf Municipalangelegenheiten, Polizei und Verproviantirung der Stadt. In vielen Maßregeln erschien jedoch Clauzel gewaltsam, diktatorisch. Seine Kolonisationsversuche hatten, zumal da die errichtete Musterwirthschaft keinerlei Erwartungen entsprach, auch wenig Fortgang; indeß brachte der Marschall es dahin, daß die Regierung sich für seine Pläne erklärte. Die zweite Hauptrichtung von Clauzels Thätigkeit ging auf Er-

weiterung der französischen Herrschaft. Wenn er aber hier nur geringfügige Resultate erreichte, so lag die Schuld hauptsächlich in dem Mangel aller militärischen Unterstützung von Frankreich aus. Denn statt neue Verstärkungen zu erhalten, sah Clauzel nach und nach ²/₃ seines Heers nach dem Vaterlande zurückkehren, das in Aussicht auf einen europäischen Krieg alle zerstreuten Streitkräfte an sich zog. Die Einrichtung eines Truppencorps aus Einheimischen, der Zuaven, einer Art Miethsoldaten, meistens aus Kabylen bestehend und zu Fuß dienend, und die der Spahis, eines einheimischen Kavaleriecorps, konnte, so zeitgemäß und löblich sie war, doch nur theilweisen Ersatz für die abziehenden französischen Regimenter gewähren. Der Zug gegen den Bey von Tittery hatte nichts Anderes als die vorübergehende Herrschaft Frankreichs in Medeah und die noch prekärere in Belida zur Folge. Die Uebereinkunft aber, welche Clauzel wegen Oran und Konstantine mit dem Dey von Tunis abschloß, wurde von dem Minister des Auswärtigen in Paris, Sebastiani, nicht genehmigt, vielmehr dazu benutzt, den Gouverneur wegen eigenmächtigen Handelns von Afrika abzurufen. So verließ Clauzel am 20. Februar die Kolonie in nicht viel gesicherterer Lage, als jene war, in welcher er sie fünf Monate früher gefunden hatte — Unter Clauzels Nachfolger, dem General Berthezène, (20 Februar bis 25. December 1831) sollte ein Friedenssystem angewandt werden. Auch schienen die Verhältnisse in Europa es rathsam zu machen, die afrikanische Eroberung zunächst auf einen möglichst kleinen Maßstab zurückzubringen; daher wurde Berthezène nicht zum General-Gouverneur, sondern zum bloßen Divisionskommandanten ernannt und das Heer bekam den unscheinbaren Namen einer Besatzungsdivision von Afrika (Division d'occupation d'Afrique). Berthezène faßte vor Allem die Administration ins Auge; allein er beging dabei gleich anfangs einen großen Fehler, dessen sich später noch mehre seiner Nachfolger schuldig gemacht haben; er wechselte das von seinem Vorgänger hinterlassene Personal in den verschiedenen Zweigen des öffentlichen Dienstes und ersetzte es durch Leute, welche nicht einmal den Vortheil der sechsmonatlichen Erfahrung für sich hatten; zugleich wies er mehren Behörden theilweise andere Geschäftskreise an, woraus Verwirrung entstehen mußte. Ueberhaupt war Berthezène sehr unglücklich in der Wahl seiner Organe und Diener, ein Umstand, der ihm seine ganze Stellung zu den Eingebornen verdarb. Daneben dauerten die von Clauzel begonnenen Konfiskationen und Sequestrationen fort, und so groß war die Wuth der Europäer nach Länderbesitz, daß die Grundstücke bald der Gegenstand des schändlichsten und verderblichsten Hazardspiels wurden. Man kaufte um des augenblicklichen Gewinnes willen und in der Absicht, bei der ersten Gelegenheit wieder loszuschlagen. So kam es, daß ein und dasselbe Grundstück in einem Jahre nach und nach in hundert Hände kam und doch nicht bebaut wurde; man setzte sich in den nominellen Besitz von Ländereien auch ohne Kapitalien, indem man mit dem bisherigen Eigenthümer einen Kauf auf Renten abschloß. Wie eine Pest griff das heillose Börsenspiel um sich. Zu Hunderten eilten heruntergekommene Glücksritter aus Europa nach A., um an der allgemeinen Beute Theil zu nehmen. Die ganze Mark um A. herum, bis zu der Grenze der Metidscha hin, war der Gegenstand der Spielwuth der Spekulanten geworden. Die schändlichsten Kniffe wurden angewendet, um die Araber zum Verkauf zu zwingen; diese ihrer Seits suchten sich durch gleiche Betrügereien schadlos zu halten, sie verkauften in derselben Zeit ein und dasselbe Grundstück an vier oder fünf verschiedene Käufer. Die Verordnung, daß alle Käufe gerichtlich angemeldet werden sollten, war eine ohnmächtige Maßregel gegen die Gewinnsucht. Dieses Unwesen muß als eine der Hauptursachen angesehen werden, weshalb die französische Kolonisation in A. von vorne herein gänzlich mißlang. Im Uebrigen entwickelte Berthezène einiges administratives Talent. Die Freigebung des inländischen Salzverkaufs, die Scheidung der Militär- und Civildomänen waren von wohlthätigen Folgen. Auch ließ Berthezène zuerst Kasernen, Mühlen, Schlachthäuser und andere Bauten zum öffentlichen Nutzen anlegen. Im Ganzen aber nahm unter seiner Verwaltung die Abneigung der Araber gegen die Franzosen eher zu als ab, und die Kolonie kam um keinen Schritt vorwärts, da auch seine Kriegsoperationen weder die Erweiterung, noch die Sicherung der Grenzen wesentlich förderten. Ein Zug, um dem französischen Bey in Medeah Hülfe gegen die Araber zu leisten, endete mit einem schimpflichen Rückzuge am 2. Juli 1831, dessen Schmach durch einen späteren Sieg nicht wieder verwischt werden konnte. Der Kommandant mußte sich herablassen, durch einen Marabut mit den arabischen Insurgenten zu unterhandeln. Oran blieb sich selbst überlassen, obwohl General Boyer dort mit Energie auftrat und mehr leistete, als Berthezène vermocht hätte. Dagegen war die Besatzung von Bona in der schwierigsten Lage, die dadurch noch verschlimmert wurde, daß ein abgesendetes Hülfscorps wieder vertrieben wurde. Unter solchen Umständen war die Abberufung Berthezène's (25. December 1831) eine von der Nothwendigkeit gebotene Maßregel.

Der dritte Gouverneur, General Savary, Herzog von Rovigo (bis 25. December 1833), wie Clauzel, ein Krieger aus Napoleons Schule, erhielt eine wesentlich von seinen Vorgängern verschiedene Stellung in A. Die königliche Regierung hielt es für das Gedeihen der afrikanischen Kolonie ersprießlich, die bisher in der Person des Gouverneurs oder Generalkommandanten vereinte oberste Militär- und Civilgewalt zu trennen; sie ernannte, neben dem Generalkommandanten der Armee, für die Civilverwaltung im engeren Sinne mit Einschluß der Finanzen und des Rechtswesens einen eigenen, selbstständigen, nur dem Ministerium zu Paris verantwortlichen Intendanten in der Person des Baron Pichon. Letzterer traf einen Monat später als Savary in A. ein. Leider wurde diese an sich nicht zu verwerfende Maßregel der Grund einer zwieträchtigen Doppelherrschaft, welche die Einheit des Dienstes zu einer Zeit zerstörte, wo dieselbe doppelt nothwendig war. Pichon war allerdings der Mann,

der eine verständige Organisation durchzusetzen vermochte; aber es hätte dazu mehr Zeit gehört, als ihm die Eifersucht des alten Herzogs gestattete. Die abscheulichen Säbelstrafen, welche der türkische Despotismus eingeführt und der sinnliche Mohammedanismus fast geheiligt hatte, wurden abgeschafft und die Kenntniß der Künste und menschlicher Wissenschaft drang nach A., um die Bigotterie der Muselmänner durch humane Kultur und den ersten Anflug der europäischen Civilisation zu durchbrechen. Viele von den rechtgläubigen Moslemims flohen zwar vor der christlichen Religion und Gesittung; viele aber blieben, um dem überwältigenden Andringen der Bildung und Intelligenz endlich zu unterliegen. Die Stadt A. zählte um die Mitte des Jahres 1832 gegen 14,000 Muselmänner, 5400 Juden, 120 Türken und 4021 Europäer (darunter 234 Deutsche), zusammen also 23,541 Einwohner, ein Zahl, die sich später in Folge milderer, die Population fördernder Gesetze um etwas steigerte. Vorzüglich günstig wurde der Versuch aufgenommen, eine gewisse Harmonie zwischen den französischen und mohammedanischen Gesetzen herbeizuführen; nicht weniger hatte sich die Sanitätspolizei in den drei Häfen, A., Bona und Oran, wohlthätiger Verbesserungen zu erfreuen. Während aber Pichon die Herrschaft vernünftiger Gesetze vorbereitete und, um Afrika aufzuklären und zugleich mit der Regierung in engere Verbindung zu bringen, eine Zeitschrift, das Regierungsblatt: „le Moniteur algérien“ stiftete, legte Savary allerlei Intriguen an, deren Folge die Wiedervereinigung der Administrativgewalten und die Wiederherstellung der alten Ressortverhältnisse war (12. Mai 1832). Pichon, nicht gemeint, sich dem Herzog von Rovigo zu subordiniren, verließ Afrika und ward durch Genty de Bussy ersetzt, welcher wieder in die frühere sekundäre Stellung eines Civilintendanten dem Generalkommandanten gegenüber zurücktrat. Die Thätigkeit Savary's selbst muß in allen wesentlichen Punkten als verfehlt, ja kopflos bezeichnet werden. Es wollte wenig sagen, daß er um A. herum ein Gebiet von 6 Quadratstunden durch eine Reihe von Blockhäusern gegen die Ueberfälle der Beduinen sicherte, während er im Innern der Stadt selbst einen viel gefährlichern Feind, den fanatischen Haß der Mauren wieder aufweckte. Gleich sein erstes Auftreten erregte die höchste Erbitterung. Ohne vom Ministerium dazu ermächtigt zu seyn, forderte der Herzog von der Stadt A. eine Kontribution von 5400 Ctnr. Wolle in natura oder in Geld (zu 80 Fr. der Ctnr.). Eine Beschwerde der angesehensten Männer in A. bewirkte zwar einen Ministerialbefehl, kraft dessen die Kontribution annullirt wurde; aber das Mißtrauen der Algierer gegen den Herzog konnte dadurch um so weniger gehoben werden, als der letztere nur durch die Energie Pichons vermocht werden konnte, den höhern Befehl zu respektiren. Von dieser Zeit an bot zugleich Savary Alles auf, um den im administrativen Geschick ihm weit überlegenen Civilintendanten von seiner Seite zu entfernen. An dem damaligen günstigen Erfolg der französischen Waffen um Bona hatte Savary keinen Theil. Auf der Citadelle saß der ehemalige Bey von Konstantine, Ibrahim, der 1827 dem Achmet gewichen war. Er wurde von Ben Aissa, einem Aga Achmets, belagert, und war schon entschlossen, die Burg dem Aga zu übergeben, als ein Franzose, Kapitän Armand, mit 30 Matrosen durch kühnen Ueberfall, und unterstützt von dem tunesischen Renegaten Jussuf Bey, sich in die Burg warf (5.—6. März 1832). Ibrahim flüchtete sich nach Bizerta, Ben Aissa aber steckte, nachdem er einen vergeblichen Versuch gegen die Citadelle gemacht hatte, die Stadt in Brand und zog sich nach Konstantine hinzurück, indem er zugleich den größten Theil der Einwohner mit sich fortschleppte. Erst im April erhielt Armand durch General Uzer Verstärkung. Die Stadt war gänzlich verwüstet, und erst nach und nach konnte Uzer so viel Sicherheit herstellen, daß einige Araber-Stämme in der Nähe sich niederließen. Eine weitere Verfolgung des Bey von Konstantine war vor der Hand ganz unmöglich, da Savary mit Sicherstellung der Hauptstadt noch vollauf zu thun hatte, und auf einer entgegengesetzten Seite die heftigsten Angriffe sich erneuerten. In Oran erhob sich der Emir von Maskara, Abd-el-Kader, und der Kaiser von Marokko machte durch Besetzung von Tlemsen Miene, sich der ganzen Provinz zu bemächtigen, jedenfalls leistete er den Unternehmungen Abd-el-Kaders gegen die französische Okkupation allen möglichen Vorschub. Der Kommandant von Oran, der tapfere General Boyer, widerstand mit Kraft und Umsicht, aber nie durfte er Oran verlassen, ohne von Beduinenhaufen umschwärmt und zum Kampfe genöthigt zu werden, der bei der eigenthümlichen Art des plötzlichen Angriffs von Seiten der Araber für ihn immer nachtheilig ausfiel. Als Boyer im April 1833 seinem Nachfolger, dem General Desmichels, die Kommandantur abtrat, reichte die französische Herrschaft in Oran nicht weiter, als die Kanonen von Oran, Mostaganem und Arzew. In der Provinz A. selbst brachten inzwischen die schreienden Gewaltstreiche des Herzogs von Rovigo, weit entfernt durch Schrecken Gehorsam zu erzwingen, Alles zum Aufstand und Abfall. Wir erinnern nur an das Blutbad, welches Savary im April unter dem Stamme der Offias (Uffias) anrichten ließ, an die Mordbrennerei in Blidah und Koleah, endlich an die treulose Ermordung zweier arabischen Kadis, die im Vertrauen auf das Völkerrecht nach A. kamen, um einen Frieden zwischen ihrem Stamme und den Franzosen zu unterhandeln. Diese zwei Köpfe und jene andern Unthaten des Herzogs von Rovigo hat Frankreich theuer bezahlen müssen. Seit Savary's Gouvernement nahm der Streit einen viel ernstern, blutigern, für die Franzosen verderblichern Charakter an und gewann eine ungleich größere Ausdehnung. — In die Zeit von Savary's Gouvernement fällt auch die Errichtung des Corps der Freiwilligen und der Fremdenlegion. Es war einer der größten Fehlgriffe, daß Frankreich A. zum Abzugskanal für alle die unruhigen Köpfe benutzte, welche in Folge der Julirevolution aufgetaucht, oder aus andern Ländern in Paris zusammengeströmt waren. Alles, was sich von Ultraschlechtigkeit vorfand, ward unter dem Namen der „pariser Frei-

willigen" nach Afrika getrieben. Eben so wurde aller Abschaum der Armee zusammengesucht und nach Afrika versetzt. Diese Hefe der Menschheit trug die Pest menschlicher Entartung und Nichtswürdigkeit so weit, als die französischen Waffen in A. reichten. Der Geist des Militärs erschlaffte und die Disciplin dieser Kompagnien nahm in der That einen so gefährlichen Charakter an, daß man sie gar nicht mehr in die Städte aufzunehmen wagte, sondern immer im freien Felde lagern ließ, und eine Zeit lang sogar das Erscheinen eines Soldaten jener Kompagnien in der Hauptstadt bei Todesstrafe untersagen zu müssen glaubte. Die wiederholten gerechten Klagen vermochten das Ministerium endlich, den Herzog zurückzurufen (März 1833) und zur Verantwortung zu ziehen, aber er † schon am 2. Juni desselben Jahres, ehe er sich rechtfertigen konnte. General Avigard übernahm bis zur Ernennung des neuen Gouverneurs das provisorische Generalkommando. Einige Wochen nachher traf zwar der neue Gouverneur Voirol in A. ein, sein Kommando (April 1833 bis September 1834) war aber auch nur ein provisorisches. So traurig war der Stand der afrikanischen Kolonie in dieser Periode, daß die französische Regierung zweifelhaft wurde, ob sie A. aufgeben oder behalten sollte. Sie ernannte daher auf Antrag der Kammer eine eigene Kommission, um den Zustand A.s an Ort und Stelle zu prüfen. Das Ergebniß jener war eine Sammlung wichtiger Dokumente und Materialien, die einem besondern Ausschusse unter dem Vorsitze des Herzogs Descazes zur weiteren Beurtheilung überwiesen wurden. In Folge dieser Untersuchung wurde die Beibehaltung A.s ausgesprochen und durch eine Ordonnanz vom 22. Juli 1834 verordnet, das eroberte Gebiet solle fortan „französische Besitzungen im Norden Afrika's" genannt werden. Der Generalgouverneur sollte mit dem Generalkommando zugleich die Administration führen und unter dem Kriegsministerium stehen, die Regierung aber mittelst Ordonnanzen geschehen, welche von dem Gouverneur entworfen und von dem Kriegsminister bestätigt werden sollten. Für die Justiz wurden Tribunale erster Instanz zu A., Bona, Oran, ein Obertribunal und ein Handelstribunal zu A. eingesetzt und ein Generalprokurator ernannt, welcher das einheimische Recht prüfen und mit der neuen Justizverfassung in Uebereinstimmung bringen sollte. Die neue Organisation zeigte wenigstens den ernsten Willen der französischen Regierung, die afrikanische Eroberung nicht wieder aufzugeben.

Voirols friedliches System war geeignet die neue Organisation vorzubereiten. Er beschwichtigte die Erbitterung in und um A.; es gedieh, außer der Anlage von Militärstraßen und Standlagern, auch manches Werk des Friedens, z. B. die Austrocknung mehrer Moräste, die Errichtung einheimischer Milizen, die Wiederherstellung der Spahis, die Organisation eines Bureaus für die afrikanischen Angelegenheiten; alles Einrichtungen, welche eben so wohl der Regierung Vortheile gewährten, als sie auf die Zufriedenheit der Bevölkerung, wenigstens in der Nähe der Hauptstadt, günstig einwirkten. In den entfernteren Theilen der Provinz durften dagegen die Waffen nicht ruhen, namentlich hörte der feindliche Stamm der Hadschuten zu keiner Zeit auf, seine räuberischen Züge aus den Schluchten des Atlas heraus bis weit in die Ebene herab zu erneuen. Lauter noch tönte das Waffengeklirr in den beiden Flügelprovinzen A.s, Konstantine und Oran; in der einen focht man um Bugia, in der andern gegen den furchtbaren Abd-el-Kader. Ein englisches Schiff hatte in Bugia eine unwürdige Behandlung erfahren; das englische Ministerium drohte darauf, es werde der Flagge seines Volkes selbst Achtung verschaffen, wenn Frankreich zögern wolle, eine Küste zu beruhigen, die es für die seinige erklärt habe. Frankreich rüstete darauf in Toulon ein eigenes kleines Expeditionscorps. Einer der tapfersten französischen Offiziere, der General Trézel, wurde an die Spitze der Unternehmung gegen Bugia gestellt, und nach heftigem, blutigem Kampfe wurde die Stadt im Anfange des Oktobers 1833 erobert und verwüstet, während die Kriege mit den Kabylen in der Umgegend noch längere Zeit fortdauerten. Die Einnahme von Bugia war für den Augenblick so wenig ein reeller Gewinn für die französischen Besitzungen in Afrika, daß sie nur die Last der Verwaltung und Besatzung vermehrte. Trézel verließ die Stadt in den ersten Tagen des Novembers, nachdem er das Kommando der zurückbleibenden Garnison an den einem solchen Posten vollkommen gewachsenen Bataillonschef Duvivier abgetreten. In der Provinz Oran war unterdessen der Kampf weit ernster geworden, als an irgend einem andern Punkte. Hier focht gegen den General Desmichels, der seit dem April 1833 den Oberbefehl im Westen führte, der Emir von Maskara, Abd-el-Kader, mit ungebeugtem Muthe und immer steigender Macht. Nur mit vielen Opfern gewannen die Franzosen das früher verlassene Arzew (den Portus magnus der Römer, und Hauptplatz für den Handel nach Marokko hin) und Mostaganem. Mit Abd-el-Kader kam endlich (26. Februar 1834) ein erster Friede zu Stande. Den Vermittler machte ein einflußreicher Jude, Muhi Büsnach, welcher sich im Auftrage Desmichels' nach dem Lager Abd-el-Kaders verfügte. Der Emir erkannte nach diesem Vertrage den König der Franzosen als Lehnsherrn an. Alle Feindseligkeiten zwischen Franzosen und Arabern sollten aufhören, und Abd-el-Kader verpflichtete sich, Freundschaft und Einigkeit zwischen beiden Nationen auf jede Weise zu befördern. Er stellte zur Bürgschaft Geiseln, und französische Offiziere nahmen als Vermittler zwischen dem Emir und dem französischen General ihren Wohnsitz in Maskara; die Gefangenen wurden gegenseitig ausgewechselt; Handel und Verkehr in der ganzen Provinz für frei erklärt. So die Worte des Vertrags. Die Franzosen stießen nach ihrer Weise über die angeblichen Vortheile, welche ihnen der Traktat gewähre, in die große Lärmtrompete, und meinten, durch ihn Herren geworden zu seyn des ganzen westlichen Landes bis tief in die Thäler des Atlas hinein. Allein ganz anders deutete Abd-el-Kader die Friedensartikel aus. Er sah sich durch den Vertrag als Fürst der Araber von den Franzosen anerkannt und

nannte sich Sultan; er sah sich berechtigt, von Frankreich Waffen und Munition zur Unterwerfung solcher Stämme unter seine eigne Herrschaft zu fordern, welche sich gegen Frankreich irgend feindlich stellten; die Freiheit des Handels endlich ward in den Händen des Arabers ein Monopol, das die europäischen Truppen in harte Bedrängniß setzte. Als Frankreich die Früchte des vielgepriesenen Friedens reifen sah, rief es den General Desmichels ab, und sandte den kriegerischen, kühnen General Trézel mit der Weisung nach Oran, der französischen Nation Achtung, ohne Verletzung des Vertrags, zu verschaffen. Um dieselbe Zeit hatte die Regierung in Paris den General Drouet d'Erlon zum Gouverneur ernannt, um durch ihn die neue Organisation in volle Wirksamkeit treten zu lassen. General Voirol verließ A. erst im Monat December, nachdem er noch zuvor die unzweideutigsten Beweise von Liebe und Anhänglichkeit der einheimischen und europäischen Bevölkerung erhalten hatte. Drouet d' Erlons Gouvernement (Sept. 1834 bis August 1835) war, fern von allen Eroberungsplänen, einzig darauf berechnet, Frieden und Ordnung zu schaffen. Der Gouverneur traf in dieser Beziehung löbliche Anstalten. Die Verbesserung des Polizeiwesens, die Einführung der französischen Municipalverfassung in die afrikanischen Städte, die Gründung höherer Schulen, die Eintheilung der Mark von A. in 14 Gemeinden gehören in diese Kategorie. Aber d'Erlon war oft zu gut, weil — schwach; oft zu milde, weil — kurzsichtig. In den Augen der Araber erschien die Einstellung des Zwangssystems als Schwäche, und diese forderte sie zu neuer Anstrengung für ihre Unabhängigkeit auf. Allenthalben zeigten sich die Vorboten eines größeren Kampfes, den die Eingebornen vorbereiteten. Um Bugia herum tummelten sich die Kabylen, Tittery und A. litten unter den Einfällen der Hadschuten; die Hauptgefahr aber drohete von Seiten des Emirs von Maskara. Die ganze Provinz Oran sprach er als sein Eigenthum an, und gegen Stämme, die sich in den Schutz der französischen Regentschaft begeben hatten, verfuhr er grausam, weil es seine Religion ihm verbiete, Moslemim unter der Herrschaft der Ungläubigen zu lassen. „Ich grüße dich und schätze mich glücklich, dich auf meinem Gebiete zu wissen", schrieb er an den Gouverneur d'Erlon, als dieser auf seiner Inspektionsreise die Stadt Oran besuchte. Trézel, vom stets schwankenden Gouverneur nicht unterstützt, verlor gegen Abd-el-Kader die Schlacht an der Makta (26. und 27. Juni 1835), wodurch der Uebermuth der Araber auf den höchsten Grad gesteigert wurde. Zu den zahlreichen Feinden der Regentschaft gesellte sich um diese Zeit auch die Cholera und die Furcht vor der orientalischen Pest, die sich der Kolonie näherte. Die Zukunft A.s erschien selbst der Deputirtenkammer in Paris sehr zweifelhaft; den Streit der verschiedenen Meinungen über die Ungewißheit des Verwaltungssystems beendigte jedoch damals die feste Erklärung Guizots, daß Frankreich aus Rücksicht auf seine Nationalehre und in Betracht der erhöheten Bedeutung des Mittelmeeres die Regentschaft zwar behalten werde, aber die Verwaltung der Kolonie sich auf sichere und ruhige Behauptung der Küste und derjenigen Gebietstheile beschränken müsse, deren Besitz zur Sicherung der erstern erforderlich sey. A. solle ein Handelsplatz werden; käme dann die Kolonisation von selbst hinzu, so würde die Regierung über Kulturunternehmungen später das Zweckmäßige verfügen; aber sie werde nicht selber vorangehen. Das französische Kabinet wies so mit dem Plane der Kolonisirung Nordafrika's den Vorwurf entschieden von sich, als läge ein vollständiger Vertilgungskampf gegen die Afrikaner in seinen Absichten, als wolle es A. eben so behandeln, wie von England und Spanien im 16. und 17. Jahrhundert mit Amerika verfahren worden war.

Drouet d'Erlon schien zu tief in die früheren Verhältnisse verwickelt zu seyn, als daß er mit freiem Geiste die Beschlüsse der Kammer und Regierung hätte realisiren können. Das Ministerium ersetzte ihn durch den Marschall Clauzel (August 1835 bis Februar 1837), der nicht unterließ, bei seiner Ankunft die glänzendsten Proklamationen zu erlassen, und der ganzen Bevölkerung den glücklichen Zustand der vollkommensten Sicherheit und des süßesten Friedens als nahe bevorstehend anzukündigen. Zur Herstellung des Friedens schien indeß dem Marschall die Demüthigung der Rebellen und namentlich Abd-el-Kaders als erstes Erforderniß, eine Ansicht, mit der sich friedliche Maximen freilich nicht vereinigen ließen. Durch die ganze Regentschaft ertönte bald das Getöse der Waffen, und nie sah es kriegerischer in A. aus als unmittelbar nach Clauzels Friedensproklamation. Mauren und Hadschuten, Kabylen und Araber, die kriegerischen Bewohner des Atlas und die kühnen Söhne der Wüste fielen in Wuth über die Grenzbezirke her, ohne daß die vielfach getheilte Macht der Franzosen den Andrang der beweglichen Massen niederschlagen konnte. Clauzel erfocht Siege auf Siege, aber immer drohender wurden die Haufen der Araber, die wie Gewitterwolken vom Gebirge herabzogen, wie Sturmwind in die Wüste zurückbrausten. Der Zug Clauzels gegen Maskara, verherrlicht durch des Herzogs von Orleans Gegenwart, endigte mit der Einäscherung Maskara's (5. und 6. December 1835); ein pomphaftes Bülletin verkündigte, Abd-el-Kader sey nicht mehr, der Wind spiele mit der Asche seiner Hauptstadt, und die große Wüste sey zur Grenze der Regentschaft geworden. Aber Abd-el-Kader war noch; der Blitz seines Schwertes lenkte ein Volk von Reitern, die dem heimkehrenden Feinde die Beweise ihres Daseyns auf den Rücken zeichneten. Der Rückzug Clauzels glich einer Flucht, nicht einer Heimkehr von glücklich vollbrachter Siegerarbeit. Des Emirs starke Hand reichte bis Tittery, ja die Thore A.s selbst wurden von ihr bewegt. — Der zweite Zug Clauzels war wider die durch Türken vertheidigte Citadelle von Tlemsen gerichtet. Der Platz wurde genommen, geplündert und gebrandschatzt (Jan. 1836), aber die zurückgelassene kleine französische Besatzung kam kurz nach dem Abzuge des Hauptheers in die traurigste Lage. Abd-el-Kader wurde zwar einige Male zurückgeschlagen, z. B. unweit der Sika; allein für die Stellung Frankreichs zum Araberfürsten ward nichts ge=

wonnen. Fort und fort behauptete der Emir die moralische und selbst materielle Ueberlegenheit in der Provinz Oran, welche ihm Clauzel vergeblich zu entreißen gesucht hatte. — Nicht zufrieden, Oran zum Tummelplatze des Kriegs gemacht zu haben, schritt Clauzel auch gegen die Hadschuten und gegen die Kabylen um Bona herum zur Offensive und forderte die starken Stämme zum Kampf auf Leben und Tod heraus, gleich als wäre es nicht genug, daß seit der Eroberung A.s bis 1836 nahe an 20,000 Mann u. mehr als 5000 Offiziere der französischen Armee ihr Leben auf den afrikanischen Schlachtfeldern ausgehaucht hatten. Die Erfolge waren, wie alle frühern, ohne bleibenden Gewinn. Trauriger aber als Alles lief der Zug Clauzels in dem östlichen Departement der Regentschaft, der gegen **Konstantine**, ab. Nach vergeblichen Versuchen, das Ministerium in Paris zur Absendung eines neuen Heeres zu vermögen, war der alte Marschall kühn genug, mit einem Corps von nur 8000 Mann, welches durch die Begleitung des Herzogs von Nemours wohl am äußern Glanze, nicht aber an innerer Kraft gewann, von Bona aus den gewagten Zug, zudem mit wenig Proviant und in der ungünstigsten Jahreszeit (8. Nov. 1836) zu unternehmen. Nach wenigen Tagemärschen fiel Regen und Schnee, die Gebirgswege waren grundlos, die unbebrückten Flüsse traten über ihre Ufer, und da und dort zeigten sich die raubgierigen Kabylen. Am 21. November langte der Zug halb verhungert und erfroren vor Konstantine an, um am 24. November, von den Elementen mehr als von der Tapferkeit der Truppen des Bey Achmet überwältigt, den Rückzug durch Gebirge, durch erbitterte Feinde, im Regen, Koth, Schnee, Eis, ohne Lebensmittel, ohne hinreichende Munition anzutreten. Von dem ganzen Corps kamen 2800 Mann nach Bona zurück; die übrigen waren versprengt, oder krank, oder erschlagen. Nach diesem dem Ehrgeize und der tollen Bravour Clauzels gleich schwer zur Last fallenden Unglücke bei Konstantine befand sich A. in einer mißlicheren Lage, als nach dem Verluste an der Makta. Achmet, dieser wilde, grausame Türkenchef, der geschworne Feind der Franzosen, triumphirte in den östlichen Gebieten, die Hadschuten in der Umgegend von A. wurden kecker und der Kaid von Miliana drohte, aus seinen beschneiten Bergen hervorzubrechen. Im Westen erhielt Abd-el-Kader den Kampf aufrecht, und gestattete, obwohl in offener Schlacht meist überwunden, den Franzosen doch an keinem Orte die nöthige Ruhe und Erholung. Clauzel hielt eine Selbstvertheidigung für um so nöthiger, da die gegen ihn erhobenen Beschuldigungen zum Theil einen sehr persönlichen Charakter angenommen hatten. Nachdem er daher das provisorische Generalgouvernement an General **Rapatel** abgegeben, kehrte er zu Anfange des Jahres 1837 nach Frankreich zurück, und vertheidigte sich und sein System theils mündlich vor der Kammer, theils in einer mit Bitterkeit abgefaßten Flugschrift: „**Explication du Maréchal Clauzel**“ vor dem größern Publikum. Allein weder die öffentliche Stimme noch die Regierung wurden durch diese Vertheidigung überzeugt und befriedigt, und unstreitig handelte die Regierung im Sinne der Mehrheit des Volks, als sie am 12. Februar General **Damrémont** zum Nachfolger Clauzels ernannte. — Werfen wir noch einen Blick auf die Civilverwaltung Clauzels. Sie hatte zwei Punkte im Auge, den **Handel** und die **Kolonisation**. Beiden suchte er, nach den schon bei seinem ersten Generalkommando geltend gemachten Ideen, eine größere Ausdehnung zu geben. In den letzten Jahren hatte sich A.s Handel eher verschlechtert als verbessert; Clauzel suchte ihn zu heben, indem er allen französischen Waaren in dem Hafen von A. freien Eingang gewährte, während die fremden mit einem Eingangszolle belegt wurden. In Bezug auf Kolonisation wirkte Clauzel mit Kraft für den Anbau in der Ebene Metidscha; auch gründete er in A. zu Anfang des Jahres 1836 eine Sparkasse. An Bedrückungen und zum Theil auch an Grausamkeiten gegen die eigenen Unterthanen französischen Bluts fehlte es übrigens nicht. Wer Beschwerde führte, setzte sich strengerer Behandlung aus, da die Oberbehörde wußte, daß der Kriegsminister, Marschall **Maison**, gegen seinen alten Zeltgenossen aus der napoleonischen Zeit her sich Konnivenzen zu Schulden kommen ließ. Im Mai 1836 hatten sich die Notablen von A., 54 ehrenwerthe Männer, zu einer Petition an den Kriegsminister vereint. Maison zeigte dem gerade in Paris anwesenden Marschall Clauzel die Schrift, und dieser gab ohne weiteres Verhör Befehl nach A., die Klageführer in die Kerker von Bona abzuführen. Die Einwohner von Tlemsen erhielten die Bastonade, als ihre Vermögenslosigkeit die Befriedigung der ungestümen Forderungen der Kontributionskommission unmöglich machte. Die Erinnerungen an napoleonische Exekutionen erfüllten den ehrgeizigen Marschall und verleiteten ihn zu Gewaltthaten und Willkürlichkeiten. In keiner Weise entsprach er den pacificirenden Absichten, welche Frankreich gegen A. hegte, als es ihm zum zweiten Male das Gouvernement von Nordafrika übertrug.

Rapatels interimistischer Oberbefehl wurde durch die Ankunft des neuen Gouverneurs, Grafen **Damrémont** (Febr.—12. Okt. 1837) beendigt. Während Damrémont auf der einen Seite eine neue Expedition gegen Konstantine betrieb, bot auf der andern General Bugeaud Alles auf, um Oran zu beruhigen, d. h. Abd-el-Kader zum Frieden zu zwingen. Nach mehren verlornen Treffen zeigte sich letzterer zu Unterhandlungen bereit. Am 30. Mai 1837 wurde unweit der Tafna der Friede unterzeichnet, welchen das Kabinet zu Paris am 15. Juni ratificirte. Die wesentlichen Punkte des **Traktats an der Tafna** sind, daß der Emir die Souveränität Frankreichs in Nordafrika anerkannte und die von Frankreich gezogenen Grenzen zwischen den beiderseitigen Besitzungen zu achten versprach. Der Emir sollte von seinem Gebiete keinen Punkt an eine fremde Macht abtreten ohne Frankreichs Bewilligung und verpflichtete sich, seinen Munitionsbedarf von Frankreich zu kaufen und den Handel zwischen Franzosen und Arabern frei zu geben. Frankreich kam so in den Besitz eines beträchtlichen Theiles von Oran und des größten der Provinz A. diesseits des Atlas. Für das Ge-

deihen der Kolonie zeigten sich bald günstigere Resultate. Die europäische Bevölkerung nahm, wenn auch langsam, zu, und der Landbau begann sich an einigen Punkten zu heben. Am 1. Januar 1837 befanden sich 5485 Franzosen, 1280 Engländer, 4592 Spanier, 1845 Italiener, 810 Deutsche, 6 Griechen und Russen, 21 Portugiesen, zusammen 14,565 Europäer im französischen Nordafrika. Nach drei Monaten hatten sich die Zahl der Europäer um 367 vermehrt; in den nächsten Jahren wuchs die Einwanderung im Durchschnitt um 2000 Seelen.

Der Gouverneur Damrémont richtete unterdeß die ganze Stärke seiner militärischen Macht gegen die Provinz Konstantine, befolgte aber im Anfange nur das System bewaffneter Pacifikation. Erst nachdem Achmet friedliche Ausgleichungen ausgeschlagen und jede Anforderung abgewiesen hatte, führte Damrémont am 3. Okt. ein Corps von 15,000 Mann aus Bona, den Türkenchef zu bewältigen. Am 6. langte das Heer unter den Felsen Konstantine's, des alten numidischen Cirta, an; am 10. begann das Feuer der Belagerer, am 12. fiel Damrémont von einer Kanonenkugel getroffen. Der Befehlshaber der Artillerie, Generallieutenant Graf Valée, übernahm das Oberkommando und eroberte am 13. die alte Felsenfeste mit Sturm, und diese mit der heldenmüthigsten Unerschrockenheit vollbrachte Waffenthat trug mehr noch, als die Einnahme von A. selbst, den Ruhm und Schrecken der französischen Waffen über Afrika. Achmet flüchtete in die große Wüste. Die 10,000 Türken und Araber, welche Konstantine vertheidigt hatten, unterwarfen sich, oder folgten dem Bey in die Steppen. General Valée wurde mit dem Marschallstabe belohnt und am 1. December 1837 zum Generalgouverneur von Algerien ernannt. Die Einnahme von Konstantine kann in sofern als Epoche machend bezeichnet werden, als mit ihr das System planloser Kriegsführung gegen die Eingebornen, welches mit der Eroberung A.s angenommen worden und in den heillosen Feldzügen gegen Tlemsen und Maskara, den Bedrängnissen an der Tafna und der Erhebung Abd-el-Kaders seine schlimmen Früchte getragen hatte, verlassen und das System der allmähligen Ausbreitung der französischen Herrschaft nach bestimmtem Plane und auf möglichst friedlichem Wege angenommen wurde. Letzteres fand am Marschall Valée einen entschiedenen Vertheidiger, u. durch die gesicherte Stellung der Franzosen in der Provinz Konstantine, die fast blutlose Einnahme der Plätze Stora, Milah, La Calle (1838 u. 39), sowie durch die gänzliche Vernichtung der Macht u. des Einflusses Achmet Bey's hat es sich hinlänglich gerechtfertigt. Gleich in seinen ersten Depeschen, noch unter den Ruinen der Mauern von Konstantine, sprach sich Valée mit einer Gewißheit und Energie gegen das von seinen Vorgängern befolgte System der Gewaltherrschaft aus, welche auf die Regierung selbst den günstigsten Eindruck machte und das Schicksal von Stadt und Land wesentlich bedingte. Von den bestehenden Institutionen so viel wie möglich beizubehalten und das Land, wie es nur thunlich wäre, sich durch sich selbst regieren zu lassen, das ward sogleich als Grundsatz für die Organisation der neuen Eroberung aufgestellt. Die Verfassung Konstantine's mit den bestehenden weltlichen und geistlichen Behörden wurde im Wesentlichen beibehalten. Nur in sofern hielt man eine Modifikation für nöthig, als man einen obersten Verwaltungsrath einsetzte, welcher aus französischen Beamten und einigen Notablen der Stadt zusammengesetzt wurde. Die Besatzung der Festung wurde schon 1837 durch ein Corps einheimischer Truppen (Bataillon von Konstantine) verstärkt, welches Valée aus den Trümmern des Heeres Achmet Bey's bildete. Die einzige verfehlte Maßregel, welche die Einwohner gegen die neue Regierung mißtrauisch machte, war die Erhebung einer Kontribution von 200,000 Franken, welche aber zur Verproviantirung der Garnison kaum zu entrathen war. Dagegen wurde den verhaßten Spekulationen der Abenteurer durch beschränkende Verordnungen über den Aufenthalt und die Niederlassung in Konstantine ein heilsames Ziel gesetzt, eine Maßregel, die der Regierung das Vertrauen der Eingebornen wieder gewann und dasselbe bald unter den benachbarten Stämmen verbreitete. Der Erzfeind Achmet-Bey's, Farhat-Ben-Said, ein bekannter Häuptling der Wüste, stellte sich an der Spitze von 300 Beduinen freiwillig in Konstantine ein und bot den neuen Herren seine Dienste an. Sein Beispiel wirkte auf die übrigen Beduinenhorden in der Umgegend, welche sich nach und nach der Regierung näherten, und das auf diese Weise wachsende Vertrauen war die Grundlage, auf welche Valée's Verordnungen in Konstantine vorzugsweise fußten. Im Uebrigen lag das Schicksal der französischen Regentschaft in dieser ganzen Zeit wesentlich in der Hand des Emirs von Maskara.

Dieser, Abd-el-Kader, verdankte seine Macht und seinen Einfluß weniger seinen persönlichen Talenten, als jenem heillosen System planloser Kriegführung, welches die Erbitterung der Eingebornen gegen die Franzosen bis zum unversöhnlichsten Haß gesteigert hatte. Der Friede an der Tafna kann gewissermaßen als Basis von Abd-el-Kaders Macht angesehen werden, weil dieser arabische Emporkömmling dadurch zu Frankreich in ein Verhältniß der Selbstständigkeit und selbst moralischer Ueberlegenheit trat, zu welcher er wohl nie gelangt seyn würde, wenn er sich allein dem Glücke seiner Waffen hätte anvertrauen müssen, welches ihn bald begünstigte, bald verließ. Die Zweifel, welche der Vertrag über die Grenzen des ihm zugestandenen Gebietes gelassen hatte, und die Unsicherheit der jungen Herrschaft Frankreichs in der Provinz Konstantine reizten ihn schon zu Ende des Jahres 1837 und in den ersten Monaten 1838, seine Blicke nach dieser Seite hinzurichten. Die Bekämpfung des vertriebenen Bey von Konstantine, welcher sich in der eiteln Hoffnung, im Westen seiner Provinz neue Kräfte zu sammeln, damals mit den Trümmern seines Heeres der Provinz Tittery näherte, würde ihm dazu ein willkommener Vorwand gewesen seyn. Allein die französische Regierung, welche zwar diesen Vernichtungskampf zweier Nebenbuhler nicht ungern gesehen haben würde, fürchtete auf der andern Seite zu sehr die vielleicht

vom Glück der Waffen begünstigten Anmaßungen des herrschsüchtigen Emirs. Marschall Valée erhielt daher die strengsten Instruktionen über den Sinn des Vertrags an der Tafna, so wie über die Art, wie derselbe praktisch aufrecht zu erhalten sey. Obwohl nun Valée den Willen der Regierung den Emir wissen ließ, so schien dieser doch anfangs sich wenig daran zu kehren, und erlaubte sich Eingriffe in die den Franzosen durch den Vertrag stillschweigend oder formell zugestandenen Rechte, welche ernste Repressalien von Seiten Frankreichs nöthig machten. So hörte Abd-el-Kader nicht auf, unter den westlichen Stämmen der Provinz Konstantine zu intriguiren und Verbindungen anzuknüpfen. Schon im Januar 1838 ging er so weit, daß er den Scheikh Abd-el-Salem von der Ebene Madschana unter der Bedingung zum Bey ernannte, daß er die Oberherrschaft des Emirs anerkannte. Valée konnte vor der Hand nichts thun, als sich mit dem Nebenbuhler des neuen Bey in Verbindung zu setzen und so seine Kraft zu brechen. Ein anderer Gewaltstreich Abd-el-Kaders war der Angriff auf die an dem Ouad-Zeitoun in der Provinz A. angesiedelten Kuluglis, die er fast um dieselbe Zeit überfiel und großentheils niedermetzelte, weil sie seine Herrschaft anzuerkennen Bedenken zeigten. Die, welche sich geflüchtet hatten, traten in französische Dienste, oder ließen sich als Kolonen in die Ebene Metidscha verpflanzen. Aehnliche, mehr den Feinden als ihm selbst Vortheil bringende Akte der Willkür erlaubte sich der Emir auch bei der Einsetzung eines Kaid in dem Theile des Flußgebietes des Ouad-Kaddera, über welchen der Friede an der Tafna Frankreichs Oberhoheit zweifelhaft gelassen hatte. Ueber alle diese Vorgänge konnte Marschall Valée durchaus keine formelle Erklärung von Abd-el-Kader erhalten, bevor dessen Botschafter, Ben-Arratsch, von seiner Mission nach Paris zurückgekehrt war (28. Juni 1838). Bald nach Ben-Arratsch' Ankunft in A. wurde indeß ein Zusatzvertrag zum Frieden an der Tafna unterzeichnet (4. Juli), welcher die Grenzscheiden näher bestimmte, die rückständigen Zahlungen Abd-el-Kaders an Frankreich regulirte, und diesen hinsichtlich des Ankaufs von Munition ausschließlich an den Gouverneur verwies. Dieser allein sollte die Waffen 2c., und zwar für den Fabrikpreis und ohne Berechnung des Transports von Toulon nach A., den Arabern verkaufen. Dieser Vergleich setzte die Aussicht auf Krieg wieder etwas in die Ferne; auch würde es von französischer Seite schwer gehalten haben, gerade damals ein Expeditionsheer auszusenden, da das Fieber, vorzüglich in dem westlichen Theil der Ebene Metidscha, die Lagerplätze entvölkert und die Hospitäler überfüllt hatte.

Um diese Zeit zog die Anwesenheit des Herzogs von Orleans in A. die Augen der Eingebornen nicht weniger als die der Europäer auf sich. Ueber den eigentlichen Zweck der Reise des königlichen Prinzen war nichts Bestimmtes veröffentlicht worden; man glaubte, der Herzog wolle sich ein treues Bild vom Zustande der Provinz verschaffen, und namentlich sein Augenmerk auf die Kolonisation und die Civilverwaltung A.s richten. Militärische Expeditionen schien Orleans nicht zu beabsichtigen. Die jüngst erst versicherten friedlichen Gesinnungen Abd-el-Kaders und die im Ganzen genommen ruhigere Stimmung unter der einheimischen Bevölkerung in den Provinzen A. und Konstantine machten eine Expedition, welche in diesem Augenblicke durch die überaus häufigen Erkrankungen der Soldaten und die weit vorgerückte Jahreszeit ohnedies mit materiellen Schwierigkeiten verschiedener Art verknüpft gewesen wäre, wenigstens nicht dringend nothwendig. Am 27. Sept. 1839 traf der Herzog in A. ein, am 9. Okt. führte ihn seine Inspektionsreise nach Konstantine. Die Stimmung der Eingebornen schien vortrefflich, die freundliche Herablassung des königlichen Prinzen erwarb ihm die Zuneigung der Häuptlinge, und die Marabuts priesen sich glücklich, aus der Hand des künftigen Königs der Franzosen das Kreuz der Ehrenlegion zu empfangen. Am 13. Okt. feierte man mit Jubel den Jahrestag der Einnahme Konstantine's. Am 16. verließ der Herzog mit Valée an der Spitze zweier Divisionen Konstantine, um zu Lande durch das Innere der Provinz nach A. zurückzukehren. Ueber Milah und Setif, die alte Hauptstadt von **Mauritania Sitifensis**, ging der Zug durch Regionen, welche seit den Siegen der römischen Imperatoren kein europäischer Fuß betreten hatte, durch „das eiserne Thor" (Biban), den berühmtesten Engpaß des Atlas, wo Schmeichelei und Eitelkeit den Zug durch eine stolze Felseninschrift verherrlichten. Am 1. Nov. kehrte der Prinz mit der Expedition in die Ebene Metidscha zurück, ohne irgendwo einem nachdrücklichen Widerstande begegnet zu seyn, und am 5. Nov. verließ er Afrika zur Heimkehr nach Paris. Unterdessen hatten sich die friedlichen Verhältnisse in der Provinz A. selbst sehr getrübt. Als Valée in A. ankam, waren bereits von Seiten der westlichen Araberstämme Feindseligkeiten begonnen worden. Abd-el-Kader, der Rastlose, der die Rollen des Königs und Feldherrn zugleich mit der des Oberpriesters vereinigte, predigte den Söhnen der Wüste überall gegen die ungläubigen Franzosen den „heiligen Krieg". Oeffentlich u. feierlich hatte er geschworen, nie wieder Frieden zu schließen mit den christlichen Eroberern und nicht eher die Waffen niederzulegen, als bis der letzte Franzose des Vaterlandes geheiligten Boden verlassen und er ausgerottet habe der Fremden Herrschaft. Er fand großen Anhang unter den Beduinen der Sahara und den ihr zunächst wohnenden Stämmen und auch wirksame Freunde und Fürsprecher für seine Pläne in Marokko, woher er zu Anfang Oktobers Pulver, englische Flinten, Säbel, Kugeln 2c. erhalten hatte.

Die Saat des Vertrags an der Tafna, welcher Abd-el-Kader zum Oberhaupt der arabischen Nationalität gemacht und ihn, den natürlichen Feind Frankreichs, mit Waffen, Handwerksleuten, Werkzeugen und mit Allem versehen hatte, was die materielle Macht des arabischen Fürsten vermehren konnte, war gereift und die Franzosen sollten nun ernten. Im November verließen die Araber auf des Emirs Losungswort die Marken der Wüste und die Steppen des Atlas und wie Heuschreckenschwärme fielen sie zu Tausenden über die Niederlassungen der Europäer her, ver-

brannten die Wohnungen, mordeten die Bewohner, verwüsteten die Felder, überrumpelten die auf dem Marsche befindlichen Kolonnen der französischen Truppen, die schwächern Außenposten und kleinern Lager, und bis zum 24. November waren die Franzosen und ihre Herrschaft vom platten Lande verschwunden und auf die Festungen und festen Lager beschränkt. Selbst die Niederlassungen in der nächsten Umgebung der Hauptstadt, die in der Metidscha, waren verloren; 40,000 Araber lagerten auf den Brandstätten der Kolonistendörfer der Ebene, und ihre flüchtigen Haufen streiften verwegen bis an die Thore A.s. Abd-el-Kader hatte den französischen Heerführer so vollkommen übertölpelt, daß er nirgends auf Vorsichtsmaßregeln traf, die sein Unternehmen vereiteln konnten. Mehr als 1000 Kolonisten büßten Valée's Sorglosigkeit mit dem Leben, und der Verlust des französischen Heeres bei den vielen Ueberfällen in den Novembertagen betrug über 2300 Mann an Todten und Gefangenen. Der Marschall sah sich auf die Defensive zurückgewiesen und seine Operationen beschränkten sich, bis zum Eintreffen neuer Truppen aus Frankreich, auf die Behauptung der befestigten Städte u. Lager u. die Reinigung der nächsten Umgebungen A.s von den Alles verwüstenden Horden. Das Jahr schloß unter täglichen Kämpfen, die nichts entschieden, obschon die Bulletins des alten Marschalls dem Mutterlande immer nur die Siege seiner Söhne verkündigten.

Mit den Ereignissen in den letzten Monaten des Jahres 1839 begann für das französische Nordafrika eine neue Zeit. Keine Partei im Mutterlande leugnete mehr die Unmöglichkeit, A. aufzugeben, oder sich nur auf die Küstenstädte zu beschränken. Die Regierung gestand offen ein, daß der Vertrag mit Abd-el-Kader an der Tafna ein grober Fehler war, der sich rächen mußte. Der Ueberfall des Emirs im November öffnete den Blindesten die Augen und nöthigte die Regierung, das System halber Maßregeln zu verlassen und mit Kraft zu Werke zu gehen. Im Winter war nichts zu machen; man mußte das Frühjahr abwarten und die Zwischenzeit benutzen, Truppen nach Afrika zu senden, um den neuen Feldzug vorzubereiten, der die Vernichtung Abd-el-Kaders bezweckte, wie man offen verkündigte. Am 1. Februar 1840 befanden sich 60,000 Mann in Afrika. Diese so ansehnliche Macht vertheilte sich zur Hälfte in die Hauptstadt und ihre nächste Umgebung; 20,000 Mann wurden nach Konstantine und Oran detaschirt; der Rest diente Blidah und Koleah zu besetzen. Die öffentliche Meinung in Frankreich selbst war diesen Anstalten nicht günstig. Man schrie laut über die Nachlässigkeit, den Eigensinn und die Unfähigkeit des Marschalls Valée, dessen lakonische Berichte und häufige Schweigsamkeit den feindseligen Konjekturen freien Raum gestatteten und alle Parteien mißvergnügt machten. Niemals ist ein französischer Feldherr von den Journalen mehr vergöttert worden, als Valée nach der Einnahme von Konstantine, niemals einer mehr gelästert, als er nach dem Ueberfall des Emirs und den Unfällen, welche folgten.

Frankreich und Europa sahen mit Spannung den Zeitpunkt herannahen, wann die geräuschvoll angekündigte Züchtigungsexpedition den Feldzug beginnen würde. Die Araber aber kamen den Franzosen zuvor. Schon im Februar wurde Mostaganem von jenen angegriffen, dann Arzew, u. unmittelbar darauf folgte die Unternehmung des Khalifah von El Gharb, Bu-Hamedi, gegen Oran. Dieser tapfere und schlaue Führer lockte den bekannten Oberstlieutenant Jussuf, den Chef der Spahis, in einen Hinterhalt, und mit Mühe und schwerem Verlust schlugen sich letztere durch. Man hörte von Massen von 10,000 Mann und darüber sprechen, die gegen die Franzosen fochten. Auch im eigentlichen A. wurden Einfälle gemacht; doch schienen diese mehr auf Raub und rachsüchtigen Mord abgesehen, als auf ernstliche Angriffe. Beides erreichte den Zweck; es hielt die Franzosen in Athem, ließ sie nicht zur Ruhe kommen und verwirrte sie in der Entzifferung der Pläne des Emirs. Mancher dieser partiellen Angriffe und Neckereien brachte inzwischen den Arabern bittere Früchte. So wurde ein Streifcorps des Emirs von 800 Mann Reiterei und 2 Feldstücken bei Biskara durch die kluge und entschlossene Verfügung des Generallieutenants Galbois in Konstantine überfallen und fast ganz aufgerieben; Biskara selbst aber wieder von den Franzosen besetzt.

Im März endlich begann Valée seine Operationen. Mit 10,000 Mann erzwang er durch einen 10tägigen Feldzug (vom 11.—20. März) die Besetzung von Serschel (Hafenstadt, 12 Meilen westlich von A.); am 18. April brach der Marschall selbst mit 2500 Mann von A. auf, nahm eine gleiche Truppenzahl aus dem Lager von Fonduk mit und machte eine Rekognoscirung südwestlich gegen das Gebirg, von wo er am 21. wieder zurückkehrte. Dies waren die Vorspiele des eigentlichen Feldzugs, den Valée am 25. April eröffnete. Die dazu bestimmte Macht bestand aus 9000 Mann aller Waffengattungen, die bei Blidah lagerten, und zwei Kolonnen von gleicher Stärke bei Duera und Kuba; die Reserve, 10,000, kantonirte in und bei A. Die nächste Bestimmung war Züchtigung der Hadschuten-Stämme im Westen A.s und die Besetzung von Medeah, 12 Meilen südlich von der Hauptstadt. Abd-el-Kader stellte den Streitkräften der Franzosen große Reitermassen in den Weg; jedoch ohne Erfolg; sie wurden zurück gegen die Berge getrieben. Inzwischen hatte der Emir eine wirksamere Diversion auf dem äußersten Westen der französischen Linie, in Serschel, gemacht und diesen Punkt am 29. April mit sehr bedeutenden Streitkräften entschlossen angegriffen. Gleichzeitig hatte er seine ganze reguläre Infanterie im Gebirgspaß (Teniah), der von Muzaia nach Medeah führt, aufgestellt, den Paß selbst aber eiligst befestigt. Die Gegenanstalten, welche diese Dispositionen des Emirs nöthig machten, beschäftigten den Marschall bis zum 8. Mai, wo endlich mit 10,000 Mann nach Serschel aufgebrochen wurde, das hart bedrängt war. Valée vertrieb die Araber nach hartem Kampfe, und verstärkt von 2000 Mann frischer Truppen von Oran marschirte er von da nach Muzaia, wo er am 11. eintraf. Gleich am folgenden Tage schritt er zum Angriff des Ge-

birgspasses, wo Abd-el-Kader seine Hauptmacht zur Abwehr versammelt hatte. Der sehr kühne Angriff der Franzosen gelang trotz eines entschlossenen und überraschend geordneten Widerstandes, und der Marschall gebraucht selbst in seinem Berichte den hinreichend bezeichnenden Ausdruck: „wir hatten einen Augenblick der ängstlichsten Spannung“. Der Verlust, den Valée in seinem Bericht nicht angibt, kann nicht unter 1000 Todten und Verwundeten betragen haben, auch angenommen, daß die Privatnachrichten, die ihn zu 2000 Mann schätzen, übertrieben sind. Auf beiden Seiten waren 30,000 Mann im Feuer. Die Araber mußten ihre Position verlassen, fuhren aber fort, jeden Fuß Terrain zu vertheidigen, und erst am 17. konnte der Marschall das kaum 8 Stunden vom Paß entfernte Medeah besetzen, das er in Vertheidigungsstand setzte und, mit Hinterlassung einer Garnison und von Vorräthen, mit der Armee am 20. wieder verließ. Der Rückmarsch nach Blidah kostete harten Kampf; jedes Defilé, das die Franzosen zu passiren hatten, wurde ein neues Schlachtfeld; man schlug sich Mann gegen Mann mit der äußersten Erbitterung. Diese Operationen Valée's, die eben so rasch und entschlossen als glücklich ausgeführt wurden, ehrten den alten Feldherrn, ohne ihm das Lob seiner Feinde zu erwerben. Vielmehr fuhr man fort, ihn in den Journalen der Unfähigkeit zu bezüchtigen, und maß solcher die schweren Verluste hauptsächlich bei, um welche er seine Siege gegen die Araber erkaufen mußte. — Bei der Rückkehr nach Blidah erfuhr Valée die üble Lage Serschels, welches während der Expedition von einer bedeutenden arabischen Macht von Neuem berennt worden war. Er eilte diesen Außenposten zu entsetzen, und züchtigte bei dieser Gelegenheit die Araber so empfindlich, daß sie die Besatzung für lange Zeit in Ruhe ließen, und mehre Stämme selbst ihre Unterwerfung anboten.

Während des Hauptkampfs in der Provinz A. waren die beiden andern Provinzen von feindlichen Anfällen nicht frei. Kaum waren die 2000 Mann aus Oran abgezogen, um den Marschall von Serschel zu verstärken, so erschienen auch die Araber in der Umgegend von Oran mit Massen von 5 — 6000 Reitern, griffen die Feinde unversehens an, und machten kleine Kolonnen, wo sie solche fanden, nieder. Dies geschah vom 1. — 8. Mai. Einige Tage später sah man Bu-Hamedi, den Khalifah von Tlemezen, mit 10,000 Mann einen ernstern Angriff unternehmen, welcher aber am 12. durch die Franzosen zurückgeschlagen wurde. Ein anderer arabischer Heerhaufen erschien am 27. April bei Mostaganem und suchte sich, doch mit geringem Erfolge, der Heerden zu bemächtigen, welche der französischen Expedition den Unterhalt sicherten. Wie in Oran, so wurden die Franzosen auch in der Provinz Konstantine gleichzeitig beunruhigt. Schon Ende Aprils mußte General Galbois von Konstantine ausrücken, um die von Achmet-Bey aufgeregten Kabylen des Stammes Horaktas im Südosten der Provinz zu züchtigen. Dieser unerschrockene General überfiel die Araber so unvorhergesehen, daß er ihnen sämmtliche Heerden, 40,000 Häupter stark, abnahm. Aber noch war er nicht nach Konstantine zurückgekehrt, als auch schon am andern Ende der Provinz die dem Abd-el-Kader verbundenen Stämme einen Einfall versuchten, welcher den Oberst Lafontaine in Philippeville nöthigte, mit der Garnison auszurücken, um dem französischen Khalifah Mahomed-El-Mokeani zu Hülfe zu eilen, der westwärts von Setif die unterworfenen Stämme befehligte und hart bedrängt wurde. Am 3. Mai kam Lafontaine nach Ain-Torlo, wo er sich in fester Stellung bis zum 11. Mai gegen eine arabische Macht von 8000 bis 10,000 Mann unter täglichen heftigen Angriffen vertheidigungsweise behauptete. Am 11. in der Nacht zogen die Araber ab, am andern Morgen waren sie in der Gegend nicht mehr zu sehen; aber schon am 14. kamen sie verstärkt zurück und kämpften hartnäckig den 15. den ganzen Tag, obschon sie von der französischen Artillerie so schrecklich mitgenommen wurden, daß über 800 Mann auf dem Platze blieben. In der Nacht verschwanden sie, und seitdem hat man in dieser Provinz von bedeutenden Vorfällen nichts mehr gehört.

Aus dieser übersichtlichen Darstellung ergibt sich, daß die Franzosen durch die diesjährige Expedition, mit dem Aufwande von wenigstens 12,000 Kriegern (die theils vor dem Feinde, theils in den elenden Feldspitälern aus Mangel an Pflege starben) und 50 Mill. Franken Kriegskosten, außer ein paar unbedeutenden festen Positionen im Süden und Westen, nichts gewannen. Sie ernteten wohl militärische Lorbeern, errangen aber keine nachhaltigen Resultate. Die Besetzung der beiden Städte Medeah und Miliana war das einzige Resultat vieler blutigen Gefechte, und die dorthin gelegten Garnisonen waren lediglich auf die Städte selbst und die mitgebrachten Lebensmittel beschränkt und durften nicht im Entferntesten daran denken, die Umgegend in Unterwürfigkeit zu erhalten. Während die Franzosen im Engpaß von Muzaia und anderwärts blutige Siege errangen, war man vor den Thoren A.s seines Lebens nicht sicher, und zwar dauerte dieser Zustand das ganze Jahr hindurch, und auch der Herbstfeldzug, dessen einziges Resultat die Verproviantirung von Medeah und Miliana war, änderte hierin nur wenig. Kein einziger Stamm unterwarf sich den Franzosen. Von einiger Bedeutung war nur, daß man an die Umwallung, wodurch die Metidscha gegen die Einfälle der Araber gesichert werden sollte, jetzt Hand anlegen konnte. Im Ganzen hatte sich also das kriegerische System des Marschalls Valée sehr wenig bewährt, wozu noch kam, daß er in seinem Eigensinn die Truppen äußerst rücksichtslos behandelte: nach Expeditionen, die im schlechtesten Wetter und mit äußerster Anstrengung ausgeführt wurden, lag oft ein Drittel der Soldaten in den Spitälern. Zuletzt sah Valée selbst das Fehlerhafte seines bisher beobachteten Verfahrens ein; aber ehe er es ändern konnte, berief ihn die Regierung ab und gab ihm den Generallieutenant Bugeaud zum Nachfolger, der 22. Februar 1841 in A. anlangte. Das von ihm angenommene System bestand darin, einestheils durch ununterbrochene Razzias (Beutezüge) gegen die einzelnen Stämme und sonstige kleinere Unternehmungen zu ermüden und daneben die Künste der Bestechung, der die Araber von jeher leicht zugänglich gewesen, spielen zu lassen; anderntheils in größeren Expeditionen die Macht des Emirs aufzureiben u. durch

Besetzung und Zerstörung seiner festen Stützpunkte im Innern sein Ansehen zu untergraben und seine Hülfsquellen zu verstopfen. Das Heer, welches schon in der letzten Zeit Valée's auf 65,000 Mann gebracht worden, wurde unter Bugeaud bis auf mehr als 80,000 Mann vermehrt. Er begann nun seine Operationen von drei Stützpunkten, von A. über Medeah und Miliana, von Mostaganem und von Oran aus, gegen das Centrum von Abd-el-Kaders Macht. Seine beiden ersten Hauptzüge zu Anfang März u. Ende April hatten die Verproviantirung von Medeah und Miliana, so wie die Einschüchterung der umwohnenden Stämme zum Zweck. Dann setzte er sich 18. Mai mit 17,000 Mann von Mostaganem aus nach Tekedempt, dem festen Hauptsitze Abd-el-Kaders, in Marsch u. erreichte nach mehren kleinen Gefechten den 25. Mai diese Stadt, welche, nachdem die Einwohner mit ihren Habseligkeiten geflohen waren, eingeäschert wurde. Von da rückte er nach Maskara, der Wiege von des Emirs Macht, und nahm diese Stadt 30. Mai ein. In Folge dieser seiner siegreichen Fortschritte wurden mehre Stämme wankend und muthlos, und die Medschehers unterwarfen sich sofort. Umsonst suchte Abd-el-Kader den General Bugeaud durch List von der Verfolgung seines Ziels abzuziehen. Selbst die heißen Sommermonate unterbrachen die kleinen Streifzüge der Franzosen nicht, und eben so wenig ruhten die Aufwiegelungs- u. Bestechungs-Versuche, welche Bugeaud gegen die von Abd-el-Kader am meisten bedrückten Stämme in Anwendung brachte. Noch entscheidender wurde aber der Herbstfeldzug. Am 5. Okt. brach Bugeaud nach Maskara auf, um es zu verproviantiren, und am 17. rückte er gegen Abd-el-Kaders letztes Bollwerk, Saida, vier Tagemärsche südlich von Maskara. Die Eroberung und Zerstörung des Platzes wirkte wie ein Zauberschlag auf die umwohnenden Stämme, deren Zwingfeste derselbe gewesen. Alle verhielten sich ruhig und einige schlossen sich den Franzosen jetzt schon an. Bugeaud befolgte hierbei die Politik, einerseits die Stämme durch Bestechungen und Versprechungen zu bearbeiten und andererseits die gewonnenen vor Abd-el-Kaders Rache zu schützen. Wie der hohe Sommer, so wurde auch der tiefe Winter von ihm nach Kräften zur Vollführung des begonnenen Werks benutzt. Schon im Jan. 1842 unternahm er einen Zug nach der einzigen noch Widerstand leistenden Gegend an der Grenze von Marokko u. eroberte den 30. Jan. die Stadt Tlemsen. Kurze Zeit darauf (9. Febr.) fiel auch das zwei Tagemärsche weiter südlich gelegene Schloß Tafrua, ein Waffenplatz Abd-el-Kaders, in die Hände der Franzosen und wurde zerstört. Durch solche Erfolge schien die Macht des Emirs, dessen regelmäßige Truppen fast aufgerieben waren, gebrochen, und er sah sich gezwungen, auf marokkanischem Gebiet Zuflucht zu suchen, worauf sich die meisten der ihm bisher anhängigen Stämme ergaben oder sich wenigstens ruhig verhielten. Zwar kam Abd-el-Kader 21. März plötzlich mit einem im Marokkanischen und aus dem Stamm der Beni-Snussen angeworbenen Kriegshaufen wieder bei Tlemsen zum Vorschein und überfiel den dort befehligenden General Bedeau, wurde aber ohne Schwierigkeiten zurückgeschlagen und mußte sich nach einigen vergeblichen Hin- und Herzügen wieder auf das marokkanische Gebiet zurückziehen. Außerdem unternahm Bugeaud im April mehre Züge gegen widerspenstige Stämme und zwang sie sämmtlich zur Unterwerfung. Selbst die Haschems mit den Brüdern und Oheimen Abd-el-Kaders baten um Gnade und Frieden. Schon wähnte man, die Pacifikation des Landes sey beendigt, als plötzlich im Sommer 1842 der vernichtet geglaubte Emir von Neuem auf dem Kampfplatz erschien. Viele der ihm abtrünnig gewordenen Stämme fielen ihm wieder zu und an Hülfsmitteln unerschöpflich, wußte er sich abermals eine respektable Macht zu verschaffen. Die Generale Lamoricière, d'Arbouville und Changarnier, die sich eines Angriffs von seiner Seite nicht versahen, erlitten Ende August und im Laufe des Septembers bei Tekedempt, am obern Schelif und bei Maskara Schlappen, und es bedurfte eines kombinirten Operationsplanes, um ihn wieder zurückzudrängen und die abgefallenen Stämme wieder zu unterwerfen. Alle Stämme, namentlich die Kabylen, bis nach Konstantine hin wurden wieder unruhig; 5000 der letztern griffen sogar Setif an. Durch gefährliche Streifzüge am Rande der Wüste hin, vom Dschurdschura bis zur Grenze von Marokko, in Gegenden, die noch keines Franzosen Fuß betreten hatte, suchte man den Emir auf einen engen Raum am obern Schelif zu beschränken, denn ihn ganz zu vertreiben vermochte man nicht. Außerdem wurde im Laufe des Oktobers unter der persönlichen Anführung des Generalgouverneurs noch eine besondere Expedition ins Innere des östlichen Landestheils unternommen, um die dortigen widerspenstigen Kabylenstämme zur Unterwerfung zu zwingen. So hatte man zwar zu Ende des Jahres 1842 das wieder erlangt, was man im Frühjahr besessen hatte; aber die 80,000 Mann zählende Armee hatte durch die blutigen Kämpfe u. durch die widrigen Einflüsse des Klimas Tausende, etwa ein Drittel, eingebüßt, und noch waren Abd-el-Kaders Kräfte durchaus nicht erschöpft. Er behauptete sich nach wie vor am oberen Schelif und wußte mehre marokkanische Beduinenstämme zu fanatisiren.

Keinen günstigern Erfolg hatten Bugeauds Unternehmungen im J. 1843. Abd-el-Kader hielt sich fortwährend am Rande der Wüste, seinen Feinden stets unerreichbar und im Nothfalle eines sichern Rückzugs nach dem befreundeten Marokko gewiß. In dieser ganzen Zeit errangen die Franzosen nur einen unbedeutenden Vortheil; es fiel ihnen nämlich seine Smalah, d. i. sein bewegliches Lager, worin sich seine Familie, seine vornehmsten Anhänger, sein Schatz und seine letzten Truppen befanden, in die Hände. Am 14. Mai 1843 erfuhr der Herzog von Aumale, daß diese Smalah in einem Thale an der Quelle Taguin lagere, und machte sich mit 1300 Mann Fußvolk und 600 Reitern auf, um sie zu überfallen. Er mußte das durch einen 25stündigen Marsch ermüdete Fußvolk in einer wasserlosen Wüste zurücklassen und erreichte die Smalah bloß mit 500 ermatteten Reitern. Man hatte das feindliche Lager nicht für so groß gehalten, als es sich jetzt zeigte, griff aber nichts desto weniger muthig an.

Die Ueberraschung der Feinde verschaffte den Franzosen nach zweistündigem Kampfe den Sieg; 3600 Gefangene, 4 Fahnen, 1 Kanone, Abd-el-Kaders Schatz und eine Menge Vieh aller Art fielen den Franzosen in die Hände. Im Frühjahr 1844 dachte man an die Unterwerfung der unabhängigen Kabylenstämme des Dschebel Aureb; Anführer der Expedition war der Herzog von Aumale. Nach den gewöhnlichen Razzias gegen mehre Stämme erreichte man Meschuneh, die feste Burg des Feindes, welche auf beinahe unersteiglichen Höhen lag, und nahm sie mit dem Bajonnet. Dies war das ganze Resultat, welches die Kabylen so wenig schreckte, daß sie die Franzosen auf dem Rückzuge mehrmals angriffen. So blieb dieser Theil der Regentschaft, der durch Wüsten u. Gebirge jedem Feinde die größten Hindernisse entgegenstellt, nach wie vor ununterworfen. Jedes fernere Unternehmen nach dieser Seite hin wurde durch das plötzliche Erscheinen Abd-el-Kaders an der Spitze marokkanischer Hülfstruppen vereitelt. Mit bedeutender Streitmacht erschien derselbe im Mai 1844 selbst auf französischem Gebiet, wurde aber 30. Mai von Lamoricière geschlagen.

Während des Streits zwischen Marokko und Spanien hatte nämlich Abd-el-Kader in Marokko einen ungemein großen Einfluß zu gewinnen gewußt. Der Fanatismus der dortigen Bevölkerung war durch die spanischen Kriegsdrohungen aufs Höchste gesteigert, und diese Stimmung verstand der Emir gegen Frankreich zu kehren. In A. habe man Ungläubige zu Nachbarn, sagte er den Stämmen, und diese herrschten dort sogar über Moslemin; dorthin müsse man sich wenden, dort den heiligen Krieg führen. Wirklich gewann er durch solche Vorstellungen etwa 10,000 Mann, mit denen er in die Regentschaft einbrach. Lamoricière stellte sich sofort unfern der Grenze auf und wurde hier am 30. Mai 1844 von den Marokkanern angegriffen. Der Kampf fand auf französischem Gebiete Statt und endete mit der völligen Niederlage der Araber. Ihre Reiterei, der Hauptbestandtheil ihres Heeres, wurde auseinandergesprengt und in die Flucht geschlagen. Frankreich forderte durch seinen Generalkonsul in Tanger Genugthuung, Zurückziehung der Truppen, welche die Grenzlandschaft Udschiah besetzt hatten, und Aufhebung des Schutzes für Abd-el-Kader. Ueber diese Punkte fand zwischen französischen und marokkanischen Befehlshabern eine Konferenz Statt. Während dieser Zusammenkunft gaben die feindlichen Truppen plötzlich Feuer und verwundeten mehre Franzosen, worauf die Konferenz abgebrochen wurde und die Marokkaner einen allgemeinen Angriff machten. Sie wurden abermals geschlagen und verloren etwa 400 Mann. Jetzt erst wurden die französischen Rüstungen mit größerem Ernst zu Wasser und zu Land betrieben. Lamoricière bezog ein festes Lager bei Lalla Maghania, das mit einem terrassirten, von Geschützen flankirten Wall versehen wurde und sämmtliche Magazine, Lazarethe rc. enthielt. Bugeaud erschien dort selbst und ordnete Alles so, daß er nicht allein die Marokkaner im Schach halten, sondern auch durch abgesendete Truppencorps den Frieden im Tell und in der Sahara aufrecht erhalten konnte. Diese Kraftentwickelung schien den Marokkanern zu imponiren. Sie gestanden freilich keine der französischen Forderungen ausdrücklich zu, zogen sich aber doch etwas zurück, wogegen die Franzosen ihrerseits die Stadt Udscha räumten. Es war vorauszusehen, daß dieser Stillstand nicht von Dauer seyn werde, da selbst der beste Wille der marokkanischen Anführer gegen den Fanatismus der Truppen nichts ausrichtete. Abd-el-Kader war stets der Aufwiegler. Indem er den Marokkanern vorstellte, das ein förmlicher Bund zur Ausrottung des Islam bestehe, daß Spanien von den Küstenfestungen, Frankreich von A. aus Marokko angreifen werde, trieb er ihre Wuth auf die höchste Spitze. In der That machten die Marokkaner, nachdem ihr friedlich gesinnter Anführer El Ghennani abberufen worden, einen neuen Angriff, den aber Bugeaud mit leichter Mühe zurückschlug (3. Juli). Dieser hielt es nun für angemessen, zur Defensive überzugehen und machte nun Razzias ins marokkanische Gebiet umher, um die jenseitigen Truppen zurückzutreiben und von den Quellen abzuschneiden, ohne daß er dabei einen lebhaften Widerstand gefunden oder andere als kleine Gefechte zu liefern gehabt hätte. Der Emir erschöpfte sich inzwischen in fruchtlosen Anstrengungen, die Frankreich unterworfenen Stämme aufzuwiegeln. Die Grenze war zu gut bewacht, als daß er hätte tiefer eindringen können, und er bildete fortan mit seinen Reitern die Vorhut des marokkanischen Lagers, wo die Ankunft eines kaiserlichen Prinzen den Muth der Truppen bedeutend erhöhte. Alle Tage strömten neue Schaaren herzu, und man sprach bereits offen von der Einnahme Tlemsens, Orans, Maskara's, ja A.s selbst. Auf die franz. Zufuhren wurden zweimal Angriffe gemacht und die Vorposten wiederholt beschossen. Bugeaud beschloß daher, obgleich die Hitze sehr drückend war, das etwa 8 Stunden entfernte feindliche Lager anzugreifen. Nachdem er durch den General Bedeau eine Verstärkung von 3 Bataillonen und 6 Schwadronen erhalten, brach er am 13. August früh um 2 Uhr auf. Um 8 Uhr Morgens erblickten die Franzosen das weit ausgedehnte marokkanische Lager. Auf einer Anhöhe befand sich der kaiserliche Prinz mit seinem Sonnenschirme, dem Zeichen seiner Macht. Diesen Punkt nahm Bugeaud zur Direktion, um dann von dort aus rechts zu schwenken und das marokkanische Lager zu nehmen. Seine Schlachtordnung war ganz auf die Kriegführung der Marokkaner berechnet. Sie bestand nämlich aus einem großen Viereck, das durch die Vierecke der einzelnen Bataillone gebildet wurde und das Geschütz und die Reiterei in den Zwischenräumen hatte. An den Furthen des Flusses Isly begann der Kampf, indem zahlreiche feindliche Reiterschaaren den Franzosen den Uebergang verwehren wollten, aber von den französischen Plänklern zurückgeworfen wurden. Das Viereck erreichte bald die unmittelbar unter der Höhe, wo der kaiserliche Prinz hielt, gelegene Hochebene. Plötzlich brachen hinter den Hügeln zahlreiche Reitergeschwader hervor und griffen die Franzosen von allen Seiten an. Das französische Fußvolk zeigte bei diesem furchtbaren Anfalle eine bewundernswürdige

Festigkeit. Nicht ein Viereck wankte, und das mörderische Gewehrfeuer der Franzosen, dem die Geschütze ihre Kartätschenlagen zugesellten, brachte die marokkanische Reiterei zum Anhalten. So gewannen die Franzosen unter fortwährenden Gefechten die Hochebene und führten die Schwenkung gegen das Lager aus. Dieses wurde darauf von der französischen Reiterei angegriffen und nach hartnäckiger Gegenwehr erobert. Aber der Feind gab deshalb den Kampf noch nicht auf. Zahlreiche Reiterschaaren stürzten sich von Neuem auf den rechten Flügel der Franzosen, und 6 französische Schwadronen mußten über den Fluß setzen, um diesen Angriff abzuwehren. Diese kleine Schaar bekam einen harten Stand. Nur 550 Mann stark und von mehr als 6000 feindlichen Reitern angegriffen, konnte sie sich nicht zurückziehen, ohne sich der Gefahr einer Niederlage auszusetzen, und hatte gegen die feindliche Uebermacht eine halbe Stunde allein zu kämpfen. Erst jetzt nahm General Bedeau die Gefahr des tapfern Regiments wahr und sandte 3 Bataillone nach der Seite der Berge ab, um den Feind von dorther anzugreifen. Diese rechtzeitige Verstärkung entschied den Rückzug der Marokkaner, die nun ihrerseits von jenen französischen Reiterschwadronen angegriffen und bis in die Berge hinein verfolgt wurden. Auch auf das Lager, welches sogleich nach der Eroberung mit Fußvolk besetzt worden war, erfolgte noch ein Angriff, der aber noch rascher, als die früheren, zurückgeschlagen wurde. Gegen Mittag ging die gesammte französische Streitmacht über den Isly, wurde aber durch die unerträgliche Hitze von weiterer Verfolgung des Feindes abgehalten. Dieser Sieg war entscheidend. Die Marokkaner hatten die Ueberlegenheit europäischer Kriegskunst zu gut kennen gelernt, um sich noch einmal im offenen Felde zu zeigen, und die Franzosen durften sich fortan auf drohende Demonstrationen beschränken. Auf den endlichen Abschluß des Friedens wirkten aber auch die Angriffe zur See bedeutend ein. Nachdem in Toulon großartige Rüstungen gemacht worden, segelte der Prinz von Joinville am 26. Juni mit einem starken Geschwader nach der afrikanischen Küste ab, und da die Antwort des Kaisers auf das französische Ultimatum unbefriedigend lautete, so bombardirte er Tanger (6. August), Mogador (10. August) und eroberte (16. August) die vor diesem wichtigen Hafen liegende Insel. Unter Vermittlung Englands kam darauf der Friede zwischen Frankreich und Marokko unter folgenden Bedingungen zu Stande: Der Kaiser von Marokko verpflichtete sich seine Truppen von der Grenze Algeriens zurückzuziehen und daselbst künftighin nicht mehr als 2000 Mann Truppen zu halten, Abd-el-Kader, falls derselbe in seine Hände falle, in eine Stadt im Innern zu verweisen und die marokkanischen Häuptlinge, die den Frieden gebrochen, zu bestrafen. Frankreich versprach dagegen Mogador und Udscha zu räumen. Die Ratifikation dieses Friedens wurde aber so lange vorbehalten, bis die Grenze genau bestimmt seyn würde, zu welchem Behufe Kommissäre ernannt wurden. Am 21. März 1845 wurden die Grenzverhältnisse mit Marokko definitiv geordnet, jeder Anlaß zum Kriege schien entfernt, und schon am 15. April 1845 stand Abd-el-Kader wieder auf algierschem Gebiet. Während er selbst mit arabischen und marokkanischen Stämmen vorrückte, brachen an verschiedenen Orten der Regentschaft, bei Orleansville, Bel-Abes und an andern Orten gleichzeitig Aufstände aus. Sendboten Abd-el-Kaders hatten sich mit Briefen eingefunden, mehre Häuptlinge predigten wieder den heiligen Krieg, und so verbreitete sich der Aufstand über die ganze Subdivision von Orleansville, das Schelifthal und das nach der Wüste zu gelegene Gebirg. Als den Arabern einige Ueberfälle gelangen, wuchs ihnen Muth und Begeisterung, und Bugeaud mußte endlich selbst nach der bedrohten Gegend aufbrechen. Furchtbare Regengüsse hemmten jede Operation, aber einige nachdrückliche Razzias konnten ausgeführt werden, und der Aufstand war bald, wenn auch nicht völlig gedämpft, doch in seiner Kraft gebrochen. Leider bezeichneten die Franzosen diesen Feldzug durch eine Barbarei, welche in den Annalen der neuern Kriegsgeschichte ohne Beispiel ist. Oberst Pelissier hatte den Kabylenstamm der Wad-kia sehr ins Gedränge gebracht, als sie plötzlich in den weiten Höhlen von Dahra verschwanden, die auf ihrem Gebiete eine Art von unterirdischer Stadt bilden. Drei Tage lang wartete der Oberst, als aber auch jetzt noch seine Aufforderungen zur Ergebung zurückgewiesen wurden, ließ er vor den Eingängen der Höhlen große Feuer anzünden und die Unglücklichen ersticken. Auf diese Weise fanden 400 Menschen ihren Tod, darunter viele Greise, Weiber und Kinder. Zu derselben Zeit schien es, als wolle man in Marokko den jüngst abgeschlossenen Grenzvertrag nicht halten. Der Sultan behauptete, daß Frankreich sein Gebiet geschmälert habe, und es bedurfte neuer Unterhandlungen und des Erscheinens von 3 Kriegsschiffen vor Tanger, um diesen Zwist auszugleichen. Jetzt erst ratificirte Abd-er-Rahman und verzichtete auf das streitige Gebiet. Die Sommerhitze hatte den Aufstand in Algerien einschlafen lassen, mit dem Herbste wachte er wieder auf. In diese Zeit fällt des Generals Cavaignac tapferes und erfolgreiches Wirken in A. Namentlich war das von ihm gegründete Orleansville der Schauplatz seiner ruhmvollen Thaten. Er stillte im September 1845 eine Empörung der Stämme an der Westgrenze A.s, im Süden von Tlemsen, und brachte die Traras, Beni-Ben-Said, Beni-Senous und andere Stämme zur Ruhe, stellte dann den Frieden in seinem Bezirk her und holte mehre mit Abd-el-Kader nach Marokko ausgewanderte Stämme nach A. zurück. Cavaignacs erste Frühjahrsexpedition 1846 war ein vergeblicher Angriff auf Abd-el-Kaders Smalah im Marokkanischen. Die Fanatisirung der Araber hörte noch nicht auf; selbst in Orleansville trat ein Prophet, Mohamed Ben Abdallah, auf, welcher, von einer Kriegerschaar umgeben, den heiligen Krieg predigte. Cavaignac vertrieb ihn und zerstreute die Seinigen. Auch im J. 1847 machte er mehre siegreiche Züge gegen die Stämme der Wüste im Südwesten von Oran. Inzwischen hatte der Generalgouverneur Bugeaud unermüdet an der Verbesserung der algierschen Zustände gearbeitet; er hatte nicht nur militärisch eingerichtete Kolonien gegründet, son-

dern es war unter ihm schon am 1. Sept. 1845 auch die Civilorganisation ins Leben getreten. Nachdem er im Mai 1847 noch einen Zug gegen die Kabylenstämme im Dschurdschuragebirg unternommen und nach dem Sieg über die Beni-Abbes (17. Mai) alle dortigen Stämme zur Unterwerfung gebracht und so das fruchtbare, für den Handel so wichtige Land (Kabylien) zur Regentschaft hinzugefügt hatte, kehrte er nach Frankreich zurück. Unstreitig hatte er sich um A. sehr verdient gemacht; bei seiner Ankunft war die Regentschaft von Empörungen und Aufständen beunruhigt und großentheils von Feinden besetzt gewesen; bei seinem Scheiden war sie im Innern beruhigt und an den Grenzen gesichert. Die verwilderte Armee hatte er wieder disciplinirt, wenn auch durch harte, mitunter grausame Mittel; die von ihm gegründeten Militärkolonien hätten sowohl für die Regentschaft, als auch für die Kolonisten selbst von großem Vortheil seyn mögen, wenn einestheils die Franzosen zum Kolonisiren überhaupt befähigter gewesen wären und das Mutterland das Beginnen mehr unterstützt hätte.

Bugeauds Nachfolger als Generalgouverneur wurde provisorisch General Bedeau. Abd-el-Kader hatte sich inzwischen zu einem neuen Schlag vorbereitet: er hatte wieder mehre marokkanische Stämme für sich gewonnen, und mehre arabische hingen ihm ohnehin schon an; es schien, als trachte er selbst nach dem Thron von Marokko. Im Juni 1847 trat der Emir wieder hervor, schlug die Marokkaner unweit Kaid-el-Hamar am Wed-Azelef unweit Melilla und unternahm darauf sogleich einen Zug gegen Fez. Als sich der Kaiser Abd-er-Rahman selbst an die Spitze eines Heeres stellte, fielen mehre Stämme wieder von Abd-el-Kader ab, und seine Lage fing schon an, eine verzweifelte zu werden, da er, an der Grenze des französischen Gebiets streifend, nun zwischen zwei Feinden, den Marokkanern und Franzosen, mitten inne stand. Noch einen glücklichen Angriff machte er in der Nacht vom 11. auf den 12. December auf das marokkanische Lager, aber darauf erlosch sein Glücksstern für immer. Schon am folgenden Tage wurde er von den Marokkanern geschlagen und zog sich nach den Kebdanabergen zurück. Die Marokkaner vereinigten sich nun mit den Franzosen unter Lamoricière's Oberbefehl. Zwei Brüder Abd-el-Kaders unterwarfen sich; dieser selbst ging mit 1000 Mann, dem Rest seines Heeres, am 21. December über die Maluia und betrat das französische Gebiet; als er sich aber nach der Wüste zurückziehen wollte und in den Engpaß Kerbans kam, verlegten ihm die Franzosen den Weg, worauf er sich an sie ergab. General Lamoricière empfing den Emir auf derselben Stelle, wo dieser vor 3 Jahren Montagnacs Heeresabtheilung vernichtet hatte, u. führte ihn den 24. Dec. zu dem im September zum Generalgouverneur ernannten Herzog von Aumale, der ihm die schon von Lamoricière zugestandene Ueberschiffung nach Aegypten oder Syrien ebenfalls zusagte. Diese Zusage wurde jedoch von der französischen Regierung nicht anerkannt. Inzwischen hatten auch die Kabylen sich wieder geregt; die Stämme um Dschidschelly waren von einem fanatischen Marabut zur Vernichtung der Christen aufgereizt worden und hatten, 12,000 Mann stark, am 3. und 4. Oktober die französischen Vorposten angegriffen, waren aber zurückgeschlagen worden, und der zahlreiche Stamm Beni-Fuzal unterwarf sich. Wichtig war das Jahr 1847 für Algerien auch noch dadurch, daß am 1. Sept. die neuen, die Verwaltung betreffenden Verordnungen publicirt wurden. Demzufolge wurde die Direktion dem Kriegsministerium entzogen und an die Stelle der drei bisherigen Direktionen für das Innere und die Kolonisation, für die öffentlichen Bauten und die Finanzen und für den Handel trat nun für jede der drei Provinzen A., Oran und Konstantine neben das Militärgouvernement eine Direktion der Civilverwaltung mit je einem Conseil, unter dem Vorsitz des Direktors, ganz entsprechend den Präfekturräthen in Frankreich. Generalgouverneur wurde, wie bemerkt, der Herzog von Aumale.

Die pariser Februarrevolution hatte für A. im Allgemeinen keine anderen Folgen, als daß die weitere Entwickelung der dortigen Verhältnisse und Zustände durch die Wirren im Mutterlande seitdem nur noch mehr gehemmt und vernachlässigt wurde. Als der Generalgouverneur im Februar 1848 die Abdankung des Königs und die Einsetzung der provisorischen Regierung bekannt machen ließ, blieb die Bevölkerung, wie die Armee in A. in Ruhe. An die Stelle des Herzogs von Aumale wurde durch Dekret der provisorischen Regierung (28. Februar) General Cavaignac, damals Militärkommandant in Oran, zum Generalgouverneur ernannt. Derselbe traf sogleich Anordnungen in Betreff der Küstenbewaffnung, ertheilte der Provinzialmiliz das Recht, sich ihre Offiziere bis zum Kapitän selbst zu wählen, wobei sie nur auf die Wahl französischer Bürger beschränkt waren, befreite die Presse, die in A. unter schwerem Druck gestanden hatte, und unterstellte sie lediglich den französischen Preßgesetzen, gestattete eine freiere Ausübung der advokatorischen Praxis 2c. Dagegen nahm er eine Deputation des Stadtraths von A., der um einen unmittelbaren Anschluß an das Mutterland petitionirte, nicht freundlich auf. Als Cavaignac von der provisorischen Regierung bald darauf zum Kriegsminister ernannt wurde, lehnte er diese Beförderung ab und blieb in A., obwohl ihn die wiederholte Absendung von Regierungskommissären, welche sich mit den dortigen Verhältnissen bekannt machen sollten, verstimmen mußte. Obwohl er jene Petition um Einverleibung A.s in das Mutterland abgewiesen hatte, wurde dieselbe im April doch an die Nationalversammlung gebracht. Als Cavaignac im Mai 1848 als Deputirter für das Departement Lot in die Nationalversammlung trat, wurde an seiner Stelle General Changarnier Generalgouverneur in A. Wie aber Cavaignac schon in A. gegen die Einverleibung A.s in das Mutterland gewesen, so erklärte er sich auch in der Nationalversammlung, wo diese Sache am 15. u. 16. Juli zur Verhandlung kam, entschieden dagegen. Die Nationalversammlung beschloß nur, daß A. für immer franz. Gebiet bleiben und 4 Deputirte der Kolonie an den Berathungen über algiersche Angelegenheiten Theil nehmen

sollten. Also entschied auch die Republik nichts in der seit 1830 ventilirten Frage, ob A. von Frankreich für eine einstweilige Eroberung oder für eine definitive Besitzung angesehen werden solle. Dagegen verlangte Cavaignac für A. Lokalautorität mit ausgedehnter Initiative gegenüber der Regierung, Preßfreiheit, Gemeindefreiheit, persönliche Freiheit und alle nur dort zulässigen bürgerlichen und politischen Rechte. Die Justizverwaltung war bereits im Mai unter das Justizministerium, das Unterrichtswesen unter das Unterrichtsministerium des Mutterlandes gestellt worden.

Der Krieg gegen die Stämme ruhte inzwischen nicht. Im März 1848 unterwarf sich Bu-Aud, ein den Franzosen sehr gefährlicher Häuptling; im Mai wurde ein Attentat der Araber, welches auf nichts Geringeres, als Konstantine anzuzünden und die Franzosen zu vertreiben, abzweckte, vereitelt; im Juni unterwarf sich der Bey Siel Hadschi in Konstantine, und die Raubzüge des Ben Azzedin in derselben Provinz schlug Oberst Famin zurück; ein Aufstand der Flittas in Oran wurde vom General Pelissier unterdrückt, einer der Kabylen im Juli in der Gegend von Bugia vom General Gentil. Auch an Unruhestiftung durch Europäer fehlte es nicht: so im Mai in Bona, wo eine entstehende Meuterei noch zeitig genug unterdrückt wurde. Da Changarnier als Kommandant der Nationalgarde des Seinedepartements am 1. Juli nach Paris zurückkehrte, so wurde der Divisionsgeneral Marey-Monge einstweiliger Generalgouverneur. Derselbe ordnete im Juli zur Hebung der Landwirthschaft und der Gewerbe eine jährliche öffentliche Ausstellung aller von Europa in A. aus der Thier- und Pflanzenwelt gezogenen Produkte an und setzte für die sich Auszeichnenden Preise aus. Im September wurde General Charron zum Generalgouverneur ernannt. Um die Bevölkerung in A. zu vermehren, wurden seit September 1848 einige Kolonien von Arbeitern aus Paris dahin abgeführt, welche aber, da ihnen sowohl Kenntniß des Ackerbaus, als Arbeitslust überhaupt fehlte, nicht gedeihen wollten. Nach einer schon vor der Februarrevolution ausgesprochenen u. von der Regierung der Republik gebilligten Verfügung sollten die zur Deportation Verurtheilten ebenfalls nach A. gebracht werden, was seit dem Staatsstreich vom 2. December 1851 zur Ausführung gekommen ist, indem Lambessa neben Cayenne zur Deportationskolonie bestimmt wurde.

Das Jahr 1849 war für die Franzosen in mancher Hinsicht ungünstig; in der Umgegend von Maskara empörten sich die arabischen Stämme und überfielen unter Anderm Anfangs Februar ein Detachement von 200 französischen Soldaten, welche sie sämmtlich niederhieben; die Marokkaner sammelten an der westlichen Grenze Reiterabtheilungen, so daß auch von dieser Seite her Feindseligkeiten zu befürchten standen; im Herbst wüthete die Cholera in Oran und raffte $^1/_6$ der europäischen Bevölkerung hin. Der von dem Marabut Si-Bu-Zian 1849 angeregte Aufstand in der Oase Zaatscha und in der Landschaft Ziban, welcher leicht gefährlich hätte werden können, wurde endlich vom General Herbillon mit ansehnlicher Truppenmacht 1849 durch Erstürmung des festen Bollwerks der Empörer blutig beendet. — Das Jahr 1850 füllte eine Reihe von sogenannten promenades militaires aus, welche man lediglich unternahm, um hier und da die französische Fahne zu zeigen und den unruhigen Stämmen Respekt einzuflößen. Diese Promenaden waren freilich oft sehr blutig. Besonders waren die Gebirge bei Setif die Schauplätze heftiger Kämpfe. In den Provinzen A. und Oran dagegen wurde die Ruhe wenig gestört. Auch im Jahre 1851 war es wieder Kabylien, welches die Aufbietung bedeutenderer Streitkräfte nöthig machte. Fast alle Gebirgsstämme zwischen Dschidschelly, Philippeville und Milah hatten sich von Neuem erhoben. An der Spitze dieser Expedition, gewiß der kühnsten und gefahrvollsten, welche in neuerer Zeit in Algerien unternommen wurde, stand der General St. Arnaud. Innerhalb 80 Tagen waren sämmtliche empörte Stämme zur Ruhe gebracht. Nicht weniger als 20 Treffen und 6 geordnete Schlachten bezeichneten diesen merkwürdigen Feldzug. Seitdem fanden größere Expeditionen nicht mehr Statt, und Erwähnung verdient nur der Zug gegen einige Stämme an der Südgrenze der Provinz A., hart am Rande der Wüste. Die Erstürmung von Laghuat im December 1852 gab der Armee Gelegenheit zu einer brillanten Waffenthat. Im J. 1853 wurden endlich noch einige kabylische Stämme unterworfen, von denen jetzt nur noch wenige sich gegen die französische Herrschaft sträuben. Im Ganzen ist also die Eroberung Algeriens jetzt als eine vollendete Thatsache zu betrachten. Die Herrschaft Frankreichs in diesem Theile Nordafrika's ist wohl für lange Zeit fest begründet. Marschall Bugeaud hat einmal sehr richtig gesagt: man muß Algerien beherrschen, ehe man es kolonisirt. Dieser Moment ist jetzt gekommen. Das Schwert hat so ziemlich seine Aufgabe erfüllt. Die Reihe ist jetzt an den friedlichen Werken der Kolonisation, und erst mit der wirklichen Eroberung Algeriens durch die europäische Kultur wird der Reichthum und die hohe Bedeutung des gesammten nordafrikanischen Küstenlandes für die Völker Europa's sich erschließen.

Literatur. Von den zahlreichen Werken, welche über A. seit der französischen Okkupation erschienen sind, nehmen die Arbeiten der zur wissenschaftlichen Erforschung des Landes zusammengesetzten Kommission die erste Stelle ein. Dieselben erschienen seit 1844 zu Paris unter dem Gesammttitel: Exploration scientifique d'Algérie etc. Vergl. außerdem Wagner, Reise in die Regentschaft A., 3 Bde., Leipz. 1841; Decker, Algerien, 2 Bde., Berlin 1844; Blofeld, Algeria past and present, Lond. 1844; Daumas, Le Sahara algérien, Paris 1845; Poujoulat, Etudes africaines, 2 Bde., Par. 1847; General Jussuf, Sur la guerre en Afrique, Alg. 1850. Interessante Aufschlüsse geben auch die in A. erscheinenden periodischen Schriften, wie das Journal L'Algérie, der Guide de voyageur en Algerie seit 1842 u. a.

Algier, die ehemalige Residenz des mächtigsten der Barbareskenfürsten und als solche lange Zeit der Schrecken aller Seefahrer im Mittel-

meere, die jetzige Metropole der franz. Kolonie Algerien. Sie liegt an der Westseite der gleichnamigen Bucht hart am Meere und am Abhange des nur durch ein schmales flaches Gestade vom Meere getrennten Hügellandes Massif und bildet ein ziemlich gleichseitiges Dreieck, dessen Grundlinie in der Richtung von Norden nach Süden die einzige größere Straße der Stadt abgibt, welche die beiden Thore Bab-el-ued und Bab-el-sun mit einander verbindet und zwischen beiden 1100 Schritte lang ist. Der kleinere Stadttheil östlich von der Hauptstraße bildet ebenfalls ein ziemlich gleichseitiges Dreieck, dessen Spitze in dem Marinethor liegt. Die erwähnte Hauptstraße liegt noch in der Ebene, etwa 80 Fuß über dem Meere; von da ab steigt die Häusermasse ziemlich steil aufwärts bis zur Kasbah empor, welche den höchsten Punkt der Stadt bildet und 354 Fuß über dem Meere liegt. A. hat nur zwei fahrbare Straßen, nämlich die obengenannte Hauptstraße und die Marinestraße, welche vom Marinethor nach dem Gouvernementsplatz führt. Alle übrigen sind enge, winkelige Gassen, welche sich unter einander kreuzen, höchstens 6—8 Fuß Breite haben, terrassenförmig ansteigen u. ziemlich dunkel sind. Die Stadt hat 5 Thore und ein Wasserthor, aber nur eine Vorstadt Bab-el-sun. Die Einwohnerzahl belief sich im Jahre 1835 auf etwa 54,000, worunter 29,400 Europäer waren. Die Oberstadt bewohnen fast ausschließlich die Eingebornen, die Unterstadt die Juden und deren Hauptstraßen Franzosen und andere Europäer. In diesen Hauptstraßen erheben sich immer mehr Häuser im pariser Styl u. mit Arkaden versehen, welche des Nachts obdachlosen Eingebornen als Asyl dienen. Der Hafendamm, Kheriddin genannt, ist mit großen gewölbten Magazinen besetzt und führt nach dem Vertheidigungsdamm, einer mit Batterien versehenen Halbinsel, auf der auch der ebenfalls zur Vertheidigung eingerichtete Leuchtthurm steht. An der westlichen Ecke des Kheriddin steht der Marinepalast. Der Generalgouverneur bewohnt den alten Winterpalast des Dey. Vor demselben befindet sich der Gouvernementsplatz, der einzige ansehnlichere, den die Stadt besitzt. Die erwähnte Kasbah, die auf dem höchsten Punkte der Stadt liegt, ist die ehemalige Citadelle von A. und nur durch eine Zinnenmauer von der Stadt geschieden. Man tritt in dieselbe durch ein schmales Thor von der Stadtseite her. Das Ganze bildet ein ziemlich umfangreiches festes Kastell, welches ganz von Stein erbaut, aber sehr winkelig ist, weshalb es sich nicht wohl gegen eine geregelte Belagerung halten läßt. Jetzt ist die Kasbah zu Kasernen eingerichtet. Andere Kasernen und Hospitäler erheben sich an der Westseite der Stadt. Diese ist auf der Landseite mit einer 30 Fuß hohen und 8—10 Fuß dicken Mauer umgeben, die hier und da mit vorspringenden viereckigen Thürmen versehen, welche Geschütz aufnehmen können. Am Fuße der Mauer läuft ein breiter und tiefer, aber trockener und mit Gestrüpp angefüllter Graben hin. Neuerlich hat man eine bastionirte Enceinte vor der Stadt anzulegen begonnen. Außerhalb der Stadt liegen: im Südwesten das auf einem ziemlich steilen Hügel des Massif 630 Fuß über dem Meere gelegene Kaiserfort, welches die Stadt vor jedem Angriffe von der Landseite her deckt und zuerst in die Hände der Franzosen fiel, die von hier aus die Uebergabe der Stadt erzwangen; im Norden das Fort der vierundzwanzig Stunden (Fort des vingt-quatre heures), etwa 200 Schritte von der Küste auf einem kleinen Hügel gelegen und aus zwei regelmäßigen und einer schiefen Bastion bestehend; im Süden das Fort Bab-el-sun, 1200 Schritte von dem Thor gleichen Namens entfernt und hart an der Küste gelegen; das neue Fort, unmittelbar vor dem Thore Bab-el-ued, hart an der Küste und am nördlichen Ende der Unterstadt gelegen; endlich das Fort der Engländer (F. des Anglais), welches eine halbe Meile nördlich von der Stadt ebenfalls hart am Meere liegt. Außer diesen Forts ist die ganze Bucht von A. bis zum Kap Matifu in einer Ausdehnung von beinahe drei Meilen mit einzelnen kleineren Befestigungen versehen. Der Hafen und seine Befestigungswerke sind in den letzten Jahren von den Franzosen beträchtlich erweitert und es ist dabei auf die Vertheidigung der Stadt von der Seeseite her besondere Rücksicht genommen worden. Linienschiffe und Fregatten kann derselbe auch jetzt noch nicht aufnehmen, und alle größern Fahrzeuge ziehen es vor, vor dem Hafen zu ankern, von wo aus sie bei einem herannahenden Sturm leicht die hohe See gewinnen können. Auch ist der Hafen zu eng, als daß er viele Schiffe fassen könnte, und bietet überdies nicht einmal hinlänglichen Schutz vor Stürmen. — Als Hauptstadt der ganzen Kolonie ist A. Sitz des Generalgouverneurs und der obersten Militär- und Civilbehörden, so wie der Behörden für die Provinz und das Arrondissement A. Ferner residiren hier der katholische Bischof, so wie die höheren Geistlichen der Moslems und Juden. Außer einem nach französischem Muster eingerichteten Collège befinden sich in der Stadt eine große Anzahl arabischer Elementarschulen, mehre auch von Eingebornen besuchte Schulen und Pensionate für höheren Unterricht, eine öffentliche Bibliothek, ein Museum, mehre Buchdruckereien und Buchhandlungen, Lesekabinette, eine landwirthschaftliche Gesellschaft, einige philanthropische Vereine, Hospitäler &c. Auch erscheinen mehre Zeitungen hier. Hauptquelle des Erwerbs ist der Handel, indem A. der wichtigste Handelsplatz der Küste ist, in welchem alle Straßen des Binnenlandes zusammenlaufen. Das Leben in der Hauptstadt geht begreiflicher Weise unter der französischen Herrschaft von Jahr zu Jahr mehr einer völligen Umwandlung entgegen, und diese wird in eben dem Maße beschleunigt, in welchem die Elemente der Bevölkerung sich verändern. An die Stelle der auswandernden Türken und Mauren treten europäische Ansiedler, Spekulanten, Glücksritter, politische Flüchtlinge &c., und in ein paar Jahrzehnten wird die orientalische Sitte von der französischen ganz verdrängt seyn. Vom Gouvernement geschieht viel zur Beschleunigung dieses Umwandlungsprozesses, in welchem es die beste Stütze seiner Macht erkennt. In allen größeren Garnisonsstädten werden von Zeit zu Zeit Feste und Ergötzlichkeiten veranstaltet und die Eingebornen zur Theilnahme veranlaßt, damit sie sich an eu-

ropäische Geselligkeit und Vergnügungen und an europäische Sitten gewöhnen. Solche Feste sind namentlich in der Hauptstadt glänzend, und es werden dazu alle Notabilitäten der Stadt und Umgegend herbeigezogen. Der weibliche Theil der Eingebornen hält sich aber nach alter orientalischer Sitte noch fern davon, mit Ausnahme der Frauen und Töchter und einiger reichen Juden, welche durch ihre kostbare Tracht nicht wenig zur Verherrlichung dieser Festlichkeiten beitragen. Für sonstige Vergnügungen im europäischen Geschmack ist durch großartige Gasthöfe, Kaffeehäuser, Bäder, mehre Theater, öffentliche Anlagen und Spaziergänge aufs Reichlichste gesorgt. Reizend sind die näheren und ferneren Umgebungen von A., und der Anblick der Stadt vom Meere her ist höchst imposant. Die weißen Häusermassen mit ihren platten Dächern, welche enggedrängt die steile Anhöhe bedecken, so daß man die ganze Masse mit einem Blicke überschaut von den furchtbaren Batterien an, die das Mittelmeer bespült, bis hinauf an die Spitze des amphitheatralischen Dreiecks; die felsige Küste der halbcirkelförmigen Rhede mit dem Park von Feuerschlünden, die vom Vorgebirge Pescada bis zum Kap Matifu auf einer ununterbrochenen Reihe von Batterien, Thürmen und Forts aufgepflanzt sind; hinter ihnen die blühenden Höhen mit unzähligen maurischen Kapellen und Grabmälern, den reizenden Gärten und Weinbergen, in denen die üppigsten Reben sich von Baum zu Baum schlingen und so den Mandelbaum mit der Cypresse, die Olive mit der Granate, die Palme mit der Ceder verbinden; endlich dieser ganze Landgürtel von der fernen blauen Kette des Atlas umschlossen: — Alles dieses bildet einen der schönsten Punkte, den die Gestade des Mittelmeeres aufweisen, und läßt den Ankommenden schwer zu der Ueberzeugung gelangen, daß hier Jahrhunderte hindurch nur Seeräuber gehaust haben.

Algierscher Paß (Seepaß, Türkenpaß, mittelländischer Paß, franz. marque), der Paß, welchen die Schiffe derjenigen Staaten lösen u. an Bord mit sich führen mußten, die mit den Barbareskenstaaten Verträge abgeschlossen hatten. Es war eine Charta partita. Der Talon des Dokuments war das Bild eines Schiffes, welches mitten durchschnitten wurde. Die eine Hälfte des Talons wurde im Archive des betreffenden Barbareskenstaats bewahrt, um sie der andern, welche das Schiff bei sich führte, anzupassen, wenn letzteres angehalten oder aufgebracht wurde. Erst seit 1830, mit der Eroberung Algiers durch die Franzosen, hörte die Seeräuberei der Barbaresken im Mittelmeere auf und damit auch die Nothwendigkeit eines Türkenpasses, während früher kein Kauffahrteischiff ohne ein solches Schutzmittel es wagen durfte, das Kap Finisterre zu passiren.

Algonkinen, ehemals sehr zahlreicher und mächtiger, jetzt nur noch schwacher, halbgesitteter, von Ackerbau, Jagd und Fischerei lebender Indianerstamm, am nordwestlichen Ufer des Lorenzoflusses in Canada, Todfeinde der Irokesen. In ihrer Mitte wirken christliche Missionäre.

Algrin (Halgrin), Johann, Kardinal, auch bekannt unter dem Namen Johann von Abbeville, geboren gegen Ende des 12. Jahrhunderts, † 1237. Zuerst Doktor der Theologie an der Universität zu Paris, hierauf Prior des Klosters St. Peter zu Abbeville, Dechant des Domkapitels zu Amiens und 1225 Erzbischof von Besançon, wurde er vom Papst Gregor IX. zum Kardinal erhoben. Als solcher predigte er 1228 in Aragonien einen Kreuzzug gegen die Saracenen und bewirkte die Aussöhnung des Papstes mit Kaiser Friedrich II., den er im Auftrage seines Herrn aus dem Banne that. Unter A.s Werken sind Predigten und ein Kommentar über das hohe Lied.

Alguacil (vom arabischen Wasil, d. i. die durch die Gnade des Herrschers verliehene Macht), im Spanischen Titel des mit der Ausübung der Justiz Betrauten. Es gibt Alguaciles mayores, welche die Gerechtigkeitspflege in einer Stadt als erbliches oder Familienlehen besitzen und ausüben od. von der Municipalität dazu berufen worden sind, und Alguaciles menores oder ordinarios, worunter man die unteren Diener der Gerechtigkeitspflege und Polizei zu verstehen hat. Diese erscheinen bei gewissen feierlichen Umzügen, Stiergefechten u. dgl. in der altspanischen Tracht und beritten. Früherhin hießen auch die Vollstrecker der Urtheile oder Befehle der Tribunale, wie der Inquisition, der Cruzada, der Ritterorden ꝛc. Alguacils, wie auch der Aufseher über das königl. Jagdgeräthe Alguacil de la monteria betitelt war und zum Zeichen der Jagdgerichtsbarkeit die vara alta de justicia führte.

Alhambra (d. i. das rothe Haus), ehemalige maurische Khalifenburg, jetzt spanische Festung bei Granada, das herrlichste Denkmal arabischer Herrschaft und Baukunst in Europa. Die A., die einstige Residenz der maurischen Könige von Granada, liegt in einer paradiesischen Gegend, auf der Zinne eines mit Wald und Maulbeerbäumen bewachsenen, felsigen Berges, $^1/_2$ Stunde von Granada, von dieser Stadt durch ein üppiges Thal geschieden, das der reißende Darro bewässert. Mit ihren 30 Thürmen, ihren Moscheen, Kirchen, Palästen, Wohnungen u. Höfen deckt sie einen Raum, welcher kaum in $^3/_4$ Stunden umgangen werden kann. Das Hauptgebäude ist das maurische Residenzschloß, ein vollkommenes Viereck, das einen großen Hof (den Löwenhof) einschließt. Der Bau der A. begann im Jahre 1213 unter dem Könige Mohammed-Abu-Abdallah, u. wurde unter dem Könige Pharagi 1338 vollendet. Sechszehn Jahre nachher fiel die A. mit der Hauptstadt selbst in die Hände der Christen und diese fügten in spätern Zeiten neue Festungswerke hinzu, die, schlecht erhalten und jetzt großentheils verfallen, sich unregelmäßig um den ganzen Rand des Berges ziehen, der die Stadt überragt und eine Vorhut der Sierra Nevada ausmacht. Zu den Zeiten der Mauren konnte die A. nicht nur das ganze Personal des glänzendsten Hofs der damaligen Welt aufnehmen, sondern auch noch eine Leibwache von 10,000 Mann, und im Todeskampfe des Reichs mit den Christen wurde sie von 40,000 Moslems vertheidigt. Nach der Eroberung blieb sie eine Zeit lang der Wohnsitz kastilischer Monarchen, und Kaiser Karl V. begann den Bau eines prachtvollen Palastes mit der Absicht, ihn zu seiner bleibenden Residenz zu machen, wurde aber durch Erdbeben

an der vollständigen Ausführung gehindert und gab den Plan später wieder auf. Die letzten königlichen Bewohner der A. waren Philipp V. und seine Gemahlin zu Anfang des 18. Jahrhunderts. Der Aufenthalt dieses Fürstenpaars war jedoch nur vorübergehend, und nach ihrer Abreise verödete der Palast bis auf die Wohnung des Kommandanten. Die Entfernung des Hofs war für die A. ein Todesstoß. Viele ihrer schönen, wüst stehenden Hallen wurden schon in der zweiten Hälfte des letzten Jahrhunderts unbewohnbar, und zu Anfang des jetzigen lagen einige Gebäude in Trümmer. Die Feengärten verwilderten allmählig, die Wasserkünste hörten auf zu springen. Die großen Freiheiten, welche der innerhalb des Burgbezirks Wohnende von uralter Zeit her genoß, lockte nach und nach eine gesetzlose und verworfene Bevölkerung in die weiten Räume: Contrebandiers, Landstreicher Bettler und schlechtes Gesindel jeder Art, die dort ein Asyl suchten und fanden, von wo aus sie die umliegende reiche Gegend brandschatzen konnten. Die Kommandanten machten aus der Aufnahme solcher Personen ein offenes, einträgliches Gewerbe; denn diese mußten für gewährten Schutz jährlich bedeutende Abgaben bezahlen. Endlich, kurz vor der französischen Invasion, wurde das Uebel so arg, daß die Regierung mit starkem Arme eingreifen und ihm ein Ende machen mußte. Das Gesindel wurde ausgestoßen, und die baufälligsten, dem Einsturze nahen Gebäude abgetragen. Die Franzosen besserten, nach der Eroberung 1808, alle Werke aus und machten die A. zu einem Stützpunkte ihrer Macht in diesen Gegenden. Der französische Kommandant der Provinz wohnte mit seinem Stabe im maurischen Palaste. Mit der Ehrfurcht und Liebe zur Kunst, welche die Franzosen bei ihren meisten Eroberungen ausgezeichnet hat, sicherten sie dieses herrlichste Denkmal maurischer Pracht und Größe durch sorgfältige Ausbesserungen auf eine Reihe von Jahren vor größerem Verfall und vor Einsturz, der Vieles bedrohete. Die Dächer wurden ausgebessert, die Säle und Gallerien vor dem Wetter geschützt, die Gärten, Grotten und Wasserleitungen wieder hergestellt, die Springbrunnen noch einmal dahin gebracht, ihre tausend Strahlen in der Sonne glänzen zu lassen und den warmen, balsamischen Hauch der Lüfte zu erfrischen. Bei ihrem Abzuge sprengten jedoch die Franzosen mehre Thürme und Außenwerke in die Luft, und die Festung blieb seitdem in einem unhaltbaren Zustande. Jetzt besteht die Garnison aus einer Kompagnie Invaliden, deren Dienst es ist, die Thore und einige Thürme zu bewachen, welche zu Staatsgefängnissen dienen. Der Kommandant, von dem hohen Range, den er in früher Zeit einnahm, entkleidet, wohnt in Granada. Die ungeheueren Räume und Säle im Palaste sind verlassen, die Garten-Umgebung ist wieder eine Wildniß. Bei dem jetzigen Zustande des Reichs ist nicht die entfernteste Hoffnung übrig, dieses Köstlichste, womit die Architektur das unglückliche Spanien geschmückt hat, erhalten zu sehen, und ehe vielleicht das Jahrhundert vergangen ist, wird der A. Zinne den Staub küssen und nur noch als ein Trümmerhaufe der Nachwelt ihre Stätte verrathen. — Durch eine tiefe enge Schlucht im Schatten hochwipfliger Bäume steigt man steil empor; rechts und links stehen steinerne Fußbänke, mit rankendem Gesträuch überwachsen, Springbrunnen ohne Wasser, Nischen, deren Bildsäulen zerstückt im Grase liegen. Nach einem 5 Minuten langen Wege werden links Thürme sichtbar und bald darauf sieht man andere Thürme gerade über sich und rechts auf hohen Felsen (Torres vermejos, Karmoisin-Thürme, von der rothen Farbe der Ziegeln, aus denen sie erbaut sind), vielleicht Denkmale der phönicischen Zeit. Am Schluß des steilen Pfads steht ein gewaltiger maurischer Thurm, durch welchen ein großer, hufeisenförmig gewölbter Thorweg in das Innere führt. Dieses Thor heißt das Thor der Gerechtigkeit. Eine über dem Eingang ausgehauene Riesenhand und ein ungeheurer Schlüssel sind unentzifferte arabische Symbole. Dann geht der Weg wieder zwischen Gemäuer hinan bis auf eine offene Esplanade, den Platz der Cisternen. Hier sind die unzähligen, aus dem Fels gehauenen Wasserbehälter, groß genug, eine Besatzung von 50,000 Mann zu versorgen. Hier ist auch jener vielbewunderte Brunnen von unermeßlicher Tiefe, welcher durch die Mitte des Berges bis unten zum Boden des Thals reicht u. aus dem man für den König zur Tafel das Quellwasser schöpfte. Von dem einst prächtigen Ueberbau dieses Brunnens ist nichts mehr zu sehen. Gegenüber der Esplanade steht der Palast Karls V. Bei all seiner Größe und Herrlichkeit erscheint er doch neben dem maurischen Schlosse wie eine elende Schmarotzerpflanze auf einem Eichstamme. Er fesselt in seiner Genossenschaft kaum den Blick auf einen Moment: man eilt gleichgültig an ihm vorüber, um einzutreten in das einfache, anspruchlose Portal, das ins Innere des Gebäudes führt. Hier bleibt die Erwartung, sey sie auch noch so kühn, weit hinter der Wirklichkeit zurück. Ein großer, mit weißem Marmor gepflasterter und an jedem Ende mit leichten maurischen Peristylen geschmückter Hof, der Hof der Alberca, thut sich auf. Es sind die Propyläen des Palastes. Am einen Ende der Alberca erhebt sich ernst und drohend der Thurm des Comares. An ihm vorbei führt ein Gang, dessen Wände mit buntem Marmor zierlich getäfelt sind, in den berühmten Löwenhof. Kein Theil des Gebäudes gibt eine bessere Idee von seiner ursprünglichen Schönheit und Pracht, als diese Partie, und keiner hat vom Zahne der Zeit so wenig gelitten. In der Mitte steht der in Lied u. Geschichte so berühmte Springbrunnen. Die alabasternen Bassins streuen noch immer ihre erfrischenden Regenschauer, und die zwölf Löwen, welche sie tragen, strömen ihre krystallene Fluth noch eben so aus, wie in den Tagen Boabdils. Der Hof ist von leichten arabischen Arkaden mit feindurchbrochenem Gitterwerk, das durch schmächtige Pfeiler von dem schönsten weißen Marmor getragen wird, umgeben. Die Architektur hier, wie in allen Theilen dieses Feenpalastes, ist das Höchste der Eleganz und Anmuth u. leichten Zierlichkeit; fern von allem Strengen, Grandiosen und Erhabenen, bloß auf mühelosen Genuß deutend, der hier seinen Thron aufgeschlagen hatte. Ein reichgeschmücktes Portal führt aus dem Löwenhofe in eine hohe, mit weißem und gelbem Marmor mosaikartig ausgelegte Halle,

den Saal der zwei Schwestern. Er erhält sein Dämmerlicht durch eine Kuppel von oben, deren Dach auf Säulchen ruht und die Luft frei durchstreichen läßt. Die untern Wände sind mit Porzellanplatten ausgetäfelt, in welchen die Wappen der maurischen Herrscher kunstvoll mit Schmelzfarben eingebrannt sind. Auf den obern Wänden und der Decke aber schlingen sich Arabesken in wunderlichen Formen aus damascener Stukkatur hin, höchst phantastische Gruppen mit Sprüchen aus dem Koran und poetischen Inschriften in arabischen Schriftzügen vermengt. Schrift und viele Figuren sind mit Gold ausgelegt, die Zwischenräume aber eben so prachtvoll mit Lapis Lazuli. An jeder Seite sind tiefe, zierlich überdachte Nischen für Ottomanen und Ruhebetten. Dieser herrliche Saal steht unmittelbar mit den ehemaligen Frauengemächern in Verbindung. Ein Portal auf der andern Seite des Löwenhofs führt in die Halle der Abencerragen (s. d.), den schauerlichen Ort, wo die Treulosigkeit das tapferste und edelste Rittergeschlecht grausam mordete. Aus dem Abencerragensaale leitet der Führer zum Thurme des Comares zurück, dem sein Erbauer den Namen gab. Er ist von ungeheurer Dicke, rund und sehr hoch, sieht weit über alle Gebäude hinweg und steht dicht an der Felswand, die hier senkrecht zum Darro hinabfällt. Eine zierliche, kostbar dekorirte Arkade endigt in einer weiten, hohen Halle, welche das Innere des Thurms zur Hälfte einnimmt. Sie war der Audienzsaal der maurischen Könige, wo sie auf goldenem Throne und im Purpur, im Glanze des Orients prangend, die Gesandten ferner Monarchen und Völker empfingen. Die Halle trägt noch viele Spuren ihrer ehemaligen Pracht. Die Wände sind mit vergoldetem Stukko verziert und die Zwischenräume mit Jaspis, Achat und Lapis Lazuli ausgelegt. Das obere Gewölbe von Cedernholz, das seiner Höhe wegen sich dem Auge fast ganz entzieht, strahlt von reicher Vergoldung und von den Farben des arabischen Pinsels. An drei Seiten des Saals sind tiefe Fenster in der unglaublich dicken Mauer angebracht, von deren Balkonen man die Aussicht auf das grünende Thal des Darro, die Straßen und Klöster der Hauptstadt und weithin in die fernen Gebirge hat. Der Tocador (das Toilettenzimmer der Königin) mit einem offenen Belvedere auf der Höhe des Thurms, wo die maurischen Sultaninnen sich der reizenden Gebirgsluft und des Blicks auf das Paradies umher erfreuten; der abgeschlossene Potio, der Garten der Linderara, mit seinen alabasternen Fontainen, den Rosen- und Myrtenhainen, Citronen- und Orangenwäldchen, den kühlen Hallen, Grotten und Bädern, wo die Hitze und Helle des Tages durch stete Frische und ein geheimnißvolles Dämmerlicht gemäßigt werden; die zu einem Labyrinth verschlungenen hundert u. aber hundert Zimmer, Arkaden und Säle im Innern des Palastes lassen hier nur eine Andeutung zu, aber keine Beschreibung. Bedeutende Wassermassen, welche von den benachbarten Bergen durch alte maurische Wasserleitungen herbeigeführt werden, strömen durch den Palast, füllen dessen Bäder und Fischbehälter und sprühen in Kaskaden, oder fallen als Regenschauer und Tropfbäder aus den Kuppeln der hohen Hallen herab, oder murmeln durch Kanäle unter den Fußböden von Alabaster. Hat das Wasser im königlichen Hause seinen Tribut gezollt und dessen Gärten und Auen durchrieselt, so fließt es als rauschender Bergstrom die lange Auffahrt entlang hinab zur Stadt, in der es theils in Bächen durch die Mitte der Straßen rinnt, theils in Springbrunnen schäumt, theils die Lusthaine netzt und immer jugendlich kleidet, welche den Hügel der A. und Granada umschließen und verschönern. Vgl. Washington Irvings Alhambra; Murphy, The Arabian antiquities of Spain (Lond. 1816).

Ali, I. A.-Ben-Abu-Taleb, der Moslem, der vierte Khalif, der treueste und tapferste Gefährte, Neffe und Eidam des Propheten, kühn in den Waffen und gerühmt auch als Dichter. Sein Feuereifer für Ausbreitung des Islam war dem Propheten ein Wohlgefallen, der einst vor dem ganzen Volke in die Worte ausbrach: „Du bist mein Wesir und mein Bruder in dieser und der andern Welt". Im Volke hieß er „der Löwe des siegreichen Gottes". Doch ward A. des Propheten Nachfolger erst dann, als nach Osmans, des dritten Khalifen, Ermordung ein großer Theil des Volkes ihn wählte. Aber auch jetzt noch ward ihm nicht Ruhe im Besitze der Macht. Aische (s. d.), die intriguante und rachsüchtige Wittwe Mohammeds, konnte es, nach nunmehr dreißig Jahren, nicht verschmerzen, daß A. Zweifel in ihre eheliche Treue gesetzt und Mohammed zur Scheidung von ihr hatte bewegen wollen. Die Fürsten Sobeir und Talha, die zuerst A. gehuldigt, in der Hoffnung, reiche Statthaltereien zu erhalten, sannen mit ihr auf A.'s Untergang, da sie sich in ihren Erwartungen getäuscht sahen, und verbanden sich mit Aische. Vor Kurzem noch hatte Aische Osman, den sie haßte, geflucht; jetzt, da er ermordet war, rief sie zur Blutrache auf, und klagte A., der Vergeltung an den Mördern zu üben verabsäumt hatte, der Mitschuld an. Aische stellte sich an die Spitze eines Heeres, welches die Blutrache üben sollte, obwohl ihr eigener Bruder beschuldigt ward, Antheil an dem Morde gehabt zu haben. A. aber ereilte die Aische auf dem Marsche nach Baßra, schlug ihr Heer (37 d. Hedschra, 658 n. Chr.) und nahm sie selbst gefangen, behandelte aber kluger Weise die Wittwe des Propheten mit Schonung. Nach dieser Schlacht erhob sich neue Fehde. Die von Osman in den Provinzen angestellten Befehlshaber wollten den von A. neuernannten nicht Platz machen; besonders war Moavi, Statthalter von Syrien, gefährlich, weil klug und ränkevoll. A. zog aus, Moavi zu vernichten und schlug ihn in mehren Treffen; da hing der Ueberwundene den Koran an die Spitze seiner Fahne, worauf die Feinde vom Kampfe, als einem gottlosen Unterfangen, abstanden. Moavi that hierauf seinem Gegner den Vorschlag, den Streit durch Schiedsrichter friedlich entscheiden zu lassen. A. willigte ein. Die Richter fällten den Spruch: A. und Moavi seyen beide ihrer Macht zu entkleiden und dann dem Volke in voller Freiheit die Wahl eines neuen Herrschers zu gönnen. Gegen diesen Spruch lehnten sich beide Gegner auf und fuhren fort, sich zu bekriegen. In 100 Tagen soll in dreißig Schlachten gekämpft worden seyn, und nutzlos verspritzte das arabische Volk sein bestes

Blut. Verwüstung durchzog das Land und trocknete seine Hülfsquellen aus; überall war Elend. Da verschworen sich 3 Koradschiten, die Urheber so großen Unglücks aus dem Wege zu schaffen. A. und Moavi sollten fallen an einem Tage (31. August 661). Der Plan gelang nicht ganz. Moavi wurde verwundet, aber nicht tödtlich. A. aber fiel, als er zum Gebet in die Moschee gehen wollte, unter dem Mordstahl. Er hatte das Khalifat nicht ganz fünf Jahre verwaltet. So lange seine Gegner herrschten, war sein Andenken verflucht; aber geehrt ward es wieder, als die Abbassiden das Khalifat erhielten. Noch werden Wallfahrten zu seinem Grabe bei Kufa gemacht und Todte werden in der Nähe desselben begraben, damit sie selig neben dem Gefeierten ruhen. Zuweilen ist A. sogar über Mohammed gesetzt worden, weil dieser nur der Apostel, A. aber der Statthalter Gottes gewesen. Die religiösen Anhänger A.'s, die **Schiiten** (s. d.), haben sich in Persien und der Tatarei weit ausgebreitet. Seine Nachkommen, die Fatimiden, haben am Nil und Tajo, in Westafrika und Syrien geherrscht. Die ihm zugeschriebenen Sprüche sind am besten von Fleischer („A.'s hundert Sprüche, arabisch und persisch", Leipz. 1837) u. der „Divan" oder die vollständige Sammlung seiner lyrischen Gedichte, größtentheils religiösen Inhalts, neuerlich zu Bulak bei Kairo im Druck erschienen.

Alibaud, Louis, berüchtigt durch ein Attentat auf den König Ludwig Philipp von Frankreich, geboren am 2. Mai 1810 in Nismes. Sein Vater, Barthelemy A., ein Hauderer, kam eine Zeit lang ins Gefängniß, weil er den Schaden für Effekten, die Reisenden auf seinem Wagen gestohlen wurden, nicht sogleich vergüten konnte. Er verschaffte sich seine Freiheit durch den Verkauf aller seiner Habseligkeiten wieder, und machte sich hierauf zu Narbonne erst als Limonadier, dann als Wirth ansässig. Im Oktober 1834 vertauschte er diesen Wohnort mit Perpignan. Er konnte nirgends gedeihen. So dürftig aber auch die Lage der Aeltern war, so sorgten sie doch mit großen Opfern für die Ausbildung ihres Sohnes. Im Lyceum und in der Schule des gegenseitigen Unterrichts zu Nismes, zuletzt in dem kleinen Seminar zu Narbonne zeigte sich der junge A. als ein fähiger Kopf. Von der Schule entlassen, kam er bei einem Kaufmann in die Lehre. Hier füllte er seine Mußestunden mit Lektüre aus. Er verschlang die Geschichte der römischen Republik und der napoleonischen Eroberungszüge, und letztere fachten in ihm einen unwiderstehlichen Drang nach militärischer Berühmtheit an. Sein Beruf ward ihm zur Last und zum Ekel; sein abenteuerlicher Sinn führte ihn in schlechte Gesellschaft, und diese löschte in ihm die Achtung vor den Gesetzen der Moral aus. Voll hochfahrender Pläne ließ sich A. 1827 beim 15. leichten Infanterieregimente anwerben und garnisonirte in Paris, als im Juli 1830 die Revolution losbrach. A. forderte damals seine Kameraden auf, mit dem Volke gemeinschaftliche Sache zu machen, und verließ, als ihm dies nicht gelang, für seine Person die Fahnen Karls X., ohne jedoch am Aufstande sich weiter zu bethätigen. Als Zuschauer wurde er aber 29. Juli an einer Barrikade schwer verwundet, trat nach seiner Herstellung wieder in das Militär ein und avancirte 1833 bis zum Sergeantfourier, wurde aber später einer Rauferei wegen degradirt und nahm im Januar 1834 seinen Abschied. Im Februar 1835 gelang es ihm, bei dem Telegraphen der Posten in Montredon und Carcassonne eine kleine Anstellung zu erhalten. Aber das Gespenst der politischen Berühmtheit ließ ihn nicht zu Ruhe kommen. Er beschloß, einen Staat zu verlassen, in dessen Regierungshaupt er nichts sah als einen Verräther der Revolution und einen Taschenspieler, der das Volk um die Freiheit betrogen habe. Barcelona war damals der Sammelplatz jener polnischen und italienischen Flüchtlinge, welche den Plan verfolgten, die Königin Isabella zu stürzen und die Republik in Spanien zu proklamiren. Dorthin ging A. Sein Vater, gegen die Regierung nicht weniger feindselig als der Sohn gesinnt, auch Mitwisser seiner Bestrebungen, gab ihm Reisegeld. Der Plan der Verbündeten aber scheiterte an Mina's Festigkeit. A. kehrte, von seinen revolutionären Ansichten nicht geheilt, nach Frankreich zurück. Nirgends sah er eine Karrière offen, jene ausgenommen, welche der republikanische Fanatismus ihm vorhielt. Liederlichkeit, Arbeitsscheu, Eitelkeit und Ungeschicklichkeit für jedes tüchtige Unternehmen, endlich ein durch die Folgen des angewöhnten Müßiggangs u. der Dürftigkeit erzeugter tiefer Ekel am Leben führten ihn zuletzt auf den Gedanken, den König zu ermorden. Ludwig Philipps Tod, so war er überzeugt, würde das Signal für die Erklärung der Republik seyn, der eine allgemeine Erschütterung, ein wahrscheinlicher Umsturz alles Bestehenden in Europa folgen müsse, wobei ihr Held und Urheber nur unermeßlich gewinnen könne. Zur Ausführung des Entschlusses ging A. am Ende des Jahres 1835 nach Paris. Ein halbes Jahr lang spähete er vergeblich auf Gelegenheit zum Mord. Da hörte er, der König werde am 25. Juni 1836 von Neuilly nach Paris kommen, und kühn stellte er sich dicht an die Pforte der Tuilerien, mit einer Stockflinte bewaffnet, den Königswagen auf der Durchfahrt nach dem Palais-Royal erwartend. Die Garden präsentirten, der Fürst grüßte dankend; in demselben Augenblick drückte A. sein Gewehr ab, fehlte aber. Er wurde auf der Stelle, noch das Mordwerkzeug in der Hand haltend, ergriffen. Sein Prozeß wurde vor dem Pairshofe entschieden. Bei dem Verhör zeigte er große Kaltblütigkeit; ohne Reue bedauerte er nichts weiter, als daß die Kugel das Herz des Königs verfehlt habe. Die Untersuchung schien zu ergeben, daß die That A.s keine Mitschuldige habe. Aber auch bei andern gleichartigen Versuchen hatten die Thäter die Mitwissenschaft Anderer standhaft geleugnet und die Frage, ob A. allein oder im Verein handelte, muß daher unentschieden bleiben. Der Pairshof verdammte A. zum Tode, und der Spruch wurde am 11. Juli 1836 durch die Guillotine vollzogen.

Alibert, Jean Louis, berühmter französ. Arzt, geboren 1775 zu Villefranche im Departement Aveyron, Professor an der medicinischen Fakultät zu Paris u. am Hospital Saint-Louis, 1818 Leibarzt des Königs, als Schriftsteller über medicinische Praxis auch dem Auslande rühmlichst be-

kannt. Seine Hauptschriften sind: Dissertation sur les fièvres pernicieuses, Paris 1799, 5. Aufl. 1820; Nouveaux élemens de Thérapeutique et de matière medicale, das. 1804, 5. Auflage 1826; Déscription des maladies de la peau, verschiedene Auflagen (Paris 1806—27, deutsch von Scheidler); Physiologie des passions, 2 Bände, das. 1823 (deutsch von Scheidler).

Ali=Bey, Mameluckenfürst und Sultan von Aegypten, geboren um 1728 in Abchasien. Er wurde als 12—14jähriger Knabe von Sklavenhändlern an den ägyptischen Janitscharenhäuptling Ibrahim Kiaya verkauft, schwang sich aber, von diesem 1748 freigelassen, durch Gewandtheit und Tapferkeit nach und nach zum Mameluckenbey auf und wurde nach Ibrahims Tode (1757) dessen Nachfolger in der Herrschaft über Aegypten. Zwar mußte er seinen Gegnern weichen und sich auf einige Zeit nach Oberägypten zurückziehen, aber 1766 errang er die Herrschaft wieder u. machte sich als Sultan von Aegypten von der Pforte unabhängig. Was später Mehemed Ali ausgeführt hat, erstrebte er schon. Sein Ziel war die Wiederherstellung des alten mächtigen Sultanats von Aegypten und die Erhebung dieses Landes zum Mittelpunkt des Handels zwischen dem Orient und Occident. Das Glück war seinen Eroberungsplänen günstig. Ein Angriff auf Arabien brachte Mekka in seine Gewalt, und im Verein mit dem ebenfalls gegen die Pforte rebellirenden Scheich Daher eroberte er 1771 fast ganz Syrien und knüpfte mit Rußland, welches damals mit der Türkei in Krieg begriffen war, Unterhandlungen an, um von dieser Seite her in seinen Machterweiterungsplänen gefördert zu werden. Schon war er Herr von Damaskus, als sein Adoptivsohn und Feldherr Mohammed=Bey an ihm zum Verräther wurde. Von der Pforte bestochen, verließ er den Kampfplatz, ging mit seinem Heere nach Aegypten zurück und nöthigte A. zur Flucht nach Syrien. Aber von seinem frühern Verbündeten, dem Scheich Daher unterstützt, nahm A. hier seine alten Eroberungspläne wieder auf, gewann 1772 einen glänzenden Sieg über die Türken, nahm Tripoli, Antiochia, Jerusalem u. Jaffa ein und rückte im folgenden Jahre an der Spitze eines 30,000 Mann starken Heeres gegen Aegypten vor, um dieses Land wieder zu erobern. Schon war er bis in die Gegend von Kairo gekommen, als er in der Schlacht bei Salahie von dem damaligen Machthaber Aegyptens, seinem eignen Schwiegersohne Abu=Daab, aufs Haupt geschlagen und gefangen wurde. Er † einige Tage darauf an seinen Wunden oder an Gift, 1773, und noch an seinem Leichnam wurde die Hinrichtung vollzogen.

Alibi (exceptio alibi), d. h. anderswo, an einem andern Orte. Wenn bei Kriminaluntersuchungen der Beklagte sein A. beweisen, d. i. darthun kann, daß er sich zu der Zeit, als das Verbrechen, dessen er beschuldigt ist, begangen ward, an einem andern Orte befunden habe, als an dem, wo das Verbrechen verübt wurde, so bedingt dies in den gewöhnlichsten Fällen seine Lossprechung, wenigstens in Bezug auf seine unmittelbare Theilnahme; doch kann gegen ihn die Untersuchung wegen entfernterer Theilnahme fortgeführt werden.

Alicante, Hauptstadt der gleichnamigen, aus Theilen der ehemaligen Königreiche Valencia und Murcia gebildeten und auf 81¼ □M. 369,000 Einwohner zählenden spanischen Provinz, das Lucentum der Alten, ansehnliche Hafen= und Handelsstadt am mittelländischen Meere, mit 25,000 Einwohnern. Die Bai, an welcher A. liegt, hat einen guten Ankergrund und ist, obschon allen Winden ausgesetzt, doch ziemlich sicher. Nur bei stürmischem Wetter hat sie die Unbequemlichkeit, daß man mit Booten nicht ans Land kommen kann, und in solchen Zeiten wird das Ein= und Ausladen oft Tage lang gehindert. Die Stadt, die in maurischer Zeit viel bedeutender als jetzt war, hat einen schönen Molo, ist aber eng und winklig gebaut; doch zeichnen sich die Straßen durch Reinlichkeit aus. Die Zahl der Kirchen und Klöster ist groß, keins dieser Gebäude hat aber auf Schönheit Anspruch. Von öffentlichen Anstalten hat A. ein Lyceum, eine Navigationsschule, ein Waisenhaus und eine Anstalt für die Versorgung verlassener Kinder. Die Festungswerke sind in verfallenem Zustande, die Hauptstärke des Platzes besteht in einem Fort maurischer Gründung auf einem 400' hohen Felsen. Der Handel A.'s, welcher ehemals mit dem von Valencia wetteiferte, hat zwar in diesem Jahrhundert sehr abgenommen, ist aber immer noch sehr bedeutend. Er beschäftigt mehre tausend Küstenfahrzeuge und Seeschiffe. Die meisten Geschäfte werden mit Italien gemacht; doch unterhält der Platz auch direkte Verbindungen mit allen Haupthäfen Europa's. Hamburg erhält jährlich 3 — 4 direkte Ladungen, meistens Mandeln, Oel, Rosinen und Wein. Ursachen der Abnahme des Handels sind der verwilderte Zustand Spaniens, die drückenden Zölle und der ausgedehnte Schleichhandel Gibraltars. Hauptausfuhr=Artikel sind: Soda, Mandeln, Wein, Rosinen, Datteln, Baumöl, Branntwein, Feigen, Citronen und Orangen, Salz, Wolle, Seide, Anis. Von Soda gehen allein an 200,000 Ctr. nach England. Die süßen Mandeln (jährlich etwa 15,000 Ctr.) konsumirt Deutschland fast allein. Haupteinfuhr=Artikel sind englische u. französische leinene und baumwollene Zeuche, gesalzene Fische, Tabak, Getreide, Eisen, Zucker, Kaffee, Indigo, Cochenille, Droguen. In der Umgegend wächst der berühmte Alicantewein, ein schwerer, rother, süßer, sehr haltbarer spanischer Wein von gewürzhafter Blume, von dem es 2 Sorten gibt: die bessere, wegen ihrer dunkeln Farbe Vino tinto genannt, ist bedeutender Ausfuhrartikel; die ordinärere dient meistens zur Konsumtion im Lande. Jene nimmt alt einen pikanten Geschmack an und heißt dann Fondellol. Selten kommt der edlere Alicantewein ächt zu uns; er wird gewöhnlich mit andern rothen Weinen verschnitten. In Marseille besteht für die Nachbildung desselben eine eigne Fabrikation, die schon an der Rebe beginnt. Man dreht nämlich die Stiele der Trauben in guten Lagen um, läßt sie am Stocke, so lange es die Witterung gestattet, welken, setzt sie dann auf Hürden der Sonne aus, preßt sie später, und läßt den Saft mit ⅕ Weingeist und etwas Kraftmehl (Stärkemehl) gähren. Der Weinbau A.'s rührt von Kaiser Karls V. Zeiten her, der Reben vom

Rhein hierherbringen ließ. Berühmt ist die Belagerung von A. durch die Franzosen im J. 1709. Diese trieben damals, nachdem die Stadt bereits in ihren Händen war, einen Minengang unter die noch von den Engländern besetzte Citadelle. Der französische Befehlshaber Asfeld ließ den englischen Kommandanten Oberst Richard hiervon in Kenntniß setzen; dieser stellte sich aber mit seinem ganzen Stabe zu der zum Sprengen bestimmten Zeit auf die Stelle der mit 120,000 Pfund Pulver geladenen Mine und wurde so in die Luft gesprengt. Dennoch wurde die Citadelle erst nach 9tägiger Beschießung übergeben.

Alicata, Stadt und Hafen an der Südküste von Sicilien an der Mündung des Salso, mit einer Citadelle u. 14,000 Einwohnern. Die Stadt ist schlecht gebaut, treibt aber sehr bedeutenden Handel mit Getreide und Hülsenfrüchten, Schwefel und Soda. Die Umgebung ist äußerst fruchtbar, aber schlecht bebaut. Der Hafen ist schlecht u. vor den Südwinden ohne Schutz. Im J. 1553 wurde die Stadt von den Türken in Asche gelegt. In der Nähe sind Ruinen von Gela und eines Kastells des Tyrannen Phalaris von Agrigent.

Alicudi, die westlichste der liparischen Inseln, an der Westspitze Siciliens, 1 ½ Stunden im Umfang, mit 450 Einwohnern. Die Insel ist gut angebaut, trotz des zerrissenen Bergbodens. Hauptprodukte sind Weizen, Südfrüchte, Palmen. In der Nähe ist ein 200 Fuß hoher, spiralförmiger, aus der See emporragender Basaltfelsen, der, wie die ganze Gruppe, vulkanischen Ursprungs ist.

Alien-Bill, Parlamentsakte über die Fremden in England, s. Fremdenbill.

Alighieri, s. Dante.

Alignement, eigentlich die Abmessung nach der Schnur; in der militärischen Sprache die im Voraus durch Punkte bezeichnete Frontlinie, in welche die Truppen behufs ihrer Aufstellung einrücken sollen; in der Meßkunst eine Linie, welche durch zwei Punkte, deren Lage auf dem Felde und auf dem Meßtische genau bestimmt ist, läuft und zur Orientirung des Meßtisches dient.

Aligur (Alighur), starke Festung im britischen Indien, Provinz Agra, Hauptort des Distrikts gleichen Namens, zwischen dem Ganges und Dschumna. Die Erstürmung dieses Platzes 1803 durch die Engländer ist eine der Großthaten im britisch-indischen Kriege. Gegenwärtig ist A. der Sitz eines Obergerichts und der Steuerbehörden für die Provinz. Zugleich ist es die Zwingburg für die umwohnende raubsüchtige Bevölkerung. Das Land umher ist wenig angebaut u. ein Dickicht von Bambus u. haushohem Schilf, der Aufenhalt von Tigern und wilden Elephanten.

Alimentation, Ernährung, Verpflegung, Unterhalt, s. Alimente.

Alimente, im Allgemeinen die Mittel zur Nahrung und Erhaltung des Körpers; im rechtlichen Sinne aber hat das Wort die Nebenbedeutung, daß diese Mittel zur Erhaltung einer berechtigten Person von einer verpflichteten, sey es nach Gesetzen, Verträgen oder Testamenten, verabreicht werden müssen. Man theilt die Alimenta ein in naturalia (nothdürftigen Unterhalt) und Alim. civilia (standesmäßigen Unterhalt). Die erstere Art umfaßt Alles, was zum leiblichen Leben unmittelbar nothwendig ist, die zweite berücksichtigt die Verhältnisse der zu Alimentirenden, wie der Pflichtigen. Die Verpflichtung zur Alimentation wird aufgehoben 1) durch den Tod des Berechtigten, 2) durch die verbesserte Lage des Berechtigten, in welcher er fremder Hülfe nicht mehr bedarf, 3) durch das Verarmen des Pflichtigen, der bei Erfüllung seiner Pflicht sich selbst nicht würde ernähren können. Die A. kommen hauptsächlich in 3 Arten vor: in Bezug auf Kinder, auf Ehegatten, auf Arrestanten.

1) Für den nothwendigen und standesmäßigen Unterhalt ehelicher Kinder hat nach allgemeinem sächsischen Rechte der Vater mehr zu sorgen als die Mutter, auch in dem Falle, daß sie sehr wohlhabend ist. Das Betragen der Kinder, welches sonst die Enterbung nach sich zieht, kann wohl die Aeltern von dem standesmäßigen Unterhalte derselben, wozu Studienkosten, Lehrgeld 2c. gerechnet werden, nie aber von dem zu leistenden nothwendigen Unterhalte befreien, weil in diesem Falle die Alimentationspflicht einer andern Person oder dem Staate selbst zur Last fallen müßte. Die Verpflichtung der Aeltern gegen uneheliche Kinder ist nicht überall dieselbe. In Sachsen liegt z. B. die größere Sorge den Müttern ob, der Vater zahlt nur einen jährlichen Beitrag von 12—60 Thalern bis zum 14. Jahre. Stirbt der Vater, ohne Vermögen zu hinterlassen, so ruht die Verpflichtung der Alimentation auf der Mutter, auf den Großältern mütterlicher Seite und dann erst auf den Großältern väterlicher Seite. Anders ist es in Preußen, wo der Vater für den Unterhalt fast allein zu sorgen hat. Es wird nach den verschiedenen Oertlichkeiten berechnet, wie hoch die Erziehung eines Kindes aus den untern Ständen kommt, u. hiernach wird der Vater zur Alimentation verpflichtet. Bis zum 4. Jahre muß er das Kind der Mutter lassen, dann kann er es zu sich nehmen. Nach vollendeten Schuljahren hat er noch das Lehr- u. Lossprechgeld zu bezahlen. Nach dem österreichischen Rechte haben die unehelichen Kinder fast dasselbe Recht, wie die ehelichen. So lange die Mutter das Kind seiner künftigen Bestimmung gemäß erziehen kann, muß der Vater es ihr lassen u. die Kosten ihr gewähren. Auch geht die Verbindlichkeit, uneheliche Kinder zu ernähren und zu erziehen, nach dem Tode des Vaters auf dessen Aeltern oder dessen Geschwister über, wenn sie Erben sind. 2) Der Ehemann ist zu standesmäßiger Alimentation seiner Ehefrau verpflichtet, gesetzt auch, daß sie ihm kein Heirathsgut zugebracht hat. Bedarf der Mann aber der Unterstützung und die Frau ist im Stande, sie zu geben, so ist auch sie dazu verbunden. Bei einer beabsichtigten Trennung muß der künftige Unterhalt für die Frau angegeben werden. Kann aber darüber keine Vereinigung zu Stande kommen, so muß, nach dem preußischen Rechte, der Richter die Eheleute zu einem ordentlichen Prozesse verweisen. Liegt die Schuld der Scheidung allein an der Frau, so hat sie kein Recht, A. zu fordern, so wie es der Mann andern Theils in diesem Falle auch nicht könnte. Hat der Mann durch Ausschweifungen, Verbrechen 2c. die Mittel erschöpft, seiner Frau einen Unterhalt zu gewähren, so hat sie das Recht, sich von ihm scheiden zu lassen.

Was 3) die Alimentationspflicht gegen Arrestanten betrifft, so müssen Arrestanten, die sich nicht selbst ernähren können, A. bekommen. Für Wechselarrestanten hat der Gläubiger die Kosten allein zu tragen, in Preußen muß er sie sogar pränumerando auszahlen, wenn nicht der Arrest sofort aufgehoben werden soll. Bei andern Arrestanten übernimmt der Staat die Alimentation, deren Ersatz derselbe aber nur vom Vater, und auch von diesem nur bei Kindern unter 21 Jahren verlangen kann. — Die Geschwistern gewährten A. können nicht aus einem Zwangsrechte, sondern nur vom guten Willen abgeleitet werden.

Alingsas, Städtchen in der schwedischen Provinz Gothenburg, Elfsborgslän, Ddlsland, 4½ Meilen von Gothenburg u. 43 Meilen von Stockholm, mit 1000 Einw. A. erhielt Bedeutung durch die von Jonas Alströmer angelegten u. schwunghaft betriebenen Fabriken: Wollenwebereien, Strumpfwirkereien, Färbereien u. Bandwebereien, welche jedoch seit einer Reihe von Jahren im Sinken sind. Südwestlich von der Stadt erhebt sich der seiner Hauptmasse nach aus grobfaserigem Gneiß bestehende Nohlhagaberg, ausgezeichnet durch seine hohen, schroffen Felswände.

Ali Pascha, Großwessire der Pforte: 1) A. P. Kümürdschi (der Köhler), aus dem Dorfe Solus am Ufer des nicäischen Sees, wurde unter Mustapha II. Kabinetssekretär, unter Achmet III. Steigbügelhalter und Schwertträger, dann Schwiegersohn des Sultans Mustapha und 1713 Großwessir Achmets. Als solcher brachte er den Frieden mit Rußland und Polen zu Stande, entriß Morea den Venetianern, eroberte Aegina, Cerigo und die Festungen Suda und Isperlunga auf Candia. Im Kampfe gegen Prinz Eugen verlor er 1715 an der Spitze eines Heeres von 150,000 Mann bei Peterwardein Schlacht und Leben. — 2) A. P. Hekimbaschisade, zum ersten Male Großwessir 1731. Obwohl so glücklich im Kriege gegen Persien, daß Sultan Mahmud den Beinamen Ghasi (Sieger) annahm, wurde A. P. doch nach 3 Jahren seines Amtes entsetzt und als Statthalter zuerst nach Candia, dann nach Bosnien, Aegypten und Anatolien geschickt. Später ward er abermals Großwessir, nach dem Fall der Festung Kerkuk aber wieder abgesetzt und zum Statthalter von Haleb, dann von Kars und Anadoli ernannt. Als solcher sicherte er die Grenzen des Reichs gegen Persien und die innere Ruhe namentlich durch die Vernichtung der Lewend, einer regellosen, stets widerspenstigen Miliz. Deshalb ward er 1754 zum dritten Mal, aber nur auf kurze Zeit (53 Tage) Großwessir. Eingekerkert und nur auf Fürbitte der Sultanin Mutter begnadigt, erhielt er nach zweijähriger Verbannung zum zweiten Male die Statthalterschaft Aegypten, später die von Anadoli zum dritten Male, wo er 1758 zu Kutahia im 71. Jahre †. Wohlthätig gegen die Armen, gerecht in Ausübung seines Amtes, befleckte er den Ruf seiner Verwaltung durch die Hinrichtung des gelehrten Weli Efendi. A. P. war auch Dichter und hinterließ namentlich mehre Ghaselen. — 3) A. P. Muesinsade, Sohn eines Gebetsausrufers, bei der Belagerung von Sigeth Aga der Janitscharen, 1567 unter Selim II. Kapudanpascha, Befehlshaber der Flotte im schwarzen Meere und im Archipel, verlor 1571 in der denkwürdigen Schlacht von Lepanto gegen Johann von Oesterreich Sieg und Leben. — 4) A. P. Uludsch, Beglerbeg von Algier, Erbauer des Arsenals in Konstantinopel und Neubegründer der osmanischen Seemacht. Mit einer von ihm geschaffenen Flotte verwüstete dieser energische Mann die Küste von Kalabrien und Messina (1574) und entriß den Spaniern Goletta und Tunis. Er † 1586.

5) A. P. von Janina (Ali Tepelen), einer der kühnsten u. verschlagensten u. in seinem Wirkungskreise gefürchtetsten Menschen seiner Zeit, war geb. 1744. Aus dem Herrschergeschlecht des mohammedanischen Stammes der Tocziden entsprossen, Enkel eines von der Pforte ernannten Beys, Sohn eines Paschas von zwei Roßschweifen, der zu Tepeleni in Albanien eine beschränkte Gerichtsbarkeit ausübte, schwang sich A. P. durch Talent u. List bis zum Gipfel despotischer Macht empor. Nach dem Tode des Vaters, dem die benachbarten Paschas fast alle Besitzungen entrissen hatten, stellte die Mutter den 16jährigen Jüngling an die Spitze ihrer Anhänger. Er wurde geschlagen und gefangen; aber seine Schönheit und Lebhaftigkeit gefiel dem Kurd-Pascha so, daß er ihm nach einer Züchtigung die Freiheit schenkte. Ein neuer Versuch A. P.'s, sich in Tepeleni zu behaupten, gelang so wenig als der erste. Er mußte in die Gebirge flüchten und kam in eine so hülflose Lage, daß er sich, um nicht zu verhungern, genöthigt sah, seinen Säbel zu verpfänden. Als dies seine Mutter erfuhr, gab sie ihm mit stolzer Verachtung den Rath: „Zieh einen Weiberrock an und geh in den Harem.“ A., durch der Mutter Hohn zu neuen Thaten gestachelt, wagte an der Spitze von einigen hundert Klephten einen neuen Raubzug, wurde abermals gezüchtigt, und, verlassen von seiner Bande, mußte er sich vor seinen Verfolgern in einem verfallenen Gebäude verbergen. Hier, in einem dunkeln Gewölbe, hungernd, ohne einen Piaster in der Tasche, jeden Augenblick der Entdeckung gewärtig, nicht wissend, was er thun solle, blieb er zwei Tage versteckt. Aus Langeweile wühlte er die Erde mit einem Stocke auf. Da stieß er auf etwas Hartes; es war ein vergrabenes, eisernes Kästchen, gefüllt mit Zechinen. Mit diesem Schatze warb er unter den kriegerischen Albanesen des Gebirges 2000 Mann, und unversehens brach er heraus auf seinen Feind und erfocht den ersten Sieg. Im Triumph zog er in Tepeleni ein. Diesen Anfang seines Glücks schändete er aber durch eine doppelte Unthat; er ermordete seinen leiblichen Bruder, beschuldigte die Mutter, daß sie den Ermordeten vergiftet habe, und sperrte sie in den Harem ein. Für die Besiegung des Paschas von Skutari gewann er sich den Dank der Pforte. Darauf wendete er seine schon zu einem Heere angewachsene Kriegsmacht gegen den Pascha Selim von Delvino, schlug ihn, ließ ihn enthaupten und sich von der Pforte mit dessen Paschalik belehnen, wozu er durch Bestechung des Divan noch das Amt des Dervendschi Pascha erhielt, des Obergeleitsherrn, der für die Sicherheit der Landstraßen zu sorgen hat. Als solcher verkaufte er an die reichsten Capitani (Räuberhaupt-

leute) großherrliche Fermane zur Ausübung ihres Handwerks, und alle Klagen über ihn verhallten in Konstantinopel ungehört. Wegen der Dienste, welche er der Pforte im Kriege gegen Rußland und Oesterreich leistete (1787 f.), wurde er vielmehr auch noch zum Pascha von Tricala in Thessalonien ernannt. Bald darauf setzte er sich in Besitz der Stadt Janina, indem er einen untergeschobenen Ferman vorzeigte und die Einwohner dann zwang, vom Sultan ihn sich als Statthalter zu erbitten. Mit Bonaparte, dessen große Laufbahn er sehr frühe ahnete, trat er schon um 1795 in Verkehr u. erhielt von ihm französische Ingenieurs zur Befestigung seiner Hauptstadt zugesandt. Als aber Bonaparte's Gestirn in Aegypten zu erbleichen schien, verließ A. P. eben so schnell als treulos den Bundesgenossen, überfiel 1798 die von den Franzosen besetzten Plätze auf der Küste von Albanien u. verübte gegen die Garnisonen große Grausamkeiten. Nur Parga, von den Sulioten heldenmüthig vertheidigt, leistete seinen Waffen Widerstand, bis es 1800, in Folge eines Vertrags zwischen der Pforte und Rußland, mit allen andern venetianischen Plätzen auf der Küste Albaniens an die Pforte abgetreten wurde. Mit unerhörten Greueln erzwang A. P. 1803 die Unterwerfung der braven Sulioten und ließ sich von den durch ihn besoldeten Räthen der Pforte zum Oberstatthalter von Romanien erheben. Von seinen zahllosen Unthaten jener Zeit ist aber keine größer, als die an den Bewohnern der Stadt Gardiki verübte, welche sich ihm 40 Jahre früher, bei seinen ersten Eroberungsversuchen, feindlich gezeigt hatte. Als Sühne ließ er sämmtliche männlichen Nachkommen seiner Beleidiger (an Zahl 739), Männer, Knaben und Säuglinge, hinrichten. Seit 1807 war A. P. in faktischer Unabhängigkeit von der Pforte. Zwar schickte er jährlich einen bestimmten Tribut nach Konstantinopel; aber das war bloßes Spiel. Der Divan stand förmlich in seinem Solde, und die Figuranten am Hofe in Konstantinopel befolgten willig, gleich Marionetten, seinen Willen, dem ein unermeßlicher Reichthum, die Frucht seiner Erpressung, Kraft gab. In Albanien galt die Autorität des Sultans nichts; die Laune des Tyrannen war alleiniges Gesetz des Landes. A. P.'s Verbindungen mit auswärtigen Staaten waren zahlreich und selbstständig; mit vielen Höfen stand er in einem regelmäßigen Gesandtschaftswechsel, und die größten Mächte, England, Frankreich und Rußland, hatten ihre Generalkonsuln an seinem Hofe und man maß dessen Handlungen und Bestrebungen weit größeres Gewicht bei, als denen in Konstantinopel. Besondern Werth legte er auf das freundschaftliche Verhältniß mit England. Zur Befestigung seiner Alleinherrschaft benutzte A. P. jegliches, auch das schändlichste Mittel. So ließ er einst die Capitanis der Armatolen (s. d.), unter diesen den Vater des Heerführers Odysseus, sämmtlich meuchlings ermorden, die von ihm gedungenen Meuchelmörder aber nachmals gleichfalls hinrichten, um den Verdacht der Urheberschaft jenes Mordes von sich abzulenken. A. P.'s Heerkraft schätzte man im Hochpunkte seiner Macht (1815 — 1820) auf 100,000 Mann; seine disponiblen Truppen überstiegen indeß selten die Zahl von 15,000, da er zur Einschüchterung der Einwohner auf unzähligen Kastellen und Schlössern immer starke Besatzungen unterhalten mußte, und 5000 Mann Kerntruppen in und bei seiner Hauptstadt garnisonirten. Seine gewöhnliche Residenz war ein befestigter Palast nahe bei Janina, dessen äußere Höfe immer mit Soldaten u. mit Personen aus allen Klassen angefüllt waren, die ihm Bittschriften zu übergeben hatten. Er vereinigte alle gesetzgebende, verwaltende u. höchste Gewalt in seiner Person; seine Bescheide waren kurz, scharfsinnig und wurden, wenn sein eigenes Interesse nicht im Spiel war, mit Gerechtigkeit, ohne alles Ansehn der Person, ertheilt. Dabei hielt er auf die äußeren Zeichen der Herrschaft mit größter Strenge. Wer ihm mit einer Bitte nahte, that dies knieend und küßte sein Gewand. Seine Talente waren in Vielem höchst ausgezeichnet. Er vereinigte Tiefe des Geistes und Erfindungskraft mit schneller Entschlossenheit im Handeln, Eigenschaften, welche ihn für den Krieg wie für politische Angelegenheiten gleich geschickt machten. Besondere Fertigkeit besaß er in der Kunst, sich Freunde zu machen und den Haß seiner bittersten Feinde einzuschläfern. Einen Beweis seiner geistigen Ueberlegenheit gab A. P. auch dadurch, daß er freier von nationalen und religiösen Vorurtheilen war, als irgend ein türkischer Regent. Er führte mit Eifer Verbesserungen und Erfindungen civilisirter Nationen in sein Land ein, vernichtete die zahlreichen Räuberbanden, die er früher selbst begünstigt hatte, nach Befestigung seiner Macht, gänzlich, ließ Straßen anlegen, Brücken bauen und verschaffte auf den Ackerbau Bezug habenden Reformen Eingang. Dadurch gewann er seiner Regierung Achtung, und selbst Diejenigen, die ihn seiner Tyrannei wegen haßten, mußten zugestehen, daß Albanien unter seiner despotischen Faust besser daran war, als früher unter mehren Häuptlingen, die sich stets befehdeten. Die Pforte lauerte aber längst auf Gelegenheit, sich des trotzigen und gefährlichen Emporkömmlings zu entledigen, der es nicht einmal mehr der Mühe werth hielt, seiner Usurpation einen Mantel umzulegen. Sultan Mahmud erklärte ihn für einen Rebellen und sprach (1820) seine Entsetzung und die Reichsacht über ihn aus. Ismail Pascha wurde mit einem Heerhaufen von 5000 auserlesenen türkischen Truppen gegen Albanien geschickt, um den Spruch des Großherrn zu vollziehen. Verstärkt durch die den Tyrannen hassenden Bevölkerungen, brachte er A. P. sehr ins Gedränge; dieser wurde in Janina eingeschlossen, vertheidigte sich aber auf der Burg wie ein Löwe, nachdem er seine unhaltbare Hauptstadt selbst in Brand gesteckt hatte, während sein Sohn Arta und die südlichen Gebiete zu schützen trachtete. Der Aufstand der Griechen, durch A. P.'s Gold genährt und unterstützt, brachte endlich eine für ihn günstige Diversion hervor. Khurschid Pascha, dem die Pforte im Kriege gegen A. P. den Oberbefehl anvertraut hatte, suchte zwar den Kampf durch die Einnahme von Janina zu beendigen. Jeder Sturm, den er wagte, wurde jedoch zurückgeschlagen und die Hetärie (s. d.) wiegelte schon ganz Griechenland gegen die Türken auf. In dieser mißlichen Lage sah sich Khurschid

(im August 1821) genöthigt, die Belagerung von Janina aufzuheben und sich nach Epirus und Macedonien zurückzuziehen. Für A. P. schien Alles gewonnen; aber als er den Albanesen die Versprechungen, die er in der Noth gemacht, nicht erfüllte, verließen sie ihn plötzlich. Khurschid Pascha kehrte mit großer Heermacht zurück, Janina wurde von Neuem belagert. Endlich knüpfte Khurschid mit A. P. Unterhandlungen an, und der alte schlaue Mann, der nie Wort gehalten, wenn der Bruch desselben seinem Vortheil zusagte, ging in die gestellte Falle. Gegen die feierliche Zusicherung, daß ihm Leben und Vermögen bleiben sollten, übergab A. P. seine Burg und bezog seinen Sommerpalast im See von Janina. Hier überbrachte ihm am 5. Februar 1822 Khurschids Lieutenant das vom Großherrn ausgesprochene Todesurtheil, dessen Vollstrecker auf dem Fuße folgten. A. P. setzte sich zur Wehre, wurde aber zusammengehauen. Ein Tatar schleppte seinen Kopf nach Konstantinopel und lange war er hier auf der Zinne des Serails ausgestellt. Man fand in A. P.'s Palast einen baaren Schatz von etwa 10 Millionen Gulden, eine Summe groß genug, um damit seine Feinde zu erkaufen, hätte das Gold nicht über ihn so große Herrschaft geübt. Veli, A. P.'s Sohn, starb im August 1821 durch den Strang.

Aliquanter Theil, s. Aliquoter Theil.

Aliquoter Theil, in der Mathematik, ein Theil des Ganzen, von welchem sich mit ganzen oder gebrochenen Zahlen angeben läßt, wie vielmal er in dem Ganzen enthalten sey, ohne daß ein Rest bleibt. Sind zwei Größen gleicher Art in einem solchen Verhältnisse zu einander, daß die kleinere kein a. T. der größern ist, so nennt man sie **unmeßbar**, weil eine Größe durch die andere messen heißt, in Zahlen bestimmen, wie vielmal die eine in der andern liegt. Solche Größen heißen auch irrational, weil sie in keinem geometrischen Verhältniß zu einander stehen. So ist z. B. ein Dutzend ein a. (der 5.) T. von einem Schock. Jeder Theil eines Ganzen, bei dem man es unentschieden läßt, ob durch ihn das Ganze sich ohne Rest dividiren lasse oder nicht, heißt ein **aliquanter Theil**.

Aliquote Töne, Nebentöne. Wenn die ganze Länge einer Saite und die ganze Luftsäule eines Blasinstrumentes ohne allen Anstoß nur in einer einzigen fortlaufenden Schwingungsart die Luft in Bewegung setzte, so würde man nichts weiter als ihren einzigen Hauptton vernehmen. Nun hat aber jede Saite regelmäßig vertheilte Schwingungsknoten, d. h. Stellen, Punkte, wo eine neue schnellere Schwingung irgend einer Abtheilung derselben neben der langsamen Schwingung der ganzen Saite die Luft zugleich in andere und zwar geschwindere Schwingungen setzt. Dadurch entstehen schwächere Töne und dies sind die a. n Töne, die sich bei dem Anschlagen einer Saite zum Hauptton einer Saite nach und nach vernehmen lassen. Auf ähnliche Weise erzeugen sich auch bei Blasinstrumenten Nebentöne.

Ali-Schir, ausgezeichneter türkisch-persischer Staatsmann und Dichter im 15. Jahrhundert. Am Hofe des tschagataischen Sultans Abul-Kassem-Babur-Behadur erzogen, lebte er später zu Samarkand ausschließlich seinen Studien, ward unter Sultan Hossein Mirsa in Khorasan Vorsteher des Divan und erster Wessir und bewies sich in dieser Stellung als eifriger Beförderer der Wissenschaften. Zu Herat vereinte er Moschee, Akademie, Kloster, Krankenhaus, Bad ꝛc. zu einer großartigen Stiftung, baute Straßen mit Karawanseraien zum Nutzen des Handels und unterstützte freigebig Bildhauer, Maler, Dichter und Redner in ihren Arbeiten und Bestrebungen. Durch Weisheit und Milde suchte er die Wunden des Landes, welche der Krieg geschlagen hatte, zu heilen. Nach langjähriger, rühmlicher Verwaltung des Reichs als Großwessir legte er seine Stelle nieder und zog sich in die Stille des Landlebens zurück, um ganz und ungetheilt seinen literarischen Arbeiten zu leben. Von seinen, theils in persischer, theils in der tschagataisch-türkischen Mundart geschriebenen Werken sind die wichtigsten: „Medschales ennefäis", d. i. köstliche Gesellschaften, Geschichte der tschagataischen Dichter; „Arusi turki", d. i. türkische Prosodie; „vier tschagataische Divane" oder Liedersammlungen; „ein persischer Divan" von 6000 Distichen; „Nasm eddschewahir", d. i. Perlenschnur ꝛc.

Alischiter, 40,000 Köpfe starker, nomadisirender arabischer Volksstamm in der persischen Provinz Kusistan, an den Ufern der Flüsse Karun, Ahsal und Kerah.

Alise (Alize, St. Reine d'), gewerbfleißiges Dorf im franz. Depart. Cote d'or, am Fuße des Auxois, nordöstlich von Saumur, das alte Alesia, wo sich Vercingetorix dem Cäsar ergab. In der Gegend Mineralquellen und wichtige Eisenminen.

Aliso, 1) römischer Name eines Flusses im heutigen Westphalen, der Alme oder Lise, die in die Lippe mündet; — 2) ein von Drusus 11 v. Chr. an der Mündung des Aliso in die Lupia (Lippe) angelegtes Kastell. Unstreitig ist dieses derselbe Ort, welcher nach des Varus Niederlage von den Deutschen erobert und im Jahre 15 n. Chr. von den Römern wieder hergestellt wurde. So lange Römer im Innern Germaniens kriegten, war ihnen A. stets wichtig, denn es sicherte die Heerstraße auf dem rechten Ufer der Lippe, u. ein System von Dämmen und Verschanzungen zog sich von da bis an den Rhein. Die Lage von A. ist von Verschiedenen abweichend bestimmt worden. Es kann aber nirgends anders als in dem westlichen Mündungswinkel der mit der Glönne vereinigten Lise in die Lippe, im Kirchspiel Liesborn, im alten Brukterer lande, zu suchen seyn und ist identisch mit dem von Ptolemäus erwähnten Alisum.

Alison, Name einer alten schottischen Familie, die unter ihren Mitgliedern mehre namhafte Männer zählt. **Archibald**, Präbendarius von Sarum und Rektor von Kenley, machte sich seiner Zeit durch seine „Essays on the nature and principles of taste" (Edinburg 1790; deutsch von Heydenreich, 2 Bände, Leipzig 1792) als Schriftsteller von wohlwollender christlicher Gesinnung, umfassender Belesenheit und eleganter Schreibweise in weiteren Kreisen bekannt. Sein Sohn **Archibald**, geboren am 29. December 1792 zu Kenley, mütterlicherseits von der alten schottischen Familie Gregory abstammend, wurde

zu Edinburg erzogen, wo sein Vater damals Prediger war, studirte die Rechtswissenschaft und wurde 1814 Advokat. Seine ausgebreitete Praxis verschaffte ihm die Mittel zu weiten Reisen durch alle Länder des europäischen Kontinents. Im Jahre 1828 wurde er Mitglied des königlichen Raths und 1834 Scheriff von Lanarkshire, welches Amt als die höchste und verantwortlichste richterliche Stellung in Schottland angesehen wird. Nachdem er sich durch seine beiden juristischen Werke „The principles of the criminal law of Scotland“ (Edinburg 1832) und „Practice of the criminal law“ (daselbst 1833), welche für die schottische Barre zur Autorität geworden sind, in seinem Vaterlande einen ehrenvollen Namen erworben, begründete er sich durch seine „History of Europe from the commencement of the French revolution to the restauration of the Bourbons“ (Edinburg 1833 — 42; 8. Auflage, 20 Bände, daselbst 1850) auch einen bedeutenden Ruf im Auslande. Das Werk wurde trotz seines großen Umfangs und der vielen Nachdrucke, die in Paris, Brüssel und namentlich in Amerika davon erschienen, in einer ungeheuern Anzahl von Exemplaren abgesetzt und nicht nur ins Französische und Deutsche (von Meyer, 6 Bände, Leipzig 1842—46), sondern selbst in das Indische und Arabische übersetzt. Als Arbeit eines strengen und konsequenten Konservativen hält dieses Geschichtswerk mit seiner klaren, aber hinreißenden Darstellung ganz den Standpunkt der Partei fest, redet demgemäß der englischen Konstitution das Wort, wie sie vor der Sanktion der Reformakte gewesen, und betrachtet die Durchlöcherung dieser Konstitution durch die Parlamentsreform als eine verderbliche Frucht der Revolution. Dabei wird aber die Geschichte nicht etwa als eine Kette von zufälligen Ereignissen und Begebenheiten, sondern als ein Verlauf von Wirkungen betrachtet, worin sich die gerecht waltende Hand der Vorsehung offenbart. Von demselben religiös-sittlichen Standpunkte aus bespricht er seit einer langen Reihe von Jahren im „Blackwood's Magazine“ alle hervorragenden Erscheinungen und Momente der Tagesgeschichte, so wie die wichtigsten nationalökonomischen Fragen der Zeit. Eine Auswahl dieser Aufsätze erschien unter dem Titel „Essays“. Außerdem schrieb er noch „Principles of population“ (1841), worin er die malthus'sche Theorie bekämpft; „England in 1815 and 1845, or a sufficient and contracted currency“ (1845) u. „The life of the Duke of Marlborough“ (1847). Sein jüngerer Bruder, **William Pultney**, Arzt u. Professor der prakt. Medicin zu Edinburg, ist ebenfalls konsequenter Konservativer, wird aber wegen seiner hingebenden Sorge für die Interessen der Leidenden u. Armen auch von der Gegenpartei geachtet. Auch er beschäftigt sich mit nationalökonomischen Fragen, wie er z. B. mit seinem Bruder das bestehende Geldsystem, die Gesetzgebung über das Armenwesen bekämpft und in der „Dissertation on the reclamation of waste lands and their cultivation by croft-husbandry“ (Edinburg 1850) die Bewirthschaftung kleiner Güter, die Spatenkultur und die Kolonisation wüster Strecken durch Arme, Sträflinge ꝛc. anempfiehlt.

Alk, s. Alken.

Alkali, ein Wort arabischen Ursprungs, womit man zuerst nur das in der Asche der Strandpflanzen, von denen eine Art Kali hieß, vorkommende kohlensaure Natron, später auch das in der Asche der Landpflanzen enthaltene kohlensaure Kali, das man noch mit dem Natron für identisch hielt, bezeichnete. Als später das kohlensaure Ammoniak bekannt wurde, dehnte man diesen Namen auch auf dieses aus, weil man an ihm mehre wesentliche Eigenschaften der ersteren bemerkte. Unterdessen fand man, daß diese Körper durch gebrannten Kalk ätzende Eigenschaften erhielten, und da man eine solche ätzend gemachte Lösung der Alkalien Lauge nannte, so entstand der Ausdruck Laugensalze als gleichbedeutender Begriff mit Alkalien. Der Flüchtigkeit wegen nannte man das kohlensaure Ammoniak flüchtiges A. im Gegensatz zu dem feuerbeständigen Kali und Natron, die man fixe Alkalien nannte. Als Duhamel 1736 die Verschiedenheit des Natrons darthat, nannte man dieses Mineralalkali, weil es auch in vielen Mineralien, im Kochsalz ꝛc. angetroffen wurde, im Gegensatz zum Pflanzen- oder vegetabilischen A., dem Kali, das mehr in der Asche der Gewächse vorzukommen schien. Diese letzteren Ausdrücke wurden unpassend, als man das Kali auch in vielen Gesteinen gefunden hatte, und so nannte man dann das Mineralalkali Natron oder Soda, das Pflanzen-A. aber in Deutschland, auf Klaproths Vorschlag, Kali, während die Franzosen das von unserem Worte Potasche (in Töpfen gebrannte Asche) gemachte Potasse dafür gebrauchen. Milde A.en nannte man die kohlensauren Verbindungen dieser 3 Stoffe im Gegensatz zu den reinen oder bloß mit Wasser verbundenen, die, weil sie in diesem Zustande scharf und ätzend sind, ätzende A.en genannt wurden. Bis 1807 hielt man die Alkalien für einfache Stoffe; damals wurden sie aber von Davy als Metalloxyde erkannt und ihre Metalle durch die volta'sche Säule abgeschieden. Im J. 1817 vermehrte Arfoidson ihre Zahl durch die Entdeckung des Lithiums. — Die Alkalien sind die stärksten Salzbasen; diese große Verwandtschaft zu den Säuren, die sie vollständig neutralisiren, bildet ihren wesentlichsten Charakter. Eine zweite auszeichnende Eigenschaft ist ihre Fähigkeit, mehre gelbe Pflanzenpigmente, wie Kurkume, Rhabarber ꝛc., braun, andere blaue, wie die der Winden, Veilchen, Akelei ꝛc., grün, und gerötheten Lackmus blau zu färben. Aber so wie sie ihren Bestandtheilen nach zu den Metalloxyden gehören, so unterscheiden sie auch diese Eigenschaften nicht scharf von denselben; auch Baryt, Kalk, Strontian haben diese Eigenschaften, und sogar das Bleioxyd bräunt als basisches, essigsaures Salz die Kurkume und röthet Lackmus, so daß es scheint, als ob die schweren Metalloxyde nur deshalb diese Eigenschaft nicht zeigten, weil sie in reinem Zustande oder als basisches Salz meistens unlöslich sind. Da sich die Alkalien in vielen Eigenschaften wie Baryt, Kalk, Strontian, Talkerde verhalten, so rechnen viele Chemiker auch diese letzteren zu den Alkalien, und weil diese letzteren wieder große Aehnlichkeit mit den sogenannten Erden, der Thon-, Beryll-, Zirkon-, Ytter- und Thor-Erde haben, so suchte man diese ganze

Reihe von Oxyden als eine besondere Klasse von den übrigen Metalloxyden abzusondern, und stellte als Klassenunterschied die verschiedene Schwere der Metalle auf. Man kannte damals nur die leichten Metalle Kalium und Natrium und schrieb den übrigen nach Analogie ähnliche Eigenschaften zu, was aber die Erfahrung in Bezug auf mehre zu den leichten Metallen gerechneten nicht bestätigt hat, indem z. B. Magnesium, Aluminium, Beryllium dem Eisen an Schwere gleichen. Obgleich demnach kein konstantes Trennungsmerkmal dazu berechtigt, theilt man doch gewöhnlich noch die Metalle und ihre Oxyde in schwere und leichte ein. Die letzteren bringt man dann wieder in folgende 3 Unterabtheilungen: 1) die *reinen oder eigentlichen Alkalien*; sie bläuen Lackmus, wirken ätzend und lösen sich sowohl im reinen als kohlensauren Zustande im Wasser auf: Kali, Natron, Lithium. Das Ammoniak, das von Vielen mit hierher gerechnet wird, weil es alle diese Eigenschaften besitzt, bildet den Uebergang zu den organischen Verbindungen. 2) Die *alkalischen Erden*; sie bläuen Lackmus, wirken ätzend, lösen sich aber nur im reinen Zustande im Wasser (die einfachen kohlensauren Salze sind unlöslich): Baryt, Strontian, Kalk, Magnesia. Letztere macht den Uebergang zur dritten Abtheilung. Dies sind 3) die *eigentlichen Erden*, die weder Lackmus bläuen, noch ätzend wirken, und weder im reinen noch kohlensauren Zustande im Wasser löslich sind: Beryll-, Alaun-, Zirkon-, Thor-, Ytter-Erde und Ceroxydul. Bis 1804 kannte man nur anorganische Salzbasen, in diesem Jahre aber entdeckte Seetürner das Morphin und bahnte damit den Weg zur Auffindung einer sehr zahlreichen neuen Klasse chemischer Verbindungen, die alle wesentlichen Charaktere der Alkalien haben, nämlich Lackmus bläuen und Säuren sättigen, aber organische Gebilde aus Kohlenstoff, Wasserstoff, Sauerstoff und Stickstoff sind. Man nannte sie *organische Salzbasen, organische Alkalien*, auch *Alkaloide*. Sie bilden den wirksamsten Bestandtheil der Pflanzensubstanz, in welcher sie vorkommen, und sind deshalb häufig *Gifte*. Außer ihren alkalischen Eigenschaften haben sie noch folgende auszeichnende gemeinschaftlich. Sie sind nicht ätzend, lösen sich leicht in Alkohol und werden in allen löslichen Verbindungen von Gerbstoff als unlösliche gerbsaure Salze gefällt. Alle enthalten in der Menge, die zur Sättigung eines Atoms einer Säure nöthig ist, also in 1 Atom, *ein* Atom Stickstoff. Da sie nun in ihrem Verhalten zu den Säuren ganz mit dem Ammoniak übereinkommen, indem jedes ihrer Salze mit einer Sauerstoffsäure Wasser enthält, während sie sich mit den Wasserstoffsäuren im wasserfreien Zustande verbinden, wobei der Wasserstoff der Säure nicht ausgeschieden wird: so werden sie von Vielen als Verbindungen des Ammoniaks mit einer ternären organischen Substanz angesehen, in welcher das Ammoniak zwar die Ursache ihrer alkalischen Reaktion, aber auf ähnliche Weise gebunden ist, wie die Schwefelsäure in der Aetherschwefelsäure, so daß es durch die gewöhnlichen Reagentien nicht erkannt werden kann. Die organischen A.en sind theils in gewöhnlicher Temperatur flüssig, flüchtig u. in Wasser löslich; theils fest, nicht flüchtig ohne Zersetzung, unlöslich im Wasser. *Flüssige, flüchtige organische A.en*: Coniin, Nicotin. *Feste, nichtflüchtige organische A.en*: a) ohne Reaktion auf Lackmus, doch mit Säuren verbindbar: Narkotin, Narcein, Surinamin, Jamaicin; b) mit alkalischer Reaktion auf Lackmus: α) giftige: Hyoscyamin, Daturin, Atropin, Solanin, Veratrin, Colchicin, Aconitin, Delphinin, Ematin, Morphin, Codein, Strychnin, Brucin; β) nichtgiftige: Chinin, Cinchonin, Aricin; c) nicht genau untersuchte: Manispermin, Cynepin, Gunjarin, Esenbeckin, Burin, Euroterin, Digitalin.

Alkalimetalle (*Metalloide*), die in den festen Alkalien mittelst der galvanischen (volta'schen) Säule von Davy entdeckten metallischen einfachen Substanzen, welche, mit Sauerstoff verbunden, die Alkalien darstellen. Man kennt bis jetzt sechs: *Kalium, Natrium, Lithium, Baryum, Strontium, Calcium.* Wegen der großen Verwandtschaft, welche die A. zum Sauerstoff zeigen, können dieselben nur in sauerstofffreien Substanzen, z. B. in Steinöl, aufbewahrt werden. Sie finden sich deshalb nirgends frei in der Natur. Auch ihre Oxyde werden wegen ihrer großen Verwandtschaft nicht im reinen Zustande angetroffen. Kali, Natron und Kalk finden sich in Verbindung mit Säuren, besonders mit Kieselsäure, in ungeheuerer Menge in der Natur und die Hauptmasse der Erdrinde ist zum Theil aus ihnen gebildet. Vgl. *Alkali* und *Metalloide*.

Alkalimetrie, die Lehre von der Bestimmung des Alkaligehaltes in alkalischen Salzen, Auflösungen oder Gemengen, mit Ausschluß des chemisch-analytischen Wegs. Die A. berücksichtigt hauptsächlich den praktischen Zweck: der Industrie ein Mittel zu verschaffen, wonach sich der Gehalt der von ihr gebrauchten Alkalien so genau finden läßt, als es die Anwendung derselben nothwendig macht. Schnelle und auch für den Mindergeübten sichere und leichte Ausführbarkeit sind daher hier öfters einer absoluten Genauigkeit vorzuziehen. Da die A. die eigentliche Analyse ausschließt, so wird die Zahl der in ihr Gebiet fallenden alkalischen Verbindungen deshalb sehr klein, weil schon für die meisten in Wasser unlöslichen der analytische Weg nicht entbehrt werden kann. Es beschränkt sich daher jetzt die A. auf die Untersuchung folgender Stoffe: Aetzkali und Aetznatron, trocken und in Lösung; kohlensaures Kali, als Potasche, Asche und Lösung; kohlensaures Natron, als rohe und gereinigte, künstliche und natürliche Soda; ferner: reines und kohlensaures Ammoniak.

1) *Kaliproben.* Die Seifensieder prüfen häufig ihre Aetzlauge durch den Geschmack, und da dies nur bei ganz schwacher Lauge thunlich ist, so benutzen sie zu der stärkeren das Gefühl, indem sich eine Lauge um so fettiger anfühlt, je stärker sie ist, oder sie sehen, ob ein Ei darauf schwimmt u. wie weit es dabei eintaucht. Der Geschmack ist freilich eine sehr unsichere Probe, ebenso das Gefühl der Fettigkeit, welches dadurch entsteht, daß Aetzlauge die Haut zu einer schlüpfrigen Flüssigkeit auflöst. Besser ist schon die Probe mit dem Ei, welches hier als Aräometer dient, aber seiner rundlichen Gestalt wegen die Tiefe des Einsin-

kens nicht genau bemerken läßt und deshalb ebenfalls kein sicheres Resultat gibt. Diesen letzteren Fehler vermeidet nun zwar das Alkalimeter, eine gläserne Senkspindel, deren Eintheilung bald nur relative Werthe, zuweilen aber auch geradezu den Gehalt an reinem Alkali in Procenten angibt, aber es ist nur für ganz reine Laugen berechnet und für unreine, wie sie die Industrie gewöhnlich verwendet, nicht brauchbar. Denn auf das specifische Gewicht üben andere mitaufgelöste Salze eben so gut eine Einwirkung wie das Kali, und das Chlorkalium, schwefelsaures Kali rc., die gewöhnlich in der Potasche vorkommen und deren Werth vermindern, würden von einem solchen Alkalimeter als Kali angegeben werden, während diese Salze doch bei den meisten Anwendungen nur die Wirksamkeit der Potasche vermindern. Deshalb wandte man schon im vorigen Jahrhundert die Neutralisation mit einer bekannten Menge Säure dazu an, um den Gehalt einer löslichen Verbindung an reinem und kohlensaurem Alkali zu finden. Später suchten Vauquelin, Descroizilles, Gay Lussac diese Methode weiter auszubilden, und so bietet sie jetzt das genaueste, für die Industrie brauchbarste Mittel dar, käufliche reine und kohlensaure Alkalien auf ihren Gehalt an wesentlichen Bestandtheilen zu prüfen. Descroizilles' Alkalimeter ist ein 8—9 Zoll hoher, 7—8 Linien weiter, oben mit einem Ausguß versehener, in 100 gleiche Theile getheilter Glascylinder, der mit verdünnter Schwefelsäure (aus 1 Theil koncentrirter mit 9 Theilen Wasser bereiteter) bis 0 angefüllt ist. Diese Säuremenge enthält 1,04 Gewichtstheile reiner Schwefelsäure, nämlich gerade so viel, als 1 Theil reines wasserfreies Kali zur Sättigung bedarf, aber mit so viel Wasser vermischt, daß die 100 Raumtheile des Cylinders angefüllt werden. Will man nun Potasche prüfen, so wiegt man 1 Gewichtstheil ab, löst ihn in Wasser auf, filtrirt und süßt das Filter gut aus. Man sättigt dann diese Lösung mit der Probesäure genau, und findet dann aus der Menge der verbrauchten Säure die Menge des reinen Kalis, welches in der Potasche als kohlensaures Kali gewesen war. Die zur Sättigung verbrauchten Säuregrade geben natürlich die Kaliprocente der Potasche an, so daß, wenn eine Potasche 50 Maßtheile Säure verbraucht hätte, in derselben auch 50 Procent reines wasserfreies Kali als kohlensaures Salz vorhanden gewesen wären. Gay Lussac hat diese Methode durch eine genauere Zubereitung der Probesäure und durch eine gute Anweisung zur Neutralisation so verbessert, daß sie selbst mit sehr kleinen Mengen (4,807 Grammen Potasche) sehr genaue Resultate gibt. Die Probesäure ist in einem kleinen Glascylinder, der in 100 halbe Kubikcentimeter getheilt ist, und dem am Grunde eine dünnere Röhre angelöthet ist, die sich parallel mit dem Cylinder bis zur Höhe desselben erhebt, und da ein wenig umgebogen ist, um das Ausgießen durch dieselbe zu erleichtern. Man wiegt 4,807 Grammen Potasche ab (oder der größeren Genauigkeit wegen das Zehnfache davon, welches man in einer größeren Menge Wassers löst, worauf man von der Lösung genau den zehnten Theil nimmt), löst diese in $^1/_2$ Liter Wasser in einem Becherglase auf u. färbt sie durch einige Tropfen Lackmustinktur blau. Die Lackmustinktur erhält man recht empfindlich aus 2—3 Lackmusstückchen mit $^1/_{10}$ Liter Wasser und vorsichtige Neutralisation ihres überschüssigen Alkaligehaltes durch Schwefelsäure, so daß natürlich die blaue Farbe nicht verschwindet. Das Lackmuspapier macht man aus Briefpapier, welches man mit einem Pinsel auf einer Seite mit dieser Tinktur bestreicht. Bei der Sättigung gießt man die Säure tropfenweise zu der Kalilösung, vor jedem Zusatz erst gut umschwankend; so wie die Sättigung über die Hälfte geschehen ist, färbt sich die Flüssigkeit durch die freiwerdende Kohlensäure weinroth. Man macht nun nach jedem Säurezusatz mit einer neuen Feder einen Strich auf Lackmuspapier und fährt so fort, bis der anfangs roth werdende Strich nicht mehr blau wird. So wie dies eintritt, nimmt die Flüssigkeit eine zwiebelrothe Farbe an, der Strich bleibt roth, und man hört auf mit dem Zusetzen der Säure, denn nun ist schon 1 oder 2 Tropfen zu viel davon hinzugekommen. Man zählt die verbrauchten Säuregrade und findet in ihnen den Gehalt an reinem, wasserfreiem Kali, der in der Potasche als kohlensaures Kali gewesen ist, in Procenten. Zu diesem Verfahren gebraucht man eine sehr empfindliche Wage und einen Probecylinder, der genau in 100 Kubikcentimeter getheilt ist, auch ist die Herstellung der Probesäure ziemlich umständlich, was alles zu umgehen ist, ohne der Genauigkeit Abbruch zu thun, wenn man nach folgender Weise verfährt. Man verschafft sich einen in 100 Theile getheilten Cylinder von der Einrichtung des gay-lussacschen, dessen Theile aber eine willkürliche Größe haben können. Als Probesäure nimmt man 1 Theil gewöhnliche koncentrirte Schwefelsäure und 9 Theile Wasser. Will man eine Potasche prüfen, so löst man etwa 5 Grammen davon auf und sättigt sie auf die beschriebene Weise aus dem angefüllten Probecylinder; gleichzeitig wiegt man sich aber auch eben so viel reines, frisch geglühtes, kohlensaures Kali ab, als man Potasche genommen, und sättigt dies auf dieselbe Weise. Das Verhältniß der zum Sättigen beider Substanzen verbrauchten Mengen Säure gibt dann in Procenten den Gehalt der Potasche an kohlensaurem Kali. Mischt man sich eine größere Menge der Probesäure, so daß man die gleiche zu späteren Versuchen anwenden kann, so braucht man natürlich nicht mehr eine solche Vergleichung mit reinem kohlensauren Kali anzustellen, da der erste Versuch die Norm für alle übrigen mit dieser Säure anzustellenden gibt. Für die Prüfung von ätzendem Kali macht man entweder einen neuen Fundamentalversuch mit reinem ätzenden Kali, oder man sucht lieber durch Rechnung die Menge reinen Kalis, die eine Säure, welche $117^1/_4$ Gran kohlensaures Kali braucht, davon bedürfen würde. Durch eine Vergleichung der Atomgewichte des reinen und kohlensauren Kalis ergibt sich, daß dazu nur 80 Gr. reines Kali erforderlich sind, weshalb man zu Prüfungen von Aetzkali oder Aetzlaugen auch nur 80 Gran oder bei Laugen etwa das 10fache davon auf dieselbe Weise wie beim kohlensauren Kali anwendet. Nur ist dabei zu bemerken, daß das Resultat nur dann richtig seyn kann, wenn

keine andere Verbindung, welche Säu... zu absorbiren vermag, vorhanden ist, wie z. B. in Seifensiederlaugen der Gehalt an kohlensaurem Kali oder ätzendem Kalk. Man muß sich daher vor dem Versuche über diesen Umstand durch eine Untersuchung der Lauge unterrichten. So enthalten auch manche Potaschensorten kohlensaures Natron, was ebenfalls das Resultat einer solchen Prüfung unrichtig macht, indem dann, da das Mischungsgewicht des Natrons kleiner als das des Kalis ist, der Gehalt zu groß ausfällt. Die Prüfung der Asche geschieht aber nach der angegebenen Weise. Man würde sich bei dieser Säure das Zehnfache von 117¹/₂ Gran abwiegen, und die verbrauchten Säurevolume mit 10 dividiren, um den Gehalt an kohlensaurem Kali zu finden. Nur muß man hier, um durch die unlöslichen Theile bei der Sättigung nicht gehindert zu seyn, die Asche mit der halben Wassermenge, in welcher man sie auflösen will, siedend heiß übergießen, dann filtriren, und den Rückstand auf dem Filter mit der anderen Wasserhälfte gut aussüßen, überhaupt wie bei allen solchen Prüfungen Sorge tragen, daß kein kohlensaures Kali verloren gehe. Auch bei einer Potasche, welche viel unlöslichen Rückstand läßt, thut man wohl, die Lösung unter gleichen Vorsichtsmaßregeln vor der Neutralisation erst zu filtriren. Wie beim Kali, so verfährt man auch

2) bei Natronprüfungen. Durch Rechnung ergibt sich, daß eine Säuremenge, die 117¹/₂ Gran kohlensaures Kali zur Sättigung bedarf, dazu 63¹/₄ Gran reines und 90¹/₄ Gran kohlensaures Natron nöthig hat. Dies sind demnach die Mengen, welche man bei Natronprüfungen mit einer Säure wie die angenommene abzuwiegen hätte, um aus den Säuremaßtheilen unmittelbar die Gehaltsprocente zu finden. Will man sich daher dieser Methode zu alkalimetrischen Proben bedienen, so thut man am besten, sich einen größeren Vorrath an verdünnter Säure anzuschaffen, auf die oben angegebene Weise die Menge reinen kohlensauren Kalis zu bestimmen, die 100 Maßtheile des Instrumentes, welches man besitzt, zu sättigen, und daraus die entsprechenden für reines Kali, reines und kohlensaures Natron abzuleiten. Man notirt sich diese vier Gewichte am besten an der Flasche, in welcher man den Säurevorrath aufbewahrt, selbst, und hat so ein einfaches, leicht auszuführendes Mittel zu allen eigentlichen alkalimetrischen Untersuchungen. Reines ätzendes, oder kohlensaures Natron, oder sogenannte natürliche, durch Einäscherung von Seepflanzen gewonnene Soda, so wie deren Auflösungen, können wie die entsprechenden Kaliverbindungen behandelt werden. Man löst die trockenen Salze in einer hinreichenden Menge Wassers und filtrirt, wenn es nöthig seyn sollte, unter den angegebenen Vorsichtsmaßregeln. Da künstliche, aus Glaubersalz durch Kohle reducirte Soda immer kohlensauren Kalk und Schwefelcalcium, und häufig auch schwefligsaures Natron, und wenn sie schlecht ist, auch noch unterschwefligsaures Natron und Schwefelnatrium enthält, so gibt es für rohe Soda dieser Art eigentlich gar keine für den praktischen Zweck anwendbare, genaue Methode, weil schon die beständigen Verunreinigungen derselben, wie das Schwefelcalcium, eine genaue Prüfung ohne größere Weitläufigkeit unmöglich machen. Indeß kann man eine solche, die kein schwefligsaures und unterschwefligsaures Natron, so wie kein Schwefelnatrium enthält, noch mit einer für die meisten Zwecke hinreichenden Genauigkeit prüfen, wenn man sie gepulvert, mit ihrem 10fachen Gewichte kalten Wassers übergießt, durch Umrühren die Auflösung befördert, dann von der Kohle, dem kohlensauren Kalke und Schwefelcalcium abfiltrirt und das Filter mit der möglichst kleinen Wassermenge auswäscht; es findet sich dann zwar etwas Schwefelcalcium mit in Auflösung, aber da es gegen 500 Theile Wasser zur Lösung bedarf, so kann seine Menge nicht groß und der dadurch entstehende Fehler nicht bedeutend seyn. Ist sie aber unreiner, dann gibt es keine alkalimetrische Probe, die nur einigermaßen genügen könnte.

Alkalisalze (alkalische Salze, salia alcalina), die durch Säuren mit den Alkalien gebildeten chemischen Verbindungen, die fast alle löslich sind. Die wichtigsten Kalisalze sind: schwefelsaures Kali, vitriolisirter Weinstein, salpetersaures Kali (Salpeter), chlorsaures Kali, kohlensaures Kali (gereinigte Potasche oder Weinsteinsalz), kleesaures Kali (Kleesalz und das einfache kleesaure Kali); weinsaures Kali (Weinstein und einfaches weinsaures Kali); weinsaures Kali-Ammoniak oder auflöslicher Weinstein; essigsaures Kali (das sogenannte Kali aceticum); vergl. Alkali.

Alkalische Erden (terrae alcalinae), Kalk-, Bitter-, Schwer- und Strontianerde, welche durch alkalische Wirkung auf Farben den Alkalien ähnlich sind. Vergl. Alkali.

Alkalische Mineralwasser sind diejenigen, deren Hauptbestandtheil kohlensaures Natron ausmacht. Außer diesem enthalten sie noch kohlensaure Erden, schwefelsaures und salzsaures Natron, oft viel kohlensaures Gas, aber nur wenig Stickgas. Man theilt sie ein in: 1) erdig-alkalische Mineralwasser, welche besonders viel kohlensauren Kalk oder Talk enthalten; 2) salinisch-alkalische Mineralwasser, welche viel schwefelsaure Salze enthalten, und 3) muriatisch-alkalische Mineralwasser, deren vorwaltender Bestandtheil kohlensaures und salzsaures Natron ist. Die a. M. wirken im Allgemeinen reizend auf die äußere Haut, das Drüsen- und Lymphsystem, vorzüglich aber auf die Urinwerkzeuge, erschlaffend auf die festen Gewebe, belebend auf das Nervensystem. Man empfiehlt sie daher gegen Gicht, Steinbildungen, Stockungen der Unterleibsorgane, chronische Krankheiten der Nerven und Schleimhäute, so wie auch gegen chronische Hautausschläge. Kontraindicirt ist ihr Gebrauch bei großer Schwäche, Fieberzustand und Neigung zu Kongestionen, Blutungen &c. Die vorzüglichsten a. M. sind die von Ems, Schlangenbad, Teplitz, Gastein, Fachingen in Deutschland, die von Vichy, Aix, Plombières in Frankreich, Ischia in Italien, Bristol in England. Vergl. E. Osann, Physikalisch-medicinische Darstellung der bekannten Heilquellen der vorzüglichsten Länder Europa's, Berlin 1829.

Alkalische Reaktion, die Wirkung, welche die Alkalien auf Farben äußern: ein Stückchen Kurkumepapier z. B., welches in eine Flüssigkeit gebracht wird, die freies oder einfach kohlensaures Alkali enthält, röthet sich; Lackmuspapier, welches man durch sehr verdünnte Essigsäure oder andere Säure geröthet hat, nimmt seine blaue Farbe dadurch wieder an; Veilchensyrup, desgleichen Wasser, welches durch Heidelbeersaft oder Hollunderbeersaft gefärbt ist, so wie die verdünnte Tinktur, welche durch Einweichen von Centifolienrosen-Blättern erhalten wird, werden durch Vermischung mit der Flüssigkeit grün. Auch Dämpfe, welche freies oder kohlensaures Ammoniak enthalten, färben auf ähnliche Weise Kurkume- und Lackmuspapier.

Alkalisirung, die Isolirung der Alkalien aus ihren Verbindungen mit andern Körpern durch technische und chemische Prozesse, als Verbrennen, Einäschern, Auslaugen rc.

Alkaloïde (organische Alkalien, Pflanzenalkalien), Pflanzenbasen, die stickstoffhaltenden organischen Verbindungen, welche sich als Basen verhalten, die Säuren neutralisiren und zum Theil selbst, wie die mineralischen Alkalien, die Pflanzenfarben verändern; s. Alkali.

Alkannawurzel, Name zweier verschiedenen rothen Farbstoffe: Die ächte oder ägyptische Alkanna ist ein gröbliches, mit Sand vermengtes Pulver aus den Zweigen und Blättern einer dornigen Pflanze Ostindiens, Lawsonia alba, das bei uns gar nicht, im Orient aber unter dem Namen Henne häufig angewendet wird, um Saffian, Haare und Horn roth zu färben. Die falsche A. oder Ochsenzungenwurzel kommt von Anchusa tinctoria, die in Ungarn, Italien und Frankreich wächst. Es ist eine fingerdicke, spindelförmige Wurzel, deren weißer Kern von zahlreichen braunrothen Rindenhüllen umschlossen wird, die der eigentliche Sitz des Farbstoffs sind. Der letztere ist harziger Natur und deshalb in Wasser wenig, dagegen in Weingeist, Fetten und Oelen mit schönrother Farbe löslich. Man bezieht sie meist aus Ungarn und wendet sie in Apotheken zum Färben von Oelen und Pomaden, in der Baumwollenfärberei zu schönen, aber wenig dauerhaften Lilafarben an.

Alkarsin (Kakodyloxyd), eine wasserhelle Flüssigkeit von 1.642 specifischem Gewicht, welche bei 150° C. siedet und unter — 24° C. in Schuppen krystallisirt. Es hat einen widerlichen, allen Gegenständen lange anhängenden Arsenikgeruch und ähnlichen Geschmack. Mit Wasser mischt es sich nicht, sondern sinkt darin unter, aber in Aether und Weingeist ist es in allen Verhältnissen löslich. An die Luft gebracht, stößt es sogleich einen dicken weißen Rauch aus und erhitzt sich dabei so stark, daß es in wenigen Augenblicken in Flammen ausbricht und dabei zu arseniger Säure, Wasser und Kohlensäure verbrennt. Es war schon länger unter dem Namen Cadets rauchende Flüssigkeit bekannt, aber erst in neuerer Zeit lehrten Dumas und Bunsen seine Zusammensetzung und chemische Natur näher kennen. Seiner leichten Entzündlichkeit und der Giftigkeit der dabei entstehenden Dämpfe wegen erfordert die Darstellung dieses merkwürdigen Körpers mancherlei Vorsichtsmaßregeln, die hauptsächlich seine gänzliche Isolirung von der Luft bezwecken. Derselbe wird durch trockene Destillation eines Gemenges von essigsaurem Kali und arseniger Säure dargestellt. Das A. wird in gut verschlossenen Gläsern unter einer Schicht Wasser aufbewahrt. Die Dämpfe, welche es an der Luft ausstößt, reizen Nase und Augen auf das Heftigste und sind, weil sie arsenige Säure enthalten, giftig. In kleiner Menge auf die Haut gebracht, erregt es heftiges Jucken und je nach der Menge auch bösartige Wunden. Es enthält das Arsenik in metallischem Zustande, worauf auch seine große Entzündlichkeit hindeutet. Aber das Arsenik ist hier ganz nach der Art des Kohlenstoffs, Wasserstoffs und Sauerstoffs zu einer organischen Verbindung mit Kohle und Wasserstoff vereinigt, so daß es von den Reagentien, die in unorganischen Verbindungen seine Gegenwart anzeigen, nicht angegeben wird, sondern seiner Nachweisung die gänzliche Zerstörung der organischen Verbindung vorausgehen muß.

Alkatif (Katif), ansehnliche arabische Handelsstadt im Hedschas, durch einen Kanal mit dem persischen Meerbusen verbunden, in fruchtbarer, dattelreicher Gegend gelegen. Haupterwerbszweig der Einwohner ist die Perlenfischerei. Die Perlenbänke, die sie besuchen, erstrecken sich im persischen Meerbusen von Schardscha bis zur Biddulphsgruppe. Sie werden von vielen arabischen Stämmen besucht, deren Fahrzeuge (3—4000), jedes von 10—40 Mann Besatzung, sich jährlich an der Insel Bahrein versammeln. Der Totalwerth des Fangs beträgt durchschnittlich $1\frac{1}{2}$—2 Mill. Gulden. Was die Boote eines jeden Stammes erbeuten, wird gemeinschaftlich vertheilt, so daß jedes Boot nach Verhältniß der Mannschaft seine Rate bekommt. Der Fang ist frei, bis auf eine kleine Abgabe an den Scheikh, welche sich dem größeren oder geringeren Ertrage anpaßt. Während der Fischzeit leben die Araber von Datteln und dem Reis, den ihnen die Engländer, welche den jährlichen Ertrag größtentheils an Ort und Stelle aufkaufen, liefern. Der Grund der Perlaustern-Bänke an der Küste besteht aus Muschel- und Korallentrümmern und die Tiefe wechselt von 4—15 Faden (24—90) Fuß). Die Taucher, die, an Stricken befestigt, sich in das Meer stürzen, bleiben höchstens $1\frac{1}{2}$ Minuten unter dem Wasser. Die Zahl der jährlich gefangenen Austern beträgt 40—50 Millionen. Oefter werden sie ungeöffnet an Spekulanten verkauft, welche sie mit 2—3 spanischen Piastern das Hundert bezahlen. Während der Zeit der Fischerei ist A. von den meisten Bewohnern verlassen und die ganze Küste, den Austerbänken gegenüber, nebst den benachbarten Inseln, ist dann mit Zelten bedeckt und den breternen Buden der persischen, arabischen, armenischen und britischen Kaufleute, welche mit ihren Waaren feilhalten, wie auf einer Messe.

Alken, Dorf in der preußischen Rheinprovinz, Reg.-Bez. Koblenz, am rechten Ufer der untern Mosel, früher mit den Dörfern Oberfell, Nötershausen und Catenes zu einer besondern Herrschaft vereinigt, unter kur-trierscher und kur-kölnischer Hoheit. Das Dorf A. lehnt sich an die herrli-

chen Ruinen der Burg Thuron oder Thurant an, die Pfalzgraf Heinrich um 1198 erbaute. Zwischen A. und Catenes sollen die Römer die Mosel durch eine Kette (catenae) gesperrt haben; daher der Name des letztgenannten Ortes. In der Nähe von A. der Blidenberg mit einer besuchten Wallfahrtskirche.

Alken (Alcida), Vögelgattung, welche zur Ordnung der Schwimmvögel gehört und den Pinguinen (s. d.) sehr nahe steht. Die hierher gehörigen Vögel haben, wie diese, sehr kurze, zum Fliegen meistens ganz ungeeignete Flügel u. weit hinten stehende Beine. Doch stehen letztere nicht ganz so weit nach hinten wie bei den Pinguinen, daher der Körper auch etwas schief, nicht, wie bei jenen, ganz aufrecht getragen wird. Die kurzen Flügel sind stets befiedert und mit Schwungfedern, die freilich sehr klein sind, versehen. Die Schwimmfüße sind ganze, die vierte Zehe fehlt durchaus; der Schnabel ist stets kurz, seitlich zusammengedrückt, schmal, meistens mit queren oder schiefen Falten geziert, zuweilen vorn an der Spitze gebogen, dünn und schneidend. Alle hierher gehörigen Vögel leben in großen Schaaren an den nördlichen Polarmeeren, brüten theils in kunstlos hergerichteten Nestern, theils in Löchern, die sie mit ihrem Schnabel graben. Sie sind größtentheils sehr stupid und den Bewohnern des Nordens theils wegen ihres Fettes, das man als Brennöl benutzt, theils wegen ihrer Eier, die eine nahrhafte Speise abgeben, von Nutzen.

Alkmar (Alkmaar), Stadt in der niederländischen Provinz Nordholland, Hauptort eines Distrikts gleichen Namens, am großen von Amsterdam zum Helder führenden Kanal, 5 geogr. Meilen nördlich von Amsterdam. Die Stadt ist starkbefestigt und hat 10,000 meist wohlhabende Einw. Sie liegt auf der Stelle eines ehemaligen bodenlosen Morasts, gewährt aber das freundliche Bild nordholländischer Reinlichkeit. Das Rathhaus und Zeughaus stammen noch aus den Zeiten der Grafen von Holland her, welchen A. ein Lieblingsaufenthalt war. Jenes, im gothischen Styl, ähnelt dem berühmten großartigen brüsseler Rathhaus. In der schönen Lorenzkirche ist das Grabmal des Grafen Floris von Holland sehenswerth. Von öffentlichen Anstalten hat A. ein viel besuchtes Gymnasium, eine ansehnliche Bibliothek und ein Theater. Angenehme Spaziergänge umgeben die Stadt, und das Land umher gleicht einem Garten. Die Stadt treibt einen höchst bedeutenden Handel mit dem Haupterzeugniß der Marschweiden Nordhollands, mit vortrefflichem Käse, welcher von hier in alle Weltgegenden verfahren wird. Auf jedem Wochenmarkte werden von den 5—6 Meilen weit herbeikommenden Landleuten 1500—2000 Centn. Käse zum Verkauf gebracht, und der jährliche Export summirt sich auf 10 Millionen Pfund. Außerdem sind Leinwandwebereien, Blumenzwiebelzucht und der Handel mit Schlachtvieh und Getreide wichtige Zweige des hiesigen Erwerbs. Ein Kanal verbindet die Stadt südwärts mit dem Y. — Im Jahre 1573 wurde A. von den Spaniern hart belagert und die ruhmvolle Vertheidigung der Stadt von den protestantischen Einwohnern ist eine der schönsten Episoden in dem Befreiungskampf Niederlands. Im J. 1799 wurde hier die Konvention abgeschlossen, nach welcher die Russen und Engländer Holland räumten. A. ist Geburtsort Heinrichs von Alkmar. Unweit A. an der Küste (zwischen Kamp u. Pottem) ist eine berüchtigte Stelle, Hundsbosche genannt, wo, als auf dem tiefsten Punkt des ganzen nordholländischen Gestades, die Bewohner des Landes im steten Kampfe mit dem Elemente liegen, dem sie ihren Boden abgerungen haben. Der Ocean wird hier durch ungeheure Steindämme, die sich weit in das Meer hinein erstrecken und bei jeder Sturmfluth kostspieliger Ausbesserungen bedürfen, zurückgehalten. Wahrscheinlich hatte der Rhein einst an dieser Stelle seine Hauptmündung.

Alkohol (Weingeist, Spiritus vini), eine wasserhelle, leichtflüssige, leichtentzündliche, brennend schmeckende Flüssigkeit von angenehmem Geruch, welche die Elektricität nicht leitet und ein specifisches Gewicht verglichen mit Wasser derselben Temperatur bei 15° R. von 0,7947; bei 18° R. von 0,7925, bei 20° R. von 0,791 zeigt. Ihr Siedpunkt bei 28 par. Zoll Barom. ist 61°,85 R.; bei 59° Kälte wird sie noch nicht fest. 1 Volum A. gibt bei 100° Wärme 3 Volume Dampf. Das durch den Versuch gefundene specifische Gewicht des Dampfes ist 1,6133 der atmosphärischen Luft. In großen Dosen wirkt der A. tödtend, mit Wasser verdünnt berauschend. Seinem Verhalten gegen chemische Verbindungen gemäß läßt er sich als das Hydrat des Aethers betrachten. Er ist in keinem Naturprodukte gleich anfangs gebildet enthalten. Die einzige Art seiner Entstehung ist durch Gährung aus Zucker, der, wenn man zu seinen Bestandtheilen etwas Wasser hinzurechnet, sich als eine Verbindung von A. und Kohlensäure betrachten läßt, daher sich auch bei der Bildung des A.s aus Zucker stets gleichzeitig Kohlensäure (als Schaum bei der Gährung) entwickelt. Der A. macht eben deshalb einen Bestandtheil von allen Flüssigkeiten aus, welche der geistigen Gährung unterworfen wurden; Wein, Bier &c. enthalten, je nach ihrer Qualität, mehr oder weniger A. In gutem hochheimer Wein ist reiner A. zu etwa $10\frac{1}{2}$ Procent, in starkem Branntwein und Rum bis zu ungefähr 45 Procent, im bayerischen Biere zu ungefähr 4 Proc. (dem Gewichte nach) enthalten. Ganz reinen, wasserfreien A., wie er nur in Apotheken und chemischen Fabriken dargestellt wird, nennt man absoluten oder 100gradigen A., und dieser besitzt die oben angegebenen Eigenschaften. Was im Handel als A. oder Weingeist vorkommt, enthält immer mehr oder weniger Wasser beigemischt, und zwar unterschied man ehedem A. und Weingeist so, daß letzterer einen mehr verdünnten, ersterer einen mehr koncentrirten Spiritus bezeichnete; eine Distinktion, die gegenwärtig wenigstens aus den chemischen Lehrbüchern verschwunden ist, wo A. und Weingeist völlig gleichbedeutend für den dünnsten wie für den stärksten Spiritus gebraucht werden, u. das Quantum des reinen A.-Gehalts in einer Flüssigkeit durch Grade des Aräometers oder Angabe des specifischen Gewichts oder besondere Beiwörter ausgedrückt wird. Wenn man starken Branntwein, der im Grunde nichts als ein

verdünnter A. mit geringer Beimischung ist, destillirt, so stellt das zuerst übergehende Dritttheil den sogenannten **rektificirten Weingeist** (spiritus vini rectificatus) dar, welcher ein specifisches Gewicht von 0,895 bis 0,905 bei mittlerer Temperatur oder 25°—26° Stärke nach Baumé's Aräometer hat, d. h. 55 — 60 Procent absoluten A. dem Gewicht nach enthält. Solcher läßt sich ohne Docht anzünden und verbrennt ohne vielen wässerigen Rückstand. Wird dieser rektificirte A. nochmals destillirt, so gibt das erste aufgefangene Drittel den **höchst rektificirten Weingeist** (Weinalkohol, spiritus vini rectificatissimus) von circa 0,833 specifischem Gewicht oder 33° nach Baumé und nur circa 15% Wasser. Durch wiederholte Destillation (Rektificirung) kann dieser höchst rektificirte A. noch so weit von Wasser befreit werden, daß er davon bloß noch 11% dem Gewichte oder 7,4% dem Volumen nach enthält, wobei dann sein specifisches Gewicht 0,825 (=40° Baumé) ist. Um ihn aber ganz von Wasser zu befreien oder in absoluten A. zu verwandeln, muß man ihn noch über Substanzen abdestilliren, welche ein starkes Anziehungsvermögen zum Wasser haben, am besten übergröblich zerstoßenen salzsauren Kalk (Chlor = Calcium). Der Engländer **Graham** erfand folgende Methode zur Darstellung des reinen A.s In eine breite Schale bringt man eine dünne Schicht frisch gebrannten, grob pulverisirten Kalk, und darüber eine kleinere Schale mit 3 — 4 Unzen Weingeist. Beide stellt man auf den Teller einer Luftpumpe, bedeckt sie mit einer niedrigen Glasglocke und verdünnt durch Pumpen die Luft unter derselben. Bald wird der Weingeist in dem luftleeren Raum zu kochen anfangen und A. und Wasserdämpfe werden die Glocke anfüllen. Der Kalk bemächtigt sich rasch der Wasserdämpfe, ohne auf die Weingeistdämpfe zu wirken. Dieser Prozeß dauert so lange fort, als Wasser in dem A. enthalten ist; es gehen einige Tage darauf hin, im Winter mehr als im Sommer. Man darf übrigens nur das dreifache Gewicht des A.s an ungelöschtem Kalk anwenden, weil man sonst A. verlieren würde. Im Großen läßt sich dies Verfahren mittelst eines luftdicht verschlossenen Kastens anwenden, den man mittelst einer Pumpe so viel wie möglich leert, und in welchem man dünne Kalkschichten und Schalen mit A. anbringt. Wenn man nach 20 Tagen den Kasten öffnet, so wird man den A. wasserfrei finden. Einfacher, wenn auch nicht so wirksam, sind folgende Methoden für Verstärkung des wässerigen A.s ohne Destillation. Man bringt wiederholte Portionen von mäßig geglühtem, recht trockenem kohlensauren Kali (Weinsteinsalz) in den A., bis die letzten Portionen dieses in A. unlöslichen Salzes trocken auf dem Boden liegen bleiben. So erhält man den A. nahe, obwohl nicht ganz wasserfrei, indem ihm das Wasser größtentheils vom Salze entzogen ist. Ferner lassen sich alle wässerigen A.e, wie Weine, Branntweine &c., dadurch verstärken, daß man sie in Gefäße (Flaschen) einschließt, deren Mündung mit thierischer Blase überbunden ist, oder sie geradezu in eine Blase bringt, indem diese die Eigenschaft hat, zwar den Wasserdämpfen, aber nicht den Alkoholdämpfen den Durchgang zu verstatten. Die beste Zubereitung der Blase ist die, daß man dieselbe einige Zeit in Wasser weicht, aufbläst, von dem Fette und den anhängenden Gefäßen reinigt, wieder aufbläst, trocknet, und nun die äußere Seite zweimal, die innere viermal mit einer Auflösung von Hausenblase überstreicht. Eine so vorbereitete Blase kann 100 und mehre Male zum Gebrauch dienen. Eine trockene Wärme (von 40° R.) unterstützt die Koncentration sehr, während dagegen an feuchten Orten sich der A. in der Blase eher schwächen als stärken würde, weil dann Feuchtigkeit von außen durch die Blase dringt. Kaoutchoukhäute äußern einen umgekehrten Erfolg, als thierische Blase, indem sie den A.dämpfen den Durchgang in etwas verstatten, dagegen den Wasserdämpfen ganz versperren. Die A.= oder Weingeistfabriken, welche den gewöhnlichen Weingeist liefern, sind oft mit den Branntweinbrennereien verbunden (s. **Branntweinbrennerei**). Zur Auflösung der Harze und anderer Körper, zur Aufbewahrung von manchen Pflanzenstoffen, von thierischen Präparaten, bei der Liqueurbereitung, als Brennstoff beim Kaffee= und Theekochen, in Apotheken &c. wird der A. sehr häufig gebraucht. Zur Bestimmung seiner Stärke dient das Alkoholometer (s. d.). — Zu den bemerkenswerthen **Eigenschaften** des A.s gehört: 1) Wiewohl der A. im Allgemeinen desto leichter siedet, je weniger Wasser er enthält, so macht doch gerade der absolute A. davon eine Ausnahme, indem nicht er, sondern der, dessen Gehalt zwischen 97 und 98 Gewichtprocent fällt, bei der niedrigsten Temperatur siedet, daher auch, weil die Flüchtigkeit im umgekehrten Verhältniß des Siedpunktes steht, bei Destillation eines A.s über 97% Gehalt, dem sonst gewöhnlichen Verhältnisse entgegengesetzt, zuerst ein schwächerer, zuletzt der stärkere A. übergeht. 2) Starker A., in einem offenen Gefäße hingestellt, wird mit der Zeit schwächer, nicht nur weil sich der absolute A. daraus in größerem Verhältnisse als das Wasser verflüchtigt, sondern auch, weil starker A. aus der Luft Wasser anzieht. 3) Vermischt man starken A. mit starker Schwefelsäure, und sättigt das Gemisch nachher mit Aetzkali, so nimmt es eine schöne rothe Farbe an. 4) Bei der Vermischung des A.s mit Wasser nimmt das entstehende Gemisch entweder einen größern oder einen kleinern Raum ein, als die Summe beider Flüssigkeiten vor der Mischung, und zwar tritt die Zusammenziehung auf einen kleinern Raum so lange ein, als der A. an Volumen mehr ist, als das Wasser; von dem Punkte an aber, wo das Volumen beider Flüssigkeiten gleich ist, tritt Raumerweiterung an die Stelle der Verdichtung. Die größte Verdichtung tritt nach Rudberg dann ein, wenn 1000 Gewichttheile Wasser mit 1171 Gewichttheilen absoluten A.s oder 1000 Volumentheile Wasser mit 1473 Volumentheilen absoluten A.s vermischt werden, wo sich dann ein Volumen beider Flüssigkeiten, das vor der Vermischung 100,000 Maß betrug, zusammengenommen auf 96,222 Maß zusammenzieht. 5) Platinschwamm, döbereinerscher Platinmohr, gepulverter Braunstein kommen plötzlich ins Glühen, wenn man sie in schwach erhitztem Zustande unter Luftzutritt mit Dampf von A. (der hierbei in Es=

sigsäure übergeht) in Berührung kommen läßt. Den Versuch kann man leicht machen, wenn man die zuvor schwach erhitzte Substanz auf Sand legt, der mit absolutem A. befeuchtet ist, und eine Glasglocke darüber deckt. 6) Vermöge seiner Hitzkraft ist der A. als Erwärmungsmittel anzuwenden. Nach Rumford vermag 1000 Pfund A. von 0,8532 specifischem Gewicht (bei 12¹/₂₀ R.) durch die bei seiner Verbrennung entwickelte Wärme 52,604 Pfund Wasser, solcher von 0,817624 specifischem Gewicht 61,952 Pfund Wasser vom Frostpunkte bis zum Siedpunkte zu erhitzen. 7) Die Ausdehnung des A.s durch die Wärme ist besonders für die Konstruktion und das Verständniß der Weingeistthermometer wichtig. Bei steigender Temperatur wird natürlich das Volumen größer und die Dichtigkeit auf entsprechende Weise geringer. Muncke hat für beinahe absoluten A. von 0,801 specifischem Gewichte (bei 16° R.) folgende Tabelle aufgestellt, in der die Temperaturgrade nach Celsius bestimmt sind, die Ausdehnung und Dichtigkeit für 0° Celsius aber als Ganzes gesetzt wird.

Temperatur (Cels.).	Volumen.	Dichtigkeit.
— 50°	0,9653257647	1,0359197252
— 40	0,9687340324	1,0322741501
— 30	0,9744049691	1,0262673444
— 25	0,9779158364	1,0225828879
— 20	0,9817955581	1,0185410718
— 15	0,9859898935	1,0142091786
— 10	0,9904500573	1,0096420235
— 5	0,9951327182	1,0048910881
— 3	0,9970594141	1,0029492585
— 1	0,9990134086	1,0009875657
0	1,0000000000	1,0000000000
+ 1	1,0009926616	0,9990083228
+ 3	1,0029952727	0,9970136721
+ 5	1,0050194808	0,9960055895
+ 10	1,0101641939	0,9899380774
+ 15	1,0154126271	0,9848213163
+ 20	1,0207487227	0,9796736358
+ 25	1,0261618778	0,9745051163
+ 30	1,0316469441	0,9693238619
+ 35	1,0372042283	0,9641302770
+ 40	1,0428394914	0,9589203403
+ 45	1,0485639493	0,9536852766
+ 50	1,0543942725	0,9484118286
+ 60	1,0664664768	0,9376759811
+ 70	1,0792985444	0,9265277019

Ueber Verfälschung des A.s s. Branntwein. Vergl. Alkoholometrie.

Alkoholometrie, die Lehre von der Bestimmung des Alkoholgehaltes in Flüssigkeiten. Es gibt bis jetzt nur ein Mittel, den Alkoholgehalt einer Flüssigkeit mit hinreichender Genauigkeit zu ermitteln, und dieses ist das specifische Gewicht; denn es ist auf keine Weise möglich, den Alkohol aus seinen Auflösungen auch nur mit einiger quantitativen Genauigkeit abzuscheiden. Aber wie überhaupt das specifische Gewicht nur in solchen Fällen einen sichern Maßstab für den Gehalt einer Flüssigkeit abgeben kann, wenn dieselbe nur aus zwei Körpern besteht, weil ja immer nur aus der Differenz der specifischen Gewichte auf die Menge des einen oder andern Bestandtheils der Mischung geschlossen werden kann, so eignen sich zu alkoholometrischen Bestimmungen auch nur diejenigen geistigen Flüssigkeiten, die außer dem Alkohol nur noch einen Bestandtheil enthalten, der hier nur Wasser seyn darf, weil bloß für solche Gemische die nöthigen Fundamentalerfahrungen vorhanden sind, auf welche die jetzige A. sich stützt. Also bloß für Flüssigkeiten wie Branntwein, Weingeist, Rum sind die verschiedenen zur Bestimmung des Alkoholgehaltes eingerichteten Instrumente, die Aräometer, Alkoholometer, anwendbar, und keineswegs können sie den Alkoholgehalt mehr zusammengesetzter Flüssigkeiten, wie des Weins, Biers, Liqueurs, die außer Weingeist und Wasser noch andere Bestandtheile in veränderlichen Mengenverhältnissen enthalten, nur mit einiger Genauigkeit angeben. Soll deshalb der Weingeistgehalt solcher Flüssigkeiten bestimmt werden, so hat man zuvor auf irgend eine Weise, gewöhnlich durch Destillation, den Weingeist in Verbindung mit dem Wasser von den übrigen Bestandtheilen zu trennen und sich auf diese Weise erst eine zur alkoholometrischen Bestimmung geeignete Flüssigkeit herzustellen. Reiner, wasserfreier Weingeist oder Alkohol, besitzt bei + 15° C. ein specifisches Gewicht von 0,7947, wenn man das des reinen Wassers = 10,000 setzt. Gemische von beiden nähern sich in ihrem specifischen Gewichte um so mehr dem des Weingeistes, je mehr sie davon enthalten, sind also um so leichter, je stärker sie sind. Doch ist dabei zu bemerken, daß ein Gemisch von Wasser und Weingeist nicht mehr den Umfang hat, den seine Bestandtheile vor der Vermischung einnehmen, sondern, daß bei der Vermischung dieser Flüssigkeiten stets eine Volumensverminderung eintritt, wodurch das specifische Gewicht des Gemisches also größer ausfällt, als eine Rechnung, bei der man bloß auf die specifischen Gewichte seiner Bestandtheile Rücksicht nimmt, angeben würde. Diese Verdichtung durch Vermischung ist je nach dem Mengenverhältnisse zwischen Wasser und Alkohol bald größer, bald kleiner. Sie kann deshalb nur durch Erfahrung richtig gefunden werden (vergl. Alkohol.) Um nun das specifische Gewicht als alkoholometrisches Mittel benutzen zu können, mußten erst die specifischen Gewichte von Mischungen in bekannten Mengenverhältnissen durch den direkten Versuch ausgemittelt werden. Diese Normalmischungen setzte man entweder dem Gewichte, oder dem Maße nach zusammen. Viele Physiker beschäftigten sich mit diesen Arbeiten; das genaueste und umfassendste Resultat hierüber machte aber Gilpin im Jahre 1794 nach mehrmaliger Revision bekannt. Die von ihm herausgegebenen Tabellen zeichnen sich eben sowohl durch die Menge als durch die Genauigkeit und Umsicht der zu ihrer Aufstellung angestellten Fundamentalwägungen aus und werden bis jetzt als die zuverlässigsten betrachtet. Gilpin mischte seine Probeflüssigkeiten nach dem Gewichte zusammen. Da man aber weingeistige Flüssigkeiten gewöhnlicher nach dem Maße behandelt, so unternahm 1811 Tralles auf Antrag der preußischen Regierung eine Reduktion der gilpinschen Tabellen auf Maßprocente. Nach den von letzterem berechneten Tafeln findet man daher aus dem specifischen Gewichte den Weingeistgehalt einer Flüssigkeit in Procenten dem Maße nach angegeben. Zur Bestimmung des specifischen Gewichtes gibt es mehre Methoden; die bequemste und für gewöhnliche Zwecke hinreichend genaue besteht in der Anwen-

dung gläserner oder metallener Aräometer. Gibt das Instrument nur das specifische Gewicht an, so bedarf man zur Bestimmung des Alkoholgehaltes noch besonderer Tabellen, in denen jedem Dichtigkeitsgrade die entsprechenden Weingeistgehalte beigefügt sind. Häufig hat man aber auch Instrumente, an denen neben dem specifischen Gewichte auch sogleich der Gehalt in Procenten, und dies bisweilen sowohl dem Maße als Gewichte nach, angegeben ist, und dies sind die eigentlichen Alkoholometer. Die besten sind die von Tralles und Gay Lussac, von denen das erstere in Preußen, das letztere in Frankreich gesetzlich eingeführt ist; der Punkt, bis auf welchen das Instrument in die Flüssigkeit einsinkt, zeigt die Anzahl der Maße reinen Alkohols an, welche in 100 Maßen dieser Flüssigkeit enthalten sind. Doch erfordert es die Genauigkeit, daß bei solchen Wägungen die Flüssigkeit stets die Temperatur habe, welche als Norm auf jedem guten Instrumente angegeben ist. Wäre die Temperatur höher, so gibt das Instrument den Weingeistgehalt zu groß, umgekehrt zu klein an. Außer den genannten sind in Frankreich noch Alkoholometer nach Cartier, in Deutschland nach Beck und Richter üblich. Sie sind aber weniger zu empfehlen, weil ihre Eintheilung entweder eine willkürliche ist, und man deshalb nicht unmittelbar aus ihren Angaben den Gehalt findet, oder weil ihre Eintheilung und Konstruktion auf nicht genauen Fundamentalbestimmungen beruht. Dieser letztere Vorwurf trifft hauptsächlich das richtersche Alkoholometer, das aus dem Grunde noch in Anwendung ist, weil es die Weingeistprocente dem Gewichte nach angibt, dessen Angaben aber weit ungenauer, als die des tralles'schen und gay-lussac'schen sind. In Branntweinbrennereien benutzt man häufig ein Thermometer, das im Blasenhelme angebracht ist, als Alkoholometer. Seine Anwendbarkeit hierzu gründet sich auf den Umstand, daß ein Branntwein bei um so niedrigerer Temperatur siedet, je stärker er ist. Man kann also aus der Temperatur der Dämpfe, die sich während der Destillation über der kochenden Flüssigkeit bilden, immer auf die Stärke des Destillates schließen, aber freilich nur mit geringer Genauigkeit. Nach einer anderen Probe schüttet man so lange kalcinirte Potasche zu dem zu prüfenden Branntwein, als sich dieselbe noch auflöst. Sie bildet dann mit dem Wasser eine schwere Flüssigkeit, die sich nicht mit dem übrigen Weingeist vermischt und darunter steht. Je mehr davon, je mehr Wasser enthält er. Oder man gießt den Weingeist auf Schießpulver und zündet ihn dann an. Ist er stark, so muß nach dem Verbrennen des Weingeistes das Pulver noch trocken genug seyn, um abbrennen zu können. Endlich betrachtet man auch noch die Menge und Dauerhaftigkeit des perlenden Schaumes, der sich beim Schütteln weingeistiger Flüssigkeiten bildet, als Kennzeichen ihrer Stärke, aber diese Mittel geben nicht einmal für eine bloß vergleichende Schätzung ein brauchbares Resultat.

Nachstehende Tabelle gibt das specifische Gewicht der Mischungen von Alkohol und Wasser nach dem Volum und zwar nach Tralles an.

Temperatur 60° F. = 12,45° R. = 15,56° C.

Volumproc. Alkohol.	Spec. Gewicht.	Volumproc. Alkohol.	Spec. Gewicht.	Volumproc. Alkohol.	Spec. Gewicht.	Volumproc. Alkohol.	Spec. Gewicht.
1	9976	26	9689	51	9315	76	8739
2	9961	27	9679	52	9295	77	8712
3	9947	28	9668	53	9275	78	8685
4	9933	29	9657	54	9254	79	8658
5	9919	30	9646	55	9234	80	8631
6	9906	31	9634	56	9213	81	8603
7	9893	32	9622	57	9192	82	8575
8	9881	33	9609	58	9170	83	8547
9	9869	34	9596	59	9148	84	8518
10	9857	35	9583	60	9126	85	8488
11	9845	36	9570	61	9104	86	8458
12	9834	37	9556	62	9082	87	8428
13	9823	38	9514	63	9059	88	8397
14	9812	39	9526	64	9036	89	8365
15	9802	40	9510	65	9013	90	8332
16	9791	41	9494	66	8989	91	8299
17	9781	42	9478	67	8956	92	8265
18	9771	43	9416	68	8941	93	8230
19	9761	44	9444	69	8917	94	8194
20	9751	45	9427	70	8892	95	8157
21	9741	46	9409	71	8867	96	8118
22	9731	47	9391	72	8842	97	8077
23	9720	48	9373	73	8817	98	8034
24	9710	49	9354	74	8791	99	7988
25	9700	50	9335	75	8765	100	7939

Zum Gebrauche dieser Tafel hat man nur auf irgend eine Weise das specifische Gewicht des Branntweins, dessen Gehalt man sucht, bei der angeführten Temperatur auszumitteln, welches man dann in der Tafel aufsucht, worauf man in der gegenüberstehenden Zahl die Menge von Maßen wasserfreien Weingeistes findet, die bei der angeführten Temperatur in 100 Maßen des untersuchten Wassers enthalten sind. Ist also das specifische Gewicht eines Weingeistes 9751, so enthält er in 100 Maßen 20 Maß wasserfreien Weingeist. Angenommen aber, der Weingeist hätte ein specifisches Gewicht von 9756, entspräche also einem Gehalte, der zwischen 19 und 20 Procenten liegt, wie findet man dann seinen richtigen Gehalt? Der Unterschied zwischen dem specifischen Gewicht von 19- und 20procentigem Weingeist ist 10, diese 10 bringt also hier eine Veränderung von 1 Grad oder 1 Procent hervor; da nun der Unterschied zwischen dem specifischen Gewichte des fraglichen Weingeistes und des 20procentigen 5 ist, so muß dieser auch eine Veränderung von 0,5 Grad hervorbringen, da 10 : 1,00 = 5 : 0,5 ist. Man sucht also in einem solchen Falle den Unterschied zwischen den beiden in der Tafel enthaltenen specifischen Gewichten, zwischen welchen das Gefundene liegt, ferner den Unterschied zwischen dem gefundenen und nächst größeren der Tafel, und findet dann den Gehalt des zu untersuchenden Weingeistes, indem man das Resultat, hier 0,5, entweder der niedrigsten der in der Tafel angegebenen 2 nächsten Zahlen hinzufügt, oder von der höchsten abzieht. Man wird folglich in obigem Fall für einen Weingeist von 9756 specifischem Gewicht 19,5 Gehaltsprocente bekommen.

Theils zur Verfertigung neuer Alkoholometer, theils zur Prüfung von Anderen verfertigter hat Tralles die folgende sehr bequeme Alkoholometerskale für Volumprocente bei 60° F. = 12,44° R. = 15,56° C. berechnet:

Alkoholgehalt in Volumen.	Länge des einsinkend. Theils vom Halse.	Größe der Abtheilungen.	Alkoholgehalt in Volumen.	Länge des einsinkend. Theils vom Halse.	Größe der Abtheilungen.	Alkoholgehalt in Volumen.	Länge des einsinkend. Theils vom Halse.	Größe der Abtheilungen.
0	9		34	420	13	68	1184	30
1	24	15	35	434	14	69	1215	31
2	39	15	36	449	15	70	1246	31
3	54	15	37	465	16	71	1278	32
4	68	14	38	481	16	72	1310	32
5	82	14	39	498	17	73	1342	32
6	95	13	40	515	17	74	1375	33
7	108	13	41	533	18	75	1409	34
8	121	13	42	551	18	76	1443	34
9	133	12	43	569	18	77	1478	35
10	145	12	44	588	19	78	1514	36
11	157	12	45	608	20	79	1550	36
12	169	12	46	628	20	80	1587	37
13	180	11	47	648	20	81	1624	37
14	191	11	48	669	21	82	1662	38
15	202	11	49	690	21	83	1701	39
16	213	11	50	712	22	84	1740	39
17	224	11	51	735	23	85	1781	41
18	235	11	52	758	23	86	1823	42
19	245	10	53	782	24	87	1866	43
20	256	10	54	806	24	88	1910	44
21	266	10	55	830	24	89	1955	45
22	277	11	56	854	24	90	2002	47
23	288	11	57	879	25	91	2050	48
24	299	11	58	905	26	92	2099	49
25	310	11	59	931	26	93	2150	51
26	321	11	60	957	26	94	2203	53
27	332	11	61	984	27	95	2259	56
28	344	12	62	1011	27	96	2318	59
29	355	11	63	1039	28	97	2380	62
30	367	12	64	1067	28	98	2447	67
31	380	13	65	1096	29	99	2519	72
32	393	13	66	1125	29	100	2597	78
33	407	14	67	1154	29			

Der Gebrauch dieser Tafel ist folgender: Man senkt das zu prüfende Alkoholometer oder eine neue Glasspindel, die zum Alkoholometer eingerichtet werden soll, erst in reines Wasser, dann in wasserfreien Weingeist, beide von 60° F. Temperatur. Beide Punkte, bis zu welchen die Spindel in Wasser und Weingeist eingesunken ist, bezeichnet man sich, ersteren mit 9, letzteren mit 2597, und theilt dann den Zwischenraum der Spindel in 2588 gleiche Theile, jeden Theil mit fortlaufender Nummer bezeichnend. 15 Theile über 9 steht 24, und hierher setzt man 1, einen Grad bezeichnend, indem die Spindel bis hierher einsinken wird, wenn man sie bei dieser Temperatur in ein Gemisch von 1 Maß Weingeist und 99 Maß Wasser senken würde, bei 39, also abermals 15 Theile weiter, steht 2, zwei Grade oder 2 Volumprocente bezeichnend, und so fort bis 2597, wohin 100 gesetzt wird, weil die Spindel bis hierher in absoluten Weingeist einsinkt. Es ist dabei vorausgesetzt, daß der Theil der Spindel zwischen 1 und 100 genau cylindrisch sey; Spindeln, welche diese Eigenschaft nicht haben, können nicht nach dieser Tafel graduirt werden, sondern sind entweder ganz zu verwerfen, oder bedürfen zur Bezeichnung eines neuen Grades den direkten Versuch einer Einsenkung in einen Weingeist, aus dessen specifischem Gewicht sein Gehalt bekannt ist. Durch Letzteres kann man auch schon fertige Alkoholometer prüfen. Vergl. Aräometer.

Alkoran, s. v. a. Koran. In der arabischen und persischen Baukunst bezeichnet das Wort das Nämliche, was Minaret bei den Türken ist, einen Thurm, zuweilen Glockenthurm der Moscheen; dergleichen Thürme sind hoch u. schmal, außen mit 2—3 Gallerien umgeben, eine über der anderen. Moraviten (Priester) rufen von diesen Gallerien täglich dreimal mit lauter Stimme ihr Gebet aus dem Koran herab.

Alkoven (vom arabischen al-Kubbe), ein von der Stube abgesonderter Raum ohne Fenster, daher gewöhnlich mit Glasthüren versehen, um von der Stube aus einiges Licht zu erhalten. Dergleichen Gemächer werden meistens als Garderoben, Kabinete, auch wohl als Schlafkammern benutzt; doch sind sie zu letzterem Zwecke weniger zu empfehlen, da es ihnen meistens an Zufluß frischer Luft fehlt. Bei ihrer Anlage ist darauf zu sehen, daß sie geräumig und hell sind.

All, bedeutet als Vor- und Endsylbe die Gesammtheit der als Theile in ein Ganzes vereinbaren Dinge, z. B. Weltall, Allvater; bei Eigenschaftswörtern bezeichnet es den höchsten, menschliche Vollkommenheiten übersteigenden Grad, z. B. allwissend, allgütig. Das All ist gleichbedeutend mit Schöpfung, Welt, Universum. A. der Realität (omnitudo realitatis), die alle Eigenschaften eines Dinges vollständig in sich vereinigende Idee desselben.

Alla breve (ital.), kurz oder kürzer, bedeutet als Ueberschrift von Tonstücken, daß dieselben in einer schnelleren, zugleich aber accentvolleren Art vorgetragen werden sollen, die ganze Note als halbe, die halbe als Viertel. Dieser Takt kommt am häufigsten in Fugen vor. Wiewohl er am häufigsten bei dem Zweizweiteltakt ($\frac{2}{2}$) gefunden wird, so ist er doch mit diesem nicht identisch, wie z. B. Graun in seinem Oratorium „Der Tod Jesu" die im $\frac{4}{4}$-Takt stehende Fuge „Christus hat uns ein Vorbild gelassen" mit A. b. bezeichnet hat, und wie als Bezeichnung desselben oft $\frac{2}{1}$ gebraucht wird, was bei dem Zweizweiteltakt nicht angeht. Gleichbedeutend mit A. b., als Bezeichnung der Zeitbewegung, bedient man sich auch des Ausdrucks Alla Capella, welcher anzeigt, daß zwar die Notenfiguren ihrer Größe nach eben dieselben sind, wie beim Choralgesang, gleichwohl nicht choralmäßig, d. h. wie sie die Gemeinde in der Kirche singt, sondern lebhafter, wie es in den Kapellen gewöhnlich ist, ausgeführt werden sollen.

Allacci (Allatius), Leo, berühmter Philolog und Literat, geboren 1586 auf der Insel Chios, studirte seit 1600 in Rom, anfangs Medicin, später humanistische Wissenschaften, und wurde Professor der griechischen Sprache am griechischen Kollegium zu Rom. Im Auftrage Gregors XV. holte er die dem Papste nach der Eroberung der Pfalz vom Herzog Maximilian von Bayern geschenkte heidelberger Bibliothek (Palatina) ab. Hierauf wurde er zum Bibliothekar der barberinischen und 1661 der vatikanischen Bibliothek ernannt und † 1669, 83 Jahre alt. Seine zahlreichen Schriften verrathen großen Fleiß und außerordentliche Gelehrsamkeit, aber wenig Urtheil. Die wichtigste u. schätzbarste derselben ist: Poëti antichi, raccolti da codici manoscritti della biblioteca Vaticana e Barberina, Neapel 1661.

Allah, Name des Einen Gottes, zu dessen Verehrung Mohammed die Gläubigen verpflichtete, zusammengezogen aus dem arabischen Al u. ilâh, d. i. der Hohe, Verehrungswürdige, verwandt mit dem hebräischen Eloah. Mohammeds Schilde-

rungen des A. im Koran sind rein, würdig, über nationalen Aberglauben und orientalische Sinnlichkeit erhaben. Der Koran, Sure II, Vers 165, lehrt: „Euer Gott ist Einer; es ist kein Gott, als Er, der Allmilde, der Allerbarmende." Vers 166: „Wahrlich! in der Schöpfung der Himmel und Erden und in dem Unterschiede der Tage und Nächte und in dem Schiffe, das die Meere durchrennt, um den Menschen zu nützen, und in dem Wasser, das Gott vom Himmel sendet, um die Erde nach ihrem Tode wieder zu beleben, und in der Verbreitung aller Thiere, die auf derselben sind, und in dem Wechsel der Winde und in den Wolken, die zwischen Himmel und Erde treibend schweben, sind seine Zeichen für die, so vernünftig leben." Vers 256: „Gott! Es ist kein Gott, als Er, der Alllebendige, der Allbeständige! Ihn befällt weder Schlummer, noch Schlaf. Sein ist, was auf Himmeln und auf Erden. Wer wagt es, bei Ihm fürzusprechen, außer mit Seiner Erlaubniß? Er weiß, was vor ihnen und was hinter ihnen (das Vergangene und Zukünftige); sie fassen nichts von Seiner Wissenschaft, als was Er will. Er hat seinen Thron ausgebreitet über Himmel und Erden und erhält beide ohne Ermüdung; Er ist der Höchste, der Größte." Die verschiedenen Eigenschaften Gottes in 99 Namen desselben vertheilt, bilden, in einer bestimmten Reihenfolge zu einer Litanei verbunden, den Rosenkranz der Mohammedaner, der mit dem Namen A., als dem hundertsten, welcher alle frühern Prädikate einschließt, endet. Mehre mohammedanische Sekten verwerfen jedoch die Prädikate, als der Einheit A.s unwürdig. Mohammeds A., der Ewige, sich selbst Genügende, das Universum Füllende, der absolute Herr aller Körper und Geister, der Offenbare und doch Verborgene, ist wesentlich verschieden von dem A. Taali der Araber vor Mohammed, der zwar mächtiger, als alle andern Götter, aber nicht der Einzige, nicht einmal Herrscher über jene ist.

Allahabad, 1) große, volkreiche Provinz des britischen Indiens im eigentlichen Hindostan, zwischen 24.° und 26.° nördlicher Breite und 79.° und 83.° östlicher Länge von Greenwich. Im Norden von Audh und Agra, im Süden von Gundwana, im Osten von Behar und Gundwana, im Westen von Malwah und Agra begrenzt, ist sie etwa 60 geographische Meilen lang und 28 Meilen breit und hat einen Flächeninhalt von ungefähr 1200 □Meilen mit 8 Millionen Einwohnern. Das Land, welches vom Ganges, Dschumna und deren Nebenflüssen durchströmt wird, besteht theils aus den weiten Ebenen am Ganges, jenen mächtigen Auflagerungen humusreicher Niederschläge von unerschöpflicher, üppiger Fruchtbarkeit, theils aus der Alluvial-Hügelkette, welche terrassenförmig die höhern Vorberge des Himalaja einschließt. In diesen Alluvien befanden sich die berühmten Diamantgruben von Poonah. Das Klima in der Ebene ist äußerst feucht und schwül, in den Sommermonaten unerträglich heiß und zumal für europäische Konstitution verderblich. In den höhern Gegenden, deren Fruchtbarkeit mit der der Niederungen nicht zu vergleichen ist, weht gesunde Luft. Die Produktion dieser reichen Provinz ist unglaublich groß. Sie liefert zur Ausfuhr nach Europa über Kalkutta: Zucker, Baumwolle, Indigo, baumwollene Zeuche, Opium, Salpeter ꝛc., jährlich für mehr als 120 Millionen Gulden. Sieben Achtel der Einwohner sind Hindus, die übrigen Mohammedaner und Christen. Die Provinz zählt eine Menge großer und berühmter Städte: Benares, Allahabad, Calinger, Chatterpore, Chunar, Ghazypore, Juanpore, Mirzapore ꝛc. Sie wurde aus den britischen Eroberungen in dem Jahre 1775 (Benares), 1801 (A.), 1803 (Bundelkund ꝛc.) gebildet.

2) Distrikt der Provinz gleichen Namens, welcher aus den nächsten Umgebungen der Hauptstadt mit ungefähr 600,000 englischen Acker (Morgen) bebauten und etwa 500,000 Acker unbebauten Landes besteht, welches vom Ganges u. Dschumnah bewässert wird und äußerst fruchtbar ist. Haupterzeugnisse sind Weizen, Baumwolle, Indigo, Opium. Die ehemals sehr starke Weberei hat fast aufgehört, seitdem die Landwirthschaft sich zum Hauptnahrungszweige erhoben und britische Fabrikate die einheimischen verdrängten.

3) Befestigte Hauptstadt der Provinz u. des Distrikts gleichen Namens, eine der ältesten Städte Hindostans, auf der Landzunge, welche der Dschumna und der Ganges bei ihrer Vereinigung bilden, gelegen, von Kalkutta 100 Meilen, von Benares 18 Meilen, von Agra 60 Meilen entfernt. Auf der äußersten Spitze der Landzunge steht die Citadelle, angelegt vom Kaiser Akbar und von den Briten zu einem unüberwindlichen Waffenplatz gemacht, der die Stadt und die Schifffahrt auf beiden Strömen vollkommen beherrscht. In dieser Veste ist das große Waffendepot für die Armeen, die in den obern britischen Provinzen stationiren. Die Stadt, welche 24,000 Einwohner hat, ist selbst nicht schön gebaut, die meisten Straßen bestehen aus niedrigen, unansehnlichen Häusern u. Lehmhütten, den Wohnungen der Parias. Der Lage nach müßte A. einer der blühendsten Handelsorte Indiens seyn, wie es wirklich im Alterthum war, denn es nimmt die Stelle des reichen Palibothra ein. Noch zur Zeit der muselmännischen Herrschaft über Indien war A. noch einmal so groß und bevölkert, als gegenwärtig. Jetzt ist der Ort arm und verfallen. Er ist der Sitz eines britischen Obergerichts und der Verwaltungsbehörden für die Provinz und einer höhern Unterrichtsanstalt für die Bildung der Eingebornen. A., weil am Vereinigungspunkte der beiden heiligen Ströme Hindostans gelegen, wird für besonders heilig geachtet und zu allen Zeiten des Jahres von Pilgerschaaren besucht, die hierher kommen, um in den vereinigten Fluthen der heiligen Flüsse ihre Sünden abzuwaschen. Vor der Abwaschung wird jeder Pilger sorgfältig geschoren. Die freigebigen Priester, die das Scheeren für eine bestimmte Opfergabe von drei Rupien verrichten, versprechen jedem Badenden eine Million Jahre himmlischer Seligkeit für jedes einzelne abgeschorne Haar. Außer dem festgesetzten Opfer sind Geschenke an die verschiedenen Kongregationen der Braminen üblich, wofür alle erdenklichen Indulgenzen auf das gegenwärtige und künftige Leben erlangt werden können. Die Zahl der Pilgrime übersteigt öfters ¼ Million in einem Jahre. Unglücksfälle beim Baden in dem reißenden und tie-

fen Strome sind sehr häufig und werden um so weniger gefürchtet, da den Verunglückten die höchste Seligkeit dafür gewiß ist.

Allah=Schehr (Gottesstadt), Stadt in Kleinasien, im türkischen Ejalet Anadoli, auf den Trümmern des alten großen Philadelphia, am Fuß des Bosdaghi (Tmolus), mit 4500 Einwohnern, wovon 1600 Griechen. Die Stadt ist Sitz eines griechischen Bischofs, hat eine schöne griechische Kathedrale und herrliche Ueberreste von Philadelphia, unter diesen ein kolossales römisches Theater mit 40 Reihen Sitzen.

Allamand, Johann Nikolaus Sebastian, Professor der Philosophie und Naturgeschichte zu Leyden, einer der vielseitigsten und fleißigsten Gelehrten seiner Zeit. Geboren zu Lausanne, studirte er erst in seiner Vaterstadt Theologie, dann in Leyden Physik, Mathematik, Chemie und Naturgeschichte. Glückliche Anlagen und ein bescheidenes, angenehmes Betragen erwarben ihm die Freundschaft des berühmten S'Gravesande, der ihm die Erziehung seiner Kinder anvertraute und später die Vollziehung seines letzten Willens auftrug. Nach dem Tode desselben erhielt A. unter ehrenvollen Bedingungen 1749 die Professur der Philosophie und einige Jahre nachher die der Naturgeschichte an gedachter Universität. Er gab die handschriftlichen hinterlassenen Werke S'Gravesande's und Prosper Marchands heraus und gab der Ausgabe Büffons, Amsterdam 1766 bis 1779. 4., 38 Bände, manche Bereicherung. Um die Physik machte er sich durch Abhandlungen und vorzüglich durch die von ihm zuerst gegebene Erklärung des Phänomens der leydenschen Flasche verdient. Sehr viel verdanken ihm der botanische Garten und das Naturalienkabinet zu Leyden. Er † zu Leyden den 2. März 1787.

Allantoide (Allantois), Harnhäutchen, ein häutiges Säckchen zwischen der äußern und innern Haut der Nachgeburt mehrer Säugethiere — nicht aber der Menschen —, in das sich die Blasenschnur (Urachus) aus der Harnblase öffnet.

Allard, Generalissimus und Kriegsminister des Rundschit=Singh, Maharadschas von Lahore, der sich um die Organisation des Kriegswesens in Lahore dieselben Verdienste erworben hat, wie zwei andere Franzosen, Soliman Pascha (d. i. Selves aus Lyon) und Besson Bey um die Bildung der ägyptischen Marine und Kavalerie. A. diente als Offizier unter Napoleon und als Adjutant des Marschalls Brune. Als dieser, nach der zweiten Restauration, 1815 zu Avignon als ein Opfer der Volkswuth gefallen war, verließ A. thatendurstig sein durch Parteien zerrissenes Vaterland und ging nach Livorno, um sich nach Amerika einzuschiffen. In Livorno machte er die Bekanntschaft eines italienischen Offiziers, der ihn beredete, nach Aegypten zu gehen. Als aber A. bei Mehemed Ali seine Hoffnungen getäuscht sah, ging er über Suez nach Persien, wo ihm der Prinz Abbas Mirza Rang und Gehalt eines Obristen gab, aber kein Regiment anvertraute. Da er sich nicht zum bloßen Staatskostgänger herabgewürdigt sehen mochte, wendete er sich auf die Aufforderung eines vertriebenen afghanischen Häuptlings, der sich in Ispahan aufhielt, nach Kabul. Aber kaum war er hier angelangt, als ihn der Ruf Rundschit=Singhs nach Lahore lockte. Auf gefahrvollen Wegen kam er hier glücklich an und gewann das vollste Vertrauen des Radschas. Er führte die französische Disciplin zuerst bei wenigen Soldaten ein, dann bei einer immer größern Zahl, und so gelang es ihm endlich, die gesammte Militärmacht auf französischen Fuß zu organisiren. Der Radscha von Lahore siegte mit diesen Truppen über alle Nachbarfürsten, so daß nach wenigen Jahren keiner derselben Rundschit-Singh mehr anzugreifen wagte. Dieser bewies sich aber auch dankbar gegen den Gründer seiner Macht; er gab ihm eine Nichte zur Frau und ernannte ihn zum Generalissimus und Minister des Kriegs. Im Jahr 1835 kam A. mit seiner Familie zum Besuch nach Frankreich, wo er von dem Hof mit großer Auszeichnung empfangen und zum französischen Chargé d'affaires in Lahore ernannt wurde, wodurch diese bloß in Privatinteresse unternommene Reise eine politische Bedeutung erhielt. A. schenkte der Bibliothek zu Paris seine reiche Münzsammlung u. kehrte dann mit Geschenken und einem Diplom der asiatischen Gesellschaft für Rundschit=Singh 1836 nach Lahore zurück, ließ aber seine Kinder in Frankreich, damit sie im katholischen Glauben und nach europäischer Sitte erzogen würden. Die Ankunft A.s in Lahore war ein Festtag für den Hof wie für das Volk. So wie der Radscha erfahren hatte, A. sey gelandet, schickte er ihm die ganze Kavalerie zum feierlichen Geleit entgegen, und in ihrer Mitte hielt A. seinen Triumpheinzug in Lahore unter den geräuschvollsten Freudenbezeugungen des Volkes. Der Maharadscha selbst erwartete den Heimkehrenden in dessen Palaste. So wie er ihn erblickte, eilte er ihm entgegen, umarmte ihn unter Freudenthränen und überreichte ihm die für seine Rückkehr vorbereiteten Geschenke: das Meihman, das Symbol der fürstlichen Würde, eine mit neuen Goldstücken gefüllte Kasse, ein prachtvolles Schlachtroß mit Sattel u. Zeug, beschlagen mit massivem Golde. Nichts konnte auch dem Reiche erwünschter kommen, als A.s Rückkehr. Es bedurfte seiner Hülfe mehr noch, als zu jener Zeit, wo A. ihm zum ersten Male seine Dienste anbot. Fast in demselben Augenblicke, wo der General im Gebiet von Lahore ankam, hatten die räuberischen Gebirgsbewohner der Provinz Peschawer sich mit dem Usurpator von Kabul, Dost Mohammed Khan, verbündet und letzterem die Defileen ihrer Gebirge überliefert. Der schleunige Wiederbesitz derselben war von höchster Wichtigkeit für Rundschit=Singh. Westlich von Kaschmir liegend, wovon Peschawer durch den Indus geschieden ist, wurden sie vor vier Jahren durch den Maharadscha erobert und dienten seitdem, von Kabul losgerissen, seinem Staate als Vorposten und Brückenkopf gegen jene gefährlichen Nachbarn, welche durch die Intriguen und das Gold Persiens unaufhörlich aufgewiegelt wurden. Rundschit=Singh befahl seinem Feldherrn A., sogleich an der Spitze der Kavalerie in Eilmärschen nach Peschawer zu rücken, während zugleich 25,000 Mann Infanterie aufbrachen, die in geringer Entfernung folgen sollten. Die in der Provinz eingefallenen Afghanen waren sehr zahlreich, hatten 24 Kanonen und alle

Defileen waren von ihren Verbündeten besetzt. Die Sikhs, welche Peschawer zu bewachen hatten, hatten eine Schlacht gewagt u. waren eben durch einen Anfall der afghanischen Reiterei auf ihre Artillerie in Unordnung gerathen, als die Ankunft A.s und seiner Reiterei Dost Mohammed Khan den Sieg entriß, dessen Heer sich in wilder Flucht zerstreute (23. und 24. Juni 1837). Mit neuen Schaaren kehrte der Khan zurück, um Rache zu nehmen. Unterstützt mit persischem Gelde und Kanonen schlug er A.s Armee bei Gumrud. Erst die Okkupation Kabuls durch die Briten machte dem Kampfe ein Ende und damit auch A.s kriegerischer Wirksamkeit. Dieser beschloß sein vielbewegtes Leben zu Peschawer den 23. Jan. 1839. Nach seinem Wunsche wurde sein Leichnam nach Lahore gebracht und hier mit allen militärischen Ehren bestattet.

Alla zoppa (ital.), hinkend, bedeutet überhaupt das Verlegen des Werthes einer Taktnote auf den schlechtern Takttheil, besonders aber die Notenfigur, nach welcher zwischen zwei gleichgeltenden Noten eine steht, die noch einmal so viel Werth hat, z. B. zwischen 2 Achteln 1 Viertel.

Alle, der bedeutendste Nebenfluß des Pregels, entspringt bei Lahna im neidenburger Kreise in Ostpreußen, fließt durch den lansker See, wird bei Schippenbeil durch die hinzukommende Guber schiffbar u. fällt, nachdem er noch Friedland u. Allenburg berührt hat, bei Wehlau nach 25 Meilen langem Lauf in den Pregel. Ihre bedeutenderen Nebenflüsse sind: die Ilme mit der Schweine, die Omet, die Guber mit dem Zain und die Pissa.

Allee (franz. Allée, deutsch: Schatten=, Baum=, Laubgang), künstlich angelegte Baumreihen mit einem Wege dazwischen zum Spazierengehen, Fahren 2c. in Gärten, auf öffentlichen Plätzen 2c. Man unterscheidet mehre Arten. Nach der Anzahl der Baumreihen ist die A. entweder eine einfache oder doppelte oder mehrfache; in beiden letztern Fällen nennt man den mittlern Gang die Hauptallee (maitresse-allée), die übrigen Nebenalleen (contreallées); nach der Richtung des Ganges ist die A. eine gerade, schräge (biaissée), kreisförmige oder rückkehrende (tournante) oder schlangenförmige (allée en zigzag); nach der Art des Wegs eine chaussirte, eine Sandallee oder eine berasete (gazonnée); nach der Beschaffenheit u. Stellung des Laubwerks eine bedeckte, oben offene, perspektivische, ein Baum=, Hecken= oder Strauchgang. Entlegene, niedrige, dunkle A.n werden wohl auch Philosophen= und Poetengänge genannt.

Alleghany=Gebirg (Alleghany=Mountains, Alleghanies, Apalachian=Mountains, apalachisches, d. h. endloses Gebirg), Gebirgskette der Ver. St. von Nordamerika, welche sich im Staat Alabama ungefähr unter 33° nördlicher Breite erhebt, in der Richtung von Südwest nach Nordost parallel mit der Küste streicht und den ganzen Osten der Vereinigten Staaten von Nordamerika mit seinen Ketten, Stufen, Thälern erfüllt. Im Durchschnitt ist das Gebirg 2000—3000 Fuß hoch, und selten übersteigt es 4000 Fuß Höhe; aber der Kulminationspunkt des ganzen Systems ist höher, als der Scheitelpunkt des brasilianischen Bergsystems, denn er erreicht 6240 Fuß über dem atlantischen Ocean, der Washington=Berg nämlich, der im Staate New=Hampshire unter 44° 15' nördlicher Breite gelegen ist. Dieses Gebirg besteht nicht aus einer einzigen Kette, sondern aus einer großen Menge parallel streichender Ketten, welche große und breite Längenthäler einschließen, deren Gewässer theils auf dem Wege zur atlantischen Küste, theils auf dem zum Missisippi=Becken die Ketten in Querthälern (Gaps) durchbrechen. Der Roanoke, der Potowmac (Potomac), die Susquehannah u. der Delaware sind Flüsse der atlantischen Küste, welche diese doppelte Thalbildung besitzen, während der weit ansehnlichere Hudson nur in einem Querthale fließt, welches alle Ketten von Nord nach Süd durchbricht. Die vordersten Ketten, d. h. diejenigen, welche dem atlantischen Ocean am nächsten liegen, führen, je nach den Oertlichkeiten, die mannichfaltigsten Namen, im Allgemeinen aber heißen sie auf der Westseite des Hudsonthales blaue Berge, auf der Ostseite grüne Berge; die hinterste Kette aber, die, von der man auf das Missisippithal herabblickt, ist die eigentliche Alleghany=Kette, die diesen Namen auf ihrer ganzen Erstreckung beibehält. Im Ganzen ohne bedeutende Gipfelerhebungen, zeigen die zum Alleghany=System gehörenden Bergketten meistentheils langgestreckte Rücken, die gegen die Längenthäler hin sanfte, gegen die Querthäler hin aber steile Abhänge haben. Amphibolische Massengesteine (und unter diesen der Granit) sind es vorzugsweise, welche die Bergketten in einer Breite von 30—40 deutschen Meilen zusammensetzen, aber nordwestlich davon zieht ein mehr oder minder breiter Streifen abgesetzter Gesteinsschichten, vornehmlich Kalksteine, Grauwacke und verwandte Felsarten, insbesondere aber das Steinkohlengebirg, welches an der westlichen Seite der Susquehannah in Pennsylvanien seinen Anfang nimmt und, das Gebirg verlassend, durch die Staaten Ohio, Indiana, Illinois und Missouri das große Missisippi=Becken kreuzt, was auch weiter südwärts der Fall ist, wo ein Steinkohlenlager von den Cumberlandsbergen in Kentucky u. Tenessee bis zu den Ebenen von Arkansas hinzieht. Auf dem südöstlichen Abhange des Alleghany=Systems, in den Staaten Nord= und Süd=Carolina, findet man an den Flüssen Yadkin, Catawba u. Broad=River Goldablagerungen. Am äußersten Ostfuße der Alleghanies erstreckt sich auf der Grenze zwischen dem amphibolischen Massengesteine und dem Schwemmlande der Küste ein merkwürdiger, aus Granit bestehender Klippenzug, der in den südlichen und mittleren Staaten und wahrscheinlich auch in Connecticut, als vormaliges Seeufer angesehen werden kann. Man sieht diesen Klippenzug zuerst im Staate Georgia, von wo er im Allgemeinen von Südwest nach Nordost streicht und einzelne Abzweigungen theils in der Richtung der Meridiane, theils in der der Parallelkreise entsendet. Er setzt von Augusta nach Columbia, kreuzt den Roanoke bei Halifax, den Jamesfluß bei Richmond, den Rappahannock bei Fredricksburgh, den Potowmac bei Georgetown und den Petapsco ungefähr vier deutsche Meilen oberhalb seines Einflusses in die Chesapeake Bai. Zuweilen verschwindet er unter der Oberfläche, an dem Punkte aber, wo er die Susquehannah kreuzt,

erhebt er sich zu einer nicht unbedeutenden Höhe. Bei Trenton trifft der Klippenzug den Delawarefluß, setzt über York-Insel und bildet das nördliche Gestade der Long-Insel, kreuzt Fischers-Insel und erscheint wieder auf dem festen Lande in Watch-Hill-Riff, nicht weit unterhalb Stonington in Connecticut. Alles Land, welches östlich dieses Klippenzuges und südlich einer Linie liegt, die von Augusta am Savannah fast geraden Weges nach Natchez am Mississippi läuft, besteht aus einem Schwemmlande, dessen Boden bald von der größten Fruchtbarkeit zeugt, bald aber auch von dem, einst seine Oberfläche bedeckenden Meere mit zurückgelassenem Sande dermaßen überschüttet ist, daß die Getreidefrüchte hier nur kärglich gedeihen. Und dazu gesellen sich hin und wieder nicht unbedeutende Sumpfstrecken (Swamps) und ganz besonders in den südlichen Staaten meilenlange Rohrbrüche (Cannebreaks), unabsehbare Flächen, welche die dortige üppige Natur mit aneinanderhängenden Wäldern des dicksten Rohrs bekleidet hat. Die Ketten der Alleghanies setzen, außerhalb des Gebiets der Vereinigten Staaten von Nordamerika, fort gegen Nordost, indem sie, dem Laufe des St. Lorenz in etwas größerer Entfernung von diesem Strome folgend, am südlichen Ufer seiner Mündungsbucht bei Perce, zwischen der Bai of Chaleur und Kap Gospe, am Meere endigen. Die eigentlichen Alleghanies waren das Heimathgebiet des Indianerstammes der Apalachen, der ziemliche Civilisation zeigte, jetzt aber wahrscheinlich ganz untergegangen ist. Die höchsten Gipfel der A. sind: der Black-Mountain in Nord-Carolina, 6470 Fuß hoch, der Washington in New-Hampshire, 6234 Fuß, Roane in Nord-Carolina, 6038 Fuß, Grandfather in Nord-Carolina, 5556 Fuß, Adams in New-Hampshire, 5328 Fuß, Jefferson ebendaselbst, 5058 Fuß, Madison-Peak ebendaselbst, 4860 Fuß, Monroe ebendaselbst, 4711 Fuß, Franklin ebendaselbst, 4356 Fuß, Lafayette ebendaselbst, 4339 Fuß, Mansfield in Vermont, 4279 Fuß, Camels-Rump ebendaselbst, 4188 F., Saddleback in Maine, 4000 F., Otter-Peak in Virginia, 955 Fuß, Round-Top in New-York, 3804 F. ꝛc.

Allegeance (Serment d'allegeance, engl. the oath of allegiance), der Unterthanen-Eid, den die Engländer dem Könige als weltlichem Oberhaupte leisten, im Gegensatze zum Oath of supremacy, der ihm als Oberhaupt der anglikanischen Kirche geleistet wird.

Allegorie, im Allgemeinen jede Darstellung eines Gegenstandes vermittelst eines andern ihm ähnlichen. Das Merkmal der Aehnlichkeit des Darstellenden und des damit Gemeinten unterscheidet die A. von der Ironie, in welcher durch das Positive an das entgegengesetzte Negative erinnert wird. Eben so gehört zum Wesen der A., daß in ihr eine Doppelheit der Bedeutung klar hervortrete, d. h. daß das Bild den darzustellenden Gegenstand deutlich durchblicken lasse, dieser aber auch umgekehrt das Bild nicht ganz absorbire, sondern dasselbe in seiner eigenthümlichen Geltung lasse. Daher ist die A. nur der Dichtkunst und Beredsamkeit, und unter den bildenden Künsten der Malerei, Plastik und Mimik erreichbar, nicht aber der Musik und Baukunst; denn nur die zuerst genannten sind durch ihre Darstellungsmittel befähigt, jene Doppelheit des Sinnes auszudrücken und neben der zunächst liegenden Auffassung eine tiefere zu veranlassen, Musik und Baukunst aber sind in ihrem Eindrucke ganz unmittelbar und einheitlich.

In den redenden Künsten tritt die A. auf 1) als fortgesetzte, ausgemalte Metapher. Die Metapher an und für sich ist noch keine A., sie vertauscht nur verwandte Begriffe, deren einer den andern repräsentiren soll, und setzt an die Stelle der eigentlichen Bezeichnung die uneigentliche, nicht um den Sinn beider zu erhalten, sondern um den einen recht lebendig hervorzuheben. Ihr fehlt also die Doppelheit der Beziehung. Diese und mit ihr die A. entsteht aber dann, wenn das metaphorische Bild als selbstständiges Ganzes der innern Beziehung entgegentritt, z. B. Metapher: „Zu Rom war Poesie eine ausländische Blume"; A.: „Aus griechischem Samen ward in den Gärten des Augustus das edle Reis der Poesie angepflanzt, gepflegt und zur schönen Blüthe gezeitigt". Wird die Metapher zur dichterischen, versinnlichenden Erzählungen ausgemalt, so entsteht 2) die Parabel und Fabel, die als zweite Form der rhetorischen A. betrachtet werden können. So das biblische Gleichniß vom Säemann, die Fabel des Menenius Agrippa vom Magen und den Gliedern des Körpers. Endlich kann auch 3) ein größeres poetisches Kunstwerk allegorisch gehalten werden, wie Reineke Fuchs. Es ergibt sich schon aus den angeführten Beispielen, daß die Art der allegorischen Uebertragung selbst eine dreifache ist. Es werden entweder ähnliche Gegenstände von gleicher Sphäre verbunden (metaphorische A.), oder das Geistige wird verkörpert (anthropomorphische A.), oder das Körperliche belebt (personificirende A.). Hieraus erhellen auch die Hauptgrundsätze für den Gebrauch der A. als Trope in Rede und Gedicht. Eine jener drei Arten der A. muß immer angewendet werden. Auf die Form der Rede kommt nichts an, ob sie lyrisch, episch oder dramatisch ist; aber es ist wohl darauf zu achten, daß der darzustellende Gegenstand unter der Hülle des ausgemalten Bildes leicht und deutlich, und doch nicht zu stark hervorschimmere; daß die A. nicht eine überwiegend didaktische Richtung annehme u. dadurch zur Prosa herabsinke, und daß das Phantasiebild, unter welchem das wahre Objekt gewöhnlich verhüllt wird, an sich weniger Interesse habe u. weniger individualisirt sey, als die historische Thatsache. Weil die A. verstattet, etwas verdeckt zu sagen, was man offen nicht sagen darf oder will, wird sie oft gebraucht, aber auch oft zur bloßen dichterischen Künstelei herabgewürdigt. Die gefeiertsten größern allegorischen Werke der deutschen Literatur sind außer Reineke Fuchs der Theuerdank von Melchior Pfinzing, die römische Octavia des Herzogs Anton Ulrich von Braunschweig, einer der beliebtesten Romane des vorigen Jahrhunderts, in welchem der Verfasser die Geschichte der europäischen Höfe seiner Zeit als Begebenheiten aus den Zeiten des Kaisers Nero erzählt hat. Aus neuester Zeit können unter Anderem Immermanns Epigonen und Münchhausen hierher gezählt werden, obwohl die A. nicht rein

gehalten erscheint, namentlich mit Ironie stark versetzt ist.

In den **bildenden** Künsten entsprechen der metaphorischen, anthropomorphischen und personificirenden A. die symbolische, hieroglyphische und plastische. Das **Symbol** ist ein Zeichen, welches einen allgemeinen Begriff mehr andeutet, als ausführt, es hält sich fern von jeder besondern Beziehung. So ist der Schmetterling das Symbol der Unsterblichkeit der Seele, die in sich zurückkehrende Schlange das der Ewigkeit, der Oelzweig das des Friedens. Wird ein solches Symbol mit andern Figuren zum beziehungsvollen Ganzen verbunden, so entsteht die **symbolische** A., z. B. der Oelzweig in der Hand zurückkehrender Krieger; das Lamm neben dem Märtyrer, dem Heiligen. Wenn mehre verschiedene Symbole mit einander verbunden sind, deren Zusammenstellung eine Reihe von Gedanken darstellt, so haben wir eine **Hieroglyphe** vor uns. Die **plastische** A. hat es vornehmlich mit allegorischen Personen zu thun, d. h. mit Bildern allgemeiner oder abstrakter, von dem Künstler aber als lebende Wesen aufgefaßter Begriffe, z. B. Tugend, Glück (vergl. **Allegorische Personen**). Wie weit der Künstler in der Anwendung allegorischer Bezeichnungen gehen darf, ist schwer zu entscheiden. Immer aber wird der verständige, nicht für den vergänglichen Tag schaffende Künstler sich von dem Bestreben leiten lassen, bei dem Gebrauche der A. allen Menschen verständlich zu bleiben, die zu dem Genuß eines Kunstwerkes berechtigt sind. Die besten Symbole in Bezug auf Deutlichkeit sind aber diejenigen, welche die Natur der Attribute haben, und unter diesen sind wieder diejenigen die besten, welche die unsinnliche Kraft, die zu bezeichnen ist, als Werkzeug anwendet; z. B. das Buch des Gelehrten, der Pinsel des Malers, die Keule des Starken; sodann solche, welche in der künstlerischen Darstellung des Objekts gemeiniglich mit ihm verbunden angetroffen werden: die Eule als Symbol der Weisheit, der Spiegel als das der Klugheit; endlich diejenigen, welche sich durch eine Eigenschaft auszeichnen, welche derjenigen, die der Künstler bezeichnen will, völlig ähnlich ist, z. B. das Lamm als Bild der Sanftmuth und Geduld; der Adler als Bild des Scharfsinns; der Löwe als Bild der Stärke, der Gewalt. Zu weit ging man, als man, durch die Beobachtung, daß hervorstechende Eigenschaften der Seele auf die Formen des Körpers einen dauernden Eindruck machen, verleitet, in allen Fällen, wo man solche Formen antraf, auch auf das Vorhandenseyn der nämlichen Hauptcharakterzüge schließen wollte und so die Möglichkeit der allegorischen Darstellung aller Tugenden, Laster und Eigenschaften ohne weitere Symbole behauptete, wiewohl sehr viele Beschaffenheiten der Seele der bloßen Form nach nicht oder doch so wenig von einander zu unterscheiden sind, daß ihre Deutung ungewiß und unverständlich wird. Deshalb wird der umsichtige Künstler lieber die unbelebten Symbole zu Hülfe nehmen, und dabei bestrebt seyn, der allegorischen Menschenfigur immer eine solche Handlung beizulegen, welche mit der zu bezeichnenden Eigenschaft nicht im Widerspruch steht. — Eine schöne Art **natürlicher** **Hieroglyphen** ist die **Blumensprache** (s. d.). Die ägyptischen **Hieroglyphen** bestehen zum großen Theil ebenfalls aus natürlichen Symbolen, während die eigentlichen Buchstaben entweder als willkürliche Zeichen ohne eignen ursprünglichen Sinn, oder als wirkliche Nachbildungen sinnlicher Gegenstände anzusehen sind. **Allegorische Personen** können auch Gegenstände der **Dichtkunst** werden, insofern diese selbst plastisch ist. So haben Virgil (Aen. IV, 173 ff.) die Fama, Homer (Il. XIV, 231) und Ovid (Metam. XI, 592) den Schlaf dargestellt. Hierher gehören auch die allegorischen **Pantomimen** und **Ballets**.

Allegorische Attribute, s. **Allegorische Personen**.

Allegorische Auslegung, diejenige Auslegungsmethode einer schriftlichen Urkunde, bei welcher vorausgesetzt wird, daß der Urheber derselben etwas Anderes, gewöhnlich etwas Geistigeres gedacht und angedeutet habe. Sie wird schon bei den Indiern gefunden. Am wichtigsten ist sie in der Hermeneutik des Alten Testamentes geworden. Hier, zuerst von den alexandrinischen Juden gepflegt, die für ihre Philosopheme beifällige Aussprüche der Schrift durch sie zu erhalten sich bemühten, wurde sie Jahrhunderte lang die herrschende Interpretation. Von Alexandrien aus ging sie zu den Juden nach Palästina über, unter denen ihr Pharisäer und Essener zugethan waren. Auch der Apostel Paulus wendet sie einige Male an und gebraucht Gal. 4, 24. selbst das Wort **Allegorisiren**. Am weitesten hat unter den Juden Philo die a. A. getrieben; unter den Christen aber der geistreiche Origenes. Man ging von dem Grundsatz aus, die heiligen Schriftsteller hätten, inspirirt vom heiligen Geiste, mehr gesagt und schriftlich niedergelegt, als sie selbst beabsichtigt und geahnt hätten. Man unterschied unter Juden und Christen gewöhnlich vier Arten der a.n A.: die **mystische**, **anagogische**, **moralische** oder **tropologische** und **typische** nach den Gegenständen, welche man in den Schriften angedeutet fand: Göttliches, Himmlisches, Innerliches und äußerlich Entferntes; oder man setzte die Allegorie in Gegensatz zu der grammatischen, moralischen und anagogischen Interpretation, nach dem bekannten Verse späterer Hermeneuten:

Litera gesta docet, quid credas Allegoria,
Moralis quid agas, quo tendas Anagogia,

das heißt:

Der Buchstab lehrt, was geschehen ist,
Allegorie, was zu glauben ist,
Moralis lehrt, was man soll thun,
Anagogie, wo es 'naus soll nun.

Die antiochenische Schule setzte an die Stelle der a.n A. die sogenannte Theorie, d. h. die erbauliche Anwendung auf Höheres von Stellen, welche ursprünglich einen andern Sinn gehabt hätten. Die Neuplatoniker, anfangs der a.n A. abgeneigt, nahmen sie allmählig von Juden und Christen an und wendeten sie sowohl auf die homerischen Gesänge, als auf die sonst gangbaren alten Mythen an.

Allegorische Personen, künstlerische Darstellungen personificirter Begriffe und Zustände. Ihre Entstehung erklärt sich aus dem Bestreben

der Phantasie, das Allgemeine, welches als solches ganz und gar dem Verstande angehört, zu versinnlichen, das Todte zu beleben, das Gedachte zu verkörpern. So werden Tugend, Laster, Glück, (vgl. Allegorie) als Personen dargestellt. Vom bloßen Symbole unterscheidet sich ein solches Bild durch die bestimmtere Gestalt und den ihm aufgeprägten Ausdruck des Lebens. Gleichwohl ist die allegorische Person, für sich allein betrachtet, nicht verständlicher als manches bloße Symbol; die Personifikation, die das Symbol an Deutlichkeit übertreffen will, bedarf noch der allegorischen Attribute, z.B. Fortuna des Rades. A.P., recht gewählt u. angewendet, können einen überraschenden Eindruck hervorbringen. Aber die Götterbilder der Indier sind darum so monströs geworden, weil sie allegorisch recht viel sagen sollen. Auch die Poesie kann allegorische Figuren schaffen (s. Allegorie), jedoch ist nicht jeder abstrakte Begriff, den der Dichter als handelnd, redend, angeredet auftreten läßt, ohne Weiteres als eine allegor. Person zu betrachten; es ist z.B., wenn in Bürgers Liebe „An die Hoffnung" diese angeredet wird, gar nicht die Meinung des Dichters, daß wir uns nach dieser Redefigur ein Bild von einem lebendigen Wesen machen sollen.

Allegrette, befestigter Flecken in der portugiesischen Landschaft Alemtejo, an der spanischen Grenze, mit 1000 Einwohnern, 2 Kirchen und 1 Kastell. Der Ort hat den Titel eines Marquezado, den die Grafen von Jourouca führen. In der Nähe schöne Kastanienwälder.

Allegretto, s. v. a. etwas munter, die Ueberschrift von Tonstücken, welche langsamer und weniger feurig als das Allegro vorgetragen werden und eine angenehme Heiterkeit und eine fröhliche Stimmung der Seele bei innerer und äußerer Ruhe ausdrücken sollen.

Allegri, 1) Antonio, s. Correggio. — 2) Gregorio, einer der namhaftesten Gesangskomponisten Italiens, geboren zu Rom 1590. Er war Schüler Nanino's und Altist in der päpstlichen Kapelle, † zu Rom 1652. Sein berühmtestes Werk ist das „Miserere", welches jährlich in der Charwoche am Mittwoch Nachmittag in zwei Chören, einem 5- und einem 4stimmigen, in der sixtinischen Kapelle zu Rom mit außerordentlicher durch die Umgebung noch erhöhter Wirksamkeit gesungen zu werden pflegt. Diese Komposition wurde früherhin so heilig gehalten, daß Derjenige den Bann hätte fürchten müssen, der sie abzuschreiben gewagt hätte. Mozart aber wußte dies Verbot zu umgehen, indem er dieselbe nach zweimaligem Hören aufzeichnete und sie dann in London 1771 in Druck gab. In Folge dessen machte Papst Klemens XIII. 1773 dem König von England eine Abschrift des Originals zum Geschenk. Nach der Behauptung Baini's soll das Miserere von A. nicht vollständig in Stimmen gesetzt worden seyn, sondern nur die Baßstimme der ersten 18 oder 20 Takte; alles Uebrige soll allmählig im Vortrag der Sänger sich gestaltet haben und erst zu Anfang des 18. Jahrhunderts die damalige Singweise auf päpstlichen Befehl als Norm festgesetzt worden, nie aber eine Partitur vorhanden gewesen seyn.

Allegro (ital.), abgekürzt All^{o}, munter, hurtig, geschwind, Ueberschrift von Tonstücken, die bald mehr, bald weniger geschwind vorgetragen werden sollen. Die Nuancen dieser Schnelligkeit werden durch Worte, wie A. assai oder A. di molto, sehr munter und hurtig, A. maestoso, geschwind und mit Würde, A. moderato, commodo, giusto, mäßig geschwind, A. con brio, con fuoco, sehr geschwind, mit Feuer, angezeigt. Das A. erfordert im Allgemeinen einen nachdrücklicheren Vortrag, als das flüchtigere Presto und das minder nachdrucksvolle Allegretto und ist zum Ausdruck der Freude, der Heiterkeit, aber auch der Leidenschaften, die den Menschen im Kampfe bewegen, des heftigsten Hasses, der feurigsten Liebe rc. geeignet, und bildet in sofern den Gegensatz zu dem abgemessenen Adagio.

Alleine (deutsch: Hall), kleiner Fluß im schweizerischen Kanton Bern, der bei Großenlützel entspringt, an der Stadt Pruntrut vorbeifließt, einen Theil seines Wassers dem Kanal Monsieur gibt und sich dann mit dem Doubs vereinigt. Er ist seiner Forellen wegen berühmt.

Alleinhandel, s. Handelsmonopol.

Alleinseligmachende Kirche, s. Katholische Kirche.

Allemand, 1) A. von Arles, Kardinal u. Erzbischof, ein kühner, entschlossener und freisinniger Mann, stand an der Spitze des baseler Koncils, als dieses den Papst Eugenius IV. 1439 entsetzte und den Herzog Amadeus von Savoyen zum Papste erwählte. Für die Reformation des päpstlichen Hofes und für die Beschränkung der Macht und Einkünfte desselben trat er auf jener Kirchenversammlung als der rüstigste Kämpfer auf.

2) Zachar. Jakob Theodor, Graf, franz. Viceadmiral, geboren zu Port-Louis 1762 als der Sohn eines Schiffslieutenants. Zwölf Jahre alt trat er als Schiffsjunge in die Marine, und schon im 17. Jahre wohnte er als Freiwilliger auf dem Sevère einer Expedition gegen die Engländer bei. Im ersten Treffen erhielt er tapfer kämpfend drei schwere Wunden und wurde nach seiner Genesung zum Fregattenlieutenant ernannt. Als solcher nahm er 1784—1787 an drei Expeditionen nach Indien mit Auszeichnung Theil. Die Sache der Revolution ergriff er 1789 mit Feuer, wurde 1792 verschiedenen Expeditionen gegen St. Domingo, Neuengland und im atlantischen Oceane beigegeben und befehligte die Korvette Sanssouci, die im Kanale kreuzte und den Briten viel Schaden zufügte. Noch in demselben Jahre avancirte er zum Schiffskapitän und erhielt das Kommando über die Fregatte Carmagnole. Mit dieser bemächtigte er sich einer großen Anzahl englischer Handelsschiffe und der Fregatte Themse nach einem hartnäckigen und von beiden Seiten mit heldenmüthiger Bravour durchgefochtenen Treffen. Im Jahre 1795 befehligte er als Kommandeur ein Geschwader, nahm in dieser Eigenschaft auf dem Linienschiff Duquesne an den Schlachten im Mittelmeere Theil und trug zur Wegnahme eines reichen englischen Convois bei, welches nach Cadix geführt wurde. Der Kontre-Admiral Richery, unter welchem er in der Expedition von Terre-Neuve befehligte, stellte zwei kleinere Schiffe und eine Fregatte unter seinen Befehl, womit er die englischen Niederlassungen an der Küste von Labrador zerstörte, und eine Menge

Schiffe wegnahm, welche nach Quebeck segelten. Als Befehlshaber des Tyrannicide befand er sich 1799 bei der Flotte des Admirals Brueys im mittelländischen und atlantischen Meere, und 1801 mit dem Aigle bei der Expedition gegen St. Domingo. Dort beauftragte ihn General Leclerc mit einem Angriffe auf St. Marc, welchen Ort er auch in kurzer Zeit unterwarf. A. erhielt darauf Ordre, mit 2 Bataillonen und 200 Mann Kavalerie Toussaint Louverture anzugreifen. Nachdem er die Neger zum Rückzuge genöthigt hatte, kehrte er an das Kap François zurück, viele Europäer mit sich führend, denen er das Leben gerettet hatte. Im J. 1803 begleitete er den der Ausbesserung bedürftigen Aigle nach Frankreich. Sein herrisches und hartes Verfahren gegen Untergebene und gegen einige Passagiere zog ihm nach seiner Ankunft eine Untersuchung zu. Dennoch erhielt er 1804 den Befehl des Magnanime und zeichnete sich auf St. Domingo sehr aus. Bei der Errichtung der Ehrenlegion machte ihn Napoleon zum Ritter und bald darauf zum Offizier dieses Ordens. Im J. 1805 zum Kontreadmiral und Oberbefehlshaber des Geschwaders von Rochefort befördert, kreuzte er von da aus gegen die Briten und nahm ihnen viele Handelsfahrzeuge weg. Seine Thätigkeit machte seinen Namen gefürchtet; er galt als der tüchtigste Offizier der französischen Marine. Im Jahre 1808 befehligte er bei der Flotte von Toulon eine Fregattenabtheilung, mit welcher er eine Expedition nach den Inseln Elba und Korfu ausführte. Im J. 1809 avancirte er zum Viceadmiral u. erhielt als solcher den Oberbefehl über die mit dem von Rochefort vereinigten Geschwader von Brest und Toulon. Diese Flotte lag auf der Rhede der Insel Aix vor Anker, als den 6. April der Admiral Cochrane mit 12 Linienschiffen, 6 Fregatten, 11 Korvetten und 50 bewaffneten Brandern erschien. A., einen Angriff besorgend, stellte seine Schiffe in Schlachtordnung und traf Vorkehrung, um die Annäherung der Brander zu verhüten. Den 12. April gegen Abend setzten sich bei einem sehr heftigen Winde die feindlichen Brander in Bewegung, zersprengten die angelegte Verpfählung und drangen auf den Mittelpunkt der französischen Linie ein. Bei der Erscheinung der Brander war das Signal gegeben worden, die Ankertaue aufzuziehen und im Nothfalle sie selbst zu kappen. Dieses Manöver rettete die Flotte, welche dasselbe zur rechten Zeit ausführte; nur 4 Schiffe geriethen in Brand und strandeten. Von 1809 — 1812 befehligte A. die Flotte im mittelländischen Meere und das Geschwader von Lorient. Mit letzterem kreuzte er im atlantischen Meere und bemächtigte sich einer großen Anzahl englischer Fahrzeuge, welche er verbrannte oder in Grund bohrte. Im December 1813 vertraute ihm der Kaiser den Oberbefehl über die vereinigten Flottenabtheilungen zu Vliessingen und Antwerpen an. In dieser Zeit wurde die Insel Walcheren von den Engländern bedroht, und Napoleon hatte auf die Geschicklichkeit und den Muth A.s gerechnet, um sie zu vertheidigen. Es war dazu unumgänglich nothwendig, daß er die Operationen der Flotte mit den Bewegungen des Landheeres in Uebereinstimmung brachte und sich deshalb mit den Generalen, welche auf der Insel befehligten, verständigte. Doch der herrsch- und händelsüchtige Charakter des Admirals erregte Zwietracht. Dies mißfiel Napoleon; er nahm seine Bestimmung zurück und gab dem Admiral Missiessy die Oberbefehlshaberstelle. Bei der Restauration von 1814 wurde A. in den Ruhestand versetzt. Erst die 100 Tage nach Napoleons Wiederkehr von Elba (1815) riefen ihn noch einmal auf eine kurze Zeit in den Seedienst. Nach der Wiederkehr der Bourbons zog er sich nach Toulon zurück und † hier den 2. März 1826. Wenige Seeoffiziere haben ein thätigeres und bewegteres Leben geführt als A. Er verwaltete neun General-Kommandos, führte 18, meistens gefährliche, Expeditionen aus und wohnte 17 Seeschlachten bei. In allen focht er mit Auszeichnung, in vielen glücklich, obgleich ihm eigentlich ein großer Geist und außerordentliche Talente mangelten. Hochmüthig, eigenmächtig und gegen seine Vorgesetzten oft widerspenstig, mißbrauchte er die ihm verliehene Gewalt gegen seine Untergebenen in dem Maße, daß man es für ein Mißgeschick ansah, seinen Befehlen untergeordnet zu werden.

Allemande, Name eines Tanzes, der am französischen Hofe zur Zeit Ludwigs XIV. aufkam und besonders während des Kaiserreichs auf dem pariser Theater sehr beliebt war. Derselbe bewegt sich in langsamem Walzertempo, wird mehr gegangen, als getanzt, muß aber, um anmuthig zu seyn, von entsprechenden Armbewegungen begleitet seyn. Der Name ist von den dabei zu Grunde liegenden deutschen Motiven hergenommen, wie auch die Einführung dieses Tanzes am versailler Hofe eine Art künstlerischer Einverleibung des neu erworbenen Elsaß vorstellen sollte.

Allen, 1) Ethan, einer der Stifter des nordamerikanischen Unionsstaates Vermont, thätiger Beförderer des Unionswerks, General im nordamerikanischen Freiheitskampfe, eifriger Patriot, aber berüchtigt durch seine Freigeisterei. Geboren zu Salisbury in Connecticut, kam A. frühzeitig mit seinen Aeltern nach Vermont, um dessen Besitz sich damals New-York und New-Hampshire stritten. Im Jahre 1770 stellte er sich, streitend für die Rechte New-Hampshire's, an die Spitze der „Grünberger Bursche" (Green-Mountain-Boys) und widerstand muthig und erfolgreich den Newyorkern, welche ihn ächteten und einen Preis auf seinen unternehmenden Kopf setzten. Als der Unabhängigkeitskrieg mit den Engländern ausbrach, ergriff er unaufgefordert mit seinem Anhange die Waffen und nahm 1777 das Fort Ticonderoga durch Ueberfall. Bald darauf wurde er als Oberst nach Kanada gesendet, um die Einwohner zu der von den Engländern abgefallenen amerikanischen Partei zu ziehen. Bei seiner zweiten Sendung dahin überfiel er mit 1100 Mann Montreal, ward aber nach tapferer Gegenwehr gefangen genommen, in Ketten nach England geführt, um als Rebell gerichtet zu werden, auf Gefangenschiffen aber später nach Halifax und Newyork zurückgebracht und 1778 daselbst ausgewechselt. Seiner geschwächten Gesundheit wegen ging er jetzt nach Vermont und nahm, obgleich zum Oberbefehlshaber erwählt, am Kriege keinen weitern Antheil, sondern zog sich krank auf sein Land-

gut zu Colchester zurück, wo er nach langem Siechthum 1789 †. Außer den Streitschriften gegen die Ansprüche des Staates Newyork hat er eine Geschichte seiner Gefangenschaft und eine heftige Schrift gegen die geoffenbarte Religion geschrieben „The oracle of Reason“ (Orakel der Vernunft), worin er die Seelenwanderung lehrte.

2) William, englischer Philanthrop und Quäker, geboren 1770 in Spitalfield, errichtete 1792 mit Joseph Gurney Bevan ein chemisches Institut in London, gründete mit Astley Cooper, Dr. Babbington, Joseph Fox und Andern eine „Philosophical society“, 1797 mit W. Philipps eine „Spitalfields soup society“, wirkte für die Abschaffung des Sklavenhandels u. der Todesstrafe für geringe Verbrechen, für Verbesserung der Elementarschulen und des Gefängnißwesens, Besserung der jugendlichen Verbrecher, Gründung von Sparkassen ꝛc. In seinen philanthropischen Angelegenheiten machte er 1816—1833 vier Reisen nach den Hauptländern des Kontinents und errichtete 1825 zu Lindfield in Sussex eine Industrieschule. Bis 1826 beschäftigte er sich auch mit den Wissenschaften und hielt Vorlesungen über Chemie in Guys Hospital. Er † auf einem Landhause bei Lindfield den 31. December 1843. Seine Lebensbeschreibung erschien London 1848.

3) (Allan), David, englischer Maler, aus der glasgower Schule, erntete 1793, nachdem er sich in Rom gebildet, den akademischen Preis von San Luca. Berühmt sind seine 4 Scenen vom römischen Karneval und ein die Erfindung der Malerkunst darstellendes Gemälde, so wie seine Vignettenzeichnungen zu Alexander Campbells „Introduction on the History of Poetry in Scotland“. Von Rom zurückgekehrt ward er Direktor der edinburger Kunstakademie und † um 1795.

4) Joseph, berühmter Landschaftsmaler, 1803 zu London geboren, wegen seines einfach schönen Kolorits, seiner großen technischen Meisterschaft und des wahrhaft malerischen Charakters seiner Bilder einer der besten Künstler der neuesten Zeit, † den 29. August 1852 zu London in Dürftigkeit. Eines seiner berühmtesten Bilder ist das „Thal des Elwyd“ in Wales. Seine Gemälde tragen meist den idyllischen Charakter.

Allenburg, Stadt in der preußischen Provinz Preußen, Reg.-B. Königsberg, Kreis Wehlau, an der Alle, mit 2 Kirchen, 185 Häusern und 1700 Einwohnern, welche Bierbrauerei, Branntweinbrennerei und Garnhandel treiben. Sie ist der Sitz eines Land- und Stadtgerichts, einer Postexpedition, und hat jährlich 4 Kram- und Viehmärkte.

Allendorf, 1) Stadt in der preußischen Provinz Westphalen, Reg.-B. und Kreis Arnsberg, an der Löhr, mit katholischer Pfarrkirche, einem Hammerwerke, 80 Häusern und 1000 Einwohnern, Postexpedition, Jahrmarkt, starker Tuch- und Zeuchweberei; — 2) Stadt und Amt in der kurhess. Provinz Niederhessen, an der Werra, mit dem Salzwerke Sooden u. 4000 Einwohnern. Das Salzwerk in Sooden war schon unter Otto II. im Gange, welcher damit seiner Gemahlin Theophanie ein Geschenk machte. Die jährliche Produktion beträgt über 90,000 Ctr. Kochsalz.

Allen (Bog of), eine große Kette von Morästen (Torf-Moor) in der Grafschaft Kildare in Irland, ähnlich den Haiden an der holländ.-hannöverschen Grenze. Sie sind durch trockene, kulturfähige und durch einzelne Kolonisten-Weiler bevölkerte Landstreifen geschieden, nehmen mehre hundert □Meilen ein, sind im Frühjahr und Herbste mit Wasser bedeckt und dann der Aufenthalt unzähliger Sumpfvögel. Sie bilden eine Fläche, die 200—220′ über dem Meere liegt, und in ihr entspringen mehre der bedeutendsten Flüsse Irlands, z. B. der Barrow und der Boyne. Mehre Versuche, diese großen Moorstrecken trokken zu legen und dem Anbau zu gewinnen, sind bisher gescheitert.

Allenstein (polnisch Olsztyn), Stadt in der preußischen Provinz Preußen, R.-B. Königsberg, Hauptstadt des nach ihr benannten Kreises, an der Alle, mit 3 katholischen Kirchen, 2 Kapellen, evangelischem Bethause, Schlosse und 3000 Einwohnern, Sitz eines Hauptsteuer- und Domänenamtes, einer Forstinspektion, eines Land- und Stadtgerichts 2. Klasse und einer Postexpedition. Die Stadt hat 4 Kram-, 6 Vieh- und 2 Leinwandmärkte. In ihrer Nähe ist eine Glashütte und Potaschesiedereien.

Aller, schiffbarer Nebenfluß der Weser, entspringt auf einer Wiese bei Seehausen in der preußischen Provinz Sachsen, Reg.-B. Magdeburg, geht in fast nördlicher Richtung bei dem Flecken Weferlingen und der Stadt Oebisfelde vorbei, macht eine Zeitlang die Grenze zwischen Braunschweig und Preußen und tritt dann, sich mehr westlich wendend, ins Braunschweigische und von da ins Hannöversche. Hier, fast während ihres ganzen Laufes in Wiesengründen mit nordwestlicher Richtung fließend, berührt sie die Städte Gifhorn und Celle, wird bei letzterer Stadt schiffbar und mündet unterhalb Verden in die Weser. Die Länge des Laufs beträgt ohne die Krümmungen 20 Meilen, die Breite zwischen Celle und der Mündung etwa 200 Fuß. Ihre bedeutendsten Zuflüsse sind auf dem rechten Ufer: die Spetze, die kleine Aller, die Ise bei Gifhorn, das Schwarzwasser, die Lachte, Oerzte, Mieste und Böhme; auf dem linken: die Ocker mit der Ilse und Ecker, die Fuße mit der Aue, die Wietze und die schon schiffbare Leine mit der Ruhme, Ilme und Innerste. Die kleine A., ein Nebenfluß der Aller bei Warmenau, entspringt auf dem Drömling.

Allerchristliche Majestät (Sa majesté très-chrétienne), Titel der Könige von Frankreich, den Ludwig XI. 1469 vom Papste Paul II. für sich und seine Nachkommen erhielt. Während der Kaiserzeit kam er außer Gebrauch, doch nahmen ihn Ludwig XVIII. und Karl X. wieder an. Der Bürgerkönig Ludwig Philipp führte ihn nicht.

Allerdurchlauchtigster, Anrede der Kaiser und Könige. Herzöge und Kurfürsten erhalten das Prädikat: Durchlauchtigster.

Allergetreuester Sohn der Kirche (allergetreueste Majestät, rex fidelissimus), Titel der Könige von Portugal, den zuerst Johann V. 1748 wegen seiner Anhänglichkeit an den päpstlichen Stuhl von Benedikt XIV. erhielt.

Allerheiligen-Bai (Bahia oder Baya de tados los Santos), Bai in der brasil. Provinz Bahia,

bildet den schönsten Hafen des Landes, an dessen Eingange die Insel Itaparica liegt. Vgl. Bahia.

Allerheiligenfest, s. Allerheiligentag.

Allerheiligenholz, s. Brasilienholz.

Allerheiligen-Inseln, Inselgruppe Westindiens, südlich von Guadeloupe, mit französischen Kolonisten, die Kaffee und Baumwolle bauen, aber an Wassermangel leiden.

Allerheiligentag und **Allerseelentag**, zwei große Feste der römischen Kirche, welche den 1. und 2. November jährlich begangen werden. Das erstere, dem Gedächtnisse aller Heiligen gewidmete, wurde 609 von Bonifacius IV. gestiftet, nachdem derselbe mit Bewilligung des Kaisers Phocas das Pantheon zu Rom unter dem Namen eines Panagion der Mutter Gottes und allen Märtyrern geweiht hatte. Papst Gregor IV. führte dieses Fest später (seit 827) im ganzen Abendlande ein. Die griechische Kirche feiert statt desselben ein Fest aller Märtyrer am Sonntage nach Pfingsten. Das Allerseelenfest ist vorzugsweise dem Andenken aller Verstorbenen gewidmet, für deren Seelen an diesem Tage Gebete dargebracht und Messen gelesen werden. Es verdankt seine Entstehung dem Abte Odilo, welcher dasselbe in seinem Kloster zu Clugny anordnete, weil, nach der Aussage eines seiner Mönche, die Anwohner des Aetna oft ein Geheul der Teufel gehört und diese letzteren sich beklagt hätten, daß ihnen durch das Gebet der Mönche und durch Almosen so viele Seelen entzogen würden. Papst Sylvester II. anempfahl 999 die Feier des Allerseelenfestes der ganzen römischen Kirche und verlegte dieselbe auf den 2. November. Beide Feste werden besonders in Süddeutschland, nach einem alten Herkommen, auf eine eigenthümliche, sinnige und rührende Weise begangen. Man schmückt da auf den katholischen Kirchhöfen die Gräber mit Kränzen und Lampen, die Ortsbewohner wallen nach dem Gottesacker und beten daselbst, während die Priester mit geweihtem Wasser die Gräber besprengen und die Seligen benedeien. Am festlichsten in ganz Deutschland ist diese Feier in München, wo mit dem Morgen des Allerheiligentages sich Alles auf den Gräbern seiner Lieben einfindet, und die Gottesäcker bis zum Mittage des Allerseelentages freundlich geschmückten und vielbesuchten Blumengärten gleichen. Die Protestanten haben mit der Verehrung der Heiligen und der Lehre vom Fegfeuer beide Feste aufgegeben; indeß ist das in vielen protestantischen Ländern eingeführte Todtenfest (s. d.) offenbar eine Nachahmung des katholischen Festes Aller-Seelen.

Allerheiligster, Titel des Papstes.

Allerheiligstes, die geheimsten innern Abtheilungen der Tempel bei den alten Völkern, namentlich den Aegyptern, wohin den Profanen der Zutritt versagt war; bei den Juden insbesondere die innere Abtheilung der Stiftshütte, später des Tempels, Debir oder Kodeschkodaschim genannt. Hier stand bis zum Exil die Bundeslade mit ihren Attributen; der serubabelsche und herodianische Tempel hatten ein ganz leeres A. Nur der Hohe-Priester betrat am großen Versöhnungstage das Debir. In der katholischen Kirche versteht man darunter die geweihete Hostie, auch (im gemeinen Leben) das Gefäß, welches jene bewahrt (vergl. Monstranz).

Allevard, Stadt und Kantons-Hauptort im französischen Departem. Isère, Bez. Grenoble, 4½ geographische Meilen von Grenoble am Ozains, mit 2600 Einwohnern. In der Nähe sind bedeutende Eisen- und Kupfergruben, auch eine vortreffliche Eisengießerei mit 2 Hochöfen und Stahlhämmern, so wie die Ruinen der Stammburg und des Geburtsorts Bayards, des Ritters ohne Furcht und Tadel.

Alley, Wilhelm, Bischof von Exeter unter der Königin Elisabeth, geboren zu Great Wycombe in Buckinghamshire, studirte in Cambridge und Oxford, ward als Pfarrer angestellt, gab aber als ein eifriger Anhänger der protestantischen Kirche dieses Amt auf, als Maria den Thron bestieg. Er zog sich nach Schottland zurück und erhielt sich und die Seinigen durch das Lehren und Ausüben der Arzneikunde, in welcher er große Kenntnisse besaß. Nach Elisabeths Thronbesteigung kehrte er nach London zurück, erwarb sich durch seine Vorlesungen über die heilige Schrift große Achtung und ward 1760 zum Bischof von Exeter erwählt. Er schrieb: „The poor mans library“ (Bibliothek für die Armen), eine hebräische Grammatik u. übertrug den Pentateuch zu der von Elisabeth befohlenen Bibelübersetzung; † 1570.

Allgegenwart, diejenige Eigenschaft Gottes, nach welcher er, von keinem Raume eingeschlossen, allen Dingen nahe und überall wirksam ist. Sie bezieht sich sowohl auf die Substanz als auf das Wirken Gottes, kann jedoch deshalb als eine zweifache nicht wohl angesehen werden, da in Gott Seyn und Wirken eins sind. Neuere Theologen verstanden deshalb unter A. nur die Vollkommenheit Gottes, nach welcher er in seinem Wirken an die Schranken des Raumes nicht gebunden sey. Dann fällt aber der Begriff der A. mit dem der Allmacht zusammen. Die biblische Theologie lehrt, daß die Juden sich erst nach und nach zum vollen Bewußtseyn dieser Eigenschaft erhoben. Dasselbe ist ausgesprochen Ps. 139, 7. ff., Matth. 6, 4—8, Apostelg. 17, 27; und hat seinen nothwendigen Grund in der Geistigkeit Gottes, nach welcher sein Seyn und Wirken nicht an die Schranken des Raumes gebunden seyn kann.

Allia, Flüßchen im alten Latium, jetzt Aja im Kirchenstaat, zwischen Fidenä und Crustumerium, 6 Millien oberhalb Rom der Tiber zufließend, berühmt durch die Niederlage, welche hier die Römer am 18. Juli 387 v. Chr. von den Galliern unter Brennus erlitten.

Allianz, Bündniß, ein Vertrag, wodurch ein Staat sich verpflichtet, einem andern im Kriege beizustehen. Gewöhnlich verspricht dieser letztere, seinem Verbündeten dasselbe zu leisten, doch unterbleibt dies auch oft, besonders dann, wenn die A. nur für einen bestimmten Krieg geschlossen, und demnach der Staat, welcher einem der kriegführenden Theile seinen Beistand zusagt, der Hülfe des andern nicht bedarf. In den meisten Fällen sind die A.en bloß ein Werk der Politik oder der Neigung der Fürsten und Völker; dieser Mißbrauch darf jedoch nicht für die Norm gelten, nach welcher dergleichen Verträge abzuschließen

und zu beurtheilen sind. Denn auch hier gibt es einen höhern Standpunkt des Rechtes, von welchem, streng genommen, jede A. ausgehen muß, wenn sie nicht als eine unrechtmäßige erscheinen will. Dieser Standpunkt fordert vor Allem eine Berücksichtigung des Rechtes Desjenigen, gegen welchen die A. geschlossen wird, und es ergibt sich hier die allgemeine Regel, daß die Schließung jedes Hülfsvertrags mit einem kriegführenden Theile gegen den andern rechtlich nicht erlaubt ist, sobald dieser letztere sich nicht in offenbarem oder erwiesenem Unrechte befindet. Denn im entgegengesetzten Falle ist eine A. entweder ein Beistand zu gewaltsamer Rechtsverletzung, oder eine ungebührliche Anmaßung richterlicher Gewalt, die zwischen unabhängigen Mächten nicht Statt findet. Es ist zwar schwer, in einem Kriege zu bestimmen, auf welcher Seite sich das Recht befindet, da in der Regel beide Parteien ihre Sache für die gerechte erklären; manche Kriege sind indessen offenbar ungerecht und werden von jedem Verständigen dafür erkannt, mag dies nun in der räuberischen Absicht, oder in dem Mangel einer Kriegserklärung, oder in der unbedingten Ablehnung jeder gütlichen Ausgleichung, oder endlich in der Geringschätzung heiliger Rechte und Verpflichtungen von Seiten eines kriegführenden Theiles seinen Grund haben. In diesem Falle aber ist eine A. mit dem für das Recht und nach dem Rechte kämpfenden Staate erlaubt; denn jedes offenbare Unrecht ist eine Verletzung, wenigstens Bedrohung Aller, und Jeder kann die Abwendung desselben zu seiner eigenen Sache machen, sobald die Klugheit ihm dies als rathsam erscheinen läßt. Ist, wie gewöhnlich, in einem Kriege das auf einer oder der andern Seite vorhandene Unrecht nicht erweisbar, so kann obige Regel nur dann eine Ausnahme erleiden, wenn die Schließung einer A. mit einer der kriegführenden Parteien entweder zur Herstellung des Friedens oder zur Sicherung der eigenen Existenz oder zur Verhütung einer aus den Kriegsverhältnissen hervorgehenden Gefahr für andere Mächte unbedingt nothwendig wird. — Nach den verschiedenen Gesichtspunkten, von welchen aus man die A. betrachten kann, lassen sich mehre Arten derselben unterscheiden. Es gibt

1) **Allgemeine** A.en, d. h. solche, welche für jeden eintretenden Fall des Bedürfnisses geschlossen sind, und **besondere**, welche für einen bestimmten Fall oder eine bestimmte Zeit oder nur gegen einen bestimmten Feind zur Hülfe verbinden. Die erstern, obwohl häufig vorkommend, können nur dann für erlaubt und rechtlich begründet gelten, wenn der Alliirte sich vorbehält, daß er zur Hülfeleistung keine Verpflichtung habe, sobald der Krieg ein erkennbar ungerechter ist. Wo solcher Vorbehalt nicht gemacht oder vorausgesetzt wird, demnach der einseitige Kriegsbeschluß des einen Verbündeten sofort dem andern die Schuldigkeit des Beistandes auflegen soll, da sprechen entweder die Kontrahenten eine Nichtachtung oder Verachtung des Rechts dadurch aus, oder es ist unter dem Namen der A. im Grunde ein Dienstbarkeits-, gewissermaßen ein Unterwerfungs-Vertrag geschlossen worden, wonach das Urtheil oder der Wille des einen Theils das Gesetz seyn soll für den andern. Die A.-Verträge der französischen Nation zur Zeit der Republik und unter Napoleon mit ihren vielen Vasallenstaaten geben hiervon den eindringlichsten Beweis. Allgemeine A.en in dem Sinne, daß dadurch ein **bleibender** politischer Verein geschaffen werde, sind **Bünde** (s. **Bund**, **Staatenbund**).

2) **Offensiv**- und **Defensiv**-A.en, wovon die erstern zum Angriff eines gemeinschaftlichen Feindes, die letztern zur Vertheidigung gegen die Angriffe desselben bestimmt sind. Bei einer Offensiv-A. erscheint der Verbündete immer als ein Feind desjenigen, gegen welchen er vertragsmäßig Hülfe zu leisten hat, und er wird deshalb auch jedesmal feindlich behandelt. Bei einer Defensiv-A. findet dies nur dann Statt, wenn dieselbe erst während des Krieges, oder als der Ausbruch desselben schon gewiß war, geschlossen wurde, da hier die feindselige Absicht des Alliirten keinem Zweifel unterworfen seyn kann. Bestand dagegen der Vertrag zur Abwehrung eines gemeinsamen Feindes schon vor dem Kriege, oder vor dem wahrscheinlichen Ausbruche desselben, und überschreitet die gewährte Hülfe nicht das Traktatmäßige, so pflegt der Alliirte von dem Gegner, wider welchen er für eine andere Macht kämpft, nicht als direkter Feind angesehen und behandelt zu werden. Seine Handlungsweise gilt nämlich dann mehr für eine pflichtgemäße, als für eine feindselige, und nur das Hülfscorps erfährt daher eine feindliche Behandlung. Genau genommen ist jedoch selbst in diesem Falle ein feindseliges Verfahren gegen den Alliirten des Gegners erlaubt, weil seine Theilnahme, auch am bloßen Defensivkriege und kraft früherer Traktate, ihn gleichwohl als einen der Rechtsforderung des Angreifers sich thätig Widersetzenden darstellt, ihn folglich mit dem Hauptgegner wie zu einer Person macht, ja weil die Streitsache ihn nicht unmittelbar betrifft, bei ihm fast eine noch feindlichere Gesinnung als bei jenem verkündet. Wir sehen daher auch, daß, wenn die Politik es zuließ, ein härteres Verfahren Statt fand, und der Alliirte, ohne Berücksichtigung seiner Vertragspflicht, lediglich als Feind behandelt wurde.

3) **Einfache** A.en und sogenannte **Kriegsgemeinschaften** (sociétés de guerre, alliances, pour faire la guerre en commun, **Koalitionen**). Bei den ersteren erscheint nur einer der verbündeten Staaten als kriegführende Hauptmacht, der andere aber bloß als hülfeleistende Nebenmacht, woraus folgt, daß dieser letztere weder den Kriegsplan, noch die Abschließung des Friedens und die Bedingungen desselben zu bestimmen das Recht hat. Auch von den etwa gemachten Eroberungen kommt ihm Nichts zu, und er kann für sich nur den, jedem Hülfscorps zustehenden Antheil an der Beute rechtlich beanspruchen. Uebrigens werden in einem solchen Vertrage die gegenseitigen Pflichten und Rechte gewöhnlich näher auseinandergesetzt und nach den bereits bestehenden Verhältnissen oder nach gewissen Voraussetzungen bestimmt. Die **Kriegsgemeinschaften** unterscheiden sich von den einfachen A.en dadurch, daß in ihnen der Krieg, welcher geführt wird, allen Verbündeten in gleichem Maße gemeinsam ist, und daher jede der alliirten Mächte für Haupt-

kriegführende gilt. Das Wesen einer solchen Verbindung ist die Gemeinschaftlichkeit in Bezug auf die Führung und die Folgen des Krieges. Die Beiträge der Alliirten an Soldaten und andern Kriegsmitteln werden nach den Kräften der einzelnen bestimmt, und es geht die eventuelle Verpflichtung für den Fall der Noth auf das Aufbieten der gesammten Kraft. Die Eroberungen, wenn auch nur von einem Verbündeten gemacht, werden als Gemeingut geachtet, und eben so die Länderverluste des Einen als Gesammtverlust. Daher soll im Frieden eine Ausgleichung Statt finden. Die von dem Einen eroberten Provinzen dienen als Kompensationsgegenstand für die von dem Andern verlornen. Keiner der Verbündeten darf Frieden schließen ohne den andern; die Verbindung dauert nach Begriff und Zweck fort bis zum Ende des Krieges. Das ungestörte Bestehen einer solchen Gemeinschaft und die Erhaltung der Eintracht unter den Mitgliedern derselben gehören übrigens zu den geschichtlichen Seltenheiten. Die neueste Zeit kann sich eines Beispieles dieser Art rühmen, wobei jedoch nicht zu vergessen ist, daß der grenzenlose Haß gegen den übermüthigen Eroberer und die unendliche Furcht vor seinem zermalmenden Fußtritte nicht wenig dazu beitrugen, die Verbindung der wider ihn Aufgestandenen vor Zerwürfniß und Auflösung zu bewahren. Einfache A.en und Kriegsgemeinschaften erlauben ein einseitiges Aufgeben des bestehenden Bundes vor dem Ende des Krieges nur dann, wenn durch das Bündniß die Existenz eines Verbündeten sichtbar gefährdet wird, und der andere nicht hilft, oder wenn die den Abschluß der A. bedingenden Umstände sich wesentlich ändern, oder endlich, wenn der eine Theil seine Verpflichtungen nicht erfüllt, wozu auch eine muthwillige Kriegsverlängerung, oder eine Ablehnung billiger Friedensbedingungen von Seiten eines Verbündeten gerechnet werden kann. Außer diesen Fällen ist eine frühere Lossagung von der A. Bundesbruch und wird als solcher, trotz aller Beschönigungen, leicht von Mitwelt und Nachwelt erkannt.

Als eine besondere Klasse der A.en kann man noch 4) die Subsidientraktate ansehen. Diese bestehen darin, daß eine Macht einer andern zu einem Kriege eine Anzahl Truppen gegen eine dafür bedungene Geldvergütung überläßt, ohne selbst irgend einen direkten Antheil an dem Kriege, zu welchem diese Truppen verwendet werden, zu nehmen. Verträge dieser Art, nur uneigentlich zu den A.en gerechnet, laufen eben so sehr der Ehre, als dem Rechte zuwider und berechtigen den kriegführenden Theil, gegen welchen die im Vertrage stipulirten Truppen verwendet werden, zu feindseliger Behandlung der Regierung, von welcher die Truppenbewilligung ausging. Denn vermiethete Truppen sind, in Bezug auf den Gegner, den unentgeltlich gestellten oder aus A.=Pflicht überlassenen völlig gleich, und der Krieg gegen den Truppenvermiether ist daher nicht weniger gerecht, als jener gegen sonst einen Alliirten des Feindes. Selbst die sogenannten Kapitulationen, welche die Schweizerkantone mit auswärtigen Mächten wegen Ueberlassung von frei anzuwerbenden Soldaten zu schließen pflegen, machen hier keine Ausnahme, und streiten überdies mit den Pflichten, welche für die Schweiz aus der ihr gewordenen Anerkennung einer allgemeinen Neutralität hervorgehen. Ehrenvoller und rechtmäßiger sind die Subsidientraktate, welche zwischen bereits Verbündeten zur Durchführung der ihnen gemeinschaftlichen Sache geschlossen werden und bei gleichem Zwecke sich nur durch die Verschiedenheit der zur Kriegsführung von den Theilnehmenden zu verwendenden Mittel (Geld, Waffen, Soldaten) von den eigentlichen A.en unterscheiden. Solche Subsidienverträge schlossen die Kontinentalmächte in den verschiedenen Koalitionskriegen gegen die Franzosen mit England, welches ihnen zur Besiegung des gemeinsamen Feindes Geld und Waffen lieferte, oder sonst auf andere Weise behülflich war.

Man nennt auch wohl die aus mehr als zwei Bündnern bestehenden A.en nach der Anzahl der Verbündeten; so heißt z. B. die am 15. Juli 1840 geschlossene A. zwischen England, Rußland, Oesterreich und Preußen zur Pacifikation des Orients die Quadrupel=A. — Bei Fürstlichkeiten wird A. auch bisweilen von ehelichen Verbindungen gebraucht.

Allianz, heilige, heiliger Bund. Man findet in der Geschichte mehre Bündnisse, welche sich heilig nannten, weil sie entweder von Päpsten gestiftet, oder mit Zustimmung derselben von weltlichen Fürsten zur Erhaltung der katholischen Kirche und Unterdrückung der Ketzerei abgeschlossen wurden. Dergleichen sind: 1) der Bund, welchen Julius II. mit Venedig, Spanien, England und den Eidgenossen gegen Ludwig XII. von Frankreich schloß, und in dessen Folge das französische Heer 1512 aus der fast eroberten Lombardei über die Alpen zurückgeworfen wurde. 2) Das Bündniß, welches Klemens VII. 1526, bald nach dem Frieden von Madrid, mit Franz I. von Frankreich, mit Venedig, Mailand und England wider die Uebermacht Karls V. einging. 3) Die Ligue, welche von den Guisen in Frankreich gegen König Heinrich III. und zur Ausrottung der Hugonotten 1576 gegründet wurde und erst nach vielfach angerichtetem Unheil mit der Ermordung ihrer Häupter, dem gewaltsamen Tode des Königs und der Thronbesteigung Heinrichs IV. sich auflöste. 4) Der Bund, welcher, dem schmalkaldischen Bündnisse der Protestanten entgegengesetzt, von den Erzbischöfen von Mainz und Salzburg, den Herzögen von Bayern, von Georg von Sachsen und Heinrich von Braunschweig 1538 geschlossen wurde und später (1608) in der Liga der Herzöge von Bayern eine Fortsetzung erhielt.

Ganz anderer Natur, an Geist, Zweck, Macht und Wirkung den erwähnten nur dem Namen nach heiligen Verbindungen weit überlegen, und eine der außerordentlichsten Erscheinungen in der Geschichte ist die eigentlich so genannte h. A., ein Fürstenbund, welcher nach der zweiten Besiegung Frankreichs vor der Unterzeichnung des zweiten pariser Friedens von den drei Monarchen Rußlands, Oesterreichs und Preußens bei ihrer Anwesenheit in Paris am 26. September 1815, ohne amtliche Vermittelung ihrer Minister, geschlossen wurde. Der Grund desselben liegt unverkennbar weniger in materiellen Interessen, als in religiösen Gefühlen und Ansichten, welche

die damaligen Zeitverhältnisse mit fast unwiderstehlicher Gewalt den Gemüthern aufnöthigten. Mächtiger, als jemals, hatte der Herr der Welten in den Ereignissen der letzten Jahre zu den Gewaltigen der Erde geredet; nie war ihnen die Unzuverlässigkeit irdischer Größe und Macht, der unbedingte Werth christlicher Tugend, und ihre Verpflichtung, Väter der ihnen anvertrauten Völker zu seyn, eindringlicher ans Herz gelegt worden, und zu keiner Zeit hatten sie es besser einsehen lernen, daß die Ruhe und der Friede Europa's einer andern und edlern Garantie, als der bisherigen, bedürfe. Dies, verbunden mit den Erinnerungen des eigenen Gewissens an frühere Regierungsfehler, den Mahnungen zur Sühne und der Erkenntniß der Nothwendigkeit, den aus einer unsittlichen Politik hervorgegangenen schweren Schaden für die Völker wo möglich wieder gut zu machen und die Zukunft vor ähnlichen Verirrungen zu sichern, erzeugte wohl zunächst in den drei genannten Monarchen die erhabene Idee eines großen Fürstenbundes, in welchem, abgesehen vom Zwiespalte der Kirchen, das Gesetz des Christenthums als das höchste Gesetz des Völkerlebens gelten sollte. In der darüber abgefaßten (zuerst von Rußland, dann von Oesterreich und Preußen 1816 veröffentlichten) Urkunde wird ausdrücklich erklärt, daß die erschütternden Begebenheiten der drei letzten Jahre die Ueberzeugung geschaffen hätten, es könne das Heil der Zukunft nur auf die erhabenen Wahrheiten der Religion Jesu gegründet werden, und es dürften daher in der Verwaltung der Staaten, so wie in den wechselseitigen politischen Verhältnissen derselben nur die Grundsätze der christlichen Liebe, des Friedens und der Gerechtigkeit herrschen. Daher wollten die drei Stifter des Bundes, nach der Forderung der heiligen Schrift, durch die Bande einer wahren und unzertrennlichen Brüderschaft vereinigt bleiben, sich als Landsleute betrachten und in jedem Falle einander Hülfe und Beistand leisten; auch wollten sie, gleichsam als Familienväter, ihre Unterhanen und Heere in demselben brüderlichen Geiste leiten. Sie sahen sich nur als „Bevollmächtigte des Himmels" an, um über drei Zweige einer und derselben Familie zu herrschen, und lebten in der Ueberzeugung, daß die christliche Erde in der That keinen andern Herrn habe, als denjenigen, dem allein die Macht gebührt, nämlich Gott und unsern göttlichen Erlöser. Von bestimmten Leistungen der Bündner ist nirgends eine Rede, weshalb der h.n A. auch der Charakter eines ächten Staatsvertrags gemeiniglich abgesprochen wird u. die Verbindlichkeit der beigetretenen Souveräne immer nur als eine persönliche gilt. Am Schlusse der Urkunde wird noch der Wunsch ausgesprochen, daß alle christlichen Souveräne Europa's der A. beitreten und die Grundsätze derselben zu den ihrigen machen möchten. Unbezweifelte Thatsache ist es, daß die Idee dieser auf so erhabener Basis geschlossenen Verbrüderung der mächtigsten christlichen Fürsten zuerst in dem frommen, nach einem bessern Zustande der Dinge sehnlichst verlangenden Gemüthe Alexanders I. entstand u. von diesem dem Kaiser Franz I. u. Preußens Könige, Friedrich Wilhelm III., mitgetheilt wurde, welche Beide sie mit Begeisterung adoptirten. Auf die Einladung der drei Monarchen an die übrigen christlichen Fürsten zum Anschluß (1816) erfolgte bald darauf der Beitritt des Königs der Niederlande, der Könige von Dänemark, Schweden, Bayern, Sardinien, Sicilien, Würtemberg, Sachsen und anderer Fürsten; selbst einzelne Kantone der Schweiz nahm man mit in die h. A. auf. Der Monarch Englands und Ludwig XVIII. von Frankreich unterzeichneten die Akte nicht als Souveräne; eben so der Prinz-Regent, der ausdrücklich bemerkte, daß er für seine Person zwar mit den Grundsätzen der h.n A. ganz übereinstimme, als Regent aber darum die Akte nicht unterzeichnen dürfe, weil dazu die Beistimmung der verantwortlichen Minister und Kammern seiner Reiche deren Verfassung gemäß absolut erforderlich sey, der Bund jedoch nur die selbsteigne Unterschrift des Staatsoberhaupts bezwecke und zulasse. Gerade dieser Umstand weckte frühzeitig den Argwohn der Völker, und machte die Besorgniß rege, durch den Bund Europa der Diktatur weniger Familien anheimfallen zu sehen. Der unreservirte Beitritt mancher konstitutionellen Fürsten wurde als konstitutionswidrig getadelt und heftig angefochten. Der Papst ist — ein sehr bezeichnender Umstand! — zum Beitritt gar nicht aufgefordert worden; die nichtchristlichen Monarchen schloß schon ihr Glaubensbekenntniß aus.

Die h. A. hat die verschiedenartigste Beurtheilung erfahren. Betrachtet man sie als einen rein politischen Staatsvertrag, so läßt sich allerdings sehr Vieles dagegen erinnern, und sie steht als eine Enormität voll unermeßlicher Konsequenzen da. Weder die Nothwendigkeit einer feierlichen, vertragsmäßigen Verpflichtung zu einer sich von selbst verstehenden Beobachtung der Vorschriften der Gerechtigkeit, der christlichen Liebe und des Friedens leuchtet ein, noch erkennt man, wozu der Grundsatz einer unzertrennlichen Brüderschaft und gegenseitigen Hülfeleistung der Monarchen in jedem Falle ausgesprochen sey, da der Bund doch als europäischer, d. h. sämmtliche christliche Regierungen des Welttheils umfassender gedacht und auch wirklich errichtet ward, und demnach ein sichtbarer gefährlicher und furchtbarer Feind, gegen welchen eine so ausgedehnte Verbindung gerichtet seyn konnte, nicht vorhanden war. Auch kann man sich nicht bergen, daß bei streng politischer Durchführung des A.-Vertrages die Selbstständigkeit der einzelnen Fürsten und Völker aufgehoben, eine europäische Weltherrschaft begründet und in derselben „der Menschheit Europa's ihr Grab" geöffnet würde. Aber diese Ausstellungen verschwinden, sobald man von der Frage einer politischen Geltung der h.n A. abgeht und sie bloß von der religiösen u. moralischen Seite auffaßt, wie sie nach der Stifter Absicht die Völker auch auffassen sollten. Sie erscheint dann als ein Gelübde der Fürsten vor aller Welt, fortan nur nach den Principien des Christenthums zu regieren, als eine Verpflichtung zu gemeinsamer Unterdrückung alles Unchristlichen im Staate, als eine vom Verein der höchsten Gewalthaber gegebene Garantie wider tyrannischen Uebermuth und schnöde Rechtsverletzung, als ein Versuch zur Aufrichtung einer großen geistigen

Gemeinschaft, deren Mitglieder, wie die Bürger des Reiches Jesu, bei aller äußerlichen Verschiedenheit, doch innerlich durch die Bande der Tugend, des Rechtes, der Gottesfurcht und der Liebe vereinigt seyn sollten. Ob dieser Gesichtspunkt der allein richtige sey, kann man freilich nicht bestimmt versichern, so lange wenigstens nicht, als von Geheimartikeln des Vertrags die Rede ist und solche der Welt ein Geheimniß bleiben. Vom staatsrechtlichen Gesichtspunkt aus wird man inzwischen der h.n A. eine andere Geltung, als jene erwähnte, nie unterlegen können und dürfen; schon darum nicht, weil die Akte nicht einmal von den Ministern der theilnehmenden Monarchen kontrasignirt ist und in derselben keine Leistung der Parteien sich mit Bestimmtheit ausgesprochen findet, was alles dem Wesen eines politischen Staatsvertrages schnurstracks zuwiderläuft. Diejenigen, welche die h. A. dessen ungeachtet für einen solchen ansehen, haben sich vielfach bemüht, eine den Völkern und ihren Rechten höchst gefährliche Tendenz derselben darzuthun; namentlich hat man das Heuchlerische der h. A. dadurch beweisen wollen, daß man die wiener Kongreßakten als die Präludien ihrer praktischen Wirksamkeit bezeichnete, und die deklarirten Grundsätze der christlichen Gerechtigkeit mit der Thatsache zusammenstellte, daß die Stifter und Theilnehmer zwar insgesammt den großen Räuber der europäischen Gesellschaft ächteten, dennoch aber ihren eignen faktischen Besitz zur Grundlage der künftigen Ordnung der Dinge in und außer Deutschland erhoben, also getheilt blieb und vernichtet, was die Revolution, was Napoleon, was Waffengewalt vernichtet, unterdrückt, getheilt und zerstückelt hatten. Den ungenannten Feind endlich, gegen welchen die vereinigten Monarchen sich Hülfe u. Beistand leisten wollten, auch den hat man aufgesucht, und ist der Argwohn zuletzt, weil er den höhern Gegensatz des Bundes gegen alles unmoralische, unter und auf dem Throne sich geltend machende Wesen verleugnete, auf „die Revolution", als den gemeinsamen Feind aller Monarchien, gekommen, auf das Recht der Selbsthülfe der Nationen gegen tyrannischen Druck. Diese Auslegung streitet jedoch eben sowohl gegen die Zeitumstände, unter welchen diese h.n A. entstand, als gegen die offenbaren Gesinnungen ihrer Stifter selbst. Denn gerade in der Zeit, die jene Akte hervorrief, hatten die Monarchen die vielfachsten Beweise der treuesten Anhänglichkeit ihrer Unterthanen erfahren, und der Wille so wie das Bewußtseyn einer auf die Grundsätze der h.n A. basirten Regierung mußte sie nothwendig über alle Furcht vor der sogenannten Demagogie erheben, welche nur da ängstigen wird, wo das Bewußtseyn der Schuld im Busen wohnt, und das Gewissen über Rechtsverletzung, über Unterdrückung gesetzlicher Freiheit und über Theilnahme an dem Reiche und den Werken der Finsterniß Klage führt.

Allier, 1) Fluß im mittlern Frankreich, entspringt im Lozère-Gebirg im Osten des Departements Lozère, durchfließt in nördlicher Richtung die Departements Haute-Loire, Puy-de-Dôme u. Allier und mündet nach einem Laufe von 80 Lieues unterhalb Nevers in die Loire. Der Fluß ist über zwei Drittel seiner Länge, von Fontanes an, schiffbar, nimmt unter anderen unbedeutenderen Zuflüssen rechts die Dore, links die Sioule auf und berührt die Städte Brioude, Issoire, Auzon, Vichy und Moulins.

2) Franz. Departement im Mittelpunkte des Reichs, zwischen den Departements Saone-Loire (östlich). Loire, Puy-de-Dôme (südlich), Creuse (westlich), Cher und Nièvre (nördlich) gelegen, ein Theil der ehemaligen Landschaft Bourbonnais, von 130 □Meilen (742,272 Hektaren) Flächengehalt, wovon über die Hälfte (468,000 Hektaren) Ackerland, 70,000 Hektaren Wiesen, 18,000 Hektaren Weinberge und 64,000 Hektaren Waldungen sind. Der wellenförmige, von sanften Höhen durchzogene Boden ist von sehr verschiedener Beschaffenheit, aber meistentheils von mäßiger Fruchtbarkeit. Die Ackerkrume besteht großentheils aus Thon, im Süden aus Sand und Kies. In den Niederungen finden sich Moore und Moräste. Das Klima ist in Folge der etwas hohen Lage des Landes verhältnißmäßig rauh. Außer dem Hauptflusse Allier durchströmen das Departement die Loire, Bèbre, Audelot, Sioule und Bouble. Es hat schöne Waldungen. Der Feldbau liefert Weizen, Roggen, Gerste, Hafer, Hülsenfrüchte, Obst, Oelpflanzen 2c. Alle günstig gelegenen Hügel und Bergabhänge sind mit Reben bepflanzt, welche jährlich ungefähr 30,000 Hektoliter rothen und weißen Weines erzeugen. Sehr reich ist das Departement an Mineralien, namentlich an Eisen, Kohlen, Spießglanz, Mangan, Marmor u. dgl., deren Gewinnung und Verarbeitung in großen Etablissements viele Hände beschäftigt. Außer Thonwaarenfabriken und Glashütten (namentlich zu Sorigny und Commentry) werden auch Spinnereien, Gerbereien, Wollen- und Baumwollenwebereien, Papierfabriken u. etwas Schiffbau betrieben. Auch die Viehzucht ist nicht unbedeutend. Mineralquellen gibt es mehre, worunter besonders die von Vichy, Néris und Bourbon-l'Archambault in Ruf stehen. Das Departement zerfällt in die Arrondissements Montluçon, Moulins, Gamat und Lapalisse, mit 27 Kantonen, 350 Gemeinden und 311,400 Einwohnern, wovon $^3/_4$ Gewerbe treiben. Der Sitz des Präfekten u. der Departementalbehörden ist Moulins.

Allier, Louis, französischer, sehr thätiger Alterthumsforscher, bekannt unter dem Namen Hauteroche, war geboren 1766 zu Lyon, floh 1793 vor den ihn bedrohenden Revolutionsmännern seiner Vaterstadt nach Paris und wurde hier durch den Einfluß seines Schwagers Boulouvard 1795 zum Unterdirektor der französischen Druckerei in Konstantinopel ernannt. Nachdem er im Jahre 1797 Direktor dieses Instituts geworden, machte er eine Reise nach Kleinasien, Athen und den Inseln des Archipelagus und begann seine Münzsammlung. Aus Furcht, daß die französische Expedition nach Aegypten für die in Konstantinopel lebenden Franzosen nachtheilige Folgen haben möchte, erbat er sich 1798 die Erlaubniß zu einer zweiten wissenschaftlichen Reise und begab sich über Candia nach Aegypten, wo er fünf Monate verweilte und dann nach Paris zurückkehrte. Im Jahre 1802 wurde er zur Erleichterung seiner archäologischen Studien zum Vicekonsul von He-

raklea am schwarzen Meere ernannt, hielt sich in dieser Eigenschaft lange in Konstantinopel auf und legte nach seiner Rückkehr der pariser Akademie der Inschriften die Zeichnung einer cyklopischen Mauer vor, welche er auf der Insel Delos entdeckt hatte. Mit seinem Freunde Beaujour, der zum Generalkonsul in Smyrna ernannt worden war, reiste er 1815 abermals nach der Levante, bekleidete einige Zeit das Vicekonsulat der Insel Cos und besuchte die bedeutendsten Handelsplätze des Orients. Nach seiner Rückkehr beschäftigte er sich zu Paris mit der Anordnung und Beschreibung seiner Sammlung griechischer Münzen, der schönsten, welche jemals ein Privatmann besaß. Aber noch vor der Bekanntmachung derselben † er im November 1827. In seinem Testamente vermachte er dem Kabinete des Königs unter Anderm eine Goldmünze des macedonischen Königs Perseus, welche bis jetzt als die einzige ihrer Art betrachtet wird. Außerdem gründete er einen jährlichen Preis von 400 Francs für ein von der Akademie der Inschriften gekröntes numismatisches Werk. Seine Schriften sind meistens numismatischen Inhalts. Seine Sammlung enthielt mehr als 5000 Stücke, worunter 325 goldene. Sie wurde leider für 80,000 Francs an Rollin, einen pariser Wechsler, verschleudert, von dem die königliche Bibliothek späterhin für ungefähr 20,000 Francs Einiges wieder erstand.

Alligationsrechnung (Alligationsregel), Vermischungsrechnung, heißt die Rechnungsregel, welche lehrt, wie viel von zwei Materien, die gemischt werden sollen, zu nehmen ist, damit die Mischung einen bestimmten Werth erhalte. Fragt man z. B.: Wie viel muß von einer Flasche Wein zu 36 Groschen und einer zu 20 Gr. genommen werden, damit eine Mischung entstehe, von der die Flasche 24 Gr. kostet? so ist dieses eine Aufgabe der A. Die Regel für die Auflösung ist folgende: Man suche den Unterschied zwischen dem Preis der Mischung u. dem Preis der theureren Ingredienz, dann auch zwischen demselben Preis der Mischung und dem der wohlfeileren Ingredienz, so verhalten sich diese Unterschiede wie die zunehmenden Größen der Ingredienzien. Also in unserem Beispiel ist der Werth der Mischung 24 Gr., der der einen Ingredienz 36 Gr., der der andern 20 Gr., also die gewünschte Differenz einmal: 36 — 24; das andere Mal: 24—20; die Größen der Ingredienzien verhalten sich demnach wie 4 : 12 oder 1 : 3, d. h. man nehme von dem einen Wein $^1/_4$ Flasche, von dem andern $^3/_4$ Flasche, so bekommt man 1 Flasche, die 24 Gr. kostet; denn $^1/_4$ Flasche von der ersten Sorte macht 9 Gr., $^3/_4$ Flasche der zweiten 15 Gr., macht zusammen 24 Gr., wie verlangt wurde. — Die A. hat aber auch besondern Werth für die Legirung verschiedener Metalle, wo sie auch wohl zuerst angewendet wurde. Soll z. B. aus 10= und 15löthigem Silber 13löthiges bereitet werden, wie viel ist von dem einen und dem andern zu nehmen? Hier sind die Unterschiede 15 — 13 und 13 — 10, also verhalten sich die Größen der Ingredienzien wie 2 : 3, d. h. man nehme von dem einen Silber $^2/_5$, von dem andern; $^3/_5$ von 10löthigem Silber $^2/_5$ genommen, gibt 4 Loth, und von 15löthigem $^3/_5$ genommen, gibt 9 Loth, zusammen 13 Loth für die ganze Mischung, wobei die Mark als Einheit genommen wird. Hätte man 20 Mark Silber von 13 Loth Gehalt herzustellen, so müßte von dem bessern 12 Mark, von dem schlechteren 8 Mark genommen werden. Jene enthalten dann 12 . 15 oder 180 Loth feines Silber, diese 80 Loth, zusammen 260 Loth in 20 Mark, also 13 Loth in 1 Mark. Der Grund für obige Regel läßt sich leicht finden, sobald man algebraische Zeichen anwendet. Gesetzt, man wollte von der besseren Ingredienz x Theile, von der schlechteren y Theile verwenden, jene sollte den Preis a, diese den Preis b, die Mischung aber den Preis Q für die Einheit haben, so müßte die Gleichung $ax + by = Q.(x+y)$ gelten, daraus dann $(a-Q)\,x = (Q-b).\,y$ oder $x : y = Q - b : a - Q$. Das Verhältniß der Ingredienzien ist also gleich dem Verhältniß zwischen den Unterschieden der Preise der Mischung und denen der Ingredienzien. Hierbei ist aber die Quantität der Mischung = 1 vorausgesetzt worden; ist dieses nicht der Fall, so hat man nur die Größen der Ingredienzien mit der Zahl zu multipliciren, welche angibt, wie oft die zu Grund liegende Einheit in der Quantität der Mischung vorhanden ist. Z. B.: Wollte man 30 Flaschen Wein prapariren, wovon jede 34 Kreuzer kosten soll, aus Wein von dem Werth zu 48 Kr. und zu 30 Kr., so kommt erst das Verhältniß der Ingredienzien $x : y = 48 - 30 : 34 - 30 = 18 : 4 = 9 : 2$, d. h. man nehme zu einer Flasche von der ersten Sorte: $^9/_{11}$, von der zweiten: $^2/_{11}$, also zu 30 Flaschen von der ersten Sorte $^9/_{11}$ mal 30, von der zweiten $^2/_{11}$ mal 30. Mittelst algebraischer Gleichungen erhält man die Größe einer Ingredienz (x) unmittelbar, wenn die Größe der Mischung als Einheit gedacht wird, die Preise der Ingredienzien = a und = b für dieselbe Einheit genommen werden, durch folgenden Ansatz: Nimmt man von der einen Sorte x Theile der Einheit, so folgt, daß man von der andern 1 — x Theile nehmen muß; soll nun der Werth für die Einheit der Mischung = c seyn, so folgt der Ansatz:

$$a\,.\,x + b\,(1 - x) = c, \text{ daher}$$
$$(a - b)\,x = c - b$$
$$x = \frac{c - b}{a - b}$$

und daraus die Größe der andern Ingredienz $1 - x = \frac{a - b - c + b}{a - b} = \frac{a - c}{a - b}$

Um also aus Wein zu 60 Kr. und aus anderem zu 29 Kr. Wein zu 36 Kr. die Flasche zu präpariren, muß ich zu einer Flasche von der ersten Sorte: $\frac{36 - 29}{60 - 29} = {}^7/_{31}$ Flasche, von der zweiten Sorte: $\frac{60 - 36}{60 - 29} = {}^{24}/_{31}$ Flasche nehmen. Sollen es 62 Flaschen werden, so muß ich von der ersten Sorte: $\frac{7\,.\,62}{31} = 14$, von der zweiten: $\frac{24\,.\,62}{31} = 48$ Flaschen nehmen. — Wie viel Mark 8löth. Silber und wie viel Mark 14löthiges Silber sind nöthig, um 20 Mark 12löthiges zu gewinnen? Antwort: $6^2/_3$ Mark 8löthiges, $13^1/_3$ Mark 14löthiges. — Sind mehr als zwei, z. B. 3 Ingredienzien gege=

ben, so wird die Aufgabe eine unbestimmte, welche verschiedene Lösungen zuläßt, wie an folgenden Beispielen zu sehen ist. Solche Aufgaben gehören der unbestimmten Analytik an und sind einem gewandten Algebraisten zu übergeben, wenn sie gelöst werden sollen. Wollte Jemand aus 7löthigem, 9löthigem, 11löthigem und 13löthigem Silber 10löthiges machen, so kann er $^1/_4$ Mark 7löthiges, $^1/_8$ Mark 9löthiges, $^1/_2$ Mark 11löthiges, $^1/_8$ Mark 13löthiges nehmen, und es wird gelingen; aber auch bei unendlich vielen andern Wahlen für die Quantität der verschiedenen Silberarten. Ferner: Vier Arten Wein, wovon der Oxhoft 50, 61, 72 und 83 Thaler kostet, sollen so gemischt werden, daß der Oxhoft 75 Thaler kostet, wie viel ist von jeder Sorte zu nehmen? Antwort: Von Nr. 1: $^1/_{11}$ Oxhoft, von Nr. 2: $^2/_{11}$ Oxhoft, von Nr. 3: $^1/_{11}$ Oxhoft u. von Nr. 4: $^7/_{11}$ Oxhoft. Aber es thun der Aufgabe noch viele andere Lösungen Genüge. Sollen aus 12=, 14= und 15löthigem Silber 4 Mark oder 64 Loth 13löthiges Silber entstehen, so müssen von der 1. Sorte: 33 od. 34 od. 42 ꝛc. Loth,
= = 2. = 29 = 26 = 2 = =
= = 3. = 2 = 4 = 20 = =
genommen werden.

Ausführlich behandeln die A. die mathematischen Lehrbücher von Kries, Kästner, Lorenz Wunder u. A.

Alligator, s. Krokodil.

Alligator=Sumpf (Dismal-Swamp), großer Sumpf im östlichen Theile Nord=Carolina's in der Grafschaft Curritoc, 6 Meilen lang, 2 Meilen breit, 150,000 Morgen Oberfläche, südlich von Albemarlesund. In seiner Mitte liegt der Drummondsee. Die Trockenlegung hat man durch den Chesapeak= und Albemarlekanal versucht.

Allioli, Joseph Franz, Dompropst zu Augsburg, vormals königlich bayerischer geistlicher Rath, ordentlicher Professor der orientalischen Sprachen, der biblischen Archäologie, der Exegese, Hermeneutik an der Universität und Mitglied der Akademie der Wissenschaften zu München. Geboren zu Sulzbach 10. Aug. 1793, machte er seine Gymnasialstudien von 1804—1815 in Sulzbach und München, die akademischen der Theologie und orientalischen Philologie in München, Amberg und Landshut, und wurde, nachdem er seit 1815 das bischöfl. Seminar in Regensburg besucht, 1816 zum Priester geweiht, in welchem Jahre er nach Lösung einer theolog. Preisaufgabe in Landshut auch die theolog. Doktorwürde erhielt. Den Ruf als Studienlehrer nach Amberg ablehnend, ging er 1818 mit einem königlichen Reisestipendium nach Wien, Rom und Paris, um sich in dem orientalischen Sprachstudium zu vervollkommnen. Im Jahre 1821 ward er Privatdocent, 1823 außerordentlicher und 1825 ordentlicher Professor des gesammten Bibelstudiums in Landshut. Seine erste Schrift war: „Ueber den Zusammenhang der heiligen Schrift aus der Idee des Reiches Gottes" (Regensburg 1815); 1825 schrieb er: „Biblische Alterthümer zu Vorlesungen" (Landshut); 1826 wurde er nach München versetzt u. zum geistlichen Rath ernannt. Im J. 1830 bekleidete er das Rektorat der Universität. Im J. 1835 mußte er aus Gesundheitsrücksichten seine Professur aufgeben, wurde Domkapitular in Regensburg u. 1838 Dompropst in Augsburg. Den meisten Ruf erwarb er sich durch seine mit Anmerkungen begleitete „Uebersetzung der heil. Schrift alten und neuen Testaments, nach der Vulgata", die (Nürnberg 1830, 6. Aufl., 6 Bde., Landsh., 1839—1845) mit Approbation des heiligen Stuhles erschien. Sie ist vornehmlich darauf berechnet, die verbreitete, auch von vielen aufgeklärten Fürsten der katholischen Kirche empfohlene, aber vom römischen Stuhle verpönte van Eßsche deutsche Bibelübersetzung, welcher der Urtext zu Grunde liegt, zu verdrängen.

Alliteration (Buchstabenreim, Stabreim), das Gegentheil vom gewöhnlichen Reime (Endreim). Wie nämlich dieser in dem Gleichklange der Endsylben besteht, so beruht die A. auf der Gleichheit der Anfangsbuchstaben. In der einfachsten Form stellt sich die A. als Redefigur dar beim Zusammentreffen mehrer Wörter mit gleichen Anfangsbuchstaben, als: Mann und Maus, Land und Leute, Haus und Hof. Künstlerischen Gebrauch hat von der A. die altdeutsche und die nordische Dichtkunst gemacht. Alle Vokale reimen auf einander ohne Unterschied, bei Konsonanten aber wird genaue Wiederholung derselben Laute gefordert, so daß nicht s auf sp, sondern nur auf sich selbst reimen kann. Regel für die strengere A. ist ferner, daß in zwei zu einander gehörigen Versen drei Worte mit gleichen Anfangsbuchstaben vorkommen. Diese wiederkehrenden Buchstaben heißen Reimstaben (altisländisch Ljodstafir), der das dritte Wort beginnende ist der Hauptstabe (Höfudstafir). Die Sylben werden nicht genau gezählt, der Dichter hat daher größere Freiheit, als bei unseren Reimversmaßen. Die A. hat außerdem noch den Vortheil, daß sie einen besonderen Nachdruck auf gewisse Wörter legen kann — die wichtigsten haben in der Regel die wiederkehrenden Buchstaben, — wodurch ein Effekt hervorgebracht wird, der sich durch unsern Endreim, abgesehen von dem Versmaße, nicht erreichen läßt. Soll der Buchstabenreim gut seyn, so dürfen in den Versen keine andern alliterirenden Wörter vorkommen. Vier Reimbuchstaben in einem Verspaar sind fehlerhaft, da auf den Hauptstab sich nur 2 andere Stäbe, Stützen genannt, reimen dürfen; nicht gut ist z. B.:

Schallend mit Schilden
Schreitet die Nordlands Schaar.

Noch jetzt dichten die Isländer in dieser Weise, bei den Deutschen hat sie seit Ottfried (Evangelienharmonie) aufgehört. Bruchstücke der alliterirten Dichtung haben wir noch von Hildebrand und Hadubrand, in dem sogenannten wessobrunner Gebet und in der altsächsischen Evangelienharmonie. In England dichteten noch Chaucer und Spenser in alliterirten Versen. In der neuesten Zeit endlich hat Fouqué in dem Heldenspiele „Sigurd, der Schlangentödter", und in dem Vorspiele „Die Rache Sigurds" die A. wieder angewendet, und Gedichte, wie das „Hohe Lied" von Bürger, die „Deutung" von A. W. Schlegel, beweisen, daß die freiere A. jetzt noch mit gutem Erfolge benutzt werden kann. Aber häufig artet auch ihre Anwendung in lächerliche Spielerei aus; z. B. in den lateinischen Versen;

Plaudite, porcelli, porcorum pigra propago
Progreditur.

Allix, Jacques Alexandre François, französischer General der Artillerie, geboren zu Percy in der Normandie 27. September 1776, als der Sohn eines Professors der Mathematik. Er diente zuerst bei der Artillerie in der Nordarmee, zeichnete sich bei der Belagerung von Luxemburg aus und wurde in einem Alter von 20 Jahren zum Oberst befördert. Dann nahm er an den italienischen Feldzügen u. an der Expedition nach St. Domingo Theil und zeichnete sich allenthalben durch Muth und militärische Einsicht aus. Weil er aber am 18. Brumaire geringe Theilnahme bewiesen, avancirte er nicht höher. Im Jahre 1808 trat er als Brigadegeneral in die Dienste des Königs von Westphalen und wurde 1812 Divisionsgeneral. Nach dem Rückzuge aus Rußland suchte er Westphalen und Kassel im September 1813 gegen Czernitschew zu vertheidigen und führte auch wirklich den König Jérome noch einmal in seine Residenz zurück, wofür ihm dieser ein Jahrgeld von 6000 Francs anwies und ihn zum Grafen von Freudenthal ernannte, welchen Titel er jedoch ablehnte. Nach seiner Rückkehr nach Frankreich wurde er von Napoleon als Brigadegeneral angestellt und 1814 wegen der tapfern Vertheidigung des Waldes von Fontainebleau u. der Stadt Sens zum Divisionsgeneral befördert. Im Jahre 1815 übernahm er das Kommando im Departement Yonne und befand sich zur Zeit der Schlacht von Waterloo als Präsident einer Militärkommission zu Lille. Nach der zweiten Restauration nahm er seinen Aufenthalt in Deutschland und erhielt erst 1819 die Erlaubniß, nach Frankreich zurückzukehren, worauf er als Generallieutenant in die Listen eingetragen und bei dem Generalstabe beschäftigt wurde. In einer Denkschrift, die er 1826 bei den Kammern einreichte, schilderte er die Gefahren, welche den Bourbons durch das Ministerium Villèle und die Jesuiten drohten. Dann schrieb er sein „Système de l'artillerie de campagne" (Par. 1827). In den Julitagen 1830 focht er tapfer mit auf Seiten der Volkspartei. Er † am 26. Jan. 1836. Im Exil verfaßte er ein Werk: „Théorie de l'univers" (Frankf. 1817), worin er Newtons Gravitationslehre bestritt und die Bewegungen der Weltkörper aus der Entbindung der Gasarten zu erklären versuchte.

Allmacht, Eigenschaft Gottes. Weil Gott den Grund seines Willens nur in sich selbst hat, so ist sein Wille nothwendig oder unabhängig, d. i. durch Nichts außer Gott bestimmt und unveränderlich. Hieraus folgt in Rücksicht des Verhältnisses des göttlichen Willens zu den außer Gott geschehenden Wirkungen seine A. oder die Vollkommenheit seines Willens, vermöge welcher er, ohne daß etwas außer ihm ihn zu hindern vermag, stets seinen Willen vollstrecken kann. Das bloße Wollen reicht daher von Seiten Gottes hin, um zu bewirken, was geschehen soll, und er bedarf dazu weder fremder Hülfe, noch eines Aufwandes von Zeit oder Arbeit. Nur das sich Widersprechende und das Böse vermag er nicht, weil er solches zu wollen nicht fähig ist. Diese von der Idee eines Weltschöpfers unzertrennliche Vorstellung findet sich anfangs mangelhafter, dann vollkommener ausgebildet auch in der heil. Schrift (Röm. 11, 36; Ps. 115, 3; 33, 8—9; Luc. 1, 37; Jes. 44, 24; Ephes. 3, 20; Ps. 33, 6; 1. Chron. 30, 12). Die Dogmatiker theilen, um des bessern Verständnisses willen, die göttliche A. ein: in eine absolute oder übernatürliche, wenn Gott unmittelbar wirkt, z. B. bei der Schöpfung und bei Wundern; in eine natürliche, wenn er sich der Kräfte der Natur und der erschaffenen Dinge bedient; in eine bedingte, wenn er den Erfolg seines Wirkens von gewissen Bedingungen abhängig macht, z. B. die ewige Seligkeit von der moralischen Würdigkeit des Menschen; und in eine unbedingte, wo dies nicht der Fall ist. Die Vertheidiger der absoluten Prädestination verwerfen den Begriff der bedingten A.

Allmanden, Allmenden (von all und Mann), Güter, als Aecker, Forsten, Weiden 2c., deren Eigenthum nach deutschem aus der Urverfassung des Volkes herstammenden Rechte ganzen Gemeinden zusteht. Zur Benutzung derselben sind entweder alle Glieder der Gemeinde berechtigt (Nachbarrecht), oder sie werden Einzelnen gegen eine Vergütung überlassen, die zum Besten der Gemeinde verwendet wird (Gemeindegüter). In Städten nennt man sie wohl Kämmereigüter. Allmendgenuß ist das Recht, am Ertrage solcher Güter Theil zu nehmen.

Allmann, Berggruppe in den Kantonen Zürich und St. Gallen, welche sich vom Zürichersee dem ganzen Lauf der Töß nach von Südosten nach Nordwesten bis zum Rheine hinzieht. Die höchsten Spitzen auf der rechten Seite der Töß sind: der Tößstock, die Hulfteck, das Schnabelhorn; das Hörnli, 3590 Fuß über dem Meere; auf der linken: der Bachtal, der A. im engern Sinne; der Stößel; der Kyburgerberg. Zwischen den Aesten des Gelingstocks ziehen sich durch das Fischenthal, Baumenthal und Turbenthal drei Pfarrgemeinden, deren Fluren wenig fruchtbar, aber gut bebaut sind. Die starke Bevölkerung der bis zum Gipfel mit Wald bewachsenen Berge nährt sich auch von Alpenwirthschaft, Kohlenbrennerei, Fabrikation hölzerner Geräthschaften, Baumwollenspinnerei 2c. Seit dem 13. Jahrhundert ist diese Gegend der Sitz von Separatisten. Zwei andere Hauptthäler, das der Jone und das Goldingerthal, führen ihre Gewässer dem Zürichersee zu. Im letztern, bei der St. Gallenkapelle, war den 3. Juli 1816 ein beträchtlicher Bergsturz.

Allmannsdorf (Altmannsdorf), Dorf im badischen Seekreis, am Bodensee, verdankt Ursprung und Namen den Alemannen und wurde schon 714 von Karl Martell an Reichenau geschenkt, von wo es 1272 an die Deutschordens-Kommende Meinau kam.

Allmannshausen, Marktflecken in der bayer. Prov. Oberbayern, Landger. Wolfahrtshausen, am Wurm- oder Starnbergersee, 2 Meilen von München, mit Schloß und schwefel- und eisenhaltiger Mineralquelle, welche zum innern und äußern Gebrauch in allen den Fällen, wo eisenhaltige Schwefelwasser wirksam sind, empfohlen werden. Vgl. Graf, Versuche einer pragmatischen Geschichte der bayerischen Mineralwasser, Bd. 2, S. 315.

Alloa (Alloway), altes britisches Handelsstädtchen in der südschottischen Grafschaft Clackmannan am Flusse Forth, welcher hier einen vortrefflichen Hafen bildet; mit großer Kirche mit 200' hohem Thurm, mehren Bethäusern der Dissenters u. 5000 Einw., welche Brauerei, Gerberei, Ziegelei u. Schiffsbau treiben, zu welchem letzteren zwei Werften u. eine trockene Docke dienen. Die A. eigenthümlich gehörigen Fahrzeuge hatten 8000—9000 Tonnen. In der Nähe große Kohlenwerke, Eisenhütten, Branntweinbrennereien und Bierbrauereien, deren Produkte, so wie die in A. befindlichen Wollenfabriken und Glashütten Anlaß zu einem ansehnlichen Ausfuhrhandel geben. In der Nähe die Ruinen des alten Stammschlosses der Grafen von Man.

Allobroger, celtisches Volk in Oberitalien (Gallia Narbonensis), zwischen dem Fluß Isara (Isère), dem Genfersee, dem Rhodanus (Rhone) und den grajischen Alpen, im jetzigen Dauphiné und Savoyen. Zuerst wird ihrer als Verbündeter des Hannibal gedacht. Domitius Ahenobarbus schlug sie 122 v. Chr., und nach wiederholten Versuchen, ihre Freiheit gegen die Römer zu behaupten, wurden sie von Q. Fabius Maximus Allobrogicus unterworfen und fortan von dem Statthalter des narbonensischen Galliens regiert. Das vorher kriegerische Volk wurde allmählig zum ackerbauenden, aber den Groll gegen Rom behielt es fort und zeigte ihn bei mehren Gelegenheiten, z. B. bei der catilinarischen Verschwörung. Vienna war ihre Hauptstadt.

Allodium, Allodialfreiheit, Allodialsystem, Allodifikation (auch Alodium rc.), ein Wort, das von dem altdeutschen Od. d. i. Gut (wie in Kleinod) und All (Alles) herkommt und ursprünglich ein Gemeingut, Bürgergut oder Volksgut bezeichnet, d. h. ein Gut, welches von der gesammten Volksgemeinschaft dem einzelnen Bürger übergeben worden ist und von diesem nach dem Volksgesetze mit bestimmten Rechten und Pflichten besessen wird. Auf diese Erklärung führen auch die andern Ableitungen (von an und Lot oder Loos, Anloos, und von a und Leode, das Volk), so wie der Name Volksloos, unter welchem das A. häufig erwähnt wird. Alle germanischen Völker nämlich vertheilten oder verloosten Grund und Boden der von ihnen eroberten und in Besitz genommenen Länder unter ihre freien Männer. Die Anführer oder Könige bekamen größere, die übrigen Freien kleinere Antheile, welche ursprünglich gleich groß waren, in Süd- und Norddeutschland Huben, gewöhnlich Mansus (Mannwerk, Mannsgut, Mannsloos) hießen und mit den Besitzungen der Großen die materielle Grundlage des Staates und Volksvereines bildeten. Hieraus ergibt sich von selbst der wesentliche Charakter des Allodialeigenthumes. Dasselbe beruht nicht wie das Feudal- oder Lehengut auf einem Privatvertrage zwischen einem Privat-Dienstmanne und seinem Dienst- und Schutzherrn, sondern es ist ein durch den Willen des gesammten Volkes oder durch das Volksgesetz zugetheiltes und verbürgtes freies Eigenthum, und der Besitzer als solcher ist unmittelbarer Staats- und Reichsbürger; er ist frei von aller Privatabhängigkeit u. Beschränkung seiner Eigenthumsrechte und hat alle gemeinschaftlichen, öffentlichen Pflichten und Rechte. Zu jenen gehörten insbesondere die Vertheidigung des Vaterlandes oder die Landwehr, die Beisteuer zu gemeinsamen Staatsausgaben u. die Verbindlichkeit, nicht bloß für die selbstverschuldeten Bußen, sondern auch für das Lösegeld der Verwandten subsidiär zu haften. Auch konnte der Besitzer eines A.s nicht nach Willkür darüber testiren, und die Familienerben hatten von selbst dingliches Recht auf ein solches Gut, welches, von dieser Seite betrachtet, als ein gemeinschaftliches Familiengut erscheint. Der Eigenthümer durfte es daher auch nicht ohne Zustimmung der Familienerben veräußern, so wie auch die Volksgemeinde, wenigstens in Beziehung auf die Zulassung des neuen Eigenthümers, sey es auf der Volksversammlung oder durch das sie repräsentirende Gericht, konsentiren mußte. Wegen der auf einem A. haftenden Pflicht der Landwehr wurde dasselbe auch, so lange männliche Erben da waren, nie auf Frauen vererbt. Die Rechte des Allodialgrundeigenthümers bestanden zuerst in der Befreiung von allen Privatdiensten, Lasten und Beschränkungen, wie sie bei Landgütern Statt fanden. Namentlich hatte er auch auf dem Seinigen freie Jagd und Fischerei. Hiermit verband sich zweitens das öffentliche Stimm- und Bewilligungsrecht, so wie das Immunitätsrecht gegen obrigkeitliche Einmischungen in die Verwaltung und Benutzung des ihm zugehörigen Gutes. Sehr wichtig war endlich drittens das Recht, unter den oben angegebenen Beschränkungen frei über das A. verfügen und dasselbe vererben zu können. Alles dieses zusammen bildete die Allodialfreiheit. Diese Freiheit erhielt sich am vollkommensten bei den adeligen Allodialgütern, weil der Adel die altdeutsche Freiheit am längsten bewahrte. Nach ihr heißt das A. auch Freigut, das väterliche oder Stammgut u. s. w. Diejenigen, welche dergleichen noch besaßen, nannten sich später häufig Freiherren. Es ist indessen zu bemerken, daß mit der Ausbreitung des Feudalsystems die meisten Allodialrechte erloschen, u. fast nur in Beziehung auf die Verfügung und Vererbung der alte Unterschied zwischen A. und Lehngut noch beobachtet wurde. So kann auch jetzt noch der wirkliche Besitzer eines A.s in Ansehung desselben frei handeln und darüber innerhalb der allgemeinen gesetzlichen Schranken nach Gutdünken verfügen. Eben so fällt nach seinem Tode in der Regel das Allodialeigenthum auf seine Erben, sie mögen seyn wer sie wollen. Besitzt daher Jemand zugleich Lehen und Allodien, so müssen diese bei seinem Tode von dem Feudalgute abgesondert werden: die Lehen kommen an diejenigen, welche nach den besonderen Grundsätzen des Lehnrechtes auf dieselben ein vorzügliches und ausschließendes Recht haben, da hingegen das A. an die wirklichen Erben oder Gläubiger des Verstorbenen fällt. Diese Sonderung des Lehens vom Erbe ist besonders dann nothwendig, wenn 1) das Lehen im Eröffnungsfalle an den Lehensherrn zurückfällt: 2) wenn verschiedene Personen das Leben und A. erhalten; 3) bei etwaigem Konkurs über das Allodialvermögen des Lehensträgers. Wenn

sich hinsichtlich der Allodialeigenschaft des Vermögens Zweifel erheben, so muß für die Lehenseigenschaft immer Beweis geführt werden. Ist dies nicht möglich, so wird juristisch die Allodialqualität präsumirt, weil Beschränkungen der persönlichen Freiheit und der Besitzrechte, so wie besondere Privatvertragsverhältnisse, dergleichen die Lehensverbindungen sind, nie rechtlich vermuthet, sondern stets rechtlich erwiesen werden müssen. Uebrigens ist hierbei nicht zu vergessen, daß später, als neben dem Grundeigenthume sich immer mehr anderes Vermögen ausbildete, der Name A. in einem weiteren Sinne auch auf das nach dem Volksgesetze zu vererbende, also auf alles nicht feudale Vermögen und auf die Erbmasse desselben übergetragen wurde.

Die allodiale Beschaffenheit des Grundeigenthums und die Begründung der Staats- und Gesellschaftsverhältnisse auf sie bildeten das Allodialsystem der alten Germanen. Sein Wesen besteht darin, daß 1) der Staatsverein gebildet wird durch die Besitzer freien Landeigenthums mit der oben angegebenen Beschaffenheit, und daß dieser Landbesitz unter allen Familien möglichst gleich vertheilt ist; 2) daß sich bei wesentlicher Gleichheit des Standes und der politischen Rechte der Staatsbürger mit diesem Besitzthume das öffentliche Stimm- und Bewilligungs- und Richterrecht über die gemeinschaftlichen Angelegenheiten in den gesellschaftlichen Kreisen eben so verbindet, wie das Landwehrrecht und die Landwehrpflicht; 3) daß die Regierungsgewalt nur für den öffentlichen, allgemeinen Vereinszweck aller Mitglieder und nach deren Zustimmung oder nach dem gesellschaftlichen Gesammtwillen entsteht und gilt. Dieses altdeutsche Allodialsystem wurde im Mittelalter allmählig durch das Feudalsystem besiegt und fast gänzlich verdrängt. Die stets wachsende Vermehrung der sogenannten Komitate oder der ritterlichen Freischaaren freier kampflustiger Jünglinge, so wie die sich mehr od. minder mit ihnen vermischenden, um Lehngut dienenden, größtentheils aus Unfreien und Leibeigenen gebildeten Privatmannschaften der Mächtigern u. Freiherren trugen dazu das Meiste bei. Als jedoch das Feudalsystem sich überlebt hatte, und seine verderblichen Wirkungen immer mehr hervortraten, als die Idee eines wahren Staates wieder auflebte und die Grundsätze natürlicher, staatsbürgerlicher Freiheit immer allgemeiner wurden, so machte auch das fast vergessene Allodialsystem seine alten Rechte wieder geltend und brach sich mit unwiderstehlicher Gewalt durch alle Hindernisse Bahn. In Deutschland wurden nicht nur seit der Auflösung des Reiches die Regierungsrechte der souveränen Staaten allodial, sondern auch innerhalb dieser letztern machte die Allodifikation (transmutatio feudi in allodium) oder die Umwandlung der Feudalgüter u. Feudalrechte in Allodialgüter und Allodialrechte fast überall die erfreulichsten Fortschritte (s. Lehen). Was in dieser Beziehung vorzüglich hinsichtlich der adeligen Lehengüter u. der Bauergüter noch nicht ins Leben getreten ist, wird durch die Gewalt der natürlichen Konsequenz in dem einmal zur Herrschaft gekommenen, neuen Systeme früher oder später bewirkt werden. Die Allodifikation kann übrigens, rechtlich betrachtet, nur dann eintreten, wenn außer dem Vasallen Mangel an berechtigten Personen oder wenn deren Einwilligung erfolgt ist. Sie pflegt gegen Entrichtung eines Abfindungsquantums oder eines jährlich zu zahlenden Kanons, der sich nach der Anschlagssumme des Gutes richtet, zu geschehen.

Allokution, Anrede, bezeichnet im römischen Kurialstyl den Vortrag des Papstes im Kardinalkollegium über irgend eine wichtige kirchliche oder politische Angelegenheit. Der Papst bedient sich dabei stets der lateinischen Sprache und will oft nicht einen Beschluß oder eine Maßregel dadurch herbeiführen, sondern nur ein Princip oder ein Recht des römischen Stuhls für die Zukunft wahren, welches zur Geltung zu bringen man in der Gegenwart keine Aussicht hat.

Allonge (Alonge), Verlängerungsstück, Anhängsel, Blatt Papier, welches einem Wechsel oder einer Anweisung angehängt wird, wenn es für weitere Endossements an Raum fehlt. Ein Wechsel-Endossement muß bekanntlich in der Regel auf dem Wechsel selbst ausgedrückt werden. Jedes andere würde zu Streitigkeiten, oder doch zu Zweifel über die Identität des Wechsels Veranlassung geben können. Da aber nach allgemeinen Grundsätzen und nach den meisten Wechselgesetzen ein Wechsel so oft girirt werden kann, als man will, so ist es gestattet, wenn etwa der Raum desselben (die Rückseite des Wechsels) bereits ausgefüllt ist, den Wechsel durch Anklebung eines Papiers, welches ohne sichtbare Verletzung desselben nicht wieder von dem Wechsel getrennt werden kann, zu verlängern und auf solche Verlängerung die ferneren Giros zu schreiben. Kautel ist es dabei, das Giro so zu schreiben, daß ein Theil desselben noch auf dem Wechsel selbst steht, um die Identität desselben um so leichter konstatiren zu können. Eine Verpflichtung dazu aber existirt nicht, folglich führt auch das Unterlassen kein Präjudiz nach sich. Nur in Weimar schreibt das Gesetz ausdrücklich obige Vorsicht vor, welche freilich gewöhnlich beobachtet wird; wenigstens sieht man selten ein erstes A.-Giro, dessen erste Zeile nicht theilweise auf dem Wechsel selbst geschrieben steht. Immerhin wird durch das Schreiben auf die Fuge der mögliche Betrug am meisten erschwert, und die in Oesterreich gebräuchliche Forderung zum Beweise der Gültigkeit einer A., daß der erste auf sie Endossirende die A. nicht bloß anklebe, sondern auch noch mit seinem Petschaft ansiegele, erscheint unnöthig und ist deshalb verwerflich, weil das Siegel bei der Cirkulation eines solchen Wechsels leicht verletzt werden kann. Die A. kann ebenfalls wieder verlängert werden. Der Grundsatz, daß das Instrument auf dem Wechsel selbst geschrieben werden muß, erleidet übrigens noch in sofern eine Ausnahme, als auch ein Duplikat oder eine Kopie girirt werden kann. Das Anheften der A. mit Nadeln, durch Anheften u. s. w. erfüllt den Zweck nicht vollkommen und ist unbedingt zu verwerfen.

Allongeperüque, Staatsperücke, Zottelhaarhaube; s. Perüque.

Allopathie (Allöopathie), eigentlich das Leiden eines Theiles für einen andern, die Uebertragung einer Krankheitsaffektion von einem

Theile auf den andern. Gewöhnlich wird aber die Benennung auf die Wirkung der Heilmittel angewendet, und A. bedeutet dann die Heilung durch ein anderes entgegengesetztes Mittel, wie Homöopathie die Heilung durch gleichwirkende Mittel. Unpassend gebrauchen Einige das Wort, um die gewöhnliche Heilkunst im Gegensatze zur Homöopathie zu bezeichnen, da sich erstere keineswegs bloß auf entgegengesetzt wirkende Mittel beschränkt, sondern auch schon längst in bestimmten Fällen gleichwirkende angewendet hat.

Allori, 1) Alessandro, Maler der florentinischen Schule, genannt Bronzino nach seinem Onkel, dessen Schüler er war, geboren 1535 zu Florenz, malte schon im 17. Jahre für eine Kirche einen Christus am Kreuze, wodurch er allgemeine Bewunderung erregte. Er war eifriger Nachahmer Michel Angelo's und ausgezeichnet in der anatomischen Zeichnung. Auch gab er 1590 eine anatomische Abhandlung für Maler und ein Gespräch über die Regeln der Zeichenkunst heraus. Er † 1607.

2) Christophoro, geboren zu Florenz 1577, Sohn des Vorigen, auch anfangs sein Schüler. Den Jüngling sprach aber das schöne Kolorit Pagani's mehr an, weswegen er, obschon der Vater darüber unwillig war, zur Schule Pagani's überging. Seine durch einen der schönsten Stiche der italienischen Schule bekannt gewordene Judith im Palast Pitti zu Florenz, zu welchem Gemälde ihm seine Geliebte saß, gilt mit Recht für eines der vorzüglichsten Werke in der Geschichtsmalerei überhaupt. Auch als Landschaftsmaler zeichnete sich A. aus.

Allotria, Nebendinge, welche zur Hauptsache, um die es sich gerade handelt, nicht gehören. Daher Allotriologie, die Einmischung solcher Gegenstände und Gedanken in einen Vortrag, die dessen Zweck fern liegen. In der Dialektik galt es früher als erlaubter Kunstgriff, den wenig vorsichtigen und wachsamen Gegner durch solche A. von dem Hauptgedankengange abzuführen. A. treiben heißt sich mit Dingen beschäftigen, welche einem gewissen Zwecke, dessen Erreichung man sich vorgesetzt, oder dem würdigen Lebenszwecke überhaupt nicht entsprechen.

Allotriophagie, krankhafte Begierde, ungewöhnliche und ungenießbare Dinge zu essen, häufig bei Verrückten, Vielfressern u. dgl. So genießen die Otomakenindianer in Amerika in Ermangelung nahrhafter Speisen einen fetten Thon, der den Magen füllt. Wenn Menschen aus Instinkt etwas genießen, z. B. Kalk bei Sodbrennen, so gehört dies nicht in die A., denn hier dient vielmehr die unnatürliche Speise als Heilmittel.

All'ottava (ital.), d. i. in der Oktave, abgekürzt 8va, wird zur Erleichterung der Schreibart gesetzt und bedeutet, daß eine Stimme mit einer andern in der Oktave fortschreiten soll, z. B. in Partituren, wenn Instrumente und Singstimmen ein und dasselbe zu spielen und zu singen haben und nur um eine Oktave von einander entfernt liegen; bei bezifferten Bässen, wo der Spieler keine Akkorde greifen, sondern nur die Grundstimme in der Oktave verstärken soll; bei obligaten Stimmen, wenn bei Oktavgängen die Noten zu sehr in die Höhe oder Tiefe steigen und dadurch das Lesen erschweren würden, in welchem Falle man die höher oder tiefer liegende Oktavstimme wegläßt und über die einfache schreibt: all'ottava. Ist die in der Oktave zu nehmende Stelle lang, so hängt man eine eben so lange Schlangenlinie an die 8va. Ottava alta bedeutet: die Stimme soll um eine Oktave höher und nicht so, wie es die Notenfigur eigentlich erfordert, gespielt werden.

Allstädt (Allstedt, Altstedt), Amtsstadt in der nördlichsten Parcelle des Großherzogthums Sachsen-Weimar-Eisenach. Das Amt hat 7000, die Stadt 2300 Einwohner. Diese liegt am Flüßchen Rhone (Rhön), das der Helme zufließt, und hat eine Stuterei, auch Potaschen- und Salpetersiedereien, so wie Tuchfabriken. Kaiser Heinrich I. soll das dortige herrschaftliche Schloß mit seiner Gemahlin Hatheburg erheirathet haben. Auch Kaiser Otto II. wohnte und hielt Reichstage hier.

Allston, Washington, berühmter Maler und Dichter Amerika's, wurde 1779 in Südcarolina geboren. Hier lauschte er als Kind den wilden Erzählungen, den phantastischen und glühenden Mährchen der Neger auf der Pflanzung seines Vaters, und diese Bilder gruben sich tief in sein kindliches und empfängliches Gemüth. In allen seinen Gedichten zeigt sich die Wirkung jener traumhaften Kinderzeit. In Newport auf Rhode-Island, wohin er auf Rath eines Arztes geschickt wurde, machte er die Bekanntschaft des Malers Malbone, und der stete Umgang mit diesem Künstler erweckte auch in A. die Liebe zur Malerei. Noch ehe er Harvard College in Cambridge, und während der ganzen Zeit, da er es besuchte, theilten sich seine Studien zwischen Malerei und Dichtkunst. Nach Südcarolina zurückgekehrt, traf er sofort Anstalten zu einer Reise nach Europa. Seine Gönner versahen ihn mit Geld, und so kam er 1801 mit seinem Freunde Malbone in London an. Er ward sofort Schüler der Royal Academy, welche unter der Leitung Wests, auch eines Amerikaners, stand und dessen Gunst er sich zu erwerben wußte. Seine gewandte Unterhaltungsgabe, sein scharfer Verstand und Witz, verbunden mit einem angenehmen Aeußern, machten ihn bald zum beliebten Gaste aller angesehenen Häuser und Künstlergesellschaften. Im Jahr 1804 ging er mit John Vanderlyn nach Paris, dann nach Italien, wo er eine innige Freundschaft mit Thorwaldsen und Coleridge schloß. Nach kurzem Aufenthalt in Amerika seit 1809 besuchte er 1811 abermals England, wo er den großen Preis der British institution gewann. Im Jahre 1818 begleitete er Leslie nach Paris und kehrte, nachdem er 1819 zum Mitglied der englischen Akademie ernannt worden, in demselben Jahre nach Amerika zurück. Er lebte darauf zu Cambridgeport bei Boston der Kunst u. den Musen, † aber plötzlich den 8. Juli 1843. Als Maler hat A. in Amerika keinen Kunstgenossen, welcher über ihn zu stellen wäre, ja kaum einen, der ihm zur Seite gesetzt zu werden verdiente. Seine Gemälde sind alle in jener meisterhaften Art gefertigt, die uns bei Rubens zur Bewunderung hinreißt; ihre Stoffe sind meistens der biblischen

Geschichte entnommen, wie Jakobs Traum, Elias in der Wüste, Saul und die Hexe von Endor, die Befreiung des Petrus aus dem Gefängniß &c. Im Kolorit kommt er den alten Meistern näher, als die meisten der neuern Maler. Nicht minder große Bewunderung, wie als Maler, erregte A. als Dichter. „Monaldi" (Boston 1842, deutsch von Kahldorf, Leipzig 1843) ist eine Erzählung, in welcher A. zeigt, wie sehr er die Leidenschaften und Gewohnheiten der Menschen beobachtet hat, und worin er durch Verkettung der Umstände und geschmackvolle Anordnung des Stoffes das Interesse der Leser zu fesseln und durch die Gewandtheit seiner Sprache, so wie durch das tiefe Gefühl, welches sich in seinen Schilderungen ausspricht, die Herzen zur Theilnahme zu bewegen weiß. Sein bestes Gedicht aber ist „Der gemalte König", eine wunderbare, mährchenhafte Erzählung voll Schönheit und Anmuth. Hier zeigt sich deutlich der Einfluß, welchen jene wilden Lieder und Traditionen der Neger auf seine dichterischen Anschauungen gehabt haben. Es ist afrikanische Gluth, die über den schönen Strophen ausgebreitet liegt, es sind fremde Wunderblumen, die in dem Garten seiner Phantasie blühen; zauberische Gestalten gaukeln vor dem staunenden Auge und das Herz pocht schneller, das Blut pulsirt heißer, wenn man dem wilden Fluge der Gedanken folgt. Noch ein anderes, phantastisches Gedankenbild ist „Die Engel der Jahreszeiten" (London 1813), welches er als Rekonvalescent auf Clifton schrieb. Ein anderes Gedicht, das sich nicht in so wilden und traumhaften Bildern bewegt, aber von eben so großer, mehr milder Schönheit ist, ist „Inez, das spanische Mädchen". A. ist von den Amerikanern sehr geehrt. Auf seine Gemälde sind sie stolz, und seine Schriften reihen sie ihren klassischen Werken an. Eine 1842 erschienene Anthologie amerikanischer Dichter ist dem „Maler und Dichter" Washington A. gewidmet.

Allucius (Allutius), Fürst der Celtiberer in Spanien, wurde von Scipio überwunden u. gefangen. Als später der Sieger hörte, daß des A. Braut ihrem Geliebten freiwillig in die Gefangenschaft folgen wolle, gab er beiden die Freiheit, und erwarb durch diese großmüthige Handlung für Rom einen Bundesgenossen und Freund.

All'unisono (abbrev. unis.), im Einklange, gleichlautend, Zeichen in der Notenschrift, wenn zwei oder mehre Stimmen vollkommen gleichtönent mit einander fortschreiten sollen. In bezifferten Bässen ist es so viel wie all' ottava.

Allut, Johann, angenommener Name eines protestantischen Schwärmers und vorgeblichen Propheten, der zu Ende des 17. und Anfang des 18. Jahrhunderts lebte u. Haupturheber des Protestantenaufstandes in den Sevennen, sowie Verfasser einer Menge theosophischer und mystischer Schriften war. Sein eigentlicher Name war Elias Marion. Er stammte aus Barre, einem Flecken bei Montpellier. Zur Zeit der Aufhebung des Edikts von Nantes zog er sich in die Sevennen zurück, deren Bewohner er zur Vertheidigung ihres Glaubens und zur fruchtlosen Empörung reizte. Als Anführer eines Kamisardenhaufens vertheidigte er sich Schritt vor Schritt in dem Gebirge, dessen Wege ihm auf das Genaueste bekannt waren; doch zuletzt von allen Seiten gedrängt, mußte er sich dem Marschalle von Villars ergeben. Auf seine Bitte entließ man ihn nach Genf. Von hier fuhr A. fort, mit den Protestanten zu korrespondiren und unter den Bauern den Fanatismus, durch welchen sie in einem erfolglosen Widerstand beharrten, zu unterhalten. Endlich kehrte er selbst in die Gebirge zurück, getäuscht durch die Hoffnung, in kurzer Zeit von England Hülfe zu erhalten. Sein Kampf gegen die katholische Uebergewalt war fruchtlos; er benutzte daher eine Amnestie und kehrte nach Genf zurück, von wo er sich 1706 mit einigen andern Fanatikern nach London übersiedelte. Hier trat er öffentlich unter vielem Zulauf als Prophet auf und ließ die ihm vorgeblich gewordenen Offenbarungen durch drei seiner Genossen, Nikolaus Fatio, Joh. Daudé und Karl Portalès feierlich niederschreiben. Zum Unglücke für sie nahm das Konsistorium der französischen reformirten Kirche in London Kenntniß von den Weissagungen A.s und stellte eine Klage wider ihn an, in deren Folge er und zwei seiner Jünger als Gotteslästerer und falsche Propheten zum Pranger verurtheilt wurden. Seitdem unternahmen sie als Weltbekehrer mehre Reisen nach Holland, Deutschland und Schweden, erregten überall, z. B. in Berlin und Halle, großes Aufsehen und wollten zuletzt selbst nach Konstantinopel gehen. A. kehrte indessen, 1714, wieder nach London zurück, und man weiß nicht, was seitdem aus ihm geworden ist.

Alluvialmeersandstein, jüngster Meersandstein (Grès marin superieur), welcher, aus Meersand durch Aufnahme eines kalkigen, zum Theil auch Thon u. Eisenoxyd enthaltenden Bindemittels entstehend, anfangs locker ist, allmählig erhärtet, oft mit Schichten von lockerem Sand und Konglomerat abwechselt und zuweilen kalcinirte Konchylien, so wie Knochen von See- und Landsäugethieren einschließt. Er kommt am Meerstrande, besonders bei Messina, auf mehren griechischen Inseln, an der Küste von Kleinasien, Neuholland und auf den meisten westindischen Inseln vor.

Alluvionsländer, angeschwemmte Länderstrecken, jene allerjüngsten Theile des Erdbodens, die im Wechselkampf der Elemente dem Meere abgewonnen worden sind, jene Anschwemmungen, welche sich an den Küsten ansetzen und das Land vergrößern. Diese Erscheinung tritt uns auf der Erde eben so häufig entgegen als die, daß das Meer seine Herrschaft auf Kosten des Landes erweitert; denn wir wissen, daß viele Städte und Orte der Erde, statt früher am Meere, jetzt mehre Meilen davon entfernt liegen. Die Vergrößerung des Landes kann und konnte auf drei Wegen Statt finden: durch Sinken des Meerspiegels, so daß der Boden der See oder doch die Untiefen und die ins Meer sich verflachenden Küsten hervortraten; dadurch, daß sich durch plutonische Kraft aus dem Meere Inseln u. Berge u. ganze Landstriche erhoben, u. dadurch, daß Theile des festen Landes und von Inseln durch Gewässer, Ströme oder durch das Meer losgerissen, mit fortgeschwemmt und im Meer durch dessen Strömungen irgendwo so aufgehäuft wurden, daß sie dort über die Fläche emporragten. Die in Eu-

ropa bedeutendsten durch Alluvion entstandenen Landstrecken finden sich an den preußischen, deutschen und niederlandischen Gestaden, und hier hat sie nicht bloß der menschliche Fleiß am besten zu nutzen verstanden, sondern auch ihre Entstehungsweise am genauesten erforscht und am längsten beobachtet. Da die Masse des dort neu gebildeten Landes zu groß ist, als daß es die Flüsse allein hätten absetzen können, so erschien dessen Bildung so lange räthselhaft, bis man sich überzeugte, daß das Meer selbst durch seine Strömungen und Wirbel von seinem Boden das Material emporreiße u. zu der Landbildung das Meiste hergebe. Ferner fand man, daß die Moorwasser, welche vorzüglich im nordwestlichen Deutschland aus den Hochmooren eine feine, leichte, höchst fruchtbare Erde den Flußmündungen zuführen, sehr bedeutend dazu helfen. Alle Alluvionsland-Bildung wird durch die Gestaltung der Küste und die Strömungen des Meeres bedingt. Wo die Mündungen der Flüsse so liegen, daß die Meerströmung mit ihnen einer Richtung folgt, da wird nie ein Landansatz haften; wo aber die Strömung des Meeres gerade auf die Küste zugeht, wie am preußischen Gestade, wo sie von Norden nach Süden zieht, da bildet die Alluvion nach und nach Barren (sich lang hinziehende Sandbänke, sogenannte Nehrungen), welche Erscheinung dem Südgestade der Ostsee vorzüglich eigen ist (kurische und frische Nehrung). Solche Barren waren auch die Anfänge Nordhollands. Der Bildungsgang solcher Landansätze ist folgender: Rohe Sandflächen dehnen sich anfangs vom Strande bis zum Meere aus. Wellen ergießen sich täglich darüber hin zur Zeit der Fluth. Tritt die Ebbe ein, so legt sie den Boden fast ganz trokken und erlaubt, z. B. an den deutschen Küsten der Nordsee, mehre Stunden weit zu vorliegenden Inseln, so wie von einer Insel zur andern durchzuwaten, daher dieser Strandboden „Watt" genannt wird. Jede Fluth läßt allemal etwas Schlamm zurück. So erhöht sich nach und nach das Watt; in mehren Jahrhunderten vielleicht kaum um 1 Fuß. Allmählig sprossen Pflanzen hervor; zuerst der sonderbare blätterlose Krückfuß (Salicornia herbacea). Noch kann indeß die Fluth den erhöhten Boden regelmäßig erreichen. Nach langer Zeit verschwindet der Krückfuß; an seine Stelle tritt die 6 Fuß hohe, hellblaue Seesternblume, die gleichsam einen dichten Zaun bildet, der immer mehr vom Meerschlamme festhält. Nun geht bloß noch die höchste Fluth darüber u. der Boden wird trockner. Auch die Seesternblume vergeht; dafür kommt der Queller (Poa od. Plantago maritima), ein binsenartiges Gras. Bald ist das Watt nun zum festgegründeten Vorland geworden, Helder genannt, und endlich dient es als Weide oder als Wiese. So entstehen die sogenannten Marschen. Sobald aber der Helder völlig beraset ist und seine Größe mit den Eindeichungskosten in Verhältniß steht, schreitet man zur Bedeichung. Das neugewonnene Land heißt Polder oder Groden. Die Deiche fassen gewöhnlich ein unregelmäßiges Viereck (Koop) ein, an das sich zur Seite noch andere reihen, so daß sie ein ordentliches Vertheidigungssystem gegen die See bilden. An günstig gelegenen Stellen, im Schutze vorliegender Inseln oder Dünen, setzt sich an der Außenseite der Deiche von Neuem Land an, die sogenannten Außendeiche, die mit der Zeit wiederum eingedeicht werden. An andern Stellen aber, wo Stürme die Schutzwälle zerstörten, reicht manchmal die größte Anstrengung nicht hin, um die Deiche gegen die Fluth zu bewahren. Dann zerstört diese in einem Tag, was Jahrhunderte geschaffen. So ist Nordland an der Küste von Schleswig meistens wieder untergegangen, so sind die Zuydersee, der Dollart entstanden. Früher wurden statt der Deiche 30 Fuß hohe Erdhügel (Warften, Wurthe, Derpe) aufgeworfen, um die Wohnungen und das Vieh zu sichern; sie finden sich noch als merkliche Erhöhungen in den Marschgegenden und tragen Kirchen und Dörfer. Hallichen heißen die unbedeicht gebliebenen od. durch Sturmfluthen ihrer Bedeichung wieder beraubten Marschdistrikte. Schon Plinius erwähnt solcher im Lande der Chauken. Einige Hallichen wachsen auch wieder an, bei anderen aber können die Bewohner berechnen, wann etwa das Erbtheil ihrer Kinder vom Meere verschlungen seyn wird. Werden jene üppigen Weiden vom Pfluge gebrochen, so belohnt unglaubliche Fruchtbarkeit die große Mühe und Kosten des Deichbaues und seiner Erhaltung. Beispiele sind die Marschen der schleswigschen Küste bis zu der westfriesischen. An den Küsten der Niederlande, von Nordholland an bis zur Maas, schützt ein Wall von Sanddünen, hinter denen sich Marschboden angesetzt hat. Hier ist der Alluvialprozeß vollendet, die Dünen früherer Inseln sind durch Anschwemmung mit dem Festlande verbunden. Die Inselgruppe von Seeland im Delta des Rheins, der Maas und der Schelde ist dagegen nur selten durch Dünen geschützt, viel besser schon die flandrische Flachküste.

Auf ähnliche Weise wie die Seemarschen entstehen auch die Flußmarschen an den Seiten und Mündungen der Ströme. Solche sind zwar im Allgemeinen gesicherter; aber ihnen bereitet das zwischen den Deichen mehr und mehr erhöhte Bett des Stromes besondere Gefahren. Am meisten von den Fluthen bedroht sind die schmalen Säume von Marschland, die sich um hervorspringende Küstenlinien ziehen. Hier wie dort (bei den See- und Flußmarschen) legt sich der Marschboden horizontal, wie der Wasserspiegel, an den Fuß des sandigen Küstenlandes, der „Geest", welche einen mehr oder minder hohen Damm bildet. Ueberall ist die Grenze zwischen Marsch und Geest scharf gezeichnet. In Holland umfaßt jeder Koop oder Polder gewöhnlich eine Gemeinde, eng verbunden nicht durch gemeinsamen Besitz, sondern durch gemeinsame Gefahr. Die Wohnungen befinden sich am Rande der Geest; es ist dies die gesundeste, sicherste und zur Bewirthschaftung vortheilhafteste Lage. Hier läßt sich Geest- und Marschkultur vereinigen; denn Bestellung, Ernte und andere Feldarbeiten fallen in so verschiedenem Boden in verschiedene Zeiten; die Witterung, welche dem einen schadet, nützt dem andern. Der zahlreiche Viehstand, den die fetten Grasungen der Marsch ernähren, befruchtet den Sandboden der Geest, welche dagegen die Streu liefern muß. Denn der beste Marschboden wird, wo Geest dabei ist, nicht vom Pflug berührt. Gebrochener

Boden gibt auch nie, selbst nach langer Ruhe nicht, dem Grase die alte Ueppigkeit wieder. Auf solche Weise bildet sich zwischen Marsch und Geest ein beiden vortheilhafter Zusammenhang. Oft sind größere oder kleinere Striche von Geest inselartig vom Marschboden umgeben, und oft ist dieser auch durch Moore oder Moräste vom inneren Lande getrennt (s. Marschen, Dünen, Delta 2c.). Ist diese Beschreibung auch den lokalen Erscheinungen an den Küsten und Flüssen der Nordsee entnommen, so gilt sie doch auch im Allgemeinen: denn die großen Operationen des Wechselkampfs der Elemente gehen überall auf die nämliche Weise vor sich. Man hat sich häufig bemüht, zu beweisen, daß durch dieses ewige Auswaschen der Gebirge und Fortschlämmen durch die Flüsse endlich alle Gebirge zerstört und das Meer aus seinen Ufern gedrängt werden müßte, so daß zuletzt die Erde wieder eine überall vom Wasser bedeckte Kugel werden würde, so etwa, wie sie aus der Hand des Allmächtigen hervorgehend uns in der Bibel geschildert wird. Aber erstlich werden nur die lockeren Erdrinden bemerklich angegriffen, Jahrtausende haben z. B. die Granitgerüste der Alpen um keinen Fuß erniedrigt, und wenn eine zerstörende Wirkung auch auf diese nie aufhören kann, so wird sie doch bis in unendliche Zeiten hinab dauern können, ohne zu den angedeuteten Resultaten zu gelangen. Um z. B. zu beweisen, daß durch Alluvion zuletzt das Meer ganz ausgefüllt seyn müsse, hat man mehre Rechnungen gemacht. Manfredi behauptet: Ist die Menge Regen jährlich 18 Zoll, fallen davon nur 6 Zoll ins Meer und führt fließendes Wasser $^1/_{175}$ Erdtheile mit sich, faßt endlich das trockene Land $^1/_3$ der Erdkugel: so muß der Boden des Meeres durch die ihm zugeführten Erdtheile in 348 Jahren um 5 Zoll erhöht seyn. Maillet nimmt hingegen $^1/_{1700}$ Erdmasse im Flußwasser an. Andere und zuverlässigere Beobachter, denen auch die neuesten Forschungen nicht widersprechen, fanden, daß trübes Flußwasser in 120 Pfund Wasser nur höchstens 60 Gran Erdtheile enthalte, welches = $^1/_{51080}$ seyn würde. Dies ist wohl auch die richtigere Angabe, denn wie weit bleibt die Erfahrung über den Landansatz hinter jenen sich schon selbst so sehr widersprechenden Berechnungen zurück! Ein Beispiel, wie leicht solche Berechnungen irren, gab George Staunton, welcher meinte, daß der gelbe Fluß in China das 125,000 englische □Meilen große gelbe Meer in 24,000 Jahren in festes Land verwandeln müsse, da er in 30 Tagen so viel als 1 englische □Meile von 120 Fuß Dicke neues Land dorthin spüle. Dies auf den Nil unter fast gleichen Verhältnissen angewendet, so wäre sein 100 geographische □Meilen enthaltendes Delta in nicht mehr als etwa 400 Jahren gebildet worden!

Alluvionsland finden wir in eben so großer Ausdehnung als im nördlichen Europa im Nildelta, an der syrischen und kleinasiatischen Küste, am schwarzen Meere u. an dem von Asow, sehr ansehnliche Alluvionen auch an den Mündungen des Kuban, des Don u. der Donau, sowie an der westitalienischen u. der westgriechischen Küste. Ein ausgezeichneter Schauplatz der Alluvion ist auch die Nordwestküste des adriatischen Meeres. Sämmtliche Flüsse derselben, vorzüglich aber die Etsch- und Po-Mündungen (die Lagunen von Venedig, bei Ravenna 2c.), bildeten Alluvionen. An der französischen Küste ist zwischen Marseille, Lyon und Cap de Creuz das Rhonedelta; an der spanischen an der Mündung des Llobregat, des Ebro und bei Cadix; in Frankreich an der Mündung der Gironde, an der Nordküste der Bretagne und Normandie; in England an der Küste von Devonshire und Cornwall, Kent und Sussex Alluvionsland. Merkwürdig sind die großen Sandbänke in der deutschen Nordsee, welche von Dover bis an die schottländischen Inseln, ja bis Bergen in Norwegen gelagert sind und eben so viel Masse haben als der Flächengehalt Großbritanniens, mit einer Dicke von 28 Fuß. In Asien finden wir Alluvionen im ochotzkischen Meere, am Amur, am Hoangho und Yantsekiang in China, in Hinterindien am Irawaddi 2c.; in Vorderindien im Gangesdelta, in Krischnalattah u. Tanjore, um Kalikut; auf Malabar soll das ganze Land von Mangalore bis zum Kap Comorin nach braminischen Sagen Alluvion seyn. Vgl. Ritters Erdkunde, Th. I, 727 2c. Alluvionsland ist auch das große Delta des Indus, die östliche Küste des persischen Golfs (Euphrat-Mündung) u. des arabischen Meerbusens, die Gegend und Landenge von Suez und die ganze Nordküste Sibiriens. In Afrika ist Alluvionsland außer am Nil noch am Kap der guten Hoffnung, am Senegal und Gambia und am Westende der großen Wüste, wo aber auch der Flugsand (s. d.) mitwirkt; an den Mündungen des Tensift und Medeah in Marokko. Südamerika hat vermöge seiner niedrigen Ostküsten und großen Ströme kolossale Alluvionen; eben so Nordamerika. Die Küsten westlich vom Lauf des Golfstromes aus dem mexikanischen Meerbusen um Florida herum nach Neufundland (dessen Sandbank die größte bekannte der Erde ist) sind meistens Alluvionsland. Nur die Lorenzmündung ist ohne Alluvion; aber beim Hudson und Delaware findet sich Alluvion wieder und eben so an vielen Punkten der nördlichen Ostküste. Alle werden aber weit übertroffen von den Anschwemmungen des Missisippi, dessen Delta so groß wie ganz Aegypten ist. Dieser Strom, der lauter Urwaldungen durchfließt, nimmt Bäume in solcher Menge mit sich fort, daß sie sich wie Inseln zusammenklumpen u. das Fahrwasser täglich verändern. Noch haben wir Alluvionen an der Küste von Haiti und andern westindischen Inseln, vorzüglich den kleinen Antillen, die jedoch mit den Korallenbildungen nicht zu verwechseln sind. Australien ist noch nicht erforscht genug; nur an der Südküste, am Spencersgolf, kennt man ein Alluvialland von großer Ausdehnung.

Alluvionsrecht, das Recht, vermöge dessen man sich das von andern Ufern durch die Gewalt des Wassers losgerissene Land, wenn es sich an das diesseitige Ufer angesetzt hat, zueignen kann. Nach dem öffentlichen Rechte in vielen Staaten des deutschen Bundes gehört das Eigenthum der Alluvionen zu den Regalien und ist ein Theil des sogenannten Wasserregals, welches nicht bloß den Gebrauch des Wassers begreift, sondern auch die in und unter dem Wasser befindlichen

Sachen (leblose wie lebendige Dinge), und die durch das Wasser hervorgebrachten, folglich auch den Grund und Boden, den das Wasser durch Anspülung, Anwurf, Alluvion absetzt. Der Staat betrachtet sich dort als obersten Eigenthümer solcher neuen Landstrecken und nimmt das Verleihungsrecht für solche, so wie das Recht, über die Benutzung derselben und über die dafür zu entrichtenden Abgaben zu bestimmen, in Anspruch. Vgl. Accession.

Alluvium (Alluvion), Anschwemmung, aufgeschwemmtes Gebirg. Im fortdauernden Bildungsprozeß der Rinde unseres Erdballs tritt die Anschwemmung als eine Erscheinung auf, die seit undenklicher Zeit auf die Gestaltung der Erdoberfläche großen Einfluß übte. Wenn wir annehmen, daß sämmtliche Bestandtheile unsers Weltkörpers einst, gleich den Kindern der Sternenwelt, den Nebelflecken und Kometen, in einem dunstförmigen und später feuerflüssigen Zustande waren, so kann der erste Uebergang von jenem feuerflüssigen (geschmolzenen) in einen festen Zustand nur durch Ausströmung von Wärme von der Oberfläche in den Weltraum bewirkt worden seyn; die dadurch hervorgebrachte Abnahme der Hitze der Oberfläche der feuerflüssigen Erdkugel ließ die Krystallisation der Atome zu und das erste Resultat dieser Erstarrung war die Bildung einer Schale oder Rinde von oxydirten Metallen und Metalloiden, die sich als krystallinische Gesteine, gleichsam als ungeheure Schlacken um die geschmolzenen Massen herumlagerten. Dies sind die Urgebirge; sie bilden noch gegenwärtig die Rippen der großen Erhebungen und die Unterlagen der jüngern, der aufgeschwemmten und der Flötzgebirge, welche selbst aus dem Detritus der krystallinischen entstanden sind. Die Mächtigkeit (Dicke) jener krystallinischen Rinden läßt sich zwar nicht genau bestimmen, dürfte aber schwerlich an irgend einem Orte der Erdoberfläche mehr als 3¹/₂ geogr. Meilen oder den fünfhunderrsten Theil des Erddurchmessers betragen. Auf jener ältesten Schlackenkruste der Erde nun schlugen sich die wässerigen Dämpfe der Erdatmosphäre nieder und bildeten so die Meere. Das überirdische Wasser und die unterirdischen Feuer in ihrer Wechselwirkung und im antagonistischen Kampfe schufen eine lange Reihe von Veränderungen und Umwälzungen, unter denen der bei Weitem größte Theil der ältesten Erdkrusten wieder zerstört werden mußte. Der Detritus der eingestürzten, zermalmten Urgebirge wurde in die See geschwemmt, wo er sich zu dicken Schichten von Trümmergesteinen und Geröllen, als Schlamm, Sand, Kies &c. ausbreitete, bis solche die unterirdischen Gewalten, Feuer und Dämpfe, als trockenes Land über die Oberfläche der Gewässer erhoben. Diese Gewalten setzten ihre Wirkungen durch alle folgenden geologischen Perioden fort und äußern sie gegenwärtig noch, nicht bloß in den Phänomenen der thätigen Vulkane, sondern auch in den häufigen und großen Veränderungen in dem relativen Niveau des Meeres und des festen Landes durch Emportreibung und Versenkung. Alle Beobachtungen überzeugen, daß die Schichten der ältern Alluvie zuerst unter dem Meere gebildet und später als trockenes Land aus demselben hervorgetreten sind, und voll Bewunderung erkennt der Forscher die sprechenden Beweise von einer Planmäßigkeit in der Aufeinanderfolge der Veränderungen, welche die Erdkruste betroffen haben, in der allmähligen Entwickelung des organischen Lebens — auf dessen Stufenleiter jede Erdrinde eine eigene Sprosse einnimmt —, in der Beschaffenheit der zuerst auflebenden Pflanzen und Thiere, in der Art, wie die spätern, vollkommeneren, zusammengesetzteren, sich an die früheren, einfacheren anschließen „bis zum letzten Ziele der sichtbaren Schöpfung, dem Erscheinen des Menschen, welcher durch die eigenthümliche Umgestaltung der Wirbelthiere in immer gesteigerter Menschenähnlichkeit durch alle Formationen augenscheinlich verheißen ist" (Agassiz). Die neueste Geologie unterscheidet achtundzwanzig genau begrenzte, geschichtete Erdrinden, die nacheinander gebildet, zerstört und aus dem Detritus der jüngstzerstörten von Neuem zusammengesetzt sind. Die bisherigen Erfahrungen und Untersuchungen weisen nach, daß die Mächtigkeit (Dicke) jeder dieser, wie die Blätter eines Buchs aufeinandergelagerten Erdrinden durchschnittlich höchstens 1200 Fuß betrage, wonach eine Gesammtmächtigkeit der Flötzgebirge von etwa anderthalb deutschen Meilen anzunehmen ist; nur eine geringe Dicke im Vergleich zum Durchmesser der Erde.

A. im engern Sinne bezeichnet in den meisten geologischen Schriften einen Gegensatz zu dem zwar meistens auch durch A. entstandenen, aber regelmäßig geschichteten und anstehenden Gestein. An der Oberfläche befindet sich nämlich gewöhnlich eine Dammerdeschicht, welche zum Theil aus zersetzten (verfaulten) Pflanzen besteht, auch zum Theil von den Würmern hervorgebracht wird, die fortwährend den feinen Boden von dem groben absondern. Unmittelbar unter dieser Damm- oder Ackererde zeigt sich der sogenannte Untergrund, bestehend aus den geschichteten und ungeschichteten Gesteinen der Gegend oder gewöhnlicher noch aus einer Alluvialmasse oder aus Schutt, gebildet aus zerbrochenen und eckigen Bruchstücken des darunter liegenden festen Gesteines. Diese Schuttbildung mag zum Theil der Verwitterung oder Zerstörung des Gesteins an solchen Stellen, den Einwirkungen der Luft und des Wassers, der Sonne und des Frostes, so wie der chemischen Zersetzung, zum Theil aber auch der ausdehnenden Kraft der Baumwurzeln zugeschrieben werden, indem in frühern geologischen Epochen daselbst Bäume wuchsen. Zuweilen mögen auch die Schwingungen der Erdbeben in frühern Zeiten die Zerstörung des früher schon mit Rissen durchzogenen und verwitterten Bodens veranlaßt haben. So zerstörten z. B. in Kalabrien unterirdische Bewegungen das Pflaster der Städte, indem sie die Steine in die Höhe hoben, und auf der südamerikanischen Insel Quiriquina wurden durch das große Erdbeben im Februar 1835 einige schmale Bergrücken von hartem Urthonschiefer, der dort das Grundgestein bildet, so vollkommen zersplittert, gleich als wären sie mit Pulver zersprengt. Die Wirkung fand nur an der Oberfläche Statt und hatte frische Brüche und Verrückungen des Bodens veranlaßt,

wogegen der tiefer befindliche Schiefer fest und unbeschädigt blieb. — Das A. ist von dem Schutte dadurch verschieden, daß jenes aus Sand und Grus besteht, die mehr oder weniger abgerundet sind, und daß es oft von sehr entfernten Punkten herbeigeführt, häufiger aber noch aus der Nähe seines Vorkommens entlehnt ist. Der Grus ist selten fest geworden, oft ungeschichtet, gleich Haufen von Schutt, die aus Karren ausgestürzt worden sind, zuweilen aber in wellenförmige und schiefe Lagen getheilt, die einen successiven Absatz aus dem Wasser bezeichnen. Solches A. liegt sowohl über geneigten, als horizontalen Schichten, so wie auch über ungeschichteten Gesteinen zerstreut; es findet sich am häufigsten in Thälern, kommt aber auch auf Plateaux oder Hochebenen und selbst auf hohen Gebirgen vor; jedoch ist das an höheren Punkten gefundene gewöhnlich von dem niedriger liegenden verschieden. Die untere Oberfläche einer Alluvialablagerung ist oft sehr unregelmäßig und stimmt mit allen Unebenheiten des darunter befindlichen Bodens überein. Zuweilen kommt eine kleine Masse abgesondert und wie von der darunter liegenden Formation umschlossen vor. Solche einzelne Punkte sind gewöhnlich Durchschnitte von mit A. ausgefüllten, gewundenen, unterirdischen Höhlungen. Sie mögen die Kanäle von Quellen oder unterirdischen Bächen, welche durch erweiterte natürliche Spalten flossen, oder auch zuweilen nur Räume gewesen seyn, welche ehedem die Wurzeln großer Bäume einnahmen, und in welche, nach deren Zerstörung, Sand und Grus gelangten.

Es ist durchaus nicht so leicht, als es scheint, einen genauen Unterschied zwischen den anstehenden Gesteinen oder regelmäßigen Schichten (den auf ihren Lagerstätten befindlichen Felsarten) und ihrer Alluvialdecke von herbeigeführten Materialien zu machen. Ist das Bett eines größern oder kleinern Flusses ausgetrocknet, so besteht das in demselben Zurückgebliebene aus Grus, Sand und Schlamm; was aber davon während einer Fluth auf den benachbarten Ebenen zurückblieb, ist zum A. im engern Sinne zu rechnen. Wurden dieselben Materialien aber ins Meer geführt, wo sie, von dem Wasser getrennt, in Schichten abgesetzt, als Sandbänke aufgeschwemmt und später emporgehoben wurden, so entsteht Flötzgebirg daraus. Auf dieselbe Weise können wir Grus, Sand und zerbrochenen Muscheln, die sich längs des Meerstrandes zerstreut finden, Schichten entgegenstellen, welche durch den Absatz ähnlicher Materialien von Jahr zu Jahr in tiefern Theilen des Meeres gebildet worden sind. Auch Versteinerungen können den Alluvien im engern Sinne beigemengt seyn, vorausgesetzt, daß jene an den Punkt ihres jetzigen Vorkommens geschwemmt worden sind. Wenn einige derselben, seyen es Süßwasser- oder Meeresmuscheln, da gelebt zu haben und gestorben zu seyn scheinen, wo man sie begraben findet, so kann der Niederschlag, obgleich er hauptsächlich aus herbeigeschwemmten Materialien besteht, schon nicht mehr ein aufgeschwemmter im eigentlichen Sinne, sondern er muß eine regelmäßige Meeres- oder Süßwasserformation genannt werden. Uebrigens wird man leicht einsehen, daß von solchen Alluvialniederschlägen eine Menge Uebergänge zu sowohl in dem Meere, als auch in Flußmündungen gebildeten Flözgebirgen vorkommen müssen, bei denen es sehr schwer hält, einen Unterschied zu machen, zumal weil in den Bildungen von porösem Sande, von Grus und Lehm, welche dem atmosphärischen Wasser einen Durchgang gestatten, die Versteinerungen als Erkennungszeichen oft zerstört worden sind. Es muß Alluvien von verschiedenem Alter und in allen Höhen über dem Meeresspiegel geben, die sowohl vor als während der Trockenlegung des Landes, am häufigsten aber in Perioden gebildet worden sind, als das Niveau einer Gegend in Folge unterirdischer Bewegungen Veränderungen erlitt. Denn dann wurde der Lauf der Gewässer, sowohl der des Meeres, als der des Landes, am häufigsten verändert und die Kraft der Meereswogen konnte am meisten auf das Land einwirken. Ehe man zugab, daß die Hebung und Senkung großer Ländermassen, sowohl unmerklich, als auch durch eine Reihe plötzlicher Stöße, einen Theil von den gewöhnlichen Operationen der Natur bilde, wurden die alten Alluvien von den meisten Geologen „Diluvium" genannt und jetzt noch fortwirkenden Ursachen nicht zugeschrieben. Um dieser Behauptung Wahrscheinlichkeit zu geben, glaubte man, es sey hinlänglich, zu zeigen, daß die Flüsse, welche jetzt einen bestimmten Distrikt entwässern, in dem Verlaufe von Jahrtausenden nicht im Stande waren, die Entblößungsthäler, in denen sie fließen, zu bilden, und daß dieselben Flüsse eben so wenig im Stande waren, allen Grus und alle Geschiebe, welche offenbar mit frühern Entblößungswirkungen in Verbindung stehen, in ihre jetzige Lage zu bringen, welche oft ein Berggipfel oder eine Hochebene ist. Man schrieb daher das Diluvium einer großen Fluth (Sündfluth) oder einer Reihe von Fluthen zu, die sich mit furchtbarer Heftigkeit über das Land ergossen, nachdem es seine jetzige Gestaltung und seine jetzige Höhe über dem Meeresspiegel erlangt hatte. Man glaubte, daß nicht allein kleine Geschiebe, sondern auch große Gesteinblöcke durch diese verwüstenden Fluthen oder Wogen aus größern oder kürzern Entfernungen herbeigeführt und auf den Gipfeln von Bergen und Hügeln abgesetzt worden seyen. Allein die Flüsse sind nicht die einzigen vorhandenen Ursachen und eben so wenig die wirksamsten Agentien, durch welche Entblößungen bewirkt werden konnten. Erfolgte die emporsteigende Bewegung des Landes sehr langsam, so konnten die Wellen leicht eine Schicht von weichen Materien während des Emporsteigens, und ehe es noch die Oberfläche erreicht hatte, wegwaschen. Auf diese Weise kann eine sehr ausgedehnte, ununterbrochene Entblößung Statt gefunden haben und Hunderte von Fußen mächtige Massen können auf diese Weise zollweis in dem Verlaufe von Tausenden von Jahrhunderten weggewaschen worden seyn. Wenn aber Riffe, die aus einem festern Gestein bestehen, emporgehoben werden, so wird die darauf einwirkende Brandung Bruchstücke und Blöcke davon abreißen und sie über dem Meeresboden zerstreuen. Dieses Meeresalluvium wird emporgehoben, wenn die Riffe endlich in Land verwandelt werden, und

es kann alsdann die Bedeckung von Berggipfeln oder von erhobenen Terrassen oder Tafelländern bilden. Dagegen wird dieser Schutt in allen Thälern fehlen, die während der Emporhebung des Landes von den zwischen den Inseln sich bewegenden Meeresströmen, oder von den Flüssen nach der Emporhebung des Landes ausgehöhlt worden sind. Auf dem Boden solcher neuern Thäler findet man ein jüngeres A., welches einige Geschiebe von dem ältern Gebirge enthalten mag, aber hauptsächlich aus den Zerstörungen der Gesteine der nächsten Thalwände besteht. Vgl. Alluvionsländer.

Allweisheit, die vollkommene Weisheit Gottes, durch welche er Alles durch die besten Mittel zu den besten Zwecken lenkt. Seine Allwissenheit verbindet sich in dieser Eigenschaft mit seiner Heiligkeit, oder seine vollkommene Erkenntniß mit dem vollkommensten Willen.

Allwissenheit, göttliche Eigenschaft. Gott, als der vollkommenste Geist, muß zugleich den vollkommensten Verstand besitzen, dessen Kraft und Wirkung sich in der A. zeigt, oder derjenigen Eigenschaft, nach welcher bei Gott das vollkommenste Wissen aller Dinge ist. Dieses Wissen Gottes ist intensiv und extensiv das vollkommenste. Es ist, da Gott über Zeit und Raum erhaben ist und den Grund seines Seyns, Wollens und Erkennens nur in sich selbst hat, 1) zeitlos, also ein ewiges und stetiges Wissen, ohne Aufeinanderfolge ein gleichzeitiges, d. i. er erkennt alles Erkennbare auf einmal; 2) raumlos, d. i. nicht bedingt durch die Vorstellung des Raums, woraus folgt, daß es nicht, wie das menschliche, ein durch die Sinnlichkeit bedingtes, sondern anschauend ist, daß er die Dinge an sich u. unmittelbar erkennt, nicht wie der Mensch, durch einen Eindruck auf sein Erkenntnißvermögen; 3) unabhängig und unveränderlich, also ihm nicht von außen gegeben, sondern nothwendig aus ihm selbst hervorgehend, ein ursprüngliches Wissen, darum auch das wahrste, d. i. ein mit dem Wesen der Dinge auf das Genaueste übereinstimmendes, und das allumfassendste, ein Allwissen, weil Alles seiner Existenz und Beschaffenheit nach durch Gott ist. Die dogmatische Eintheilung der göttlichen A. in ein Wissen der Vergangenheit (reminiscentia), der Gegenwart (visio) und der Zukunft (praescientia, Vorherwissen) ist anthropopathisch, da die dreifache Abmessung der Zeit in dem göttlichen Wissen nicht Statt findet, u. vor Gott Nichts vergangen, gegenwärtig und zukünftig ist. Die A. Gottes folgt aus der nothwendigen Idee einer physischen und moralischen Weltordnung, als deren Stifter und Erhalter Gott angesehen werden muß, was nicht der Fall seyn könnte, wenn ihm jene Eigenschaft abginge. Die A. ist, wie die Allgegenwart, nothwendige Folge der Allwirksamkeit Gottes, in sofern dieser aller seiner Handlungen immer sich bewußt und sein Wirken selbst ohne alle Schranken ist. Die heilige Schrift stimmt hiermit vollkommen überein, obwohl in einigen Stellen (z. B. 1. Mos. 3, 9; 18, 20. 21. 22, 11 — 12) die Vorstellung eines allwissenden Regierers der Welt als noch nicht vollkommen ausgebildet erscheint.

Alm, oberdeutscher Name für Alpe, Bergtrift, Bergweide; dann s. v. a. erdiger Kalktuf. In Oesterreich ist es Name für einen Holzantheil, ein Stück Wald. In Konstantinopel heißt so ein gebräuchliches Flüssigkeitsmaß, das nach Vega = 264 pariser Kubikzoll hält.

Alma, 1) ungarischer Nebenfluß der Donau, entspringt auf dem Gebiete Almamellyék, schimeger Gespannschaft, mündet in der baranyer Gespannschaft; — 2) (Alma-Serai), kleine verfallene Stadt und (Alma-Su) Fluß an der Westküste der Krim. Die Stadt war im Mittelalter unter dem Namen Calamita ein bedeutender Handelsplatz und eine Hauptniederlage für den Verkehr der Genuesen in diesen Gegenden. In der neuesten Zeit wurde das Flüßchen berühmt durch die blutige Schlacht, welche die verbündeten Engländer und Franzosen den Russen lieferten, den 20. und 21. September 1854.

Almaçaron (Almazarron), Stadt in der spanischen Provinz Murcia, am Mittelmeer, mit Schloß und Rhede und 5000 Einwohnern, welche bedeutende Fischerei treiben. Aus dem in der Umgegend häufig wachsenden Spartum bereiten die Einwohner eine Art Wollsammet, Matten und Teppiche. In der Nähe wird eine thonige Erde, Almagre (s. d.), gegraben, die man in Sevilla in den königlichen Fabriken als Zusatz zum Schnupftabak anwendet.

Almacks, in England Name von fashionablen Bällen, welche zu Anfang der Wintersaison nicht nur in London, sondern auch in der Provinz, besonders an Badeorten, auf Subskription veranstaltet zu werden pflegen. Jene Bezeichnung haben sie von dem Namen eines Gastgebers, der um das Ende des vorigen Jahrhunderts in London lebte und in dessen Hause sich die exklusive Gesellschaft seit dem 12. Febr. 1765 zu ungemein glanzvoll ausgestatteten Soiréen zu versammeln pflegte. Die Subskription betrug 10 Guineen für die ganze Reihe von zwölf Bällen, und die Herrenbillets waren nur für die Person gültig, der sie vom Komité auf persönliche Anmeldung oder Bürgschaft ausgestellt waren. Doch verwandelten sich diese Almacksbälle in den letzten Jahrzehnten nach und nach in wohlfeilere Reunionen um, indem das Damenkomité, das die Anordnung derselben besorgt (die ladies patronesses), den Eintrittspreis für jeden Ball auf eine halbe Guinee herabsetzte, und zwar in der Absicht, um die exklusiven Prätensionen der Aristokratie dem Einflusse des Talents, Geistes und Geschmacks zu unterwerfen. Auf den A., die noch jetzt in jeder Wintersaison in dem nämlichen Lokal in der Kings-Street bei St.-James gegeben werden, findet sich trotzdem wenig Talent, Geist und Geschmack, sondern es herrscht da in unbeschränkter Souveränität die Göttin Langeweile. Alles, was nicht zu den höchsten Kreisen der Gesellschaft gehört, Bürgerliche, Gentry (Honoratioren, Landadel ꝛc.) ist ausgeschlossen. Daher die Exklusiven (Ausschließlichen), d. i. Solche, die Zutritt zu den A. haben. Selbst die Wohnung kann schon eine Demarkationslinie bezeichnen, außerhalb welcher für den Londoner kein Zutritt zu den A. zu hoffen ist. Alles nämlich, was jenseits oder nördlich der Oxfordstraße liegt, wird als außer der Schranke befindlich betrachtet, die der

Einbildung nach, den ächt = vornehmen und modischen Theil der Hauptstadt von den halbvornehmen, gemeinbürgerlichen oder gewerblichen Stadttheilen scheidet.

Almada, befestigte Stadt in der portugiesischen Provinz Estremadura auf dem hohen Felsenufer des Tajo, Lissabon gegenüber, mit großem Schloß, und 4000 Einwohner. In der Nähe sind die Goldbergwerke von Adissa.

Almaden, mit dem Beinamen de Azogue, Bergstadt in der spanischen Provinz Ciudad-Real in Neukastilien, das alte Cisapona Cetobrix, in der Sierra Morena, 12 Meilen südwestlich von Ciudad-Real, mit 8000 Einw., meistens Bergleuten und Officianten des hiesigen Oberbergamts. Die berühmten Quecksilberbergwerke liegen in geringer Entfernung von der Stadt. Die Erze bestehen aus Zinnober, womit das Gestein imprägnirt ist. Der reine Zinnober wird ausgeschieden und als Farbestoff verwendet. Die unreinen Erze aber, aus welchen die größere Menge besteht, werden zu Quecksilber verarbeitet, das durch Destillation in der Glühhitze in verschlossenen Gefäßen (hier in sogenannten Batterieöfen) dargestellt wird. A.s berühmte Gruben, welche einen unglaublichen Ertrag gegeben haben, und seit Jahrhunderten eine der bedeutendsten und zuverlässigsten spanischen Staatseinnahmen abgaben, waren schon in den ältesten Zeiten bekannt; schon Plinius berichtet, daß die Griechen den Zinnober dieser Gegend verführten. Rom erhielt zu jenes Schriftstellers Zeit allein jährlich an 700,000 Pfd. Seit dieser Zeit sind sie, mit einzelnen durch Krieg und Pest veranlaßten Unterbrechungen, stets im Betrieb gewesen. Als die beiden Augsburger, die Gebrüder Markus und Christoph Fugger, von Karl V. für eine demselben gemachte Anleihe mit den Gruben von A. und den reichen Silberminen von Guadalcanal beliehen wurden, warfen jene dem Staate eine jährliche reine Revenüe von 300,000 Piaster ab. Die Fuggers sendeten 300 harzer und freiberger Bergleute mit ihren Familien hin und brachten durch eine verständige Wirthschaft bald die Ausbeute auf mehr als das Doppelte. Sie zogen aus diesen Werken unermeßliche Reichthümer. Nach Ablauf der Pfandzeit kamen dieselben wieder unter Administration des Staats; bis zum Jahr 1800 war das jährliche Erzeugniß durchschnittlich etwa 13,000 Ctr., in den letzten 3 Jahrhunderten zusammen 4 Millionen Ctr., im Werth von etwa 400 Millionen Thlr. Seit dem Jahr 1800 ist die Produktion der Minen fort und fort gestiegen; 1827 war sie 23,000 Ctr. (im Werthe von 3 Mill. Thaler). Man schätzt sie gegenwärtig, wo der Grubenertrag dem Hause Rothschild verpfändet ist, auf 30,000 Ctr. Bei den ganz unerschöpflichen Erzvorräthen könnte er noch höher und mit derselben Arbeiterzahl und nicht größeren Kosten auf das Doppelte gebracht werden, wenn die Bewirthschaftung besser wäre und der Raubsucht der Beamten gesteuert würde. Gegenwärtig fahren etwa 800 Bergleute in sämmtlichen Gruben an u. in den Schmelzwerken sind 200 Hüttenleute beschäftigt. Die Mächtigkeit der Lagerstätte ist außerordentlich groß und wechselt zwischen 30 bis 90 Fuß. Einige Schachte erreichen eine Tiefe von 1000 Fuß. Der jährliche reine Abwurf ist fast 1 Million Piaster. Alles in A. gewonnene Quecksilber wird (theilweise über England) nach Amerika verschifft und dient in den Amalgamirwerken von Mexiko, Peru, Brasilien &c. zum Ausbringen des Goldes und Silbers. Der Zinnober geht aber meistens nach England und Holland.

Almagest, der von den Arabern verstümmelte Titel von des Ptolemäus Lehrgebäude der Astronomie, welches Al Fergani im Auszuge, Ischar Ben Honain und Tabeth Ben Korrah vollständig ins Arabische übersetzt haben. Aus Arabien kam es nach Europa und wurde im 13. und 14. Jahrhundert ins Lateinische übersetzt (5115 zuerst in Venedig gedruckt). Erst im 15. Jahrhundert wurde das griechische Original in Europa bekannt und 1538 in Basel gedruckt. Der A., bis ins vorige Jahrhundert das einzige Lehrbuch der Sternkunde, enthält alle von Ptolemäus selbst und vom Hipparch gemachten Beobachtungen und Entdeckungen.

Almagre, braunrothe Thonerde, zum Ockergeschlecht gehörig, die in Spanien zum Poliren, mehr aber noch zum Färben des Schnupftabaks, auch zuweilen als adstringirendes Arzneimittel benutzt wird.

Almagro, Stadt in der spanischen Provinz Ciudad-Real, mit 6000 Einwohnern, Sitz der Großmeisterin der Damen des Ritterordens von Calatrava. Ehemals waren hier sehr berühmte Spitzenfabriken. Auch werden hier sehr besuchte Esel- und Maulthiermärkte abgehalten.

Almagro, Diego d', spanischer Statthalter in Peru, ein in der Entdeckungsgeschichte Amerika's hervorragender Conquistador. Als Findling in der Nähe von Almagro 1464 aufgehoben, erhielt er von dieser Stadt den Namen. Das Kriegslager war seine erste Schule, und in ihr entwickelten sich rasch jene Eigenschaften, die ihn nachmals als Mann bezeichneten und zierten: Tapferkeit, Freimüthigkeit, Beharrlichkeit und Biederkeit des Charakters. Die Entdeckung der goldreichen Länder Amerika's beschäftigte damals alle thatkräftigen Menschen und erregte auch in A. einen unbesiegbaren Durst nach Abenteuern in der neuen Welt. In Gemeinschaft mit Francisco Pizarro und Fernando de Luque verfolgte er den Plan, von Panama aus in den Westen Südamerika's vorzudringen, von dessen Goldreichthum der Entdecker des großen Südmeers, Nuñez de Balboa, die erste dunkle Nachricht gebracht hatte. Bereits hatten mehre verunglückte Entdeckungsversuche vor ihm den Muth sehr gekühlt, als A. seinen Entschluß ausführte. Die kleine Expedition der drei Freunde drang tief in Peru vor und kundschaftete das Land aus. Darauf kehrten sie zurück, und, von der spanischen Regierung mit Vollmachten und einer kleinen Kriegsmacht unterstützt, unternahmen die Verwegenen auch gemeinschaftlich des Landes Eroberung. Francisco Pizarro führte die erste kleine Expedition an der peruvianischen Küste, und A. folgte 1532 im December mit inzwischen geworbenen Verstärkungen. Der Schrecken vor den stahlgepanzerten Europäern, die den mit dem Feuergewehr unbekannten Peruanern über Blitz und Donner zu gebieten schienen, ermöglichte die Unterjochung eines

dichtbevölkerten Reichs. Neben Pizarro, der seine Siege durch Grausamkeit schändete, erschien A. trotz seiner Härte noch mild. Nach dem Tode des unglücklichen Inka Atahualpa wurde das ganze Reich unterworfen und Pizarro zum Vicekönig eingesetzt; A. aber erhielt 1534 vom Könige von Spanien die Statthalterschaft über ein Gebiet von 200 Seemeilen Länge jenseits der südlichen Grenze des dem Pizarro unterworfenen Landes. Vergeblich suchte Pizarro's Neid A. beim Hofe anzuschwärzen und zu verdrängen. A., von den Intriguen Pizarro's unterrichtet, begegnete denselben auf eine für diesen beleidigende Weise, und endlich kam es über die Besetzung der Residenz der Inkas, Cuzco, welcher A. unter dem Vorwande sich bemächtigen wollte, sie gehöre zu dem ihm angewiesenen Gebiete, zu offner Fehde. Sie wurde beigelegt durch einen Vergleich, nach welchem A. sein Gebiet durch die Eroberung von Chili auszudehnen suchen sollte. Mißlänge dies, dann sollte er von Pizarro den südlichen Theil von Peru erhalten. A. überstieg mit einem Haufen von 570 Mann ungesitteter, golddurstiger Abenteurer die Anden und betrat die Grenzen von Chili. Aber wenn die Spanier hier auch anfangs, trotz eines nicht geahnten tapfern Widerstandes der Eingebornen, Sieger blieben und viele Beute machten, so wurde der Ausgang des Unternehmens doch sehr mißlich, da in A.'s Rükken bald nach seinem Abzuge (1536) in Peru ein Volksaufstand ausgebrochen war. A. empfing zugleich mit der Nachricht davon ein königliches Patent, das ihn zum Statthalter von Chili und Cuzco ernannte, und eilig kehrte er mit seinem kleinen Heere über die Anden zurück, theils um seinen Landsleuten zu Hülfe zu kommen, theils um Besitz von seinem Antheil an Peru zu nehmen. Er fand Cuzco schon von den Peruanern belagert und hart bedrängt. Zu schwach, etwas Entscheidendes zu unternehmen, suchte er durch Unterhandlungen Zeit zu gewinnen; aber während derselben überfielen ihn die Peruaner mit starker Macht. Diese Treulosigkeit wurde durch die Spanier furchtbar gerächt. Die letztern erfochten einen vollständigen Sieg und Cuzco war frei. Jedoch suchten Pizarro's Brüder, die in der Stadt kommandirten, A.'s Einzug zu verhindern, bis diesem Verrath oder List Nachts die Thore öffnete. Nachdem er so in den Besitz Cuzco's gekommen war, wendete er sich gegen den in feindlicher Absicht heranrückenden, von Franz Pizarro abgeschickten Alonso de Alvorado, überfiel ihn in der Nacht den 12. Juli 1537 in seinem Lager und nahm ihn nebst dem größten Theil seines Corps gefangen. A. hätte jetzt Pizarro selbst stürzen können; aber um nicht für einen Aufrührer gehalten zu werden und einen Bürgerkrieg zu vermeiden, suchte er Frieden mit dem falschen Pizarro auf dem Wege der Unterhandlung. Es kam zu einem Waffenstillstande und zum Beschluß beider Statthalter, dem spanischen Hofe die Entscheidung zu überlassen. Alvorado und ein Bruder Pizarro's waren indeß geflohen; dem zweiten Bruder seines Gegners schenkte A. die Freiheit. Bald aber begann Pizarro sein falsches Spiel von Neuem; er sendete unter der Führung seiner beiden Brüder eine auserlesene Schaar von 700 Mann gegen Cuzco, als er hörte, daß A. krank darnieder lag. A.'s europäische Mannschaft bestand kaum aus 500 alten treuen Kriegern. Vor Cuzco stießen beide Heerhaufen auf einander. A., der das Kommando seinem Lieutenant überlassen mußte, übersah von einer nahen Anhöhe auf einem Ruhebette das für ihn unglückliche Treffen (16. April 1538) und wurde, von seinen Trägern verlassen, gefangen. Man schleppte ihn nach Lima, wo ihm Pizarro als Hochverräther den Prozeß machte. A., damals ein 75jähriger Greis, wurde im Gefängniß erdrosselt und dann öffentlich enthauptet. Sein Sohn **Diego** d'A. sammelte einen Haufen der Anhänger seines Vaters, erstürmte Pizarro's Palast, rächte seinen Vater durch Ermordung Pizarro's (1541) und ließ sich zum Generalkapitän von Peru ausrufen. Auch setzte er sich in Besitz aller wichtigen Punkte des Landes. Bald schaarten sich Pizarro's Anhänger zusammen, und beide Parteien lagen in blutiger Fehde, bis endlich der Oberrichter Vaca de Castro mit der Vollmacht zur Unterdrückung der Parteizwiste und Herstellung der gesetzlichen Ordnung aus Spanien anlangte. Diego, der seinen Mittelpunkt in Cuzco hatte, wurde zur Unterwerfung aufgefordert, und da er sie verweigerte, von de Castro's Truppen in einer sehr blutigen Schlacht bei Chupas 1541 besiegt und gefangen. Er und 40 seiner Genossen mußten das Blutgerüst besteigen.

Alma mater (s. v. a. hehre Mutter, Mutter der Weisheit), ein Name, welcher in England den Universitäten Oxford, Cambridge, in Deutschland den Fürstenschulen Pforta, Afra und andern Bildungsanstalten von denen beigelegt wird, die dort ihre Ausbildung erlangt haben. Bei den röm. Dichtern heißt A. die Göttermutter Cybele (s. d.).

Almanach (vom arabischen al-manach, d. i. Berechnung), ursprünglich Bezeichnung astronomischer Ephemeriden oder kalenderartiger Tafeln mit beigefügten astrologischen und sonstigen Notizen. Der Name kam vom Orient her gegen das Ende des Mittelalters auch im Abendlande in Gebrauch. Der erste A., welcher im Druck erschien, war der „pro annis pluribus“ betitelte von Georg von Peurbach, der um 1460 in Wien lebte. Dann berechnete Johann Regiomontanus im Auftrag des Königs Matthias Corvinus 1474 einen A., der in deutscher und lateinischer Sprache im Druck erschien. Seit dem Jahr 1491 gab der Buchdrucker Engel zu Wien regelmäßig A.e heraus, dann seit 1524 Stöfler in Tübingen. Exemplare von diesen A.en finden sich jetzt äußerst selten. Jährlich erscheinende A.e scheinen erst im Laufe des 16. Jahrhunderts aufgekommen zu seyn. Im 17. Jahrhundert fing man an, den gewöhnlichen Kalendernotizen, astrologischen Beigaben, Prophezeihungen auch sonstige Nachrichten hinzuzufügen. So gab der Almanach royal, der von 1679 an zu Paris erschien, Notizen über den Postenlauf, die Hoffeste, die Messen und Märkte, Münzplätze rc., denen seit 1699 noch die Genealogie des königlichen Hauses, Verzeichnisse der höheren Geistlichkeit und dergl. hinzugefügt wurden. In Deutschland fand dies bald Nachahmung, wie aus den seit jener Zeit erschienenen A.en zu ersehen ist, die regelmäßig der-

gleichen Notizen enthalten. Daneben gab es aber auch A.e, welche mehr für das Volk berechnet waren und anstatt jener officiellen Mittheilungen lieber kleine Erzählungen, Anekdoten, Gedichte 2c. den eigentlichen kalendarischen Nachrichten beigaben. Die letzteren wurden bald auch Nebensache, da man sie in die eigentlichen Kalender verwies, und die A.e wurden in Folge davon periodisch erscheinende Bücher, deren Inhalt lediglich der Unterhaltung und Belehrung dienen sollte. Nach der Verschiedenheit derselben erschienen nun Musen-, Damen-, genealogische, historische, diplomatische 2c. 2c. A.e, ein Zweig der Literatur, welcher besonders in den Jahren 1815 bis 1830 üppig wucherte.

Almança, Stadt in der spanischen Provinz Murcia, 2 geogr. Meilen nordwestlich von Alicante, mit 5000 Einw. u. lebhaften Märkten. Hier eine Schlacht am 25. April 1707 im spanischen Erbfolgekrieg, welche durch die Niederlage der vereinten Oesterreicher u. Engländer entscheidend wurde.

Almansor, zweiter Khalif aus dem Hause der Abbassiden, s. Mansur u. Abbassiden.

Al marco, im deutschen Gold- und Silberhandel s. v. a. für die kölnische Mark fein, also 24karatiges Gold, oder 16löthiges Silber. Ist das Gold oder das Silber nicht fein, also legirt und weniger haltig, so wird das Minus des Gehalts dem Gewicht abgerechnet, so daß der Preis auch bei dem schlechtesten Gold und Silber sich doch immer für die Mark fein versteht. Gesetzt, man wollte zum notirten Preis von 20 Gulden K.-M. in Augsburg 1600 Mark 6löthiges Silber verkaufen, so würde die Rechnung so seyn müssen:

	1600 rauhe Mark	6löthiges Silber,
ab	1000 „	„ Legirung (Zusatz),
bleiben	600 M. fein Silb. zu 20 Fl.	= F. 12,000.

Der Zusatz von geringerem Metall (gemeiniglich Kupfer) wird nicht berechnet und ist jederzeit im ausgeworfenen Preise mit einbegriffen. Aber nicht bloß Gold und Silber in Stangen oder Barren werden al m. behandelt, sondern auch abgegriffene, aus dem Umlaufe zum vollen Nominalwerth verwiesene, verrufene Geldsorten oder solche fremde Silber- und Goldmünzen, welche im gewöhnlichen Verkehr keinen Kurs haben und nicht als gesetzliches Zahlmittel gebraucht werden können. So haben z. B. Dukaten, neben dem Kurse der vollwichtigen Stücke, auch noch einen Preis al m., welcher vorzüglich für die zu leichten, beschnittenen gilt, von denen der Orient, besonders durch die leipziger Messen und die italienischen Plätze, jährlich große, in die Millionen gehende Massen nach Deutschland bringt. Die feine Mark Gold ist gesetzlich zu 67 Dukaten ausgeprägt. Da nun durch Abnutzen und Beschneiden viele Dukaten so leicht werden können, daß 68 auf die Mark gehen, so werden die einzelnen Dukaten nicht nach ihrem Werth angenommen (67 auf die kölnische Mark), sondern 68 nur für den Werth von 67 Dukaten, d. i. nach dem Markgewicht, al m. Kleine Silbermünzen werden stets al m. ausgeprägt, indem man aus der Mark so viele schlägt, als dieselbe im Ganzen halten soll, ohne daß es gerade möglich wäre, den einzelnen Stücken genau einem wie dem andern denselben Gehalt und dasselbe Gewicht zu geben, so daß kein Stück gegen das andere differirte. Bei Fertigung von Geldpacketen, Geldrollen, Beuteln und Säcken wird der ungezählten Summe gemeiniglich das Markgewicht hinzugeschrieben, um, ohne zeitraubendes Nachzählen, auf die Richtigkeit des Inhalts schließen zu können. Jeder Empfänger hat die Pflicht, das Gewicht zu prüfen; unterläßt er dies, so kann er keinen Ersatz für Manco erhalten.

Almarich (Amalrich), 1) König der Westgothen, Sohn Alarichs II., s. Amalrich; — 2) Name mehrer Könige von Jerusalem: A. I., Graf von Joppe, König von Jerusalem (1163—1174), Nachfolger seines Bruders Balduin III., unternahm 3 Züge gegen Aegypten ohne Erfolg. Der große Sultan Saladin in Aegypten bedrängte ihn u. sein christliches Königreich von allen Seiten. Er † den 11. Juli 1174 während der Belagerung von Paneas. Ihm folgte sein 13jähr. Sohn Balduin IV. — A. II. von Lusignan, König von Cypern (1194) und Jerusalem (1197), Sohn Hugo's VIII., † 1205, nachdem er sich um Cypern verdient gemacht hatte. Ihm folgte A. III., † unmündig 1206.

Almarich von Bena, pantheistischer Sektirer im Anfang des 13. Jahrhunderts, geboren zu Bena bei Chartres. Seine Schüler, namentlich David von Dinant, verbreiteten pantheistische Grundsätze und sind die Urheber der im 13. u. 14. Jahrhundert weitverbreiteten Sekte des freien Geistes. Am Ende des 13. Jahrhunderts waren sie unter den Begharden am Rhein schon so zahlreich, daß das Volk bei dem Namen Begharden nur an sie dachte, obgleich sie sich selbst Brüder und Schwestern des freien Geistes nannten. Im Anfang des 14. Jahrhunderts traten sie auch in Italien hervor.

Almas (Almasch), 1) Dorf in Ungarn, komorner Komitat, mit großen Marmorbrüchen, warmem Bad (neuerlich untersucht u. sehr empfohlen), Wasserleitung und römischen Alterthümern. — 2) Dorf in Siebenbürgen, im Land der Szekler, bekannt durch die erst zum Theil gangbar gemachten Höhlen im Kalkgebirge. Der Zugang zur Haupthöhle ist schwierig, das Innere grauenvoll. Finstere Abgründe, Moräste, förmlich mit Rohr überwachsen, und das Rauschen eines starken Baches, Vargyas (Wardjasch), der sich durch Felsenspalten immer tiefer hinabstürzt, schrecken selbst den einheimischen Landmann ab, den Wegweiser nach der Höhle abzugeben. Beim Eingang sieht man über derselben wieder eine Höhle, gleich einem Gewölbe, wohin man auf Leitern steigt. Vor dem Haupteingang steht eine alte Mauer, ein Zeichen, daß diese Höhle einst als Zufluchtsort und Wehre gedient hat. Das Tosen der Gewässer und die hier in großer Zahl sich aufhaltenden Fledermäuse haben zu vielen Schauermährchen Veranlassung gegeben. — 3) Kirchdorf in Siebenbürgen, hunyader Komitat, mit reichen Gold- und Silberbergwerken.

Almasy, ausgebreitetes ungarisches, theils gräfliches, theils hochadeliges Geschlecht mit dem Prädikat von Zsadányi und Töröck-Szent-Miklós, dessen Stammschloß in der heveser Gespannschaft liegt und das mehre im öffentlichen Leben

bekannt gewordene Mitglieder zählt. Besonders zu nennen sind: 1) **Johann Ignaz von**, nachher **Graf**, k. k. Reitergeneral, geboren 1726 zu Gyöngyös, zeichnete sich an der Spitze eines Husarenregimentes vielfach im siebenjährigen Kriege aus, ward dafür in den Grafenstand erhoben und 1773 zum Feldmarschalllieutenant, 1784 zum General der Kavalerie befördert; † 1804 zu Iſadányi.

2) **Moritz**, Graf, Sohn eines Grafen Christoph von A., geb. 1808, ein hervorragendes Mitglied der konservativen Partei in Ungarn, war bis 1848 Unterpräsident der königlich ungarischen Hofkammer und hatte zur Zeit des Finanzministeriums Kossuth den Vorsitz beim Gerichtshofe über den Schleichhandel. Nach der Okkupation von Buda-Pesth durch die Kaiserlichen erhielt er das Amt des Präsidenten an der wieder eingesetzten Hofkammer.

3) **Paul von**, bekannt durch seine Wirksamkeit in der ungarischen Revolution, 1818 zu Pesth geboren, zeigte sich stets als entschiedener Anhänger der Opposition u. kam 1844 auf den preßburger Reichstag als Abgeordneter des heveser Komitats, indem er auch als Untergespann fungirte. Am pesther Reichstage von 1846 vertrat er Gyöngyös u. wurde zu einem der Unterpräsidenten des Repräsentantenhauses gewählt. Nach der Abdankung Pozmándy's und Palfy's versah er allein im debrecziner Parlament das Amt des Präsidenten. Nach der Katastrophe floh er nach Paris.

Alme, kleiner Fluß im preußischen Westphalen, von Einigen mit wenig Wahrscheinlichkeit für den Aliso der Römer gehalten, entspringt im R.-B. Arnsberg bei dem Dorfe Oberalme, geht in den R.-B. Minden über, durchströmt den westlichen Theil des Kreises Büren, nimmt bei Büren den Afterbach auf, tritt hierauf in den Kreis Paderborn, vereinigt sich bei Nordborchen mit der Altenau u. fällt bei Neuhaus in die Lippe.

Almé oder **Alma**, Bezeichnung wandernder Tänzerinnen und Sängerinnen in Aegypten und Indien, ähnlich den italienischen Improvisatricen. Nach Savary bilden sie in Aegypten eine eigne Zunft. Man miethet sie bei Festlichkeiten und Eßgelagen zur Unterhaltung der Gäste. Auch in den Harems haben sie Eingang und lehren die Frauen neue Lieder, erzählen ihnen unterhaltende Mährchen und recitiren Gedichte.

Almeida, Stadt in der portugiesischen Provinz Beira, eine der stärksten Grenzfestungen gegen Spanien, an der Coa, mit 6000 Einw. und einer Schwefelquelle. Die Festung wurde 1762 von den Spaniern erobert, aber den Portugiesen wieder zurückgegeben. Als die Franzosen unter Ney 24. Juli 1810 über die Coa in Portugal eindringen wollten, vertheidigte sich der englische General Coco in A. tapfer wider den Marschall Masséna. Erst als durch eine Bombe eins der bedeutendsten Pulvermagazine in die Luft flog, bequemte er sich zur Kapitulation. Bei dem Rückzug der Franzosen aus Portugal sprengte nach dem mörderischen Kampfe Masséna's mit Wellington 3. u. 4. Mai 1811 der französische Befehlshaber von A., General Brenier, den größten Theil der Festungswerke in die Luft, dieselben wurden jedoch schon von den Engländern wieder hergestellt. Im Februar 1844 fiel die Stadt in die Hände der Insurgenten unter Graf Bomfin, wurde Anfangs April von den königlichen Truppen beschossen und kapitulirte den 29. April.

Almeida, 1) **Don Francesco d'**, tapferer portugiesischer Heerführer aus dem Geschlecht der Grafen von Abrantes. Nachdem er sich schon in den Kämpfen gegen die Mauren und bei der Eroberung von Granada durch Tapferkeit und Umsicht ausgezeichnet, wurde er unter König Emanuel I. erster portugiesischer Statthalter und Vicekönig in Ostindien und als solcher (1505—1510) Begründer der portugiesischen Macht daselbst. Mit einer Flotte von 36 Segeln ausgerüstet, machte er in Kurzem durch glänzende Waffenthaten den portugiesischen Namen furchtbar und wußte durch klug berechnete Verträge den portugiesischen Einfluß immer weiter auszubreiten. Die Staaten Quiloa, Mombaza, Kananor, Kochin, Kalikut, Malakka etc. wurden theils erobert, theils durch zahlreich angelegte Festungen und Faktoreien in Unterwürfigkeit erhalten. A.'s Haupttendenz war, seinem Vaterlande die ungetheilte Herrschaft im indischen Meere zu verschaffen. Er schloß daher die Aegyptier und in Folge davon auch die Venetianer von den besuchtesten Marktplätzen aus und sperrte den arabischen und persischen Meerbusen. Um dies zu hindern, sandte der ägyptische Sultan, von den Venetianern aufgereizt, eine ansehnliche Flotte in den indischen Ocean. Bei Tschoul in Kalikut wurde A.'s tapferer Sohn Lorenzo, der schon bei vielen Unternehmungen das Kommando geführt, auch 1506 Ceylon besucht und die Maldiven und Madagaskar entdeckt hatte, von den Aegyptiern angegriffen, nach einem langwierigen und blutigen Gefechte mit seinem Schiffe abgeschnitten und durch einen Schuß getödtet. Schon hatte A. Anstalt getroffen, den Tod seines Sohnes an den verhaßten Moslems zu rächen, als Alfonso d'Albuquerque erschien, von dem durch A.'s große Erfolge mißtrauisch gemachten Hofe gesandt, um den Oberbefehl zu übernehmen. Im Bewußtseyn seiner Verdienste weigerte sich A., das Kommando an Albuquerque abzutreten, und ließ diesen mehre Monate in Kochin gefangen halten. Dann wandte er sich mit seiner Flotte gegen mehre Küstenplätze, unter andern gegen Goa, welches er am 13. December 1508 in Asche legte, traf endlich die ägyptische Flotte bei Diu und errang einen bedeutenden Sieg über sie. Von diesem Rachezug nach Kochin zurückgekehrt, leistete er endlich der nochmals an ihn ergehenden Aufforderung, das Kommando abzutreten, Folge und verließ Kochin am 13. November 1508. Er erreichte jedoch sein Vaterland nicht, sondern wurde zu Saldanha am Vorgebirg der guten Hoffnung in einem Gefecht mit den Eingeborenen durch einen Lanzenstich getödtet.

2) **Emanuel**, geboren zu Vizeu 1580, † zu Goa 1648, lebte von 1622 — 1634 am Hofe des Sultans von Abyssinien, über welches Land er in seiner „Geschichte Aethiopiens" (Coimbra 1660) u. in den „Historischen Briefen" (Rom 1629) für die damalige Zeit verdienstliche Nachrichten veröffentlichte.

3) **Teodoro**, portugiesischer Geistlicher, geboren zu Lissabon 1722, † daselbst 1803, der erste

portugiesische Schriftsteller, der in seinem Werke „Recreaçao filosifica" (5 Bde., Lissabon 1751) die Fesseln der Scholastik abzuwerfen und ein auf Erfahrung und Beobachtung gegründetes System der Naturphilosophie zu schaffen suchte.

4) **Nicolao Tolentino d'**, berühmter portugiesischer Dichter und Satyriker. Geboren zu Lissabon 1745, studirte er zu Coimbra, und gründete seinen Ruf durch ein satyrisches Gedicht auf den Exminister Pombal. Dasselbe erwarb ihm die Stelle eines Sekretärs im Departement des Innern, eine Sinecure. Aeußeren Sorgen enthoben, lebte er nun bloß seiner Neigung zur Dichtkunst und † zu Lissabon 1811. Seine spätern Satyren sind gegen Laster und Verkehrtheiten der Zeit gerichtet, ohne persönlich zu werden, und geben ein meisterhaftes Gemälde der portugiesischen Sitten seiner Periode. Man bewundert die Wahrheit des Styls, die sich mit Eleganz und Leichtigkeit verknüpft und nie ins Gemeine fällt. A. hat Aehnlichkeit mit Gresset, bisweilen mit La Fontaine. Seine Dichtungen erschienen als Obras poeticas (Lissabon 1802, 2 Bde.; neue Auflage 1828, 2 Bde.).

5) **Antonio d'**, berühmter portugiesischer Anatom und Wundarzt, war in Beira um 1761 geboren, kam als Krankenwärter nach Lissabon in das Hospital des heiligen Joseph und schwang sich von dieser niedrigen Stufe durch Beobachtung, Fleiß und Talent nach und nach zum Lehrer und Vorsteher der chirurgischen Sektion empor. Im Jahre 1791 ging er zu seiner Fortbildung auf Kosten der portugiesischen Regierung nach England, genoß hier den Umgang und die Anweisung der berühmtesten Wundärzte Londons und kehrte nach 2 Jahren nach Lissabon zurück. Er hielt öffentliche Vorlesungen über Anatomie mit dem größten Beifall, bis die Regierung im Jahre 1810 ihn, als einen geheimen Anhänger der Franzosen, nach der azorischen Insel St. Miguel exilirte. Begnadigt, ging er nach England, dann nach Rio Janeiro, und von da in sein Vaterland zurück, wo er 1822 †.

6) **A. Mello e Castro, Don Juan d', Graf von Galvêas**, portugiesischer Staatsminister, geboren zu Lissabon 1757, trat frühzeitig in Staatsdienste und bekleidete nach und nach die Posten eines Gesandten in Haag, in Rom und in London, wo er von 1790—1799 viel zur innigen Verbindung der Kabinette von London und Lissabon beitrug. Im Jahre 1799 erhielt er durch den damaligen Prinzregenten das Ministerium der auswärtigen Angelegenheiten und des Krieges. Nachdem jedoch der Vertrag von Badajoz und der von Madrid zwischen Frankreich und Portugal letztere Macht in die Hände Napoleons gegeben hatten, so erzwang der General Lannes als französischer Gesandter von dem Prinzregenten die Entlassung A.'s. A. folgte dem Hofe später nach Brasilien. Zu Ende des Jahres 1809 wurde er zum Staatssekretär der Marine und der Kolonien ernannt, in welcher Eigenschaft er zu Rio Janeiro 1814 †.

Almeirim, Flecken in der portugiesischen Provinz Estremadura, südöstlich von Santarem mit 2000 Einw., mehren Armenhäusern, Hospitälern, Ueberbleibseln alter Paläste aus der Zeit Johanns I. und seiner Nachfolger, die hier häufig Hof hielten.

Almeloo, Stadt in der niederländische Provinz Overyssel in sumpfiger Gegend mit Schloß u. 4800 Einwohnern, welche Leinweberei und Bleicherei treiben.

Almeloven (Almeloveen), 1) **Johann**, Maler und Kupferätzer der holländischen Schule, geboren um 1614 oder 1624. Die radirten Blätter dieses Meisters, Landschaften und Ansichten niederländischer Gegenden, sind mit leichter Nadel und großer künstlerischer Einsicht gearbeitet und werden sehr geschätzt und gesucht. Er arbeitete mit Vorliebe nach den Zeichnungen seines Freundes H. Saftleven, dessen Geist er so vollkommen verstand, daß man seine Blätter für die Saftlevens selbst ansehen möchte.

2) **Theodor Janson von**, Philolog und Arzt aus Mydregt im Utrechtischen. Geboren 1657, studirte er in Utrecht Humaniora bei Grävius, bei Leusden und de Vries Theologie und später Medicin, erhielt 1681 die Doktorwürde, prakticirte einige Jahre in Amsterdam, wurde 1697 Professor der Philosophie zu Hardewyk und 1702 auch Professor der Medicin, † zu Amsterdam am 28. Juli 1712. A. ist der Urheber einer der besten Ausgaben des Hippocrates und des Celsus. Auch das Itinerarium des Rutilius, Cöl. Aurelians Buch de morbis acutis und andere Werke des Alterthums wurden von ihm erläutert. Bleibenden Werth für die Literatur haben seine „Diss. epistolica de vitis Stephanorum celebrium Typographorum", Amst. 1683; „Inventa nov-antiqua i. e. brevis enarratio ortus et progressu sartis medicae", das. 1684. Auch an dem „Hortus Indicus Malabricus" (Amsterd. 1678 bis 1703) hat A. Antheil.

Almenara, Stadt in der span. Provinz Lerida, an der Naguera Rebagorzana, nahe bei Lerida, bekannt durch das Treffen, worin Karl III. am 27. Juli 1710 Philipps V. Reiterei schlug.

Almendingen, Ludwig Harscher von, Rechtsgelehrter, ausgezeichnet durch Freisinnigkeit des Charakters u. reiche schriftstellerische Thätigkeit. Geb. am 25. März 1766 zu Paris, stammte er aus einer vornehmen, ursprünglich schweizerischen Familie. Sein Vater, früher Banquier in Frankfurt, war zu dieser Zeit hessen-darmstädtischer Gesandter am französischen Hofe, zog sich aber 1771, nachdem er fallirt hatte, nach Lauenstein im Hannöverschen zurück, wo er von den Trümmern seines eingezogenen Vermögens lebte. A. besuchte Göttingen, studirte unter Runge, Hugo, Spittler u. A. Geschichte und Rechtswissenschaft und erhielt 1794 ein Lehramt an der fürstl. oranischen Akademie zu Herborn. An der Redaktion von Feuerbachs und Grollmanns Bibliothek des Kriminalrechts hatte er thätigen Antheil. Wie groß die Achtung war, die er in der Gelehrtenwelt genoß, geht daraus hervor, daß ihm sechs Universitäten Deutschlands Lehrstühle anboten, die er ausschlug, um sich nicht von seinen alten Aeltern zu trennen, welche bei ihm wohnten und eine Veränderung ihres Wohnortes nicht wünschten. Nach dem Tode derselben (1802) nahm A. die Stelle eines Rathes bei dem Appellationsgerichte zu Hadamar an und wurde spä-

ter an dem Gerichtshofe zu Düsseldorf angestellt. Das Jahr 1811 führte ihn in nassauische Dienste, er wurde Vicedirektor des Hofgerichts zu Wiesbaden und Referendar im Staatsministerium. In dieser letztern Eigenschaft wohnte er den Konferenzen der Bevollmächtigten Nassau's, Hessens und Frankfurts wegen Einführung des Code Napoleon bei. Die Reden, welche er in diesen Konferenzen hielt, erfreuten sich des Beifalls der größten Rechtsgelehrten u. galten für das Gründlichste, was bisher in Deutschland über die französische Gesetzgebung gesagt worden war. Im J. 1813 zum Mitgliede der Kommission für die Gesetzgebung Nassau's ernannt, schlug er nützliche Reformen in der Prozeßordnung, die Oeffentlichkeit der Verhöre und die Errichtung von Friedensgerichten vor, Vorschläge, welche wegen der politischen Ereignisse nicht sogleich ins Leben treten konnten, später indessen befolgt worden sind. Bald darauf (1814) erschien von ihm: „Die Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft Deutschlands, betrachtet aus dem politischen Gesichtspunkte" (Wiesbaden 1814), eine Schrift, die ihrem freimüthigen Verfasser viele Angriffe und die Feindschaft hoher Personen zuzog. Im J. 1816 wurde A. bei der Reorganisirung der Gerichtsordnung Vicepräsident des Hofgerichts zu Dillenburg und bald nachher Staatsrath. Zur Zeit der karlsbader Beschlüsse übernahm er die Führung des verwickelten Rechtsstreites zwischen der ältern und jüngern Linie des Hauses Anhalt-Bernburg, ein Geschäft, wozu ihm nicht solche Kräfte zu Gebote standen, wie zu wissenschaftlicher Thätigkeit. Männer, die seinen früher ausgesprochenen Grundsätzen entgegen waren, fanden jetzt Gelegenheit, Blößen an A. zu entdecken und ihn zu verdächtigen. A.s Streben ging dahin, die Ueberweisung des Prozesses vom Obertribunal zu Berlin an den rheinischen Appellationsgerichtshof zu bewirken. Als seine zu diesem Zwecke bei dem Justizminister eingereichten Vorstellungen ohne Erfolg blieben, versuchte er das letzte Mittel, — den Weg der Oeffentlichkeit. Er ließ zu Braunschweig eine Geschichte des Prozesses der Familie Anhalt drucken, worin er sich eine bittere Kritik der preußischen Gesetzgebung erlaubte und namentlich die Bestimmung, welche die Wahl des Appellationsgerichtshofes dem Gutdünken eines Ministers überließ, hart angriff. Die preußische Regierung, hierdurch beleidigt, zog den Verfasser vor das Kammergericht in Berlin, von welchem dieser zu einem Jahre Festungsarrest verurtheilt wurde. Zwar vollzog man die Strafe nicht, da das Hofgericht zu Dillenburg, wohin A. zurückgekehrt war, das exequatur verweigerte; die nassauische Regierung aber verabschiedete ihn, ihm seinen vollen Gehalt unter dem Titel einer Pension belassend. Der tiefbekümmerte, wackere, deutschgesinnte Mann hatte nicht einmal den Trost, seine Vertheidigungsschrift veröffentlicht zu sehen, da kein Buchdrucker es wagte, sich damit zu befassen. Seit dieser Zeit zog sich A. (1822) trübsinnig aus allem Umgange zurück und † den 16. Januar 1827 zu Dillenburg am gebrochenen Herzen. Seine schriftstellerische Wirksamkeit bekunden viele Schriften, von denen, außer den schon erwähnten, die wichtigsten sind: „Philosophischer Versuch über die Strafgesetze der französischen Republik", 1798; „Ueber die gesetzliche Zurechnung und ihr Verhältniß zu der moralischen Zurechnungsfähigkeit", 1802; „Untersuchungen über die Natur der Verbrechen und Strafen", 1804; „Metaphysik des Civilprozesses", 1808; „Denkwürdigkeiten für Rechtswissenschaft und Staatsökonomie", 9 Bde., 1809—12, wovon die 3 letzten Bände einen Wiederabdruck seiner Reden über den Code Napoleon enthalten. Alle diese Werke sind Ehrendenkmäler seiner Gesinnung und seines Strebens, das einer bessern Zeit würdig war. Seine „Juridischen Schriften", unter welchen mehre noch jetzt wissenschaftliche Bedeutung haben, erschienen gesmmelt Gießen 1803— 19 in 10 Bänden.

Almeras, Louis d', ausgezeichneter französischer Generallieutenant aus Napoleons Schule, war zu Vienne in der Dauphiné den 15. März 1768 geboren, trat 1791 als Gemeiner in das Bataillon Freiwilliger des Isère-Departements u. schwang sich rasch auf dem Schlachtfelde zum Kapitän empor. Im. J. 1793 war er als Adjutant Carteaux' bei der Belagerung von Toulon. In Montholons Memoiren Napoleons zollt der Kaiser seiner bei jener denkwürdigen Belagerung bewiesenen Tapferkeit großes Lob. Bonaparte beorderte ihn als Generaladjutanten zur Alpenarmee, und nach ehrenvoller Theilnahme an den glänzenden Feldzügen in Italien 1796 und 1797 folgte er dem Kriegsfürsten nach Aegypten. Mit Kleber zeichnete er sich namentlich in der Schlacht von Heliopolis aus, wo er zweimal verwundet wurde. Nach seiner Rückkehr nach Europa schien Bonaparte ihm abgeneigt zu seyn. Er hielt ihn fern von dem Schauplatze der Ereignisse u. machte ihn zum Kommandanten von Elba. A. verwaltete diesen abgelegenen Posten bis zu Anfang des Jahres 1809, wo er bei der italienischen Armee unter Eugen eine Brigade befehligte, die er bald darauf zu der großen Armee an den Ufern der Donau führte. Bei Wagram wurde er gefährlich verwundet. Seit dieser Zeit focht er stets unter den Augen Napoleons, welcher ihm sein volles Vertrauen wieder geschenkt hatte. Im russischen Feldzuge, in der Schlacht an der Moskwa, wurde er nochmals verwundet und zum Generallieutenant befördert. Auf dem Rückzuge in russische Gefangenschaft gerathen, kam er in ein entferntes Depot an den Grenzen der Krim und erst nach Napoleons Fall nach Frankreich zurück. Die Restauration gab ihm nichts, als den Ludwigsorden. A. zog sich darauf in seine Vaterstadt zurück, welche er seit seiner Kindheit nicht wieder gesehen hatte. Erst 1823 schienen sich die Bourbons seiner zu erinnern; man ernannte ihn zum Kommandanten von Bordeaux. Er † nach langem Siechthum den 7. Jan. 1828 an den Folgen der unzähligen Wunden, mit denen sein Körper bedeckt war.

Almeria, 1) spanische Provinz, Theil des vormaligen Königreichs Granada, 106½ □M. groß, mit 225,000 Einwohnern, bringt viel Südfrüchte und Wein hervor, womit starker Handel getrieben wird. Außerdem beschäftigen sich die Einwohner mit Seidenbau, Bergbau und Fischerei. — 2) A., das alte Murzis oder Portus Magnus, Hauptstadt der Provinz, bedeu-

tende Hafen- u. Handelsstadt an der Mündung des Flusses Almeria und in der westl. Ecke der leichnamigen Bai mit 10,000 Einwohnern, ziemlich verfallen, aber in einer überaus fruchtbaren und anmuthigen Gegend gelegen, wo Palmen und andere tropische Pflanzen fortkommen. Die Stadt ist Bischofssitz und hat außer einer Kathedrale 26 Kirchen und Klöster u. eine lateinische Schule. Zur Zeit der Maurenherrschaft war A. nach Granada die erste Stadt des Reichs mit 150,000 Einwohnern, blühend und reich durch Handel, Gewerbe und Künste. Mit der Vertreibung der Araber verlor es fünf Sechstel seiner Bewohner, und seitdem blieb es im Verfall. Jetzt hat es einige Fabriken in Salpeter, Soda, Terpentin 2c. und einen nicht unbedeutenden Handel mit Cochenille, roher Seide, Blei, Trauben und besonders Wein. Durch Engländer ist in der Umgegend auch Baumwolle mit Erfolg angepflanzt worden.—Die Bai von A. (auch St. Helenenbai genannt) ist sehr geräumig, von 2 weit ins Meer ragenden Landspitzen geschützt, hat leichte Einfahrt und gewährt einen sichern und vielbesuchten Ruhepunkt für Schiffe; doch ist der Hafen selbst schlecht.

Almerial, Flecken in der portugiesischen Provinz Alemtejo, merkwürdig durch die Niederlage der Spanier, die sie durch den portugiesischen Heerführer, Grafen von Schomberg, (1663) erlitten.

Almissa (in der Landessprache Omisch), Stadt und Festung im dalmatischen Kreis Spalatro, an der Mündung der Cettina, mit 1400 Einwohnern, welche ansehnlichen Wein-, Olivenbau und Salzhandel treiben.

Almo, Nebenfluß der Tiber, südlich von Rom, entspringt unweit der Via Appia, fließt durch das Thal der Egeria (jetzt la Caffarella). Seine Quelle wird für heilsam gegen Raude und Ausschlag gehalten; daher Aqua santa, bei den Alten Lacus salutaris genannt. Hier wuschen auch die Priester der Göttermutter das Bild ihrer Götter; denn der Cybele waren die Thiere des Feldes heilig.

Almodovar, Don Ildefonso Diaz de Ribeira, Graf von, spanischer Minister, Sprößling einer reichen Familie in Valencia. Auf der Artillerieschule zu Segovia gebildet, trat er beim Ausbruche des Unabhängigkeitskrieges als Artillerielieutenant in die Armee ein und zeichnete sich als solcher vorzüglich bei der Vertheidigung von Olivenza aus. Nach der Rückkehr Ferdinands VII. aus Valençay wurde er des Verdachtes geheimer Verbindungen wegen in das Inquisitionsgefängniß zu Valencia gesetzt. Er war zu dieser Zeit Oberstlieutenant. Bei der Revolution von 1820 stürmte das Volk seinen Kerker und erhob ihn zum Gouverneur. Als 1823 Frankreich die Mission übernahm und ausführte, das konstitutionelle Leben in Spanien zu vertilgen, suchte und fand er ein Asyl in Frankreich. Erst Ferdinands VII. Tod führte ihn ins Vaterland zurück. Er wurde zu den Cortes gewählt und durch diese zum Präsidenten in der Kammer der Prokuratoren erhoben, eine Stellung, der er nicht ganz gewachsen schien. Unter dem Ministerium Toreno entzog er sich der parlamentarischen Wirksamkeit und wurde Generalkapitän von Valencia. Die hier herrschende Unzufriedenheit mit der Regierung schien ihm nicht fremd; als jene sich durch Aufstände Luft machte und in Valencia, wie fast überall, sich eine Junta bildete, erklärte sich auch A. unumwunden für die vom Volke geforderte Aenderung der Verfassung. A. ward Präsident der Junta und energisch verfügte er die Entlassung aller dem Aufstande abgeneigten Beamten, so wie er auch die Bewaffnung der städtischen Miliz anordnete. Zur Deckung der durch diese Bewegungen veranlaßten Kosten befahl er ohne Weiteres den Verkauf der Meubles und sonstigen Effekten in den Klöstern und Ordenshäusern, und legte außerdem denen eine Steuer auf, welche der Bewegung widerstrebten. Trotz dieser unzweideutigen Beweise für die Sache des Volks war er den Demagogen doch nicht entschieden genug; sie beschuldigten ihn aristokratischer Gesinnungen und verdächtigten ihn so sehr, daß das Volk ihn endlich hassen und verfolgen lernte. A. fand es für gerathen, auf ein englisches Schiff zu flüchten. Doch legte sich der Sturm wieder, und das enttäuschte Volk verlangte A.s Rückkehr. Von Neuem an die Spitze der Junta berufen, traf er jedoch Anordnungen, die seinen früher bethätigten Gesinnungen widersprachen. In der Absicht, die Demagogie zu vertilgen, verfuhr er sehr rücksichtslos u. gewaltsam. Jeder verdächtige Menschenhaufe wurde niedergesäbelt, und für jeden Mord, den die sich damals organisirende Karlistenbande verübte, mußten eine Anzahl Gefangener und die nächsten Verwandten des Bandenchefs, ohne Rücksicht auf Schuld oder Unschuld, bluten. Der damaligen Regierung empfahl sich A. durch diese Maßregeln; Mendizabal machte ihn 1834 zum Feldmarschall und gab ihm bald darauf das Portefeuille des Kriegs. Doch trat A. wegen Kränklichkeit bald wieder zurück. Nach den Ereignissen von La Granja im August 1836 wurde er Deputirter bei den konstituirenden Cortes, unter Calatrava nochmals Kriegsminister und für kurze Zeit interimistischer Conseilpräsident. Nachdem er wegen zerrütteter Gesundheit seine Entlassung genommen, trat er wieder in die Cortes. Später wurde er von der Regentin zum Senator, unter Espartero gegen Ende 1841 abermals zum Präsidenten der Cortes und im Juni 1842 zum Minister der auswärtigen Angelegenheiten ernannt. Mit Espartero's Sturz 1845 trat auch er aus der Verwaltung und bekleidete seitdem kein öffentliches Amt mehr.

Almonacid, Flecken in der spanischen Provinz Toledo, südöstlich von Toledo, merkwürdig durch eine Schlacht im spanischen Unabhängigkeitskampfe, den 11. Aug. 1809, worin die Spanier von den Franzosen unter Sebastiani geschlagen wurden.

Almonbury, Stadt in der englischen Grafschaft York, West-Riding, am Flusse Colne, südöstlich von Huddersfield, mit 8000 Einw., das alte Campodunum der Römer, später Hauptstadt eines angelsächsischen Königreichs, mit bedeutenden Wollenmanufakturen.

Almonde (Allemonda), **Philipp van,** holländischer Viceadmiral, geboren zu Briel 1646, ausgezeichnet in den Kriegen der Niederlande ge-

gen England, wie in jenen, wo die Niederlande, verbunden mit England, gegen Frankreich und Spanien kämpften. A. lernte den Seedienst unter seinem Oheim, dem Fregattenkapitän Kleidyk. Als Kommandeur des Linienschiffs Dortrecht wohnte er der viertägigen Seeschlacht am 11.—14. Juni 1666, wo Ruyter zwei britische Flotten unter Albemarle u. dem Prinzen Rupert aufs Haupt schlug, mit Auszeichnung bei. Im J. 1672 befreite er den vom Feinde eingeschlossenen Admiral Ruyter, erhielt im folgenden Jahre als Kontreadmiral den Befehl über die vor Goeree aufgestellte Flotte, stieß zu dem Geschwader Ruyters im mittelländischen Meere und führte nach dem Tode desselben die Flotte nach Holland zurück. Den größten Ruhm aber erwarb er sich als Führer eines Geschwaders, nachdem er den Admiral Tromp im Kampfe gegen die Schweden unterstützt hatte, in der großen Schlacht bei la Hogue am 31. Mai 1692, wo er zu Russels Siege über die Franzosen unter Tourville hauptsächlich beitrug. Zum neuen Siege und großer Beute führte sein Rath 1702, als Admiral Rook wegen der schon vorgerückten Jahreszeit den Angriff auf die reichen spanischen Gallionen, die aus Westindien kamen und von französischen Linienschiffen unter dem Admiral Chateau Renaud gedeckt waren, verschieben wollte, A. aber den unverzüglichen Angriff durchsetzte. Die feindliche Flotte ward im Hafen von Vigo (11. Oktober 1702) zerstört und von den Engländern 4 Linienschiffe und 6 Gallionen, von den Niederländern 6 Kriegsschiffe und 5 reichbeladene Gallionen genommen. Nach so thatenreichem Leben zog sich A., als Mensch eben so wie als Seeheld geachtet, auf sein Landgut Haaswyk bei Leyden zurück, wo er am 6. Januar 1711 †. Sein Denkmal steht in der St. Katharinenkirche zu Briel.

Almoraviden und **Almohaden**, Name zweier maurisch-spanischen Dynastien. Als um die Mitte des 11. Jahrhunderts im nordwestlichen Afrika der Araber Abdallah-ben-Yasin den Islam predigte und zu dessen Verbreitung durch das Schwert aufrief, nannten sich die um ihn sammelnden Streiter des Propheten Moraviden (arabisch al-murabathin, d. i. dem Dienste Gottes sich weihende Männer). Ihr erster von Abdallah eingesetzter Herrscher war Abu Bekr, der 1070 Marokko gründete. Dessen Nachfolger, Jussuf-ben-Tasfen, breitete die Macht der Almoraviden noch weiter aus und wurde von dem arabischen König von Sevilla zu Hülfe gerufen. Nachdem er die Christen in der großen Schlacht bei Zalacca geschlagen, unterwarf er sich durch Gewalt und Treulosigkeit das ganze arabische Spanien. Nicht weniger schnell aber, als sich die Macht der Almoraviden erhoben hatte, wurde sie gestürzt, und zwar von einer von neuem Fanatismus getriebenen Sekte, den Muahedin oder Almohaden, welche 1146 unter Abd-ul-Mumens Anführung durch die Eroberung Marokko's dem Reiche der Almoraviden in Afrika ein Ende machten u. ihre Macht ebenfalls auch in Spanien ausbreiteten. Ihr Herrscher Jakub Almansor trug 1195 bei Alarcos über die Kastilier einen entscheidenden Sieg davon. Um noch größere Erfolge zu erringen, kam 1210 Jakubs Nachfolger, Mohammed, mit einem angeblich eine halbe Million zählenden Heere nach Spanien, wurde aber von den verbündeten Königen von Kastilien, Aragonien und Navarra auf der Ebene von Tolosa jenseits der Sierra Morena 1212 aufs Haupt geschlagen. 200,000 Mauren sollen auf dem Schlachtfelde geblieben und wenige nach Afrika zurückgekommen seyn. Von dieser Niederlage her datirt der Verfall der maurischen Macht in Spanien und ihre nächste Folge war die Vernichtung der Herrschaft der Almohaden auf der pyrenäischen Halbinsel. Zwar gewann ein späterer Almohadenfürst, Abu-Jusuf, von dem König von Granada zu Hülfe gerufen, noch einmal einen Sieg über die Christen, mußte aber trotz desselben Spanien bald wieder räumen und wurde von Sancho, des Königs Alfons X. von Kastilien zweitem Sohne, sogar in seinem eigenen Lande angegriffen. Mit der Eroberung Marokko's durch die Kastilier 1273 erreichte die Herrschaft der Almohaden ihr Ende. Vergl. Aschbach, Geschichte Spaniens u. Portugals zur Zeit der Herrschaft der Almoraviden und Almohaden, 3 Bde., Frankfurt 1833—1837.

Almosen, ein aus dem Griechischen stammendes Wort, welches zunächst Mitleiden, Mildthätigkeit, dann die aus Mitleiden dargereichte Gabe bedeutet. Schon bei den Juden waren, wie in unsern Staaten, die Wohlhabenderen verpflichtet, einen Beitrag in eine öffentliche Kasse zu liefern, woraus die Armen unterstützt wurden. Auch in den ersten christlichen Kirchen wurden A. gesammelt, wovon $^3/_4$ zum Unterhalte der Geistlichen und $^1/_4$ auf Armenpflege und Kirchenbau verwendet wurde. Ebenso wurden an den Gräbern der Märtyrer im 2. Jahrhundert als Opfer für die Todten A. an die Armen und Gebrechlichen ausgetheilt. Die Pflicht der Wohlthätigkeit ist im Christenthume zugleich mit der Pflicht der Nächstenliebe geboten. Gleichwohl wurde jene Pflicht und die Sache der A. zu einem streitigen Gegenstande in der Moral u. Polemik der beiden kirchlichen Hauptparteien, der katholischen und protestantischen. Jene vertheidigte die A. als mächtige opera operata von Seiten ihrer Nützlichkeit zur Erlangung der Seligkeit, diese verwarf sie in diesem Sinne, als dem Glauben schädlich. Es ist nicht zu leugnen, daß in der Bibel, namentlich in den Apokryphen, den A. ein überaus großer Werth beigelegt wird; wogegen klare Aussprüche Jesu zeigen, daß hier, wie überall, der Werth der Handlung durch die Gesinnung des Thäters bedingt ist. Vergl. Tob. 4, 11; Sir. 29, 15, und Matth. 6, 1; Gal. 2, 16. Ueber Almosenreichung als Staatspflicht s. Armenwesen.

Almosenier (franz. aumônier), der Ordensgeistliche, welcher die zu Almosen bestimmten Gelder und Einkünfte zu verwalten hat. Gemeiniglich sind die Beichtväter katholischer Fürsten zugleich ihre A.s. Der Großalmosenier (Grand aumônier) von Frankreich war einer der ersten Beamten des Reichs und Hofs, gewöhnlich Kardinal von Rechtswegen, Kommandeur des Ordens vom heiligen Geiste, Obervorsteher des großen Hospitals der Blinden (der Quinze-Vingts); er legte dem König in Person den Eid der Treue ab, saß diesem während des Gottesdienstes zur

Rechten und betete an der königlichen Tafel. Seit der Revolution hat die Würde ihre Bedeutung verloren. Auch die Königin, die Prinzen u. die Prinzessinnen hatten ihre A.s. In England ist der Lord High Almoner gewöhnlich ein Bischof, welcher die Aufsicht über den Almosenfond hat, der aus Gütern, die den Almosen im Allgemeinen heimfallen (Straf- und Bußgelder), sich bildet.

Almquist, Karl Jonas Ludwig, fruchtbarer schwedischer Schriftsteller, geboren am 28. November 1793 zu Stockholm, schlug zuerst die amtliche Laufbahn ein, zog sich aber 1823 in die Wälder Wermlands zurück, um nach Art der alten freien Bauern zu leben. Er bewohnte hier eine mit Rasen belegte Hütte, aß Grütze mit Baumrinde vermischt und trug ein einfaches Bauernkleid. Dieses Lebens müde, wurde er Rektor einer Bürgerschule zu Stockholm und machte 1842 das geistliche Examen. Demokratischer und neologischer Ideen und Bestrebungen verdächtig, wurde er vor dem Konsistorium verhört, aber freigesprochen. Im J. 1851 wurde er, mehrer Fälschungen angeklagt, flüchtig. Seine literarische Thätigkeit ist außerordentlich groß. Er verfaßte mathematische und arithmetische Lehrbücher, historische und geographische Handbücher, Grammatiken und Lexika. In Deutschland wurde er indeß nur durch seine belletristischen Werke bekannt. Das bedeutendste darunter führt den Titel „Dornrosensbuch" (Törnrosens Bok, eller fria fantasier berättade på Jagtslottet hos Herr Hugo Löwenstjerna) und ist eine Sammlung romantischer Dichtungen der verschiedensten Art. Von seinen Romanen sind die bedeutendsten: „Gabriele Mimanso"; „Amarina"; „Amalie Hillner"; „Die Herren von Ekolsund"; von seinen dramatischen Arbeiten: „Die Schwanengrotte auf Ipsara"; „Marjam"; „Isidorus und Jadmor"; von seinen epischen Dichtungen: „Schems-el-Nihar"; „Arthurs Jagd". Als humoristischer Schriftsteller that er sich hervor in „Ormus und Ahriman" und in den „Betrachtungen über die Hausthiere".

Almuda, portugiesisches Maß für Flüssigkeiten. Zu Lissabon wird Wein und Oel verkauft, die Pipe zu 26 A.s; aber zum Export nach England hält die Pipe lissaboner Weins etwa 31 A.s. Solche Pipe kommt in London mit 140 Gallonen aus, also 1 A. = etwa $4\frac{1}{2}$ englischen Gallonen. In Oporto theilt man die Pipe in 21 A.s; diese A. sammt ihren Unterabtheilungen ist $49\frac{1}{8}$ Procent größer, als die von Lissabon, so daß eine Pipe Portwein 138 englische Gallonen enthält, 1 A. von Oporto also = $6\frac{1}{2}$ englischen Gallonen ist. In Spanien ist A. ein Getreidemaß, der 12. Theil der Fourga, aber in den verschiedenen Provinzen von verschiedener Größe.

Almukantharat, arabischer Name jedes dem Horizont parallelen Kreises der Himmelskugel, dessen Pole also Zenith und Nadir sind. Sterne, die auf demselben A. stehen, haben gleiche Höhe.

Almus (Alom), Stifter des Magyarenreichs in Ungarn. Ursprünglich Anführer eines der 7 Magyarenstämme, welche sich um 884 n. Chr. in den Steppen um den baschkirischen Ural vereinigten, um weiter zu wandern und eine neue Heimath im südwestlichen Europa zu suchen, wurde er von dem zum Auszuge versammelten Volke zum Fürsten und Feldherrn erwählt. Die Zahl der Auswanderer bestand aus 200,000 waffenfähigen Männern, ohne Frauen, Greise und Kinder. A., so erzählen die Chronisten, stand damals bereits im 64. J., war eine mannhafte, kräftige Gestalt, hohen, schlanken Wuchses, scharfen Blickes und genoß den Ruf, zugleich weise und tapfer zu seyn. Er theilte alle Stämme in mehre Haufen, die unterwegs von Jagd und Fischfang lebten, setzte mit ihnen auf ledernen Schläuchen über die Wolga, kam in die Ebene von Susdal und ohne weiteren Aufenthalt an den Dnieper vor Kiew. Vor den Mauern dieser neuen Residenz des Russenfürsten Oleg schlugen die Wanderer, Ugren genannt, ihre zahllosen Zelte auf, und noch lange nachher hieß diese Gegend die ugrische. Oleg, in Verbindung mit den Bulgaren, scheint den Magyaren anfangs feindlich begegnet zu seyn; allein als die Bulgaren in ihren Gegnern ein stammverwandtes Volk erkannten und mit ihnen Freundschaft schlossen, blieb ihm nichts übrig, als durch Geschenke die Weiterwanderung der Ankömmlinge zu erkaufen. Die Bulgaren zogen mit A., der mit seinem Volke, nach einem langen und mühseligen Marsche, auf der Südseite der Karpathen in die von der Latorza bewässerte Ebene herabstieg (898). Hier ruhten sie 40 Tage und nannten den Ort, wo ihre Zelte standen, Munkacs (von Munka, Mühe). Die heutige Festung Munkatsch liegt in derselben Gegend. A. nahm hierauf alles Land zwischen Theiß und Badrog in Besitz, und nachdem dieser glückliche Erfolg durch viertägige Dankfeste gefeiert worden, legte er seine Gewalt mit dem Wunsche nieder, sie seinem Sohne Arpad übertragen zu sehen. Man willfahrte ihm, und seine Nachkommen besaßen über 400 Jahre den ungarischen Thron. Vergl. Ungarn.

Almweig, Gemahlin Halfdans, Königs von Hringarik in Norwegen, dem sie 18 Söhne gebar, von welchen die berühmten Königsgeschlechter der Skioldunger, Skilfinger, Authlinger und Ynglinger abstammen sollen.

Alnewyk (Alnwyk), Hauptort der englischen Grafschaft Northumberland, an der Alne, nordwärts von London, mit 7000 Einwohnern. Auf dem uralten, in der schottischen Geschichte berühmten Schlosse Alnwick-Castle wurde der schottische König Malkolm III. getödtet (1093) und Wilhelm I. geschlagen und gefangen (1174). Das Schloß ist seit einigen Jahren wieder prachtvoll hergestellt worden und gilt, als Stammsitz der Herzöge von Northumberland, für eines der herrlichsten Denkmäler feudaler Größe.

Alney, kleine englische Insel bei Gloucester, merkwürdig wegen des Zweikampfs, der zwischen Edmund Ironside und Kanut von Dänemark hier vorgefallen seyn soll.

Alnö, kleine liebliche Insel im bottnischen Meerbusen, nahe an der Küste von West-Norland, mit großen Schäfereien.

Aloaddin, bekannter unter dem Namen: der Alte vom Berge, Fürst der Arsaciden oder Assassinen (s. d.) um 1200 n. Chr. Er hauste auf einer

Felsenburg zwischen Antiochien u. Damascus, u. war stets umgeben von einer Anzahl junger, verwegener Männer, die ihm mit Gut und Blut ergeben waren, so daß er sie zu jedem, auch noch so halsbrechenden Unternehmen gebrauchen konnte. Deshalb war A. im höchsten Grade gefürchtet und der Schrecken der ganzen Gegend.

Aloë, Name einer großen Pflanzengattung, von der etwa 180 Arten bekannt sind. Im linné'schen System gehört sie in die 6. Klasse, nach Jussieu zu der Familie der Asphodeleen oder der Coronaceen, u. nach Sprengel zur Ordnung der Liliaceen. Alle Arten haben dicke, fleischige Blätter, die bei vielen mit Stacheln und Warzen besetzt sind. Bei einigen kommen die Blätter unmittelbar aus der Wurzel, bei andern stehen sie an einem dicken Stengel oft so dicht beisammen, daß sie mit dem untersten Theil einander scheidenförmig umfassen. Die prächtigen Blüthen bilden röhrige, regelmäßige, 6theilige Blumenkronen von grünlicher, purpur- oder gelbrother Farbe. Die kleinsten Arten werden wenige Zoll hoch, die größeren erreichen eine Höhe von 30 Fuß. Fast alle Arten verlangen zum Gedeihen ein warmes tropisches Klima, lassen sich aber gut ziehen, wenn sie in leichte nahrhafte Erde und große Töpfe gebracht, im Winter in frostfreien Zimmern bei 4 — 6 Grad Wärme, in den warmen Sommermonaten im Freien mit wenig Feuchtigkeit gehalten werden. Alle sind perennirend und werden durch Wurzelsprossen vermehrt, die man im Juli ablöst und an warmen schattigen Orten aufstellt, wo sie bald Wurzel schlagen. Die beliebtesten und kultivirtesten Arten stammen aus Afrika, besonders vom Kap der guten Hoffnung. Die größten und prächtigsten südamerikanischen Arten blühen in unsern Gewächshäusern selten, und nur alle 20—30 Jahre. In Europa (Spanien, Malta ꝛc.) kommt wild bloß eine Art A. vulgaris oder communis vor. Die A.-Arten sind vielfach nützliche Pflanzen. Die Neger auf der Westküste von Afrika bereiten aus den Fasern der Blätter Stricke und Netze, und auf Jamaika wächst eine Art, aus deren Fasern Strümpfe gewebt werden. Ueber die sogenannte merikanische A. s. Agave. Der aus den Blättern der A.-Arten durch Verwundung oder Einkochung gewonnene eingedickte Saft (A.-Gummi oder A.-Harz, Succus aloës) kommt in 2 Hauptten vor: als glänzende A. (A. lucida) und als Leber-A. (A. hepatica). Untersorten der glänzenden sind: die kapsche, meistens von A. spicata gewonnen, obgleich auch andere, auf dem Vorgebirge der guten Hoffnung wachsende A.-Arten dazu genommen werden; die sokotrinische (A. socotrina), meistens von der A. socotrina, die häufig auf der Insel Sokotra wächst. Beide Sorten kommen bald in großen unförmlichen Massen, bald in ausgehöhlte Kürbisse eingegossen im Handel vor und unterscheiden sich von andern Gattungen besonders durch den glasglänzenden Bruch, so wie dadurch, daß sie an den Kanten durchscheinend bis durchsichtig sind und daselbst eine bräunlichgrüne Farbe zeigen. Die Leberaloë dagegen ist auf dem Bruche fettglänzend, an der Kante kaum durchscheinend, mehr trübe und rothbraun. Auch sie kommt sowohl in großen Massen, als in Kürbisschalen vor. Sowohl die glänzende, als die Leberaloë werden durch Eindicken des aus den Blättern ausgelaufenen Saftes gewonnen. Dies sind die besten Aloësorten. Sie kommen von den britisch-ostindischen Besitzungen nach Europa. Eine schlechtere Sorte, die Roß-A. (A. caballina), die man durch Auskochen der Blätter mit Wasser erhält, kommt von den griechischen Inseln aus der A. vulgaris.

Schon seit den ältesten Zeiten ist die A. als Arzneimittel geschätzt. Sie hat einen eigenthümlichen widerlichen Geruch, einen starken ekelhaft bittern Geschmack und wirkt heftig larirend. In gewöhnlichem Weingeist löst sie sich vollständig zu einer braunen Flüssigkeit, der Tinctura aloës, in Wasser nur zum Theil, über ein Viertheil bleibt darin in Gestalt eines in der Kälte spröden, in der Wärme schmelzenden gelbbraunen Harzes zurück, das sich in Alkalien, Aether und Weingeist mit gelber Farbe löst. Dies ist das Aloëharz (Resina aloës). Der eigentlich wirksame Bestandtheil der A. ist das sehr bitter schmeckende Aloëbitter, welches Stickstoff enthält und unter Zersetzung von Salpetersäure die Aloësäure liefert. Die A. in kleinen Dosen (zu $^1/_8$ bis 1 Gran der Substanz) befördert die Thätigkeit der Verdauungswerkzeuge, daher ist sie gewöhnlich Zusatz in Magenelixiren; in größeren (1 — 2 Gran oder gar 10 — 12 Gran) ist sie ein schwächeres oder stärkeres Purgirmittel, dessen Anwendung nur dem Arzte zukommt. Am besten bewährt es sich bei träger Gallenaussonderung oder auch, wenn bei Verstopfung mit Trägheit und Reizlosigkeit der Organe des Unterleibes Blutandrang nach dem Kopfe verspürt wird, in welchen Fällen kleine Gaben A. manchmal, insbesondere Hypochondristen, sehr dienlich seyn können, den Kopf frei zu machen und die Verrichtung des Unterleibes wieder in Gang zu bringen. Das beste Aloëpräparat in diesen Fällen ist der wässerige Aloëextrakt der Apotheken mit einem gleichgültigen Pulver, z. B. Süßholzpulver, zu Pillen zusammengeknetet, von denen je zuweilen eine vor Schlafengehen genommen wird. Man kann auch das Aloëextrakt zu irgend einem Getränke mischen, muß jedoch den Gebrauch desselben sogleich aussetzen, wenn sich Blutwallung, Kreuzschmerz, Brennen beim Urinlassen, oder dergleichen einstellen. Der Aloëtinktur, so wie der feingepulverten A. bedient man sich äußerlich, als eines reizenden, fäulnißwidrigen, reinigenden, austrocknenden Mittels bei alten, schlaffen bösartigen Geschwüren, feuchtem Brande, Knochenfraß, sowohl bei Menschen als bei Thieren.

Aloëholz (Aloës Lignum s. Lignum Paradisi, Paradiesholz), Name verschiedener im Handel vorkommender Hölzer. Nach Ainslie und T. W. C. Martius werden folgende 3 Sorten allgemein unterschieden: 1) Lignum Aloës, Agallochum, Xyloaloës, Calambak. Dieses stammt von Aloëxylum Agallochum *Lour.*, soll in seinem gesunden natürlichen Zustande geruchlos seyn und erst durch Krankheit im Alter besonders an den untersten Theilen des Stammes, indem sich die öligen Theile auf einzelne Stellen zusammenziehen, an diesen äußerst wohlriechend werden. Solche Stücke werden in Asien mit

Gold aufgewogen. Auch werden die Stämme, sobald sie gefällt worden sind, in die Erde eingegraben und längere Zeit liegen gelassen, wodurch sie mehr oder minder schwer, schwarz und glänzend werden. Die Stücke erhalten verschiedene Namen nach ihrer Schwere. Bei uns kommt es höchst selten vor. Es ist schwer, harzreich, riecht stark und angenehm und beim Verbrennen sehr lieblich. — 2) Lignum Aspalathum officinale s. Aspalathi, rhodiser Dornholz, Aspalathholz. Es stammt von Aquilaria malaccensis *Lam.* und kommt in knotigen, schweren, grauschwärzlichen Stücken vor, die angenehm riechen, besonders wenn sie erwärmt werden, und bitter schmecken. Auf dem Querdurchschnitte haben sie viele weiße Punkte. Diese Sorte kommt am häufigsten im Handel vor, und es halten Einige dafür, daß sie aus den minder guten Stücken der vorigen bestehe, was jedoch nicht der Fall ist. — 3) Lignum Aquilariae s. Aquilae s. Lignum aquilinum s. Agallochum spurium, Garo- oder Adlerholz, kommt von Excoecaria Agallocha *Lam.* her und hat eine ins Grünliche fallende Farbe, ist nicht sehr harzreich, etwas faserig, riecht schwach moschusartig, schmeckt etwas gewürzhaft, aber nicht bitter und läßt sich durch das Kauen schwer zertheilen. Auf heißes Eisen gelegt, verbreitet es einen angenehmen Geruch.

Aloëtaue, Förderungstaue, welche aus dem Baste der Aloëblätter verfertigt sind. Sie repräsentiren ein Tragvermögen, welches im Mittel viermal größer ist als dasjenige der Hanfseile von gleichem Durchmesser, sind durch die in dem Aloëbast enthaltene harzige Substanz vor den schädlichen Einflüssen der Feuchtigkeit bewahrt, wegen ihrer glatten Oberfläche sehr geeignet, die Reibung zu vermindern und die Abnutzung zu verzögern, wegen ihrer Leichtigkeit für die Schachtförderung sehr brauchbar, verlieren durch Benetzung nichts von ihrer Tragkraft und sind weit biegsamer als die Hanftaue.

Aloger, d. i. Unvernünftige, Ketzername, der, nicht ohne Rücksicht auf seine ursprüngliche Bedeutung, von Epiphanius zuerst gebraucht, eine christliche Partei in Kleinasien bezeichnet, welche im 2. Jahrhundert die an das Evangelium des Johannes sich anschließende Lehre von dem ewigen, persönlichen Worte Gottes (Logos) und seiner Vereinigung mit Jesu verwarf, zugleich aber die buchstäbliche, sinnliche Auffassungsweise des Christenthums mißbilligte und besonders die Montanisten und deren Ansichten vom Prophetenthume und dem bevorstehenden, irdischen, tausendjährigen Reiche Christi bestritt. Die meisten A. hielten Christum für einen Menschen, der, ohne vor seiner Geburt als Logos (Gott) existirt zu haben, bei der Taufe oder schon bei seiner wunderbaren Empfängniß die Kraft des göttlichen Geistes empfangen und sich dadurch über alle Propheten zum Herrn der Kirche erhoben habe. Der Ursprung dieser Partei scheint bis auf die Zeit des Apostels Johannes zurückzugehen und ist wahrscheinlich in dem Gegensatze, welchen die johanneische Lehre in der ältesten, jüdisch-christlichen Messiasansicht fand, zu suchen. Als später die Ansicht des Johannes auch über Kleinasien hinaus sich verbreitete, vergrößerte sich auch die Zahl ihrer Gegner, und die Logoslehre fand in den verschiedensten Gegenden, in Rom, Thracien, Syrien und Aegypten Widerspruch. Von diesen späteren A.n unterscheiden sich die frühern dadurch, daß sie der johanneischen Vorstellungsweise nur die einfachere ältere Lehre von Christo entgegenstellten und das Evangelium des Johannes, so wie die Offenbarung, als unvereinbar mit der anfangs viel weiter verbreiteten, gemeinen, evangelischen Ueberlieferung, nicht anerkannten. Unter den A.n sind folgende die bekannteren: Praxeas, Theodotus und Artemon, Noëtus, Beryllus von Bostra, Sabellius und Paulus von Samosata. A. nannte man in Holland auch die Socinianer, weil sie die Gottheit Christi leugnen.

Aloiden (Aloaden), zwei Brüder, Otus und Ephialtes, Söhne des Poseidon und der Iphimedea, der Gemahlin des Aloeus, Heerführers der Thracier, Riesenkinder, die schon im 9. Jahre 9 Klaftern in die Höhe und 9 Ellen in die Breite gewachsen waren. Sie wollten den Berg Ossa auf den Olymp und den Pelion auf den Ossa thürmen, um den Himmel zu ersteigen und die Götter zu entthronen. Doch Apollo erlegte mit seinen Pfeilen die übermüthigen Frevler, ehe ihnen der Bart keimte. Im Tartarus wurden sie an eine Säule gebunden, und Geier fraßen an ihren Eingeweiden und eine über der Säule sitzende Eule beunruhigte sie Tag und Nacht durch ihr Geschrei. Nach Andern stellten sie der Hera und Artemis nach; Artemis verwandelte sich in einen Hirsch, sprang zwischen beiden hindurch, und beide tödteten sich wechselseitig mit ihren eigenen auf den Hirsch angelegten Geschossen. Ares wurde von ihnen bezwungen, gefesselt und 13 Monate lang unter einem ehernen Gefäße gefangen gehalten, bis ihn Hermes mit List befreite. Zu Anthedon, an der Meerenge Euripus, so wie auf Naxos, zeigte man ihre Riesengräber. Otfr. Müller hat nachzuweisen gesucht, daß, wo die A. auftreten, Spuren thracischer Bildung sich vorfinden, die mit der ältesten griechischen Kultur zusammenhängen.

Alombrados, auch Illuminaten, Name einer mystischen Sekte, die seit 1571 mehrmals, z. B. noch 1631 in Spanien sich zeigte, und, von der Inquisition hart verfolgt, später theilweise auswanderte. Die A. setzten, den Quäkern ähnlich, die innere Erleuchtung dem äußern Kirchenwesen entgegen und fanden in der stillen Versenkung der Seele in Gott oder in still betrachtendem Gebete das Mittel zur Beruhigung und Erhebung des Gemüths, so wie den Weg zur Seligkeit. Sie waren wohl ein Nachklang der Sekten des Mittelalters und deren Lehre von der wesentlichen Verwandtschaft des guten Menschen mit Gott und von der Erhabenheit desselben über das gemeine Gesetz. Ihr behaupteter Zusammenhang mit Michael Molinos (s. d.) ist ungewiß.

Alopa, Lorenz Francisci von, auch Lorenz Francisci de Venetiis, gelehrter Drucker des 15. Jahrh. zu Florenz und einer der frühesten in Italien. Wie die meisten Buchdrucker jener Zeit, so hatte auch A. gelehrte Bildung. Besonders besaß er in der griechischen Sprache große Kenntnisse, und die von ihm besorgten Editionen der griechischen Klassiker (worunter mehre Prin-

cipes) werden geschätzt und sehr gesucht. Seine Drucke zeichnen sich durch die schönen Initialen zu Anfange der Kapitel u. große typographische Sauberkeit auch technisch vortheilhaft aus. Von 1494 bis 1496 erschienen: Anthologie, 1494, 4.; die Hymnen des Callimachus, 1494, 4.; Gnomen mit dem heroischen Gedichte des Musäus, ohne Jahreszahl, 4.; 4 Tragödien des Euripides: Medea, Hippolytus, Alceste und Andromache, ohne Jahreszahl, kl. 4.; Argonautica des Apollonius von Rhodus, 1496, 4. Alle diese Werke sind mit griechischen Majuskellettern gedruckt, deren Form der berühmte Joh. Baskaris, welcher zugleich A.'s Korrektor war, nach alten Münzen angab, und gereichen jeder Bibliothek zur Zierde.

Alopäus, s. Alopeus.

Alope, die schöne Tochter des Cercyon, gebar dem Poseidon einen Knaben und ließ ihn aussezzen. Hirten fanden ihn, von einer Stute gesäugt. Ueber das schöne Gewand geriethen sie mit einander in Streit, den Cercyon schlichten sollte. Cercyon erkannte das Kind sogleich am Kleide. A. wurde getödtet, das Kind wieder ausgesetzt und wieder von einer Stute ernährt. Davon erhielt es den Namen Hippothous. A. wurde aber von Poseidon in eine Quelle verwandelt; ihr Grabmal stand zwischen Eleusis und Megara. Als Theseus den Cercyon getödtet, erhielt Hippothous die Herrschaft.

Alopecie, das Schwinden der Haare, besonders am Kopfe, daher Kahlköpfigkeit. Diese wird von den alten Aerzten mit verschiedenen Namen belegt, je nach der Art und Weise, in welcher die Haare ausfallen und je nach dem Ort am behaarten Theil des Kopfes, den die Kahlheit einnimmt; so Madisis, wenn die Haare nur hie und da ausfallen, einzeln stehen; Ophiasis, wenn sie in Form einer Schlange und in schmalen Streifen ausfallen; Phalacrosis, wenn die Kahlheit vom Vorderkopfe ausgeht. Das Wort A. aber bezeichnet nicht allein das, was man Glatze oder Platte nennt, sondern auch das Ausfallen des Bartes und der Augenbrauen, schließt aber den in spätern Lebensjahren erfolgenden Verlust der Haare (Calvities senilis) aus. Selten fallen die Haare in Folge eines krankhaften Zustandes ganz aus, gewöhnlich bleibt noch ein Halbcirkel von Haaren, von einer Schläfe zur andern stehen; noch seltener aber ist der Fall, daß alle Haare am ganzen Körper verschwinden. Die A. wird durch verschiedene Ursachen, namentlich Kopfwunden, Schlafen mit bloßem Kopfe, chronische Hautausschläge, Kopfgrind, Läusesucht, Weichselzopf, Rothlauf, heftige und anhaltende Kopfschmerzen, Sonnenstich, schwere Kopfbedekkung, schädliche Pomaden, scharfe ätzende Dinge, Haarkräuseln durch Brennen, hitzige Fieber, besonders Nerven-, Faul- und Kindbetterinnen-Fieber, Wochenbett, Dämpfe von Quecksilber und Arsenik, vieles Nachtwachen, geistige Anstrengung, Sorge und Kummer, übermäßigen Beischlaf, venerische Krankheit, häufigen Gebrauch von Merkur u. s. w. herbeigeführt. Alle diese Ursachen kommen aber darin überein, daß sie die Ernährung des Körpers beeinträchtigen und den zur Gesundheit der Haare nothwendigen Stoffwechsel in den äußern Bedeckungen stören. Die Kur dieses Uebels im Allgemeinen gehört vor das Forum des Arztes und richtet sich nach der Verschiedenheit der Ursachen. Unter den örtlichen Mitteln haben sich besonders Ruf erworben: 1) das öftere Abschneiden der noch übrigen Haare; 2) das Salben der Haare mit fettigen, schleimigen Dingen, z. B. Oliven-, Lein-, Mandelöl, thierischem Fett, worunter besonders das Bärenfett gerühmt wird, Rindsmark, Malven- und Klettenwurzeldekokt, wenn die Haare zu spröde sind und es ihnen an der nöthigen Fettigkeit gebricht; 3) reizende Mittel, als Reiben, Waschen mit Salzwasser, verdünnten Säuren, Absud von Senf, Rosmarin, Foenum graecum, Kantharidentinktur u. s. w., wenn die Haut, auf welcher die Haare stehen, sich in einem Zustande von Schwäche befindet. Die gepriesenen Geheimmittel, wie sie in öffentlichen Blättern angepriesen werden, sind meist nichts anders, als Gemische von mehren solcher Mittel.

Alopeus, 1) **Maximilian, Baron von**, russischer Staatsmann, geboren den 21. Januar 1748 zu Wiborg in Finnland, wo sein Vater Archidiakonus war, studirte zu Abo, dann zu Göttingen, wurde aber durch den Grafen Panin, russischen Gesandten in Stockholm, der ihn zu seinem Sekretär erwählte, der diplomatischen Laufbahn zugeführt und erhielt durch dessen Einfluß später das Direktorium der Reichskanzlei in Petersburg. Im J. 1785 erhielt er eine Mission an den Hof des Fürstbischofs von Lübeck, fungirte dann als russischer Vertreter bei dem niedersächsischen Kreise und seit 1790 als bevollmächtigter Minister am berliner Hofe. In dieser Stellung erlangte er bald den bedeutendsten Einfluß auf den König Friedrich Wilhelm II. u. begleitete diesen in die Champagne. Als Preußen sich durch den Separatvertrag von Basel 1795 von der Koalition getrennt hatte, protestirte er energisch, forderte seine Pässe u. reiste ab. Zum Staatsrath ernannt, bekleidete er darauf den Posten eines russischen Gesandten beim Reichstage zu Regensburg, bis er 1802 als Botschafter nach Berlin zurückkehrte, um die schwierigen Verhältnisse mit dem preußischen Hofe zu ordnen. Zur Zeit des tilsiter Friedens mit einer Mission in London betraut, unterhandelte er vergeblich mit dem englischen Ministerium, welches die Vermittelung Rußlands nicht annehmen wollte, wenn man ihm nicht Kenntniß von den geheimen Artikeln dieses Friedens gäbe. Diese Sendung war die letzte, welche A. besorgte. Nach der Befreiung Deutschlands von den Franzosen blieb er russischer Resident in Berlin, trat aber 1820 aus den russischen Diensten in den Privatstand zurück. Er † zu Frankfurt a. M. den 16. Mai 1822. A. soll höchst wichtige Memoiren über die Geschichte seiner bewegten Zeit hinterlassen haben, deren Veröffentlichung man aber nicht gestattet hat.

2) **David, Graf von A.**, Bruder des Vorigen, war geboren zu Wiborg 1769 u. wurde in der Militärschule zu Stuttgart erzogen. Unter dem Schutze u. der Leitung seines Bruders betrat auch er die diplomatische Laufbahn. Im J. 1809 kam er unter sehr schwierigen Verhältnissen als russischer Gesandter an den schwedischen Hof u. zeigte Gewandtheit, ohne jedoch zu einem glücklichen Resultate zu gelangen. Es handelte sich darum, den jungen König

Gustav Adolf IV. zur Verzichtleistung auf Finnland zu Gunsten Rußlands zu bewegen. Als aber die russischen Truppen in Finnland einrückten, ließ der Schwedenkönig den Gesandten selbst festnehmen und seine Papiere unter Beschlag legen, wobei allerhand Bestechungsversuche, die man russischer Seits mit dem schwedischen Heere gemacht hatte, zu Tage kamen. Nach der Eroberung Finnlands u. der erzwungenen Abdankung Gustav Adolfs IV., ernannte Kaiser Alexander A. zum Mitgliede des geheimen Rathes, ertheilte ihm den St. Annenorden erster Klasse u. schenkte ihm ein Landgut mit 5000 Rubeln Einkünfte. Etwas später erhob er ihn in den Grafenstand und sandte ihn nach Stockholm, um dem neuen Könige Karl XIII. den kaiserlichen Glückwunsch darzubringen. A. unterzeichnete damals (1809) den Allianzvertrag zwischen Schweden und Rußland. Bald darauf schickte ihn Alexander an den würtembergischen Hof u. 1813 als Generalkommissär zum verbündeten Heere. A. blieb auch während des Feldzugs von 1814 im Hauptquartier der alliirten Monarchen. Nach dem Frieden vertrat er als bevollmächtigter Minister Rußland am berliner Hofe und † daselbst am 13. Juni 1831.

Aloysius, Maria Joseph Johann Joachim Franz, regierender Fürst von u. zu Liechtenstein, zu Nikolsburg, Herzog von Troppau und Jägerndorf, Graf zu Rittberg &c., geboren den 26. Mai 1796, folgte als der Aelteste unter zehn Geschwistern seinem Vater Johann Joseph den 20. April 1836 in der Regierung des souveränen Fürstenthums und als Mitglied des deutschen Bundes. Er ist seit 1831 vermählt mit Franciska de Paula, geborenen Gräfin Kinsky (geboren 8. August 1813), aus welcher Ehe acht Töchter und ein Sohn (Johann Maria Franz Placidus, geboren den 5. Oktober 1840), entsprangen. Der Fürst lebt meistens in Wien und versieht daselbst das Amt eines Präsidenten der k. k. Landwirthschaftsgesellschaft.

Alp, auch schwäbische oder rauhe A. (Rauhalp) und schwäbischer Jura genannt, das vorherrschend in nordöstlicher Richtung zwischen Neckar und Donau sich hinziehende Scheidegebirg, ein Theil des Jurakalkgebirgs, welches, an den Grenzen Savoyens beginnend, sich längs der westlichen Grenze der Schweiz bis Basel zieht, hier vom Rhein durchbrochen und vom Schwarzwald getrennt wird, sich dann als schmaler Gebirgsrücken zwischen Schaffhausen und Schleitheim über Engen und Geisingen dicht am Schwarzwalde fortzieht, auf dem linken Ufer der Donau diesen verläßt und unter dem Namen der A. als bedeutenderes Gebirg auftritt. Mit ansehnlicher Höhe und Breite zieht sich darauf das Jurakalkgebirg von Tutlingen über Münsingen, Heidenheim, Bopfingen und Nördlingen bis tief nach Franken hinein, wo es als fränkischer Jura in der Gegend von Koburg südlich vom thüringer Walde steil und weithin sichtbar mit zwei großen Hörnern, dem Staffelberg und dem Köttelsberg, unweit Lichtenfels dicht am Main endigt. Jener am meisten in die Augen fallende Abschnitt dieses Gebirgszuges, die rauhe A. (schwäbischer Jura) schiebt sich zwischen der Donau und dem Neckar hin von Sulz, wo ihn nur das schmale Neckarthal vom Schwarzwalde trennt, bis in die Gegend von Albeck und Geislingen. Von dieser Strecke führen wieder einzelne Theile in der Volkssprache verschiedene Namen; so wird die Gegend von der Lauchart bis Zainingen vorzugsweise die rauhe A., die zwischen Münsingen und Feldstetten das Hardt u. die zwischen Blaubeuren, Ulm, Ehingen das Hochsträß (von einer alten Römerstraße) genannt; geographisch anerkannt ist aber die Unterscheidung des Aalbuchs, d. i. der Hochebene am rechten Ufer der Brenz zwischen Aalen, Heidenheim u. Weißenstein, und des Heubergs, südwestlich von Ehingen, jenseits des Thales der Schmieg. In diesem eingeschränkteren gewöhnlichen Sinne genommen, erstreckt sich die A. in nordöstlicher Richtung ungefähr von 48° 14′ bis 48° 50′ nördlicher Breite und von 26° 30′ bis 27° 45′ östlicher Länge, als ein Gebirgswall, dessen Länge etwa 20, dessen Breite durchschnittlich 4—5 Meilen beträgt. An Höhe steht die A. den benachbarten Gebirgszügen des schweizerisch-französischen Jura, des Schwarzwaldes u. der Vogesen nach; der Hochberg, der höchste Punkt des würtembergischen Heubergs, in Südwesten der eigentlichen A., erhebt sich nur 3160 Fuß, der Schafberg 3121 Fuß und der Hohenzollern 2621 Fuß über das Meer. Auf dem Hauptrücken der A., nordöstlich von Ehingen, erreicht kein Punkt mehr die Höhe von 3000 Fuß, obschon die meisten noch so hoch sind, daß man im Durchschnitt die Oberfläche des Gebirgszugs südlich zu 2800 und auch nördlich noch zu 2000 Fuß über dem Meere annehmen kann (Teck 2327 Fuß, Neuffen 2263 Fuß, Bartholomäi auf dem Aalbuch 2200 Fuß.) Am linken Donauufer erhebt sich die A. in ziemlich steilen Hügeln, oft mit senkrechten zackigen Felsen, nur zu der unbedeutenden relativen Höhe von 300 bis höchstens 500 Fuß. So erreicht z. B. bei Ulm der Michelsberg eine Höhe von 1807, der Kuhberg von 1810 Fuß über dem Meere, also, da der Donauspiegel bereits 1432 Fuß hat, nur 375 und 378 über diesem. Der südöstliche Abhang der A. zeigt mannichfache Vorgebirge und Einbuchten, doch hängen die Berge alle zusammen, haben im Allgemeinen eine ziemlich gleiche Höhe und einen mit den eignen Trümmern bedeckten, meist mit Gras oder kleinen Laubwaldungen, nur selten mit sparsamen Föhren (Pinus silvestris) besetzten Abhang gegen die Donau. Von der Donau ziehen sich mehre Thäler in die A. hinein, welche alle steil, eng und tief in die Gebirgsmassen eingeschnitten, aber besonders gegen die Mündung hin bis zu einer beträchtlichen Höhe wieder mit Dammerde, Torfschichten und Tuffsteinlagern ausgefüllt sind. Sie gewähren einen sehr malerischen und freundlichen Anblick, da sich senkrecht aufsteigende, hellgraue Felsen, häufig mit Laubwaldungen bewachsen und mit zerfallenen Ritterburgen gekrönt, unmittelbar über einen vollkommen ebenen, üppig grünenden Wiesengrund erheben, auf welchem die Häuser der zahlreichen Ortschaften in langen Reihen, mit Gärten umgeben, zerstreut sind. Die Flüßchen und Bäche, welche diese Thäler durchziehen, entspringen mit bedeutender Wassermenge am

Fuße des Gebirges, ausweiten, zum Theil zugänglichen Höhlen und machen mit der Fülle ihrer Gewässer, ihrem sanften, stillen Lauf einen Hauptcharakterzug der südlichen Alpthäler aus. In der Richtung von Norden nach Süden oder Südosten strömen von der A. der Donau zu die Flüßchen Lauchart, Lauter, Ach, Schmieg Blau, Nau, Lontel und Brenz, alles helle Bergwasser, die zwar keine Schiffe, kaum Flöße tragen, aber von vorzüglichen Fischarten, besonders wohlschmeckenden Forellen, Aschen und Groppen belebt sind. Das Plateau der A. bildet mit den romantischen Randthälern dieses Gebirges einen sehr grellen Gegensatz; es ist eine öde und traurige Gebirgsfläche, durchaus zusammenhängend und dadurch sehr auffallend von dem Jura unterschieden, der aus vielen, immer höher steigenden, durch tiefe Längenthäler von einander getrennten Parallelketten besteht. Hier hingegen sind die Thäler durchgehends Querthäler und in Verhältniß zur ganzen Masse von weit geringerer Bedeutung. Die höchsten Punkte befinden sich dicht am nordwestlichen Absturze des Gebirges, welches einen schwachen Abhang gegen die Donau hat, so daß man von mehren Standpunkten aus die südlich gelegenen schweizerischen und tyrolischen Schneegebirge, die nördlichen Gegenden aber nur vom äußersten Saume und seinen Vorgebirgen aus erblicken kann. An den tiefsten (zuweilen auch an höhern) Stellen finden sich trichterförmige, hier und da über 30 Fuß tiefe und breite Vertiefungen, Erdfälle, in welchen alles Regenwasser sehr schnell zusammenläuft und in den Kalkschlotten verschwindet, um in den Querthälern des Gebirgsrandes als Quellen wieder hervorzuströmen. So bleibt die ganze Höhe stets wasserleer, und man sieht, eine der A. ganz eigenthümliche Erscheinung, oft meilenlange Thalrinnen oder Mulden, in denen kein Wasser fließt, kein Flußbett auf dem dürren Grasboden sichtbar ist. So das Heu-, Braun-, Ehestetter-, Bayinger-, Kohl-, Blötten- und Mühlthal in der Umgegend von Münsingen, das den Botanikern bekannte Tiefenthal bei Blaubeuren, das Stubenthal bei Heidenheim u. a. m. Die kalte Luft, die heftigen Winde, die späten und frühen Fröste, der lange liegende Schnee, der Mangel an lebendigem Wasser, die vielen unbebauten Haiden und der steinige karge Boden deuten überall auf ein rauhes, undankbares Land hin, das den Menschen weder durch Reize ergötzen, noch durch reichliche Gaben beglücken kann. In den meistens kleinen, durch Mäh- und Weideplätze unterbrochenen Wäldern sind die Buchen bei Weitem vorherrschend und, als Unterholz, Haselnußsträucher; Eichen, Birken und Espen kommen nur sparsam vor, Erlen und Weiden fehlen beinahe ganz. Buschholz findet man übrigens nur in dem südlichen Theile, es verschwindet schon auf der Mitte der A. und fehlt völlig am nördlichen Abhange. In neuern Zeiten bepflanzte man mehre öde Strecken künstlich mit Tannen und Fichten, um dem drückenden Mangel an Bauholz abzuhelfen, obschon der Boden dem Laubholze günstiger ist. An den Straßen und in der Nähe der Orte werden häufig Eschen gezogen, deren Blätter man, wie in Tyrol, als Viehfutter benutzt. Fast alle diese Bäume haben einen sehr gedrängten, knotigen, oft verkrüppelten Wuchs und sind meist bis an den Boden mit Zweigen besetzt. Die grauen Flechten (Evernien und Usneen), die überall daran herabhängen, vermehren das Düstere ihres Anblicks. Nur zwischen dem Gehölze zeigt sich an ausgehauenen Stellen, eine etwas reichere Vegetation, darunter besonders mehre Beerenarten, namentlich Himbeeren, Brombeeren und bis in den Herbst Früchte tragende Erdbeeren. Die Alpweiden (die sogenannten Mähder), welche nur einmal gemäht und dann als Trift benutzt werden, haben gleichfalls ein ziemlich ödes Ansehen. Künstliche Wiesen gab es früher fast bloß in den Thälern der A., doch vermehren sie sich jetzt auch auf der Höhe. Im Hardt wird häufig die Arnica montana eingesammelt, welche ganze Strecken mit einem goldenen Teppich überzieht. Die Aecker der A. sind mit zahllosen, blendend weißen Kalktrümmern bedeckt und mit einem vielfarbigen Blumenteppich überzogen. Die vorzüglichsten liegen in den flachen Vertiefungen (Teichen), wo die Saat tiefern Boden, mehr Feuchtigkeit und Schutz vor den Winden hat. Man baut von Getreide nur Roggen und Hafer; Obst und edlere Gartengewächse sucht man vergebens. Einen Ersatz für diese Kargheit des Bodens liefern jedoch die Kartoffeln, auch geräth in manchen Gegenden der Flachs vortrefflich, so daß eine Menge Hände mit Spinnen und Weben beschäftigt sind. Vorherrschend ist eine Art Koppelwirthschaft; ganze Strecken urbaren Landes bleiben Jahre lang brach liegen und werden nur als Weide benutzt. Die Stelle des Stalldüngers muß häufig der Mergel vertreten. Das Rindvieh ist klein und unansehnlich, dagegen blüht in vielen Gegenden, besonders im Aalbuch, die Schafzucht. Das düstere Gemälde der obern A. wird durch ihre Dörfer vollendet. Mitten auf den öden, leeren Flächen erblickt man, gleich Inseln im Meere, kleine Haufen eng zusammengedrängter Strohdächer, aus welchen ein eben so unansehnlicher Kirchthurm hervorsieht. Fast alle Häuser sind einstöckig, die Höfe u. Gärten klein u. auch die sie umgebenden Bäume so niedrig, daß sie die Gebäude nicht verdecken können. Das Erbauen höherer und größerer Gebäude wird nicht bloß durch die Rauhheit des Klimas, sondern noch mehr durch den Mangel an Bauholz und selbst an Bausteinen sehr erschwert; denn der Jurakalk eignet sich sehr schlecht zu letzteren und kann fast nur zum Straßenbau und Kalkbrennen benutzt werden, und der größte Theil des Bauholzes muß an der Donau, namentlich in Ulm, wohin es in Flößen gelangt, gekauft werden. Diese Unfreundlichkeit des Klimas und diese Kargheit der Produktion erscheint am auffallendsten in den Alporten der Oberämter Münsingen, Urach, Blaubeuren und Geislingen. Die Bewohner der A. aber sind ein kräftiger Schlag Menschen, von alter einfacher Sitte, an sparsame Kost gewöhnt und voll Liebe zu ihrer Heimath. Ihre Sprache hat Aehnlichkeit mit der schweizerischen, eine Erscheinung, die sich geschichtlich erklären läßt, da nach den Verheerungen des dreißigjährigen Krieges die A. meist durch helvetische Einwanderer bevölkert wurde.

Wie die Donau den südöstlichen, so begleitet der Neckar den nordwestlichen Abhang der A. von

Sulz an, oder, die A. in weiterem Sinne gefaßt, von seiner Quelle bis Plochingen, wo er, sich schnell nach Norden wendend, jene verläßt, um mit Umgehung des Schwarzwaldes dem Rheine zuzueilen. Statt sich jedoch, wie die Donau, dicht an dem Fuß der A. hinzudrängen, bleibt er in seinem weit tiefer liegenden Bette 3—5 Stunden davon entfernt; den Zwischenraum füllt ein ziemlich flaches Hügelland aus mit ausgedehnten Kornfeldern und kleinen Waldungen, welches theils der ausgedehnten Formation des Mergelsteins angehört, in deren Mitte sich der Neckar sein Bett oft bis zu dem darunterliegenden Alpenkalk ausgewaschen hat, theils der des Gryphitenkalks, welche sich als ein schmaler Gürtel längs der ganzen A. vom Rhein bei Laufenburg bis über Ellwangen hinaus zieht. Dieser nordwestliche Abhang der A. ist bei Weitem der interessanteste und sehenswertheste Theil derselben. Die ausgedehnte Gebirgsmasse hat hier ihre größte Mächtigkeit und Höhe erreicht, und bricht nun plötzlich senkrecht ab. Der Absturz, der in dem hochaufgeschwemmten Donauthal nur 300—500 Fuß betrug, beträgt hier bis zu dem Spiegel des Neckars im Durchschnitt über 1500 und selbst über dem unmittelbaren Gebirgsfuße 800—1000 Fuß, also mehr als das Doppelte, und dieser Unterschied gibt den beiden Seiten des Gebirges einen ganz verschiedenen Charakter. Die senkrechten Felsen, dort kaum mit den Gipfeln aus dem angeschwemmten Lande hervorstehend, erheben sich hier bei 1000 Fuß Mächtigkeit ganz frei über ihre zu Tage liegende Unterlage von Gryphitenkalk, nur durch den eignen, seit Jahrtausenden herabgestürzten Schutt bis zu drei Viertel ihrer Höhe umlagert. Dieser steile, dachartig angelehnte, aus eckigen Kalktrümmern bestehende Schutt ist unten mit Kornfeldern bedeckt, nach der Höhe zu meist mit dichten Laubwaldungen bewachsen, über welche die hellgrauen Felsen ihre Häupter erheben, zuweilen aber mit nackten Schafweiden bekleidet und dann sehr kahl und öde. Er zieht sich an allen Bergen und Felsen ohne Ausnahme hin, wird die Halde genannt und bestimmt ihre Formen. Diese erscheinen von großen Entfernungen aus höchst einförmig. Man erblickt von den Höhen des Schwarzwaldes oder von den freien Punkten des fernen Unterlandes, z. B. von den Hügeln um Stuttgart aus, nur einen langen, blauen, steilen Wall, gleich einer chinesischen Mauer, über welchen sich einzelne Stellen kaum zu schwachen Wellenlinien erheben. So wie man sich aber dem Gebirge nähert, werden die Formen mannichfaltiger, der Höhenunterschied der nähern und entferntern Punkte tritt mit jedem Schritte mehr hervor und bald erheben sich die kühnsten, mit Burgen und Ruinen bekränzten Vorsprünge kolossal über die der Reihe nach hintereinander zurücktretenden Seitenwände der Thäler. Die Kalkflötze brechen nämlich an dieser Seite äußerst unregelmäßig ab und laufen zwischen tiefen, wasserreichen Thälern in schmale Vorgebirge aus, welche plötzlich mit steilen Felsenkuppen aufhören, um die der herabfallende Schutt einen Kegel bildet, der nur durch einen schmalen Gebirgsrücken mit der Hauptkette in Verbindung steht; diese Gebirgsgräte verschmälert sich oft zu einem Felsenkamm von ein paar Fuß Breite, wie an der Zech, oft vertieft und verflacht sie sich so sehr, daß die Kegelberge ganz isolirt und getrennt erscheinen. Die Thaleinschnitte sind auch hier lauter rechtwinklig aus dem Gebirgsrücken hervorschießende Querthäler; sie theilen sich öfters in mehre Zweige, reichen aber lange nicht so weit in das Gebirg hinein, als die Thäler der entgegengesetzten Seite, und hören immer plötzlich mit einer Felsenwand auf, ehe sie noch die Mittellinie des Gebirgs erreicht haben. Die Gewässer, die im Hintergrund dieser Thäler aus sehr reichen Quellen entspringen, sind ungemein klar und rauschen mit lebhaften Wellen über den weißen Kiesgrund hin, da sie einen weit stärkern Fall, als die der Donau zufließenden haben. Sie nähren Forellen, viele Grundeln und Groppen. Obschon die nordwestliche Richtung dieser Thäler weit ungünstiger ist, als die südöstliche der Donauthäler, so genießen sie doch wegen ihrer bedeutend geringern Meereshöhe ein milderes Klima, und man sieht in ihnen neben den üppigsten, künstlich bewässerten Wiesen die schönsten und ausgedehntesten Obstpflanzungen Würtembergs. In einigen, z. B. dem lenninger und dem uracher Thal, scheint ein großer Obstwald den ganzen Thalgrund zu bedecken. Vorzüglich häufig baut man Kirschen, welche größtentheils zur Bereitung des Kirschgeistes verwendet werden; auch aus Zwetschen wird Branntwein gewonnen; Aepfel und Birnen werden theils gedörrt, theils zu Cider, hier Most genannt, gekeltert. An den Mündungen der Thäler beginnt auch, schon dicht am Fuße der A., der Weinbau; hier sind zahlreiche Ortschaften, worunter sich mehre Städte, Geislingen, Wiesensteig, Owen und Urach befinden, viel größer, als die Alporte, die Häuser ansehnlicher, häufig zweistöckig und mit Ziegeln gedeckt.

In geognostischer Rücksicht bietet die A. dem Forscher manches Merkwürdige dar. In dem graulichweißen jüngeren Flötzkalk finden sich überall eine Menge Versteinerungen, besonders Ammoniten, zum Theil von ungewöhnlicher Größe, und noch auf den Spitzen der höchsten Berge. Das Innere der A. birgt unstreitig unzählige Höhlen und Klüfte; mehre gehen zu Tage aus; bekannt sind besonders das Sibyllenloch auf dem Teckberge, die grabenstätter Höhle, die einen goldglänzenden Sand führt, das Erdloch bei Sontheim, das falkensteiner Loch, das Nebelloch unweit Pfullingen. Letzteres ist 500 Fuß lang gangbar, enthält eine Menge Tropfsteinsäulen, welche die seltsamsten Figuren darstellen, u. hat viele Aehnlichkeit mit der berühmten Baumannshöhle im Harz. An Metallen muß die A. nothwendig arm seyn, und nirgends findet sich Bergbau. Auch fossile Brennmaterialien fehlen der A., selbst von Torf findet man in ihren Thälern keine Spur, dagegen an den tiefsten Stellen mächtige Lager von Tuffstein, welcher sehr häufig als Baustein benutzt wird. Die Päſſe über die A. sind nicht von Bedeutung, weder in militärischer, noch in merkantilischer Beziehung. Eine Hauptstraße ist die von Stuttgart nach dem Bodensee über Münsingen: außerdem dienen die Päſſe von Urach, Aalen, Hechingen u. a. zur Verbindung des Donau- und Neckarthales. Der Paß bei Arn-

städt, zwischen Urach und Graveneck, der höchste, liegt 2637 Fuß hoch.

Für den deutschen Geschichtsforscher ist die A. ein klassischer Boden, denn auf ihren Bergspitzen thronen nicht bloß die Stammsitze alter Adelsgeschlechter, die in der Frühgeschichte des Vaterlandes glänzen und zum Theil vor vielen andern leuchten; es treten auch, wenige Meilen voneinander entfernt, zwei ausgezeichnete Punkte hervor, Hohenstaufen und Hohenzollern, die Stammburgen jener beiden Fürstenfamilien Deutschlands, die in der Weltgeschichte zu so großer Bedeutung gelangt sind.

Alp (Alm), Bergweide, s. Alpenwirthschaft.

Alp, Alpdrücken (Drule, Mahr, Incubus), ein eigenthümlicher Zustand, der manche Menschen beim Einschlafen oder vor dem Erwachen zu befallen pflegt. Das Sonderbarste dabei ist, daß Alle, die davon befallen werden, von derselben Vorstellung heimgesucht werden, nämlich ein Gespenst sehen, das ein Mittelding von Meerkatze und Pudel ist, zur verschlossenen Thüre hereinkommt, sich auf die Brust des Schlafenden setzt, ihn preßt und drückt und ihm die entsetzlichste Angst verursacht. Er versucht sich zu bewegen, oder zu schreien: aber er kann nicht. Vermag er endlich ein Glied zu regen, so ist der A. verschwunden, der Mensch erwacht unter heftigen Schweißen und Herzklopfen und kann sich erst nach einiger Zeit wieder beruhigen. Das Ganze beruht ohne Zweifel nur auf einem Traum, und der Umstand, daß immer nur das nämliche Traumbild wiederkehrt, rührt wohl daher, daß bei Allen, die diesem Zufall unterworfen sind, dieselben Nerven des Gangliensystems, höchst wahrscheinlich die Respirationsnerven, krankhaft afficirt werden, wie auch andere häufig wiederkehrende Traumbilder, daß man z. B. fliege, einer Gefahr entrinnen will und doch wegen Schwere in den Beinen nicht fort kann rc., wohl auf ähnlichen Ursachen beruhen. Auch der Umstand, daß der A. meist im Liegen auf dem Rücken, mit herabhängendem Kopfe, entsteht und daß sich beim Erwachen Blähungen aus dem Unterleibe entwickeln, spricht für eine solche Ursache. Alles, was zu Träumen überhaupt disponirt, kann auch den A. veranlassen, namentlich: starke Mahlzeiten vor dem Einschlafen, Anfüllung der Gedärme, Druck auf das Zwerchfell, starke Anstrengung, enge Kleidungsstücke, Stockung des Blutes in dem Herzen und den Lungengefäßen. Am häufigsten kommt der A. bei Jünglingen vor, besonders bei reizbaren und nervenschwachen; außerdem sind ihm fette und wohlgenährte Personen am häufigsten unterworfen. Bald kommt der Anfall in jeder Nacht, bald nach Wochen, Monaten, Jahren. Da der A. keine Krankheit, sondern nur ein Krankheitssymptom, ein durch Störungen in der Brust oder dem Unterleib veranlaßter Traumzustand ist, so kann auch von einer eigentlichen Kur desselben nicht die Rede seyn. Wohl aber kann seine Entstehung verhütet werden, und namentlich ist denen, die diesem Zufall öfters unterworfen sind, anzurathen, beim Einschlafen die Rückenlage zu vermeiden, vor dem Schlafengehen den Magen nicht anzufüllen und, wenn ein krankhafter Zustand in den Organen der Brust oder des Unterleibes die bedingende Ursache ist, sich ärztlichen Rathes zu bedienen. Der A. war im Mittelalter und ist bei Vielen noch jetzt Anlaß und Gegenstand mannichfachen Aberglaubens. Im Mittelalter wurde er unter die schwarzen Berggeister, Zwerge, Nachtelfen gezählt. Man identificirte ihn später auch mit dem Teufel; „der Teufel hat dich geritten" ist s. v. a. „dich hat geritten der Mahr". Wie Frau Holle Gespinnst oder Haare verwirrt, selbst verworrene Haare trägt, ein struppiges Haar Hollenzopf heißt; so wickelt der Nachtalp das Haar der Menschen, Mähne und Schweif der Pferde in Knoten, daher: Alpzopf, Drulenzopf, Wichtelzopf (von Wicht, d. i. Zwerg oder Alp) und Weichselzopf. In Frankreich bildete sich im 13. und 14. Jahrhundert der Glaube an den A. als bösen Geist fast systematisch aus. Man wußte von einem männlichen A., un incube, und einem weiblichen, une succube, welche auf Verführung der Menschen, besonders der Jünglinge und Jungfrauen, ausgingen; sogar die Sorbonne bestätigte diesen Glauben (1318).

Alpako, Alpaka, Säugethier, s. Lama.

Al pari, s. Pari.

Alpe, Nebenfluß der Aller, bei Rethem im Hannöverschen in dieselbe fließend.

Alpen, Name zweier französischen Departements: Niederalpen und Oberalpen (s. d.).

Alpen, geognostische Bezeichnung solcher Hochgebirge, welche, unähnlich gewöhnlichen Gebirgsketten, aus einzelnen Gebirgsstöcken (Gruppen) zusammengesetzt sind und nicht allein nach ihrer Länge, sondern auch nach ihrer Breite großen Raum einnehmen. Die einzelnen Berge sind durch sattelförmige Erhebungen (Cols) u. schmale Rippen (Joche), oft auf langen Distanzen, zusammengeknüpft. Ihre Gestalt ist in der Regel pyramidalisch und kegelförmig. Von großer, absoluter Höhe steigen sie öfters über die Schneelinie empor und haben gemeiniglich eine breite Basis. Die Spitzen sind nicht selten nadelförmig und gespalten, zuweilen gab ihnen die bildende Naturgewalt groteske Formen. Ihre Gehänge sind tief gefurcht, zerrissen, gezackt, schroffe, oft lothrecht abstürzende, häufig sehr tiefe Schluchten, die ursprünglich nichts gewesen sind, als Spalten, entstanden beim Zusammenziehen der gerinnenden Urgesteine, der Granite und Porphyre, aus welchen ihr Gerüste besteht. Eine unbestimmte Anzahl solcher einzelnen, aber oft schon ein ansehnliches Stückgebirg bildenden Pyramiden und Kegel sind häufig durch schmale Rippen (Bergmauern) einem einzelnen großen Hauptkegel angereiht. A. bestehen daher nicht, wie die gewöhnlichen Gebirgszüge, aus einfachen Reihen oder langen Rücken, aus denen Koppen emporragen; sondern aus einer Menge kleinerer Gebirge, die jedes wieder aus einer unbestimmten Anzahl einzelner Berge zusammengesetzt sind. Sie werden gewöhnlich nach dem Lande oder der Provinz benannt, in welcher sie liegen; z. B. die schweizer A. (berner, graubündtner, walliser A.), die italienischen, savoyischen, piemonteser A., die tyroler, salzburger, kärnthner und steierischen A., die siebenbürgischen, die skandinavischen A. in Europa; die abyssinischen A. in Afrika, die nordwestlichen A. in Amerika, die indischen A., die sibirischen

A. in Asien ꝛc. Im *weitesten Sinne* nennt man alle höchsten, zugleich aber auch längsten und ausgedehntesten Hauptgebirge der Erde A. Ihrer *geognostischen* Bildung nach bestehen die Alpengerippe nur aus festen Urgebirgsarten, welche der Verwitterung am längsten widerstehen. Detritus zerstörter Gebirgsmauern u. eingestürzter Kegel und Berghörner füllt die meisten Hochthäler aus. Jüngere Formationen umhüllen mantelförmig die untern Regionen derselben, und nur in den europäischen Central-A. tritt der ältere (sogenannte Alpen-) Kalk manchmal bis zur Schneelinie hinauf. Alpengebirge sind gewöhnlich sehr wasserreich u. die Ernährerin der größten Ströme der Erde. Diese Wassermenge wird ihnen weniger durch Regen und Schnee, als vielmehr durch die Wolken zugeführt, denn diese, über die Ebenen und niedrigeren Gebirge eilend, werden von den hohen Mauern der A. in ihrem Zuge aufgehalten. Die Gipfel der Berge sind daher fast immer umhüllt, u. indem die Wassertröpfchen in den zusammengedrängten Wolkenmassen einander gewaltsam genähert werden, fallen sie in Tropfen auf den Bergen nieder, oder hängen sich als solche an deren Oberfläche. Letztere wird dadurch fortwährend getränkt und im eigentlichen Sinne gebadet. Die von den Luftströmungen in den Alpthälern zusammengeschaarten Wolken erlangen oft eine solche Dichtigkeit, daß sie beim Anprallen gegen Bergwände, als mächtige Wasserströme, Wolkenbrüchen gleich, herabstürzen. Dieses fortwährende Tränken der Hochgebirge durch die Wolken erklärt auch das in den A. so häufige Vorkommen von Seen, die jede Vertiefung der A.-Hochebenen ausfüllen. So findet man z. B. Seen fast auf jedem Col oder Joch. In den höhern Regionen bilden die aus den Wolken sich an das gefrorne Gestein absetzenden Wassermassen, indem sie beim Berühren mit der gefrornen Gebirgsoberfläche selbst gefrieren, die Wunder der Alpenwelt, die *Eismeere* und *Gletscher*. Aus gleicher Ursache erklärt sich das von Jahrhundert zu Jahrhundert überall in den A. sichtbare Wachsen der Gletschermassen, begünstigt durch das zunehmende Erkalten der Erdoberfläche (der Erdkruste) im Allgemeinen.

Alpen (*europäische Centralalpen*), das ausgedehnteste und höchste Gebirg Europa's, welches seine riesigen Massen auf einer Basis von 4500 □Meilen erstreckt. Wir betrachten dieses Gebirg im Folgenden 1) nach seinen orographischen und geographischen, 2) nach seinen geologischen und 3) nach seinen physikalischen Verhältnissen.

I. *Geographie und Orographie der A.* Die A. erstrecken sich zwischen dem 23. und 34.° östlicher Länge und dem 44.—48.° nördlicher Breite. Ihre Breite wächst im Allgemeinen in den östlichen Theilen, im Vergleiche zu den westlichen; sie schwankt von 20 — 40 Meilen. Im Westen werden sie durch das Thal der Rhone und die provençalische Ebene, im Osten durch die ungarischen Tiefländer, im Süden durch das adriatische und ligurische Meer, durch die lombardische und piemontesische Ebene begrenzt; im Norden stoßen sie an den Jura; ferner werden sie weiter östlich durch die bayerischen und österreichischen Ebenen von dem Böhmerwalde und den mährischen Gebirgen geschieden. Die A. bilden eine Gebirgskette weit länger, als breit. Man bemerkt in ihrer Richtung eine große Umbiegung, indem der eine, kürzere Theil von den blauen Fluthen des Meeres bei Nizza bis nach Savoyen fast genau von Süden nach Norden streicht. Von da ab hingegen bis in die ungarische Ebene, wo sich die Gesteine der A. unter den neuern Bildungen verlieren, zieht das Gebirg von Westen nach Osten, oder genauer von Westsüdwest nach Ostnordost. Die höchsten Theile befinden sich bei einem Querschnitte, den man an irgend einem Punkte über die Breite der Alpenkette legt, so ziemlich in der Mitte, während die beiden Ränder des Gebirgs im Allgemeinen von niedern Bergketten gebildet werden. Die mittlere Kammhöhe ist in den Mittel-A. am bedeutendsten, sie beträgt hier 8—12,000 Fuß; sie fällt in den West-A. von Norden gegen Süden auf 10—5000 und in den Ost-A. von Westen gegen Osten auf 8—3000 Fuß. Die Gipfelhöhe beträgt in den Mittel-A. 8—14,000, in den West-A. 6—13,000 und in den Ost-A. 5—11,000 Fuß. Zugleich ist der Abfall der A. im Allgemeinen gegen Süden tiefer, steiler und kürzer, als die Abdachung gegen Norden.

Wir lassen hier eine Höhenübersicht für einige der bedeutendsten und am meisten bekannten Alpengipfel folgen, wobei wir uns großentheils an die neuerdings in dem Werke von H. und A. *Schlagintweit* (Untersuchungen über die physische Geographie der A., Leipzig 1850) gegebene Zusammenstellung anschließen. Die Höhen der schweizer Hochalpengipfel sind den im Auftrage der Tagsatzung von *Eschmann* herausgegebenen Vermessungen entnommen:

	Pariser Fuß.*)
Montblanc	14,809
Monte-Rosa	14,284
Mont-Cervin oder Matterhorn, in der Nähe des Monte-Rosa im Kanton Wallis, eine der steilsten und merkwürdigsten Felsennadeln	13,858
Das Finsteraarhorn, der höchste Punkt der eigentlichen Schweizeralpen, Kanton Bern	13,159
Die Jungfrau, im berner Oberlande	12,828
Der Grand-Pelvoux, östlich von Briançon	12,612
Das Schreckhorn, im berner Oberlande, am Rande des Aargletschers	12,566
Der Mont-Iseran in Savoyen	12,456
Der Großglockner an der Grenze von Tyrol u. Kärnthen, der höchste Punkt der östlichen Alpen	12,158
Die Orteleesspitze an der Grenze von Tyrol u. der Schweiz	12,059
Die Weißkugel, der höchste Punkt der oetzthaler Gruppe in Tyrol	11,840
Der Monte-Viso, der höchste Punkt der südl. Alpen, eine sehr isolirte und weithin sichtbare Pyramide	11,808
Die Wildspitze in Tyrol	11,592
Das Wetterhorn im berner Oberlands, in der Nähe des Grindelwaldgletschers	11,412
Die Dent-Paraffée in Savoyen	11,388
Der Galenstock zwischen dem Ursprunge der Rhone und Reuß	11,330
Tödi im Kanton Glarus	11,152
Der Similaun in Tyrol	11,135
Das Sustenhorn, östlich vom Galenstock	10,910
Roche St.-Michel, höchster Punkt des Mont-Cenis	10,752

*) 1 pariser Fuß = 0,325 Meter = 1,028 wiener Fuß = 1,035 preußische Fuß.

	Pariser Fuß.
Das Titlis-Signal, Schweizeralpen	9958
Die Zugspitze in den bayer. Kalkalpen . . .	9069
Terglou, der höchste Punkt der julischen Alpen	8766
Der Watzmann in den salzburger Alpen . .	8184
Der Monte-Baldo, südliche Alpen, in den Umgebungen des Gardasees, weithin sichtbar in der lombardischen Ebene	7081
Der Schneeberg in den östlichen Alpen von Oesterreich	6370
Rigi-Culm, in der äußersten Vorkette von Nagelflue der Schweizeralpen	5541

Für die orographische Gestaltung eines Gebirgs, und besonders für den Eindruck, welchen dasselbe auf den Beschauer aus der Entfernung hervorbringt, ist die Erhebung der Ebenen von Wichtigkeit, welche sich rings um seine Basis ausbreiten. Als allgemeinstes Gesetz für die A. ist hervorzuheben, daß die Ebenen an ihrem südlichen Fuße in der Lombardei und Piemont weit tiefer liegen, als jene, welche sie im Norden, in Oesterreich, Bayern und der Schweiz begrenzen. Es beträgt z. B. die Höhe von Salzburg 1259 Fuß, die von München 1773 Fuß, die von St. Gallen 1700 Fuß, die von Bern 1790 Fuß, die von Genf 1253 Fuß, während in der Poebene Turin nur 857 Fuß hoch liegt, Tolmezzo 938, Mailand 431 u. s. w.

Eine Trennung der A. in verschiedene große Gruppen ergibt sich schon bei einer ganz allgemeinen Betrachtung, da ja mehre Theile der A. selbst ganz anderen Fluß- und Meeresgebieten angehören. Die Westalpen gehören z. B. den Gebieten des obern Po, der Rhone und der ligurischen Küstenflüsse an; die Mittelalpen dem Gebiete des des Rheins u. der Nordsee; die Ostalpen dem adriatischen u. Donaubecken. In Rück-Rücksicht auf die Höhe unterscheidet man drei Abstufungen: Voralpen bis 5000 Fuß, ungefähr bis zur Grenze des Holzwuchses; mittlere A. bis 8000 Fuß, bis zur Grenze des ewigen Schnees; Hoch-A. von 8—14,000 Fuß, an vielen Stellen von Schnee und Gletschern bedeckt. Die wichtigsten Theile, welche die Geographen schon seit längerer Zeit in den A. unterschieden haben, sind folgende. Die Meer-Alpen, zwischen Nizza u. der Provence, reichen vom Monte-Viso bis zum mittelländischen Meere. Jener Theil derselben, der sich unmittelbar an die Apenninen (Col di Tenda) anschließt, wird noch speciell mit dem Namen ligurische A. bezeichnet. Die cottischen A., vom Monte-Viso bis zum Mont-Cenis, trennen Piemont und Dauphiné. Die grauen oder grajischen A. erstrecken sich vom Mont-Cenis über den Iseran bis zum Col de Bonhomme; die penninischen oder walliser A. von da über den Montblanc und Monte-Rosa bis zum Simplon; die lepontischen oder helvetischen A. von Wallis über die berner A. und den St. Gotthard bis nach Graubündten. An letztere schließen sich im Norden die niedrigern Züge der Kalk-A., des Vierwaldstädtersees, der Kantone Glarus, Schwyz und Thurgau an. Die rhätischen A. reichen vom Bernhardin durch Graubündten und Tyrol bis zum Brennerpasse, u. an sie schließen nördlich die algauer u. bayerischen Kalk-A. an. Die norischen A., deren innerste Theile von dem hohen Kamme der Tauern eingenommen werden, erstrecken sich über die Dreiherrenspitze, den Großglockner, das Weißbachhorn bis nach Steiermark; ihre nördlichen Vorketten sind die salzburger u. oberösterreichischen Gebirge, während im Süden die trientinischen A. sich an dieselben anschließen. Die karnischen A. erstrecken sich von Pelegrino zwischen der Sau u. Drau bis zum Terglou u. bestehen im Westen aus drei Parallelketten, von denen die nördlichste, die höchste, kaum die Schneegrenze erreicht, die mittlere, im Süden des Drauthals, zu mittlerer Alpenhöhe herabsinkt u. sich ostwärts in Gestalt rundlicher Waldberge durch die ungarischen Ebenen bis in die Nähe der Saumündung fortsetzt. Die julischen A. setzen sich über den Terglou u. Loibel fort in das merkwürdige Kalkplateau des Karst, das sich durch Zerrissenheit seiner, wenngleich nicht hohen, Ketten ausgezeichnet. Die dinarischen A. stoßen, weiter südlich sich erstreckend, mit dem Balkan zusammen und nehmen die ganze Westseite der griechischen Halbinsel ein.

Durch die Ausdehnung und Vertheilung der einzelnen A.-Gruppen wird auch die Richtung der Thäler, sowie der Lauf und die Ausdehnung der großen Alpenflüsse bedingt, welche nach allen Seiten diesem Gebirgssystem entströmen und die Basis des hydrographischen Netzes von Centraleuropa bilden. Die Wassermasse eines Flusses hängt ab einmal von der Größe seines Areals, d. h. von der Ausdehnung der Ländermassen, deren Gewässer sich in seinem Bette vereinigen, und dann sehr wesentlich auch von der Masse der atmosphärischen Niederschläge, welche auf diesem Areale Statt finden. Der letztere Umstand bringt zunächst die große Wassermasse hervor, welche die A. nach allen Seiten entsenden. Es ist nämlich in diesem Gebirge die Menge von Regen und Schnee, welche alljährlich niederfällt, ungemein bedeutend. Denkt man sich die Gesammtsumme in der Form von Wasser angehäuft, so würde am Ende eines Jahres im Mittel langjähriger an zahlreichen Stationen gemachten Beobachtungen der Boden mit einer Wasserschicht von 40 pariser Zoll Höhe bedeckt seyn. Die Menge der atmosphärischen Niederschläge ist aber nicht in allen Alpengegenden gleich; namentlich ist sie an der Nordseite des Gebirgs weit geringer, als an der südlichen Abdachung, wo die mit Feuchtigkeit gesättigten Winde des mittelländischen Meeres anlangen. Im Mittel der verschiedenen Stationen erhält man: für den Südabhang der A. 54,25 pariser Zoll jährlichen atmosphärischen Niederschlags, für die Nordseite der A. 33,92 pariser Zoll jährlichen atmosphärischen Niederschlags, für den Westabhang der A. 44,25 pariser Zoll jährlichen atmosphärischen Niederschlags. In Deutschland ist die Regen- und Schneemasse weit geringer. Man erhält für Süddeutschland eine Höhe des jährlichen atmosphärischen Niederschlags von 25 Zoll, hingegen für Nord- und Mitteldeutschland nur von 19,92 Zoll. Außer den Schnee- und Regenfällen ist besonders in den höhern Theilen der A. die Bethauung sehr stark und häufig. Als Resultat dieser Verhältnisse trifft man in den A. eine ungemeine Anzahl großer und schöner Quel-

len, welche zahlreiche kleine Wildbäche bilden, die über die Abhänge herab sich in die Flüsse der größern Thäler ergießen.

Als die wichtigsten Flüsse und Ströme des Alpensystems sind folgende zu nennen: die Rhone in den West-A., welche den Genfersee bildet und die Arve, Isère, Durance als Hauptnebenflüsse hat; der Po mit der Dora Baltea, Sesia, dem Tessin, der Adda; die Etsch mit der Eisack. Nach Norden entsenden zunächst die A. der Schweiz den Rhein mit der Aar, während in Bayern und Oesterreich mehre kleinere u. größere Nebenflüsse des Donaugebiets: die Iller, der Lech, die Isar, der Inn mit der Salza, die Traun und Ens, und weiter östlich aus dem Innern der A. die Sau und Drau entströmen.

Eine für die hydrographischen Verhältnisse der A. sehr wichtige Eigenthümlichkeit ist die große Anzahl mehr oder weniger ausgedehnter Seen, welche sich in denselben befinden und sehr wesentlich zu dem malerischen Charakter dieses herrlichen Gebirges beitragen. Es ist merkwürdig, daß dieselben meist auf den Rand der A. sowohl im Norden, als im Süden beschränkt sind, während sie im Innern der großen Gruppen, wo die Erhebung am regelmäßigsten und am zusammenhängendsten ist, gänzlich fehlen. Auffallend ist auch die große Tiefe einiger Alpenseen, welche z. B. bei'm Thunersee 850, bei'm Genfersee 950, bei'm Mondsee 1200, bei'm Comersee 1200 Fuß beträgt. Diese bedeutende Tiefe der Alpenseen bei ihrer verhältnißmäßig geringern Ausdehnung beweist deutlich, wie noch manche andere weiter unten zu berührende Erscheinungen, daß die großen Höhlungen des Bodens, welche jetzt ihre Gewässer beherbergen, wohl nur die Folge großartiger Senkungen und Einstürzungen der Felsschichten über unterirdischen Kavitäten seyn können.

Die zahlreichen Thäler, welche sich zwischen den einzelnen Alpengruppen und Gebirgszügen befinden, werden durch verschiedene größere und kleinere Depressionen der Hauptkämme unter sich verbunden. Die mächtigsten dieser Paßeinsenkungen sind jene, welche die Längenthäler verbinden, da die letztern wegen ihres regelmäßigen Charakters und ihrer größern Breite stets die vorzüglichsten Kommunikationswege im Innern der A. gewesen sind. Die so bekannten Schwierigkeiten der Alpenstraßen beginnen hauptsächlich erst dann, wenn dieselben in kleinere Seitenthäler einbiegen, um die Kämme zu übersteigen. Die höchste dieser Alpenstraßen ist diejenige, welche über das Stilfser- oder Wormser-Joch am Fuße des Orteles vorbei aus Tyrol nach Italien führt: sie erreicht eine Höhe von 8610 pariser Fuß. Unter den übrigen Pässen der A. sind besonders zu nennen: der Semmeringpaß in den östlichen A., über welchen bis jetzt der einzige Schienenweg von Deutschland nach Italien führt; der Brennerpaß (4400 Fuß), welcher aus dem Innthale in das Etschthal und von hier nach Verona führt; die Reschen-Scheideck aus dem obern Innthale über die Quellen der Etsch in das Etschthal; der Bernhardin- und Splügenpaß; die St. Gotthardstraße, eine der ältesten Alpenstraßen aus dem Kanton Uri in den Kanton Tessin, welche sich bis 6390 Fuß erhebt, und die Simplonstraße (6174 Fuß). Für die Verbindung von Piemont und Frankreich ist vor Allem die Straße über den Mont-Cenis (6144 Fuß), und in den südlichen A. besonders die über den Col di Tenda, welche von Turin nach Genua führt und zugleich die Grenzscheide zwischen den A. und den Apenninen bildet, von Wichtigkeit. Natürlich existiren außer den größern Alpenpässen, welche als vorzügliche Kommunikationswege von Wichtigkeit sind, noch eine große Anzahl kleinerer Paßeinsenkungen, die in dem Innern der hohen Alpengruppen selbst noch bis zu Höhen von 10—11,000 Fuß reichen. Diese Pässe sind Depressionen der Hauptkämme, meist an solchen Stellen, wo die hintern Enden zweier Querthäler zusammenstoßen. Da sie nicht selten mit Schnee und Eis bedeckt sind und oft über Gletscher führen, so können sie nur im Sommer und unter sehr günstigen Witterungsverhältnissen überschritten werden. Als zwei der höchsten kann man anführen: den Paß über den Col di Geant in der Montblancgruppe (10,506 Fuß) und den über den Col di St.-Theodule oder das Matterjoch (10,322 Fuß), in der Nähe des Monte-Rosa. In den östlichen A. vermindert sich eben so, wie die Höhe der Gipfel, auch jene der höchsten Kämme.

Durch das mannichfache Ineinandergreifen der Gebirgsketten, Thäler und Paßeinsenkungen, verbunden mit der mächtigen Erhebung der Berge über die Thalsohlen, wird der großartige Eindruck der A. und die so große Abwechselung ihres landschaftlichen Eindrucks hervorgebracht. Von großem Einflusse hierauf und auf die Physiognomie des Gebirgs im Allgemeinen ist auch die Form der Thalsohle selbst. Es lassen sich hier in dem ganzen Gebiete der A. einige allgemeine Normen mit großer Regelmäßigkeit erkennen. Die Thäler der A. sind durchaus nicht gleichförmig und von einerlei Weite in ihrem ganzen Verlaufe; im Gegentheile kann man in jedem derselben mehre große muldenförmige Erweiterungen oder Thalbecken unterscheiden. Diese Thalbecken sind am deutlichsten zu beobachten in den Querthälern, nämlich in jenen kürzern und stärker geneigten Thälern, welche von den hohen Kämmen auslaufen und quer die allgemeine Richtung der verschiedenen Bergketten durchschneiden. Zwischen den Thalbecken befinden sich oft ziemlich lange Thalengen, in welchen die begrenzenden Abhänge näher zusammentreten und dadurch die Thalsohle so sehr einengen, daß oft schon der kleinste Bach hinreicht, um sie völlig auszufüllen. Die Saumwege befinden sich dann an den Abhängen oft mehre hundert Fuß über dem in der Tiefe schäumenden Wildbache. Große Felsenblöcke liegen häufig in dem Bette des Bachs, über welche er schäumend herabstürzt. Die Abhänge sind meist mit dunkelm Nadelholze bewachsen, und das enge Thal läßt nur zuweilen eine der beschneiten obern Bergspitzen den Wanderer erblicken. Diese rasch ansteigenden Thalengen tragen den Charakter der Wildheit und der zerstörenden Naturkraft an sich, wie er nur in einem so mächtigen Gebirge auftreten kann. Anders verhält es sich mit den Thalbecken, welchen man in einem Querthale aufsteigend in verschiedener Anzahl und in abwechselnder Entfernung

begegnet. Die Bergzüge, welche zu beiden Seiten das Thal umschließen, weichen hier halbkreisförmig auseinander, und die ebene und breitere Thalsohle wird zu Wiesenkulturen und Feldern benutzt, in deren Mitte oft sehr malerisch ein kleines Alpendörfchen mit seinem schlanken, spitzen Kirchthurme liegt. Zuweilen geschieht es, daß die Becken nicht durch längere Thalengen getrennt werden, sondern wie zwei Terrassen von verschiedener Höhe über einander liegen und nur durch eine steile Thalsenkung von mehren hundert Fuß Höhe unterbrochen sind. Verfolgt man die Thäler noch weiter aufwärts, so sieht man, daß sie sich an ihren obersten Enden, da, wo sie an die Gebirgswasserscheiden anstoßen, in weite, flache Mulden endigen, die in den Centralalpengruppen sehr häufig von großen Schneemassen und Gletschern erfüllt sind. Die Längenthäler sind jene weiten, langen Thäler, welche parallel zur allgemeinen Richtung der Alpenzüge verlaufen, also in der Schweiz, in Tyrol und Kärnthen meist von Westen nach Osten gehen. Man kann in diesen Thälern im Allgemeinen zwei Stufen oder Abtheilungen unterscheiden. Die obere charakterisirt sich durch eine stärkere Neigung und durch einen häufigeren Wechsel von Becken und Thalengen. Die zweite, untere Stufe der Längenthäler beginnt, sobald sie bis zu einer gewissen Tiefe herabgestiegen sind und sich als breite Einsenkungen zwischen zwei Gebirgszügen hinziehen, welche zugleich sehr häufig verschiedenen geologischen Formationen angehören. Das Gefälle wird dann sehr gering, die Thalsohle ist stets breit, und die Richtung bleibt eben so, wie jene der einschließenden Gebirgsketten, oft auf große Erstreckungen fast ganz unverändert. Es wird dadurch ein Aufhören jener terrassenförmigen Abstufungen bedingt, welche die höhern Theile auszeichnen. Die Thalsohle ist allenthalben kulturfähig, um so mehr, da sie meist mit regelmäßigen Lagen von Alluvionen und Erde bedeckt ist. Diese Thäler ziehen sich dann gleichsam als ununterbrochene grüne Bänder zwischen den hohen Gebirgsketten hin, entbehren aber nicht selten jenes Reizes der Kontraste und der raschen Abwechselung, welchen die schnell ansteigenden Querthäler bieten. Wenn plötzlich bedeutende Aenderungen in der Richtung der Längenthäler und der sie einschließenden Gebirgszüge eintreten, so haben sie nicht selten eine Verengung der Thalsohle und ein Näherrücken der Bergwände zur Folge. Viele dieser Klausen oder Pforten sind in strategischer Beziehung von großer Wichtigkeit geworden. Aeltere u. neuere Festungswerke blicken von den vorspringenden Felsen, welche den Eingang der Schluchten versperren, auf das Thal hernieder, und zu wiederholten Malen hat sich das Blut tapferer Kämpfer mit dem weißen Schaum der Alpenbäche vermischt, welche hier über Felsentrümmer hastig in die enge Schlucht sich drängen. Bei der großen Mannichfaltigkeit der Alpenformen lassen sich außer den Längenthälern u. den Querthälern im gewöhnlichen Sinne des Worts noch kleinere sekundäre Querthäler unterscheiden, welche sich zu beiden Seiten eines größern, oft in großer Anzahl, befinden. Es ist eine ziemlich regelmäßige Erscheinung, daß überhaupt bei dem Zusammenstoße zweier Thäler die Sohle des kleinern und weniger bedeutenden höher liegt, als jene des tiefer eingeschnittenen Hauptthals. Bei der Einmündung dieser sekundären Querthäler tritt diese Erscheinung am schlagendsten hervor. Es geschieht häufig, daß eine Reihe kleinerer Seitenthäler 500 — 1000 Fuß über der Sohle des größern Querthals endigt, wobei die Gewässer, welche sie in den höhern Thälern gesammelt haben, in verschiedenen, mehr oder minder bedeutenden und malerischen Wasserfällen über die steilen Abhänge herab sich in das Hauptthal ergießen. Die Neigung der Thalsohle ist im Allgemeinen in den Querthälern stets größer als in den Längenthälern. Ferner ist das Gefälle des Flusses in den Thalweitungen weit geringer, als in den engeren Theilen, welche die einzelnen Becken verbinden. Daher kommt es, daß in den letztern stets ein Absatz von Schlamm und Gerölle erfolgt, da das Wasser, welches hier mit geringerer Schnelligkeit fließt, nicht mehr die Kraft hat, dieselben fortzubewegen. In den starkgeneigten Thalengen hingegen erlangt das Wasser eine weit größere Geschwindigkeit und ist daher im Stande, die Felsen auszuhöhlen und sich ein tieferes Bett zu graben.

Die Form der Berge und Gipfel, welche sich zu beiden Seiten eines Thals erheben, hängt sehr wesentlich ab von der Stellung der Felsschichten, indem da, wo dieselben sehr steil aufgerichtet sind oder fast vertikal stehen, mehr isolirte Felsennadeln auftreten, als an jenen Punkten, in welchen die Schichten nahezu horizontal liegen und dann plateauartig auf dem Rücken eines Kammes ausgebreitet sind. Auch die Beschaffenheit der Felsart, ihre Sprödigkeit und Verwitterbarkeit ist nicht ohne großen Einfluß auf die Formen der Berge und Gipfel. Die steilsten und größten Wände kommen im Allgemeinen im Kalk und Granit vor, weil diese beiden Felsarten eine mehr krystallinische, körnige Struktur haben, während die weichern Schiefer weit häufiger sanfte und gerundete Abdachungen bilden. In den Kalkalpen, besonders in den Dolomiten des südlichen Tyrol, kommt es häufig vor, daß auf dem Rücken der ungeheuern Felswände sich kleine Plateaux ausbreiten, über welche die eigentlichen Gipfel nur sehr wenig hervorragen. In dem Granit, Gneiß und Glimmerschiefer der Centralalpen hingegen sind ähnliche Verhältnisse sehr selten. Auf ihren schmalen Kämmen erheben sich meist jene Hörner und Piks, welche so wesentlich den Charakter der Hochalpen bedingen. Die obersten Konturen der obersten Spitzen werden überdies durch die Verwitterungen und besonders die Erasionen durch Regen- und Schneewasser wesentlich bedingt. Das Wasser dringt in die Felsspalten ein, und bei der großen und anhaltenden Kälte der Hochregionen gefriert es selbst bis in große Tiefen. Da nun das Wasser bei seinem Uebergange in Eis sich sehr bedeutend ausdehnt, so werden die Felsen durch diese mechanische Kraft nach allen Richtungen zerspalten und zerrissen. An den höchsten isolirten Kämmen sind diese Wirkungen sehr auffallend; sie erscheinen oft wie ein Haufwerk gigantischer Felsentrümmer, die nur durch das vielfache Ineinandergreifen

ihrer Kanten und Ecken im Stande sind, der gänzlichen Zerstörung zu widerstehen. Zuweilen bleiben einzelne Blöcke thurmartig aufgeschichtet über einander liegen, und der ganze Kamm wird dadurch auf das Mannichfaltigste eingezahnt. Bei fortgesetzter Zerstörung stürzen diese Felsennadeln in großen Massen in das Thal, und sie bewirken dann jene Verheerungen, die in ihrer Nähe so gefürchtet sind. Ein interessantes Beispiel dieser Erscheinungen gewähren die Aiguilles des Diablerets oberhalb Bex im Rhonethale, deren häufige Einstürzungen zunächst dadurch hervorgebracht wurden, daß die obern gezackten Kalkgipfel auf einer Unterlage von leichter zerstörbaren Felsarten, von Thon oder Gyps ruhen, welche von Regenwasser nicht selten theilweise unterhöhlt werden und dann nebst den darüber befindlichen Massen in das Thal herabstürzen.

II. Geologie der A. Die geographische Gliederung und Sonderung des Alpensystems und sein Zusammenhang mit den zunächst anschließenden Gebirgen tritt noch weit deutlicher hervor, wenn man specieller auf geologische Betrachtungen eingeht. Es zeigt sich dann, daß die A., Apenninen, der Jura und die Karpathen in ihrer orographischen u. geologischen Bildung die vielfachsten Wechselbeziehungen und Analogien haben. Die drei erstern Gebirge hängen zusammen in dem Gebirgslande, welches die ersten Zuflüsse der Durance und des Po vereinigt. Der Apennin zieht sich durch ganz Italien hinab und behält ganz den geologischen Charakter der Kalkalpen, während in nordöstlicher Richtung von den savoyischen A. aus das Juragebirg durch Frankreich, die Schweiz, Würtemberg und Franken sich bis an den Main erstreckt. Am östlichen Rande der A., in Oesterreich und Steiermark, schließen sich denselben die Karpathen an, welche Ungarn in einem weiten Bogen umziehen und in ihren Steinarten und deren Anordnung sich als deutliche Fortsetzungen der alpinen Bildungen erweisen. Die A. sind unter den hier angeführten Gebirgszügen nicht nur in Beziehung auf ihre Ausdehnung und Mächtigkeit, sondern auch in Rücksicht auf die Mannichfaltigkeit und Abwechselung in der Form der Erhebung und auf die Verschiedenartigkeit der Gesteinart ausgezeichnet. Die Apenninen und den Jura setzen ausschließlich mächtige Kalkmassen und Sandsteine zusammen, ganz ähnlich in Bezug auf ihr Alter jenen der A., und die langgestreckten wellenförmigen Höhenzüge dieser beiden Gesteinmassen bilden im Apennin den charakteristischen Hintergrund der italienischen Landschaften. Außer diesen Gesteinen treten aber in den A. als wesentliches Unterscheidungszeichen noch ausgedehnte Massen krystallinischer Schiefer auf, welche in sehr mannichfaltiger Zusammensetzung besonders die centralen und höchsten Gruppen einnehmen. Unter den plutonischen Gesteinen, welche die höchsten centralen Gruppen der A. bilden, sind besonders der Granit, Gneiß und Glimmerschiefer zu nennen, deren wesentliche Bestandtheile bekanntlich der Quarz, Felsenspath und Glimmer sind, welchen sich in den A. besonders noch der Talk zugesellt. Die Felsarten von dieser Zusammensetzung bilden den Hauptkamm der A. vom mittelländischen Meere an bis nach Ungarn. Man begegnet ihnen stets wieder, sobald man einen der Hauptpässe des Gebirgs überschreitet. Aus ihnen bestehen die höchsten Felsengipfel; auch liegen die meisten und besonders fast alle größern Gletscher der A. in den Thälern dieser Felsarten. Da, wo die Anordnung derselben am regelmäßigsten ist, befindet sich ein Kern oder Centrum von Granit und von Gneiß, um welche sich andere, weniger krystallinische Schiefer lagern. Diese so charakteristische Form der alpinen Centralmassen trifft man schon in den französischen A. der Dauphiné; besonders deutlich entwickelt jedoch ist sie in den Gruppen des Montblanc, des Finsteraarhorns, des St. Gotthard u. s. w. Am ausgezeichnetsten tritt der Zusammenhang der orographischen Gestaltung und der geologischen Zusammensetzung an der Gruppe des Montblanc hervor. Die granitische Gebirgsmasse wird hier von den tiefen Thälern von Chamouny, der Allée Blanche, Val Verret und von den Pässen des Col de Balme, Col de Bonhomme, Col de la Seigne u. s. w. umgrenzt. Auf dem höchst interessanten Wege um die ganze Gebirgsgruppe (tour du Mont blanc) hat man Gelegenheit, die eigenthümliche geologische Struktur in ihren allgemeinsten Umrissen leicht aufzufassen. Man erblickt fast stets auf der einen Seite die hohen steilen Felsenwände des Granits und Gneißes, während auf dem entgegengesetzten Thalgehänge die weniger hohen Kalk- und Schieferzüge sich befinden, die der Granit durchbrochen und emporgehoben hat. Der Col de la Seigne, die Wasserscheide zwischen der Rhone und dem Po, gewährt zugleich eine sehr gute Uebersicht über den Abschluß der Granitmassen gegen das sie umgrenzende Thal der Allée Blanche. Oft tritt aber der Gneiß und Granit unregelmäßiger auf, und die andern krystallinischen Schiefer in wechselnder Zusammensetzung bilden dann fast die ganze Hauptmasse des Gebirgs. Die Berge, welche aus diesen Felsarten bestehen, lassen sich schon durch ihre äußeren Formen erkennen. Man trifft meist dunklere, rothbraune Farben, und die Abhänge, weniger steil als im Gneiß oder Granit, sind häufig bis zu großen Höhen mit Alpenweiden bedeckt. Noch weit größer werden die Unterschiede der Gebirgsformen, wenn man sich von hier in die Kalksteinzüge begibt, welche in einem breiten Saume die A. im Norden und Süden begrenzen. Schon in ihren äußern Charakteren sind dieselben ungemein leicht von den Bergen der krystallinischen Schiefer zu unterscheiden. Man trifft hier, in Oesterreich, so wie in der Schweiz jähe hohe Kalkwände von blaugrauer lichter Farbe u. langen zusammenhängenden Rücken, statt der isolirten Felsengipfel der Centralalpen. Da zu gleicher Zeit die Höhe des Gebirgs in diesen seitlichen Gruppen stets herabsinkt, ändert sich auch der Charakter der Vegetation und der Gesammteindruck, welchen der Beschauer empfängt. Es ist aber sehr schwierig, in einem so großen u. verwickelten Gebirge, wie die A., zu bestimmen, zu welcher von den sogenannten neptunischen Formationen (Sedimentgesteinen) eine Felsmasse gehöre. Erst in neuerer Zeit, mit Hülfe der Resultate, welche ein specielles Studium der Versteinerungen in den verschieden-

sten Theilen der Erde geliefert hat, ist es möglich geworden, die großen Massen neptunischer Bildungen in den A. eben so sicher und bestimmt zu klassificiren, wie es in kleinern Gebirgen bereits früher geschehen war, und sie so, nach naturgemäßen Principien geordnet, mit den entsprechenden Formationen auf der ganzen Erdoberfläche zu vergleichen. In früherer Zeit, und noch in den ersten Jahrzehnten dieses Jahrhunderts, waren selbst die berühmtesten Geologen in großer Verlegenheit über die Klassifikation der neptunischen Gesteine der A. In den ältern geologischen Systemen nämlich, besonders in jenem, welches von dem berühmten Mineralogen Werner in Freiberg herrührte, wurden die Felsarten nach ihren äußern mineralogischen Charakteren beurtheilt, z. B. nach ihrer Farbe, Härte u. s. w. Man ging dabei zunächst von der Untersuchung der Gesteine in Sachsen, Thüringen, dem Harze und andern Gegenden aus, wobei sich allerdings mit großer Regelmäßigkeit zeigte, daß die ältern tiefer liegenden Kalk- und Sandsteine im Allgemeinen härter und krystallinischer sind, als die jüngern über ihnen lagernden Schichten. Jedoch diese Kennzeichen verloren bedeutend an Richtigkeit und Brauchbarkeit, sobald man versuchte, die Beobachtungen auf verschiedene Gebirge der Erdoberfläche auszudehnen. Gerade in den A. sind alle Kalk- und Sandsteine weit härter und fester, als die entsprechenden Formationen in andern Gebirgen. Indem man sich an die äußern Kennzeichen hielt und zu gleicher Zeit die so hohen Gebirgszüge betrachtete, welche diese Kalksteinmassen in den A. bilden, wurde man anfangs zu dem Irrthum verleitet, sie für weit älter zu erachten, als sie in der That sind. Erst später, in den Jahren 1819 und 1820, haben Bakewell, Buckland, Brongniart und Andere die Principien der neuern paläontologischen Geologie, die bei Untersuchung der englischen Gebirge so sehr schöne und allgemeine Resultate geliefert hatte, auch auf die Erforschung der A. angewendet. In neuerer Zeit förderten, nächst L. von Buch, Studer, Hauer u. Anderen, besonders der ausgezeichnete englische Geologe Murchison die Kenntniß der Sedimentärgesteine der A. wesentlich. Letzterer hat in seiner Arbeit „Gebirgsbau in den A., Karpathen und Apenninen" (deutsch von G. Leonhard, Stuttg. 1850) eine sehr übersichtliche Darstellung der Formationen entworfen.

Die neptunischen Kalkstein-, Sandstein- und Schieferzüge in Oesterreich, Bayern, der Schweiz u. in Frankreich bilden ununterbrochen den Nord- und Westrand der A. Im Süden hingegen ist ihre Verbreitung weit unregelmäßiger. Sie treten in den julischen A., in Illyrien, Steiermark u. s. w. in großer Mächtigkeit auf, jedoch weiter nach Westen hin nehmen sie stets an Breite ab. An den Ufern der Sesia u. in der Nähe des Lago maggiore verschwinden sie gänzlich, und erst nach einer langen Unterbrechung zeigen sich wieder einzelne Partien derselben in den Meeralpen. Jedoch eine andere Formation, welche in den südlichen A. auftritt, darf bei einer allgemeinen Skizze der A.-Geologie nicht mit Stillschweigen übergangen werden: nämlich die Melaphyre, Porphyre und Dolomitmassen der venetianischen, tyroler und mailänder A. Sobald man über die Centralkette der östlichen A., über den Brennerpaß oder über einen der hohen Tauernpässe gestiegen ist, wird man plötzlich überrascht durch gigantische, kühngeformte Bergmassen. Es sind auch Kalksteine, die sich aber dadurch von den gewöhnlichen unterscheiden, daß sie außer dem kohlensauren Kalke noch sehr viele Magnesia oder Bittererde enthalten. Man nennt diese gelbliche sehr krystallinische Felsart Dolomit, zu Ehren des ausgezeichneten französischen Mineralogen Dolomieu, welcher zuerst gegen das Ende des vorigen Jahrhunderts auf ihre Eigenthümlichkeiten aufmerksam machte. Lange Zeit hat man sich begnügt, diese sonderbaren Bergformen des südlichen Tyrol, der trientiner und venetianischen A. aus der Ferne zu betrachten, bis zuerst im Jahre 1828 eine specielle Untersuchung dieser ganzen Formation durch L. v. Buch bekannt gemacht wurde, deren Resultate für die Geologie von der größten und allgemeinsten Bedeutung waren. Mit diesen Dolomitmassen vereinigt fand man andere Kalk- und Mergellager, aus denen nach und nach eine große Reihe der schönsten Petrefakten hervorgezogen wurde, welche diese Bergmassen als im Wesentlichen übereinstimmend mit der Formation des Muschelkalks der deutschen Gebirge darlegte. Aber außer diesen an sich schon so merkwürdigen Schichten kommen in diesen Theilen der A. noch große Massen von Melaphyr und rothem Porphyr vor, einem feldspathhaltigen plutonischen Gestein. Diese Felsarten haben auf die merkwürdigste Weise alle Schichten der Sedimentärgesteine durchbrochen und einen großen Einfluß auf die Emporhebung und Oberflächengestaltung der südlichen A. ausgeübt.

Die tertiären Bildungen begleiten allenthalben in größerer oder geringerer Ausdehnung den Rand der A.; sie werden theils aus Sandsteinen (Molasse), theils aus großen, durch Kalk und Mergel fest verkitteten Geröllmassen gebildet. Der Name Nagelflue, ursprünglich von den Bewohnern der Schweiz gebraucht, ist für diese letztere Felsart allgemein in der Wissenschaft angenommen worden. In unmittelbarem Zusammenhange stehen die tertiären Ablagerungen von Oberösterreich, Südbayern u. der Schweiz. Hier erreichen dieselben eine ungemeine Ausdehnung und Mächtigkeit. Sie ziehen sich hierauf weiter westlich nach Genf, Chambery u. s. w., zuweilen nur in schmalen Streifen, längs dem ganzen Westrande der A. fort und endigen zuletzt in dem großen tertiären Becken von Marseille. Das Auftreten der Braunkohlenformation und der Tertiärbildungen in den A. überhaupt gibt L. von Buch zu einigen sehr interessanten Bemerkungen Veranlassung. Das Alpengebirg scheint in Beziehung auf diese Bildungen in zwei verschiedene Hälften getheilt: in eine östliche und eine westliche Hälfte. In der östlichen Hälfte, in Oesterreich und einem großen Theile Südbayerns, erfüllen die Tertiärbildungen, ihrem Charakter in dem nördlichen und mittlern Deutschland getreu, große Buchten und Meerbusen und ziehen sich gleichsam an den Ufern der ältern Gebirge herum. Sie bilden niemals Berge, sondern nur flache Hügel, und zuweilen findet man selbst kleine Abla-

gerungen derselben in einzelnen isolirten Thalbecken noch weit im Innern der A. Ganz anders gestalten sich diese Verhältnisse in den westlichen A., in den A. der Schweiz. Vom Genfersee bis zum Einfluß des Rheins in den Bodensee liegen die Pflanzenreste in einer fortlaufenden, zuweilen 5000, ja selbst an 9000 Fuß aufsteigenden Kette in steil erhobenen Schichten, welche häufig von vielen tausend Fuß hohen Konglomeratschichten der Nagelflue bedeckt werden. Hingegen ist in diesen westlichen A. noch niemals im Innern selbst der weitesten Thäler eine Spur der Tertiärbildung beobachtet worden. Diese Unterschiede zwischen den Ost- und Westalpen sind hauptsächlich in den abweichenden orographischen Gestaltungen und den verschiedenen Hebungsepochen dieser beiden Gebirgssysteme zu suchen. Die östlichen A. mußten ihre jetzige Form schon zur Zeit der Tertiärbildung haben, da ja diese in dem Innern der Thäler oft weit heraufreicht. In den westlichen A. hingegen erfolgte die letzte Aufrichtung des Gebirgs und die Bildung der Thäler erst nach der Ablagerung der Tertiärschichten, daher auch diese nur auf den Rand der A. beschränkt blieben und zugleich noch stark aufgerichtet und zu mächtigen Bergen emporgehoben wurden. Untersucht man aber die Gerölle, welche sich in den Konglomeratschichten der Nagelflue befinden, so sieht man, daß außer den zahlreichen Kalksteinstücken, welche aus dem Innern der A. stammen, zugleich viele Fragmente von Gesteinarten vorkommen, die von keinem Punkte der A. herstammen können, da sie nirgends in denselben als anstehende Felsenmassen getroffen werden. Es sind dies z. B. Stücke eines schönen Granits, welcher vielen rothen Feldspath enthält und nirgends auf der Nordseite der A. ansteht. Eben so ist Quarz führender Porphyr denselben ganz fremd, und dennoch liegen solche Stücke in der Nagelflue. Die wahrscheinlichste Annahme scheint wohl die zu seyn, daß diese Porphyr- und Granitstücke Theile von aus dem Innern emporgestiegenen Massen sind, deren gewaltsames Hervortreten innig mit der Bildung der Nagelflue überhaupt zusammenhängt Ueber den Tertiärschichten, oder, wo diese fehlen, unmittelbar auf den ältern Gesteinen findet man am ganzen Rande der A. noch jene merkwürdigen erratischen Blöcke. Diese Blöcke liegen stets frei an der Oberfläche über den darunter befindlichen Tertiär- u. Diluvialschichten, welche, aus Geschieben oder Lehm bestehend, oft eine Mächtigkeit von mehren hundert Fuß haben und Reste von Elephas primigenius, Cervus antiquus, dem Auerochsen u. s. w. einschließen.

III. Physikalisches. Da die Form und die Art und Weise der Erhebung eines Gebirgs wesentlich den Einfluß bedingt, welchen dasselbe auf die klimatischen Verhältnisse und auf die Vertheilung der Vegetation ausübt, so müssen sich in einem so ausgedehnten, wechselnden und hohen Gebirge, wie die A., in dieser Beziehung so mannichfache Betrachtungen und Untersuchungen darbieten, daß hier nur eine Darstellung der wichtigsten und allgemeinsten Erscheinungen versucht werden kann. An die früheren geologischen Betrachtungen unmittelbar anknüpfend, werden wir zunächst jene Veränderungen erläutern, welche unter dem Einflusse des Regens, der Bäche und Flüsse, ferner der chemischen Zersetzung und mechanischen Zertrümmerung des Gesteins noch gegenwärtig an der Oberfläche der A. Statt finden. Es werden sich hieran meteorologische Bemerkungen über Temperatur, Feuchtigkeit und Winde anknüpfen, welchen wir noch Einiges über die Vertheilung der Vegetation in den verschiedenen Höhen der A. folgen lassen, da ja gerade die Vegetation einen so schönen mittlern Ueberblick über die Veränderungen der gesammten klimatischen Zustände gewährt.

Die Vertheilung des Wassers der Alpenflüsse in den jährlichen Perioden ist besonders durch die bedeutenden Maxima charakterisirt, welche dieselben zur Zeit des Schmelzens der Gletscher im Sommer erlangen. Durch diese jährlich wiederkehrende, große Vermehrung der Wassermasse werden die Wirkungen derselben weit bedeutender, als man bei einer Betrachtung des gewöhnlichen mittleren Wasserstandes und bei einer Vergleichung desselben mit demjenigen der Flüsse in den Ebenen erwarten sollte. — Die Schnelligkeit eines Flusses hängt von dem Gefälle seines Bettes und von seiner Wassermasse ab. Die Neigung der Flußbetten ist in den A. immer sehr bedeutend. Während die Donau auf 1000 Fuß einen Fall von 0,2, der Rhein von 0,3, die Isar von 1,3 Fuß hat, zeigen die Flüsse der A.-Querthäler häufig im Mittel auf 1000 Fuß einen Fall von 16—25 Fuß; jedoch sind die Schnelligkeiten bei Weitem nicht in demselben Maße größer, in welchem ihre Neigung jene der erstgenannten Ströme übertrifft. Die Ursache davon liegt in der weit kleinern Wassermasse der Alpenbäche. Es wird dadurch der Einfluß der Reibung vergrößert und die Kraft der Strömung oft an Steinen und Baumstämmen gebrochen, während bei tieferm Wasser Hindernisse von denselben Dimensionen nur die untern Theile, aber keineswegs die ganze Masse auf ähnliche Weise aufzuhalten vermögen Eine plötzliche Beschleunigung des Laufs der Bäche tritt in der Regel bei dem Einmünden eines neuen Seitenflusses ein, weil dieser mit seiner eigenen Geschwindigkeit die Fortbewegung unterstützt, und vorzüglich weil dann die vermehrte Wassermasse weit leichter die Hindernisse des Bettes überwindet. Die kleinern Wasser der Querthäler zeigen häufig eine Schnelligkeit von 9—12 pariser Fuß in einer Sekunde; die größern Flüsse, z. B. die Linth, die Rhone u. s. w., erreichen selbst auf größere Erstreckungen eine Schnelligkeit von 12—14 Fuß in der Sekunde.

Die erlangte Geschwindigkeit bewirkt, daß das Wasser gleich einer stoßenden Kraft auf alle Körper einwirkt, die ihm entgegenstehen. Dies wird dadurch noch erleichtert, daß alle in Wasser eingetauchten Körper an Gewicht verlieren und dadurch weit leichter beweglich werden. Steine verlieren im Allgemeinen zwischen 0,25 und 0,3 ihres Gewichts. Die Rinne eines jeden Bachs bedeckt sich daher am Boden mit einer Menge theils kantiger, theils schon abgerundeter Massen, welche in langen Perioden von den Quellen zu den Mündungen der Flüsse wandern. Man hat durch Experimente gefunden, daß einer Schnelligkeit eines

Flusses von 3 Fuß in der Sekunde noch eckige Steine von der Größe eines Hühnereies zu widerstehen vermögen; einer Schnelligkeit von 2 Fuß widerstehen noch Geschiebe von einem Zoll Durchmesser. Daher kommt es, daß je nach der Schnelligkeit eines großen Flusses sein Bett entweder mit großen Felsentrümmern, mit kleinern Geschieben oder nur mit Sand und Schlamm bedeckt ist. Das Letztere ist vorzugsweise in den untern Theilen der Ströme der Fall, z. B. in den Mündungen des Rheins, der Donau u. s. w., weil hier die Schnelligkeit schon so bedeutend abgenommen, daß das Wasser nicht vermag, irgend größere Geschiebe bis an diese Punkte fortzuschaffen. Die Schnelligkeit der Alpenbäche übertrifft jedoch in den meisten Fällen bedeutend die oben geforderten Größen, was auf die starke bewegende Kraft derselben hinweist. Man findet daher auch überraschend große Felsentrümmer in ihren Flußbetten, welche nicht selten die Größe eines Würfels haben, von dem jede Seite einen Meter Länge aufweist. Eine bedeutende Menge fein zerriebenen Gesteins eilt aber in der Form von Suspensionen den größern Fragmenten weit voraus. Diese kleinen Körper sind es auch, durch welche dem Strome das Benagen der Ufer besonders erleichtert wird. Sie treffen nämlich mit der erlangten Schnelligkeit die Felsen an beiden Seiten des Flusses und reiben sie weit mehr ab, als das Wasser allein zu thun vermöchte. Die Menge der Suspensionen ist natürlich in den einzelnen Jahreszeiten sehr verschieden; sie wird besonders durch heftige Regen- oder Schneefälle bedeutend vermehrt. Im Gegensatze zu den Strömen und Bächen in kleinern Gebirgen oder Ebenen sind alle Gewässer der A. durch die große Menge der Suspensionen ausgezeichnet; am meisten ist dies in jenen Bächen der Fall, die unmittelbar unter großen Gletschern entspringen. Durch die Bewegung und die beständigen Oscillationen der Gletscher wird nämlich stets eine große Menge fein zerriebenen Sandes erzeugt, welcher von dem Wasser mit Leichtigkeit auf große Distanzen hinweggeführt werden kann. Es beträgt z. B. die Masse der Suspensionen in der Aar nahe an ihrem Ausflusse an dem Gletscher in einem Kubikmeter Wasser 142 Gramme. — Die Wirkungen des Wassers auf die Erasion und die Zertrümmerung der Felsen sind je nach der mineralogischen und physikalischen Beschaffenheit des Gesteins sehr verschieden; am bedeutendsten sind dieselben in Schiefern und in den Kalksteingebirgen. Durch die Kraft der Erasionen entstehen besonders bei den Bächen der Hochalpen ungemein regelmäßige und tiefeingeschnittene Bachrinnen, in welchen das Wasser zwischen vertikalen Wänden eingeschlossen und unsern Blicken fast gänzlich entzogen ist. Die Tiefe dieser Erasionsschluchten beträgt häufig 40—80 Fuß. Die Wirkungen der Flüsse werden in den A. überdies sehr bedeutend erhöht durch die mächtigen Anschwellungen, welche von Zeit zu Zeit aus verschiedenen Ursachen bei den einzelnen Flüssen eintreten. Nicht nur große Regengüsse, das plötzliche Schmelzen des Schnees u. s. w. bewirken hier große Ueberschwemmungen, sondern auch die plötzlichen Entleerungen von Gletscherseen veranlassen oft Wasserfluthen in großartigstem Maßstabe. Wenn nämlich ein Gletscher eines Seitenthales sich momentan so sehr ausdehnt, daß er bis an das Hauptthal herabsteigt, ja sich sogar an der gegenüberstehenden Thalwand fest anstemmt, so entsteht dadurch ein hoher Eiswall quer durch das Thal, welcher das Ablaufen des Bachs, der aus den obern Regionen kommt, verhindert. Es werden so sehr oft größere und kleinere Seen aufgestaut, die endlich, wenn die Wassermasse eine bedeutende Höhe erreicht hat, gewaltsam die Eismasse durchbrechen und sich in dem Laufe weniger Stunden gänzlich entleeren. Großartige Erscheinungen dieser Art fanden im Jahre 1818 im Baynethale Statt, wo nach Escher die Masse des plötzlich entleerten Wassers 530,000,000 Kubikfuß betrug. Die Fluthen hatten dabei in den obern Theilen die enorme Schnelligkeit von 33 Fuß in der Sekunde. Auch im Oetzthale wurden ähnliche Erscheinungen beobachtet, wo durch die bedeutende Ausdehnung des Vernagtgletschers dergleichen Seeausbrüche sich mehre Male wiederholten. Die Wassermasse betrug hier im Jahre 1847 nach den Untersuchungen von A. Schlagintweit 230,000,000 Kubikfuß. Die Wirkungen dieser ungeheuren Fluthen in dem langen Verlaufe eines Querthales auf die Erasion, die Zertrümmerung und den Transport der Felsen sind ungemein bedeutend. Nach einer sehr mäßigen Berechnung findet man, daß die Masse des von dem Wasser bei solchen Gelegenheiten von der Stelle gerückten und an andern Punkten wieder abgelagerten Gesteins, Sandes, Schlammes u. s. w. bei Weitem größer ist, als das Volumen der entleerten Wassermasse selbst. Dieses scheinbar so paradoxe Resultat wird dadurch hervorgebracht, daß die Wassermasse in den verschiedenen Becken eines solchen Thales stets zurückgehalten und zu kleinen Seen angesammelt wird. In diesen wird nun ein großer Theil der Geschiebe abgelagert, während in den darauf folgenden stark geneigten Thalengen die Fluthen wieder eine sehr bedeutende Geschwindigkeit erlangen und sich aufs Neue mit Schutt und Trümmern beladen, die sie in dem nächsten Becken absetzen. Es wird also hier eben so, wie bei dem Transport der Geschiebe durch das Wasser im Allgemeinen, ein Geröllstück nicht alsogleich von dem Ursprunge des Sees bis an die Mündung des Flusses geschafft, sondern es geschieht im Gegentheil der Transport stets nur auf geringere Entfernungen: das Stück bleibt selbst einige Zeit ruhen, bis es später aufs Neue aufgerüttelt wird. Es bedarf daher, besonders unter den gewöhnlichen Umständen, eines oft wiederholten Anstoßes und einer langen Zeit, bis die Gesteinmassen allmählig viele Meilen weit befördert werden. Sie bilden dann entweder die großen Alluvionen in den breiten Schollen der Längenthäler, oder sie werden zur Ausfüllung der großen Alpenseen verwendet, in welchen alle Flüsse, z. B. der Rhein im Boden-, die Rhone im Genfersee, die Adda im Comersee, so umfangreiche Schuttanlagerungen bilden. — Aber nicht nur durch die mechanische Einwirkung des fließenden Wassers wird das Gestein in den A. benagt und zertrümmert, sondern auch zahlreiche chemische Zer-

setzungen tragen zur Zerstörung der Oberfläche bei. Das Wasser, welches in einzelne feine Felsenspalten eindringt und dort in den kalten Nächten oder im Winter gefriert, erweitert diese Risse und zertrümmert endlich gänzlich diese Felsen, da, wie bekannt, das Wasser beim Gefrieren sich ausdehnt und dadurch nothwendig mit großer Gewalt die Felsenspalten, in welchen es eingeschlossen ist, nach allen Seiten auseinandertreibt. Durch die zahlreichen chemischen Zersetzungen an der Oberfläche und durch den Vegetationsprozeß wird die Bildung der Erdkrume oder der Ackererde hervorgebracht. Es ist ein großer Unterschied, ob die Erde, wie z. B. in den Ebenen oder in den Marschländern, aus großer Entfernung herbeigeführt und in Form eines schlammigen Absatzes aus den Gewässern gebildet wird, oder ob sie noch unmittelbar da liegt, wo sie in Folge der Verwitterung entstanden ist. Der letzere Fall ist in den A. bei Weitem der häufigste. Die Erde bildet daher zwar keine sehr dicken und gleichmäßigen Lagen, sie hat aber zugleich den Vortheil, nicht so leicht durch den Vegetationsprozeß ausgesogen zu werden, da sich stets noch eine große Anzahl nicht völlig zersetzter Theilchen in derselben befinden, die nach und nach aufgeschlossen und der Vegetation zugänglich gemacht werden.

Ein sehr charakteristisches Phänomen der A. sind die Erdstürze oder Bergfälle. Es geschieht nämlich stets, daß an den Abhängen die angehäuften Schutt- und Trümmermassen, wenn ihre Menge sehr bedeutend geworden, und besonders wenn bei heftigen Regengüssen der darunter enthaltene Lehm und Sand mit Wasser durchtränkt wurde, sich loslösen und unter dem Gewichte ihrer Schwere in die Tiefe stürzen. Aehnliche Erscheinungen in kleinerm Maßstabe wiederholen sich alljährlich an den Abhängen der Berge und werden dann der Anlage von Straßen oft sehr gefährlich. Weit seltener sind jene großen und mächtigen Bergstürze, die sich vorzugsweise in jenen Theilen der A. ereignen, welche aus brüchigen Talkschiefern und Glimmerschiefern bestehen. Es häufen sich hier oft während langer Zeit die Schuttmassen in dem Innern kleiner Seitenthäler an, und wenn ihre Menge zu bedeutend geworden, oder wenn heftige Regengüsse erfolgen, so kommt die ganze Masse in Bewegung. Bäche werden in ihrem Laufe aufgehalten: sie bilden kleine Seen, deren Wasser noch mehr zur Bewegung der teigigen Erd- und Schlammmasse beiträgt, welche auf ihrem Wege Felder, Wiesen, Waldungen, selbst Häuser mit sich nimmt und dadurch sich stets vergrößert. Die Bewegung dieser zähen Masse ist dabei nicht, wie jene einer Schneelawine, ungemein rasch. Im Gegentheil schiebt sich zuweilen der träge Schutt- und Schlammstrom nur mit einer äußerst geringen Schnelligkeit vorwärts, bis er endlich in die breiten Sohlen der tiefen Thäler gelangt, wo sich nun die Masse fächerförmig nach allen Seiten ausbreitet, gerade wie es die Ablagerungen großer Flüsse bei ihrer Mündung in das Meer thun, wo z. B. der Nil, die Rhone oder der Po deltaförmige Schuttanlagerungen, freilich in einem ungleich größern Maßstabe gebildet haben. Diese fächerförmig ausgebreiteten Bergstürze trifft man in den Thalsohlen der großen Alpenthäler oft in überraschender Anzahl an. Wir nennen hier nur als Beispiele die Thäler der Drau, der Etsch oberhalb Meran, das Thal von Aosta, jenes der Isère bei Grenoble u. s. w. Aehnliche Bergstürze haben sich in historischen Zeiten mehre Male ereignet. Einer der größten und merkwürdigsten ist jener, welcher im 8. Jahrhundert das alte Städtchen Meran gänzlich unter seinen Schuttmassen begraben hat. Die Erdstürze sind nicht in demselben Grade, als man wohl voraussetzen möchte, der Fruchtbarkeit eines Thals hinderlich. Sie enthalten stets bedeutende Mengen thoniger Bestandtheile, und nach einigen Jahren schon fangen sie stellenweise an, sich mit Vegetation zu bedecken. Ja, in manchen der weiten und sehr wenig geneigten Längenthäler erweisen sie sich der Anlage von Kulturen sehr günstig, weil sie vor den Versumpfungen der tiefern Thalsohle geschützt sind, zugleich eine mehr sonnige Lage haben, so daß man vorzugsweise auf ihnen schön bebaute Felder und in den südlichen Alpentheilen Weingärten und reizende Kastanienwäldchen findet, die hier den Fuß der höhern Abhänge begrenzen. Größere Abrutschungen von ganzen Bergmassen mit allen darauf befindlichen Kulturen, Waldungen u. s. w. entstehen besonders dann, wenn, wie es in den Kalkalpen und vorzüglich in den Molassebergen am Nordrande der A. der Fall ist, Schichten von sehr verschiedener physikalischer und chemischer Beschaffenheit mit einander wechseln. Es können dann z. B. die tiefern, mergeligen und thonigen Lagen von dem Quell- und Regenwasser ausgelaugt und theilweise hinweggeführt werden, wodurch den obern Schichten die Basis entzogen wird, so daß dieselben sich nicht mehr zu halten vermögen und, dem Zuge ihrer Schwere folgend, nach abwärts stürzen. Sehr bekannt sind in dieser Beziehung die berühmten Felsstürze des Rufi- oder Roßberges, 4850 Fuß über dem Meere, dem Rigi gegenüber, geworden. Die Schichten dieses Bergs bestehen aus Nagelflue, theilweise mit kalkig-sandigen Lagen untermischt, welche durch eindringendes Wasser nach und nach zerstört werden und die obern Schichten zum Herabstürzen bringen. Die Dörfer Goldau, Lowerz und andere, welche am Fuße des Bergs liegen, wurden wiederholt von diesen Felsstürzen beschädigt und einmal, im Jahre 1806, sogar fast gänzlich verschüttet.

Die Temperatur der Luft u. des Bodens ist für die Kenntniß der klimatischen Verhältnisse eines Gebirgs von vorzüglicher Wichtigkeit. Betrachtet man den Lauf der Isothermenlinien längs der Basis der A., so zeigt sich, daß ihre östlichen Theile bei gleicher Breite kälter sind, als die westlichen: es hängt dies mit der allgemeinen Senkung zusammen, welche die Isothermenlinien gegen die ungarischen und asiatischen Ebenen zeigen. Auch sind die nördlichen Theile der A. kälter, als die südlichen, weil nämlich im Allgemeinen eine Abnahme der Luftwärme von dem Aequator gegen die Pole bemerkbar ist. Es entspricht ein Breitegrad in diesen Theilen Europa's einer Differenz der mittlern Jahrestemperatur von 0,5 bis 0,7° C. Die wichtigsten Erscheinungen, welche man jedoch in dieser Beziehung in einem hohen Gebirge, wie die A., beobachten kann, ist die Ab-

nahme der Temperatur mit der Höhe. Nimmt man das Mittel aus allen Stationen in verschiedenen Höhen der A., an welchen Beobachtungen über die Temperatur eines längern Zeitraums bekannt sind, so zeigt sich, daß man in den A. 540 pariser Fuß oder 90 Toisen hoch ansteigen muß, um eine Verminderung der mittlern Jahrestemperatur von 1° C. zu erhalten. Die Vertheilung der mittlern Temperatur in den verschiedenen Höhen der A. ergibt sich aus folgenden Zahlenangaben. Die mittlere Temperatur von 13° C. herrscht am südlichen Fuße der A., an den Ufern des mittelländischen und adriatischen Meeres; jene von 10° ist hauptsächlich für die Basis der A. an ihrem Nordrande von Wichtigkeit; Grätz, Wien u. s. w. befinden sich in ihrer Nähe. Die Temperatur von 5° befindet sich in den Centralalpen bei 4000, an dem Südrande der A. bei 5300 Fuß; die Isothermen von 0° trifft man in den nördlichen A. bei 6100, in den Centralalpen bei 6400, und in den A. des Montblanc und Monte-Rosa bei 7200 Fuß. Eine mittlere Jahrestemperatur von 5° Kälte erhält man im Mittel zwischen 8700 und 9700 Fuß, während für die höchsten Alpengipfel bei 12,000 bis 14,700 Fuß mittlere Jahrestemperaturen von 13 bis zu 15° C. mit größter Wahrscheinlichkeit angenommen werden können. Der Januar ist auf allen Höhen der A. der kälteste Monat, während theils der Juni, theils der Juli die heißesten sind. Die Verminderung der Temperatur mit der Höhe bleibt aber nicht in allen Monaten dieselbe; man hat im Gegentheil schon lange gefunden, daß im Sommer die Temperatur beim Ansteigen weit rascher wechselt, als im Winter. Die Abnahme der Temperatur ist in der ersteren Jahreszeit 1° C. für eine Erhebung von 440 Fuß, während man im Winter 710 Fuß ansteigen muß, um dieselbe Temperaturdifferenz zu erhalten. Auf die Vertheilung der Temperatur in den einzelnen Monaten hat besonders die Bodengestaltung und die Lage der Beobachtungsstationen einen sehr wesentlichen Einfluß. Die tiefen, rings von hohen Bergen umschlossenen Thalbecken werden im Winter durch Herabfließen der kalten und schweren Luft von den Abhängen und durch ein Ansammeln auf dem Boden der Thäler erkältet. Die Temperaturdifferenz der kältesten Wintermonate zwischen solchen Punkten u. andern auf Abhängen, welche diesen erkältenden Ursachen nicht ausgesetzt sind, kann oft so bedeutend werden, daß sie auch für Kulturzwecke sich sehr bemerkbar macht. Deshalb erfrieren so häufig in kalten Wintern die Weinreben und Olivenbäume unmittelbar auf dem Boden der Thäler, während sie ein wenig höher auf den Abhängen unversehrt bleiben. Im Sommer hingegen werden die Thalkessel bei gleicher Höhe weit mehr erwärmt, als freie Abhänge oder Gipfel, weil in den Thälern die von der bedeutenden Felsenoberfläche, welche sie rings umgibt, zurückstrahlende Wärme angesammelt wird, und weil diese Wärme weit weniger leicht, als auf freiern Punkten durch die Luftcirkulation und Windstöße hinweggeführt werden kann. Daher sind die Thalbecken und die umgebenden Gehänge weit mehr zur Anlage von Kulturen geeignet, als andere weniger geschützte Punkte. Je mehr man sich den höhern Regionen nähert, desto weniger bedeutend wird der Unterschied zwischen der Temperatur der Winter- und Sommermonate, da ja gerade die letztern so bedeutend an Wärme verlieren und sich daher gleichsam der Temperatur des Winters zu nähern suchen. Auf den höchsten Alpengipfeln werden selbst die Maxima der Wärme, welche man an den schönsten Sommertagen des Mittags dort antrifft, auffallend gering. So oft man noch die Riesen der A., den Montblanc, Monte Rosa u. s. w., bis zu Höhen von 12,000 Fuß bestiegen hat: niemals hat man eine Wärme gefunden, die im höchsten Falle + 5—6° übertroffen hätte. Im Gegentheil wurden die Beobachter, welche sich in ähnliche Höhen begaben, sehr häufig durch Temperaturen überrascht, die selbst an ganz schönen u. warmen Tagen 2—7° unter dem Gefrierpunkte waren.

Bei dem allgemeinen Zusammenhange der Luft- und Bodentemperatur muß man natürlich erwarten, daß die letztere, eben so wie wir es für die Luftwärme sahen, sich vermindert, je mehr man in einem hohen Gebirge, wie die A., in die Höhe steigt. Jedoch ist die Verminderung der Quellenwärme weit weniger bedeutend, als jene der Luft, denn während für die letztere eine Höhendifferenz von 540 pariser Fuß schon eine Temperaturabnahme von 1° C. ergibt, muß man sich 900—960 Fuß erheben, um eine Verminderung der Quellenwärme von 1° C. zu erhalten. Zum Behuf der Vergleichung mit den früher angegebenen mittlern Lufttemperaturen folgen nachstehend als Mittel der jetzt bekannten Beobachtungen einige Angaben über die Vertheilung der Quellenwärme in den verschiedenen Höhen des Alpengebirgs. Eine Quellenwärme von 13° kommt nur in den wärmsten Theilen des Südrandes der A., in Turin, Mailand u. s. w. vor; hier gedeihen Oliven, Feigen und überhaupt alle Früchte Italiens. 9,5—9° ist die Quellenwärme an dem Nordrande der A. in der Schweiz, Oberbayern und Oesterreich. 5° findet sich bei 4200—5800, 3° bei 6300—7600 Fuß. Quellen von 2 u. 1° sind überall sehr selten; man trifft sie nur zwischen 7400—8800 F. Der Zusammenhang zwischen dem Gedeihen der großen Bäume und zwischen der Temperatur der Quellen läßt sich in den A. sehr gut bemerken, indem z. B. das Gedeihen der Rebe und Kastanie stets mit einer Quellentemperatur von 10,5—11° erreicht wird, das der Wallnuß bei 7,5, während die großen Nadelholzbäume, die Tanne, Lärche u. s. w., in den verschiedensten Theilen der A. stets nahezu bei einer Quellentemperatur von 3,5° 5 C. ihre Grenze finden. Die äußersten kleinen phanerogamischen Pflanzen gedeihen hingegen noch in Höhen, in welchen die Temperatur der tiefern Bodenschichten entschieden bereits unter Null steht, so daß dieselben das ganze Jahr hindurch gefroren bleiben, während sich auf den besonnten obersten Bodenschichten im Sommer eine fröhliche Vegetation entwickelt.

Eine bemerkenswerthe Eigenthümlichkeit der Temperaturvertheilung in verschiedenen Alpengruppen ist noch folgende. Man trifft, sobald man sich von den nördlichen Theilen nach den südlichen fortbewegt, im Allgemeinen wärmere Luft- und Bodentemperatur an, und man könnte also erwarten, daß man, wenn alle Punkte gleicher Temperatur durch Linien verbunden würden, gerade

Linien erhielte, welche allmählig in den südlichen Theilen zu größern Höhen ansteigen. Jedoch ist die Temperaturvertheilung durchaus nicht so ganz einfach. Man hat im Gegentheil gefunden, daß in denjenigen Alpengruppen in welchen die größte und zusammenhängendste Gebirgsmasse zu großen Bergen und hohen Thälern aufgerichtet ist, bei gleicher Höhe sich wärmere Luft- und Bodentemperatur findet, als in niedern Gebirgszügen oder auf freien Abhängen in gleicher Höhe: es werden also die Isothermenlinien in die Höhe rücken in den centralen mächtigen Alpengruppen, und sich tiefer herabsenken in den beiden Seitenarmen des Gebirgs. Die Erklärung dieser Erscheinungen, welche auch durch die Vertheilung der Vegetation bestätigt wird, läßt sich sehr einfach geben. In einer hohen Gebirgsgruppe befindet sich noch eine große Masse von Felsen und von Bodenoberflächen, während in einem kleinen Seitenarme des Gebirgs in gleicher Höhe vielleicht bloß noch einige wenige isolirte Berggipfel vorhanden sind. Die große Oberfläche der ersten Gruppe wird durch die Besonnung sehr bedeutend erwärmt und kann ihre Wärme länger bewahren, während die Wärme, welche sich auf den isolirten Felsengipfeln des andern Gebirgszugs entwickelt, rasch von den Winden hinweggeführt wird und nur sehr unbedeutend zur Erwärmung der umgebenden Luftmassen beitragen kann. Zudem ist die nächtliche Ausstrahlung der Wärme auf isolirten Gipfeln stets weit bedeutender, als in dem Innern einer zusammenhängenden Gebirgsmasse. Für die Temperatur der Quellen bleibt überdies noch zu berücksichtigen, daß, ganz entsprechend den Gesetzen der Temperaturvertheilung in einem soliden Körper von wechselnder äußerer Gestaltung, die Wärme, welche aus dem Erdinnern stets gegen die Oberfläche des Planeten sich bewegt, weit besser und allgemeiner vertheilt wird, als in einem mehr exponirten und niedrigern Gebirge.

Die atmosphärischen Niederschläge sind in den A., wie in jedem hohen Gebirge, sehr bedeutend. Man erhält für die jährliche Menge des Schnee- und Regenfalls im Mittel für die A. eine Wassersäule von 40 Zoll. Die Schneefälle betheiligen sich, besonders in den höhern Regionen, sehr vorzugsweise, ja fast ausschließend an der Masse des atmosphärischen Niederschlags. In den eigentlichen Hochregionen von 9000 Fuß aufwärts nehmen die Schneetage so sehr zu, daß sie in jedem Monate die Zahl der Regentage bei Weitem übertreffen, ohne jedoch den Regen als solchen gänzlich auszuschließen. Schon in einer Höhe von 4500 Fuß überbietet im Mittel die Masse des Schneefalls jene des Regenfalls. Ueberdies ist in den A. von großer Wichtigkeit die so häufige Bethauung, Reif- und Wolkenbildung. Es zeigt sich nämlich die relative Feuchtigkeit der Atmosphäre im Verhältniß zu ihrer Temperatur und Spannung in den höhern Theilen der A. weit größer, als in den Ebenen. Die Atmosphäre ist daher ihrem Sättigungspunkte weit näher und mehr geneigt, reichliche Niederschläge von Thau zu bewirken. Auch sind die häufigen Nebel- und Wolkenansammlungen, die sich allenthalben an den Gipfeln und Abhängen der Berge bilden, eine Folge dieser Verhältnisse. Nebel und Wolken, die sich bald zu dichten Haufen ballen, bald durch einen einzigen warmen und trocknen Windstoß zauberisch schnell auflösen und dann einen um so überraschendern und großartigern Anblick der fernen Bergketten gestatten, bilden daher ein sehr charakteristisches Glied der klimatischen Verhältnisse der A. Derjenige würde den Eindruck dieses Gebirgs nur schlecht erfaßt haben, der nur bei heiterm Wetter ihre großartigen Formen in aller Klarheit bewundert hätte, ohne das Spiel der Wolken und Nebel in den tiefern Thälern und um die luftigen Berggipfel beobachtet und lebhaft mit empfunden zu haben.

Die größere und geringere Durchsichtigkeit der Atmosphäre je nach den Witterungsverhältnissen ist ein Gegenstand welcher von allen Alpenreisenden, die hohe Berggipfel der Fernsicht wegen besuchen, auf das Eifrigste diskutirt wird. Die Fernsicht ist in allen Fällen bei Weitem weniger ausgedehnt, als sie sich mathematisch berechnen läßt, da in den untern Schichten der Atmosphäre die Feuchtigkeit u. die in der Nähe der Oberfläche angehäuften Dünste stets den Ueberblick beschränken. Auch ist es eine allgemein bekannte Thatsache, daß man von der Höhe der Berge die in der Tiefe gelegenen Gegenstände u. Punkte weit weniger deutlich erkennt, als umgekehrt aus den Ebenen eben diese Bergkuppen. Es rührt dies ebenfalls daher, daß die Feuchtigkeit der Ebenen sich, von oben gesehen, als eine dichtere oder dünnere Dunst- u. Nebelschicht darstellt. Auch sind in den Ebenen, die meist sehr gleichförmige u. wellenförmige Formen und gleichmäßige dunkelgrüne Färbungen haben, einzelne Punkte weit schwieriger zu unterscheiden, als dies umgekehrt an den Kämmen und Gipfeln der hohen Alpenketten der Fall ist, an welchen ausgedehnte helle Schneelagen mit dunklen Felsen wechseln und so einen dem Auge sehr erkennbaren Kontrast bilden. Die Entfernung, bis zu welcher einzelne Alpengipfel sichtbar sind, ist trotz der erwähnten, das Sehen beschränkenden Umstände dennoch an den günstigen Tagen überraschend groß. In Entfernungen von 10—15 Meilen zeigen sich überall die großen mächtigen Ketten der A. noch in blauer Ferne in bewunderungswürdiger Schönheit. Ja, man kann z. B. von den Stufen der Walhalla bei Regensburg in einer Entfernung von 25—30 Meilen noch an schönen Tagen den Untersberg und die lange Reihe der bayerischen Kalkapen am Horizonte unterscheiden.

Es ist allgemein bekannt, daß, je mehr man sich den Polargegenden nähert und je mehr man die bedeutendsten Gipfel eines Gebirgs hinansteigt, desto mehr die **Vegetation** an Mannichfaltigkeit und an Massen der Pflanzen abnimmt, bis sie zuletzt fast gänzlich verschwindet oder nur auf wenige Flechten beschränkt bleibt. Verfolgt man diese Veränderungen der Vegetation mit der Höhe in einem großen Gebirge, so wird klar, wie sich verschiedene Vegetationszonen oder Regionen unterscheiden lassen, welche sich dadurch charakterisiren, daß in ihnen stets die Gesammtheit der Vegetation wesentliche Abweichungen von den vorhergehenden oder nachfolgenden Abtheilungen aufzeigt. An dem **Fuße der A.** herrscht im Norden und Süden eine bedeutend verschiedene Vegetation, und zwar nicht nur wegen der ver-

schiedenen geographischen Breite, sondern auch deswegen, weil der Nordrand meist von Hochebenen begrenzt wird, die 1000—1800 Fuß über dem Meere liegen, während am Südrande der Fuß des Gebirgs bis zu 600 und 400 Fuß hinabsteigt. Der Südrand der A. ist daher schon mit der reichen italienischen Vegetation umgeben, welche hier an den Ausläufern des Gebirgs, im Hintergrunde begrenzt durch kühne schneebedeckte Alpengipfel, einen zauberischen Eindruck hervorbringt. Die Pinie, die Cypresse, der Oelbaum u. s. w. gedeihen hier auf Höhen von 1000—1500 Fuß. An dem nördlichen Fuße des Gebirgs reicht bis 2000 Fuß die Hügelregion (Regio collina). Sie wird charakterisirt durch das Gedeihen des Weinstocks, welcher z. B. in der ebenen Schweiz noch zwischen 1200 und 1500 Fuß einen angenehmen Wein liefert. Es folgt hierauf zunächst in den A. von Tyrol und der Schweiz die untere Bergregion oder die Region des Wallnußbaums, von der Grenze des Weinstocks bis zu jener der Wallnuß, im Mittel bei 2500—2700 Fuß. Hier gedeihen noch die Kirsche und alle andern Arten von Fruchtbäumen sehr wohl; auch finden sich allenthalben ausgedehnte Kulturen der Cerealien mit Einschluß des Weizens. Sodann reihen sich an: Die obere Bergregion oder die Region der Buche bis 4000 Fuß, in welcher auch die Eiche und die Esche im Mittel ihre Grenze erreichen. Hier ist zugleich die untere Grenze der Alpenhütten, und es scheidet daher diese Region die Landwirthschaft von der Alpenwirthschaft. Bis zu dieser Höhe trifft man allenthalben noch Getreidebau, während weiter oben bis zu den äußersten Grenzen der Cerealien bei 5000 und 5500 Fuß nur sehr zerstreute u. spärliche Kulturen getroffen werden. Es folgt die subalpine Region bis zur mittlern Grenze der Koniferen (der Fichte, der Lärche, der Zirbel oder Arve), von 4000—5500 Fuß. In den unteren Theilen dieser Region befinden sich noch ausgedehnte Nadelholzwälder, während in den höhern die Bäume mehr vereinzelt stehen. In den centralen Alpentheilen reichen die Koniferen noch höher, im Mittel bis 6000 Fuß. Die alpine Region, 5500—7000 Fuß, die nun folgt, ist vorzugsweise die Region der Alpenwirthschaft, der ausgedehnten Weiden und der Alpensträucher, unter denen die Zwergföhre (Pinus pumilio), besonders in den Kalkalpen, oft in großer Menge auftritt. Sehr bemerkenswerth sind auch die schönen rothen Alpenrhododendren, auch Alpenrosen genannt, welche mit ihren schönen rothen Blüthen und den kleinen dunkelgrünen Blättern oft große Strecken gänzlich bedecken und denselben zur Zeit der Blüthe, Ende Juni bis Anfang August, eine sehr reizende Färbung verleihen. In der subnivalen Region, 7000—8500 Fuß, nehmen die Alpenweiden schon eine weit geringere Oberfläche ein, kahle Felsenmassen, zwischen denen nur eine spärliche Vegetation vorkommt, überwiegen; auch treten bei 8200—8400 Fuß allenthalben permanente Lagen ewigen Schneees auf, welche die untere Grenze der Schneelinie bilden. Man versteht nämlich unter Schneelinie oder Grenze des ewigen Schnees jene Höhe, in welcher, selbst zur Zeit der wärmsten Sommermonate, sich noch größere oder kleinere Schneelagen erhalten. Betrachtet man im Sommer die A. aus einiger Entfernung, so schneidet sich der Rand der obern Schnee- und eisbedeckten Theile sehr schön und zusammenhängend von den untern mit Vegetation bekleideten Gehängen ab. In der Nähe betrachtet, aber wird die Schneegrenze weit weniger regelmäßig und deutlich, da sich theils auf steilern Wänden, theils auf sehr günstig exponirten und besonnten Punkten der Schnee nicht fortwährend zu erhalten vermag. Sehr steile Wände sind ja selbst im Winter großentheils schneefrei. Bei dem mannichfachen Einflusse, welchen also die Neigung des Bodens, die Exposition, die Menge und Vertheilung der atmosphärischen Niederschläge, die Windrichtung u. s. w. auf die Bildung und Erhaltung zusammenhängender Schneelagen ausüben, kann man nur sorgfältig gewählte Mittel aus Beobachtungen an verschiedenen Punkten zur Feststellung jener Höhe benutzen, welche als die mittlere Grenze permanenter Schneelagen in einem Gebirge betrachtet werden soll. Die Schneelinie fällt nicht, wie man zuweilen irrigerweise annimmt, mit der mittlern Jahrestemperatur von 0° zusammen; in den A. liegt sie im Gegentheil im Allgemeinen in der Nähe der Jahresisothermen von —4°C. Die nivale Region, reicht von 8500—10,000 Fuß. Wegen der schon erwähnten großen Unterbrechungen der allgemeinen Schneebedeckung können sich noch weit über die Schneegrenze hinaus phanerogamische Pflanzen, an günstigen Punkten oft noch in ziemlicher Anzahl, ansiedeln. Man findet besonders in den Centralalpen in dieser Region zuweilen noch ganz hübsche grüne Oasen, welche sehr häufig den Gemsen Weideplätze gewähren. Die Zahl der Gräser und Blüthenpflanzen, welche man noch in dieser Region gefunden hat, beläuft sich im Kanton Glarus (nach Heer) auf 12, in den Tauern (nach Schlagintweit) sogar auf 32 Species. Ja, die höchsten Stände einzelner sehr verkümmerten phanerogamischen Pflanzen, welche man in den A. beobachtet hat, reichen noch höher als 10,000 Fuß. Man findet in den Centralalpen von Tyrol und der Schweiz noch zuweilen bei 10,300—10,500 Fuß einige Blüthenpflanzen, in den südlichen A., z. B. am Monte-Rosa (nach Zumstein) selbst noch bei 11,200 Fuß. Es sind dies natürlich sehr wenige Arten, die nur während ganz kurzer Zeit, ungefähr einen Monat, schneefrei, in ungünstigen Jahren oft während des ganzen Sommers mit Schnee bedeckt bleiben. Noch weit über diese letzten Repräsentanten des höhern pflanzlichen Lebens findet man an die Felsen angeheftet einzelne Flechten, z. B. die kleine gelbe Lecidea geographica, einige schwarze Umbilicarien u. s. w. Selbst noch auf den höchsten Gipfeln der A., zwischen 12,000—14,800 Fuß, hat man sie in wenigen verkümmerten Exemplaren angetroffen.

Wie die Pflanzen, so reichen auch einige kleine Thiere bis in sehr bedeutende Höhen. Man hat zwischen 10,000 und 12,000 Fuß noch einige Podorellen, Spinnen und Käfer beobachtet. Ja selbst die Oberfläche der Gletscher ist nicht ganz von thierischem Leben entblößt, indem nach der interessanten Beobachtung von Desor ein klei-

ner Gletscherfloh, die **Desoria glacialis**, sich in den Kanälen des Eises mit großer Behendigkeit umherbewegt. Man kann dieses interessante kleine Thier an sehr vielen Gletschern in großer Menge wahrnehmen.

Die angeführten allgemeinen Abgrenzungen der Vegetationsregionen in den verschiedenen Höhen der A. sind indessen nur geeignet, eine Uebersicht dieser Erscheinung zu geben. Geht man mehr auf Einzelnheiten ein, so zeigen sich natürlich viel verwickeltere und mannichfachere Verhältnisse. Es übt z. B. die Exposition nach verschiedenen Himmelsgegenden, die Richtung der Thäler, die Beschaffenheit des Bodens, die herrschende Windrichtung u. s. w. einen bedeutenden Einfluß auf das Gedeihen der Vegetation und auf die Höhe aus, welche einzelne Pflanzen an verschiedenen Punkten erreichen. Nimmt man jedoch, mit Rücksicht auf die lokalen Verhältnisse, das Mittel aus zahlreichen Beobachtungen in verschiedenen Theilen einer Alpengruppe, so erhält man sehr zuverlässige und übereinstimmende Mittelwerthe, welche auch deutlich den innigen Zusammenhang dieser Grenzen mit den klimatischen Verhältnissen zeigen. Es geht daraus hervor, daß die Grenzen einiger wichtigen Pflanzen, z. B. der Getreidearten oder der Nadelhölzer, in verschiedenen Theilen der A. nicht immer in einer und derselben Höhe Statt finden können, da ja in den südlichen Gruppen die klimatischen Verhältnisse in gleicher Höhe so sehr von denen der nördlichen verschieden sind. Es reichen z. B. die Lärchen und Fichten in den südlichen Gruppen ganz allgemein in schönen dichten Beständen bis 6500 Fuß; ja, einzelne Stämme finden sich noch bis 7000 Fuß. In den centralen Gruppen in Tyrol und im berner Oberlande finden sich dagegen die mittlere Baumgrenze bei 6000 und die höchsten isolirten Stämme bei 6500 Fuß. In den niedrigeren Vorzügen der nördlichen Kalkalpen bilden 5500 Fuß das Mittel und 5900 bis 6000 Fuß das Maximum. Eine Betrachtung ähnlicher Angaben zeigt auch, daß alle Pflanzen in den centralen, hohen Alpengruppen bis zu größeren Höhen ansteigen, als dies in entsprechend gelegenen, aber niedrigeren Zügen der Fall ist. Es hängt diese mit so großer Regelmäßigkeit auftretende Erscheinung mit jenen schon früher erwähnten regelmäßigen Krümmungen der Isothermenlinien für die Temperatur der Luft und des Bodens zusammen, indem ja auch diese stets eine Erhöhung der Temperatur in den kompakten centralen Alpengruppen und eine verhältnißmäßige Erniedrigung derselben bei gleicher Höhe in weniger hohen Alpenketten zeigen.

Wenn man im Sommer in den A. aus der Tiefe der Thäler gegen die Gipfel hinaufsteigt, so findet man nicht nur ein Verschwinden der verschiedenen Vegetationsglieder, sondern man wird zugleich durch die Erscheinung aufs Lebhafteste überrascht, daß in der Tiefe bereits die Entwickelung der Vegetation sehr weit vorgeschritten ist und die Reife der Früchte begonnen hat, während in den höheren Theilen die Pflanzen kaum ihre Knospen und Blüthen entfaltet haben und die ganze Vegetation noch den Charakter des ersten Frühlings trägt. Eben so kann im April oder Mai bereits in den Thälern ein üppiger Blumenschmuck die Fluren bedecken, während in den höhern Theilen noch völliger Winter herrscht und erst nach mehren Monaten die Schneedecke einer rasch sich entwickelnden Vegetation Platz macht. Diese bedeutenden Differenzen in der Entwickelung der Vegetation in verschiedenen Höhen sind gewiß ein sehr interessantes Phänomen, welches sich ebenfalls in verschiedenen Breitengraden wiederholt. Man hat versucht, durch Zusammenstellung zahlreicher Beobachtungen an verschiedenen Punkten für die so allgemeine Vegetationsverzögerung, die mit der größern Höhe eintritt, bestimmtere und allgemein gültige Zahlenwerthe zu erhalten, und fand, daß im Mittel während der ganzen Vegetationszeit vom Anfange des Frühlings bis Ende des Herbstes eine Verzögerung der Vegetationsentwickelung von 11 Tagen eintritt, wenn man sich um 1000 Fuß in die Höhe erhebt. Im Frühling ist diese Verzögerung etwas langsamer (10 Tage für 1000 Fuß), im Herbste etwas rascher ($12^1/_2$ Tage). Dieses Zurückbleiben in der periodischen Entwickelung der Blätter, Blüthen und Früchte der Pflanzen in größern Höhen wird durch die Abnahme der Temperatur bedingt, welche stets eintritt, je mehr man in einem Gebirge hinansteigt. Die Temperatur ist in größeren Höhen stets geringer, als in der Tiefe, und es treten hier erst in den späteren Sommermonaten jene Wärmegrade ein, welche erforderlich sind, um das Erwachen der Vegetation und die Entwickelung der Blätter und Blüthen möglich zu machen. Auch kann wegen der verminderten Wärme das Reifen der Früchte erst später und nur ganz allmählig erfolgen.

Die Thierwelt der A. bietet weniger Eigenthümliches dar, als die Pflanzenwelt. Auf den sonnigen Höhen ist die Luft von vielen Insekten, besonders auch von Schmetterlingen belebt. Reptilien und Fische gibt es wenig, doch kommen Forellen noch bis zu einer Höhe von 6000 F. in Teichen vor. Auch Vögel finden sich im Vergleich mit den Flachländern in geringer Anzahl der Arten und Individuen vor. Charakteristisch sind nur einige Geier-, Adler- und Eulenarten, sowie das Schneehuhn (**Cagopus alpinus** *Linn.*) u. das Steinhuhn (**Perdix graeca** *Briss.*). Von Säugethieren sind der Steinbock und die Gemse die bekanntesten Bewohner der A.; ersterer wird aber immer seltener und letztere ist nur noch in den östlichen A. zahlreich, wo auch noch Bären, Luchse und wilde Katzen, aber auch in immer mehr sich vermindernder Zahl, hausen, während die Wölfe im Westen weit häufiger vorkommen. Den obern Alpenregionen ist das Murmelthier eigenthümlich. Von Hausthieren sind Ziegen und Rinder allenthalben in größter Menge verbreitet; Pferde und Schafe werden nur hie und da gezogen und sind von keiner edlen Race. Maulesel und Esel werden vornehmlich in den südlichen Alpengegenden als Lastthiere in Menge gehalten. Vergl. H. u. A. Schlagintweit, Untersuchungen über die physikalische Geographie der A., Leipzig 1850.

Alpen, Johann von, Beichtvater, Siegelbewahrer und Freund des kriegerischen Bischofs und Fürsten von Münster, Christoph Bernhard von Galen, wurde 1630 geboren, widmete

sich dem geistlichen Stande und kam 1658 zu dem genannten Fürsten. Im Jahre 1663 ward er Dechant zu St. Martini zu Münster und späterhin Propst zu Xanten. Er † 1698 zu Münster. Er schrieb unter andern eine Lebensbeschreibung des erwähnten Fürstbischofs, welche noch jetzt wegen ihrer Treue und Anschaulichkeit Hauptquelle für einen großen Theil der deutschen Geschichte damaliger Zeit ist. Sie führt den Titel: „De vita et rebus gestis Christophori Bernardi de Galen, Episcopi et principis Monasteriensis, Decas“, Koesfeld 1694; Decadis pars II, Münster 1703. Einen Auszug daraus gab Kurz unter dem Titel: „Leben und Thaten Christoph Bernards von Galen, Bischofs und Fürsten von Münster“ ꝛc., 1790.

Alpenkalk, auch Alpenkalkstein, gewisse Kalkbildungen in den Alpen, deren Stellung noch nicht hinlänglich gesichert ist, und zwar namentlich deshalb, weil in ihrem paläontologischen Charakter noch ungelöste Räthsel liegen, indem in ihnen Orthoceratiten neben jurassischen und vielleicht jüngeren Ammoniten liegen. Abgelagert sind die Kalke auf einem meist rothen (grès rouge, rother Sandstein), doch auch weißen Sandstein, der unten versteinerungsbar ist, nach oben aber kalkhaltig wird. Die Kalke, aus mehren verschiedenen Gliedern sich aufbauend und bedeutende Höhe ersteigend, lassen sich westwärts bis in die Schweiz verfolgen und verbinden sich ostwärts mit den karpathischen Gesteinbildungen. Sie sind früher für Aequivalente des Zechsteins, theilweise sogar der Grauwacke gehalten worden. Murchison hielt den unteren oder älteren A., auf welchem die Salzlager der bayerischen und österreichischen Alpen ruhen, für Lias und Unteroolith, den oberen oder jüngeren A., der das Hängende des Salzgebirgs ausmacht, für Oberoolith, der nach oben in Hippuritenkalk übergeht. Die Neueren haben in dem unteren A. (Posidonien- und Krinoideenkalkstein) vermöge der Petrefakten Muschelkalk erkannt, wonach der im Liegenden befindliche Sandstein bunter Sandstein seyn dürfte; darauf folgt (aber nicht überall erscheinend) rother Ammonitenmarmor, der für ein Aequivalent des oberen Muschelkalkes gehalten wird, sodann bituminöse Schiefer, dunkelgraue Kalke und Amaltheemergel, die Vertreter, wie man glaubt, des Lias. Diesen aufgelagert erscheinen die Gervillienschicht oder der obere rothe Ammonitenmarmor, nebst einem grauen (Krinoideen-) Kalkstein voll Eugeniacrinusglieder, die Vertreter des braunen Jura, endlich an vielen Punkten die Aptychusschiefer, parallel dem weißen Jura. Ueber diesen Gebilden liegt der obere A. (Hochgebirgskalk), den Neokomien, Diceratenkalk (Untersberg) und Hippuritenkalk vertretend. So weit reichen die bisherigen Veröffentlichungen über den A., die aber bald durch die vereinten Bemühungen der österreichischen und bayerischen Geognosten ansehnlich vermehrt werden dürften.

Alpenrose, Pflanzengattung, s. Rhododendron.

Alpenstich, in den Hochgebirgen der Schweiz endemische und in den meisten Frühjahren auftretende, leicht typhös und tödtlich werdende Brustfellentzündung, Folge des südlichen Alpenwindes (Föhns), welche sich 1771 und 1832—33 selbst über einige Theile des nördlichen Deutschlands ausdehnte. Bisweilen erscheinen nach den Anfällen blaue Flecken auf der Haut.

Alpenstraßen. Der Uebergang über die Alpen galt in alten Zeiten für eine herkulische Arbeit, und Hercules selbst soll daher zuerst einen Zug über die grajischen Alpen vollbracht, ja eine Straße daselbst gebahnt haben. Gallische Völker drangen indeß frühzeitig nach Italien, und zwischen ihnen im diesseitigen Lande und ihren Stammverwandten im jenseitigen scheint immer Verkehr Statt gefunden zu haben; daher die Sage von einer heiligen Straße, welche von den Bergvölkern geschützt und gesichert wurde. Gleichwohl hielt man, als Hannibal mit Heeresmacht seinen berühmten Uebergang bewerkstelligte, das Wagestück für ein Wunder. Doch kannten und benutzten die Römer, noch ehe sie ordentliche Straßen baueten, einige Wege, z. B. durch das Gebiet der Tauriner, der Ligurier, der Salasser, über den Penninus, einen durch das Gebiet der Rhätier, einen in den rhätischen Alpen über Aquileja hinaus, sämmtlich steil und abschüssig. Auch hatten sie schon mehre Kunststraßen, aber keine von ähnlicher Breite und Fahrbarkeit, wie die jetzigen A. Sie waren steil und gefährlich genug zu passiren. Die frequentesten waren über die cottischen, penninischen, grajischen u. Seealpen. Besonders galt die über Ocelium (Oulx) und den Matronenberg (Genèvre) für die kürzeste Straße ins jenseitige Gallien. Nach Norden führende Straßen waren über den Splügen, nördlich vom Lacus Larius, über die karnischen Alpen nach Santicana u. a. Nach dem Verfall der alten Römerstraßen und bis ins 17. Jahrhundert bestanden die Alpenwege fast ohne Ausnahme nur aus Saumpfaden, und der sichere Tritt des Maulesels war des Reisenden einzige Gewähr. Noch Albrecht von Haller konnte ausrufen: „über die A. geht kein Rad!“ Jene Tage sind vorüber. Die frühern Maulthiersteige, die hoch und gefahrvoll zur Seite von Wildbächen an Felswänden hinführten, sind allmählig zu Kunststraßen geworden, seitdem die Posteinrichtungen, die gänzlich veränderten, politischen Gewerbs- u. Handelsverhältnisse, sowie die Umwandlung in der Art der Kriegsführung ihre Erbauung zur Nothwendigkeit machten. Ganze Armeen können sich jetzt auf dem Rücken dieser einst so gefürchteten Hochgebirge bewegen, mit Geschütz u. Train, schlagfertig u. ohne einem örtlichen Hinderniß zu begegnen, wo sonst nur verwegene Parteigänger und die Guerillasbanden der kundigen Bergbewohner durchzukommen vermochten. Vor Napoleon gab es nur 2, zur Noth fahrbare Wege über die Alpenkette überhaupt; einen über den Brenner (aus Tyrol), und jenen über den Col di Tenda im Westen des Hochgebirgs. Die ganze Centralkette auf 65 Meilen Länge war damals ohne Fahrweg. Napoleon baute und erweiterte sieben größere Heer- und Fahrstraßen über die Alpen nach Italien: 1) über den Mont-Cenis, von Lyon bis Turin; 2) über den Simplon, von Genf bis Mailand; 3) über den kleinen St. Bernhard, von Grenoble bis Aosta; 4) über den Mont-Genèvre,

von Grenoble nach Turin; 5) über den Col de la Croix vom Mont-Dauphin bis Pignerol; 6) über den Monte-Viso; 7) über den Col del'Argentière, von Gab nach Coni. Ueberdies hat er den alten Weg über den Col di Tenda von Turin nach Nizza fast gänzlich umgewandelt. Weit über hundert Millionen Franken wurden auf diese Bauten verwendet. Bei den seit Napoleons Sturz wieder ganz veränderten politischen Verhältnissen haben manche dieser großen Werke zwar nicht mehr die frühere Wichtigkeit, und die Ursachen, welche sie hervorriefen, sind theilweise verschwunden. Oesterreich hat seine frühere Machtstellung in Italien wieder errungen. Die Lombardei, Piemont, die Kantone Wallis und Genf, durch welche Länder diese Straßen laufen, gehören jetzt vier verschiedenen Herren mit eben so viel verschiedenen Interessen an, während sie sonst nur einen Gebieter hatten, und die meisten jener Alpenwege sind einem Staate zugefallen (Sardinien), der in ihnen mehr eine Last, als einen Vortheil sieht, und sie wohl meistens nur Ehren halber aufrecht und im Stand erhält. Es ist nicht zu leugnen, ihre Unterhaltung fordert größere Opfer, als ein so kleiner und gewerbarmer Staat leicht gewähren kann. Auf der andern Seite hat die gedachte Umwälzung in den politischen Verhältnissen und gegenseitigen Beziehungen zwischen den die Alpen begrenzenden Ländern seit dem Sturz des französischen Kaiserreichs eine außerordentliche Thätigkeit für den Bau der Straßenzüge über die Central- und Ostpartien der Alpen hervorgerufen und der Schweiz, mehr aber noch Oesterreich Anlaß gegeben, die großartigsten Unternehmungen auszuführen, welche sich kühn mit denen Napoleons messen dürfen und sie zum Theil noch übertreffen. Oesterreich z. B., das in Italien Frankreichs Stelle eingenommen und die stärkste Aufforderung hat, die Mittel der Kommunikation zwischen seinen Erblanden und dem italienischen Besitzthum zu vermehren, unternahm und vollendete einen Riesenbau, der die Straße über den Simplon verdunkelt: jenen Hochweg über das Stilffer-Joch aus Tyrol nach dem Veltlin, der aus der Hölle des Finstermünz bis auf die ewigen Gletscher des Orteles binnen 2 Tagen bequem und mit den schwersten Wägen gelangen läßt, eines der kühnsten und größten Werke der Neuzeit, das nur von der erst der neuesten Zeit angehörigen Eisenbahn über den Semmering (s. d.) noch übertroffen wird.

Die Gesammtheit der Alpenpässe zerfällt ihren Zwecken nach in folgende Gruppen: A. Zur Verbindung der Schweiz mit Italien. 1) Große Kunststraße von Genf über den Mont-Cenis nach Turin, erbaut von Napoleon 1804 bis 1806, mit 18 F. Kronbreite. Ihr höchster Punkt liegt 6780 F. rheinl. (6360 par.); sie wird jährlich von 15,000—20,000 Fuhrwerken und 30,000—50,000 Saumthieren passirt. 2) Große Kunststraße vom Genfersee über den Simplon nach Mailand, erbaut von Napoleon 1800—1806; Kronbreite 25 F.; höchster Punkt 6240 par. F.; Frequenz 8000 — 10,000 Fuhrwerke jährlich; überall, ohne Hemmschuh oder Vorspann und zu allen Jahreszeiten fahrbar (vergl. Simplon). 3) Saumstraße über den großen Bernhard nach Turin, ein seit den ältesten Zeiten bekannter Alpenpaß, dessen Hochpunkt 7600 F. über dem Meere ist, mit dem berühmten Hospiz und einer jährlichen Frequenz von 10,000 bis 20,000 Saumthieren und 15,000 Reisenden. 4) Kunststraße über den St. Gotthard nach Mailand, mit einem Hochpunkt 6750' ü. d. M., eine der ältesten, die die Schweiz mit Italien verbinden, und schon gangbar bei Ankunft der Römer in diesen Gegenden. 5) Kunststraße über den Splügen nach Mailand; erbaut in den Jahren 1820 — 1825 von dem Kanton Graubünden mit einem Aufwande von 2 Millionen Gulden; Hochpunkt 6451 F. über dem Meere; ist für die größten Fuhrwerke zu allen Jahreszeiten brauchbar; Frequenz jährlich 8000—9000 Fuhrwerke und 15,000 — 20,000 Reisende. 6) Kunststraße über den Bernhardin oder das Muschelhorn, im Jahre 1818 begonnen und 1824 dem Verkehr geöffnet. Sie kostete 1¼ Millionen Gulden. Von Chur bis zum Gipfel sind es 15 Stunden, u. die Straße steigt auf dieser Strecke 5113 F.; vom Rücken bis Bellinzona fällt sie auf 11 Stunden 6288 F. 7) Von Bern über den Gemmi nach Mailand oder Turin, nur theilweise fahrbar. 8) Kunststraße über den Simplon nach Turin. 9) Kunststraße über den Simplon nach Genua. 10) Kunststraße über den Gotthard und den Bernhardin nach Turin ohne Berührung der österr. Staaten. 11) Kunststraße über den Gotthard u. Bernhardin ohne Berührung der österreichischen Staaten nach Genua. Der Vollständigkeit wegen erwähnen wir noch die frequentesten Saumpfade, welche aus der Schweiz über die hohen Alpen nach Italien führen. Dieselben führen: a) aus Wallis nach dem Chamounythal; b) aus Wallis über den Ferretpaß; c) über den Paß am Matterhorn (Cervino), der höchste Gebirgspaß in Europa, 10,644 F. über dem Meere; d) über den steilen Paß am Griesberge; e) über den Paß von Villa; f) über den Bernina-Paß durch das Veltlin.

B. Zur Verbindung der österreichischen Staaten mit Italien. 1) Kunststraße aus Tyrol durch das Veltlin nach Mailand, s. Stilffer-Joch. 2) Kunststraße aus Tyrol nach der Lombardei über den Brenner, der niedrigste unter den Pässen über die Alpen, ihr Hochpunkt liegt nur 4700' über dem Meere. Auf ihr zogen die römischen Legionen, und stiegen die Barbaren zur Zeit der Völkerwanderung oftmals in die Ebenen Italiens herab. Maria Theresia stellte die zu ihrer Zeit sehr verfallene Straße wieder her, baute sie größtentheils neu um und machte sie zur bequemsten aller A. Sie wird jährlich von mehr als 25,000 Fuhrwerken passirt. 3) Kunststraße aus Tyrol über Trient nach Venedig. 4) Die neue Straße über den Passo d'Ampizzo. 5) Kunststraße aus Kärnthen über den Paß von Pontafel (Ponteba) nach Venedig. 6) Kunststraße aus Kärnthen über den Paß von Pontafel nach Mailand. 7) Kunststraße aus dem Königreich Illyrien über den Paß von Prewald nach Venedig. 8) Kunststraße aus dem Königreich Illyrien über den Paß von Prewald nach Mailand. Zur Vervollständigung einer Uebersicht der Verbindungen mit Italien, welche sich den deutschen Al-

penstraßen nach Triest unmittelbar anknüpfen, erwähnen wir noch, obschon nicht eigentlich hierher gehörend, 9) der Kunststraße von Triest nach Venedig u. 10) der Kunststraße von Triest nach Mailand. Außer vorstehenden Hauptstraßen führen noch über die tyroler und kärthner Alpen nach Italien: a) Ein Saumweg aus Tyrol über den Mont-Tonal, Ponte di Legno, Edolo, Capo di Ponte ins Thal des Oglio nach Lovere am Lago d'Iseo; von Ponte di Legno ist dieser Weg größtentheils fahrbar; b) ein Saumweg aus Tyrol nach dem Gardasee, von Trient über Arco nach Riva, oder von Roveredo über Mori nach Torbole am Gardasee; c) ein Saumweg aus Tyrol nach Vicenza, von Roveredo über Pieve, S. Antonio (Grenzort von Italien), Schio, Malo nach Vicenza, ist fast das ganze Jahr gangbar; d) ein Saumweg von Botzen nach Belluno über Welschenofen, Moena, S. Pelegrino, Falcade, Cencenighe, Agordo nach Belluno; e) ein Saumpfad von Toblach nach Belluno, über den Rücken der trident. Alpen nach Pieve di Cadore und von da an der Piave herab über Longarone nach Belluno. f) Aus dem Königreich Illyrien führt von der Straße, die längs der Grenze Italiens von Tarvis nach Görz geht, von Karfreid (Corporetto) ab, über Creda, S. Pietro, Cividale nach Udine ein Saumweg, der aber zum Theil nur im Sommer gangbar ist. Endlich ist für Freunde beschwerlicher Gebirgsreisen noch ein Saumpfad zu empfehlen, der von Gastein aus über den Tauren auf die Kunststraße von Klagenfurt nach Brixen führt, von wo man die Straßen 2, 3 oder 5 einschlagen kann.

C. Zur Verbindung Frankreichs mit Italien. 1) Haupt- und Kunststraße über Genf u. den Simplon nach Mailand (s. A. Nr. 2.) 2) Kunststraße über Genf und den Mont-Cenis nach Turin (s. A. Nr. 1.). 3) Kunststraße von Lyon durch den Paß les Echelles über die Brücke von Beauvoisin, Chambery und den Mont-Cenis nach Turin. 4) Kunststraße von Grenoble durch den Paß von Barreaux nach Turin. 5) Die neue Kunststraße aus dem südlichen Frankreich über den Col di Tenda nach Turin. 6) Straße aus dem südlichen Frankreich nach Genua, längs der Riviera di Ponente. Eigentlich ist sie nicht unter die A. zu zählen, da sie eher ein Paß ist, mittelst welchem die Alpen umgangen werden, als einer, der durch das Gebirg führt. Er ist einer der ältesten zwischen Frankreich und Italien, und seit ihn Napoleon zu einem bequemen Heerweg umschuf, wird er hauptsächlich von solchen Reisenden gewählt, die die Beschwerden der hohen Alpenübergänge scheuen. Besonders geschieht dies in den Wintermonaten sehr häufig. 8) Kunststraße über den Mont-Genèvre nach Turin; auf der Straße von Montpellier; vom südlichen und westlichen Frankreich her.) Früher war dies ein beschwerlicher Saumpfad; auf Napoleons Befehl wurde derselbe von 1802—1804 zur Kunststraße umgeschaffen, deren Krone 30' weit ist. Ihr höchster Punkt liegt 5850 F. rhein. ü. d. M. Daß schon die Römer sich des Passes bedienten, bezeugen die Menge von römischen Substruktionen, Inschriften und Münzen, welche man beim Bau dieser Straße auffand. Cottius (der den cottischen Alpen den Namen gab) verwandte große Summen auf den Wegbau, und Agrippa's Legionen waren eine Zeit lang dabei thätig.

Anderweitige aus Frankreich nach Italien führende Wege. 1) Ueber die Pässe von Barcelonette, sämmtlich Saumstraßen: a) Von Barcelonette über die dauphineer Alpen südwärts zu den Quellen des Var und an denselben herab über Entrevaux und la Rochette nach Nizza, in die Straße C. Nr. 5; b) über l'Arche und die piemontesische Grenze an die Quellen der Stura, dann über Vinadio und Demonte bis Coni in die Straße C. Nr. 5; c) nordöstlich über Castel Delfino in das Thal der Braita nach Castiglione. 2) Ueber die dauphineer Alpen durch den Paß von Viso: vom Mont-Dauphin an der Durance aufwärts das Thal des Guil über den Col d'Ainel, nördlich vom Monte-Viso, längs des obern Po-Thals nach Saluzzo, ein Saumweg, dessen höchster Punkt 6000 F. ist. Durch den Felsen von Chambon führt eine 12,000 F. lange Gallerie. Von Saluzzo aus führen fahrbare Straßen rechts über Savigliano, links über Pignerol nach Turin. Vgl. Brockedon, Passes of the Alps, 2 Bde., Lond. 1838; Lewald, Tyrol, 1840.

Alpenveilchen, Erdscheibe, Pflanzenart, Cyclamen europaeum.

Alpenwirthschaft, Bezeichnung der Viehwirthschaft, wie sie auf den Alpen getrieben wird, d. h. auf den Weideplätzen der Hochgebirge, welche im Sommer das trefflichste Futter für zahlreiche Rinderheerden liefern. Das Leben auf den Alpen, die Benutzung und Bereitung der Milch von den Alpenheerden zu Butter, Käse und Zieger macht den eigentlichen Begriff der A. aus. — Die A. ist in der ganzen zusammenhängenden Gebirgskette eingeführt, welche zwischen Deutschland und Italien hinzieht, d. h. in den Schweizeralpen, in ganz Savoyen, einem Theile von Piemont, Venedig und Mailand, in ganz Tyrol, im Allgau und den vorarlbergischen Herrschaften, im südlichen Theile von Bayern und dem südöstlichen von Schwaben, in Obersteiermark und in einem Theile von Illyrien, im Salzburgischen und Berchtoldsgaden. Eben so findet man sie in vielen Theilen des Juragebirgs und vorzüglich in der Franche Comté. Auch die Berge der Auvergne, die von Salers, Montd'or und Cantal haben A. In der Schweiz haben nicht alle Kantone A., da nicht alle Alpen besitzen. Sie fehlt in Schaffhausen, im größten Theile des Kant. Zürich (nur der östliche an das Toggenburgische stoßende Theil hat Alpen); in Luzern ist sie bloß im Entlibuch, im Lauterthale und um den Pilatusberg; in Zug hat nur die Gemeinde Egeri A. u. Sennhütten; Basellandschaft hat dergleichen nur auf dem Jura; selbst in einem bedeutenden Theile von Bern und Aargau gibt es keine A.

Die Größe und Güte der Alpen wird nach dem Sommerweiderecht für mehr oder weniger Kühe berechnet und ist in den meisten Kantonen obrigkeitlich bestimmt. In den Kantonen Glarus, Bündten, St. Gallen ꝛc. heißt die Weide für eine Kuh ein Stoß (zwei junge Rinder werden für eine Kuh, ein Pferd für vier Stöße

gezählt); daher die Ausdrücke: „eine Alp hat 50 Stöße, d. i. kann 50 Kühe ernähren", oder „man will die A. bestoßen", d. i. die Alpenweide mit der bestimmten Anzahl Kühe besetzen. Man erhält einen Begriff von dem außerordentlichen Umfang der Alpen, wenn man hört, daß im glarner Lande einzelne Alpen 500 — 700 Stöße haben und daß die Alpen dieses Ländchens, welches 11 Stunden lang und 9 Stunden breit ist, im Sommer 11,000 Kühe und mehr als 5000 Schafe ernähren, während man zugleich weiß, daß zur Sömmerung einer Kuh auf den Voralpen und niedern Bergen circa 3 preußische Morgen, auf den Hochalpen aber, wo die Vegetation geringer ist, 9 — 12 Morgen nöthig sind. — In Rücksicht auf frühere oder spätere Benutzung sind die Alpen in Stäfel oder Stofel eingetheilt. Gewöhnlich hat man deren 2 oder 3, den untersten, den mittlern und den obersten Stafel (im Kanton Bern Läger; Stafel heißt hier die Hütte). Zuerst treibt man das Vieh in den untersten Stafel; dies heißt auf Alp fahren (Alpauffahrt) und geschieht zu Ende Mai's oder Anfang Juni's. Zu Ende des letztern Monats benutzt man den mittlern Stafel und erst zu Ende Juli's kann man den obersten besetzen. Die Dauer des Aufenthalts hängt ganz von der Witterung ab. Ist diese günstig, so bleibt der Hirt auf der obersten Stafel bis Mitte August und zieht nun allmählig in die unteren Regionen zurück, bis die Vorboten des Winters zur Heimkehr zwingen. Die Heimkehr wird das Abfahren, die Alpabfahrt genannt. Die untersten Stäfel haben noch die längsten u. breitblättrigen Futterkräuter, die höheren die kleinern, aber gedrängtern u. kräftigern. Im Allgemeinen halten die Hirten die Mutten, Muttern od. Mutterei (Phellandrium mutellina *Linn.*), Unserer lieben Frauen Mäntelj (Alchemilla vulgaris et alpina), den Alpenwegerich od. Adelgras (Plantago alpina, Pimpinella alpina, Aretia helvetica et alpina, Trifolium alp., Astragalus alp. u. einige andere für die vorzüglichste Alpenfutterkräuter. In den obersten Stäfeln fehlen Bäume u. Sträucher; nur das Rhododendron (Rhododendron hirsutum u. ferrugineum) wird hier noch angetroffen.

Die Alpen sind entweder Gemein-Alpen oder Privat-Alpen. Auf die Gemein-Alpen z. B. in Uri kann jeder Landmann nach gewissen Bestimmungen sein Vieh treiben. Die meisten Privatalpen (Eigenthum des Staatsfiscus, der Spitäler, Klöster, reicherer Privatpersonen 2c.) werden an Sennen, die nur Vieh, aber keinen Alpengrund besitzen, für einen Zins (Alpenzins, Alpengeld) verlehnt. Große Alpen von mehren 100 Stößen werden meistens nicht von einem Sennen, sondern von mehren in Pacht genommen, die dann in der Regel alle mit ihren Kühen sennen, so daß jeder seine eigene Sennhütte hat. Ganze Gemeinden nehmen einen gemeinschaftlichen Senn an, der jedem einzelnen Eigenthümer der gemeinschaftlichen Heerde den ihm gehörigen Antheil von Butter und Käse 2c. zur gehörigen Zeit überliefert. Dies Verhältniß bestimmen die Sennen auf eine ziemlich richtige Weise. Wenn im berner Oberland die Kühe 6 — 10 Tage in der Alp gewesen sind, so wird das Messen der Milch vorgenommen. Jeder Eigenthümer, der Kühe auf der Alp hat, verfügt sich alsdann dorthin, und melkt an einem Abend und an dem darauf folgenden Morgen seine Kühe; diese Milch wird alsdann gemessen oder gewogen, und nach dem Verhältniß dieser Maße oder Pfunde wird jedem sein Antheil von der ganzen Summe des Käses, der Butter 2c., die auf der Alp gemacht worden ist, zugetheilt. Aehnlich ist es in allen Kantonen.

Die Alpauffahrt und die Heimkehr von der Alp sind in den Schweizerdörfern Volksfeste. Wenn im Frühling der Senne mit den zur Weide bestimmten Kühen seine Alpfahrt hält und das Dorf verläßt, bekommt jede derselben eine Schelle am Hals (Thrikle). Die größte erhält die Heerkuh oder Ringerin. Mit Blumen und Bändern geschmückt eröffnet der Senne den Zug, das Alphorn führend; vor ihm her schreiten drei weiße, zahme Ziegen und der wachsame Hund; unmittelbar nach ihm folgt die geputzte Heerkuh und in geordneter Reihe die übrigen, den Zug schließt der Heerstier, zwischen dessen Hörnern der einfüßige Melkstuhl, mit Blumen umwunden, befestigt ist. Der Zusenn oder Meisterknecht und der Kuhbub, die Melkeimer auf den Rücken, schließen sich an. Das wenige Geräthe, der Käsekessel und die hölzernen Milchnäpfe werden auf einem Saumrosse nachgeführt und ein eigner Treiber bringt das Geltvieh und die Schweine auf die Alp. Hier ist eine, aus übereinander gelegten Stämmen gebaute, mit Schindeln gedeckte Hütte mit der nöthigen Einrichtung zur Bereitung der Käse; unter dem Dache befindet sich die Schlafstelle der Hirten auf dem Heulager. Neben der Sennhütte ist ein ähnlich gebauter Käsespeicher mit einem Milchkeller und den Ställen (vergl. Sennhütte). Die Kühe weiden frei. Am Morgen tritt der Senne aus seiner Hütte, bläst in sein langes, weitschallendes Alpenhorn von Birkenrinde oder jodelt den Kuhreihen, der in jedem Kanton verschieden ist. Auf diesen Ruf erscheinen die Kühe Morgens und Abends auf dem Melkplatze.

Das Hauptprodukt der A. in den meisten Kantonen ist der Käse, und zwar der fette, von ungerahmter Milch gefertigte. Die Zubereitung wie die Qualität dieser Käse ist sehr verschiedenartig. Im Emmenthale (woher die berühmtesten kommen), im Saanenlande u. a. a. O. verfährt man auf folgende Weise. Die am Morgen erhaltene Milch wird mit der vom vorigen Abend in den Käsekessel geschüttet und erhält bei schwachem Feuer den Grad ihrer natürlichen Wärme wieder. Sofort wird als Scheidungsmittel der sogenannte Käselaab (aus den Mägen junger Kälber und Ziegen) zugesetzt, von dem 1 bis 2 Löffel auf 100 — 200 Maß die Milch in kurzer Zeit gerinnen machen. Die Sennen pflegen einen hölzernen Löffel in der Milch herumschwimmen zu lassen; wenn dieser still stehen bleibt, so hat die Masse die gehörige Dichtigkeit erlangt, und der zusammengeronnene Klumpen wird mit einem großen, flachen, hölzernen Werkzeuge (Käsedegen) in kleinere Theile zerlegt. Dann nimmt man den Käsbrecher, eine Art Quirl, u. rührt die Konkretion (die Dickete) so lange um, bis alle groben Klumpen sich in kleine Körnchen von Erbsengröße verwandelt haben. Manche Sennen verrichten diese Arbeit auch mit den bloßen Hän-

den. Haben sich nun unter verschiedenen Schwingungen und Manipulationen, welche die Kunst des Sennen ausmachen, alle Theile von der Käsemilch abgesondert und zu einem kugelförmigen Ballen vereinigt, so wird sie mittelst eines flachen, niedrigen Kübels oder eines starken Beuteltuchs auf das Käsebret gebracht, hier in ein sauberes Leintuch und den sogenannten Käsjärb, einen elastischen Ring von Buchen- oder Ahornholz, von der Höhe, die der Käse bekommen soll, gelegt, mit Steinen beschwert und bis zum andern Tag gepreßt. Wenn nach dieser Zeit die noch in demselben enthaltene Käsemilch (Syrte) abgelaufen ist, wird der Käse gesalzen und in den Käsespeicher gebracht. Die fetten Käse werden am meisten gesucht, wenn sie eine gewisse Größe von 40—100 Pfund haben, solche gelten im Centner 4 — 6 Procent mehr als die kleinen. Nächst den emmenthalern und saanern gelten für die besten die greyerzer, brienzer, urserer und münsterthaler; von etwas geringerm Gehalte sind die urner, schwyzer und glarner Fettkäse. Um Bern herum, im Kanton Freiburg und auf dem Jura wird eine Art sehr guter, butterweicher Käse unter dem Namen Vacherin (Vaschrein) verfertigt. Die Quantität des in der Schweiz auf den Alpen gewonnenen Fettkäses ist ungeheuer. Das kleine Engelbergerthal liefert während etwa 13 Sommerwochen an 2400 Centner, die an Ort und Stelle für 15 Gulden per Centner gekauft und meistens nach Italien ausgeführt werden. Die einzige Gemeinde Tschangnau im Emmenthal macht jährlich 1400—1500 Centner; die eine Alp des Emmenthals Schönewald bringt durchschnittlich 150 Centner Fettkäse. Auf den freiburger Alpen beträgt der Gesammtbetrag jährlich 24,000 Centner Käse; auf dem einzigen Rigiberge weiden im Sommer an 3000 Kühe und zahlreiche Heerden von Schafen und Ziegen, deren Milch einen jährlichen Ertrag von 100,000 fl. gibt.

Gewöhnlich wird auf den Alpen nur des Sommers fetter Käse verfertigt; beim Winterfutter macht man magere Käse zur Nahrung der Thalbewohner und Butter. Halbfette Käse entstehen, wenn die am Abend gemolkene Milch am folgenden Morgen abgerahmt und mit der zu dieser Zeit gemolkenen frischen Milch in dem Kessel, auf dieselbe Art, wie bei fetten Käsen, gekocht wird. Ganz magerer Käse wird wie in Deutschland bloß aus abgerahmter Milch gewonnen; er ist zähe und nicht sehr schmackhaft. Hin und wieder macht man auch kleine und große Geißkäse. In Appenzell-Innerrhoden hält man im Sommer 1500—2000 Ziegen auf den Alpen, aus deren Milch man Geißkäse von 5—10 Pfund kocht. Die besten und größten, 20 Pfund schweren, kommen aus dem berner Saanenlande vom Dungelberg im Lauinenthal. Ueberhaupt ist im Berner-Oberlande die Ziegenzucht am höchsten gediehen. Die Gemeinde Brienz hält in 300 Haushaltungen an 3000 Ziegen, und die aus 20 Haushaltungen bestehende Gemeinde Imboden in Oberhasli hält 500 Ziegen. In den italienischen Alpen melkt man auch die großen bergamaskischen und cremonesischen Schafe, welche die Alpenbesitzer im Frühjahr in Italien kaufen und im Sommer auf den Alpen mästen, um sie im Herbste nach Mailand und der Schweiz als Mastvieh zu verkaufen. Aus der Milch der Mutterschafe wird Schafkäse bereitet.

Da, wo man halbfette oder ganz magere Käse macht, gewinnt man aus der Milch zuerst Butter, im Allgemeinen auf ähnliche Weise, wie in Deutschland (s. Butter). Aber ein der A. eigenthümliches Produkt ist der Zieger. Er wird aus abgerahmter Milch und Buttermilch bereitet. Diese werden im Sennkessel über ein starkes Feuer gesetzt und während des Kochens mit dem Etscher, Echis, Achis oder Sauer, einem säuerlichen Molken aus Geiß- und Kuhmilch, versetzt, wodurch sich die dicken Bestandtheile flockenartig absondern und in dem ganz reinen, grünlichgelben Molken herumschwimmen. Dieselben werden heraus gefischt und in das Ziegerbürr gebracht, einen großen, faßartigen Behälter aus Tannenrinde, in welchem man 30—40 Centner aufbewahren kann. Zugleich wird die Masse stark gesalzen und mit Steinen beschwert, damit die zurückgebliebene Feuchtigkeit zu den überall angebrachten Oeffnungen herausgetrieben werde. Nach erfolgter Gährung wird der Zieger im Herbst in Säcke gefaßt und ins Thal hinunter gebracht. Er wird an die Bauern als Winterkost verkauft, und zu den Kartoffeln, oder auch als etwas Starkgesalzenes in der Erntezeit zur Stärkung des Magens genossen. Auch aus dem Molken, der bei der Bereitung des fetten Käses übrig bleibt, wird durch eine 2. Scheidung Zieger (Nachscheid) gewonnen. Der Zieger behält stets eine weiße Farbe, bekommt nie die Konsistenz des Käses und unterscheidet sich von diesem auch wesentlich durch den Geschmack. Er wird nicht ausgeführt; nur der Schabzieger (Glarnerzieger, Gönnkäse), der vorzüglich im Kanton Glarus, mit dem Ziegenkrautpulver (Trifolium melilotus caeruleum) angemacht wird, ist so fest, daß er (auf Butterbrod ꝛc.) geschabt wird, u. eben deswegen zur Ausfuhr sich eignet. Die Molke oder Schotten wird zur Molkenkur in den Alpenländern verbraucht. Außerdem bereitet man aus ihr Schotten- oder Milchzucker, von denen einzelne Sennen im Emmenthale und Entlibuch, z.B. in Tschangnau und Marbach, in einem Sommer 10 — 30 Centner verfertigen. Was endlich von der Milch der Heerden nicht unmittelbar zur Nahrung der Sennen und Aelpler verbraucht oder auf die eine oder andere der angegebenen Weise benutzt wird, das dient zahlreichen Heerden von Schweinen zur Nahrung, die dabei herrlich gedeihen.

Der Ertrag der Schweizerkühe auf den Alpen ist gleichwohl nicht höher, als bei einer immerwährenden gut bestellten Stallfütterung. Die besten Schweizerkühe, z.B. im Saanenlande, geben zur Zeit, wo sie am milchreichsten sind, täglich 7—8 Maß Milch oder 35—40 Pfund à 17 Unzen. Allein das dauert nur eine Zeitlang, und im Allgemeinen kann man nur 5—6 Maß Milch des Tages in den 16—18 Wochen der Alpenfahrt rechnen. Nach dieser Annahme schätzt Bonstetten die Einträglichkeit einer Kuh mit Einschluß der Zeit, wo sie trocken steht, auf das Jahr nicht höher als 60 Gulden.

Nicht selten werden auf den A.en neben den Milchkühen und Milchziegen auch viele Ar-

ten **Geltvieh** und **Mastochsen**, **Pferde** und **Schafe** gehalten, und man hat eigne sogenannte **Mastalpen** für Mastvieh, **Stieralpen** oder **Gustiberge** für junges Hornvieh oder Pferde, und **Schafalpen**, welche letztere die steilsten sind. Außerdem zieht man wohl in jeder Alp auch mehre Schweine auf, deren Unterhalt fast nichts kostet, da sie sich von den Abfällen der Käsefabrikation ernähren. Der Senn hat für jede Viehart einen besondern Ruf, und jede folgt den bekannten Locktönen; nie werden z. B. Kühe dem Ziegenrufe folgen und umgekehrt.

Die **Nahrung** der Sennen ist sehr einfach; Milch, Molken und Zieger sind ihre vorzüglichsten Lebensmittel. In manchen Kantonen bezieht der Senne mit Weib und Kind die Alp, in der Regel wird aber die A. nur von Männern betrieben. Während die Hirten auf den Alpen leben, werden in verschiedenen Gegenden der Schweiz Alpenfeste gefeiert. Rüstige, lebensfrohe Männer erscheinen zum Schwingkampfe, zum Reiflaufen und Eierlesen. Die Berge ertönen vom Wiederhall der Kuhreihen, dem Gejodel der Hirten und Alles jubelt in Freude. Bricht der Spätherbst herein, so wird die Alpabfahrt in derselben Weise wie die Auffahrt festlich begangen.

Al peso (ital.), nach dem Gewicht, s. Al marco.

Al pezzo (ital.), nach dem Stück, stückweise. Der Preis der Münzsorten wird gewöhnlich entweder für 100 Thaler, Gulden 2c. ihres Nennwerthes oder für ein Stück der bestehenden Münzeinheit notirt, im letzteren Falle also al p.

Alpha, der erste Buchstabe im griechischen Alphabet; daher als Zahlzeichen $\alpha' = 1$, aber $\alpha = 1000$.

Alphabet (von Alpha u. Beta, den beiden ersten griechischen Buchstaben), Bezeichnung der Gesammtheit der Buchstaben einer Sprache, d. h. sowohl der Summe der vorhandenen Laute, als der denselben entsprechenden Figuren, und die Reihenfolge beider. Der analoge deutsche Name ist **Abece**.

Die Anordnung der Buchstaben ist zwar in vielen Sprachen verschieden und läßt ein durchgreifendes Gesetz in der Regel nicht entdecken; aber sie war doch ursprünglich nicht ganz willkürlich. Der Laut A (s. d.) nimmt als der erste und ursprünglichste aller, als der, den das Kind zuerst und am leichtesten hervorbringen lernt, fast in allen A.en die erste Stelle ein; B als einfachster Lippenlaut die zweite; G (C) als Gaumenlaut die dritte; D als erster Zungenlaut die vierte; H als erster Kehlhauch in den semitischen Sprachen die fünfte 2c. Die Griechen setzten zu den überkommenen Buchstaben einige hinzu, die Römer ebenfalls, und so ist die Ordnung auf uns gekommen. Die semitischen Völker blieben der alten Ordnung getreu, nur die Araber stellten mehr die ähnlichen Figuren zusammen, indem sie die alte Reihenfolge zu Grunde legten. Die Liquidä L, M, N stehen in den meisten A.en zusammen. Nach bestimmten Principien durchweg geordnet ist nur das A. der Sanskritsprache (s. d.). Eines der **vollständigsten** neuern A.e ist das **russische**, welches Cyrillus mit Hinzufügung von 12 neuen Zeichen aus dem griechischen schuf. Es zählt 35 Buchstaben, außer welchen in sehr alten Schriften und in Kirchenbüchern noch 7 andere, sonst ungebräuchlich gewordene, vorkommen. Dieses Reichthums wegen kam öfters schon das russische A. als Grundlage einer **Pasigraphie** oder eines **Universalalphabets** in Vorschlag. Die bekanntesten unter den mehr als 400 A.en sind folgende: 1) das **jetzige deutsche** A., dessen Buchstabenformen (die sogenannte **Frakturschrift**) eigentlich die altgothischen sind, welche nach und nach die moderne Form bekamen. Ihr Prototyp ist die eckige Mönchsschrift, welche in den ersten Jahren der Buchdruckerkunst von den Schriftschneidern so treu als möglich nachgeahmt wurde. Die ersten Uebergänge in die modernern Formen finden sich schon in einigen Druckwerken zu Ende des 15. Jahrhunderts; ein entscheidender Schritt geschah im Zeitalter Dürers, der seine Werke in einer der heutigen Fraktur schon sehr nahe kommenden Schrift drucken ließ, deren Schnitt er ohne Zweifel selbst angab und leitete. Des deutschen A.s bedienen sich auch die Dänen in ihren Druckwerken; häufig auch die Schweden und Norweger. 2) Das **griechische** A. hat 17 Konsonanten und 7 Vokale und soll der Sage nach von Cadmus nach Griechenland gebracht worden seyn. Die Folge, die Namen, sowie die Formen der Buchstaben verrathen deutlich den semitischen Ursprung. Auch nennen die Griechen ihre Schrift allgemein eine phönicische, und auch alle sonstigen Ueberlieferungen verweisen auf die morgenländische Abstammung derselben. Zunächst soll, nach Herodot, der hellenische Stamm der Jonier die phönicische, schon etwas veränderte Schrift von der benachbarten phönicischen Kolonie angenommen haben. Ohne Zweifel war dies das vollständige, aus 22 Buchstaben bestehende semitische A., und wenn vielfach von den Alten nur 16 Zeichen als ursprünglich angegeben werden, so ist dies so zu verstehen, daß von den damals üblichen griechischen Buchstaben nur 16 ursprünglich seyen. Die Verschiedenheit des **griechischen** Sprach-Idioms vom semitischen machte mehre Veränderungen auch im A. nöthig. Die höhere Wichtigkeit, welche in dem weichen Griechischen die Vokale haben, veranlaßte die Verwandlung des semitischen He und Ain in *E* und *O*; die vier semitischen Zischlaute vereinfachten sich in Hellas zu zweien; eben so ward das härtere Koph neben Kaph überflüssig, das starke Teth verwandelte sich zum lispelnden Θ, dem Th der Engländer 2c. Zuletzt fügte Simonides (um 500 v. Chr.) dem griechischen A. noch die Doppelkonsonanten Ξ, Ψ und Ω bei und gab dem *H* die Bedeutung eines ē. Die Zeichen, welche die Griechen dem phönicischen A. beigaben, wurden entweder an die Stelle ausgefallener semitischen Buchstaben gesetzt, oder am Ende des A.s angereiht, wie *T*, Φ, *X*, Ψ, Ω. Die Namen dieser neuaufgenommenen Zeichen bestehen entweder in ihrem (langen) Vokal-Laut, oder sie hängen dem Konsonant-Laut ein ī an: ξῖ, φῖ, χῖ, ψῖ. Dieses also erweiterte A., **ionisches** genannt, weil es bei den Joniern zuerst üblich war, wurde in Athen unter dem Archonten Euclides (403 v. Chr.) auch in Staatsschriften eingeführt,

Man unterscheidet verschiedene griechische Charaktere: z. B. den nemeischen, auf vor dem peloponnesischen Kriege gefertigten Inschriften vorkommend, den delischen, den man auf Inschriften an den antiken Ruinen am Berge Cynthus, auf der Insel Delos gefunden, den athenischen, tegischen rc.; ferner das A. Konstantins des Großen 306, Justinians 527, Heraclius' 610, u. Leo's des Isauriers 716 rc. Eigenthümlichkeiten hat auch das A. des alexandrinischen Codex des Neuen Testamentes. Das Griechische ward, wie das Semitische, anfänglich von der Rechten zur Linken geschrieben. So die ältesten unter den einzeiligen Inschriften. Auch das aus dem Griechischen abgeleitete Etruskische befolgte die semitische Schreibweise. Die ältern mehrzeiligen Inschriften beginnen in der Regel von der Rechten zur Linken, führen dann die zweite Zeile von der Linken zur Rechten, die dritte wieder von der Rechten zur Linken rc. (Boustrophedon.) Die neuere Schreibweise von der Linken zur Rechten soll der Athener Pronapides zuerst aufgebracht haben. Sie findet sich bereits auf Inschriften aus dem 6. Jahrhundert v. Chr. 3) Das hebräische A. besteht aus 22 Konsonanten und 14 Vokalen, die, spätern Ursprungs, in Manuskripten und gedruckten Büchern oft weggelassen werden. Dieses A. hat nächst dem phönicischen und samaritanischen die ursprünglichen Figuren der Buchstaben am treuesten beibehalten, obwohl auch hier einzelne Entstellungen vorkommen mögen. Unverändert blieben schon die Namen der Buchstaben. Die wesentlichsten Neuerungen sollen, einer alten Tradition zufolge, die hebräischen Charaktere zur Zeit Esra's erfahren haben, und man unterscheidet daher 2 Arten hebräischer Schrift: a) die alte, vor dem Exil gebräuchliche, Ketab Ibri, d. i. Hebräerschrift, genannt, welche große Aehnlichkeit mit der samaritanischen und phönicischen hat und von der Spuren ihres Gebrauchs sich noch nach dem Exil finden (143 v. Chr.); b) die jetzt gewöhnliche Schrift, welche mit unwesentlichen Veränderungen schon zu Hieronymus' Zeit im 4. und 5. Jahrhundert n. Chr. dieselbe war. Sie heißt Ketab Aschuri, d. i. Assyrerschrift, weil sie, der Sage nach, die Israeliten aus dem assyrischen oder babylonischen Exil unter Esra mitgebracht haben sollen, oder Quadratschrift (scriptura quadrata), weil die Buchstaben im Vergleich mit den frühern, rohern Zügen mehr Gleichförmigkeit zeigen. Eine genaue Kritik dieser Ueberlieferung hat indeß gezeigt, daß die alte Schrift noch im 2. Jahrhundert v. Chr. im gewöhnlichen Gebrauch war und die Einführung der neuen wenigstens 300 Jahre nach Esra fällt, sowie daß das neue (assyrische u. chaldäische) A. erst mit dem Ueberhandnehmen der chaldäischen Sprache und Literatur mehr in Uebung kam und etwa um Christi Zeit zu allgemeinerem Gebrauch gelangte. Nur die heiligen Bücher scheinen noch länger in der alten Schrift kopirt worden zu seyn; und als im 3. Jahrhundert, zu Origenes' Zeit, auch dieses aufgehört hatte, da schrieben einige Codices wenigstens den Namen Jehova noch in der alten Schrift. Aber während so die Juden die neue Schrift annahmen, behielten die Phönicier u. Samaritaner, vom babylonischen Einflusse frei, ihre der althebräischen sehr ähnliche Schrift unverändert bei. Das rabbinische Hebräisch ist die jetzige jüdische Handschrift. 4) Das illyrische A. ist in zwei Formen vorhanden. Die eine soll von dem heiligen Cyrillus, die andere von dem heiligen Hieronymus, oder nach Aventinus von Methodius, Bischof von Illyrien, erfunden worden seyn, der es bei der Uebersetzung der heiligen Schriften benutzte. Das erste hat große Aehnlichkeit mit dem russischen, das letztere mit dem dalmatischen. 5) Das lateinische oder römische A. soll nach Einigen von den Etruskern, nach Andern unmittelbar von den Griechen herstammen. Der härtere Charakter der lat. Sprache veranlaßte die Beibehaltung der Spiranten *F* u. *H*, des *I* u. *V* mit konsonantischer Geltung (neben der vokalischen), so wie des *Q*, die Verwandlung des *Γ* in den Laut des *K*, und hierdurch die Entbehrlichkeit des letzteren, endlich die Verdrängung der zarteren griechischen Laute, z. B. des *Z*, das sich in der ältern lateinischen Sprache noch vorfand, und *Θ*. Zu dem von den Griechen ererbten A. kam zuerst *X*; es ward, weil Z und Θ damals wahrscheinlich noch nicht verdrängt waren, am Ende angereiht; kurz vor dem zweiten punischen Kriege kam G, aus C gebildet, hinzu und trat an die Stelle des mittlerweile abgekommenen Z; endlich wurde gegen das Ende der Republik aus dem griechischen A. *Y* (das *V*, ursprünglich mit *Y* eins, hatte sich durch seinen Laut von diesem geschieden) und, zum zweiten Mal, Z entlehnt. Die Umbildung der römischen Schriftcharaktere fand indessen ganz in Uebereinstimmung mit der der griechischen Statt. Doch zeichnet die römische Schrift durch alle Zeitalter vor der griechischen jene Tendenz aus, welche allmählig aus der Kapitalschrift die Uncialschrift hervorgehen ließ, woraus sich dann die abgerundeten Formen des C (=*Γ*), *D*, *P* und *S* erklären. Alle Völker romanischer Abstammung drucken mit römischen Schriftzeichen, die hinsichtlich ihrer Grundform durch die Mode die wenigsten Wandlungen erfahren haben. So ist z. B. der Lactantius von 1472 (Venedig) von einem didotschen Druck wenig unterschieden. Man theilt die römische Schrift in Antiqua und Kursiv; jene mit senkrecht stehenden Grundstrichen, diese mit geneigten, mehr der Schreibschrift ähnlich. Die Kursivschrift ward von dem ältern Aldus Manutius erfunden. 6) Das Runen-A. besteht nur aus 16 Buchstaben. Es ist das älteste im Norden Europa's, war unter den skandinavischen und germanischen Urvölkern gebräuchlich, und die Zeit seiner Erfindung rückt weit über die christliche Zeitrechnung hinaus. Runensteine, jene ältesten skandinavisch-germanischen Schriftdenkmäler, trifft man am häufigsten in Skandinavien an (in der schwedischen Provinz Upland allein 700); sie sind über den ganzen europäischen Norden verbreitet und kommen auch in der Bretagne und Normandie, selbst im nördlichen Spanien vor. Vgl. Buchstabe, Schrift, Sprache.

Das Wort A. kommt noch in anderer Bedeutung vor. In der Buchdruckerei bedeutet es 23 Druckbogen. So sagt man: das Werk wird 2 A.e stark, d. h. es wird aus 46 gedruckten

Bogen bestehen (s. Signatur). Das musikalische A. ist die Reihenfolge der, zur Bezeichnung der 7 Haupttöne gebräuchlichen Buchstaben und Sylben, in Deutschland und dem nördlichen Europa: c, d, e, f, g, a, h; in Frankreich, Italien und den südlichen Ländern Europa's: ut (do), re, mi, fa, sa, la, si.

Verzierte A.e kamen in Folge der Vervielfältigung der Bücher durch das Abschreiben auf. Mit dem Wiedererwachen des Sinnes für Wissenschaft und Kunst im 14. Jahrhundert knüpfte sich an den Wunsch nach Büchern zugleich der, sie in schöner Form und durch die Kunst geschmückt zu besitzen. Die Abschreiber mußten folglich zugleich Schönschreiber seyn, und zu ihnen gesellten sich Maler, Illuminatoren, welche ihre Abschriften verzierten. Anfänglich begnügte man sich, das Titelblatt mit einer Zierleiste, oder einer Arabeske zu bemalen. Später gab man dem Texte erläuternde Malereien hinzu, noch später schmückte man endlich jeden Anfangsbuchstaben eines Abschnitts oder Kapitels mit Miniaturmalereien aus, u. keine Seite Schrift blieb ohne solchen Kunstschmuck. Dieser Geschmack war allgemein, als Gutenberg die Buchdruckerkunst mit beweglichen Typen erfand. Die neue Kunst mußte sich natürlich dem herrschenden Geschmack anbequemen. Die gedruckten Bücher des ersten halben Jahrhunderts haben daher größtentheils noch eingemalte (nicht eingedruckte) Anfangsbuchstaben (Initialen), und die prächtigen Pergamentdrucke sind zuweilen auch mit gemalten Randleisten verziert. Als der Bücher überhaupt immer mehre und sie immer wohlfeiler wurden, fand man es zu kostspielig, Illuminatoren zu ihrer Verzierung anzuwenden, und man fing nun an, die Initialen in Holz zu schneiden, und druckte sie entweder unmittelbar von den Holzstöcken oder von den Bleiabgüssen (Klatschen) ab, die man davon genommen hatte. Schon Gutenberg und Schöffer hatten in ihrem herrlichen Psalter von 1457 und 1459 ein Beispiel aufgestellt, wie viel Schönes auf diesem Wege zu leisten sey, und es war gewiß leichter darauf fortzugehen, als ihn zuerst zu bahnen. Bald beschäftigten sich namhafte Künstler mit dem Zeichnen und dem Schnitt solcher Zierbuchstaben, und sie publicirten ganze Garnituren von verzierten A.en in allen Größen. Selbst Holbein, Dürer und in Italien Leonardo da Vinci, Montagna, Baldini und m. a. berühmte Künstler fanden es nicht unter ihrer Würde, dergleichen A.e zu zeichnen und wohl selbst zu schneiden. Dieser Geschmack, der vielen der schönsten Werke der alten Typographie des 15. u. 16. Jahrhunderts zu Gute kam, artete mit der Kunst im Allgemeinen später mehr und mehr aus, und am Ende blieb nichts als fratzenhaftes Schnörkelwesen zurück, welches bei der Reinigung des Geschmacks mit Anfang des jetzigen Jahrhunderts endlich auch verschwand. Alle Verzierung der Buchstaben blieb eine Zeitlang aus der Typographie verbannt. Erst in neuester Zeit hat man unter dem Schirm eines bessern Geschmacks und richtigeren Sinnes für das Schöne wieder angefangen, Prachtwerke mit verzierten Initialen zu drucken, u. es ist in einigen Fällen auch gelungen, es den besten Mustern der Vergangenheit gleich zu thun, wenn auch nicht sie zu übertreffen. Naturhistorische, technische &c. A.e sind Zusammensetzungen von naturhistorischen oder technischen Figuren zu Buchstaben; ein Lernspiel für Kinder. Man verkauft sie als Bilderbogen, aufgezogen, oder auch, auf Bretchen geklebt, in Schachteln.

Alphabet (in and. Sinne), Buchstabenstempel für Buchbinder, Goldschmiede &c., dergl. alphabetweise im Handel vorkommen; in der Buchhaltung das Buchstabenregister am Ende eines Handelsbuchs, z. B. des Kontokurant-, Kopirbuchs u. s. w., in welchem die Namen Derjenigen stehen, mit welchen Briefwechsel geführt wird. Es dient dazu, durch die beigesetzte Zahl des betreffenden Foliums das Nachschlagen zu erleichtern.

Alphabetsklöster, vierundzwanzig von Karl dem Großen gestiftete Klöster, von denen er jedem einen goldenen Buchstaben schenkte.

Alphabetsschlösser, s. Buchstabenschlösser.

Alpha et Omega, Anfang und Ende, in der Offenbarung Joh. der Anfänger und Vollender, der Ewige; s. A.

Alphäus, Vater des jüngern Jacobus (Matth. 10, 3; Luc. 6, 15), also wohl Gemahl Maria's, der Mutterschwester Jesu (Marc. 15, 40) und folglich derselbe mit Kleophas (Joh. 19, 25), worauf auch der Gleichlaut der Namen führt. Verschieden von diesem A. ist wahrscheinlich der Marc. 2, 14, als Vater des Levi (Matthäus) genannte.

Alphen, Hieronymus van, holländischer Dichter, geb. den 8. August 1746 zu Gouda, widmete sich mit großem Eifer wissenschaftlichen Studien und zeichnete sich durch die vielseitigste und gründlichste Bildung aus. Er war zugleich Theolog, Jurist u. Historiker, besonders aber Aesthetiker und Dichter. Unter seinen Gedichten ist seine noch unübertroffene Kantate „Der Sternenhimmel" das ausgezeichnetste. Im Allgemeinen ist in ihnen die religiöse Richtung vorherrschend, ohne daß sie aber in ein mattes, mystisches Wesen verfallen. Viele seiner religiösen Lieder sind mit Recht in die gottesdienstlichen Liedersammlungen, namentlich in die bei den Reformirten eingeführten „Evangelische liederen" aufgenommen worden. Weniger Beifall fand er mit seinen in antikem Versmaß gedichteten Oden. Unübertrefflich sind aber seine „Gedichte für Kinder", worin er die Denkweise des zarten Kindesalters in naiver Darstellung und kindlich einfacher Sprache bei der fließendsten Versifikation aufs Glücklichste getroffen hat. Daher fanden sie große Verbreitung und wurden ins Deutsche, Französische und Englische übersetzt. A. bekleidete auch wichtige Staatsämter. Nachdem er kurze Zeit Professor der Rechte in Leyden gewesen, wurde er Generalprokurator beim utrechter Gerichtshofe und war zuletzt Großschatzmeister der niederländischen Union. Nach der französischen Invasion 1795 wurde er als unerschütterlicher Anhänger der oranischen Partei seines Amtes entsetzt und lebte als Privatmann im Haag, wo er den 2. Apr. 1803 †.

Alpheus, Sohn des Oceanus und der Thetis, Flußgott des gleichnam. Stromes in Griechenland.

Alpheus, der Hauptstrom im Peloponnes, jetzt Alfeo, Rofeo, Rifo. Er hat seine Quellen im Gebirge bei Pegä in Arkadien, östlich von Me-

galopolis, 2 Meilen von der Quelle des Eurotas. Nach der Behauptung der Alten ist der Bach, welcher weiter östlich bei Phylace entspringt, sodann sich unter der Erde verliert, unweit Asäa (beim jetzigen Krya-Brysis) wieder zum Vorschein kommt und daselbst, mit einem zweiten Bache vereint, welchen man für den Eurotas hielt, sich in einem Erdschlund verliert, derselbe mit dem A. Erst im Innern des Gebirges soll sich dieser vom Eurotas trennen. Durch viele Zuflüsse: Elaphus, Erymanthus, Gortynius, Helisson u. a. verstärkt, wird er für Kähne fahrbar, tritt oberhalb Olympia in Elis ein und strömt, nachdem er aus dem Hain der Diana Alpheonia getreten, ins ionische Meer.

Al piacere, al piacimento, d. i. nach Belieben. Vortrag und Ausdruck werden bei so bezeichneten Stellen vom Komponisten dem Ermessen des Sängers oder Spielers überlassen.

Alpinen, ein zu Frankreich gehörender Arm der Seealpen, der unter dem Namen Maures auch das Departement Var durchzieht, sich dann nach der Rhonemündung wendet u. sich dort in unbedeutende Hügel und bis zur Ebene verflacht. Hauptthöhenpunkte desselben sind: Baume, nordwestlich von Tarascon, 10,000′ über dem Meere; Venture bei Vaunenargues, 3120′, u. Hautpies bei Eyguières. Von Malemort bis an die Rhonemündung erstreckt sich zur Trockenlegung der Sümpfe an der Durance der Alpinen-Kanal.

Alpini, Prosper, berühmter Botaniker des 16. Jahrhunderts, der sich vorzüglich verdient um die morgenländische Flora gemacht hat. Geboren 1553 zu Marostica in der Nähe Venedigs, studirte er zu Padua die Heilkunde und ging 1580 mit dem venetianischen Konsul nach Kairo. Hier erschloß sich ihm eine neue Welt; sein gewecktes Auge u. seine ungemeine Beobachtungsgabe fanden reichen Stoff zur Untersuchung und Belehrung. Nach seiner Rückkehr lebte er als praktischer Arzt und später als Professor an der Universität zu Padua. Er † 1617. In seinem berühmten Werke: „De plantis Aegypti“, Padua 1640, mit Holzschnitten, werden über 50 damals unbekannte Pflanzen, unter ihnen der Kaffeebaum, die Papyrusstaude, die Balsamstaude, so wie die Benutzung der Früchte u. anderer Bestandtheile genauer beschrieben. Außerdem schrieb er: „De plantis exoticis“, Padua 1640, u. einige medicinische Schriften: „De praesagienda vita et morte aegrotantium“, Venedig 1601; „De medicina Aegyptiorum“, das. 1591.

Alpirsbach (Alpersbach), Marktflecken im würtemberg. Oberamt Oberndorf, Schwarzwaldkreis, mit 1600 Einw.; Silber- und Kupferbergwerk und Smaltefabrik. A. war ehemals ein Benediktinerkloster. Eine Viertelstunde entfernt liegt das Krähenbad.

Al piu (ital.), zum höchsten; dann ein Kartenohr, Doppelsatz im Pharospiele; vergl. Paroli.

Alpnach (Altnach), Flecken im schweizerischen Kanton Unterwalden, mit 1200 Einw., am gleichnamigen See, einem Arme des Vierwaldstädtersees, Niederlags- und Zollstätte. Die hiesige Mineralquelle, der Georgenbrunnen, enthält nach Grafs Untersuchungen kohlensaure Kalkerde, kohlensaures Natron, schwefelsauren Kalk, Talkerde, salzsaures Natron, Eisen und Kohlensäure, und wird als Bad und Getränk gegen chronische Hautausschläge, Gicht, Lähmungen u. s. w. gebraucht.

Alpsiegleten, ein von Westen nach Osten in mehren Schichten gegen das Brättigauer-Tobel hinabsinkender, gegen Norden senkrecht abstürzender Gebirgskamm im Kanton Appenzell, auf der Südseite mit fetten Alpenweiden.

Alpstein, ein in 3, von Nordost nach Südwest ziehende Ketten getheilter Gebirgsstock, der die Kantone St. Gallen und Appenzell trennt. Höchste Punkte: Fallmer, Altmann, hohe Säntis, Geirenspitz, Wagenlücke, zum Theil über 7700′ hoch, mit Gletschern.

Alpujarras (las Alpuxarras), Gebirg in Spanien, welches sich in einer Länge von etwa 15 Meilen parallel mit der Sierra Nevada an der Küste des mittelländischen Meeres hinzieht und auf der steil abfallenden Südseite unmittelbar vom Meer bespült wird, während es sich auf der Nordseite sanft zu den weiten Thälern hinabsenkt, jenseits deren sich die Sierra Nevada erhebt. Die A. beginnen im Westen bei Motril, wo sie durch den Küstenfluß Guadalfeo von der weit niedrigeren Sierra de Holucar und dem sich daran anschließenden weinreichen Küstengebirge von Malaga getrennt werden, und reichen im Osten bis zum Flusse Almeria, über welchen hinaus sie sich in der Sierra de Aljanilla fortsetzen. Ihre Kette wird von dem Küstenflusse Adra durchbrochen und in zwei Theile geschieden, von denen der westliche den Namen Sierra Contraviesa oder Alpujarra Baja, der östliche Sierra de Gador heißt. Die letztere erreicht eine Höhe von 6000 Fuß, während die erstere im Cerrajon de Murtos nur bis zu 5300 Fuß ansteigt. An der nördlichen Abdachung ist das Gebirg mit den herrlichsten, besonders zur Schafzucht geeigneten Weiden, so wie in den tieferen Thälern mit der üppigsten, von dem reichlich fallenden Regen begünstigten Vegetation bekleidet, an der schroffen Südseite dagegen von allem Baum- und Pflanzenwuchs entblößt, mit Ausnahme der bis an das Meer reichenden Thäler, welche von Berggewässern, die in kurzem, aber reißendem Laufe dem Meere zueilen, tief eingerissen sind. Hier gedeihen in einem wahrhaft tropischen Klima alle Früchte des Südens, selbst Dattelpalmen und Zuckerrohr. Unter den Bewohnern dieses Gebirgs, welche sich mit Schafzucht, Wein- und Fruchtbau, so wie in der Sierra de Gador mit etwas Bergbau auf Blei, Antimon und Silber beschäftigen, sollen sich Nachkommen von Mauren befinden. Auch der Name A. stammt aus der maurischen Zeit.

Alqueira (Alquir), portugiesisches Hohlmaß für Getreide, in Lissabon = 679 pariser Kubikzoll, so wie für flüssige Dinge, in Lissabon = 430 pariser Kubikzoll.

Alquier, Charles Jean Marie Baron de, französischer Staatsmann und einflußreiches Mitglied des Nationalkonvents, war geboren zu Talmont 1752, studirte bei den Vätern des Oratoriums und ward später Advokat des Königs am Obergerichte zu La Rochelle. Zum Maire dieser Stadt gewählt, nahm er 1789 als Deputirter des

dritten Standes der Landschaft Aunis an der Generalversammlung der Notablen Theil und hielt sich stets zur äußersten Linken. Den 31. Juli 1790 wurde er zum Sekretär der Stände gewählt, aber später zum Präsidenten des Kriminalgerichtes der Seine und Oise ernannt. Er verwaltete dieses Amt, als die Schlachtopfer von Orleans zu Versailles ankamen, und that wenig, um sie zu retten. Mitten unter den Greuelscenen jener Tage wählte ihn das Departement der Seine und Oise zum Deputirten beim Nationalkonvent. Einen Monat nach seinem Eintritte in diese Versammlung, als Lyon wegen der Gewaltthaten Chaliers unruhig zu werden anfing, wurde er mit Boissy d'Anglas und Vitet in diese Stadt geschickt und stellte für den Augenblick die Ruhe wieder her. Zum Konvent zurückgekehrt, war er bei dem Prozesse Ludwigs XVI. gegenwärtig. Er stimmte für dessen Tod, doch mit der Klausel, daß die Vollziehung des Urtheils, wenn keine fremde Macht durch einen Einfall in Frankreich sich des Königs annehme, bis zum allgemeinen Frieden verschoben würde, wo dann auch die Todesstrafe in eine andere verwandelt werden könnte. Sein Einfluß auf die Gesetzgebung nahm seitdem in dem Verhältnisse ab, als er selbst in seiner revolutionären Begeisterung kälter wurde. Im Oktober 1794, nach dem Falle Robespierre's, sprach er mit Nachdruck gegen die Greuelthaten des Generals Tureau in der Vendée. Als er die Spaltung zwischen dem Nationalkonvent und der reaktionären Faktion ihrem Ausbruche nahe sah, setzte er sich geschickt mit beiden Parteien in Einverständniß, und gab selbst den Chefs der pariser Stadtviertel Nachrichten, von denen sie hätten mehr Nutzen ziehen können. Mit Richard zu dem Nordheere zur Zeit der Eroberung Hollands gesendet, machte er sich daselbst durch seine Mäßigung einen guten Namen. Nach dem Sturze des Konvents trat er in den Rath der Alten, der ihn den 21. März 1795 zu seinem Sekretär wählte. Im Mai 1798 ernannte ihn das Direktorium zum Generalkonsul und 2 Monate später zum Gesandten am bayerischen Hofe. Viel Aufsehen erregte damals A.s Schrift, in der er seine Regierung gegen den Vorwurf, als unterstütze sie in Würtemberg und Bayern revolutionäre Bewegungen, vertheidigte. Zur Zeit der blutigen Auflösung des rastadter Kongresses kehrte er nach Frankreich zurück und verwaltete auf kurze Zeit die Generaleinnahme der Finanzen im Seine- und Oise-Departement. Der 18. Brumaire, der Bonaparte die Herrschaft über Frankreich gab, verschaffte ihm den Gesandtschaftsposten in Spanien. In gleicher Eigenschaft ging er bald darauf nach Neapel und trug hier dazu bei, den Einfall der Franzosen in dieses Land und die Entthronung Ferdinands IV. vorzubereiten. In Rom, wo er 1806 eine Allianz mit Frankreich unterhandeln sollte, ging er nach den Ansichten Napoleons zu zart und ängstlich zu Werke. „Sie sind ein Betbruder", sagte ihm der Kaiser nach seiner Abberufung; „Sie haben sich zu Rom Ablaß verdienen wollen." — „Sire," antwortete der geistreiche und geschmeidige Diplomat, „ich habe dergleichen noch von Niemandem anders, als von Ew. Majestät nöthig gehabt." Zwei Monate darauf ging A. nach Schweden, mit dem Auftrage, dieses Reich zum Anschlusse an das Kontinentalsystem zu bewegen. Als aber hier das Interesse des Handelsstandes und der Einfluß des bereits zum Kronprinzen ernannten Bernadotte der Ausführung seiner Mission hinderlich waren, reiste er plötzlich nach Kopenhagen ab. Am dänischen Hofe aber fand sein drohender Antrag Gehör. Dänemark schloß ein Bündniß mit Frankreich, erklärte Schweden den Krieg, und blieb bis zum Falle Napoleons ein treuer Alliirter des Kaiserreichs. Erst im Juni 1814 rief Ludwig XVIII. A. von dem Gesandtschaftsposten in jenem Staate ab. Reich beschenkt, aber durch das Gesetz vom 12. Januar 1816 als Königsmörder verbannt, zog sich dieser nach Belgien zurück, wo er bis 1818 lebte. Mit königlicher Erlaubniß ging er dann wieder nach Paris und † hier, allem politischen Treiben fremd geworden, 1826. A. war einer der tüchtigsten und geschicktesten Diplomaten seiner Zeit, und verband mit vielseitiger Bildung Anmuth und Schärfe des Geistes.

Alraune (Mandragora), Name einer früher zu der Gattung Atropa gerechneten Pflanzengattung, welche im natürlichen System zu den Solaneen, im linnéischen in die 5. Klasse gehört. Sie charakterisirt sich durch einen fünfspaltigen Kelch, eine trichterförmig-glockige, ebenfalls fünfspaltige Blumenkrone, am Grunde verbreiterte Staubgefäße mit entfernt stehenden Staubbeuteln, eine einfächerige Beere mit einem sie fast ganz ausfüllenden Samenträger. Unter den vier in Südeuropa einheimischen Arten sind **M. autumnalis** und **M. vernalis** die bekanntesten, ausdauernde, in den Ländern am Mittelmeere einheimische Gewächse mit großer, rübenförmiger, nach unten öfters zweitheiliger Wurzel, großen länglich-lanzettförmigen, spitzigen, gewimperten, unmittelbar aus der Wurzel kommenden Blättern, und weißen oder röthlichen, ebenfalls wurzelständigen Blüthen, welche sich bei der ersten Art im Frühling, bei der anderen im Herbste öffnen und sich zu gelben, wohlriechenden Aepfelchen von der Größe einer Muskatnuß entwickeln, die im Orient gegessen werden, obwohl sie schläfrig machen. Auch legt man ihnen im Orient eine zur Wollust reizende, fruchtbar machende Kraft bei und verwendet sie zur Bereitung von Liebestränken. Der mittelalterliche Aberglaube hat der Alraunwurzel viele andere Kräfte beigelegt, indem er auf sie zugleich alles übertrug, was die Alten von der Mandragora und andern Zauberkräutern erzählen. Man schnitzte aus ihr kleine, 1 — 1½ Fuß lange Männchen (Gold-, Hecke-, Galgen-, Erd-, Alraunmännchen, Alruniken), gab vor, sie seyen aus dem Samen eines unschuldig Gehenkten entstanden, putzte sie verschiedenartig heraus und stellte sie in einem Kasten verwahrt an einen geheimen Ort des Hauses, von wo man sie zum magischen Gebrauch (um Schätze zu heben, wahrzusagen 2c.) hervorholte. Man setzte ihnen auch wohl von jeder Mahlzeit etwas zu essen und zu trinken vor, wusch sie Sonnabends in Wein und Wasser, zog ihnen an Neumonden frische Kleider an 2c. Ihr Besitz galt als Talisman gegen Krankheiten, brachte Glück in Prozessen, Fruchtbarkeit und leichte Niederkünfte

den Frauen ꝛc. Zu manchen Zeiten trieb man ordentlichen Handel mit A.n; man verkaufte das Stück bisweilen um 60 Rthlr., und Betrüger gaben die Wurzel der Zaunrübe und ähnliche Gewächse für A. aus.

Alrune, bei den alten Germanen u. Skandinaviern ein weissagendes Weib, welches namentlich aus dem Blute gerödteter Kriegsgefangenen die Zukunft vorhersagte und göttliche Verehrung genoß. Runa bedeutet Geheimniß, woher unser Wort raunen. Daher auch Runenschrift, die Geheimschrift der Priester der alten skandinavischen und germanischen Völker.

Alse, Fischart, s. Häringe.

Alsegno (ital.), d. i. vom Zeichen, musikal. Bezeichnung, gewöhnlich §; al segno in Verbindung mit dal segno, vom Zeichen bis ans Zeichen, bedeutet, daß die Wiederholung vom Zeichen beginnt und bis zu einem gleichen fortdauert.

Alsen (dänisch Als), dänische Insel in der Ostsee, zum Herzogthum Schleswig gehörig, gehört mit Langeland, Falster, Möen und andern Eilanden in die Klasse der mittelgroßen Inseln des dänischen Archipels und ist etwa 4—5 Meilen lang, 1 — 2 Meilen breit. Oestlich vor ihr liegt die fühnensche Inselgruppe in einer Entfernung von 2 Meilen, die große Insel Fühnen selbst und eine Menge kleiner Inseln; we lich dehnt sich das schleswigsche Festland aus, von der Insel nur durch einen wenige hundert Schritte breiten Sund (Alsingsund) getrennt, der sich auf einer Stelle bis auf hundertfunfzig Schritte verengert. Gleich den meisten Eilanden des dänischen Archipels ist A. mit einer kleinen Insel (Kikenis, Kekenis Kaines, am Höruphof) zusammengekoppelt, die mit der Hauptinsel durch einen schmalen und engen Erddamm verbunden ist, und auf deren südlicher Spitze sich ein Leuchtfeuer befindet; früher stand hier die berüchtigte Räuberburg Kaiborg. Es ziehen sich viele Seebuchten, Fjorden oder Nooren genannt, in das Land; von den meisten läßt sich nachweisen, daß sie in frühern Zeiten tiefer in die Insel einschnitten, als jetzt, und daß sie sich allmählig von A. zurückziehen. Fast alle jetzigen Seen auf A. sind ursprünglich Meerbusen gewesen, die erst durch Regen und Süßwasserzufluß ausgesüßt wurden. Der höchste Berg, der Hügeberg genannt, liegt in der Mitte der Insel und mag sich 200 Fuß über das Meer erheben. Da das Klima im Winter sehr mild ist u. das Thermometer selten unter 6—8 Grad Kälte herabsinkt, so kann hier manche Pflanze überwintern, welche in Deutschland weit größern Gefahren ausgesetzt ist. Zahme Kastanien und Wallnußbäume sind nicht ungewöhnlich, den schönsten Schmuck der Insel bilden aber die herrlichen Buchen, die sich in einer Vollkommenheit vorfinden, die nur auf den schleswigschen und dänischen Inseln angetroffen wird. Im augustenburger Park kommen Buchen vor, die 15 — 18 Klafter Holz enthalten und bis zu einer Höhe von mehr als 100 Fuß aufsteigen. Eine vom Winde umgestürzte Buche hatte eine Höhe von 140 Fuß und lieferte 40 Klafter oder etwa 3000 Kubikfuß Holz. A. ist auch durch sein Obst berühmt, das weit nach Norden, namentlich nach Petersburg, verführt wird. Die grafensteiner Aepfel, vom Städtchen Grafenstein auf A. so benannt und im nördlichen Deutschland unter diesem Namen allgemein bekannt, gehören zu den edelsten Aepfelarten. — A. gehört in geographischer wie in physikalischer Beziehung zum Herzogthum Schleswig. Auch haben die Herzöge von Schleswig immer Ansprüche auf den Besitz dieser Insel gemacht, der ihnen aber lange von den Königen von Dänemark bestritten wurde, bis dann seit Erich dem Pommer, d. h. seit 400 Jahren, A. auch in politischer Beziehung immer zu jenem Herzogthum gehört hat. Eine historische Merkwürdigkeit von A. ist jetzt nicht mehr zu sehen. Es war einer der Schloßthürme von Sonderburg, wo König Christian II. (der Urheber des Blutbads von Stockholm und des Aufstandes der Dalekarlen, der Gustav Wasa auf den schwedischen Thron hob) nach seiner Thronentsetzung 17 Jahre lang, von 1532—1549, gefangen saß. Die drei Hauptorte der Insel sind: im Norden Norburg (die nördliche Burg), im Süden Sonderburg (die südliche Burg) und in der Mitte Augustenburg. Alle drei sind freundliche, gutgebaute Städte. Augustenburg wurde am Ende des 17. Jahrhunderts vom Herzog Ernst Günther, dem Stifter der herzoglich augustenburgischen Linie, gebaut. Der Weg von Sonderburg dahin führt durch lauter liebliche, parkähnliche Gefilde, und das Schloß selbst ist von anmuthigen Gärten und Buchenhainen umgeben. Gegenwärtig ist Alles sehr verwüstet, da die Dänen ihren Deutschenhaß an dem Eigenthum des Herzogs von Augustenburg ausgelassen haben. Die Bevölkerung der Insel (etwa 24.000 Seelen) ist auf dem Lande theils deutsch, theils dänisch, in den Städten durchaus deutsch. Die Meiereien A.s sind eben so berühmt, wie die des benachbarten Festlandes. Die Fruchtbarkeit des Bodens ist ausgezeichnet; Wiesen, Felder und Buchenwaldungen wechseln mit einander ab.

A. spielt in der nordischen Kriegsgeschichte eine wichtige Rolle und hat auch in der neuesten Zeit seine militärische Wichtigkeit bewiesen. In unmittelbarer Nähe des mittelsten und fruchtbarsten Theils von Schleswig, auch selbst im Stande, auf längere Zeit eine ziemliche Truppenmacht zu ernähren, ist die Insel stets sowohl als Rückzugs-, wie als Angriffspunkt von großer Bedeutung gewesen. Im J. 1848 wurde sie daher auch bereits schon am 27. März durch die dänische Korvette Najade bewacht, und die Dänen säumten bei dem Stande der Dinge in den Herzogthümern nicht, sofort Truppen nach A. überzusetzen, während der Kommandant Riegels auf der Insel einen 3000 Mann starken Landsturm organisirte. Von A. aus geschah nun zum großen Theil die Leitung des Feldzugs von 1848, besonders als sich die Hauptmacht der Dänen nach der Schlacht bei Schleswig dahin zurückziehen mußte. Von hier aus unternahm man am 28. Mai den Angriff gegen General Halkett, so wie auch gegen Wrangels Angriff am 5. Juni die dänischen Truppen von A. aus verwendet wurden. Nach der Besezzung der düppeler Höhen am 13. April 1849 durch die vereinigten Sachsen und Bayern und der Befestigung derselben deutscherseits verlor A. als Angriffspunkt seine Wichtigkeit; doch sah sich der

preußische General Prittwitz genöthigt, zur Bewachung der Insel ein bedeutendes Observationscorps zurückzulassen.

Alsfeld, Stadt in der großherzoglich hessischen Provinz Oberhessen an der Schwalm, Hauptort eines Kreises, mit altem Schloß (Altenburg) u. 3700 Einwohnern, welche Wollen-, Baumwollen-, Leinwandfabrikation und Gerbereien betreiben. Vormals, bis zum 30jährigen Kriege, war die Stadt viel bedeutender. Schon 937 hielt Otto der Große hier Landtag.

Alshausen (Alschhausen), Flecken im würtembergischen Donaukreis, im Südwesten von Biberach, mit 1600 Einw., früher freies Reichsdorf und Sitz des Landkomthurs der deutschen Ordens-Balleien Elsaß und Burgund. Die Kommende kam 1806 theils an Würtemberg, theils an Hohenzollern-Sigmaringen.

Alsingsund (Sonderburger-Sund), Meerenge zwischen der Insel Alsen und Schleswig, 6—7 Meilen lang, aber größtentheils sehr eng (s. Alsen).

Alsleben, Stadt in der preußischen Provinz Sachsen, Reg.-Bez. Merseburg, Seekreis Mansfeld, an der Saale, mit Schloß und 1500 Einwohnern, welche Ackerbau, Viehzucht, Schifffahrt auf der Saale und Handel mit Getreide, Oel, Obst und Kümmel treiben; die Stadt ist Sitz eines Gerichtsamts, einer Posterpedition, und es werden hier 4 stark besuchte Jahrmärkte abgehalten.

Alster, 1) (Alsteroe), norwegische Insel, nahe an der Nordlandsküste, zum Amt Nordland und zur Vogtei Helgeland gehörig, mit dem Syv-Systern-(7 Schwestern-) Gebirge, 4000′ hoch, und dem Städtchen Alstahaug. — 2) Nebenfluß der Elbe, entspringt unweit des Dorfes Süllfeld im Herzogthum Holstein, läuft in fast südlicher Richtung auf Harvstehude zu und erweitert sich von da an zu der großen A. oder Alstersee (Außen-A.), welche bis nahe vor Hamburg geht. Hier bildet sie innerhalb der Stadt einen See, die sogenannte Binnen-A., welche, von den schönsten Gebäuden und anmuthigen Spaziergängen umfaßt, Hamburg zur großen Zierde gereicht. In Kanälen vertheilt, ergießt sich die Wassermasse der A. innerhalb der Stadt in die Elbe. Die A. ist fischreich, für kleine Fahrzeuge schiffbar und für Hamburgs Handel, dem sie große Bequemlichkeit gewährt, höchst förderlich. Ihr Lauf beträgt 5 Meilen. Ehemals war die A. eine Zeit lang mit der Trave zur Wasserverbindung zwischen Hamburg und Lübeck vereinigt. — 3) Nebenflüßchen des Main, entspringt bei Käßlitz im Sachsen-Meiningischen und mündet bei Truschenhof, im bayerischen Landgerichte Ebern in Unterfranken.

Alströmer, Jonas von, Kaufmann, berühmter Beförderer der schwedischen Industrie und Kultur, geboren 1685 zu Alingsas in Westgothland. In England lernte A. die Wichtigkeit der Manufakturen kennen. Nach seiner Rückkehr legte er, unterstützt von der Regierung, in seiner Vaterstadt viele Arten von Fabriken an und verwandelte Alingsas in eine schwunghafte Fabrikstadt. Eben so führte er auf seinen Landgütern durchgreifende Verbesserungen in der Bodenkultur und Bewirthschaftung ein, gründete eine Schäferschule, veredelte den Viehstand, namentlich die Schaf- und Ziegenzucht und führte den Kartoffelbau und die Zuckerraffinerien in Schweden ein. Mit Stahlgrén verband er sich, um in Gothenburg eine Großhandlung für das Ausland zu gründen. Der König erhob ihn in den Adelstand und überhäufte ihn mit verdienten Ehren. Er † 1761. Sein Sohn Clas, Freiherr von, war der Erbe seines Eifers für Beförderung der Industrie, zugleich tüchtiger Botaniker und Zoolog. Er baute z. B. auf eigene Kosten die große Landstraße zwischen Alingsas und Gothenburg. Bei Cadix fand er die nach ihm benannte neue Amarillee Alströmeria und schrieb ein wichtiges Werk über Schafzucht. Auch er ward in den Freiherrnstand erhoben u. † 1794. Auch 2 Brüder des letztern, Johann und Patricius A., zeichneten sich als denkende Landwirthe aus und wirkten viel für den Kartoffelbau in Schweden.

Alt (Altstimme, ital. Alto, Contr' alto, franz. Haute contre), die zweite der vier Hauptstimmen, findet sich vorzüglich beim weiblichen Geschlechte, bei Knaben und bei Kastraten. Die weibliche Altstimme ist in der Regel die schönste. Sie vereinigt Tonfülle und Stärke in den mittlern und untern Tönen mit einer mächtig zum Herzen dringenden, ganz eigenthümlichen weichen Klangschönheit und eignet sich für den Ausdruck des Ernsten, Erhabenen und Ueberirdischen, wie keine der andern Stimmen. Man unterscheidet den tiefen A. (A. deciso), vom ungestrichenen f bis zum eingestrichenen h, und den hohen A. (contr' alto moderato s. commodo), vom ungestrichenen g bis zum zweigestrichenen e. Eine Zeit lang wurde die Altstimme von Komponisten und Gesanglehrern auffallend vernachlässigt, gegenwärtig aber widmet man ihr um so größere Aufmerksamkeit. Vorzügliche Kompositionen für dieselbe besitzen wir von Händel, B. Klein, C. Löwe, Reißiger und Fr. Schneider.

Alta, hoch. Alt' ottava, musikal. Bezeichnung, deutet an, daß die unter dieser Bezeichnung befindlichen Noten eine Oktave höher gespielt werden sollen.

Altai, Gebirg im östlichen Hochasien, dessen Begrenzung von den Geographen sehr verschieden angegeben wird. Einige begreifen unter dem Namen des großen u. kleinen A. die sämmtlichen Gebirgsketten Sibiriens, die hohe und lange Kette von Kamtschatka mit ihren furchtbaren Vulkanen eingeschlossen, und wollen auch den chinesischen Thian-schan mit zum A. rechnen. Tschichatscheff, dessen 1846 erschienenes Reisewerk: „Voyage scientifique dans l'Altai oriental", ein neues Licht über jene fernen Gegenden verbreitet hat, gibt dem A. folgende Grenzen: im Westen die Choulba, den Aleï und Tome, im Nordosten und Norden die Alabou-Kette, im Süden die Tchouya-Quellen und die Steppen der Kirgisen. Der Gebirgsstock bildet einen regellosen Halbkreis, der nach Westen hin eingebogen ist, und zerfällt nach orographischen Beziehungen in zwei Hälften. Die westliche Hälfte, den Raum zwischen dem Ob-Strom und der nördlichen Zone des Katoune-Ufers umfassend, streicht vorherrschend aus Nordwesten nach Südosten. Die zweite Hälfte, der östliche A., den Raum zwischen den Sayanen-

Bergen und dem mittleren und südlichen Gebiete des Katoune=Flusses begreifend, streicht theils dem Meridian ungefähr gleichlaufend, theils aus Nordosten nach Südwesten. Die Massen beider Gebirgsstöcke erscheinen stufenartig geordnet. Besonders merkwürdig ist die Gebirgsgegend, wo beide einander berühren. Hier finden sich halbkreisförmige Umrisse vorherrschend, und die Berge sind auf die sonderbarste Weise gewunden und gedreht, so daß z. B. lange und hohe Kämme sich auf sich selbst zurückbiegen, halbe Monde bilden oder einen länglichen, beinahe geschlossenen Kreis, dessen Oeffnung so aussieht, als sey sie verschüttet und zu einer mehr oder weniger ebenen Oberfläche umgewandelt. Dieselbe kraterartige Bildung erscheint bei den Hochebenen und Steppen auf dem chinesischen Gebiete, die unermeßlichen Amphitheatern gleichen, auf allen Seiten von gerundeten, nackten Massen umgeben. Diese Erhebungen sind indeß nicht vulkanischen Ursprungs, sondern nichts als regelmäßige Ablagerungen von Thonschiefer. Eine Einwirkung von Feuer hat Statt gefunden, jedoch nicht oberflächlich, sondern von der Tiefe aus, wodurch größere und kleinere Anschwellungen entstanden, welche die neptunische Gebirgsrinde emporhoben, ohne daß Störungen oder gewaltsame Durchbrechungen der Rinde Statt fanden. Merkwürdig, jedoch nicht ohne Beispiel ist, daß ganz in der Nähe der bedeutendsten Aufschwellungen ganz horizontale Schichtungen vorkommen. Der pittoresken Schönheit des Gebirgs thun diese Schichtungsverhältnisse großen Abbruch. Die Gebirge bilden endlose, ermüdende Linien, die kreisrunden Umrisse verhindern jede kühne Gebirgsform. Die Bildung der Schichten entspricht dem Ziehen der Ketten. Im westlichen A. ziehen die Schichten vorherrschend von Nordwesten nach Südosten, im östlichen ziemlich entgegengesetzt. Das Durchkreuzen der Erhebungsaxen bezeichnet gewöhnlich das Vorhandenseyn großer Bodenerhöhungen und die Gegenwart von Seen. Unter der großen Anzahl von Binnenbecken zeichnet sich der See von Teletzk aus durch den Gürtel schroffer Felsen, der ihn von allen Seiten umgibt. Der östliche A. hat die meisten Seen, viele von bedeutendem Umfange und sehr großer Tiefe, im westlichen A. finden sich außer dem berühmten Kolyvane=See nur einzelne, durch nichts ausgezeichnete Becken. Hier beginnen dagegen am westlichen Ende des Gebirgs merkwürdige Salzseen, die sowohl in ihrer Entstehungsart, wie in ihrem Alter mit den Süßwasserseen nichts gemein zu haben scheinen. Der größte und ergiebigste dieser Seen, wenn man ihm anders diesen Namen geben kann, liegt 80 Werste von Anachinskoi entfernt. Er ist rings von einer ganz ebenen Steppe eingeschlossen, die keinen Baum und keine Spur irgend einer Vegetation aufzuweisen hat. Das Becken füllt eine Salzmasse aus, die unten auf Mergel steht und kein Wasser in sich trägt, außer auf der Oberfläche, wo das Fluidum wohl durch die Einwirkung der Atmosphäre entstanden seyn dürfte. Die Oberfläche besitzt so viel Festigkeit, daß beladene Wagen darüber hinwegfahren; das Salz ist so zerreiblich, daß es mit Schaufeln gegraben wird, wie Sand, übrigens von auffallender Reinheit, so daß es ohne alle Vorbereitung verbraucht wird. Charakteristisch für den A. ist, daß man Sekundärgebilde und Erzeugnisse vulkanischer Ausbrüche vermißt. Ablagerungen, die jünger wären, als die ältesten neptunischen Bildungen, haben sich bisher nicht gefunden, Trachyte, Basalte, Obsidiane, Laven, überhaupt sämmtliche Gebilde, die auf eine neuere Entstehung hinweisen, fehlen gänzlich. Der A. unterscheidet sich dadurch nicht allein von amerikanischen und europäischen Gebirgen, sondern selbst von Ostsibirien, denn in den unermeßlichen Gebieten jenseits des Jenisei finden sich Trachyte, Obsidiane, Perlsteine, Basalte und Phonolithe in Masse und Kamtschatka hat Ströme von Laven. Dieses Gebirg bildet daher in jeder Beziehung ein eigenes System, das außerhalb der geognostischen Verhältnisse Europa's und der neuen Welt einzig in seiner Art dasteht. Die hier sich vorfindenden plutonischen Felsgebilde sind Gneiß und Syenit, dioritische Gesteine, Quarz führende Porphyre, Eurite, Melaphyre und Serpentin, der nur hier und da vorkommt. Ganze große Granitpartien stellen sich als gewaltige Streifen dar, als Erzeugnisse der Ausbrüche von halbflüssigen Laven. Die Oberfläche ist vielartig gewunden und gedreht, nach allen Richtungen zerspalten und zerrissen, die Massen sind wunderlich, oft wahrhaft abenteuerlich gestaltet, große Blöcke in mächtigen Haufen aufgeschichtet. Im östlichen A. haben die meisten Graniteruptionen Statt gefunden; dort findet man viele Rinden neptunischer Gebilde, die der Granit durchbrochen hat. Auch die Grauwacke= und Thonschieferberge sind in ihren unteren Regionen häufig von Granit umgürtet. Die neptunischen Gebilde des A. sind Thonschiefer, Kalk und Quarz, vermischt mit Glimmerschiefer, Hornstein, Chloritschiefer und Grauwacke. Versteinerungen kommen darin nur vereinzelt vor. Kohlen führender Kalk findet sich dagegen sehr häufig, überhaupt besitzt der A. einen so ungeheuern Steinkohlenvorrath, wie kein anderes bekanntes Gebirg der Welt. Im Ganzen erscheint der A. im Vergleich zu dem ihn umgebenden Diluvialgebiete wie ein riesenmäßiges Vorgebirg, das im Süden an die Urgebirge Mittel=Asiens angrenzt und den Diluvialformationen nur an einzelnen Punkten, die gleichsam wie Meerbusen sich darstellen, den Eingang in sein Inneres verstattete. Diese Meerbusen, deren man zwei größere unterscheidet, haben stets eine mehr oder weniger gewundene Form. Die Gerölle, die den Diluvialgebilden angehören, kommen oft in sehr beträchtlichen Höhen vor, sind aber dem Anschein nach durch keine sehr zerstörenden Umwälzungen dorthin geführt worden.

Der **Metallreichthum** des Gebirgs verleiht dem A. seine größte Wichtigkeit. Es findet sich Kupfer, Eisen, Silber und Gold. Das Metall findet sich an den Stellen, die wir oben mit Meerbusen verglichen, wo die Diluvialströmungen in den A. eindrangen und ihre Ablagerungen absetzten. Die Stellen bestehen aus Trümmern von Thon= und Dioritschiefer oder Syenit, welche die Umwälzung von der schweren Masse des Gesteins abriß und zerbröckelte. In diesen Lagern finden sich die Mineralschätze des A., und hier kommt auch der Sand vor, von dem man durch

bloßes Waschen Gold gewinnt. Das kostbare Metall scheint fast im ganzen Gebiete dieser Ablagerungen vertheilt zu seyn. Hauptort der Goldwäscherei ist Krasnoyark. Ihre Ausbeute ist sehr beträchtlich. Im J. 1842 lieferten die einzigen Distrikte Kainsk und Jeniseisk 500 Pud oder 8186 Kilogramm reines Gold. Aber erst im Jahre 1830 wurde im kolyvanschen Bezirke das erste Goldlager aufgeschürft, und an diese erste Entdeckung reihten sich bald viele andere. Die Minenbesitzer nennen einen Ertrag von 100 Procent das Minimum. Ein Gewinn von 800 bis 850 Procent gilt als der gewöhnliche Ertrag und oft wird noch mehr erzielt. Im Jahre 1830 lieferte die Minenbearbeitung nur 95 Kilogramm zu einem Werth von 3,230,000 Franken, jetzt ergibt sie 18,000 Kilogramm oder 61,200,000 Franken, und dieser enorme Ertrag wird sich in demselben Maße steigern, als die Arbeitskräfte zunehmen. Die Bedeutung des A. tritt noch mehr hervor, wenn man das Verhalten seiner Goldproduktion mit der Ausbeute der ganzen Erde vergleicht. Der jährliche Goldertrag aller Goldbergwerke und Wäschereien des ganzen Erdballs belief sich bisher, abgesehen von den neuesten Goldentdeckungen in Kalifornien und Australien, auf 24,000 Kilogramm zu einem Werth von 82 Millionen Franken. Bei dieser Summe figurirte das südliche Amerika mit 64 Millionen, Sibirien bloß mit 8. Der jetzige Ertrag erreicht aber bereits 61 Millionen, kommt also jenem Südamerika's sehr nahe. Rußland begünstigt die Minenindustrie außerordentlich. Mit Ausnahme der Distrikte von Kolyvan und Nertschinsk, die der Krone gehören, sind die Reichthümer des A. allen Nationen geöffnet. Es genügt, daß man sich an den Finanzminister mit einem förmlichen Bittgesuch wendet, um die Erlaubniß zu erhalten, ein goldhaltiges Terrain in Angriff zu nehmen. Diese Erlaubniß wird jedoch nur auf 12 Jahre ertheilt und jedem Unternehmer nur ein Terrain von etwa 5 Kilometer Länge und 250 Meter Breite zugewiesen. Das Goldwaschen geschieht unter der Aufsicht von Regierungsbeamten, welche Streitigkeiten zwischen den verschiedenen Besitzern zu verhüten oder zu schlichten haben, die Verhältnisse zwischen Herren und Arbeitern regeln und den Staatsantheil erheben. In Folge dieser Maßregeln herrscht in dieser fernen Gegend eine vollkommene Sicherheit. Die Arbeiter, fast lauter Verbannte, häufen auf Rechnung ihrer Herren, ohne etwas zu veruntreuen, große Goldhaufen auf, die später, bloß von einem einzigen Kosaken geleitet, Hunderte von Meilen weit transportirt werden. Die Ausbeutung des goldhaltigen Sandes ist gewöhnlich sehr leicht. In der Regel liegen die Lager offen da oder sind höchstens von einer dünnen Schicht vegetabilischer Erde bedeckt. Am Kurdustuyul, wo Graf Popoff ausgedehnte Minen besitzt, findet ein wahrhaft bergmännischer Betrieb Statt. Dort erhält man das Gold zuweilen in Klumpen, von denen einer, in der Sammlung des Eigenthümers der Werke aufbewahrt, 13 Pfund 24 Loth wiegt. Die Silberausbeute, obgleich minder ergiebig, ist ebenfalls bedeutend. In den Bergwerken der Krone wurden gewonnen: 1813 — 1823: 212,535 Kilogramm, 1823 — 1833: 200,842 Kilogramm, 1833 — 1843: 199,210 Kilogramm. Das älteste Silberbergwerk Zmeenogorsk (Schlangenberg), gewöhnlich zusammengezogen Zmeef genannt, vor etwa fünfzig Jahren gegründet, ist jetzt verlassen. Der Gesammtertrag aller Eisenminen ist nicht bekannt; die Bergwerke von Tomsk und Salair liefern jährlich über 500,000 Kilogramm reines Eisen.

Der A. besitzt einen großen Reichthum an Wasser. Der vielen Seen geschah bereits Erwähnung. Die fließenden Wasser sind zahllos, und unter ihnen befinden sich Ströme, die unvergleichbar größer sind, als die bedeutendsten Europa's, ja selbst Asiens. Hauptströme sind der Jenisei und der Ob, dessen unermeßliche Verzweigungen, einem labyrinthischen Netze gleich, das ganze A.=Gebiet umfassen, mit Nebenflüssen, wie der Irtysch, Tschumysch, Tom Inia, Alei u. s. w. — Die Flora des Gebirgs ist nicht reich und zählt nur ungefähr 320 Arten. Mehre derselben finden sich in den europäischen Alpen wieder, namentlich Nadelhölzer. Die Kälte hat hier, wie überall, die Wirkung, daß sie die Varietät der Lebensmanifestationen der thierischen wie der vegetabilischen Welt beschränkt. — Das Klima des Landes wird nicht bloß durch die nördliche Lage, sondern auch durch die Struktur desselben bestimmt. Tief in das Festland eingesenkt, von den gemäßigtern Regionen durch hohe Bergketten geschieden, nördlich von Blöcken ewigen Eises umgeben, steht Sibirien den Ost= und Nordwinden offen, während es den Süd= und Westwinden verschlossen ist. Es kann daher nicht auffallen, daß die Kälte hier viel strenger ist, als in gleichen Breiten Europa's oder Amerika's. Der Frost beginnt im Oktober und hält bis tief in den Juni hinein an. Am 11. Juli fand Tschichatscheff in den Ebenen am A. noch Schnee. Der Sommer ist dagegen sehr heiß. Der höchste Thermometerstand, den der eben genannte Reisende erlebte, war +33° im Schatten nach dem hunderttheiligen Thermometer. In Folge dieser großen Hitze herrschen am A. dieselben Krankheiten, wie in den heißen Ländern, Ophthalmien, der Typhus, Viehseuchen. Auch die große Plage der heißen Länder, die Moskitos, findet sich am A. In den ersten Tagen des Frühjahrs, so wie die Temperatur milder wird, verdunkeln sie in Myriaden die Luft und greifen den Menschen mit Wuth an.

Die einheimische Bevölkerung des A. bilden Kalmücken u. Kirgisen. Erstere, die zahlreicheren, haben südlich vom A., nach dem chinesischen Gebiete zu, den mongolischen Typus am treuesten bewahrt, mehr nördlich erscheinen sie mit Stämmen türkischer Abstammung vermischt. Sie gehören entschieden zu den Nomadenvölkern. Sie wohnen in Zelten, die sie zuweilen mit Baumrinde decken, und ziehen mit ihren Heerden von Ort zu Ort. Europäische Gebräuche, selbst den Gebrauch von Wagen, kennen sie nicht. Die kriegerische Gluth, die ihre Vorfahren, jene furchtbaren Horden eines Dschingiskhan, auszeichnete, ist bei ihnen verschwunden. Rußland hat keine ungefährlichern, furchtsamern Unterthanen, als die Kalmücken. Weniger zahlreich sind die Kirgisen, türkischen Ursprungs mit Andeutungen einer Beimischung indo=germanischer Elemente,

und über die Kalmücken weit hervorragend. Sie sind viel unruhiger, als jene, und zu Räubereien geneigt, so daß Rußland, um die Sicherheit ihrer Steppen zu erhalten, südwestlich vom A., wo der große Handelsweg nach China führt, zahlreiche und starke Kosakenposten unterhalten muß. Auf der andern Seite sind sie mehr zur Civilisation geneigt, der die Kalmücken völlig unzugänglich sind. Viele von ihnen haben sich neben den Militärposten der Kosaken angesiedelt und die Zahl der nomadisirenden Horden nimmt unter ihnen von Jahr zu Jahr ab. Rußland behandelt diese Völkerschaften mit großer Milde. Die russische Bevölkerung des A. besteht aus Minenbesitzern und Beamten, Minenarbeitern und Goldwäschern, Ackerbauern und Verbannten, neben denen die Kosaken noch eine abgeschlossene Bevölkerung bilden. Sie sind alle Soldaten und nach ihrem Dienst in drei Kategorien getheilt, Kosaken von der Linie, städtische Kosaken und Militärkolonisten. Die erstern werden in jeder Beziehung wie Soldaten behandelt, die zweiten bilden die eigentliche Polizei der Städte und Ortschaften und stehen unter den bürgerlichen Behörden. Beide Klassen sind besoldet, die zweite erhält aber auch Land und bildet so den Uebergang zu den Militärkolonisten, die gar keine baare Bezahlung bekommen und von den ihnen angewiesenen Ländereien leben müssen. Die letztern bilden zugleich die Grenzwache, was übrigens ein friedlicher Posten ist, da die angrenzenden chinesischen Völkerschaften geistig wie körperlich so untergeordnet sind, um jemals gefährlich werden zu können. Die Verbannten bilden die größere Mehrzahl der russischen Bevölkerung. Die Zahl findet sich nirgends genau angegeben, nur von der am wenigsten kompromittirten und wohl zahlreichsten Klasse, von den „verbannten Pflanzern" bemerkt Tschichatscheff, daß ihrer im Jahre 1840 134.630 gewesen seyen, wovon 70.290 im A. in den Goldwäschereien verwendet wurden. Alle Verbannten sind in bestimmte Klassen getheilt. Die erste enthält diejenigen, die einer Kapitalstrafe verfallen sind, zu Zwangsarbeiten in den Bergwerken gebraucht werden und etwa den europäischen Galeerensklaven entsprechen. Zu der zweiten Kasse gehören Alle, die eine Peitschenstrafe erlitten haben. Man schickt sie unter dem Namen provisorische Arbeiter in die Fabriken und Staatswerkstätten, wo ihnen die schwersten Arbeiten vorbehalten sind. Die Sträflinge der dritten Klasse dienen bei solchen Gewerben, die einen starken Körperbau erfordern, die der vierten werden als Dienstboten verwendet. Die fünfte Klasse, die der verbannten Pflanzer, umfaßt die wegen geringerer Vergehen Verurtheilten, die sich zum Ackerbau eignen. Eine sechste Klasse enthält endlich die Schwachen und Alten, die auf Staatskosten unterhalten werden müssen. Jeder Verbannte kann, wenn er sich angemessen beträgt, aus einer Klasse in die andere übergehen und so zuletzt zu einem verbannten Pflanzer aufrücken. Während der Zeit, die er in den frühern Klassen zubrachte, wird ihm ein Arbeitslohn angerechnet. Ein Theil dieses Lohns dient zu seinem Unterhalt, der Rest bildet ein kleines Kapital, das ihm ausgezahlt wird, wenn er sich als Ackerbauer ansiedelt und fortan auf eigne Rechnung arbeitet. Die Regierung weist ihm Land an und erläßt ihm in den ersten drei Jahren alle Abgaben. In den folgenden sieben Jahren erlegt er die Hälfte der öffentlichen Lasten, nach dieser Zeit theilt er alle Rechte u. Pflichten des unbescholtenen Landmanns.

Altamura, Stadt und Bezirk in der neapolitanischen Provinz Terra di Bari, am südlichen Abhange des M. Lupolo, 6 Meilen von Bari, Bischofssitz, mit 16,000 Einwohnern, Messen, Oel- und Weinbau. In der Nähe Fundorte römischer Alterthümer.

Altan (der, oder die **Altane**), ein freier, durch Geländer gesicherter Platz auf einem Gebäude wo er dann oft zugleich das Dach des Hauses bildet (**Altandach**); vom **Balkon** meist dadurch verschieden, daß dieser an der Seite oder Fronte, nicht auf der Höhe des Hauses angebracht ist.

Altar (vom lateinischen alta ara), jede künstliche Erhöhung von Erde, Stein, Holz 2c., um darauf gewisse heilige Handlungen, namentlich Opfer, zu verrichten. Fast überall, wo man den Göttern Opfer und Gaben darbrachte, erbauete die Ehrfurcht vor der Gottheit auch solche Höhen, indem man sich scheute, die geweihten Geschenke auf die bloße Erde zu legen. Der erste A., welcher ausdrücklich erwähnt wird, ist der des Noah (1. Mos. 8, 20). Die Perser hatten, nach Herodot, keine Tempel und Altäre, sie brachten ihr Opfer auf Bergen dar; wahrscheinlich befanden sich dort geweihte Opferstätten, in denen Herodot die griechischen Altäre nicht wieder erkennen kann. In Indien kann zur Opferstätte jeder Platz von den Priestern geweiht werden; vornehmlich dienen dazu die heiligen Banyanenbäume, unter deren Schatten die Privatspenden dargebracht werden, und die Vorhallen der Tempel; in den Tempeln selbst kommen aber Altäre vor, deren Ausschmückung den Götterdienerinnen (Devadasis) obliegt. Bei den alten Germanen vertraten oft heilige Bäume, an denen man die Opfer aufhing, die Stelle der Altäre; aber es befanden sich auch meist steinerne, 4—8eckige Altäre an ihren heiligen Orten, namentlich auf Berghöhen. Man schlachtete auf ihnen das Opferthier, oder brauchte sie auch zum Räuchern, wie den zu Goslar aufbewahrten Krodo-A. Ihre Größe war verschieden, je nach der Bedeutung des Opferplatzes.

Im patriarchischen Zeitalter der Juden wurden Altäre aus Erde oder Steinen vorzüglich an solchen Orten aufgerichtet, die ein besonders religiöses Interesse des Erbauers in Anspruch nahmen und durch ein bedeutendes Ereigniß wichtig waren. So baute Abraham Altäre im Hain More und Mamre (1. Mos. 12, 7; 13, 18), Isaak einen zu Berseba (26, 25), Jakob zu Bethel (35, 1). Dasselbe geschah auch noch in der Folge (vgl. 2. Mos. 17, 15; 24, 4). Nächstdem sind Berge, auf denen der Mensch der Gottheit sich gleichsam näher glaubt, von jeher Lieblingsorte für Altäre gewesen (1. Mos. 22, 9; Ezech. 18, 6). Auch Dächer wählte man (2. Kön. 23, 12) aus ähnlichem Grunde. Das Opfern auf Höhen dauerte fort bis zur Zeit des Exils, obwohl im mosaischen Gesetze alle Altäre außerhalb der Stiftshütte oder dem Tempel zu Jerusalem untersagt waren, und später die Propheten dagegen auf das Heiligste eiferten. In

der Stiftshütte und nachher im Tempel standen 2 Altäre: der äußere, größere Brandopferaltar, und der kleinere, innere Rauchaltar. Der Brandopferaltar (A. schlechthin) stand im Vorhofe der Stiftshütte und des Tempels unter freiem Himmel. Zur Zeit der Stiftshütte war er ein 4eckiger Kasten aus Akacienholz, 5 Ellen lang und breit, 3 Ellen hoch, ganz mit Kupfer überzogen, an den 4 Ecken mit hörnerähnlichen Spitzen oder Griffen (Hörnern) versehen, die bei Sündopfern mit Blut besprengt, von Verbrechern, welche im Heiligthum ein Asyl suchten, erfaßt, vielleicht auch zum Anbinden des Viehes benutzt wurden. Um die untere Hälfte des Kastens lief ein Gitterwerk mit 4 Ringen, worein die Tragstangen gesteckt wurden. Der Brandopferaltar des salomonischen Tempels war 20 Ellen lang und breit und 10 Ellen hoch, aus Erzplatten, mit einem Umgang für die Priester; der des zweiten (Serubabel-) Tempels bestand aus unbehauenen Steinen; der des herodianischen Tempels, ebenfalls aus unbehauenen Steinen, die jährlich am Passah- und Laubhüttenfeste übertüncht wurden, erbaut, war der größte von allen und mit mehren Umgängen versehen. Auf diesem A. wurde ein ewiges, vom Himmel gefallenes Feuer erhalten. Nach der jüdischen Sage sollen die Priester das heilige Feuer bei Zerstörung des Tempels in einer wasserleeren Cisterne versteckt und nach der Rückkehr daraus auf wunderbare Art wiedergenommen haben (2. Makk. 1, 19). Der Rauchaltar stand im Heiligen des Tempels, dem Tische der Schaubrode gegenüber. Es war ein kleiner Tisch von Sittim- (Föhren-) Holz, mit Gold überzogen, 1 Elle lang und breit, 2 Ellen hoch, an den Ecken mit 4 Hörnern und ringsum mit einer kleinen Einfassung oder einem Kranz, ebenfalls von Goldblech. Alle Morgen und Abende zündete der die Woche habende Priester ein eigens zubereitetes Rauchwerk an, welches er auf einer in der Mitte des Rauchaltars befindlichen Erhöhung in einem ovalen Rauchfasse niedersetzte. Geopfert wurde auf diesem A. nicht, nur am großen Versöhnungstage wurden die Hörner mit Blut besprengt (vgl. 2. Mos. 30, 1 ff.). Dies war der A., den Jeremias bei der Abführung der Juden nach Babylon verbarg (2. Makk. 2, 5—6).

Altäre verschiedener Art kannte Griechenland u. Italien; dort soll Cecrops (in Athen), hier Janus den ersten A. errichtet haben. Altäre standen in Hainen, bei Quellen, am Meeresufer, auf Feldern (z. B. die Termen des Silvanus, Pan, Vertumnus), an Straßen, auf Höhen, in Häusern und Hofräumen, besonders aber in Tempeln, hier, wenn irgend möglich, gegen Osten, vor den Götterbildern. Wie in einem Tempel oft mehre Altäre (gewöhnlich zwei, ein Rauch- oder Bet- und ein Brandopferaltar) sich befanden, so war auch umgekehrt ein A. bisweilen mehren Göttern gemeinschaftlich. Anfangs sehr einfach aus Rasen, Steinen, Holz errichtet, wurden sie späterhin prächtiger und großartiger. Durch Höhe und Größe zeichneten sich die Altäre der obern Götter, namentlich der des Jupiter, aus; der zu Olympia hatte nicht weniger als 22 Fuß Höhe und 125 Fuß Umfang. Der Tellus und Vesta baute man niedrige Altäre. Die unterirdischen Götter hatten statt der Altäre kleine Gruben, in welche das Blut der Opferthiere gelassen wurde. Bei manchem berühmten A. diente die Asche der Opferthiere mit zum Aufbau, z. B. beim A. der Here in Samos und dem olympischen des Zeus; mit dem Blute der Opferthiere war der A. des Apollo zu Didyma, von verschlungenen Hörnern der delphische gebaut. Konstruktion und Form waren verschieden; die meisten waren längliche Vierecke. Aber es gab auch drei- und mehrseitige, runde, zusammengesetzte und aus einem Stück bestehende, befestigte und tragbare, flache und ausgehöhlte, einfache und mit Reliefs, Stier- und Widderköpfen ꝛc. versehene. Vor den Opfern pflegten sie mit den Zweigen der den Göttern geheiligten Bäume geschmückt zu werden. Altäre dienten, wie Tempel, als Asyle, bei ihnen schloß man unter Opfern Bündnisse, Verträge, Aussöhnungen ꝛc. Altäre (Arae) bezeichneten oft auch die Endpunkte großer Eroberungszüge; so im äußersten Osten der bekannten Erde die Altäre des Hercules, Bacchus, Cyrus, der Semiramis, des Alexander ꝛc. Fast auf allen Münzen der römischen Kaiser, welche nach ihrem Tode apotheosirt wurden, erblickt man die flammende Ara apotheoseos, mit der Inschrift: Consecratio (s. Apotheose). Der in der Apostelgeschichte (17, 23) erwähnte A. des unbekannten Gottes war entweder ein von Epimenides zur Abwendung der Pest errichteter A., ohne bestimmte Bezeichnung des Gottes, dem er gehören sollte, oder ein allen unbekannten Gottheiten, denen man nicht unter besondern Namen Opfer brachte, insgesammt geweiheter.

Die ersten Christen bedienten sich statt der Altäre einfacher Tische, an welchen man die Agapen hielt und das Abendmahl feierte. Altäre entstanden erst, als man Brod und Wein im Abendmahle als Opfer anzusehen anfing, und erhielten die Form der jüdischen und heidnischen, obwohl man fortfuhr, sie Tische zu nennen. Schon im 2. und 3. Jahrhundert findet man an den Gräbern der Märtyrer dergleichen Altäre, an denen die Eucharistie gefeiert wurde, und als seit dem 4. Jahrhundert die Bischöfe sich gegen diese Sitte erklärten, wanderten die Feldaltäre mit den Gebeinen der Heiligen in die Kirchen und vermehrten die Zahl der schon dort bestehenden. Hier nämlich hatte man anfangs nur einen A., der oft in der Mitte, vorzugsweise aber gegen Morgen, nur in der syrischen Kirche gegen Westen stand. Jetzt kam oft ein unterirdischer A. hinzu, nahe dem Grabe des Märtyrers (Crypta oder Subconfessio), im Gegensatz zu welchem der in der Kirche der hohe A. (altare summum) genannt wurde. Im 9. Jahrhundert war die Sitte, viele Altäre in den Kirchen zu haben, so eingerissen, daß Gesetze dagegen nöthig wurden. Gleichwohl wuchs die Zahl der Altäre fort und fort, so daß z. B. die Kirche des heiligen Petrus in Rom deren 25 enthielt. Einer blieb der Haupt- oder Hochaltar, die andern waren an den Pfeilern und Seiten der Kirche vertheilt. Die ältesten Altäre in den Kirchen waren von Holz. Die Synode zu Epaon im 6. Jahrhundert verordnete aber, daß es fortan nur steinerne Altäre geben sollte; bald baute man sie auch von Metall, verzierte sie reich mit Silber und Gold und überdeckte

sie mit einem auf Säulen ruhenden Baldachin, schmückte sie auch mit Blumenvasen und Blumengewinden. Seit dem 10. Jahrhundert prangten Lichter (s. Altarkerzen), Krucifixe (wofür jedoch die morgenländische Kirche das einfache Kreuz beibehielt, Heiligenbilder, Reliquien auf den Altären. Letztere aber wurden namentlich im Innern der Altäre aufbewahrt, und keiner mochte ihrer ganz entbehren. Bereits unter Konstantin dem Großen bedienten sich Fürsten in Feldlagern und Missionäre auf Reisen kleiner Tragaltäre (altaria portabilia, gestatoria, viatica). Nach dem Grundsatze, daß nur an geweiheter Stelle Messe gelesen werden darf, kann ihrer auch jetzt noch die katholische Kirche bei Krankenkommunionen u. Missionsreisen nicht entbehren. Sie bestehen aus einem viereckigen, ungefähr 1 □Fuß großen, dazu eigens geweiheten und mit einem kleinen Reliquienraume versehenen Steinwürfel, der dann an dem Orte, wo er gebraucht werden soll, auf ein hölzernes, leicht herzurichtendes Gestell gelegt wird. Eines solchen Steines bedienen sich auch die Bischöfe, Mönche 2c. bei ihren Reisen in protestantischen Ländern; so z. B. der Bischof von Münster, als er im Holsteinischen, während seines Besuchs bei dem Grafen von Stolberg, Messe las. Zur Altarbekleidung dient die Palla oder Mappa, ein leinenes Tuch unmittelbar über dem A., und das Corporale (Leibtuch), womit die heiligen Gefäße überdeckt werden; übrigens sind die Ausdrücke Palla und Corporale oft unter einander verwechselt worden. Neben dem A. brennt die ewige Lampe und die Rückseite bildet gewöhnlich ein Bild aus der heiligen Geschichte, das Altarblatt. Seit dem 9. Jahrh. wechselt zu verschiedenen Zeiten die Farbe der Altarbekleidung zwischen weiß, roth, grün, violet u. schwarz; für den Charfreitag werden die Altäre ganz entkleidet, weil Christus an diesem Tage seiner Kleider beraubt wurde. Die Altarweihe ist ein sehr zusammengesetzter, mystisch-allegorischer Ritus und findet in der Regel am grünen Donnerstage Statt. Dies der Gebrauch der katholischen Kirche. Die griechische Kirche bedient sich eines tischartigen A.s von Stein oder Holz. Jede Kirche hat in der Regel bloß einen; nur sehr große machen eine Ausnahme und haben mehre; bedeckt sind sie mit 4 Tüchern, und an den Ecken liegen 4 Stücke seidenes Zeuch (Evangelisten). Die protestantische Kirche hat sich gegen die Mehrheit der Altäre erklärt und nur einen für jede Kirche beibehalten; sie schmückt ihn mit rothem, grünem, blauem Tuch u. dergl., welches in der Fastenzeit und am Todtenfeste mit schwarzem vertauscht wird, und verrichtet an ihm die heiligsten kirchlichen Akte: Austheilung des Abendmahls, Konfirmation, Ordination, Trauung, Segenssprechung und die ganze Liturgie. Krucifix, Blumenvasen, auch Altarbilder dienen als Symbole u. zum Schmuck. Die Kirchenagende und die Bibel (Altarbibel) haben ihren gewöhnlichen Platz auf und neben dem kleinen Altarpulte, in der Mitte des A.s. Die reformirte Kirche kennt eigentlich keine Altäre, sondern nur Abendmahlstische, die, noch einfacher geschmückt, übrigens zu denselben Zwecken, wie die lutherischen Altäre, benutzt werden. Alle und jede Verzierung verschmähen die Puritaner. Sie bedienen sich zum Genuß des Abendmahls mehrer Tische.

Altar (A. de los Collanes), in der Quichoasprache Capac-Urcu, von den Umwohnern Cupa genannt, Vulkan der Cordilleras de los Andes in Südamerika, Provinz Quito, 16,380 F. hoch; er soll früher viel höher gewesen und sein oberer Kegel bei einem Ausbruch eingestürzt seyn.

Altarbibel, zum Gebrauch in protestantischen Kirchen bestimmte, deutsche Bibel in großen Formaten, oft Prachtausgabe. So die sogenannte ernestinische von 1641. Eine sehr schöne deutsche (lutherische Uebersetzung), mit Stichen berühmter Künstler gezierte, erschien im bibliographischen Institut zu Hildburghausen, 1836 bis 1841.

Altarkerzen (Altarlichter), große Wachslichter zum Gebrauch auf Altären. Der Gebrauch von Lichtern während der Abendmahlsfeier ist uralt, und war früher bei den nächtlichen Versammlungen der Christen Bedürfniß. Späterhin dienten die Lichter als Symbole der Nachtzeit, in welcher Jesus das Abendmahl einsetzte, oder des geistigen, durch Christus der Welt gebrachten Lichtes oder der Freude. Als Schmuck der Altäre wurden Kerzen, weiße und farbige, seit dem 10. Jahrhundert in Menge angewendet. In katholischen Kirchen ist noch jetzt ihre Zahl sehr groß; in protestantischen befinden sich deren zwei, die gewöhnlich bei dem Gottesdienste nur angezündet werden, wenn Abendmahl gehalten wird.

Altarknaben, Knaben, welche den Geistlichen am Altare bedienen. Vgl. Chorknaben.

Altarstein (Ara Bacchi), Fels im Rhein bei Bacharach, nur bei niedrigem Wasser sichtbar. Sein Sichtbarwerden soll, da es nur in heißen, trocknen, wasserarmen Sommern eintreten kann, ein gutes Weinjahr bedeuten.

Alt-Bayern (altes Bayerland), eigentlich das alte Bojaria oder Bavaria, Wohnsitz der aus Böhmen von den Markomannen vertriebenen Bojaren, von dem Lech bis zur Ens, von den Alpen bis über die Donau sich erstreckend; jetzt auch Benennung der beiden Kreise des heutigen Königreichs Bayern, Ober- und Niederbayern; s. Bayern.

Alt-Deutsch, nach Art der alten Deutschen. Der Zeitpunkt, welcher das Altdeutsche von dem neuern trennt, wird nach verschiedenen Rücksichten verschieden bestimmt. In Kunst und Literatur wird gewöhnlich das 14. oder 15. Jahrhundert als Grenze des Altdeutschen angesehen. Die altdeutsche Geschichte reicht indeß nur bis zur Entstehung des Reichs der Karolinger. Vgl. Deutschland und Deutsche Kunst, Literatur 2c.

Altdorf (Altorf), 1) Stadt in der bayer. Provinz Mittelfranken, an der Schwarzach mit 2500 Einw., worunter viele eingewanderte protestantische Salzburger sind, die Begründer der Fabrikation hölzerner Spielwaaren, welche in u. um A. Tausende beschäftigt, und deren Produkte über Nürnberg in alle Welt gehen. Die Stadt ist Sitz eines Landgerichts und Rentamts. In der Umgegend wird trefflicher Hopfen gebaut. A., seit dem Ende des 13. Jahrhunderts in Urkunden erwähnt, gehörte als Reichsgut und Hofmarkt zu der Landvogtei von Nürnberg. Burg-

graf Albrechts Tochter Sophia brachte A. mit andern Besitzungen ihrem Gemahle, dem Herzog von Pommern Swantibor zu, welcher es 1394 an den Pfalzgrafen Ruprecht, nachmaligen Kaiser, verkaufte. Bis 1503 blieb A. pfälzisch, hierauf kam es an das reichsfreie Nürnberg, welches 1575 dahin sein Gymnasium verlegte, diese Anstalt zwar 1633 wieder zurückzog, aber dafür A. zur Hochschule erhob, diese freigebig ausstattete und ihr manchen berühmten Lehrer gewann. Mit Nürnbergs Glanz u. Wohlstand sank inzwischen auch die Universität allmählig, und als nach der Auflösung des Reiches Nürnberg selbst an Bayern gefallen war, wurde die Hochschule (1809) aufgehoben. Ihre merkwürdigste Periode war ohne Zweifel zu Anfange des 17. Jahrhunderts, wo sie in der wissenschaftlichen Welt eine geräuschvolle Rolle spielte. Unter bayerischer Herrschaft erhielt A., um es für den Verlust der Hochschule zu entschädigen, das evangelische Schullehrer-Seminar für die baireuther Diöcese, und der Fond, so wie die Gebäude der Hochschule wurden dieser Anstalt größtentheils zugewiesen (vergl. Andr. Will, Geschichte u. Beschreibung der nürnbergischen Universität Altdorf, Altd. 1795, und dessen Geschichte und Beschreibung der nürnbergischen Landstadt A., daselbst 1796). A. hat eine reizende Umgegend. Zwei Stunden von der Stadt, bei Weißenbrun, ist das Heidenloch merkwürdig, wo der röthliche, feine Sand zu den Sanduhren gegraben wird. — 2) Flecken im würtembergischen Donaukreis, Oberamt Ravensberg, am Schussen und an der Landstraße von Ulm nach Ravensberg, mit 2400 Einwohnern, ehemaliger Sitz des vorderösterreichischen Ober- und Kreisamts A., jetzt Sitz eines würtembergischen Unteramtes. Auf dem nahen Hügel St. Martinsberg liegt das vormalige Reichskloster Weingarten. Die Welfen von A. räumten 1055 dieses ihr Bergschloß den von Altomünster dahin berufenen Benediktinern ein.

Altdorfer, Albrecht, auch der kleine Dürer genannt, berühmter deutscher Maler, Kupferstecher, Formschneider und Baumeister, Zeitgenosse Dürers und dessen Schüler, geboren zu Altdorf in Bayern 1488, † 1538 als Stadtbaumeister zu Regensburg. Seine Holzschnitte und Kupferstiche sind ein Schmuck in jeder guten Sammlung. Sie werden den Blättern der Kleinmeister zugezählt, sind alle von kleinem Formate und betreffen biblische und profane Geschichte, Goldschmied-Verzierungen ꝛc. In der Zeichnung ist er so korrekt als Dürer und in der Komposition steht er ihm wenig nach. Seine Holzschnitte sind von einer kaum durch Holbein erreichten Zartheit. Unter seinen nicht zahlreichen, mit der größten Sorgfalt ausgeführten und im Ganzen meisterhaft behandelten, wenn auch von den Mängeln seiner Zeit: kleinlicher Genauigkeit, Härte des Umrisses und fehlerhafter Perspektive, nicht ganz freien Gemälden zeichnen sich aus: eine Kreuzigung und das Märtyrerthum des heiligen Sebastian, der Sieg Alexanders über Darius (in Schleißheim) und die Geburt des Heilandes (in der kaiserlichen Gallerie in Wien). Auch Nürnberg (wo er wohnte und das Meiste arbeitete) besitzt noch manche treffliche Tafel von seiner Hand. Handzeichnungen A.s kommen sehr selten vor; die vorzüglichsten enthält die kostbare Sammlung des Erzherzogs Karl von Oesterreich.

Alte Elbe, Name mehrer mit der Elbe in Verbindung stehender Gewässer, verlassener Elbbetten, Elbarme u. Lachen. Das bekannteste Gewässer dieses Namens ist das im preuß. Reg.-Bez. Potsdam, welches bei Wittenberge die Stepenitz u. Kartau aufnimmt.

Alte Land, das, Marschdistrikt in der hann. Landdrostei Stade, an der Elbe, Schwinge, Luhe und Este, wurde im 12. Jahrh. durch Niederländer urbar gemacht und zählt auf 3¾ □M. Flächenraum 1600 Einw. Der Hauptort ist Jork (York); sonst sind daselbst aber keine eigentlichen Dörfer, sondern nur lange Häuserlinien. Die Produkte sind Getreide, Hanf, Flachs, Kohl, Obst, besonders Kirschen, dann Rindvieh und Pferde, alles in solcher Menge, daß viel zur Ausfuhr, besonders nach Hamburg, kommt.

Alten, Karl August, Graf von, hannöverischer Kriegsminister, General der Infanterie und Generalinspekteur, geboren den 20. Oktober 1764 in Burgwedel, war der Sohn eines Oberamtmanns und Sprößling eines altadeligen protestantischen Geschlechts in Hannover. A. diente von 1776—1781 als Page, 1781 als Fähndrich, 1785 als Lieutenant und 1789 als Exercirmeister in der kurhannöverischen Fußgarde, ward 1790 Oberadjutant des Feldmarschalls von Reden und 1793 des Feldmarschalls Freitag, den er durch einen kühnen Handstreich aus französischer Gefangenschaft befreite. Er war einer der Offiziere, die unter Scharnhorst den Rückzug der hannöverisch-britischen Armee des Herzogs von York nach der verlornen Schlacht von Hondschooten (8 September 1793) deckten und sich im April 1794 aus Menin mit dem General Hammerstein durchschlugen. Nach Auflösung der hannöverischen Armee durch die Kapitulation von Lauenburg (1803) ging er nach England, wo er als Obristlieutenant in die Reihen der deutschen Legion trat, mit welcher er auf den Heereszügen in Norddeutschland, nach Rügen, Seeland, Kopenhagen und unter Moore als General in Portugal das Ungemach unglücklicher, aber nicht unrühmlicher Kriegsoperationen theilte. Noch in demselben Jahre 1809 kämpfte er auf Walcheren und vor Vließingen, kommandirte darauf, nach England zurückbeordert, das in Sussex organisirte Truppencorps und nahm seit 1811 unter Beresford an der Belagerung von Badajoz und der Schlacht von Albuera Theil. Wellington ernannte ihn zum Chef seiner leichten Division, und A. focht, der Tapferften einer, in allen Schlachten in Portugal, Spanien, bei Salamanca, Vittoria, an den Pyrenäen, bei Nivelle, bei Nive, Orthez u. Toulouse, und befehligte vom August bis Oktober 1812 ein britisch-spanisches Heer von 30,000 Mann in der Nähe von Madrid. Im Jahre 1814 kommandirte er als Generallieutenant die Hannoveraner in den Niederlanden, focht ruhmvoll bei Quatrebras und stand bei Waterloo im Centrum der englischen Armee als Befehlshaber der dritten englischen und ersten und zweiten belgischen Division,

dicht am Weiler Mont St. Jean, dort, wo der Kampf am blutigsten war. A. selbst wurde hier schwer verwundet. Zum General der Infanterie ernannt u. in den Grafenstand erhoben, stand er als Kommandeur der Hannoveraner in Frankreich bis zu deren Abzug 1818. Seitdem lebte er, mit dreißig Orden geschmückt, auf heimathlichem Boden in ländlicher Stille, bis das bewegte Jahr 1831 den Greis, der eben sein 50jähriges Dienstjubiläum gefeiert hatte, wieder auf die Bühne des öffentlichen Lebens rief. Nach dem Austritt des Grafen Münster-Meinhövel aus dem Ministerium wurde A. Staats- u. Kabinetsminister mit dem Portefeuille des Kriegs und Anfangs 1832, nach Abgang des Grafen Bremer, auch Minister des Auswärtigen. Seine Stellung als Kriegsminister war eine überaus schwierige; das Volk, der Adel diesmal an dessen Spitze, verlangten ungestümer als in irgend einem andern deutschen Staate, Reduktionen des Heeres und Einschränkungen. Eine Reduktion, obwohl ungenügend, erfolgte im Juni 1833. Etwas größere Ersparnisse gingen aus der Veränderung der Verpflegung und Naturalbequartierung des Militärs hervor. Nach der Thronbesteigung Ernst Augusts blieb A., trotz der ganz veränderten Stellung der Minister, indem sie nach Aufhebung des Staatsgrundgesetzes, wie alle andern Staatsbeamten, nichts weiter als königliche Diener seyn sollten, im Amte, bis er am 11. December 1837 seine Entlassung als Minister des Auswärtigen nahm. Das Kriegsministerium aber behielt er und der alte Held erfreute sich noch 1838, als außerordentlicher Gesandter des Königs von Hannover bei der Krönungsfeier der Königin Viktoria, in England ehrender Beweise der Anerkennung seiner Thaten. Er † den 20. April 1840 auf einer Reise in Botzen.

Altena, sehr gewerbfleißige Stadt in der preußischen Provinz Westphalen, Hauptstadt des gleichnamigen Kreises, an der Lenne, in welche hier die Nette mündet, liegt in einem tiefen Thale, hat 3 Kirchen, 700 Häuser und gegen 4600 Einwohner. Das Schloß auf dem nahen Berge, einst Sitz der Grafen von A., ist das Stammhaus der Grafen von der Mark und mütterlicher Seits der königlich preußischen Familie. Jetzt ist es zu einem Arbeitshause verwandelt. Die Stadt ist Sitz der Kreisbehörde, des Land- und Stadtgerichts, Postamts &c. Hauptgewerbe sind Draht-, Nähnadel-, Stricknadel-, Fingerhut-, Schnallen-, Bügel- und Kupfergeschirrfabrikation, Gerberei und Strumpfweberei. Man schätzt die Ausfuhr der Fabrikate auf jährlich 500,000 Thaler, wozu das rumpesche Etablissement den größern Theil liefert.

Altenahr, Bürgermeisterei in der preuß. Rheinprovinz, Reg.-Bez. Koblenz, Kreis Ahrweiler, mit 1 Flecken, 6 Dörfern, 13 Weilern, 1 Hofe und 4000 meist katholischen Einwohnern. Der Hauptort, ein gleichnamiger Flecken, liegt am linken Ufer der Ahr, hat eine katholische Kirche, 500 Einwohner und ein altes Schloß, den ehemaligen Sitz der Grafen von Are, später der Grafen von Hogstaden.

Altenalp, Gebirgsstock im schweizerischen Kanton Appenzell, zwischen der Ebenalp u. dem Säntis. Hier ist die berühmte Felsspalte, das zieger Loch, deren Wände mit sogenanntem Bergzieger ganz überzogen sind.

Altenau, eine der 7 Bergstädte in der hannöverischen Berghauptmannschaft Klausthal, liegt 1368 Fuß über dem Meere, östlich von Klausthal. Die 1650 Einwohner, welche die Stadt zählt, nähren sich fast ganz vom Bergbau. Die altenauer Hütten bringen an Silber jährlich 8000—9000 Mark, an Blei 18,000—20,000 Centn. aus. Auch baut man auf Eisen und Kupfer. Die daselbst verschmolzenen Erze sind silberhaltiger Bleiglanz. Sie brechen sämmtlich auf dem Hahnenklee in 3 jetzt gangbaren, durch den tiefen Georgsstollen gelösten Zechen. Schon im 16. Jahrhundert war der hiesige Bergbau im Gange und A., damals ein Dorf, das Bergleute gebaut hatten. Im Jahre 1580 besaß es bereits eine eigene Kirche. Ende des 17. Jahrhunderts schätzte man das jährliche Metall-Ausbringen der hiesigen Werke auf etwa 300,000 Thaler.

Altenbecken, großes gewerbfleißiges Dorf in der preuß. Provinz Westphalen, R.-B. Minden, Kreis Paderborn, mit 900 Einwohnern, darunter viele Eisenarbeiter. In der Nähe ist ein Hochofen mit 2 Stabhämmern, ferner der, bald sehr stark mit ziemlichem Geräusche, bald gar nicht quellende Bullerborn und der Arminiusberg, wo zur Zeit Karls des Großen die Irmensäule gestanden haben soll.

Altenberg, 1) Weiler in der preuß. Rheinprov., R.-B. Köln, Kreis Mühlheim, merkwürdig durch die dabei liegenden Ruinen der einst berühmten Cistercienserabtei A., 1133 von dem Grafen Eberhard von Berg gestiftet. Die herrliche, im reinsten gothischen Styl erbaute Kirche 1255 vollendet, 1815 durch Feuer verheert, ist 1817 wieder hergestellt worden und gehört jetzt als Pfarrkirche zu Odenthal. Sie war sonst die Grabstätte vieler Grafen und Herzöge von Berg, Mark und Jülich und ist eins der bemerkenswerthesten Baudenkmäler des Rheinlandes. In den Klostergebäuden ist jetzt eine Tuchmanufaktur. Vergl. Schimmel, Die Cistercienserabtei A. bei Köln, Münst. 1832. — 2) Dorf in der preuß. Provinz Schlesien, R.-B. Liegnitz, Kreis Schönau, ehemals Bergstädtchen, mit 180 Einwohnern. In der Nähe ist eine Arsenikgrube und Gifthütte, die jährlich 1100 — 1200 Centner weißen und gelben Arsenik producirt. — 3) (Altenburg), Dorf in der preuß. Rheinprov., R.-B. Koblenz, Kreis Wetzlar, unweit Wetzlar, an der Lahn, im fürstl. solmsschen Amte Braunfels, sonst unter dem Namen Dahlheim Residenz der Grafen v. Solms, mit Prämonstratenser-Nonnenkloster. — 4) (Altenberga), Justiz- u. Bergamt im königl. sächs. Kreisdirektions-Bezirk Dresden, im Erzgebirge, mit 3800 Einwohnern, die Bergbau auf Silber u. auf Zinn, Spitzenklöppeln (altenberger Spitzen), Strohflechten &c. treiben. Der Feldbau ist gering. Durch A. führt die Straße von Dippoldswalde nach Töplitz. Die gleichnamige — 5) Bergstadt liegt 2183 F. hoch, südl. vom Geisingsberge am Tiefenbach, $3^1/_2$ Meil. südwärts von Dresden, ist Sitz einer Justiz- und Bergbehörde und hat etwa 2000 Einwohner, die sich mit Spitzenklöppeln beschäftigen. Die berühmten, seit länger als 4 Jahrhunderten gangbaren Zinngruben liegen meist $^1/_4$ Stunde nördlich

von der Stadt auf dem Zinnwald im Geisingsberge. Das Erzlager macht dort eine ungeheure Masse oder ein Stockwerk aus, in dem man über- und untereinander große, durch Pfeiler gestützte Weitungen aushaut. Die Abbaue reichen bereits zu einer Tiefe von 100 Lachter und sind durch den Wetterwechsel befördernde Strecken mit einander durchschlägig und verbunden. Das sehr arme, im großen Durchschnitt nur $^1/_2$ Procent metallisches Zinn gebende Erz besteht aus Zinnstein, Zinngraupen und sogenanntem Zinnzwitter, mit häufigen Beimischungen von Wolfram, Wasserblei, Eisenglanz, Wismuth, schieferartigem Beryll, rothem Jaspis, Granit ꝛc., und ist durch ganze Lagermassen (Quarz, Granit und Glimmer) als schmale Schnürchen oder eingesprengt vertheilt. Es wird durch Pochen und Waschen (auf Stoßherden) aufbereitet und der Schlich von einem Gehalte von 50 Procent verschmolzen. In einer Cementquelle der tiefsten Sohle wird auch etwas präcipitirtes Kupfer gewonnen. Jährlich gewinnt man aus 500,000 Centnern Pocherz auf mehren Hütten 1800—2500 Centner reines, dem englischen an Güte fast gleiches Zinn, im Werthe zu 50,000—70,000 Thaler, und das Gesammt-Ausbringen der Werke seit seinem Entstehen beträgt fast 50 Millionen Thaler an Werth. Jetzt ist der hiesige Zinnbergbau, dessen Betrieb auf der Zinnbergordnung von 1568 beruht, zum größten Theil in den Händen einer Anzahl Gewerke, welche in die Zwitterstocks- und in die Stollgewerkschaft sich theilen und zusammen die Gewerkschaft des vereinigten Feldes im Zwitterstock heißen. Nur wenige Stollen sind königlich.

Altenberge, Dorf im sachsen-gothaischen Amte Reinhardsbrunn, mit 250 Einwohnern. Nahe dabei liegen in herrlicher Waldgegend auf einer Höhe die wenigen Ruinen der Johanniskirche, der (angeblich) ersten christlichen Kirche im thüringer Lande, die von Bonifacius als Kapelle auf der Stelle eines Götzenaltars (724) gegründet wurde. Diese verwandelte Landgraf Ludwig mit dem Barte (1042) in eine Kirche von Stein. Sie war die Pfarrkirche der benachbarten Orte bis 1713, wo sie wegen Verfall außer Gebrauch kam und bald darauf einstürzte. Den Ort, wo zuerst das Kreuz des christlichen Glaubens den heidnischen Völkern dieser Gegenden gepredigt wurde, bezeichnet ein 30 Fuß hoher Kandelaber von Stein, der am 1. September 1811 feierlich geweiht wurde.

Altenburg, Herzogthum, s. Sachsen-Altenburg.

Altenburg (lat. Altenburgum, Palaco byrgum), Haupt- und Residenzstadt des gleichnamigen Herzogthums, im Herzen von Deutschland, unweit der Pleiße, $5^1/_2$ Meilen südlich von Leipzig, unter 30° 7′ östl. L. und 50° 58′ nördl. Br. von Ferro, hat 16,400 Einwohner und ist wohlgebaut und stattlich, aber mit auf Hügelgrund gelegten und daher unebenen Straßen. In Mitte einer lachenden hochkultivirten Landschaft ist A.s Lage eine sehr glückliche zu nennen, und mehre Hauptstraßen, welche hier aus Sachsen, Preußen, den sächsischen Herzogthümern und dem Voigtlande zusammenlaufen, besonders aber die sächsisch-bayerische Eisenbahn, die hier einen Bahnhof hat, geben ihr Handelswichtigkeit und erleichtern, heben und befördern ihren Verkehr und ihr Gewerbe. Nahe bei der Stadt, auf einem mächtigen, auf zwei Seiten senkrecht ins Thal abstürzenden Porphyrfelsen erhebt sich das herzogliche Schloß, eine der schönsten und größten Fürstenwohnungen in Deutschland, in seinen Grundmauern wohl noch ein Baudenkmal des 10. und 13. Jahrhunderts, aber im 18. Jahrhundert durch beträchtlichen Anbau vergrößert. Geschichtlich merkwürdig ist es durch die Entführung der Prinzen Ernst und Albert 1455 (s. Prinzenraub). Vergl. Lüders, Das Schloß zu A., Altenb. 1820. A., obschon Residenz und Sitz der obersten Landes- und Kreisbehörden, hat doch weniger von der Physiognomie des Hofs und der Beamtenwelt, als vielleicht irgend eine der kleinen Residenzen Deutschlands. Das ansprechende Gepräge einer auf selbstständigen Erwerb und auf festbegründete Wohlhabenheit ruhenden städtischen Bevölkerung hat sich unverwischt erhalten, und Handel und Industrie sind hier noch überwiegende Elemente. Auch die architektonische Physiognomie ist jener der Bevölkerung entsprechend. Die großentheils unebenen, oft sogar steilen Straßen prangen nicht mit Palästen; überhaupt gibt es ausgezeichnete, große, prächtige Gebäude wenig in A., aber seine Häuser sind stattlich und meistens massiv. Mit dem lebendigen u. thatkräftigen Sinn für Erwerb knüpfte A. von jeher den für Kunst und Wissenschaft zusammen. Es blühen hier mehre wissenschaftliche Vereine, wie der pomologische u. die naturforschende Gesellschaft des Osterlandes, der Kunst- und Handwerksverein, die Geschichts- und alterthumsforschende Gesellschaft des Osterlandes und der Verein osterländischer Aerzte. Das dortige früher viel besuchte Friedrichs-Gymnasium, berühmt durch die Namen von Matthiä, Ramshorn, Foß u. And., erfreut sich auch gegenwärtig noch eines guten Rufs; dasselbe gilt von dem schon 1787 entstandenen, seit 1838 mit einer Unterrichtsanstalt für Taubstumme verbundenen Schullehrer-Seminar. Außerdem sind zu bemerken die wohleingerichtete Bürgerschule für Knaben und Mädchen, die Karolinenschule für Töchter der höhern Stände, die Amalienstiftung (Kleinkinderbewahranstalt), die Irrenheilanstalt, die Kunst- und Handwerksschule für Gesellen u. Lehrlinge, das Hebammeninstitut, die Zeichenunterrichtsanstalt, das freiadelige Magdalenenstift (gegründet 1705), eine Erziehungs- und Versorgungsanstalt für lutherische Fräuleins, 4 größere und 3 kleinere lutherische Kirchen, die herzogliche, neuerdings vermehrte Leihbibliothek, die rothen Spitzen (ehemaliges von Kaiser Friedrich I. gegründetes Augustinermönchskloster, jetzt Landarbeitshaus), der Frauenfels, das Schützenhaus, das Hospital zum heiligen Geist für arme Bürger, mit Grundbesitz und 50,000 Rthlr. Kapital; der Gottesacker mit der 1840 im gothischen Styl erbauten Fürstengruft. Ein weiter und dichter Kranz von Gärten mit geschmackvollen Villen u. die anmuthigen Promenaden in und bei dem Schloßgarten, auf dem Damme des großen Teiches ꝛc. tragen dazu bei, die Umgebungen A.s zu verschönern und das Leben angenehm zu machen. Die Freimaurerloge (Archimedes zu den 3 Reiß-

bretern) steht in Ansehen und hat fast hundertjährigen Bestand. A.s Handel ist lebhaft und blühend. Er gründet sich selbstständig auf den Ueberschuß der Landesprodukte und auf die für den Zwischenhandel so vortheilhafte geographische Lage des Orts. Das wichtigste Geschäft ist der Wollhandel, der große Kapitalien reicher Häuser in Anspruch nimmt und hauptsächlich nach England und den Niederlanden getrieben wird; zunächst diesem großartigen Verkehr steht der mit Kolonialwaaren und Landesprodukten nach den benachbarten königlich sächsischen u. fürstlich reußischen Ländern. Die Speditionsgeschäfte sind bedeutend und haben sich in letzterer Zeit immer mehr gehoben. Unter den Ausfuhrartikeln ist neben der Wolle Getreide am wichtigsten, zu dessen Vertrieb hier alle Mittwoch und Sonnabend die aus den Nachbarländern stark besuchten Märkte abgehalten werden. Viel weniger bedeutend und großartig, obschon in einigen Zweigen blühend, ist die Industrie. Sie besteht in Fabrikation von Rauch- und Schnupftabak, von gemaltem Steingut und Emilian, bunten wollenen Strickgarnen, Handschuhen, Hüten, Dosen, mathematischen und physikalischen Instrumenten, Siegellack, Malerpinseln, Porzellanmalereien und in der Bierbrauerei. Die sonst so ansehnliche Tuchfabrikation ist seit einer Reihe von Jahren gesunken. Eben so die Manufaktur von Sergen, Kamelotten und andern wollenen Zeuchen. Blühend ist die Bürstenfabrik, eine der bedeutendsten Deutschlands. Der Buchhandel ist besonders belebt durch das pierersche Verlagsgeschäft mit großer Druckerei &c., eines der ansehnlichsten in Deutschland.

Der Sage nach soll Heinrich I. Erbauer von A. seyn; aber erst seit dem 11. Jahrhundert bezeugen Urkunden die Existenz der Stadt, während allerdings das Schloß aus dem 10. Jahrhundert stammen mag, wenn es nicht noch älter, eine alte Sorbenburg ist. Der noch jetzt stehende gewaltige Thurm (sonst Mantelthurm, jetzt Flasche genannt) stammt aus jener Zeit. Die Hauptkirche, St. Bartholomäi, ist 1089 erbaut. Im Jahre 1134 wurde A. durch Kaiser Lothar Reichsburg und die Umgegend von Gaugrafen regiert. Später, um die Mitte des 12. Jahrhunderts, machte man das Schloß zum Sitz der Burggrafen von A., welche das ganze Pleißnerland unter sich hatten. Im Kriege des Landgrafen Friedrichs des Gebissenen mit dem deutschen Könige Albrecht eignete sich ersterer 1308 Stadt und Schloß nebst dem ganzen pleißner Lande als Kriegsentschädigung an. Nach dem Aussterben der Burggrafen von A. erhielt demnach Landgraf Friedrich II. 1329 vom Kaiser die Lehen. Mehre hohenstaufensche Kaiser hielten von Zeit zu Zeit in A. Hoflager; eben so später mehre meißner Markgrafen; Friedrich der Strenge (1381), Wilhelm der Reiche (1425) und Friedrich der Streitbare (1428) sind in A. gestorben. Durch die Hussiten wurde A. 1430 eingenommen und niedergerannt. Im Jahr 1445 kam es durch Theilung an die Kurfürsten von Sachsen, die eine Zeit lang hier Hof hielten. Die Reformation ward ohne Schwierigkeiten in A. angeführt, besonders seit Spalatins Anstellung als Pfarrer u. Superintendent. Vom 20. Okt. 1568 bis 9. März 1569 war hier das berühmte Kolloquium zwischen den sächs. Theologen wegen Beilegung der majoristischen, synergistischen und adiaphoristischen Streitigkeiten. Von 1603—1672 war A. Residenz der sogenannten altenburger Linie des ernestinischen Hauses; dann 154 Jahre ohne Hof, ward A. wieder Residenz 1826 durch den Umzug Herzogs Friedrich v. Hildburghausen. Vgl. Huth, Geschichte der Stadt A. zur Zeit ihrer Reichsunmittelbarkeit, Altenb. 1829, u. (Löbe), Beschreibung der Residenz A., das. 1842, 2. Aufl. 1848.

Altenburg (Ungarisch-A., Magyar Ovar, slavisch Stare Hrady, sonst Moosburg, Möseburg), gutgebauter Marktflecken der wieselburger Gespannschaft Ungarns an der Leitha und Donau, mit 4000 Einwohnern, die Handel mit Vieh und Getreide treiben, einem philosophischen Lyceum und einer vom Besitzer, Herzog Albert von Sachsen-Teschen, gestifteten landwirthschaftlichen Lehranstalt. A. war einst Residenz des ungarischen Königs Salomo und als Res publica Ovariensis viel bedeutender.

Alteneſch, Dorf im oldenburgischen Stedingerlande, Kreis Delmenhorst, an der Straße, $1\,^3/_4$ Meil. von Bremen, mit fruchtbarem Marschboden, Steinschleifereien, Schiffswerfte, Neunaugenfang. A. ist historisch merkwürdig durch die Niederlage der Stedinger durch die Kreuzheere am 4. Juni 1234. Es bildet mit mehren dazu gehörigen Orten eine Parochie von ungefähr 2000 Einw.

Alt-England (Old-England), das eigentliche England mit Ausschluß von Wales.

Altenkirchen, 1) (Sayn-A.), jetzt zu Preußen gehörige Grafschaft, kam nach dem Tode Gottfrieds, Grafen von Sayn, bei der Theilung der saynschen Besitzungen 1294 mit der Grafschaft Sayn an die Johannes-Linie der Grafen von Sayn und blieb in dem Besitze derselben bis 1606, wo mit Heinrich IV. der Mannsstamm dieser Linie ausstarb. Später kam A. an Sachsen-Eisenach und nachher (1741) an die Markgrafen von Ansbach. Bei der Ländercession des Fürsten Friedrich Christian Alexander, 1791, wurde A. mit Bendorf, jedoch nur auf die Lebensdauer desselben, von Preußen übernommen und fiel 1802 an das Haus Nassau-Usingen, wie auch der saynhachenburgische, dem Grafen von Kirchberg gehörige, Antheil schon 1299 an die Fürsten von Nassau-Weilburg gekommen war. Im Jahr 1815 erhielt Preußen durch einen Vergleich mit Nassau vom 31. Mai von der ehemaligen Grafschaft Sayn die Aemter A., Freuesberg, Friedenwald, Schöneberg, Schönstein und Theile der Aemter Hersbach und Vallendar nebst dem Kirchspiele Hamm. — 2) Hauptort des gleichnamigen Kreises in der preuß. Rheinprovinz, Reg.-Bez. Koblenz, gewöhnlich Ahlekirchen genannt, an der Wied, hat 1 evangelische und 1 katholische Pfarrkirche und 1000 Einwohner, die vorzüglich Landwirthschaft treiben. Der Ort ist Sitz eines Eichungsamts, eines Nebenzollamts, eines Justizamts und einer Posterpedition. A. ist denkwürdig durch die Schlacht am 4. Juni 1796 zwischen dem Prinzen Ferdinand von Würtemberg, kaiserlich österreichischem Feldzeugmeister, und dem französischen General Kleber, in welcher der letztere 3000 Gefangene machte und 12 Kanonen und 4 Fahnen erbeutete. Die Franzosen erreichten durch den Sieg ihren Zweck, den Schauplatz des

Kriegs auf das rechte Rheinufer zu versetzen. Im Herbst desselben Jahres (19. September 1796) und im Frühjahre des folgenden (18. April 1797) wurde die Umgegend von A. von Neuem der Schauplatz zweier, wenn auch nicht so bedeutender Gefechte. — 3) Kirchspiel auf der Insel Rügen, das nördlichste in Deutschland, enthält 25 Dörfer und Höfe mit 2000 Einwohnern und umfaßt die ganze nördliche Hälfte der Halbinsel Wittow. Es finden sich dort Denkmäler aus der wendischen Vorzeit. Bei dem Fischerdorfe Witte wird jährlich an acht aufeinanderfolgenden Herbst-Sonntagen in einer Felsschlucht am Ufer unter freiem Himmel von dem Pfarrer zu A. Gottesdienst gehalten, sogenannte Strandpredigten. Der Kirchort A. ist ein Marktflecken mit 350 Einwohner; Geburts- und Wohnort von Ludw. Gotth. Kosegarten, der als Pfarrer von A. 1792—1808 seine vollendetsten Dichtungen schuf und auf dem dortigen Kirchhofe ruht.

Alten-Oetting, vielleicht das römische Ubinum, im Mittelalter Aulinga villa oder Olinga palatium genannt, Marktflecken und Wallfahrtsort in der bayer. Provinz Oberbayern, unweit des Inn, in einer schönen u. fruchtbarsten Ebene, gewöhnlich die mühldorfer oder auch alten-öttinger Ebene genannt, das deutsche Loretto. Die berühmte Wallfahrtskapelle zu unsrer lieben Frau, auf dem Grunde eines Heidentempels 696 vom heiligen Ruprecht zur christlichen Kirche geweiht und 1511 durch einen Anbau bedeutend vergrößert, zieht durch ihr wunderthätiges Muttergottesbild viele Tausende von Wallfahrern aus Oesterreich, Bayern und Schwaben herbei und enthält König Karlmanns und Tilly's Grabstätten. Als Wallfahrtspriester wurden 1838 Redemptoristen berufen, die daselbst auch ein Erziehungsinstitut errichteten, das eine thatsächliche Erneuerung des 1773 aufgehobenen Jesuitenkollegiums war. Der Flecken A. hat gegen 1800 Einwohner. Der St. Georgsbrunnen ist ein Mineralwasser mit viel freier Kohlensäure, Natrum und Eisen. A. war ursprünglich eine Villa regia, wo Karlmann längere Zeit sich aufhielt und auch mehre deutsche Kaiser, wie Heinrich III. und Heinrich IV. Hof hielten. Im Jahre 907 wurde der Ort bis auf die Kapelle von den Ungarn zerstört, aber bald wieder aufgebaut. Hier ward 1681 zwischen Maximilian Emanuel von Bayern und Kaiser Leopold der Subsidienvertrag wegen zu leistender Türkenhülfe geschlossen.

Altenryf (Hauterive), Cistercienserabtei im schweizer Kanton Freiburg, in einer felsenreichen, wildromantischen Gegend, an der Saane, 2 Stunden von Freiburg, mit bedeutenden Besitzungen u. Revenüen. Die Kirche enthält herrliche Glasmalereien berühmter schweizer Meister, besonders aus Holbeins Schule, und das Grabmal des Stifters, des Grafen Wilhelm von Glane.

Altenstein, Schloß im sachsen-meiningischen Verwaltungsamt Salzungen, Sommerresidenz des Herzogs und Domane, auf dem südwestlichen Abhange des thüringer Waldes, $3\frac{1}{2}$ Meilen von Meiningen, 4 Meilen von Gotha, $2\frac{1}{2}$ Meilen von Eisenach gelegen. A. mit seinem herrlichen Park, in welchem die Kunst fast nichts weiter zu thun brauchte, als Pfade zu ebnen u. hier u. da zu verzieren, was die Natur so wunderschön geschaffen, macht eine der berühmtesten Partien des thüringer Waldes aus u. streitet mit den Fürstensitzen Wilhelmsthal, Schwarzburg und Reinhardtsbrunn um den Preis. Das Schloß, ein massives, mäßig großes, anspruchloses Gebäude, dessen breite Fronte sich nordwärts wendet, steht auf einem, nach 2 Seiten hin fast senkrecht abstürzenden Felsen. Es ist größtentheils vor wenigen Jahrzehnten neu gebaut worden; aber die Unterbaue sind uralt, und noch sieht man Ueberreste des Markgrafensteins, jener stolzen Ritterburg, deren Frühgeschichte in das Dunkel der Sage sich verliert. Sie stand bis 1733, wo sie in Feuer aufging. Die berühmte altensteiner Höhle macht den Schluß der Anlagen. Dieselbe, eine der größten Naturmerkwürdigkeiten des thüringer Waldes, wurde 1799, als auf Befehl des Herzogs Georg von Meiningen eine Chaussee durch die Kalkfelsen gebrochen wurde, aufgefunden. Sie ist unter allen bekannten Höhlen am bequemsten zu befahren; dagegen mangelt ihr der Stalaktiten-Schmuck ihrer Schwestern im Harz, bei Muggendorf und in Ungarn. Sie wird von einem unterirdischen Strom durchrauscht, der auf der entgegengesetzten Seite des Berges zum Theil als Bach mit solcher Gewalt zu Tage ausströmt, daß er unmittelbar darauf eine Mühle treibt. Aufgeräumt u. zugänglich ist die Höhle erst zum kleinsten Theile. Auf 600 Fuß Länge ist sie bequem zu begehen; aber rechts und links von dem aufgeräumten Hauptgange verzweigen sich Klüfte in unbekannte Fernen und Tiefen. Um A. sind mächtige Eisenerzlager und Bergbau.

Altenstein, Karl, Freiherr von Stein zum A., königlich preußischer wirklicher geheimer Staatsminister, durch seine Gesinnung wie durch sein Wirken einer der ausgezeichnetsten Staatsmänner unserer Zeit, ward den 7. Oktober 1770 zu Ansbach geboren und stammte aus jener alten, bereits im 9. Jahrhundert urkundlich erwähnten Dynastenfamilie Frankens, die von ihrem Stammsitze im Baunachgrunde im Mittelalter über weite Landstrecken gebot. Er studirte zu Erlangen und Göttingen, trat dann als Referendar bei der preußischen Kriegs- und Domänenkammer zu Ansbach ein, ward schnell zum Kriegs- und Domänenrath befördert und 1799 von Hardenberg in das Ministerium nach Berlin berufen, wo er vortragender Ministerialrath und einige Jahre darauf geheimer Oberfinanzrath im Generaldirektorium ward. Nach der Katastrophe von 1806 folgte er dem Könige nach Königsberg und Tilsit. Nach der Entfernung Steins aus der Centralverwaltung (1808) erhielt A. das Ministerium der Finanzen, in welcher Stellung er bis 1810 wohl nur der umsichtige Vollstrecker, gleichsam der Arm war, dessen sich Stein und Hardenberg für die Verwirklichung ihrer Pläne bedienten. Aber auch in dieser Unterordnung unter das Genie Hardenbergs und den eisernen, ächtdeutschen Willen Steins bleibt für A. das wesentliche Verdienst, die schwierige Ausführung großer Ideen bewirkt und jene dem Leben angepaßt zu haben. Als Hardenberg wieder offen an die Spitze der Verwaltung trat, schied A. aus dem Ministerium und lebte in wissenschaftlicher Muse in Schlesien, bis ihn der König 1813 zum

Civilgouverneur von Schlesien machte und 1815 nach Paris rief, um ihm und Wilhelm von Humboldt das Reklamationsgeschäft wegen der aus Preußen von den Franzosen geraubten Kunst- u. literarischen Schätze zu übertragen. Wichtiger indeß als die bisherigen Stellungen A.s war dessen Wiedereintritt in das Staatsministerium 1817. Bis zu diesem Jahre hatte Preußen kein besonderes Ministerium des Unterrichts und der geistlichen Angelegenheiten; die Leitung dieser wichtigen Interessen war gewöhnlich dem Minister der Polizei oder des Innern als eine Art Last zugegeben, oder es wurden Einzelne, um ihrer Person, nicht um der Wichtigkeit der Sache willen, mit der Oberaufsicht über Kirchen und Schulsachen temporär vom König beehrt. Erst 1817 erhielt die geistige Kultur, die Kirche und Schule in Preußen ein eignes Ministerium, dem derselbe Rang und dieselbe Vollmacht wurde, wie jedem andern Ministerium. Der König berief zum Chef dieses Departements A., als den durch die Tiefe seines Geistes und durch den Umfang seiner Kenntnisse dazu Tüchtigsten. Mit der Errichtung dieses Ministeriums erhob Preußen die Intelligenz zur Staatsmacht und A. zu ihrem Priester. Ihm ward Alles untergeben, was sich auf das Wissen und auf die geistige Bildung des Volks bezieht: alle geistlichen und Kirchenangelegenheiten ohne Ausnahme, der Unterricht in seinem ganzen Umfange, die Elementarschulen, die Gymnasien, Universitäten und Akademien, die untern Schulen der Medicin und Chirurgie mit den verschiedenen Lehrmitteln, den Bibliotheken, Museen, botanischen Gärten, Sternwarten, Kabinetten und sonstigen gelehrten Sammlungen. Unter seine Leitung wurden alle Anstalten für Kunst, Wissenschaft und Literatur gestellt; sein Ministerium umfaßte mit einem Worte Alles, was einen sittlichen und geistigen Charakter an sich trägt. Nur einige Anstalten verblieben dem Ministerium des Innern, solche nämlich, welche sich auf das Praktische, auf Gewerbfleiß, Handel und öffentliche Arbeiten bezogen. Die nächste Folge dieser Veränderung war die Beseitigung des Uebelstandes, daß der Kultus, der Unterricht, die Künste, die Wissenschaften und die Literatur in den Kategorien von Armen- und Zwangsanstalten, Tanzböden und Stutereien figurirten. Bald zeigte sich der Geschäftsgang als ein geordneter; nach oben Centralisirung, je weiter nach unten, desto mehr Kollegialform; überall Trennung des Ungleichartigen, Vereinigung des Gleichartigen; daher besserer Zusammenhang in den untern, größere Vielseitigkeit in den obern Verwaltungen und harmonischer Verband und Kraft im Ganzen. Zugleich verlieh der Rang, welchen A. einnahm, der Wissenschaft und Schule ihren rechtmäßigen Platz und bewies die Achtung der preußischen Regierung vor der Bildung des Volks, ohne welche kein civilisirter Staat mehr auf die Dauer bestehen kann. Das Werk aber, welches A. am meisten ehrt und als die schönste Blüthe seiner Administration gilt, ist das zwei Jahre nach dem Antritt seines Amtes erlassene Gesetz über den gesammten Volksunterricht von 1819, das ausgedehnteste in ganz Europa und nach dem Zeugniß selbst der Ausländer die Mutter der Intelligenz im preußischen Staate. A. benutzte dabei nicht allein die früheren Verordnungen, sondern wußte auch das Gesetz mit den Gebräuchen und Sitten des Landes so in Einklang zu bringen, daß das ganze bestehende Unterrichtswesen wie aus dem Volke herausgewachsen erscheint und ihm nicht eine fremde Form aufgedrungen wurde. Darum nahm auch das Volk das Gesetz mit Freuden an, und die Folge davon war, daß durch das ganze Reich hindurch eine große Zahl neuer Volksschulen errichtet oder umgeändert und verbessert wurden, ohne daß dem Staate große Kosten daraus erwuchsen. Nächst dem Unterrichte in der Volksschule selbst erstreckte sich aber A.s Fürsorge auf die Bildung der Volksschullehrer in Seminarien. Nach dem Ausdrucke des diesen Gegenstand betreffenden Gesetzes soll „der Hauptzweck der Seminare seyn, an Körper und Geist gesunde Männer zu bilden, und ihnen den religiösen Sinn und den pädagogischen Geist, welche so eng mit einander verbunden sind, einzuflößen". Um aber dem Schulstande auch im Aeußern die ihm gebührende Achtung zu ertheilen, erhob A. die Schullehrer zu dem Range von Staatsbeamten, die als solche Anspruch auf eine Rückzugspension für ihre alten Tage haben. Zahlreiche Unterstützungsgesellschaften für Wittwen und Waisen der Schullehrer rief er ins Leben nicht dadurch, daß er die Fonds dazu auf die Staatskasse anwies, sondern dadurch, daß er, in Folge seiner genauen Einsicht in den öffentlichen Geist, diesen so zu leiten verstand, daß man sich freiwillig zu dem entschloß, wozu man sich, wenn es befohlen worden wäre, wahrscheinlich nicht mit so viel Bereitwilligkeit hergegeben hätte. Nur auf diese Weise war es möglich, daß er eine Menge Anstalten gründen und das gesammte Volksschulwesen reformiren konnte, ohne den Oppositionsgeist zu erregen und die Staatskasse mit großen Ausgaben zu belasten. Dasselbe Gesetz von 1819, welches den Anfangsunterricht in seinen zwei Stufen, den Volks- und Bürgerschulen feststellt, bestimmte auch die Gegenstände des Gymnasialunterrichts, wozu, außer andern Ministerialreskripten, noch die ausführlichen Bestimmungen A.s aus den Jahren 1831, 1834 und 1837, theils als Erläuterungen, theils als nothwendige Abänderungen, kommen. Die sämmtlichen Gymnasien erhielten einen gleichen Unterrichtsplan und die königliche Provinzial-Schulbehörde die Aufsicht über die Ausführung desselben. Um tüchtige Lehrer auch für diese Anstalten zu bilden, unternahm A. eine Reform der bisherigen philologischen und pädagogischen Seminare der Universitäten, was den bekannten lorinserschen Streit veranlaßte. Wie wenig übrigens A. abgeneigt war, auch das praktische Geschäftsleben durch Anstalten, in denen Naturwissenschaften und moderne Sprachen Hauptgegenstände des Unterrichts sind, zu befördern und die Forderungen des Zeitgeistes zu befriedigen, beweisen die unter seiner Leitung entstandenen Realschulen. In Folge des königlichen Versprechens vom 5. April 1815, in den Rheinlanden eine Universität und in Westphalen eine Bildungsanstalt für die katholischen Geistlichen zu stiften, entwarf er den ausführlichen Plan für die Rhein-Universität Bonn und

führte der jungen Anstalt so tüchtige Mittel und Lehrer zu, daß sie bald mit den übrigen Universitäten Deutschlands wetteifern konnte. Im Ganzen betrachtet, hat A. den Charakter der Universitäten nicht verändert, wenigstens nicht so durchgreifend, wie den der Gymnasien und Elementarschulen. Dagegen war er unablässig bemüht, den Universitäten für den Verlust des frühern eigenthümlichen Lebens neue und größere Lehrkräfte und Fonds zuzuwenden. Besonders war seine Sorge darauf gerichtet, tüchtige Männer auf die akademischen Lehrstühle zu berufen. Als Minister der geistlichen Angelegenheiten führte er die obere Leitung der Staatskirchenhoheit über alle Religionsparteien, unstreitig die schwierigste Partie seines weit ausgedehnten Wirkungskreises, diejenige, welche ihm vielleicht den meisten Verdruß verursachte, in welcher er seine berechnetsten Maßregeln noch kurz vor seinem Tode gänzlich fehlschlagen sah. Die Schuld lag davon wohl mehr in der Sache, in der Stellung des Mannes, als in diesem selbst. Am leichtesten waren die Unionsstreitigkeiten beigelegt, die, wenn nicht überall, doch an den meisten Orten zu dem gewünschten Resultate führten. Heftiger und für die Regierung nachtheiliger war der Agendenstreit, in welchem die Sprecher der Kirche den Staat geradezu der Ungerechtigkeit und Gewaltthätigkeit anklagten. Aus ihm entspann sich der Krieg gegen die Alt-Lutheraner, wo es sogar zu Dragonaden und Absetzungen kam. Dann folgte die pietistische Sektirerei gegen den sogenannten Rationalismus. Den Ausgang des Zwiespalts mit der römischen Kirche, der in der offenbaren Auflehnung der Erzbischöfe von Köln, Droste zu Vischering, und von Posen, Dunin, gegen die kirchenhoheitlichen Rechte des Landesherrn seinen Gipfelpunkt erreichte, erlebte A. nicht; schon an den letzten Verhandlungen mit den Erzbischöfen konnte er vor Krankheit und Altersschwäche nicht mehr Theil nehmen und der König überhob im December 1838 den treuen Diener der Fortwirkung in einer Angelegenheit, die ihn aufzureiben drohte. A. † den 14. Mai 1840.

Alten=Vörde, gewerbreicher Flecken im Süder= (Sauer=) Lande, in der preuß. Provinz Westphalen, Reg.=Bez. Arnsberg, Kreis Hagen, in einem engen Thal an der Ennepe. Im nahen Kalkgebirge ist die merkwürdige Höhle **Klutert** mit Tropfsteingebilden, Versteinerungen, Brunnen, unterirdischem Bach; in Kriegszeiten öfters Zufluchtsort der Umwohner.

Altenzelle, ehemaliges Cistercienser=Kloster an der freibergischen Mulde, zwischen Döbeln und Nossen, im Königreich Sachsen. Es ward 1162 von dem Markgrafen Otto dem Reichen gestiftet, 1175 reich dotirt und mit Mönchen aus Pforta besetzt. Im 14. Jahrhundert erstand eine blühende Klosterschule in den Mauern der Abtei, die erste Bildungsanstalt dieser Art in Sachsen. Der Abt Martin von Lochau (1493 bis 1522), Stifter eines Seminars für die Cistercienserklöster in Leipzig und Gründer einer ansehnlichen, werthvollen Bibliothek, erwarb sich um dasselbe große Verdienste. Markgraf Friedrich der Ernste erbaute 1347 in A. die Fürstenkapelle, in welcher alle meißnischen Fürsten von Otto dem Reichen bis auf Friedrich den Strengen ruhen und die ein Blitzstrahl 1599 im Asche legte. Im J. 1787 baute der Kurfürst Friedrich August die Kapelle wieder auf. Im J. 1444 wurde A. säkularisirt; die Glocken kamen an die Frauenkirche nach Dresden, die Bibliothek an die leipziger Universität.

Alter, in der **Physiologie** nicht nur die Zahl der verlebten Jahre, sondern auch der dieser Zahl entsprechende Entwicklungszustand des Körpers und Geistes. Pythagoras nahm vier solcher Entwicklungsstufen (**Lebensalter**) an, jede zu 20 Jahren, Reil eben so viele, die er jedoch auf 18 Jahre bestimmte. Nach Solon und Macrobius zerfällt das Leben in 10 Menschenalter, jedes zu 7 Jahren, eine Eintheilung, die sich auf die alte Lehre von den Stufenjahren (Anni cyclici oder climacterici) gründet, nach welcher jedes ein Zeitalter von 7 Jahren oder einen siebenjährigen Cyklus beschreibt. Gegen das 7. Jahr tritt der Zahnwechsel ein, im 14. die Pubertät u. Menstruation, im 21. ist das Wachsthum meistens beendet, und im 28. hat das Leben seinen Kulminationspunkt, die höchste Ausbildung aller Systeme und Organe erreicht. Von jetzt bis gegen das 50. Jahr tritt ein, 3 Cyklen dauernder Stillstand ein. In den 7. Cyklus fällt bei dem weiblichen Geschlechte das Aufhören der Menstruation; hierauf beginnt mit dem 8. und 9. Cyklus der Zeitpunkt der Abnahme und mit dem 10. und 11. Cyklus das Greisenalter. Nach Burdach zerfällt das menschliche Leben in nur 2 Abtheilungen, in das unreife und reife. Jenes zeichnet sich durch Abhängigkeit und überwiegende Stoffaufnahme aus und schließt die Kindheit und Jugend in sich, erstreckt sich daher bis gegen das 21. Jahr; dieses dagegen zerfällt in das Mittelalter bis gegen das 50. Jahr und in das Großalter, wo die Kräfte abnehmen und der Mensch in seinen Enkeln die 2. Generation sich entwickeln sieht. Gewöhnlich aber wird das Leben in vier A. getheilt, nämlich in das Kindesalter (infantia), die Jugend (adolescentia), das Mannesalter (virilitas) und das Greisenalter (senectus). Jedes dieser A. zerfällt wieder in verschiedene Abschnitte; das Kindesalter nämlich in das Fötusleben, die Kindheit und das Knabenalter; die Jugend erstreckt sich bis zur Beendigung des Wachsthums; das Mannesalter begreift in sich das junge, reife und abnehmende, das Greisenalter aber das beginnende (senectus prima) und das hohe Alter (aetas decrepita). Das **Fötusleben** vollendet seinen Cyklus ganz in dem mütterlichen Körper und besteht nur in und mit dem Leben der Mutter, beschränkt sich fast lediglich auf Bildung und Vegetation, mit geringen Spuren von animalem Leben, und diesen nur in so weit, als sie der Vegetation dienen. Seine Dauer beträgt bei dem Menschen im regelmäßigen Verlauf 40 Wochen oder 280 bis 281 Tage. Die erste merkliche Bewegung des Fötus fällt gerade in die Hälfte der Schwangerschaft, also in die 20. Woche (s. **Fötus**). Die eigentliche Kindheit, welche mit der Geburt beginnt, zerfällt in das Säuglingsalter und in das Alter der Entwöhnung oder das der Milchzähne. In den ersten 6—9 Tagen, bis zum Abfallen der Nabelschnur, heißt das Kind ein Neugebornes. Mit dem Tage der Geburt hat es seine Reife erlangt

es kann nun außerhalb der Mutter fortleben, d. h. es hat die Fähigkeit erlangt, seine eigene Wärme zu erzeugen, die Nahrungsmittel vermöge seiner Verdauungsorgane in Nahrungsstoff zu verwandeln, zu athmen und die Einwirkung der äußern Luft zu ertragen. Seine Temperatur beträgt in diesem Zeitraum 26—27° R. Die erste Verrichtung, durch welche das Neugeborne sein Daseyn kund gibt, ist das Athmen, und zwar wird es theils durch den Druck der äußern Luft, theils durch einen, in ihm liegenden Instinkt genöthigt, einzuathmen. Auf das Einathmen folgt das Ausathmen, und von nun an dauert dieser Wechsel ununterbrochen durch das ganze Leben fort, bis zum Tode. Das Blut geht nicht mehr durch die Nabelgefäße zur Mutter, und von dieser zurück zum Kinde, sondern durch die Lungenarterie zu den Lungen, von da durch die Lungenvenen zurück in das linke Herz, von diesem in die Aorta und die übrigen Arterien des Körpers, aus diesen durch die Venen zurück in das rechte Herz u. s. f., so daß von nun an ein selbstständiger, geschlossener Kreislauf beginnt. Mit ihm werden manche, bei noch bestehender Verbindung mit dem mütterlichen Körper nothwendige Hülfsorgane, als: das eiförmige Loch zwischen den beiden Vorkammern des Herzens und der botallische Gang zwischen Lungenarterie und Aorta ꝛc. unnöthig und verwachsen. Die zweite, mit der Geburt eintretende Verrichtung des Kindes besteht in dem Verlangen, Nahrung zu nehmen. Es sucht begierig die Brust der Mutter, und erlangt durch einen ihm eingebornen Instinkt schnell die Fertigkeit, mittelst Zurückziehung der Zunge und Bildung eines leeren Raumes, die Milch aus der Brustwarze an sich zu ziehen. Durch Aufnahme von Nahrung kommt auch bald die Harnabsonderung in Gang, die früher fast ganz mangelte. Im Aeußeren unterscheidet sich das Neugeborne auf mannichfaltige Weise von dem erwachsenen Menschen. Seine Körperlänge beträgt 18—22 Zoll, das Gewicht seines Körpers 6—8 Pfund, sein Kopf ist verhältnißmäßig sehr groß, so daß er den vierten Theil seines übrigen Körpers beträgt. Die Knochen desselben sind noch nicht ausgebildet, stehen von einander u. haben noch keine Nähte. Zwischen ihnen findet nur eine Verbindung durch Häute Statt, und zwar bilden diese an mehren Stellen des Kopfes die sogenannten Fontanellen, so zwischen dem Kranzrande des Stirnbeins und den Winkeln der Seitenbeine (große oder viereckige Fontanelle); zwischen den Seitenbeinen und Hinterhauptsbein (hintere, kleine oder dreieckige Fontanelle); erstere ist bis in das 2. Jahr, letztere bis zum 5. Monate offen, d. h. noch nicht verknöchert. Zwei andere, an den Seiten liegende Fontanellen verschwinden bereits im 2., die hintern im 3. Monate. Die Haut des Neugebornen ist roth, selbst bei dem Neger, und nimmt erst später die jedem Menschenstamme eigenthümliche Farbe an. Die Haare sind dunkel, sparsam, nehmen später eine lichtere und erst im 3. Jahre ihre eigenthümliche Farbe an. Die Augen sind dunkelblau und werden erst später lichtblau oder braun. Die erste Zeit nach der Geburt bringt das Kind größtentheils im Schlafe zu; sein Leben ist noch ganz an das seiner Mutter gebunden, mehr als alle andern Geschöpfe bedarf es der Pflege und würde ohne diese hülflos verkümmern. Nur allmählig beginnen auch die animalen Verrichtungen sich zu entwickeln. Zuerst erwacht der Gefühlsinn, das Kind drückt sein Behagen im Bade aus und sucht begierig die mütterliche Brust. Etwas später verräth es auch Spuren des erwachenden Geschmacksinnes; es unterscheidet die Milch der Brust von andern nährenden Substanzen und verschmäht Arzneien und andere, dem Geschmacke nicht zusagende Dinge. Obgleich das Auge schon gleich nach der Geburt geöffnet ist, während manche Säugethiere blind geboren werden, so erweitert sich doch die Pupille erst einige Tage nach der Geburt, die Hornhaut wird heller, glänzender und gewölbter. Ein eigentliches Sehen der Gegenstände findet noch nicht Statt, aber ein Bedürfniß nach dem Lichte ist vorhanden; denn der Säugling wendet sein Auge dem Lichte zu. Die mechanische Erschütterung des Schalles trifft wohl sein Ohr, aber hören kann er noch nicht, und erst gegen den 2. Monat scheint er Töne zu unterscheiden, von der menschlichen Stimme angezogen und durch Singen zum Schlaf gestimmt zu werden. Zu gleicher Zeit scheint sich auch der Geruch zu entwickeln; das Kind erkennt die sich ihm nähernde Mutter, indem es die Ausdünstung der Milch riecht. Das Nervensystem ist noch wenig entwickelt; willkürliche Bewegungen äußern sich nur in schwachen Andeutungen, wie denn z. B. das Kind sich des Zwanges, der Binden zu entledigen, oder schmerzlicher Empfindungen durch Anziehen der Beine loszuwerden sucht. Das Gehirn, obgleich dem Volumen nach ausgebildet, ist weich und blutreich, und seine Verrichtungen schlummern noch. Desto rascher ist der Blutumlauf, so daß der Puls der Neugebornen 140 Schläge in einer Minute vollbringt. Verdauung und Reproduktion sind noch zart und schwach, bloß für die milden Bestandtheile der Muttermilch empfänglich. Mit der beginnenden Ausbildung der Zähne (s. d.) schließt sich allmählig die Säuglingsperiode, zum Kauen aber wird das Kind erst geschickt mit dem Eintritt der Backenzähne; dann erst vermehrt sich auch die Speichelabsonderung, der Geschmacksinn wird mehr und mehr rege, und das Bedürfniß, andere Nahrung zu sich zu nehmen, als die Muttermilch, die dann selbst durch abnehmenden Gehalt an Butter, Käsestoff und Zucker eine Veränderung erleidet, nimmt zu. Mit dem Hervorbrechen der ersten oder der sogenannten Milchzähne beginnt auch eine regere Entwickelung des ganzen Knochensystems. Die Gesichtsknochen, besonders die Kiefer, sind anfangs sehr klein, daher tritt die Stirne zurück, und der Gesichtswinkel ist bedeutend größer als später. Die Gesichtsmuskeln sind mit nicht so vielem weichen Fette umgeben, daher haben Kinder ein gewisses ältliches Ansehen. Nach dem Zahndurchbruch aber nimmt das Fett unter der Haut zu, und der ganze Körper bekommt dadurch eine rundere Form; die Hals- und Rückenmuskeln gewinnen an Stärke, so daß das Kind den Kopf aufrecht erhalten und nach 6 Monaten aufrecht sitzen kann. Die Knochen der Arme und Beine verknöchern schneller, die letzteren jedoch früher als die ersteren, dabei sind sie aber noch nicht

stark genug, um den ganzen Körper zu tragen, weshalb sich das Kind anfänglich durch Kriechen und Rutschen auf den Hinterbacken forthilft. Erst im 10. oder 11. Monate versucht es zu stehen, und nach Verlauf des ersten Jahres zu gehen. Noch vollkommener wird die Entwickelung des Knochensystems nach Vollendung des ersten Zahnprozesses. Die Knochen der Hirnschale erlangen ihre bestimmte Form, die vordere Fontanelle schließt sich, der früher getrennte Unterkiefer wird vereinigt, die Seitenhöhlen der Nase entwickeln sich. Die früher aus 3 Stücken bestehenden Wirbelbeine, so wie das Kreuzbein und die Hüftbeine vereinigen sich zu einem Knochen, doch bleiben die 5 Stücke des Kreuzbeins bis in das 5. Jahr getrennt, und erst im 10. Jahre sind sie ganz verschmolzen. Die 4 Stücke des Steißbeines bleiben bis zum 5. Jahre knorpelig. Eben so schreitet die Verknöcherung der Kniescheibe, der Hand- und Fußwurzelknochen merklich vorwärts; aber die allmählige Verknöcherung der langen röhrigen Knochen dauert bis zum beendigten Wachsthum. Auch die Verdauungsorgane bilden sich allmählig aus. Der Säugling nimmt anfänglich nur wenig, aber öfter Milch aus der Mutterbrust, später kann er seltener angelegt werden, und gegen die Zeit des Zahnausbruchs verträgt er außer der Muttermilch auch schon andere Nahrung. Endlich entwickelt sich auch das animale Leben immer mehr. Schon im 2. Lebensmonate verfolgt das Kind gewisse Gegenstände mit dem Auge, es wird aufmerksam, erkennt den nämlichen Gegenstand wieder, lächelt, sucht ihn an sich zu ziehen, weiß aber die Entfernung noch nicht zu unterscheiden, sondern greift in die Luft, und führt, wenn es einen Gegenstand erfaßt hat, denselben an den Mund, der ihm statt des Tastorgans dient. Im 3. Monate weiß es seine Mutter an der Stimme zu erkennen und wendet sich schon nach der Gegend hin, wo der Schall herkommt. Mit dem Eintritt der Zähne werden die Kauorgane vollkommener, und mit ihrer Ausbildung entwickelt sich das Vermögen, articulirte Töne zu bilden und zu sprechen. Die ersten Versuche zum Sprechen sind aber bloße Nachahmungen der Laute, die es von Anderen hört; erst später lernt es damit bestimmte Vorstellungen bezeichnen, kann sich selbst aber noch nicht von seinem Körper unterscheiden, sondern spricht anfangs immer von sich in der dritten Person. Der hülflose Zustand, in welchem das Kind ins Leben tritt, die manchfaltigen äußern Einflüsse, die auf dasselbe nach der Geburt zum Theil sehr gewaltsam einwirken, endlich aber auch die unzweckmäßige Behandlung, die ihm von Seite seiner Mutter und Anderen zu Theil wird, sind der Grund, weshalb die Sterblichkeit in dem ersten Lebensjahre verhältnißmäßig gegen die späteren Lebensalter am größten ist. Mit dem Wechsel der Zähne beginnt das **Knabenalter** u. dauert bis zum Eintritt der Mannbarkeit. In diesem Zeitraum tritt die runde Form des Körpers mehr zurück und wird schlanker; mit größerer Ausbildung der Knochen nimmt auch die Kraft der bewegenden Organe zu; die Gliederbewegung wird rascher, flinker, gewandter; das Mädchen übt sich im Springen und Tanzen, der Knabe im Springen, Klettern, Ringen, Werfen u. s. w.; die Sprache bildet sich mehr und mehr aus, und der Gesang fängt an, sich zu entwickeln; die Geistesthätigkeit gewinnt eine bestimmtere Richtung; das unbewußte Auffassen der äußeren Eindrücke verwandelt sich in ein aktives Lernen; der Geist richtet sich mit Selbstbestimmung auf die Objekte und sucht sie sich anzueignen; unterstützt wird er dabei durch Neugierde und Wißbegierde, durch den Trieb, sich zu beschäftigen und es den Erwachsenen nachzuthun, womit sich dann später auch die Freude am Wissen gesellt; der Verstand fängt an zu sondern, zu vergleichen, den Grund der Dinge zu erforschen; die Einbildungskraft schafft sich Ideale von Größe und Tapferkeit; das Ehrgefühl steigert sich; das Gedächtniß erreicht nach und nach einen immer höhern Grad, es erfaßt leicht und behält das Erfaßte für das ganze Leben, so daß in diesem Alter die Grundlage für alles künftige Wissen, für Sprachen, Geschichte, Mathematik u. s. w. gelegt wird. In Folge des schnelleren Wachsthums des Körpers steigert sich auch das Bedürfniß der Nahrungsaufnahme, und die Reproduktion nimmt einen rascheren Gang. Der Puls nimmt an Schnelligkeit ab und hat nur 80—90 Schläge in der Minute. Das **Jünglingsalter** reicht von der beginnenden Entwicklung der Zeugungskraft (Pubertät) bis zur Beendigung des Wachsthums; also beim männlichen Geschlechte vom 17. bis zum 23., beim weiblichen vom 14. bis zum 20. Jahre. In ihm wird das Zeugungsvermögen nur vorbereitet, um im folgenden Zeitraum erst eigentlich hervorzutreten, und daher beginnt auch die wirkliche Reife erst am Ende desselben. Das Wachsthum geht im Anfange dieses Lebensalters meist schnell vorwärts und macht, besonders wenn es zuvor nicht bedeutend vorgerückt war, einen neuen Schuß, bisweilen 4—6 Zoll in einem Jahre. Das Aufhören des Wachsthums tritt im 18., 20., selten im 23. Jahre ein. Die mittlere Größe beim männlichen Geschlechte beträgt dann 5 — $5^1/_2$, beim weiblichen 4 Fuß 8 Zoll — 5 Fuß 2 Zoll; die mittlere Schwere aber 130 Pfund. Es nimmt also in diesem Lebensalter die Größe des Körpers ungefähr um 10—12 Zoll, das Gewicht aber ungefähr um 60 Pfund zu. Kopf, Bauch und Extremitäten treten mehr zurück bei stärkerer Entwicklung der Brust, des Kehlkopfes und, namentlich beim weiblichen Geschlecht, des Beckens. Die Stimme erleidet eine Veränderung und wird beim männlichen Geschlechte rauher und tiefer; die Zeugungsorgane werden verhältnißmäßig größer, lebendiger, erregbarer und für Eindrücke empfänglicher; bei dem weiblichen Geschlechte wird der Fruchthalter gefäßreicher, röther und breiter, der Schamberg wölbt sich und bekommt krause Haare, die Schamlippen werden röther und voller, die Brüste wölben sich, der Hof derselben wird blaßroth und die Warze tritt etwas hervor; die Menstruation stellt sich anfangs unregelmäßig, meist nach 6—8 Wochen, allmählig aber regelmäßig alle 4 Wochen ein. Beim männlichen Geschlechte dagegen werden die Hoden größer, fester, schwerer und sondern Samen ab, der Hodensack wird wärmer, bräuner; am Kinn, am Schamberg und unter den Achseln wachsen Haare, es entste-

hen besonders in der Bettwärme Erektionen, und endlich erfolgen auch nächtliche Samenergießungen. An diesen körperlichen Veränderungen nehmen auch die physischen Thätigkeiten großen Antheil. Gedächtniß, Verstand und Urtheilskraft reifen mehr heran, besonders aber erlangt die produktive Einbildungskraft ein hohes Uebergewicht. Im Gefühl seiner Kraft strebt der Jüngling nach Freiheit, und eine innere Unruhe treibt ihn in die Fremde und zum thätigen Leben, während die Jungfrau in sittsamer Häuslichkeit beharrt und von der Begierde, zu gefallen, beherrscht wird. Bei beiden geben die ersten Regungen der Liebe dem Leben einen Anstrich von poetischer Begeisterung, die aber auch leicht in Schwärmerei und Melancholie ausschlägt, oder, wenn sie nicht mit Lauterkeit des Herzens, guten, festen Grundsätzen, Ueberlegung und Selbstbeherrschung Hand in Hand geht, eben so gut zum Uebermaß in sämmtlichen Genüssen und zur Entäußerung aller edeln Gefühle führen kann. Das **Mannesalter** zerfällt in das junge, reife und höhere. Das erstere beginnt mit beendigtem Wachsthume, gegen das 24. Jahr. Das männliche Alter überhaupt dauert volle 4 Cyklen und zeichnet sich im Allgemeinen durch Beharrlichkeit aus. Alle körperlichen Systeme stehen zu einander in einem vollkommenen Verhältniß, Aufnahme der Stoffe der Außenwelt und Abgabe an dieselbe treten mehr ins Gleichgewicht; das Wachsthum in die Länge hat sein Ziel erreicht, dagegen nimmt der Körper mehr an Breite und Dicke zu. Bei dem weiblichen Geschlechte entwickelt sich das Zeugungsvermögen immer mehr, es beginnt mit Eintritt der Menstruation und hört nach 30 Jahren mit dem Verschwinden derselben auf. Das physische Leben trägt den Charakter der Rüstigkeit. Der Schlaf wird leiser und kürzer. Bei dem kräftigeren Wirken nach außen erreichen die Sinne und Bewegungsorgane den Gipfel ihrer Thätigkeit, der Gang wird fester und ruhiger, Muskelkraft und Gewandtheit nehmen zu. Die geistige Kraft schreitet unausgesetzt fort; Selbstbewußtseyn und Selbstbestimmung treten klarer hervor; der jugendliche Kampf der Kräfte ist gestillt durch das Gleichgewicht der Vernunft mit den niederen Kräften; Verstandesthätigkeit und Ueberlegung werden stärker und zügeln die Phantasie; die geschärftere Urtheilskraft drängt das Gefühl in seine Grenzen zurück; der Charakter gewinnt an Festigkeit und Beharrlichkeit, und Ordnung und Gesetzmäßigkeit leiten fortan das Denken und Handeln. Mit dem 28. bis 36. Jahre tritt die eigentliche **Höhe des Lebens** ein, und mit ihr das **reife** Mannesalter. Die Natur scheint hier gleichsam eine Pause zu machen. Aber schon in diesem Zeitraume treten Vorläufer der kommenden Abnahme ein. Der Unterleib setzt mehr Fett ab und nimmt an Umfang zu; das Lebersystem tritt mehr hervor und wird das Centrum der Thätigkeit; die festeren Theile fangen an, über die flüssigen vorzuschlagen, während dies im jugendlichen Alter gerade der umgekehrte Fall war. Noch mehr aber zeigt sich die Abnahme des Körpers mit dem Beginn des höhern Mannesalters im 50. Jahre. Hier treten die festen Theile immer mehr hervor; der Körper wird, bei strafferen Fasern, magerer, bei schlafferen fetter; bei dem weiblichen Geschlechte erlischt die Fortpflanzungsfähigkeit; der Puls, der im reifen Mannesalter 75 Schläge in der Minute hatte, wird allmählig langsamer. Unter den Geistesthätigkeiten nimmt zuerst das Gedächtniß ab, während die Urtheilskraft durch gesammelte Erfahrungen reifer wird; es tritt Hang nach Bequemlichkeit und Ruhe ein. Die Bewegungen geschehen nicht mehr mit der Leichtigkeit, als früher; die Stimme wird etwas rauher. Ungefähr mit dem 9. Lebenscyklus endlich beginnt das **Greisenalter**, welches man wieder in das beginnende (senectus) und höhere (aetas decrepita) unterscheidet. Beide sind jedoch nicht durch scharfe Grenzen getrennt. In diesem Lebensabschnitte wird die thierische Faser immer starrer, die Arterien verknöchern, die Nähte zwischen den Knochen verschwinden. Die Zahnhöhlen werden eingezogen und daher die Zähne selbst lockerer; sie nutzen sich ab, fallen aus, wodurch die Höhe des mittleren Theils des Unterkiefers abnimmt und, wenn alle Zähne ausgefallen sind, nur ein knöcherner Bogen übrig bleibt. Die Aussonderungen nehmen; ab das Gehör wird schwerer; die Feuchtigkeiten im Auge vermindern sich und das Gesicht nimmt ab; die Haare fallen aus und werden grau; die Gelenke verlieren an Beweglichkeit; die Streckmuskeln vermögen den Rumpf nicht mehr aufrecht zu erhalten: die Knorpel zwischen den Gelenken werden aufgesaugt, daher der gebückte Gang der Greise; die Zeugungsorgane schrumpfen ein; die Blutbildung ist sparsamer; die festen Theile verlieren ihre natürliche Färbung; der Harn wird dicker, schärfer, schwerer, die Harnblase kleiner und dicker, ihre Muskelkraft schwächer, daher öfteres und langsameres Harnen; der Puls sinkt bis auf 60—50 in der Minute; die Ernährung wird schwächer; Knochenbrüche heilen nicht mehr so schnell und es entsteht leicht Brand; auch die inneren Sinne werden stumpfer, das Gedächtniß nimmt immer mehr ab, hält am wenigsten die Ereignisse der Gegenwart und nur noch die aus der Vergangenheit fest; die geistige Thätigkeit und Geschäftigkeit nehmen ab; Gleichgültigkeit und Affektlosigkeit treten an die Stelle früherer Wißbegierde und lebhafter Begierden. Die Neigung zum Schlafe nimmt zu, der Schlaf selbst aber ist weniger ruhig und kürzer. Nur wenige Menschen erreichen das eigentliche Ziel des Lebens und durchlaufen alle Cyklen von der Kindheit bis ins hohe Alter; die meisten werden früher in Folge von Krankheiten eine Beute des Todes.

Ueberhaupt ist die **Lebensdauer** der verschiedenen lebenden Wesen höchst verschieden. Bei den Pflanzen haben die meisten eine einjährige Dauer von 8 Monaten, eine zweijährige von 20 Monaten, oder eine vieljährige. Manche währen nur **einen** Tag, wie der Schimmel, oder wenige Tage, wie die Schwämme, andere 1000 Jahre, wie die Ceder und Eiche; ja der Baobab (Adansonia digitata) soll bei einem Durchmesser von 24 Fuß über 4000 Jahre ausdauern. Auch bei den Thieren ist die Lebensdauer sehr verschieden. Das eintägige Uferaas (Ephemera vulgata) z. B. lebt nur **einen** Tag, während der Elephant über

200 Jahre alt wird. Bei den niedersten unter ihnen ist die Lebensdauer nur sehr kurz. Kein wirbelloses Thier erreicht 50 Jahre. Die untersten Klassen, Zoophyten, Molusken und Anneliden haben ein kurzes, zähes und vorzüglich zur Regeneration geeignetes Leben. Längere Zeit aufbewahrte und eingetrocknete Räderthiere leben wieder auf, und zu Madeira in Wein ersäufte Fliegen erhielten in Nordamerika das Leben wieder. Ausnahmen von dieser Regel machen jedoch einige Muscheln, die gegen 20 Jahre, Spinnen, die mehre Sommer, und Bandwürmer, die mehre Jahre leben. Insekten leben im vollkommenen Zustande nur einige Monate, im Larven- und Puppenzustande aber mehre Jahre, so die Larve des Maikäfers und die des Nashornkäfers 7 Jahre. Unter den Wirbelthieren erreichen die Fische, vorzüglich Hechte und Karpfen, ein Alter von mehr als 150 Jahren. Unter den Amphibien lebt das Krokodil über 100 Jahre, u. soll so lange wachsen, als es lebt; eben so lange die Schildkröten. Die lange Lebensdauer mancher in Steinbrüchen und hohlen Baumstämmen eingeschlossenen Kröten ist bekannt. Die Vögel erreichen, in Folge ihres steten Lebens in der Luft, ihrer steten Bewegung, ihrer warmen Federbedeckung und ihrer großen Abgabe von kohlensaurem und phosphorsaurem Kalk durch die Eier, ein ungewöhnlich hohes A. Adler und Geier werden über 100 Jahre alt. Ein am Vorgebirge der guten Hoffnung 1772 gefangener Falke trug am Halsbande den Namen des Königs Jakob und die Jahrzahl 1610. Auch Papageien werden im Käfig über 60 Jahre alt. Dagegen leben Vögel, welche sehr geil sind, nur sehr kurz, so Hühner nur gegen 12, Tauben gegen 10, Finken gegen 18 und Sperlinge gegen 10 Jahre. Unter den Säugethieren werden die größten, als Elephanten, Wallfische, Kameele, am ältesten. Rinder leben gegen 30, Pferde gegen 35, Schafe gegen 15, Schweine gegen 18 und Hirsche gegen 40 Jahre. Je einfacher und weniger intensiv das Leben eines Geschöpfes ist, desto länger seine Lebensdauer; je zusammengesetzter der Organismus, desto leichter zerstörbar sein Leben, je höher aber der Grad seiner Entwicklung, desto längere Zeit ist nöthig, um die verschiedenen Entwicklungsstufen zu durchlaufen. So bedarf der Mensch der längsten Zeit zur Verknöcherung seiner Kopfknochen, zur Entwicklung seiner Zähne, zum Laufen, zur Zeugungsreife; er hat aber auch, im Vergleich zu der Größe seines Körpers, unter allen Säugethieren die längste Lebensdauer. Im Allgemeinen kann man folgende Gesetze der Lebensdauer aufstellen: Je länger das Fruchtleben eines Thieres ist, desto länger seine Lebensdauer. Bei den Menschen beträgt das erstere 40 Wochen, das letztere 80 Jahre, also auf jede Woche des Fruchtlebens 2 Jahre Lebensdauer. Dasselbe Verhältniß findet auch bei Elephanten, Raubthieren, Hunden und Katzen Statt. Der Hirsch trägt 40 Wochen und wird gegen 40 Jahre, das Schwein trägt 16 Wochen und wird gegen 20 Jahre alt. Weniger als ein Jahr beträgt jenes Verhältniß bei dem Rinde, das 40—44 Wochen trägt und 30 Jahre alt wird; bei dem Pferde, das 49, ja selbst bis 60 Wochen trächtig geht und 35—40 Jahre alt wird. Eben so bei dem Schafe, das 21 Wochen trägt, wenn es ein weibliches Thier, und 22, wenn es einen Widder gebiert, und dessen A. gegen 12—15 Jahre sich erstreckt. Je später bei einem Geschöpfe die Zeugungsfähigkeit eintritt, desto länger ist seine Lebensdauer. Bei dem Menschen entwikkelt sich diese Fähigkeit am spätesten, und die frühere und künstliche Hervorrufung derselben verkürzt auch sein Leben. Auch die Thiere leben desto länger, je später sie zur Zeugung zugelassen werden. Pferde sind mit drei Jahren auf 25 Stuten zeugungsfähig und werden gewöhnlich im vierten zur Zeugung bestimmt. Wird aber der Hengst erst im sechsten verwendet, so dauert er länger und bleibt kräftiger bis gegen 20 Jahre. Stiere sind mit 3—4 Jahren, jährlich auf 50 Kühe zeugungsfähig; in Tyrol werden sie schon mit $1^1/_2$ Jahren zugelassen. Widder sind mit $2^1/_2$ Jahren auf 40 Schafe zeugungsfähig. Das Schwein ist es von $1^1/_2$—7 Jahren und hat unter den Säugethieren die größte Fruchtbarkeit, indem es bis 20 Junge werfen kann. Je langsamer ein organisches Wesen sein Wachsthum vollendet, desto länger ist sein Leben. Blumen und Gräser dauern nur einen Sommer, Bäume dagegen viele Jahre. Daher erreichen auch Amphibien und Fische ein hohes A. Der Mensch kann möglicher Weise achtmal so lange leben, als die Zeit seines Wachsthums dauert, nämlich über 160 Jahre, obgleich er in der Wirklichkeit kaum 4mal so lange lebt. Die größere Masse des organischen Leibes steht überhaupt im geraden Verhältnisse mit der Lebensdauer. Elephanten, Kameele, Wallfische u. s. w. werden sehr alt. Doch ist dies nicht bei einer und derselben Species der Fall; denn Riesen erreichen selten ein hohes A. Mit der Größe der Organismen steht die Fruchtbarkeit im umgekehrten Verhältnisse, und je fruchtbarer ein Thier ist, desto kürzer sein Leben. Nur die Fische machen hiervon eine Ausnahme. So berechnet man den Rogen des Hechtes auf 130,000, den des Karpfen gegen 300,000, jenen oft gegen 200 Pfund schweren des Störs gegen 5 Millionen Eier. Der Mensch hat sich im Verhältniß zu seiner Größe eines hohen A.s zu erfreuen. Jedoch ist die Dauer seines Lebens je nach den Umständen sehr verschieden. Vor Allem sind zur Erreichung eines hohen A.s eine gute, nicht durch angeerbte Fehler und Krankheitskeime getrübte Konstitution, und eine der Gesundheit angemessene Lebensweise erforderlich. Aber auch Klima und Wohnort sind darauf nicht ohne Einfluß. In Deutschland erreichen die Menschen, des öfteren Wechsels von Wärme und Kälte, Trockenheit und Feuchtigkeit wegen, nur selten das höchste Ziel des menschlichen A.s, während in hochliegenden, mäßig kalten und trockenen Gegenden, z. B. in Schottland, Dänemark, Schweden, Preußen, Ungarn und im südlichen Rußland verhältnißmäßig mehr alte Leute vorkommen. Die kaukasische Race scheint eine größere Lebensdauer zu haben, als die mongolische und malayische. Hinsichtlich der beiden Geschlechter werden in der Mehrzahl die Weiber älter als die Männer. Unter den über 90 Jahre alt gewordenen Menschen zählte man: in Schweden binnen 9 Jahren 2036 Männer und 3540 Frauen; in Paris während 30 Jahren in einem

Kirchspiele 47 Männer und 126 Frauen. Im Allgemeinen kann man annehmen, daß im Durchschnitt 178 Frauen auf 100 Männer über 90 Jahre und 155 Frauen auf 100 Männer über 100 Jahre alt werden. Jedoch sind in der neueren Geschichte 58 Beispiele von Männern, nur 17 von Frauen bekannt, die ein A. von 110 Jahren und darüber erreichten. Von sehr hohem A. bei unverheiratheten Menschen ist kein Beispiel vorhanden, und die, welche ein ungewöhnliches A. erreichten, zeichneten sich meist auch durch eine ungewöhnlich lange Dauer der Zeugungskraft aus. Man kennt keinen Kastraten, der 70 Jahre erreicht hätte. Selbst kastrirte Thiere leben nicht so lange, als unbeschnittene, während doch viele Thiere ein höheres Lebensziel erreichen, wenn sie die Zeugungsfunktion nicht ausüben. Nach Bacons Beobachtungen erreichen Söhne von alten Vätern und jungen Müttern ein hohes A., und Söhne, welche der Mutter ähnlich sehen, durchschnittlich ein höheres A., als solche, die mehr dem Vater gleichen. Rush kannte keinen 80jährigen Greis, in dessen Familie nicht Beispiele von hohem A. häufig gewesen wären, aber freilich auch keinen einzigen, der nicht Brüder oder Schwestern in früheren Lebensjahren verloren hätte. Allgemein bekannt ist es, daß in vielen Familien die Fähigkeit, ein hohes A. zu erreichen, Jahrhunderte lang forterbt. So wurde, um nur ein auffallendes Beispiel unter unzähligen zu nennen, in der Familie der künzelsauer Nagelschmiede Schüle der Urgroßvater 120, der Großvater 110, der Vater 90, der Sohn 88 Jahre alt. Das höchste A., welches nach unserer Zeitrechnung (die in der Bibel angeführten Beispiele bleiben hier ausgeschlossen) bis jetzt Menschen erreichten, beträgt 185 Jahre, und zwar haben wir hier zwei, jedoch nicht ganz verbürgte Beispiele. Das erste betrifft Kentinger, der das Bisthum Glasgow stiftete und 185 Jahre erreichte. Das andere war Peter Czarten, ein Bauer aus Köffrosch bei Belgrad; er wurde 1539 geboren, starb 1724 u. hatte einen Sohn, der 97 Jahre alt war. Inzwischen zählen die jährlichen Bevölkerungstabellen Rußlands (wo bei Weitem die größte Menge der langlebigsten Menschen wohnt) fortwährend eine große Menge Individuen auf, die 150—160 Jahre alt sind, und die Zahl der jetzt lebenden Greise über 100 Jahre übersteigt dort notorisch 20,000. Von authentischen Beispielen sehr hohen A.s außerhalb Rußlands sind bekannt geworden: Heinrich Jenkins, ein Fischer aus Yorkshire, starb 1670, 169 J. alt, der noch im 140. Jahre einige Stunden weit ins Gericht ging und um die Wette schwamm, als er über 100 Jahre zählte; Johann Surringten in Norwegen war 160 Jahre alt und starb, als sein ältester Sohn 103, sein jüngster 9 Jahre alt war. Ein Pole aus der Gegend von Plozk war 1796 in einem A. von 163 Jahren noch gesund; sein ältester Enkel zählte damals 95, sein jüngster Sohn 62 Jahre. Nicht minder merkwürdig ist Thomas Parre. Er war Taglöhner und wurde 152 Jahre alt. Im 120. Jahre verheirathete er sich nochmals und sein Gedächtniß und sein Sehorgan blieben ihm bis zu seinem Tode getreu. König Karl von England hörte von ihm und wünschte ihn zu sehen; in London aber wurde er so reichlich bewirthet, daß er, dieser Lebensart ungewohnt, bald darauf, 1635, starb. Seine Urenkelin wurde 103 Jahre alt. Ein dänischer Matrose, Draakenberg, starb 1776 im 146. Jahre. Nie genoß er geistige Getränke, vollbrachte 15 Jahre in harter türkischer Gefangenschaft, diente noch im 91. Jahre und heirathete im 111. Jahre. Der Engländer Essingham starb in der 2. Hälfte des vorigen Jahrhunderts im 144. Jahre. Früher Soldat, lebte er am Ende seines Lebens vom Taglohn, trank nie hitzige Getränke und aß wenig Fleisch. In Schottland erreichte Wilhelm Schanoly sogar ein Alter von 178 Jahren. Er diente noch unter Karl I. auf der Flotte u. hatte, als er 1771 starb, 1033 direkte Nachkommen. Deutschland hat kein einziges Beispiel eines so hohen A.s. Der bekannt gewordene älteste Mann war Wunder von Salzburg; er wurde 136 Jahre alt. Sehr bezeichnend ist, daß die höhern und höchsten Stände fast kein einziges Beispiel eines A.s von 100 Jahren und darüber aufzählen können, obschon die Durchschnittsdauer bei ihnen gerade am größten ist. Fast alle Beispiele von A. über 110 Jahre gehören niedrigen und dürftigen Lebensverhältnissen an. Unter den gekrönten Häuptern erreichte der einzige Papst Gregor IX. ein A. von beinahe 100 Jahren, unter den Gelehrten erreichten Fontenelle u. Grolmann ein gleiches A., Hippocrates lebte 104 Jahre, obschon Aerzte in Bezug auf Lebensdauer zu den am wenigsten begünstigten Ständen gehören. Ja, nach Caspers neueren Untersuchungen sterben sie unter allen denen, die sich dem gelehrten Stande widmen, am frühesten. Doch erreichte Fr. Hoffmann 80, Heim 85, Schulzenheim, Archiater in Schweden, der eine treffliche Abhandlung über die Erreichung eines hohen A.s schrieb, 92 Jahre. Auffallend viele Beispiele eines hohen A.s bietet die Künstlerwelt dar. Michel Angelo z. B. wurde 90, Tizian fast 100 Jahre alt.

Die Rechtsbestimmungen aller civilisirten Völker berücksichtigen die Altersverschiedenheit, weichen jedoch in der Abgrenzung der Altersperioden von einander ab. Das auch bei uns der Hauptsache nach immer noch gültige römische Recht unterscheidet zwei Hauptperioden des A.s: die Minderjährigkeit und die Großjährigkeit (aetas minor u. aetas major oder legitima); jede dieser Perioden hatte mehre Abschnitte. Bis zum 7. Jahre hießen die Kinder: infantes (ursprünglich nur solche, die nicht sprechen können: a non fando); darauf nach dem 7. Jahre: infantiae proximi, oder: pubertati proximi, je nachdem sie der infantia oder der Mündigkeit (pubertas) näher standen. Das Ende der Unmündigkeit bei dem männlichen Geschlecht ward in dem ältesten römischen Recht wahrscheinlich nach dem Eintreten der Geschlechtsreife (Zeugungsfähigkeit) bestimmt; später war der Terminus Gegenstand der Kontroverse der Rechtslehrer; Justinian bestimmte endlich, daß die Mündigkeit mit dem 14. Jahre beginne. Bei dem weiblichen Geschlechte hatte das 12. Jahr von jeher als Ende der Unmündigkeit (impubertas) gegolten. Mit dem Anfange der Mündigkeit stand wahrscheinlich das Anlegen der männlichen Toga (toga virilis) in Verbindung, während die andern Rechte und Verpflichtungen eines Römers an

andere Termine gebunden waren. Der Kriegsdienst z. B. begann mit dem 17. Lebensjahre, die Fähigkeit zu adoptiren mit dem 18., zu manumittiren mit dem 20. Jahre. Das letzte Hinderniß freier Handlungsfähigkeit verschwand mit dem 25. Jahre. Mit diesem begann die eigentliche Volljährigkeit; die, welche sie erreicht und überschritten hatten, hießen majores, während sie vorher zu den minores gehörten. Diese Stufe ist wahrscheinlich erst durch die Lex Plaetoria (183 v. Chr.) gerichtlich bestimmt worden; sie bezog sich auf alle privatrechtlichen Verhältnisse. Die Volljährigkeit selbst zerfiel in das Mannes- und Greisen-A. Indeß hießen alle älteren Personen Seniores, auch wenn sie noch nicht das eigentliche Greisenalter erreicht hatten. Für letzteres wurde gemeinhin das 60. Jahr als Anfangstermin angenommen. Es begann mit diesem Jahre zur Zeit der Republik die Befreiung vom Staatsdienste, und deshalb durften auch die 60jährigen nicht mehr an den Komitien Theil nehmen. Befreiung vom aktiven Militärdienste erfolgte schon im 50. Unter den Kaisern scheint die Befreiung vom öffentlichen und städtischen Dienste auf das 70. Jahr verschoben worden zu seyn. In dem ältesten deutschen Recht mag die Großjährigkeit für manche, namentlich Lehensverhältnisse, schon mit dem 10. oder 12. Jahre eingetreten seyn und durch das Hinzufügen des deutschen Jahr und Tag bildete sich die Lehnsmündigkeit von 13 Jahren 6 Wochen 3 Tagen. Die Eidesmündigkeit tritt noch jetzt meist im 14. Jahre, in Sachsen erst mit dem 18. ein; die allgemeine Großjährigkeit aber wurde früher auf das 18. und 21., und ist jetzt in vielen Staaten noch weiter hinausgeschoben, in Oesterreich, Preußen, Oldenburg, Bern z. B. auf das erfüllte 24. Jahr. Nach gemeinem deutschen (badischem, bayerischem, frankfurter, hannoverschem, sächsischem, würtembergischem), nach englischem und französischem Rechte ist das zurückgelegte 21. Jahr als ihr Anfangstermin geblieben; Fürsten und Standesherren werden aber schon mit dem 18. oder 20. Jahre mündig. Das erreichte 60. Lebensjahr, als der Antritt des Greisenalters, befreit nicht bloß vom Militärdienste, sondern auch von Uebernahme von Vormundschaften, Gemeinde- und Ständevertretungen ꝛc. Im Strafrecht gilt die Jugend eben so als Minderungsgrund, wie die Altersschwäche, und bei Unmündigen tritt meist Straflosigkeit ein. In Frankreich wird bei einem Verbrecher unter 16 Jahren untersucht, ob er ohne Beurtheilungskraft (Discernement) gehandelt hat, und er wird in solchem Falle losgesprochen, aber bei seinen Aeltern oder im Arbeitshause für seine Korrektion gesorgt; im entgegengesetzten Falle tritt wenigstens Strafmilderung ein. 70jährige und ältere Greise dürfen nicht mit schweren Leibesstrafen belegt werden. In England kann ein Kind unter 7 Jahren das Leben durch kein Verbrechen verwirken.

Alterantia (Alliotica), s. Blutreinigende Mittel.

Alteration, in der Musik die Veränderung einer Note durch ein Versetzungszeichen, bedeutete früher auch die Verdoppelung des eigenthümlichen Werthes einer Note. In pathologischem Sinne bedeutet A. oft eine durch einen Gemüthsaffekt hervorgebrachte Veränderung, im therapeutischen die Operation einer Mischungsveränderung und Verbesserung in den Säften des thierischen Körpers.

Alter Bund und **Neuer Bund**, s. Bund.

Alter ego, das zweite Ich, der Stellvertreter, eine im Kanzleistyl einiger romanischen Staaten (Spanien, Portugal ꝛc.), namentlich des Königreichs beider Sicilien vorkommende staatsrechtliche Klausel, durch welche der König einem von ihm gewählten Generalvikar des Reichs die volle Ausübung aller Rechte der königlichen Gewalt überträgt, so daß derselbe gleichsam das zweite Ich des Königs ist. Die neueste Anwendung des A. e. war jene berüchtigte von 1820, als der König von Neapel den Kronprinzen zur Ertheilung einer Konstitution ermächtigte, die der König, als er seine Person im Auslande in Sicherheit sah, wieder annullirte.

Alternative, die entscheidende Wahl zwischen zwei Dingen, wo es heißt: entweder — oder.

Alternative Urtheile, s. Urtheil.

Alterniren (vom lat. alternus, d. i. Einer um den Andern), das wechselseitige Ablösen von Zweien oder Mehren in irgend einem Geschäft, in der Theatersprache das regelmäßig wechselsweise Spielen einer Rolle von zwei Schauspielern, theils um jungen Talenten Gelegenheit zur Ausbildung zu gewähren, theils um den starren Rollenbesitz zu durchbrechen.

Alternirende Funktionen (fonctions alternées), bei den französischen Mathematikern die Funktionen veränderlicher Größen, welche, wenn man zwei beliebige derselben gegen einander vertauscht, ihre Zeichen ändern, ohne ihren absoluten Werth zu ändern. Vergl. Funktionen.

Alternirende Fürstenhäuser, in der deutschen Reichsverfassung in Bezug auf das Direktorium des Reichsfürstenraths Oesterreich u. Salzburg, in Bezug auf den Abstimmungsturnus in demselben die sechs Fürstenhäuser Pommern, Mecklenburg, Würtemberg, Hessen, Baden und Holstein.

Alternirende Mineral-Krystalle, nach Hauy diejenigen Krystalle, welche auf beiden Seiten mit einander abwechselnde, aber korrespondirende Flächen haben. Es gibt einfach, zweifach und vierfach alternirende.

Alter Sandstein (alter rother Sandstein, rothes Konglomerat, rothes Todtliegendes, rothes Gebirg, rothes Flötz, altes Sandflötz, französisch Grès ancien, Grès rouge, Grès rouge ancien, Poudingue du grès rouge, Conglomerat rouge, englisch Old red sandstone), ein Hauptglied in den ältern Flötzgebirgen und dasjenige, welches in der natürlichen Reihenfolge der Erdrinden das Steinkohlengebirg zum Hangenden, das jüngste Glied der silurischen Formation zum Liegenden hat. Der alte rothe Sand, unverkennbare Anzeichen gewaltsamer mechanischer Zerstörung tragend, ist ein Erzeugniß sehr alter Alluvion und überdeckt in mehr und weniger mächtigen Schichten einen großen Theil der Gebirgsbildungen aller bekannten Gegenden der Erde.

Er gehört zur Klasse der Trümmergesteine und besteht aus dem durch thonige und kalkige Bindemittel zusammengeklebten Detritus älterer Gebirge der Uebergangs- und Urformationen, nämlich aus abgerundeten oder doch an den Ecken abgestumpften Geschieben von Thonschiefer-, Glimmerschiefer-, Chlorit-, Porphyr-, Granit-, Gneiß-Arten, ferner aus Quarz ꝛc., von dem kleinsten Durchmesser an (wo er dann das feinkörnige Ansehen eines Schieferthons oder Thonschiefers erhält) durch alle Abstufungen bis zum gröbsten Konglomerat, mit faust- bis kopfgroßen Geschieben. Das alte rothe Sandgebirg setzt sich zusammen aus einer mehr oder minder zahlreichen Reihe von Schichten (von oft sehr geringer einzelner Mächtigkeit), wobei fein- und grobkörnige ohne Ordnung und Regel abwechseln. Man findet sie in allen Farbenabstufungen, vom reinen Weiß (wenn er aus reinen, weißen Quarzgeschieben gebildet ist) bis zum dunkelsten Grün oder Braun. Bei Weitem aber herrschen die braun- und graurothen Farbennüancen vor. Die Farbe gibt gemeiniglich das Bindemittel her, welches in der Regel ein eisenschüssiger, bräunlichrother, thoniger oder kalkiger, sehr zäher Teig ist, dem oft Glimmerblättchen in Menge beigemengt sind. Die in ihnen vorkommenden ältern Felsarten findet man nicht selten in mäßigen Entfernungen anstehend und gemeiniglich innerhalb einiger Meilen. Doch eben so häufig sind die ältern Gebirgsarten, wo der alte rothe Sand vorkommt, gänzlich von der Oberfläche verschwunden und für solche Gegenden ist er gewissermaßen das offene Buch der Urgeschichte der Erdoberfläche. Er ist dann dem Geologen das Nämliche, was dem gelehrten Forscher die Fragmente längst verloren gegangener Schriften des Alterthums werden, deren Inhalt er aus jenen zu entziffern trachtet. Die Trennbarkeit des rothen Sandes ist sehr verschieden. Zuweilen hat das Bindemittel so wenig Kohärenz, daß man ihn mit den Fingern zerreiben kann; oft ist er aber so hart und so innig mit den Geschieben vereinigt, daß die härtesten Kiesel leichter zerspringen, als der steinharte Mörtel. Solche Schichten verwittern äußerst schwer und langsam und stehen daher, wo sie mächtig vorkommen, als große, groteske Felsen, alle andern Gebirgsformen der Nähe überragend, zu Tage aus. Selten erscheint der alte Sandstein porös und zellig; letzteres meist durch Auswitterung kleiner Eisenocker-Körner und rundlicher Thonmassen, und dies nur an der Oberfläche des Gebirgs. Das Farbenspiel ist sehr wechselnd; oft schillernd, irisirend, sich von einer Farbe in die andere verlaufend. Die Schichtung ist sehr deutlich und die einzelnen Lagen sind gemeiniglich durch Saalbänder von den benachbarten geschieden. Seltener sind sie mehre Lachter mächtig, häufig gar nur 1—2 Fuß, oft wohl wenige Zoll. Ursprünglich liegen sie wagrecht auf einander. Plutonische Erhebungen geben ihnen jedoch sehr häufig eine mehr oder minder geneigte, nicht selten senkrechte Stellung, wo dann auch gemeiniglich der Neigungswinkel der Einzelschichten in kurzen Distanzen wechselt und fast wagrechte in geringer Entfernung von fast senkrechten gefunden werden können. In nicht seltenen Fällen scheint die verschiedene Neigung der Sandsteinschichten auch mit durch die Gestaltverhältnisse des unterliegenden ältern Gebirgs, oder durch die wellenförmige Aufschwemmung des Detritus bedingt worden zu seyn. Die Mächtigkeit der Schichten wechselt innerhalb weniger Lachter oft erstaunlich stark, und eine Schicht, die an einem Punkte mehre Lachter mächtig ist, kann sich an einem andern auf wenige Zoll verdrückt haben. Bald breiten sie sich aus, bald legen sie sich wieder an. Auch (thonschieferartig-) gewundene Schichten zeigt die Felsart zuweilen. Die Zerklüftung ist im Ganzen ausnehmend gering. Die Klüfte laufen sowohl saiger als schwebend. Fast allemal bedingen sie ein Zerrissenseyn des Gebirgs und dessen Zertheilung in rhomboedrige Massen. Meist ist der alte Sand frei von zufälligen Einmengungen; selten führt er Kalk-, Gyps-, Baryt- und Feldspath, Eisen- und Kupferkies, Malachit, Kupferlasur, Kupferglas und Buntkupfer, Rothkupfererz, Fahlerz, Kobalt, Zinnober, Bleiglanz, Eisenglanz, Erdpech, mineralische Holz- (Faser-) Kohle (brockenweise eingewachsen), rundliche Nieren von Thon (Thongallen). Die Metalle, eingesprengt, zuweilen gleichsam das Bindemittel der Felsarten ausmachend, umhüllen diese, ihre innern Hohlräume ausfüllend, sind im Ganzen jedoch fast immer zu arm, um bauwürdig zu seyn. Gemeiniglich beschränkt sich die Metallführung auf gewisse, mehr oder minder mächtige Schichten, die selten weit fortsetzen und sich bald erweitern, bald verengern, bald ganz auskeilen. Gänge zeigt die Felsart selten, u. noch seltener haben sie eine bedeutende Mächtigkeit; oft sind sie leer, oft ausgefüllt mit Kalk-, Fluß- oder Schwerspath, Fasergyps, Strontian, Asbest, Quarz und den vorgenannten Metallen. Diese sind fast nie bauwürdig, doch machen hie u. da Quecksilbererz- (Zinnober-) Ablagerungen im alten Sandstein den Gegenstand eines sehr wichtigen Bergbaus aus; so in der Pfalz (Rheinbayern) bei Kusel u. Moschel, in Ungarn, Quito u. Andalusien, wo die berühmten Werke von Almaden darauf bauen. Fossile organische Ueberreste finden sich von Pflanzen selbst der niedrigsten Klasse, den Kryptogamen, sowie von Fischen nur ein paar Arten (Cephalaspis u. Onchus), häufiger Mollusken, als: Avicula, Arca, Cucculäa, Terebratula, Lingula, Turbo, Trochus, Turritella, Bellerophon und Orthoceras. Im Ganzen sind die Versteinerungen nicht zahlreich. Wo der alte Sandstein in größerer Mächtigkeit auftritt (letztere ist zuweilen enorm; so in Süd-Wales über 10,000 Fuß), setzt er meist isolirte Züge aus unförmlichen Bergen zusammen, mit zuweilen ungeheuern, schroffen Felsen und langfortlaufenden senkrechten Wänden. Die Bergrücken sind steil, durch schmale Thäler getrennt und durch tiefe Schluchten in Kuppen getheilt; theils bildet er, wo seine Mächtigkeit minder groß ist, einzelne Höhenzüge, mit wenig erhabenen, durch flache, muldenförmige Thäler geschiedenen Bergen, oft nur Hügel mit sehr gerundeten oder abgeplatteten Gipfeln und mit sanften Abhängen. Letztere führen am öftesten weit gedehnten Thälern zu, und nur da, wo Wasser die Gesteinsmassen durchbrachen, finden sich Engthäler und schmale Schluchten mit senkrechten Mauern, Ufer mit

hohen, drohenden Felswänden, zerstörten Festungswerken ähnlich. Wo er nichts Selbstständiges bilden kann, hat der alte Sandstein seine gewöhnlichste Stelle am Fuße der Ur- und Uebergangsgebirgsketten. Seine Verbreitung erstreckt sich über die ganze Erde. Im Schwarzwald sieht man ihn an den erhabensten Punkten, er ruht dort auf Porphyr und auf Granit. Im Odenwalde und um Heidelberg (Schloßberg) ist er dem Granit und Feldspathporphyr aufgelagert. Im Thüringerwaldgebirge spielt er eine Hauptrolle, sowohl am Fuße der Hauptkette (zu ihren beiden Seiten), als auch im Innern derselben, meist vom Porphyr heraufgehoben und vom Kohlengebirge überlagert. Er bildet beträchtliche Bergzüge, zuweilen stundengroße Gebirgsmassen, erfüllt weite Thäler und steigt in den Schluchten bis zum höchsten Gebirgsrücken hinan. In den Central-Alpen kommt er um Ratenberg, Häring in Tyrol vor rc., ist aber vergleichsweise nicht sehr verbreitet. In den Vogesen macht er den größten Theil der Hauptkette des Gebirges aus. In der Auvergne ruht der alte Sand unmittelbar auf Granit, Gneiß und Glimmerschiefer. Selten sehr mächtig ist er in den Pyrenäen; aber sein Vorkommen ist an beiden Gehängen der Kette weit verbreitet. In Portugal hat er (in der Sierra de Gerres) Uebergangsthonschiefer unter sich. Große Verbreitung hat er in England, wo er überall vom Kohlengebirge überlagert ist, enorme Mächtigkeit in Herefordshire, Worcestershire, Shropshire, Süd-Wales, Devonshire rc. In Schottland umhüllt er mantelförmig den Kamm der grampianischen Kette. In Irland deckt er ein Drittel des ganzen Landes. Im Kaukasus nimmt er die nördlichen Abhänge ein; er deckt die Westseite des Ural. Im Altai bildet er Kuppen bis zu 7000 Fuß Höhe. Sehr großartig tritt er in der Andenkette (Südamerika und Mexiko) auf. In der Provinz Quito überlagert er auf einer Länge von 28 Stunden das ganze Plateau Tarqui und tritt dort bis zur Höhe von 10,000 Fuß herauf; im Parama de Sarar sogar bis 11,500 Fuß. In Peru ist die große Hochebene von Caramarca a. S., so auch das ganze Becken des Magdalenenstromes und seine Umgebungen auf der Breite von mehr als 100 Stunden.

Alter Styl, s. Kalender.

Altersvormundschaft, s. Vormundschaft.

Alterthum, im welthistorischen Sinne jene ganze, der zeitlichen Ausdehnung nach bei Weitem umfangreichste zweite Hauptperiode der Weltgeschichte, in der das Menschengeschlecht anfangs vielfach geschieden und in einzelnen Völkern abgeschlossen auftritt u. später durch Griechenlands Geist und den Arm des mächtigen Rom seinen gebildetsten Gliedern nach zur größern Einheit verbunden ist. Dem A. vorausgeht, als erste Zeit, die Zeit der Sage, welche mit dem Uranfange der Dinge anhebt und in der Sündfluth begraben ward. Dem A. nachfolgt als dritte Zeit das sogenannte Mittelalter, das etwa von der Völkerwanderung bis in das 15. und 16. Jahrhundert reicht, wo durch geographische Entdeckungen, umfassende Erfindungen u. zuletzt durch die kirchliche Reformation abermals ein ganz anderes Leben sich entwickelt, die neue Zeit. Den Begriff des A.s und dessen hervorstechendste Charakterzüge bezeichnet man mit dem Ausdruck antik. Im engern Sinne nennt man A. auch die Urgeschichte jedes einzelnen Volks, dessen Alterthümer oder Antiquitäten dann die aus dieser ältesten Zeit herstammenden Nationaldenkmäler sind, und zwar werden darunter nicht nur die übrig gebliebenen Bau- und Kunstwerke verstanden, sondern der neuere Sprachgebrauch bezieht den Ausdruck auch auf die Kunde der ältesten Sitten, Einrichtungen und Denkmäler eines Volks überhaupt, u. man spricht in diesem Sinne von orientalischen, christlichen, deutschen, französischen, skandinavischen Alterthümern oder Antiquitäten mit demselben Rechte, wie von griechischen und römischen, obwohl die Alterthümer der Griechen und Römer, die man vorzugsweise unter der Benennung die Alten begreift, auch Antiquitäten schlechthin genannt werden. Die Antiquitäten selbst zerfallen in Staatsalterthümer und Privatalterthümer. Jene behandeln die Verfassung, die Rechtspflege, das Polizei-, Finanz- und Kriegswesen, Kultur, Handel, diese dagegen die physischen und geselligen Verhältnisse, wie Familien, Sklaven, häusliche Einrichtung, Lebensweise rc. Ueber die Alterthümer der einzelnen Kulturvölker siehe die betreffenden Artikel. Mit der Erforschung der Antiquitäten beschäftigt sich die Alterthumskunde und Alterthumswissenschaft (s. d.).

Alterthumsforschende Vereine, Vereine, die sich die wissenschaftliche Erforschung und die Erhaltung der Nationaldenkmäler zur Lebensaufgabe gemacht haben. Ihr gemeinsames Strebeziel ist demnach ein dreifaches, nämlich lebendige Förderung allgemeiner und specieller Geschichtsstudien, sichernde und schützende Erhaltung, auch, wo nöthig und möglich, Sammlung der Denkmäler und Alterthümer und deren zweckmäßig geordnete Aufbewahrung, so wie die Niederlegung alles Erforschten in nützlichen und belehrenden Schriften. Zum Theil widmen sie sich mehr dem allgemeinen Vaterländischen, noch mehr aber dem Besondern u. Provinziellen, oder beiden zugleich; ängstliche geographische Abgrenzung ist nirgend anzurathen, eben so wenig ein allzu weites Ausgreifen, wenn die Mittel dazu nicht vorhanden sind. Die meisten geben periodisch in Quartal-, Jahres-, oder in zwanglosen Schriften Resumés ihrer Thätigkeit und berichten über Fortschritte auf dem Gebiete derselben. Kein Verein schließt öffentliche Mittheilung gänzlich aus. Fast alle Vereine sind durch gegenseitigen Schriftenaustausch jetzt verbrüdert und verbündet. Den größten Impuls zur Gründung und Verbreitung der Vereine für Geschichtskunde und Alterthumsforschung in Deutschland neben den bereits bestehenden gab der Freiherr von Stein, indem er in Frankfurt a. M. 1819 die „Gesellschaft für Deutschlands ältere Geschichtskunde" gründete, die sich der bedeutendsten Unterstützung erfreute und tüchtige Unternehmungen, wie das „Archiv" der Gesellschaft, die wichtigen Regesten und hauptsächlich die „Monumenta Germaniae historica", zu Tage förderte. Der lebhaft erwachte Sinn für die Förderung deutscher und gründlicher Geschichtsforschung, der sich über das ganze Vaterland verbreitet hatte, zündete überall. So entstand, während

fast gleichzeitig mit der frankfurter Gesellschaft Professor Büsching in Breslau den „Verein zur Herausgabe altschlesischer Denkmale und Kunst“ gründete, im nächsten Jahr nach Muster und Vorgang der frankfurter Gesellschaft die „Gesellschaft für Geschichte u. Alterthumskunde Westphalens“ durch P. Wigand hervorgerufen. Zu Minden wurde die „Gesellschaft für vaterländische Kultur“ mit einer Specialsektion für Geschichte u. Alterthumskunde fundirt, welche „Westphälische Provinzialblätter“ herausgibt. In Naumburg entstand 1820 der „Thüringisch-sächsische Verein für Erforschung der vaterländischen Alterthümer“ (begründet vornehmlich von Ilgen, Krüger, Streckfuß, Neander, Lepsius), der die „Mittheilungen aus dem Gebiete historisch-antiquarischer Forschungen“ herausgab und 1823 nach Halle verlegt wurde, seit welcher Zeit der damalige Kronprinz (jetziger König) von Preußen das Protektorat übernahm. Dieser Verein veranlaßte in mehren deutschen Städten Zweigvereine. Im Jahr 1821 konstituirte sich der „Verein für nassauische Alterthumskunde und Geschichtsforschung“ (seit 1811 schon blühend), neu, und zu Leipzig trat als Zweigverein des thüringisch-sächsischen in Naumburg der „Sächsische Verein für Erforschung u. Bewahrung vaterländischer Alterthümer“ zusammen, welcher sich mit der nur noch in wenigen Gliedern vorhandenen „Deutschen Gesellschaft“, der schon Gottsched vorstand, 1827 unter der Benennung „Deutsche Gesellschaft zur Erforschung vaterländischer Sprache und Alterthümer“ vereinigt u. neben besondern Jahresberichten „Beiträge zur vaterländischen Alterthumskunde“ herausgibt. Zu Stettin entstand 1824 (15. Oktober) die „Gesellschaft für pommerische Geschichte und Alterthumskunde“, unter dem Protektorate des Kronprinzen von Preußen, mit einer selbstständigen Schwestergesellschaft gleichen Namens in Greifswalde. In „Jahresberichten“, den „Neuen pommerischen Provinzialblättern“ u. den „Baltischen Studien“ bethätigen diese Vereine ihr wissenschaftliches Leben. Zu Hohenleuben lebt seit 1825 der „Voigtländische alterthumsforschende Verein“, welcher „Jahresberichte“ und „Variscia“ veröffentlicht. In Dresden wirkt jetzt mit erneuter Thätigkeit, nachdem er seit 1824 mehre Phasen von Spaltungen durchlaufen, der „Königlich sächsische Verein für Erforschung und Erhaltung der vaterländischen Alterthümer“. Zu Ansbach gründete Ritter von Lang 1827 den „Verein für die Baireuthische Geschichte und Alterthumskunde“ mit dessen „Archiv“, und nach diesem Vorgang entstanden in allen Kreisen Bayerns ähnliche Vereine, die sich der Begünstigung und Unterstützung von Seiten des Königs, Betheiligung der Akademie der Wissenschaften, Eröffnung des Reichsarchives und der Provinzialarchive zu erfreuen haben. Sie nannten sich nach den verschiedenen Kreisen, und die neue auf historischer Basis wurzelnde Kreisbenennung in Bayern wandelte auch die Namen der Vereine theilweise um. Ihre Sitze sind Bamberg, Würzburg, Baireuth, Nürnberg, Passau, Regensburg, Augsburg, Speier, München. In Baden wirkt die „Gesellschaft für Beförderung der Geschichtskunde“ zu Freiburg seit 1828, und zu Sinsheim gründete Stadtpfarrer Wilhelmi die „Sinsheimer Gesellschaft“ zur Erforschung vaterländischer Denkmale der Vorzeit, mit vorwaltender Tendenz auf Nachgrabungen. Besonders regsam in Gründung neuer Vereine zeigte sich das Jahr 1832. Es entstand zu Rottweil in Würtemberg ein „Verein zur Auffindung von Alterthümern“, zu Nürnberg, angeregt durch den Freiherrn von Aufseß, eine „Gesellschaft für Erhaltung der Denkmäler älterer deutscher Geschichte, Literatur und Kunst“, deren Organ der „Anzeiger für Kunde des deutschen Mittelalters“ wurde. In neuerer Zeit ging aus diesen Anfängen das germanische Museum (s. d.) hervor. Zu Münster wurde ein „Verein für die gesammte Geschichtskunde“ gegründet, zu Darmstadt der „Historische Verein“ für das Großherzogthum Hessen, zu Meiningen durch L. Bechstein der „Hennebergische alterthumsforschende Verein“. Das Jahr 1833 sah durch Direktor Rommel, Bibliothekar Bernhardi und Archivsekretär Landau in Kassel den „Verein für hessische Geschichts- und Landeskunde“ entstehen; 1834 entstand zu Kiel die „Schleswig-holstein-lauenburgische Gesellschaft für Sammlung und Erhaltung vaterländischer Alterthümer“ mit Gründung eines „Archivs“. Zu Wetzlar gründete in demselben Jahre der dorthin versetzte Dr. Wigand den „Wetzlarischen Verein für Geschichte und Alterthumskunde“ mit der Vereinsschrift: „Wetzlarische Beiträge für Geschichte und Reichsalterthümer“. In Hannover blüht seit 1835 der historische „Verein für Niedersachsen“ mit dem Organ betitelt „Vaterländisches Archiv“, zu Schwerin der „Verein für mecklenburgische Geschichte und Alterthümer“ mit „Jahrbüchern“, zu Salzwedel wurde 1836 der „Altmärkische Verein für vaterländische Geschichte u. Industrie“ begründet. In St. Wendel, wie zu Ottweiler entstanden „Vereine für Erforschung und Sammlung von Alterthümern“, zu Altenburg ein „Osterländischer Verein“ gleicher Tendenz. An diese große Zahl deutscher Vereine reihen sich im würdigen Wetteifer, neben noch manchen andern Gesellschaften verwandter Richtungen, namentlich in Universitätsstädten, wie Berlin, Königsberg u. a., dann zu Görlitz, Lübeck, Hamburg, Erfurt &c., die zahlreichen vaterländischen Museen mit ihren Vorständen in den Kaiserstaaten Oesterreichs (namentlich das Johanneum zu Grätz [gestiftet 1810], das vaterländische Museum zu Prag [1816], das Ferdinandeum zu Innsbruck [1823], das Franciseum zu Brünn), so wie die Vereine der Schweiz in Bern u. Zürich. Im stammverwandten Norden wirkt zu gleichem Zwecke die (zuerst als Privatverein 1824 von Rafn gestiftete) „königl. Gesellschaft für nordische Alterthumskunde zu Kopenhagen“ (seit 1828) mit glänzenden Erfolgen. Auch in den deutsch-russischen Provinzen, zu Riga, Reval, Dorpat, bestehen Societäten, die für germanische Geschichtsforschung und Alterthumskunde wirken. Verwandte Bestrebungen geben sich auch in andern Ländern kund, wo germanisches Blut, mehr oder weniger, die Volkskörper durchrollt und wärmt. In England hat die „Society of antiquaries“ (Gesellschaft der Alterthumsforscher) zu London seit 64 Jahren ihres Bestehens in 26 dicken Quartbänden eine Ueberfülle antiquarischen Reichthums zu Tage

gefördert. Alle Wissenschaften, denen sonst die Archäologie als Magd dient, erscheinen in diesem Prachtwerke im Gefolge derselben, wie Numismatik, Sphragistik, Heraldik, Topographie, Ethnographie, Etymologie, Rhetorik, Poesie, Malerei, Skulptur, Architektur, und vor Allem die Geschichte, hauptsächlich die angelsächsische, für welche hier ein Schatz der seltensten und interessantesten Kunde aufgespeichert ist. Aber auch andere Gebiete, das indische, ägyptische, babylonische, griechische, römische, amerikanische, gälische und skandinavische Alterthum, noch mehr aber das Mittelalter, dessen Denkmäler, Sitten, Einrichtungen, Geschichte, Künste und Wissenschaften werden hier in mehr als 1200 Abhandlungen mit Eifer und Interesse behandelt, und das Wichtigste ist durch die kostbarsten Abbildungen in Kupferstich zur unmittelbaren Anschauung gebracht. Vaterländische alterthumsforschende Gesellschaften (die Antiquarian Societies) sind überall verbreitet, und keine größere britische Stadt ist jetzt ohne einen solchen Verein, der seine Forschungen auf weitere oder engere Kreise ausdehnt. Auch Frankreich zählt jetzt eine große Reihe a. V. Großes leisteten von jeher die königliche Gesellschaft der Alterthumsforscher zu Paris und die „Société de l'histoire de France“. Wie in Deutschland, so veröffentlichen auch dort die Vereine ihre Ergebnisse entweder durch ein besonderes Journal, oder in zwanglosen Heften und einzelnen Abhandlungen. Außerdem nehmen sich die Staatsinstitute, wie die pariser Akademien der Wissenschaften, Künste und Inschriften der Geschichts- und Alterthumsforschung durch Preisaufgaben und Herausgabe antiquarischer Prachtwerke auf das Förderlichste und in einer Weise an, wie es in Deutschland nicht vorkommt, welchem dagegen der Ruhm bleibt, in Privatvereinen für Alterthumsforschung bis jetzt mehr, als irgend ein anderes Land, geleistet zu haben.

Alterthumskunde u. Alterthumswissenschaft. Erstere ist der Inbegriff aller, auf die Zustände, Vorgänge und Werke des Alterthums bezüglichen Kenntnisse, die sich der Natur der Sache nach vornehmlich in 4 Hauptrichtungen ausbreiten, über die Sprache und Literatur, die Kunst und ihre Denkmäler, die Völker-, Staaten-, Religions- und Sittengeschichte, die Geographie des Alterthums. Sobald die Gegenstände der A. im Ganzen wie im Einzelnen mit wissenschaftlichem Geiste erfaßt, nach bestimmten Principien geordnet und zu einem organischen Ganzen, als Ausdruck des antiken Lebens u. Strebens verbunden werden, so entsteht die Alterthumswissenschaft, welche ihrem materiellen Inhalte nach mit der A. zusammenfällt, aber formell ihr, wie systematisches Wissen der Empirie, entgegensteht und zur Konstruktion ihres Systems gewisser formaler Wissenschaften, namentlich aus dem Gebiete der Philosophie (angewandte Logik, Aesthetik &c.) sich bedient, deren die A. nicht nothwendig bedarf. In der Alterthumswissenschaft gestaltet sich das Studium der alten Literatur zur Philologie, die Wissenschaft der alten Kunst zur Archäologie, die Beschäftigung mit Geschichte erhebt sich zur gelehrten Geschichtsforschung, und selbst die Geographie nimmt so viel als möglich die Form eines Systems an. Nach ihrem ganzen Umfange müßte die A. (und Alterthumswissenschaft) ein Gemälde aller Nationen, aller Zeiten u. Welttheile liefern bis auf den Zeitpunkt, wo der neue Zustand der Dinge eintritt. Ein solches allgemeines Völker- und Staatengemälde besitzen wir noch nicht, sondern bloß ägyptische, indische, hebräische, griechische, römische, deutsche &c. Alterthümer und Materialien zum Aufbau das Ganzen. Das Alterthum der jetzigen europäischen Völker läßt sich kaum bis um Christi Geburt nachweisen, und die meisten Städte sind erst seit dem 8. Jahrh nach Christo gegründet; daher ist das Alterthum hier im Mittelalter zu suchen. Seine Erforschung ist bei den meisten Völkern zum Nationalinteresse geworden u. erfreut sich von Jahr zu Jahr höherer Theilnahme. Am einflußreichsten wie am eifrigsten gepflegt ist aber unbestritten die Beschäftigung mit dem griechischen und römischen Alterthum für die moderne Welt geworden. Dieser Theil der A. allein besitzt eine vollständige Geschichte und ist an vielen Orten zur besondern Berufswissenschaft ausgebildet. Seit dem 14. Jahrhundert haben sich Italiener, Franzosen, Engländer, Niederländer und Deutsche nach der Reihe in Eifer und Liebe zu dem klassischen Studium zu überbieten gesucht, während das übrige Europa mehr oder weniger den einen oder den andern sich anschloß. Anführer der erobernden Legion ist Petrarcha, welcher aus reiner Begeisterung in einer mehr politisch als wissenschaftlich regen Zeit die vergessenen lateinischen Autoren zu sammeln anfing und die griechische Sprache, deren Kenntniß er vom Mönche Barlaam empfing, mit unermüdlichem Eifer empfahl, so wie er nicht weniger Liebe den Kunstwerken widmete und die besten Köpfe Italiens, vorzüglich durch den Ruhm seiner Dichtungen, mit warmer Empfänglichkeit für die Formen und Charaktere des Alterthums erfüllte. Schneller und großartiger ging das Werk vor sich, als seit dem Ende des 14. Jahrhunderts die in der Heimath bedrängten griechischen Gelehrten immer zahlreicher in Italien (seltener in Frankreich) sich niederließen und seit dem Fall von Konstantinopel (1453) dieses als ihre Heimath ansahen, wo besonders die Mediceer die neue Wissenschaft in ihre Obhut nahmen. Was aber der Zusammenfluß so vieler Kräfte bisher gleichsam in den Grenzen einer gleichgestimmten, durch mündlichen Verkehr bewegten Gesellschaft beisammenhielt, drang seit Erfindung der Buchdruckerkunst in jeden Kreis der Oeffentlichkeit auch über die Alpen hinaus, und zwar breiteten sich die Alterthumsstudien zunächst und am meisten in Frankreich, den Niederlanden und England aus. Den meisten unmittelbaren Einfluß auf das praktische Leben hatte die Beschäftigung mit den Alten in England. Hier wurde das höhere Schul- und Unterrichtswesen entschieden auf die Lesung der Alten gebaut, und die Strenge der Methodik, die Beschränkung auf einen mäßigen Stoff, die Oeffentlichkeit und praktische Festigkeit des Volkes wirkten dahin, daß die klassische Welt ein wesentliches Element in der Nationalbildung ausmachte. Von jeher entnahm man in England dem frühzeitigen Umgange mit den Alten jenen Kern gesunder Maximen, welche mit der Sinnesweise des

Geschäftsmannes leicht verschmolzen u. dem britischen Charakter eine ganz eigenthümliche Färbung geben. Die gelehrten Alterthumsstudien der Engländer erhielten ihre Stärke in der Kritik u. Beobachtung des Einzelnen; das antiquarische Verfahren, die historische Methode, selbst die Liebe zur griechischen Mathematik haben sich besser daran angeschlossen, als Geschicklichkeit in der Interpretation u. Forschung über Literatur. Dagegen hat die A. nirgends fleißigere Sammler, sorgfältigere Beobachter der einzelnen Erscheinungen und massenhaftere Magazine erhalten, als in den Niederlanden, wo man sich vorzüglich angelegen seyn ließ, eine gesetzmäßige, diplomatische Kritik, grammatische Genauigkeit u. Beobachtung, Zusammenhang und Vollständigkeit des antiquarischen Wissens und vorzüglich das innere Verständniß des antiken Lebens und schriftstellerischen Geistes herzustellen. Wie die Niederländer in allen Verhältnissen des Lebens der Kunst und Wissenschaft immer sich als dieselben erwiesen haben, genügsam, fleißig, haushälterisch, behaglich in der Ueberlieferung und bürgerlichen Gewohnheit, festhaltend am Realen und Verstandesmäßigen mit kalter Beobachtung: so verarbeiteten sie den ihnen zusagenden Stoff der Alterthumskunde wie einen Erwerb ihres Volks mit gleicher Ruhe, Zähigkeit und Selbstbeschränkung. Anfangs weht ein freier Geist durch die Studien der Niederländer u. noch zu Anfang des 17. Jahrhunderts offenbart sich ein fröhliches Wirken unter den holländischen Gelehrten und Staatsmännern, deren Studien in freier Ausdehnung die weitläufigen Gebiete der lateinischen Stylistik und Grammatik wie der Antiquitäten mit gleicher Schätzung umfaßten. Aber allmählig machte dieser Schwung in historischem und grammatischem Treiben einer bequemern Linguistik und Kompilation Platz, nachdem J. Fr. Gronov und N. Heinsius die kritische Technik und Observation des lateinischen Formelwesens eingeführt hatten, ein stetiger Mechanismus, ein äußerlicher Sammelfleiß wurden allgemeiner und verbreiteten den Hang zur kalten Empirie. Zuletzt waren beim Schluß des Jahrhunderts die Alterthumsstudien eine Sache des Berufs, mit der mannichfaltigsten Gelehrsamkeit nicht minder als mit zünftiger Tradition gerüstet. Die ganze Thätigkeit der holländischen Gelehrten jener Zeit war im innersten Wesen erkünstelt, gedrückt und ideenarm; methodische Gesetze blieben wie das Bewußtseyn eines beseelten Ganzen unbekannt. Mit der Umwälzung der holländischen Republik lösten die zünftigen Ordnungen sich auf, worauf der Ruhm der niederländischen Alterthumsstudien ruhete, der hergebrachte Schematismus wurde bodenlos und die Wahrnehmung so vieler Mängel hat in der neuesten Zeit ein Annähern an nachbarliches Wirken, besonders in Deutschland, befördert. Deutschland hatte nämlich frühzeitig aus Italien die Kenntniß der alten Sprachen und Autoren empfangen, und mit warmer Empfänglichkeit erforschten die weiten Länder der deutschen Zunge sowohl den Gehalt als den klassischen Ausdruck jener Denkmäler. Die Reformation hatte den guten Erfolg, daß man das alterthümliche Sprachstudium auf Universitäten u. Schulen verpflanzte, und das protestantische Deutschland konnte sich im 16. Jahrhundert der eifrigsten Kritiker und Lehrer (von Melanchthon und Sturm gebildet) rühmen. Aber schon gegen das Ende desselben keimte die traurigste Illiberalität auf. Von den lutherischen Theologen ging das handwerksmäßige Verfahren aus, alle Beschäftigung mit dem Alterthum den etwaigen Bedürfnissen der Theologie unterzuordnen und die Schule für eine demüthige Tochter der Kirche auszugeben. Jetzt büßte das Alterthum nicht nur seine Würde, seinen geistigen Zusammenhang mit dem Leben und der Wissenschaft ein, sondern es sah auch seinen Inhalt auf einen kläglichen Auszug zum Nutzen des Unterrichts herabgesetzt und schlich erniedrigt im scholastischen Gewande (ad modum Minelli). Zerstörend wirkten auf das wissenschaftliche Leben auch die nun folgenden dreißig Jahre des Krieges. Erst im Anfange des 18. Jahrhunderts durchdrang man größere Massen, schärfte den Blick für Erklärung, Kritik und Antiquität und machte die A. freier von der Theologie, bis seit der Mitte des Jahrhunderts besonders günstige Umstände für die A. eintraten. Es war jener Zeitraum, in dem ein freier Verein von selbstständigen Geistern die neuere vaterländische Literatur begründete, die Alten zum Gewinn der modernen Bildung ins Leben zurückführte und aus diesem wechselseitigen Verkehr das nationale Streben nach Universalität befruchtete. Winckelmann eröffnete das bisher nur antiquarisch gekannte Reich der Kunst u. mit ihm eine neue Seite der A., einen Schatz unerschöpflicher Ideen, Lessing lehrte strenges Urtheil und unbefangene Methodik auf die Werke der Schrift und der Kunst anwenden. Klopstock, voll zarter Empfänglichkeit für den formalen Sprachstoff, leitete zur Annäherung des Deutschen an das Griechische, die, von ihm geweckt, Voß als Uebersetzer auf das Verdienstlichste bewirkte. Ihnen gesellten sich, jeder auf eigener Bahn und individuellem Standpunkt, Herder, Wieland, Göthe, Schiller zu. Göthe vor Allen wußte den antiken Genius in reiner Nachbildung lichtvoll und kernhaft herzustellen. Durchdrungen von der Nothwendigkeit eines Ganzen, gab Heyne den holländischen Partikularismus auf, welcher nach gerade auch in Deutschland überwiegend geworden war, reihete die früher planlos zerrissenen Disciplinen zusammen, versuchte den ästhetischen Gehalt zur Anschauung zu bringen und allen Berufswissenschaften Etwas darzubieten. Seine Schule verfolgte den gegebenen Anstoß, ohne sich von besonderer Manier und Mischung frei zu halten. Bald griffen auch die Fortschritte benachbarter Wissenschaften ein und forderten zur Prüfung und zum Selbstbewußtseyn auf; die männliche Durchbildung der Philosophie seit Kant, die freisinnigen Bemühungen in der theologischen Exegese, die schärfere Beobachtung der Natur, die Durchbildung der Geographie, Politik &c. mußten die Alterthumsforscher mit neuen Kräften beleben und die zünftige Beschränktheit immer sicherer verbannen. F. A. Wolf, der in Schrift und Lehre das Ergebniß so mannichfaltiger Erscheinungen aufnahm und förderte, vorzüglich aber von Betrachtung der antiken Form ausging, faßte die Summe der bisherigen Kenntnisse in einen wohlgegliederten Organismus zusammen und be-

gründete, was Heyne versucht hatte, die Alterthumswissenschaft. Nach seiner Darstellung zerfällt die ganze Wissenschaft in 24 Disciplinen, die sich in 4 größere Gruppen ordnen: grammatische Studien (philosophische, griechische, lateinische Grammatik); kritische Rhetorik (Hermeneutik, Kritik, prosaische und metrische Komposition); Geschichte der Griechen und Römer mit ihren Hülfswissenschaften (Geographie und Uranographie; alte Universalgeschichte, Chronologie und historische Kritik; griechische und römische Alterthümer, häusliche und öffentliche; Mythologie beider Völker; griechische, römische Literaturgeschichte; Geschichte der redenden Künste und Wissenschaften bei den Griechen und bei den Römern, mimetische Künste); eigentliche Archäologie, oder das Studium der Antiken (Notiz von den noch übrigen Denkmälern und Kunstwerken der Alten, archäologische Kunstlehre; Geschichte der zeichnenden und bildenden Künste; Geschichte der Architekur, Numismatik; Epigraphik). Die großen Begebenheiten, welche in den letzten Jahrzehnten in Deutschland fast alle Gebiete des Wissens und der Gelehrsamkeit aufregten oder einer neuen Gestaltung unterwarfen, haben auch auf die A. ihren Einfluß geübt. Einerseits wirkte das Wachsthum in politischer Reife, wodurch das römische Recht quellenmäßig ergründet, die historische Kritik in einer niebewiesenen Umsicht und Schärfe geltend gemacht und das Gewebe der alten Verfassungen bis in seine verborgenen Ursprünge geregelt u. aufgelöst wurde, woran sich die Vergleichung der Sprachen, gestützt auf ein unbegrenztes Material, die von dortgewonnene Prüfung der grammatischen Empirie (Hermann, Buttmann, Schäfer, Lobeck, Thiersch), der Trieb, alle literärischen Denkmäler im Sinne von Kunstwerken zu begreifen, zu richten und in vernünftiger Einheit zu verketten, schlossen, und auf der andern Seite das ernstliche Streben, durch Spekulation und religiöses Ahnen das Alterthum in seiner sittlichen Tiefe zu verstehen und innerhalb einer von Anbeginn waltenden Geistigkeit die Vergangenheit mit der Gegenwart auszugleichen (Creuzer, Nitzsch, Hegel). Von dieser doppelten Richtung zum äußern und innern Organismus der alten Welt, welche einen, wie historisch, so geistig vollendeten Kreis bildet, hat die A. wissenschaftliche Ergänzungen der besten Art erfahren. Denn wie sich dort ein Hinneigen zum Realistischen, zur geschlossenen Polyhistorie, ein Zersplittern des Alterthums in Alterthümer regt, so hier ein Uebergewicht des Subjektiven, der unmethodischen Deutungslust. Unsere Gegenwart ist in Ausgleichung dieser Gegensätze, in Ausbildung der besten Methodik und Verarbeitung der besondern Fachwerke beschäftigt; im Ganzen ist aber jetzt weniger Produktivität als in den letztvergangenen Decennien zu erkennen.

Alter vom Berge (arab. Scheich-ul-Dschebal), Titel, den sich Hassan-ben-Sabbah, der Gründer der mohammedanischen Sekte der Assassinen (s. d.), beilegte und den die Häupter derselben seitdem führten.

Alter-Weiber-Sommer (aestas volitans), auch fliegender Sommer, Flugsommer, Sommerflug, Graswebe ꝛc., das feine weiße Gewebe einer kleinen Feldspinne, welches bisweilen im Frühjahre, öfter im Spätherbst Felder und Wiesen überzieht, vom Winde von den Halmen losgerissen in der Luft umherfliegt und fadenförmig an erhabenen Gegenständen sich anhängt. Der Volksglaube früherer Jahrhunderte brachte den fliegenden Sommer in Verbindung mit den Göttern. Nach Einführung des Christenthums bezog man ihn auf Gott und Maria, weshalb er in Frankreich Fils de la Vierge, im südlichen Deutschland Mariengarn, Marienfaden oder Frauensommer, in England Gossamer (Gottes Schleppe) genannt wird; in Schweden heißt es Dvärgsnät (Zwergsnest). Nach Latreille gehört das Gewebe jungen Luchs- oder Wolfsspinnen (Lycosa) an, oder Individuen aus der Gattung Epeira und Thomisus, nach Andern von Aranea extensa, Tetragnatha extensa, oder von Aranea obtextrix. Sie werden wohl selbst mit ihrem Gespinnste vom Winde aufgehoben und in die Luft fortgeführt (darum auch Aranea aëronautica genannt); auf abgestorbenen Grashalmen sieht man oft 20 — 40 bei einander. Der Alte-Weiber-Sommer zeigt sich in ganz Europa; im Frühjahr sagt man: „der Sommer kommt an"; im Herbst: „der Sommer zieht weg". An Chaucer fand der Alte-Weiber-Sommer seinen Dichter.

Altes Testament, s. Bibel.

Alte Welt, die östliche Halbkugel der Erde mit den Erdtheilen Europa, Asien und Afrika, im Gegensatz der neu entdeckten Länder der westlichen Halbkugel, Amerika und Oceanien oder Polynesien. Oft wird Australien, obwohl der zuletzt bekannt gewordene Erdtheil, der geographischen Lage seines Kontinents wegen, mit zur a.n W. gezählt, und Amerika macht dann die neue Welt allein aus. In Beziehung auf Zeit versteht man unter den Völkern der a.n W. diejenigen Nationen, die in Asien, Afrika und Europa vor dem Erscheinen des Christenthums auftraten; auch begreift man unter dem Ausdruck a. W. zuweilen das gesammte Kulturleben jener Völker. Vergl. Erde.

Altfränkisch, überhaupt Alles, was aus der Mode ist, besonders in Bezug auf Sitten, Trachten und Formen, aber auch auf Charakter und Denkungsweise. Man leitet den Ausdruck von den Franken ab, die ihre germanischen Sitten in Gallien beibehielten.

Altfürstliche Häuser, zur Zeit des deutschen Reichs diejenigen Fürstenhäuser, welche auf dem deutschen Reichstag von 1582 schon Sitz und Stimme unter den Fürsten hatten. Sie standen im Range über jenen Reichsständen, welche erst später gefürstet wurden. Es gehörten dahin die Erzherzoge von Oesterreich, die Pfalzgrafen bei Rhein, die Herzoge zu Sachsen, die Markgrafen zu Brandenburg (nicht aber die Fürsten von Hohenzollern), die Herzoge zu Braunschweig, die zu Würtemberg, die Landgrafen zu Hessen, die Markgrafen zu Baden, die Herzoge zu Mecklenburg, zu Holstein, die Fürsten zu Anhalt, zu Aremberg; auch die Fürsten von Ligne wurden dazu gerechnet, obwohl sie erst 1592 gefürstet wurden. Die übrigen Häuser hießen neufürstliche, unter denen man wieder solche unterschied, die Sitz und Stimme auf den

Reichstagen hatten, wie die Hohenzollern, Lobkowitz, Salm, Dietrichstein, Nassau, Auersperg, Fürstenberg, Schwarzenberg, Liechtenstein, Thurn u. Taxis und Schwarzburg, und solche, die nicht im Fürstenkollegium saßen, wie die Waldeck und die Reuß.

Altgeorgswald, österreichischer großer, gewerbfleißiger Markt im böhmischen Kreise Leitmeritz, mit 3700 Einwohnern, die Leinweberei u. Baumwollenmanufaktur treiben.

Altgesell, der älteste Gesell einer Handwerker-Innung. Er genießt manche Vorrechte, präsidirt auf den Gesellentagen, führt die Büchse für die Unterstützung armer, gebrechlicher, oder sonst hülfsbedürftiger Gesellen rc.

Alt-Gradisca, österreichische Festung in der slavonischen Militärgrenze, im Generalat Peterwardein, Regimentsdistrikt Gradisca, an der Save, mit 1200 Einw. und einer katholischen und einer griechischen Pfarrkirche. Nicht weit davon ist das Grab des Christen Gaibia. Derselbe hatte den Türken 1683 den unglücklichen Ausgang ihres Feldzuges gegen Wien vorhergesagt, wurde von denselben erschlagen, später aber, nachdem seine Prophezeihung eingetroffen war, von ihnen als Prophet und Heiliger verehrt. Die christlichen Gefangenen im Depot von Gradisca mußten ehedem das Grab rein erhalten und erhielten dagegen die Opfer der Türken, die aus Asien und Afrika hieher kamen. Nahe dabei liegt Neu-Gradisca und jenseit der Save die türkische Festung Berbir oder Türkisch-Gradisca.

Althäa, Tochter des Flußgottes Thestius, Gemahlin des Oeneus, Königs von Calydon, u. Mutter des Meleager, Toxeus, Thyreus u. Clymenus, der Gorge u. Dejanira. Als Meleager im Streite über die Haut des kalydonischen Ebers, die er der geliebten Atalante zuwenden wollte, die Brüder seiner Mutter erschlagen hatte, bereitete ihm die Erinnys den Untergang. Nach Andern hatte A. während ihrer Schwangerschaft einen Oelzweig gegessen, gebar darauf den Meleager, und die Mören verkündeten ihr, wenn das Scheit, das eben auf dem Herde lag, verbrannt seyn würde, würde ihr Kind sterben; sie zog daher das Scheit aus dem Feuer und verwahrte es sorgfältig in einer Kiste; als aber Meleager ihre Brüder erschlagen hatte, warf sie es im Zorne ins Feuer und Meleager starb: alte ätolische Mythen, von der nährenden Mutter Erde (Althäa), dem Weinstocke (Oeneus) und wilden Oelbaume (Agrialäa, Meleagros).

Althäa (Eibisch), Pflanzengattung der natürlichen Familie der Malvaceen, mit doppeltem Kelch (der äußere 6—9-, der innere 5spaltig) und vielen einsamigen Kapseln. Von den bekannten 28 Arten sind einige in Deutschland einheimisch, besonders A. officinalis *Linn.*, gemeiner Eibisch, weiße Pappel, eine perennirende krautartige Pflanze, mit gezähnten weichfilzigen Blättern und großen fleischfarbigen Blüthen, in feuchten Gebüschen in Deutschland wild wachsend, auch kultivirt. Wurzel und Blätter, seltener die Blüthen, werden als erweichende, zertheilende Mittel angewandt als Althäsaft, Althäpaste, Althäsalbe rc. Die Pflanze liebt fetten und feuchten, auch salzigen Boden und läßt sich durch Samen im Frühling oder Wurzeltheile im Herbst vermehren. Die Pflanzen müssen 2 Fuß weit von einander stehen da sich ihre Wurzeln sehr ausbreiten. Als Zierpflanzen werden kultivirt: A. cannabina *Linn.*, perennirend, krautartig, mit handförmig gefingerten Blättern, rosenfarbigen Blüthen, blüht im Juli bis Spätherbst u. ist in Oesterreich, auch bei Jena heimisch; A. ficifolia *Cav.*, Goldmalve, zweijährige Pflanze, in Sibirien heimisch, mit 7lappigen, handförmigen Blättern, gelben, oft gefüllten Blumen, blüht von Juli bis September, besonders aber A. rosea *Linn.*, Stockrose, Pappelrose, Rosenmalve, eine zweijährige, auch perennirende Pflanze, aus dem Orient stammend, mit hohem, aufrechtem, vielblumigem Stengel, herzförmigen, runzligen 5—7eckigen Blättern, großen, oft gefüllten Blüthen, von denen die schwarzrothen als Flores malvae arboreae als Gurgelthee officinell sind. Von der letzteren Art ist A. chinensis, Zwergmalve (1—2jährig), eine sehr schöne niedrige Abart. A. ficifolia u. rosea werden von Manchen zu Alcea gerechnet. Zur Kultur der drei letztgenannten Species im Freien wird der Same im März oder April auf ein lockeres Beet gesäet und die Pflänzchen im Juli oder August einzeln und nicht zu dicht an die bestimmten Plätze, am besten in lockern, fetten, tiefgegrabenen Boden gesetzt. A. chinensis, etwas empfindlicher gegen die Kälte, als die gewöhnliche rosea, im zweiten, auch wohl im dritten Jahr blühend, verlangt im Freien einen guten, nicht zu nassen Boden und bei strengem Froste eine Laubdecke. Sie eignet sich in manchen sehr gefüllten Varietäten sehr gut zur Stubengärtnerei.

Althaldensleben, Flecken in der preußischen Provinz Sachsen, Reg.-Bez. Magdeburg, Kreis Neuhaldensleben, an der Beber (Bewer), hat 1500 Einwohner, eine evangelische und eine katholische Kirche, mit einer Menge Fabrikanlagen, besonders in den Gebäuden des ehemaligen Klosters. Vor einigen 40 Jahren kaufte der berühmte Nathusius das hiesige Klostergut mit den weitläufigen Gebäuden und dem dazugehörigen Vorwerke Glüsig und machte den früher armen u. unbedeutenden Ort zum Mittelpunkt einer Industrie, die zu jener Zeit in ganz Deutschland ihres Gleichen nicht fand und, indem sie allgemein zur Nacheiferung spornte, zur industriellen Entwickelung im Vaterlande ungemein viel beigetragen hat. Nathusius faßte die Idee, erst den Landbau auf seinen Gütern zu vervollkommnen, sodann allmählig die daselbst zu gewinnenden Produkte in eignen Fabriken durch alle Stufen der Veredlung zu führen und dadurch sich und den auf seinem Gebiete lebenden Einwohnern zu größerm Wohlstande zu verhelfen. Er begann mit dem, nach einem großartigen Plane entworfenen Umbau der Wirthschaftsgebäude, worauf eine totale Reform der Feldwirthschaft folgte, nachdem er die Eigenthümlichkeit des Bodens durch die verschiedensten Versuche geprüft hatte. Die Veredelung der Schafzucht trieb er auf den höchsten Gipfel. Aus den vorhandenen weiten Wüstungen schuf er Wälder von Obstbäumen (er pflanzte über 30,000 Stämme) und große Flurentheile wandelte er in Gärten um, in welchen er die edleren Nutzgewächse zog. Gewächshäuser in denselben dienten zu Versuchen, ausländische Pflanzen allmählig zu akklimatisiren und heimisch zu machen. Auf

einer Strecke von 130 Morgen zog er amerikanische Holzarten und versorgte damit die Lustgärten rc. von ganz Deutschland. Ferner ließ er sich Getreidearten aus allen Weltgegenden kommen und prüfte sie mehre Jahre hindurch in Bezug auf ihren Ertrag; die den höchsten gaben, wurden sodann im Großen angebaut. Nächstdem legte er nach englischen Mustern in den Klostergebäuden Brauereien an, wo er theils wohlfeiles Landbier, theils Ale und Porter aus selbstgezogenem Malz und Hopfen brauete, die den londoner Bieren nichts nachgaben; an diese Anlage reihete er Branntwein-Brennereien und Liqueurfabriken. Seine in A. angelegten Mühlen nach amerikanischer Art (die ersten in Deutschland) lieferten die edelsten Mehlgattungen und eine nach italienischen Vorbildern eingerichtete Nudelfabrik fertigte alle Arten von Maccaroni, den ausländischen gleich. Seine Graupen- und Griesmühlen thaten es den holländischen zuvor. Den gezogenen Raps, den Lein- und Mohnsamen schlug er zu Oelen und eine eigene Raffiniranstalt läuterte sie. Das gewonnene Obst und die Erzeugnisse seiner großen Beerenplantagen verwandelte er in Wein, und eine etablirte Raffinerie von westindischem Zucker schuf er in eine Runkelrübenzuckerfabrik um, sobald dieser Gewerbzweig unter veränderten Verhältnissen gewinnbringend geworden war. Große Thonlager, die er auf seinen Gütern gefunden, machte er durch Ziegeleien rc. zu Quellen des Reichthums für sich und zu Quellen des Verdienstes für viele hundert Hände, und eine Steingutfabrik brachte eiserne Beharrlichkeit zur höchsten Blüthe. Bald wurden die nathusiusschen Fabrikate weltbekannt, u. da Nathusius alle Geschäfte auf die Basis solider merkantiler Grundsätze stellte, so wendeten sich die Konsumenten vorzugsweise dahin, wo sie gewiß waren, gut u. reell bedient zu werden. Auf diese Weise hob sich der jährliche Verkauf der althaldensleber Fabrikate bis auf 1 Mill. Thaler u. statt der 200 in Lumpen gekleideten, verdienstlosen Armen, die Nathusius in A. fand, leben jetzt hier an 1900 Einwohner, zum Theil sehr wohlhabende Leute und aus den höhern Angestellten und Administratoren der Fabriketablissements setzt sich ein weiter Kreis von gebildeten Menschen zusammen. Sogar eine Buch- und Steindruckerei findet hier ihre Rechnung. Der Schauplatz dieses reichen industriellen Lebens, das ehemalige einst güterreiche Nonnenkloster soll schon 965 von einem Grafen Gero von Haldensleben gegründet worden seyn, stand unter der Schutzgerechtigkeit Heinrichs des Löwen und kam dann in gleicher Eigenschaft 1193 an das Erzbisthum Magdeburg. Im Jahre 1228 führte der Erzbischof Albrecht die Regel der Cistercienser ein. In Folge der Reformation wurden seit der Mitte des 16. Jahrhunderts auch evangelische Jungfrauen aufgenommen, und Kurfürst Friedrich III. von Brandenbueg befahl 1694, daß zu Pröpsten nur Evangelische erwählt werden sollten. Aufgehoben ward das Kloster unter der westphälischen Regierung. Im Forste von A. finden sich Spuren der 1312 zerstörten Tempelherrenburg Wichmannsdorf.

Altheim, 1) Marktflecken im würtemberg. Oberamt Ulm, im ehemaligen Albgau, mit 1000 Einw. Hier fand am 7. April 1372 ein Gefecht zwischen dem Städtebund und dem Grafen Eberhard von Würtemberg Statt. A. gehörte zuerst zum Gebiet von Ulm, kam 1803 an Bayern u. 1810 an Würtemberg. — 2) (Hohen-A.) Dorf im bayerischen Kreis Schwaben, mit Lustschloß und 500 Einwohnern, Sommeraufenthalt des Fürsten von Oettingen-Wallerstein. Hier ward 916 ein Reichstag und eine Kirchenversammlung abgehalten.

Althochdeutsch, s. Deutsche Sprache.

Althorp, Viscount, s. Spencer.

Althusius, Johann, Rathsherr in Emden, berühmter Rechtsgelehrter, rüstiger Kämpfer für Licht und Vernunft, um 1557 wahrscheinlich zu Diedershausen in der Grafschaft Sayn-Wittgenstein-Berleburg geboren. Er wurde 1590 Professor der Rechte zu Herborn und 1604 Syndikus in Emden, wo er bald die Freundschaft Menso Altings sich erwarb, in dessen Geiste er die Angelegenheiten Emdens fortleitete, bis er 1627 zum Aeltesten des reformirten Kirchenrathes erwählt ward. A. † 1635 und hinterließ den Ruhm, einer der Ersten gewesen zu seyn, welche dem Unwesen der Herenprozesse mit Erfolg zu steuern verstanden. Von seinen Schriften sind besonders hervorzuheben: „Jurisprudentiae romanae methodice digestae libri II" (Basel 1586 u. 1589, Herborn 1673) und „Politica methodice digesta" (das. 1603).

Altieri, alte fürstliche Familie zu Rom, wo sie einen schönen, nach der Zeichnung des jüngern Rossi erbauten Palast besitzt, der reiche Kunstschätze (z. B. Gemälde von Tizian, von Guido Reni, Salvator Rosa, Claude Lorrain, Vandyck rc.) enthält. Der jetzt lebende Fürst Ludovico, geboren am 17. Juli 1805 zu Rom, war früher als Prälat Mundschenk Leo's XII., wurde dann Studiendirektor und ging 1836 als Nuntius nach Wien. Im J. 1837 ward er Erzbischof von Ephesus, 1845 Kardinal, 1846 Sekretär der Bittschriften, 1847 Präsident der Comarca di Roma. Im J. 1845 wurde er Mitglied des geheimen Konsistoriums zur Erweiterung des Staatsgrundgesetzes, am 2. Mai d. J. Staatssekretär der auswärtigen Angelegenheiten und hielt am 5. Juni bei Eröffnung der Kammern im Namen des Papstes die Thronrede. In den Jahren 1849—50 war er Mitglied der außerordentlichen Regierungskommission, die den Kirchenstaat bis zu Pius' IX. Rückkehr im April 1850 verwaltete, und bereiste 1851 in diplomatischer Sendung den Kirchenstaat, Mailand rc. — Unter dem Namen eines Fürsten Alessandro Clemens A. und Abgesandter der röm. Kurie trat ein gewisser Luigi Stef. Giovanni Berutti aus Cava zuerst im Sept. 1850 mit falschen päpstlichen Vollmachten in Deutschland, später in Ungarn und zuletzt in Posen auf, übte geistliche Funktionen u. wußte von höheren Geistlichen große Summen zu erschwindeln. Er ward im März 1851 in Posen verhaftet und nach Rom gebracht.

Alting, Menso, Begründer der Alleinherrschaft der reformirten Kirche in Emden, 1541 in Holland geboren, studirte zu Köln Theologie und trat zur reformirten Kirche über. Im J. 1565 hielt er sich in Heidelberg auf, wurde 1572 daselbst

und 1575 zu Emden Prediger. Unter seiner Einwirkung kamen 1599 die ostfriesischen Konkordate zu Stande.

Altinum, oberitalienische Stadt im Lande der Veneter am Silis, jetzt das Dorf Altino, in schöner, sehr besuchter Gegend. A. war der Stapelplatz der Waaren aus dem südlichen Italien nach den nördlichen Gegenden. Nach der Zerstörung unter Attila ließen sich die Bewohner auf den benachbarten Inseln der Lagunen nieder, und daraus erwuchs in der Folge das heutige Venedig.

Altkettenhof, Dorf im Erzherzogthum Oesterreich, an der Schwechat, mit 1000 Einw. Hier ist eine der größten Kattunfabriken des Kaiserstaats, die über 1500 Arbeiter beschäftigt und jährlich 60—80,000 Stück liefert.

Altmann, Karl, bedeutender Genremaler u. geschätzter Aquarellzeichner der Gegenwart, ward 1800 zu Feuchtwangen geb. In Dresden gebildet, wählte er München zu seinem Wohnsitz. Das frische, freie, fröhliche Leben der Bewohner des bayerischen Hochlandes übte einen solchen Zauber auf seinen Pinsel, daß er vorzugsweise Scenen des Gebirgslebens zu mäßig großen Bildern in Oel wählte. A. versteht sich auf das Stillleben und das Lyrische der Natur nicht minder, wie auf ihren epischen Humor und ihre drastischen Momente. Dabei ist sein Kolorit angenehm, seine Komposition wohlgedacht, seine Ausführung fleißig.

Altmark (Alte Mark), das Stammland der Mark Brandenburg, der kleine Kern der jetzt über so viele Länder gebietenden preußischen Monarchie, gegenwärtig großentheils zur Provinz Sachsen, Reg.-Bez. Magdeburg, gehörig. Die A., früher die Mark Nordsachsen, die Nordmark, die Mark schlechthin, das Land jenseit der Elbe genannt, erhielt ihren Namen erst seit 1325, hatte zu verschiedenen Zeiten andere Grenzen und begriff seit dem 15. Jahrh. die Gegenden zwischen der Elbe, Braunschweig-Lüneburg, der Priegnitz und dem Herzogthum Magdeburg. Sie zerfiel gegen das Ende des 18. Jahrhunderts in 6 landräthliche Kreise (jetzt 4: Stendal, Salzwedel, Osterburg und Gardelegen) und enthielt auf einem Flächenraum von 76,^{75} □Meilen 13 Städte und Flecken, 550 Dörfer, Kolonien, Vorwerke ꝛc., mit ungefähr 98,000 Einwohnern. Die Hauptstadt war Stendal, mit dem Obergerichte für das Land. Die größte Ausdehnung der Landschaft von Osten nach Westen oder von Werben an der Elbe bis Diesdorf, betrug 9 Meilen, und von Norden nach Süden oder vom Dorfe Stresow bei Schnackenburg bis Uhrsleben bei Erxleben, 11 Meilen. Der Boden der A. ist eben, und nur im Südwesten erhebt sich eine nicht unbedeutende Hügelreihe, wovon der Dolchauerberg im Biesethale der höchste ist. Flüsse sind: die Elbe, welche die Grenze bildet und hier die Tanger und Ohre aufnimmt, die Jetze mit der Dumme oder Döhme und Becke, der Aland, zu dessen Gebiete die Biese, Milde, Uchte, der Zehrengraben und die Kositte gehören. Von den zahlreichen Brüchen sind sehr viele, wie der Drömling, der Mildebruch bei Kalbe u. a., durch Abzugskanäle theilweise oder ganz zu Wiesen umgeschaffen. Der bedeutendste See ist der merkwürdige Arendsee. Die A., obwohl an vielen Stellen sandig und mit Waldung bedeckt, hat doch in den Niederungen sehr guten Gras- und Ackerboden. Die fruchtbarsten Striche sind: die Wische, zwischen der Elbe und dem Aland, von Seehausen bis zur lüneburgischen Grenze, und die Geest. — Nach Tacitus und den spätern Chronisten wohnten in diesen Gegenden anfangs die Longobarden, umgeben von mehren zum Suevenbunde gehörigen Völkerschaften, worunter namentlich die Semnonen, als ihnen befreundet, jenseit der Elbe, erwähnt werden. Frei von römischer Tributpflichtigkeit vereinigten sich diese Völker nach dem Siege des Arminius (9 n. Chr.) mit den Cheruskern und später mit den Sachsen, zu deren Gebiete (Ostphalen) die A. beim Untergange des Thüringerreichs (528) noch gehörte. Nach der Auswanderung der Longobarden und Semnonen zu Anfang des 5. Jahrhunderts ließen sich hier die anfangs im Mecklenburgischen wohnenden Warner (Guarner, Varini) zum Theil nieder und lebten mit den seit 534 bis an und selbst über die Elbe vorgedrungenen Slaven, den Wilzen u. A. in beständigen Kriegen. Seit 804 unterwarf sich Karl der Große sämmtliche deutsche und slavische Bewohner der A. und zwang sie zur Annahme des Christenthums, so wie zur Anerkennung der kaiserlichen Oberherrschaft, ohne daß jedoch ihr Land dem fränkischen Reiche einverleibt wurde; es behielt vielmehr seine eigenen Fürsten und der Eroberer begnügte sich damit, viele Kolonien anzulegen. Nach Karls Tode (814) begann der alte Kampf zwischen den Deutschen und den auf der rechten Seite der Elbe wohnenden Slaven mit erneuerter Heftigkeit. Letztere drangen unter Ludwig dem Deutschen wieder über die Elbe in die A. und behaupteten dieselbe, mit Verdrängung der deutschen Bewohner, bis zur Zeit des Kaisers Heinrich I. Dieser Fürst unterwarf das Land wieder dem deutschen Reiche, errichtete daselbst zur Vertheidigung des eroberten Gebietes u. zum Schutze der Grenzen die sogenannte Nordmark, mit Burggrafen u. einem Markgrafen als Oberbefehlshaber an der Spitze, legte Burgen und Städte an (Salzwedel, Arneburg, Tangermünde, Werben, Seehausen, Osterburg, Gardelegen) u. bevölkerte das Land mit deutschen Kolonisten. Schon unter dem ersten Markgrafen Bernhard überschritten indessen die Wilzen 929 die Elbe wieder und nach dem Tode seines Nachfolgers Gero reizte Markgraf Theodorich die Slaven zum Aufstand, in Folge dessen alle bisherigen Eroberungen der Deutschen auf dem rechten Ufer der Elbe wiederum verloren gingen, die neu errichteten Bisthümer Havelberg und Brandenburg, so wie das dort beginnende Christenthum selbst vertilgt wurden, und die slavischen Völker sogar diesseits der Elbe das sogenannte Balsamerland besetzten. Weder Theodorichs Nachfolger Lothar, aus dem Geschlechte der Grafen von Walbeck, noch sein Sohn und Nachfolger Werner vermochten das Verlorene wieder zu erwerben, obwohl letzterer durch den Frieden zu Werben 1003 den Einbrüchen und Verwüstungen der Slaven in der Nordmark vor der Hand ein Ziel setzte. Unter den folgenden Markgrafen, Bernhard I.

und II., dauerte die Ruhe fort, unter Wilhelm brach jedoch die alte Feindschaft der slavischen Bewohner von Neuem aus, in Folge deren Werben wiederum 1035 von den Wenden eingenommen wurde, was indessen ihre Unterwerfung und Erhöhung des Tributs nach sich zog. Markgraf Wilhelm versuchte selbst, die Herrschaft der Deutschen und des Christenthums über die Elbe auszubreiten, verlor aber in einer Schlacht an dem Zusammenflusse der Elbe und Havel bei der Burg Pritzlava (Werben) 1056 Sieg und Leben. Von jetzt an regierten, mit wenigen Unterbrechungen, von 1056—1133, Markgrafen aus dem Geschlechte der Grafen von Stade über die Nordmark. Unter ihnen wurde der erste Grund zur Vererbung der markgräflichen Würde in einer bestimmten Familie gelegt, obwohl dieses Erblichkeitsprincip erst nach Albrecht dem Bären zu voller Geltung gelangte. Udo's I. Versuch, sich von Sachsen unabhängig u. die Verwaltung der Mark in seinem Hause erblich zu machen, mißlang. Doch folgte ihm sein ältester Sohn Heinrich (1083—1087) u. nach dessen Tode sein zweiter Sohn Udo II., welcher kraftvoll die steten Angriffe der Slaven zurückwies und selbst Brandenburg 1101 wiederum auf einige Jahre unter die Herrschaft der Deutschen brachte. Sein Sohn, Heinrich II., trat, nachdem er bisher unter Vormundschaft gestanden, 1114 die Regierung an, starb aber, ohne den Slaven das von ihnen nochmals eroberte Brandenburg entrissen zu haben, schon 1128, worauf Kaiser Lothar den Grafen Konrad von Plötzke zum Nachfolger im Befehl über die Nordmark ernannte. Die Regierung desselben wurde aber durch einen Grafen Udo von Stade, welcher Erbansprüche auf die markgräfliche Würde machte, vielfach gestört, bis dieser in einem Treffen bei Lückstädt 1130 durch den Grafen Albrecht von Ballenstädt erschlagen wurde. Zu Konrads Nachfolger in der Markgrafschaft ernannte Lothar 1142 den tapfern Grafen von Ballenstädt oder Askanien, Albrecht den Bären, welcher dafür seinen Ansprüchen auf das Herzogthum Sachsen entsagte. Mit dem Regierungsantritte dieses Fürsten trat in den bisherigen Verhältnissen der Nordmark eine Aenderung ein, welche nicht bloß für die Geschichte dieses Landes, sondern auch für ganz Deutschland bedeutend geworden ist. Durch die Zertheilung Sachsens nach dem Falle Heinrich des Löwen nämlich wurde die Abhängigkeit, in welcher die Mark bisher zu Sachsen gestanden hatte, aufgehoben, und anderweitige Begünstigungen der Kaiser sicherten dem Markgrafen nicht nur größere Selbstständigkeit, sondern erweiterten auch den Umfang seiner Besitzungen, welche die Grundlage zum Uebergange aus einer bloß militärisch-administrativen zur landesherrlichen Gewalt bildeten. Dazu kamen die im Osten der Elbe gemachten Eroberungen und Erwerbungen, welche sich über die Mittelmark, Priegnitz und einen Theil der Neumark erstreckten, die Macht des askanischen Hauses erhöhten und die Veranlassung waren, daß Albrecht den bisher von ihm und seinen Vorgängern geführten Namen des Markgrafen von Soltwedel (Salzwedel) mit dem Titel eines Markgrafen von Brandenburg, als dem Hauptorte des erworbenen Landes, vertauschte. Die weitere Geschichte der A. s. unter Brandenburg.

Altmaß, das für den geklärten, ausgegohrenen Wein hier und da gebräuchliche besondere Maß, im Gegensatz zu dem Jungmaß für den trüben jungen Wein und den Most. Jenes heißt anderwärts auch Helleichmaß, dieses Trübeichmaß.

Altmeister, s. v. a. Obermeister, Name des Vorstandes einer Innung; im Freimaurerwesen ein Ehrentitel, welcher den abgehenden, vorsitzenden Meistern beigelegt zu werden pflegt.

Altmühl, ansehnlicher Nebenfluß der Donau in Bayern, entspringt in der Nähe von Burg-Bernheim auf dem südlichen Abhange des fränkischen Landrückens, 1 Meile von Windsheim, 3 Meilen von Ansbach, läuft in südöstlicher Richtung an Leutershausen und Gunzenhausen vorüber, wendet sich unterhalb Pappenheim mehr nach Osten, geht dann in vielen Krümmungen auf Eichstädt, Beilngries und Dietfurth, nimmt von hier wieder eine mehr südliche Richtung an und ergießt sich endlich unterhalb Kelheim in die Donau. Ihre Länge beträgt ungefähr 27 Meilen. Die A. ist reich an Karpfen, Hechten und Krebsen, welche oft eine erstaunliche Größe erreichen. Die häufigen Ueberschwemmungen der A. sind sehr befruchtend und ihr Thal hat die schönsten üppigsten Wiesen. Vorzüglich gut ist das Wasser zum Bierbrauen, wie denn die Altmühl-Städte in dieser Beziehung fast alle Ruf haben. Während ihres Laufes nimmt die A. gegen hundert kleine Bäche und Flüsse auf, wovon die bedeutendsten: die Wieseth bei Ohrnbau, die Schambach bei Dietfurth, die Mörach bei Treuchtlingen, die Schwarzach bei Kinding, die Sulz bei Beilngries und die Laber bei Dietfurth. Schon Karl der Große hatte den Plan, die A. mit der schwäbischen Rezat (welche sich bei Georgsgemünd mit der fränkischen Rezat vereint) und somit den Main und den Rhein mit der Donau, das schwarze Meer mit der Nordsee zu verbinden. Er ließ zu diesem Behufe in der Nähe von Weißenburg einen noch jetzt sichtbaren Kanal (Fossa) anfangen, jedoch wurde das Werk nur 2000 Schritt fortgebracht und blieb wegen schneller Versumpfung und wegen des wieder beginnenden Sachsenkrieges unvollendet. In unsern Tagen ist das großartige Projekt vom König Ludwig von Bayern aufgenommen und ausgeführt worden.

Altnordische Literatur, s. Isländische Literatur.

Altnordische Sprache, die älteste Sprache der Norweger, Schweden und Dänen, die sich am reinsten auf Island erhalten hat. Vergl. Isländische Sprache.

Altodouero, Landstrich in der portugiesischen Provinz Tras os montes am Duero, mit 78 Kirchspielen und 45,000 Einwohnern, berühmt durch seinen Weinbau, der den bekannten dunkelrothen, feurigen Portwein liefert.

Alt-Oettingen, s. Alten-Oetting.

Altomünster, Marktflecken in der bayer. Provinz Oberbayern, Landgericht Aichach, östlich von Augsburg, mit 750 Einw. Hier befindet sich das schon im 7. Jahrhundert vom bayerischen Apostel, dem schottischen Fürsten und Heiligen Alto gegründete, einst sehr reiche Benediktiner-

kloster. Der heilige Bonifaz weihte selbst die Kirche. Im Jahre 1486 gab Herzog Georg das Kloster den Brigittinerinnen, und A. ward ein Simultankloster für Nonnen (38) und Mönche (19); letztere dienten den erstern. A. ist noch immer ein berühmter Wallfahrtsort, und in einem kostbaren Schrein sind hier eine Menge Reliquien vom ersten Range aufbewahrt, z. B. Dornen von der Krone Christi, Haare der Maria, die Hirnschale des heiligen Alto, seine Kelche, auf dem ihm Christus erschienen, sein Meßbuch und das Beil, womit er das Holz zur ersten Klause fällte.

Alton, 1) Landstadt in der englischen Grafschaft Hants, 10 geographische Meilen südwestlich von London, am Wey, in einer hopfenreichen Gegend, hat eine hübsche Kirche, 2 Bethäuser der Dissenters, ein Arbeitshaus und 3000 Einwohner, die Manufaktur von wollenen und baumwollenen Zeuchen, Worsted-Garn 2c. treiben. —2) Nordamerikanische Stadt im Staat Illinois, am östlichen Ufer des Mississippi, der beste Landungsplatz für Dampfschiffe, am östlichen Ufer dieses Stromes, mit einem ausgezeichneten, von der Natur selbst durch einen flachen Felsen dargebotenen Werfte. A. hat 5 Märkte, die Straßen sind 60—180 Fuß breit, die Marktstraße 150 Fuß breit. Die 6 Kirchen der Stadt, wovon mehre groß und schön, sind den Baptisten, Presbyterianern, protestantischen Methodisten, Episkopalen, Unitariern und Deutsch-Evangelischen angehörig. Es befindet sich hier eine Bibel- und Traktätchenniederlage, eine Mäßigkeitsgesellschaft, eine Sonntagsschule, 4 ausländische Kommissionshäuser, 3 Druckereien, 3 Zeitungen, 8 Schulen. Die Bevölkerung beträgt jetzt gegen 3000. Dampfboote gehen täglich nach St. Louis und allen Hauptstädten am Mississippi, Ohio, Illinois und Missouri. A. liefert reichlich Holz, Pechkohlen, Kalk und Sandsteine. — 3) Stadt im nordamerikanischen Staat New-Hampshire, am See Winnepisiogen, der hier den Merrymeeting aufnimmt, ward 1770 angesiedelt, 1796 inkorporirt und hieß ursprünglich New-Durham-Gore. Der Boden ist uneben, rauh, aber fruchtbar und reich an Eichen-, Buchen-, Ahorn- und Fichtenwaldungen. A. hat eine Post, 25 Schulen und gegen 3000 Einwohner.

Alton, niederländisches Adelsgeschlecht, aus dem einige namhafte Militärs hervorgegangen sind. Graf **Richard d'A.**, 1732 zu Lachand in Irland geboren, trat jung in österreichische Dienste, stieg unter Maria Theresia rasch empor und wurde im November 1787 vom Kaiser Joseph II. an die Spitze der kaiserlichen Truppen in den österreichischen Niederlanden gestellt. A. verfuhr mit roher Energie und übermäßiger Strenge und beschleunigte dadurch den Ausbruch der Revolution. Als er nach dem Gefechte bei Turnhout (27. Oktober 1789) den barbarischen Befehl gegeben hatte, alle aufrührerischen Orte zu zerstören, wuchs die Erbitterung und der Widerstand in solchem Maße, daß A. selbst die Hauptstadt räumen und sich nach Luxemburg zurückziehen mußte. Er ward hierauf durch Ferraris ersetzt und nach Oesterreich zurückgerufen, † aber auf dem Wege dahin zu Trier den 16. Februar 1790. Sein Bruder **Eduard d'A.**, 1737 zu Gernanstown in Irland geboren, nahm ebenfalls österreichische Dienste und zeichnete sich im siebenjährigen, dann im Türkenkriege aus, weshalb er zum Feldmarschalllieutenant ernannt wurde. Wegen einer Schrift, worin er das Benehmen seines Bruders in den Niederlanden zu vertheidigen suchte, verhaftet, erhielt er doch bald darauf den Oberbefehl über das Corps, welches dem Herzog von York zum Angriff auf Dünkirchen beigegeben ward. Er fiel hier am 24. August 1793.

Alton, 1) **Joseph Wilhelm Eduard d'**, Professor der Kunstgeschichte und Archäologie zu Bonn, ward 1772 in Aquileja geboren. Sohn eines Stabsoffiziers, wurde er zum Militär bestimmt und erhielt zu Wien seine Ausbildung. Ein längerer Aufenthalt in Italien lenkte seine Aufmerksamkeit auf das Studium der Kunstwerke, während seine Bekanntschaft mit dem berühmten Veterinär Wolstein ihn zu anatomischen Studien des Pferdes, das er leidenschaftlich liebte, hinführte. Nach einer hippologischen Wanderung im nördlichen Deutschland und nachdem er abwechselnd am Rhein und in Franken gelebt, gab ihm 1807 der Großherzog von Weimar gastfreundlich eine Wohnung im Park zu Tieffurt, wo er den ersten Theil seiner „Naturgeschichte des Pferdes" (Bonn 1810, Fol.) ausführte, ein Prachtwerk, dessen zahlreiche Kupfertafeln von A. selbst gezeichnet und gestochen sind und das erst 1817 mit einem 2. anatomischen Theile abgeschlossen wurde. In Würzburg, wohin er übersiedelte, nahm er an den Untersuchungen Döllingers und Panders über die Entwickelung des Hühnereies Theil und radirte die Kupfertafeln zu Panders „Beiträgen zur Entwickelungsgeschichte des Hühnchens" (Würzb. 1817), die noch jetzt als mustergültig auf diesem Gebiet gelten können. Mit Pander, mit dem er den Plan zu einem großen Kupferwerke über die vergleichende Osteologie der Thiere faßte, ging er zu diesem Zwecke im Herbst 1817 nach Paris und verbrachte das folgende Jahr auf Reisen in Spanien, Portugal, England und Schottland. In Madrid untersuchten und zeichneten sie die fossilen Knochen eines in Amerika gefundenen urweltlichen Thieres, über welches später das Kupferwerk „Das Riesenfaulthier" (Bonn 1825) erschien, das zugleich die 1. Lieferung ihrer „Vergleichenden Osteologie" (Bonn 1821 und 22, 1. Abtheilung in 12 Lieferungen) bildet. Nach Deutschland zurückgekehrt, ward A. als Professor der Kunstgeschichte und Archäologie an die neu begründete Universität zu Bonn berufen, wo er im Mai 1840 †. A. hinterließ eine mäßige Sammlung werthvoller Oelgemälde, von der A. W. von Schlegel einen Katalog (Bonn 1840) herausgab und die später theils an den Prinzen Albert, Gemahl der Königin Viktoria, theils an andere englische Liebhaber, theils in das berliner Museum kam. Seine Kupferstichsammlung wurde für die bonner Universität angekauft. Außer den dritthalbhundert Platten, die A. zu seinen Werken oder für Freunde ausführte, sind noch 80 and. Platten, Porträts, Landschaften, historische Gegenstände oder Thiere darstellend, vorhanden, die er in einer ihm eigenthümlichen Manier gearbeitet hat und welche ihm die Mitgliedschaft der berliner Akademie der Künste erwarben. A.

führte auch die ersten Kreidezeichnungen auf Stein aus, die 1802 in André's Officin zu Offenbach gedruckt wurden.

2) Johann Samuel Eduard d', Anatom, Sohn des Vorigen, 1803 in St. Goar geboren, besuchte unter Professor Strack die Schule zu Wertheim und studirte dann in Bonn Medicin. Nachdem er längere Zeit in Leyden gelebt, unterstützte er vorzüglich durch seine ausgezeichnete Fertigkeit im Zeichnen den Vater bei seinen physiologischen Arbeiten. Im Jahre 1824 in Bonn zum Doktor promovirt, ging er zur Fortsetzung seiner Studien nach Berlin und trat, nach anderthalbjährigem Aufenthalte daselbst, 1827 auf Kosten des Staates eine Reise nach Paris an, wo er bald das besondere Wohlwollen Cuviers sich erwarb. In Berlin erhielt er darauf das Lehramt der Anatomie an der königlichen Akademie der Künste, gewann 1830 den von der Akademie der Wissenschaften ausgesetzten Preis für die anatomische Beschreibung des Nervensystems der Fische und las noch in demselben Jahre an der Universität. Im Jahre 1833 wurde er zum außerordentlichen Professor in Berlin, 1834 zum ordentlichen Professor der Anatomie in Halle ernannt. Der 1. Band seines „Handbuchs der vergleichenden Anatomie des Menschen" erschien 1850.

Altona, große deutsche Handels- und Fabrikstadt im dänischen Herzogthum Holstein, am rechten Ufer der Elbe ganz dicht bei Hamburg, so daß beide Städte nur durch die Landesgrenze geschieden werden, nach Kopenhagen die wichtigste Stadt des dänischen Reichs und die größte der deutsch-dänischen Provinzen. Unter den 32,500 Einwohnern sind 2500 deutsche und portugiesische Juden, deren Oberrabbiner die kirchliche Aufsicht über alle Juden in Holstein hat. Die 5000 Häuser bilden 85 Straßen, 6 Märkte und Plätze. Der ältere Stadttheil ist winklig, enge, düster, der neuere regelmäßig, hell und auch schön gebaut. Die Nähe Hamburgs gibt A. einen unermeßlichen Vortheil und macht es ihm möglich, an der Handelsthätigkeit und an der Schifffahrt dieses großen Platzes unmittelbaren Theil zu nehmen, wozu von jeher die dänische Regierung möglichsten Vorschub leistete. Zu seinen Groß-Geschäften benutzt A. die hamburger Börse und Bank, und viele altonaer Gewerbe gehen bei der Schwesterstadt zu Tische. Doch bestehen auch eine Menge selbstständig: so Schiffbau (auf 7 Werften), Wallfisch- und Häringsfischerei, Robbenfang, viele Fabriken für seidene, wollene, baumwollene Zeuche, Seife, Zuckerraffinerien, Thranbrennereien. Der Hafen ist klein, mit schönen, bequemen Kaien. Den Handel befördern Börse-, Banken-, Wechsel- und Annuitäten-Kontore und ein Handelsgericht. Die Wechselgeschäfte werden meist unter hamburger Devise gemacht, u. da auf den ausländischen Börsen A., weil weniger gesucht, im Kurse stets etwas schlechter steht als Hamburg, so wird auch dort fast immer auf A. zahlbar in Hamburg gezogen. Die Firma G. und F. J. Baur ist eine der größten und angesehensten der Welt und ihre sich über alle Welttheile ausstreckende Thätigkeit gibt dem Handel A.'s seit einem halben Jahrhundert einen der stärksten u. kräftigsten Hebel. A. hat eine große u. eine kleine lutherische, eine reformirte, eine katholische, eine Kirche der Brüdergemeinde, 2 Synagogen (eine der portugiesischen, eine der deutschen Juden), ein schönes Rathhaus, ein Theater, Bankinstitut, Lotto, akadem. Gymnasium (1736 gestiftet, 1771 neu eingerichtet u. mit guten Lehrern besetzt), anatomisches Theater, Hebammeninstitut, Museum mit Lesezimmer und Koncertsaale, Stadtkrankenhaus, Waisenhaus, gräfliches reventlowisches Armeninstitut mit Kirche zum heiligen Geist, eine Versorgungsanstalt für alte, schwache u. unheilbare Kranke, eine Sparkasse und ein Unterstützungsinstitut, ein Invalidenhaus u. Zuchthaus. Die Sternwarte, eine Privatanstalt, hat sich unter der Direktion von Schumacher Ruf erworben. A. ist Sitz des Oberpräsidiums, eines Ober- u. Niedergerichtshofes, des Konsistoriums, des Wechselgerichts und Gymnasiarchalgerichts, des hochdeutschen Judengerichts rc. Der „Altonaer Merkur" ist eine der ältesten Zeitungen Deutschlands. In der Nähe liegt der Vergnügungsort Rainville's Garten, das Dorf Ottensen mit schöner Kirche, auf dessen Kirchhofe das einfache Grab Klopstocks, ferner: Neumühlen, Flottbeck, Neustädten, Blankenese. A. liegt höher, darum gesünder als Hamburg, entbehrt aber darum des Vortheils der Kanäle. Eine Eisenbahn verbindet die Stadt mit Kiel, Rendsburg und Glückstadt.— Der Grund der Stadt gehörte vor 1640 zu der Grafschaft Pinneberg, einer den Grafen von Schauenburg gehörigen Besitzung. Erst um 1500 erscheint A. urkundlich und die Einwohner des anfangs unbedeutenden Dorfes hielten sich nach Hamburg zur Kirche und zur ottenser Gerichtsbarkeit. Als A. 1547 abgebrannt war, schien es den Hamburgern schon bedeutend genug, den Wiederaufbau, wiewohl ohne Erfolg, zu hindern. Vorher hieß es wegen seiner Lage an einem kleinen Bache (Au) Altenau; fortan gab ihm der Volkswitz den Namen A. (allzunah bei Hamburg). Im Jahre 1604 erhielt es Namen und Recht eines Fleckens, nachdem 1601 es den Mennoniten, Reformirten, Katholiken und Juden erlaubt worden war, sich hier niederzulassen, und 1640 fiel es durch das Absterben des holsteinischen schauenburgischen Hauses an die Krone von Dänemark. Unter Friedrich III. erhob sich A. (1664) zur Stadt. Durch den unterm 20. Juni 1689 hier geschlossenen Vertrag erhielt Herzog Christian Albrecht von Holstein von Christian V. von Dänemark seine Länder zurück, in deren ungestörtem Besitz er nun bis an seinen Tod (1694) blieb. Unglücklich für A. war das Jahr 1713, da der schwedische General Steenbock in der Nacht zum 9. Januar diese Stadt in Brand steckte, wobei außer 3 Kirchen nur 30 Häuser verschont blieben. Aber wieder aufgebaut hob sie sich schnell und gedieh von Jahr zu Jahr im langen Frieden. In den Zeiten des nordamerikanischen, mehr noch in denen des französischen Freiheitskrieges vergrößerte sich ihr Umfang, Handel u. ihre Einwohnerzahl um ein Drittel. Schädlich wurde ihr dagegen die mehrjährige Sperrung der Elbe und die Belagerung Hamburgs 1814. Vergl. H. H. Schmidt, Versuch einer historischen Beschreibung A.'s, 1747; Prätorius, Merkwürdigkeiten der Stadt A., 1780; Bolten, Historische Kirchennachrichten von A., daselbst 1790; (K. G. Gähler), Beschreibung von A., daselbst 1802, u. Beitrag zur Geschichte von

A., während der Einschließung von Hamburg im Winter 1813 und 1814, daselbst 1815.

Altorf, der kleine, aber lebhafte und freundliche Schweizer-Hauptort des kleinen Kantons Uri, am Fuße des Grunberges, 1/4 Stunde vom Vierwaldstädtersee und der Reuß, am Schwächenbach, 1392 Fuß über dem Meere. Der Ort, der 1799 fast ganz abbrannte, ist Sitz der Regierung, hat ein Kanton-Gymnasium und 1800 Einwohner. In und um A. ist Alles heiliger, klassischer Boden der schweizerischen Freiheit, und viele Monumente verkündigen von ihren ersten Tagen voll kühner That. So der Tellsthurm, der auf derselben Stelle erbaut seyn soll, wo einst die welthistorische Linde und der Knabe stand, dem der Vater auf des Landvogts Geßler Geheiß zur Lösung des Lebens den Apfel vom Haupte schießen mußte; 100 Schritte davon der Brunnen, an dessen einem Pfeiler der Vater die Armbrust lehnte, als er den Pfeil abschoß; in der Nähe Bürglen, Tells Geburtort, und in geringer Entfernung die Tells-Kapelle am See, auf dem sogenannten Tellensprung, d. h. auf jenem Felsenabsatze, auf den Tell aus dem Nachen hinaufsprang, den Nachen und den Tyrannen zugleich in die Fluth zurückschleudernd. Etwas entfernter ist auch das Rütli die ewig denkwürdige Alp, wo die drei Männer den Grund zur Eidgenossenschaft legten. A. hat eine Pfarrkirche, ein Nonnen- und ein Kapuzinerkloster, das älteste in der Schweiz. Die Lage A.s in der fruchtbarsten Landschaft und an einem der besuchtesten Alpenpässe (der Straße über den Gotthard) macht das Leben hier äußerst lebendig. Fast alle Einwohner sprechen deutsch und italienisch zugleich, denn der tägliche Verkehr mit Italien und Italienern hat das Italienische zum Bedürfniß gemacht. A. hat bedeutende Speditionsgeschäfte, und das nahe Fluelen am Vierwaldstädtersee ist gewissermaßen der Hafen von A. für seinen starken Verkehr seewärts.

Altprags, Badeort in Tyrol im Landgericht Welsberg, am Wildbach, bekannt durch seine Heilquelle, welche salzhaltige Schwefeltheile enthält, zum Baden und Trinken benutzt wird und gegen Gicht, Skropheln, Schleimsucht, Rheumatalgie, Lähmungen, Blutfluß und chronische Hautausschläge von guter Wirkung ist.

Altranstädt, Dorf mit Rittergut in der preußischen Provinz Sachsen, Reg.-Bez. und Kreis Merseburg, mit 430 Einwohnern; Geburtsort des berühmten Hofnarren Klaus Narr. Hier hatte König Karl XII. von Schweden 1706 und 1707 fast ein Jahr lang sein Hauptquartier, und eben daselbst wurde den 24. Sept. 1706 mit dem Kurfürsten von Sachsen, damaligem Könige von Polen, August II., der bekannte altranstädter Frieden geschlossen, in welchem August der Krone Polen entsagen mußte.

Altringer, s. Aldringer.

Altringham, kleines, aber nettes Städtchen in der englischen Grafschaft Chester, nordöstlich von Chester, südöstlich von Manchester, am großen Kanal, mit 3000 Einwohnern, die Wollen- und Baumwollen-Garnspinnereien und Maschinen-Flachsspinnereien treiben.

Altsachsen, im Gegensatz zu den Angelsachsen, die im nördlichen Deutschland wohnenden niederdeutschen Stämme, wie die Engern, Ost- und Westphalen. Die Sprache derselben ist das Altniederdeutsche oder Altsächsische, in dem der Héliand abgefaßt ist.

Altsächsische Sprache, s. Niederdeutsche Sprache.

Altschlüssel oder **Altzeichen,** das den Kompositionen für die Altstimme vorgesetzte Zeichen, der C-Schlüssel auf der dritten Linie, nach welchem die auf dieser Stelle stehende Note das eingestrichene c vorstellt. Dieser Schlüssel wird auch für die Viole, für die Altposaunen und für einzelne Stimmen in Orgelkompositionen (letzteres besonders von ältern Meistern) angewendet.

Altsohl (Veterosolium), freie Stadt in der sohler Gespannschaft in Ungarn, unweit Schemnitz, am linken Ufer des Granflusses. Hier hielt König Ludwig I. auf dem nahen Felde (Rakos genannt) 1378 den Landtag, auf welchem er seine Tochter Hedwig an den polnischen König Jagello verheirathete. Vor der Stadt liegt das alte verfallene Schloß, einst der Lieblingssitz Königs Matthias I. A. hat eine kathol. Kirche, ein evangelisches Bethaus u. 1500 Einwohner, meist Slaven, die Ackerbau u. einige Handwerke treiben. Von den 12 altsohler Mineralquellen wird besonders die Eservena Woda benutzt, die am Ufer des Granflusses aus einem Felsen hervorquillt. Das Wasser ist klar, hat einen angenehmen säuerlichen Geschmack, enthält viel kohlensaures Gas, bildet, der Luft ausgesetzt, einen röthlichen Bodensatz u. gehört zu den stärksten Säuerlingen Ungarns.

Altstadt (Alte Gestad), Insel im luzerner See, 1 Stunde von Luzern. Hier errichtete der Abbé Raynal einen 40 Fuß hohen marmornen Obelisk zum Andenken der drei ersten schweizerischen Freiheitsstifter. Der Blitz zerstörte das Denkmal 1796; die Trümmer liegen in Luzern.

Altstätten (Altstädten, Altstetten), Stadt im schweizerischen Kanton St. Gallen, Hauptort des Bezirks Rheinthal und des Kreises A., am Abhange eines Berges, 1465 Fuß über dem Meere, mit 1800 Einwohnern. A. hat eine öffentliche Bibliothek, eine Schwefelquelle (Bleichebad) mit Badeanstalt 2c.

Alt-Strelitz, mecklenburg-strelitzische Stadt mit 3000 Einwohnern, worunter viele Juden, die hier eine Synagoge haben, 2 Kirchen, 1 Hospital, Landarbeits-, Zucht- und Irrenhaus. A. hat einen Pferdemarkt u. Leder- u. Tabaksfabriken.

Altvaterrecht, s. v. a. Leibzucht, Auszugsrecht; s. Auszug.

Altviole (Violetta, Viola di braccio, Viola alto, Alto Quinte), Saiteninstrument, das sich von der Violine im Bau nur durch die Größe u. Weite des Körpers, sehr wesentlich aber im Tone, so wie im Tonumfang unterscheidet. Letzterer reicht vom kleinen c bis zum dreigestrichenen c, wird jedoch nur bei koncertirenden Sätzen in seiner ganzen Ausdehnung angewendet. Durch sanften, zarten und zugleich vollen Ton zeichnet sich die A. vor allen übrigen Streichinstrumenten aus u. eignet sich vorzüglich für den Ausdruck der Melancholie, des Schmerzes, stiller Sehnsucht und Schwärmerei. Sie hat einen frühern Ursprung als die Violine, ist später aber von dieser als Koncertinstrument fast gänzlich ver-

drängt worden und wird gegenwärtig nur im vollen Orchester und in Quartetten, Quintetten 2c. gebraucht. Die besten Schulen für die A. lieferten Bruni, Garaudé und Woldemar.

Altwasser (Aqua antiqua), altes, schon 1350 in Urkunden erwähntes Dorf und Badeort in der preuß. Provinz Schlesien, Reg.-Bez. Breslau, Kreis Waldenburg, 2 Meilen von Schweidnitz, 1/4 Meile von Waldenburg, mit neuerbautem schönen Schlosse, Vorwerke, 3 Wassermühlen, einer Bretmühle und 1600 Einwohnern, welche sich vorzüglich mit Leinweberei und mit Ausbeutung der in der Nähe befindlichen, bedeutenden Steinkohlengruben (jährlich 110,000 Tonnen) beschäftigen. In der Nähe Eisenbergwerke, Steinbrüche u. die Eisengießerei Karlshütte. Die Mineralquellen von A. gehören zur Klasse der erdig-alkalischen Eisenwasser; man unterscheidet vorzüglich den Ober- oder Mühlbrunnen, Mittelbrunnen, Friedrichsbrunnen, Georgsbrunnen od. Neubrunnen. Von den beiden ersten, welche schon im Mittelalter bekannt waren u. von Georg Moritz von Rohr und Steine 1646 eingefaßt wurden, liegt der Oberbrunnen nahe am Bache, der die Mühlen treibt, und ist mit einer Kuppel bedeckt. Er stößt stark auf und macht bei schwachen Personen Beklommenheit des Kopfes. Der Mittelbrunnen, 300 Schritte von jenem entfernt, ist ebenfalls mit einer Kuppel bedeckt und liefert mehr Wasser als der Oberbrunnen. Aus ihm wird das zum Versenden bestimmte genommen. Frisch geschöpft, schmeckt es laugensalzig, scharf und eisenartig, riecht nicht so geistig wie der Oberbrunnen und sieht etwas bläulich aus. Der Friedrichsbrunnen, 1741 durch den Großkanzler von Carmer gefaßt, 100 Schritte links vom Mittelbrunnen, ist sehr wasserreich. Der Georgsbrunnen wird seit 1821 benutzt. Die Wasser sind leicht verdaulich, wirken belebend und stärkend, und werden empfohlen bei allgemeiner Schwäche, Atonie des Magens und Darmkanals, chronischen Krankheiten des Uterinsystems u. der Nerven, Hysterie, großen Schleim- und Blutflüssen, Schwäche der Haut und chronischen Hautausschlägen. Man bedient sich derselben innerlich und in Bädern. Häufig badet man in A., wenn der Gebrauch des nahen Salzbrunnens vorhergegangen ist. Vergl. Radius, Bemerkungen über Salzbrunn und A. 2c., Leipz. 1830; Rau, Ueber die Heilquellen zu A., Bresl. 1835; und Wendt, Die eisenhaltigen Quellen zu A. in Schlesien, das. 1841.

Alumen (lat.), Alaun.

Aluminat, diejenige Verbindung der Thonerde, in welcher sie die Rolle der Säure spielt. So ist z. B. der Spinell ein Talkerde-A., der Pleonast ein Eisenoxydul-Talkerde-A., der Gahnid ein Zinkoxyd-A., das Bleigummi ein Bleioxyd-A., weil in allen diesen Mineralien die Thonerde den sauren Bestandtheil darstellt. Gewöhnlicher aber ist die Thonerde die Basis, und solche Verbindungen nennt man dann auch nicht A., sondern nach dem jedesmaligen sauern Bestandtheil derselben, wie z. B. den Cyanit, der eine basisch kieselsaure Thonerde ist, Thonerdesilikat 2c.

Aluminit, reine Thonerde, auch Websterit (nach dem Mineralogen Webster, der das Mineral 1814 in Sussex entdeckte), hallische Erde, aus etwa 23 Schwefelsäure, 30 Thon, 47 Wasser bestehendes Mineral, das bis jetzt bloß in Sussex, in der Braunkohlenformation bei Halle auf Kreidelagern mit Resinasphalt und in der Braunkohlenformation bei Epernay und einigen andern Orten gefunden worden ist.

Aluminium (Alumium), ein einfacher metallischer Körper, der in Form kleiner geschmolzener Metallkügelchen bis zur Größe eines Stecknadelkopfs erhalten wird, wenn man Chloraluminium in das Ende einer 1/3 " weiten, durch eingeriebenen Platinstöpsel verschließbaren Platinröhre bringt und bis auf geringe Entfernung davon ein mit Kaliumstücken gefülltes Platinschiffchen einführt, worauf man die Röhre allmählig zwischen Kohlen, zuletzt bis zum Glühen erhitzt. Mit gleichem Erfolge kann man sich zweier Schmelztiegel von verschiedener Größe bedienen, von denen der kleinere, welcher in dem größeren steht, Kaliumstücke enthält, während der Zwischenraum mit einem dem angewandten Kalium gleichen Volumen Chloraluminium gefüllt ist. Das Ganze wird dann, wohl bedeckt, zwischen Kohlen erhitzt und nach dem Erkalten in ein Glas mit Wasser getaucht. Nach Auflösung des gebildeten Chlorkaliums bleibt das A. auf dem Boden des Gefäßes in Gestalt eines grauen Pulvers zurück, das man mit kaltem Wasser, zuletzt mit Weingeist auswäscht und bei gewöhnlicher Temperatur trocknet. Das A. hat die Farbe und den Glanz des Zinns, ist sehr geschmeidig und läßt sich zu dünnsten Plättchen ausschlagen. Sein specifisches Gewicht beträgt etwa 2,6. Es ist leicht schmelzbar, magnetisch, positiver als Platin, Silber, Kupfer, Wismuth, Nickel, Antimon, negativer als Blei, Zinn, Eisen, Kadmium, Zink; ein ausgeplattetes Stück kann in einer Perle von Borax oder Phosphorsalz vor dem Löthrohr zu einer Kugel zusammengeschmolzen werden, wobei es sich jedoch allmählig oxydirt und zuletzt völlig verschwindet. An der Luft behält es seinen Metallglanz unverändert bei. Im Sauerstoff bis zum anfangenden Schmelzen erhitzt, wird es nur oberflächlich oxydirt; wenn man es aber vor dem Löthrohr rasch bis zum starken Glühen bringt, so verbrennt es ähnlich wie Zinn, mit hellem weißen Lichte, zu Thonerde, die geschmolzen zurückbleibt. Im Chlorgase entzündet es sich ebenfalls u. verbrennt zu Chlorid. Jod läßt sich direkt nicht damit verbinden; es verbindet sich dagegen mit Arsenik, Phosphor, Selen, Schwefel und Tellur. Diese Verbindungen sind grau, nehmen unter dem Polirstahl Metallglanz an und zerlegen sich mit Wasser in Thonerde und in die entsprechenden Wasserstoffverbindungen. Direkt läßt es sich mit Metallen nicht vereinigen; aber bei Reduktion von Metallen, hauptsächlich von Eisen mit Kohle, bei Gegenwart von Thonerde, entstehen Legirungen mit A. (wie z. B. mit Stahl). Im luftfreien Wasser oxydirt sich das A. bei gewöhnlicher Temperatur nicht, aber beim Kochen wird das Wasser unter Entwickelung von Wasserstoffgas, wiewohl sehr langsam, zerlegt. Koncentrirte Schwefel- u. Salpetersäure greifen das Metall bei gewöhnlicher Temperatur nicht an, in der Wärme hingegen leicht, unter Zerlegung der Säure. In verdünnten Säuren löst es sich rasch, unter Entwickelung

von Wasserstoffgas auf. In Auflösungen von ätzenden Alkalien, auch wenn sie sehr verdünnt sind, löst sich das Metall unter Entwickelung von Wasserstoffgas auf, selbst in Ammoniak ist das neugebildete Oxyd unter diesen Umständen in beträchtlicher Menge löslich. Brom bildet mit A. Bromid, das in Darstellung und Eigenschaft dem Aluminium-Chlorid gleicht. Letzteres wird durch Erhitzen eines trockenen Gemenges von reiner Thonerde und Kohle in Chlorgas dargestellt, ist gelb krystallinisch, durchscheinend, blättrig im Bruch, von Wachsglanz, in Wasser unter Wärmeentwicklung auflöslich, unverändert sublimirbar. Es absorbirt Ammoniakgas unter Erwärmung und bildet Aluminium-Chlorid-Ammoniak, ein gelbes Pulver, schmelzbar mit Verlust von Ammoniak u. ohne Zersetzung des Chlorids sublimirbar. In der Natur ist A. in Verbindung mit Sauerstoff und Säuren zu einfachen oder Doppelsalzen außerordentlich verbreitet. So kommt es vorzüglich vor als Thonerde im Thon, in einem großen Theil der Silikate ꝛc. Die Entdeckung des A. fällt mit der der Alkali- u. Erdmetalle von Davy zusammen; die Abscheidung gelang aber erst Wöhler, dessen Verfahren den Weg zur Darstellung aller andern Erdmetalle gebahnt hat.

Alumnus, Kostschüler (vom lat. alere, nähren), der Genosse einer geschlossenen höhern Schulanstalt (Alumnat), in welcher er Wohnung, Kost und Unterricht frei erhält, besonders auf Fürstenschulen, im Gegensatz zu den Kostgängern oder Extraneern, welche nicht in der Anstalt, sondern bei Privatpersonen als Pensionäre leben, obwohl sie an dem Unterrichte Theil nehmen. Juristisch bezeichnet Alumnat das rein faktische Verhältniß der Annahme eines Pflegekindes von Seiten des Pflegevaters.

Alumokalcit, Mineral aus der Familie der Argelite, kommt derb und als Ueberzug vor; Bruch muschlig; Talkhärte oder wenig darüber; ist etwas spröde, leicht zerbrechlich, milchweiß, enthält Kieselerde mit wenig Kalk, Thonerde und Wasser. Sein specifisches Gewicht beträgt 2,17. Es wird auf Hornstein und Jaspis bei Eibenstock in Sachsen gefunden.

Alunit, s. v. a. Alaunstein, s. Alaun.

Alunno, Nicolo, auch Nicolo von Fuligno, Maler der umbrischen Schule, der seit 1460 zu Fuligno eine feste Werkstätte hatte. Sein ältestes bekanntes Werk, eine Madonna mit Engeln und Heiligen, ist von 1458 und findet sich über dem Hauptaltar der Franciskanerkirche zu Diruta. Ein eigenthümlich schönes Bild, voll strengen Ernstes und doch zugleich liebenswürdiger Anmuth ist seine Verkündigung in Sta.-Maria-nuova zu Perugia, eine Temperamalerei von 1466. Die Tafeln des Seitenaltars der Augustinerkirche S. Nicolo zu Fuligno wurden von den Franzosen mitgenommen und befinden sich zum Theil noch im Louvre. Von einer Pieta mit zwei Engeln auf dem Hauptaltar des Doms zu Assisi sind nur noch Fragmente vorhanden. Kupelwieser und Hempel in Wien haben A.'s Werke mit denen des Fasoli auf Stein gezeichnet.

Alva de Tormes, Stadt mit dem Titel eines Herzogthums in der span. Provinz Salamanca, am Tormes, mit 4000 Einw. und schönem Schloß, ehemals dem berühmten Herzog von Alba gehörig. Hier fand am 28. November 1809 ein Treffen zwischen den Spaniern unter dem Herzog del Parque und den Franzosen unter Kellermann Statt, in dem letztere siegten.

Alvarez, 1) Mariano, A. de Castro, der begeisterte, heldenmüthige Vertheidiger von Gerona im spanischen Befreiungskampfe, war geboren zu Osma in Altkastilien um 1770, trat sehr jung unter die königliche Garde, wurde 1795 Brigadier und erhielt 1809 zur Zeit der französischen Invasion den Auftrag, das Fort Montjouy bei Barcelona zu vertheidigen. Nachdem er dasselbe auf Befehl seines Vorgesetzten übergeben hatte, vereinigte er sich mit einem von Mahon kommenden spanischen Corps und wurde bald darauf zum Kommandanten von Gerona ernannt. Hier war es, wo sein Name durch eine der heldenmüthigsten Vertheidigungen, welche die Geschichte kennt, unsterblich wurde. Die Besatzung betrug nur 2500 Mann, aber alle Einwohner einigten sich zum äußersten Widerstande, und der Befehlshaber erließ einen Befehl, nach welchem Jeder, der von Kapitulation reden würde, erschossen werden sollte. Fünfhundert Frauen aus allen Klassen unterzogen sich nach einer bestimmten Ordnung den mühsamsten und gefährlichsten Arbeiten. Der heldenmüthige A. vereitelte durch solche Mittel 70 Tage hindurch die Anstrengungen des 10mal stärkeren Feindes und that ihm durch Ausfälle großen Schaden. Erst nachdem die Laufgräben 48 Tage geöffnet gewesen waren, nachdem man ein Bombardement von mehr als einem Monat ausgehalten, und die Franzosen 4 Breschen geschossen hatten, erst als in der Festung nur noch Ruinen und Leichen sich fanden und A. selbst von einer schrecklichen Seuche, welche bereits drei Viertheile der Soldaten weggerafft hatte, ergriffen worden war, erst dann wurden Gerona's Trümmer übergeben, und selbst da noch weigerte sich der Held, die ohne seinen Willen abgeschlossene Kapitulation zu unterzeichnen. Er wurde zum Kriegsgefangenen gemacht und † wenige Tage nachher zu Figueras (nach Einigen an Gift).

2) Don José, berühmter span. Bildhauer, Sohn eines Steinmetzen zu Priego in Andalusien, den 23. April 1768 geb., kam als 20jähriger Jüngling nach Granada, wo er die Zeichnung auf der Akademie studirte, nebenbei aber auch modellirte. In seine Heimath zurückgekehrt, erwarb er sich die Gunst des Bischofs von Cordova, mit dessen Hülfe er nach Madrid ging. Als Mitglied der Akademie San Fernando erntete er hier den ersten akademischen Preis mit einem Relief (Ferdinand I. und seine Söhne barfüßig, die Leiche des heil. Isidor in St. Juan de Leon tragend), das zugleich den König bewog, ihm 12,000 Realen Jahrgehalt zur völligen Ausbildung in Paris und Rom zu verwilligen. Nach eifrigen anatomischen und klassischen Studien begann er einen Ganymed auszuführen, den er 1804 zur Ausstellung gab und über welche Statue David sein Urtheil in die Worte kleidete: Dieser Ganymed müsse, grübe man ihn aus der Erde, eine ausgemachte Antike seyn. Napoleon, der selbst den Künstler in dessen Werkstatt aufsuchte, ehrte ihn mit einer Medaille. A., um sich in kühnerem Style zu zeigen, griff nun

die Idee des den Todespfeil empfangenden Achilles auf. Unglücklicher Weise zerbrach das Modell, und da es ihm nicht gelingen wollte, ein neues zu schaffen, ging er im Unmuth nach Rom. Hier bekam er den Auftrag, für den Saal des quirinalischen Palastes auf Montecavallo vier Basreliefs zu arbeiten. Er stellte in dem einen den Leonidas in den thermopylischen Engpässen dar; das zweite betraf eine Heerschau Julius Cäsars, das dritte Cicero's Traum von Octavius' Größe und das vierte den Patroclus, wie er dem Achilles im Traum erscheint. Diese von Canova und Thorwaldsen für meisterlich geschätzten Basreliefs kamen nicht aus ihren Gypsplatten heraus, da die politischen Ereignisse die Aufstellung am Bestimmungsplatze verhinderten. Indessen erwarben ihm diese Arbeiten die Ehre der akademischen Mitgliedschaft von San Luca. In Rom schuf er um 1818 die Gruppe Antilochus und Memnon, so wie die kolossale Gruppe von Saragossa, die, in Marmor ausgeführt, ins Museum zu Madrid kam. Ferdinand VII. ernannte ihn zu seinem Hofbildhauer. Noch erwähnen wir von seinen Arbeiten eine Venus, aus deren Fuß Amor einen Dorn zieht, ferner einen anmuthigen Amor mit dem Schwan und die herrliche Gruppe einer Familie, die ihres Vaters Porträt hält. Auch ist seine Marmorbüste Rossini's zu erwähnen, die er noch zu Rom machte und welche von Raphael Morghen gestochen ward. Aus A.'s Werken spricht Genialität, lebendiges Gefühl und große Natur. Als energischer Geist steht A. jedenfalls über seinem Zeit- und Kunstgenossen Canova. Er † den 20. November 1827 zu Madrid. Sein jüngster Sohn, Don Annibal, wirkt mit Glück im Architekturfache zu Rom.

Alvarus Pelagius, berühmter spanischer, für die Reformation der Kirche eifriger Schriftsteller des 14. Jahrhunderts, studirte zu Bologna das kanonische Recht und trat in den Minoritenorden, wo er der Schüler von Duns Scotus und der Mitschüler Wilhelms von Occam wurde. Später wählte ihn Johann XXII. zu seinem Groß-Pönitentiarius, gebrauchte seine Talente und seine Feder wider den Gegenpapst Peter von Corbière und ernannte ihn zuletzt zum Bischofe von Silves und Algarve und zum apostolischen Nuntius in Portugal. A. † zu Sevilla 1352. Seine Schrift „De Planctu ecclesiae" erschien zu Ulm 1474, Lyon 1517, Venedig 1560.

Alvensleben, altes, sehr ausgebreitetes adeliges, zum Theil gräfliches Geschlecht, angeblich von Alvo, einem Abkömmling des Königs Dietrich zu Metz oder Unterfeldherrn Karls des Großen im 8. Jahrhundert, gegründet. Der erste A., welcher in halberstädtischen Urkunden von 1175 und 1185 vorkommt, ist Wichard, einer der ersten bischöflich halberstädtischen Ministerialen, welche nach ihrem Wohnorte benannt werden. Seine Nachkommen, vorzüglich in dem Herzogthume Magdeburg begütert, theilten sich in drei Linien, die rothe oder erxlebensche, die schwarze oder kalbe'sche, und die weiße, und reichen durch zwanzig Generationen hindurch bis in die neueste Zeit herauf. Die seit dem dreißigjährigen Kriege wichtigsten Männer dieses Geschlechts sind folgende:

1) Graf Philipp Karl, tüchtiger Diplomat, den 16. December 1745 zu Hannover, wo sein Vater geheimer Kriegsrath und sein Großvater Staatsminister war, geboren, studirte zu Halle und trat 1770 als Referendär bei dem Kammergerichte in Berlin in den Staatsdienst. Im J. 1775 ging er als außerordentlicher Gesandter an den kursächsischen Hof, 1787 zur Unterhandlung in den holländischen Angelegenheiten nach Paris und Anfangs 1788 als außerordentlicher Gesandter in den Haag, im November desselben Jahres endlich als Gesandter an den großbritannischen Hof nach London. Auf diesem Posten hielt er sich bis 1790, wo er auf seinen Wunsch zurückgerufen wurde. Im J. 1791 kam er als wirklicher geheimer Staats- und Kriegsminister ins Kabinet und wurde 1800 in den Grafenstand erhoben. Er † den 21. Okt. 1802 und hinterließ den Ruf eines eifrigen Beamten, gewandten Unterhändlers und eines eben so gebildeten als edeldenkenden Staatsmannes. Von ihm, jedoch ohne seinen Namen, ist: „Versuch eines tabellarischen Verzeichnisses der Kriegsbegebenheiten vom münsterschen bis zum hubertusburger Frieden", Haag 1789, Berlin 1792.

2) Johann August Ernst, Sohn Joachims III., geboren zu Errleben den 6. August 1758, begann 1781 seine Laufbahn als Referendär bei der Kriegs- und Domänenkammer zu Magdeburg. Im Jahre 1784 kam er nach Berlin als Deputirter in dem zur Revision des kur- und neumärkischen ritterschaftlichen Kreditreglements dahin berufenen engeren Ausschusse, arbeitete von 1793—1796 als Mitglied des dazu niedergesetzten Komités an dem märkischen Provinzialgesetzbuche und wurde 1796 zum Domdechanten in Halberstadt erwählt. Noch in demselben Jahre erhob ihn Friedrich Wilhelm III. für sich und seine Nachkommen in den Grafenstand. Unter der westphälischen Regierung wurde A. Präsident des Wahlkollegiums für die Reichstagsdeputirten im Elbdepartement und wohnte als erwähltes Mitglied 1808 u. 1810 den Versammlungen der Reichsstände in Kassel bei. Im Jahre 1820 berief ihn der König von England, als Vormund des minderjährigen Herzogs von Braunschweig zum Staatsminister des Herzogthums Braunschweig und stellte ihn an die Spitze der Landesverwaltung. Als der bloß von despotischen Launen beherrschte Herzog Karl 1823 die Regierung selbst angetreten hatte, zog er sich zurück und † den 27. Sept. 1827.

3) Albrecht, Graf von, preußischer Finanzminister, ältester Sohn des Vorigen, wurde den 23. März 1794 zu Halberstadt geboren. Er studirte in Berlin, nahm 1815 als Freiwilliger an dem Feldzuge gegen Frankreich Theil u. begann 1817 als Auskultator bei dem Stadtgerichte zu Berlin seine Beamtenlaufbahn. Im J. 1819 wurde er Kammergerichtsreferendär, 1822 Assessor, und 1826 Rath an demselben Gerichte. Seitdem arbeitete er bis 1827 bei dem geheimen Obertribunale als Hülfsarbeiter, rückte dann in den Kriminalsenat des Kammergerichts ein u. wurde zugleich Mitglied des Revisionskollegiums zur Regulirung der gutsherrlichen und bäuerlichen Verhältnisse für die Provinz Brandenburg. Nach dem Tode seines Vaters folgte er demselben in der Stelle eines Generaldirektors der magdeburgischen Landfeuersocietät und nahm

deshalb 1828 seine Entlassung aus dem königlichen Dienste. Nach der polnischen Revolution (1830 bis 1831) wurde er zu Missionen gebraucht, die ihm den Ruf eines gewandten Staatsmannes erwarben, und schon im Nov. 1833, nachdem er als preußischer Kommissär die ihm zugewiesene Rolle in Krakau zur Zufriedenheit seines Königs gespielt hatte, ertheilte ihm Friedrich Wilhelm III. den Titel eines geheimen Justizrathes und ein Kabinetsbefehl ernannte ihn zum Mitgliede des preußischen Staatsrathes. Bald darauf ging A. als zweiter preußischer Abgeordneter zu dem deutschen Ministerkongreß nach Wien u. führte daselbst in den ersten Monaten, während Ancillons Krankheit, die Verhandlungen für Preußen allein. Als einige Monate nach seiner Rückkehr der Finanzminister Maaßen starb, erhielt A. provisorisch dessen Portefeuille, das ihm im Okt. 1836 als wirklichem Staats- und Finanzminister defintiv anvertraut wurde. Die Befestigung und Erweiterung des deutschen Zollvereins trat seitdem als das Hauptziel seines Wirkens hervor. Weniger glücklich war A. in manchen andern Transaktionen, besonders seitdem er 1837 die obere Leitung des Bau-, Fabrik- und Handelswesens, welches vorher vom Finanzministerium getrennt unter Rothers Direktion gestanden hatte, übernahm. Die von Holland angeknüpften Unterhandlungen zu einem Handelsvertrage mit dem deutschen Zollverein, namentlich in Beziehung auf die im wiener Vertrage ausgesprochene freie Schifffahrt auf dem Rheine bis an die Mündung desselben, hatten kein anderes Resultat, als eine kleine Herabsetzung der Rheinzölle, die keine Erleichterung gewährte, wogegen Holland sehr bedeutende Vortheile davontrug, über welche sich mehre deutsche Stimmen beschwerend äußerten. Nicht günstiger sind die Erfolge von den Unterhandlungen, die A. mit Rußland wegen der harten Grenzsperre anknüpfte, nachdem er sich von der zunehmenden Verarmung in den östlichen preußischen Provinzen auf einer Inspektionsreise 1837 überzeugt hatte. Das letzte über Preußens Grenzen hinausgehende Verdienst A.s ist die Regulirung der deutschen Münzverhältnisse, die freilich nur in Preußens Sinn und nicht ohne sehr schwere auch außerhalb Preußens vom Gewerb- u. Handelsstande schmerzlich gefühlte Verluste zu Stande kam. Am 1. Mai 1842 wurde er auf seinen Wunsch vom Finanzministerium entbunden und war seitdem als Ständemitglied und als Vermittler bei wichtigen Anläßen thätig. Im Jahre 1851 vertrat er Preußen auf den dresdener Konferenzen.

4) **Karl Louis Friedrich Wilhelm Gustav von**, belletristischer Schriftsteller, am 3. Mai 1800 in Berlin geboren, trat 1813 als Kadet bei dem hannöverschen Infanterie-Bataillon Verden ein, ward im Februar 1814 Offizier und nahm nach dem Frieden von Paris den Abschied, um seine Bildung fortzusetzen und sich auf den Eintritt in den preußischen Staatsdienst vorzubereiten. Als Napoleon von der Insel Elba zurückkehrte, trat er als freiwilliger Jäger bei dem preußischen 8. Uhlanen-Regiment ein, wurde in das Hauptquartier des Fürsten Blücher kommandirt, wohnte dem Einzuge in Paris bei und machte die Belagerung von Mezières freiwillig mit. Nach dem zweiten pariser Frieden nahm er abermals den Abschied, bestand im Februar 1817 das preußische Offiziersexamen und wurde Lieutenant der Artillerie. Im Jahr 1823 verließ er den Dienst, bereitete sich auf das juristische Studium vor und studirte bis Ostern 1828 in Leipzig, verfolgte jedoch dann die juristische Carrière nicht, sondern lebte als Schriftsteller in unabhängigen Verhältnissen. Wegen seiner Theilnahme an der Vertheidigung Wiens im Okt. 1848 wurde er zu 1jähriger Festungsstrafe verurtheilt. A. schrieb zuerst, unter dem pseudonymen Namen Gustav Sellen, in verschiedene Zeitschriften Novellen, beschäftigte sich später aber größtentheils mit Uebersetzungen aus dem Englischen und Französischen. Von seinen eigenen Arbeiten sind zu erwähnen: mehre Bände gesammelter Originalnovellen und Romane u. „Ehrentempel für das preußische Heer" ꝛc. Mehre Jahre redigirte er die „Hebe" und begründete die „Sachsenzeitung", den „Vaterlandsfreund", die „Allgemeine Theaterchronik", den „Theaterfreund" und die „Zeitung für den deutschen Adel", deren Redaktion später Fouqué übernahm.

Alveolus, Zahnzelle, Zahnhöhle, die abgesonderten Räume der Zahnhöhlenfortsätze der Kiefer, in welchen bei dem Fötus und dem jüngeren Kinde vorne die Keime der Milchzähne, hinten die der bleibenden Zähne liegen, in denen hingegen nach beendigtem Zahnwechsel nur die Wurzeln der Zähne enthalten sind.

Alveus (lat.), bei den Alten das Spielbret, dessen Fläche bei den Römern durch 6, bei den Griechen durch 5 Linien abgetheilt war; die letzte Linie hieß Linea incita, bei den Griechen die heilige, über die nicht gezogen werden durfte.

Alviduca, s. Laxirmittel.

Alvinczy, Joseph, Freiherr v., österreichischer Feldmarschall, wurde 1735 (nach And. 1726) zu Alvincz in Siebenbürgen aus einer alten, reformirten Familie geboren, verlebte seine Knabenjahre bei dem General Grafen Franz Gyulay und ward im 15. Jahre Wachtmeister in dessen Husarenregiment. Im J. 1753 wurde er Hauptmann, 1763 zweiter Major, 1771 Oberstlieutenant, 1773 Oberster des 19. ungarischen Husarenregiments (d'Alton) u. zeichnete sich im siebenjährigen Kriege, namentlich bei Torgau, bei der Einnahme von Schweidnitz und bei Töplitz aus. Im Frieden arbeitete er eifrig an der Verbreitung des durch Lascy entworfenen neuen Exercirreglements für die österreichische Armee. Im bayerischen Erbfolgekriege nahm er als Oberster den Prinzen von Hessen-Philippsthal bei der Einnahme von Habelschwert gefangen. Kaiser Joseph II. ernannte ihn zum General und wählte ihn zum Lehrer seines Neffen, des nachherigen Kaisers Franz I., in der Taktik. Im J. 1786 bekam er das 26. Infanterieregiment, das er jedoch bald mit dem 19., in dem er früher Oberster war, vertauschte. Sein Plan zur Wegnahme Belgrads konnte wegen der ungünstigen Witterung nicht ausgeführt werden. Im J. 1789 wurde er Feldmarschalllieutenant und 1790 führte er das zur Dämpfung des belgischen Aufstandes bestimmte Heer dorthin ab. Doch war er beim Angriffe auf Leyden nicht glücklich und ein Sturz vom Pferde hemmte seine Thätigkeit. Die Unruhen in Frankreich riefen ihn wieder ins Feld.

Als Befehlshaber einer Division zeichnete er sich bei Neerwinden aus, eben so bei Chatillon, Landrecy, Charleroi und Fleurus; doch ward er am 6. Septbr. 1793 bei Hondschooten geschlagen und bei Mariolles verwundet. Nach seiner Heilung wurde er vom Kaiser zum Feldzeugmeister ernannt, 1795 zu der Ober-Rheinarmee versetzt und erhielt dann die Leitung aller Kriegsheere zwischen dem Neckar und Konstanz. Vor dem Beginn des Feldzuges im Frühjahre berief ihn jedoch der Kaiser zum Mitglied des Hofkriegsrathes nach Wien und übergab das Kommando dem Grafen Wurmser. Als die Armee unter Beaulieu aus der Lombardei nach Tyrol sich zurückziehen und neu geordnet werden mußte, besorgte A. dieses Geschäft. Dann arbeitete er an der Regulirung der tyroler Insurrektion und gewann die Herzen der Tyroler so sehr, daß sie ihn zu ihrem Landstand erwählten. So groß A.'s Anstrengungen, so kräftig seine Maßregeln waren, gelang ihm doch der dreimalige Versuch, Mantua zu befreien, nicht; die österreichischen Heere wurden bei Arcole und bei Rivoli geschlagen, Mantua fiel und Erzherzog Karl erhielt den Oberbefehl. So unglücklich die letzten Unternehmungen A.'s geendigt hatten, so hörte doch der Kaiser nicht auf, A.s Verdienst zu belohnen. A. ward geheimer Rath, leistete als solcher bei der Reuorganisation des Militärs in Ungarn wichtige Dienste, u. ward 1808 Feldmarschall. Er † den 25. Nov. 1810 am Schlag zu Ofen.

Alxinger, Johann Baptista v., guter deutscher Dichter der klassischen Zeit und Kämpfer für geistige Freiheit, war den 25. Jan. 1755 zu Wien geboren und empfing klassische Bildung durch den berühmten Numismatiker Eckhel. Er studirte die Rechte, ward später zu Wien Hofagent, geadelt und 1794 k. k. Hoftheatersekretär. Er † den 1. Mai 1797. Seine Blüthe fällt in die Zeit, wo unter Joseph II. in Wien ein freieres Geistesstreben sich regte, ein lebhafter Kampf gegen eingewurzelte Vorurtheile begann und unter mehren jüngern Talenten ein Wetteifer für die Belletristik erwachte. In A.s kleinern Gedichten, vorzüglich in der Epistel an Reinhold, ist das Streben nach feinerer Lebensphilosophie sichtbar. Nie aber hebt sich seine Begeisterung mehr, als wo er fast juvenalisch gegen die Greuel mißbrauchter Religion in Strafgesängen ausbricht. Die meisten übrigen Gedichte gehören der didaktischen Poesie an; in den lyrischen Stücken entfaltet sich reines Gemüth und zartes Gefühl. Seine Dramen sind unbedeutend; als Romandichter nimmt A. dagegen einen Ehrenplatz ein. Im J. 1773 redigirte er das Journal von Oesterreich. Im Verein mit mehren jungen Gelehrten gab er 1780 seinen „Wiener Musenalmanach" heraus u. war seit 1781 Mitarbeiter an der Jenaer Literaturzeitung. Die erste Sammlung seiner Gedichte erschien zu Halle 1780, 1784 zum Besten des Armeninstituts seiner Vaterstadt zu Leipzig und 1788 zu Klagenfurt. Größern Beifall fanden die Rittergedichte: „Doolin von Mainz" (1787) und „Bliomberis" (1791), in denen er Wieland nachahmt. Eine versificirte Bearbeitung von Florians Numa Pompilius erschien 1792, seine „Sämmtlichen Schriften" Wien 1812 in 10 Bdn.

Alyattes (Halyattes), Vater des Crösus, König von Lydien, 617—560 v. Chr., setzte den von seinem Vater Sadyattes begonnenen Krieg gegen die Milesier fort und führte dann Krieg mit dem medischen Könige Cyarares. Sein Grabmal in der Nähe des gygischen Sees bei Sardes, ein Erdhügel auf einer Grundlage von ungeheuren Steinblöcken, hatte 1400 Fuß Umfang u. eine Höhe, daß es in ganz Lydien gesehen werden konnte.

Alypius, Sophist aus Alexandrien, um 360, unter allen auf uns gekommenen alten Schriftstellern der einzige, welcher die musikalischen Zeichen der Griechen aufbewahrt und durch das von ihm hinterlassene Fragment „Introductio musica" (in griechischer Sprache) die Möglichkeit gegeben hat, die wenigen erhaltenen altgriechischen Melodien zu entziffern. Es erschien gedruckt mit den Noten von Meursius zu Leyden 1616 u. in Meiboms „Antiq. Music. Auct." 1652.

Alyssum, Steinkraut, Pflanzengattung aus der natürlichen Familie der Kreuzblumenpflanzen, mit stumpfem Kelch u. 4 ausgebreiteten Blumenblättern, eirundem Fruchtknoten u. einem bei den meisten Arten ausgeschnittenen Schötchen. Von den 56 bekannten Arten, die in mehre Untergattungen zerfallen, sind als Zierpflanzen bekannt: 1) A. alpestre *L.*, ausdauernd in Südfrankreich u. Italien, eine kleine zierliche Pflanze mit verkehrt-eirundspatelförmigen, grauweißen, mit feinen Sternhärchen bekleideten Blättern, kurzen, goldgelben Trauben, die an trocknen, sonnigen Orten, in kiesigem Boden, unter trockner Winterbedeckung im Freien ausdauert u. zur Verschönerung der Felsenpartien benutzt werden kann; 2) A. argenteum *Willd.*, Lunaria argentea *All.*, ein ausdauernder Halbstrauch in Piemont, an Felsen, mit länglich-spatelförmigen, unten silberweißen Blättern, zierlichen, gelben Trauben in einer Riepe; 3) A. saxatile *L.*, Felsensteinkraut, ein ausdauernder Halbstrauch in Podolien, Rußland, an den Wasserfällen des Dnieper auch in Thüringen, mit lanzettförmigen, ganzrandigen, gleich den Aesten fast filziggrauweißen Blättern und gelben Blüthen; 4) A. serpyllifolium *Desf.*, ein ausdauernder Halbstrauch in Südeuropa und Nordafrika, mit vielen gelben Blüthentrauben in einer flachen Doldentraube. Diese 4 Arten werden durch Stecklinge und Samen im kühlen Mistbeete oder in Töpfen vermehrt und frostfrei durchwintert, am besten in Töpfen, in guter, etwas mit Kies gemischter Erde, mit einer Unterlage zerschlagener Steine. Im Frühling kann man sie aus den Töpfen an sonnige Stellen ins Land pflanzen. Viele Nässe ist ihnen schädlich.

Alyth, britische Stadt in der schottischen Grafschaft Perth, nordöstlich von Perth, mit 3000 Einwohnern, in einer fruchtbaren Gegend mit Spinnereien von Linnen- und Baumwollengarn u. großen Jahrmärkten. Auf einem nahen Berge die Ruinen einer uralten Feste.

Alyxia, Gewürzsporkel, Pflanzengattung der natürlichen Familie der Kontorten mit tellerförmiger Korolle, kahlem Rachen, angeschlossenen Antheren, zwei zusammenhängenden Pistillen und zwei einsamigen Steinfrüchten. Von den 21 Arten — immergrüne, kahle Bäume u. Sträucher mit Milchsaft — sind als Arzneipflanzen zu erwähnen: A. laurina *Gaudich*, ein an Bäumen hinankletternder Strauch auf den Moluk-

ken, mit armsdickem Stamme und vielen zolldikken, oft dicht verschlungenen Aesten, dessen Rinde die Eigenschaften der folgenden Art hat und theils, weil sie als Arznei, theils weil sie ihres Wohlgeruchs wegen zu Salben und Räucherungsmitteln verwendet wird, ein Handelsartikel ist. A. stellata *Roxb.*, A. aromatica *Reinw.* ist ein kletternder Strauch in den Bergwäldern Java's und auf den Inseln des indischen Oceans, mit einer aschgrauen Rinde, die schon seit alten Zeiten in den indischen Ländern als Arzneimittel und ihres Wohlgeruchs wegen zu Parfümerien angewendet wird und besonders gegen Wechselfieber und Verdauungsbeschwerden dient, seit mehren Jahren auch unter dem Namen Cortex Alyxiae aromaticae s. Alyxiae nach Europa gebracht worden ist. Die Stücke derselben sind leicht, weich und brüchig, stark gerollt, 3—6" lang, 1—2"' dick, glatt, ohne Oberhaut, graulichweiß oder schwachröthlich, auf der Innenseite häufig mit zarten, glänzend weißen Krystallen (Alyriakampher) bedeckt; sie riechen wie Tonkabohnen, schmecken aromatisch-bitter u. enthalten ein scharf aromatisches Weichharz, ätherisches Oel, bittern Extraktivstoff, etwas Gummi u. Amylum.

Alzbeere, s. v. a. Elsebeerbaum, Crataegus torminalis *L.*, Sorbus torminalis *Crantz.*

Alzelen, fruchtbares Berggelände in der Schweiz in der nidwaldischen Pfarrei Wolfenschießen, mit Kapelle, einem Denkmal aus der Urzeit schweizerischer Freiheit. Hier erschlug Konrad Baumgarten 1307 den österreichischen Vogt Roßberg, von der seine Frau entehren wollte.

Alzey, Kreishauptstadt in der großherzoglichhessischen Rheinprovinz, an der Selz, mit schönem Marktplatz, einer katholischen und zwei evangelischen Kirchen, Realschule, Leder- und Tabaksfabriken, Weberei und 4600 Einwohnern. Die Umgegend der Stadt, der Alzeyer-Gau, ist durch Fruchtbarkeit ausgezeichnet. In der Umgegend wurde 1783 ein röm. Altar mit der Inschrift gefunden: Nymphis Vicani Altiacenses posuere. Diese Gegend ist wahrscheinlich auch ein Schauplatz der Nibelungen, wie zum Theil schon die Namen: Stolcher von A., Hagen von Troneg beweisen. A. wird schon 864 genannt, kam später an die Pfalz und gehörte 1209 den Truchsessen von A. als Lehen. Die Stadt wurde durch Albrecht I. verheert, 1317—29 an Mainz verpfändet und 1689 von den Franzosen verbrannt.

Amacosa-Kaffern, Kaffern-Stämme, welche das Land an der Ostgrenze der britischen Kapkolonie in Südafrika, jenseits des großen Fischflusses bewohnen und sich hauptsächlich von Ackerbau und Viehzucht nähren. Ehedem waren sie unruhig und feindselig gegen die Europäer (noch 1820—21 bedrohten sie die Existenz der Kapkolonie), sind aber durch die Missionäre christliche und friedliche Nachbarn geworden. Im J. 1839 hatte der Stamm an 30 christliche Bethäuser, 2 Kirchen und mehre Schulen. Die britische Missionsgesellschaft hat das Neue Testament in ihre wohltönende Sprache übersetzen lassen und in 40,000 Exemplaren verbreitet.

Amadé (Omodé), noch blühendes, seit 1760 freiherrliches und seit 1782 gräfliches Geschlecht in Ungarn, mit dem Prädikate von Varkony, das seinen Ursprung von der italienischen Familie Omodei herleitet und mehre berühmte Männer unter seinen Mitgliedern zählt. Ein Georg A. war Obergespan des zipser Komitates und Palatin des Königreichs. Ein treuer Anhänger Karls I., suchte er demselben noch zu Lebzeiten Ottokars und Wenzels die Krone zu verschaffen. Im J. 1310 nahm er den flüchtigen Polenkönig Wladislaw in seinem Schlosse Göncz auf und unterstützte ihn in der Wiedereroberung mehrer festen Punkte Polens. Er wurde 1311 von den aufständischen Deutschen in Kaschau erschlagen. Seine vier Söhne, Johann, Nikolaus, David u. Ladislaw, waren Gegner Karls u. kämpften 1312 bei Rozgony gegen ihn. Peter A. war ein Anhänger Ferdinands I. und öffnete ihm auf Befehl Stephan Bathori's die Thore von Ungarisch-Altenburg (1527). Im J. 1544 übergab er Vissegrad an den Pascha Achmed, der ihn vom Tode durch die Säbel der Türken, welche treuloser Weise die Besatzung niedermetzelten, gerettet. Ladislaw, Freiherr von A., machte sich als lyrischer Dichter rühmlich bekannt. Im J. 1703 geboren, studirte er zu Tyrnau u. Grätz, ward Doktor der Philosophie und trat 1734 unter das Militär, in dem er bis zum Generaladjutanten der für Maria Theresia kämpfenden ungarischen Insurrektionsarmee emporstieg. Seit 1750 Rath bei der ungarischen Hofkammer, † er den 22. December 1764 zu Felbar in der Schütt. Seine lyrischen und erotischen Lieder, durch Bilderreichthum u. Gedankenfülle ausgezeichnet, sind wegen ihrer Volksthümlichkeit sehr verbreitet u. wurden durch Graf Thaddeus A. herausgegeben (Pesth 1836). Seine geistlichen Lieder (Wien 1755) sind vergessen.

Amadeo, Antonio, einer der bessern Bildhauer des 15. Jahrhunderts, zu Pavia geboren, zeigte sich durch Zartheit u. sinnvolle Anmuth als treffliches Glied der lombardischen Schule. Werke von ihm finden sich in der Karthause seiner Vaterstadt, zu Cremona, Mailand und anderwärts. Ausgezeichnet sind seine Arbeiten im Mausoleum des venetianischen Feldherrn Colleoni und dessen Tochter Medea Colleoni zu Bergamo.

Amadeus, d. i. Liebegott, Name, der sich vornehmlich bei dem Hause Savoyen findet. A. I., mit dem Schweife oder der Schwarze, ältester Sohn des Grafen Humbert I., ist bekannt durch seine Weigerung, 1047 vor dem Kaiser Heinrich III. zu Verona ohne sein Gefolge zu erscheinen, woher sein Beiname; † 1072. Sein Neffe — A. II. wollte dem nach Rom ziehenden Kaiser Heinrich IV., seinem Schwager, 1076 den Durchzug durch Savoyen nicht gestatten. Seine Existenz wird übrigens bestritten. — A. III. (II.) folgte seinem Vater, Humbert II., 1099. Er widersetzte sich 1134 dem Kaiser Lothar II. und wurde von diesem besiegt, doch bald wieder begnadigt, nahm Theil an dem Kreuzzuge 1147 und † auf der Rückkehr zu Nicosia auf Cypern 1149. — A. IV. (III.) regierte seit 1233, war für seine dem hohenstaufischen Hause 1238 bewiesene Treue vom Kaiser Friedrich II. zum Herzoge von Chablais und Aosta erhoben. In die Streitigkeiten des letzteren mit Papst Innocenz IV. und viele Fehden verwickelt, † er 1253. — A. V. (IV.), der Große, der Stammvater des noch blühenden Hauses Sa-

voyen, war der zweite Sohn des Grafen Thomas II. Er war den 4. September 1249 geboren, erhielt von seinem älteren Bruder Thomas III., Grafen von Piemont, 1283 das Herzogthum Aosta, von seinem Oheime Philipp 1285 Savoyen, wodurch die von ihm gestiftete zweite Linie des Hauses Savoyen zur Hauptlinie erhoben ward. Nicht weniger durch seine Macht, als durch persönliche, glänzende Eigenschaften ausgezeichnet, erlangte A. den bedeutendsten Einfluß auf die Ereignisse seiner Zeit und wußte sich desselben geschickt zur Erhebung seines Hauses zu bedienen. An den damals Italien zerrüttenden Streitigkeiten zwischen den Guelfen und Ghibellinen nahm er wenig Theil. Dagegen mischte er sich gern in alle Händel seiner Nachbarn, gerieth mit dem Dauphin von Vienne und dem Grafen von Genf in eine hartnäckige Fehde, die zuletzt 1322 mit der Anerkennung der Hoheit Savoyens von Seiten des Grafen von Genf und mit dem Aufgeben aller Ansprüche auf die savoyischen Besitzungen in Burgund von Seiten des Dauphins endeten. Im J. 1294 trat A. durch schiedsrichterlichen Vergleich an seinen Neffen Philipp die Stadt Turin sammt Piemont mit Ausnahme von Susa ab, vermittelte bald darauf durch sein Ansehen zwischen Frankreich und England einen Waffenstillstand, ward 1310 von Kaiser Heinrich VII. in Asti mit seinen Ländern feierlich belehnt, für sich und seine Nachkommen in den Reichsfürstenstand erhoben und 1312 in Rom zum kaiserlichen Statthalter in den Städten Oberitaliens ernannt. Daran schloß sich 1313 die Verleihung der Grafschaft Asti an das savoyische Haus, indem sich in demselben Jahre auch die Stadt Ivrea freiwillig unterwarf. Im Jahr 1315 zwang er durch seinen Muth und seine Feldherrnklugheit die Türken, die Belagerung der Insel Rhodus aufzugeben. Nach seiner Rückkehr lebte er eine Zeitlang am Hofe seines Freundes, des Königs von Frankreich u. betrieb, zum Beistande des griechischen Kaisers Andronicus gegen die Türken, in Avignon einen Kreuzzug, an dessen Ausführung ihn jedoch der Tod (16. Oktbr. 1323) hinderte. A. galt für einen der tapfersten u. einsichtsvollsten Fürsten seiner Zeit; sein Rath wurde vom Kaiser Heinrich VII., von den Königen Frankreichs und Englands in allen wichtigen Staatsgeschäften gehört und gab gewöhnlich den Ausschlag. Sein Enkel, — A. VI. (V.), der grüne Graf, von seiner Lieblingsfarbe in den Turnieren, den 4. Jan. 1334 zu Chambery geboren, gelangte 1343 unter Vormundschaft zur Regierung. Er erweiterte die Macht des Hauses Savoyen durch die Eroberung von Mondovi, Coni, Chieri und Cherasco, durch den Vertrag zu Paris 1355 mit dem Dauphin, der ihm die Herrschaften Faussigny und Gex abtrat, so wie dadurch, daß er von Katharina von Savoyen für 60,000 Fl. das Waadtland und Valeomey erkaufte. Im Jahre 1365 erhob ihn Kaiser Karl IV. zum Reichsstatthalter in einem Theil der Schweiz und in den Bisthümern Lyon, Macon und Grenoble, so wie zum Schutzherrn der neu gestifteten Universität Genf. Im J. 1366 unternahm A. einen Zug gegen die Türken in Griechenland, entriß diesen Gallipoli, befreite den Kaiser Johann Paläologus aus den Händen der Bulgaren und gewann denselben für die römische Kirche. Nicht weniger glücklich fuhr A. nach seiner Rückkehr fort, in Italien seine Macht und sein Ansehen zu vergrößern. Mit dem Papste Gregor XI., dem Könige von Ungarn und dem Kaiser Karl IV. gegen die herrschsüchtigen Visconti von Mailand verbündet, eroberte er von diesen mehre Städte und wurde zuletzt selbst von Joh. Galeazzo Visconti in dem Vergleiche zu Pavia 1378 als rechtmäßiger Herr der gemachten Erwerbungen in Piemont anerkannt. Bald nachher (1381) entsagte auch Ludwig von Anjou, als Erbe der Königin Johanne, zu Gunsten Savoyens allen Ansprüchen Neapels auf Piemont, und der Papst Klemens VII. ernannte A. zum Schiedsrichter in den Streitigkeiten zwischen den Häusern Visconti, Montferrat und della Scala. Wie hoch das Ansehen des Grafen damals gestiegen war, zeigt aber noch mehr sein Einfluß in dem großen und langen Kriege zwischen Genua und Venedig, welcher allein durch seinen Ausspruch 1381 zu Turin glücklich beigelegt wurde. A. † den 2. März 1383 in Apulien, wohin er mit Ludwig von Anjou gegen Karl von Durazzo zur Eroberung Neapels gezogen war. Savoyen erhielt durch ihn nicht bloß Gebietvergrößerung, sondern auch eine geordnete Staatsverwaltung und genoß noch lange nach seinem Tode die Vortheile der von ihm im Finanz- und Heerwesen, so wie in der Rechtspflege eingeführten Verbesserungen. Er war auch 1362 Stifter des Ordens des Halsbandes, nachmals Orden della santa Annunciata. Sein Sohn — A. VII. (VI.), der Rothe, geboren den 24. Februar 1360, erhielt von seinem Vater 1379 die Herrschaft Bresse und folgte demselben in der Regierung der savoyischen Länder 1383. Als Bundesgenosse Karls VI. von Frankreich nahm er Theil am Feldzuge in Flandern und trug viel zum Entsatze von Ypern bei. Die Einwohner von Nizza, Vintimiglia und Barcelonette ernannten ihn statt des ohnmächtigen Königs Ladislaus von Ungarn und Neapel zu ihrem Schutzherrn, worauf A. das hart bedrängte Nizza befreite und dort 1388 als Souverän anerkannt wurde. Er † den 1. Novbr. 1391. — A. VIII. (VII.), der Friedfertige, des Vorigen Sohn, erster Herzog von Savoyen, den 4. Sept. 1383 geboren, trat nach dem frühzeitigen Tode seines Vaters unter Vormundschaft seiner Großmutter, der klugen Bonne de Bourbon, die Regierung an. Für seine Bemühungen zur Herstellung der Kircheneinheit wurde Savoyen 1416 vom Kaiser Sigismund zum Herzogthum erhoben, und dem neuen Herzoge 1422 die Belehnung mit Genf, so wie das Jus de non appellando in seinen Staaten ertheilt. Nachdem er noch 1434 zwischen Mailand und Savoyen ein Schutzbündniß abgeschlossen und seinen Institutionen Anerkennung verschafft hatte, legte er die Regierung nieder und zog sich in die von ihm gestiftete Einsiedelei zu Ripaille bei Thonay am Genfersee zurück. Indessen behielt er sich aber die Oberaufsicht über die Regierung seines Sohnes Ludwig vor und leitete mit seinen Freunden aus der klösterlichen Zelle heraus alle wichtigen Staatsgeschäfte. In dieser Lage blieb er von 1434 bis 1439, wo ihn das

Koncil zu Basel, an des abgesetzten Eugenius IV. Stelle, zum Papst ernannte. Er hielt den 24. Juni 1440 als Felix V. seinen Einzug in Basel und wurde darauf den 24. Juli mit großer Pracht gekrönt, aber nur von seinen Erblanden, dem Könige von Aragonien und Ungarn, einigen deutschen Fürsten, den Eidgenossen und den meisten Universitäten anerkannt. Da die Beendigung des Schismas nicht gelang, legte er in Folge der Vermittlung Karls VII. von Frankreich, Herzog Ludwigs von Savoyen und anderer Fürsten seine Würde vor dem von ihm nach Lausanne verlegten Koncil 1449 nieder, nachdem Nikolaus V. die von dem Papste Felix erlassenen Gesetze und Anordnungen genehmigt und diesen selbst als Kardinallegaten des heiligen Stuhles in den savoyischen Ländern, in Basel, Straßburg &c. anerkannt hatte. A. kehrte hieraufin seine Einsiedelei nach Ripaille zurück und † in Genf, allgemein betrauert, den 7. Jan. 1451. Fest, friedliebend, mild und wegen seiner Klugheit der Salomo des Jahrhunderts genannt, war er eine Zierde seiner Zeit, ein Wohlthäter und Vater aller seiner Unterthanen. Unter ihm erhielt sein Haus durch das Aussterben der Linie des Grafen Thomas III. 1418 ganz Piemont. Sein Enkel, — A. IX. (VIII.), der Selige, Sohn des Herzogs Ludwig, geboren 1435, trat 1465 die Regierung an. Er leistete dem Könige Ludwig IX. von Frankreich gegen Johann, Herzog von Bourbon, und die Ligue der öffentlichen Wohlfahrt Beistand, konnte aber, nachdem Ludwig einen Separatfrieden geschlossen, nur mit Mühe seinen Ländern den Frieden sichern. Einen Krieg mit Montferrat und Mailand beendigte Philipp von Savoyen, Graf von Bresse, 1467 durch einen vortheilhaften Frieden, worauf A. 1468 ein 10jähriges Schutzbündniß mit Venedig abschloß. Von epileptischen Zufällen heimgesucht und nach Ruhe verlangend, übertrug er 1469 die Regentschaft seiner talentvollen, aber leidenschaftlichen Gemahlin; die unzufriedenen Agnaten, Philipp von Bresse an der Spitze, überfielen jedoch 1471 das feste Schloß Montmeillan und nahmen den schwachen Fürsten gefangen. Im Frieden zu Chambery erhielten die Prinzen freien Zutritt in den Regierungsrath; Jolantha aber blieb bis zur Ernennung eines Statthalters im Besitze der höchsten Gewalt. Bald nach dem Abschlusse dieses Friedens † A. zu Vercelli 1472. Durch seinen Wandel eben so sehr wie durch die frommen Stiftungen erlangte er den Ruf eines Heiligen. Seine folgenreichste fürstliche Handlung war sein Testament vom 10. Sept. 1470, durch welches die Primogenitur-Erbfolge zum Staatsgrundgesetze erhoben wurde.

Amadia, asiatisch-türkischer volkreicher Gebirgsdistrikt im nordwestl. Kurdistan, mit fast unabhängigen, mächtigen Fürsten, erzeugt Galläpfel, Tabak, Blei. Die reizend gelegene Hauptstadt hat ein festes Schloß auf hoher Felsenterrasse, ein armenisches Kloster, viele Moscheen u. 10,000 Einwohner. Sie ist Sitz eines Beglerbegs von 2 Roßschweifen. 2 Bäche (Kehinan und Kehinachatun) vereinigen sich bei der Stadt zu einem Flusse, der in den Kabur und mit diesem in den Schatt sich ergießt. Bei der Medresse (Schule) von Koihan ist die Grabstätte des Imam Mohammed Bakir, ein berühmter Wallfahrtsort.

Amadis, berühmter Heldenname in der Romanpoesie des Mittelalters. A. von Gallien, nach seinem Schildzeichen auch der Löwenritter, und nach seinem Leben in der Einöde Dunkelschön (Beltenebros, le beau tenebreux) genannt, ist ein Kind der Liebe des Königs Perion von Frankreich und der Elisena, Tochter des Königs Gavinter von Bretagne. A. von Griechenland ist ein Urenkel des gallischen, Sohn Lisuarts und der Onoleria, Tochter des Kaisers von Trapezunt. Ein Urenkel des griechischen A. ist A. vom Gestirn, dessen Mutter Diana, eine Tochter Florisels, eines Sohnes des griechischen A., Königin von Guindaga ist. A. von Trapezunt, ein Urenkel Florisels, ist ein Sohn des Prinzen Liscaron von Katay und der Polyxena. Die Geschichte dieses Helden läuft durch neun Generationen. Im spanischen Original hat der dieselbe behandelnde Roman 13 Bücher, wovon die 4 ersten den eigentlichen A. von Gallien enthalten; das 5. handelt von Esplandians, ältesten Sohns von A. von Gallien, das 6. von Florisando's, das 7. und 8. von Lisuarts, das 9. und 10. von Florisels von Griechenland und des Anaxartes, das 11. und 12. von Rogels und Agesilaus', das 13. von Silvio de la Silva's Thaten. Die Verfasser sind unbekannt. Die frühere Meinung erklärte sich nach dem unbeglaubigten Zeugnisse des Nicol. Antonio für einen portugiesischen Dichter, Pasco Lobeira, im 14. Jahrhundert, oder den Infanten Pedro, Sohn Johanns I. von Portugal. Andere nennen eine portugiesische Dame als Verfasserin. Nach den Forschungen des gelehrten Clemencin in dessen Kommentar zum Don Quixote (Madr. 1833) ist kaum mehr zu zweifeln, daß der älteste Theil des Romans, die 4 ersten Bücher, ursprünglich in portugiesischer Sprache von dem Ritter Vasco de Lobeira von Oporto und zwar zwischen 1342 und 1367 abgefaßt und von Garcia Ordoñez de Montalvo um 1460 in spanische Sprache überarbeitet und mit dem 5. Buche um 1492 vermehrt wurde. An die genannten 13 Bücher reiheten sich noch später durch die Franzosen als Fortsetzungen: Buch 14 bis 17, die Thaten Sphäramonts und A.' vom Gestirn, Buch 18 — 24, die übrigen Nachkommen des A. von Gallien mit Einschließung des A. von Trapezunt enthaltend. In Deutschland wurde der Roman gar bis zu 30 Büchern fortgesponnen. Die einzelnen Theile sind von sehr verschiedenem Werthe. Cervantes spricht das treffendste Urtheil aus, indem er bei dem berühmten Auto da Fé von Don Quixote's Bibliothek die 4 ersten allein begnadigt. Höchst selten und kostbar ist die Ausgabe: „Los quatro livros del cavallero Amadis de Gaula", Sevilla 1496, revidirt von G. M. de Montalbo, Salamanca 1547 bis 1575 (mit Hinzufügung des 5. — 13. Buchs). Andere spanische Ausgaben, mit einzelnen oder mehren Büchern, sind häufig. Die erste französische Uebersetzung ist von Nicol de Herberay, Par. 1500, neuere Ausgaben vom Grafen Tressan (Par. 1779 bis 1780, 2 Bde.), der behauptete, der A. sey ursprünglich französisch und später ins Spanische übersetzt worden. Deutsch erschien der Roman

Buch 1—13, Frankf. a. M. 1523, 2. Ausg. 1587; 24 Bücher, das. 1594; neueste Ausgabe von Mylius, Leipzig 1782, 2 Bände. Der muthwillige „Neue Amadis“ von Wieland hat mit jenem ältern nichts gemein als den Titel und etwa die Unzahl der von dem Helden zu bestehenden Abenteuer. Ein neuer französischer Dichter, Creuzé de Lesser (1819 Präfekt des Heraultdepartements), edirte eine metrische Bearbeitung des 1. und 2. Buchs (Paris 1811), William Stewart Rose eine gleiche der 3 ersten Bücher in englischer Sprache (Lond. 1853).

Amahara, s. Amhara.

Amak (dänisch Amager), dänische Insel im Sunde, durch das schmale Fahrwasser Kallebostrand von Seeland getrennt, ist 1 □Meile groß und hat 6500 Einwohner, die zum größten Theile von 24 holländischen Familien abstammen, welche Christian II. dort ansiedelte und deren Nachkommen bis heute holländische Tracht und Sitten beibehalten haben und unter sich auch holländisch sprechen. Wegen ihres Gemüsebaues wird die Insel „Kopenhagens Küchengarten“ genannt; außerdem befinden sich viele Fabriken daselbst. Das Städtchen Dragöe, mit 1800 Einwohnern, besitzt 60 Schiffe; die Einwohner gehören zu den tüchtigsten Seeleuten u. Lootsen. Im Jahre 1850 wurde eine Quarantäneanstalt hier errichtet.

Amalaberga (Amelberga, Amalbergis), Gemahlin Hermanfrids, letzten Königs der Thüringer, Nichte Theoderichs des Ostgothen, Tochter des Vandalenkönigs Thrasamund, eine der berüchtigtsten historischen Frauen. Durch A. verführt, raubte Hermanfrid seinen Brüdern Baderich und Berthar Krone und Leben, fand aber endlich selbst seinen Tod (s. Hermanfrid). A., die Anstifterin alles Unheils, floh zu ihrem Bruder, dem Ostgothen-König Theodat, nach Italien.

Amalasuntha (Amalasuintha, Amalesuenta, Amelsuntha, eigentlich Amalesuenta, Amaler Jungfrau), Tochter Theoderichs des Großen und Odofleda's, der Schwester Chlodwigs, wurde an den edlen Ostgothen Eutharich verheirathet und gebar diesem einen Sohn, Athalarich, den Theoderich zu seinem Nachfolger bestimmte. Seit 522 Wittwe, übernahm sie im Namen ihres noch minderjährigen Sohnes, nach dem Tode Theoderichs 526 die Regierung des ostgothischen Reiches, verwaltete dasselbe mit Milde und Weisheit und ließ den jungen König nach Römersitte erziehen. Auf Anstiften gothischer Großen entzog sich jedoch Athalarich der strengen Zucht seiner Mutter und starb 534 in Folge seiner Ausschweifungen. Hierauf gab A. dem Theodat, ihres Vaters Schwestersohne, ihre Hand und erklärte ihn zum Mitregenten; nur der Königstitel sollte ihm, ihr aber die Leitung der Geschäfte zustehen. Kaum sah sich indessen der Undankbare in A.'s Besitze, als er sie auf Anstiften der griechischen Kaiserin Theodora greifen, in Verwahrung bringen und 534 im Bade erdrosseln ließ. Für Justinian ward dieser Frevel Vorwand zu dem langen Kriege, welcher den Untergang des Ostgothenreichs zur Folge hatte.

Amalekiter, uraltes arabisches Volk im Südwesten Palästina's, zwischen Idumäa und Aegypten und östlich vom todten Meere und dem Gebirge Seïr, wahrscheinlich auch außerdem in der Mitte Kanaans hier und da angesiedelt. Als der Stammvater dieses Volkes gilt gewöhnlich Amalek, ein Enkel Esau's; dagegen spricht indessen unter Anderm, daß die A. das älteste der Völker genannt werden und schon zu Abrahams Zeit vorkommen. Sie waren ein zahlreiches, kriegerisches Hirtenvolk, standen unter Königen (Agag) und übertrafen an Macht und Tapferkeit alle ihre Nachbarn. Die Israeliten geriethen mit ihnen gleich nach ihrem Auszuge aus Aegypten in Kampf und wurden durch ihr mit den verwandten Kananitern vereintes Heer geschlagen. Unter den Richtern eroberten die A. mit den Ammonitern und Moabitern die Palmenstadt oder Jericho; bald darauf sehen wir sie von Neuem plündernd und brandschatzend in dem Lande der Israeliten auftreten, bis Saul ihren Raubzügen in zwei Feldzügen auf einige Zeit ein Ziel setzte. David bekriegte sie von Ziklag aus und nahm für die Verbrennung dieser Stadt durch die A. schwere Rache. Auch als König hatte er noch mit ihnen zu kämpfen. Unter Hiskia wurde ein Theil der A. am Gebirge Seïr von den Simeoniten theils ausgerottet, theils vertrieben, worauf dieses von den Juden oft grausam behandelte Volk in der Bibel nicht weiter vorkommt. Die Stadt der A., welche 1. Sam. 15, 5 erwähnt wird, ist nicht bekannt; vielleicht gehörten ihnen Chavila und Schur als Grenzorte. Josephus nennt Amalekitis als einen Theil von Idumäa.

Amaler, eins der beiden (A. und Balthen) großen Helden- u. Herrschergeschlechter der Gothen (s. d.), welches von dem mythischen Könige Amala seinen Namen führt. In dem Nibelungenliede, dem Heldenbuche und andern altdeutschen Dichtungen heißen sie Amelungen, d. i. Abkömmlinge des Amala.

Amalerich, s. Amalrich.

Amalesuenta, s. Amalasuntha.

Amalfi, Stadt in der neapolitanischen Provinz Principato citeriore, auf der Landzunge zwischen dem Meerbusen von Neapel und Salerno, von der Landseite, steiler Berge wegen, schwer zugänglich, hat eine sehr alte Kathedrale und 3500 Einwohner. Die Stadt ist Sitz eines Erzbischofs und treibt Seidenbau, Papier- und Nadelfabrikation, Maccaronibäckereien. A. spielte im Mittelalter als unabhängige Handelsrepublik, trotz ihrer Kleinheit, eine geräuschvolle und merkwürdige Rolle. Die Gründung der Stadt geht in die Zeit Konstantin des Großen zurück. Der Sage nach erlitten damals mehre römische Familien, auf der Ueberfahrt nach der neuen Hauptstadt im Osten, bei Ragusa Schiffbruch und kehrten von da nach dem südlichen Italien zurück, wo sie zu Malfi in Apulien sich niederließen, darauf aber A. gründeten. Die natürlich-feste Lage schützte den Ort vor der Herrschaft der Longobarden; unter konstantinopolitanischer Oberhoheit, die durch den Statthalter in Neapel geübt wurde, wählte A. seine eigenen Magistrate und hatte eigenen Militärstaat. Die Stadt blühete unter republikanischer Verfassung auf, bis Sichard, Fürst von Be-

nevent und Salerno, 825 sich ihrer bemächtigte, sie plünderte und die Einwohner nach dem von der Pest entvölkerten Salerno führte. Bald kehrten indeß die Amalfitaner in die Vaterstadt zurück und plünderten, während die Salernitaner im Felde lagen, ihrerseits Salerno. Nun entfaltete sich ein neuer, noch schönerer Flor der kleinen Republik; die Abhängigkeit von Konstantinopel bestand fast nur dem Namen nach. Zu Ende des 9. Jahrhunderts erstreckte sich das Gebiet von A. in Osten bis nach Vico Vecchio, in Westen bis an das Vorgebirg der Minerva; in Norden gehörten Lettere, Gragnano, Pimontio, in Süden Scala, Ravello, Atrani, Tramonti, Pisitano, Cirara u. and. Orte zum Territorium von A. Nach u. nach fiel die Staatsverwaltung aus den Händen der Konsuln und Aeltesten einzelnen Patricierfamilien anheim, aus denen sich Herzöge erhoben, von denen Mansus II (960—1000) A. mit Salerno verband. Müde der salernitanischen Tyrannei, begaben sich die Amalfitaner unter den Schutz des Normannen Robert Guiscard, der 1077 Salerno eroberte, zugleich aber A. selbst dem Normannenreiche (Apulien und Kalabrien) einverleibte. A. hörte auf, ein eignes Herzogthum zu seyn, und mußte die Versuche, die alte Selbstständigkeit wieder zu erlangen, unter König Roger hart büßen. Gänzlich wurde die merkantilische Bedeutung und der Wohlstand von A. vernichtet durch Plünderungen der Pisaner 1135 und 1137. Zwar wurde später das Herzogthum A. wieder hergestellt, als König Alfons den Raimund Orsini, Fürsten von Salerno, damit belehnte, von dem es dem Antonio Piccolomini, einem Neffen des Papstes Pius II., zufiel; aber der Flor der Stadt war für immer dahin. Um 1650 verlieh der König von Spanien dem Ottavio Piccolomini das von seinen Vorfahren besessene Herzogthum A. von Neuem. Am höchsten blühete A.'s Handel im 10. Jahrhundert und während des ersten Kreuzzuges. Das Seerecht von A. (Tabula Amalphitana) galt in ganz Italien. Glückliche Kämpfe gegen die Saracenen erwarben der Stadt von Leo IV. den Namen der „Beschützerin des Glaubens". Die amalfi'schen Kaufherren hatten Niederlagen in Alexandrien, Antiochien und Jerusalem. In letzterer Stadt gründeten 1020 mit Bewilligung des Khalifen von Aegypten Bürger von A. neben dem heiligen Grabe ein Hospital, nebst Kapelle und Kloster, die Wiege des Johanniterordens (um 1048). In A. erfand oder verbesserte zu Anfang des 14. Jahrhunderts Flavio Gioja den Kompaß; ein Bürgersohn von A. ist der kühne Masaniello, der bekannte Agitator Neapels. Bei der Plünderung von A. 1135 wurde die einzige Handschrift der Pandekten, welche ein Kaufmann aus dem Orient dahin gebracht hatte, zufällig aufgefunden. — Die Prinzessin von A., Tochter des Inigo d'Avalos, Gemahlin des Alfons Piccolomini, ausgezeichnete Dichterin des 16. Jahrhunderts, † 1560 zu Neapel. Proben ihrer Poesie finden sich in Domenichi's anthologischer Sammlung.

Amalgam (Quickbrei), die breiartige Verbindung des Quecksilbers mit andern Metallen, daher amalgamiren, metallische Substanzen mit Quecksilber verbinden. So wie die Metalle sämmtlich unter sich verbindbar sind, so verbindet sich auch das Quecksilber mit ihnen, wozu theils der direkte Weg ausreichend, theils die Vermittelung eines dritten Metalles nöthig ist, wie bei andern chemischen Verbindungen. Direkt u. bei gewöhnlicher Temperatur verbindet sich das Quecksilber mit Blei, Kadmium, Gold, Kalium, Natrium, Silber, Tellur, Wismuth, Zink, Zinn; einer erhöhten Temperatur bedarf es bei Magnium, Platin (was zugleich schwammig seyn muß), Antimon und Arsenik; indirekt verbinden sich, und zwar, indem man dem Quecksilber 1 Procent Natrium zusetzt und dieses mit koncentrirter Lösung einer Chlorverbindung übergießt, Baryum, Calcium, Eisen, Strontium und Ammonium; nur durch Reduktion ihrer Salzlösungen mit überflüssigem Quecksilber, wobei sich dasselbe mit dem gefällten Metall verbindet: Osmium, Palladium, Rhodium. Kupfer-A. erhält man dann, wenn man aus Auflösungen gefälltes, pulveriges Kupfer mit einer Lösung von salpetersaurem Quecksilberoxydul befeuchtet, mit seinem dreifachen Gewichte Quecksilber zusammenreibt u. dann glüht, od. durch Zusammenreiben von 4 Theilen Quecksilber mit 5 Theilen Grünspan u. 2 Theilen Kochsalz. Die übrigen Metalle sind in Bezug auf ihre Amalgamirbarkeit noch nicht untersucht. Die A.e sind entweder wirkliche chemische Verbindungen in bestimmten Atomverhältnissen, od. Auflösungen dieser Verbindungen in überflüssigem Quecksilber, oder endlich Gemenge von beiden. Beispiele des ersten Falles sind die A.e des Bleis, Kadmiums, Goldes, Silbers, Wismuths, Zinks und Zinns. Solche A.e haben alle die Fähigkeit, zu krystallisiren, und ein weiterer Beweis ihrer wirklichen chemischen Verbindung ist ihre Verdichtung, die stets eintritt, so daß immer ein solches A. schwerer ist, als es die Vergleichung der specifischen Gewichte seiner Bestandtheile ergibt. Es sind diese Verbindungen im überflüssigen Quecksilber löslich, und hat man eine solche Lösung in der Wärme gesättigt, so krystallisirt beim Erkalten ein Antheil, wie Salz aus seiner Auflösung. Ist aber die Vereinigung in der Kälte bewirkt worden, so bildet sich zuweilen eine scheinbar homogene Flüssigkeit, die beim Pressen durch Leder eine Masse zurückläßt, aus dem fremden Metall und Quecksilber bestehend, während das überflüssige Quecksilber fast rein durchgeht. Dies wird besonders beim Gold- und Silber-A. wahrgenommen, und solche A.e sind deshalb Lösungen zu vergleichen, in welchen ein Theil des Aufgelösten in fein zertheiltem Zustande suspendirt ist.

Das Amalgamiren oder Auflösen eines festen Metalls in Quecksilber wird am meisten bei Gold, Silber und Zinn angewendet; nur in einigen Fällen macht man auch bei Zink, Blei und Wismuth Gebrauch von dieser Operation. Die Absicht des Amalgamirens bei Gold u. Silber ist entweder, diese edlen Metalle von den beigemengten Erden und sonstigen fremdartigen Stoffen abzusondern, oder sie in die feinsten Theile zu theilen (wie es oft auch durch die Auflösung von Säuren geschieht) und sie in diesem Zustande zu irgend einem Zweck, vornehmlich zum Vergolden und Versilbern anzuwenden. Die Auflösung des Zinns in Quecksilber (Zinnamalgama) gebraucht man in Spiegelfabriken, um damit die geschliffenen und polir-

ten Glastafeln zu belegen oder zu foliiren, weil ein solches A. (Spiegelfolie) die Eigenschaft hat, sich fest an das Glas zu hängen und daran sehr bald zu erhärten. Ein Zinkamalgama wendet man an, dem Kupfer die Farbe von Semilor zu geben, und ein A. aus 1 Theil Zinn, 1 Theil Zink und 4 Theilen Quecksilber dient, Glaskugeln zu Spiegeln (Kugelspiegeln) auszugießen. Ein A. aus gleichen Theilen Zinn, Wismuth und Quecksilber gebraucht man oft (als eine Art Musirsilber) zum Ueberziehen von Gypsfiguren und ähnlichen Gegenständen. Schon bei der gewöhnlichen Temperatur geht die Auflösung der genannten Metalle in Quecksilber vor sich, schneller und vollkommener aber durch Beihülfe von Wärme. Will man ein leichtflüssiges Metall, wie Blei, Zinn, Zink und Wismuth, durch Quecksilber in ein A. verwandeln, so bringt man es in einem Tiegel erst bei der möglich geringsten Wärme zum Schmelzen, gießt dann mit einem Löffel das gleichfalls erwärmte Quecksilber, mit gehöriger Vorsicht gegen das Einathmen der Dämpfe, nach und nach hinzu, rührt die Masse mit einem eisernen Stabe um und gießt sie auf einem Steine aus. Strengflüssige Metalle, wie Gold und Silber, verwandelt man erst in dünne Bleche, welche man in Stücke zerschneidet und so in den Tiegel bringt; wenn dieser roth glüht, so fügt man das vorher erhitzte Quecksilber hinzu und rührt es mit jenen Metallen zusammen. In dieser Gestalt wendet man es zum Vergolden und Versilbern an. Kupfer- und Kadmium-A.e brauchen die Zahnärzte zum Plombiren hohler Zähne. In Bijouteriefabriken und in den Werkstätten der Gold- und Silberarbeiter wendet man das Amalgamiren mit Vortheil an, um von dem Abfall der sogenannten Krätze die fremden oder nicht-metallischen Gegenstände zu sondern und das edle Metall rein darzustellen. Zu diesem Zweck röstet man die Masse, d. h. man glüht sie bis zur Verkalkung aus, reibt sie dann fein, fügt etwas Wasser hinzu, reibt sie mit Quecksilber zusammen und rüttelt Alles in einem um seine Axe gedrehten Fäßchen unter einander. Wenn man es hierauf in einen Beutel von sämisch Leder bringt, so kann man das Quecksilber durch die Poren desselben hindurchdrücken, während das A. in fast fester Gestalt zurückbleibt, aus dem man das noch darin enthaltene freie Quecksilber durch Ausglühen als Dämpfe verjagt. Am wichtigsten unter den verschiedenen **Anwendungen** des Amalgamirens ist diejenige, welche dazu dient, Gold und Silber aus den Erzen zu bringen, welches sonst gewöhnlich durch Schmelzung geschieht. Es sind dies vorzüglich solche Erze, die gediegenes Gold oder Silber so fein zertheilt enthalten, daß, wenn man sie pocht, mahlt und schlämmt, die erdigen Theile doch nicht vollständig abgesondert werden können. Bei vielen dieser Erze kann dann die Absonderung nur durch die Amalgamirung mit Vortheil geschehen, welcher Prozeß sich übrigens auch bei solchen Erzen anwenden läßt, welche das Silber als Schwefelsilber enthalten. Spuren des Gebrauchs von Quecksilber zum Ausbringen der Metalle aus den Erzen reichen bis ins 12. Jahrhundert hinauf, und schon im 15. Jahrhundert ward auf Bergwerken, z. B. im Thüringerwalde, das edle Metall aus den goldhaltigen Kiesen durch Amalgamiren (Verquicken des auf Poch- und Waschwerken gewonnenen Schlichs) geschieden. Auch in den spanischen Gold- und Silberbergwerken gebrauchte man schon vor der Entdeckung von Amerika das Quecksilber von Almaden zur Ausbringung, und von Spanien ging die Kunst ohne Zweifel nach Amerika über, wo sie auf eine großartige und dabei sehr einfache Weise zur Gewinnung des Goldes und Silbers aus vergleichsweise armen Erzen, die aber dort in sehr mächtigen Lagerstätten vorkommen, ausgeübt wird. Die Amalgamation, wie sie zu dem nämlichen Zwecke in Europa geschieht, ist von jener amerikanischen Methode gänzlich verschieden, obschon beide Verfahrungsweisen auf den nämlichen Grundsätzen ruhen. Zuerst in Ungarn war es, wo der berühmte Mineralog, Hofrath von Born, bei Schemnitz 1784 das erste Amalgamirwerk neuerer Art errichtete. Noch geschah der Betrieb mit Beihülfe des Feuers; bald aber wurde in Sachsen durch den Bergrath Gellert die kalte Amalgamation erfunden, wobei viel Holz, Arbeiter und eine bedeutende Anzahl kupferner Kessel erspart werden. Das sächsische Amalgamirwerk an der Halsbrücke bei Freiberg ist nebst dem gewerkschaftlichen Kupferstein-Amalgamirwerk Gottesbelohnungshütte zwischen Limbach und Hettstädt im Mansfeldischen, nach einer Reihe von Verbesserungen, das besteingerichtete in der Welt und gilt als Muster. Man amalgamirt darin jährlich 60,000 Centner Erz, welche 30,000 Mark Silber ausgeben. Die Einrichtung dieses Amalgamirwerks ist im Wesentlichen folgende: Nach dem **ersten Rösten** der zum Amalgamiren bestimmten Erze werden dieselben so beschickt (vermengt), daß der Durchschnittsgehalt 7½ Loth Silber im Centner Erz beträgt, und kommen dann ins Pochwerk, wo sie mittelst einer vom Wasser umgetriebenen Welle, welche die Stampfer in Thätigkeit setzt, in einen zähen Schlamm zerstoßen oder durch umlaufende eiserne Walzen zermalmt werden. Der aus den Pochgruben herausgenommene Schlamm wird nun auf ein grobes Siebwerk gebracht, welches die gröbern Theile von den feineren absondert. Die Erze selbst werden dabei mit Wasser befeuchtet, damit kein den Arbeitern schädlicher Staub umherfliege, und kommen postenweise auf den Mischeplatz, welcher auf dem Schichtboden über den Röstöfen sich befindet. Auf diesem Platze wird das Erz mit gut zerriebenem Kochsalz (10 Centner Salz zu 100 Centner Erz) vermengt und das ganze Gemenge in Portionen, jede ungefähr zu 3½ Centner, getheilt, worauf das **zweite Rösten** in Reverberiröfen folgt. Durch dies Rösten verdünstet das Wasser in dem Gemenge, verflüchtigt sich der Spießglanz, Arsenik, Kobalt, zuletzt der Schwefel. Der größte Theil der Masse verwandelt sich in Klümpchen, welche man mit einem Hammer zerschlägt und wiederholt und sorgfältig durch einander rührt. Die ganze Röstarbeit dauert etwa 6 Stunden. In Kasten gebracht, wird das geröstete Erz auf die Durchwurfsiebe gestürzt, wovon immer zwei in einem gemeinschaftlichen Kasten eingeschlossen sind und welche die im Erz zurückgebliebenen Röstballen von der übrigen gut gerösteten Masse scheiden.

Die Klümpchen (Röstgröbe oder Graupen genannt) werden mit dem Hammer zerschlagen, um mit dem beim Sieben übrig gebliebenen groben Erze gemahlen und dann mit einem Zusatze von 2 Procent Kochsalz abermals geröstet zu werden. Ist das Erz von den Klümpchen befreit, so nimmt man es aus dem Kasten heraus und leitet es durch Röhren in die Siebkammern. Jede derselben enthält zwei Siebwerke, deren Siebe durch diejenigen Wasserräder in Bewegung gesetzt werden, welche auch die übrigen Werke treiben. Durch das Sieben erhält man 3 Sorten Erz, nämlich feines, mittleres und zurückbleibendes, grobes. Das feine und mittlere wird gemahlen, das grobe aber wird unter die Klümpchen gethan, um noch einmal, im Verhältniß wie 2 zu 100, mit Salz bestreut und geröstet zu werden. Das feine und mittlere Erz läßt man durch Röhren in die Mühlkammern laufen, die unmittelbar unter den Siebkammern liegen. Hier fällt es in große Kasten, um dann auf Mahlmühlen gemahlen und gebeutelt zu werden. Was nicht durch die Poren des Beutels fällt, wird von Neuem gemahlen und gebeutelt. Jede Mühle kann in 24 Stunden wohl 22—24 Centner Erzmehl bereiten. Das gebeutelte Erzmehl gelangt nun zum Anquicken od. Amalgamiren in die cylindrischen Anquickfässer (Amalgamirfässer), die durch ein großes oberschlächtiges Wasserrad, das sogenannte Kunstrad, in die umdrehende Bewegung gesetzt werden. Zu jeder beliebigen Zeit kann man die Fässer mittelst eines Ausrückzeugs hemmen. Das Quecksilber wird durch ein eignes Quecksilber-Leitungsrohr den Fässern zugeführt. Beim Rösten hatte sich ein Theil der Salzsäure mit dem Silber verbunden; weil aber diese Verbindung das Quecksilber hindern würde, das Silber anzunehmen, so ist ein Zusatz von Eisen nöthig, welches die Eigenschaft hat, dem Silber die Salzsäure zu entziehen. Nach Vermengung dieser Stoffe verschließt man die Fässer und läßt sie eine Stunde lang um ihre Axe sich schwingen; die Salze lösen sich dann auf, und das Erz wird Brei. Nach Verlauf einer Stunde leitet man das Quecksilber im Verhältniß von 50 zu 100 hinein (auf jedes Faß 5 Centner). Sobald das Quecksilber in den Fässern ist, stopft man sie zu, verschließt den Spund und läßt sie mittelst des Wasserrades so in Bewegung setzen, daß sie sich in einer Minute 15—20mal umdrehen. Von 4 zu 4 Stunden öffnen die Arbeiter die Fässer, um des Erfolgs gewiß zu seyn und um nöthigen Falls nachhelfen zu können. Hat die Bewegung der Fässer 16 Stunden gedauert, so hat auch das Quecksilber alles Silber, welches in dem Erzmehle enthalten war, an sich gezogen. Es nehmen nun die Arbeiter erst eine Probe davon heraus, welche, um das Quecksilber allein zu erhalten, gewaschen und vom Amalgamirprobirer im Feuer auf Silber probirt wird, um zu sehen, ob das Ausziehen des Silbers aus dem Erze gehörig vollendet sey. Sodann werden die Fässer mit Wasser vollgefüllt, damit das Quecksilber, welches durch die ganze Masse verbreitet ist, sich sammeln könne. Nach dieser Verdünnung mit Wasser müssen die Fässer noch 1 Stunde lang ganz langsam sich umdrehen, und erst dann zieht man das Quecksilber durch einen Hahn ab, der zu diesem Zwecke in einem Loche des Spundes steckt. Das Quecksilber läuft von da in einen hölzernen Trichter und aus diesem durch die hölzerne Röhre, die mit dem Ableitungsgerinne in Verbindung steht, in die Amalgamirkammer. Wenn das Quecksilber aus den Fässern heraus ist, so öffnet man letztere und läßt auch den Rückstand heraus. Dieser fällt durch den Gerinntrog in die Waschbottiche, in denen der Rückstand von dem verquickten Erze gewaschen wird. Das aus den Fässern kommende Quecksilber wird durch eine hölzerne Röhre in die Amalgamirkammer gebracht, wo man den Vorrath von Quecksilber aufhebt. Allemal fällt das Quecksilber aus 5 Fässern in einen zwillichnen Sack. Das überflüssige Quecksilber läuft dann durch die Poren des Sackes in einen steinernen Trog. Das im Fasse zurückbleibende A. drückt man hernach noch mit der Hand, wodurch noch Manches durch die Poren des Sackes läuft. Das übrige A. im Sacke aber wiegt man und bewahrt es zum Glühen auf. Das herausgedrückte Quecksilber dient von Neuem zum Amalgamirprozeß. Der sechste od. siebente Theil des aus den Säcken genommenen A.s ist Silber, das übrige Quecksilber. Das in den Rückständen der Fässer enthaltene Quecksilber u. Silber trennt man von der Masse durch das Verwaschen, welches auf verschiedene Weisen geschehen kann. Das in der Preßkammer vorgenommene Pressen durch einen Sack mit Hülfe eines leichten Händedrucks trennt das meiste Quecksilber wieder von dem Quickbrei; das in dem Sacke zurückbleibende A. bildet sich zu einem Ballen, den man in einen andern Sack oder auf eine schiefe Fläche bringt, damit das überflüssige Quecksilber noch von selbst heraussickere. Im Durchschnitt enthält das A. in 100 Theilen 84 Theile Quecksilber und 16 Theile Metall, von welchem letztern 12 Theile reines Silber sind, das übrige aus Kupfer, Blei, Kobalt, Nickel und Wismuth besteht. Zur Gewinnung des Silbers aus dem A. müssen jene Ballen, die Amalgamir- oder Quickkugeln, durchglüht werden, um das noch darin befindliche Quecksilber völlig hinwegzuschaffen. Dies Ausglühen geschieht auf dem Glühherde, in welchen ein Wasserbehältniß eingesenkt ist, auf dessen Boden eine eiserne Schale gesetzt wird. Auf diese Schale kommt ein eiserner Dreifuß mit drei durchlöcherten Tellern zu stehen, die an der Stange des Dreifußes, in abgemessener Ordnung einer über dem andern, angebracht sind. Auf die Teller legt man so viele Amalgamirkugeln, als Platz darauf haben. Ueber dem Dreifuß wird nun ein von Eisen gegossener Sturz gedeckt, der genau auf die eiserne Schale paßt, und dann werden die Kohlen aufgetragen, die den Sturz rings herum bis in die Gegend decken, wo der unterste Teller sich befindet; in das Wasserbehältniß bringt man so viel Wasser, daß dasselbe über die Vereinigungsstelle der Schale mit dem Sturze steigt. Eine verlorne Mauer von Ziegeln (also ohne Mörtel) führt man etwas höher auf, als der Sturz ist. Dann unterhält man einige Stunden lang das angefachte Kohlenfeuer in gleicher Rothglühhitze, wodurch das Quecksilber gezwungen wird, durch eine Art von Destillation die Quickkugeln zu verlassen und in der eisernen Schale, wo die Quecksilberdämpfe wieder zu Tropfen verdichtet werden, sich anzusammeln,

Sobald das Zischen der in das Wasser herabfallenden Tropfen aufgehört hat, etwa nach 7 oder 8 Stunden, ist die Operation geendigt. Die Kohlen werden dann hinweggeräumt, die verlorne Mauer wird an der Vorderseite abgetragen, aber erst, wenn Alles kalt geworden ist, wird der eiserne Sturz abgehoben. Man nimmt dann die Teller hinweg, welche den porösen, traubenförmig gestalteten Rückstand od. das sogenannte Tellersilber enthalten. Dasselbe enthält (unter 100) gewöhnlich 70 Theile reines Silber, 26 Theile Kupfer und sehr wenig von jedem der übrigen oben genannten Metalle. Ergibt sich durch die Probe, daß es 12—14löthig ist, so wird es nicht weiter feingemacht, sondern in Planchen ausgegossen, mit einer messingenen Kratzbürste gereinigt und so in die Münze abgeliefert.

In Mexiko, Chili, Peru, wo das meiste Silber und Gold durch Amalgamation gewonnen wird, ist der Amalgamirprozeß im Allgemeinen roh, aber sehr praktisch, und so viele Versuche auch gemacht worden sind, die freiberger Methode einzuführen, so ist man doch immer wieder zur alten Weise zurückgekehrt. In Mexiko theilt man gewöhnlich das Scheidwerk (die Silbererze) in drei Abtheilungen; das reichste, das über 10 Mark im Centner hat, heißt Povillos; das mittelreiche, an 5—10 Mark im Centner haltige Apolviar. Diese zwei Sorten werden verschmolzen. Alles unter 4 Mark im Centner haltige Erz kommt zur Amalgamation u. wird unter einander gestürzt. Es ist dies überall die Hauptmasse der Silbererze und der Durchschnittsgehalt übersteigt selten 16 Mark im Monton (Fuder) von 32 Centner. Er ist folglich 8löthig. Oft sinkt er aber auch bis auf 2 Loth herab. Geringere Erze werden nicht für amalgamationswürdig geachtet und zu den Bergen gestürzt. Das Amalgamiren geschieht an vielen Orten von eigenen Gewerkschaften, nicht von den Grubenbesitzern selbst, welche die sortirten Erze alle Wochen an die Amalgamirer auktionsweise verkaufen.

Amalgamirfässer 2c., s. Amalgam.

Amalgamsilber (natürlicher Amalgam, französisch Amalgame natif, englisch natural Amalgama), eine natürliche Mischung von Quecksilber (75—60 Procent) und Silber (25—40 Procent). Die Farbe hält das Mittel zwischen Zinn- und Silberweiß und nähert sich bald mehr der einen, bald mehr der andern, je nachdem das Erz mehr od. weniger Quecksilber hält. Es krystallisirt ziemlich deutlich als Dodekaeder, dem die Kanten abgestumpft sind, und zuweilen in ebenfalls stumpfen, doppelten, vierseitigen Pyramiden, ist metallisch glänzend, hat einen unvollkommenen, flachmuscheligen Bruch, ist nicht hart, oft sehr weich, wenig spröde, leicht zerspringbar, knirscht, wenn es mit dem Messer geschnitten wird, u. ist außerordentlich schwer. Auf Kupfer gerieben versilbert es dasselbe. Im offenen Feuer verdampft das Quecksilber mit Zurücklassung des Silbers; in verschlossenen Gefäßen läßt sich ersteres in flüssigem Zustand übertreiben. Sein Vorkommen ist nicht häufig: eingesprengt, zuweilen dick angeflogen, gemeinlich in kugligen Gestalten, oft wie ein Büschel kleiner Schwämme, zuweilen glaskopfartig, auch drusig. Fundorte sind Ungarn (Niederslana u. Kostnau), Pfalz (Mörsfeld), Salzburg (im Leogang), Schweden (Sahlberg). Seine gewöhnlichen Begleiter sind Gediegen-Quecksilber und Zinnober.

Amalia (Amalie), d. i. die Liebliche, Liebenswürdige, weiblicher Vorname. Die bekanntesten Trägerinnen desselben sind: 1) Heilige, Sprößling des fränkischen Königshauses, wurde von ihrem Bruder Pipin mit Witger, Pfalzgrafen von Lothringen, vermählt und gebar ihm den heiligen Adalbert, Bischof von Rheims, und vier Töchter. Sie † als Wittwe im Rufe der Heiligkeit.

2) Heilige von fürstlicher Abkunft, kam frühzeitig in das Kloster der heiligen Landrade zu Lüttich, in dem sie Pipin erblickte, der sie zur Gemahlin für seinen Sohn Karl erkor. Sie lehnte jedoch diese Anträge ab und floh auf ihre Güter, wo sie im Geruche der Heiligkeit †. Ihre Gebeine ruhen in der Abtei St. Peter bei Gent. Gedächtnißtag: 10. Juli.

3) Herzogin von Sachsen-Weimar, Tochter des Herzogs von Braunschweig-Wolfenbüttel, den 24. Okt. 1739 geboren, war eine durch seltene Eigenschaften des Geistes und des Herzens ausgezeichnete Frau und der Stern, um den sich ein weiter Kreis der edelsten Menschen Jahre lang bewegte und der Weimar den Namen des deutschen Athens erwarb. Nachdem sie schon im 19. Jahre, nach zweijähriger Ehe, den 28. Mai 1758, ihren Gemahl, den Herzog Ernst August Konstantin, verloren, trat sie als Vormünderin ihres kaum einjährigen Sohnes, des nachmaligen Großherzogs Karl August, die Regierung an, die sie 1775 in seine Hände niederlegte. Sie erwarb sich große Verdienste um das weimarische Land durch Tilgung der traurigen Folgen des siebenjährigen Krieges, durch Ersparung bedeutender Summen, durch Abwendung der 1773 in Sachsen herrschenden Hungersnoth und durch Gründung neuer und Vervollkommnung vorhandener Anstalten für geistige Volksbildung. Auch nachdem sie die Regierung niedergelegt hatte, wirkte sie noch fort in diesem Geiste. In den Jahren 1788—1790 durchreiste sie mit Göthe Italien. Sie besaß großes musikalisches Talent und komponirte für die Kapelle und das Theater, unter andern die Operette: „Erwin und Elmire". Von der unglücklichen Schlacht bei Jena 1806 hart betroffen, † sie voll Gram über Deutschlands und Weimars Schicksal am 10. April 1807.

4) Marie A., Gemahlin Ludwig Philipps, Königs der Franzosen, Tochter des Königs Ferdinand I. beider Sicilien, am 26. April 1782 geboren, ward 1809 mit Ludwig Philipp, damaligem Herzog von Orleans, vermählt und lebte mit ihm in glücklicher Ehe, ohne sich in die politischen Angelegenheiten zu mischen. Nach dem Sturze ihrer Familie im Februar 1848 theilte sie mit ihrem Gemahl die Gefahren und Beschwerden der Flucht über den Kanal.

5) Marie A. Friederike Auguste, Herzogin von Sachsen, Tochter des Prinzen Maximilian und Schwester des jetzt regierenden Königs Johann von Sachsen, bekannt als dramatische Schriftstellerin, wurde den 10. August 1794 zu Dresden geboren. Nachdem sie ihren Oheim, den nachmaligen König Anton und ihren Vater auf Reisen, namentlich nach Italien, Frankreich und Spanien, begleitet, trat sie 1829 als Amalie Heiter mit dem Schauspiel „Der Krönungstag" und 1830 mit einem andern, „Mesru, König von

Baktriana", auf, die beide auf dem dresdner Hoftheater mit Beifall aufgeführt wurden. Im Jahre 1833 sandte sie das Lustspiel „Lüge und Wahrheit" anonym an das berliner Hoftheater und erntete damit großen Erfolg, der sich bei ihrem folgenden Drama, „Der Oheim", das die Runde über alle deutschen Bühnen machte, noch steigerte. Auch die Dramen und Lustspiele: „Die Fürstenbraut", „Die Braut aus der Residenz", „Der Landwirth", „Der Verlobungsring", „Vetter Heinrich", „Der Pflegevater", „Das Fräulein vom Lande", „Der Majoratsherr" &c. hatten sich günstiger Aufnahme zu erfreuen. In anspruchsloser und gefälliger, durchaus bühnengerechter Form liefern diese Familiendramen Darstellungen aus dem bürgerlichen Leben unserer Zeit, mit vorherrschend sittlichen Tendenzen, gleichsam eine zeitgemäße Verjüngung der ifflandischen Dramendichtung. Kraft und Feuer wird in ihnen vereinigt; eben so scharfe Charakterzeichnung und in ihren späteren Studien Originalität. Gesammelt erschienen sie unter dem Titel: „Originalbeiträge zur deutschen Schaubühne", Dresden 1837—42. 6 Bde., neue Folge, Bd. 1. 1844. Einige wurden in französischer Umarbeitung auch in Paris aufgeführt und gedruckt (Bd. 1. 1841). Auch mehre Kirchenstücke, worunter ein „Stabat mater" das ausgezeichnetste ist, und mehre Opern, z. B. „Il figlio pardito", „Il marchesino", „La vasa disabitata" u. a., wozu sie selbst den Text geschrieben, soll sie komponirt haben.

Amalienbad, jetzt fast unbenutzter Mineralbrunnen bei dem Dorfe Moorsleben in der preußischen Provinz Sachsen, R.-B. Magdeburg, Kreis Neuhaldensleben. Die zweckmäßig eingerichtete Badeanstalt wurde 1788 von der Frau von Veltheim auf Moorsleben gegründet.

Amalienburg, s. Kopenhagen.

Amalrich (Amalarich), Sohn und Thronerbe des Westgothenkönigs Alarich II., Enkel Theoderichs des Großen, wurde nach dem Tode seines Vaters bis 526 vom Großvater bevormundet. Seine Gemahlin Chlotildis, Schwester der vier Frankenkönige Chlodomir, Childebert, Chlotochar und Theuderich, war dem katholischen Glauben zugethan und wurde deshalb von dem arianischen A. häufig mißhandelt. Sie flehte den Schutz ihres Bruders Childebert an; dieser schlug seinen Schwager in mehren Treffen und nöthigte ihn, nach Spanien zu fliehen, wo die eigenen Unterthanen in Barcelona den verächtlich gewordenen Herrscher erschlugen. Chlotildis starb auf dem Wege nach Paris, wohin sie Childebert führen wollte.

Amalteo, Girolamo u. Pomponio, Maler, Brüder, von St. Vito in Friaul gebürtig, wo Pomponio, der berühmtere, um 1505 geboren ward. Letzterer war (wie vermuthlich auch Girolamo) Pordenone's Zögling, welchem venetianischen Meister er ziemlich selbstständig gegenübertrat. Zu Pomponio's Hauptwerken gehört sein St. Franciskus in San Francesco zu Udine, ein Bild, das durch seinen Farbenschmelz und auch in der Zeichnung hervorsticht. In Cenada und Belluno sind mehre tüchtige Werke von ihm vorhanden, so im erstern Orte das salomonische Urtheil u. a. Seine Tochter, Quintilia, an Giov. Moretto vermählt, soll gleich groß als Porträtmalerin wie als Bildhauerin gewesen seyn. Girolamo, von dem zu St. Vito in Friaul noch ein Altarbild existirt, wird als ein geistreicher Meister besonders in Kleinmalerei gerühmt. Girolamo † sehr früh, während Pomponio hochbejahrt 1588 †.

Amalthea, d. i. die Nährerin, eine Ziege, die den auf Kreta verborgenen jungen Zeus säugte, nach Andern eine Nymphe, die ihn mit Ziegenmilch und Honig nährte, Tochter des Melisseus, des Bienenvaters, oder des Helios, oder des Olenos, aus Olenos in Achaia. Die olenische Ziege wurde an den Himmel versetzt, ein glänzender Stern an der Schulter des Fuhrmanns, das Regengestirn, dessen Untergang in der Morgendämmerung zur Zeit des Wintersolstitiums Sturm bringt. Das zottige Thier ist Symbol des finstern Sturmgewölbes, das gehörnte der heftigen Windstöße, das mildnährende des befruchtenden, wachsthumfördernden Regens. Weil nun im Alterthume Hörner zu Trinkgeschirren dienten, so wurde das Horn der Nährziege (Cornu Amaltheae) zum Sinnbild der Fülle und des Ueberflusses; die Ziege hatte es an einem Baum abgestoßen und eine Nymphe es mit grünen Zweigen umwunden, mit Früchten und Blumen gefüllt, dem Zeus dargereicht, der es seinen Pflegerinnen, den Nymphen gab, mit der Verheißung, daß ihnen Alles, was sie nur wünschen möchten, daraus hervorquellen würde. Unter dem Titel „Amalthea" gab Böttiger eine archäologische Zeitschrift heraus (Leipzig 1822—25, 3 Bde.), in deren Einleitung er die Mythe der A. behandelt.

Amand, St., 1) St. (A. Mont-hond), Distriktshauptstadt im französischen Departement Cher, südlich von Bourges, an dem Zusammenfluß der Cher und Marmaude, mit 10,000 Einw. die Handel mit Getreide, Wein, Holz, Eisenwaaren &c. treiben. In der Umgegend viele Fabriken von Porzellan, große Eisen-Gießereien &c., begünstigt durch den mit der Cher und der Loire vereinigten Kanal. 2) (St. A.-sur-les-eaux), Stadt im französischen Departement Nord, an der Scarpe, 1½ geographische Meilen nordwestlich von Valenciennes, mit 9500 Einwohnern, sehr alter Kirche (einer aufgehobenen Abtei), Fabriken für Spitzen, Strümpfe, wollene Zeuche, Nägel, Zwirn, Fayence, Salzraffinerien, Flachsbau in der Umgegend. Bekannt sind die Mineralbrunnen im nahen Croisette, die zufolge mehrer in der Nähe ausgegrabenen Münzen, Statuen &c. schon den Römern bekannt waren, einen besondern Ruf sich aber wieder im 17. Jahrhundert erwarben, als sie 1648 Erzherzog Leopold, damaliger Statthalter der Niederlande, selbst mit glücklichem Erfolg gebraucht hatte, ein Ruf, der sich gegen das Ende des 17. Jahrhundert nach Beendigung der Feldzüge Ludwigs XIV. in Flandern aufs Höchste steigerte. Eine halbe Lieue von der Stadt A., drei Lieues von Valenciennes, entspringen mehre Schwefelquellen, nach Alibert von 20—21° R., welche, nach Morands Analyse, außer Schwefelwasserstoffgas, schwefelsauren Kalk, schwefelsaures Natron und kohlensaure Erde enthalten. Eine andere eisenhaltige, 1720 entdeckte Quelle enthält nach Monets Untersuchung Eisenoxyd, schwefelsauren Kalk und schwefelsaures Natron. Die Schwefelquellen werden rein jetzt nicht mehr, wohl aber die daraus bereiteten Schlammbäder benutzt,

namentlich gegen Lähmungen, Kontrakturen und Anchylosen gichtischer Art, chronischen Hautausschläge, Hautgeschwüre ꝛc. Bemerkenswerth ist es, daß nach Bouillon la Grange's Beobachtung Menschen, die Anlage zu kalten Fiebern haben, sich solche leicht durch den Gebrauch dieser Bäder zuziehen können.

Amand, St., Johann von, Kanonicus in Tournay, berühmter Arzt und medicinischer Schriftsteller im 13. Jahrhundert, Begründer einer rationellen allgemeinen Therapie. Seine merkwürdige Schrift führt den Titel: „Expositio supra autidotarium Nicolai", Ven. 1561, Fol.

Amandus, der Liebenswürdige, männlicher Vorname. Die bekanntesten Personen dieses Namens sind: 1) Bischof, Märtyrer und Heiliger zu Nevers, soll mit seinen drei Brüdern bei einer Christenverfolgung in einen feurigen Ofen geworfen und, da ihnen das Feuer keinen Schaden that, enthauptet worden seyn. Gedächtnißtag: 6. Juni. — 2) A., Graf zu Gisalba (Gioalba), heiliger Märtyrer in Italien, vertheidigte unter Kaiser Severus 463 sein Vaterland wider die Alanen und den katholischen Glauben gegen die Arianer. Gedächtnißtag: 6. April. — 3) A., schottischer Heiliger, Apostel und Priester im 6. Jahrhundert, großer Wunderthäter. — 4) Heiliger, ging frühzeitig in ein Kloster, lebte daselbst unter den strengsten Bußübungen, wallfahrtete nach Rom und ward nach seiner Rückkehr 628 Bischof. Von Dagobert, dessen Ausschweifungen er gerügt, verwiesen, predigte er den Gascognern und Navarresen, so wie den Bewohnern der Gegend von Gent mit Erfolg das Christenthum, gründete in den südlichen Niederlanden mehre Klöster, ward 649 Bischof von Mastricht und † 675 im Kloster Elnon, in das er sich zurückbegeben. Gedächtnißtag: 6. Februar.

Amanitin, nach Letellier der giftige Grundstoff im Fliegenschwamm (Amanita).

Amann, Heinrich, Hofrath, Professor des römischen Civil- und Kirchenrechts und Oberbibliothekar an der Universität zu Freiburg, am 28. Dec. 1786 zu Freiburg geboren, erhielt seine Bildung auf der Schule und Universität seiner Vaterstadt und widmete sich den juristischen und historischen Wissenschaften. Nachdem er als praktischer Jurist bei dem freiburger Stadtgerichte, bei der von den Alliirten 1814 in Frankreich eingesetzten interimistischen Verwaltung erst als Sekretär des österreichischen Generalgouverneurs in Kreuznach, dann in Mainz und Worms als Adjunkt des Kreisdirektors zu Speyer und, 1816 als bayerischer Unterthan naturalisirt, als Kreisrichter am Tribunal zu Landau und zu Zweibrücken gearbeitet hatte, folgte er 1820 einem Rufe als Professor an der Universität zu Freiburg. Hier beginnt seine historisch-denkwürdige Thätigkeit, sein muthiger Kampf gegen die katholische Orthodoxie u. den Ultramontanismus. Namentlich suchte er im Verein mit Männern, wie der katholische geistliche Rath Schreiber, Liborius, Reichlin-Meldegg, Stengel und Andere, die Regierung zur Aufhebung des Cölibats zu bewegen. Gegen 300 katholische Geistliche unterzeichneten die hierauf bezügliche, von A. entworfene Petition an die badische Kammer der Abgeordneten, und mehre Mitglieder der badischen Geistlichkeit ehrten ihn und Schreiber durch Ueberreichung silberner Becher (1831). Im Jahr 1832 gab er heraus: „Gutachten der theologischen Fakultät von Freiburg über die Amtsverrichtungen der französischen katholischen Geistlichkeit, die den Verfassungseid leistete" und 1836 ein zweites Heft „Zur Erinnerung an Dr. Kaspar Ruef", beide jetzt vereinigt unter dem Titel: „Bestrebungen an der Hochschule Freiburg im Kirchenrechte", worin er die Verfechter der deutschen katholischen Kirche gegen Carové u. andere Gegner vertheidigt. Inzwischen gelang es der in Freiburg selbst thätigen katholischen Reaktion, den Großherzog zu vermögen, durch Anstellung von vier der historischen Schule angehörigen Lehrern (1836 und 1837) die Restauration der katholischen Theologie in Freiburg zu bewerkstelligen.

Amant, St., einer der größten Schachspieler der neuesten Zeit, war erst Sekretär in einer der französischen Kolonien, dann Schachspieler zu Paris und darauf Weinhändler. Seit 1834 machte er sich als Schachspieler einen berühmten Namen u. 1842 übernahm er die Herausgabe des „Palamede". Sein Spiel gehört der brillanten Schule an.

Amantea, Stadt in der neapolitan. Provinz Calabria citeriore, am tyrrhenischen Meer und der Mündung des Oliva, mit 7000 Einw., Kastell, kleinem Hafen, Bischofssitz. Die Umgegend ist äußerst fruchtbar, mit Olivenpflanzungen geschmückt.

Amanuensis, bei den späteren Römern der Amtsname der Sklaven, deren man sich in vornehmen Häusern zu wissenschaftlichen und gelehrten Beschäftigungen, zum Schreiben und Abschreiben, Vorlesen ꝛc. bediente; jetzt auf gelehrten Schulen und Universitäten ein Schüler, Studirender ꝛc., der dem Lehrer in kleinen auf die Schule sich beziehenden Besorgungen dient, den Verkehr des Professors mit seinen Zuhörern vermittelt, dem Arzte oder dem Advokaten in seiner Praxis zur Seite steht u. dgl.

Amanus, nordwestlicher Gebirgszug des Taurus, vom Mittelmeere bis an den Euphrat und Melitene in Kappodocien, auf der andern Seite bis Syrien reichend, das er von Cilicien trennt, jetzt Alma- (Ala-) Dagh. Hier waren die sogenannten amanischen Thore (Amanicae, Amanides pylae oder Amani montis portae), ein Engpaß östlich von Issus. Durch ihn führte Darius Codomannus sein Heer aus Syrien nach Cilicien. Einen andern, nördlich von Issus gelegenen Paß, das eiserne Thor (Demir Kapi) scheint Strabo mit Amanides pylae zu bezeichnen (bei Plin. Hist. nat. 1, 22, portae Ciliciae).

Amara, bittere, vegetabilische Mittel welche einen Extraktivstoff, von der Chemie Bitterstoff genannt, enthalten und besonders gegen Schwäche des Magens und Darmkanals, Würmer, Stokkungen, Gicht ꝛc. gebraucht werden.

Amara (Dewa A., d. i. der göttliche A., auch A.-Singha, d. i. der Löwe), berühmter indischer Gelehrter am Hofe des Königs Vikramaditja (56 v. Chr.) und dessen Liebling. Sein Hauptwerk ist: „Amara Koscha", d. i. Schatz des Amara, ein Realwörterbuch des Sanskrit, herausgegeben mit englischen Erklärungen von Colebroke, Serampore 1808. A. gehörte unter die neun Nara-

ratnani (Juwelen), mit welchen der Kunst und Wissenschaft liebende Vikramaditja seinen Hof schmückte. Sein Wörterbuch ist das vorzüglichste der ganzen Sanskritliteratur.

Amarante, Stadt in der portugiesischen Provinz Minho, am Einfluß des Tamega in den Duero, mit 4000 Einwohnern, bekannt durch die Niederlage des portugiesischen Generals Silveira durch die siegreichen Franzosen 1809.

Amaranten-Orden, 1) von der Königin Christine von Schweden für 15 Ritter und 15 Damen 1653 gestifteter Orden, dessen Mitglieder Ehelosigkeit gelobten oder, wenn sie schon verheirathet gewesen, der zweiten Ehe entsagten. Das Ordenszeichen war ein goldener Lorbeerkranz mit zwei verschlungenen A, ein blaues Band mit der Devise: Dolce nella memoria. Als die Königin 1656 katholisch wurde, erlosch der A.-O. wieder. — 2) Ein noch bestehender, anfangs der Maurerei verwandter, dann bloß Vergnügen bezweckender Orden in Schweden. Ordenszeichen ist ein dunkelrothes, grün eingefaßtes Band mit goldenem Stern. Fast in allen bedeutenderen Städten des Königreichs sind Logen, und der fremde Ordensbruder hat überall freien Zutritt.

Amaranthholz, sehr schönes und hartes (Tischler-) Nutzholz von dunkler Blutfarbe, das aus Brasilien und Westindien eingeführt wird. Häufiges Surrogat für Mahagony.

Amarantus, auch Amaranthus, nach Linné Amaranth, Sammetblume, Pflanzengattung aus der Familie der Amarantaceen, mit einhäusigen und vielhäusigen, zu Knäueln vereinigten und in einer Rispe, Aehre oder in einem Kopfe stehenden Blüthen. Von den 80 bekannten Arten verdienen folgende einer nähern Erwähnung: Als Zierpflanzen: 1) A. caudatus *L.*, geschwänzter Amaranth, Fuchsschwanz, Tausendschön, in Peru, Persien und auf Ceylon, schöne Zierpflanze, mit langen, vielfach aus dichten Blüthenknäueln zusammengesetzten, dunkelrothen Blüthenähren, welche gleich Schwänzen bogig herabhängen. Eine Varietät, A. caudatus viridis, hat grüne Blüthenähren 2) A. cruentus *L.*, aus Ostindien, China, hat dicht geknäuelte, blutrothe Blüthen in ausgebreiteten, rispenständigen Aehren, die Stengel, 2—3' hoch, sind blutroth glänzend, die Blätter eirund-lanzettförmig, unten auf den Adern purpurroth. 3) A. hybridus *L.*, aus Virginien, gewöhnlich grün, doch auch roth und der Stengel grün und rothgestreift, 1—4' hoch. Die Blätter sind mehr oder weniger länglich-rund, zugespitzt, begrannt, die Blüthen mit 5 länglichen, weißlich-häutigen, spitzigen Kelchblättern mit einem grünen Rückennerv. 4) A. tricolor *L.*, dreifarbiger Amaranth, Papageienfeder, Tausendschön, in Ostindien, China heimisch, wird 1—3' hoch und nur wegen der schönen Blätter kultivirt. Diese sind ei-lanzettförmig, spitz, grün, gelb und hochroth gefärbt. Die Blüthen bilden ansitzende, grüne, dichte, winkelständige Knäuel und sind 3fädig. Eine Varietät, A. bicolor *Nocc.*, hat 2farbige Blätter. — Man kann den Samen dieser Zierpflanzen zwar an warme Stellen im April und Mai ins freie Land säen, doch thut man es besser in Töpfe oder in ein kaum lauwarmes Mistbeet, in lockere, etwas sandige Erde, und verpflanzt die jungen Pflanzen im Mai in einen fetten Boden ins Land. Der Samen muß sehr dünn gesäet und nur mäßig feucht gehalten werden, damit die Pflänzchen nicht die Stammfäule bekommen und umfallen. A. tricolor *L.* wird am besten nur in Töpfen kultivirt und bei folgender Behandlung zu einer wahren Prachtpflanze. Man versetzt nämlich die 2" hohen Pflänzchen einzeln, möglichst mit einem kleinen Erdballen, in passende Töpfe, in lockere, fette Erde und stellt sie nahe unter die Fenster eines warmen Mistbeet- oder Laubbettkastens. Sind die Töpfe vollgewurzelt, so versetzt man sie mit unverletztem Wurzelballen nochmals in 7—8zöllige Töpfe, in welche man unten etwas alten, ganz verfaulten Kuhlager legt. Dann stellt man sie wieder unter Glas, bis sie blühen. Bei warmer Witterung wird ihnen viel Luft und reichlich Wasser gegeben, auch in dieses bisweilen etwas Kuhlager eingerührt. Sind die Pflanzen ausgebildet, so kann man sie ins Zimmer oder an andere beliebige Orte hinstellen. Im freien Lande verlangen sie einen fetten, lockern Boden und einen warmen, sonnigen Platz. Bei den Alten waren die Amaranthen ein Zeichen der Trauer und wurden um die Gräber gepflanzt. — Als Nahrungs- und Arzneipflanzen sind und waren gebräuchlich: 5) A. adscendens *Loisl.*, ausdauernd an Mauern, Häusern, in Dörfern und Städten von Frankreich und Deutschland, bis in den Norden. 6) A. Blitum *L.* und 7) A. prostratus *Balbis*, auf wüsten Plätzen in Italien, Frankreich und Süddeutschland. 8) A. sylvestris *Desf.*, A. litoralis *Host.*, in Frankreich, Süddeutschland, besonders in den Rheingegenden und am Litorale, auch in Taurien, welche 4 Arten, erst in neuerer Zeit richtig unterschieden, sonst das Tausendschönkraut, Meieramaranthkraut, Herba Bliti s. Amaranthi Bliti, gaben, das aber mit Recht als Arzneikörper ganz in Vergessenheit gerathen ist. 9) A. frumentaceus *Buchan*, in Ostindien, ist eine der größten Arten, mit 7' hohen und oft 1" und darüber dicken Stengeln, aufrechten Aesten, elliptisch-lanzettlichen, häufig dunkelrothen Blättern, aufrechtem, aus zahlreichen, fast walzigen, steifen Scheinähren gebildeten Schweifen und weiß berandetem Samen. Wird in Mysore und andern Gegenden Ostindiens im Großen angebaut, indem das aus den Samen bereitete Mehl dort ein wichtiges Nahrungsmittel ausmacht. 10) A. oleraceus *L.*, Gemüse-Amaranth, in Ostindien, mit aufrechtem, 2' hohem, dickem Stengel, eirunden, stumpfen oder ausgerandeten, kurzstachelspitzigen, welligen und längs der Adern runzeligen Blättern und bleichgrünen Blüthen, eine beliebte Gemüsepflanze Ostindiens. 11) A. polygamus *L.*, in Ostindien, mit 3—4' hohem Stengel, länglich-lanzettförmigen, ausgerandeten, langgestielten Blättern und grünen Blüthen, eine sehr geschätzte Gemüsepflanze, von der in der Heimath mehre Varietäten kultivirt werden. — Als zwar schon ältere, aber gute Monographie der Gattung ist zu nennen: Willdenow, Historia Amaranthorum, 1790, Fol., mit Fig.

Amarellen, s. Kirschen.

Amarillas, Marquis de las, s. Ahumada.

Amaryllideen, monokotyledonische Pflanzenfamilie, meist zwiebel- und schafttragende, selten mit büschliger Zaserwurzel und Stengeln versehene Kräuter mit gewöhnlich grundständigen, einfach linealischen, ganz-randigen, scheidig-stengelumfassenden, längsnervigen Blättern und zwitterigen, regelmäßigen oder unregelmäßigen, gipfelständigen, einzelnen oder doldigen, meist ansehnlichen, in Blüthenscheiden gehüllten Blüthen. Es werden über 240 Arten (in 30—41 Gattungen) hierher gezählt, von denen der größte Theil in der heißen und in den wärmeren Strichen der gemäßigten Zone wächst, wobei die östliche Erdhälfte am reichlichsten (mit fast zwei Drittel aller bekannten Arten) bedacht ist. Nur wenige gehen weiter nach Norden hin. Ganze Gattungen sind dagegen auf gewisse Länderstrekken beschränkt, so daß z. B. die Gegenden um das Mittelmeer, dann die Südspitze Afrika's und Neuholland ihre eigenthümlichen Gattungen beherbergen. Die Zwiebeln der meisten A. enthalten, neben Schleim und etwas Stärkmehl, einen scharfen, bittern, gummiharzigen Stoff, durch welchen sie eine brechenerregende, zum Theil stark giftige Wirkung erhalten. Doch sind die Zwiebeln, weniger die Blüthen mancher ausländischen Arten in ihrer Heimath in medicinischem Gebrauche. Durch ihre schönen, zum Theil wohlriechenden Blüthen sind viele Arten als Zierpflanzen beliebt, welche zum Theil den Frühlingsflor eröffnen helfen. Nach R. Brown zerfallen die A. in 3 Gruppen: a) Amarylleä (Typus: Amaryllis *L.*), b) Narcisseä (Typus: Narcissus *L.*), c) Alströmeriä (Typus: Alstroemeria *L.*). Nach Reichenbach machen die A. eine Gruppe der Narcissineä aus; nach Oken bilden sie eine Abtheilung der Blumenlilien oder Glitzen (Klasse 5, Zunft 12).

Amaryllis, Narcissenlilie, Pflanzengattung aus der Familie der Amaryllideen, welche mit den Narcissen nahe verwandt ist. Charakteristische Merkmale sind: unregelmäßige, fast 2-lippige, auch 6theilige über der Frucht stehende Blume, auf der Röhre angeheftete, meist niedergebeugte Staubfäden; Griffel fadenförmig, Narbe 3theilig, Kapsel fast fleischig, 3fächerig mit eckigen Samen. Man hat jetzt gegen 150 Arten, unter denen sich aber gegen 50 konstante Hybriden befinden, die ihre Entstehung der Kunst der Gärtner verdanken. Die schönste Art: A. formosissima *L.*, Jakobslilie, spanische Lilie, Lilie von S. Jago, bei den Gärtnern Iris suecica, wurde am Ende des 17. Jahrhunderts aus Südamerika nach Europa gebracht, wo sie zu den Zierden der Gärten gehört. Sie hat große unregelmäßige Blüthen von prachtvoller, dunkelkirschrother, sehr brennender, gleichsam mit Goldstaub überlegter, sammetartiger Farbe, blüht im Frühling und Sommer und läßt sich leicht ziehen und zur Blüthe bringen. Man pflanzt die Zwiebel im Mai auf einer sonnigen, tief gegrabenen, lockern Rabatte im Freien, hält sie während des Wachsthums im Sommer etwas feucht, gegen den Herbst hin trockener, nimmt sie beim Welken der Blätter od. bei eintretendem Froste heraus, reinigt sie von der Erde, trocknet sie an schattigem Orte, und bewahrt sie im warmen Zimmer auf, gewöhnlich indem man sie über den Ofen hängt. Gegen das Frühjahr (Januar oder Februar) hin reinigt man sie von der losen Schale und den Blättern, schneidet die trocknen Wurzeln dicht am Wurzelstuhle ab, nimmt die Brut weg und setzt die alten Zwiebeln, die eine Knospe getrieben haben, einzeln bis an den Hals in Töpfe mit lockerer Dammerde, recht warm um, bei mäßigem Begießen, an den Ofen, später, wenn die Stengel sich erheben, ans Fenster (oder in eine mit nassem Moose gefüllte Porzellanvase, oder in Gläser, wie man sie zum Zwiebeltreiben benutzt, so, daß die Zwiebel halb mit Wasser bedeckt ist), recht sonnig. Schöner und schneller entwickelt sich jedoch die Blume im warmen Mistbeete. Nach dem Abblühen stellt man die Töpfe in ein kühleres Zimmer oder ins Glashaus und pflanzt im Mai die Zwiebeln mit der zurückgebliebenen jungen Anzucht wieder ins Land, wo manche zum zweiten Male blühen. Die nicht gekeimten Zwiebeln setzt man im Sommer erst ins freie, lockre Land. Manche behalten die Zwiebeln auch das ganze Jahr im Topfe, und halten sie während des Winters trocken. Diese Species trägt bei uns keinen Samen, und wird bloß durch Nebenbrut vermehrt. Man empfiehlt, diese beim Einlegen recht mit Moos zu füttern. Eine andere Art, A. Belladonna *L.*, mexikanische Lilie, Belladonna-A., in Westindien und auf dem Kap heimisch, hat 3—4, seltener 6 und mehr Blumen von Größe und Form der gemeinen Feuerlilie. Die Zwiebel dieser Art ist scharf und soll schon in kleinen Gaben ein tödtliches Gift seyn; in sehr kleinen Gaben erregt sie Erbrechen. Die Blüthen werden als krampfstillendes Mittel gebraucht. A. coranica *Burch.*, im Lande der Coranen (Kaffern) in sandigen begrasten Ebenen sehr häufig, hat rothe, trichterförmige, sehr wohlriechende Blüthen in vielblumiger Dolde. Sie wird im Winter warm gestellt und trocken gehalten. Im Sommer begießt man sie reichlich und stellt sie kühler und luftiger in ein niedriges Glashaus. Um sie zur Blüthe zu bringen, ist es gut, sie in einen Treibkasten nahe unter Glas, zu stellen. A. curvifolia *Jacq.*, A. Fothergilli *Andr.*, hat sehr schöne, scharlochrothe Blüthen. Das Wachsthum der Blätter wird zu Ende des Augusts dadurch befördert, daß man den Topf an einen hellen Ort, entweder unter die Fenster des Glashauses, oder eines Mistbeetkastens, oder vor ein sonniges Zimmerfenster stellt und mäßig begießt. Im Winter stellt man diese und andere kapsche, im Winter treibende Arten ins Kalthaus oder Zimmer nahe zum Fenster und begießt stets mäßig, damit die Blätter nicht vor dem Mai absterben. Zu Ende Juni's oder Anfangs dieses Monats bis Ende Augusts muß sie ganz trocken und schattig im Glashause stehen. Alle 2 Jahre, oder, wenn es nothwendig erscheint, jährlich vor der Zeit des Antreibens werden die Zwiebeln von der alten Erde und Nebenbrut befreit und in frische Erde, in nicht zu weite Töpfe umgepflanzt. Es ist dann zur Beförderung des schnellern Anwurzelns zweckmäßig, die Töpfe in ein lauwarmes Mistbeet einzusenken, woselbst sie meistens bald darauf die Blüthenschäfte treiben. Man pflanzt sie in eine sandige A.- oder in sandige Heideerde und zwar blühbare Zwiebeln kaum bis an den

Hals tief. Die Zwiebel der A. equestris *Ait.*, A. brasiliensis *Andr.*, ist giftig; der Blüthen bedient man sich in der Heimath zu einem Aufgusse als krampfstillendes Mittel und empfiehlt einen damit bereiteten Syrup bei der Ruhr. Von der A. fulgida *Ker.*, die in Brasilien heimisch ist, hat man mehre schöne Varietäten, von denen besonders A. fulgida miniata zu nennen ist. Um von dieser Art alle drei Monate Blüthen zu erhalten, empfiehlt Herbert, sie im Winter trocken und kühl zu halten, im Frühling aber warm zu stellen und zu begießen, worauf sie gleich blühe und neue Blätter treibe. Dann soll man sie ins Glashaus stellen, bis zum August wenig Wasser geben, alsdann wieder ins Treibhaus bringen und reichlicher begießen, worauf sie zum zweiten Male blüht. Eine schöne, in England erzeugte Hybride von A. Reginae und A. vittata ist A. Johnsonii *Sweet.* Die Blumen sind gestielt, nickend, groß, sehr schön und wohlriechend; die Abschnitte fast gleich, etwas zurückgebogen, dunkel- oder kirschroth, mit weißen, am Grunde grünlichen Saftstreifen in der Mitte, abwechselnd am Rande wellenförmig, stumpf. Sie blüht leicht, größere Zwiebeln oft mit zwei Schäften zugleich. A. psittacina *Ker.*, aus Brasilien, trägt prachtvolle Blüthen und hat eine große Anzahl schöner Bastarde geliefert, die in den Verzeichnissen der Handelsgärtner angegeben werden. Die Hauptart und ihre Bastarde blühen sehr leicht vom December bis in den Frühling, verlangen keine sehr sorgfältige Pflege noch große Wärme, im Fall man nur die allgemeinen Kulturregeln beobachtet und eignen sich vortrefflich zu Zimmerzierpflanzen. Sie lassen sich zu verschiedenen Zeiten zur Blüthe bringen, je nachdem man sie trocken oder feucht, kühl und schattig, oder warm und unter Glas hält. Die Blüthen der A. pulverulenta *Lodd.*, A. acuminata *Ker.*, aus Brasilien, sind sehr groß, gestielt, rachenförmig, gelblich- oder hellmennigroth, ins Blaßziegelrothe und Rosenrothe übergehend, im Grunde mit gelblich-grünem Sterne; Abschnitte langgespitzt, ungleich, sehr abstehend, an der Spitze wellenförmig. Auch sie hat eine große Anzahl dauerhafter und leichtblühender Bastarde geliefert. A. purpurea *Ait.*, A. speciosa *Herit.*, vom Kap, hat prächtige, große, aufrechte, glockenförmige, mit langer, trichterförmiger Röhre versehene, hochpurpurrothe, regelmäßige Blumen. Man pflanzt sie im Frühling in sandige A.- oder sandige, graue Heideerde und umgibt die Zwiebel mit etwas weißem Sande. Sie muß mit dem Halse reichlich über der Erde stehen, und man achte darauf, daß im Winter, zu welcher Zeit sie im Glashause oder kühlem Zimmer ganz trocken gehalten wird, keine Nässe an der Zwiebel haften bleibt, da sie davon leicht fault. Im Sommer gibt man ihr reichlich Wasser und stellt sie hell und luftig, anfangs ins Glashaus, oder, wenn man sie etwa nach dem Verpflanzen antreiben will, in einen lauwarmen Mistbeet- oder Lohkasten, während der Wachsthumsperiode aber, wenn im Sommer die Witterung warm und nicht zu naß ist, an einen sonnigen, warmen Ort ins Freie. Die Blätter sind eigentlich ausdauernd, sterben aber bisweilen ab, besonders wenn die Zwiebel nicht sorgfältig behandelt wird. Eine prächtige Varietät der A. reticulata *Ait.* ist: A. reticulata major, Coburgia striatifolia *Herb.*, A. principis *Nees ab Esenb.* Sie unterscheidet sich durch den weißen Längsstreifen in der Mitte der Blätter u. durch die größeren rosenrothen und netzaderigen, aber mit weißen Saftstreifen in der Mitte der Abschnitte gezeichneten, sehr wohlriechenden Blumen. Sie wird in sandige A.- oder grausandige Heideerde gepflanzt, im Winter im warmen Zimmer oder mäßig warmen Treibhause sehr spärlich begossen (etwa alle 6—8 Tage ein wenig), im März in ein warmes Mist- oder Lohbeet gesenkt, dann mehr begossen, sobald sie treibt, und bei starker Sonnenhitze etwas beschattet, auch bei warmem Wetter gelüftet. Wenn die Blüthe erscheint, kann man sie ins Treibhaus zurückbringen. Nach der Samenreife wird nur sehr mäßig begossen. Das Umpflanzen geschieht im Februar. Sie blüht bei dieser Behandlung sehr leicht und länger als irgend eine andere Art. A. revoluta *L'Her.*, A. variabilis *Jacq.*, Crinum lineare *Thunb.*, stammt vom Kap. Die Korolle ist groß, prächtig, sehr wohlriechend, glocken-trichterförmig, erst weiß, auswendig etwas röthlich, dann inkarnatroth, mit gekrümmter, kurzer, dreiseitiger Röhre und zurückgerollten, etwa 2 Zoll langen Abschnitten. Man pflanzt die Zwiebel bis an den Hals in sandige Amarylliserde, hält sie im Winter im Kap- oder Lauwarmhause, oder im Zimmer trocken, pflanzt sie gegen den Frühling in frische Erde und stellt dann den Topf in ein warmes Beet, woselbst man mit zunehmendem Wachsthum der Blätter mehr Wasser und Luft gibt. Nach der Blüthe, bei jungen Zwiebeln nach Ausbildung der Blätter kann man sie ins Glashaus stellen und während der Blüthe ins Zimmer, gleich den andern Arten. Eine prachtvolle Art: A. sarniensis *L.*, japanische A., Guernseylilie, hat sich von der Insel Guernsey aus verbreitet, wo sie in früherer Zeit aus einem Schiffe an das Uferland geworfen wurde, daselbst nach einigen Jahren blühete und von den Insulanern wegen ihrer Schönheit später mit Fleiß kultivirt wurde: ihre eigentliche Heimath ist Japan. Die Blüthen sind überaus brennend, glänzend-zinnoberroth. Die Farbe scheint gleichsam eine brennende Folie zu haben und ist, in der Sonne betrachtet, dem Auge empfindlich. Die Abschnitte sind zurückgeschlagen, regelmäßig gleichbreit, wellenförmig, mit blutrothen Saftstreifen versehen. Blühbare Zwiebeln müssen im August von der Brut befreit und einzeln in 5—6zöllige Töpfe gepflanzt, darauf in einen Mistbeetkasten (am besten in einen durch frische Düngerumschläge mäßig erwärmten, abgetriebenen Melonenkasten) etwas warm, mäßig feucht und nahe unter Glas gehalten werden, um den Blüthenschaft und nachher die Blätter zu treiben. Wenn der Schaft heraus ist, kann man sie gleich wieder ins Glashaus oder im Zimmer vor das Fenster stellen. In Japan ist die Zwiebel als giftig bekannt. Eine schöne großblumige Art, A. solandraefolia *Lindl.*, variirt mit grünlich-weißer und mit grünlich-weißer, rothgestreifter Blume, blüht leicht und ist zur Erziehung prächtiger Hybriden geeignet. A. Zeylanica *L'Herit.*, in Südasien, wird daselbst auch als Zierpflanze kultivirt. Die Zwiebel findet in China u. Cochinchina als kräf-

liges harntreibendes Mittel bei Wassersuchten und Stockungen im Unterleibe, wie die Meerzwiebel, bei uns häufige Anwendung. In großen Gaben soll sie giftig wirken. Ueber die Kultur der A.-Arten ist das Bezügliche bei den einzelnen Arten gesagt. Durch die Anzucht aus dem Samen erhält man oft die schönsten Hybriden. Derselbe wird gleich nach der Reife in sandige, leichte Lauberde gesäet und in ein Warmbeet gestellt. Geschieht die Aussaat im Frühlinge und fehlt es nicht an Wärme, Luft und Feuchtigkeit, so können die Zwiebeln in demselben Sommer meistens die Größe einer Lamberts- oder welschen Nuß erlangen. Man thut wohl, sie dann baldmöglichst in kleine Töpfe einzeln zu verpflanzen, die weder zu weit, noch zu flach sind, und dieses Verpflanzen so oft zu wiederholen (und zwar mit ungestörtem Erdballen), als die Zwiebeln während ihres Wachsthums den Topf mit Wurzeln angefüllt haben.

Amasa, Sohn der Abigail und des Jethra oder Jether, wurde von Absalom an Joabs Stelle gegen David an die Spitze des Heeres gestellt und in diesem Posten von David nach der Niederlage Absaloms bestätigt. Joab, darüber aufgebracht und neidisch, ermordete ihn bald darauf und wurde dafür, nach dem letzten Willen Davids, von Salomo hingerichtet.

Amasan, asiatisch-türk. Provinz am schwarzen Meere, ist gebirgig, fruchtbar an Wein und Obst, hat Kupfer-, Blei-, Gold- u. Silber-Bergbau und zerfällt in die Paschaliks Siwas und Tarabosan.

Amasiah (Amasieh, Amassiah), Sandschak im asiatisch-türk. Ejalet Siwas, umfaßt 160 geogr. □Meilen mit 160,000 Einwohnern (nach Andern 230,000). Die uralte, große, aber verfallene gleichnamige Hauptstadt, am Schekil-Ermak, ist auf mehren Hügeln erbaut, welche durch einen steilen Bergkegel überragt werden, auf welchem die starke Citadelle steht. Dieselbe ist ein Fünfeck, hat 9000 Schritte in Umfang und 41 Thürme, 4 eiserne Thore und weite Felsengrotten als Magazine. Die Stadt selbst aber besteht aus der Ost- und West-Stadt mit 48 Vierteln, von denen 5 Christen, die übrigen Moslems bewohnen. Unter 200 Moscheen ist die ausgezeichnetste die des Sultans Bajazeth II. A. hat eine hohe Schule (Kollegium, Medresse) u. einen großen Bazar (Besestan), 40 Klöster, ist griechische Metropole mit Bädern, 10 000 Häusern u. vormals 200,000, jetzt kaum 30,000 Einw. Die einst so blühende u. ungeheuer große Stadt ist gegenwärtig das Bild des Schmutzes u. des Elends. Viele Straßen, die alle winklig u. düster sind, versperrt Schutt, u. öde stehen die verfallenen Häuser. Die Hauptgewerbe sind Seidenbau, Weberei und Zwischenhandel mit Persien. In der Gegend gedeiht Obstbau (treffliche Birnen, Quitten und Maulbeeren), Wein, Senf, Tabak. Der Sultan Melek Ohasi, von der Familie der Damischmends, nahm das schon früher zweimal zerstörte A. 1083 den Griechen ab. Seit Bajazeths II. Eroberung blieb es den Osmanen und im Verfall. Geschichtlich ist es merkwürdig durch den hier 1555 zwischen der Türkei und Persien geschlossenen Frieden.

Amasis, 1) tyrannischer Beherrscher von Aegypten und Erbauer einer Pyramide zu Mosis Zeit (um 1500 v. Chr.), der durch den Druck, den er den eingewanderten Hebräern auflegte, deren Wiederauswanderung veranlaßte. — 2) Usurpator und König Aegyptens von 569 — 526 v. Chr., aus einem dunkeln Geschlechte zu Siuph bei Sais geboren, einer der tüchtigsten Herrscher des Alterhums. Er begleitete unter dem Könige Apries eine Befehlshaberstelle im ägyptischen Heere, wurde Feldherr und zur Dämpfung eines wegen der vielen seit Psammetich ins Land gezogenen und vielfach begünstigten Fremdlingen ausgebrochenen Aufstandes abgesendet. Treulos stellte er sich aber bald selbst an die Spitze der Empörer und von der ägyptischen Priesterkaste unterstützt, besiegte er nach verzweifeltem Widerstande die ausländischen, der Regierung ergebenen Miethtruppen und wurde dafür nach der Erwürgung des Apries durch die Soldateska auf den Thron der Pharaonen erhoben. Im Besitz der Macht schloß er ein Bündniß mit den Griechen in Cyrene, heirathete eine Griechin und warb griechische Söldner zum Heer. Zugleich aber wußte er durch Klugheit das Volk sich zu gewinnen, stiftete und baute Tempel, um die Priester zu gewinnen und förderte Ackerbau u. Gewerbe durch zum Theil sehr strenge energische Gesetze. Seine Eroberung Cyperns, das er den Phöniciern abnahm, gab dem ägyptischen Handel im Mittelmeere die Herrschaft. Mit seinem Tode (526 v. Chr.) erlosch in Aegypten der alte Glanz und endete seine glückliche Zeit. Noch auf dem Sterbebette erhielt A. die Nachricht, daß Persiens furchtbare Heere unter Cambyses und Polycrates von Samos zur Unterjochung Aegyptens heranzogen, und kaum hatte Psammenit den Thron seines Vaters bestiegen, so begann der Kampf, der Aegyptens Unabhängigkeit ein Ende machte.

Amastro (Amasserah oder Amassero), Stadt und Hafen am schwarzen Meere, im türkischen Sandschak Boli in Natolien, am Fuße eines Vorgebirgs, zu dessen Seite sich 2 Häfen befinden, die aber beide versandet und nur für kleinere Fahrzeuge, die 3 — 4 Faden tief gehen, zugänglich sind. Die Stadt treibt unbeträchtlichen Handel und hat 10,000 Einwohner. Bei der Stadt die Ruinen eines Neptuntempels und viele andere Trümmer des alten Amastris. Dieses, einst eine blühende Stadt auf einer Landzunge am Pontus Euxinus in Paphlagonien, mit doppeltem Hafen, hieß früher Sesamus und erhielt seinen Namen von einer Herrscherin Amastris II., welche die Stadt mit Cytorus, Cromna u. Tius vereinigte. Unter Trajan war sie Metropolis, kam später, von den Byzantinern gewöhnlich Amastra genannt, an das griechische Kaiserthum, 1210 an Theodor Lascaris, dann an Genua und durch Mohammed II., erst nach der Eroberung von Konstantinopel, an die Türken.

Amathus (Amathunt), eine im Alterthume berühmte Stadt Cyperns, auf der Südküste. Als ihre Erbauer werden Amathes, Sohn des Hercules, oder auch Amathusa, die Mutter des Cinyras, genannt. In der Nähe befanden sich beträchtliche Bergwerke. In der Stadt selbst war der Tempel der Aphrodite, die davon den Beinamen Amathusia oder Amathuntia erhielt (Venus Amathusia). Unter den Römern galt A. als Hauptstadt des südlichen Theiles der Insel und auf ihrer Trümmerstätte stehen jetzt der Flecken Limasos und das Dorf Agios Tychanos. Die na-

hen Hügel bringen die besten Cyperweine hervor. Bei dem Dorfe Agios Tychanos fand Hammer-Purgstall Ruinen des Aphroditetempels.

Amathusia, Beiname der Aphrodite oder Venus, wegen ihrer Verehrung zu Amathus (s. d.).

Amati, italienische Geigenmacherfamilie, berühmt durch ihre vortrefflichen Instrumente. Zuerst wird in der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts Andrea A. als Vorsteher einer Geigenfabrik zu Cremona genannt. Antonio Geronimo A. fertigte zu Anfange des 17. Jahrhunderts die besten Instrumente, die unter dem Namen „kremoneser Geigen" Weltruf erhielten. Etwas später jedoch, unter Nicolo A., fing der Ruf derselben zu sinken an, obgleich sie noch immer andere Fabriken übertrafen. Die Geigen von 1590 — 1620 zählt man in jeder Hinsicht zu den vorzüglichsten, die jemals hervorgebracht worden, und sie werden an Anmuth, Reinheit und Klangfülle des Tones bis jetzt noch von keinem Instrumente neuerer Meister erreicht. Ihrer Seltenheit wegen gelten die ächten wohl 200 Dukaten und darüber. Man hat viele Fälschungen versucht, und sogar ächte kremoneser Instrumente zerstückt und einzelne Theile derselben andern guten Instrumenten eingearbeitet, um die Aechtheit des kremoneser Fabrikats beglaubigen zu können.

Amati, Carlo, berühmter italienischer Architekt, 1776 zu Monza geboren, baute auf Befehl Napoleons 1806 einen Theil der Façade des mailänder Doms, dann den prachtvollen Tempel di S. Carlo in Mailand, wurde nachher Professor der dortigen Akademie und † daselbst am 23. Mai 1852. Schrieb: „Antichità di Milano", 1822.

Amatitlan, Stadt im mittelamerikanischen Staat Guatemala, 6 Leguas von der Hauptstadt, in nordwestlicher Richtung nach Iztapa, dem Hafen von Guatemala am stillen Meer, von welcher es 22 Leguas entfernt ist, an einem Fluß und See, an dessen Ufern heiße Quellen entspringen, treibt Handel mit Seide, Früchten, Salz.

Amatrice, Stadt in der neapolitanischen Provinz Abruzzo ulter. II., mit 5000 Einwohnern, 5 Kirchen, 2 Hospitälern, höherer Schule, Deckenfabrik.

Amatus Lusitanus, gelehrter Arzt und Botaniker, eigentlich Johann Rodriguez, geboren 1511 zu Castell Bianco in Portugal, lebte zu Ferrara, Ancona, Ragusa und † um 1562 zu Thessalonich. In seinen „Curationes medicinales, centuriae VII" (Venedig 1566, Frankfurt 1646) wird, außer vielen andern wichtigen Beobachtungen, auch die von A. 1547 gemachte Entdeckung der Klappen in der ungepaarten Vene, welche den Rückgang des Blutes aus den Aesten in die Stämme befördern, mitgetheilt. Seine „Enarrationes in Dioscoridem" (Straßburg 1554) sind vorzüglich für Botanik wichtig.

Amaurosis, der schwarze Staar, s. Staar.

Amaxiki (Amakuki), Hauptstadt der jonischen Insel St. Maura, durch eine Brücke, die $^1/_4$ M. lang über die Lagune führt, mit dem festen Lande (Albanien) verbunden, hat 2 Citadellen, Fort Alexander, und der Seeseite gegenüber das starke Fort St. Maura, welche zusammen die Stadt vertheidigen, 6000 Einwohner. Es ist Sitz eines griechischen Erzbischofs, des Gouverneurs und der Oberbehörden der Insel. Die Stadt ist schlecht gebaut; der Erdbeben wegen sind fast alle Häuser von Holz. Man baut Oel und Südfrüchte und treibt einige Schifffahrt und Handel mit Landesprodukten. Im Sommer ist A. wegen der sie umgebenden Lagunen sehr ungesund und dann von den vornehmern Einwohnern meist verlassen. Die 2 Häfen sind sehr seicht und nur für kleine Fahrzeuge zugänglich.

Amazarelli, politische Verbindung, die sich 1848 in Neapel bildete und den Zweck hatte, die Feinde der Revolution mit allen Mitteln zu vernichten. Den bekannt gewordenen Mitgliedern wurde später wegen verschiedener Morde der Prozeß gemacht.

Amazia (Amasia), König von Juda, von 838—811 v. Chr., besiegte die Edomiter und bekriegte Israel, wurde aber in dem Treffen bei Beth Semes geschlagen und selbst gefangen genommen, worauf Joas, der König Israels, Jerusalem eroberte und die Kinder A.'s als Geißeln mit sich nach Samaria führte. A., der auch, als er nach Joas' Tode wieder zur Regierung gelangt war, sich durch seine Begünstigung des Götzendienstes verhaßt machte, ward durch eine Verschwörung gezwungen, aus Jerusalem zu fliehen, worauf er zu Lachis ergriffen und erschlagen ward.

Amazonen, ein mythisches streitbares Frauenvolk, das von Männern abgesondert lebte und nur im Frühlinge mit den benachbarten Völkern der Fortpflanzung wegen Umgang pflog. Die Knaben, die die A. gebaren, schickten sie den Vätern zurück, wenn sie sie nicht tödteten, u. behielten nur die Mädchen, denen sie, damit sie leichter den Bogen spannen und führen könnten, die rechte Brust ausbrannten. Sie hatten eine Königin zum Oberhaupte u. bildeten lange einen furchtbaren Staat. Die Alten erwähnen drei A.-Völker. Die asiatischen A. wohnten an den Küsten des schwarzen Meers und den Gebirgsgegenden des Kaukasus. Sie sollen einst ganz Asien mit Krieg überzogen und Smyrna, Ephesus und andere Städte erbaut haben. Unter andern kämpften sie in Lycien mit Bellerophon, in Phrygien mit Priamus, zogen diesem später gegen die Griechen zu Hülfe, wobei ihre Königin Penthesilea von Achilles getödtet wurde. Die Griechen Hercules und Theseus hatten sie in ihrem Lande angegriffen und ihre Königin Antiope oder Hippolyte weggeführt; darauf rächten sich die A. durch einen Einfall in Attica, bis Hippolyte den Frieden vermittelte. Dieselbe ward von Hercules getödtet. Die Königin Thalestris soll auch Alexander dem Gr. einen Besuch gemacht haben, um von ihm Mutter zu werden. Die Hauptstadt der A. war Themiscyra am Flusse Thermodon in Pontus. Aber auch am Tanais (Don) in Scythien u. am Tritonsee in Afrika sollten streitbare Weiber wohnen, daher auch scythische u. äthiopische A. genannt werden. Die letzteren besiegten unter ihrer Königin Myridra die Gorgonen und Atlanten und durchzogen Aegypten und Arabien, wurden aber von Hercules vertilgt. Der griechischen Kunst ein willkommener Gegenstand, wurden sie als kräftige Jungfrauen, doch stets mit beiden Brüsten, mit Speer und Streitaxt, ein Schwert am Wehrgehänge, Bogen und Köcher auf der Schul-

ter und ein halbmondförmiges Schild am Arme dargestellt, bald in scythischer Tracht, mit enganliegendem Pelzgewande, fliegendem Mantel und vierzipfliger, phrygischer Mütze, auf unbedeckten Rossen; bald mit der leichten aufgeschürzten dorischen Tunica, die rechte Schulter entblößt, Arm und Beine nackt, auf dem Haupte einen glatten Helm, die Rosse mit Decken u. anderem Schmucke geziert. Ursprünglich waren diese mythischen Wesen die reinen, nährenden Quellnymphen, daher A. genannt, d. h. nicht Brustlose, wie man es oft deutet, sondern die Starkbrüstigen, die Nymphen der jungfräulichen und doch mütterlichen Artemis, welche durch labende Quellen die Bewohner der Städte, wie das Wild der Wälder nährt; daher sie auch als die männerscheuen, keuschen, wehrhaften Hierodulen oder Priesterinnen der ephesischen Göttin auftreten, deren Bild sie unter dem Schatten der Eiche, bei Waffentanz und Flötenklang aufstellten, und als Gründerinnen von Städten auf der Küste Kleinasiens und auf den Inseln, auch in Böotien am Triton und Thermodon, von wo aus sie an den afrikanischen Triton und den asiatischen Thermodon übertragen wurden. Während jenes alterthümliche, weibliche Priesterthum, welches sich im römischen Institute der Vestalinen am längsten erhalten hat, erlosch, brachte die erweiterte Völkerkunde Nachrichten von Frauenherrschaft, Frauenverehrung, Königswürde, Adel und Erbrecht in weiblicher Linie bei mehren Völkern, Celten, Liburnern, Scythen, Aegyptern, Lyciern, ja auf Lesbos selbst, wo noch jetzt die Grundstücke in weiblicher Linie forterben; nun erst schuf man die A. zu einem kriegerischen, von einer Königin beherrschten Frauenvolke um, gleich den Schildmägden, welche die Sage des Mittelalters in Mägdaland nördlich von Sarmatien suchte. Neuere bringen das Wort A. mit dem tscherkessischen maza, das Mond bedeuten soll, in Verbindung, wonach der Mythus von den A. auf den Mondkultus zurückzuführen wäre. Böhmische A. werden die tapferen Frauen genannt, welche 739 nach Ermordung ihrer Männer den sogenannten böhmischen Mägdekrieg anfingen, mehre Schlachten lieferten und fast sieben Jahre unter ihrer Anführerin Wlaste kräftig den Krieg fortsetzten und mehr durch List als offenen Widerstand unterworfen wurden. Bewaffnete Frauen endlich, welche die europäischen Entdecker Amerika's am Maranhon sahen, verschafften diesem den Namen Amazonenstrom.

Amazonenfluß, s. Maranhon.

Amazonenland, s. Brasilien.

Amazonenstein, der irisirende, berg- und spangrüne gemeine Feldspath im Ural, in Südamerika und Grönland, wird vorzüglich zu Katharinenburg zu Ring- und Nadelsteinen, Petschaften, Dosen rc. verarbeitet. Große, reine und in schönen Farben spielende Stücke sind selten u. theuer. Die schönsten Exemplare befinden sich im kaiserlichen Kabinet zu Petersburg, 2 Vasen, jede 9 Zoll hoch, 5½ Zoll im Durchmesser, auf 10,000 Rubel geschätzt. Die Sammlung des Herzogs von Leuchtenberg in Eichstädt enthält von diesem Mineral Krystalle von 2½ bis 15¾ Pfund Gewicht. Vergl. Feldspath.

Amazonenstrom, s. Maranhon.

Ambasciare (Ambassiare), in mittelalterlichen Urkunden das Geschäft eines Ambasciator, d. i. eines Vermittlers und Fürsprechers bei fürstlichen Schenkungen an Klöster, Kirchen u. dergl., oder bei Befreiung von Diensten rc. Davon das französische Ambassadeur, Ambassade, in etwas veränderter Bedeutung.

Ambassadeur, Botschafter, mit den päpstlichen Legaten die erste und ausgezeichnetste Klasse der Gesandten, die, weil sie die Person des abwesenden Souveräns bei der Person des annehmenden Souveräns vertreten, große Ehrenvorzüge vor den übrigen Gesandten haben. Uebrigens wendet der engl. Sprachgebrauch den Ausdruck A. auch auf gewöhnliche Gesandte an.

Ambe, in der Kombinationsrechnung eine Verbindung zweier Größen, die auch Binion genannt wird; gewöhnlicher aber bezeichnet man damit die Verbindung von zwei Nummern im Lottospiel (s. d.).

Ambelaki, Stadt im türkischen Thessalien, im Sandschak Trikala, im Thale Tempe, am Abhang des Berges Kissovo (Ossa) am Peneus, mit 5000 Einwohnern, Türkischroth-Färberei u. griechische Schule. A. war ehemals eine der gewerbfleißigsten Städte der europäischen Türkei, wohlhabend u. fast unabhängig, ist aber durch den Krieg u. die Einfuhr englischer Fabrikate ganz verarmt.

Amberg, Hauptstadt des gleichnamigen Landgerichts in der bayerischen Oberpfalz, auf beiden Seiten der hier schiffbaren Vils, in einem freundlichen Thale, 1131 pariser Fuß über dem Meere, ist mit doppelten Ringmauern und fünf festen Thoren versehen und von schönen Gärten und freundlichen Alleeanlagen umgeben und hat gegen 8000 Einwohner, darunter etwa 150 Protestanten. Die Stadt ist Sitz des Appellationsgerichts für den Kreis Oberpfalz und Regensburg, eines Kreis- und Stadtgerichts und des Landgerichts, eines Rent-, Salz-, Berg- und Forstamts, der Garnison eines Infanterieregiments und einer Division Chevaurlegers. Es befinden sich hier ein königliches Archiv, die oberpfälzische Provinzialbibliothek (über 31,000 Bände), ein Gymnasium und Lyceum, ein Studienseminar im ehemaligen Jesuiten (Malteser-)gebäude, eine königliche Landwirthschafts- und Gewerbsschule erster Klasse, ein Strafarbeitshaus für weibliche Sträflinge katholischer Konfession unter Aufsicht der barmherzigen Schwestern, eine höhere Töchter- und Kleinkinderschule, ein Bürgerspital (1317 von Kaiser Ludwig dem Bayer gestiftet) u. das großartige Frauenspital mit Krankenpflege, durch barmherzige Schwestern, 1847 gegründet. Die hervorragendsten öffentlichen Gebäude sind: das königliche Schloß, das Theater (ehemalige Franciskanerkirche), das Zeughaus, das schöne gothische Rathhaus, die gothische Pfarrkirche mit vielen Grabmälern und trefflichen Gemälden, ein protestantisches Bethaus (ehemalige Paulanerkirche), das Stadtschulhaus, eine große Kaserne, das Salzhaus rc. Vor dem Vilsthore steht das Monument des Königs Max Joseph. In der Nähe der Stadt liegen das Strafarbeitshaus mit Wollzeuchfabrik, die schöne Wallfahrtskirche auf dem Mariahilfberge, das Franciskanerhospiz, das große königliche Eisenbergwerk mit Dampfmaschine (150,000 Ctr. Erz jährliche Gewinnung). A.s betriebsame Einwohner erhalten großentheils

ihren Unterhalt durch die Menge Beamten, die Fabriken in Fayence, Tabaksdosen, Draht, Hüten, Tabak, in den Gewehrfabriken und Bergwerken. Schwunghaft wird die Bierbrauerei und die Essigfabrikation betrieben und der beträchtliche Getreide-, Hopfen- und Gemüsebau beschäftigt viele Hände. A. hat eine Getreideschranne, großen Rinder- und Schweinemarkt, Hopfenmarkt, eine Salzniederlage &c. In der Nähe der Stadt liegen ergiebige Steinkohlenlager, Porzellanerde- und Farbegruben (Amberger Gelb). — In der waldreichen Gegend entstanden schon frühzeitig Eisenbergwerke und Eisenhämmer. Die Vils trug dazu bei, das geschmiedete Eisen wohlfeil zu verführen, so daß Handelsleute sich in die Gegend zogen und sich da niederließen. Auf diese Weise entstand das Dorf Ammerberg, welches schon vom Kaiser Konrad II. (1034) dem Bischof von Bamberg geschenkt wurde. Um 1140 erscheint es als Markt und 1163 unter Kaiser Friedrich I. als Stadt, mit gleich großen Handelsfreiheiten, wie Nürnberg, versehen. Im J. 1166 erhielt A. vom Bischof Rupert von Passau Zollfreiheit auf der Donau und den Jahrmärkten zu Passau. Die Bischöfe von Bamberg gaben A. später den Hohenstaufen als Lehn, worauf es durch Konradins Testament 1269 auf den Kurfürsten Ludwig den Strengen von Bayern überging. Ludwig der Bayer, Sohn des Vorigen, umgab A. mit Mauern, machte es fest und legte 1317 ein Bürgerhospital an. Durch den Hausvertrag von Pavia (1329) kam A. an den Kurfürsten von der Rheinpfalz. Nach Friedrichs V. Achtserklärung und Vertreibung wurde es 1623 und 1628 mit Bayern vereinigt. Kurfürst Maximilian I. ließ A. mehr befestigen, und in Folge davon hatte es 1703 im spanischen u. 1745 im österreichischen Erbfolgekriege ein Bombardement zu erleiden. Zu Ende des 18. Jahrhunderts wurden die abgetragenen Wälle in Spaziergänge verwandelt. In der Kriegsgeschichte ist A. bekannt durch das Doppeltreffen am 18. und 24. August 1796 zwischen den Oesterreichern unter dem Erzherzog Karl und Wartensleben und den Franzosen unter Jourdan, durch welches Napoleons kluger Plan, die Heere der Franzosen im Herzen von Deutschland zu vereinigen und von hier aus den Krieg durch einen entscheidenden Hauptschlag zu beendigen, vereitelt wurde. Jourdan wich zögernd nach Würzburg zurück, wo er sich noch einmal zu behaupten suchte, aber vom Erzherzog Karl aufs Haupt geschlagen und genöthigt wurde, seine fast aufgelöste Armee in größter Eile bis hinter die Lahn zurückzuziehen. Die Geschichte der Stadt schrieben Schweizer (1564), Wittmeister (1783), Löwenthal (1801), Schenkl (1817), Lipowsky (1818). Vgl. Rixner, Geschichte der Studienanstalt zu A., Sulzb. 1832.

Amberger, Christoph, vortrefflicher Geschichts- und Porträtmaler, um 1509 zu Amberg geboren, lebte um 1540 in Nürnberg und † um 1668 zu Augsburg. Er ist Schüler und Nachahmer Holbeins. Werke von ihm finden sich in den Gallerien zu Berlin und München. A. schnitt auch in Holz.

Ambert, Bezirkshauptstadt im franz. Departement Puy de Dome, südöstlich von Clermont am Dore, ist hübsch und freundlich gebaut und hat Fabriken für Band, Wolle, Nadeln, Fingerhüte, Papier und Spielkarten, ein Handelsgericht und 7500 Einwohner.

Ambiorix, Fürst der Eburonen im belgischen Gallien, muthiger Vertheidiger der vaterländischen Freiheit und Unabhängigkeit gegen Rom. Als 55 v. Chr. Cäsar im Lande der Eburonen einen Theil seines Heeres überwintern lassen wollte, brach durch A. und den mit ihm herrschenden Häuptling Cativolcus ein Aufstand aus, der der römischen Besatzung beinahe den Untergang brachte. A. eilte hierauf zu den Aduatikern und Nerviern und bewog sie zum Aufstand. Die Legion des Q. Cicero wurde in ihrem Lande ebenfalls eingeschlossen u. wäre vernichtet worden, hätte nicht ein treuloser Nervier den auf dem Wege nach Italien begriffenen Cäsar von der mißlichen Lage seiner Truppen benachrichtigt. Cäsar eilte mit einem Heere herbei und zerstreute die Völker. A. fuhr dessenungeachtet fort, durch neue Bündnisse und neue Aufstände die Römer zu beunruhigen. Alle List Cäsars, sich seiner Person zu bemeistern, war vergeblich, obschon der Römer in jedem Treffen obsiegte. Cäsar, gereizt durch den immer erneuerten Widerstand, schritt sodann zur Verheerung des ganzen Landes. Die letzten Schicksale des A. sind unbekannt; nach Florus soll er Schutz bei den Völkern jenseits des Rheins gefunden haben.

Ambitus, die Bewerbung um ein öffentliches Amt, benannt von der alten Sitte der Kandidaten, auf dem Forum und Campus Martius herumzugehen (ambire), um die Bürger um ihre Stimme zu bitten, da die Verleihung der Aemter zur Zeit der römischen Republik von den Wahlkomitien abhing. Die frühzeitigen Mißbräuche bei dieser Art Bewerbung prägten dem A. bald den Stempel des Immoralischen und Gesetzwidrigen auf. Indessen unterscheiden die alten Schriftsteller genau zwischen dem erlaubten und unerlaubten A. (crimen ambitus). Cicero beschreibt die Grenzen, innerhalb welcher der A. ein gerechter war, u. die unrechtlichen Bewerbungen charakterisirt treffend Lucan (1, 177 ff.); dahin gehören Bestechungen (effusae ambitus largitiones), Komplotte (sodalitia) und dergl. Gegen diese Art A. wurden ziemlich früh Gesetze nöthig, welche bald sehr geschärft werden mußten. Unbedeutend, im Vergleich mit den spätern, erscheinen die ältesten Verordnungen, das Gesetz von 322 v. Chr. gegen das Tragen einer künstlich weißen Toga und die Lex Poetelia (358 v. Chr.) gegen die novi homines, die besonders an Markttagen und an Handelsplätzen umherzogen und um Aemter warben. Gegen Austheilung von Geschenken erging 181 v. Chr. die Lex Baebia Aemilia. Die Lex Cornelia Fulvia (vor dem 3. punischen Kriege) setzte die Strafe des Exils auf das Verbrechen des A. Als sich die Anklagen dieser Art mehrten, wurde ein beständiges Kriminalgericht für diese Prozesse errichtet (quaestio perpetua); dazu kamen mehre schärfende Senatsbeschlüsse und Gesetze, wie die Lex Tullia (63 v. Chr.), welche ein 10jähriges Exil über den Kondemnirten verhängte. Hierher gehören auch Lex Aufidia (61 v. Chr.), L. Licinia, L. Pompeja. Julius Cäsar fand das

wirksamste Mittel gegen den A. darin, daß er die Magistrate fast allein wählte, obgleich er eigentlich die Komitien mit dem Volke getheilt hatte. Octavian bestimmte in der Lex Julia, daß die Verurtheilten in 5 Jahren sich nicht wieder bewerben durften, und führte später noch eine Geldstrafe ein. Mit Tiberius hatte der eigentliche A. als Volksgewinnung ein Ende: er verwandelte sich in eine Bewerbung bei den Senatoren, Hof- und Staatsbeamten, welche sich theils bei dem Kaiser für den Kandidaten verwenden, theils demselben ihre Stimme im Senate geben sollten. Daß dieser A. eben so arg wie früher der beim Volke betrieben wurde, ersieht man aus dem auf Trajans Veranlassung 100 n. Chr. gegebenen Senatsbeschlusse, in welchem den Kandidaten der A. bei strenger Strafe untersagt wird. Nach Analogie dieser Grundsätze, wozu noch einige Vorschriften des kanonischen Rechts kommen, ist das Verbrechen der Amtserschleichung (s. d.) auch im gemeinen deutschen Strafrechte zu behandeln. Im Zusammenhang damit steht das der widerrechtlichen Verleihung eines Staatsamts. Die neuern Strafgesetzgebungen behandeln beide Verbrechen meist in Verbindung mit dem der Bestechung.

Amblyaphie, Stumpfheit des Gefühls oder Tastsinns.

Amblygonit, selten vorkommendes Fossil aus der Gruppe der lazulithartigen Pyromachite (feldspathartigen), kommt größtentheils derb, selten krystallisirt vor. Es ist spröde, hat blätteriges Gefüge, unebnen Bruch, spec. Gewicht 3,0; die Farbe ist grünlich-weiß, licht-, berg- und seladongrün, von Glasglanz in Fettglanz übergehend, stark durchscheinend. Vor dem Löthrohr schmilzt es leicht zu einer klaren Perle. Bestandtheile sind phosphorsaure Thonerde, etwas Lithion u. Fluor. Es wird im Granit bei Chursdorf in Sachsen und bei Arendal in Norwegen gefunden.

Amblyopie (Amblyopsie), eigentlich das schwache Sehen, bei den älteren Aerzten jede Abnahme des Gesichts, wobei das Auge noch einzelne Gegenstände zu unterscheiden vermag, bei späteren aber die leichteren Formen u. ersten Stadien der Amaurose oder des schwarzen Staares. Nur mit Unrecht versteht man darunter eine eigenthümliche Krankheitsform des Auges.

Ambo (Pulpitum, Suggestus, Analogium lectionum), eigentlich Berggipfel, in den ältesten christlichen Kirchen eine kanzelartige Erhöhung, von welcher man die Evangelien, Episteln rc. abzulesen pflegte und die auch zuweilen die Stelle der spätern Kanzel vertrat. Der A. befand sich im Schiffe der Kirche, dem für die Gemeinde der Laien bestimmten Raume, und es gingen zu beiden Seiten Stufen hinauf; auf der höchsten wurde das Evangelium und auf der nächstfolgenden die Epistel verlesen. Selbst Kaiser wurden auf dem A. wegen der Erhabenheit des Ortes gekrönt und dem versammelten Volke vorgestellt.

Amboina (Ambua, Amboa), Inselgruppe der Molukken im indischen Archipel, nach der gleichnamigen Insel und Stadt benannt, umfaßt außer A. die herrliche, für den Handel vortrefflich gelegene Insel Ceram, Pulu Buru, oder die Jägerinsel im Umfange von 145 □Mi., Harrko oder Oma, Hommoia oder Saparua, Groß- und Klein-Kassing und einige weniger bedeutende. Die Gesammtbevölkerung beläuft sich auf 282,000 Individuen, größtentheils Mohammedaner. Die eigentliche Insel A. liegt unter 3° 40′ nördl. Breite und 128° 15′ östl. L., südwestlich von Ceram, ist 7 geographische Meilen lang und 2 breit und hat einen Flächeninhalt von 15 □Mi. u. 45,000 Einwohner. Ihre unregelmäßige Gestalt zeigt 2 ungleiche Hälften, welche durch eine tiefe Bucht bis auf eine schmale Landzunge (Boaguala) getrennt sind. Die Insel gewährt einen reizenden Anblick, ist voller Berge mit tiefen, von rauschenden Bächen reichlich bewässerten Thälern. Der reiche röthlich-schwarze Lehmboden ist vortrefflich angebaut und das Klima wegen seiner Gesundheit hochberühmt (Durchschnitts-Temperatur 82° Fahr., Extreme 74°—90°). Die Agenten des Jahrzeitwechsels sind die Monsoons (Passatwinde); der östliche bringt Regen und Gewitter, der westliche Trokkenheit. Von der Bevölkerung unterscheidet man vier verschiedene Racen: Hanafuras oder Anafuras, richtiger Alforas oder Alforias, d. i. freie Leute, die Urbewohner, nur noch Trümmer in einem gänzlich verwilderten Zustande, in den unzugänglichsten Gebirgspartien; Malayen, die Masse ausmachend; Chinesen, Kaufleute, Kleinhändler rc.; Europäer, meist Holländer. Die Malayen sind seit 1515 Mohammedaner. Der Vicegouverneur ist von der Regierung von Batavia abhängig; er wohnt mit den übrigen holländischen Beamten im Fort Viktoria. Die öffentlichen Einkünfte (jährlich etwa 200 000 Gulden) stammen hauptsächlich aus dem Monopol des Arakverkaufs, den Zoll- und Hafenabgaben und Koncessionsgeldern für die chinesischen Ansiedler. A. hat als ehemals ausschließlicher und noch immer vorzüglicher Sitz des Gewürznelkenbaues (und mit Banda der der Muskatnüsse) Wichtigkeit. Die Insel ist wegen des Gewürzbaues in einzelne Distrikte (sogenannte Gärten) getheilt, die unter besondern amtlichen Aufsehern stehen. Sonst wuchsen auf allen Inseln der Gruppe und noch auf vielen andern der Molukken Gewürznelken. Die holländisch-ostindische Kompagnie ließ aber die Bäume außerhalb der Insel A. vernichten u. die Beamten der Kompagnie hielten jährlich zu bestimmten Zeiten ihre Umzüge (Hongi) auf den Inseln, um alle Gewürznelkenbäume auszureißen und verbrennen zu lassen. Auf den Schleichhandel mit diesem Gewürze war die Galgenstrafe gesetzt, weshalb die Gewürznelken von den Holländern in Indien auch Galgenkraut genannt werden. Außerdem findet man auf A. den Kajeputbaum, der das bekannte starke Oel liefert, den Sagobaum, der die Stelle des Getreides vertritt, und andere herrliche Baumarten. Die Stadt A. liegt in dem südwestlichen Theile der Insel, den die Malayen Leitimora nennen, ist Sitz des holländischen Statthalters der Molukken, hat 15,000 Einwohner, welche auch Handel und Schiffbau treiben, und wird von dem Fort Viktoria beherrscht. Die Stadt ist hübsch gebaut, obschon fast alle Häuser (der häufigen Erdbeben wegen) nur einstöckig sind. Besonders ist eine lange Esplanade, mit

schönen Häuserreihen, vor welchem eine Doppelallee von Muskatnußbäumen duftet, imposant. A. hat zwei christliche Kirchen, mehre Moscheen, ein hübsches Rathhaus, Hospital, 2 Bazars, 2 Märkte und reizende öffentliche Gartenanlagen. A. wurde, wie alle Inseln des südasiatischen Archipelagus, von Hindus und Chinesen, Malayen und Arabern besucht und angesiedelt. Nachdem um 1450 der Islam hier Eingang gefunden, erschienen 1511 die Portugiesen unter Antonio de Abreu daselbst zum ersten Male. Indeß ergriff die Regierung erst 1564 Besitz von A. und verlor es bereits 1605 wieder an die Holländer unter van Hagen. Im J. 1615 nahm die englisch-ostindische Kompagnie durch Ueberrumpelung und Einverständniß mit den Einwohnern das Fort Cambello auf Leitemora weg. Seit dem Vertrag zwischen England und Holland über die Molukken 1618 sollte der Besitz zwischen beiden Nationen getheilt seyn; indeß gab 1622 England nach der schändlichen Niedermetzelung des englischen Kapitäns Towerson u. 79 seiner Leute durch den holländischen Gouverneur Hermann von Speult (das sogen. amboinische Blutbad) die molukkischen Faktoreien ganz auf. Erst 1796 eroberte der britische Admiral Rainer A., doch kam es im Frieden von Amiens an die Holländer zurück. Seit 1810 war A. aber von den Engländern besetzt, bis der pariser Friede (1814) es wieder an Holland brachte. Nach einem Vertrag von 1824 zwischen England und Holland sollen die Molukken allen andern Nationen verschlossen bleiben, doch wurde durch eine Verordnung vom 15. April 1824 Jedermann gestattet, Gewürze zu bauen, u. die amtliche Ausrottung der Bäume abgeschafft.

Amboise, Kantonshauptstadt im Bezirk Tours des französischen Departem. Indre und Loire, am linken Ufer der Loire, 3 geogr. Meilen östlich von Tours, mit 5300 Einwohnern. Die Stadt ist altväterisch gebaut, nicht lebhaft, hat jedoch Fabriken in wollenen Zeuchen, Leder, Bijouterien, etwas Handel mit Wein und Flintensteinen, Salpeterraffinerie; das wichtigste Gewerbe ist aber die Fabrikation von Stahlwaaren, besonders Feilen, welche allein über 2000 Arbeiter beschäftigt u. jährlich etwa 4000 Centner Stahl zu 20,000 Dutzend ordinären Packfeilen (dites d'Allemagne) und 60,000 Dutzend sog. englischen und nürnberger verfertigt. Eine Gewehrmanufaktur wurde in neuester Zeit gegründet. Das uralte Schloß auf hohem Felsen ist ein prächtiges Denkmal mittelalterlicher Baukunst u. bietet eine herrliche Aussicht dar. A., früher ein römisches Castrum, wird von Gregor von Tours zuerst erwähnt. Anfangs gehörte es den Herzögen von Anjou, dann eignen Herren, denen es 1431 wegen Felonie abgesprochen wurde. Unter königlicher Hoheit wurde es oft Residenz des Hauses Valois. Ludwig XI. stiftete hier den Michaelorden 1469. Karl VIII. wurde in A. 1470 geboren und starb 1498 daselbst. In den berüchtigten Oubliettten (unterirdischen Kerkern), deren Lokale noch gezeigt werden, schmachteten seit Ludwig XI. gegen 15,000 Opfer der Königsgewalt. Eine traurige Berühmtheit erlangte die Stadt durch die Verschwörung von 1560, durch welche die Hugenotten, den Prinzen Condé an der Spitze, den König Franz II. aus der Gewalt der Guisen befreien wollten, deren Entdeckung aber 1200 Protestanten das Leben kostete. Hier wurde das bekannte Edikt von A. vom 19. Mai 1563 publicirt, durch welches dem hohen Adel freie Religionsübung als Privilegium zugesichert wurde. Im J. 1762 kam A. an den Herzog von Choiseul und dann an den von Penthièvre. Von der Stadt A. führte ein hochadeliges Geschlecht seinen Namen, das in männlicher Descendenz mit Sulpitius III. schon im 13. Jahrhundert erlosch; die Erbtochter Margarethe vermählte sich mit Reynald von Bervie, und deren Sohn Johannes I. († 1274) ward der Gründer des neuen Hauses A. Seine beiden Enkel, Peter I. und Hugo, stifteten im 14. Jahrhunderte die ältere und jüngere Linie, von denen die erste mit Louis von A. 1469 ausstarb. Von der jüngeren Linie war Georg von A. (s. den folg. Art.). Aymar von A. war Großmeister des Johanniterordens zu Rhodus und † 1512. Der unter dem Namen Charles A. de Chaumont bekannte Marschall von Frankreich, ein ausgezeichneter Feldherr und Staatsmann, geboren 1472, war Generallieutenant und Gouverneur von Paris 1502, Gouverneur von Mailand und Genua 1506, † 1511. Franciska von A., Herzogin von Bretagne († 1474), wurde 1485 selig gesprochen. Mit François Charles von A., Generallieutenant und Gouverneur von Languedoc, starb auch die jüngere Linie im Mannsstamme aus.

Amboise, George d', Kardinal und Minister Ludwigs XII. von Frankreich, 1460 zu Chaumont-sur-Loire geboren, wurde schon im 14. Jahre Bischof von Montauban u. Almosenier Ludwigs XI., später unter Karl VIII. Erzbischof von Narbonne und 1493 Erzbischof von Rouen. Durch Diensteifer und Gewandtheit wußte er das Vertrauen Ludwigs von Orleans, nachherigen Königs Ludwig XII., zu gewinnen, der ihn nach seiner Thronbesteigung 1498 zum ersten Minister ernannte. Als solcher war A. der eigentliche Lenker und Leiter der Geschicke Frankreichs und des Königs, den er zu der für Frankreich später so verhängnißvollen Eroberung Mailands bewog. Vom Papst Alexander VI. zum Kardinal und päpstlichen Legaten in Frankreich ernannt, strebte er nach Alexanders Tode selbst nach der Papstwürde und veranlaßte zu diesem Zwecke ein Schisma zwischen der französischen Kirche und der päpstlichen Kurie, ohne sein Ziel zu erreichen. Er † den 25. März 1510 zu Lyon und hinterließ die für die damalige Zeit ungeheure Summe von 11 Millionen Livres. Sein Leben beschrieben Montagnes (Paris 1631), u. Legendre (Rouen 1724, Amst. 1726).

Amboor (Ambur), brit. Stadt in Hindostan, im Karnatik, Distrikt Arcot, 24 geogr. Meilen westlich von Madras, ist hübsch gebaut und voller Gewerbfleiß. Die berühmte, als unbezwinglich geltende Bergveste in der Nähe wurde nach der Eroberung des Landes von den Briten gesprengt.

Amboten, Kirchspiel und Schloß im russischen Distrikt Pilten in Kurland, in anmuthiger Gegend. Das Schloß wurde 1246 von dem deutschen Ordensmeister Dietrich von Gröningen erbaut. Hier fand 1247 eine Schlacht zwischen

dem deutschen Orden und den Litthauern Statt, in welcher letztere geschlagen wurden.

Ambra (grauer Amber, orientalischer Agtstein), wachsartige, dicke, fettige Substanz, eine im Alterthum mit Gold aufgewogene Specerei, die am häufigsten in der Nähe von Madagaskar, Surinam, Java und Japan, meist in kleinen, doch auch in großen, zuweilen über 100 Pfd. schweren Stücken auf dem Meere schwimmend oder auf dem Ufer aufgeworfen gefunden wird. Die Farbe ist verschieden, äußerlich weiß, braun oder lichtgrau, wovon letztere Farbe (ambra grisea) am geschätztesten ist, namentlich gelb, roth oder schwarzgefleckt. Der A. besitzt einen angenehmen, selbst in freier Luft sich Jahre lang erhaltenden benzoeartigen Geruch, ist fast ganz geschmacklos, wird in der Wärme biegsam, schmilzt bei mäßiger Hitze und fängt leicht Feuer. Hauptbestandtheil ist Amberine, mit wenig süßem balsamischen Extrakt, dazu etwas Benzoesäure und einige fremdartige Theile, salzsaures Natron und thierischer Rückstand. Ueber den Ursprung des A. ist viel gefabelt und gestritten worden. Blumenbach galt er für verhärteten Darmkoth des Kaschelots oder Pottfisches (Physeter macrocephalus), und auch Swediaur, der selbst viele Nachrichten von Wallfischfängern einzog, glaubte, daß er sich im Darmkanal dieses Thieres erzeugt und mit den Exkrementen desselben zugleich ausgeworfen werde. Oken hält denselben für Gallensteine. Blainville nimmt ihn für das Erzeugniß eigenthümlicher, den Beuteln des Moschusthieres vergleichbarer Behälter, die nach Dudley über den Hoden liegen. Auch die chemischen Untersuchungen von Pelletier und Caventou stimmten dafür, daß der A. ein Produkt der Galle der Cetaceen und den menschlichen Gallensteinen analog sey. Die meisten Gründe aber hat Virey's Meinung für sich, daß der graue A., der Seespeck u. ähnliche Substanzen eine Art Fettwachs sind, welches durch chemische Zersetzung der wohlriechenden Achtfüßler und anderer Sepien im Meerwasser entsteht. A. wird gewöhnlich mit Benzoe, Laudanum, Mehl u. s. w. verfälscht. Kennzeichen der Güte ist es, wenn man nach Erweichung durch Wärme eine Nadel hineinstößt und beim Herausziehen nichts daran hängen bleibt, aus der Oeffnung aber ein wohlriechendes Oel schmilzt. Aechter A. muß auch in erwärmtem Alkohol und Aether vollkommen löslich seyn. Er dient als Beisatz zu Räuchermitteln, wohlriechenden Tinkturen, Zahnpulvern u. s. w. Innerlich genommen wirkt er nervenstärkend, belebend, erheiternd entweder in Pulverform, bis 20 Gran mit Zucker abgerieben, oder als Tinct. ambrae aetherea zu 15—20 Tropfen auf die Dosis; jedoch wird jetzt in der Medicin gewöhnlich Moschus substituirt. Nach Boswells Beobachtung sollen 30 Gran A. hinreichen, um eine merkliche Beschleunigung des Pulses mit erhöheter Muskelkraft, gesteigerter Verrichtung des Gehör- und Gesichtsorgans, erhöheter Thätigkeit des intellektuellen Vermögens, Stimmung zur Fröhlichkeit und Anregung des Geschlechtstriebes hervorzubringen. Schon die Alten brauchten den A. als ein Aphrodisiacum und noch jetzt wird er im Orient als ein Lebenverlängerungsmittel angesehen. Richelieu kaute gewöhnlich Ambrapastillen. Manche mischen wohl zur Belebung der erschlafften Lebensgeister zerstoßenen A., in der Quantität von einer Bohne, mit Zucker u. trinken ihn in einer Tasse Chokolade.

Ambracia, Hauptstadt von Epirus, am Arachthus (jetzt Arta), 80 Stadien oberhalb des ambracischen Meerbusens (Ambracicus sinus, jetzt Golf von Arta), die nördlichste der rein-hellenischen Städte. Nach der Sage von Ambrax, Sohne des Thesprotus, oder der Ambracia, Tochter des Melaneus, gegründet, wurde sie um 660 v. Chr. von Korinth aus, unter Gorgus, Sohn des Cypselus, kolonisirt. Die Stadt mit ihrem ansehnlichen Gebiete am Meerbusen lag am Abhange einer Felsenhöhle und erstreckte sich über die Thalfläche bis an den westlich strömenden Arachthus. In einer sumpfigen Niederung, nordwestlich von der Stadt, lag die Veste Ambracus. Durch seine dem Handel günstige Lage gelangte A. in älteren Zeiten zu großer Blüthe und zeigte treffliche Werke der Baukunst und Bildnerei (Tempel der Minerva und des Aeskulap). Durch den peloponnesischen Krieg verwüstet, erholte es sich erst wieder unter den Aeaciden. Pyrrhus machte es zu seiner Residenz und verschönerte es. Von den Aetoliern und Römern wurde es geplündert und seine Bewohner zogen größtentheils weg nach Nicopolis, so daß A. verfiel; erst in den letzten Zeiten des römischen Reichs gelangte es wieder zu einigem Flor. Pouqueville fand die Ruinen A.'s in einem dichten Walde mit der noch wohl erhaltenen Citadelle des Pyrrhus.

Ambrafett (Ambrain, Amberine), der Hauptbestandtheil des Ambra (s. d.). Man erhält es, wenn man Ambra in kochendem Weingeist auflöst, wo es beim Erkalten in zarten, weißen Nadeln krystallisirt. Es schmilzt bei 50° C. und destillirt bei 100° C. unverändert. Im Wasser ist es unlöslich; dagegen lösen es Weingeist, Aether, flüchtige und fette Oele. Alkalien haben keine Wirkung darauf. Mischt man gleiche Theile A. und Salpetersäure, so entweicht Stickoxydgas und das A. verwandelt sich in Ambrafettsäure, die man in weißen Blättchen krystallisirt erhält, wenn man das gekochte Gemisch von A. und Salpetersäure mit Wasser versetzt, aufkocht und nach dem Filtriren erkalten läßt. Sie löst sich in Weingeist und Aether, reagirt sauer und gibt mit den Alkalien meist gelbe, unlösliche Verbindungen (Ambrafett- oder Amberinsalze).

Ambraharz, s. v. a. Ambrafett.

Ambras (Amras), österreichisches, jetzt als Kaserne benutztes Schloß in Tyrol, berühmt durch seine ehemalige Pracht und die Kunstsammlungen, welche hier bewahrt wurden, 1 Stunde von Innsbruck auf einem Felsen am Inn, mit herrlicher Aussicht. Der gewöhnlichen Angabe nach wurde es vom Erzherzog Ferdinand, dem Sohne Ferdinands I., erbaut und zum Wohnsitz seiner Gemahlin, der schönen Philippine Welser, prachtvoll eingerichtet. Eine Burg bestand hier schon früher, denn schon 1138 nahm sie Herzog Heinrich von Bayern seinem Schwager Friedrich von Schwaben mit Gewalt ab. Die ehemals hier aufgehäuften Schätze altdeutscher Kunst (Malereien, Waffen ꝛc.) be-

finden sich seit 1806, als Tyrol an Bayern fiel, unter dem Namen k. k. ambraser Sammlung zu Wien im Belvedere; die reiche Bibliothek wurde von Maria Theresia der Stadt Innsbruck geschenkt. Aus einem Fenster des Schlosses fiel einst Wallenstein ohne Beschädigung herab; daher der Glaube dieses Mannes, daß er vom Schicksal zu einer großen Rolle bestimmt sey. Die ebengenannte ambraser Sammlung ist jetzt im untern Stock des Belvedere zu Wien aufgestellt. Sie ist im 16. Jahrhundert entstanden und besonders reich an altdeutschen Kunstwerken, unter andern 48 Portraits sächsischer Fürsten in Oel auf Leinwand, von Lucas Cranach dem Sohne. Das Kostbarste, vorzüglich Münzen und Codices, war schon vor 1806 in die kaiserliche Bibliothek und das große Münzkabinet zu Wien gekommen. Die Zahl der Handschriften, unter welchen ein Prachtcodex des Heldenbuchs, wahrscheinlich von 1517, mit Inbegriff der Turnier-, Waffen- und Kampfbücher (z. B. des freidalschen Turnierbuchs), ist gegenwärtig nur noch 69. Eine musterhafte Beschreibung der Sammlung lieferte der Custos derselben, Aloys Primisser (Wien 1819).

Ambrastoff, s. v. a. Ambrafett.

Ambrish (Ambrith, Ambriz), fischreicher afrikanischer Fluß in Kongo, Abfluß eines Sees in den östlichen Gebirgen, enthält viele Schildkröten. An seiner Mündung ist eine portugiesische Station für kleinere Fahrzeuge.

Ambrones, celtisches oder helvetisches Volk, welches mit den Cimbern und Teutonen gegen die Römer kämpfte und von Marius geschlagen wurde. Ihr ursprünglicher Wohnsitz ist zweifelhaft. Nach Einigen ist es die Gegend der Soane, Aar und Reuß, nach Andern das Gebiet von Bern, oder die Gegend der Rhein- und Rhone-Quellen, am wahrscheinlichsten (nach Festus) die Gegend um Embrun an der Durance.

Ambrosch, 1) Joseph Karl, einer der ausgezeichnetsten Sänger und beliebtesten Liederkomponisten seiner Zeit, 1759 zu Krumau (nach Andern zu Nettelitz) in Böhmen geboren, bildete sich hauptsächlich unter Anton Kozeluch und wurde nach verschiedenen Kunstreisen 1791 als erster Tenorist am Nationaltheater zu Berlin angestellt. Eine vorzüglich schöne Stimme, tüchtige Schule, gute Deklamation u. natürliches Gefühl im Ausdruck erwarben ihm bald allgemeinen Beifall. Am höchsten stand er im Vortrage des Recitativs, worin ihn nur Wenige erreicht haben sollen. Er † 1822.

2) Joseph Julius Athanasius, Alterthumsforscher, Sohn des Vorigen, ward den 18. December 1804 zu Berlin geboren. Er empfing seine Gymnasialbildung auf dem friedrichwerderschen Gymnasium, bezog 1825 die Universität und erhielt auf Buttmanns und Böckhs Empfehlung vom Kultusministerium die Mittel zu einer antiquarischen Reise nach Italien. Unausgesetzt den Alterthumsstudien hingegeben, blieb A. in Rom, Toskana und Oberitalien von 1829 bis 1833. Nach seiner Rückkunft habilitirte er sich zu Berlin, und wurde 1834 als Professor der Archäologie und Philologie nach Breslau versetzt. Von seinen Schriften nennen wir: „De Charonte Etrusco" (Breslau 1836, Fortsetzung Berlin 1837); „Ueber die Religionsbücher der Römer" (Bonn 1843) &c. Zu dem trefflichen Werke Gerhards „Beschreibung der Stadt Rom" lieferte A. den Abschnitt „über die Thermen des Caracalla".

Ambrosi, Podobiadow, Erzbischof von Nowgorod, 1742 im Gouvernement Wladimir geboren, in der geistlichen Schule des troicker Klosters gebildet, nahm 1768 das Ordenskleid und wurde zum Hieromonach geweiht. Als Prediger an der geistlichen Akademie zu Moskau hielt er 1771 seine berühmte Leichenpredigt auf den ermordeten Erzbischof Ambrosius von Moskau, die sich durch erschütternde Kraft u. glanzvolle Darstellung auszeichnet. Bald darauf zum Präfekt der genannten Akademie und Archimandrit des zaikonospasker Klosters und dann zum Bischof von Sjairsk ernannt, übernahm er 1785 die Eparchie von Kasan, wurde 1794 in den heiligen Synod berufen, 1799 Erzbischof von Petersburg, Esthland und Finnland und im folgenden Jahre Erzbischof von Nowgorod und Metropolitan. Wie es heißt, auf sein Ansuchen, ward er 1818 von der Verwaltung der Diöces entbunden und † bald darauf zu Nowgorod. In allen seinen Aemtern war er unablässig bemüht, die Anstalten für Bildung und Erziehung der Geistlichkeit zu heben. Seine Schriften, worunter die „Erbauungsreden" (Moskau 1810, 3 Bde.), zeichnen sich durch Gründlichkeit und vorherrschend praktische Richtung aus.

Ambrosia, Unsterblichkeitsbrod, Götterspeise, wie Nektar Göttertrank, lieblichen Geschmacks, wohlriechend, Unsterblichkeit verleihend (daher auch der Name), den Mangel jeder andern Speise ersetzend. Tauben bringen die A. dem Zeus, aber auch den Menschen wird sie gereicht, welche besondere Lieblinge der Götter sind, so dem Achilles, und selbst Thiere verherrlicht ihr Genuß. Auch als Göttersalbe wurde A. gebraucht. Von A. duftet des Zeus Haupthaar, der Here Locken, Aphrodite's Gürtel, des Hermes und der Athene Sandalen, die Götterrosse, ihr Futter und ihre Krippe. Was mit A. gesalbt ist, runzelt und verweset nicht. Daher wird A. bei den alten Aerzten der Name für verschiedene Lebenselixire und Schönheitsmittel. Im Opferwesen bezeichnet es eine Mischung von Wasser, Oel, Mehl und dergl.

Ambrosianer (Mönche des heiligen Ambrosius ad Nemus), italienischer Mönchsorden, nach Ambrosius, Bischof von Mailand, benannt, wahrscheinlich unter Gregor XI. (1370 bis 1378) gestiftet, bestand lange neben dem Orden der Mönche des heiligen Barnabas, bis Sixtus V. 1589 beide in eine der Regel des heiligen Augustin unterworfene Kongregation vereinigte, welche Paul V. 1606 bestätigte. Tracht: dunkelbrauner Rock, Mantel, Kapuze, Skapulier. Aufgehoben ward der Orden durch Innocenz X. 1650. Unter der Aufsicht der A.-Mönche bestanden seit 1476 auch Klosterfrauen des heiligen Ambrosius ad Nemus; sie wurden mit den Mönchen aufgehoben.

Ambrosianerinnen, Nonnenorden nach dem heiligen Ambrosius benannt, zu Pavia 1408 von 3 Frauen (Morosini, Cantarini, Duodi) gestiftet und der Regel des heiligen Augustin folgend.

Kleidung dunkelbraun; ein Krucifix auf dem Arme. Ihr Hauptkloster ist zu Pavia. Sie wurden den Ordinarien untergeordnet.

Ambrosianische Bibliothek, Bibliothek, weltberühmt nicht sowohl der Menge ihrer Bücher, als ihrer handschriftlichen Schätze wegen, im ehemaligen Cistercienserkloster des heiligen Ambrosius zu Mailand. Sie wurde mit dem Kloster zugleich von dem Kardinale Karl Friedrich Borromeo gegründet, von dem Kardinale Gilbert Borromeo bedeutend bereichert und enthält, außer etwa 60,000 (nach Millin 140,000) gedruckten Bänden, gegen 15,000, von Ant. Oggiati gesammelte, durch Pinelli ansehnlich vermehrte Handschriften. Noch in neuester Zeit sind aus dieser noch unerschöpften Fundgrube mehre schätzbare Ueberreste alter Schriftsteller hervorgezogen worden. Zu den vielen Seltenheiten derselben gehört, außer den von Maj, Castiglione und Mazzucchelli bekannt gemachten Palimpsesten und bisher unedirten Handschriften, auch ein Virgilius, in welchen Petrarca die bekannte Notiz über das erste Begegnen Laura's einschrieb. Mit der Bibliothek verbunden, getrennt durch einen Platz, auf welchem jener künstliche, kupferne Palmbaum steht, dessen Naturtreue selbst einen Lalande täuschen konnte, ist eine Gallerie von Kunstschätzen, in welcher außer Antiken und Gemälden (von Breughel, Barocci, Luini, Albrecht Dürer u. a. großen Meistern) vorzüglich der Karton zu Raphaels Schule von Athen und die Studien von Leonardo da Vinci als unschätzbare Heiligthümer der Kunst hervorragen. Von den 12 Bänden Handschriften und Skizzen von Leonardo da Vinci, die ehemals als ein kostbares Geschenk des patriotischen Galeazzo Arconato hier verwahrt wurden, ist nur noch ein einziger hier, in Hinsicht der Zeichnungen der interessanteste; alle übrigen sind in Paris geblieben.

Ambrosianische Liturgie (Ambrosianum officium, Ambrosianus ritus, Ambrosiana missa), das kirchliche Rituale, welches in der mailändischen Kirche bei der Messe und andern gottesdienstlichen Verrichtungen gebräuchlich ist und in vielen Punkten von der römischen oder gregorianischen Meßordnung abweicht. Es soll von dem heiligen Ambrosius, Bischofe von Mailand, herrühren und scheint in der That im 4. Jahrhunderte, wo noch die verschiedenen Landeskirchen ihre eigenen Liturgien hatten, entstanden, durch Zusätze späterer Erzbischöfe aber vermehrt worden zu seyn. Der seitdem beibehaltene ambrosianische Ritus erinnert an die griechischen Liturgien und zeigt, daß die mailändische Kirche ihren Zusammenhang mit dem Morgenlande auch hierin mehr als die römische bewahrte. Die Abweichungen von dem römischen Rituale betreffen theils die Aufeinanderfolge der verschiedenen Gebräuche, theils die Gebräuche selbst, theils die Anordnung der Gebete. Bei den Psalmen und Vorlesungen aus der heiligen Schrift gebraucht man nicht die Vulgata, sondern die alte italische Version; auch dauert die Messe länger, als nach dem römischen Ritus.

Ambrosianischer Gesang, der Choralgesang in den ersten vier authentischen Tonarten der Griechen, den Ambrosius in der abendländischen Kirche eingeführt haben soll, wahrscheinlich den jetzigen Wechselgesängen, Responsorien und Kollekten zu vergleichen, besonders aber der bekannte in Prosa geschriebene Hymnus: „Te Deum laudamus" (Herr Gott, dich loben wir!), der früher fälschlich dem Ambrosius, Bischof von Mailand, zugeschrieben wurde. Nach jener ältern Erzählung sollte derselbe von dem heiligen Ambrosius und von Augustinus bei der Taufe des letzteren mit Hülfe des heiligen Geistes verfertigt, sogleich von beiden abwechselnd, unter Begleitung der Gemeinde, gesungen und dann von der ganzen katholischen Kirche angenommen worden seyn. Trotz des Unhistorischen dieser Legende läßt sich das hohe Alter jenes Gesanges nicht verkennen, da derselbe bereits zu Anfange des 6. Jahrhunderts allgemein bekannt war und gewiß schon im 5. Jahrhundert gebraucht wurde. Es ist daher nicht unmöglich, daß seine Entstehung in die Zeit des Ambrosius fällt, und vielleicht gebührt demselben das Verdienst der Uebertragung der wohl ursprünglich griechischen Hymne ins Lateinische, wofür ihre Aehnlichkeit mit mehren griechischen Morgengesängen aus dem 3. Jahrhundert und die bekannte Einführung griechischer Gesänge in die abendländische Kirche durch Ambrosius zu sprechen scheinen. Die Angaben, nach welchen ein gewisser Abundus, oder Sisibut, oder Nicetus das Te Deum laudamus erst in spätern Zeiten verfertigt haben soll, ermangeln fast aller historischen Begründung. Luther übersetzte den ambrosianischen Lobgesang ins Deutsche und nahm mit der Melodie desselben wesentliche Veränderungen vor, welche ihren Grund theils in der rhythmischen Beschaffenheit seiner Uebersetzung hatten, theils, wie es scheint, in dem Bestreben, die Melodie von einigen unmelodischen Härten zu befreien, und sie dem, an die gefälligeren Fortschritte der neuern Musik gewöhnten Ohre mehr anzuschmiegen. Unstreitig hat dieselbe dadurch gewonnen, ohne daß ihr ursprünglicher, ernster und feierlicher Charakter darüber verloren gegangen ist. Vgl. Rambach, Anthologie christlicher Gesänge, Altona und Leipzig 1817 ff., 6 Bde.

Ambrosianisches Kollegium, ein wissenschaftliches Institut, welches von dem kunstliebenden Kardinale Erzbischof Friedrich Borromeo 1609 zu Mailand gestiftet wurde und nach der Absicht des Stifters die Schätze der gleichzeitig gegründeten Bibliothek gemeinnützig machen sollte. Jedes Mitglied des Kollegiums sollte in einem Fache ausgezeichnet seyn. Wegen unzureichender Fonds konnte jedoch die Zahl der anzustellenden Professoren nicht vollständig gemacht werden, und die Wirksamkeit des Kollegiums blieb daher eine sehr beschränkte. Von den 16 Mitgliedern, die das Kollegium haben sollte, konnten nur 2 wirklich angestellt werden, welche noch jetzt den Titel Doctores Bibliothecae Ambros. führen und durch eine goldene Medaille mit der Inschrift: Singuli singula sich auszeichnen.

Ambrosius, 1) der Heilige, Bischof von Mailand, einer der einflußreichsten christlichen Lehrer und Kirchenfürsten des Abendlandes, Sohn eines römischen Präfectus Prätorio in Gallien, war 333 zu Trier oder Arles geboren. Schon als Kind, erzählt die Legende von ihm, empfing er ein glückliches Vorzeichen. Als er einst im Hofe des väterlichen Palastes schlief, ließ sich ein Bie-

nenschwarm auf ihn nieder und erhob sich wieder, ohne ihm den geringsten Schaden zugefügt zu haben. Nach dem Tode seines Vaters ging A. mit seiner Mutter nach Rom, vollendete seine Studien und trat dann als juristischer Redner und Philosoph mit Auszeichnung auf. Der Präfectus Prätorio Probus machte ihn zu seinem Rathe, und nicht lange darauf erhob er ihn zur Statthalterschaft von Ligurien und Aemelien. A. nahm seinen Sitz zu Mailand und erwarb sich in kurzer Zeit durch Weisheit und Milde allgemeine Achtung und Liebe. Nach dem Tode des semiarianischen Bischofs Auxentius von Mailand entstand dort 374 bei der neuen Bischofswahl eine heftige Spaltung. A. hielt es für nöthig, selbst in die Kirche zu gehen und von der Kanzel das Volk zur Ruhe zu ermahnen. Da rief ein Kind den Namen A. aus, und als wäre es ein Ruf vom Himmel, erklärte das Volk mit der zur Wahl versammelten Geistlichkeit den A. zum Bischof. Man ließ sich weder durch den hartnäckigen Widerstand des Statthalters, noch durch das Bedenken, daß derselbe erst Katechumen war, zurückhalten. Er wurde in Gegenwart des seine Ernennung begünstigenden Kaisers Valentinian getauft und 8 Tage darauf (7. Dec. 374) zum Bischof ordinirt. Mit dem Antritte seines Amtes verkaufte A. seine Güter, vertheilte den Ertrag unter die Armen und widmete sich von nun an ganz seinem neuen Berufe und dem ihm bisher fremd gebliebenen Studium der Theologie. Um 377 mußte er bei einem Einfalle der Barbaren nach Illyrien flüchten und ging von da auch auf einige Zeit nach Rom. Er präsidirte 381 der Synode zu Aquileja und disputirte mit glücklichem Erfolge gegen den Stimmführer der Arianer, Palladius. Nachdem Maximus sich in Britannien zum Kaiser aufgeworfen und im Kampfe gegen ihn bei Lyon sein Gegner Gratianus gefallen war, erhielt A. 383 von Valentinian die schwierige Mission, mit dem Sieger zu unterhandeln, und bewirkte durch sein Ansehen und seine Beredsamkeit, daß Maximus sich mit den Provinzen jenseits der Alpen begnügte. Im Strudel der inneren Unruhen glaubten die Anhänger des Polytheismus von Neuem, den alten Götzendienst wieder herstellen zu können. A. aber brachte es durch seinen Einfluß dahin, daß der berühmte Redner und Statthalter von Rom, Q. Aur. Symmachus, ein eifriger Beschützer des heidnischen Kultus, wegen der beabsichtigten Wiederherstellung des Altars der Victoria verbannt und seine Anhänger versetzt wurden. Eben so fest und thätig zeigte er sich in dem Streite mit den Arianern, welche vorzüglich unter den gothischen Hülfstruppen Anhang hatten. Von der Kaiserin Justina, der Mutter des jungen Kaisers Valentinian II., unterstützt, forderten sie 386 die Einräumung katholischer Kirchen für sich und drohten ihr Verlangen selbst mit Gewalt durchzusetzen. A. behauptete gegen die kaiserlichen Befehle, jene Kirchen seyen ein von Gott ihm anvertrautes Unterpfand, und wußte durch seine Kraft, Festigkeit und durch sein überlegenes Ansehen alle Machinationen der Justina zu vereiteln. Mit derselben Unerschrockenheit benahm er sich gegen Maximus, zu welchem er nicht lange darauf von Mailand nach Trier gesandt wurde, um für Valentinian II. eine Mission zu vollziehen. Freimüthig sprach er zu dem Usurpator und keine Furcht vor dessen Rache vermochte ihn abzuhalten, den Bischöfen, welche an der Verdammung Priscillians und seiner Anhänger Theil genommen, die Kirchengemeinschaft zu verweigern. Wie viel die Festigkeit eines von dem Bewußtseyn der Erhabenheit und Verantwortlichkeit seines Berufes durchdrungenen Kirchenfürsten in dieser Zeit des Despotismus wirken konnte, zeigte A. bald darauf gegen den Kaiser Theodosius I. Dieser gewaltige Monarch hatte im Unwillen über einen zu Thessalonich 390 ausgebrochenen Aufruhr Tausende von Unschuldigen mit den Schuldigen der blinden Wuth der Soldaten Preis gegeben. Als der Kaiser darauf nach Mailand kam, zog sich A. in seinen Palast zurück, schloß die Kirchen u. schrieb dem Kaiser in einem Tone voll Ernst u. Würde, er solle Buße thun wie König David einst gethan, und er werde ihn nicht zulassen zum Genusse des heiligen Abendmahles, so lange noch Blutschuld auf ihm laste. Theodosius, ein Mann von hohem Geiste, tief erschüttert durch so viel Pflichttreue, unterwarf sich wirklich der öffentlichen Kirchenbuße, und noch vor Erhaltung der Absolution erließ er ein Gesetz, das jenes des Kaisers Gratianus erneuerte, nach welchem ein jedes vom Kaiser gefällte Todesurtheil erst nach 30 Tagen vollzogen werden durfte. Im Jahr 392, als Eugenius nach der Ermordung des jungen Valentinian II. durch den Feldherrn Arbogast auf den Kaiserthron erhoben worden war und die heidnische Partei des römischen Senats von Neuem ihr Haupt erhob, verließ A. Mailand, nicht ohne im Namen der christlichen Religion mit rücksichtsloser Freimüthigkeit den Kaiser ermahnt zu haben. Nach der baldigen Besiegung des Eugenius kehrte er zu seinem bischöflichen Sitze zurück und † hier, nach seiner eigenen Vorhersage, den 4. April 397. Sein Leichnam wurde mit großem Gepränge in der Domkirche zu Mailand beigesetzt. A. war unstreitig einer der größten Männer der abendländischen Kirche und hat nicht weniger auf die äußere Stellung derselben, als auf die Entwickelung ihrer inneren Verfassung, ihrer Sitte und ihres Lehrbegriffes mächtig eingewirkt. Der christliche Katholicismus wurde durch ihn im Abendlande gegen Heiden und Arianer muthig vertheidigt, die Selbstständigkeit und Erhabenheit der Kirche über das Weltliche und über die Willkur der Kaiser mehr, als je vorher, zur allgemeinen Anerkennung gebracht, aber auch die Verbreitung des Cölibates, der Heiligen- und Reliquienverehrung, so wie das Mönchthum eifrig befördert. Im gottesdienstlichen Rituale seiner Diöcese traf er mannichfache Veränderungen (s. Ambrosianische Liturgie), in dem Kirchengesang führte er die morgenländische Singweise ein (s. Ambrosianischer Gesang) und dichtete selbst, nach griechischen Vorbildern, mehre Hymnen. Als gelehrter Theolog und Schriftsteller war A. mehr Nachahmer griechischer Muster, als selbstschöpferisch. Die Kenntniß des Hebräischen ging ihm ab, und daher enthalten seine zahlreichen Kommentare über das A. T. fast nur die Erklärungen älterer Ausleger mit mystischen Erweiterungen und Anwendungen. Eben so wenig war er ein

originelIer, systematischer Dogmatiker, und der augenblickliche Drang des Gefühls herrschte in der Aufstellung seiner Glaubensansichten immer vor, so daß sich nicht selten Widersprüche nachweisen lassen. Dessen ungeachtet nimmt er in der Geschichte der Ausbildung des dogmatischen Lehrbegriffes der abendländischen Kirche eine wichtige Stelle ein, da bei ihm sich nicht nur alle Elemente desselben bereits vorfinden, sondern auch durch sein Ansehen weithin verbreitet wurden und besonders auf die dogmatische Entwickelung des Augustinus einwirkten, der von A. bekehrt und getauft, später der Gründer und Vollender der öffentlichen Kirchenlehre wurde. Recht, Wahrheit und Gottesfurcht galten ihm über Alles, unerschrocken nahm er sich der Wittwen, Waisen und Unterdrückten gegen Jedermann, selbst gegen die Angriffe der höchsten Machthaber an. Selbst in den Feinden seines Glaubens achtete er, bei allem Abscheu gegen Ketzerei, die Menschenrechte, und wie keiner die Irrlehren Priscillians heftiger verwarf, so mißbilligte auch kein Lehrer der Kirche die Hinrichtung jenes Mannes lauter und furchtloser, als er. Unter den ihm untergebenen Geistlichen hielt er auf strenge Zucht; wie er selbst, so sollten Alle den ihnen anvertrauten Heerden als Muster der Enthaltsamkeit, Redlichkeit und Selbstverleugnung vorleuchten. Daß A. in vielen Fällen von hierarchischen Anmaßungen u. kirchlichem Stolze nicht frei war, kann übrigens nicht geleugnet werden. Gesammt-Ausgaben seiner Werke erschienen seit Erfindung der Buchdruckerkunst sehr viele; die beste ist die von den Benediktinern des heiligen Maurus besorgte (Paris 1686—90, 2 Bde., Fol.).

2) A. von Camaldoli, geboren 1386 in der Nähe von Florenz, trat, 14 Jahre alt, in den Kamaldolenserorden, ward 1431 General desselben und stand bei den Päpsten Eugenius IV. und Nikolaus V. in großer Gunst. Von ersterem zu dem baseler Koncil gesandt, vertheidigte er hier das päpstliche Ansehen mit vielem Geschick. Auf dem Koncilium zu Ferrara sprach er heftig gegen die Unterscheidungslehren der griechischen Kirche. Nachdem durch ihn die epochemachende Vereinigung zwischen der römischen und griechischen Kirche abgeschlossen war, setzte A. die Unionsformel auf. Er besaß eine außerordentliche Gelehrsamkeit und war einer von den wenigen Geistlichen der lateinischen Kirche, welche das Griechische vollkommen gut verstanden und sprachen. Seine lebendige Theilnahme an dem Wiedererwachen der humanistischen Studien weist ihm einen Platz unter den Wiederherstellern der Wissenschaften an. Er † 1439 zu Camaldoli, nach Andern zu Konstanz.

3) A., berühmter Patriarch-Erzbischof von Moskau unter der Regierung der Kaiserin Katharina II., 1708 in Kleinrußland geboren, hieß eigentlich Andrei Serbis, trat 1739 in den Mönchsstand, wurde 1768 Erzbischof u. 1771 in einem Volksaufstande ermordet, weil der vorurtheilsfreie Mann, um die Verbreitung der Pest zu hindern, ein heiliges Marienbild, vor dem das Volk sich in großer Menge versammelte, in der Nacht hatte wegnehmen lassen. Er lieferte viele russische Uebersezzungen aus altkirchlichen Schriftstellern.

Ambryssus (Ambrysus, Amphrysus), griechische Stadt in Phocis, am südlichen Fuße des Parnaß, angeblich von dem Heros Ambrysus erbaut, von den Thebanern gegen Philipp von Macedonien mit doppelten Mauern befestigt, mit Weinbergen, auf denen auch Kermesbeeren (Coccus) gezogen wurden. In der Nähe stand der prächtige Tempel der hier verehrten Artemis Dictynnäa, der bei der Zerstörung der phocischen Städte durch Philipp vernichtet wurde. Ruinen der Stadt finden sich in der Nähe des jetzigen Dorfs Distomo.

Ambulance (vom lat. ambulare, herumwandeln, den Ort verändern), ein von den Franzosen zuerst zu Anfang des 18. Jahrhunderts eingeführtes und in der Folge auch bei andern Armeen adoptirtes bewegliches Feldlazareth. Zwar finden sich Spuren einer ähnlichen Einrichtung schon in früheren Zeiten, namentlich führt Xenophon an, daß Cyrus bei einem bevorstehenden Kriege die geschicktesten Aerzte seines Reichs mit der Errichtung guter Heilanstalten zur Verpflegung seiner erkrankten und verwundeten Krieger beauftragte, und nach Kaiser Leo wurden von jeden 200 — 400 Kriegern 6 — 10 Mann beritten gemacht und zur Hülfsleistung der Kranken und Verwundeten verwendet. Allein die beweglichen oder fliegenden Feldlazarethe, wie sie heutigen Tages bestehen, sind erst eine Erfindung der neuern Zeit, eine Erfindung, die, obwohl sie noch lange nicht hinreichend ist, dem mannichfaltigen Elend, was im Gefolge des Krieges einhergeht und namentlich die armen Kranken und Verwundeten heimsucht, ein Ziel zu setzen, doch wesentlich zur Milderung desselben beiträgt.

Der Zweck dieser Anstalten ist zunächst, die verschiedenen Armeeabtheilungen in allen ihren Bewegungen zu begleiten, während Schlachten und Gefechte sich zwar außer dem Bereich der Kanonen, aber doch dem Kampfplatze so nahe als möglich zu halten, ihre Thätigkeit in der kürzesten Zeit und mit allen ihnen zu Gebote stehenden Mitteln zu entwickeln, den Verwundeten schnell die erforderliche Hülfe angedeihen zu lassen, da, wo schnelles Handeln Noth thut, auf der Stelle zu verbinden, Kugeln auszuschneiden, blutende Gefäße zu unterbinden, selbst größere Operationen, als Amputationen, Trepanationen u. s. w. vorzunehmen, oder, wo die Umstände eine solche schnelle Hülfsleistung nicht gestatten, wenigstens für eine schleunige und sichere Fortschaffung der Unglücklichen in das nächste stehende Feldlazareth Sorge zu tragen. Die Punkte, wo sich die A.n aufzustellen haben, werden vor dem Beginn einer Aktion von dem Befehlshaber oder von dem Chefarzte des Armeecorps bestimmt, damit diejenigen unter den Verwundeten, welche noch zu gehen vermögen, sich selbst dahin begeben, Schwerverwundete aber von der dazu beorderten Mannschaft dahin getragen und nach vollbrachtem Verbande in ein Lazareth geschafft werden können. Zum Forttragen derselben bedient man sich eigener Maschinen, namentlich einer von dem verstorbenen preußischen General-Stabsarzte von Gräfe erfundenen Waffenbahre, die aus dem Mantel eines Soldaten und 2 Gewehren schnell zusammengesetzt werden kann, und einer eigenen Art von in Federn hängenden, verdeckten und im Innern sehr bequem mit Matratzen belegten Kran-

ken-Transportwagen, ebenfalls A. genannt. Unter den A.n der verschiedenen Mächte zeichnen sich vorzüglich die englischen und französischen durch ihre leichte Fortbeweglichkeit aus. Bei ihnen ist das ganze ärztliche Personale beritten und das übrige Lazarethpersonale wird auf Wagen fortgeschafft, während bei den deutschen Heeren die Chirurgen nicht zu Pferde sind, das ganze Unterpersonale zu Fuße gehen muß und überhaupt die ganze Anstalt noch mit einer Schwerfälligkeit behaftet ist, die dem Zweck der schnellen Hülfsleistung wenig oder doch nur in sehr beschränkter Weise entspricht.

Amburbium, feierlicher Umgang in Rom um die Ringmauern u. durch alle Straßen, den der Oberpriester, mit den Vestalinnen, Augurn, Opferpriestern dem Volke u. dem Opferthiere veranstaltete, um, nach unglücklichen Erscheinungen, nach großen Unglücksfällen u. schweren Verbrechen, die Götter zu versöhnen und die Stadt zu entsündigen. Nach dem Umgang wurde das Opferthier (Amburbiales victimae) geschlachtet.

Amburgh, Isaak van, berühmter Thierbändiger, wurde 1811 in einem Dorfe der Grafschaft Duchess im Staate Kentucky geboren. Sein Großvater, Vorboys van A., gehörte zu den Tuscarora-Indianern und hieß eigentlich Tangborgon d'Dom, was in der Sprache der Eingebornen „großer König der Wälder" heißt, und nahm den Namen Vorboys van A. von einem Landmann in Kentucky an, den er, als er in dem Walde von zwei Jaguars angefallen worden, gerettet hatte. Merkwürdig ist, daß der Vater des Thierbändigers sein ganzes Leben hindurch eine unüberwindliche Angst vor wilden Thieren hatte und in Folge des Schreckes über den plötzlichen Anblick eines Wildschweins sogar das Leben verlor. Der junge Isaak zeigte frühzeitig seine künftige Bestimmung. Er verachtete alle gewöhnlichen Spiele des Kindesalters, und nur die Insekten, Wespen, Fliegen, Hornkäfer, Maikäfer rc. vermochten sein Spiel und seine Aufmerksamkeit zu fesseln. Als er größer wurde, übte er sich an kleinen vierfüßigen Thieren. Er hatte sich die Mäuse und Ratten der nachbarlichen Speicher unterthänig gemacht, und man sah ihn oft in einer Scheune sein bescheidenes Abendbrod mit den Mäusen, Ratten und Eidechsen theilen, die ihn, wie einen Fürsten sein Hofstaat, umgaben. In seinem 7. Jahre bestieg er schon die wildesten Pferde, u. kein Springen noch Ausschlagen derselben war im Stande, ihn herunterzuwerfen. Er wurde in der Folge der geschickteste Reiter und kam als Roßbändiger in Ruf. Aus allen Theilen Kentucky's führte man ihm die bösartigsten Thiere zum Bändigen zu, und so machte er sich ein einträgliches Gewerbe daraus, wodurch er sich in seinem 14. Jahre schon ein freies, selbstständiges Leben verschaffte. Wie viel Vergnügen es ihm aber auch gewährte, wenn er die wildesten Pferde gebändigt hatte, so wollte doch seine lebhafte Einbildungskraft einen größern Spielraum. In seinen Freistunden irrte er in den Wäldern Kentucky's umher und übte sich, junge Wölfe, Füchse, Iltisse, wilde Schweine, sogar Büffel zu fangen und zu bändigen. Er zähmte nicht allein eine große Menge derselben, sondern erzwang eine solche Herrschaft über sie, daß man ihn nur den Thiervogt hieß. Hatten die Thiere in den naheliegenden Dörfern Kaninchen, Schafe oder Geflügel geholt, so wendeten die Landleute sich an A. und erlangten von ihm Bestrafung oder Auslieferung des Thäters. Er beherrschte die Thiere, aber nie vergoß er ihr Blut. Er hatte sich einen eisernen Stock als Waffe zugelegt und schlug sie mit diesem auf eine gewisse Stelle des Rückgrates, doch ohne sie irgend zu verletzen. Er hielt es auch nicht für nöthig, sie ihrer Freiheit zu berauben; aber er belauerte sie in den Gebüschen, beschlich sie in ihren Höhlen und bändigte sie in ihren Wohnungen. Einst waren Bienenkörbe geplündert worden, u. mehre Anzeigen bewiesen, daß es kein zweibeiniger Verwüster gewesen, der den Raub begangen. A., den man zu Rathe zog, hatte bald herausgebracht, daß der Thäter ein guter Bekannter von ihm war: ein Bär, mit dem er sich besonders viel Mühe gab und den er unter seine besten Zöglinge zählte. Er versprach dem Landmann, ihm den Wohnort des Bären zu sagen, jedoch nur unter der Bedingung, daß die Strafe seines Lieblings in nicht mehr als einer derben Tracht Schläge bestehen dürfe. Der Landmann sagte dies zu, nahm aber drei mit guten Flinten bewaffnete Männer mit sich, tödtete den Bären, schnitt ihm die noch vom frischen Honig glänzenden, klebrigen Tatzen ab und kehrte mit diesen Siegeszeichen in seine Wohnung zurück. Unterwegs begegnete ihm A., der, tief gekränkt, ihm die heftigsten Vorwürfe über seine Wortbrüchigkeit machte und im Verlaufe des Streits mit seinem eisenbeschlagenen Stocke den Pächter und einen seiner Leute so kräftig niederschlug, daß sie für todt auf dem Platze liegen blieben. Aus Furcht vor gerichtlicher Verfolgung nahm A. die Flucht, eilte der Küste zu und ging auf dem ersten Schiffe, das absegelte, an Bord. Das Schiff fuhr nach Bombay und legte während seiner Fahrt am Kap an. A. besuchte oft das Land, und die Schiffsmannschaft war nicht wenig erstaunt, ihn eines Abends mit einem Bären, den er auf irgend eine Weise bekommen und den er mit seinem Eisenstock vor sich hertrieb, wiederkehren zu sehen. Die Erziehung seines Bären, dem er den Namen Hiob gab, beschäftigte ihn indeß nicht hinlänglich; er richtete sich unterwegs auch zwei gefangene Seekälber ab, die wie Hunde ihm Fische fingen und apportirten. Aber auch das befriedigte ihn nicht; er wollte versuchen, einen Haifisch zu zähmen, und blieb trotz der Warnungen des Kapitäns und der Mannschaft bei seinem Entschluß. Als sich eines Morgens ein großer Haifisch zeigte, stürzte sich A. ihm entgegen und erlegte ihn mit Hülfe seines Bären nach einem furchtbaren Kampfe. Wenige Tage nach diesem Abenteuer büßte das Schiff durch einen jähen Windstoß seinen Hauptmast ein und war genöthigt, in den nächsten Hafen einzulaufen. Dort erfuhr A. von einem Landsmann, daß der Landmann und sein Gefährte wieder vollkommen hergestellt seyen, worauf er sich entschloß, in sein Vaterland zurückzukehren. Hier widmete er sich nun ganz der Thierbändigung und trat bei dem berühmten Menageriebesitzer Titus in Dienste. A. zeigte hier dem Publikum zum ersten Male das bisher noch von Niemandem gewagte Kunststück

eines Menschen, der seinen Kopf in den Rachen eines Löwen steckt. Er hatte gehört, daß, wenn der Löwe frisches Blut rieche, seine Raubgier in doppelter Stärke erwache. Entschlossen, sich selbst davon zu überzeugen, tauchte er seinen Arm bis an die Achsel in frisches Blut und schob ihn dann dem Löwen in den Rachen, während er ein Rind und ein Schaf in den Käfig führen ließ, ein Kunststück, das er oft und jedesmal mit glücklichem Erfolg in Kentucky und in mehren andern der Vereinigten Staaten u. später auch in Europa zeigte Ende 1838 ward A. mit einem Theil seiner Menagerie von Titus nach England geschickt. Der Zulauf, der ihm hier zu Theil wurde, war ungeheuer. Er wurde in die Gesellschaften der englischen Aristokratie eingeführt und von diesen mit Achtung aufgenommen. Londons berühmteste Schriftsteller und Gelehrte statteten ihm ihre Besuche ab, unterhielten sich mit ihm über die Kunst, wilde Thiere zu bändigen, und er gewann bedeutende Summen durch den Unterricht in seiner Kunst, den er jungen Leuten des höchsten Ranges ertheilte. Man versichert sogar, daß die Königin Viktoria ihn besucht habe, und sicher ist, daß die edelsten Damen ihres Hofes es nicht unter ihrer Würde fanden, ihm Huldigung darzubringen. A. ist mittler Statur, sein Körper ist untersetzt gebaut, und obgleich er eine seltene Kraft besitzt, so sind doch seine Muskeln nicht von besonderer Stärke. Seine physische Kraft, gehoben durch einen eisernen Willen, liegt hauptsächlich in seinen Nerven und seinem Knochenbau. Seine Züge sind sehr zart, fast weiblich, und nur seine Augen haben einen ungewöhnlichen Ausdruck. Seine Augensterne sind sehr vorragend, und es scheint, als besitze er die Gabe, auf die rechte und linke Seite zu sehen, fast ohne den Kopf zu wenden. In diesen beweglichen Augen ruht wohl eigentlich A.s Stärke; die wilden Thiere kennen und fürchten sie, als läge ein magischer Zauber für sie darin. A. versichert, daß die Gesellschaft der wilden Thiere für ihn immer die Quelle der reinsten Freude gewesen, daß die Stunden, welche er in ihren Höhlen zugebracht, die schönsten seines Lebens seyen. Den Wolf erklärt er für das verständigste und sanfteste Thier, das es gebe, mit dem sich Alles anstellen lasse, wenn man ihn zu behandeln wisse. Nur ein ausgehungerter Wolf sey wahrhaft furchtbar, weil ein solcher sich nicht im naturgemäßen Zustande befinde, sondern „närrisch" sey. Die Hyäne ist auch ihm ein häßliches, falsches Thier, das seine Beute immer im Rücken anfällt; doch meint A., wenn er nur den Rücken gesichert habe, es mit 50 auf einmal aufnehmen zu können. Eine besondere Eigenheit ist es, daß A. vor allen Reptilien, namentlich vor Schlangen, einen unüberwindlichen Widerwillen und Furcht hat. Die meisten wilden Bestien sind nach seiner Erfahrung weit mehr Leckermäuler, als gefräßig; daher erhalten sie in seiner Menagerie nur einmal des Tags Futter, und zwar nach der Vorstellung, aber dann die besten Stücke, und schlechtere nur als Strafe. Nach A.s Behauptung lassen sich alle Thiere, selbst die rohesten und ganz intraktabel scheinenden, z. B. das Rhinoceros, den Menschen dienstbar machen.

Amdoa, eine der 11 Provinzen Tübets, grenzt östlich an China, nördlich an Kokonor u. Kiang, westlich an Kahang, südlich an Tonking. Die Bewohner zeichnen sich durch Intelligenz aus, und die meisten Gelehrten in Tübet und die bedeutendsten Lehrer stammen aus A.

Ameise, Formica *Linn.*, Insektengattung aus der Ordnung der Hautflügler (Hymenoptera), Familie der Stachelträger (Aculeata). Auf dem Stiele, welcher das Bruststück u. den Hinterleib verbindet, findet sich ein aufwärts stehendes Schüppchen, oder 1—2 Knötchen; der Kopf ist fast dreieckig, mit eirunden oder abgerundeten, nicht ausgebuchteten Augen; bei Männchen u. Weibchen oben auf dem Kopfe unterscheidet man deutlich 3 Punktaugen, welche bei den Geschlechtslosen nur mit Mühe zu erkennen sind; die Fühlhörner sind gebrochen, fast so lang wie das Bruststück, bei den Männchen aus 14, bei den Weibchen und Geschlechtslosen aus 13 Gliedern (das oft sehr kleine Anfangsglied mitgerechnet) bestehend; Oberkiefer meist sehr stark, Unterkiefer und Unterlippe schwach; Taster fadenförmig, an dem Unterkiefer mit 6, an der Unterlippe mit 4 Gliedern; die Brust ist von den Seiten zusammengedrückt, der Hinterleib ziemlich eiförmig. Mehre Ameisenarten haben keinen Stachel und spritzen zu ihrer Vertheidigung einen ätzenden Saft aus dem Ende des Leibes. Sie führen sämmtlich ein geselliges Leben, in größern oder kleinen Kolonien, und jede Gesellschaft zerfällt in M ä n n c h e n, W e i b c h e n u. G e s c h l e c h t s l o s e od. Arbeitsameisen. Die letzteren sind ungeflügelt, meist kleiner, als die Männchen u. Weibchen, haben einen größeren Kopf u. stärkere Oberkiefer und bilden, wie bei den Bienen, die Hauptmasse oder das Volk. Männchen und Weibchen haben leicht abfallende, weit über den Leib hinausragende, geaderte Flügel. Jene sind kleiner, als diese, haben einen kleineren Kopf und kleinere Oberkiefer, aber größere Augen. Der Stachel, welchen einige Arten führen, findet sich bloß bei den Weibchen und Geschlechtslosen, besteht aus 3 Stücken und ist, wenn er nicht gebraucht wird, im Hinterleibe verborgen. Einzelne Arten (s. unten) leben in Baumstämmen, Wurzeln u. dergl., die meisten aber arbeiten sich ihre Behausung in die Erde und werfen Haufen auf aus Steinchen, Holzsplittern, Blättern, Nadeln rc. Sie wählen dazu gewöhnlich mit großer Umsicht einen gegen Mittag gelegenen Platz, der dem Wasser nicht ausgesetzt ist und gutes Baumaterial bietet. Die Arbeit selbst wird so vertheilt, daß ein Theil gräbt, der andere aber unaufhörlich die losgemachte Erde herausträgt. Ist bei unterirdischen Bauten der Boden fest und zusammenhaltend, so gleicht ihre Wohnung öfters einem Badeschwamm; die Kammern und Gänge sind dann nahe an einander, die Wände ganz dünn; man erstaunt über die kunstvolle Arbeit und Geschicklichkeit dieser kleinen Thierchen, wenn man eine solche Wohnung senkrecht durchschneidet. Ist hingegen der Boden locker u. sandig, so werden die Wände sehr dick gebaut. Von der gemeinsamen Wohnung aus bilden sich bestimmte Straßen, auf denen das hinderliche Gras rc. abgebissen wird, und welche oft auch die Bäume hinan führen. Auf diesen Straßen müssen sich Gehende und Kommende unaufhörlich ausweichen; erstere sind gewöhnlich sehr hungrig und

treffen sie so letztere mit Nahrung beladen, so halten sie dieselben an und lassen sich füttern. Eine fremde A., die sich in eine solche Straße wagt, wird angefallen und nicht selten erwürgt; außerhalb der Straßen aber weichen sich fremde A.n friedlich aus. Nur die kleinen, schwarzen Erdameisen fallen die großen, wenn sie dieselben einzeln antreffen, an, reißen ihnen mit ihren scharfen Freßzangen den Leib auf und fressen sie. So erstaunlich groß auch oft die Anzahl eines Haufens ist, so kennen die dazu Gehörigen sich doch unter einander, wahrscheinlich durch ihren feinen Geruch, recht wohl. Die Vermehrung der A. ist außerordentlich. Ein einziges Weibchen legt 7000 bis 8000 Eier. Die Paarung geschieht ohne Zweifel im Frühling und Sommer, wo die Männchen und Weibchen oben auf dem Haufen erscheinen. Erstere fliegen dann oft in großen Schaaren weg, zerstreuen sich und sterben; letztere bleiben zurück, verlieren die Flügel, warten aber mit dem Eierlegen in der Regel bis zum nächsten Frühjahre. Die Eier, die das Weibchen in die unterirdischen Kammern legt, sind ganz winzige, weiße Körnchen und sehen wie pulverisirter Zucker aus. In wenigen Tagen kriecht aus denselben die weiße Made aus und wird 10—14 Tage lang von den Arbeitsameisen gefüttert, worauf sie sich in einer weißen oder gelblich-weißen, selbstgesponnenen Hülle verpuppt. Die Puppen, welche man, nach der verschiedenen Zeit des Eierlegens, vom April bis Mitte September, bei der rothen A. selbst noch im Winter antrifft, werden gewöhnlich Ameiseneier genannt u. von den Arbeitsameisen mit außerordentlicher Liebe und Sorgfalt abgewartet. Diejenigen, welche mit ihrer Wartung beauftragt sind, suchen sie bei jeder Gefahr, selbst mit Aufopferung des eigenen Lebens, in Sicherheit zu bringen und tragen sie zwischen den Oberkiefern bei drohendem Regen und kaltem Wetter, auch bei starker u. trockner Hitze tief hinab in die Kammern, bei Sonnenschein u. nicht zu trockner Oberfläche dagegen hinauf, doch immer so bedeckt, daß die Pfleglinge nicht sichtbar und den austrocknenden Sonnenstrahlen ausgesetzt werden. Nach der vollkommenen Ausbildung der Puppe zerbeißen die Arbeitsameisen die Hülle, worauf die junge, noch ganz blasse A. auskriecht, von jenen der anklebenden Häutchen geschickt entledigt wird und nun bald die gehörige Farbe und Thätigkeit annimmt. Ist die Zahl eines Baues durch die ausgekrochenen Jungen zu groß geworden, so werden neue Kolonien angelegt, deren ein starker, ungestörter Haufe in einem Sommer 3 aussenden kann; gewöhnlich läßt sich die Kolonie in der Nähe des Mutterstockes nieder. Die ersten derartigen Auszüge beginnen im Juli meist Vormittags, wenn die Witterung gut und nicht allzu heiß ist. Es kommen dann ganze Heereszüge aus dem Mutterhaufen hervor, lauter Junge, die an ihrer geringeren Größe und helleren Farbe kenntlich sind. Voran ziehen verschiedene Weibchen, die größer und glänzender sind und einen viel dickeren Hinterleib haben. Geflügelte sind nicht dabei, auch tragen sie keine Puppen mit. Bisweilen wandert auch ein ganzer Ameisenhaufen aus und vertauscht seine Wohnung mit einer andern, die gewöhnlich in der Nähe der ersteren angelegt wird. Sehr merkwürdig ist das Verhältniß, in welchem die A.n zu den Blattläusen (Aphis) stehen. Diese sind recht eigentlich die Milchkühe der A.n, welche ihnen durch eine melkende Berührung ihrer Warzen oder Röhrchen am Hinterleibe mit den Fühlhörnern u. Tastern den Honig zu entlocken wissen. Jeder Ameisenhaufen hat seine eigenen Heerden der immer gesellschaftlich zusammenlebenden Blattläuse, deren Besitz er gegen fremde hartnäckig vertheidigt. Ja öfters tragen die Heerdenbesitzer ihre Blattläuse an einen andern bequemern od. weniger bestrittenen Ort. Nicht minder auffallend ist die Freundschaft, in welcher die sonst beißigen A.n mit dem Goldkäfer (Cetonia aurata) leben, den sie nicht bloß bereitwillig in ihr Haus aufnehmen, sondern dessen Larven (Ameisensteine, Ameisenkönige) sie auch sorgfältig ernähren.

Aeltere und neuere Naturgeschichten wissen viel von dem Fleiße, der Klugheit und dem kriegerischen Sinne der A. zu erzählen und schon Cicero schreibt deshalb der A. nicht bloß Sinne (sensus), sondern auch Verstand (mens), Vernunft (ratio) und Gedächtniß (memoria) zu. Vieles muß der dichtenden Wundersucht früherer Jahrhunderte anheim gegeben werden; dagegen sind durch Hubers, Jurine's, Latreille's, Kirby's &c. Beobachtungen höchst auffallende Eigenthümlichkeiten der A.n bestätigt worden. So wissen wir z. B., daß es in Westindien eine eigenthümliche Art der Wanderameise gibt (Cephalotes), die sogenannten Jägerameisen, welche dort eine Wohlthat eigener Art sind. Sie übernehmen die Funktion der Kammerjäger in Europa und verrichten sie vollkommener, als irgend ein solcher Mäuse-, Wanzen- u. Mückenvertilger jemals im Stande ist. Ihre unzähligen Schaaren ziehen im Sommer auf den Plantagen von Haus zu Haus und gemeinlich verkündigt eine eigene Gattung Ameisendrossel, die sie auf ihrem Zuge begleitet, ihre Ankunft 1 bis 2 Tage vorher. Wenn sie einrücken, verlassen gewöhnlich die Bewohner das Haus, nachdem man Schränke, Kommoden &c. geöffnet hat, u. die Jägerschaar hat nun freies Feld. Die schlechtgefügten Gebälke der westindischen Häuser bieten stets einer Unzahl von Ungeziefer, besonders aber Kakerlaken, Spinnen &c. Schlupfwinkel dar, und ihre Vermehrung würde jene in der That unbewohnbar machen, wenn nicht die A.n von Zeit zu Zeit die Mission ihrer Vertilgung erfüllten. Binnen 4 — 6 Stunden, nachdem die erste A. sichtbar geworden, ist gewöhnlich das Werk vollendet. In dicht geschlossenen Reihen, als ob es in eine Schlacht ginge, klettern aller Orten die A.n das Gebälk hinan, attakiren die Kakerlaken &c. in ihren Schlupfwinkeln, Spalten und Fugen, zerren sie heraus und werfen sie auf den Boden hinab ihren Kameraden zu, die, sobald ein Feind sich blicken läßt, in eben so geschlossenen Kolonnen auf ihn anrücken, ihn vollends tödten und dann außerordentlich schnell bei Seite in ihren zuweilen ziemlich fernen Bau schaffen. Ist das kleinere Ungeziefer, das sie in Schubläden, Schränken, Küchengeschirren, kurz überall aufsuchen, vertilgt, dann geht es an die Wespennester unter den Dachsparren. Die westindischen Wespen sind 2mal so groß als unsere gewöhnlichen und folglich schon formidable

Gegner. Die A.n verfolgen die Flüchtlinge in ihre verborgensten Zellen, hängen sich zu Hunderten an Füße und Flügel und schleppen sie so mit vereinter Anstrengung herab und ihrem Baue zu, wo sie sie lebendig vergraben und so tödten. Sind sie damit fertig, dann kommen die Mäuse an die Reihe, die, so unglaublich es scheinen mag, ihren erbarmungslosen Feinden nicht gewachsen sind. Jedes Haar des Thiers wird zum Strick u. dient, von den Zangen mehrer A.n gefaßt, dazu, um die Maus fortzuschleppen zum Bau, wo sie so lange in einer unbeweglichen Stellung gehalten wird, bis sie unter tausend u. abertausend langen Martern das Leben aushaucht. Eben so ist es durch wiederholte Beobachtung außer Zweifel gesetzt, daß die rothe A. (F. rufescens), welche der Mittel beraubt zu seyn scheint, ihre Brut selbst zu versorgen, in regelmäßigen Kriegsmärschen auszieht, um sich aus der Behausung der schwarzgrauen A. (F. fusca und cunicularia) durch stürmischen Angriff und harten Kampf Larven und Puppen zu erbeuten. Durch die bereits im Baue befindlichen schwarzen Sklaven wird dann eben sowohl diese erbeutete Brut, als die einheimische der Herren ernährt und groß gezogen. Aber die Negerameisen tragen u. nähren auch ihre röthlichen Herren, welche wegen Unvollkommenheit ihrer Freßwerkzeuge sonst, wie Hubers Versuche zeigten, verhungern müßten. Auch F. sanguinea geht auf Sklavenraub aus. Oefters gerathen Haufen von verschiedenen Arten, ja selbst nahegelegene von derselben Art unter einander in heftige Kriege, welche jeden Morgen erneuert werden und wobei viele unterliegen, bis entweder ein abkühlender Regen oder das Auswandern des einen Haufens der Fehde ein Ende macht. Uebertriebene Vorstellungen hatte man sonst von der Sparsamkeit der A. In die gemeinsame Wohnung schleppen die A.n überhaupt nur wenig Vorrath, und für den Winter bei uns gar keinen, da sie während desselben keiner Nahrung bedürfen, indem sie in der Tiefe ihrer Wohnung erstarrt liegen und erst von der Frühlingssonne wieder geweckt werden. In heißeren Zonen mögen sie dagegen für die Regenzeit allerdings einige Vorräthe eintragen. In der heiligen Schrift wird die A. als Muster des Fleißes u. der Thätigkeit dargestellt.

Die Nahrung der A.n ist verschieden; besonders lieben sie Süßigkeiten, den Honigsaft der Blatt- u. Schildläuse, süßes Obst, Zucker, Syrup, Honig u. dgl. Sie wissen diese Gegenstände mit bewundernswürdigem Scharfsinn aufzufinden und dringen, um derselben habhaft zu werden, in sorgfältigst verwahrte Vorrathskammern, ja selbst in schwache Bienenstöcke ein. Außerdem fressen sie viele Regenwürmer, Raupen und andere kleine Thiere, welche man durch sie skeletiren lassen kann, indem man dieselben in durchlöcherte Schachteln legt und in einen Ameisenhaufen gräbt. An größere Aeser gehen sie ungern, an Getreide und ähnliche Sämereien gar nicht. Todte und stinkende Fische sind ihnen eine Pest, und man kann sie damit, wie mit Petersilie und Kerbel, vertreiben. Schon ein oft gebrauchtes Fischnetz oder auch nur Lumpen, die mit Schuppen und Eingeweiden von Fischen durchmengt und wieder getrocknet sind, reichen hin, einen Ort von A.n zu säubern. Auch Theer, Thran, Spieköl, Oleum tartari foetidum, Hollunderblüthen (frisch und getrocknet) sind den A.n zuwider.

Die A.n tödten die Raupen, sind die gefährlichsten Feinde der Kornwürmer, welche nicht besser vertilgt werden können, als wenn man einen Haufen A.n auf dem Getreideboden ausschüttet, können zum Skeletiren kleiner Thiere (Frösche, Mäuse &c.) dienen, liefern vermöge ihres Gehaltes an flüchtigen, nervenreizenden Bestandtheilen mehre heilkräftige Präparate, thun aber auch in der Haus-, Land- und Gartenwirthschaft manchen Schaden, indem sie der Süßigkeit der Speisen und Früchte nachgehen, in Bienenstöcken nicht nur den Honig, sondern selbst die zarten Bienenpuppen verzehren &c. Von Gärtnern besonders gefürchtet sind die, oft mit unglaublicher Schnelligkeit sich vermehrenden, kleinen braunen oder schwarzbraunen A.n, welche sich zwischen den Wurzeln der Topfpflanzen (besonders gern in Warmhäusern und Lohbeeten) oft in außerordentlicher Menge ansiedeln, große Löcher in die Wurzeln fressen u. hierdurch, so wie durch ihre ätzende Säure, die Wurzeln verderben. Die **Vertilgung** der A.n ist immer beschwerlich, besonders wenn man die Hauptwohnung derselben nicht entdecken kann. Kennt man letztere, so gräbt man die Haufen auf und gießt heißes Wasser hinein, oder zündet ein Strohfeuer darauf an, oder gräbt ungelöschten Kalk ein und entzündet diesen durch Wasser, oder man gießt einen Absud von Tabak in den Haufen &c. Man vergiftet die A.n durch Zucker- oder Honigwasser, in welches Arsenik oder Potasche (ebenfalls Gift für die A.n) gemischt ist. **Abgehalten** werden die A.n von **Bäumen**, indem man die Stämme mit einigen Zoll breiten Streifen von Papier, Wachstuch, Bast oder Leinwand umgibt, die mit Wagenschmiere oder Terpentin oder einer Mischung aus Honig u. Arsenik überstrichen sind, u. darüber noch ein Kränzchen von gezupfter Baumwolle oder gekratzter Wolle anbringt. Oder man zieht ungefähr einen Fuß hoch über der Erde im Cirkel um den Stamm einen mehre Zoll breiten Streifen aus einer teigförmigen Mischung von Oel und Ruß (oder gepulverter Kohle), den man noch mit Kohlenpulver bestreut, oder aus folgender, neuerdings von Thillon als ausnehmend wirksam empfohlenen Mischung (die auch zu einigen Tropfen in die Ameisenlöcher gegossen dieselben schnell tödten soll): ½ Pfund Bodensatz von Oel mit stinkendem Fett und einigen Loth Theer oder Schusterpech zusammengeschmolzen u. nach dem Erkalten noch 8 Loth Terpentin zugesetzt. Von **Bienenstöcken**: Man streut Asche um die Bienenstöcke oder umwindet sie von untenher mit Wolle, oder macht mit Kreide oder Röthel einen dicken Cirkel um die Stöcke, oder bestreicht die Füße, worauf die Bienenstöcke ruhen, mit Theer oder schwarzem Steinöl, oder umbindet sie mit Fischnetzen. Von **Blumentöpfen**: Man stellt die Blumentöpfe auf einen Untersatz in ein mit Wasser gefülltes Gefäß, oder man streut zwischen die Blumentöpfe gewöhnliches Kochsalz. Nach Bosse ist das beste Mittel, daß man die Töpfe theils aus der Lohe, welche die Vermehrung der A.n sehr begünstigt, nimmt und auf Breter stellt, theils in eine Mi-

schung von Kies u. feinen Schmiedekohlen (welche von unten erwärmt wird) versenkt, nachdem im Frühjahre alle A.n und deren Eier sehr sorgfältig aus den Töpfen entfernt und die Häuser mit kochender Salzauflösung tüchtig ausgespült worden. Wiewohl bei diesem Verfahren die Pflanzen eine Zeitlang wegen ermangelnder Lohbeetwärme langsamer wachsen, nehmen doch die A.n immer mehr ab und die Pflanzen befinden sich besser dabei. Aus Schränken: Man legt Papier, auf das etwas Spieköl oder Thran gegossen ist, oder andere der obengenannten, den A.n widrigen Substanzen hinein.

Die verschiedenen Arten der A. sind sämmtlich unter dem linnéischen Geschlecht Formica begriffen, aber in neuerer Zeit getheilt worden. So ist Formica rufescens wegen der schmälern, ungezähnten Kinnbacken bei Latreille die Gattung Polyergus; Form. rufa ist bei demselben Myrmica; Form. cephalotes ist Atta rc. Die Formica rufa, Waldameise, gemeine A., große Holzameise, ist stachellos, wohnt in Wäldern, vorzüglich in Nadelhölzern, wo sie große, aus Nadeln, Aststückchen, Harzklümpchen u. s. w. zusammengesetzte Haufen aufwirft. Sie ist sehr muthig, beißt sich mit ihren Kiefern wüthend in das Fleisch dessen ein, der sie stört, und krümmt dabei den Leib so nach unten und vorn, daß sie ein Tröpfchen ihrer ätzenden, stark riechenden Säure in die Wunde spritzen kann. Sie läßt oft selbst nicht los, wenn man sie während des Beißens mit einer Scheere mitten durchschneidet. Ihre Vermehrung ist besonders in trocknen und warmen Jahren sehr stark, ihr Nutzen für die Wälder durch Vertilgung der Raupen von großer Bedeutung, weshalb es auch an vielen Orten verboten ist, sie zu stören. Von dieser Ameisenart werden besonders die Puppen (Ameiseneier) zu Vogelfutter gesammelt, auch bereitet man aus ihr den Ameisenspiritus, die Ameisensäure, das Ameisenöl, Ameisenbäder u. a. Die Harzstückchen ihrer Haufen kann man zum Räuchern gebrauchen. Die blaßrothe A. (Amazonenameise), Form. (Polyergus) rufescens, raubt die Maden u. Puppen der schwarzgrauen A. (Form. fusca), um sie als Sklaven erziehen zu lassen. Auch die Mauerameisen überfällt sie in ihren Haufen, kann diese jedoch nur nach heftigem Kampfe berauben. Die Holzameise, Formica fuliginosa, schwarz, stachellos, $2^3/_4$ Linien lang, wohnt in alten Baumstämmen, spritzt, gereizt, viel Säure von sich und riecht sehr stark. Die Roßameise, F. herculanea, stachellos, die größte der inländischen, haust in faulenden Baumwurzeln und Stämmen u. bildet keine sehr zahlreichen Gesellschaften. Die schwarzbraune (große schwarze) A., F. fusca, stachellos, wohnt unter Rasen in bloßem Sande oder Erdkrümchen. Sie ist gutmüthig und Sklavin der bösartigen, herrschsüchtigen, blaßrothen A. Die gelbe A., F. flava, ist stachellos und wohnt im Grase, wo sie aus Erdkrümchen Hügel bildet, oder unter Steinen. Die rothe A., F. rubra, hat einen Stachel, dessen Stich einen brennenden Schmerz verursacht. Die kleine schwarze A. (Neger-A.), F. nigerrima, ist glänzend schwarz und $2\frac{1}{2}$ Linien lang. Die Rasenameise, F. caespitum, mit einem Stachel, haust im Rasen, unter Moos und Steinen. Die verwüstende A., F. omnivora (Myrmica omnivora oder pusilla), von der Größe eines Gerstenkorns, vorzüglich in Westindien, baut sich bedeckte Gänge unter der Rinde der Bäume, an Mauern u. s. w. und richtet an Bäumen, Pflanzungen, kleineren Thieren und selbst im Inneren der Häuser, wo sie oft massenweis eindringt, schreckliche Verwüstungen an. Die Minirameise, Formica cunicularia, blaßgelb, wie Form. fusca, ist Sklavin der Amazonen-A. Die blutrothe A., Form. sanguinea raubt wie die Amazonen-A. Die doppelarmige A., Form. bispinosa, in Cayenne, baut aus Baumwolle ein Nest. Die Wanderameise, Jägerameise, Form. cephalotes oder Atta, wohnt auf den westindischen Inseln. Ueber die weiße A. s. unter Termiten.

Ameisenbäder, aus einem Absud von zerquetschten Ameisen, vorzüglich Waldameisen bereitet, leisten bei Gliederlähmungen und bei allgemeiner Körperschwäche gute Dienste. Surrogirend hält man den leidenden Theil auch nur in den von gebrühten Ameisen aufsteigenden Dunst (Ameisendunstbäder). Bei trockenen A.n wird das gelähmte oder geschwächte Glied in einen Ameisenhaufen gebracht, wo dann die den Ameisen beiwohnende Säure durch die Bisse der Thiere stärker und unmittelbarer wirken kann. Man fängt die Ameisen zu Bädern und überhaupt zur Gewinnung ihrer Säure leicht, indem in einer Flasche mit ziemlich weiter Oeffnung durch ein Hölzchen, dessen Spitze mit Honig oder Syrup bestrichen ist, ringsum in der Mitte ein süßer Kreis gemacht und dann die Flasche behutsam bis an die Mündung in einen Ameisenhaufen eingegraben wird. Auf ein allgemeines nasses Ameisenbad rechnet man 3—4, auf ein Bad für einzelne Glieder 1—2 Maß Ameisen.

Ameisenbär, s. Ameisenfresser.

Ameisenfresser (Myrmecophaga nach Linné), Säugethiergattung aus der Ordnung der Zahnlosen (Edentata *Cuv.*), Familie der Wurmzüngler (Vermilingua). Er hat keine Zähne; der Kopf ist länglich, in eine spitze, lange, röhrenförmige, rüsselähnliche Schnauze mit ganz kleiner Oeffnung auslaufend; die Ohren sind abgerundet, die Augen klein, die Zunge lang, wurmförmig, sehr dehnbar; die Vorderfüße dick, mit starken, scharfen Nägeln bewaffnet; der Schwanz sehr lang. Alle Arten leben in Südamerika, nähren sich fast allein von Ameisen, und bemächtigen sich derselben, indem sie mit ihren Klauen die Ameisenkolonien und Termitengebäude aufreißen und die lange, klebrige Zunge hineinstecken, so daß diese Insekten daran kleben bleiben. Sie bekommen nur ein Junges, welches sie auf dem Rücken tragen. Der große A., Myrmecophaga jubata, Le Tamanoir, Ameisenbär, hat die Größe eines Fleischerhundes. Der Körper ist schlank, 4—5 Fuß lang, die Beine nur einen Fuß hoch; der Schwanz ist 2—3 Fuß lang, buschig, mit sehr langen Haaren besetzt, der Mund nur 14 Linien weit. Die Haare am Kopfe sind kurz, am Halse und Leibe sehr lang, zottig, wie bei dem Bären, auffallend trocken, grob und borstig, theils braunschwarz, theils lichtbraun; auf jeder Schulter ein schiefer

schwarzer Streif, der weiß eingefaßt ist. Ueber dem Rückgrate eine Mähne von 6—7 Zoll langen Haaren. Die Zunge ist so dehnbar, daß das Thier dieselbe bis zu 2 Fuß Länge hervorstrecken kann. Der Ameisenbär lebt in Brasilien, Guyana, Paraguay und Peru, ist träge, langsam und klettert nicht. Er wohnt in einer selbstgegrabenen Höhle unter der Erde, besitzt viel Körperkraft und wehrt sich mit seinen scharfen Klauen oftmals muthig und glücklich, selbst gegen größere Raubthiere. Begegnet er, was oft geschieht, wandernden Ameisenzügen, so vertritt er ihnen den Weg, und, den Rüssel mit hervorragender Zunge gegen sie gekehrt, fängt er immer die vordersten Wanderer so lange auf, bis er die ganze Schaar verschluckt hat. Bei der unglaublichen Menge von schädlichen Ameisen und Termiten in Südamerika sind die A. für die dortigen Gegenden eine wahre Wohlthat. Gleichwohl macht man, unverständig genug, wegen ihres wohlschmeckenden Fleisches häufig Jagd auf sie, und hat dadurch, namentlich in bewohnten Gegenden, ihre Anzahl schon bedeutend verringert. Der Balg dieser Thiere gibt Pelzwerk. Jung eingefangen lassen sie sich leicht zähmen und zur Vertilgung der Ameisen in Gärten und Häusern brauchen. Der mittlere A., M. Tamandua minor, oder M. tetradactyla *Linn.*, ist fast um die Hälfte kleiner als der Vorige. Das Thier lebt in Brasilien und Paraguay, ist träge, klettert auf Bäume, hängt sich mit dem Greifschwanze an Zweige und sucht daselbst Ameisen und Gewürm auf. Der zweizehige oder kleine A., M. didactyla, hat die Größe eines Eichhörnchens, lebt meist auf Bäumen und kann sich zusammenrollen.

Ameisenfresser (Ameisenfänger, Myiothera *Illig.*), Vögelgattung, zu der Familie der Zahnschnäbler (Dentirostres), Ordnung der Singvögel (Passeres), gehörig, wurde sonst zu den Drosseln gezählt, unterscheidet sich indessen von diesen durch hohe Beine und kurzen Schwanz. Im Vaterland, Südasien, Südafrika, Westindien und Südamerika, leben sie gesellschaftlich an einsamen Orten, in dichten Gehölzen, in der Nähe von Termitengebäuden, bauen ihre Nester ins Gebüsch, 3—4 Fuß vom Boden, und hängen dieselben an zwei Seiten auf. Als Feinde und Vertilger der Termiten sind sie für die Länder der heißen Zone eine große Wohlthat. Ihr Fleisch hat einen unangenehmen Geschmack.

Ameisenigel, Tachyglossus *Ill.*, Echidna *Cuv.*, Säugethiergattung aus der Ordnung der Zahnlosen (Edentata), Familie der Monotremen (Monotrema), hat keine Zähne, des Kopf ist klein, konisch, mit langer, zugespitzter Schnauze, die Mundöffnung sehr klein, die Zunge lang und sehr dehnbar, das äußere Ohr fehlt, die Füße sind kurz, fünfzehig, mit starken, schwarzen, wenig gekrümmten Nägeln bewaffnet, der Schwanz kurz, kaum sichtbar; an dem oberen Theile des Körpers befinden sich starke Tafeln mit untermischten Haaren, am Unterleibe Borsten. Sein Vaterland ist Neuholland. Die bekannteste Art, der stachelschweinartige A., Tachyglossus Hystrix, von der Größe und dem Ansehen eines Igels, frißt Insekten, besonders Ameisen, deren er sich, wie der Ameisenfresser, mit der lang hervorgestreckten Zunge bemächtigt. Er gräbt gut, kann sich zusammenrollen, wird leicht zahm und ist im Stande, lange ohne Nahrung zu leben. An den Hinterfüßen des Männchens ist, wie bei dem Schnabelthiere, ein beweglicher, durchbohrter Sporn, aus welchem eine giftige, schmerzhafte Zufälle verursachende Feuchtigkeit in die gemachte Wunde rinnt. Von der Fortpflanzung dieses Thieres, so wie von seiner Lebensweise weiß man nur wenig. Man vermuthet, daß es einer periodischen Erstarrung unterworfen ist. Die Wilden gebrauchen die Haut als Kopfbedeckung.

Ameisenkriechen (Ameisenlaufen, Formicatio, Myrmecismus), ein Prickeln unter oder auf der Haut, als ob sich Ameisen dort befänden, geht besonders Schlagflüssen, Lähmungen, Krämpfen, oder kritischen Schweißen, Ausschlägen und Gichtanfällen voran.

Ameisenlöwe (Myrmeleon, Afterjungfer) Insektengattung aus der Familie der Myrmeleoniden, Ordnung der Netzflügler (Neuroptera). Der gemeine A., M. Formicarius, wurde zuerst von Vallisnieri zu Venedig (1697), nachher von Poupart, Reaumur (1742) und endlich von Rösel (1755) in dessen Insektenbelustigungen beschrieben. Vollkommen ausgebildet gleicht er ziemlich der gemeinen Libelle. Kopf, Hals und Leib sind braun und gelb gefleckt, die Flügel durchsichtig, fein geadert und braungefleckt. Länge etwa $1\frac{1}{2}$ Zoll, Leibesdicke $1\frac{1}{2}$ Linien. Die Larve ist dick, kurz, bräunlichgrau, etwa $^3/_4$ Zoll lang und ziemlich $\frac{1}{2}$ Zoll breit, hat 3 Paar kurze Beine, einen dünnen Hals, platten, vorn breiteren und sehr beweglichen Kopf, woran die sehr langen, zangenförmigen Oberkiefern hervorragen. Sie geht sehr langsam und fast nur rückwärts, und würde daher großen Nahrungsmangel leiden, wenn sie nicht ihre Zuflucht zur List nähme. Sie sucht sich deshalb einen sandigen Ort aus, der durch Bäume, Felsen u. dgl. etwas vor Regen geschützt ist, geht an demselben rückwärts unter der Oberfläche des Sandes im Kreise herum und begibt sich dann eben so in immer kleiner werdenden Kreisen bis in die Mitte des zuerst gezogenen. Hier bleibt sie, beladet den fast schaufelförmig gestalteten Kopf mit Sand, schnellt diesen hinweg, und wiederholt dies so oft, bis eine trichterförmige Grube von gehöriger Tiefe und oben 2 — 3 Zoll im Durchmesser entstanden ist. Im Grunde des Trichters vergräbt sich nun die Larve so, daß nur die langen Kiefer hervorragen, und wartet, bis ein Räupchen, eine Spinne, eine Ameise oder sonst ein ähnliches Thierchen hinabgleitet. Dasselbe wird sogleich mit den zangenförmigen Kiefern gefaßt, unter den Sand gezogen, dort ausgesaugt und dann wieder hinausgeschleudert. Befindet sich ein Insekt am Rande der Grube und stürzt nicht sogleich hinab, oder sucht der ihm drohenden Gefahr zu entrinnen, so nimmt die lauernde Larve den Kopf voll Sand und wirft diese Ladung so nach der ausersehenen Beute, daß dieselbe getroffen von der Last hinuntergerissen wird. Sie kann übrigens für den Nothfall sehr lange hungern, und gibt, was merkwürdig ist, niemals Mist von sich. Will sie sich verpuppen, so spinnt sie sich aus atlasweißen Seidenfäden eine auswendig mit Sandkörnchen verwahrte Hülle, welche wie eine Sandkugel aus-

sieht. Das Spinnwerkzeug sitzt am Ende des Leibes. Nach ungefähr 3 Wochen frißt sich das vollkommene Thier durch das Gespinnst. Es legt wenige, aber über $1\frac{1}{2}$ Linien lange und $\frac{1}{2}$ Linie dicke Eier, u. hält sich in den sandigen, nicht zu kalten Gegenden Europa's auf. Der libellenartige A., M. libelluloides, ist sehr schön, und im Süden Europa's und Asiens, sowie in Afrika heimisch.

Ameisensäure (Acidum formicarum), eine eigenthümliche Säure, von welcher der saure Geruch und Geschmack der Ameisen herrührt, in welchen sie neben Aepfelsäure im ungebundenen Zustande vorkommt. Man erhält sie aus diesen Thieren im verdünnten Zustande, wenn man dieselben im heißen Wasser tödtet, dann zu Brei zerstößt und mit dem Wasser, in welchem sie sterben, destillirt. Die übergehende saure Flüssigkeit ist wässerige A., noch verunreinigt durch ein ätherisches Oel der Thiere. Döbereiner lehrte sie aber auch künstlich aus anderen Substanzen bereiten, auf welchem Wege man sie viel leichter und in größerer Menge erhält. Er destillirt Schwefelsäure mit Braunstein und Weinsäure oder Zucker (man kann statt der letztern auch Stärke, Holzfaser oder Weingeist nehmen) nach folgender Vorschrift: Man mischt in einer sehr großen Retorte, oder besser in einer Destillirblase eine Auflage von 1 Theil Zucker in 2 Theilen Wasser mit 3 Th. fein gepulvertem Braunstein, erwärmt das Gemenge auf 60° C. und setzt dann nach und nach 3 Theile koncentrirte Schwefelsäure, die mit ihrem gleichen Gewichte Wasser verdünnt ist, unter Umrühren hinzu. Es entsteht bald eine sehr heftige Entwickelung von Kohlensäure, wobei die Masse sehr steigt, und wenn diese vorüber ist, destillirt man die gebildete verdünnte A. bei gelindem Feuer bis zur Trockne. Man sättigt nun das Destillat mit Kalkmilch, dampft den unreinen ameisensauern Kalk trocken ab und zerlegt ihn, indem man 10 Theile des trocknen Salzes mit 8 Theilen Schwefelsäure und $1\frac{1}{2}$ Theilen Wasser destillirt. Man erhält so eine sehr starke Säure, die aber noch Wasser enthält. Sie riecht angenehm sauer, schmeckt auch ähnlich wie Essigsäure und brennt, wenn man sie erwärmt anzündet, mit blauer Flamme, im Weingeist. In höchster Koncentration, wie man sie durch Zerlegung des trocknen Bleisalzes durch Schwefelwasserstoffgas bekommt, und wo sie immer noch ein Atom Wasser enthält, ist sie eine so ätzende Flüssigkeit, daß ein Tropfen davon, auf die Haut gebracht, eine so schmerzhafte und eiternde Wunde erzeugt, als hätte man sich mit einem glühenden Eisen verbrannt. Sie raucht dann schwach an der Luft, hat mit dem Wasser gleichen Gefrier- und Siedepunkt u. ein specifisches Gewicht von 1,235. Erwärmt man sie oder ein trocknes Salz derselben mit koncentrirter Schwefelsäure, so wird sie in reines Kohlenoxydgas, was unter Aufbrausen entweicht, und Wasser zerlegt. Mit Quecksilberoxyd erwärmt, verwandelt sie sich dagegen gänzlich in Kohlensäure und Wasser, während das Metall reducirt wird. Durch diese beiden Mittel kann man sie leicht von der Essigsäure, mit welcher sie viele Aehnlichkeit hat, unterscheiden. Mit den Basen bildet sie Salze (ameisensaure Salze), die meistens leichtlöslich sind und krystallisiren. Das Bleisalz unterscheidet sich vom essigsauren dadurch, daß es wasserfrei ist und 36 Theile Wasser zur Lösung bedarf. Mit Aether verbunden bildet die A. den Ameisenäther. Werden Ameisen mit Weingeist destillirt, so erhält man Ameisenspiritus.

Ameisenspiritus (Spiritus formicarum), über Ameisen destillirter wässeriger Weingeist, wird erhalten, indem man 1 Pfd. frische Ameisen mit 2 Pfund rektificirtem Weingeist und 2 Pfd. Wasser erst einige Tage lang digerirt und dann hiervon 2 Pfd. abdestillirt. Er wird, jedoch in der heutigen Medicin nur selten, äußerlich zu Einreibungen u. innerlich als Reizmittel genommen.

Amelanchier (Traubenbirne, Felsenbirne), Pflanzengattung der Familie der Rosaceen, mit folgenden charakteristischen Merkmalen: Kelch 5spaltig; Kronblätter; Staubgefäße fast kürzer als der Kelch; Ovarium mit 5 2theiligen Fächern; 10 einzeln stehende Eierchen in den Abtheilungen der Fächer; 5 am Grunde fest verbundene Griffel; reife Apfelfrucht 3—5fächerig, mit 3—5 Samen in knorpeliger Hülle. Die Gattung war früher mit Pyrus vereinigt und enthält 7 Arten, größtentheils in Nord-Amerika einheimische Bäumchen mit einfachen, gesägten, abfallenden Blättern und weißen Blüthentrauben. In unsern Gärten sind bekannt: A. canadensis, Mespilus canadensis, kanadische Traubenbirne, aus Virginien, Kanada, 10—12' hoch, mit blauschwarzen Früchten von der Größe der Johannisbeeren; A. florida, reichblühende Tr., aus dem nordwestlichen Amerika; A. ovalis, ovalblätterige Tr., aus Nordamerika; A. sanguinea, blutrothe Tr., aus Kanada und vom Columbiaflusse, mit eßbaren Früchten; A. vulgaris, Pyrus amelanchier, englische Mispel, Frühbirne, an Felsen in Deutschland, Frankreich und in der Schweiz, 6—8 Fuß hoch, mit wohlschmeckenden eßbaren Früchten. Diese Zierbäumchen lieben einen lockern, nahrhaften, mäßig feuchten Sandboden und werden durch Ableger, Sprößlinge und Samen vermehrt. A. florida und sanguinea verlangen einen beschützten Standort.

Ameland, holländische Insel im deutschen Meere, in der Provinz Friesland, zwischen Sandbänken, durch das breite Watt vom Lande getrennt, mit 3 Dörfern (Hollum, Ballum, Nees) und 3000 Einwohnern.

Amelia, 1) nordamerikanische Insel an der Küste von Florida, 3 Meilen lang, $\frac{1}{2}$ Meile breit, die Nordspitze unter 31° 44' nördlicher Br. und 295° 41' 23'' L., ist sehr fruchtbar, mit Hafen. A. wurde 1817 von den Vereinigten Staaten besetzt, nachdem es vorher in den Händen der spanischen Insurgenten gewesen, und ist seit 1821 dem Staate Florida einverleibt. — 2) Grafschaft und Ortschaft im Staate Virginien, mit 16,000 Einwohnern. — 3) Stadt im Kirchenstaate, mit 5300 Einwohnern, 3 Pfarrkirchen, 13 Klöstern, Kathedralkirche, Bisthum. A. ist das alte Ameria, von dem sich in der Nähe noch Trümmer finden.

Amelie, franz. s. v. a. Amalia, engl. s. v. a. Emilie.

Amelieth, bedeutende Spiegelfabrik und Dorf im hannöverschen Fürstenthum Göttingen mit 450

Einwohnern. Die Fabrik liefert Spiegel von 9 bis 65 Zoll Höhe und 7—24 Zoll Breite, die folirt und fertig 150—400 fl. kosten. Jährliche Produktion für 40—50,000 Thaler.

Amelot von Garden (Garten), Held im Sagenkreise des Heldenbuches (s. d.).

Amelungen, s. Amaler.

Amen, Bekräftigungs- und Betheuerungsformel, welche bei den Hebräern ursprünglich gebraucht wurde, um die Worte eines Andern zu bestätigen und seinen Gebeten oder Voraussagungen Erfolg zu wünschen: Ja gewiß! Wahrlich! So sey es! Das A. schloß in diesem Sinne Flüche u. Segenssprüche, Verheißungen und Drohungen, Gelübde, Eide, Verträge, Gebete ein und kam bald auch in kirchlichen Gebrauch in den Synagogen, wo die Versammlung bestimmte Worte des Priesters damit bekräftigte u. feierlicher machte. Auch fügte es, sowohl bei liturgischen Handlungen als im gewöhnlichen Leben, der Redende oft selbst seinen Aussprüchen bei. Christus gebrauchte das A. oft, besonders da, wo ihm daran gelegen seyn mußte, daß man seinen Worten unbedingten Glauben schenkte. Aus den jüdischen Synagogen kam das Wort in die christlichen Kirchen und wurde hier von den ersten Christen nach dem öffentlichen Gebete des Geistlichen und nach den Einsetzungsworten beim Abendmahle so plötzlich und stark gesprochen, daß es Hieronymus mit einem Donnerschlage verglaicht. Mit der Verordnung im 10. Jahrhundert, daß der Meßkanon leise ausgesprochen werden sollte, hörte indessen jener Gebrauch auf, und in der römischen Kirche sagt heutzutage nur der Priester, welcher die Messe hält, A. In der evangelisch-lutherischen Kirche wird es fast überall wieder von der Gemeinde oder von Chören am Schlusse der Kollekten, des Vater-Unsers, der Konsekration und des Kirchensegens gesungen. Die heutigen Juden verbinden mit der Aussprechung des A. viele abergläubische Vorstellungen und hüten sich, dasselbe nicht in gehöriger Weise, nämlich entweder zu schnell (Amen acceleratum), oder unvollkommen (A. amputatum), oder zur Unzeit (A. pupillare) auszusprechen. Die Mohammedaner, welche das Wort ebenfalls in ihren Gottesdienst aufgenommen haben, pflegen am Schlusse der öffentlichen Gebete gemeinschaftlich A. zu sagen. Auch in den Urkunden der deutschen Kaiser und Fürsten ist das A. den Anfangs- und Schlußformeln, womit sie den göttlichen Namen anriefen, häufig beigefügt. Dieser Gebrauch erhielt sich fast allgemein bis zur Zeit Karls V., mit welchem er anfängt, seltener zu werden. Noch sieht man ihn auf den altväterischen deutschen Notariatsurkunden, z. B. Wechselprotesten.

Amendement (v. Franz.), d. h. Verbesserung, ein Kunstausdruck der parlamentarischen Sprache, um Aenderungen zu bezeichnen, welche zu den einzelnen Theilen eines Gesetzentwurfs, einer Adresse, irgend eines Antrags vorgeschlagen werden. In ihrer einfachsten Bedeutung sind sie eben nur Aenderungsvorschläge in Betreff der Fassung oder einzelner Specialitäten, ohne das Princip zu alteriren; doch ist es in der Praxis allmählig so weit gekommen, daß man auch den entschiedenen Gegensatz eines Antrags in Form eines A.s anbringt. Das A. muß so gefaßt seyn, daß es an die Stelle der Sache gesetzt werden kann, gegen welche es gerichtet ist. Wird zu dem A. wieder ein A. gemacht, so nennt man dies ein Unter- oder Sousamendement. Der Uebereifer des Amendirens hat dazu geführt, daß man auf Mittel sann, denselben durch die Geschäftsordnung zu beschränken und z. B. vorheriges schriftliches Einreichen, Unterstützung durch eine bestimmte Anzahl von Mitgliedern und Aehnliches vorschrieb.

Amenia, Stadt im nordamerikanischen Staat Newyork, mit Post, Akademie, 5 Schulen und 5000 Einwohnern. In der Nähe finden sich Magneteisenstein, Marmor und mehre Mineralquellen.

Amenophis (Amnophis, Amenof, Amnof), auf ägyptischen Denkmälern Name mehrer älteren ägyptischen Pharaonen aus der 18., 19. und 21. Dynastie.

Amenorrhöa, Ausbleiben des Monatsflusses, s. Menstruation.

Amens Cave, die Höhle des Amen, Tropfsteinhöhle in Virginien, 6 englische Meilen von Staunton, mit vielen Räumen und Gängen mit wunderbaren Versteinerungen (Sintergebilden) in der Gestalt von Bildsäulen, von der Größe eines Zwerges an bis zu der eines Riesen, der mit ausgestreckten Armen in drohender Stellung dasteht. Die Hauptsäulen haben Namen; eine heißt Washington, und der Raum, wo sie steht, wird Washingtons Saal genannt.

Amenthes, nach altägyptischem Religionsbegriff der Aufenthalt der Verstorbenen, bedeutet nach Plutarch „der Aufnehmende und Gebende", d. h. der die Gestorbenen aufnimmt und wieder ans Licht sendet, nach Jablonsky's aus dem Koptischen hergeleiteter Erklärung „das Dunkel" des Grabes und dann der Unterwelt als Wohnort der Seelen gedacht; denn A. war den Aegyptern der Aufenthalt der Todten, d. h. der einbalsamirten Körper, u. erst als bei fortschreitender Bildung der Begriff Unsterblichkeit sich geistiger entwickelte, bekam A. die Bedeutung Aufenthalt der Seligen. Am häufigsten aber bedeutet A. den provisorischen Aufenthalt der abgeschiedenen Seelen, bis sie auf ihrer Wanderung in einen andern Körper kommen können. So lange der Körper unverwest bleibt, lebt nach altägyptischem Glauben die Seele im A. fort, verläßt ihn aber mit der völligen Auflösung und wandert innerhalb 3000 Jahren durch Thierkörper wieder in einen Menschenkörper über. Durch das Einbalsamiren und feierliches Einweihen zur Ruhestätte im A. kann aber der Seele die Zeit der Wanderung abgekürzt werden.

Amer Biakham Allah (Abu Ali Al-Mansur), 7. Khalif Aegyptens aus der Familie der Fatimiden, 1101 n. Chr., wurde 1130 ermordet. Grausamkeit, Verstellung, Schwelgerei, Stolz und Undank machten ihn verhaßt, u. seine Lust an prachtvollen und kostbaren Bauten, von denen noch viele in Gizeh, Alexandrien und Kairo zu sehen sind, warf einen zweideutigen Glanz auf seinen Namen. Das nützlichste Werk war der Kanal Abul Munedjah.

Amer Ben Abdaluahab, Khalif aus der Familie der Ommiaden, mit dem Beinamen Al-Malek al Dhafer, der letzte arabische Beherr-

scher von Yemen, ward durch Soliman und Selim abgesetzt.

Ameria (Augusti castrum), ansehnliche, sehr alte Municipalstadt in Umbrien, später von Augustus kolonisirt, Geburtsort des Roscius Amerieus.

Amerighi, Michel Angelo da, s. Caravaggio.

Amerigo Vespucci, s. Vespucci.

Amerika, die neue Welt, das Festland der westlichen Hemisphäre, der Occident unseres Erdballs, in der Reihe der Erdtheile der vierte, hinsichtlich seiner Länge jedoch der erste, an Masse der zweite Erdtheil, ist nach seinem rein-horizontalen Verhältniß in zwei durch eine granitene Kette zusammengehaltenen Dreiecken ausgeformt, so wie es durch seinen, durch alle Zonen ausgedehnten architektonischen Bau die klimatische Gesammtskala der alten Welt an sich trägt und dadurch zum Land der Kolonien für die Völker aller Klimate, zur Werkstätte der Ausgleichung der nationalen Unterschiede wird.

Sagen von einer großen im Westmeer gelegenen, von den Wellen verschlungenen Insel Atlantis, von der Plato erzählt, dann Diodors Bericht, daß Phönicier, von Sturm verschlagen, weit im Westen von Afrika ein fruchtbares, wohlbewässertes Eiland gefunden, ferner Trümmer griechisch-ägyptischer Kunst auf Trinidad, Bauwerke und Kultreste von phönicisch-ägyptischem Styl in Meriko und die alte sichere Wasserstraße von Afrika nach Amerika (Aequatorialströmung), dies Alles macht es höchst wahrscheinlich, daß schon von irrfahrenden Schiffern des Alterthums die Westveste aufgefunden war. Ist gleich die Meinung weniger erwiesen, daß A. von Irland aus besucht worden, so ist doch urkundlich gewiß, daß die Normänner, dies kühne germanische Seevolk, schon im 10. Jahrhundert von Island aus Grönland besucht haben u. von da durch Bjerne Herjulfson 986 u. darnach durch Andere, z. B. durch Leif den Glücklichen 1000 die Ostküste A.'s bis weit unter den Aequator herab entdeckt und nach ihrer verschiedenen Beschaffenheit im Norden Hälluland (Felsenland), in der Mitte Markland (sandiges Flachland), im Süden Vinland det Gode (Traubenland) benannt worden sey. Die neuesten antiquarischen Forschungen in Brasilien haben völlig sichere Spuren des normännischen Besuchs am südlichen Wendekreise entdeckt. Aber schon um 1121 verschwindet mit der letzten Nachricht von der Hinreise eines Bischofs von Grönland alle Kunde von der Westwelt, die, weil sie zu eng an das Schicksal der normännischen Seefahrten geknüpft war, kein Gemeingut der Geschichte u. der Völker werden konnte. Die Brüder Niccolo und Antonio Zeni unternahmen 1388 und 1390 Fahrten in den nordatlantischen Ocean, wurden an das räthselhafte Frieslanda (wahrscheinlich die Faröer) verschlagen und sahen einen Theil von Nordostamerika, welches sie Drogno nannten (Neu-Schottland). Diese Entdeckungen waren aber vergessen, als der Genuese Colombo den Gedanken verfolgte, daß man von den Westküsten Europa's und Afrika's, weiter abendwärts schiffend, das Ostende von Asien erreichen müsse. Dieser Gedanke war allerdings nicht neu. Schon Aristoteles spricht die Vermuthung aus, daß das große Meer im Westen beide Küsten bespüle und die Entfernung zwischen Iberien und Indien nicht sehr groß sey; es könne ferner in diesem Meere noch große Inseln gleich der geben, welche Europa, Asien und Afrika bilden. Auch Strabo sieht kein anderes Hinderniß, diesen Weg zu verfolgen, als die unbekannte Breite des atlantischen Oceans und die Schwierigkeit, ihn zu beschiffen. Er setzte nach seinen Vorstellungen von der Größe der Erde den Zwischenraum beider Küsten auf 130,000 Stadien, etwa 3200 geographische Meilen fest, während es in der That, wenigstens zwischen Afrika und Südamerika, nur 300 Meilen u. auf dem Wege, den Columbus zurücklegte, nahe an 600 Meilen, und von A. nach Asien in der Aequatorialbreite etwa 2000 geographische Meilen, also im Ganzen in gerader Richtung nur gegen 2300 geographische Meilen sind. Er nahm an, daß auf diesem Wege wohl noch eine oder zwei große bewohnte Ländermassen liegen könnten, was man als eine Vorhersagung von A. und den Inseln des stillen Oceans hat nehmen wollen. Uebrigens glaubten alle aufgeklärten Männer des Alterthums, wie Cicero, Plinius, Seneca u. A., ganz entschieden an solche Verhältnisse, und nur in spätern Zeiten machte man, vorzüglich von den dunkeln und verworrenen Vorstellungen der Kirchenväter geleitet, Rückschritte in diesen Ansichten, bis dieselben gegen die zweite Hälfte des 13. Jahrhunderts von Neuem erwachten u. durch die Reisen italienischer und französischer Mönche und Kaufleute, wie Rubruquis (Ruisbroek), Carpini und besonders die der Gebrüder Polo (1250 bis 1296), welche bis nach China und Indien kamen, genährt wurden; namentlich war es der große Roger Baco, der 1267 die Ansichten des Aristoteles, Ptolemäus und Seneca, überdies auf die Angaben jener Reisenden gestützt, wieder vortrug. Christoforo Colombo hatte zwar die Alten nicht aus den Originalschriften studirt, kannte aber die von Aristoteles, Strabo und Andern vorgetragenen Argumente, die durch eigene Beobachtung unterstützt wurden, und ward in seinen Plänen ermuthigt durch den Rath u. den Eifer des ersten Astronomen seiner Zeit, Toscanelli zu Florenz, welcher sich mit diesem Gegenstande auf rein theoretischem Wege und nach den Aussagen von Kaufleuten seit 1474 sehr ernsthaft beschäftigte, dem Könige von Portugal, Alfons V., auch eine Karte von dem muthmaßlich zu durchschiffenden Meeresstriche schickte. Welche Schwierigkeiten Columbus zu überwinden hatte, ehe er an dem spanischen Königshofe die nöthige Unterstützung zur Ausführung seiner Pläne fand, darüber s. Columbus. Mit drei schlechtbemannten, ärmlich ausgerüsteten Fahrzeugen segelte er am 3. August 1492 aus dem Hafen von Palos ab und betrat am 12. Oktober desselben Jahres die friedlichen Gestade Guanahani's, der ersten der Lucaioinseln, die unter dem Namen San Salvador die Eingangspforte zur neuen Welt ward. Noch in demselben Jahre entdeckte Columbus Cuba und Hispaniola (Hayti), im nächsten Dominica, Marie Galante, Guadeloupe, Antigua, Portorico, u. nach wenig Jahren waren nächst den 4 großen und 70 kleinen Antillen oder Karaiben auch die 60 Jungfern- und die 700 Bahamainseln, kurz die

ganze von Columbus so bezeichnend Westindien genannte Inselwelt entdeckt. Während dem fand Sebast. Cabot (1497) Neufundland und Labrador; 1498 aber gelangte Columbus an den Orinocostrom und an die Küsten Caria und Cumana und hatte somit auch das Festland der neuen Welt ein Jahr vor Amerigo Vespucci, nach dem ungerechter Weise der neue Erdtheil auf den Vorschlag Hylacomily's bereits 1507 genannt wurde, betreten. Ueber die weiteren Entdeckungen s. die Geschichte der einzelnen Länder und **Entdeckungsreisen**.

A.'s **Umgrenzung** geschieht im Norden durch das arktische Polarmeer, im Osten durch den atlantischen Ocean u. im Westen durch den stillen Ocean.

Der **Flächenraum** A.'s mit Einschluß der Inseln wird verschieden, und zwar in Rücksicht auf die größte und kleinste Angabe, um eine Differenz von mehr als 100,000 □Meilen bestimmt. Nämlich:

	Quadr.=M.
Morse nimmt an	651,162
Berghaus	667,600
Tamplemain	675,560
Grabing	742,600
Balbi	750,000
Hassel	766,390
Stein	771,928.

Die Mittelzahl dieser Angaben, 720,000 □Meilen, möchte deshalb anzunehmen seyn. Demnach ist A. $^1/_3$ der Kontinentalmasse, nach Asien der größte Erdraum, 4mal so groß als Europa und gleich der Gesammtmasse von Europa und Australien. A.'s Körper wird durch die Landenge von Panama in 2 fast gleiche Hälften, in **Nord-** und **Südamerika**, getheilt, wovon Nordamerika mit Westindien 380,000, Südamerika 340,000 □Meilen hat. Jede dieser Hälften hat eine dreiseitige Gestalt. Die Grundlinie des Dreiecks von Nordamerika liegt längs der arktischen Nordküste, seine Spitze auf dem Isthmus von Panama. Indeß ist diese Dreiecksgestalt nicht vollkommen ausgebildet. Nimmt man die Landzunge, worauf Mexiko und Centralamerika liegen, von Nordamerika weg, so bleibt die Gestalt eines Trapezes. Dann sind A.'s Haupttheile: **Nordamerika**, der **Isthmus**, **Südamerika** und **Westindien**. Die Gestalt Südamerika's gleicht fast einem rechtwinkligen Dreieck, dessen Hypotenuse die Westküste, die beiden Katheten die Linien von Panama nach St. Roque und von da nach Kap Hoorn bilden. A. beginnt im polaren Norden und reicht nach Süden hin bis tief in die gemäßigte Zone der südlichen Halbkugel. Der größte Theil seiner Ausdehnung liegt in der heißen u. nördlich=gemäßigten Zone. Der südlichste Punkt des Welttheils ist Kap Forward, 53° 55' südl. Br. und 53° 28' westl. L., oder, wenn man den südlichen Archipel einrechnet, Kap Hoorn, 55° 59' südlicher Breite u. 49° 36' westlicher Länge, der nördlichste Rodd=Bai auf der Halbinsel Boothia=Felix, 73° 54' nördl. Br. und 73° 30' westl. L., der westlichste Prinz Wales, 65° 33' nördl. Br. und 150 westl. L., der östlichste Kap Roque, 7° 8' südl. Br. und 7° 26' östl. L. Von Rodd=Bai bis zum Kap Forward ist eine Entfernung von etwa 2000 Meilen. Am breitesten ist A. unter 52° nördlicher Br., 865 Meilen; am schmalsten auf Panama unter 9° nördl. Br., 6 Meilen. Südamerika hat als größte Breite, von Punta Pariña bis Kap Roque, 690 Meilen; zur größten Länge, von Punta de Galinas bis Kap Forward, 1000 Meilen; Nordamerika hat von Kap Barrow bis Morro de Puercos, seinem südlichsten Punkt unter 7° nördl. Br., eine größte Ausdehnung von 1230 Meilen. A.'s Küste ist im Allgemeinen weit weniger als die von Europa u. Asien, mehr als die von Afrika entwickelt. Auch ist seine Ostküste, seine nach Europa und Afrika gewendete Seite, mehr als die Westküste, und wiederum die Nordküste mehr als die Südküste ausgezackt und mit Busen, Halbinseln und davorliegenden Inseln bereichert. Demnach gleicht Nordamerika dem gegliederten Europa, dahingegen dem einförmigen massigen Afrika mehr Südamerika, dessen Küsten nur wenig gebogen, ohne Meerbusen, Halbinseln und Inseln sind. Selbst der an der Südspitze anliegende Archipel ist mehr eine zerrissene Fortsetzung des Kontinents, als eine selbstständige einflußreiche Insularwelt. Das Verhältniß der Küstenentwicklung zum Areal des Ganzen ist in Nordamerika 1 : 57, in Südamerika 1 : 91; das Verhältniß der kleinstmöglichen Küstenlänge zur wirklichen in Nordamerika 1 : 2,89, in Südamerika 1 : 1,69.

Durch die **Strömungen seiner anliegenden Meere** ist A. in engem Verband mit den übrigen Kontinenten gestellt, und offenbar hat diese merkwürdig geregelte Fluthbewegung sehr frühzeitig schon den Verkehr, den der Muth und die Kunst der Menschen noch nicht bewerkstelligt hatten, mit Gewalt erzwungen und dadurch in beiden Welten, der alten und neuen, ein dunkles gegenseitiges Bewußtseyn hervorgerufen. Im atlantischen Ocean bildet die Strömung die Gestalt der Zahl 8, so daß an A. sich die zwei linken, an der alten Welt die zwei rechten Halbbogen, an Europa der obere, an Afrika der untere anlehnen. Die südatlantische Strömung, vom Vorgebirg der guten Hoffnung längs der Küste von Afrika bis zum Wendekreis des Steinbocks nördlich, von da mehr nordwestlich gerichtet, wird unter dem Gleicher zur Aequatorialströmung. Da, wo sie die amerikanische Küste trifft, wird sie in 2 Hälften gespalten, von denen die eine längs der brasilischen Küste südlich streicht und dann östlich umbeugt; die andere westnordwestlich längs der Guyanaküste nach den Antillen und von da in das karaibische Meer und durch einen Gegenstoß an der Moskitoküste, durch die Straße von Yukutan in den Busen von Mexiko dringt. An Louisiana und Florida vorüber rauscht diese Strömung als Golfstrom durch den Bahamakanal an der Ostküste Nordamerika's entlang bis Neufundland, und hier wird die Wassermasse, von einer Polarströmung nach Osten gegen Europa zu gedrängt, dann südöstlich und zuletzt südlich an den Azoren vorübergeführt und mündet darauf in der Aequatorialströmung. Im stillen Ocean stößt die Südpolarströmung zwischen den Parallelen von 50° und 40° s. Br. auf die Westküste von A. und spaltet sich hier in zwei Arme, von denen der eine um das Kap Hoorn in den atlantischen Ocean nach Osten, der andere aber nördlich längs der Küste von Chili und Peru (peruanische Strömung) bis zum Aequator streicht



70
60
50

und dann sich in die Aequatorialströmung ergießt, die nach Asien und Australien überführt. Im nördlichen Theil der Westküste A.'s trifft eine von Asien herfluthende Strömung die Küste der neuen Welt, und an Mexiko hinabwogend mündet sie in die Aequatorialströmung. So ist A. auf eine wunderbare, bedeutsame Weise in die oceanische Thätigkeit hineingestellt und dadurch vor allen Kontinenten zum Weltverkehr berufen.

Nordamerika ist nicht wie Südamerika ohne Küstenbiegung, ohne Küstenzersplitterung, ohne Gliederung; vielmehr nehmen seine Glieder ein Areal von 31,500 □Meilen ein, ihr Flächeninhalt verhält sich zum Areal von Nordamerika = 1 : 10 und zu dem von ganz A. = 1 : 21. Die **Halbinseln** Nordamerika's sind nämlich:

		Quadr.-Meil.					Meil.
Alaschka	=	400	mit	einer	Küstenlänge	von	150
Tschugatschin	=	230	„	„	„	„	70
Kalifornien	=	2600	„	„	„	„	390
Yukatan	=	2200	„	„	„	„	210
Florida	=	1100	„	„	„	„	180
Maryland / Delaware	=	285	„	„	„	„	88
Neuschottland	=	650	„	„	„	„	150
Labrador	=	24000	„	„	„	„	690

Auch die **Inseln** um Nordamerika sind der Zahl, der Größe und geschichtlichen Bedeutung nach wichtiger, als die um Südamerika. Sie nämlich führten wie Brücken zur Bevölkerung, Civilisation und Entdeckung A.'s: von Asien her durch die Mongolen über die Aleuten, von Europa durch die Normannen über Island und Grönland, durch Columbus über die Azoren und Antillen. Und haben sie vielleicht schon im tiefen Alterthum die alte Welt mit A. verbunden, was um so wahrscheinlicher wird, als die oceane Strömung mit diesen Inselzügen in Einklang steht, so beweisen und bewähren sie diese Bedeutung noch heute, so daß sich die drei Hauptvölker Europa's, welche sich in A. getheilt haben, zunächst an diese überführenden Brücken anlehnen, die slavische Nation an den Nordwesten, die Germanen an den Nordosten, die Romanen an die Antillen-Nachbarländer. Die Inseln des Nordens, obschon fast unwirthbar, sind aber als Zwischenglieder zwischen den Polarländern u. ihren Kontinenten nicht allein für den Menschen, sondern auch für die Fauna und Flora die Vermittlungsglieder und außerdem noch die Sammelpunkte des polaroceanen Gethiers und seiner Jäger. Wie bedeutsam in dieser Beziehung Neufundland, Grönland und die Aleuten sind, bedarf kaum der Erwähnung. Von noch größerer Wichtigkeit aber als die im Norden gelegenen Inseln sind für A. die Inseln Westindiens. Ihre Lage und Konstruktion ist äußerst günstig. Ihre Stellung im Brennpunkt eines Halbbogens, worauf fast alle Hauptgewässer u. die meisten und bedeutendsten Völker und Länder A.'s liegen, ihre trefflichen Stapelplätze, ihr Klima und ihr Boden offenbaren ihren räumlichen wie staatlichen Werth für die neue Welt. Der Inseln Südamerika's sind bis auf den Feuerlandsarchipel nur wenige, daher sie, wie selbst dieser unwirthbare, von antarktischen Winden und Strömungen gepeitschte Archipel keinen bemerkbaren Einfluß auf ihren Kontinent ausüben können. Von der Inselbildung eines Kontinents ist die Konstruktion der in nautischer Hinsicht wichtigen **Meerengen** oder **Straßen** abhängig. Ebendeshalb hat Nordamerika zufolge seiner größern Inselbildung und Küstenauszackung mehr Straßen als Südamerika. Während hier nur die Magelhaens- (zwischen Patagonien u. dem Feuerland) und die Mairesstraße (zwischen dem Feuerland u. Staatenland), die beide vom atlantischen Meer zum großen Ocean führen, von Wichtigkeit sind, so hat Nordamerika das Drachenmaul an der Südküste von Trinidad, den Kanal von Yukatan, die Straße von Florida, die von Belle-Isle zwischen Labrador u. Neufundland, den vom atlantischen Ocean zur Baffinsbai führenden Daviskanal, die Hudsonsstraße als Eingang zur Hudsonsbai, die Lancaster-Barrowstraße zwischen Norddevon und Baffinsland und die zwischen A. und Asien aus dem großen Ocean zum Polarmeer führende Behringsstraße.

Ueberblicken wir nun die Maßverhältnisse des amerikanischen Körpers nach seiner vertikalen und horizontalen Ausdehnung oder die seines Hoch- und Tieflandes, so hat:

	Tiefl. : Hochl.	Tiefl. : Kont.	Hochl. : Kont.
Nordamerika	4 : 1	1 : 1,3	1 : 5
Südamerika	1 : 1,05	1 : 2	1 : 2
Amerika	1,8 : 1	1 : 2,8	1 : 1,5

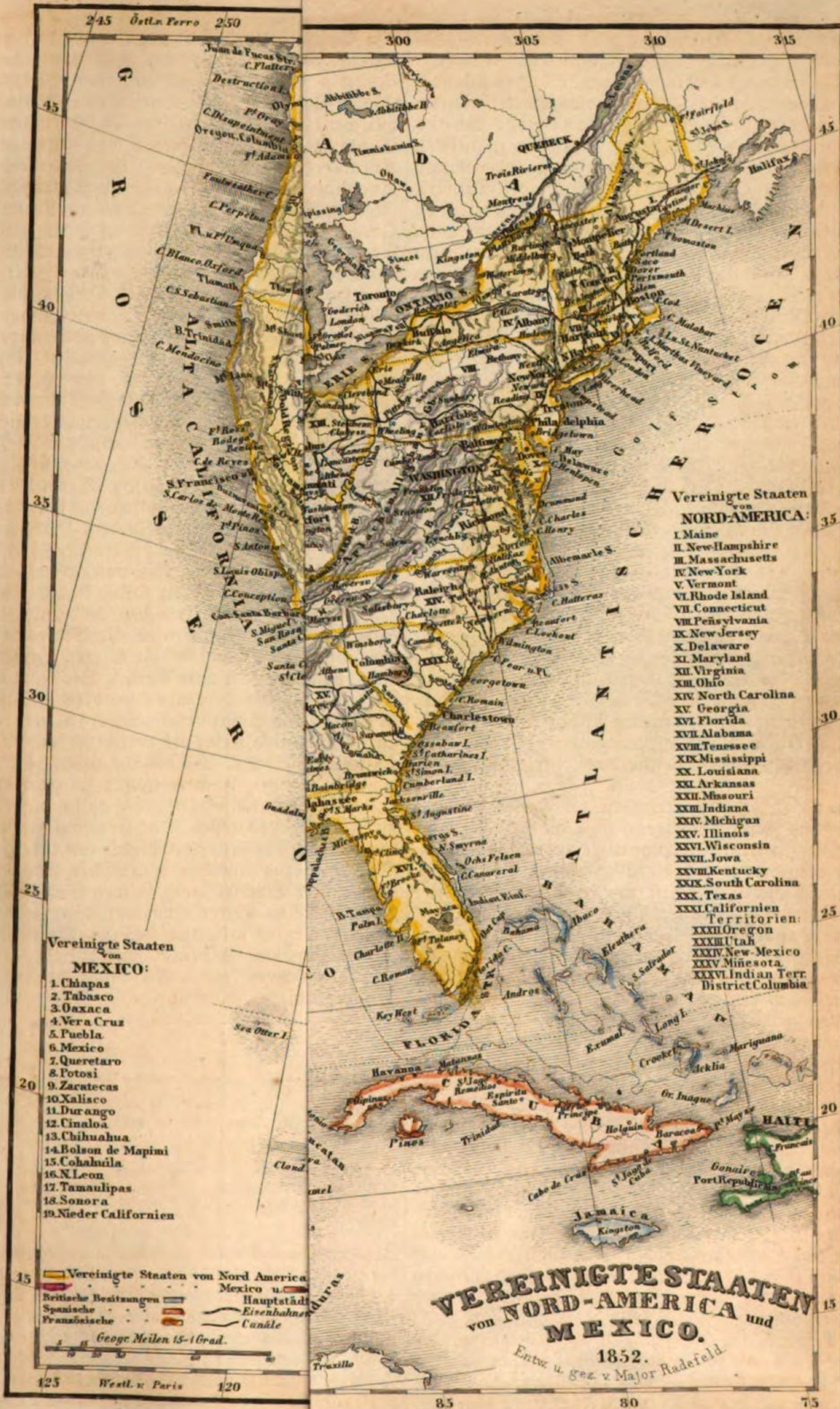
	Quadr.-Meil.
Nordamerika:	
1) Gebirgsländer:	
Andes, Seealpen, Hochlouisiana	167000
Alleghany	8000
	175000
2) Stufen- und Tiefländer:	
Savannen der kanadischen und der Lorenzoseen	100000
Savannen im Stufenland des Mississippi	52000
Küstenstufe der Alleghanys	9700
Küstenstufe des Plateau von Anahuac	5300
	167000
Südamerika:	
1) Gebirgsländer:	
Cordilleras de los Andes	33000
Küstenkette von Venezuela	1090
Schneegebirg von Santa Marta	110
Hochland von Guyana (Sierra Parime	14500
Brasilianisches Hochland	15500
	64200
2) Tiefland:	
Llanos des Orinoco	16200
Selvas und Ebene des Amazonenstroms	146000
Pampas des la Plata und Patagoniens	76000
Tiefland zwischen den Kordill. Ketten von Choco und Cundinamarca	6800
Küstenterrasse am großen Ocean	11300
	256700

Der ungeheure **Längengebirgszug**, der A. fast ununterbrochen von Süden nach Norden, vom Kap Forward bis zur Mackenzie-Mündung und bis zur Behringsstraße durchzieht, übt auf seine Bodengestaltung, Bewässerung, Klimate, Produktion und Bevölkerung den größten Einfluß. Durch ihn hat der Boden überall dieselbe regelmäßige Gestaltung: im Westen eine schmale Küste, dicht daran die himmelhoch ansteigende Andeskette, gegen Osten unabsehbare Flachländer, hier und da mit einzelnen Gebirgsgruppen; durch ihn bildet sich überall der überschwänglichste Wasserreichthum dieses Kontinents, er regelt und erzeugt die Luftströmungen, ist somit die Wasser- und Wetterscheide des Erdtheils; auf ihn sind die

verschiedenen Klimaten = und Produktenstandpunkte über einander gelagert und auf seinen vielfach geschürzten Gebirgsplateaux erhalten sich noch die Hauptreste der alten Indianerwelt. Dieser Gebirgszug heißt Cordilleras de los Andes oder schlechthin Kordilleren (von dem spanischen Worte Cordilleras, d. i. Gebirgszug), oder Andes (von dem peruanischen Worte Anta, d. i. Kupfer), ein Name, der eigentlich nur für das Gebirg von Chili, Peru und Quito, was die Eingeborenen auch Anti-Suju nennen, gilt, der aber auch dem ganzen amerikanischen Längengebirgszuge beigelegt wird. Der gesammte Zug hat eine Länge von 1900 Meilen oder 125 Breitengraden, und bedeckt einen Raum von beinahe 220,000 □M. Fügt man die submarine Fortsetzung der Andes bis zum 3000' hohen Gebirg auf Neu-Südshetland unter 62° s. Br. zu dieser Gebirgslänge, so erhält man eine 2200 Meilen lange Linie, die der vom Kap Finisterre in Spanien bis zum Ost-Kap Asiens gleicht. Die Breite der Andes von Südamerika verhält sich zu ihrer Länge wie 1 : 60, in Nordamerika wie 1 : 50. Genau genommen ist die Vorstellung, daß der Andeszug ununterbrochen den ganzen Erdtheil durchziehe, nicht vollkommen richtig, indem die Andeskette Südamerika's vor dem Isthmus von Panama endigt; selbst die auf dem Isthmus sich von Neuem erhebende Bergkette ist mehrfach durchbrochen, und erst jenseit der Landenge von Tehuantepec erhebt sich plötzlich wieder das nordamerikanische Hauptgebirg, das von da nach dem Polarmeer streicht. Auch dadurch unterscheiden sich die Anden Südamerika's von dem Hauptgebirg Nordamerika's, daß jene dicht an der Westküste streichen, dieses sich mehr in die Mitte des Kontinents drängt und dadurch Raum für eine Seekette läßt. Dieselbe Norddirektion haben übrigens auch die beiden, von diesem Hauptgebirgszuge abgesonderten Gebirge, das von Brasilien u. die Alleghanies. Von diesem Hauptstreichen weichen nur in Südamerika drei Bergketten ab, die mehr von Westen nach Osten ziehen, nämlich das Gebirg von Parime, die Küstenkette von Venezuela und das kleine Schneegebirg von Santa Marta. Die Kordilleren, deren mittlere Breite nur etwa 15 Meilen beträgt, bestehen größtentheils aus parallelen Ketten, die gewöhnlich Hochflächen von bedeutender Höhe einschließen, auf deren Fuß wieder häufig andere Gebirgsketten aufgesetzt sind. Der Abfall der Kordilleren ist gegen Westen viel steiler als gegen Osten. Ihre Kammhöhe steigt von 6000' bis 14,000' auf, und ihre Gipfel reichen über 23,000'. Durch die natürliche Einsenkung der Oberfläche von Panama, wo sich nur Hügel von 500' finden, ist die Kette Südamerika's von der von Nordamerika getrennt und dadurch hier zur Wohlthat für den Kontinent und für den Weltverkehr, die Verbindung der beiden Oceane, des atlantischen und großen, der menschlichen Thätigkeit freigegeben. Die einzelnen Theile der Kordilleren sind: in Südamerika die patagonische Kordillere, die von Chile mit der Sierra de Puelches, der Sierra nevada von Cordova und der Sierra de Salta, die Kordillere von Peru mit dem Chicasgebirg, der Sierra nevada von Chochabamba und Santa Cruz und der Kette von Cuchao, die Kordillere von Quito und von Neugranada mit drei Hauptketten: der von Choco (der westlichen), der von Quindin (der mittleren) und der Sierra von Suma Paz oder Sierra nevada de Merida (der östlichen); in Nordamerika: die Kordillere von Guatemala mit der Sierra von Yukutan, die Kordillere von Mexiko mit der Hochebene von Anahuac, die Binnenkordillere von Nordamerika (Sierra Madre, Grenzkordillere von Neumexiko, Oregankette, Rocky Mountains oder Felsengebirg), die Ostkordillere mit den schwarzen Hügeln, der Sierra von Texas und dem Osarkgebirg, die Westkordillere oder Seealpen, endlich die Kordillere von Sonora. Die Kordillere Patagoniens beginnt schon auf dem Feuerlands-Archipel und streicht auf dem Festland bis gegen 40° s. Br., wo sie der Insel Chiloe gegenüber ihre höchste Höhe im Nevada von Corcovado (11,700') erreicht. In dieser Kordillere sind Gletscher, namentlich auf dem Feuerland, sehr häufig. Auf der Westküste von Patagonien sind bis 46° 40' s. Br. hinauf Eisberge bekannt, so daß sie z. B. im Golf von Pennas in das Meer herabsteigen, was in Norwegen erst 20° nördlicher geschieht. Von 40° bis 18° s. Br. heißt die Kette die Kordillere von Chili. Vom 33° bis 18° s. Br. treten von dieser Gebirgskette drei Querglieder nach Osten in das Tiefland des la Plata hinaus, zwischen 33° und 31° die Sierra de Cordova, unter 25° die Sierra de Salta, zwischen 22° und 18° die Sierra nevada von Cochabamba und Santa Cruz. Die letzte Querkette, auf der Wasserscheide der obern Zuflüsse des la Plata und Amazonenstromes ist die höchste unter ihnen und steigt bis zu 14,000' empor. Unter dem 20.° s. Br., wo die Hauptkette sich nordwestlich wendet, spaltet sie sich in zwei Ketten, eine westliche und östliche, die dann unter 15° s. Br. sich wieder schließen. Das Hochthal, welches die beiden Ketten bilden, ist in Bezug auf ihre Spitzen tief, in Bezug auf den oceanischen Standpunkt hoch. Der Wechsel von solchen Gebirgsknoten und parallelen Ketten (zweimal sogar in drei parallelen Zügen) mit Hochthälern, auf denen sich die großartigste Alpenlandwirthschaft gebildet hat, kehrt vom 20.° s. Br. bis zum 7.° n. Br. neunmal wieder, nämlich:

Knoten von	Breite:		Alpenland von
1) Porco und Potosi .	$20\frac{1}{2}°$ — $19\frac{1}{2}°$	südl. Br.	Peru
2) Cusco	$15°$ — $14°$	„	
3) Huanuco und Pasco	$11°$ — $10\frac{1}{2}°$	„	
4) Loga	$5\frac{1}{4}°$ — $3\frac{1}{4}°$	„	
5) Assuay	$2\frac{1}{2}°$	„	Quito
6) Chisinche	$0° 40'$	„	
7) Los Pastos . . .	$\frac{1}{2}°$ — $1\frac{1}{4}°$	nördl. Br.	
8) Magdalenenquellen	$1\frac{5}{11}°$ — $2\frac{1}{2}°$	„	
9) Antioquia . . .	$5\frac{1}{2}°$ — $7°$	„	

Zwischen dem Knoten von Pasco und Cusco liegt die höchste Alpenlandschaft der Anden mit dem größten Alpensee der neuen Welt, dem Titicaca, 250 □M. (20mal größer als der Genfersee), innerhalb der bis jetzt bekannten höchsten Berge A.'s (nach den neuesten Angaben soll Chili noch höhere Spitzen tragen). In der Westkette dieser Hochthallandschaft erreichen die Spitzen die Höhe von 20,600' (Nevada von Chuquibamba), in der Ostkette dagegen die von 23,640' (Nevada von So=


Vereinigte Staaten von NORD-AMERICA:
I. Maine
II. New-Hampshire
III. Massachusetts
IV. New-York
V. Vermont
VI. Rhode Island
VII. Connecticut
VIII. Peñsylvania
IX. New Jersey
X. Delaware
XI. Maryland
XII. Virginia
XIII. Ohio
XIV. North Carolina
XV. Georgia
XVI. Florida
XVII. Alabama
XVIII. Tenessee
XIX. Mississippi
XX. Louisiana
XXI. Arkansas
XXII. Missouri
XXIII. Indiana
XXIV. Michigan
XXV. Illinois
XXVI. Wisconsin
XXVII. Jowa
XXVIII. Kentucky
XXIX. South Carolina
XXX. Texas
XXXI. Californien
Territorien:
XXXII. Oregon
XXXIII. Utah
XXXIV. New-Mexico
XXXV. Miñesota
XXXVI. Indian Terr.
District Columbia
Vereinigte Staaten von MEXICO:
1. Chiapas
2. Tabasco
3. Oaxaca
4. Vera Cruz
5. Puebla
6. Mexico
7. Queretaro
8. Potosi
9. Zacatecas
10. Xalisco
11. Durango
12. Cinaloa
13. Chihuahua
14. Bolson de Mapimi
15. Cohahuila
16. N. Leon
17. Tamaulipas
18. Sonora
19. Nieder Californien
Vereinigte Staaten von Nord America
Mexico u.
Britische Besitzungen
Spanische
Französische
Hauptstädt
Eisenbahnen
Canäle
Geogr. Meilen 15-1 Grad.
Östl. v. Ferro
Westl. v. Paris
GROSSER OCEAN
ATLANTISCHER OCEAN
Golf Strom
ALTA CALIFORNIA
CANADA
WASHINGTON
Philadelphia
Baltimore
Boston
Albany
QUEBECK
Montreal
Toronto
ONTARIO S.
ERIE S.
Buffalo
Richmond
Raleigh
Charlestown
Savannah
Jacksonville
S.t Augustine
C. Hatteras
Wilmington
FLORIDA
Key West
Havanna
Matanzas
Jamaica
Kingston
HAITI
BAHAMA
Pinos
VEREINIGTE STAATEN von NORD-AMERICA und MEXICO.
1852.
Entw. u. gez. v. Major Radefeld.

rata, unter $15^1/_2$° s. Br.) und 22,940′ (Nevada von Illimani, unter $16^1/_2$° s. Br.). Diese Ostkette hat das Querjoch von Beni. Den Ostfuß dieser ganzen Kordillerengruppe begleitet ein Stufenzug von Urwäldern und Sumpfstrichen, durch die die Llanos und Pampas von den Anden geschieden sind. Das Alpenland von Quito, aus den drei, rücksichtlich ihrer Höhe wenig von einander verschiedenen Hochebenen von Cuenca, Hambato und Quito bestehend, umschließt eine 9000′ hohe, 50 Meilen lange und 3—4 Meilen breite Hochlandschaft, die nur durch enge Felsenspalten dem Wasser (Amazonenstrom) und dem Menschen einen Thorweg gestattet. In der Westkette dieses Plateaus stehen die Schnee-Vulkangipfel Yliniza (16,300′), der vierköpfige Pichincha (14,950′) und der Chimborazo (20,100′), in der Ostkette der Cotopaxi (17,710′), Antisana (17,960′) und Cayambe (18,420′). Das Plateau von Pastos ist noch bei 10,000′ Fuß Höhe bewohnt. Am Nordende der Hochlandschaft Quito tritt die Kordillere, wo der Magdalenen- und Caucafluß entspringen, in drei Ketten auseinander, die nicht völlig wieder vereinigt werden. Die Ostkette, auf der rechten Seite des Magdalenenflusses, streicht als Kette der Suma Paz, dann nordöstlich als Sierra nevada de Merida, östlich am Maracaybosee vorüber dem Meer zu; der Mittelzug, die Kette von Quindin, trennt den Magdalenenfluß vom Rio Cauca, hat eine nördliche Streichung und sinkt ins Tiefland hinab, wo sich beide Flüsse vereinigen; die Westkette oder die von Choco ist die eigentliche Fortsetzung der Anden, zieht längs der Küste dem Isthmus von Panama zu. Auf der Ostkette liegt das Plateau von Santa Fé de Bogota, 8400′ hoch; die mittlere Kette, nicht niedriger als die östliche, steigt im Pic von Tolima zu 17,200′ auf; die westliche Kette ist bedeutend niedriger, als jene beiden, und nur da, wo sie mit der Kette von Quindin zusammentritt, bildet sie ein 7000′ hohes Gebirgsland (Gebirgsknoten von Antioquia). Dicht vor dem Isthmus von Panama endigt dieser Westzug. Dicht an der schmalsten Stelle des Isthmus, wo der Flachboden mit seinen Spitzhügeln nur 500′ hoch ist, erhebt sich die Silla de Veragua zu 8400′, und zwischen dem Nicaraguasee und dem großen Ocean zieht die Kordillere von Nicaragua und Guatemala als vulkanische Bergkette, deren Spitzen zu 10,000′ emporsteigen. An ihrem steilen Nordfuß liegt der Isthmus von Huasacualco und Tehuantepec nur 1000′ hoch. Nördlich von diesem Isthmus steigt die Kordillere zum 7000′ hohen Alpenhochland (Plateau von Anahuac) empor, das von Osten nach Westen von Nevados und Vulkanenketten [Pic von Orizaba oder Sitlaltepetl (Sternberg) 16,300′, Popocatepetl (Feuerberg) 16,626′, Vulkan von Toluca, 14,230′] quer durchzogen wird. Nördlich davon liegt das kühle Alpenland Mexiko mit seinen Alpenseen. Unter dem 21° n. Br. wird der Gebirgsrücken (hier Plateau von Guanaxuato) außerordentlich breit, theilt sich aber nach Norden hin wieder in drei Züge. Der Ostzug, die Kordillere von Texas, nimmt seine Richtung nördlich zum Rio del Norte, der ihn durchbricht, von da nordöstlich, immer mehr sich erniedrigend, über den Arkansas zum Missouri und Mississippi, wo er in den Ozarkbergen nur noch 2000′ hoch ist. In den Wisconsawhöhen setzt er auf dem linken Ufer des Mississippi nach der Lorenzoseenkette fort. Der Mittelzug, unter den drei Ketten der Hauptzug, streicht nordnordwestlich zuerst als Sierra-Madre-Rücken bis zum 33.° n. B., von da als Plateau von Neumexiko am obern Rio del Norte, dann als kolossaler breiter Gebirgsrücken (das Lupata der Indianer) mit mehren Parallelketten zwischen dem Missouri-, Mississippi- und Columbiagebiet unter dem Namen Rocky Mountains (Felsgebirg) oder Oregangebirg. Das Gebirg trägt da, wo die große nordamerikanische Wasserscheide liegt, gewaltige Spitzen: den James-, Espannolpic und Bighorn, die zu 11,000′ aufsteigen; noch höher sind der Thompsonspic und Bonnevillepic. Unter 42° n. B. streicht ein Querzug, die schwarzen Berge (Black Hills), von diesem Hauptzug in nordöstl. Richtung bis zum Missouri. Die Hauptkette zieht allmählig sich erniedrigend nach den Küsten des Polarmeers, an dem linken Ufer des Mackenzieflusses. Der Westzug hingegen streicht als Kordillere von Sonora nordwestlich nach der Nordspitze des Meerbusens von Kalifornien. Von der Südspitze dieser Halbinsel zieht längs der Küste Nordamerika's, allen ihren Krümmungen folgend, in einer Entfernung von 10 — 15 Meilen von ihr, die Kette der **Seealpen**, die, unter dem 45.° nördl. Breite von Columbia durchbrochen, vom 50.° nördl. Breite an dem norwegischen Küstengebirg gleicht. Unter 60° nördl. Breite wendet sie sich nach Westen und tritt in die Halbinsel Alaschka und als insulare Gebirgskette auf die Aleuten hinaus. Ihre Höhe ist bedeutend: unter dem 40.° nördl. Breite 9000′, noch höher nach Norden hin, wo unter 59° und 60° der Fairweather (Schönwetterberg) 13,824′ und der Eliasberg 16,938′ und selbst die Gipfel der Aleuten fast 6000′ hoch sind. Die **isolirten** Gebirgsstöcke Südamerika's sind: das Gebirg von Brasilien, das Hochland von Guyana, die Sierra nevada de Santa Marta und das Gebirg von Venezuela. Das **brasilische Bergland**, durch den la Plata, Maranhon und das Meer insularisch abgeschlossen, hat eine Länge von 160 und eine Breite von 100 Meilen. Das Ganze ist ein 1000 — 2000′ hoher Bergrücken, aus dem drei unter sich und mit der atlantischen Küste parallellaufende Bergketten, die durch einzelne Querzüge verbunden sind, heraustreten. Die Ostkette ist der Küstenzug (Serra do Mar); die mittlere Kette unter verschiedenen Namen (Serra von Villa Rica, Serra do Espinhaco, Serra Montequeira) streicht, 45 Meilen von der Küste entfernt, auf dem rechten Ufer des Rio San Francisco; sie ist die höchste und bedeutendste. Ihre höchsten Spitzen liegen in der an Diamanten reichen Landschaft Minas Geraes; so der Itambe 5690′, der Orgelpic an 7000′ hoch. Die Westkette oder Serra Vertentes, 60 Meilen von der Küste entfernt, bildet die Wasserscheide der östlichen Zuflüsse des Marannon und la Plata. Das **Hochland von Guyana** oder der Gebirgsstock von Parime, 80 Meilen breit und 130 — 140 Meilen lang, liegt zwischen dem untern Maranhon und dem Orinoco, der selbst in dem unbekannten Innern dieses Berglandes seinen Ursprung

hat und dasselbe von Südwesten nach Norden umfließt. Unter den 8 Parallelketten dieses Gebirgs ist die südlichste die höchste, hier der Pic von Duida 7800'. Die Sierra nevada de Santa Marta, das kleinste, aber höchste der isolirten Gebirge Südamerika's, erhebt sich wie eine steile Pyramide zwischen dem See von Maracaybo, dem Antillenmeer und dem Magdalenenstrom, aus heißen Ebenen zu der Höhe von mehr als 18,000'. Die Küstenkette von Venezuela, 120 Meilen lang, 8 — 9 Meilen breit, eine parallele Doppelkette, zieht längs des Antillenmeeres von Westen nach Osten und setzt über den Drachenschlund auf die Insel Trinidad. In der Nordkette dieses Gebirgs liegt seine höchste Spitze (Silla de Caraccas, 8100' hoch). Das isolirte Gebirg Nordamerika's sind die Alleghany oder Alleghanie (so bei den Indianern genannt) oder die Apalachen. Sie durchziehen unter verschiedenen Namen den Osttheil der Vereinsstaaten, 350 Meilen lang und 20 Meilen breit, beginnen von den Hügeln südlich des Lorenzstromes, streichen südwestlich und krümmen sich südlich nach dem untern Mississippi zu. Sie bestehen aus mehren Parallelketten, deren mittlere Höhe 3000', die Ost- und Westkette sind die beiden Hauptketten, jene sind die Alleghany im engeren Sinn (blaue Berge), diese die Laurel Mills (in Tenessee Cumberlandsberge genannt).

An Vulkanen ist A. sehr reich. Die Kordilleren selbst sind nur ein Vulkanenspalt, gleichsam die größte Batterie auf Erden: 58 brennende u. eben so viel ruhende, durch den festesten Granit hindurch bis in die Schneeregion gehobene Schornsteine geben Zeugniß von dem gewaltigen, gemeinsamen Feuerherd des Innern. Alle Vulkane A.'s liegen in der Richtung der Andes, nur die von Mexiko streichen von Westen nach Osten. Die höchsten und furchtbarsten Vulkane, jene, welche die größte Kraft besitzen, sind die Ketten von Quito und Neugranada und die von Centralamerika; zwischen beiden liegt die Einsenkung von Panama und die der Antillen. Ueberhaupt sind 5 Vulkan-Reihen und -Gruppen in den Kordilleren, nämlich: Die Südreihe: Vulkan de los Gigantes (51° südl. Breite), de San Clemente (46°), de Maco (45°), de Cuptano (44$^3/_4$°), Yenacumen (44$^1/_2$°), de Medielena (44°), de Yantelas (43$^1/_2$°), de Minchina (42$^3/_4$°), Llebcan und Quacucabi (41°), Guanague, Osorno und Ranco (40°), Chinnok (39$^5/_6$°), de Villa Rica (39$^1/_4$°), Notuco (39$^1/_4$°), Chinal (38°), Collaqui (38°), Antojo (37$^3/_4$°), Tucapel (37°), Chillu (36°), Peteroa (35°), Maypo (34°), San Jago (33°), Acanagua (32$^1/_2$°), Ligua (32°), Chinpa (31$^1/_3$°), Limari (31°), de Coquimbo (30°), de Copiapo (27°), Gualatirri (20°), Saguma (19°), de Arequipa (15$^3/_4$°). Die Vulkane von Quito, ein auf einem Raum von 4 Breitengraden zusammengedrängtes großes Feuer-Gewölbe, das von der Südreihe durch 14 Breitengrade getrennt ist. Es liegt innerhalb 1° 45' südl. Breite und 2° 30' nördl. Breite. Sangai, Tungurahua, Carguirazo, Cotopaxi, Sinchulahua, Guachomaio, Antisana, Pichincha, Inibabura, Chilas, Cumbal, Azufral, de Pasto, Sotara, Puracé, de Rio Fragua. Die Vulkane von Centralamerika liegen zwischen 8° 40' und 15° 58' nördl. Breite. Vulkan de Barua, de Zapanpas, Pazagayo, de Orosi, de Tenorio, de Riocon, de Granada, de Bombacho, de Leon, de Tolica, de Viejo, de Gilotepe, de Guanacuri, de San Miguel, de Sacate koluka, de Vosatlan, Tropa (San Vincente und San Salvador), de Isalco, de Apaneca, de Guatemala, de Atitlan, Sacatepec, Sapotillan, Amilpas und Soconusco. Die Gruppe von Anahuac: Vulkan von Tertla, der vulkanische Knoten der 5 Berge Sitlaltepetl bei Orizaba, Naucampatepetl, Popocatepetl, Iztazihuatl und von Toluca, von Jorulla und Colima. Nördliche Reihe: Vulkan de las Virgenes in Kalifornien, Schönwetterberg, Eliasberg, zwei Vulkane auf der Halbinsel Alaschka. Fast alle Inseln A.'s, bis auf die Bahamas und kleinen Antillen, welche Korallenbildung haben, sind Gebirgsinseln mit 2 — 6000' hohen Ketten und tobenden Vulkanen. Der Vulkan San Vincent auf den Antillen ist der furchtbarste des westindischen Archipels, der Bridgeman auf den Shetlandsinseln ist bis jetzt der südlichste und kleinste auf Erden.

Außerordentlicher noch als die Gebirgsbildung A.'s ist seine Thal- und Ebenenbildung; sie ist hier die überwiegende Bodengestaltung, so daß $^2/_3$ des Ganzen den Ebenen und dem welligen Hügelland gehört. Größere Ebenen als hier finden sich auf Erden nicht. Sämmtliche Ebenen der neuen Welt umfassen über 407,700 □M. Areal, wovon auf Südamerika 246,000 (gegen $^3/_4$ Südamerika), auf Nordamerika an 162,000 □M. ($^3/_8$ von Nordamerika) kommen. Von Süden nach Norden folgen: die patagonische Ebene, die Pampas de la Plata (76,000 □M.), die Llanos des Maranhon (145,000 □M.), die Llanos des Orinoco (16,000 □M.), die Tiefebenen von Guyana (2100 □M.), die des Magdalenenflusses (6800 □M.), die Savannen des Mississippi (47,000 □M.), die Ostküstenterrasse im Südosten der Alleghanies (17,000 □M.) und die Ebenen der Polarabdachung und des Lorenzflusses (100,000 □M.) Diese Ebenen sind A.'s größte Wasser- und Pflanzenträger; sie vertreten die Stelle unsrer Wiesen, doch dies nur in der Regenzeit. Ihre Natur, ihr Ausdruck und ihr Leben ist höchst eigenthümlich und in der Art auf Erden nicht wiederkehrend. Ist die Seeniederung des Nordens morastig, klippicht und unbelebt, die patagonische Ebene steinig und gesalzen und von kümmerlichem vegetabilischen Leben, so sind die andern Ebenen gewaltige, zum Theil baum- und hügellose Grasmeere, zum Theil unermeßliche Urwaldungen. Die Pampasebene oder das südliche La Plataflachland ist von ungeheurer Ausdehnung und wird von den Andes, dem brasilischen Hochland und dem Meere eingerahmt. Die Gewässer dieser Ebene stürzen aus Norden und Nordwesten und stauen sich zum großen Theil, weil die Ebene wenig Neigung hat, in der Regenzeit zu weiten Seen, die dann in der trocknen Zeit verdunsten. Der Anblick der Ebene ist in den verschiedenen Entfernungen verschieden. Head theilt die ganze Strecke von Buenos Ayres bis Mendoza in drei Bezirke; der erste, von Buenos Ayres sich 45 Meilen landeinwärts erstreckende Bezirk trägt Klee und Disteln; der zweite, 100 Meilen breit, hohes Gras; der dritte, bis zum

Fuß der Anden, Gesträuche und niedrigen Wald. Die zwei letzten Bezirke behalten stets ihr Aussehen, der erste dagegen wechselt sein Ansehen. Der vom Winter zum Sommer mit Klee und 10' hohen, breitblättrigen Disteln überzogene Boden ist ein Weideplatz für ungeheure Heerden von zahmen und verwilderten Rindern und Pferden; mit Beginn des Herbstes wird Alles, Klee und Disteln, von den daher rasselnden Südwestwinden (Pamperas) zu Boden geweht und verwest. In dem gebirgigen Feenland Brasilien treten an die Stelle dieser steppenartigen Niederungen Hochebenen mit wenig Dammerde, von Gräsern und dürftigem Strauchwerk bekleidet und von vielen Schluchten zerrissen; dies die sogenannte Campos-, die Maranhon- und Orinocoebene oder die Llanostenne erstreckt sich zwischen den Anden, dem brasilischen Hochland, dem Meer und dem Venezuela- und Guyanagebirg. Fast wagerecht, 240 Meilen lang und 40 — 70 Meilen breit, dehnt sich diese Ebene wie ein Ocean aus und erfüllt, wie dieser, das Gemüth mit dem Gefühl der Unendlichkeit. Kein Hügel, sagt A. von Humboldt, keine Klippe erhebt sich inselförmig in dem unermeßlichen Raum, nur hier und dort liegen gebrochene Flötzschichten von 200 □M. Oberfläche bemerkbar, höher als die angrenzenden Theile. Bänke nennen die Eingebornen diese Erscheinungen, gleichsam im Geiste der Sprache den alten Zustand der Dinge ahnend, da jene Erhöhungen Untiefen, die Steppen selbst aber der Boden eines großen Mittelmeeres waren. Wie die Sahara, so liegt diese Steppe in dem heißen Erdgürtel, aber diese wechselt des Jahres zweimal ihren Ausdruck, jene bleibt in ihrem Tode sich gleich. In der einen Zeit trägt sie Gras, wie die hohen Steppen Asiens, in der andern wird alles Vegetabilische zur Asche und die Steppe zum Sandmeer. Dennoch ist die Ebene seit der Entdeckung A.'s bewohnbar gemacht. Ortschaften an den Steppenflüssen, vereinzelte Schaaren verwilderter Stiere, Pferde und Maulesel bedecken diese Niederungen, die von Natur der Sitz zahlloser wilden Thiere auf dem Land, im Wasser und in der Luft (Boa, Jaguar, Krokodil, Zitteraal, Insekten und Vögel) ist. Längs des Maranhon hin bis an die Andenkette und zu den Quellen des Huallaga und Ucayle stehen unermeßliche Urwälder, die nie der Fuß eines Menschen betrat und die von zahllosen und mannichfaltigen Schlingpflanzen dicht durchflochten sind, so daß man sich jeden Schritt mit der Axt anbahnen muß, und deren schauerliche, wilde, stille Oede nur durch das Gebrüll wilder Thiere und das Geschrei fremdartiger Vögel unterbrochen wird. Die Savannen (Prairies) sind die großen auf beiden Ufern des Mississippi ausgebreiteten weiten Ebenen, wo selten ein Baum oder Strauch ist, aber Blumen in Menge und das wohlriechende indianische Gras. Nur gegen Süden hin treten Hügel mit Bäumen auf. An den Ufern der großen Flüsse geht der Graswuchs in Sümpfe über, worauf 10—12' hohes Schilf aufschießt und die sogenannten Rohrwiesen bildet. Im Westen der Savannen, in dem höhern nordwestlichen Theil des Felsengebirgs liegt die 100 Meilen breite und 120 Meilen lange Wüste, deren Sandboden baumlos, aber hie u. da mit Oasen von Salzpflanzen u. Cactus u. der Tummelplatz unermeßlicher Heerden von Bisonochsen, wilden Pferden, Hirschen, Rehen, Bären, Wölfen, Antilopen u. wilden Hunden ist. Ihr Saum ist mit Eichen, Cedern u. andern Bäumen bewachsen.

Die Entwickelung der Stromsysteme ist durch die orographischen Verhältnisse bedingt. In A. sind nicht, wie in der alten Welt, Hochgebirgsland u. Tiefland durch Stufenländer vermittelt. Diese ausgleichende Form, welche Uebergänge bildet u. dem Boden Mannichfaltigkeit gibt, mangelt der westlichen Erdhälfte im Allgemeinen eben sowohl, wie das Massengebirg. Bei der Ebenenbildung, welche ganz entschieden vorwiegt, gewinnen die untern Läufe der Ströme eine ungeheure Ausdehnung, und in den weiten Flächen steht auch ihrer eigensinnigsten Entwickelung und Verflechtung kein Hinderniß entgegen. Die größten Gefließe verdanken meist dem westlichen Hochgebirge ihren Ursprung; sie strömen zum Theil, wie der Mississippi, dessen Lauf sich durch mehr als 15 Grade der Breite erstreckt, durch sehr verschiedene Klimate; sie erhalten auch von den im Osten sich erhebenden Kettengebirgen eine Menge von Zuflüssen und wälzen daher eine ganz ungeheure Wasserfülle in den Ocean. So empfängt der Mississippi Gefließe zugleich vom Ostabhang des Felsengebirges, von der westlichen Abdachung der Alleghanies, dem südlichen Abfall der Landhöhe an seinem Quellbezirke und von jenem der nördlichen Seenplatte. Der Amazonenstrom bildet ein Aufnahmebecken für Gewässer von der großen Kordillere, von den brasilianischen Gebirgen und der Sierra Parime und fällt erst nach einem Laufe von 1600 Stunden, selbst einem Meer vergleichbar, in den Ocean. In den amerikanischen Hochgebirgen liegen oft die Quellgegenden großer Stromgebiete ganz nahe bei einander, so z. B. des Rio del Norte, Missouri und Columbia. In Süd-A. bewirkt häufig eine beinahe unmerkliche Bodenwölbung, eine sogenannte Mesa, eine Wasserscheide. So flach ist oft das Land, daß große Stromsysteme durch förmliche Gabeltheilungen mit einander in Verbindung stehen und daß der Orinico in seinem obern Laufe einen Arm, den Cassiquiare, in den Rio Negro sendet, welcher sich in den Amazonenstrom ergießt. In Nord-A. werden die Zuflüsse des Mississippi u. des Sankt Lorenz oft nur durch ganz kurze Strecken Landes, sogenannte Tragplätze (Portages) von einander getrennt, weshalb man sie ohne erhebliche Mühe durch Kanäle mit einander in Verbindung bringen konnte. Verschiedene Ströme verschwimmen buchstäblich in einander. Besonders im Gelände des Amazonenstromes und des Orinoco erblicken wir ein labyrinthisches Geflecht von Stromrinnen, die auf Hunderten von Meilen keine fortlaufende Bodenerhebung von nur hundert Fuß darbieten, und wo auf hundert Meilen Stromlauf kaum hundert Fuß Fall vorhanden ist. Die Llanos am Orinoco, die Bosques am Amazonenstrom und die Pampas am la Plata erheben sich allesammt schwerlich mehr als 300 Fuß über den Spiegel des atlantischen Oceans. Diese drei großen Niederungen und Stromgebiete mögen allerdings einst Becken großer Seen ge-

bildet und als ein großes Binnenwasser die westliche Kordillere von den östlichen Gebirgen Süd-A.'s getrennt haben. Weil die Kordilleren nicht den Charakter der Massengebirge tragen, sondern als Kettengebirge streichen und nur selten breite Kämme zeigen, so wird durch sie die Bildung von Alpenseen nicht begünstigt. Die Flüsse finden keine großen Becken, in welchen sie sich ansammeln könnten, sondern brechen in raschem Laufe durch steile Hochthäler. Wo solche Aufnahmebecken sich finden, sind sie von nicht erheblichem Umfang, den sagenreichen Titicacasee in Bolivia allein ausgenommen. Dem Flachlande Süd-A.'s mangelt gleichfalls die eigentliche Seenbildung. Stehende Wassersammlungen, Steppenseen, sind allerdings in Patagonien, am Pilcamayo und Vermejo vorhanden; sie sind aber im Stromgebiete des la Plata nur periodisch und zumeist nur als große Moräste zu betrachten, wie der vielbestrittene Xarayessee und in Bolivia die Laguna von Rogaguado. In Patagonien empfangen diese, meist salziges oder brakiges Wasser führenden Steppenbecken Flüsse mit unvollkommenem Laufe, welche ihnen aus unfruchtbaren Wüsteneien etwa in der Weise zuströmen, wie in Nord-A., auf dem Great-Bassin, dem großen Salzsee der Mormonen und dem damit in Zusammenhang stehenden Utahsee. Weit häufiger als im Süden verwischen sich in Nord-A. die Unterschiede von Fluß und See. Das große Seenland jenseits des 40. Breitengrades bildet in der Gestaltung der westlichen Erdhälfte einen ganz charakteristischen Zug, für welchen sich nur in Schweden und Finnland ein Analogon findet. Es gibt nirgends auf der Erde eine größere Ansammlung süßen Wassers, als in den kanadischen Seen, die einen Flächenraum von der halben Größe Deutschlands bedecken. Als Binnengewässer stehen sie an Ausdehnung nur dem kaspischen See nach, der indessen salziges Wasser enthält. Etwa unter der Breite der Mississippiquellen und da, wo die Wasserscheide zwischen dem St. Lorenzstrom, dem Abfluß des großen kanadischen Süßwassermeeres, und den in die Hudsonsbai fallenden Gewässern liegt, vom 42. bis 47. Grade, erhebt sich eine felsige Hochfläche, die sogenannte arktische Felsen- oder Seenplatte. Auf ihr liegt ein Gewirr von unzählbaren Flüssen u. von Seen, die zum Theil unfertig sind, lediglich als lagunenartige Stromerweiterungen erscheinen und bei hohem Wasserstande verschiedene Stromsysteme mit einander verbinden, z. B. durch den Athapesco-See jene des Columbia und des Makkenzie, welches letztere dem Eismeere angehört. Für den großen Handelsverkehr sind diese Gewässer von keiner Erheblichkeit, sie erleichtern aber den Pelzhändlern das Vordringen ins innere Land sehr wesentlich. Sie sind praktikabeln Landstraßen vergleichbar, auf welchen allein die Verbindung zwischen den Forts der Hudsonsbaigesellschaft Statt finden kann, welche vom stillen Ocean bis an die Hudsonsbai über die große Einöde zerstreut liegen. Die ganze Ebene von der Mündung des Mississippi bis an das nördliche Eismeer erreicht nirgends eine Höhe von mehr als 1600 Fuß.

Die Eigenthümlichkeit der **klimatischen Verhältnisse** A.'s wird von Humboldt mit folgenden Worten meisterhaft angedeutet: „Schmalheit der vielfach eingeschnittenen Feste in der nördlichen Tropengegend, wo eine flüssige Grundfläche der Atmosphäre einen minder warmen aufsteigenden Luftstrom darbietet; weite Ausdehnung gegen beide beeiste Pole hin; ein freier Ocean, über den die tropischen kuhleren Seewinde wegblasen; Flachheit der östlichen Küsten; Ströme kalten Meerwassers aus der antarktischen Region, welche, anfänglich von Südwest nach Nordost gerichtet, unter dem Parallelkreis von 35° südlicher Breite an die Küsten von Chili anschlagen und an den Küsten von Peru bis zum Kap Pariña nördlich vordringen, sich dann plötzlich gegen Westen wendend; die Zahl quellenreicher Gebirgsketten, deren schneebedeckte Gipfel weit über alle Wolkenschichten emporstreben und an ihrem Abhange herabsteigende Luftströmungen veranlassen; die Fülle der Flüsse von ungeheurer Breite, welche nach vielen Windungen stets die entfernteste Küste suchen; sandlose und darum minder erhitzbare Steppen; undurchdringliche Wälder, welche, den Boden vor den Sonnenstrahlen schützend oder durch ihre Blattflächen wärmestrahlend, die flußreiche Ebene am Aequator ausfüllen, und im Innern des Landes, wo Gebirge und Ocean am entlegensten sind, ungeheure Massen theils eingesogenen, theils selbsterzeugten Wassers aushauchen: alle diese Verhältnisse gewähren dem flachen Theile von A. ein Klima, das mit dem afrikanischen durch Feuchtigkeit und Kühle wunderbar kontrastirt. In ihnen allein liegt der Grund jenes üppigen, saftstrotzenden Pflanzenwuchses, jener Frondosität, welcher der eigenthümliche Charakter des neuen Kontinents ist". Auf den Hochgebirgen also lagert fast unter allen Breiten ewiger Schnee; in den tropischen Gegenden streicht der Ostpassat weit ins Land hinein; im Norden sind westliche und nördliche Windrichtungen vorherrschend. Der ganze Kontinent hat kein einziges größeres Gebirg, das von Westen nach Osten läuft, sie ziehen vielmehr alle in der Richtung der Mittagslinie. Das im Westen der Kordillere liegende Land hat im Allgemeinen ein gleichmäßiges, den Breiten angemessenes Klima, während die Ostseite vielfach excessiven Temperaturwechseln unterliegt. Es mangelt, wie schon oben bemerkt wurde, die allmählige Abstufung des Geländes, welche einen allmähligen Wechsel zwischen Wärme und Kälte zu vermitteln geeignet wäre. Zwischen den Wendekreisen weicht der Wärmestand der einzelnen Länder des alten und des neuen Kontinents unter gleichen Bodenverhältnissen nicht wesentlich von einander ab, aber in A. hat man auch im heißen Himmelsstriche tropische Hitze und arktische Kälte im schroffsten Uebergange ganz nahe bei einander. Der Wetterwechsel ist häufig und plötzlich, der Wärmegrad wegen der angedeuteten Ursachen im Allgemeinen geringer, als in den andern Erdtheilen, und der neue Kontinent feuchter. Insbesondere Nord-A. reicht nur mit einem schmalen Streifen in den heißen Erdgürtel hinein, während es den kalten Nordwinden völlig Preis gegeben ist, die, von keiner querlaufenden Gebirgsschranke gehemmt, in den weiten Ebenen nirgends in ihrer Kraft gebrochen werden und zudem über weite

Flächen von Eis, Schnee und kaltem Wasser wehen. Nur die der Seeluft mehr ausgesetzte Westküste, welche oceanisch erscheint, im Gegensatz zu dem mehr kontinentalen Osten, hat, wie bereits gesagt, ein den Breitengraden entsprechendes Klima. Je kontinentaler das Land wird, um so mehr nimmt die Wärme von Westen nach Osten ab. Aber diese Unterschiede nehmen von den höhern Breiten zu den niedrigern schnell ab und verschwinden schon unter dem 30. Grade fast gänzlich. Es ist eine interessante Erscheinung, daß die Südgrenze, bis zu welcher in A. diese Verschiedenheit des Klimas im Osten und Westen reicht, auch die Südgrenze für den Aufenthalt der Eskimos bildet. Während sie an der atlantischen Seite bis zur Südküste von Labrador, also bis an die Mündung des Sankt Lorenz herab wohnen (50° nördl. Breite), kommen sie an der Nordwestküste nicht südlicher, als bis zum 60. Grade. Fort Vancouver, unfern der Mündung des Columbia, 45° 37', liegt etwa einen Grad nördlicher, als Eastport in Maine, 44° 54', und doch ist die mittlere Jahrestemperatur des erstern nur etwa 8° F. höher, als jene von Eastport, und gleichfalls höher für jede einzelne der vier Jahreszeiten. Der Unterschied beträgt im Winter, wo er am höchsten ist, 18° und im Frühling 8°; jener zwischen den heißesten u. kältesten Tagen stellt sich im Fort Vancouver auf 78°, in Eastport auf 104° F. Die West- und Nordwestwinde, welche eine Hauptursache der Verschiedenheit des Klimas zwischen den einander gegenüberliegenden Küsten des atlantischen Oceans, also zwischen West-Europa und dem östlichen Nord-A., bilden, sind in A. Landwinde. Diese herrschen sowohl im Binnenlande, als an der Meeresküste vor, westwärts hin bis zu der Linie, welche die Zuflüsse des atlantischen Meeres von jenen des großen Oceans scheidet. Durch die Richtung der Gebirgszüge werden, wie schon weiter oben angedeutet worden, die klimatischen Verhältnisse Nord-A.'s bestimmt. Die Ketten laufen von Norden nach Süden; von Osten nach Westen fehlen sie. Der Wind nimmt die gleichmäßige Temperatur der Wassermassen an, über welche er hinweht; deshalb haben die am Meere oder an und zwischen großen Seen liegenden Länder ein gleichmäßigeres Klima. Die Halbinsel Neu-Schottland zeigt mildere Temperaturverhältnisse, als die südlicher liegende Küste von Maine. Die ungleiche Vertheilung der Temperatur zwischen den verschiedenen Jahreszeiten wird an der atlantischen Küste durch die Seewinde modificirt, deren Temperatur im Sommer allemal kühler und im Winter wärmer ist, als jene des umliegenden Landes. Durch sorgfältige Beobachtungen ist ermittelt worden, daß unter denselben Breiten, westlich bis zum 96.° der Länge, das Klima mehr und mehr ungleich wird, je weiter die Gegend von der Meeresküste entfernt liegt. Der größte Unterschied fällt auf die Wintermonate, deren mittlere Temperatur unter derselben Breite am Mississippi 6—8° niedriger ist, als an der atlantischen Küste. Die Differenz zwischen den kältesten Tagen im Jahre ist noch viel beträchtlicher, da sie auf 12 und 13 und in einem einzelnen Falle sogar auf 19° steigt. Weiter nach Westen hin, im Norden des 40.°, ist das ganze Land eine offene, baumlose Prairie und den vom Eismeer herüberstreichenden Winden völlig ausgesetzt. Die Felsengebirge machen die klimatische Grenzscheide. Der klimatische Einfluß der Alleghanygebirge, die im Allgemeinen 25—36 deutsche Meilen von der Küste entfernt streichen und zwischen Newyork und Nord-Carolina etwa 20 Meilen breit sind, bildet eine klimatische Grenzscheide von Erheblichkeit.

Von der räumlichen klimatischen Grundlage steigen wir folgerecht zur **produktiven Thätigkeit** des Kontinents auf und hier stellen wir das bereits angedeutete Charakteristische in der Bildung seiner Produktion: die Ueberschwänglichkeit seines niedern organischen Lebens in Pracht, Größe, Zahl und Gattung, dagegen die Schwäche u. den Mangel alles höhern animalischen Lebens an die Spitze unserer Betrachtung. Auf jenes hat der Kontinent seine ganze Naturkraft verwendet, diesem sie dagegen entzogen. Wenn Afrika der Kontinent des höhern Gethiers, Europa der der höhern Menschheit, Asien der der edelsten Vegetabilien und der niedern, massig gebliebenen Menschheit ist, so ist A. von Natur das der Riesenbilder des anorganischen u. niedern organischen Lebens. Was von demselben in der alten Welt ärmlich erscheint, dort wird es kolossal, ins Ueppige und Ungebundene ausschreitend. Und woher dies Eigenthümliche? Die bildende Kraft liegt in den feuchtheißen und geheizten weiten Räumen seiner großen Landfesten, an Erdfeuer, Wasser, Ebenen und Klimaten; sie und die große Zahl der verschiedensten vertikalen Standorte bedingen in ihren hier gar gewaltig auf einander wirkenden Verhältnissen das Großartige der anorganischen wie der niedern organischen Natur. Die oceanische und terrestrische Bewässerung, an und für sich die Mutter der Vegetation und der an die Vegetation gebundenen Thierwelt, wird hier durch klimatische Einflüsse zum gewaltigen Agens, daher wird auch die Vegetation und das davon abhängige Gethier zum gewaltig ausgeprägten Produkt. Ungeheuer ist darum die Triebkraft der amerikanischen Vegetation, so daß sie zum Theil schon den Samen ins Keimen treibt, während er noch am Stamme sitzt, und durch diese bis in den schlammigen Boden verlängerten Keimwürzelchen neue Stämme zu einem dicht verschlungenen Wald erzieht, aus einem einzigen Stamm tausend Stämme, aus einem Individuum oft meilenweite Wälder bildend. In den unabsehbaren Ebenen A.'s liegt ein Ungebändigtes und Wildes; daher hier sogar die Nutzthiere, die Europa nach diesem Kontinent übersiedelte, zu wilden Rudeln umschlugen. Bis auf das polare Nordamerika, wo die Fauna und Flora den arktisch gemeinsamen Charakter hat und daher mit der sibirischen und nordeuropäischen organischen Natur übereinstimmt, ist hier Alles eigenthümlich: keinem Kontinent gehört so viel Eigenes, aber auch keinem mangeln so viele Produktionen der übrigen Erdtheile. Natürlich beobachten auch hier die einzelnen Arten der Produkte ihre Standorte nach der horizontalen und vertikalen Ausdehnung, so daß die Flora und Fauna der Pampas, Campos, Llanos und Savannen eine andere als die der Hochebenen von Peru, Quito, Anahuac und Neumexiko und eine andere als die von Westindien oder von Patagonien und

Polarnordamerika ist. Die allemeinen Verbreitungsgesetze der Mineralien, Gewächse und der Thiere gelten übrigens, wie sich dies von selbst versteht, auch von A.

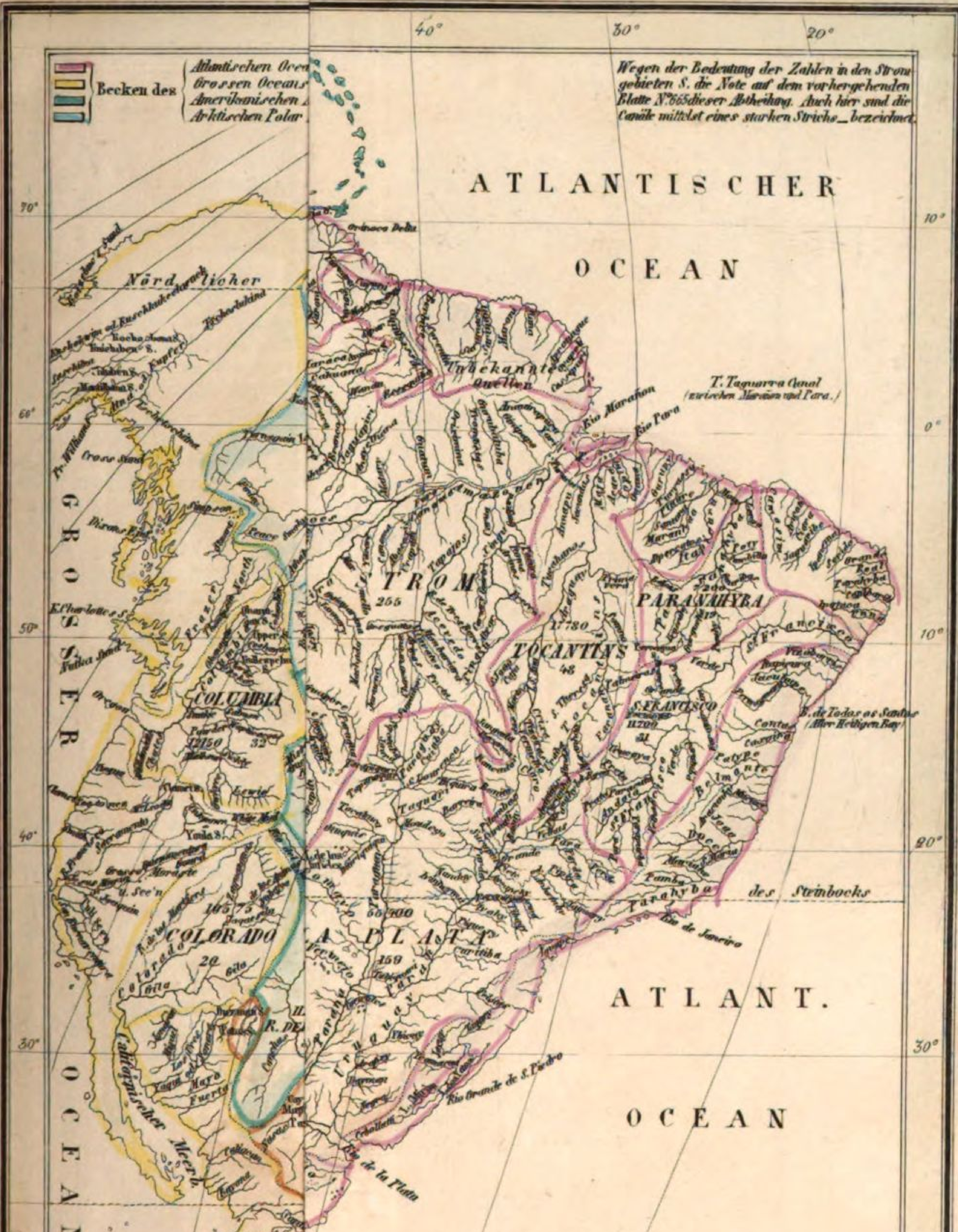
Von diesen allgemeinen Vorbemerkungen gehen wir auf die Einzelbetrachtung der Produkte des Welttheils in den 3 Naturreichen über, und zwar steigen wir vom niedrigsten Leben zum höchsten auf, vom Krystall, der nach unwandelbaren Gesetzen und doch mit Freiheit in finsterer Zelle geräuschlos sich bildete, bis zum jüngsten Wesen, das auf letzter sichtbarer Schöpfungsstaffel steht, dem Menschen. Das große Knochengerüste der Westerde, die Kordilleren (Andes), besteht sammt seinen Verzweigungen dem Kern nach aus Granit, Gneiß, Glimmerschiefer, Hornblendegesteinen, eingeschlossen oder überlagert von den Gebilden der Urthonschiefer, Chloritschiefer, des Urkalks und den verschiedenen Gliedern der Uebergangsformation, Grauwacke etc. Jener Granitkern ist von vulkanischen Kräften tausendfach durchwühlt und von der Südspitze des Welttheils bis zur Behringsstraße hin mit theils noch flammenden, theils erlöschenden Essen des Centralfeuers besetzt. Daher bedecken ungeheure Massen von alten und neuen plutonischen Gebirgsarten, Porphyre, Serpentine, Trapp-, Grünsteinarten u. Basalte bis zur neuen Lava herauf die Urgebirge an tausend u. aber tausend Stellen und bilden hie und da große Stückgebirge. Die höchsten Kegel sind fast alle Vulkane, todte oder noch thätige. Granitgebilde sind ferner die Gebirge Brasiliens vom 3. südl. Breitengrade an bis zum La-Platastrom herab. 40,000 bis 50,000 □Meilen bedecken sie hier, bei Weitem die größte kompakte Masse dieses Gesteins, welche die Erdoberfläche aufweist. In dieser weiten Urgebirgsregion ist der Granit und seine verwandten Glieder, Gneiß und Glimmerschiefer, von einer dicken Lage eisenhaltigen rothen und gelben Thons, als Verwitterungsprodukt, und von Alluvium bedeckt; aber an unzähligen Stellen bricht er in mächtigen Bänken und einzelnen Blöcken hervor. Der Urfels geht noch dicht an den brasilianischen Küsten zu Tage aus, und im Innern bilden die Granitrippen Gebirgsstöcke von 3000 bis 6000' Höhe die nach allen Richtungen ausstrahlen. Granit ist der Kern des Schneegebirgs Sta. Marta, der Kern der Alpen in Guayana In Südamerika steht jenseits des La-Plata nur noch ein vereinzelter älterer Gebirgsstock, der den dortigen baumlosen und unübersehbaren Ebenen von jüngeren Flötz- und Alluvialgebilden wie ein Riese einsam entsteigt. Es ist die Sierra de la Ventana, die, bis 3500' sich erhebend, aus Thonschiefer und Quarz besteht. Die Flötzgebirge finden sich auf allen Standpunkten, welche die Geologie diesen Bildungen anweist. Wie in den europäischen Centralalpen, so setzten sich auch in den amerikanischen Hochgebirgen die Trümmergesteine, die silurischen und älterer Sand, und die Meerniederschläge, Kalke, in gewaltigen Massen ab, und häufig erreichen diese jüngeren Gebirge die Schneelinie und steigen z. B. in den peruanischen und kolumbischen Kordilleren bis 16,000' hoch hinan. Inzwischen ist die Verbreitung der eigentlichen Flötzgebirge, so weit es den bisherigen Forschungen nach zu beurtheilen steht, bei Weitem nicht so groß in A., als jene der noch jüngeren und ganz neuen Formationen: der tertiären und alluvialen. Namentlich ist es letztere, welche ostwärts von den Andes in Süden und östlich vom Felsengebirge in Norden die unermeßlichen Tiefländer überlagert, und sie so mächtig überdeckt, daß die ältern unterliegenden Schichten entweder gar nicht, oder nur da, wo plutonische Kräfte Lokalerhebungen und in Folge derselben spätere Diluvionen (Abschwemmungen) hervorbrachten, sichtbar werden. Alluvialschichten bedecken die Grasebenen, welche die Westarme des Mississippi durchströmen, die Llanos u. Pampas von Südamerika, das Tiefland des Maranhon u. seiner Arme u. die Deltas des Orinoco und des Mississippi und weite Striche in den arktischen Gegenden des Welttheils. In der Osthälfte der Vereinigten Staaten (östlich vom Mississippi) wo das fast ganz aus älteren Flötzgebirgen bestehende Alleghanygebirg von Norden nach Süden in mehren parallelen Ketten streicht, herrscht sekundäre Bildung überall vor, und die älteren Uebergangsformationen, Grauwacke und Thonschiefer, nehmen einen verhältnißmäßig geringen Raum ein. Noch dicht an der Ostküste der nördlichern Staaten, so auch auf Neufundland, treten die Glieder des Steinkohlengebirgs in massenhafter Mächtigkeit auf. In der Region der großen Seen ist wieder Urgestein vorherrschend.

Schon aus diesen, obgleich ganz allgemein gehaltenen Andeutungen über die geologische Beschaffenheit des Welttheils geht hervor, wo die Lagerstätten der verschiedenen nutzbaren **Mineralien**, an denen A. unermeßliche Reichthümer besitzt, hauptsächlich zu erwarten sind. Wenn auch die Wissenschaft die Behauptung, das eigentliche Vaterland der edlen Metalle, **Gold u. Silber**, sey A., nur belächeln kann, so ist doch nicht zu leugnen, daß A.'s Reichthum an denselben jenen der übrigen Welt zusammen genommen mehr als aufwiegt. Die Andes und ihre Arme, in Chili, Peru, Bolivia, Centralamerika, Mexiko, die Granit-, Gneiß- und Thonschiefergebirge Brasiliens u. die Thonschieferpartien der südöstlichen Staaten der nordamerikanischen Union bergen jene unerschöpflichen Ablagerungen von Gold- und Silbererzen, welche seit der Entdeckung dieses Welttheils eine Totalrevolution im relativen Werth des Geldes, in der Industrie und in dem Handel der civilisirten Völker der alten Welt hervorgebracht haben, und die neueste Zeit hat in Kalifornien ein fast unerschöpfliches Goldlager aufgethan. Was wir in Europa z. B. von Silbererzformation kennen und mit unendlicher Mühe und meistens ohne direkten Gewinn ausbeuten, ist im Vergleich zu den enormen Ablagerungen dieses Metalls, wie sie sich in den Minen von Real del Monte, Guanaxuato, Catorce, Zacatecas, Pasco, Potosi etc. zeigen, zu vergleichen wie ein Rohr der Palme, oder ein Kind dem Riesen. **Platina** und **Palladium** liefern die vielen Goldwäschereien in Brasilien. Sie sind dem Golde beigemengt. Die geringeren Metalle, obschon sie bei dem Reichthum an den edlern, zumal in Südamerika, bisher kaum der Bearbeitung werth gehalten wurden, besitzt A. in größter Menge. Die Lagerstätten derselben gehören, wie in Europa,

fast ausschließlich den Uebergangs= und Flötzgebirgen an. Die reichsten Kupferminen in der Welt besitzen Chili, Cuba und Brasilien. Ersteres Land liefert so reiche Erze und bei so mächtigem Vorkommen, daß eine einzige, von britischen Kapitalisten mit einem Aktien=Kapital von einer Million Pfd. Strl. bearbeitete Grube, die ihre rohen Erze zum Verschmelzen nach England schickt, jährlich über 80,000 Centner Gahrkupfer hervorbringt, und nicht viel weniger wird aus den Cobre=Minen in Cuba, ebenfalls mit englischem Kapital bearbeitet, gewonnen. Vormals gingen die Erze als Ballast nach Spanien, und die ganze dortige Artillerie ist ihr Erzeugniß. In Mexiko, Unter=Peru und in den Vereinigten Staaten (in New=York, Indiana), ferner in den arktischen Besitzungen der Briten (am Kupferminenfluß 2c.) sind reiche Lagerstätten dieses Metalls; doch noch wenig benutzt. Quecksilbergruben hat Unter=Peru, Mexiko, Chili, Centralamerika, und kein Zweifel ist, daß sich der amerikanische Bergbau unabhängig von Europa machen könnte, wenn die Lagerstätten dieses zur Gewinnung des Goldes und Silbers unentbehrlichen Metalls gründlicher erforscht und nachdrücklicher aufgeschlossen und ausgebeutet würden. Die reichsten Zinngruben sind in Unter=Peru; auch reiche, aber wenig benutzte in Kolumbien und Mexiko. Von Blei besitzen die Vereinigten Staaten in Illinois (bei Galena), in Missouri (in der Grafschaft Washington), New=York, Michigan 2c. einen unermeßlichen Reichthum, groß genug, um den Bedarf der ganzen Erde auf Jahrhunderte hinaus vollständig zu befriedigen. Antimonium und Zink kommt in Peru, Chili, Mexiko, Brasilien vor; doch nirgends benutzt. Bergebildende Massen der besten Eisenerze (besonders von reichem Magneteisenstein) führen die Kordilleren in Chili, in den beiden Perus, Kolumbien und in Central=A.; aber Brasilien birgt in seinem Boden die ausgedehntesten Lager (z. B. die 70% Eisen liefernden unermeßlichen Massen von Magneteisenstein bei Ypanema in S. Paulo und bei Sta. Catharina, in der Provinz Bahia bei Itapicuru, am Rio Ferro, im Gebirgskamm von Passiora in der Provinz Fernambuco 2c.) Mächtige Lager der vortrefflichsten Steinkohlen hat das englische Nord=A., besonders Kap Breton und Neu=Schottland. In den östlichen Staaten der nordamerikanischen Konföderation (in Ohio [hier auf 5000 englische □Meilen so reiche Kohlenlager, daß jede □Meile 120 Millionen Centner Kohlen geben kann], New=York, Pennsylvanien 2c.) decken die bauwürdigen Kohlen= und Anthracitlager über 20,000 englische Geviertmeilen Flächenraum. Jüngere Flötzgebirge aus der tertiären Formation und die neuen vulkanischen Gebilde sind nothwendig metallleer, doch in allen Zonen reich an andern nutzbaren Mineralien. Unermeßliche, aber nirgends benutzte Vorräthe von Schwefel sind in den Kordilleren und in Westindien in der Nähe der Vulkane entdeckt worden; so Lager von natürlichem Alaun, von Salpeter in Chili (von wo er als Ballast nach Europa verschifft wird) und in den Vereinigten Staaten (Kentucky, Tenessee, Virginien), Glaubersalz und Natron auf den Salzseen an den patagonischen Küsten. Steinsalz überall, wo der Keuper und Salz=Gyps sich finden, so am La Plata, in Brasilien (am Rio Grande; del Norte, in Para 2c.), und in den Vereinigen Staaten (in New=York Grafschaft Duondaga), Massachusetts (Barnstaple), Kentucky, Illinois (Gallatin), Missouri 2c., in Central=A.; auf der Mosquitoküste, in Kolumbien (bei Zipregnica 2c.), in Mexiko (bei Oaxaca und in Neu=Kalifornien 2c.), in Bolivia (bei Chocella, Chiquitos), in Kanada, auf den Bahamainseln, in Westindien auf St. Christoph 2c. Salzquellen sind in den angedeuteten Formationen an unzähligen Orten zu finden. Steinölquellen, im Keuper, bei Börksvill und Green River in Kentucky, in Pennsylvanien, in Ohio, gewöhnlich in der Nähe von Salzquellen, auch in Pennsylvanien (Oel=Creek), in Kanada dicht am Niagara. Mineralquellen haben fast alle Theile A.'s; die Vereinigten Staaten z. B. besitzen ihre kalten und heißen Spaas so mannichfaltig als Deutschland. Fast alle Arten Edelsteine liefert Brasilien; die dortige Beute aus den Wäschen der Diamanten 2c. haltenden Alluvien am Serro=Frio (Provinz Minas=Geraes) ist die beträchtlichste der Welt, hat aber doch nur einen jährlichen Werth von etwa 200,000 Thalern und bringt kaum die Verwaltungskosten auf. Rubinen, Topase, Smaragde und Granaten werden meistens als Nebenprodukte in den Diamant=Wäschereien gewonnen. Der Gesammtwerth der Edelsteine, die A. jährlich liefert, kann 600,000 Thaler nicht übersteigen, ist also kaum so groß, als eine einzige der größeren Silbergruben Mexiko's ausgibt.

Die Flora der neuen Welt ist durch ihre Gestaltung, wie durch die Bildung ihrer Blumen und Früchte ausgezeichnet; besonders zahlreich sind die giftigen, die Sumpf=, Schlammufer= und Schmarotzerpflanzen. Von der alten Welt hat A. seit seiner Entdeckung viele Nutzvegetabilien erhalten, dagegen auch an jene mehre nützliche Pflanzenarten, namentlich Mais und Kartoffeln, zum Segen der Menschheit übermacht, und außerdem liefert diese transatlantische Welt eine große Anzahl von Produkten, die für Europa zum Bedürfniß geworden sind, wie Vanille, Kakao, Tabak, Fieberrinde, Farb=, Nutz= und Tischlerhölzer. A.'s Pflanzenreich zerfällt in 5 große Gebiete, in die arktische, nord=, mittel=, südamerikanische und antarktische Flora. Die arktische Flora reicht von der Polarküste bis zum 68.° n. Br. herab und umfaßt Grönland, Labrador, die Hudsons= und Baffingsbai, den Polararchipel und das russische Nordwestland. Dies Pflanzengebiet ist Schouws Reich der Moose und Saxifragen. Seine mittlere Jahrestemperatur + 4° R. Von den hier vorkommenden Pflanzenformen sind $^2/_5$ Flechten, $^3/_5$ höhere Gewächse. Unter den letztern sind am zahlreichsten die Kreuzblüthigen, dann Cyperaceen von der Zunft der Cariceen, Synanthereen, Ranunculaceen, Rosaceen, Rhinanthaceen; von den Gräsern Caryophylleen, Leguminosen, Saxifrageen, Gentianeen, Primulaceen, Ericineen, Juncaceen, einige Orchideen und Farne. Von eßbaren Früchten kommen nur einige Beeren vor und die Strauchgewächse beschränken sich auf Salicineen, Betulineen und Coniferen. Die nordamerikanische Flora (Schouws Reich der Asterarten u Solidaginen) umfaßt den Gürtel zwischen 36°—68° n. Br. und hat zur mittlern Wärme 12° R. So reich

diese Flora ist und so zahlreich eigenthümliche Formen sie besitzt, so nähert sie sich doch in ihrem Gesammtausdruck der europäischen Flora. Sie hat mit Europa viele einzelne Pflanzengattungen gemein, und fast alle perennirenden und holzigen Gewächse derselben kommen bei uns im Freien fort und akklimatisiren sich mit Leichtigkeit. An baum- und strauchartigen Pflanzen findet man hier vor Allem gegen 200 Amentaceen, worunter die Cupuliferen und Betulineen nebst den Juglandeen vorherrschen. Nadelhölzer hat sie gegen 50, alle, wie die Laubhölzer, von denselben Sippen wie in Europa, aber verschiedene Gattungen. Nur Carya und Hicorius aus der Familie der Juglandeen und Comptonia sind eigene Sippen. Außerdem bilden die nordamerikanischen Wälder noch Fraxineen (gegen 20), Tiliaceen (6), etwa 15 Acerineen und die eigenthümlichen Hippocastaneen, 7-8 an der Zahl. Das niedrige Gesträuch bilden Rhamneen, Caprifoliaceen, Corneen, Viburneen und Grossularieen, jede 20—30 an der Zahl, dann 12—15 Reben und gleich viel Spiräaceen und über 20 Rubusarten. Auch der Amygdaleen und Pomaceen sind an 50 Gattungen. Von den krautartigen Dikotyledonen finden sich gegen 100 Labiaten, 90 Ranunculaceen, 80 Potentilleen und Rosaceen, 50 Cruciferen und gleich viel Caryophyllaceen und Umbelliferen, 30 Boragineen, Gentianeen, Saxifrageen und Primulaceen, 25 Chenopodeen und Polygoneen, 30 Hypericineen und 10 Cisteen, etwa 30 Violarieen, 20 Rhinantheen, 8 Nymphäaceen, an 40 Scrophularineen und über 100 Leguminosen, gegen 500 Synanthereen, 50 Cichoraceen und gegen 100 Eupatorineen. Alle übrigen sind Strahlenblüthige. Die in ihrem Maximum dem Aequator sich nähernden Familien sind fast alle in Nordamerika repräsentirt: vor Allem 100 Ericineen, 60 Asparagineen, 50 Onagreen, 20 Polemoniaceen, nur wenige Verbenaceen, Convolvulaceen, Solaneen. Gräser sind noch sehr zahlreich und gesellig; sie bilden große, mit reichem Blumenschmelz bedeckte Wiesen: Savannen und Prairien. Unter mehr als 200 Gattungen finden sich mehre eigene Formen, wie Eriocoma, Oryzopsis, Brachyelytrum, Muhlenbergia, Gymnopogon, Uralepis, Lepturus u. a. Im Gegensatz zu den europäischen Floren sind aber die Halbgräser überwiegend. Man zählt gegen 200 Cyperaceen. Ungeachtet der kältern Temperatur bringen die tropischen Familien in Nordamerika viel weiter gegen Norden vor, als in Europa. So finden sich gegen 30 Asclepiadeen, 20 Urticeen, 10 — 12 Lobeliaceen, 10 Magnoliaceen, 8 Malvaceen u. a. Die Verbreitung der Kryptogamen ist im Allgemeinen dieselbe wie in Europa. Es finden sich etwa 50 Farrenkräuter, gegen 100 Flechten, 30 Lebermoose, 20 Lycopodiaceen, 8—9 Equiseteen, wenige Algen, einige Gleicheniееn. Die Kultur reicht bis zum 55.° n. Br. Südlich von dieser Grenze ist dieselbe wie in Europa. Doch herrscht die Maiskultur vor; auch Tabak wird häufig angebaut. Das **mittelamerikanische Reich** umfaßt den südlichen Theil von Nord-A. vom 30.° n. Br. an, den nördlichen Theil und das Hochland von Mexiko und Westindien. Seine mittlere Temperatur ist + 21° R. Dies Reich zeichnet sich durch prachtvolle Bäume mit großen, häufig glänzenden Blättern und herrlichen Blumen aus, die theils durch ihre Größe, theils durch ihren Reichthum in die Augen fallen. Laubholz hat entschiedenes Uebergewicht; die Nadelhölzer wechseln mit einzelnen Palmen und palmenartigen Gewächsen, z. B. Yucca und Zamia. Die Ericineen werden breitblättrig, während sie in der alten Welt kleine und schmale, aber desto zahlreichere Blätter haben. Noch viele europäische Sippen kommen hier vor, aber die Gattungen sind fast ohne Ausnahmen verschieden. Die Fruchtbildung nimmt häufig andre Blüthentheile in sich auf, und es entstehen zusammengesetzte oder vermehrte Früchte. Kürbis- und Apfelfrüchte sind selten. Die Bäume sind meistens gesellig und bilden, besonders im Norden, Wälder von ungeheurer Ausdehnung. Der aromatische Hauch, der der mittelländischen Flora eigenthümlich ist, fehlt, oder ist nur in sehr vermindertem Grade vorhanden. Im nördlichen Theil, am Mississippi und Missouri, in Florida und Louisiana, wechseln mit Wäldern ungeheure, mit reichem Blumenschmuck gezierte Grasflächen und ausgedehnte Sümpfe, in denen Alligatoren hausen und ungeheure rohrartige Gräser und zahlreiche Sumpfpflanzen wuchern. Die Hochebenen Mexiko's und Westindien haben eine überwiegend tropische Vegetation, Wälder von gemischten Formen und weniger Wiesenbildung. Eigenthümliche vegetabilische Gruppen drücken hier der Flora einen besondern Typus auf: die fleischigen und wunderlich gestalteten, größtentheils mit prachtvollen Blumen bedeckten Kakteen mahnen an Saftpflanzen vom Kap, die Canneen mit ihren großen u. ungetheilten glänzenden Blättern an die ostindischen Scitamineen. Außer ihnen werden tropische Rubiaceen und Euphorbiaceen überwiegend. Außer den europäischen Cerealien und Obstarten werden im südlichen Theil auch noch Reis, Mais, Hirse, Bananen, Ananas, Orangenfrüchte, Mangobäume, Cujaven, Avogatobirnen, Flaschenbäume und andere tropische Früchte, Maniok, Jamswurzeln und Bataten, und auf den westindischen Inseln insbesondere das Zuckerrohr und der Kaffeebaum, Kakao, Indigo, Tabak und Baumwolle gebaut. In diesem Reich lassen sich 3 deutlich ausgeprägte Floren unterscheiden. Die **Flora von Louisiana und Florida** umfaßt, außer diesen Ländern, noch die übrigen südlichen Vereinsstaaten (Süd-Carolina, Georgien, Missouri, Arkansas 2c.), die Bahamainseln und die nördlichsten merikanischen Staaten bis an das stille Meer, mit Kalifornien, vom 36.°—40.° n. Br. Sie entspricht dem Gebiete, welches Schouw als das Reich der Magnolien, südliches nordamerikanisches Reich bezeichnet; es steht mit der mittelländischen und chinesisch-japanischen Flora in Parallele. Die europäischen und mittelländischen Gruppen sind zwar hier noch vertreten, doch bei Weitem nicht mehr so zahlreich, als in der nordamerikanischen Flora. Die **merikanische Flora** (bei Schouw Reich des merikanischen Hochlandes) umfaßt das nördliche und mittlere Mexiko, nebst der Gebirgskette des Halses der südamerikanischen Halbinsel bis an die Landenge von Panama, wo sie sich an die Andenflora anschließt. Die mittlere Temperatur ist + 21° R. Die nordischen Formengruppen treten immer mehr zurück und die tropischen erlangen allmählig das Uebergewicht. Die **westindische**



Ströme.	Erdtheil.	Grösse der Strom-Entwicklung a	Directer Abstand der Quelle von der Mündung b	Grösse der Strom-Krümmen. c	$\frac{c}{b}$
Mississippi-Missouri	N. Amerika	89[illegible]	90	60	0. 7.
Marañon	S. Amerika	77[illegible]	70	70	1. 0.
Jang tse Kiang ?	Asien	72[illegible]	52	88	1, 7.
Jenissei	do	70[illegible]	70	60	0. 8.
Niger ?	Afrika	65[illegible]	80	50	0. 6.
Lena	Asien	60[illegible]	70	50	0. 7.
Amur ?	do	59[illegible]	90	30	0. 3.
Obi	do	58[illegible]	60	55	0. 9.
Nil (Bahr el Asrek)	Afrika	56[illegible]	75	32	0. 4.
Mackenzie	N. Amerika	53[illegible]	65	45	0. 7.
Wolga	Europa	51[illegible]	90	20	0. 2.
Indus	Asien	49[illegible]	67	38	0. 5.
La Plata	S. Amerika	48[illegible]	60	45	0. 7.
Rio de Norte	N. Amerika	46[illegible]	58	30	0. 7.
St. Lorenz	do	45[illegible]	55	30	0. 5.

Ströme	Erdtheil.	Grösse der Strom-Entwicklung. a	Directer Abstand der Quelle von der Mündung. b	Grösse der Strom-Krümmen. c	$\frac{c}{b}$
Garonne	Europa	80	50	30	0. 6.
Weser	do	70	50	20	0. 4.
Guadalquibir	do	65	45	20	0. 4.
Tiber	do	54	30	20	0. 6.
Minho	do	48	34	14	0. 4
Pregel	do	25	15	10	0. 7.

Anmerkungen.

1. Die in den Rubriken a b c enthaltenen Zahlen sind deutsche Meilen, deren 15 auf einen Grad gerechnet werden.
2. Der Bruch c:b giebt das Verhältniss an, in welchem die directe Entfernung der Quelle von der Mündung zur Grösse der Strom-Krümmungen steht.
3. Die in dieser Tabelle mit einem Fragezeichen versehenen Bestimmungen sind, wegen der mangelhaft bekanten geographischen Lage der betreffenden Ströme, unsicher.
4. Flächenraum der Stromgebiete, die Länge der Ströme, d. sind grösstentheils von Denzel berechnet, und im Manuscript mitgetheilt worden.

...s d. Klein.

Flora (bei Schouw westindisches Reich) verbreitet sich über das Inselmeer des mexikanischen Meerbusens. Die mittlere Temperatur ist zwischen + 12 u. + 21° R. Hier wird das Ueberwiegen der tropischen Vegetation entschiedener, die nordischen Gruppen treten zurück, oder werden durch zwar ähnliche, aber gleichwohl wesentlich verschiedene Formen ersetzt. Das südamerikanische Reich, bis zum 30.° s. Br., bietet unter allen Theilen der Erde die reichste und üppigste Vegetation dar. Die unermeßlichen Grasebenen, die Llanos, Campos 2c. vertreten in Südamerika innerhalb der Wendekreise die asiatischen Steppen, sind in der Regenzeit das Bild überschwänglicher Fruchtbarkeit und, außer Gräsern, mit andern Pflanzen der verschiedensten Art bedeckt. In den undurchdringlichen Urwäldern sind die Bäume und Sträucher nur in einzelnen kleinen Partien gesellig, wo die örtlichen Verhältnisse es begünstigen; im Allgemeinen aber herrscht ein Gemisch von unendlicher Mannichfaltigkeit, in welchem prachtvolle Bauhinien und Banisterien mit zahlreichen Melostomaceen eine Hauptrolle spielen. Gegen die Grenzen von Guyana hin, in welchem die Wunderliebe der Vorzeit ein el Dorado mit dem Goldsee Parima träumte, bilden aber auch die geselligen Catingas mit ihren Hesperidenfrüchten selbstständige Wälder, die sich in der trockenen Jahreszeit entlauben. Sieht man noch überdies die Luft von zahllosen und prachtvollen Schmetterlingen wimmeln, an den zarten, honigsaugenden Kolibris die glänzende Farbenpracht des Goldes und der Edelsteine prangen, die dunkeln Tropennächte von großen leuchtenden Käfern und Fulgoren magisch erhellt und die tiefen Schachte der Gebirge von Gold u. Silber, die sandigen Ufer der brasilischen Gebirgsbäche mit Diamanten erfüllt, so finden wir in Südamerika in allen Naturreichen das Land der Wunder, das Gebiet unerschöpflicher Mannichfaltigkeit. Wenn die südamerikanische Vegetation der tropisch-asiatischen an Zahl der Gattungen und an Mannichfaltigkeit der Formen unstreitig sehr überlegen ist, so steht sie ihr eben so unzweifelhaft an Intensität der Ausbildung der Kräfte nach. Die Fruchtbildung steht im Allgemeinen weit hinter der asiatischen zurück, und köstliche Harze, edle Gewürze und kräftige Arzneimittel sind in A. viel seltener, als in Ostindien. Außer den tropischen Kulturgewächsen werden auch Wein und die europäischen Cerealien und Obstsorten im südlichen Theil dieses Reichs angebaut. Es zerfällt dies Gebiet in 4 größere Vegetationsbezirke, wovon ein jeder wieder in einzelne Theile getrennt werden muß. Die Flora der Terra firma umfaßt das südliche Mexiko, Columbia mit Caraccas und Venezuela, Guyana und das innere Südamerika bis an den Amazonenstrom, das Gebiet der Llanos, und entspricht Schouws Reiche der Cactus und Piperaceen. Die mittlere Wärme ist + 23° R. Solche überwiegende Gruppen, welche der Vegetation dieses Gebiets ihren eigenthümlichen Typus aufdrücken, sind die Guttiferen, Leguminosen (über 300), Rubiaceen (über 200), Myrtaceen, Malpighiaceen, Sapindaceen, Bignoniaceen, Cappariden, Verbenaceen, Kakteen (in zahlreichen, oft abenteuerlichen Gestaltungen), Solanaceen, Euphorbiaceen und Piperaceen. Die Flora von Brasilien und Buenos Ayres erstreckt sich vom Amazonenstrom im Innern und längs der Ostküste bis zur Mündung des La Plata hinab, umfaßt demnach Brasilien, Paraguay, die argentinische Republik u. Buenos-Ayres bis an die Anden. Schouw theilt sie in 2 Vegetationsgebiete, wovon er das nördliche als das Reich der Palmen und Melastomeen, das südliche als das Reich der holzartigen Synanthereen bezeichnet. Die mittlere Temperatur ist + 23° R. Die brasilische Flora, besonders von v. Martius durchforscht, ist eine der reichsten, vielleicht die reichste der Welt. In ihren Hauptzügen stimmt sie mit der Flora der Terra firma überein. Europäische Formen sind hier selten und treten erst im Süden sparsam und vereinzelt, zum Theil ziemlich abweichend, wieder auf. Die vorherrschenden Florfamilien der Terra firma sind auch noch hier zahlreich, doch erreichen hier wieder andere und zwar bedeutsamere u. imposantere Gruppen das Uebergewicht, besonders die Oxalideen, Salicarieen, Malpighiaceen, Violarieen, Droseraceen, Rutaceen, Vochysieen (Brasilien ganz eigenthümlich), Hämodoraceen, Amarantaceen, Begoniaceen und vor Allem die majestätischen Palmen, die hier in den mannichfaltigsten und schönsten Formen, in unbekannter Zahl (bekannt schon über 160) bald durch die schwindelnde Höhe ihrer Stämme, bald durch ihren stattlichen Laub- und Blüthenreichthum die ganze Vegetation beherrschen. Unter den Strauchgewächsen sind die didynamischen besonders zahlreich. Prächtige Zwiebelgewächse, Riesengräser, baumartige Farren (an 300 Gattungen), die, wenn auch nicht an Größe, doch an Schönheit und Zierlichkeit ihrer Wedel mit den Palmen wetteifern, erreichen hier ihren Kulminationspunkt. Die Flora der Anden umfaßt die Kordilleren vom 5.°—20.° südlicher Breite und die denselben zunächst liegenden Gebirgsländer des innern und westlichen Südamerika's, Neugranada, Quito, Guyanaquil, Neu-Andalusien, Jaën de Bracamoros und Tunja. Die mittlere Temperatur steigt von + 1° bis + 16° R. Schouw theilt sie in 2 Reiche: das Reich der Cinchonen oder Humboldts Reich, von 5000 bis 9000, und das Reich der Escallonien und Calceolarien, über 9000 Fuß Höhe. Diese Reiche stehen aber mit einander in analogem Verhältnisse, wie allenfalls in Europa die Vegetation der Vor- und Hochgebirge; sie gehen allmählig und fast unmerklich in einander über. In dieser Gebirgsflora werden die nordischen und mittelländischen Formen, doch fast ohne Ausnahme in eigenthümlichen Sippen und Gattungen, wieder häufiger. Gegen 20 Katzenbäume, Weiden, Betulineen und Cupuliferen, besonders Eichen, bilden Wälder und Haine an diesen Riesengebirgen und erregen in dem Europäer die Rückerinnerung an seine ferne Heimath. Vorherrschend sind in dieser Alpenflora besonders die Synanthereen (über 300), Polygaleen, Passifloreen, Solanaceen, Escallonieen und Piperaceen. Die Fieberrindenbäume bilden in zahlreichen Species ganze Wälder. Noch 15 Palmengattungen finden sich hier und darunter steigt Ceroxylon ardicola 8000 Fuß über dem Meer empor. Gräser und Farren kommen über 100 Gattungen vor. Nordisch wird die

Vegetation unter den Tropen erst an der Grenze des ewigen Schnees, noch bis zu einer Höhe von 10.000 Fuß ist sie mit tropischen Formen gemischt. Die Flora von Peru und Chili begreift den schmalen Westküstensaum Südamerika's zwischen dem Fuß der Anden und dem großen Weltmeer oder die Länder Peru, Bolivia und Chili bis zum 40.° südlicher Breite. Das südliche Peru und das nördliche Chili sind die Südgrenze der rein tropischen Familien, über welche hinaus nur noch wenige ihrer Formen streichen. Vereinzelte Katzenbäume, eine Weide, mehre Myriceen, eigenthümliche Nadelhölzer (Araucaria, ein Podocarpus) bilden ganze Wälder und mahnen an die europäischen Schwarzwälder. Ferner finden sich Alchemilleen u. Linaceen, Umbelliferen, Labiaten, 150 Eupatorinen, 300 Synanthereen, 80—90 Strahlenblüthige, unter den kleineren Pflanzengruppen die schönen Ternströmiaceen, Solanaceen, Scrophularinen, die schönen Formen der Schuhblume, die prachtvollen Amaryllideen u. Liliaceen, Piperaceen, Bromeliaceen, Asphodeleen und Asparagineen. Die tropischen Familien der krautartigen Pflanzen nehmen an Zahl der Gattungen ab, die extratropischen sind formenreicher, ohne besonders zahlreich zu seyn. Unter den noch wenig bekannten Kryptogamen sind 20—30 Lycopodiaceen und gegen 100 Farren. Die Flechten scheint diese Flora größtentheils mit Brasilien und den Anden gemein zu haben. Die Flora des südlichen Ostrands, welche wir, Schouw ergänzend, ihrer selbstständigen Verhältnisse wegen, einschalten, erstreckt sich von der Mündung des La-Platastroms bis zur Georgsbai hinab, vom 35.—53. Breitengrad. Mittlere Temperatur 8°—13° R. Ihr Gebiet ist, wie die Südspitze von Afrika und Neuholland, außerordentlicher Dürre ausgesetzt, in welcher Pflanzen und Thiere verschmachten. Bis 3°—4° südlicher von Rio de Janeiro prangt noch eine überreiche Pflanzenwelt, während vom Uruguay an bis ans Ende von Patagonien hinab kein Baum mehr zu finden ist. Schon in den Pampas am Plata findet man den Anfang der südlichen baumlosen Oeden. Von Grad zu Grad verschwinden die Gewächse, u. im 40.° bleiben nur noch magere Gräser und distelartige Kräuter auf dem wellenförmigen Boden zurück. Das urbare Land hat aufgehört; mit ihm die europäische Kolonisation. Das Erdreich ist meistens rother Thon, mit vielen Quarztheilen vermischt. Nur an den Ufern der Flüsse noch sieht man Bäume, meistens Salix-Arten; die letzten Säume der Palmenwälder blieben auf dem 35.° zurück. So spärlich sind die holzartigen Gewächse auf diesem Landstriche vertheilt, daß sie nicht einmal das Feuerungsbedürfniß der dünnen Bevölkerung decken. Schon um Buenos Ayres liefern nicht inländische, sondern fremde eingebürgerte Baumarten (besonders Pfirsichbäume) das nöthige Brennholz. Die größte Wohlthat dieser Gegenden (und des ganzen, zwischen dem La-Plata bis zu den Anden reichenden Strichs) ist eine Riesendistel (Cynara carfuncula), ein unerschöpfliches Futter für die großen Heerden von Rindvieh und Pferden, welche, europäischer Abstammung, die einheimischen Thierarten, die Guanacos, die Rehe und Strauße, immer mehr verdrängen. Mit dem 40.° verschwindet auch diese Distelgattung und in Ost-Patagonien zeigt die Vegetation die größte Armuth. Zerstreute, niedrige Büsche sparriger, brauner Gräser wechseln mit Cruciferen, einigen Scrophularinen, krautartigen Gewächsen und Kryptogamen. Dazwischen stehen prachtvoll blühende Kakteen (Opuntia Darwinii), in manchen Jahren die einzigen Gewächse, welche die furchtbare Trockenheit überdauern, bei der alle andern verschmachten. Die vielen Salzseen (Salinas) und Salzflüsse dieses Erdstrichs bestätigen und verbreiten des Bodens Oede. Südlich am Rio Negro gibt es quadratmeilengroße Flächen, auf denen kein Halm wächst und die so sehr mit Salzkrystallen beschossen sind, daß sie das Ansehen beschneiter Ebenen haben. Manche der Seen haben eine feste Salzdecke auf dem Boden von 2—4 Fuß Mächtigkeit. Das antarktische Reich, oder nach Schouw Urville's Reich, umfaßt den südlichsten Theil von Chili mit den Chiloe-Inseln, Süd-Patagonien, Feuerland, Falkland, Südgeorgien ꝛc. Es ist das beschränkteste und dürftigste Reich, enthält, wie es scheint, auch nur eine Flora. Seine mittlere Wärme ist + 4 bis + 7° R. Die unwirthbaren, fast ganz unbewohnten Küsten dieser Regionen sind arm an Pflanzen wie an Thieren. An der südlichen Grenze der La-Plata-Gegenden und von Chili streifen noch einzelne tropische Formen in das antarktische Gebiet, machen aber bald nordischen Bildungen Platz, welche dem südwestlichen Patagonien, den Feuerlands- und Falklands-Inseln ein nordeuropäisches Vegetationsgepräge aufdrücken. Auf den noch südlichern Inseln herrscht ein immerwährender Winter; sie tragen nur hie und da dürftige Gräser oder kümmerliche Wintermoose als letzte Spuren vegetabilischen Lebens. Ungefähr zwei Drittel ihrer Pflanzen hat diese Flora mit den nordischen Regionen gemein, in dem übrigen Dritttheil sind arktische Gruppen, überall nur mit sparsamen Gattungen, am zahlreichsten Ranunculaceen und Cruciferen, Umbelliferen, Synanthereen, Berberideen, Scrophularinen u. Juncaceen. Sparsam sind die baum- u. strauchartigen Gewächse, häufiger sind die krautartigen Pflanzen u. beziehungsweise zahlreich die Kryptogamen. Einzelne Punkte in diesem Gebiet haben eine reiche Vegetation, dies aber nur durch besondere Lokalverhältnisse. So hat die Westseite des Feuerlands-Archipels, wo das Gestein durch unglaublich starke Feuchtigkeit zertrümmert ist, die schönsten Buchenwälder und dichtes Seegras (Fucus giganteus), während der Osttheil ganz von Bäumen entblößt ist.

Wenden wir uns zur Thierwelt A.'s, so unterscheidet sich diese in ihren charakterisirenden Formen eben so sehr von der der alten Welt, als die australische von der asiatischen u. afrikanischen. Die Organisation der Thiere der neuen Welt hat im Allgemeinen einen Charakter, der ihnen eine niedrige Stelle auf der Stufenleiter der organischen Wesen einräumt; es hat hier die Natur auf die Bildung der niedern, an das Wasser und an die Pflanzenwelt gebundenen Thierwelt ihre größte, auf die der höhern Thierwelt ihre kleinste Kraft verwandt. Diejenigen fleischfressenden Thiere, welche als Symbole von Kraft, Stärke, Größe, Vollkommenheit u. Wildheit gelten, wie Elephant, Rhinoceros, Giraffe, Kameel, Pferd, Hippopotamus, Ti-

ger, Löwe, Hyäne, die meisten der Ochsengattung rc., sind allein auf die alte Welt beschränkt; die amerikanischen Arten, welche sich den erwähnten Geschlechtern am meisten nähern, sind im Allgemeinen viel sanfter und schwächer, als die der alten Welt. Eben so sind die schnellsten und behendesten, die schönsten und anmuthigsten, und selbst die für den Menschen nützlichsten Vierfüßler nur der alten Welt eigenthümlich, der neuen fremd. Dagegen findet sich hier die Mehrzahl jener sonderbaren Arten, bei deren Bildung die Natur am meisten von ihren gewöhnlichen Regeln abgewichen zu seyn scheint. Von der Art sind die Gattungen, die Linné Bruta, Cuvier Edentata nennt, Thiere mit mangelhaftem Zahnbau, indem dem sie alle unvollkommene Kauwerkzeuge haben. A. enthält die ganze Familie der Tardigraden oder Faulthiere, als rohe und unvollkommene Versuche der Natur. Cuvier sagt von ihnen: Wir finden bei ihnen so wenig Verwandtschaft mit den gewöhnlichen Thieren, die allgemeinen Bildungsgesetze, die bei den gegenwärtig existirenden Species herrschen, finden auf sie so wenig Anwendung, die verschiedenen Theile ihres Körpers scheinen so sehr im Widerspruch mit den Gesetzen der Koexistenz zu stehen, welche wir fast durch das ganze Thierreich hindurch herrschend finden, daß wir in der That vermuthen möchten, sie seyen die Ueberbleibsel einer andern Ordnung der Dinge, die lebendigen Reliquien jener früher bestehenden Schöpfung, deren Trümmer an andern Orten sich nur im Innern der Erde verborgen finden. Außer den lebenden Arten von Faulthieren kennen wir zwei gigantische Geschöpfe derselben sonderbaren Familie aus ihren organischen Ueberresten: Megalonyx u. Megatherium; beide fanden sich nur in A. Auch zur Ordnung der Bruta gehören die sonderbaren Ameisenfresser und Armadillen, von denen es zahlreiche Species gibt und die sich nur in A. finden. Auch die andern Familien, welche sich in andern Erdtheilen finden, haben doch ihre Eigenthümlichkeit und Verschiedenheit. So enthalten die tropischen Gegenden A.'s eine besondere Familie von Beutelthieren, ähnlich der australischen Gattung, wiewohl ganz und gar aus besondern Species bestehend und selbst den Geschlechtern nach von den neuholländischen verschieden. Der Bau der amerikanischen Arten ist geschickter für schnelle und behende Bewegungen, als der der neuholländischen Beutelthiere, und ihre langen, muskulösen Greifschwänze sind ihnen von besonderem Nutzen. Eben so eigenthümlich sind die Klammeraffen mit ihrer schlanken, spinnengleichen Gestalt, das Kinkajou und das Stachelschwein mit ihren Greifschwänzen. Die Hufthiere A.'s sind in ihrem Bau von denen des südlichen Afrika's verschieden. Ihre Organisation macht sie geschickt, Bewohner der steilen Kordilleren zu seyn während die von Afrika den dürren Ebenen angemessen sind. Dagegen zeigen die Reptilien A.'s, mit denen der alten Welt verglichen, eine ungleich bedeutendere Größe und einen kräftigern Bau. Dies ist schon bei den Batrachiern merklich, noch mehr aber bei den Familien der Saurier und Ophidier. So wie die Reptilien, so lassen auch die Arachniden und Insekten A.'s mit den Thieren derselben Klasse, welche die alte Welt bewohnen, gar keine Vergleichung zu. Zudem hat A. viele eigenthümliche Insektengenera, namentlich Koleopteren (Käfer) in besonderen Gattungen (Agra, Galerita u. a.) und Arten (z. B. von Horia, Tetraonyx, Rutela, Scotinus u. a.). Es lassen sich vier große zoologische Gebiete der neuen Welt unterscheiden: die arktische oder nördliche, die nordtemperirte, die tropische und die der Südspitze A.'s oder die südtemperirte. Diese Hauptgebiete hat die besondere Wissenschaft der geographischen Fauna nach den Forderungen des Thier-Terrains wieder in viele zoologische Bezirke abzutheilen. Während die Polarzone der amerikanischen Fauna mit der Borealfauna, in welcher Gemeinsamkeit vorherrscht, übereinstimmt, so ist dies jedoch nicht bei den übrigen Gebieten der Fall, wo sogar die verwandten Species in beiden Welten ungleich sind; nur die Fauna der Südspitze A.'s hat einige Züge, welche an die von Australien erinnern, sie ist dagegen von der von Asien und vielleicht in noch höherm Grade von der von Afrika entfernt. Die charakterisirenden Thierformen der amerikanischen **Borealzone** sind die Pelzthiere, wovon A. mehr einheimische Gattungen besitzt, als die alte Welt. Zu den Gattungen, welche dieselbe Zone in Europa u. Asien bewohnen, gehören Mustela vulgaris, M. erminea, M. martes, Gulo luscus und Vulpes lagopus, wozu noch der Eisbär kommt. Eigenthümlich hat A.: 30 Gattungen von Lemmings, Murmelthieren und Eichhörnchen, drei verschiedene Bären, Procyon lotor, Meles labradoria, Putorius vison, P. canadensis, Lutra canadensis, Castor americanus, Fiber zibethicus, u. nicht zahlreiche Varietäten von Wölfen u. Füchsen. Ein gleiches Verhältniß ist es mit den Wiederkäuern. Den Lepus glacialis haben beide Welten gemein, dagegen L. americanus, L. virginianus und Lagomys princeps sind der neuen Welt eigenthümlich. Unter den größern Thieren werden Cervus Alces und C. Tarandus auch in der alten Welt gefunden, dagegen C. Strongyloceros, zwei Racen von C. macrotis, dann C. leucuras und Antilope furcifer finden sich nur in A.; so auch Bos moschatus, Capra americana und Ovis montana. Der amerikanische Büffel lebt in Breiten, die wenig südlicher als die des Bisamochsen sind. Nordamerika besitzt 14 Gattungen europäischer und 12 Gattungen eigenthümlicher Raubvögel. Die Enten und andere Schwimmvögel sind in der alten und neuen Welt fast dieselben, aber wenige der amerikanischen Water gleichen den europäischen Grallatoren. Die Hühner sind bis auf eine Gattung (Tetrao canadensis) verschieden. Die **temperirte** Zone reicht gegen Süden bis zum mexikanischen Meerbusen u. umfaßt namentlich die Vereinsstaaten und Nordmexiko. Der Charakter der Vögel in dieser Zone hat viel Eigenthümlichkeiten u. tritt um so schärfer auf, je südlicher man kommt. Hier trifft man viele Landvögel, die zu Gattungen und selbst zu Geschlechtern gehören, die nur in A. ihre Heimath haben. Unter ihnen sind die Raubvögel am verbreitetsten, so daß die wärmern Gegenden A.'s nur wenige Gattungen vor den andern Zonen voraus haben. Viel beschränkter sind die Sing-

vögel. Zahlreiche Familien von Insektenfressern, die der temperirten Zone der alten Welt und der heißen Zone der neuen Welt unbekannt sind, schweifen über die fruchtbaren Gegenden der Vereinsstaaten entweder als permanente Bewohner oder als jährliche Wanderer von den üppigeren Gestaden des mexikanischen Meerbusens, wo die größere Zahl den Winter über lebt. Gegen Anfang des Maimonats, wenn die Insektenwelt zum Leben erwacht, erscheinen unzählige Schwärme von Sylvicola Sw., Tyrannula Sw., Orpheus Sw., Picus L., Agelayus V., Merula, Icterus D. und andere Familien in den Vereinsstaaten, die sie im Herbste wieder verlassen, um nach den mexikanischen Küsten und den immer grünen Wäldern der westindischen Inseln zurückzukehren; südlicher gehen sie nicht. Hühnervögel sind sehr wenige vorhanden. Charakteristisch ist das gemeine Truthuhn. Die Sumpfvögel unterscheiden sich meist von den europäischen, sie sind der nördlichen Hälfte der neuen Welt eigenthümlich und nur wenige Gattungen hat man in der südlichen Hemisphäre bemerkt. Die Schwimmvögel haben große Aehnlichkeit mit den Gattungen des arktischen A. und nur zwei oder drei sind auf die wärmern Gestade der südlichen Gegenden beschränkt. An Fischen ist diese Zone sehr reich, sowohl in den Gattungen, als in der Individuenzahl, aber keine Gattung scheint den europäischen zu gleichen. Von besonderer Wichtigkeit sind die Stockfischbänke Neufundlands. Die Klapperschlangen sind der neuen Welt eigenthümlich, und zwar unterscheiden sich die nordamerikanischen von den brasilianischen. Unter den Kröten weisen die schlammigen Seen von Georgien und Carolina einige ausgezeichnete Arten auf. Die dritte Zone der amerikanischen Thierwelt reicht vom mexikanischen Busen bis an die Südgrenzen von Paraguay. Auf den Antillen, besonders aber auf dem großen Isthmus von Mexiko u. Guatemala verschmelzen die Faunen von Nord- und Südamerika. Unter 114 Gattungen Landvögeln sind 67 nirgends anderswo beobachtet worden; 11 hat Mexiko mit Südamerika und 36 mit den Vereinsstaaten gemein. Dabei ist es bemerkenswerth, daß in der ganzen Zahl der Gattungen nur ein einziges neues Geschlecht vorhanden ist: Ptiliogonys Sw., das die Tyranninae mit den Ceblepyrinae in Verbindung setzt. Mexiko zeigt überhaupt fast dieselbe Mannichfaltigkeit im Thierreich wie im Pflanzenreich, beides bedingt durch die Mannichfaltigkeit der Klimate dieses Isthmus. Wasservögel sind im Allgemeinen zahlreicher in kalten, als in warmen Klimaten, doch Mexiko macht hiervon eine merkwürdige und fast einzige Ausnahme. Alle Reisenden stimmen in der Angabe überein, daß die Seen u. Sümpfe dieses Tafellandes von Vögeln wimmeln; aber unter diesen befinden sich nur zwei neue Gattungen, alle übrigen sind in den Vereinsstaaten wohl bekannt und bewohnen die arktischen Gegenden, so daß der Isthmus die südliche Grenze aller dieser Wandervögel bildet, wie auch der insektenfressende Sommerbesucher der Vereinsstaaten. Das einzige mexikanische Reptil, das Erwähnung verdient, ist der Axolotl, Phillhydrus pisciformis, der mit dem Siren von Carolina verwandt ist. Die Säugethiere des Isthmus sind wenig bekannt. Mexiko bildet den Uebergang zum äquatorialen A., das sich, je näher dem Aequator, desto mehr durch zunehmende Mannichfaltigkeit der Formen u. darin mehr als irgend eine andere tropische Provinz auszeichnet. Unter den Säugethieren stehen die Affen oben an. Mit den Affen Asiens u. Afrika's verglichen, sind sie kleiner, weniger bösartig u. haben geringe, oder gar keine Aehnlichkeit mit den satyrgleichen Affen und Pavianen der alten Welt; alle haben Greifschwänze, doch keine Backentaschen und Gesäßschwielen, und die Zahl ihrer Gattungen ist so groß, daß schon 65 derselben beschrieben sind. Sie bewohnen die großen Wälder Brasiliens und Guyana's und die Ufer des Orinoco und der andern großen Flüsse. Neuspanien hat nur wenige Species und Nordparaguay bloß drei bis vier. Weder Peru noch Chili, noch das eigentliche Mexiko enthält irgend eine Affenart; diese Thierwelt ist in der neuen Welt auf den Raum innerhalb der Anden, des Isthmus von Panama und des Rio de la Plata beschränkt, also da, wo die großen Urwälder und Ströme sind. Die amerikanischen Affen gehören alle der Familie der Plattnasen (Platyrrhina) an, die durch die brückenartig breite Nasenscheidewand charakterisirt wird und nur Affen der neuen Welt begreift. Die Fledermäuse sind eben so zahlreich und mannichfaltig, aber nur sehr wenige kommen in der nördlichen Hemisphäre vor und keine dieser südamerikanischen Gattungen ist in den übrigen Erdtheilen bekannt; es gibt insektenfressende, von Früchten lebende u. Blutsauger. Die fleischfressenden Vierfüßler sind, obwohl gattungsreich, doch von geringer Individuenmenge und die größten unter ihnen sind der Puma od. amerikanische Löwe, Felis concolor und der Jaguar, Felis onça, alle reißenden Thiere der Tropenzone in der alten Welt sind hier unbekannt. Die Tapire, von denen man in A. zwei Gattungen, außerdem noch eine auf Sumatra und den Molukken kennt, sind die größten vierfüßigen Thiere, die man bisher in Südamerika getroffen hat. Die Faulthiere, Ameisenfresser und Panzerthiere gehören vornehmlich Brasilien an, während die Lamas und andere wolltragende Thiere mehr den hohen Andes von Peru und Chili eigen sind. Der Ursus ornatus kommt nur in Chili vor. In Rücksicht auf die Vögel ist der Strich zwischen 11° und 45° südl. Breite nach d'Orbigny in drei Gebiete vertikaler u. eben so viel horizontaler Ausdehnung zu theilen: 1) vom 11°—28°; 28° bis 34°, und 3) von 34°—45° und a) von 0—5000'; b) von 5—11,000' u. c) von 11,000' aufwärts. Das erste Gebiet bietet 240 Arten von Singvögeln, $^2/_3$ der Gesammtzahl aller Arten dieses Strichs, eine große Zahl, die offenbar ihren Grund in der Mannichfaltigkeit der Vegetation und in der Menge von Insekten in diesem Gebiet hat. Von diesen 240 Arten halten sich 51 auf den Bergen unter 5000' auf. Das zweite Gebiet enthält 72 Arten, eine Zahl, welche hinreichend zeigt, wie sehr sich die Thierarten vermindern, je weiter man vom Aequator kommt. Sie ist nur $^1/_3$ des Ganzen und noch nicht $^1/_3$ der Arten des ersten Gebiets. Von diesen 72 Arten findet man 29 bis zu einer Höhe von 11,000'. Die des dritten Gebiets betragen nur 37 Arten, $^1/_{11}$ des Ganzen,

$^1/_8$ des ersten, $^1/_2$ des zweiten Gebiets. Diese Verminderung ist eine Folge der Veränderung in der Vegetation, welche ärmlich und wenig mannichfaltig geworden ist. Die Westseite der Anden hat nur $^1/_9$ der Vögel, was sich am natürlichsten aus der geringen Ausdehnung des Landes auf der Westseite erklärt. Demnach ist Brasilien das an Singvögeln reichste Land A.'s, aber auch der ganzen Erde, denn man kennt schon jetzt, obwohl erst der fünfte Theil dieses Reichs erforscht ist, 500 Gattungen. Die Kolibris lieben die offenen blumenreichen Gegenden, die Papagaien und Finkenarten die Region der niedrigen, beerentragenden Gesträuche. Die Raubvögel, besonders die Geier, sind sehr eigenthümlich: zu den größten gehören der Königsgeier (Vultur papa), der schwarze Urubu, Cathartes atratus, der Haubenadler, Aquila destructor und vor allen der Bewohner der hohen Andeskette, der Condor (Vultur cundur), der größte unter den fliegenden Vögeln. Alle südamerikanischen Eulen sind klein. Die Wasservögel finden sich mehr an den großen Strömen, als an den Seeküsten. Unter den Amphibien finden sich viele Kröten von ekelhaftem Aussehen: Brasilien hat den Hornfrosch, Ceratophrys dorsata *Max.*, ein schönes, harmloses Thier von 3 Zoll Länge. Reich an Schlangen sind die Wildnisse im Innern von Südamerika, besonders längs der großen Ströme. Das Geschlecht Boa, der Riesenschlangen, vertritt hier in der neuen Welt das Geschlecht Python in der alten: Boa constrictor ist die am allgemeinsten vorkommende Riesenschlange; die Klapperschlange Nordamerika's ist hier durch eine andere Gattung repräsentirt; die schönsten unter den Schlangen sind aber die Korallenschlangen. Die großen Kammeidechsen oder Leguane, Iguanae, sind sowohl in Westindien als auf dem Festland gewöhnlich und gewähren eine wohlschmeckende Speise. Schildkröten sind ebenfalls sehr zahlreich und darunter die Riesenkröte des Galopagosarchipels (Testudo elephantopus). Unter den geflügelten Insekten gibt es viele Landkrabben, die auch dadurch merkwürdig sind, daß sie einen Theil des Jahres im Wasser, den andern in Gesträuch und Wäldern leben. Die Skorpione sind klein und, mit Ausnahme der in Surinam vorkommenden, nicht größer als die südeuropäischen. Die giftigen Hundertfüße (Skolopender) Asiens u. Afrika's sind hier unbekannt oder sehr selten. Eben so fehlt der Seidenwurm, dagegen besitzt A. das Cochenille Insekt, jedoch nur auf Mexiko. Unter den Käfern sind diejenigen vorzugsweise häufig, deren Larven von Holz leben; in Brasilien allein ist ihre Zahl wenigstens 9mal größer als in Europa, während das Verhältniß bei den fleischfressenden Coleopteren gerade umgekehrt ist. Die Zahl der Lepidopteren ist außerordentlich groß, in Mannichfaltigkeit, Größe und Schönheit der Farben haben sie nirgends auf Erden ihres Gleichen. Brasilien allein ist von 6—700 verschiedenen Tagfaltern bewohnt, unter denen Protesilaus Leilus ein schöner Repräsentant unseres Schwalbenschwanzes ist. Ameisen sind eben so häufig als in Westafrika; unter ihnen richten die rothen Ameisen Brasiliens große Verwüstungen an. Die Termiten sind hauptsächlich auf die Wälder beschränkt, aber keine ihrer Gattungen scheint mit der afrikanischen übereinzustimmen. Heuschrecken, ebenfalls verschieden von denen der alten Welt, sind nicht ungewöhnlich, aber nie richten sie Schaden an. Die Zweiflügler sind nicht zahlreich, aber unter ihnen gibt es einige Asilidae, die sich durch ihre Größe auszeichnen. So existirt eine Fliege von 2 Zoll Länge. An Weichthieren ist die tropische Zone Südamerika's verhältnißmäßig sehr arm, ganz besonders die Ostküste, während die Westküste viele Gattungen besitzt. Die Zahl der Flußmuscheln scheint mit der nordamerikanischen keinen Vergleich aushalten zu können: Hyria *Lam.* ist dieser Zone eigenthümlich; die Lymnadia gigas *Sw.* des Orinoco ist die riesenhafteste unter den jetzt bekannten Flußmuscheln. Auch die Landkonchylien sind sowohl auf dem Festland, als auf den Antillen nicht sehr zahlreich. Die den Meeren dieser Zone eigenthümlichen Fische sind sehr wenig bekannt. Die Gattungen unterscheiden sich wesentlich von denen in ähnlichen Klimaten der alten Welt. Ordnet man die Thiere der Tropenzone nach der Höhe ihres Wohnorts, so erhält man, nach Alexander von Humboldt, folgende Stufenleiter des eine jede Region charakterisirenden animalischen Lebens: 1) Region von der Meeresküste bis zur Höhe von 500': Affen (Sapajus und Aluaten), Jaguar (Felis Onca), Kuguar oder amerikanischer Löwe (Felis concolor), Meerschweinchen, Faulthiere, Ameisenbär, kleine Hirsche (Cervus mexicanus), Armadille, Fettgänse, Seidenschwanz (Ampelis), Boa, Krokodile, Manati (Manatus, Lamentin), Springkäfer (Elater noctilucus), Mosquito's. 2) Region von 500' bis 1000': Kleine Hirsche (C. mexicanus), Tapir, Ozelot (Felis pardalis), einige Affen (Aluaten), Truppenvögel (Trupiales), und Oriolus, Coluber coccinea, keine Boa, kein Krokodil, viele Niguas, Chiques oder Sandflöhe (Pulex penetrans) auf Menschen, Hunden u. Affen. 3) Region von 1000' bis 1500': Stinkthier (Viverra mapurito), Felis tigrina, große Hirsche, Straußhuhn (Palamedea), eine Menge von Enten und Tauchern, viele Läuse (Pediculus humanus). 4) Region von 1500' bis 2000': Lamas, verwildert am westlichen Abfall des Chimborazo, der kleine Bär mit weißer Stirn (Ursus ornatus), große Hirsche, der kleine Löwe, einige Kolibris, kein Pulex penetrans. 5) Region von 2000' bis 2500': Heerden von Vicunna, Alpaca und Guanaco, einige Bären, Condor, Falken, Geißmelker (Caprimulgus), keine Fische in den Seen. 6) Region von 2500' bis 3000': der Condor der Anden, einige Fliegen und Sphinxe, wahrscheinlich durch senkrechte Luftströme emporgehoben. Ueber 3000' Höhe ist kein organischer Stoff an den Erdboden geheftet. Die Zone der amerikanischen Südspitze umfaßt Patagonien und den Feuerlandsarchipel. Unter den Säugethieren trifft man, außer den Cetaceen und Seehunden, eine Fledermaus und drei andere Mäusearten; dazu kommen noch das Reh, der Fuchs (Vulp. magellanicus), das Kaninchen, die Fischotter und der Tucutuco, wahrscheinlich das Cuccurito der Chilenen. Letzteres ist den afrikanischen Mollen (Bathyergus) und der brasilischen Kammmaus (Ctenomys brasiliensis) gleich. Unter den Vögeln sind mehre Arten Finken, Drosseln, Staare, Töpfervögel (Furnarius), Falken und Eulen, drei Schwalbenarten, ein Kolibri, ein

Zaunkönig (Scytalopus furcus), eine Art Blumensauger (Synallaxis anthoides), einige Arten Papageien und ein schwarzhalsiger Schwan mit schneeweißem Gefieder. Reptilien gibt es nicht und der Insekten sind wenig Arten: 9 Species Sandlaufkäfer (Harpalus), 5 Heteromera, 7 Species Rhynchophora und 1 der Staphyliniden, Elateriden, Cabrianiden und Melolonthiden. Besonders an dem kolossalen Seegras der Seeküste Patagoniens und Westfeuerlands nährt sich eine reiche Fischwelt, außerdem Häferschnecken, Schüsselschnecken, Schlitzschnecken (Fissurella) von ungemeiner Größe, Spritzwürmer (Holothuriae), Meersterne, Krebse, Napfschnecken, Kreiselschnecken, schöne Acidien und Armpolypen.

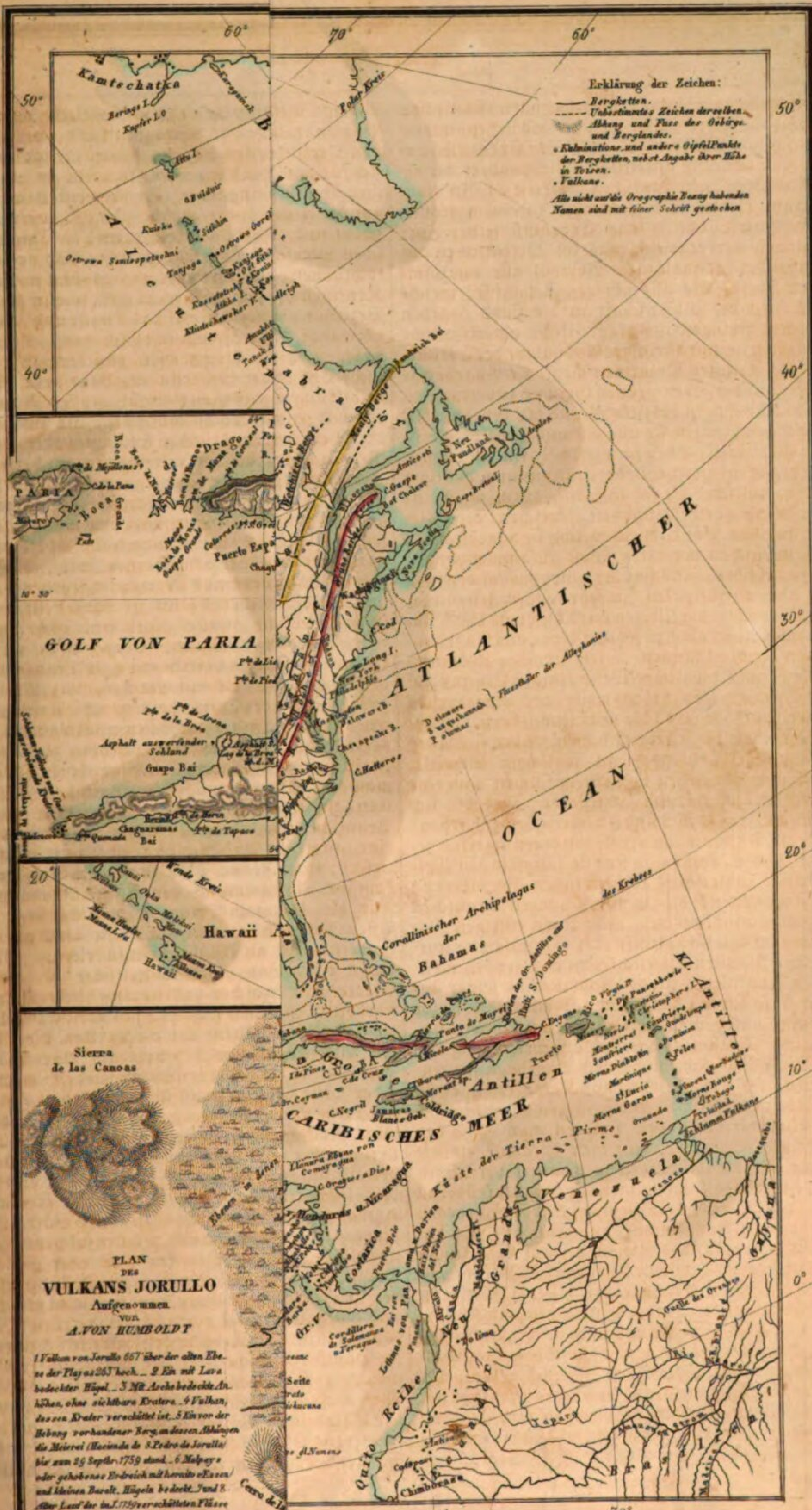
Machen wir endlich in der Skala der Produktion aufwärts den letzten höchsten Schritt, so stehen wir beim edelsten Produkt der Natur, beim Menschen. Die Bevölkerung A.'s besteht, atomistisch betrachtet, aus Ureinwohnern (Indianer und Eskimos), aus Fremden (Europäer und Neger) und aus Mischlingen (Mestizen aus Weißen und Indianern, Mulatten aus Weißen und Negern, Zambos aus Negern und Indianern). Die Gesammtzahl, die freilich auch verschieden angegeben wird, beläuft sich auf 50 Millionen Einwohner, von denen auf Nord- und Mittelamerika 30 Mill., auf Westindien 3,600,000, und auf Südamerika etwa 16,400,000 zu rechnen sind. Diese 50 Millionen bilden demnach ungefähr den 18. Theil der Gesammtbevölkerung der Erde, während die Größe des Erdtheils etwa den 10. Theil aller Länderflächen beträgt. Diese geringe Volksdichtigkeit von etwa 73 Menschen auf der Geviertmeile übertrifft nur die Australiens (fast 5fach), verhält sich dagegen zu der von Afrika wie 1 zu 3, von Asien wie 1 zu 7, von Europa wie 1 zu 20. Die Mehrzahl der Bevölkerung, etwa 20 Mill., sind kaukasischer Race, $12^1/_2$ Mill. gehören der kupferfarbigen Race und solchen Mischlingen an, die ihr näher stehen als den Weißen, 8 Millionen kommen auf die Neger u. $9^1/_2$ Mill. auf die Mischlinge von Kupferfarbigen oder von Negern mit vorherrschend europäischem Blute. In der geringen Dichtigkeit der Bevölkerung lag für die Eingebornen die Nothwendigkeit des Auseinandergehens in viele einzelne Völkerschaften, wie denn kein Kontinent im Verhältniß zu seiner Bevölkerung eine so große Menge von Nationen und Sprachen aufweisen kann, als die neue Welt. Die polaren Küsten bewohnen die Eskimos, die nach ihrem Gesammtleben ihrem kümmerlichen Boden angehören, der sie zur Jagd u. zum Fischfang und dabei zu großen Hin- und Herzügen zwingt und sie den Zugvögeln ähnlich macht. Die Indianer, von den nördlichsten Theilen A.'s bis zu seiner Südspitze verbreitet, bilden seine einheimische Race, in einer außerordentlich großen Anzahl von Völkerschaften (s. unten) mit gegen 500 Sprachen, von denen jede im Durchschnitt von 24,000 Menschen in vielen Dialekten gesprochen wird. Diese Sprachen weichen in ihren Wurzeln außerordentlich stark von einander ab u. bieten auch mit den übrigen Sprachen der Erde nur sehr wenig Aehnlichkeiten dar. Aber ihr sehr künstlicher grammatischer Bau zeigt eine auffallende Gleichförmigkeit u. scheint auf einen gemeinsamen Ursprung hinzudeuten. Ihrer vielfachen Zusammensetzungen wegen, in welchen übrigens die größte Regelmäßigkeit u. Methode herrscht, bezeichnet man sie nicht unpassend als polysynthetische Sprachen. Es geht diese Synthesis so weit, daß oft einzelne Wörter einen ganzen Satz umfassen, und entsprechend erhalten die Biegungsformen in den Konjugationen u. Deklinationen so viel Körper u. Accent, daß durch sie sowohl negative, reflexive, kausative u. a. Verba, als auch Pronominalobjekte ausgedrückt werden. Bei dieser Wortanhäufung wird eine einfache Wortwurzel von dem, was vor u. hinter ihr steht, oft völlig begraben; die Raschheit der Bewegung geht auch dadurch in der Sprache eben sowohl verloren, wie die Anmuth des Ausdrucks. Die einzelnen Wörter, welche in die Wortanhäufung gezogen werden, verschmelzen nicht in einander; das zusammengesetzte Wort gleicht einer Mosaik, die einzelnen Bestandtheile bleiben einander fremdartig, die Verbindung ist lediglich mechanisch. Der Indianer prägt keine Idee aus, sondern nur Wörter. Das Zeitwort ist der herrschende Redetheil, es nimmt Hauptwort, Fürwort und Beiwort in sich auf. Eigentliche Deklinationen sind in manchen Mundarten nicht vorhanden, dagegen aber die Verba regelmäßig, genau und vollständig ausgebildet. Mit Recht konnte Wilhelm v. Humboldt sagen, daß die Zusammenhäufung, oder Zusammenleimung, Agglomeration oder Agglutination einen Hauptcharakterzug der amerikanischen Sprachen bilde. Die Länge der Wörter erscheint in der Schreibart nach europäischer Weise sehr beträchtlich. Aber die Anzahl derer, welche mehr als sechs Sylben haben, ist doch nur gering, wenn sie richtig geschrieben und getrennt werden. Von der Art, wie die Odschibwäs Wörter zusammensetzen, geben folgende Beispiele einen Begriff. Monganebajegun, Schneeschaufel, von monga, erweitern, neba, schlafen, und jegun, ein Werkzeug. Der Sinn ist: ein Werkzeug, mit dem man die Schlafstätte größer macht, dadurch, daß man den Schnee hinwegschaufelt. Das folgende ist ein seit der Bekanntschaft mit den Europäern neugebildetes Wort: Wassakonainjegun, Kerze, von Wassau, ein heller Gegenstand, kona, von biskona, Brand, oder skut, Feuer, und jegun, Werkzeug. Kischkekudjegun, Lichtputze, stammt von kihschk, abschneiden, kud, von biskona, Brand, und jegun. Schoolcraft hebt hervor, daß in der Syntax der amerikanischen Sprachen jedes Verbum, welches einen belebten Gegenstand bezeichnet, auch ein solches Substantiv verlange; dasselbe sey der Fall, wenn es sich von unbelebten Gegenständen handelt. Die Wörter werden gleichsam verdichtet durch die Einverleibung ideographischer Wurzeln, denen man auf mehrfache Weise Pronomina und Tempora hinzufügt. Man sieht aus den angeführten Beispielen, daß die einzelnen Bestandtheile der Composita eine Bedeutung haben. Das Princip dabei ist dasselbe wie bei der Bilderschrift. Symbole bezeichnen Ideen oder eine Reihenfolge von Ideen. In den zusammengesetzten Wörtern oder konkreten Derivativen wird die ideographische Sylbe oder Partikel, welche man einfügt, von der Wurzel des disjunktiven Nomen oder Verbum genommen; sie ist dann mit der ganzen und

vollen Bedeutung des Wortes bekleidet. Die bei Weitem größte Anzahl der primitiven Wörter ist, wenn man sie ihrer Zuthaten entledigt, nur ein- oder zweisylbig. Jede eingeschobene Zuthat wird, nach indianischem Ohr, dem Wohlklange angepaßt; man beseitigt davon, was diesen beeinträchtigt. Wo zwei Selbstlauter oder Mitlauter zusammen kommen, wird dann der eine weggeworfen. Bei dieser Verkürzung der Sylben und dem Einschieben neuer Wurzeln bleibt bei dem Compositum oft nur ein einziger Buchstabe von dem eingeschobenen Worte, aber dieser eine Buchstabe ist ein ideographisches Zeichen und behält seine volle Bedeutung bei. Die beiden Vokale io in den irokesischen Wörtern Ohio und Ontario, welche eine Wasserlandschaft bezeichnen, stammen von derselben Wurzel; oh ist schön, on Hügel oder Berge, tar Felsen oder Klippen (Ontario ist ein Wort aus der Sprache der Wyandots). Das Irokesische hat keine Labialen; es rollt von der Zunge und aus der Kehle bei ungeschlossenen Lippen. Es hat viele Gutturalen, aber auch viele lange und offene Vokale und klingt stark, fest und männlich. Die Nasenlaute und Diphthongen, die im Oneida und Onondago häufig sind, lauten sanft und melodisch.

Uebrigens sind die Sprachen und Völkerschaften weit weniger zahlreich in den offenen Savannen des Missisippi, wo die Jäger ohne Hinderniß umherstreifen können, als in den undurchdringlichen Wäldern des Amazonenstromes und Orinoco, in welchen die Horden sich gleichsam, verlieren und obgleich sich nahe, doch einander fremd bleiben. Die Azteken oder Merikaner, die Quichuas oder Peruaner und die Araukanen oder Chilier zählen allein mehre Millionen Köpfe. In Neuspanien und Neugranada wohnen die Nachkommen von weniger zahlreichen, aber durch ihre Gesittung gleichfalls berühmten Völkern. Alle übrigen Eingebornen theilen sich in wilde Horden, von welchen mehre nur einige hundert Köpfe zählen und die zusammen keine Million bilden. Das Aztekische und das Quichua haben sich durch die Eroberungen der merikanischen Fürsten und der Inkas weit verbreitet, jenes über die ganze Hochebene von Anahuac und bis nach Guatemala, dieses den Andes entlang. Das Araukanische wird in Chili und den patagonischen Andes gesprochen. Von den Guaranis bis zu den Omaguas, von den Ufern des Uruguay und Paraguay bis zum Maranhon wohnt eine Menge zur gleichen Familie gehörender Völker und das Guarani ist die allgemeine Sprache, lingoa geral, der brasilianischen Eingebornen. In den Parimegebirgen dagegen würde einem Fremden, der sich den verschiedenen Völkerschaften verständlich machen wollte, die Kenntniß von zehn Sprachen nicht ausreichen. Das Aztekische und Araukanische ist besonders reich an Abstrakten und zu Erörterungen geeigneten Ausdrücken; das Quichua, das eine Menge Vokale hat, ist sehr weich und scheint sich ganz zur Poesie zu eignen. Das Chiquito und Karaibische zeichnen sich durch Reichthum und Wohlklang aus. In 83, durch Barton und Vater verglichenen amerikanischen Sprachen zeigten nur 170 Wörter eine gemeinschaftliche Wurzel, etwa $^{3}/_{5}$ davon erinnern an nordostasiatische, $^{2}/_{5}$ an celtische, baskische, tschutische, koptische Sprachelemente. Das Erlernen dieser Dialekte muß für die Missionäre ganz außerordentliche Schwierigkeiten gehabt haben. Dennoch ist nach und nach eine nicht unbeträchtliche Anzahl von Erbauungsbüchern in den Indianersprachen, insbesondere auf Betrieb der Methodisten und anderer kirchlichen Vereine gedruckt worden. Im Mohawk z. B. das Evangelium Matthäi, von H. A. Hill und J. A. Wilkes (Newyork 1836); die Epistel an die Korinther, von W. Heß und J. A. Wilkes; die Episteln an die Philipper, Kolosser, Thessalonicher, an den Timotheus, Titus und Philemon, von den beiden letztgenannten; eben so das Evangelium Johannis, die Apostelgeschichte und der Brief Pauli an die Römer. In der Senecasprache ein Gesangbuch und Jugendschriften. Zu Boston erschien 1840: Abinoji aki tibajimouin, a Geography in the Ojibwa Language. Auch für manche Siouxstämme, z. B. für die Osagen, sind einzelne Bücher gedruckt worden. Zu Boston kamen 1835 die vier Evangelien in der Tschaktasprache heraus; Katechismen und Jugendschriften folgten in beträchtlicher Anzahl. Die Briefe des Johannes sind von einem Deutschen, K. F. Deucker, ins Delaware übersetzt worden, Newyork 1828. Alle Fremde haben in dem neuen Vaterland ihre Sprache beibehalten; nur die Neger nehmen allmählig die Sprachen ihrer Herren an und selbst eine Million Eingeborner hat die fremde Sprache gegen die eigne vertauscht. Die ausgebreitetste Sprache ist die englische, da sie von 18 Mill. gesprochen wird. Die spanische wird von $13^{1}/_{2}$ Mill., die portugiesische von 4 Mill., die französische von 1 Mill., die holländische, deutsche, dänische, schwedische und russische von etwa 2 Mill. gesprochen. Der Religion nach gehören der katholischen Kirche etwa 23 Mill. an, von denen 16 Mill. auf die ehemaligen spanischen Gebiete, 4 Mill auf Brasilien, 3 Mill. auf Westindien, die Vereinigten Staaten und das britische Nordmerika kommen. Die 21 Mill. Protestanten leben fast ausschließlich in Nordamerika. Die Zahl der Heiden mag $3^{1}/_{2}$ Mill. betragen, wozu noch 2 Mill. nichtchristliche Neger kommen.

Die Frage über die **Abstammung der Ureinwohner** A.'s hat verschiedene Hypothesen hervorgerufen. Viele Indianerstämme leiten sich unmittelbar vom höchsten Wesen ab, das sie geschaffen. Die Irokesen leugnen, gleich den übrigen Indianern, daß sie ausländischer Herkunft seyen, und behaupten, ihr Ursprung und ihre rechte Heimath sey in Aoneo, d. i. A. Das höchste Wesen habe sie vorzugsweise unter seinen besondern Schutz genommen, und um dem Volke, welchem es eine besondere Hautfarbe verliehen, Beweise seiner Liebe und seines Wohlwollens zu geben, habe es ein großes weites Land für dasselbe geschaffen. Wenn die Stämme von ihrem Ursprung reden, so weisen sie immer auf irgend einen geographischen Punkt hin, der etwas besonders Auffallendes und Ausgezeichnetes an sich trägt. Die Irokesen verlegen ihr „Paradies" nach Norden hin. Ein fleißiger und geistvoller Arzt in

Philadelphia, Samuel Morton, hat im Laufe von sechszehn Jahren nicht weniger als siebenhundert menschliche Schädel aus allen fünf Erdtheilen auf das Gründlichste untersucht. Vierhundert derselben gehören amerikanischen Völkern an. In einer Anzahl kleiner Schriften und in einem großen Prachtwerke hat er das Ergebniß seiner Forschungen niedergelegt, das im Wesentlichen auf Folgendes hinausläuft: Sowohl alle anatomischen Facta, als alle übrigen Zeugnisse, welche uns durch die Wissenschaft an die Hand gegeben werden, zwingen uns, sämmtliche amerikanische Eingeborne, mit alleiniger Ausnahme des Eskimo, des sogenannten Polarmenschen, als Angehörige einer und derselben großen Gruppe zu betrachten. Vom Kap Hoorn bis zum 50. und 60. Grad nördlicher Breite tragen sie alle ein und dasselbe physische Gepräge. Eben so weisen sie eine nicht minder beachtenswerthe Uebereinstimmung geistiger und moralischer Begabung auf, durch welche sie von der übrigen Menschheit abweichen; die Glieder und das Band, durch welche sie angeblich mit den Menschen der alten Welt zusammenhängen sollen, bleiben, falls sie überhaupt vorhanden sind, erst noch aufzufinden. In sehr frühen Zeiten mögen Europäer oder Asiaten mit Absicht od. durch Zufall nach A. gekommen seyn, wie vor acht Jahrhunderten die Normannen. Diese fremden Zukömmlinge können möglicher Weise einigen Einfluß auf die Sprache und Lebensweise der eingebornen Amerikaner gehabt, die Gesittung derselben geändert, dieselbe gesteigert haben. Aber für Alles das mangelt es noch an jeglichem Beweise. Doch auch abgesehen von einem solchen, und eine solche Einwanderung zugegeben, erhebt sich gleich die Frage: Wo sind jene Fremden geblieben? Und die Antwort lautet: Wenn deren wirklich jemals nach A. kamen, so sind sie längst in den Wellen einer zahlreichen einheimischen Bevölkerung verschwommen, die in ihrer ganzen physischen Eigenthümlichkeit auch nicht einen einzigen Zug fremder Dazwischenkunft oder Vermischung aufweist. In allen Oertlichkeiten des großen westlichen Kontinents ist der Indianer in seiner äußern Erscheinung ganz und gar ein und derselbe Mensch und dem Wesen aller andern Racen unähnlich. Die unzähligen indianischen Völker und Stämme sind nicht bloß durch eine ihnen gemeinschaftliche Gesichtsbildung und Komplexion, durch dieselben moralischen und geistigen Eigenschaften mit einander verknüpft, sondern auch durch den Bau ihrer Sprache. Für diese durchaus einheimische Verwandtschaft zeugen ferner ihre Bauwerke und ihre Alterthümer, an denen wir überall dasselbe konstruktive Talent, nur in verschiedenen Graden der Ausdehnung und Entwickelung finden, in Yucatan und Palenque, auf den Inseln im Titicaca-See, wie in den über das Mississippithal zerstreuten Erdhügeln. Aller Orten trifft das Auge auf dieselben Erfindungen und Künste, wenn sie auch hier roh und noch in den Anfängen sind, dort dagegen für eine hohe Stufe von Ausbildung und Kunstfertigkeit Zeugniß geben. Alles spricht für Eine große und eigenthümliche homogene Race. Und diese Amerikaner insgesammt stammen nicht etwa von einem asiatischen oder einem amerikanischen Urpaar ab, sondern, wie Morton meint, von mehren, vielleicht von vielen Paaren, welche von Anbeginn für die verschiedenen Oertlichkeiten passend organisirt waren und sich für das Land eigneten, in welchem zu leben ihre Bestimmung war. Er verweist namentlich auf die Feuerländer, welche zum Wandern ungeschickt sind. Mit andern Worten: die amerikanischen Menschen sind wahre, ächte und volle Autochthonen, Ureinwohner des großen westlichen Kontinents, und in körperlicher wie in geistiger Beziehung unter sich auf das Engste und Innigste verwandt. So die Ansicht Mortons. Man hat dagegen darauf hingewiesen, daß der ganze physische Typus der Amerikaner, Hautfarbe, Schädelbildung und Gesichtswinkel, größere Aehnlichkeit mit jenem des ostasiatischen, als mit jenem der Menschen kaukasischen Stammes oder mit den Negern habe, die als extreme Racen bezeichnet werden. Aber Niemand kann behaupten oder nachweisen, daß der amerikanische Typus ein und derselbe mit dem ostasiatischen, dem mongolischen, sey. Ein Blick auf naturgetreue Abbildungen nordamerikanischer Eingebornen, wie z. B. Pettrich in Baltimore und Morton sie gegeben haben, und wie der Maler Catlin sie dargestellt, macht schon erhebliche Zweifel gegen eine solche Ansicht rege. Albert Gallatin (Conjectures on the Origin of american civilisation, in Transactions of the American Ethnological Society, Newyork 1848), noch in der Ansicht befangen, die Amerikaner seyen wahrscheinlich aus Asien eingewandert, äußert: wenn man nicht etwa annehme, daß sie Erzeugnisse einer besondern Schöpfung seyen, so könne man eine Abstammung von asiatischen Völkern statthaft erachten, da der beiderseitige Typus Aehnlichkeiten darbiete. Aber ein Beweis für eine asiatische Abstammung ist damit nicht geliefert; man könnte eben so füglich eine amerikanische Abstammung der Asiaten behaupten. Für die Annahme einer Einwanderung von Asien her fehlt es aber nicht nur an Beweisen, sondern auch an Wahrscheinlichkeiten. Allerdings trifft eine Verbindung über den engen Meeresarm, welcher das nordwestliche A. vom nordöstlichen Asien trennt, nicht eben auf erhebliche Schwierigkeiten, und die Kurilen, die Aleuten und Unalaschka könnten als eine Brücke zwischen beiden Erdvesten angesehen werden. Aber diese läge im ungünstigsten Klima, in einer Gegend, welche stets von Barbaren bewohnt war. Noch heute kommen Anwohner beider Küsten herüber und hinüber, allein dieser Umstand beweist nichts gegen die Ursprünglichkeit und Urthümlichkeit der Amerikaner. Nimmt man aber einmal fremde Einwanderung an, so wäre allerdings eine solche aus Asien nicht in solchem Maße unhaltbar, als aus Skandinavien oder gar aus Phönicien. Malte Brun sucht Aehnlichkeiten der amerikanischen Race mit der mongolischen und malayischen. Doch fügt der gelehrte Däne richtig hinzu, diese Aehnlichkeit erstrecke sich nur auf die Hautfarbe, nicht aber auf wesentlichere Momente, z. B. Schädel, Haar und Gesichtsprofil. Wer Hale's Abhandlung über die Wanderung der malayischen Völker in Polynesien kennt und in Berghaus' physikalischem Atlas die Karte der Meeresströmungen im stillen Ocean überblickt,



Erklärung der Zeichen:
Bergketten.
Unbestimmtes Zeichen derselben.
Abhang und Fuss des Gebirgs und Berglandes.
Kulminations und andere GipfelPunkte der Bergketten, nebst Angabe ihrer Höhe in Toisen.
Vulkane.
Alle nicht auf die Orographie Bezug habenden Namen sind mit feiner Schrift gestochen
Kamtschatka
GOLF VON PARIA
PARIA
Boca Grande
Drago
Guapo Bai
Chaguaramas Bai
Hawaii
Mauna Kea
Mauna Loa
Polar Kreis
Wende Kreis
New York
Philadelphia
Long I.
C. Hatteras
ATLANTISCHER OCEAN
Corallinischer Archipelagus der Bahamas
Grosse Antillen
Kl. Antillen
CARIBISCHES MEER
Küste der Tierra Firme
Venezuela
Honduras u. Nicaragua
Costarica
Isthmus von Panama
Quito
Chimborazo
Guyana
Sierra de las Canoas
PLAN DES VULKANS JORULLO
Aufgenommen von A. VON HUMBOLDT
1 Vulkan von Jorullo 667 über der alten Ebene der Playas 263 hoch. _ 2 Ein mit Lava bedeckter Hügel. _ 3 Mit Asche bedeckte Anhöhen, ohne sichtbare Kratere. _ 4 Vulkan, dessen Krater verschüttet ist. _ 5 Ein vor der Hebung vorhandener Berg, an dessen Abhängen die Meierei (Hacienda de S. Pedro de Jorullo) bis zum 29 Septbr. 1759 stand. _ 6 Malpays oder gehobenes Erdreich mit kleinen Hornitos/Essen und kleinen Basalt-Hügeln bedeckt. _ 7 und 8 Alter Lauf der im J. 1759 verschütteten Flüsse S. Pedro und Guitimba.
Cerro de

wird eine malayische Einwanderung schwerlich annehmen. Allerdings sind viele Inseln im stillen Weltmeere durch malayische Kolonien bevölkert worden, aber diese Kolonisation der Malayen, welche mit ihren Piroguen auch gegen den Wind steuerten, fällt in so späte Zeit, daß der malayische Ursprung der Bewohner von Otaheiti und Hawaii sogleich klar wurde, als Wörterbücher ihrer Sprachen nach Europa kamen. Bisher ist in den amerikanischen Sprachen auch nicht einmal eine leise Spur malayischer Idiome gefunden worden. Unser deutscher Linguist Severin Vater hat in seiner Abhandlung über die Bevölkerung A.'s da und dort eine, oft nur scheinbare, Uebereinstimmung mit asiatischen Sprachen gefunden, aber auch gleich hinzugefügt, sie könne weiter nichts beweisen, als höchstens ganz vereinzelte Verbindungen und theilweise Einwanderungen. Der Polynesier ist vorzugsweise ein das Meer liebender und seefahrender Mensch, was der Amerikaner nirgends war, nicht einmal auf den westindischen Inseln. Dagegen meint Malte Brun eine „geographische Verkettung", einen Zusammenhang zwischen den Sprachen A.'s und Asiens gefunden zu haben. Ueberblicken wir aber, wie er diese Behauptung durch Zusammenstellen von Wörtern annehmbar zu machen sucht, so sehen wir, wie richtig die Bemerkung des Sprachforschers von der Gabelentz ist: „daß wir von den meisten Indianersprachen nur mehr oder minder zuverlässige Wörtersammlungen haben, welche, bei dem eigenthümlichen, polysynthetischen Bau der amerikanischen Sprachen, ohne Kenntniß der Grammatik nur eine sehr unsichere Grundlage für etymologische und sprachvergleichende Bemerkungen darbieten". Auf so unsichern und durchaus schlüpfrigen Boden glaubt Malte Brun seine Meinung stützen zu können, daß einst asiatische Stämme, vorzugsweise von finnischer Abstammung, dem Eismeere entlang über die Behringsstraße nach A. eingewandert seyen. Hier hätten sie sich einerseits bis Grönland, andererseits bis Chili ausgedehnt. Auch hätten Stammverwandte der Chinesen, Japaner und Kurilen dem Gestade des großen Oceans entlang sich nach Süden hin wenigstens bis Mexiko verbreitet, und Sprachverwandte der Tungusen, Mandschu, Mongolen und — Tataren seyen, über die Höhen des neuen Kontinentes wandernd, bis nach Mexiko und ins Apalachengebirge gekommen.

Die Amerikaner, als besonderer Menschenschlag betrachtet, haben langes, straff herabhängendes schwarzes Haar, vorstehende Backenknochen und dünnen Bart. Die Augen sind klein, liegen tief und stehen oft schräg einwärts. Die Nase ist breit und gebogen, der Mund ist groß, die Lippen sind aufgeschwollen und zusammengedrückt; die Farbe ist bräunlich in verschiedenen Abstufungen. Diese Züge gelten im Großen und Allgemeinen; im Einzelnen und Besondern treten manche Modifikationen ein. Es ist im höchsten Grade schwierig, diese amerikanische Menschheit in Unterabtheilungen zu bringen und sie so genau zu charakterisiren, daß alle Merkmale völlig zutreffen. Die bisherigen Versuche sind durchgängig nicht geglückt; allen haftet etwas Willkürliches an. Morton begnügt sich deshalb auch, indem er den Polarmenschen (Eskimo) als abgesondert betrachtet, mit der Eintheilung in zwei große Gruppen. Die eine, welche er, ganz willkürlich, mit der Benennung der toltekischen belegt, ohne Zweifel weil er keinen genau bezeichnenden Ausdruck finden kann, begreift die Völker, welche sich auf eine höhere Bildungsstufe emporgearbeitet hatten, die andere bezeichneter als amerikanische Familie, und diese theilt er in vier Zweige. Der apalachische Zweig umfaßt alle Völker Nordamerika's (die Mexikaner ausgenommen) und die Stämme im Norden des Amazonenstroms und im Osten der Andes. Der Kopf ist abgerundet, die Nase breit, vorstehend und gekrümmt, der Mund breit und gerade, die Zähne beinahe vertikal, die Augen braun und wenig oder gar nicht schräg; Hals und Nacken lang, die Brust breit und selten tief, Körper und Glieder muskulös und selten fett. Diese Völker sind kriegerisch, grausam und rachsüchtig, sie sind dem Zwange, den das civilisirte Leben mit sich bringt, im tiefsten Innern abgeneigt und haben in geistiger Entwikkelung und nutzlichen Künsten nur sehr geringe Fortschritte gemacht. Der brasilische Zweig, über welchen auch Spix und Martius und der Prinz von Neuwied so werthvolle Nachrichten gegeben, ist über einen großen Theil Südamerika's, im Osten der Andes verbreitet und haust zwischen diesen letzteren und dem atlantischen Weltmeere, dem Amazonenstrome und dem La-Plata. Die Körperbildung dieses Zweiges ist im Ganzen dem des apalachischen gleich, nur ist die Nase wohl etwas breiter und ausgedehnter, der Mund und die Lippe sind breiter, die Augen klein, mehr oder weniger schräg gestellt und liegen weit auseinander; der Hals ist kurz und dick, Körper und Glieder sind voll und beinahe plump. In geistiger Beziehung stehen sie mit den apalachischen Völkern etwa auf gleicher Stufe. Der patagonische Zweig begreift die Nationen im Süden des La-Plata bis zur Magelhaensstraße und die Stämme in den Gebirgen Chili's. Sie zeichnen sich im Allgemeinen durch schlanken Wuchs, feine Formen und, namentlich die Araukanen, durch ungebändigten Muth aus. Die Angehörigen des feuerländischen Zweiges, der nur wenige tausend Köpfe zählt, schweifen durch eine traurige Wildniß. Sie haben eine kleine Gestalt, dicken Kopf, breites Gesicht und kleine Augen; der Brustkasten ist breit, der Körper plump, das Knie dick, das Bein übelgestaltet. Das Haar ist straff, grob und schwarz, und die Farbe ganz braun. In geistiger Beziehung stehen sie sehr tief, es mangelt ihnen sogar die Neugierde, welche man sonst bei allen Wilden antrifft; sie kümmern sich nur um das, was sich unmittelbar auf ihr augenblickliches Bedürfniß bezieht. Der Unterschied zwischen den Feuerländern und andern Amerikanern ist ohne allen Zweifel auch eine Folge der Einwirkung des Klimas und der höchst ungünstigen Oertlichkeit, durch welche ganz besondere Lebensgewohnheiten bedingt werden. Alle Amerikaner haben langes, schwarzes, straffes Haar; es kommt nie gelockt vor, wie bei den Polynesiern, oder wollig, wie beim Neger. Der Bart ist bei den meisten Völkern sehr dünn, und wo er hervorwächst, pflücken sie ihn aus, wie

überhaupt das Haar am Körper. Aber die Behauptung, daß dem Indianer der Bart fehle, ist eine Fabel. Mackenzie bemerkte ihn insbesondere bei den Chippewäern, den Sklaven und den Hundsrippen-Indianern im hohen Norden; Lewis und Clarke fanden volle Bärte bei den Schopunnisch im Westen der Rocky Mountains, La Pérouse desgleichen bei den Indianern Neu-Kaliforniens, und Molina bemerkt, daß in Chili Indianer so volle Bärte trugen wie die Spanier. Schoolcraft fand Greise mit langen weißen Bärten unter den Patawatomis. Die Haut der Amerikaner darf man im Allgemeinen nicht als kupferartig bezeichnen. Viele Stämme bemalen ihre braune Haut mit rother Farbe, und sie hat dann allerdings Aehnlichkeit mit der Farbe des Kupfers. Humboldt bemerkt, daß die Bezeichnung der Indianer als kupferfarbiger Leute niemals zwischen den Wendekreisen habe entstehen können, und Morton hat nie einen kupferfarbigen Indianer gesehen. Die Hautfarbe ist vielmehr braun, in verschiedenen Abstufungen bei verschiedenen Stämmen, aber man kann kaum genau bezeichnen, womit etwa dieses Braun der Haut vollkommene Aehnlichkeit besitzt. Das Zimmtbraun trifft in manchen Fällen beinahe zu, paßt aber auch nur in sehr beschränktem Maße. Manchmal wird das Braun sehr hell, manchmal streift es nahe an das Schwarz. Helle Stämme, z. B. die Guaharibos und andere, fand Humboldt am obern Orinoco; der Fürst von Neuwied sah hellfarbige Menschen mit röthlichem Anflug auf den Wangen unter den Botokuden. Das Klima hat nur eine sehr untergeordnete Einwirkung auf die Verschiedenheit der Hautfarbe. Die Puelches und andere patagonische Stämme, die unter dem kalten Himmelsstriche leben, sind bei Weitem dunkler, als die Abiponen und Mocobis in den Pampas, oder die Botokuden unter dem südlichen Wendekreise, oder die Anwohner des Orinoco. Die Charuas, deren Haut beinahe schwarz ist, wohnen in der gemäßigten Zone, und die eben so dunkeln Kalifornier 30—40 Grad nördlich vom Aequator. Die toltekische Familie begreift, nach Morton, die civilisirten Völker von Mexiko, Peru und Bogota, vom Rio Gila unter 33° nördlicher Breite dem Westrande des Kontinents entlang bis zu den Grenzen von Chili. Doch waren in Nord- und Mittel-A. die Völker dieser Familie über das Land von einem Ocean bis zum andern verbreitet, während sie in Süd-A. hauptsächlich die Hochebene auf der Kordillere und den schmalen Küstenrand einnahmen, und im Süden durch die Atacamawüste begrenzt waren. Die Civilisation der Muyscas oder Bogotesen im heutigen Neugranada stand, wie die geographische Lage des Landes, mitten inne zwischen jener der Peruaner und Mexikaner. Die Völker der toltekischen Familie waren überall von barbarischen Stämmen umgeben.

Ein großer Theil der Eingeborenen sind Jäger; eigentliche Fischervölker finden wir nur im Feuerlande u. in Nordwest-A.; es gab auch Agrikulturvölker, welche vorzugsweise oder ausschließlich vom Ertrage eines regelmäßig bewirthschafteten Bodens lebten. Bei manchen Nationen wird die Jagd Hauptbeschäftigung der Männer, während die Weiber Getreide bauten. In den tropischen Tiefländern, wo die Natur ihre schaffende Kraft auf die üppigste Weise in einem wunderbar mannichfaltigen Pflanzenwuchse zeigt, gewinnen die Indianer den Lebensunterhalt ohne alle Mühe, während auf den meist an Wald und Wild armen Hochebenen kein Jägerstamm dauern könnte, und die Menschen vielmehr auf den Ackerbau ganz und gar angewiesen sind. Im Norden des Wendekreises fand man ackerbautreibende Völker nur in Neumexiko, theilweise am westlichen Colorado und an den Strömen, welche in den kalifornischen Meerbusen fallen, etwa von der Nordgrenze der halbcivilisirten Nationen Mexiko's bis Culiacan, und von da ab bis zu der Bergkette, welche diese Flüsse vom Rio Gila scheidet. Diese Ausnahme abgerechnet, war in Nord-A. im Westen der Kordillere kein Ackerbau vorhanden. Gallatin hat genau die Grenzen angegeben, bis wohin in Nord-A. die Agrikultur der Eingeborenen sich verbreitete. Nach Osten hin zieht er sie bis zum Kennebec u. Penobscot in Neuengland, nach Norden bis zum Sankt Lorenz und zu den kanadischen Seen, obwohl in einzelnen Fällen die Irokesen noch weiter nördlich hinauf Korn säeten. Im Osten des Mississippi, innerhalb der bezeichneten Nord- u. Ostgrenze, nur das nördliche Wisconsin abgerechnet, trieben alle Indianer, vorzugsweise aber die mehr nach Süden wohnenden, den Ackerbau in größerer oder geringerer Ausdehnung, insbesondere die Irokesen. Als im Lande der Choktas das Wild beinahe gänzlich verschwand, legten sie sich mit Eifer auf den Anbau des Bodens. Der Ertrag der Jagd bleibt immer ein beschränkter, weil dieselbe einen weiten Flächenraum erfordert. Jägervölker sind deshalb nie zahlreich und keiner starken Vermehrung fähig. Auf dem rechten Ufer des Mississippi war im Norden des 41. Grades der Breite und westlich von 97 Grad der Länge wenig oder gar kein Ackerbau; nur von den Shaks- und Fuchs-Indianern, einem Algonkinerstamme, der erst spät über den Mississippi hinübergezogen war, von den Osagen und andern südlichen Sioux wurde der Boden bestellt. Auch lebten nördlich unter 46 und 47 Grad einige in festen Dörfern seßhafte Stämme am Missouri, nämlich die zu den Pawnis gehörenden Riccares, die Mandanen und Minnetaren. Auch die Indianer am südlichen Red River und jene in Texas bis zum Nueces bauten Mais, nicht aber die an der Küste wohnenden. Alle ackerbautreibenden Indianer kultivirten dieselben Gewächse: Mais, Bohnen (Frijoles)) und eine Kürbisart. Der Mais gehört ursprünglich den Ländern zwischen den Wendekreisen an; alle jenseits derselben wohnenden Völker haben daher ihren Ackerbau aus jenen Gegenden überkommen, und da man in A. nur diese einzige Getreideart anbaute, so läßt sich mit Bestimmtheit behaupten, daß der amerikanische Ackerbau auch seinen Ursprung in A. hatte. Man kann den sogenannten Sumpfreis (*Zizania aquatica Linné*) auch als eine Getreideart betrachten; aber diese Wasserpflanze wird nicht besonders angebaut, wächst im Norden und ist über einen nicht sehr ausgedehnten Raum verbreitet. Die Stämme im Westen des Mississippi mit Einschluß der Pawnis und der südlichen Sioux, jagten den Büffel (amerikanischen Bison, Bos ameri-

canus), der seine wahre Heimath in den großen Prairien zwischen dem Mississippi und den Felsengebirgen hat und nicht über den 62. Grad nach Norden hinaus geht; vorzugsweise durchstreift er bis jetzt in allerdings stark gelichteten, aber immer noch unzählbaren Heerden die Ebenen im Osten des Rio del Norte, insbesondere jene zwischen dem 31. und 50. Grade der Breite. So weit die Bisonten ziehen, werden sie vom Indianer verfolgt; wo sie in Menge regelmäßig zu bestimmten Jahreszeiten erscheinen, bildet ihr Fleisch das Hauptnahrungsmittel der Stämme, u. der Ackerbau bleibt bei Seite. Die Eskimos sind in Betreff ihrer Nahrungsmittel auf die Küste und das Meer angewiesen. Der Fischervölker im Nordwesten haben wir bereits erwähnt. Ganze Stämme leben dort von Lachsen, welche in Menge die Ströme besuchen, und von Wurzeln. Am San Sacramento, zwischen 39 und 41°, traf Dana, ein Gelehrter, der mit Wilkes die amerikanische Entdeckungsreise machte, ein Volk, dessen Hauptnahrung aus Eicheln bestand, die ein nicht unschmackhaftes Brod lieferten. Die armseligen Yamparicas oder Wurzelfresser, die Indianer am Salmon Trout River und in der kalifornischen Wüste nähren sich Monate lang von Heuschrecken und andern Insekten, welche sie trocknen, zerstampfen und mit Sämereien vermischt zu einer Art Kuchen verbacken. In der nordamerikanischen Hyläa, der Waldregion, haust also der Hirschjäger, dessen Weiber auch einigen Ackerbau treiben; die Prairie wird vom Büffeljäger durchstreift, in den westlichen Wüsteneien finden wir den Wurzelgräber und Akridophagen. In Südamerika ist auf den Pampas das europäische Rindvieh, welches sich in ungeheurer Menge vermehrt, zum Theil völlig wild geworden. Dort haben Indianerstämme und spanische Rinderhirten, Gauchos, sich allmählig in Nomaden umgewandelt. Die Pehuenschen in Chili leben, gleich den arabischen Beduinen, in Zelten. In Mexiko und Kalifornien sind, wie in den argentinischen Staaten und dem südlichen Brasilien, Heerden von vielen tausend Häuptern das Eigenthum einzelner Gutsbesitzer. Das Pferd, aus Europa nach dem westlichen Kontinent verpflanzt, hat sich, gleich dem Rindvieh, ganz außerordentlich vermehrt und lebt wild in Heerden beisammen. Mit wunderbarer Leichtigkeit haben die Indianer sich den Gebrauch der Rosse angeeignet, aber nicht zu Künsten des Friedens, sondern für Kriegs- und Raubzüge. Manche sind, gleich den Mongolen der asiatischen Steppen, wahre Reitervölker geworden; allein in der Provinz Gran Chaco und in Paraguay hat man zwanzig solcher Reitervölker, „A.'s Tataren", gezählt. Aber auch in Patagonien und Brasilien und zwischen dem Mississippi und den Felsengebirgen streifen dergleichen „Tataren", und die Apasches und Komantsches im Norden stehen an Keckheit und Gewandtheit zu Roß hinter den Guaycurus, Charruas, Abiponen und Pehuenschen nicht im Mindesten zurück. In Oregon haben viele Jahre lang Weiße und Indianer vorzugsweise sich von Roßfleisch genährt.

Als am Ende des 15. u. im Verlauf des 16. Jahrhunderts die Europäer den westlichen Kontinent nach und nach kennen lernten, fanden sie dessen Bewohner auf sehr verschiedenen Bildungsstufen und trafen auf schroffe Gegensätze. Eine große Anzahl kleiner Stämme lebte in rohem Zustande, aber es gab auch blühende Staaten mit einer zahlreichen ackerbautreibenden Bevölkerung, mit scharf ausgeprägten Regierungsformen und ausgebildeten religiösen Systemen, fein ausgesonnen, von einem vielfach verschlungenen bürgerlichen Verkehr zeugenden Rechtsbestimmungen, mit Theilung der Arbeit und einem Gewerbfleiße, welche die Eroberer in Erstaunen versetzte. Die Bewohner dieser Staaten kannten manchen Luxus, trugen fein gewebte und dauerhaft gefärbte Kleider aus einheimischer Baumwolle, hatten allgemein anerkannte Tauschmittel, verstanden sich auf die Bearbeitung der Metalle, das Eisen ausgenommen, hatten große, mit prachtvollen Tempeln und Palästen gezierte Städte, kannten eine sinnreiche Bilderschrift und waren theilweise in der Beobachtung der Erscheinungen des gestirnten Himmels weiter vorgerückt, als einst die Griechen und Römer. Diese urthümliche Civilisation A.'s ist durch die europäischen Eroberer zu Grunde gerichtet, die Indianer wurden durch sie in ihrem innersten Leben gebrochen. Von den alten Kulturstaaten sind längst nur noch steinerne Trümmer übrig. Die Paläste im Heliadenreiche der Inkas sind in Schutt und Staub zerfallen. Die Kaiserburgen der Azteken sind dem Boden gleich gemacht worden, die Teocallis haben christlichen Kirchen Platz gemacht. Ein „dritter Lichtpunkt aufdämmernder Bildung", das Reich der Muyscas auf dem Hochlande von Bogota, ist seit Jahrhunderten erloschen. Kaum eine Sage deutet an, von wem einst jene großen Prachtstädte in Chiapas und Yukatan erbaut wurden, deren Trümmer uns mit Erstaunen und Bewunderung erfüllen (s. Amerikanische Alterthümer). Ueberall ist der weiße Mann durch sein Schwert und seine überlegene Bildung Herr des Amerikaners geworden. Die ersten Europäer, welche A. besuchten, waren normannische Seefahrer. Sie gründeten Ansiedelungen auf Island und Grönland und entdeckten seit 986 Küstenstrecken des nordamerikanischen Festlandes. Ein deutscher Mann, Tyrker, fand in den Wäldern Weintrauben; er nannte darum die Gegend Vinland. Von Island und Grönland aus sind späterhin mehrfach Reisen nach dem südwestlich gelegenen Kontinente unternommen worden. Wenn auch damals Normannen sich andauernd an den neuenglischen Küsten niedergelassen haben sollten, so ist doch außer einigen in Stein gehauenen Schriftzeichen nichts von ihnen übrig geblieben. Ihre Fahrten nach Vinland, Markland und Hälluland trugen das Gepräge der Wickingerzüge, sie blieben ohne Folgen und haben weder für Europa, noch für A. Bedeutung gewonnen. Ein halbes Jahrtausend später fand der Genuese Columbus die „neue Welt" nicht für „Kastilien und Leon" allein, sondern für die Völker Europa's, von welchen die meisten sich einen Antheil im „neuen Indien" zu sichern wußten. Dem gerade damals schwunghaften und aufs Aeußerste erregten Unternehmungsgeiste war von nun an in Ostindien und in dem Westlande zugleich ein weites Feld geöffnet. Tausende von streitbaren und kühnen Männern, welche in Spanien gegen die Mauren gekämpft, suchten und fanden neue Abenteuer und Gold in Westindien, in

Mexiko und später in Peru. Die ersten Eroberungen und Ansiedelungen waren das Werk von Europäern romanischer Abstammung; die germanischen Völker folgten später nach. Die Grausamkeiten der Spanier in A. sind sprüchwörtlich geworden. Sie führten Krieg nicht nur gegen schwache vereinzelte Stämme, sie trafen auch auf große und mächtige Staaten, deren Beherrscher über viele Tausende von Kriegern geboten. Dagegen fanden die Portugiesen, als sie in Brasilien sich festsetzten, nur Indianerhorden, welche gegen berittene, mit Feuerwaffen versehene Soldaten keinen erfolgreichen Widerstand zu leisten vermochten. Spanier und Portugiesen, Franzosen und Engländer sind allesammt mit härtester Grausamkeit und Gewaltthätigkeit gegen die Eingebornen verfahren, keine dieser Nationen ist frei von Schuld, wenn auch der einen weit größerer Antheil zur Last fallen mag, als den übrigen. Die Entdecker und Eroberer suchten in A. vorzugsweise Gold und überhaupt edle Metalle; die Abenteurer wollten ein Dorado finden, an dessen Daseyn sie glaubten, und dessen vermeintliche Reichthümer, welche, der Sage zufolge, unerschöpflich waren und ihres Gleichen auf Erden nicht hatten, die Einbildungskraft erhitzten. Die Herrschaft der Spanier in A. stand auf Zwang und Unterjochung der Eingebornen; in ihren Ansiedelungen wurde der Boden von Sklaven aus Afrika oder von geknechteten Amerikanern gebaut; sie bekehrten die Ungläubigen mit Gewalt zum katholischen Christenthume und brachten Feudalismus und Hierarchie in die Länder, welche sie für Spanien ausbeuteten. Sie ließen als Herren und Gebieter Neger und Indianer für sich arbeiten. In ihren Kolonien gab es keine gewerbsame weiße Bevölkerung, die redlich im Schweiße ihres Angesichts ihr Brod verdienen wollte. Die Spanier waren, wir wiederholen es, nach Mexiko, Peru und an den Orinoco gezogen, um Schätze zu gewinnen und sich für Europa zu bereichern. Gewiß hat die spanische Regierung nach und nach viele gute Gesetze gegeben und zweckmäßige Anordnungen getroffen; sie gewährte auch den Indianern am Ende Schutz gegen Willkür und Bedrückung. Aber das ganze spanische Kolonialwesen ruhte auf falscher Unterlage und konnte nicht dauern. Es gründete sich nicht auf den Pflug, sondern auf das Schwert. Die Königreiche in der neuen Welt warden lediglich als Anhängsel der spanischen Krone betrachtet und nicht ihrer selbst wegen verwaltet, sondern vorzugsweise zu dem Zwecke, das Vaterland mit Gold und Silber zu versorgen. Und dieses war nicht stark genug bevölkert, um große Massen fleißiger Auswanderer in die über den Norden und Süden verbreiteten Kolonien zu senden. So blieb in Neuspanien wie in Peru die weiße Bevölkerung in der Minderzahl, sie vermischte ihr Blut mit jenem der Neger und Indianer. Was von ihr die Reinheit der Hautfarbe bewahrte, fühlte sich durch das Monopolsystem der Regierung und die Bevorzugung europäischer Spanier zurückgesetzt und war bereit, das europäische Joch abzuschütteln, als die Gelegenheit günstig erschien. Spanien verlor alle seine Besitzungen auf dem amerikanischen Festlande, als die Kreolen sich unabhängig machten. Sie haben ihren neuen Staaten republikanische Verfassungen gegeben, sind aber darum doch nicht frei geworden. An die Stelle der Ordnung, welche die Spanier aufrecht zu erhalten wußten, ist ein wirres Durcheinander getreten. Die Revolution wurde nicht von Bürgern gemacht, welche nach dem Siege und nachdem die Unabhängigkeit gesichert war, wieder zum Pfluge oder in die Werkstatt zurückkehrten, sondern von mißvergnügten stolzen Kreolen, Abenteurern, Mischlingen und Indianern. Es fehlte das bürgerliche Element, welches überhaupt dem spanischen A. abgeht. Dasselbe hat gegen die spanische Herrschaft lediglich die Diktatur ehrgeiziger, habsüchtiger Generäle und einer trägen, zu Meutereien geneigten Soldateska eingetauscht. Alle diese spanischen Republiken sind ohne Zukunft vielleicht das einzige Chili ausgenommen, weil dasselbe ein vorzugsweise Getreide bauendes Land ist, in welchem viele weiße Grundbesitzer selbst ihren Boden bebauen. Wir finden heute alle diese neuen Republiken in einem Zustande großen Verfalles. Seit fast einem halben Jahrhundert bilden sie den Schauplatz für zerruttende Bürgerkriege. Allein in Mexiko zählte man seit der Unabhängigkeitserklärung bis 1846 nicht weniger als 237 Revolutionen! Seitdem hat sich ihre Zahl noch vermehrt, und in der argentinischen Republik sind kaum weniger Pronunciamientos, Aufstände und „glorreiche Eroberungen" vorgekommen. Ueberall im ehemals spanischen A. ist der Kreole ausgeartet; er hat die alte spanische Kraft verloren, und bei manchen liebenswürdigen Eigenschaften, die auf den ersten Anblick bestechen können, fehlen ihm doch namentlich zwei Hauptmomente, ohne welche Völker und Staaten niemals gedeihen können, Fleiß und sittliche Spannkraft. Nur der alte kastilianische Stolz ist ihm übrig geblieben; er ist aber bei ihm ohne alle Berechtigung und erscheint nur als widerwärtiges Zerrbild. Selbst der persönliche Muth, die Tapferkeit der Konquistadoren ist gewichen und hat in Mexiko der armseligsten Feigheit Platz gemacht. In den Staaten am kalifornischen Meerbusen und in jenen, welche an das Gebiet der Komantsches und u. Apasches grenzen, werden fast alljährlich große und volkreiche Städte von einer geringen Anzahl kecker Indianer gebrandschatzt oder ausgeraubt. Alle Reisenden schildern einstimmig den Charakter der Mexikaner in der unvortheilhaftesten Weise; sie werden dargestellt als träg und kraftlos, feig, verrätherisch und voll von abgeschmacktem Aberglauben. Der Spanier haben sie sich entledigt, aber der Indianer ist dem Mestizen, dieser dem Kreolen entfremdet, und die Racenfeindschaft schwächt sich nicht etwa ab, sondern steigert sich von Jahr zu Jahr. Es fehlt an jeder Grundlage für ein freies Staatswesen; es mangelt im Lande an jeder höhern Bildung und an allem Verständniß für die Selbstregierung; die Republik ist in Mexiko, wie in den übrigen ehemals spanischen Kolonien nur ein bloßer Name; in der Wirklichkeit herrscht der Soldatendespotismus. Ein solcher Staat kann sich neben einem starken unternehmenden Nachbar nicht behaupten; schon hat die Zerstückelung begonnen, Texas, Kalifornien und Neu-Mexiko sind nach und nach abgetrennt wor-

den, und Niemand wird es bedauern, daß Mexiko einst den Anglo-Amerikanern als Beute zufallen wird und aus der Gewalt unfähiger Kreolen in jene einer fleißigen und civilisirenden Macht übergeht. Noch trostloser und verwirrter hat sich die Lage der Dinge in den mittelamerikanischen Republiken gestaltet, wo der Racenkrieg in lichterlohe Flammen ausgebrochen ist. In Guatemala haben die Weißen alle Mühe, der Indianer und Mischlinge einigermaßen Herr zu bleiben; schon mehr als einmal ist das Heft ihren Händen entwunden worden: sie mußten es geschehen lassen, daß ein Trommelschläger indianischer Abstammung die höchste Gewalt ausübte. In Yukatan können sich die Kreolen der Indianer nur dadurch erwehren, daß sie kühne Abenteurer aus Nordamerika in ihre Dienste genommen haben. Auch in den drei kolumbischen Republiken gebricht es an jeder Stetigkeit, und die Zuckungen nehmen kein Ende. Hier droht freilich von den Indianern weniger Gefahr, aber die Zahl der Weißen ist doch auch hier stark in der Minderheit. In den argentinischen Staaten, welche zumeist von Nordspanien, insbesondere aus den baskischen Landen, aus Asturien und Galicien ihre Ansiedler erhalten haben, bewahrten die Weißen wenigstens ihren angestammten Muth, indessen sind sie in den weiten Pampas, in ihrer Zerstreuung und Vereinzelung, und nachdem sie die Viehzucht zu ihrer Hauptbeschäftigung gemacht, nicht in der Gesittung fortgeschritten, sondern vielmehr roher geworden und nach blutigen Bürgerkriegen einem Diktator anheimgefallen, der endlich gestürzt wurde. Nirgends tritt der Antagonismus der verschiedenen Racen stärker hervor, als in Peru. Jede der drei Hautfarben bildet eine besondere Klasse. Vor der Unabhängigkeit mußten alle drei den Spaniern gehorchen. Die Revolution brach die Macht der Weißen, die Mestizen gewannen die Oberhand und begannen eine einflußreiche politische Stellung einzunehmen, während die Leute „aus blauem Blute", nämlich die von unvermischter spanischer Herkunft, sich zwar gesellschaftlich als Aristokratie behaupten, im Uebrigen aber von den an Zahl und Rührigkeit ihnen überlegenen Mestizen in die zweite Linie zurückgedrängt worden sind. Die meisten Präsidenten, welche im Laufe des seit der Schlacht von Ayacucho verflossenen Vierteljahrhunderts einander folgten, waren farbige Männer; sie rühmten sich, Nachkommen Manco Capacs und der Söhne der Sonne zu seyn. In den Indianern ist das Andenken an das Reich der Inkas noch nicht erloschen, und die Mestizen erhalten dasselbe immer frisch und lebendig. Alle drei Klassen, so wenig innern Zusammenhang sie auch mit einander haben, sind jedoch in der Abneigung gegen die Europäer einig; sie sehen in den fleißigen Handwerkern und Kaufleuten, welche nach Peru kommen, lediglich Glücksritter, die ihnen ihr edles Metall aus dem Lande führen. Und doch können diese Republiken allesammt nur dann zu einem geordneten Staatswesen, zu Ruhe, Wohlstand u. Blüthe gelangen, sobald sie ununterbrochen einen Zuwachs frischer Kräfte aus Europa erhalten. Ihre gegenwärtigen Bewohner sind nicht im Stande, das wüst liegende Land anzubauen; sie bedürfen rüstiger Arme und erblicken doch im fremden Einwanderer ihren Feind! Die Unabhängigkeitserklärungen der spanischen Kolonien gingen aus dem Bestreben hervor, einmal die spanische Herrschaft zu beseitigen, und dieser Zweck wurde erreicht; sodann wollte man die freisinnigen Ideen des neuern Europa und der großen nordamerikanischen Republik auch in Mexiko, Columbia, Peru &c. zur Geltung bringen; in diesem Bestreben ist man seither völlig gescheitert. Nirgends wirken die einzelnen Volksschichten und Klassen zu einem gemeinsamen Ziele; die gegenseitige Abneigung hat zu unaufhörlichen Bürgerkriegen und zu feindlichen Kämpfen der neuen Republiken unter einander geführt. Die Race der spanischen Kreolen ist im Ausarten und Ableben begriffen, und es scheint keinem Zweifel unterworfen, daß sie, wenigstens in manchen Ländern, die Herrschaft völlig den Mischlingen wird einräumen müssen. Vielleicht haben die Weißen aus romanischem Stamme auf die Dauer keine Zukunft in dem Welttheil, welchen sie zuerst eroberten. Offenbar mangelt ihnen der innere Trieb und die Ausdauer, das mit den Waffen Erkämpfte auch zu behaupten und zu benutzen. Nur allein Chili, auf das wir schon früher hindeuteten, mag aus der Verwirrung sich zu einem blühenden Staate erheben. In den übrigen Republiken sind mehr Elemente der Zerrüttung als der Ordnung und Festigkeit vorhanden, und bis jetzt erscheint es noch sehr ungewiß, ob sie aus diesem „Mittelalter" sich zu einer neuen Zeit heraufarbeiten werden. Das große Kaiserreich Brasilien befindet sich in einer eigenthümlichen Lage. Ringsum von spanischen Republiken umgeben, bildet es die einzige Monarchie in A. Aber diese hat eine republikanische Unterlage; die Staatsverfassung kommt in der Praxis mannichfach mit der nordamerikanischen überein, und dem Monarchen steht nur ein bedingtes Einspruchsrecht zu. Auf der ganzen Erde gibt es kein zweites Land, das sich an Lage und Fruchtbarkeit mit Brasilien messen könnte. Eine Küstenstrecke von mehren hundert Meilen, mit einer großen Anzahl herrlicher Häfen, einem System großer Ströme, die das Reich bis tief ins Innere hinein mit Leichtigkeit zugängig machen, eine fast ununterbrochene Abwechselung von Gebirg und Ebene und ein beinahe überall vortreffliches und gesundes Klima zeichnen dieses Kaiserreich aus, das sich über einen Flächenraum von 30 Breitengraden und vom südlichen atlantischen Ocean bis an den Fuß der Andes ausbreitet. Seitdem Brasilien selbstständig geworden, ist auch ihm der Bürgerkrieg nicht erspart geblieben, und man hat im Süden wie im Norden Versuche gemacht, einzelne Provinzen abzulösen. Aber im Allgemeinen ist in Folge der Stetigkeit in der höchsten Staatswürde, welche dem Ehrgeize ruhmsüchtiger Soldaten unerreichbar bleibt, der Zustand der Dinge in Brasilien weit günstiger, als in den südamerikanischen Scheinrepubliken; das Land hat in Anbau und Wohlstand von Jahr zu Jahr Fortschritte gemacht, die bürgerlichen Zuckungen übten immer nur auf einzelne Theile ihren hemmenden Einfluß und ließen das große Ganze unberührt. Dieses Reich, zehnmal größer als Deutschland und völlig dazu geeignet, mehr Men=

schen zu nähren, als ganz Europa zählt, wird jetzt von höchstens 7 Millionen bewohnt, von denen an 3 Millionen Sklaven, etwa 1 Million Weiße von zum Theil gewiß nicht reinem Blute, die Uebrigen aber Mischlinge und Indianer sind. Die Besiedelung des großen Landes ist noch in den ersten Anfängen; im Innern fehlt es gänzlich an größern Städten, und Geschäftsleben findet sich nur in den Handelsplätzen an der Küste. In Mexiko und Mittelamerika und den ehemals spanischen Kolonien im Süden sind, wie wir schon bemerkten, gleichsam ganze Mischlingsnationen entstanden, und diese Mestizen stehen zu den Weißen in einem feindlichen Gegensatze. In Brasilien ist die Vermischung der Racen noch viel weiter gegangen und die Amalgamation verschiedener Volksbestandtheile beinahe vollendet. In vielen Gegenden findet man gar keinen weißen Mann, und nicht der Mestize, der Abkömmling des Europäers und Indianers, sondern der Mulatte hat entschieden das Uebergewicht. In Brasilien allein gilt keine Aristokratie der Haut; die verschiedenen Racen leben friedlich und in Eintracht mit und neben einander; es gibt keinen andern Unterschied, als den zwischen dem Freien und dem Sklaven, und selbst dieser ist weniger herabgewürdigt, als in andern Ländern. Die Verfassung macht keinen Unterschied zwischen Weißen, Farbigen und Schwarzen, u. wenn die beiden letzteren sich auch gern „Senhores Blancos" (Herren Weiße) auch dann nennen lassen, wenn das Ebenholz und Kaffeebraun ihrer Haut diese Benennung Lügen straft, so geben sie doch keine Unterordnung unter den Europäer zu, und sind alle gleich stolz darauf, ächte Brasilianer, Brasileiros verdadeiros, zu seyn. Im Heere dienen Neger als Generäle, die meisten Offiziere sind aus gemischtem Blute, Mulatten sitzen im Ministerrath des Kaisers; die Weißen bilden also längst keine bevorzugte Klasse mehr. In Brasilien haben die verschiedenen Racen sich rascher zu einer Gesammtheit verschmolzen, als einst die germanischen Eroberer in Gallien und Spanien mit den bezwungenen Völkerschaften, oder als die Normannen mit den Angelsachsen; und sie leben, wie gesagt, nicht in schroffem Antagonismus. Das große Land zwischen dem Aequator und dem südl. Wendekreise scheint dazu bestimmt, dem Neger und dem Mulatten Gelegenheit zu freiester Entwickelung aller Kräfte und zur Entfaltung aller ihnen beiden innewohnenden Fähigkeiten zu geben; nicht wie auf Hayti, wo Schwarze und Farbige unter einander in Streit leben und die Europäer hassen und abhalten, sondern in friedlichem Verkehr mit den Weißen und unter fortwährendem Einflusse derselben. Dort wird sich also auch im Fortgange der Zeit herausstellen, welcher Civilisation, unter den günstigsten Umständen, die sich denken lassen, die Neger und Mulatten fähig sind. Die südlichsten Provinzen Brasiliens werden, allem Anschein zufolge, einst einen selbstständigen Staatenbund bilden, aber das Land im Norden von Santa Caterina oder Rio Janeiro bleibt ohne Zweifel meist in der Gewalt der Afrikaner und der Mischlinge. Hier wird ein für die Menschenkunde im höchsten Grade interessantes Problem gelöst werden.

Südamerika ist in vielfacher Hinsicht vor der nördlichen Hälfte des Erdtheils bevorzugt. Es ist reicher und fruchtbarer, und gegen die wunderbare Entwickelung der Stromsysteme des La Plata und des Amazonenstromes verschwindet jenes des Mississippi beinahe in Nichts. Und doch hat sich die Volksmenge im spanischen A. seit den Unabhängigkeitskriegen nicht etwa vermehrt, sondern sie ist zurückgegangen. Die Indianer, in manchen Gegenden einst von Missionären mühsam herangebildet, sind zum großen Theil in die alte Barbarei zurückgefallen. Die Städte haben, einige Ausnahmen abgerechnet, an Volksmenge nicht zugenommen, sondern sind meist, von der frühern Blüthe unter der spanischen Herrschaft, herabgesunken. Nichts zeugt im romanischen A. von gesundem u. sicherm Fortschritt. Die Stadt Para an der Mündung des Amazonenstromes, am Ausgangspunkte einer Binnenschifffahrt von mehr als zwölftausend, vielleicht von zwanzigtausend Wegstunden, mit dem üppigsten Hinterlande und der herrlichsten Weltlage, zählt kaum 15,000 Einwohner und wurde 100 Jahre eher gegründet, als Neworleans am Mississippi. Das ganze spanische A., Westindien mit eingerechnet, hatte 300 Jahre nach der Entdeckung höchstens 15 Millionen Bewohner. Davon waren u. sind etwa ein Fünftel Weiße, so viele, wie in Nordamerika der einzige Staat Newyork zählt. Und rechnet man für das gesammte A. im Süden der Vereinigten Staaten auch volle 5 Millionen Weiße, so stellt sich doch als Ergebniß heraus, daß die Gesammtmenge der weißen Bevölkerung, nach drei Jahrhunderten, bei Weitem nicht einmal jener gleichkommt, welche seit 30 Jahren sich im Westen der Alleghanies, zwischen diesem Gebirge und dem Mississippi niedergelassen hat. Von den reichlich 23 Millionen Bewohnern der Vereinigten Staaten, die zu Anfang des laufenden Jahrhunderts noch nicht 4 Millionen zählten, sind gegen 19 Millionen Weiße. Hier zeigt sich der Einfluß des germanischen Stammes, der politischen und religiösen Freiheit u. des Triebes zur Arbeit, gegenüber dem romanischen Volkscharakter, dem politischen und kirchlichen Zwange und der Trägheit, an einem schlagenden Beispiele. Die südamerikanischen Ströme sind mächtiger, als die nordamerikanischen, die Prairien sind nicht so fruchtbar, als die Ebenen am Orinoco und Parana. Aber im Norden waltete der Pflug vor, im Süden das Schwert. Der Puritaner kam aus andern Beweggründen in die mit tiefem Schnee bedeckte neue Heimath, als der Conquistador in den sonnigen Süden; der Pionier im Norden, der das Land erforscht, der Squatter, welcher sich auf der Wiesenflur od. im Walde zuerst anbaut, gleichsam der Weisel für den nachfolgenden Bienenschwarm, ist ein von Hause aus ganz anders gearteter Mensch, als der mit seinem Rosse völlig in Eins verwachsene, Rinder hütende Gaucho in den Pampas; der Pflanzer, welcher Kaffee, Zucker und Kakao von Negern bauen läßt, steht in andern Verhältnissen, als der bescheidene Ackersmann, der selbst sein Feld mit Weizen und Mais bestellt. Nordamerika ist vorzugsweise germanisch geworden. Die Spanier haben Florida abgetreten, die Franzosen Louisiana. In Unter-Kanada,

wo die letzteren längst englischer Oberherrschaft gehorchen, sind sie überflügelt worden. In den Vereinigten Staaten haben alle Abtheilungen der großen germanischen Familie ihre Vertreter und mischen ihre Säfte wieder unter einander. Die in Europa vereinzelten Glieder wachsen auf dem neuen Boden zu einem Leibe, die sich in einander verflechtenden Zweige zu einem gewaltigen Stamme zusammen: Engländer, Schotten, Deutsche, Holländer, Schweden und Norweger. Und dazu kommt noch leichtes Blut des celtischen Irländers. Der angelsächsische Stamm und das germanische Wesen nahmen einst auf dem Eilande Britannien einen insularischen Charakter an. Auf einem Festlande, wo heute kaum noch die Wüste scheidend u. trennend einwirkt, gewinnt er unter eigenthümlichen physischen Bedingungen u. durch Vermischung und Nebeneinanderleben mit verwandten Volksgenossen wieder ein völlig kontinentales Gepräge, ohne doch den oceanischen Scharfblick einzubüßen, welcher den englischen Stamm auszeichnet. Er entfaltet eine wunderbare Ausdehnungskraft; u. wie einst vor anderthalb tausend Jahren die germanischen Völker aus Deutschland zogen, um das ganze römische Europa zu bezwingen, so haben die kontinental gewordenen Angelsachsen in Nordamerika sich den neuen Kontinent in der gesammten Breite bis zu den Gestaden Kaliforniens zu eigen gemacht, und dem längst sprüchwörtlich gewordenen „Saxon thirst for boundless sway“ volles Genüge gethan. Aber sie zerstören nicht, sondern bauen auf, und wo sie einreißen, schaffen sie zugleich. Der neugermanische Staat in A. unterscheidet sich wesentlich vom europäischen Staate. Er beruht auf Föderalismus, auf einem Principe, das den einzelnen Theilen so viele Freiheit und Selbstständigkeit gestattet, als das Interesse des Ganzen irgend vertragen will. Er hat die repräsentative Demokratie auf breitester Grundlage eingeführt, er erkennt keine bevorzugten Stellungen an und verwirft alles Feudalistische und Monarchische. Alle und jede Union zwischen Staat und Kirche ist von ihm vollkommen beseitigt worden; das politische Regiment weiß nichts von irgend einem kirchlichen Bekenntnisse. Diese Grundsätze stehen in unbestrittener Geltung; sie durchdringen das gesammte Volks- und Staatsleben beherrschen Nordamerika und wirken mit Macht auf Europa zurück, während sie im ehemals spanischen Gebiete noch nicht zum Durchbruche gelangten. Vom Kreolen unterscheidet sich der Neugermane A.'s auch darin, daß er nie mit den Indianern und Negern sich in der Ausdehnung vermischte, wie es von jenem geschah. Nirgends haben bei ihm die Mischlinge an Zahl die Oberhand gewonnen oder auch nur irgend welchen Einfluß üben können. Der Angelsachse civilisirt die andern Racen od. er weiht sie dem Untergange. Im angelsächsischen A. war der Freistaat eine Nothwendigkeit; alle Bedingungen zu ihm waren gegeben und vorhanden; im spanischen A. war die Republik, für welche die Unterlage und die rechten Menschen fehlten, ein Zufall. Daher ist die Entwickelung und Geschichte in beiden so grundverschieden und wird es immer bleiben. Die Nordamerikaner stellten keine Theorie auf, entwarfen keine neuen Pläne zum Neubau des Staates. Sie hingen mit Vorliebe an ihren alten freien Einrichtungen; für diese griffen sie zum Schwerte. „In Nordamerika“, sagt Hegel, „sehen wir das Gedeihen, sowohl durch ein Zunehmen von Industrie und Bevölkerung als durch bürgerliche Ordnung und eine feste Freiheit: die ganze Föderation macht nur einen Staat aus und hat ihre politischen Mittelpunkte. Dagegen beruhen in Südamerika die Republiken nur auf militärischer Gewalt, die ganze Geschichte ist ein fortwährender Umsturz; foderirte Staaten fallen aus einander, andere verbinden sich wieder, und alle diese Veränderungen werden durch militärische Revolutionen begründet. Die näheren Unterschiede beider Theile A.'s zeigen uns zwei entgegengesetzte Richtungen: der eine Ausgangspunkt ist der politische, der andere die Religion. Südamerika, wo die Spanier (und Portugiesen) sich niederließen, ist katholisch, Nordamerika, obgleich ein Land der Sekten überhaupt, doch den Grundzügen nach protestantisch. Südamerika ist erobert, Nordamerika aber kolonisirt worden. Die Spanier bemächtigten sich Südamerika's, um zu herrschen und sowohl durch politische Aemter als Erpressungen reich zu werden. Von einem sehr entfernten Mutterlande abhängend, fand ihre Willkür einen größern Spielraum, und durch Macht, Geschicklichkeit und Selbstgefühl gewannen sie ein großes Uebergewicht über die Indianer. Die nordamerikanischen Freistaaten sind dagegen ganz von Europäern kolonisirt worden. Da in England Puritaner, Episkopalen und Katholiken in beständigem Widerstreit begriffen waren und bald die Einen, bald die Andern die Oberhand hatten, wanderten Viele aus, um im fremden Erdtheil die Freiheit der Religion zu suchen. Es waren industriöse Europäer, die sich des Ackerbaues, des Tabak- und Baumwollenbaues u. s. w. befleißigten. Bald trat eine allgemeine Richtung auf die Arbeit ein und die Substanz des Ganzen waren die Bedürfnisse, die Ruhe, die bürgerliche Gerechtigkeit, Sicherheit, Freiheit und ein Gemeinwesen, das von den Atomen der Individuen ausging, so daß der Staat nur ein Aeußerliches zum Schutze des Eigenthums war. Von der protestantischen Religion ging das Zutrauen der Individuen gegen einander aus, das Vertrauen auf ihre Gesinnung; denn in der protestantischen Kirche soll ein religiöses Werk das ganze Leben seyn, die Thätigkeit desselben überhaupt. Dagegen kann bei den Katholiken die Grundlage eines solchen Zutrauens nicht Statt finden, denn in weltlichen Angelegenheiten herrscht nur die Gewalt und freiwillige Unterworfenheit, und die Formen, die man hier Konstitutionen nennt, sind nur eine Nothhülfe und schützen gegen Mißtrauen nicht.“

Die selbstständigen Staaten A.'s, sind folgende: 1) die Vereinigten Staaten von Nordamerika, 2) Meriko, 3) Guatemala, 4) San Salvador, 5) Honduras, 6) Nicaragua, 7) Costa Rica, 8) Yukatan, 9) das Kaiserthum Hayti, 10) die Republik San Domingo, 11) Venezuela, 12) Neu-Granada, 13) Ecuador, 14) Peru, 15) Bolivia, 16) argentinische Republik, 17) Paraguay, 18) Uruguay, 19) Chili, 20) das Kaiserthum Brasilien. Zu den einheimischen Staaten gehören das Land der Araukanen und das Königreich

Mosquitia. Die Kolonien der Europäer umfassen folgende Länder: 1) Rußland gehört der äußerste Nordwesten mit den Halbinseln der Tschuktschen, Tschugatschen und Aljaska, den Aleuten u. einigen benachbarten Inseln; 2) Großbritannien besitzt: das arktische A., die Hudsonsbailänder, Kanada, Neu-Braunschweig, Neu-Schottland, mit der Insel Kap Breton, Neu-Fundland, die Bermudasinseln, die Lucayen oder Bahamainseln, ferner die kleinen Antillen, Trinidad, Tabago, Grenada, St. Vincent, Barbadoes, Sta. Lucia, Dominica, Antigua, Barbuda, Anguilla u. s. w., von den großen Antillen Jamaika, dann Honduras oder Balize in Yucatan, ein Theil von Guyana und die Falklandsinseln; 3) Dänemark gehören: Grönland u. die virginischen Inseln Ste. Croix, St. Thomas und St. Jean; 4) Holland gehören: die Antillen unter dem Winde (Curaçao, St. Martin, St. Eustache, Saba u. s. w.), so wie ein Theil von Guyana (Surinam); 5) Frankreich besitzt: Guadeloupe, Martinique u. s. w. in den Antillen und einen Theil Guyana's (Cayenne); 6) Spanien hat noch die Inseln Cuba und Portorico; 7) Schweden gehört die Antille St. Barthelemy.

Das Verdienst, den Naturcharakter A.'s am wissenschaftlichsten und geistreichsten untersucht zu haben, bleibt Alex. v. Humboldt; seine Arbeiten erst brachen die Bahn und spornten an, den ernstern Blick auf die Natur und Geschichte der neuen Welt zu richten. Vgl. A. v. Humboldt, Examen critique de l'histoire de la géographie du Nouveau continent, Par. 1836 bis 1839, 5 Bde.; Long, Porter und Tucker, America and the West-Indies geographically described, Lond. 1843; Macgregor, The progress of America etc., das. 1847, 2 Bde.; Karl Andree, Amerika in geschichtlichen und geographischen Umrissen, Braunschweig 1851 ff.

Amerikanische Alterthümer. Die Denkmäler Amerika's, die wir als Zeugen einer eigenthümlichen Kultur der eingebornen Völker anstaunen, zerfallen in Monumente einer vorgeschichtlichen Zeit und in solche, die in Mexiko seit dem 7. Jahrhundert von den Tolteken und ihren Nachfolgern, den Azteken, in Peru seit dem 12. oder 13. Jahrhundert unter den Inkas errichtet worden sind. Erstere, schon von den alten Peruanern und Azteken als Werke von Riesen und Göttern bewundert, gestatten dem Forscher nur Ahnungen über die Geschichte der namenlosen Völker in A.'s Vorzeit, während die letztern, in Verbindung mit den zwar reichhaltigen, aber oft einseitigen Berichten der Conquistadoren über die Gesittung der von ihnen unterjochten Völker, zur Aufhellung der Geschichte u. eigenthümlichen Kulturverhältnisse derselben von der höchsten Wichtigkeit sind und daher von Europäern u. Amerikanern, von Einzelnen u. ganzen Gesellschaften (z. B. der ethnographischen Gesellschaft in Newyork) beschrieben und in Museen (zu Newyork, Mexiko, Washington u. s. w.) gesammelt werden. Schon sind im Süden und Norden viele einzelne Denkmäler und die Ruinen ganzer Städte wieder entdeckt worden, welche bei der Verödung jener Länder durch die mit den weißen Eroberern geführten Kriege in Vergessenheit geriethen, oder von der üppigen tropischen Vegetation überwuchert lagen. Eine Uebersicht des bereits Bekannten liefern Braunschweigs „Altamerikanische Denkmäler" (Berl. 1840) u. Bradfords „Americau antiquities" (Newyork 1841). Neuere Forschungen nnternahm besonders Brasseur de Bourbourg. Im Allgemeinen unterscheidet man drei Abtheilungen a. r. A.: nordamerikanische, südamerikanische u. mittelamerikanische, die zugleich drei verschiedene Kulturstufen repräsentiren. Dem verhältnißmäßig einfachsten Kulturzustande entsprechen die Denkmäler Nordamerika's, die namentlich durch die Untersuchungen von Squier und Davis in den auf Kosten der Smithsonian Institution herausgegebenen Werke: „Ancient monuments of the Mississippi valley" (Washington 1848) bekannter sind.

I. Amerikanische Alterthümer im Stromgebiete des Mississippi. Vor jenen Indianern, welche die europäischen Ansiedler im Westen der Alleghanygebirge als herumschweifende Jägerhorden kennen lernten, und vor den Stämmen im Süden hat ein anderes Geschlecht den schönsten und fruchtbarsten Theil Nordamerika's bewohnt. Aber nicht einmal eine dunkle Sage deutet an, von wannen dieses alte Volk gekommen und wo es geblieben; nur eine ungeheure Menge von Erdhügeln und Umwallungen, deren Zahl hoch in die Tausende reicht, sammt Schmucksachen und Geräthen, die man aus dem Schacht der Erde gräbt, legen Zeugniß ab vom Daseyn einer zahlreichen Menschenmenge, die in Gesittung weit über die heutigen Algonkiner, Irokesen und Muskoghen unserer Zeit hervorragte. Bei der Anlage dieser Erdaufwürfe und Umwallungen haben die alten „Moundbuilders", d. h. Hügelbauer, offenbar ein durchaus planmäßiges Verfahren beobachtet. Man findet eine große Anzahl von Schmucksachen und Geräthen aus Metall, Stein, Knochen und Muscheln, welche gleichfalls von jenem längst verschwundenen Volke herrühren. Man findet diese Denkmäler nach Osten hin bis zu den Quellen des Alleghanyflusses im westlichen Newyork, in Michigan u. Wisconsin bis nach Jowa und dem Nebraskagebiet nach Westen. Lewis und Clarke sahen dergleichen am Missouri, 500 Stunden oberhalb der Mündung desselben; auch hat man sie am Kanzas, am Platte und an noch weiter entfernten Strömen entdeckt. Sie sind über das ganze Missippithal bis an den mexikanischen Meerbusen zerstreut; an der Küste des letzteren kann man sie von Texas bis Florida verfolgen, und sie reichen, obwohl nicht in großer Menge, bis nach Südcarolina. Am häufigsten erscheinen sie in Ohio, Indiana, Illinois, Wisconsin, Missouri, Arkansas, Kentucky, Tenessee, Louisiana, Mississippi, Alabama, Georgia, Florida u. Texas; weniger häufig im westlichen Newyork, in Pennsylvanien, Virginien und beiden Carolina, sodann auch in Michigan, Jowa und auf dem rechten Ufer des Rio Grande del Norte. Sie kommen also im ganzen Mississippibecken und in den fruchtbaren Landstrichen am mexikanischen Golf vor. Vor einigen Jahren hat man auch entdeckt, daß eine Menge künstlicher Erdhügel, jedoch von geringerm Umfange und unbeträchtlicher Höhe, auch in Oregon vorhanden sind; nicht minder

sind Mounds am westlichen Colorado gefunden worden. Diese alten Erdwerke liegen vorzugsweise in den Stromthälern und nur selten in andern Oertlichkeiten. Allesammt haben sie, wenn der Ausdruck erlaubt ist, eine Art von Familienähnlichkeit, lassen sich aber dennoch drei großen geographischen Regionen unterordnen. Im westlichen Newyork, in Michigan, Jowa und Missouri, insbesondere aber in Wisconsin, zeigen diese Alterthümer ganz besondere Formen und weichen von den übrigen mannichfach ab. Man findet nämlich in jenem Gebiete Erdwerke, welche die Gestalt von vierfüßigen Thieren, Vögeln, Reptilien, auch von Menschen haben. Nicht selten zeigen sie riesenhafte Dimensionen; sie sind Basreliefs auf der Oberfläche des Bodens und kommen zahlreich und offenbar in zusammenhängender Reihe vor. In Verbindung und Zusammengehörigkeit mit ihnen gewahrt man viele kegelförmige Hügel u. manchmal auch kurze Strecken wallartiger Aufwürfe, aber nur selten Einhegungen oder eigentliche Umwallungen. Diese Thiergestalten sind besonders in Wisconsin häufig, reichen von dort von Fond du Lac gegen Südwesten, steigen den Forfluß hinan und folgen dann dem Laufe des Rockflusses und des Wisconsin bis zum Mississippi. Diese wundersamen Denkmäler liegen in Reihen, wie die Gebäude einer modernen Stadt, und bedecken manchmal ganze Morgen Landes. Weiter nach Süden, im Flußgebiete des Ohio, sind die alten Werke größer und massenhafter; man sieht auf den ersten Blick, zu welchem Zwecke sie dienten. Die Thiergestalten erscheinen nur noch selten, desto häufiger dagegen kegelförmige und pyramidale Erdhügel, manchmal von großen Verhältnissen. Die pyramidenförmigen sind allemal abgestumpft, manchmal terrassirt u. insgemein mit Stufen versehen, die zum Gipfel hinaufführen. Sie zeigen große Aehnlichkeit mit den bekannten Teokallis der Mexikaner u. haben wahrscheinlich auch zu ähnlichen Zwecken gedient. Neben diesen Tumuli und zuweilen in innigster Verbindung mit denselben liegen viele, oft sehr große und meist ganz regelmäßige Umwallungen von Erde und Stein. In den Staaten am mexikanischen Meerbusen sind die Hügel noch größer und regelmäßiger; die Kegelform wird seltener, die Teokalli-Pyramide häufiger, die Umwallung weniger zahlreich und nicht mehr von solcher Ausdehnung, wie weiter nach Norden hin. Wohl aber sind im Süden zuerst Spuren von Backsteinen in den Hügeln und in den Mauern der Umwallungen anzutreffen. Allein im Bezirk Roß, Staat Ohio, sieht man noch heute nahe an hundert Umwallungen u. 500 Tumuli, u. lediglich für das Gebiet des genannten Staates berechnet man die Zahl dieser letzteren auf mindestens 10,000, jene der ersteren auf reichlich 1500. Kaum seltener, als am Miami und Scioto, findet man sie in Virginien am Kenhawa; ferner am White River und Wabash, am Kentucky, Cumberland und Tenessee. Man erblickt lange Linien von Wällen, deren Höhe zwischen 5—30 Fuß wechselt; sie umschließen häufig Flächen bis zu 50, nicht selten bis zu 100 oder 200 Acker Landes; in einzelnen Fällen sogar bis zu 400 und mehr. Die Mounds (Tumuli, Hügel) sind gleichfalls in den verschiedensten Dimensionen vorhanden; theils haben sie nur wenige Fuß Höhe und ein Paar Ellen im Durchmesser, theils erheben sie sich, wie der berühmte Tumulus am Grave-Creek in Virginien, bis zu 70 Fuß und haben am Boden 1000 Fuß Umfang. Der große Hügel bei Miamisburg, Montgomery-Bezirk, in Ohio, mißt in senkrechter Höhe 68 Fuß, hat am Boden 852 Fuß im Umfang und enthält 311,353 Kubikfuß. Die abgestumpfte Pyramide zu Cahokia in Illinois hat 90 Fuß Höhe und beinahe 2000 Fuß Umfang; der große Mound bei Seltzertown in Mississippi bedeckt 6 Acker Landes; und im Süden findet man viele andere von solcher Ausdehnung. Durchschnittlich haben jedoch die Hügel nur von 6 bis 30 Fuß senkrechte Höhe und an der Basis einen Durchmesser von 40 bis zu 100 Fuß. Alle diese Bauwerke bestehen aus Erde oder Stein und oft aus beiden Stoffen zusammen. Wo im Innern der Umwallung oder außerhalb derselben Gräben fehlen, gewahrt man in der Regel in der Nähe Gruben, aus welchen das Material zum Bau genommen worden ist. Zuweilen sind sie sehr breit u. tief u. manchmal von vollkommen regelmäßiger Gestalt. Insbesondere findet man dergleichen Gruben bei den großen Mounds. Doch ist die zum Bau benutzte Erde oder der Stein zuweilen der Oertlichkeit, auf welcher das Werk steht, ganz fremd und ohne Zweifel weit hergeholt worden. Die meisten Umwallungen haben eine durchaus regelmäßige Gestalt; das Viereck und der Kreis herrschen vor; aber auch das Parallelogramm, die Ellipse und das Polygon mangeln nicht. Die regelmäßigen Werke stehen allemal auf flachen, sorgfältig ausgewählten Flußterrassen, die unregelmäßigen, denen man auf den ersten Blick ansieht, daß sie zur Vertheidigung dienten, sind der Beschaffenheit des Grundes u. Bodens angepaßt u. laufen den Hügelabhängen entlang oder sichern Punkte, welche dem Feinde das Eindringen erleichtern könnten. Kreis und Viereck sind oft mit einander kombinirt und stehen unter sich und mit den unregelmäßigen Werken entweder unmittelbar oder durch Gänge, die zu beiden Seiten eine Erdmauer haben, in Verbindung. Auch abgesondert liegende Parallelen sind häufig. Meist hat der Hügel seine volle Kegelgestalt; manchmal ist er abgestumpft und zuweilen terrassirt; zum Gipfel führen Stufen oder ein geschlängelter Pfad. Einige sind elliptisch, andere birnenförmig, noch andere bilden ein Viereck oder ein Parallelogramm mit Terrassen an den Seiten. Straßen und Stufenwege, welche zu einem Flusse hinableiten, oder eine Terrasse mit einer andern verbinden, sind gleichfalls vorhanden. Die größten und eigenthümlichsten Werke findet man an der Vereinigung zweier Flüsse, z. B. bei Marietta; an der Mündung des Muskingum in den Ohio, am Grave-Creek; an der Mündung des Scioto bei Portsmouth. Hin und wieder liegen Vertheidigungswerke auch auf den Gipfeln von Hügeln. Bemerkenswerth bleibt, daß die weißen Ansiedler besonders gern und vorzugsweise in denselben Oertlichkeiten Städte gegründet haben, wo auch das untergegangene Geschlecht, von welchem doch die Kolonisten nicht einmal eine Ahnung hatten, am dichtesten gewohnt haben muß. Zum Belege dienen Marietta, Newark, Portsmouth, Chil-

licothe, Circleville u. Cincinnati in Ohio, Frankfurt in Kentucky und St. Louis in Missouri. Die Umwallungen lassen sich entweder als Vertheidigungswerke erkennen oder als solche, die zu religiösen und verschiedenen andern Zwecken benutzt wurden; die Hügel sind Opferhügel, Tempelhügel, Begräbnißhügel und verschiedene andere Tumuli. Die zur Vertheidigung angelegten Werke findet man immer in einer durch die Oertlichkeit gleichsam dazu geschaffenen Gegend. Der Umstand, daß sie nur auf den ältern Bottoms vorkommen, deutet auf ein hohes Alterthum. Die meisten dieser Werke haben offenbar so viel Zeit und Arbeit erfordert, daß sie nicht bloß für den Augenblick, sondern für die Dauer bestimmt waren. Squier nimmt an, daß ein förmliches System von Vertheidigungswerken vorhanden gewesen sey, welches sich von den Quellen des Alleghany und Susquehannah in Newyork, quer durch das Land und namentlich durch das mittlere und nördliche Ohio bis an den Wabash erstreckt habe. Gerade innerhalb dieser Reihe findet man die meisten und ausgedehntesten Bauten zur Abwehr von Feinden, die allem Anschein nach von Nordosten her eindrangen, oder, falls sie von Süden kamen, sich an diesen Bollwerken brechen sollten. Diejenigen, die nach Bauart, Gestalt u. Lage nicht zum Behufe der Abwehr eines Feindes, sondern zu religiösen Zwecken dienten, sind meist sehr regelmäßig gebaut und werden nur selten auf dem Tafellande oder auf unebenem Gelände, sondern vorzugsweise auf breiten und flachen Uferterrassen angetroffen. Gewöhnlich sind sie viereckig oder rund, zuweilen auch etwas länglichrund; bald liegen sie einzeln, bald in Gruppen; die Kreise haben insgemein einen Durchmesser von nicht mehr als 250—300 Fuß, und nur eine einzige, gewöhnlich gegen Osten befindliche Oeffnung, obschon dies nicht strenge Regel ist. Innerhalb des Walles kommen auch wohl mehre Hügel vor; wo zahlreiche kleinere Kreise von 30—50 Fuß Durchmesser sich finden, liegen sie allemal in der Nähe größerer Werke; sie bestehen nur in niedrigen Erdaufwürfen, haben keine Ausgänge und sind vielleicht die Stätten, auf welchen die Wohngebäude standen. Wenigstens lassen heute noch die Dörfer mancher Indianerstämme, z. B. der Mandanen, ähnliche Spuren zurück. Die größern Kreise sieht man zumeist in unmittelbarer Verbindung mit rechtwinkeligen Werken, oder sie stehen durch Wege mit denselben im Zusammenhange. Gräben sind selten, und wo sie doch vorkommen, allemal innerhalb des Walles. Offenbar suchte man die Oberfläche möglichst eben zu erhalten, auch sind die Umwallungen dieser Werke verhältnißmäßig niedrig, von 3—7 Fuß hoch; nur einige wenige machen in dieser Hinsicht eine Ausnahme, z. B. der große Kreis bei Newark, Bezirk Licking, Ohio, wo der Wall am Eingange eine senkrechte Höhe von 30 Fuß hat. Eine andere Klasse von Werken, welche vielleicht zu ähnlichem Behufe diente, sind die **Parallelen**, niedrige Wälle von 7—800 Fuß Länge, mit einem Zwischenraum von 60—80 Fuß. Die Mannichfaltigkeit aller dieser Erd- und Steinbauten mit ihren verschiedenen Kombinationen ist sehr groß, und wir müssen darauf verzichten, sie im Einzelnen zu beschreiben oder auch nur zu verzeichnen. Jenes bei Newark besteht aus einer Menge von Gruppen, die eine Fläche von etwa 2 englischen Geviertmeilen bedecken; in einem der niedrigsten Mounds hat man 4 Fuß unter der Oberfläche 14 menschliche Gerippe gefunden. Bei Portsmouth, an der Mündung des Scioto in den Ohio, liegen drei Gruppen eines Werkes, das sich 8 englische Meilen dem Ufer des Ohio entlang erstreckt; sie sind durch parallele Linien von Erdaufwürfen verbunden und haben 20 Fuß Breite am Boden und 4 Fuß Höhe; die Wälle der Hauptwerke 12 Fuß Höhe bei 35—40 Fuß Breite. Im Ganzen liegen dort in einer Länge von beinahe 20 englischen Meilen wallartige Erdaufwürfe. Die beträchtliche Ausdehnung der Umwallungen u. zu religiösen Zwecken eingehegten Stätten schließt die Annahme aus, daß auf ihnen Tempel im gewöhnlichen Sinne des Wortes gestanden hätten. Vielleicht befanden sich in diesen umfriedigten Räumen Altäre u. Götzenbilder; vielleicht wohnten innerhalb derselben auch Priester. Ferner ist es möglich, daß sie im Nothfalle zur Vertheidigung gegen Feinde benutzt wurden, wie denn Gomara ausdrücklich hervorhebt, die Mexikaner hätten sich zu diesem Behufe ihrer Tempel bedient. Die meisten Völker alter wie neuer Zeit haben die Stätten ihres Gottesdienstes mit einer schützenden Umfriedigung versehen. Von den alten Altären, auf welchen geopfert wurde, sind innerhalb der Umwallungen noch Spuren vorhanden. Bei Portsmouth, Marietta und in andern Gegenden erheben sich noch heute pyramidenförmige Werke, welche jenen in Mexiko und Mittelamerika entsprechen; nur sind sie nicht von Stein, sondern von Erde, und statt der verschiedenen Abstufungen von Treppen abgestufte Wege und gewundene Pfade vorhanden, welche zum Gipfel führen. Standen auf demselben Gebäude, welche den Teokallis glichen, so waren sie ohne Zweifel nur von Holz. Daraus erklärt sich auch, weshalb keine Spur mehr von ihnen übrig ist. Eigenthümlich sind die im Westen nicht selten vorkommenden **abgestuften, gebahnten Wege**. Sie führen von einer Flußterrasse zur andern, oder auch von den Terrassen zum Flußufer. Der Weg bei Piketon in Ohio z. B. steigt allmählig von der zweiten zur dritten Terrasse auf, welche 17 Fuß höher liegt; er ist 1050 Fuß lang und an dem einen Ende 215, am andern 203 Fuß breit. Die Einhegung oder Einfriedigung auf der äußern Seite wechselt zwischen 5—11 Fuß und beträgt am untern Ende der innern Seite 22 Fuß Höhe. Der Weg ist so bequem, daß er jetzt einen Theil der Landstraße bildet. Von dem einen Ende des Walles auf der dritten Terrasse dehnt sich eine aus niedrigen Erdaufwürfen bestehende Linie von 2580 Fuß Länge bis zu einer Gruppe künstlicher Hügel und steht zugleich mit einem kürzern Walle in Verbindung. Daß diese Wege angelegt wurden, um die Verbindung zwischen den verschiedenen Terrassen zu erleichtern, liegt auf der flachen Hand; ob sie auch noch einen andern Zweck hatten, ist uns unbekannt. Auch in Ohio gibt es Erdwerke, welche mit den schon angeführten Aufwürfen in Gestalt von Thieren Aehnlichkeit aufweisen; doch geht aus Lage, Zubehör und anderen Umständen hervor, daß sie einen andern Ursprung und eine ganz andere Bestimmung hatten. Daß sie eine

vorzugsweise religiöse war, wird sich nicht in Abrede stellen lassen. Am merkwürdigsten erscheint die sogenannte große Schlange, im Bezirke Adams. Sie liegt am Brush-Creek, auf einem Hügel 150 Fuß über dem Wasserspiegel. Der Kopf der Schlange liegt an einem Ende, ihr in gefälligen Schlangenlinien gewundener Körper hat eine Länge von 700 Fuß und das Ende des Schwanzes ist dreifach geringelt. Das Maul ist weit geöffnet, vor und theilweise in demselben liegt eine länglich-runde, einem Ei gleichende Figur. Im Bezirke Licking, Ohio, befindet sich ein Werk von ähnlichem Charakter: die Gestalt einer Eidechse von 240 Fuß Länge u. 40 Fuß Breite; die Beine auf jeder Seite haben 36 Fuß. Das Gerüst dieses Erdwerks besteht aus ziemlich großen Steinen, die Ueberlage aus feinem Thon.

Der Charakter der alten Denkmäler in den südlichen Gegenden ist von den bisher beschriebenen verschieden. Sie sind weit regelmäßiger als jene am Ohio, Missouri und obern Mississippi und von viel größeren Dimensionen. Von Florida bis Texas findet man Hügel mit mehren Geschossen oder Absätzen und an Größe wie an Gestalt den merikanischen Teokallis vergleichbar, breite Terrassen von verschiedener Höhe und hochliegende Gänge und Straßen. Die Hügel sind gleichsam systematisch vertheilt, so daß kleinere Tumuli in regelmäßigen Zwischenräumen rund um die größern herumliegen. Einige haben gewundene Pfade, die zum Gipfel führen, andere abgestufte Wege, jenen bei Marietta vergleichbar. Während aber Mounds in großer Anzahl vorhanden sind, kommen Einfriedigungen verhältnißmäßig selten vor, namentlich solche, die zum Zwecke der Vertheidigung hätten dienen können. Vollkommene Pyramiden kommen im Süden nicht vor; alle kegelförmigen Hügel, außerdem von anderen höchst merkwürdigen Bauten umgeben, sind am Gipfel abgestumpft u. haben meist abgestufte Aufgänge. Alles weist auf religiöse, nicht auf militärische Zwecke hin; es mangelt ihnen an gedeckter Lage und an Wasser, die bei den Denkmälern am Ohio nie fehlen. Manche Werke im Süden zeigen abwechselnd Lagen von Erde und von gebranntem Thon, und zwar von der Basis bis hinauf zum Gipfel; andere haben Lagen von Erde u. Schichten menschlicher Gebeine; noch andere verschiedene horizontale Schichten von Erde u. Sand, u. in diesen an verschiedenen Stellen menschliche Gerippe, allerlei Geräthe, Schmucksachen und Töpferwaaren. Vielleicht waren die Mounds im Süden Grabstätten, in welchen die Gebeine ganzer Generationen aufbewahrt wurden; die übrigen Werke mochten als Tempel u. zum „Hochgericht" dienen, im Nothfalle wohl auch zur Vertheidigung. Die Untersuchung ist noch nicht so weit gediehen, daß man bestimmen könnte, ob diese südlichen Denkmäler mit jenen im Norden gleichzeitig u. Werke desselben Volkes sind, oder ob diese letzteren von einem rohen und kriegerischen Volke herrühren, oder ihr Daseyn einer Kolonie verdanken, welche sich von ihren Feinden schwer bedrängt sah.

Die alten Denkmäler im Norden und Nordwesten sind in Gestalt und Beschaffenheit von jenen am Ohio und im Süden so durchaus abweichend, daß man geneigt ist, einen ganz verschiedenen Ursprung derselben anzunehmen. Einfriedigungen oder Vertheidigungswerke sind im Nordwesten eben so selten wie im Süden, aber die Mounds nicht etwa kegelförmig und pyramidenartig, sondern sie treten in den wunderlichsten Formen und Kombinationen, insbesondere aber in jenen von Thiergestalten auf. Diese aus Erde aufgeführten Bildnisse liegen auf Ebenen oder wellenförmigen Prairien, mit und neben ihnen kommen auch kegelförmige Mounds und hin und wieder Wälle vor, aber diese letzteren sind der Art, daß man nicht absieht, wozu sie dienen sollten. Man hat seit 1838 dergleichen Denkmäler häufig in den untern Bezirken von Wisconsin gefunden, von Prairie du Chien am Mississippi, am Wisconsin- u. Rockflusse, ostwärts bis Fond du Lac am Winnebagosee und bis Milwaukee am Michigansee, also auf einer Strecke von 75 Stunden in der Länge und 25 Stunden in der Breite. Durch diese Kette von Denkmälern geht der große indianische Kriegspfad vom Michigansee bei Milwaukee bis zum Mississippi oberhalb Prairie du Chien, und die heutige große Heerstraße folgt ganz demselben Zuge. Diese Erdwerke liegen meist in der Nähe größerer Flüsse und allemal so hoch, daß bis zu ihnen keine Ueberschwemmung hinanreicht. Daß sie meist Thiergestalten zeigen, haben wir hervorgehoben, aber auch Menschengestalten sind vorhanden. Die runden Tumuli sind klein und selten höher, als 15 Fuß, die länglichrunden Erdwerke aber mehr Terrassen, als Hügel. Alle diese Werke kommen zumeist in Gruppen und Ketten vor und eine und dieselbe Gruppe weist die größte Mannichfaltigkeit an Formen auf. Kreise, Vierecke, Thiere und andere Gegenstände, meistens in einer Höhe von nur 1, 4, höchstens 6 Fuß. Im Bezirk Dade, Wisconsin, sind in einer solchen Gruppe viele Thiere und ein Mensch abgebildet; die Figur des letztern zeichnet sich allemal durch unnatürlich lange Arme aus. In andern Gruppen findet man Vögel, Frösche, Schildkröten u. dergl. m. dargestellt. Nur allein am Rock River, im Milwaukeelandbezirke, liegt ein Erdwerk, das zur Vertheidigung bestimmt gewesen zu seyn scheint und mit jenen am Ohio Aehnlichkeit hat. In manchen dieser Erdwerke hat man menschliche Gebeine, in andern nichts gefunden. Aber aus der Lage der Gerippe scheint hervorzugehen, daß sie von den heutigen Indianern herrühren, welche gern in den alten Monumenten, vor welchen sie ehrfurchtsvolle Scheu hegen, ihre Todten begraben. Wären die Denkmäler auch von dem untergegangenen Geschlechte zu Begräbnißstätten bestimmt gewesen, so könnte man annehmen, daß etwa jeder Stamm oder jede Sippe die Gestalt ihres respektiven Todten gewählt habe, um in einem ihr entsprechenden Erdwerke die Todten beizusetzen. Diese Annahme ist sinnreich genug; nur steht ihr entgegen, daß die heutigen Indianer, welche das Sippenverhältniß so scharf ausgebildet haben, weder den Ursprung der alten Monumente kennen, noch selbst dergleichen aufführen. Wie weit sich die geographische Verbreitung der Bilderhügel erstreckt, kann erst ausgemacht werden, wenn die Forschungen weiter gediehen sind; in Michigan sollen sie gleichfalls vorhanden seyn.

Im Südwesten, namentlich in dem Landstriche

zwischen dem Missouri und Arkansas, liegen wieder andere Denkmäler von eigenthümlicher Art. Man gibt sie für Ruinen alter Städte aus, die regelmäßige Straßen gehabt haben sollen. Im Bezirk Gasconade, Staat Missouri, will man noch die steinernen Grundlagen der Häuser, sodann auch Steinmauern und sogar Spuren von Bogenwölbungen erkennen. Die Richtigkeit und Genauigkeit dieser Angaben ist indessen nicht im Mindesten verbürgt. Gleichfalls in Missouri liegen viele kleine Erdhügel beisammen, meist am Wasser entlang; aus den in und neben denselben gefundenen Töpferwaaren, Pfeilspitzen &c. ergibt sich, daß man sie als Ueberbleibsel von Häusern zu betrachten hat, die aus Erde u. Schlamm aufgeführt wurden. Aehnliche Reste sind auch in Peru nicht selten. Jene in Missouri rühren wohl von Indianern, nicht von dem alten verschwundenen Volke her.

Die Erdhügel enthalten eine Menge von interessanten **Denkmälern der alten Kunst.** Die Völker errichteten in der alten, wie in der neuen Welt, ehe sie eine höhere Gesittungsstufe erreicht haben, auf Stätten, denen sie eine besondere Bedeutung beilegten, Haufen aus Erde oder Steinen; die Pyramiden, der Bogen und die Spitzsäulen zeugen schon von einer weiter vorgerückten Civilisation. Je nach Lage, Gestalt und Bauart und den im Innern gefundenen Gegenständen lassen sich diese Hügel in verschiedene Klassen theilen. Von 100 Hügeln, welche Squier und Davis in Ohio untersuchten, waren 60 Altar- oder Tempelhügel, 20 Begräbnißhügel und die übrigen von verschiedener Art. Die Opferhügel kommen beinahe alle in oder dicht bei den Umwallungen geheiligter Plätze vor, sind immer geschichtet, enthalten symmetrische Altäre von gebranntem Thon oder von Stein und auf denselben verschiedene Ueberbleibsel, an welchen stets die Einwirkung des Feuers sichtbar ist. Die Altäre sind fast alle von gebranntem Thon; man hat nur einige wenige von Stein gefunden. Bei einigen hat man in einer Höhlung des Altars feine Asche und irdene Geschirre gefunden und außerhalb halb verbrannte Menschenknochen. Wo dergleichen auf dem Altare selbst vorkommen, darf man mit Sicherheit annehmen, daß sie aus den Zeiten der Hügelbauer herrühren, während die Skelette, welche man in den obern und dann allemal in Unordnung gebrachten Schichten vorfindet, eben so unzweifelhaft den neueren Indianern angehören, wie sich auch schon aus der Beschaffenheit der oft neben diesen modernen Gerippen befindlichen Geräthe und Schmucksachen deutlich ergibt. Alle diese Opferhügel gleichen einander von außen, aber in den Einzelnheiten ist keiner mit dem andern völlig übereinstimmend. Auf keinen Fall waren sie Begräbnißhügel, da man in den meisten gar keine Spur von menschlichen Gebeinen antrifft. Merkwürdig bleibt, daß die einzelnen Tumuli dieser Art meist Gegenstände von einerlei Art und zwar in Menge umschließen, der eine z. B. nur Pfeifen, ein anderer irdene Geschirre, ein dritter nur Gabeln, ein vierter nur Lanzenspitzen, manche auch gar nichts. Hin und wieder findet man auch Altäre, sogenannte „Backsteinherde", die unbedeckt geblieben sind und die man wohl mit Recht als Anfänge zu Opferhügeln betrachtet, die nicht vollendet wurden. **Begräbnißhügel** sind in großer Menge vorhanden. Sie haben von 6 bis zu 80 Fuß Höhe; durchschnittlich beträgt dieselbe von 15 bis 20 und 25 Fuß. Sie stehen außerhalb der Einhegungen, mehr oder weniger von denselben entfernt, zum Theil auch ganz vereinzelt, haben weder Altäre, noch die Regelmäßigkeit der Tempelhügel, und meistentheils eine Kegelform. Sie bedecken nur ein Menschengerippe, das zur Zeit des Begräbnisses in Rinde oder eine große Matte gehüllt oder in einen rohen Sarg von Holz gelegt war; manchmal hatte man die Todtenkammer auch aus unbehauenen Steinen verfertigt und Mörtel dabei nicht angewendet, der den Hügelerbauern nicht bekannt gewesen zu seyn scheint. Neben den Gerippen findet man vielerlei Geräthe und Schmucksachen. Häufig liegt in den Mounds dieser Art eine Lage Holzkohlen, die vielleicht von Brandopfern für den Todten herrühren. Im Ohiogebiete scheint man keine Gebeine in Urnen niedergelegt zu haben, wohl aber kommen Todtenurnen im Süden vor. In den Hügeln am Wattereeflusse bei Kanada in Süd-Carolina sind ganze Reihen von Gefäßen entdeckt worden, die mit menschlichen Ueberresten angefüllt waren, ferner ganze Friedhöfe, die lediglich Todtenurnen enthielten, z. B. auf der St. Katharineinsel an der Küste von Georgien. Die Begräbnißhügel enthalten eine Menge verschiedener Schmucksachen, z. B. Armbänder, durchlöcherte Blättchen Kupfer, Kugeln aus Knochen, Muscheln und Metall, sodann Lanzen- und Pfeilspitzen, Steinplatten von Glimmer in verschiedener Gestalt und irdene Gefäße. Grabhügel dieser Art waren aber nicht die einzigen Begräbnißstätten der Moundbuilders, sondern wahrscheinlich nur für die Leichen der Häuptlinge und Priester bestimmt. Wo die Asche der großen Masse des Volkes liegt, ist weniger bekannt. Aber von Zeit zu Zeit werden durch die Wellen der reißenden Ströme im Westen Friedhöfe bloßgelegt, zum Theil von solchem Umfang, daß man die Oertlichkeiten nach ihnen benannt hat; am Wabash z. B. zwei Stellen: die „Big-Bone-Bank" und die „Little-Bone-Bank", wo der Fluß alljährlich viele Menschengerippe und Geräthe hinwegspült. In den Staaten nördlich vom Ohio sollen Tausende reihenweis geordneter Gräber vorkommen und ausgedehnte Grabstätten auch in Tenessee und Missouri liegen. Manche vermuthen, daß in den Höhlen von Kentucky und Ohio einst Leichen beigesetzt wurden. Höchst wahrscheinlich kam Verbrennen der Todten häufig vor; man mag wohl die Asche Vieler zusammengehäuft und einen Hügel über derselben aufgeworfen haben. Die Lage der Gerippe ist sehr mannichfach, die meisten sind lang ausgestreckt und die Arme sorgfältig den Seiten entlang gelegt; sitzende Skelette sind allemal aus späterer Zeit. Die **Tempelhügel** zeichnen sich durch große Regelmäßigkeit und beträchtlichen Umfang vor den übrigen Tumuli aus, liegen zumeist innerhalb der Einfriedigungen, haben gewöhnlich die Gestalt einer abgestumpften Pyramide, und zu ihrem Gipfel führen abgestufte Zugänge. Manchmal sind sie auch terrassirt in mehren Absätzen.

Aber gleichviel, ob sie eine runde, ovale, eine achteckige, viereckige oder längliche Gestalt haben, der Gipfel ist allemal flach und platt. Die Hügel dieser Klasse sind in Ohio nicht zahlreich, bilden aber im Süden die bei Weitem überwiegende Mehrzahl. Je näher dem merikanischen Meerbusen, um so häufiger und größer werden sie. Manche Tempelhügel sind rund; auf dem Gipfel vieler andern erheben sich kleinere Tempelhügel, insbesondere wenn jene große Pyramiden bilden, wie bei Seltzertown in Mississippi. Anomale Hügel nennt Squier jene Mounds, die sich nicht in eine der drei oben beschriebenen Klassen reihen lassen. In manchen derselben hat man Aschenhaufen oder Gebeine gefunden, andere bestehen aus aufgehäuften losen, etwa faustdicken Kieseln. Bei vielen ist ihre Bestimmung klar; sie dienten als Warten, und ihre Lage, so wie die häufigen Spuren des Feuers beweisen, daß sie häufig zu diesem Zwecke benutzt wurden. Ob die vielen Steinhaufen, welche man hin u. wieder im Lande zerstreut antrifft, von den alten Moundbuilders herrühren, ist wenigstens unbestimmt. Die Wahrscheinlichkeit spricht nicht dafür. Die alten von Menschenhänden aufgeworfenen Hügel umschließen eine große Menge von Geräthen und Schmucksachen, welche ganz unzweifelhaft von den Moundbuilders herrühren. Gleich anderen barbarischen oder halbcivilisirten Völkern gaben sie dergleichen dem Todten mit ins Grab. Man findet daher noch jetzt irdene Geschirre und Gegenstände aus Knochen, Muscheln, Stein u. Metall. Im Süden findet man in den Tumuli auch Terracotten in Thierformen und überall Pfeifenköpfe von mannichfacher Gestalt. Im hohen Grade merkwürdig erscheint ein Bruchstück, das den Kopf eines Vogels darstellt, und zwar des Tukan oder sogenannten Pfefferfressers, der bekanntlich nur in den eigentlichen Tropenländern lebt. Von Metallen scheinen die Hügelbauer nur Kupfer und Silber bearbeitet zu haben. Das letztere kommt nur selten vor, ist immer außerordentlich dünn und wurde benutzt, um das Kupfer zu plattiren, aber nicht etwa durch irgend eine chemische Kombination, sondern lediglich in der Weise, daß die dünnen Silberplättchen um das Kupfer herumgeschlagen wurden und so demselben als Ueberzug dienten. Man härtete das Kupfer, welches offenbar aus den Gruben am Obernsee stammt. Dort hat man in unsern Tagen deutliche Spuren gefunden, die keinen Zweifel darüber lassen, daß aus ihnen in sehr früher Zeit Metall geholt wurde, und zwar gewiß von den Hügelbauern. Das beweisen eben sowohl die Beschaffenheit und die eigenthümliche Zusammensetzung des Metalls, wie die daraus verfertigten Werkzeuge und Geräthe, von denen die in längst verlassenen Kupfergruben wieder aufgefundenen völlig jenen gleichen, die man aus den Hügeln aufgegraben hat. Man findet Messer, Aexte, Meißel, Drillbohrer und Lanzenspitzen von Kupfer, zum Theil von vortrefflicher Arbeit, nicht minder eine große Menge von Schmucksachen, insbesondere Armbänder, Halsbänder, runde Scheiben u. kleine Kugeln, und zwar letztere in ganz außerordentlicher Zahl, zum Beweise, daß die Moundbuilders in dieser Beziehung denselben Geschmack mit den heutigen Indianern theilten. Auch steinerne Waffen und Pfeilspitzen, Messer und Aexte hat man, nebst Geräthschaften aus Knochen, aus den Hauzähnen verschiedener Thiere (sogenanntem Elfenbein, aber nicht vom Elephanten, sondern vom Strombus gigas) und aus Muscheln gefunden, sodann Schnitzwerk in Stein, den man vortrefflich zu glätten verstand. Auffallend erscheinen Pfeilspitzen aus Obsidian, der bis jetzt nördlich von der vulkanischen Region Meriko's weiter nicht angetroffen worden ist. Bleierz findet man in den Hügeln vielfach, niemals aber Eisen oder irgend etwas, woraus man auf eine Bekanntschaft des alten Volkes mit diesem Metall schließen dürfte. Wo es vorkommt, rührt es nachweislich aus der Zeit nach der Entdeckung her. Ob die vielen steinernen Röhren aus den Mounds als Pfeifenröhre oder zum Blasen, zur Erzeugung eines stärkern Luftzuges benutzt worden sind, muß dahin gestellt bleiben. Pfeifenköpfe kommen in mannichfachen, oft sehr geschmackvollen Formen vor. Gerade an der Pfeife übten die alten Künstler vorzugsweise ihr Talent, und die bei Weitem überwiegende Mehrzahl der noch vorhandenen Skulpturen sind eben Pfeifenköpfe.

Die Skulpturen erscheinen von allen Ueberbleibseln aus dem amerikanischen Alterthum als die bei Weitem interessantesten. Gerade sie beweisen, daß die Hügelbauer über die ersten Anfänge der Kunst weit hinaus waren. Die Zeichnungen sind einfach, aber genau, und das Verhältniß der einzelnen Theile zu einander ist richtig; sie zeugen von sehr aufmerksamer Beobachtung; die Natur wird möglichst treu wiedergegeben und die Ausführung, welche im Vergleich zu den besten Skulpturen selbst griechischer Künstler oft nichts zu wünschen übrig läßt, ist um so bewundernswürdiger, da jene Bildschnitzer nur über sehr mangelhafte Werkzeuge verfügten. Aus den Darstellungen des menschlichen Hauptes geht klar hervor, daß die Hügelbauer ihr Gesicht tättowirten und Ringe in den Ohren und Perlenbänder um den Kopf trugen. Diese letztere Art, die Stirn zu schmücken, weist auf irgend eine Weise nach Meriko. Nach Süden deuten gleichfalls die Darstellungen des Manati (der Seekuh, Lamantin, Manitus senegalensis *Desm.*), deren man in den Hügeln am Ohio nicht weniger als sieben gefunden hat. Die im Gebiete der Vereinigten Staaten lebenden vierfüßigen Thiere und Vögel, z. B. Biber, Otter, wilde Katze, der Kopf des Elenn, Reiher, Gänse, Enten, sodann Schlangen und Kröten sind in einer Menge so außerordentlich schöner Darstellungen vorhanden, daß sie sich mit den hübschesten Broncearbeiten der Gegenwart messen dürfen. Die Künstler müssen eine unendlich mühselige Arbeit gehabt haben; man sieht es den Skulpturen an, daß sie zum großen Theil durch Reibung mit einem Sandpulver ihre Gestalt erhielten; die feineren Linien wurden mit scharfen Werkzeugen gezogen und eingeschnitten. Viele Figuren bestehen aus rothem Porphyr von einer solchen Härte, daß sich auf ihm das beste Stahlmesser umbiegt. Daß auf diese Skulpturen großer Werth gelegt wurde, ergibt sich aus der Sorgfalt, mit welcher man sie z. B. mit Holz-

pflöcken und Kupferdraht od. Kupferplatten ausbesserte, wenn sie zerbrachen oder sonst Schaden litten. Steinplatten mit Skulpturen hat man nur einige wenige in den Hügeln gefunden, aber in Betreff derselben sich theilweise in sehr abenteuerliche Phantasien verloren. Man witterte Hieroglyphen und Alphabete, obwohl es nicht dem geringsten Zweifel unterliegt, daß die Hügelbauer weder die einen, noch die andern kannten. Kein Jahr vergeht, in welchem nicht amerikanische Blätter die Entdeckung irgend einer alten großen Ruinenstadt oder einer Inschrift meldeten, aber bei näherer Forschung stellt sich dieselbe allemal als das heraus, was man „Humbug" zu nennen pflegt. Auch Schädel, die von den Moundbuilders herrühren, sind in den Hügeln gefunden worden. Squier grub nur einen, aber unbestreitbar alten und ächten aus. Nach Mortons genauen Untersuchungen gehört derselbe, gleich andern aus den Mounds, zu der von ihm sogenannten toltekischen Familie, d. h. jener Abtheilung der Amerikaner, welche eine höhere Gesittungsstufe erreicht hatten, als die rothen Jägervölker der Gegenwart.

Aus alle dem bisher Gesagten ergibt sich ganz unwiderlegbar, daß die Hügelbauer sehr zahlreich und ein vorzugsweise ackerbautreibendes Volk mit festen Wohnsitzen waren. Sie müssen ein in Sitten, Bräuchen und Religion eng verwandtes Volk gewesen seyn, bei welchem in vielem Wesentlichen eine völlige Uebereinstimmung herrschte. Die Denkmäler, welche von ihnen übrig geblieben, stehen allerdings an Großartigkeit weit hinter jenen der Azteken Mittelamerika's u. der alten Peruaner zurück, erregen aber nichts desto weniger unsere Bewunderung, wenn wir bedenken, wie unvollkommen die Hülfsmittel waren, über welche die Hügelbauer geboten. Selbst für unsere Zeit würden so ausgedehnte Erdwerke nur mit großer Mühe und vielen Kosten herzustellen seyn, und auf jeden Fall können sie nur von einem Volke herrühren, das dicht beisammen wohnte und nicht nach Art der Jäger das Land durchstreifte. Dasselbe verstand sich auf den Krieg, wie die große Menge der Vertheidigungswerke beweist; daß es auch einen ziemlich ausgebildeten Kultus hatte und bürgerliche Einrichtungen besaß, die schon durch das Vorwalten des Ackerbaues bedingt wurden, scheint uns keinem Zweifel zu unterliegen. Ob es von Süden nach Norden vordrang, oder in umgekehrter Richtung, ist nicht auszumachen. Wann die Hügelbauer ihre Blüthezeit gehabt, wird schwerlich jemals ausgemacht werden; daß sie aber weit zurückliegt, ergibt sich namentlich aus zwei Umständen. Die Urwälder, welche sich innerhalb mancher Umwallungen und Einfriedigungen und auf vielen Mounds erheben, weisen auf mindestens tausend Jahre zurück. Ferner liegen die alten Denkmäler, wie schon weiter oben hervorgehoben wurde, niemals auf den jüngsten Flußterrassen, sondern auf den älteren. Die Hügelbauer führten offenbar dieselben auf, ehe die Gewässer im Westen sich ihr gegenwärtiges Strombett gegraben hatten. Man hat gemeint, sie seyen Nachkommen von Ansiedlern gewesen, die einst aus Mexiko herüberkamen, andererseits aber auch die Behauptung aufgestellt, daß die Moundbuilders der eigentliche Urstamm und Grundstock der toltekischen Familie waren. Gewiß weisen alle Ueberlieferungen darauf hin, daß einst die Tolteken aus Norden auf die mexikanische Hochebene zogen; aber bisher hat man angenommen, sie seyen von Nordwesten hergekommen, während sie vom Mississippi her aus Nordosten in ihre neue Heimath, auf der Hochebene von Tenochtitlan, hätten ziehen müssen. Wer jener Ansicht beipflichtet, kann nicht umhin, den alten Umwallungen und von Menschenhänden bereiteten Hügeln, sammt den in ihnen gefundenen Schmucksachen und Geräthen, ein höheres Alter beizulegen, als den Monumenten in Mexiko und Mittel-Amerika selbst. Erwägen wir alle Umstände genau, so stellt sich als ziemlich sicher Folgendes heraus: Sie waren in dem weiten Gebiete von Wisconsin bis Florida heimisch und bildeten eine gleichartige Bevölkerung, wohnten als Ackerbauer dicht beisammen, kannten Silber, Kupfer und Blei, verstanden sich auf die Skulptur, waren geschickte Töpfer, kannten und genossen Salz, bauten Festungswerke mit großem Geschick und hatten einen ziemlich ausgebildeten religiösen Kultus. Aber sie waren nicht etwa auf einer hohen Civilisationsstufe angelangt, standen vielmehr hinter jener weit zurück, zu welcher die Mexikaner und Peruaner sich emporgearbeitet hatten. Sie waren nur Halbbarbaren, standen aber allerdings weit über den meisten heutigen Indianerstämmen der Waldregion, wie der Prairien.

II. Von einer höhern Kulturentwickelung zeugten, wie bereits angedeutet, die Denkmäler Süd-Amerika's, in Peru, Quito und Bolivia, den Hauptbestandtheilen des von den Spaniern zerstörten Inkareichs. Das Wenige, das von den zahlreichen Resten ihrer Kultur bis jetzt untersucht ward, ist in den Werken Humboldts und d'Orbigny's beschrieben und abgebildet worden. Zu den bekannteren Denkmälern gehören: die ungeheuren Mauern bei Tiahuanaco unfern La Paz in Bolivia, zusammengesetzt aus stundenweit herbeigeführten Steinblöcken von 4000 Kubikfuß; die Ruinen eines Inkatempels auf der Insel Titicaca im gleichnamigen See; die Reste des berühmtesten aller Tempel des Pachacamac, vier Leguas von Lima; die an verschiedenen Orten vorkommenden Gräber und Paläste der Inkas. Alle diese Bauten, meist einfache Vierecke aus großen behauenen Steinen, mit riesigen Steinplatten gedeckt, charakterisiren sich durch die pyramidale Gestalt der Thür- und Fensteröffnungen, die nicht selten mit einfachen und schönen Umfassungen geziert sind. Die Skulpturen an den Tempelruinen von Tiahuanaco zeigen bei einer sorgfältigen Behandlung die unbehülflichste menschliche Form. Der Bau von Festungen, Kanälen, Brücken (aus Holz) und Straßen war in Peru bedeutend ausgebildet, wie die großartige Inkastraße beweist, die im Gebirge durch Felsen gesprengt, die Abgründe auf mächtigen Erddämmen überschreitend, in doppeltem Laufe theils auf dem Kamme der Anden, theils längs der Küste von Cuzco nach Quito führte und mit Festungen und Herbergen versehen war. Außerdem besitzt Südamerika in den Savannen von Varinas eine fünf Meilen lange, aus hohen Dämmen beste-

hende Straße und viele Begräbnißstätten. Im Orinocogebiete finden sich hoch an Felswänden riesige Darstellungen, Thiere, planetarische Figuren u. dgl., wahrscheinlich von symbolischer Bedeutung, in neuester Zeit besonders durch den Reisenden Schomburgk untersucht. Vgl. Peru.

III. Unstreitig die interessantesten und wichtigsten Denkmäler altamerikanischer Kultur finden sich in den Hochländern des mittlern Amerika's, im alten Mexiko, Guatemala und Yucatan. Namentlich sind es Werke der Baukunst und Bildnerei, welche hier theils vereinzelt in der Nähe noch bestehender Wohnplätze, theils in Massen vereinigt als Reste ganzer großer Städte (gewöhnlich casas piedras genannt) dem Forscher entgegentreten. Obgleich sie im Allgemeinen gleichen Charakter tragen und das Bild einer und derselben nach den einfachsten Principien vollständig durchgeführten Kunst zeigen, so lassen sich doch wenigstens zwei verschiedene Entwickelungsstufen unterscheiden. Der einen vollendetern und jedenfalls frühern gehören die Denkmäler in Oaxaca, Guatemala und Yucatan an, der andern jüngern oder der aztekischen die Denkmäler, welche in Mexiko, überhaupt innerhalb der Grenzen des ehemaligen Reichs der Azteken erhalten sind. Doch ist eine genauere Sonderung derselben nach Nationalität und Zeitaltern noch nicht möglich. Seit Antonio del Rio, der zuerst 1787 auf Veranlassung des Gouverneurs von Guatemala die Ruinen von Palenque besuchte, dessen Bericht aber erst 1822 französisch und englisch erschien, erforschten, zeichneten und beschrieben noch Mehre die Denkmäler dieser Gegenden. So reisten Dupaix (vgl. Kingsborough's umfassendes Prachtwerk: Antiquities of Mexico, 4 Bde., Lond. 1829), ferner Galinto, Gailhabaud, Stephens (Incidents of travel in Central-America, 10. Aufl., 2 Bde., Lond. 1842), Nebel (Voyage pittoresque et archéologique en Mexique, Paris 1836), Squier u. A., in Mexiko und Centralamerika. Waldeck (Voyage pittoresque et archéologique en Yucatan, Par. 1834), Stephens (Incidents of travel in Yucatan, 2 Bde., Lond. 1843, Norman (Rambles in Yucatan, Newyork 1843) besuchten die Städtereste in Yucatan. Zu den wichtigsten seit Humboldt bekannt gewordenen Denkmälern gehören die beiden Pyramiden bei San-Juan de Teotihuacan im Thale von Mexiko mitten in einem System kleiner hoher Pyramiden gelegen. Sie gehören, wie das Monument von Cholula, zu den ältesten Denkmälern des Landes. Andere Pyramiden merkwürdiger Struktur finden sich zu San-Christobal Teopantepec, zu Sta.-Cruz del Quiche, bei Xochicalco, in Guatasco, bei Cuernavaca und anderwärts. Ruinen ganzer Städteanlagen finden sich zu Tusapan, bei Papantla in Veracruz, bei Mapilca in derselben Gegend, zu Tehuantepec in der Provinz Oaxaca, in dem bekannten und vielfach beschriebenen Palenque in der Provinz Chiapa, zu Ocosingo in derselben Provinz, zu Copan in Honduras, zu La Quemada bei Villa Nueva im Süden von Zacatecas; ferner in der Provinz Vera-Paz, am Rio Gila und anderwärts. Großartig sind die Monumente zu Uxmal (dem alten Itzalane), zu Jabah, Zagi (oder Salli), Chichen-Itza, Tuloom und vielen andern Orten in Yucatan, so wie zu Mitla im Oaxaca, welche, obgleich sie sämmtlich älter als die aztekische Herrschaft seyn müssen, doch die amerikanische Kunst in ihrer höchsten Entwickelung zeigen. Die gesammte Architektur des mittlern Amerika's hat die Pyramide zum Grundprincip. Vorzugsweise kommt dieses in den religiösen Monumenten, weniger sichtbar in Tempelbauten und Palästen zur Erscheinung. Die Teokallis (d. i. Gotteshaus), gewissermaßen zu riesiger Größe emporgebaute Altäre, sind stets vierseitige, genau nach den Weltgegenden orientirte, oben zu einer größern oder kleinern Fläche abgeschnittene Pyramiden, auf welcher sich häufig noch andere, meist nicht sehr hohe Baulichkeiten erhoben. Die Teokallis steigen entweder in einfachen, schiefen Flächen empor, oder sie erheben sich in mehren (höchstens acht) großen Absätzen, die entweder besondere Terrassen bilden, oder bloß durch herumlaufende, gewöhnlich verzierte und kasettirte Gurtungen angedeutet werden. Zur Scheitelfläche führen an einer oder mehren Seiten breite und steile Treppen; bisweilen jedoch laufen Treppen oder Aufgänge zickzackförmig, oder sonst eigenthümlich angeordnet, von einem Absatze zu dem andern. Rings um die Teokallis waren große Höfe, in denen sich die Wohnungen der Priester und andere für den Götterkultus nöthige Räume befanden. Die Pyramidalform kehrt auch bei andern Bauten wieder, in sofern dann die Größe der einzelnen Stockwerke stufenförmig abnimmt. Die Architektur der Mexikaner ist mit Bewußtseyn durchgeführt, wenn sie auch von keiner sehr hohen Entwickelungsstufe zeugt. Alle Details und Gliederungen sind nach den einfachsten Gesetzen gebildet. Zum Schmuck der Wandflächen sieht man nur geradliniges, wenn auch zum Theil reich und mannichfaltig zusammengesetztes Kasettenwerk, Mäanderzüge, Zickzacks u. dgl. angewendet. In ihrer Hauptform erschienen die zu ebener Erde, oder auf einfachen Terrassen, oder auf den Scheiteln der Teokallis errichteten Gebäude als einfache viereckige Massen mit geradlinig überdeckten Portalen, einfach viereckigen Pfeilerstellungen, über denen sich oft ein friesartiger, reich ornamentirter, selbst überladener Aufsatz erhebt. Die Bedachung ist entweder horizontal, oder durch stufenförmig übereinander geschichtete Steinplatten gebildet. Diese eigenthümliche Bedachung, so wie der Mangel an Säulen machen die Ausführung eines bedeutenden Innenbaues unmöglich. Mit den Bauwerken vereinigt, werden meist Skulpturen, als Reliefs oder als freistehende Statuen, angetroffen. In denselben erkennt man noch viel deutlichere, auf verschiedene Volksthümlichkeiten und Zeitalter hindeutende Unterschiede. Eine Anzahl kolossaler Götzenbilder, welche von den andern Skulpturen ganz abweichen, entdeckte 1850 der Konsul Squier auf den Inseln Pensacola zu Omatepec im Nicaraguasee und der Insel Monotimbita im See von Monagua. Die aus einfach kolorirten Umrißlinien bestehenden hieroglyphischen Malereien der Mexikaner sind in demselben Style wie ihre Skulptur gehalten. Mehre derselben finden sich in europäischen Sammlungen, z. B. auf der dresdner Bibliothek. Sauber gearbeitete Ge-

räthschaften aus Metall und Thon, unter denen namentlich die Nachbildungen der Thiere besonders zu nennen, finden sich in europäischen Museen. Eine vorzügliche Sammlung mexikanischer Alterthümer besitzt Uhde in Handschuchsheim bei Heidelberg. Vgl. Mexiko u. Nicaragua.

Vgl. E. G. Squier u. E. H. Davis, Ancient Monuments of the Missisippi Valley, comprising the Results of extensive original surveys and explorations, Washington 1848; Caleb Atwater, Description of the Antiquities, discovered in the State of Ohio, and other Western States, im 1. Bande der Archaeologia Americana, Worchester, Massachusetts, 1820. Eine Aufzählung vieler einzelnen Alterthümer steht im 1. Bande des großen Prachtwerks: Antiquités Mexicaines, Paris 1834; nebst einer Dissertation sur l'origine de l'ancienne population des deux Amériques et sur les diverses antiquités de ce continent, par Warden; sie bildet die 2. Abtheilung des Bandes. Ueber die Schädel in den Mounds vgl. Morton, Crania, S. 217 ff.; über die Mounds im Süden: Bartrams Reisen an vielen Stellen; über jene in Florida eine, wie es scheint, bisher auch in Amerika nicht beachtete Notiz in „Sketch of the Seminole War, and Sketches during a Campaign“, Charleston 1836. Vgl. auch Martius, Die Vergangenheit und Zukunft der amerikanischen Menschheit, in der deutschen Vierteljahrsschrift 1839.

Amerikanische Pest, s. v. a. gelbes Fieber.

Amerikanische Racen, s. Indianer.

Amerling, Friedrich, tüchtiger Porträtmaler geboren, zu Wien den 14. April 1803. Sohn eines unvermögenden Handwerkers, verdiente sich A. als Knabe und Jüngling den Unterhalt durch Koloriren von Kupferstichen, Landkarten, später durch Stubenmalen. Nebenbei versuchte er sich im Porträtiren, was freilich nur schwach gelingen wollte. Mit einer durch eisernen Fleiß mühsam ersparten kleinen Summe unternahm er eine Reise nach London, Paris, München und studirte auf derselben die Meisterwerke von Lawrence (in London), Vernet (in Paris), Stieler (in München), porträtirte dabei gelegentlich u. bildete sich schnell zum Künstler. Cholera und Geldmangel vertrieben ihn aus München, und er ging nach Wien zurück, wo er sich auch im historischen Fache mit Talent und Glück versuchte. Durch seine Gemälde „die verlassene Dido“ und „Moses“ erwarb er sich die ersten Preise der Akademie und Ruf in größern Kreisen. Bald nachher trug ihm der Kaiser auf, sein Bildniß im Krönungsornat zu malen; A. kehrte deshalb aus Italien, wohin er von Wien aus gegangen war, zurück und vollzog den Auftrag mit Glück. In neuerer Zeit erwarb er sich durch seine Judith Beifall. Auch seine Skizzen athmen Kraft und Leben. A.s Styl hat Vieles mit dem des münchner Hofmalers J. Stieler gemein, nach welchem er sich bildete.

Amersfoort, Bezirksstadt in der holländischen Provinz Utrecht, an der hier schiffbar werdenden Eem, 2½ geogr. Meilen nordöstlich von Utrecht, mit 12,000 Einwohnern. Unter den drei Kirchen ist die eine sehr schön. In der Stadt herrscht großer Wohlstand, viele Handels- und Gewerbthätigkeit. Sie hat Fabriken in Glas, Hüten, Seide und Wolle, Tabak, Bombasin, Barchent, großen Getreide- und Tabakmarkt, Zwischen- und Speditionshandel mit Amsterdam und Deutschland. A. schickt 2 Deputirte zu den Provinzialstaaten, ist Sitz eines Gerichtshofs, eines Gymnasiums, einer Ackerbaukommission und mehrer wissenschaftlichen Vereine ꝛc. In der reformirten Kirche ist das Grabmal des Erbauers des amsterdamer Rathhauses, Jac. de Campe. Die Stadt ist Geburtsort des Patrioten und Staatsmanns Olden Barneveld. A. kommt 1006 zuerst urkundlich vor, erhielt 1259 Stadtrecht, ward 1483 vom Erzherzog Maximilian und 1672 von Montecuculi, 1785 von den Franzosen eingenommen. Zwischen A. und Utrecht erheben sich die amersfoorter Berge, zwei Stunden lange Sandhügel.

Amersham, Städtchen und Kirchspiel in der englischen Grafschaft Buckingham, 6 geographische Meilen nordwestlich von London, am Flusse Colne, mit 3000 Einw., ist in Form eines Kreuzes gebaut und besteht aus einer einzigen langen Straße, die eine kurze rechtwinklig durchschneidet. Wo die beiden Arme zusammenstoßen, steht die schöne gothische Kirche. A. hat noch 3 Armenhäuser, ein altes Rathhaus, und eine Freischule, Fabriken für baumwollene Zeuche, Leinwand und schwarze Spitzen.

Amesbury (Ambresbury), Städtchen in der englischen Grafschaft Wiltshire, am Avon, 1½ geographische Meilen nördlich von Salisbury, mit 1000 Einwohnern. A. ist schlecht gebaut und gewerblos, aber merkwürdig als Addisons Geburtsort und durch die Denkmäler des celtischen Alterthums in seiner Nähe. ½ Stunde von der Stadt sieht man die Reste einer Abtei, die auf den Trümmern eines großen Druidentempels erbaut wurde, und in gleicher Entfernung ist Stonehenge (s. d.).

Amestris, s. v. a. Amastris.

Amethyst (Amethystquarz, franz. Quarz Hyalin violet), eine zur Kieselreihe gehörige Quarzart, die sich vom Bergkrystall im Wesentlichen nur durch die Farbe (hervorgebracht von geringer Beimengung von Eisen- und Manganoxyd) unterscheidet, welche vom tiefsten Violet bis zum Bläulich- und Röthlichweißen (Amethystblau) variirt, auch wolkenbraun, graulich und grünlich, zuweilen mit streifigen Farbenzeichnungen vorkommt. Selten ist die violete Farbe gleichmäßig vertheilt, vielmehr meist heller an der einen als an der andern Stelle. Die Grundform der Krystalle ist die spitzwinklige sechsseitige Pyramide. Der Bruch ist muschlig bis ins Splittrige, durchsichtig, oder doch durchscheinend. A., oft in Achatdrusen eingewachsen, bricht im Gneiß, in körnigem Kalkstein, in Mandelstein, Porphyr, Dolerit ꝛc., auch auf eignen Gängen, oder in Begleitung verschiedener Erzformationen. Er findet sich am schönsten in Ungarn, der Pfalz, Sachsen (Schlottwitz, Wiesenbad, Wolkenstein), Spanien (Murcia), auf Ceylon und in Ostindien. Aus letztern Ländern kommen die werthvollsten, obschon ihnen die sächsischen wenig nachgeben. Der A. ist hart und glasritzend, wird jedoch von einer guten Feile angegriffen. Zusammensetzung:

98 Kieselerde, 0,5 Eisen, 0,50 Mangan; spec. Gewicht 2,65 bis 2,78. Er nimmt durch Reiben Elektricität an, die jedoch höchstens $\frac{1}{2}$ Stunde anhält, und schmilzt nicht vor dem Löthrohre. Der A. wird häufig zu allerlei Bijouterieartikeln verarbeitet und als Ringstein gewöhnlich in Rosetten- oder Brillantform geschliffen. Man gibt ihm beim Fassen, wenn er blaß ist, eine blaue oder rothe Folie, und wenn er innere Flecken hat, wird er vorsichtig eine kurze Zeit zwischen Sand und Eisenfeile geglüht, wodurch sich dieselben vertheilen. Bei fortgesetztem Glühen verliert er seine Farbe gänzlich u. wird dann wegen seines ziemlich starken Glanzes zu unächten Diamanten verwendet. Der Werth der A.e richtet sich nach der Sättigung und Gleichförmigkeit in Vertheilung der Farbe, so wie nach der Größe. Ein karatiger, fehlerfreier, geschliffener Stein kostet 8 bis 10, geringere Sorten 1 bis 3 Gulden. Ein in Sibirien gefundener, im kaiserlichen Kabinet zu Petersburg befindlicher A. wiegt 280 Pfd., ein nach London 1819 gebrachter, 2 Fuß langer, 14 Zoll breiter, 150 Pfund. Die lichten oder blassen A.e, welche mit weißlichen, bräunlichen, gelblichen oder eisenfarbigen Fasern durchsetzt sind (Haar-Amethyste), sind nur wenig werth. Häufig werden A.e verfälscht. So werden Glasflüsse, mit Manganoxyd und Kobaltoxyd oder bloß mit ersterm gefärbt, untergeschoben; doch sind diese Glasflüsse meist etwas schwerer als ächte A.e; öfters schiebt man auch violete Kalk- und Flußspathe unter, die jedoch beide weicher sind und erstere leichter, letztere schwerer als ächte Steine. Das Alterthum legte auf die Kräfte des A. großen Werth und gebrauchte ihn als Amulet. Griechen und Römer glaubten, der A. schütze vor Trunkenheit (daher sein Name), zu welchem Behufe man ihn am Nacken, oder als Siegelstein am Finger trug, oder gar gepulvert einnahm. Auch sollte er „die Melancholie, Schwermuth und böse Gedanken vertreiben, wacker machen u. guten Verstand geben".

Amhara, im weitern Sinne alles zu Abyssinien gehörige Land, westlich vom Tigré, im engern Sinne das ehemalige Königreich A. in Abyssinien, an der Westgrenze des Landes, am östlichen Nilufer, südlich von Bagemder, in einer Ausdehnung von 40 Stunden von Ost nach West. A. ist ein Alpenland (in demselben der Amba-Geschen, der höchste Berg in A.), mit dem Bergsee Tzana, 9 Meilen lang, 2—7 Meilen breit, der den blauen Nil westlich aufnimmt und östlich ausläßt und viele höchst malerisch gelegene, bewohnte Felseninseln umschließt (unter welchen Dagu oder Dek die größte ist). Im Jahre 1528 wurde A. durch die Einfälle der Araber unter Mohammed, neuerlich von den Gallas erobert und verwüstet. Das Volk in A. ist ein kräftiger, schöner Schlag u. die Männer werden für die rüstigsten und tapfersten in Abyssinien gehalten. Hauptort ist A. oder Maradi. Zum Lande A. rechnet man die Staaten: a) Dembea am See Tzana, fruchtbar; Stadt: Gondar, einst Kaiserresidenz mit 80,000, jetzt 6000 Einwohnern. b) Belessem am Tzana, Stadt: Emtras. c) Foggara. d) Gojam. e) Damot, gebirgig, Stadt: Buré. f) Maitscha, christliche Bewohner. Stadt: Ibaba, 6000 Einwohner. g) Aroosi. h) Goutto, gute Viehzucht, Stadt: Delacus. i) Kuara, gebirgig. k) Woggara, gebirgig, Stadt: Tabulaque. l) Tschelga, Fluß: Angra, Stadt: Tscherkin, Handelsstadt. m) Ras el Feel, Stadt: Mazago. n) Atrousa-Marjam. o) Akamba. p) Bagemder, mit viel Viehzucht, Stadt: Atkaene. Diese Staaten stehen sämmtlich unter einem Oberhaupt (Guro), das 20,000 Reiter aufbringen kann. A. war die Centralprovinz des ehemaligen großen abyssinischen Reichs (Kaiserthums) und damals außerordentlich angebaut und bevölkert.

Amharische Sprache, das den Einwohnern von Amhara eigenthümliche Idiom, jetzt die durch ganz Abyssinien verbreitete und herrschende Sprache, obschon die Provinzen Gojam, Hangot Ifat, Bagemder, Samen, Schoa manche dialektische Eigenthümlichkeiten behaupten. Ihre Erhebung zur abyssinischen Landessprache datirt aus dem 14. Jahrhundert, wo sie durch kaiserliche Verordnung zur alleinigen Hofsprache dekretirt wurde die bis dahin gebräuchliche Geessprache Folge dessen und in fast ganz verdrängte. Die a. S. ist ein besonderer, dem Aethiopischen verwandter semitischer Dialekt, der viele äthiopische Wörter mit ihren eigenthümlichen Formen aufgenommen hat, aber durch manche besondere Bildungen sich als Vulgärsprache zu erkennen gibt. Ueberhaupt aber ist das Amharische als Schriftsprache nicht häufig in Gebrauch; man bedient sich dazu immer noch des Aethiopischen. Das Amharische ist bis jetzt ohne Literatur. Für die Kenntniß desselben hat man nichts als die Grammatik u. das Wörterbuch von Ludolf (Grammatica amharica, Lexicon amharicum, Frankf. 1698) u. Ghbragzers „Catechesis christ. linguae amharicae", Rom 1787.

Amherst, 1) britische Niederlassung, Festung und Hafenstadt in Hinterindien, Provinz Martaban, auf der Insel gleichen Namens, an der Mündung des Martaban, unter 16° 4' n. Br., 97° 35' ö. L. v. Gr. mit 1827 erst 1600, jetzt schon 20,000 Einwohnern. Der Ort wurde nach der Zurückgabe der Stadt Martaban an die Birmanen 1826 von den Briten mit der Absicht gegründet, Emporium für den Handel mit dem Birmanenreich zu werden. Die Anlage geschah daher in großem Styl. Der Hafen ist vortrefflich, groß genug für eine Handelsflotte von 600 Segeln. Im Jahre 1839 betrug der Verkehr des Platzes schon 200,000 Pfd. Sterl. — 2) Hauptstadt der Grafschaft Hillsborough im nordamerikanischen Staat Massachusetts in der Grafschaft Hampshire, am Souhegan, 12 geographische Meilen von Boston, mit 4000 Einwohnern, Akademie (1790 gestiftet), 3 Pfarrkirchen, Bank 2c.

Amherst, 1) Jeffrey, Baron A., Lord Holstale und Montreal, britischer Feldherr, 1717 geboren, begann seine Laufbahn als Adjutant des Generals Ligonier im Feldzug von 1743—45 in Deutschland und Holland gegen die Franzosen, focht mit bei Dettingen, Fontenoy und Rocour, wurde 1756 Oberst und 1758 als General nach Nordamerika geschickt, um dort Abercrombie im Oberbefehl der britischen Truppen zu ersetzen. A. eroberte Louisbourg, Niagara, Ticonderago, Quebeck u. a. O., zuletzt Montreal und trug mit Wolf und Pindeaux viel bei zur Vertreibung der Franzosen aus Kanada. Im Jahre 1763 nach Eng-

land zurückgekehrt, erhielt er 1778 das Oberkommando über die sämmtlichen britischen Streitkräfte in England, resignirte 1795 (an seine Stelle kam der Herzog von York) und zog sich als Generalfeldmarschall zurück; † 1798.

2) **William Pitt, Lord A.**, Neffe des Vorigen u. des berühmten Ministers Pitt u. einer seiner eifrigsten Anhänger, ward 1816 von der ostindischen Kompagnie an die Spitze ihrer außerordentlichen Gesandtschaft nach China gestellt, der glänzendsten, die je das himmlische Reich betrat, mußte aber, als er sich dem demüthigenden Ceremoniel vor dem Kaiser in Peking nicht unterwerfen wollte, unverrichteter Sache zurückkehren und hatte unterwegs noch Schiffbruch zu leiden. Später bekam er den hohen Posten eines Generalgouverneurs des britisch-indischen Reichs, ward aber 1828 auf vielfache Beschwerden zurückgerufen. Im Jahre 1835 ward er General-Statthalter von Ober- u. Unterkanada.

Amianth, zur Pyroxensubstanz gehöriges, mit Diophid und Malakolith verwandtes Mineral, ist durch seine Neigung, langfaserige, seidenglänzende, elastisch biegsame Krystalle zu bilden, dem Asbest ähnlich und im Aeußern nicht von ihm zu unterscheiden. Vgl. Asbest.

Amici, Giovanni Battista, berühmter italienischer Astronom und Optiker, wurde 1784 zu Modena geboren und beschäftigte sich früh, durch die Lektüre Herschels für die Astronomie gewonnen, mit der Verfertigung optischer Instrumente. Zur Zeit des Königreichs Italien und der Restauration Professor der Mathematik in seiner Vaterstadt und von der provisorischen Regierung des Herzogthums 1831 zum Oberstudiendirektor ernannt, ward er später als Direktor der Sternwarte nach Florenz berufen, in welchem Amte ihn sein Sohn Vincenzio, Professor der Mathematik in Pisa, unterstützte. Schon zu Anfang dieses Jahrhunderts konstruirte A. Spiegelteleskope von 7 Fuß Brennweite und 6 Zoll Oeffnung; später verfertigte er ein Fernrohr von 11 Zoll Durchmesser und 20 Fuß Länge, 1812 ein Teleskop von einer Konstruktion mit einem Hohlspiegel u. einem im Mittelpunkt durchbohrten Planspiegel. Seine Spiegelmikroskope aus dieser Zeit waren die besten, die man bis dahin gesehen. In Paris befindet sich ein von ihm verfertigtes Mikroskop mit 6 Okularen und 3 Objektiven, welches in der Fläche über 17 millionmal vergrößert. Seinem Talente verdankt die Wissenschaft die sinnreichste Vervollkommnung der Camera lucida. Sein Polarisationsapparat ist für die Beobachtung und genaue Messung aller Erscheinungen des polarisirten Lichts ausgezeichnet. Außerdem hat man von ihm treffliche Beobachtungen über die Doppelsterne, die Jupitersmonde, den Polar- u. Aequatorialdurchmesser der Sonne, Bemerkungen über den Kreislauf des Saftes in den Pflanzen, über die Infusionsthierchen, die Befruchtung der Pflanzen 2c., niedergelegt in den Annalen mehrer Akademien. A. ist Mitglied vieler gelehrten Gesellschaften, auch der Akademie der Wissenschaften zu Berlin und London.

Amicisten, die Mitglieder eines weit verbreiteten Studentenordens im 2. Drittel des vorigen Jahrhunderts, s. Universitäten.

Amiconi (Amigoni), Giacomo, Historienmaler, zu Venedig 1675 geboren, erlernte hier seine Kunst, besuchte dann Deutschland und 1729 London, wo er sich 10 Jahre lang aufhielt. Im Jahre 1747 wurde er als Hofmaler nach Madrid berufen und † daselbst 1752, nach Andern 1758. Von ihm finden sich mehre vorzügliche Gemälde in den Kirchen Venedigs, Bildnisse der königlichen Familie in England, ein großes Deckenstück im Palaste zu Aranjuez, eine heilige Familie im Oratorium del Salvador zu Madrid, die vier Jahreszeiten, ein Christuskopf u. a. Sein Styl ist originell, leicht, ansprechend, sanft, aber in den Umrissen oft unbestimmt und von einem unangenehmen gelben Lokalton. A. zeichnete sich auch als Kupferätzer aus, in welcher Hinsicht seine Schwester Charlotte mit ihm wetteiferte und einen ziemlich bedeutenden Ruf erlangte.

Amicus Populi Romani, Freund des römischen Volks, ein Ehrentitel, welchen die Römer befreundeten u. um sie verdienten Fürsten (z. B. Dejotarus, Orgetorix, Ariovistus 2c.) und ganzen Nationen beilegten. Oft sollte diese Auszeichnung den sogenannten Bundesgenossen nur das Joch ihrer Abhängigkeit und Knechtschaft weniger fühlbar machen.

Amio (Amida, Ammäa), Stadt in Armenien od. nach der Terminologie des oström. Reiches in Mesopotamien, am rechten Ufer des Tigris, nicht weit von den Quellen desselben. Sie war zur Zeit des Kaisers Constantius (340 n. Chr.) stark befestigt, konnte jedoch den spätern Angriffen der Perser nicht widerstehen, wurde 504 erobert, 958 und 965 vom arabischen Fürsten Seifeddewlet den Byzantinern entrissen, von Tamerlan 1393 geplündert und zum Theil verbrannt, dem Schah Ismael 1515 von Selim I. wieder abgenommen und verheert. Sie ist Geburtsort des Aëtius. Ihr jetziger Name ist Diarbekir, das noch bei den Türken A. oder Scara A. (Schwarz-Amida) genannt wird.

Amida, in der Budsdo- (Buddha-) Religion der Japaner der Schöpfer und oberste Regierer der Himmel und des Paradieses, Gokurakf, ewige Fröhlichkeit genannt, der Vater aller Seligen und Beschützer aller Geister, ohne Anfang und Ende. In Mannsgestalt hat er 2000 Jahre auf der Erde gelebt, Wunderwerke verrichtet und die Menschen gelehrt, und da er dieses Lebens müde geworden, stieg er nach erduldetem, freiwilligem Tod zum Himmel empor, wo er zu einem Mittler zwischen Gott und Menschen ward.

Amidam, s. Stärkemehl.

Amiens (Ambianum Samarobriva), uralte und befestigte Hauptstadt des französischen Departements Somme, in der Picardie, 16 geogr. Meilen nördlich von Paris, an der schiffbaren Somme, welche die Stadt in drei Armen durchfließt. A. hat 40,000 Einw., ist schön gebaut, mit meistentheils geraden, breiten und mit stattlichen Häusern besetzten Straßen, mehren großen Märkten und lachenden Umgebungen. Die ziemlich starke Citadelle ist ein Werk Heinrichs IV. A. hat eine Akademie der Wissenschaften und Künste, ein Collège, ein theologisches Seminar, eine medicinische Schule, Gewerbsschule, Ackerbaugesellschaft, ein Museum und eine öffentliche Bibliothek von 15,000 (nach Andern 46,000) Bänden. Unter den

14 Kirchen ragt die herrliche und prächtige, aus dem 13. Jahrhundert stammende Kathedrale (mit 366' hohem Thurme, 124 glockenähnlich tönenden Pfeilern, 400 Fuß lang, 79 Fuß breit), in welcher mit andern Reliquien das Haupt Johannes des Täufers gezeigt wird, als das besterhaltene Denkmal der gothischen Baukunst in Frankreich hervor. Außerdem sind das Rathhaus, das sogenannte Wasserschloß und die Promenade der Hautays zu bemerken. Die Stadt ist der Sitz eines Bischofs, der Departementsbehörden, eines königlichen Gerichtshofes, einer Handelskammer, eines Handelsgerichts und einer Börse. Handel und Gewerbe sind sehr bedeutend, und letztere beschäftigen über 30,000 Menschen in und um A. Hauptgewerbe sind die Verfertigung von wollenen, baumwollenen und seidenen Zeuchen verschiedener Art, namentlich Sammt, Gilets, Band, von Leder, Seife, Leinwand, feinem Papiere, Tapeten, Preßspänen ꝛc., zusammen im jährlichen Produktionswerthe von 8 — 10 Millionen Franken. Die in und um A. bereiteten Entenpasteten gehen häufig an die Tafeln der Großen. Handelshauptgegenstände sind der Stadt eigene Fabrikate, so wie Getreide und Landeserzeugnisse, welche über den Hafenort St. Valery ausgeführt werden. Die Einfuhr besteht meist aus Kolonialwaaren. A. ist Geburtsort des berühmten Kreuzpredigers Peter von A. (Petrus Cucullatus), so wie der Dichter du Fresne und Bapt. Gresset. Das **Gebiet von A.**, die ehemalige Grafschaft **Amienois**, einst von den Ambianern bewohnt, gehörte früher den Bischöfen von A., von welchen sie 1185 unter dem Könige Philipp August wieder an die französische Krone kam. Karl VII. gab die Grafschaft dem Herzoge Philipp dem Guten von Burgund und Ludwig XI. vereinigte sie 1477 abermals mit seinem Reiche. In neuerer Zeit wurde A. historisch wichtig durch den am 27. März 1802 unterzeichneten **Frieden von A.**, der die Streitigkeiten zwischen England, Frankreich, Spanien und der batavischen Republik schlichten sollte. Diesem Frieden war am 1. Oktober 1801 ein Präliminarvertrag zu St. James vorangegangen, der zwei pariser Definitivfriedensschlüsse im Gefolge hatte, den mit Rußland vom 8., den mit der hohen Pforte vom 9. Oktober. England behielt durch den Frieden von seinen Eroberungen die Inseln Ceylon und Trinidad, auch blieben ihm die Häfen des Vorgebirgs der guten Hoffnung geöffnet. Frankreich erhielt seine Kolonien zurück und gegen Brasilien in Guyana den Aroawari zur Grenze. Die Republik der sieben jonischen Inseln ward anerkannt und Malta wieder ein Ordensstaat. Spanien und die batavische Republik erhielten, bis auf Ceylon und Trinidad, ihre Kolonien wieder. Die Franzosen sollten Rom, Neapel und Elba räumen; das Haus Oranien sollte entschädigt werden. Die Pforte erhielt außer der Zusicherung der Integrität aufs Neue den Besitz von Aegypten, von Butrinto, Vonizza, Prevesa und Parga in Albanien und zudem das Schutzrecht über den neuen Freistaat der jonischen Inseln. Bald nach dem Abschlusse dieses dem englischen Stolze wehethuenden Friedens wechselte jedoch die öffentliche Meinung, welche denselben herbeigeführt hatte, zumal da der erste Konsul Bonaparte eine große Expedition nach San-Domingo ausrüstete und in allen irländischen Häfen französische Konsulate errichten wollte. Malta wurde daher dem Friedensvertrage zuwider fortwährend besetzt gehalten, und auch neue Vergleichsvorschläge von Seiten des zur Mäßigung zurückkehrenden Konsuls kamen zu spät, England erklärte den Krieg am 18. Mai 1803.

Amigoni, s. Amiconi.

Amilkar, s. Hamilkar.

Amilton, s. Hamilton.

Amilum, s. Amylum.

Amiot (Amyot), Jesuit, merkwürdiger christlicher Missionär in China, um die Verbreitung der Kenntniß dieses Landes und seiner Sprache in Europa sehr verdient, ward 1718 in Toulon geboren, kam 1750 nach Macao und ging auf ausdrücklichen Befehl des Kaisers nach Peking, wo er bis an seinen Tod, um 1794, blieb. Er übersetzte mehre chinesische Werke und gab verschiedene Abhandlungen über chinesische Geschichte, Kultur und Sprache heraus, soll auch La Fontaine's Fabeln ins Mandschurische übersetzt haben.

Amipsias, Dichter der älteren attischen Komödie, Zeitgenosse des Aristophanes um 420 v. Chr., über dessen „Vögel" er mit seinen „Komasten" den Sieg errungen haben soll. Erhalten sind Namen und Bruchstücke von etwa 10 Komödien, in denen, wie in den „Wolken des Aristophanes", Socrates und die Philosophen verspottet werden.

Amir Khan, Mohammed, kühner, berüchtigter Afghanenhäuptling u. Freibeuter, der in den Kriegen der Mahratten mit den Engländern eine große Rolle spielte und ein Gebiet im Sind sich erwarb, das ihm fast eine Million Thaler einbrachte. Er hatte sich an Holkar, einen Fürsten von ähnlichem Geiste und damals großer Macht, angeschlossen, ohne sich deshalb abhalten zu lassen, den Krieg, wenn sich die Gelegenheit bot, auf eigne Rechnung zu führen, u. fand Mittel, nach dem gänzlichen Sturz der Mahratten 1817 sich in dem Friedensschluß die Erhaltung seiner Besitzungen und einige andere Vortheile zu sichern, seit welcher Zeit er sich abwechselnd in einer oder der andern Stadt seines Gebiets aufhielt. Als Lord Will. Bentinck 1832 in der Stadt Adschmir in Hochindien eine Art von Reichstag hielt, zu dem er alle eingebornen Fürsten der nördlichen Provinzen einlud, erschien auch A., nicht wie die Fürsten von Radschputana begleitet von Elephanten und dem ganzen Adel ihrer Staaten, sondern mit einigen Reitern und im einfachsten Anzug. Er überschickte später dem englischen Generalgouverneur seine Autobiographie, welche letzterer durch seinen persischen Sekretär ins Englische übersetzen und unter dem Titel „Memoirs of Mohammed Ameer Khan" (Kalkutta 1832) drucken ließ. Seiner eigenen Verworfenheit ganz unbewußt, entwirft A. darin ein treues, aber schreckliches Gemälde von dem Zustande der indischen Höfe im Anfange dieses Jahrhunderts, von den Motiven der Fürsten u. der Handlungsweise ihrer Generale, von der Habsucht, Grausamkeit u. Verrätherei fast aller handelnden Personen u. vom grenzenlosen Elende des Volks.

Amis, der Pfaffe, poetische Erzählung vom Stricker, um die Mitte des 13. Jahrhunderts, der

älteste der lustigen Schwänke, wie der Pfaffe von Kalenberg, Peter Leu u. a. Der Stoff stammt wahrscheinlich aus England; es sind die Schwänke und Gaunerstreiche eines geistlichen Herrn, des A., durch welche ein Kloster bereichert wird. Manche seiner Gaunereien sind später dem Eulenspiegel zugeschrieben worden. Es gibt mehre Handschriften des Pfaffen A., z. B. die koloczaer, welche gedruckt ist, die heidelberger, die jüngere gothaische (aus dem 15. Jahrhundert); aber alle übertrifft die riedegger, woraus ihn Benecke unter dem Titel „Der phaffe âmis“ in seinen „Beiträgen zur Kenntniß der altdeutschen Sprache“ herausgegeben hat.

Amisus, bedeutende Küstenstadt in Pontus, am amisenischen Meerbusen, wo das alte Lycastus stand und von den Athenern die Kolonie Piräus gegründet wurde, war schon zu Alexanders des Großen Zeit wichtig, unter Mithridates dem Großen (Eupator), der in ihrer Nähe eine neue Stadt Eupatoria anlegte, abwechselnd mit Sinope Residenz. Von Lucullus erobert, von Pompejus mit Eupatoria verbunden und Pompejopolis genannt, erlangte sie durch Augustus nach der Schlacht bei Actium eine Art Souveränität über ein ansehnliches Gebiet. Aus dieser Zeit existiren Münzen mit der Aufschrift „das freie A.“. Hadrian beraubte die Stadt ihrer Freiheit wieder, und die amisener Münzen aus späterer Zeit tragen das Brustbild der römischen Kaiser. A. ist Geburtsort der Mathematiker Demetrius und Dionisidorus und von Strabo's Lehrer, dem Grammatiker Tyrannion. Jetzt steht auf ihrer Stelle Samsun.

Amlwich, Hafenstadt in der brit. Provinz Nord-Wales, auf der Nordküste der Insel Anglesea, war bis zur Entdeckung der reichsten Kupferminen der Welt in den nahen Parrys-Mountains (1768) ein armes Fischerdorf. Jener ergiebige Bergbau zog mit einem Male Tausende von Bergleuten, Officianten 2c. in die vordem ganz öde Gegend und gab die Mittel zu einem prächtigen Hafenbau 2c. her, welcher fast eine Million Gulden kostete. Die Zahl der Einwohner beträgt über 7000. In der blühendsten Periode wurden von hier jährlich 70,000 Centr. (für 4 Millionen Gulden) Gahrkupfer verschifft, jetzt immer noch 15—20,000 Ctr., welche aus Erzen geschmolzen werden, die nur 4% Durchschnittsgehalt haben. Das Kupfer geht meist nach Liverpool. A. hat viele Kupferschmiede und andere durch den Bergbau und dessen Bedürfnisse bedingte Gewerbe.

Ammäa, s. Amid.

Amman, s. v. a. Amtmann, eine in der Schweiz noch gebräuchliche Bezeichnung für Vollziehungsbeamte verschiedener Art, in mehren Kantonen (Uri, Unterwalden, Schwyz, Glarus, Zug, Solothurn, Appenzell, St.-Gallen, Graubündten, Aargau) das Haupt der vollziehenden Gewalt, in einigen derselben zugleich der Präsident der Landsgemeinde oder des großen Raths. In mehren Kantonen gibt es außerdem auch Bezirks-, Stadt- und Gemeindeammänner.

Amman, Johann Konrad, Arzt, der sich besonders um den Taubstummenunterricht verdient gemacht hat, 1669 zu Schaffhausen in der Schweiz geboren, studirte zu Basel Medicin und ging dann nach Holland, wo er sich zu Amsterdam verheirathete. Später privatisirte er auf seinem Landgute Waruns bei Leyden, wo er nach der Rückkehr von einer botanischen Reise 1724 †. Aus seinen lateinischen Abhandlungen über den Taubstummenunterricht (Amsterdam 1692 u. 1700, 7. Aufl. 1740, deutsch von Graßhoff, Berlin 1828) haben spätere Taubstummenlehrer, namentlich Heinicke, geschöpft. Er übersetzte auch einige Dialoge des Plato ins Holländische und gab den Cölius Aurelianus (Amsterdam 1709, neue Aufl. 1755) heraus.

Ammanati, Bartolomeo, berühmter Baumeister und Bildhauer, 1511 zu Florenz geboren, war Schüler Bandinelli's zu Florenz und Sansovino's zu Venedig und einer der ersten und eifrigsten Nachahmer Michel Angelo's. A. arbeitete anfänglich zu Pisa, unter Anderm eine Leda für Florenz und drei große Figuren zu dem Grabmale des Dichters Sannazaro für Neapel; dann zu Venedig einen kolossalen Neptun für den St. Marcusplatz, zu Padua einen noch dort befindlichen kolossalen Hercules. Später ging er nach Rom, wo ihm Papst Julius III. die Bildhauerarbeiten am Kapitol übertrug. Gemeinschaftlich mit G. Vasari fertigte A. das Grabmal des Kardinals Monti, welches seinen Ruf vorzüglich beförderte. Von dem Großherzog Cosmus, dem Mediceer, in seine Vaterstadt zurückgerufen und zum ersten Baumeister daselbst ernannt, stellte er die durch Ueberschwemmung zerstörten Brücken her, deren schönste, die Dreifaltigkeitsbrücke, ganz nach seinem Plan erstand. Zu den von ihm erbauten herrlichen Springbrunnen auf dem Platze des alten Palastes 2c. fertigten Johann von Bologna und Benvenuto Cellini die Zeichnungen. Seine größten Werke aber sind der Palast Buccelli, die Façade des römischen Kollegiums und der von Brunelleschi angefangene Palast Pitti, den er beendigte. A. schrieb auch über Kunst ein großes Werk: „La Città“, Pläne zu städtischen Anlagen und großen Gebäuden; es ist handschriftlich in der Gallerie zu Florenz und gibt von seinem Genie das glänzendste Zeugniß. Er † 1592.

Ammann, 1) (Amann, Ammon), Jost (Jodocus, Josse), berühmter deutscher Maler, Zeichner, klassischer Kupferätzer und Formschneider, 1539 zu Zürich geboren, kam 1560 nach Nürnberg, wurde Lautensacks und des berühmten Glasmalers Hirschvogel Schüler und ließ sich 1577 daselbst häuslich nieder. Er † 1591. A. erwarb sich in allen Zweigen seiner Kunst bleibenden Ruhm, den größten aber als Zeichner durch den unerschöpflichen Reichthum seiner Phantasie, die sich schnell eines jeden Gegenstandes zu bemeistern wußte. Sein Schüler, der namhafte Maler Georg Keller, berichtet von ihm, daß er während seiner mehrjährigen Lehrzeit so viele Zeichnungen gefertigt habe, daß man damit einen Leiterwagen hätte anfüllen können. A. arbeitete viel für Buchhändler u. fast kein mit Holzschnitten geschmücktes Buch erschien zu seiner Zeit, wozu nicht A. Stöcke oder doch die Zeichnungen zu solchen geliefert hätte. Bartsch beschreibt seine geätzten Blätter (die größtentheils selten sind) in 23 Nummern. Seine Holzschnitte sind in 14 Büchern abgedruckt oder als Folgen besonders publicirt. Es befindet sich darunter ein Todtentanz, ein Wappenbuch, ein

Jagd- und Thierbuch, Trachtenbücher, die Propheten, ein Emblemenbuch, ein Kochbuch, ein Turnierbuch ꝛc. Alle Werke A.s, obschon sie den Charakter der Zeit, die sich in der überschwänglichen manierirten Nachahmung des Styls Michel Angelo's gefiel, nicht verleugnen, zeugen von wahrem Genie und von einer von keinem seiner Zeitgenossen erreichten Meisterschaft im Zeichnen.

2) **Johann**, berühmter Botaniker, der, aus Schaffhausen gebürtig, in Leyden unter Boerhave Medicin studirte u. auf dessen Empfehlung 1730 nach London zu Sloane kam, wo er 1731 Mitglied der englischen Societät der Wissenschaften wurde. Im J. 1733 erhielt er einen ehrenvollen Ruf als Professor der Botanik u. Naturgeschichte nach Petersburg u. † daselbst 1741. Seine Schrift „Stirpium rariorum in imperio rutheno sponte provenientium icones et descriptiones" (Petersburg 1739) ist ein zwar unvollendetes, aber für die damalige Pflanzenkunde wichtiges Werk, worin die von Messerschmidt, J. G. Gmelin und Heinzelmann auf ihren Reisen durch das russische Reich gemachten Entdeckungen benutzt und dargelegt sind. Außerdem schrieb er einzelne Abhandlungen für die Schriften der petersburger Akademie. Die Manuskripte und das reiche Herbarium A.s wurden für die kaiserlich-russische Sammlung angekauft.

Ammansegg, Dorf im schweizerischen Kanton Solothurn, mit 150 katholischen Einwohnern. Das daselbst befindliche wenig besuchte Bad enthält kohlensaures Eisen, Chlorinsalze, viel kohlensauren Kalk und Extraktivstoff.

Ammar-Ben-Jasser, gelehrter arabischer Priester, ward von den damals noch polytheistischen Arabern in Mekka zum Scheiterhaufen verdammt, weil er die Einheit Gottes lehrte. Mohammed, erzählt die arabische Legende, rettete ihn, indem er über den Richtplatz ging und dem Feuer befahl, A. zu schonen. Er ward später Statthalter von Kufa, ging aber, von Othman abgesetzt, zu Ali's Partei über und befehligte den rechten Flügel von dessen Heer in der großen Schlacht bei Safein 655, wo er blieb.

Amme, Name derjenigen Frauensperson, welcher man das Geschäft des Stillens bei einem Kinde überträgt, dessen Mutter entweder bald nach der Geburt gestorben ist, oder dasselbe entweder nicht stillen kann oder nicht stillen will. Der letztere Fall kommt, zur Schande der höhern Stände und unseres Jahrhunderts, immer häufiger vor, obschon es nichts Widernatürlicheres, nichts den Gefühlen der Mutterliebe und dem natürlichen, das Kind mit der Mutter verknüpfenden Bande Widersprechenderes gibt, als eine solche Menschenverdingung zur Uebernahme von Pflichten, die jeder Mutter heilig seyn sollten und wozu sie schon durch die ihr verliehenen Quellen der Nahrung von Gott und Natur bestimmt ist. Auf alle Fälle steht das Opfer, was hier der Eitelkeit und Bequemlichkeit gebracht wird, in keinem Verhältniß zu den Nachtheilen, welche aus dieser Unterlassung des Selbststillens für Kinder und Mütter erwachsen; denn abgesehen davon, daß auch bei der sorgfältigsten und umsichtigsten Wahl einer A. nicht dafür einzustehen ist, daß sich ein gleich harmonisches Verhältniß herstellen lasse, wie es zwischen Mutter und Kind besteht, lehrt auch die Erfahrung, daß Mütter, welche ihre Kinder nicht selbst stillen, durch schnellere und wiederholte Konceptionen und Geburten früher dahin welken, oder wenn sie auch nicht in frühern Jahren der Krankheit verfallen, doch in späterem Alter von Blutflüssen, Brust- und Mutterkrebs u. s. w. heimgesucht werden und die vermeintliche Erhaltung einer schönen Körperform schwer büßen müssen. Jede Mutter sollte es sich daher zum unverbrüchlichen Gesetz machen, ihr Kind selbst zu stillen, und von dem Versuch, dies werkstellig zu machen, nicht eher abstehen, bis sie durch unabänderliche Hindernisse davon abgehalten wird. Das Selbststillen einer Mutter kann geradehin unmöglich werden wegen Krankheiten der Brüste, fehlerhafter Bildung der Brustwarzen oder gänzlich mangelnder Milch; ferner wenn sie an Krankheiten leidet, die das Stillen für sie bedenklich machen würden, z. B. an Schwäche der Brust, Blutspeien, Anlage zur Lungensucht, großer Entkräftung, mangelhafter Ernährung u. s. w., oder wenn ihre Milch von einer so fehlerhaften Beschaffenheit ist, daß man davon Nachtheile für das Kind befürchten muß, oder wenn die Mutter schon zu weit in den Jahren vorgeschritten, zu träge, zu fett, zu schwelgerisch ist, wenn man voraussetzen kann, daß ihre Ernährung und Blutbereitung mangelhaft ist, oder sie am weißen Fluß, chronischen Hautausschlägen ꝛc. leidet. Endlich kann man sich auch veranlaßt sehen, das Kind einer A. zu übergeben, wenn eine nichtswürdige Mutter, die Pflicht gegen ihren Säugling vernachlässigend, sich von den Freuden der Welt, von Assembleen, Bällen, Theaterbesuch ꝛc. nicht losmachen kann und nebst diesen sinnlichen Genüssen das Stillen nur als Nebenbeschäftigung zu betreiben gedenkt, in welchen Fällen es freilich besser ist, das Kind den damit verbundenen Gefahren lieber gar nicht auszusetzen.

Ist einmal die Nothwendigkeit vorhanden, eine A. anzunehmen, so hängt Alles von einer glücklichen Wahl ab. Man hat dabei besonders auf folgende Eigenschaften Rücksicht zu nehmen. Die A. darf nicht zu alt, wenigstens nicht viel über 30 Jahre alt seyn, am liebsten zwischen 20—25 Jahren; sie muß nicht zu oft und nicht zu lange vor der Mutter geboren und gestillt haben; am besten ist es, wenn sie 4 — 6 Wochen entbunden ist und sich die Wochenreinigung verloren hat. Ist die A. mit der Mutter gleichzeitig entbunden worden, so eignet sie sich deshalb nicht gut, weil sie noch zu unkräftig und der Pflege bedürftig ist; auch bekommt ihre Milch dem fremden Kinde nicht immer gut. Doch fehlt es auch nicht an Ausnahmen, welche jedoch die Regel nicht entkräften. Siebold, einer unserer erfahrensten Geburtshelfer und Frauenärzte, sagt, er habe im Nothfalle A.n, die 14, 12 und erst 10 Tage entbunden gewesen, empfohlen, deren Milch bei gehöriger Pflege und Schonung den Säuglingen doch sehr gut bekommen sey, so daß sie außerordentlich gediehen und zu starken und gesunden Kindern heranwuchsen. Derselbe günstige Erfolg habe sich auch oft bei solchen A.n gezeigt, die schon 6, 8, 9 Monate und ein Jahr lang gestillt hätten, und in einigen Fällen hätten solche, die

schon 7 und 9 Monate ein Kind genährt hatten, zum zweiten Male die Stelle einer A. ohne den geringsten Nachtheil übernommen. Ja, ihm sey der außerordentlich seltene Fall vorgekommen, daß eine und dieselbe A. binnen 8 Jahren acht von einer und derselben Mutter geborene Kinder hinter einander gestillt habe, wobei sich die Säuglinge gesund und die A. wohl befanden. Die A. soll ferner mäßig große, nicht schlaffhängende, nicht harte, knotige Brüste haben, die Brustwarzen müssen nicht zu klein und nicht zu groß und sonst wohl gebildet seyn; die Milch muß sich aus ihnen beim Saugen leicht ergießen, ohne auszufließen. Beide Brüste müssen von gleich guter Beschaffenheit seyn, um an beiden stillen zu können. Sie muß, wenn auch nicht schön, doch regelmäßig gebildet, darf nicht hinkend seyn u. keine Spuren von Mißbildungen an ihrem Körper haben, die auf frühere Rhachitis, Gicht ꝛc. schließen lassen. Die besten A.n findet man auf dem Lande, obwohl sich in neuerer Zeit auch dahin physische und moralische Gebrechen vererbt haben, die früher nur das Eigenthum der Stadtbewohner gewesen sind. Sie muß eine gesunde, kräftige, wohlgenährte Konstitution haben, nicht an erblichen oder ansteckenden Krankheiten, als Skropheln, Skorbut, Krämpfen, Veitstanz, Wahnsinn, Blödsinn, Nachtwandeln, Nervenübeln, Rhachitis, Gicht, chronischem Husten, Anlage zur Lungensucht, weißem Fluß, Erbgrind, Ausschlägen, venerischen Uebeln ꝛc. leiden. Um sich hierüber Gewißheit zu verschaffen, muß eine A. von einem Arzte untersucht werden, bevor sie in Dienst genommen wird. Auch andere Fehler, als Blindheit, Taubheit, Schielen, Stammeln oder Unfähigkeit, deutlich zu sprechen, Drüsengeschwülste, schlechte Zähne, übelriechender Athem, Fuß- oder Achselschweiße ꝛc., machen untauglich zum Ammendienste. Sie darf während des Stillens den Monatsfluß nicht wieder bekommen und eben so wenig wieder koncipirt haben. Was ihre moralischen Eigenschaften anlangt, so muß sie frei von Lastern u. herrschenden Leidenschaften seyn, wo möglich einen ruhigen, sanften, keinen jähzornigen, boshaften, lügenhaften Charakter haben, nicht zum Trunke oder übermäßigem Geschlechtstrieb geneigt, an ihrem eignen Körper reinlich, ordnungsliebend, mäßig, nicht naschhaft oder gefräßig ꝛc. seyn; denn abgesehen davon, daß Leidenschaften und Affekte oft momentan einen sehr nachtheiligen Einfluß auf die Milchabsonderung, ja oft plötzlichen Tod des Kindes zur Folge haben können, ist es auch noch keineswegs ausgemacht, ob nicht Fehler des Charakters und Eigenschaften des Temperaments von der A. auf das Kind übergehen können. Es sind wenigstens einzelne Fälle bekannt, welche dies im höchsten Grade wahrscheinlich machen. Außer diesen nothwendigen Eigenschaften einer guten A. gibt es noch ein anderes Kriterium ihrer Tauglichkeit, welches ganz besonders beachtet zu werden verdient; es ist dies nämlich ihr eigenes Kind. Ist dies wohl genährt, gut gediehen, frei von Ausschlägen und anderen Kränklichkeiten, so ist dies der beste Empfehlungsbrief, den man von einer A. verlangen kann. In früheren Zeiten legte man großes Gewicht auf die materielle Beschaffenheit der Ammenmilch, um daraus auf ihre Tauglichkeit oder Untauglichkeit zu schließen. Eine gute Milch sollte geruchlos seyn, weiß, bläulich und wässerig aussehen, unmerklich süß wie Mandelmilch schmecken, nicht zu flüssig noch dick, aber sehr auflöslich in Wasser seyn, beim Auftropfen auf den Nagel langsam ablaufen und ein wenig ankleben, in Wasser eine Wolke bilden, ins Auge getropft keine brennende Empfindung hinterlassen und, wenn man sie eine Zeit lang ruhig stehen läßt, nicht zu vielen Rahm absetzen. Unangenehmen oder nur fremdartigen Geruch, gelbe, blaue, grünliche oder andere unnatürliche Färbung, zu klebrige, dicke, fette Beschaffenheit gelten als Zeichen einer schlechten ungesunden Milch. Obwohl nun diese Zeichen nicht geradehin zu verwerfen sind, so entscheiden sie doch für sich allein nicht, und wenn die A. sonst alle erforderlichen guten Eigenschaften hat, so kommt es immer noch darauf an, wie der Säugling sich bei dieser minder dienlich scheinenden Milch befinde oder wie sich die Milch bei zweckmäßigerer Diät arte.

Bei dem ersten Anlegen des Kindes an die Brust der A. muß man mit einiger Vorsicht zu Werke gehen, damit es nicht die Milch trinke, die gleich nach dem Abschiede der A. von ihrem eigenen Kinde abgesondert ist, in sofern die Statt findende Gemüthsbewegung leicht einen nachtheiligen Einfluß auf die Milch äußert. Auch darf das Kind nicht gleich die volle Ammenbrust erhalten, weil es sich leicht verschlucken und den Magen überladen kann. Endlich muß man strenge darauf sehen, daß die A. das Kind nicht unmittelbar nach einer heftigen Gemüthsbewegung, Schreck, Gram, Aerger oder nach heftiger Körperbewegung oder Erhitzung anlege. In diätetischer Hinsicht ist es am zweckmäßigsten, die Lebensweise der A. so anzuordnen, daß sie der in ihren früheren Verhältnissen gewohnten möglichst nahe kommt, denn es ist nicht selten, daß Abweichungen davon auch auf die gesunde Absonderung der Milch Einfluß haben. Bauernmädchen, die zu Hause an derbe, vegetabilische Kost und an körperliche Thätigkeit gewöhnt sind, werden nicht selten bei reichlicher animalischer Kost oder bei dem reichlichen Genuß von Bier und andern in den Städten gebräuchlichen Nahrungsmitteln und Getränken kränklich, verlieren die Eßlust, bekommen Stuhlverhaltung oder werden stark und wohlbeleibt, verlieren aber die Milch. Will man aber dennoch von der früheren Lebensweise abgehen, so darf es nur allmählig geschehen. Der eheliche Umgang während der Zeit des Stillens ist an sich unschädlich, ja, wenn er zur Gewohnheit geworden, oft kaum zu vermeiden, darf jedoch nie in Unmäßigkeit ausarten. Tritt bei einer A. der Monatsfluß oder neue Schwangerschaft ein, so ist es rathsam, das Kind zu entwöhnen oder, wenn dies nicht möglich, ihm eine andere A. zu geben, denn wenn auch Fälle vorkommen, daß eine A. unter diesen Umständen das ihr anvertraute Kind ohne Nachtheil fortstillte, so ist doch nicht dafür einzustehen, daß es nicht zuweilen plötzlich und unerwartet erkranke. Auf die Frage, wie lange eine A. das Kind stillen dürfe, läßt sich im Allgemeinen keine befriedigende Antwort geben. Es kommt dabei vorzüglich auf die Gesundheit der A. und des Kindes an. Die Alten waren der Meinung, daß

ein Kind eben so lange gesäugt werden müsse, als es im Mutterleib getragen werde, und wirklich dürfte wohl diese Annahme der Wahrheit am nächsten kommen, indem die Natur mit dem Erscheinen der ersten Zähne den Zeitpunkt anzudeuten scheint, wo ein gesundes Kind befähigt ist, die Mutter- oder Ammenmilch gegen eine konsistentere Nahrung zu vertauschen. Schwächliche Kinder können immerhin etwas länger gestillt werden, nur darf man die Zeit des Stillens auch nicht über die Gebühr ausdehnen.

In größeren Städten, wie in Paris, Wien &c., hat man Ammenbureaux angelegt, durch welche das Auffinden tauglicher A.n erleichtert werden sollte, die aber nicht immer die nöthige Sicherheit gewähren. Vergl. Maigne, Rathgeber bei der Wahl der A., Quedlinb. 1838.

Ammeister (Amtmeister), sonst in deutschen Städten, z. B. in Regensburg und Straßburg, Titel mancher Magistratspersonen.

Ammer (Amber, Amper), flößbarer Fluß im bayerischen Kreis Oberbayern, entspringt oberhalb Ettal in den bayerischen Hochalpen, verschwindet dann wahrscheinlich in Kalkschlotten, kommt nach einer halben Stunde wieder zum Vorschein, läuft über Raitenbuch und die Stadt Weilheim in den Ammersee, nimmt nach seinem Ausflusse aus demselben, oberhalb Dachau, die Moisach, unterhalb jener Stadt die aus dem Würmsee kommende Würm auf, vereinigt sich hierauf bei Krantsberg mit der Glon und ergießt sich endlich bei Isareck unterhalb Moosburg in die Isar. Die A. ist sehr reißend und wird als Flößwasser für Münchens Holzbedarf wichtig. Vor hundert Jahren gab es an diesem Flusse noch Biberkolonien, die jetzt ausgerottet sind. Durch den obern Lauf des Flusses wird das Ammerthal, ein durch Naturschönheiten ausgezeichnetes Gebirgsthal, gebildet. Dasselbe ist im Gebirge nur von geringem Umfang, nämlich nur $3\frac{1}{2}$ Meilen lang. Davon bildet es in seinem obern Theil auf einer Strecke von 2 Meilen ein Längenthal, das sich nach Osten richtet, zwischen der nördlichen niedern Vorkette und einer zweiten südlichern, die beide nur noch waldbedeckt sind. Die untere Strecke ist gegen Norden gerichtet und bildet den Durchbruch durch die letzte Vorstufe. So lange es Längenthal bleibt, heißt es das Graswangthal nach dem Alpendorf gleichen Namens, außer welchem es nur noch einige Weiler hat. Es ist grasreich und idyllisch anmuthig von der A. durchrauscht und durchschlängelt. Da, wo sich das Thal scharf nach Norden wendet, liegt nur 1500 Schritt südöstlich von dem Knie, hoch in einer Seitenwölbung und von noch höhern Bergen umgeben, das schon genannte Kloster Ettal, von imponirendem, alterthümlichem Aeußern, einst von Kaiser Ludwig dem Bayer gestiftet, als er 1332 von der Kaiserkrönung von Rom zurückkam. Der Durchbruch der A. von dem Knie an ist hierauf kaum angedeutet. Es gibt hier nur eine Stelle, welche nur etwa 300 Schritte breit ist; dann öffnet sich der schöne, schon in der frühesten Zeit unter den agilolfingischen Herzogen angebaute, lachende Ammergau mit ebener, grüner, $\frac{1}{4}$ Meile breiter Thalfläche, die von sanften Berghalden eingefaßt ist. Im Ammergau liegen, außer einigen zerstreuten Wohnungen, die stark bevölkerten Dörfer Ober- und Unter-Ammergau, die in Urkunden zur welfischen, hohenstaufischen und wittelsbachischen Zeit vorkommen. Die Einwohner sind wohlhabend durch Alpenwirthschaft, durch Feldbau, durch Verkauf von sehr guten Mühl-, Schleif- und Wetzsteinen, welche weit ins Ausland verführt werden, durch den Gewinn, welcher durch die Passage vom Inn nach Augsburg entsteht, besonders aber noch durch einen ziemlich ausgebreiteten Handel, welchen sie mit künstlich geschnitzten Heiligenbildern, Kruzifixen, Spielsachen und dergleichen aus Holz, Glas und Elfenbein treiben. Ober-Ammergau ist in neuerer Zeit wieder wegen der geistlichen dramatischen Aufführungen aus der Leidensgeschichte Christi bekannt geworden, die alle 10 Jahre vor zahlreichen Zuschauern, welche aus der ganzen Umgegend, besonders aus München, hierher strömen, aufgeführt werden (s. Passionsspiele). Der von der A. durchflossene Ammersee ist $4\frac{1}{2}$ Stunden lang, $1\frac{1}{2}$ Stunden breit und 44 Klaftern tief und sehr fischreich. An seinem Ufer liegt das ehemalige Kloster Andechs.

Ammer (Emberiza *Linn.*), Vögelgattung aus der Familie der Kegelschnäbler (Conirostres), Ordnung der Singvögel (Passeres), mit kegelförmigem, kurzem, geradem Schnabel, langer, schmaler, unten halb walzenförmiger, an der Spitze in einen Bündel Borsten zerrissener Zunge, nicht großen Flügeln, kurzen Füßen, ziemlich großem, etwas breitfederigem Schwanze. Sämmtliche Arten sind kräftig und hübsch gestaltet, die Männchen von Farbe schöner, als die Weibchen. Ihre Nahrung besteht in Sämereien und Insekten. Am Erdboden, oder in der Nähe desselben legen sie 5 — 6 Eier mit Punkten, Flecken und dunkeln Adern. Alle Arten haben ein wohlschmeckendes Fleisch. Man theilt sie, besonders nach der verschiedenen Beschaffenheit des Gaumenhöckers und des Nagels an der Hinterzehe, gewöhnlich in zwei Gruppen, in Buschammern (E. fruticetae) und in Sporenammern (E. calcaratae). Zu den Buschammern gehören: Der Goldammer (E. Citrinella, französisch le Bruant commun, Aemmerling, Gehling, Grünschling). Kopf und Unterleib des Männchens sind im Frühjahre schön citronengelb, die Brustseiten rostroth gefleckt, der Rücken ist rostfarben mit schwarzen Schaftflecken, das Ende des Rückens rostroth. Im Herbste und Winter sind die schönen Farben durch graue Federränder etwas verdeckt. Kopf und Unterkörper des Weibchens und der Jungen haben dunkle Längsflecken. Die Länge der Alten beträgt $6\frac{3}{4}$ — $7\frac{1}{4}$ Z., wovon 3 Z. auf den Schwanz kommen, die Flügelbreite 11 bis $11\frac{1}{2}$ Z., der Schnabel ist 5 Linien lang. Der Goldammer hält sich in ganz Deutschland auf Feldern und in Wäldern auf, schweift im Herbste und Winter heerdenweise nach guten Futterplätzen umher, und ist dann auch an Straßen und in Höfen überall zu sehen. Seine Lockstimme ist: zit, zit, oder zitsch! Er nährt sich im Sommer meist von Insekten, im Winter von Sämereien, baut auf der Erde unter einem Büschchen, legt (jährlich 2mal) 4 — 5 graulich braun gefleckte, bekritzelte

und fein geäderte Eier. Die Brutzeit dauert 13 Tage. Man fängt die Goldammern, besonders im Winter, leicht im Meisenkasten, in Schlingen, unter Sieben 2c. An Gefangenschaft gewöhnen sie sich leicht, fressen dann bald Brod, Semmel in Milch und dergleichen. Ihr Fleisch ist im Herbste sehr schmackhaft. Der Nutzen aber, welchen sie durch die Vertilgung vieler schädlichen Insekten und deren Larven schaffen, gebietet ihre Schonung. Der **Zippammer** (E. Cia, französisch le Bruant fou) ist ziemlich so groß als der Goldammer, doch schmächtiger. Kopf, Kehle und Kropf des Männchens sind aschgrau; durch das Auge und über ihm ist ein schwarzer, zwischen diesen beiden ein weißer Streif; Brust, Bauch und Rücken sind rostfarben, letzterer mit schwarzen Längsflecken. Beim Weibchen ist der Scheitel braungrau, braunschwarz gestreift. Die Heimath dieses Vogels ist Südeuropa, Süddeutschland. Er lockt: zi, zi, zip! sein Gesang ist fast wie der des vorigen. Der **Zaunammer** (E. Cirlus, französisch le Bruant des haies): Kopf und Nakken des Männchens sind olivenfarben, schwärzlich gestrichelt; der Rücken ist rostroth mit schwarzen Längsflecken, das Rückenende olivengrünlich; die Kehle und ein Streif durch das Auge sind schwarz; die Gurgel hochgelb, der übrige Unterkörper goldgelb, an den Brustseiten rostfarben. Das Weibchen, dem Goldammerweibchen sehr ähnlich, unterscheidet sich von diesem durch einen gelben Streif unter und über dem Auge und einen dunkeln durch dasselbe. Der Zaunammer ist schlanker u. schmächtiger, als der Goldammer, sonst fast eben so groß, hat mit dem vorigen gleichen Aufenthaltorts, dieselbe Lebensweise u. wohlschmeckendes Fleisch. Allbekannt ist der **Rohrammer** (E. Schoeniclus, franz. le Bruant de roseau; auch **Rohrsperling**, **Rohrspatz**). Vom untern Schnabelwinkel läuft ein weißlicher Streif neben der Kehle herab; die kleinsten Flügeldeckfedern sind rostroth; der Bürzel aschgrau, bräunlich gemischt und schwärzlich gestrichelt. Beim Männchen ist im Frühling der Schnabel bleischwarz; der ganze Oberkopf, bis ins Genick, Zügel, Augengegend und Wangen, Kinn, Kehle und Gurgel sind glänzend schwarz; vom Mundwinkel an zwischen Kehle und Wange läuft ein weißer Streif, unter den Wangen mit einem weißen Halsringe zusammenhängend. Der Rücken ist schwarz, mit gelbbraunen Federrändern, der Unterleib weiß, an den Seiten graulich, mit schwarzen Strichen, der Kopf des Weibchens braun, mit dunkeln Strichen; Kehle und Gurgel sind schmutzig weiß, mit schwarzbraunem Fleckenstreife eingefaßt. Männchen und Junge sind im Herbste dem Weibchen ähnlich. Die Länge beträgt $5^3/_4$ — $6^1/_2$ Zoll, die Breite $9^3/_4$ — $10^3/_4$ Zoll, die Schnabellänge 4 Linien. Sein Aufenthalt ist meist im Schilfe, seine Nahrung sind Insekten, Schilf- und Grassämereien, die er aus den Rispen herausklaubt. In der Gefangenschaft, wo er sehr zahm wird, aber nicht lange dauert, füttert man ihn mit Hirse, Kanariensamen, Mohn und Nachtigallenfutter. Das Nest steht sehr versteckt auf dem Erdboden und enthält 5 — 6 niedliche, mit Brandflecken, Aederchen 2c. gezeichnete, grau- oder braunweiße Eier, welche von dem Männchen mit ausgebrütet werden. Lockton: zieh oder tschiih; Gesang: ein mißtönendes: Zja, tit, tai, zissiß — tai zier, zissiß. Der **Grauammer** (E. Miliaria, französisch le Proger) ist auch unter den Namen **Gerstenammer**, **Ortolan**, **Strumpfweber** bekannt. Der Schnabel ist dick, schmutzig gelb, der Oberkörper licht mäusegrau, mit dunkeln Schaftflecken, der Unterkörper weißlich, mit schwarzbraunen Längsflecken besetzt; die Seitenfedern des schwärzlich braunen Schwanzes sind lichtgrau gesäumt. Die Augen vor der Mauser sind oben mehr braun, unten mehr gelb. Länge: $7^1/_2$ — 8 Zoll; Flügelbreite: 13 Zoll; Schwanz 3 Zoll, Schnabel $6^1/_2$ Linien lang. Er findet sich in beinahe ganz Europa; sein Aufenthalt ist in Brüchen, Sümpfen, feuchten, sandigen Ebenen, er bleibt im Winter, oder streicht umher, nährt sich wie die vorbeschriebenen Arten und kommt in strengen Wintern auch in die Höfe, wo er sehr zahm wird. Lockstimme: Knipps! oder Zicks! Gesang: ähnl. den Tönen, die ein Strumpfweber seinem Stuhle entlockt. Er baut auf der Erde, gern in Winterrapsfeldern, und legt (2mal im Jahre) 4—6 weißliche, mehr oder wenig violet und braun gefleckte Eier. Der **Ortolan** oder **Gartenammer** (E. hortulana, französisch l'Ortolan) heißt auch **Fettammer**. Schnabel und Füße sind fleischfarbig; die Kehle, ein Streif vor der Wange und ein kleiner Kreis ums Auge strohgelb, der Unterkörper rostroth. Beim alten Männchen im Frühjahrskleide sind Kopf, Hinterhals, Kropf und ein Strich, welcher das Strohgelb an der Kehle auf jeder Seite der Länge nach unterbricht, olivengrünlich, die Wangen gelbbraun, der Oberkörper schwarzbraun mit rostfarbigen Federrändern. Im Herbste ist Kopf und Vorderhals dunkel gestreift. Das Weibchen hat im Sommer eine rein gelbe, von einem braunen Streifen eingefaßte Kehle und gleicht sonst dem Männchen in dessen Herbstkleide. Länge: 6 Zoll, Flügelbreite: $10^1/_2$ Zoll; Gewicht: $1^1/_4$ bis $1^1/_2$ Loth, gemästet gegen 3 Loth. Schnabellänge gegen 5 Linien. Der Ortolan bewohnt das mittlere und südliche Europa, liebt wasser- und buschreiche Gegenden, ist aber in Deutschland als Zugvogel nicht allwärts anzutreffen. Seine Nahrung sind Insekten u. Sämereien; er lockt: güb, güb, gye u. zwit, zwit; singt sehr fleißig; nistet in Gebüsche, legt 4—6 grauliche, auch grau-röthliche, mit braunen Strichelchen bespritzte Eier, und wird, gefangen, sehr leicht zahm. Sein Fleisch ist sehr wohlschmekkend. Er wird (im südlichen Europa) auf den Ortolanherden gefangen. Häufig werden die Ortolane für die Tafel erst noch mit Hirse und in Milch eingequellten Semmeln, denen man gern Gewürze beimischt, gemästet. Schon die alten Römer achteten den gemästeten Ortolan als Lekkerbissen, und noch jetzt bezahlt der Feinschmecker einen ausgemästeten Ortolan wohl mit einem Thaler. Halb von einander geschnitten, werden sie mit Petersilie und geriebenem Weißbrode auf dem Roste sehr langsam gebraten. Die besten kommen aus Cypern, wo sie einen Handelsartikel ausmachen. Man versendet sie dort gerupft und in Mehl oder Hafer gepackt, wohl auch mit Essig und Gewürzen gepökelt, in kleinen Fäßchen von 200 — 400 Stück. Der **schwarzköpfige A**[mmer] oder **Ortolankönig**, **Kappenammer** (E

Melanocephala). Die Schwanzfedern sind ohne weißen Keilfleck, die Deckfedern unter dem Schwanze und den Flügeln hoch- oder hellgelb, der Oberkopf des Männchens ist im Frühlingskleid glänzend schwarz, das Schwarze rundum von einem prachtvollen Hochgelb abgeschnitten, welches die Halsseiten, Kehle, Gurgel und alle unteren Theile einnimmt, am Bauche und After aber blässer ist; der Rücken ist hell zimmtbraun. Das Weibchen ist ohne schwarzen Kopf, oben röthlich grau, mit dunkeln Schaftstrichen, unten blaßgelb, mit weißer Kehle. Länge: 7 — 7$^1/_8$ Zoll. Flügelbreite: 11 — 11$^5/_8$ Zoll. Schnabellänge: 6 — 6$^1/_2$ Linien. Dieser schönste aller A.n ist im wärmeren Europa und Asien zu Hause und kommt sehr selten in Süddeutschland vor. Beim Fichtenammer (E. Pityornis) sind die Mitte des Scheitels. Wange und Gurgel weiß oder weißlich, erstere beide mit schwärzlicher Einfassung, die Bürzel rostfarbig; der Kehle beim Männchen rostroth, beim Weibchen weiß, zur Seite rostbraun gefleckt. Bauch u. Mitte der find Brust weiß, die Seiten der Oberbrust graulich rostfarbig gefleckt; Nakken bräunlich grau; Rücken rostfarbig, grau gemischt. Länge; 6$^1/_2$ — 6$^3/_4$ Zoll; Flügelbreite gegen 12 Zoll. Er wohnt in Sibirien, am Ural und im südöstlichen Europa. Beim der rothbärtigen A. (E. rufibarba) ist die Kehle des Männchens rostroth, der Kropf bläulich grau, der Unterleib hochroströthlich, der Kopf bläulich grau, der Oberkörper ammerfarbig. Beim Weibchen sind die Farben blässer und auf dem Kopfe und Kropfe dunkle Streifen. Er ist fast so groß wie der Ortolan. Seine Heimath ist Syrien. Zu den Spornammern oder Lerchenammern zählt der Schneeammer (E. nivalis, französisch le Bruant de neige, auch Schneespornammer). Die Flügel des alten Vogels sind bis auf die schwarzen Daumenfedern und die letzten zwei Dritttheile der großen Schwingen ganz weiß; bei den Jungen finden sich auf dem zusammengelegten Flügel zwei weißliche Binden und ein weißer Längsstreif, bei den ältern eine weiße Binde und ein großer, weißer Längsfleck; Bei allen an den 2 letzten Schwungfedern ein rostbrauner Rand, welcher im Sommer sehr schmal und licht wird. Die Hauptfarbe ist in der Jugend braun, mit schwarzen Flecken auf dem Rücken; im Alter wird der Unterkörper nebst den Kopfseiten immer mehr weiß. Länge: 6$^1/_2$ — 7$^1/_4$ Zoll. Flügelbreite: 11$^3/_4$ — 13 Zoll; Schnabellänge: 4 — 5 Linien. Er wohnt im hohen Norden Europa's, zeigt sich im Winter im nördlichen Deutschland. Sein Fleisch ist geschätzt; sein Gesang belebt die traurigen Einöden der Polarländer. Dahin gehört auch der Lerchenammer (E. lapponica, Lerchenspornammer). Die Hauptfarbe ist oben schwarz, mit braunen Federkanten, unten weiß. Unter dem Auge und um die Wangen läuft ein weißlicher Streif, die Flügelfedern sind braunschwarz, mit hellen Säumen, ohne Weiß, beim Weibchen mit deutlichen, schwärzlichen Schaftstrichen und Längsflecken; der Oberkopf und die Kehle des Männchens sind mehr oder weniger schwarz. Länge: 6 Zoll; Flügelbreite: 11 Zoll. Er kommt in Lappland, im Winter einzeln auch in Deutschland vor.

Von den außereuropäischen Arten erwähnen wir nur: den langschwänzigen A., E. longicauda, am Vorgebirge der guten Hoffnung, und den gemalten A., E. cyanea, im mittleren und südlichen Amerika, mit unbedeutendem, dem des Bergzeisigs (Fringilla Linaria) ähnlichen Gesange.

Ammerland (Ambria), westlicher Theil des Herzogthums Oldenburg, vom Münsterschen an, neben Ostfriesland hin, bis in die Gegend von Bockhorn und Neuenburg, die Kirchspiele Ape, Blerhusen, Westerstede, Edeweg, einen Theil von Rastede u. a. umfassend. Der Boden, theils sandig, theils moorig, theils fruchtbares Ackerland, trägt viel Holz, Flachs, Hopfen und Getreide. Diese Produkte verarbeitet die Industrie der Einwohner zu Haus- und Ackergeräthen, Bretern und Balken, zu vorzüglich feinem Garne und ausgezeichneter Leinwand, zu Bier und Branntwein, und führt sie meist nach Ostfriesland aus, so wie auf der Nordsee nach Holland. Das Land wurde seit den Karolingern von eigenen Grafen regiert, die ihre Herrschaft zugleich über einen Theil von Ostfries- und Jeverland erstreckten, und, mit den stadinger Grafen durch Heinrich zu einer Familie vereint, das Stammhaus der nachmaligen Grafen von Oldenburg und Delmenhorst bildeten. Es galt hier ehemals ein eigenes ammersches Recht, welches theilweise, besonders in Erbschaftssachen, noch jetzt in Anwendung kommt.

Ammerling, Friedrich, ausgezeichneter Maler, 1803 in Wien geboren, war der Sohn eines Handwerkers und mußte sich als Karten- und Kupferilluminirer und als Zimmermaler nothdürftig nähren, bis er sich so viel erwarb, um in London unter dem berühmten Lawrence seine Studien fortsetzen zu können. A. besuchte hierauf Paris und ging später auch nach Rom. Zu seinen bekanntesten Arbeiten gehören die beiden historischen Stücke: Moses als Gesetzgeber, die verlassene Dido und das Bildniß des Kaisers Franz von Oesterreich im laxenburger Rittersaale.

Ammern, s. Kirschen.

Ammertenthal (in der Ammerten), wildromantisches Thal im schweizerischen Kanton Bern, Amt Interlaken, der hinterste Theil des lauterbrunner Thales. Im A. soll einst ein volkreiches Dorf unter Lawinen begraben worden seyn; jetzt liegt dort nur ein Weiler. Es wird von dem Gletscherbach Steinberg-Lütschinen durchflossen, und durch die ungeheuren Gletscher der Jungfrau, der Silberhörner, der ebenen Fluh, des Mittaghorns, des Großhorns und Breithorns von dem Törschenthale in Wallis getrennt. Der höchste Punkt des Thales ist 3750' Seehöhe.

Ammerthal, s. Ammer.

Ammianus Marcellinus, römischer Geschichtschreiber, um 350 n. Chr. zu Antiochien in Syrien von griechischen Aeltern geboren, wurde Soldat, zeichnete sich unter Constantius im Oriente, in Gallien und Germanien, unter Julian im persischen Kriege aus, lebte dann in Rom den Wissenschaften und † daselbst nach 390. Er schrieb in lateinischer Sprache eine römische Geschichte in 31 Büchern von Nerva bis Valens (96 — 378 n. Chr.), wovon jedoch nur die letzten 18 Bücher (B. 14 — 31) sich erhalten haben. Diese, die

Jahre 353—378 umfassend, schildern die Zeit, in welcher A. selbst lebte und an den Ereignissen Theil nahm; sie sind deshalb von großer Wichtigkeit und besonders wegen der darin niedergelegten Beobachtungen und Bemerkungen über Deutschland dem altdeutschen Geschichtsforscher unentbehrlich. Der Styl ist hart, oft schwülstig, aber im Ganzen kräftig. In der Darstellung der Begebenheiten zeigt A. selbstständiges, gesundes Urtheil, gute Beobachtungsgabe, historische Treue und Redlichkeit, Kraft und Unverdorbenheit des Charakters. Das Christenthum wird hie und da, aber stets mit Mäßigung, getadelt; vom Polytheismus spricht er dagegen mit Ehrfurcht. Die erste Ausgabe erschien Rom 1474, Fol. Gute Ausgaben lieferten Hadrianus Valesius (Paris 1681, mit den Anmerkungen Heinrichs Valois und Lindenbrogs, so wie einer Biographie A. M.' von Chifflet), Jakob Gronov (Leyden 1693, Fol. und 4.), Ernesti (Leipzig 1773), J. A. Wagner, fortgesetzt von Chr. G. Erfurdt (Leipzig 1808, 3 Thle., ein Kollektiv alles früher Geleisteten). Eine deutsche Uebersetzung gab Wagner heraus (Frankfurt a. M. 1792 — 94, 3 Bde.). Man hält auch den A. M. für den Verfasser einer Biographie des Thucydides, die den Namen Marcellinus an der Spitze trägt.

Ammirato, Scipione, guter ital. Historiker und Genealog, geboren zu Lecce im Neapolitanischen 1531, studirte anfangs die Rechte, trat aber 1551 aus Liebe zu den humanistischen Studien in den geistlichen Stand und führte als Kanonikus bald zu Neapel, bald zu Lecce, bald in Rom ein unstätes, abenteuerliches Leben, bis ihn 1569 der Kardinal Ferdinand von Medicis in Florenz zu seinem Gesellschafter wählte. A. † hier 1600. Seine Schrift „Delle istorie Fiorentine libri XX" (Florenz 1600—1641, 2 Bde., Fol.) gibt mit treuer und fleißiger Benutzung der Quellen und gründlicher Kritik in gedrängter Sprache die Geschichte von Florenz bis 1434; und die beiden Werke: „Delle famiglie nobili Neapolitane" (Florenz 1580 und 1651, 2 Bde.) und „Delle famiglie nobili Fiorentine" (daselbst 1615) gehören zu den besten genealogischen Arbeiten Italiens. Sein Adoptivsohn Christoforo del Bianco, aus Montajone, gab mehre Werke seines Vaters heraus, setzte namentlich die florentinische Geschichte bis 1573 fort (Florenz 1647, 2 Bde., u. 1749, 3 Bde.) u. † 1646.

Ammismus, s. Psammismus.

Ammochrysos, Sandgold, Katzengold, s. Glimmer.

Ammon, ägyptischer und libyscher Gott, von den Griechen Zeus-Ammon, von den Römern Jupiter Ammon genannt; der ursprüngliche Name ist Amun, welcher auch in der Bibel vorkommt. Hauptsitz des Ammonsdienstes war Theben in Oberägypten, daher Diospolis, No-Ammon (Stadt, Wohnung des A.) genannt. Dorthin mag der Gott von Meroe aus gekommen seyn; später drang er weiter nach Libyen u. selbst in die griechische Welt. Unzählige Tempel des A. schmückten das hunderttthorige Theben und dessen Umgebungen; der eine derselben hatte 13 Stadien (1/3 M.) im Umfange. In den Heiligthümern stand das Bild des Gottes gar mannichfach gestaltet: bald als Widder mit gewaltigen Hörnern, den Sinnbildern der Kraft und Fruchtbarkeit, bald als Menschenrumpf mit Widderkopf, bald ganz in Menschengestalt, sitzend auf dem Throne, mit blauem Barte, in der Linken das Scepter, auf dessen Spitze als Bild der Wohlthätigkeit ein Vogel sitzt, in der Rechten das Kreuz mit der Handhabe, Symbol des göttlichen Lebens, das Haupt geschmückt mit königlichem Kopfputz, über den zwei große, bunte Federn sich erheben. So erscheint A. noch in den Monumenten von Theben, die Champollion untersuchte, während ganze Alleen von monolithischen Widdern die Zugänge der Tempelruinen einfassen. Außerhalb Aegypten war die Ammonsoase (Ammoniaca) mit ihrem berühmten Orakel das gepriesenste Heiligthum des Gottes. Zwölf Tagereisen westlich von Memphis, fünf südlich von Parätonium, in der einsamen, todtenstillen Wüste, die sich vom Saume des Nilthals in unabsehbarer Ferne erstreckt, liegt, wie im Meere jenes grüne Eiland, von hohen Palmen überschattet, die letzte Stätte des rings ersterbenden Lebens, der letzte Ruheplatz für die Wanderer der Wüste, und unter den Palmen der Oase erhob sich des geheimnißvollen Gottes herrliches Haus. Ein frommes Priestergeschlecht wohnte um den Tempel, fern von der Welt in heiliger Einsamkeit, geweiht dem Dienst des A. und für die Verkündigung seiner Orakel, welche zu hören die Völker von nah und fern ihre Boten und Geschenke sandten. Am berühmtesten sind von allen Wallfahrten nach dem libyschen Ammonstempel die mißlungene Expedition des Cambyses, der Besuch Alexanders und jener des Cato geworden. Früh war der Kultus des A. durch Vermittelung der griechisch-asiatischen Kolonien auch in Griechenland selbst verbreitet. Pausanias kennt Ammonstempel im böotischen Theben und Sparta. Die Eleer verehrten nicht bloß Zeus-Ammon, sondern auch eine Here Ammonia, und viele griechische Städte holten von Alters her libysche Orakel ein. A., das Princip des Lebens und der Zeugungskraft, ist dasselbe für die nomadischen Aethiopen und Libyer, was für die unterägyptischen Ackerbauer der Apis ist; wie hier der Stier, so wurde dort der Widder verehrt. Eine wenig wahrscheinliche Hypothese ist die, daß ein gewisser A. zuerst im ägyptischen Theben die Schafzucht eingeführt und deshalb vergöttert worden sey. Nach der astrologischen Mythologie der Aegypter ward aber A. zu einem Sternbilde im Thierkreise, und zwar zum ersten und dadurch zum Eröffner des Jahres, daher der symbolische Gebrauch in Aegypten, die Bildsäule des Hercules (des phönicischen Sonnengottes) um diese Zeit zu der des A. hinzubringen.

Ammon, 1) Christoph Friedrich von, einer der ausgezeichnetsten und berühmtesten Theologen und Kanzelredner der protestantischen Kirche, wurde den 16. Jan. 1766 zu Baireuth, wo sein Vater preußischer Kammerrath war, geboren. A. studirte zu Erlangen, wurde 1789 daselbst Professor der Philosophie, 1792 ordentlicher Professor der Theologie und Universitätsprediger, ging 1794 in gleicher Eigenschaft und als Konsistorialrath nach Göttingen, kehrte jedoch 1804 als ordentlicher Professor der Theologie nach

Erlangen zurück, ward Konsistorialrath in Ansbach, Pfarrer in der Neustadt und Superintendent und 1810 bayerischer Kirchenrath. Von Erlangen führte ihn 1813 der ehrenvolle Ruf des königlich sächsischen Ministeriums an die Stelle des berühmten Reinhard nach Dresden. Hier ging 1824 der seiner Familie in Bayern erneuerte Adel auch auf ihn über. Seit 1831 Vicepräsident des Konsistoriums zu Dresden und als Oberhofprediger Mitglied der ersten Kammer, erwarb er sich in beiden Stellungen die allgemeinste und ungeschmälertste Achtung, von welcher unter andern die Ammonstiftung, die 1831 von Männern aus allen Ständen zur Feier seines 70. Geburtstages errichtet wurde und die seitdem einen Hauptpreis und vier kleinere Preise für tüchtige theologische Abhandlungen auszahlte, beredtes Zeugniß gibt. Mit der Berufung des Professors Harleß sah A. den Frieden seines Lebens gestört und fühlte den Stachel eines Parteihasses, der selbst sein weißes Haar nicht schonte. Die Revolution unterbrach diese Bestrebungen seiner Gegenpartei. A. sah von seinem Fenster aus den erbitterten Kampf der Maitage von 1849, selbst persönlich bedroht. Am 2. Dec. 1849 trat er von dem Amte zurück, das er 36 Jahre ehrenvoll verwaltet, und die Regierung gab ihm denselben Mann zum Nachfolger, der sein Wirken als ein zur Unchristlichkeit aufforderndes angefeindet hatte. A. überlebte diese Demüthigung nicht lange; er † am 24. Mai 1850. Es ist keine leichte Aufgabe, über A.s wahren theologischen Charakter ein entschiedenes Urtheil zu fällen, weil derselbe sich nicht in konsequentem Fortschritt entwickelt, sondern eine wechselvolle Metamorphose durchlebt hat. Als Philosoph hielt er sich immer zu Kants Grundsätzen, seine Moral ist daher auf das Princip der praktischen Vernunft gebaut. In der Exegese ging A. von Ernesti's Grundsätzen aus, nach welchen die Bibel mit den Forderungen der Vernunft auf empirische Weise in Einklang zu bringen ist. Bei seinem Auftreten entschied er sich daher gegen alle im Schwunge gehenden theologischen Systeme, in sofern sie der theoretischen und praktischen Vernunft das Joch des knechtischen Autoritätsglaubens und die festen Formeln einseitiger Buchstabenkrämerei auflegten. Er ging konsequent weiter und gehörte unter den Rationalisten bald zu der äußersten Linken. A. war durch und durch Rationalist; die Vernunft, deren Odem durch die ganze Schöpfung weht, und an welcher auch der Mensch Theil hat, war ihm der Kardinalpunkt, in welchem die Strahlen der Religion zusammentreffen. Ausdrücklich unterschied A. nicht bloß die kirchliche Lehre von der biblischen, sondern er sonderte in dieser wieder Lokales und Temporelles streng und rücksichtslos vom Allgemeingültigen und stellte als reines dogmatisches Ergebniß nur das heraus, was mit den innern Offenbarungen Gottes in „Vernunft und Gewissen harmonirt", deren Autonomie er mit Entschiedenheit behauptete und als schriftgemäß nachzuweisen suchte. In diesem Geiste sind die Schriften A.s vor 1813, namentlich auch die 1. und 2. Auflage der „Summa" und die „biblische Theologie" abgefaßt, welche letztere alle Weissagung auf Jesus im A. T. leugnet und nur allgemeine, meist irrige messianische Erwartungen bei den Propheten anerkennt. Ganz anders erscheint A.s Dogmatik seit seiner Berufung nach Dresden. Schon die 3. Auflage der „Summa" von 1816 beurkundete den Wechsel seiner Ueberzeugung. Vieles früher Bezweifelte oder entschieden Verworfene nahm A. jetzt zurück; so wurde der Trinitätslehre, dem alten Adam mit der Erbsünde, dem Teufel und der Dämonologie die Ehre der Rehabilitation in A.s Ueberzeugung zu Theil, und sie bildeten jetzt integrirende Bestandtheile der ammonschen Dogmatik. Die Vernunft, unter deren Oberhoheit A. früher Alles gestellt hatte, nannte derselbe jetzt ein unvollkommenes, gebrechliches, inhaltsleeres Vermögen („facultas manca atque nuda, quae cognitionem Dei nonnisi a Deo ipso petere debeat") und erkannte als höhere Instanz die Autorität der Schrift an, deren Sinn ihm nun auch eine gläubigere Exegese anders als früher auslegte. Noch entschiedener trat A. als Gegner der Rationalisten und Alles dessen, was er selbst in ihrem Sinne in Erlangen und Göttingen gelehrt hatte, auf in jener bekannten Abhandlung: „Bittere Arznei für die Glaubensschwäche unserer Zeit", in welcher er (1817) die „neuen 95 Thesen von Klaus Harms anpries und die Vernunft, der er früher Tempel erbaut hatte, geradezu als den Antichrist, die Idee einer fortschreitenden Reformation als den Weg zum Heidenthume und alle Abweichungen vom kirchlichen Dogma des 16. Jahrhunderts für gesetzwidrig, Symbol und Eid verletzend darstellte. Ein so weit gediehener Abfall von sich selbst, ein so harter Angriff gegen die Stimmführer der Zeit und das Recht des Protestantismus mußte zum Widerspruch und scharfen Tadel herausfordern. Vor Allen erhob Schleiermacher seine unbarmherzige Geißel, unter der man A. fast an den Pranger des Jesuitismus gestellt sah. A. kämpfte mit Indignation und Verachtung gegen die letzterwähnte Verdächtigung, ohne jedoch den Vorwurf der stärksten Inkonsequenz von sich abwenden zu können. Eine dritte Periode in A.s theologischer Wirksamkeit datirt sich äußerlich von der Erscheinung der 4. Aufl. seiner „Summa" 1830. Schon in dem Streite über die preußische Kirchenagende und die Union zeigt A. zwar nicht mehr den Rigorismus von 1817. Seine beiden in dieser Angelegenheit herausgegebenen Schriften gehören zu den bedeutendsten Erscheinungen in jenem Kampfe. Es war nicht die Vereinigung selbst, welche A. mißbilligte, sondern ein politisches Zusammenwerfen beider Kirchen in eine gährende Masse, von dem er Erschütterung der Basis eines freien evangelischen Kirchenvereins, Beförderung des Mysticismus durch Indifferentismus und Zerspaltung der protestantischen Kirchen in neue Sekten als nothwendige Folge nachwies. Indeß stand A. im Ganzen damals noch auf dem Standpunkte, auf welchen ihn die harmsschen Thesen geworfen hatten. Erst die angeführte Ausgabe der „Summa" von 1830, in welcher A. wieder lehrt, daß „Wunder und Weissagungen nichts beweisen", daß es im Alten Testament keine eigentlichen „vaticinia Messiana" gebe, sondern daß die sämmtlichen Messiaserwartungen der Juden unter göttlicher Provi-

denz nur ein Mittel wurden, Christo die Bahn vorzubereiten, daß das Dogma von der Dreieinigkeit auf die Einfachheit der heiligen Schrift (ad simplicitatem scripturae sacr.) zurück geführt werden müsse, daß die Gottheit Christi darin bestehe, daß er unter allen Sterblichen durch Weisheit und Tugend am engsten mit dem Vater verbunden sey, daß die Angelologie keine Geltung habe, daß der Teufel, wenn er wirklich existire, doch in den Reden Jesu nur als Prosopopöe vorkomme, ist als entschiedene Aenderung der dogmatischen Ansichten hervorstechend, wiewohl eine konsequente Durchführung des rationalistischen Princips so sehr vermißt wird, daß A. sich selbst noch einen Supranaturalisten nennen konnte. Dagegen gibt sich der ursprüngliche A., wie er in der „Summa" von 1803 gewesen war, in seiner ganzen Geistesstärke und in höherer Vollendung in der wahren Freiheit des wissenschaftlichen Geistes wieder kund in dem neuen Werke: „Die Fortbildung des Christenthums zur Weltreligion", dessen Titel schon zeigt, daß dem Verfasser die Idee der fortschreitenden Religion nicht mehr, wie früher, der Weg zum Heidenthume, sondern im Gegentheil zum reinen allgemein gültigen und ewig wahren Christenthume ist. Seine Hauptaufgabe besteht darin, „das Christenthum als die einzigwahre Religion darzustellen, an dem Princip der göttlichen Offenbarung festzuhalten, aber überall ihren objektiven Inhalt von seiner subjektiven Erfassung zu unterscheiden, das Geistige, Ideale, Erhebende und wahrhaft Göttliche der heiligen Schriftsteller freudig und dankbar zu ergreifen, aber dafür auch das Bildliche, Menschliche, Individuelle oder Zweifelhafte und sich Widerstreitende seinem Schicksale zu übergeben". Was neuere Forschung und Kritik in 30 Jahren in Umlauf gebracht haben, ist hier geistvoll benutzt. Hat man sonst das Thatsächliche der christlichen Religion höher gestellt, als das Ideale derselben, so ist hier die Bewegung des Geistes selbst der Gegenstand der Darstellung. Das Christenthum erscheint hier in seiner vollen himmlischen Glorie als das welterlösende Institut, welches die richtige Ansicht der Welt und des Menschenlebens eröffnet, die Wissenschaft auf die lichten Pfade wahrer Erkenntniß geleitet, das Göttliche der reinen Menschenvernunft in das hellste Licht gestellt und in der stufenweisen Fortbildung und immer engern Verbindung seiner Glaubenslehren mit der Wissenschaft die höchste Aufgabe denkender Gottesverehrer hingestellt hat. So söhnte A. sich wieder mit sich selbst und zugleich mit den Freunden des Lichts aus durch ein Werk, das als ehrendes Denkmal seinen Namen erhalten wird, wenn die Nachwelt der wechselnden Phasen seines theologischen Lebens längst vergessen hat. A.s schriftstellerische Thätigkeit war eben so vielseitig und ausgebreitet, als tief in das kirchliche Leben eingreifend; seine Kenntnisse nicht bloß in allen Zweigen der Theologie, sondern auch auf dem Gebiete der alten und neuen, der abendländischen und orientalischen Sprachen sichern ihm einen Platz unter den ersten Gelehrten Deutschlands, seine Beredsamkeit stellte ihn den gefeiertsten Kanzelrednern an die Seite. Mit wunderbarer Leichtigkeit wußte er sich des Stoffes zu bemächtigen, und seine Darstellung zeigte allenthalben den Meister in Schrift und Rede. Die wichtigsten seiner Schriften sind: „Abhandlung zur Erläuterung einer wissenschaftlichen praktischen Theologie" (2 St., Göttingen 1798); „Handbuch der Anleitung zur Kanzelberedsamkeit" (3. Aufl., Erlangen 1826); „Entwurf einer rein biblischen Theologie" (2. Aufl., das. 1801, 3 Bde.); „Summa theologiae christ." (das. 1803, 4. Aufl., Leipzig 1830); „Entwurf der christlichen Sittenlehre" (4. Aufl., Erlangen 1807); „Handbuch der christl. Sittenlehre" (Leipzig 1823 — 29; 3. Aufl., 1838, 3 Bde.); „Christliche Religionsvorträge über die wichtigsten Gegenstände des Glaubens u. der Sittenlehre" (Erlangen 1793 ff., 6 Bde.); „Religionsvorträge im Geiste Jesu" (das. 1804 ff., 3 Bde.); „Predigten im Jahre 1813 und 14" (Nürnberg 1814 ff., 2 Bde.); „Predigten über Jesum u. seine Lehre" (Dresden 1819, 2 Bde.); „Predigten zur Beförderung christlicher Erbauung" (2. Aufl. 1832, 2 Bde.); „Predigten im J. 1835" (Dresden 1835 f.); „Die Einführung der berliner Hofagende, geschichtlich und kirchlich beleuchtet" (das. 1825); „Die Einführung der berliner Hofagende, kirchenrechtlich beleuchtet" (das. 1826); „Die Fortbildung des Christenthums zur Weltreligion" (Leipzig 1833—35, 2 Aufl. 1836—37, 3. Aufl. 1840, 4 Bde.); „Die gemischten Ehen, namentlich der Kathol. u. Protestanten" (2. Auflage, Dresden und Leipzig 1839); „Das Leben Jesu" (Leipzig 1842—44, 2 Bde.) und „Die wahre und falsche Orthodoxie" (das. 1849). Außerdem hat A. zahlreiche Abhandlungen über philosophische Fragen und mehre kirchen-, dogmengeschichtliche u. exegetische Schriften veröffentlicht; auch gab er mit Bertholdt das „Kritische Journal der neuesten theologischen Literatur" 1812 bis 1815, u. allein das „Magazin für Prediger" 1816 bis 1821, außerdem 1826 eine Zeitschrift, „Die Einheit der protestantischen Kirche", heraus. Vgl. Ch. F. A. nach Leben, Ansichten u. Wirken, Leipz. 1850.

2) Karl Wilhelm, bekannter Pferdezüchter u. hippologischer Schriftsteller, geboren 1777 zu Trakehnen im preußischen Litthauen, Sohn eines Gestüteinspektors, studirte zu Berlin Thierarzneikunde, wurde 1796 bei dem preuß. Gestüte zu Friesdorf unweit Ansbach als Pferdearzt, und als dieses 1802 aufgehoben wurde, als Kreisthierarzt zu Ansbach angestellt. Hier blieb A. bis 1813, in welchem Jahre er als erster Gestütemeister nach Rohrenfeld bei Neuburg an der Donau ging. Seit dem December 1839 auf seinen Wunsch pensionirt, wohnt A. zu Ansbach. Von seinen Schriften sind bemerkenswerth: „Praktische Abhandlungen über die Krankheiten des Pferdes u. des Rindviehes" (Nürnb. 1802, 2 Aufl. unter dem Titel „Hausvieharzneibuch" (Ansbach 1825); „Vollständiges Handbuch der praktischen Pferdearzneikunst" (Heilbr. 1804—7, 2 Bde., 2 Aufl. 1825); „Abhandlung über die Natur und Heilung der Augenentzündung bei Pferden" (Ansb. 1807); „Unterricht über den Milzbrand" (das. 1808); „Kunst die Lebensdauer der Pferde zu verlängern" (Sulzbach 1808); „Ueber die Verbesserung und Veredlung der Landespferdezucht" (Nürnb. 1829 bis 1831, 3 Bde.). Außerdem gab A. Reizensteins „Pferdekenner" (Ansb. 1805); Sebalds

„Geschichte des Pferdes“ (das. 1812) u. Sinds „Pferdearzt“ (Frankfurt a. M. 1811) neu heraus.

3) Georg Gottlieb, Bruder des Vorigen, ebenfalls tüchtiger Pferdezüchter, geboren 1780 zu Trakehnen, Inspektor des königl. preußischen Gestütes zu Veßra bei Schleusingen, machte mehre Reisen in den Orient und † zu Veßra 1839. Schriften: „Von der Zucht und Veredelung der Pferde durch öffentliche und Privatgestüte“ (Berlin 1818); „Magazin für Pferdezucht“ (Hildburgh. 1826) und „Ueber die Eigenschaften des Soldatenpferdes (Berl. 1828).

4) Friedrich Wilhelm Philipp von, Professor der Theologie, Dekan und Stadtprediger an der Hauptkirche zu Erlangen, ältester Sohn von A. 1), den 7. Febr. 1791 zu Erlangen geboren, studirte in Erlangen und Jena vorzüglich die praktischen Disciplinen der Theologie, ward 1813 Schloßprediger in Buttenheim bei Bamberg, dann Pfarrer zu Merzbach, 1820 Archidiakonus zu Erlangen. Erst hier trat er als Schriftsteller auf in dem „Andachtsbuch für Christen evangelischen Sinnes“ (Bamberg 1821), dem „Andachtsbuch für die heranblühende Jugend“ (1822), „Geilers von Kaisersberg Leben“ (Erlangen 1826), „Rudolfs und Ida's Briefe über die Unterscheidungslehren der protestantischen und katholischen Kirche“ (Dresden 1827, die wichtigste von A.s Schriften) u. der ziemlich oberflächlich gehaltenen „Gallerie der denkwürdigen Personen, welche im 16., 17., 18. Jahrhundert von der evangelischen zur katholischen Kirche übergetreten sind“ (Erlangen 1833), zu welcher Schrift sich A. indeß nur als Herausgeber, nicht als Verfasser bekennt.

5) Friedrich August von, Leibarzt des Königs von Sachsen, Hofrath und Professor an der chirurgisch-medicinischen Akademie in Dresden, jüngerer Bruder des Vorigen, ausgezeichneter Augenarzt und Operateur, geboren zu Göttingen den 10. Septbr. 1799, war von 1813—17 Zögling der Schulpforte, studirte in Leipzig und Göttingen und ließ sich nach einer medicinischen Reise durch das südliche Deutschland und nach Paris 1822 als praktischer Arzt in Dresden nieder. Sein Talent verschaffte ihm eben so schnell eine ausgebreitete Praxis, als das Vertrauen der Behörde, welche ihm schon 1824 die ärztliche Behandlung im Blindeninstitute und 1828 das Direktoriat der poliklinischen Anstalt übertrug. Im J. 1837 ward er Leibarzt, 1844 geheimer Medicinalrath. Als Arzt vom Blindeninstitute hatte A. reiche Gelegenheit zu Beobachtungen der verschiedensten Augenübel, und in der Art, wie er die Gelegenheit für die Wissenschaft benutzte, zeigte er sich als denkenden Arzt. In der kleinen Schrift „De genesi et usu maculae luteae in retina oculi humani obviae“ (Weimar 1830) fand er den Flecken sehr selten vor dem 14. oder 16. Monat bei Neugebornen, und verwarf mit Rudolphi das Foramen centrale als nicht bestehend. In demselben Jahre gründete A. die gehaltvolle „Zeitschrift für Ophthalmologie“ (Heidelberg 1830—36, 5 Bde.) und später eine „Monatsschrift für Medicin, Augenheilkunde und Chirurgie“ (Leipz. 1838—40, 3 Bde.). Von seiner Monographie „Symblepharon etc.“ (1833) erschien schon 1834 die 2. Auflage. Das größte Werk A.s, ein Ehrendenkmal deutscher Ausdauer und Beobachtungsgabe, ist die „Klinische Darstellung der Krankheiten und Bildungsfehler des menschlichen Auges, der Augenlider und Thränenwerkzeuge nach eigenen Beobachtungen und Untersuchungen“ (Berlin 1838—41, 3 Thle.), wodurch die frühern derartigen Werke leicht entbehrlich werden. Hierher gehört noch die Schrift: „Die Behandlung des Schielens durch den Muskelschnitt“ (Berlin 1846) und die von der pariser medicin. Gesellschaft gekrönte Schrift: „De iritide“ (deutsch, Berl. 1843). In den nicht in das Gebiet der Augenkrankheiten schlagenden Schriften A.s ist nichts von eigenthümlicher Forschung, aber sie zeichnen sich durch klare, belehrende Darstellung aus. Der Art sind: die Preisschrift „Comment. somni vigiliarumque status morbosi“ (über den krankhaften Schlaf, Gött. 1820), die „Parallele der französischen und deutschen Chirurgie“ (Leipz. 1823), die „Brunnendiätetik“ (4. Aufl., das. 1842), die „Pharmacopoea anticholerica“ (das. 1832), „Die ersten Mutterpflichten“ (5. Aufl., das. 1851), „De physiologia tenotomiae“ (Dresd. 1837), „Die plastische Chirurgie“ (Berl. 1842).

Ammonal-Alaun, s. v. a. Ammoniakalaun, s. Alaun.

Ammonia, Beiname der Here in Elis, vgl. Ammon.

Ammoniaca, fruchtbare Oase mit Priesterstaat im Innern von Marmarica in Afrika, westlich von Aegypten in der libyschen Wüste, dem Jupiter Ammon geheiligt, 12 Tagereisen westlich von Memphis. Hier lag die Priesterstadt Ammon und der berühmte Ammonstempel (s. Ammon), von dem noch Ruinen existiren. Eine genaue Karte der Oase findet sich in Minutoli's „Reise zum Tempel des Jupiters Ammon“, Berlin 1824. Die Araber des Mittelalters nannten diese Oase Santariah, jetzt heißt sie Siwah.

Ammoniacum, s. Ammoniak.

Ammoniak (Ammoniakgas, Ammoniacum, Kali volatile siccum, flüchtiges oder thierisches Alkali oder Laugensalz), eine alkalische Gas- oder Luftart von heftig reizendem Geruche, findet sich in Basen, besonders an Salzsäure gebunden, in thierischen Stoffen, im Harne, in mehren Pflanzen und Mineralien. Es besteht aus 1 Theil Stickstoff und 3 Theilen Wasserstoff. Davy bestimmte die Dichtigkeit dieser von Priestley zuerst rein dargestellten Luftart zu 0,590, und nach Biot wiegen 100 Kubikzoll 19,6, nach Allen und Pepys 18,7, nach Davy 18 Gran. Den Alten war der stechende Stickgeruch des A.s unter dem Namen Hirschhorngeist bekannt. Um das A. darzustellen, bedient man sich jetzt zweier Methoden. Die erste derselben besteht darin, ein Ammoniaksalz in der Wärme durch Aetzkalk zu zersetzen; die zweite, das bei der Leuchtgasbereitung nebenbei erzeugte Ammoniakgas aufzufangen. Nach der ersten Methode mengt man Salmiak oder besser noch schwefelsaures A. mit Aetzkalk und erhitzt es; indem sich nun die Säure des Ammoniaksalzes mit dem Kalke verbindet, wird das A. frei und entweicht gasförmig. Das sich entwickelnde Gas fängt man in einem woulfschen

Apparate auf, der aus bleiernen Flaschen zusammengesetzt ist. Das zweite Verfahren, nach welchem man das bei der Gasbereitung sich bildende Ammoniakgas benutzt, wird nach Mallets Methode auf folgende Weise ausgeführt: Die Kondensationswasser (s. Gasbeleuchtung) enthalten unter andern Produkten kohlensaures A. und Schwefelammonium; indem man diese Wasser mit gelöschtem Kalk destillirt, entwickelt sich A. und es bleiben kohlensaurer Kalk und Schwefelcalcium zurück. Das entweichende Gas wird ebenfalls in dem woulffschen Apparate aufgefangen. Das reine A. bildet sich aus feuchter Eisenfeile und Stickgas, durch Hydrothionsäure 2c. Das salpetersaure A. entwickelt sich bei der Zersetzung der Salpetersäure durch Zink und beim Verbrennen einer Mischung aus Sauerstoff- und Stickgas mit Wasserstoffgas; das kohlensaure A. entsteht aus einer Mischung von Eisenfeile und verdünnter Salpetersäure. Das Ammoniakgas verdichtet sich bei −40° Temper. oder bei + 10° unter einem künstlichen Druck von 7 Atmosphären zur tropfbaren Flüssigkeit von 0,76 Gew., wird vom Wasser absorbirt, verbindet sich mit Chlor zu Salmiak, mit Säuren zu Salzen, mit mehren Metalloxyden, Metalloiden, Metallchloriden, wird durch wiederholte elektrische Funken und bei Durchgang durch eine glühende mit Platindraht gefüllte Röhre in seine Bestandtheile zerlegt. Der in den Apotheken käufliche ätzende Salmiakgeist (Ammoniakflüssigkeit, Spiritus salis ammoniaci causticus) ist nichts Anderes, als eine wässerige Auflösung des A.s, aus welcher sich das Ammoniakgas von selbst entwickelt, und es wird in der Chemie oft auch schlechthin A. od. Aetzammoniak (reines A. im Gegensatz zu kohlensaurem A.) genannt. In preußischen Apotheken nimmt man für die A.-Flüssigkeit ein specifisches Gewicht 0,965 bis 0,795, in bayerischen und hannoverischen 0,960, in österreichischen 0,910 an. Um flüssiges A. darzustellen, hat Watson in England ein Verfahren vorgeschlagen, welches ein zwar nicht ganz reines, aber zu technischen Zwecken vollkommen ausreichendes Produkt liefert und dabei äußerst wohlfeil ist. Er destillirt das in Gasanstalten gesammelte Gaswasser mit frisch gelöschtem Kalke und läßt das Destillat so lange in eine Vorlage mit Wasser überlaufen bis sich Wasserdämpfe mit entwickeln, welches man daran merken kann, daß die von der Retorte ausgehende Röhre heiß wird. Nun läßt er das folgende Produkt in eine neue Vorlage laufen und bringt es mit frischem Gaswasser bei einer nachfolgenden Destillation noch einmal in die Retorte. Das in der ersten Vorlage Gesammelte wird nun mit oder ohne Beimengung von Kalk noch einmal destillirt, und zwar wieder, bis sich Wasserdampf mit entwickelt, und dann wechselt man wieder die Vorlagen. Das zweite Destillat kann bei folgender Destillation von frischem Gaswasser wieder mit auf die Retorte kommen. Das, was bei der zweiten Destillation in der ersten Vorlage aufgefangen wird ist eine Ammoniakauflösung, welche für die gewöhnlichen Fabrikzwecke einen hinreichenden Grad von Reinheit besitzt. Will man sie jedoch noch reiner haben, so braucht man dies Verfahren nur auf dieselbe Weise noch einmal zu wiederholen. Es enthalten sehr viele Substanzen A., ohne dessen eigenthümlichen Geruch oder alkalische Reaktion darzubieten, weil nämlich der Stoff darin durch eine Säure neutralisirt ist. Um jedoch auch in solchen Substanzen das A. zu erkennen, reicht hin, sie, gleichviel ob sie fest oder flüssig sind, mit etwas Aetzlauge oder trockenem ätzenden Kalk zusammenzureiben, wodurch das A. in Dämpfen ausgetrieben wird, die außer dem eigenthümlichen Geruch des A.s und alkalischer Reaktion noch das Kennzeichen darbieten, an einem hingehaltenen Glasstabe, der mit Essigsäure oder starker (nur nicht rauchender) Salzsäure befeuchtet ist, weiße Nebel zu erzeugen. Platinchlorid gibt in einer nicht zu verdünnten ammoniakhaltigen Lösung einen orangegelben Niederschlag, der jedoch auch von Kali abhängen kann. A. wird benutzt in der Färberei, zur Gewinnung des Berliner- und Pariserblau und zum Bleichen der Flachs- und Hanfgewebe, der Baumwolle, Wolle und Seide.

Die in den Künsten und Gewerben angewendeten Ammoniaksalze, die ein äußerst kräftiges Düngungsmittel bilden, sind das kohlensaure A. und der Salmiak. Allen Ammoniaksalzen, die man in Deutschland darstellt, dient das kohlensaure A. zur Basis, das auf dreierlei Weise gewonnen wird: 1) Durch Fäulniß thierischer stickstoffhaltiger Körper. Wenn stickstoffhaltige thierische Körper verfaulen, so entwickelt sich stets kohlensaures A.; von dieser Bildung macht man in größern Städten Gebrauch, indem man Harn faulen läßt; der Harnstoff desselben verwandelt sich durch die Fäulniß in kohlensaures A. Der gefaulte Harn wird in einer besondern Vorrichtung destillirt, bis von 10 Eimern Flüssigkeit 3 Eimer übergegangen sind. Die so erhaltene verdünnte Lösung von kohlensaurem A. wird durch Gyps in schwefelsaures verwandelt und letzteres zur Darstellung von Salmiak angewendet. In Paris ist die Darstellung von Ammoniaksalzen aus gefaultem Urin, von den öffentlichen Pißanstalten herrührend, so bedeutend, daß man die Menge derselben auf 18,000 Centner jährlich anschlagen kann. 2) Durch trockene Destillation derselben. Bei der trockenen Destillation thierischer stickstoffhaltiger Substanzen, wie der Knochen, des Harns, des Fleisches, der Häute 2c., erhält man kohlensaures A., das sich zum Theil im festen Zustande in den Kühlgefäßen absetzt, zum Theil auch in der übergegangenen Flüssigkeit gelöst ist. 3) Als Nebenprodukt bei der Gasbereitung. Vollkommen reines kohlensaures A. gewinnt man durch Erhitzen eines Gemenges von 3 Theilen Kreide mit 1 Theil Salmiak. In der Natur findet sich in einem Guanolager an der Westküste Patagoniens zweifach-kohlensaures A. in so großer Menge, daß es bereits Gegenstand des Handels geworden ist. Es besteht aus durchscheinenden, krystallinischen Stücken von gelblicher Farbe. Das reine kohlensaure A. wird in der Zucker- u. Lebkuchenbäckerei zum Auftreiben des Teiges u. das unreine Salz zum Darstellen des Salmiaks angewendet. Der Salmiakgeist und das kohlensaure A. (englisches Riechsalz) dienen in der Medicin als Reiz- und Weckmittel des Nervensystems, als Riechmittel und als Hautreiz (im flüchtigen Liniment, im Opodeldoc, in der gondretschen Po-

made). Das essigsaure und bernsteinsaure A. sind beliebte schweißtreibende Mittel, der Salmiak ein auflösendes Heilmittel. Bemerkenswerth ist, daß Schlangen, Eidechsen, Salamander, Kröten u.s.w., die ein sehr zähes Leben haben, schon von wenigen Tropfen A.-Flüssigkeit getödtet werden.

Ammoniakalaun, s. Alaun.

Ammoniakgummi (Gummi ammoniacum, armenisches Gummi), der freiwillig ausfließende Milchsaft eines persischen Doldengewächses, Dorema armeniacum *Don*, kommt in zwei Qualitäten vor: in Körnern u. in Kuchen. Das in Körnern (G. amm. in granis s. lacrymis) ist die reinere Sorte; es sind die einzelnen an der Luft erhärteten Tropfen des Saftes. Diese sind gelblichweiß, spröde u. undurchsichtig. Sie haben einen starken eigenthümlichen Geruch und bitterlichen, etwas scharfen Geschmack. Im Platinlöffel schmilzt es schwer, kocht und verbreitet einen etwas knoblauchartigen, unangenehmen Geruch. Es verbrennt mit rußender Flamme und gibt eine große, schwammige Kohle, die bei fortgesetztem Glühen weiß und locker wird. Im Alkohol löst sich etwas über die Hälfte gelbbraun auf. Auf 32 Unzen erhält man durch Destillation 1 Drachme ätherisches Oel. Das A. in Kuchen (Ammoniacum in placentis s. in panibus s. in massis) besteht aus mehr oder weniger großen, ungleichen, eckigen oder zusammengelaufenen Stücken. Die Hauptmasse ist gelblich oder schmutziggelb, zuweilen schmierig; in dieselbe sind viele weißere Stücke eingedruckt. Außerdem finden sich noch Holzstücke, Stengeltheile der Stammpflanze und mancherlei Samen. Das A. dient, aber jetzt weniger häufig als sonst, als Arzneimittel, besonders zur Beförderung des schleimigen Lungenauswurfs und gegen Unterleibsübel bei Stockungen im Pfortader- oder Unterinsystem. Anhaltend oder zu reichlich gebraucht, schwächt es die Sehn- und Verdauungskraft. Aeußerlich in Pflasterform dient es zur Zertheilung bei nicht entzündlichen Geschwülsten. Es wird besonders von Smyrna, Odessa Alexandrien und Triest bezogen. Die Alten nahmen das A. auch zum Weihrauch bei Opfern.

Ammonialmittel (Ammoniales), alle Heilmittel, deren wesentlicher Bestandtheil Ammonium ist.

Ammoniten (lat. Ammonites, Cornu Ammonis, franz. Ammonites), fossile, jetzt ausgestorbene, den Nautilen verwandte Familie der gekammerten (ammonitenartigen) Schalthiere, von denen de la Bèche 14 Gattungen mit 270 Species aufführt, welche durch Murchisons und anderer Geologen Forschungen in den letzten Jahren noch um 20—30 Arten vermehrt worden sind. Die A., deren Schalen einen etwas komplicirteren Bau als die Nautilen haben, erscheinen mit diesen zum ersten Male als Bewohner der Erdrinde in der silurischen Gruppe der Uebergangsformation (in der Grauwacke), gehen durch alle Flötzformationen durch und verschwinden mit denselben wieder. Die Größe der Arten ist außerordentlich verschieden; die kleinste deckt kaum eine □Linie; die größten sind wie Wagenräder. Je nach dem Alter der Schichten, in welchen sie gefunden werden, hat man jetzt 223 Arten auf folgende Weise bestimmen können.

Heimath.	Gattungen.													
	Goniatites	Ceratites	Arietes	Falciferi	Amalthei	Capricorni	Planulati	Dorsati	Coronarii	Macroceph.	Armati	Dentati	Ornati	Flexuosi
Formationen:														
Kreide . . .	—	—	—	2	27	—	—	—	—	9	14	13	2	3
Muschelkalk. .	—	—	—	22	4	12	26	5	11	11	11	4	5	3
Keuper . . .	—	3	12	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—
Steinkohlen . .	17	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—
Grauwacke . .	14	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—

Aus dieser Zusammenstellung sieht man leicht, wie wichtig eine genaue Kenntniß der A. für die Bestimmung des relativen Alters der geschichteten Erdrinden ist, da ganze Abtheilungen (Gattungen) derselben für gewisse Gebilde charakteristisch sind u. ihnen ausschließlich angehören. Die geographische Verbreitung der A. der alten Welt ist eben so umfassend, als bei so vielen andern Thierfamilien der früheren Erdperioden und sticht folglich gegen das beschränkte örtliche Vorkommen der gegenwärtigen Formen des organischen Lebens sehr ab. Wir finden dieselben Gattungen und oft dieselben Arten der A. in gleichzeitigen Schichten aller Welttheile; Govard hat z. B. A.-Species in der Liasformation des Himalaya 16,000′ hoch gefunden, welche mit denen in Brasilien und in Deutschland in der nämlichen Bildung identisch sind. Der Bau der A. ist dem der Nautilen fast gleich. Die Schale besteht aus einer scheibenförmigen Spirale, deren Oberfläche durch Rippen und Buckeln gestärkt und verziert ist und die vor der Ausfüllung mit dem Steinstoff im Innern durch Scheidewände in eine Reihe von Kammern abgetheilt war. Ein Siphunkel oder eine Röhre beginnt an dem Boden der vordern Kammer und durchsetzt sie sämmtlich bis zum Ende der äußersten letzten. In jedem dieser Theile zeigen sich die Beweise eines bewundernswürdigen Mechanismus, der die größten Naturforscher unserer Zeit, Cuvier, Lamark, Buckland, von Buch *rc.* beschäftigt hat. De la Bèche zeigte zuerst, daß die mineralogische Beschaffenheit der äußern Kammer der A. beweise, daß der ganze Körper des Thiers ein innerer war und daß diese Thiere plötzlich zerstört und in das erdige Sediment, aus welchem der Muschelkalk besteht, eingehüllt wurden, ehe sie zersetzt oder von fleischfressenden Krustaceen, welche in vorweltlichen Perioden auf dem Boden des Meeres wimmelten, verzehrt werden konnten. Er zeigte ferner, daß, da diese Schalen den doppelten Zweck hatten, einerseits das Thier zu schützen u. andererseits als Boote zu dienen, sie nothwendig auch dünn seyn mußten, oder sie würden zu schwer gewesen seyn, an die Oberfläche zu steigen. Eben so mußten sie stark seyn, um dem Drucke der Wassermasse widerstehen zu können, und mit dieser Zweckmäßigkeit des Baues vereinigte sich ausgezeichnete Schönheit der Formen. Die Kammern dieser vorweltlichen Schalthiere dienten dem Thiere, wie bei den Nautilen zugleich als Haus und als Schwimmapparat. Das Thier lebte immer nur in der vordersten Kammer. Nahm es nun zu an Masse, so wuchs auch eine andere größere Kammer an, in welche es aus der engen, alten einzog, welche letztere sich hinter ihm durch

eine dünne Scheidewand alsbald verschloß. So entstanden fort und fort neue Dunstkammern im Hintergrunde der vordern, und genau im Verhältniß zur wachsenden Größe und Schwere des Thieres und seiner Hülle vermehrte sich folglich auch die Schwimmkraft. Der Mechanismus des Siphunkels endlich gab auf eine gleich bewundernswürdige Weise dem Thiere die Fähigkeit, sich nach Willkür zu erheben und auf den Boden des Meeres zu senken. Die Vorrichtung ist genau die nämliche, welche das Auf- und Absteigen der Taucherglocke bedingt, und der vollkommenste hydraulische Apparat, den man sich denken kann. Die Wirkung desselben, wie man sie auch an den Nautilen beobachten mag, ist folgende. Wenn Arme und Körper der Thiere ausgebreitet waren und das Thier auf der Oberfläche schwimmen wollte, so blieb die Flüssigkeit in einem Reversoir (Herzbeutel nennt es Owen), das mit der Nierenröhre (Siphunkel) in Verbindung stand, die letztere selbst folglich leer u. zusammengeschrumpft und von der Luft der Luftkammer umgeben; wollte aber das Thier untertauchen, so übte es durch eine Muskelkraft einen Druck auf den Beutel voller Flüssigkeit aus, letztere trat in den Siphunkel, füllte sie aus, und das Mehrgewicht, das jede Schale durch das Eintreten der Flüssigkeit erhielt, reichte gerade aus, das Thier in den Stand zu setzen, zu sinken und unter der Oberfläche des Wassers in irgend einer Tiefe eben so gut zu schwimmen, als auf derselben. Vgl. Reinecke, Nautili et Argonautae maris protagaei, Kob. 1818; Home, Monographia Ammoniteorum. Leyden 1825, und besonders Buch, Ueber die A. und ihre Sonderung in Familien, Berlin 1832.

Ammoniter (Kinder Ammon), alter semitischer Volksstamm, dessen jenseit des Jordans gelegene Wohnsitze im Norden an den Fluß Jabbok, im Osten an die arabische Wüste, im Süden und Südwesten an das Gebiet der Moabiter und den Bach Arnon, im Westen an die israelitischen Stämme Gad und Ruben grenzten. Als Stammvater der A. wird (1. Mos. 19, 38) Ben-Ammi oder Ammon, der blutschänderisch mit der jüngeren Tochter erzeugte Sohn Lots, angegeben, eine Nachricht, die vielleicht dem Nationalhasse der Hebräer gegen dieses Volk ihren Ursprung verdankt, aber doch auf eine nahe Verwandtschaft desselben mit den Moabitern und in weiterer Beziehung selbst mit den Hebräern schließen läßt. Das Land, welches die A. bewohnten, hatten sie von den Ureinwohnern desselben, den riesenhaften Samsummim, erobert. Ihre uns bekannte Geschichte ist eine Reihe von blutigen und erbitterten Kämpfen gegen die Israeliten. Nach des Richters Athniel Tode eroberten sie im Bunde mit den Moabitern und Amalekitern Jericho, besetzten später einen Theil des jüdischen Landes jenseit des Jordans, überschritten selbst diesen Fluß, wurden aber von Jephtha vollständig geschlagen. Ein gleiches Schicksal widerfuhr ihnen zur Zeit Sauls, wo sie bei einem neuen Einfalle die Stadt Jabes in Gilead belagerten und die demüthigen Friedensvorschläge der Einwohner mit grausamem Hohne beantwortet hatten. David stand mit dem ammonitischen Könige Nahas in freundschaftlichen Verhältnissen und wünschte nach dessen Tode die Fortdauer derselben; allein Hanon, der Nachfolger des Nahas, mißtrauisch gemacht, beschimpfte wider alles Völkerrecht die Gesandten Davids, worauf ein zweijähriger, furchtbarer Krieg ausbrach. Der jüdische Feldherr Joab schlug die A., belagerte nach Besiegung der mit jenen verbündeten Syrer, zuletzt in Gemeinschaft mit David selbst, die ammonitische Hauptstadt Rabbah (später Philadelphia, jetzt Ammon), eroberte dieselbe und nahm eine furchtbare Rache an Stadt und Land. Unter Josaphat fielen die A. von Neuem in Palästina ein, geriethen aber, wie es scheint, mit ihren eigenen Verbündeten, den Moabitern und Edomitern, in Streit und rieben sich auf, noch ehe die herbeiziehenden Juden sie angegriffen hatten. Der König Jotham zwang sie mehre Jahre hindurch zur Entrichtung eines sehr starken Tributs; sie machten sich jedoch bald wieder davon frei und erneuerten die alten Feindseligkeiten, wie aus den Flüchen und Drohungen der Propheten sattsam erhellt. Mit Nebukadnezar stritten sie gegen das jüdische Volk und suchten unter Nehemias den Wiederaufbau der Mauern Jerusalems zu hindern. Antiochus der Große eroberte und schleifte ihre Hauptstadt Rabbah; dessen ungeachtet griffen sie unter Antiochus Epiphanes den Judas Makkabäus mit einem großen Heere an, wurden aber von diesem Helden gänzlich geschlagen. Noch zu Anfange des 2. Jahrhunderts n. Chr. bildeten die A. ein zahlreiches Volk, verloren sich aber zu Ende dieses Jahrhunderts unter den Arabern, so daß ihr Name nicht weiter vorkommt. Sie waren eine Ackerbau und Viehzucht treibende Nation und hatten die Religion der Kananiter mit Beschneidung und dem Molochs- oder Milkomsdienste. Außer der Hauptstadt Rabbah kommen bei ihnen noch die Städte Minnith, Abel-Keramim und später Jaeser vor.

Ammonium, s. Ammoniaca.

Ammonium, ein Metalloid (Erdmetall) aus 8 Atom Wasserstoff und 2 Atom Stickstoff ($H_8 N_2$), also Ammoniak + H_2, noch nicht isolirt, wird aber mit Quecksilber unter dem Einflusse der galvanischen Säule zum Amalgam verbunden dargestellt u. wegen dieser Fähigkeit, sich zu amalgamiren, zu den Metallen gezählt.

Ammonium aquosum, s. Ammoniumflüssigkeit.

Ammonium carbonicum pyro-oleosum, s. Hirschhornsalz.

Ammonium carbonicum siccum, s. v. a. flüchtiges Salmiaksalz.

Ammoniumflüssigkeit (Ammonium aquosum, liquidum, Liquor ammonii), Ammonium mit Wasser, auch mit Kohlensäure (Ammonium carbonicum s. causticum liquidum), oder mit Alkohol (geistige Ammoniakflüssigkeit), oder mit ätherischen Oelen verbunden; s. Salmiakgeist.

Ammonium liquidum, s. Ammoniumflüssigkeit.

Ammonium muriaticum, s. v. a. Salmiak.

Ammonium nitricum, s. v. a. flüchtiger Salpeter, s. Salpeter.

Ammoniumsalze, Verbindungen des Ammoniaks mit Säuren, worunter sich der Salmiak

(salzsaures Ammoniak), das milde Ammonium oder Hirschhornsalz (kohlensaures Ammoniak), Minderers Geist (essigsaures Ammoniak) und der flammende Salpeter (salpetersaures Ammoniak) auszeichnen. Sie sind meist flüchtig und von scharfem Geschmack. Vgl. Ammoniak.

Ammonius, 1) A., griechischer Bildhauer, Bruder des Phidias, mit dem er Mehres gemeinschaftlich arbeitete. — 2) A. von Alexandrien, peripatetischer Philosoph, Lehrer Plutarchs, im 1. Jahrhundert n. Chr., in Athen, versuchte die Vereinigung der aristotelischen Philosophie mit der platonischen. Seine Werke sind verloren.

3) A. Saccas, alexandrinischer Philosoph, berühmter Stifter des Neuplatonismus zu Ende des 2. u. Anfang des 3. Jahrhunderts, war von armen christlichen Aeltern geboren, wuchs fast ohne Unterricht auf und erwarb sich anfangs seinen Unterhalt als Last- oder Sackträger zu Alexandrien (daher sein Beiname). Sein nach Wahrheit dürstender und für dieselbe empfänglicher Geist trieb ihn jedoch bald zum Studium der Philosophie, worin er sich in kurzer Zeit so auszeichnete, daß er für den größten Lehrer dieser Wissenschaft in Alexandrien galt und von seinen zahlreichen Anhängern der „Gottgelehrte" genannt wurde. Die eigenthümliche philosophische Richtung, welche er verfolgte, hatte ihren Grund in den gelehrten Streitigkeiten, welche damals zu Alexandrien zwischen Platonikern und Aristotelikern, Juden, Heiden und Christen herrschten und, da jede Partei in dem alleinigen Besitze der Wahrheit zu seyn behauptete, zu vielfachen Verunglimpfungen der einzelnen Meister, so wie zur Verachtung der Philosophie und höheren Religionserkenntniß überhaupt Veranlassung gaben. A. trat daher mit der Behauptung auf, daß alle philosophischen Schulen und Religionen die Wahrheit, welche nur eine sey, enthielten, sich bloß durch unwesentliche Zusätze und Meinungen, so wie durch den Vortrag von einander unterschieden und folglich mit Weglassung des Unwesentlichen und vermittelst einer richtigen Erklärung ihrer Hauptsätze leicht zu einer einzigen, alle umfassenden, vereinigt werden könnten. Die Ausführung dieses Plans übernahm er selbst in seinen mündlichen Vorträgen. Wie es ihm gelang und wie er dabei verfuhr, erhellt aus den Schriften seiner Schüler, der Neuplatoniker, von welchen Plotinus den Weg des Meisters mit dem meisten Glück verfolgte. A. trat später, nach der Versicherung des Porphyrius im Leben Plotins, zum Heidenthume über u. † 230.

4) A., ägyptischer Priester zu Alexandrien, Kritiker und Grammatiker um 389 n. Chr. Zur Zeit des Theodosius aus Alexandrien vertrieben, lehrte er später zu Konstantinopel, wo der Kirchenhistoriker Socrates sein Schüler wurde. Er schrieb ein für die Kenntniß der griechischen Sprache wichtiges, synonymisches Wörterbuch, am besten herausgegeben von Valckenaer (Leyden 1739), Handausgabe (selbstständiger Auszug mit eigenen Anmerkungen) von C. Fr. Ammon (Erlangen 1787), neuester Auszug von Schäfer (Leipzig 1822).

5) A., Sohn des Hermias, neuplatonischer Philosoph zu Ende des 5. Jahrhunderts n. Chr., Schüler des Proclus, lehrte zu Alexandrien und machte sich als unbefangener u. vorurtheilsfreier Erklärer des Aristoteles, so wie als tüchtiger Mathematiker einen Namen. Unter seinen Schülern sind Simplicius, Johannes Philoponus u. Andere bekannt geworden. Seine Kommentare sind abgedruckt in „Scholia in Aristotelem ed. Brandis" (Berl. 1836).

Ammonshorn, s. Ammoniten.

Ammonstempel, s. Ammon und Ammoniaca.

Ammunition, Kriegsvorrath, Schießbedarf, vgl. Munition.

Amnestie (Abolitio facti, Oblivio), im allgemeinen Sinne das Vergessen, die Nichtahndung und Verzeihung zugefügter Unbilden und Beleidigungen, als Staatshandlung die ausdrückliche Erklärung von Seiten einer regierenden Macht, daß sie die von einem andern Staate oder von den eigenen Unterthanen gegen sie verübten Feindseligkeiten als nicht geschehen ansehen wolle. Von der Begnadigung unterscheidet sich in diesem Sinne die A. dadurch, daß sie oft ohne vorhergegangene Untersuchung und richterliche Entscheidung erlassen wird und sich nur auf sogenannte politische Verbrechen, z. B. auf unbefugte Theilnahme an einem Kriege zum Präjudiz des Landesherrn (wie bei der Theilnahme der galizischen und posenschen Polen im letzten Revolutionskampfe gegen Rußland), auf Empörung gegen die eigene Staatsgewalt, Desertion in Masse u. s. w. bezieht. Die A. ist entweder eine allgemeine oder besondere, eine freiwillige oder erzwungene, eine bedingte oder unbedingte. Die allgemeine umfaßt alle betheiligten Personen ohne Ausnahme. Besondere A.n folgen in der Regel inneren Unruhen und verunglückten Aufständen dergestalt, daß die Rädelsführer und Anstifter davon ausgeschlossen werden. Ganz freiwillige A.n kennt die alte Geschichte nicht, u. auch in der neuern sind sie nicht bloß das ehrendste, sondern auch seltenste Erzeugniß der Gesittung. Die meisten, auch die am meisten gepriesenen, reduciren sich auf ein Werk der Nothwendigkeit oder politischen Klugheit; sie treten in die Kategorie der Coups d'état, und zuweilen geschahen sie nur, um die öffentliche Meinung zu gewinnen, um Welt und Völker zu täuschen. Aechte Humanität, christliche Gesinnung, wahre sittliche Größe, oder auch nur gewöhnliche Großmuth stecken selten dahinter, so sehr es auch zur Schau getragen werden mag. Bedingte A.n knüpfen an das Begnadigen und Vergessen gewisse Handlungen oder Erklärungen, die der Vergebung vorhergehen müssen. Für allgemeine A. bedient man sich bisweilen des Ausdrucks Generalpardon; streng genommen ist dies jedoch falsch, weil der Generalpardon sich auch auf gemeine Verbrechen erstreckt, was dem Begriff von A. zuwider ist. Die Begnadigung des gemeinen Verbrechers rehabilitirt diesen zwar vor dem Forum, aber nicht in der öffentlichen Meinung; der landesherrliche Pardon gibt dem Spitzbuben nicht den ehrlichen Namen zurück; dahingegen z. B. der Mann, der aus edler Absicht an einer Revolution Theil nahm, welche, gelang sie, ihren Urhebern Ehrensäulen aufgerichtet und die Bewunderung der Mit- und Nachwelt erweckt haben würde, durch den Namen politischer Verbrecher an seiner sittlichen Geltung in vielen

Fällen nichts verlieren kann oder verlieren wird. Das erste Beispiel einer A. erscheint in Athen nach dem Sturze der 30 Tyrannen, wo auf des Thrasybulus Rath ein Gesetz erging, daß Niemand wegen vergangener politischen Verschuldungen angeklagt oder gestraft werden sollte. Hierauf pflegte man sich nachmals in Rom zu beziehen, wenn ein ähnliches Vergessen vorheriger politischen Vergehen und Feindschaften (Oblivio, Abolitio) beantragt oder dekretirt wurde. Die eigentliche A. kommt bei den Römern zuerst unter Cäsar vor, der nach der Schlacht bei Munda 45 v. Chr. Allen, die gegen ihn die Waffen getragen, Verzeihung zu Theil werden ließ. Vellejus Paterculus, der dies erzählt, sagt, daß diese That allen menschlichen Glauben überstieg. Dann ertheilte A.n der Senat, auf Cicero's Fürsprache, den gegen Cäsar Verschworenen, der Kaiser Claudius denen, die nach Caligula's Tod gegen seine Nachfolge gestimmt hatten, und Aurelianus den politischen Verbrechern unter seiner Regierung. Beschränkungen fehlten auch damals nicht; so wurden bei der athenischen A. die 30 Tyrannen und ihre 10 Nachfolger ausgenommen, welche exilirt wurden; Claudius nahm die Tribunen und einige Centurionen aus, welche die Häupter der Verschwörung gegen Caligula gewesen waren und auch seinen eigenen Tod gefordert hatten; unter Aurelian erstreckte sich die A. auch nicht auf gemeine Verbrecher, wie Beamte, welche öffentliche Kassen bestohlen hatten, oder sich Gelderpressungen der Staatsangehörigen hatten zu Schulden kommen lassen. Berühmte A.n neuerer Zeit waren in dem passauischen Religionsvertrage von 1552, wo der Feldzug des Kurfürsten Moritz von Sachsen gegen Kaiser Karl V. mit sehr mildem Ausdruck eine „Kriegsübung" genannt und Allen, die daran Theil genommen, volle Vergessenheit und Wiederannahme zur Gnade zugesichert wurde. Im westphälischen Frieden wurde nach vielen Schwierigkeiten eine vollkommene und allgemeine A., vom Anfang der böhmischen Unruhen an, bewilligt. Auch der Religionsfriede von Frankreich 1570 war eine A., die aber durch die Bartholomäusnacht gebrochen wurde. In England wurde bei Karls II. Restauration 1660 eine Generalamnestie gegeben, von welcher der König Niemanden, das Parlament nur die Richter Karls I. ausnahm. Besonders reich an A.n ist die französische Revolution; die siegende Partei versprach sie oder ließ sich damit Straflosigkeit zusichern. Napoleon betrachtete die, welche 1814 zum Umsturz des kaiserlichen Throns mitgewirkt, als Staatsverbrecher und ertheilte ihnen am 12. März 1815 von Lyon aus eine A., von der nur 13 Männer, darunter der Fürst Talleyrand, Bourrienne und der Herzog von Dalberg ausgenommen waren. Bei der zweiten Restauration wurde erst am 12. Januar 1816 denen, welche an der Usurpation Napoleons unmittelbaren Antheil genommen, vollkommene A. bewilligt; doch fanden auch hier viele Ausnahmen Statt. Besonders zahlreich wurden die A.n in neuester Zeit seit 1830, mehr noch seit 1848, wo eine große Menge, besonders Verführter, gefangen, der Freiheit oder, geflohen, des Vaterlands beraubt waren. In Deutschland überhaupt wurde seit 1842 vergeblich die Hoffnung laut, daß durch den Bundestag eine allgemeine A. ermittelt werden würde; wieder wurde 1848 in der Reichsversammlung vielfach von der Linken A. verlangt, allein von der Majorität wurde die Ertheilung derselben den Regierungen der einzelnen Staaten anheimgegeben. Von diesen hatten vorher A. ertheilt und ertheilten noch: Preußen am 10. Aug. 1840, kurz nach der Thronbesteigung Friedrich Wilhelms IV., eine theilweise, am 20. März 1848 eine allgemeine und am 9. Okt. 1848 für alle bis zum 1. Juli in Polen begangenen politischen Verbrechen; Oesterreich am 21. März 1848 für alle politische Verbrecher des Kaiserstaates mit Ausnahme des Militärs, auf welche jedoch die A. im April ebenfalls ausgedehnt wurde; für Südtyrol erfolgte noch eine besondere am 24. August 1848; Bayern am 3. April 1848 bei der Thronbesteigung des Königs Max. und am 23. Dec. 1849 mit wenig Ausnahmen, besonders der in der Pfalz begangenen Verbrechen; Hannover im Aug. 1848 für die an dem heckerschen Freischaarenzuge, und 1850 für die am letzten badischen Aufstande betheiligten Hannoveraner. Würtemberg gab schon am 25. September 1841 eine allgemeine A. und am 25. April 1848 eine für Forst- und Jagdvergehen; für politische Vergehen petitionirten die Kammern vergebens. Sachsen gab bloß im März 1849 eine A. für Jagdvergehen, für die politischen von 1848 und 1849 ließ die Regierung erst nach der Untersuchung theilweise Begnadigung eintreten. Baden gab am 18. März 1848 eine General-A., die spätern vom 15 Aug. und 26. Okt. machten viel Ausnahmen. Das Großherzogthum Hessen gab die erste A. nach 1830 am 9. Jan. 1839 und dann, mit Baden zugleich, am 19. März 1848 für alle bis dahin verübten politischen Vergehen; Mecklenburg-Schwerin im Nov. 1848; Altenburg 1843 für einzelne politische, am 19. Juni 1848 für alle bis dahin begangenen politischen u. am 8. April 1849 für Jagdvergehen; Meiningen den 23. Mai 1849 für politische und Jagdvergehen; Frankfurt am 5. März 1848. Nächst Deutschland kamen A.n am meisten in Italien vor; so in dem lombardisch-venetianischen Königreiche schon am 1. Sept. 1838, deren Beschränkungen im Mai 1840 aufgehoben wurden; eine neue, den 12. Aug. 1849, bei der nur die Stadt Venedig ausgenommen wurde, die damals noch im Aufstande war. Auch der König von Sardinien sah sich schon 1839 nach dem Vorgange Oesterreichs zu einer A. bewogen; neue A.n erfolgten am 22. März 1848 für Genua (in welche auch die 1839 wegen der Betheiligung an der Revolution von 1821 Ausgeschlossenen inbegriffen waren) und am 23. April 1849 für alle politischen Vergehen, welche im Juni auch auf die Insel Sardinien ausgedehnt wurde. Toskana erließ am 21. Nov. 1849 für alle bis dahin begangenen politischen Verbrechen mit Ausschluß der Machthaber vom 8. Febr. bis 12. Aug. 1849 und derer, welche sich durch die Presse gegen die Staatsreligion vergangen hatten, eine A. In Parma erfolgten A.n im Febr. 1848 und wieder im Aug. 1849 bei Gelegenheit der Rückkehr des Herzogs in seine Staaten, doch nur für Diejenigen, welche wegen politischer Vergehen eine dreimonatliche Strafe verwirkt hatten in Modena am 21. Juli 1849 eine vollkommen

A. für die Theilnehmer am Aufstande mit Ausnahme von 14 Rädelsführern; in Lucca am 3. September 1847. Im Kirchenstaate ertheilte Papst Pius IX. sogleich 1846 Allen A. mit Ausnahme der wegen politischer Verbrechen verurtheilten Geistlichen und Militärs, auf die sich aber die von 1847 und vom 29. März 1848 auch erstreckte; bei der A. vom 20. September 1849 wurden Viele ausgeschlossen. In Neapel ward am 14. Januar 1848 A. gegeben für alle Verurtheilte von 1830, in der nur 8 Priester ausgenommen waren, denen jedoch auch bald die Rückkehr gestattet wurde; für Sicilien im Mai 1849 mit Ausnahme der Rädelsführer. Für Ungarn wurde im Juli 1850 für viele minder gravirte Landtagsabgeordnete und Kommissäre der revolutionären Regierung von 1849 A. ausgesprochen. In der Schweiz wurden am 2. Mai 1848 viele Genfer, die sich in dem Sonderbundskriege geweigert hatten, in die Miliz zu treten, amnestirt; sonst wurde nur in Obwalden und Zug 1849 für die Sonderbündler A. ertheilt. Dänemark gab am 24. Jan. 1848 A. für Preß- und politische Vergehen; die den Schleswig-Holsteinern 1850 bewilligte A. machte so viel Ausnahmen und war an so erniedrigende Bedingungen geknüpft, daß sie kaum eine A. zu nennen war und wenig benutzt wurde. Auch die Revolutionen und Restaurationen Portugals machten wiederholte A.n nöthig, so 1847 für Die, welche sich am Aufstande von 1846 betheiligt hatten, in welche A. bis zum 6. Oktober auch die Miguelisten eingeschlossen wurden; nur Dom Miguel hatte sich zu keiner solchen entschließen können, obwohl England für diesen Fall seine Anerkennung in Aussicht gestellt hatte. Die von Ferdinand VII. in Spanien vergeblich erbetene A. wurde 1832 von der Königin Marie Christine ausgesprochen. Eine vollständige und allgemeine A. für alle während des Bürgerkriegs begangenen politischen Vergehen erfolgte 1839; am 3. Sept. 1847 mit Ausnahme Derer, welche mit bewaffneter Hand an den Aufständen Theil genommen; die nach Spanien zurückkehrenden Karlisten durften sich nicht in Katalonien, Aragonien, Navarra und den baskischen Provinzen aufhalten; am 19. Nov. 1848, am Namenstage der Königin, für viele politische und andere Verbrecher; am 14. Januar u. 9. Juni 1849, letztere für alle bisher begangenen politischen Verbrechen. In Frankreich wurden 1848 bei Eröffnung der Nationalversammlung viele politische Verbrecher, besonders von 1839, auch gemeine Verbrecher amnestirt. Später waren die Petitionen um A. an die Nationalversammlung vergebens; erst im August, September und November 1849 wurden die am Juniaufstande 1848 Betheiligten und zur Deportation Verurtheilten theilweise amnestirt. Die massenhaften Verurtheilungen in Folge des Staatsstreichs vom 2. December 1851 wurden noch durch keine allgemeine A. gesühnt. Unter den 4000 — 5000 bei Gelegenheit der Vermählung des Kaisers 1853 Amnestirten befand sich kein Name von Bedeutung; dagegen wurde nach der Geburt des Kronprinzen im April 1846 eine Art A. erlassen. In den Donaufürstenthümern wurde eine A. erlassen im März 1849; für die jonische Republik im Juli 1849 für die Empörer von 1848; in Griechenland am 25. März (6. April) 1848 für die Aufständischen von 1847, mit Ausnahme von Botzaitis, Kriezïotis und Th. Grivas. Auch Rußland hat 1850 den von 1831—49 wegen politischer Vergehen geflüchteten Polen, mit Ausnahme derer, welche 1832 für die Entthronung der Romanows gestimmt haben, die Rückkehr in ihr Vaterland verstattet, aber unter schweren Bedingungen.

Amnion, Schafhäutchen, die innerste Lage der häutigen Hüllen, welche den thierischen Embryo im Ei umgeben, besonders bei den Säugethieren, besteht in einer dünnen, aber festen, durchsichtigen Substanz und ist im Ei mit dem sogenannten Fruchtwasser (Amnionwasser) angefüllt. Das A. der größeren Säugethiere wird unter dem Namen Goldschlägerhäutchen zu verschiedenen technischen Zwecken verwendet.

Amöneburg, Städtchen im gleichnamigen Amte in der kurhessischen Provinz Oberhessen, an der Ohm, hat 2 Kirchen, eine Bürgerschule, und 1500 Einwohner. A. ist merkwürdig durch die 15stündige Kanonade zwischen den Franzosen und Alliirten, welche den 7jährigen Krieg schloß und den 21. September 1762 durch die Nachricht von den unterzeichneten Friedenspräliminarien beendet wurde. Prinz Ferdinand von Braunschweig und Soubise errichteten in Bezug auf das Ereigniß ein noch vorhandenes gemeinschaftliches Denkmal. In der Gegend von A. fand Bonifacius den ersten Erfolg seiner Bemühungen für die Ausbreitung des Christenthums unter den Deutschen (722) u. hier gründete er später (740) ein für die Kultur Hessens wichtiges Kloster.

A moll, eine der zwölf Molltonarten unseres Tonsystems, und zwar die, in welcher der Ton a den Grundton bildet. Sie eignet sich vorzüglich, um Weichheit des Charakter und zarte Weiblichkeit auszudrücken, od. den Uebergang vom Scherz zum Ernst, von der Freude zur Trauer zu vermitteln.

Amor, der Liebesgott, s. Eros.

Amoraim, die Sprecher, Redner, Name derjenigen jüdischen Gelehrten, die in der Zeit nach der Abfassung der Mischna bis zur Abfassung der Gemara 230—430 lebten und deren Auslegungen der erstern in der letztern enthalten sind.

Amorbach, fürstlich leiningisches Herrschaftsgericht im Odenwalde, im bayerischen Kreis Unterfranken, umfaßt 2¹/₂ □Meil. mit 7700 Einw., grenzt gegen Norden an Kleinheubach u. Miltenberg, gegen Osten u. Süden an Baden, gegen Westen an Hessen-Darmstadt, hat viele Berge u. Thäler, die Flüßchen Mudau oder Mud und Bilbach, bei Breitenbuch einen etwa 10 Morgen großen See, wenig fruchtbaren Boden. Der Verkehr wird durch die Märkte zu A., Kirchzell, Weilbach und Schneeberg befördert. Bei Boxbrunn finden sich Spuren einer Römerschanze, bei Buch die Ruine des Schlosses Wittenfels, nicht weit von der Stadt A. Amorsbrunn, jetzt eine Kapelle und ein fürstlicher Hof. Die Stadt A., der Hauptort dieses Herrschaftsgerichts am Einfluß der Mudau in den Bilbach, 2 Stunden von Miltenberg und dem Main, seit 1803 Residenz des Fürsten von Leiningen, hat eine ehemalige (1803 aufgehobene) Benediktinerabtei und 3500 Einw., die besonders Tuchfabrikation und Hut- und Leimmanufaktur betreiben. A. verdankt seine Entstehung der erwähnten Benediktinerabtei. Der Frankenberg (bei A.) war schon im 7. Jahrhundert Sitz fränki-

scher Grafen oder Oberrichter. Ruthard, Graf von Frankenberg, berief zur Bekehrung der Umgegend den heiligen Pirmin 714 hierher und ließ ihm ein kleine Wohnung sammt Kapelle bei dem heutigen Amorsbrunnen erbauen. Als Pirmin später den Odenwald verließ, um in Elsaß zu predigen, übertrug er dem heiligen Amor das Missionsgeschäft. Durch Freigebigkeit Karl Martells und des Grafen Ruthard kam nun 730 — 734 der Bau eines neuen Klosters zu Stande, welches den Namen A. erhielt und vom Grafen Ruthard zu seinem Universalerben eingesetzt wurde. Durch die Habsucht ihrer Schirmvögte (der Herren von Düren), so wie der Bischöfe von Würzburg und Mainz nach und nach ihrer schönsten Besitzungen beraubt, in den Fehden der Odenwaldritter oft gebrandschatzt, im Bauernkriege arg geschädigt u. im 30jährigen Kriege längere Zeit (von 1631—34) von den Schweden sequestrirt, blühete die Abtei später wieder auf und gelangte von Neuem zu großem Reichthume. Im Jahr 1803 erhielt der Fürst von Leiningen unter andern auch die Abtei sammt der Stadt und dem kurmainzischen Oberamte A. als Entschädigung.

Amoretti, Carlo, einer der bedeutendsten italienischen Gelehrten neuerer Zeit, ausgezeichnet als Geograph u. Naturforscher, den 13. März 1740 zu Oneglia im Großherzogthum Genua geboren, trat nach Vollendung seiner ersten Studien in den Augustinerorden und wurde Lehrer des kanonischen Rechts an der Akademie zu Parma. Auf sein Ansuchen entband ihn der Papst der Klostergelübde, worauf A. sich ausschließlich dem Studium der Sprachen und der Naturgeschichte widmete. Im Jahr 1772 ging er nach Mailand, begleitete als Erzieher seine Zöglinge durch die Alpen nach Wien und in das südliche Italien und benutzte diese Reise zu geognostischen Forschungen Er gehörte zu den Gelehrten, welche die reichhaltigen „Opuscoli scelti interessanti sulle scienze e sulle arti“ herausgaben, wovon 22 Bände zu Mailand 1778—1806 erschienen sind. Im Auftrage seines Freundes Fumagalli übersetzte A. Winckelmanns Geschichte der Kunst ins Italienische (Mailand 1779, 2 Bde.), eine Arbeit, die ihm zur Ehre gereicht. Im Jahr 1783 wurde er Sekretär der patriotischen Gesellschaft zu Mailand und 1797 einer der Bibliothekare an der Ambrosiana. Nach den Manuskripten dieser Bibliothek gab er 1800 Figafetta's erste Reise um die Welt mit einer französischen Uebersetzung heraus, welcher 1811 Ferrers „Maldonato's Reise in den atlantischen Ocean“, ebenfalls mit französischer Uebersetzung folgte. Die Aechtheit dieser letzteren vertheidigte A. mit vielem Glücke, und erhob dieselbe trotz der zahlreichen Angriffe französischer, englischer und deutscher Journale fast über allen Zweifel. Von seinen selbstständigen Werken sind außer vielen Abhandlungen in verschiedenen Sammlungen folgende zu erwähnen: „Memorie storiche sù la vita, gli studi e le opere di Leonardo da Vinci“ (Mailand 1784, 1804 mit dem „Trattato della pittura“ jenes Malers wieder abgedruckt); „Viaggio da Milano ai tre laghi“ (das. 1794, 1830, 1806), der „Codice diplomatico Sant' Ambrosiano“ (das. 1804), „Le guide des étrangers dans Milan et aux environs“ (das. 1805, 2 Bde.), „Ricerche fisiche e storiche sulla rabdomanzia“ (das. 1808), eine vollständige, auch ins Deutsche übersetzte Geschichte der Wünschelruthe, deren Kraft der Verfasser selbst, vorzüglich im höheren Alter glaubte, u. „Della torba e della lignite“ (das. 1810), „Ricerca del carbone fossile“ (das. 1811). Alle diese Schriften zeichnen sich durch Gründlichkeit, Gelehrsamkeit und Scharfsinn aus. A. † den 24. März 1816 zu Mailand in dürftigen Umständen. Seine Schwester Maria Pellegrina, geboren 1756, disputirte mehrmals (schon in ihrem 16 Jahre) öffentlich mit vielem Beifall, erhielt 1777 die juristische Doktorwürde zu Pavia und † den 12. November 1787 zu Oneglia.

Amorgus, eine der sporadischen Inseln des ägäischen Meeres, nördlich von Kreta, südlich von Naxos, mit den Städten A., Arcesine, Minoa, Aegiale, Vaterland eines Dichters Simonides (nicht des berühmten), unter Kaiser Tiberius Verbannungsort des Vibius Serenus, Prokonsuls von Bätica. Hier wurde die feine amorginische Leinwand verfertigt, die feiner als Byssos und Karpasos und beinahe durchsichtig, oft auch gefärbt war. Die daraus gefertigten, in Athen beliebten Gewänder hießen Amorgedes oder Amorgidia. Jetzt Morgo.

Amor insanus, Liebeswuth, eine Form des Wahnsinns (s. d.).

Amoriter, das stärkste und mächtigste Volk der Kananiter und deshalb oft für diese überhaupt genannt. Ein Theil von ihnen bewohnte die Gebirgsgegend, welche später der Stamm Juda in Besitz nahm, und gehorchte 5 Königen. Diese wurden zwar von Josua geschlagen und unterworfen, beunruhigten aber doch nachher noch den Stamm Dan und vertrieben ihn aus den Thälern und Ebenen, bis sie, unvermögend der Uebermacht Israels länger zu widerstehen, sich ergaben und mit ihren bisherigen Feinden friedlich sich vereinigten. Ein anderer Theil der A. wohnte jenseits des Jordan nördlich vom Arnon bis zum Jabbok und selbst über diesen Fluß hinaus und stand unter zwei Königen, von denen der eine über Hesbon, der andere über Basan oder Batanäa herrschte. Sie verfuhren bei der Ankunft der Israeliten aus Aegypten feindlich gegen diese, wurden besiegt u. mußten ihr Land an die Stämme Gad und Ruben abtreten.

Amorium, Stadt in Groß-Phrygien, südöstlich von Pessinus. Spätere rechnen es zu Galatia salutaris, angeblich Aesops Geburtsort, wahrscheinlich das jetzige Sevrihissar. Im Jahre 668 wurde A. von den Saracenen den Byzantinern abgenommen, bald darauf aber von diesen wieder erobert. Als im Jahre 837 ein abermaliger Krieg zwischen beiden Mächten ausbrach, und der oströmische Kaiser Theophilus Sozopetra den Geburtsort des Khalifen Al Motasem, trotz der dringendsten Bitten des letzteren, zerstörte, brachte dies den Khalifen so in Wuth, daß er seinen Truppen befahl, auf ihren Schilde das Wort: Amorium, den Geburtsort des Theophilus, einzugraben, weil zur Rache der Stadt Untergang um jeden Preis beschlossen sey. Er belagerte sodann A., fand aber einen sehr kräftigen Widerstand, bis sie ihm endlich durch Verrath eines zur moham-

medanischen Religion übergegangenen Einwohners zufiel. Ihr Schicksal war schrecklich. Sämmtliche männliche Bewohner wurden niedergemetzelt, Frauen und Kinder als Sklaven weggeführt und die Stadt der Erde gleich gemacht.

Amorph, gestaltlos, in der Chemie von Körpern, deren kleinste Theile verhindert worden sind, in regelmäßige krystallinische Formen zusammenzutreten, z. B. geschmolzener, schnell im Wasser abgekühlter Schwefel, geschmolzener, erkalteter Zucker, Glas. Oft verändert diese Beschaffenheit das specifische Gewicht, nicht die chemischen Verhältnisse.

Amorpha, (nach Linné, Unform, Sichelfrehme nach Oken), Pflanzengattung aus der natürlichen Familie der Hülsenpflanzen (Leguminosen), zeichnet sich durch 5zähnigen Kelch, ausgehöhlten Wimpel und Mangel an Segel und Kiel aus: die Hülse ist klein, einförmig, höckerig, enthält 2 Samenkerne. Die Gattung hat 9 Arten, Sträucher in Nordamerika, mit unpaarig gefiederten Blättern, hell punktirten Blättchen u. langen, ährenförmigen Trauben dunkel-violetblauer oder bräunlich-schwarz-violeter Blüthen, mit goldgelben Antheren. Als Zierpflanze am bekanntesten ist A. fruticosa *L.*, strauchige Unform, Bastard-Indigo, holzartige Pflanze mit bis 8 Fuß hohen Stengeln, Blumen bräunlich-blauschwarz, in 3—8 Zoll langen Aehren; Kelche etwas behaart. Ein sehr schöner Zierstrauch, der unsere gewöhnlichen Winter sehr gut aushält. Seine Blättchen sind sehr zart, so daß sie an den abgeschnittenen Zweigen bei trockener, warmer Witterung sehr bald zusammenfallen und welk werden. Die Blätter enthalten auch Indig. A. glabra *Desf.*, A. herbacea *Walt.*, A. pubescens *Willd.* und A. nana *Nutt.* verlangen einen warmen Standort, einen tiefen, lockern Sandboden und eine Laubdecke und Umkleidung für den Winter. Vermehrt werden sie durch nordamerikanischen Samen.

Amorphie, Formlosigkeit und insbesondere Mißgestaltung eines organischen Körpers, Mißgeburt.

Amortisation, Ertödtung, im Lehnrecht der Uebergang liegender Güter, Realrechte und Gefälle aus weltlichen Händen in geistliche, an eine Kirche, ein Kloster oder Stift. Er heißt auch häufig der Uebergang zur todten Hand, weil weltliche Güter, sobald sie einmal in den Besitz der Kirche gekommen, unveräußerlich und steuerfrei (daher heißt A. auch so viel als Zins- u. Steuerbefreiung) und somit dem Verkehre gänzlich entzogen, für ihn gleichsam abgestorben oder todt waren. Diese Verwandlung weltlicher Besitzungen und Rechte in Kirchengut wurde bald nach Erhebung der christlichen Religion zur römischen Staatsreligion gesetzlich gar sehr begünstigt und nahm im Mittelalter, zufolge der vielen frommen Vermächtnisse und Schenkungen, der kirchlichen Käufe und Pfandschaften, besonders auf Veranlassung der Kreuzzüge, so überhand, daß z. B. in Deutschland vor der Reformation die Hälfte des Nationalvermögens der todten Hand anheim gefallen war. Die schlimmen Folgen davon zeigten sich in der bedenklichen Abnahme der öffentlichen Einkünfte und in der schweren Belastung des noch in weltlichen Händen verbliebenen Eigenthums zur Bestreitung der nöthigen Staatsausgaben. Um bei der fortdauernden Bereicherungssucht der Kirche der steten Zunahme jener Uebelstände einigermaßen zu begegnen, setzte schon Karl V. und mit ihm die meisten andern Fürsten fest, daß zur Erwerbung von Immobiliarvermögen durch die Kirche und die geistlichen Korporationen zuvörderst die landesherrliche Genehmigung eingeholt werden müsse. In spätern, lichtern Zeiten ging man noch entschiedener zu Werke. So verbot eine kaiserliche Verordnung vom 22 Febr. 1729 in der Diöcese Paderborn jede weitere Immobiliar-Acquisition zur todten Hand für immer. Zuerst gab die Reformation, darauf in späterer und neuester Zeit die Säkularisation den geistlichen Stiftern und Klöstern in einem großen Theil Europa's die Besitzungen der todten Hand dem freien Verkehre zurück und der Befreiung des Kirchengutes von den Staatslasten wurde in den meisten Ländern ein Ende gemacht. Nach dem preußischen Landrechte wird die Kirche hinsichtlich des Gütererwerbs andern privilegirten Korporationen gleichgestellt u. bedarf zur Immobilar-Akquisition, so wie zur Annahme von Erbschaften, Legaten u. Geschenken der Einwilligung des Staates, welche, wenn es sich um Erwerbung von Grundstücken handelt, vom Oberpräsidenten der Provinz ertheilt wird. Nach dem Code civil bedarf es ebenfalls Seitens der Kirche einer landesherrlichen Genehmigung zur Annahme von Schenkungen, Legaten und Erbschaften.

Während der eben erörterte lehnrechtliche Begriff der A. mehr der Vergangenheit als der Gegenwart angehört, hat dagegen das Wort im heutigen Civilrechte eine andere große u. umfassende Bedeutung. So spricht man von einer A. von Wechseln und Anweisungen und versteht darunter die öffentliche Ungültigerklärung eines verloren gegangenen, gestohlenen oder sonst in unrechte Hände gekommenen Wechsels ꝛc. Diese A. hat derjenige zu beantragen, dem der Wechsel verloren gegangen ist, oder er unterläßt auch die öffentliche A. und stellt dem Bezogenen einen Revers (Gegenschein) aus, in welchem er den verloren gegangenen Wechsel für ungültig erklärt und ihm für allen Schaden zu haften verspricht. Ward der zur A. angemeldete abhanden gekommene Wechsel acceptirt, dann ist der Bezogene zwar verbunden, bei Verfall gegen Schein an den letzten Inhaber zu bezahlen; aber er darf und muß auch Sicherheit fordern, oder kann verlangen, daß das Geld so lange bei Gericht deponirt bleibe, bis der Wechsel auf die gesetzliche Art (durch rechtliches Urtheil, durch öffentlichen Anschlag und Anzeige in den Zeitungen) wirklich amortisirt ist. Ist aber ein zur A. beantragter oder angekündigter Wechsel, ehe der Bezogene darum wußte, zur Zahlung vorgekommen und an einen unrechtmäßigen Besitzer ohne Wissen und Verdacht bezahlt worden, so entspringt dem Bezogenen davon kein Nachtheil. Er ist zu nichts weiter verpflichtet, und der ganze Verlust trifft den, der den Wechsel verloren hat. Letzterer trägt auch alle durch die A. erwachsenden Kosten allein und ist im Fall entstehenden Schadens zu dessen voller Erstattung verpflichtet. Sollte er die A. aus ir-

gend einer Ursache geflissentlich unterlassen, so hat jeder der übrigen Wechselverbundenen ein Recht, wenn ihm sein Interesse dadurch besser gewahrt erscheint, die A. zu betreiben, und zwar auf Kosten desjenigen, der die Pflicht dazu verabsäumt. Die A. von **Staatspapieren** auf Namen findet Statt, wenn Jemand auf irgend eine Weise gegen seinen Willen, also auch durch Zuthun Dritter, Staatspapiere, welche auf seinen Namen gestellt sind, verloren hat.

Die A. von **Staatspapieren, Schuldscheinen und Aktien** au porteur ist eine der praktisch-wichtigsten Fragpunkte im Verkehr mit au porteur lautenden Papieren, und die besten Autoritäten stimmen keineswegs in den Principien überein, auf welche hin überall zu entscheiden sey. Die meisten Gesetze lassen darüber im Unklaren, und viele berühren den Gegenstand nicht einmal, der doch so oft u. so tief in das größere Geschäftsleben eingreift. Im Allgemeinen läßt sich die Frage, ob einem Gesuche um A. abhanden gekommener, au porteur gestellter Papiere von Seiten der Gerichte zu deferiren sey oder nicht, folgendermaßen beantworten: Es gilt als Grundsatz, daß schon der bloße Besitz eines Papiers au porteur, ohne förmliche Cession, zur Geltendmachung des Eigenthums vollkommen hinreiche, daß der bloße Inhaber eines solchen Papiers, eben weil er es in Händen hat, präsumtiv als redlicher Besitzer und Eigenthümer dastehe, daß der Staat oder die Aktiengesellschaft, durch absichtliches Weglassen jedes speciellen Namens auf das Deutlichste zu erkennen gibt, ein jeder Nachfolger des ersten Abnehmers soll gerade so gut wie dieser als präsumtiver rechtlicher Inhaber betrachtet werden. Aber eben darum streitet die Vermuthung gegen den, der, ohne es in den Händen zu haben, sich für den bisherigen rechtmäßigen Eigenthümer des fraglichen Papiers ausgibt u. dessen A. nachsucht. Aus diesen Vordersätzen erhellt klar die Richtigkeit der Folgerung: wer Papiere au porteur verloren zu haben vorgibt und nun deren A. von Gerichtswegen verlangt, muß zuvor solche Beweise beibringen, welche die diesen Papieren wesentlich beiwohnende Vermuthung eines rechtsgültigen Eigenthumsübergangs entkräften und zugleich zeigen, daß er, der Bittsteller, rechtlicher Inhaber der fraglichen Papiere wirklich gewesen sey. Es ist einleuchtend, daß, wenn für den Einen eine kräftige Vermuthung streitet, der Andere, welcher gegen diesen rechtliche Ansprüche machen will, diese Vermuthung erst aus dem Wege räumen müsse. Der Beweis muß darthun, daß der Bittsteller wirklich rechtlicher Besitzer gewesen und daß das, was vorgefallen sey, den zufälligen Verlust wenigstens sehr wahrscheinlich macht. Ueber die Beweisführung müssen nothwendig die einzelnen Fälle entscheiden. Die wichtigsten gesetzlichen Bestimmungen sind folgende: Nach **österreichischem Recht** ist A. nur bei solchen Papieren au porteur zulässig, für deren gänzlichen Verlust oder zufällige gänzliche Vernichtung volle Beweise beigebracht werden. Hier schützt das Recht den redlichen letzten Besitzer, und die Frage, ob sein Vorgänger redlich oder unredlich besessen habe, kommt gar nicht zur Erörterung. Das **preußische Landrecht** bestimmt: Der frühere Inhaber einer Obligation au porteur darf, ohne die Urkunde, weil sie abhanden gekommen, zurückliefern zu können, den Betrag derselben erheben, wenn er zuvor Kaution gestellt oder A. auf seine Kosten erwirkt habe; jedoch nur auf vorhergegangenes öffentliches Aufgebot, das nur dann Statt finden kann, wenn der Zufall des Abhandenkommens gehörig bescheinigt worden ist. Die **frankfurter** Rathsverordnung vom 8. Juli 1817 gestattet die A. nur dann, wenn der letzte Besitzer des Papiers au porteur einen totalen Untergang desselben dergestalt zu bescheinigen vermag, so, daß der Staat durch solchen Verlust sich mit dem Schaden des dritten Besitzers offenbar bereichern würde. Nach diesem Gesetze hat also der Bittsteller zuvor zu beweisen, daß das zu amortisirende Papier gänzlich vernichtet worden und daß solches durch ein Unglück, d. h. durch einen reinen Zufall geschehen sey. Vgl. **Mortifikation**. Unter A. in der Bedeutung von **Schuldentilgung** versteht man den Rückkauf von Staatsschuldscheinen aus dem Verkehr für Rechnung des Staats, zu dem Zwecke, um sie außer Gebrauch zu setzen.

Amos, jüdischer Prophet, in unsern Bibeln zu den sogenannten kleinen Propheten gerechnet, war ein Hirte aus Thekoa, einer kleinen Stadt, 5 St. südöstlich von Jerusalem, nicht weit von der gleichnamigen Wüste. Obgleich arm und nicht zum Propheten erzogen, war er doch nicht aller Bildung fremd und namentlich mit den poetischen Erzeugnissen seiner Nation vertraut, woraus sich seine Befähigung zum Prophetenthume und zum Niederschreiben seiner Orakel erklärt. Er weissagte zu der Zeit des Königs Usias von Juda und Jerobeams II. von Israel und trat zu Bethel auf, wo der heidnische Priester Amazia sich ihm widersetzte und durch eine Anklage bei Jerobeam seine Vertreibung aus dem Reiche Israel zu bewirken suchte. Die Weissagungen A.' stammen alle aus einer Zeit, sind regelmäßig geordnet und beziehen sich meist auf das Haus Israel, das sich damals in großem Flore befand, aber durch seine Sittenlosigkeit und Abgötterei den theokratischen Eifer des Propheten aufregte und dessen Drohungen und Warnungen veranlaßte. Die Sünden Israels mit dem daraus hervorgehenden Verfalle und endlichen Untergange des Reiches durch die Assyrer werden mit vieler Klarheit, Lebendigkeit und Bestimmtheit geschildert, bald in prophetischen Reden, bald in symbolischen Visionen nebst Deutung, worauf eine Verheißung glücklicher Zeiten für das durch Drangsale gebesserte Volk das Ganze versöhnend schließt. A.' Vortrag ist ausführlich, klar und gerundet, bisweilen etwas einförmig; die Bilder, häufig aus dem Land- und Hirtenleben entlehnt, sind deutlich und treffend, die Symbole geschmackvoll; die Sprache zeichnet sich durch Reinheit und fast durchgängige Korrektheit aus. Ueberhaupt gehört A. zu den Propheten aus der bessern Zeit des Hebräismus und erhebt sich durch edle Einfachheit und Originalität über die meisten Seher der spätern Zeit, deren Schriften uns erhalten worden sind. Die vorzüglichsten Bearbeitungen des Propheten lieferten Joh. Christoph Harenberg (Leyden 1763), Justi (1799), Swanborg

(Upsala 1808—1809), Vater (1810), Rosenmüller in den „Schol. in V. T.", (Thl. 7, Bd. 2).

Amoy (Emuy), chinesische Insel im chinesischen Meere, zwischen dem festen Lande und der Insel Formosa. Die gleichnamige Hauptstadt der Insel, mit geräumigen und sicheren Häfen, ist, obschon in unfruchtbarer und ungesunder Lage, doch einer der blühendsten kleineren Handelsorte des chinesischen Reichs und der Sitz vieler sehr wohlhabenden und thätigen Handelshäuser, die einen lebhaften Verkehr mit Formosa und den Häfen an der chinesischen Süd- und Westküste, mit Siam, Japan, Java, Singapor ꝛc., treiben, der sich in die Millionen beläuft. Bevor Kanton dem europäischen Handel geöffnet worden, waren hier die Faktoreien der Briten, Holländer, Franzosen ꝛc. Sie wurden 1732 auf Befehl der Regierung geschlossen, und spätere vielfältige Versuche, das chinesische Gouvernement zu vermögen, europäische Handelsstationen in A. von Neuem zu dulden, blieben ohne Erfolg.

Ampel, s. Ampulla.

Ampelgewächse, Modezierpflanzen, die, in mehr oder minder geschmackvoll gearbeiteten Ampeln gezogen, einen Schmuck der Zimmer bilden. Die vorzüglichsten A. sind: Crassula spatulata, Cordyline vivipagora, Disandra prostrata, Hesperia procumbens, Isolepis pygmae oder prolifera, Linnaria cymbelaria, Lycopodium brasiliense und caesium, Saxifraga sarmentosa u. minor, Sedum Sieboldi und denticulatum, Syptorpia europaea.

Ampelius, Lucius, römischer Schriftsteller der spätern Kaiserzeit, wahrscheinlich im 4. Jahrhundert, Verfasser einer seit Salmasius meist den Ausgaben des Florus beigefügten kleinen Schrift: „Liber memorialis", die in 50 kurzen Abschnitten einen gedrängten Ueberblick des Bemerkenswerthesten der Geschichte, Geographie, Astronomie ꝛc. liefert, aus ältern Schriftstellern größtentheils zusammengetragen. Erzählung und Sprache sind einfach, aber die Flecken der gesunkenen Latinität sind sehr sichtbar. Abgesonderte Ausgaben sind von Tzschucke (Leipzig 1793), die beste von J. A. Beck mit Kommentar (das 1826).

Ampelopsis, (nach Michaux, Zaunrebe, Jungfernwein), Pflanzengattung aus der Familie der Ampeliden mit folgenden charakteristischen Merkmalen: Kelch fast ungezähnt; Blume 5blätterig; die Blumenblätter an der Spitze getrennt u. ausgebreitet; Staubgefäße 5; der Griffel mit kopfiger Narbe; Eierstock am Grunde nicht in die Scheibe eingesenkt; Beere 2—4samig. Von den 13 Arten der Gattung, Sträucher in Asien und Amerika, sind als Zier- und Arzneipflanzen bekannt: A. bipinnata *Michx.*, in Carolina und Virginien, mit gestielten Blumentrauben und kugelrunden, ocherweißen Beeren, ein Kletterstrauch, der eine sehr schutzreiche, etwas beschattete Stelle, einen mäßig feuchten, etwas lehmigen Boden und im Winter Umkleidung und Bedeckung verlangt. A. Botrya *Dec.*, an der Südostküste Afrika's, hat herzförmige, 3—5lappige, gekerbte, filzige Blätter, etwas getheilte, schwarze, eßbare Beeren tragende Trauben. Die Wurzel wird von den in Zanguebar sich aufhaltenden Portugiesen Pareira brava genannt und als auflösendes und harntreibendes Mittel bei Wassersuchten und Pleuritis angewendet. die bekannteste Art A. hederacea *Dec.*, epheuartige Z., wilder Wein, fünfblätteriger Epheu, Jungfernrebe, Hedera quinquefolia *L.*, aus Nordamerika. Stengel und Aeste sind mit Saugwurzeln versehen, wodurch sich dieser Kletterstrauch dicht an Mauern und andern Gegenständen anheftet. Die Blumen sind grünlichweiß, in gabelästig-doldentraubigen Endtrauben. Er findet sich häufig in Gärten angepflanzt und verträgt leicht unsere kältesten Winter, eignet sich wegen seiner dichtstehenden Blätter ganz besonders zu schattigen Lauben und Bekleidung der Mauern, wo er sich im Sommer durch sattes Grün und im Herbst durch die hochrothe Farbe, die seine Blätter vor dem Abfallen annehmen, sehr schön ausnimmt. In medicinischer Beziehung wird er in Nordamerika zum Theil wie der Epheu in Europa benutzt. A. indica *Kostel.*, Vitis indica *L.*, aus Ostindien, hoch an Bäumen hinankletternd, hat rundlich-herzförmige, oft etwas eckige, fein gezähnte, oben glänzende, unten flaumhaarig-zottige Blätter; die Beeren sind den Weinbeeren ähnlich, schwarz, sauer. Der Saft der Wurzel ist auflösend und gelind abführend; mit Oel und Kokosmilch zu einer Salbe gemacht, dient er gegen Geschwulste und Ausschläge.

Ampelorden, s. Ampulla.

Ampelus, Sternbild, s. v. a. Antinous.

Ampère, 1) André Marie, einer der größten Physiker und Mathematiker, war den 20. Jan. 1775 zu Lyon geboren. Der Vater, ein gebildeter Kaufmann, widmete sich, von den Geschäften zurückgezogen, selbst der ersten Bildung des Knaben, welcher, körperlich wenig entwickelt, in frühester Jugend schon so viel mathematisches Talent zeigte, daß er, noch nicht 12 Jahre alt bereits mit den Elementen der Mathematik und Geometrie hinlänglich bekannt war, um nach Lyon in die Schule des Mathematikers Daburon zu kommen und von diesem in die höhere Analysis eingeführt zu werden. Der Tod seines Vaters unter dem Beile der Guillotine lähmte eine Zeit lang alle Geisteskräfte A.'s, bis Rousseau's mit Begeisterung geschriebene botanische Briefe ihn aus dem Zustande tiefer Apathie rissen, indem sie ihn dem botanischen Studium wieder gewannen. Ohne eigenes Vermögen zu besitzen, heirathete A. 1799 und mußte zu Lyon durch Privatunterricht in der Mathematik seinen Unterhalt verdienen; nebenbei aber begann er, angeregt durch Lavoisiers Schriften, Chemie und Physik gründlich zu studiren. Schon 1801 ging er als Professor der Physik und Chemie nach Bourg und begann hier mit unvollkommenen Instrumenten zu experimentiren. Bald nachher arbeitete er an jener Preisaufgabe, welche Napoleon im Moniteur mit den Worten aufstellte: „Ich wünsche Demjenigen eine Summe von 60,000 Fr. zu geben, dessen Versuche und Entdeckungen für die Kenntniß der Elektricität und des Galvanismus einen Fortschritt bewirken, jenen vergleichbar, die in diesen Wissenschaften von Franklin und Volta gemacht wurden. Ich bezwecke nichts damit, als die Aufmerksamkeit der Physiker auf diesen Theil der Physik, der, meiner Ansicht nach, die Bahn zu

großen Entdeckungen eröffnet, zu lenken". Zwar gewann der Engländer Davy den Preis durch seine Entdeckung der Verhältnisse der chemischen und elektrischen Anziehung und durch die Darstellung der Erdmetalle, gleichwohl bleibt A. der Ruhm, dem Aufruf des ersten Konsuls auf dieser Bahn großer Entdeckungen eben so eifrig wie der berühmte Brite entsprochen zu haben. A. erfüllte erst 1820 das Programm Napoleons. Im J. 1802 dagegen schrieb er: „Essai sur la théorie mathématique du jeu", und bald darauf: „Sur l'application à la mécanique des formules du calcul des variations". In Folge dieser gründlichen Abhandlungen wurde er als Professor des Lyceums nach Lyon berufen, wo er seine kränkliche Gattin und seinen Sohn Jean Jacques A. zurückgelassen hatte. Durch diese Beförderung ging ein sehnlicher Wunsch A.'s in Erfüllung Aber der Tod seiner Gattin nach langer Krankheit brachte hier so viel Kummer in A.'s Seele, daß er abermals in eine tiefe Schwermuth versank. Aber wie er sich einst durch das Studium der Botanik und den Horaz aus der tiefen Trauer seines Gemüths erhoben hatte, so raffte er sich auch diesmal durch ein neues Studium, das ihn in eine ganz andere Bahn warf, aus der trägen Erschlaffung auf. In Paris nämlich, wohin er 1805 als Professor der Analyse bei der polytechnischen Schule berufen worden, vergrub er sich in die Geheimnisse der Metaphysik und spekulativen Philosophie und beschäftigte sich eifrigst mit jenen Untersuchungen, welche geeignet sind, den Geist aus seinen gewohnten Ideen ganz zu entführen. Indessen leiteten ihn die Pfade durch das Gebiet des reinen Denkens bald wieder auf den eigentlichen Grund und Boden seiner geistigen Existenz, zur Physik und Mathematik zurück. Sechs Abhandlungen über mathematische Gegenstände im „Journal de l'Ecole polytechnique" und im „Recueil de l'Instit." bestimmten die Akademie der Wissenschaften, ihn 1814 an Bossuets Stelle zum Mitglied zu wählen. Nach den Veränderungen des Instituts durch die Bourbonen blieb A. Mitglied der mathematischen Abtheilung der Akademie, und zwar in der Sektion der Geometrie. In dieser Zeit nahm A. die physikalischen Untersuchungen wieder auf, welche hauptsächlich den Magnetismus und die Elektricität zum Gegenstande und die wichtigsten Resultate zur Folge hatten. A. traf auf diesem Gebiete mit Oersted, dem Entdecker des Elektromagnetismus, zusammen und hat sich wie dieser unsterblich gemacht, indem er in seinen Versuchen zu dem wichtigen Gesetze gelangte: „Zwei in denselben Flächen und parallel mit einander aufgestellte Elemente elektrischer Strömung ziehen sich im graden Verhältniß des Produkts der elektrischen Intensitäten u. im umgekehrten Verhältniß des Quadrats der Entfernung an, wenn diese elektrischen Strömungen nach derselben Richtung gehen, und stoßen sich nach denselben Gesetzen ab, wenn sie nach entgegengesetzter Richtung gehen". A. legte diese für Physik und Chemie folgenreiche Entdeckung, an welche sich eine große Anzahl neuer Schlüsse und Resultate anreiht, nieder in den Schriften: „Recueil d'observations électro-dynamiques" (1820), „Precis de la théorie des phènomenes électro-dynamiques" (1824) und „Description d'un appareil électro-dynamique" (1824). Später gab er in den Memoiren der Akademie theils Nachträge, theils Resumées, so wie er in den „Annales de physique et de chemie" seine Versuche und Resultate über die Identität der magnetischen und der elektrischen Kraft mittheilte. Inzwischen war A. 1824 Professor der Experimentalphysik am Collège de France und 1826 Generalinspektor der Universität geworden. Er † jedoch schon den 10. Juni 1836 auf einer Geschäftsreise in Marseille.

2) Jean Jacques, Sohn des Vorigen, am 12. August 1800 zu Lyon geboren und in Paris unter dem Glanze des Kaiserreichs und in dem universalistischen Geiste seines großen Vaters erzogen, gehört zu den vorurtheilsfreiesten, vielseitigsten und einflußreichsten Lehrern der heutigen französischen Jugend. Nachdem er in Paris den Grund zu seiner Bildung gelegt, durchreiste er ganz Frankreich, vom Norden bis zum Süden, einen Theil Spaniens, ganz Italiens und Deutschland, wo er 1827 die Vorlesungen von A. W. Schlegel in Berlin besuchte, und in Gesellschaft deutscher Gelehrten selbst Dänemark, Norwegen und Schweden (vergl. seines Reisebegleiters W. Häring „Herbstreise durch Skandinavien", Berlin 1828, 2 Bde.). Nach seiner Rückkehr ins Vaterland hielt er, als es ihm unter dem Ministerium Polignac nicht gelang, eine öffentliche Anstellung zu finden, einige Zeit literarische Vorlesungen im Athenäum zu Marseille. Im Jahre 1831 ward er an Andrieux' Stelle Professor am Collège de France und Villemains Nachfolger an der Sorbonne, so wie Professor an der Normalschule. Als Schriftsteller, als Kritiker, streitet A. stets geharnischt und gerüstet mit den schweren Waffen der Gelehrsamkeit, daher immer durchschlagend und bis auf den Kern eindringend. In seinen selbstständigen Werken hat jedoch Alles, was A. sagt, den widerlichen Geruch bloßer Stubengelehrsamkeit abgestreift, überall weht jugendliche Frische und feiner geistreicher Weltton, dem die tüchtigste Wissenschaft das Gepräge der Humanität aufgeprägt hat. A. achtet und liebt die deutsche Literatur u. ist eines ihrer wichtigsten Organe in Frankreich. Doch ist auch der fernste Orient von dem Kreise seiner Studien nicht ausgeschlossen, wie seine Aufsätze über China, Persien, Indien, Aegypten und Nubien, so wie seine mit Merimée 1840 nach der Levante unternommene Reise beweisen. Von seiner Kenntniß der klassischen und südeuropäischen Literatur legt sein Werk „La Grèce, Rome et Dante" (Paris 1850) rühmliches Zeugniß ab. Auch mit der holländischen Literatur hat sich A. in neuester Zeit beschäftigt. Eine Sammlung seiner in den verschiedenen Revuen nach und nach veröffentlichten sprachlichen und literargeschichtlichen Aufsätze erschien unter dem Titel: „Littérature et voyages" (Paris 1854, 2 Bde.). Von seinen übrigen Schriften sind zu bemerken der „Discours sur l'histoire de la poésie" (Paris 1830), der „Discours sur la littérature franç. dans ses rapports avec les littératures étrangères" (das. 1832), die „Histoire littéraire de la France avant le 12me siècle" (das. 1839, 3 Bde.) und die Schrift „Sur

la formation de la langue française“ (das. 1841, 3 Bde.).

Ampfer (Rumex), Pflanzengattung aus der Familie der Polygoneen, mit dem Buchweizen verwandt. Es sind meist knotige Kräuter mit großen Scheiden am Grunde der abwechselnden Blätter, dreieckigen nackten Samen im 5spaltigen, oft gefärbten Kelch, meistens 6 Staubfäden, 3 Narben. Die Blüthen stehen in Rispen oder Trauben, die aus vielen Quirlen zusammengesetzt sind. Allgemein bekannt ist der gemeine oder große Sauer-A. (R. acetosa), der auf feuchten Wiesen und in Grasgärten in Deutschland wächst, einen aufrechten, 2—3 Fuß hohen Stengel mit pfeilförmigen Blättern hat und seine Blüthen im Mai und im Juni in einer langen, etwas ästigen Rispe trägt. Die säuerlichen Blätter werden vom Vieh gern gefressen und in unsern Küchen zu Suppen u. s. w. benutzt; auch zu Sauerkleesalz. 2000 Pfund frisches Kraut geben 16 Pfund Salz. Der kleine A. (R. acetosella) wächst in Deutschland auf Aeckern, Triften und an Wegen, blüht vom April an den ganzen Sommer hindurch. Er hat spießförmige, langgespitzte Blätter, wie der vorige, und ist zweihäusig, so daß die eine Pflanze nur männliche, die andere nur weibliche Blüthen trägt. Der schildförmige A. oder der römische (auch französische) Sauer-A. (R. scutatus), mit anfangs niederliegenden, dann aufsteigenden Stengeln, mit bläulichgrünen, herzförmig spießähnlichen Blättern, im südlichen Frankreich, zwischen Felsen, auch im südlichen Deutschland, wird häufig in unsern Gärten zum Verspeisen angepflanzt und gibt eines der beliebtesten Suppenkräuter ab. Er blüht im Mai und Juni. Der krause A. (R. crispus), ausgezeichnet durch die wellenförmig-krausen Blätter, deren unterste länglich eiförmig, die obersten lanzettförmig sind, wegen dieser Gestalt seiner Blätter oft auch die krause Ochsenzunge genannt, wächst bis 3 Fuß hoch, die Quirle der Blumentrauben, welche rispenartig beisammen stehen, sind einander sehr nahe, die rundlichen, fast herzförmigen, ganzrandigen Kronenblättchen haben sämmtlich eine Drüse auf dem Rükkennerv. Die außen röthlichbraune, innen weiße Wurzel dient gegen den Grind des Rindviehs; daher der Name Grindwurz. Der spitzige A. oder Wiesen-A., Mengelwurz (R. acutus), wird auch Pferde-A. oder wilder Rhabarber oder Hungerkraut genannt. Er hat lange, herzförmige, zugespitzte Blätter, wird 2—4 Fuß hoch und mehr oder weniger ästig. Auf feuchten Wiesen, auf Grasplätzen und an Wassergräben, überall in Deutschland, findet man ihn den ganzen Sommer hindurch blühend. Die Wurzel färbt gelb. Der stumpfblätterige A. (R. obtusifolius), die Grundwurz, mit langgestielten, herzförmigen Blättern, wächst fast überall in Deutschland an Gräben und auf Schutt, blüht, wie die meisten großen Ampferarten, vom Juni bis August. Der Wald-A. (R. nemolapathum), ist dem vorigen im Wuchs und in den Blättern ähnlich, hat aber schlankere Zweige und unterscheidet sich besonders durch die Form der Kronenblättchen, welche zwar auch stumpf, aber schmäler und ganzrandig sind. Er wächst wie der vorige in feuchten Gebüschen und Laubwäldern. Der Riesen-A. (R. hydrolapathum), spitzige A., ist die größte unter allen deutschen Arten, wird oft mannshoch, hat daumendicke Stengel, die Wurzelblätter sind mit dem Blattstiel gegen 2 Fuß lang, breit lanzettförmig, gegen den Blattstiel und gegen die Spitze hin verschmälert, am Rande wellenförmig verkerbt. Die Kronenblättchen sind eiförmig-dreieckig, stumpf und alle mit einer starken Drüse versehen. Er blüht Ende des Sommers, in Gräben und Teichen, am Ufer der Flüsse und Seen. Der Wasser-A. (R. aquaticus) blüht im Juni und Juli. Der goldgelbe A. oder Meer-A. (R. maritimus) treibt aus der inwendig rothen Wurzel 1—2 Fuß hohe, ästige Stengel mit schmalen Blättern; die Kronenblättchen haben an jeder Seite unten zwei sehr lange Zähne und sämmtlich eine schwülige Rückendrüse, welche zur Zeit der Fruchtreife goldgelb wird, wovon die ganze Pflanze, da die Zweige reichlich mit dichten Blüthenquirlen besetzt sind, um diese Zeit ein goldgelbes oder bräunlichgelbes Ansehen gewinnt. Standort in Gräben, an Seen und Mistställen. Der knäuelblüthige A. (R. conglomeratus), in ganz Deutschland an Gräben und in schattigen Wäldern häufig, ist leicht zu erkennen. Der $1\frac{1}{2}$—2 Fuß hohe Stengel ist sehr ästig mit ausgebreiteten Aesten, an welchen die dichten Blüthenquirle ziemlich entfernt stehen, an jedem Quirle, mit Ausnahme der obersten, einander näher gerückten, befindet sich ein schmales Blatt, die Kronenblättchen haben sämmtlich Drüsen, sind fast so breit wie lang und stumpf. Die untersten Blätter der Pflanze sind herzförmig, oder eiförmig-länglich, gewöhnlich stumpf und wie die weiter nach oben stehenden schmäleren Blätter etwas wellenrandig. Der schöne A. (R. pulcher) ist im Wuchse und den Blättern dem vorigen ähnlich, aber kleiner, und die Wurzelblätter sind buchtig (fast geigenförmig); der Hauptunterschied besteht in den Blüthen, deren Kronenblättchen eirund-lanzettförmig, stumpf und auf jeder Seite mit 4 pfriemenförmigen Zähnen versehen sind; von den drei Kronenblättchen hat nur eins eine deutliche Drüse. Er kommt im südlichen Deutschland an Wegen u. Ackerrändern vor.

Ampfer-Roth, ein Pflanzenpigment, welches aus dem gemeinen Ampfer (Rumex acetosa) erhalten wird. Der farblose Absud der rothen Blätter des gemeinen Ampfers wird durch Alkalien schön gelb, durch Säuren oder Alaun roth gefärbt. Die Wurzel des gemeinen und kleinen Ampfers gibt eine schöne, rothe Saftfarbe für Maler. Der Saft des blutadrigen Ampfers wird an der Luft dunkelblau und ist ebenfalls als Färbestoff zu gebrauchen.

Ampfing, Dorf und Poststation im bayrischen Kreis Oberbayern, mit 500 Einwohnern, bekannt durch die Schlacht bei A., auf der Hirschkuhwiese, zwischen Ludwig von Bayern und Friedrich von Oesterreich 1322, in welcher letzterer gefangen wurde. Auf dem Schlachtfelde steht noch eine Kapelle (Wimpesing). Ein Gefecht am 1. Dec. 1800 zwischen den Oesterreichern unter Erzherzog Johann und den Franzosen unter Grenier entschied sich zum Vortheil der erstern, doch wurde der Erfolg des Tages durch die zwei Tage darauf

(3. Dec.) geschlagene Schlacht bei Hohenlinden, in welcher Moreau das österreichische Heer aufrieb, wieder vernichtet.

Amphiaraus, ein weissagender Heros, aus dem berühmten Sehergeschlechte der Melampodiden von Argos, Sohn des Weissagegottes Apollo oder des Oicles und der Thestiade Hypermnestra oder Clytämnestra, Gemahl der Eriphyle und Vater des Alcmäon, des Amphilochus, der Eurydice und der Demonassa, Genosse bei der kalydonischen Jagd, der Argonautenfahrt und dem Kriege der Sieben gegen Theben. Obschon er den unglücklichen Ausgang dieses Krieges vorhersah, ließ er sich doch durch seine von den Bundesgenossen mittelst des Halsbandes der Harmonia bestochene Gemahlin bereden, an dem Feldzuge Theil zu nehmen. Vor der Schlacht bei Theben schwebte ein Adler hernieder, nahm den Speer des Helden mit sich in die Höhe und ließ ihn dann wieder herabfallen, so daß derselbe in die Erde fuhr, darin wurzelte und als Lorbeerbaum (welcher dem Apollo heilig ist) aufgrünte. A. entwich aus der Schlacht, u. auf Zeus' Geheiß wurde der Fliehende sammt seinem Streitwagen von der Erde verschlungen. Seitdem wurde er als Gott verehrt, nicht bloß von den Achäern zu Argos und Sparta, sondern auch in den Gegenden Böotiens, wo der Achäerstamm eine Zeitlang herrschend war, bei Potniä, zu Oropus und an zwei Orten, welche Harma, Wagen, genannt wurden, weil man an beiden behauptete, daß daselbst der Wagen des A. versunken sey, nämlich bei Mycalessus und auf dem attischen Berge Parnes. Auf dem letztern Berge stand auch ein Altar des Zeus Semaleos, des Zeichengebers, und nach ihm, welcher Athen gerade gegen Norden lag, richteten die Pythaisten bei Nacht ihre Blicke und harrten, bis sie Blitze (oder Nordlichter) von dorther erspäht hatten und darin das Zeichen fanden, daß die günstige Zeit zur feierlichen Wallfahrt nach Delphi erschienen sey. Der Wagen des A. war mithin das Gestirn des Wagens, welcher bei seinem tiefsten Stande von Athen aus gesehen mit der Spitze der Deichsel nach dem Orte Harma auf den Parnes wies. Da sich die Weissager bei ihren Himmelsbeobachtungen nach diesem Gestirne richteten, so wurde der Lenker des Sternwagens zum Propheten, der den Willen des höchsten Gottes, Zeus Hypatos (Summanus), welcher das Weltall lenkt, kennt und durch nächtliche Blitze oder Nordscheine verkündigt. A. wird nun überhaupt nächtlicher Orakelgott, der auch durch Träume den Fragenden Rath ertheilt, und da diese unter Gebet im Heiligthum einschlummerten, so erhielt er den Namen A., der Angebetete, seinen Sohn aber nannte man Amphilochus, den das Lager Umschwebenden, der dem Schlummernden durch Träume Offenbarungen mittheilt. Das berühmteste Heiligthum des A. befand sich zu Oropus an einer Heilquelle; der Tempel war mit Bildsäulen der verschiedenen Heilgottheiten angefüllt u. hieß Amphiaräum. Nachdem der Fragende sich gebadet und gereinigt hatte, schlachtete er zum Sühnopfer einen Widder und legte sich auf dessen Fell zum Schlafen nieder. Im Traume empfing er dann die Antwort, und wenn er dadurch Genesung erlangte, so warf er zum Danke ein Stück Gold oder Silber in die heilige Quelle. Diese sprudelte wahrscheinlich aus einer Grotte oder Kluft hervor, denn man erzählte, daß hier A. wieder als Gott emporgestiegen. Dieselbe Art des Orakelgebens durch Heilschlaf oder Inkubation fand auch im Heiligthum des Faunus bei Tibur, unter dem Berge Catillus, Statt, daher werden die Gründer desselben, Tiburtius, Catillus und Coras, Söhne des A. genannt.

Amphibalus, heiliger Mönch, der den Bischof St. Alban bekehrte u. mit ihm in der zehnten Verfolgung unter Diocletian getödtet wurde. Ihm wird ein Werk unter dem Titel: Ad instituendam vitam Christianam, und einige Homilien zugeschrieben. Gedächtnißtag: 25. Juni.

Amphibien, s. Reptilien.

Amphibiolithen, ältere Benennung der versteinerten, organischen Ueberreste von Amphibien (Reptilien), für welche man jetzt den passenderen Ausdruck fossile Reptilien (s. d.) zu gebrauchen pflegt.

Amphibolie, Zweideutigkeit, Doppelsinn, welcher entweder aus doppelsinniger Konstruktion oder aus mehrfacher Bedeutung oder auch verschiedener Betonung, theils vorsätzlich (wie in Orakeln), in witzigen Aussprüchen, Epigrammen, theils unwillkürlich entsteht. Bekannt ist die A., mit welcher das delphische Orakel dem Pyrrhus antwortete, als er die Römer angreifen wollte: Ajo, te, Aeacida, Romanos vincere posse, gleich richtig: ich verkündige, daß du, Aeacide, die Römer besiegen kannst, und: ich verkündige, daß die Römer dich, Aeaciden, besiegen können. Die A. ist daher ursprünglich von der Aequivoke verschieden; aber oft dasselbe, was die Franzosen Calembourg nennen. In der Philosophie versteht man darunter eine Verwechslung der Begriffe.

Amphibolische Gesteine, 4. Klasse der vulkanischen Gebilde, zwischen augitischen und granatischen Gesteinen die Mitte haltend. Es ist ein krystallinisch-körniges Gemenge von Hornblende und Albit oder Feldspath, zum Theil auch mit Quarz, theils mit deutlich unterscheidbaren, theils mit nicht mehr unterscheidbaren Gemengtheilen und im letzteren Falle ins Dichte übergehend; außerdem nennt man auch reine Hornblende-Gesteine so. Diese Gebirgsarten sind massig, oder geschichtet und wahrscheinlich von anderer Entstehung als die augitischen Gesteine. Gattungen: Aphanit, Aphanitschiefer, Hornblendeschiefer, Hornblendgestein, Diorit, Dioritschiefer.

Amphibrachys, d. h. der an beiden Seiten Kurze, dreisylbiger, an beiden Seiten kurzer Versfuß, ⏑ — ⏑, z. B. legebat, Gesänge. Rhythmen, in denen dieser Versfuß vorherrscht, sind weichlich und schwach, mit jambischem Ausgange aber zu leichten und komischen Gedichten geeignet.

Amphictyon, Sohn des Hellen oder des Deucalion und der Pyrrha, Gemahl der Cranaë, vertrieb seinen Schwiegervater, den attischen König Cranaus, und wurde wiederum von Erichthonius verdrängt. Nach der Sage war er Stifter der Amphiktyonien in Attica, Locris, Aetolien, in Böotien zu Onchestus, vorzüglich aber von der Amphiktyonie thessalischer Stämme zu Anthela an den Thermopylen, wo sein Tempel neben dem der Demeter Amphictyonis stand.

Amphictyonis, Beiname der Demeter von ihrem Tempel zu Anthela (s. Amphiktyonen).

auch Bezeichnung einer zum Amphiktyonenbunde gehörigen Stadt.

Amphigenstoffe, Säuren- und Basenbilder, nach **Berzelius** solche chemische Stoffe, welche die Fähigkeit besitzen, mit den brennbaren einfachen Körpern zwei elektrisch verschiedene Reihen von Verbindungen einzugehen. Diese Stoffe sind: Sauerstoff, Schwefel, Selen und Tellur. Der Sauerstoff verbindet sich mit den elektronegativen brennbaren einfachen Körper zu Säuren, mit den elektropositiven zu Basen, welche Eigenschaft auch Schwefel, Selen und Tellur besitzen. Sie geben mit den elektronegativen brennbaren einfachen Körpern elektronegative Verbindungen ein, welche in ihrem Verhalten den Säuren analog sind, und mit den elektropositiven einfachen Körpern elektropositive Verbindungen, welche den Basen gleichen. Diese beiden Arten von Verbindungen können sich einander gerade so neutralisiren, wie die Sauerstoffsäuren und Sauerstoffbasen unter einander, indem sie dabei, wie diese, Salze hervorbringen.

Amphiktyonen, eigentlich Umwohnende, dann die zu einer **Amphiktyonie** (Bundesgenossenschaft) zusammengetretenen Völkerschaften. Dergleichen Bundesgenossenschaften, die ursprünglich einen religiösen Zweck hatten, das Fest eines Gottes gemeinschaftlich zu begehen, oder einen allen benachbarten Völkern heiligen Tempel gegen fremde Angriffe zu schützen, später aber eine hohe politische Bedeutung erlangten, gab es in Griechenlands Vorzeit mehre; aber von vielen, deren Existenz zum Theil der vorhistorischen Periode des Hellenismus angehört, ist uns wenig mehr, als der Name und eine oder die andere Notiz bekannt. Am tiefsten in Dunkel gehüllt ist die Amphiktyonie von **Argos**, welche Argos, Lacedämon und Messenien, vielleicht auch Sicyon und Aegina umfaßt haben mag. Die ganze Existenz derselben beruht auf unsichern Angaben der Alten, namentlich auf einer Stelle des Pausanias (IV, 5, 1), deren Deutung zweifelhaft ist. Bestimmtere Zeugnisse sind vorhanden von der Amphiktyonie von **Calaurea**, welche sich an den Tempel des Poseidon auf diesem Eilande anschloß. Es gehörten dazu die Städte Hermione, Epidaurus, Aegina, Athen, Prasiä, Nauplia und das minyeische Orchomenos. Später verschafften sich Argos und Sparta durch Verdrängung von Nauplia und Prasiä in jenem Siebnerbunde Stimmen. Der Ursprung des Bündnisses scheint vor den dorischen Wanderungen in die Blüthezeit von Orchomenos zu fallen. Zur Amphiktyonie von **Onchestus**, auf dem Gebiete von Haliartus, ebenfalls an ein Poseideion geknüpft, gehörten wahrscheinlich auch die Thebäer und Orchomenier. Die von **Amarynthus** in Euböa schloß sich an den Tempel der Artemis an. Unter den in ihr geschlossenen Verträgen ist besonders der zwischen Eretria und Chalcis bemerkenswerth, wonach in den Kämpfen zwischen beiden Städten keine ferntreffenden Waffen sollten gebraucht werden. Der Mittelpunkt der Aphiktyonie auf **Delos** war der Tempel des Apollo. Sie wurde beschickt von den cykladischen Inseln und den benachbarten Ioniern. Nach Plutarch schrieb man ihre Stiftung dem Theseus zu; bei den Festversammlungen fanden nicht bloß gymnische, sondern auch musische Spiele Statt, wie in Delphi. Im Verlaufe der Zeit verfielen diese Feste, bis die Athener sie endlich, nach Lustration der Insel (426 v. Chr.), wieder erneuerten und das Wagenrennen den frühern Spielen beifügten. Als Theilnehmer werden auf dem Marmor Scandvicense genannt die Bürger von Myconus, Scyrus, Tenos, Ceos, Siphnus, Seriphus, Jos, Paros, Icarus, Naxus, Andros und Carystus auf Euböa. Auch die athenische Theoria nach Delos schloß sich an dieses Fest an. Die Versammlung fand seit der Lustration alle 4 Jahre Statt. Die oben genannte Inschrift enthält eine Berechnung der Ausgaben, die das jährliche Fest verursachte. Die Anordnung der Festlichkeiten hatten die Athener einem besondern Beamten (Amphiktyonen) übertragen. Bei Weitem die bedeutendste aller griechischen Amphiktyonie ist die **apollisch-demetrische** von **Delphi** u. den **Thermopylen**, deren in die grauesten Zeiten hinaufsteigende Entstehung nach der gewöhnlichen Ueberlieferung auf Deucalion oder seinen Sohn **Amphictyon** zurückgeführt u. von der parischen Marmorchronik auf das Jahr 1522 v. Chr. datirt wird. Wahrscheinlich ist jedoch, daß jene Namen hier nur Symbole griechischer Völkervereine sind und diese Zahlen auf unkritischen Kombinationen beruhen. Die Mitglieder des Bundes werden nach Zahl, Stamm und Rang verschieden angegeben; wahrscheinlich bestand der Amphiktyonenbund aus den Ioniern, Dolopern, Thessaliern, Aenianen oder Oetäern, Magneten, Maliern oder Meliern, Phthioten od. phthiotischen Achäern, Doriern, Phoceern mit den Delphiern, Lokrern, Böotiern u. Perrhäbern. Diese 12 Völker nahmen alle mit gleichen Stimmen, jedes mit 2, an dem Bunde Theil, obgleich einige, wie die Perrhäber, Magneten, Phthioten, übrigens unbedeutend und den Thessaliern unterworfen waren, ähnlich wie in der Schweiz die kleinern Kantone (Zug, Uri, Schwyz) in der Tagessatzung gleiches Stimmrecht mit den größern (Bern, Zürich und Luzern) besitzen. Die Kolonien der einzelnen Bundesvölker gehörten gleichfalls zu dem Bunde. Ausgeschlossen von der Amphiktyonie waren die Arkadier und in den Zeiten der griechischen Selbstständigkeit auch die Aetolier. Ursprünglicher Zweck der Amphiktyonie war Schutz der beiden Heiligthümer zu Delphi (des Apollo) und Anthela (der Demeter) in ihren Rechten und Besitzungen und gemeinschaftliche Feier gewisser Feste, namentlich der pythischen zu Delphi, demnächst auch die Regulirung der Verhältnisse anderer Tempel in Griechenland und Aufrechthaltung einiger aus religiösen Ideen hervorgegangenen völkerrechtlichen Grundsätze. Politisch im eigentlichen Sinne sollten die Versammlungen der A. nicht seyn, obwohl sich bald an dieselben Berathschlagungen politischer Art knüpften. Dieser Amphiktyonenbund war ursprünglich ein Doppelbund, den Acrisius durch Vereinigung des ältern pyläischen und des jüngern pythischen stiftete. Dem gemäß hielten die Mitglieder regelmäßig 2 Versammlungen, im Frühling gewöhnlich in Delphi, im Herbst gewöhnlich in Anthela an den Thermopylen; die Frühlingsversammlung fiel mit den pythischen Spielen zusammen; in Thermopylä versammelte man sich in dem Tempel der Demeter Amphictyonis. Die einzelnen Staaten wurden durch

Pylagoren und Hieromnemonen repräsentirt, deren unterscheidender Charakter darin bestand, daß die Pylagoren in Anthela, die Hieromnemonen in Delphi den Vorrang hatten, was wiederum in der ursprünglichen Doppelheit des Bundes seinen Grund hat. Ungewiß bleibt, in welchem Verhältniß die beiden Klassen der Abgeordneten hinsichtlich des Rechts der Vorträge und Stimmen gegen einander gestellt waren. Die Anzahl der Abstimmenden war, bei dem großen Reichthum Griechenlands an selbstständigen Staaten, sehr bedeutend (während der Perserkriege schickten noch 31 Staaten Gesandte, obgleich der bei Weitem größte Theil der A. sich an die Perser angeschlossen hatte und keine Gesandten an die Bundesversammlung abgehen ließ); immer aber wurden die Stimmen auf die ursprünglichen 12 Stämme reducirt, so daß die einzelnen Staaten, welche zusammen einen Stamm bildeten, ganze, halbe oder Viertelstimmen rc. hatten. Häufig wurde mit der Rathssitzung der Pylagoren und Hieromnemonen eine Volksversammlung verbunden, womit die Entstehung eines Marktes in Delphi und Anthela gegeben war, welcher dann auch bei den bloßen Zusammenkünften der Abgeordneten nicht fehlte. Die Amphiktyonie hat von den ersten Anfängen hellenischer Civilisation bis zum gänzlichen Untergange der Freiheit die griechischen Völker in ihrem Schooße gepflegt, obwohl unter manchen Veränderungen. Dieselben 12 Völker, welche als die Begründer des pyläischen und delphischen Bundes sehr frühzeitig auftreten, bleiben konföderirt bis zum heiligen Kriege, nach dessen Beendigung (346 v. Chr.) die Phocäer aus dem Bunde ausgestoßen werden; ein gleiches Schicksal trifft die Lacedämonier, weil sie die Phocäer unterstützt hatten. Dafür treten unter Philipp die Macedonier ein, unbestimmt, ob mit einer, zwei oder drei Stimmen. Die Phocäer werden später wieder in den Bund aufgenommen, zum Lohn der gegen die Gallier bewiesenen Tapferkeit. Um 221 v. Chr. hatten sich die Aetolier der Prostasie des delphischen Tempels bemächtigt und die Amphiktyonie ganz verdrängt. Die Hauptveränderung ging aber unter der römischen Herrschaft mit ihnen vor, indem Augustus befiehlt, daß die Magneten, Malier, Aenianen und Phthioten künftig nicht mehr selbstständig stimmen sollen, und an ihre und der untergegangenen Doloper Stelle als neue Mitglieder der A. die Nicopolitaner setzte. Zur Zeit des Pausanias waren nur 30 A., und der Bund scheint damals, abgesehen von Argos, wenig über die nächste Umgebung von Delphi sich erstreckt zu haben. Noch unter Roms Herrschaft führen die A. den Vorsitz bei den pythischen Spielen, aber nicht mit dem Ruhme der alten Zeit. Endlich zerfiel der Bund wie eine Ruine alter Zeit, deren Erbauer man eben so wenig kennt, als man weiß, wann die letzten Mauertrümmer zusammenstürzten. Die letzte Nachricht über die Amphiktyonie ist aus der Zeit der Antonine. Ihr wirkliches Aufhören fällt aber wohl mit dem Verstummen des delphischen Gottes zusammen. Ueberblicken wir die Wirksamkeit des Bundes, so stellt sich sogleich sein unmittelbarer Einfluß auf das politische Leben nur als untergeordnet unter das religiöse und verwandtschaftliche Familieninteresse der griechischen Stämme heraus. Die Verbindung der Griechen zu einem allgemeinen Staatensysteme ward durch die Amphiktyonie eben so wenig, als durch die gemeinschaftlichen Festspiele zu Olympia herbeigeführt und erhalten; für sie war das Uebergewicht des einen oder andern Staates, namentlich Sparta's und Athens Hegemonie, wirksamer, als alle jene religiösen und nationellen Institute. Die A. hatten sich selbst einen viel beschränkteren Wirkungskreis gesetzt. Wir kennen aus Aeschines den Bundeseid der A. Hier geloben die Verbündeten: „keine der amphiktyonischen Städte von Grund aus zu zerstören, keiner, weder im Kriege, noch im Frieden, das Wasser abzuschneiden und, wenn Jemand das Heiligthum des Gottes beraubt, oder Mitwisser davon ist, oder etwas gegen das im Tempel Aufbewahrte thut, zu helfen mit Hand und Fuß, mit der Stimme und aller Macht". Der Zweck, den Tempel zu schützen, tritt hier und überall in den Vordergrund. Daran schlossen sich allerdings Gesetze, welche die völkerrechtlichen Beziehungen der Bundesstaaten betrafen; aber in der historischen Zeit Griechenlands werden diese fast als Antiquitäten betrachtet. In dieser Periode beschränkt sich die Theilnahme der großen Freistaaten im Süden auf gemeinschaftliches Opfern und ein harmloses Tagen nach der Väter Sitte; und selbst die theokratische Weisheit des delphischen Orakels, obwohl es im engsten Zusammenhange mit den A. stand, versucht niemals, die laue Freundschaft zu beleben. Selbst einfache Streitigkeiten um ein Land werden zwar nicht selten patriarchalisch durch Schiedsrichter, aber doch lieber durch Korinther oder Spartaner, als vor den A. geschlichtet. In den Perserkriegen, wo es galt, sah man die meisten amphiktyonischen Staaten im Gefolge des großen Königs, und die übrigen Griechen vereinigen sich erst nach der Wegnahme der Thermopylen zu Korinth. Nichts desto weniger ist die Amphiktyonie ein wesentliches und höchst bedeutsames Moment in der Entwickelungsgeschichte des griechischen Volks. Ihr verdankt Hellas mit dem Schutze seines größten und reichsten Orakels auch die Erhaltuug der Einheit des dahin bezüglichen religiösen Kultus, mit der Erinnerung an uranfängliche Verwandtschaft auch die Erhaltung gleicher Mythen, Dogmen und Sitten, mit der fortwährenden Auffrischung der alten Stammverhältnisse ein starkes Gegengewicht gegen willkürliche Zersplitterung und Trennung zusammengehöriger Familien und ein fortgehendes Familienband der Mutter- und Töchterstaaten. Hätten die A. auch keine einzige politische That aufzuweisen, sie würden als ein großartiges Familieninstitut des hellenischen Hauses neben den olympischen Spielen immer eine Hauptstelle in der Kultur- und Sittengeschichte des Alterthums verdienen. Indessen hat die Amphiktyonie zu gewissen Zeiten ihr Daseyn auch durch einzelne, für das staatliche Leben wichtige Handlungen beurkundet. Namentlich macht sie sich nach den Perserkriegen als oberstes Volksgericht geltend: sie vertheilt Ehrenpreise an die tapfersten Kämpfer, verherrlicht den Leonidas, verflucht den Verräther Ephialtes; sie befördert nach der Schlacht bei Platäa Sparta's Pläne, entscheidet für Athen gegen die Doloper auf Scy-

ros, für Theben gegen Lacedämon und Phocis und führt durch letztgenannte Maßregel die für Griechenlands Freiheit freilich verderblichen heiligen Kriege herbei. Endlich beweisen die Facta, daß selbst ein Philippus sich in den Amphiktyonenbund aufnehmen läßt, und daß Augustus noch Alles daran setzt, um seine, zum Andenken des Siegs von Actium gestiftete Lieblingsschöpfung, Nicopolis, dem Vereine zuzugesellen, zur Genüge, daß selbst für den Machthaber, der in das staatliche Leben der Hellenen auf andere Weise leicht eingreifen konnte, der Sitz in der Amphiktyonie bis in die spätern Zeiten herab nicht ohne Bedeutung war. Vergl. Tittmann, Ueber den Bund der A., Berlin; 1812 Mitscherlich, De Amphictyonibus, Göttingen 1816, und Heinsberg, De consilio Amphictyonum, Löbsch. 1828.

Amphiktyonengericht, die Versammlung der Abgesandten der Amphiktyonen (s. d.).

Amphilochi, epirotischer Stamm am Ostende des ambracischen Meerbusens, welcher von den Ambraciern vertrieben, durch die Akarnaner und Athenäer aber wieder zurückgeführt wurde. Die Hauptstadt Argos Amphilochikon (Amphilochia, Argeia) war erbaut von Alcmäon und Amphilochus.

Amphilochius, Bischof zu Iconium in Lykaonien, gelehrter und einflußreicher Kirchenlehrer, stammte aus Kappadocien, wurde nach dem Tode seines Vaters Mönch, um 370 Bischof. Im Jahre 383 erwirkte er durch eine schlau angebrachte List vom Kaiser Theodosius ein Gesetz, nach welchem die Zusammenkünfte der Arianer verboten wurden. Fast gleichzeitig bekämpfte er mit vielem Eifer die Massalianer und ließ sie auf der Synode zu Side, wo er den Vorsitz führte, verdammen. A. † wahrscheinlich 385. Er war ein vertrauter Freund Basilius des Großen, ausgezeichnet durch demüthigen Sinn und nicht bloß in der Theologie, sondern auch in der Profanliteratur sehr bewandert. Seine verloren gegangenen oder nur noch fragmentweise vorhandenen Schriften waren theils Briefe, Reden und Abhandlungen dogmatischen Inhalts, theils Kommentare zu biblischen Büchern und Streitschriften, z. B. gegen die Massalianer. Von den noch erhaltenen ist wahrscheinlich ein griechisches Synodalschreiben allein ächt, in „Coteler. Monument." Bd. II. Das Uebrige gab Fr. Combefisius heraus, Paris 1644.

Amphilochus, Seher, Sohn des Amphiaraus und der Eriphyle, aus Argos, nahm an dem Zuge der Epigonen gegen Theben und an dem gegen Ilium Theil. Von Ilium heimkehrend, stiftete er mit Mopsus das Orakel zu Mallus in Cilicien und kämpfte mit diesem um die Herrschaft, wobei beide blieben. Nach Andern kehrte er nach Argos zurück und wanderte von da nach dem ambracischen Meerbusen, wo er das amphilochische Argos gründete. A. wurde mit seinem Vater und seinen Söhnen zu Oropus, Athen und Sparta verehrt und hatte ein untrügliches Orakel zu Mallus. Sein Name, der das Lager Umschwebende, bezieht sich auf die Weissagung durch Gesichte im magnetischen Heilschlafe oder die Inkubation.

Amphimacer, d. h. an beiden Seiten lang, ein aus der Verkürzung einer trochäischen Dipodie entstehender Ton- und Versfuß: — ◡ —, z. B. Sonnenschein. Er wird auch Creticus genannt, wahrscheinlich weil er in kretensischen Nationalgesängen vorherrschend war.

Amphion, der älteste griechische Tonkünstler, war der Sohn des Zeus und der Antiope und der Zwillingsbruder des Zethus. Ausgesetzt, wurden die Brüder von einem Rinderhirten gefunden und erzogen. A. erhielt von Apollo, Hermes oder den Musen die Gabe des Gesangs und Saitenspiels; Zethus ward Jäger und Hirte auf dem Gebirge. Erwachsen, rächten sie ihre Mutter, tödteten den Lycus und banden dessen Gemahlin, Dirce, an einen wilden Stier, ließen sie zu Tode schleifen und warfen ihren Leichnam in die, seitdem von ihr benannte, Quelle. Darauf eroberten sie Theben, verjagten den Laius und bauten die Burg Cadmea, wobei die Felsenblöcke, von A.s Spiel bezaubert, von selbst herankamen und sich harmonisch zur Mauer zusammenfügten. A. vermählte sich mit Niobe und gab sich, über das Schicksal seiner von Apollo und Artemis getödteten Kinder untröstlich, selbst den Tod. Er lag zu Theben begraben, seine Mutter zu Tithoräa am Parnaß. Die Bewohner dieses Gebirgsorts stiegen im Frühlinge, wenn die Sonne in das Zeichen des Stiers trat, in die fruchtbare Ebene von Theben herab und suchten Erde von A.s Grabhügel zu bekommen, um damit ihre magere Gebirgsflur auf magische Weise zu befruchten, was jedoch die Thebäer durch sorgfältige Bewachung des Grabes zu hindern trachteten. Beide Brüder wurden von den Böotern als „weißrossige Dioskuren" verehrt und glänzen am Himmel als Zwillingsgestirn. Die herrliche Gruppe im Palaste Farnese, der farnesische Stier genannt, stellt die Bestrafung der Dirce dar.

Amphion, Dorf und Mineralquelle in Sardinien, Savoyen im Distrikt Chiablese, unweit St. Evian. Die Quelle enthält, nach Tingry, kohlensaures Gas, Eisenoxyd, kohlensauren u. schwefelsauren Kalk, kohlensaure Magnesia, kohlensaures Natrum, salzsaure Kalk, Alaun und harzigen Extraktivstoff, nach Beaumont auch salzsauren Baryt. Fantoni empfiehlt sie gegen Schwäche des Darmkanals, Hypochondrie, Hysterie, Stokkungen im Unterleibe, Schwäche des Nervensystems, Anomalien der Menstruation und Neigung zu passiven Hämorrhagien.

Amphipolis, Stadt auf einer vom Strymon gebildeten Insel, zwischen Thracien und Macedonien, daher bald zu dem einen, bald zu dem andern Lande gerechnet, hieß zuerst Enneahodoi (die neun Wege) und war von den Edonen bewohnt, mit dem Hafen Jon (Eion). Der Besitz der Stadt wurde wegen ihrer vortheilhaften Lage von Aristagoras aus Milet, später von den Athenern Lysistratus, Lycurg und Cratinus und ihren 10,000 Kolonisten erstrebt, jedoch vergeblich, bis es 437 v. Chr. Agnon, dem Sohne des Nicias, gelang, in Enneahodoi eine Kolonie zu gründen, welcher er den Namen A. gab. Die Tochterstadt hielt nicht treu zu der Mutterstadt Athen, weil ein großer Theil der neuen Bevölkerung aus Griechen aller Länder, auch Thraciern, gemischt war. Dennoch wurde A. für Athen wichtig als Handelsweg nach Ober-Thracien, und weil es gutes

Schiffsbauholz, Gold, Silber, Wein, Feigen, Oel ꝛc. lieferte. Innere Parteiungen überlieferten aber schon 424 die Stadt dem spartanischen Feldherrn Brasidas, und als nach dem Frieden des Nicias die Kolonie den Athenäern zurückgegeben werden sollte und die Spartaner selbst auf die Vollziehung drangen, weigerten sich die Bürger geradezu, der Mutterstadt sich zu unterwerfen. Die ursprüngliche Demokratie hatte seit Brasidas, den A. nach seinem Tode sogar als Heros verehrte, aristokratischen Elementen weichen müssen. Die Bemühungen des Iphicrates, wie des Timotheus, Gehorsam gegen Athen zu erzwingen, waren vergeblich; A. unterwarf sich dem macedonischen König Perdiccas. Sein Nachfolger, Philippus, erklärte zwar A. für frei, besetzte es aber ein Jahr darauf wieder, und seitdem blieb es in macedonischer Gewalt, bis die Römer es nahmen und zur Freistadt und Hauptstadt von Edonis (Macedonia prima) machten. Die Münzen von A. tragen einen lorbeerbekränzten Apollokopf. Verehrt wurden in A. Apollo und die brauronische Artemis. Im Mittelalter hieß A. Chrysopolis, die Goldstadt (wegen der benachbarten Goldwerke), od. Christopolis, gewöhnlicher Emboli oder Jamboli; jetzt ist es ganz verschwunden.

Amphissa, Hauptstadt der ozolischen Lokrer, in einer reizenden Ebene, die sich nach Crissa zieht, genannt nach des Aeolus Tochter A., die hier begraben war. Weil die Amphissäer sich erlaubt hatten, die mit einem Fluch beladene Feldmark der tempelräuberischen Crissäer zu bebauen, ihren Hafen herzustellen und daselbst eine Niederlassung zu gründen, so beschlossen die Amphiktyonen, auf Betrieb des athenischen Redners Aeschines als Pylagoren, einen sogenannten heiligen Krieg gegen A., in welchem Philipp von Macedonien (in dessen Interesse die ganze Sache angeregt war) den Oberbefehl erhielt. Die Stadt wurde durch List erobert und zerstört 340—339 v. Chr. Später erhob sie sich wieder und erhielt unter Augustus neue Freiheiten. Jetzt Salona mit den Trümmern der alten Stadt.

Amphitheater, d. i. ringsumlaufender Schauplatz, bei den Römern das zu den Kampfspielen der Fechter und wilden Thiere bestimmte Gebäude. Es war ursprünglich ein Cirkus, zu beiden Seiten mit Plätzen für die Zuschauer; später machte man die Arena (s. unten) rund, damit die Bankreihen der Zuschauer auf jedem Punkte gleich weit von der Bühne entfernt waren, und führte sie staffelförmig hintereinander auf, um auch den Zuletztsitzenden eine bequeme und volle Uebersicht des Ganzen zu verschaffen. Als man noch Cirkus und öffentliche Spielplätze für amphitheatralische Darstellungen gelegentlich benutzte, waren die Sitze von Holz, so daß sie nach dem Akt wieder weggenommen werden konnten. Als aber diese Schauspiele immer häufiger und zum Bedürfniß wurden, richtete man für diesen Zweck besondere Gebäude aus Stein auf. Ein solches bestand in der Regel aus einer hohen senkrechten Außenmauer oder aus mehren Reihen aufeinandergestellter Arkaden, an deren innerer Seite die Sitze der Zuschauer treppenartig und auf Bogenwölbungen ruhend umher liefen. In gewissen Entfernungen durchschnitten Treppen alle Sitzreihen, von der höchsten bis zur letzten und in gerader Linie bis zu dem Korridor hinab, welcher die Bühne selbst umgab. Zuweilen hatte auch wohl jede solche Treppe, welche man hinanstieg, um zu einer der Sitzreihen zu gelangen, einen besondern Korridor und einen Eingang von außen, welcher unter den Sitzgewölben hingeführt wurde. An jedem römischen A. bestand für das Staatsoberhaupt ein reservirter Eingang, der prachtvoller als die übrigen war, und eine besondere Sitzreihe, mit Portal und kostbarer architektonischer Verzierung. Der innerste, tiefste, mittelste Raum, durch Mauerwerk von den Sitzreihen und Korridors geschieden, war die Bühne, die Arena. Sie war wie das ganze Gebäude, entweder rund oder elliptisch. Um sie herum befanden sich die Behälter für die wilden Thiere und die Aufenthaltsorte für die Kämpfer (Gladiatoren). Der unterste Sitz für die Kampfrichter auf ihren kurulischen Stühlen, an deren Seiten Liktoren standen, hieß das Podium. Hier war auch der Ehrenplatz des Spielgebers und der Vestalinnen. Nach der Bühne zu war das Podium durch Gitterwerk vor jeder Gefahr, die aus der unmittelbaren Nähe der Kampfthiere entstehen mochte, geschützt und überdies noch durch einen breiten und tiefen Graben von dem Kampfplatze geschieden. Zunächst dem Podium sah man: die Sitze der Senatoren (Cavea prima, auch Orchestra), die der Richter (Cavea media, Caveae quatuordecim), die des Volkes (Cavea summa). Um das ganze A. zog sich oft ein Säulengang, aus dem man zu den Treppen nach den verschiedenen Sitzreihen (Gradationes) durch Pforten (Vomitoria) gelangen konnte. Oft stand über dem untersten Säulengang noch ein zweiter, dritter oder vierter, von denen man durch Gänge und Treppen zu den höheren und niederen Sitzen gelangte. Ueber denselben fand sich auch noch eine rundum laufende Gallerie. Die Sitzreihen waren an den ältesten A.n 14 Zoll hoch und eben so breit. Später machte man sie noch einmal so breit, u. selbst bis 36 Zoll, so daß der auf der oberen Bank Sitzende seine Füße auf die Bank zunächst ruhen lassen konnte, ohne den Tiefersitzenden zu beschweren. In Griechenland und zu Rom, in den Zeiten der Republik, saßen alle Stände ohne Unterschied unter einander. In späterer Kaiserzeit aber wurden jeder Volksklasse besondere Sitzreihen angewiesen und diese durch Schranken und Korridors (Cunei) getrennt. Schon in der Periode des ersten Triumvirats herrschte in der Aufrichtung und bei den Vorstellungen dieser Fechtspielhäuser unglaublicher Luxus. Sie wurden seit Cäsar zu Prachtgebänden aufgeführt vom kostbarsten Material, ausgeschmückt mit Statuen, die Sitze von Marmor, die Schranken von Jaspis und Bronze. Druckwerke führten durch Röhren wohlriechende Wasser und Essenzen in die Höhe u. ergossen sie in Nebelschauern herab, so daß das zuschauende Volk in Wohlgeruch athmete, und golddurchwirkte Teppiche von Seide spannten sich über die Sitze, um sie vor den Strahlen der Sonne oder vor Regen zu schirmen. Das erste größere A., das Julius Cäsar 44 v. Chr. zu Rom für seine Fechterspiele errichten ließ, war von Holz und wurde nach beendeten Spielen abgetragen. Roms Beispiel brachte die A. und ihre Schauspiele nach allen Theilen Italiens und in

die andern Provinzen. Von 270 A.n sind noch Nachrichten oder Trümmer übrig. Viele dieser Gebäude waren Kolosse, und viele Tempel wurden geplündert, um sie zu schmücken. Plinius erzählt vom A. des Scaurus, daß es drei Arkaden hatte, eine über der andern stehend, getragen von 360 Marmorsäulen, jede 36 Fuß hoch. In den untern Räumen war Alles von Marmor, die Fußböden von Mosaik, die Arena von Glas. Die obern Räume waren ganz vergoldet. Zwischen den Säulen standen Bildsäulen von Bronze. Es war noch einmal so groß als das des Pompejus und konnte 80,000 Zuschauer bequem fassen. Rom zählte damals 9 A. von ungeheuerem Umfang. Jede größere Stadt besaß ein A. und ergötzte sich an den blutigen Schlächterkämpfen; ja die Großen des Weltreichs bauten A. neben ihren Landhäusern. So hatte Attilius ein solches 5 Miglien von Rom bei Fidenä, und als es einst, von Zuschauern überfüllt, zusammenstürzte, wurden 25,000 Menschen unter seinen Trümmern begraben. Als zur Zeit des Vespasian die Naumachien aufkamen, die Darstellungen von Seeschlachten, wurde die Arena mittelst Kanäle u. Schleußen unter Wasser gesetzt und in einen See verwandelt. Dieser Imperator erbaute ein A. in Rom (A. Vespasiani), bei dessen Einweihung 5000 (nach Andern 9000) wilde Thiere sich zerfleischten. Den Tag darauf verwandelte sich die Arena in einen See, worauf die größte Naumachie gegeben wurde, die Rom je gesehen. Dieses Riesengebäude, das jetzt den Namen Colosseo führt, hat drei übereinander stehende Arkaden, deren Säulen unten dorischer, die mittleren jonischer, die obersten korinthischer Ordnung sind. Auf den Sitzen faßte es 85,000 und auf der Gallerie 20,000 Menschen. Es kostete 15 Millionen Thaler zu bauen, und 12,000 gefangene Juden mußten dabei frohnen. Sein Umfang ist 2013 rheinische Fuß, innerhalb 916, wo der längste Durchmesser 350, der kürzeste 223, die Höhe 193 Fuß. Von seiner riesenhaften Größe erhielt es den Namen. Noch stehen zwei Drittel von seinem Gerippe, obschon es über ein Jahrhundert lang dem neuen Rom zum Steinbruche für den Bau seiner Paläste gedient hat. Große A. in Rom waren außerdem das A. Balbi, in der 9. Region, dem Kaiser August zu Ehren von Balbus erbaut, das A. Castrense, in der 5. Region, auf dem Esquilinus, von Backsteinen, 250 Fuß im Durchmesser, wovon noch Ueberreste vorhanden; das A. Trajani, welches auf dem Marsfelde stand, brach Hadrian ab. In Capua war ein A. von fast 700 Fuß Durchmesser, dem Colosseo allein an Größe nachstehend, aber an Pracht es noch übertreffend. Es faßte 85,000 Zuschauer. Das A. ad Ligerium, unweit der Loire, in Frankreich, war in einen Berg gehauen; zu Nemausus (Nismes) in Frankreich stand ein prächtiges A. mit Säulenreihen dorischer Ordnung. Die Gothen brauchten es als Kastell. Das A. zu Placentia (Gallia cispadana) war eines der geräumigsten in Italien; es brannte bei der Belagerung des Cäcina im Bürgerkriege ab. Das A. zu Pola in Istrien, mitten in der Stadt an einem Berge, war ein ungeheueres Gebäude und hatte Sitze für 70,000 Zuschauer. Das veroneser A., mit 4 Stockwerken, ist das einzige A. in Italien, das sich ganz erhalten hat. Ruinen finden sich noch theilweise von den A.n zu Adria, Albano, Agrigent, Arezzo, Arles, Autun, Basel, Bordeaux, Brescia, Catanea, Cahors, Cumä, Douay bei Florenz, Frejus, Gubio, Herculanum, Hispalis (bei Sevilla), Italica, Konstantinopel, Lyon, Metz, Narbonne, Nismes, Neri (wohl erhalten), Otricoli, Orleans, Padua, Pompeji, Perigeaux, Pozzuoli, Sagunt, Sardes, Syracus, Smyrna (wohl erhalten), Utica (Afrika, bei Tunis), Vienne.

Amphitrite, die zitternde, wogende Fluth, eine Seegöttin, Tochter des Nereus oder des Oceanus und Gemahlin des Poseidon. Als dieser um sie warb, entfloh sie schamhaft fernhin nach den atlantischen Inseln, aber ein von ihm ihr nachgesandter Delphin erspähte sie dort und trug sie auf seinem Rücken dem Gotte zu, wofür er unter die Sterne versetzt wurde. Nach Andern wurde sie, als sie mit ihrer Schwester auf Naxos tanzte, von Poseidon entführt. Die Scylla, welche mit Poseidon Umgang hatte, verwandelte A. aus Eifersucht in ein 6köpfiges Ungeheuer, indem sie Zauberkräuter in die Quelle warf, welche ihr zum Bade diente. Ihre Kinder waren Triton, der Wogende, ein Strom- und Seegott, Rhode und Benthesicyme. A. genoß keine eigenthümliche Verehrung, da Aphrodite die eigentliche Göttin des Meeres war, und erscheint dieser ähnlich gestaltet, nur im Gefolge Poseidons, auf dem Delphin, mit fliegendem Gewande, die Haare in ein Netz gefaßt und Seekrebsscheeren auf dem Scheitel.

Amphitrite, Asteroid, am 2. März 1854 von Markh zu London in der Jungfrau entdeckt, steht zwischen Thetis und Asträa und erhielt das Zeichen ☽*, nach Gould (29). Seine Umlaufszeit beträgt 4 Jahre 28 Tage.

Amphitryon (Amphitruo), König von Tiryns, war der Sohn des Alcäus und der Hipponome oder Laonome, Enkel des Perseus, Gemahl der Alcmene, Vater des Iphicles u. Pflegevater des Hercules. Sein Vatersbruder, Electryon, Herrscher von Mycenä, wurde von seinen Blutsfreunden, den Taphiern, den Enkeln des Taphius und Söhnen des Pterelaus, überfallen und seiner Rinderheerden beraubt. Seine 9 Söhne setzten den Räubern nach, holten sie ein und im erbitterten Kampfe fielen alle Söhne des Electryon, bis auf Licymnius, so wie auch die des Pterelaus, bis auf Eueres. Die Taphier behaupteten ihre Beute und brachten die Rinder in Elis beim König Polyxenus unter, wo A. sie auslöste. Nun zog Electryon selbst zur Rache gegen die Taphier aus und übergab sein Reich und seine Tochter Alcmene unterdessen der Obhut A.s, wurde aber von diesem bei seiner Rückkunft unversehens erschlagen. A. floh, von Electryons Bruder Sthenelus verjagt, mit Alcmene und Licymnius nach Theben zu dem Bruder seiner Mutter Hipponome, Creon, und wurde durch diesen von der Blutschuld gereinigt. Um aber Alcmenens Hand zu erlangen, sollte er erst die Taphier züchtigen, und um hierzu Creons Beistand zu erlangen, mußte er zuvor das kadmeische (thebäische) Land von einem wüthenden Fuchse befreien, was ihm durch den Beistand des attischen Cephalus gelang. Dieser lieh ihm seinen Hund, dem nichts entgehen konnte; als der-

selbe eben den Fuchs erreicht hatte, wurden beid Thiere von Zeus in Steinbilder verwandelt welche noch in späten Zeiten zu sehen waren. A. bekriegte hierauf, mit Creon, Cephalus, Panopeus und Halaius im Bunde, die Taphier oder Teleboer und verwüstete deren bei Leukadien an der Westküste Griechenlands liegende Inseln. Doch Pterelaus widerstand, denn nach dem Willen seines Vaters Poseidon war sein Leben an ein goldnes Haar geknüpft, das er auf dem Haupte trug. Erst als seine Tochter Comätho, aus Liebe zu A., dies Haar ihm abgeschnitten, fiel er, und sein Reich kam in die Gewalt seiner Feinde. Comätho büßte diesen Verrath mit dem Leben. Die reiche Beute wurde getheilt und davon dem ismenischen Apollo zu Theben ein Dreifuß gewidmet, den noch Pausanias sah. A. hatte durch diesen Sieg Alcmene's Besitz errungen und eilte heim zu ihr. Aber Zeus war ihm, indem er seine Gestalt angenommen, schon zuvorgekommen und hatte Alcmenen getäuscht. Diesem gebar sie nun den Heros Hercules, dem A. aber den Iphicles. Im Kriege des Hercules gegen Erginus von Orchomenus fiel A. und wurde zu Theben begraben. Man deutet den Mythus des A., wie den des Perseus und des Hercules, als eine Symbolik des Blitzes. Gewitter ziehen wider einander heran, gleich feindlichen Schaaren, aus deren Mitte die Blitze, wie wüthige Vorkämpfer, hervorstürzen; dann verfolgen die Söhne Electryons, des Bernsteinglänzenden, die Taphier, d. h. die Entsetzen Erregenden, auch Teleboer, die Fernrufenden, genannt, die sie mit furchtbarem Feldgeschrei empfangen, es entspinnt sich ein heftiger Kampf um die brüllenden Heerden, von beiden Seiten fallen die Heldenbrüder, die Taphier ziehen mit den Heerden nach dem fernen Abendlande und bergen sie dort; im Westen, wo an der Küste Akarnaniens eine, ihnen gleichnamige Insel Taphias liegt, ist ihr Vaterland. Der Kampf erneuert sich immer wieder durch Blutrache, Electryon, dann A. ziehen gegen die Teleboer. A.s Name bedeutet den Durchbohrenden, eine Eigenschaft des Blitzes, wie alle Namen dieses Geschlechts. Der Fuchs, der die thebäische Flur verwüstet, ist die feindliche Sommergluth, die den Brand ins Getreide bringt, zur Zeit, wenn das Hundsgestirn, der Sirius, herrschte, daher der Hund, der den Fuchs verfolgt. A. erlöst das Land von dem wüthenden Umgethüme: durch Gewitter wird die Gluth abgekühlt u. verscheucht. Da aber Gewitter des Nachts am furchtbarsten sind, so wird dem A. Alcmene, die Mondgöttin, als Gemahlin zugesellt. Paulus und nach ihm Molière, Falk u. Kleist haben die Geschichte des A. und seiner Gattin zu Lustspielen benutzt. Wahrscheinlich nach dem molière'schen Lustspiele entnommen, hat A. in neuerer Zeit die Bedeutung eines wohlhabenden Mannes erhalten, der gern und oft Gäste bei sich sieht und bei Tafel den angenehmen Wirth macht.

Amphora, bei den Griechen und Römern ein großes, gewöhnlich thönernes Gefäß mit einem engen Halse und zwei Henkeln zum Tragen, unten oft spitz ausgehend, um es in der Erde befestigen zu können, dient zur Aufbewahrung von Flüssigkeit, besonders des Weins, später auch als Aschenkrug. Die A. war zugleich Flüssigkeitsmaß, in Griechenland = 0,72 griechische Kubikfuß oder 19,44 französische Liter, in Rom der 10. Theil des Culeus, anfangs dem Inhalte der griechischen A. gleich, später ein römischer Kubikfuß oder 80 römische As oder Pfunde Wassers, unter dem Namen Quadrantus der 20. Theil des neuen Culeus. Die A. oder Anfora ist jetzt ein Weinmaß in Venedig.

Amphotere Bildungen, in der Geognosie solche Bildungen, die durch die gemeinschaftliche Thätigkeit des Feuers u. des Wassers entstanden sind, wie die vulkanischen Tuffe und Konglomerate, die aus Aschen, Bomben und Lapilli bestehen, welche entweder schon als Moja, mit Wasser gemengt, dem Krater entströmten, oder später erst von Wasserfluthen ergriffen wurden.

Amplain, Fluß im nordamerikanischen Staate Illinois, bildet eine natürliche Wasserverbindung zwischen dem Michigansee und dem Mississippi, indem einer seiner Arme in den See, der andere in den Illinois, Quellfluß des Mississippi, mündet.

Amplepuis (Amplepino), Stadt im französischen Departement Rhone, östlich von Villefranche, mit 4400 Einwohnern, Baumwollen- und Leinwebereien, vortrefflichem Weinbau. In der Nähe beim Schlosse Rochefort sind merkwürdige Quarz- u. Marmorlager mit Amethystkrystallen.

Ampliation (lat. ampliatio), im römischen Recht die Vertagung des Prozesses, welche der Prätor oder Oberrichter durch die Formel: amplius cognoscendum (weiter zu untersuchen) anordnete, wenn die mit der Entscheidung beauftragten Richter noch nicht hinlänglich unterrichtet waren und ihr „non liquet" (es ist nicht klar) ausgesprochen hatten. Der Prätor bestimmte eine neue Actio (Fortsetzung der ersten Verhandlung), in welcher die eine oder beide Parteien noch einmal ihre Sache vortragen sollten. Eine solche Vertagung wiederholte sich oft 3-—4-, bisweilen 8- und mehre Male. Der Unterschied zwischen A. und der verwandten Comperendinatio bestand hauptsächlich darin, daß letztere ursprünglich nur im Civilprozesse, erst seit der Lex Servilia Glaucia auch im Kriminalprozesse vorkam, während die A. vom Anfang an in jeder Art von Prozessen Statt fand; jene nur auf den dritten Tag, diese auf einen beliebigen Termin, jene nur einmal, diese dagegen oftmals, die Comperendinatio vor dem Urtheil der Richter, die A. nur nach der Abstimmung derselben anberaumt werden konnte.

Amplifikation, eine Redefigur, wenn durch Beifügung von Nebenbegriffen der Hauptbegriff erweitert wird. Sie kann Wort- u. Sacherweiterung seyn. Erstere entsteht durch Metaphern, verbundene Synonymen, Hyperbeln, Umschreibungen, Wiederholungen; letztere durch Häufung von erklärenden und ausschmückenden Merkmalen durch Angabe vieler Nebenumstände, durch Entwickelung der Ursachen, Anführung der Folgen, Gleichnisse, Beispiele, durch den Kontrast und Aehnliches. Quintilian (Inst. 8, 4) bringt die A. unter 4 Hauptklassen: die Steigerung (incrementum), die Vergleichung (comparatio), der Schluß (ratiocinatio), die Häufung (congeries). Er rechnet zur A. schon das Setzen eines stärkern Ausdrucks für einen mildern, z. B. latro (Räuber) für improbus (Ungerechter).

Ampsancti lacus, samnitischer See bei Aeculanum mit mephitischer Ausdünstung, grau-lichem, starken Schwefelgeruch verbreitendem Wasser in einem mit hohen Buchen besetzten Thale (Amps. valles). Neben demselben stand ein Sacellum der Dea Mephitis mit einer Höhle, aus welcher erstickende Dämpfe quollen, weswegen der Ort mit den Sagen von der Unterwelt in Verbindung gebracht wurde. Der heutige Lago di Amsancto (Mette, Mufeti), in der neapolitanischen Provinz Principato ulteriore, in der Nähe von Fricenti, ist ein kleiner und unheimlicher See, führt dunkles, bisweilen zwei Fuß hoch aufsprudelndes Wasser. Einige Erdspalten in der Nähe (Mefitelli) blasen Schwefelwasserstoffgas aus.

Ampsivarii (Amsivarii), germanisches Volk zu beiden Seiten der Nieder-Ems im mittelalterlichen Emsgau, anfangs Bundesgenossen der Römer gegen die Cherusker, dann Theilnehmer des allgemeinen norddeutschen Befreiungskampfes unter Arminius und dafür von Germanicus gezüchtigt. Um 59 n. Chr. wurden die A. von den Chaucen aus ihren Sitzen vertrieben u. baten, heimathlos, die Römer um Aufnahme in die nur als Weide von diesen benutzten Landstriche längs des Rheins und der Yssel. Der römische Befehlshaber Avitus wies die Bittenden mit Stolz ab; voll bittern Grolls riefen die A. die Brukterer und Teukterer zum Beistand gegen die übermüthigen Eroberer. Bald aber auch von diesen verlassen und von den Usipiern und Tubanten zurückgestoßen, mußten die A. die Gastfreundschaft der Chatten und Cherusker in Anspruch nehmen. In Dürftigkeit herumirrend, bald als lästige Gäste gemißhandelt, bald als Feinde verfolgt, ging der beste Theil des Stammes schmählich unter. Was sich als schwacher Rest erhielt und fortpflanzte, erscheint später unter Julian im Gefolge der Franken.

Ampthill, Städtchen und Kirchspiel in der engl. Grafschaft Bedford, 4 geogr. Meilen südlich von Bedford, mit 2000 Einwohnern, Schloß und Park, Brauereien, Ackerbau, wohlthätigen Anstalten. A. war Aufenthaltsort Katharina's von Aragonien, Gemahlin Heinrichs VIII., während ihres Ehescheidungsprozesses. Ein Denkmal dieser Königin wurde vom Grafen Upper-Offory errichtet.

Ampulla (Ampel), ein krugartiges, gewöhnlich bauchiges Gefäß mit zwei Henkeln, von Glas oder Thon, auch wohl von Leder. Die alten Römer gebrauchten dergleichen zur Aufbewahrung flüssiger Substanzen, z. B. des Salböls in Bädern, der Getränke bei Tische u. s. w. In mehren Gegenden Deutschlands wird noch jetzt eine Oellampe Ampel genannt. A. Chrismatis heißt das Gefäß, worin in der römischen Kirche seit dem 4. Jahrhundert geweihtes Oel zur Salbung der Katechumenen und der Sterbenden, auch Wein und Wasser zum Abendmahle aufbewahrt werden. Für diese Zwecke besitzt jede Kirche gewöhnlich besondere Flaschen von Glas, Krystall, Zinn, oder auch von Silber. Das berühmteste unter diesen Kirchengefäßen ist die Ampulla Remensis, la Sainte Ampulle, ein gläsernes Fläschchen, voll heiligen Salböls, welches der Sage nach durch eine Taube vom Himmel herabgebracht wurde, als Chlodwig I., König der Franken, 496 zu Rheims nach der Taufe gesalbt werden sollte. Dieses Mährchen kam im 9. Jahrhundert auf und wurde der Gegenstand einer bändereichen Polemik, die noch bis ins 18. Jahrhundert viele Federn bewegte. Die Revolution machte der Streitfrage ein Ende, indem sie das Krüglein zerschlug (1794). Nach der Restauration (1825) fand sich ein Mensch, der vorgab, er habe vor 33 Jahren eine Scherbe jenes Fläschchens, worin sich angeblich noch ein Tropfen jenes heiligen Salböls befand, aufgelesen und seitdem als ein Heiligthum verborgen. Feierlich wurde sie dem Domkapitel von Rheims zur Untersuchung übergeben, als ächt erkannt, in Gold und Edelsteinen gefaßt und dem Fußgestell einer neuen A. eingearbeitet, in welche der gerettete Tropfen eingelassen und mit gewöhnlichem Oel vermengt wurde. Karl X. war der Erste, der aus der neuen A. 1825 zu Rheims gesalbt wurde. Ein angeblich von Chlodwig zur Verherrlichung der vorerwähnten Ampelgeschichte gestifteter Ritterorden, Ordo sacrae Ampullae, l'ordre de la Sainte Ampulle, Orden der heiligen Ampel, bestand aus 4 Ordensrittern, die als Ordenszeichen an einem schwarzen Bande ein goldenes Kreuz mit 4 Lilien in den Winkeln trugen; daran hing eine Taube mit einem Fläschchen im Schnabel. Auf der Kehrseite war das Bild der Abtei St. Remi in Rheims. Mit der Revolution wurde auch der Ampelorden aufgehoben. A. nennt man auch das Gefäß für den Wein auf dem Hochaltare.

Ampurdan, fruchtbare Ebene in der span. Provinz Katolonien, im Bezirk Gerona, mit der befestigten Stadt Ampurias an dem Ausfluß des Fluvia in den Meerbusen von Rosas. Letztere Stadt hat 3000 Einwohner und war ehemals Bischofssitz. In der Nähe, nördlich nach Rosas hin, liegt das Castello d'Ampurias, das alte Emporum, eine Kolonie der Phocenser.

Ampurias, s. Ampurdan.

Amputation, diejenige chirurgische Operation, vermittelst welcher ganze Gliedmaßen oder einzelne Theile des Körpers durch schneidende Werkzeuge weggenommen werden. Die Zeit, so wie der Arzt, welcher diese Operation erfunden hat, sind nicht bekannt. Hippocrates erwähnt derselben nur im Vorbeigehen. Celsus hielt sie für sehr gefährlich wegen der nachfolgenden Blutung. Als Ambr. Paräus, der Vater der französischen Chirurgie, die Hemmung des Blutumlaufes in dem zu amputirenden Gliede und die Unterbindung der durchschnittenen Arterien kennen gelehrt hatte, wurde die A. häufiger vorgenommen und mehr ausgebildet, so daß sie jetzt, freilich das letzte Mittel zur Erhaltung des Lebens bei vielen Verwundungen und Krankheiten ist, welche sonst den Tod nach sich ziehen würden. Ueber die Fälle, in welchen man zu diesem traurigen Mittel seine Zuflucht nehmen muß, waren die älteren Chirurgen sehr abweichender Meinung, indem die verschiedenen Krankheitszustände und andere Verhältnisse die Indikationen zu dieser Operation mannichfaltig modificiren, bis von Gräfe außer der absoluten Nothwendigkeit, der A. auch noch eine relative annahm, z. B. im

Kriege, wo wegen mangelnder Pflege u. sorgfältiger Aufsicht oft das Beste die Entfernung eines Gliedes ist, welches unter günstigeren Verhältnissen wohl noch erhalten werden könnte ꝛc., u. dadurch die Indikationen auf eine sicherere Basis stellte. Es lassen sich die Hauptindikationen auf folgende zurückführen: 1) Zerschmetterung und Zerquetschung eines Gliedes, wobei die Knochen zersplittert u. die Weichgebilde zermalmt werden. 2) Wenn bei einem durch eine Kugel ꝛc. hinweggerissenen Gliede die Wundfläche uneben zerrissen ist. 3) Bedeutende Verwundungen der Gelenke. 4) Wenn die Hauptstämme der Nerven oder Gefäße einer Extremität zerrissen sind, so daß Brand droht. 5) Uebermäßige, nicht zu hemmende Eiterung, welche hektisches Fieber erregt. 6) Manche Fälle von Caries, Nekrose, Osteosarkom, Ankylose, Krebs in den weichen Theilen, welcher nicht Folge eines Allgemeinleidens ist. 7) Wenn ein großes Aneurysma einer der Hauptarterien die benachbarten Theile zerstört ꝛc. 8) Wenn eine Blutung aus tiefgelegenen Arterien nicht gestillt werden kann. 9) Bei Luxationen der Charniergelenke mit großer Zerstörung der weichen Theile. 10) Bei vielen Fällen von Absterben eines mehr oder weniger großen Theiles eines Gliedes. 11) Wenn ein schneidendes oder spitziges Instrument bis ins Gelenk eingedrungen ist und den Ausfluß der Synovial-Feuchtigkeit oder eine heftige Blutergießung im Gelenke zur Folge hat. 12) Wenn Trismus und Tetanus auf Verletzungen von Gliedmaßen erfolgen. 13) Bei überzähligen oder übergroßen Fingern und Zehen. Bei Kindern und geschwächten Individuen, welche jedoch eine gute Konstitution haben, läßt diese Operation weniger Nachtheile befürchten, als bei Erwachsenen und Plethorischen. Kontraindicirt ist sie bei bedeutenden Krankheiten der Brust- oder Unterleibsorgane, bei Anschwellung der Lymphdrüsen in dem obern Theile des Gliedes, Krebs als konstitutionelles Leiden u. a. Je nachdem die A. in der Kontinuität der Knochen oder in ihren Gelenken gemacht wird, theilt man sie in A.en **in der Kontinuität der Knochen** und in A.en **in der Kontiguität od. Exartikulationen.**

Vor der Operation selbst wird die Hauptarterie des Gliedes entweder durch ein Tourniquet oder von einem Gehülfen mit den Fingern komprimirt. Die A. in der Kontinuität des Knochens wird auf zweierlei Weise verrichtet: durch kreisförmige Einschneidung der Theile bis auf den Knochen, A. durch den **Cirkelschnitt**, und durch Trennung der weichen Theile vom Knochen in der Form eines Lappens, **Lappenamputation.** Die **Cirkelamputation** ist schon von Celsus angegeben worden. Man trennt nämlich mit einem einzigen kreisförmigen Schnitte die weichen Theile bis auf den Knochen, oder man schneidet in getrennten Akten zuerst die nach oben gezogene, gespannte Haut, dann an der Grenze der neuerdings in die Höhe gezogenen, wie Einige wollen, umgeschlagenen Haut hindurch, und durchsägt an der Grenze der retrahirten Muskelmasse den Knochen. Die **Lappenamputation** wurde von Lowdham im 17. Jahrhunderte erfunden. Dieser machte jedoch die Operation nur am Unterschenkel, wo er bloß einen Lappen nöthig hatte; Ravaton machte sie auch am Oberschenkel und bildete 2 Lappen. Langenbeck macht immer den Lappenschnitt und durchschneidet mit einem schräg von unten nach oben und von außen nach innen gerichteten Schnitte auf einen Zug die Weichtheile bis auf den Knochen. In der Mitte zwischen beiden Schnitten, und aus beiden zusammengesetzt ist der **keilförmige, Trichter-, Schräg-, Hohlschnitt**, zuerst von Alanson vorgeschlagen. Die Muskeln werden zuerst an der einen, dann an der andern Seite schräg von unten nach oben und von außen nach innen bis auf den Knochen getrennt. Sind die weichen Theile nach einer oder der andern Methode durchschnitten, so werden sie etwas nach oben gezogen und die noch mit dem Knochen zusammenhängenden Fasern, sowie auch die Beinhaut mit dem Bistouri mittelst eines Cirkelschnitts getrennt. Der Knochen wird sodann mit einer Knochensäge, der von Pott oder Brünninghausen erfundenen, so hoch als möglich abgesägt. Nachdem dieser entfernt worden ist, schreitet man zur Unterbindung der Arterien. Man fängt mit der größten an, legt um sie einen starken hänfenen oder seidenen Faden, welchen man zuzieht und dessen Enden in die Wunde gelegt werden. Die Wunde wird sodann mit Wasser gereinigt, nach dem Cirkelschnitte eine Expulsivbinde angelegt, die Wundenränder aneinander gebracht und mit langen Heftpflasterstreifen vereinigt, sodann eine Kompresse darüber gelegt und das Ganze mit einem Rollbande umwunden. Bei der Lappenamputation wird der Lappen über die Wundfläche geschlagen und der gegenüber stehenden Haut genähert, bei zwei Lappen werden diese dicht an einander gebracht und dann eben so verfahren, wie beim Cirkelschnitte. Der Amputirte wird dann ins Bett gebracht und ihm die strengste geistige und körperliche Ruhe angerathen und in der ersten Zeit zur Nahrung nur wenig dünne Suppe oder kühlende Getränke erlaubt.

Die üblen Zufälle, welche nach der Operation eintreten können, sind: 1) **Nachblutungen.** Man legt hier das Tourniquet an und unterbindet das blutende Gefäß. Kann man dies nicht, so legt man den Stamm der Arterie etwas über der Amputationsstelle bloß und unterbindet sie. 2) **Heftige Entzündung des Stumpfes, Gefäßentzündung.** Hier wendet man innerlich antiphlogistische Mittel an, macht kalte Umschläge auf die Wunde ꝛc. 3) **Kopiöse Eiterung.** Man gibt stärkende Mittel, macht künstliche Ableitungen ꝛc. 4) **Verschwärungen** hängen meist mit einem Allgemeinleiden zusammen, welches dann bekämpft werden muß. Im günstigen Falle wird die Wunde bald verheilen, und es bleibt dann nur noch übrig, das entfernte Glied so viel als möglich durch die Kunst zu ersetzen. Die A. in den Gelenken (Exartikulation) wurde früher für sehr gefährlich gehalten. Sie ist oft das einzige Mittel zur Erhaltung des Lebens, wenn bei Wunden Muskeln, Arterien und Nerven zerrissen sind, baldiger Brand zu befürchten steht und die Wunden so nahe am Gelenke sich befinden, daß in der Kontinuität nicht amputirt, und wenn wegen Kürze der Knochen, z. B. an den Fingern die A. nicht gemacht werden kann. Sie wird entweder durch den Cirkelschnitt, die Lappenbildung oder die Exstir-

pation gemacht. Vgl. A. v. Gräfe, Normen für die Ablösung größerer Gliedmaßen, Berlin 1802; Brünninghausen, Bemerkungen und Erfahrungen über die A., Würzburg 1828, und Maingault, Traité des diverses amputations, qui se pratiquent sur le corps humain, représentées par des figures dessinées d'après nature et lithographiées, Paris 1822.

Amretsir (Amritsir, Amarsur, Amrita Saras, d. i. Teich der Unsterblichkeit), Stadt in der brit.-indischen Provinz Lahore, 10 geogr. Meil. östlich von Lahore, am Rawi, mit über 40,000 Einwohnern. A. ist bei dem Volke der Sikhs heilig in demselben Maße, wie Benares bei den Hindus. Die Stadt ist neu, schön gebaut, mit breiten Straßen, großen öffentlichen Plätzen und einer Menge Tempel. Sie hat 3 Stunden im Umkreis und wird durch eine Citadelle vertheidigt. Das berühmteste der vielen Heiligthümer in diesem Orte ist der Teich der Unsterblichkeit, ein unansehnlicher, kleiner Wasserbehälter von Backsteinen und von etwa 90,000 Fuß Flächeninhalt. In der Mitte desselben steht ein Tempelchen, dessen Dach aus Goldplatten ist und dessen Pfeiler von Silber sind. Er ist dem Heiligen und Helden Guru Gowind Singh geweiht, dem Gründer der Macht u. der Religion der Sikhs. Im Innern ist in einem goldenen Behälter, unter einem Thronhimmel von Seide, das Grinth-Sahib oder der heilige Coder, der die religiösen und politischen Vorschriften und Grundgesetze der Nation enthält. Dieser Tempel wird durch eine große Anzahl Priester gehütet, u. viele tausend Pilger strömen jährlich herbei, um durch ceremonielles Baden im Teiche sich von ihren Sünden zu reinigen.

Amru, Ben Abul, berühmter arabischer Feldherr unter den Khalifen Abubekr, Omar, Othman u. Moahwijah, unternahm in tollkühner Begeisterung 638 die Eroberung von Aegypten mit einem Häuflein von 4000 Arabern, das aber nach dem ersten glücklichen Erfolge um das 20fache wuchs. Glücklich drang er bis gegen das alte Memphis vor und erstürmte die Vorstadt Babylon auf dem Ostufer des Nils nach 7monatlicher Belagerung. Nachdem er hierauf Alt-Kairo, das Memphis' Untergang beschleunigte, gegründet, eroberte er Alexandrien nach 14monatlicher Belagerung im Dec. 640, nachdem 23,000 Saracenen vor ihren Mauern geblieben waren. Zwar verwarf der Khalif die Plünderungsvorschläge A.'s, befahl aber die reiche alexandrinische Bibliothek zu vernichten, worauf, der Sage nach, die Bücher benutzt wurden, um die 4000 Bäder Alexandriens zu heizen. Aegyptens Eroberung bahnte den Saracenen den Weg zu Unternehmungen auf das benachbarte Cyrenaica oder das Syrtenland. A. eroberte selbst noch Barca und Tripolis und † 663 als Statthalter von Aegypten.

Amrum (Amron), friesische Insel an der Westseite des Herzogthums Schleswig, zum jütischen Amte Ripen gehörig, südlich von Sylt, $^1/_4$ □Meile groß mit einem Kirchspiel und 600 Einwohnern, die Schifffahrt und Fischerei treiben. An der westlichen Seite der Insel hohe Sandhügel. Der Austernfang an derselben ist bedeutend. Der 4000 Ellen breite Sund zwischen A. und Föhr kann während der Ebbe trockenen Fußes passirt werden.

Amsberg, August Philipp Christian Theodor von, Chef der braunschweig. Eisenbahn- und Postdirektion, den 17. Juli 1789 zu Rostock geboren, lernte als Kaufmann, wurde im westphälischen Dienste Steuerbeamter, 1832 Kontroleur der direkten Steuern, war 1813 u. die folgenden Jahre Regimentsquartiermeister, später Kammerrath, 1832 geheimer Legationsrath, 1833 Direktor des Finanzkollegiums und 1835 Chef der Steuerdirektion in Braunschweig. A. war es, welcher 1830—32 die Verhandlungen leitete, die zur Steuervereinigung zwischen Hannover und Braunschweig führten. In den Jahren 1835 und 1836 war er braunschweigischer Bevollmächtigter bei den Verhandlungen, welche Oldenburgs und Lippe-Schaumburgs Anschließungen an den norddeutschen Steuerverein zur Folge hatten und mit Preußen Verträge wegen Beförderung des gegenseitigen Verkehrs herbeiführten. Eine gerechte Würdigung seiner Verdienste und seines Charakters war die Ernennung A.s zum Spruchmann des deutschen Bundesgerichts (1835). Aber sein größeres allgemeines Verdienst hat sich A. durch frühe und enthusiastische Unterstützung des Eisenbahnenwesens erworben. Er brachte die Idee einer Eisenbahn von den Hansestädten nach Hannover u. Braunschweig zur Sprache zu einer Zeit, wo die deutschen Regierungen noch keine Ahnung von dem Wesen dieser größten Erfindung der Zeit hatten, wo sie dieselben entweder entschieden feindlich oder doch sehr gleichgültig behandelten, zu einer Zeit, wo kein Staatsmann und kein Fürst unsers Vaterlandes noch ahnte, daß, ehe ein Jahrzehnt vergehen würde, sie ein so bedeutendes Moment der Staatswirthschaft und Politik werden sollte. A. fand keine und erst dann mehr Theilnahme, als er 1834, bei schon günstiger gewordenen Aussichten, mit dem Plan zum Bau einer Bahn von Braunschweig nach Goslar und nach Harburg vortrat, der die Genehmigung und Unterstützung der Regierung erhielt. Inzwischen von der Direktion des Finanzkollegiums zurückgetreten, blieb er Dirigent der Eisenbahnkommission und wurde 1850 zum Dirigenten der vereinigten Eisenbahn- und Postdirektion ernannt.

Amschaspands, in der Zendsprache gleichbedeutend mit Emesche Sepeante, d. i. die unsterblichen Weisen, im Pehlvi Amhouspand, nach der Religion der Parsen die sieben höchsten Geister des Lichtreiches, von denen die Schöpfung aller sichtbaren guten Dinge ausging und nach deren Rathschlusse alles Gute und Vollkommene fortwährend erfolgt, ins Leben tritt und besteht. Ihr Schöpfer und Oberhaupt ist Ormuzd, der in dem Rathe der A. präsidirt und gewöhnlich als von diesen umgeben dargestellt wird. Die Beschlüsse der A., welche nie unmittelbar selbstthätig in den Lauf der Dinge eingreifen, werden von ihren untergeordneten Gehülfen, den Izeds, od. den guten Geistern der zweiten Klasse vollzogen. Jeder Amschaspand hat übrigens seinen besondern Wirkungskreis, innerhalb dessen er vorzugsweise waltet und für welchen er an festgesetzten Tagen im hohen Götterrathe den Vortrag u. die Vertretung

hat. Alle werden daher als die höchsten Schutzmächte verehrt und immer zuerst angerufen. Ihre Namen sind: Ormuzd, Bahman, Ardibeheſcht, Schahriver, Sapandomad (weiblichen Geschlechts), Khordad oder Averdad und Amerdad. Bisweilen werden sieben A. außer Ormuzd genannt; in diesem Fall ist das ormuzd-geborne Feuer zu ihnen gezählt. Mit Einschluß der Izeds ist auch hie und da von 33 A. die Rede. Wenn als ihre gemeinschaftliche Mutter die Zeit ohne Grenzen angegeben wird, so ist dies in einem weiteren Sinne zu verstehen, indem der Ursprung Ormuzds, von dem alle A. abstammen und gleichsam Angehörige sind, auf sie übergetragen wird. Den 7 A. stehen die 7 Oberhäupter der bösen Geister, Darudj oder Erzdews entgegen. Der letztern Haupt ist Ahriman.

Amsdorf, Nikolaus von, gelehrter und einflußreicher Theolog zur Zeit der Reformation, Freund und Gehülfe Luthers, war geboren den 3. December 1483 zu Zschepa bei Wurzen. Nachdem er sich in Wittenberg zum künftigen Theologen gebildet, ward er hier 1511 Professor der Theologie, 1521 Prediger und war 1513 und 1522 Rektor der Universität. Zeitig entschied sich A. für die Reformation, schloß mit Luther einen engen Freundschaftsbund, begleitete den Reformator 1519 zur leipziger Disputation, 1521 auf den Reichstag zu Worms und fuhr bei der Entführung Luthers nach der Wartburg mit diesem in einem Wagen. Auf Luthers Vorschlag kam er 1524 als erster evangelischer Superintendent und Pastor an der St. Ulrichskirche nach Magdeburg, ordnete dort, so wie in Goslar und im Kalenbergischen, das evangelische Kirchenwesen, wohnte 1537 der Zusammmenkunft zu Schmalkalden bei und arbeitete mit an den schmalkaldischen Artikeln. Nach dem Tode des Bischofs von Freisingen und Naumburg, des Pfalzgrafen Philipp, 1541, verlangte der Kurfürst Johann Friedrich von Sachsen von dem naumburger Domkapitel die Wahl eines Bischofes, der ein Freund der Reformation und des Friedens wäre. Dieses gehorchte indessen nicht und wählte zur großen Unzufriedenheit des Kurfürsten den damaligen Kanonikus zu Naumburg und Probst zu Zeitz, Julius Pflug. In dem Streite, welcher sich darüber erhob, ernannte Johann Friedrich, trotz mehrfacher Abmahnungen von Seiten des Kaisers und selbst der wittenberger Theologen, A. zum Gegenbischofe. Dieser, nur ungern dem fürstlichen Rufe folgend, wurde 1542 zu Naumburg von Luther ordinirt und empfing darauf, nachdem Julius Pflug vertrieben worden war, zu Zeitz die Huldigung der Stände. Der neue Bischof stand indessen ganz unter dem Einflusse des Kurfürsten, der auch den größten Theil der Einkünfte des Stiftes an sich zog. Seine Regierung, während welcher er mit Hülfe des Kanzlers, D. Franz Pfeil, die Reformation des Bisthumes auf alle Weise beförderte, dauerte nur bis zu Anfange 1547, wo er, müde der unaufhörlichen Verfolgungen und Feindseligkeiten, und fürchtend, daß das Unglück seines fürstlichen Beschützers auch für ihn nachtheilig werden möchte, sein Amt freiwillig niederlegte. Er wendete sich wieder nach Magdeburg und wirkte hier mit vielem Eifer für die Erhaltung des reinen Lutherthums bis 1550, wo ihn die Söhne des gefangenen Kurfürsten Johann Friedrich zum Kirchenrathe u. Generalsuperintendenten in Eisenach ernannten. Im J. 1558 war er bei der feierlichen Einweihung der Universität Jena, deren Stiftung größtentheils sein Werk war. Er † den 14. Mai 1565. Mit Heftigkeit an Luthers Lehre und Worten festhaltend, stand A. während seines Lebens in den adiaphoristischen, synergistischen und in den Abendmahlsstreitigkeiten stets auf Seiten der strengen Lutheraner und bekämpfte mit Eifer Melanchthon u. dessen Anhänger. Das Interim fand an ihm einen rücksichtslosen Gegner, und die Behauptung desselben von der Nothwendigkeit wahrhaft guter Werke veranlaßte ihn, gegen Georg Major den Satz zu vertheidigen, daß gute Werke zur Seligkeit schädlich seyen („Daß die Propositio: „gute Werke sind zur Seligkeit schädlich, eine rechte christliche Propositio sey, durch den h. Paulus und Luther gepredigt", 1558). Eben so verwarf er den Synergismus des Interims, und deshalb griff ihn 1558 Pfenninger in Leipzig an, und behauptete in dem nun ausgebrochenen flacianischen Streite, daß die Erbsünde, wenn nicht das Wesen, doch ein sehr starkes Accidenz des Menschen sey. Von den Schriften A.s sind die meisten polemischen Inhalts. Bemerkenswerth und vorzüglich ist: „Kurzer Auszug aus der Chronica Naucleri, wie untreulich die Päpste mit den römischen Kaisern gehandelt" (Magdeburg 1534). Ein Verzeichniß fast aller seiner Werke findet sich in Schöttgens „Geschichte von Wurzen". Außerdem nahm A. an der Bibelübersetzung Luthers Antheil und schrieb zu der jenaischen Ausgabe der Schriften Luthers von 1555 die Vorrede zum ersten Theile. Vgl. G. Bergner, De Nicolao de A., Progr. II, Magd. 1718.

Amsel (Turdus Merula, Schwarzdrossel), Vögelart aus der Gattung der Drosseln, Familie der Zahnschnäbler (Dentirostres), Ordnung der Singvögel (Passeres). Das Männchen ist ganz schwarz mit gelbem Schnabel u. Augenliderrande, das Weibchen u. der junge Vogel schwarzbraun, mit weißgrauer Kehle und undeutlichen dunkeln Flecken am Vorderhalse. Die Länge 10—10½ Zoll, Flügelbreite 16—16½ Zoll, Schwanz 4½ Zoll, Schnabel 9 — 10 Linien lang. Rachen und Zunge sind hochgelb, Iris dunkelbraun. Die A. bewohnt alle Länder des gemäßigten Europa's, hält sich in Waldungen mit dichtem Gebüsche, am liebsten an mit Buschwerk bewachsenen Flüssen auf und treibt sich im Herbste und Winter viel in Zäunen, bei starkem Froste auch an offenen Quellen umher, liebt die Verborgenheit u. ist wegen ihrer Schlauheit und Vorsicht schwer zu schießen oder zu fangen. Ihre Nahrung besteht im Frühlinge und Sommer aus Insekten, deren Larven und Würmern, im Herbste vorzüglich aus Beeren, besonders Vogel-, Wachholder-, Faulbaum- und Kreuzdornbeeren. Der A. Nest steht in dichten Büschen, selten mehr als einige Ellen über der Erde, ist tief halbkugelförmig, inwendig mit fetter, feuchter Erde oder Schlamm ausgeschmiert und enthält 4—6 ziemlich große, blaß blaugrünliche, hell zimmtfarb oder matt rostfarb-gefleckte Eier. Die Jungen kriechen nach 15—16 Tagen aus und

werden mit Würmern und Insekten aufgefüttert. Nimmt man sie zum Aufziehen aus dem Neste, so lassen sich Männchen und Weibchen nur dadurch unterscheiden, daß man ihnen an der Kehle einige Federchen ausrupft, welche schwarz nachwachsen, wenn es Männchen sind. Die A. brütet jährlich zweimal, macht aber zu jeder Brut ein anderes Nest. Ihre Lockstimme ist ein trillerndes Frii, und Frißrii, auch tack! tack! tuck! tuck! Beim Anfange ihres flötenden Gesanges hört man die Sylbe: tix! Das Männchen gehört zu unsern vorzüglichsten Singvögeln, singt vom März bis Juli ununterbrochen, vorzüglich des Abends. Nimmt man die jungen A.n aus dem Neste, wenn sie eben anfangen, Federn zu bekommen, zieht sie mit Milch und Semmel, Fleischstückchen, Mehlwürmern und dergl. auf, hält sie recht reinlich, sorgt dafür, daß sie sich, sobald sie anfangen, selbstständig zu werden, täglich baden können, so werden sie so schön wie die wilden und lernen, wenn man sie an einen stillen, ungestörten Ort hängt, leicht Lieder pfeifen. Auch Worte sprechen sie nach. Man unterrichtet sie vorzüglich des Morgens und Abends. Alt eingefangene A.n lassen sich auch leicht mit Beeren und Mehlwürmern eingewöhnen, u. singen dann fast das ganze Jahr. Man unterhält sie mit Semmel oder Brod oder Gerstenschrot mit Milch befeuchtet, gekochtem, in kleine Stücke zerschnittenem Fleische, Mehlwürmern, Vogelbeeren und dergleichen. Die alten A.n lassen sich am besten im Winter fangen an Orten, wo man sie ihre Nahrung oft suchen sieht, indem man daselbst ein Schlagnetzchen stellt, oder einen großen Meisenkasten in die Erde gräbt. Beide müssen sehr sorgfältig mit Laub und dünn aufgestreuter Erde bedeckt seyn. Die Lockspeise besteht in Mehlwürmern und Vogelbeeren, und man thut wohl, solche schon eine Zeitlang vorher zu streuen, um den Vogel zu kirren; auch streut man von der Lockspeise vor die Falle. Wegen ihres wohlschmeckenden Fleisches wurden die A.n schon von den alten Römern in großen Vogelhäusern künstlich gemästet. Sie stiften durch ihre Nahrung manchen Nutzen, sind aber dem Jäger verhaßt, theils weil sie im Dohnstege viele Beeren, ohne sich zu fangen, wegstehlen, theils weil sie dem Wilde durch ihren Warnungsruf, den dieses versteht, die Nähe des Jägers anzeigen. Ihre Brut leidet viel durch Marder, Iltisse, Wiesel, Katzen, Eichelhäher und selbst Schlangen, weshalb ihre Vermehrung auch unbedeutend ist. Die Ringamsel oder Schildamsel und Steinamsel s. unter Drossel.

Amselbeere, s. v. a. Rhamnus catharticus.

Amselfeld (Kossowerfeld, ungar. Rigómezó), große u. fruchtbare Ebene unweit Kossowa in Serbien, an der macedonischen Grenze, berühmt durch zwei mörderische Türkenschlachten, deren erste die Macht und Freiheit der Serbier vernichtete. Als nämlich der serbische König Lazar Brancowich gegen seinen früheren Bundesgenossen, den türkischen Sultan Murad I., feindlich sich erhoben hatte, zog dieser 1389 mit starker Heeresmacht über den steilen westlichsten Paß des Hämus zur Ebene von Kossowa. Die Serbier, durch Bosnier und Albanier verstärkt, waren ihm weit überlegen und des Sieges so gewiß, daß Johann Castriota, Herr von Skutari in Albanien, dem Vorschlage, die Türken bei Nacht zu überfallen, aus dem Grunde widersprach, weil sonst allzu viel Feinde durch die Flucht entrinnen würden. Am 20. Juni 1389 schlug man sich mit Ingrimm und lange schwankte der Sieg, bis er sich endlich zu den Türken neigte. Da eilte im dichtesten Kampfgewühle der vornehme Serbier Milosch Kobilovich durch die Reihen der Leibwachen unter dem Vorgeben auf Murad zu, er habe ihm etwas Geheimes mitzutheilen, sank auf die Kniee und stieß ihm unversehens den Dolch in den Bauch, worauf er selbst mit wunderbarer Behendigkeit dreimal durch die Menge der Verfolgenden sich durchschlug, endlich aber ihren Streichen erlag. Obgleich tödtlich verwundet, behielt Murad Kraft genug, um Befehle zur Vervollständigung des Sieges zu ertheilen, und sprach sterbend das Todesurtheil über König Lazar aus, welcher gefangen in Murads Zelt geführt und vor seinen Augen enthauptet wurde. Die andere Schlacht auf dem A. verlor der berühmte Hunyady, Vormund des ungarischen Königs Ladislaus Posthumus, gegen den Sultan Murad II. Drei volle Tage, vom 17. bis 19. Okt. 1448, wurde mit der größten Hartnäckigkeit auf beiden Seiten gekämpft und um den Sieg gerungen. Der Verrath der Walachen im Entscheidungsmomente gab der türkischen Uebermacht den Lorbeer. Deutsche Tapferkeit verschaffte Hunyady noch Rettung; aber 17,000 Christen, mit ihnen die Blüthe des ungarischen Adels, deckten unter 35,000 Türken den Wahlplatz. Die Gesammtzahl der Streiter beider Heere war $^1/_4$ Million.

Amsler, Samuel, Professor der Kupferstecherkunst an der königlichen Kunstakademie zu München, tüchtiger Zeichner u. einer der berühmtesten Kupferstecher unserer Zeit, war der Sohn eines praktischen Arztes zu Schinznach in der Schweiz, den 17. Decbr. 1793 daselbst geboren. Schon als Knabe beschäftigte er sich aus besonderer Vorliebe mit Malen und Zeichnen und machte, ohne Unterricht genossen zu haben, selbst im Petschaftstechen und Radiren Versuche. Die Bewirthschaftung eines kleinen von seinem Vater ererbten Landgutes nöthigte ihn, sich der Kunst zu entziehen, und er wäre wohl auf immer für dieselbe verloren gegangen, hätte der mächtige innere Drang nicht den Sieg über die äußern Umstände davon getragen. A. überließ die Bewirthschaftung seines Gutes, nicht ohne schwere Opfer, fremder Hand und zog nach Zürich, um sich der Kunst ausschließlich zu widmen. Zuerst kam er zu Oberkugler, später zum berühmten Kupferstecher Lips dem Aeltern, dem er in der Ausführung mehrer seiner bedeutendsten Arbeiten beistand. Lips' etwas strenge und harte Manier machte A. bald zu seiner eignen, und selbst in A.s spätern Arbeiten ist der Lehrmeister zu erkennen. Als Studium kopirte A damals den Stich des domichino'schen Johannes von Fr. Müller, welches treffliche Blatt großes Aufsehen erregte und gerechte Würdigung gefunden hat. Im Jahre 1814 bezog A. die Akademie zu München. Dort studirte er vorzüglich die Antike und bildete sich zum trefflichen Zeichner aus. Eine Magdalene nach Carlo Dolce war hier seine größere Arbeit. Im Jahre 1816 machte er seine erste Reise nach Rom,

und seitdem neigte er sich als Stecher mehr und mehr der Manier der alten Meister der römischen Schule zu. Er arbeitete nach Thorwaldsens Statuen die Platten Charitas und Speranza und den durch Klarheit der Schatten und Zartheit in den Bewegungen besonders ausgezeichneten Schäfer (Hirtenknaben), außerdem das seltene, charaktervolle Porträt des Malers Flohr nach einer Zeichnung seines Freundes Karl Barth, und die rechte Seite des berühmten Titelblattes zu den Nibelungen (deren linke Barth stach) nach einer Federzeichnung von Cornelius, in der Weise Marc-Antons, seines großen Vorbildes; eben so das Porträt des Papstes Pius VII., nach einer Zeichnung von Herrmann. Nach 4jährigem Aufenthalt in Italien kehrte A. 1820 auf kurze Zeit in seine Heimath zurück. Noch in demselben Jahre ging er zum zweiten Male nach Rom, um sein großes Werk, den Triumphzug Alexanders nach Thorwaldsen (herausgegeben mit Erläuterungen von Schorn, München 1848), zu beginnen. Seit 1824 wieder in der Schweiz, vollendete er den Zug Alexanders und fing den Stich seines Hauptblatts, die Grablegung nach Raphael, an, zu welcher er die Zeichnung bei seinem letzten Aufenthalt in Rom selbst gefertigt hatte. A. hatte sich bereits einen europäischen Namen erworben, als er 1828 den Ruf als Professor an des verstorbenen Heß Stelle an die münchener Akademie erhielt. Die Grablegung wurde 1831 vollendet und allgemein als eines der gediegensten Meisterwerke anerkannt, welche der Kupferstich zu irgend einer Zeit hervorgebracht hat. Ihr folgte Danneckers Christusstatue nach einer Zeichnung von Leybold. Später stach er in Auftrag des bibliographischen Instituts zu Hildburghausen Schwanthalers herrliche Künstlerstatuen in der münchner Pinakothek, welches große Unternehmen ihn eine Reihe von Jahren beschäftigte. Sie sind alle nach eigner Zeichnung in der Manier des Alexanderzugs gestochen und reihen sich zum Schönsten der Kunst. Dann folgte (1836) die heilige Familie Raphaels in der münchner Pinakothek, die Madonna di casa Tempi daselbst, eine Reihe schwanthalerscher Basreliefs, in einfachen Konturen, die durch wenige leichte Schatten auseinandergesetzt sind, endlich für den münchner Kunstverein die Traumdeutung Josephs nach Cornelius. Sein letztes großes Werk (1840—46) war ein Stich nach Overbecks „Triumph der Religion in den Künsten". A. † den 18. Mai 1849 zu München. Alle eignen Arbeiten A.s zeugen von einem tiefen Studium, einer lebendigen und höchst geistvollen Auffassung und von einer so vollkommenen Herrschaft über den Stoff und den Grabstichel, wie man ihr nur in den besten Werken Marc-Antons wieder begegnet. Sie sind frei von aller Prätension und verachten den schroffen Gegensatz und die Effekthascherei, der so viele Werke der Neuzeit fröhnen. Die größte Zartheit gibt seinen Arbeiten einen eigenthümlichen Reiz, und wenn er, wie in seiner Grablegung, große Kraft damit zu paaren sich vorsetzt, so erreicht er das Höchste, was die Kunst jemals erstrebt hat.

Am Steg, Dorf im schweizerischen Kanton Uri, am Fuß der Windgelle, an der Gotthardsstraße und an der Reuß, 1650 Fuß über dem Meere mit 300 Einwohnern. Hier ist eine schöne Brücke über die Reuß, welche hier von der rechten Seite den Kerstenenbach aufnimmt. Oberhalb des Orts liegen die Trümmer von Zwing-Uri und Ruinen der Stammburg der Edlen von Silenen.

Amstel, kleiner Fluß in der niederländischen Provinz Holland, aus der Drecht und Mydrecht gebildet, genau genommen aber in Rücksicht auf seine Herstammung ein Arm der Vecht, fließt, nachdem er bei Ouderkerk die krumme Amstel aufgenommen, durch Amsterdam und ergießt sich in den Meerbusen Y (spr. Ei). Die Breite der A. wird mehrmals sehr ansehnlich. Durch ihre Schleußen, ihren lebhaften Verkehr, ihre mit Landhäusern belebten Ufer und durch die große Brücke bei Amsterdam wird sie wichtig und merkwürdig. Jene Amstelbrücke oder Hochschleuße, die 660 Fuß lang, 70 breit ist und auf 35 halbrundgemauerten Bogen ruht, ist als Werk der Wasserbaukunst berühmt; sie wird der Westminsterbrücke zu London und dem Ponte Rialto zu Venedig zur Seite gestellt. Die Aussicht von derselben wird gepriesen und der Holländer setzt sie den schönsten nahe, die irgendwo in der Welt gefunden werden.

Amstelaedamum (Amsteldam, Amstelodamum, Amstelredam), s. Amsterdam.

Amstelland, die Uferlandschaft der Amstel, altfriesische Landschaft, vormals (1806) ein Departement des Königreichs Holland, welches Nordholland in den beiden Quartieren von Amsterdam und Hoorn enthielt und Amsterdam zur Hauptstadt hatte, wurde später (1810) mit dem von Utrecht zum Departement der Zuydersee vereinigt und umfaßte nun als solches die 4 Distrikte: Amsterdam, Amersfoort, Hoorn und Utrecht. Mit der Errichtung des Königreichs der Niederlande wurden Utrecht und Amersfoort wieder von Nordholland getrennt und Utrecht zur besonderen Provinz.

Amstelveen (Amstelween, d. i. Amstel-Sumpfstrich), stadtgroßes, reich bevölkertes (5200 Einwohner) und wohlgebautes holländisches Dorf, eins der ältesten in der Nähe von Amsterdam, im Amstelland. A. ist durch seine Manufakturen wichtig u. durch den preußischen Angriff von 1787 merkwürdig. Vormals war es ein Eigenthum jenes Gysbrecht van Amstel, der mit seinen Gehülfen den Grafen Floris V. von Holland ermordete und deshalb als Landesverwiesener, aller seiner Besitzungen beraubt, unstät im Ausland umherirren mußte. Nahe dabei liegen die buitenfeldschen und amstelveenschen Polder.

Amsterdam, sonst Amsteldam, auch wohl Amstelredam, latinisirt Amstelodamum und Amstelaedamum, die Hauptstadt des Königreichs der Niederlande und der Provinz Nordholland, die erste, vornehmste, wichtigste Stadt und der Hauptverkehrpunkt des Reichs, das Herz des Landes und der Stolz der holländischen Nation, der sie als das nordische Venedig preist, eine der größten Handelsstädte Europa's, liegt am Einfluß der Amstel in den Meerbusen Y, von zwei Armen der Amstel durchflossen u. in zwei Theile, die alte (östliche) und neue (westliche) Seite, geschieden. Die Stadt ist in der Gestalt eines halben Mondes, dessen beide Hörner in den Meerbusen hineinragen, meist auf eingerammten Pfählen auf einem Torfmoore erbaut; mehre Züge vor-

maliger Bastionen laufen um sie herum u. bilden einen mit einem breiten Kanal eingefaßten Kranz. Die Mauern sind abgetragen und die an ihrer Stelle u. auf den Wällen angelegten Boulevards (Singel) mit Bäumen bepflanzt. Von der Landseite her hat A. acht Thore, aus denen lange Zugbrücken über den Graben führen, u. drei Pforten, welche bloß zum Durchgang auf die Boulevards dienen. Viele Grachten od. Kanäle laufen durch die Stadt und bilden 90 Inseln, welche durch 240, theils steinerne, theils hölzerne Brücken mit einander verbunden und so angelegt sind, daß Treckschuiten und Fahrzeuge aller Art, selbst die größten Schiffe, durchfahren können. Alle Kanäle erhalten durch die Amstel ihr Wasser, wodurch dies eine, zufolge der Niederung zwar langsame, doch natürliche Bewegung hat und keiner künstlichen Triebkraft bedarf. Die Ausdünstung des Kanalwassers ist an und für sich der Gesundheit nicht nachtheilig, nur den Geruchsorganen ist sie widrig, was besonders in heißen Sommertagen und dann auf der Prinzengracht in der Nähe der Ramport und auf der Baangracht beim leydener Thor der Fall ist und hier durch den Gemüseabwurf erzeugt wird. Das Wasser in diesen Kanälen ist wegen der beständig eindringenden See untrinkbar und an Brunnen ist bei dem tiefmorastigen Boden gar nicht zu denken, weshalb man in allen Wohnungen das Regenwasser zum Trinken sammelt. Der Flächeninhalt der Stadt beträgt 892 rhn. Morgen (535,200 rhein. □Ruthen); ihr Umkreis 20.000 Schritte oder etwa 2 geograph. Meilen. Der erste Eindruck, den sie von der Landseite macht, ist kein günstiger; die Umgebung ist kahl und flach; es ragt kein einziger schöner Thurm über die Häusermasse hervor und überhaupt springen so wenig bedeutende Punkte ins Auge, daß man an der Größe der Stadt irre werden könnte. Anders freilich, wenn man sich in das ungeheure Gewühl hineinwagt, das vom harlemer Thore bis zum Botermarkt die Stadt wie ein reißender Strom durchbraust, oder wenn man an der Nieuwen-Stads-Herberg den kolossalen Bogen, den A. gegen das Y hin bildet, mit einem Blicke überschaut. Die Ansicht mag zu den schönsten gehören, die eine nordische Stadt zu bieten vermag: so weit das Auge reicht, hohe gewaltige Häusermassen, an die sich eine bunte bewegte Welt menschlichen Verkehrs anlehnt, zum Theil verdeckt durch einen Wald von Masten, gen Mitternacht der weite glatte Wasserspiegel des Y und in der Ferne die Ufer Nordhollands.

Die Häuser A.s sind zum Theil von Backsteinen, zum Theil von Quadern aufgeführt; letzteres ist namentlich bei den Häusern der Vornehmen und Wohlhabenden der Fall. In der Bauart herrscht der Charakter der Einförmigkeit vor, der mit dem Charakter des Volks und mit dem der Natur, durch die derselbe geboten wird, gut übereinstimmt. Die Häuser, auch die neuen, haben meist ein mittelalterliches Aussehen; ihre schmale, oft nur zwei Fenster breite Giebelseite ist der Straße zugekehrt; die Dächer sind hoch, spitz, oft gezackt, die Fenster groß und meist mit köstlichem Spiegelglas besetzt, die Thüren klein und schmal. Die Keller sind bewohnt oder bilden Lager für Getreide und Früchte; an gelegenen Stellen bringt ein Keller mehr Miethe ein, als an abgelegenen ein ganzes Haus. Nirgends sieht man äußere Pracht, überall Einfachheit, gepaart mit einer Reinlichkeit, die zwar die Natur fordert, die aber auch außerdem der Bewohner aus Gewöhnung und angeborenem Sinn mit Aufopferungen jeder Art zu pflegen weiß. Das Innere der Häuser zeichnet sich neben dieser hohen Reinlichkeit durch einen oft bis zum Luxus getriebenen Putz der Fußböden mit Teppichen aus. Man sieht in den Häusern der vornehmeren Klassen durchaus hohe Fenster, glänzende Spiegelscheiben und eine Verschwendung von Marmor im Flur, an Wänden, Kaminen und Treppengeländern, wie man sie in andern Städten des Kontinents nicht findet. Alle Hauptstraßen laufen unter sich parallel und sind Halbbogen, deren Enden sich auf den Meerbusen stützen. Sie sind alle gut gepflastert, und zwar mit Kalksteinen, die am Ufer der Maas, unweit Lüttich, gebrochen werden. Fast in der Mitte jeder Straße läuft eine schiffbare Gracht. Sämmtliche Grachten sind an beiden Seiten mit Bäumen, Linden, Buchen rc., bepflanzt. Die meisten Straßen, durch welche keine Kanäle gehen, sind sehr eng u. daher düster, was namentlich in den zwei ältesten Stadttheilen der Fall ist. Wirklich schöne und breite Straßen, eigentlich Kanäle, sind die Prinzen-Gracht, Kaisers-Gracht, Herren-Gracht. In dem Theil dieser drei Grachten, welcher zwischen dem leydschen Poort, der Binnenamstel und dem utrechtschen Poort liegt, befinden sich die prächtigsten Häuser; da wohnt die vornehme Welt von A. An Palästen und ausgezeichneten Gebäuden ist A. nicht reich. Das berühmteste und größte Gebäude ist das „koningklyk Palais", das ehemalige Rathhaus, auf einem für dasselbe zu kleinen Platze, dem Dam, gelegen, nach den Zeichnungen Jakobs von Kampen 1648—55 erbaut. Es steht auf 13,659 eingerammten Pfählen, ist 282 Fuß lang, 235 Fuß breit und 116 Fuß hoch; 211 Fuß über die letztere Höhe erhebt sich der runde Thurm mit einem Glockenspiele. Der Palast ist aus grauem Sandstein, den man aus Westphalen kommen ließ, erbaut u. mit einer großen Menge von Statuen, Basreliefs u. allegorischen Wandgemälden geziert; seine Hauptsäle sind mit Marmor ganz überkleidet. Die Bildhauerarbeiten sind meist von Artus Quellinus aus Antwerpen, die Gemälde von verschiedenen Meistern. Im Erdgeschoß ward früher der Schatz der Bank aufbewahrt. Das mittlere oder Hauptgeschoß enthielt die Säle für die Sitzungen des Raths und die Versammlungen der Bürgerschaft. König Ludwig erkor 1808 das Gebäude zu seiner Residenz. Aus dieser Zeit stammt der herrliche Thronsaal, wohl der schönste Saal in Europa. Noch jetzt wohnt der König, wenn er sich in A. aufhält, im Stadthause. Die Stadtbehörden halten ihre Sitzungen in dem früheren Prinzenhof. Ferner gehört zu den ansehnlichsten Gebäuden der Stadt das der Gesellschaft der Künste auf der Kaisersgracht, das schöne Trippenhaus auf dem Kai-Kloveniers-Burgwal, wo sich auch das Museum befindet, die vom König Ludwig 1808 erbaute Kaserne, die, weil sie wegen der Nähe des Kanals feucht und ungesund ist, jetzt zu einem Entrepot

gebraucht wird, das Posthaus hinter dem königlichen Palaste, das Zollhaus in der Hoogstraat; die alte, von 1608—13 gebaute Börse, unter der die Amstel in das Damrocksgewässer fließt, wurde neuerdings abgebrochen u. eine neue jenseits des Dam erbaut. Das ostindische Haus, das Staatsschiffswerft und das Magazin auf der Kattenburg am Y dienen jetzt dem Handel und der Seefahrt. Unter den 47 **Kirchen**, Bethäusern und Synagogen der Stadt, worunter 10 kalvinistische, 22 katholische, 3 lutherische, 1 wallonische, 1 englisch-presbyterianische, 1 englisch-episkopale, 1 für Remonstranten, 1 für Mennoniten, 1 für Quäker, 1 griechische, 1 armenische und 4 jüdische Synagogen gehören, ist die schönste die Nieuwe kerk (die neue oder Katharinenkirche) auf dem Dam, 1645 erbaut, mit den Grabmälern de Ruyters, van Galens, des Dichters Vondel, des patriotischen Märtyrers van Specht u. A., und einer sehr bewunderten Kanzel. Die Oude kerk (die alte oder Nikolaikirche) in der Warmoestraat hat einen 240 Fuß hohen Thurm mit einem Glockenspiel von 36 Glocken, die zusammen 330 Centner wiegen. Sie enthält viele Denkmäler holländischer Seehelden, wie die von Zeehelm, Heemskerk, van der Zaan, J. Sweers, van der Hulst u. Corn. Jansz. Die vor Kurzem neu hergestellte ältere lutherische Kirche, worin alljährlich die Gesellschaft Tot nut van t' algemeen eine Generalversammlung hält und Preise vertheilt, empfiehlt sich durch Einfachheit. Unter den Synagogen ist die portugiesische die schönste und größte. Unter den 12 öffentlichen **Plätzen** der Stadt ist kein einziger groß und fast alle sind unregelmäßig angelegt. Sehr volksbelebt sind der Dam und der Nieuwe Markt (Neumarkt). Ferner nennen wir das Amstelveld an der Prinzengracht, den Botermarkt (Buttermarkt) zwischen der Herrengracht und Binnenamstel, den Westermarkt zwischen der Prinzen- und Kaisersgracht, wo die Kirmesmesse gehalten wird, den Nordmarkt. Das Judenquartier ist ein dichtes, enges Häusergedränge, wie in Frankfurt, Prag rc. Früher war A. eine starke **Festung** mit 26 Bollwerken, die durch willkürliche Ueberschwemmungen geschützt werden konnte; doch mußte sie sich 1787, nach Uebergabe der verschanzten nahen Dörfer, den Preußen ergeben und Pichegru hielt am 10. Jan. 1795 über die feste Eisdecke seinen Einzug in die Stadt. Bei der jetzigen Kriegskunst ist sie nur durch Ueberschwemmung zu halten. Von der Seite von Harlem deckt die Stadt die Schleuße von Halfringen, von der Ostseite die Festung Naarden.

Die Zahl der **Einwohner** betrug 1812 197,815, 1826 201,198, gegenwärtig gegen 224,000, worunter sich 47,000 Katholiken, 37,000 Lutheraner, 2000 Anabaptisten, 22,000 deutsche und 2500 portugiesische Juden, 800 Remonstranten rc. sich befinden. Diese Volksmasse erfüllt die Stadt mit der großartigsten Bewegung, die sich am eigenthümlichsten in den die Stadt gegen das Y hin begrenzenden Dämmen entfaltet. Der große Durchgang alles Verkehrs aber ist die Kalverstraat; dort drängt sich vom Morgen bis spät in die Nacht die Menschenmasse durch; Laden an Laden locken den Fremden an. Am unruhigsten wird dieser Mittelpunkt der Stadt gegen 3 Uhr, wo Tausende von kaufmännischen Physiognomien nach der Börse eilen. Nie aber erscheint die Kalverstraat so eng und überfüllt, nie ist es in allen Theilen der Stadt so lebendig und lustig, als zur Zeit der „Kirmes“, die in den ersten Wochen des Septembers gefeiert wird u. viele Tausende festlich geputzter Landleute herbeizieht, die an den Herrlichkeiten der Hauptstadt Theil nehmen wollen.

Was die **gewerbliche Thätigkeit** betrifft, so war A. ehemals der Sitz zahlreicher und blühender Fabriken, und auch noch jetzt sind mehre derselben A. ausschließlich eigen, weil ihr Verfahren, welches meist sehr geheim gehalten wird, noch nicht in andern Ländern mit Glück hat nachgeahmt werden können. Andere sind durch ihre Größe für die Beförderung der Industrie im ganzen Lande von Bedeutung. Mit Uebergehung der keine Hauptrolle spielenden Woll- und Baumwollenfabriken erwähnen wir die Kampher- und Boraxraffinerien, die Smaltefabriken, welche die Smalte vom Erzgebirg und Thüringerwald beziehen und durch unbekannte Operationen zu verfeinern und eine große Menge Farbenabstufungen daraus hervorzubringen verstehen, die Diamantschleifereien, deren Verfahren ebenfalls geheim gehalten wird, die Tabakfabriken und Zuckerraffinerien, die Manufakturen in Tuch, Plüsch und seidenen Zeuchen, die Fabriken für Bijouterie-, Gold- und Silberwaaren, Tafelblei und chemische Präparate, die Brauereien, Geneverbrennereien, die Segel- u. Taufabriken, die Schiffswerften rc. Die Dampfmaschinenfabrik von Vlissingen kann mit den Fabriken Englands rivalisiren. Für den **Handel** bietet die Lage der Stadt an einem Busen, der sie mit der Nordsee und den Oceanen verknüpft, und an Kanälen, die sie mit den wichtigsten Städten des Landes verbinden, große Vortheile; doch hatte gerade diese Oertlichkeit für A. lange Zeit große Unbequemlichkeiten. Die Einfahrt in die Zuydersee und die Schifffahrt auf diesem Meerbusen selbst sind wegen der Sandbänke und Untiefen nicht ohne Gefahr; die größte Unbequemlichkeit für die Schifffahrt ist aber die Seichtigkeit des Pampus oder des Eingangs zum Y von der Zuydersee aus, so daß tiefgehende Schiffe theilweise entladen werden mußten, ehe sie in den Hafen einlaufen konnten. Diesem Uebelstand wurde durch den neuen Kanal abgeholfen, der, 26 F. tief und auf der schmalsten Stelle über 124 F. breit, in einer Länge von 14 Stunden durch ganz Nordholland, von Nieuwe-Dam über Alkmar und Purmerend nach A., führt und überdies für alle Schiffe, die aus dem Westen kommen, die Fahrt nach A. um ein Bedeutendes verkürzt; zwei große Dampfschiffe bugsiren die Kauffahrteischiffe mit der ganzen Ladung binnen 18 Stunden durch den ganzen Kanal. Die größte Bedeutung hatte der Handel A.s im 16. Jahrhundert, wo die spanischen Bedrückungen den flamändischen Handel vernichteten. Viele der Flamänder verließen damals ihre Wohnsitze und siedelten sich und ihre unermeßlichen Geschäfte in A. an, das nun die Niederlage der Erzeugnisse aller Länder und Nationen und, was Antwerpen bisher gewesen, das Emporium des Welthandels ward. In Folge des Kriegs mit England im 17. Jahrhundert sank jedoch der Handel A.s so sehr, daß 1653 gegen

4000 Häuser in A. unbewohnt waren. Zwar hob sich der Verkehr bald wieder und die Reichthümer aller Welt strömten in A. zusammen, aber die Kriegsjahre mit England von 1781 u. 1782 waren dem Verkehr nachtheilig und seit der Regierungsveränderung von 1795 verfielen Handel u. Wohlstand immer mehr. Die angetragene Verbindung Hollands mit Frankreich, das Kontinentalsystem, der Verlust der Kolonien gaben dem amsterdamer Handel den Todesstoß und vergeblich suchte der König Ludwig durch manche Vergünstigungen ihn wieder zu heben. Erst seit 1813 hat der Handel in A. wieder bedeutend zugenommen, indem die großen Kapitale der alten großen Handels- und Kommissionshäuser, die solide Art des Verkehrs im Waaren- und Wechselhandel, die kundigen Waarenmäkler rc. den kommerciellen Verkehr A.s begünstigen. Dennoch hat es die Herrschaft des Welthandels nicht wieder zu gewinnen vermocht. Seine Hauptgeschäfte sind gegenwärtig der Staatspapier- und Wechselhandel, der Getreidehandel u. der Handel mit Kolonialprodukten, mit denen es einen großen Theil des westlichen und nördlichen Deutschlands, die Schweiz und häufig auch einen Theil Frankreichs versieht. Unter den zahlreichen Handelsanstalten der Stadt steht die Bank mit einem Kapital von 10 Mill. Gulden oben an.

Kunst und Wissenschaft werden in A. mit Sorgfalt und Vorliebe gepflegt. Das Athenäum im ehemaligen Kloster S. Agnes ist eine akademische Lehranstalt, wo die Studenten zwar absolvirt, aber nicht graduirt werden, was auf einer Universität des Landes geschieht. Die Vorlesungen werden in der Regel in lateinischer Sprache gehalten, nur die über Mathematik, Sternkunde u. Naturwissenschaft in holländischer. An diese Lehranstalt schließt sich das Gymnasium auf dem Eingel im ehemaligen Kloster der Klarissennonnen an, dessen Zöglinge alljährlich durch öffentliche Preise ausgezeichnet werden. Von speciellem Interesse ist die große trefflich ausgestattete Seefahrtsschule. Ein sogenannter zoologischer Garten ist nach dem Muster des englischen eingerichtet. Von Bedeutung für Kunst und Wissenschaft sind die 1777 auf der Kaisersgracht von W. W. Weit gestiftete Gesellschaft der Künste, die Akademie der Wissenschaften, Literatur und schönen Künste in vier Klassen, die medicinische Gesellschaft servandis civibus, die vom Handelsstande gestiftete Gesellschaft Felix meritis, die Gesellschaft der Dichtkunst und schönen Wissenschaften, die der Concordia et libertas, die Gesellschaft Doctrina et amicitia, der Verein Tot nut van t' algemeen mit Filialgesellschaften durch das ganze Land. Letzterer wirkt auf den Kern des Volks, für Patriotismus und Bildung, für Menschenliebe, für nützliche produktive Thätigkeit aller Art und ist von großem Einfluß auf das Königreich. Berühmt ist das anatomische Theater oder die Snydekammer auf dem neuen Markt. Das Museum enthält einen unermeßlichen Schatz ausgezeichneter Gemälde von den großen Meistern der niederländischen und flanderschen Schule. Das Kupferstichkabinet ist eines der reichsten in der Welt. Außerdem besitzt A. viele reiche Privatsammlungen von Gemälden, Kupferstichen, Handzeichnungen, Holzschnitten, Natur- und Kunstsachen. Verschiedene Vereine pflegen die Musik, die wie in ganz Holland deutsch ist. A. hat drei Haupttheater, ein holländisches, die Stadt-Schouwburg genannt, ein französisches u. ein deutsches, außerdem zahlreiche Volksbühnen, die sogenannten Toneels, auf denen der Humor des holländischen Volkes herrscht.

Für die leidende Menschheit bestehen viele, sehr reich dotirte Wohlthätigkeitsanstalten: Waisenhäuser, Armen- und Krankenhäuser, Versorgungsorte für alte Männer und Frauen. Das reformirte Bürgerwaisenhaus erzieht über 1000 Vaterlose beider Geschlechter. Recht gute Einrichtungen sind das Almosenier-, Diakonen-, das lutherische und Remonstranten-Waisenhaus. Die katholischen Waisen besitzen zwei passend eingerichtete Gebäude. Unter den vielen Hospitälern nennen wir das Buitengasthuis und das Binnengasthuis, das Georgen-, Barmherzigkeit-, Wittwen-, Greisen-, wallonische, lutherische, englische und Judenhospital, ferner die Rettungsgesellschaft für Ertrunkene und sonst Verunglückte, das trefflich eingerichtete Blindeninstitut. A.s milde Stiftungen hatten schon 1792 fast 2 Mill. Gulden jährlicher Einkünfte. Die Armenschulen werden von 5000 Schülern besucht. Außerhalb ist das Zucht- u. Arbeitshaus für männliche Verbrecher. Außerdem hat A. mehre Spinn- und Besserungshäuser. Die Gesellschaft zur Korrektion der Gefangenen zählt über 5000 Mitglieder.

A. ist der Sitz des Civilgouverneurs von Nordholland, der zwar jetzt in Harlem wohnt, aber wöchentlich in A. Audienz geben muß. Die Stadt sendet 15 Mitglieder zu den Provinzialstaaten. Außer einem Tribunal der ersten Instanz besitzt A. an Behörden: ein Handelsgericht, echs Friedensgerichte, das Seedepartement des Zuydersees, die Nationalbankdirektion, die Generaldirektion der öffentlichen Schuld. Der Magistrat hat, wie in allen größern Städten Hollands, 1 Bürgermeister und 2 Unterbürgermeister an seiner Spitze und scheidet sich in mehre Ausschüsse, welche die Municipalangelegenheiten besorgen. Für die innere Sicherheit der Stadt sorgen die Bürgerwehr und die Stadtwache. Rühmenswerth ist A.s Löschanstalt, wobei jeder Bürger verpflichteter Brandlöscher ist. Ueber die Gesundheit wacht ein Collegium medicum.

A. war noch zu Anfange des 13. Jahrhunderts ein Fischerdorf im Besitz der Herren van Aemstel, erhob sich aber schon gegen die Mitte jenes Jahrhunderts zu einem Städtchen mit städtischen Rechten. Wegen der Theilnahme Gysbrechts van Aemstel an dem Morde des Grafen Floris von Holland 1296 von den benachbarten Kennemers überfallen und verwüstet, kam es mit Amsteland an die Grafen von Holland, welche der Stadt viele Vorrechte gewährten. Bald schwang sich A. zur ersten Handelsstadt der vereinigten Niederlande empor und wuchs so schnell, daß es 1622 bereits 100,000 Einwohner zählte. Die Versuche des Engländers Leicester, sich 1587 der Stadt durch Verrath, und des Prinzen Wilhelm II., 1650 durch Ueberrumpelung zu bemeistern, mißlangen durch die Klugheit der beiden Bürgermeister Hoeft und Bitter. Indessen mußte sie sich 1787 den

Preußen und 1795 den Franzosen unter Pichegru ergeben. Unter den berühmten Männern, die in A. geboren wurden, zeichnen sich aus: der Historiker Peter Corn. Hoeft, der Philosoph Spinoza, der Naturforscher Swammerdam, Jan van Brockhuizen, der Dichter Luk. Rotgans, der Blumenmaler Huysum, der Dichter Bilderdyck. Vergl. Nieuwenhuis, Proeve eener geneeskundige plaatsbeschryving der stad A., Amsterd. 1820, 4 Bde.; Geysbeeck, Tableau statistique et historique d'A., das. 1824, u. van der Vijver, Beschryving van A., das. 1844, 4 Bde.

Amstetten (Amstädten), Marktflecken im österreichischen Viertel ob dem wiener Wald, an der Yps und an der Straße von Ens nach Wien, hat eine Poststation und Eisenwerke. A. hat in der Kriegsgeschichte durch das Gefecht einen Namen, welches hier am 5. November 1805 zwischen den Franzosen und Russen Statt fand. Die Russen ließen dabei 200 Todte auf dem Wahlplatz, verloren über 1000 Gefangene und überließen, sich eilig zurückziehend, Wien seinem Schicksale.

Amt Christi (officium, opus, munus J. Christi), bezeichnet Alles, was Jesus zum Besten der Menschen auf Befehl Gottes thun sollte, wirklich gethan hat, noch jetzt thut u. in Zukunft thun wird. Es umfaßt sonach das ganze Erlösungsgeschäft oder Mittleramt Jesu Christi (officium redemtorium s. mediatorium) u. zerfällt in das prophetische, hohepriesterliche und königliche, in sofern Jesus im Neuen Testamente bald mit einem Propheten, bald mit einem Hohenpriester, bald mit einem Könige verglichen wird. Diese Eintheilung, obgleich schon früher bekannt, wurde doch erst nach Melanchthon und Chemnitz von den Dogmatikern allgemein angenommen und, trotz mehrfacher Angriffe, von den Neuern (Ammon, Wegscheider, De Wette, Schleiermacher u. A.) beibehalten, weil sie in der That sich mehr, als jede andere, bisher vorgebrachte zur Darstellung des Erlösungswerkes Jesu Christi, zur Schilderung seiner Verdienste um die Menschheit und zur Erweckung frommer Gefühle und Gesinnungen eignet. In dem prophetischen A. erscheint Jesus vorzüglich als Lehrer, dessen Typen oder Vorbilder im Alten Testamente Moses u. alle Propheten sind; daher Schleiermacher, dieser Analogie folgend, das prophetische A. in Lehren, Weissagen und Wunderthun setzt, womit das Neue Testament übereinstimmt. Das hohepriesterliche A. begreift zwei Theile: die Versöhnung oder das Opfer des Leibes Christi, und die sogenannte hohepriesterliche Fürbitte, wozu Einige noch den hohenpriesterlichen Segen rechnen. Schleiermacher setzt es in den thuenden, leidenden Gehorsam und in die Vertretung der Gläubigen beim Vater. Als Typen dieses A. es werden Melchisedek, Aaron und die jüdischen Hohenpriester angesehen. Die Benennung ist bloß aus dem Briefe an die Hebräer entlehnt u. eigentlich nichts, als eine Vergleichung. Da Jesus im Neuen Testament ein König genannt wird, dem Gott nach seiner Erhöhung die Herrschaft über die Menschen übertragen habe, der fortdauernd für das Wohl der Seinen sorge u. alle Feinde seines Erlösungswerkes besiege, so schrieb man ihm auch ein königliches Amt zu, das in die Herrschaft Christi über Alles im Himmel und auf Erden, oder, nach den neueren Dogmatikern, bloß über seine Kirche gesetzt wurde. Schleiermacher läßt es darin bestehen, daß Alles, was die Gemeinschaft der Gläubigen zu ihrem Bestehen erfordert, immerwährend von Christo ausgehe.

Amt der Schlüssel (Schlüsselgewalt, potestas clavium, claves, oder potestas jurisdictionis, disciplina ecclesiastica), die den Geistlichen zustehende Gewalt, den Mitgliedern der christlichen Kirche in der Beichte die Absolution zu ertheilen (Löseschlüssel) oder zu verweigern (Bindeschlüssel) und in letzterem Falle die Macht, dieselben zu exkommuniciren. Das Recht der Ertheilung u. Verweigerung der Absolution, in sofern diese nicht bloß als die im Namen Gottes vom Priester geschehene Ankündigung, sondern zugleich als Mittheilung der Sündenvergebung angesehen und von ihr die wirkliche Begnadigung des beichtenden Sünders abhängig gemacht wird, ist eben so vernunft- als schriftwidrig. Denn einem Andern Sünden zu vergeben, vermag in gewissem Sinne nur derjenige, gegen welchen diese Sünden begangen worden sind, oder welcher durch seine besonderen Verhältnisse das Recht hat, sie zu bestrafen. Wie kann also ein Mensch solche Sünden vergeben, die nicht gegen ihn selbst, sondern gegen Gott oder andere Menschen begangen sind? Ist aber der Sünder der Verzeihung würdig oder fähig, so wird er sie erhalten, wenn auch Niemand von außen sie ihm ankündigt oder ertheilt, und kein Sterblicher hat dann die Macht, ihn vom Himmel u. von Gottes Vatergüte auszuschließen, obwohl der Geistliche und jeder Mensch mittelbar durch Belebung des Glaubens und frommer Gesinnung ihm zur Begnadigung vor Gott förderlich seyn kann. Die Macht der Schlüssel wird gegründet auf Matth. 16, 18—19; 18, 18; Joh. 20, 23. In den beiden ersten Stellen gibt aber Jesus den Jüngern nur eine Bestätigung des Rechtes, Menschen, die sie für unwürdig der christlichen Gemeinschaft hielten, von derselben auszuschließen, so wie andere, die sie für würdig erkannten, aufzunehmen. Sollte zugleich an Vergebung der Sünde zu denken seyn, so wäre dies doch nimmermehr die bei jeder Beichte wiederholte Absolution, sondern eine einmalige, bei der Taufe eines Menschen diesem zu ertheilende. Joh. 20, 23 setzt voraus, daß die mit dem heiligen Geiste begabten Jünger fähig wären, über Andere ein gerechtes Urtheil zu fällen, so daß Diejenigen, welche sie als des Sündenerlasses würdig bezeichnet, dessen auch in der That vor Gott selbst werth seyn würden, und umgekehrt. Von diesen Gründen geleitet sehen die neueren Dogmatiker der protestantischen Kirche diesen Theil des Schlüsselamtes nur als die Befugniß an, im Namen Gottes und der Kirche die Beichtenden zu ihrem Troste und ihrer Ermunterung auf die göttliche Gnade und Vaterliebe hinzuweisen (vgl. Sündenvergebung). Der zweite Theil der Schlüsselgewalt, das Exkommunikationsrecht, wurde aus dem Judenthume von den Aposteln beibehalten und kommt eigentlich der ganzen Kirche zu. Es begreift die doppelte Befugniß, sowohl den sogenannten kleinen Bann, oder die Ausschließung

von den kirchlichen Versammlungen, der öffentlichen Fürbitte, dem heiligen Abendmahle und dem christlichen Begräbnisse, als auch den großen oder päpstlichen Bann, d. i. die gänzliche Ausschließung aus der christlichen Kirche, mit Verlust der bürgerlichen Rechte, zu verhängen. Den letzteren betrachten die schmalkaldischen Artikel, in wiefern er bürgerliche Folgen hat, mit Recht als eine Civilstrafe, und erlauben den Pfarrern nur den erstern. Es kommt aber auch der Kirche der große Bann, d. h. das Recht der gänzlichen Ausschließung ihrer unwürdigen Mitglieder von aller kirchlichen Gemeinschaft und allen kirchlichen Rechten zu, jedoch mit Ausschluß des Verlustigwerdens der staatsbürgerlichen Rechte. Zu bemerken ist indessen, daß in den neueren Zeiten den protestantischen Geistlichen, als den Vertretern der Kirche, gegen die Bestimmung der symbolischen Bücher, selbst das Recht des kleineren Bannes fast überall entzogen und in der Praxis überhaupt die ganze Schlüsselgewalt sehr problematisch geworden ist. Das Hauptstück „vom A. der Schlüssel" im lutherischen Katechismus ist erst 1554 wahrscheinlich nach Luthers Handschrift durch Knipstrow in den Katechismus gekommen. Allgemeiner faßt Schleiermacher den Begriff; nach ihm ist das A. d. Sch. die Macht, vermöge deren die Kirche bestimmt, was zum christlichen Leben gehört u. über jeden Einzelnen nach Maßgabe seiner Angemessenheit zu diesen Bestimmungen verfügt. Vgl. Mohnike, Das sechste Hauptstück des lutherischen Katechismus, Stralf. 1830.

Amt des heiligen Geistes, die Wirksamkeit des heiligen Geistes bei der Bekehrung oder die sogenannten Gnadenwirkungen, ist nach den älteren Dogmatikern ein vierfaches: 1) das Strafamt (officium elenchticum), indem der heilige Geist die Menschen von ihrer Sündhaftigkeit und deren Strafbarkeit überzeugt; 2) das Lehramt (officium didascalicum), indem er die Menschen von der Erlangung der Vergebung der Sünde und den Mitteln der Besserung unterrichtet; 3) das Besserungs- oder Büßamt (officium paedeuticum), indem er die Menschen zur Besserung antreibt; 4) das Trostamt (officium paracleticum), indem er die Gebesserten bei den Leiden dieses Lebens mit der Hoffnung des ewigen Lebens aufrichtet.

Amt-Gehren, Marktflecken und Amtshauptort, in Schwarzburg-Sondershäusischen an der Wohlrose, zwischen Ilmenau u. Rudolstadt, in einer schönen Gegend des thüringer Waldes, hat ein Schloß, ein Rent- und Bergamt, eine Forstmeisterei. Die Einwohner (1600) nähren sich größtentheils von den zahlreichen Beamten, den Arbeiten in den großen herrschaftlichen Forsten, vom Bergbau (auf Kupfer, Eisen, Braunstein, Schwefelkies ꝛc.) und von der Verfertigung hölzerner Waaren. Viele sind auch Arbeiter in dem benachbarten Eisenhüttenwerke (Günthersfelde), den Vitriolsiedereien, Kienrußbrennereien u. s. w. Der Rentamtsbezirk (Enklave von Schwarzburg-Rudolstadt, Meiningen, Weimar und dem preuß. Kreis Henneberg) ist für Schwarzburg-Sondershausen einer der einträglichsten wegen seiner herrlichen Waldungen, die fast den ganzen Bezirk bedecken. In manchen Jahren werden in diesem kleinen Distrikte für 150,000 Thaler Holz geschlagen.

Amtmann, im Allgemeinen Jeder, der ein Amt bekleidet, daher ehedem jeder Staatsdiener; insbesondere hieß aber so der Verwalter eines Kammergutes, der zugleich Richter über die Klagesachen im Umfange des Gutes und des damit verbundenen Hoheitsgebietes (Kammeramt) war, auch der Polizei vorstand. Späterhin wurde die Oekonomie eines solchen Gutes gewöhnlich verpachtet, oder durch einen besonderen Beamten verwaltet, und davon die Rechtspflege, so wie die Hebung der Amtsgefälle getrennt. Der Titel eines A.es oder Oberamtmannes, wenn er das ganze Amt hat, ging nun in mehren Ländern, vorzüglich in Preußen, auf den Oekonomie-Verwalter oder Pächter eines Kammergutes über u. von diesem mißbräuchlich auf jeden größeren Landwirthschafts-Vorsteher. An andern Orten dagegen heißt A. nur derjenige, welchem die Rechtspflege eines Kammeramtes mit der Polizei (Justizamtmann), oder die Hebung der Amtsgefälle (Rentamtmann), oder beides zugleich anvertraut ist. In Bayern u. a. O. führen Patrimonial-Richter, in Niedersachsen die Mitglieder einer Innung jenen Titel.

Amtseid, Eid, der von einem Beamten bei Uebernahme des ihm übertragenen Amtes geleistet wird und die gewissenhafte Erfüllung der eingegangenen Verpflichtungen des Schwörenden heiligen und verbürgen soll. Gewöhnlich werden in die Formel des A.s die wichtigen Amtspflichten des Schwörenden aufgenommen, und ein Beamter muß daher beim Eintritte in ein neues Amt entweder nochmals schwören, oder, wie dies auch häufig geschieht, bloß schriftlich erklären, daß er sich bei Uebernahme des neuen Amtes durch den zuvor abgeleisteten A. für alle seine neuen Amtsverhältnisse eidlich verpflichtet erachte. Der A. ist seiner Natur nach nur die Verstärkung eines von selbst verstandenen Versprechens, ein auch vor Gott abgelegtes Gelöbniß rechter Berufstreue. Erscheint demnach ein Staatsbeamter, der sich ein Amtsvergehen zu Schulden kommen läßt, nachdem er beeidigt worden ist, als meineidig und ist er somit weit straffälliger, als ein solcher, der den Eid nicht geleistet hat, so ist dennoch auch letzterer als ein Treuloser nach dem Gesetze zu bestrafen, weil derjenige, der ein öffentliches Amt acceptirt, schon dadurch, nicht aber erst durch Ableistung des A.s, zugleich alle mit diesem Amte verbundenen Pflichten übernimmt.

Amtsentlassung, Entlassung eines Beamten, entweder auf sein Ansuchen, oder wider seinen Willen wegen physischer Untüchtigkeit zur Verwaltung des Amtes (honesta dimissio). Eine andere Art der A. ist die, welche als Strafe für moralische Untüchtigkeit, für Amtsvergehen und auch für gemeine Verbrechen erfolgt und gewöhnlich den Verlust der Pensionsansprüche nach sich zieht. Sie tritt, nach den in Europa allgemein herrschenden Grundsätzen, bei richterlichen Beamten nur nach vorausgegangener gerichtlicher Untersuchung und auf Grund eines richterlichen Urtheils ein; bei administrativen Beamten dage-

gen, bei Lehrern, Geistlichen u. Kommunalbeamten kann sie auch im administrativen Wege nach einem hierüber gesetzlich vorgeschriebenen Verfahren erfolgen. Die höchsten Beamten, Minister, Mitglieder des geheimen Rathes oder des Kabinets, entläßt der Monarch überall nach Willkür. In den Vereinigten Staaten von Nordamerika werden alle Beamte auf Wohlverhalten, die der Verwaltung auch größtentheils nur auf vier Jahre bei Wohlverhalten angestellt, so daß sie nach Ablauf der vier Jahre vom Gouvernement entlassen oder abermals auf vier Jahre neu angestellt werden müssen.

Amtsentsetzung (**Kassation**), die zufolge eines richterlichen Erkenntnisses verhängte Strafe der Absetzung eines Staatsbeamten. Sie setzt immer ein grobes Dienstvergehen oder gemeines Verbrechen voraus und hat Verlust des Titels, der Besoldung und Pensionsansprüche, so wie die gänzliche Ausschließung vom Staatsdienste gewöhnlich zur Folge. Im Preußischen tritt unter Anderm die A. immer ein, wenn ein Beamter zu mehr als fünfjährigem Festungsarreste verurtheilt worden ist; er bleibt jedoch dann im Besitze seiner Ehre, in sofern sein Verbrechen nicht den Verlust der Nationalkokarde nach sich zieht.

Amtserschleichung (Crimen ambitus), rechtswidrige Bewerbung um ein Amt, z. B. durch Versprechungen, Drohungen, Bestechung, Gewalt u. s. w. Sie ist eine geistliche oder Simonie im engsten Sinne, wenn sie sich auf geistliche Stellen und Würden, eine weltliche, wenn sie sich auf Staatsstellen bezieht. Beide Arten des rechtswidrigen Ambitus (s. d.) waren schon nach römischem Rechte streng verboten; der weltliche wurde anfangs mit Deportation, oder Infamie und Geldstrafe, nach Umständen selbst mit dem Tode, später mit Konfiskation, Verbannung oder körperlicher Züchtigung bestraft. Die Simonie sollte Entsetzung von dem auf unehrliche Weise erlangten geistlichen Amte, so wie Infamie zur Folge haben. Die Strenge dieser Strafen, welche mit Abänderungen u. Modifikationen auch jetzt noch wider die A. bestehen (obschon sie aus Mangel hinreichender Beweismittel wohl in tausend Fällen kaum einmal in Anwendung kommen), erklärt sich mit Recht aus der nothwendigen Wahrung der Würde der Amtsgewalt und aus der Vorsorge für die bestmögliche Verleihung und Verwaltung derselben. Das Vergehen der A. ist übrigens nicht bloß auf Kirchen- u. Staatsämter auszudehnen, sondern auch auf die Volksrepräsentation, wenn sie rechtswidrig, z. B. durch Bestechung, erlangt oder ertheilt worden. In Deutschland und Frankreich tritt sie wenigstens nicht so frech auf, als in England; indessen kommt in konstitutionellen Staaten häufig genug eine Art der Einwirkung von sogenannten Freunden und Dienern der Regierungen und der Minister auf die Wähler vor, die einer direkten Bestechung ziemlich gleich steht.

Amtsmißbrauch (**Mißbrauch der Amtsgewalt**, crimen repetundarum in sensu lato oder crimen malae gestae administrationis), im engern Sinne (**Amtsexceß**, crimen repetundarum in sensu stricto) die Bedrückung und Mißhandlung unter dem Scheine der Amtsbefugniß oder Amtspflichten, oder durch deren offene Ueberschreitung, z. B. Mißhandlung bei Exekutionen und Arretirungen, im weitern (**amtliche Erpressung**; concussio) Mißbrauch der Amtsgewalt zu unrechtmäßigem Vortheil unter falschen Vorspiegelungen, besonders eines diesfallsigen Rechts mit angedrohter oder angewendeter Amtsgewalt, z. B. Erhebung zu hoher Abgaben und Gebühren (illicitae exactiones, superexactiones). Strafen für A. sind Amtsversetzung bis Zuchthaus, nach Verhältniß der Größe des Vergehens. Erpressungen folgern immer Nichtigkeit der Handlung u. Schadenersatz.

Amtssuspension, die vorläufige, als Strafe von einer vorgesetzten Behörde angeordnete Entbindung eines Beamten von der Ausübung seiner Amtsfunktionen. Sie tritt nach europäischen Staatsgrundsätzen in der Regel ein, wenn Beamte eines schweren Dienstvergehens oder eines gemeinen Verbrechens angeschuldigt sind und deshalb ihre Kassation oder Amtsentlassung vorauszusehen ist. Auch wird die A. verfügt, wenn ein Beamter wegen unsittlicher Aufführung in Untersuchung geräth, oder wenn er durch das ihm angeschuldigte Vergehen und Verbrechen dergestalt kompromittirt worden ist, daß dadurch seine fernere Amtswirksamkeit gefährdet wird. Im Kriege, wo vorzüglich Gefahr im Verzuge seyn würde, haben die obersten Behörden der Armee die Befugniß, jeden ihnen untergeordneten Beamten, der nach ihrer pflichtmäßigen Ueberzeugung seine Bestimmung nicht erfüllt und deshalb zur Entlassung geeignet ist, sofort zu suspendiren und von dem Heere zu entfernen. Sobald ein Beamter suspendirt ist, muß die Behörde, welche die Suspension angeordnet hat, wegen fernerer Verwaltung des Amtes das Nöthige verfügen. Die A. hat gemeiniglich die Entziehung eines Theils des dem betreffenden Beamten zustehenden Gehaltes zur Folge. Gewöhnlich verbleibt ihm bis zur beendigten Untersuchung die eine Hälfte des Gehaltes, während die andere zur Bestreitung der Kosten, Besoldung des Stellvertreters u. s. w. einbehalten wird. Ist jedoch definitive Amtsentsetzung vorauszusehen, so pflegt dem Suspendirten aus seinem Gehalte nur der nothdürftigste Unterhalt gereicht zu werden. Nach der gänzlichen Freisprechung eines suspendirten Beamten durch Urtel und Recht ist derselbe zwar berechtigt, die Nachzahlung des ihm während der Suspension entzogenen Gehaltes zu fordern; die Gewährung seiner Forderung hängt indessen von den Umständen ab, welche die Untersuchung und Suspension veranlaßt haben, indem dann, wenn der Beamte selbst die Schuld davon trägt, ihm eben so, wie bei einem zwar nicht zur Amtsentsetzung Verurtheilten, jedoch auch nicht völlig Schuldlosen, bloß das nach Abzug der Stellvertretungs- und Untersuchungskosten etwa verbleibende Residuum des innebehaltenen Einkommens zurückerstattet wird.

Amtstitel, der Titel, den ein Beamter wegen des von ihm bekleideten Amtes erhält. Er soll stets zur genauen Bezeichnung der einzelnen Beamten-Kategorien und des ihnen angewiesenen Geschäftskreises dienen, während der bloße Titel, von der Verwaltung eines Amtes unabhängig,

nur sogenannter Ehrenname ist, der als Gunstbezeugung oder Gnade vom Fürsten ertheilt oder auch erkauft wird. Der A. muß nach den Begriffen und Gesetzformen in den meisten monarchischen Staaten dem Namen des Beamten in Dienstverhandlungen beigefügt werden; auch wird einem Staatsbeamten nach einem ehrenvollen Abschiede meistens das Recht gegeben, ihn fortzuführen. Kassirte oder entsetzte Beamte verlieren hingegen den A., eben so auch diejenigen, welche nach ehrenvoller Verabschiedung sich ein Vergehen zu Schulden kommen lassen, wofür sie während ihrer Dienstzeit mit Amtsentsetzung bestraft worden wären. In vielen Staaten wird die geflissentliche Unterlassung des Titels in Briefaufschriften ꝛc. an Beamte durch besondere Gesetze bestraft. Wegen Mißbrauch der A. und ihrer oft sinnlosen oder sinnwidrigen Benennungen vergl. Titulaturen.

Amtsverbrechen, jede Verletzung der Gesetze im Amte, in sofern dieselbe durch die höhere, reinigende Disciplin oder durch förmliche Kriminalstrafgesetze strafbar ist. Die A. sind entweder gemeine Verbrechen im Amte, oder eigentliche A., d. h. Verletzungen der Amtspflichten des Beamten insbesondere. Letztere sind entweder in den Gesetzen ausdrücklich benamt (delicta nominata), oder nicht, unbenamte (delicta innominata), auch entweder von Beamten aller Art möglicher Weise zu begehen (gemeine A.), oder nur von gewissen Staatsdienerklassen, z. B. Rechnungs-, Militär- ꝛc. Beamten (besondere A.). Die Strafen der reinigenden oder höhern Disciplin treten ein wegen Nichterfüllung der Voraussetzungen bei der Amtsübertragung, also wegen Nachlässigkeit gegen das Amtsinteresse, Nichtbefolgung oder Mißbrauch der Dienstvorschriften, Unsittlichkeit, Unverträglichkeit, Unverbesserlichkeit in geringern Fehlern trotz mehrmals angewendeter Korrektivmittel (Strafen der niedern korrektiven Disciplin). Gemeine Verbrechen erhöhen die Disciplinarstrafe und umgekehrt wird die Strafe der gemeinen Verbrechen durch verletzten Diensteid und Amtswürde erhöht. Die Regierungsbehörde hat gewöhnlich die Vor- und veranlaßt die Kriminal-Untersuchung. Wo nicht, so muß ihr, zur Vermeidung dienstlicher Unordnungen und wegen ihrer Vertretungspflicht für die Staatsdiener von der Untersuchung Nachricht gegeben, häufig ihre Zustimmung eingeholt werden. Bei größeren Verbrechen tritt während der Untersuchung Suspension, mindestens ab officio (der Amtsthätigkeit), häufig a beneficio (der Besoldung) ein. Civilrechtlich haftet jeder Beamte für den Schaden seiner gesetzwidrigen Handlungen dem beschädigten Theile, unter Vorbehalt des Regresses an die verfügende Oberbehörde, der Staat für seine Beamten in allen Administrativhandlungen, der Gerichtsherr für seine Gerichte da, wo es sich nicht um eigentliche richterliche Handlungen handelt; diese leichtsinnig oder bösartig vollbracht, geben bloß Schadenklage (Syndikatsklage, actio syndicatus in factum) gegen den Richter.

Benamte A. sind: a) die Amtserschleichung (crimen ambitus); b) der Amtsmißbrauch (crimen repetundarum); c) Veruntreuung (crimen residui). Nicht ausdrücklich in den Gesetzen benamte A. sind: a) Verweigerung der Uebernahme öffentlicher Dienste, nur bei Militärpflichtigen als Verbrechen vorkommend; b) eigenmächtiges Verlassen des Dienstes, mit Einschluß der Desertion; c) Bestechung im weitern Sinne (corruptio, crimen repetundarum, crimen barattariae); d) Beugung (Verdrehung) des Rechts (Syndikatsverbrechen, crimen syndicatus); e) Begünstigung der Flucht eines Arrestanten (crimen effracti s. violati carceris), aus Nachlässigkeit oder absichtlich. Letztere wird nach römischem Rechte, und wenn die Fortlassung des Gefangenen absichtlich geschah, nach der Carolina, an dem öffentlichen Gefangenwärter (commentariensis) und dessen Untergebenen mit der Poena talionis (d. i. derjenigen, welche der entkommene Arrestant verwirkt hat), bei bloßer Nachlässigkeit nach der Carolina willkürlich, nach der Praxis an nicht militärischen Wächtern (pagani) mit Gefängniß bis Zuchthaus, im Verhältniß der Größe der Strafe des Entflohenen, an militärischer Wache gemeinrechtlich, bei Nachlässigkeit mit Degradation und körperlicher Strafe, bei Absicht mit dem Tode bestraft. f) Verletzung der Amtsverschwiegenheit (s. d.); g) Verletzung der Subordination; h) Konnivenz des Vorgesetzten gegen seine Untergebenen. Läßt Ersterer Dienstverbrechen von letztern wissentlich begehen, so wird er als Gehülfe, rügt er die begangenen nicht, als Begünstiger, nach den allgemeinen Principien u. den Umständen bestraft. Zu den Dienstverbrechen der uneigentlichen oder patentirten Staatsdiener gehört: i) die Prävarikation, d. i. die Begünstigung der Gegenpartei von Seiten eines Advokaten oder Prokurators zum Nachtheil der Partei, deren Recht zu vertreten er im Prozeß übernommen; k) Verletzung der vormundschaftlichen Treue gegen einen Mündel, s. Vormund. Abweichend von dem gewöhnlichen Verfahren bei A. ist das Verfahren bei Anklage der Minister. Die Literatur über alle Arten der A. ist in Kappler's „Handbuch der Literatur des Kriminalrechts" (Stuttg. 1838, S. 939 ff.) zusammengestellt.

Amtsvergehen, jede Verletzung der Gesetze im Amte, in sofern dieselbe nicht durch höhere, reinigende Disciplin oder Kriminalverfahren bestraft wird (vergl. Amtsverbrechen), sondern nur der korrektiven Disciplin anheimfällt. Es gehören hierher die leichtern Formen der meisten unter Amtsverbrechen aufgeführten Verletzungen der Dienstpflicht, z. B. der Amtsverschwiegenheit, der Verlassung des Amtes u. s. w.

Amtsverschwiegenheit, eine Amtspflicht der Beamten, nach welcher ihnen obliegt, das, was amtlich zu ihrer Kenntniß kommt und zu den Amtsgeheimnissen gehört, keinem Dritten, der es zu wissen nicht berechtigt ist, mitzutheilen, auch nicht öffentlich bekannt zu machen. Die dem Beamten zur Pflicht gemachte Geheimhaltung ist buchstäblich auszulegen bei der Bewahrung des Beichtsiegels (s. d.), dessen Verletzung nicht nach kriminalistischen, sondern kirchenrechtlichen Grundsätzen bestraft wird, bei dem Bewahrer der öffent-

lichen Rechnungen, Urkunden, Akten, Archive &c., namentlich bei Subalternen, bei den Staatsrechnungsführern und den Beamten der auswärtigen Angelegenheiten. Außerdem ist sie nicht nur von den eigentlichen Staatsgeheimnissen, sondern auch von allen Sachen, aus deren Veröffentlichung Störung der Geschäfte, Nachtheil für den Staat oder Einzelne entstehen kann, zu verstehen. Die Verletzung der A. wird, wenn nicht durch sie die Strafe höherer Verbrechen, z. B. des Hochverraths verwirkt ist, nach Verschiedenheit der Motive dazu und nach Größe des Schadens &c. bestraft, mit Verweis, Geld, Suspension, Entsezzung bis Zuchthaus.

Amu (Amu-Derja), asiatischer Strom von beträchtlicher Größe und altem Ruhm, der Oxus der Griechen, bei den Asiaten auch Dschihun (Gihon), das eine Fluth, einen Strom bedeutet. Er entspringt in dem Tafelland von Pamer u. wird durch eine Menge kleiner Bäche gebildet, welche sich in dieser hohen Gegend von Asien sammeln, bewässert das reiche Thal von Badakschan, wo er den Fluß dieses Namens, den größten seiner Zuflüsse, aufnimmt, windet sich durch die Gebirge, nähert sich bis auf acht Stunden der Stadt Khullum und bis etwa auf einen halben Grad der Stadt Balkh, zwischen welcher Stadt und dem Fluß keine Berge sich befinden, wie man gewöhnlich auf den Karten vorstellt. Von hier wendet sich der Fluß nordwestlich gegen die Wüste und befeuchtet einen schmalen, kaum eine halbe Stunde breiten Streif, bis er in das Gebiet von Urgentsch oder Khiwa, wo künstliche Mittel das Wasser weiter verbreiten, gelangt und dann sich in den Aralsee verliert. Die Wassermasse, welche der Bewässerung halber dem Hauptstrom entzogen wird, ist so groß und seine Verzweigungen gegen Ende seines Laufs so zahlreich, daß er ein sumpfiges mit Rohr und Wasserpflanzen überwachsenes Delta bildet, das für den Landbauer undurchdringlich ist und wegen seiner fortwährenden Feuchtigkeit niemals benutzt werden kann. Der A. ist auf dem größten Theile seines Laufes schiffbar; dieser ist merkwürdig gerade, frei von Felsen, Schnellen und Wirbeln, auch nicht von Sandbänken sehr gehemmt, u. wären die Sümpfe an seiner Mündung nicht, so könnte man vom Aralsee bis nahe an Khundus, 120 geographische Meilen weit, hinauffahren. Rechnet man dies Delta ab, das unterhalb Urgentsch beginnt und nicht über 10 geographische Meilen einnimmt, so bleiben noch 110 geographische Meilen übrig für die innere Schifffahrt. Die Wassermasse dieses Flusses erscheint im Vergleich mit der Länge seines Laufes bedeutend, aber er ist der einzige Abfluß aus einem weitgedehnten Berglande. Unterhalb der Mündung des Khundus u. Talighan, die sich unter dem Namen Aksurai, unterhalb Hazret Imam, in ihn ergießen, hat er nirgends eine Furth. Nur 6 Monate im Jahre ist er, gerade unterhalb Hazret Imam, für Artillerie zu passiren, was der Beherrscher von Khundus mehrfach ins Werk setzte. Da, wo der A. unterhalb Keilef etwa 12 geographische Meilen nordwestlich von Balkh aus dem Hügellande heraustritt, ist er nicht über 320 Metres breit, auf der Ebene aber dehnt er sich weiter aus, und 6 geographische Meilen unter diesem Punkte, bei Khodscha-Salu beträgt seine Breite bereits 752½ Metres, mit dem Sextanten gemessen. Zu Tschardschui, 40 geogr. Meilen tiefer, 14 geogr. Meilen von Bokhara, hat das Bett 494½ Metres. Der A. fließt mit einer Schnelligkeit von 6000 Yards oder 5488 Metres in einer Stunde und fällt in einer Strecke von 200 englischen Meilen um 800 Fuß, oder etwa einen Metre in einer halben Stunde, ein starker Fall in einem so flachen Lande. Er ist wegen des Schmelzens des Schnees in den höhern Regionen einer periodischen Anschwellung unterworfen, gleich allen den großen Strömen, die den Südabhang der hohen Gebirgskette, in welcher er entspringt, herabkommen. Die Anschwellung beginnt im Mai und hört im Oktober auf; eine zweite, geringere, wird durch die Regen im Frühjahr veranlaßt. Sie steigt und fällt je nach dem Wetter, die Sonne am wolkenlosen Himmel macht sie steigen, bei einer trüben Atmosphäre sinkt sie. Im Winter, wenn der Strom sich in sein Bett zurückgezogen hat, beträgt seine Breite nur noch 370—380 Metres, hat aber nirgends eine Furth. Während der Anschwellung erhält das Wasser durch die Erde aus den Bergen eine trübrothe Farbe. Burnes fand durch Proben, daß ein Vierzigstel der Wassermasse aus Schlamm bestand, der Strom hatte wegen des Schneewassers im Sommersolstitium eine Temperatur von 73° Fahrenheit, während in freier Luft das Thermometer auf 103° stand. Oberhalb Khundus friert der Strom jährlich zu, so daß Reisende und Lastthiere auf ihrem Wege nach Yarkend ihn auf dem Eise passiren. Ein Gleiches ist der Fall unterhalb Khiwa; in seinem mittlern Laufe aber gefriert er nur in strengern Wintern, so 1831 bei Tschardschui, 14 geographische Meilen von Bokhara, von einem Ufer zum andern, so daß die Karawanen darüber zogen. Bei der Fähre von Keilef aber war der Fluß in der Mitte offen, das Wasser dadurch zusammengedrängt, und die Strömung heftig, so daß kein Boot hinüber konnte. Im Winter, wenn er nicht zugefroren ist, bietet die Ueberfahrt in Booten häufig Gefahr dar wegen der Eismassen, die herabkommen. Man hat Beispiele, daß sie Boote zertrümmerten und zum Sinken brachten. Die Boote auf dem Oxus sind etwa 50' lang und 18' breit und so gebaut, daß man mit beiden Enden landen kann. Sie führen etwa 20 Tonnen, haben einen flachen Boden und sind ungefähr 4' tief, gehen aber, auch wenn sie beladen sind, nicht viel über einen Fuß tief im Wasser. An den obern Theilen des A. oberhalb Tschardschui gibt es wenige Boote. Unterhalb Bokhara nimmt die Anzahl zu, und es finden sich zwischen dieser Stadt und dem Delta ungefähr 150, die meist Urgentsch angehören. Hier werden sie nicht als Fährboote, sondern zum Waarenstransport von und nach Bokhara verwendet, und zu Eldschick, am nördlichen Ufer des Flusses, etwa 13 geographische Meilen von der Stadt, befrachtet. Im Delta gibt es keine Boote, und der Aral wird nur mit kleinen Kähnen befahren. Die Vortheile, die der A. durch die leichte Verbindung für den Handel sowohl, als den Krieg darbietet, sind sehr bedeutend, um so mehr, als seine Ufer bevölkert und angebaut sind. Mit Aus-

nahme einer schmalen Wüste bildet er die Verbindung zwischen den Nationen Europa's und den entferntesten Gegenden Mittelasiens.

Amulet (entweder vom lateinischen amoliri, abwenden, oder vielleicht von dem arabischen hamalet, Anhängsel), ein Schutz- oder Verwahrungsmittel gegen Zauberei, Krankheiten u. andere Uebel, welches am Halse oder an andern Theilen des Körpers getragen wird. Der Gebrauch der A.e war von jeher eben so verbreitet, als ihre Form, ihre Verfertigung, ihr Stoff und ihre Bestimmung verschieden ist. Es gibt fast kein Volk in der Welt, das von dem Glauben an dergl. Schutzmittel sich ganz frei erhalten hätte. Das älteste Vorkommen der A.e ist in Aegypten, wo man dazu besondere Edelsteine, vorzüglich Amethyste, Opale, Achate, Jaspise, Karneole &c. brauchte, welche durch Schleifen die Form des Mistkäfers (Scarabaeus cantharus), des heiligen Symboles der Zeugungskraft, des Mondwechsels und des Sonnenlaufes, erhalten hatten. Symbole des Schutzes gegen Gefahren waren bei dieser Käfergestalt die Fühlhörner. Aegyptische A.e von anderer Gestalt und Beschaffenheit, worauf Zauberformeln, jedoch stets ohne Konsonanten, geschrieben sind, kommen seltner vor. Ob bei den Aegyptern der Glaube an A.e ursprünglich war, ob er aus Aethiopien, ob er aus Indien zu ihnen gekommen ist, wird wohl immer eine ungelöste Frage bleiben. Die Juden brachten ihn mit Moses nach Palästina. Sie hatten Edelsteine, Gold- u. Silberplatten, mit magischen Formeln beschrieben, die sie um den Hals oder an die Ohren zu hängen pflegten; auch dienten sie zugleich als Schmuck. Am meisten waren jedoch in Aufnahme die Phylakterien, Pergamentzettel, mit verschiedenen Sprüchen und Geboten des mosaischen Gesetzes beschrieben. Häufig trug man sie an der Stirne, am linken Handgelenke, oder auch vor der Brust und am Halse in Kapseln, und nur zur Zeit der Trauer legte man sie ab. Diese Anhängsel sollten eigentlich, wie die ebenfalls von Moses verordneten Quasten oder Troddeln an den Gewändern, zur Vergegenwärtigung der göttlichen Gebote dienen, galten aber bald allgemein als wirksame Schutzmittel gegen allerlei Uebel, besonders gegen die Anfechtung böser Geister. Die Pharisäer vergrößerten diese A.e, um sich dadurch als eifrige Gottesverehrer vor den Leuten zu zeigen, und wurden deshalb von Jesus getadelt. Ein Ueberbleibsel der Phylakterien hat sich noch am Amtskleid der christlichen Geistlichen in den Läppchen desselben erhalten. Bei den persischen Chaldäern bestanden die A.e aus cylindrisch gestalteten Ringen von Gold &c., die am Halse getragen wurden und mit magischen Figuren, mit heiligen Zahlen, Sonne, Mond und Sternen, so wie mit Abbildungen leidender und verkrüppelter Menschen verziert waren. Die Griechen trugen A.e als Fingerringe, die Römer als Halsbänder, Armbänder und Diademe von Metall und kostbaren Steinen. Oft waren sie auch am Halse hängende Kräuter- und Wurzelstückchen, Steine und andere Dinge, die, namentlich in der späteren Kaiserzeit, der Aberglaube von den verschiedensten Völkern entlehnte. Den alten Germanen dienten kleine, eherne $1\frac{1}{2}$—3 Zoll lange Schwerter, durchbohrte Hundezähne, kleine Donnerkeile, die man in vielen Gräbern fand, als A.e. Aus dem Heiden- und Judenthume schlich sich der Gebrauch, A.e zu tragen, mit dem Glauben an ihre schützende Kraft auch in die christliche Kirche ein. Wie schnell und weit derselbe sich hier verbreitete, erhellt nicht bloß aus den zahlreichen Gemmen und Ringen mit dem Abraxasbilde oder diesem ähnlichen Figuren bei den Basilidianern und andern christlich-gnostischen Sekten, sondern auch aus dem Verbote der Synode zu Laodicea im 4. Jahrhundert, wo das Tragen der A.e selbst den Geistlichen bei Strafe der Absetzung untersagt werden mußte. Allgemein wurde es erst 721 zu Rom von Gregor II., dann zu Konstantinopel und unter Karl dem Großen zu Tours verdammt. Dessenungeachtet konnte dieser Aberglaube nie ganz ausgerottet werden und bekam später in der römischen Kirche durch die Gotteslämmer (agnus dei), Marienmedaillen &c. neue Nahrung, die ihnen auch die neueste Zeit noch spendet. Obwohl der Glaube an die Heilkraft der A.e schon von Galen und nach ihm von fast allen gebildeten Aerzten verworfen wurde, so war doch der Einfluß derselben nicht hinreichend, um der Vernunft über die Unvernunft, der Wissenschaft über Charlatanerie u. rohen Empirismus den Sieg zu erringen. Noch heut' zu Tage findet jener, einst von Serenus Sammonicus, von Helmont u. Andern vertretene, medicinische Aberglaube, besonders bei mystischen u. schwärmerischen Leuten, worunter es selbst Aerzte gibt, Schutz u. Beifall u. gibt seine Herrschaft über den großen Haufen nur allzu deutlich kund in den verschiedenartigen Gegenständen, womit man sich zum Schutze gegen Krankheiten behängt. Es gehören hierzu die mannichfachen, bald am Daumen, bald am Halse, bald auf der Brust angebrachten sympathetischen Mittel, die zur Erleichterung des Zahnens den Kindern umgehangenen Dinge, wie Korallen gegen den Blutsturz, die Elennthiersklauen gegen die fallende Sucht, die Abracadabrazettel, gewisse, noch in neuester Zeit bei Gelegenheit der Cholera in den katholischen Ländern ausgegebene Medaillen, Henkelmünzen mit Heiligenbildern. Wenn diese Dinge wirklich einmal, die so häufig von den Leichtgläubigen versichert wird, Hülfe gewährt haben, so ist dies bestimmt nur aus Wirkung des thierischen Magnetismus oder des Galvanismus zu erklären. Einbildung und Selbstbetrug spielen aber in 999 Fällen aus Tausenden bei diesen Wundergeschichten die Faktoren. Am meisten ist bei den Mohammedanern das A. in Ansehen; fast alle Gläubigen des Korans tragen dergl., bald sind es Steine, bald Ringe, bald Papierstückchen und andere Gegenstände, welche mit Zauberformeln, den Namen der Siebenschläfer und ihres Hundes, den 99 Eigenschaften Gottes, besonders aber mit Sprüchen aus dem Koran beschrieben sind, und von den Bettelmönchen (Derwischen) der Dummheit oft theuer verkauft werden. Die Mohammedaner und Neger nennen alle mit Koranstellen beschriebenen A.e Grisgris. Bei den Persern und Arabern heißen sie auch Talismane; nach von Hammer ist jedoch zwischen diesen und den A.en hinsichtlich der Inschriften und der Art des Tragens ein Unterschied. Mongolen, Tübetaner, Chinesen, Japanesen hatten von jeher ein großes Ver-

frauen zu A.en und haben es noch. Bei den russischen Völkerschaften sind sie in der Form von kleinen Heiligenbildern, die auf der Brust &c. getragen werden, allgemein. Vgl. Ennle, Ueber A.e, Mainz 1827, und Kopp, Palaeographia critica, Mannh. 1829, 3. u. 4. Bd.

Amuletmünzen, Henkelmünzen und Medaillen, welche als Amulete getragen wurden, vor allerlei Unglück bewahren sollten und deshalb oft theuer erkauft wurden. Die bekanntesten derselben sind: die Benediktspfennige, Ablaßpfennige, Fraischleinspfennige oder Jesuspfennige, mansfeldische Georgenthaler, ungarische Georgenthaler, Johannesgroschen, Löbperthaler, Peterspfennige, Rabendukaten und die Sebastianspfennige.

Amulwin, Heiliger, war im 8. Jahrhundert Abt und Bischof zu Lobe und Binche im Hennegau und soll noch lange nach seinem Tode viele Wunder gethan haben. Seine Reliquien befanden sich zu Binche. Gedächtnißtag: 7. Februar.

Amun, s. Ammon.

Amund, schwedische Könige. 1) Genannt Bröt, d. i. Wegebahner, von den Geschichtschreibern „Vater des Volks" genannt, war Nachfolger des Königs Ynguar, regierte von 725 — 760 und machte sich um die Bevölkerung Schwedens durch Urbarmachung eines großen Theils des von Sümpfen und Wäldern damals ganz bedeckten Landes, so wie durch Anlegung von Brücken und Straßen sehr verdient. Er wurde im Jahre 760 auf einer Reise in Westermanland durch eine herabstürzende Erdmasse erschlagen. Sein Grab ist noch jetzt unter dem Namen Amundshügel in der Gegend von Kungsara bekannt. — 2) Jakob A., Sohn Olof Skotkonungs, gelangte 1026 zur Regierung, führte mit dem norwegischen Könige Olof Haraldson gegen Knut den Großen von Dänemark Krieg und verhalf nach Olofs Tode dem Sohne desselben, Magnus, 1034 zum Throne. Als später Magnus auch Ansprüche auf die dänische Krone machte, gerieth A. mit ihm in einen blutigen Krieg, in Folge dessen sein Schwestersohn, Swen Ulfsön, 1050 König von Dänemark wurde. A. † zu Neu-Sigtuna 1055. Er war einer der besten Könige Schwedens, ausgezeichnet durch Liebe zum Frieden, strenge Gerechtigkeit und edlen Christensinn. Zur Ausbreitung u. Befestigung des Christenthums räumte er dem Erzbischofe von Hamburg und Bremen in kirchlichen Anlegenheiten eine unumschränkte Gewalt ein, legte aber dadurch zugleich den Grund zu der späteren Abhängigkeit der nordischen Reiche vom römischen Stuhle.

Amur (tungusisch Sachalin Ula, d. i. schwarzer Fluß, chinesisch Jalong Kiang, Drachenfluß), ein Hauptstrom China's, entspringt im daurischen Alpenlande aus zwei Quellflüssen, der Ingoda und dem Onon, welche vereint den Namen Schilka erhalten; erst später, nachdem er von Südwest her den sehr bedeutenden Argun aufgenommen, heißt der Strom A. Nach der Vereinigung durchfließt er in einem großen Bogen die Mandschurei, nimmt rechts den Humar, Songari, Ussuri, links den Tschikiri, Niumen, Kerin und Hinkan auf, fällt nach einem Laufe von 540 Meilen der Insel Sachalin gegenüber in den tatarischen Meerbusen, wo er eine Inselgruppe (die 6 Inseln oder Tschakun Tun) bildet. Sein Wassergebiet beträgt 53,560 □Meilen; er ist 360 Meilen schiffbar.

Amusette, leichte, für ein Pferd ziehbare, einpfündige Kanonen, meist auf Gabellaffetten. Sie waren für den Gebirgskrieg bestimmt, vom Grafen Wilhelm von Lippe-Bückeburg verbessert und bei der portugiesischen Infanterie eingeführt, ehedem auch bei der französischen, englischen, dänischen, schwedischen Artillerie im Gebrauch, sind jetzt aber außer Anwendung.

Amyclä, uralte griechische Stadt, in späterer Zeit Flecken in Lakonien, 20 Stadien südöstlich von Sparta, am rechten Ufer des Eurotas, beim jetzigen Sclavochori in fruchtbarer baumreicher Gegend, von dem lakonischen Könige Amyclas, Vater des Hyacinth, gegründet, Residenz des Tyndareus, Heimath der Dioskuren, der Helena und Clytemnestra. Beim Einfalle der Herakliden erhielt der Achäer Philonomus die Stadt A. zum Lohne dafür, daß er Sparta den Eroberern verrathen hatte. Sie bekam jetzt theilweise eine neue Bevölkerung durch Einwanderer von Lemnos und Imbrus, wogegen die gedrückten eingebornen Achäer nach Kreta auswanderten und dort in Gortyna sich ansiedelten. Vom rachsüchtigen Sparta aus drohete A. fortwährend Gefahr, und häufig verbreitete sich die Nachricht, die Spartaner seyen im Anzuge. Des blinden Allarms müde, verbot endlich der Magistrat bei schwerer Strafe, von der Annäherung der Spartaner zu reden. So kam es, daß, als die Spartaner unter ihrem König Teleclus wirklich heranzogen, sie vor den Thoren der Stadt standen, ehe irgend eine Kunde davon nach A. gelangte. Daher das Sprichwort „durch Schweigsamkeit ging A. unter". Die Spartaner erbauten zur Erinnerung an die Eroberung einen Tempel dem Apollo Tropäus (der daher Amycläus genannt wurde), dessen kolossale, gegen 30 Ellen hohe Bildsäule mit 4 Händen und 4 Ohren, ein Werk des Bathycles, in der Geschichte der alten plastischen Kunst Epoche macht.

Amygdalus, s. Mandelbaum.

Amylum, s. Stärkmehl.

Amyot (Amiot), Jacques, französischer Uebersetzer des Plutarch, 1513 zu Melun geboren, studirte zu Paris, wurde dann zu Bourges Professor der griechischen und römischen Literatur, später von König Heinrich II. zum Lehrer seiner Söhne, von Karl IX., seinem ehemaligen Schüler, 1560 zum Bischof von Auxerre, Großalmosenier u. Kurator der Universität Paris ernannt; er † 1593. Sein Hauptwerk ist die Uebersetzung des Plutarch, welche wesentlich zur Bildung der französischen Sprache beitrug u. noch jetzt wegen ihres anmuthigen Styls ein Lieblingsbuch der Franzosen ist, (beste Ausgabe von Brotier und J. F. Fauvillers, 1801).

Amyris (Salbenbaum), Pflanzengattung aus der natürlichen Familie der Terebinthaceen, mit vierzähnigem Kelch, vierblätteriger Korolle, drüsigem Nectarium, Steinfrucht mit einer Nuß. Die Gattung hat 18 Arten, Sträucher und Bäume, meistens in Südamerika. In pharmaceutischer Hinsicht ist besonders wichtig: A. balsamifera *L.*, Baum in den Wäldern Jamaika's, mit zweipaarigen Blättern, Blüthen in traubigen, schlaffen Rispen. Alle Theile sind aromatisch und werden

zu Bädern, Bähungen u. dgl. angewendet. Aus der Rinde fließt ein scharfer, wohlriechender Balsam. Aus dem Holze, welches man in Westindien Rosenholz nennt und das auch als jamaikanisches oder amerikanisches Rosenholz nach Europa gebracht wird, erhält man ein ätherisches, dem Oleum Rhodii sehr ähnliches Oel. Das Holz, welches schwächer als das ächte Rosenholz riecht und eine blaßrothe oder gelbliche, dunkelroth geaderte Farbe hat, wird zu Drechsler- und eingelegten Arbeiten verwendet. A. Plumieri *Dec.*, in Westindien, liefert eine Sorte des Elemiharzes.

Ana, als Endsylbe mit einem Eigennamen verbunden Bezeichnung für gemischte Sammlungen von Anekdoten, Einfällen, historischen Notizen, die eine charakteristische wirkliche oder gedachte Persönlichkeit zum Mittelpunkt haben. Die Reihe eröffneten in Frankreich die „Scaligeriana" 1666, ihnen folgten „Perroniana" 1667 u. a.; in Deutschland „Taubmanniana" 1702, in England „Baconiana" 1679, in Holland „Mooyeriana" 1699 rc. Um die Mitte des 18. Jahrhunderts schien die Liebhaberei zu solcher leichten Literatur abgenommen zu haben, aber schon in den letzten Decennien desselben Jahrhunderts und noch mehr im Anfange des jetzigen fing die A.-Literatur wieder an, als breiter, wenn auch seichter Strom sich über ganz Europa zu ergießen. Frankreich erhielt „Bonapartiana", „Bievriana", „Brunetiana", „Pradtiana", „Alexandrana", ja auch „Parisiana", „Revolutiana", „Ivrogniana"; Deutschland: „Kotzebueana", „Schilliana"; England: „Burdettiana rc. Die verschiedenen Sammlungen theilen sich ihrem Inhalte nach in: 1) Sammlungen von Anekdoten, biographischen Zügen und Einfällen merkwürdiger Personen nach mündlicher unzuverlässiger Ueberlieferung (Walpoleiana, Byroniana, Alexandrana, Voltairiana, Schilliana); 2) Auszüge aus gedruckten Werken berühmter Schriftsteller (Mooriana, Göthiana); 3) Sammlung verschiedener noch ungedruckter Aufsätze eines Schriftstellers (Gundlingiana); 4) Bemerkungen, Anekdoten über verschiedene unter einen allgemeinen, personificirten Begriff gestellte Gegenstände (Parisiana, Arlequiniana). Ausführliche Verzeichnisse der A. gaben Pignot (Répertoire des bibliographies spéciales, Paris 1810), Ludewig, (Le livret des Ana, Dresd. 1837), und Namur, (Bibliographie des ouvrages publiés sous le nom d'A., Brüss. 1839), Manches auch d'Artigny, (Nouveaux mémoires d'histoire etc., Paris 1749).

Anabaptisten, s. v. a. Wiedertäufer.

Anabasis, ursprünglich das Bergansteigen, dann besonders ein Feldzug aus tiefer gelegenen Küstenländern in das Binnen- oder Hochland. Den Namen A. führen zwei berühmte Werke des klassischen Alterthums. Die A. des Cyrus von Xenophon enthält die Geschichte des von Cyrus II. von Persien gegen seinen Bruder Artaxerxes geführten, von Xenophon mitgemachten Feldzugs der 10 000 Griechen, 400 v. Chr., die A. des Alexander von Arrian erzählt die Feldzüge Alexanders des Großen.

Anacharsis, ein Scythe aus fürstlichem Geschlecht, der weite Reisen unternahm, um seine Wißbegierde zu befriedigen. Er kam um 600 v. Chr. nach Athen, wo er mit Solon vertrauten Umgang pflog. Die seltsame Erscheinung des nordischen Fremdlings, seine einfache Lebensweise, sein gesunder Mutterwitz und das Naive seiner Antworten erregten allgemeines Aufsehen. Mehre spätere Schriftsteller gesellen ihn deshalb sogar den 7 Weisen zu und seine Bonmots gingen von Mund zu Mund. Solons Gesetze nannte er Spinnengewebe, in denen die Schwachen sich fingen, die aber von den Starken zerrissen würden. Vom Weinstocke sagt er, er trage dreierlei Trauben, der Trunkenheit, Wollust und Reue. Ueber die athenische Einrichtung, wichtige Staatsangelegenheiten von den Prytanen begutachten zu lassen, ehe sie dem Volke vorgelegt würden, bemerkte A., daß demnach die Weisen berathschlagten und die Narren entschieden. In sein Vaterland zurückgekehrt, soll A., als er griechische, den Scythen verhaßte Gottesdienste einführen wollte, von seinem eignen Bruder Saulius ermordet worden seyn. Die unter des A. Namen vorkommenden 9 Briefe (in den Epistolographen des Aldus und Cujacius) sind unächt. Lucian hat in mehren seiner Dialoge, namentlich in den „Scythen" und im „Anacharsis" den einfachen und klaren nordischen Weisen im Kontrast zu der überfeinerten attischen Kultur dargestellt; Barthelémy dagegen läßt seinen A. in der berühmten „Voyage du jeune Anacharsis en Grèce" (Paris 1788 u. ö.) einige Jahre vor der Geburt Alexanders Griechenland durchwandern und ein lebensvolles Gemälde des damaligen Hellas entwerfen.

Anachoreten, aus dem Leben Zurückgezogene, Einsiedler, Eremiten, welche, um dem Spotte, den Reizen, dem irreligiösen Treiben der Welt zu entfliehen, einsame Wüsten u. unbewohnte Gegenden aufgesucht hatten, hier in Höhlen, Gräbern und einzelnen Hütten wohnten, sich von Wurzeln und Früchten nährten, theils ganz nackend gingen, theils eine Kleidung von Palmblättern oder Kameelhaaren trugen und so in strenger Ascese ein beschauliches, gottgeweihtes Leben führten. Als Vorbilder dieser in der ascetischen Richtung des Zeitalters begründeten Lebensweise galten Christus während seines vierzigtägigen Aufenthalts in der Wüste, Johannes der Täufer und der Prophet Elias. Der gefeierte Anachoret Paulus von Theben, im 4. Jahrhundert, lockte durch sein Beispiel Tausende zur Nachahmung und Uebertreibung, und bald bevölkerten sich die Wüsten Aegyptens, Syriens, Palästinas und Kleinasiens mit A., deren Tagwerk Beten, Fasten und Selbstpeinigungen der seltsamsten Art, deren Endziel die gänzliche Ertödtung des Fleisches und mystische Vereinigung mit Gott, auch wohl bisweilen die Bewunderung der Zeitgenossen waren. Mit der Zunahme der Anzahl der A. hörte zugleich ihr strenges Einsiedlerleben auf; es bildeten sich anachoretische Gemeinschaften, welche die Wüstenbewohner verschiedener Gegenden umfaßten und zuerst in der thebaischen Wüste durch den heiligen Antonius († 356) eine feste Ordnung und Regel erhielten. Hieraus entstanden bald darauf, durch das Bedürfniß noch engerer Gemeinschaft hervorgerufen, die ersten Klöster, welche von nun an in den Wüsten die Hauptsitze

der A., oder Mönche und ihrer widernatürlichen Ascese wurden. Immer gab es jedoch noch fromme Schwärmer genug, denen das Klosterleben nicht Genüge zu leisten vermochte; sie traten als eigentliche A. od. Eremiten, den gemeinschaftlich im Kloster lebenden Cönobiten entgegengesetzt, entweder nur mit einem benachbarten Kloster in gewisse Gemeinschaft, oder blieben ganz vereinzelt, unter Selbstpeinigungen bis zur Vernichtung aller menschlichen Würde und Schönheit. Zu ihrem Vorbilde erhob sich seit 420 der syrische Säulenheilige Simeon, dessen Nachahmer sich bis ins 12. Jahrhundert erhielten und die Qual solcher Lebensweise in ruhmsüchtigem Wetteifer oft bis ins Unglaubliche steigerten (s. Styliten). Der Einfluß der A. und Mönche im Morgenlande war bedeutend: sie geboten oft über die Meinungen und Fäuste der sie als Heilige verehrenden Menge und waren in der Hand gewaltthätiger Bischöfe ein leicht aufzureizendes Heer, welches im Kampfe gegen Heiden oder Ketzer weder den kaiserlichen Despotismus, noch die Gesetze, noch selbst die Menschlichkeit scheute. Im Abendlande, wo Sitte und Klima widerstrebten, fand die anachoretische Lebensweise des Orients weniger Verbreitung. In Deutschland spielten sie nie eine große Rolle, und die Einsiedler und Waldbrüder waren meist einfache Mönche, welche voll Sehnsucht nach der Einsamkeit mit Erlaubniß ihres Abtes das Kloster verlassen hatten, übrigens aber, wie die Cönobiten, nach der Regel und für die Zwecke ihres Ordens lebten (s. Eremiten). Gewöhnlicher hießen später diejenigen A., welche, nach einem dreißigjährigen Aufenthalt im Kloster, die Erlaubniß bekamen, in einer abgesonderten Zelle wohnen zu dürfen. Uebrigens haben sämmtliche orientalische Religionen ähnliche Erscheinungen aufzuweisen; im Judenthum gehören die Essener und Therapeuten (s. d.) hierher.

Anachronismus, Verstoß wider die Zeitrechnung, indem man eine Begebenheit in einen falschen Zeitraum versetzt. In engerem Sinne ist der A. dem Parachronismus entgegengesetzt u. bezeichnet nur die Versetzung eines geschichtlichen Umstandes in zu frühe Zeit, z. B. wenn Virgil die Dido und den Aeneas zu gleicher Zeit leben läßt, oder wenn auf ältern Bildern Troja und andere alte Städte mit Kanonen beschossen werden. Die Anachronismen, wenn sie versätzlich sind, dienen Dichtern und Künstlern bisweilen zur Erreichung ästhetischer Zwecke, kommen aber auch bei gewissenlosen Schriftstellern in der Absicht vor, die Menge irre zu leiten und über das wahre Alter einer Schrift, einer bürgerlichen oder kirchlichen Einrichtung, eines Gesetzes, einer Lehre, Sitte u. s. w. zu täuschen.

Anacletus, zwei Päpste. A. I., auch Cletus, der Heilige, stammte aus Athen, wurde angeblich 81 Bischof von Rom entweder als unmittelbarer Nachfolger des Petrus oder als der des Linus. Er soll in der Verfolgung des Domitian 91 umgekommen seyn. Gedächtnißtag: 13. Juli. Fälschlich werden ihm 3 Dekretalen, die Erbauung der Peterskirche in Rom und die Eintheilung der Stadt in 25 Parochien zugeschrieben. A. II., eigentlich Petrus, Sohn des Stadtpräfekten Petrus Leonis, war früher Mönch, dann Kardinal, dann päpstlicher Legat in Frankreich und England und wurde nach Honorius' II. Tod 1130 gegen den durch die Frangipani und einen Theil der Kardinäle gewählten Innocenz II. zum Papst erhoben. Von den Römern, Mailändern und namentlich durch Roger von Sicilien unterstützt, nöthigte er Innocenz II. zur Flucht nach Frankreich und behauptete sich, auch nachdem der Kaiser Lothar den vertriebenen Papst in den Lateran zurückgeführt hatte, jenseits der Tiber. Sobald das kaiserliche Heer aus Furcht vor Seuchen nach Oberitalien sich zurückgezogen hatte, mußte Innocenz abermals aus Rom weichen. A. nahm den päpstlichen Stuhl wieder ein u. blieb, trotz der Menge seiner Feinde, im Besitze desselben bis zu seinem Tode 1138. Man hat Briefe von ihm, wovon 38, herausgegeben von Lupus, in „Epistolis variorum Patrum ad Ephesinum Concilium" (Löwen 1682) abgedruckt sind.

Anacreon, der lieblichste der neun großen Lyriker des poesiereichen Hellas, zu Teos um 560 v. Chr. geboren, wurde zu Abdera, wo die Aeltern des Knaben seit der Eroberung von Teos durch Cyrus ihren Wohnsitz genommen, erzogen und blühte seit 530. Zum Jüngling gereift, kam A. an den Hof des kunst- und sangliebenden Polycrates von Samos und wurde hier in hohen Ehren gehalten. Nach dem Sturze des samischen Tyrannen fand der Dichter 521 gastliche Aufnahme zu Athen bei Hipparchus, welcher ihn durch eine eigens dazu abgesandte Galeere zu sich entbieten ließ. Nach Hipparchs Vertreibung kehrte er wahrscheinlich nach Teos zurück und floh, als Jonien gegen den Darius aufstand, nach Abdera, wo er ein glückliches Alter durchlebte und um 478 85 Jahre alt, wie die Sage berichtet, durch das Verschlucken einer getrockneten Weinbeere, starb. Sein Freund Simonides setzte ihm eine noch vorhandene Doppelinschrift; die Stadt Teos prägte sein Bild auf ihre Münzen; auf der Burg zu Athen stand seine Bildsäule und ganz Griechenland pries den großen Dichter. Erst Spätere haben von A.s Liebe zur Sappho gefabelt und auch seine Sittlichkeit verdächtigt, ohne genügende Beweise. Die Alten kannten 5 Bücher anacreontischer Lieder, von denen nur noch mehre Fragmente in griechischen Autoren vorkommen. Wir besitzen dagegen unter A.s Namen eine Sammlung von 68 Liedern, die zuerst Stephanus (Paris 1554) herausgab. Mehre derselben geben sich als alte, ächte Kinder des gemüthvollen, fröhlichen und ungekünstelten Teiers zu erkennen, andere aber, und diese machen die Mehrzahl aus, sind offenbar Produkte späterer Zeit, nach A.s Manier gebildet. Rhythmus und Versmaß der anacreontischen Poesien, deren musikalische Begleitung das Barbiton war, nähern sich im Allgemeinen der äolischen Sangweise, namentlich der sapphischen; aber die Strophen u. der ganze Fluß der Rede sind leichter, sanfter, einfacher, wie denn in dieser gefälligen Leichtigkeit, Einfachheit und Natürlichkeit in der heitern, unbefangenen Freude, die sich überall ausspricht u. unangenehme Empfindung nirgends aufkommen läßt, A. das Muster für alle Zeiten geworden ist. Der Dialekt ist vorherrschend ionisch. Ausgaben hat man von Maittaire (London 1725), Bodoni (Parma 1784, 1785, 1791), Spaletti

(Rom 1781), sämmtlich Prachtausgaben, W. Barter (London 1795, 1810), Jos. Barnes (Cambr. 1705, 1721, London 1734), Joh. Corn. de Pauw (Utrecht 1732), R. Ph. F. Brunck (Straßburg 1776—86), Fischer (Leipzig 1754—93), Möbius (Hal. 1810 u. Gotha 1826), F. Mehlhorn (Glog. 1825), Bergk (Leipzig 1834) und Schneidewin in „Delect. poes. graec." (Gött. 1838). Deutsche zum Theil gereimte Uebersetzungen lieferten Gleim, Götz, Ramler, Degen, Oberbeck, Kannegießer, Jordan, Möbius und Rettig (Hannover 1835).

Anacreontischer Vers, besteht ursprünglich aus zwei Jonicus a minori,

v v —́ —́ v v — —;

sieht man aber die beiden kurzen vorn als Anakrusis an, und verbindet man die Uebertragung des Jonicus a majori in eine trochäische Dipodie damit, so kommt folgendes Versmaß heraus:

```
 v
——  | ,   ,   | ,—
v v | — v — v | — v
 v
——  | ,   ,   | —
v v | — — — v | — v
    | ,   ,   |
     — v — —
   ,  ,
   v v v — v
```

Anacyclus (Ringblume), Pflanzengattung aus der Familie der Syngenesien, mit folgenden charakteristischen Merkmalen. Die weiblichen unfruchtbaren Strahlenblümchen sind bandförmig, sehr selten röhrig. Fruchtboden konisch oder konvex, spreublätterig, gemeinschaftlicher Kelch fast glockenförmig, kürzer als die Scheibenblümchen, geschuppt. Samen flach zusammengedrückt, flügelrandig, mit kurzer, unregelmäßiger, gezähnelter Samenkrone. Die Arten, einjährige und ausdauernde Kräuter, in Europa und Asien heimisch, sind theils als Zier-, theils als Heilpflanzen bekannt. Die gebräuchlichste Art, A. officinarum *Hayne*, gebräuchliche Ringblume, deutscher Bertram, wird in Thüringen und bei Magdeburg angebaut. Die Wurzel ist die in Deutschland gebräuchlichste Art der Bertram-, Speichel- oder Zahnwurzel, Radix Pyrethri s. P. veri s. officinarum s. salivalis s. Dentariae s. Pedis Alexandri, welche auch gewöhnliche oder deutsche Bertramwurzel, Radix Pyrethri communis s. germanici, genannt wird. Sie ist von der Dicke eines Strohhalmes oder Federkiels, mit wenig Fasern besetzt, häufig mit Resten von Stengeln und Blättern versehen, außen runzelig, graubraun, auf dem Durchschnitte ein blaßbräunliches Mittelfeld zeigend, das mit einer dunkelbraunen, harzig-glänzende Punkte zeigenden Einfassung umgeben ist. Sie bricht leicht, hat fast keinen Geruch und einen scharf brennenden, anhaltend Speichel ziehenden Geschmack. Vorwaltende Bestandtheile sind: gelber extraktiver Farbestoff, Gummi, Inulin. Die Wurzel wird noch am häufigsten bei Zahnschmerzen und Lähmungen der Zunge gebraucht; ehedem aber auch als Reizmittel bei Lähmungszufällen, chronischen Rheumatismen, fauligen Fiebern und hartnäckigen Wechselfiebern. Der wirksamste Theil ist die Wurzelrinde. Bisweilen finden Verwechselungen mit der Wurzel von Achillea Ptarmica *L.* Statt, welche aber nach ihrem Aeußeren leicht zu unterscheiden ist. Die Wurzel von A. Pyrethrum *Lk.*, Anthemis Pyrethrum *L.*, Bertram-Ringblume, Bertram-Kamille, ist die ächte oder römische Bertramwurzel, St. Johanniswurz, Radix Pyrethri veri s. romani, welche früher auch in Deutschland häufig gebraucht wurde, jetzt aber nur noch in Frankreich vorkommt und von Tunis und aus der Levante bezogen wird. Sie besteht aus 3—5 Zoll langen, fingersdicken, walzlichen oder etwas breitgedrückten, wenig gebogenen, außen mit Längsrunzeln versehenen und schmutzig braunen, innen gelblichen und mit Punkten bezeichneten, auf dem Bruche unebenen Stücken. Sie hat gleichen Geschmack wie A. officinarum. Auch die übrigen Eigenschaften und Anwendung hat sie mit dieser Art gemein.

Anadur, Strom im asiat. Rußland, Ostsibirien, entquillt dem See Juanko od. Jwaschka, bahnt sich, von einer Menge wilder Bäche verstärkt, seinen Weg gewaltsam durch das Gebirg Stanowoi Cherebet, fließt einige hundert Werst von Osten nach Westen, nimmt dann einen entgegengesetzten Lauf, setzt denselben 1300 Werst fort und fällt in den anadürschen Meerbusen des Meers von Kamtschatka. Nebenflüsse sind Bjela, Jablona, Alutschina u. a. Das Bett des A. ist meist breit, seicht, von vielen Inseln durchschnitten. An seinen Ufersteppen nähren sich große Heerden von Rennthieren.

Anadyomene, die Auftauchende, Beiname der aus dem Meerschaum erstandenen Venus. Die berühmteste Darstellung der Göttin in dem Moment, wie sie, dem Meere entstiegen, ihr Haar mit den Händen trocknete, war Apelles' Meisterstück, das, auf der Insel Cos im Tempel des Aesculap aufgestellt, später von Augustus nach Rom geschafft wurde. Zu Nero's Zeit war das Bild großentheils verwischt und wurde durch ein Werk des Dorotheus ersetzt. Nachbildungen der apellischen A. gab es im Alterthum viele.

Anämie (Anaemosis), Blutmangel, Blutleerheit.

Anästhesie, gänzliche Unempfindlichkeit, Aufhebung des Gefühls, besteht in einer ganz aufgehobenen Thätigkeit der Empfindungsnerven u. kann entweder allgemein, wie bei der Ohnmacht und dem Schlagfluß, oder nur partiell in einzelnen Sinnen, Gliedern oder Hautstellen seyn; sie kann mit Verlust der Bewegungskraft oder auch für sich allein vorkommen. Künstlich hervorgebracht wird sie durch die sogenannten anästhetischen Mittel (s. d.).

Anästhetische Mittel (Anaesthetica), jene chemischen Agentien, welche, auf irgend eine Weise dem thierischen Organismus einverleibt, gleichviel ob durch unmittelbare Applikation auf bloßgelegte Nerven, oder auch durch Einathmung, Einbringung in den Magen oder Mastdarm und Anwendung auf die äußere Haut, im Stande sind, zu jeder Zeit, sobald der erforderliche Sättigungsgrad damit erreicht ist, die Fühlfähigkeit (Sensibilität) des Nervensystems sowohl in dessen peripherischen wie centralen Apparaten vollkom-

men aufzuheben. Die a.n M. kamen schon längst in den medicinischen Gebrauch, um schmerzhafte Sensationen uberhaupt, und speciell den Schmerz bei Vornahme chirurgischer Operationen auf die Dauer derselben aufzuheben. Allein unter den zahlreichen Versuchen und Erfindungen, welche zu Gunsten dieses Problems der Humanität von Hippocrates herab bis zu Mesmer gemacht worden sind, vom Opium des van Helmont und dem Alkoholrausche bis zu den maßlosen Blutentziehungen Wardrops und dem Magnetismus Cloquets hat kein Mittel für den erstrebten Zweck so viel geleistet, als die Gruppe der Kohlenwasserstoffe und der mit ihnen verwandten chemischen Verbindungen, zu deren Anwendung als Anästhetica Dr. Jackson, der berühmte Chemiker und Geolog Neuenglands, Ende 1846 durch die Einathmung des Aethers den ersten Anstoß gab. Diese Einathmung des Aethergases (Schwefeläthers) in die Lungen od. Einfuhrung in den Mastdarm soll das Rückenmark, den Sitz des Empfindungs- und Bewegungsvermögens, auf eine Zeit lang empfindungslos machen, damit auch den Ursprung der Bewegung beseitigen, und sonach bei schmerzhaften chirurgischen Operationen nicht bloß den Schmerz, sondern auch die Unruhe der Kranken aufheben. Die Entdeckung fand sofort die schnellste Verbreitung und größtmöglichste Anwendung und fast allerorts wurden Apparate beschrieben, mit denen der Aetherismus am schnellsten, zweckmäßigsten und unschädlichsten sollte erreicht werden können. Von diesen sogenannten Schwefelätherapparaten mag der von Charrière in Paris der zweckmäßigste seyn. Statt jeden Apparats kann man im Nothfalle aber auch ein Tuch oder einen Schwamm nehmen, diese in Aether eintauchen, ausdrücken und damit lose Mund und Nase bedecken. Die subjektiven Erscheinungen, welche das Einathmen der Aetherdämpfe in der Regel hervorzurufen pflegt, sind folgende: Zuerst entsteht ein Gefühl von Wärme und Brennen im hintern Theile des Mundes und in der Luftröhre, meist mit Reiz zum Husten, erschwertem Athmen und Druck auf der Brust verbunden, welche Beschwerden von der ungewohnten örtlichen Einwirkung des Aethers herrühren, bei Fortsetzung der Operation indessen alsbald vorübergehen. Darauf verbreitet sich das Gefühl von wohlthuender Wärme im Körper, von Behaglichkeit und Leichtigkeit, denen eine von den Fingern u. Zehenspitzen beginnende Abnahme des allgemeinen Hautgefühls folgt; zudem schwindet das Gefühl der Eigenschwere, und der feste Boden scheint unter den Füßen zu wanken und zu vergehen. Unter den Sinnen wird Geschmack und Geruch zuerst, und wohl in Folge der direkten Einwirkung des Aethers, aufgehoben; dann nimmt das Gehör ab, und vor die Augen tritt Nebel und Dunkelheit mit Gesichtstäuschungen aller Art. Man wird schwindelig, fühlt eine unwiderstehliche Lust, den Kopf zurückfallen und die Extremitäten hängen zu lassen, die Augenlider zu schließen und ungestört von der nunmehr lästig gewordenen Außenwelt sich ganz und gar einer innern Traumwelt hinzugeben. Dabei wird Drücken, Kneipen, Stechen, Schneiden, Brennen der Haut u. s. w. anfangs nur dumpf und unbestimmt, keineswegs aber schmerzhaft, allmählig aber auch nicht einmal diese Spur mehr davon empfunden. Zuletzt folgt Unempfindlichkeit für alle äußern Einflüsse, für die gesammte Außenwelt, und Träume der verschiedensten, meist heiterer und wollüstiger Natur, beschäftigen den Berauschten sehr lebhaft. Als objektive Erscheinungen der Aethereinathmung oder, wie man den dadurch gesetzten abnormen Zustand des thierischen Organismus kurzweg zu nennen pflegt, des Aetherismus bemerkt man zu Anfang eine Beschleunigung der Athembewegungen wie der Pulsschläge, verbunden mit mehrmaligem leichten Hüsteln, wohl zumeist in Folge der fremdartigen und reizenden Einwirkung des Aethergases auf die Schleimhaut der Respirationsorgane. Gleichzeitig mit der gesteigerten Respiration und dem beschleunigtern Blutumlaufe erhöht sich natürlich die Hautwärme und bedeckt sich die Haut mit warmem, angenehmem Schweiße. Dazu entstehen Kongestionen nach dem Kopfe, die Augapfelbindehaut wird geröthet, die Pupillen werden verengert, die Augen thränen, und der Gesichtsausdruck wird eigenthümlich heiter u. froh. Nun beginnen Störungen in der Gehirn- und Nerventhätigkeit, und die meisten der Aether Einathmenden fangen an lustig zu werden, beginnen zu lachen und unablässig zu schwatzen (wenige nur weinen u. jammern), machen dabei die drolligsten Geberden, werfen sich unruhig hin u. her, wollen nicht mehr einathmen, schlagen wie tobend mit Händen und Füßen um sich, deliriren, geben sich Mühe zu entkommen, und können oft nur mit Anwendung großer Gewalt in ihrer Lage und von unangenehmen Auftritten entfernt gehalten werden. Plötzlich, oder doch nach sehr kurzer Zeit hört aber diese bald größere, bald geringere Aufregung auf. Die Beweglichkeit der ätherisirten Individuen verschwindet oder äußert sich höchstens noch in Form einzelner klonischer oder tonischer Krampfbewegungen in den Extremitäten, welche übrigens meist schlaff herabhängen; der Rücken wölbt sich, die Brust sinkt ein, die Sprache wird lallend, die Rede unzusammenhängend, abgebrochen, selten; die Augenlider sinken herab, die Augäpfel sind nach oben und innen gekehrt, die Pupille meist erweitert, die Respiration tief und gedehnt, der Puls meist auffallend langsam, unregelmäßig, klein und leicht zu unterdrucken, die Haut kühl und mit kaltem Schweiße bedeckt, und das Gesicht bei starren Zügen ausdruckslos. Bewegung und Empfindung haben vollkommen aufgehört, selbst alle Reflexthätigkeit ist vernichtet und statt ihrer hat ein tiefer, dem Scheintode ähnlicher Schlaf Platz genommen, während dessen allein noch das verlängerte Mark und das sympathische Nervensystem den noch bemerkbaren, wenngleich auch geschwächten Funktionen der Athmungs- und Blutumlaufsthätigkeit vorstehen. Je nachdem nun das Einathmen des Aethers längere oder kürzere Zeit fortgesetzt wird, hält auch dieser Zustand der vollkommenen Aethernarkose bald lange, bald kurze Zeit an, und es ist bei fortgesetztem Einathmen der Aether selbst im Stande, unter endlicher Zerstörung der Athmungswerkzeuge zum Tode zu führen, wie dies zahlreiche Versuche an Thieren u. einzelne unglückliche Beispiele auch an Menschen zur Genüge dargethan

haben. Hält man dagegen nach einmal eingetretenem Stupor mit dem Aethereinathmen inne, so beginnt schon nach einigen Minuten die Narkose wieder zu verschwinden und die ganze Reihe der eben aufgeführten objektiven Erscheinungen kehrt, nämlich in umgekehrter Weise, wieder. Oeffnung der Augenlider, Bewegungen der bisher starren Augäpfel, großes Erstaunen, Aufrichten, Umsehen und Nachdenken über das, was eben vorgegangen, unbeherrschbares Lachen mit oft ausgelassener Munterkeit (oft auch Thränen), noch ungeordnete Gedankenfolge und deshalb unzusammenhängende Reden, in denen man doch bald die Ueberreste der Erinnerung an Statt gehabte Träume zu entdecken vermag, sind die Erscheinungen, welche nach und nach hervortreten und allmählig zum vollkommenen Wohlbefinden überführen. Dabei wird der vorher langsame kleine und unregelmäßige Puls stets rasch wieder beschleunigt, gehoben und regelmäßig, die Respiration gleichfalls geregelter und thätiger; ein Gefühl von Wohlbehagen ist über den ganzen Körper verbreitet und große Heiterkeit oft lange darnach noch bemerkbar. Athem, Hautausdünstung, Schweiß und Harn behalten längere Zeit, manchmal selbst 24 Stunden, noch den specifischen Geruch nach Aether, so wie auch nicht selten ein reichlicherer Speichelfluß darnach zur Beobachtung kommt. Von den Sinnen kehrt zuerst das Gehör, dann der Geruch, das Gesicht, der Geschmack und zuletzt erst das Gefühl wieder. Dieser so eben geschilderte Zustand, der je nach der Dauer des Aethereinathmens längere oder kürzere Zeit anhält (1/2—20 Minuten), je nach der betreffenden Individualität in seinen Erscheinungen mitunter auch sehr verschiedenartig sich gestaltet, immer aber ganz entschieden und auf eigenthümliche Weise die Centralorgane des Nervensystems in Anspruch nimmt, dieser Zustand von allgemeiner Anästhesie nun ist es, den Jackson als ganz geeignet für die schmerzlose Vornahme von chirurgischen Operationen ausgedacht und empfohlen, und den Tausende von Aerzten und Chirurgen in Amerika, England, Frankreich, Deutschland, Italien, Spanien und selbst im fernen Orient mit entzückendem Erfolge in der Praxis auch benutzt haben. In der That bestätigen es die täglichen Beobachtungen bei chirurgischen Operationen auf das Sicherste, daß ätherisirte Individuen in der Regel völlig empfindungslos sind, sowohl für den Schmerz wie für den Vorgang der Operation. Tritt diese Empfindungslosigkeit nicht ein, so fühlen die Aetherisirten wenigstens den Schmerz wie die Operation nur sehr undeutlich, oder in völlig anderer Weise wie im natürlichen Zustande, indem sie nämlich höchstens nur den Vorgang der Operation merken, ohne den leisesten Schmerz dabei zu empfinden. In letztern Fällen kommt es wohl vor, daß sie beim Beginn oder auch während der Operation mitunter laut aufschreien und selbst zu entfliehen suchen; erwachen sie aber aus dem Aetherismus, so wissen sie nichts davon, was mit ihnen eben vorgegangen ist, und behaupten, wenn sie sich operirt sehen, weder etwas davon gewußt, noch gar Schmerz davon empfunden zu haben. Nur in den allerseltensten Fällen geschieht es, daß Aetherisirte Schmerz und Operation wie im natürlichen Zustande fühlen: es trägt dann stets eine unvollkommene Anästhesie oder ein eigenthümlicher, refraktärer Zustand einzelner Individuen gegen die Wirkungen des Aethers hiervon die Schuld. Selbst über die chirurgischen Operationen hinaus hat der Aetherismus seine Anwendung gefunden; man hat ihn sogar in das Gebiet der gewöhnlichen wie operativen Geburtshülfe hinübergetragen. Dubois nämlich in Paris und Miller und Simpson in Edinburg lieferten in kürzester Frist die Thatsachen, daß der Aetherismus die Geburt nicht nur in geringern Schmerzen als gewöhnlich oder gar schmerzlos vorübergehen mache, sondern auch die damit verbundene Erschütterung des Nervensystems beseitige, eine öftere Zerreißung des Mittelfleisches verhindere, bei schwierigen und durch Instrumentalhülfe zu beendenden Geburten überhaupt besondern Nutzen gewähre, auf Mutter und Kind aber gar keinen nachtheiligen Einfluß ausübe. Würden auch die Wehen durch den Aetherismus vorübergehend auf kürzere oder längere Zeit unterbrochen, so könnten sie dessen ungeachtet eben so wenig dadurch aufgehoben werden, als die Kontraktionen der Bauchmuskeln dabei aufhörten. Gegen diese Behauptungen machten freilich Andere (Prichard, Bouvier, Murphy, Grenser u. s. w.) das völlige Aussetzen oder auffallende Schwächer- oder Kürzerwerden der Wehen geltend (die außerdem nach Beendigung der Narkose niemals in früherer Stärke zurückkehrten), sahen überhaupt durch Aether den Geburtsverlauf beeinträchtigt, überdies bedenkliche Erscheinungen der Kreißenden, beschleunigten Blutumlauf, Kongestionen nach den Nervencentren, Neigung zu Krampfanfällen, drohende Eklampsie, spätere Rückkehr des Bewußtseyns als gewöhnlich, längere Sprachlosigkeit, ungewöhnliche Mattigkeit, ja selbst Asphyxie des Fötus, entstehen, so daß bis heute noch die Frage unter den Lehrern der Geburtshülfe schwebt, ob überhaupt Anästhetica zur Erleichterung des Geburtsakts in Anwendung kommen sollen oder nicht. Glücklicher als auf dem genannten Gebiete war man endlich mit den Aethereinathmungen in manchen Fällen der gerichtlichen Medicin zur Enthüllung verstellter oder nachgeahmter Krankheiten. Die Anästhetica und der Aether insbesondere verwirren die Welt der Gedanken, lähmen die willkürlichen Bestimmungen, wirken auf Sensibilität und Kontraktilität des thierischen Nerven- und Muskelsystems vernichtend ein, und können somit in einer Reihe von verstellten Krankheiten, wie solche besonders von Gefangenen, Soldaten, Konskribirten u. s. w. nicht selten dem Gerichtsarzte vorgeführt werden, zur Erkenntniß der Wahrheit führen. So wird ein angeblich Tauber unter der Einwirkung des Aethers die Vorsicht vergessen und auf die an ihn gerichteten Fragen antworten. Simulirte Stummheit ist sogar der Entlarvung noch gewisser; denn ein Individuum, das sein Bewußtseyn verloren hat und eine sprechende Maschine unter dem Einflusse fremdartiger und unwiderstehlicher Ideen geworden ist, kann einem solchen Falle schwerlich entgehen. Gleiches gilt von simulirtem Stottern, simulirten Muskelkontrakturen u. s. w.

Bei allen den genannten Vortheilen, welche aus

der Anwendung der Aethereinathmung für die Heilkunde hervorgehen, darf man jedoch die einzelnen Schattenseiten nicht übersehen, welche der Aetherismus zur Zeit noch besitzt und die selbst die ätherbefreundetsten Aerzte nicht in Abrede zu stellen vermögen. Dahin gehört vorerst der oben bereits angedeutete Umstand, daß nicht alle Individuen in gleicher Weise von den Wirkungen des Aethers ergriffen werden, sondern gar häufig, je nach der Individualität, je nach Jugend und Alter, so wie nach größerer oder geringerer Reizbarkeit des Nervensystems, die Wirkungen der eingeathmeten Aetherdämpfe verschieden sich gestalten. Die Einen nämlich toben im Aetherismus, schreien, schlagen mit Händen und Füßen um sich, entwickeln eine Kraft, welche kaum zu bändigen ist, und können in dieser wilden und stürmischen Aufregung durchaus nicht zur Ruhe gebracht, ja nicht einmal in der für die Vornahme irgend einer chirurgischen Operation nothwendigen Lage erhalten werden. Andere dagegen vermögen den Aether aus Idiosynkrasie trotz aller Ueberwindung nicht einmal einzuathmen, während wieder Andere, und zwar besonders Solche, die an geistige Getränke gewöhnt sind, halbe Stunden und darüber ganz gelassen einathmen, dabei vom Aether selbst berauscht werden, allein das Gefühl in diesem Aetherrausche entweder gar nicht oder nicht in dem Grade verlieren, wie es zur schmerzlosen Vornahme einer Operation wünschenswerth wäre. Ferner treten bei zu Krämpfen geneigten, hysterischen u. epileptischen Individuen üble Nervenstörungen in der Regel bei der Aetherisation ein und hindern dann natürlich die Thätigkeit des Chirurgen, ja machen dieselbe nicht selten völlig unmöglich, wogegen wieder andererseits bei sogenannten vollsaftigen und blutreichen Personen die höhern Grade der Aethernarkose, die mit Blutstase in den wichtigen Körperorganen einhergehen, schon deshalb vermieden werden müssen, weil sie mit drohender Lebensgefahr verbunden sind. Allein abgesehen von diesen individuellen Schwierigkeiten, welche die Aetherisation für die Einen unmöglich und für die Andern nachtheilig und deshalb unstatthaft machen (weshalb die Anwendung des Aethers in einzelnen Staaten nur den praktischen Aerzten gestattet ist), hat die Aethereinathmung noch das Unangenehme, daß die Blutung bei Operationen, die unter ihrer Anwendung vorgenommen werden, immer stärker ist als sonst, und daß die angelegten Wunden eine auffallende Neigung zu Nachblutungen besitzen, welche beide Momente unzweifelhaft die Folge sind von einer chemisch nachweisbaren größern Verflüssigung des Bluts durch den mittelst der Lunge in den Kreislauf aufgenommenen Aether, der erfahrungsgemäß oft viele Stunden und selbst Tage braucht, bis er entweder mittelst der ausgeathmeten Luft oder mit dem Harn und Schweiß wieder aus dem Organismus entfernt wird. Endlich beobachtet man nach größern an Aetherisirten vorgenommenen chirurgischen Operationen noch einzelne andere, gleichfalls aber nicht wünschenswerthe Eigenthümlichkeiten, welche, wenn nicht ganz, doch zum größten Theile dem Aether zuzukommen scheinen und dessen allgemeinere und ausgedehntere Anwendung erschweren. Hierher gehört das unmittelbar nach der Operation oder auch später sich einstellende Aufstoßen und Erbrechen, ähnlich wie nach einem gewöhnlichen Rausche; ferner ein kurzer Reizhusten und Niesen, hin und wieder selbst Brustbeschwerden und Blutspeien, welche letztern Erscheinungen indessen doch wohl nur die Folgen übertriebener Aetherisation zu seyn scheinen. Manche Kranke leiden hinterher auch an einem dumpfen Kopfschmerz, bedeutender Abgeschlagenheit des Körpers und großer Schwermuth — Erscheinungen, die alle nicht bloß bei ätherisirten Operirten, sondern auch bei sonst gesunden Individuen nach reichlicher Aethereinathmung beobachtet werden. Demnach ist der Aetherismus da zu vermeiden, wo Krankheiten der Luftwege, Neigung zu Hirnleiden vorhanden sind; ferner, wenn Blutandrang nach Kopf und Brust Statt findet (somit kein Aether bei Kopfverletzungen und der Operation der Trepanation), oder Neigung zu Blutflüssen und großer Reizbarkeit der Nerven sich bemerkbar machen; sodann bei Operationen, unter welchen das Bestehen des Empfindungsvermögens eine Bedingung zum Gelingen des Akts ist (wie bei der Steinzertrümmerung, der Operation des Bruchschnitts, Luftröhrenschnitts u. s. w.), oder unter welchen eine Gegenwirkung und willkürliche Muskelzusammenziehungen nothwendig sind (wie bei Aussägung des Ober- und Unterkiefers, Operationen im hintern Theile der Mundhöhle, Sehnendurchschneidungen), oder welche durch unvorhergesehene Muskelbewegungen gestört werden können (Operationen der Aneurysmen, des Staars, der Pupillenbildung, der Hasenscharte u. s. w.), oder endlich die in ihrer Geringfügigkeit zum Aetherismus in keinem Verhältnisse stehen.

In Folge dieser Mißstände, welche einen allgemeinern und unbeschränktern Gebrauch der Aethereinathmung nicht gut zulassen, wurde alsbald das Bestreben der Chirurgen darauf gerichtet, ein neues Mittel aufzufinden, welches solcher Nachtheile möglichst entbehrte, dennoch aber eine ausreichende Anästhesie zu bewirken im Stande wäre; und so wurden denn nach und nach andere Aetherarten oder mit dem Aether verwandte Flüssigkeiten zu dem in Rede stehenden Zwecke versucht. Namentlich war man vorerst von gewisser Seite bemüht, durch Experimente an Thieren wie an Menschen zu ermitteln, ob nicht die zusammengesetzten Aetherarten, die sogenannten Aethersalze oder Naphthaarten, mit mehr Vortheil als der reine Aether zur Einathmung und Erzeugung der Anästhesie benutzt werden könnten. Von den hierher gehörigen chemischen Verbindungen, dem Essig-, Chlorwasserstoff-, Salpeter- u. Kleeäther od. Naphtha hat sich indessen nur der Chlorwasserstoff- oder Salzäther (bestehend aus Chlorwasserstoff und Aethyl und deshalb auch Chloräthyl genannt) erfahrungsgemäß vor dem gewöhnlich gebräuchlichen Aether ausgezeichnet, und zwar nicht bloß dadurch, daß er, weil viel rascher verdunstend, auch viel früher Narkose hervorruft, sondern auch dadurch, daß dieselbe viel leichter und schneller wieder vorübergeht. Auch wird die Salznaphtha weit bequemer eingeathmet als gewöhnlicher Aether, erzeugt weder Husten

noch Athembeschwerden, verflüssigt nicht das Blut in der oben vom Aether angegebenen Weise und hat endlich noch den großen Vortheil, daß sie auch solche Individuen gefühllos macht, welche vorher lange Zeit der Einwirkung gewöhnlichen Aethers widerstanden haben. Allein Salzäther bedingt, entsprechend seinen chemischen Eigenschaften, schnellere und deshalb größere Konsumtion, und seine Bereitung kommt überdies weit theurer als die des gewöhnlichen Aethers, weshalb er in der chirurgischen Praxis nur eine versuchsweise Aufnahme fand, zumal als fast gleichzeitig mit seiner ersten Anwendung ein Verwandter von ihm, das **Chloroform** oder Formylsuperchlorid bekannt wurde, das alle Bedingungen, die man bisher an ein Anästheticum zu stellen gelernt hatte, zu erfüllen versprach. Bereits bei Gelegenheit der ersten Versuche mit dem Aether hatte Professor Flourens in Paris gefunden, daß der so flüssige Chlorwasserstoffäther in seiner Wirkung dem Aether für sich am nächsten stehe, daß dagegen das Chloroform eine noch entschiedenere narkotische Wirkung als beide zusammen besitze Unter den Aerzten, und somit zuerst an Menschen stellte fast gleichzeitig mit Flourens (etwa im Februar 1847) ein londoner Arzt, Dr. Bell am Middleser Hospital anästhetische Versuch mit dem Chloroform an und fand diese Flüssigkeit in ihren Wirkungen während chirurgischer Operationen vollkommen seinen Anforderungen entsprechend, nur im Verhältniß zum Aether im Ankaufspreise sehr theuer. Zum Theil wohl aus diesem Grunde blieben das Chloroform und seine werthvollen Eigenschaften einerseits in den Protokollen der französischen Akademie der Wissenschaften, andererseits in den Operationssälen des Middleser-Hospitals für längere Zeit begraben. Erst nach Ablauf eines ganzen Jahres seit der Entdeckung und Anwendung des Aetherismus, als diese Entdeckung schon wieder das Interesse zu verlieren begann und man sich nach Neuem und Vollkommenerm sehnte, begann J. Y. Simpson in Edinburg nach und nach andere Aetherarten oder verwandte, flüchtige Stoffe, wie Salzäther, Salpeteräther, das Aceton, Benzin, Jodoform u. s. w., zu anästhetischen Zwecken zu versuchen, und kam so auch zur Prüfung und Anwendung des Chloroform. Die damit angestellten zahlreichen Versuche waren sogleich vom schönsten und wahrhaft überraschenden Erfolge gekrönt, so, daß Simpson kein Bedenken trug, sofort statt des Aethers das Chloroform bei chirurgischen und geburtshülflichen Operationen in Anwendung zu bringen, und seine Kollegen in einer eigenen Abhandlung über diesen Gegenstand zur Nachahmung aufforderte. Die sodann allenthalben auf dem europäischen Kontinente von den Physiologen und Aerzten angestellten zahllosen Versuche mit dem Chloroform bewiesen eine große Aehnlichkeit in der Wirkung desselben mit der des Aethers, besonders des Chlorwasserstoffäthers. Denn auch das dem Organismus auf irgend einem Wege zugeführte Chloroform bewirkt eine Störung zuerst in der Thätigkeit des Gehirns, dann in der des Rückenmarks und zuletzt in der des verlängerten Marks: nur treten alle Erscheinungen beim Chloroformismus rascher, markirter u. eingreifender, andererseits aber auch freier von so mancher unangenehmen Nebenwirkung auf, als dies beim Aetherismus der Fall zu seyn pflegt. Was vorerst die Symptome betrifft, die man in Folge des Chloroformeinathmens beim Menschen eintreten sieht, so erscheinen der Reihe nach: ein Gefühl von Kühle im Munde, später von leichtem Brennen und flüchtigem Stechen in den Lippen, der Nase und in den Augen, daher Lust die Augen zu schließen und leichtes Thränenfließen; süßlicher Geschmack auf der Zunge, hin und wieder leichter Hustenreiz, Bedürfniß beschleunigtern Athemholens und nicht selten vorübergehende Athemnoth in Folge krampfhafter, momentaner Verschließung der Athmungswege; Gefühl von Wärme, welche den ganzen Körper durchstrahlt, Ohrenklingen, Brausen und Sausen in den Ohren, das sich rasch zu einem Gepolter steigert, gleich dem eines dahinfahrenden Eisenbahnzugs, oft auch mit dem immer schneller werdenden Schlagen einer Uhr sich vergleichen läßt; Herzklopfen, Eingenommenheit des Kopfs, Gefühl von Schwindel, nebelhaftes Verschwimmen der Bilder vor den Augen, immer undeutlicher werdendes Gehör, gerade so wie im halbwachen, schlaftrunkenen Zustande, Gefühl von Pelzigwerden der Finger und Zehen, sogenanntes Einschlafen der Arme und Beine mit verminderter Empfindung, unbesiegbare Müdigkeit und Erschlaffung im Gebiete sämmtlicher willkürlichen Muskeln, deshalb Bedürfniß nach tiefen und gedehnten Inspirationen, unwiderstehliche Lust den Kopf zur Seite zu legen, die Beine auszustrecken und die Arme fallen zu lassen und dem immer mehr und mehr überwältigenden Schlafe sich ganz und gar zu überlassen, welcher meist jeder Seelenthätigkeit bar ist und nur hin und wieder von Träumen verschiedener Art begleitet wird. Das Erwachen aus diesem Schlafe geschieht rasch und gewöhnlich mit einem Mal. Anfangs besteht dem Erwachenden eine nur unzusammenhängende Erinnerung Dessen, was um ihn und mit ihm vorgegangen; alsbald aber kehrt das Bewußtseyn wie aus dem Traume ungestört und vollkommen wieder. Vorübergehende Eingenommenheit des Kopfes, Muskelschwäche, deshalb Unfähigkeit gleich anfangs gerade zu stehen und sicher umherzugehen, süßer, zuckeriger Geschmack im Munde, Müdigkeit und nicht selten erneuerte Schläfrigkeit sind die subjektiven Erscheinungen, unter welchen in der Regel der Chloroformismus wieder verschwindet. Neben diesen bildet die Chloroformeinathmung aber auch noch folgende objektive Erscheinungen: Anfangs einiges Widerstreben gegen die Einathmung der so ganz ungewohnten Chloroformdünste, etwas behindertes Einathmen, einzelnes Husten, Blinzeln mit den Lidern und alsbaldiges Verschließen der Augen, deren Pupillen sich verengen; vermehrte Athemthätigkeit und vorübergehend beschleunigter, voller Puls, rascheres Sprechen, ängstliche, hin und wieder krampfhafte Bewegungen in den Extremitäten, bald stille, bald lebhafte Delirien. Sodann folgen tiefe und gedehnte Athemzüge, stets steigernde Verlangsamung und Schwäche der Herz- und Arterienthätigkeit, Zittern der Hände und Füße, Fallenlassen der Arme und Ausstrecken der Beine, Umsinken des Kopfes, lallende Sprache bei allenfallsigen Delirien, deren Laute allmählig auf den Lippen ersterben, leises Stöhnen, Er-

schlaffung sämmtlicher willkürlichen Muskeln, Bewegungs- und Empfindungslosigkeit; Schlaf mit vollständiger Unthätigkeit der äußern Sinne, mit tiefem und schnarchendem Athem bei nur hin und wieder entstellten, meist normalen und freundlichen Gesichtszügen, gesundem und nur selten etwas bleichem, noch seltener lividem Kolorit, oftmals kühlem und reichlichem Schweiße im Gesichte und auf der Stirne, kühlen Extremitäten, geschlossenen Augen, deren Aepfel mit erweiterter Pupille meist nach innen und oben gerichtet sind oder konvulsivisch sich thätig hin und her bewegen. Nach längerer oder kürzerer Dauer — entsprechend der Dauer der Einathmung — dieses pathologischen Zustandes, während dessen die Respiration gleichmäßig und unbehindert, wenn gleich verlangsamt fortdauert, das Herz aber sich nur sehr langsam und merklich mühsam bewegt, mit bis zu 36, 40 — 45 Schlägen in der Minute verlangsamtem und kleinem Pulse: sieht man die betäubten Individuen mit einem Mal von selbst wie aus einem tiefen und erquickenden Schlafe erwachen, sich dehnen und recken, schläfrig die Augen ausreiben, verwundert umhersehen, hört sie auch hin und wieder noch unzusammenhängend wie im Traume sprechen; allein rasch kehrt ihnen das Bewußtseyn vollständig und ungetrübt wieder. Aufgefordert zu gehen, zeigen sie noch Unsicherheit im Finden des Schwerpunkts, gehen wankend und mit hochaufgehobenen Füßen umher, klagen über Schwindel, Mattigkeit, Schläfrigkeit, hin und wieder auch über Brechneigung und erbrechen sich auch manchmal wirklich, womit indessen rasch alle unangenehmen Empfindungen beseitigt und sie sofort ihrem frühern gesunden Zustande völlig wiedergegeben sind. Beunruhigende Symptome für längere oder spätere Zeit wurden bei der Chloroformeinathmung nie bemerkt. Der Apparat, welcher in allen Fällen zum Chloroformisiren ausreicht, ist ein trichterförmig gefaltetes Taschentuch, oder, was minder gut, ein ähnlich geformter feiner Badeschwamm. Zwar hat man nach dem Principe der Aethereinathmungsapparate auch solche für die Chloroformeinathmung von den verschiedensten Seiten her empfohlen, und zum Vortheile derselben angeführt, daß man damit Chloroform erspare, die Reizung der Gesichtshaut verhüte, die Einathmung erleichtere und sie zu produciren im Stande sey; allein diese Vortheile werden mehr als aufgewogen durch die mit diesen komplicirten Apparaten und Instrumenten auch wieder verbundenen Nachtheile, weshalb dem angegebenen einfachsten Apparate, der zugleich auch der reinlichste und wohlfeilste seyn kann, durchaus der Vorzug eingeräumt werden muß. Die mittlere Quantität Chloroform, welche zur Erzielung einer hinreichenden Narkose auf das vorzuhaltende Tuch geträufelt werden soll, beträgt $1\frac{1}{2}$ — 2 Drachmen preußischen Medicinalgewichts. Bei vielen Menschen zeigte sich selbst eine noch geringere Gabe (oft schon 20—30 Tropfen) ausreichend; bei einzelnen aber brauchte man wieder 3 — 4 Drachmen der Flüssigkeit, um zum Ziele zu gelangen. Was die Zeit der Einathmung betrifft, so schwankt dieselbe zwischen $\frac{1}{2}$ bis 5 Minuten; am häufigsten erfolgt indessen die erforderliche Betäubung zwischen 1 — 2 Minuten langer, versteht sich, zweckmäßiger Einathmung. Daß nämlich hierbei wie bei dem vorigen Punkte Reinheit des angewendeten Präparats, Art und Weise der Einathmung, körperliches und geistiges Verhalten des Einathmenden, dessen Alter, Geschlecht, Konstitution u. s. w. den größten Einfluß haben, bedarf wohl keiner weitern Auseinandersetzung. Läßt man Thiere das Chloroform über den Zustand von Gefühl-, Bewegungs- und Bewußtlosigkeit hinaus noch längere Zeit einathmen, so erfolgt, unter immer größerer Verlangsamung und Schwäche der Herz- wie Athmungsthätigkeit, nach einigen konvulsivischen Zuckungen der Extremitäten, einzelnen stockweisen, tiefen Inspirationen und hin und wieder nach einem letzten Angstschrei, natürlich auch hier der Tod. Allein nicht bloß bei Thieren kann man willkürlich das Leben durch Chloroformeinathmung nehmen, sondern auch bei Menschen ist solches unwillkürlich aus Unvorsichtigkeit, durch zu langes Einathmen des Chloroform schon öfter der Fall gewesen; ja, es ereignet sich in neuester Zeit sogar ziemlich häufig, daß des Lebens Ueberdrüssige sich des Chloroform zum Selbstmorde bedienten. Was dagegen die Anzahl derjenigen Fälle betrifft, bei welchen die anästhetische Anwendung des Chloroform vom glücklichsten Erfolge begleitet war, so läßt sich dieselbe zwar nicht genau bestimmen; wäre es aber möglich, sämmtliche theils in Hospitälern, theils in der Privatpraxis vorgekommene Fälle zu sammeln, würden sich ihrer ohne Frage Hunderttausende ergeben. Daher dürfte die Frage, ob eine vorsichtige Anwendung von Chloroformeinathmungen, namentlich in der chirurgischen Praxis, vor dem Forum des ärztlichen Gewissens gerechtfertigt sey, unbedingt zu bejahen seyn, denn in statistischer Beziehung muß zugestanden werden, daß etwaige schlimme Folgen dieses wunderbaren Mittels, mochten sie transitorischer Art oder tödtlich seyn, im Vergleiche zu der Masse von glücklichen Erfolgen, wie sie ja fast alle Länder der civilisirten Welt aufzuweisen haben, sehr gering erscheinen und bei der Entscheidung der Frage kaum als ein gewichtiges Moment in die Wagschale fallen. Freilich soll das Chloroform nicht bei allen Operationen, namentlich nicht bei den unbedeutendsten gleich in Anwendung gebracht werden; und es gilt auch hier, was schon oben bei Gelegenheit der Anwendung des Aetherismus bemerkt worden ist. Neben den schon dort angegebenen Beschränkungen findet das Chloroform am zweckmäßigsten seine Stelle namentlich bei Absetzung einzelner Glieder, Abtragung der Gelenkenden, Ausrottung großer Geschwülste, größern Augenoperationen, der Augenlid-, Mund-, Lippen-, Nasenbildung, bei Operation widernatürlicher Gelenke, bei Abnahme der Brust, Operation des Kopfs, dem Speiseröhrenschnitte, bei Ausrottung des Gebärmutterhalses, Operation der Blasenscheidefistel, dem Steinschnitte u. s. w. Ferner bei Kauterisationen, bei Einrichtung verrenkter Glieder, verwickelten Knochenbrüchen größerer Gliedmaßen mit übereinander geschobenen Bruchenden, so wie endlich bei orthopädischen Operationen, mit nur wenigen Ausnahmen. Der Einfluß des Chloroformismus auf die Folgen der Operation ist nach überein-

stimmenden Erfahrungen der ersten Chirurgen Englands, Frankreichs und Deutschlands stets ein günstiger. Die Wunden vernarben nach dem Gebrauche des Chloroform gerade so wie bei den Individuen, welche ohne dessen Hülfe operirt worden sind; und wenn man durchaus einen Unterschied machen soll, muß derselbe eher noch zu Gunsten der nach Chloroformeinathmung Operirten geschehen. Die Heilung geschieht niemals langsamer, ja oftmals schneller als gewöhnlich, und wird durchaus von keinem unangenehmen Zufalle, für welchen das Chloroform die Schuld tragen müßte, unterbrochen. Größere Blutung in Folge der Chloroformeinathmung während der Operation, oder vermehrte Neigung des Bluts zu Nachblutungen nach Operationen hat kein Chirurg bisher beachtet, sondern einige Geburtshelfer in England wollen sich des Chloroform mit Vortheil sogar gegen Gebärmutterblutflüsse bedient haben. Die Frage, welche Anwendung das Chloroform in der Geburtshülfe zu finden habe, ist jedoch zur Zeit noch unentschieden; jedenfalls wird diese nie so allgemein werden wie in der Chirurgie, ist auch bei gewöhnlichen Geburten sicher vollkommen überflüssig. Wohl aber wird die Einathmung des Chloroform bei schweren u. regelwidrigen Geburten, bei Wendung und Zangenoperationen für die leidenden Wöchnerinnen meist vortheilhaft sich erweisen.

Während sich nun in Folge der zahllosen und allenthalben mit dem Chloroform angestellten Versuche einerseits die Ueberzeugung stets fester stellte, daß dieser von Flourens und Simpson in die ärztliche Praxis eingeführte Stoff vor allen andern ätherartigen Flüssigkeiten zur Einathmung und somit zur Anästhesie in jeder Beziehung den Vorzug verdiene und in ihm somit ein wohl für alle Zeiten Geltung behaltendes, höchst schätzbares Mittel zur Aufhebung oder mindestens zur Linderung des chirurgischen Schmerzes gefunden sey: tauchte andererseits, der menschlichen Natur gemäß, immer lebhafter der Wunsch auf, endlich doch auch ein Mittel zu besitzen, das die Schmerzen in der großen Zahl der gewöhnlich vorkommenden Leidenszufälle hinwegnehmen könnte, ohne daß man wie bisher nöthig hätte, dasselbe einzuathmen und somit den ganzen Organismus dabei zu betäuben. Noch lange vor Entdeckung des Aetherismus, schon 1829, hat bekanntlich Professor Wutzer in Bonn den Schwefelalkohol (Schwefelkohlenstoff) als ein örtlich schmerzstillendes Mittel zur äußern Anwendung, namentlich bei chronischen Rheumatismen und der Ischias öffentlich empfohlen, indem er ein Nachlassen des Schmerzes, ja bei wiederholter Anwendung des Mittels selbst eine völlige Beseitigung des Schmerzgefühls beobachtet hatte. Nach dem Bekanntwerden der Aethernarkose hat Gruby bezügliche Experimente mit Thieren angestellt, den Schenkel eines solchen anhaltend mit Aetherdämpfen umhüllt und also unempfindlich gemacht, ohne daß das Thier sonst darunter gelitten hätte. Seit Entdeckung des Chloroformismus endlich haben verschiedene Aerzte, darunter J. Roux in Toulon, auch das Chloroform äußerlich und zur örtlichen Schmerzstillung angewendet und empfohlen. Obgleich nun aber die örtlich schmerzstillenden Eigenschaften sich in allen den Agentien vorfinden, deren allgemeine schmerzstillende Eigenschaft man bisher kennen gelernt hat, so haben doch die bis jetzt über lokale Anästhesie damit gemachten Erfahrungen den davon gehegten Erwartungen aus mehrfachen Gründen nicht entsprochen. So z. B. bewies sich die vom Chloroform vielfach gerühmte örtliche Schmerzstillung unsicher und ungenügend; und falls sie auch entsprochen hätte, erzeugt doch das Chloroform, auf die äußere Haut längere Zeit angewendet, eine flüchtige Verbrennung ersten und selbst zweiten Grades, welche, abgesehen von den damit verbundenen Unannehmlichkeiten, den nöthigen weitern Fortgebrauch des Mittels schon unmöglich machen muß. Erst in allerneuester Zeit, zu Ende 1850, ist es einem französischen Arzte, Dr. Aran in Paris, gelungen, nachdem er unermüdlich eine Menge chemischer Stoffe in dieser Beziehung der Prüfung unterworfen hatte, eine Gruppe chemischer, dem Chloroform sehr nahe verwandter Verbindungen aufzufinden, welche im Stande sind, dem vorgestellten Zwecke zu entsprechen und, örtlich angewendet, den Schmerz ohne sonstigen Nachtheil für den Organismus mehr oder minder erfolgreich zu beseitigen vermögen. Es waren dies zwei Sorten des bekannten Liqueur des Hollandais, des sogenannten Elailchlorür, od. des Oels des ölbildenden Gases, bekanntlich ein in der ersten Zeit der sogenannten antiphlogistischen Chemie von vier holländischen Chemikern (Huile des Chimistes hollandais) entdeckter Körper, der aus einer Vermischung gleicher Volumina Chlorgas und absolut reinen Kohlenwasserstoffgases entsteht, die sich vermischt innerhalb weniger Augenblicke zu einer ölähnlichen Flüssigkeit verdichten. Doch nicht mit beiden Sorten der „holländischen Flüssigkeit", welche Dr. Aran zufällig aus verschiedenen Fabriken sich verschaffte, erzielte er die gleiche schmerzstillende Wirkung, sondern ganz besonders nur mit einer derselben, die sich bei näherer chemischer Prüfung als flüssiger Chlorkohlenstoff (Chlorure de Carbone liquide) erwies, oder vielmehr nichts Anderes war als ein Liqueur des Hollandais chlorée, eine holländische Flüssigkeit, der eine gewisse Quantität Wassers entzogen worden und dafür eine äquivalente Menge Chlors zugegangen war. Da nun aber der Ankauf dieser gechlorten holländischen Flüssigkeit zur Zeit noch zu theuer kommt, als daß dieselbe ohne Weiteres in die Therapie eingeführt werden könnte, so kam Professor Mialhe in Paris auf die Idee, dieselbe durch eine analoge, aber wohlfeilere Aetherverbindung zu ersetzen, etwa durch Einwirkung des Chlors auf den Chlorwasserstoffäther od. den sogenannten Salzäther. Der Chemiker Regnault hatte nämlich schon früher durch sehr schöne Untersuchungen dargethan, daß das Chlor bei seiner Einwirkung auf den Chlorwasserstoffäther demselben durch Bildung von Chlorwasserstoffsäure den Wasserstoff entzieht und dann sich an die Stelle des entzogenen Wasserstoffs setzt. Auf diese Weise entstehen vier je nach ihrem Chlorgehalte verschiedene Chloräther-arten, welche Regnault als Ethers mono-, bi-, tri- et quadrichlorés bezeichnete, von welchen aber die beiden erstern zu flüchtig sind, um mit Erfolg als lokale Anästhetica benutzt werden zu

dens eingetheilt. Noch heute werden Kuangtong u. können, die beiden letztern mit Chlorüberschuß behandelten Verbindungen dagegen, welche dichter und somit minder flüchtig sind, sofort jene therapeutischen Erfolge vollkommen erzielen ließen, die Dr. Aran von seiner gechlorten holländischen Flüssigkeit vordem erlangt hatte. Diese beiden Flüssigkeiten nun, welche chemisch nur wenig von einander unterschieden sind, deshalb ohne Zweifel für einander gebraucht werden können und wohl auch bei ihrer Bereitung mit einander gemischt vorkommen, dagegen von dem oben erwähnten und längst bekannten Liqueur des Hollandais wohl sehr verschieden sind, nennt Mialhe: Ether chlorhydrique chloré, gechlorten Chlorwasserstoffäther, und diese Aetherart eigentlich ist es, welche eine örtlich schmerzstillende Eigenschaft in sehr hohem Grade besitzt und somit auch jenen Wunsch der leidenden Menschheit zu befriedigen sich anschickt.

Will man mit diesem Präparat Wirkung erzielen, d. h. den örtlichen Schmerz verschiedener Krankheiten durch örtliche Anwendung desselben beseitigen, so wendet man ihn in der Weise an, daß man auf eine schwach mit Wasser befeuchtete Kompresse, die man bereits um den Körpertheil gelegt hat, auf welchen das Mittel einwirken soll, 15, 20, 25 — 30 Tropfen des gechlorten Chlorwasserstoffäthers aufträufelt und die aufgelegte u. somit getränkte Kompresse hernach mit Wachstaffet oder geölter Seide bedeckt, um sie liegen zu lassen. Auch kann man den genannten Aether in Salbenform zur Anwendung bringen, etwa 4 Theile Aether auf 20 Theile Fett, und mit dieser Mischung die kranken Theile einfach einreiben. Schon binnen wenigen, etwa $2^1/_2$ — 10 Minuten nach Anwendung des Mittels entsteht vollkommene Schmerzlosigkeit in dem vordem schmerzhaften Theile, und nach 5 — 15 Minuten ergibt sich eine Gefühlsabstumpfung (Insensibilität) der Haut im Umfange der Einwirkung der Flüssigkeit und etwa rings noch zwei Zoll darüber hinaus, von deren Vorhandenseyn man sich leicht durch Nadelstiche überzeugen kann. Allein nicht bloß auf die Haut wirkt der gechlorte Chlorwasserstoffäther, sondern seine Wirkung dringt auch tiefer, bis in die Muskeln, Gelenkhöhlen, ja selbst bis zu den in der Brust- und Bauchhöhle gelegenen parenchymatösen Eingeweiden, natürlich je nach der Quantität der zum Versuche verwendeten Flüssigkeit. Die Dauer dieser örtlichen Gefühllosigkeit wechselt gleichfalls je nach der verbrauchten Menge und der längere oder kürzere Zeit fortgesetzten Anwendung, beträgt indessen bei physiologischen Versuchen im Mittel $^1/_2$ — 1 Stunde, ein Zeitraum, der in pathologischen Fällen indessen viel größer zu seyn pflegt. Was die Krankheiten betrifft, gegen deren Schmerzäußerungen das neue Mittel bisher mit Erfolg angewendet worden ist, so stehen obenan die Fälle von akutem Gelenkrheumatismus, so wie von rheumatischen Muskelaffektionen und sogenannten rheumatischen Nervenleiden, in welchen das Anästheticum die Kranken oft binnen wenigen Minuten von ihren Schmerzen zu befreien im Stande ist. Doch auch Fälle von chronischen rheumatischen Schmerzen sind dadurch gebessert, oder wenigstens in ihrem Verlaufe abgekürzt worden. Nach dem Rheuma sind es dann die periodischen Neuralgien, der Gesichtsschmerz, halbseitige Kopfschmerz u. s. w., gleichviel welche primäre Ursache denselben zu Grunde liegt, bei denen der gechlorte Chlorwasserstoffäther sehr häufig fast momentane Erleichterung verschafft, wenngleich er bisher noch selten im Stande war, trotz wiederholter Anwendung dauernd von diesen Leiden zu befreien. In gleicher Weise mit Erfolg behandelt werden auch noch lebhafte Eingeweideschmerzen, sogenannte Koliken, Bleikoliken, Nierenkoliken, Blasenschmerzen, Gebärmutterleiden, so wie auch die heftigsten Schmerzen bei Entzündung des Rippen- und Bauchfells. Ueberhaupt kann man in allen Fällen, in welchen ein lebhafter Schmerz an irgend einer Stelle des Körpers besteht, gleichviel ob er allein die Krankheit ausmacht oder nur ein wesentlicher Theil derselben ist, den Kranken ohne allen Nachtheil für längere oder kürzere Zeit durch ein- oder mehrmalige Anwendung des örtlichen Anästheticums davon befreien. Doch müssen ausgedehntere Beobachtungen hierüber vorerst noch abgewartet werden. Schade nur, daß dieses Mittel zur Zeit noch schwierig zu bereiten und deshalb im Preise noch so theuer ist.

Vergl. J. Snow, On the inhalation of the vapour of ether in surgical operations, London 1847; Heyfelder, Die Versuche mit dem Schwefeläther und die daraus gewonnenen Resultate, Erlangen 1847; M. Martin, Zur Physiologie und Pharmakodynamik des Aetherismus, München 1847; J. F. Dieffenbach, Der Aether gegen den Schmerz, Berlin 1847; A. Hammer, Die Anwendung des Aethers insbesondere bei Geburten, Mannheim 1847; J. Y. Simpson, Notes on the inhalation of sulfuric ether in the practice of midwifery, Edinburg 1847; E. von Bibra und E. Harleß, Die Wirkungen des Schwefeläthers, Erlangen 1847; J. Y. Simpson, Discovery of anew anaesthetic agent, more efficient than sulfuric ether, Edinburg 1847; A. Martin und Binswanwanger, Das Chloroform und seine Wirkungen, Leipzig 1848; und Die Gegenwart, 7. Bd., Leipzig 1851.

Anagénit, nach den französischen Mineralogen Gattung von Urfelskonglomerat, Hauy's Roche brèchiforme, Breccie, zur Formation des ältern Sandsteins (rothen Todtliegenden) gehörend, bildet eine Zusammenkittung aus Bruchstücken älterer Felsarten, Brocken von Glimmer-, Hornblende- und Chloritschiefer, Gneißfragmenten und Thonschiefergeschieben, abgerundeten Granitmassen, Quarz- und Feldspathgeröllen u. s. w. Der bindende Teig ist bald granitisch, glimmerschieferartig, quarzig 2c., oder ein Zerkleintes der Bestandtheile des A.s selbst, oft weniger und mehr zersetzt, unkenntlich, sandartig 2c. Je näher dem älteren Gebirge, um desto größer, frischeckiger und scharfkantiger sind die Bruchstücke; denn das schwere Gestein konnte sich in der Fluth nicht lange schwebend erhalten. Weiter entfernt zeigt sich der A. feinkörniger und die Trümmer sind sehr abgerundet. Von Versteinerungen ist die Felsart frei bis auf fossile Ueberreste von Kryptogamen und einigen Farnen. Vergl. Alter Sandstein.

Anagni, Stadt im Kirchenstaate, Provinz Frosinone, 9 geogr. Meilen südöstlich von Rom,

nordwestlich von Frosinone, auf einer Anhöhe in herrlicher Lage, mit 5400 Einwohnern. Die schlechtgebaute Stadt ist Bischofssitz und kommt als solcher schon im 5. Jahrhundert vor. Von der alten Stadt sieht man außer einigen als Substruktion dienenden Bogen und den Resten eines Bades nichts. Dagegen hat der häufige Aufenthalt der Päpste in A. manches schöne mittelalterliche Denkmal hinterlassen. Berühmt ist die Kathedrale, deren älteste Theile dem 12. Jahrhundert angehören, geschmückt mit merkwürdigen Freskomalereien und einem von den Cosmaten musivisch verzierten Altare und dergleichen Fußboden. A. ist Geburtsort der Päpste Innocenz' III., Gregors IX., Alexanders IV. und Bonifacius' VIII. Hier ward 1295 zwischen Frankreich und Aragonien Friede geschlossen. Im nahen Gebirge finden sich Schwefelquellen und Schwefelminen.

Anagnosten (lectores, fabulatores), Vorleser, bei den Römern gebildete Sklaven, welche ihren Herren während der Mahlzeit, des Badens 2c. vorlasen, später auch Freie, die das Vorlesergeschäft übten. In der alten christlichen Kirche hießen solche Geistliche A., welchen es oblag, in den kirchlichen Versammlungen die Abschnitte aus der heiligen Schrift vorzulesen. Sie finden sich als Kirchendiener bei größeren Gemeinden schon im 3. Jahrhundert, wurden jedoch erst später dem Klerus einverleibt und zu den sieben niederen geistlichen Orden gerechnet. Bei der Weihe eines A. erhält derselbe in der römisch-katholischen Kirche vom Bischofe ein Evangelienbuch mit den Worten: Accipe potestatem et esto verbi divini relator, d. i.: Damit sollst du Macht haben, ein Verkündiger und Leser des göttlichen Wortes zu seyn.

Anagoge, Hinaufführung, in der Rhetorik die Rede- und Auslegungsweise, bei welcher man in dem buchstäblichen Sinne etwas Höheres, z. B. durch Aeußeres etwas Geistiges, durch Irdisches etwas Himmlisches ausgedrückt findet. Sie wurde namentlich von Origenes bei der Erklärung der biblischen Bücher angewendet und oft sehr gemißbraucht, indem man häufig in den einfachsten Worten die tiefsten Geheimnisse zu finden glaubte. So wurden die Worte „Es werde Licht" anagogisch von der einstigen Verklärung verstanden, der Liebhaber und die Geliebte des Hohenlieds auf Christum und seine Kirche bezogen 2c. Die jüdisch-alexandrinische Schule (Philo) war der vornehmlichste Sitz dieser Auslegung, doch kannten sie auch die Heiden, so wie das Neue Testament und die spätere christliche Theologie. Von der Allegorie ist die A. in sofern verschieden, als jene mehr eine Anwendung des Wortsinnes auf etwas Aehnliches ist.

Anagramm (Anagrammatismus), die Versetzung der Buchstaben eines oder mehrer Worte, um dadurch ein Wort oder einen Satz von ganz verschiedenem Sinne zu bilden. Man unterscheidet zwei Arten: Bei der ersten wird die natürliche Reihenfolge der Buchstaben bloß umgekehrt, so daß das gegebene Wort in dem neugebildeten als ein rückwärtsgeschriebenes erscheint, z. B. Regen in Neger, Sarg in Gras, Leben in Nebel, Roma in Amor. Die andere Art läßt beliebige Versetzung der Buchstaben zu und verlangt nur, daß keiner derselben ausgelassen werde, weil sonst das Wesen dieser Spielerei (des A.s) verloren gehen würde. Beispiele dieser Art sind: Lied aus Leid; Made Dame; Zahle mit! Mahlzeit; Bernhardus Bruder Hans; Vastari Austria. Manches A. erlangte wohl gar Berühmtheit und galt als Parole der Zeit; z. B. aus Revolution française das Veto herausgenommen, welches darin steckt, und die Buchstaben anders geordnet gibt „Un Corse la finira". Als auf Napoleon ein Bourbon folgte, bildete die hündische Schmeichelei aus denselben Worten: La france veut son roi. Der Anagrammatist Celspirius in Regensburg verwandelte zum Schrecken seiner bösen Frau das lateinische „mulier" (Weib) in „i lemur" (packe dich Gespenst!) und besserte sie dadurch. Celspirius schrieb zum Dank zwei Bücher de Anagrammatismo. Jener leidenschaftliche Schnupfer anagrammatisirte aus seinem Labsal „herba Nicotiana" das beim Niesen gebräuchliche „in bona caritate" (zum Wohlseyn, zur Gesundheit!). Aus Domus Lescinia (das lescinsky'sche Haus) machte ein Schuldirektor, als noch Niemand in dem jungen Stanislaus Lescinsky den nachmaligen König von Polen vermuthete: Scande solium (besteige den Thron)! eine Prophezeihung, die damals selbst den besten Freunden Lescinsky's eitel Thorheit dünkte und doch später zum Staunen der Welt buchstäblich in Erfüllung ging. Der französische Lyriker Pierre de Ronsard heißt im A. Rose de Pindare. Das A. des Feldherrn Montecuculi lautete „centum oculi" (hundert Augen). Die Mätresse König Karls IX. von Frankreich, Marie Touchet, wurde vom servilen Hofe in „je charme tout" (ich bezaubere Alles) anagrammatisirt und der Name Marguerite de Valois in „salve virgo mater Dei" (gegrüßt seyst du, Jungfrau, Gottmutter) von Schmeichlern versetzt. Der Name des Königsmörders Frère Jacques Clément verwandelt sich in c'est l'enfer, qui m'a créé (die Hölle hat mich geboren). Hohn versetzte den Namen Voltaire in das witzlose A. Vol-a-terre (Landstraßenraub), und überschwängliche Verehrung in o alte vir (o großer Mann)! Ueber Richelieu's Namen brachte der Bedientensinn einen ganzen Band voll schmeichelhafter A.e zusammen. Als Erfinder der A.e wird Lycophron im 3. Jahrhundert v. Chr. genannt, aber schon vorher wurde es als Witzspiel in Sparta auf derbe, in Athen auf feine Weise kultivirt. Das eigentliche Vaterland des A.s ist zuverlässig das Morgenland. Die jüdischen Kabbalisten haben es weiter verbreitet. Sein goldnes Zeitalter fällt in das 16. und 17. Jahrhundert. Deutsche wirklich witzige A.e sind selten, französische häufiger, lateinische am häufigsten; doch scheint die griechische Sprache noch geeigneter zur anagrammatischen Analyse zu seyn, als die römische. Die slavischen Sprachen mit ihren Konsonantenhäufungen sind für anagrammatische Studien ganz unbelohnend, wie aus der Natur der Sache hervorgeht; denn nur das Wort läßt sich anagrammatisiren, welches wenigstens drei verschiedene Vokale und keine wiederkehrenden Konsonanten hat, und wenn sich gleich die Buchstaben der meisten Eigennamen so versetzen lassen, daß sich ein lautbarer Ausdruck ergibt, so hat doch dieser in der Regel keinen Sinn,

auf den es hauptsächlich ankommt. Unter den neuern deutschen Schriftstellern hat keiner den Anagrammatisten mehr zu schaffen gemacht, als der schlesische Dichter Schneiderreit. D. Reichsteiner, Henri de Cistre, Dietrich Serèn und noch neun oder zehn andere zerrte man aus dem Namen Schneiderreit heraus, aber keines war gepriesener als „Riesendichter". Nicht minder mannichfaltige A.e liegen in den Namen Minna Schröder Devrient, als ein Wort betrachtet. Hier, so ruft der A.en-Witz, hat das Schicksal recht sichtbar sein Spiel gehabt. Eins dieser A.e lautet: „O dir macht Verse jeder N. N. N." und das andere: „Scenerie, Mod' und Narrheit". Sammlungen von A.en sind von Joh. Mautner (Rosa verniaca, Rost. 1636), Jacq. de Fonteny (Anagr. et Son. 1606), Stender (Anagr. lat. et germ., Braunschweig 1673).

Anahuac, der südliche Theil des großen Tafellandes von Neuspanien in Amerika, ehemals der Hauptsitz der dort wohnenden Kulturvölker, der Tolteken, Chechemeken, Acolhuas und Azteken, und noch jetzt der Hauptbestandtheil des mexikanischen Staats, erhebt sich unter 17° nördl. Br. aus den Ebenen von Tabasco und Tehuantepec und erstreckt sich, allmählig breiter werdend, bis zum 21° nördl. Br., wo er in der Sierra-Madre und über die Hochebenen von Queretaro, San-Luis-de-Potosi und Xalisco hinaus mit dem System der Felsengebirge in Verbindung tritt. Das A., ein zusammenhängendes, nicht zergliedertes Massengebirg, steigt im Osten aus den Tierras-Calientes der Küstenebene von Cuetlachtlan in steilen Stufen und Terrassen plötzlich auf, die, oft kaum 3 Meilen breit, nur an einer einzigen Stelle, bei Chalapa, einen fahrbaren Paß besitzen. Ein hohes Randgebirg, das in dem Citlaltepetl oder Pic von Orizaba (16,302 Fuß), dem Coffre-de-Perote oder Nauhcampatepetl (13,400 Fuß), dem Popocatepetl (16,626 Fuß), dem Iztaccihuatl und dem Nevado-de-Toluca die hier 14,000 Fuß hohe Schneegrenze überragt, umgrenzt in Osten das Hochland, welches sich von 9—5000 Fuß erhebt und durch wenig erhobene Ketten mit einzeln hoch emporragenden Gipfeln in mehre besondere Hochebenen, wie die von Tlascala mit 6750, von Tenochtitlan oder Meriko mit 7000, von Toluca mit 8500 und von Mechoacan mit 5 — 6000 Fuß mittlerer Erhebung geschieden wird. Gegen Westen senkt sich das Tafelland über die weiten, von Thälern zerrissenen Terrassenlandschaften, die herrlichen Tierras-templadas von Mirtecapan und Oaxaca (noch 4500 Fuß hoch), allmählig zu den Küstenebenen von Colima ab. Außer den Alpenseen der Tafelländer zählt das A. nur wenige Gewässer, da die auf dem Randgebirge entspringenden Flüsse nach meist kurzem und reißendem Laufe dem Meere zueilen. Die Beschaffenheit des Landes bedingt eine wunderbare Verschiedenheit in Klima und Erzeugnissen. Während die Küstenebenen ächt tropischen Charakter haben, blüht auf den westlichen Absenkungen ein ewiger Frühling, u. während an den Ufern des mexikanischen Golfs das gelbe Fieber herrscht, wird die Kühle auf der Hochebene von Toluca selbst empfindlich und unangenehm. Die förmliche Isolirung des Plateaus von der Küste, die theils durch den Mangel an schiffbaren Strömen, theils durch die Unzulänglichkeit der Randgebirge im Osten bewirkt wird, der Mangel eines guten Hafens an der Küste, so wie das mörderische, europäische Niederlassungen unmöglich machende Klima der Küste selbst, sind wohl die Hauptursachen, weshalb die herrlichen und fruchtbaren Länder im Ganzen dem Verkehr und Leben der Jetztzeit entzogen geblieben sind.

Anaïtis (Anaïs, Anaïa), Göttin, deren Verehrung über Armenien, Kappadocien, Pontus, Medien und Persien verbreitet war, von den Alten gewöhnlich mit der Aphrodite oder mit Diana in Parallele gestellt und identificirt. Ihr war die Landschaft Anaïtica geweiht, in der eine reiche Priesterschaft lebte, welche das Land durch Priestersklaven (Hierodulen) bearbeiten ließ. Im prachtvollen Tempel stand die Bildsäule der Göttin von Gold, bis sie unter Antonius als Beute römischer Krieger weggeführt wurde. Der Kultus der A. gehörte zu den üppigsten und unsittlichsten des ganzen Orients; selbst Fürsten schickten ihre Töchter dahin, um sich preiszugeben, im Glauben, sie würden dadurch eher Männer erhalten. In Pontus ward die Göttin gemeinschaftlich mit Amanus verehrt, aber ihr Ur- u. Hauptsitz scheint Armenien gewesen zu seyn. Der Name ist mit dem indischen Anahid (Venus) verwandt. Ihrem Wesen nach ist die A. wie Isis u. Astarte das Princip der weiblichen Zeugungskraft in der Natur.

Anaklastische Instrumente (Instrumenta anaclastica), Vorrichtungen, um die Brechung der Lichtstrahlen dem Auge so sichtbar darzustellen, daß man im Stande ist, die Winkel der Brechung und des Einfalls gegen einander zu halten und abzumessen. Vergl. Dioptrik.

Anakoluthie (Anakoluthon), Mangel an richtiger Satzfolge, in der Rhetorik diejenige Abweichung von der logisch oder grammatisch richtigen Konstruktion, bei welcher der Nachsatz nicht in der Weise fortfährt, die man nach dem Vordersatze erwarten sollte. Die A. ist eine absichtslose oder eine beabsichtigte. Jene tritt häufig ein bei langen Perioden und großen Zwischensätzen, wo der Redende den Anfang vergessen hat, am gewöhnlichsten in der kunstlosen, ungebundenen Konversationssprache. Sie ist dann immer ein Fehler, aber mit Maß geübt ein verzeihlicher, ja bisweilen liebenswürdiger. Eine beabsichtigte A. findet Statt, wenn zur Hervorbringung irgend eines Effekts plötzlich eine andere Redeweise gewählt wird. Eine besondere Art der A. ist das Anantapodoton, wenn der Nachsatz entweder gänzlich fehlt, oder sich in einer andern Konstruktion versteckt.

Anakrusis (Aufschlag, Auftakt oder Vorschlagsylbe), in der Metrik die vor der ersten Arsis eines Verses vorhergehende Thesis; in Kleists Frühling hat z. B. jeder Hexameter die A. Die Griechen nannten A. auch das Aufschlagen eines Instrumentes, Anfang eines Tonstücks.

Anaktorischer Busen, s. v. a. ambracischer Busen.

Analekten, eine Sammlung auserlesener Stellen oder Sentenzen aus einem oder mehren

Schriftstellern, besonders aus Dichtern (Blumenlese), dann auch eine Sammlung vermischter Aufsätze und Abhandlungen von einem oder mehren Verfassern (vergl. Collectanea), wie die A. von Wolf.

Analeptika, Erquickungsmittel, flüchtige Stärkungsmittel, in der Medicin solche flüchtige Reizmittel, welche, in kleinen Mengen genommen, die gesunkene Lebensthätigkeit schnell wieder zu wecken und zu erheben vermögen, indem sie theils als Reizmittel auf die Nervencentra, theils als Ersatzmittel für gewisse Nahrungsmittel und Blutbestandtheile wirken. Es gehören dahin die Aetherarten und ätherischen Oele, der Wein und der über balsamische, aromatische und bittere Pflanzen destillirte Alkohol. Letztere heißen auch herzstärkende Mittel (Cardiaca) und spielten früher eine große Rolle, wie denn noch hoffmannsche Tropfen und Baldriantinktur von Hypochondern und hysterischen Frauen häufig angewendet werden.

Analgesie (Analgie), Schmerzlosigkeit, Unempfindlichkeit gegen schmerzhafte Eindrücke.

Analogie, Verhältnißmäßigkeit, Uebereinstimmung von Dingen in mehren bekannten Beziehungen, daher in der Grammatik: Uebereinstimmung oder Gleichmäßigkeit mehrer Worte oder Wortverbindungen in Bezug auf Flexion (Formlehre) oder Rektion (Satzlehre). Sie wird theils durch den Sprachgebrauch und den Wohllaut, theils durch logische Gesetze bestimmt und festgestellt. Ihr Gegensatz ist die Anomalie oder die Abweichung von der Regel, welche aber wieder analoge Fälle unter sich befassen kann. In der Hermeneutik oder Kritik bezeichnet das Wort A. das harmonische Verhältniß einzelner Stellen mit der Schreibart und dem Geiste des ganzen Werkes, so wie mit den Umständen, unter denen dieses verfaßt wurde. In Folge dieser A. werden dunklere Stellen nach den klaren, unbestimmte Andeutungen nach bestimmten Angaben u. s. w. erklärt. Sie findet bei jedem Schriftsteller Anwendung, ist aber besonders bei der biblischen Exegese und der daraus herzuleitenden Dogmatik geltend gemacht worden. In der Philosophie wird von der A. der Dinge gesprochen, wenn diese in ihren Funktionen oder Beziehungen übereinstimmen, z. B. zwischen dem Feuer und der Schwere findet A. in sofern Statt, als beide Ursachen sind, jene der Wärme, diese des Falles. In diesem Sinne ist A. verschieden von Aehnlichkeit und Gleichheit. Stimmen Dinge der Art (Beschaffenheit) nach überein, so sind sie einander ähnlich (Hund und Wolf), kommen sie auch der Quantität (Größe) nach überein, so sind sie gleich. Die A. dagegen sagt über die Beschaffenheit und Größe der Dinge durchaus nichts aus; es wäre ganz falsch, wenn man aus der angeführten A. zwischen Feuer und Schwert schließen wollte, daß diese einander ähnlich oder gleich wären. In einem weitern Sinne wird von der A. der Schlüsse gesprochen. Sie ist der Induktion der Schlüsse entgegengesetzt. Man schließt nach der Induktion, wenn man das, was von dem Theile einer Art oder Gattung gilt, auf die ganze Gattung überträgt, der A. nach, wenn man daraus, daß Dinge, die wir übrigens als verschiedenen Arten angehörig erkennen, in mehren Stükken übereinkommen, folgert, daß sie auch in gewissen andern, uns nicht erkennbaren, übereinkommen. Das durch den analogischen Schluß Gesetzte heißt Hypothese (s. d.). In juristischer Hinsicht ist A. die Bestimmung des Rechts aus der Vergleichung ähnlicher, wirklich gegebener Entscheidungen; sie steht im Gegensatz zur Billigkeit, welche nicht aus dem geschriebenen, sondern dem Vernunftrechte entspringt. Von den römischen Rechtslehrern sehr eifrig geübt und empfohlen, hat sie sich fast bei allen Völkern, da, wo das geschriebene Gesetz nicht ausdrücklich bestimmt, das Ansehn vollgültigen Beweises verschafft. In der Mathematik ist A. der Größen so viel als Proportion. Dem Astronomen ist sie als Schlußfolge ein mächtiges Vehikel seiner Kombinationen und Hypothesen, obwohl nur die Beobachtung zu sichern Resultaten führen kann. Der Arzt bedient sich tagtäglich der A., wenn er bei ähnlichen Symptomen auf gleiche Natur der Krankheit schließt, oder bei ähnlichen Heilstoffen auf gleiche Wirkungen hofft.

Analogie des Glaubens (Analogia fidei), nach Röm. 12, 6 in der evangelischen Dogmatik das harmonische Verhältniß, in welchem die in der heiligen Schrift mit klaren Worten gelehrten Glaubensartikel unter einander stehen, so daß keiner dem andern widerspricht, sondern vielmehr alle sich gegenseitig erläutern, bestimmen und begründen. Von den älteren Theologen wird der Ausdruck nicht ganz richtig, in einem mehr objektiven Sinne gebraucht von den Lehren oder Stellen der heiligen Schrift, welche vermöge ihrer Deutlichkeit und Unzweideutigkeit gleichsam die Grundlage der christlichen Glaubenslehre bilden und daher als Norm für die Auffassung und Beurtheilung dunkler und eine mehrfache Deutung zulassender Lehren und Aussprüche der Bibel angesehen werden müssen. In diesem Sinne ist die Glaubensanalogie gleichbedeutend mit Glaubensregel (regula fidei), dem bald in klaren Worten der Schrift, bald in Fundamentalartikeln des Glaubens gesuchten Auslegungs- und Glaubensprincipe. Kant und mehre Theologen seiner Schule verstehen unter A. d. G. die nach der Norm des Sittengesetzes zu bewirkende Harmonie einzelner Lehren des Christenthums unter sich. Die A. d. G. beruht auf der Analogie der heiligen Schrift, oder der völligen Uebereinstimmung aller biblischen Aussprüche unter einander. Nach derselben herrscht zwischen den einzelnen Schriftstellen durchaus kein Widerspruch; alle erklären, bestimmen und bestätigen sich vielmehr, woraus folgt, daß die Bibel stets ihr eigner, unfehlbarer Dolmetscher ist und da, wo über den wahren Sinn Ungewißheit und Zweifel herrschen, nach ihren klaren, unzweideutigen, und keinem Mißverständnisse ausgesetzten Stellen ausgelegt und beurtheilt werden muß. Die Annahme einer solchen Beschaffenheit der heiligen Schrift ließ sich vermittelst der Inspirationstheorie rechtfertigen und war hauptsächlich das Werk der Reformatoren, welche damit den auf das innere Licht sich berufenden Fanatikern, so wie der hermeneutischen Tradition der römischen Kirche entgegentraten. Die Analogie der heil. Schrift un=

scheidet sich übrigens von der A. d. G. dadurch, daß diese sich nur auf die dogmatischen, jene dagegen auf alle Aussprüche und Stellen der Schrift, welches auch ihr Inhalt seyn möge, beziehen.

Analysis (Analyse), Auflösung, Zergliederung. In der Philosophie nennt man A. im Gegensatze zur Synthesis (s. d.) diejenige logische Behandlung eines gegebenen Begriffs, durch welche wir ihn in seine Bestandtheile, Merkmale rc. auflösen. In sofern heißt ein Begriff, der durch Analyse eines andern, in dem er enthalten ist, gewonnen wird, analytischer Begriff, und die Erklärung einer Folgerung, die durch Zerlegung eines gegebenen Begriffs gewonnen wird, analytische Erklärung oder Folgerung. Ein analytisches Urtheil ist ein solches, in welchem das Prädikat aus dem Begriffe des Subjekts selbst unmittelbar hervorgeht, z. B. der Kreis ist rund, ein Körper ist ausgedehnt, jedes gleichseitige Dreieck hat drei gleiche Seiten rc., während synthetisch ein Urtheil genannt wird, wenn die Verknüpfung zwischen Subjekt und Prädikat durch ein Drittes erst vermittelt werden muß, z. B. jedes gleichseitige Dreieck hat drei gleiche Winkel. Diese wichtige und im Allgemeinen leichte Eintheilung ist doch erst seit Kant (Kritik der reinen Vernunft), nachdem sie im Alterthum vom Megarenser Stilpo kaum angedeutet war, genau bestimmt worden und hat in der Anwendung auf einzelne Fälle ihre eignen Schwierigkeiten. Wenn wir nämlich bestimmen sollen, ob im Prädikate dasselbe gedacht wird, wie im Subjekte, so müssen wir genau auf die Bedeutung der Worte achten, und ist diese nicht genau beobachtet, so kann die Eintheilung nicht angewendet werden. Sage ich z. B.: „Alle Luft ist elastisch und flüssig", und gehe ich dabei von der Definition aus: „Luft ist die permanent elastisch-flüssige Materie", so ist jenes Urtheil ganz analytisch; gehe ich hingegen von der gemeinen Vorstellung der Luft aus, so liegt die Elasticität nicht nothwendig darin, und dann kann auch das obige Urtheil nur als ein synthetisches gefaßt werden. Daher kann die Unterscheidung solcher Urtheile nur in der wissenschaftlichen Sprache, in welcher die Definitionen ganz feststehen, volle Anwendung finden. Unter analytischen Beweisen versteht man diejenige Beweisform, wo man von gegebenen Bedingungen ausgeht, um die Principien aufzusuchen, von welchen das Gegebene abhängt (regressus a principatis ad principia), während die synthetische das umgekehrte Verfahren ist (progressus a principiis ad principata). Darum heißt jene auch die regressive, diese die progressive Methode, oder jene die heuristische (auffindende), weil nach ihr das unbekannte Höhere aus dem Bekannten gefunden wird, z. B. aus einzelnen Naturerscheinungen ein allgemeines Naturgesetz, diese die didaktische (lehrende, sehende). Man nennt dieses Verfahren analytische Methode, der synthetischen entgegengesetzt. Während man nach jener sein Thema an die Spitze stellt, und dieses dann erörtert und ausführt, ergibt sich bei der synthetischen Methode das Resultat erst am Ende. Diesen Unterschied macht man vorzüglich bei Predigten, Katechisationen, philosophischen Abhandlungen, und wendet im Unterrichte von Kindern und Anfängern im Allgemeinen die synthetische, bei reifern Schülern, wie auf Universitäten, die analytische Methode an.

Die mathematische A. als wissenschaftliches System ist die Buchstabenrechnung im weitesten Sinne des Worts, die alle Größen als unbekannte Zahlen behandelt und sich der Buchstaben als allgemeiner Zahlzeichen bedient. Zwar braucht man in derselben Bedeutung auch das Wort Algebra, schränkt es aber gewöhnlich auf die Lehre von den Gleichungen ein, so daß die Algebra als erster Theil der A. erscheint, deren zweiter Theil, die eigentliche A., dann wieder in die A. der endlichen u. die der unendlichen Größen zerfällt. Jene, auch Theorie der Funktionen genannt, ist die Wissenschaft von den Formen der Größen und umfaßt die Lehre von den Reihen, Kombinationen, Logarithmen, die A. der krummen Linien rc., während die A. der unendlichen Größen aus drei Haupttheilen, der Differential-, der Integral- u. der Variationsrechnung, besteht. Zu den wichtigsten Schriftstellern über A. gehören Euler, Lagrange, Lacroix, Fourier, Cauchy, Eytelwein rc. Verschieden von der A. der Neuern war die der Alten, die sich nur auf die Geometrie bezog u. aus einer Anwendung der analytischen Methode bei Auflösung geometrischer Aufgaben, wobei man das Gesuchte als gefunden betrachtet, untersucht, wodurch es bestimmt wird, und nach und nach durch Anwendung angemessener Kunstgriffe bis zu dem Gegebenen fortschreitet. Die Umkehrung des genommenen Ganges und aller einzelnen dazu gehörigen Schritte gibt dann die synthetische Auflösung, d. i. die Anweisung, aus dem Gegebenen das Gesuchte durch eine bestimmte Konstruktion zu finden. Die Erfindung dieser geometrischen A. schreiben Diogenes Laërtius und Proclus dem Plato zu, von dem wir indeß keine mathematische Schrift besitzen. Ueberhaupt sind bis auf einige Schriften über geometrische A. von Euclides, Apollonius von Perga, zum Theil in arabischer Uebersetzung, u. Archimedes, alle derartigen Werke aus dem Alterthum verloren gegangen. Im 17. Jahrh., vor Erfindung der A. des Unendlichen, wurde die geometrische A. fleißig kultivirt; jetzt beschäftigen sich fast nur noch die Engländer, nach dem Vorgange ihres großen Newton, mit derselben.

Unter chemischer A. versteht man die Zerlegung chemisch verbundener oder auch bloß gemengter Körper in ihre Bestandtheile. Sie ist qualitativ, wenn sie bloß die Natur der Bestandtheile kennen lehrt, quantitativ, wenn sie außerdem noch die Gewichtsverhältnisse der Bestandtheile bestimmt. Elementaranalyse heißt sie, wenn sie die Bestandtheile in Gewichtsverhältnissen der Elemente ausdrückt, was besonders bei Untersuchungen organischer Substanzen geschieht.

Analytik, nach dem Vorgange von Aristoteles, in seinem Organon, der elementarische Theil der Logik, die Lehre von den Regeln des Wahren, des Wissens, des Gewissen (Apodiktischen), umfaßt die Regeln des Denkens und wird durch Auflösung (Analysiren) der Verstandesthätigkeit in ihre einzelnen Momente gewonnen. Ihr entgegengesetzt, als zweiter Theil der Logik, ist die Dialektik, welche, als die Lehre vom Wahrscheinlichen,

jede Meinung von allen Seiten betrachten, den Schein nachweisen u. aufdecken lehrt, Stoff zum Nachdenken herbeischafft und letzteres üben lehrt. Die. A. selbst zerfällt wieder in 2 Theile, in die Elementarlehre und Methodenlehre. Jene gibt die Regeln fürs Denken überhaupt an, ist ein Kanon des Verstandesgebrauches in Ansehung des Denkens überhaupt; diese aber lehrt die Konstruktion eines bestimmten Systems, welches der Verstand aufrichten will. **Transcendentale A.** nennt Kant in seiner Kritik der reinen Vernunft die kritische Entwickelung der obersten Begriffe u. Grundsätze des Erkennungsvermögens. **Unbestimmte A.** heißt in der Mathematik der Theil der Algebra, der von Auflösung der unbestimmten algebraischen Aufgaben handelt, bei denen weniger Gleichungen als unbekannte Größen gegeben sind. Für ihren Erfinder gilt der Alexandriner Diophantus, nach dem sie auch früher die diophantische Analysis genannt wurde. Vieta, Fermat, Euler, Lagrange, Legendre und Gauß haben sie unter den Neueren besonders gefördert.

Anam (**Vietnan**), Kaiserreich an der Ostküste der hinterindischen Halbinsel in Asien, deren ganze östliche Hälfte von 8° 45' bis 23° nördlicher Breite und 150° bis 109° östlicher Länge von Greenwich es einnimmt. Seine größte Länge ist fast 200 geographische Meilen, die Breite sehr ungleich, von 15 bis zu 90 geographischen Meilen; sein Flächeninhalt beträgt 9700 □Meilen. Es grenzt im Norden an die chinesischen Provinzen Kuangtang, Kuangsi und Yünan, von welchen es theils Gebirge, theils Wüsten trennen, im Westen an das Land der Laos u. an Siam, im Süden u. Osten an das chinesische Meer, welches hier den großen Busen von A. oder von Tongking bildet. Das Reich ward erst seit dem Anfang des 19. Jahrhunderts aus den dem Namen nach China unterworfenen Königreichen Tongking u. Cochin-China, wie aus dem alten Königreich Kambodscha (Yampa) gebildet. Eine **Bergkette** streift von Norden nach Süden längs der Westgrenze des Landes, in einzelnen Kegeln bis zu 7000 Fuß sich erhebend, hier und da Seitenäste an die fast durchgängig ebene Meeresküste entsendend. Der **Hauptstrom** des Landes ist der Kambodscha oder Mikong (Menam), der aus Yünan kommt, das Land von Norden nach Süden durchströmt und in das chinesische Meer mündet; nördlicher strömen die Wasser des Sangkoi dem Meerbusen von Tongking zu. Alle Flüsse des Landes verursachen häufige Ueberschwemmungen. Die Küste bildet mehre Baien, hat aber keinen einzigen guten Hafen. Nord-A. genießt bei guter Bewässerung eines milden, der Produktion günstigen **Klima's**; die übrigen Provinzen sind minder gesund; das ganze Land liegt im Bereich der Mussons, von denen die südwestlichen (vom April bis zum Oktober wehend) Regen, die nordöstlichen (vom Oktober bis zum April) Trockenheit bringen. Der nördliche Landestheil ist außerdem noch den fürchterlichen Verheerungen der Taifong (d. i. starker Wind) ausgesetzt. Die **Fauna** liefert Elephanten in schöner Vollkommenheit, Tiger, Rhinocerosse, Bisamthiere, Büffel, Pferde von kleiner Race; die Seidenzucht steht in hoher Blüthe. Unter den Produkten der **Pflanzenwelt** finden sich Reis, Mais, Yamswurzeln, Erdnüsse, viele Hülsen- u. Baumfrüchte, auch Südfrüchte, Zimmet, Pfeffer, Zuckerrohr, Baumwolle, Agilaholz (Aklen- oder Aloeholz), schöne Zimmerhölzer, im Innern des Landes der Tekbaum, der Firniß- u. Gummigutt-baum. Thee wird zwar gebaut, erreicht aber die Güte des chinesischen nicht. Das **Mineralreich** bietet außer Gold u. Silber, Kupfer, Eisen, Zinn, an Edelsteinen Topase, Smaragde, Rubinen.

Die **Bewohner**, etwa 10 Millionen, im Allgemeinen **Anamiten** oder **Anamesen** genannt, gehören zur mongolischen Race und sind nur südwärts stark mit Resten der ursprünglichen Bevölkerung vermischt. Sie sind von untersetzter, breiter Gestalt, den Malayen ähnlich, das Gesicht von heiterm Ausdruck, die Frauen schöner als die Männer. Die Tongkiner gelten für schöner als die Cochinchinesen; erstere sind olivenfarbig, letztere etwas dunkler; die Frauen fast ganz weiß. Die Anamesen färben sich, wie die Chinesen, die Zähne schwarz und die Lippen roth. Kugelförmiger Kopf mit breiter Stirne und Backenknochen, schwarzes Haar, wenig Bart, kleine, gut geformte Nase — dies sind die Hauptzüge ihres Bildes. Ruhr, Fieber, Gelbsucht, Blattern, Aussatz sind häufige Krankheiten; sogenannte Albinos findet man nicht selten. Neigung zum Fettwerden ist fast allgemein. Ihr Benehmen ist anmuthig, ihre Nahrung zum Theil ekelhaft: Gewürm, Alligatoren, bebrütete Eier, verfaulte Fische neben Geflügel, Schweinefleisch, Reis (in Wasser gekocht) und anderm Getreide nebst Baumfrüchten. Am meisten sind gallertartige Seethiere, auch Seepflanzen beliebt. Man trinkt Reisbranntwein und Thee; Eßstäbchen dienen, um die Speisen aus der zum Munde gehaltenen Schüssel zu stoßen. Sie sitzen mit untergeschlagenen Beinen vor kleinen Tischen, spülen zuvor den Mund mit Wasser, waschen die Hände; nur Konfekt essen sie mit Gabeln. Der Cochinchinese kaut fast immer seine Mischung aus Betel und Areka, aber ohne Katechu, das die Malayen, Kambodscher u. A. lieben; auch die Cigarre begleitet ihn stets. Schmausereien liebt er sehr; auch badet er oft, ist aber sonst so unreinlich als der Birmane und Siamese. Die Kleidung beider Geschlechter ist fast gleich, die altchinesische Tracht: buntfarbige, weite Pantalons, um den Gürtel mit einer Schärpe, ein bis auf die Waden reichender Rock von Baumwolle, mit sehr weiten Aermeln, auf der rechten Seite am Hals enge zugeknöpft; die Aermern tragen kurze Aermel. Ueber diesen haben die Frauen noch einen Rock, der bis auf die Knöchel fällt; eben so die Männer als Staatskleid, diese von feiner Seide in schönen Farben, auch schwarz, nach Rang und Stand mit Figuren bedeckt, meist chinesische Arbeit. Das gemeine Volk kleidet sich in dunkelfarbige Baumwolle. Orange ist die Farbe des Königs, die Flagge aber weiß. Bei Trauer geht man weiß, was sich auch auf Dienerschaft, Betten, Palankin u. s. w. erstreckt. Ein gestickter Drache bezeichnet den hohen Beamten. Das Haar bleibt ungeschoren und wird hinten aufgebunden; ein Turban von blauem oder schwarzem Krepp, bei Aermern ein ungeheurer gefirnißter Strohhut, bedeckt es. An den Füßen trägt man nur Pantoffeln. Ein Paar blauseidene, gestickte Beutel zu Tabak

und Geld werden über die Schultern gehängt Goldene Armspangen, Ohrringe, Haarnadeln mit Perlen und Ambra schmücken die Frauen von Stande. Man hält viel auf anständige Kleidung, oft zum Verderben der Aermern. Schleier u. Fächer sind mehr zum Schmuck bei den Frauen. Die Wohnhäuser stehen auf Pfählen, wo in der Niederung Wasser und Ungeziefer drohen. Es sind Hütten mit Lehmwänden und Dächern von Schilf und Stroh, oder Häuser aus Holz mit Ziegeln gedeckt, auf Terrassen gebaut, von Säulen umgeben, die das vorragende Dach tragen. Eine Erhöhung des Bodens im Innern dient als Bank; sie ist mit Dielen und Matten bedeckt, so wie auch bei den höhern Ständen die Wände mit Bretern oder Kalk verkleidet sind. Die Häuser theilen sich in drei Abschnitte: Wohnhaus, Stall und Vorrathskammer; die Fenster bestehen aus Leinwand oder feinen Matten. Nur die königlichen Häuser und Tempel sind Quadrate u. mehr als einstöckig, auch wie die Klöster von einer Hofmauer umgeben. Meist stehen sie gradlinig neben einander und bilden schöne, breite Straßen und reinliche Dörfer und Städte. Alles hat ein Ansehen von Behaglichkeit und Dauerhaftigkeit. Die Gasthäuser, welche an der Straße liegen, eigentlich große Säulenhallen, die schönen Landhäuser der Vornehmern zeigen die höhere Kultur des Anamesen. Die Sprache der Anamesen, zu den einsylbigen gezählt, soll chinesischen Dialekten ähnlich seyn, arm und wenig biegsam, schwer auszusprechen. Zur Schrift gebraucht man chinesische Zeichen, jedoch anders, als in China kombinirt und ausgesprochen. Eine andere Literatur, als die chinesische, gibt es nicht. Nord- und Südanam unterscheiden sich kaum in der Sprache. Auch hier hat der Stolz des Hofes eine eigene Sprachweise gebildet, der Handel alle Idiome vermischt. Das Pali gilt für den Götzendienst. Was von eigenen Büchern vorhanden ist, bleibt Manuskript. Vom Charakter der Nation sprechen die Reisenden mit Liebe. Heiter, schwatzhaft und beweglich erscheint der gemeine Anamese neben dem steif gravitätischen Staatsbeamten, dessen Bambus ihm droht. Milde, gelehrig und gastfrei, aber auch unruhig, falsch, schmutzig und oft schamlos, zeigt er die Verderbniß politischer Knechtschaft. Die Beamten sind Räuber, wie in China, gewaltthätig und stolz, das Volk aber eitel, höflich bis zur Kriecherei, ohne Festigkeit und wollüstig. Dieberei gilt für ein herrschendes Laster; Mord kommt selten vor. Neugierde, Thätigkeit und Verstand stechen hervor. Die Sitten in A. scheinen etwas freier, als in China. Die Frauen werden nicht eingesperrt, aber nur, weil es nicht der Mühe werth scheint, sie so hoch zu achten. Mädchen und Weiber gehen frei umher, sind sie aber einmal verehelicht, so kann der Mann über sie die härtesten Strafen außer dem Tode verhängen. Nicht selten werden sie öffentlich geprügelt. Ehebruch ist Todesverbrechen für beide Schuldigen, wird aber etwas milder gestraft, jedoch nur als Eingriff ins Eigenthum. Auch hier nämlich gilt die Ehe bloß als bürgerliches Institut. Die Frauen werden gekauft. Männer heirathen in den niedern Klassen selten vor 20, außerdem vor 15 Jahren; Frauen schon mit 17 Jahren. Vielweiberei ist gestattet, für die erste Frau aber sind die nachfolgenden nur Mägde. Kein Mädchen kann zur Heirath gezwungen werden, nur beiderseitiger Wunsch oder entschiedenes Vergehen löst die Ehe auf. Unkeuschheit vor der Ehe schadet dem Ruf nichts, der Verführer heirathet sein Opfer; Abtreiben der Frucht gilt für kein Verbrechen, wohl aber der hier seltene Kindermord. Aeltern selbst überliefern um geringes Geld ihre Töchter einem Fremden. Die Bildung des begabten weiblichen Geschlechts scheint gering; auch lasten auf ihnen die härtesten Arbeiten, ja fast alle Geschäfte, besonders der Handel und Ackerbau. Die Männer arbeiten wenig. Von Jugend auf lernen die Mädchen weben, färben, sticken u. dgl. Bei der Ehescheidung bleiben die Kinder gewöhnlich dem Vater; auf Verlangen werden sie getheilt. Die Kinder, so wie die Frauen außer der ersten, sind verkäufliches Eigenthum des Mannes. Verbotene Grade der männlichen Linie werden streng beobachtet. Geschenke an die Dorfvorsteher, Einkaufung in eine Gemeinde, Gastmahl und einige Feierlichkeiten sind der ganze Hochzeitakt. Die Aeltern nennen sich nach den Söhnen oder Neffen. Die Todten werden lange in Särgen aufbewahrt und gefeiert, dann feierlich verbrannt und, wie bei den Chinesen, durch Grabmäler geehrt. Nach einigen Jahren bringt man die Gebeine näher zur Wohnung der Verwandten. Jährlich ist ein Todtenfest, wobei die Gräber geöffnet werden. Die Trauer währt bis drei Jahre. Vor Vornehmen beugt man sich viermal, vor dem König wirft man sich nieder; die Frauen setzen sich. Die Hände verbergen, die linke Seite dem Höhern lassen, die Arme auf der Brust kreuzen oder über das Haupt erheben, barfuß stehen bleiben, sind Zeichen der Ehrfurcht. Hahnen- und Heuschreckenkämpfe, Thiergefechte (z. B. zwischen mehren Elephanten und einem angebundenen Tiger, dem das Maul vernäht u. die Klauen ausgerissen werden), Angriffe auf brennende Verschanzungen mit Elephanten, Schauspiele, Gaukelkünste belustigen den Anamesen. Die **Wissenschaft** ist in A. eigentlich chinesisch. Wie in China, sind die drei Grade unentbehrlich, um steuerfrei und Staatsbeamter zu werden, die man nach strenger, unparteilicher Prüfung ertheilt; wie dort, sind die Mandarinen die einflußreiche Gelehrtenklasse, wie dort, ist die Moral des Kong-fu-tse der Kern des Wissens. Beredsamkeit braucht Jeder, weil man seine Sachen selbst vor Gericht ausmacht und dort auf eine schöne und besonnene Rede viel gehalten wird. Ihre Geschichte ist voll allegorischer Stücke. Die Heldensage beseelt die Poesie, die auch zum Theil erotisch ist; das Schauspiel wird als langweilig, doch auch zuweilen witzig geschildert und soll von Singstücken unterbrochen seyn. Witzige Improvisatoren ergötzen den Hof. Philosophie, Mathematik und Astronomie sind chinesisch; aus China kommt auch der Kalender. Botanik scheint sehr bekannt, Medicin wird theils nach chinesischen Grundsätzen (alle Krankheiten im Blut), theils bloß empirisch behandelt. Auch Malerei, Musik und Bildnerei sind chinesisch. Die höchste Anstrengung der letztern ist ein rohes, vergoldetes Buddhabild mit mongolischen Zügen, verschieden von den hinduähnlichen in Siam, Awa u. s. w.

Die Musik steht weit hinter der siamischen, die Schauspiele sollen grotesk und abgeschmackt seyn, und es kann wohl diese Art von Kunst wenig befördern, wenn der nicht zufriedengestellte Unterhalter der Bande dem Helden nach der Aufführung 100 Bambushiebe ertheilen läßt. Die Baukunst gleicht im Ganzen der chinesischen, jedoch ist letztere voran. Auch hat man in A. mehre gute Straßen, steinerne und hölzerne Brücken, stattliche Kanäle und nicht unbedeutende Befestigungen. Gärten legt man nach chinesischer Weise an, doch nicht so überladen. Wesentlich verschieden ist A. in Hinsicht der Religion von Siam und Birma, nicht als ob das Volk etwas Anderes, als den Buddha oder Fo verehrte, sondern es fehlt hier ganz die Durchdringung des Volks- und Staatslebens vom religiösen Einfluß. Der Vornehme glaubt, was er will, meist an Kong-fu-tse, wie in China. Tempel, Ahnendienst, Ceremonien, Feste, Meinungen sind mit geringer Abweichung chinesisch. Die Talapoin, aus den niedersten Ständen, nicht zahlreich, werden wenig geachtet. Den Ahnen und den guten und bösen Geistern wird in vielen Kapellen geopfert, große Tempel gibt es in Tongking wenige, in Cochinchina fast keinen. In jedem Hause findet sich ein Götzenbild. Gewöhnlich sind die Tempel einstöckig, mit vorlaufendem Dach auf Säulen, auf dem eine Art von Schiff mit vielen Verzierungen ruht, an der Seite offen und mit Gitter versehen. In der Nähe von Faifo sieht man Tempel in Felsenhöhlen, weit und einsam, die theils buddhistisch, theils älter scheinen. Zauberei u. Wahrsagerei sind einheimisch. Die unwissenden, sittenlosen Bonzen leben in Klöstern von Almosen, scheeren den Kopf und tragen gelbliche und graue Kutten; ihre Gelübde halten sie schlecht. Außer den eigentlichen Anamesen leben im Gebiete des Reichs A. ferner noch: die Kambodscher, ein angenehmer Menschenschlag, lichtbraun, in Lebensart und Kleidung ähnlich den Cochinchinesen; die Tschampa, auch Loye oder Loi, 11—13° nördl. Br., im Küstenland von Cochinchina, Bin Thuon genannt, ein Uebergang der Anamesen zu den Kambodschern. Groß und stämmig gebaut, mit langem, schwarzem Haar, etwas platter Nase, meist von Reis lebend, fast nackt, bildeten sie ehemals einen Staat, der mit dem Archipelagus, besonders mit Java, viel verbunden war, auch Kolonien in den Golf von Siam schickte. Jetzt sind sie vom Gestade zurück ins Land gedrängt, stets unruhig und nur durch Truppen und Festungen im Zaum gehalten. Ihre Sprache unterscheidet sich von denen von A. und Kambodscha. Der Glaube des Jain oder hinduischen Buddha scheint aus Java hingebracht. In den Steintempeln findet man Bilder von Buddha neben denen von Ganesa, Siwa, Durga u. s. f. Die Moi bilden den Stock der Bevölkerung in Dongnai (11—15° nördl. Br.), im Westen der großen Scheidekette von Kambodscha und A., u. in derselben. Hauptsächlich aber sollen sie in den Berg- und Waldrevieren zwischen A. und Laos und gegen China hin hausen. Sie heißen dort auch Muong und sind Buddhisten. Die weitern Stämme im Nordwesten sind unbekannt. Fremde Nationen haben sich auch hier angesiedelt, besonders die Chinesen, die jedoch wegen der Politik des Hofs und des Volkshasses nicht so zahlreich, als in Siam und auf dem Archipel, sind. Die Malayen leben auf der Ostküste des Siam-Golfs in Kambodscha als Handelsleute, sprechen eine Mischlingssprache aus Kambodscha, Malayisch und Tschanga, etwa 5000 an der Zahl. Die Christen endlich, vermischte Abkömmlinge der (1624) aus Macao und Japan nach dem Christenmord im letztern Lande eingewanderten, so wie der aus Malakka vertriebenen Portugiesen, machen wenig Proselyten, sind ohne Einfluß und eifersüchtig bewacht. Man schätzt sie in Tongking, Cochinchina und Kambodscha auf 425,000 Seelen, die wenigstens früher einen Bischof hatten. Der Ackerbau wird in A. chinesisch getrieben. Das südlichste Bergland ist mit kostbaren Wäldern bedeckt, die Mitte des Küstenlandes aber prangt bis auf die Berggipfel mit Reis- und Maiskultur, ein großer Garten. Der Pflug, die Egge, der Haken sind die wichtigsten Werkzeuge, wie in China durch den Kaiser geheiligt; Düngung und Bewässerung wird durch unzählige, auch der Schifffahrt dienende Kanäle erzielt. Die großen Gärten enthalten Mausoleen, Grotten, Terrassen, Felsen, Ruinen, kurz ganz nach chinesischer Art eine fast überladene Romantik. Die Baumzucht steht sogar über der europäischen, besonders in medicinischer Behandlung der Bäume. Die großen Wälder, ein Hauptzweig des Ertrags, feucht und giftiger Dünste voll, werden mit Gefahr benutzt. Jeder Unterthan muß Kohlen, Holz, so wie Steine, Kalk, Oel und dergl. als Abgabe liefern. Die Viehzucht verdient kaum Erwähnung. An den Küsten, Seen und Flüssen bietet der gute Fischfang fast die einzige Nahrung. Der Bergbau blüht vornehmlich in Tongking durch die thätigen Chinesen. Die Industrie von A. steht über der von ganz Hinterindien zunächst der von China, Japan und Hindostan. Ihre Behandlung ist chinesisch. Baumwollenzeuche macht man sehr grob und immer ungedruckt, Seidengewebe viel besser, eben so auch Lackwaare und Firniß, worin es große Fabriken gibt. Schmelzen und Gießen der Metalle, besonders zu Kanonen und Feuergewehren, sind längst einheimisch und werden mit Geschick geübt, doch versteht man nicht, Stahl zu härten. Goldarbeiter, Kupferschmiede arbeiten gut nach chenesischen Mustern; noch besser die Schiffbauer, die sich den europäischen nähern. Mangel an Arbeitern durch den Staatsdienst erhöht den Arbeitslohn und legt das meiste Geschäft den Frauen auf. Töpfer- und Glaswaaren kommen meist aus China; Matten, Körbe, schönes Schreinwerk, Schirme, Beutel, Scheeren, Beile, Nägel, Papier, eingelegtes Holz und dergl. verfertigt man im Lande. Die Bereitung des Zuckersaftes (dessen Raffinement unbekannt ist), des Zimmts, Thees 2c. nimmt viele Hände weg. Straßen, Kanäle, Brücken werden gut gebaut und erhalten. Der Handel von A. geht vorzüglich nach China, Siam und in die britischen Häfen der Straße Malakka, zu Lande ins südliche China mit rohen Produkten, gegen die Fabrikate von China und England; auch Opium wird eingetauscht; Saigun und Cachao sind Haupthäfen des Seehandels mit China (Kuantung mit 5 Häfen, Hainan, Fukian, Tsche-

kiang, Kiangnan). Mit den Briten handelte A. 1824 schon durch 26 Tschunken (4000 Tonnen) und holte gegen seine Produkte Opium, Katechu, Eisen, Tuch, Gewehre; die Chinesen treiben diesen Handel. Der früher unmittelbare Verkehr Tongkings mit Portugiesen, Holländern, Franzosen, Briten ging durch die Revolution (im 18. Jahrhundert) zu Grunde. Die Handelsschiffe bezahlen Zoll nach ihrer Größe, die gemessen wird, aber nicht in allen Häfen gleich viel. Einfuhrzoll gibt es nicht, aber Ausgangszoll. Salz, Reis, Adlerholz, Kupfer, Gold, Silber, Münze, Menschen sollen nicht aus-, Opium nicht eingeführt werden. Der innere Handel geht an der Küste, auf dem Kambodscha- und Tongkingfluß und den vielen Flüssen und Kanälen oder zu Lande, zum Theil heimlich durch Wald und Gebirge; 2000 Tschunken sind nur mit der Hauptstadt beschäftigt. Die Kaufleute, nur Kleinhändler, sind meist Chinesen. Das Geld wird zunächst nach dem Gewicht benannt, aber gemünzt. Das Sapek (von Zink, mit dem Bilde des Königs und chinesischen Charakteren, ähnlich dem englischen Schilling) ist die kleinste Münze, 60 machen 1 Maß, 10 Maß = 1 Kwan; 600 Sapek an ein Rohr gesteckt, werden so ausgegeben. Die zwei letztern sind nicht gemünzt. Gold- und Silberklumpen sind im Umlauf, die man auch zerbricht. Einer mit Zeichen bedeckt hält zwei Kwan, 8 Maß (an Gehalt 6 Pfund Sterl. 2 1/2 Pfennig), ein anderer hält 3 Pfd. 6 Schill. 5 1/4 Pfennig. Sonst geht der spanische Dollar zu 1 1/2 Kwan. Der Kwan schwankt im Werthe. Das Gewicht ist chinesisch (Pikul = 133 1/3 Pfd. in 100 Catties getheilt, bei den Chinesen zu Hue u. Faifo in 112 Catt.) Das Hohlmaß ist nach dem Gewicht geschätzt.

Verfassung u. Regierung in A. ähneln denen von China. Auch hier liegt der Despotie das Familienverhältniß als Theorie zu Grunde, in der Praxis vermittelt durch den Prügel. Der König oder Kaiser, dessen ganzer Hof ängstlich den von Peking nachahmt, erscheint in seinem Staatskleid auf dem Thron mit einer Art Helm mit Flügeln an den Seiten, worauf oben noch ein längliches Viereck ruht, Alles von Gold und Edelsteinen strahlend, in einem gelbseidenen Talar, der am Halse eng anschließt, durch kostbare Bänder befestigt, durch einen Gürtel gehalten, über und über mit Figuren bedeckt, den Drachen auf der Brust. Seine Abhängigkeit von China ward bis in die neuere Zeit noch der Form nach anerkannt u. jeder neue Kaiser durch Gesandte belehnt. Die Erbfolge geht auf den ältesten Sohn, wenn der Kaiser nicht anders verfügt. Nur eine Gemahlin ist Kaiserin, Frauen zweiten Rangs und Konkubinen gibt es in Menge. Ein glänzender, aber nicht sehr zahlreicher Hofstaat, eine Leibwache, „die goldenen Säbel", die auch zur höchsten Justiz und als Staatsboten gebraucht werden und als Zeichen ihrer Würde die Säbel und den elfenbeinernen Stab haben, umgeben den Kaiser. Ein Staatsrath und 6 Minister (1. Ceremonien und Religion, 2. Archive und Register, 3. Kriegssachen, 4. Schatz, 5. Justiz, 6. Wälder, Gebäude, Seewesen) mit 3 Kun, deren einer, der Mandarin der Elephanten, eigentlich Premier-Minister ist, während von den beiden andern der eine Tongking, der andere Kambodscha als Vicekönig verwaltet, regieren das Reich. Die Aristokratie der Civil- und Militär-Mandarinen ist im Besitz der Verwaltung. Sie sind in 10 Klassen, wovon die 2 ersten die Minister und Staatsräthe bilden, getheilt. Jede Provinz hat ihren Gouverneur (ein Militär-Mandarin), Neben- und Unter-Gouverneur (2 Civil-Mandarine), die zusammen den Rath der Provinz bilden. Meist entscheidet die bessere Kenntniß der letztern, wiewohl geringern. Ersterer hat Gewalt über Leben und Tod in Krieg und Aufruhr. Jede Provinz zerfällt in 3 Huyen (Departements), diese in 3—4 Tu (Distrikte) von Dörfern. Der Huyen steht unter 2 Civil-Mandarinen. Der Tu hat einen Mandarin. Der Provinzrath schlägt dem Hof die Beamten vor. Die Dorfrichter wählt das Volk. Sie sorgen für Abgaben und Konskription. Alle Geschäfte gehen schriftlich. Die Beamten tragen Staatskleider von orangegelber und weißer Seide, weit, auf der Brust das Blatt mit dem Rangzeichen, wie in China, eine runde Mütze mit viereckigem Tuch darauf, 2 lange Zöpfe über die Schultern, die Kriegsmandarinen einen Helm mit Federn und Hirschhörnern, andere auch schwarze Turbane, die höchsten aber reichgestickte Talare mit weiten Aermeln, mächtigen Borten, breiten Gürteln, Drachenfiguren, oben eng anliegend, gebogene Schuhe, Cylindermützen mit Gold und Steinen und einem zu beiden Seiten weit ausgestreckten besetzten Stab, lange spitzige Bärte u. s. w. Der Elephantenminister ist zugleich Mandarin der Fremden und besorgt alles Auswärtige. Unter ihm stehen die Dolmetscher, hauptsächlich Portugiesen. Die Finanzen werden sparsam verwaltet und der Schatz soll 6 Millionen Pfd. Sterling enthalten. Kopfsteuer (1 Dollar auf den Kopf), Grundsteuer (8 Procent), Frohnen, Handelszoll und außerordentliche Auflagen, Pacht von Krongütern (16 Proc.), Monopole, die nicht bedeutend sind, bilden die Einnahme in Geld und Naturalien. Die Kantone für die Steuererhebung, worin die Unterbeamten sie vertheilen, sind nicht dieselben, wie für die Justiz. Jeder Mann von 18—60 Jahren muß als Soldat oder Arbeiter ein Drittel seiner Zeit im Staatsdienste zubringen, immer aber ist nur je der dritte Mann, in Tongking (dem eroberten und deshalb geschonten Land) nur der siebente im Dienst. Alle sind militärisch eingetheilt und gekleidet und dienen als Soldaten, Matrosen, Arbeiter in Arsenalen, an Straßen, Brücken, Kanälen, als Diener oder Beamte, Palankinträger ꝛc. Beamte jeder Art sind frei von direkten Abgaben. Gefängniß und Konfiskation dienen als selten gebrauchte Zwangsmittel zum Zahlen. Die Abgaben sind nicht übertrieben, aber die Beamten habsüchtig. Die großen Magazine der Regierung, woraus sie bei Mißwachs und dergl. Lebensmittel vertheilt, dienen ihrem Despotismus trefflich und zerstören den Kornhandel. Die Rechtspflege richtet sich nach chinesischen Gesetzen, nur ist sie willkürlicher und ungeschickter. Der Bambus straft jedes geringe Vergehen an Kindern, Frauen, Beamten, Soldaten, Untergebenen aller Art nach der Theorie des väterlichen Rechts. Für Ehebruch, Räuberei, Mord und Aehnliches, auch oft

für Betrug, gilt Todesstrafe, so auch für fortgesetzten Diebstahl, der zuvor mit Verstümmelung bestraft wird; Zertreten durch Elephanten, Köpfen sind die üblichen Hinrichtungen; sonst kommt noch vor das Tragen eines hölzernen Halsbandes, Gefängniß. Eigene Gerichtshöfe gibt es nicht, die Dorfvorsteher mit den Geschwornen aus der Gemeinde, die Departementsbehörden, Provinzräthe u. s. w. sind die Instanzen, von denen zuletzt an den Staatsrath appellirt werden kann. Die Prüfung der Beweise, meist schriftlicher, und die Zeugenverhöre werden pünktlich und unparteiisch vorgenommen. Die Ankläger eines Unschuldigen treten an seine Stelle. Die Stimmen des Staatsraths werden versiegelt dem König vorgelegt, der entscheidet. Die Provinzbehörden geben täglich öffentliche Audienzen, wobei die Stimme des Volks viel Einfluß auf den Spruch hat. Ohne Geschenke erhält man aber nichts, und die Beamten geben selbst ein schlimmes Beispiel. Die **Polizei** üben in den Dörfern die Vorsteher. Fremde reisen mit einem Reisepaß vom Fremden-Mandarin unangehalten überall und handeln; nur die vielen Räuber können gefährden, stets erhalten durch den Druck der Regierung. Bettler gibt es in Cochinchina wenige, Tongking ist davon überschwemmt. Der hohe Arbeitslohn und die geringen Preise stehen dem Auswandern entgegen, mehr als Gesetze und Anhänglichkeit an die Ahnengräber. Die **Militärmacht** besteht aus: 30,000 Mann Leibwache, europäisch geübt, stets um den König; aus 5 Kolonnen (Centrum, Vorhut, Rechte, Linke, Nachhut), je zu 8 Regimentern, deren jedes 10 Kompagnien (à 60 Mann) zählt, jede Kolonne also 4800 Mann, zusammen 24,000 Mann. Das Regiment hat einen Oberst, Oberstlieutenant, 10 Kapitäne, 10 Lieutenants u. s. w., und wird von einigen Elephanten begleitet. Die Kolonne befehligt ein Mandarin. Das dritte Korps beträgt etwa 15,000 Mann in 5 Legionen zu je 5 Regimentern. Die Hauptmacht besteht daher aus 70,000 Mann und etwa 800 Elephanten. In den Provinzen stehen ungleiche Massen, in Saigun z. B. 16 Regimenter (9600 Mann). Die ganze Landmacht belief sich 1800 auf 113,000 M. (24 Schwadronen Kavalerie auf Büffeln, 16 Bataillone mit 200 Elephanten, 30 Bataillone Artillerie, 25 Regimenter à 1200 M., Nationalinfanterie 42,000 M., Garden 12,000 M.). Dazu kam die **Seemacht** von 100 Galeeren mit 8000 Matrosen, die Bemannung der Tschunken mit 1600 Mann, auf europäisch gebauten Schiffen 1200 Mann, in den Häfen 8000 Mann, in den Arsenalen 8000 Mann, zusammen 26,800 Mann. Im Jahre 1806 war das Heer 150,000 Mann stark. Jedenfalls aber ist neuerdings das Heer vielleicht bis auf 40—50,000 M. vermindert. Die Marine besteht aus Küstenbewohnern, deren Regimenter einzeln in den Häfen stehen, zu Hue aber sechs; 200 Kanonenboote von 16—22 Stücken, 100 Galeeren zu 50—70 Rudern mit kleinern Stücken und einem 24-Pfünder, 500 kleinere mit geringer Artillerie machen sie aus. Der Sold wird in Naturalien bezahlt und willkürlich erhöht. Der Soldat erhält jährlich eine rothe Uniform, langes Wams, Beinkleider und Kegelmütze mit Hahnenfedern, der Offizier trägt die Landestracht (Turban, Talar, Pantalons); Musketen, Bajonnette und Spieße sind die Waffen. Im Frieden hat der Soldat 4 Monate jährlich Urlaub. Zwar europäisch gebildet, verstehen sie jedoch wenig und zeigen nicht viel Muth. Zu Hue ist der Königspalast mit guten Kasernen umgeben. Die Artillerie ist sehr gut bestellt. Eine Menge regelmäßiger Forts und Citadellen sind im Lande angelegt, worunter die von Hue 800 Stücke zählt.

A. zerfällt in die **Nord- und Südhälfte**, Tongking und Cochinchina, durch eine Mauer (zwischen 17° und 17½° nördl. Br.) getrennt. Dazu kommt noch Kambodscha. **Tongking** von Laos im Westen, von China im Norden und Osten begrenzt, zerfällt in 15 Provinzen: Kecho, Tanglong, Weitak, Sangsai, Kingpak, Singkwang, Hengwha, Kopeng, Leongsan, Chingwha, erstes Lauam, zweites Lauam, Haiyong, An-Kwong, Manningtschao. Ein Vicekönig verwaltet das Ganze. Die wichtigste Stadt ist hier Cachao oder Kecho, auch Backinhe, Bakthan, Dongkin (21° 9′ nördl. Br., 123° 29′ 43″ Länge), am Hauptfluß von Tongking (Sangkoi), Hauptstadt, mit 150,000 Einwohnern, großer Handelsort für die Chinesen, ummauert, mit prächtigem Palast und Garten, auch großen Tempeln. **Cochinchina**, südlich von Tongking, im Westen von Kambodscha begrenzt, der Hauptsitz der kaiserlichen Macht, unmittelbar regiert, hat 7 Provinzen: Hue, die nördlichste, an die Mauer stoßend mit der kaiserlichen Residenzstadt Hue oder Phuchuan (etwa 16° 26′ nördl. Br., 124° 35′ Länge), nicht weit von der Mündung des Hueflusses. Quangnan oder Cham, im Süden von Hue, zwischen dem Westgebirge und der See, mit der Hafenstadt Curan oder Han am Flusse Han, und die größte Handelsstadt Faifo oder Fuchin, auch Hue-Han an einem Arm desselben Flusses mit 50,000 Einwohnern, Quangai (Yuanglia) mit dem Hafen Quiqueit, Quinhon (Kui-Ningu, Kwynnion), mit der Stadt Quinhon oder Quiwon, an einem Fluß, der ihren Hafen bildet (13° 41′ nördl. Br.), ehemals bedeutende Handelsstadt und Sitz der revolutionären Regierung der Tysons, die dort in der Nähe eine entschiedene Seeschlacht verloren (1792). Phuyen mit der Hauptstadt Phuyen (Quiphu-Fu-Yin), mit dreifachem Hafen in der Bai gl. N. und 10,000 Einwohnern. Nhatrang, mit der Stadt Nhatrang, die Nordhälfte des Landes Tschampa oder Loe bildend; Binthourn, die südlichste Provinz, mit den Hafenorten Padaran und Phamy, und den Inseln Ceiner de Mer, Catwick, Sapata im Süden an Kambodscha grenzend. **Kambodscha** zerfällt in 6 Provinzen (Yateng, Pengfong, Fo-nan, Wintscheng, Hosin, Tengtschong. Die Hauptstadt ist Saigun, am Fluß gl. Namens (10° 50′ nördl. Br., 124° 22′ 43″ Länge).

Geschichtliches. Der berühmte chinesische Fürst Thinschi-Hoangti eroberte um 214 v. Chr. die Länder des heutigen A. und bediente sich derselben zu Strafkolonien. Eine Masse Unzufriedener, Rebellen und Verbrecher wurden nach Yue, d. h. in die jenseitigen, mit dem Schwerte eroberten Marken gesandt, und diese selbst nach ihrer geographischen Lage in Yue des Ostens, des Westens und Sü-

Kuangsi, Namen, die erst im 14. Jahrhundert aufkamen, unter der Benennung die beiden Yue zusammengefaßt, und die angrenzenden Lande heißen unter andern auch Yünan, oder Yue im Süden, wovon die einheimische Benennung Vietnan. Die Halbinsel und ihre einzelnen Marken erhielten im Laufe der Jahrhunderte von den Fremden wie von den Einheimischen verschiedene Namen wie Tongking, östliche Residenz, Cochinchina, westliches China, Tsiampa und Kambodscha. Die Theile standen unter chinesischen Statthaltern, zerfielen dann in mehre selbstständige Fürstenthümer und wurden endlich durch einen Prinzen der Dynastie Nyujen, zu einem Reiche vereinigt. Derselbe gab seiner Regierungszeit den Namen Gialong, d. h. Glückbegünstigte. Die Könige A.s, welche von dem Hofe zu Peking ihre Belehnung erhalten, suchten sich in den letzten Jahren von den fremden christlichen Völkern völlig abzuschließen, und alle Versuche der Engländer, der Franzosen und Amerikaner, mit A. in irgend eine gesetzliche Verbindung zu kommen, wurden streng zurückgewiesen. Die Ereignisse in China mochten den Fürsten zur furchtbaren Warnung dienen. König Minh-Menh (1820—41) erstrebte eine Erneuerung der Landesreligion, um sein Volk gegen das Einschleichen der Missionäre zu bewahren. Ein Zehntafelgesetz wurde verkündet, welches so geläuterte Vorschriften der Moral und Menschlichkeit enthält, wie sie nur jemals unsere Philosophen erdacht haben. Sein Sohn und Nachfolger Juen Fusiuen (Juen ist der Familienname der herrschenden Dynastie) gab seiner Regierungsperiode die Ehrenbenennung Thientei und erscheint von nun an selbst unter diesem Namen in der Geschichte. Das kaiserliche Dekret, mit welchem der König von Peking aus in seinem Leben bestätigt wurde, ist vom 12. April 1842; die Belehnung selbst ward zwei Monate später von dem Oberrichter des benachbarten Kreises Kuangsi in der Hauptstadt Hue mit großem Pompe vollzogen. Thientei suchte die Religion und die Gesetze des Reichs zu erhalten und der Wirksamkeit der römisch-katholischen Missionäre zu steuern. Es steht in A. zwar Todesstrafe auf der Verleitung zum christlichen Glauben; der König war aber menschlicher, als ehedem die Kirche selbst gegen ihre ungehorsamen ketzerischen Mitglieder. Der Franzose Lefebvre, ein sogenannter apostolischer Vikar, ward nicht verbrannt, sondern bloß festgenommen und nach Singapor gebracht. Und doch erschien Kapitän Lapierre mit einer Schiffsabtheilung in der Bucht von Turan (1847), um die Regierung, welche bloß ihre Gesetze in milder Weise vollzog, wegen angeblicher Mißhandlung eines Franzosen zur Rechenschaft zu ziehen. Man gewährte ihm die verlangten Nahrungsmittel, Wasser, Holz und was sonst der Kapitän noch fordern mochte. Auf Unterhandlungen ließen sich indessen die Anamesen nicht ein. Auch sollten die Schiffe nach drei Tagen absegeln, sonst würden sie als Feinde behandelt werden. Lapierre fügte sich nicht, und der schwache König wollte sich, so wird wenigstens von den Franzosen berichtet, mit Gewalt Gehorsam verschaffen. Das Schlachten begann (15. April 1847): die Franzosen vernichteten 4 Schiffe, tödteten 1200 Mann und entfernten sich sodann. Dies war das erste bedeutende feindselige Zusammentreffen zwischen Cochinchina und einem westlichen Volke. Ein Genosse dieses muthwilligen Mordens wagte zu berichten: man hätte allenthalben im Lande den Muth der Franzosen während des Kampfes gepriesen, so wie ihre Menschlichkeit nach dem Siege. Im Gegentheil, der König nahm sich das Unglück seines Volkes so zu Herzen, daß er einige Monate nach dieser Greuelthat (4. Nov. 1847) starb. Der Sohn und Nachfolger, welcher seiner Regierungsperiode den Titel Tuduk, tugendhafte Nachkommenschaft, beilegt, hielt es für Pflicht, die Ermordung seiner Landsleute und den Tod des Vaters an den Christen zu rächen. Schnell nacheinander ergingen mehre Bekanntmachungen gegen die „verdammliche westliche Lehre, welche die Verehrung der Geister und Ahnen abschaffen und das greuelhafte Gotteßen einführen wolle". Die einheimischen Christen mußten abschwören, oder verloren ihr Leben unter den größten Peinigungen. Die europäischen Missionäre wurden ans Kreuz geschlagen, und jeder Verkehr mit dem christlichen Auslande ward unbedingt verboten. Hingegen steht Tuduk in den freundschaftlichsten Beziehungen zu dem Hofe von Peking. Die Chinesen, welche jetzt die höchsten Regierungsstellen in A. einnehmen, sind es vorzüglich, welche die strengen Maßregeln und die gänzliche Abschließung anrathen. Man wird jedoch diesen Zustand nicht lange gegen die Nachbarn in Hongkong und Singapor behaupten können. Schon jetzt suchen die westlichen Kaufherren auf einer andern Seite von Kambodscha aus sich den Weg nach A. zu öffnen. Kambodscha, vor Jahrhunderten ein selbstständiges, blühendes Fürstenthum, konnte sich gegen die mächtigen Nachbarstaaten nicht behaupten; es ward bald Cochinchina, bald Siam zinspflichtig und zahlt wohl auch zu gleicher Zeit allen zweien seinen Tribut. Der letzte männliche Sprosse einer langen Reihe von Königen starb im Beginne des Jahres 1836 und hinterließ eine einzige Tochter, welche auf Befehl des Minh-Menh einen Beamten seines Hofes heirathen mußte. A. verlieh zwar seinem Diener den königlichen Titel, gebietet aber zu Kambodscha, wie in jeder andern Provinz des Reichs. Zu gleicher Zeit wurde der westliche Theil des Landes von den Siamesen in Besitz genommen. Beide Staaten suchten nun so viel als möglich aus dem Fürstenthum zu ziehen. Jeder Widerstand ward furchtbar gezüchtigt; die Siamesen haben selbst die Fruchtbäume umgehauen und verbrannt. Die unterdrückten und verarmten Bewohner, so wie ihre scheinbaren Gebieter sehnten sich Bundesgenossen herbei, die ihnen zur Erlösung, zur Selbstständigkeit verhelfen könnten. Ihre Blicke wendeten sich nach Singapor, wo die Wünsche der Engländer freundlich begegneten. Ein gewisser Monteiro erschien (1850) als Gesandter des sogenannten Königs von Kambodscha zu Singapor, und es wurden mit den einflußreichsten Kaufherren daselbst Unterhandlungen angeknüpft. Mehre Schiffe gingen nun nach Kambodscha ab und kehrten mit reichen Ladungen zurück. Englische Agenten gingen von dem Hafen Kambot (10° 30' nördl. Breite und 104° 16' 40'' Länge) längs eines schönen von Teak- und Palm-

wäldern überwachsenen Flachlandes zur königlichen Residenz Udong, ein verfallener Ort mit ungefähr 10,000 Einwohnern und 200 englische Meilen von Kambot entfernt. Sie fanden allenthalben einen herrlichen, fruchtreichen Boden mit einer sehr geringen, arbeitsscheuen und feigen Bevölkerung. Siam und A. wurden aufmerksam. Auf ihr Antragen ward ihnen die Antwort, die Fremden, der Fürst und seine Unterthanen suchten bloß vortheilhafte Handelsverbindungen zu unterhalten, ein Vorwand, unter dem die westlichen Völker von jeher in Asien aufgetreten sind.

Anamartesie, Sündlosigkeit, in der Dogmatik diejenige Eigenschaft Christi, welche sich auf seine menschliche Natur bezieht und die völlige Freiheit von der Erb- und wirklichen Sünde in sich schließt. Die Frage, ob Jesus habe sündigen können, beantworteten die meisten ältern Theologen verneinend, indem sie von Jesu die unbedingte Unmöglichkeit, zu sündigen, behaupteten und somit seine Sündlosigkeit als eine absolut-nothwendige Eigenschaft ansahen. Die Neueren dagegen schrieben Christo meist nur das Vermögen, keine Sünde zu begehen, zu, wobei das Gegentheil, daß er sündigen konnte, möglich bleibt, eine Ansicht, die, zusammengehalten mit der wirklichen Sündlosigkeit des Erlösers, die moralische Würde desselben in das beste Licht stellt, und für seine Bekenner nur erhebend und zur Nacheiferung erweckend seyn kann. Die Lehre von der A. gehört auch darum zu den wichtigern des N. T., weil in ihr der Beweis für die Wahrheit, Heiligkeit und Kraft, ja die Göttlichkeit des Christenthums eine wesentliche Stütze findet.

Anamorphose, die absichtlich verzerrte oder entstellte Abbildung eines Gegenstandes, die jedoch von einem gewissen Punkte aus oder durch gewisse Gläser betrachtet in richtigen Verhältnissen erscheint. Man unterscheidet optische, katoptrische und dioptrische A.n. Die optischen bedingen einen bestimmten Standpunkt, von wo aus sie gesehen werden müssen; z. B. Figuren, die in der Nähe betrachtet ohne Zusammenhang stehen, reihen sich, aus einiger Entfernung gesehen, zu Namenszügen, ganzen Wörtern und dergleichen zusammen; oder mehre ganz verschiedene Bilder, in Streifen geschnitten und auf dreiseitige Prismen geklebt, bewirken, daß man von der rechten oder linken Seite jedesmal ein anderes Bild zu sehen glaubt. Katoptrische A.n sind solche, welche in cylindrischen, konischen oder pyramidenförmigen Spiegeln betrachtet werden müssen, um das wahre Bild zu zeigen, während sie, mit bloßem Auge gesehen, als verzerrte Gestalten erscheinen. Ueber die Verzeichnung solcher Bilder hat Simon Stevin geschrieben, und Leupold erfand dafür ein eignes Instrument (anamorphitische Maschine). Unter dioptrischen A.n versteht man solche, welche, durch ein Polyeder (vieleckig geschliffenes Glas) besehen, regelmäßige Bilder zeigen oder ganz andere, als ohne ein solches Glas zu sehen sind.

Anan, Ben David, Stifter oder doch Restaurator der noch bestehenden jüdischen Sekte der Karaiten.

Ananas, Pflanzengattung aus der Familie der Bromeliaceen, von welcher besonders eine Art, Bromelia Ananas (A. sativus), die gewöhnliche A. der Gärtner (franz. Ananas, engl. The pineapple), bekannt ist. Ihr Vaterland ist Afrika, China, vielleicht auch Brasilien und Meriko. Von China wurde sie nach Ost- und später nach Westindien verpflanzt, sowie nach Europa als Treibhausfrucht. Die A. hat aloeartige Blätter, eine faserige Wurzel, eine eirunde, warzige, auf fingerdickem Stengel stehende Frucht mit grünem Blätterbusch. Diese Frucht, auch Königsapfel genannt, das Samengehäuse der Pflanze, ist eine der köstlichsten und wohlschmeckendsten aller Früchte. Feinzüngler behaupten, daß sie den Geschmack der Aprikosen, Weintrauben, Apfelsinen, Aepfel und Birnen vereinige; Rochefort meint, die A. schmelze im Munde, habe im Geschmack eine Mischung von Pfirsichen, Muskatellertrauben, Renetten und Erdbeeren, und außerdem ein eigenthümliches, gar nicht zu beschreibendes Aroma. Adet schied aus dem Safte der Frucht: Zucker, Gummi, Aepfelsäure, Citronensäure, Weinsteinsäure und ätherisches Oel. Man genießt sie entweder roh, in Querscheiben geschnitten, mit oder ohne Zucker, oder mit Wein, Zucker und Gewürzen eingemacht. Eine Frucht, die bloß 4 Körner in einer Reihe über einander enthält, gilt für schlecht, eine mit 6 Körnern für mittelmäßig, die aber mit 8—12 und mehr für gut. Unmäßig genossen wirkt die A. durch ihren scharfen Saft nachtheilig aufs Zahnfleisch, Lippen, Zunge und Magen; nur die kleine eirunde A. mit gelbem Fleische ist freier von ätzenden Säften. Unreife A. wirkt stark harntreibend. Die völlig reife Frucht behält nur wenig Tage ihren Wohlgeschmack; will man sie etwas lange aufheben, so schneide man sie vor der gänzlichen Zeitigung ab und bewahre sie an kühlem Orte. Das sicherste Zeichen der rechten Reife ist der starke weinartige Geruch, da Ansehen und Anfühlen oft trügen; das Welken der Krone zeigt Ueberreife an. Um die A. zu versenden, muß man sie vor völliger Reife mit dem Stamme und der Krone abnehmen, in Weizenspreu legen und in Papier gut einwickeln. Doch auch so dauert sie nicht lange aus, und ihr Wohlgeschmack verliert schon nach ein paar Tagen. Man hat eine große Anzahl Spielarten, die sich mit jedem Jahre mehrt. Schon 1830 unterschied man in England an 50 Varietäten. Die Kultur der A. ist kostspielig, zeitraubend, fordert Kenntnisse und Erfahrung; sie würde niemals für den Gärtner den Aufwand decken, wenn er nicht die warmen Ananaskästen und Häuser zugleich zum Treiben anderer Tropengewächse benutzen könnte. An der Ananaslaus haben die A. im Treibhaus einen gefährlichen Feind. Die Fortpflanzung der A. geschieht in Europa nicht durch Samen, welcher wahrscheinlich nicht einmal in Amerika zur vollkommenen Ausbildung kommt, sondern nur durch Schößlinge und Ausläufer, oder am besten durch die Krone welche aus der reifen Frucht herausgedreht u. an einem trockenen Orte, im Sommer 10 bis 14 Tage, im Winter, 4—8 Wochen, aufgehängt wird, damit die Wunde verharsche. Die untern Blättchen werden einen Daumen breit abgenommen, damit sich hier die Wurzel bilde. Die ersten A. wurden in Europa zu Anfange des 18. Jahrhunderts gezogen zuerst von Commelin im amsterdamer Garten

bald darauf zu Leipzig im vossischen Garten. Jetzt sind in Deutschland die Ananashäuser des Schlosses Tetschen in Böhmen berühmt. Der älteste Schriftsteller über A. ist der spanische Kommandant von St. Domingo, Gonzalo Hernandez de Oviedo (1535). Vgl. Das Ganze der Ananaszucht, Ilmenau 1825.

Ananias (hebr. Ananjah, s. v. a. Schützling Gottes), 1) Jude aus vornehmem Geschlecht, nachher Sadrach genannt, kam jung mit Daniel und einigen Andern an den Hof Nebukadnezars, zeichnete sich, wie seine Genossen, durch Schönheit und Klugheit aus, wurde auf die Verwendung Daniels babylonischer Statthalter, erregte aber durch seine Anhänglichkeit an den Jehovahdienst des Königs Zorn und sollte deshalb mit Mesach und Abednego verbrannt werden. Das bekannte Wunder rettete sie aus dem glühenden Ofen. Von nun an stiegen die drei Glaubenshelden noch höher in der Gunst des Königs und erhielten von Neuem große Gewalt in Babylonien.

2) Christ zu Jerusalem, Gemahl der Sapphira, verkaufte seine Güter zum Besten der Armen, behielt aber einen Theil des gelösten Geldes für sich zurück, obwohl er vorgab, daß er, gleich den übrigen Christen, seine ganze Habe aufgeopfert und zur Verfügung der Apostel gestellt habe. Der Apostel Petrus, über diese Heuchelei und Scheinheiligkeit empört, hielt ihm in ernsten Worten den beabsichtigten Betrug vor, worauf A. niederstürzte und vom Schlage gerührt †. Dasselbe Schicksal hatte auch seine Frau u. Mitschuldige, Sapphira.

3) Sohn des Nebedäus, Hoherpriester von 50 bis 60 n. Chr., wurde von dem Statthalter Syriens, Quadratus, gebunden nach Rom gesendet, erhielt aber nach glücklicher Beendigung seines Prozesses vom Kaiser Claudius die Erlaubniß, in sein Vaterland zurückzukehren, und verwaltete hier von Neuem, statt des von dem Statthalter Felix hingerichteten Jonathan, das Hohepriesteramt, bis Ismael, der Sohn des Phabäus, durch Vermittelung des Königs Agrippa mit dieser Würde bekleidet wurde. Während A. hoherpriesterlicher Stellvertreter war, ließ er den, vor dem hohen Rathe zur Verantwortung gezogenen Apostel Paulus mißhandeln und trat später gegen ihn als Ankläger vor dem Statthalter Felix auf. Die Worte des Apostels wider A. (Apostelgesch. 23, 3) gingen beim Ausbruch des jüdischen Krieges in Erfüllung; er wurde von der Partei des Menahem in den Wasserleitungen des königlichen Palastes, wohin er sich versteckt hatte, erschlagen.

4) Zwei Märtyrer, von denen der eine unter Diocletian, der andere um 348 in Persien unter dem Könige Saporas, hingerichtet worden seyn soll. Gedächtnißtage: 25. und 16. December.

Anapa, Seehafen und befestigte Stadt im russischen Cirkassien, an der Mündung des Bugur in das schwarze Meer, unter 44° 54′ 1″ nördlicher Breite und 37° 18′ 5″ östlicher Länge von Greenwich, mit 3000 aus Tscherkessen, Tataren, Griechen, Türken, Juden, Armeniern und Russen bestehenden Einwohnern, die unbedeutenden Handel (mit Getreide, Talg, Häuten, Honig u. Wachs) treiben. Der Hafen ist für kleine Schiffe erträglich gut, aber die größere Rhede hat keinen Schutz und läßt sich daher bloß in der schönen Jahreszeit ohne Gefahr besuchen. A. wurde vom Sultan Abdul Hamid durch französische Ingenieurs 1784 gegen die Russen erbaut, von diesen unter dem General Grafen Gudowitsch am 22. Juni 1791 mit Sturm genommen, aber im Frieden von Jassy, 1792 zurückgegeben. Am 29. April 1807 wurde A. zum zweiten Male von den Russen unter dem Admiral Pustoschkin erobert und im Frieden von Bucharest (16. Mai 1812) abermals zurückgegeben, am 22. Juni 1828 zum dritten Male von den Russen unter Menschikoff genommen und darauf im Frieden von Adrianopel an Rußland bleibend abgetreten. Als der Krieg mit den Westmächten ausbrach, wurde A. zum Hauptwaffenplatze an der Küste des Kaukasus erhoben, beim Eindringen der verbündeten Flotten in das asowsche Meer aber von den Russen als unhaltbar zerstört, so daß, als der Kontreadmiral Houston Stewart am 11. Juni 1855 vor A. ankam, er nur einen Trümmerhaufen fand. Die Besatzung war über den Kuban zurückgegangen und hatte die Brücke hinter sich zerstört.

Anapäst, Versfuß, aus 2 kurzen und 1 langen Sylbe bestehend, der umgekehrte Daktylus. (◡ ◡ —). Anapästische, auch archebulische Verse, weil sie Archebulus erfunden haben soll, sind daher solche, die den A. zum Grundrhythmus haben. Sie kommen selten rein vor. Statt des A.'s kann der Spondeus, Daktylus, Proceleusmaticus stehen, aber so, daß der Ictus wie in dem reinen A. gesetzt, der Daktylus also nicht — ◡ ◡, sondern — ◡ ◡ gelesen wird. A.e werden von griechischen Tragikern und Komikern am häufigsten nur in Systemen, wo also nur am Schlusse eine unbestimmte Sylbe ist, gebraucht. Man theilt sie jedoch gewöhnlich in Dimeter ab. Ein System endigt sich stets mit einem Dimeter catalecticus in syllabam, welcher Versus paroemiacus heißt. Vor demselben wird gewöhnlich noch ein Monometer gesetzt, daher Basis anapaestica genannt; zuweilen wird ein solcher Vers auch mitten in das System hineingestellt. Außer den Dimetern ist bei griechischen Dichtern sehr häufig der Tetrameter catalecticus in syllabam, welcher einen Abschnitt in der Mitte der zweiten Dipodie hat. Der anapästische Vers, in welchem zwei leichte Sylben zur Schwere hinstreben, hat etwas gewaltsam Aufstrebendes, welches durch Jamben und Spondeen gemäßigt wird. Deutsche Dichter beginnen den anapästischen Vers häufig mit einem Jambus oder Spondens. Ein gewöhnliches Schema ist:

◡ — | ◡ ◡ — | ◡ ◡ — | ◡ ◡ —
◡ — | ◡ ◡ — | ◡ ◡ — | ◡ ◡ —

Beispiele deutscher Anapästen:

Wohl per | let im Gla | se der pur | purne Wein,
Wohl glän | zen die Au | gen der Gä | ste;
Es zeigt | sich der Sän | ger, er tritt | herein,
Zu dem Gu | ten bringt | er das Be | ste;
Denn oh | ne die Lei | er im himm | lischen Saal
Ist die Freu | de gemein | auch beim Nek | tarmahl.
(Schiller.)

Anaphe, eine der sporadischen Inseln im Archipel, zwischen Thera und Astypalea, dem Apollo Aigletus heilig. Hier brachten die Argonauten

dem Gotte ein feierliches Opfer, weil er sie vor Schiffbruch bewahrte und plötzlich zu ihrer Rettung durch einen in das Meer abgeschossenen Pfeil die Insel aus demselben hervorsteigen ließ.

Anaphi (Namphio), Insel im griechischen Departement der südlichen Cykladen, hat 1 1/2 □M. Flächeninhalt, ist fruchtbar u. erzeugt vortrefflichen Marmor, Rebhühner u. (jährlich werden 12,000 Stück gefangen, die zum Theil versendet werden). Auf den Ruinen eines Apollotempels steht jetzt eine griechische Kapelle. Die Insel hat 1200 Einwohner.

Anaphora, das Aufsteigen, Emporkommen, das Wiederbringen, in der Rhetorik die Wiederholung eines oder mehrer Worte im Anfange auf einander folgender korrespondirender Sätze; z. B. Körners „Vater, ich rufe dich, Vater, erhöre mich". Im weitern, weniger üblichen Sinne bezeichnet A. überhaupt die Wiederholung eines Wortes in mehren auf einander folgenden Sätzen und heißt Epanaphora, wenn diese am Anfang, Homöoteleuton, wenn sie am Ende der Sätze Statt findet.

Anaplastik, in der Chirurgie die Kunst, einem Körpertheil seine normale Form wiederzugeben; daher die plastische Chirurgie.

Anarchie, derjenige Zustand einer Staatsgesellschaft, wo keine gemeinsame, geregelte und feste Regierung besteht oder anerkannt wird, sondern die oberste Gewalt entweder ganz aufgehoben, oder Gegenstand eines zweifelhaften Kampfes, oder doch nicht kräftig genug ist, um sich allgemeine Anerkennung und Gehorsam zu verschaffen. Der Begriff der A. setzt das Bestehen eines Staatsverbandes oder bürgerlichen Vereins und mithin die Nothwendigkeit einer gemeinsamen Obergewalt voraus, der gegenüber die A. sich als eine Abnormität, als ein Gebrechen des gesellschaftlichen Verhältnisses erhebt. Es ist daher unpassend, diesen Namen auf eine, außer allem politischen Verbande, im Zustande völliger Freiheit und Ungebundenheit lebende Menschenmenge, auf sogenannte wilde Nationen anzuwenden. Auch ist es unrichtig, mit Martini, Schlözer u. A., unter A. ein gesellschaftliches Verhältniß von Menschen zu verstehen, die zwar unter sich den bürgerlichen Vereinigungsvertrag, aber noch keinen Unterwerfungsvertrag unter eine aufgestellte Gewalt geschlossen haben. Denn wo eine wahre Vereinigung zur fortdauernden Erstrebung eines Gesammtzweckes Statt finden soll, da muß auch Unterwerfung unter einen Gesammtwillen seyn, wenn dieselbe auch nicht durch einen förmlichen Vertrag sanktionirt worden ist. Hört diese Unterwerfung unter eine Gewalt auf, so hört auch faktisch die bürgerliche Vereinigung auf, u. es beginnt der anarchische Zustand, welcher einer akuten Krankheit gleicht und, wie diese, bald geheilt werden, oder den völligen Untergang des Staatsverbandes herbeiführen muß. Da die A. ihrem Wesen nach wenig in sich selbst zusammenhängend, unnatürlich und in ihren Aeußerungen schreckend ist, so kann sie selten oder niemals dauernd werden, sondern findet ihre Heilung gewöhnlich bald in den, aus ihr selbst hervorgehenden Antrieben und Kräften der Widerstrebung und der die Majorität erfüllenden Sehnsucht nach Wiedererlangung eines geordneten Zustandes. Die Ausnahmen deuten stets sehr leidenvolle Volkszustände an und sind glücklicher Weise selten. Die auffallendsten und auch die kläglichsten sind die, wo A. mit Despotie sich vereinigt. Das schrecklichste Beispiel gab die Adelsdespotie fast das ganze Mittelalter hindurch, jene Faustrechts-A., unter deren Geißel halb Europa verwilderte. Die Geschichte hat auch nicht ein Exempel aufzuweisen, daß ein ganzes Volk oder auch nur die einsichtsvolle Mehrheit desselben, der Mittelstand (tiers état) einen anarchischen Zustand dauernd gefordert u. Ordnung um Verwirrung zu tauschen gewünscht hätte. Wenn der Mittelstand solchen durch Widerstand gegen die oberste Staatsgewalt herbeiführte, geschah es stets in Folge der schmählichsten Verletzungen der bürgerlichen Freiheiten und Rechte, oder weil es durch unleidlichen Druck zu dem verzweifelten Mittel der Nothwehr, des Widerstandes genöthigt wurde. Häufiger noch entstanden anarchische Zustände in Folge von Verschwörungen, Entthronungen, Königsmorden, Dynastienwechseln und solchen Staatsumwälzungen, welche nicht dem Volke, sondern Faktionen zur Last fallen. Ueber das Recht der Nachbarvölker gegen im Zustande der A. befindliche Staaten s. Völkerrecht und Interventionsrecht. Im Allgemeinen ist zu bemerken, daß, wenn in einem in A. begriffenen Staate die Handhabung des Rechtes und die Verhinderung von Rechtsverletzungen unmöglich geworden ist, daher bald mehr, bald weniger Gewaltthaten an der Tagesordnung sind, die sich bis auf das Gebiet benachbarter Staaten erstrecken, es in solchen Fällen den letzteren erlaubt seyn muß, nicht nur Schutzmaßregeln zu treffen, sondern auch, um Genugthuung zu erhalten, die einzelnen Verbrecher in das Gebiet des anarchischen und eben deshalb zur Rechtsleistung unfähigen Nachbars zu verfolgen.

Anasarka, Hautwassersucht, derjenige krankhafte Zustand, wo eine Ansammlung von seröser oder serös-lymphatischer Feuchtigkeit nicht allein unter der äußern Haut, sondern in allen Theilen des Zellgewebes Statt findet. Ist sie äußerlich, so wird sie leicht an einer partiellen oder allgemeinen, gleich- oder ungleichmäßigen, meistentheils blassen, kalten, empfindungslosen, mehr oder weniger gespannt und teigicht anzufühlenden Geschwulst erkannt, welche beim Drucke des Fingers eine Grube zurückläßt, die sich erst nach einiger Zeit wieder verliert. Ist diese Geschwulst nur partiell, so nennt man sie auch Oedem. Sonst unterschied man davon die Leukophlegmatie, welcher eine allgemeine Kacherie mit Säfteverschleimung zum Grunde liegen sollte, ein wesentlicher Unterschied findet aber zwischen beiden Zuständen nicht Statt. Die Hautwassersucht ist ein Sympton andrer Krankheiten, wie der brightschen Nierenkrankheit, organischer Herzfehler und chronischer Lungenleiden. S. Wassersucht.

Anaselitzas (türkisch Lepschistas oder Lepsini), Kanton im türkischen Ejalet Dschesair in Albanien, zwischen den Verzweigungen des Pindus, westlich vom Flusse Haliakmon, südlich vom Gebiete von Kastorea und Krupitza ausgestreckt, faßt in 70 Dörfern 9000 Einwohner: Griechen, Türken, Zigeuner. Der Hauptort des Distrikts,

südlich von Kastorea, entstand im 14. Jahrhundert durch eingewanderte Bardarioten (Guebern).

Anastasi, Bratanowsky, einer der ausgezeichnetsten Kanzelredner Rußlands, 1761 in einem Dorfe bei Kiew von niederen Aeltern geboren, bildete sich in der geistlichen Schule zu Perejaslawl und ward sehr bald als Lehrer der Poesie und Rhetorik angestellt. Seit 1790 Mönch, wurde er darauf Archimandrit mehrer größeren Klöster, wie des Salenac-, des Sergius- und 1796 des nowospasker Klosters in Moskwa. Der glänzende Styl u. der lebendige Vortrag seiner geistlichen Reden verschafften ihm den Ruf als geistlicher Redner. Im J. 1797 wurde A. Bischof von Weißrußland, 1801 Erzbischof und 1805 Beisitzer in dem heiligen Synod. Er † in Astrachan 1816. Von seinen Schriften nennen wir als die wichtigsten die „Erbauungsreden" (4 Bde., Petersburg 1796 und Moskau 1799—1801), welche noch jetzt das Muster für die Prediger Rußlands bilden, und den ebenfalls sehr gebrauchten „Tractatus de concionum dispositionibus formandis" (Moskau 1816).

Anastasia, Name mehrer Heiligen und Märtyrerinnen. Eine vornehme Römerin dieses Namens, Schülerin der Apostel Petrus und Paulus, wurde unter Nero hingerichtet. Gedächtnißtag: 15. April. Eine andere Römerin ward 260 hingerichtet. Ihr Gedächtnißtag ist der 28. Oktober. A. die Aeltere, von welcher die Reliquien in der Sophienkirche zu Konstantinopel verehrt wurden, † unter Nero den Märtyrertod. Gedächtnißtag: 25. December. A. die Jüngere, eine vornehme u. reiche Römerin, wurde von ihrer Mutter Flavia im Christenthum erzogen, heirathete später den unter Diocletian eine Rolle spielenden Römer Publius und erduldete schon von diesem wegen ihrer Anhänglichkeit an das Christenthum viel. Während der diokletianischen Christenverfolgung wurde sie zu Aquileja verhaftet und 303 daselbst lebendig verbrannt. Ihre Asche brachte man nach Zara in Dalmatien, von da nach Sirmium in Pannonien u. endlich nach Konstantinopel, wo sie in der Kirche Anastasia beigesetzt wurde. Von ihr sind noch einige Briefe vorhanden, welche sie an den Konfessor Chrysogonus aus dem Gefängnisse geschrieben haben soll. Auch ihr Gedächtnißtag ist der 25. December. Eine andere A., eine vornehme Griechin in Konstantinopel, zog durch ihre Schönheit die Aufmerksamkeit des Kaisers Justinian auf sich, widerstand aber dessen Anträgen mit einer, dem üppigen byzantinischen Hofe unbegreiflichen Keuschheit und floh, um vor Nachstellungen sicher zu seyn, in ein Kloster nach Alexandrien, wo sie, als Mönch verkleidet und unerkannt, 28 Jahre lang lebte. Sie † 567 und wurde unter die Heiligen versetzt. Ihr Jahrestag ist der 10. März.

Anastasiana lex, s. Cession.

Anastasius, 1) A. I., Dicorus, byzantinischer Kaiser, folgte, als Gemahl der Wittwe des Kaisers Zeno, demselben 491 und behauptete sich auf dem Throne durch die Unterdrückung des von Zeno's Bruder, Longinus, erregten Aufstandes 492. Glücklicher, als in seinen Versuchen, die Streitigkeiten über das Henotikon (s. d.) und die Spaltung mit Rom zu schließen, war A. in einem Kriege wider die Perser, von denen er Amida u. a. Orte 505 dem Reiche wieder erwarb. Um Konstantinopel und die Umgegend vor den Einfällen der immer weiter um sich greifenden Barbaren des Nordens zu schützen, legte er von dem Marmor- bis zum schwarzen Meer eine Befestigungslinie an, und wurde sowohl hierdurch, als durch die Verminderung der Auflagen und des öffentlichen Elendes ein Wohlthäter seiner Unterthanen. Dennoch brach 514 ein vom Patriarchen Macedonius erregter Aufstand gegen ihn aus, und nur mit Mühe entging er der Gefahr, entthront zu werden. A. † 518, verketzert und verleumdet, weil er sich für keine der kirchlichen Parteien entschied und daher alle zu Gegnern hatte.

2) A. II., vorher Artemius und Geheimschreiber des Philippicus Bardanes, nach dem Sturze desselben, 713, Kaiser. Als Herrscher nicht unwürdig, ward A. durch Verrath schon 715 entthront, in ein Kloster verwiesen und hier 716 auf Befehl Leo's des Isauriers ermordet.

3) Vier Päpste: a) A. I., Römer, Sohn des Presbyter Maximus, von 398—402 römischer Bischof. Man hat von ihm die Epistel an Bischof Johannes von Jerusalem über Rufinus und dessen Uebersetzung des Origenes, so wie 3 Fragmente eines Briefes an Ursinus über die Menschwerdung Christi. Er wurde heilig gesprochen. — b) A. II., Römer, von 496—498 Papst. — c) A. III., Römer, folgte auf Sergius III., von 911—913. — d) A. IV., Römer, vorher Mönch Konrad, dann Kardinal und Bischof von Sabina, wurde 1130 von Innocenz II. bei dessen Flucht aus Rom zum Statthalter ernannt und 1153, nach Eugens III. Tode, auf den päpstlichen Stuhl erhoben. Er † 1154 mit dem Rufe eines milden und klugen Fürsten.

4) Abt und Bibliothekar zu Rom, sehr fruchtbarer Schriftsteller, wurde 869 vom Kaiser Ludwig mit einigen Andern nach Konstantinopel gesandt, um die Vermählung der Tochter Ludwigs mit dem ältesten Sohne des Basilius Macedo zu vermitteln. Hier wohnte er der gerade versammelten Synode bei, deren Canones er übersetzte. Im Jahre 871 war er Legat Hadrians in Neapel, um die Wiedereinsetzung des vertriebenen Bischofs A. zu betreiben, sprach hier über Volk und Klerus den päpstlichen Bann aus und † 886. Von seinen Werken nennen wir die „Historia ecclesiastica, s. Chronographia tripartita", aus Nicephorus, Syncellus und Theophanes größtentheils entlehnt und übersetzt, herausgegeben von Fabroti (Paris 1649, Venedig 1729) und die nicht unwichtige Sammlung der Biographien römischer Päpste: Historia de Vitis Romanorum Pontificum, seu Liber pontificalis, herausgegeben von Blamhini (Rom 1718 — 28, das. 4 Bde.), besser von Vignoli (Rom 1724 — 53, 3 Bde.).

5) Bischof von Colocza, der Apostel Ungarns, hieß eigentlich Astric und war im Kloster des heiligen Bonifacius zu Rom Benediktinermönch, dann Abt des Klosters Braunau. Nach Vertreibung seines Gönners, des heiligen Adelbert, aus Böhmen flüchtete sich Astric mit seinen Mönchen nach Ungarn und wurde hier von dem Herzog Stephan, welcher sich bereits zum Christenthum bekehrt hatte, freudig empfangen. Dieser Fürst stiftete für die neu angekommenen Fremdlinge ein Kloster und beauftragte sie mit der Bekehrung

seiner noch heidnischen Unterthanen. Astric durchzog alle Theile Ungarns, überall die Lehre und Sitte des Evangeliums verbreitend. Im Jahre 996 theilte Stephan sein Land auf A.' Vorschlag in 10 Bisthümer; Astric erhielt das von Colocza und nahm bei seiner Weihe den Namen A. an. Im Jahre 1000 schickte ihn Stephan nach Rom, und A. erlangte dort von Sylvester II. die Bestätigung der getroffenen kirchlichen Einrichtungen, so wie für Stephan den Königstitel. Nach seiner Rückkehr krönte A. den Fürsten, wurde von diesem zum Nachfolger des erblindeten Metropoliten und Erzbischofs von Gran ernannt, verzichtete aber nach 3 Jahren, da der Erzbischof selbst wieder geheilt war, auf jene Würde. Er † 1004, allgemein verehrt und betrauert.

Anastasius Grün, s. Auersperg.

Anastatica, Gattung der natürlichen Familie der Kreuzblumen, mit der einzigen Art: A. hierochontica, Rose von Jericho. Dieselbe ist ein Sommergewächs, 6 — 8 Zoll hoch, ästig, behaart, hat grünlichgelbe, afterdoldig zusammengestellte, winkelständige Blüthen mit 4blätterigem, abfallendem Kelche, bauchige Schötchen, in jedem Fache 2 Samen. Sie wächst in Aegypten und Syrien am Meeresufer. Beim Trockenwerden nach der Blüthezeit biegen sich die Zweige und Blumenblätter oberwärts gegen einander und bilden ein kugliges Nest; aber ins Wasser gebracht, richtet sich die Pflanze wieder auf. Wegen dieser Eigenschaft galt A. im christlichen Alterthum als Bild der Auferstehung und als heilig; daher auch der Name. Man benutzt die A. wegen jener Eigenschaft als Hygrometer.

Anastatischer Druck, von Rudolf Appel, einem Schlesier, erfundenes, vom Professor Faraday der Royal Institution in London übergebenes Verfahren, alle Arten älterer Drucksachen und Kupferstiche, und zwar ohne daß diese selbst Schaden nehmen, durch einen einfachen chemischen Prozeß zu vervielfältigen. Man bedient sich dazu einer Metallplatte, die aus Messing, Eisen, Stahl, Kupfer oder (am besten) Zink bestehen und flach oder in einen Cylinder (Walze) gerollt seyn kann. Ihre Oberfläche wird zuerst mit Schmirgel und Wasser geglättet, mit reinem Löschpapier abgewischt und dann noch einmal trokken mit feinem Schmirgel oder Schmirgelpapier vollkommen polirt, wobei aber zu beobachten ist, daß stets nach einer Richtung hin (der Länge oder Quere) gerieben wird, damit man eine Menge gleichlaufender Linien hervorbringt, die so wenig als möglich von andern durchschnitten werden, da der Parallelismus das Einschwärzen derselben sehr erleichtert. Nachdem die Platte auf diese Weise zum Abdruck vorbereitet ist, geht man zur Behandlung des zu kopirenden Originals über, welche darin besteht, daß man dasselbe in sehr verdünnte Salpetersäure taucht, wobei jedoch das Alter des Originals, also die chemischen Veränderungen, welche die Schwärze desselben erlitt, zu berücksichtigen sind. Nachdem es mit Säure getränkt worden ist, preßt man es zwischen zwei Bogen Löschpapier, um die Säure besser zu vertheilen, so wie die überflüssige zu beseitigen, und preßt es auf die Zinkplatte. Die Säure greift diese Platte an, die geschwärzten Stellen des Originals, welche keine Säure annehmen, ätzen hingegen dieselbe nicht, so daß die Kopie eine negative ist und das Ganze wie eine matte Stereotypplatte erscheint. Der Erfolg dieses Verfahrens beruht auf der Eigenschaft der Schwärze, der Säure zu widerstehen, und deshalb muß diese Schwärze von fettiger oder seifenartiger Substanz, wie die lithographische Dinte, auch in hinreichender Menge aufgetragen seyn. Für ganz alte Kupferstiche od. Letterndrucke, deren Schwärze sich verändert hat, wäre folglich diese Methode nicht wohl anwendbar; man hilft sich dabei auf die Art, daß man das Original neuerdings schwärzt, und zwar mittelst eines chemischen Verfahrens, welches darin besteht, daß man dasselbe in eine Auflösung von Weinsteinsäure legt. Alle unbedruckten Stellen des Papiers werden dadurch mit kleinen Weinsteinkrystallen durchdrungen, und da dieses Salz die fettige und ölige Substanz abstößt, so kann man die Oberfläche des Papiers mit der Farbenwalze überfahren, ohne daß sich die Schwärze anderswo, als an den bedruckten Stellen anhängt. Man wäscht sodann den Weinstein weg und kann nun die Operation auf oben angegebene Weise beginnen, indem man es wieder mit verdünnter Salpetersäure befeuchtet. Ueber die ganze Platte wird endlich eine Auflösung von Phosphorsäure gegossen, welche den nicht bedruckten Theil des Zinks noch mehr ätzt oder korrodirt und eine Oberfläche erzeugt, an welcher die Druckerschwärze nicht haftet. Von einer auf diese Weise präparirten Zinkplatte kann jede Anzahl von Abdrücken genommen werden. Auch wird nicht bloß Druckerschwärze, sondern auch gewöhnliche Dinte diesem Verfahren mit Erfolg unterworfen, so daß die geschriebenen Worte ebenfalls reproducirt werden. Um neue Werke nachzudrukken, braucht man nur einen schönen Abdruck zu wählen und die Kopien mittelst des eben beschriebenen Verfahrens zu vervielfältigen. Da dieses Verfahren leicht von Jedem angewandt werden und zu sehr großen Mißbräuchen Anlaß geben kann, denen besonders Papiergeld und die in England allgemein kursirenden Cheques der Bank und der Bankiers ausgesetzt seyn würden, erfand Appel ein anti-anastatisches Papier, das sogenannte „Patentpapier von Glyne und Appel", mit welchem sich das eben beschriebene Verfahren nicht vornehmen läßt, so daß darauf gedruckte Cheques und daraus angefertigtes Papiergeld nicht auf gedachtem mechanischen Wege vervielfältigt werden können. Bei der Anfertigung dieses Papiers wird nämlich der Brei mit einem unauflöslichen Salz von Kupfer-Phosphat (Sulphat von Kupfer und Phosphat von Soda) gefärbt, wozu dann auch noch etwas ölige, nicht trocknende Seife gethan wird. Das auf diese Weise angefertigte Papier überzieht sich mit einem Häutchen, welches, wenn ersteres auf die Zinkplatte gelegt wird, um einen anastatischen Abdruck zu bewirken, vermöge seines Kupfergehaltes keine unmittelbare Verbindung des Papieres mit dem Zinke, wie sie zu dem Verfahren nöthig ist, zuläßt, so daß ein Abklatsch des Gedruckten verhindert wird und das Papier vielmehr so fest an der Platte haften bleibt, daß es nur in Stücken wie-

der davon abgelöst werden kann und der Fälscher daher für seinen Versuch durch Vernichtung des Werthpapiers, welches er nachahmen wollte, bestraft wird.

Anastomose, in der **Anatomie** die Zusammenmündung zweier Gefäßäste entweder unmittelbar mit einander oder mit Hülfe eines dritten (Kollateralgefäß). Die A.n der Arterien unter einander sind minder häufig, als die unter den Venen, allein doch sehr vielfach und in ärztlicher Hinsicht am wichtigsten, da auf diesen A.n die Möglichkeit der Erhaltung eines Theils, dessen Hauptarterie unterbunden worden ist, beruht; ein solcher Theil erhält nämlich dann sein Blut durch andere kommunicirende Arterienzweige, so daß der Kreislauf gesichert ist. Die A.n zwischen den Venen sind allenthalben anzutreffen, und es werden dadurch viele große Geflechte gebildet. Noch häufiger findet man A.n unter den Lymphgefäßen. Die A.n heterogener Gefäße sind nur zum Theil streng erwiesen, so z. B. der Uebergang der Arterien in Venen, der sich in den Lungen der Menschen und der Säugethiere und in den Kiemen der Salamander und Fische dem Auge deutlich darstellt. Die unmittelbaren Verbindungen der Arterien mit den absondernden Gefäßen sind uns größtentheils nicht klar, scheinen aber an manchen Orten, wie z. B. in der Leber, in den Nieren, höchst wahrscheinlich. Der Uebergang der Venen und der absondernden Gefäße ist in der Leber der Säugethiere, wie in den Nieren der Amphibien und Fische ebenfalls sehr wahrscheinlich. Die A.n der Venen mit den einsaugenden Gefäßen sind neuerlich Gegenstand mannichfaltiger Diskussionen geworden. Nach Johann Müller kennt man bis jetzt einen feinen Zusammenhang von Lymphgefäßen und feinen Venen bei Menschen und Säugethieren nicht, und es bleibt bei ihnen bloß die Verbindung des Hauptstammes der Lymphgefäße mit der Vena subclavia sinistra, und kleiner Stämmchen mit der Vena jugularis interna dextra und subclavia dextra. Andere Verbindungen scheinen hier nur Ausnahmen zu seyn. Die Verbindung der einsaugenden und absondernden Gefäße sind sehr unwahrscheinlich. Nach dem Tode kommen jedoch dergleichen oft widernatürlich vor, besonders bei den Nieren. In der **Botanik** nennt man A. die Verästelung der Gefäßbündel. Diese Verästelungen sind es, welche in den Blättern die oft so zierlichen Nerven und Adern bilden und die man in vielen Blumenblättern bis zu ihrer Auflösung in einzelne Gefäße verfolgen kann, wo dann die letztern oft noch zu einander überlaufen und dann in einiger Entfernung vom Rande sich stumpf enden.

Anastomotische Mittel, in der Medicin Mittel, welche die Poren und Mündungen der Gefäße und anderer Kanäle öffnen, Gefäßverstopfung heben, Blutungen erzeugen und die Absonderung der Säfte, auch den Appetit befördern.

Anastrophe, eine grammatische und rhetorische Figur, die darin besteht, daß des Tons oder Numerus wegen die gewöhnliche Wortstellung verändert wird, in welchem Falle bei Präpositionen die Zurückziehung des Accentes Statt hat.

Anathēma, jedes von dem alltäglichen Gebrauche abgesonderte Ding, besonders ein Weihgeschenk für Götter. Solche Weihgeschenke, gewöhnlich in Schilden, Waffen, Kränzen, Trinkgeschirren, Leuchtern, Gewändern und andern Dingen bestehend, wurden von den Alten häufig dargebracht, um die Gunst der Götter zu gewinnen, ihren Zorn abzuwenden, oder um sich ihnen für geleistete Hülfe dankbar zu erweisen. Man hing sie an den Wänden, Säulen und in den Kuppeln der Tempel auf oder legte sie zu den Füßen der Bildsäule des Gottes nieder, fügte ihnen auch bisweilen Gemälde bei, oder Tafeln von Holz, Marmor, Erz, Silber und Gold, worauf die näheren Umstände des Geschenkes angegeben waren. Bei eintretender Lebensveränderung weihten Viele dem Gotte ihres bisherigen Berufes u. Standes die zu diesem gehörigen Werkzeuge und Abzeichen, wie Fischer dem Neptun und den Nymphen Netze, ausgediente Soldaten dem Mars Waffen, Jünglinge den Laren die Prätexta u. s. w. Aus dem Heidenthum ging der Gebrauch, Weihgeschenke (Opfer, Donarien) in den Tempeln aufzuhängen, in die christliche Kirche über, und der Marien- und Heiligendienst der katholischen Kirche hat ihn schon von den ältesten Zeiten her begünstigt und gepflegt.

Anathĕma (hebräisch **Cherem**), eigentlich jede Sache oder Person, welche unwiderruflich Gott geweiht ist, dann Alles, was, gleichsam als Sühnopfer, zur Besänftigung des göttlichen Zornes, dem Untergange geweiht seyn, was für immer von der Erde vertilgt seyn soll. Die alten Hebräer weihten Gott auf diese Weise feindliche Städte, welche, sobald sie erobert waren, nach Ermordung alles Lebendigen, von Grund aus zerstört und dem Erdboden gleich gemacht wurden, ohne daß Jemand die geringste Beute machen durfte. In der hiermit zusammenhängenden Bedeutung eines, dem göttlichen Zorngerichte anheim gegebenen, der Kirchen-, so wie der Volksgemeinschaft unwürdigen und verlustigen Menschen kommt das Wort A. später als Verwünschungs-, Fluch- und Bannformel vor, weshalb auch der größere Bann selbst häufig diesen Namen bei Juden und Christen führte. Daher erhielt das Wort später im gemeinen Leben die Bedeutung von Fluch, Verwünschung.

Anatocismus (usurae usurarum), Zinsenverzinsung, im Allgemeinen das Schlagen der rückständigen Zinsen zum Kapital am Schlusse des Jahres (A. anniversarius), das nach altrömischem Rechte gestattet war, bis Justinian dies Verfahren aufhob, um das hohe und schnelle Anwachsen der Kapitalien zu verhindern. A. conjunctus heißt es, wenn die rückständigen Zinsen zum Kapital geschlagen, A. separatus, wenn die Zinsen, als neues verzinsliches Kapital, dem Schuldner gelassen wurden. Beides ist gesetzlich verboten; nicht verboten ist es dagegen, wenn die gezahlten Zinsen dem Schuldner als Kapital wieder zurückgeliehen werden. Vergl. **Aufzins**, **Zinsen**.

Anatolien, s. **Natolien**.

Anatolius, 1) Bischof von Laodicea, ein Mann von großer, umfassender Gelehrsamkeit, gründlicher Forscher in der Arithmetik, Geome-

trie, Astronomie, Physik, ausgezeichneter Dialektiker und Rhetoriker der alexandrinischen Schule, aus Alexandrien gebürtig, lehrte hier zuerst mit vielem Beifalle aristotelische Philosophie, wurde dann Gehülfe des Bischofs Theotechnus von Cäsarea in Palästina, dann an Eusebius' Stelle um 270 Bischof von Laodicea. Er führte die Osterrechnung nach der metonschen Methode ein; † wahrscheinlich um 282 als Märtyrer. Von seinem „Canon paschalis s. Liber de Paschate", sind griechische Fragmente bei Eusebius und eine schlechte lateinische Uebersetzung von Rufinus in Aegid. Buchers „Doctrina temporum" (Antwerpen 1634).

2) Apokrisiarius des Bischofs Dioscorus von Alexandrien, wurde durch diesen Vorkämpfer der Eutychianer statt des auf der sogenannten Räubersynode zu Ephesus 449 abgesetzten Flavianus zum Erzbischofe von Konstantinopel erhoben, verdammte aber gleichwohl, um sich in seiner Stellung zu erhalten und die Gunst des Kaisers Marcian so wie des Papstes Leo des Großen zu erlangen, auf einer Synode zu Konstantinopel 450 die Lehren des Eutyches so wie die des Nestorius und unterschrieb das dogmatische Schreiben Leo's. Durch seinen Einfluß auf das chalcedonische Koncil (451) bewirkte er, daß der konstantinopolitanische Patriarch über das Morgenland dieselben Rechte erhielt, die der römische Stuhl über das Abendland hatte. A. † 458.

Anatomie, die Lehre von der Form und dem Bau des organischen Körpers und seiner einzelnen Theile (theoretische A. oder Zergliederungskunde), dann die Untersuchung des organischen Körpers selbst in Bezug auf Form u. Bau (praktische A. oder Zergliederungskunst), und endlich der Ort, wo dergleichen Untersuchungen vorgenommen werden und Unterricht darin ertheilt wird (anatomisches Theater). Gewöhnlich braucht man den Ausdruck A. nur in Beziehung auf die Zergliederung des menschlichen Körpers (Anthropotomie), während man die Zergliederung der Thiere Zootomie, die der Pflanzen Phytotomie nennt. Die vergleichende A. verfolgt den Bau der organisirten Korper überhaupt und eines jeden Organs insbesondere durch alle Thierklassen und bildet einen Theil der menschlichen A. Die theoretische A. hat man neuerdings in die allgemeine und die besondere oder specielle getheilt. Die allgemeine A. stellt die einfachen organischen Bestandtheile und die durch sie gebildeten Gewebe, aus denen die Systeme und Organe des thierischen Körpers zusammengesetzt sind, dar (Geweblehre oder Histologie), berücksichtigt aber auch die Gesetze, nach welchen die Elementartheile und Gewebe entstehen, sich unter einander verbinden und Veränderungen erleiden (philosophische A. nach Geoffroy-St.-Hilaire u. A.). Als Begründer der allgemeinen A. müssen Bordeu und besonders Bichat (1811) angesehen werden, bei denen übrigens, wie bei ihrem Nachfolger Meckel d. J., die Rücksicht auf die Bildungsgesetze vorherrschte, während jetzt hauptsächlich die mikroskopische Erforschung der Elementarbestandtheile die Anatomen beschäftigt. Die specielle A., von den Franzosen fälschlich die deskriptive genannt, hat die Darstellung der einzelnen Theile und Organe rücksichtlich ihrer Form, ihres Baus und gegenseitigen Zusammenhangs zum Gegenstand. Sie wird zur systematischen A., wenn die Theile in einer Ordnung, die auf die Aehnlichkeit im Bau u. in den Verrichtungen derselben Rücksicht nimmt, beschrieben u. daher diejenigen neben einander gestellt werden, welche im Körper selbst zu gemeinschaftlichen Zwecken in Verbindung stehen, ein System bilden. In dieser Beziehung pflegt man die A. in folgende sechs Doktrinen abzutheilen: 1) Osteologie oder Lehre von den Knochen mit Einschluß der Gelenkknorpel (Chondrologie); 2) Syndesmologie oder Bänderlehre, die Darstellung der bandartigen Organe, durch welche die Knochen namentlich in den Gelenken verbunden werden; 3) Myologie oder Muskellehre, welche das System der fleischigen Organe des Körpers umfaßt; 4) Anchiologie oder Gefäßlehre, welche die Lage und den Verlauf der Blut- und Lymphgefäße darstellt; 5) Neurologie oder Nervenlehre, die Beschreibung des Nervensystems liefernd und 6) Splanchnologie oder Eingeweidelehre, welche folgende 5 Gruppen von Organen umfaßt: Sinnesorgane, Sprach-, Stimm- und Respirationsorgane, Verdauungsorgane, Harnorgane u. Geschlechtsorgane. Eine andere Behandlungsweise der speciellen A. unterscheidet am Körper theils nach durch Einschnitte, Gelenke, Scheidewände rc. gegebenen natürlichen Grenzen, theils mit Hülfe gewisser in Gedanken gezogener Linien größere u. kleinere Abtheilungen oder Gegenden (Regionen) u. beschreibt die in jeder derselben vorkommenden Abschnitte der oben genannten Systeme, wobei sie zugleich auf die zuweilen vorhandenen, aber nicht durch Krankheit bedingten Abweichungen der gewöhnlichen Lagenverhältnisse, die sogenannten anatomischen Varietäten, Rücksicht nimmt. Sie wird A. der Gegenden oder topographische A., und da ihre Kenntniß besonders für den operirenden Chirurgen wichtig ist, chirurgische A. genannt und wurde erst in neuerer Zeit Gegenstand besonderer Bearbeitung. Zum Theil mit dieser zusammen fällt eine besondere Bearbeitung der A., die A. für bildende Künstler, die außer der äußern Form des organischen Körpers auch die durch die Leidenschaften im Gesicht und durch die verschiedenen Stellungen und Bewegungen am übrigen Körper erscheinenden Formveränderungen, welche durch die Lage der Knochen und die Gestalt der thätigen Muskeln bedingt werden, zu beschreiben hat, weshalb sie auch die Betrachtung des lebenden Körpers zu Hülfe nehmen muß. Die pathologische A. beschäftigt sich vorzugsweise mit der Untersuchung des menschlichen Körpers im krankhaften Zustande. Sie hat die kranken Organe in ihren Verhältnissen mit anderen Apparaten oder allgemeinen Systemen des Körpers zu betrachten, mit welchen jene Organe in engerer oder weiterer Sympathie stehen; so weit es möglich genügende Erklärungen der in den kranken Organen befindlichen Veränderungen zu geben, die Art u. Weise zu erforschen, wie diese Veränderungen vorgegangen, unter welchen Einflüssen und nach welchen Gesetzen sie sich ausgebildet haben; die organi-

schen Veränderungen der Phänomene zusammenzustellen, die sich im Laufe einer Krankheit kund geben, diese Phänomene gewissenhaft zu analysiren und dann zu bestimmen, bis zu welchem Grade sie von jenen Abänderungen abhängig sind, und endlich die ursprünglichen Phänomene, die dem unmittelbaren Erkranken der Lebenskräfte angehören, von den Erscheinungen zu trennen, die als die Folge der offenbaren Veränderungen im Gewebe der Theile und als denselben untergeordnet betrachtet werden müssen.

In der **anatomischen Technik**, die sich aus der praktischen A. entwickelte, unterscheidet man gewöhnlich die Sektionen und das Präpariren. Unter Sektion versteht man die kunstgerechte Oeffnung der drei großen Höhlen des menschlichen Körpers, verbunden mit der Untersuchung der in ihnen befindlichen Eingeweide und Organe. Das Präpariren besteht in der kunstgerechten Trennung der einzelnen Theile von einander, so daß sie ihrer Gestalt und ihrer Lage nach deutlich unterschieden werden können. Das auf diese Weise Dargestellte nennt man **anatomisches Präparat** und man hat Knochen-, Muskel-, Gefäß- und Nervenpräparate. Das Präpariren der Knochen geschieht durch vollständige Entfernung sämmtlicher Weichtheile durch Kochen und Weichen. Werden sämmtliche Knochen durch Draht wieder zu einem Ganzen verbunden, so entsteht das künstliche Skelet; das natürliche wird durch Beibehalten der natürlichen Verbindungsmittel der Bänder gebildet. Zur bessern Darstellung der Gefäße, namentlich in ihren feineren Verzweigungen, bedient man sich gewöhnlich der Injektion oder Einspritzung einer gefärbten, allmählig fest werdenden Flüssigkeit mittelst einer dazu eingerichteten Spritze in den Hauptstamm des zu injicirenden Gefäßtheils. Um diejenigen Präparate, deren Anfertigung viel Zeit und Mühe erfordert oder die seltene Abweichungen vom normalen Bau und interessante krankhafte Veränderungen der Körpertheile darstellen (pathologische Präparate), aufzubewahren, trocknet man sie an der Luft oder durch Bestreichen mit Holzessig und überzieht sie dann mit einem durchsichtigen Firniß (trockne Präparate), oder man bringt sie in Flüssigkeiten, durch die sie vor der Fäulniß geschützt werden, und setzt sie in hermetisch verschlossene Glasbüchsen (feuchte Präparate, Weingeistpräparate). Dergleichen in besondern Schränken und Zimmern aufgestellte Präparate bilden die **anatomischen Sammlungen** oder **Museen**. Die Unmöglichkeit aber, alle Theile in ihrer Integrität aufzubewahren, hat darauf geführt, sie plastisch nachzubilden, und zwar aus Holz oder Elfenbein, wie das Gehörorgan, oder aus Wachs (Wachspräparate). Neuerdings hat man sich zu gleichem Zweck des Papiermaché bedient. Allgemeiner und weniger kostspielig sind die bildlichen Darstellungen, die man **anatomische Tafeln** nennt, deren schon Aristoteles gefertigt haben soll. Im 16. Jahrhundert beschäftigten sich die größten Maler, wie Leonardo da Vinci, Michel Angelo, Raphael, Tizian, Dürer mit solchen Zeichnungen, von denen sich aber nur wenige erhalten haben. Anfangs vervielfältigte man sie durch Holzschnitt, später durch Kupferstich, dann durch Steindruck und neuerdings abermals durch Holzschnitt. Unter den ältern zeichnen sich aus die Tafeln von Vasal (Basel 1543), Eustachi (Rom 1714), Bidloo (Amst. 1685), Albin (Leyden 1747), Halsen (Gött. 1743—56), Vico d'Azyr (Paris 1786—90), unter den neuesten die von Caldani (Venedig 1801—14), Mascagni (Pisa 1823 f.), Langenbeck (Gött. 1826 f.), Bourgeoy u. Jakob (Paris 1832 f.) u. Arnott (Zürich 1838 f.) aus. Brauchbare anatomische Atlanten gaben Loder (Weimar 1803), Cloquet (Par. 1826), Oesterreicher (München 1827—30), Weber (Düsseldorf 1830—39), Bock (Leipz. 1840), D'Albon (Leipz. 1848 f.). Für die chirurgische A. lieferten Kupferstichsammlungen Rosenmüller (Weim. 1805), Pirogoff (Dresd. 1840) u. Günther (Hamb. 1844), für die pathologische Meckel (Leipz. 1817—26), Cruveilhier (Paris 1828—41), Froriep (Weimar 1828), Albers (Bonn 1832 f.) und Gluge (1843 bis 1850), für die pathologische Gewebelehre Vogel (Leipz. 1843), für die vergleichende A. Carus (Leipzig 1826 f.) und Wagner (das. 1841).

Während das Studium der A. heutzutage dem Studium aller andern Doktrinen der medicinischen Wissenschaft vorangeht, verhielt es sich in frühern Zeiträumen gerade umgekehrt. Die Kenntniß u. Heilung der Krankheiten hatte bereits bedeutende Fortschritte gemacht, bevor man an die Zergliederung organischer Körper zum Behuf dieser Wissenschaft nur dachte, und erst lange nachher und allmählig rang sich die A. zu der Stufe von Vollkommenheit empor, auf der sie sich jetzt befindet. Es waren theils religiöse Vorurtheile, theils Abscheu, theils Mangel an den zum Zergliedern nöthigen Hülfsmitteln, welche die A. sogar lange auf der Stufe der Kindheit hielten. Die Thieropfer bei den Hebräern und andern alten Völkern, die Einbalsamirungen todter Körper bei den Aegyptern, die Beschreibungen von Wunden in der Iliade, von denen man die Uranfänge dieser Wissenschaft hat ableiten wollen, geben wenigstens keine Andeutuug einer wissenschaftlichen Bearbeitung, und lassen uns über ihre Entstehung in vollkommener Dunkelheit. Erst bei Hippocrates findet sich der Beginn anatomischer Kenntnisse. In seinem Buche: „De articulis, de locis in homine“, was größtentheils anatomischen Inhalts ist, und im Werke: „De natura hominis“ (was jedoch seinen übrigen Schriften am Werthe nachsteht und daher auch von Einigen als unächt erklärt worden ist), besitzt die anatomische Literatur ihre ältesten Monumente. Galen, der scharfsinnige Kommentator des Hippocrates, widmete sich vorzugsweise der Zergliederung der Affen u. anderer Säugethiere, wozu ihm die Unterstützung und Munificenz seines Zöglings Alexander während seines Kriegszugs nach Asien die reichste Gelegenheit darbot. Seine genauen und musterhaften Beschreibungen müssen um so mehr unsere Bewunderung erregen, da er so wenig Vorgänger hatte, unter denen Demokrit von Abdera, der fleißige Thierzergliederer, nachher Aristoteles, der sich aber nicht selbst mit Zergliedern abgab, Erasistratus aus Keos und Herophilus aus Chalcedon, welche beiden letztern als so eifrige Anatomen gerühmt werden, daß sie, nach des Celsus Bericht, selbst lebende Verbrecher secirt haben

sollen, die merkwürdigsten sind. Da Galen menschliche Leichen fehlten, machte er seine anatomischen Beschreibungen größtentheils nach thierischen Körpern, wobei zu rügen ist, daß er zuweilen diese als Beschreibungen menschlicher Theile ausgab. Dennoch waren Galens anatomische Schriften sehr lange in einem kanonischen Ansehen. Die wenigen Spuren von A., die in den Schriften des Mittelalters, selbst in denen einiger Araber sich finden, sind aus Galen genommen. Erst mit Mondini de' Luzzi, Professor zu Bologna, begann eine neue Epoche für die Wissenschaft. Er zergliederte zuerst wieder menschliche Leichen, namentlich 1306 einen weiblichen Körper und 1315 zwei. Auf diese Zergliederungen gründen sich seine Beschreibungen der 3 großen Höhlen des menschlichen Körpers, ihrer Eingeweide, der Knochen, des Auges u. s. w., die trotz ihrer Unvollkommenheit lange in solchem Ansehen standen, daß an mehren Orten Italiens verordnet wurde, über kein anderes Buch, als das seinige, A. zu lesen, ja, daß man einen menschlichen Körper für monströs hielt, wenn seine inneren Theile nicht mit Mondini's Beschreibung übereinstimmten. Seine mangelhafte Beschreibung der Knochen hatte ihren Grund in einem Befehl des Papstes Bonifacius VIII., zufolge dessen es ausdrücklich verboten war, Knochen auszukochen. Merkwürdig und von spätern Schriftstellern wenig anerkannt ist es, daß sich in seinem Werke, dem ersten Lehrbuche der menschlichen A., schon die ersten Andeutungen des Blutlaufs finden. Freilich verkümmert er sich das Verdienst dieser Entdeckung selbst dadurch, daß er später wieder der alten Meinung huldigt, der linke Ventrikel des Herzens enthalte Luft, die sich aus dem Blut erzeuge. Um 1480 stellte Matthäus de Gradibus, gebürtig von Gradi, die weiblichen Ovarien zuerst in das rechte Licht, in welchem sie in der Folge von Steno betrachtet wurden, und gegen das Ende des 15. Jahrhunderts beschrieb Alexander Achillini von Bologna zuerst die beiden Gehörknöchelchen, Malleus und Incus, und zeichnete sich noch durch andere anatomische Entdeckungen aus. Um dieselbe Zeit lebte auch Magnus Hundt, wo nicht der Erste, doch einer der Ersten, der seinem Buche „Anthropologium de hominis dignitate, natura et proprietatibus etc. (Leipzig 1501) anatomische Abbildungen beifügte, die freilich, der damaligen Zeit gemäß, noch sehr unvollkommen sind. Berengarius Carpi († 1550), ein berühmter Arzt und Zergliederer, der zugleich viel Geschmack und Geschicklichkeit im Zeichnen besaß, zergliederte 100 menschliche Leichen, gab mehre gute Berichtigungen Mondini's, stellte zuerst eine systematische Ansicht der verschiedenen Gewebe des menschlichen Körpers auf, beschrieb genau die Muskeln des Unterleibs, bemerkte zuerst das größere, räumlichere Verhältniß der männlichen Brust im Vergleich mit der weiblichen und das umgekehrte Verhältniß des männlichen und weiblichen Beckens u. s. w. Auch Massa († 1564) verdient als guter Beobachter Auszeichnung. So war denn Italien das eigentliche Land der Wiedergeburt der A., während die übrigen europäischen Nationen darin noch weit zurückstanden. Erst im 16. Jahrhundert fingen auch die Franzosen an, sich mehr mit dieser Wissenschaft zu beschäftigen, und vorzüglich waren es Dubois, Fernelius und Etienne, die sich darin einigen Ruhm erwarben, obwohl sie weniger selbst beobachteten, als die anatomischen Schriften Galens erläuterten. Von den Fortschritten dieser Wissenschaft in Italien scheinen sie keine Notiz genommen zu haben, wie denn Etienne den Mondini und dessen Nachfolger in seinen Schriften nicht einmal erwähnt. Dubois oder Jacobus Sylvius (nicht zu verwechseln mit Franciskus Sylvius de la Boë) zergliederte weniger menschliche als thierische Körper, lehrte aber die A. mit vielem Beifall zu Paris um 1531 und später. Er hat das Verdienst, die Muskeln mit Namen belegt zu haben, während seine Vorgänger und auch sein Nachfolger Vasal sich auf eine sehr unbequeme Weise nur der Zahlen bedienten. Er empfiehlt schon, zur Injektion der Gefäße sich gefärbter Flüssigkeiten zu bedienen. Doch scheint er diese Kunst nicht selbst erfunden, sondern nur vervollkommnet zu haben. Als Gründer einer neuen Epoche der Zergliederungskunst trat Andreas Vasal († 1564) auf. Obwohl in Brüssel geboren und unter Dubois gebildet, bewogen ihn doch bald die Hindernisse, die sich der Ausübung seiner Kunst in Frankreich entgegenstellten, nach Italien auszuwandern. Er war seiner Wissenschaft so leidenschaftlich ergeben, daß er sich oft mit der größten Gefahr Leichen verschaffte und schon im 29. Jahr sein unsterbliches Werk „De corporis humani fabrica“ herausgab. Erübertraf in der Richtigkeit der Abbildungen und Beschreibungen alle seine Vorgänger, ja die ersteren stehen selbst jetzt noch in großem Ansehen und werden von manchen Autoren, doch wohl irrig, sogar Tizians Meisterhand zugeschrieben. Eine besondere Erwähnung verdienen seine beiden ausgezeichneten Zeitgenossen, Gabriel Fallopius († 1563) und Barth. Eustachius († 1570). Ersterer verband mit unermüdlichem Fleiß und trefflichen anatomischen Kenntnissen eine rühmliche Bescheidenheit, die er selbst gegen Vasal übte, den er in manchen Dingen berichtigte. Er zergliederte jährlich höchstens 7 Leichen, was in damaliger Zeit schon als etwas Außergewöhnliches galt, und hinterließ uns in seinen „Observationes anatomicae“ ein ausgezeichnetes, seine Vorgänger weit übertreffendes Werk. Eustach überbot an Kenntnissen und Beobachtungsgabe noch Vasal und Fallopius und bereicherte die A. mit so vielen wichtigen Erfindungen, daß ihn Haller über alle Zergliederer bis auf unsere Zeit setzt. Er hinterließ vortreffliche Tabulae anatomicae, konnte aber das dazu gehörige Werk „De anatomicorum controversiis“ nicht vollenden. R. Colomb, gleichfalls Vasals Schüler und dessen Nachfolger in Padua, zergliederte viele menschliche (in einem Jahre 14) und thierische Leichen und hinterließ in seinem Buche „De re anatomica“ manches Richtige und Nützliche. Johann Philipp Ingrassias, ein Sicilianer, beschrieb zuerst den dritten Gehörknochen, Stapes, und scheint auch die Fenestrae, die Chorda tympani, die Schnecke, die Canales semicirculares und die Zellen der Pars mastoidea oss. temp. gekannt zu haben. Julius Cäsar Aranzi († 1489), gleichfalls ein Schüler Vasals, war einer der Ersten in

Italien, die eine Naturaliensammlung anlegten, und gab zuerst den Bombyx und Hyppocampus die Namen, die sie noch führen. Auch die Plexus chorodei und den vierten Ventrikel beschreibt er, letzteren unter dem Namen: Cisterne des kleinen Gehirns. Konstant. Varoli von Bologna († 1575), der der Wissenschaft leider schon im 32. Jahre entrissen wurde, machte sich hauptsächlich bekannt durch eine „Epistola“ über die Sehnerven, in der er eine neue Methode, das Gehirn zu zergliedern, beschrieb und Neues und Interessantes über die A. dieses Organs mittheilte. Volcher Coiter (Koyter) aus Gröningen († 1600), Fallopius und Rondelets Schüler, erwarb sich große Verdienste um die vergleichende A. Sein Werk: „Externarum et internarum principalium corp. hum. partium tabulae“ (Nürnb. 1573) enthält unter andern eine Vergleichung der Menschen-, Affen-, und Fuchsknochen, und eine Geschichte der Knochen des menschlichen Fötus. Hieronymus Fabricius' ab Aquapendente, des Fallopius Schüler, zergliederte an 50 Jahre lang fleißig thierische und menschliche Leichen, fing aber erst später (1600) an, Schriften zu ediren. Er war der Erste, welcher die Klappen im Innern der Venen entdeckte, denn, obschon sie Fernel, Sylvius und Vasal gesehen und 1547 Cannani an der Vena azygos beobachtet hatten, so wies doch Fabricius ab Aquapendente zuerst ihre Gegenwart in allen Venen der Extremitäten nach. Er und sein Schüler Jul. Casserius Placentinus († 1616), der seinen Lehrer in der Genauigkeit der Beschreibungen noch übertraf, können als die letzten der ausgezeichneten Reihe anatomischer Lehrer betrachtet werden, welche damals diese Wissenschaft in Italien förderten und zu einem früher noch nie gesehenen Glanze erhoben. Ihre Beobachtungen und allmähligen Berichtigungen bahnten gewissermaßen den Weg zu einer Entdeckung, die, obgleich nicht eigentlich der A., sondern der Physiologie angehörend, doch mit der Kenntniß der Gestalt und Lage der Theile in so enger Verbindung steht, daß sie auf alle übrigen Fortschritte des anatomischen Wissens den größten Einfluß haben mußte: wir meinen die Entdeckung des Blutumlaufs, der, obwohl schon früher von Aristoteles, Mondini, Berenger u. A. dunkel geahnt, doch erst später von Wilhelm Harvey klar ausgesprochen und außer allen Zweifel gestellt wurde. Es ist in der That höchst merkwürdig, daß dieser große Fortschritt nicht einem Arzte, sondern einem Laien in der Kunst vorbehalten war. Was das scharfe Auge der ausgezeichnetsten Zergliederer damaliger Zeit nicht zu erforschen vermochte, drang sich ungesucht dem denkenden Geiste dieses Nichtarztes auf. Michael Servet nämlich, ein spanischer Mönch, wurde zur Entdeckung des Blutlaufs dadurch geführt, daß er zu erklären versuchte, auf welche Weise die animalischen Geister sich wohl erzeugen möchten. In einer Abhandlung „De Trinitatis erroribus“, herausgegeben zu Basel 1531 oder 1552, lehrte er zuerst die Undurchgängigkeit des Septums und den Uebergang des Bluts (von ihm ein unbekannter Weg genannt) von dem rechten Ventrikel durch die Vena arteriosa (Pulmonararterie) zu den Lungen und von da in die Arteria venosa oder Pulmonarvene und in den linken Vorhof und Ventrikel, von wo aus es durch die Aorta in alle Theile des Körpers sich verbreite. Servet erging es mit seiner Entdeckung, wie so manchem Andern; sie wurde nicht beachtet, bis sich dieselbe Colomb in seinem Werke: „De re anatomica“ (Venedig 1559) als die seinige vindicirte und sie dahin berichtigte, daß die Arteria venalis (Pulmonarvene) keine Luft, sondern Blut mit Luft vermischt, von den Lungen zum linken Ventrikel führe, von wo es sich dann in dem übrigen Körper vertheile. Aber auch jetzt noch fand sie keine allgemeine Anerkennung, ungeachtet sie von Andr. Cäsalpinus von Arezzo, dem Ersten, der auch das Anschwellen der Venen unterhalb der Ligatur beobachtete, Aranzi's und Eustachs Entdeckungen unterstützt wurde, bis endlich zwischen 1598 und 1600 der Engländer Harvey sie, trotz aller Angriffe und Widersprüche, siegreich in die Wissenschaft einführte, so daß sie von nun an von allen vorurtheilsfreien Anatomen anerkannt wurde. Es konnte nicht fehlen, daß die neue Lehre schnell ausgebreitet wurde und Veranlassung zu manchen genauern und verwandten Untersuchungen über die Struktur des Herzens, der Lungen und der Blutgefäße gab. Dahin gehören namentlich Nikolaus Steno's Untersuchungen über die Struktur des Herzens, die Werke Richard Lowers, Pechlins, Vicussens', Malpighi's, Mayows und Andern. Aber auch die systematischen Werke der A. nahmen eine instruktivere Form an und waren von einem philosophischeren Geiste beseelt. Vor Allen thaten sich Adrian Spigelius († 1625), Kaspar und sein Sohn Thomas Bartholin († 1680), der berühmteste medicinische Gelehrte seiner Zeit, und Peter Dionis hervor. Letzterer hielt seit 1673 Vorlesungen im Jardin Royal de Paris, die 1690 zuerst ans Licht traten und binnen 30 Jahren 7 Auflagen erlebten. Auch an anderen wichtigen anatomischen Entdeckungen war diese Zeit fruchtbar. Obschon Eustach im 16. Jahrhundert in dem Pferd zuerst ein weißes, mit wässeriger Flüssigkeit gefülltes Gefäß entdeckte, was dem Ductus thoracicus entsprach, und später Fallopius und Nikolaus Massa ähnliche Gefäße gesehen hatten, so blieben doch die Natur und Eigenschaften dieser Gefäße gänzlich im Dunkel, bis am 23. Juli 1622 Kaspar Aselli, Professor zu Padua, während der Demonstration des Nervus recurrens in einem lebenden Hunde zuerst im Gekröse viele weiße, zarte Fäden wahrnahm, die er anfänglich für Nerven ansprach, in der Folge aber als eine eigene Ordnung von Gefäßen erkannte. Aselli's Entdeckung wurde erst 1627 bekannt und im Jahre darauf wurden durch die Bemühungen Nik. Peirescs, eines Senators zu Aix, diese Gefäße auch in der Leiche eines Missethäters gesehen, dem man vor der Exekution reichlich zu essen gegeben und 1½ Stunden nachher secirt hatte. Mehre Jahre darauf (1634) gab Joh. Vesling die erste Zeichnung der Milchgefäße im Menschen; zur Vervollständigung dieses Theils der anatomischen Kenntnisse fehlte aber immer noch ein Schritt: die Unterscheidung zwischen Milch- und Lymphgefäßen und die Entdeckung der Endigung der letzteren. In die Ehre dieser Entdeckung theilten sich der Engländer Jolyffe u. ein Schwede, Olaus Rudbeck. Ersterer überzeugte

sich, nach Glissons und Whartons Zeugniß, 1650 von der Existenz der Lymphgefäße und demonstrirte sie als solche 1652; jedoch ist es zweifelhaft, ob er sie lange vor der letztern Periode kannte. Ausgemacht ist es dagegen, daß Rudbeck sie am 27. Januar 1651 an den dicken Gedärmen wahrnahm und sie bis zu Drüsen verfolgte, im Jahre darauf aber sie in Gegenwart der Königin Christina öffentlich zeigte und bis zum Ductus thoracicus, diesen aber bis zur Vena subclavia verfolgte. Ausführlicher noch zeigten ihren Verlauf und ihre Vertheilung Thomas Bartholin, Wharton, Swammerdam und Blaes. Letztere beide entdeckten auch noch die Klappen in ihnen. Von nun an wurde das Studium einzelner Theile und Gewebe des Körpers einer besondern Aufmerksamkeit gewürdigt. Franz Glisson unterwarf die Leber, den Magen und die Eingeweide einer genauern Untersuchung; Thomas Wharton die Drüsen, Charleton die Verbindung der Arterien mit den Venen, die Bluteirkulation im Fötus u. den Verlauf der Lymphgefäße. Besonders that sich aber am Anfang des 17. Jahrhunderts Thomas Willis durch seine genauen Untersuchungen des Gehirns und der Nerven hervor, während der Italiener Malpighi († 1694) zuerst die neu entdeckten Vergrößerungsgläser zur Untersuchung des feineren Baues des Menschen anwendete und so den Anfang zur feinen A. überhaupt u. namentlich auch zu der mikroskopischen machte. Nik. Steno beschrieb die Thränendrüse, Bellini die Struktur der Nieren, Drelincourt die Veränderung der Gebärmutter im schwangeren Zustande und die Formation des Fötus, Regnier de Graaf das Pancreas und die Geschlechtstheile, Wepfer die Gefäße des Gehirns, die drüsige Struktur der Leber u. s. w. Einen neuen Impuls bekam das Studium der A. durch Friedrich Ruysch (†1731). Nicht allein, daß sich durch ihn ihr Gebiet erweiterte, sondern die Untersuchungen gewannen auch an Genauigkeit. Besonders wurden sie durch die Methode, die Gefäße mit geschmolzenem Wachs zu injiciren, worin es Ruysch zu einer früher nie erreichten Vollkommenheit brachte, sehr gefördert, und es gab fast keinen Theil des Körpers, dessen Gefäße nicht von ihm auf diese Weise näher erforscht wurden. Nicht lange nachher fand Meibom die schon von Casserius gekannten Augenliddrüsen wieder auf; Swammerdam studirte die Aktion der Lungen und beschrieb die Struktur der menschlichen Gebärmutter; Kerckring erläuterte den Prozeß der Ossifikation; Joh. Konrad Brunner u. Konrad Peyer machten sich um die Untersuchung der Darmdrüsen verdient u. s. w. In Frankreich machte gleichzeitig die A. manche Fortschritte. Duverney und Vicussens erwarben sich Verdienste um die Untersuchungen des Gehirns und der Nerven. Auch die vergleichende A., die man in früheren Zeiten nur aus Mangel an menschlichen Leichen einiger Aufmerksamkeit gewürdigt hatte, fing nun an, wieder als eigene Wissenschaft kultivirt und zur Aufklärung und Erweiterung der menschlichen benutzt zu werden. Insbesondere leisteten ihr die damals ins Leben tretenden Societäten, nämlich die Royal Society in London und die Academie des Sciences in Paris, unter deren Aegide sich Nehemia Grew, Eduard Tyson, Samuel Collins, Perrault, Pecquet, Duverney und Mery mit ihr beschäftigten, großen Vorschub. In Italien lebte um 1700 der seit Malpighi's Tod schlummernde Genius der A. in Lancisi, Valsalva und seinen berühmten Schülern Santorini und Morgagni wieder auf. Besonders sind es die Werke des letzteren, welche einen großen Schatz von Bemerkungen aus dem ganzen Gebiete der A. enthalten, und sein wahrhaft praktisches Werk über die pathologische A. enthält einen solchen trefflichen Schatz von Erfahrungen, daß es noch bis jetzt bei allen Aerzten in der größten Achtung steht. Den eben genannten großen Anatomen würdig zur Seite stehen die 1710 bis 1740 lebenden: Winslow, von Geburt ein Däne, Cheselden in London, Monro in Edinburg u. Bernhard Siegfried Albinus in Leyden, dessen Werke wahrhaft klassisch genannt werden können. Einen verdienten Nachfolger fand Albinus in seinem Schüler Albrecht von Haller († 1777), dessen Gelehrsamkeit in der Kenntniß dessen, was Andere geleistet haben, und dessen Vielseitigkeit und Gründlichkeit in seinen eigenen Forschungen Epoche gemacht haben. Sein großes Werk: „Elementa physiologiae" ist für die A. vielleicht eben so bedeutungsvoll als für die Physiologie, u. schließt nicht nur einen unendlichen Reichthum fremder Beobachtungen und Erfahrungen in sich, sondern auch die Resultate vieler schätzbarer eigener Untersuchungen. Bloß in dem Zeitraum, in welchem er Professor in Göttingen war, hat Haller über 400 Leichen zergliedert. Nach ihm erfreute sich die A. der bedeutungsvollen Namen: J. Friedrich Meckel († 1774), Camper in Leyden († 1789), John Hunter († 1793) und sein Bruder William, Kasp. Friedr. Wolf († 1764), Wrisberg († 1808), Mascagni († 1815), Reil († 1813), Bichat († 1802). Letzterer, obgleich er schon in seinem 32. Lebensjahre starb, trug besonders durch die geistvolle Verbindung anatomischer, chemischer und physiologischer Beobachtungen und Versuche viel zur Aufklärung der Natur der verschiedenen Gewebe bei und setzte sich durch seine „Allgemeine A." ein Denkmal, das so lange dauern wird, als überhaupt das Interesse an dem Bau und den Verrichtungen des menschlichen Körpers. Unter den Anatomen der neueren Zeit verdienen ehrende Anführung: Sömmerring, Scarpa, Friedrich Hildebrandt (dessen Handbuch der A. lange als klassisch galt und es unter der Bearbeitung des vorzüglichen noch lebenden Anatomen Ernst Heinr. Weber aufs Neue geworden ist), Rosenmüller, J. Friedr. Meckel der Jüngere, Langenbeck, Tiedemann und M. J. Weber. In der neuesten Zeit hat man sich besonders nach dem Vorgange J. Cuviers wieder mehr der vergleichenden A. zugewendet und vorzüglich die Geschichte der Entwickelung der einzelnen Organe zum Vorwurf zahlreicher Untersuchungen gemacht. Die vorzüglichsten Namen, welche hier genannt werden müssen, sind: Rudolphi, Carus, Tiedemann, Treviranus, Rathke, Bojanus, von Bär, Valentin, Joh. Müller, Rudolf Wagner, Siebold, Stannius u. A. Mehre dieser Männer sind noch im rüstigen Fortschreiten begriffen u. es läßt sich von ihrem Fleiße und ihrem Scharfsinn noch manche ausgezeichnete Frucht für die Wissen-

schaft erwarten. Auch die pathologische A., die seit Morgagni nur wenig Zuwachs erhalten hatte, ist in neuerer Zeit durch Conradi, Matth. Baillie, Lientand, Voigtel, Joh. Friedr. Meckel, Otto, Cruveilhier, Bichat, Gendrin, Lobstein, Albers, Froriep, Hasse, Jul. Vogel, Rokitansky u. A. mannichfaltig bereichert worden. Die Darstellung der A. für Künstler wurde schon unternommen durch Evrard und Genga (1691), in neuerer Zeit durch Lavater (1790), Camper (1792), Salvage (1812), Mascagni (1816), Köck (1822), Gardy (1831), Fischer (1838), Salomon u. Aulich (1841), Berger (1842), Seiler und Günther (1850). Populäre Bearbeitungen der A. lieferten E. Platner, Franque, Volkmann, Buchsenstein, Manschgo u. A. Ueber praktische A. handeln die Werke von Habicot, Lyser, Bartholin, Fabricius, Cassebohm, Pole-Fischer, Bell, Hesselbach, Maygrier, Mayer, Shaw, South, Weber, Lauth und Bock. Die Literatur der Geschichte der A. ist nicht zahlreich. Die besten Handbücher, welche wir kennen, sind: Portals „Histoire de l'Anatomie et de la Chirurgie etc.", Paris 1770—1773, 6 Bde.; A. von Hallers „Bibliotheca Anatomica", Zürich 1774—1777, 2 Bde.; Lauths „Histoire de l'Anatomie", Straßburg 1815; K. Sprengels „Versuch einer pragmatischen Geschichte der Arzneikunde", Halle 1792—1803; Just. Friedr. Karl Heckers „Geschichte der Heilkunde", Berlin 1822, 2 Bde., und Christ. Friedr. Harles' „Versuch einer vollständigen Geschichte der Hirn- und Nervenlehre im Alterthume", Erlangen 1801.

Anatomischer Apparat, der Inbegriff aller Instrumente (Messer, Nadeln, Spritzen rc.) und Substanzen (zum Einspritzen, Bleichen rc.), deren der Anatom bei den Zergliederungen des Körpers und der Aufbewahrung einzelner Theile bedarf.

Anatomisches Besteck, ein Etui, in welchem sich die zum Präpariren nöthigen Werkzeuge, als bauchige und Messer mit geraden Schneiden, Scheere, Haken, krumme Nadeln, Tubulus u. s. w. befinden.

Anatrese (v. Griech.), d. i. Durchbohrung, s. Trepanation.

Anawal, Stadt in der britisch-indischen Provinz Guzerate, 10 Meilen südöstlich von Surate, berühmter Wallfahrtsort der Hindus mit heißen Heilquellen, die jährlich von 100,000 bis 200,000 Kranken und Pilgern besucht werden.

Anaxagoras, der Vater der attischen Philosophie, der Begründer einer neuen vernünftigern Anschauung der Welt und Natur, aus welcher der reine Theismus eines Socrates und Plato unmittelbar entsproß, war 499 oder 500 v. Chr. zu Clazomenä in Jonien geboren. Die Reichthümer, welche ihm sein Vater Hegesibulus hinterlassen hatte, schenkte er seinen Verwandten, um nicht durch die Sorge für das Irdische dem nach Wahrheit dürstenden Geiste Fesseln anzulegen. Um an Wissen, Welt- und Menschenkenntniß sich zu stärken, besuchte er Aegypten und andere für höhere Ausbildung günstige Länder und ließ sich endlich in Athen nieder, wo die größten Geister Griechenlands, wie Euripides, Pericles, Thucydides u. a., sich um ihn sammelten. Wenn auch die Nachricht des Cicero, daß A. ein Schüler des Anaximenes gewesen, weniger Glauben verdient, zumal bei den damit verknüpften chronologischen Schwierigkeiten und verschieden lautenden Berichten anderer Schriftsteller, so ist doch damit unbezweifelt die Beziehung und das Verhältniß des A. zu der frühern jonischen Schule angedeutet, die nun gewissermaßen abgeschlossen erscheint durch die neue Richtung, welche A. der philosophischen Forschung gab, durch den gewaltigen Fortschritt, welchen das Denken durch ihn machte, so wie durch die von ihm ebenfalls bewirkte Uebersiedelung der Philosophie aus Kleinasien nach Hellas. Seit A. wurde Athen, das in so manchen andern Beziehungen schon damals der Mittelpunkt Griechenlands geworden war, dasselbe auch in Hinsicht der Philosophie und der Wissenschaften, ein Ruhm, den die Stadt der Pallas bei allen Wechselfällen des Schicksals bis zum gänzlichen Untergange der heidnischen Bildung sich bewahrt hat. A. erhob sich zuerst von der Anschauung des Absoluten in der Form eines Realen, an welchem die jonische Schule haften geblieben, zu der Idee eines über allem Realen erhabenen, von allem Stoff schlechthin gesonderten, weltbildenden Geistes. Er hat den philosophischen Theismus geschaffen, wenn auch noch einen unvollkommenen, dualistischen, an den Gegensatz des Realen und Geistigen gebundenen, und die späteren hellenischen Philosophen, namentlich Socrates, hatten nur die Idee des anaxagorischen Geistes weiter auszubilden, um ihn auch aus dem Gegensatze zu der Materie zu befreien. Im Anfange, lehrte A., war ein unerschaffener, vollkommen chaotischer Stoff ohne Bewegung und Leben, wovon jeder denkbare, auch unendlich kleine Theil immer noch eine Mischung aller möglichen Substanzen in sich schloß. Die Dinge sind entstanden, indem der ebenfalls unerschaffene Geist eine Gährung und Bewegung der chaotischen Masse bewirkte, und die Homöomerien oder uranfänglichen, ununterscheidbar gleichmäßig gemischten Theile derselben zweckmäßig schied und ordnete. Das natürliche Streben der Materie, ins Chaos zurückzukehren, erzeugt alle Uebel der Welt und ist der Grund, warum alles Sichtbare vergeht. Doch der Geist, aus welchem auch die unvergänglichen Seelen der Menschen und Thiere hervorgegangen sind, und der, ohne Luft oder Feuer oder sonst etwas Materielles zu seyn, als ein für sich bestehendes, ewiges Vernunftwesen (νοῦς) die Welt durchdringt und umströmt, schafft immer wieder, auch aus dem Tode, neues Leben. Nachdem A. so durch den Gedanken einer ewigen Materie und eines ewigen, selbstständigen Vernunftwesens den ersten Schritt zu einer rationellen Weltanschauung gelegt hatte, konnte er auch freier und mit mehr Erfolg, als bisher geschehen war, die Erklärung der Erscheinungen des Himmels und ihrer Ursachen versuchen. Man staunt, wenn man sieht, wie weit er es in dieser Hinsicht brachte, und ist auch Manches in seinen Vorstellungen noch roh zu nennen, so bleibt doch in vielen Dingen sein richtiger Takt und immer seine Erhebung über den

Aberglauben seines Volkes und seiner Zeit wahrhaft bewunderungswürdig. In der Erklärung der Naturerscheinungen brach er neue Bahnen. Er sah im Regenbogen die Brechung der Sonnenstrahlen, Donner und Blitz als Wirkung trockener und warmer Dünste, die sich mit Gewalt durch eine kalte, feuchte Wolke Bahn brechen, erkannte in der Milchstraße die Strahlenbrechung der von der Sonne nicht erleuchteten Sterne, Sonnen- u. Mondfinsternisse für das, was sie sind, und erklärte alle Wahrsagerei und Magie für Täuschung. Der Mond war nach ihm ein bewohnbarer, von Hügeln und Thälern durchzogener Körper, die Sonne dagegen u. die Sterne hielt er für feurige Steinmassen, die durch den rasch um die Erde kreisenden Aether losgerissen, emporgehoben u. entzündet worden seyen, erstere, die Sonne, schätzte er für größer als den Peloponnes. Uebrigens bestritt A. die Wahrheit und Zulänglichkeit sinnlicher Erkenntnisse und hatte die Ansicht, daß uns in der Natur Manches ganz anders erscheine, als es sich wirklich verhalte. Seine Weltansicht brachte den großen Denker in den Verdacht des Atheismus. Er wurde angeklagt und kaum durch Pericles' Einfluß vom Tode errettet. Er ging nach Lampsacus, und † hier 428 v. Chr., nachdem ihn kurz vorher die Athener zum zweiten Male angeklagt und als Perserfreund in seiner Abwesenheit zum Tode verurtheilt hatten. Leben und Lehre des A. kennen wir größtentheils nur aus spätern Schriftstellern, Plato, Aristoteles, Diogenes Laertius, Plutarch und Andern; seine eigenen Schriften, von denen das Werk „über die Natur" im Alterthum sehr gelesen wurde, sind bis auf einige Fragmente verloren gegangen. Diese Fragmente wurden von Schaubach (Leipz. 1827) und Schorn (Bonn 1829) gesammelt. Beiträge zur Erklärung seiner Lehre gaben Carus (Leipz. 1797) und Breier (Berl. 1840). Vgl. Schleiermacher, Ueber A.' Philosophie, Berl. 1815, und J. T. Hemsen, Anaxagoras Clazomenius etc., Göttingen 1821.

Anaxidamus, spartanischer König aus der Familie der Prokliden, im 2. messenischen Krieg.

Anaximander, griechischer Naturphilosoph, der jonischen Schule angehörig, der nächste Schüler des Thales, 610 zu Milet geboren, † 547 v. Chr. A. ging, wie Thales, von einer bewegenden Grundkraft aus, die durch Verdünnung und Verdichtung Alles hervorbringe; doch wenn Thales das Wasser oder die Feuchtigkeit, also ein Reales, als Urprincip und Urgrund aller Dinge angenommen hatte, so that A. in sofern einen bedeutenden Schritt vorwärts, als er den Begriff dieses Urprincips als das Unvergängliche und Unendliche auffaßte, das, aller Bestimmtheit des Endlichen und somit auch jeder Veränderung ermangelnd, selbst als das Unbegrenzte, Bestimmungslose zu denken ist. Daraus geht das Endliche durch Ausscheiden der ursprünglichen Gegensätze des Warmen und Kalten, des Trockenen und Feuchten hervor, wobei der Wärme die bildende und belebende Kraft zukommt. Nach ihm erzeugte die Wärme alle Weltkörper. Die Erde dachte sich A. walzenförmig und anfangs von einem flammenden Kreise dicht umschlossen; letzterer zerfiel jedoch später in mehre Kreise, welche von Luft umgeben wurden, und nur durch einzelne Oeffnungen ihrer Lufthülle das Feuer sehen lassen. Dieses erscheint uns dann als Sonne, Mond und Sterne: alles Ausflüsse vom Licht, Lichtwesen, deren Verehrung er vertheidigt. Außerdem wird dem A. die Idee mehrer Welten, so wie die Erfindung der Landkarten, des Erdglobus oder Erdapfels, der Sonnenuhren u. a. zugeschrieben, woraus wenigstens erhellt, wie Mit- und Nachwelt eine hohe Meinung von seinen Kenntnissen hatten. Seine frühzeitig verloren gegangene Schrift über die Natur ist eins der ersten philosophischen Werke, welche in griechischer Prosa geschrieben wurden. Vgl. Schleiermacher, Ueber die Lehre des A., in den Abhandlungen der berliner Akademie von 1811 (Berlin 1815).

Anaximenes, griechischer Naturphilosoph, der jonischen Schule angehörig, Sohn des Eurystatus aus Milet, geboren zwischen 559 und 527 v. Chr., schloß sich in seiner Lehre, wie Anaximander, an Thales an, fügte aber zu dem urweltlichen feuchten Princip des letztern noch den Begriff des Luftartigen. Er hielt daher den unbegrenzten, stets in Schwingung begriffenen Aether für den Grund und das Lebensprincip der Dinge. Dieser ist, so lehrte er, Bestandtheil der Menschen- und Thierseelen, beherrscht alles Körperliche, umfaßt und durchdringt die ganze Welt und erzeugt durch Verdünnung und Verdichtung die Elemente, Feuer, Wasser, Erde. Der Himmel ist ein fester Körper, an welchem sich Sonne, Mond u. Sterne, durch verdichtete Luft getrieben und von ätherischem Feuer umflossen, um die Erde bewegen, welche selbst platt ist, in der Luft schwimmt und den Mittelpunkt des Universums ausmacht. Die ihm zugeschriebenen Behauptungen, daß das Mondlicht größtentheils aus zurückgeworfenen Strahlen der Sonne bestehe und diese den Erdkörper an Größe 28mal übertreffe, sind wahrscheinlich späteren Ursprunges. A. gilt als Erfinder des Quadranten, des Gnomen oder Sonnenzeigers, und andrer astronomischen Apparate. Vgl. Grothe, De A. vita et physiol., Jena 1689.

Anazarbus (Anazarba), Stadt in Cilicia propria oder Campestris, am Berge Anazarbus und am Fluß Pyramus, führte unter Augustus den Namen Caesarea ad Anazarbum u. ward unter Justinian Hauptstadt von Cilicia secunda unter dem neuen Namen Justinianopolis. Die heutigen unbedeutenden, nur von Räubern bewohnten Ruinen heißen Anazarba od. Navarza, nach Andern Anawahy. A. war der Geburtsort des Arztes Dioscorides und des Oppian. Auf Münzen kommt A. unter den verschieden angeführten Namen ziemlich häufig vor.

Anbetung (Adoration), bezeichnet zunächst eine bei den Morgenländern gewöhnliche Ehrenbezeugung und Begrüßungsart, die darin bestand und im Oriente häufig noch besteht, daß der Grüßende oder Aufwartende sich auf die Kniee warf und mit der Stirne den Boden berührte. Besonders wurden hohe Personen, Könige, Fürsten, Statthalter oder durch Talent und Verdienst ausgezeichnete Männer von ihren Untergebenen, Anhängern und Schülern auf jene Weise geehrt. Die im Alterthum bekannte und oft erwähnte A. der Perserkönige war angeblich von Cyrus einge-

führt worden und erstreckte sich selbst auf ihre Bildsäulen, so wie auf ihre Günstlinge. Der Athenienser Conon verweigerte die Unterwerfung unter jenes Ceremoniell; Alexander der Große aber behielt dasselbe nach der Eroberung des Perserreiches bei. Es erbte fort von Dynastie zu Dynastie durch alle Umwälzungen. Die römischen Kaiser adoptirten das nämliche Ceremoniell; nach ihnen maßten sichs die Päpste an durch den seit dem 9. Jahrhundert bis auf den heutigen Tag geforderten Fußkuß. Aus dem bürgerlichen Leben ging jene Ehrenbezeugung bei Heiden und Juden frühzeitig in den religiösen Kultus über und wurde hier der gewöhnliche Ausdruck des betenden, den Mächten des Himmels sich unterwerfenden Menschen. Die ersten Christen verehrten auf diese Weise, im Gegensatze zum Heidenthum, **nur** den alleinigen Gott, bald aber auch den Gesandten desselben, Jesum Christum. Die A. aller übrigen Personen und Wesen galt den Urchristen als Abgötterei und wurde von den Aposteln gemißbilligt. Lange nachher gelangten zuerst die Engel, dann die Mutter Jesu, dann die Märtyrer und Heiligen zu gleicher Ehre, und man warf sich endlich vor den Bildern derselben, wie vor dem Schöpfer des Universums nieder, obwohl dies mehrfachen Widerspruch erregte und auch von den Freunden der Bilderverehrung nur mit Einschränkungen und Berufung auf die Gleichgültigkeit der äußeren Form gut geheißen werden konnte. Indessen hat die katholische Kirche immer einen Unterschied gemacht zwischen eigentlicher A. (adoratio), welche nur dem höchsten Wesen, dem absolut Vollkommenen gebühre, und dem Dienst (cultus) oder der Verehrung (veneratio), welche auch den Heiligen, als Geistern von relativer Vollkommenheit, gewidmet werden könne. In Folge der Transsubstantiationslehre wurde seit dem 11. Jahrhundert die A. auf einen neuen Gegenstand, auf die Hostie, übergetragen u. von Honorius III. in derselben Art bestätigt, in welcher sie noch jetzt bei der Konsekration und Elevation in der katholischen Kirche Statt findet. Auch bei den Protestanten kommt dieser Gebrauch an vielen Orten noch vor, indem sowohl die Kommunikanten, als besonders die weiß gekleideten Altar- oder Chorknaben bei der Konsekration und Verlesung der Einsetzungsworte des heiligen Abendmahles niederknieen und das Gesicht zur Erde neigen oder mit der Stirne einen andern Gegenstand berühren. Sonst finden sich noch Ueberbleibsel der alten A. in dem Beugen der Kniee und des Hauptes beim Kommen und Gehen aus dem Gottesdienste, beim Aussprechen des Namens Jesu, beim Vortrage der Litanei an Bußtagen zc. In neuerer Zeit ist von Protestanten auch die Liturgie im engeren Sinne, als Gegensatz zu der Predigt gedacht, A. genannt worden. Im engern Sinne wird in der katholischen Kirche die Enthüllung und Verehrung des Kreuzes am Charfreitage Adoration oder A. genannt, wofür eine besondere Liturgie festgestellt ist.

Ancanisium, s. Ancenis.

Ancelot, Jacques Arsane Polycarpe François, französischer Dichter, am 9. Februar 1794 zu Havre, wo sein Vater Greffier am Handelsgericht war, geboren, erhielt hier und in Rouen seine gelehrte Bildung und gründete, nachdem er zuerst einige Baudevilles ohne besondern Erfolg zur Aufführung gebracht hatte, 1819 seinen Ruf durch die Tragödie „Louis IX", die ihm ein Jahrgeld vom König verschaffte. Das Stück „Le maire du palais" zog A. nach der 7. Vorstellung zurück. Auch seine Dramen „Olga" (1828) und „Elisabeth d'Angleterre" (1829) wurden günstig aufgenommen. Mit seiner „Marie de Brabant" (1825), einer epischen Dichtung in 6 Gesängen, betrat er ein anderes Gebiet der Poesie, das er in den „Six mois en Russie" (Paris 1827) und „Les emprunts aux salons de Paris" (das. 1834) wieder verließ. Durch die Juli-Revolution verlor er nicht nur seine Pension, sondern auch die einträgliche Stelle als Bibliothekar am Arsenal, so daß er sich genöthigt sah, das dankbare Feld der Baudevillistik zu bebauen, das aber seinem Dichterruhme kein neues Lorbeerblatt hinzufügte, obwohl ihn die Akademie 1841 als Nachfolger Bonalds wählte. Er † den 9. Sept. 1854 in Paris. Seine „Oeuvres completes" erschienen 1837. Im Jahre 1843 gab er einen poetischen Sittenspiegel unter dem Titel „Familières" in einzelnen Heftchen heraus. Eine seiner neuesten Arbeiten ist „La rue quincompoix" (Paris 1848). Seine Gattin, Virginie oder, wie sie eigentlich heißt, Marguerite Chardon, geboren zu Dijon am 15. März 1792, schrieb mehre gehaltreiche Romane, z. B. „Gabrielle", „Marie" u. „Emerence", die sich durch stylistische Gewandtheit auszeichnen. Sie versuchte sich auch im Baudeville, und zwar mit noch mehr Glück als ihr Mann. Ihr „Théâtre complet" (Paris 1848) enthält 20 Stücke.

Ancenis, Hauptstadt des gleichnamigen Bezirks im franz. Departement Unterloire, hat 3500 Einwohner, treibt Handel mit Wein, Branntwein, Schiffsbauholz, Essig, Getreide, Eisen, hat bedeutende Weißgerbereien, Kanonengießerei u. ein altes Schloß. A. ist das alte Ancanisium, Hauptort der Anconites.

Anceps (lat.), d. i. mittelzeitig, in der lateinischen Prosodik diejenige Sylbe, die sowohl lang als kurz gebraucht werden kann, bezeichnet mit ⏓ oder ⏒. In den Sprachen, in denen die Verse nach den Gesetzen der Quantität gemessen werden, wie in der griechischen und lateinischen, ist die Zahl solcher Sylben nicht groß; in denen aber, wo der Accent maßgebend ist, wie im Deutschen, finden sie sich sehr häufig.

Ancher (Anker), Berndt, dänischer Konferenzrath, einer der gemeinnützigsten und am wohlthätigsten wirkenden Männer seines Vaterlandes, war 1746 zu Christiania geboren. Er studirte zu Kopenhagen, besuchte dann für wissenschaftliche und industrielle Zwecke mehre Länder Europa's u. wandte die hier gesammelten Kenntnisse nach seiner Rückkehr an, um in Norwegen, wo er selbst bedeutende Güter besaß, Industrie, Kunst und Intelligenz aus allen Kräften zu fördern. Während er die Anlegung einer Bank zu Christiania und die Stiftung einer Universität daselbst in Anregung brachte, philosophische Vorlesungen hielt und selbst als Dichter verdienten Beifall fand, gab er zugleich dem Holzhandel Norwegens mit England einen neuen Aufschwung,

Ja 1792 expedirte er eine Ladung norwegischer Erzeugnisse nach Ostindien, ein kostbarer Versuch, der große Opfer von ihm forderte. Sein edler, gemeinnütziger Sinn setzte sich in der Errichtung des Waisenhauses zu Christiania die Krone auf. A. † 1805. Noch durch sein Testament fielen mehre Tonnen Goldes gemeinnützigen Zwecken zu, die er nicht mehr selbst ausführen konnte. Zu Christiania setzte man ihm ein Denkmal.

Anchiale (Anchialus), uralte Stadt in Cilicien, angeblich von Sardanapal gegründet.

Anchieta, Joseph von, der Apostel Brasiliens, wurde geboren 1533 auf Teneriffa, studirte zu Coimbra, ward 1550 Jesuit, ging 1554 als Missionär nach Brasilien. Trotz der größten Beschwerden und Hindernisse gelang es ihm, in diesem unermeßlichen Land viele der wilden Volksstämme zum Christenthume zu bekehren, für die Civilisation zu gewinnen und der portugiesischen Krone zu unterwerfen. Von seinen Indianern unterstützt, half A. bei der Vertreibung der Franzosen aus Rio Janeiro und trug zur Gründung der Stadt St. Sebastian bei. Er † 1597 in dem Flecken Steritibia. Von ihm hat man außer mehren theologischen Werken in lateinischer Sprache eine brasilianische Grammatik: Arte de gramatica da lingoa mais usada na costa do Brasil, Coimbra 1595.

Anchises, Sohn des Capys und der Themis, Enkel des Assaracus, Herrscher in Dardanus, Urenkel des Tros, Geliebter der Venus und durch sie Vater des Aeneas. Nach Homer (in dem Hymnus an die Venus) hatte Venus ihm verboten, das gepflogene Liebesverhältniß weiter zu nennen. Da er aber einst sein Geheimniß ausplauderte und sich des vertrauteren Umgangs der Göttin rühmte, soll er vom Zeus mit dem Blitze getroffen, nach Einigen getödtet, nach Andern gelähmt oder geblendet worden seyn. Von den Pferden, welche Zeus dem Tros für Ganymed geschenkt, raubte er einige dem Laomedon und zog sich aus ihnen sechs Rosse, von denen er zwei dem Aeneas schenkte. Virgil folgt der Sage, welche den A. den Untergang Troja's überleben läßt. Aeneas trägt ihn auf den Schultern weg, u. bedient sich desselben als Rathgeber auf seiner Fahrt auf Sicilien, bis A. in Drepanum stirbt. Er ward auf dem Berge Eryx begraben, und bei der zweiten Ankunft des Aeneas in Sicilien wurden ihm zu Ehren festliche Spiele veranstaltet. Pausanias setzt sein Grab an den Berg Anchisia zwischen Mantinea u. Orchomenus, Dionysius von Halikarnaß nach Italien. Nach eben demselben hatte A. in Segesta auf Sicilien ein Heiligthum.

Anciennetät, Dienstalterfolge, wonach beim Soldatenstande aller Chargen der Aeltere im Dienstgrade den Vorzug beim Aufrücken in höhere Stellen hat. Das Dienstalter wird nach den meisten europäischen Heerverfassungen in allen Subalternoffiziergraden berücksichtigt bis zum Major, wo alsdann die Charakteristik, die mehre oder mindere persönliche Fähigkeit für ferneres Avancement entscheiden soll. Bei Unteroffizieren gilt die A. vom Gefreiten bis zum Feldwebel, wenn nicht besondere Befähigung des jüngern ein Uebergehen des ältern erheischt. So wie überhaupt Anwartschaften auf Staatsdienste (z. B. in Sachsen) nicht ertheilt werden dürfen, so hat auch insbesondere kein Staatsdiener rechtlichen Anspruch auf Aufrückung in höhere Stellen oder Gehalte. Nur die wirklichen Mitglieder der Kollegialbehörden rücken von selbst nach der Reihenfolge ihrer Anstellung in die mit höherer Besoldung verbundenen Rathsstellen auf, in sofern dazu keine besondere Befähigung erforderlich ist. Sowohl im Civil- als Militärstande geht das Avancement durch A. dann verloren, wenn dem Individuum die zur höhern Stelle erforderlichen Eigenschaften fehlen; wenn Alter oder häufige Krankheiten Unfähigkeit voraussetzen lassen, oder wenn es durch ein Vergehen sich der Beförderung unwürdig machte.

Ancillon, eine aus Metz stammende Familie, welche dort frühzeitig sich der reformirten Kirche zuwandte, nach der Aufhebung des Ediktes von Nantes aber zur Auswanderung gezwungen, sich in Berlin niederließ und seitdem dem preußischen Staate mehre ausgezeichnete Männer gab. Die bekanntesten sind: 1) David, Kanzelredner und theologischer Schriftsteller, geboren 1617 zu Metz, studirte in Genf, wurde darauf in Charenton, Meaux und 1653 in seiner Vaterstadt reformirter Prediger und wanderte 1685 nach Deutschland aus. Zuerst Prediger bei der französischen Kolonie in Hanau, erhielt er 1686 einen Ruf als erster Prediger der französischen Kolonie in Berlin, wo er 1692 †.

2) Karl, Jurist und Diplomat, Sohn des Vorigen, den 28. Juli 1659 zu Metz geboren, studirte zu Marburg, Genf und Paris und war 1685 Parlamentsadvokat zu Metz. Nach der Aufhebung des Edikts von Nantes folgte er seinem Vater nach Berlin, wo ihn der Kurfürst zum Gerichtsvorstand bei der französischen Kolonie und 1691 zu seinem Gesandten in der Schweiz ernannte. Von 1695—99 war er in baden-durlachschen Diensten, kehrte aber nach Berlin zurück u. wurde Historigraph des Königs. Er † als Polizeidirektor in Berlin am 5. Juli 1715. Seine „Histoire de l'établissement des Français réfugiés dans les états de l'Electeur de Brandenb.“, Berlin 1690, führte noch viele französische Protestanten zur Niederlassung in Brandenburg. Ferner schrieb er „Reflexions politiques, que la persécution des Reformés est contre les véritables intérêts de la France“, Köln 1685, „L'irrévocabilité de l'édit de Nantes, prouvée par les principes du droit et de la politique“, Amsterdam 1709, „Histoire de Soliman II, empereur des Turcs“, Rotterdam 1706, u. a.

3) Johann Friedrich, geheimer Staats- und Kabinetsminister unter Friedrich Wilhelm III. von Preußen, wurde den 30. April 1767 zu Berlin geboren u. von seinem Vater, der Prediger an der französischen Kirche zu Berlin war, trefflich erzogen. Nachdem er zu Genf die priesterliche Weihe empfangen, besuchte er Paris und war da Zeuge der ersten gewaltigen Scenen der Revolution, die auf den in monarchischer Gesinnung erzogenen A. einen tiefen, höchst widrigen Eindruck machten. Voll Haß gegen Volksemancipation kehrte er 1790 nach Berlin zurück, wurde daselbst bald darauf durch Stimmenmehrheit zum Prediger der französischen Gemeinde erwählt u. 2 Jahre später zum

Professor der Geschichte an der Militärakademie ernannt. Im Jahre 1793 bereiste A. die Schweiz und Frankreich, und nach dieser Zeit traten die Früchte seiner stillen wissenschaftlichen Beschäftigungen, theils in französischer, theils in deutscher Sprache ans Licht. Zuerst erschienen: „Mélanges de litérature et de philosophie" (Berlin 1801, 2 Bde., 2. Ausgabe 1809), und 1803 folgte: „Tableau des révolutions du système politique de l'Europe depuis le 15ième siècle" (4 Bände, neue Aufl. 1824). Eine unmittelbare Folge des letzteren Werks war die Ernennung A.s zum königlichen Historiographen u. zum Mitgliede der berliner Akademie der Wissenschaften (1803). Nach dem für Preußen so unglücklichen Frieden von Tilsit, als es galt, den Staat zu regeneriren und durch weise Reformen vom gänzlichen Untergange zu retten, war A. einer der Männer, welche der König um sich versammelte, um ihren Rath zu hören. Im Jahre 1809 wurde er nach Auflösung des Consistoire supérieur der französischen Gemeinde zum Staatsrathe bei dem Departement des Kultus im Ministerium des Innern und 1810 von der Akademie zum Sekretär der philosophischen Klasse, von dem Könige aber an der Stelle Delbrücks zum Erzieher des damals 15 Jahre alten Kronprinzen (jetzigen Königs) ernannt. Hiermit begann für A. gleichsam ein zweites Leben, indem er, von diesem seinem neuen Wirkungskreise völlig in Anspruch genommen, jetzt das Predigtamt und die Professur aufgab und eine mehr weltlichen Geschäften gewidmete Laufbahn betrat. Die letzte von ihm gehaltene Predigt war die Trauerrede auf den Tod der Königin Louise, die nach ihrem Erscheinen im Drucke wegen ihres beziehungsreichen Inhalts von Napoleon verboten wurde. In den großen Tagen von 1813 und 1814 begleitete er seinen Zögling ins Feld und zog mit ihm von Lager zu Lager überallhin, wohin sich das Kriegsgetümmel wälzte, bis er am 15. Okt. 1814, an welchem Tage der Kronprinz majorenn wurde, seine Verpflichtung als Prinzenerzieher niederlegte. Die eigentliche politische Laufbahn A.s, für die er einen angebornen Beruf zu haben schien, begann 1814, wo ihn der Staatskanzler Hardenberg, welcher damals das Ministerium der auswärtigen Angelegenheiten leitete, zum wirklichen geheimen Legationsrathe beförderte, welche Ernennung ihn veranlaßte, seine Verpflichtungen als Staatsrath beim Departement des Kultus, als Historiograph und Sekretär der Akademie der Wissenschaften niederzulegen. Bei der 1817 erfolgten Errichtung des Ausschusses für die Bearbeitung und Einführung der provinzialständischen Verfassung und des Obercensurkollegiums wurde A. als Mitglied hinzugezogen. Auch ward er zum Mitgliede des Staatsrathes ernannt, als diese oberste Staatsbehörde 1817 ins Leben gerufen wurde. Bei den wiederholten und langwierigen Krankheitsanfällen des Grafen von Bernstorff, der seit 1818 an der Spitze des Ministeriums der auswärtigen Angelegenheiten stand, leitete A. die Geschäfte der politischen Sektion. Durch eine Kabinetsordre aus Teplitz vom 25. Juli 1831 erfolgte seine Ernennung zum Staatssekretär für die auswärtigen Angelegenheiten, eine andere von 1832 machte ihn zum geheimen Staats- und Minister der auswärtigen Angelegenheiten an des kranken Bernstorff Platz. Die Grundsätze, welche A. in diesem Wirkungskreise befolgte, wichen bedeutend und keineswegs glücklich von denen ab, welche man früher befolgt hatte. Preußen trat, unter A.s Ministerium, stets als ein hartnäckiger Gegner des konstitutionellen Princips auf, und in A. offenbarte sich die Sinnesänderung des Königs selbst, der, seinen Zusagen von 1815 entgegen, sich zur unbeschränkten Monarchie hinneigte, in welcher A. aus Ueberzeugung die allein rechte Staatsform erkannte. Auf der andern Seite war A. aber zu aufgeklärt, um nicht ein fester, unerschütterlicher, entschiedener Freund und Beförderer des intellektuellen Fortschritts zu seyn; ja er liebte die Freiheit, sobald er sie außerhalb seiner Ansichten von der Heiligkeit der monarchischen Rechte denken konnte. Daher der anscheinende Widerspruch des Schriftstellers und Ministers, der sich in den spätern Zeiten öfters kund gab. Ein besonderes Verdienst erwarb sich A. mit dem verstorbenen Staatsminister Maaßen durch die Gründung des preußischen, jetzt sogenannten deutschen Zoll- und Handelsvereines, dessen tiefe politische Basis keinem Beobachter der Zeit lange ein Geheimniß bleiben konnte. Bei der Menge und Wichtigkeit der Geschäfte, welche A. während seiner politischen Laufbahn seit 1814 ausführte, bleibt seine fortdauernde schriftstellerische Thätigkeit bewundernswürdig. Politische Fragen, philosophische, literarhistorische, biographische und ästhetische Gegenstände wurden von ihm in solcher Anzahl und mit so großer Gründlichkeit, Umsicht und Kunst behandelt, daß es scheinen könnte, als hätte er nie ein Staatsamt bekleidet, sondern nur für die Presse gelebt. Wie Guizot, so steht auch A. in seinen Schriften stets auf dem Boden der Geschichte, eben so weit von unphilosophischer Denkweise entfernt, als von unvollkommenen, unfruchtbaren Theorien, die in ihr Nichts zerfallen, wenn man sie ins praktische Leben einzuführen versucht. Außer vielen akademischen und politischen Abhandlungen, die meist durch das Bedürfniß des Augenblickes hervorgerufen wurden, sind wichtig: „Ueber Souverainetät und Staatsverfassung" (Berlin 1816), „Ueber Staatswissenschaft" (das. 1816) und „Ueber Glauben und Wissen in der Philosophie" (das. 1824), „Nouveaux essais de politique et de philosophie" (das. 1824, 2 Bde.), „Ueber den Geist der Staatsverfassungen und dessen Einfluß auf die Gesetzgebung" (1825), „Pensées sur l'homme, ses rapports et intérêts" (1829), „Zur Vermittelung der beiden Extreme in den Meinungen" (1828 und 1831, 2 Bde.), das beste und letzte Werk A.s, welches er einem Schnellschreiber in die Feder diktirte. Bei seinem Tode fand man noch einen großen Vorrath von Manuskripten historischen und politischen Inhalts. Doch hatte der scheidende Greis seinen Testamentsvollstreckern die Pflicht auferlegt, seine Manuskripte und Korrespondenz sämmtlich dem Feuer zu übergeben. A. † den 19. April 1837 nach kurzem Krankenlager im 70. Lebensjahre. Er war dreimal verheirathet, blieb aber ohne Kinder u. schied als der letzte u. größte seiner Familie. A.s Persönlichkeit war liebenswürdig u. der Ausdruck eines humanen, hochgebildeten Geistes. Seine Bescheidenheit wünschte immer nur als ein Werkzeug zu gelten, das nach Erreichung des

Zweckes, zu welchem es gedient, den Augen des Zuschauers wieder entzogen werde. Hieraus läßt es sich auch erklären, warum er, dem alle Waffen der scharfsinnigsten Dialektik und eines unerschöpflichen, schlagenden Witzes zu Gebote standen, auf die heftigsten Kritiken seiner Werke zu keiner Zeit ein einziges Wort zu deren Berichtigung oder Widerlegung öffentlich vernehmen ließ. Mit einem unerschütterlichen, man möchte sagen, eisernen Willen in allen amtlichen Beziehungen verband er die Weichheit des Herzens eines Kindes. Jeder Hülfsbedürftige fand bei ihm Theilnahme und Hülfe, während er der Schrecken nachlässiger und pflichtvergessener Beamten war, gegen welche sich sein Herz dem Mitleid eben so verschloß, wie gegen die faktischen Gegner seiner politischen Ueberzeugungen und der einmal geltenden Ordnung im Staate. Rechtschaffenheit war ein Grundzug seines Wesens. Nepotismus war ihm bis in die tiefste Seele zuwider, und niemals wurden Verwandte und Freunde von ihm amtlich bevorzugt. Mit den Staatsgeldern ging er haushälterisch um, im vollen Gegensatz zu seiner persönlichen Freigebigkeit. Neben so vielen großen und guten Eigenschaften wohnte in A. tiefe, ächte Religiosität. Ueber A.s politische Grundsätze und ihre Wirksamkeit als Staatsmann hat die Gegenwart bereits entschieden. Der Streit der Principien welcher die Zeit entzweite, war schon sehr frühzeitig bis zu ihm gedrungen, und er hatte sich seine Partei bald gewählt, der er bis zu seinem Tode mit unverbrüchlicher Treue und aus voller Ueberzeugung anhing. Er war der Mann der absoluten Monarchie, Legitimität galt ihm über Alles. Sie war in seinem Auge die allein reine u. wahre Quelle, aus der das Glück und Heil den Völkern fließen müsse, und alle jener Quelle fremden Bestrebungen waren ihm verdächtig und zuwider. Welchen Antheil indessen A. an jenen bodenlosen Deduktionen gehabt hat, wodurch man in der Welt der Meinung Halt und Allgemeinheit zu geben trachtete, als sey der König sein der Nation gegebenes Versprechen einer Konstitution zu halten nicht verbunden, ist nicht ermittelt worden; daß ihm aber der Parteihaß einen viel größern zuschrieb, als sich je erweisen dürfte, ist schon aus dem ehrenwerthen Charakter A.s als gewiß zu folgern, der sich niemals herablassen konnte, niedrige Kunstgriffe zu gebrauchen, um Grundsätzen u. Ansichten Anhang und Geltung in der öffentlichen Meinung zu verschaffen, denen er aus Wahl und innerer Ueberzeugung treu und männlich anhing, die er nie verbarg, und welche er nur mit offenem Visir vertrat und vertheidigte.

Anckarström, Johann Jakob von, Mörder Königs Gustav III. von Schweden, geboren 1761, war der Sohn eines schwedischen Obristlieutenants, Page am königlichen Hofe, dann Fähndrich bei der Leibgarde. A. zeigte schon früh einen widrigen Charakter, voller Vermessenheit und aristokratischen Stolzes, dessen ganzen Haß sich der König durch sein Streben nach Unumschränktheit und Unterdrückung des anmaßenden Adels zuzog. Dieser Haß war im russischen Kriege, den Gustav führte, die Veranlassung, daß A. sich 1789 als verabschiedeter Offizier in eine Verschwörung ein ließ, um den Feinden des Vaterlandes die Eroberung von Finnland zu erleichtern. Die Untersuchung, in welche er deshalb gerieth, wurde zwar auf Befehl des Königs niedergeschlagen, aber gegen den Willen A.s, der nicht Gnade, sondern Recht verlangte und rachsüchtig Stockholm verließ. Im Jahre 1790 dahin zurückgekehrt, verband er sich mit mehren Unzufriedenen vom Adel zur Ermordung des allerdings immer eigenmächtiger auftretenden Königs. Die Grafen von Ribbing und von Horn stritten sich mit A. um die Vollbringung der gräßlichen That. Das Loos entschied für A., der am 16. März 1792 auf einer Maskerade im Schlosse zu Stockholm den König erschoß. A. wurde verhaftet, gestand sein Verbrechen weigerte sich aber standhaft, die Mitverschwornen zu verrathen. Furchtlos u. ohne die geringste Reue über seine That zu empfinden, bestieg er den 27. April das Schaffot, nachdem man ihn vorher mehre Tage mit Ruthen gepeitscht hatte. Die Grafen Horn, Ribbing und der Oberst Lilienhorn wurden für immer des Landes verwiesen.

Anckarsvärd, 1) Michael, Graf von, schwedischer Generallieutenant und Reichstagsmarschall, 1749 geboren, war der Sohn eines bürgerlichen Bergwerksbesitzers in Westermanland, diente im siebenjährigen Kriege als Sergeant beim schwedischen Heere und stieg bis zum General, Grafen und Reichsmarschall empor. Als Oberst bei den Seetruppen im finnischen Kriege entwarf er 1790 den Plan zur Expedition gegen Petersburg. Der Seesieg bei Svenskfund war größtentheils sein Werk. Er † 1839.

2) Karl Henrik, früheres Haupt der Opposition in Schweden, ältester Sohn des Vorigen, ward den 22. April 1782 zu Sveaborg geboren, widmete sich anfangs dem Militärdienste, ward 1803 Major und Oberadjutant bei Armfeld und darauf bei Cederström. Während des politischen Gewirres, in welches Schweden durch die Leidenschaftlichkeit und beispiellose Taktlosigkeit Gustavs IV. gerathen war, diente A. dem General Grafen Adlersparre als Adjutant und wurde von diesem in die Konspiration von 1809 gezogen, durch welche das Haus Wasa den schwedischen Thron verlor. Bei Eröffnung des Feldzugs gegen Frankreich von 1813 folgte A., der bald nach der schwedischen Thronrevolution zum Obristen avancirt war, dem damaligen Kronprinzen nach Deutschland. Der Ueberzeugung voll, daß die Verbindung mit Rußland, dem Erbfeinde Schwedens, letzterem nur Unheil bringen könne, eröffnete er dem Kronprinzen in einer bescheidenen, aber bestimmt gehaltenen Zuschrift (die er 20 Jahre nachher veröffentlicht hat) seine desfallsige Ansicht und rieth zum Anschluß an Frankreich. Diese Vorstellung hatte A.s sofortige Entlassung aus dem Militärdienste zur Folge. Er kehrte nach Schweden zurück und lebte bis 1817 wenig bemerkt auf seinem Gute Karlslund in Nerike. Im genannten Jahre aber begann A.s parlamentarische Bedeutsamkeit, indem er, anfangs unter dem Grafen Schwerin, später selbst als Haupt der Opposition gegen die Regierung auftrat. Mit einer schönen männlichen Gestalt und der klangvollsten Stimme begabt, des höchsten Feuers voll, ob vorbereitet oder auf augenblickliche Veranlassung, stets gleich beredt, war A. der gefährlichste Gegner der Regierung, deren

Maßregeln er mit wahrem Fanatismus befehdete. Ihm fehlte dagegen jene politische Durchbildung und gründliche Einsicht in den Organismus des Staatshaushaltes, ohne welche weder Talent noch Eifer bleibende Erfolge erreichen können. Von seinem persönlichen Hasse gegen das Gouvernement hingerissen, verletzte A. nicht selten die Würde des Reichstages, ja selbst des gewöhnlichen Anstandes, und als er später besonnener geworden war, sah er sich von einem großen Theil seiner Partei verlassen. Als A. endlich 1829 den Reichstag plötzlich verließ, weil er nicht zum Vorstande des Konstitutionsausschusses gewählt worden war, brach von allen Seiten der Sturm über ihn los; man beschuldigte ihn der politischen Untreue, des Verraths an der Freiheit. A. antwortete 1833, in einer besondern Broschüre, in welcher er seine politischen Grundsätze und sein ganzes öffentliches Leben darstellte, ohne jedoch das Geschehene dadurch vergessen zu machen. Mehr hob ihn das, was er 1834 auf dem Reichstage leistete, wieder in der Achtung der Liberalen. Er trat hier mit neuen Konstitutionsideen und Reformprincipien auf, indem er auf nichts Geringeres als auf totale Umgestaltung der seiner Ansicht nach höchst mangelhaften Landesrepräsentation drang. Unter allen vier Ständen erhob sich die heftigste Diskussion, und die Folge war, daß der König, als er am 27. Mai 1835 den Reichstag aufhob, in seiner Abschiedsrede eingestand, das Repräsentationssystem bedürfe allerdings der Verbesserung, und wesentliche Modifikationen sollten künftig eintreten. Gemeinschaftlich mit dem Rechtsgelehrten Richert gab A. später einen Vorschlag zu einer verbesserten Nationalrepräsentation heraus, den A. auch auf dem Reichstage von 1839, an dem er als Vorstand des Konstitutionsausschusses Theil nahm, vorbrachte, der aber als zu aristokratisch keinen Eingang fand.

Ancliff, Städtchen in der engl. Grafschaft Lancaster, eine Stunde von Wigan, mit einem merkwürdigen **Brunnen**. Aus dem kalten, geruchlosen Wasser kommt Schwefeldunst, der, durch ein Licht entzündet, an der Oberfläche des Wassers mehre Stunde brennt und eine Siedhitze erzeugt. Aus dem Brunnen geschöpft, verliert das Wasser die Wirkung.

Ancona, früher ein selbstständiger Theil Mittelitaliens, zwischen dem adriatischen Meere und den Apenninen, in der Ausdehnung vom Tronto bis nordwestlich an St. Marino, ungefähr 172 □M. groß, gebirgig, waldig, reich an Südfrüchten, jetzt zum Kirchenstaate gehörig und in die Delegationen Ancona, Fermo, Ascoli, Camerino getheilt, zusammen mit 750,000 Einwohnern. An der Küste sind von Strecke zu Strecke Thürme, ehemals zum Schutze gegen die Seeräuber erbaut. Die **Mark A.** entstand unter der Herrschaft der Longobarden, welche nach Eroberung dieser Gegenden daselbst einen Markgrafen als Statthalter einsetzten. Später ein Theil des Herzogthums Spoleto, wurde sie von Kaiser Heinrich III. 1052 dem Markgrafen Guarner I. (Werner) zu Lehen gegeben u. nach diesem Marca Guarneri benannt. Während der Streitigkeiten der Hohenstaufen mit den Päpsten gerieth auch die Mark A. in die traurigste Verwirrung, in deren Folge sich die meisten Städte unabhängig machten oder Roms Schutz suchten und dafür dem Papste einen jährlichen Tribut zahlten. Diese Oberhoheit Roms befestigte sich in der Folge, trotz des Widerstandes mancher Kaiser, immer mehr, bis endlich Rudolf von Habsburg 1274 in dem Vertrage mit Gregor X. das streitige Land dem Kirchenstaate gänzlich überließ. Die Markgrafen von A. waren von jetzt an nur päpstliche Statthalter. Im J. 1808 wurde die Mark von Napoleon zum Königreiche Italien geschlagen und in die Departements Metauro, Musone und Tronto getheilt; 1815 kehrte sie wieder unter päpstliche Hoheit zurück. Die jetzige **Delegation A.** ist ein Theil der Mark A., am adriatischen Meere, umfaßt 25 □M. mit 160,000 Einwohnern. Sie wird von den Flüssen Potenza, Muscione, Esino u. a. bewässert und erzeugt Getreide, Südfrüchte, Seide. Die **Hauptstadt A.**, der Haupthandelsplatz der Mark und Delegation A., 311 geogr. Meilen von Sinigaglia, 3 geogr. Meil. von Loreto, 30 geogr. Meilen nordöstlich von Rom, auf einer zwischen dem Vorgebirge Monte San Ciriaco und Monte Guasco liegenden Landzunge am adriatischen Meere, ist amphitheatralisch gebaut u. hat eine sehr starke Citadelle (die Befestigungen der Stadt selbst wurden 1815 traktatmäßig geschleift) und den besten Hafen des adriatischen Meeres, der schon 1732 durch Papst Klemens XII. zu einem Freihafen erklärt wurde und jetzt immer noch, trotz seiner Vernachlässigung und Verschlämmung, von etwa 1300 Schiffen jährlich besucht wird. Die Stadt hat etwa 33,000 Einwohner (darunter 6000 Juden und viele Griechen), ist alt und schlecht gebaut, mit krummen, engen, bergigen Straßen u. entspricht den Erwartungen nicht, welche ihr prächtiger Anblick vom Meere aus erregt. Der 2000 Fuß lange und 68 Fuß breite Molo (Hafendamm) ist ein bewundertes Werk aus der Römerzeit. Am Anfang desselben steht der berühmte Triumphbogen Trajans, wohl erhalten, und etwas weiterhin ein zweiter, auch prächtiger, zu Ehren des Papstes Benedikt XIV., welcher den Molo ausbessern und verlängern ließ. Am Ende desselben steht eine Warte, von deren Zinnen eine herrliche Aussicht entzückt. A. ist der Sitz eines Bischofs, eines Appellationsgerichts u. des päpstlichen Delegaten. Ausgezeichnete Gebäude sind Börse, Rathhaus, Dominikanerkirche (mit Gemälden von Tizian, Guercino und trefflichen Skulpturen an Mausoleen) u. der päpstliche Gouvernementspalast. Auf der Spitze des Vorgebirges, wo sonst ein Venustempel stand, erhebt sich die Kathedrale des heiligen Cyriacus mit der unverwesten Leiche dieses Heiligen und kostbaren Gemälden von Lippi, Guercino ꝛc. Handel und Gewerbe sind lebhaft. Es blühen Seiden-, Tauwerk-, Tabak-, Leder-, Oelseife-, Papier-, Bleiweiß-, Zucker-Fabriken, Wachsbleichereien und Hutmanufakturen. Der Handel ist meist in den Händen der Juden. Hauptgegenstände desselben sind: zur Einfuhr Getreide aus Rußland (den Häfen des schwarzen Meeres und von Taganrog), Tabak und Getreide aus Ungarn, Kolonialwaaren von Triest und aus England. Ausgeführt werden Fabrikate der Stadt, Mais und

Hülsenfrüchte, Seide, Mandeln, Honig, Wachs, Wolle, meist nach England. Der Verkehr ist besonders mit dem schwarzen Meere, mit Triest, Venedig, Livorno und Marseille lebhaft. In A. wohnen Konsuln von Griechenland, Dänemark, Frankreich, Großbritannien, Belgien, Lucca, den Vereinigten Staaten von Nordamerika, Holland, Portugal, Rußland und Polen, Sardinien, Schweden und Norwegen, beiden Sicilien, Spanien, Toskana. — A. wurde von unzufriedenen Syrakusanern, die vor der Zwingherrschaft des ältern Dionysius flohen, um 392 v. Chr. zwischen zwei in die See vorspringenden und sich gegen einander krümmenden Vorgebirgen (daher der Name, der im Griechischen der Ellbogen bedeutet) angelegt. Unter den Römern, welche nach Unterwerfung der Umbrier auch A. besetzten, ward die Stadt zur Kolonie und Hauptstadt von Picenum erhoben. Durch Handel und Gewerbthätigkeit (Purpurfärbereien) gelangte sie bald zu großem Wohlstande, besonders nachdem die Hafenanlagen durch Trajan erweitert und vollendet worden waren. In der Zeit der Völkerwanderung ward A. eine Beute der Gothen, später der Longobarden. Als Hauptort der von diesen errichteten Mark A. spielte die Stadt in der Folge wieder eine wichtige Rolle; unter den Hohenstaufen erklärte sie sich für unabhängig und wußte als Republik lange Zeit hindurch alle Unterjochungsversuche abzuwehren. Aber 1532 verlor A. nach mehrmaligem Herrschaftswechsel seine Freiheit gänzlich durch die List des römischen Generals Gonzaga, der im Auftrage des Papstes Klemens VII. sich der Stadt unter dem Vorwande, sie gegen die Türken beschützen zu wollen, bemächtigte und die Citadelle anlegte. Im Jahre 1766 nahmen die Franzosen A. durch Kapitulation. Im Jahre 1799 ward es nach tapferer und langer Vertheidigung von Seiten des französischen Generals Meunier durch die Oesterreicher u. Russen unter dem österreichischen Feldmarschall Fröhlich erobert. Im J. 1805 wurde A wieder von Napoleon besetzt, 1808 zum Departement Musone des Königreichs Italien geschlagen, 1813 nach Vertreibung des französischen Generals Barbon von den Neapolitanern behauptet, 1815 endlich dem Papste zurückgegeben. Am 22. u. 23. Febr. 1832 nahmen die Franzosen, ohne den Papst darum zu fragen, unter dem Vorwande die Ruhe u. Ordnung in den päpstlichen Staaten herzustellen, die Stadt mitten im Frieden durch Ueberfall ein und A. blieb seitdem, trotz aller Protestation von Seiten des Papstes, bis zum Dec. 1838 unter dem Kommando des Generals Cubières in den Händen der Franzosen. Der eigentliche Zweck Frankreichs bei dieser Okkupation war, den Einfluß Oesterreichs im Kirchenstaate zu paralysiren, nachdem das französische Ministerium bei der Besetzung der insurgirten römischen Marken 1831 durch die Oesterreicher vergeblich gegen diese Intervention protestirt hatte. Vom 24. Mai bis 19. Juni 1849 ward das mit einer revolutionären Besatzung versehene A. von den Oesterreichern unter Wimpffen belagert und nach heftigem Bombardement zur Kapitulation genöthigt.

Ancre, Baron von Lussigni, Marschall d', eigentlich **Concino Concini**, der berüchtigte Günstling Maria's v. Medici. Er stammte aus guter Familie im Florentinischen und begleitete Maria von Medici nach ihrer Vermählung mit Heinrich IV. von Frankreich 1600 an den franz. Hof, wo er sich der häßlichen, aber klugen u. am Hofe Einfluß habenden Kammerfrau Mariens, Eleonore Galigai, antrauen ließ. Beide Gatten machten es sich zum Geschäft, das Mißverständniß zwischen der Königin und ihrem Gemahle zu vergrößern. Nachdem Heinrich IV. unter Ravaillacs Dolch 1610 gefallen und Maria bis zur Mündigkeit ihres Sohnes, Ludwigs XIII., Reichsregentin geworden war, bemächtigte sich der Günstling sogleich der Staatsgewalt. Die Regentin ernannte ihn zum Marquis von A., Statthalter von Amiens, Peronne, Montdidier und Roye, Großstallmeister, ersten Kammerherrn des Königs und, obgleich er fast nie ein Heer gesehen hatte, 1614 zum Marschall von Frankreich. Von mehr als 30 hohen Chargen, die er als Sinekuren begleitete, bezog er jährlich 2 Millionen, die ihm geschenkten Güter und Kostbarkeiten betrugen außerdem über 3 Millionen in wenigen Jahren. A. erregte durch seine Verwaltung nicht nur die Indignation des Volks, sein Stolz empörte auch die französischen Großen und diese machten 1614 zu seinem Sturze unter der Leitung der Herzöge von Bouillon, Mayenne, Nevers, Longueville u. des Prinzen Condé einen Aufstand, den jedoch schon am 14. Mai der Friede von Menehould mit einer Amnestie u. mit der Zusage beendigte, daß man, um jede Beschwerde zu heben, die Reichsstände versammeln wolle. Auch als Ludwig XIII. für volljährig erklärt worden war, behielt A. seinen Einfluß und fuhr, trotz der Vorstellungen der versammelten Reichsstände, nach der Entlassung derselben in seiner unverständigen und heillosen Verwaltung fort. Indeß waren neue Unruhen ausgebrochen, diesmal ganz unter Condé's Leitung, mit welchem sich unter Herzog Rohan ein Theil der Hugenotten verband. Zwar wurde 1616 Friede gemacht, da aber Condé fortwährend Alles aufbot, um wo nicht die Königin Mutter, so doch ihren Günstling zu stürzen, so kam ihm dieser zuvor. Eine Lettre de cachet schickte Condé in die Bastille. Zwar bildete sich jetzt ein allgemeiner Bund der Großen gegen die Regierung; allein nicht von dieser Seite kam dem gehaßten Florentiner der Untergang. Ein unbedeutender Edelmann, Luines, der dem von ernsten Geschäften fern gehaltenen König mit allerlei Spielwerk die Zeit vertreiben mußte, war mehrmals Zeuge des Uebermuthes, womit der Marschall die Umgebungen des Monarchen u. diesen selbst behandelte. Empört darüber, benutzte er mit seinen Genossen dergleichen Vorfälle, um den beschränkten u. daher mißtrauischen Ludwig gegen A. einzunehmen u. ihm den Verdacht beizubringen, der Günstling wolle ihn, im Einverständnisse mit der Königin Mutter, aus dem Wege räumen. Ludwig befahl, seiner würdig, nicht A. zu richten, sondern zu ermorden. Als A. am 24. April 1617 ins Louvre trat, legte der Befehlshaber der Leibwache Hand an ihn, und der Schuß eines Gardisten streckte ihn zu Boden; sein Leichnam wurde der Wuth des Volkes preisgegeben, das ihn an der Statue Heinrichs IV. verbrannte. Seine Gattin wurde bald darauf vom

Parlament als Jüdin und Hexe zum Tode verurtheilt. A.'s Güter wurden konfiscirt und an andere Günstlinge vergeudet. Das Meiste erhielt sein Nachfolger, der bald allmächtige Günstling Luines.

Anculi und **Anculä**, bei den Römern Schutzgötter und Schutzgöttinnen der Sklaven und Sklavinnen.

Ancus Marcius, nach der Sage Sohn der Tochter Numa's, der Pompilia, und des Marcius, 4. König von Rom, 116—140 der Stadt, 638 bis 614 v. Chr. Eingedenk des großväterlichen Ruhmes, suchte A. den unter Tullus Hostilius vernachlässigten öffentlichen Gottesdienst, wie er von Numa geordnet war, wieder herzustellen und die Römer dem Ackerbau und friedlichen Gewerben zuzuwenden. Ungern, aber siegreich führte er Krieg gegen die Latiner, die er besiegte und nöthigte, sich auf dem aventinischen Hügel anzusiedeln. Außerdem soll A. das Janiculum jenseits der Tiber als Vormauer gegen die Etrusker befestigt und durch eine hölzerne Brücke mit der Stadt in Verbindung gesetzt haben; besonders wichtig aber war die unter A. erfolgte Ausdehnung des römischen Gebietes bis zur Tibermündung und die Gründung Ostia's als Hafenstadt von Rom. A. † nach 24jähriger Regierung und hinterließ 2 unerwachsene Söhne, welche durch ihren treulosen Vormund Tarquinius Priscus um die Nachfolge betrogen wurden, sich aber später durch die Ermordung desselben dafür rächten.

Ancyra, s. Angora.

Ancyranam marmor, s. Angora.

Ancyras, syrische 12—14 engl. Meilen lange, niedrige Bergkette im Paschalik Akkum. Ihre Bewohner (Ancyras) sind thätige, arabisch sprechende und unter Priestern stehende, dem Pascha von Akre tributäre Mohammedaner von eigenthümlichen Religionsansichten u. voll fanatischen Aberglaubens. Während der Verwaltung Syriens unter Ibrahim Pascha wurde die Bevölkerung, in Folge versuchten Aufstandes, auf das Härteste bedrückt und Viele wanderten aus.

Andacht, die Richtung der Gedanken auf irgend einen Gegenstand, um dadurch Etwas kennen oder besser verstehen zu lernen, besonders die Richtung der Gedanken auf Gott und göttliche Dinge, in der Absicht, sich zu erbauen, d. h. an religiöser Erkenntniß, Erhebung des Gemüthes und Liebe zum Guten zu gewinnen. A. in dieser gewöhnlicheren Bedeutung setzt wahre Frömmigkeit voraus, ist aber zugleich ein kräftiges Beförderungsmittel derselben und zeigt sich stets in der ungetheilten Aufmerksamkeit, womit man auf das, was sich auf das Göttliche bezieht, z. B. beim öffentlichen Gottesdienste auf den Inhalt des Gesanges, der Predigt und der Gebete achtet. *Andachtsübungen* sind in diesem Sinne Gebet, Gesang und öffentliche Gottesverehrung überhaupt, *Andachtsbücher (Gebetbücher, Erbauungsschriften)* aber solche Schriften, welche die Beförderung und Leitung religiöser A. bezwecken, bei Andachtsübungen als Hülfsmittel zu gebrauchen sind und einen dazu passenden Inhalt haben. Das dem Menschen natürliche Bedürfniß religiöser A. hat von jeher eine Menge solcher Schriften hervorgerufen. Unter den ältern ist die berühmteste und segensreichste das Buch „Von der Nachahmung Christi" (De imitatione Christi), dessen Verfasser noch immer, nach vielen darüber gewechselten Streitschriften (von Barbier, Paris 1812, Gregory, Paris 1827 u. Sulzbach 1832, J. P. Silbert, Wien 1828), ungewiß ist und bald in dem bekannten Thomas Hemerken aus Kempen, bald, und vielleicht mit mehr Wahrscheinlichkeit, in dem Benediktinerabte Joh. Gerson von Cabaliaca, zwischen 1220 und 1240, gefunden wird. Einen fast gleichen Ruf und Begehr genießt „Arndts wahres Christenthum", von 1605 an bis auf die neueste Zeit unzählige Male aufgelegt, oft in Prachtausgaben. Auch Scrivers „Seelenschatz", mit beigefügten Beispielen aus der Geschichte (Leipzig 1704, 1737 u. a.), Heinr. Müllers geist- und phantasiereiche „Geistliche Erquickungsstunden", herausgegeben von Rußwurm (Lüneburg 1831) und Lubachs „Gebetbuch" haben in weiten Kreisen manches Gute gestiftet und dienen noch jetzt Vielen zur Erbauung. In der neueren und neuesten Zeit ist die Literatur der Andachtsschriften nicht zurückgeblieben; sehr viele und darunter die berühmtesten Theologen beschäftigten sich mit Abfassung derselben, während freilich auch eine große Anzahl Unberufener sich zu dem Geschäfte, dem Volke geistliche Nahrung darzureichen, drängten. Sturms „Unterhaltungen mit Gott in den Morgenstunden" und dessen „Morgen- und Abendandachten für jeden Tag in der Woche" haben seit ihrem Erscheinen in der letzten Hälfte des vorigen Jahrhunderts zahlreiche Auflagen erlebt; ebenso Rosenmüllers gleichnamige Schrift (7. Aufl., Leipz. 1820), ferner Mg. Roos' „Christl. Hausbuch mit Morgen- und Abendandachten für das ganze Jahr" (zuletzt Nürnberg 1821), und Küsters „Christl. Hausaltar" (4 Aufl., Berlin 1821). Fast noch gesuchter sind Joh. Goßners stereotypirtes „Schatzkästlein" (Leipz. 1825 und 1830, 2 Bdch.), sowie Witschels „Morgen- und Abendopfer in Gesängen" (zuletzt herausgegeben von Seidel, Sulzbach) 1828. Bemerkenswerth ist auch Deresers „Großes biblisches Erbauungsbuch (oder deutsches Brevier) für katholische Christen auf alle Tage des Kirchenjahres" (Heilbronn 1816—1820, 4 Bde.). Auf specielle Bedürfnisse besonderer Klassen von Lesern ist Rücksicht genommen von Marezoll, „Andachtsbuch für das weibliche Geschlecht" (zuletzt Leipz. 1817, 2 Thle.), von Ehrenberg, „Andachtsbuch für Gebildete des weiblichen Geschlechts" (zuletzt Leipz. 1826, 2 Bde.), von Niemeyer, „Beschäftigungen der Andacht und des Nachdenkens für Jünglinge" (Halle 1803) und „Uebungen der Andacht und des Nachdenkens für Jünglinge auf Schulen" (1808), von Dapp, „Gebetbuch für christliche Landleute" (Zürich 1799), von Arndt „Katechismus für den deutschen Kriegs- und Wehrmann rc." (Berlin 1814), von Fest, „Kleine Biobliothek für Leidende" (Lpz. 1795), ingl. von Pietzsch, „Erbauungsbuch für Kranke" (Lpz. 1804) u. Niemeyer „Philotas" (Lpz. 1808, 3 Theile). Außerdem waren in diesem Literaturfache zum Theil mit sehr glücklichem Erfolge thätig: F. W. Ph. Ammon, Bogatzky, G. W. Caspari, Cramer, C. G. Ernesti, Ewald, Feddersen, Gelpke, H. D. Hermes, Hüffel, Hundei-

ker, Johannsen, Kosegarten, Lavater, Marheinecke, Pöhlmann, Ribbeck, Salzmann, Schottin, Spieker, Stark, Taylor, de Wette, Wilmsen, Würkert, Zollikofer, v. Schenk, Seiler, v. Stolberg, v. Weber, Dinter, Tiede, Tittmann, Schmalz u. a. Das berühmteste und verbreitetste Andachtsbuch der Neuzeit sind unstreitig die „Stunden der Andacht ꝛc." von Zschokke (s. d.). Als ein vortreffliches Buch dieser Gattung machte sich auch geltend „Der christliche Familientempel" (Hildburghausen 1832, 6 Bde., u. ö.). **Andächtigkeit** heißt die Gewohnheit, sich gern in die Stimmung der A. zu versetzen, und in diesem Sinne wurde früher das Wort andächtig als Ehrenbenennung solchen Personen beigelegt, bei denen man wegen ihres Amtes einen besonderen Beruf zur A. voraussetzte, wie den geistlichen Kurfürsten und Doktoren der Theologie, welche letzteren mit der Anrede: „Ehrwürdige, in Gott andächtige Herren" beehrt wurden. Jetzt gibt es nur noch in den Kirchen „andächtige Zuhörer", d. h. solche, deren Aufmerksamkeit nicht bloß auf die Predigt, sondern mit und während derselben auch auf Gott gerichtet ist, weshalb sie auch „in Gott Andächtige" heißen. **Andächtelei** ist die falsche, unrechte A., die dann Statt findet, wenn man entweder bloß andächtig scheinen will, oder die A. übertreibt und ihr höhere Pflichten nachsetzt und aufopfert, oder endlich, wenn man die Andachtsübungen pedantisch, ohne rechten Ernst und Verstand verrichtet. Alle drei Merkmale sind bei dem vollkommenen **Andächtler** zusammen, bei vielen aber auch nur einzeln vorhanden, in welchem Falle vorzüglich die heuchlerische A. Andächtelei genannt wird.

Andalusien, spanisches Königreich, ein Theil des römischen Bätica, das **Vandalitia** oder **Vandalusia** zur Zeit der Vandalenherrschaft, einst als Verein der mächtigen Königreiche Sevilla, Jaen und Cordova die letzte Stütze der Mauren in Europa, bildet jetzt eine Kapitanerie im südlichsten Theile Spaniens, welche einen Flächenraum von 1280 □M. einnimmt, 1849 gegen 2,746,000 Einwohner zählte und aus den 8 Provinzen Sevilla (mit 42,000 Einwohnern), Cadir (358,446 Einw.), Huelva (153,462 Einw.), Cordova (348,956 Einw.), Jaen (307,410 Einw.), Granada (427,250 Einw.), Almeria (292,334 Einw.) und Malaga (438,000 Einw.) besteht. A. liegt zwischen $10^1/_2$ bis 16^0 östlicher Länge u. zwischen 36 bis $38^2/_3{}^0$ nördlicher Breite u. grenzt im Norden an Estremadura und Neukastilien, im Süden an das atlantische und mittelländische Meer, im Osten an Murcia, im Westen an Portugal. Natur und Geschichte machen dieses Land zum schönsten, fruchtbarsten und interessantesten Theile von Spanien.

A. wird von mehren **Gebirgsketten** theils begrenzt, theils durchzogen. Aus der Hochfläche von Kastilien und Estremadura steigt man durch einen 2200 Fuß hohen Gebirgspaß über die Sierra Morena, deren höchste Spitzen, der Pic d'Almuradiel und del Rey, etwa 3000 F. hoch sind, in das herrliche Land von Nieder-A. herab. Gegen Portugal erheben sich die Gebirge von Guadalcanal, von Aroche und Constantina. Im östlichen Theil von Nieder-A. herrscht noch völliges Hochland; im Norden desselben sind die mit immergrünen Eichen schwach bedeckten Abhänge der Sierra Morena, im Osten die Berge von Cazorla, in deren Vertiefung die Quellen des Guadalquivir liegen; im Süden aber erheben sich die Vorberge von Granada. Der mittlere Theil A.s oder die Provinz Cordova ist ein sich immer mehr gegen Westen erweiterndes Thalland. Flach und baumleer ist die Provinz Sevilla. Südlich von dieser Stadt dehnt sich A.s Tiefebene gegen die Randgebirge der Küste aus. Nordwestlich an den Quellen des Tinto und Odiel sehen wir die westlichsten Ausläufer der Sierra Morena, sowie auf der entgegengesetzten Seite südöstlich in den letzten Ausläufern der Gebirge Granada's eine wilde Felsengegend hervortritt, die, stark bewaldet, im üppigsten Pflanzenwuchse prangt und von den Blüthen des Oleanders u. Rhododendrons duftet. Ganz getrennt steht der Felsen von Gibraltar, der sich auf der einen Seite aus dem Meer, auf der andern aus der sandigen Ebene einer schmalen Erdzunge erhebt. Ober-A. oder Granada ist ein Hoch- und Gebirgsland. Oberhalb der Stadt Granada dehnt sich die Hochebene der Vegas aus, der Nordosten des Landes bildet A.s höchste Terrasse, um und in welcher sich die Gebirge von Caza, Huescar, Eslancias, Aguaderas, Almagro, Cabrera, Filabres, Aljamilla ꝛc. verzweigen. An diese Gebirge stößt westlich die Sierra Nevada, in deren Mitte sich die beiden höchsten Zwillingsgipfel, der Pico de Velata (10,690 F.) und der Cerro de Mulahacen (10,950 F.) erheben; zwischen ihnen ist ein Kessel, der ungefähr 500 Ellen im Durchmesser hat und unabsehbar tief mit ewigem Schnee ausgefüllt ist. Südlicher als die Sierra Nevada sind die Alpujarras, deren höchste Spitze, der Cerrajon de Murtas, 4600 F. hoch ist. Westlich von den Alpujarras dehnen sich die Gebirge von Malaga an der Küste hin. Nach diesen folgen die von Ronda, die sich bis gegen Cadir hin erstrecken. Nördlich von den letztern sind die Bergzüge von Pinal. Steil fällt das Gebirg zwischen Almeria und Velez-Malaga ins Meer hinab und bildet eine völlig öde Küste, die nur an den Flußmündungen durch fruchtbare Thäler und Oerter unterbrochen wird; sanfter fallen die westlicheren Gebirge ab. In ganz A. ist der **Boden**, mit Ausnahme der Gebirgshöhen, hügelig und wellenförmig, die Erde leicht, kalkig, an der Küste mit Sand vermischt, einzelne Striche des Uferlandes am Guadalquivir und Guadiana haben fruchtbaren Marschboden. Bei Sevilla dehnen sich weite Haiden, die Arenas Gordas, aus, von Flugsand bedeckt, und geben ein anschauliches Bild von den afrikanischen Wüsten. Granada hat sehr üppige und fruchtbare Thäler und herrliche Gegenden, besonders an den Flußmündungen, neben kahlen, ausgebrannten und öden Gebirgsabhängen. Es ist die südlichste Provinz Spaniens und ganz der Mittagssonne zugewendet, deren Strahlen durch die Brechung an den hohen Gebirgen doppelte Wärme verbreiten, so daß hier afrikanisches Klima und Erzeugniß mit europäischem gemischt ist. Der Boden ist reicher an Gewässern und daher Granada's Hochebene viel reizender, als Kastiliens dürre Flächen, wenn-

gleich auch hier Bewaldung fehlt. Die meisten Gebirge des südlichen Spaniens haben auf ihren waldlosen Felsen, mit Ausnahme der Sierra Morena, die von immergrünen Eichen beschattet und mit dem duftenden Cistus (Cistus ladaniferus) bedeckt ist, Lavendel, Rosmarin und Thymian, aber keine dichte Pflanzendecke. Ueppige Vegetation trifft man nur in einzelnen fruchtbaren Thalgründen, die in der Nähe der heißen Südküste wahrhaft entzückende, mit Granat- und Oleanderblüthen geschmückte, von Orangenblüthenduft erfüllte Oasen in einer traurigen Felsenwüste bilden. Was A.s Gewässer betrifft, so begreift Nieder-A. fast das ganze Gebiet des Guadalquivir. Derselbe kommt aus der Sierra Cazorla und gräbt sich in südwestlicher und südlicher Richtung, vielfach sich krümmend, sein Strombett; von der rechten Seite kommt ihm der mächtige Guadalimar, der Guadalen, Escobar, Jandular, Guadalmelato, Guadiato, Guabalcar u. Carallon zu, während von Süden her der kleine Guadiana, der Garandilla, Guadaira und der aus der S. Nevada entspringende und die Stadt Granada berührende Xenil ihm zuläuft, der sein wasserreiches Flußbett zwischen den Alpujarras und dem Mittelgebirge geöffnet hat. Unterhalb Sevilla theilt sich der Hauptstrom in mehre Arme und bildet die große und kleine Insel mit fettigem, schlammigem und angeschwemmtem Boden, ehe er sich bei San Lucar ins Meer stürzt. Die Sierren von Nevada, von Lujar und Ronda bilden die Wasserscheiden zwischen dem Stromgebiete des Guadalquivir und der Küstenflüsse von Sevilla und Granada, namentlich des Odiel, Tinto, der Guadalete, Guadalforze, des Guadaranque, Guadiaro, Guadir, Matril, Aguas, Almeria und Almanzor. In Granada liegen die Lagunen von Bacares und Caldera, in Sevilla die größere de la Jando, mehr einem Moraste als einem Binnensee vergleichbar; im Süden von Cordova liegt der See Zonar. Ueberall sprudeln und öffnen sich Heilquellen, besonders in Granada; Fremde und Spanier besuchen die berühmten Bäder und Brunnen von Alhama, Portugos, Viera Vermeja, Fuente la Piedra etc. Das Klima A.s ist in den Ebenen und Thälern so rein und mild, daß man beinahe das ganze Jahr hindurch unter freiem Himmel schlafen kann. Während des Sommers und zuweilen selbst im Winter schlafen Viele im offenen Portikus u. arme Leute reisen über Land, ohne je daran zu denken, ein Obdach für die Nacht zu suchen. Die Seeküste hat eine warme Luft, die aber zur unausstehlichen Hitze sich steigert, so wie der Solano weht, der auch über die Ebenen von Sevilla und Cordova geht und mancherlei Fieber in das Land bringt. Die Schneegebirge temperiren die Hitze im Innern des Landes; kalt aber ist es auf den obern Regionen der Gebirge und kühl auf ihren Abhängen. Die andalusischen Provinzen sind ohne Vergleich die fruchtbarsten und reichsten von Spanien. In der Mancha und in Kastilien ist es ein gemeines Sprüchwort, daß das Wasser von A. die Pferde fetter mache, als der Hafer anderer Länder. Schon die Beinamen, welche man A. gegeben hat, z. B. der Garten, der Kornspeicher, der Keller, der Stall, ja sogar der Geldbeutel Spaniens, lassen auf einen Reichthum der Natur schließen, hinsichtlich dessen A. als der schönste Theil ganz Hesperiens erscheint; jetzt sind es jedoch nur noch verhältnißmäßig kleine Theile des Hügellandes zu beiden Seiten der gesegneten Stromthalmarschen, welche mit Recht solche Prädikate verdienen. Unter sie gehören z. B. die Campiñas von Cordova auf der linken und die von Sevilla auf der rechten Seite des Guadalquivir, wo der nachlässige Anbau des Bodens durch üppige Produktionskraft ersetzt wird. Es verbinden sich hier die Produkte der gemäßigten Zone mit denen der heißen. Das schönste Getreide wächst im Süden u. Osten von Sevilla, und wären diese herrlichen Ebenen gehörig angebaut, so könnten sie ganz Spanien ernähren. So reich diese Gegenden sind an Produkten aller Art, so wenig sind sie kultivirt; nur die Natur macht sie fruchtbar, denn der Feldbau steht auf einer weit niedrigern Stufe der Ausbildung, als in Katalonien und Aragonien. Namentlich fehlt es an einer zweckmäßigen Bewässerung der Felder in diesem heißen Klima. Das Getreide und der Mais gedeihen so reichlich, daß der Weizen hie u. da 24—40fältige, der Mais sogar 80—100fältige Frucht gibt. Der Reis deckt den Bedarf. Gemüse, besonders Spargel (der wild wächst), Melonen, Apfelsinen, Johannisbrod, Esparto, Hanf und Flachs, Sumach, Soda, Färbestoffe, z. B. Cochenille, gedeihen an vielen Plätzen. Orangen, Citronen, Mandeln, Granatäpfel, Datteln, Baumwolle u. Zuckerrohr wachsen im Freien. Die Seidenraupen, der Olivenbaum und der Weinstock kommen herrlich fort. Ganze Olivenwälder decken die Hügel (aber schlecht ist durch Bereitung das Oel) u. der Weinstock liefert die feurigsten Weine. Im Westen des Xenil, wo bei geringer natürlicher Bewässerung die künstlichen Rieselwerke verfallen, wird der Anbau spärlicher; dort liegen weite Felder verödet. Näher an der Küste sind noch einförmigere und nacktere Gegenden, und die Küstenebene zwischen der Guadalquivir- u. Tintomündung, las Arenas Gordas genannt, ist sogar nur mit beweglichem Flugsande bedeckt. Im Allgemeinen gehört aber A. zu den ergiebigsten Landschaften Spaniens, was es vorzugsweise seinem größern Wasserreichthume im Bereich eines Gebirges zu danken hat, das in 1° südlicher Breite die nie versiegenden Quellen großer Schnee- und Eisfelder besitzt. Die wenig benutzten und schlecht bearbeiteten Bergwerke liefern edle Metalle, Kupfer und Blei. Die Kalkfelsen von Granada sind das Muttergestein des letzteren. Es läßt sich in A.s Gebirgen der schönste Marmor, Jaspis etc. graben. Gutes Salz liefern Salinen im Innern des Landes. Die andalusischen Pferde, Abkömmlinge der arabischen, sind schön und dauerhaft; die Sierra Morena liefert die wilden Stiere für die Stiergefechte. Die Schweine, zum Theil mit Kastanien und Johannisbrod gemästet, geben ein treffliches Fleisch; nicht unbedeutend ist die Ziegenzucht, und vielen Heerden von Merinoschafen begegnet man, welche die große Feinheit ihrer Wolle auszeichnet. Die Bienenzucht liefert mehr Honig und Wachs, als man konsumirt. Die Jagd ist außerordentlich einträglich an Hirschen, Rehen, Hasen, Kaninchen, Feldhühnern u. Trappen. In dem Innern der Gebirge hausen Wölfe;

auf den Felsen von Gibraltar ist eine Affenart, der Inuus, und die Genettkatze einheimisch; die Flüsse geben Forellen und Aale, das Meer Thunfische und Saralos. Unbedeutend ist der Gewerbfleiß der Andalusier und beschränkt sich bloß auf einige Tabak-, Leder-, Esparto- und Seide-Fabriken, Baumwollenmanufakturen rc. Die Seide wird meistens roh ausgeführt. Granada ist noch etwas industriöser, als die übrigen andalusischen Provinzen. Der Andalusier hat eine eben so zarte als schön gebildete Gestalt. Er ist lebhaft, scharfsinnig, witzig (der spanische Gascogner), gewandt, genügsam und frugal, und gerühmt wird auf der ganzen Halbinsel die Grazia Andalux; auf der andern Seite aber ist er jähzornig, wollüstig, rachsüchtig; höflich und geschmeidig nur, wo er in der Inferiorität steht, dagegen trotzig und unverschämt, wo er zu gebieten hat. Neben diesen Fehlern des Affekts und der Leidenschaft beherrscht ihn zugleich eine unbekümmerte Nachlässigkeit und vergnügte Faulheit, die sich auf seine heitere Genügsamkeit stützt und, unter Umständen sogar mit Unermüdlichkeit gepaart, einen seltsamen Kontrast in seinem Wesen bildet. Vor Allem aber charakterisirt ihn, und zwar je näher er an der Küste wohnt, um so stärker und auffallender, eine ruhmredige, Alles hyperbolisirende Prahlerei. Diese gibt er in allen Reden und Geberden, im Ton der Stimme, wie in der Haltung des Aeußern, in allen Gebräuchen und Gewohnheiten zu erkennen. Essen und Trinken bedarf der Andalusier wenig, so wie auch seine sonstigen Bedürfnisse leicht zu befriedigen sind. In der Kleidung liebt dieses Volk bunte Farben. Eine Jacke von Seide, Beinkleider mit vergoldeten, durchbrochenen Knöpfen, weiße Strümpfe mit seidenem Bande, ein buntes Brusttuch, ein schneeweißes Hemd mit netter Krause und offenem Kragen, unter dem seidenen Leibgürtel eine Cartuchera (Patrontasche) mit gesticktem Deckel, dies sind die wesentlichen Kennzeichen der andalusischen Tracht. Hut u. Mantel sind dieselben, wie im nördl. Spanien. Die Weiber tragen sich meistens weiß, mit frischen Rosen im Haar. Schon im 11. Jahre zur Mannbarkeit reif, sind sie selten schön u. von verbrannter Gesichtsfarbe. Der Dolch ist eine Lieblingswaffe in A. und ebendaselbst der Hauptsitz der Majos. Fleißiger als die übrigen Andalusier und außerordentlich frugal sind die Granader, aber dabei betrügerisch und diebisch. Aechte Nachkommen der Mauren leben noch unter ihnen, ja in den Alpujarras finden sich noch einzelne Familien, die, den Sitten ihrer Stammväter getreu, geheime Verehrer des Korans seyn sollen. Die Einwohner von Benameri, bei Antequera in Granada, sind die kühnsten Kontrebandisten auf der ganzen Halbinsel. Sie holen die ausländischen Waaren meistens von Gibraltar, um sie ins Land hereinzuschmuggeln. Ein wildes u. unbeugsames Volk bewohnt die Gebirge von Ronda; außer der Religion gibt es kein gesellschaftliches Band, welches diese Leute einigermaßen in Ordnung halten könnte. Sie stehen in häufiger Fehde mit der königlichen Gewalt u. beschäftigen sich mit Schleichhandel. Noch sind zu erwähnen die Zigeuner, von denen 50,000 in Spanien, bei Weitem die Mehrzahl aber in A. sich aufhält. Sie haben ihre besondern Sitten, Gebräuche, ihre eigenthümliche Sprache und abgesonderte Wohnungen, und treiben ihre eigenthümlichen und bekannten Künste und Betrügereien. Sie machen hauptsächlich die Trödler, Roßkämme, Mauleselbeschneider, Schenk- und Gastwirthe. In den Südprovinzen waren die Hauptniederlassungen der Mauren oder Araber und zu Cordova thronte ihr Khalif. Bei jedem Schritt stößt der Reisende auf Erinnerungen an sie; die Häuser sind in den Städten fast alle nach maurischer Art gebaut. Innerhalb haben sie einen gepflasterten Hof, in dessen Mitte ein Bassin ist, wo ein Springbrunnen unter dem Schatten von Citronenbäumen oder Cypressen die schwüle Luft erfrischt. An den Wänden ziehen sich Spaliere von Orangen hin, die das ganze Jahr hindurch Blätter, Blüthen oder Früchte tragen. Die verschiedenen Gemächer werden durch den Hof mit einander in Verbindung gesetzt; ein Portikus führt auf die Straße. In den alten Palästen der maurischen Könige sind diese Höfe von Hallen umgeben, deren Bögen von schlanken Säulen getragen werden. Gemeine Häuser haben nur einen einfachen innern Hof, mit einer Cisterne in einem Winkel, der von einem Citronenbaum beschattet wird. An den Thüren solcher Häuser werden gewöhnlich Krüge mit Wasser aufgehängt, um Kühlung zu verbreiten. Diese Krüge haben den maurischen Namen „Alcaragas". Bei den Weibern der niedern Stände bemerkt man noch die Sitte, nach Art der Türken auf Binsenmatten zu hokken. Die wollene Mantilla, die oft das ganze Gesicht bis auf die Augen verdeckt, scheint gleichfalls orientalischen Ursprungs zu seyn. Auch die Tänze, z. B. der Fandango, erinnern an die schlüpfrigen Tänze des Orients; und die Sitte, während des Tanzes mit Kastagnetten zu spielen und Seguidillas zu singen, herrscht noch eben so in Arabien und Aegypten, wie in Spanien. Heißt doch selbst ein sengender Wind, der von Osten weht, in A. noch der Medina-Wind". Bis in die Mitte des 18. Jahrhunderts war die Sierra Morena größtentheils eine Wüste, obgleich sie weite kulturfähige Flächen darbietet. Darum führte Graf Olavides, Generalkapitän von A., seit 1767 eine Kolonie von 10,000 Fremden, meistens deutschen Arbeits- und Ackerleuten, in diese Gegenden und überließ ihnen eine Landesstrecke von 68 □M. zum Anbau. Schnell blühte die Kolonie auf, und ein schönes, fruchtbares Ländchen trat bald an die Stelle der schauerlichen Einöde. Aber Mangel, Krankheiten und der politische Fall des Stifters rieben in kurzer Zeit einen großen Theil der ursprünglichen Ansiedelung auf, u. der alte Stammrest mußte sich von Neuem mit Spaniern rekrutiren. Die deutsche Sprache ist unter den Nachkommen der ersten Kolonisten ganz vergessen. Einen Nachhall deutscher Gebräuche findet man aber noch in den Ostereiern. Im Süden A.s leben noch ungefähr 40,000 ächte Abkömmlinge der alten Mauren. In den fruchtbaren Thälern der Alpujarras wohnt ein kräftiger Menschenschlag, der in der Regel alt wird. Kurze Leibchen, helmartige Mützen, Espargatos sind die Kennzeichen ihrer Kleidung. Der Andalusier spricht das Kastilisch-Spanische verdorben und mischt darunter eine Menge arabischer Worte. Diese und die ver-

dorbene Mundart erklären es genügend, warum der Kastilier die Sprache des Andalusiers fast gar nicht versteht.

Die größten und merkwürdigsten Städte A.s sind: Sevilla, Cordova, Jaen, St. Lucar de Barrameda, Palos, Tarifa, Gibraltar, Cadix mit Isla de Leon, Puerto de Santa Maria, Xeres de la Frontera, Puerto Real, Algeziras, Lucena, Andujar, Carolina. Ueberhaupt enthält A. 41 Städte, 458 Flecken, 193 Dörfer und 116 Weiler, mit 2 sehr reichen Erzbisthümern, 6 Bisthümern, 14 Stiftern, 14 Kommenthureien, 900 Pfarrkirchen und 760 jetzt aufgehobenen Klöstern. Seit der Vertreibung der Mauren, unter deren Herrschaft das Land in einem weit gesegneteren Zustande sich befand, als unter den christlichen Königen, sind eine Menge Orte entweder ganz eingegangen oder so heruntergekommen, daß man die Erzählungen von ihrer alten Pracht, verglichen mit dem gegenwärtigen Zustande, für Mährchen zu halten geneigt ist.

In den ältesten Zeiten wurde A. von den Turdetanern bewohnt, die eine höhere Bildung als die übrigen Iberier besaßen, Gewerbe trieben, Schriften besaßen und die Dichtkunst übten. Sie waren dabei sanft und friedliebend, aber auch darum weichlich und widerstanden keinem Eroberer. Die ersten Fremden, welche, durch die Schönheit des Landes angelockt, sich hier niederließen, waren die Phönicier; sie gründeten die blühenden Kolonien Tartessus (Sevilla), Gades (Cadix) u. a. und benutzten dieselben, wie später die Spanier Amerika. Die Karthager, ein Pflanzvolk der Tyrier, bald mächtiger als der Mutterstaat, nahmen in der Folge diese Besitzungen ein und legten zuerst befestigte Plätze an. Doch blieb ihr Einfluß lange Zeit auf die Küsten beschränkt, bis sie endlich nach dem ersten Kriege mit den Römern sich seit 236 v. Chr. durch Eroberungen in Spanien für das in Sicilien Verlorne zu entschädigen suchten. A. scheint damals durch Hamilkars, Hasdrubals und Hannibals Feldherrntalente ganz unterjocht worden zu seyn. Die karthagische Herrschaft währte indessen nur kurze Zeit; schon 201 kam das schöne Land in den Besitz der Römer, welche von hier aus binnen 2 Jahrhunderten auch das übrige Spanien unterwarfen. Unter ihnen war A. ein Theil der Provinz Bätica und der Mittelpunkt römischer Bildung und Sitte in Spanien. Cordova und Santiponte bei Sevilla (Italica) gaben Rom Dichter, Weltweise und Kaiser (Seneca, Lucanus, Trajanus), während Gades, Hispalis (Sevilla), Carteja ꝛc. ihre Schiffe nach allen Meeren sandten und Munda (Monda) 45 v. Chr. die letzte Waffenthat Cäsars sah. Wie entnervend aber das römische Joch unter dem Namen der Ruhe und des Friedens auf die Völker wirkte, zeigte sich auch hier, als zu Anfang des 5. Jahrhunderts in jener großen, noch zum Theil räthselhaften Zeit der Völkerwanderung die Alanen und Vandalen aus Galicien und Asturien in A. eindrangen, beinahe ohne Widerstand das ganze Land eroberten und ihm den Namen Vandalitia gaben. Ihnen folgten die mächtigen Westgothen, die nach einem langen und blutigen Kampfe die Alanen und Vandalen nach Afrika hinüberdrängten und seit dem 6. Jahrhunderte ganz Spanien beherrschten. Ihr kriegerischer Muth unterlag indessen bald dem erschlaffenden Klima und pfäffischer Hierarchie, so daß das Reich der Westgothen schon nach Verlauf eines Jahrhunderts jedem Feinde eine leichte Eroberung darbot. Dieser Feind waren die Araber, welche in der mörderischen Schlacht bei Xeres de la Frontera 711 das Schicksal Spaniens entschieden. 39 Jahre nachher (755) machten die spanischen Araber sich von dem Khalifen in Asien unabhängig, und A. wurde der Sitz einer neuen Dynastie von Khalifen oder Königen, die Cordova zu ihrem Aufenthalte wählten. Von dieser Zeit an stieg der Wohlstand des Landes u. erhielt sich einige Jahrhunderte hindurch. Die überwundenen Gothen wurden von den Siegern äußerst milde behandelt, behielten die freie Uebung ihrer Religion, ihre eignen Gesetze und Sitten und zahlten bloß einen mäßigen Tribut. Die Bevölkerung, besonders in A., war ungeheuer, der Ackerbau blühend; Künste und Wissenschaften, besonders Baukunst, Astronomie, Medicin, wurden von den Arabern, zum Theil nach Anleitung der Griechen, mit solchem Erfolge betrieben, daß viele Wißbegierige aus dem übrigen Europa nach Cordova reisten, um dort Kenntnisse zu erwerben, die man sonst nirgends fand. Als aber 1051 der Regentenstamm in Cordova ausstarb, die Mauren, schon längst uneinig, sich in mehre unabhängige Reiche zertheilten, verfiel auch ihre Macht und der Wohlstand des Landes mit schnellen Schritten. In A. entstanden die drei Königreiche Sevilla, Cordova und Jaen, welche nach vielen Kämpfen, von 1238 bis 1248, durch König Ferdinand III. von Kastilien den Mauren entrissen wurden. Die blinde Unduldsamkeit der Christen trieb bald darauf Tausende der Besiegten nach Afrika zurück, und legte hiermit den ersten Grund zu der seitdem immer bedeutender gewordenen Entvölkerung des Landes. Von jener Zeit an war A. ein Theil des Reiches Kastilien, und hatte mit diesem stets gleiche Schicksale.

Andalys, s. Andelys.

Andam, Reich in Borau (s. d.).

Andamanen, eine bisher wenig bekannte Inselgruppe in den indischen Gewässern, die sich südlich vom Kap Negrais zwischen 10° und 14° nördlicher Breite in der Richtung von Norden nach Süden erstreckt und durch den Zehngradkanal von den Nikobaren getrennt wird. Durch die Duncanspassage u. die Elenghsstraße wird die Inselkette in 3 Gruppen, die großen A., die kleinen A. und die Kokosinseln, getheilt. Die Oberfläche dieser Inseln erhebt sich in unregelmäßigen Reihen einer Hügelscenerie, deren höchster Punkt, der Saddel-Gipfel auf Groß-Andaman, bis zu 2400 Fuß aufsteigt. Die A. sind niemals recht erforscht worden u. in Folge dessen beinahe noch unbeschrieben. Die großen, mittlern und kleinern A. umfassen ein weit ausgedehntes Gebiet, das sich vom 10.° bis 14.° nördlicher Breite und 93.° 30′ bis 94.° 31′ östlicher Länge erstreckt; in ihren Boden die edelsten Metalle bergend, tragen sie eine Decke von dichten Forsten, umfangreichen Seen, breiten Strömen und mächtigen Gebirgen. Alle befinden sich in einem Zu-

stande uranfänglicher Einfachheit, noch nicht von der Art der Menschen verwundet, nur von den raubenden Horden der Wilden und zahlreicher blutdürstiger Thiere bewohnt. Nach welcher Seite man sich wendet, erblickt man eine geniale Verworrenheit; es ist eine Wildniß, welche viel von jener frischen Schönheit behielt, die der vorsündfluthlichen Welt von der Phantasie angeträumt wird. Die Inseln liegen umrandet von der See, an ihren sämmtlichen Gestaden neu und unberührt, wie sie aus der Hand des Schöpfers herabgesunken. Ihre natürlichen Produkte sind der Holzölbaum (Dipterocarpus), eine Art von Ebenholz (Diospyros), eine Art Brodfruchtbaum (Artocarpus chinata), Kokospalmen, Mangobäume, Kürbisse oder Pumpkins und ein ziemliche Anzahl anderer Bäume. Auch gibt es mehre zu Bauholz geeignete Baumarten, die namentlich zur Schiffszimmerei dienlich wären, außerdem manche Bäume, die sich durch ihre geradstämmige Hochwüchsigkeit vortrefflich zu Masten u. Pfosten eignen. Holz ist im Ueberfluß vorhanden, um allen häuslichen Bedürfnissen zu genügen, und zur Zierde der Landschaft eben reich genug, wie es ein Maler wünschen mag. Gegen Nordwest ist der Boden offenbar eine Mischung von verwittertem Thonschiefer, welcher allmählig verschwindet, wenn man sich der centralen Hügelkette nähert. Hier trifft man auf Chloritschiefer oder ein weiches magnesiahaltiges Gestein. Der Pflanzenwuchs ist üppig über dem ganzen Schiefergrund. Durch die Regelmäßigkeit im Streichen der Schichten entstehen zahlreiche Thäler, auch ist viel Alluvialgrund herabgeschwemmt, welcher mit gefallenem Laub und andern putrescirenden Substanzen gepaart eine sehr fruchtbare Dammerde erzeugt, in der Bäume zu erstaunlicher Höhe emporwachsen, Sträucher und krautartige Pflanzen aber eine übernormale Ausdehnung und Beblätterung erreichen. Die Waldbäume, deren Haupt die immergrüne Buche (Fagus betuloides) ist, sind meist herzfaul, ein Umstand, der zunächst der Kälte des schieferigen Untergrundes u. der immerwährenden Feuchtigkeit des Klimas zuzuschreiben ist. Der äußerste Westen dieser Eilande besteht aus einer Reihenfolge von Flötzgebirgen, auf den ersten Blick erkennbar an der Gestalt und Natur ihrer Höhenzüge und der Richtung der Küste. Die Hügel sind unregelmäßig aneinandergedrängt, die Buchten eng und in ihrem Laufe gewunden, die Küsten von tiefen Einrissen und weit in das Meer hinausragenden Landzungen gebildet. Diese Kanäle selbst werden häufig von Felsen und zahllosen Inselchen unterbrochen, die für die Schifffahrt im höchsten Grade gefährlich sind. An solchen Lagen bestehen die Felsen meist aus Granit und Grünstein, und es ist eine bemerkenswerthe Thatsache, daß mit dem Aufhören des Grünsteins meistens auch die kleinen Inselchen zu verschwinden beginnen. Verwitterung des Granites und der andern Primitivgesteine bildet nur ein armes, unfruchtbares Erdreich, und die auf demselben wachsenden Gebüsche sind, wenn auch häufig, doch klein und verkümmert. Gebirgsströme, die von den Hügeln herabrauschen und in ihre Wangen tiefe Furchen graben, schwemmen die wenige zufällig vorhandene Dammerde hinweg; natürlich findet man daher nur wenige Bäume, außer in den Klüften u. Schluchten der Berge, wo Winde u. Lage die wenigen vegetabilischen Materien anhäufen und das Wachsthum eines Stammes befördern. Der Boden der südlichen Inseln gehört im Allgemeinen dem reichen Lehmgrunde an mit feinem, pflanzlichem Schlamm an manchen Stellen. Er ist sehr produktiv, was aus dem üppigen Wuchse der Forstbäume in diesem Bezirk, so wie aus dem gelungenen Erfolge der Dattel-, Kürbiß- und Orangenpflanzungen hervorgeht. Die Säugethiere dieser Inseln, so weit man dieselben kennt, begreifen den Tiger, den Leopard, eine Art von Affen, Wildkatzen, wilde Hunde, darunter den gefährlichen Adjak (Canis rutilans), der selbst das Rhinoceros von Sumatra jagt, ein schwarzes Schwein mit kurzen Läufen und mehre Arten von Eichhörnern, darunter ein großes schwarzes mit gelber Brust und gelbem Bauch, dann ein kleines gleich den Tamias und manchen Spermophilusarten gestreiftes. Weit größer ist die Mannichfaltigkeit der Vögel: Nachtigallen, Papageien von beträchtlicher Größe, Perrüche, ein kleiner Bronzepapagei mit rothem Nackenband, ein schwarzer Minah (Eulabes) mit goldgelber Stirnbinde, Minahs von großer Art, rothhäuptige Spechte, Zukkervögel (Nectarinia), ein mächtiger brauner Adler, wilde Hühner, Grundtauben (Columba passerina), u. eine Art großer grauer Tauben, Duckenten Regenpfeifer und Strandläufer, die prachtvolle Bronze-Elster (Ternia varians), Schneidervögel, Kraniche, weiße Reiher, ein silberhäuptiger Fischaar, Fasane, Rothbrüste, Amseln und Drosseln. Man sieht mehre Arten von Schlangen sehr häufig in allen Gebietstheilen, zwei Arten von Eidechsen und einen Leguan von kleinem Wuchs. Die Riesenschildkröte, die Karette und andere Chelonier besuchen die Sandbänke jede Nacht, um ihre Eier niederzulegen. Das Meer bietet einen Reichthum an Fischen, die Küsten aber liefern Schalthiere, Meerkrebse, Krabben, Austern, Purpurschnecken und Muscheln jeder Art. Die Eingebornen (etwa 3000) werden beschrieben als von mittlerem Wuchs, muskulös und sehr dunkelfarbig, so daß ihr Typus und ihr Haar nahezu dem afrikanischen gleicht. Die Weiber schildert Quigley, einer der letzten Besucher, als die mißgestaltetsten Kreaturen, die er jemals sah; die Tracht beider Geschlechter ist die der vollkommensten Unschuld, jene Tracht, welche unsere Stammältern trugen vor ihrem Fall. Derselbe Reisende betrachtete die Eingebornen dieser Eilande offenbar in einem weit günstigeren Lichte, als die allgemeine Sage auf sie geworfen hat, und erklärte namentlich den ihnen überall gemachten Vorwurf der Menschenfresserei als vollkommen grundlos. Das englische Gouvernement von Agra hatte vor Zeiten eine Niederlassung auf Groß-Andaman, zuerst bei Port Chatham (1791) und dann bei Port Cornwallis (1793); aber sie wurde später der ausnehmenden Ungesundheit dieser Insel wegen eventuell aufgegeben. Einst sprach man auch viel davon, die Dänen wollten von diesen Eilanden Besitz ergreifen, doch scheinen auch diese von der Idee abgekommen zu seyn, wenn sie anders jemals bestand. Die Franzosen endlich richteten

auf die A. ein lauerndes Auge und hätten schon lange eine Militär- und Schiffsstation daselbst etablirt, wären ihnen nicht Hindernisse in den Weg getreten, stärker als der bloße Mangel an Recht auf diese Besitzung. Die Kokosinseln scheinen übrigens für Ansiedler einladender zu seyn, als die eigentlichen A.

Andante, (ital.) gleichmäßig, ununterbrochen fortschreitend, bezieht sich als Ueberschrift eines Tonstückes eben so wohl auf die Bewegung und das Zeitmaß, als auf den Vortrag desselben überhaupt. Das Tempo des A. hält die Mitte zwischen dem geschwinden (Allegro) und dem eigentlichen langsamen (Adagio). Der Vortrag ist im A. stets gemäßigt, nichts Plötzliches und Ueberraschendes sucht Effekt zu machen, Alles, selbst die Accentuation der Töne bewegt sich in den Grenzen des Einfachen und Gewöhnlichen. Der Ausdruck A. bezeichnet auch ein besonderes Musikstück, oder einen kürzern, aber als Ganzes in sich abgeschlossenen Kompositionssatz eines größern Stückes, dem der angegebene Charakter aufgeprägt ist. Das **Andantino**, das Diminutiv von A., bezeichnet eine nicht so langsame Bewegung als A. Das Tempo desselben wird indeß oft ungenau mit dem des Allegretto verwechselt, also um ein Bedeutendes schneller genommen, als das eigentliche A. Genaue Musiker verlangen in diesem Falle geradezu die Ueberschrift von Allegretto.

Andarä, mächtiges indisches Volk diesseits des Ganges mit festen Städten. Die Macht des Königs bestand in 100,000 Mann Fußsoldaten und 2000 Reitern, nebst 1000 Elephanten.

Andeca (**Audeca**), letzter König der Sueven in Galicien und Portugal, verdrängte den rechtmäßigen Herrscher Eborico, seinen Verwandten, 584 vom Throne und sperrte ihn in ein Kloster, worauf Leovigild, König der Westgothen, den Usurpator mit Krieg überzog und so das suevische Reich 587 mit dem gothischen vereinigte. A. mußte nun ebenfalls ins Kloster wandern, wo er bald darauf †.

Andechs (**Andex**), altes Bergschloß, seit 1458 Benediktinerkloster und berühmter Wallfahrtsort im Landgericht Sternberg des bayerischen Kreises Oberbayern, auf einem Berge, der heilige genannt, am Ammersee. Unter den vielen, den gläubigen Pilgern zur Verehrung ausgestellten Reliquien befinden sich manche seltene, z. B. Milchtropfen aus der Brust Mariä, ein Haarlöcklein von der heiligen Anna und einige der Silberlinge, für welche Judas Ischarioth den Heiland verkaufte. In dem Berge ruht der Legende nach nicht weniger als eine halbe Million Heiliger. Die Geschichtsforscher kannten hier längst schon ein Schlachtfeld aus der Hunnenzeit. A. war früher eine feste Burg, erbaut um 889, und Stammsitz der **Grafen von A.**, die indessen ihre hiesigen Besitzungen im 12. Jahrhundert Bayern überließen. Mehre Glieder dieses mächtigen Geschlechtes, das angeblich von Kaiser Arnulfs natürlichem Sohne Ratholb abstammt, bekleideten im 11. und 12. Jahrhunderte hohe geistliche Würden (z. B. Aribo von A. als Erzbischof von Mainz, St. Otto von A. als Bischof von Bamberg u. a.). Bertbold II. wurde Markgraf von Istrien, Bertbold IV. erster Herzog von Meran, wobei er durch Kaiser Friedrich I. von den Heinrich dem Löwen entrissenen Ländern Tyrol erhielt. Mit seinem vierten Nachfolger Otto II. erlosch 1248 die männliche Linie des Geschlechts, dessen Güter Albert I., Graf von Tyrol, erbte.

Andeer, Dorf im schweizerischen Kanton Graubündten, am rechten Ufer des Hinterrheins, mit einem vieleisen- u. schwefelsauren Kalk enthaltenden **Sauerbrunnen**, 500 Einwohnern, die romanisch sprechen. Ehemals waren hier Gold- und Silberbergwerke. Die Umgegend ist höchst romantisch.

Andeck, Burgruine im würtembergischen Schwarzwaldkreis, Oberamt Tübingen, auf dem Farrenberge, ehemals Stammschloß der im 15. Jahrhundert ausgestorbenen **Schenken von A.** Im Jahre 1449 kam A. von der Familie Harter an Würtemberg.

Andelage (französisch Andelane und Andelanc, lateinisch Andelago, Andelangus, Vandilangus), altdeutsches, später vielfach verderbtes Wort, s. v. a. Einhändigung, Ueberreichung, Entrichtung einer Sache an einen Andern, dann das symbolische Zeichen des Handschlags, welches bei Abschließung von Kontrakten, Uebergaben von Schenkungen, Einweisungen in Aemter rc. im Mittelalter gebräuchlich war. So kommt es in fränkischen, burgundischen und longobardischen Diplomen des 9. bis 11. Jahrhunderts vor. Falsch ist die Erklärung, daß A. [illegible] eigenhändig dem künftigen Besitzer feierlich dargereichten Schenkungs- oder andern dergleichen Brief bedeute.

Andelfingen, Oberamt im schweizerischen Kanton Zürich, von den Kantonen Thurgau, Schaffhausen, den Aemtern Winterthur und Embrach umschlossen, vom Rheine westwärts, auf beiden Seiten der Thur, hat Wein-, Getreide-, Obst- und Hanfbau u. in 13 Pfarrbezirken 15,000 Einwohner, worunter 500 Katholiken in der Abtei Rheinau. Der gleichnamige Marktflecken und Amtsort, an der Thur, hat ein schönes oberamtliches Schloß, fruchtbare Umgegend und mit mehren umliegenden kleinen Orten 2500 Einwohner. Im Jahre 1799 fanden hier Gefechte zwischen den Oesterreichern, Russen und Franzosen Statt, wobei die Thurbrücke abbrannte.

Andelys, Hauptstadt des gleichnamigen Bezirks im französischen Departement Eure, an der Seine und dem Gambon, eigentlich aus zwei Städten, **Groß- und Klein-A.** (Grands und Petits A.), bestehend, hat über 4000 Einwohner, ein verfallenes Felsenschloß Gaillarg, 3 Kirchen, ein Krankenhaus, Handel u. Fabriken in Leinwand, Tuch, Mützen, Tabakspfeifen, falschen Perlen, Twist, Leder (vorzügliches Sohlenleder), viel Obst, woraus Cider bereitet wird, und ist Geburtsort des berühmten französ. Malers Nic. Poussin.

Anderab, Stadt im Khanat Balkh, südlich von Bokhara in Asien, an einem Nebenfluß des Amu, mit großem Transitohandel zwischen der Bucharei und Indien.

Anderlecht, schöner belgischer Marktflecken, dicht bei Brüssel, mit 3 Kirchen und 3000 Einwohnern, Kattunfabriken, Stärkebereitung, Oelschlägerei, Branntweinbrennereien, Brauereien, Wachsbleichen, Färbereien, großen Eisenhütten u. s. w. Am 14. Nov. 1792 fand hier ein Treffen

zwischen den Franzosen und Alliirten Statt, das zum Nachtheil der letztern ausging und die Uebergabe der Hauptstadt zur Folge hatte.

Anderloni, 1) **Faustino**, tüchtiger Kupferstecher, 1774 geb., lebte zu Pavia. Er ist besonders bekannt durch seine Stiche für wissenschaftliche Werke, z. B. in Scopoli's „Deliciae Florae et Faunae Insubricae" (Ticini 1786—88), zu Scarpa's „Anatomicae disquisitiones de auditu et olfactu" (1789), zu desselben „Tabulae neurologicae" (1794). Von seinem Blättern sind geschätzt: Herders und Schillers Bildnisse, die sterbende Magdalena nach Correggio, die Ruhe in Aegypten nach Poussin, voll Kraft und Harmonie, die Mater amabilis nach Sasso Ferrato.

2) **Pietro**, einer der besten neuern Kupferstecher Italiens, Bruder des Vorigen. Geboren den 12. Okt. 1784 zu St. Eufemia im Brescianischen, entwickelte er sehr frühzeitig großes Talent im Zeichnen. Schüler P. Palazzi's und Longhi's, übernahm er 1831 an dessen Stelle die Leitung der Kupferstecherschule zu Mailand. Er † den 13. Okt. 1849 auf seinem Landsitze Cabiate unweit Mailand. Tiefe Auffassung und genaue Wiedergabe des Charakters und der Eigenthümlichkeiten des nachzubildenden Originals sind ihm in hohem Grade eigen, doch steht er Morghen und Longhi nach. Zu seinen Hauptwerken, die auch die geschätztesten sind, gehören: die Ehebrecherin, nach Tizian; Moses, der Midians Töchter gegen die Hirten vertheidigt, nach N. Poussin; Christus, nach Calistus Landensis; Maria von Engeln verehrt, nach Tizian (sehr glänzendes Blatt); die heilige Familie, nach Raphael; der Brand von Borgo, Attila's Flucht und Heliodor, alle drei nach demselben. Seine Portraits sind schön; besonders das von Longhi, Appiani und Peter dem Großen.

Andernach, Hauptort der gleichnamigen Bürgermeisterei im Regierungsbezirk Koblenz der preußischen Rheinprovinz, ist ein kleines, uraltes Städtchen am linken Ufer des Rheins, unweit der Einmündung der Nette in denselben, 4 Stunden unterhalb Koblenz, unregelmäßig und winkelich gebaut, mit gegen 3500 Einwohnern, welche hauptsächlich Ackerbau, Schifffahrt u. Handel mit Getreide, Wein, Potasche, Traß-, Mühl- u. Tuffsteinen, Pfeifenthon, Leder, irdnen, hier verfertigten Pfeifen und tönnessteiner Mineralwasser treiben. Der früher beträchtliche Weinbau hat in neuerer Zeit sehr abgenommen. Wichtig ist für A. das Flößen des Holzes, welches, von dem Oberrheine und seinen Nebenflüssen in kleineren Massen herab kommend, hier zu größeren, gewöhnlich 720 Fuß langen und 205 Fuß breiten, mit 80—100 Ruderknechten und Arbeitern besetzten Flößen zusammengefügt und nach Holland versendet wird. Die Stadt hat ein Friedensgericht für die Bürgermeistereien A. und Burgbröl, ein Progymnasium mit einer Sammlung römischer Alterthümer, eine Posterpedition, eine katholische Pfarrkirche in byzantinischem Geschmacke, deren Pfarrer einst der Kurfürst von Trier war, eine Kapelle, 6 Wassermühlen, eine Windmühle, die Garnison eines Bataillons des 29. Landwehrregiments, so wie der 1. reitenden Kompagnie der 8. Artilleriebrigade und 7 Jahrmärkte. Zu den hiesigen Merkwürdigkeiten gehören der sogenannte Königshof bei dem koblenzer Thore, ein Ueberrest der erzbischöflichen, im 12. Jahrhundert angelegten Burg und das Judenbad, große und tiefe Gewölbe unter dem Rathhause, ursprünglich wohl römische Bäder. In der Nähe der Stadt, am Kirchberge, hat man auch römische Grabmäler gefunden. $^1/_4$ Stunde von A. liegt das ehemalige Augustiner-Frauenkloster St. Thomas, welches ein Trittheil der großen andernacher Markung besaß, 14 adelige Mitglieder enthielt, schon im 8. Jahrhundert gestiftet seyn soll, im Revolutionskriege eingeäschert wurde und gegenwärtig zu einer Sohlenlederfabrik eingerichtet ist. A. ist das römische Antoniacum, Antunacum Antunacense castellum, von Drusus als römisches Kastell gegründet. Im J. 876 erlitt bei A. Karl der Kahle durch Ludwig II., Sohn Ludwigs des Deutschen, eine Niederlage; eben so wurden hier 936 die Herzöge von Franken und Lothringen durch Otto den Großen und 1114 Kaiser Heinrich V. von den mit dem Erzbischofe von Köln vereinigten Sachsen besiegt. Um diese Zeit kam die Stadt, welche früher, wie alle römischen Municipien, zu den königlichen Kammergütern gehört hatte, an das Erzstift Köln und erhob sich, trotz der 1199 von Kaiser Philipp erlittenen Zerstörung, durch Handel bald zu einer solchen Macht, daß sie es wagen konnte, nach Unabhängigkeit zu streben, worin sie von dem Hansabunde, dessen Mitglied sie war, unterstützt wurde. Obwohl dies mißlang, so erzwangen die Bürger sich doch von den Erzbischöfen viele wichtige Privilegien u. genossen das ganze Mittelalter hindurch reichsstädtische Vorzüge. Im J. 1608 war hier die, die Liga vorbereitende Zusammenkunft der 3 geistlichen Kurfürsten; 1632 wurde A. von den Schweden eingenommen und 1633 von dem nachmals so berühmten Josias Ranzau mehre Wochen hindurch gegen die Spanier und Kölner muthvoll vertheidigt. Im Jahre 1688 legten die Franzosen die ganze Stadt, bis auf 80 Häuser, in Asche. Zu Anfange des spanischen Erbfolgekrieges hausten hier wiederum französische Truppen, mußten aber 1702 nach einer Uebereinkunft mit dem Erbprinzen von Hessen-Kassel abziehen. Mit der Erwerbung der Rheinlande 1815 kam A., das seit 1801 zu Frankreich gehört hatte, an Preußen.

Andersdorf (**Ondrzegow**), Dorf und Bad in österreich.-mährischen Kreis Olmütz, eine Stunde von Sternberg, mit 300 Einwohnern. Die hiesige kalte **Mineralquelle** ist reich an freier Kohlensäure und enthält überdies kohlensaures Eisenoxydul, kohlensaure Erden und Kochsalz; sie dient, getrunken, gegen Verschleimung, Magenschwäche, Neigung zu Durchfall, Unfruchtbarkeit, Schleimflüsse, und Anomalien der monatlichen Reinigung.

Andersen, **Hans Christian**, berühmter dänischer Dichter, ward den 2. April 1805 in Odense von armen Aeltern geboren. Er war der Sohn eines Schuhmachers und erhielt einen höchst dürftigen Unterricht in einer Armenschule. Dennoch begann er schon als neunjähriger Knabe Komödien und Tragödien zu schreiben, worin er unter Anderm die Charaktere vornehmer Personen dadurch andeutete, daß er deutsche und französische Worte in den Dialog einmischte. Aber sein Publikum war durchaus nicht dankbar; die Straßen-

jungen schalten ihn einen „Komödienschreiber"; mit seiner eigenthümlichen Offenherzigkeit und seinen ungewohnlichen Manieren war er vielen Neckereien ausgesetzt, die sein weiches, empfindliches Gemüth in hohem Grade kränkten, und als er einst, am Geburtstage des Schullehrers, diesem ein kleines Gedicht überreichte, wurde er für seinen guten Willen ausgelacht. Seiner Mutter Umstände wurden indeß noch schlechter, und sie sandte ihn daher nach einer Fabrik, um etwas zu verdienen. Hier belustigte er die Arbeiter mit seiner hübschen Singstimme und mit dem Recitiren von Scenen aus Holberg. Da aber sein mädchenhaftes Wesen und Aussehen ihm einst eine rohe Behandlung zuzog, entfloh er. Er war nun 12 Jahre alt, hatte alle die Bücher verschlungen, die er erlangen konnte, und da er nicht die Mittel besaß, den Gegenstand seiner heißesten Sehnsucht, auf das Theater zu gelangen, erreichen zu können, so saß er zu Hause und spielte selbst auf seinem Puppentheater Shakespeare's ganzen „König Lear" und den „Kaufmann von Venedig". Bei seinem Interesse für das Theater und den eingeleiteten Bekanntschaften glückte es ihm endlich, wenn im Sommer kopenhagener Schauspieler Odense besuchten, kleine, gewöhnlich stumme Rollen zu erhalten und in den Chören mitzusingen, wodurch er eine Menge Lieder, ja ganze Opernpartien lernte. Inzwischen hatte sein ungewöhnliches Wesen Interesse für ihn bei mehren vornehmen Familien erweckt, namentlich genoß er das Wohlwollen des Oberst Höngh-Guldberg, eines Bruders des Dichters gleichen Namens. Da seine Mutter sich wieder verheirathet hatte, wurde er zur Schneiderprofession bestimmt, und er machte sich selbst durch den Gedanken an die Quellen, die sich hier für die Garderobe zu seinem Puppentheater eröffneten, damit vertraut. Mühsam hatte er nach und nach eine Summe von 13 Reichsbankthalern zusammengespart und bestürmte nun die Mutter, damit nach Kopenhagen reisen zu dürfen, um zum Theater zu gelangen, oder „ein berühmter Mann" und wie die zu werden, von denen er zuweilen gelesen. Sie wendete sich erst an eine Wahrsagerin, und da diese ihm Glück und Größe prophezeihte, ja, daß „Odense einst für ihn illuminirt werden würde", erhielt er die Erlaubniß, sich auf die Reise zu begeben. So kam er den 5. Sept. 1819 nach Kopenhagen, gerade als die bekannte Judenfehde die ganze Stadt in Aufruhr versetzt hatte. Nach mehren fruchtlosen Bemühungen, eine Anstellung beim Theater zu erhalten, und als sein Kassenbestand bis auf einen Thaler geschmolzen war, ging er in seiner Verzweiflung bei einem Tischler in die Lehre; aber schon am ersten Tage wurde er durch die leichtfertigen Reden, die in der Werkstatt geführt wurden, daraus verscheucht. Er gedachte nun seiner Singstimme, die so oft in Odense gerühmt worden war, u. suchte den Professor Siboni auf, bei dem gerade Mittagsgesellschaft war und darunter Baggesen und Weyse. Er wurde bei Tische hereingelassen, sang u. spielte Komödie, bis er bei dem Gedanken an seine eigene Lage von Thränen überwältigt wurde. Baggesen prophezeihte, daß einst Etwas aus ihm werden würde, Weyse sammelte 70 Thaler für ihn, und Siboni begann seine Stimme auszubilden. Aber diese war schon im Uebergang begriffen und ging bald verloren. Durch den Beistand verschiedener edler Männer glückte es ihm jedoch, in Kopenhagen bleiben zu können. Der Dichter Guldberg unterrichtete ihn im Dänischen und Deutschen, und er wurde endlich Theaterzögling unter der Instruktion von Lindgreen, ging täglich in die Tanzschule und trat in einigen Balletten auf. Zu Hause in seinem Zimmer beschäftigte er sich noch stets mit seinem Puppentheater. Aber der schlummernde Naturtrieb, welcher bisher in unbestimmter Leidenschaft für Musik u. Theater sich geäußert hatte, begann jetzt in einer andern Richtung zu erwachen; er schrieb ein Trauerspiel in Versen. Auf Bakkehaus hatte Frau Professor Rahbeck ihn im Scherz einen Dichter genannt; er merkte sich dieses und sandte dem Theater ein Paar dramatische Arbeiten ein, die aber als unreif verworfen wurden. Allein der spätere Konferenzrath Collin, welcher Mitglied der Direktion war, hatte darin die Spur eines Geistes bemerkt, welcher etwas Ungewöhnliches versprach, und dieser vortreffliche Mann, in dessen Haus und Familie A. später als Sohn in einer lieben Heimath aufgenommen wurde, verschaffte ihm durch seinen Einfluß freie Wohnung und Unterricht in der lateinischen Schule zu Slagelse. Er lernte nun sehr fleißig und enthielt sich fast aller poetischen Lektüre. Aber der Rektor, in dessen Hause er war und dem er später nach Helsingör folgte, mißverstand seines Schülers eigenthümlich weiche Natur und was sich in ihm regte, und da seine Behandlungsweise durchaus verfehlt und verderblich war, nahm Collin A. aus der Schule. Er erhielt nun von dem durch seinen Eifer für nordische Sprache und Geschichte rühmlich bekannten L. C. Müller Privatunterricht und bestand ein Jahr darauf das Examen artium mit nächstbestem Charakter. Noch während seiner Schulzeit hatte A. verschiedene viel versprechende Gedichte geschrieben, worunter das mit so außerordentlichem Beifall aufgenommene „Sterbende Kind", welches er damals erst nach vielen vergeblichen Versuchen gedruckt erhalten konnte und welches jetzt in viele Sprachen, ja sogar in das Grönländische, übersetzt worden ist. Auf seinen Wanderungen zu seinem Lehrer Müller, der auf Christianshafen wohnte, knüpften sich die in seinem Innern stets gährenden poetischen und launigen Ideen an die prosaischen Lokalitäten, die er hier täglich vor Augen hatte, und so entstand seine „Fußreise nach Amager", eine wesentlich literarische Satyre in der humoristischen Erzählungsform, die ein so außerordentliches Glück machte, daß wenige Tage darauf eine neue Auflage veranstaltet werden mußte und später (1829) sogar eine dritte, außer einem schwedischen Nachdruck. Im Herbst 1829 machte er das zweite Examen mit einem sehr guten Erfolge u. schrieb noch in demselben Jahre „Die Liebe auf dem Nikolaithurm", heroisches Vaudeville in einem Akte, welches bei seiner Aufführung auf dem Theater von seinen Mitstudirenden, die stolz auf ihn waren, mit Jubel begrüßt wurde. Kurz darauf (1830) erschien seine erste Sammlung „Gedichte", die durch ihre frische Laune und ihr natürliches Gefühl sowohl vom Publikum, wie von der Kritik mit ungewöhnlichem Beifall aufgenommen

wurden. In diesem Bande fand man auch seinen ersten Versuch in der Richtung, in der er sich später mit so ausgezeichnetem Glück bewegte, dem prosaischen Volksmährchen. Er unternahm eine Reise durch die dänischen Provinzen und gab darauf (1831) eine neue Gedichtesammlung „Phantasien und Skizzen" heraus, die durch mehre ernste und wehmüthige Töne bezeugte, daß eine Veränderung in seinem Innern vorgegangen war. Hatte er sich früher bisweilen Hoffmann genähert, so schien man hier eine Einwirkung Heine's zu bemerken. Auch in einer andern Hinsicht sollte er nun aus seinem poetischen Kinderparadiese herausgerissen werden; der Verfasser der bekannten „Gespensterbriefe", H. Hertz, griff ihn auf Grund der Eile und Unfertigkeit, welche, neben seiner angebornen fließenden und natürlichen Versifikation, in einem Theile seiner Arbeiten in Sprache und Vers verspürt wurde, mit so schonungsloser Schärfe und Einseitigkeit an, daß die günstige Stimmung, auf der er sich bisher froh und sorglos gewiegt hatte, plötzlich in eine entgegengesetzte umschlug. Im Sommer 1831 machte er einen Ausflug nach dem nördlichen Deutschland, dem Harz, Sachsen, von welchem er in seinen „Schattenbildern" eine höchst liebliche und poetisch unterhaltende Schilderung gab. Er wurde auf dieser Reise mit Tieck und Chamisso bekannt, die zuerst die Deutschen auf seine Vorzüge aufmerksam machten und verschiedene seiner kleinen Gedichte übersetzten. Im Jahre 1832 gab er eine kleine Sammlung „Vignetten zu dänischen Dichtern" heraus; man fand hier epigrammatischen Witz mit einem liebenden und begeisterten Gemüth vereinigt. Um sich Subsistenzmittel zu verschaffen, sah sich A. genöthigt, Stücke für das Theater zu übersetzen („Das Schiff" und „Die Königin von 16 Jahren") u. Operntexte für verschiedene dänische Komponisten zu schreiben („Die Braut von Lammermoor" für Bredahl, „Der Rabe" für Hartmann, 1832, u. „Das Fest zu Kenilworth" für Weyse, 1836). Der Zwang, den seine Muse sich hier auflegen mußte, konnte in poetischer Hinsicht nur schädlich wirken, aber diese erzwungene Beschäftigung hatte auch zur Folge, daß der ästhetische Kritiker der „Monatsschrift", Molbach, der ihm bis dahin wohlwollende Anerkennung geschenkt hatte, von nun an sein erklärter Gegner wurde. So beurtheilte derselbe A.s „Gesammelte Gedichte", die früher einzeln in derselben Zeitschrift günstig beurtheilt waren, nun fast in einem feindlichen Geist, und dasselbe war der Fall mit den „Zwölf Monaten des Jahres" (1833), ungeachtet man hier seine frische herzliche und phantasiereiche Lyrik in vollem Maße wiederfindet und verschiedene Partien daraus, z. B. der Monat Juli, sogar zu dem Schönsten gehören, was er geschrieben hat. In demselben Jahre erhielt A., zugleich mit Hertz, ein Stipendium von der Regierung zu einer Reise außer Landes. Im Auslande fühlt man die Bedeutung eines gemeinschaftlichen Vaterlandes doppelt; die beiden literarischen Widersacher trafen sich erst in Rom, aber als edle poetische Naturen kamen sie sich freundlich entgegen und reisten gemeinschaftlich nach Neapel. A. war zuerst nach Paris gegangen und folgte von dort einer Einladung nach der Schweiz, wo er sein dramatisches Gedicht „Agnete und der Meermann" vollendete, welches, ungeachtet es eine merkliche Entwickelung des Dichters bezeugt, ungeachtet seine Phantasie hier in tieferen, volleren und kräftigeren Tönen als früher hervorbricht, doch in der Heimath weit weniger Aufmerksamkeit erntete, als seine früheren weniger vollkommenen Arbeiten. An demselben Tage, an dem er vor 14 Jahren, arm und hülflos, nach Kopenhagen gekommen war, betrat er Italiens Boden, und hier öffnete sich nun seiner glühenden Phantasie eine neue Welt. In Rom schloß er Freundschaft mit Thorwaldsen, und des großen Künstlers ermuthigende Anerkennung, die Anschauung der Kunstschätze, die reiche Natur, das buntfarbige Volksleben wirkten tief und wohlthuend auf seine Dichterseele; die Frucht hiervon war sein berühmtestes Werk, der Roman „Der Improvisator", welchen er kurz nach seiner Rückkehr vollendete (1835). Dieses Buch versöhnte viele Gegner mit ihm und hochstehende und angesehene Personen wetteiferten mit einer in Dänemark nicht gewöhnlichen Achtung für literarische Auszeichnung, ihn in ihren häuslichen und gesellschaftlichen Kreisen aufzunehmen. Im Jahre 1835 erschienen seine ersten „Mährchen", die überall ungetheilten Beifall fanden und worin man, namentlich in den späteren, den Kulminationspunkt seines Genies findet. Er gab 1836 den Roman „O. T." heraus, der sich durch eine lebendige Schilderung nationaler Sitten auszeichnet, in demselben Jahre auch noch das idyllische Drama „Scheiden und Begegnen", 1837 den Roman „Nur ein Geiger", welcher in einem gemüthlichen Vortrage interessante und keck gezeichnete Charaktere schildert. Im darauf folgenden Jahre gab er „Drei Gedichte" heraus, schrieb (1839) zu einer Dekoration, die zu einem Stücke von Hertz angeschafft worden war, das Vaudeville „Der Unsichtbare auf Sprogö", welches sich durch seine frische, ausgelassene Munterkeit in der Gunst des Publikums erhalten hat, so oft es auch aufgeführt worden ist, was noch mehr von seiner ersten größeren Arbeit für das Theater, dem romantischen Drama „Der Mulatte" (1840) gilt, wozu der Gegenstand einer französischen Novelle entlehnt war. In demselben Jahre gab er das „Bilderbuch ohne Bilder", eine Reihe vortrefflicher dichterischer Phantasiebilder, heraus, die in der Heimath wie im Auslande mit ungetheiltem Beifall aufgenommen wurden, und nachdem er ein Trauerspiel „Das Maurenmädchen", welches weniger Glück auf dem Theater machte, eingesandt hatte, trat er 1840 eine große Reise nach Italien, Griechenland und Kleinasien an, die er mit Feuer u. poetischem Geist in „Eines Dichters Bazar" (1842) geschildert hat. Nach seiner Heimkehr hat er drei Sammlungen „Neue Mährchen" herausgegeben, die nur die Anerkennung seiner Meisterschaft in dieser Richtung gesteigert haben, und endlich das dramatische Mährchen „Die Blume des Glückes", welches mit vielem Beifall aufgeführt worden ist, wenngleich die Kritik hier, wie bei manchen frühern Gelegenheiten, mit dem ungelehrten, nach den empfangenen Eindrücken auf die Phantasie und das Gefühl zunächst urtheilenden Publikum nicht ganz einig gewesen ist. Im Winter 1843 besuchte er wieder Paris und fand eine freundliche Aufnahme bei

V. Hugo, A. Dumas, Lamartine, Alfred de Vigny und mehren Andern. Im Jahre 1844 wurde er auf einer Ausflucht nach Deutschland mit vieler Aufmerksamkeit und Gastfreiheit aufgenommen, besonders von dem Großherzoge von Weimar, und verlebte den 25. Jahrestag nach seiner ersten Ankunft zu Kopenhagen auf Föhr, wo der König und die Königin, die sich zur Zeit dort aufhielten, ihm viel Wohlwollen erwiesen. Den Winter 1845—46 verlebte A. in Berlin und Weimar, eilte dann im Frühjahr 1846 über Wien und Triest nach Rom und Neapel, wo er seine Biographie „Das Mährchen meines Lebens" begann, die er in dem Bade Vernet in den Pyrenäen beendigte, und besuchte 1847 England, 1849 Schweden, von wo er sich später wieder nach dem Süden begab. Die deutsche, von ihm selbst besorgte „Gesammtausgabe" seiner Werke (35 Bändchen, Leipzig 1847 bis 1848) enthält außer den oben angeführten Werken noch ein mythisches Drama: „Ahasverus" und den sich in dänischen Verhältnissen bewegenden Roman: „Die zwei Baronessen", (Leipzig 1848, 4 Bde.), den er ursprünglich in englischer Sprache (London 1848, 3 Bde.) geschrieben hatte. Betrachtet man A. in seinem Verhältniß zu dänischen Dichtern und dänischer Literatur, so muß eingeräumt werden, daß er in der Energie des Ausdruckes, in psychologischer Gründlichkeit, nationaler Innerlichkeit, Tiefe der Gedanken u. formeller Tadellosigkeit hinter mehren seiner Zeitgenossen zurücksteht, aber in dem originellen Schöpfungstalent der Phantasie, im frischen und lieblichen Bilderreichthum, in der Färbung, in warmer, leicht geweckter Begeisterung und jugendlicher Laune überfliegt er ohne Zweifel alle dänischen Dichter, die jünger sind als Oehlenschläger. Es geht ein warmes und offenes Gemüth, ein frohes und unschuldiges Naturgefühl durch Alles, was er geschrieben, und diese Sprache, die gleich gut von Allen verstanden wird, hat sicher viel zu der Anerkennung beigetragen, die man ihm in so reichem Maße außerhalb des Vaterlandes geschenkt hat, daß diese zum Theil auf seine neidischen Landsleute minder günstig eingewirkt hat. Seine Persönlichkeit hat, wie ein deutscher Schriftsteller bemerkt, „durch sein harmloses u. offenes Wesen, worin sich ein liebendes u. ächt dichterisches Gemüth abspiegelt, ihm überall Freunde erworben".

Andes, Gebirgskette, s. Cordilleras.

Andlaw (auch Andlo, Andelo, Andlow), uralte aus dem Elsaß stammende adelige Familie, war ursprünglich von Rom dahin eingewandert und kommt schon um 1150 in Urkunden vor. Im J. 1274 wurde sie mit der Stadt und Herrschaft Andlaw belehnt. Jetzt bestehen zwei gräfliche und zwei freiherrliche Linien, von denen die jüngere freiherrliche und ältere gräfliche (zu Kleinlandau) in Frankreich, die beiden andern in Baden und der Schweiz begütert sind. Georg von A., Domprobst zu Basel, dann Propst zu Lauterbach, war ein einflußreicher Theilnehmer an den Kirchenversammlungen zu Konstanz und Basel, erster Rektor der 1459 errichteten Universität Basel und † 1466. Sein Zeitgenosse Hermann Peter von A., Doktor und Professor des kanonischen Rechtes zu Basel, Vicekanzler der Universität u. Domherr zu Kolmar, studirte zu Pavia, war 1475 Senior der juristischen Fakultät zu Basel u. schrieb 1460 mit vieler Gelehrsamkeit das erste Werk über deutsches Staatsrecht unter dem Titel: De imperio Romano-Germanico lib. II, zuerst gedruckt zu Straßburg 1603 und 1612, dann zu Nürnberg 1657 mit dem Titel: Repraesentatio reipublicae Germanicae, sive tractatus varii de S. R. G. I. regimine, freisinnig, aber oft unhistorisch. Ein Johann von A. war der Vertraute Kaiser Ferdinands I. Heinrich von A., dem freiherrlichen Zweige der Familie angehörig, trat als junger Mann 1821 in den badischen Militärdienst, nahm aber schon 1825 den Abschied und erhielt im folgenden Jahre die Stelle eines Regierungsraths in Freiburg, die er indessen nie antrat. Als Mitglied der ersten badischen Kammer, wohin ihn der grundherrliche Adel oberhalb der Murg 1833 als seinen Vertreter sandte, gehörte er zur strengsten römisch-katholischen Fraktion und zeigte sich als Anhänger der theokratischen u. feudalen Staatsordnung, wodurch er sich zu den modernen politischen Einrichtungen des Repräsentativsystems in feindlichen Gegensatz stellte. Namentlich sieht er in der Entwickelung Badens, wie sie seit 1830 Statt gefunden, eine Kette von Rechtsverletzungen und revolutionären Gewaltstreichen. Auch nach der Restauration nahm er wieder einen Sitz in der ersten Kammer ein, zu deren besten Rednern er gehört. Seiner kirchlichen Richtung nach gehört er Rom, seinen politischen Sympathien nach Oesterreich an. Als Schriftsteller trat er in dem Werke: „Der Aufruhr und Umsturz in Baden, als eine natürliche Folge der Landesgesetzgebung" (Freiburg 1850) auf, worin er die politische und gesetzgeberische Thätigkeit, wie sie in Baden bis zur Mairevolution die herrschende war, mit ultrareaktionärer Polemik angriff.

Andocides, einer der berühmtesten attischen Redner, Sohn des Leogoras aus Athen, 468 v. Chr. geboren, gehörte der aristokratischen Partei seiner Vaterstadt an und erhielt durch dieselbe 436 den Oberbefehl über 20 Schiffe, welche den Korcyräern gegen die Korinthier zu Hülfe geschickt wurden. Später wurde er mit Alcibiades des Umsturzes der Hermessäulen, so wie der Entweihung der Ceresmysterien angeklagt und 415 v. Chr. ins Gefängniß geworfen, aus dem er sich nur dadurch befreite, daß er 5 andere Bürger und unter diesen den eigenen Vater als die Urheber jenes Unfuges angab, worauf dieselben, mit Ausnahme des Leogoras, hingerichtet wurden. A. selbst, nicht vom Verdachte gereinigt, mußte Athen verlassen, kehrte zwar unter der Regierung der 400 zurück, entfloh aber, nochmals verfolgt, nach Elis und betrat die Vaterstadt erst wieder, nachdem dieselbe durch Thrasybul von den 30 Tyrannen befreit worden war. Trotz seiner Bemühungen, sich beim Volke beliebt zu machen, wurde er doch noch mehrmals, unter Andern von Cephisias, wegen der früheren Verbrechen angeklagt. Seine beredte Vertheidigung bewirkte zwar seine Lossprechung; allein als er 394 v. Chr. bei einer Friedensunterhandlung mit Lacedämon den Wünschen seiner Mitbürger nicht entsprach, so getraute er sich nicht wieder nach Athen zurückzukehren und † im Exile. Wir besitzen von ihm vier einfache, ungeschminkte und für die Geschichte

jener Zeit wichtige Reden, die in den Sammlungen der attischen Redner von Reiske (Bd. 4), Imm. Becker (Bd. 1), Schiller (Leipzig 1835), Baiter und Sauppe (Zürich 1838—42) stehen und besonders übersetzt und erläutert herausgegeben wurden von Becker (Quedlinburg 1832).

Andorossa, griechischer Kanton in Morea, Eparchie u. Gouvernement Messenien, am Golf von Koron, zwischen den Flüssen Spirnatza (Pamisus) und Dschidschiori (Bias), mit 87 Dörfern und gleichnamiger Hauptstadt, Theil des alten Messeniens, sumpfig, ungesund, von Fiebern heimgesucht, producirt Weizen, Mais, Hülsenfrüchte, Wolle, Seide, Oel, Wein, Tabak, Feigen. Das Städtchen und Hauptort des Kantons, am Berge Hagios Vasalis, nordwestlich von Kalamata, mit Bad und Bischofssitz, soll an der Stelle des alten Andania stehen. In der Nähe das Dorf Mavromathi, das alte Messene.

Andorra (Andorrée oder Andorre), uralte Republik in einem Gebirgskessel der Pyrenäen, umschließt einige Hochthäler der Pyrenäen u. einige der rauhesten Partien der Gebirgskette mit zum Theil unzugänglichen Bergkegeln, grenzt im Norden an das franz. Departement Arriège, im Osten an die französische Cerdagne, im Südosten an die spanische Cerdagne, im Süden an das Bisthum Urgel, im Westen an die Paillas- und Ferrarathäler und besteht aus einem großen, 5 Stunden lang von der Hauptkette der Pyrenäen sich südlich ziehenden Thale mit mehren kleineren Nebenthälern. Das Ländchen, nebst Marino der kleinste Staat in Europa, ist 5 Meilen lang und 4 Meilen breit und der bewohnbare Flächenraum mag höchstens 6 □M. groß seyn. Es wird auf drei Seiten von den höchsten Gebirgen umschlossen und öffnet sich nur nach Urgel hin, unterhalb welcher Stadt auch das einzige bedeutende Gewässer, die Balira oder Andorra, raschen Laufs in den Segre stürzt. Außerdem werden die tief eingeschnittenen Berggründe und Schluchten von wilden Gletscherbächen bewässert. Die Gebirge, deren Zinnen ewiger Schnee oder Eisfelder decken, sind in den mittlern Regionen mit Wald und trefflichen Alpenweiden bedeckt, welche man durch Sennenwirthschaft, ähnlich jener in der Schweiz, zu nutzen weiß. Reiche Eisenerzlager nähren eine Anzahl Hütten- und Hammerwerke, besonders sind jene zu Ransol bedeutend. In den geschütztesten Thälern und an den sonnigsten Abhängen baut man Wein und Obst; Getreide hingegen wenig, dessen jährlicher Bedarf aus Frankreich eingeführt werden muß, welche Erlaubniß der kleine Freistaat dem mächtigen Nachbar mit einer jährlichen Abgabe von 960 Francs bezahlen muß. In Caldès-Suco sind warme, besuchte Bäder. Die Einwohner, Basken, etwa 10,000, sind sehr arbeitsam, nüchtern, kriegerisch und voller Liebe zur Freiheit. Der Staat besteht in 6 Civilgemeinden oder Kirchspielen: Alt-Andorra, Canillo, Emcamp, Ordino, Massane und St. Julin, wozu 34 Dörfer und Weiler gehören. Hauptbeschäftigung der Andorreser ist Viehzucht (Alpenwirthschaft), welche den Reichthum des Landes ausmacht u. durch deren Produkte, so wie durch jene des Bergbaus, sie ihren Bedarf an Getreide ꝛc. bezahlen. Schafe und Maulthiere, jährlich mehre tausend Stück, gehen auf den benachbarten Markt in Spanien und Frankreich.

Die Republik A. ist ein Werk Karls des Großen. Zur Belohnung für die demselben in Katalonien geleisteten Dienste gab der Mächtige den Andorresern das Recht, sich, unabhängig von den benachbarten Fürsten, selbst zu regieren; nur in kirchlicher Hinsicht sollten sie dem Bischofe von Urgel unterworfen seyn. Karl bestimmte, daß man diesem Kirchenfürsten für die oberste Seelsorge einen jährlichen Lehnpfennig von 450 Livres entrichte, welche Abgabe bis auf den heutigen Tag besteht. Frankreich ist seit Karl dem Großen Schutzherr der Republik geblieben. Als solcher hat es das Recht zur Präsentation des ersten Viguier oder Landvogts, während der Bischof von Urgel den zweiten einsetzt. Dieses Verhältniß wurde nur in den Jahren 1793—1806 unterbrochen, wo der französische Nationalkonvent, in einer Anwandlung von Aerger, den Andorresern den Schutz aufsagte und ihnen die Erlaubniß, Getreide aus Frankreich zu holen, nahm. Die Andorre er erklärten sich daher von dem Schutz der großen Schwesterrepublik los und ledig. Napoleon hingegen stellte durch ein Dekret vom 27. März 1806 den alten Zustand wieder her. Die auf Grundlage eines unbeschränkten Wahlsystems gestützte Regierung des Freistaates ruht in den Händen eines souveränen Rathes, der aus 24 Mitgliedern oder Konsuln besteht, durch 12 derselben die laufenden Geschäfte besorgen läßt, jährlich 5 Plenarsitzungen hält und sich aus den von den 6 Civilgemeinden in Vorschlag gebrachten Kandidaten selbst ergänzt. Der Präsident desselben ist der aus den ältesten Rathsmitgliedern gewählte Generalprokurator (Syndikus). Er wird auf Lebenszeit ernannt, beruft in außerordentlichen Fällen den souveränen Rath u. hat die vollstreckende Gewalt, so wie die Leitung der auswärtigen Verhältnisse, während die Verwaltung der Gemeinden sogenannten Konsuln anvertraut ist. Die beiden Viguiers, die den Titel „Erlauchte" (Illustres) führen und von denen der des Bischofs von Urgel nur drei Jahre hinter einander im Amte bleiben darf, besorgen ausschließlich mit zwei, von ihnen nach dem Vorschlage des souveränen Rathes gewählten Bailen oder Richtern mit dem Prädikat „Ehrsam" (honorable) die Civilgerichtsbarkeit. Von ihren Entscheidungen ist die Appellation an den auf Lebenszeit von Frankreich und dem Bischofe von Urgel abwechselnd ernannten Oberrichter erlaubt. Für Kriminalfälle besteht ein besonderes, aus den obersten Beamten des Ländchens gebildetes Gericht, dessen Präsident der französische Viguier ist. Dieses Gericht spricht über Leben und Tod; es bestimmt die Vertheidigung des Angeklagten durch einen Advokaten, läßt aber keine Appellation zu. Die Verpachtung der Gemeindeweiden, eine unbedeutende Personensteuer und eine geringe Abgabe vom Boden- und Viehstandertrage bilden die Einnahmen des Landes. Das Leben der Andorreser ist einfach und kräftig. Ihre Gemeindeverfassung ist eine kriegerische; denn jeder Mann vom 16. bis 60. Jahre ist militärpflichtig und daher bewaffnet. Jede Gemeinde hat einen Hauptmann und zwei Lieutenants. Zur Erhaltung der öffentlichen Ord-

nung und des Friedens können die Landvögte zu den Waffen rufen, nie aber zum Angriff; über diesen hat das Volk zu entscheiden, und es erscheint dann jedes Familienhaupt alsbald an der Spitze seiner bewaffneten Söhne, Verwandten oder Knechte. Die geistige Bildung ist sehr zurück und die wenigsten Andorreser können lesen und schreiben. Zwar ist jeder Pfarrer verpflichtet, in seinem Hause eine Schule für die Gemeinde zu unterhalten; da aber Niemand gezwungen ist, seine Kinder in die Schule zu schicken, und schon frühzeitig die Kleinen den Aeltern beim Weiden der Heerden auf den Pyrenäenmatten behülflich seyn können, so wird nur der kleinste Theil der jungen Generation zur Schule angehalten und die meisten wachsen ohne allen Unterricht auf. Reichthum kennt man nicht, aber eben so wenig das Bittere der Armuth oder des Elends. Denn jeder Familienstamm sorgt für seine Armen und hilft ihnen empor oder unterstützt sie. Jeder erwachsene Andorreser gehört bis zum 60. Jahre zur Miliz der Republik und alle Jahre ist Heerschau, wobei man sich im Zielschießen übt; sie gilt, wie in Tyrol oder der Schweiz, als Volksfest. A. (auch Alt=Andorre), die einzige Stadt des Freistaates, ist zugleich Hauptstadt des Freistaates und Sitz der Regierungsbehörden. Das Oertchen ist anmuthig gelegen, freundlich gebaut u. zählt über 2800 Einw. Seine Wochenmärkte werden von den Bewohnern des Gebirgs sehr stark besucht und besonders ist der Getreideverkehr bedeutend. Als Flecken sind St. Julin mit 1900 Einwohnern, Certes und St. Julin de Loria zu erwähnen.

Andover, 1) Stadt in der englischen Grafschaft Hampshire, am Flusse Anton, mit 5000 Einwohnern, die sich von Garnspinnerei, Seidenweberei, Holz= und Malzhandel nähren. Bei dem nahen Dorfe Weyhill wird jährlich vom 10. Okt. an eine vielbesuchte Messe gehalten. — 2) Stadt im nordamerikanischen Staate Massachusetts, am Merrimac, nördl. von Boston, mit 5000 Einwohnern. Die Stadt hat 5 Kirchen, eine Bank, eine Sparkasse, ein Assekuranzbureau, ein Schullehrerseminar, gegründet 1830, die Franklin=Akademie, 1778 gestiftet, die Philips=Akademie, 1788 von Samuel und John Philips gegründet, und ein berühmtes, 1807 gegründetes theologisches Seminar. Letzteres liegt auf einer Anhöhe mit schöner Rundsicht und hat eine Bibliothek von 21,500 Bänden. Den Unterricht ertheilen ein Präsident und vier Professoren: ein Professor der biblischen Literatur, ein Professor der geistlichen Beredsamkeit, ein Professor der Kirchengeschichte und ein Professor der christlichen Theologie. Die Studenten, zu deren Aufnahme eine tüchtige Erziehung, so wie ein Zeugniß untadelhaften Betragens erforderlich ist, vollenden ihre Studien in 3 Jahren und empfangen den Unterricht in 3 Klassen, einer jüngern, mittlern und ältern. Aufsicht und Wohnung sind frei, Bedürftige genießen noch mehr Vergünstigungen. Ein öffentliches Examen findet jährlich am 4. Mittwoch des September Statt. Das Seminar wird jetzt durchschnittlich von 140 Studenten besucht; 785 haben seit dessen Bestehen daselbst ihre Studien gemacht. Die Zuschüsse und Schenkungen, die von edeln Menschenfreunden dem Institut verliehen worden sind, belaufen sich auf 400,000 Dollars.

Andrada, 1) Diego oder Didaceus de Payva d', berühmter portugiesischer Theolog, den 26. Juli 1528 zu Coimbra geboren, wohnte der Kirchenversammlung zu Trident bei und † den 1. Dec. 1575 zu Lissabon. Er schrieb u. a. eine mit vielem Wortgepränge versuchte Widerlegung des „Examen Concil. Trid." von Chemnitz (Ingolstadt 1580 u. ö.). — 2) Thomas oder Thomas de Jesus, Bruder des Vorigen, Augustinereremit, folgte dem Könige Sebastian 1578 nach Afrika, ward gefangen und † 1582. Er ist Verfasser eines vielfach gedruckten und übersetzten Buchs vom Leiden Jesu. — 3) Francesco d', Bruder der Vorigen, Rath und Historiograph Philipps III. von Portugal, † 1614. Verfasser der „Chronica de muito alto e muito poderoso Rey destes Reynos de Portugal D. Joaõ o III. deste nome" (Lissabon 1613, Fol.). — 4) Diego d', Sohn des Vorigen, geboren 1576, † 1660, schrieb ein treffliches Werk über portugiesische Alterthümer, u. d. T.: Exame da antiquidades, Lissabon 1616. — 5) Antonio d', Jesuit und ostindischer Missionär, geboren um 1580 zu Oleiros in Portugal, begab sich 1600 nach Ostindien, gründete 1625 in Tibet eine Mission und † den 19. März 1634 zu Goa als Ordens=Provinzial. Seine Schriften: „Novo descubrimento de grao Catayo ou dos Reynos de Tibet" (Lissabon 1626) und „Carta em que relata como volton a Tibet a 15 de Agosto de 1625" enthalten die Erfahrungen und Beobachtungen A.'s in Tibet, wurden ins Spanische übertragen, so wie französisch von Parraud und Billecocq bearbeitet und in letzterer Gestalt mit Boyle's, Turners und Anderer Reisen herausgegeben, Paris 1795. — 6) Jacinto Freyre d', ausgezeichnet als historischer Schriftsteller und eifriger Vertheidiger der Rechte Portugals und des Hauses Braganza gegen die Gewaltstreiche Spaniens, um 1597 zu Beja geboren, war Baccalaureus des kanonischen Rechtes in der Abtei Santa Maria dos Chans u. † 1657. Klassisch ist seine „Vida de D. Joaõ de Castro, quarto Vicerey da India", Lissabon 1651 und 1736, neue Ausgabe mit dem Leben des Verfassers, Paris 1759 und Madrid 1802, Auszug in Lindau's „Heldengemälde aus der Vorzeit" (Leipzig 1817).

Andrada e Silva, 1) Antonio Carlo, brasilianischer Patriot, einflußreiches Mitglied der Cortes zu Lissabon und der Generalversammlung zu Rio Janeiro, studirte zu Coimbra Philosophie und Rechtsgelehrsamkeit, bekleidete, nach Brasilien zurückgekehrt, das erste obrigkeitliche Amt in der Stadt Olinda bei Pernambuco und wurde 1817 zu Bahia wegen seiner Theilnahme an der Revolution dieses Jahres verhaftet. Nachdem sich Portugal die Konstitution vom 20. August 1820 gegeben hatte, erhielt A. die Freiheit wieder und wurde von seinen Mitbürgern in die Cortes nach Lissabon gesandt, wo er mit Beredsamkeit die Unabhängigkeit Brasiliens vertheidigte, auch den Schwur auf die portugiesische Konstitution, als einen den Interessen Brasiliens zuwiderlaufenden Vertrag, männlich verweigerte. Auf die Nachricht von der Unabhängigkeitserklärung Brasiliens und der Ernennung Don Pedro's zum Kaiser am 12. Okt. 1822 schiffte er sich nach Rio Janeiro ein, wurde so=

gleich nach seiner Ankunft zum Mitgliede der konstituirenden Generalversammlung erwählt und entwarf hier den Eid, welcher Don Pedro und seiner Dynastie die konstitutionelle Krone Brasiliens sicherte. Im Jahre 1823 theilte er in der Repräsentantenversammlung die Bestrebungen seiner Brüder, warunter andern die Veranlassung, daß die Kammern die Minister wegen drohender militärischer Maßregeln zur Verantwortung vorforderten, und wurde deshalb ebenfalls nach Europa verwiesen. Im Juli 1840 ward er Finanzminister, blieb aber kaum ein Jahr lang in dieser Stellung.

2) Jose Bonifacio d', kaiserl. brasilianischer Minister des Innern, der Justiz und der auswärtigen Angelegenheiten unter Pedro I., später Vormund Pedro's II., einer der Hauptfaktoren in der Emancipation dieses weiten Reiches, Bruder des Vorigen, zu Santos in der brasilianischen Provinz San Paulo geboren, studirte zu Coimbra in Portugal die Rechte und Naturwissenschaften, machte dann im Auftrage der Akademie der Wissenschaften zu Lissabon auf Staatskosten eine naturwissenschaftliche Reise durch mehre Länder Europa's, bekleidete nach seiner Rückkehr verschiedene wichtige Aemter und stand zur Zeit der französischen Invasion in den Reihen der ihr Vaterland muthig vertheidigenden Portugiesen. Im Jahre 1819 zog er sich nach Brasilien zurück, wo sich ihm bald nach seiner Ankunft ein neuer Schauplatz einflußreicher Thätigkeit eröffnete. Das Volk, schon lange nach Unabhängigkeit von Portugal dürstend, erhob sich, als ein Dekret der Cortes in Lissabon vom 29. September 1821 den Prinzen Don Pedro nach Europa zurückrief. A., in Gemeinschaft mit seinem Bruder Martin Franz, zügelte durch sein Ansehen den Aufstand in San Paulo, wurde Vicepräsident des dortigen Municipalrathes und überreichte am 1. Januar 1822 an der Spitze einer Deputation seiner Landsleute die von ihm verfaßte Adresse, welche den Prinzen aufforderte, in Brasilien zu bleiben. Pedro willigte ein, ernannte den 16. Januar ein neues, populäres Ministerium und A. zu dessen Präsidenten. Die Haupttendenz dieses Ministeriums war die Trennung Brasiliens von Portugal; als dieselbe ausgesprochen war, sollte eine neue Grundverfassung entworfen werden. Die Minister geriethen aber dabei in Kampf mit der republikanischen Partei, und vergebens versuchten sie es, den leidenschaftlichen Eifer derselben durch freisinnige Vorschläge, und, als diese keinen Eingang fanden, durch Strenge zu zügeln. Ihre Freunde wußten die öffentliche Meinung und das Vertrauen des jungen Kaisers für sich zu gewinnen, worauf A. mit seinen Kollegen den 25. Oktober um seine Entlassung einkam. Schon den 30. Okt wurde er jedoch in Folge einer Manifestation des Volks wieder ins Ministerium gerufen, erhielt auch 1823 in den versammelten Ständen Sitz und Stimme und setzte es hier mit Hülfe seiner Brüder durch, daß die geheimen Gesellschaften verboten und strenge Maßregeln gegen die republikanischen Parteigänger ergriffen wurden. Von Neuem aber gewannen seine gereizten Feinde die Oberhand und nöthigten ihn abermals, seine Entlassung einzureichen. A. bekämpfte hierauf in den Kammern das neue Ministerium und war unter den Deputirten, welche gegen die gewaltsame Auflösung der Generalversammlung von Seiten des Kaisers am 12. November protestirten. Er wurde dafür mit seinen gleichgesinnten Brüdern verhaftet und den 21. November nach Europa eingeschifft, während in Brasilien den 11. December eine von Pedro nach den Grundsätzen des strengeren Monarchismus entworfene Konstitution erschien. Die verwiesenen Brüder d'A. gingen nach Bordeaux und lebten daselbst den Wissenschaften, bis ihnen später die Rückkehr erlaubt wurde. Als einsichtsvoller Staatsmann und Freund der gesetzlichen Ordnung, gewann A. von Neuem das Vertrauen des Kaisers, so daß ihn dieser, als er den 7. April 1831 auf den Thron Brasiliens verzichtete, zum Vormunde seines sechsjährigen Sohnes ernannte. Zwar weigerten sich die von den Exaltirten immer mehr beherrschten Kammern anfangs, ihn in dieser Eigenschaft anzuerkennen, gaben aber doch endlich ihren Widerstand auf, worauf A. mit gewissenhafter Treue die treffliche Erziehung seines Mündels leitete und sich dessen innige Liebe erwarb. Obgleich der neuen Ordnung der Dinge eifrig zugethan, konnte er jedoch später der Verfolgung seiner Feinde, welche ihn als einen Freund des Exkaisers verdächtigten, nicht entgehen. In einem, den Sturz der Regentschaft bezweckenden, Aufruhre verlangte die Masse, beleidigt durch die Maßregeln, welche A. zur Sicherheit seines Zöglings getroffen hatte, stürmisch seine Entlassung; die Regentschaft mußte gezwungen nachgeben und ernannte den Marquis de Itanhaem zum Erzieher des jungen Kaisers. A. zog sich in den Privatstand zurück, aus dem er nicht wieder hervortrat; denn er fand den 5. April 1838 in Rio Janeiro einen abenteuerlichen Tod. An ihm besaß Brasilien einen eben so großen Patrioten als geachteten Staatsmann und man hat ihn mit Recht als den Regenerator des Vaterlands gepriesen.

3) Martino Francesco d', Bruder des Vorigen studirte zu Coimbra. Mit seinem Bruder Bonifacio betrat er 1821 die politische Laufbahn u. theilte als Finanzminister und Mitglied der Cortes dessen Grundsätze, Kämpfe und Schicksale. Neben seinem Bruder Ant. Carlo übernahm er 1840 das Ministerium des Innern, mußte es aber 1841 wieder abgeben.

Andrä, St., großer blühender u. wohlhabender Marktflecken an der Donau, in der niederungarischen Gespanschaft Pesth, der Insel gleichen Namens gegenüber, mit 1 katholischen und 7 griechischen Kirchen, Weinbau u. 6000 Einwohnern.

Andragast (Ardagast, Andragaß), Stifter eines kleinen Staates in der Walachei zu Ende des 6. Jahrhunderts, beunruhigte von da aus Thracien und Mösien, und wurde mehrmals, zuletzt 598 von dem griechischen Feldherrn Priscus, geschlagen.

Andral, Gabriel, einer der berühmtesten französischen Aerzte, 1797 zu Paris geboren, erlangte daselbst 1821 die medicinische Doktorwürde und erhielt 1827 den Lehrstuhl der Hygiène an der medicinischen Fakultät. Bald darauf wurde er Mitglied des Conseil de salubrité, der Akademie der Medicin und vieler andrer gelehrten

Gesellschaften. Seinen wissenschaftlichen und schriftstellerischen Ruf begründete er durch seine „Clinique médicale“ (Paris 1824, 3 Bde., 4. Aufl. 1840, 5 Bde., deutsch von Flies, Quedlinb. 1842—45, 5 Bde.). Die bedeutendsten seiner übrigen Schriften sind: „Précis d'anatomie pathologique“ (Paris 1829, 3 Bde., deutsch von Becker, Leipz. 1829—30, 2 Theile); „Cours de pathologie interne“ (Paris 1836, 3 Bde., 2. Aufl. das. 1848, deutsch von Unger, Berl. 1836—38, 3 Bde.); „Essai d'hématologie pathologique“ (Par. 1843, deutsch von Herzog, Leipzig 1844) u. A.

Andrarum, schwedisches Kirchspiel in Schonen, mit dem gleichnamigen Alaunwerk, dem ältesten Schwedens, 4 Meilen südlich von Christianstadt, 3¾ Meilen nördlich von Ystadt, jetzt der gräflich piperschen Familie gehörig, mit 400 Einwohnern. Der schwarze, sehr reichhaltige Alaunschiefer ruht auf weißem, sehr quarzreichem Sandstein u. liefert jährlich etwa 1000 Tonnen Alaun, früher weit mehr. Das Werk wurde im 17. Jahrhundert von dem Gutsbesitzer Jakobin Bäck angelegt.

Andrasy, ungarisches Grafengeschlecht mit dem Prädikat: von Csik-Scentkiraly und Krasznohorka, soll von Andoras, einem der Führer bei der Einwanderung der Magyaren in Ungarn, abstammen. Die Glieder der Familie waren fast sämmtlich Krieger und glänzen in der ungarischen Geschichte als Helden. Gegenwärtig theilt sich die noch wenig zahlreiche Familie in zwei Linien. Karl, Graf A., dem ältern Familienzweige angehörig, 1792 zu Gömör geboren, war ein glühender Patriot und Mitglied der Opposition, in deren Reihen er auf den Reichstagen von 1839 und 1844 sich auszeichnete. Er wirkte auch als Vorsitzer der Theißregulirungsgesellschaft, als Mitglied des Bergwerks- und des Fabrikvereins und † 1845 zu Brüssel auf einer Reise, die er unternommen hatte, um die Eisen-, Zucker- und Maschinenfabriken des Auslandes kennen zu lernen. A. schrieb in viele ungarische Journale und veröffentlichte in deutscher Sprache: „Umrisse einer möglichen Reform in Ungarn“. Sein ältester Sohn, Mano, Graf A., geboren am 7. März 1821, war auf dem Reichstage von 1847 einer der Repräsentanten von Torna und Oppositionsmitglied, später unter dem ungarischen Ministerium Obergespan von Torna. Dessen Bruder, Gyula, Graf A., am 8. März 1823 geboren, ein talentvoller, kenntnißreicher und durch Reisen gebildeter Mann, war Vorsitzender der Theißregulirungsgesellschaft u. zeichnete sich auf dem Reichstage von 1847—48 als Repräsentant von Zemplin durch glänzende Rednergabe aus. Obwohl von aristokratischer Färbung und dem Grafen Szechenyi geistig verwandt, warf er sich doch mit ganzer Seele der Revolution in die Arme. Während des Aprilministeriums von 1848 war er Obergespan von Zemplin und Führer des zempliner Landsturms bei Schwechat. Später wirkte er als Gesandter der debrecziner Regierung in Konstantinopel und ging nach der Restauration nach Paris. Auch als Schriftsteller machte sich Graf A. mehrfach bekannt. Der jüngste der Brüder, Lodar, Graf A., geboren am 16. Februar 1827, focht tapfer an Bems Seite in Siebenbürgen. Georg, Graf A., das Haupt der jüngern Linie, geboren am 5. Februar 1797, k. k. Kämmerer, war während des ungarischen Ministeriums Obergespan des saroscher Komitats. Mit Graf Szechenyi reiste er nach England in Angelegenheit der budapesther Kettenbrücke und gab eine darauf bezügliche Schrift heraus. Als Direktor der ungarischen Akademie, Mitglied des Landwirthschaftsvereins, Förderer der Eisengießerei zu Ternö, so wie in seiner Wirksamkeit für den Bergbau, erwarb er sich nicht unbedeutende Verdienste. In der Politik verhielt er sich konservativ u. wirkte in diesem Geiste auf dem Reichstage.

André, 1) Christian Karl, sehr geachteter und segensvoll wirkender deutscher Pädagog und Volksschriftsteller, wurde am 20. März 1763 zu Hildburghausen geboren. In Basedows Schule für die Idee begeistert, durch Volkserziehung mittelst guter Volksbücher auf das Glück der Nation und so für den höchsten Zweck der Menschheit zu wirken, gründete er gemeinschaftlich mit Becker in Gotha 1797 den vielwirkenden „Reichsanzeiger“ und war einige Jahre hindurch eine der Hauptstützen des salzmannschen Instituts zu Schnepfenthal, das er 1785, als der Muth des Stifters wankte, allein erhielt. Im J. 1798 nahm er eine ihm angebotene Stelle als Direktor der protestantischen Schule zu Brünn in Mähren an, fungirte hier seit 1812 als erster Wirthschaftsrath des für landwirthschaftliche und gewerbliche Bestrebungen glühenden Fürsten Salm, dann als Sekretär der mährischen Gesellschaft zur Beförderung des Ackerbaues. Mit seinem Schwiegersohne besaß er auch gemeinschaftlich die calve'sche Buchhandlung in Prag und suchte durch diese seine volksbildenden Bestrebungen zu fördern. Im J. 1817 wurde er als Assessor nach Keszthely in Ungarn berufen. In seiner schriftstellerischen Thätigkeit durch die Strenge der österreichischen Censur vielfach beunruhigt und gehemmt, verließ er jedoch 1821 den Kaiserstaat und folgte einer Einladung des Königs von Würtemberg, der ihn mit dem Charakter eines Hofraths bekleidete, nach Stuttgart. Hier nahm er das Sekretariat bei der Centralstelle des landwirthschaftlichen Vereines ein und gab im Interesse der deutschen Landwirthschaft die „Landwirthschaftlichen Blätter“ heraus, daneben aber im höhern Interesse der Humanität seinen „Hesperus“. A. † in Stuttgart den 19. Juli 1831. A.'s schriftstellerische Wirksamkeit war eben so gemeinnützig als umfassend und mannichfaltig. Seine Werke gehören drei verschiedenen Perioden seines Lebens an. In die erste, die gothaer, gehören u. a. die von A. in Gemeinschaft zuerst mit Bechstein, dann mit Blasche herausgegebenen allgemein geschätzten „Gemeinnützigen Spaziergänge auf alle Tage im Jahre“ (Braunschweig 1790—95, 10 Bde.), „Der Landmann“ (Gött., Eisenb. u. Halle 1790 bis 1795, 4 Hefte) u. die „Kompendiöse Bibliothek der gemeinnützlichen Kenntnisse“ (Halle 1790—98, 120 Hefte), deren Fortsetzung A., als Direktor in Brünn, in Folge des Verbotes aufgeben mußte, daß kein Oesterreicher außerhalb des österreichischen Staates ohne Genehmigung der kaiserlichen Censur etwas drucken lassen sollte. Auch die erwähnte Begründung des Allgemeinen Anzeigers

der Deutschen gehört in diese erste Periode. Die zweite, österreichische, zeichnet sich aus durch das „Patriotische Tageblatt“ (Brünn 1800 — 1805, 10 Bde.), das erste und lange Zeit einzige Nationalblatt dieser Art, welches indeß, nachdem es 5 Jahre gewirkt und viel Gutes ausgestreut oder geweckt hate, ebenfalls dem Zwange der österreichischen Censur unterlag. A. fuhr zwar selbst unter hartem Drucke fort, das Leben im Volke anzuregen, und trug z. B. durch die Herausgabe des „ABC- oder ersten Lehrbuches der Mineralogie“ (Wien 1804) und durch die Verbreitung mehrer Hunderte von Mineraliensammlungen zur Verbesserung der geognostischen Studien auf den deutschen Lehranstalten wesentlich bei. Aber erst als, in einem Augenblicke besserer Erkenntniß, die Regierung 1806 A. die schwersten Fesseln abnahm, als sie ihm eine freiere Censur und den ungehinderten Gebrauch der auswärtigen literarischen Hülfsmittel gestattete, ergoß sich wieder die ganze Fülle seines reichen Geistes in ächt volksthümlicher Weisheit. A. richtete seine Thätigkeit eben so auf die gebildetere Klasse im Allgemeinen, als auf die einzelnen Stände: für jene war der „Hesperus“ bestimmt, ein Nationalblatt für gebildete Leser; eine specielle Beziehung für Landwirthe erhielten die „Oekonomischen Neuigkeiten“ (Prag 1811—19); für den Mittelstand der österreichischen Bevölkerung berechnet, erschien der „Nationalkalender“ (das. 1810 ff.), 14 Jahrgänge, von denen die ersten in einer neuen Auflage unter dem Titel: „Hausbuch für Familien“ (das. 1821) herauskamen. Als er die ihm bewilligten Censurvergünstigungen verlor, ging er 1821 nach Stuttgart, wo er das wissenschaftliche Sekretariat bei der Centralstelle des landwirthschaftlichen Vereins u. damit die Redaktion der „Landwirthschaftlichen Zeitschrift“ erhielt und seinen Kalender in ein „Volksbuch für die gesammten deutschen Bundesstaaten“ umwandelte. Mit gleichem Beifall, wie diese allgemeinnützlichen Schriften, wurden auch A.'s geographisch-statistische Arbeiten über Oesterreich (Beschreibung des Kaiserthums, Wien 1814; Geographie des österreichischen Kaiserthums, Prag 1814) aufgenommen. In der stuttgarter, der Abendzeit seines reichen Lebens, leuchtete der „Hesperus“ fort, der mit ihm erlosch; dahingegen die „Oekonomischen Neuigkeiten“ sein Sohn Emil mit dem freisinnigen, vielfach verfolgten Elsner nach seinem Tode fortsetzte. Sein zweiter Sohn, Rudolf, geboren zu Gotha 1793, Administrator der Herrschaften des Grafen Salm-Reiferscheid in Mähren, tüchtiger ökonomischer Schriftsteller, praktischer Landwirth, trefflicher Schafzüchter, † 1825 zu Tischnowitz. Von ihm erschien: „Anleitung zur Veredlung des Schafviehes“ (Prag 1816, 2. Aufl. von J. G. Elsner, 1826) „Darstellung der vorzüglichsten landwirthschaftlichen Verhältnisse“ (das. 1815, 3. Aufl. von A. Rieger, 1831), „Ideen über Verwaltung der landwirthschaftlichen Güter in Böhmen, Mähren u. Oesterreich“ (das. 1821) u. a. Ein jüngerer Bruder, Emil, 1790 zu Schnepfenthal geboren, machte sich als forst- und landwirthschaftlicher Schriftsteller bekannt. Nachdem er von 1809—10 als Offizier in der österreichischen Armee gedient, verwaltete er mehre Güter, zog 1825 nach Prag und 1839 nach Ungarn, wo er die fürstlich odescalchischen und gräflich batthyanyschen Güter verwaltete. Seit 1846 gibt er die „Neue ökonomische Zeitschrift“ heraus.

2) Johann Anton, den 6. Okt. 1775 zu Offenbach geboren, komponirte schon als zwölfjähriger Knabe, vervollkommnete sich später unter Fränzel und Vollweiler in Mannheim und bezog 1796 die Universität Jena, um die schönen Wissenschaften zu studiren. Nach dem Tode seines Vaters (1799), des Komponisten und Musikalienverlegers Johann A., übernahm er die Druckerei u. Handlung desselben und machte noch in diesem u. dem folgenden Jahre eine große Kunstreise durch England und Deutschland, wo er in Wien von Mozarts Wittwe dessen sämmtliche hinterlassene Manuskripte erkaufte. Seit dieser Zeit lebte er in Offenbach, ganz der Kunst und seinen derselben verwandten Geschäften hingegeben, im Besitze einer musikalischen Bibliothek, die, auch an Originalhandschriften reich, kaum ihres Gleichen hat. Seine Notenhandlung behauptete den guten Ruf, den sein Vater begründete. Doch entwickelte er als Verleger nicht mehr die große Thätigkeit von ehedem, welche die Firma weltbekannt machte. Die neuere Erfindung des Steinplattendruckes benutzte A. fast zuerst zur Vervielfältigung der Musikalien. Er † den 5. April 1842. Als Komponist zeichnet er sich durch Reinheit des Geschmackes, Zartheit und gemüthliche Innigkeit der Empfindung, so wie durch gute harmonische Durcharbeitung aus. Seine Werke sind zahlreich; ihre Zahl beträgt weit über 100. Die wichtigsten davon sind die Opern: „Die Weiber von Weinsberg“ und „Rinaldo und Aldina“; „Sprüchwörter für 4 Singstimmen“; die Kantate „Der Friede Thuiskon's“; viele Hefte Gesänge für eine Singstimme mit Pianofortebegleitung; Flötenkoncert, op. X.; Oboen-Koncert, op. VIII, u. a. Um die Theorie der Musik hat sich A. durch sein „Lehrbuch der Tonsetzkunst“ (Offenb. 1832—43, 4 Bde.), durch die Herausgabe von Mozarts Tagebuch und einiger Originalpartituren dieses Meisters um die musikalische Geschichtsschreibung verdient gemacht.

Andrea, Johannes de, auch bloß Andreä genannt, berühmter Lehrer des kanonischen Rechts, im Florentinischen geboren, ward 1301 Doktor und Professor in Bologna, begleitete 1328 die Gesandtschaft der Bologneser an Papst Johann XXII. nach Avignon und † 1348 an der Pest, von seinen Zeitgenossen der Vater des Kirchenrechtes und „Fürst aller Kanonisten“ genannt. Unter seinen sehr zahlreichen Schriften sind bemerkenswerth die „Novellae s. commentaria in libros Decretalium“ (Rom 1476, Venedig 1612, 5 Bde.), „Clementinae s. super Novellas Clementis V“ (Mainz 1471, Paris 1612), die „Quaestiones Merculiales super regulas juris (Leyden 1551). Seine gelehrte Tochter Novella soll öfters statt des Vaters das Katheder bestiegen haben.

Andreä, 1) Jakob, einer der eifrigsten Beförderer strenger Rechtgläubigkeit und dogmatischer Abgeschlossenheit in der lutherischen Kirche, den 25. März 1528 zu Waiblingen im Würtembergischen geboren, war der Sohn eines Schmieds, daher auch spottweise Schmidlin oder Fabricius genannt. Nachdem er in Tübingen studirt und 1545 die Magisterwürde erlangt hatte, bekleidete er

seit 1546 in Stuttgart, seit 1549 in Tübingen das Diakonat, wurde 1552 Doktor der Theologie und Superintendent in Göppingen, wo er bis 1562 blieb u. während dieser Zeit auf mehrfache Weise für die Angelegenheiten der protestantischen Kirche thätig war. So visitirte und ordnete er das Kirchenwesen in den Ländern der Markgrafen Georg Friedrich von Brandenburg und Karl zu Baden, so wie bei mehren kleinern Reichsfürsten, wohnte auch mit dem Herzog Christoph von Würtemberg, dessen Hofprediger er seit 1557 war, den Reichstagen zu Regensburg und Frankfurt bei und nahm an dem berühmten Religionsgespräche zu Worms Antheil. Ausgebreiteter wurde sein Wirkungskreis, nachdem er 1562 Propst und Kanzler der Universität Tübingen geworden war. Er ging nach Sachsen, um den synergistischen Streit zwischen Flacius u. Victorin Strigel beizulegen, stillte 1563 die in der straßburger Gemeinde entstandenen Bewegungen, figurirte 1564 als Hauptperson bei dem Kolloquium zu Maulbronn, visitirte 1566 die braunschweigischen Kirchen und bereiste 1570 Ober- und Niedersachsen und Dänemark, um Rechtgläubigkeit und Glaubenseinigkeit aufrecht zu erhalten. In der Ueberzeugung, daß ein wissenschaftlich genau zergliedertes Glaubensbekenntniß, durch das die herrschenden Streitigkeiten mit höchster Autorität entschieden würden, zur Begründung der Glaubenseinheit und Vollendung der Reformation nöthig sey, rieth er dem Kurfürsten von Sachsen die Abfassung und Einführung eines solchen Werkes an u. fertigte dazu zwei verschiedene Entwürfe, nach welchen 1576 zu Torgau die erste Grundlage ausgearbeitet wurde. Im folgenden Jahre kam so zu Kloster-Bergen die protestantische Konkordienformel zu Stande, welche in vielen Ländern angenommen und eingeführt wurde. Seine Freunde priesen ihn deshalb als den Vollender der Reformation und Stifter der Glaubenseinigkeit in der lutherischen Kirche; seine Feinde erblickten darin nur einen Beweis seiner Ruhmsucht, Unduldsamkeit und unprotestantischen Stabilität. Gewiß ist, daß A. oft mit Ungestüm und Heftigkeit, bisweilen selbst mit unmännlichen Waffen für das, was er für reine Lehre hielt, kämpfte. A. † den 7. Januar 1590. Gelehrsamkeit, Scharfsinn, Beredsamkeit, Charakterstärke und diplomatische Gewandtheit machten ihn zum einflußreichsten aller Theologen seiner Zeit. Seine zahlreichen Schriften, über 150, meist polemischen Inhalts, haben nur noch für die Geschichte der kirchlichen Streitigkeiten jener Zeit Werth.

2) Johann Valentin, einer der originellsten deutschen Schriftsteller, Enkel des Vorigen, war den 17. August 1586 zu Herrnberg im Würtembergischen geboren. A. studirte in Tübingen Theologie, besuchte dann die Schweiz, Italien, Frankreich u. Oesterreich, ward 1614 Diakon zu Vaihingen, 1620 Superintendent in Kalw, 1639 Hofprediger und Kirchenrath in Stuttgart, 1654 Abt zu Babenhausen u. † den 27. Juni 1654 als Abt u. Generalsuperintendent zu Adelberg. Von der Noth der Zeit war A.'s Leben vielfach getrübt; aber stets war er durch Rath und That ein Schutzengel und Helfer der Bedrängten, und durch seine Schriften der kühnste und wärmste Vertheidiger eines praktischen, in der Liebe thätigen und sich bewährenden Christenthums. In Zorn, Spott und väterlicher Ermahnung erhob er sich gegen sein Zeitalter u. züchtigte mit tief eindringender Rede bald die durch den dreißigjährigen Krieg eingerissene und in allen Ständen sich zeigende Sittenlosigkeit, bald die einseitige, frommes Gefühl und Leben ganz übersehende Richtung der Theologen auf das Dogma. In seinem Eifer für die Belebung christlicher Gesinnungen faßte er auch den Plan zur Begründung einer religiösen Brüderschaft, die gleichsam das neue Salz der Erde werden u. das hergebrachte Sinnbild des Leides in Liebe, das Kreuz in der Rose, als Zeichen führen sollte. Was er darüber sagte, wurde mißverstanden und wahrscheinlich die Veranlassung, daß man ihn für den Stifter oder wenigstens Erneuerer des Ordens der Rosenkreuzer ausgab, dessen Unwesen er selbst verspottete. Die zahlreichen Schriften A.'s sind lateinisch und deutsch, theils in Prosa, theils in Versen, und obwohl nur Kinder ihrer Zeit, doch wegen gedankenreicher Kürze, edler Freimüthigkeit, feinen Witzes frommer Gemüthlichkeit und anmuthiger Gleichnisse noch jetzt lehrreich und interessant. Unter den lateinisch, vorzüglich für die gebildeten Stände geschriebenen sind besonders bemerkenswerth: „Menippus, sive satyricorum dialogorum centuria“ (1617). Aus seiner „Mythologia christiana“ (1619) haben Herder und K. G. Sonntag (J. V. A.'s Dichtungen, Leipzig 1786) Mehres übersetzt. Was A. deutsch, im schwäbischen Dialekt, schrieb, war für das ihm gleichfalls am Herzen liegende Volk berechnet und ist kunstlos und im Geschmacke der Zeit abgefaßt, aber durch Tiefe, Kraft und Poesie der Gedanken über dieselbe erhaben, so vorzüglich die „Christlich Gemäl“ (1602) und die „Geistliche Kurzweil“ (1619), letztere eine Sammlung von Gedichten in unvollendeter Form, aber von anziehendem Inhalte, wie die von Herder gegebenen Proben beurkunden. Die allegorisch-epische Dichtung „Die Christenburg“ wurde von Grüneisen (Stuttg. 1836) herausgegeben. Außerdem verfaßte A. eine recht lehrreiche Selbstbiographie. Ursprünglich lateinisch, wurde sie von Seybold 1799; deutsch zu Winterthur herausgegeben. Seine reichhaltige u. kostbare Sammlung von Notizen u. Urkunden, die würtembergische Geschichte betreffend, ging leider bei der Zerstörung der Stadt Kalw 1634 verloren. Zur Charakteristik dieses originellen Schriftstellers stehe hier noch das treffende Urtheil, welches Herder in seinen „Zerstreuten Blättern“ (V. Sammlung) über ihn fällt: „Er hat Vieles“, heißt es da, „und dies meistens in einer sonderbaren Art geschrieben. Es sind nicht Schriften, sondern Schriftchen; nicht große, leere Säle, sondern niedliche Wohnzimmer, zum Theil voll seltener, ungesuchter Merkwürdigkeiten; Aufsätze, die der Pöbel seiner Zeit anstaunte, die auch Vielen unserer Zeit zuweilen befremdend, hie und da unverständlich und als Spielzeug vorkommen müssen; die aber alle von der feinen Erfindungs- und Einbildungskraft, vom richtigen Gefühle u. scharfen Urtheile, von der ausgebreiteten Kenntniß und dem, wiewohl unausgebildeten, Dichtergeiste des Verfassers zeugen. Alles, was er schreibt, wird Fabel, Gespräch, sinnreiche Einklei-

dung; er sagt Wahrheiten, die wir jetzt uns kaum, nachdem wir ein Jahrhundert weiter gerückt sind, zu sagen getrauen. Er sagt sie mit so viel Liebe und Redlichkeit, als Kürze und Scharfsinn, so daß er in seinem streitenden, verketzernden Jahrhunderte wie eine Rose unter Dornen noch jetzt neu und frisch dasteht und in zartem Wohlgeruche blühet". Vergl. Hoßbach, A. und sein Zeitalter, Berlin 1819.

Andreani, Andreas, der kleine Albrecht Dürer oder der Mantuaner genannt, einer der berühmtesten Holzschneider der italienischen Schule, großer Meister im Clair-Obscur, war 1560 zu Mantua geboren. Talentvoll und für die Kunst begeistert, machte er bald im Formschnitt große Fortschritte und verließ sehr jung seine Vaterstadt, um seinen Wohnsitz in Rom aufzuschlagen, wo er 1623 †. Die Anzahl der ihm zugeschriebenen Blätter (meist im Helldunkel) ist beträchtlich; viele sind indessen Werke älterer Meister (Hugo da Carpi 2c.), welche A. an sich kaufte, wieder aufschnitt und mit seinem Monogramm versah, um sich den Vertrieb zu sichern. Seine eigenen Stücke gehören zu dem Schönsten, was die Kunst in dieser Art hervorbrachte, und sind sehr gesucht. Meisterstücke sind: Abbildungen des Mosaik-Fußbodens in der Domkirche zu Siena in 8 Blättern (1587), der Untergang Pharao's nach Tizian, der Triumph des Julius Cäsar (1598), in 10 Blättern, nach Mantegna, zwei Grablegungen nach Raphael, Motta und Jos. Scolari, Christi Triumph, nach Tizian, theuer und selten, 8 Blätter, der Raub der Sabinerinnen, nach Joh. de Bologna, 3 Bl., Circe, die dem Gefährten Ulysses zu trinken gibt u. a.

Andreas, d. i. der Männliche, ein schon bei den Griechen gebräuchlicher Männername. Merkwürdig sind: 1) A., einer der 12 Jünger Jesu, Sohn des Fischers Jona, aus Bethsaida am See Genezareth, Bruder des Simon Petrus. Mit dem Apostel Johannes, dessen Jünger er war, kam er zuerst zu dem Erlöser (daher der Erstberufene genannt) und veranlaßte dazu nachher auch seinen Bruder Petrus. Beide beschäftigten sich später eine Zeit lang wieder mit der Fischerei, ihrem Gewerbe, bis sie von Jesu förmlich zum Apostelamte berufen wurden. Die Evangelien berichten seit dieser Zeit von A. nur, daß er stets unter den übrigen Jüngern war, Jesum auf dem Oelberge mit einigen Andern nach der Zeit der vorausgesagten Zerstörung des jüdischen Tempels fragte und ihm meldete, wie die Griechen seinen Besuch wünschten. Nach dem Hingange des Erlösers befand sich A. bei den Versammlungen der Jünger zu Jerusalem, wird aber dann im N. T. nicht weiter erwähnt. Die Sage läßt ihn als Verkündiger des Evangeliums durch Kappadocien, Galatien u. Bithynien nach Scythien gehen, und auf der Rückreise von da die Kirche zu Byzanz gründen. Hierauf soll er in Thracien, Macedonien, Thessalien und Epirus gepredigt und zu Paträ in Achaja um 80 nach Christo den Märtyrertod erlitten haben. Der Prokonsul von Achaja, Aegeas, dessen Frau und Bruder der Apostel zum Christenthume bekehrt hatte, ließ ihn nach vielen Martern kreuzigen, und zwar an einem Kreuze von ungewöhnlicher Form, an einem später sogenannten Andreaskreuze (s. d.). Sein Leichnam, von dem, wie von dem Apostel selbst, viele Wunder erzählt werden, wurde von Konstantin dem Großen in der Folge mit großer Feierlichkeit nach Konstantinopel geschafft und daselbst in der zu Ehren der Apostel erbauten Kirche beigesetzt. Gedächtnißtag A.' ist der 30. Nov. Eine Apostelgeschichte, die „Acta Andreae", welche von einigen ketzerischen Sekten ihm zugeschrieben wurde, war unächt. Nach einer russischen Sage predigte A. auch den nowogoroder Slaven an der Wolga das Evangelium, und er wird deshalb in Rußland, wie auch ehemals in Schottland, als Schutzpatron verehrt.

2) Könige von Ungarn: a) A. I., der vierte ungarische König aus dem arpadischen Herrscherstamme, von 1046—1061, ein Fürst voll kriegerischen Geistes. Er verlebte seine Jugend als Flüchtling in Rußland, bis ihn die Ungarn 1046 nach König Peters Entthronung zum König ausriefen. Anfänglich bot er Alles auf, um das durch Faktionen zerrissene und von bewaffneten Banden durchzogene Land zur Ruhe und Ordnung zurückzuführen. Besonders sorgte A. für die Wiederherstellung der christlichen Religion, welche, den nicht sehr lange bekehrten Ungarn noch immer verhaßt, während des Regierungswechsels an den meisten Orten dem Heidenthume wieder gewichen war und durch grausame Verfolgung fast alle ihre Kirchen und Geistlichen verloren hatte. Dessenungeachtet kündigte ihm der über die Thronentsetzung seines Vasallen Peter erzürnte deutsche Kaiser Heinrich III. den Krieg an. Da entwickelte A. seine kriegerische Thätigkeit. Er ordnete und stärkte das Kriegswesen, verschanzte die Grenzen und ernannte seinen kriegskundigen Bruder Bela zum Oberfeldherrn. Die in den Jahren 1049—1052 eingedrungenen Heere des Kaisers wurden jedesmal zum Rückzuge genöthigt, bis endlich durch Vermittelung des Papstes Leo IX. ein Friede zu Stande kam, in welchem Heinrich III. der Forderung eines Tributs von Ungarn u. allen Feindseligkeiten entsagte, A. dagegen dem eingeschlossenen Kaiser freien Rückzug nach Deutschland gestattete und zugleich einen ewigen Freundschaftsbund mit dem deutschen Reiche schloß. Bald darauf gerieth A. mit dem Könige Peter XI. von Kroatien in Krieg, dann in Fehde mit seinem Bruder Bela. Dieser war, als A. noch keinen Sohn hatte, zum Nachfolger ernannt worden, mußte aber 1058 dem siebenjährigen Prinzen Salomon seine Ansprüche abtreten und wurde seitdem von seinem Bruder mit Mißtrauen bewacht. Er entfloh deshalb nach Polen zu dem Herzoge Boleslaus, knüpfte mit mehren unzufriedenen ungarischen Magnaten Verbindungen an und rüstete sich zu einem Einfalle in Ungarn. A. suchte und fand Hülfe bei Kaiser Heinrich IV., der ein Heer unter Anführung des Markgrafen Wilhelm von Thüringen und des Bischofs Eppo zu seinem Beistande sandte. An der Theiß 1061 trafen sich die beiden feindlichen Brüder. Bela, dessen Heer meist aus Polen bestand, war schon nahe daran, der deutschen Tapferkeit zu unterliegen, als plötzlich, mitten in der Schlacht, der größte Theil der Ungarn zu ihm überging und ihm den Sieg zuwendete. Die Deutschen wurden fast sämmtlich gefangen oder erschlagen. A. selbst verlor mit der Freiheit die Krone, nach einigen Schriftstellern auch das Le-

ben. — b) A. II., von seinem Kreuzzuge nach Palästina der Hierosolimitaner genannt, Sohn Bela's III., ein Bruder des Königs Emmerich, regierte von 1205—1236. Er war verschwenderisch, ehrgeizig u. herrschsüchtig, u. seine lange Regierung ist eine fortlaufende Kette innerer, das Land zerrüttender Unruhen, welche theils durch seine eigene Leidenschaftlichkeit, theils durch den unbeschränkten und den Nationalstolz der Ungarn vielfach verletzenden Einfluß seiner Gemahlin, der Königin Gertrud, hervorgerufen wurden. Nachdem Letztere 1213 das Opfer einer Verschwörung mehrer Magnaten geworden war, unternahm A. 1217 mit andern christlichen Fürsten einen Kreuzzug nach Palästina, dessen Anfangs glückliche Erfolge durch die Uneinigkeit der verbündeten Fürsten nach Ueberschreitung des Jordans an der Belagerung der Feste auf dem Berge Tabor scheiterten. Gekränkt und von den meisten seiner Bundesgenossen verlassen, kehrte der König auf dem Landwege nach Ungarn zurück, wo er mit Verschwörungen, Empörungen und Verwickelungen aller Art bis zu seinem Tode 1235 zu kämpfen hatte. Unter seiner Regierung wurde das Land Borza in Siebenbürgen den Tempelherren entrissen und zur Vertheidigung den Sachsen anvertraut, welche große Privilegien erwarben und ein Kontingent für 600 Mark Silber stellten. — c) A. III., oder der Venetianer, Enkel des Königs A. II., Sohn des Stephanus Posthumus, der 22. König von Ungarn, von 1290—1300, war vor seiner Thronbesteigung unter König Ladislaus III. oder dem Kumaner Herzog von Slavonien, Dalmatien u. Kroatien u. gelangte nach dem Tode Ladislaus III. und dessen Bruders A., als der einzige noch übrige Sprößling des arpadischen Königsstammes, zur Regierung. Mehre Prätendenten machten ihm die Krone streitig und seine ganze Regierungszeit verging in Kampf und Fehde. Sein gefährlichster Nebenbuhler war Karl Martell, der zu Neapel vom päpstlichen Gesandten gekrönt und in Sicilien, Italien, Dalmatien und Kroatien als König anerkannt wurde. Gegen ihn verband sich A. mit Böhmen, Oesterreich, Bayern und Salzburg, schlug seinen Gegner 1292 bei Zagrab und nöthigte ihn zur Flucht nach Neapel. Nach dem Tode Karl Martells (1295) brachen, in Folge seines Strebens, die übermüthigen Magnaten zu zügeln, Empörungen gegen ihn aus, und er † 1301 aus Kummer. Mit ihm erlosch die männl. Linie des arpadischen Königsstammes.

3) A., Geistesverwandter Luthers, Mönch, dann Erzbischof von Crayna u. Kardinal, bekannt wegen seines muthigen, aber unglücklichen Versuches, eine Reformation der Kirche an Haupt und Gliedern zu bewirken, u. Märtyrer dieses ruhmwürdigen Strebens, stammte aus Slavonien. Kaiser Friedrich III., dessen Vertrauen er besaß, schickte ihn 1481 nach Rom. Empört von der Unkirchlichkeit und Sittenlosigkeit am päpstlichen Hofe, betrieb er hier mit dem Eifer eines Heiligen die so oft gewünschte und versprochene Reformation, wurde aber deshalb von den übrigen Kardinälen verspottet und, als ihn dies nicht abschreckte, 1482 vom Papste Sixtus IV. eingekerkert. Nach seiner Loslassung begab er sich in demselben Jahre nach Basel und kündigte daselbst mit Berufung auf die Zustimmung des Kaisers und vieler hohen Prälaten eine allgemeine Kirchenversammlung an, deren Aufgabe Wiederherstellung des katholischen Glaubens, Verbesserung der Sittlichkeit vorzüglich unter dem Klerus, Abschaffung der von der römischen Kurie eingeführten und in Schutz genommenen Mißbräuche und Begründung des Friedens in der Christenheit seyn sollte. Sixtus befahl den Baselern, ihm den abtrünnigen Kardinal gebunden auszuliefern. Dieser appellirte von dem ketzerischen, verschwenderischen, der Simonie und unnatürlichen Lastern ergebenen Papste an ein allgemeines Koncil, erneuerte die Ankündigung desselben, und theilte sie allen Höfen mit. Die Schweizer, namentlich die Baseler, traten auf seine Seite und wurden dafür mit A. in den Bann gethan; da dieser jedoch nichts fruchtete, so wandte sich Sixtus an den Kaiser, welcher, durch die Drohungen Roms geschreckt, nach langem Zögern den Baselern unter Androhung der Reichsacht endlich befahl, den Kardinal auszuliefern. Dieser † aber bald darauf im Kerker, heimlich erdrosselt. Sein Leichnam wurde durch den Scharfrichter in einem Fasse in den Rhein geworfen. Die nachgelassenen Werke A.', von seinem Sekretär Peter Numagen aus Trier gesammelt, zeugen von einem erhabenen Geiste und beziehen sich alle auf sein großes reformatorisches Unternehmen.

Andreasberg, hannöversches Bergamt auf dem Oberharze, Berghauptmannschaft Klausthal, 4,16 □M. groß, worauf 1 Stadt, 1 Dorf, 4 Hüttenwerke, mehre Weiler, Mühlen u. s. w., zusammen mit über 5000 Einw. A. ist ein hohes Bergland (Wormberg, Achtermannshöhe u. a.) mit tiefen engen Thälern, Ursprung der Oder, warmen Bude und Sieber. Boden und Klima gestatten keinen Getreidebau, weshalb nur Viehzucht, Forstarbeit, Berg- und Hüttenbau, Spitzenklöppelei, Garnspinnerei u. s. w. betrieben werden. Die gleichnamige Amtshauptstadt ist eine der ältesten u. bedeutendsten harzer Bergstädte, 1884 Fuß hoch über der Ostsee, mit 4200 Einw. und Sitz eines hannöverschen Bergamts. Der Hauptnahrungszweig der Stadt ist der Bergbau, theils unmittelbar, theils durch die Gewerbe, welche er bedingt oder befördert; ferner Spitzenklöppelei, Garnspinnerei und die Zucht von Singvögeln, die von den Andreasbergern 50—90 Meilen weit verführt werden. In früheren Zeiten, als die Gruben außerordentlich reiche Ausbeute gaben, war A. sehr wohlhabend. Noch im 16. Jahrhundert waren 116 Silbergruben gangbar. Jetzt ist aber der Wohlstand sehr gesunken. Die andreasberger Bergwerke bauen auf Silber und Blei und umfassen eine der beiden Hauptgruppen dieser Erzformationen am Harze. Die Werke befinden sich auf der östlichen Seite des Bruchberges, auf den Gängen, welche im dortigen ältern Thonschiefer aufsetzen. Es hat dieses Erzgebirge eine beschränkte Ausdehnung; aber es ist von edlen Gängen gleichsam durchwebt, die in allen Richtungen streichen und beinahe sämmtlich mit 75 bis 85° gegen N. O. fallen. In Erlangung stehen sie den klausthäler und zellerfelder Gängen nach; 1000 Lachter ist ihr Maximum, oft setzen sie auch nur 3—400 Lachter fort. Ihre Mächtigkeit ist ebenfalls nicht groß; 2—4 Spannen, höchstens und sehr selten

bis 1 Lachter. Die Erze aber sind reicher als in anderen Harzdistrikten. Die Gänge führen an Rothgüldigerz, Gediegensilber, Antimonsilber, Arseniksilber, silberhaltiges Bleiglas, Kupferkies und Fahlerz, Spieskobalt und Kupfernickel, gediegen Arsenik. Die Erze setzen nicht gleichmäßig fort, sind vielmehr nur nasser oder strichweise vertheilt. Es hat dies eine sehr abwechselnde Ergiebigkeit zur Folge. Man kann eine geraume Zeit ohne Gewinn arbeiten, bis auf einmal ein sehr reicher Ausbruch entschädigt. Die Silbergruben liegen auf 2 Zügen, den inwendigen westlichen an der Bergstadt gelegenen, und den auswendigen östlichen. Manche sind schon seit fast 1000 Jahren umgangen, und der hiesige Bergbau überhaupt nicht bloß einer der ältesten, sondern auch einer der interessantesten. Gegenwärtig fahren täglich etwa 700 Mann an. 6 fahrbare Schächte führen in die bis zu kaum glaublich Tiefen, niedergebrachten und weitläufigen Baue. Der merkwürdigste Bau ist der Samson, dessen Schacht eine flache Teufe von mehr als 333 Lachter (oder 2220 Fuß rhl.) erreicht hat und dessen Tiefstes 400 Fuß unter dem Spiegel der Ostsee liegt. Er ist nicht nur der tiefste Schacht im ganzen Harze, sondern nachdem die 2 ehemaligen noch tiefern Gruben in Böhmen und in Tyrol ersoffen und eingegangen sind, der tiefste Schacht der ganzen Erde. Drei Hauptstollen kommen dem A.-Bergbau zu Hülfe; der tiefste ist der in Sieberthal unweit Königshof, 4000 L. oder über eine g. Meile lang, das Werk mehrer Jahrhunderte. Er bringt 104 L. Teufe ein; darüber liegt der 3041' L. lange Grünhirschler. Beide haben über 300,000 Thlr. zu bauen gekostet. Der Abbau der Erze geschieht strossen- oder fastenweise. Die ausgezeichnetste Strossirenfolge ist im Samson und überhaupt hier das Muster eines geregelten und schönen Grubenbaues zu sehen. Die Hebung der Grubenwasser aus so ungeheurer Tiefe geschieht durch Künste, welche im Innern der Baue selbst vorgerichtet sind. Im Samson sind als Triebkräfte mehr als 1000' unter der Erde 2 ungeheure Räder von 40' Durchmesser aufgehangen, welche durch einen unterirdischen 2800' langen Kanal in Bewegung gesetzt werden. Er erhält sein Wasser von einem künstlichen See, gleich an dem Oderteiche, oberhalb der Burgstadt. Hier, wo mehre Gebirgsthäler zusammenstoßen, ist das Thal in seiner ganzen Breite durch einen Riesendamm von Granit geschlossen, der auf seiner Basis die Breite von 160 Fuß hat. Das Wasser wird an 100 Fuß hoch gestaut und der ganze Spiegel des Teichs mißt an 120,000 □Fuß. Aus diesem Magazin von Wasserkraft werden allein 47 Werke zum Wasserheben auf Bauten für Hütten und Hämmer gespeißt. Fast alle Erze müssen vor der Verschmelzung aufbereitet werden. Dies geschieht in den benachbarten 2 Wäschen und 6 Pochwerken. Die vortrefflich eingerichtete, vor einigen Jahren größtentheils neu gebaute, andreasberger Silberhütte liegt eine halbe Stunde unter der Stadt im Thale. Sie hat die Größe eines Dorfes und besteht aus einer Menge getrennter Gebäude: 1 Schlichmagazin, 2 Schmelzhütten, 1 Treibhütte, Roßhaus, Kohlenmagazine, Gestülpte und Kreitzpochwerke, Wasenmagazine und andere Gebäude, Wohnungen der Beamten 2c. In ihr befinden sich 5 Hochöfen, 2 Krummöfen, 2 Treiböfen, 1 Frischofen, ohne die nöthigen Oefen und Heerde für die Kupferarbeit. Es werden in dieser Hütte sämmtliche Erze der andreasberger Bergwerke verschmolzen. Der Schmelzprozeß zerfällt in zwei Hauptabtheilungen, wie auf den andern harzer Hütten: in die Blei- u. Silberarbeit u. in das Kupferschmelzen. Man theilt die Schliche in arme u. reiche; letztere halten durchschnittlich 7 Mark Silber und 32 Pfund Blei im Centner; die armen hingegen nur $^1/_4$ bis 1 Mark. Die reichsten Erze gibt die Grube Andreas-Kreuz, bis zu 2000 Mark Silber in der Röste von $33^1/_2$ Centner. Der von beiden Schlichschmelzen erhaltene Stein wird bei der weitern Behandlung vermengt und abwechselnd geröstet und geschmolzen, so lange, bis die schädliche Beimengung an Antimon, Arsenik 2c. völlig verflüchtigt und getrennt ist. Die fallenden Werke werden dann in gewöhnlichen Treiböfen vertrieben und die dabei fallende Glötte wird nebst dem Heerde theils bei künftiger Schlich- und Steinarbeit wieder zugeschlagen, theils über dem Krummofen zu Blei verfrischt. Die Kupferarbeit beginnt wie gewöhnlich mit dem Verschmelzen des silberhaltigen Kupfersteins zu Schwarzkupfer, und die Entsilberung desselben geschieht auf dem Saigerheerde. Die meisten Arbeiten werden hier mit Holzkohlen betrieben. Auch wendet man zum Darren und Rösten viel getrockneten Rasen an. Das jährliche Ausbringen wechselt zwischen 6000 und 14,000 Mark Silber, 1000 bis 2000 Ctr. Blei, 100 bis 200 Ctr. Kupfer, im Gesammtwerth etwa 100,000—200,000 Rthlr.

Andreasdukaten, Goldmünzen mit dem Bildniß des heil. Andreas. Es gibt braunschweigisch-lüneburgische, von 1726 u. 1730, u. russische Doppelrubel, $85^1/_{10}$ holländ. Aß schwer, von 18 Karat 9 Grän schwerem Golde, unter Peter dem Großen und Elisabeth geprägt; Werth $2^2/_3$ bis 3 Rthlr.

Andreasgebet, abergläubisches Gebet, welches von heirathslustigen Mädchen in der Andreasnacht, v. 29. bis 30. Nov., an den heil. Andreas gerichtet wird. Gewöhnlich wird dabei zugleich Blei gegossen. Der Volksglaube, der heil. Andreas mache den Eheprokurator, ist sehr alt und erklärt sich aus seiner Zusammenstellung mit der Maria.

Andreasgroschen, ältere hannöv. Konventions-Groschenstücke, 1 Slbgr. $5^1/_4$ Pf. preuß.

Andreasgulden, flanderische Goldmünze, 1470 von Karl dem Kühnen geschlagen; auch braunschweigisch-lüneburgischer Gulden, feine Harzgulden, mit dem Bilde des heiligen Andreas; Werth $23^1/_3$ Slbgr.: 18 auf eine feine Mark.

Andreaskreuz (Crux decussata), ein von der gewöhnlichen Form abweichendes Kreuz, aus zwei gleich langen, kreuzweis in der Mitte zusammengefügten Balken bestehend, von der Gestalt eines X. Der Name rührt von dem Apostel Andreas her, weil derselbe bei seiner Hinrichtung angeblich an ein so gestaltetes Kreuz genagelt wurde. Das A. stand seit den ältesten Zeiten in hoher Verehrung, da es auch zugleich für die Abbreviatur von Christus galt. Als burgundisches Wappen wird es auch burgundisches Kreuz genannt.

Andreasnacht, die Nacht vom 29. auf den 30.

Nov., in welcher der Aberglaube durch Anrufung des Heiligen Mancherlei bewirken wollte.

Andreas-Orden, 1) auch Distelorden genannt, wurde von Jakob V. von Schottland 1540 gestiftet, gerieth später durch die Reformation in Verfall und wurde von Jakob II. 1687, von Anna 1703 und Georg I. 1723 erneuert. Er zählt 13 Mitglieder. Das Ordenszeichen ist eine goldene, aus Disteln bestehende Kette, woran das Bild des heiligen Andreas, des Schutzpatrons von Schottland, mit seinem Kreuze hängt, nebst der Ueberschrift: Nemo me impune lacessit. — 2) Der höchste russische Orden, wird nur Mitgliedern der kaiserlichen Familie, auswärtigen Fürsten und den höchst gestellten Staatsmännern und Generalen ertheilt. Er wurde 1698 von Peter dem Großen zu Ehren des für den Apostel der Moskowiter gehaltenen heiligen Andreas gestiftet, um damit die Feldherren, welche sich in dem damaligen Türkenkriege ausgezeichnet hatten, zu belohnen. Der erste Ritter desselben war der Admiral Golowin. Das Ordenszeichen ist ein Andreas- oder burgundisches Kreuz, woran das Bildniß des heiligen Andreas hängt, mit einer Krone darüber und den in die vier Ecken des Kreuzes vertheilten Buchstaben: S. A. P. R. (Sanctus Andreas, Patronus Russiae). Auf der Rückseite befindet sich der russische Doppeladler, über sich eine Krone mit 6 Feuerflammen, um Brust und Hals eine bunte Schlange, auf der Brust russisch die Inschrift: „Für Treue und Glauben". Das blaue Ordensband wird von der Rechten zur Linken getragen, der Ordensstern auf der linken Brust. Die Ordenskette ist wechselsweise ein Andreaskreuz und eine Krone. An Ordenstagen tragen die Ritter eine eigene Kleidung. Das Ordensfest wird den 30. November (12. December), am Gedächtnißtage des Apostels Andreas, gefeiert.

Andreasthaler, hannöverscher Speciesthaler zu 2 Gulden im 12 Thaler- oder 18 Guldenfuße, werth 1 Thaler 16⅔ Silbergroschen preußisch, 9 auf die feine Mark.

Andree, Karl, geistreicher Schriftsteller über Amerika, schrieb u. A.: Nordamerika, Braunschw. 1841, 2 Bde.

Andreewskaja (Andreewskysche Festung), neu angelegte, kaukasische Linienfestung, im mosdokschen Kreise des russischen Gouvernements Astrachan, am linken Ufer des Donguсli, 55 Werste von Georgewsk. Sie ist in Form eines Parallelogramms erbaut, mit Graben, Wall und 4 Batterien versehen.

Andrejapol (Andrä Polä), Dorf und Bad im russischen Gouvernement Twer, an der Grenze der ostschakowschen und toropetzkischen Kreise, 95 Werste von Ostschakow, 50 Werste von Toropetz. Sehr besucht ist die hiesige Mineralquelle, die Eisenoxyd und Manganoxyd, salzsaures Natron, salzsauren Kalk, kohlensauren Talk, phosphorsaure Thonerde, kohlensaures Gas, Stickgas und etwas Schwefelwasserstoffgas enthält und deren Heilkraft sich besonders bei Wassersucht und Unterleibsschwäche bewährt hat. Sonst empfiehlt man den Gebrauch des Wassers auch gegen Dyspepsie, Schwindel, Krämpfe, Hysterie, Hypochondrie, Kolik, Skropheln ꝛc.

Andréossi, alte adelige Familie in Lucca, aus welcher Hieronymus A. unter Ludwig XIII. nach Frankreich auswanderte. Unter seinen Nachkommen machten sich Namen: 1) Franz A., geboren zu Paris den 10. Juni 1633, tüchtiger Ingenieur, † zu Castelnaudary 1688. Sein Andenken lebt noch fort in dem Kanale von Languedoc, dessen Bau A. mit Riquet hauptsächlich leitete. — 2) Anton Franz, Graf, Urenkel des Vorigen, berühmter französischer General, Staatsmann, Naturforscher und Schriftsteller, den 6. März 1761 zu Castelnaudary geboren, trat, 20 Jahre alt, ins Militär und machte 1787 als Artillerielieutenant den Feldzug in Holland mit, wo er in preußische Gefangenschaft gerieth. Nicht lange nach dem Ausbruche der Revolution erklärte sich A. für dieselbe und nahm an allen Feldzügen Frankreichs in dieser Zeit mit Auszeichnung Theil. In Folge seiner bei der Belagerung von Mantua bewiesenen Tapferkeit und Geschicklichkeit wurde er zum Brigadechef ernannt und bald darauf, 1797, mit dem General Joubert nach Paris gesandt, um dem Direktorium die von der italienischen Armee eroberten Fahnen zu überbringen. Als Bonaparte seine Expedition nach Aegypten vorbereitet hatte, folgte ihm A. als Brigadegeneral und nahm nicht nur an allen Hauptunternehmungen, namentlich an dem Zuge nach Syrien, rühmlichen Antheil, sondern wurde auch als Mitglied des zu Kairo gebildeten Instituts mit mehren wissenschaftlichen Untersuchungen beauftragt, deren er sich ehrenvoll entledigte. Die vortrefflichen, in der „Description de l'Egypte" enthaltenen Beschreibungen der Rhede von Damiette, der Nilmündungen, des Sees Menzaleh u. a. sind von seiner Hand und wurden später besonders herausgegeben. Als Bonaparte Aegypten verließ, begleitete ihn A. nach Paris und trug als Chef des Generalstabes viel zum Gelingen der Revolution des 18. Brumaire bei. Dankbar dafür übertrug ihm Bonaparte die Verwaltung der Artillerie und des Geniewesens, wozu er den Titel eines Artilleriekommandanten von Straßburg, so wie den Rang eines Divisionsgenerals fügte. Im Jahre 1800 wurde A. Chef des Generalstabes bei der gallo-batavischen Armee, dann Direktor des Kriegsdepots und nach dem Vertrage von Amiens Gesandter in London, wo er als Kunstfreund die schöne Sammlung von Zeichnungen des Ministers Calonne kaufte. Nach dem Wiederausbruche des Krieges mit England kehrte er nach Frankreich zurück, nahm in den folgenden Jahren an den Kriegsereignissen in Deutschland thätigen Antheil, ward in den Grafenstand erhoben und bekleidete bis 1809 den Posten eines französischen Gesandten in Wien. Um den Sultan Mahmud zur Fortsetzung und lebhafteren Führung des Krieges mit Rußland zu vermögen, sandte Napoleon, nachdem er selbst den großen russischen Feldzug beschlossen hatte, A. nach Konstantinopel. Der Frieden von Bucharest war jedoch schon geschlossen und A. sah sich genöthigt, seine Thätigkeit nur auf die Beschützung des französischen Handels und auf wissenschaftliche Untersuchungen über die Türkei zu beschränken. Unter letzteren ist besonders seine Schrift über den Einbruch des schwarzen Meeres in das mittelländische wegen ihrer Gründlichkeit und Genauigkeit in den Annalen der Hy-

drostatik bemerkenswerth. Im Jahre 1814 kehrte A. nach Paris zurück, erklärte sich im März 1815 offen für Napoleon, wurde zum Pair und Präsidenten der Sektion für den Krieg erhoben und trug unter Anderem zu milderer Fassung des berüchtigten Dekrets gegen das königliche Haus bei. Nach der Niederlage bei Waterloo vertraute ihm das Gouvernement zu Paris den Befehl der ersten Militärdivision an und sandte ihn darauf mit 4 andern Kommissären zur Vermittelung eines Waffenstillstandes ins Hauptquartier der Verbündeten. A. erklärte sich für die unmittelbare Zurückberufung der Bourbons. Nach der 2. Restauration zog er sich ins Privatleben zurück und beschäftigte sich ausschließlich mit wissenschaftlichen Arbeiten, bis er 1819 zum Mitgliede der königlichen Gesellschaft für die Verbesserung der Gefängnisse, zwei Jahre später zum Direktor der Verpflegung für das Heer und 1827 zum Deputirten bei der neuen Kammer gewählt wurde. Hier, zur Opposition gehörend, bekämpfte er lebhaft die engherzigen und konstitutionswidrigen Vorschläge der Regierung. Auf der Rückreise in seine Geburtsstadt † er den 10. September 1828. Seine „Histoire du Canal du Midi, connu précédemment sous le nom du Canal de Languedoc" (1800, Paris 1804, 2 Bde.) ist klassisch; seine „Voyage à l'embouchure de la Mer noire" (1818) wurde ins Englische übersetzt (London 1818).

Andres, Don Juan, berühmter spanischer Gelehrter, Forscher und Literat, 1740 im Königreiche Valencia geboren, war Jesuit und wanderte nach Verweisung seines Ordens aus Spanien nach Italien aus, wo er anfangs in dem Jesuitenkollegium zu Ferrara die Philosophie lehrte, aber seit der gänzlichen Aufhebung der Jesuiten durch Klemens XIV. sich nach Mantua zu dem Grafen Bianchi begab und dessen Kinder erziehen half. Um Materialien zu seinem großen literarhistorischen Werke zu sammeln, besuchte er später mehre Jahre lang die ausgezeichnetern Gelehrten und Bibliotheken Italiens und Deutschlands, zog 1796 wegen der Franzosen von Mantua nach Parma, wurde hier vom Kaiser von Oesterreich mit der Reorganisation der Universität Pavia beauftragt und dann vom Herzoge von Parma, seinem Gönner, zu dessen Bibliothekar ernannt. Nach Wiederherstellung der Jesuiten in Neapel eilte A. 1804 dahin, erhielt das Amt eines Aufsehers der königl. Bibliothek, blieb es auch unter Joseph Bonaparte und Murat, wurde Mitglied der neapolitanischen Akademie, so wie Sekretär der alterthumsforschenden Gesellschaft und zog sich erst nach dem Falle Murats, 1815, in das Ordenshaus der Jesuiten nach Rom zurück. Er † hier den 13. Januar 1817, einige Zeit vor seinem Tode erblindet. Außer vielen interessanten Monographien, z. B. über die Musik der Araber (Venedig 1787), über eine geographische Karte von 1455 (Neapel 1815), über den Kultus der Isis, über die Entdeckung von Herkulanum und Pompeji, über die Gestalt der Erde u. a., nennen wir nur seine Hauptschrift: „Dell'origine, de progressi, e dello stato attuale d'ogni letteratura" (Parma 1782—1799, 7 Bde., Venedig 1808—1817, 8 Bde., Pistoja 1818, 8 Bde., Pisa 1821, 23 Bde.). Dies Werk, das schönste Denkmal der universellen Bildung und außerordentlichen Gelehrsamkeit A.', wurde von seinem Bruder Karl ins Spanische übersetzt, Madrid 1784 und 1785, 8 Bde.; eine angefangene französische Uebersetzung von Ortolani hörte mit dem ersten Bande (Paris 1825) auf.

Andrews (Sankt), Universitäts- u. Seestadt in der schottischen Grafschaft Fife, an der kleinen Bucht gleichen Namens, auf einem hohen Felsen, der eine Halbinsel zwischen der Bucht und dem Flüßchen Burn of Kinneß bildet, malerisch gelegen, 6½ geographische Meile nordöstlich von Edinburgh, mit 4500 Einwohnern. Dies uralte und berühmte Städtchen besteht aus nur 3 Straßen, welche gegen die Kathedrale gerichtet sind. Ehedem alt und finster, ist es in den letzten Jahren durch viele Neubauten sehr freundlich geworden. Lange war A. der erzbischöfliche Sitz von Schottland, und noch eine Menge prächtiger Ruinen kirchlicher Gebäude aus den besten Zeiten der gothischen Architektur geben von dem Reichthum und dem Luxus der hiesigen Kirchenfürsten Zeugniß. Die Kathedrale wurde 1160 zu bauen angefangen, 1318 vollendet und galt lange als eine der herrlichsten Kirchen der Christenheit, bis sie der Vandalismus protestantischer Schwärmer 1559 in eine Ruine verwandelte. Das Schloß, die erzbischöfliche Residenz, stand, mit festen Thürmen umgürtet, auf einem die Wogen überhängenden, schroffen Felsen am Meer. Seine malerischen, viele Meilen weit sichtbaren Trümmer dienen jetzt den Schiffern als Landmarke. Das Domkapitel und die Abtei hatten fürstliche Einkünfte. Die Reste der Klostergebäude sind von einem sehr großen Umfange; noch steht die Umfassungsmauer (aus dem 16. Jahrhundert), fast 1000' lang, 22' hoch, mit 14 Thürmen, wohl erhalten. Die hiesige Universität (gegründet 1410) ist die älteste in Schottland und eine der frühesten im nördlichen Europa. Sie besteht aus 2 von einander gesonderten Anstalten (St. Mary's und dem United College), jede mit ihren eigenthümlichen Fonds, Professoren und Hörsälen; doch ist die Bibliothek (50,000 Bände und viele Handschriften) gemeinschaftliches Eigenthum. Die Frequenz ist gering; selten übersteigt sie 200 Studirende, von denen an 40 die reichen Stipendien genießen. Zu den alten Lehranstalten ist neuerlich durch das große, über ⅓ Million Gulden betragende Vermächtniß eines patriotischen Bürgers des Städtchens, des in Madras verstorbenen Dr. Bell, eine dritte gekommen, ein Gymnasium, das Madras-College, mit 9 Lehrern, hauptsächlich zu dem Zweck, um talentvolle arme Knaben zum Besuche der Universität vorzubereiten. Der Unterricht ist fast unentgeltlich, außerdem sind eine Menge Stipendien damit verbunden. Der Hafen des Städtchens ist gut, wird aber wenig besucht. Er kann bei hoher Fluth Schiffe von 300 Tonnen Last aufnehmen. Der Verkehr ist gering. Haupterwerbsquelle war stets die Universität. Das Privilegium, 2 Parlamentsglieder zu wählen, hat die Stadt durch die Reformakte verloren. Sie wählt jetzt mit einigen andern Boroughs ein Parlamentsmitglied. Vor der Reformation war A. eine reiche Handelsstadt, deren jährliche Messe im April 200 bis 300 Schiffe aus allen Weltgegenden herbeizog. Später litt sie heftig unter den kirchlich-bürgerlichen Stürmen,

da sie kirchlicher Mittelpunkt von Schottland und Hauptbollwerk der katholischen Partei wurde. Hier starben 1527 Patrick Hamilton, das erste protestantische Opfer Schottlands, u. 1545 Wishart, einer der hervorragendsten schottischen Reformatoren, den Märtyrertod, wofür der Kardinal-Erzbischof Begton, der Wishart hinrichten ließ, im Jahre darauf in seinem eigenen Schlosse von Norman Leslie, dem Sohn des Earl von Rothes, mit 15 Genossen überfallen und erschlagen wurde. Leslie und die Seinigen vertheidigten sich hernach im Schlosse mehre Monate gegen schottische und französische Truppen, bis sie endlich ehrenvollen Abzug erhielten, worauf der Rath der Stadt das Schloß demoliren ließ. Seitdem verfiel die Stadt immer mehr und hat sich erst neuerlich wieder gehoben. Berühmt ist sie für die Anfertigung von Bällen zum Golfspiele, deren Stadt und Umgegend allein etwa 4000 des Jahrs verbrauchen, während an 9000 Stück nach Glasgow, Edinburgh und andern Orten ausgeführt werden.

Andria, alte Stadt in der neapolitanischen Provinz Terra di Bari, südlich von Barletta, in gesunder Lage, Sitz eines Suffragan-Bischofs. Sie hat eine schöne Kathedrale, Majolikafabrik u. 22,000 Einw., welche lebhaften Handel mit Mandeln treiben. Quellwasser fehlt. Unter Peter dem Normannen wurde die Stadt befestigt, u. normannische Grafen beherrschten sie bis 1190, wo der letzte meuchlerisch ermordet wurde. Aus jener Zeit stammen mehre Gebäude, z. B. ein Theil des Campanile der Kathedrale, die selbst noch älter ist, eine andere Kirche, die Porta Santa, das Haus des Rimedio ꝛc. Im Jahre 1221 kam die Stadt unter den Hohenstaufen Friedrich, der ihr viele Privilegien ertheilte. Auf des Kaisers Zug nach Jerusalem starb hier seine Gemahlin Jolanthe, die Mutter Konrads, und wurde in der Kathedrale beigesetzt, wo auch seine zweite Gemahlin Isabella nach wenigen Jahren ihre Ruhestätte fand. Von beiden Grabmälern findet sich aber keine Spur mehr.

Andria, Nicolo, berühmter Arzt u. Naturforscher, 1748 zu Massafra in Neapel geboren, studirte die Rechte, wurde dann Advokat, 1777 Professor der Agrikultur an der Universität zu Neapel, 1811 Dekan der medicinischen Fakultät daselbst, † den 9. December 1827. A. stand mit den größten Aerzten seiner Zeit, mit Spallanzani, Haller, Tissot und Andern, in brieflichem und literarischem Verkehr. In seinen „Elementa medicinae theoreticae" (Neapel 1787, italienisch 1814) führt er, wie Brown, alle Krankheiten auf zwei Ursachen, auf das Uebermaß von Kraft, oder auf das Uebermaß von Schwäche, zurück. Die „Historia materiae medicae" (Neapel 1788) wurde vervollständigt u. ins Italienische übersetzt 1815 von Tauro. In den „Institutiones medicae practicae" (das. 1790, italienisch mit Noten 1812) ist mit besonderer Ausführlichkeit das Zwerchfell behandelt, wodurch zuerst die Aufmerksamkeit der Praktiker auf die verschiedenen Affektionen desselben gelenkt wurde.

Andrian-Werburg, Viktor, Freiherr von, bekannter österreichischer Staatsmann, am 17. September 1813 im Görzischen geboren, wo eine aus Tyrol stammende Familie seit dem 13. Jahrhundert begütert ist, besuchte die wiener Hochschule und trat 1834 bei dem österreichischen Gubernium zu Venedig in Staatsdienste. In seiner Schrift: „Oesterreich und seine Zukunft" (3. Auflage, Hamburg 1843), die ihrer Zeit großes Aufsehen machte, zeigt er sich als ein aufgeklärter Politiker im Sinne der englischen Aristokratie. Im Jahre 1844 kam er als unbesoldeter Hofsekretär zur Hofkanzlei, verließ aber den Staatsdienst im Frühjahr 1846, nahm nun an den von den Ständen ausgehenden politischen Bewegungen lebhaften Antheil und ließ 1847 den zweiten Theil seiner erwähnten Schrift zu Hamburg erscheinen. Nachdem er in demselben Jahre eine Besitzung in Niederösterreich erworben, sollte er unter die Stände dieses Landes aufgenommen werden, als die Märzrevolution ausbrach. Anfangs April 1848 von den niederösterreichischen Ständen nach Frankfurt gesendet, um an dem Vorparlamente Theil zu nehmen, kam er zwar zu diesem zu spät, wurde aber in den Fünfzigerausschuß gewählt. Er machte von dieser Wahl keinen Gebrauch, sondern kehrte nach Wien zurück, wo er die Erklärung der österreichischen Regierung vom 21. April über die Kompetenz der Nationalversammlung provocirte und als Vorstand des Centralcomité für das Zustandekommen der Wahlen zu jener Versammlung thätig war. Eine Stelle als Bundestagsgesandter lehnte er ab, nahm jedoch unter mehren Wahlen zum Parlament die für Wienerisch-Neustadt an. In Frankfurt zum Vicepräsidenten der Nationalversammlung gewählt, war er zugleich Mitglied des Verfassungsausschusses und des Centralwahlausschusses und stand an der Spitze der Deputation, welche dem Erzherzog Johann seine Wahl zum Reichsverweser anzeigte. Anfangs August 1848 zum Reichsgesandten in London ernannt, vertrat er in den Unterhandlungen über die österreichisch-italienische und die schleswig-holsteinische Frage kräftig die Stellung und Rechte des deutschen Namens, kehrte aber, als die österreichisch-deutsche Frage in Frankfurt in den Vordergrund trat, auf den Wunsch des Reichsministeriums zurück und sprach sich für das Programm von Kremsier aus. Nach Schmerlings Rücktritt gab auch A. seine Entlassung, ging aber auf Gagerns Wunsch noch einmal nach London, um einige anhängige Sachen zu erledigen. Ende Januar 1849 kam er wieder nach Frankfurt, wo er eine ziemlich isolirte Stellung einnahm und von wo er Anfangs März nach Wien zurück kehrte. Seine politischen Ansichten hat er in der Schrift: „Centralisation und Decentralisation in Oesterreich" (Wien 1850) niedergelegt.

Andrieux, 1) François Guillaume Jean Stanislas, französischer Rechtsgelehrter, Staatsmann und ausgezeichneter Dichter, den 6. Mai 1759 zu Melun geboren, wurde 1782 Sekretär des Herzogs von Uzès und war beim Ausbruch der Revolution Advokat. Ein eifriger, aber gemäßigter und besonnener Anhänger der Bewegung, wurde er 1796 zum Mitglied des Kassationshofes erwählt, wo ihm seine Gelehrsamkeit im Rechtsfache bald die Stelle eines Vicepräsidenten verschaffte. Im Jahre 1798 trat A. durch die Wahl der Stadt Paris in den Rath der Fünfhundert, sprach sich hier den 21. April über die Ver-

besserung der Elementarschulen aus, kämpfte für die Freiheit der Presse und setzte ein Gesetz für die Gehaltsvermehrung der Richter durch. Mitglied des Tribunats seit 1800, nahm er unter Andern an der Diskussion über den ersten Entwurf des Code civil Theil, wurde im September desselben Jahres Präsident und trat seitdem in entschiedenen Gegensatz zu dem Staatsrathe, dessen Anmaßungen der republikanischen Freiheit gefährlich zu werden drohten. Dieser Widerstand, welchen die meisten Tribunen theilten, mißfiel dem ersten Konsul. A. wurde daher mit mehren Andern entlassen, worauf er sich ins Privatleben zurückzog, bis ihn sein alter Gönner, Joseph Bonaparte, zu seinem Bibliothekar ernannte. Nachdem er gleichzeitig das Kreuz der Ehrenlegion erhalten hatte, wurde er 1804 Senatsbibliothekar, dann Professor der Grammatik und schönen Wissenschaften an der polytechnischen Schule, für welche er 1807 seinen „Cours de grammaire et des belles lettres à l'usage de l'ecole polytechnique" verfaßte. Im Jahre 1814 erhielt er die Professur der Literatur an dem Collège de France, welches Amt er seitdem 19 Jahre lang mit solchem Erfolge bekleidete, daß seine Vorlesungen, trotz der schwachen Stimme des Redners, zu den besuchtesten in Paris gehörten und die vornehmsten Personen daran Theil nahmen. Ludwig XVIII. nahm ihn 1816 in die Akademie auf, deren beständiger Sekretär er 1829 wurde. A. † den 10. Mai 1833. Schon frühzeitig hatte er sich mit der Dichtkunst beschäftigt; auch später blieb er derselben in allen Lagen seines Lebens treu. Seine dramatischen Werke zeichnen sich durch Leichtigkeit des Versbaues, Ideenreichthum, gut ausgedachte Situationen u. sinnreiche, witzige Einfälle vortheilhaft aus. Die bemerkenswerthesten sind die Lustspiele: „Les Etourdis ou le Mort supposé" (1788), noch jetzt häufig mit vielem Beifall aufgeführt; „Le Trésor" (1803), von der französischen Akademie 1810 für das beste französische Lustspiel dieser Periode erklärt; „Molière avec ses amis, ou la soirée d'Auteuil" (1804); „Le Vieux fat" (1810) und „La Comédienne" (1816), nächst den „Etourdis" das beliebteste Stück A.s, und die Tragödie „Junius Brutus" (1828). Fast noch glänzender als in seinen dramatischen Dichtungen, zeigt sich das Talent A.s in seinen Fabeln, Erzählungen, Mährchen und poetischen Episteln. Wir erinnern hier nur an die „Epître au Pape" (1790), den „Meûnier de Sans-Souci (1797), den „Doyen de Badajoz", die „Enfance de Louis XII, et quelques traits de sa vie, le tout pris dans l'histoire de France" (1830), u. an die Fabeln: „Le Passager et le Pilote" (1795), „L'Olivier, Le Figuier, La Vigne et le Buisson" (1797). Außerdem verfaßte A. viele Erzählungen in Prosa, so wie: „Notice sur la vie et les ouvrages de Charles de Wailly, architecte" (1799); „Trait historique de la vie du roi de Prusse" (1797), begründete die „Décades philosophiques et littéraires", arbeitete an dem „Dictionnaire de l'Académie", an der „Revue encyclopédique", der „Bibliothèque latine française" u. der „Galerie française". A.s Werke erschienen gesammelt Paris 1817—23, 4 Bde., und das. 1828, 6 Bde.; eine Zusammenstellung seiner ästhetischen Vorlesungen erschien unter dem Titel: „La philosophie des belles lettres", Paris 1828, 4 Bde.

2) **Bertrand**, berühmter Stempelschneider und erster Medailleur an der pariser Münze, geboren zu Bordeaux 1761, arbeitete in Paris und verfertigte daselbst während eines Zeitraumes von 40 Jahren die zum Andenken der wichtigsten Zeitereignisse geprägten Medaillen; † den 6. December 1822. A. kann als Wiederhersteller seiner Kunst in der neuern Zeit betrachtet werden, indem er die in geschmackloser Bizarrerie fast untergegangene Wahrheit und Reinheit der Zeichnung, wie sie sich bei den ältern Meistern finden, durch sein Beispiel wieder in Aufnahme brachte. Im Schnitt von Miniaturgegenständen steht er noch unerreicht da. Der Triumph der neuern Stempelschneidekunst ist die Medaille auf den Uebergang Napoleons über den St. Bernhard, sowohl wegen des darauf befindlichen Porträts, als auch besonders wegen des Basreliefs, das die Schlacht mit unzähligen Figuren vorstellt. Sie übertrifft Alles, was man in dieser Art auf Medaillen sieht. Andere Hauptarbeiten A.s sind: die Medaille zum Andenken des Empfangs der Maires des Reiches von Napoleon (1811), die Denkmünze auf die Wiedererrichtung der Reiterstatue Heinrichs IV. (1817), die auf die Vermählung Napoleons mit Marie Louise und jene auf die Schlachten von Marengo, Jena, Austerlitz.

Andriscus, macedonischer Thronprätendent, gewöhnlich Pseudo-Philippus genannt, weil er unter dem Namen Philipp die macedonische Krone in Anspruch nahm, war wahrscheinlich der Sohn eines Handwerkers aus Adramyttium in Mysien, gab aber nach der Entthronung des Königs Perseus durch die Römer vor, ein Bastard dieses unglücklichen Fürsten zu seyn, der ihn vor dem Kriege mit den Römern einem Freunde zu Adramyttium zur Erziehung anvertraut habe. Seine Aehnlichkeit mit seinem angeblichen Großvater, dem Könige Philipp von Macedonien, verschaffte ihm, besonders in Thracien, bald Anhang; er sammelte ein Heer, fiel in Macedonien, das die Römer in 4 von ihnen abhängige Republiken getheilt hatten, ein und fand hier bei der allgemeinen Unzufriedenheit mit der römischen Oberherrschaft gebahnten Weg. Zwar wurde er durch Demetrius Soter von Syrien überwunden, den Römern ausgeliefert und nach Rom gebracht; bald jedoch durch die Flucht frei, trat er mächtiger, als zuvor, wieder in Macedonien auf, schlug 149 v. Chr. den Prätor Publius Juventius Thalna aufs Haupt und konnte erst nach zwei mörderischen Schlachten von Quintus Cäcilius Metellus gebändigt werden. Er floh hierauf nach Thracien, wurde aber von einem thracischen Häuptlinge den Römern ausgeliefert und in Fesseln zur Verherrlichung des Triumphes nach Rom abgeführt. Sein Unternehmen hatte die Folge, daß der Senat Macedonien 148 in eine römische Provinz verwandelte.

Andro, das alte Andrus, griechische Insel im Archipel, die nördlichste und größte der Cykladen, durch die Straße Silota von Euböa getrennt und gleichsam die Fortsetzung dieser Insel, zum Gouvernement Tinos gehörig. Sie ist von einem Gebirge durchzogen, dessen nördlichster

Gipfel den gleichen Namen führt, an dessen Abhängen fruchtbare, gut bewässerte und bebaute Ebenen (von Livadia und das Thal Megrietez) sich ausbreiten und dessen Abfälle in O. zwei gleiche Vorgebirge bilden. Ihr Flächeninhalt ist $4\frac{1}{2}$ □M. mit 15,000 Einwohnern, welche sonst häufig nach Konstantinopel und Smyrna in den Dienst der dortigen Christen auswanderten. Sie producirt Gerste (60,000 Kilos), Wein (18,000 Barili), Seide (8000 Oka), Limonen (15—16 Millionen Stück zur Ausfuhr). Nach der Sage wurde A. zuerst von Andrus angebaut und benannt; sie führte im Alterthume zugleich die Namen Antandrus, Caurus, Hydrusia (wegen ihres Quellenreichthums), Lasia u. a. In Folge der dorischen Wanderung durch Jonier bevölkert, scheint die Insel früh emporgekommen zu seyn, so daß schon um 550 v. Chr. die Kolonien Acanthus und Seagira von ihr ausgingen. Nach den Perserkriegen, in welchen sie den Persern zugethan gewesen und von Themistocles vergeblich belagert worden war, gehorchte sie den Athenern, vielfach von diesen bedrückt. Später gerieth sie in macedonische Gewalt, ward darauf von den Römern eingenommen und dem pergamenischen Könige Attalus überlassen, ging aber nach dem Tode des letzten Attalus mit der ganzen Erbschaft an die Römer über. Unter den Türken gehörte A. zu dem gleichnamigen, die nördlichen Cykladen und Hydra umfassenden Sandschak, war Schatullengut einer Sultana und zahlte, bei ziemlicher Unabhängigkeit, ungefähr 30,000 Piaster Tribut. Die gleichnamige hübsche Hauptstadt, auf der Ostküste der Insel mit kleinem Hafen, aber guter Rhede u. 6000 Einwohnern, ist Sitz eines griechischen Bischofs, hat ein Bergschloß, treibt Tapetenwirkerei und Handel. Nahe dabei liegt das Dorf Andro Vecchio, an der Stelle der alten Hauptstadt Andrus, deren Hafen (Gaureleon), Bacchustempel und Burg von den Alten erwähnt werden, aber jetzt nur noch in wenigen Ueberbleibseln vorhanden sind.

Androclus (Androcles und Androdus), Sklave eines römischen Prokonsuls in Afrika, unter Caligula. Von seinem Herrn mißhandelt, entlief er in die Wüste und verbarg sich in der Höhle eines Löwen. Am Abend kehrte der Löwe brüllend heim und legte winselnd seine Tatze auf den Schooß des erschrockenen A. Dieser bemerkte bald in dem Fuße einen scharfen Dorn, zog ihn aus und verband die Wunde. Geheilt, versah der dankbare Löwe fortan seinen Helfer mit Nahrung und lebte lange mit ihm in traulicher Gemeinschaft. Endlich des einförmigen Lebens in der Gesellschaft des Raubthieres überdrüssig, entfernte sich A. eines Tages heimlich aus der Höhle, gerieth aber alsbald in die Hände seines ehemaligen Herrn. Nach Rom gebracht, wurde er als entlaufener Sklave verurtheilt, in einem öffentlichen Thiergefechte mit einem Löwen zu kämpfen. Allein Erstaunen ergriff die Zuschauer, als das vorher so grimmige Thier sich plötzlich liebkosend und schmeichelnd zu den Füßen des Sklaven niederlegte; A. erkannte alsbald in ihm seinen alten Genossen, der dem geflohenen Freunde nachgegangen und ebenfalls gefangen worden war. Auf Verlangen des Volkes mit der Freiheit und dem Löwen beschenkt, durchzog er hierauf das Land und ließ seinen Retter für Geld sehen.

Androdamant (Androdamas), nach Plinius u. A. ein Mineral von glänzend silberweißer Farbe und würflicher Krystallform, das in Aegypten gefunden und zu Amuletten, Ringen und Halsbändern verarbeitet wurde. Neuere Mineralogen erkennen es für Arsenikkies, oder Antiquit, oder Adular, oder isländischen Doppelspath. Die alten Magier schrieben dem A. die Kraft zu, den Zorn der Männer zu bändigen; daher der Name.

Androgynie, die Verbindung der männlichen und weiblichen Geschlechtstheile in einem Individuum, unterscheidet sich vom Hermaphroditismus dadurch, daß dieser mit dem Vorhandenseyn der beiderlei Geschlechtsglieder Anwendbarkeit derselben zur Selbstbefruchtung voraussetzt, A. aber dieselbe ausschließt. Ein hermaphroditisches Thier befruchtet sich selbst, z. B. Tänia, Bothriocephalus und verwandte Geschlechter der Familie der Bandwürmer; ein androgynisches kann für sich allein den Akt der Begattung nicht vollziehen; es gehören dazu wenigstens 2 Individuen. So können zwei Gartenschnecken (Helix) oder zwei Regenwürmer (Lumbricus) sich gegenseitig begatten. Bisweilen begatten sich drei und mehre androgynische Individuen auf einmal, so daß das eine dem andern als Weibchen, dem dritten als Männchen dient rc. Bei den Wirbelthieren kommt weder A., noch Hermaphroditismus vor, bei den niedern Klassen der Wirbellosen (Mollusken, Gliederwürmer, Entozoen) ist dagegen die A. ziemlich verbreitet, während der wirkliche Hermaphroditismus, außer den angeführten Beispielen, nur selten gefunden wird und fast überall in A. übergeht.

Androhungstheorie, s. Kriminalrecht.

Androlepsie, eigentlich Menschenraub, dem Rauben von Sachen entgegengesetzt; dann das in Athen vom Staate anerkannte Vergeltungsrecht, nach welchem, wenn ein athenischer Bürger außer Landes getödtet und sein Mörder nicht ausgeliefert ward, es den Verwandten des Ermordeten erlaubt war, drei dem Staate des Mörders Angehörige, aber nicht mehr, aufzufangen, um mit ihnen nach den Gesetzen der Blutrache zu verfahren. Sie wurden vor ein Gericht gestellt und, wenn auch gestraft, doch im Ganzen milder behandelt, als die wirklichen Mörder. Gegen Staaten, in welche ein Mörder aus Attika, oder der Mörder eines attischen Bürgers aus einem fremden Staate sich nur geflüchtet hatte, fand die A. wahrscheinlich nicht Statt. Wer sie ohne Grund anwendete, war verantwortlich.

Andromache, Gemahlin des Trojanerhelden Hector, unter den erhabenen Frauengestalten in den Gesängen Homers eine der herrlichsten, nicht minder durch das tragische Schicksal ihrer Jugend, als durch edle Weiblichkeit und innige Liebe zu ihrem Gemahl ausgezeichnet. Tochter des Königs Eëtion im cilicischen Theben, verlor sie bei der Eroberung dieser Stadt den Vater und sieben Brüder, bald darauf auch die Mutter. Der trojanische Krieg raubte ihr den Helden, ihren Gemahl, der ihr und dem sie Alles war; ihr Abschied von ihm, als er zum letzten Kampfe eilte,

ihre Klagen bei seinem Tode u. der Zurücknahme seines Leichnams sind vielleicht die schönsten Stellen der homerischen Ilias und ewige Belege weiblicher Charaktergröße. Bei der Eroberung Troja's war A. Zeugin, wie ihr Sohn Scamandrius durch die Griechen von der Mauer herabgestürzt wurde; sie selbst fiel als Gefangene dem Sohne des Achilles, Neoptolemus (Pyrrhus), zu, dem sie als Gemahlin nach Epirus folgte und 3 Söhne, Molossus, Pileus, Pergamus, gebar. Nach Virgil errichtete sie hier dem Hector noch ein Denkmal. Als Neoptolemus die Hermione, des Menelaus und der Helena Tochter, heirathete, überließ er A. dem Bruder Hectors, Helenus, der König eines Theiles von Epirus wurde und hier mit A. herrschte. Von Helenus gebar sie den Cestrinus. Nach dem Tode dieses dritten Gemahls ging sie mit ihrem Sohne Pergamus nach Asien, wo sie starb und später in Pergamus als eine Heroine ein Heiligthum erhielt. Die letzten Schicksale A.'s sind der Gegenstand einer noch erhaltenen Tragödie des Euripides.

Andromachus, aus Kreta, Archiater oder erster Leibarzt des Kaisers Nero, auch als praktischer Arzt berühmt. Er ist Erfinder eines Theriaks oder Mittels wieder thierische Gifte, das aus 61 Bestandtheilen zusammengesetzt war und am römischen Hofe viel gebraucht wurde. Die poetische Beschreibung erschien mit Uebersetzung von Fr. Tidicäus, Thorn 1607 und Nürnberg 1754.

Andromanie, s. Nymphomanie.

Andromeda, Tochter des äthiopischen Königs Cepheus und der Cassiopea. Ihre Mutter hatte sich gegen die Nereiden gerühmt, schöner als sie alle zu seyn. Darüber zürnten diese und Neptun, der eine Ueberschwemmung und Seeungeheuer über das Land sandte. Jupiter versprach Befreiung von dieser Plage, wenn A. dem Ungeheuer vorgeworfen würde; Cepheus mußte den ungestümen Bitten der Aethiopier nachgeben und die Tochter an einen Felsen fesseln, daß sie dem kommenden Ungeheuer nicht entflöhe. Hier fand Perseus die Unglückliche und rettete sie im kritischen Moment durch Erlegung des Ungeheuers. Dem Versprechen des Vaters gemäß bekam er dafür die schöne A. zur Frau; da aber diese schon früher dem Phineus versprochen worden war, so entstand daraus bei der Hochzeit der gewaltige Kampf des Perseus und Phineus. A. folgte dem Perseus, der mit ihr mehre Kinder zeugte. Durch Minerva ward sie zum Andenken an die Thaten des Perseus unter die Sterne versetzt. Ueber die verschiedenen Deutungen dieses Mythus s. Perseus. Die Geschichte der A. soll von Sophocles, Euripides und einigen lateinischen Dichtern behandelt worden seyn; aus der neuern Zeit ist Corneille's gleichnamiges Drama bekannt. Das Sternbild des nördlichen Himmels, das ihren Namen führt, zwischen 18° und 48° nördlicher Abweichung und in den ersten 30 Graden der geraden Aufsteigung, unweit des Perseus, Cepheus u. der Cassiopea, wird auf den Sternkarten als eine Jungfrau mit ausgebreiteten Armen an einen Felsen geschmiedet dargestellt. Es gehört zu den 48 Sternbildern des Alterthums und hat nach Flamsteed 66 Sterne, worunter 3 Sterne zweiter Größe sind: Alamak östlich am Fuße, Mirach am Gürtel und d, der dritte, am Kopfe. Der letzte bildet mit den 3 Hauptsternen des Pegasus ein großes, leicht erkennbares Viereck. Aufwärts von Mirach, nordwestlich, im 40° nördlicher Abweichung und im 9° gerader Aufsteigung, sieht man den bekannten Nebelfleck, worin Herschel mit seinem großen Teleskop viele Kernpunkte oder Sterne bemerkte, deren Zwischenräume überall von leuchtendem Nebel erfüllt sind.

Andronici, ketzerische Sekte im 2. u. 3. Jahrh. n. Chr., deren Stifter, Andronicus, behauptet hatte, daß der obere Theil des Weibes bis zum Nabel von Gott, der untere vom Teufel geschaffen worden sey.

Andronicus, 1) byzantinische Kaiser: a) A. I., Sohn Isaaks und Enkel des Kaisers Alexius Comnenus, ein eben sowohl Bewunderung als Ekel und Grauen erregender Charakter, ein Gemisch von Tugenden und Lastern, Despot und Liebling des Volkes, ein Schrecken der entarteten byzantinischen Großen. Als Prinz 1141 in türkische Gefangenschaft gerathen, wurde er nach seiner Freilassung vom Kaiser Manuel zum Anführer des Heeres in Cilicien, später zum Oberbefehlshaber von Nassuis, Braniseta und Castoria ernannt, zerfiel jedoch bald mit dem gegen ihn mißtrauisch gewordenen Kaiser und wurde, als er sich gegen diesen Spöttereien erlaubte, zu Konstantinopel in einen Thurm gesperrt, aus welchem er erst nach mehr als 12jähriger Gefangenschaft eben so listig als muthvoll nach Halicz, von da zu dem russischen Großfürsten Jaroslaw von Kiew entkam. Er erwarb sich dessen Gunst in einem so hohen Grade, daß Manuel, aus Furcht vor den Russen, es für gerathen hielt, sich mit ihm wieder auszusöhnen. A. zog nun mit russischen Truppen dem griechischen Kaiser gegen die Ungarn zu Hülfe, flüchtete aber, in Ungnade gefallen, nach Antiochien, von da nach Jerusalem, verführte die Wittwe des Königs Balduin, Theodora, und floh mit ihr nach Damaskus. Der Sultan von Collonia gab ihm augenblicklich Schutz. Endlich genöthigt, die Gnade des griechischen Kaisers zu erflehen, wurde ihm nach vielen Demüthigungen Oenoe in Pontus als Aufenthaltsort angewiesen. Im J. 1180, nach dem Tode Manuels, als mehre Große dem unmündigen Alexius die Krone zu entreißen suchten und darüber in Konstantinopel Unruhen ausbrachen, sammelte A. schnell ein Heer, drang damit durch Kleinasien vor, zog den kaiserlichen Feldherrn Andronicus Angelus, so wie einen Theil der Flotte auf seine Seite und reizte durch frömmelnde Aufrufe die Bürger Konstantinopels zu einem Aufruhr, in welchem die der Partei der verwittweten Kaiserin Maria angehörenden Lateiner theils vertrieben, theils ermordet wurden. Bald darauf zog A., mit dem Gewande der Demuth und Trauer angethan, in Konstantinopel ein, ließ den jungen Alexius krönen, heuchelte Liebe und Anhänglichkeit für denselben und bewog ihn, die Kaiserin Mutter, Maria, als des Hochverraths schuldig, hinrichten zu lassen. Kaum fühlte er sich, nach Vernichtung seiner Gegner, sicher, als er einen Volksaufstand erregte u. in demselben seine Erhebung zum Mitregenten durchsetzte, als welcher er bald darauf (1183) den unglücklichen Alexius erdrosseln ließ u. dessen Verlobte, Agnes, eine Tochter Ludwigs VII. von Frankreich, heirathete. Mit Muth und Kraft wußte er

als Kaiser die Ruhe zu erhalten, bestrafte die Empörungen der ihm feindlich gesinnten Großen mit Härte und behauptete Konstantinopel gegen den Angriff, womit es Wilhelm von Sicilien bedrohte, der, durch Flüchtlinge aufgereizt, in Griechenland vordrang und Thessalonich eroberte. Dabei zeigte er sich mild u. sorgte für die Vermehrung des öffentlichen Wohlstandes. Durch einen Aufstand der Großen verlor er 1185 Thron u. Leben. Bei dieser Gelegenheit soll auch aus der kaiserlichen Kapelle die Kapsel mit dem Briefe Christi an den Abgarus geraubt worden seyn. Eine Schrift von ihm: „Dialogus contra Judaeos", befindet sich in einem angeblich autographischen Codex auf der wiener Bibliothek; eine lateinische Uebersetzung davon von Joh. Livineius ist im „Auctuario Stevartii", Ingolst. 1616. — b) A. II., der Aeltere, Sohn des Kaisers Michael Paläologus, anfangs Mitregent seines Vaters, seit 1283 Alleinherrscher. Er brach die von seinem Vater eingeleiteten Unterhandlungen hinsichtlich einer Vereinigung der griechischen und lateinischen Kirche ab und wurde deshalb vom Papste Klemens V. 1307 in den Bann gethan. Er † zu Adrianopel unter dem Namen Antonius in einem Kloster 1632. — c) A. III., der Jüngere, Enkel des Vorigen, geboren 1206. Ausschweifend und Mörder seines Bruders Manuel, sollte er nach dem Willen seines Großvaters von der Thronfolge ausgeschlossen werden, erzwang sich aber durch Waffengewalt die Mitregentschaft. Noch nicht zufrieden, überfiel er hierauf mit Hülfe seines Freundes und Schwagers, des Bulgaren- und Walachenkönigs, Michael Straschemir, den 24. Mai 1328 Konstantinopel, besetzte es und machte sich zum Alleinherrscher. Die osmanischen Türken unter Urchan oder Orchan eroberten während seiner Regierung 1330 Nicäa und dehnten ihr Gebiet bis an den Bosporus aus. Eben so unglücklich war A. gegen den König von Serbien, Stephan VI. Urosch, der 1330 sich Bulgarien botmäßig machte und unter der Führung des griechischen Dynasten Syrgiannes bis Thessalonich vordrang, während die Genueser, wie früher Chios, so jetzt auch Lesbos vom Reiche losrissen. Durch Ausschweifungen erschöpft und beim Volke eben so wenig beliebt als geachtet, † A. 1341 und hinterließ einen neunjährigen Sohn Johannes V. Paläologus unter der Vormundschaft des Großdomestikus Kantacuzenos. — d) A. IV., ältester Sohn des Kaisers Johannes V. Paläologus, Enkel A.'III., führte während der Anwesenheit seines Vaters im Abendlande, der gegen die Türken Hülfe zu erlangen suchte, die Herrschaft u. that in der Absicht, länger am Ruder zu bleiben, nichts, um den in Venedig Schulden halber verhafteten Kaiser auszulösen. Nach endlicher Rückkehr seines Vaters von diesem verstoßen, verschwor er sich 1385 mit Saudschi, dem Sohne des türkischen Sultans Murad I. Beide wollten ihre Väter stürzen; der Sultan erhielt davon Kunde, ließ Saudschi zuerst blenden, dann hinrichten und zwang den Kaiser Johannes, den A. und dessen Sohn Johannes blenden zu lassen, was indessen auf des mitleidigen Vaters Befehl nur unvollkommen mit heißem Essige geschah. Im J. 1389 entfloh A. mit seinem Sohne aus dem Gefängnisse und bat den neuen Sultan Bajesid I. Dschilderin um Hülfe wider seinen Vater. Bajesid hob unversehens mit 6000 Reitern den Kaiser Johannes sammt dem Prinzen Manuel im Quellenpalaste auf, sperrte sie in den Thurm, wo bisher A. geschmachtet hatte, und setzte diesen gegen einen unerschwinglichen Tribut auf den Thron. Da aber die Stimmung der Hauptstadt gegen diesen Wechsel war, Johannes und Manuel mit Hülfe der Genueser entkamen, und nicht nur den verlangten Tribut bezahlen, sondern jedes Frühjahr als treugehorsame Vasallen mit 12,000 Mann beim Sultan sich stellen wollten, so wurden sie 1390 wieder in die Herrschaft eingesetzt. A. erhielt Selymbria, Heraclea, Rhaedestus, Danias und Panidus an der Propontis, sowie das von den Türken indeß zurückgegebene Thessalonich.

2) Kaiser von Trapezunt: a) A. I., Eidam und Nachfolger des ersten trapezuntischen Kaisers Alexius, regierte 1222—1235, führte einen unglücklichen Krieg gegen die Sultane von Iconium und Aegypten und mußte die Oberhoheit des Sultans von Iconium anerkennen. — b) A. II., ältester Sohn Manuels I., Kaiser seit 1263, überließ 1266 die Regierung seinem Halbbruder Georg I. — c) A. III., Sohn Alexius II., Kaiser seit 1330, wurde nach einer sehr kurzen Regierung ermordet, und hinterließ das Reich in großer Zerrüttung seinem 8jährigen Sohne Manuel II.

3) Freund und Mitgefangener des Apostels Paulus zu Rom, wahrscheinlich ebenfalls aus Tarsus in Cilicien gebürtig; Gedächtnißtag: 17. Mai.

4) Livius A., der erste dramatische Dichter Roms, von Geburt ein Grieche, aus Tarent in Unteritalien, gerieth in römische Gefangenschaft und kam als Sklave zu dem Konsularen M. Livius Salinator, der ihn zum Erzieher seiner Kinder machte, später aber frei ließ. A., mit den Werken der Griechen vertraut und von deren Genius angeweht, unternahm es, denselben auf den Boden Latiums zu verpflanzen. Er verfaßte deshalb nach griechischen Mustern zunächst 19 dramatische Stücke, welche nach seiner Anordnung auch aufgeführt wurden und, obwohl noch ziemlich roh, doch das römische Drama begründeten und zu weiteren Fortschritten auf dieser Bahn anregten. Außerdem lieferte A. Hymnen und eine Bearbeitung der Odyssee, sowie der römischen Geschichte in lateinischen Versen, wodurch das Epos bei den Römern angeregt wurde. Er † 221 oder 225 v. Chr. Von seinen Werken sind nur noch Fragmente übrig, in den Bruchstücksammlungen älterer lateinischer Dichter: von Rob. und Heinrich Stephanus (Paris 1564), von Pet. Scriverius (Leyden 1620), von Theod. Janson. ab Almeloveen (Amst. 1686), von Maittairius (London 1713, 2 Bde.) u. A. Vgl. Sagittarius, De vita et scriptis L. Andronici etc., Altenburg 1672.

5) A., Architekt aus Cyrrho in Syrien, Erbauer des schönen marmornen achteckigen Thurmes der Winde zu Athen, welcher noch jetzt steht. Unter dem Kranzgesimse ist auf jeder der 8 Seiten ein Hauptwind en relief dargestellt. Auf dem Dache war ein beweglicher, eherner Triton, der mit einer Ruthe in der Hand auf den Wind hinwies, welcher gerade wehte. An der äußeren

Mauer bemerkt man noch die Linien zu einer Sonnenuhr und im Innern die Vorrichtungen zu einer künstlichen Wasseruhr. Dies und die Beschaffenheit der Reliefarbeit läßt vermuthen, daß der Erbauer und sein Werk einer spätern Zeit der Kunst angehören.

7) A., peripatetischer Philosoph aus Rhodus, Haupt der Aristoteliker in Rom, von 50 bis 80 v. Chr., wichtig als Ordner und Herausgeber der Schriften des Theophrast und Aristoteles, welche damals durch Sylla mit der Bibliothek des Apellicon aus Athen nach Rom gebracht worden waren. Seine Anordnung scheint auch unsern ältesten Ausgaben des Aristoteles zum Grunde zu liegen, wie wir überhaupt die Erhaltung eines großen Theils der Werke des Stagiriten hauptsächlich den Bemühungen des A. verdanken. Er selbst schrieb ein ausführliches Werk über die Lebensumstände und Schriften des Aristoteles; ferner Kommentare über dessen Physik, Ethik und Kategorien u. a.; Alles verloren gegangen. Ueber einige ihm fälschlich zugeschriebene Werke s. A. 8).

8) A., Callistus, aristotelischer Philosoph aus Thessalonich, einer der gelehrten Griechen, welche im 15. Jahrhundert in Italien das Studium der griechischen Literatur erneuerten und förderten. Bis 1453 in Konstantinopel lebend, begab er sich nach Eroberung dieser Stadt durch die Türken nach Rom, von da nach Florenz und Ferrara, wo er Lehrer der griechischen Sprache ward. Er † 1478 in Paris, wohin er kurz vor seinem Tode gegangen war. Von ihm ist eine, dem A. aus Rhodus zugeschriebene Schrift über die Leidenschaften, herausgegeben von David Höschel (Augsb. 1594, neuer Abdruck, Oxford 1809), und vielleicht auch die dem Vorigen zugeschriebene Paraphrase der aristotelischen Ethik an den Nicomachus, herausgegeben von Daniel Heinsius (Leyden 1617, Cambridge 1679).

Androphagen, Menschenfresser, ein scythisches Volk am Borysthenes, in der Gegend von Smolensk; ein anderes scythisches Volk nordöstl. vom kaspischen Meere; ein indisches Volk im jetzigen Bengalen, wo noch jetzt die menschenfressenden Kukis wohnen; ein äthiopisches Volk im Innern des westlichen Afrika am Niger, so wie an der Ostküste von Afrika in Zanguebar &c.

Androsace, (Mannsschild, Harnischkraut), Pflanzengattung aus der Familie der Primulaceen, Stauden- und Sommergewächse, Alpengewächse. Als Zierpflanzen werden kultivirt: A. carnea, chamaejasme, lactiflora, villosa, vitalina. Sie verlangen sandige mit Schaf- oder Hühnermist verbesserte Haide- oder Walderde, oder alten Lehm mit Lauberde, Sand und Gyps vermischt, ferner schutzreiche, etwas schattige, erhöhete Lage und bei strenger Kälte und dabeifehlender Schneedecke leichte Moosbedeckung. Am sichersten werden sie in Töpfen kultivirt.

Andrussow (Andruszow), Flecken im russischen Gouvernement Smolensk, am Flusse Gorodja, bekannt durch den Waffenstillstand zwischen dem Polenkönig Johann Kassimir und dem russischen Czar Alexis, am 13. Jan. 1667 geschlossen, der dem Czar auf 13 Jahre außer Smolensk, Severien und Tschernigow, seinen früheren Zurückeroberungen, auch noch die Ukräne jenseits des Dnjeprs und auf zwei Jahre Kiew zusprach.

Andujar (Anduxar), gut gebaute Stadt in der spanischen Provinz Jaen, am Fuß der Sierra Morena und am Quadalquivir, über den eine schöne Brücke von 15 Bogen führt. Sie hat ein festes Schloß, 6 Kirchen, Theater und 14,000 Einwohner, die sich besonders mit Ackerbau, Oel- u. Weinbau und Seidenzucht beschäftigen, aber auch Seife, Leder, irdene Geschirre, namentlich Alcarazas (zur Abkühlung des Wassers bestimmte Thongefäße) fabriciren. A. wurde erbaut aus den Trümmern des Forum Julii. In der Nähe, am 20. Juli 1808 Niederlage, der Franzosen unter Dupont und Vedel durch die Spanier unter Castannos.

Andvari, Zwerg (Kobold), der als Lachs im Wasserfall Andfarifors wohnte. Er mußte sein Geld und den Ring Andvarinaut an Loki, der ihn gefangen hatte, herausgeben, verfluchte aber den Ring, der seitdem seinem jedesmaligen Besitzer den Tod brachte (s. Hreidmar).

Anegada, britisch-westindische Insel, zu der Gruppe der Jungfern-Inseln (kleinen Antillen) gehörig, unter 18° 46′ nördl. Br. und 64° 22′ westl. Länge von Greenwich, ist von einer gefahrvollen Bank umgeben, zwei Meilen lang, niedrig, unfruchtbar und unbewohnt, Weideland der benachbarten Insulaner.

Anekdota, bei den Alten Alles, was schriftlich noch nicht bekannt gemacht worden war, nach Erfindung der Buchdruckerkunst aber alle Schriften oder nur Bruchstücke daraus, die durch den Druck zum ersten Male veröffentlicht werden. Eine einzelne Schrift dieser Art nennt man Anekdoton.

Anektode, im gemeinen Leben irgend eine kurze Erzählung, welche durch Witz oder Einfalt der darin vorkommenden Personen pikant ist oder sonst durch sonderbare Charakterzüge und Begebenheiten die Aufmerksamkeit zu fesseln vermag. Den Stoff dazu liefert gewöhnlich das eigenthümliche Leben eines Volkes, gewisser Stände oder hervorragender Personen. Man findet Sammlungen von dergleichen A. n fast bei allen gebildeten Völkern; auch die morgenländische Literatur, vorzüglich die arabische in den Mihaserats, ist reich daran.

Anel, Dominique, berühmter französischer Wundarzt, glücklicher Operateur und Erfinder einer neuen Methode, die Thränenfistel zu behandeln, 1679 zu Toulouse geboren, wurde in seiner Vaterstadt Gehülfe an dem Hospital von St. Jacques und machte sich schon 1700 durch seine Beobachtungen über die Erweichung der Knochen einen Namen. Später wohnte er in Montpellier, wurde dann Schiffswundarzt und übte nachmals drei Jahre lang unter Anton Petits und Maréchals Anleitung in Paris seine Kunst aus. Als Regimentschirurg zur Rheinarmee geschickt, zog er die Aufmerksamkeit des kaiserlichen (österreichischen) Generals, Grafen von Kronsfeld, auf sich, trat auf dessen Aufforderung in österreichische Dienste und wurde später nach Wien berufen. Im J. 1710 ließ er sich zu Genua nieder und † nach 1722 in Turin, als Leibarzt der Königin Mutter. In seiner Schrift „L'Art de sucer les plaies, sans se servir de la bouche d'un

homme" (Amsterd. 1707) schlug er den Gebrauch einer von ihm erfundenen wirksamen Saugmaschine vor, um damit bei Wunden aus dem Körper das ausgetretene Blut und stockende Flüssigkeiten zu entfernen. A.s Verfahren, die Thränenfistel zu kuriren, wurde von Heister (De methodo sanandi fistulas lacrymales, Alt. 1716) vervollkommnet, von Andern (z. B. Fr. Signorotti) heftig bekämpft.

Anemologie, die Lehre von der Entstehung, Richtung, Stärke und Geschwindigkeit der Winde. Zur Beobachtung derselben dient das Anemoskop, das Anemograph genannt wird, wenn es zugleich die Aenderungen der Windrichtung auf einem Papier durch Kurven graphisch darstellt. Sollen diese Instrumente wissenschaftlich brauchbar seyn, so müssen sie zugleich schreibende Anemometer (Windmesser) seyn, d. h. sie müssen nicht nur die Veränderung der Richtung, sondern auch die Geschwindigkeit des Windes registriren, wie der frank'sche Anemograph auf der Saline Dürrenberg.

Anemone, Pflanzengattung aus der Familie der Ranunculaceen, mit folgenden charakteristischen Merkmalen: 5- od. mehrblättrige Blüthenkrone; die Blätter der Knospe dachziegelartig übereinanderliegend; keine Nebenkrone; Blüthenboden halbkugelig, oder kegelförmig; unter der Blüthe ein dreiblättriger Kelch, oder unter dem Blüthenstiele 3 Hüllblättchen; Früchtchen einsamig. Unter den zahlreichen Arten wird besonders die Garten-A., A. coronaria *L.*, kultivirt. Sie blüht im Mai und Juni, wächst in Kleinasien, Persien und andern Ländern des Orients wild und wird von den Arabern Anahamen genannt. Diese geschätzte Zierpflanze hat eben so zahlreiche als prachtvolle Spielarten, mit denen die holländischen Blumengärtner einen ausgebreiteten Handel treiben. Man hat viele Abänderungen von rother, weißer, purpur-scharlach- und lackrother, violeter, blauer und grauer Farbe, geflammt oder panachirt, einfach oder gefüllt. Die Eigenschaften einer guten, gefüllten A. sind: a) angemessene Höhe und aufrechte Haltung des Stengels; b) Größe und starke, regelmäßige Füllung der Blumen, wobei die äußeren Kronblätter zierlich gerundet seyn und die innern so bedecken müssen, daß sie noch merklich hervorragen; c) Glanz und Reinheit der Farben. Sie ist sehr scharf; die Wurzel diente früher als Purgirmittel und bei Augenkrankheiten, das Kraut gegen Geschwüre und Hautkrankheiten. Ebenfalls als Zierpflanzen sind geschätzt: Die Stern-A., A. hortensis, A. stellata, aus der Schweiz, Istrien, Fiume, Italien, bei uns in Gärten gefüllt und einfach vorkommend; die narzissenblüthige A., A. Narcissiflora, im Mai und Juni auf dem Riesengebirge und in den Alpen weiß blühend, $^1/_2$—$1^1/_2$ Fuß hoch, in unsern Gärten mannichfach variirend; die Pfauen-A., A. Pavonina, aus Südfrankreich, mit großer aus 10—12 lanzettförmigen, sehr spitzen, schmalen, feurig karminrothen Blättern bestehender Blume. Eine Varietät derselben ist A. fulgens, mit größern Blüthen u. länglich-lanzettlichen, am Grunde verschmälerten Kelchblättern. Die Wald-A., A. sylvestris, blüht bei uns im Mai und Juni auf bewaldetem Kalkboden, $^1/_2$ bis $1^1/_2$ Fuß hoch. In Sibirien bedient man sich ihrer zur Heilung hartnäckiger Dyskrasien, Hautkrankheiten, Syphilis rc. Das Waldröschen (weiße Osterblume), A. nemorosa, blüht bei uns in Laubholzwaldungen im März und April, 3—8 Zoll hoch. Die frischen Blätter und Blumen haben einen brennenden Geschmack und verursachen, wenn sie länger auf der Haut liegen, Blasen und Geschwüre. Sie werden bisweilen als blasenziehendes Mittel angewendet und als Herba recens Ranunculi albi gegen Migräne, Frühlingswechselfieber, rheumatischen Rückenschmerz und dergleichen verordnet. In größern Gaben genossenes Anemonenkraut wirkt giftig, kann Entzündung im Magen und Darmkanal nebst Mattigkeit, Unempfindlichkeit und Stumpfsinn herbeiführen. Aehnliche giftige Eigenschaften haben A. pratensis und pulsatilla. Das Destillat aus dieser Pflanze ist das Anemonin. Die gelbe Osterblume, A. ranunculoides, im April und Mai, 3—6 Zoll hoch, in Wäldern blühend, hat mit der ihr auch sonst ähnlichen vorigen Art gleiche Eigenschaften. Das sogenannte Leberblümchen, A. hepatica, gehört derselben Gattung an. Es wächst in den meisten Gegenden Deutschlands wild und ist im gefüllten Zustande, als erste Frühlingsblume, eine Zier unserer Gärten. Die A.n lieben sämmtlich etwas Schatten, gedeihen in jedem lockern, nicht zu feuchten Gartenboden u. werden durch Wurzeltheilung u. Samen fortgepflanzt. A. coronaria u. hortensis verlangen eine Decke gegen strengen Frost; die übrigen dauern ohne Schutz im Freien aus. Für die beiden schönen Arten A. coronaria u. hortensis gelten folgende speciellere Kulturregeln: Die Pflanzung der Knollen in freies Land kann im Herbst od. Frühjahr geschehen, die Beete müssen aber auch im letztern Falle schon im Herbste zurecht gemacht und gegen den Frost mit Laub, Lohe oder Moos bedeckt werden. Auch die im Herbst bepflanzten Beete müssen gegen das Eindringen des Frostes durch eine leichte Decke von Spreu und dergleichen gesichert werden. Die im Frühjahr zu legenden Knollen können zur schnellern Bewurzelung 10—12 Stunden vorher im Wasser aufgequellt werden, müssen jedoch unmittelbar vor dem Legen selbst wieder getrocknet werden, weil sie sonst leicht faulen. Aus eben diesem Grunde werden sie im Herbste gar nicht gequellt. Man wähle zur Pflanzung einen etwas schattigen Ort mit lockerer, schwarzer, fetter und zugleich sandiger Erde (etwa 3 Theile fetter Rasen-, 2 Theile Laub- oder Holzerde, 1 Theil Kuhlager, 1 Theil mürber Lehm und $^1/_8$ vom Ganzen Flußsand). Wenn Kraut und Blüthen hervorkommen, werden sie bei trockenem Wetter des Abends mit einem feinen Gießer befeuchtet; nach der Flor aber wird dieses unterlassen. Bei heißem Sonnenschein bedeckt man sie mit einer leichten Schattendecke. Zum Treiben im Winter nimmt man entweder solche Knollen, welche 1 Jahr lang nicht in der Erde waren od. die besten Knollen der frühesten Pflanzung, legt solche zu 3—4 Stück in Töpfe, läßt sie bis zum eintretenden Frost im Freien und später im trocknen Zimmer, wo nicht über 6°—8° R. Wärme herrschen darf. Um aus dem Samen Einfachblühender neue Sorten zu erziehen, säet man denselben

gleich nach der Reife in Kästchen voll lockerer Erde, nachdem man ihn, da er sich gern in Klümpchen zusammen hängt, mit etwas trockenem Sande vermischt und zwischen den Händen auseinander gerieben hat. Man bedeckt ihn etwa 1/4 Zoll hoch mit leichter Erde, hält ihn dann feucht und schattig und durchwintert die noch vor dem Herbste erscheinenden Pflänzchen an frostfreiem Orte, indem man bis zum Absterben der Blätter sehr wenig Feuchtigkeit gibt. Im nächstfolgenden Jahre legt man die Knöllchen ins Land, wo sie dann blühen. Wird der Same spät im Herbste gesäet, so geht er erst im folgenden Frühjahre auf und es verzögert sich dadurch die Gewinnung der pflanzbaren Knöllchen.

Anerbe (**Grunderbe, Wehrfester**), bei untheilbaren Bauerngütern derjenige Erbberechtigte, welchem allein das ganze Gut als Erbe zufällt. Die übrigen Erbberechtigten erhalten für ihre Ausschließung von dem Gute eine Entschädigung oder Abfindung, Auslobung, die entweder nach den allgemeinen Erbrechtsgrundsätzen in dem vollen Werthe des ihnen zukommenden Gutsantheils besteht, oder durch besondere Bestimmungen zu Gunsten des A.n nur auf etwas Gewisses, ohne Rücksicht auf Vermögensausgleichung, festgesetzt ist. In diesem letzteren Falle hat der A. vor den übrigen Erbberechtigten einen wirklichen Vorzug, der ihm entweder nach der Verordnung des Erblassers, oder an vielen Orten nach besonderen Landesgesetzen zukommt. Wer von mehren gleich nahen Erben, ob z. B. das älteste oder jüngste Kind zum A.n gemacht wird, wem das Recht der Wahl unter Mehren zusteht, ob dem Grundherrn oder dem Erblasser oder beiden zugleich, hängt ebenfalls von speciellen Gewohnheiten und Gesetzen ab. Die rechtliche Festsetzung eines bevorzugten A.n besteht besonders da, wo es noch einem Grundherrn pflichtige Bauern und hofhörige Leibeigene gibt, weil hier der Grundsatz gilt, daß das Gut und die Leistungen desselben an den Herrn untheilbar sind, also nur einer von mehren gleich nahen Erben das Gut erhalten kann. Durch die Aufhebung der Leibeigenschaft u. Ablösung der Bauerngüter verschwand in vielen Ländern das eigenthümliche Verhältniß eines A.n und die Bauern erhielten meist das gemeine Erbrecht. In staatsrechtlicher Beziehung, wo der A. bei untheilbaren Landesherrschaften früher den Apanagirten entgegen gesetzt war, hat der Name wenig Bedeutung mehr. In der Regel wird an Theilung eines Staates und der Regierungsrechte nicht mehr gedacht und immer nur Einer als erbberechtigt angesehen.

Anerkennung (lat. agnitio), die bejahende Erklärung über die Wirklichkeit, Wahrheit und Identität einer Person oder Sache, vorzüglich in sofern die eigene Mitwirkung dabei in Rede gestellt ist, z. B. A. eines Kindes, einer Urkunde, Unterschrift u. s. w., besonders auch das Zugeständniß eines fremden Rechtes, oder faktischen Zustandes zugleich mit der (wenigstens stillschweigenden) Erklärung verbunden, daß man den Andern in Ausübung des erstern und Verharren im letztern nicht hinderlich seyn wolle. Die Rechtspolitik macht es den Einzelnen, in manchen wichtigern Verhältnissen auch der Regierung zur Pflicht, für urkundliche A.en rechtlicher Verhältnisse oder Ansprüche und für Aufbewahrung solcher Dokumente zu sorgen, theils um rechtliche Streitigkeiten zu vermeiden und beizulegen, theils um Beweise und neue Argumente in denselben zu gewinnen. Indeß ist die A. für innere privat- und staatsrechtliche Verhältnisse in sofern weniger wesentlich, als hier, nachdem einmal der ganze Rechts- und Verfassungszustand im Allgemeinen anerkannt ist, die bestehenden gesetzgebenden, richterlichen und Vollziehungsgewalten in den besondern Fällen auch ohne besondere freie A. der Betheiligten zur Erfüllung der rechtlichen und politischen Verbindlichkeiten nöthigen und den Streit darüber entscheiden, also gewissermaßen die A. suppliren können. Um so bedeutungsvoller ist dagegen die A. im politischen Völkerverkehre, welchem das Staatsverhältniß sich nur dann theilweise nähert, wenn durch revolutionäre Gegensätze im Innern wenigstens vorübergehend die staatsrechtliche Einheit und Gewalt aufgelöst ist. Hier kann die A. schon dann von größerer Wichtigkeit seyn, wenn es sich um ein bestrittenes Recht einer Nation, einer Schuldforderung und dergleichen handelt, weil hier im Streite bei dem Mangel eines entscheidenden richterlichen Urtheils und völliger Klarheit des bestimmten Rechtes, die Motive der Ehre und die öffentlichen Interessen und Rücksichten nie so sehr vor erfolgter A. für die Erfüllung der Verbindlichkeit wirken, als nachdem diese ausgesprochen ist. Es ist also eine Aufgabe vorsichtiger Politik und diplomatischer Klugheit, für möglicherweise bestreitbare Rechte von allen Seiten ausdrückliche oder stillschweigende A.en, nöthigenfalls auch Garantien zu verschaffen. Von noch höherer Bedeutung aber erscheint die A. dann, wenn es sich entweder um die völkerrechtliche Existenz oder Souveränetät des Staates überhaupt oder um die völkerrechtliche Geltung seiner Verfassung und Regierung handelt. Das juristische Recht, od. das äußerlich anerkannte Friedensverhältniß zwischen den als freie Persönlichkeiten auftretenden Staaten beruht nämlich nach dem europäischen Völkerrechte auf gegenseitiger ausdrücklicher, oder thatsächlich freier, friedlicher A. dieser Persönlichkeiten. Sobald also ganz neue Staaten erscheinen, und es ist nicht etwa bereits anders wie (z. B. durch vorläufige Verträge) für ihre Aufnahme in den Staatenverein gesorgt, so bedarf es, damit sie an dem ganzen objektiven juristischen Friedens- oder Rechtsverhältniß, in welches allmählig alle gesitteten Völker der Erde eingetreten sind, Theil nehmen, der friedlichen A. derselben. Daher suchten in neuerer und neuester Zeit z. B. die nord- u. die südamerikanischen Republiken, die Griechen ꝛc. die A. von Seiten des europäischen völkerrechtlichen Vereins, nahmen ihrer Seits ausdrücklich die Rechtsgrundsätze des letztern an und wurden dann entweder durch förmliche Freundschafts- und Handelsverträge, oder durch Neutralitäts- und Hülfs- odet Friedenstraktate, durch Aufnahme oder Absendung von Gesandten, von den europäischen Nationen rechtlich anerkannt und juristisch in das europäische völkerrechtliche Verhältniß aufgenommen. Erst von dieser Zeit an ist jeder Widerspruch gegen ihre völkerrechtliche Selbstständig-

keit, Nichtanerkennung ihrer Flagge rc. rc. eine Verletzung des Völkerrechts. Weniger klar verhält es sich mit der A. (und dem Rechte oder der Nothwendigkeit einer solchen) bei Veränderungen in den Verfassungen und Regierungen schon anerkannter selbstständiger Staaten von Seiten anderer. An und für sich steht eo ipso jedem souveränen Volke vollkommenes Recht zu, seine Verfassung und Regierung zu modeln, wie es eben will und mag, und es hat nicht darnach zu fragen, ob die ihm beliebte Form einer oder vielen Mächten der übrigen Welt gefalle oder nicht. Deshalb trägt auch jede solche wirklich zu Stande gekommene Veränderung die Bedingungen ihrer A. in sich. Nun aber ist die Frage oft problematisch, ob die Veränderung wirklich definitiv zu Stande gekommen, d. h. ob sie als das wahre Produkt des souveränen Volkes anzusehen ist, und die andern Staaten halten in solchem Falle für eben diese Veränderungen ihre A. in der Regel so lang zurück, bis sich mit Bestimmtheit entschieden hat, was denn eigentlich die souveräne Nation definitiv für einen Zustand wolle und behaupten werde. Große Nationen pflegen, wie wir aus der Geschichte lernen, eine allgemeine A. für ihre Staatsumwälzungen viel leichter zu erlangen als kleinere. Häufig aber wollen fremde Fürsten aus Verträgen mit dem betreffenden Volk, oder aus besondern Garantien der Verfassungen und Regierungen, oder aus den Rechten und Pflichten zur Erhaltung bestimmter Systeme unter den Völkern (z. B. des Gleichgewichts, allgemein monarchischer Grundsätze rc.) oder der Erhaltung des europäischen Friedens oder endlich der eigenen Sicherheit Rechte ableiten, bestimmte Veränderungen in andern Staaten nicht anzuerkennen oder gar zu ihrer Verhinderung und Aufhebung zu interveniren. S. Intervention.

Anesburg, Dorf im österreichischen Kreise ob der Ens, bei St. Florian, bekannt durch die Schlacht zwischen den Ungarn und Deutschen 907, in welcher die erstern unter ihrem König Arpad Sieger blieben.

Aneurysma (Arteriektasie, Pulsadergeschwulst), eine Geschwulst, welche entweder durch die Erweiterung der Arterienhäute oder durch das Hervortreten des Blutes aus einer verletzten Arterie gebildet wird. Man theilt sie daher in spontane und traumatische Aneurysmen. Spontane Aneurysmen sind alle diejenigen, welche nicht durch Verwundung der Arterie entstanden sind; sie werden wieder abgetheilt in 1) das wahre oder ächte A. (Aneurysma verum, genuinum), welches in einer sackförmigen Ausdehnung aller Häute einer wohl stets kranken Arterie besteht, 2) das durch Erweiterung der zelligen Haut und Zerreißung oder Destruktion der mittlern und innern Haut entstehende A. (Aneurysma mixtum externum) und 3) das durch Zerstörung der zelligen Haut und Erweiterung der mittlern und innern Haut entstandene A. (Aneurysma mixtum internum). Nach ihrem Sitze unterscheidet man äußere u. innere Pulsadergeschwülste, (Aneurysmata externa und interna) und begreift unter den erstern solche, welche sich an den Gliedern bilden, unter den letztern aber die am Rumpfe vorkommenden. Sie entstehen selten vor der Entwickelung der Pubertät, und die Weiber leiden weit seltner an ihnen, als die Männer. Ihre Symptome sind folgende: An einer dem Verlaufe einer Arterie entsprechenden Stelle entsteht eine kleine, elastische, pulsirende Geschwulst, welche beim Drucke verschwindet, nach dem Aufhören des Druckes aber wieder zurückkehrt. Komprimirt man die Arterie zwischen dem Herzen und der Geschwulst, so wird diese kleiner und hört auf zu pulsiren, komprimirt man aber die Arterie zwischen der Geschwulst und ihrem Ende, so nimmt sie an Größe zu und pulsirt stärker. Die Geschwulst wächst nun nach und nach, wird fester und hört manchmal ganz auf zu pulsiren. Sie übt nun durch Druck einen nachtheiligen Einfluß auf die in der Nähe liegenden Theile, als Nervenstämme rc. aus, das Glied schwillt an, die früher gesunde Haut und die über dem A. liegenden Weichtheile gehn in Entzündung über, es entsteht ein Absceß oder ein Brandschorf, welcher sich öffnet oder abfällt, das koagulirte Blut heraustreten läßt und, dem nachströmenden Blute der Arterie freien Lauf gewährend, eine Blutung veranlaßt. Die Ursachen der spontanen Aneurysmen sind Verdeckungen der Wände der linken Herzkammer, oberflächliche Lage der Arterien, gewaltsame Bewegungen, übermäßiger Genuß der geistigen Getränke und des Beischlafes, syphilitische, gichtische, skrophulöse Affektionen u. s. w., ferner Texturfehler der Arterienhäute, ihre Verknöcherung, Ulceration und andere Entartungen. Sie kommen viel häufiger an den großen, als an kleinen Arterien vor, eben so häufiger an den untern Gliedmaßen, als an den obern. Am öftesten finden sie sich an dem Bogen der Aorta, dann an der Aorta selbst u. an den Schlagadern der Gliedmaßen. Alle Pulsadergeschwülste sind sehr lebensgefährlich. Werden sie nicht durch Kunsthülfe bald beseitigt, so ziehen sie den Tod nach sich. Befinden sich die Aneurysmen frei in einer großen Höhle des Körpers, so veranlassen sie durch Platzen einen Bluterguß in diese Höhlen; liegen sie nach außen gerichtet, so ergießt sich das Blut zwischen die Muskeln, in das Zellgewebe u. s. w., zerstört durch verschnürende Auffaugung die Haut und veranlaßt so tödtliche Blutungen. Nur selten werden sie von der Natur geheilt. Diese spontane Heilung geht dadurch vor sich, daß entweder der aneurysmatische Sack, wenn er sehr groß geworden ist, die Arterie so zusammendrückt, daß durch eine exkludative Entzündung die inneren Häute verwachsen und die Arterie so verwächst, oder daß der Faserstoff den Sack ganz ausfüllt und die Arterie offen läßt oder auch diese bis zum Abgange des untersten Seitenastes gänzlich verschließt. Die Mittel, welche man zur Heilung dieser Affektion in Gebrauch zieht, sind folgende: a) antiphlogistische, als Aderlässe, Enthalten von festen, reizenden, zu nährenden Speisen, kühlende Getränke; b) äußere Anwendung der Kälte, Auflagen von Schnee und Eis, kalte Umschläge von goulardschem Wasser, Essig, Kälte machenden Salzmixturen; c) die Kompression, die entweder auf die aneurysmatische Geschwulst, auf das Glied, zwischen dem A. und dem Herzen, oder unterhalb der Pulsadergeschwulst wirken soll; besonders aber d) die Unterbindung, welche nach

zwei Methoden verrichtet wird, von denen die neuere, die anel-huntersche Methode als sicherer vorzuziehen ist. Man legt die Arterie zwischen dem Herzen und der Pulsadergeschwulst in einiger Entfernung von dieser bloß, trennt sie von dem Zellgewebe und führt mittelst einer Aneurysmen-Nadel, von denen die langenbeksche die vorzüglichste ist, eine Ligatur um die Arterie und zieht sie zu. Hierdurch zerreißen die innern Häute der Arterie und diese verwächst durch Ausschwitzen plastischer Lymphe. Nach einigen Tagen ist die Ligatur lose geworden und wird dann herausgenommen. Nach der Unterbindung hört alsbald die Pulsation im A. auf, die Geschwulst wird kleiner und sinkt zusammen. Die traumatischen Aneurysmen entstehen bei Verwundung einer Arterie durch äußere Gewalt. Man unterscheidet 4 Arten von ihnen, nämlich 1) Aneurysma spurium primitivum, 2) Aneurysma spurium secundarium, 3) Varix aneurysmaticus und 4) Aneurysma varicosum. Das Aneurysma spurium primitivum besteht aus einem Ergusse und einer Infiltration von Blut ins Zellgewebe, wodurch eine unbestimmte und unregelmäßige Geschwulst entsteht. Die Behandlung besteht in der Kompression und Ligatur. Das Aneurysma spurium consecutivum ist eine durch arterielles Blut gebildete, umschriebene, mit zelligen Wandungen versehene, an einer Arterie liegende und mit ihr mittelst einer. durch eine Verwundung bewirkten Oeffnung in Verbindung stehende Geschwulst. Die Kompression leistet hier oft gute Dienste und berühmte Chirurgen ziehen in diesem Falle die erstere Art der Unterbindung der hunterschen Methode vor. Der Varix aneurysmaticus ist eine Geschwulst, welche durch den Uebergang des arteriellen Blutes in eine Vene und zwar gewöhnlich durch die Verwundung mit einem Instrumente entsteht, welches die Vene durchbohrt hat und bis in eine nahe Arterie gedrungen ist. In diesem Falle ist die Kompression, und wo sie nicht hilft, die Unterbindung nöthig. Das Aneurysma varicosum, ein sackförmiges oder falsches A., welches sich zwischen einem Varix aneurysmaticus und einer verwundeten Arterie bildet, ist in den seltenen Fällen, wo es beobachtet wurde, durch Unterbindung der Arterie geheilt worden. Vgl. Scarpa, Sull A., riflessioni ed osservazioni anatomico-chirurgice, Pavia 1804, deutsch mit Anmerkungen und Zusätzen von Harles, Zürich 1808, und J. Haydson, Treatise on the diseases of Arteries and Veins, containing the pathology and treatment of Aneurysm's and wounded Arteries, London 1815, deutsch von Koberwein, Hannover 1817.

Anfeuchtende Mittel (Humectantia), Mittel, wodurch das Flüssige (Wasser) eines Körpertheils oder des ganzen Organismus vermehrt wird. Es gehören dazu: häufiges Trinken wässeriger, besonders mit schleimichten Stoffen verbundener Getränke, Genuß von Obst und wässerigen Vegetabilien, vorzüglich aber Bäder, sowohl allgemeine, als örtliche.

Anflößungsrecht, das Recht, über ein vom Wasser angesetztes oder angeschwemmtes Stück Land; vergl. Accession, Alluvionsländer und Alluvionsrecht.

Anfossi, Pasquale, guter Opernkomponist, geboren zu Neapel 1729, Schüler Sacchini's und Piccini's, lebte zuerst als Kapellmeister in Venedig, seit 1775 als Komponist in Rom und Paris, seit 1782 in London, wo er eine Zeit lang die dortige Oper dirigirte. Er † 1795 zu Rom, wohin er 1787 zurückgekehrt war. Seine zahlreichen Opern, namentlich die komischen, welche überall viel Beifall fanden, zeichnen sich durch Reichthum der Erfindung, lebhaften und anmuthigen Gesang, sowie durch Kraft und Steigerung in den Finalen vortheilhaft aus; übersetzt wurden sie auch in Deutschland und Frankreich vielfach gegeben. Die bekanntesten darunter sind: „L'Avaro" (Rom 1775), „Isabella e Rodrigo o la Costanza in Amore" (das. 1776), „La finta Giardiniera" (Paris 1778), „Le Pazzie de Gelosi" (Rom 1787). Von A.'s geistlichen Arbeiten, meist über Texte von Metastasio, ist ein Salve Regina vorzüglich zu erwähnen.

Anführungszeichen, (Gänsefüßchen, Hasenöhrchen, franz. Guillemets, engl. inverted commas), zwei zusammenstehende Häckchen («) od. Strichelchen („), womit man in der Schrift die angeführten Worte oder Gedanken eines Andern als solche bezeichnet und darstellt. Vor der angeführten Stelle stehen sie unter der Linie, nach derselben über ihr: «—».

Angabe an Zahlungsstatt, tritt ein, wenn ein Schuldner statt des zu zahlenden baaren Geldes Sachen angibt, wodurch, falls der Gläubiger das Dargebotene annimmt, die Schuld bis zu dem beigefügten Werthe der Sache getilgt wird. Wäre auch die Sache mehr werth, als der betreffende Theil der Schuld, so kann der Schuldner dennoch die Sache nicht zurückfordern; erhebt aber ein Dritter Ansprüche auf die angenommene Sache, so hat der Gläubiger das Recht, dieselbe binnen Jahresfrist zurückzugeben und auf Baarzahlung dagegen zu dringen. Nach Ablauf eines Jahres dagegen ist der Schuldner für den betreffenden Betrag aller weitern Verbindlichkeit überhoben. Die A. ist gesetzlich überall erlaubt; in den meisten Gesetzgebungen sind jedoch Vorkehrungen getroffen, um die Begünstigung der Untreue durch die A. zu hindern. So ist z. B. den Gastwirthen und Handelsleuten häufig verboten, vom Gesinde ohne Erlaubniß der Herrschaften Sachen statt baarer Zahlung für Getränke und Eßwaaren anzunehmen.

Angad, die sogenannte kleine Wüste in Nordafrika, südlich hinter dem letzten Gebirge in Algerien, welches in seiner östlichen Fortsetzung Uanseris heißt. Darin entspringt der Schelif unter dem Namen Mikrok. Wie weit sie sich ostwärts von Marokko aus erstreckt, ist unbekannt. Erst 12 Tagereisen südlich befindet sich die große Wüste oder Sahara. Sie scheint ein großes, steiniges Plateau oder eine Bergebene zu seyn, nicht unfruchtbar, denn sie wird von reichen und ackerbautreibenden Stämmen bewohnt. Darin lag der von Abd-el-Kader 1839 gegründete und 1841 von den Franzosen zerstörte Ort Saida.

Angara, zwei schiffbare Flüsse im russischen Sibirien, Statthalterschaft und Provinz Irkutzk. Die obere A. entspringt nordöstlich vom Baikalsee im Baikalgebirge, ist in ihrem oberen Laufe sehr reißend, bildet dann, bei einer Breite von

etwa 900 Fuß, aber geringer Tiefe, auf einer Strecke von etwa 15 Meilen bedeutende Wasserfälle, und strömt hierauf ruhiger in einem 2—3 Meilen breiten, von dicht bewaldeten Bergen begrenzten und nur durch die Gebirgenge Schtschoka unterbrochenen Thale weiter. Nach einem Laufe von ungefähr 71 Meilen theilt sich der Fluß in 2 starke Arme, die große und kleine A., bildet mehre Seen, und ergießt sich einige Meilen weiter unten in den Baikalsee, dem er, bei 900—1200 Fuß Breite, und durchschnittlich 30 Fuß Tiefe eine große Menge Wasser zuführt. Der Strom ist sehr fischreich. Die untere A., auch bloß A., der Abfluß des Baikalsees, an dessen südwestlicher Seite (52° nördl. Breite, 123° östl. Länge), strömt von nördlicher Richtung, anfangs reißend und von Felsen eingeengt, dann von mäßig hohen Bergen begleitet, auf Irkutzk zu, nimmt hier den Irkut auf, verliert dann ihre gebirgigen Ufer und bei dem Flecken Bodorossansk, wo der Ilim einmündet, auch ihren Namen, der von jetzt an bis zu ihrer Vereinigung mit dem Jenisei Tunguska ist. Beide Flüsse, die obere und untere A. mit dem Baikalsee, bilden einen Theil des großen Wasserweges, der von hier über Irkutzk nach Jeniseisk, dann über Land in den Ket, Oby, Irtisch nach Tobolsk u. s. w. führt, und den Westen Sibiriens mit dem Südosten und den benachbarten Ländern, namentlich mit China, verbindet.

Angaria, im Mittelalter vor Errichtung der Posten Station für Kurierpferde wo dieselben gewechselt wurden; vergl. Angarien.

Angariation, das Schiffpressen, eine in Kriegszeiten vorkommende Beschlagnahme von Privatschiffen durch die Regierung für dringende Staatszwecke, in deren Folge selbst befrachtete Fahrzeuge wieder auszuladen sind, um zum öffentlichen Dienst verwendet zu werden. Es geschieht solches gemeinlich bei großen Expeditionen, wenn plötzlich eine Menge Transportschiffe gebraucht werden, um Munition, Lebensmittel, Truppen rc. an den Ort ihrer Bestimmung zu bringen.

Angarien (Angariae, Parangariae), ursprünglich die Verrichtung und Rechte eines Angarus (s. d.), dann im römischen Reiche die Dienste, welche die Grundbesitzer zur Fortschaffung kaiserlicher Boten und Effekten, vorzüglich militärischer Gegenstände mit Wagen, Vieh, Schiffen rc. thun mußten. Das Recht des Staates, solche Dienste in Anspruch zu nehmen, hieß Jus angariae. Im Mittelalter erhielten diesen Namen alle Frohn-, Hand- und Spanndienste, welche die Unterthanen ihren Landes- oder Lehnsherren zu leisten hatten, ferner das schmachvolle, als Strafe auferlegte Tragen eines Sattels od. Hundes, so wie endlich die Quatember mit den an ihnen verordneten Steuern und dreitägigen Fasten.

Angarii, Volk, s. v. a. Angrivarii, Engern.

Angarus, bei den alten Persern ein reitender Eilbote, dergleichen seit Cyrus oder Xerxes durch ganz Persien stationenweis bereit gehalten wurden, um die Korrespondenz zwischen dem Könige und den Satrapen zu beschleunigen; sie hatten das Recht, zu ihrem schnelleren Fortkommen Menschen, Pferde und Schiffe zu requiriren, woraus später im römischen Reiche das Jus angariae entstand. S. Angarien.

Angas (Wedangas), eine Klasse der heiligen Schriften der Indier. Sie sind älter als das Gesetzbuch des Manu oder Menu, in welchem ihrer Erwähnung geschieht, und zerfallen in acht Abtheilungen, von denen sechs ihrem Namen und Hauptinhalte nach uns bekannt geworden sind: Sikscha, die Lehre von den Accenten und der Recitation der Wedas, Wiakarana, die Grammatik des in den Wedas gebrauchten Dialekts, Nirukti, die Erklärung schwieriger Wörter und Phrasen der Wedas, Chanda, die Prosodie, Kalpa, das gottesdienstliche Ceremoniel, Dschjotisch, Astronomie mit besonderer Berücksichtigung des Kalenders und der religiösen Feste, enthaltend. Die A. stehen als Schriften, die unter unmittelbarer Einwirkung der Gottheit von weisen Männern verfaßt seyn sollen, in hohem Ansehn, werden aber von den Wedas an Originalität und tiefer Frömmigkeit weit übertroffen.

Angazija (Angasischa, Angazieha oder Gr. Comoro), die größte der komorischen Inseln im nördlichen Theile des Kanals von Mozambique, mit einem hohen Pik, schön, gesund, fruchtbar, aber fast ganz entvölkert durch die räuberischen Einfälle der Madegassen, welche die meisten Orte zerstört und die meisten Einwohner als Sklaven weggeführt haben.

Ange (Anged'or, Angelus, Angelot, Engel, Engelchen), alte französische Goldmünze, von feinem Golde, 2 Quentchen schwer, mit dem Erzengel Michael, der einen Drachen mit der Lanze durchbohrt, als Gepräge; woher der Name. Die erste Prägung des A. ist von Philipp VI. mit der Jahrzahl 1340.

Angeboren, in und mit der Geburt von der Natur ertheilt, z. B. angeborene Fähigkeiten, Fehler u. s. w. Daß dem Menschen gewisse Vorstellungen angeboren oder von Natur eigen sind, ist zwar vielfach behauptet, aber niemals genügend erwiesen worden. Gäbe es angeborene Ideen, so müßten sie allen Menschen gemein seyn, was aber keineswegs der Fall ist. Denn selbst die Idee von Gott, welche man vorzugsweise für angeboren hielt, wird nicht bei allen Menschen angetroffen; auch findet sie da, wo sie angetroffen wird, auf sehr verschiedene Weise Statt. Daher ist es richtiger, dem menschlichen Geiste nur ein natürliches Ideenvermögen zuzuschreiben, die Ideen selbst aber als ein Produkt zu betrachten, welches er mit Hülfe äußerer Anregungen aus sich selbst erzeugt. Angeborene Krankheiten nennt man diejenigen Krankheiten, welche das Kind mit auf die Welt bringt, die also schon in Mutterleibe entstehen. So hat man bei Neugebornen Blattern, Gelbsucht, Rhachitis u. m. a. Krankheiten beobachtet. Mehre von ihnen sind erblich. Angeborene Krankheitsanlagen sind doppelter Art: des Körpers und des Geistes. Erstere sind theils angeborene Schwäche od. fehlerhafte Organisation eines Organs und dadurch gegebene fehlerhafte Richtung seiner Thätigkeit, die erst mit der Zeit sich zur Krankheit ausbilden kann, theils ein angeborner Krankheitskeim, der ebenfalls erst zu gewissen Zeiten und unter begünstigenden Umständen zur Entwickelung kommt.

Dahin gehört die angeerbte Anlage zur Lungensucht, zu Hämorrhoiden, Steinerzeugung, Skropheln, Rückgratskrümmung, Gicht, Krämpfen; zu denen des Geistes rechnet man sowohl angeborne heftige Neigungen und Triebe, die leicht das Gleichgewicht der geistigen Kräfte aufheben, als auch besonders die Anlage zu wirklicher Seelenstörung, wie sie unleugbar in manchen Familien sich erblich gezeigt hat. Bei vielen erblichen oder angebornen Krankheitsanlagen kann die Ausbildung derselben zu wirklichen Krankheiten durch eine angemessene Diät und Lebensweise verhütet werden. **Angeborne Rechte** sind Befugnisse, die der Mensch mit seiner Geburt erhalten hat. Sie zerfallen in *natürliche*, z. B. das Recht, zu leben, persönlich frei zu seyn ꝛc. (vergl. *Menschenrechte*) und in *konventionale oder positive*, wie das Recht eines Kindes auf die Verlassenschaft seines Vaters, eines Erbprinzen auf den Thron. Rechte der letzteren Art kann das positive Gesetz selbst dem noch nicht gebornen, aber schon erzeugten Kinde zusprechen, wie bei Erbschaften geschieht, wenn ein Vater vor der Geburt seines Kindes stirbt. Ueber *angebornes Verderben* s. Erbsünde.

Angebrachtermaßen abweisen, eine in der Form mangelhafte Klage abweisen u. dem Kläger die Anstellung einer andern gültigeren anheim geben. Die daraus entstandenen Kosten hat der Kläger zu tragen.

Angefälle, im Lehnrechte ein nach der Eröffnung an den Lehnsherrn zurückgefallenes Lehn, dann auch ein solches, worauf der Lehnsherr oder ein Mitbelehnter Anwartschaft hat (Angefallslehn), und endlich das bei Veränderungen zu entrichtende Lehngeld; im Erbrechte jede zufällig oder vorausgesehener Maßen erlangte Erbschaft.

Angekok, d. i. großer, weiser Mann, Name der heidnischen Priester, Wahrsager und Zauberer bei den Grönländern.

Angela, *Merici*, die Heilige, bekannter unter dem Namen *Angela von Brescia*, Stifterin der Ursulinerinnen, 1511 zu Desenzano am Gardasee aus einer Handwerkerfamilie geboren. Nachdem sie frühzeitig ihre Aeltern verloren, kam sie unter die Vormundschaft eines Oheims, der ihre erwachende Neigung zu frommer Ascese nährte. Auch der ältern, vielgeliebten Schwester durch den Tod beraubt, trat A. in den Tertiarierorden des heiligen Franciskus, wo sie bei der strengen Erfüllung der Ordensregel die härtesten Entbehrungen sich zur Pflicht machte. Hiermit nicht zufrieden, besuchte sie das heilige Grab, verweilte dann eine Zeit lang in Rom und legte 1537 zu Brescia den Grund zu dem Orden der Ursulinerinnen, dessen Zweck die Pflege der Armen und Kranken, so wie die Erziehung des weiblichen Geschlechts war. Nach dem Plane der Stifterin sollten die Schwestern in ihren Familien bleiben, in den Statuten jedoch, welche dem Papste zur Bestätigung vorgelegt wurden, war eine zeitgemäße Umgestaltung jener Anordnung im Voraus gebilligt. A., obgleich kaum 26 Jahre alt, wurde zur ersten Oberin des Ordens erwählt; sie leitete denselben mit Demuth und Eifer und †, als Heilige verehrt, den 21. März 1540.

Angeld (*Draufgeld, Haftgeld, Toppschilling, Handgeld, Miethgeld*), das Geld, welches bei Abschließung eines Vertrages ein Kontrahent dem andern zu mehrer Befestigung des Geschäfts im Voraus zahlt. Ist das A. *vor* völligem Abschlusse des Geschäfts gegeben worden, so kann zwar jeder der Kontrahenten frei zurücktreten; tritt aber der Geber des A.s zurück, so verliert er es, und tritt der Empfänger zurück, so muß er es doppelt herausgeben. Ist dagegen das A. erst nach völligem Abschlusse des Geschäftes gegeben worden, so kann keiner von beiden Theilen zurücktreten, selbst wenn er das A. verlieren oder doppelt herausgeben wollte. Wer sich das freie Zurücktreten von einem völlig abgeschlossenen Geschäfte vorbehalten will, kann mit dem Andern über ein Reugeld oder Wandelpön übereinkommen, welches für den Fall des Rücktrittes von dem Zurücktretenden bezahlt werden muß. Wo ein Reugeld ausgemacht ist, kann außer ihm keine Entschädigung gefordert werden. Bei erfolgter Leistung des gegenseitig abgeschlossenen Kontraktes wird das A. zurückgegeben oder mit angerechnet, zuweilen auch nicht. In England gehört zur Geltung des A.s bei abgeschlossenen Käufen, daß der Käufer dafür einen Theil des Erkauften oder das Ganze an sich nimmt.

Angeles, (*Puebla de los*, Stadt der Engel), Stadt im nordamerikanischen Freistaat Mexiko, Hauptstadt des Departements Puebla hat 60 Kirchen, 9 Mönchs- und 13 Nonnenklöster, 21 Kollegiathäuser, schöne Kathedrale, 6 gelehrte Schulen. Liegt 7205 Fuß über dem Meer.

Angelfischerei. Das Fischen mit der Angel ist eine uralte Kunst, welche bis in die Zeit der Sage zurückgeht, und sie wird ausgeübt von allen, auch den rohesten Völkern der Erde. Die Religionsbücher der Hebräer, der Indier, der Perser erwähnen ihrer; eben so die klassischen Autoren. A. macht, hauptsächlich in Flüssen, nicht bloß einen wichtigen Theil der zünftigen Fischerei aus, sondern empfiehlt sich auch durch seine Einfachheit und Reinlichkeit dem bloßen Dilettanten; sie gehört wie das Waidwerk, zu den sogenannten nobeln Passionen hochgeborner Herren u. Damen, vergnügt aber nicht minder in müßigen Stunden den schlichten Bürger und Bauer, dem es auch an den meisten Orten gestattet ist, vom Ufer aus in jedes nicht geschlossene Gewässer seine Angel auszuwerfen. Wenigstens ist das Fischen mit der *wachenden oder lebenden Angel*, d. h. die man *in der Hand* hält und womit man bei Tage Fische fängt, gewöhnlich nur in Privatteichen, nicht aber in Seen und Flüssen verboten, während das Auslegen von großen sogenannten Hechtangeln, oder von *schlafenden oder todten Angeln*, welche im Wasser befestigt werden und über Nacht liegen bleiben, in der Regel nur dem berechtigten Fischer zukommt. Nirgends ist das Angeln so allgemein unter allen Ständen üblich, als in England, dessen Literatur auch reich an Schriften über diese Liebhaberei in Prosa und Versen ist, und selbst die Gesetzgebung hat sie von Eduard I. an durch eine lange Reihe von Verordnungen beschützt. Die Reformation, welche den englischen Geistlichen die Jagd und

Falkenbeize untersagte, trug dazu bei, der A. die jetzige Ausdehnung und Anerkennung zu verschaffen. In den Vereinigten Staaten von Nordamerika, wohin diese altenglische Passion verpflanzt wurde, ist das Angeln wie die Jagd für Jedermann überall und in jeder Form frei, doch nehmen dort die Damen seltener an ihr Theil, als in England. Die älteste bekannte Abhandlung über das A. enthält das „Book of St. Albans“ (1496) unter dem Titel, „Treatyse of fyshinge wyth an angle,“ von Juliana Barnes, Priorin eines Nonnenklosters zu St. Albans. Reicher ist des londoner Bürgers Isaak Walton, zuerst 1653 gedrucktes treffliches Werk „The complete angler“ in dialogischer Form. Der große Humphry Davy, selbst ein passionirter Angler, nahm Waltons unübertreffliche Einfachheit zum Muster in seinem „Salmonica, or days of flyfishing“ (London 1828, deutsch von Neubert, Leipzig 1840) und gab dem Gegenstande durch die geistreichste Fassung ein erhöhetes Interesse. Die gewöhnliche Angel (Wurfangel) besteht aus einer mäßig starken, 10—12 Fuß langen Ruthe, an deren vorderem Ende die Angelschnur befestigt ist, welche wiederum die Angelhaken hält. Als Angelruthe kann zwar jede grade Ruthe von Hasel, Weiden oder einer andern zähen Holzart dienen, besonders aber empfiehlt man dazu einen jungen Tannen- oder Fichtenstamm, der im Dikkicht gestanden hat und dadurch dünn u. geschmeidig geworden ist und nicht jählings in der Dicke abfällt. Gewöhnlich besteht die Angelruthe nicht aus einem, sondern aus 2 Stücken, von denen das untere der Untersatz oder Stab, das obere die Schwippe oder Ruthe genannt wird. Die Angelschnur, je nach der Höhe des Ufers, der Tiefe des Wassers und ihrer Einsenkung von verschiedener Länge und nach der Schwere der zu fangenden Fische von verschiedener Stärke, wird in der Regel, so weit sie in das Wasser hängt oder auf demselben aufliegt, von zusammengedrehten Pferdehaaren, und im übrigen Theile von Flachs, Seide oder Hanf gemacht. Der Angelhaken wird entweder unmittelbar an die Endschleife der Leine mit starken Seidenfäden befestigt, oder erst an ein besonderes Stück Roßhaarschnur oder auch Seidenfäden, oder (für Raubfische) Draht (Angelschleife) befestigt und mittelst dieses an die Angelschnur geschleift. Auf der anderen Seite wird die Angelschnur entweder schlechthin an das Ende der Angelruthe angeknüpft, oder, was besser ist, so angebracht, daß man das Ende derselben in einer Schleife in der Hand hält, die Schnur von da an leicht und locker um die Angelruthe bis zur Spitze derselben herumwindet und dort befestigt, so daß von der hanfenen Schnur jedesmal so viel herabhängt, als die Tiefe des Flußufers oder des Wassers, in dem man angelt, nöthig macht. Zum Fang von kleinen und mittelgroßen Fischen kann man sich auch, statt der Angelruthen, der sehr bequemen Angelstöcke bedienen, welche aus 3—4 ineinander geschobenen Stücken bestehen, die man beim Gebrauche auseinander nimmt und so aneinandersetzt, daß sie sich gegenseitig zur Verlängerung dienen. Um den Angelhaken in gehöriger Tiefe zu erhalten und als Signal für das Anbeißen eines Fisches ist ein leichter Körper (Schwimmer, Flosse), gewöhnlich ein durch einen Kork gesteckter Federkiel, durch welchen die Schnur hindurchgeht, in erforderlicher Höhe an der Schnur angebracht, um so näher dem Angelhaken, je näher sich dieser an der Oberfläche des Wassers befinden soll. Um ein tieferes Einsenken des Angelhakens zu bewirken, ist etwa 1 Zoll hoch oberhalb desselben ein Stückchen Blei (Gesenke) an der Schnur befestigt. Bei der Schnapp- oder Schwimmangel, bei welcher der Haken zum Fange kleiner Fische über der Fläche des Wassers bleibt, fehlt natürlich das Gesenke. Außer den beiden erwähnten Angelarten, der Wurf- und Schnappangel, sind noch manche andere im Gebrauch, hinsichtlich deren Namen aber große Willkürlichkeit und Unbestimmtheit herrscht. Klitsch-Angel ist an mehren Orten gleichbedeutend mit Schnappangel, an andern mit Wurfangel. Geht der Haken sehr weit in die Tiefe, so erhält man eine Bohrangel, u. wenn er, um gewisse Fischarten zu fangen, bis nahe auf den Grund herabgelassen werden kann, eine Grundangel. Unter Laufangel wird gewöhnlich eine, besonders zum Fang von Hechten dienende Angel verstanden, an welcher ein lebendiger Fisch als Köder befestigt ist; hier und da aber auch eine Angel, mit der man am Ufer hin und hergeht, im Gegensatz der sitzend gebrauchten oder in die Erde gesteckten rc. rc. Wesentlich verschieden von den bisher genannten Angelarten, denen allen die Ruthe gemeinschaftlich ist, sind die Angelleinen, an welchen jene ganz fehlt. Entweder trägt die Leine unmittelbar ihren Angelhaken, oder es sind an einem größern Seile (Hauptseil, Hauptleine) mehre kleinere Schnüre oder Leinen befestigt, welche dann die Angel tragen. Die hauptsächlichsten Arten sind: das Nacht-, Setz- oder Schleppseil, wo das eine Ende des Hauptseils an einem, im Wasser eingerannten Pfahl, das andere an einem davon entfernten Pfahle oder schweren Stein befestigt und so (dem Laufe des Wassers nach) des Nachts ausgespannt erhalten wird. Am Hauptseile hängen die einzelnen Angelschnüre; vor Tagesanbruch wird das Seil gehoben. Die schwimmende Angel ist entweder ein Seil mit mehren Angeln und wird an beiden Enden an Bretern befestigt, oder eine Leine mit einer Angel, und wird dann gewöhnlich an den Kahn gebunden, mit dem man auf dem Wasser herumfährt. Bei der Pfahlangel wird das eine Ende der Leine an einen Pfahl angebunden, während der die Angelhaken tragende Theil im Wasser frei schwimmt. Von der Hauptleine geht in der Nähe des Angelhakens eine Schnur ab, welche durch einen Stein auf dem Kopfe eines 2. Pfahles festgehalten wird. Wenn der Fisch anbeißt, so zieht er den Stein herab, wodurch nicht nur der Haken noch tiefer eingreift, sondern auch der Fang angezeigt wird. Auf ähnliche Art werden andere sogenannte Legleinen oder schlafende Angeln am Grunde oder in der Höhe des Wassers durch Steine, Reife u. s. w. befestigt. Bei der Rollangel, die bald mit, bald ohne Ruthe vorkommt, rollt man die Angelschnur an einer Rolle auf, und läßt den Fisch, wenn er angebissen hat, die Leine mit sich ziehen, bis er sich die Angeln tief genug eingehäkelt hat.

Man wendet sie vorzüglich in Mühlteichen an, wo das über die Fluthbreter stürzende Wasser tiefe Löcher und Wirbel macht, in denen den größeren Fischen, die sich darin aufzuhalten pflegen, sonst schwer beizukommen ist. Als **Köder** dienen besonders Regenwürmer für Fische jeder Art, ebenso die gelben Mehlwürmer, welche man in Mehlkästen und in Mühlen häufig findet. Von den Insekten sind mehre, besonders große Fliegen und Grillen, eine beliebte Angelspeise. Da indeß diese Thierchen meist nur in den Sommermonaten und oft auch dann nicht nach Begehr, zu bekommen sind, so ersetzt man sie recht gut durch künstliche Insekten (fishingfly), welche den natürlichen an Gestalt u. Farbe ganz gleichen. Für Raubfische (Hechte) werden als Lockspeise Krebse, Frösche und kleine Fische gewählt, auch Kalbfleisch mit Gerste, Weizen, Honig u. Wasser abgesotten kann gebraucht werden. Im Allgemeinen ist die wärmere Jahreszeit, von Mai bis Ende Oktober als die beste Saison zum Angeln anzunehmen, mit Ausnahme jedoch der Laichzeit, wo die Fische die Nahrung verschmähen und sich ruhig an einer Stelle verhalten. In heißen Sommertagen halten sie sich näher an der Oberfläche des Wassers auf, als im Frühjahr und Herbst. Bei kühler Witterung sind am geeignetsten die Stunden von 9 Uhr Vormittags bis 3 Uhr Nachmittags, bei gemäßigter die von 6—9 Uhr Morgens und von 3—6 Abends, bei heißen Sommertagen aber die frühesten Tages- und spätesten Abendstunden. Am wenigsten ergiebig ist der hohe Mittag. Süd- und Westwinde, warmer Regen, ein vorüber gegangenes Gewitter, des Morgens ein leichter Nebel, Schwüle bei verdecktem Himmel sind für das Anbeißen der Fische geeignet und daher für die Angler günstig. Da, wo das Wasserrohr in einzelnen Gruppen, nicht zu dicht, hervorschießt, das Ufer mit dünnem Gebüsche bewachsen oder mit Bäumen, deren Wurzeln in das Wasser reichen, besetzt ist, wo grünes Holz sich ins Wasser neigt, oder gehauenes altes und faulendes Holz im Wasser vorkommt, wo Vieh durchs Wasser getrieben wird, in Tiefen bei Schleusenanlagen, Schwellungen, in Mühlwehren, beim Zusammenfluß zweier Gewässer und wo sonst das Wasser sich zusammendrängt, an diesen und ähnlichen Stellen pflegt im Allgemeinen die A. am lohnendsten zu seyn. Noch bestimmter wird die Gegenwart von Fischen da erkannt, wo sich das Wasser stellenweise trübt, und dieses Trübe im hellen Wasser wie Rauch aufsteigt und wo im Sommer häufige und große Blasen emporkommen. Auch ein nicht zu tiefer oder zu flacher Wasserstand gehört zu den nöthigen Bedingungen eines günstigen Angelplatzes. Der Standort sey so gewählt, daß man nicht von den Fischen im Wasser wahrgenommen werden kann; man suche sich daher hinter Bäume und dergleichen zu verbergen, oder trete wenigstens nicht zu nahe ans Wasser, vermeide jede rasche Bewegung, und lasse wo möglich den Schatten nicht in die Nähe des Angelhakens fallen, weil auch die geringste, kaum zu verhütende Bewegung desselben die Fische verscheucht oder stutzig macht.

Angeli, Pietro degli, berühmter Humanist und Dichter, geboren 1517 zu Barga im Florentinischen, studirte zu Bologna und besuchte dann von Venedig aus mit einer französischen Gesandtschaft Konstantinopel. Im J. 1543 nach Italien zurückgekehrt, lebte er in seiner Vaterstadt mit poetischen Arbeiten beschäftigt, bis ihm 1546 eine Anstellung als Lehrer der griechischen und lateinischen Sprache in Reggio zu Theil wurde. Im J. 1549 erhielt er die Professur der schönen Wissenschaften und 1566 die der Moral und Politik an der Universität zu Pisa, von wo ihn 1575 der Kardinal Ferdinand von Medicis zu sich nach Rom rief. A. begleitete denselben auch nach Florenz, als ihm dort die großherzogliche Würde zugefallen war. Er † hier 1597. Unter seinen poetischen Werken (Poëmata omnia, diligenter ab ipso recognita, Rom 1585) sind die „Cynegeticῶν libri VI.," ein treffliches Gedicht über die Jagd, in lateinischen Versen, am berühmtesten.

Angelica (Engelwurz, heilige Geistwurzel, Brustwurz), Pflanzengattung aus der Familie der Umbelliferen oder Doldengewächse, meist ausdauernde Kräuter mit zwei- oder dreifach fiederspaltigen Blättern. Die Blüthen, auf einer vielstrahligen zusammengesetzten Dolde stehend, sind weiß mit lanzettförmigen, zugespitzten Blumenblättern. Die gemeine Engelwurz, A. sylvestris, Wald-, Wasser-Angelica, deren kurze, geringelte, ästige, inwendig weiße Wurzeln einen gelben Milchsaft enthalten und deren 1 ½—5 Fuß hoher, bereifter, oft roth angeflogener, hohler Stengel eine gewölbte Dolde mit in der Jugend grünlichen oder röthlichen, später weiß werdenden Blüthen trägt, wächst bei uns auf feuchten Wiesen, an Bächen und Wäldern. Die Wurzel, Radix Angelicae sylvestris, war sonst officinell und hat gleiche, aber schwächere Eigenschaften, als die von Archangelica officinalis, mit der sie sich zuweilen in den Apotheken vermischt vorfindet. Sie wird nur als Thierarznei u. von Landleuten hier u. da noch als Läusepulver angewendet. Im südlichsten Italien ist sie als Radice di Bracala gegen Krätze in Anwendung. Die ächte Engelwurz, A. archangelica, die nach Neueren eine eigene Gattung, Archangelica officinalis, bildet, wächst in südlichern Gegenden auf Bergen, im hohen Norden auf der Ebene an feuchten Stellen und wird bei uns, ihrer heilkräftigen Wurzel halber, in Gärten kultivirt. Sie ist beinahe die einzige Pflanze, welche durch Kultur an Heilkraft gewinnt. Die Fortpflanzung geschieht durch Samen oder Wurzelsprossen. Der Same wird im März gesäet, später die Pflänzchen in gut gegrabenes und gedüngtes Land so verpflanzt, daß jedes 1 □Fuß Raum erhält, und bei dürrem Wetter fleißig begossen. Die Wurzelsprossen pflanzt man im Frühjahr oder kurz vor Michaelis in der angegebenen Weite von einander. Von dieser Art und wohl auch fälschlich von der unwirksameren A. sylvestris wird die Angelikenwurzel (Angelikawurzel, Engelwurzel, Luftwurzel, Brustwurzel, Heilige-Geistwurzel, Radix angelicae) pharmaceutisch benutzt. Sie ist lang, spindlich, ziemlich dick, ästig, faserig, außen braun, inwendig weißlich, mit kleinen gelblichen Markkörnchen. Aus dem Einschnitte der frischen Wurzel fließt im Frühjahr ein gelbharziger Saft, der kräftigste Bestandtheil der Wurzel. Der Geschmack ist nicht unangenehm, bitter-süßlich, scharf

gewürzhaft; der Geruch moschusartig; vorwaltende Bestandtheile sind: ½% ätherisches Oel und 20% Harz, außerdem Alantin, Gummi, Bitterstoffe. Sie wird innerlich als verdauungsstärkendes, nervenreizendes, äußerlich als zertheilendes und reizendes Arzneimittel gebraucht. Ehemals fand sie eine weit ausgebreitetere Anwendung als jetzt; doch steht sie in den Nord- u. Polarländern noch im höchsten Ansehen. Die Lappen schieben ihr sogar die Eigenschaft zu, das Leben zu verlängern, u. sie kauen sie, wie die Perser ihren Bethel u. die Russen den Tabak. In Norwegen bäckt man sie unter Brod u. würzt mit ihrem Mehl die Speisen. Man kann sie auch zur Branntweingewinnung benutzen. Die Wurzel wird am besten zu Anfange des Winters oder zeitig im Frühjahre gesammelt.

Angelici, ketzerische Sekte im 2. und 3. Jahrhundert n. Chr., von deren Lehren und Schicksalen nichts Näheres bekannt ist. Ihr apostolisches Alter (Koloss. 2, 18) ist zweifelhaft; ihren Namen erhielt sie wahrscheinlich von der Anbetung der Engel oder von der Anmaßung eines engelgleichen Lebens. Vielleicht war derselbe auch nur ein Spottname mehrer gnostischen Sekten, die den Engeln die Weltschöpfung zuschrieben.

Angelico, Fra Giovanni, eigentlich Santi Fosini genannt, da Fiesole, einer der Träger der wieder erwachten Kunst der Malerei in Italien, zu Mugello 1387 geboren, war Dominikanermönch im Kloster St. Marco zu Florenz, ging hierauf nach Rom, arbeitete daselbst viele Jahre und † dort 1455. Der tiefe, religiöse Sinn dieses Künstlers, sein frommes, von dem Irdischen abgezogenes und dem Himmel ganz zugewandtes Gemüth spricht sich in allen seinen Werken unverkennbar aus. Keinem ist vielleicht der überirdische und mit göttlicher Liebe erfüllte Charakter der Engel und der Ausdruck der himmlischen Wonne der Seligen so vollkommen gelungen als ihm, weswegen er mit Recht A. genannt und nach seinem Tode selig gesprochen wurde. Man erzählt, daß er nie den Pinsel ergriff, ohne vorher gebetet zu haben. Starke, kräftige Leidenschaften und der Ausdruck des Schrecklichen, als mit A.'s Charakter ganz unverträglich, gelangen ihm nicht. Minder großartig als Giotto, übertraf er diesen an Anmuth und Schönheit der Formen, durch harmonische Zusammenstellung der Farben und treffliche Zeichnung der Gewänder. Ein Hauptverdienst A.'s ist, daß er zuerst die geistige Bedeutung der menschlichen Gesichtszüge ergründete und unübertrefflich in Anwendung brachte. Von seinen Gemälden findet man die besten zu Florenz im Kloster St. Marco. Sehr berühmt sind: das große Fresko-Bild, den heiligen Dominicus und die würdigsten Männer seines Ordens vorstellend, eine Verkündigung Mariä, eine thronende Madonna mit vielen Heiligen, und eine Anbetung des Kreuzes mit lebensgroßen Figuren. Aber das allbewunderte Meisterwerk A.'s ist unstreitig die Krönung Mariä, ein Altarblatt, jetzt im kaiserlichen Museum zu Paris. Es ist auf 15 Blättern mit einer Erklärung des Gemäldes von W. A. Schlegel (1817, gr. Fol.) herausgegeben worden. In der Gallerie zu Florenz befindet sich von A., außer einem jüngsten Gerichte, ein Madonnenbild in Lebensgröße, eine entzückende Komposition, die an künstlerischer Vollendung von der Kreuzabnahme in der Gallerie der Akademie kaum übertroffen wird. Roms Kunstschätze bereicherte A. durch noch jetzt wohlerhaltene Fresken in der von Nikolaus V. erbauten Lorenz-Kapelle im Vatikan, von welchen in der Etruria pittrice Umrisse gegeben sind. Außerdem ist in der Gallerie des Kardinals Fesch ein vorzüglich schönes Bild, das jüngste Gericht darstellend, ein Gegenstand, den der Künstler mehrmals wiederholt hat. A.'s berühmteste Schüler sind Dom. di Michelino, Zanobio Strozzi, Benozzo und Gentile da Fabriano.

Angeliten (Angelitae), eutychianische Sekte, gewöhnl. Severiten od. Damianiten genannt; s. d.

Angeln (Angli, Angeli), altdeutsches Volk, von Tacitus (Germ. 40) zu den suevischen Völkerschaften gerechnet. Es wohnte zuerst an dem rechten Ufer der Niederelbe, westlich von den Varinern im Mecklenburgischen, also in dem Landstriche zwischen Lübeck, Wismar, Lauenburg, Hamburg, vielleicht noch etwas weiter nördlich hinauf im Holsteinschen. Die A. verehrten gemeinschaftlich mit den Varinern, Reudingern, Avionern u. a. die Göttin Hertha. Später erscheinen sie, eng verbündet mit den mächtigern Sachsen, in der noch jetzt nach ihnen benannten Gegend zwischen Schleswig und Flensburg an der Ostsee, siedelten nach den Westinseln hinüber, von wo sie 449 n. Chr. mit Sachsen und Jüten nach Britannien überschifften. Nach Eroberung dieses Landes nahmen sie vorzüglich in Ostanglia, Northumberland und Mercia Wohnsitze, fortan mit ihren Bundesgenossen als Angelsachsen (s. d.) ein mächtiges Volk bildend.

Angeln, ein Theil des ehemaligen Landes der Angeln und des jetzigen Herzogthums Schleswig, zwischen dem Busen von Schlei und dem von Flensburg, an der Ostsee, theils zum Amte Gottorp, theils zu Flensburg gehörig. Die Landschaft enthält 15 □Meilen, hat besonders im Osten sehr fruchtbaren Boden und gegen 50,000 Einwohner, die in 36 Kirchspielen leben, sich durch kräftigen Körper und Sinn, so wie durch Sittenreinheit und Wohlstand auszeichnen und meist fleißige und betriebsame Ackerbauern, hie und da auch Häringsfischer sind. Zu A. gehört die Insel Arnis in der Schlei. Hauptort ist der Marktflecken Kappeln. Der nördliche Theil gehört zum Amte Flensburg, der südliche zum Amte Gottorp, mit Ausnahme der adeligen Güter, die den ersten und zweiten angeler Güterdistrikt bilden, von denen der erste 26, der andere 27 Güter umfaßt. Durch A. ging die Demarkationslinie, die in Folge des Waffenstillstandes vom 10. Juli 1849 gezogen wurde.

Angelo (St.), 1) Monte S. A., blühende Stadt in der neapolitanischen Provinz Capitanata, nördlich von Manfredonia, auf einem der 12 Gipfel des Berges Gargano oder St. Angelo, worin eine Höhle und Katakomben. A. ist ein Wallfahrtsort, dem Erzengel Michael heilig, hat ein Bisthum, Kastell u. 12,000 Einw — 2) (A. de' Lombardi), Stadt in der neapolitanischen Provinz Principato ult. am Lombardo, nahe bei dem Berge Irpino, von Gregor VII. gegründet, 1664 fast

ganz durch ein Erdbeben zerstört, hat 7000 Einwohner, 1 Kathedralkirche, bischöfliche Residenz.

Angelo, Michel d', s. Buonarotti.

Angelolatrie (Anbetung der Engel), kam in der christlichen Kirche schon in den ersten Jahrhunderten auf, wurde 363 von der Synode zu Laodicea gemißbilligt, von Ambrosius aber von Neuem empfohlen. Das zweite nicäische Koncil 787 wollte die Engel nicht angebetet, wohl aber in Anerkennung ihrer Vollkommenheit und Macht verehrt wissen, eine Bestimmung, die der A., äußerlich betrachtet, keinen Eintrag thun konnte und von der römischen Kirche seit dem tridentiner Koncil angenommen und festgehalten wurde. Die Protestanten, durch die mit dem Dogma wenig übereinstimmende angelolatrische Praxis der Katholiken verletzt, verwarfen jede Art äußerer Verehrung der Engel, obwohl Luther zugab, die Engel könnten für die Menschen bei Gott bitten, und hie und da diesen zu Ehren noch Feste, z. B. das Michaelisfest, gestattete.

Angelologie, in der Dogmatik die Lehre von den Engeln, bisweilen auch bloß die Lehre von den guten Engeln und dann der Dämonologie entgegengesetzt. Die meisten früheren Dogmatiker der evangelischen Kirche betrachten sie als einen besondern Theil der Dogmatik; einige ältere und fast alle neueren dagegen verbinden sie mit der Lehre von der Schöpfung, von der Vorsehung, vom Sündenfalle, oder von Gottes Wesen und Eigenschaften.

Angelonia, Pflanzengattung aus der Familie der Personaten. Der Kelch ist 5theilig; die Korolle unregelmäßig, abstehend, 2lippig; die Oberlippe 2theilig, die untere viel größer, 3theilig, der mittlere Lappen am Grunde sackförmig; die Kronröhre kurz; der Schlund gewölbt. Die Kapsel ist 2fächerig, 2klappig, im bleibenden Kelche eingeschlossen, 4furchig; die Fächer vielsamig. Von den 5 Arten dieser Gattung ist in unsern Gärten bekannt: A. Salicariae folia, aus Caraccas, St. Domingo, mit violetblauen, gefleckten, traubenförmigen Blumen. Man pflanzt sie in nahrhafte, mit $1/_6$ Sand gemischte Dammerde, unterhält sie im Winter nahe am Fenster des Warmhauses, außerdem aber in einem warmen Mistbeetkasten, woselbst sie bei warmer Witterung reichlich Luft und Feuchtigkeit und bei Sonnenschein etwas Schatten verlangt.

Angelophanie (Engelserscheinung). Die Engel, als Diener und Boten Gottes zur Ueberbringung und Vollstreckung seiner Befehle auf Erden gedacht, werden nach der Vorstellung der meisten alten Völker den Augen der Menschen häufig sichtbar. Bei den Juden fand diese Vorstellung erst Eingang, nachdem die geistiger gewordenen Begriffe von Gott die frühere Annahme, daß dieser selbst erscheine u. wirke, verdrängt hatten. Mit Recht verweist man alle Engelserscheinungen, auch die biblischen nicht ausgenommen, in das Gebiet der Mythe u. hält sie für dichterisch-religiöse Ausschmückung oder Zugabe historischer Thatsachen, die ihrem Ursprung od. Wesen nach außerordentlich und auffallend waren und daher als von Gott auf ungewöhnlichem Wege herbeigeführt gedacht wurden. Denn abgesehen von der materiellen Vorstellungsweise, welche die Erscheinung der Engel voraussetzt, so verrathen auch die Namen, Gestalten und Aufträge derselben in der heiligen Schrift deutlich ihren jüdischen Ursprung; ihre Verrichtungen aber auf Erden sind oft außerordentlicher göttlicher Gesandten ganz unwürdig und finden später, wo eine ihrer würdigere Aufgabe vorhanden ist, nicht Statt. Die römische Kirche feiert zum Andenken an drei Erscheinungen des Erzengels Michael in späterer Zeit an verschiedenen Orten noch drei Feste, den 6. September, 8. Mai und 16. Oktober.

Angelsachsen, Name, mit welchem die Geschichtschreiber die deutschen Volksstämme Sachsen und Angeln, zu denen sich auch Jüten gesellten, zusammen fassen, die der Sage nach zuerst 449 unter Anführung zweier berühmter Seeräuber oder Häuptlinge, Hengist und Horsa, an der Nordküste Englands mit 3 großen Schiffen landeten. Vom britischen König von Kent unter vortheilhaften Bedingungen eingeladen, an dem Kriege gegen die kaledonischen Völker, Pikten und Skoten, welche nach dem Abzug der Römer aus den Grenzverschanzungen (427) in Britannien eingefallen waren, Theil zu nehmen, schlugen Hengist und Horsa vor, nach Jütland überzuschiffen und unter ihren Landsleuten ein Heer zu werben zur Unterstützung der britischen Bündner. Die britischen Fürsten nahmen den Vorschlag gern an und rüsteten die Abenteurer mit Vollmacht, Zusagen und Versprechungen aus, die hierauf den damaligen Beherrscher der Sachsen, Wetgiß oder Witigils, bewogen, eine Flotte und ein Heer zum Beistande der bedrängten Briten abzusenden. Die Kaledonier wichen vor den tapfern Germanen, und wie nun mit dem Erfolge das Einströmen der sächsischen Schaaren wuchs, wuchs auch deren Lust zur eignen Herrschaft. Zuerst hatten die Briten ihnen die Insel Thanet eingeräumt. Bald jedoch genügte diese nicht mehr, und schon im 6. Jahre nach Hengists erster Landung gerieth letzterer in Fehde mit den Briten, wurde aber vom Könige Vortigern (Vortimern) geschlagen und aus dem Lande vertrieben. So lange jener Fürst lebte, wagten die Sachsen keine neue Landung. Nach dessen Tod aber (460) kehrte Hengist mit einer Flotte und einer ansehnlichen Streitkraft zurück, besetzte von Neuem die Insel Thanet, landete an der Themsemündung, verheerte Kent und behauptete sich nunmehr als König von Kent im Besitz des Landes von der Mündung jenes Stromes bis in Londons Nähe. Im J. 477 kam eine neue Sachsenschaar unter Ella mit 3 Schiffen und behauptete sich im heutigen Sussex (Südsachsen), unter welchem Namen man ein neues (zweites) Königreich aufrichtete. Immer neue Schaaren zogen nach, und so ward daraus ein Kampf zwischen Sachsen und Briten, der 130 Jahre lang fast ununterbrochen mit der größten Erbitterung geführt wurde und den britischen Namen noch einmal kurz vor seinem Untergange verherrlichte. Zuletzt sahen sich die Briten auf das gebirgige Wales und auf die Grafschaft Cumberland beschränkt, von wo sie den Krieg gegen die Unterdrücker ihres Volkes fortsetzten. In den eroberten Ländern waren die Einwohner meist durch das Schwert gefallen; was übrig blieb, mußte sächsische Sitte und Sprache annehmen u. dem Christenthume entsagen; nur ein Theil der

Briten hatte sich nach der Bretagne oder Armorika geflüchtet und bewahrte dort den Namen u. die Sprache seiner Väter. So ward Britannien zu einem deutschen Lande umgeschaffen, wo bald jede Spur der Römerherrschaft verschwand und das germanische Element in Sprache Charakter u. Verfassung vorherrschend blieb. Auch der alte Name verschwand aus der Geschichte; denn bald nannte man die hier zu einem Ganzen verschmolzenen Sachsen, Angeln und Jüten A. und ihr Land zur Unterscheidung von dem deutschen Sachsen Anglia oder England. Noch vor der völligen Besiegung der Briten hatten die Eroberer in den einzelnen Distrikten sieben (oder acht) kleine Königreiche errichtet, die sogenannte angelsächsische Heptarchie: Kent, gegründet 460; Sussex, von Ella um 600 errichtet; Wessex, um 579 von Cerdik gestiftet; Essex, um 530; East-Anglia, um 535; Northumberland, aus Bernicia u. Deira bestehend; Mercia, um 586 gegründet. Die Ostangeln hatten Northumberland, Mercia, Sussex, Kent und Essex, die eigentlichen Sachsen aus Jütland und Holstein Wessex und die übrigen inne. Wie schon angedeutet, war die in Britannien seit dem 3. Jahrhundert herrschende Religion Jesu fast überall wieder von dem Heidenthume verdrängt worden und nur noch in Wales und in den Gebirgen Cumberlands kämpften britische Christen für ihre Existenz. Nachdem aber Ethelbert, König von Kent, für die Lehre des Christenthums gewonnen worden war (597), verbreitete sich das Christenthum binnen 30 Jahren auch in die übrigen angelsächsischen Staaten; nur Sussex wurde erst 678 bekehrt. Zur Ausbreitung des Christenthums unter den A. trugen jedoch auch die Missionäre der altbritischen, von Rom ganz unabhängigen Kirche aus Schottland und Irland sehr viel bei. Die von ihnen Bekehrten nahmen andere Gebräuche an, als die römischen Christen, und so entstand eine Verschiedenheit in der kirchlichen und gottesdienstlichen Form, welche erst seit 668 von dem Erzbischofe Theodor von Canterbury durch allgemeine Einführung des römischen Ritus beseitigt wurde. Hiermit ging jedoch die ebenfalls aus der altbritischen Kirche stammende Freiheit von der Oberherrlichkeit des Papstes noch nicht verloren; die englischen Koncilien, an deren Spitze der Erzbischof von Canterbury mit 15 Bischöfen stand, entschieden vielmehr bis ins 8. Jahrhundert ohne päpstlichen Einfluß und bedurften für ihre Beschlüsse nur der königlichen Bestätigung. Der erste Erfolg, womit das beharrliche Streben der römischen Kurie, die Selbstständigkeit der angelsächsischen Kirche zu vernichten, gekrönt wurde, war das ihnen zu Ende des 8. Jahrhunderts zugestandene Recht, Legaten auf die dortigen Koncilien zu schicken; der Einfluß der Päpste stieg seitdem immer mehr und zeigte sich bald in der Einführung des Zehnten, in der Beschränkung der Laien hinsichtlich ihrer Theilnahme an der Leitung kirchlicher Angelegenheiten, in der Anerkennung des römischen Bannes und ganz besonders in der Entrichtung des Peterspfennigs, wozu König Offa von Mercia und Ostangeln durch Stiftung einer Schule in Rom zum Unterrichte junger A. 793 den ersten Grund legte. Doch auch nach Unterwerfung der angelsächsischen Kirche unter die römische finden sich noch manche Spuren der alten Freiheit, die in den folgenden Jahrhunderten zwar immer mehr geschmälert, aber doch erst unter den normännischen Königen gänzlich vernichtet wurde (vgl. Scamat, The Anglosaxon church, London 1835, und The latin church, daring anglosaxon fimes, das. 1849; Lingard, The antiquities of the Anglosaxon church, Newcastle 1840, deutsch, Breslau 1847). Bald nachdem die Macht der römischen Kirche in England die ersten festen Wurzeln geschlagen, wurde auch der Heptarchie 827 durch Egbert, König von Wessex, ein Ende gemacht. Derselbe vereinigte nicht nur alle Reiche der A. erblich zu einem Ganzen, sondern eroberte auch von den Briten in Wales Denbigshire und die Insel Anglesey und bildete so einen Staat, der mächtig genug war, um seine Selbstständigkeit gegen äußere Feinde behaupten zu können. Es war dazu die höchste Zeit, denn schon bedrohten die Dänen England mit gänzlicher Unterjochung. Besonders von 851 an war der Andrang der Feinde gewaltig. Die Dänen überwinterten auf den Inseln Thanet und Schepey und machten von hier aus ihre Einfälle, während durch die häufigen Theilungen und den schnellen Wechsel der Herrscher die Lage des Landes immer trauriger wurde. Die Dänen überwinterten 866 in Ostangeln, erhielten dort Pferde, eroberten 868 Northumberland, 870 Ostangeln und Mercia, befestigten sich in Reading und erschlugen 871 den König Ethelred. In dieser Noth bestieg Alfred der Große den Thron von Wessex. Dieser große Fürst zwang nach 56 Schlachten, in welchen er persönlich mitfocht, die Dänen in Ostangeln, seine Hoheit anzuerkennen, vertheilte sie in Mercia in die fünf Städte Derby, Leicester, Stafford, Lincoln und Nottingham unter dem Namen Fiveburgers (Fünfbürger) und behandelte sämmtliche Fremdlinge, um sie mit seinem Volke zu verschmelzen, nach gleichem Gesetze und Rechte, wie die A. Sein Sohn Eduard I., der Aeltere, hob thörichter Weise diese Rechtsgleichheit zwischen den A. und Dänen auf, weshalb diese sich gegen ihn auflehnten und erst 938 in der großen Schlacht bei Brunanburg oder Bromfield geschlagen und unterworfen wurden. Doch wiederholten sich seit 991 unter der Regierung des schwachen Ethelred II. die Einfälle der Dänen, welche den König zur Zahlung eines Tributs zwangen u. 1013 das Land eroberten. Erst 1041 kam in Eduard III. wieder ein angelsächsischer Fürst auf den Thron; indeß erlosch mit ihm 1066 der sächsische Königsstamm, der über 600 Jahre in England geherrscht hatte, worauf nach dem Willen des Wittenagemote oder der Versammlung der Edlen der mächtige Graf Harald den angelsächsischen (englischen) Thron bestieg. Nachdem dieser Heldenkönig in der Schlacht bei Hastings (14. Okt. 1066) Thron und Leben an den Herzog Wilhelm von der Normandie verloren, verschwand das Reich der Sachsen und ihr Name als Nation aus den Büchern der Geschichte. Eine neue Verfassung, so wie normännische Sprache, Sitte und Gesetzgebung traten an die Stelle der deutschen. Mit Recht schließt daher die angelsächsische Geschichte mit Harald, obschon noch Jahrhunderte vergingen, ehe die Sachsen mit ihren Unterdrückern zu einem Ganzen verschmolzen u.

der Nationalcharakter selbst das Fremde und Ausländische zu Zugeständnissen zwang, die noch heute in den Zuständen Englands, besonders in seiner Sprache und Verfassung nicht zu verkennen sind.

Seinen gesellschaftlichen Zuständen nach zerfiel das Volk der A. in zwei Hauptklassen, in Freie (Ceorle) u. Nichtfreie (Theows). Letztere bestanden theils aus Frohnbauern, welche zu dem Gute, wo sie geboren, als Knechte gehörten, und meist unterjochte Briten waren, theils aus Haussklaven, die Verbrechen halber zur Leibeigenschaft verurtheilt oder von Sklavenhändlern gekauft worden. Letzterer Loos war hart und der Willkür ihrer Herren Preis gegeben, obwohl die Kirche und menschliche Regenten, z. B. Alfred der Große, eine mildere Behandlung durch Gesetze einzuführen suchten. Die Freien, unter denen frei gebliebene Briten (Weathas) einen höhern Rang einnahmen, das eigentliche Volk, theilten sich nach altgermanischer Art in Vornehme oder Thans und in gemeine Freie oder Earls. Zu den Thans gehörten ursprünglich alle großen Grundeigenthümer, später auch die höheren Staatsbeamten. Unter ihnen fand eine dreifache Abstufung Statt, die meist von der Größe des Landbesitzes abhängig war. Oben an standen die eigentlichen Thans, die Nachfolger und Erben der Tapferen, welche von den ersten Eroberern ganze Länderstriche als Eigenthum erhalten hatten, an Reichthum und Macht dem Könige am nächsten standen, zu dessen Gefolge (Folgoth, Gerescipe) gehörten und in einigen Fällen auch gewisse Abgaben an ihn entrichteteten. Auf sie folgten die Eorls (dänisch Earls) oder Grafen, auch Aldermen (Ealdorman) genannt, welche, minder begütert, als die eigentlichen Thans, als Stammälteste die Verwaltung und Rechtspflege der einzelnen Gaue leiteten, da ziemlich selbstständig regierten und seit Eduard II. ihre Würde erblich zu machen wußten. Die übrigen Thans oder Adelinge hingen von den zwei höhern Adelsklassen ab und gehörten zu dem Gefolge des Adels, ohne jedoch eine den A. noch unbekannte Lehnvasallenschaft zu bilden. Die gemeinen Freien (Frilinge) oder Earls waren bei den Gerichten wählbar, aber nicht bei der Ständeversammlung, und konnten zu allen geistlichen und militärischen Aemtern gelangen. Sie stellten sich meist unter den Schutz eines angesehenen Mannes, des Hlaford (d. i. Brodherr, daher Lord). Zu ihnen gehörten die Kaufleute, die Pächter von Kron- oder Than-Ländereien, die Freigelassenen und vorzüglich die von Abgaben und Dienstleistungen freien kleineren Landeigenthümer. Eine unübersteigliche Scheidewand fand zwischen den einzelnen Volksklassen nicht Statt; denn nicht bloß der Leibeigene trat nach seiner Freilassung in den Stand der Earls, sondern auch diese erhoben sich in den Adelstand, sobald sie als Kaufleute zwei lange Seereisen gemacht hatten oder als Landeigenthümer 5 Hyden (Hufen) Land und in denselben eine Kirche und ein großes Wohnhaus besaßen.

An der Spitze der Regierung stand der König, welcher, nach Auflösung der Heptarchie, der gemeinsame Heerführer und oberste Richter war u. die einzelnen Grafschaften durch von ihm ernannte Grafen und Sherifs (Schöffen) verwalten ließ. Seine Würde erbte in männlicher Linie fort, jedoch so, daß oft die nächsten Erben bei Statt findender Unmündigkeit zu Gunsten einer Seitenlinie ausgeschlossen wurden. Die Kroneinkünfte bestanden in dem Ertrage der königlichen Güter, der Zölle, gesetzlichen Geldbußen und anderer Gefälle. Dem Könige zur Seite stand der Wittenagemote, eine Ständeversammlung, an der nach altsächsischer Sitte anfangs alle freien Männer, später nur die vornehmsten oder Thans Theil nahmen. Sie kam ursprünglich zweimal im Jahre, in der Folge nur auf Geheiß des Königs zusammen, bewilligte Auflagen, gab Gesetze und entschied in allen wichtigen Angelegenheiten des Staates und der Kirche, so wie in Rechtssachen der Großen. Der letzte sächsische Wittenagemote trat 1066 zusammen und wählte Harald zu Eduards Nachfolger.

Die alte, aus Deutschland mitgebrachte Eintheilung und Verwaltung des Landes erhielt besonders durch Alfred den Großen festen Bestand und eine vollkommenere Ausbildung. Das Ganze zerfiel in Gaue (Shires, Sciras) oder Grafschaften, Hundreds oder Cente, und in Tathungs oder Zehner (Dekanarien). Zehn Freibürger bildeten einen Zehner, und der Vorsteher desselben, Borsholder (Säckelmeister) genannt, berief die Hausväter zu Versammlungen, um über gemeinschaftliche Angelegenheiten sich zu berathen und kleinere Streitigkeiten zu schlichten. Von diesem Friedensgerichte ging die Appellation an die Versammlung des aus 100 Zehnern oder 1000 Hausvätern bestehenden Hundreds, wozu jeden Monat einmal der aus zwölf Geschwornen gebildete Ausschuß von dem Hundertmanne oder Centgrafen zusammenberufen wurde. Außerdem wurde jedes Jahr eine Versammlung des ganzen Hundreds gehalten. Zweimal im Jahre sammelte sich das Gericht der Grafschaft unter dem Vorsitze des Grafen und des Bischofs. Vorsteher der Shire war der Graf, aber damit derselbe nicht durch die Vereinigung der bürgerlichen und kriegerischen Gewalt allzumächtig werde, stand ihm seit Alfred in der bürgerlichen Verwaltung, insbesondere in der Rechtspflege, der Sherif zur Seite. Die Städte erhielten erst seit König Edgars Zeiten eine eigene Verfassung, nach welcher ein Bürgerausschuß unter dem Vorsitze eines Stadtgrafen jährlich dreimal zu gemeinsamer Berathung und Entscheidung schwieriger Rechtshändel zusammentrat. In allen Rechtssachen wurde das Urtheil von den versammelten Freibürgern, oder gewöhnlich von zwölf unbescholtenen Männern (den Geschwornen) seines Standes gesprochen, ein Gebrauch, der in England bis auf den heutigen Tag die Freiheit hütet u. als köstliches Gut bewahrt wird.

Geschriebene Gesetze hatten die A. aus ihrer Heimath nicht mitgebracht; die Volksversammlungen entschieden in Rechtsfällen nach altem Herkommen oder bloßem Gutdünken und verordneten eben so unter der Leitung der Herzöge oder Könige die zur gemeinsamen Wohlfahrt erforderlichen Maßregeln. Die erste Gesetzsammlung entstand um 616 in Kent unter dem Könige Ethelbert, der mit Zuziehung des Wittenagemote die alten Rechtsgewohnheiten niederschreiben ließ u. neue Verordnungen hinzufügte. Dasselbe geschah

während des 8. Jahrhunderts im Königreiche Wessex unter dem weisen Ina und in Mercia unter dem Könige Offa. Ina's Gesetze hießen „Westsearna Lege" und hoben jeden rechtlichen Unterschied zwischen Sachsen und Briten auf. Als der eigentliche Gesetzgeber der Nation muß indessen Alfred der Große angesehen werden. Seine noch vorhandenen Gesetze, die mit zweckmäßigen Zusätzen und Weglassungen sich an jene älteren Sammlungen anschlossen, galten selbst unter der Normannenherrschaft noch eine Zeit lang und werden mit Grund für den Ursprung des sogenannten gemeinen Rechtes (Common Law) angesehen. Unter den Nachfolgern Alfreds zeichnete sich Athelstan († 941) als weiser Gesetzgeber aus. Nach ihm wurde wenig mehr für die Gesetzgebung gethan, und während der folgenden Noth und Zugellosigkeit ging selbst die bestehende Ordnung größtentheils zu Grunde. Erst Kanut stellte die Einrichtungen Alfreds wieder her, und Eduard der Bekenner veranstaltete eine neue Gesetzsammlung, die viel Normännisches aufnahm, aber nicht mit einer, unter dem Namen der Gesetze Eduard des Bekenners noch jetzt vorhandenen Arbeit eines Privatmannes nach der Zeit der normännischen Eroberung zu verwechseln ist. Die angelsächsischen Gesetze lassen in Form und Inhalt deutlich germanischen Ursprung erkennen, ja sie stimmen mit den alemannischen, altfränkischen u. a. altdeutschen Gesetzen oft wörtlich überein. Sie sind kurz, einfach, klar und hinsichtlich der Strafbestimmungen mit der größten Genauigkeit auf jeden möglichen Fall berechnet, ohne jedoch auf den Willen und die Zurechnungsfähigkeit des Verbrechers weiter Rücksicht zu nehmen. Erst Kanut unterschied hinsichtlich der Bestrafung zufälligen und vorsätzlichen Mord. Alle Verbrechen konnten mit Geld gebüßt werden, nur Leibeigene, die nichts besaßen und zahlen konnten, so wie wiederholter Meineid, Diebstahl u. s. w. wurden mit dem Tode oder Gliederverstümmelung bestraft. Gegen das Ende der angelsächsischen Periode stand der Strang auf jeden Diebstahl, der über 12 Pfennige betrug, und seit Kanut verlor eine überwiesene Ehebrecherin nebst ihrem Vermögen Nase und Ohren. Sonst galt nach Athelstans Rechtsbuche die Ermordung des Königs 30,000 Thrymsen (1300 Pfd. Sterl.), die eines Grafen 15,000, die eines Bischofs 8000, die eines Priesters und niedern Thans 2000, die eines Earls 266 Thrymsen, die eines unbegüterten Freien endlich nur 70 Schillinge. Erschlug ein Freier seinen eigenen Leibeigenen, so zahlte er nichts, doch verordnete schon Alfred in Uebereinstimmung mit den Kirchengesetzen, daß ein Herr, der seinen Sklaven körperlich verletzt habe, denselben frei lassen, oder mit Geld gestraft werden sollte, wenn die Mißhandlung noch an demselben Tage tödtliche Folgen haben würde, ein Gesetz, das indessen wenig beachtet wurde. Die Tödtung eines fremden Leibeigenen verpflichtete den Mörder zur Bezahlung des Werthes an den Eigenthümer. Ein abgehauenes Ohr kostete 10 Schillinge, und wenn der Verletzte davon taub ward, das Doppelte. Ueberhaupt hatte jedes Glied seine Taxe. Wenn ein freier Mann die Gattin eines andern Freien verführte, so mußte er ihm nach einem Gesetze des Königs Ethelbert von Kent eine andere Frau kaufen, ein Gebrauch, der wahrscheinlich zu dem Herkommen Anlaß gab, daß noch jetzt in England ein Ehemann seine Frau mit deren Einwilligung auf öffentlichem Markte verkaufen mag. Später wurde der Ehebruch wie der Mord und noch strenger bestraft. Verhältnißmäßig am schärfsten war die Ahndung des Diebstahls. Das Gestohlene mußte einem Freien dreifach, einem niederen Geistlichen sechsfach, dem Könige u. einem Bischofe neunfach u. der Kirche zwölffach ersetzt werden; später wurden in den schon erwähnten Fällen Diebstähle stets mit dem Tode bestraft. Straßenräuberei galt für weniger straffällig, als Diebstahl, u. konnte immer mit Geld gebüßt werden. Um vor Gericht den Thatbestand zu ermitteln, konnten Kläger und Beklagte schwören, auch ebenbürtige Eidhelfer und Zeugen beibringen. Durch König Ina's Gesetze wurden auch die Ordalien oder Gottesurtheile, jedoch keine gerichtlichen Zweikämpfe eingeführt. Das bürgerliche Recht war sehr dürftig. Die Güter erbten auf die Söhne fort und blieben bei der Familie. Erst mit Einführung der Schreibekunst und Testamente (letztere seit dem 8. Jahrhunderte) kamen Schenkungen, Vermächtnisse und Käufe auf, vorzüglich zum Besten der Kirchen und Klöster; doch waren zu solcher Uebertragung des Eigenthums mehre Feierlichkeiten erforderlich. Vergl. David Wilkin, Leges Anglo-Saxonicae ecclesiasticae et civiles, London 1721, n. Ausg. von R. Schmid, Leipzig 1832.

Hinsichtlich ihrer Lebensart und Sitten erinnern die A. während der ersten Zeit nach ihrer Niederlassung in England lebhaft an ihr deutsches Vaterland. Kriegerischer Sinn, Liebe zur Freiheit, Achtung vor den Frauen und grenzenlose Gastfreundschaft waren ihre Haupttugenden, die jedoch durch die zahlreichen Fehler roher, ungebändigter Kraft verdunkelt wurden. Krieg zu Wasser und zu Land, Jagd, Trinken, Schmausen und Würfelspiel gehörten zu den Lieblingsbeschäftigungen; die hauptsächlichsten Nahrungszweige waren die Viehzucht und Fischerei; zur Kleidung dienten Thierfelle, als fast einziger Schmuck aber das schöne, auf die Schultern herabhängende Haupthaar. Die Wohnungen waren schlechte, hölzerne, meist einzeln gelegene Häuser. Städte gab es nur wenige von geringer Größe, selbst die nachmaligen Hauptstädte nicht ausgenommen. Die erste Veränderung dieses rohen Zustandes bewirkte das Christenthum. Die Missionäre (zumeist italienische Benediktiner) sorgten nicht bloß für die geistige Bildung des Volkes, sondern leiteten dasselbe auch zu einer edleren Befriedigung leiblicher Bedürfnisse an. Sie zeigten den A. den Gebrauch des Pfluges, vervollkommneten die Kunst des Fischfangs, ermunterten durch ihr Beispiel zur Urbarmachung der Sümpfe und Wälder und gewöhnten so nach und nach an Beschäftigungen, in deren Gefolge das Wohlgefallen an besserer Kleidung, Wohnung und Nahrung nicht ausbleiben konnte. Das vornehmste Gewand für beide Geschlechter war seitdem der Mantel, ein viereckiges, blaues oder weißes Stück Leinwand, bei den Königen oft von Purpur, bei den Frauen der Adeligen von Seide. In den Ge-

mächern der Großen fand man häufig Teppichgemälde, an ihren Kleidern Gold- und Silberstickereien, die von vornehmen Frauen angefertigt waren. Zur Veredlung der Sitten legte die christliche Kirche ebenfalls durch ihre Lehren und Bildungsanstalten den ersten Grund. Mit aller ihrer Macht, die sie auf das Leben und die Gesetzgebung ausübte, nahm sie sich der Schwachen, u. namentlich der Sklaven an, bestrafte rohe Gewaltthaten und Ausschweifung durch strenge Bußen und kämpfte meist mit dem Königthum für gesetzliche Ordnung. Als ein vorzüglicher Wohlthäter seiner Nation auch in dieser Hinsicht steht Alfred da; unter ihm gewann die allgemeine Gesittung einen Umfang und eine Kraft, die sie vorher nie erreicht hatte. Leider gingen 50 Jahre nachher in dem durch Dunstan heraufbeschwornen finstern Mönchsgeist und in den Dänenkriegen die besten Früchte seiner Einrichtungen wieder verloren; Frömmelei, Rohheit und Schlechtigkeit reichten sich seitdem in dem Leben des Volkes die Hände, bis Kanut die Wiederherstellung der Ordnung und guten Sitten zu seinem Hauptaugenmerke machte. Bald nach ihm finden wir unter den Großen ausländischen Luxus, der vorzüglich durch die Verbindung des bisher ganz isolirten Staates mit der Normandie eindrang.

Von Künsten und Wissenschaften treffen wir in der ersten Periode der A. fast keine Spur. Erst als Christen lernten sie lesen und schreiben und die gewöhnlichen Handwerke betreiben. Diese blieben jedoch immer eine Beschäftigung der Leibeigenen und Frauen. Die Anlegung und Ausschmückung der Kirchen weckte und beförderte zuerst Baukunst, Malerei, Bildhauerei und andere Künste, worin sich selbst mehre Geistliche auszeichneten. Arbeiten in Metall, vorzüglich in Gold und Silber, wurden ebenfalls durch das Christenthnm zuerst hervorgerufen und später selbst im Auslande gesucht. Unter Alfred baute man schon prächtige Kirchen, die noch lange nach ihm bewundert wurden. Am meisten wurde die Musik ausgebildet. Für den Kirchengesang gab es viele Schulen, von denen die zu Weremouth und Canterbury die berühmtesten waren. Der Volksgesang, wahrscheinlich durch kirchlichen und brittischen Einfluß befördert, stand mit dem Harfenspiele im höchsten Ansehen; wer nicht singen und spielen konnte, wurde mit Verachtung behandelt; die Barden befanden sich stets im Gefolge der Könige. Als außerordentliche Sänger und Dichter zugleich galten der englische Hirte Ceadmon im 7. od. 8. Jahrhundert, und Alfred selbst. Der Handel war nicht groß. Während der Zeit der Heptarchie trieben die A. nur Tauschhandel; erst im 6. Jahrhundert lernten sie von den Franken Münzen, Maße und Gewichte kennen. Nach der Einführung des Christenthums wurden Handelsgeschäfte als Wucher von den Geistlichen untersagt und daher meist von Ausländern betrieben. Vorzüglich blühte der Handel mit Sklaven, die in großer Menge nach dem Auslande, besonders auf den Märkten von Bristol und London verkauft wurden. Dafür führten die Fremden aus Italien Kirchengeräthe, Reliquien und Luxuswaaren ein. Die größten Jahrmärkte waren die Cuthberthsmesse zu Durham und die Aegidienmesse zu Winchester. Mit und durch Alfred lernte England auch nach dem Auslande verkehren, indem dieser Fürst die Schifffahrt wieder herstellte und die auf Handelsgeschäften ruhende Schmach durch sein eigenes Beispiel aufhob.

Eigentliche Gelehrsamkeit besaßen unter den A. nur die Geistlichen, welche in der, vom heiligen Augustin zu Canterbury gestifteten und von dem gelehrten Erzbischofe Theodor verbesserten Schule, ferner in den Schulen von York, Dumwich, Weremouth, Westminster, St. Albans, Worcester, Malmesbury, Glastonbury u. a. ihre Bildung erhielten. Auch studirten Viele in dem gebildeten Irland, in Italien und Frankreich. Man trieb besonders Theologie, Astronomie, Arithmetik, Musik, lateinische und angelsächsische Sprache und seit Theodor (✝ 690) auch mit vielem Eifer klassische Literatur. Die Schulen von Canterbury und York, so wie mehre reiche Klöster hatten zu diesem Behufe reichhaltige Bibliotheken, worin manches griechische Werk, das damals im Abendlande nirgends zu finden war, einen Platz hatte. Ein Hauptsitz angelsächsischer Gelehrsamkeit war Northumberland, wohin schon sehr frühzeitig irländische Mönche von der hebridischen Insel Jona gekommen waren. Die berühmtesten Gelehrten und Glaubenslehrer, welche aus den sächsischen Schulen hervorgingen, sind Aldhelm, Abt zu Malmesbury und Bischof von Sherburn (✝ 709), Wilbrod (✝ 739), Winfried oder Bonifacius (✝ 755), Beda der Ehrwürdige (✝ 735), Alcuin (✝ 804) und Adaman, Bischof von Jona (um 690). Schon diese Namen reichen hin, um zu zeigen, wie hoch bis zum 8. Jahrhundert die geistlichen Unterrichts- und Erziehungsanstalten in England über denen der übrigen germanischen Völker standen. Um die Mitte des 8. Jahrhunderts begannen jedoch die Wissenschaften zu sinken und drohten während der Einfälle der Dänen ganz unterzugehen, bis Alfred kam und ihnen ein neues Leben einhauchte. Dieser Fürst baute die zerstörten Kirchen und Klöster wieder auf, richtete die alten Unterrichtsanstalten aufs Neue ein, und nicht nur Geistliche sollten hier gebildet werden, sondern jeder freie Angelsachse sollte wenigstens in der Muttersprache Unterricht empfangen, weshalb er auch gebot, daß jeder Pfarrer in seinem Hause Schule halten sollte. Ausgezeichnete Gelehrte, theils einheimische, theils fremde, lebten an seinem Hofe zu Winchester oder wurden an die alten und neuen Schulen, besonders nach Oxford, berufen. Unter diesen waren sein Biograph, der Mönch Asser, Plegmund, Erzbischof von Canterbury, Grimbald, ein Mönch aus Frankreich. Alfred selbst wendete das erst in späten Jahren erlernte Latein dazu an, lateinische Schriften ins Angelsächsische zu übersetzen, um jedem im Volke die Bekanntschaft mit den Wissenschaften zu erleichtern. Dadurch wurde zugleich die Volkssprache zur Büchersprache erhoben, und in Folge des gegebenen Beispieles hatten die A. bald eine reichhaltigere Literatur, als die übrigen germanischen Nationen (s. Angelsächsische Sprache und Literatur). Alfreds Nachfolger jedoch wirkten nicht in seinem Geiste fort, und als die Kirchenlehrer der Scholastik huldigten, später

aber die barbarischen Dänen das Land zerrütteten, und die meisten Lehr- und Bildungsanstalten mit roher Hand zerstörten, so ging alles wissenschaftliche Leben unter, und man mußte nun Lehrer für Grammatik und Kirchenrecht aus Frankreich verschreiben. Erst mit Eduard dem Bekenner kehrte die Achtung für die Wissenschaften wieder, und die noch übrigen Schulen erhielten aufs Neue Unterstützung.

Von den **Monumenten** der angelsächsischen **Baukunst** hat sich wenig erhalten. **Bildhauerkunst** stand auf gar niedriger Stufe; dagegen wird man überrascht durch den Styl und die Ausführung der **Malereien**, welche viele der berühmtesten angelsächsischen Manuskripte in der cottonianischen Bibliothek rc. rc. schmücken. Auch die Schreibkunst zeigt sich hier in großer Vollendung und die Initialen sind in Gold und Farben ausgeführt. Die **Musik** beschränkte sich auf den Gebrauch von Leier, Harfe, Flöte, Waldhorn und Tuba oder Trompete. Andhelm († 716) spricht von großen Orgeln. Vergl. **Sharon Turner**, History of the Anglo-Saxons, 5. Aufl., London 1830 (einen dürftigen Auszug dieses Hauptwerks gab Gervinus als „Geschichte der A. im Ueberblick", Frankfurt 1830), **Lappenberg**, Geschichte von England, Hamburg 1834, 1. Bd., und **Kemble**, The Anglo-Saxons, London 1848, 2 Bde.

Angelsächsische Sprache und Literatur. Die Sprache der alten Angelsachsen war die germanische, und zwar in der Mundart, welche im Lande der Sachsen durch ganz Niederdeutschland und auf der cimbrischen Halbinsel noch jetzt kenntlich ist. Sie stand der isländischen und skandinavischen nahe, wurde jedoch auch von den Franken verstanden, so daß der heil. Augustin bei seinem Bekehrungsgeschäfte sich fränkischer Dolmetscher bedienen konnte. In der Folge nahm sie viele britische, lateinische, fränkische und dänische Wörter auf, ohne jedoch ihren eigenthümlichen Charakter zu verlieren. Die angelsächsische Sprache war arm an grammatischen Formen, dagegen reich an Wurzeln und Wortbildungen, hatte für a, o, e die Vokale eo und ea, so wie außer den gewöhnlichen germanischen Buchstaben noch p (th), ein weicher lautendes d (th), und x für hs und cs. Im 9. Jahrhundert wurde das Angelsächsische auch Schriftsprache und erhielt eine hohe Ausbildung durch Alfred den Großen, der nicht nur selbst mehre lateinische Schriften übersetzte, sondern auch zur Abfassung von Werken in der Landessprache aufmunterte und für den Unterricht in derselben angelegentlich sorgte. Auch war er ein gefeierter Sänger, und bildete durch sein Ansehen, so wie durch sein Beispiel das hochpoetische Element der Sprache zu ungemeiner Vollkommenheit aus, so daß der Volksgesang in dieser Zeit seine schönste Blüthe erreichte. Die Angelsachsen besaßen seit Alfred mehre und bessere Werke in ihrer Muttersprache, als die gleichzeitigen Völker Deutschlands, standen jedoch darin dem hohen Norden Europa's nach. Mit der Eroberung Englands durch die Normannen verlor die angelsächsische Sprache ihr altes Ansehen, so wie ihren ursprünglichen Charakter an die französische, und es bildete sich seit dem 13. Jahrhundert aus beiden durch gegenseitige Zugeständnisse die normännisch-sächsische Mundart oder die heutige englische Sprache. In dieser, so wie in der jütischen, friesischen und niedersächsischen Mundart finden sich noch jetzt Spuren des untergegangenen Idioms, die meisten jedoch unstreitig in dem südöstlichen Theile von Schottland, wo einst die sächsischen Fürsten Octa und Ebessa mit 40 Schiffen landeten und das Volk, auch nach Englands Unterjochung durch die Normannen, mehr als anderwärts am Alten festhielt. Die angelsächsische Schrift, von derjenigen, welche man in Italien und Frankreich während des 5. und 6. Jahrhunderts hatte, nicht verschieden, hörte seit dem Anfange des 12. Jahrhunderts ebenfalls auf.

Das neueste Wörterbuch des Angelsächsischen ist von Bosworth (London 1838), die neueste Grammatik von Vernon (1846). Unter den zahlreich auf uns gekommenen, größtentheils noch ungedruckten Resten der angelsächsischen Literatur stehen die Denkmäler der Poesie, die, wie schon erwähnt, bis nach Alfred dem Großen in hoher Blüthe stand, obenan. Dieselbe war wie die nordische und älteste deutsche, stabreimend oder alliterirend, erst später zeigen sich die Anfänge des Reims. Die epischen Dichtungen, die sich durch eine Ueberfülle kühner Metaphern, Pracht des Kolorits, einen gewissen Pomp der Rede und glänzende Schilderungen charakterisiren, sind dem Stoffe nach theils volksthümlich, theils christlich. Die eigentlichen Heldenlieder sind verloren gegangen; Spuren davon finden sich, außer in einigen kleineren Stücken, wie z. B. dem „Traveller's Song" (herausgegeben von Ettmüller, Zürich 1839, und von Thorpe, im „Codex Exoniensis"), namentlich in dem Epos „Beowulf", herausgegeben von Thorkelin, Kopenhagen 1815, von Kemblet, London 1835, übersetzt von demselben, daselbst 1837), welches dem 8. Jahrhundert angehört. Seit Einführung des Christenthums nahm die Poesie eine geistliche Richtung an. Eine große Anzahl Dichtungen aus dieser Zeit über christliche Stoffe enthalten die von Thorpe herausgegebenen Sammelhandschriften zu Exeter (Codex Exoniensis, London 1842) und zu Vercelli (im „Appendix B. to Coopers report of the Recorders", London 1837). Den Typus dieser Gattung bildet die dem 7. Jahrhundert angehörige und dem Carimon beigelegte „Paraphrase der Genesis", von Thorpe (London 1832) und von Bouterweck (Band 1, Elberfeld 1847) herausgegeben, der sich an Alterthümlichkeit die „Legenden von Andreas und Elene" (herausgegeben von J. Grimm, Kassel 1840) anschließen. Einen poetischen Heiligenkalender („Menologium") gab Fox (London 1830), eine Umdichtung der Psalmen Thorpe (London 1835) heraus. Die Uebersetzung des altfranzösischen „Roman de Brut" von Layamon um 1200 (herausgegeben von Maiden, London 1847) zeigt die Sprache in ihrem Uebergange zum Englischen; ebenso die „Proverbs of king Alfred" in den „Reliquiae antiquae" (Band 1, London 1843). Unter den Schriftdenkmälern in Prosa sind die wichtigsten die weltlichen und kirchlichen Gesetze von Athelbirht von Kent (Ende des 7. Jahrhunderts) bis auf Knut, mehrmals gesammelt, z. B.,

von Whelock (Cambridge 1644), Wilkins (London 1721), Schmid (Band 1, Leipzig 1832), am besten von Thorpe in den „Ancient laws and institutes of England“ (London 1840). Die für die Kenntniß socialer Verhältnisse Englands im 11. Jahrhundert interessanten „Rectitudines singularum personarum“ hat Leo (Halle 1842) erläutert. Unter den historischen Werken zeichnet sich außer Alfreds Uebersetzung des Orosius (herausgegeben von Barington, London 1773) und des Beda (herausgegeben von Whelock, Cambridge 1644, und von Smith in den „Opera Bedae“, Cambridge 1772), das von Verschiedenen bis 1754 fortgeführte „Anglosaxon chronicle“, am besten von Ingram (London 1823) herausgegeb. u. von Miß Gurrey (Norwich 1819) übersetzt, aus. Zu den theologischen Schriften gehören neben den Legenden von Appollonius von Tyrus (herausgegeben von Thorpe, London 1834), Frusäus, Neot, St.-Guthlof und A., namentlich die vielen Homilien, von denen die von dem um Ausbildung der angelsächsischen Sprache vielfach verdienten Bischof Alfric angelegte Sammlung, auf Kosten der 1843 gestifteten Aelfric-society, von Thorpe (2 Bände, London 1847) erschien. Andere theologische Schriften wurden theils von Alfric selbst, theils von seinen Zeitgenossen übersetzt und glossirt. Außerdem verdienen noch Alfreds Uebersetzungen von des Boethius Schrift „De consolatione philosophiae“ (von Cardale, London 1829) und der „Gedichte“ desselben (von Fox, London 1833) Erwähnung. Angelsächsische **Bibelübersetzungen** u. Paraphrasen entstanden sehr frühzeitig; als die älteste ist uns die metrisch abgefaßte des alten Testaments von dem Dichter Ceadmon aus dem 8. Jahrh. bekannt geworden, herausgegeben von Junius, Amsterd. 1655, von Thorpe, Lond. 1832; von demselben die Psalmenparaphrasen, Oxford 1835). Etwas früher, um 709, soll der als Gelehrter, Harfenspieler und Dichter berühmte Abt Aldhelm die Psalmen und um 718 der Bischof Eadfried oder Egbert mehre Bücher des neuen Testaments aus dem Lateinischen übersetzt haben. Auch Beda, um 730, ward nach Einigen der Uebersetzer der ganzen Bibel, nach Andern nur des Evangeliums Johannis. Vielleicht hat sich von seiner Arbeit Einiges in der noch vorhandenen angelsächsischen Uebertragung des neuen Testaments erhalten. Diese, augenscheinlich das Werk Mehrer, ist nach der alten lateinischen Itala angefertigt und entstand ohne Zweifel im 9. oder 10. Jahrhundert, weil später auch in England die Vulgata allgemein gebraucht wurde, vor Alfred dem Großen aber keine vollständige Uebersetzung des neuen Testaments vorhanden war. Die vier Evangelien davon sind herausgegeben von Matth. Parker (London 1571) von William d'Isle, (das. 1638) u. von Thomas Marschall (Dortrecht 1665 und 1684). Von dem alten Testament übersetzte Alfred der Große die Hälfte der Psalmen; an der Ausführung seines Planes, die ganze heil. Schrift in seine Muttersprache zu übertragen, hinderte ihn wahrscheinlich der Mangel an Zeit. Die angelsächsische Psalmenübersetzung, welche wir noch besitzen, rührt von einem unbekannten Verfasser aus dem 10. oder 11. Jahrhundert her; auf diese Zeit weisen die in ihr vorkommenden dänischen Wörter und Redensarten hin. Sie ist eine Interlinearversion nach der Vulgata u. zu London 1640 herausgegeben. Ueber die astronomischen, physikalischen und medicinischen Ansichten jener Zeit geben die von Wright in den „Treatises on sciences written during the middleages“ (London 1841) aufgenommenen Schriften Aufschluß. Vgl. Michel, Bibliothèque anglo-saxonne, Paris 1837, und Wright, Biographia britannica literaria, Band 1, London 1842.

Angelucci, Liborio, Wundarzt, geboren zu Rom 1746, stellte sich beim Ausbruch der Revolution an die Spitze der römischen Demokraten und leitete mehre Aufstände gegen das päpstliche Gouvernement, weshalb er 1793 auf die Engelsburg gesetzt wurde. Auf Verwendung des Kardinals Albani freigelassen, wurde A. 1796 als Haupt einer abermaligen Verschwörung von Neuem verhaftet und nach Civita Vecchia gebracht, wo ihn 1797 das Machtwort Bonaparte's befreite. Er reiste hierauf nach Paris und kehrte erst nach Rom zurück, als daselbst die Revolution unter Mitwirkung der Franzosen ausgebrochen und die päpstliche Herrschaft gestürzt war. Zu einem der fünf Konsuln der neuen Republik erwählt, schwang er sich in kurzer Zeit zu unumschränktem Einfluß im konsularischen Rathe empor, blieb aber seinem Berufe als Wundarzt und Geburtshelfer fortwährend treu. Gelderpressungen schändeten seine öffentliche Laufbahn, und des Mißbrauchs der Gewalt angeklagt, wurde er mit Hülfe der Franzosen des Konsulats entsetzt und auf die Würde eines Senators beschränkt. Nachdem 1799 das französische Heer Rom geräumt hatte, flüchtete A. nach Paris und hielt sich dann in Mailand auf, bis ihm Pius VII. erlaubte, wieder in Rom zu leben. Später Chirurg en Chef bei der Garde des neu errichteten Königreichs Italien, † er zu Mailand 1811. Man hat von ihm mehre geschätzte medicinische Schriften und eine Ausgabe des Dante mit Anmerkungen.

Angelus, Engel, Bote, Gesandter, ehemaliger Titel der Päpste und Bischöfe, als Lehrer und Vertreter der Kirche (A. ecclesiae), so wie der Mönche, wegen ihres angeblich engelgleichen (ehelosen) Lebens. A. Dei heißt ein Gebet der Katholiken, das von Johann XXII. 1326 für den Tag dreimal (früh, Mittags und Abends) angeordnet wurde und mit den Worten: Angelus Domini nuntiavit Mariae (der Engel des Herrn brachte Maria die Botschaft) anfängt. Mit demselben hängt der **Angelusablaß** zusammen, in dem Ludwig XI. von Frankreich für Alle, welche dem Rufe der Glocke zu jenem Gebete dreimal des Tages Folge leisten würden, Sündenvergebung auf 10 Tage beim Papste auswirkte.

Angelus-Läuten, in den katholischen Ländern die mittelst eines Glöckchens zu verschiedenen Tageszeiten gegebene Aufforderung zum Beten des Angelus (s. d.). Seit dem 14. Jahrhundert war es allgemein, und da für die Betenden ein 3-, 10-, ja 30tägiger Ablaß damit verbunden war, wurde der Gebetmahnung eifrig genügt. Im höchsten Ansehen steht diese Andachtsübung noch in den katholischen Ländern Südamerika's. Wenn in Lima z. B. das Angelusglöckchen läutet, verstummt augenblicklich aller Lärm des Verkehrs, der Fuhrmann hält an, der Reiter steigt vom Pferde, die Soldaten hemmen ihren Marsch,

die vornehme Dame steigt aus ihrer Kutsche, und alles Volk sinkt nieder auf die Kniee und murmelt sein „Angelus domini etc.“, und die Unterlassung dieses Gebrauchs setzt dort immer einen Ketzer oder einen Religionsverächter voraus.

Angelus Silesius, Mystiker und geistlicher Liederdichter, eigentlich Johann Scheffler, geboren 1624 zu Breslau oder Glatz von protestantischen Aeltern. Er studirte und übte die Heilkunde, ward Leibarzt des Herzogs von Würtemberg=Oels u. trat 1653 zur katholischen Kirche über. Als Priester derselben stritt er in vielen Schriften eifrig für seinen neuen Glauben und † als Klostergeistlicher in Breslau den 9. Juli 1677. Seine tiefsinnige Mystik schließt sich an Jakob Böhme an, ist pantheistischer Natur und athmet eine unaussprechliche Sehnsucht nach dem Heilande und Gott, dem endlichen Wiedervereinigungspunkte aller aus ihm hervorgegangenen und ihm gleichen Seelen. Bekannter ist A. als geistlicher Dichter geworden, besonders durch mehre treffliche und erbauliche Kirchenlieder, welche noch jetzt von Katholiken und Protestanten gesungen werden, wie das schöne Lied: „Mir nach, spricht Christus, unser Held ꝛc.“. Auch seine übrigen geistlichen Poesien sind nicht ohne dichterischen Werth; viele sind geistreich und voll Gedankenreichthum; durch überschwenglichen, geschmacklosen, mit dem Heilande liebelnden Mysticismus und durch die unbeholfene Sprache des Zeitalters aber oft ungenießbar. Zu seiner Zeit viel gelesen, wurden sie vom Mysticismus unsererer Tage wieder hervorgesucht, als Erbauungsmittel empfohlen und mehrmals neu aufgelegt. Die wichtigsten sind: „Cherubinischer Wandersmann“ (Glatz 1674, München 1815, 1827, Berlin 1820, 1833), „Heilige Seelenlust oder geistliche Hirtenlieder der verliebten Psyche“ (Breslau 1657, mit Melodien von Georg Josephi, neue Aufl. München 1826, von Winterer und Sprenger, Mannheim 1838), „Betrübte Psyche“ (Breslau 1664), „Poetische Sprüche“ (neuerdings gesammelt von Varnhagen van Ense, Berlin 1820), voll tiefsinniger Spekulation in einfachen Kindersprüchen. Das Andenken A.' ist in literarischer Hinsicht mit Recht durch Fr. Schlegel und Varnhagen van Ense erneut worden. Zur Charakteristik der selbstgenüglichen und keineswegs demüthigen Mystik A.' folgende Verse aus dem „cherubinischen Wandersmann“:

Nichts ist, als Ich und Gott; und wann wir zwei nicht seyn,
So ist Gott nicht mehr Gott, und fällt der Himmel ein.
Gott ist mir Gott und Mensch, ich bin ihm Mensch und Gott;
Ich lösche seinen Durst, und er hilft mir aus Noth.
Gott liebt mich über sich; lieb' ich ihn über mich,
So geb' ich ihm so viel, als er mir gibt aus sich.

Angely, Louis, bekannter Uebersetzer und Bearbeiter französischer Lustspiele für die deutsche Bühne, geboren in Berlin um 1788, wurde sehr früh Schauspieler und spielte in Riga, Reval, Mietau, Petersburg, seit 1822 in Berlin, wo er als niedriger Komiker und Regisseur an dem neu errichteten königsstädter Theater Beifall erntete. Im J. 1830 zog er sich von der Bühne zurück, kaufte einen Gasthof in Berlin und † daselbst den 16. November 1835. Seine Leistungen als Theaterdichter fröhnten dem Geschmack eines ziemlich genügsamen Publikums; sie brachten der Theaterkasse Geld ein, aber ihr dramatischer Werth war gering genug. Vorzüglich verstand es A., die Zeit- und Ortsverhältnisse gut zu benutzen, und das Geschick, Melodien aus bekannten Opern anzubringen, war ihm eigen. Furore machten die Stücke: „Die 7 Mädchen in Uniform“, „Das Fest der Handwerker“ und „Die Reise auf gemeinschaftliche Kosten“. Gesammelt sind seine dramatischen Arbeiten in den „Vaudevilles u. Lustspielen“, Berlin 1828—34, 3 Bde., Bd. 1—4, 1842, und „Neuestes komisches Theater“, Hamb. 1836.

Angenehm, was den Sinnen schmeichelt und unserer Empfindung zusagt, mithin Vergnügen erregt. Das Angenehme ist immer nur subjektiv und durch Umstände bedingt, und es kann, was den Einen angenehm afficirt, dem Andern unangenehm seyn, ja für dieselbe Person kann, was ihr jetzt angenehm ist, bald unangenehm werden, wenn die Umstände sich ändern. Hierin liegt ein Hauptunterschied des Angenehmen und Schönen. Von dem Wohlgefälligen (was unser Wohlgefallen erregt) unterscheidet sich das Angenehme durch die größere Unmittelbarkeit, in welcher es auf die sinnliche Empfindung wirkt; beide zwar sind subjektiv, aber das Wohlgefällige setzt immer ein Urtheil, ein Princip, nach welchem wir unsern Beifall geben, oder versagen, voraus. So kann eine theatralische Aufführung uns wohl gefallen, weil wir unsere Erwartungen befriedigt oder übertroffen finden, oder weil wir in der Ausführung Angemessenheit, Schönheit erkennen. Die Tugend ist vor Gott wohlgefällig, aber nicht angenehm, weil der vollkommenste Geist nicht durch sinnliche Empfindungen bestimmt werden kann.

Angerburg, Hauptstadt des gleichnamigen Kreises im Reg.=Bez. Gumbinnen der preußischen Provinz Preußen, nördlich vom angerburgschen oder Mauersee, an der Angerapp, hat eine hübsche Kirche, 4 Kram=, Vieh- und Pferdemärkte, 1 Leinwandmarkt und 3500 Einwohner, welche Leinwand- und Wollweberei, Handel, Fischerei, Ackerbau und Viehzucht treiben. Sie ist Sitz der Kreisbehörde, einer Landschaftsdirektion, eines Stadt- und Amtsgerichtes, einer Postexpedition, eines Landwehr=Bataillons=Stabes und einer höhern Bürgerschule. In der Nähe das Schloß, welches unter dem Namen Angetete 1312 von dem deutschen Orden angelegt wurde und in der Folge die Entstehung der Stadt veranlaßte.

Angerburgscher See (Mauersee), See im preußischen Reg.=Bez. Gumbinnen, innerhalb der Kreise und zwischen den Städten Angerburg und Lötzen gelegen, über 6 Meilen lang und 2 Meilen breit, einen Flächenraum von $1_{,90}$ □ Meilen einnehmend, der größte aller preußischen Landseen und eigentlich ein Complex mehrer Seen, weshalb er in seinen einzelnen Theilen verschiedene Namen führt. Er ist reich an Fischen. Der Abfluß des Sees ist die Angerapp.

Angerman = Elf (Angerman = Flot), Fluß im nördlichen Schweden, der aus zwei Hauptarmen, dem nördlichen und südlichen, besteht. Ersterer entspringt an der norwegischen Grenze in Asele=Lappmark, auf dem hohen Severücken (Severyggen), bildet den Radts=, Mars- und Wolgssee, nimmt den starken Wojmesfluß auf, tritt dann, durch mehre andere Zuflüsse ver-

stärkt, im Kirchspiele Junsele mit mehr südlicher Richtung in die Provinz Angermanland ein und vereinigt sich hier bei Liden mit dem Sarflusse, oberhalb Sollefta aber mit dem südlichen Hauptarme. Dieser letztere entsteht ebenfalls auf dem Severücken in Norwegen, bildet auf seinem Laufe durch Jämtland mehre Seen und theilt sich unterhalb Ström in Angermanland in 2 Arme, von denen der nördliche dem aus Jämtland herabkommenden Sarflusse, der südliche unterhalb Längsele dem vorerwähnten Hauptarme des A. unmittelbar zuströmt. Nach dieser Vereinigung zu einem der mächtigsten Ströme Schwedens angewachsen und auch für große Schiffe befahrbar, fließt der A. durch eine reizende Gegend in südöstlicher Richtung bis zum Hafen Nyland fort, erweitert sich hier zu einem 1 Stunde breiten und 5 Meilen langen Meerbusen und ergießt sich endlich in zwei Mündungen zwischen dem festen Lande und den Inseln Hernö und Helmsö in den bottnischen Meerbusen. Beide Hauptarme des A. haben vor ihrer Vereinigung viele Wasserfälle und Strudel, welche der Schiffahrt hinderlich sind, aber die Landschaft verherrlichen. So der Fall bei Ed im nördlichen Arme und der Hellingsstrudel, welcher Alles, was sich ihm nähert, in eine unbekannte Tiefe zieht, aber später wieder herausstößt.

Angermanland (Angermland), schwedische Provinz Wester-Norrlands, von den Provinzen Westerbotten, Asele Lappmark, Jämtland Medelpad und dem bottnischen Meerbusen umschlossen, 186 □ Meilen mit 55.000 Einwohnern enthaltend. Das Land ist vorzüglich in Nordwesten sehr gebirgig und an wilden Naturschönheiten und interessanten Landschaften außerordentlich reich, nur nach Norden hin etwas ebener. Die merkwürdigsten Berge sind: der Skuluberg im Kirchspiele Vidbyggera, mit hoher, senkrechter Felsenwand und großer Höhle, und der Walkas auf der Insel Hernö, mit weiter Aussicht über Land und Meer. Außer dem Angerman mit seinen Nebenflüssen wird die Provinz von dem Gidea mit dem Lera, Själevad, Nätra und andern kleineren durchströmt. Alle Flüsse laufen in südöstlicher Richtung durch schöne, fruchtbare, von Bergen begrenzte Thäler, oft mit reißender Schnelligkeit, dem bottnischen Meerbusen zu, der in vielen Buchten weit in das Land hineindringt. Auch fehlt es nicht an großen Flußseen, schönen Wasserfällen und bedeutenden Waldungen, von denen der Skuluwald das Land an der Seeseite in 2 Hälften theilt. Der Ackerbau ist, vorzüglich im Süden, nicht unbedeutend, beschränkt sich aber meist auf Gerste, Flachs, Hanf, Erbsen und Kartoffeln. Im nordwestlichen Theile beschäftigt man sich fast nur mit der Rindviehzucht, welche überhaupt der Hauptnahrungszweig der Provinz ist und durch treffliche Bergweiden und Wiesen an den Flüssen sehr begünstigt wird. Außerdem treiben die Einwohner viel Leinweberei, Bergbau auf Eisen und Handel mit Nutzholz, Leinwand, Butter, Käse 2c. Jagd und Fischerei sind Nebenbeschäftigungen; an den Küsten bildet jedoch der Strömlings- und Lachsfang einen wichtigen Erwerbszweig. Die Bewohner gehören zu den reichsten Schwedens; der Angermanländer ist fleißig, mäßig, lebendig, frohsinnig und bieder; Gastfreundschaft ist eine allgemeine Tugend und wird durch den herrschenden Wohlstand begünstigt. Das Land zerfällt in zwei Vogteien, Södra-A. und Norra-A., die zusammen 15 Pastorate enthalten. Es gibt hier nur eine Stadt, Hernösand, auf der kleinen Insel Hernö, und einen Edelhof, Holm am Angerman; außerdem ist Arnäs in Norra-A. ein bedeutender Ort. Die Hauptstraße von Stockholm nach Tornea durchschneidet die Provinz längs der Küste hin.

Angermünde, Hauptstadt des gleichnamigen Kreises in der preuß. Provinz Brandenburg, früher auch Neu-Angermünde genannt, am See Münde, hat 2 luther. u. 1 reformirte Kirche u. 3500 Einwohner, welche starken Tabaksbau, Woll- und Leinweberei treiben, und jährlich 3 Kram-, Vieh- und Pferdemärkte haben. Es ist hier der Sitz der Kreisbehörde, eines Stadtgerichtes und eines Postamtes. A. wurde erst nach Unterwerfung der Marken unter deutsche Herrschaft gegründet, gerieth später eine Zeit lang in die Gewalt der pommerschen Fürsten und wurde denselben 1420 von Kurfürst Friedrich I. entrissen. Im J. 1429 fiel die Stadt in die Hände der Hussiten und bekam als Besitzthum derselben den Namen Ketzer-A. Eine Feuersbrunst äscherte 1781 das Städtchen fast ganz ein.

Angerona (Angerinia, vielleicht auch Angenora), von den Römern verehrte Göttin, nach Einigen die Befreierin von Angst u. Sorge, od. von der Halsbräune (Angina), nach Andern die Schutzgöttin Roms (Dea Roma) selbst, als solche nur insgeheim A. genannt, damit Feinde bei Belagerungen die stadtschirmende Gottheit nicht namentlich herauscitiren könnten. Geopfert wurde ihr im Tempel der Volupia, auf deren Altare auch ihre Bildsäule stand, die Finger auf den Mund gelegt, oder mit verbundenem Munde, eine Darstellung, die auf Stillschweigen hindeutet und zu verschiedenen Erklärungen Anlaß gegeben hat. Das Fest der Göttin, Angeronalia, wurde den 21. December gefeiert.

Angers (Juliomagus oder Andegavum der Römer), Hauptstadt des alten Herzogthums Anjou und jetzt des französischen Departements Mayenne und Loire, an der schiffbaren Mayenne unweit ihrer Mündung in die Loire, mit 34.000 Einwohnern. Die Stadt ist Sitz der Departementsoberbehörden, eines Bischofes, königlichen Gerichtshofes, Handelsgerichtes, einer berühmten polytechnischen Schule, einer Universitätsakademie, eines College, theologischen Seminars u. Taubstummeninstituts, einer ökonomischen Gesellschaft. Der thurmreichen stattlichen Ansicht entspricht das Innere nicht; die mit hohen Mauern umgebene alterthümlich gebaute Stadt ist winkelig, die Straßen sind enge, die Häuser zum Theil schlecht. Doch hat sie sich in den letzten Jahren merklich verschönert, namentlich durch den Anbau neuer Straßen. Die merkwürdigsten Gebäude sind: der Dom mit den Statuen der alten Grafen von A., aus dem 9. Jahrhundert im römischen Basilikenstyl, die Kirche St. Maurice, aus dem 13. Jahrhundert im gothischen Style erbaut, das Rathhaus und das Schloß. Das letztere liegt malerisch auf einem hohen, sich aus dem Strom-

thale erhebenden Felsen, ist von Wällen, tiefen, aus dem Fels gehauenen Gräben und hohen Mauern umringt und nimmt einen großen Raum ein. 18 Thürme vertheidigten es sonst; nachdem aber mehre eingestürzt waren, wurden auch die übrigen bis zur Höhe der Mauer abgetragen. Dieses weitläufige Schloß war die geschichtlich merkwürdige Residenz der alten Herzöge von Anjou. Jetzt dient es theils als Gefängniß, theils als Pulvermagazin. Die polytechnische Lehranstalt ist die besteingerichtete in ganz Frankreich. Sie wird gegenwärtig von 500 Schülern besucht, und jedes französische Departement hat das Recht, 3 Schüler hinzuschicken, welche größtentheils auf Staatskosten unterhalten werden. Es finden sich hier eine große polytechnische Bibliothek (25,000 Bücher), eine naturhistorische Sammlung, ein Modellkabinet, ein botanischer Garten u. ein Theater. Das Museum zählt 600 Gemälde. Bei der Vorstadt Bresigny ist ein großer Schieferbruch, der an 3000 Arbeiter beschäftigt, in der Nähe Gesundbrunnen. Die Gewerbe A.' sind mannichfaltig und sehr bedeutend; besonders lebhaft ist die Fabrikation von Schuhen und Strümpfen, Kattun, Segeltuch, Leinwand, Seidenzeuchen, gedruckten Taschentüchern. Es gibt mehre Zuckerfabriken, Gerbereien rc. Der Handel ist ansehnlich, besonders mit Wein, Getreide, Branntwein, Essig, Senf und Baumwollwaaren. A. war einst die Hauptstadt der alten Andegaver, dann der Grafschaft Anjou, theilte mit dieser alle Schicksale und hatte bis zur Revolution eine von Ludwig IX. schon 1246 gestiftete berühmte Universität, sowie seit 1685 eine Akademie der schönen Wissenschaften mit den Privilegien der pariser Academie royale. In der Kirchengeschichte ist A. bekannt wegen der allgemeinen Kirchenversammlungen (Koncilien), die hier zur Verbesserung der Kirchenzucht und Aufrechterhaltung kirchlicher Rechte und Freiheiten in den Jahren 453, 1269, 1326, 1448, 1615, 1617 u. a. abgehalten wurden. A. ist Geburtsort des Historikers Bodin.

Angewandte Wissenschaften, überhaupt alle Wissenschaften, in sofern sie, nicht mehr bloße Theorie, als Mittel auf die Zwecke des Lebens bezogen werden; dann aber auch die theoretischen Vernunftwissenschaften, in denen die Thatsachen der historischen Erkenntniß aus den nothwendigen Gesetzen erklärt werden, z. B. Astronomie, Physik, Chemie, Anthropologie, Politik u. s. w. Sie sind den reinen Vernunftwissenschaften entgegengesetzt, in welchen die apodiktischen Gesetze für sich selbst aufgestellt werden, wie in der reinen Mathematik und reinen Philosophie. S. Wissenschaften.

Anghiera, Grafschaft (Comitatus Angleriae) des ehemaligen Herzogthums Mailand, an beiden Seiten des Lago maggiore. Der größere, westlich von jenem See gelegene Theil mit den Städten Arona, Omegea, Palanza, Domo d'Ossola u. a. kam durch den wormser Traktat 1743 an Sardinien, nur der kleinere, östlich mit Anghiera u. Sesto blieb bei Oesterreich. Das Ganze ist gebirgig, sehr fruchtbar, gut bevölkert, und reich an Naturschönheiten. Der gleichnamige Flecken im österreichischen Antheile der Grafschaft A., einst Hauptort derselben, am Lago maggiore, Arona gegenüber, hat 3500 Einwohner. Aus dem Geschlecht der Grafen von A. ist besonders Peter Martyr d'A. (Anglerius) als Staatsmann und historischer Schriftsteller berühmt geworden. Geboren 1455 zu Arona, machte er als Soldat in mailändischen und spanischen Diensten mehre Feldzüge mit, wurde später Geistlicher und Lehrer am madrider Hofe, von wo ihn Ferdinand der Katholische 1501 an den Sultan von Aegypten sandte. Im J. 1502 wurde er indischer Rath, bald darauf apostolischer Protonotar und 1505 Prior der Kirche zu Granada, wo er 1525 oder 1526 †. Seine Schrift: „De insulis nuper inventis et incolarum moribus" (Basel 1521—1533), ist vorzüglich für die Geschichte der von Columbus gemachten Entdeckungen wichtig.

Angiektasie, Gefäßausdehnung, Gefäßerweiterung, im Allgemeinen jede Vergrößerung eines Gefäßes über seinen normalen Durchmesser, im engeren Sinne nur die Erweiterung des Endzweiges irgend eines Gefäßes (Telangiektasie).

Angilberga, 1) Gemahlin Karls des Großen; — 2) die ränkesüchtige, geizige, grausame u. stolze Gemahlin Kaiser Ludwigs II., nach dessen Tode sie 851 von Karl dem Kahlen aus Italien verbannt, 852 aber auf Verwendung des Papstes Johann VIII. zurückgerufen wurde. Sie stiftete das Sixtuskloster zu Placenzia.

Angili, s. Angeln.

Angina, s. Bräune.

Angiographie, Beschreibung antiker und neuer, zu Maßen dienender Gefäße, auch die Beschreibung der Gefäße des thierischen Körpers.

Angiologie, Gefäßlehre, der Theil der Anatomie, welcher von den Gefäßen handelt, umfaßt die Arterien, Venen und lymphatischen Gefäße.

Angiorrhagie (Angiorrhöe), Blutfluß aus Gefäßen, s. Blutfluß.

Anglaise (engl. country-dance), ein in England beim Volke allgemein beliebter Tanz im $^2/_4$ oder $^6/_8$ Takt, heiter, rasch und streng markirt, gewöhnlich in einer Durtonart. Er besteht aus 2, 3 oder 4 Reprisen, deren jede 8 Takte hat und zweimal wiederholt wird. Die Tänzer stellen sich alle auf die linke, die Tänzerinnen auf die rechte Seite und bilden Kolonnen. Der Tanz besteht aus verschiedenen Touren (jetzt gewöhnlich 4, selten 6, ehedem mehre), welche denen der Ecossaise ähnlich sind. A. heißt auch ein alter Theatertanz, mit Reifen und Pas anglais aufgeführt. Man nennt auch so den Charaktertanz, den die französische Tanzkunst aus Zügen des englischen Nationaltanzes komponirt hat. Er wird gewöhnlich von einem einzelnen Tänzer in der Tracht eines Seeoffiziers, der eine Gerte auf mannichfache Weise hält und balancirt, getanzt. Die Tanzschritte sind zum $^2/_4$ Takt marschartig kurz und kräftig.

Anglerius, s. Anghiera.

Anglesea (Anglesey, das Mona des Tacitus, Anglorum insula), britische Insel und Grafschaft im irischen Meere, zum Fürstenthume Wales gehörig und von diesem nur durch die schmale Menai-Straße getrennt. Die Form der Insel ist ein Dreieck, sie ist ungefähr 6 □ Meilen

lang und 4 breit. Ihr Flächeninhalt beträgt 12³/₅ geographische □Meilen oder ungefähr 180,000 englische Morgen (Acres), mit 1 Stadt, 5 Marktflecken, 73 Kirchspielen und 51,000 Einwohnern. Die Oberfläche der Insel ist wellenhügelig und besteht meistens aus Alluvien, besonders einem feinen lehmigen Sand, der, gehörig angebaut, guten Ertrag gibt; in der Mitte erhebt sich der wegen seiner ehemals unermeßlich reichen Kupferminen berühmte Hügel Parys Mountain; höher ist der Mynyotny Tower, durch König Arthur und seine Ritter berühmt. Die Küsten, mit Felsen und Klippen umgeben, haben viele tiefe Buchten und gute Häfen, z. B. Beaumaris, Amlwich, Dremlyn u. a. Von den 12 kleinen Flüssen sind der Cefni, Alau, Trav und Lulas für Boote zugänglich. Das Klima ist mild, die Luft rein und gesund; nur im Herbste verursachen die häufigen Nebel Wechselfieber. Der an die Menaistraße anstoßende Theil der Insel hat einige Waldung; man brennt jedoch überall nur Torf und Steinkohlen, welche letztere bei Malterarth auf der Insel selbst gegraben werden. Die Ebenen und Thäler zeichnen sich durch Fruchtbarkeit aus. Eine bedeutende Menge Getreide wird dem ärmeren volkreichen Wales zugeführt. Auch sehr viel Hornvieh (jährlich gegen 25,000 Stück), eine Menge Schafe, Schweine, Fische und Seemuscheln gehen auf die englischen Märkte, jetzt auf der Eisenbahn meistens nach London. Der Haupterwerbszweig der Einwohner aber bleibt noch immer der Bergbau auf Kupfer, obschon er nicht mehr wie sonst dem Eigenthümer jährlich Millionen abwirft; geringer ist der auf Steinkohlen. Man gewinnt Schwefel, Alaun- und Kupfer-Vitriol. Die Verfertigung von wollenen Tüchern, Leinwand und Leder beschäftigt 5—600 Hände. Die Grafschaft ist in drei Cantefs und jedes Cantef in zwei Comots (cwmwds) eingetheilt. Die Hauptstadt ist Beaumaris. Westlich von A. und mit diesem durch eine Brücke verbunden, liegt das kleine Felseneiland Holyhead, von wo man nach Dublin überfährt. Um aber von Wales nach A. zu gelangen, mußten die Reisenden bisher den immer reißenden, zuweilen sehr stürmischen Menai mit großer Gefahr in Fähren überschiffen. Deshalb unternahm man 1819 das Riesenwerk, über diese Meerenge eine in Ketten hängende Brücke zu schlagen, welche hoch genug wäre, um die Schifffahrt nicht zu hindern. Es ward über 6 Jahre daran gearbeitet, und Ende Januars 1826 ward sie großartig vollendet. Sie ist zwischen den Endpfeilern, auf welchen die Ketten ruhen, 560 Fuß lang, hängt 100 Fuß über dem höchsten Wasserstande, u. hat bei einer Breite von 32 Fuß 2 Fahrwege u. 1 Fußweg in der Mitte. In den ältesten Zeiten hieß A. Mon, bei den Römern Mona und war ein Hauptsitz der Druiden, deren Kultus die Römer, 61 nach Chr., nach einem verzweifelten Widerstand der Priester und der Bevölkerung zerstörten. Der Aufstand der Boadicea vertrieb die Römer, die aber 76 wiederkehrten. Noch jetzt finden sich einige druidische Denkmäler. Der Sachse Egbert nahm im 9. Jahrhundert die Insel in Besitz, verlor sie aber an die Fürsten von Nordwales, deren Herrschersitz sie blieb, bis Eduard I. Wales für immer unterwarf. Unter Karl I. war A. der Schauplatz eines jener Kämpfe mit den Truppen des Parlaments. Früher war die Insel ein bedeutender Handelsplatz, doch sind ihre Buchten und Häfen jetzt verödet.

Anglesey, englische Peerschaft, von der Insel Anglesea od. Anglesey benannt. Der Erste, welcher diese Würde 1623 erhielt, war Christoph Villiers, Bruder des Herzogs Georg von Buckingham. Ihm folgte 1624 sein Sohn Karl, der 1659 ohne männliche Erben starb, worauf die Grafschaft 1661 unter Karl II. mit Arthur Baron Annesley von Newport-Pagnet an die Familie Annesley kam. Arthur von A., lange Zeit englischer Groß-Siegelbewahrer, auch Verfasser mehrer politischen Abhandlungen und einer Geschichte von Irland, † 1686, sein Sohn u. Nachfolger James 1690. Später wurden die Grafen von A. zu Marquis erhoben. Zuletzt führte diesen Titel Henry William Paget, Graf von Uxbridge, der älteste Sohn des Obersten Grafen von Uxbridge, geboren den 17. Mai 1768, ein ausgezeichneter Krieger und Staatsmann. In Oxford gebildet, trat er zu Anfange der französischen Revolution in das englische Heer, focht 1793 und 94 in Flandern, befehligte dann zu Ipswich ein Kavaleriecorps und ward General. Als Lord Paget und Anführer der britischen Reservekavalerie focht er seit 1808 auf der pyrenäischen Halbinsel; die umsichtige und muthvolle Deckung des zum Rückzuge genöthigten Generals Moore, der Sieg bei Bonavente, und die Gefangennehmung des Generals Lefebre Desnouettes, waren Thaten, welche seinen Namen bald durch ganz Europa trugen. Nach dem Tode seines Vaters erbte er den Titel eines Grafen von Uxbridge. Die Schlacht bei Waterloo 1815 erhöhte seinen Ruhm als Kavalerieoffizier, raubte ihm aber ein Bein. England belohnte seine Dienste bei der Rückkehr durch die Ernennung zum Marquis von A. und den einstimmigen Dank des Parlaments. Unter Canning war A. Chef der Artillerie und 1828 Vicekönig von Irland. Er zeigte sich dieser damals so schwierigen Stellung vollkommen gewachsen. Seine frühere Abneigung gegen die Emancipation der Katholiken wich dem Anblicke des Elendes, worin die Iren schmachteten, und die Sache der Menschheit höher achtend, als kleinliches Parteiinteresse war er ein kräftiger Vertreter des unterdrückten Volkes bei der Regierung, während er im Lande selbst den Parteihaß zu besänftigen und den Gesetzen Gehorsam zu verschaffen wußte. Der herzlose Toryismus Wellingtons, dem A.'s Bestrebungen nicht zusagen konnten, rief ihn 1829 zurück, aber schon 1831 mußte er unter Grey's Ministerium die Verwaltung Irlands wieder übernehmen, da unterdessen die falsche Politik der Torys alle Verhältnisse in die unglücklichste Verwirrung gebracht hatte und der Haß der Katholiken und Oranienmänner in offenen Kampf auszubrechen drohte. Es gehörte A.'s Entschiedenheit und Redlichkeit dazu, das heranziehende Ungewitter zu beschwören. Im Jahre 1833 wurde er durch den Marquis von Normanby ersetzt, ihm folgte die Hochachtung aller Parteien und die Liebe des Volks in den Privatstand nach. Gegen Ende 1842 ward er an Lord Hills Stelle Oberst und Chef der reitenden Grenadiergarde und des königl. Artillerieregiments und † den 27. April 1854 als Feldmarschall, Generalfeldzeugmeister, Kämmerer und Kanzler von Nord-

wales, Viceadmiral der Küste von Nordwales, Lordlieutenant von Straffordshire ꝛc.

Anglikanische Kirche (hohe Kirche, high church, bischöfliche oder Episkopalkirche), Name der in England und Irland herrschenden Landeskirche. Seit Heinrich II. (1154—1189) und seiner Fehde mit der Hierarchie herrschten päpstliche Legaten über die Kirche Englands, und kaum gab es wohl ein anderes Land Europa's, wo die Macht Roms unumschränkter, die Geistlichkeit reicher und der Katholicismus fester begründet gewesen wäre, als dort. Vergebens waren daher die freisinnigen und von einer mächtigen Partei unterstützten Bestrebungen Wicliffe's, und selbst die ganz Europa erschütternde Reformation suchte umsonst den Weg nach Britanniens wohl verwahrten Küsten, da gerade in dieser Zeit hier ein leidenschaftlicher, launenvoller, eitler und despotischer Monarch seinen Ruhm in der Vertheidigung des römischen Katholicismus fand, dafür vom Papste mit dem Titel: „Beschützer des Glaubens" beehrt wurde und aus Haß gegen Luther dessen Schriften und Anhänger verbrennen ließ. So schien das Band zwischen Rom und England fester als je geknüpft zu seyn, als plötzlich die Leidenschaftlichkeit Heinrichs VIII. dasselbe für immer zerriß. Ueberdrüssig seiner gealterten und kränklichen Gemahlin, Katharina von Aragonien, wünschte sich der genußsüchtige König von ihr zu trennen, um sich mit einem Hoffräulein, der stolzen, reizenden Anna Boleyn, vermählen zu können. Vergebens suchte er heuchlerisch seine Zweifel an der Rechtmäßigkeit der Ehe mit Katharina, die seines Bruders Wittwe war, geltend zu machen; Papst Klemens VII konnte sich nicht entschließen, die vor 12 Jahren geschlossene und für zulässig erklärte Heirath des Königs jetzt für ungültig zu erklären, um so weniger, da Katharina eine Tante des Kaisers war, mit dem er sich wieder ausgesöhnt hatte. Ein Theolog, Thomas Cranmer, gab hierauf Heinrich den Rath, von den Universitäten sich Gutachten über die Gültigkeit seiner Ehe geben zu lassen. Die meisten lauteten gegen dieselbe. Hierauf erklärte Heinrich seine erste Ehe für gelöst, ließ sich 1532 Anna von Boleyn antrauen, und durch Cranmer, den er indeß für jenen guten Rath mit dem Erzbisthume von Canterbury belohnt hatte, den Scheidungsprozeß von Neuem einleiten, und das aus den Kreaturen des Despoten eingesetzte Gericht erklärte die Ehe mit Katharina für nichtig. So war der Bruch Heinrichs mit dem Papste entschieden; denn 1534 wurde zu Rom der Bann über den Monarchen ausgesprochen und die Ehe mit Anna verworfen. Dessen ungeachtet blieb Heinrich VIII. streng katholisch gesinnt und es würde wohl kaum zur Reformation in England gekommen seyn, wenn nicht die neue Königin und mehre hohe Staatsbeamten, wie Cranmer, der sich mit einem deutschen Mädchen heimlich vermählte, und der Staatssekretär Cromwell dieselbe begünstigt und die Einführung des neuen Kirchenthums eingeleitet hätten. Alle diejenigen Gründe, die anderwärts zur Reformation trieben, fanden auch in England Statt. Im Jahre 1529 erhoben sich im Unterhause laute Klagen über die Sitten der Geistlichen, über Bußen und Steuern, über Häufung der Pfründen in einer Hand ꝛc. Als Vorschläge zur Verbesserung dem Oberhause vorgelegt wurden, widersetzten sich die Bischöfe lebhaft, zumal Fisher von Rochester, welcher den Mitgliedern des Unterhauses Feindschaft gegen die Kirche und Unglauben vorwarf. Eben dieser Bischof und der Kanzler Thomas Morus verfuhren grausam gegen die Protestanten, deren mehre des Landes verwiesen, mehre verbrannt wurden. Während des Scheidungsprozesses entwarf das Parlament ein Gesetz, welches alle Berufungen an den Papst verbot und die Annaten und Erstlingszehnten dem Könige zuwies. Da die Geistlichkeit sah, daß ihr noch Schlimmeres drohe, suchte sie durch sklavische Unterwürfigkeit die Gunst des Königs sich zu bewahren. Die sogenannte Konvokation, eine Art von kirchlichem Parlamente, fürchtete, es möchte die ihr nach dem Herkommen zustehende gesetzgebende Gewalt ebenfalls angefochten werden; das Oberhaus der Konvokation kam daher freiwillig mit der Erklärung entgegen, es wolle künftig keine Gesetze ohne königliche Zustimmung erlassen, und das geistliche Unterhaus protestirte vergeblich dagegen. Das Reichsparlament aber verwarf, noch ehe die Nachricht von dem über Heinrich ausgesprochenen Bann in England bekannt wurde, Ablaß und Dispensationen, beschränkte die geistliche Gerichtsbarkeit und legte die Bischofswahlen und letzte Entscheidung kirchlicher Streitigkeiten in Heinrichs Hände. Die anfänglich sich sträubende Konvokation mußte, bloß mit der Klausel, so weit Christi Wort es gestatte, des Königs Oberhoheit anerkennen, und kaufte die weitere Beschränkung des Klerus einstweilen mit 180,000 Pfd. Sterl. ab. Allein im Februar 1535 erklärte das Parlament, von Heinrich dazu aufgefordert, unumwunden, ihn u. seine Erben für die höchsten Häupter der englischen Kirche auf Erden, denen auch alle hiermit zusammenhängenden Einnahmen, Würden und Rechte gebührten. Da die Klöster den Reformationsversuchen am Meisten abgeneigt sich erwiesen, so ordnete Heinrich, als sollte das Mönchswesen nur verbessert, nicht abgeschafft werden, eine allgemeine Visitation an, hörte durch die Kommissäre von großer Unordnung und Ausgelassenheit, welche vornehmlich in den kleinern Klöstern herrschte, und hob auf diesen Vorwand hin 1536 kraft Parlamentsbeschlusses zuerst alle diejenigen auf, deren Jahreseinnahme unter 200 Pfd. Sterling betrug. Schon 1537, da man in Nordengland ausgebrochene Unruhen bettelnd herumziehenden Mönchen Schuld gab, kam es jedoch auch an die reicheren Abteien. Ein Parlamentsbeschluß vom Mai 1540 erklärte endlich alle übrigen 645 Klöster, 90 Kollegienhäuser, 2374 Stifte und Kapellen und 110 Hospitäler für aufgehoben und ihre Güter für Kroneigenthum. Kein sittliches oder dogmatisches Interesse, sondern die Aussicht der Bischöfe, bei der Losreißung von Rom an Spielraum zu gewinnen, die Zuversicht des Adels, daß ihm ein schöner Theil der Beute nicht entgehen werde, vor Allem aber des Königs Habgier wirkten als Hebel bei dieser Umwälzung. Daher trug sie auch durchaus den Stempel der Willkür. Die wenigsten Mönche und Nonnen erhielten ein nothdürftiges Jahrgeld

Kirchen, Kunstwerke, Handschriften und Bücher, zumal wenn das Zeichen des Kreuzes darin stand, wurden verbrannt, zerschlagen oder verschleudert, und statt daß Heinrich durch kluge Verwaltung der enormen Summe, welche das eingezogene Kirchengut abwarf, der reichste Fürst Europa's geworden wäre, verschenkte er das Meiste an Lieblinge und brachte das Uebrige so planlos durch, daß er weniger Vortheil von dem Besitze des Kirchengutes, als vorher von der Besteuerung desselben hatte. Auf die dogmatischen Fragen der deutschen Reformation ging man schon deswegen nicht ein, weil von Heinrichs Behauptungen in seiner Schrift gegen Luther nichts zurückgenommen werden durfte. Mit großer Mühe brachte es Cranmer dahin, daß eine verbesserte Bibelübersetzung gedruckt, im Predigtwesen Einiges geändert, dieser und jener Irrthum über Ablaß oder Erlösung aus dem Fegefeuer berichtigt wurde; allein man kam nicht weiter, als zu einer bunten Mischung des Alten und Neuen. Ueber den londoner Schulmeister Lambert, der die leibliche Gegenwart Christi im heiligen Abendmahle leugnete, hielt der Monarch selbst Gericht u. ließ ihn in langsam geschürtem Feuer verbrennen. Endlich stellte Heinrich in einem Anfall despotischer Laune eine unüberschreitbare Glaubensnorm auf, und das feige Parlament von 1539 genehmigte die berüchtigten 6 Artikel: daß, wer Christi leibliche Gegenwart leugne, verbrannt, wer Laien den Kelch gestatte, Keuschheitsgelübde nicht für ewig verpflichtend halte, Privatmessen, Ohrenbeichte und Cölibat anfechte, eingekerkert, seiner Güter beraubt und als Hartnäckiger oder Rückfälliger ebenfalls hingerichtet werden solle. Sogar ein Gebetbuch ließ Heinrich mit dem Befehle drucken, daß nicht nur öffentlich, sondern auch in Stuben und Kammern kein anderes, als das vorgeschriebene gebraucht werden dürfe. Emsige Kundschafter füllten die Gefängnisse mit vermeinten Ketzern; jede boshafte Anklage entschied, und ohne Unterschied wurden Katholiken und Protestanten geköpft, gehängt, geviertheilt und verbrannt. Waren doch 1535 sogar der gewesene Kanzler Morus und Heinrichs Lehrer, der 70jährige Bischof Fisher, weil sie weder den Supremat oder die Oberhoheit des Königs über die Kirche, noch die Nichtigkeit seiner ersten Ehe beschwören wollten, ohne Gnade verurtheilt und enthauptet worden. Obwohl auf diese Weise die englische Kirche aus dem Verhältnisse der Abhängigkeit zu Rom herausgetreten war und durch die vorgenommenen Veränderungen sowohl eine selbstständige als eigenthümliche Stellung bereits erhalten hatte, so blieb sie doch, ihrem eigentlichen Wesen nach, so lange der Despot lebte, ächt katholisch, nur äußerlich, nicht innerlich dem Papstthume entfremdet, und in keiner Art den neu entstandenen protestantischen Kirchen des Festlandes ebenbürtig. Erst unter Heinrichs Nachfolger, Eduard I. (seit 1547) oder vielmehr unter der Regentschaft des Herzogs von Somerset wurde die eigentliche Reformation im Kultus und im Glauben eingeführt: das Gesetz der 6 Artikel wurde aufgehoben, das Abendmahl unter beiderlei Gestalt und die Priesterehe erlaubt, die Liturgie geändert, ein von Cranmer verfaßtes Homilienbuch als Leitfaden für protestantische Prediger empfohlen und durch zweckmäßige Kirchenvisitationen Gutes gewirkt. Um die neue Schöpfung auch in der Folge vor Gefahren zu sichern, überredete man den jungen, schwachen König, dessen baldiger Tod vorauszusehen war, seine Schwester Maria, die Tochter Katharina's von Aragonien, weil sie eifrig katholisch war, von der Thronfolge auszuschließen, und diese einer jungen, liebenswürdigen Verwandtin, Johanna Gray, zuzusichern. Es geschah; indessen bestieg Maria nach des Königs Tode, 1553, den Thron ohne Widerspruch. Sogleich berief diese Fürstin alle Bischöfe, welche als eifrige Verfechter des Katholicismus galten, zur Unterdrückung der Protestanten, brachte das wankelmüthige, an knechtische Ergebenheit gewöhnte Parlament dahin, alle die Reformation begründenden Gesetze Eduards zu vernichten, verbot nach Auflösung des Parlaments aus eigener Macht die Priesterehe, führte die Messe wieder ein und nöthigte über 1000 verheirathete Geistliche mit Weibern und Kindern zur Auswanderung. Cranmer, standhaft und kühn, erklärte sich mündlich und schriftlich gegen Schritte, die sein Werk zerstörten. Er wurde deshalb 1553 ins Gefängniß geworfen und gefoltert. Nach dreijähriger Qual zum Widerruf bewogen, ermannte er sich doch wieder, bekräftigte sein früheres Bekenntniß und stieg den 21. März 1556 mit standhaftem Muthe auf den Scheiterhaufen. Grausamer noch verfolgte Maria die Unterdrückung der neuen Kirche seit ihrer Vermählung mit Philipp II. von Spanien 1554. Der nach Italien geflüchtete Kardinal Pole kam als Legat zurück, und beide Häuser mußten der Königin und ihrem Gemahle eine demüthige Bittschrift überreichen, worin um die Vermittelung beider Majestäten bei dem Papste und um Wiederaufnahme in den Schooß der alleinseligmachenden Kirche durch denselben nachgesucht wurde. Nachdem dies geschehen, wurden Klöster hergestellt und die der alten Lehre Widerstrebenden durch Kundschafter aufgespürt und hingerichtet. Nach einer beglaubigten Angabe sind unter Maria's Regierung des Glaubens wegen 4 Bischöfe, 20 Geistliche, 8 Edle, 84 Bürger, 100 Landleute, 55 Weiber und 4 Kinder verbrannt worden. Maria erlag ihren Skrupeln und dem Hasse ihres Volkes 1558. Ihr folgte Heinrichs, mit Anna Boleyn erzeugte Tochter Elisabeth, die, nach dem Spruche der römischen Kirche unehelich geboren, unter Cranmers Leitung in den Grundsätzen der Reformation erzogen worden war. Unter der langen, strengen, aber beglückenden Regierung (bis 1603) der jungfräulichen Königin wurden, dem allgemeinen Wunsche des Volkes gemäß, die jetzigen kirchlichen Verhältnisse Englands mit weiser Mäßigung herbeigeführt. Das erste von ihr berufene Parlament erneuerte mittelst des Supremat-Eides die unbedingte Hoheit der Krone über die Kirche, folglich auch die Trennung von Rom. Um die Kirche zu beaufsichtigen und im Zaume zu halten, errichtete Elisabeth den Court of high commission, einen hohen, mit inquisitorischer Vollmacht ausgerüsteten Gerichtshof. Zunächst hatte sie nur den Gegensatz zwischen Katholiken und Anhängern der cranmerschen Reformation im Auge und schlug dann einen Mittelweg ein, welcher ihr nicht nur

durch den Wunsch, die Parteien einander näher zu bringen und zu verschmelzen, sondern auch durch Liebe zur Pracht und durch das Andenken an ihren Vater empfohlen wurde. Während sie nämlich in der Lehre die protestantischen Grundsätze Cranmers bestätigte, behielt sie vom Katholicismus einen Theil des äußeren Gerüstes, den Glanz der Ceremonien und besonders das Kirchenregiment durch Bischöfe bei, weshalb die von ihr begründete Kirche den Namen der bischöflichen, der Episkopal- oder Hochkirche bekam. Bald aber wurde klar, daß man nicht bloß mit zwei Parteien zu thun habe: die früher um ihres Glaubenswillen nach der republikanischen u. protestantischen Schweiz 2c. vertriebenen und jetzt zurückgekehrten Engländer hatten Grundsätze eingesogen, die eben so sehr mit denen der cranmerschen Reformation, als mit dem Katholicismus im Widerspruche standen. Man müsse, meinten sie, nicht auf halbem Wege stehen bleiben, sondern die volle, reine Reformation einführen, alle überflüssigen Ceremonien, so wie die Gewalt der Bischöfe abschaffen und die kirchliche Gesetzgebung ausschließlich den Gemeinden und Synoden, die Verwaltung den Presbyterien zuweisen. Je mehr diese sogenannten Puritaner oder Presbyterianer sich geltend zu machen drohten, desto mehr arbeitete Elisabeth auf eine bestimmte Feststellung der Glaubensform hin. Daher die sogenannte Uniformitätsakte, daher endlich das Symbol der 39 Artikel, welches den 31. Januar 1563 beide Häuser der Konvokation als Grundgesetz der Hochkirche annahmen, das Parlament aber 1571 bestätigte. Da die Puritaner ihren Widerwillen gegen dasselbe offen zu erkennen gaben, so forderte die hohe Kommission Alle, die statt des vorgeschriebenen Gottesdienstes abgesonderte Konventikel besuchten, zur Verantwortung, strafte sie um Geld, warf die Häupter ins Gefängniß oder entsetzte sie ihrer Aemter. Hierdurch machte man die Sache nur schlimmer. Je härter die Verfolgung der Nichtepiskopalen war, die, bald in viele Sekten getheilt, den gemeinschaftlichen Namen der Dissenters oder Nonkonformisten erhielten, desto größer wurde ihre Zahl, desto hartnäckiger ihr Widerstand, der sich auch auf die Regierung als die Beschützerin der Kirche ausdehnte und in der Folge Zerrüttung und blutige Kämpfe der Parteien herbeiführte. Auch in Irland wurde die a. K., trotz des Widerwillens des Volkes, unter Elisabeth eingeführt; das Gewaltwerk vollendete hier Jakob I. mit rücksichtsloser Strenge. Den Schotten suchte dieser König ebenfalls Bischöfe und eine hochkirchliche Liturgie aufzudringen; als jedoch sein Sohn Karl I. mit sichtbarer Hinneigung zum Katholicismus despotische Maßregeln ergriff, die Glaubensfreiheit auszutilgen, so brach die Flamme der Empörung aus und nöthigte den König zu schimpflichen Zugeständnissen. Hiermit war auch für England die Losung zum Widerstande für die in kirchlicher und politischer Hinsicht mit der Regierung Unzufriedenen gegeben.

Im Laufe der folgenden für Karl verderblichen Ereignisse erklärte das aus Puritanern und Independenten zusammengesetzte Unterhaus des „langen Parlaments" 1643 die bischöfliche Verfassung für aufgehoben und die schottische Konvenantsakte für gültig. Alle Geistliche sollten den Eid auf letztere leisten; gegen 1600, die sich weigerten, wurden entsetzt und verjagt. Dennoch verhinderte später der hartnäckige Widerstand der alles gemeinsame Kirchenregiment verwerfenden Independenten die parlamentarische Bestätigung des presbyterianischen Systems. In diesem zwiespaltigen Zustande blieb die englische Kirche bis zu Karl II., der, um zugleich die republikanische Partei zu unterdrücken, die Wiederherstellung des Episkopalsystems bald nach seinem Regierungsantritte begann. Zuerst bedachte er angesehene und gemäßigte Geistliche der Presbyterianer mit Bisthümern und reichen Pfründen, sodann beschränkte er zur Beschwichtigung der Antiepiskopalen die Gewalt der neuen Bischöfe durch die Verfügung, daß die Kapitel und eine bestimmte Anzahl von Presbytern aus jedem Kirchsprengel in kirchlichen Angelegenheiten zu Rathe gezogen werden sollten. Später wurde eine Kommission von 12 presbyterianischen und 12 bischöflichen Geistlichen niedergesetzt, um beide Parteien hinsichtlich der Kirchengebete und Ceremonien zu vereinigen. Allein dieselbe ging in Zank und Streit auseinander und die hierauf neu einberufene Konvokation entwarf, nach Aenderung einiger Punkte im Gebetbuche und den Ceremonien, folgende Uniformitätsakte: „Das neurevidirte Kirchengebetbuch muß beim öffentlichen Gottesdienste gebraucht werden. Jedes angestellte Mitglied des Klerus ist verpflichtet, in einer gewissen Zeitfrist jene Gebete abzulesen und am Schlusse derselben zu allem darin Enthaltenem seine ungeheuchelte Bei- und Zustimmung zu bekennen". Diese den 19. Mai 1662 eingebrachte sogenannte Konvokations-Bill wurde aufgenommen und bestätigt. Die Bischöfe traten dadurch in ihre alte Stellung und nahmen auch ihre Parlamentssitze wieder ein. Karl wünschte hierauf die Lage der Katholiken zu verbessern, welchen er Dank schuldig war, und zu denen er sich immer merklicher hinneigte. Er suchte unter der Hand den Vollzug der Uniformitätsakte zu hintertreiben, stieß aber bei Bischöfen und Richtern auf festen Widerspruch. Hierdurch nicht abgeschreckt, legte er dem Parlament eine Deklaration vor, daß er den Dissenters und Katholiken Duldung gewähren wolle; dies sey seine Pflicht, denn er habe in Breda ausdrücklich Gewissensfreiheit versprochen. Beide Häuser verwarfen hierauf die königliche Deklaration; mehr als 2000 presbyterianische Priester legten nun ihre Stellen nieder, weil sie sich der Uniformitätsakte nicht fügen wollten. Parlament und Episkopalkirche im Bunde entwickelten um so größere Härte, je mehr Karl in den Verdacht papistischer Neigungen kam. Im Mai 1664 ging eine Bill durch, die alle Konventikel für aufrührerisch erklärte. Ferner gebot die berüchtigte „Fünfmeilenakte" den Geistlichen der Dissenters, sich 5 Meilen von jedem Orte entfernt zu halten, wo irgend ein Geistlicher der Episkopalkirche lebe oder auch nur gepredigt habe. Am härtesten verfuhr man gegen die seitdem entstandenen Quäker, deren in den 2 ersten Jahren nach Karls Thronbesteigung etwa 3000 eingekerkert, gegen 1500 ihrer Güter beraubt und zur Flucht genöthigt wurden. In Schottland, das Karl wieder zur

Würde eines unabhängigen Königreichs erhoben hatte, wurden auf Middletons Vorschlag 1661 die Beschlüsse sämmtlicher, seit 28 Jahren gehaltenen schottischen Parlamente für nichtig erklärt, und kaum war hierdurch die presbyterianische Kirche jeder gesetzlichen Stütze beraubt, so stellte Middleton, der dies dem Könige als Wunsch der ganzen Nation vorspiegelte, auch in diesem Lande das Episkopat her und gab den Bischöfen Sitze im schottischen Parlament. Graf Argyle, das weltliche Haupt der schottischen Kirche, wurde mit Andern festgenommen und enthauptet. Auch in Irland begann die Restauration mit Erneuerung des Episkopats. Protestantische Soldaten und Abenteurer aus England hatten sich bei der Katholikenverfolgung in Besitz katholischer Güter gesetzt; sie wurden darin bestätigt. So war mit dem Siege des Royalismus die Herrschaft der Hochkirche von Neuem in den drei Reichen begründet worden; nur Schottland entzog sich derselben wieder 1689 und erkannte Wilhelm III. und seine Gemahlin nicht eher an, als bis die presbyterianische Kirche daselbst für die herrschende erklärt und dadurch die Macht der Episkopalen für immer gebrochen war. In England und Irland dagegen befestigte sich die bischöfliche Kirche immer mehr und suchte durch gesteigerte Härte und Unduldsamkeit gegen Dissenters und Katholiken ihr Bestehen zu sichern. Nachdem die Duldungsakte Karls II. zu Gunsten der Andersgläubigen hatte 1673 zurückgenommen werden müssen, sann das Parlament auf Bürgschaft, daß ein Nichtepiskopaler nie zu öffentlichen Aemtern gelangen könne. Am 28. Februar 1673 faßte das Unterhaus den Beschluß: Wer sich fortan weigern werde, den Treu- und Suprematseid zu leisten und das Sakrament des heiligen Abendmahles nach dem Ritus der englischen Kirche zu nehmen, solle unfähig seyn, eine Civil- oder Militärstelle im Reiche zu begleiten; bereits Angestellte sollten ebenfalls schwören und als Zeugniß ihrer Rechtgläubigkeit das heilige Abendmahl nehmen, wo nicht, so hätten sie mit 500 Pfd. zu büßen, und verlören außerdem ihre Aemter und den Schutz der Gerichte.

Vergebens suchte Jakob II. diesen unter dem Namen der Testakte bekannten enormen Beschluß, so wie andere Strafgesetze gegen Katholiken und Dissenters, zu entkräften; seine Toleranzdeklaration verstummte unter dem Widerspruche der Bischöfe und des Volkes und trug nicht wenig zu seinem nachherigen Verderben bei. Fast eben so erfolglos strebte Wilhelm III., die protestantischen Dissenters den übrigen Bürgern gleich zu stellen; nur so viel gelang ihm, daß den 3. Juni 1689 die seit Elisabeth wider sie gegebenen Strafgesetze hinsichtlich der Theilnahme an einem außergesetzlichen Ritus durch beide Häuser zurückgenommen wurden. In Ansehung der Katholiken aber blieb es, kleine Erleichterungen unter Georg III. 1780 abgerechnet, stets beim Alten. Erst seit 1790 erhielten die Anhänger der katholischen Kirche in Irland, aber nicht in England, das Recht, wieder an der Parlamentswahl theilzunehmen und niedere Aemter zu bekleiden. Unserer Zeit, der wachsenden Bildung und der Macht der öffentlichen Meinung war es vorbehalten, das feste Gebäude der Intoleranz vollends nieder zu reißen. Es erfolgte 1828 die Aufhebung der Test- und Korporationsakte, so daß von jener Zeit an alle nichtkatholischen Dissenters in den Staatsdienst und ins Parlament vorrücken konnten. Die letzten Trümmer fielen im folgenden Jahre. Auch die katholischen Briten erlangten, trotz des heftigen Widerspruchs der Hochtorys und der Episkopal-Priester, 1829 die Emancipationsbill, u. mit ihr die 200 Jahre lang verweigerten Menschen- und Staatsbürgerrechte. Massenhafte Abfälle zum Katholicismus (s. Puseyismus) folgten diesem Zugeständniß. Immer aber lastete das Episkopalsystem noch drückend auf dem Volke, vorzüglich durch den Zehnten, welchen Jeder, Konformist oder Nichtkonformist, von allen Landesprodukten an die Geistlichkeit entrichten mußte. Am schwersten fühlte es Irland; einmal wegen der großen Armuth irischer Kleinpächter und Afterpächter und dann weil sie den Zehnten nicht für Geistliche ihres Glaubens, sondern für die der Hochkirche entrichteten. Oft wurden aus katholischen Beiträgen prachtvolle protestantische Kirchen aufgebaut, einzig deswegen, weil 8 bis 10 Gemeindeglieder Protestanten waren, während Tausende von Katholiken kaum eine elende Kapelle hatten, für welche der Staat, oder der protestantische Gutsherr keinen Pfennig steuerte. Bittrer Mangel, empörende Zurücksetzung drückte fort und fort auf die katholischen Iren und nur die wenigen Reichen ernteten Früchte von der Reformationsbill. Wie nun keine Hülfe erschien, wie die Pachtgelder immer höher geschraubt wurden und durch andere Abgaben vollends bis ins Unerträgliche anwuchsen, da schlossen sie Vereine, den Zehnten nicht mehr abzuliefern, auf Vieh, das deshalb gepfändet wurde, kein Gebot zu legen, dem protestantischen Priester, welcher das Thier behielt, keine Arbeit zu thun, nöthigenfalls auch Gewalt zu brauchen; und so ereigneten sich dann während eines Jahres bloß in der Grafschaft Leinster 163 Mordthaten an Protestanten, 387 Räubereien, 1823 Einbrüche, 194 Brandstiftungen. Das ganze Land drohte sich aufzulösen in Elend und Verruchtheit, damit protestantische Vornehme und Priester schwelgen könnten. Kaum war daher die Reformbill 1832 durchgegangen und das Parlament aus freisinnigen Männern der Nation zusammengesetzt worden, so entflammte O'Connel das irische Volk zur Abschüttelung des Zehntendrucks. Noch das alte Parlament mußte im Sommer 1832 beschließen, daß sämmtliche Zehnten nach 7jährigem Durchschnitte in eine fixe Abgabe zu verwandeln, Hebung und Zahlung derselben aber dem Grundeigenthümer anzuweisen seyen. Den 30. Juli 1833 genehmigte das Oberhaus eine irische Kirchen-Reform-Bill; die Zahl der protestantischen Bischöfe ward von 22 auf 10 herabgesetzt; man gibt die Kirchenländereien, damit sie besser angebaut werden, jetzt in Erbpacht und zieht von den Einkünften der Bisthümer und Pfründen nach Verhältniß 5 — 15 Procent ab; das hierdurch Gewonnene wird für Kirchenbauten angewendet und somit fällt die den Katholiken lästige Kirchensteuer weg. Auch in England wurden 1836 die Zehnten in fixe Renten umgewandelt, die Einkünfte der Bischöfe gleicher ver-

theilt und gegen Pfründhäufung und Abwesenheit der Geistlichen einige Vorkehrungen getroffen. Vieles bleibt zwar in dieser und mancher andern Beziehung noch zu wünschen und zu thun übrig, aber der Kampf des Alten und Neuen dauert immer fort, und es scheint, als wenn die Hochkirche, welche jedes Jahr mehr Terrain verliert, sich überlebt habe und nur mittelst durchgreifender Reform zu retten sey. Schritt vor Schritt werden die Mißbräuche enger eingegrenzt und immer mächtiger tritt die öffentliche Meinung den Bischöfen entgegen, obwohl diese, mit der Aristokratie auf das Innigste verbunden, sich auf den Eid der Krone für die Unverletzbarkeit der Kirche berufen, zäh an den Reichthümern und der Macht ihrer Kirche festhalten, die Errichtung einer Oberschulbehörde verhindern, die Gründung allgemeiner, auf Duldsamkeit berechneter Volksschulen weigern, und so fortfahren, jeden Pfennig und jeden Fußbreit ihres Besitzes hartnäckig zu vertheidigen. Ein 1846 in England gebildeter „evangelischer Bund" (evangelical alliance), der sich selbst auf Deutschland übertrug, sollte alle protestantischen Kräfte koncentriren; dennoch macht der Katholicismus täglich mehr Fortschritte und der Papst hat 1850 sogar einen Kardinalbischof für die englisch-katholische Kirche eingesetzt.

Wir wenden uns nach dieser geschichtlichen Schilderung der Entstehung, Ausbildung, der Kämpfe und äußern Schicksale der a. n. K. zur Darstellung ihrer innern Verhältnisse.

Der König ist das Haupt dieser Kirche und besitzt alle Rechte, welche ehemals dem Papste zukamen. Er beruft und entläßt Synoden, bestätigt und vollzieht kirchliche Gesetze, ertheilt die Erlaubniß, einen Bischof zu wählen, bestätigt die Wahl, fordert dem Gewählten den Eid der Treue ab, erhebt die Annaten nach jeder Vokatur und jährlich den Erstlingszehnten von allen Beneficien, ist oberster Patron, genießt die Einkünfte erledigter Bisthümer, und kann alle kirchlichen Personen wegen Störung des Friedens oder Verletzung der königlichen Würde vor den Civilrichter fordern. Auch hat er das Recht, Appellationen anzunehmen, von den Gesetzen zu dispensiren, Bischöfe zu versetzen und die Grenzen einer jeden Diöcese zu erweitern oder zu verengern. Diese, durch einen besonderen, neuerdings erst mit der Emancipationsakte abgeschafften Eid von allen Staatsdienern beschworne Suprematie des Königs in kirchlichen Angelegenheiten ist unverletzlich, wie die Person des Königs selbst, und nur durch das Wort Gottes, so wie durch die Gesetze und Gewohnheiten des Reichs beschränkt. Dessen ungeachtet besitzt die höhere englische Geistlichkeit große Privilegien und bildet eine Hierarchie, wie sie nur je unter dem Papstthume bestanden hat. An der Spitze derselben stehen die Bischöfe, deren es in England 27, in Irland jetzt 10 gibt. Ihre Häupter sind die Erzbischöfe von Canterbury, York und Dublin; der erste ist Primas von ganz England und erstes Parlamentsmitglied, hat den Rang nach den königlichen Prinzen und krönt den König; die beiden andern führen ebenfalls den Titel Primas, ersterer von England im engeren Sinne, letzterer von Irland. Sämmtliche Erzbischöfe gehen im Range den Herzögen vor und haben außer ihrer bischöflichen Diöcese auch eine kirchliche Provinz, deren Bischöfe unter ihnen, als ihren Metropoliten, stehen und von ihnen bestätigt und geweiht werden. Auch steht den Erzbischöfen das Recht zu, auf den Konvokationen oder Provinzialsynoden zu präsidiren und das Entscheidungs-Votum abzugeben. Sie dürfen jederzeit ohne Vorfrage in ihrer Provinz visitiren und in allen Fällen, in welchen die römische Kurie zu dispensiren pflegt, üben sie auch das Dispensationsrecht. Die Bischöfe sitzen als Pairs des Reichs im Oberhause. In ihrer amtlichen Stellung sind sie den katholischen Bischöfen gleich, sie verrichten die Ordination der Geistlichen und die Konfirmation der Kinder (oft mehrer tausende auf einmal) und sollen wenigstens alle 3 Jahre ihren Sprengel bereisen. Ihnen zur Seite steht in jeder Diöcese ein Kapitel (Chapter), das in der Regel mit des Königs Erlaubniß den Bischof selbst wählt, sonst aber seinen Rath bildet, einen Dekan an der Spitze hat und sich gewöhnlich selbst ergänzt. Die Stellvertreter der Bischöfe sind die Archidiakonen (Archdeacons), welche in bestimmten Sprengeln der Diöcese oder Archidiakonaten alle bischöflichen Amtsverrichtungen besorgen und wenigstens alle Jahre die ihnen zugewiesenen Kirchen untersuchen, so wie sie auch auf die Kirchengüter achten sollen. In 27 Diöcesen Englands bestehen 58 solcher Archidiakonate. Die sonst in den Bisthümern bestandenen Landdekanate zur Ueberwachung der Amtsführung der Pfarrer und des Gottesdienstes, sind theils ganz eingegangen, theils bloße Titel geworden.

Die bisher genannten Geistlichen gehören sämmtlich zu dem höheren Klerus; den niederen bilden die Parsons oder Pfarrer, welche in Rektoren und Vikars zerfallen, wozu noch die Kuraten kommen. Die ersteren, ungefähr 6160 an der Zahl, sind meist reich besoldet, verzehren aber ihr großes Einkommen, oft mehre tausend Pfund, gewöhnlich außerhalb ihrer Gemeinde, während sie die Verwaltung des Amtes einem privatim angestellten und besoldeten Kuraten überlassen. Die Stellung des Vikars ist gar eigenthümlicher Art. Schon lange vor der Reformation hatte man nämlich viele Pfarreien den Klöstern zugewiesen. Diese bezogen alle Einnahmen und stellten zur Verwaltung des Gottesdienstes bloße Stellvertreter oder Vikars auf. Als Heinrich VIII. die Klöster aufhob, gingen die Rechte der darin gewesenen Geistlichen auf ihn und von ihm allmählig an geistliche Korporationen oder an Eigenthümer weltlichen Standes über, unter denselben Bedingungen, wie sie von den Mönchen besessen worden waren. Daher kommt es, daß es noch jetzt gegen 4000 Pfarreien in England gibt, die gar keine eigentlichen Pfarrer haben, sondern von ihren Besitzern nur als fette Pfründen benutzt und durch Vikare verwaltet werden, die auf Lebenszeit ernannt und mit dem geringeren, oft kaum hinreichenden Theile des Einkommens, (gewöhnlich mit dem kleinen Zehnten) dotirt sind. Die meisten solcher Pfarreien befinden sich, gleichsam als Erbgut, in den Händen der Adelsfamilien zu Dotirung der jüngern Glieder derselben oder gehören den Bisthümern und Universitäten und tragen zu dem Glanze der weltlichen und

geistlichen Aristokratie bei. Das Beispiel der höheren Geistlichkeit gab auch den Vikaren Muth, mehre Pfründen zu suchen, und sich von der Pflicht, beständig bei ihren Kirchen zu bleiben, zu befreien. So kam die Stellenhäufung auch unter den Vikars auf, und es ist nicht ungewöhnlich, daß ein Einziger den Genuß von 3, 4, 5, zuweilen über 40 engl. Meilen von einander entfernten Pfarreien hat. Noch 1836 stieg die Gesammtzahl der mit mehr als einer Pfarrei Bedachten auf 2100. Ihre Obliegenheiten in den verlassenen Aemtern werden ebenfalls durch ordinirte Kuraten versehen. Diese, in großer Abhängigkeit lebend, sind in den meisten Fällen die eigentlichen Seelsorger des englischen Volkes. Sie werden von dem Inhaber einer Pfarrei oder mehrer Vikariate mit Bewilligung des Bischofes eingesetzt. Viele sind sehr spärlich, bisweilen nur mit 5—8 Pfd. Sterl. besoldet. Dieselben darben daher im Schweiße ihres Angesichts, während ihr Patron müssiggängerisch oft mehre 1000 Pfd. verpraßt. Ehemals konnten sie von diesem sogar täglich und nach Gefallen entlassen werden, was indessen in neuerer Zeit gesetzlich abgeschafft ist. Außer den Pfarreien gibt es in der bischöflichen Kirche Englands auch viele tausend Kapellen, wovon manche, wie die zu St. James und Windsor, fürstliche Einkünfte haben. Zur Hofgeistlichkeit, die unmittelbar unter dem Könige steht, gehören gegen 100 Personen, unter denen der Dekan u. Subdekan der königlichen Kapelle, so wie der Großalmosenier die vornehmsten sind. Das Einkommen der englischen Geistlichkeit grenzt fast ans Unglaubliche; es beträgt nach zuverlässigen Berechnungen jährlich 9,400,000 Pfd. Sterl., über 100 Millionen rhein. Gulden, eine Summe, welche die Revenuen des übrigen Klerus der gesammten christlich-protestantischen Welt um ein Bedeutendes übersteigt. Die Hauptquellen dieses Einkommens sind die großen Kirchenländereien und besonders der Zehnten, welcher von allen Erzeugnissen des Landes, aber nicht mehr in natura, sondern nach getroffener Uebereinkunft, in Geld bezahlt wird. Wie drückend dieser letztere, besonders für Irland, war und im Wesentlichen noch ist, wurde schon oben erwähnt; auch in England gibt das ohnehin schwer belastete Volk seinen Unwillen gegen den Zehnten auf mancherlei Weise kund, wozu die schonungslosen Angriffe der Dissenters sowohl, als der Mißbrauch der Kirchengüter zur Ausstattung der Aristokratie, die Abwesenheit der höheren, so reich dotirten Geistlichkeit von ihren Aemtern, ihr Müssiggang und verschwenderisches Leben fortwährend aufmuntern.

Die gesetzgebende Gewalt der Kirche ruht in den Händen der Konvokation, welche sich auf Geheiß des Königs gleichzeitig in mehren Provinzialsynoden unter dem Vorsitze des Erzbischofs der Provinz versammelt, und über die gemachten königlichen Propositionen berathschlagt. Jede solche Provinzialsynode zerfällt nach Art des Parlaments in zwei Häuser, von denen das Oberhaus den Erzbischof mit den Bischöfen, das Unterhaus alle Dekane und Archidiakonen, die Deputirten der Kapitel und zwei Vertreter der niederen Geistlichkeit aus jeder Diöcese umfaßt. Die Beschlüsse beider Häuser bestätigt und vollzieht der König. Die geistliche Jurisdiktion ist besonderen Gerichten anvertraut, unter denen die erzbischöflichen, bischöflichen u. Archidiakonalgerichte die vornehmsten sind. Von den Entscheidungen der letzten kann an den Bischof, od. wenn das Archidiakonat zu der Diöcese eines Erzbischofs gehört, an diesen appellirt werden. Für eine ganze Diöcese besteht das bischöfliche Gericht (consistory) unter dem Vorsitz des Chancellors oder Officials; hat der Rechtsstreit bei diesem seinen Anfang genommen, so geht die Appellation an den Erzbischof, dessen Gericht (audience court) darüber in letzter Instanz entscheidet, und jetzt mit dem Court of peculiars od. der Behörde für die von der bischöflichen Inspektion eximirten Pfarrer gewöhnlich verbunden ist. In der Provinz Canterbury heißt das erzbischöfliche Obergericht Court of arches (Gewölbegericht). Außerdem hat jeder Erzbischof noch einen Prärogativhof (Court prerogative) zur Untersuchung, Bestätigung und Vollziehung der Testamente, wenn das Vermögen des Verstorbenen in verschiedenen Diöcesen der Provinz liegt. Von diesem, so wie überhaupt, wenn eine Sache in der ersten Instanz beim Erzbischofe anhängig war, wird an den König in die Kanzlei (Chancery) appellirt, der dazu unter dem großen Siegel Kommissäre, den sogenannten Court of delegates, verordnet. Die Strafen, auf welche unter andern von diesem Gerichte gegen Geistliche erkannt werden kann, sind: Amtssuspension, Entziehung eines Theils des Einkommens oder gewisser Pfründen, und gänzliche Absetzung mit Ausstoßung aus dem geistlichen Stande, in welchem Falle der Verurtheilte als ein Laie der weltlichen Obrigkeit zur Bestrafung seines Verbrechens übergeben wird. Die Kirchenbuße und Exkommunikation, womit man früher gegen weltliche und geistliche Personen von Seiten der kirchlichen Gerichte ziemlich freigebig war, kommen jetzt nicht mehr vor.

Die Glaubenslehre der anglikanischen Kirche, wie sie in den 39 Artikeln der Königin Elisabeth vorliegt, ist durchaus protestantisch, namentlich nähert sie sich in den Bestimmungen über das heilige Abendmahl am meisten der reformirten Kirche. Die Prädestination besteht nach ihr in dem verborgenen, unabänderlichen Rathschlusse Gottes, zufolge dessen er die in Christo Erwählten von der Verdammniß befreit und selig macht. Katholisirend dagegen sind die Behauptungen von der Göttlichkeit der Bischofswürde, von dem wesentlichen Unterschiede der Bischöfe und Priester und von dem Ansehen der Kirchenväter, deren Aussprüche neben der Bibel als Glaubensregel gelten. Noch mehr nähert sich die englische Kirche dem Katholicismus hinsichtlich der Grundsätze über Kirchengewalt und in ihren äußern Formen. Der Kultus ist ceremonienreich, alterthümlich, und, wie man behauptet, das Hauptaugenmerk der Geistlichkeit. Die Liturgie bildet den vorzüglichsten Bestandtheil des öffentlichen Gottesdienstes, bindet den Geistlichen mit sklavischer Strenge an die vorgeschriebenen Kirchengebete und Gebräuche und zeichnet sich durch unverhältnißmäßige Länge aus. Den Gesang vernachlässigt man beinahe ganz, die Predigt aber ist in der Regel äußerst kurz und wird allemal abgelesen, wo es denn sehr gewöhnlich seyn mag, daß geistlose oder nachlässige Prediger Arbeiten

Anderer borgen oder kaufen, ja aus gedruckten Sammlungen welche abschreiben und vorlesen. Das Innere der englischen Kirchen ist sehr einfach. Gegen Osten steht ein weiß bedeckter Tisch, über welchen 2 Tafeln von Stein oder hartem Holz hängen, auf denen die 10 Gebote und die 3 Artikel des christlichen Glaubens stehen. In der Mitte befindet sich die Kanzel. Die Orgeln sind meist groß und schön. Die einfache Amtskleidung der Geistlichen besteht in einem Mantel, einem langen, vorn geschlossenen Rocke und einem kleinen Kragen oder Ueberschlage. Außer dem sonntäglichen Gottesdienste hat der Pfarrer wenig mit seiner Gemeinde zu thun, keinen Unterricht zu ertheilen, keine Schule zu besuchen. Nach dem 14. Jahre werden alle Kinder ohne Unterschied und ohne Prüfung vom Bischofe durch Auflegung der Hände und einen Segensspruch konfirmirt. So gering daher der Einfluß der a.n K. auf Volksbildung ist, eben so wenig hat sie für das theologische Studium gethan. Die mangelhafte und fast handwerksmäßige Ausbildung angehender Theologen in Oxford und Cambridge, die wenige Rücksicht, welche die Bischöfe auf die Gaben und Kenntnisse der zu Ordinirenden nehmen, der Nepotismus, welcher bei Ertheilung der Stiftspfründen herrscht, die Käuflichkeit der Privatpatronatspfarreien, der Handel mit Predigtmanuskripten, die Vernachlässigung der Seelsorge, dies Alles, verbunden mit hierarchischer Unduldsamkeit, orthodoxer Steifheit und Stabilität, erklärt es hinlänglich, warum der englische Klerus in theologischer Gelehrsamkeit und praktischer Amtstüchtigkeit dem protestantischen anderer Länder und auch dem deutschen katholischen im Ganzen weit nachsteht. Allgemein verbreitet ist unter ihm nur die den höhern Ständen Englands selten fehlende Kenntniß der alten Klassiker. Die besten Früchte theologischer Bildung in der a.n K. haben noch die vaterländische Kirchengeschichte und die Kanzelberedsamkeit getragen. Wir erwähnen nur in ersterer Hinsicht Vaughans Lebensgeschichte Wicliffe's und Todds Leben Cranmers, in letzterer aber die trefflichen Reden Tillotsons, Gregory's, der beiden Erskine, Sterne's, Lelands, Sectins, Dodds, Gerards, White's und Blairs. Wie eifersüchtig übrigens die bischöfliche Kirche jeden Versuch zur Verbreitung einer allgemeinen Bildung und bessern Unterrichtswesens betrachtet, zeigte sich in der von den eifrigsten Vorkämpfern der Aristokratie und der Hierarchie veranstalteten Gründung des King's college in London, das den freisinnigen Richtungen der durch einen patriotischen Verein vollendeten Stiftung der londoner Universität entgegen zu wirken bestimmt war. Die zahlreichen und bedeutenden Mängel der Hochkirche, welche man schon längst gefühlt, haben im Laufe der Zeit die Dissenters ungemein, in Wales bis auf fast zwei Drittel der Einwohner vermehrt. Sie werden bei der unter dem Schutze des Staates bestehenden Gewissensfreiheit geduldet, müssen aber zur Erhaltung der herrschenden Kirche gleich den Mitgliedern derselben beitragen und zerfallen in viele Sekten, die zuweilen ohne allen kirchlichen Verband bloß in der Gemeinschaft ihrer Ansichten leben und alle Stufen des religiösen Lebens von schwärmerischer Ueberspannung an bis zum vernünftelnden Unglauben in scharfer Einseitigkeit vertreten. Die wichtigsten unter ihnen sind: Die **Presbyterianer**, **Baptisten**, **Independenten**, **Quäker**, **Methodisten**, und in gewisser Beziehung die **Socialisten**, in der neuesten Zeit von Robert Owens mit simonistischer Tendenz gestiftet. An Eifer für die Ausbreitung ihres Glaubens haben diese Sekten von jeher die bischöfliche Kirche übertroffen, obwohl dieselbe sich hierin gegenwärtig thätiger zeigt, als früher, und z. B. in Ostindien für die Bekehrung der Hindus die sogenannte Kirchenmissionsgesellschaft begründet hat. Erst seit 1815 hat indessen die englische Regierung zu Kalkutta einen Bischof eingesetzt, wozu 1833 die Suffraganen von Bombay und Madras gekommen sind. Die Missionäre der übrigen protestantischen Gesellschaften beschweren sich seitdem, und, wie es scheint, nicht mit Unrecht über manche Hindernisse, welche ihrem Wirken und der Bildung nichtepiskopaler Gemeinden unter den Hindus von den Bischöflichen in den Weg gelegt werden. Außerdem finden sich zahlreiche Anhänger der Hochkirche in den andern Kolonien Englands, so wie in den nordamerikanischen Freistaaten, ohne jedoch daselbst die Rechte und Reichthümer, die Macht und Herrschaft der europäischen Mutterkirche zu besitzen. Das allgemeine **Gebet- u. Ritualbuch** der anglikanischen Kirche ist das Book of common prayer, nach verschiedenen älteren Ritualbüchern unter Eduard VI. für das ganze Reich verfaßt. Nach mancherlei Abänderungen noch unter Eduard (1552), unter Elisabeth (1558) und unter Jakob I. (1603) erhielt es seine heutige Gestalt und Geltung unter Karl II. Eine deutsche Uebersezzung davon hat Küper, London 1820, geliefert.

Vergl. **Clausnitzer**, Gottesdienst, Kirchenverfassung und Geistlichkeit der bischöflich-englischen Kirche, Berl. 1817; J. L. **Funk**, Organisirung der englischen Staatskirche, Alton. 1829; K. H. **Sack**, Ueber Religion und Kirche in England, Berlin 1818; **Stäudlin**, Allgemeine Kirchengeschichte von Großbritannien, Gött. 1819, 2 Bde.; **Cobbett**, Geschichte der protestantischen Reform in England und Irland, deutsch Offenb. 1825; **Carwithen**, History of the english church, Lond. 1829, 2 Bde. Vergl. auch **Dahlmann**, Geschichte der englischen Revolution, Leipzig 1848.

Anglisches und warinisches Gesetz (thüringisches Gesetz, Lex Anglorum et Warinorum s. Thuringorum), eine kleine Sammlung altdeutscher Gesetze der wahrscheinlich nach dem Mittelpunkte Thüringens am Harze u. der Niederelbe her eingewanderten Angeln u. Wariner. Sie wurde ohne Zweifel zugleich mit der friesischen, angeblich nach den Diktaten eines gewissen Wlemar, von Karl dem Großen nach Erlangung der Kaiserwürde um 802 veranstaltet, indem damals alle unterworfenen Völker Deutschlands, welche noch keine geschriebenen Gesetze hatten, solche erhielten. Aber das thüringische Gesetz enthält keine Zusätze oder Abänderungen, welche bei der Unterwerfung gemacht wurden, wie das friesische und sächsische; es weicht von diesem auch sonst in vielen Stükken ab und steht zwischen dem fränkischen und alemannischen in der Mitte. Das Wehrgeld der Edlen beträgt nicht die Hälfte des sächsischen, das des Freien ist dem fränkischen gleich. Die Schätzung

des weiblichen Geschlechts hat Aehnlichkeit mit der fränkischen. Hingegen die Bußen für Körperverletzung sind theils höher, theils niedriger als bei den Franken. Besondern Werth hat dies Gesetzbuch wegen seines ausführlichen Erbrechtes. Die ersten 11 Artikel finden sich in einer corvey'schen Handschrift der Lex Saxonum aus dem 10. oder 11. Jahrhundert, das Ganze in Canzians „Barb. Leges antiq.,“ Bd. III., u. in Baluze's „Bap. Reg. Franc.,“ Bd. I. Vgl. Gaupp, Das alte Gesetz der Thüringer ꝛc., Breslau 1834.

Anglomanie, übertriebene Neigung für alles Englische, Nachahmung der Briten, analog der Gallomanie.

Anglona, Stadt in der neapolitanischen Provinz Basilicata, ehemals Anquilonia in Samnium, eine im Alterthum sehr bedeutende Stadt. Sterbeort des Königs Alexander I. von Epirus, sah A. 293 v. Chr. den Sieg der Römer unter Papirius Cursor über die Samniter, 280 den des gewaltigen Heeres des bei Heraclea über Rom triumphirenden Pyrrhus. Unter Kaiser Friedrich II. war die Stadt durch Kriegsunglück, Brand, Plünderung ꝛc. so heruntergekommen, daß sie kaum noch einem Dorfe glich; unter der Königin Johanna I. von Neapel ward sie von plündernden Soldaten bis auf die Kathedralkirche ganz eingeäschert. Das hiesige Bisthum verlegte Paul III. 1546 nach dem nahen Tursi, wo es unter dem Namen von Tursi und A. noch besteht.

Anglure, Saladin oder Oger d', berühmt wegen seiner Tapferkeit und Seelengröße, gebürtig aus Anglure, nahm 1190 an dem Kreuzzuge Philipps und Richards von England Theil, hatte aber das Unglück, in einer Schlacht von den Truppen Saladins gefangen genommen zu werden. Der Sultan, der den Tapfern während des Treffens bewundert hatte, entließ ihn auf das Versprechen, bis zu einer gewissen Zeit ein beträchtliches Lösegeld zahlen zu wollen. A. ging nach Frankreich, mit dem Vorsatze, sein gegebenes Wort zu halten; aber alle seine Anstrengungen, die erforderlichen Summen zusammen zu bringen, waren vergeblich. Wortbrüchigkeit mehr scheuend, als Sklaverei, kehrte er hierauf zu Saladin zurück, welcher von solchem Adel der Gesinnung so ergriffen wurde, daß er den neuen Regulus ohne Lösegeld mit den Worten zurückschickte: Ich fordere nur, daß Du und Deine Nachkommen künftig zum Andenken an mich den Namen Saladin führen.

Angola, 1) im weiteren Sinne das ganze westafrikanische Küstenland vom Kap Lopez Gonsalvo bis St. Philipp de Benguela (0° 44' bis 12° 14' südl. Br.), die Reiche Kongo, Loango und A. umfassend, im engeren Sinne ein Negerreich in Niederguinea, das unter dem Einfluß der Portugiesen, die hier Handelsfaktoreien, aber keine Herrschaft besitzen, steht, sich von 8° bis zu 9° 15' südl. Br. erstreckt und 100 geogr. Meilen ins afrikanische Innere reicht. Im Norden trennt es der Danda westlich vom eigentlichen Königreich Kongo, im Süden der Coanza von den Landschaften Quassima u. Libolo, im Westen bespült es der atlantische Ocean, in Osten schließen es die Gebiete von Matamba ꝛc. ein. Sein Flächeninhalt ist mit dem südlichern Benguela etwa 14,750 □Meilen mit 361,000 Einwohnern. Schiffbare Flüsse sind der Danda, Benga, Coanza. A. ist ein romantisches Gebirgsland, das die großen Ströme an seinen Kanten bespülen. Das Innere ist voll Schluchten u. tiefer Gründe. Ebenen u. weite Thäler hat die Landschaft nicht und auch nur wenige kleine Hochebenen auf dem Rücken der Gebirge. Ein Arm des Gebirgs reckt sich weit ins Meer hinaus; das Capo di Palma (Palmenkap) bildet einen der schönsten Häfen der Erde. Im Uebrigen besteht die Küste aus niedrigen Sanddünen. Die Gründe und Gehänge der Berge erfreuen durch den Anblick der Pflanzenpracht, welche den äquatorischen, gut bewässerten Landschaften eigenthümlich ist. Der Anbau ist sorgfältig, und die Eingebornen haben seit Jahrhunderten die feldwirthschaftliche Kenntniß ausgeübt, welche sie von den Portugiesen erlernten. Das Klima ist nur an dem schmalen sandigen Küstenrande unerträglich heiß und ungesund; in den Gebirgen weht gesunde Luft, die selbst Europäern sehr zuträglich ist, und die bösartigen Fieber, denen jene in tropischen Klimaten so häufig als Opfer fallen, sind hier unbekannt. Die äquatorische Regenzeit dauert von April bis Juli und von November bis Januar; doch nicht ununterbrochen. Die Rücken der Gebirge bestehen meist aus krystallinischen Gesteinen, Granit und Gneiß, von den Uebergangsformationen, Thon und Glimmerschieferarten, und altem Kalk umlagert. An den Außenrändern herrschen die ältern Flözgebirge vor. Das Land verbirgt einen großen Schatz an nutzbaren Mineralien, die jedoch wenig benutzt werden. Gold enthalten die Alluvien nahe bei der Küste; Silber wird auf einigen Gängen im Gneiße gewonnen. Eisenerzablagerungen von großer Mächtigkeit stehen an mehren Orten zu Tage aus, und die Portugiesen haben ein Paar kleine Hüttenetablissements gegründet, in denen sie etwa 3000 Centner Stabeisen fabriciren. Kupferminen gibt es drei im Innern; so auch Bleibergwerke. In der Nähe eines erloschenen Vulkans fand man eine reiche Schwefelmine und man gewinnt Steinöl. Letzteres führen die Portugiesen als ein weit u. breit im Rufe stehendes Arzneimittel ins Innere. Unter den Produkten des Pflanzenreichs ist eine Species Ficus (Feigen) bemerkenswerth wegen der ungeheuren Größe, zu der einzelne Bäume derselben gelangen. Der Schatten der Krone eines Baumes mißt, bei vertikalem Sonnenstande, 1000 Schritte im Umfang, und 3000 Mann konnten sich unter ihm lagern. Die Frucht ist der gewöhnlichen Feige ganz gleich; sie wird von den Portugiesen gedörrt und in Masse exportirt. Aus dem Bast der Rinde wird eine Art Flachs bereitet, versponnen u. zu sehr dauerhaftem Zeuche verarbeitet. Außerdem wachsen alle Südfrüchte in größter Vortrefflichkeit und in Ueberfluß: 30 verschiedene Gattungen von Palmen, Citronen, Orangen, Limonen und Ananas, Guaven, Bananen, Tamarinden ꝛc.; so auch die Wurzelgewächse: Yams, Rüben, Kartoffeln. Mais in 4 Arten gibt reiche Ernten. Das Zuckerrohr, die Pfefferstaude werden als Handelsgewächse angebaut. In den Wäldern sammelt man Gummi und wohlriechende Harze. Die Fauna hat viele reißende Thiere, Löwen, Tiger, Leoparden, Hyänen, Wölfe, Füchse und wilde Katzen,

ferner Hasen und Kaninchen in ungeheurer Menge, auch Antelopenarten, Ziegen und Schweine aufzuweisen. Das Schaf, das Rind und das Pferd wurden von den Portugiesen eingeführt. Das Zebra ist selten; häufiger der Elephant und das Rhinoceros; das Hippopotamus und riesige Lazertenarten bevölkern alle Flüsse. Die Zibethkatze ist ebenfalls heimisch und Affen in wohl 50 Arten beleben die Holzungen. Der ornithologische Reichthum ist nicht minder groß. Noch gibt es Pelikane in diesem Lande, und man hat allein an 60 Papageienarten beschrieben. Viele Species sind dem Lande eigen, der Wissenschaft noch unbekannt. Die Küsten und die Flüsse wimmeln von Fischen. Die **Bevölkerung** ist dicht in dem wohl kultivirten Lande, gehört der Negerrace an und ist ein robuster, schöner Menschenschlag. Man unterscheidet 4 Stände: 2 freie (Adel und Bürger) und 2 unfreie (Leibeigene und Sklaven; jene, in der Sklaverei geboren, diese die Beute des Kriegs). Der Adel ist über das ganze Land zerstreut, und der Grund und Boden gehören meistens ihm; doch hält ihn der König in knechtischer Abhängigkeit und verfügt über seine Person und Habe nach Gefallen. Die Einwohner bekennen sich zur **Fetischreligion**, welche alle afrikanischen Küstenvölker in 20 Breitengraden angenommen haben. Seit einigen Jahren macht jedoch das Christenthum wieder durch die Bemühungen portugiesischer Missionäre Fortschritte. Früher hatten die Jesuiten den größten Theil des Volkes bekehrt; nach ihrer Vertreibung in Folge eines Aufstandes fielen die Christen aber in die Abgötterei zurück. Die Sprache ist jene, welche der ganzen Kongoküste gemein ist, u. sehr wohllautend; Literatur hat sie nicht. Der **Handel** ist ganz in den Händen der Portugiesen, welche in jedem Städtchen des Landes eine Faktorei oder mindestens einen Aufkäufer unterhalten. Der jährliche Absatz europäischer Waaren ist etwa $1^1/_4$ Millionen Gulden. Wollene Zeuche, Leinen, Quincaillerien, Waffen und nürnberger Waaren machen die Hauptgegenstände der Einfuhr aus. Goldstaub, Elfenbein (etwa 1000 Ctr. jährlich), Eisen, Kupfer, Gummi, Felle, Pelzwaaren 2c. sind die Hauptexporten. Früher war Loando ein Hauptsklavenmarkt, jetzt hat das Geschäft gänzlich aufgehört. — Der Staat A. (Dongo od. Ambonde) war ehemals ein Theil des großen Negerreichs Kongo, von welchem er sich in der Mitte des 16. Jahrhunderts durch eine Revolution trennte, worauf sich der Häuptling des Aufstandes, der **Angola** hieß, zum König machte und dem Gebiete seinen Namen gab. Die von ihm gegründete Dynastie herrscht noch. Der König des wohlgeordneten Staats ist einer der mächtigsten auf der afrikanischen Westküste, und viele der benachbarten Negerstämme, obschon ihm nicht direkt unterworfen, erkennen seine Souveränetät an od. sind ihm als Bundesgenossen zur Heerfolge verpflichtet. Die Portugiesen landeten zuerst in A. 1488; sie befestigten u. eroberten die Küsten, während das Innere von einem mächtigen Fürsten, der zu Mapungo residirte, beherrscht ward. Bald jedoch zerfiel dieses einheimische Reich in mehre Theile, bei deren Ohnmacht und fortwährenden Uneinigkeit der Einfluß des Königs von Portugal immer mehr stieg und zuletzt zu fast unumschränkter Herrschaft anwuchs. Die Folgen davon waren ein besserer Anbau des Landes und die allgemeine Verbreitung des Christenthums, zugleich erreichte aber auch der Sklavenhandel nach Amerika eine größere Ausdehnung. Mit dem Sinken der portugiesischen Macht in Europa ging auch das Ansehen derselben in Afrika größtentheils verloren, und die einheimischen Häuptlinge erkennen die portugiesischen Faktoreien nur noch als Handelsstationen ohne politische Macht an.

2) A., die **Hauptstadt** des portugiesischen Westafrika, in kahler und ziemlich ungesunder Gegend, terrassenartig auf dem Abfall des Gebirgs erbaut, unter 8° 46′ südl. Br. und 13° 9′ östl. L., hieß ursprünglich San-Paulo von ihrem Gründer Paulo Dias de Novaes, erhielt aber, als 1648 die Holländer nach siebenjährigem Besitz der Stadt am Tage der Maria da Assumpçao vertrieben wurden, den Beinamen da Assumpçao und heißt jetzt auch Loando, von der Insel, welche den nicht sehr geschützten und daher wenig besuchten Hafen bildet. A. ist Residenz des Königs von Angola, Sitz des Generalgouvernements und durch vortreffliche Forts nach der Seeseite geschützt. Die Stadt zählt über 20,000 Einwohner, meist Neger, die zum Kongostamm gehören. Vgl. Tam, Die portugiesischen Besitzungen in Südwestafrika, Hamb. 1845.

Angora (Anguri, Enguri), türkischer Sandschak im Innern des kleinasiatischen Ejalets Anadoli, ungefähr 25 Meilen lang und 15 breit, vom Gebirge Elmatagh (Olympus galaticus) durchzogen u. den Flüssen Kisil-Irmak (Halys), Sakarja (Sangarius), Bartin u. a. bewässert. Es erzeugt viel Obst und Südfrüchte, Pfirsiche, Wein, Reis, wenig Getreide, hat starke Viehzucht, Heerden von Angora-Ziegen im Gebirge. Der Anbau ist in Folge der schlechten Verwaltung sehr vernachlässigt. Neben den griechischen und türkischen Einwohnern gibt es viele nomadisirende, ziemlich unabhängige Turkomanen und handeltreibende Armenier. Außer der gleichnamigen Hauptstadt hat A. noch die Stadt Begbazar oder Beybazar. A. war früher ein Theil des alten Galatiens und Sitz der Tektosagen; in neuerer Zeit soll es ein Muschirat seyn, mit den Distrikten Kianghri, Viram-Scheher, Kastamuni, Tschurupe. Die gleichnamige **Hauptstadt** daselbst, einst **Ancyra**, im Mittelalter arabischen **Amuria**, **Kalai mutabbak**, d. i. aufgeschichtetes Schloß, u. **Kalai silafil**, d. i. Kettenschloß, jetzt auch **Anguri** u. **Engkur** u. s. w., bei den Turkomanen **Aidin kari**, bei den Tataren **Kermen ankra** genannt, liegt auf mehren kleinen Hügeln am Anfange einer fruchtbaren, nordwestlich von der Stadt sich eröffnenden Ebene; ein hoher Felsen, von einem kleinen Flusse umströmt, trägt das alte weitläuftige Schloß, wo die Denktafeln des Kaisers Augustus, unter dem Namen Monumentum Ancyranum bekannt, 1553 durch Busbecq aufgefunden wurden. Die Stadt selbst hat eine bessere Bauart, als die meisten türkisch-asiatischen Städte, 76 Moscheen, 18 mohammedanische Klöster, 7 armenische Kirchen, mehre höhere und niedere Schulen, viele Brunnen und Marktplätze; hier und in der nächsten Umgebung finden sich Denkmäler alter Kunst, meist aus der augustei-

schen Zeit. Die Stadt ist Sitz eines griechischen und eines armenischen Bischofs. Die Angaben über die Bevölkerung A.'s schwanken zwischen 20,000 und 40,000; ein Drittel davon sind Armenier, in deren Händen sich fast der ganze Handel befindet, dessen Hauptartikel Kamelziegenhaare von der angorischen Ziege (Capra hircus *L.*), und die daraus gefertigten Stoffe sind. A., angeblich von Midas gegründet, gehört zu den ältesten Städten Vorderasiens; Alexander der Große hielt sich auf seinem Zuge eine Zeit lang daselbst auf; die Tektosagen, einer der gallischen Stämme, die sich in Kleinasien niederließen, erkoren die Stadt zu ihrem Hauptsitze. Ihre Blüthe stieg, als sie von Augustus nach dem Tode des Amyntas zur Hauptstadt von Galatien erhoben und als Mittelpunkt der großen Heerstraße von Byzantium nach Syrien der Hauptstapelplatz des Karavanenhandels ward. Die dankbaren Bewohner ließen dem Kaiser einen Tempel von Marmor errichten und auf mehren Tafeln und Säulen eines Altars (das obengenannte Monumentum Ancyranum) seine Kriegsthaten aufzeichnen. Seit der Zeit Vespasians schlug A. Münzen, wovon noch viele vorhanden sind. Nach der Einführung des Christenthums in Galatien wurde die Stadt der Sitz eines Metropoliten; berühmt sind aus dieser Zeit die 315 und 358 hier gehaltenen Kirchenversammlungen: die erstere, sich selbst die heilige Synode nennende und aus 18 Bischöfen bestehende, ordnete in ihren 24 Kanones mit weiser und zeitgemäßer Strenge die Kirchenzucht und erlangte später in der Kirche fast allgemeine Geltung. Die zweite war ein Werk der Semiarianer, welche dadurch die Beschlüsse der strengen Arianer zu Sirmium und Antiochien gegen die Wesensähnlichkeit des Sohnes mit dem Vater zu paralysiren suchten und die Homöusie mit Bewilligung des Kaisers Konstantins II. feierlichst sanktionirten. Im J. 621 wurde A. von den Arabern erobert, kam aber wieder in die Gewalt der byzantinischen Kaiser, von denen Nicephorus III. um 804 die Stadtmauern von Neuem herstellte. Nach den Byzantinern herrschten daselbst verschiedene Dynastien der Moslemim; Sultan Murad I. entriß die Stadt 1360 der Dynastie Karaman. Am 20. Juli 1402 verlor hier Bajasid I. gegen Timur Thron und Freiheit; fast eine Million Streiter standen sich in dieser großen Völkerschlacht gegenüber, 250,000 Krieger bedeckten mit ihren Leibern das Schlachtfeld, über 20,000 Türken wurden gefangen. Nachdem die Türkenherrschaft in Asien und Europa fest begründet worden war, blühte das heruntergekommene A. durch Handel von Neuem auf; Pococke zählt daselbst noch 100,000 Einwohner, eine Angabe, die, verglichen mit der gegenwärtigen Bevölkerung, auf einen schnellen Verfall in der neueren Zeit schließen läßt.

Angostura, früher San-Tomé de Guayana od. San-Tomé d'Angostura, neuerlich Ciudad Bolivar genannt, früher Hauptstadt des spanischen Guyana, dann Sitz des Gouvernements von Kolumbien, jetzt Hauptstadt der Provinz Guyana in der südamerikanischen Republik Venezuela, amphitheatralisch am rechten Ufer des Orinoco, 80 Meilen oberhalb dessen Mündung gelegen mit 9—10,000 Einwohnern, breiten und geraden, dem Strome parallellaufenden Straßen, schönem Kongreßpalaste und großem Hospital. Die Stadt wurde zwar schon 1586 gegründet, aber tiefer am Orinoco, und erst 1764 auf ihrer jetzigen Stelle aufgebaut. In Folge der Revolution gerieth sie in Verfall, hebt sich aber gegenwärtig, durch ihr gesundes und gemäßigtes Klima begünstigt, wider und verspricht, als Seehafen eine 20,000 □ Meilen großes, reiches, dem Verkehr erst aufgeschlossenes Stromgebiet beherrschend, einer der wichtigsten Handelsplätze Südamerika's zu werden. Hauptausfuhrartikel sind Baumwolle, Tabak und Kakao. Die Einfuhr besorgen außer englischen, französischen und nordamerikanischen besonders auch hanseatische Schiffe. Eine Gesellschaft nordamerikanischer Kaufleute hat auf dem Orinoco eine Dampfschifffahrt eingerichtet. A. ist außerdem noch merkwürdig durch den Kongreß vom 15. Februar 1819, auf welchem sich Neugranada und Venezuela als Republik Kolumbien konstituirten.

Angosturarinde, die Rinde einiger zur Familie der Diosmeen (Rutaceen) und zur Gruppe der Cusparieen gehörigen Baumarten der Gattung Galipea (Sciuris, Cusparia), welche ausschließlich im tropischen Amerika einheimisch sind. Die wichtigsten davon sind: Galipea Cusparia, Cuspabaum, ein 60—80 Fuß hoher, immergrüner Baum in den Wäldern von Cumana mit dreizähligen Blättern, meist gipfelständigen Blüthentrauben, trichterförmigen, fast ganz regelmäßigen Blüthen u. hellgelber, unangenehm bitter schmeckender Rinde, welche, obwohl sie von weit geringerer Wirksamkeit ist, in Cumana und Brasilien wie die ächte A. angewendet werden soll, und G. officinalis, ächter Angosturabaum, Coronyrindenbaum, ein 12 bis 15, höchstens 20 Fuß hoher, am Stamme 3—5 Zoll dicker, immergrüner Baum, mit grauer Rinde, ebenfalls 3zähligen großen Blättern, blattwinkel- und endständigen Blüthentrauben und unregelmäßigeren, behaarten und wohlriechenden Blüthen, welcher in Guyana und namentlich an den Missionsplätzen von Corony wächst und erst seit 1829 bekannt ist. Von diesem Baume kommt die ächte (vera) A., welche eine eigenthümliche, in farblosen Tetraedern krystallisirende Substanz, das sogenannte Angosturin, Cusparin oder Galipein enthält. Dies ist eine stickstofffreie, indifferente, in der Hitze schmelzende und brennende Substanz, welche sich leicht in Weingeist, schwerer in Wasser, gar nicht in Aether und Oelen löst. Die ächte A. wird in ihrem Vaterlande als Hauptmittel gegen die Ruhr gebraucht, und auch die wissenschaftliche Arzneikunde schreibt ihr tonische und kräftigende Wirkungen zu und empfiehlt daher ihren Gebrauch in atonisch-torpiden Krankheitszuständen. Im Handel kommt auch eine falsche (spuria) A. vor, welche aus Ostindien stammt, sehr giftig und vielleicht die Rinde von Strychnos nux vomica ist. Wenigstens hat man die Ursachen von Vergiftungsfällen, die unerwartet nach dem Gebrauch der ächten A. eintraten, in der Verfälschung der letzteren durch diese giftige Rinde erkannt.

Angoulême, Hauptstadt des französischen Departements Charente, auf einem Felsenhügel gelegen, an welchem die Charente vorbeifließt. Das Plateau, auf dem sich die Stadt in ovaler Form ausbreitet, erhebt sich 250′ über die Wasserfläche und gewährt der Stadt eine eben so schöne Aussicht, als eine gesunde Luft. Das Innere derselben ist aber schlecht, die Straßen sind durch hohe Häuser düster; nur die neue Stadt, welche unterhalb des Schlosses am Abhange eines felsigen, unfruchtbaren Hügels liegt, hat schönere Häuser und wird fortwährend durch neue Bauten gehoben. Mehre Thürme von ungemeiner Schwere liegen mitten in der Stadt. Von den Plätzen sind einige durch regelmäßige Baumpflanzungen in schöne Promenaden verwandelt; der größte Platz, das Marsfeld, dient zur Abhaltung der Jahrmärkte. Unter den Gebäuden zeichnet sich die Kathedrale, die Andreaskirche, der erzbischöfliche Palast (jetzt die Präfektur), das allgemeine Krankenhaus, das Rathhaus und das Theater aus. Einige Vorstädte, welche sich nahe an die Stadt anschließen, sind bis jetzt noch von geringer Bedeutung. A. ist der Sitz der Departementalbehörden, eines Suffraganbischofs, eines Assisenhofes der Tribunale erster Instanz, eines Handelsgerichts, einer Marineschule, öffentlichen Bibliothek von 10,000 Bänden, und hat einen botanischen Garten, ein Naturalienkabinet, eine Ackerbau-Gesellschaft, bedeutende Papier-, Leinwand-, Tuch-, Kupferkessel- und Porzellanfabriken, Gerbereien, Zuckerraffinerien, eine Stückgießerei ꝛc., starken Anbau von Safran und Wein, und treibt lebhaften Handel. Die Stadt hat 18,000 Einwohner und ist Geburtsort Balzacs und des Königsmörders Ravaillac. Die Landschaft, in welcher A. liegt, hieß früher Angoumois und war in alten Zeiten eine Grafschaft. Das alte Grafengeschlecht starb 1218 mit Aymar Taillefer im Mannesstamme aus und die Grafschaft ging durch die Erbtochter Isabelle an das Haus Lezignem über. Als Hugo XIII. 1303 ohne männliche Erben starb, während sein Bruder zur englischen Partei hielt, zog Philipp der Schöne die Grafschaft ein, und seitdem diente sie zur Apanage von Angehörigen des königlichen Hauses. So war Jean, der jüngste Sohn Ludwigs von Orleans, Graf von A., dessen Enkel als Franz I. den französischen Thron bestieg. Durch letzteren wurde die Grafschaft 1515 zu einem Pairie-Herzogthum erhoben.

Angoulême, 1) Henri, Herzog von A., Großprior von Frankreich und Gouverneur der Dauphiné, war ein natürlicher Sohn König Heinrichs II.; er wurde 1586 zu Aix von einem französischen Edelmann im Bette erstochen.

2) Charles de Valois, Herzog von A., geboren am 28. April 1573, ein natürlicher Sohn Karls IX., ward 1580 Großprior von Frankreich, trat aber aus dem Orden und erhielt 1619 das Herzogthum Angoulême. Er gehörte Anfangs zu den tapfersten Anhängern Heinrichs IV., ließ sich jedoch später in Umtriebe gegen denselben ein und wurde deshalb zum Tode verurtheilt (1604), aber zu ewigem Gefängniß begnadigt und 1616 wieder in Freiheit gesetzt. Er diente darauf Ludwig XIII., belagerte 1617 Soissons, ging 1620 als Gesandter zu Kaiser Ferdinand II., kommandirte 1628 in Rochelle und kämpfte mit Auszeichnung in Languedoc, Deutschland und Flandern. Die „Mémoires du duc d'A., pour servir à l'histoire de regnes de Henri III. et IV." mögen vielfach aus seinen Mittheilungen geflossen seyn, ohne daß er sie wirklich verfaßt hätte. Er † am 24. September 1650. Sein zweiter Sohn, Louis Emanuel de Valois, Herzog von A., geboren 1596, war Anfangs zum geistlichen Stande bestimmt, trat aber später ins Heer und †, nach rühmlichen Thaten, am 13. November 1653.

3) Louis Antoine, Herzog von A., ältester Sohn des Grafen Artois, nachherigen Königs Karls X. und Maria Theresia's von Savoyen, war den 6. August 1775 zu Versailles geboren. Noch im Knabenalter 1789 durch die Revolution genöthigt, Frankreich zu verlassen, ging er nach Turin, wo er mit seinem Bruder, dem Herzog von Berry, sich dem Studium der Kriegswissenschaften widmete, ohne es jedoch darin weit zu bringen. Im J. 1792 stellte er sich in Deutschland an die Spitze eines Emigrantencorps. Mangel an Einigkeit und militärischer Tüchtigkeit führten bald genug die Auflösung desselben herbei, während Oesterreich und Preußen für die Sache der Bourbons fortkämpften. Der Herzog von A., dessen unnütze, ja störende Gegenwart man im Hauptquartiere der Verbündeten nicht wünschen mochte, begab sich nach Edinburg, darauf nach Blankenburg am Harze und endlich nach Mitau, wo er im Juni 1799 die einzige Tochter Ludwigs XVI. heirathete. Im Jahr 1806 ging er nach England, wo die meisten der vor Napoleon flüchtigen Bourbons auf dem Schlosse Hartwell einen sichern Zufluchtsort bewohnten. Als 1814 Napoleons Stern unterging, die Verbündeten Frankreichs Boden betraten, eilte A. in das britisch spanische Hauptquartier und nach St.-Jean-de-Luz, wo sich bald viele Bourbonisten um ihn sammelten. Unter dem Schutze des englischen Heeres hielt er am 12. Mai seinen Einzug in Bordeaux, errichtete hier eine königliche Regierung, proklamirte Ludwig XVIII., verkündigte Allen Amnestie und versprach im Namen des Königs Abschaffung drückender Abgaben, Religionsfreiheit und schleunige Abhülfe aller gerechten Beschwerden. Im Mai langte er zu Paris bei der königlichen Familie an. Ludwig XVIII. ernannte ihn zum Admiral von Frankreich und Generalobersten der Kürassiere und Dragoner. Auf einer Reise in die südlichen Provinzen des Reichs erhielt A. zu Bordeaux den 9. März 1815 die Nachricht von der Rückkehr Napoleons, und zugleich die von seiner eigenen Ernennung zum Generalissimus von Frankreich. Er suchte als solcher den ausgebrochenen Sturm nach Kräften zu beschwören und die reißenden Fortschritte seines großen Gegners zu hemmen. A. bewies damals viel Bravour und Muth. Bei Montelimart und bei Loriol bekämpfte und überwältigte er die Napoleonisten; aber den 6. April bei St.-Jacques angegriffen und von seinen Truppen verlassen, wurde er bei Pont-St.-Esprit gefangen. Napoleon, großmüthiger als seine Feinde, schenkte dem Prinzen die Freiheit. A. begab sich darauf nach Madrid und von da an die französische Grenze wo er, uneingedenk der ihm wiederfahrenen Großmuth, einen Haufen Bourbonisten zu einem Ein-

falle in Frankreich um sich sammelte. Der Gang der Ereignisse ersparte ihm das Wagniß. Nach der Schlacht von Waterloo war kein Gegner mehr zu überwinden u. A. zog in Bordeaux und Toulouse ein. Später, seit seiner Zurückkunft nach Paris, nahm er wenig Antheil an der Politik, und seine öffentliche Laufbahn begann erst wieder 1823, als die französische Regierung die gewaltsame Unterdrückung der konstitutionellen Partei in Spanien beschlossen hatte. A. wurde damals zum Oberbefehlshaber der französischen Invasionsarmee ernannt, überschritt als solcher den 6. April 1823 die Bidassoa und rückte den 24. Mai in Madrid ein, ohne bedeutenden Widerstand gefunden zu haben. Von der Hauptstadt aus begann sodann das Werk der Restauration des Absolutismus, und unter dem Schutze der sogenannten konstitutionellen französischen Armee wurde damals die spanische Konstitution vernichtet. Mit dem Falle von Cadix sank das letzte Bollwerk der konstitutionellen Partei, und A. wurde für die einzige Waffenthat, der er beigewohnt hatte, zum Fürsten von Trocadero ernannt. Von den Höfen als Wiederhersteller der spanischen Monarchie begrüßt und als Vorkämpfer des Absolutismus mit den höchsten Orden geschmückt, hielt er einen pomphaften Triumpheinzug in Paris. Bei der Thronbesteigung seines Vaters Karl X., den 16. September 1824, wurde der Herzog Dauphin von Frankreich, nahm aber an der Verwaltung keinen Theil, sondern begnügte sich damit, der geheime Protektor ultraroyalistischer und apostolischer Umtriebe zu seyn. Die Julirevolution von 1830 setzte endlich diesem Unwesen ein Ziel. A. zeigte im Moment der Gefahr weder Entschlossenheit noch Energie, und ohne etwas Entscheidendes für sich und seine Familie gewagt zu haben, entsagte er nebst Karl X. am 2. August zu Rambouillet kleinmüthig der Krone zu Gunsten seines Neffen, des Herzogs von Bordeaux, und verließ, als die Kammern hierauf nicht achteten, zum dritten Male das Reich seiner Väter. Er begleitete Karl X. nach Holyrood, 1832 nach Prag u. zuletzt nach Grätz, wo er, von der Partei der Legitimisten nach Karls Tode bis zum Mündigwerden des Prinzen Heinrich, Herzogs von Bordeaux, als rechtmäßiger König Frankreichs betrachtet, den 3. Juni 1844 †. Das Privatleben des Herzogs war rein; insbesondere zierten große Herzensgüte und Leutseligkeit seinen Charakter.

4) Marie Therese Charlotte, Herzogin von A., Gemahlin des Vorigen, Tochter Ludwigs XVI., wurde am 19. Oktober 1778 in Versailles geboren. Dem glänzenden Prunke des versailler Hofs, der ihre früheste Jugend umgab, wurde sie durch die Revolution plötzlich entrissen. Die Tage, in denen das Volk von Paris sich seinen König holte (5. u. 6. Okt. 1789), zeigten der elfjährigen Prinzessin die Massen, die zum ersten Male in ihren Gesichtskreis traten, unter einer Gestalt, die sich ihrem Gedächtniß unauslöschlich einprägte. Das Leben der Prinzessin war bedroht, als man Nachts in das Schloß drang. Die Reise nach Paris machte sie in einem Wagen, den außer den Bajonetten der Nationalgarde auch Piken der Sansculotten umgaben und Damen der Halle umtanzten. Die Reise von Varennes nach Paris nach dem verunglückten Fluchtversuch der königlichen Familie war das Seitenstück jener versailler Reise vom Oktober 1789, und noch peinlicher. Der 20. Juni 1792 zeigte ihr das Volk zum dritten Male, jetzt in den Tuilerien, die die Revolution im feierlichen Zuge durchzog, um sie später zu erstürmen. Die Prinzessin stand neben ihrer Mutter im Saale des Staatsraths, hinter einem Tische verschanzt, von wenigen Grenadieren geschützt, und sah mit strömenden Thränen die Zehntausende des Volks vorüberziehn. Das war das Vorspiel des 10. August, an welchem Tage die Prinzessin ihren königlichen Aeltern vor einem Walde von Piken und an hundert Geschützmündungen vorbei in die Nationalversammlung folgte. Die Berathungen über die provisorische Enthebung ihres Vaters von der Königswürde, denen sie am 10. August 1792 in der Journalistenloge der Nationalversammlung beiwohnte, waren die ersten parlamentarischen Laute, die ihr Ohr trafen. Eine ehemalige Zelle der Feuillants war ihre nächste Wohnung, in der Nacht des 30. August bezog sie mit ihrer Familie den Thurm des Tempels. Täglich vernahmen die Gefangenen die grausamen Schmähreden, auf den Spaziergängen in den Höfen, die wegen der Gesundheit der Kinder nicht ausgesetzt wurden, fand man die Mauern mit Drohschriften bedeckt, und einmal — es war während der Septembermorde — blickte ein bleiches Haupt in die Fenster: der Kopf der ermordeten Prinzessin von Lamballe. Inmitten dieser Schrecken fuhr Marie Antoinette fort, ihre Tochter zu unterrichten, auch in den gewöhnlichsten weiblichen Arbeiten, die aber bald unterbrochen werden mußten, da der argwöhnische Gemeinrath die Scheeren und Nadeln wegnehmen ließ. Marie Therese war 13 Jahre alt, als sie den Tempel betrat, um die Gefangenschaft ihres Vaters, ihrer Mutter, ihres Bruders und ihrer Muhme zu theilen. Sie sah nach und nach Alles fallen, was sie liebte; ihr Vater wurde guillotinirt am 21. Jan. 1793, ihre Mutter am 16. Oktober desselben Jahres, ihre Muhme, Madame Elisabeth, am 6. Mai 1794, ihr Bruder, Tag für Tag gemordet, endete in seinem Gefängniß am 8. Juni 1795. Den düstern Trost eines letzten Abschieds gestattete man ihr nur bei ihrem Vater; ihre übrigen Verwandten wurden von ihr getrennt, ehe ihr Prozeß begann. Ihren Bruder, der im Tempel blieb, sah sie nicht mehr, seit er dem verrückten Schuster Simon und dessen Frau übergeben worden war, um eine sansculottische Erziehung zu erhalten. Die Schreckenszeit ging vorüber, Robespierre fiel unter dem blutigen Messer und noch immer befand sich Marie Therese im Gefängnisse, allein übrig geblieben von dieser Reihe von Opfern, welche sich die Revolution aus ihrer Familie geholt hatte. Zuletzt war es der Haß des Auslandes gegen das revolutionäre Frankreich, der sie gefangen hielt, und es bedurfte der Siege der republikanischen Waffen, um ihr die Thür zur Freiheit zu öffnen. Das Direktorium vereinigte sich endlich mit Oesterreich dahin, die Tochter Ludwigs XVI. herauszugeben unter der Bedingung, daß die von Dumouriez ausgelieferten Deputirten den französischen Vorposten überliefert würden. Am 28. Frimaire 1795 verließ die Prinzes-

sin den Tempel. Der Minister des Innern holte sie selbst ab und führte sie mit dem rücksichtsvollsten Benehmen in sein Haus, von welchem aus sie unter Begleitung selbstgewählter Personen abreiste. Die Republik sorgte freigebig für die Bestreitung der Kosten, und so ging sie nach der Grenze ab. Die Auswechslung folgte in der verabredeten Weise; Quinette, Bancal, Camus, Lamarque, Drouet und Beurnonville kehrten nach Paris zurück. Marie Therese wurde nach Wien geführt. Sie war nicht auf die Gnade der fremden Höfe angewiesen, denn sie besaß die Zinsen eines Kapitals von 400,000 Gulden, das ihr die Erzherzogin Christine von Oesterreich, Gemahlin des Herzogs Albert von Sachsen-Teschen, in letztwilliger Verfügung ausgesetzt hatte. Während ihres Aufenthalts in Wien verlobte sie Ludwig XVIII., nomineller König von Frankreich, mit dem Herzog von A., seinem Neffen und ältesten Sohn des Grafen von Artois. Die Vermählung wurde am 10. Juni 1799 auf russischem Boden in Mitau vollzogen. Kaiser Paul unterzeichnete selbst den Heirathsvertrag, aber etwa zwei Jahre später untersagte der launenvolle Herrscher den Bourbons den längeren Aufenthalt in seinen Staaten, und die Herzogin begab sich nun nach Warschau unter preußischen Schutz. Hier lebte sie bis 1802, kehrte dann mit Bewilligung des Kaisers Alexander nach Mitau zurück, wurde von dort durch den Feldzug von 1806 vertrieben und flüchtete nach England, wo sie die Tage ihrer ersten Verbannung beschloß. In ihrer stillen Zurückgezogenheit zu Hartwell war sie der Gegenstand von Aufmerksamkeiten, die ihrer Familie nicht zu Theil wurden. Am 4. Juni 1811, bei der Geburtstagsfeier Georgs III., erschien sie zum ersten Male auf die Einladung des Prinz-Regenten am englischen Hofe. Ludwig XVIII. verwendete sie häufig zu Aufträgen, wenn es sich darum handelte, dem englischen Kabinet mehr Energie einzuflößen. Als sich während des Feldzugs von 1814 ihr Gemahl in das englisch-spanische Hauptquartier von St. Jean de Luz begab, blieb sie in England und erfuhr im April den Sturz Napoleons. Am 4. Mai hielt sie mit ihrem Oheim Ludwig XVIII. ihren Einzug in Paris. Ihre wechselvollen Schicksale machten sie von allen Gliedern der königlichen Familie den Royalisten am werthesten. Degegen empfand die liberale u. bonapartistische Partei bei dem Anblick des Kultus, womit die Herzogin von A. sich umgeben ließ, eine natürliche Besorgniß. Die kummervollen Züge der Tochter Ludwigs XVI. waren eine ewige lebendige Mahnung an die Vergangenheit; man glaubte an keine Versöhnung der Bourbons mit dem Volke, so lange sie am Hofe lebte. So heilig betheuert werden mochte, daß sie von ihrer Vergangenheit nur den Befehl Ludwigs XVI., seinen Feinden zu vergeben, im Gedächtniß behalten habe, man schrieb ihr nichts desto weniger das Bedürfniß der Rache zu. Die erste Restauration dauerte zu kurze Zeit, um die Stellung der Herzogin am Hofe klar zu machen. Ihr königlicher Oheim wurde kälter gegen sie, seit sie St. Cloud, das er als königliches Schloß behandelt wissen wollte, als ehemaliges Eigenthum ihrer Mutter in Anspruch nahm, und es wäre wegen dieser Forderung beinahe ein Zerwürfniß in der Familie entstanden. Als Napoleon landete, befand sie sich nicht in Paris, sondern in Bordeaux, wohin sie mit ihrem Gemahl gereist war, um den Jahrestag seines Einzugs in die Stadt zu feiern. Die von Cannes kommende Hiobspost unterbrach die Feste, der Herzog ging nach Toulouse, um die dortigen Vertheidigungsanstalten zu leiten, die Herzogin übernahm es, Bordeaux in der Treue zu erhalten und Mittel zum Kriege zu schaffen. Sie benahm sich dabei mit einer Energie, welche die Bewunderung Napoleons erregte und dessen bekanntes Wort hervorrief: „Diese Herzogin ist der einzige Mann der Familie Bourbon". Mit Ludwigs XVIII. Urtheil stand es anders; statt seine Nichte zu bewundern, wurde er eifersüchtig auf sie, indem er den Argwohn faßte, daß sie seinen Platz in der Achtung und Liebe der anhänglichen Bevölkerung einnehmen wollte. In der Katastrophe trennten sich die Hauptpersonen der Familie: Ludwig XVIII. ging nach Gent, der Herzog von A. nach Spanien, die Herzogin nach England. Erst die Folgen der Schlacht von Waterloo vereinigten sie wieder in Paris. Daß die Herzogin sich leidenschaftlich in die Geschäfte gemischt hatte, am entschiedensten so lange Ludwig XVIII. lebte, wird von der einen Seite so bestimmt bejaht, wie von der andern Seite verneint. Wägt man die Beweisgründe der beiden Parteien gegen einander ab, so gelangt man zu dem Resultate, daß sie, wenn nicht die Männer, so doch die Ideen der Revolution mit Haß verfolgte. Damit begann sie, sobald Ludwig XVIII. sein versöhnendes Ministerium von 1815 berief und dem Herzog von Otranto, dem Königsmörder Fouché, eine Stelle darin anwies. Ihre Opposition machte sie zum Haupt der Ultra's, und der Fanatismus für sie verstieg sich bis zu dem Plane, sie und ihren Gemahl auf den Thron eines noch zu schaffenden Königreichs Aquitanien zu erheben. Die Jesuiten und die Verdets, im Geheimbund mit Royalisten, begünstigten den Plan; der Sitz der Verschwörung war in den Städten, wo die Herzogin und ihr Gemahl zu Anfang der hundert Tage die liliengestickte Fahne vertheidigt hatten. Der Tag des Aufstandes war festgesetzt, und der Ausbruch erfolgte in Toulouse wirklich; aber der Blutdurst überwog so sehr die politische Intrigue, daß die Verdets, sobald ihnen das Zeichen gegeben war, das Königreich Aquitanien vergaßen und sich auf die verhaßtesten Liberalen stürzten. Die Ermordung des Generals Ramel erregte einen solchen Lärm, daß man das aquitanische Projekt fallen lassen mußte, und nun machte ein Jesuit dem König Anzeige von dem Ganzen, um für seinen Orden das Ohr und das Vertrauen Ludwigs XVIII. zu gewinnen. Der Prozeß wurde zugleich mit der Untersuchung gegen die Mörder Ramels eingeleitet, jedoch bald von der letztern getrennt und endlich niedergeschlagen. Die Beschuldigungen, daß die Herzogin um den Staatsverrath der Ultra's gewußt habe, sind nicht erwiesen, obgleich sie sogar in der Gegenwart Ludwigs XVIII. erhoben wurden. Nicht so bestimmt läßt sich dies von der Behauptung sagen, daß sie die Umwandlung, welche ihre Partei nach dem Fehlschlagen von Toulouse mit sich vornahm, gebilligt und geleitet habe. Nicht bloß liberale

Schriftsteller nennen sie und den Grafen Artois als die Lenker der geheimen Regierung (Gouvernement occulte), die während der Regierung Ludwigs XVIII. die verderblichste Thätigkeit bewies; wenigstens war diese geheime Regierung unter den energischen Mitteln, welche Marie Therese von Bordeaux aus in Vorschlag gebracht hatte, um einen Widerstand zu organisiren, der fähig wäre, jeden Versuch einer Revolution zu vereiteln. Ludwig XVIII. hatte ihre Anträge von der Hand gewiesen, und sonach liegt die Vermuthung nicht fern, daß die Herzogin, die ihren Oheim für verblendet und sogar für angehaucht hielt von der Pest revolutionärer Grundsätze, auf eigne Hand an der „Rettung der Monarchie" gearbeitet habe. Die geheime Regierung, deren Existenz erwiesen ist, war ein gefährliches Werkzeug in der Hand der Ultra's. Die unsichtbaren Obern hatten das Königreich in Generalstatthalterschaften getheilt, welche den militärischen Eintheilungen entsprachen, und in jedem Departement eine Oberleitung, in jeder Unterpräfektur Bevollmächtigte, in jedem Kanton eine Centurie eingerichtet. Diese Stellen besetzte man mit Militärs von höherem Range, mit Beamten und reichen Gutsbesitzern, die aber Adelige seyn mußten. Jeder Hauptort einer Abtheilung hatte einen Rath von 12 Personen, welche zu zwei Dritttheilen aus den Ständen des Staats genommen wurden. Ein Intendant als bürgerlicher, ein Oberprevot als militärischer Beamter standen an der Spitze der Oberleitung, der noch einer der höchsten Geistlichen des Departements beigegeben wurde. Ein Bevollmächtigter, ein Kommandant, ein Direktor und 6 Räthe bildeten die Verwaltung der Kreise, jede Centurie hatte drei Obere. Alle Mitglieder waren durch Eide und religiöse Ceremonien verbunden; Paris war der Hauptort, der Pavillon Marsan in den Tuilerien der Sitz der Regierung. Die Jesuiten waren die ersten und eifrigsten Beförderer des verbrecherischen Unternehmens; durch ihren Einfluß erhielt man von den Gläubigen Geld und konnte einen Schatz bilden, um den Pöbel zu begeistern, die Kosten der Korrespondenzen zu decken und die Gesandten zu bezahlen, die man an den auswärtigen Höfen unterhielt. Die vollständigste Rückkehr zu den Mißbräuchen der alten Regierung war der Zweck, in den Mitteln war man nicht wählerisch. Denunciationen kamen am häufigsten zur Anwendung; wenn es sich machen ließ, verleitete man die Liberalen zu Verschwörungen und erregte Unruhen. Stets hatte die geheime Regierung eine Anzahl verwegener Menschen zu ihrer Verfügung, die zu Duellen und geheimen Unternehmungen benutzt und gegen die Gerichte wirksam geschützt wurden. Zur Zeit der Julirevolution befand sich die Herzogin in einem Bade von Burgund. Das Paketboot „Great Britain" führte sie nach England in ihre dritte Verbannung; ihre politische Rolle war ausgespielt. Die Tugenden, welche diese im Leiden starke Frau seitdem entfaltete, machten sie wieder des Beinamens der neuen frommen Antigone würdig, den Ludwig XVIII. ihr gegeben hatte. An der Seite ihres Gemahls lebte sie in Görz, wo der Herzog am 3. Juni 1844 in ihren Armen starb, unbeachtet von der Welt, die für sie niemals Freuden gehabt hatte. Ihre letzten Jahre verbrachte sie in Frohsdorf, wo sie am 19. Okt. 1851 †. Ihr Leichnam ruht bei Görz in der Gruft von Castagnavizza, wo auch ihr Gemahl und Karl X. die letzte Stätte gefunden haben.

Angoulême-Kanal (Canal de la Somme), Kanal im französischen Depart. Somme, folgt dem Laufe der Somme, nachdem er bei St. Simon mit dem Kanal St. Quentin oder Crozat verbunden ist, bis Abbeville, wo er in den Hafen St. Valery mündet; er ist wichtig für den Binnenverkehr.

Angoumois, alte französische Provinz, im Norden begrenzt von Poitou, im Osten von Limousin, im Süden von Perigord u. Saintonge, im Westen von Saintonge; bildet jetzt mit dem südlichen Theile von Saintonge das Departement der Charente. Hauptstadt: Angoulême.

Angriff (franz. attaque, engl. attach, assault), bezeichnet in militärischer Beziehung den Versuch, vermittelst der Waffen den Feind aus seiner Position zu treiben und ihn wo möglich zu vernichten; ihm entgegengesetzt ist die Vertheidigung. Beide, A. und Vertheidigung, können bei Erklärung der Gefechtslehre nicht wohl getrennt werden, da sie sich gegenseitig bestimmen. Eine feste Form läßt sich für keine von beiden Operationen feststellen, sobald nicht alle Verhältnisse, die dabei ins Spiel kommen, so wie die Beschaffenheit des Terrains gegeben sind, auf dem geschlagen werden soll; höchstens steht die Einleitung zum Gefecht (s. d.) für eine jedesmalige Waffengattung fest. Die Infanterie beginnt den A. durch die vorgesendete Tirailleurlinie und gebraucht ihre Waffe, sobald sie sich auf Schußweite dem Feinde genähert hat; nahet sie sich diesem mit gefälltem Bajonett, ohne zu schießen, so ist dies eine Bajonettattaque, die stets in schnellerer Marschcadence erfolgte. Die Kavalerie greift an, sobald sie in erhöhtem Pferdegang auf den Feind rückt, um einzuhauen, und auf 80 Schritte Entfernung zum vollen Choc übergeht, dessen Wucht unwiderstehlich seyn muß. Dadurch, daß die Kavalerie selten nur Plänkler, höchstens nur eine Schwärmattaque voranziehen läßt, unterscheidet sie sich wesentlich von der Gefechtseinleitung der Infanterie. Die Artillerie greift an, sobald sie aufmarschirt, abprotzt und feuert. Die Art der Aufstellung der Truppen zum A. und deren Entwickelung ist je nach den obwaltenden Umständen sehr verschieden. Für die meisten Fälle muß indeß die Maxime, alle Truppen ins Gefecht zu führen, ohne eine Reserve zurückzubehalten, als ein großer taktischer Fehler angesehen werden, der oft schon mit einer gänzlichen Niederlage gestraft wurde. Hinsichtlich der Form des A. unterscheidet man vier Arten: 1) den parallelen A. (attaque en muraille), welcher seit dem 7jährigen Krieg (zuerst bei den Preußen) mit der Kavalerie mit u. ohne Intervallen vorkommt und wobei die Schwadronen mit 12—20 Schritt Abstand neben einander oder auch ohne Zwischenräume aufgestellt werden; 2) den schachbretähnlichen (attaque en echiquier), wobei die Truppenabtheilungen der zweiten Linie auf der Intervalle der ersten vorrücken; 3) den staffelförmigen (attaque en echélon), wobei mehre Abtheilungen neben einander mit meh=

en anderen hinter sich in schräger Richtung vorrücken, vorzüglich geeignet, um den Feind über den wahren Angriffspunkt zweifelhaft zu machen; 4) den zerstreuten oder schwärmenden A., welchen man anwendet, um dem Feind das Feuer abzulocken und dann mit den nachrückenden Massen desto wirksamer zu begegnen. Greifen die beiden Flügel zugleich an, so wird der A. auch ein umfassender genannt, im Gegensatze zu dem, wobei das Centrum allein vorrückt und die Flügel zurückbleiben. Diese Angriffsarten finden Statt bei dem Gefecht auf offenem Terrain. Feste Plätze können auf fünferlei Art angegriffen werden, deren Wahl von der Schwäche oder Stärke der Befestigung und der Größe, wie der Wachsamkeit und Tapferkeit der Besatzung, so wie auch von dem damit zu erreichenden Zweck abhängt. Die Einschließung oder Blokade soll möglichst unerwartet geschehen und so, daß der Festung jede Verbindung mit Außen abgeschnitten wird, also die Besatzung und Einwohner außer Stand gesetzt werden, sich weiter zu verproviantiren. Festungen in durchschnittenem Terrain und von Morästen umgeben, sind am leichtesten zu blokiren, solche aber, welche einen Seehafen haben, am schwierigsten. Hunger ist der beste und sicherste Verbündete im Festungsangriff. So kapitulirten 1813 Danzig, Magdeburg, Dresden und Hamburg mit ihren starken französischen Besatzungen, weil sie keine Lebensmittel mehr hatten. Das Bombardement besteht in der Bewerfung der Stadt mit Brandgeschossen und wird dann am ersten gelingen, wenn der Platz gar keine oder nur wenige bombenfeste Gebäude hat und dem Gegner überhaupt nicht viel an der Erhaltung der Stadt gelegen ist. Ist dies aber nicht der Fall, so wird es oft sehr schwer, auf diesem zerstörenden Wege zum Ziel zu gelangen. Mittelst des Ueberfalls (surprise) sucht man auf irgend eine Weise, durch List od. Ueberraschung, in den Platz zu bringen. Einverständnisse mit den Einwohnern, schwache lückenhafte Befestigung und Nachlässigkeit, Mangel an Wachsamkeit auf Seiten der Besatzung sind die Haupterfordernisse zum Gelingen dieser Art des A.s, die eine genaue Lokalkenntniß erfordert, da sie vorzüglich nur bei Nacht von Erfolg seyn wird. Prag (1741), Glogau (1741) u. Glatz (1760), letzteres bei hellem Tage, sind so genommen worden. Der Sturm oder gewaltsame A. (l'assaut) wird dann angewendet, wenn der vorerwähnte Versuch wegen der Wachsamkeit der Besatzung und der Tüchtigkeit der Befestigung nicht durchzuführen ist, man sich aber stark genug erachtet, einen offenen A. bei Tag mit Gewalt durchzuführen, z. B. durch Zusammenschießen eines Wallstücks oder Thores oder durch Leiterersteigung. Ist die Besatzung nur schwach und vermag sie nicht überall gleich kräftigen Widerstand zu leisten, so wird der Sturm, wenn auch zuvor einige Mal abgeschlagen, doch endlich gelingen. Er kostet in der Regel viele Menschen. Die Belagerung (siège) oder der regelmäßige A. ist der sicherste, wenn auch nicht der kürzeste Weg zum Ziele, sich zum Herrn des Platzes zu machen. Dieser förmliche A. besteht darin, daß man sich in Laufgräben (durch Aufwürfe ꝛc. von Erde gegen die Festungsgeschosse geschützt und durch die eigenen Geschütze unterstützt) dem Platz zu nähern sucht und endlich in die durch Wirkungen der Artillerie und Minen gebrochene Befestigung im Sturm oder mit den blanken Waffen eindringt (s. Belagerung). Der A. auf Feldschanzen geschieht entweder durch Ueberfall oder durch Sturm. Genaue Rekognoscirung u. Kenntnißnahme der Stärke der Befestigung, aller dem Feinde zu Gebote stehenden Schutzmittel und Streitkräfte, so wie der Individualität der feindlichen Truppen und ihres Kommandeurs sind durchaus nöthig, ehe man zum A. schreitet. Eben so nöthig ist eine genaue Bekanntschaft mit dem Terrain und den Vortheilen, die es dem A. bietet, zumal wenn der Ueberfall wegen bezweckter Ueberraschung des Feindes bei Nacht und stürmischem Wetter ausgeführt werden soll. Bei dem Ueberfall sind Geheimhaltung des Unternehmens, Sammlung der Truppen außerhalb des Bereichs des feindlichen Patrouillengangs und eine 4—6fach größere Macht die Bedingungen des Gelingens. Nachdem das bestimmte Detachement in 3 Theile getheilt ist, rückt die Hälfte des Ganzen als Sturmkolonne vor, die aus Infanterie und Pionieren bestehen muß; die übrigen beiden Theile dienen theils als Reserve zur Deckung des Rückens der Sturmkolonnen, theils als Corps gegen möglichen Entsatz. Ist man vor der Feldschanze angelangt, so sucht man mit der größten Schnelligkeit einzudringen; nur erst wenn der Feind sich wehrt, gebraucht man die Waffen. Ist die Sturmkolonne eingedrungen, so muß sie sich so schnell als möglich sammeln, und wenn der Feind flieht, so muß man ihm den Rückzugsweg abschneiden. Die Reserve rückt unterdeß nach und nimmt die Kolonne im Fall des Mißlingens auf, die sich dann hinter diese Reserve zurückzieht. Bei dem Sturm oder dem offnen gewaltsamen A. auf Feldschanzen muß die Artillerie die Hauptsache bewirken, indem sie durch zeitgemäßes erfolgreiches Feuer den Feind zu schwächen und seine Batterien zum Schweigen zu bringen sucht, damit der Infanterie der A. und Sturm erleichtert und der Gebrauch der blanken Waffen möglich werde. Möglichste Sicherung, Deckung und richtige Aufstellung der Artillerie, so daß sie wo möglich die Linie der Verschanzung enfilirt, ist daher wichtig. Haubitzen und Raketenbatterien, welche das Innere der Befestigung und den Graben mit Brandgeschossen bewerfen sollen, werden am besten auf die ausspringenden Winkel gestellt. Zwölfpfünder, welche hier am anwendbarsten sind, können schon auf 900 Schritte ihr Feuer beginnen. Die Eintheilung der Truppen und ihre Stärke ist wie beim Ueberfall. Während gewöhnlich die Artillerie wirkt, werden Schützen in den unbestrichenen Raum vorgeschickt, um die feindlichen Artilleristen und Offiziere auf das Korn zu nehmen. Schweigt endlich das Vertheidigungsgeschütz, so gehen von allen Punkten aus Tirailleurs, die sich durch die Schutzmittel, welche das Terrain bietet, zu decken trachten, gegen die Verschanzung vor, um die Aufmerksamkeit des Feindes auf sich zu lenken; unterdessen räumen die Pioniere die Annäherungshindernisse weg und ebenen die Sturmbahnen über die Gräben zur Brustwehr, welche man am be-

quemsten vom ausspringenden Winkel erreicht, freilich immer in den unbestrichenen Räumen. Kühnheit und Ungestüm müssen das Gepräge des Sturms seyn, der, einmal begonnen, ganz die Regeln des Ueberfalls befolgt.

Angrivarier (Angrevarier), altdeutsches Volk, das an beiden Ufern der Weser, vorzüglich auf dem rechten, von dem Einflusse der Aller an bis zum steinhuder See wohnte, und nördlich von den Chauken, südlich von den Cheruskern, ihren Feinden, begrenzt wurde. Als Germanicus 16 nach Chr. gegen die Cherusker vorrückte, erregten die bereits unterworfenen A. in seinem Rücken einen Aufstand, wurden aber bald durch Stertinius genöthigt, um Frieden zu bitten, und blieben seitdem den Römern ergeben. Nach Auflösung des cheruskischen Bundes erweiterten sie ihre Grenzen südwärts, griffen unter dem Kaiser Nerva mit den Chamaven die Brukterer an und nahmen diesen die nördlich von der Lippe, an dem Ursprunge der Ems gelegene Gegend. Später breiteten sie sich hier noch weiter nach Süden und Westen hin aus, schlossen sich unter dem, auch auf das Land (Angaria, Engern) übergegangenen Namen der A. oder Engern dem Sachsenbunde an und spielten bei demselben eine wichtige Rolle, bis die siegreichen Waffen Karls des Großen den Untergang ihrer Freiheit und selbst ihres Namens herbeiführten.

Angst, ein eigenthümliches, höchst unangenehmes, peinliches Bangigkeitsgefühl, mit Beengung u. Zusammenschnürung der Brust, Herzklopfen u. allgemeiner Unruhe verbunden. Man hat die A. als die weibliche Furcht bezeichnet, d. h. als eine Furcht, die mit dem Gefühle des Unvermögens, sich zu helfen, verbunden ist. Der Verstand wird durch sie betäubt, die Phantasie zu trüben Vorstellungen aufgeregt, und indem sie auf das Nervensystem einwirkt und dieses stört, bringt sie nachtheilige Wirkungen auf den Kreislauf des Blutes hervor. Ihre Wirkung erstreckt sich sogar auf das Hautorgan, wo sie Kälte, Blässe und den sogenannten kalten Angstschweiß erzeugt, auf die Extremitäten, wie das bei ihr oft vorkommende Zittern der Glieder und die Unmöglichkeit, sich von der Stelle zu bewegen, beweist; auf den Darmkanal und die Harnblase, indem aus diesen Organen unwillkürliche Ausleerungen erfolgen, oft aber auch Hemmungen derselben eintreten. Ihrem Ursprunge nach ist sie theils psychisch (moralisch), als Folge heftiger, furchterfüllter Gemüthsbewegungen, theils physisch, und dann bald Begleiterin, bald Vorläuferin von Krankheiten. In diesem Fall ist sie für die Semiotik (ärztliche Kennzeichenlehre) wichtig. Die von physischen Zuständen abzuleitende A. ist von verschiedener Art: Brustangst, Brustbeklemmung (anxietas pulmonalis), welche von Hindernissen des Athmens herrührt und eine Begleiterin der meisten Krankheiten der Respirationswerkzeuge ist, daher das Athmen dabei sehr gehindert ist; Herzensangst, Herzklemme (anxietas cardiaca), ein beständiges Symptom der Herzkrankheiten und oft wahrhaft fürchterlich und quälend, wiewohl die Respiration bei ihr oft gar nicht gehindert ist; Bauchangst (anxietas praecordialis), ist durch Krankheiten der Brust veranlaßt und von Spannen, Drücken, Beengung und Zusammenziehung im Unterleibe begleitet; nervöse A. (anxietas spasmodica) kommt bei der Hysterie und Melancholie vor, dauert nur kurze Zeit und wird an dem krampfhaften Pulse, dem hellen Harne 2c. erkannt; Todesangst (anxietas agonistica), geht dem Tode vorher; der Athem ist bei ihr röchelnd, kalt, mühsam, aussetzend, der Puls schwach, klein 2c. Den höchsten Grad erreicht die A. aber in der Hundswuth, und einen sehr hohen bei vielen Vergiftungen, z. B. mit Argilla, Arsenicum, Kali carb., Bovista, Nicotiana 2c. In hitzigen Krankheiten ist sie immer ein schlimmes Symptom und deutet auf größere Gefahr.

Angst (Anrst, Angustus), Wolf oder Wolfgang, gelehrter Buchdrucker und Humanist in der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts, Freund von Hutten, Erasmus, Reuchlin, Rich. Crocus, Thom. Morus u. A., rüstiger Mitstreiter gegen die theologische Barbarei der kölner Dominikaner, war zu Kaisersberg im Elsaß geboren, 1515 Chef einer Buchdruckerei zu Hagenau, arbeitete 1517 zu Basel und 1518 zu Mainz für die schöffersche Officin, wo er mit Niklas Carbach die sogenannte huttensche Ausgabe des Livius veranstaltete, so wie Huttens Schrift: „De Guajaci Medicina et morbo gallico“ edirte. Am merkwürdigsten ist A. jedoch wegen seiner Theilnahme an den gegen die kölner Finsterlinge geschriebenen Briefen der Obskuranten (Epistolae obscurorum virorum), von denen er das erste Buch zu Hagenau herausgab. Mohnike macht ihn selbst zum Verfasser (wenigstens zu einem der Hauptverfasser) dieses Buches, so wie des „Triumphus Capnionis“ und „Monachus,“ eine Ansicht, die von Ernst Münch (Vorr. zu s. Ausg. der „Epist. Vir. obsc.,“ Leipzig 1827) mit Gründen, welche für Huttens Autorschaft sprechen, angefochten worden ist. Vergl. Epistolae Virorum obscurorum.

Anguilla (Snake Island, Schlangeninsel, auch Anguillara), britische Insel, zu der westindischen Gruppe der Inseln unter dem Winde (Leeward-Islands) gehörig, eine der nördlichsten von den Karaiben, unter 18° 8' nördl. Breite und 6° 12' östl. Länge v. Gr., von gewundener, fast schlangenförmiger Gestalt (daher der Name), 7 geographische Meilen Länge und $^1/_2$—$1^1/_2$ Meilen Breite. Sie wird durch einen schmalen Kanal von der St. Martinsinsel geschieden und hat etwa 3000 Einwohner, wovon 2400 Neger. Die Insel ist flach, nicht sehr fruchtbar, wenig bewaldet und bewässert; daher der größte Theil noch ohne Anbau. Ein Salzsee in der Mitte des Eilands liefert jährlich über 60,000 Centner Salz. Der kleine Hauptort gleichen Namens liegt am nordöstlichen Ende der Insel. Den Briten gehört sie seit 1650.

Anguillara, Giov. Andr. dell' A., gefeierter Dichter, geboren um 1517 zu Sutri in Toskana, † nach 1563 bei Torre di Nona in dürftigen Umständen. Er ist vorzüglich bekannt durch seine freie metrische Uebersetzung von Ovids Metamorphosen (Paris 1554, Venedig 1561 und 1584). Seine sonstigen Werke sind: der Anfang zu einer Uebersetzung der Aeneis; ein mit vielem Beifall aufgenommenes Trauer=

spiel: Oedipus; Kanzonen, Capitoli oder Satyren u. a.

Anguillotten, kleine, wohlschmeckende Aale, welche sich vorzüglich häufig in den Lagunen und Mündungen des Po bei Commacchio im Kirchenstaate finden. Sie werden eingesalzen oder marinirt und weit versendet.

Angustation, Verschmälerung, Verengerung, eine Krankheit der Gefäße, bei welcher der Durchmesser derselben sich verengert und das Gefäß zu seinen Funktionen untauglich wird. Man unterscheidet als besondere Arten: die Verstopfung (obstructio), welche entsteht, wenn die Gefäßfeuchtigkeit, oder eine fremde Materie die Höhle so ausfüllt, daß kein freier Durchgang des Flüssigen Statt finden kann, z. B. wenn geronnenes Blut oder Schleimpfropfen die Höhlen der Gefäße unwegsam machen; die Verengerung der Gefäßwände (angustatio parietum s. solidi), wenn die Wände entweder durch vermehrte Dicke oder durch eine vorstehende Erhabenheit nach innen die Höhle verkleinern oder gar verschließen, z. B. bei schwielichter Verengerung des Schlundes; das Zusammenfallen (collapsus), wenn die Seiten aus Mangel des Enthaltenen, die Wände wegen verminderter Expansivkraft sich senken und sich einander nähern, z. B. nach heftigen Verblutungen; die Zusammendrückung (compressio) in Folge eines Druckes von außen, z. B. wenn bei Schwangern der Uterus, oder bei Scirrhositäten des Unterleibes, Blasenstein u. dergl. die Gedärme zusammendrücken und ihre Höhlen verengern; die Zusammenziehung (contractio), wenn die Gefäße wegen ihrer eigenthümlichen Reizbarkeit unter das gewöhnliche Maß sich zusammenziehen, z. B. bei Einwirkung heftiger Leidenschaften, plötzlicher Kälte; die Verwachsung (coalitus), welche häufig auf die vorigen Arten der A. folgt.

Anhängsel (lat. Appendix), im Allgemeinen ein Theil, der einem Körper, Organe, Gliede ꝛc., gleichsam als überflüssiger Zusatz beigegeben ist; daher in der botanischen Terminologie die (anscheinend) überflüssigen Zusätze der Pflanzenorgane. Sie erscheinen bald als Läppchen der Organe, mit diesen von gleicher Substanz, bald als Fortsätze oder Einfassungen von anderer Substanz. Man nennt als die wichtigsten A.: das Oehrchen (auricula), den Flügel (ala), den Kamm (crista), den Sporn (calcar), den Schwanz (cauda), den Schnabel (rostrum), das Horn (cornu), den Bart (barba), den Samenschopf (coma seminalis), zum Theil auch das Spitzchen (apiculum). In der Zoologie sind A. im engern Sinne diejenigen äußern, von den Haupttheilen abstehenden Theile des Körpers, welche keine organische Funktion verrichten, sondern zur Bedekkung oder zur Bewegung, Vertheidigung und andern mechanischen Verrichtungen dienen; im weitern Sinne alle Körpertheile, außer Kopf, Hals und Rumpf. Im Wechselrecht ist A. s. v. a. Allonge.

Anhalt, auch Altanhalt, sonst Anholt, Anhalde, d. i. am Holze oder am Halde (Berge), die verfallene Stammburg des Hauses Anhalt, im obern Theile des Herzogthums Anhalt-Bernburg, über dem Selkethale auf dem bewaldeten Hausberge, $1^1/_2$ Stunden von Ballenstedt gelegen. Angeblich von dem askanischen Grafen Albrecht II. um 862, wahrscheinlicher von Esiko IV. um 905 gegründet und von Otto dem Reichen um 1110 vollendet, ward sie schon unter Albrecht dem Bären von Heinrichs des Löwen Anhängern zerstört und, obgleich wieder aufgebaut, doch nach abermaliger Zerstörung unter dem Fürsten Bernhard um 1200 für immer verlassen. Seit 1603 ist die sehr unscheinbar gewordene Ruine gemeinschaftliches Besitzthum der Herzöge von Anhalt.

Anhalt, eines der ältesten deutschen Fürstenhäuser, welches gegenwärtig im Besitz der Herzogthümer A.-Dessau-Köthen (seit 1853 unter einem Fürsten vereinigt) und A.-Bernburg ist. Diese anhaltischen Lande liegen im nördlichen Deutschland u. zerfallen in zwei Haupttheile, den östlichen u. westlichen, welche von einander durch die preußische Provinz Sachsen getrennt werden; dazu kommen noch 5 kleine, von preußischen Landen umschlossene Enklaven: Alsleben, Mühlingen, Dornburg, Göbel u. Groß-Lübs. Der Flächeninhalt derselben beträgt etwas über 46 □Meilen, wovon auf Dessau $16^1/_4$, auf Bernburg $15^1/_4$, auf Köthen $14^1/_2$ kommen. In 4 Hauptstädten (Dessau, Zerbst, Bernburg und Köthen), 15 Städten, 4 Flecken, 253 Dörfern und vielen Vorwerken, Höfen ꝛc. wohnten nach der Zählung von 1849: 157,261, nach der von 1852: 164,400 Einwohner. Der östliche, größere Theil ist ganz von den preußischen Regierungsbezirken Potsdam, Magdeburg und Merseburg umschlossen; die beiden letzteren umgeben auch den westlichen, kleineren Theil, und nur etwa 2 Stunden lang bildet das Herzogthum Braunschweig (Blankenburg) die Grenze. Das Klima ist mild, nur in dem gebirgigsten Theile etwas rauh. Der größte Theil des Landes ist Flachland, nur der südwestlichste Theil ist gebirgig durch die Vorberge und den Anfang des Unterharzes, dessen höchste Kuppel hier der Ramberg ist, gewöhnlich die Viktorshöhe genannt, 2100 Fuß hoch, zwischen Gernrode und Alexisbad, mit großartiger Aussicht. Andere bemerkenswerthe Punkte sind: der Stufenberg bei Gernrode, vielbesucht und mit weiter Fernsicht über die norddeutsche Ebene; der Hausberg mit der Burg Anhalt, und der Mägdesprung, beide über dem schönen Selkethale, letzterer durch die Industrie an seinem Fuße, so wie durch die Sage und Gebirgsansicht von seinem Felsengipfel weithin bekannt. Der Mittelpunkt aller anhaltischen Naturschönheiten ist aber das reizend gelegene Alexisbad im tiefen, von waldigen Bergen eingeschlossenen Selkethale. Einen reizenden Standpunkt bietet auch der ballenstedter Schloßberg. Vom Unterharze senkt sich das Land nach der Saale hin, jenseits dieses Flusses bildet es bis zur Elbe eine hie und da wellenförmige, besonders in der Mitte gehobene Ebene; von dem rechten Elbufer an beginnt ein größtentheils sandiges, stark bewaldetes Flachland, das nur hie und da durch moorige und fette Niederungen und den niedrigen sandigen Höhenzug des Fläming längs der preußischen Grenze unterbrochen wird. Der bei Weitem größte Theil des Ganzen von Ballenstedt bis an die Mulde und Elbe hat vortrefflichen, schweren Ackerboden,

den besten zwischen Saale und Mulde; weniger fruchtbar, jedoch gras- und holzreich, ist der Landstrich nördlich von der Elbe; auf dem Harze leidet der Boden nur an einigen Stellen etwas Akkerbau. Die Elbe, als Hauptfluß, durchströmt das Land in vielen Krümmungen von Osten nach Westen und nimmt hier unterhalb Dessau die von Norden kommende, wasserreiche, aber nicht schiffbare Mulde auf. Außerdem fließen hier der Elbe auf der rechten Seite die Dolwitz, Roslau und Nuthe zu. Die Saale, bereits schiffbar, geht in nördlicher Richtung durch den westlichen Strich des östlichen Haupttheils und nimmt rechts unterhalb Bernburg die Fuhne, links die Wipper mit der Eine oberhalb Bernburg und bei Mönch-Nienburg die Bode mit der Selke auf. Selke und Eine mit mehren in sie fallenden Bächen, z. B. der Getel bei Ballenstedt, bewässern den westlichen Haupttheil. Seen gibt es im östlichen Theile mehre von geringem Umfang. Berühmte mineralische Quellen hat Alexisbad. Die Hauptprodukte sind Getreide, namentlich Weizen, weit über den Verbrauch, daher viel zur Ausfuhr (meist nach Hamburg) kommt; Obst und Gemüse, Hülsenfrüchte, etwas Wein bei Bernburg; Tabak, Flachs, Oelfrüchte, Hopfen, etwas Krapp; Holz, vorzüglich auf dem Harze und jenseits der Elbe, wo die reichen und große Einkünfte abwerfenden Waldungen allein 70,000 Morgen betragen, während die Gesammtgröße aller Waldungen des Landes 180,000 Morgen beträgt. Die Viehzucht ist sehr ansehnlich; schönes Rindvieh wird namentlich in den Niederungen an der Elbe und nördlich von derselben gezogen; auch Pferde gibt es in ausreichender Menge; am bedeutendsten ist aber die Schafzucht, deren Stückzahl die des Rindviehs um das Siebenfache übertrifft. Noch liefert das Thierreich Wild, hier u. da an der Elbe Biber, viele Fische, namentlich Lachse in der Mulde, endlich Honig in Menge. Produkte aus dem Mineralreich werden fast ausschließlich im Oberherzogthum Bernburg gewonnen, wo Silber, Kupfer, Bleiglätte, Eisen, Spießglanz, Vitriole aller Art und Steinkohlen zu Tage gefördert werden (s. unten). Der östliche Theil des Landes liefert Marmor, Gyps, Mergel, Bau- und Mühlsteine. Den Hauptnahrungszweig der Einwohner bildet der reichlich lohnende Ackerbau, daneben die Viehzucht und im gebirgigen Theile auch der Bergbau. In neuerer Zeit hat man angefangen, außer dem Betrieb der Hütten- und Hammerwerke im Bernburgischen auch der technischen Kultur eine größere Pflege zu widmen; als nicht unwichtige Industrieerzeugnisse des Landes sind zu nennen: wollene Zeuche (Flanell und Tuch), Leinwand, Garn, Leder, Tabak, Wachs, Seife, Lichte, Steingut, Wagen (besonders in Zerbst gefertigt) ꝛc. Ausgezeichnete Eisengußwaaren und Werkzeuge aller Art liefern die Eisengießereien und Hüttenwerke im Selkethale. Ansehnlich ist auch die Bierbrauerei (Zerbst) und Branntweinbrennerei. Einen außerordentlichen Aufschwung aber nahm neuerdings die Runkelrübenzuckerfabrikation: auf 47 □M. befanden sich 22 meistens große Zuckerfabriken. Die für die große Fruchtbarkeit des Bodens sehr mittelmäßige Bevölkerungsdichtigkeit von 3200 Seelen auf die □M. u. die Einträglichkeit der Landwirthschaft erklären den Mangel einer größeren Gewerbthätigkeit hinlänglich. Lebhaft ist aber der Handel; der Reichthum des Landes an Getreide, Vieh, Holz, Wolle, Rüböl u. s. w. macht es möglich, daß jährlich eine Menge dieser Erzeugnisse besonders nach Berlin, Magdeburg, Leipzig und Hamburg ausgeführt werden können. Hauptmärkte für die Ausfuhr sind Bernburg, Köthen und Dessau, wo auch seit 1834 ein jetzt schon ziemlich bedeutender Wollmarkt eingerichtet ist. Eben so ansehnlich ist der Durchgangshandel. Die Träger des hiesigen Verkehrs sind seit alten Zeiten die Elbe und Saale, so wie die guten Chausseen, welche die Städte des Landes unter einander verbinden, und die magdeburg-leipziger und anhalt-berliner Eisenbahn, welche sich in Köthen vereinigen und den anhaltischen Handels- und Gewerbsverhältnissen höchst förderlich sind. Die Herzoge und ein großer Theil der Unterthanen gehörten früher der reformirten Kirche an; dieselbe hat sich jedoch in Bernburg 1821, in Dessau 1827 mit der lutherischen zu einer unirten protestantischen Kirche vereinigt; nur in Köthen bestehen beide Konfessionen noch neben einander. Außerdem gibt es etwa 300 Katholiken und gegen 3000 Juden. Kirche und Schule sind wohl geordnet; schon vor 200 Jahren sicherten sie dem Volke eine Bildung, die gerühmt wird. Die 3 Herzogthümer stehen seit der letzten Theilung in einer Gesammtung (vgl. unten Geschichte). Die gemeinschaftlichen Angelegenheiten des Hauses und Landes leitet der Senior, jedesmal der an Jahren älteste Fürst, mit Hülfe zweier Gesammträthe; er nennt sich ältester Regierender; das Gesammtarchiv ist in Dessau. Die Regenten succediren nach der Erstgeburt, in Dessau mit dem 21., in Bernburg mit dem 18. Jahre; Weiber sind von der Regierung ausgeschlossen. Die Justizpflege in erster Instanz ist herzoglichen Gerichtsämtern anvertraut. Mittelu. für privilegirte Gerichtsstände erste Instanzen bilden die Landesregierungen und die Lehnshöfe. Oberste Instanz war früher das den anhaltischen und schwarzburgischen Landen gemeinschaftliche Oberappellationsgericht in Zerbst, nach dessen 1850 erfolgter Aufhebung die anhaltischen Herzogthümer zu dem gemeinschaftlichen Oberappellationsgericht zu Jena getreten sind. Das Hauptgrundgesetz der Steuerverfassung ist der Landtagsabschied von 1652 (s. unten); seit dem Beitritte des Landes zum deutschen Zollverein wurde das indirekte Steuersystem eingeführt. Die Post in ganz A. wird von Preußen verwaltet. Als deutscher Bundesstaat hat A. mit Oldenburg und Schwarzburg auf der Bundesversammlung die 15. Stimme, im Plenum jedes regierende Haus Eine.

Geschichte. Als Stammvater des fürstlichen Hauses A. wird ein sächsischer Anführer Bernthobald genannt, der nach der Zerstörung des thüringischen Reichs das Land von dem fränkischen Könige zu Lehn erhalten haben soll. Ein Nachkomme desselben soll der askanische Graf Aribo Beringer V. gewesen seyn und dieser soll zu Halberstadt die Taufe und von Karl dem Großen sein Stammgut, die Grafschaft Askanien, empfangen haben. Die sächsischen Kaiser legten zur Sicherung des Landes an der Saale und Elbe mehre Befestigungen an, führten große Kolonien ein und

stifteten Klöster, von welchen Gernrode um 960 und Mönch=Nienburg um 975 die merkwürdigsten sind. Die kirchlichen Angelegenheiten A.s wurden den Bisthümern Brandenburg, Meißen, Merseburg und dem Erzbisthume Magdeburg zugewiesen; in weltlicher Beziehung gehörte das Land zu dem Herzogthume Sachsen und wurde im Namen des Kaisers meistens von den Grafen von Askanien verwaltet, die Aschersleben, Bernburg u. Ballenstedt eigenthümlich besaßen. Unter ihnen war Esiko IV., der die Stiftskirche in Ballenstedt gegründet haben soll; sein Sohn Albrecht VI. um 1063 zeugte mit seiner Gemahlin Adelheid, der Tochter des Markgrafen Otto von Orlamünde, zwei Söhne, von denen Otto der Reiche oder Große, seit 1076 Graf von Ballenstedt, eine Tochter des Herzogs Magnus von Sachsen, Eilike, heirathete, mit ihr einen Theil der Erbgüter des billungischen Stammes erhielt und so den Besitz seines Hauses bedeutend vergrößerte. Er † 1123 und hinterließ als Nachfolger seinen Sohn Albrecht VII. oder den Bär. In den Kriegen dieses Fürsten mit Heinrich dem Stolzen und dessen Sohne, Heinrich dem Löwen, wegen des Herzogthumes Sachsen wurde A. schrecklich verwüstet; das Land gewann jedoch an Ausdehnung durch die 1147 an Albrecht fallende Grafschaft Plötzkau und durch die Besiegung der auf dem rechten Ufer der Elbe im Zerbstischen wohnenden Slaven, die theils zum Christenthume bekehrt, theils vertilgt und durch flamländische Kolonisten ersetzt wurden. Auch wurden in Zerbst, so wie an andern Orten zur Befestigung der Kirche viele Stifter und Klöster angelegt. Von Albrechts Söhnen erhielt nach des Vaters Tode 1170 Bernhard A. und Plötzkau, welches letztere er auch gegen Kaiser Friedrich I. behauptete. Nach der Achtserklärung Heinrichs des Löwen belehnte ihn der Kaiser 1180 auf dem Reichstage zu Gelnhausen mit dem Herzogthume Sachsen, wovon indessen die anhaltischen Lande nur schwere Kriegsdrangsale, die Fürsten dieses Hauses nicht viel mehr als den Titel: „Herzoge zu Sachsen, Engern und Westphalen" hatten. Denn obwohl nach Bernhards Tode 1212 sein jüngerer Sohn Albrecht das Herzogthum Sachsen erhielt und behauptete, so kam doch später weder die Erbschaft von Sachsen=Wittenberg, noch die von Sachsen=Lauenburg an A. Der ältere Sohn Bernhards, Heinrich I., behielt die Erbgüter u. erwarb sich für dieselben (um 1220) nach Auflösung des Vasallenverhältnisses zu den Herzogen von Sachsen die Reichsunmittelbarkeit u. Landeshoheit, so daß er der erste eigentliche Fürst von A. wurde, dessen Besitzungen von nun an einen selbstständigen, zu einem Ganzen verbundenen Theil des deutschen Reiches bildeten. Heinrich hinterließ 1251 fünf Söhne, von denen zwei in den geistlichen Stand traten, die 3 anderen aber, Heinrich II., Bernhard u. Siegfried, sich in die väterlichen Länder theilten, und die aschersleбische, bernburger und zerbster Linie stifteten.

Die erste von diesen, im Besitze von Aschersleben, dem Harze und Gernrode, erlosch schon 1315 mit Otto II., dem Enkel Heinrichs I.; ihre Besitzungen fielen an Bernburg, das indessen Aschersleben nach vielen Streitigkeiten dem Bisthume Halberstadt überlassen mußte, wodurch das älteste der anhaltischen Erblande für immer verloren ging. Bernhard I. (1252—1286), der Stifter der bernburgischen Linie, bekam nach seines Vaters Tode 1252 Bernburg und einen Theil von Köthen, nannte sich Graf von A. und erbaute zu Nienburg ein festes Schloß. Sein Sohn Bernhard II. (1286—1318) erlangte eine Erweiterung seines Besitzes durch die ihm zu Theil gewordene Belehnung mit Roslau und Hoym, so wie durch die ascherslebische Erbschaft, von der er den Titel eines Grafen von Askanien und Fürsten in A. annahm, obwohl sein Bruder Albrecht, Bischof von Halberstadt, Ansprüche auf Aschersleben erhob. Die Streitigkeiten darüber dauerten unter Bernhard III. (1318—1340) fort, und brachen sogar 1324 und 1340 in Kriege aus, wodurch die beiderseitigen Länder entsetzlich litten, das Bisthum aber im faktischen Besitz von Aschersleben blieb. Auf Bernhard III. folgten Bernhard IV. (1340—1354) u. Heinrich IV. (1354—1377); Bernhard V. regierte mit seinem Oheim Otto III. und später mit dessen Sohne Otto IV. gemeinschaftlich (1377—1420). Der letzte Fürst aus der Linie, Bernhard VI., schloß mit dem Erzbischofe von Magdeburg 1426 und 1444 Verträge zur Erhaltung des Landfriedens, löste das 1413 versetzte Harzgerode und Güntherberge wieder ein, versuchte 1439 vergebens Aschersleben wieder zu erobern, übertrug 1466 seine sämmtlichen Lande, so fern sie nicht Reichslehen waren, dem heiligen Moritz und seiner Kirche zu Magdeburg als Lehn und † 1468 kinderlos.

Die zerbster Linie, von Siegfried I. (1251 bis 1290), dem jüngsten Sohne Heinrichs I., gestiftet, besaß anfangs Zerbst, Koswig, Dessau und einen Theil von Köthen. Siegfried schenkte davon Burow 1258 dem deutschen Orden und mußte in einem Frieden mit den Markgrafen Albrecht u. Diezmann von Meißen diesen Delitzsch u. Bitterfeld abtreten. Unter seinem Sohn u. Nachfolger Albrecht I. (1290—1316), von seinem Aufenthalte Herr v. Köthen genannt, wurde die Stadt Zerbst erworben. Albrechts Söhne, Waldemar I. (1316—1367) u. Albrecht II. (1316—1362), machten 1320 Ansprüche auf die Mark Brandenburg; als diese wider alles Recht nicht beachtet wurden, so unterstützten sie seit 1348 den falschen Waldemar, ohne damit jedoch etwas Anderes, als die Verwüstung ihres Landes zu bewirken. Waldemar I. † 1367 in einem Treffen gegen den Bischof von Hildesheim; Albrecht † schon 1362. Johann I., Albrechts Sohn (1367—1380) erwarb für A. durch ein Darlehen 1370 die Grafschaft Lindau, verpfändete aber Haynichen an die Grafen von Eilenburg, wodurch es für immer verloren ging. Unter ihm hob sich Zerbst immer mehr, theils als fürstliche Residenz, theils durch die Bierbrauerei, welche 1375 einer eigenen Gilde anvertraut ward. Johanns drei Söhne regierten nach seinem Tode (1380) gemeinschaftlich; Waldemar III. † 1392, und die beiden Andern theilten 1396 nochmals ihre Besitzungen, so daß jetzt aus der alten zerbster Linie zwei neue entstanden. Der Stifter der einen, der albrechtschen Linie, war Albrecht III. (1396—1424), Johanns I. zweiter Sohn, der ursprünglich Dessau, Köthen, Lippene, Wörlitz, Raguhn und Jeßnitz erhielt, aber nach dem Tode

seines ältern Bruders Siegmund die Söhne desselben zwang, ihr aus Zerbst, Lindau, Hundeluft, Koswig und Roslau bestehendes Erbtheil mit dem seinigen zu vertauschen. Am verderblichsten für A. ward unter seiner Regierung der bis 1407 von allen anhaltischen Fürsten geführte Krieg mit dem Erzbischof Günther von Magdeburg, durch welchen die schönsten Landestheile von Köthen bis Dessau zur Wüste wurden. Auch die Ansprüche auf die Besitzungen seiner Neffen, welche Albrecht seitdem erhob, so wie, nach Befriedigung derselben, seine Angriffe auf die alten Rechte der Stadt Zerbst, verursachten vielfache Verwirrung und Zerrüttung. Albrechts Söhne, Waldemar V., Adolf I. und Albrecht V., welche seit 1424 gemeinschaftlich regierten, geriethen in Händel mit ihrem Vetter, dem Fürsten Georg von Dessau, und der Stadt Zerbst, welche, durch mehrfache Begünstigungen gelockt, der andern Linie anzugehören wünschte, auch die ihr wegen eines Vorschusses überlassene Grafschaft Lindau nicht herausgeben wollte. Kurfürst Friedrich I. von Brandenburg als Schiedsrichter brachte einen Vergleich zu Stande, in welchem Zerbst sein Vorrecht, dem Aeltesten der Linie stets anzugehören, verlor. Waldemar V. † 1436, Adolf I. 1473, Albrecht V. 1475. Nach ihnen regierten Adolfs Söhne, Adolf V. und Magnus I., ebenfalls gemeinschaftlich. Letzterer, ein durch wissenschaftliche Kenntnisse ausgezeichneter Fürst, baute einen Theil des Schlosses in Zerbst und ward als Gesetzgeber Wohlthäter des Landes. Im J. 1508 überließen beide Brüder ihre Gebiete der andern zerbster Linie. Magnus † 1524 als Dompropst zu Magdeburg, Adolf II. 1526 als Bischof von Merseburg.

Die jetzt den Antheil der alten zerbster Linie wieder ganz besitzende siegmundsche war 1396 von Siegmund I., dem ältesten Sohne Johanns I., gestiftet worden. Siegmund (1396—1405), ein tapferer, prachtliebender Fürst, beherrschte das Land jenseit der Elbe und wohnte meist in Koswig. Unter ihm verheerte der schon erwähnte magdeburger Krieg, so wie die Pest das Land; dennoch nahm, durch weise Einrichtungen gefördert, Wohlstand und Bildung zu. Von Siegmunds Söhnen, die bis 1413 unter der Vormundschaft ihres Oheims, Albrecht III., standen, erlangte Georg I., der ältere, die Regierung über Köthen und Dessau, welche Besitzungen er nach dem Vergleiche von 1413 mit Albrecht III. statt des zerbster Theiles übernehmen mußte. Vergebens erhob er mit seinen Brüdern und dem Herzoge von Lauenburg Ansprüche auf Sachsen, wo 1422 der letzte askanische Kurfürst, Albrecht III., gestorben war. Kaiser Siegmund gab das Land mit der Kur an den Markgrafen von Meißen, Friedrich den Streitbaren; selbst Barby, Walter-Nienburg und Mühlingen, womit die Aebtissin von Quedlinburg statt der sächsischen die anhaltischen Fürsten belehnte, wurden ihnen entzogen, und auf die zwei letztgenannten Ortschaften erhielten Georg und seine Erben die Anwartschaft, wenn die Grafen von Barby ausstürben. Die Streitigkeiten Georgs mit seinen Vettern von Zerbst wurden 1460 durch einen Vergleich geschlichtet, nach welchem unter Anderm auch die bernburgischen Länder an Siegmunds Nachkommen fallen sollten. Dies trat 1468 mit dem Ableben Bernhards VI. von Bernburg wirklich ein, trotz der Hindernisse, welche Bernhards Wittwe, Hedwig, in den Weg legte. Georg erhielt in seinen Ländern Ruhe und Ordnung, konnte jedoch nicht verhindern, daß A. 1429 durch einen Einfall der Hussiten sehr litt. Er legte 1470 die Regierung nieder, und † 1474 zu Dessau, nachdem er 1471 eine neue Theilung seiner Länder zwischen seinen Söhnen, Waldemar VI. u. Ernst I., gemacht hatte. Jener erhielt zu seinem Antheil Köthen, Harzgerode, Sandersleben, Freyleben, Hecklingen; dieser (Stifter der ernestinischen oder ältern dessauer Linie) Dessau, Lippene, Raguhn, Jeßnitz, Warmsdorf, Güsten. Die harzer &c. Bergwerke, Plötzkau und einiges Andere blieben gemeinschaftlich. Waldemar VI. (1470 bis 1508), welcher so der Stifter der nach ihm benannten waldemarschen od. ältern köthenschen Linie wurde, löste 1473 das an den Grafen von Mansfeld verpfändete Hoym wieder ein, gerieth wegen Mühlingen mit den Grafen von Barby in Streit, verkaufte 1497, mit Vorbehalt der Berg- und Salzwerke, Sandersleben an die Gebrüder von Hoym, erhielt 1498 Bernburg und hob den Bergbau im Harze. Vielfach war er in die Reichshändel verwickelt. Er † 1508 zu Köthen. Ihm folgte sein frommer u. einsichtsvoller Sohn Wolfgang (1508—1562). Dieser vermehrte seinen Länderbesitz 1508, nach Abdankung der zerbster Fürsten, durch Dornburg, Koswig u. andere zerbstische Orte, 1525 durch das Stift Ballenstedt, 1526 durch das Stift Mehringen. Da er als ein eifriger Freund und Beförderer der Reformation den Zorn des Kaisers auf sich gezogen hatte, so wurden nach der unglücklichen Schlacht bei Mühlberg 1547 Bernburg und Köthen von den Kaiserlichen besetzt, das befestigte Koswig von den Spaniern erobert und geplündert, und das ganze Land Wolfgangs, der in die Acht erklärt worden war, dem kaiserlichen Höflinge Siegmund von Ladrona gegeben, der es an Heinrich von Reuß, Burggrafen zu Meißen, für 32,000 Thaler verkaufte, so daß es A. für diese Summe nach kaiserlicher Einwilligung wieder einlösen konnte. Dies geschah 1552 nach dem passauer Vertrage; Wolfgang kehrte zurück, fand aber Alles im traurigsten Zustande und hatte noch obendrein mit dem Grafen von Reuß und Heinrich von Braunschweig, die unbillige Forderungen an ihn machten, viele verdrießliche Händel. Dennoch erblühte unter ihm der Wohlstand des Landes von Neuem, wozu die Verbesserung des Kirchen- und Schulwesens, der Gesetzgebung und Polizei, so wie rege Sorge für das Gedeihen der Gewerbe und des Handels das Meiste beitrugen. Besonders richtete er sein Augenmerk auf den Bergbau, den er durch eine 1561 eingeführte Bergordnung regelte. Derselbe war bald so blühend, daß man schon 1561 quartaliter 10—12,000 Thaler Ausbeute machte. Wolfgang überließ nach einer 54jährigen Regierung, da er keine Kinder hatte, sein Land 1562 der von allen anhaltischen Linien allein noch bestehenden dessauischen, die 1471 mit Ernst I., dem zweiten Sohne Georgs I. von Dessau und Köthen, ihren Anfang genommen hatte.

Ernst I. (1470—1516), im Besitze der oben erwähnten Länder, erwarb sich um die Kultur derselben, so wie um die Stadt Dessau, wo er die Pfarrkirche und das Schloß vollendete, große Verdienste. Seine Wittwe Margaretha, eine vortreffliche, aber der Reformation abgeneigte Frau, führte mit Hülfe des Kanzlers Paul von Berge die Regierung für ihre 3 minderjährigen Söhne (1516–1530), erwarb 1524 das an Kursachsen verpfändete Wörlitz wieder und † 1530 zu Dessau. Die 3 Prinzen, von dem um die Reformation A.s viel verdienten Magister Forchheim od. Gregorius Held vortrefflich erzogen, regierten anfangs gemeinschaftlich und erhielten nach dem Aussterben der von Albrecht III. gestifteten zerbster Linie in einem Vergleiche 1542 mit dem Fürsten Wolfgang von der köthenschen Linie die Stadt Zerbst und die Hälfte des zerbster Landes, so wie 1546 Harzgerode und Günthersberge nebst dem Harztheil. Schon 1534 führten sie in ihrem Lande die Reformation ein, traten 1536 zu dem schmalkaldischen Bunde, nahmen aber an dem Kriege keinen thätigen Antheil. Dessenungeachtet gelang es ihnen nur mit Hülfe des Kurfürsten von Brandenburg und des Herzogs Moritz von Sachsen, sich nach vielen Demüthigungen vor dem erzürnten Kaiser in Wittenberg zu rechtfertigen. Im J. 1546 beschlossen die Brüder eine Theilung: Johann VI. erhielt Zerbst mit den auf dem rechten Elbufer liegenden Ländern; Georg III. Plötzkau, Warmsdorf, Güsten und den ganzen Harz; Joachim I. Dessau, Raguhn, Lippene, Jeßnitz, Wörlitz und Zubehör. Georg III. baute Schloß, Kirche und Schule zu Harzgerode, sorgte eifrig für gute Schulen und kirchliche Ordnung und † 1553 zu Dessau unvermählt. Joachim I., wegen seiner vortrefflichen Eigenschaften und Kenntnisse von Luther und Melanchthon sehr geschätzt, von seinen Unterthanen allgemein geliebt, † ebenfalls unvermählt 1561. Die Länder beider Brüder fielen daher an die Söhne Johanns IV., welcher bereits 1551 gestorben war. Von diesen † Karl I. schon 1561, seine Brüder Bernhard VII., ein Pathe Luthers, und Joachim II. Ernst erbten Karls und Joachims I. Länder und beherrschten seit 1562, nach Wolfgangs Abtretung, ganz A. Sie beriefen 1565 in Dessau die Stände zusammen und führten mit deren Bewilligung zur Tilgung der Landesschulden und Bestreitung der immer höher steigenden Ausgaben die ersten Steuern ein. Bisher waren alle Staatsausgaben aus dem Grundeigenthum und den Regalien bestritten worden. Da Bernhard 1570 kinderlos starb, so fiel das ganze Land an Joachim Ernst. Fürst Joachim II. Ernst führte die Regierung mit Weisheit und väterlicher Fürsorge für das Beste seiner Unterthanen. Im Jahre 1572 machte er die mit Zuziehung der Stände verfaßte anhaltische Landesordnung bekannt, wodurch das römische Recht neben dem früher allein gültigen sächsischen, so wie beständige Gerichte mit besoldeten Beisitzern und Sachwaltern statt der bisher gewöhnlichen Landdinge u. a. eingeführt wurden. In kirchlicher Beziehung wurde ebenfalls eine neue Verfassung gegründet. Ernst trat in die bischöflichen Rechte ein und errichtete ein fürstliches Konsistorium. Außerdem erleichterte er durch Straßen und Brücken die Kommunikation, beförderte den Bergbau, traf gute Polizeianstalten, und stiftete 1582 das Gymnasium zu Zerbst im St. Johanniskloster. Er † 1586 zu Dessau, worauf seine Söhne 17 Jahre gemeinschaftlich regierten. Die wichtigste Begebenheit dieser Zeit war die Trennung des Landes von der lutherischen Kirche und die Einführung der reformirten Lehre, wozu die Streitigkeiten wegen der Konkordienformel die erste Veranlassung gaben. Unter den Theologen wirkte dafür besonders Amling, der bald auch den ältesten Sohn Joachim Ernsts, den Fürsten Johann Georg I., gewann. Trotz des Widerstrebens der Ritterschaft wurde im Jahre 1589 der Exorcismus abgeschafft und der berühmte Arndt genöthigt, seine Stelle in Badeborn bei Ballenstedt zu verlassen. Hierauf erfolgte im Jahr 1596, nach der Vermählung Johann Georgs mit einer pfälzischen Prinzessin, die Einführung des heidelberger Katechismus und der ganzen pfälzischen Kirchenordnung; die Ritterschaft erhielt Glaubensfreiheit, die wenigen lutherisch gesinnten Prediger sollten zwar entfernt werden, blieben aber doch meist in ihren Aemtern und wurden erst nach ihrem Ableben durch reformirte Pfarrer ersetzt. Im J. 1603 den 17. Juni vereinigten sich die Fürsten über eine Theilung des Landes in vier Theile, ein Entschluß, dessen Ausführung 1606 zwar wegen der wahrhaft brüderlichen Eintracht, die sich dabei kund that, interessant ist, aber als die Quelle der noch jetzt bestehenden Zersplitterung beklagt werden muß. Johann Georg I. erhielt Dessau, Christian I. Bernburg, Rudolf Zerbst, Ludwig Köthen. Ein fünfter Bruder, August, ward mit Geld abgefunden, bekam aber später Plötzkau abgetreten, und seine Linie beerbte 1665 die erlöschende zu Köthen. Ungetheilt blieben die Bergwerke, die Landsteuer, die Prinzessinsteuer, Burg und Schloß Alt-A., die alten Ansprüche auf Askanien und andere Länder, die Erbhuldigung und das Archiv, wozu nachher auch das Gymnasium zu Zerbst kam.

Bis zum 30jährigen Kriege reifte A. immer höherem Wohlstande entgegen. Zum Schutze des protestantischen Glaubens traten die anhaltischen Fürsten 1610 der Union unter Kurfürst Friedrich V. von der Pfalz bei. Nach Auflösung derselben durch die Schlacht bei Prag 1620 nahmen sie zwar keinen weitern Antheil am Kriege, sahen aber ihre Lande bald allen Drangsalen desselben Preis gegeben. Wallenstein schlug 1626 zwischen Dessau und Zerbst den Grafen Ernst von Mansfeld und erpreßte von dem besetzten Lande ungeheure Kontributionen, so wie lange Zeit hindurch die Mittel zur Unterhaltung seines zahlreichen Heeres. Durch das Restitutionsedikt 1629 wurde das Stift Gernrode dem Fürsten Christian von Bernburg entzogen. Nach der Eroberung von Magdeburg litt das Land entsetzlich durch Tilly's Truppen. Der prager Friede, dem die Fürsten 1635 beitraten, brachte keine Hülfe. Sachsen, Schweden und Kaiserliche suchten von nun an abwechselnd das unglückliche Land heim und plünderten Dörfer und Städte, während zugleich Pest und Hungersnoth herrschten. Im westphälischen Frieden erhielt A. das Stift Gernrode zurück, aber Aschers-

leben kam trotz der Einsprüche der anhaltischen Fürsten an Brandenburg. Indessen wurde die reformirte Kirche in Deutschland und somit auch in A. gesetzlich anerkannt. Noch während des Krieges war 1628 zur Bezahlung der aufgelegten Kriegsgelder eine Hufen-, Häuser-, Vermögens- und Gewerbsteuer und eine Art von Accise eingeführt worden. Im Jahre 1635 ward ein Erbeinigungsvertrag oder der sogenannte Senioratsreceß abgeschlossen, worin bestimmt wurde, daß der Aelteste im fürstlichen Hause die Gesammtangelegenheiten desselben besorgen sollte, wofür bestimmte Senioratsgüter ausgesetzt wurden, die man jedoch schon 1669 vertheilte, indem man dem Senior Gelder dafür anwies. Bei wichtigen Sachen sollte in einer Zusammenkunft aller Fürsten die Mehrheit der Stimmen entscheiden, und der Senior den Beschluß ausführen. Auf dem Landtage zu Dessau von 1652 kam endlich auch das Grundgesetz für die anhaltische Steuer- und Landesverfassung zu Stande, nachdem schon früher auf den Landtagen vielfach darüber verhandelt und beschlossen worden war. Die Stände waren von jeher aus Prälaten (das Stift Gernrode, die Kommende Burow und die Propstei Wörlitz), der Ritterschaft (allen in A. wohnenden oder ansässigen adeligen Familien) und den durch die Bürgermeister vertretenen Städten zusammengesetzt. Statt der allgemeinen Versammlung führte man Ausschüsse ein. Als Oberdirektor der Landschaft ward der Senior des fürstlichen Hauses betrachtet. Ihm war ein Adeliger als Unterdirektor beigegeben, der zugleich in dem engeren Ausschusse, dessen Mitglieder außer ihm 3 Landräthe und die 4 ältesten Bürgermeister der 4 Hauptstädte waren, präsidirte. Dieser Ausschuß hatte im Wesentlichen die Ausführung der ständischen Beschlüsse zu besorgen und bediente sich dazu mehrer Unterbeamten. Der weitere Ausschuß, aus 12 Adeligen und 8 Bürgermeistern der 4 Hauptstädte bestehend, kontrolirte den engeren und bildete die Landesvertretung. Der letzte Landtag wurde 1698 gehalten, und an die Stelle dieser Landtage traten jetzt die nur von den Ausschüssen besuchten Landrechnungstage, die bis 1767 in Uebung blieben. Der Einfluß der Stände war zu einer Aufsicht über die Grundsteuern herabgesunken, und diese ließ sich auch schriftlich abmachen; so begnügte man sich später, nur in dringenden Fällen einige Landstände zu Deputationstagen zu berufen u. den übrigen die Sache schriftlich zu eröffnen. Ein solcher Deputationstag ist zuletzt 1793 gehalten worden. Hinsichtlich der Vererbung ihrer Länder schlossen die anhaltischen Fürsten 1665, nach dem Erlöschen der köthenschen Linie, einen neuen Erbvergleich, nach welchem beim Aussterben eines Hauses die Uebrigen sich zu gleichen Theilen in das Land theilen sollten. Dieser Fall trat 1797 ein, nachdem Fürst Friedrich August von Zerbst 1793 ohne Kinder gestorben war.

In politischer Hinsicht hatte A. während dieser Zeit nur eine untergeordnete Rolle gespielt und an den politischen Ereignissen wenig Antheil genommen. Es schloß sich theils an Sachsen, theils an Preußen an; mit letzterem waren wenigstens die dessauer Fürsten in steter persönlicher Verbindung. Dagegen betrachtete das Gesammthaus mehr Kursachsen als seinen natürlichen Beschützer, und dieses übte in den inneren Angelegenheiten desselben einen herkömmlichen Einfluß. Auf den Reichstagen hatte A. nur eine Stimme, wurde aber zu den alten Fürstenhäusern gezählt und saß zwischen der Landgrafschaft Leuchtenberg und Henneberg. Auf den obersächsischen Kreistagen hatte es seinen Sitz zwischen Pommern und Quedlinburg.

Verderblich für das Land wurde der 7jährige Krieg, theils wegen der Durchmärsche der Preußen und Reichstruppen, theils durch die harten Bedrückungen der Preußen selbst. Seit dem hubertsburger Frieden erfreute sich das Land wieder einer glücklichen Ruhe, welche erst 1806 durch den französisch-deutschen Krieg unterbrochen wurde. Schon vor der Schlacht bei Jena mußte A. bei den Durchmärschen der Preußen Opfer bringen; nach jenem unglücklichen Treffen besetzten die Franzosen auf ihrem Wege nach Berlin u. Magdeburg am 19. Oktob. 1806 das Land; mit ihnen kamen ungeheure Kriegslasten über das Volk, bis die günstige Gesinnung Napoleons gegen den damaligen Senior Franz I. von Dessau eine unerwartete Erleichterung herbeiführte. Im Jahre 1807 mußten die anhaltischen Fürsten, unter Annahme des Herzogstitels, dem Rheinbunde beitreten und 800 Mann als Kontingent stellen. Auf die innern Verhältnisse des Landes hatte dies, die Einführung der Konskription abgerechnet, keinen weiteren Einfluß. Die anhaltischen Truppen fochten in den französischen Heeren 1807 in Preußen, 1809 unter Drouet in Tyrol gegen Oesterreich, dann in Spanien, 1812 unter Loison in Polen und Preußen und zuletzt 1813 bei Kulm. Als im März 1813 die Preußen in A. einrückten, wurden sie hier als Befreier begrüßt, obgleich das französische Heer unter dem Vicekönig von Italien noch das linke Saalufer besetzt hielt. Dessau und Köthen verstärkten die Verbündeten durch Freiwillige und ein Bataillon, das in Norddeutschland tapfer für die Sache des gemeinsamen Vaterlandes stritt, bis es von den Dänen am 10. December bei Rendsburg größtentheils aufgerieben oder gefangen wurde. Für den bewiesenen Patriotismus mußte indessen das Land hart büßen, als es durch den Waffenstillstand vom 4. Juni 1813 wieder in französische Hände gerathen war. Besonders litt das Dessauische durch starke Einquartierungen; auch mußte als Kontingent ein neues Reiterregiment den Franzosen gestellt werden. Erst am 14. Oktober räumten die Franzosen A. für immer und der Sieg bei Leipzig befreite es mit ganz Deutschland. Den 8. Juni 1815 trat A. zum deutschen Bunde; aber alle Bemühungen seiner Fürsten, auf dem Kongresse zu Wien das von ihnen mit Recht beanspruchte Aschersleben und Lauenburg zu erhalten, blieben, wie viele andere gerechte Forderungen, fruchtlos. Die Theilung Sachsens löste die alten Bande zwischen diesem Staate und A. auf und brachte letzteres in die engste Berührung mit Preußen, dessen Gebiet nun das anhaltische fast gänzlich umschloß. Die Folge dieses Verhältnisses war zuerst der Beitritt der 3 Herzogthümer zu der 1821 abgeschlossenen Elbschifffahrtsakte, nach welcher A. 3 Zollämter, zu Koswig, Roslau und Dessau, erhielt und der speciellen Re-

vision der Schiffe gegen Vorzeigung der gesetzmäßigen Manifeste entsagte. Hierauf folgte nach langem Sträuben den 16. Juli 1828 der Anschluß aller anhaltischen Lande an den preußischen Zoll- und Handelsverein, nachdem Bernburg schon den 7. Juni 1826 den übrigen beiden Herzogthümern mit seinem Beispiele vorangegangen war. Die Gerichtsverfassung der anhaltischen Gesammtländer erhielt eine Verbesserung durch die Errichtung eines gemeinsamen Oberappellationsgerichtes in Zerbst, wozu sich 1817 die anhaltischen mit den schwarzburgischen Häusern vereinigten.

I. Das Herzogthum A.-Dessau-Köthen besteht in dieser Vereinigung seit 1853 (s. unten). Das bis dahin für sich bestehende Herzogthum A.-Dessau war aus sechs getrennt liegenden Landestheilen zusammengesetzt, nämlich aus dem Haupttheile, dem eigentlich dessauischen Lande, welches die drei Aemter Dessau, Qualendorf u. Oranienbaum nebst den beiden Städten Raguhn und Jeßnitz begreift, dem Amte Gröbzig an der Fuhne, dem größtentheils von preußischem Gebiet umgebenen Amte Sandersleben an der Wipper, dem am weitesten vom Hauptlande entfernt und ganz als Enklave im Preußischen liegenden Amte Groß-Alsleben unweit der Bode und dem Amte Zerbst auf dem rechten Elbufer, welches durch die anhalt-köthenschen Aemter Roslau und Lindau in zwei Theile geschieden wird. Hierzu kommt noch die kleine Parcelle Groß-Lübs. Das Hauptland des Herzogthums liegt zu beiden Seiten der Mulde in einer Ausdehnung von 4 Stunden bis zu deren Ausfluß in die Elbe, welche die Nordgrenze bildet; nur eine kurze Strecke weit begrenzt der Landgraben das Amt Qualendorf gegen Norden. Gegen Westen grenzt das Land von der Elbe bis zum Landgraben an den preußischen Regierungs-Bezirk Magdeburg, dann an die köthenschen Aemter Wulfen, Köthen und Reinsdorf, gegen Süden und Osten an den preußischen Regierungs-Bezirk Merseburg. Das Herzogthum bildet größtentheils eine Ebene; nur das Amt Sandersleben ist hügelig. Die Waldungen nehmen einen ziemlich bedeutenden Raum ein; man schätzt sie auf 80,000 magdeburger Morgen, und zwar liegt der größere Theil derselben auf dem rechten Elbufer. Sie begünstigen den starken Wildstand, wodurch sich das Dessauische von jeher ausgezeichnet hat. Von den oben angeführten Flüssen gehören hierher außer der Elbe und Mulde die Fuhne, Taube, Ziethe, Wipper und Nuthe, an deren Ufern sich schöne Wiesen ausbreiten. An Seen ist A.-Dessau reicher, als die übrigen anhaltischen Lande; die bedeutendsten sind der Pötnitzer-, rehsensche, Schönitzer-, Krems-, Döbritzer-, Röttinger-, Kühnauer-See und mehre stillstehende Wasser ohne besondere Namen, hier allgemein Stillinge genannt. Wegen des öfteren Austretens der Elbe und Mulde muß auf die Flußdämme große Sorgfalt verwendet werden; 1819 erschien eine eigene Wallordnung. Hauptdurchbrüche fanden besonders bei Pretsch Statt. Diese Ueberschwemmungen machen das Klima (s. oben) in den Elbe- und Muldegegenden weniger gesund und erzeugen oft Fieber. Die Landwirthschaft wird neuerlich mit größerer Sorgfalt betrieben, als früher; für die Viehzucht wird ebenfalls viel gethan und auch die industrielle Thätigkeit ist seit einigen Jahren im Steigen begriffen. — Regent des Landes ist ein Herzog, jetzt Leopold Friedrich, geb. den 1. Okt. 1794; er gelangte den 9. Aug. 1817 zur Regierung, vermählte sich den 18. April 1818 mit der Prinzessin Friederike von Preußen († den 1. Jan. 1850) und hat drei Kinder, nämlich zwei Prinzessinnen u. den Erbprinzen Friedrich, geb. den 29. April 1831. Von des Herzogs drei Brüdern, Georg Bernhard, geboren 1796, Friedrich August, geboren 1799, und Waldemar Wilhelm, geboren 1807, ist der erste in morganatischer Ehe mit der Gräfin Reina, gebornen von Erdmannsdorf, der andere mit einer Tochter des Landgrafen Wilhelm von Hessen-Kassel vermählt; doch hat keiner von beiden einen Sohn. Das vereinigte Herzogthum hatte 1852 111,759 Einw., wovon auf Dessau allein 68,082 kamen. Mit Ausnahme von etwa 1200 Katholiken u. 1500 Juden sind die Bewohner Protestanten. Das herzogliche Haus besitzt außerhalb des Landes zahlreiche und ansehnliche Güter in den preußischen Provinzen Sachsen, Brandenburg und Preußen (9 □M. mit 12,000 Seelen). An der Spitze der Verwaltung steht seit dem 5. April 1848 das Staatsministerium. Unter demselben stehen das Oberlandesgericht, das Konsistorium, die Regierung u. die Kriegskommission. Das in Gemeinschaft mit den anderen anhaltischen Herzogthümern u. den schwarzburgischen Fürstenthümern 1817 zu Zerbst errichtete Oberappellationsgericht wurde 1850 wieder aufgehoben. Die Finanzetats ergaben für 1851—52 in Dessau 596,000, in Köthen 449,888 Thlr. Die Schulden wurden pro 1. Juli 1853 zu 5,119,731 Thlr. berechnet, wovon 800,000 Papiergeld. Für Dessau allein betrug die Staatsschuld etwas über 900,000 Thlr. Als Aktiva werden aufgeführt für Dessau 800,000, für Köthen 200,000 Thlr. Das Bundeskontingent für Dessau beträgt 529 Mann.

Geschichte. Johann Georg I., ältester Sohn Joachim Ernsts, wurde der Stifter der jetzt blühenden dessauer Linie des Hauses A.; † 1618 und hinterließ zwei Söhne. Der ältere, Johann Kasimir, folgte in Dessau, der jüngere, Georg Aribert, erhielt zu seinem Antheile Radegast, Kleutsch und Wörlitz, welche Landestheile aber bald nach seinem Tode (1643) an Dessau zurückfielen. Unter Johann Kasimir litt das Land unsäglich durch den 30jährigen Krieg. Er † 1660 und hatte seinen Sohn Johann Georg II. zum Nachfolger. Dieser bewies sich als ein trefflicher, für das Wohl seiner Unterthanen väterlich sorgender Fürst. Er vermählte sich mit einer Prinzessin von Oranien und nannte ihr zu Ehren das Dorf Nischwitz, das er mit einem neuen Schlosse zierte und zur Stadt erhob, Oranienbaum. Er brachte es endlich dahin, daß ihm die Mitbelehnung mit und die Anwartschaft auf Aschersleben übertragen und er überdies, weil sein Haus Aschersleben verloren hatte, 24 Jahre lang aller Kreis- und Reichslasten enthoben wurde. Er † 1693, worauf unter mütterlicher Vormundschaft sein Sohn Leopold folgte, als Feldherr unter dem Namen „der alte Dessauer“ berühmt. Leopolds erstgeborner Sohn Wilhelm Gustav, der durch seine heimlich eingegangene Ehe mit einer Bauerstochter Ahnherr der Grafen von A. wurde, starb vor dem Vater, daher diesem

1747 der zweite Sohn Leopold Maximilian in der Regierung folgte. Gleich seinen Brüdern Dietrich, Moritz und Eugen zeichnete auch er sich in preußischen Militärdiensten rühmlich aus, † aber schon 1751. Sein Sohn u. Nachfolger Leop. Friedrich Franz stand zuerst unter der Vormundschaft seines Oheims, des Fürsten Dietrich, und zeichnete sich, nachdem er volljährig geworden, als Regent so sehr aus, daß er als der Gründer des Wohlstandes seines Landes anzusehen ist. Während seiner Regierung fiel A.=Zerbst an die dessauische Linie, und auch diesem früher hart gedrückten Landestheil suchte er nach Kräften aufzuhelfen. Bei Gründung des Rheinbundes nahm er den Herzogstitel an und trat 1807 jenem Bunde bei; später wurde er Mitglied des deutschen Bundes. Er † 1817 und hatte, da sein erstgeborner Sohn, der Erbprinz Friedrich, ihm 1811 im Tode vorausgegangen war, seinen Enkel Leop. Friedrich zum Nachfolger. Obwohl sich die Verhältnisse des Landes unter seiner Regierung im Ganzen günstig gestalteten und er sich insbesondere durch seine Betheiligung an der berlin=anhalter Eisenbahn ein bleibendes Verdienst um sein Land erwarb, so vermochte er doch nicht allen Uebelständen, über die Klage erhoben wurde, wie namentlich der Belastung des Grundeigenthums und der Behördenwillkür, zu steuern, auch hinderte ihn seine Schwerhörigkeit, die Zustände des Landes gründlich kennen zu lernen. Daher blieb Dessau von den Bewegungen des Jahres 1848 nicht unberührt. Von Volksversammlungen aus ergingen Petitionen an die Regierung, welche, von den besondern, auf speciell anhalt=dessauische Verhältnisse bezüglichen Wünschen abgesehen, mit den von Seiten der Liberalen in den übrigen deutschen Staaten erhobenen im Wesentlichen übereinstimmten. Nach einigem Sträuben gab die Regierung nach und suchte durch Berufung eines volksthümlichen Ministeriums Habicht=Köppe Herr der Bewegung zu bleiben. Aber der dessauer, so wie der den 31. Juli berufene vereinigte dessau=köthensche Landtag ließen sich bald zu Beschlüssen hinreißen, welche ganz mit der Vergangenheit brachen. Die vom 29. Okt. datirende Verfassungsurkunde verkündigte eine „demokratisch=monarchische" Regierungsform, ein Ausgehen aller Gewalten vom Volke, Abschaffung des Adels, der Orden 2c., lauter Versprechungen, welche in einem Ländchen, das eine selbstständige Politik unmöglich verfolgen konnte, schwerlich realisirt werden konnten. Im Jahr 1849 trat vornehmlich in Folge preußischen Einflusses auch hier eine Reaktion ein, deren Repräsentant das am 11. Juli 1849 berufene Ministerium Plötz war. Dieses drang auf Abänderung der Verfassung, und obwohl die Majorität des Landtags in Anbetracht der weit stärkeren Angriffe, welche die liberalen Institutionen in anderen Territorien erfuhren, die Mehrzahl der ministeriellen Propositionen genehmigte, so kam doch eine Einigung nicht zu Stande. Der Landtag wollte den eigentlichen Kern der Verfassung aufrecht gehalten wissen und trat jeder Aenderung der Konstitution, wodurch diese selbst illusorisch geworden wäre, entschieden entgegen. Unter diesen Umständen schritt das Ministerium den 12. November zur Auflösung sowohl des vereinigten Landtags als der beiden Sonderlandtage in Dessau und Köthen. Da die neuberufenen Landtage sich den Wünschen der Regierung nicht fügsamer zeigten, so wurden auch sie nach kurzer Thätigkeit aufgelöst, u. nachdem schon den 21. Juli 1851 ein neues Wahlgesetz für die Abgeordneten des Landtags angekündigt worden, erfolgte den 4. November desselben Jahres die Aufhebung der Verfassung vom 29. Oktober 1848, so wie die Aufhebung der Verordnungen über die Verantwortlichkeit der Minister. Eine vom Herzog zur Regelung der Verfassungsangelegenheiten ernannte Kommission trat den 1. December zusammen und legte schon im April 1852 dem Herzog von A.=Dessau, dem Senior des Hauses, den Entwurf einer neuen landständischen Verfassung für ganz A. vor, gegen welchen jedoch der engere Ausschuß der alten Landschaft des gesammten Herzogthums, besonders die Ritterschaft von Bernburg und Köthen, 1853 beim Bundestag Protest erhob, indem sich die Protestirenden auf ihr Recht beriefen, bei Verfassungsfragen mitzureden, welches Recht vom Bundestage auch anerkannt wurde. Am 5. Februar 1853 wurde der Vertrag wegen völligen Anfalls des Herzogthums A.=Köthen an das Herzogthum A.=Dessau ratificirt. Doch wurde von Seiten Bernburgs noch die vorherige Genehmigung des dortigen Landtags vorbehalten, auch bei etwaiger direkter Erbfolge die Aufhebung des Vertrags, so wie die Beibehaltung des bisherigen selbstständigen Schuldentilgungssystems für A.=Köthen stipulirt. Die auf diese Weise durch ein Patent vom 22. Mai 1853 zu einem Staate vereinigten Herzogthümer hießen von nun ab A.=Dessau=Köthen. Hinsichtlich der Entschädigung des Herzogs von A.=Bernburg für Verzichtleistung auf seine Ansprüche wurde bestimmt, daß derselbe von 1851—1859 jährlich 7000 und vom 1. Januar 1860 bis zu seinem Ableben jährlich 19,000 Thaler, die Herzogin aber auf die Zeit ihres etwaigen Wittwenstandes jährlich 6000 Thlr. Rente beziehen sollte.

II. Das Herzogthum A.=Bernburg besteht, wie A.=Dessau, aus sechs getrennt liegenden Landestheilen, die sich wieder in drei Hauptmassen vereinigen, nämlich aus den Landen an der Saale, Bode, Wipper und Fuhne nebst dem Amte Mühlingen, aus dem Amte Koswig auf dem rechten Elbufer — diese beiden Bestandtheile machen das Unterherzogthum aus — und aus den Landen am Unterharze, dem Oberherzogthum. Das anhalt=bernburgische Gebiet erstreckt sich von dem südwestlichen bis zum nordöstlichen Ende der anhaltischen Lande in einer Ausdehnung von 14 deutschen Meilen und hat alle Verschiedenheiten der Bodenbeschaffenheit aufzuweisen, wie die anhaltischen Lande überhaupt. Die Waldungen nehmen einen Flächenraum von 73,150 magdeburger Morgen ein. Das Unterherzogthum grenzt in seinem Haupttheile gegen Norden an den preußischen Regierungs=Bezirk Magdeburg und das anhalt=köthensche Amt Nienburg, gegen Osten an letzteres, gegen Süden an den preußischen Regierungs=Bezirk Merseburg und gegen Westen an das anhalt=köthensche Amt Warmsdorf, das anhalt=dessauische Amt Sandersleben und an den preußischen Regierungs=Bezirk Magdeburg. Der Boden ist größtentheils sehr ergiebig, liefert Getreide, viel Obst und selbst einigen Wein. Die Waldungen,

meistens Laubholz, umfassen nur etwa 1500 Morgen. An den Flüssen liegen schöne, nur zu sehr den Ueberschwemmungen ausgesetzte Wiesen. Die Hauptnahrungsquelle in diesem Landestheile ist die Landwirthschaft. Der Handel war früherhin bedeutender, namentlich ist demselben durch die seitwärts über Köthen führende magdeburg=leipziger Eisenbahn viel Eintrag geschehen. Das Oberherzogthum ist von den übrigen Landestheilen durch preußisches Gebiet geschieden, welches auch das gesammte Herzogthum fast ganz umgibt, während nur auf der westlichen Seite das Herzogthum Braunschweig (Distrikt Blankenburg) auf eine kurze Strecke die Grenze bildet. Der größere Theil des Oberherzogthums ist gebirgig, nur der nördliche eben und sehr fruchtbar. Im südlichen Gebirgslande tritt die Ernte 14 Tage später ein. Hier nähren sich die Einwohner größtentheils vom Ertrag der Waldungen und Bergwiesen und der Ausbeute der Bergwerke. Die Hauptgruben sind der Pfaffenberg und der Meißeberg, welche einen jährlichen Ertrag von 12—13,000 Centner Erz geben, woraus 4—5000 Centner Glätte und 15—1800 Mark Silber gewonnen werden. Bei Tilkerode liefern zwei Eisensteingänge jährlich 3—400 Fuder Glanz und Rotheisenstein. Man gewinnt jetzt im Oberherzogthum Eisen, Silber, Blei, Kupfer, Flußspath, Vitriol, Schwefel, Steinkohlen und Marmor. Die Verarbeitung der Mineralien geschieht vornehmlich im Selkethal. Auch drei Heilquellen: das Alexisbad, Beringerbad und der Ernabrunnen, finden sich im Oberherzogthume. Die südliche Hälfte dieses Landestheils ist größtentheils mit Waldungen bedeckt (50,818 magdeburger Morgen in 7 Forstbezirken), in welchen ein starker Wildstand sich findet. Ein Hauptnahrungszweig der Einwohner ist die Viehzucht. Bedeutendere Fabriken fehlen. Zwei Hauptstraßen durchschneiden von Norden nach Süden das Oberherzogthum. Das Herzogthum hatte 1852 52,641 Einw. mit Ausnahme von etwa 500 Katholiken und 300 Juden lauter Protestanten. Regent des Landes ist ein Herzog, jetzt Alexander Karl, geb. den 2. März 1805; er regiert seit dem 24. März 1834 u. lebt seit dem 30. Oktober 1834 in kinderloser Ehe mit Friederike von Holstein=Beck und Glücksburg. Die oberste Staatsbehörde ist auch hier jetzt das Staatsministerium. Ferner bestehen ein Appellationsgericht, eine Regierung und ein Konsistorium. Der Finanzetat für 1854 schloß ab mit 752,264 Thlr. Einnahme u. 736,386 Thlr. Ausgabe. Die Schulden wurden pro 1. Okt. 1854 auf 1,934,814 Thlr. berechnet, wovon 500,000 Papiergeld. Das Aktivvermögen wurde zu 467,335 Thlr. angegeben. Das Herzogthum stellt ein Bundeskontingent von 370 Mann.

Geschichte. Christian I., der zweite Sohn Joachim Ernsts, ist der Stifter der jüngeren bernburgischen Linie des Hauses A. Als ein Anhänger Friedrichs von der Pfalz, der ihn zum Statthalter von Prag erhob, mußte er 1620 flüchtig werden, bis es den Kurfürsten von Sachsen und Brandenburg gelang, ihm beim Kaiser Verzeihung auszuwirken. Als er 1630 †, theilten seine Söhne das Erbland. Friedrich erhielt Harzgerode, Güntersberge u. den sogenannten Harzbezirk u. wurde der Stifter der Linie Bernburg=Harzgerode. Der dreißigjährige Krieg schlug seinem Lande schwere Wunden, die er nach der Rückkehr des Friedens nach Kräften zu heilen suchte. Er † 1670 u. hatte seinen Sohn Wilhelm zum Nachfolger, der die traurigen Nachwirkungen jenes Kriegs vollends zu beseitigen suchte u. namentlich viel für Hebung des Bergbaus that. Mit ihm erlosch 1709 die Linie Bernburg=Harzgerode wieder, und die Besitzungen derselben fielen an Bernburg zurück, das auch die Güter Sophie Auguste's, der zweiten Gemahlin Wilhelms, durch Vertrag an sich brachte. Bernburg selbst hatte nach Christians I. Tode dessen anderer Sohn Christian II. erhalten, der 1656 †. Von seinen zwei Söhnen † Karl Ursinus 1660, worauf Viktor Amadeus die Regierung übernahm. Er vergrößerte sein Land durch Ankauf adeliger Güter, hob die Schifffahrt auf der Saale durch Wasserbauten, gründete in Bernburg ein Waisenhaus und führte 1677, um weiteren Landestheilungen vorzubeugen, das Erstgeburtsrecht ein. Auch leitete er 1698 als Senior des anhaltischen Hauses die Verhandlungen des letzten anhaltischen Landtags. Als er 1718 †, erhob sich zwischen seinen beiden Söhnen Karl Friedrich u. Lebrecht ein Streit, weil auch Harzgerode dem Erstgebornen zufallen sollte. Durch Oesterreichs Vermittlung wurde der Handel dahin geschlichtet, daß Karl Friedrich als der Erstgeborne Harzgerode erhielt, Lebrecht aber mit einer Abfindungssumme von 18,000 Thalern und dem Amte Hoym mit Ober= und Untergerichten zufrieden gestellt wurde. Früher schon hatte Viktor Amadeus dem letzteren Zeitz und Belleben zugetheilt und im Jahre 1708 zu seinen Gunsten ein Fideikommiß errichtet, durch welches den Nachkommen Lebrechts die genannten Ortschaften als Erbgut zugesichert wurden. So wurde Lebrecht der Stifter der Nebenlinie Bernburg=Hoym, welche sich späterhin, nachdem sie die Herrschaften Schaumburg und Holzapfel im Nassauischen erworben, A.=Bernburg=Schaumburg=Hoym nannte. Lebrecht † 1727 und hatte seinen Sohn Vikt. Amad. Adolf und dieser 1772 seinen Sohn Karl Ludwig, der 1806 †, zum Nachfolger. Des letztgenannten Sohn u. Nachfolger Viktor Karl Friedrich † schon 1812 und sein Stiefbruder, der ihm folgte, noch in demselben Jahre (24. December) als der letzte männliche Sprößling dieser Nebenlinie. Daher fielen die anhaltischen Besitzungen derselben an die Hauptlinie Bernburg zurück, die Besitzungen Schaumburg und Holzapfel dagegen an die Prinzessin Hermine, Tochter Viktor Karl Friedrichs und Gemahlin des Erzherzogs Joseph von Oesterreich, die 1817 †. Die Hauptlinie Bernburg wurde von Viktor Amadeus' ältestem Sohne, Karl Friedrich, fortgepflanzt, der aber nur 3 Jahre (1718—1721) regierte. Ihm folgte sein Sohn Vikt. Friedrich, der sich den Ruhm eines trefflichen Fürsten erwarb, bis 1765 regierte und seinen einzigen Sohn Friedr. Albrecht zum Nachfolger hatte, der seinen Vater in der Sorge für das Wohl des Landes und der Unterthanen noch übertraf und 1796 †. Unter der Regierung seines Sohnes und Nachfolgers Alexius Friedr. Christian wurden die bernburgischen Lande durch den Anfall des dritten Theils von Zerbst vergrößert. Der genannte Fürst trat 1807 dem Rheinbunde bei, er=

hielt von Napoleon den Herzogstitel und † 1834, worauf sein Sohn Karl Alexander, der jetzt regierende Herzog, folgte. Bis 1848 stand diesem ein Geheimer Konferenzrath zur Seite und an der Spitze der Geschäfte. Diese Behörde besaß aber schon vor 1848 trotz der klugen Haltung, die sie zu bewahren wußte, keine Sympathien im Volke. Die trotz dem Dunkel, das über den Finanzverhältnissen schwebte, nicht ganz zu verbergende stete Verschlimmerung derselben, das mittelalterliche Justizwesen, offenkundiger Nepotismus und manche andere Uebelstände ließen auch die vielen guten Einrichtungen, die man der Regierung verdankte, nicht zur vollen Anerkennung kommen. Im März 1848 glaubte der Konferenzrath am klügsten zu handeln, wenn er selbst den Wünschen des Volks entgegenkäme, ehe dasselbe sich der Zeitbewegung vollkommen bewußt geworden, und erließ in diesem Sinne (14. März) eine Proklamation, wodurch das bernburgische Volk zur Darlegung seiner Bitten und Wünsche aufgefordert wurde. Es dauerte auch nicht lange, so schossen allenthalben Petitionen und Beschwerden wie Pilze hervor, die sich freilich nicht in dem von dem Konferenzrath gewünschten bescheidenen Maße hielten. Letzterer suchte sein Heil im Temporisiren; namentlich wurden drei zur Realisirung der Märzverheißungen nothwendige Schritte so lange als irgend möglich beanstandet: die Einsetzung eines verantwortlichen Ministeriums, die Promulgation des Verfassungsentwurfes, die damit zusammenhängende Berufung der Volksvertreter und die Veröffentlichung des bisher in undurchdringlichem Dunkel gehaltenen Zustandes der Finanzen. Erst als sich die Mißstimmung des Volks über die Thatsache, daß Bernburg der einzige deutsche Staat mit einer schlechthin unverantwortlichen Regierung war, immer lauter und energischer aussprach, erschien den 3. Mai eine provisorische Verordnung, wonach der Konferenzrath selbst in die Stellung und in die Verpflichtungen eines konstitutionellen verantwortlichen Ministeriums der künftigen Ständeversammlung gegenüber eintrat. Am 5. Juli erschien der lange ersehnte Verfassungsentwurf, auf Grund dessen der Zusammentritt der Volksvertreter auf den 31. Juli festgesetzt wurde. Im Landtag erhoben sich heftige Debatten über die zu vereinbarende Verfassung und die finanzielle Lage des Landes. Als endlich die Verfassung (31. Oktober) zu Stande gekommen war und dem Herzog zur Sanktion übergeben werden sollte, hatte sich dieser nach Quedlinburg begeben, und von hier aus erhielten die Minister den Bescheid, daß der Herzog bei der Wichtigkeit der Sache und der dabei konkurrirenden Interessen des Landes, des herzoglichen Hauses und der Agnaten sich nicht bewogen finden könne, sofort auf eine Erörterung des Verfassungsentwurfs einzugehen, sondern denselben erst einer sorgfältigen Prüfung unterwerfen müsse. Zugleich erfolgte die Entlassung des bisherigen Ministeriums und die Ernennung des geheimen Regierungsraths von Krosigk zum interimistischen Staatsminister. In dieser beklagenswerthen Lage der Dinge wandte sich der Landtag an den Erzherzog=Reichsverweser um Sendung eines Reichskommissärs. Als solcher kam der Appellationsgerichtsrath von Ammon aus Köln, dessen Ankunft (16. November) wenigstens zunächst die gute Wirkung hatte, daß der Herzog nach Ballenstedt zurückkehrte und das neue Ministerium sich bewogen fand, in den Sitzungen des Landtags sich vertreten zu lassen, während es bisher mit diesem nur schriftlich verhandelt hatte. Am 29. November faßte der Landtag mit 18 Stimmen gegen 1 den Beschluß, daß wegen der in Bernburg obwaltenden politischen Umstände und wegen der eigenthümlichen Verhältnisse in der herzoglichen Familie der Herzog von A.=Dessau die Regentschaft des Landes im Namen des Herzogs von A.=Bernburg übernehmen, dabei aber die volle Selbstständigkeit des Landes gewahrt bleiben solle, und daß der Herzog von A.=Dessau sofort die Verfassung sanktioniren und zu deren Gewährleistung ein vollständiges Ministerium ernennen solle. Dieser Beschluß fand großen Anklang im Volke, und aus allen Landestheilen ergingen Petitionen an die Centralgewalt und die Nationalversammlung in Frankfurt, die sich zum Theil an den Beschluß des Landtags anschlossen, zum Theil noch darüber hinausgingen und eine noch engere Vereinigung mit Dessau verlangten. Diesen gegenüber fehlte es freilich auch nicht an Petitionen der Gegenpartei, die ein derartiges Verlangen geradezu als Hochverrath darzustellen und durch polizeiliche und gerichtliche Mittel ferneres Petitioniren zu unterdrücken suchte. Inzwischen hatte die deutsche Bewegung gegen das Ende des Jahres 1848 durch die Ereignisse in Oesterreich und in Preußen so entschiedene Niederlagen erlitten, daß auch in A.=Bernburg die Reaktion das Haupt immer kühner erhob, und die liberale Partei merkte wohl, wie sehr man in den höheren Regionen Lust habe, sich des unbequemen Landtags zu entledigen. Dies ahnend, legte der letztere gegen seine etwaige Auflösung im Voraus Protest ein. Die Zeit, wo ein solcher Protest mit seinem rein moralischen Eindruck zu wirken vermochte, war jedoch bereits vorüber. Zwar erfolgte die Auflösung des Landtags nicht sofort, aber sie erfolgte, und zwar auffallender Weise gerade nach dem Eintreffen eines Schreibens des Reichsministeriums, woraus der Landtag nicht nur für sein Fortbestehen, sondern auch für den Erfolg seiner Bestrebungen die besten Hoffnungen schöpfen durfte. Am 14. December unmittelbar nach Mittheilung dieses Schreibens verkündete der Vertreter des Ministeriums die Auflösung des Landtags mit der Erklärung, daß sich derselbe durch den am 29. November gefaßten, die Ehre und Würde des Herzogs tief verletzenden Beschluß außer Stande gesetzt habe, mit dem Herzog noch ferner zu verhandeln. Zugleich wurde eine oktroyirte Verfassung promulgirt, deren Revision dem nächsten ordentlichen Landtage vorbehalten wurde. Die Wahlen zu diesem letzteren, die auf den 18. Februar 1849 angesetzt waren, hatten ein für das Ministerium ungünstiges Resultat: 17 Kandidaten der Volkspartei gingen mit großer Majorität aus der Wahlurne hervor, während die ministerielle Partei nur 7 ihrer Kandidaten und diese überdies mit sehr problematischer, zum Theil nicht einmal mit absoluter Majorität durchzubringen vermochte. Das Ministerium aber schien die Hoffnung zu hegen, einige der von der Volkspartei ge=

wählten Abgeordneten noch für sich gewinnen und andere ganz und gar beseitigen zu können. In dieser Hoffnung richtete es sein Verfahren zunächst gegen die Wahl eines Herrn von Schierstedt in Ballenstedt und erklärte dieselbe, wiewohl nach einer ausdrücklichen Bestimmung der oktroyirten Verfassung dem Landtage allein die Entscheidung über die Gültigkeit der Wahlen zustehen sollte, aus eigner Machtvollkommenheit geradezu für ungültig u. ordnete eine Neuwahl an. Dieses Verfahren gab die erste Veranlassung zu dem blutigen Zusammenstoß, der am 16. März in Bernburg Statt fand u. die Augen von ganz Deutschland auf das kleine Ländchen zog. Die Verhaftung des Lohgerbermeisters Calm, der in einer Volksversammlung das Ungesetzliche des ministeriellen Verfahrens dargelegt und zur abermaligen Wahl des Herrn von Schierstedt aufgefordert hatte, führte zu einem Straßentumult und zum Einschreiten des Militärs, welches 13 Personen das Leben kostete. Noch einmal schienen die Nationalversammlung und die Centralgewalt die bernburgischen Angelegenheiten in die Hand nehmen zu wollen. Aber als am 16. April die Nationalversammlung hierzu schritt, befand sie sich selbst schon im Zustande der höchsten Aufregung und Auflösung und entledigte sich daher der Sache so leicht wie möglich durch die Annahme des Ausschußantrags, wonach sie dem Belieben des Reichsministeriums anheimgestellt wurde. Uebrigens war der Beschluß der Nationalversammlung damals schon etwas völlig Gleichgültiges, da bei der unmittelbar darauf eintretenden Ohnmacht der Centralgewalt selbst der Ausschußantrag ohne irgend einen bemerkbaren Erfolg blieb. Auch war die bernburgische Regierung die erste, die sich den 9. Juni von der Reichsverfassung lossagte und dem Dreikönigsbündniß anschloß, wodurch jede fernere Einmischung der Centralgewalt desavouirt wurde. Der nach langem Zögern den 21. August endlich berufene Landtag fügte sich den Umständen und sprach sich Anfangs September ebenfalls für das Dreikönigsbündniß aus. Die Revision der oktroyirten Verfassung ward am 29. Februar 1850 beendet, und am 15. Mai wurde letztere zugleich mit einem neuen Wahlgesetz und einer Gemeinde- und Kreisordnung publicirt. Der im Juli einberufene außerordentliche Landtag gerieth mit der Regierung wieder in Konflikt und wurde deshalb den 1. September aufgelöst. Wie die übrigen Staaten des Dreikönigsbündnisses nahm auch Bernburg an dem erfurter Unionsreichstage Theil und wandte sich nach dessen Scheitern zum Bundestag zurück. Nachdem auf Grund des Bundesbeschlusses vom 23. Aug. 1851 eine weitere Revision der Verfassung vorgenommen worden war, nahm am 25. Okt. 1856 der Landtag die von den zwei anhaltischen Regierungen gemeinsam festgestellte Vorlage in Betreff der schon mehrmals zur Sprache gekommenen u. vom Bundestage aus empfohlenen Gesammtverfassung der anhaltischen Lande an und beschloß damit seine Sonderexistenz.

III. Das Herzogthum A.=Köthen besteht aus vier von einander getrennt liegenden Theilen, nämlich aus dem an der linken Seite der Elbe liegenden Haupttheil, welcher außer dem Stadtgerichtsbezirk Köthen die Aemter Köthen, Reinsdorf, Nienburg und Wulfen umfaßt; ferner aus dem hiervon durch bernburgisches Gebiet getrennten Amte Warmsdorf an der Wipper, so wie aus den auf der rechten Elbseite liegenden Aemtern Roslau und Lindau und dem vormaligen, jetzt zu Roslau gehörigen Amte Dornburg, einer Enklave im preußischen Regierungs=Bezirk Magdeburg. Der Haupttheil grenzt gegen Norden an den preußischen Regierungs=Bezirk Magdeburg, gegen Osten an A.=Bernburg und an das anhalt=dessauische Amt Gröbzig, gegen Süden an den preußischen Regierungs=Bezirk Merseburg und gegen Westen an A.=Dessau. Die Bodenbeschaffenheit ist dieselbe wie im Herzogthum A.=Dessau, nur hat dies Herzogthum nicht so ausgedehnte Waldungen; auch wird es nicht von bedeutenderen Flüssen durchströmt und ist daher Ueberschwemmungen weniger ausgesetzt. Nur das Amt Roslau wird im Süden von der Elbe bespült. Der Boden, völlig eben, ist ergiebig und zu Ackerbau und Viehzucht sehr geeignet. Weniger fruchtbar sind die Aemter Roslau und Lindau. Die Einwohnerzahl war 1852 43,677, nämlich 19,198 Reformirte, 17,861 Lutheraner, 5563 sonstige Protestanten, 555 Katholiken, 461 Juden und 39 Sektirer. Der Zustand des kleinen Staats, namentlich der Handel mit den Erzeugnissen des Landes, besonders mit Getreide und Wolle, hat sich durch die Eisenbahnen (berlin=anhalter und magdeburger, welche hier mit der leipziger zusammentreffen) sehr gehoben. Wohlthätiger aber noch wirkte die Vereinigung des Herzogthums mit den beiden anderen Häusern in Folge des Erlöschens der Linie A.=Köthen mit Herzog Heinrich, welcher den 23. November 1847 ohne männliche Nachkommen †. Demgemäß nahm Herzog Leopold Friedrich von A.=Dessau nach Maßgabe der, ihm auf Grund des am 22. Juni 1665 abgeschlossenen und von Kaiser Leopold den 2. September 1666 bestätigten Familienvertrags zustehenden Befugniß als Senior des Hauses für die anhalt=dessauische und anhalt=bernburgische Linie das Herzogthum A.=Köthen sammt allem Allodial= und Privatvermögen in Besitz, worauf unter dem 22. Mai 1853 die Vereinigung beider Herzogthümer zu einem Staat erfolgte. Obwohl die Einkünfte des letzten Herzogs von Köthen auf mehr als eine Million angeschlagen wurden, so vermehrte er doch die Schulden auf 4—5 Millionen. Schon vor seinem Tode mußte er Schulden halber das Fürstenthum Pleß verkaufen. Die jetzt noch so enorme Schuldenmasse ist gegen damals beträchtlich vermindert. Die mittelbaren Besitzungen des Herzogs von Köthen im südlichen Rußland (Krim) betragen ungefähr 10 □M. und sind eine nicht besonders glückliche Spekulation des Herzogs Ferdinand. Köthen stellt ein Bundeskontingent von 325 Mann.

Geschichte. Der Stifter der Linie A.=Köthen war Ludwig, einer der Gründer der Fruchtbringenden Gesellschaft. Als er 1650 †, hatte er seinen unmündigen Sohn Wilhelm Ludwig zum Nachfolger. Dieser † schon 1665, ohne Erben zu hinterlassen, daher fiel das Land an die Söhne des bei der Theilung abgefundenen dritten Sohnes Joachim Ernsts, des Prinzen August, Lebrecht u. Emanuel. Diese hatten von ihrem Vater das Amt Plötzgau ererbt, welches demselben von seinem Bruder Christian von Bernburg abgetreten

worden war, jetzt aber wieder an Bernburg zurückfiel. Leberecht † 1669 kinderlos, Emanuel 1670, und diesem folgte sein nachgeborner Sohn **Emanuel Leberecht**, der aber erst 1692 die Regierung antrat. Er gestattete den Lutheranern freie Religionsübung im Lande und wurde deshalb und wegen seiner Vermählung mit Gisela Agnes von Rath in viele Streitigkeiten verwickelt. Er † schon 1704 und hatte seine Söhne **Leopold**, † 1728, u. **August Ludwig**, † 1755, zu Erben. Des letztern Sohn u. Nachfolger, **Karl Georg Leberecht**, kaiserlicher Feldmarschall, fiel im Kriege gegen die Türken zu Semlin 1789. Ihm folgte sein Sohn **Aug. Christ. Friedrich**, der ebenfalls kaiserlicher Feldmarschall war, aber 1797 seinen Abschied nahm. Ein großer Verehrer Napoleons, suchte er seit 1810 in seinem kleinen Ländchen Alles auf französischen Fuß einzurichten. Er theilte dasselbe in zwei Departements, die aber bald in eins verschmolzen werden mußten, kreirte einen Staatsrath, führte den Code Napoléon ein und stiftete 1811 einen Verdienstorden. Alle diese Schöpfungen waren von ephemerem Bestande und hörten bei seinem Tode wieder auf. Sein Nachfolger war der unmündige Sohn seines Bruders Ludwig, mit dem 1818 die Linie erlosch. Das Land fiel darauf an **Ferdinand**, einen Sprößling der Linie A.-Köthen-Pleß. Diese war von dem Vater des ebenerwähnten Ferdinand, Friedrich Erdmann, dem zweiten Sohn des Herzogs August Ludwig als Sekundogenitur gestiftet worden, nachdem derselbe 1765 die Herrschaft Pleß in Oberschlesien von dem Grafen von Promnitz gegen eine Leibrente erworben hatte. Ferdinand, der als General in preußischen Diensten stand, trat 1825 nebst seiner Gemahlin in Paris zur katholischen Kirche über. Er erbaute in Köthen eine katholische Kirche, stiftete ein Kloster für Barmherzige Brüder und rief noch andere merkwürdige Institutionen ins Daseyn, die aber, als er 1830 kinderlos †, von keiner Bedeutung mehr waren. Es folgte ihm sein Bruder **Heinrich**, geboren den 30. Juli 1778, der bisher die Sekundogenitur A.-Köthen-Pleß inne gehabt hatte. Diese ging nun wieder auf den jüngeren Bruder Ludwig über, welcher aber selbst 1842 kinderlos †. Der Herzog Heinrich trat hierauf das Fürstenthum Pleß den 16. Februar 1846 dem nächsten Fideikommißerben, dem Grafen von Hochberg-Fürstenstein, gegen eine lebenslängliche Rente von 30,000 Thalern jährlich ab. Er erwarb sich um das Herzogthum durch Beförderung der das Land durchziehenden Eisenbahnen große Verdienste, scheute sich aber nicht, durch Errichtung der berüchtigten Spielhöhle auf dem köthener Bahnhofe diesen Ruhm zu schmälern. Die völlige Zerrüttung der finanziellen Angelegenheiten des Herzogthums, welche im Jahre 1845 an den Tag kam, ist ihm aber nicht zur Last zu legen, sondern datirte aus frühern Zeiten. Die Agnaten und Preußen nahmen sich der Sache an, und einem preußischen Beamten, der in köthensche Dienste trat, von Goßler, gelang es, wenigstens finanzielle Ordnung einzuführen, wie er sich auch als Minister Vertrauen im Lande erwarb. Der Herzog † den 23. November 1847, worauf der Herzog von A.-Dessau als Senior für die beiden anderen Linien von A.-Köthen Besitz ergriff. Im Jahre 1848 wurde ein vereinigter Landtag für beide Herzogthümer berufen, neben welchem jedoch noch jedes seinen besondern Landtag behielt. Die Mitglieder sind auf diesen besonderen Landtagen dieselben, welche auf dem vereinigten tagen. Von der Bewegung des Jahres 1848 wurde Köthen in weit geringerem Maße berührt, als Dessau und Bernburg.

Vergl. **Beckmann**, Historie des Fürstenthums A., Zerbst 1710; **Bertram**, Geschichte des Hauses und Fürstenthums A., fortgesetzt von Krause, 2 Bände, Halle 1780—1782; **Stenzel**, Handbuch der anhaltinischen Geschichte, Dessau 1820; **Lindner**, Geschichte und Beschreibung des Landes A., Dessau 1833, und Dess. Mittheilungen aus der anhaltinischen Geschichte, Dessau 1830.

Anholt, 1) kleine dänische Insel im Kattegat, südöstlich von Lessöe, 1½ Meilen lang, 1 Meile breit, zum Amte Randers gehörig, größtentheils mit Flugsand bedeckt, doch hie und da mit gutem Getreideboden, 11 Höfen und ungefähr 150 Einwohnern, die sich hauptsächlich von der Schifffahrt, von Fischerei und vom Seehundsfange nähren. Südlich von der Insel sind sehr gefährliche Untiefen, weshalb hier ein 100 Fuß hoher Leuchtthurm mit zwei Feuern errichtet ist. — 2) Hauptort der unter preußischer Oberhoheit stehenden gleichnamigen Herrschaft des Fürsten von Salm-Salm, in der Provinz Westphalen, Regierungs-Bezirk Münster, mit städtischen Gerechtsamen, an der alten Yssel, ist Residenz des Fürsten von Salm-Salm und hat 1250 Einwohnern, ein schönes Schloß, 2 Kirchen, bedeutende Messerfabriken.

Anhydrit (**Karstenit**), ein salinisches Mineral, welches sowohl in schönen Krystallen, als strahlig, faserig, körnig und dicht vorkommt. Die Krystalle gehören zum rhombischen System und haben drei Hauptblätterdurchgänge, welche einander rechtwinkelig schneiden, also gerade rechtwinkelige Prismen bilden. Der Bruch ist unvollkommen muschelig, in's Splitterige und Unebene übergehend. Die Härte ist die des Kalkspaths oder zwischen der des Kalk- und Flußspaths mitten inne stehend. Das specifische Gewicht ist 2,7 bis 3,0. Von Farbe ist der A. gewöhnlich weiß, findet sich aber auch durch bituminöse Substanzen blau, grau oder röthlich gefärbt. Dabei hat er Glasglanz, auf dem Strich fast Perlmutterglanz und ist mehr oder weniger durchsichtig bis bloß an den Kanten durchscheinend. Vor dem Löthrohr zerknistert er anfangs stückweise, in starker Hitze schmilzt er zu weißem Email. In Säuren ist er unauflösbar. Sein Hauptbestandtheil ist wasserfreier, schwefelsaurer Kalk, dem Schwefelsäure, Kieselsäure und Eisenoxyd beigemischt sind. Merkwürdig ist die eigenthümliche Beziehung, in der dieses Mineral zum Gyps steht: es braucht nämlich nur eine gewisse Menge Wasser aufzunehmen, um in Gyps umgewandelt zu werden. Daher ist auch da, wo A. in großen Massen auftritt, wie am südlichen Harzrande bei Osterode, die Oberfläche desselben bis zu einer gewissen Tiefe in Gyps verwandelt. Er kommt vornehmlich in einigen Flötzformationen, so im Kupferschiefer-, Steinsalz-, Jura- und Kreidegebirge vor. Zu Baumaterial eignet er sich wegen sei-

ner Neigung, sich in Gyps zu verwandeln, wobei er leicht berstet, sich biegt &c., wenig, desto besser aber, namentlich wenn er von schöner Farbe oder, wie zu Vulpino in Oberitalien, von fester schuppigkörniger Masse ist, zu allerhand statuarischen Arbeiten und anderen Kunstwerken. Trotz seiner Verwandtschaft mit dem Gyps erhärtet er, gebrannt, pulverisirt und mit Wasser angerührt, nicht, wie dieser. In der Landwirthschaft aber wird er zum Bestreuen der Wiesen, Kleefelder mit demselben Erfolg wie Gyps benutzt.

Ani, asiatisch-russische Stadt in Armenien, am Arpatchai (Akhourian) zwischen hohen Felswänden gelegen, welche, voll Höhlen und Grotten, vormals eine bewohnte troglodytische Stadt bildeten. Im 5. Jahrhundert war A. noch ein kleines Fort. Erst nachdem im 8. Jahrhundert ein armenischer Fürst aus der Dynastie der Bagratiden dieses Fort zum Aufbewahrungsort seiner Schätze erwählt hatte und es 961 Residenz der Bagratiden geworden war, wurde der Ort erweitert, befestigt und mit Palästen und Kirchen geziert und bald einer der prächtigsten Herrschersitze des vordern Asiens, dem die Sage 100,000 Häuser u. 1001 Kirchen zutheilte. Nachdem die Stadt schon 1040 von den Byzantinern erobert worden, gerieth sie später in die Hände der Seldschuken, dann in die der kurdischen Beni-Scheddas. In der Zeit von 1124 — 1209 wurde sie fünfmal von den Georgiern erobert. Durch solche Stürme um ihren Glanz gebracht, wurde sie 1313 durch ein Erdbeben völlig verwüstet. Ihre vormalige Größe bezeugen jetzt nur noch ihre Ruinen, welche einen Raum von 1½ Stunden im Umkreis bedecken und in neuester Zeit von russischen Archäologen einer genaueren Untersuchung gewürdigt worden sind. Die Reste der großartigen Kirchen verheißen für die Geschichte des christlichen Baustyls im Orient reichliche Ausbeute. Vergl. **Brosset**, Voyage archéologique dans la Georgie et l'Arménie Bd. 1 und 2, Petersburg 1849—1850.

Aniane (Aniane oder St. Benoit), kleine Stadt im französischen Departement Herault, 3½ geographische Meilen westlich von Montpellier, mit 2800 Einwohnern und Fabriken für Cremortartari, Essenzen, schwarze Seife, Leder. Berühmt und sehr reich war die ehemalige, in der Revolution zerstörte Benediktinerabtei, welche 797 von dem Reformator des Benediktinerordens, dem heiligen Benedikt von A., unter dem Namen St. Salvator gegründet wurde.

Anich, **Peter**, tüchtiger Mathematiker und Geograph, geb. 1723 in einem Dorfe bei Innsbruck, trieb bis in sein 28. Jahr Landwirthschaft, gab sich dann dem Studium der Mathematik und der Astronomie ausschließlich hin und zog nach Innsbruck. Sein erstes Werk war die Anfertigung einer großen astronomischen Himmelskugel, welche das Erstaunen aller Kenner erregte. Vom wiener Hof aufgemuntert u. unterstützt, verfertigte er darauf 1759 einen großen Erdglobus u. 1760 seine bewunderte Karte des südlichen Tyrols, welcher die des nördlichen Tyrols 1763 folgte. Nach diesen großen Werken redigirte er seine kleinere Karte Tyrols von 9 Blättern. Er † schon den 1. September 1766. Ein marmornes Monument ehrt seine Ruhestätte in der Hauptkirche zu Innsbruck. A.s Karte von Tyrol, ein Meisterwerk, erschien 1774 unter dem Titel: Tyrolis geographice delineata a Petro Anich et Blasio Huever curante Ign. Weinhardt. Die zum Stiche verwendeten Kupferplatten wurden auf Befehl der Kaiserin zertrümmert, so daß das Werk jetzt unter die chalkographischen Seltenheiten gehört.

Anilleros (d.i. Männer des Ringes), politische Partei in Spanien während der Jahre 1820 bis 1823. Sie förderten mit Mäßigung unter Quiroga, Toreno, Arguelles die konstitutionelle Sache, drangen während ihrer Herrschaft, als 1821 Abgeordnete von Meriko, Peru und Caraccas in die Cortes eintraten, voll stolzen Nationalgefühles auf Fortdauer einer gewissen Abhängigkeit der amerikanischen Kolonien vom Mutterlande und erweiterten so den Riß zwischen beiden noch mehr. Den A. feindlich gegenüber standen die anfangs mit ihnen verbundenen radikalen Communeros, welche im Juli 1822, nach dem mißlungenen Aufstande der Garden zu Madrid, ans Ruder kamen, aber schon 1823 die Sache des Liberalismus an die von den Franzosen unterstützten Aristokraten und Ultraroyalisten verloren.

Animalisch, thierisch, was aus dem Thierreich stammt, den Thieren eigenthümlich ist, im Gegensatz zu den Pflanzen und Mineralien, z.B. animalische Kost, animalisches Gift, animalische Wärme. Animalische Funktionen sind diejenigen Thätigkeiten, welche dem Thierleben eigenthümlich sind, also Empfindung, willkürliche Bewegung, Vorstellen und Denken, überhaupt die Nerventhätigkeiten. Man unterscheidet sie von den vitalen oder Kreislaufsfunktionen u. den vegetativen, die Ernährung und das Wachsthum bedingenden, welche auch den Pflanzen zukommen.

Animus (lat.), Seele, Gemüth, Neigung, Wille Absicht, Vorsatz, daher in der Rechtswissenschaft die rechtswidrige Absicht, wodurch manche Handlungen zu strafbaren Verbrechen gestempelt werden, z.B. A. injuriandi, Absicht zu beleidigen (s. Injurie), A. lucri faciendi oder rem sibi habendi, die Absicht, eine Sache sich zuzueignen, A. occidendi, Absicht zu morden, A. nocendi, Absicht zu schaden (s. Schadenersatz).

Anio, jetzt Teverone, ein schon im Alterthum wegen seiner romantischen Uferlandschaften und Wasserfälle berühmter Fluß in Mittelitalien. Er entspringt am Südrande der Campagna im Gebirge bei Trevi, an der neapolitanischen Grenze, strömt, an Subiaco, dem alten Sublaqueum, vorbei, mit reißender Schnelligkeit durch ein tiefes, enges, vielfach gewundenes Thal, und nimmt unfern des alten Tibur, jetzt Tivoli, den Digentia-Bach, ein helles Bergwasser, auf. Oberhalb des letztgenannten Städtchens beginnen die, über mehre Thalstufen stürzenden Fälle, die theilweise außerordentlich imposant sind. Den ersten bildet der sogenannte berninische Kanal (von Bernini angelegt), welcher gerade unter dem Venustempel mit furchtbarer Gewalt seine Wassermassen ausgießt. Der eigentliche Fluß setzt seinen Lauf bis zur Stadt fort, stürzt dann über ein von Felsblöcken aufgeschichtetes Wehr, verschwindet fast ganz im tiefen, im Laufe der Jahrhunderte

durch die Gewalt des Wassers ausgehöhlten Felsengewölbe, der **Neptunsgrotte**, aus welcher er schäumend und donnernd in jene Schlucht fällt, wohin der berninische Kanal abgeleitet ist. In geringer Entfernung davon bildet der wieder vereinigte Strom, zwischen 20—50 Fuß hohen Felswänden herabgleitend, einen neuen Fall, worauf das enge Thal durch eine Felswand plötzlich gesperrt wird und das Wasser nur durch eine selbstgemachte Höhle, die **Grotte der Sirenen**, sich einen Ausgang verschafft. Die beide Ufer verbindenden und eine natürliche Brücke bildenden Felsen heißen jetzt **Ponte Lupo**. Weiter unten stürzen sich von waldbedeckten Höhen die sogenannten **Cascatellen** (kleine Wasserfälle) in den Fluß: sie entstehen aus den vielen, zum Behuf von Eisenwerken aus dem A. noch vor seinem Sturze bei der Neptunsgrotte abgeleiteten Armen, von denen einer unterhalb des Kaffeehauses die größere Cascatella in zwei Absätzen bildet, ein anderer, durch die Villa d'Este gehender, sich aus den Hallen und Fensterbogen der ehemaligen Villa Mäcens in den Hauptfluß stürzt. Die herrlichste Vegetation und viele umher zerstreute und berühmte Trümmer aus der klassischen Vorzeit, von Tempeln und den Villen des Quintilius Varus, des Catull u. m. a., vollenden die Schönheit der Scene und hauchen ihr ein höheres Interesse ein. Von Ponte Lupo an erweitert sich das Thal und der Fluß strömt fortan ruhig dem Tiber zu, in welchen er, noch durch den Kanal aus dem See Solfatara verstärkt, 3 italienische Meilen oberhalb Roms bei der ehemaligen Stadt Antemnä mündet. Sein Wasser erhält von einem in seinem Bette befindlichen Lager Puzzolan-Erde eine gelbrothe Farbe, welche sich auch dem Tiber mittheilt. Die Römer flößten auf dem A. Bauholz und Steine nach Rom.

Anis (Pimpinella anisum), einjährige, zur Familie der Umbelliferen od. Doldengewächse gehörige Pflanze mit spindelförmiger, faseriger, weißer Wurzel, ästigem, hohlem, 1 Fuß u. darüber hohem Stengel, rundlichen 3mal eingeschnittenen Wurzel- und petersilienähnlichen Stengelblättern, vielstrahligen, weißlich gelben Doldenblüthen, gelblich grünen, rundlichen, gestreiften, kleinen Samen von aromatischem Geruch und süßlichem Geschmack. Einheimisch ist der A. ursprünglich in Syrien u. Aegypten, wird aber in Deutschland sehr viel in Thüringen (Gotha, Erfurt), Franken (Bamberg), Schwaben, Böhmen u. Mähren als Feldfrucht gebaut, jedoch wegen des mühsamen Anbaues mehr von kleineren Landwirthen, deren Arbeit er im Durchschnitt gut lohnt. Er verlangt einen lockeren, weichen, von Unkraut reinen Boden, eine sonnenreiche, vor den Nord- u. Ostwinden geschützte Lage, dabei mäßige Feuchtigkeit, verträgt nicht gut frischen Dünger, wird deshalb als zweite Frucht gebaut, besonders gern in Kleestoppeln, gedeiht jedoch auch nach einer anderen Frucht, wenn der Boden gut ist. Er selbst erschöpft den Boden so stark wie der Weizen, ohne aber nachtheilig auf die Nachfrüchte zu wirken. Er keimt langsam, erst in 3 bis 6 Wochen, und muß daher sehr zeitig, schon im März bis Mitte April, selbst auf den Schnee, gesäet werden, weshalb das Land schon im Herbst zu pflügen oder noch besser zu graben ist. Zum Samen empfiehlt man die größten und schwersten, wo möglich gelesenen, dreijährigen Körner. Frische Körner gehen zwar rascher auf, sind aber den Verheerungen der Anismotte ausgesetzt, deren Eier erst im 3. Jahre absterben. Zur Beschleunigung des Keimens werden die Körner einige Tage vor der Aussaat in Wasser eingequellt. Man säet ihn entweder breitwürfig (7—8 Pfund auf den magdeburger Morgen zu 180 rheinische Quadratruthen) oder zur Erleichterung der spätern Bearbeitung in Reihen. Den aufkeimenden Pflänzchen ist Kälte schädlich; später, wenn sich die Blätter ausgebildet und die grüne Farbe angenommen haben, schaden ihnen Nachtfröste nicht mehr. Die Anisernte beginnt im August, wenn die Stengel anfangen gelb zu werden, und der Samen an den mittleren Strahlen sich bräunt. Man rafft die Stengel gewöhnlich mit der Hand; doch kann man sie auch schneiden. Das Dreschen geschieht erst, wenn er vollkommen ausgetrocknet ist, bei trockener Witterung oder Frost. **Feinde** des A. sind die Maden der **Anismotte** und die sogenannte rothe Lohe, oder das Rothwerden und Faulen der Körner bei anfangender Reife, gemeiniglich durch Nebel, feuchte Witterung, schwüle Gewitterluft und, wie man sagt, selbst durch Wetterleuchten während der Blüthezeit veranlaßt. Erscheint diese Krankheit, so eile man mit dem Ausraufen, um doch noch etwas zu retten. Da die Körner mit jedem Jahr an Oel, ihrem wirksamsten Bestandtheile, verlieren, so darf man mit dem Verkauf nicht lange warten. Die Spreu, welche immer noch viele unvollkommene Körner enthält, dient zu Gewinnung des Anisöls, das Stroh als Viehfutter, besonders als Häcksel für Pferde, oder zur Feuerung, da es eine starke Flamme gibt. Der Anisbau eignet sich zu größerer Aufnahme in Deutschland, da der Bedarf noch lange nicht erzeugt, vielmehr aus Italien, Spanien, Frankreich, Rußland, Malta und der Levante viel eingeführt wird. In der **Medicin** wurde der A. schon seit den ältesten Zeiten angewendet. Er gehört zu der Klasse der süßlich aromatischen Mittel, erregt, innerlich genommen, ein Gefühl von Wärme und Aufregung im Magen, belebt die Verdauungsorgane und wirkt kommunikativ; wird bei Koliken und Zufällen gegeben, welche von Schwäche des Darmkanals abhängen, auch zur Beförderung der Milchsekretion. Dem Ungeziefer ist er meist zuwider. Außerdem wird er zu Speisen, Konfituren, Branntwein, Liqueuren &c. als Gewürz verwendet. Der Seidenfärber braucht ihn, um die schwarze Seide weich zu machen.

Anis (**Sternanis**, **indischer Anis**, Anisum stellatum), der Same von Illicium anisatum *Linn.*, einem mittelgroßen, in China, Japan und auf den Philippinen einheimischen Baume. Er ist in meist 8eckig sternförmigen, an einander sitzenden, einsamigen, länglichen, rostfarbigen, außen runzligen, inwendig glatten Samenkapseln enthalten, von eiförmiger, flachgedrückter Form, und schließt in einem glänzenden, braunen, zerbrechlichen Umschlage einen weißlichen Kern ein. Thomas Candish brachte ihn 1601 von den Philippinen zuerst nach Europa. Samen und Kapsel enthalten viel ätherisches Oel; Geruch und

Geschmack sind lieblicher, als beim europäischen (gemeinen) A.; auch ist seine medicinische Wirkung stärker. Im Uebrigen wird er eben so benutzt.

Anisöl (Oleum anisi), das durch Destillation mit Wasser über Anissamen, noch häufiger über Anisspreu gewonnene ätherische Oel. Es ist frisch dünnflüssig und fast farblos, wird aber durchs Alter, wie alle ätherischen Oele, dickflüssig und gelblich; schmeckt und riecht wie Anis. Bestandtheile sind: 81,35 Kohlen-, 8,55 Wasser-, 10,10 Sauerstoff; specifisches Gewicht 0,9857. Es gesteht schon bei einer Temperatur von weniger als + 8° R., wofern es nicht mit Terpentinöl, fetten Oelen oder Alkohol verfälscht oder sehr alt ist, in welchen Fällen es seine Koagulationsfähigkeit verliert. Es wird in der Medicin zu 4—8 Tropfen auf Zucker (Anisölzucker, Eleosaccharum anisi) als ein schleimlösendes und auswurfbeförderndes Mittel bei katarrhalischen Beschwerden, Husten und Brustverschleimung, so wie gegen versetzte Blähungen angewendet. Aeußerlich mit Fett auf dem Kopfe eingerieben, vertreibt es das Ungeziefer; den Tauben auf den Schnabel geträufelt, ist es schnell tödtendes Gift. Thüringen liefert das meiste A. in den Handel; Erfurt allein fertigt jährlich gegen 2000 Pfd. Es geht meist nach England. Eine andere Art A., fettes A., wird durch Auspressen des Anissamens erhalten u. ist grünlich von Farbe; es wird wenig benutzt. Die Bereitung des A.s durch Destillation aus Anissamen oder Anisspreu macht in Thüringen einen nicht unbedeutenden Gewerbszweig aus.

Anjou, vormalige französische Provinz, schon vor der Revolution zum Generalgouvernement von Orleans gehörig, jetzt einen Theil der Departements Mayenne und Loire, Sarthe, Mayenne bildend, wurde östlich von Touraine, südlich von Poitou, westlich von Bretagne, nördlich von Maine begrenzt, war ungefähr 26 französische Meilen lang, 24 breit und von den schiffbaren Flüssen Loire, Vienne, Thoue, Eure, Mayenne und Sarthe durchströmt. Das Land ist theils hügelig, theils eben, reich an Getreide, Obst, weißem Weine, Vieh, Schiefer und Marmor, und zerfiel ehemals in 2 Grafschaften, Ober- und Niederanjou. Es enthält außer der Hauptstadt Angers die Städte La Fleche, Brissac, Chateau Gontier, Ingrande, Beaupreau u. a.

A., lateinisch Andegavum, Andegavensis Ducatus, wurde einst von den Andern oder Andegavern bewohnt und von den Römern unterworfen. Später herrschten hier eigene Grafen, von denen Fulco I. der Rothe, zu Anfang des 10. Jahrhunderts, beide Grafschaften vereinigte. Gottfried I. Gisegonnelle erwarb für sich und seine Nachkommen um 978 die Würde des Seneschalls von Frankreich, worauf sein Sohn, Fulco III. der Schwarze († 1040), und sein Enkel, Gottfried II. Martell († 1060), ihren Besitz durch die Städte Saumur, Tours u. a. vergrößerten. Da letzterer keine Söhne hinterließ, so fiel die Grafschaft an die Söhne seiner Schwester Ermengarde, die mit Gottfried, Grafen von Gatinais, verheirathet war. Von diesen herrschte Fulco IV. Rechin unter mehrfachen Familienstreitigkeiten bis 1109; sein Sohn und Nachfolger, Fulco V., erbte durch seine erste Gemahlin, Eremberga, die Grafschaft Mans und wurde 1131 nach seiner Verheirathung mit Melissende (Melusin), der älteren Tochter Balduins II., König von Jerusalem, in welcher Würde ihm auch nach seinem Tode, 1143, seine Söhne und Nachkommen, Balduin III., Amalrich, Balduin IV., Balduin V. und Sibylle, Tochter Amalrichs, folgten (vergl. Jerusalem, Geschichte). In A. regierte unterdessen, seit 1129, Fulco's dritter Sohn, Gottfried V. Plantagenet (von plante genest oder der Ginsterpflanze, die er auf dem Helme führte), und heirathete Heinrichs V. Wittwe, Mathilde, die einzige Tochter Heinrichs I. von England, die schon 1126 die Thronfolge in diesem Lande zugesichert erhalten hatte, aber nach Heinrichs I. Tode, 1135, sich vergeblich bemühte, ihre Ansprüche gegen Stephan von Boulogne durchzusetzen. Glücklicher war ihr Gemahl, Gottfried, hinsichtlich der Mathilden ebenfalls versprochenen Normandie; er eroberte 1143 die Hauptstadt Rouen und gab 1149 das gewonnene Herzogthum seinem ältern Sohne, Heinrich, der durch Verheirathung mit Eleonore, der verstoßenen Gemahlin Ludwigs VII. von Frankreich, auch Guienne und Poitou erhielt und 1154 als Heinrich II. den Thron von England bestieg, wo seine Nachkommen bis 1485 regierten. In A. folgten auf Gottfried V., seit 1150, dessen zweiter Sohn, Gottfried VI., und diesem 1158 sein Bruder Wilhelm, nach dessen Tode 1164 das Land der englischen Linie ebenfalls anheim fiel. Schon 1204 ging es jedoch unter Johann ohne Land mit der Normandie und fast allen britischen Besitzungen in Frankreich an Philipp I. August verloren u. wurde mit der französischen Krone vereinigt. König Ludwig IX. belehnte indessen damit seinen Bruder, Johann, und als derselbe zeitig starb, 1246 den zweiten Bruder, Karl, Grafen zu Provence, der später König von Neapel u. der Stammvater des ältern Hauses A. daselbst wurde. Seine Enkelin, Margarethe, brachte die Grafschaft A. ihrem Gemahle, Karl von Valois, dem Bruder Philipps IV. von Frankreich, zu, und dieser erhob sie 1297 zur Pairie. Margarethe's u. Karls Sohn ward 1328 als Philipp VI. König von Frankreich, wodurch die valesische Linie auf diesen Thron gelangte und zugleich A. wieder mit der Krone vereinigt wurde. König Johann II. erhob es zu einem Herzogthum u. gab es seinem zweiten Sohne, der als Ludwig I. 1360 König von Neapel und der Stammvater des jüngern Hauses A. daselbst wurde. Das Herzogthum gehörte nun den Königen von Neapel, bis es nach dem Tode René's II., 1481, von Ludwig XI. faktisch in Besitz genommen und für immer mit der französischen Krone vereinigt wurde. Seitdem führte gewöhnlich ein Prinz von Frankreich den Titel eines Herzogs von A. So Heinrich III. vor seiner Thronbesteigung, dann sein Bruder, Franz von Alençon, und endlich Philipp, zweiter Sohn des Dauphins, Enkel Ludwigs XIV., der 1701 als Philipp V. König von Spanien ward. Das Land hatte vor der Revolution sein eigenes Recht und stand unter dem Parlament von Paris. Die eingegangene, ehemals berühmte Universität zu Angers wurde von Ludwig IX. auf Ansuchen seines Bruders Karl gestiftet, 1395 und 1397 verbessert und 1432 in 6 Nationen eingetheilt.

Ankarström, J. J. v., s. Anckarström.

Anker, ein Werkzeug, um Schiffe auf dem Grunde der Gewässer so zu befestigen, daß sie Wind und Wogen widerstehen können, ohne ihren Ort zu verändern. Die Theile des A.s sind eine starke gerade eiserne Stange (Ankerruthe), an deren unterem dicken Ende (Ankerhals, Viereck der Arme) sich gewöhnlich 2, bei Flußfahrzeugen wohl auch 3—5, in Gestalt eines Halbmondes aufwärts gekrümmte Haken (Ankerarme) befinden, deren Enden wie eine Pfeilspitze (Ankerschaufeln) geformt sind. Am obern Ende der Ruthe ist eine viereckige Oeffnung (Viereck der Ruthe) angebracht, durch welche der Ankerstock, ein sehr festes, dickes, mit Eisen beschlagenes, nach den Seiten keilförmig abfallendes Stück Eichenholz festgekeilt ist und in rechtwinklig sich kreuzender Richtung gegen die Ankerarme geht. Die Wirkung des Werkzeugs ist folgende: Wenn ein Schiff vor A. geht, d. h. wenn es einen festen Standort im Gewässer einnehmen will, so wird ein A. (zuweilen auch mehre) vermittelst einer Winde und Rolle, um welche das Ankerseil aufgewickelt ist, sehr schnell hinab und bis auf den Grund gelassen. Durch das richtige Verhältniß der Größe und Schwere aller Theile wird der A. in einer solchen Richtung im Wasser gehalten, daß er nothwendig mit der Spitze einer der Schaufeln senkrecht auf den Grund stoßen und in denselben vermöge seiner Schwerkraft sich möglichst tief einwühlen muß. Ist der Grund gut, weder zu weich noch zu felsig, sondern zähe und thonig, so hält ein A. schon außerordentlich fest. Im entgegengesetzten Fall wird ein zweiter, und, wenn man sich gegen Sturm zu schützen hat, wohl ein dritter und vierter hinabgelassen, um die Befestigung des Schiffs am Grunde zu vervollständigen. Das Wiederlosmachen (Aufheben) des A.s vom Grunde geschieht mittelst einer sehr starken, auf dem Verdeck des Schiffs befestigten Winde, und die Stärke der Taue muß folglich der ungeheuern Kraft widerstehen können, welche zum Heben angewendet wird. Jedes Seeschiff soll wenigstens 3 A. haben: den Hauptanker, Bordanker zum gewöhnlichen Gebrauche, den Nachtanker oder kleinen Bordanker in den Häfen oder in den Flüssen, den Nothanker, den größten, in Gefahr, bei Stürmen ꝛc. Gemeiniglich haben große Schiffe 5 oder 6 A. am Bord. Ueber dem Ankerstocke befindet sich am äußersten Ende der Ruthe ein kleineres rundes Loch, das Ankerauge, durch welches ein Ring geht (Ankerring), woran das Ankerseil (Ankertau) oder die Ankerkette mittelst eines vielfachen Knotens (Ankerstrick) befestigt ist. Die Größe der A. richtet sich nach der Trächtigkeit (dem Tonnengehalt) des Fahrzeugs und nach ihrer besonderen Bestimmung; folglich sind sie von sehr verschiedener Schwere und Größe. Als Regel nimmt man an, daß sich das Verhältniß des Gewichts der A. durchschnittlich wie das Quadrat von der Breite der Schiffe verhalten soll, d. h. ist ein Schiff 2mal so breit als ein anderes, so braucht es einen 4mal schwereren A. als dieses. Ein Dreidecker der größten Art von 150 Kanonen und 2400 Tonnen hat A. bis 200 Centner schwer. In der Praxis rechnet man gemeiniglich auf je 20 Tonnen Schiffsträchtigkeit 1 Tonne (20 Centner) Ankerschwere. Alle A. hängen, wenn das Schiff segelt, so, daß sie augenblicklich hinabgelassen werden können, an der Seite des Schiffs. Der größte, bei den allergrößten Dreideckern wohl 200 Centner schwere Noth- oder Pflichtanker hängt am Bug des Steueranker bords. Der große Bordanker zum gewöhnlichen Gebrauch hängt an der Backbordseite; der kleine Bord-, Nacht- oder Krahnanker aber am Krahnbalken. Ganz verschieden sind die sogenannten Hafen- (Wall-) A. Solche liegen in abgemessener Entfernung in den Häfen auf dem Grunde fest und tragen eine Tonne oder einen Klotz, mit starken Ringen auf der Oberfläche des Wassers, damit die Schiffe mittelst durch den Ring gezogener Taue sich daran bequem und sicher befestigen können. Auf der Wasserseite werfen dann die Schiffe zur größeren Sicherheit wohl auch noch ein Schiffsanker aus. Kleinere A. sind die Teg- (Tey-, Tag-, Tau-, Gabel-) A., welche das Schiff gegen Ebbe und Fluth oder stärkere Strömungen im Gleichgewicht halten. Der Wurfanker dient dazu, ein Schiff bei Windstille aus dem Hafen oder an einen bestimmten Ort zu bringen. Er wird durch eine Schaluppe eine Strecke vom Schiff weggerudert und dann eingesenkt. Das Schiff hat das Tau des A.s am Bord und zieht sich nun an demselben bis an diesen Punkt heran und dann wird der A. weiter gebracht. Man hat auch Rettungsanker, welche mittelst eines Wurfgeschützes, wie eine Haubitze vom Schiffe weg nach der Küste geschleudert werden, um in verschiedenen Gefahren das Erreichen des Ufers zu erleichtern; man nennt dies Werpen. Die kleinsten A. zur See sind die den A.n der Flußfahrzeuge ähnlichen vielarmigen Draggen (Dregg-, Boots-, Galeeren-A.), die von Galeeren, Barken u. dgl. geführt werden. Sie werden auch zum Entern wie zum Aufsuchen von versenkten Tauen u. dgl. verwendet und heißen daher Enter- oder Fischdreggs, auch Suchanker. Kann der mittelst des Ankertaus über die am Vordertheile des Decks befindliche Ankerwinde herabgelassene A. keinen Grund fassen oder behalten, dann ist das Schiff ankerlos, es treibt vor dem A., schleppt den A. so lange, bis er eine Stelle findet, wo die Schaufeln haften oder sich anklammern können. Den Ort, wo der A. liegt, zeigt gewöhnlich ein an beiden Seiten spitzig zulaufendes wasserdichtes Tönnchen (Tonnenboje, Anker boje) oder ein massiver Holzklotz (Holzboje) oder ein Korkballen (Korkboje) an, indem dieses Gefäß, das mittelst eines dünnen Seiles (Bojereep) an dem A. befestigt ist, oberhalb desselben auf dem Wasser schwimmt. Soll der A. wieder aufgezogen (gelichtet) werden, so wird ein am Krahnbalken des Bugs befestigter Flaschenzug (Ankertalie) angewendet und der A. mit ihm und der Ankerwinde aufgezogen, dann der Ankerring mittelst eines eisernen Hakens (Ankerhakens) gefangen, unter den Krahnbalken gewunden (aufgekatzt) und dort befestigt (aufgesetzt). Damit der A. die Seiten des Schiffs nicht beschädige, ist eine Bekleidung

von Bretern am Buge des Schiffs angebracht (Ankerfütterung) und überdies wird ein ovales Bret (Ankerschuh) beim Lichten u. Niederlassen zwischen das Schiff und den A. geschoben. Alle Seegesetze verpönen das boshafte Beschädigen und Durchschneiden &c. der Ankertaue an vor A. liegenden Schiffen &c. als Kapitalverbrechen und die meisten verhängen die Todesstrafe über die Thäter. In den ältesten Zeiten versahen Steine oder Sandkörbe an Seilen die Stelle der A. Die eisernen (noch einhakigen) A. soll Midas, den 2armigen Anacharsis, nach Anderen Eupalamius erfunden haben. Die Phönicier hatten hölzerne, mit Blei beschwerte A., wie sie in Ceylon noch jetzt in Gebrauch sind. Die Chinesen haben nicht gekrümmte, sondern grade Arme an ihren A.n und setzen sie unter einem spitzigen Winkel von etwa 60° an die Ruthe. Man hat in neuerer Zeit vielerlei Veränderuugen in der Form der A. vorgeschlagen und oft versucht, ist aber im Allgemeinen doch immer auf die alte zurückgekommen. So findet sich bei Bruntons A. der Ankerstock unten, statt oben; Some's A. hat statt der Ankerruthe einen beinahe 3eckigen Rahmen; Andere haben A. mit einer Schaufel angegeben, und an Rodgers Patentanker besteht die Ruthe aus mehren Stäben, welche durch starke Reifen zusammengehalten werden. Die Ankerschmiede bilden in Seestädten eine eigene Zunft. Die Verfertigung des A.s fordert sehr geschickte und gewissenhafte Arbeiter und das vorzüglichste Material. Am besten ist ein sehr geschmeidiges und dabei festes Stabeisen. Weil von der Haltbarkeit des A.s so viel Menschenleben und Vermögen abhängt, so wird der fertige A. vor dem Verkauf und Gebrauch scharfen Proben (Ankerproben) unterworfen. Für die beste Probe hält man die, wenn man die Ankerarme, einen nach dem andern, gegen ein bewegliches Hinderniß stemmt, und dann das in dem Ankerring befestigte Tau mittelst einer sehr kräftigen Winde so lange anzieht, bis das Tau zerreißt; der A. selbst aber muß dies Anziehen aushalten. Untersuchen muß man jedoch auch, ob die Ankerschaufeln sich gehörig dem Boden zuwenden, in welchen sie eingreifen sollen. Deswegen legt man den A. so auf eine ebene Fläche, daß eine Schaufel und eine Fläche des Stocks die Fläche berühren. Dreht man nun den A. um, so muß er immer von selbst in die Lage kommen, den die eine Schaufel haben muß, wenn sie senkrecht in den Boden eingreifen soll. Die besten A. werden von schwedischem Eisen gefertigt. Der A. ist Sinnbild der Standhaftigkeit oder der Hoffnung, in sofern sie das Gemüth aufrecht u. standhaft erhält. — A. nennt man im Bauwesen eiserne oder hölzerne Klammern, mittelst deren man aneinander gefügten Steinen oder Holzwerken festen Zusammenhang gibt. Man hat Luganker, die der Seitenausweichung von Mauern und Gewölben, Dächern &c. vorbeugen, und Traganker, durch welche Decken, Gewölbe, Vorbaue an den Häusern vor dem Einsturze oder Sinken gesichert werden. Die eisernen Luganker sind entweder einfach, d. i. aus einer einfachen Stange bestehend, an deren beiden Enden ein angeschmiedeter oder angeschraubter Kopf, oder ein Oehr (Oese) zum Durchtreiben eines Nagels &c. angebracht ist, oder sie sind aus mehren Schienen zusammengesetzt und laufen dann oft nach der ganzen Länge der Mauer in der Dicke des Mauerwerks fort. Die hölzernen Luganker sind Balken, die entweder vermittelst Verkämmungen über die zu verankernden Bautheile weggreifen, oder mit Schwalbenschwänzen in dieselben eingelassen sind. Die Traganker werden entweder in wagerechter oder senkrechter Lage angebracht, um den Widerstand gegen das senkrechte Herabstürzen zu vermehren. In der Uhrmacherkunst heißt A. ein gekrümmter, zur Hemmung gehöriger Haken in Pendeluhren. In der Physik nennt man A. den eisernen Stab am armirten Magnet, welcher die Gewichte trägt (s. Magnet). A. heißt endlich auch ein Weinmaß von verschiedener Größe in den verschiedenen Staaten Deutschlands, in Holland, Dänemark, Schweden, Rußland. Der Inhalt variirt zwischen $33\frac{1}{3}$ und $42\frac{3}{10}$ französischen Liter. Der preußische A. von 30 Quart, die Hälfte des preußischen Eimers, ist = 34,351 Liter.

Ankerfaschinen, Faschinen, die, wenn man baldiges großes Wasser besorgt, mit Pfählen auf die eingelegten Buschlagen befestigt werden, damit sie das Wasser nicht mehr aufheben kann.

Ankergeld, die Abgabe, welche das Schiff zu entrichten hat, wenn es auf der Rhede oder im Hafen vor Anker gehen will.

Anker kappen, das Tau, woran ein Anker befestigt ist, abhauen. Starke Stürme, plötzliche Annäherung eines feindlichen Fahrzeugs und dergl. nöthigen nicht selten zum Kappen der Anker.

Anker lichten, den Anker vom Grunde des Meeres heraufwinden, s. Anker.

Ankerplatz, ein zum Ankern der Schiffe gebrauchter oder geeigneter Platz (Hafen, Rhede u. s. w.). Sein Haupterforderniß ist ein guter Ankergrund.

Ankertau, starkes Tau, woran der Anker hängt. Ist es unter 12 Zoll stark, so heißt es Ankerseil, über 12—24 Zoll Kabel.

Ankertaulänge, Längenmaß von 120 Klaftern, weil ein Ankertau gewöhnlich diese Länge hat.

Ankindung, s. v. a. Adoption.

Ankläger (accusator), Jeder, der einen Andern eines Vergehens zeiht und dabei die Verpflichtung auf sich nimmt, die Beschuldigung zu begründen; fällt diese Uebernahme des Beweises weg, so sinkt der A. zum bloßen Denuncianten (delator) herab. In der Gerichtssprache ist A. insbesondere die Person, welche eine solche Beschuldigung bei Gericht anbringt. Die A. können entweder Privatankläger seyn (entweder die Verletzten oder andere Bürger) oder öffentliche, d. h. vom Staate allgemein oder für den einzelnen Fall zur Erhebung der Anklage angestellte Staatsanwälte, Generalprokuratoren und Fiskale.

Anklage (accusatio), im Allgemeinen jede gegen einen Andern erhobene Beschuldigung wegen eines von diesem begangenen Vergehens, zugleich mit der Uebernahme des zur Begründung der Beschuldigung nöthigen Beweises, wodurch sich die A. von der Denunciation (delatio)

unterscheidet; in der Gerichtssprache insbesondere eine solche auf ein Verbrechen gehende Beschuldigung vor Gericht, zum Unterschiede von Klage (actio), als der Beschwerde über Rechtsverweigerung. Vgl. Klage und Anklageprozeß.

Anklagejury, s. Geschwornengericht.

Anklagelibell (Anklageschrift), schriftlich bei Gericht eingereichte Anklage.

Anklageprozeß (akkusatorisches Verfahren), dasjenige in Kriminalsachen gebräuchliche gerichtliche Verfahren, welches gegen bestimmte Beschuldigte nur durch die erhobene Anklage eines Privat- oder öffentlichen Anklägers begründet und nach seiner rechtlichen Betreibung dieser Anklage zu Ende geführt wird, wobei also der Richter zwischen beiden Parteien unparteiisch in der Mitte steht, ihre gegenseitigen Anträge und Forderungen nach den Gesetzen prüft und gewährt, hiernach den Prozeß leitet und entscheidet. Den Gegensatz bildet der Inquisitionsprozeß oder das inquisitorische Verfahren. Dieses nämlich wird gegen bestimmte Beschuldigte dadurch begründet und in der Art geführt, daß das Gericht selbst die Rolle des Anklägers und, indem es auch für die Entschuldigungsgründe sorgen soll, zum Theil zugleich die Rolle des Angeklagten übernimmt, und alle ihm zur Ueberführung wie zur Ermittelung der Schuld und zur Schützung der Unschuld zweckmäßig scheinenden Schritte und Einrichtungen des Prozesses aus eigenem Antriebe (ex officio) beschließt und vornimmt. Der A. gilt überall, wo humanere und geläutertere Rechtsbegriffe im Volke sich erhalten und Wurzel geschlagen haben, in England, Frankreich, Belgien, Holland, Schweden und Norwegen, sowie in den meisten deutschen Staaten; die Griechen und Römer, die alten Germanen der früheren Zeit hatten nur ihn. Noch im 16. Jahrhundert setzte ihn Kaiser Karls V. peinliche Gerichtsordnung (1532) als die allgemeine Regel in ganz Deutschland voraus, obgleich sie auch das theilweise schon eingeführte inquisitorische Verfahren gestattete. Der inquisitorische Prozeß wurde vornehmlich durch das kanonische Recht und die geistlichen Gerichte ausgebildet, welche davon ausgingen, daß die Kirche oder die geistliche Gewalt ein allgemeines Aufsichtsrecht über die Gläubigen ausüben, ihren verborgenen Vergehen nachspüren und sie zur Buße und Strafe (um des Seelenheils willen) bringen müsse. Diese geistlichen Gerichte mochten ihrer theokratisch-hierarchischen Gewalt von den durch freien Konsens der Bürger bedingten objektiven Rechtsgrundsätzen keine Schranken setzen lassen. Begreiflich aber ist es, daß diese inquisitorische Form auch außer den geistlichen Gerichten in dem faustrechtlichen Mittelalter, wo die Vehmgerichte blüheten und die Tortur ihre Opfer verschlang, Aufnahme fand. In dem damals fast allgemein herrschenden Kriegszustande im Innern der Gesellschaft mußte die rechtliche Idee einer völlig unparteiischen, gerechten Entscheidung zwischen dem Ankläger und dem Angeklagten der Idee eines feindseligen und listigen Kriegs gegen alle der Störung des Friedens Verdächtige Platz machen. In Folge davon siegte das geheime inquisitorische Verfahren mehr und mehr über das öffentliche akkusatorische und zwar in dem Maße, in dem die kanonischen und römischen Gesetze die freien Volksgerichte verdrängten und die Gerichte bloß mit Agenten der Regierungsgewalt besetzt wurden. Noch später, in der neueren Zeit, gewann immer mehr das Polizeisystem die Oberhand und dieses zog ebenfalls den heimlichen Prozeß dem offenen Verfahren vor. So trat, obgleich das deutsche gemeine Recht den A. nie förmlich abschaffte, sondern allen Bürgern das Recht der Kriminalanklage ließ, dennoch in der Praxis, zum Theil auch durch ausdrückliche Landesgesetze, in Deutschland das inquisitorische Verfahren an die Stelle des akkusatorischen. Eine unvollkommene Verbesserung erhielt dasselbe hier und da durch den sogenannten fiskalischen Prozeß, d. i. jenes Verfahren, wornach zuerst die ganze Untersuchung inquisitorisch geführt wird, alsdann aber ein öffentlicher Beamter, der Fiskal, im Namen der Regierung die Anklage stellt. Die bessern Kriminalisten und neuere Landesgesetze suchten ihrerseits ebenfalls, so gut es bei der abnormen Natur des inquisitorischen Prozesses möglich war, denselben zu verbessern. Namentlich erklärte man den akkusatorischen für die Grundlage des inquisitorischen und suchte diesen noch da und dort zu modificiren; so wie man wiederum den civilrechtlichen Klageprozeß nach der Verhandlungsmaxime als die ebenfalls nur modificirte Grundlage des A.es behandelte. Vgl. Kriminalprozeß.

Anklagestand, Versetzung in den Anklagestand, jener besondere Akt des Anklageprozesses, wodurch nach geschlossener Voruntersuchung die Aburtheilung des eines Verbrechens Angeschuldigten auf den Grund der von der Staatsanwaltschaft gegen ihn erhobenen Anklage an das Kriminalgericht verwiesen wird. Erst von diesem Akt an treten die gesetzlichen Nachtheile ein, welche den, über welchen eine Kriminaluntersuchung verhängt ist, treffen, und der Angeschuldigte heißt von da an erst Angeklagter.

Anklam, Kreishauptstadt in der preußischen Provinz Pommern, Reg.-Bez. Stettin, an der Peene, über welche eine Brücke führt, 10 Meilen von Stettin, hat 3 Vorstädte, von denen die Peenevorstadt auf dem linken Ufer des Flusses liegt, 3 Kirchen, ein Gymnasium und eine Stadtschule, ein Hospital, mehre Armenhäuser und 7600 Einwohner, die Ackerbau, Brauerei, Schifffahrt und Handel mit Holz, Glas und Getreide treiben, auch Tuch, Leinewand u. lederne Dosen verfertigen. A. ist Sitz eines Kreisamtes, eines Hauptzollamts, eines Stadtgerichts, eines Postamts, einer Land- und Wasser-Bauinspektion. Der Stadt gehören 12 Dörfer und Weiler, die unter der Gerichtsbarkeit des Magistrats stehen. A., ehemals Tanklym, Tangglim, auch Anglim genannt, noch jetzt durch einen, fast eine Viertelmeile langen Steindamm auf dem linken Ufer der Peene geschützt, war schon zu Anfange des 12. Jahrhunderts eine stark befestigte Stadt der Slaven, wurde aber im Laufe dieses Jahrhunderts fast ganz zerstört, so daß der Ort 1188 oder 1191 von Neuem aufgebaut und größtentheils mit deutschen Einwohnern besetzt werden mußte. Diese schlossen sich bald darauf dem Bunde der Hansa an, erhielten 1244 das lübische Recht und zeichneten sich vom 14. — 16. Jahrhundert, trotz

mehrfachen Brandunglücks, durch Reichthum und Macht vor den Bewohnern der Nachbarstädte vortheilhaft aus. Die Reformation fand auch hier 1534 leicht Eingang. In dem 30jährigen Kriege, wo A. zuerst von den Kaiserlichen, dann von den Schweden besetzt wurde und 1637 eine hartnäckige Belagerung aushielt, erlitt die Stadt viele Drangsale und konnte sich unter der darauf folgenden schwedischen Herrschaft um so weniger erholen, als schon 1676 eine neue Beschießung und Eroberung des Ortes durch den großen Kurfürsten von Brandenburg Statt fand. Noch mehr litt A. im nordischen Kriege durch die Russen, welche es 1713 plünderten, bald darauf aber den Preußen überließen. An diese im stockholmer Frieden 1720 förmlich abgetreten, war die Stadt während des 7jährigen Krieges ein Spielball der in diesen Gegenden wider einander kämpfenden Preußen und Schweden und wurde bald von diesen, bald von jenen besetzt, bis der Friede von 1762 für Preußen entschied, worauf die bisherigen Festungswerke geschleift wurden. Im Jahr 1806 mußte sich nach Besetzung der Stadt durch die Franzosen, hier den 31. Oktober eine preußische Heeresabtheilung unter Bülow dem französischen General Becker ergeben.

Ankündigung, die bestimmte Erklärung des Erscheinens von Etwas, insbesondere von einem Buche (s. Anzeige). A. des Rechtsstreites (litis denuntiatio) ist die bei Uebertragung des Eigenthums und Besitzes von Rechten und Sachen von Seiten des Abtretenden (Auktor) dem neuen Besitzer gemachte Versicherung, daß sie ihm rechtmäßig zugetheilt worden und daher von keinem Dritten rechtmäßig entwährt werden können. Es gehört z. B. bei'm Verkaufe zur Erfüllung des Vertrags, daß der Verkäufer dafür stehe, eine Sache verkauft zu haben, die dem Abkäufer nicht von einem Dritten wieder auf dem Rechtswege entzogen werden kann. Wenn nun aber der Abkäufer von einem Dritten rechtlich belangt wird, welcher Ansprüche an die Sache macht, sey es auf Herausgabe des Ganzen oder eines Theils, oder auch wohl nur auf Belastung desselben, so hat er vom Verkäufer zu verlangen, daß er ihn gegen die Ansprüche des Entwährsmanns vertrete. Unterläßt er diese A. und nimmt er den Prozeß an, ohne dem Verkäufer etwas zu sagen, so thut er es auf seine Gefahr und hat weiter keine Ansprüche an den Verkäufer. In den meisten Gerichtsordnungen ist die Frist bestimmt, binnen welcher der vom Dritten in Anspruch Genommene dem Gewährsmanne den bevorstehendeu Rechtsstreit bei Verlust des Regreßanspruchs anzeigen und ihn zur Vertretung auffordern muß. Bisweilen wird die A. des Rechtsstreites auch außer den Entwährungsfällen noch auf Regreßfälle ausgedehnt, z. B. der belangte Bürge kann dem Hauptschuldner den Rechtsstrrit ankündigen.

Ankyloglossum, derjenige Fehler der Zunge, wodurch die freie Bewegung derselben, ihr Herausstrecken, ja selbst das Schlingen und Sprechen gehindert werden. In den meisten Fällen ist dieser Fehler angeboren und es liegt ihm eine Mißbildung der Zunge zum Grunde. Das Zungenbändchen ist in solchen Fällen entweder zu kurz oder es erstreckt sich bis an die Zungenspitze und die damit behafteten Kinder können weder die Zunge herausstrecken, noch an der Brust saugen (angewachsene Zunge, Adhaesio linguae). Der Fehler kann nur durch eine chirurgische Operation gehoben werden.

Ankylosis (Gelenksteifigkeit), eine Krankheit, welche in der regelwidrig festen Verbindung zweier in einem beweglichen Gelenke vereinigten Knochen besteht. Man theilt sie in die wahre und falsche oder die vollkommene und unvollkommene ein, je nachdem die Beweglichkeit ganz verloren oder noch zum Theil vorhanden ist. Obgleich sie in allen beweglichen Gelenken vorkommen kann, so ergreift sie doch am meisten das Ellenbogen-, das Knie- und das Fußgelenk. Manchmal ist dieser Fehler angeboren, gewöhnlich aber entsteht er im höheren Alter durch Krankheiten der Gelenke, Verknöcherung der Gelenkbänder, Ausschwitzen von Knochenmasse in und um das Gelenk herum, rheumatische und arthritische Gelenkentzündungen, zuweilen auch schon dadurch, daß ein Glied längere Zeit in einer und derselben Lage gehalten wird, so z. B. bei den Fakiren in Indien 2c. Die vollkommene A. ist unheilbar, die unvollkommene kann, wenn sie frühzeitig erkannt wird, noch geheilt werden. In den meisten Fällen ist sie ein Mittel, wodurch die Natur einen übleren Ausgang von Knochenfraß u. s. w. verhütet, in welchem Falle man dann die Verwachsung durch die größte Ruhe des Gliedes befördern muß. Zur Heilung der unvollkommenen A. hat man verschiedene Mittel vorgeschlagen. Sind die Gelenkbänder nur steif, so läßt man erweichende Umschläge machen, lauwarme Bäder nehmen und Friktionen anstellen. Wenn die Bänder hiernach erweicht werden, so läßt man stufenweise Bewegungen mit den leidenden Theilen machen. Neuerlich hat ein nordamerikanischer Wundarzt die Bildung eines künstlichen Gelenkes bei allen unheilbaren A.en empfohlen und dieses operative Verfahren mit glücklichem Erfolge ausgeführt.

Anländung, s. v. a. Alluvion, angeschwemmtes Land. Vergl. Accession.

Anlage, ursprünglich die Vorbereitung, Grundlage, der erste Entwurf zu Etwas, insbesondere in der bildenden Kunst die ersten roh zusammengeordneten Züge eines Werkes, woraus man die künftige Gestalt desselben schon erkennen kann. In ähnlicher Bedeutung spricht man von der A. eines dramatischen Stücks oder eines Charakters in demselben.

In der Gartenkunst versteht man darunter entweder ein im offenen Felde gelegenes, mit Bäumen bepflanztes Stück Land, z. B. Obstanlage, wenn es mit Obstbäumen besetzt ist, oder in geschlossenen Gärten Partien, die mit einheimischen und ausländischen Holzarten nach englischem oder französischem Gartengeschmacke in verschiedenen Gruppen besetzt sind; s. Garten.

In der Psychologie und Pädagogik ist A. im Allgemeinen eine irgendwie vorhandene, noch nicht ausgebildete, aber der Ausbildung fähige Kraft oder Empfänglichkeit; insbesondere aber versteht man darunter eine solche Kraft oder Empfänglichkeit, die schon im höhern Grade vor-

handen ist. Dadurch, daß die A. als solche noch etwas Unentwickeltes, einer künftigen Ausbildung noch Bedürftiges ist, unterscheidet sie sich von Naturgabe, Talent und Fertigkeit. Angeborne Gesundheit oder Schönheit sind Gaben der Natur, keineswegs aber bloße A.n, indem sie schon vorhandene Güter sind. Das Talent kann sich aus der A. entwickeln, wenn diese in höherem Grade vorhanden ist und tüchtig und angemessen geübt wird; ebenso wird Fertigkeit nur durch Uebung gewonnen; beide sind daher niemals bloße A. Man unterscheidet 3 Hauptgattungen von A.n im Menschen: körperliche, geistige und gemischte. Wenn unser Körper für die Einflüsse der Witterung von Natur sehr empfänglich ist, so ist dies eine körperliche A. zum Unwohlseyn; ein größeres Urtheilsvermögen ist eine geistige A. zum Denken, und die A. zur Malerei, Tonkunst rc. ist eine gemischte, indem hierzu Vermögen und Empfänglichkeit des Körpers ebensowohl als der Seele oder des Geistes erforderlich ist. Näher betrachtet ist eine gemischte A. freilich nichts Anderes als ein Inbegriff von mehren, theils geistigen, theils körperlichen A.n. Die geistigen A.n insbesondere können nach den drei Hauptthätigkeiten der Seele, dem Erkennen, Fühlen und Wollen, wiederum in 3 Klassen getheilt werden. Jede Wissenschaft fordert A.n der erkennenden Kraft, weil es bei der Wissenschaft als solcher auf das Erkennen ankommt; jede schöne Kunst setzt auch A.n der fühlenden Kraft voraus, denn das Schöne muß mit dem Gefühle unmittelbar erfaßt werden; die A. zu irgend einer Leidenschaft, z. B. zur Herrschsucht, endlich gehört vorzugsweise dem Wollen an, da jede Leidenschaft in einer Begierde oder Verabscheuung besteht. Uebrigens geht aus der Einheit der Seele von selbst hervor, daß diese verschiedenen Arten von A.n nicht so getrennt neben einander bestehen, wie die Betrachtung sie sondert. Wichtig für Psychologie und Pädagogik ist die in neuerer Zeit mehrfach aufgenommene Untersuchung über den Ursprung der A., die Frage: welche A.n und wie weit diese dem Menschen eigentlich angeboren, nicht erst nach der Geburt durch bildende Einflüsse entstanden sind. Die älteren Psychologen betrachteten die Sache gewöhnlich so, als wenn alle äußeren Einwirkungen nichts weiter thun könnten, als die auf dem Grunde der Seele schlummernden A.n wecken oder erregen, auch allenfalls dem Erregten eine gewisse Richtung geben, oder dasselbe in diesem oder jenem näher bestimmen. Die neuere Psychologie aber ist in ihren rückgängigen Konstruktionen von dem unmittelbar für das Selbstbewußtseyn Vorliegenden zu der Ueberzeugung gekommen, daß die menschliche Seele keinerlei ursprüngliche A. von solcher Bestimmtheit und Ausbildung besitze, daß der Erzieher nur auseinander zu wickeln oder das Schlummernde zu wecken habe. Was dieser vielmehr einst in Zukunft finden will, muß er erst in sich und dann in der Seele des Kindes mit Liebe und Sorgfalt, und nicht selten mit selbstverleugnender Anstrengung begründen. Erforschen wir die Eigenschaften der ausgebildeten Seele näher nach ihrer qualitativen und quantitativen Beschaffenheit, so wird sich leicht zeigen, daß sich das, was man mit Recht angeborene A.n nennen kann, auf wenige Grundeigenschaften reducirt.

An demjenigen, was wir in der schon ausgebildeten Seele vorfinden, läßt sich dreierlei unterscheiden: 1) das Objektive oder Gegenständliche. Eine Vorstellung z. B. hat zum Objekt diese oder jene Gegend, diesen Menschen, dieses Kunstwerk rc.; der Eine hat von diesen, der Andere von jenen Dingen oder Verhältnissen eine klare und genaue Kenntniß; das Gefühl ist für diesen oder jenen Gegenstand besonders reizbar; Neigung, Hang, Leidenschaft, Willen richten sich bei verschiedenen Menschen auf verschiedene Objekte; der Eine hat zu dem, der Andere zu etwas Anderem eine besondere Fertigkeit und Geschicklichkeit entwickelt rc. 2) Die Form, in welcher die Gegenstände psychisch aufgefaßt und ausgebildet sind. Was Dieser kalt und trocken sich vor die Seele treten läßt, finden wir bei Jenem mit einem lebhaften, aber noch unthätigen Gefühle begleitet, während ein Dritter dadurch sogleich zu eifrigem Handeln aufgeregt wird; der Gegenstand der Begierde des Einen ist bei dem Andern ein Gegenstand des Widerstrebens, bei noch Andern erzeugt er bloß Erinnerung an Lust oder Unlust. Wofür sich bei Diesem nur dunkle Vorstellungen vorfinden, das ist bei Jenem zu bestimmten Begriffen und zu scharf begrenzten Urtheilen ausgebildet. 3) Die Quantität oder der Grad der beiden vorigen Momente: der Grad der Kräftigkeit, der Stärke, der Ausdehnung, des Reichthums, der Feinheit, der Lebendigkeit, der Erregtheit rc., mit welchem die verschiedenen Formen innerlich angelegt sind und im Bewußtseyn wirken. Es ist nun zuvörderst klar, daß die objektiven Bestimmungen der psychischen A.n und Entwickelungen in keiner Weise als angeboren zu betrachten sind, sondern nur durch die Gegenstände selbst oder durch deren Eindrücke gegeben werden. Was Jemand zu beobachten oder zu genießen Gelegenheit oder Aufmunterung hat, davon wird er Vorstellungen, Kenntnisse, Erinnerungen, dazu eine Neigung oder Abneigung in sich ausbilden. Er wird eine Fertigkeit für das Eine oder das Andere erwerben, je nachdem er sich an diesem oder jenem Gegenstande übt. Hierbei wird allerdings der mit größerer Reizempfindlichkeit Ausgestattete auch die zarteren und feineren Verschiedenheiten der Dinge auffassen und für seine Praxis benutzen, der von Natur Lebendigere auch das rascher Vorübergehende zu bemerken und nachzubilden geschickt seyn. Und einzig hierin liegt die angeborne A., die psychische Prädetermination. Von einer Vorbildung im Angebornen kann in objektiver Hinsicht gar keine Rede seyn. Bestimmte angeborne Neigungen, Leidenschaften, Unarten rc. sind schon deshalb für psychologische Erdichtungen zu erklären, weil überhaupt keine gegenständliche Bestimmung angeboren, und die Beziehung darauf im Angebornen stets von sehr großer Weite und Unsicherheit ist. Eben so wenig können aber auch die psychischen Formen, wie sie sich in der ausgebildeten Seele bilden, als angeborne A.n in der eigentlichen Bedeutung dieses Wortes gelten. Allerdings zwar müssen wir eine Einbildungskraft haben, sobald wir uns eine Vorstellung bilden, einen Verstand,

sobald wir Etwas verstehen oder durch Begriffe denken, einen Willen, sobald wir Etwas wollen: daraus aber folgt noch keineswegs, daß wir eine angeborne Einbildungskraft ꝛc. besitzen. Das Kind bildet ja nicht vom ersten Augenblicke an Vorstellungen, Begriffe, Willensakte; die bezeichneten Formen, wie auch alle übrigen, welche sich später in der menschlichen Seele darstellen, sind vielmehr erst als Folgen der vorgängigen Entwickelungen gebildet worden, und sind sie auch durch die Entwickelungsgesetze der menschlichen Seele mit einer gewissen Nothwendigkeit bedingt, was allerdings anzunehmen ist (da sonst ja nicht alle Menschen Vorstellungen, Begriffe, Urtheile, Willensakte ꝛc. bilden würden), so schließt diese Bedingtheit doch nicht die mindeste Präformation in sich, und Unarten, Leidenschaften, Neigungen sind, wie hinsichtlich ihrer Objekte, so auch formell erst spätern Ursprungs. Einen bei Weitem größern Einfluß äußert das ursprünglich Gegebene auf die quantitativen Bestimmungen der psychischen A.n und Entwickelungen. Jedoch muß man auch hier den Einfluß des Angebornen nicht zu bestimmt und unmittelbar wirkend sich denken. Durch die angebornen A.n werden nur gleichsam die Grenzen gezogen, innerhalb deren sich die Ausbildung der Seele halten muß: das Maß der Vollkommenheit, welches sie nicht überschreiten und unter welchem sie nicht bleiben kann. Zwischen diesen äußersten Bestimmungen aber sind unzählige Grade, unzählige Modifikationen möglich, welche durch die Bildungsmomente bestimmt werden, und die also mehr oder weniger in die Gewalt der Umstände, namentlich der Erziehung, gegeben sind. In jede elementarische und in Folge derselben auch in jede abgeleitete Entwickelung wird die Beschaffenheit der angebornen A. als gleichbleibender Faktor hineingegeben: aber zu diesem Faktor treten andere hinzu, so daß wir von jenem aus keineswegs schon des Produktes sicher, und nur den allgemeinsten Grundverhältnissen nach in Hinsicht desselben beschränkt sind.

Nach diesen Bemerkungen leuchtet es von selbst ein, daß wir als angeborne A.n nur gewisse sinnliche Urvermögen statuiren können, die sich gegenseitig zu gewissen Systemen, z. B. des Gesichtssinnes, Gehörsinnes, Tastsinnes ꝛc. zusammenstellen und sich selbst fortwährend gleichbleiben. Diese sinnlichen Urvermögen sind nun, so lange sie noch keine äußeren Eindrücke aufgenommen haben, hinsichtlich des Objektiven durchaus unbestimmt und indifferent; jedes Urvermögen des Gesichtssinnes z. B. kann ebensowohl durch das grüne Licht zu einer Empfindung der grünen Farbe als durch das blaue zu einer Empfindung der blauen Farbe, jedes Urvermögen des Gehörsinnes ebensowohl durch einen Flötenton, als durch einen Posaunenton ausgebildet werden. Aber abgesehen davon, daß doch auch schon diese Unbestimmtheit keine vollständige ist, indem ja doch die Urvermögen des Gesichtssinnes nur Lichtreize, nicht aber Schallreize, die Urvermögen des Gehörsinnes umgekehrt nur diese, nicht jene aufnehmen und verarbeiten können; so finden wir in diesen Urvermögen überdies von Anfang an drei individuelle bestimmte Grundeigenschaften: 1) einen gewissen Grad von Reizempfänglichkeit. Der Gehörsinn des Einen ist durch seine schwächere Reize erregbar, der des Andern nur durch stärkere; dem entsprechend wird derselbe Eindruck von dem Einen mit größerer Stärke der Erregung u. mit größerer Feinheit aufgefaßt, als von dem Andern. So in Hinsicht aller übrigen Grundsysteme. 2) Einen gewissen Grad von Kräftigkeit. Von diesem hängt die Vollkommenheit der Aneignung, sowohl für die erste Auffassung, als für das Festhalten des Aufgefaßten und die Reproduktion desselben ab. Eine Farbe, ein Ton ꝛc., die dem Einen längst entschwunden sind, finden wir von dem Andern, der sie mit Jenem zu derselben Zeit wahrgenommen hat, in einer Vollkommenheit aufbehalten, daß die Erinnerung beinahe in Nichts der ursprünglichen Empfindung nachsteht. 3) Einen gewissen Grad von Lebendigkeit. Durch diese wird das Maß der Schnelligkeit, sowohl der ursprünglichen Aufnahme und Abneigung, als der Reproduktion bestimmt. Bei wem sie in höherem Grade vorhanden ist, der wird in der gleichen Zeit eine größere Anzahl von Empfindungen, Vorstellungen ꝛc. bilden können, als der, welcher sie in geringerem Grade besitzt. Diese drei Grundeigenschaften können sowohl in dem Urvermögen desselben Grundsystems, als in den verschiedenen Grundsystemen eines Menschen in den verschiedensten Graden zusammen seyn: jeder Grad von Reizempfänglichkeit und von Lebendigkeit bei jedem Grade von Kräftigkeit oder Unkräftigkeit, und umgekehrt; und während in dem Gesichtssinne sich diese Verbindung findet, kann in dem Gehörsinne diese andere, in dem Tastsinne eine davon sehr verschiedene dritte gegeben seyn u. s. w. Alle übrigen A.n der ausgebildeten Seele sind nicht angeboren, sondern müssen erst entstehen und entstehen nach dem allgemeinen Grundsatze, daß von allen physischen Entwickelungen, welche mit einiger Vollkommenheit gebildet worden sind, auch wenn sie aus dem Bewußtseyn entschwinden, eine Spur zurückbleibt im Innern der Seele, welche dann als A. oder Kraft in die spätern Entwickelungen eingehen kann. Die bekannteste Erfahrung hiervon bietet das Gedächtniß und die Erinnerung. Eine gestern gehörte Melodie wird man vielleicht heute vollkommen entsprechend wiederholen, ein heute gesehenes Gemälde noch nach mehrern Wochen in allen seinen Theilen beschreiben können, auch wenn man während der Zwischenzeit gar nicht wieder daran gedacht hat. Dies wäre gewiß nicht möglich, wenn die Eindrücke nach der ersten Auffassung gänzlich wieder entschwunden wären; sie müssen also, wenn gleich unbewußt, im Innern der Seele gewisse Spuren zurückgelassen haben, welche dann eben jetzt in den bezeichneten Erinnerungen wieder hervortreten. So lassen denn auch Gefühle, Begehrungen, äußere Thätigkeiten ꝛc., wenn auch in verschiedenen Graden der Vollkommenheit, doch in gleicher Art im unbewußten Seelensinne gewisse Spuren zurück, durch welche Gemüthsbeschaffenheiten, Neigungen, Fertigkeiten, Talente ꝛc. begründet werden. Vom ersten Erwachen zum Leben an wird in jedem Augenblicke irgend eine Empfindung, Vorstellung, Bestrebung ꝛc. in der Seele gebildet, in jedem Augenblicke also, auch in Folge davon, irgend eine innere A. Bedenkt man,

daß sich für das 3—4jährige Kind schon dieses Verhältniß tausendmal wiederholt haben muß, so wird man die Bestimmtheit nicht unerklärlich finden, mit welcher bei demselben die ursprünglich so unbestimmten A.n sich ankündigen. Durch die Verbindung der gleichartigen Spuren, z. B. desselben zurückbleibenden Tones oder derselben Farbe ist ein unendliches Wachsthum in Hinsicht der Stärke der psychischen Gebilde bedingt, und die ungleichartigen können sich in den mannichfaltigsten Verhältnissen zu Gruppen und Reihen vereinigen. Dieses letztere Verhältniß bildet die Grundform der verschiedenen Kenntnisse, Fertigkeiten, Gewöhnungen ꝛc., deren Eigenthümlichkeit in gewissen besonderen Gruppirungen oder Aneinanderreihungen bald von objektiver, bald von subjektiver Art besteht. Indem sich ferner die Entwickelungen auf die mannichfachste Weise an einander anschließen und mit einander verschlingen, und so vielfache Auf- und Ineinanderbildungen veranlaßt werden, entstehen die unendlich verschiedenen Modifikationen, welche die unmittelbare Erfahrung schon während des Kindesalters zeigt.

Die Vertheidiger der entgegengesetzten Ansicht berufen sich gewöhnlich darauf, daß doch schon in den ersten Jahren augenscheinlich eine sehr bedeutende Verschiedenheit der Charaktere und A.n unter den Kindern bemerkbar sey; das eine zeige sich aufmerksam und wißbegierig, das andere unaufmerksam und ohne Lust zur Erweiterung seines Anschauens und Wissens; das eine wohlwollend, das andere übelwollend ꝛc. Jedenfalls gibt diese Wahrnehmung viel zu bedenken. Dem ist zu entgegnen, daß zu der Zeit, wo solche Beobachtungen angestellt werden können, schon viele Tausende von Entwickelungen im Kinde Statt gefunden haben, von welchen eben so viele Tausende von Spuren zurückgeblieben sind und sich in den mannichfaltigsten Formen der Verschmelzung, Gruppirung, Aneinanderreihung zu Eigenschaften des Kindes ausgebildet haben. Eben so wenig kann der Umstand als entscheidend angesehen werden, daß selbst Geschwister, welche von denselben Aeltern nach denselben Maximen erzogen werden, dennoch oft höchst verschiedene Charaktere entwickeln. Die Aeltern sind oft in den verschiedenen Jahren der Erziehung selbst Andere geworden: älter und schwächer oder auch kräftiger, gehaltener, ernster oder heiterer, ängstlicher oder sorgloser, erfahrner oder nachlässiger ꝛc. Ueberdies ändert sich der ganze Familienkreis, der Umgang, überhaupt die Umstände und Verhältnisse, unter welchen das eine und das andere Kind erzogen wird, so fortwährend, ja sie sind zu derselben Zeit und in derselben Familie für die verschiedenen Kinder so verschiedenartig nüancirt, daß selbst von Zwillingen nicht gesagt werden kann, sie seyen ganz und durchweg unter gleichen Einflüssen von außen erzogen worden. Sind sie doch selbst nicht in jedem Augenblicke zusammen, nicht immer genau mit demselben Gegenstande beschäftigt, und können sich doch auf diese und andere Weise zwischen die gemeinsamen Einflüsse mancherlei andere partielle einschieben, welche, indem sie in's Unendliche modificirend fortwirken, von einem kleinen Anfange aus, dennoch zuletzt einen sehr bedeutenden Abstand herbeizuführen im Stande sind. Daß man aber nicht mißverstehe! Es soll hier festgehalten werden, daß in den oben nachgewiesenen Kategorien der Reizempfänglichkeit, Kräftigkeit und Lebendigkeit, welche als wirklich angeborne A.n anerkannt sind, allerdings eine große Verschiedenheit der angebornen A. sich beurkundet, und daß diese, wenn sie auch den specifischen und qualitativen Unterschied des Angebornen in verschiedenen Individuen ausschließt, doch einen quantitativen zuläßt, der selbst da, wo er sich anfangs als ein geringer herausstellt, doch im Laufe der Zeit, indem er als innerer Faktor für alle Entwickelungen beständig in derselben Art wiederkehrt, zu einem höchst bedeutenden anwachsen muß.

In der Heilkunde nennt man A. oder Prädisposition alle diejenigen Verhältnisse u. Eigenschaften eines individuellen Organismus, welche von seiner Seite die Möglichkeit zu erkranken bedingen, oder ihm auch eine besondere Geneigtheit zu einer bestimmten Krankheit, wenigstens zu einer bestimmten Klasse von Krankheiten geben. Im Allgemeinen ist die Möglichkeit zu erkranken bei allen einzelnen Individuen vorhanden, auch der Gesundeste, der Kräftigste, kann in Krankheit verfallen, und manche Krankheitsursachen, z. B. Gifte, mechanische und chemische Einflüsse rufen sie in allen Organismen hervor. Es beruht diese A. auf der Empfänglichkeit des lebenden Individuums für äußere Einwirkungen und auf der dadurch veranlaßten immerwährenden Wechselwirkung mit der Außenwelt. Sind diese Einwirkungen zu übermächtig, zu plötzlich, oder zu gering, zu schwach, oder bleiben sie sich fortwährend gleich, so kann schon dadurch Veranlassung zur Krankheit gegeben werden. Denn, obgleich der Organismus das Vermögen besitzt, diesen äußeren Einwirkungen entgegen zu wirken, sie unschädlich zu machen und sie zu seinem Vortheile zu verwenden, so ist doch dieses Vermögen ein endliches und beschränktes, und nicht alle Individuen besitzen es in verschiedenen Zeiten in demselben Grade. Die nächste Ursache der Krankheitsanlage beruht daher auf einem Mißverhältnisse zwischen der Kraft der äußeren Einwirkungen und der Gegenwirkung von Seite des Organismus. Je mehr nun diese Gegenwirkung durch äußere Einwirkungen beschränkt und herabgestimmt wird, desto übermächtiger wird die Kraft der äußeren Einwirkung, desto größer die Krankheitsanlage, desto geringere Einwirkung von außen ist nöthig zur Entstehung von Krankheit; ja, bei manchen Individuen ist diese Krankheitsanlage so groß, daß es sehr geringer und fast nicht merklicher äußerer Einwirkungen bedarf, um wirkliche Krankheit hervorzurufen. Auch kann sie sich unter günstigen prädisponirenden Momenten allmählig in einem Grade steigern, daß sie unmerklich, ohne eine Einwirkung, die man als Gelegenheitsursache ansehen könnte, in Krankheit übergeht. Im kindlichen Organismus ist die Kraft der Gegenwirkung gegen äußere Einflüsse bedeutend geringer, als in späterem Lebensalter, daher auch die A. zu Krankheiten und die Sterblichkeit am größten. Eben so ist bei geringerer Kraft

der Gegenwirkung bei'm weiblichen Geschlechte die Krankheitsanlage größer als bei'm männlichen. Ferner wird diese A. erhöht durch unbefriedigte Bedürfnisse, z. B. Hunger, Durst, aufgeregten und nicht befriedigten Geschlechtstrieb, Sehnsucht, nicht erwiederte Liebe, nach überstandenen Krankheiten, bei Veränderungen des Klima's, nach Gemüthsbewegungen, Leidenschaften und Affekten, in Folge von Entwickelungsepochen, so bei Kindern in der Epoche des Zahnens, während der Pubertätsentwickelung, nach dem Verschwinden der Menstruation, im Wochenbette, während des Stillens und nach dem Entwöhnen. Endlich ist auch die Kultur nicht unwirksam zur Steigerung der Krankheitsanlagen. Bei kultivirten Menschen sind die Krankheiten weit häufiger und mannichfaltiger, als bei denen, die noch im Stande der Natur leben; bei Thieren ist ihre Zahl geringer, als bei den Menschen, bei wilden Thieren geringer, als bei gezähmten.

Außer dieser allgemeinen A. zu Krankheiten unterscheidet man noch eine besondere, welche sich theils bei einzelnen Individuen, oder in gewissen Lebensperioden und Zuständen derselben vorfindet, theils auf einzelne Krankheiten erstreckt. Diese besondere A. ist bisweilen schon durch die Zeugung bedingt und angeboren, wie dies namentlich die Bildungsfehler beweisen, denen schon der ungeborne Fötus ausgesetzt ist. Mit der Entwickelung des Organismus in den verschiedenen Lebensepochen treten auch eigenthümliche A.n zu verschiedenen Krankheiten auf, so, daß jede Altersstufe ihre besonderen A.n hat, so das Kindesalter die A. zu Rhachitis, zu Atrophie und Zellgewebsverhärtung, zu Skropheln, Croup, Keuchhusten, Hirnhöhlenwassersucht; das Jugendalter die A. zu Bluthusten, Lungensucht; das Mannesalter zu Krankheiten des Nervensystems, Stockungen des Unterleibes, Hämorrhoiden, Hypochondrie, Gemüthskrankheiten; das Greisenalter zu Verknöcherungen der Gefäße, Krankheiten der Urinwerkzeuge, Blindheit, Schlaflosigkeit und Schlafsucht, Schwindel, Blödsinn, Lähmung u. s. w. Ferner bedingt das Geschlecht die A. zu besonderen Krankheiten. So liegt schon in der verschiedenartigen Bildung der Geschlechtstheile bei beiden Geschlechtern die Disposition zu besondern Krankheiten dieser Organe; namentlich sind dem weiblichen Geschlechte die verschiedenen Krankheiten der Brüste, der Gebärmutter, der Eierstöcke, die Anomalien der Menstruation u. s. w. eigenthümlich, während der straffere, festere Bau und höhere Grad von Tonus, die hervorspringende Irritabilität, welche sich sowohl in der kräftigeren Muskelbewegung, als auch in dem Gefäßsysteme äußert, und die geringere Reizbarkeit und Sensibilität des Mannes den Grund enthält, weshalb derselbe im Ganzen weniger zu Krankheiten disponirt ist, und weshalb sie, wenn sich dieselben ausbilden, eine gefährlichere Form annehmen. Insbesondere ist bei ihm die A. zu reineren Fiebern, zu arteriellen Entzündungen und Kongestionen, zu Blutschlagfluß u. Hypochondrie gesteigert. Auch die Temperamente bedingen einen hohen Grad von A. zu somatischen und psychischen Krankheiten. Bei dem sanguinischen Temperament namentlich verlaufen die Krankheiten schnell und rasch, endigen sich oft unerwartet plötzlich, sowohl günstig, als auch tödtlich. Insbesondere ist eine Neigung zu arteriellen Gefäßaufregungen, zu Fieber mit nervösen Symptomen, zu Entzündungen, insbesondere der Lungen, welche häufig in Eiterung übergehen, vorhanden. Dagegen ist bei dem phlegmatischen Temperamente die A. zu Krankheiten, besonders zu akuten, gering und die etwa entstandenen verlaufen langsam und entscheiden sich selten durch Krise. Insbesondere entsprechen venöse Krankheiten, Stockungen, Verstopfungen, Schleimflüsse, zu reichliche Fettbildung, träge Respiration und Kurzathmigkeit, Wassersucht und Blödsinn der Beschaffenheit dieses Temperaments. Bei dem cholerischen Temperamente ist die Krankheitsanlage geringer, als bei dem sanguinischen, größer aber, als bei dem phlegmatischen. Die Krankheiten verlaufen mit großer Heftigkeit und Schnelligkeit und bestehen vorzüglich in sehr heftigen Fiebern und Entzündungen, welche sehr oft den galligen Charakter an sich tragen. Auch ist die A. zu Seelenstörungen groß und dieselben nehmen gewöhnlich die Form der Manie an. Bei dem melancholischen Temperamente endlich ist die A. zu akuten und fieberhaften Krankheiten gering, die zu chronischen aber desto größer. Häufig erzeugt sich unter seinem Einfluß das ganze Heer der venösen Krankheiten, Trägheit des Darmkanals und Verstopfung, Stockungen in der Leber und Milz, Verhärtungen und andere organische Krankheiten, namentlich des Herzens, Hämorrhoiden und Blutbrechen, Gicht, Abzehrung, Hypochondrie und die Seelenstörung, welche vorzugsweise Melancholie genannt wird.

Zuweilen erbt die A. zu gewissen Krankheiten, wie der Körperbau, die Gesichtszüge, der Gang, die Gewohnheiten u. s. w. von den Aeltern auf die Kinder fort. Es überträgt sich diese A. am häufigsten auf das gleichartige Geschlecht und zwar auf die Kinder, welche überhaupt dem Vater oder der Mutter am ähnlichsten sind. Oft überspringt die ererbte Krankheitsanlage eine Generation und tritt erst wieder in dem Enkel hervor; dies findet besonders so Statt, daß eine A. der Großmutter durch den Sohn sich auf die Enkelin, und von dem Großvater durch die Mutter auf den männlichen Enkel verbreitet. Die ererbte A. geht ferner gewöhnlich erst in dem Lebensalter in Krankheit über, in welchem auch die Aeltern oder Großältern wirklich erkrankt waren, bisweilen aber auch schon in einem früheren Lebensalter. Zu den erblichen Krankheiten gehören vorzüglich solche, welche sich vorzugsweise aus der Konstitution herausbilden, namentlich Skropheln, Gicht, Apoplexie, Schwindsucht, Hämorrhoiden, Seelenstörungen u. s. w. Endlich bedingen auch manche Krankheiten, an denen die Aeltern zur Zeit der Zeugnug leiden, bisweilen auch solche, von denen sie scheinbar genesen sind, in den Kindern A. zu Krankheiten, welche mit jenen verwandt sind, z. B. Kinder syphilitischer oder venerisch gewesener Aeltern sind meistens skrophulös u. s. w. Scheinbar geheilte Krankheiten hinterlassen oft noch auf kürzere oder längere Zeit eine erhöhte A., und zwar fällt der Genesene wieder in die vorige Krankheit zurück oder wird leicht von einer andern ergriffen. Das Erstere beobachtet man häufig beim Wech-

selfieber, beim Croup u. s. w. Zuweilen vermindert oder vernichtet aber auch im Gegentheil die Krankheit selbst die A. entweder zu anderen Krankheiten (so werden mit akuten Hautkrankheiten Behaftete nicht leicht von anderen angesteckt) oder zu der eben überstandenen Krankheit. So z. B. Pocken, Masern, Scharlach, Typhus, Keuchhusten u. s. w. Vergl. J. A. B. Puchelt, Die individuelle Konstitution und ihr Einfluß auf die Entstehung und den Charakter der Krankheiten, Leipzig 1823; A. W. Henschel, Ueber allgemeine Krankheitsanlagen in der menschlichen Natur und ihre höhere Nothwendigkeit, in Clarus und Radius' „Beiträge" (Bd. 1, Heft 1, S. 834).

Anlehn, im Allgemeinen der Akt, durch welchen Jemand eine Quantität von Gegenständen des Verbrauchs von Andern entnimmt, unter der Bedingung, dereinst eine gleiche Quantität gleichartiger Gegenstände dagegen zu geben, zum Unterschiede von der Miethe oder dem Pachte einer Sache (Lokation und Konduktion), wobei der Erlangung nicht auf die Quantität und den Verbrauch, sondern auf den Gegenstand und dessen Gebrauch gesehen und die Rückgabe des Gegenstandes selbst bedungen wird. Derjenige, welcher das A. nimmt, heißt Anlehner, Erborger oder Schuldner; der, welcher es gibt, Darlehner (-leiher), Verborger, Gläubiger; die Handlung selbst das Darlehn; das Zeichen für die geschehene Handlung ist das Schuldbekenntniß, die Obligation. Die Römer befaßten das A. als besondere Species unter dem allgemeinen Begriffe des Wechsels (mutuum), und rechneten demnach das A. zu den Realkontrakten, deren Verbindlichkeit aus der Sache oder unmittelbar aus dem Faktum hervorgeht, und ließen daher den Begriff des A.s nicht eher als vollständig zu, als bis der Anlehner die Quantität wirklich empfangen hatte. Im gewöhnlichen Sinne heißt A. insbesondere die verzinsliche Erborgung einer Summe Geldes; s. Anleihe.

Anleihe, ursprünglich s. v. a. Anlehn, jetzt ausschließlich: die kontraktliche Erborgung einer Summe Geldes, mit der Bedingung, solche dereinst in gleichem Werthe und Betrage zurück zu zahlen, bis dahin aber für den Gebrauch des Geldes eine jährliche Vergütung, Zinsen genannt, an den Darleiher zu entrichten (vergl. Kapital, Zinsen), dann eine von einer Korporation, Gemeinde, einem Staate od. einer Regierung zu öffentlichen Zwecken gemachte Kapitalaufnahme, wobei man von der eigentlichen Form des Anlehenkontrakts, welcher allemal eine bestimmte Person als Darleiher erfordert, durch Kreirung von Schuldscheinen au porteur (auf den Inhaber) und wohl auch durch noch andere Bestimmungen wesentlich abgewichen ist; s. Staatspapiere, Staatsschulden.

Anmaßung (arrogantia), im rechtlichen Sinne unbefugte Ausübung eines einem Andern zustehenden Rechtes. Sie unterscheidet sich von Raub und Diebstahl besonders dadurch, daß bei ihr das Objekt ein unkörperliches, bei den letztern Arten dagegen ein körperliches ist. A. durch bloßen Gebrauch heißt Usurpation. Da sich Niemand durch seine eigenen Handlungen Rechte erwerben kann, so kann ihm auch die A. dergleichen nicht geben. Besondere Arten der A. sind: A. des Münzrechtes (s. Münzverbrechen), A. öffentlicher Gewalt (Amtsgewalt), z. B. Erhebung von Zöllen, Mißbrauch des Amtssiegels, Anwerbung von Soldaten rc. In der gewöhnlichen Ausdrucksweise versteht man unter A. Unverschämtheit oder Selbstüberhebung u. Kränkung Anderer durch stolzes übermüthiges Betragen.

Anmuth wird Allem zugeschrieben, was das Gemüth angenehm afficirt; im engern, persönlichen Sinne aber versteht man darunter die Eigenschaft, welche der Gestalt, Bewegung, Miene und Stimme einer Person zarten Liebreiz und inniges Gefallen verleiht, daher A. vorzugsweise den Frauen beigelegt wird. Die höchste A. ist Grazie. Auch Gegenständen der Natur und Kunst, in denen besonders das Sanfte und Zarte sich äußert, schreibt man A. zu; so ist eine Gegend anmuthig, in der sanfte Hügel mit grünen Matten, lieblichen Seen rc. wechseln, ein Tonstück, wenn sanfte Verschmelzung der Töne mit zartem Ausdrucke der Empfindungen darin verbunden ist.

Anna (Hanna, Channa), ursprünglich hebräischer weiblicher Name, hebräisch so viel wie Güte, Holdseligkeit, oder die Gütige, Holdselige; dann auch Männer- und Ortsname. Denkwürdige Frauen dieses Namens sind folgende: 1) A., Schwester der Dido, welche mit derselben vor ihrem Bruder Pygmalion von Tyrus nach Karthago floh, nach der Dido Tod sich zum Könige Battus in Malta, dann nach Italien begab, wo sie Aeneas wiederfand. Lavinia, dessen Gemahlin, eifersüchtig auf die schöne Flüchtige, trachtete ihr nach dem Leben. Von dem Schatten der Dido gewarnt, stürzte sie sich in den Fluß Numicus, als dessen Nymphe sie später unter dem Namen Perenna verehrt wurde.

2) A., die Heilige, die angebliche Großmutter des Heilandes, Tochter Isaschars oder des Priesters Matthäus zu Bethlehem, Ehefrau des heiligen Joachim, welche nach 20jähriger Unfruchtbarkeit Maria, die Mutter Jesu, und nach derselben noch zwei Töchter gebar. Nach einer anderen Ueberlieferung bekam sie Letztere aus einer zweiten od. dritten Ehe. Bestimmt wird ihrer weder in der heiligen Schrift, noch bei irgend einem Schriftsteller der 3 ersten Jahrhunderte, sondern erst bei Epiphanius im 4. Jahrhundert gedacht; aber schon im 8. Jahrhundert war ihre Verehrung ziemlich allgemein verbreitet. Die Legende läßt ihren Leichnam im Jahre 710 aus Palästina nach Konstantinopel gebracht werden, und seit jener Zeit rühmen sich nicht wenige Kirchen, Reliquien von ihr zu besitzen. A. ist die besondere Schutzpatronin der Tischler und hat als Gedächtnißtag in der lateinischen Kirche den 26. Juli, in der griechischen den 9. Dec.

3) A. Comnena, durch Gelehrsamkeit ausgezeichnete byzantinische Prinzessin, Tochter des Kaisers Alexius I., war den 1. Dec. 1083 geboren, erhielt eine gelehrte Bildung und spielte dann in den Hofintriguen eine bedeutende Rolle. An Nicephorus Bryennius, einen muthlosen Schwächling, vermählt, suchte sie diesen vergeblich anzureizen, mit ihrem Bruder um den Thron zu ringen, und begab sich nach dessen Tode 1137 in ein

Kloster, wo sie sich wissenschaftlicher Beschäftigung widmete und 1148 †. Die von ihr unter dem Titel: „Annae Comnenae Alexiados libri XIX." (am besten herausgegeben von Schopen, Bd. 1., Bonn 1839) verfaßte Geschichte ihres Vaters gehört zu den besten historischen Werken der Byzantiner. Eine Uebersetzung davon findet sich in den von Schiller herausgegebenen „Historischen Memoiren."

4) A. Boleyn, zweite Gemahlin König Heinrichs VIII. von England, eine durch ihre Schicksale merkwürdige Frau, die unter dem Henkerbeile endigte, die schöne Tochter eines schlichten Mannes, des Bäckers Thomas Boleyn, der nachher zum Grafen von Wiltshire erhoben wurde, ward 1507 geboren u. kam durch Familienverhältnisse in früher Jugend an den französischen Hof, wo sie vom 7. Jahre an erzogen wurde. Mit allen Reizen des Körpers und einer feinen Bildung ausgestattet, kehrte sie im 18. Jahre nach England zurück, wurde Hoffräulein der Königin Katharina von Aragonien und entzündete in dem leidenschaftlichen, genußsüchtigen Gemahl derselben ein Feuer, das desto heftiger flammte, je weniger der Stolz und der Charakter des Fräuleins Befriedigung auf einem dem Fürsten so gangbaren Wege hoffen ließ. Da kein anderes Mittel ihm den Besitz, nach dem er strebte, verschaffen konnte, beschloß Heinrich das Letzte zu versuchen: er bot ihr den Sitz auf dem Throne an, den Katharina inne hatte. Als die hochmüthige Boleyn dieser Verlockung nachgegeben, ward ihre Verlobung mit dem Sohne des Grafen von Northumberland aufgehoben, an Papst Klemens VII. das Ansinnen gerichtet, die Ehe Heinrichs mit Katharina von Aragonien, der Wittwe seines Bruders Arthur, für ungültig zu erklären, endlich Katharina, als der Papst die Trennung verweigerte, verstoßen u. die Ehe mit ihr von Heinrich für aufgehoben erklärt, worauf A. als zweite Gemahlin Heinrichs VIII. den Thron von England bestieg (1532). Sie benutzte ihre Stellung, die Sache der kirchlichen Reformation zu fördern. Aber Heinrichs Liebe schwand mit der Befriedigung seiner Lust bald, und obschon A. ihn (1533) durch die Geburt der nachherigen Königin Elisabeth zum Vater machte, dachte der Tyrann doch darauf, sich ihrer wieder zu entledigen, um neue Leidenschaft zu befriedigen. Sie wurde angeklagt, blutschänderischen Umgang mit ihrem Bruder gepflogen, ja sogar Anschläge gegen das Leben Heinrichs gemacht zu haben, in den Tower geworfen und ihr der Prozeß gemacht. Ihre Ehe mit dem Könige erklärte man für aufgelöst und ein Gerichtshof aus Pairs des Reichs, Freunden und Kreaturen des Despoten sprach das Schuldig über sie aus und verurtheilte sie zum Tode. A. betheuerte vergeblich ihre Unschuld und wurde am 19. Mai 1536 im Tower enthauptet.

5) A. von Kleve, die vierte, auch unglückliche Gemahlin des nämlichen Tyrannen, Heinrichs VIII., Tochter des Herzogs Johann III. und Schwester des Herzogs Wilhelm von Kleve. Auf den Rath eines Günstlings, Thomas Cromwell, der gern eine protestantische Prinzessin auf dem englischen Throne zu sehen wünschte, warb Heinrich um sie (1539), angelockt durch ihr reizendes Porträt, welches Holbein gemalt hatte. Voll sinnlicher Gier reiste ihr der König verkleidet bis Rochester entgegen, fand aber statt des irdischen Engels voll Liebreiz, nach seinem eigenen Ausdruck, „eine große, dicke, flandrische Stute," und konnte nur durch die Vorstellungen Cromwells bewogen werden, die Ehe den 6. Jan. 1540 wirklich zu vollziehen. Der Günstling büßte den Unmuth des Fürsten mit dem Leben; dieser ließ ihn 1540 enthaupten. Feile Pfaffen sprachen sodann unter nichtigen Gründen die Trennung der Ehe mit A. aus. Man ließ der Fürstin ein Jahrgeld von 4000 Pfd. Sterling, von dem sie im Auslande lebte. Sie † 1557.

6) A. Stuart, Königin von Großbritannien und Irland, Tochter Jakobs II. von England und seiner ersten Gemahlin Anna Hyde, war zu Twickenham 1664 geboren. Sie wurde gegen den Willen ihres Vaters in den Grundsätzen der protestantischen Kirche erzogen und 1683 mit dem protestantischen Prinzen Georg, jüngerem Sohne Friedrichs III. von Dänemark, vermählt. Als ihr Schwager, der Erbstatthalter Wilhelm von Oranien, zur Besitznahme des britischen Thrones 1688 bei Torbay landete, erklärte sie sich auf Zureden ihres Gemahls für die Partei Oraniens gegen ihren Vater, der, als er es hörte, erschüttert ausrief: „Gott erbarme sich meiner; meine eigenen Kinder haben mich verrathen!" Als König Wilhelms von Oranien erklärte Nachfolgerin bestieg A. nach dessen Tod (1702) als regierende Königin von Großbritannien den Thron. Ihr Gemahl behielt den Titel Prinz, wurde Großadmiral und Generalissimus. Der berühmte Marlborough spielte als Premier die Hauptrolle in A.'s Kabinet, u. dieses Mannes schöne, aber leidenschaftliche u. hochmüthige Gattin theilte alle Geheimnisse des Staats. Verwandte des dirigirenden Ministers füllten die übrigen Plätze des geheimen Raths aus und waren von ihm abhängig: kurz Alles vereinigte sich, um den kühnen im März zum Generalfeldmarschall, im Dec. 1702 zum Herzoge erhobenen Feldherrn auch zum eigentlichen Lenker des Staats zu machen. Die kriegerische Politik des Kabinets trat bald hervor. Gleich nach ihrer Thronbesteigung mußte A. der Triple-Allianz gegen Frankreich beitreten. Marlborough führte den Krieg mit ungeheuern Opfern für das Volk, mit glänzendem Ruhme für die britischen Waffen. Die Gunst des Kriegsglücks im Ausland und im Reiche klug benutzend, setzte A.'s Kabinet eine großartige Maßregel durch. Ungeachtet des Hasses, der von jeher Briten und Schotten getrennt hatte, ungeachtet der schroffen Scheidewand, welche der in England höher gestellte Abgabenfuß und der Gegensatz zwischen Episkopalsystem und Presbyterianismus zu bilden schien, wurde im Jahr 1707 die Union beider Reiche zu einer Nationalrepräsentation bewerkstelligt. Zugleich setzte man in dem ersten Artikel des Unionstraktates gegen die geheimen Wünsche der ihren Stiefbruder, den Thronprätendenten Jakob III. begünstigenden Königin fest, daß, wenn A. ohne Erben stürbe, die Krone von Großbritannien an die protestantische Linie der Nachkommenschaft des Hauses Stuart, mithin an die Prinzessin Sophie, verwittwete Kurfürstin von Hannover, Jakobs I. Tochterkind, fallen solle. Jakob III., hierdurch gänzlich von der Erbfolge ausgeschlossen, unternahm 1708 verge-

bens eine Landung in Schottland; doch wurden seine zur Verantwortung gezogenen Anhänger durch Vermittelung der Königin mit Nachsicht und Schonung behandelt. Indeß fing das belastete Volk an, den kriegerischen Ehrgeiz Marlboroughs, des wahren Königs, satt zu haben; die Nationalschuld war auf 50 Millionen Pfund Sterling gestiegen. Es brach sich die Meinung Bahn, daß es in Englands Interesse liege, den Krieg mehr zur See, als, wie bisher geschehen war, zu Land zu führen. Marlboroughs Ministerium vertrat die Partei der Whigs; die Torys bekamen das Uebergewicht, jenes wurde gestürzt. Harley, seit 1711 Graf von Oxford, und der als Schriftsteller bekannte St. John, in der Folge Lord Viscount Bolingbroke, traten an die Spitze der Verwaltung. Fortan nahmen die Dinge, namentlich die auswärtigen Angelegenheiten, einen andern Gang. England neigte sich zum Frieden, der große Marlborough selbst wurde des Unterschleifs beim Soldzahlen und im Lieferungswesen angeklagt, vom Parlamente für schuldig erklärt und im Dec. 1711 aller Aemter und Ehren entsetzt. Sein Nachfolger beim Heere, der Herzog von Ormond, führte gegen Frankreich nur noch einen Scheinkrieg fort, den am 11. April 1713 der utrechter Friede endigte. Die späteren Regierungsjahre A.'s vergingen in verdrießlichen Händeln zwischen den kämpfenden Parteien, Whigs und Torys, Protestanten und Katholiken. Das Parlament, wegen der protestantischen Erbfolge besorgt, verlangte, daß der anerkannte Thronerbe aus dem Hause Braunschweig zur Wahrung seines Rechts von Hannover nach England gerufen werde; A. wußte zwar diesen Vorschlag zu vereiteln, mußte aber doch den 23. Juni 1714 nach langem Widerstande in die Aechtung ihres Stiefbruders, des katholischen Jakobs III., einwilligen und für den Fall einer Landung im britischen Reiche einen Preis von 5000 Pfund Sterling auf seinen Kopf setzen. Bald darauf, den 12. August 1714, † sie, von Kummer niedergedrückt. Sie hatte ihrem Gemahl 19 Kinder geboren; 16 kamen todt zur Welt oder starben bald nach der Geburt und die 3 übrigen in früher Kindheit. Den 8. Nov. 1708 war auch ihr Gemahl gestorben, und kinder- und stützelos saß sie auf dem Thron, umwogt von den sich mit tödtlichem Haß verfolgenden Parteien u. Faktionen, die das Reich spalteten. In ihrem Privatleben war sie musterhaft, als Königin schwach; doch wenn ihre Freunde sie nicht mißbrauchten, gütig und gerecht, als Protestantin eifrig und fest. Sie förderte die Wissenschaften; Dichter und Künstler standen bei ihr in Gunst. Ihre Regierung machte Marlborough zu einer der glorreichsten Perioden der englischen Geschichte.

7) A. von Beaujeu, Regentin von Frankreich, älteste Tochter Ludwigs XI. von Frankreich, geboren 1462, wurde 1474 an Peter II., Herrn von Beaujeu, nachherigen Herzog von Bourbon, verheirathet und in dem Testamente ihres Vaters während der Minderjährigkeit Karls VIII. 1483 zur Regentin ernannt. Der Herzog Ludwig von Orleans, als nächster Thronerbe, machte ihr jene Würde streitig und verband sich deshalb mit dem Herzoge Franz von Bretagne; allein seine Ansprüche wurden 1484 auf dem Reichstage zu Tours, zufolge des klugen Benehmens der Regentin, von den Ständen zurückgewiesen. Als Orleans dessen ungeachtet in seinem Widerstande beharrte und 1486 auch bei dem von Frankreich vielfach gereizten Erzherzoge Maximilian von Oesterreich Hülfe suchte, so verband sich A. mit den aufrührerischen Städten Flanderns, bestärkte sie in ihrem Widerstande gegen Maximilian, unterwarf die orleanische Partei in Frankreich und errang 1488 über die verbündeten Fürsten einen entscheidenden Sieg. Wie Frankreich die Bretagne, trotz der durch Prokuration abgeschlossenen Heirath der Prinzessin A., Erbin des Landes, mit dem deutschen Könige Maximilian, dadurch an sein Haus brachte, gehört in die Geschichte Karls VIII. und seiner Gemahlin; denn bereits 1491 hatte A. die Regierung ihrem Bruder Karl übergeben und sich von der Staatsverwaltung zurückgezogen. Sie † 1522.

8) A. von Bretagne, Gemahlin Karls VIII. und nach dessen Tode Ludwigs XII. von Frankreich, Tochter des letzten Herzogs Franz II. von Bretagne. Geboren zu Nantes 1476, wurde sie schon 1481 mit dem ältesten Sohne Eduards IV. von England verlobt, erbte nach ihres Vaters und ihrer jüngeren Schwester Tode 1488 die Bretagne, ließ sich, da auch ihr Verlobter gestorben war, 1491 durch Prokuration dem deutschen Kaiser Maximilian I. antrauen, und hoffte so am schnellsten den Streitigkeiten mehrer Großen um ihre Hand, so wie den Anmaßungen Frankreichs ein Ende zu machen. Allein Karl VIII. von Frankreich bot, während Maximilian in Ungarn beschäftigt war, Alles auf, die geschlossene Heirath rückgängig zu machen und die reiche Erbin für sich zu gewinnen. Mit großer Geschicklichkeit bearbeitete der Herzog Ludwig von Orleans nicht nur die Großen der Bretagne, sondern auch die Herzogin selbst. Darauf erschien Karl mit einem Heere vor Rennes, wo A. residirte; ihre Rathgeber und Stände, theils durch Orleans gewonnen, theils durch die Belagerung geängstigt, drangen ungestüm in sie, sie besann sich, schwankte u. gab endlich insgeheim ihre Zustimmung. Karl, scheinbar ihr freie Wahl lassend, zog zurück nach Touraine. Sie that, als ob sie die Reise zu Maximilian antreten wollte, schlug aber plötzlich einen andern Weg ein und feierte am 6. Dec. 1491 zu Longevais Hochzeit mit Karl, der seine am französischen Hofe erzogene Braut, Maximilians Tochter Margaretha, heimsandte, ihre Mitgift, Artois, Charlerois u. a. aber behielt. Nach ihrem Tode wurde Bretagne für immer mit Frankreich vereinigt.

9) A. Maria Mauritia, Gemahlin König Ludwigs XIII. von Frankreich seit 1615, älteste Tochter Philipps III. von Spanien, geboren 1601, ein schönes und kluges Weib, aber bald niedergehalten von Maria von Medicis und durch den allgewaltigen Richelieu ihrem Gemahl entfremdet. Letzterer brachte es 1637 selbst dahin, daß sie vom Könige beschuldigt wurde, sie habe ihn entthronen und den Herzog von Orleans heirathen wollen. Später gestaltete sich das Verhältniß besser. A. gebar den 5. September 1638 einen Prinzen (Ludwig XIV.), der mit 3 Zähnen, „mit den Zeichen der ächten Raubthiernatur,“ wie Hugo Grotius an Oxenstierna schrieb, zur Welt kam.

Nach Ludwigs XIII. Tode (1643) erklärte das Parlament, dem letzten Willen des Königs zuwider, die vom hochmüthigen Mazarin gegängelte Wittwe zur unumschränkten Regentin für den 5jährigen Ludwig XIV.; Mazarin herrschte in ihrem Namen unumschränkt. Vor der Partei der Fronde (s. d.) mußte der Hof in der Nacht vom 5. und 6. Jan. 1649 aus Paris fliehen, und erst nach dem mit der Bürgerschaft und dem Parlamente geschlossenen Frieden durfte A. im August dahin zurückkehren. Nicht lange darauf ließ Mazarin die Häupter der Widersacher, den Prinzen Condé, Conti und den Herzog von Longueville verhaften, worauf sich die Großen, Frondeurs und Parlament, von Neuem erhoben und die Regentin nöthigten, ihren Premierminister aus Frankreich zu verbannen. Unter diesen Verhältnissen wurde Ludwig XIV. den 5. September 1651 für mündig erklärt, überließ jedoch noch eine Zeit lang die Leitung der öffentlichen Angelegenheiten seiner Mutter. Diese rief Mazarin zurück, worüber es zum Volksaufstand und den 2. Juli 1652 in der pariser Vorstadt St. Antoine zu einem blutigen Kampf kam, der des verhaßten Ministers abermalige Entlassung zur Folge hatte. Noch einmal kehrte der Unentbehrliche 1653 zurück und blieb an der Spitze der Geschäfte bis an seinen Tod 1660. A. legte gleichzeitig die Regentschaft nieder und † 1666.

10) A. Iwanowna, Kaiserin von Rußland, zweite Tochter des Czars Iwan Alexejewitsch, eines Bruders Peters des Großen, wurde am 28. Jan. 1694 in Moskau geboren. Sie war ein herrschsüchtiges Weib voll Geist, aber sinnlich und darum ein schwaches Werkzeug ihrer Günstlinge. Beim Tode ihres Vaters 2 Jahre alt, ward sie unter Leitung ihrer Mutter bis zu ihrem 16. Jahre erzogen, wo sie Peter der Große mit dem Herzoge von Kurland, Friedrich Wilhelm, vermählte. Die Vermählung wurde am 13. Okt. 1710 zu St. Petersburg vollzogen, aber schon auf der Rückreise nach Kurland starb der Herzog. Die junge Wittwe verlebte eine Reihe von Jahren in Mitau, zumeist im Kreise gebildeter Deutschen, und kam selten nach Petersburg. Da erlosch mit dem Tode Peters II. (1730), des unglücklichen Alexei Sohn, die männliche Linie des Hauses Romanow und dem Streit der Faktionen war ein weites Feld geöffnet. Fürst Iwan Alexejewitsch Dolgoruki, im Bunde mit andern Großen, suchte seine Schwester, die verlobte Braut des verstorbenen Kaisers, auf den Thron zu heben; allein diesem Plane wirkte eine andere mächtige Partei entgegen, und diese vermochte das geheime Konseil, welches die Geschäfte des Reichs leitete, und den Senat, die Herzogin von Kurland für die Thronerbin zu erklären, obgleich Peters I. Tochter Elisabeth nähere Ansprüche hatte. Fürst Wassily Lukitsch Dolgoruki wurde mit einer Deputation nach Mitau geschickt, um im Interesse der herrschenden Partei und des Adels der Herzogin den Thron unter beschränkenden Bedingungen anzubieten. Bevor aber diese Deputation nach Mitau kam, hatte schon eine andere Faktion, repräsentirt von dem Kammerherrn Grafen Löwenwolde und dem Grafen Jaguschinsky, geheime Eilboten an A. gesendet, um derselben ihre Erwählung zu melden. Jaguschinsky forderte sie auf, alle Bedingungen einzugehen, und gab ihr die Versicherung, daß, wäre sie nur erst im Besitz des Thrones, er mit Hülfe seines Schwiegervaters, des Grafen Golowkin, und seiner Freunde bald eine Gegenpartei bilden werde, mächtig genug, die Fesseln zu sprengen, in die man die Kaiserin legen wolle. A. folgte dem Rathe, unterzeichnete die Bedingungen und reiste nach Moskau. Der Reichskanzler, der schlaue Ostermann, voller Ehrgeiz und mit dem Willen, durch A. über Rußland zu herrschen, bereitete den Sturz des Konseils und trat mit Biron in Bund, der nach Moskau kam und auf die sinnliche A. unbeschränkten Einfluß übte. Das Konseil (der oberste Reichsrath) war ihnen Allen noch im Wege, die Beschränkung der Machtvollkommenheit der Kaiserin hinderte sie, durch sie despotisch zu regieren. Der alte Adel seinerseits wurde gegen den Reichsrath eingenommen und bat unter Vortritt der Fürsten Tscherkaßky und Trubezkoi in feierlichem Aufzuge die Kaiserin, nach der Weise ihrer Vorfahren fortan unumschränkt zu regieren. „Ist denn die eingeschränkte Regierungsform nicht des Volkes Wunsch?" fragte A. Die Deputation betheuerte einstimmig das Gegentheil. „Du hast mich also betrogen, Fürst Wassily Lukitsch," sprach die Kaiserin zu Dolgoruki, ließ sich die Bittschrift des Adels vorlesen, bestätigte selbige und zerriß das in Mitau unterzeichnete Dokument vor ihren Augen. Das geheime Konseil ward nun aufgehoben und anstatt dessen eine Kabinetsregierung eingesetzt, in welcher drei Kabinetsminister die Angelegenheiten des Reichs leiteten. Die Dolgorucki's aber und alle diejenigen Großen, welche mit ihnen das Konseil gebildet hatten, wurden gestürzt und nach Sibirien verwiesen. A. ließ sich als Selbstherrscherin aller Reußen krönen und schlug hierauf in Petersburg ihre Residenz auf. Sie war Selbstherrscherin dem Namen nach; Biron und Ostermann herrschten unumschränkt über das Reich. Eine der ersten Regierungsakte A.'s war die Aufopferung der von Peter dem Großen eroberten persischen Provinzen. Sie gab sie an Persien zurück, um sich von dieser Seite Ruhe zu verschaffen, und schloß mit dem damaligen Beherrscher dieses Landes, Tachmas-Kuli-Chan, einen für Rußland sehr vortheilhaften Handelsvertrag (1732). Eine prunkvolle persische Gesandtschaft in St. Petersburg vermehrte den Flitter des Hofs und eine chinesische warf auf ihn blendenden Glanz. Große, noch von ihrem Großvater entworfene gemeinnützige Bauten wurden vollendet, so unter Leitung des Generals Grafen Münnich der Ladogakanal. Zunächst richtete sich das Streben der russischen Politik auf die Demüthigung der Türkei und die Unterjochung Polens. Nach Augusts II. Tode mischte sich Rußland in die polnischen Händel über die Königswahl, ein russisches Heer unter Münnich hob August III. auf den polnischen Thron. In den hierauf folgenden Türkenkriegen erstürmten Münnich und Lascy Asow und Otschakow, vernichteten die Türkenmacht, verheerten die Krimm, besetzten die Moldau, schlugen die Türken bei Stawutschany und eroberten Chotim. Aber Oesterreichs Waffen setzten dem russischen Andrang ein Ziel. Im belgrader Frieden mußte Rußland alle Eroberungen zurückgeben, bis auf das einzige Asow. Während

dieser Kämpfe gestaltete sich in der Verwaltung des Reichs Vieles neu, der Senat wurde in Departements gespalten, das adelige Kadettenkorps zur Zähmung des störrigen Adels gestiftet, die Garde fort und fort vermehrt und das äußere Gerüste einer unbeschränkten Macht immer fester gebaut. Aber auch für die Kultur geschah viel. Mit der Akademie der Wissenschaften wurde ein Gymnasium und Schulen für Malerei und Bildhauerkunst verbunden, im Innern viele Lehrstätten angelegt. Eine Bergbauschule förderte eines der wichtigsten Gewerbe, das reiche goroblagodatsche Bergwerk wurde aufgefunden und Entdeckungsexpeditionen trugen den russischen Namen über die Meere mit Ruhm. Die kurilischen Inseln wurden erforscht und beschrieben. Unter A. entstand auch die italienische Oper in St. Petersburg. Im Jahre 1739 unterwarfen sich Rußland die mittlere und kleine Horde der Kirgisen; außerdem wurde die Südgrenze des Reichs durch Befestigungslinien, die ukrainische, zarizünsche, transkamaische und orenburgische geschützt. A. † am 17. Oktober 1740, im 47. Jahre ihres Alters. Viele behaupteten, daß Gewissensbisse über die Hinrichtung und die Verweisung so vieler Unglücklichen, welche ihrer Günstlinge Ehr- und Rachsucht geopfert wurden, ihr Ende beschleunigt haben. Vor ihrem Tode ernannte sie zu ihrem Nachfolger den Enkel ihrer ältesten Schwester Katharina, Iwan Antonowitsch aus dem Hause Braunschweig, unter Birons Vormundschaft. Dieser Biron (s. d.), ein gemeiner Abenteurer, der sich sogar zum Herzog von Kurland einsetzte, beherrschte die Selbstherrscherin fast 30 Jahre lang so vollständig, daß sie ihm gegenüber als Sklavin erschien. Vergl. Raumers „Historisches Taschenbuch", Jahrg. 1836, S. 177.

11) A. **Karlowna**, eigentlich **Katharina Christine**, Regentin von Rußland, Tochter des Herzogs Karl Leopold von Mecklenburg und der Katharina Iwanowna, Nichte der Kaiserin A. Iwanowna, geb. den 18. Dec. 1718. Im J. 1732, bei ihrem Uebertritt zur griechischen Kirche, erhielt sie den Namen A. und wurde 1739 an den Prinzen Anton Ulrich von Braunschweig-Wolfenbüttel vermählt. Von diesem gebar sie den Prinzen Iwan, der von der Kaiserin A. kurz vor ihrem Tode (1740) zum Nachfolger als Iwan III. ernannt wurde. Kaiserin A. hatte zur Befestigung der Allmacht Birons diesem Günstling kurz vor ihrem Tode noch die Regentschaft übertragen. Als aber der Tyrann, unter dem Vorwande eines entdeckten Komplotts, dessen Fäden auf Anton Ulrich zurückwiesen, den Prinzen seiner militärischen Würden entkleidete und ihm den Prozeß zu machen drohete, beklagte sich A. bei Münnich; der Feldmarschall, selbst vom Regenten schwer beleidigt und fühlend, daß über seinem Haupt des Damokles Schwert hänge, entschloß sich schnell zu dem Wagniß, dem Gefürchteten das Prävenire zu spielen. Helfer und Verbündete fanden sich sogleich in Menge. Am 20. November früh 3 Uhr wurde Biron von den Verschworenen im Bette überfallen, verhaftet und nach Sibirien abgeführt. A. erhielt jetzt die Regentschaft; Münnich regierte als Premierminister. Als solcher erneuerte er die Defensivallianz mit Preußen und suchte in Friedrich II. eine Stütze. Aber Ostermann kreuzte seine Entwürfe; der österreichische Gesandte di Botta arbeitete für seinen Herrn; der schöne Graf von Linar, der öffentliche Buhle der unthätigen, weichlichen, wollüstigen Regentin, intriguirte; Münnich nahm in einem Anfall von Aerger seine Entlassung. Von ihrem Buhlen beschwatzt, faßte A. darauf den Entschluß, sich zur Kaiserin erklären zu lassen. Dies regte den Haß der Gegner an, die das Aeußerste zu wagen beschlossen. Es bildete sich hauptsächlich in den Kreisen des altrussischen Adels eine Verschwörung, um die Tochter Peters des Großen, Elisabeth, auf den Thron zu erheben. In der finstern Nacht des 5. Decembers 1741 drangen plötzlich 30 Grenadiere in das Schlafgemach der, trotz aller vorhergegangenen Warnungen, sorglosen Regentin, rissen sie nebst ihrem Gemahl aus dem Bette u. schleppten die Verhafteten in den Palast der Elisabeth, die mit Hülfe der Garde schon den folgenden Tag als Kaiserin anerkannt ward. Die entthronte A. wurde mit Ulrich von Braunschweig und ihrer Tochter, der Prinzessin Katharina, zuerst nach Riga gebracht, dann nach mehrfachem Wechsel zu Kolmoghori an der Dwina in ein elendes Gebäude eingesperrt. Hier, in trauriger Abgeschiedenheit lebend, † sie 1746, nachdem sie ihrem Gemahl noch 3 Kinder geboren hatte. Der unglückliche Thronfolger aber, Prinz Iwan, wurde seinen Aeltern entrissen, zu Schlüsselburg in ein finsteres Gewölbe eingekerkert und daselbst 1764 ermordet.

12) A., Gemahlin des Kurfürsten August von Sachsen, Tochter Christians III. von Dänemark, geboren 1531, in Sachsen vom Volk „Mutter Anna" genannt. Sie war für den nüchternen, praktischen, mehr klugen und berechnenden, als nach Hohem strebenden, aber wohlgesinnten Fürsten, der insbesondere in Bezug auf seine staatswirthschaftlichen und national-ökonomischen Grundsätze seiner Zeit weit vorauseilte, die ganz geeignete Gemahlin, von der selbst die Sage geht, daß sie mit den Erzeugnissen ihrer Viehwirthschaft selbst zu Markte gefahren sey. Haus und Hof hielt sie nicht nur in strenger Ordnung, sondern griff auch selbst zu, wo es Noth that. Minder rühmenswerth ist es, daß sie auch hinsichtlich der exklusiven, streng lutherischen Orthodoxie, die den Kurfürsten zu manchen harten Maßregeln verleitete, mit diesem übereinstimmte. Sie beschäftigte sich, wie ihr Gemahl, auch mit den Naturwissenschaften, schrieb ein „Erzneibüchlein," erfand mehre ihrer Zeit viel gebrauchte Medikamente und stiftete die Hofapotheke in Dresden (1581). Wiewohl sie äußerst sparsam lebte, so sorgte sie doch überaus eifrig für die Armen und Kranken. Im Jahre 1548 mit August vermählt, gebar sie demselben in 37jähriger Ehe 15 Kinder, von denen aber nur 1 Sohn und 3 Töchter die Aeltern überlebten. Sie † den 1. Oktober 1585 an einer epidemischen pestartigen Krankheit.

13) A. **Maria**, zweite Gemahlin König Philipps IV. von Spanien seit 1649, Tochter Kaiser Ferdinands III., geboren 1635, übernahm nach dem Tode ihres Gemahls 1665 für ihren kaum vierjährigen Sohn, Karl II., die Vormundschaft, überließ sich aber dabei ganz der Leitung ihres

Beichtvaters, des deutschen Jesuiten Johann Eberhard Neidhard, welcher das erledigte Großinquisitoriat erhielt. Die bedrängte Lage, in welcher sich die spanische Macht damals befand, ermunterte Ludwig XIV. von Frankreich, nach dem sogenannten jus devolutionis als Gemahl der Maria Theresia, einer Tochter Philipps IV. aus erster Ehe mit Elisabeth, die Abtretung der besten niederländischen Provinzen zu fordern. Auf Spaniens Weigerung rückten, im Frühjahr 1667, 35,000 Franzosen in Flandern ein, nahmen die festen Plätze und eroberten im Winter darauf ganz Burgund. In dieser Noth schloß die Regentin mit England, Holland und Schweden eine Tripelallianz, welche den Siegen Frankreichs ein Ziel setzen sollte. Darauf kam 1668 der Friede mit Frankreich zu Stande, in welchem letzterer Staat Doornick, Oudenarde, Ryssel, Kortryk, Charleroi, Ath, Binche, Furnes, Bourgues, Scarpes, Armentieres erhielt, die übrigen Eroberungen aber herausgab. Drei Monate vorher hatte das spanische Kabinet auch mit Portugal Frieden geschlossen und die Dynastie Braganza anerkannt. Es war dazu hohe Zeit gewesen; denn im Innern nahm die durch die Eigenmächtigkeit A.'s, oder vielmehr ihres Beichtvaters, veranlaßte Gährung immer mehr zu. Der hochmüthige Wüstling, Prinz Don Juan, ein natürlicher Sohn Philipps IV., zwang 1669 die Regentin, ihren Pater Neidhard zu entlassen. Don Juans Erfolg führte bald zu einer neuen Verschwörung. Karl II., seit 1676 mündig geworden, entzog sich 1677 der Aufsicht seiner Mutter, warf sich Don Juan in die Hände, erklärte sich für selbstständig und nahm den Bastard zum Mitregenten an. A. zog sich nach Toledo zurück, kehrte aber nach Don Juans Tode (1679) an den Hof zurück und beherrschte von Neuem den schwachen König. Während ihrer Verbannung war ein abermaliger, mit Deutschland und Holland seit 1673 gegen Frankreich geführter Krieg durch den für Spanien nachtheiligen Frieden von 1678 beendigt worden.

Anna, kleine Rechnungsmünze im britischen Ostindien, $^1/_{16}$ der jetzt gesetzlichen sogenannten Kompagnie-Rupien, also so viel als 1 Sgr. $2^3/_8$ Pfennig preußisch geltend; ferner ein Salzmaß und ein Perlengewicht in Bombay, ein Gold- und Silbergewicht in Bengalen, ein Handelsgewicht in Hindostan, ein Maß oder Gewicht für Reis auf Ceylon.

Annaberg, 1) Bergstadt im Königreich Sachsen, Kreisdirektionsbezirk Zwickau, im Erzgebirge, an der Sehm, 4 Stunden von der böhmischen Grenze gelegen, eine der wichtigsten Manufakturstädte des Königreichs, mit 8000 Einwohnern. Die Stadt ist Sitz eines Bergamts und Hauptzollamts u. hat von öffentlichen Anstalten ein Gymnasium, eine Realschule, eine öffentliche Bibliothek, ein Museum, einen Gewerbeverein, ferner drei Kirchen, vier städtische Schulen, drei Vorwerke und ein Bergmagazin. A. verdankt seine Entstehung dem Bergbau. Als zu Ende des 15. Jahrhunderts der Bergbau in der dortigen Gegend, namentlich am Schrecken- und Schottenberge, außerordentlich ergiebig war, so daß man die Anlegung einer neuen Stadt für nöthig hielt, um der immer mehr anwachsenden Menschenmenge Obdach und Unterkommen zu verschaffen, wurde 1496 im Namen des Herzogs Albert des Beherzten der Grundstein zu derselben gelegt. In wenig Jahren stand sie, durch den schwunghaften Betrieb des Bergbaues mächtig gefördert, vollendet da, noch ehe sie ihren jetzigen Namen erhielt, denn bis 1501 hieß sie nur die „Neue Stadt am Schreckenberge." Den Namen A. gab ihr der Kaiser Maximilian. Ihre Verfassung war ursprünglich, da sie fast nur von Bergleuten bewohnt wurde, rein bergmännisch. Auf den sächsischen Landtagen führte sie bis 1830 im weiteren Ausschusse der mittleren Städte den Vorsitz. Der Bergbau, dem A. seine Entstehung verdankt, ist jetzt bei Weitem nicht mehr so ergiebig, als früherhin. Er wurde größtentheils von nürnberger, erfurter und leipziger Gewerken betrieben und warf in den ersten zwei Jahrhunderten außerordentlichen Ertrag ab. Seine höchste Blüthe erlangte er noch im 16. Jahrhundert, wo die anfahrende Mannschaft sich zuweilen auf 2000 belief. Aber die Stadt erlitt harte Schicksale, die auch dem Bergbau tiefe Wunden schlugen. Im 30jährigen Kriege wurden die meisten Gruben verlassen, die Arbeiter von den Werken vertrieben, die Wasserhebungskünste zerstört, die Gebäude ersoffen, und da die wenigsten wieder hergestellt wurden, so hat sich der Bergbau nicht wieder zu seinem alten Flor erheben können. Man baut um A. auf Silber- und Kobalterze, welche letzteren oft von Wismuth und Kupfernickel begleitet werden und jetzt den Hauptgegenstand des hiesigen Bergbaues ausmachen. Schönere Kobalterze als hier trifft man nicht leicht, und namentlich sind die schönen Stufen von gestricktem Kobalt in baumähnlichen Figuren und jene mit der sternförmigen, krystallisirten Kobaltblüthe eine Zierde in jedem Kabinet. Auch Eisenstein wird zu Tage gefördert. Als der Bergbau in Verfall gerieth, wurde A. eine Gewerbstadt. Barbara Uttmann machte, wenn sie das Spitzenklöppeln nicht erfand, dasselbe doch hier und im Erzgebirge überhaupt einheimisch. Dann wanderten aus Belgien, durch die spanische Intoleranz vertrieben, viele Posamentiere hier ein (1589—1591), und so ward neben der Spitzenmanufaktur, die neuerlich durch die englische Maschinenspitzenfabrikation sehr gelitten hat, die jetzt weit ansehnlichere Bandfabrikation in Aufnahme gebracht, welche alle Arten gemusterte Bänder, sowie französische Gaze- und Florbänder liefert. Auch werden in A. sonstige seidene Stoffe gefertigt, von Spitzen besonders weißzwirnene und schwarzseidene, dann verschiedene Sorten Schmelzspitzen, ferner Fransen, Borten und sonstige Posamentierarbeiten, welche mehre hundert Arbeiter beschäftigen. A. ist Geburtsort des Arithmetikers Adam Riese und des bekannten Schriftstellers Christian Felix Weiße, zu dessen Andenken hier seit 1826 eine Erziehungsanstalt für arme Kinder besteht. 1 Stunde von A. liegt das **Wiesen-** oder **Jobsbad**, auch **Sophienbad** genannt von einer verwittweten Kurfürstin von Sachsen, Sophie, welche 1602 das auf ihre Kosten neu errichtete Bad selbst gebrauchte und mit den nöthigen Gebäuden versah. Das Wasser desselben gehört zu den schwächern erdig-alkalischen Thermen, wird aber gegenwärtig wenig benutzt.

2) (Sankt-A.), Städtchen im Erzherzogthum Oesterreich, Land unter der Ens, Kreis ob dem Wienerwalde, an der Türnitz, südwestl. von St. Pölten, mit 1000 Einwohnern. Der früher ansehnliche hiesige Bergbau auf Kupfer, Zinnober, Silber ist jetzt unbedeutend. Gegenwärtig beschäftigen sich die Einwohner vornehmlich mit Verfertigung von Holzarbeiten und Viehzucht.

Annabon (Annabon, Bon-Anno, d. i. gutes Jahr), eine der Guinea- oder Linieninseln, unter 5° 15' östlicher Länge von Greenwich 1° 30' südlicher Breite. Am Neujahrstage 1461 von den Portugiesen entdeckt (daher der Name), wurde sie 1778 an Spanien abgetreten. Ihre Größe beträgt 6 Quadratmeilen, ihre Einwohnerzahl 4000. Sie ist gebirgig; der Boden von mittlerer Fruchtbarkeit. Hauptprodukte sind Palmen, Tamarinden, Citronen, Bananen, Ziegen; viele Ratten.

Annaburg, Städtchen in der preußischen Provinz Sachsen, Reg.-Bez. Merseburg, Kreis Torgau, unweit der schwarzen Elster am Neuen Graben, der im 16. Jahrhundert zum Behuf des Holzflößens hergestellt wurde, in der sandigen, moorigen und dicht bewaldeten annaburger (sonst lochauer) Heide gelegen. Zum Orte gehört eine Pechhütte und Heidemühle, Zschernick genannt, so wie die ganz nahe gelegene Kolonie der sogenannten Neuhäuser. Die Einwohnerzahl beläuft sich auf 2200. Das dortige Schloß ließ Anna, die Gemahlin des Kurfürstin August I., in den Jahren 1572—1575 erbauen und zwar sollte es als Jagd- und Lustschloß dienen. Im Jahre 1762 wurde dasselbe zur Aufnahme eines Militärknaben-Erziehungsinstituts, welches August III. schon 1738 zu Dresden ins Leben gerufen hatte, eingerichtet und 1815 von Preußen übernommen. Mit einem jährlichen Aufwande von 30,000 Thalern werden hier 400 Zöglinge, welche Söhne preußischer Militärpersonen und evangelischen Bekenntnisses seyn müssen, vom 11. bis zu Ende des 18. Lebensjahres mit Sorgfalt erzogen und zu Unteroffizieren und Hautboisten der Armee vorgebildet. In 7 Klassen empfangen sie den nöthigen Schulunterricht, und die jüngeren Knaben werden außerdem mit Stricken, Gartenbau und häuslichen Arbeiten beschäftigt. Die älteren erlernen entweder in besonders zu diesem Behufe unterhaltenen Werkstätten das Schneider- und Schuhmacherhandwerk oder werden in der Musik unterrichtet. Einzelne ausgezeichnete Zöglinge widmen sich als sogenannte Militärschüler auch wissenschaftlichen Studien. Die Anstalt steht unter der Direktion eines Offiziers, und außer einem andern Offizier, mehren Unteroffizieren und Gefreiten, welche zur Anstalt kommandirt werden, sind 1 Prediger und Schulinspektor, 9 Lehrer, 1 Arzt und 1 Chirurg, 4 Verwaltungsbeamte und ein zahlreiches Unterpersonal angestellt. Das ganze Erziehungssystem ist natürlich rein militärisch. Auf der lochauer Heide wurde den 24. April 1547 die für die sachsen-ernestinische Linie verhängnißvolle mühlberger Schlacht geschlagen, und noch zeigt man den Ort, wo Kurfürst Johann Friedrich der Großmüthige gefangen genommen worden seyn soll.

Annäherung (Approximation), ein mathematischer Ausdruck für solche Größenangaben, welche nicht ganz genau sind, sondern dem wahren Werthe mehr oder weniger nahe kommen. Schon wenn es sich darum handelt, größere Verhältnißzahlen auf kleinere, leichter zu übersehende zu reduciren, so läßt sich dies in den meisten Fällen nur mittelst A. durchführen. Hinsichtlich eines im Spiel zu erzielenden Gewinnstes ist mit der Angabe, daß bei einem Lotto von 90 Nummern, wenn davon 30 besetzt und 5 ausgezogen werden, die Wahrscheinlichkeit des Gewinnens zu der des Verlierens sich wie 28,025 zu 84,194 verhalte, wenig gedient, mehr dagegen mit der, daß dies Verhältniß annähernd durch 1 : 3 oder 235 : 706 oder 236 : 709 oder genauer 471 : 1415 ausgedrückt werden könne. Aber bei vielen mathematischen Rechnungsarten gibt es gar keine anderen als solche genäherte Werthbestimmungen. So lassen sich schon alle sogenannten irrationalen Größen, wie sie z. B. bei Ausziehung der Wurzeln aus 5, 7, 12 rc. herauskommen, bloß annähernd angeben. Ferner sind von der fast unübersehbaren Menge der auf den logarithmischen und trigonometrischen Tafeln gegebenen Zahlen die wenigsten genau und vollständig abgeschlossen, sondern bei Weitem die meisten geben nur annährende Werthbestimmungen, und doch beruhen auf ihnen die wichtigsten trigonometrischen und astronomischen Messungen. Daher sind auch die meisten der dadurch gewonnenen Resultate nur annähernd richtig. Auch in der rein theoretischen Mathematik gibt es bedeutende Partien, wo man sich mit solchen Annäherungen begnügen muß, wie z. B. eine große Anzahl von Differentialausdrücken nur durch Reihen oder genähert dargestellt werden können und insbesondere auch die Gleichungen der höheren Grade nur einer genäherten Auflösung fähig sind.

Annalen (Jahrbücher, Annales libri), Bücher worin di emerkwürdigsten Begebenheiten eines Jahres verzeichnet werden. Ephemeriden, Chroniken und Fasten haben mit den A. Form, Bedeutung u. Inhalt gemein, wenn sie auch durch den Umfang und die Zeitabtheilung von denselben sich oft unterscheiden. Geschichte sind die A. nach den höheren Anforderungen, die man an diese macht, nicht, aber Materialien zur Geschichte, Geschichtsbücher, die der Geschichtschreiber, wie die Denkwürdigkeiten, Urkunden und Memoiren, als Stoff benutzt und nicht entbehren kann. Alle Geschichtschreibung hat mit solchen A. angefangen; die alten Aegypter, Assyrer und Perser und früher als alle die Chinesen hatten ihre A. Ihre Verfasser waren meist die Priester. Bei den alten Hebräern werden in dieser Beziehung oft Tagebücher erwähnt, welche wahrscheinlich die Quellen der noch vorhandenen historischen Bücher des alten Testaments sind. Bestimmtere Kunde haben wir von den A. der Römer; die ältesten derselben sind die ebenfalls von den Priestern abgefaßten Annales Pontificum od. A. maximi, welche meist nur auf Religion und Kultus Bezügliches enthielten und im gallischen Brande zu Grunde gingen. Nach dieser Zeit, vorzüglich seit dem zweiten punischen Kriege, gab es außer den neuen Priesterannalen auch sogenannte Familien- (Ann. gentium) und Konsularannalen (Ann. consulares), worin theils die Tha-

ten ausgezeichneter Männer, theils wichtige Veränderungen in den inneren und äußeren Verhältnissen des Staats kurz und bis zum 2. Jahrhundert v. Chr. fast ausschließlich in griechischer Sprache aufgezeichnet waren. Die Konsularannalen wurden auf dünne hölzerne, mit geleimter Leinwand überzogene Tafeln geschrieben und erhielten davon auch den Namen libri lintei (Leinwandbücher). Unter den Annalisten dieser Zeit werden vorzüglich der vom Livius, Polybius, und Dionysius fleißig benutzte Q. Fabius Pictor, der in Hexametern schreibende Ennius, L. Lincius Alimentus, L. Acilius und A. Postumius Albinus erwähnt. Seit dem zweiten Jahrhundert v. Chr. schrieben lateinisch: L. Calpurnius, Piso Frugi, L. Cassius Helmina, L. Cölius Antipater, L. Sempronius Asellio, L. Cornelius Sisenna, Q. Claudius Quadrigarius, Q. Valerius Antias, M. Pompilius Andronicus, Q. Hortensius Ortalus, T. Pomponius Atticus und Andere. Die Werke dieser Männer sind alle verloren gegangen, wurden indessen von den späteren römischen Historikern vielfach benutzt. Als sich im augusteischen Zeitalter die Geschichtsschreibung mehr ausbildete, so ging nach u. nach der Name A. auch auf solche geschichtliche Werke über, in welchen zwar die Berücksichtigung der Chronologie nach den einzelnen Jahren vorherrschte, sonst aber in Behandlung und Anordnung des Stoffes das höhere Princip der Geschichtsschreibung vorwaltete; so die A. des Tacitus und Anderer. Noch später, bei dem Erlöschen der altrömischen und heidnischen Literatur und dem Beginnen einer neuen christlich-römischen Wissenschaft mit dem 4. und 5. Jahrhundert nach Chr., treten uns unter der Benennung A. oder Chroniken Geschichtswerke aller Art entgegen, welche die Begebenheiten nach der Zeitfolge, meist kurz, oft tabellarisch, mehr od. minder vom kirchlichen Standpunkte aus darstellen. Sie beginnen meist von Erschaffung der Welt oder von Christi Geburt; aber die Geschichte der Vorzeit ist früheren Werken entnommen und sie haben daher meist nur für das Zeitalter, in welchem sie abgefaßt wurden, historische Bedeutung. Die Sprache ist gewöhnlich ein schlechtes inkorrektes Latein, welches in Italien seit dem 13. Jahrhunderte, in Frankreich und Deutschland seit dem 14. auch bisweilen mit der Landessprache vertauscht wurde. Diese A. und Chroniken des Mittelalters sind mehrfach gesammelt worden: für Deutschland am vollständigsten von Pertz (Monumenta Germaniae historica); für Italien von Muratari; für Frankreich von A. Du Chesne u. Bouquet; für Spanien von Eug. da Llaguno Amirola; für England von Commelin, Savile und Andere; für Dänemark von Langebeck. In unserer Zeit führen mehre wissenschaftliche Zeitschriften, worin besonders eine historische Tendenz vorherrscht, den Namen A., z. B. „Theologische A.", „A. der protestantischen Kirche im Königreiche Bayern", von Fuchs, 1819 bis 1823 u. a. Eines der einflußreichsten Werke dieser Art waren die „Europäischen (später „politische") A.", herausgegeben von Posselt, seit 1795, zuletzt unter Rotteck's Redaktion bis 1832, wo sie, wegen angeblich revolutionärer Tendenz durch Bundesbeschluß verboten wurden.

Annan, 1) schottischer Fluß, entspringt in der Grafschaft Peebles, durchströmt Dumfriesshire, mündet in die Galway-Frith; — 2) Hafenstadt in der schottischen Grafschaft Dumfries am gleichnamigen Flusse, 3½ Meilen südwestlich von Dumfries. Die Einwohner, 5200 an der Zahl, treiben Lachsfischerei, Holz-, Wein- und Kornhandel und starken Schiffbau. In der Umgegend finden sich römische Alterthümer.

Annapolis, 1) eine der ältesten Städte im britischen Nordamerika, Gouvernement Neu-Schottland (Nova Scotia), an der Bai Fundy gelegen, mit sehr gutem Hafen, aber jetzt in Verfall und kaum 1000 Einwohner zählend. Die Stadt ist der Hauptort einer Grafschaft gleichen Namens, wurde 1605 von den Franzosen angelegt und hieß ehemals Port Royal. — 2) A., Hauptstadt des nordamerikanischen Freistaats Maryland, am westlichen Ufer des Severn, 2 Meilen von dessen Mündung in die Chesapeake-Bai, 28 englische Meilen südöstlich von Baltimore, 40 Meilen nordöstlich von Washington, seit 1699 Sitz des Gouverneurs, der Centralbehörden u. Generalversammlung von Maryland. A. ist eine freundliche Stadt, mit einem Staatshaus in der Mitte, von dem, so wie von der Episkopalkirche die Straßen wie die Halbmesser eines Kreises auslaufen, hat eine Episkopal-, eine methodistische Kirche, ein Markthaus, eine Bank, ein Theater, mehre Akademien und Schulen. Die Einwohnerzahl betrug 1830: 2620, 1850: 3011. Das St. Johns-College, 1784 als ein römisch-katholisches Institut angelegt, jetzt eine Zweigschule der Universität von Maryland, hat einen Präsidenten, 4 Professoren und andere Lehrer, 120 Alumnen u. eine Bibliothek. Der Handel der Stadt ist unbedeutend.

Annaten (Annatae), Abgabe, welche von neu angestellten Geistlichen der katholischen Kirche an die päpstliche Kammer zu entrichten ist und theils in einem bestimmten Theile, theils in dem ganzen Betrage der einjährigen Einkünfte des erlangten Kirchenamtes besteht, wofür aber gegenwärtig ein regulirtes Aversionalquantum entrichtet zu werden pflegt. Der erste Anfang der A. war die frühzeitig in der christlichen Kirche aufkommende Taxe für die Bischofsweihe. Jeder Bischof bedurfte nämlich, nach seiner Wahl durch Geistlichkeit und Volk, später nach seiner Ernennung durch den Regenten oder seiner Wahl durch das Domkapitel der Bestätigung und Weihung durch den Provinzial-Metropoliten und die übrigen Bischöfe der Provinz. Bald wurde diese Weihe dem Metropoliten allein überlassen. Schon im Anfange des 5. Jahrhunderts hatte ein Metropolit zu Ephesus für die Bischofsweihe Gebühren eingefordert, von Jedem nach Verhältniß seiner Einkünfte. Aber sämmtliche von ihm Geweihte wurden, trotz ihrer Berufung auf den Gebrauch, durch eine Synode zu Ephesus abgesetzt (er selbst war während der Untersuchung gestorben), und die Sache für einen gegen die klaren Worte der Schrift (Matth. 10, 8, Luc. 19, 45, und Apostelgesch. 8, 18) laufenden Mißbrauch erklärt. Durch die Synode von Chalcedon (451) wurde dieses Verbot auch in Bezug auf Weihen anderer Geistlichen

und Ernennung anderer Kirchenbeamten wiederholt, bei Strafe der Absetzung für beide Theile. Aber das Verbot ward nun dadurch umgangen, daß man das Geld erst nach erfolgter Weihe erhob, und bald war diese Art von Sporteln wieder vollkommen im Gange. Schon der Kaiser Justinianus I. erkannte 541 ihre Entrichtung als im Gewohnheitsrecht begründet an und begnügte sich, ein Maximum festzustellen, wonach der Patriarch von Rom und jeder der 4 übrigen Patriarchen nicht über 20 Pfund Goldes, alle übrigen Bischöfe aber weniger, nach Verhältniß ihres Einkommens, entrichten sollten; bei einem Ertrage von jährlich nur 12 Pfund Goldes aber die Abgabe ganz wegfiel. Einen Theil des Geldes erhielten die weihenden Bischöfe, den Rest die anderen bei der Weihe fungirenden Geistlichen, auch die mit den schriftlichen Ausfertigungen Beschäftigten. Jeder andere Geistliche sollte nur denen, die bei seiner Weihe assistirten, das Gebräuchliche entrichten, und dieses die Einnahme eines Jahres nicht übersteigen. Unter Papst Gregor I. wurde auf einem kleinen Koncil in Rom 595 wieder verboten, etwas für die Weihen oder das Pallium, oder die Expedition der Bestätigungsurkunden, „oder endlich aus dem neu erfundenen Vorwande eines Gastmahls" zu fordern, aber zugleich erlaubt, nach dem Empfange der Weihe 2c. als freiwilliges Geschenk und ohne vorherigen Vertrag den assistirenden Geistlichen etwas zu geben. Zwar bestätigte auch Papst Zacharias 744 diesen Beschluß, dem spätere Koncilien ebenfalls beitraten; doch dauerte die Geldschneiderei selbst an der römischen Kurie fort. Bereits 829 bat eine Synode zu Paris Ludwig den Frommen, daß er dem Unwesen steuern möge; ebenso beschwerte sich zu Ende des 11. Jahrhunderts Ivo von Chartres, daß man ihn bei der Weihe zu Rom unter dem Vorwande von Oblationen u. Benediktionen fast ausgezogen habe. Im Jahr 1190 mußte daselbst der Bischof von Mans 700 Mark Silbers (16,800 fl. rhein.) erlegen. Die Metropoliten Italiens zu bestätigen oder zu weihen, gehörte frühzeitig zu den Vorrechten des römischen Patriarchats; aber im 14. Jahrhundert fing der Papst selbst an, das Recht der Bestätigung und Weihe jedes Bischofs der abendländischen Kirche an sich zu ziehen und in Folge davon auch aller Orten die Gebühr dafür zu erheben. Die eine Hälfte dieser Bestätigungs- und Weihgebühren (servitia communia) floß direkt in die päpstliche Kasse, die andere bekamen die in Rom anwesenden Kardinäle. Für die übrigen Angestellten der römischen Kurie wurde noch außerdem eine kleinere, doch nicht unbeträchtliche Summe eingezogen (servitia minuta). Dies das ältere Annatenwesen, welches also die Bestätigungs- und Weihegelder umfaßte. Eine weitere Ausdehnung und einträglichen Zuwachs erhielt dasselbe unter Papst Klemens V. und Johann XXII. Wie nämlich nach dem Tode des Vasallen das Lehen und seine Einkünfte an den Lehnsherrn zurückfielen und bis zur neuen Verleihung ihm verblieben, so machten auch die Bischöfe und Aebte und andere Prälaten Ansprüche an die kleinen Beneficien (Pfarreien, Präbenden, Kaplaneien 2c.) während ihrer regelmäßig einjährigen Vakanz. Im 13. Jahrhundert lassen sie sich, wo noch nicht Gewohnheitsrecht oder Gesetz dafür spricht, durch päpstliche Privilegien dazu ermächtigen, entweder für immer, oder für 2 bis 5 Jahre. Als aber von Klemens V. einige englische Bischöfe ähnliche Ermächtigungen verlangten, benutzte dieser die Gelegenheit, sich selbst auf 2 (oder 3) Jahre die jährlichen Einkünfte aller vakanten geistlichen Stellen, auch der kleinern Beneficien, in England zuzusprechen. Sein Nachfolger Johann XXII. dehnte bald nach seinem Amtsantritte (um 1317) deren Anspruch auf die ganze Kirche aus, indem er verlangte, von jedem Kirchenamte, welches gerade erledigt sey, oder in den nächsten 3 Jahren erledigt werde, sollten die Einkünfte an die päpstliche Schatzkammer eingeliefert werden, namentlich von allen Kanonikaten, Pfarreien und anderen Präbenden und Beneficien; nur die Bisthümer, Erzbisthümer und Abteien blieben noch ausgenommen. Päpstliche Einnehmer (collatores) bezogen die Erträge an Ort und Stelle. Angeblich sollten die Bedürfnisse der römischen Kirche damit bestritten werden: wie es aber damit zuging, bewies Papst Johann XXII., der, nachdem er im Leben großen Aufwand gemacht hatte, bei seinem Tode 25 Millionen Goldgulden (120 Millionen Gulden rhein.) Privatvermögen hinterließ. Dieser Goldstrom war in Rom so willkommen gewesen, daß man ihn vergrößert u. auf die Dauer nach Rom zu leiten gedachte. Daher sehen wir noch vor dem Ablauf des 14. Jahrhunderts die Einziehung der einjährigen Einkünfte auf alle vakante kirchlichen Stellen, auch auf die Bisthümer, Erzbisthümer und Abteien, ausgedehnt und nicht auf gewisse Fristen, sondern für immer festgestellt. Diese Vakanzgelder hießen jetzt vorzugsweise A. Neben ihnen dauerten aber die früher aufgekommenen Bestätigungs- und Weihekosten (servitia communia und minuta) fort und wurden in der Regel mit der unchristlichsten Strenge und Schonungslosigkeit, oft noch vor dem Antritt der Stelle, eingetrieben. Nachdem hinsichtlich ihres Betrags bis ins 14. Jahrhundert eine allgemeine Regel nicht vorhanden gewesen, setzte Bonifacius IX. 1392 als Norm der Erhebung die Hälfte des erstjährigen Ertrages fest und veranlaßte so, daß der Name A. gerade dieses Quantum bezeichnete. Seitdem haben die A. im Wesentlichen ihren Charakter nicht verändert. Einen Begriff von dem Betrage dieser Römersteuer gibt das Parlament von Paris im Jahre 1465, welches die von den erledigten Stellen in den drei vorhergegangenen Jahren bloß aus Frankreich nach Rom geflossenen A. und Bestätigungskosten so berechnet: für jedes der erledigten 20 Bisthümer wenigstens 6000 Goldgulden; für jede der 60 Abteien 2000; für jedes der 200 geringen Beneficien 500; Summe in drei Jahren 340,000 Goldgulden oder nach jetzigem Goldwerthe über 8 Millionen Gulden. Für das Erzstift Salzburg betrugen seit Bonifacius IX. die Servitia zwischen 60,000—86,000 Gulden rhein., wozu jedesmal noch 2400 Gulden für das Pallium kamen. Unter Benedikt XIV. traf sich's, daß die Summe in 9 Jahren 3mal fällig wurde. Für Trier betrug die Summe eben so viel, für Mainz 96,000 Gulden rhein. Die enorme Entwickelung dieses Instituts ist aus der Deklaration der Repräsentanten

der französischen Geistlichkeit vom Jahre 1417 am Koncil von Kostnitz zu erkennen, welche folgende Beschwerden hervorhob: „Johannes XXII. erhob die ganzen Einkünfte des ersten Jahres, auch weit mehr, so oft dasselbe Beneficium vakant wurde, auch dreimal und noch öfter in demselben Jahre. Oft wurden für den Papst bei jedem Erledigungsfalle die A. bezogen und überdies für die Kardinäle die Hälfte des Betrags. Bloß um die Erledigungen zu mehren, wurden Prälaten abgesetzt oder wider ihren Willen versetzt" ꝛc. Ferner „die Taxen sind willkürlich; für einige ein Drittel des Jahrsertrags, für andere die Hälfte, auch der ganze Jahrsertrag und sogar weit mehr. So mußte ein Abt zu Toulouse sich zu der ihm angesetzten Taxe von 4200 Goldgulden verpflichten, obgleich seine Abtei in keinem Jahre mehr als 500 trug. Er und viele Andere wurden mittelst Pfändung des liegenden Kirchenguts, auch Verkauf von Büchern, Kelchen und anderem Kirchengute durch die päpstlichen Kollatoren exequirt; ja, durch sie die säumigen Prälaten jedes Ranges vermöge päpstlicher Vollmacht exkommunicirt und schimpfliche Sentenzen deshalb an Festtagen durch Anschlag bekannt gemacht, so daß die Schuldner nicht wagten, öffentlichen Gottesdienst zu halten. Und selbst für diese Strafe forderte man hohe Taxen" ꝛc. Nach solchen Beschwerden ging der Antrag der französischen Geistlichkeit zu Kostnitz auf völliges Verbot der A., und die Deutschen schlugen Beschränkungen derselben vor; die Zähigkeit der Päpste aber verhinderte einen durchgreifenden Beschluß. Kräftiger und wirksamer verfuhr die baseler Kirchenversammlung: sie hob in der 21. Sitzung die A. gänzlich auf und entsetzte 1439 den Papst Eugenius IV., als er sich gegen diese und andere Beschränkungen seiner Macht auflehnte. Die deutschen Fürsten nahmen auf einem Tage zu Mainz (26. März 1439) die baseler Reformationsdekrete an, und der schlaue Aeneas Sylvius wußte selbst die Zustimmung des Eugenius zu vermitteln (5. 7. Februar 1447). Aber unter derselben Vermittelung entwand Papst Nikolas V. durch einen Separatvertrag mit dem Kaiser zu Wien (17. Febr. 1448), der nachher, durch Verträge mit den einzelnen Bischöfen in Kraft gesetzt, unter dem Namen der aschaffenburger Konkordate in die Reichsgesetze kam, der deutschen Kirche die gewonnenen Rechte wieder. Hiermit hörte auch die Befreiung von den A. wieder auf, obwohl die Entrichtung derselben mehren Einschränkungen unterworfen wurde, worunter die Bestimmung, daß alle unter 24 Goldgulden taxirten Aemter unbesteuert bleiben sollten, die wichtigste ist. Denn hierdurch wurde in der That das Annatenrecht für alle niederen Stellen ganz aufgehoben, da keine derselben zu 24 Goldgulden angeschlagen war. Von den Bischöfen und Prälaten dagegen mußte diese Abgabe, trotz vieler Beschwerden über öftere Verletzung des wiener Konkordats von Seiten der römischen Kurie, fortwährend entrichtet werden, ja auch in den neuesten Konkordaten der deutschen Staaten ist sie beibehalten worden u. noch immer sind die Summen, welche das Ausland an Rom steuert, bedeutend. Für das Erzbisthum Freiburg z. B. betragen sie 668⅓ Goldgulden (3206 fl. 24 kr. rhein.) mit Einschluß der Palliengelder, d. h. ungefähr ⅓ der Jahreseinkünfte. In Frankreich kamen die A. durch Karl VIII. in der pragmatischen Sanktion von Bourges 1438 ab, wurden aber unter Franz I. wieder eingeführt, bis die Revolution und das noch bestehende Konkordat vom Jahre 1801 ihnen ein Ende machten. In der anglikanischen Kirche eignete sie der habsüchtige Heinrich VII. der Krone zu, während in Neapel, wo seit dem Konkordate von 1818 ein ähnliches Recht des Königs besteht, dem Papste dafür eine angemessene Entschädigung gezahlt wird. Die Protestanten in Deutschland, Schweden ꝛc. machten sich davon mit der Reformation frei, die Polen unter Sigismund I., die Spanier erst in der neuesten Zeit.

Da alle diese Steuern für die Geistlichkeit sehr drückend sind, ihrer Natur nach viel Gehässiges an sich tragen, einem förmlichen Handel mit Kirchenämtern, wie die Erfahrung gelehrt hat, großen Vorschub leisten und zugleich den Nationalwohlstand der katholischen Völker beeinträchtigen, so darf es nicht Wunder nehmen, daß sowohl über die Zweckmäßigkeit als über die Rechtmäßigkeit der A. von jeher und oft mit großer Erbitterung gestritten worden ist. Es läßt sich die päpstliche Berechtigung zu so enormen Geldbezügen in keiner Weise darthun, mag man sich nun auf Bibeltexte oder auf die Geschichte oder auf sonstige Gründe berufen. Dagegen kann das Recht des römischen Hofs, billige Bestätigungsgebühren von kirchlichen Amtsverleihungen zu beziehen, nicht geleugnet werden, so lange nämlich die Suprematie des Papstes besteht und ihm die oberste Vertretung u. Regierung der ganzen katholischen Kirche obliegt. Auch ist es billig, daß die hierzu erforderlichen Beträge von dem reichen Kirchengute und der Geistlichkeit aufgebracht werden. Sollten daher, wie zu wünschen ist, die A. gänzlich wegfallen, so müßte entweder bei den bestehenden Verhältnissen eine Sporteltaxe für Rom ausgemittelt, oder zugleich der Grundsatz der päpstlichen Oberherrlichkeit aufgegeben werden. Hieraus geht aber auch hervor, daß protestantische und katholische Landesherren, die nie in den vollen Umfang der Rechte und Pflichten des Papstes eintreten können, noch weniger als dieser berechtigt sind, die A. für sich in Anspruch zu nehmen.

Annebaut, Claude d', Baron von Rets und la Hunaudaye, französischer Staatsmann und Feldherr, Günstling Königs Franz I., machte sich zuerst 1521 durch die ruhmvolle Vertheidigung der Stadt Mezières gegen den Grafen von Nassau bekannt, wohnte 1525 der unglücklichen Schlacht von Pavia bei, kämpfte 1536 mit Glück gegen Kaiser Karl V. in Piemont, gerieth aber 1531 in kaiserliche Gefangenschaft. Nach seiner Freilassung erhielt er den Marschallsstab, so wie das Gouvernement von Piemont, und ging als außerordentlicher Gesandter nach Venedig. Im Jahre 1543 zum Admiral ernannt, vermittelte er den Frieden zu Crespy zwischen Franz I. und Karl V. 1544 und schlug hierauf die Engländer dreimal zur See, ohne jedoch die beabsichtigte Landung in Britannien ausführen zu können. Nach dem Falle des Connetables von Montmorency ernannte Franz I. A. zu seinem ersten Minister; Heinrich I.

entsetzte ihn zwar dieser Stelle 1547, doch erlangte er die Hofgunst wieder. Er † als Rath der Königin Katharina von Medicis 1552.

Annecy, Stadt im Königreich Sardinien, die zweite Stadt des Herzogthums Savoyen, am Fuße der Alpen und am Ufer des gleichnamigen $2\frac{1}{2}$ Meilen langen, $\frac{1}{2}$ Meile breiten, tiefen und fischreichen Sees gelegen, war früher Residenz der Grafen von Genevois, deren zerstörtes Schloß eine der nahen Bergspitzen krönt. Die Stadt ist Sitz eines Bischofs und zählt 6600 Einwohner. Ihre Straßen gewähren in sofern einen eigenthümlichen Anblick, als die Häuser auf Arkaden ruhen, welche fortlaufende Laubengänge bilden. In der dortigen Kathedrale werden die Ueberreste des heiligen Franz von Sales aufbewahrt, dessen Geburtsort A. ist. Auch ist hier der Naturforscher Bertholet geboren. Die Vorstadt le Boeuf ist vielleicht die römische Civitas bovis, sogenannt von dem Stierdienste, der daselbst getrieben worden seyn soll. Die Stadt selbst war seit 1535 die Residenz der Bischöfe von Genf, nachdem diese durch die genfer Reformation genöthigt worden waren, ihren alten Sitz zu verlassen. Unter Napoleon ging das Bisthum A. ein, wurde aber später wieder hergestellt. Die Einwohner sind sehr gewerbfleißig und betreiben vornehmlich Baumwollenzeuch-, Leinewand-, Hut-, Glas- und Vitriolfabriken.

Anneliden, s. Ringelwürmer.

Annenorden, russischer Orden, ursprünglich ein schleswig-holsteinischer Hausorden, von Karl Friedrich, Herzog von Holstein-Gottorp, 1735 in Kiel zu Ehren seiner Gemahlin Anna Petrowna gestiftet, vom Kaiser Paul I. 1796 unter die Orden des russischen Reichs aufgenommen. Kaiser Paul I. theilte ihn in 3, Kaiser Alexander 1815 in 4 Klassen. Das Ordenszeichen ist ein viereckiges, goldenes Kreuz mit rother Emaille belegt, die Flügelwinkel mit goldenem Laubwerk gefüllt, die Vorderseite mit dem Bilde, die Rückseite mit dem gekrönten Namenszuge der heiligen Anna. Das Ordensfest fällt auf den (3.) 15. Februar. Ausländer erhalten den St. A. von allen russischen Orden am leichtesten und häufigsten.

Anniversarien, jährlich wiederkehrende Feste und Feierlichkeiten, besonders zu Ehren Verstorbener; sie werden in der katholischen Kirche mit Seelenmessen ꝛc. begangen; im heidnischen Alterthum brachte man an den A. Todtenopfer (Inferiae).

Anniviers, Val d' (deutsch Einfischthal), schönes, 8—9 Stunden langes schweizer Thal im Kanton Wallis, Zehnten Siders, von dem wilden Bergstrome Usenz bewässert, in seinem Hintergrunde von dem majestätisch sich erhebenden Gipfel des Weißhorns begrenzt u. reich an grotesken Natursceneu. Die Bewohner des Thals, etwa 1700, zeichnen sich durch kräftigen Wuchs, Arbeitsamkeit, Gutmüthigkeit u. Gastfreiheit aus. Einer alten Sage nach sollen sie von einer versprengten Truppe Hunnen abstammen und erst im 11. oder 12. Jahrhundert christlich geworden seyn, wogegen aber ihre dermalige Körperbildung zu sprechen scheint.

Anno, der Heilige, Erzbischof von Köln, geborner Graf von Sonnenburg aus Schwaben (nach A. aus niedrigem Stande), ein eben so ernster und strenger als gelehrter, zugleich aber von der unbegrenztesten Herrschsucht erfüllter Mann. Seine politische Bedeutung als Kanzler Kaiser Heinrichs III., die Entführung des jungen Heinrichs IV. aus der Umgebung seiner Mutter Agnes, sein Einfluß als Reichsverweser während der Minderjährigkeit Heinrichs IV. gehören der allgemeinen Geschichte des deutschen Volks an und finden in den Artikeln über jene Heinriche ihre Erwähnung. Die Würde seines geistlichen Wandels, seine väterliche Fürsorge für sein Erzbisthum, der Eifer, mit welchem er gegen das Unwesen der Simonie ankämpfte, die Reformation der Klöster betrieb und neue Kirchen und Klöster (unter Andern die einst so reiche Petersabtei zu Saalfeld) stiftete, machten ihn zum Heiligen. Er † 1075, nachdem er 2 Jahr früher aus Kummer über seine fehlgeschlagenen Bemühungen gegen die Simonie die Verwaltung des Erzstiftes niedergelegt hatte. Die Zeitgenossen sind seines Lobes voll; sie nennen ihn „den köstlichen Edelstein, die Blüthe und das neue Licht von ganz Deutschland." Bald nach seinem Tode erschien „der Lobgesang auf den heiligen Anno" (s. Annolied), das einzige poetische Denkmal der deutschen Nationalliteratur aus dem 11. Jahrhundert. Aus dem 13. Jahrhundert besitzen wir auch eine „Vita S. Annonis" von Levoldus von Northof. A.'s Gedächtnißtag fällt auf den 4. December.

Annolied (Lobgesang auf den heiligen Anno, Rhythmus de S. Annone Colon. Archie piscopo), mittelhochdeutsches Gedicht aus dem 11. Jahrhundert von 49 Strophen, die Verherrlichung des heiligen Anno mit allgemein politischer Beziehung auf die damalige Weltlage enthaltend. Der Dichter malt des Heiligen weltliche und geistliche Regierung und seinen Kummer über den Wahnsinn der Deutschen, die sich durch innere Zwietracht selbst ruinirten. Da er dies nicht abzuändern vermag, will der deutsche Mann nicht länger leben und stirbt aus Gram über die Undankbarkeit seiner Zeitgenossen, deren Wohlthäter er werden wollte. Die Darstellung ist lebendig, oft großartig und durch ihren naiven Ton anziehend. Zu Breslau entdeckt, wurde das Gedicht zuerst herausgegeben von Martin Opitz (Danzig 1639), dann in Schilters „Thesaurus antiq. teutonicus, Bd. I., mit hochdeutscher Uebersetzung von Goldmann, (Leipzig 1816), neuerlich von Bezzenberger (Quedlinburg 1848) und Roth (München 1848).

Annomination (Agnomination, auch Paronomasie), eine Redefigur, welche entweder in einer unbedeutenden, oft nur einen Laut betreffenden Veränderung eines Wortes oder Namens, wodurch derselbe einen andern Sinn erhält (z. B. im Lateinischen amens verrückt, und amans verliebt) oder in einem Wortspiel besteht, welches in der Aehnlichkeit des Klangs zweier der Bedeutung nach verschiedener oder einander entgegengesetzter Wörter beruht, z. B. „Aus dem Leid entsprang das Lied." Ganz im Allgemeinen ist A. die Wiederholung von Wörtern desselben Stammes, welche dadurch Bedeutung erhält, daß sie durch verwandte Klänge die Aufmerksamkeit auf einen gemeinsamen Hauptbegriff hinlenkt. Sie begreift

also in diesem Falle die Alliteration (s. d.) und Assonanz (s. d.) in sich.

Annonarisch, die Getreideproduktion und den Getreidehandel betreffend, z. B. Annonarische Gesetzgebung, (wissenschaftlich behandelt vom Grafen Soden, Nürnberg 1828.) Vergl. Agrarische Gesetze.

Annonay, Stadt im französischen Depart. Ardèche, am Zusammenfluß der Cance u. Deume, mit 3000 Einw., welche vornehmlich Papierfabrikation, Seidenbau, Baumwollenspinnereien, Wachsbleichen, Handschuh-, Tuch-, Lederfabrikation und ansehnlichen Handel mit diesen Fabrikaten, deren Ausfuhr 2½ Millionen beträgt, treiben. A. ist eine rasch aufblühende, wohlhabende und schön gebaute Stadt, in sehr angenehmer Lage zwischen den beiden Flüssen Cance und Deume, über welche Brücken führen, die die Stadt mit den Vorstädten und Etablissements an den jenseitigen Ufern verbinden. Von den hiesigen Papierfabriken haben mehre Weltruf, zumal das großartige Geschäft von Montgolfier und Comp. Deren Fabrikate wurden viele Jahre lang als die besten Frankreichs geschätzt, und es gereichte Prachtwerken zur Empfehlung, wenn es auf Papier von A. gedruckt war. A. ist der Geburtsort des berühmten Erfinders der Aeronautik, Montgolfier, zu dessen Ruhme sich in der Stadt ein Obelisk erhebt.

Annonce (französ.), s. v. a. Ankündigung überhaupt, namentlich mittelst öffentlicher Blätter, Theaterzettel ꝛc. Die sonst so ergötzlichen u. humoristischen A.n der Schauspieldirektoren sind jetzt außer Gebrauch. Vergl. Anzeige.

Annone, Johann Jakob, geboren zu Basel 1728 und daselbst nacheinander Professor der Beredsamkeit, Stadtkonsulent, Professor des Lehnrechts, ein überaus vielseitiger Gelehrter, Archäolog, Numismatiker, Naturforscher, Jurist und Mathematiker, war Mitarbeiter an den „Acta Helvetica," mehren deutschen Zeitschriften, dem Glossarium von Ducange, wozu er die Erklärungen alter Münzen lieferte, und an dem knorrschen Werke über Versteinerungen (Nürnberg 1755 bis 73). Seine Sammlungen alter vaterländischer Münzen und Medaillen, so wie sein mit seltenen Exemplaren geziertes Naturalienkabinet besaßen europäischen Ruf. Letzteres ist jetzt mit der öffentlichen Bibliothek zu Basel vereinigt. A. † 1804.

Annuität (Jahresrente, Zeitrente, Lebens- [Leib-] Rente), überhaupt die aus angelegten Geldern durch Zins von Zins, oder Aufzinsen des Kapitals erwachsende Rente. Wird die Rente von einer gewissen Zeit an jährlich bezahlt, so heißt sie Jahresrente und solche ist entweder veränderlich (unter gewissen Verhältnissen steigend) oder unveränderlich; ist sie zugleich an die Lebenszeit einer oder mehrer benannten Personen geknüpft, so heißt sie Leib- (Lebens-) Rente. Sie kann auch eine perpetuirliche seyn und wird so zur immerwährenden, ewigen Rente. Rentenanstalten sind ein Erzeugniß der neuern Zeit und eine der wohlthätigen Früchte der fortschreitenden Civilisation und der geläuterten Begriffe vom Recht und der Nutzbarkeit des Eigenthums. Das Alterthum weiß nichts von der Möglichkeit, durch Zahlung einer gewissen Geldsumme, auf einmal oder in Raten, sich von einem gewissen Zeitpunkte an für den Rest seines Lebens bestimmte Einkünfte zu sichern, oder auch den Seinigen solche aus gleicher Quelle zu hinterlassen. Erst zu Ende des 16. Jahrhunderts fing man an, über den Werth der Aufzinsung von Kapitalien in Verbindung mit der wahrscheinlichen Dauer von Menschenleben Berechnungen anzustellen, und der große Newton war es, der auch in dieser Beziehung die fruchtbringendsten Ideen aussäete. Die erste Grundlage für richtige Begriffe über das Wesen der A.en liegt in der Lehre von der Berechnung der Wahrscheinlichkeiten, welche die Mathematiker Fermat, Pascal und Huygens einige Jahrzehnte vor Newton anbahnten. Ueber Lebens- (Leib-) Renten äußerte sich der berühmte de Witt zuerst 1671, aber Niemand verstand es, seine Ideen in praktische Anwendung zu bringen. Erst Halley's Traktat über denselben Gegenstand (in den „Philosophical Transactions" für 1693) brach sich Bahn. Dieser berühmte Mathematiker publicirte zuerst auch, als Basis für seine Berechnungen, Sterblichkeitslisten. Es dienten ihm dazu die Todten- und Bevölkerungslisten der Stadt Breslau und auf diese gründete er seine Theorie der Berechnung der wahrscheinlichen Dauer des Menschenlebens in jedem Lebensjahre. Er wies nach, daß jede andere Grundlage für dergleichen Berechnungen unzuverlässig sey, und stellte schon damals die Vermuthung auf, daß der Werth der Leibrenten verschiedenen Lokalitäten nach sehr veränderlich seyn müsse, weshalb es nothwendig werde, an sehr vielen Orten das Verhältniß von Bevölkerung zur Sterblichkeit in den verschiedenen Lebensaltern zu erforschen, ehe man für einen größern Distrikt gültige und zuverlässige Tabellen aufzustellen vermöge. Im Jahr 1724 erschien de Moivre's erste Ausgabe seines Traktats über Leibrenten. Er hatte aus allen Bevölkerungs- und Sterblichkeitslisten, die er sich verschaffen konnte, gewisse Durchschnittsverhältnisse gezogen, aus denen er eine Tabelle zusammensetzte, in welcher man sah, wie viel von einer gewissen Zahl Personen am Ende jedes Lebensjahres noch übrig waren, und wonach nun der durchschnittliche Werth von Jahresrenten auf das Leben der Personen leicht bestimmt werden konnte. Diese Tabelle, welche die Grenzen der Lebensdauer auf 86 Jahre hinauf führte, stimmt mit Halley's Annahmen im Wesentlichen überein. Ihre allgemeine Richtigkeit anerkannten die größten Mathematiker damaliger Zeit, und sie wurde die Basis bei Errichtung mehrer Anstalten für die Erwerbung von Leibrenten, welche damals in London als Zweigetablissements der großen Seeassekuranzinstitute gegründet wurden. Das Geschäft mit Lebens- (Leib-) Renten blühte in jener Zeit, wo die ganze Nation sich dem Spekulationsschwindel hingab, rasch auf und gewann im Publikum schnell eine sehr allgemeine Theilnahme. Kein Wunder, daß man bald Kombinationen erfand, um seinen Wirkungskreis zu erweitern. De Moivre nahm daraus Anlaß, zu versuchen, ob es nicht möglich sey, den Annäherungswerth von zwei und mehren verbundenen Leben zu ermitteln, und er publicirte 1730 Tabellen darüber, welche sich jedoch bald als

so inkorrekt und unzuverlässig erwiesen, daß dadurch die Sache mehr in Mißkredit kam, als gefördert wurde. Erst Thomas Simpson brachte die Wissenschaft durch sein Buch: „Doctrine of Annuities and Reversions" (Lond. 1742), einen Schritt weiter. Seine Formeln paßten sich allen Sterblichkeitslisten leicht an. In jenem Werke erschienen auch zum ersten Male die Werthtabellen, die sich auf die Sterblichkeitsverhältnisse in London gründeten und solche, welche die verschiedenen Zinsraten berücksichtigten, zu denen man damals Geld auszuleihen gewohnt war. Die fehlerhaften de moivre'schen Tabellen über die A.en-Werthe für verbundene oder mehre Leben traten nun bald nachher in berichtigter Gestalt hervor. Simpson hatte die londoner Sterblichkeit aus dem Grunde zur Basis genommen, weil das Leibrentengeschäft in dieser Hauptstadt seinen Hauptsitz hatte und dort das Publikum den meisten Theil daran nahm. In sofern hatte er Recht. Als aber die Lust des Publikums außerhalb London zum Erwerb von Leibrenten von Jahr zu Jahr zunahm, so wurde man bald gewahr, wie die A.en-Institute sehr bedeutend dadurch verloren. Die londoner Sterblichkeit war nämlich zu jener Zeit zu groß, um richtige Durchschnittsverhältnisse für die Lebensdauer in andern Theilen des Landes geben zu können, und daher war auch der Werth der A.en auf Leben außerhalb London viel größer, als ihn die Tabelle nachwies. Im J. 1746 erschien Deparcieux' „Essai sur les probabilités de la durée de la vie humaine". In diesem gründlichen Buche findet man die ersten Versuche zur Bestimmung der wahrscheinlichen Lebensdauer des Menschen nach dem Geschlecht und den ersten Nachweis von der durchschnittlichen größern Dauer des weiblichen Lebens. Leider war das Werk bloß für die Mathematiker von Fach geschrieben und deshalb nur Wenigen verständlich und zugänglich. Der praktische Einfluß desselben auf das Annuitätswesen war daher auch nicht groß; eben so wenig des großen Eulers Formeln und Tabellen zur Bestimmung des Annuitätenwerths, welche zuerst in den Schriften der berliner Akademie der Wissenschaften 1760 veröffentlicht wurden. Epoche machend war aber Price's Werk: „Observations on reversionary Payments" (1770), dem die ostensible Absicht zu Grunde lag, das Leibrentenwesen und seinen Nutzen allgemeiner zu machen, die Gründung von Vereinen auf dem Princip der Gegenseitigkeit hervorzurufen und dem Publikum zuverlässigere und für Jedermann verständlichere Formeln bei diesem Geschäfte an die Hand zu geben, als alle frühern. Dieses so berühmt gewordene Werk trug mächtig dazu bei, die Aufmerksamkeit des Publikums auf Untersuchungen dieser Art zu lenken, und war in dieser Hinsicht von sehr großem Nutzen. Von neuern Werken sind die von Baily und Milne die besten, und eines wie das andere von anerkanntem Werthe. Das letztere enthält außer dem Geschichtlichen dieser Wissenschaft, der Theorie und der Anwendung derselben, viele neue und werthvolle Mittheilungen; wir verweisen daher diejenigen unserer Leser auf dasselbe, welche sich mit dem Gegenstande genauer bekannt zu machen wünschen. Die meisten Institute für den Verkauf von A.en bestehen in England, Frankreich, Holland &c. und zwar als Privatanstalten, ohne alle Kontrole oder Ueberwachung von Seiten des Staats. Diese ist dort auch weniger nöthig; denn die seit lange herkömmliche Oeffentlichkeit in der Verwaltung und die unbeschränkte Freiheit der Diskussion geben dort die nöthigen Garantien, welche anderwärts durch Ueberwachung von Seiten der Behörden ersetzt werden sollen. Die Sicherheit, welche eine vom Staate kontrollirte und garantirte Verwaltung der Rentenkaufs-Institute für regelmäßige Zahlung der Rente gewährt, und die gewisse Aussicht, daß die Rente immer beträchtlicher wird, je öfter der Beitretende sie in Anspruch nimmt, erweitert seit zwei Jahrzehnten den Wirkungskreis der A.en-Anstalten auch in Deutschland beträchtlich. Der mögliche Mißbrauch der A.en- (Renten-) Anstalten hebt die Wohlthaten ihres rechten Gebrauchs nicht auf, und solchen Fällen, wo sie verderblich wirken, stellen sich hunderte von segensvoller Wirksamkeit gegenüber. Der in Ziffern darstellbare Nutzen in dem Beitritte zu A.en- (Renten-) Anstalten liegt in dem möglichst langen Beziehen der Rente und setzt voraus, daß das zu den Einlagen zu verwendende Kapital als solches entbehrt werden kann.

Lebenslängliche A.en (eigentlich Leibrenten) kommen auch in der Geschichte des Staatsschuldenwesens häufig zum Vorschein. Besonders ausgedehnt war diese Form der Staatsanleihen in Frankreich. Unter Ludwig XIV. brachte man für die Existenz dieses kriegslustigen und verschwenderischen Fürsten jene enormen Summen, welche die regelmäßigen Einkünfte des Staates weit überstiegen, häufig durch den Verkauf von Jahresrenten auf Lebensdauer auf, wobei der Staat in der Regel mehr als die Hälfte des Kapitals verlor: denn der Käufer brachte dabei eine Menge Chancen in Anschlag, die den Kapitalwerth der Rente verringerten, vor Allem die unumschränkte Willkür einer königlichen Macht, welche mit einem Federzug die A.enzahlung suspendiren konnte, und die Möglichkeit, daß die maßlose, augenfällige Verschwendung des Hofs über kurz oder lang einen Staatsbankerott herbeiführen könne, in dessen Abgrund die A.en ebenfalls verschlungen werden müßten. Man hat viele Beispiele aus damaliger Zeit, daß eine Leibrente von 1000 Livres an einen rüstigen Mann von 30 Jahren um 5—6000 Livres verkauft wurde. Noch jetzt besteht die ganze französische Staatsschuld aus Renten; jedoch nicht aus Renten auf Lebensdauer einzelner Personen, welche seit der Revolution nicht mehr vom Staate verkauft werden, sondern aus immerwährenden A.en (ewigen Jahrrenten, rentes perpetuelles). Noch unter Necker ging der Verkauf der Leibrente an gewisse Personen für ihre Lebensdauer ins Große, und dieser Finanzier gab sogar dieser Form, Staatsanleihen zu machen, den Vorzug, „weil sie mit der Generation, die sie gemacht haben, wieder erlöschen." Auf die Nothwendigkeit und Gewißheit dieses Resultats legte er um so größern Werth, weil es nicht von der Sparsamkeit oder Weisheit der Regierung abhing. Eine solche Anleiheform ließe, so meinte er, dem Staate keine andere Wahl, als entweder

die Schuld durch den Tod der Gläubiger oder durch einen Bankerott zu tilgen. Auch England kontrahirte bis ins letzte Decennium des laufenden Jahrhunderts viele seiner Anleihen in der Form von Leibrenten (Life annuities), die später die Form immerwährender Renten (perpetual annuities) annahmen. Die Pensionen- und Ruhegehalte der Staatsdiener sind im Grunde genommen auch nichts Anderes, als A.en auf die Lebensdauer. In England können solche auch gesetzlich veräußert werden, was sehr häufig geschieht.

Annunciadenorden, 1) sardinischer Ritterorden (ordine suprema dell' annunziata), gestiftet zuerst als Halsbandorden 1360 von Amadeus VI., 1518 von Karl III., Herzog von Savoyen neu eingerichtet und A., d. i. Orden der Verkündigung Mariä benannt, endlich 1720 zum vornehmsten Orden des Königreichs erhoben. Er besteht nur aus einer Klasse. Großmeister ist stets der König selbst. Das Ordenszeichen ist: ein goldnes, länglichrundes, weißes, mit Schleifen umgebenes Schild, auf dem die Verkündigung Mariä dargestellt ist; um den Hals Rosen und Schleifen an goldener Kette. Die Ritter des A.s müssen schon Ritter des sardinischen Sankt Moritz- und Sankt Lazarusordens seyn oder es zugleich werden. — 2) (Klosterfrauen von Mariä Verkündigung, oder von den 10 Tugenden U. L. Fr., auch französischer A., oder A. von Bourges genannt), gestiftet 1501 zu Bourges von Johanna von Valois nach ihrer Scheidung von Ludwig XII., auf Betrieb ihres Beichtvaters, des Franciskaners Gilbert Nicolai, ward 1504 der Gerichtsbarkeit der Franciskaner untergeordnet. Der Orden, in welchen nur Jungfrauen von Adel aufgenommen wurden, verbreitete sich über 50 Klöster und diente vorzüglich der Versorgung armer Edelfräulein. Derselbe wurde 1789 durch die Revolution beseitigt. — 3) (Orden der himmlischen [himmelblauen] Annunciaden [filles bleues soeurs célestes], Klosterfrauen von Mariä Verkündigung, auch die genuesischen Annunciaden genannt), gestiftet von Maria Victoria Fornari, der Wittwe des genuesischen Edelmanns Strada, zu Genua 1602, später nach Sankt Augustins Regel eingerichtet, 1613 und 1631 vom Papste bestätigt. Der Orden, dessen Regel strengen Wandel, Gebet, Handarbeit, Armenpflege vorschreibt, verbreitete sich über Frankreich, die Niederlande, Deutschland, Italien, mit 54 Klöstern, von denen seit 1789 nur noch einige in Italien übrig sind. Tracht: Skapulier, Gürtel und Mantel himmelblau, Vortuch und Rock weiß. — 4) A. der Lombardei, s. Ambrosianer.

Anode, Aufweg, Weg von Sonnenaufgang, im Gegensatz zu Kathode, Niedergang, Weg abwärts zum Sonnenuntergang. Nach Faraday's Theorie der galvanischen Elektricität liegt die Kraft der chemischen Zersetzung nicht an den Polen der Säule, sondern in dem zu zersetzenden Körper und besonders in den Begrenzungsflächen, durch die der Strom, den man sich von Ost nach West gehend denkt, ein- und austritt. Die östliche Fläche nun ist die A., die westliche die Kathode, jene ist das negative, Sauerstoff entwickelnde, diese das positive, Wasserstoff entwickelnde Ende. Vergl. Galvanismus und Elektricität.

Anodyna, schmerzstillende Mittel, eigentlich alle Mittel, welche durch Verminderung der erhöhten Sensibilität den Schmerz entfernen; zunächst aber versteht man darunter betäubende, narkotische, das Sensorium deprimirende Mittel, wie Hyoscyamus, Stramonium, Belladonna ꝛc., namentlich auch das Opium.

Anomalie, Abweichung von einer gewissen Regel, daher anomal, anomalisch so viel als abnorm, von dem Regelmäßigen abweichend. Anomalisch im Gebiete der Natur nennt man solche Erscheinungen, welche den Naturgesetzen gegenüber als Ausnahmen hervortreten, wiewohl sie sich bei näherer Betrachtung stets als Ausdruck einer höheren Gesetzmäßigkeit nachweisen lassen. Je weniger der menschliche Geist in die Naturgesetze einzudringen vermag, desto mehr A.n werden sich ihm bei Betrachtung der Natur darbieten, die sich jedoch dem, welcher tiefer zu forschen im Stande ist, als durch höhere und allgemeinere Gesetze bedingt, kundgaben. In der Grammatik heißen anomalisch (Anomala) solche Wortformen, welche hinsichtlich ihrer Flexion oder auch hinsichtlich ihres Gebrauchs von den allgemeineren Gesetzen einer Sprache abweichen. Anomale Wörter sind demnach Substantiven, Adjektiven und Verben, welche von der gewöhnlichen Deklination und Konjugation abweichen. In der Astronomie bezeichnet man mit A. den von der ungleichen Geschwindigkeit der Planeten herrührenden Abstand derselben in ihrer Bahn vom Punkte der Sonnenferne oder Sonnennähe. Daher heißt anomalistisches Jahr die Periode, welche ein Himmelskörper bei seinem Umlauf um die Sonne braucht, um von seinem Perihelium aus bis wieder dahin zu gelangen. Bei der Erde beträgt diese Periode 365 Tage, 6 Stunden, 13 Minuten, 59 Sekunden. S. Jahr.

Anomöer (Anomianer), Name der strengen Arianer, welche nicht bloß mit den Semiarianern die Wesengleichheit Gottes und Christi, sondern auch die Aehnlichkeit beider leugneten. S. Arianischer Streit.

Anonym, ohne Namen, namenlos, heißen Schriften, Bücher, Aufsätze und dergl., die ohne den Namen der Verfasser erscheinen; sie sind verschieden von den pseudonymen Schriften, die einen angenommenen falschen Namen des Verfassers an der Stirn tragen. Die gewöhnlichen Gründe der Anonymität eines Schriftstellers sind, abgesehen von besondern Rücksichten und einer im Ganzen immer seltener werdenden Bescheidenheit besonders junger Schriftsteller, entweder feige Scheu, das Gesagte offen zu vertreten oder der ehrenwerthe Wunsch, die Sache, losgerissen von aller Persönlichkeit, für sich selbst sprechen zu lassen und dem Werke ein größeres Publikum zu verschaffen. So erschienen aus letzterer Rücksicht die „Stunden der Andacht" (von Zschokke). Seitdem namentlich die vornehme Schriftstellerei Mode geworden ist, ist die Anonymität der Schild, hinter dem hochgeborene Autoren, Fürsten ꝛc. mehr die Pfeile der Kritik, als die in gewissen Cirkeln scheinbar mißachtete und doch so eifrig gesuchte Ehre der Schriftstellerei von sich abzuhalten su-

chen. Die Kenntniß der a. en Schriften macht einen eigenen Zweig der Bibliographie aus, für welchen die Franzosen in Placcius „Syntagma de scriptis et scriptoribus anonymis et pseudonymis" (Hamb. 1674), dessen „Thesaurus anon. et pseudonymorum, (das. 1708) und Barbier, „Dictionnaire des ouvrages anonymes" ꝛc. (2. Aufl., 4 Bde., Par. 1822—25) Werke besitzen, welche den Deutschen noch fehlen. Anonyme Kunstwerke (Statuen, Kupferstiche ꝛc.) sind solche, deren Verfertiger unbekannt sind. In der Kupferstich- und Holzschnittkunde machen sie eine zahlreiche Familie aus.

Anopsie, das Schielen nach oben, Uebersichtigkeit; Mangel des Gesichts, Blindheit.

Anordnung, im Allgemeinen die Bestimmung der Theile eines Ganzen nach Zahl und Verhälthältniß; daher in der Aesthetik die richtige Verbindung der einzelnen Theile eines Kunstwerks, sowohl in ihrer Aufeinanderfolge, als in ihrem Nebeneinanderseyn. Sie ist entweder eine geistige oder eine sinnliche, je nachdem sie den innern oder äußern Zusammenhang betrifft, und wird bestimmt durch die Gesetze der Kausalität, der Porportion und der Zweckmäßigkeit. Denn alles Mannichfaltige in der Einheit steht zu einander in dem Verhältniß entweder vom Grunde zur Folge oder von der Ursache zur Wirkung, oder vom Theil zum Theil oder zum Ganzen, oder vom Mittel zum Zweck. Um das erste dieser Gesetze zur Geltung zu bringen, muß in jedem wahren Kunstwerke eine Hauptidee, eine Hauptfigur herrschen und dieser Alles untergeordnet, Alles danach motivirt seyn. Aber auch die Bedingungen der Zeit und des Raumes müssen berücksichtigt werden, und hier erscheinen nun die Gegenstände nicht bloß durch Grund und Folge, Ursache und Wirkung verbunden, sondern auch als Theile neben einander und auf einander folgend oder im Verhältnisse zum Ganzen. Dadurch wird ein Kunstwerk dem zweiten Gesetze, dem der Proportion unterworfen. Endlich ist noch übrig, daß auch ein Gesammteindruck hervorgebracht werde; dazu wird eine A. nöthig, in der Alles einträchtig und harmonisch zum beabsichtigten künstlerischen Zweck hinstrebt. Hierin besteht das Motiviren im höheren Sinne, welches in jeder guten A. zu erkennen seyn muß. Ueber A. im rhetorischen Sinne s. Disposition.

Anorexie, Mangel an Eßlust, Appetitlosigkeit, eine Verstimmung der Magenthätigkeit, wobei der Hunger fehlt und entweder gar keine oder doch weniger Speisen als gewöhnlich genossen werden, verbunden mit Ekel und Abneigung vor denselben, ein Uebel, was meist in Gefolge anderer, sowohl akuter als chronischer Krankheiten, namentlich der Fieber, der verschiedenen Leiden der Verdauungswerkzeuge, als des Magens, der Leber, Milz, Bauchspeicheldrüse u. s. w. vorkommt. Als idiopathisches Uebel ist es gewöhnlich Folge von unverdauten, nicht zu assimilirenden Stoffen, sogenannten Unreinigkeiten, oder von Atonie und Schwäche des Magens oder hysterischer Reizbarkeit. Veranlassende Ursachen sind: das Greisenalter, Genuß unverdaulicher, besonders fetter, öliger, roher, fester Nahrungsmittel, Gemüthsbewegungen, besonders Zorn und Gram, geistige Anstrengung, zu viel Ruhe und übermäßiger Schlaf, unterdrückte Stuhlausleerung, Sommerwärme, narkotische Substanzen, wie Opium, Tabak, vieles besonders warmes Getränk, Blutverlust, Mißbrauch geistiger Getränke, Ekel u. Widerwillen. Ist die A. mit anderen Krankheiten verbunden, so bedarf sie als Symptom keiner besondern Behandlung. Bei vorhandenen Unreinigkeiten sind Brech- u. abführende Mittel, bei Schwäche des Magens aber bittere Mittel u. Eisen zu empfehlen.

Anorganisch (unorganisch), heißen alle diejenigen Naturkörper, welche nicht den Gesetzen der Organismen (besondere chemische Mischungen, Zellenbau, Gliederung, Wachsthum ꝛc.), sondern nur den Gesetzen der todten Natur (Schwere) unterworfen sind. Vergl. Organisch.

Anorthoskop, optischer Apparat, bestehend aus 2 parallelen Scheiben, welche sich mit verschiedener Geschwindigkeit umdrehen lassen. Eine derselben ist mit Einschnitten versehen; die andere transparente und durch ein Licht erhellte, enthält eine verzerrte Zeichnung, die regelmäßig erscheint, wenn man während des Umdrehens beider Scheiben durch die Oeffnungen der ersten sieht.

Anosmie, Geruchlosigkeit, Verlust der Geruchsempfindung. Es gibt Menschen, welche mit diesem Uebel, wie mit Blindheit und Taubheit geboren werden, bei anderen entsteht es aber auch in Folge von Lähmung der Riechnerven. Zuweilen ist es bloß Symptom anderer Krankheiten, z. B. des Schnupfens, zuweilen auch symptomatisch u. vorübergehend, wie bei Nervenfiebern, Hysterie, Schwangerschaft ꝛc.

Anquetil du Perron, 1) Louis Pierre, verdienter französischer Historiker, geboren den 21. Januar 1723 zu Paris, studirte auf dem Collége Mazarin Theologie und trat in die Kongregation von St. Geneviève. Er bekleidete dann in Rheims die Stelle eines Seminardirektors, wurde 1757 zum Prior an der Abtei Roé in Anjou ernannt und später Direktor des Collége von Senlis. Bei Gründung des Instituts ward er Mitglied der 2. Klasse desselben, unter Napoleon aber beim Ministerium des Auswärtigen angestellt. Er † 6. September 1808. Das schätzbarste seiner vielen Werke ist seine Geschichte von Rheims (3 Bde., 1756—57). Weniger wichtig sind seine Schriften über die Ligue, die Kabinetsintriguen unter Heinrich IV. und Ludwig XIII., desgleichen sein Abriß einer allgemeinen Geschichte (9 Bde., 1797) u. seine „Histoire de France etc." (14 Bde. 1805 ff.), die er als 80jähriger Greis begann. Auch ein diplomatisch-literarisches Werk schrieb er unter dem Titel: „Motifs des guerres et des traités de paix de la France pendant les regnes de Louis XIV., Louis XV. et Louis XVI." (1798).

2) Abraham Hyacinthe, Bruder des Vorigen, berühmter Orientalist, geboren zu Paris den 7. Dec. 1731, studirte zuerst auf der Universität zu Paris, dann zu Auxerre und zu Amersfort Theologie, wandte sich aber, durch das Studium der hebräischen, arabischen und persischen Sprache angezogen, nach Paris, wo sich der Abbé Sallier, Aufseher der Manuskripte der königlichen Bibliothek, seiner annahm und ihm einen mäßigen Gehalt als Zögling für die orientalischen Sprachen auswirkte. 4 Zendblätter, die,

nach einem Manuskripte kopirt, ihm 1754 in die Hände fielen, erweckten in ihm den sehnlichen Wunsch, Indien zu besuchen, um daselbst das Altpersische und das Sanskrit zu erlernen. Nachdem sein Wunsch als Begleiter der französisch-ostindischen Expedition nach Asien gehen zu dürfen, ihm versagt worden war, nahm er als gemeiner Soldat bei der ostindischen Kompagnie Dienste, und ging noch in demselben Jahre nach l'Orient ab, um sich nach Port-Louis einzuschiffen. In gerechter Bewunderung eines solchen Eifers für die Wissenschaft bewilligte ihm der König noch vor der Abreise eine Pension von 500 Livres, die Kompagnie freie Reise, und als er in Pondichery ankam, die letztere eine ansehnliche Unterstützung. Dort lernte er das Neupersische und ging nach Chandernagor, um das Sanskrit zu studiren. Eine Krankheit und der Krieg zwischen Frankreich und England, in welchem Chandernagor eingenommen wurde, nöthigten ihn nach Pondichery zurückzukehren. Er machte die Reise zu Fuß. Später wanderte er, ebenfalls größtentheils zu Fuß, von Pondichery nach Surate. Hier machte er Bekanntschaft mit zwei persischen Priestern, von denen er die beiden heiligen Sprachen Zend und Pehlwi so weit erlernte, daß er ein Wörterbuch und einige andere Werke aus diesen Sprachen übersetzen konnte. Durch Beharrlichkeit und Unterwürfigkeit gelang es ihm sogar, Zoroasters heilige Bücher (Zendavesta) von ihnen zu erhalten. Mit diesen und vielen andern kam er, durch die Einnahme von Pondichery zur Rückkehr genöthigt, 1761 nach Europa. Er reiste über London nach Oxford, um seine Manuskripte mit den in der dortigen Bibliothek befindlichen zu vergleichen, und kehrte 1762 mit einem Schatze von 180 Manuskripten und andern Seltenheiten nach Paris zurück. Durch Vermittelung des Abbé Barthélemy und seiner übrigen Freunde erhielt er eine kleine Pension mit dem Amt eines Dolmetschers der orientalischen Sprachen bei der königlichen Bibliothek, welcher letztern er einen Theil seiner literärischen Schätze schenkte. A. fing nun an, die gesammelten Materialien zu verarbeiten. Nach und nach erschienen die Uebersetzung des Zendavesta (Paris 1771; deutsch und etwas abgekürzt von Kleuker, 3 Thle. Riga 1776—78), eine Schrift über die morgenländische Gesetzgebung, seine historischen und geographischen Untersuchungen über Indien (Paris 1786; deutsch von Bernoulli, Berlin 1788) u. „L'Inde en rapport avec l'Europe" (Paris 1790; deutsch von Schedel, 2 Bde., Frankfurt 1798, und von Kister, Altenburg 1799). Während der Revolution brach er alle seine Verbindungen ab und verschloß sich in sein Zimmer, nur mit seinen Büchern und seinen Erinnerungen sich beschäftigend. Von den vielen Früchten dieser Zurückgezogenheit verdienen besondere Erwähnung das indisch-theologische Werk: „Die nicht zu enthüllenden Geheimnisse" („Oupnek'hat", 2 Bde., 1801), welches ausführliche Auszüge aus den 4 Vedas enthält. A. ward Mitglied der Akademie der Inschriften und in seinen letzten Lebensjahren des Nationalinstituts, trat jedoch wenige Monate vor seinem Tode voller Mißvergnügen über die politische Lage Frankreichs aus und lebte ohne Unterstützung und in Dürftigkeit bei einer höchst kargen Diät, indem er Milch, Käse und Wasser genoß, im Winter ein Zimmer ohne Ofen bewohnte, auf einer bloßen Matratze schlief und auch alle häuslichen Arbeiten selbst verrichtete. Mit einer außerordentlichen Gelehrsamkeit und gesunden Philosophie verband er ein treffliches Herz, rastlose Thätigkeit, Wahrheitsliebe und die seltenste Uneigennützigkeit. Er † am 17. Jan. 1805 ganz arm. Seine Verdienste um Aufklärung der Sprachen, Sitten u. Religionsmeinungen der Indier haben ihm aber ein bleibendes Andenken in den Annalen der Literatur und Kulturgeschichte gesichert.

Anquicken, s. Amalgamiren.

Anquicksilber, das noch unreine Silber, welches nach dem Abtreiben des Quecksilbers aus dem Amalgam auf den Amalgamirwerken erzeugt wird. Es hält in der Mark 11—13 Loth Silber, etwas Kupfer, Blei, Nickel, Kobalt, Arsenik ꝛc.; oft auch noch eine Spur Quecksilber. Es stellt sich traubig, astförmig, haarförmig dar. In Freiberg heißt es in diesem Zustande Metall.

Anrüchig heißt im Allgemeinen ein Mensch, dessen Ruf nicht tadellos, vielmehr übel akkreditirt ist, in der Rechtswissenschaft nach obsoleten, juristischen Begriffen derjenige, welcher in Folge seines Gewerbes oder seiner Geburt von Rechtswegen in seiner Ehre zurückgesetzt und namentlich unfähig war, in Gewerke und Zünfte einzutreten. Die Anrüchigkeit (in Bezug auf bürgerlichen Charakter) erstreckte sich im Mittelalter sogar auf die nützlichsten Gewerbe, als Müller, Schäfer, Weber; aber schon die Reichspolizeiordnung von 1577 beschränkte dieselbe und nach einem Reichsschlusse von 1731 verblieben nur noch der Abdecker und seine ihm beim Geschäfte beistehenden Kinder, so wie die schuldlosen unehelichen Kinder dem Makel der A. unterworfen. Nach einem Reichsschlusse von 1772 endlich konnte die A. durch Ehrhaftmachung von Seiten des Landesherrn aufgehoben werden. Aufklärung und Humanität hoben jene barbarischen Anrüchigkeitsbegriffe auf.

Anrufung, Gottes und der Heiligen, s. Anbetung; im juristischen Sinne s. v. a. Appellation.

Anrufungsformel, in Urkunden bis um die Mitte des 13. Jahrhunderts allgemein, später seltener vorkommende religiöse Formel, die einen frommen Wunsch oder eine Empfehlung der Sache, worüber die Urkunde ausgestellt ist, an die göttliche Obhut ꝛc. enthält. Seit Kaiser Friedrich II. finden sich in Deutschland die A.n nur in Urkunden, die mit besonderer Feierlichkeit ausgefertigt wurden. Am längsten und zum Theil bis auf den heutigen Tag erhielten sie sich in den Instrumenten der Notarien, denen sie in der Notarordnung des Kaisers Maximilian I. von 1512 ausdrücklich vorgeschrieben sind. Die deutschen Wechselproteste z. B. beginnen noch fast überall mit der großgedruckten A.: „Im Namen Gottes!" Außerdem war aber der Gebrauch der A. sehr willkürlich, doch in Deutschland im Allgemeinen seltener als in Frankreich und Italien. Die gewöhnlichsten Formeln sind: lateinische: „In nomine Patris, Filii et Spiritus Sancti"; „in nomine Sanctae et individuae Trinitatis" (herrschende Formel in den Urkunden deutscher Kaiser); „in nomine Dei omnipotentis"; „in nomine

Jesu Christi"; „Amen" etc.; deutsche: „In Gottes Namen"; „Amen"; „im Namen der ungetheilten heiligen Dreifaltigkeit"; „in des Herrn Namen" ꝛc. Zuweilen ward auch der Namen der Maria oder eines Heiligen hinzugefügt.

Ansässigkeit, der Zustand des Ansässigseyns, d.i. des Besitzes unbeweglichen oder solchem gesetzlich gleichgeachteten Eigenthums an einem Orte. Sie hat gewöhnlich gewisse Gemeinderechte zur Folge, z. B. Wahlrecht, Wählbarkeit, gewährt auch in engeren Grenzen dem Gerichte Garantie für Zahlungsfähigkeit ꝛc. Vergl. Gemeinderecht, Bürgerrecht.

Ansagezettel, auf dem ehemaligen deutschen Reichstage zu Regensburg das Verzeichniß der zu berathenden Gegenstände, welches von dem Gesandten des Erzkanzlers vorgelegt wurde.

Ansatz, an musikalischen Blasinstrumenten das Mundstück oder der Theil desselben, der unmittelbar an den Mund angesetzt wird. Ansatzstücke sind einzelne Theile, welche zum Behuf höherer und tieferer Stimmung an Blasinstrumente angefügt werden. Dann heißt A. auch die Art und Weise, wie die Blasinstrumente an den Mund gesetzt und wie die Mundtheile (Lippen ꝛc.) dabei benutzt werden. Jedes Blasinstrument fordert einen eigenthümlichen A., und viel hängt auch von der subjektiven Fähigkeit desjenigen ab, der das eine oder das andere sich gewählt hat. Zwei Flötenspieler z. B. können einen sehr verschiedenen und doch relativ gleich guten A. haben. Zu starke Wallung des Blutes, ein allzutrockener Mund, falsche Haltung des Instrumentes und der Lippen sind die gewöhnlichsten Ursachen eines schlechten A.es. In der Mathematik versteht man unter A. die Methode, nach der gegebene Größen in bestimmter Ordnung aufgeschrieben werden, um dann das Resultat der Rechnung leichter zu erhalten und Verwirrung und Fehler sicherer zu vermeiden bei algebraischen Gleichungen den für die Auflösung passendsten Ausdruck einer Aufgabe durch mathematische Zeichen. Vergl. Algebra.

Ansbach (Anspach, Onolzbach), 1) vormaliges Fürstenthum in Franken, welches einen Flächenraum von 65 □Meilen mit 267,000 Einwohnern umfaßte und gegenwärtig den größten Theil des bayerischen Kreises Mittelfranken bildet. Die Geschichte des Landes A. ist mit der des Landes Baireuth so eng verflochten, daß beide nicht wohl von einander zu trennen sind. Es sind dies nämlich jene Lande, welche unter der Herrschaft der nach ihrer Belehnung mit der Mark Brandenburg Markgrafen genannten Burggrafen von Nürnberg aus dem Hause Hohenzollern erworben wurden, seit 1398 in zwei Fürstenthümer: Burggrafthum unterhalb des Gebirgs oder A. und Burggrafthum oberhalb des Gebirgs oder Baireuth (früher Kulmbach) zerfielen, im Jahre 1791 an das königliche Stammhaus Preußen kamen und 1806 und 1807 von diesem an Frankreich zur Entschädigung Bayerns abgetreten wurden. — Die früheste Geschichte dieser Lande ist ziemlich dunkel. Sie bildeten in der zweiten Hälfte des 5. Jahrhunderts einen Theil des alten Königreichs der Thüringer, dessen ganze südliche Hälfte 528 die fränkischen Könige an sich rissen. Hier entstand um 630 ein fränkisch-thüringisches Herzogthum, dessen Herzog seit 651 in Würzburg residirte. Nach dem Erlöschen dieses Herzogstammes schenkte Pipin einen Theil des Landes dem Bisthum Würzburg, das Uebrige zogen die Karolinger als unmittelbares Staatsgut ein, errichteten darin Klöster und Pfalzen und beförderten den Handelsverkehr durch Errichtung der Märkte zu Forchheim und Bremberg (Nürnberg?). Karls des Großen Versuch, mittelst Verbindung der Altmühl mit der Rezat eine Vereinigung der Donau mit dem Main zu bewerkstelligen, mißlang. In den Jahren 804 und 805 versetzte der eben genannte Herrscher viele Wenden in die Gegenden, welche später die beiden fränkischen Fürstenthümer bildeten; daher gibt sich hier der wendische Einfluß auf Sprache und Volkscharakter bis ins 11. Jahrhundert deutlich kund, und noch jetzt erinnern viele Fluß- und Ortsnamen an die einstige wendische Bevölkerung. Seit Ludwigs des Deutschen Zeiten wurde für die vom thüringer Wald bis zur Donau gelegenen Lande der Name Frankonien od. Ostfranken gebräuchlich. Sie wurden nach altgermanischer Art in Gaue, die unter Gaugrafen standen, eingetheilt und von Markgrafen, die später Herzoge hießen, verwaltet. Von dem Lande unterhalb des Gebirgs kennt man noch die Namen des Ran-, Iffi-, Mulach- und Nordgaues, vom Lande oberhalb des Gebirges den Rednitz- und Slaviagau. Als die Macht des Reichsoberhaupts verfiel und Anarchie und Faustrecht die gemeine Freiheit vernichteten, benutzten die Gaugrafen diese Gelegenheit, um fürstliche Macht zu usurpiren, und so nahmen jene Vögte allmählig den Charakter erblicher Regenten an. So erhoben sich im Rangau die Grafen von Abenberg, welche zugleich Schirmvögte aller bambergischen Güter im Ran- und Rednitzgau wurden. Auf gleiche Weise wurden die Dynasten von Dornberg Schirmvögte und Territorialbesitzer. Als der letzte Vogt Wolfram 1288 †, brachten dessen Töchter Elisabeth und Anna ihren Gatten, den Grafen Friedrich und Ludwig von Oettingen, die Gebiete von Dornberg, A., Rügland und andere zu. Die Gaugrafen des Iffigau, auf dem Schlosse Hohenlohe hausend, erhoben sich zu Grafen von Hohenlohe. Die Gaugrafen des Sualafeldes nannten sich edle Herren von Truhendingen und seit 1226 Reichsgrafen. Die Dynasten von Babenberg führten das Grafenamt im Nordgau und im Rednitzgau unter dem Titel Markgrafen von Ostfranken. Nach der Ermordung Adalberts von Babenberg (905) fielen die babenbergischen Güter u. Reichswürden an die Herzöge Konrad, den nachmaligen König Konrad I., und Eberhard von Franken, und endlich nach mehrfachem Herrenwechsel an das herzogliche Haus Meran, nach dessen Aussterben sie durch Vermählung im 13. Jahrhundert an Hohenzollern fielen. Die Hohenzollern, die mächtigsten Dynasten in Ostfranken, walteten in Nürnberg als Reichsbeamte, Burggrafen genannt, weil Nürnberg zugleich eine Kaiserburg und Reichsfeste war. Auch sie erlangten nach und nach fürstliche Gewalt und Erblichkeit und erweiterten ihre Macht durch glückliche Heirathen, Kauf und Eroberung. Unter ihre äl-

testen Erwerbungen gehören die Grafschaft Abenberg (1230), Baireuth (1248), Neustadt a. d. Aisch (1272), Windsbach (1281), Burg und Berg Kulmen (1282), Schloß Kastell (1283) und mehre andere Schlösser, das Amt Stauff (1328), ein Theil der Herrschaft Dornberg mit der Stadt A. (1331), die Stadt Kulmbach (1338), die Feste Kammerstein mit dem Markt Schwabach und Kornburg (1364), Gunzenhausen (1368), Wassertrüdingen (1371), die Reichsstadt Feuchtwang (1376), Stadt und Burg Uffenheim nebst der hohenlohischen Stammburg Hohenlohe (1378), Stadt und Amt Kitzingen (1390), Erlangen (zwischen 1403—1416), die Herrschaft Lichtenberg (1427) und andere. Einen Hauptbestandtheil des Landes bildeten die vielen reichen Klöster, welche nach Einführung der Reformation säkularisirt und in Domänen verwandelt wurden, wodurch die fürstliche Macht außerordentlichen Zuwachs erhielt. Nach altem Herkommen pflegten sich nach des Vaters Tode die zwei ältesten Söhne auf die Weise ins Land zu theilen, daß der Eine das Oberland, der Andere das Unterland zur Verwaltung und Nutznießung erhielt, während die jüngeren Söhne meistens in den geistlichen Stand traten. Zu weiteren Theilungen kam es darum nicht, weil durch einen merkwürdigen Zufall immer der Stamm des einen der beiden Besitzer gleich wieder erlosch. Die Burggrafen von Nürnberg aus dem Hause Hohenzollern, deren Reihe um 1180 beginnt, residirten mehr in Kadolzburg, als in Nürnberg, die oberländischen Herren meistens auf der Plassenburg und in Kulmbach; die Markgrafen aus dem Kurhause Brandenburg zogen jedoch Baireuth vor. Die merkwürdigsten geschichtlichen Ereignisse, welche diese Länder trafen, wurden meistens durch die persönlichen Verhältnisse der Fürsten zu den benachbarten Dynastengeschlechtern herbeigeführt, und Volksinteressen kamen dabei nie in Geltung. Unversöhnlicher Haß gegen das Haus Bayern, die Bischöfe von Würzburg und Bamberg und die Städte Windsheim, Rothenburg und Nürnberg brachte endlose Fehden. Verschiedene Umstände, vornehmlich der Einfluß und die kluge Haltung der Stadt Nürnberg, bewirkten aber, daß aus dem unermeßlichen Schaden, welchen die Burggrafen ihren Gegnern zufügten, für sie selbst kein wesentlicher Gewinn erwuchs. Burggraf Friedrich VI. brachte die Mark Brandenburg (s. d.) an sein Haus und schuf so für dessen Größe eine neue Grundlage. Diese Erwerbung führte aber zu einer langwierigen Fehde mit dem Herzog Ludwig von Bayern, welcher selbst auf Brandenburg Ansprüche erhoben hatte. Im J. 1427 verkaufte Markgraf Friedrich der Stadt Nürnberg seine dortige Burg nebst Zubehör an Gütern u. behielt sich nur die geistlichen und weltlichen Lehen, das Landgericht, den Wildbann, das Geleit und einige andere burggräfliche Rechte vor. Unter dem Kurfürsten Albrecht Achilles wurde durch das Familien-Erbfolgegesetz von 1473 das Haus Hohenzollern in zwei Linien, die brandenburgische u. fränkische, eingetheilt. Brandenburg erhielt Albrechts ältester Sohn Johann II., A. kam an Friedrich, Baireuth an Siegmund. Da Letzterer schon 1495 ohne Erben †, so erhielt Friedrich auch Baireuth. Auch er hatte viele Fehden mit der Stadt Nürnberg, vornehmlich deshalb, weil sie ihr Gebiet durch neu errichtete Blockhäuser zu weit auszudehnen suchte. Der Markgraf ließ diese niederreißen, und es kam darüber zwischen den Nürnbergern und dem Prinzen Kasimir 1502 bei Affalterbach zu einer blutigen Schlacht. Nachdem Friedrich in Geisteszerrüttung gefallen, regierten seine zwei ältesten Söhne Kasimir und Georg der Fromme gemeinschaftlich. Ihre Regierung reichte bis in die Zeiten des Bauernkrieges, der auch über ihre Länder verheerend dahinzog. Auf den Bauernkrieg folgte die Reformation, welche von der Stadt Nürnberg ausging. Markgraf Georg unterzeichnete 1530, zum Theil aus persönlicher Erbitterung gegen den kaiserlichen Hof, die augsburgische Konfession, nahm 1532 den ersten Religionsfrieden an und verabredete 1533 mit Nürnberg eine Kirchenordnung, der zufolge die meisten Klöster eingezogen wurden. Höchst nachtheilige Folgen, sowohl für sein eigenes Fürstenthum Baireuth, als auch für das seinem minderjährigen Vetter Georg Friedrich zugehörige Fürstenthum A., hatte das abenteuerliche Treiben des Markgrafen Albrecht Alcibiades, der um Subsidiengelder Land und Leute feilbot. In Folge seiner Achtserklärung nahmen die gegen ihn verbündeten Stände Bamberg, Würzburg u. Nürnberg 1554 das ganze Fürstenthum Baireuth in Beschlag, mußten es jedoch 1556 dem böhmischen Lehenskanzler, Grafen Schlick, zur Verwaltung im Namen des Kaisers überlassen. Der mit dem Fluch von halb Deutschland beladene Markgraf † 1557 zu Pforzheim, worauf der junge Georg Friedrich alleiniger Herr der beiden fränkischen Fürstenthümer wurde, die er auf die dringenden Mahnungen des Kurhauses Brandenburg vom Kaiser eingeräumt erhielt. Nach Herstellung der zerstörten Feste Plassenburg wurde Kulmbach statt Baireuth zur Residenz erhoben. Markgraf Georg Friedrich war ein Mann des Friedens und hatte das wahre Wohl des Landes im Auge; die aus dem Würzburgischen vertriebenen Protestanten siedelten sich hier an, die Bergwerke auf dem Fichtelgebirge wurden neuerdings bebaut und für die Pflege der Wissenschaften eifrig gesorgt. Im Jahr 1577 zog der Markgraf nach Preußen, um über seinen geistesschwachen Vetter Herzog Albrecht die Vormundschaft zu führen, kehrte 1586 zurück und regierte Preußen von Franken aus. Da er 1603, ohne Erben zu hinterlassen, †, so fielen die zwei fränkischen Markgrafthümer an das kurfürstliche Haus Brandenburg zurück. Des Kurfürsten Johann Georg jüngerer Sohn Joachim Ernst kam hierauf in den Besitz des ansbacher Landes u. betheiligte sich an der Union der evangelischen Stände. Als er schon 1625 †, folgte ihm sein neunjähriger Sohn Friedrich unter der Vormundschaft seiner Mutter Sophia, Gräfin von Solms-Laubach. Unter ihrer langen Regentschaft litt das Land entsetzlich durch die Stürme des 30jährigen Krieges, und langsam erholte es sich von den erlittenen Drangsalen. Die Hälfte seiner Städte und Dörfer lag in Asche, ganze Fluren waren Wüsteneien geworden, die Bevölkerung auf $^{1}/_{3}$ zusammengeschmolzen. Im Jahre 1680 ließen sich vertriebene französische Protestanten zu Erlangen, Schwabach und einigen anderen Orten

nieder und brachten neue Gewerbzweige und neues industrielles Leben mit. Eine Reihe guter Regenten förderte die Keime des Wohlstandes zu neuen Blüthen. Aufgehalten wurde jedoch diese gedeihliche Entwickelung durch den Markgrafen Wilhelm Friedrich. Dieser war ein Wüstling und Tyrann. Die Landstände wurden bei Seite geschoben, Hofbacchanalien wechselten mit wilden Jagden ab und allenthalben herrschte rohe Willkür. Sein Nachfolger Karl Wilhelm Friedrich († 1723) trat in die Fußtapfen des Vaters, doch machte er sich um des wissenschaftliche Leben verdient durch Errichtung des Lyceums zu Neustadt an der Aisch (1732), des karolinischen Gymnasiums zu A. (1736) und der Universität zu Erlangen (1743). Er † 1757, nachdem er kurz zuvor dem Bunde und der Achtserklärung gegen Friedrich den Großen, dessen Schwester Friedrike Louise er zur Gemahlin hatte, beigetreten war. Sein Sohn und Nachfolger Christian Friedrich Karl Alexander fand an dem wilden Treiben seiner beiden Vorgänger keinen Geschmack und war seiner Gesinnung nach ein trefflicher Fürst, der rastlos das Gute anstrebte. Da er aber unter seiner Umgebung keinen fähigen Helfer fand, der ihm in seinem Streben hätte förderlich seyn können, und an der Möglichkeit, seinen Pflichten genügen zu können, verzweifelte, so trat er 1791 die Fürstenthümer A. und Baireuth, welches letztere ihm 1761 nach dem Tode des dortigen Markgrafen Friedrich Christian zugefallen war, gegen eine Jahresrente an seinen Lehnsherrn, den König Friedrich Wilhelm II. von Preußen, ab, auf welchen Entschluß seine Gemahlin, Lady Elisabeth Craven, die Tochter des Grafen Berkley, wesentlichen Einfluß gehabt hat. Der Markgraf † den 5. Januar 1806 kinderlos in England. A. und Baireuth waren fortan preußische Provinzen und wurden als solche von einem besonderen Minister, dem zu A. residirenden Freiherrn (späteren Fürsten) von Hardenberg, nach preußischem Muster eingerichtet und verwaltet. Die nach dem baseler Frieden von Preußen beobachtete Neutralität machte die beiden Fürstenthümer zu einem blühenden Asyle für das ganze südliche Deutschland. Zufolge eines 1802 mit Bayern geschlossenen, aber erst 1804 vollzogenen Austauschvergleichs wurden mehre ansbachische und baireuthische Aemter und Ortschaften gegen bayerische umgewechselt. In den geheimen Unterhandlungen des preußischen Ministers Haugwitz mit Napoleon nach der Schlacht von Austerlitz ging man darauf ein, das Fürstenthum A. behufs der Entschädigung des Kurfürsten von Bayern für das Herzogthum Berg an die Franzosen abzutreten. Da aber Preußen mit Vollziehung dieses Vertrags zögerte, rückte den 24. Februar 1806 Marschall Bernadotte in A. ein und nahm das ganze Fürstenthum für Frankreich in Besitz, worauf es am 14. Mai an Bayern übergeben wurde. Als bald darauf der Krieg mit Preußen ausbrach, besetzten die Franzosen den 14. November 1806 auch das Fürstenthum Baireuth und überwiesen es nach dem tilsiter Frieden 1807 gleichfalls an Bayern, das durch Patent vom 10. April 1810 davon Besitz ergriff. Einen Theil des Fürstenthums A. trat Bayern an Würtemberg und an das Großherzogthum Würzburg ab. Unter bayerischer Herrschaft bildete dann das Unterland (mit Einschluß der ehemaligen baireuthischen Kreise Erlangen und Neustadt, der Städte Nürnberg und Rothenburg mit ihren ehemaligen Gebieten und einigen anderen Bezirken) den Rezatkreis (das jetzige Mittelfranken), das baireuthische Oberland nebst dem ehemaligen Bisthum Bamberg aber den Obermainkreis (das jetzige Oberfranken). Vergl. C. Barth, Versuch einer Landes- und Regentengeschichte der beiden fränkischen Fürstenthümer Baireuth und A., Hof 1795; K. H. Lang, Annalen des Fürstenthums A. unter der preußischen Regierung von 1792—1806, Frankfurt und Leipzig 1806. Derselbe, Neuere Geschichte des Fürstenthums Baireuth, 3 Bde., Göttingen, dann Nürnberg 1798—1811.

2) A., Anspach, sonst Onolzbach (lat. Onoldum oder Onoldinum), Stadt am rechten Ufer der fränkischen Rezat, welche hier den Holzbach (Olze) aufnimmt, von welchem der alte Name der Stadt abgeleitet wird, sonst Haupt- und Residenzstadt des Fürstenthums A.-Baireuth, jetzt Hauptstadt des bayerischen Kreises Mittelfranken und Sitz der Kreisregierung, des mittelfränkischen Appellaionsgerichts, des protestantischen Konsistoriums, einer Kommandantur über eine Garnison von 2 Regimentern und des Landgerichts. Die Stadt hat drei Vorstädte und 16,400 Einwohner, zwei protestantische Kirchen, eine katholische und eine Synagoge, ferner ein schönes Schloß, sonst markgräfliche Residenz (jetzt befinden sich darin die Kreisbehörden, die Schloßbibliothek und eine Gemäldesammlung) mit großem Garten (in welchem das Denkmal des Dichters Uz steht, und worin der bekannte Findling Kaspar Hauser 1833 ermordet wurde), zwei Hospitäler, ein Waisenhaus, ein Theater, ein Gymnasium, u. andere öffentliche Lehranstalten. Die Einwohner treiben Gewerbe und Handel. Fabriken in wollenen, baumwollenen und halbseidenen Waaren, Spielkarten, Pergament, Tabak, Steingut, Fayence, chirurgischen Instrumenten u. Bleiweiß sind in lebhaftem Betrieb. Die Dichter Uz, von Cronegk und der Arzt G. F. Stahl sind hier geboren. Die Stadt verdankt ihren Ursprung dem St. Gumpertsstifte, ursprünglich einem Benediktinerkloster, das von Gumpert, Sohn Goriberts I., Herzogs in Franken, um das Jahr 750 errichtet, aber 1057 in ein Kollegiat- oder weltliches Chorherrenstift verwandelt und 1560 säkularisirt wurde. Von den Vögten von Dornberg, den Schutz- und Schirmherren des St. Gumpertsstiftes, erbten die Stadt 1288 die Grafen von Oettingen, die sie 1331 an Friedrich IV., Burggrafen von Nürnberg, verkauften. Bald wählten die Burggrafen A. zu ihrer Residenz, und nach der Theilung ihrer Länder wurde A. die Hauptstadt des Burggrafenthums unterhalb des Gebirges. Das Schloß brannte 1718 ab und wurde 1723 wieder aufgebaut. In der 1736 erneuerten protestantischen Stadt- und Stiftskirche St. Gumpertus ist die Ritterkapelle sehenswerth wegen ihrer Alterthümer und gut erhaltenen Monumente. Die markgräfliche Gruft befindet sich in der (um 1440 erbauten) zweiten protestantischen Stadtkirche St. Johannis. Das Gymnasium ist

gut organisirt und hatte öfters bedeutende Männer zu Lehrern. Vergl. *Fischer*, Ausführliche Beschreibung der Haupt- und Residenzstadt A. u. deren Merkwürdigkeiten, Ansb. 1786; G. Fr. D. *Göß*, Statistik des Fürstenthums A., das. 1806.

Ansbert, Priester und Chronist im 12. Jahrhundert, Theilnehmer an Kaiser Friedrichs I. Kreuzzuge und Verfasser einer werthvollen Geschichte desselben. Dieses Werk, lange unbekannt und nur in einigen Kopien vorhanden, wurde durch den Eifer des gelehrten Geschichtsforschers J. Dobrowsky vom Untergange gerettet und zum ersten Male 1827 zu Prag herausgegeben unter dem Titel: „Ansberti, Clerici Austriaci, historia de expeditione Friderici". Außer einem vollständigen Berichte über den Zug Friedrichs enthält es viele Details über die gleichzeitige Expedition Philipp Augusts von Frankreich und Richards von England. Die Erzählung verräth überall den Augenzeugen und gibt mehre neue, von den übrigen Chronisten nicht erwähnte Thatsachen. Der Styl ist oft barbarisch, der Ton ernst und schwermüthig, dem Mißgeschicke der deutschen Kreuzfahrer entsprechend.

Anschauung, im eigentlichen Sinne eine durch den Gesichtssinn erlangte Vorstellung von einem Gegenstande, im weitern Sinne jede nicht durch Verstandesbegriffe vermittelte, sondern unmittelbar auf den Gegenstand bezogene Vorstellung. Sie ist unter allen Vorstellungen die klarste und lebendigste, setzt den Geist in die unmittelbarste Beziehung zum Gegenstande, kann am ersten Abscheu und Ekel vor demselben erregen oder auch mit Liebe und Begeisterung für ihn erfüllen; sie läßt die unvertilgbarsten Spuren im Gemüthe zurück und zieht in der Seele des Kindes schon die Furchen, aus welchen die Saat der Gedanken und Willensrichtungen in der Zukunft aufkeimt. Indeß ist der Kreis, in welchem die A. herrscht, beschränkt, sie selbst immer individuell, an das gerade Gegebene gebunden, daher unfähig, über die Grenzen der unmittelbaren Wahrnehmbarkeit hinaus zu gehen und mithin der Einseitigkeit ausgesetzt. Die A. muß sich mit der Abstraktion verbinden, um allgemeine Vorstellungen zu erzeugen, sie muß sich sogar ihre schönen, vollen Bilder erst wieder zertrümmern und zergliedern lassen, wenn sie zuletzt die Frucht alles Forschens und Schauens, die Erkenntniß, zeitigen will. Die A. führt uns z. B. das Meisterwerk eines Raphael vor, wir sehen es, fühlen den Hauch des Genius, der aus ihm uns anweht; wir staunen und gehen davon entzückt und mit unauslöschlichem Eindruck in der Seele. Aber wir wissen damit noch nicht, was es eigentlich ist, das uns so mächtig erfüllt, wir haben damit das geheimnißvolle Wesen der Kunst noch nicht begriffen. Um dahin zu gelangen, müssen wir das Werk nicht bloß anschauen, sondern durchdenken, studiren, d. h. das ganze Bild uns zerlegen in die tausend verschiedenen Eigenschaften, welche es an sich trägt, jede derselben einzeln ergründen, die aus der Idee der Kunst überhaupt hergenommenen und durch Vergleichung anderer Kunstwerke gewonnenen Regeln hierauf anwenden, und nach dieser Zerstörung und Bewältigung des Ganzen uns selbst das Bild von Neuem konstruiren. So kommt aus der A. die Erkenntniß, zunächst nur die des einzelnen Gegenstandes, dann aber auch bei weiterer Arbeit die des Generellen. Die A. gibt das Material für das Denken, das Denken selbst erst die Erkenntniß; der Anschauende ist noch im Gegenstande verloren; durch das Denken bemeistert er sich seiner, und macht ihn im Wissen zu seinem Eigenthume. Wie es neben den äußern sinnlichen Erscheinungen auch innere, nur dem geistigen Auge wahrnehmbare gibt, so gibt es außer der *äußern* auch eine *innere* A. Alles, was im Raum ist, veranlaßt die erstere, was hingegen in der Zeit ist, was wir als Veränderungen in uns wahrnehmen, jene leichten Kinder der Phantasie und jene höhern Schöpfungen der Vernunft, welche frei von den Grenzen des Raumes nur an das Gesetz der Aufeinanderfolge oder Gleichzeitigkeit gebunden sind, sind Gegenstände der letztern, der innern A. Da alles Aeußere aber Vorstellung, und mithin nothwendig auch in irgend einer Zeit ist, so folgt, daß das Aeußere auch ein Inneres ist; und wir können uns daher auch räumliche Gegenstände im Bilde vorstellen und zu innern machen. Umgekehrt ist das ursprüngliche Innere, nur in der Zeit Vorstellbare nicht zugleich ein Aeußeres. *Kant* unterschied ferner zwischen *reinen* (A. a priori) und *empirischen* (A. a posteriori) A.en und verstand unter jenen solche, welche der Geist, frei von allem konkreten Gehalte, nur als reine Form schaut, d. h. Zeit u. Raum, und die in diese Kategorien fallenden Gegenstände der reinen Mathematik; unter diesen dagegen die Bilder, welche die Betrachtung bestimmter Gegenstände in uns hervorbringt. Die meisten neuern philosophischen Schulen haben die A. ganz natürlich als die Bedingung aller Erkenntniß ihren Systemen zum Grunde gelegt. *Fichte* verstand unter intellektueller A. die ursprüngliche A. des Ichs oder das unmittelbare Bewußtseyn; *Schelling* einen unbedingten Erkenntnißakt, in welchem das Subjektive und Objektive zusammenfallen soll, und welcher nach ihm der Anfangspunkt aller philosophischen Erkenntniß ist; *Hegel* dagegen vermittelt ein absolutes Wissen durch nothwendige Gedankenbewegung. So viel ist gewiß, daß eine intellektuelle A. als ein durch das Denken nicht ermittelter, mithin zufälliger und verlierbarer Zustand des Subjekts, in welchem man das Absolute in seiner ungetrübten Einheit unmittelbar ergreife, eine willkürliche Voraussetzung ist, die eben so wenig auf sicherem Boden ruht, wie jenes unmittelbare Anschauen Gottes, von dem die Mystik so oft geträumt hat. Mit viel mehr Wahrheit würde man jene oben angedeutete höchste Stufe der Erkenntniß, auf welcher das Denken sich des Gegenstandes so ganz bemächtigt hat, daß aus seinen einzelnen Merkmalen ein geistiges Ganze wieder reproducirt wird, welches nun wirkliches Eigenthum des Geistes ist, intellektuelle A. nennen. Dieser Art A. ist auch die *künstlerische* A. verwandt; sie unterscheidet sich von der philosophischen vornehmlich dadurch, daß sie eine ideale (von der künstlerischen Idee durchdrungene) und eben darum eine schöpferische ist. In dem reichen Innern des Künstlers reflektirt sich die Welt nicht bloß in ihrer nackten Wirklichkeit, sondern diese wird

zur höhern Schönheit umgebildet und alsbald vermöge des unvertilgbaren Schöpfungstriebes der Idee auch mit dem Drange geschwängert, sich zu äußern und bildend sich zu entfalten. Der Grad der Klarheit, mit welcher die Idee des Künstlers im Kunstwerke vor unser Auge tritt, ist die Anschaulichkeit des letzteren, und von ihr hängt größtentheils seine Wirkung ab. Sie besteht darin, daß die Idee in der Form des Ganzen gefühlt und lebendig angeschaut werde und mithin das Mannichfaltige sich als zu einem lebendigen Ganzen verbunden zu erkennen gebe. Sie liegt eben sowohl in der Form des Ganzen, besonders in der Anordnung (s. d.), als in der Darstellung u. dem Ausdrucke des Einzelnen. Ueber A. beim Unterrichte s. Anschauungsunterricht.

Anschauungsunterricht, ein Zweig des Volksschulunterrichts, der in einer Reihe von Uebungen besteht, welche geeignet sind, das Anschauungsvermögen der Kinder auszubilden. Wenn das 5- oder 6jährige Kind die Schule betritt, ist es in der Regel für den eigentlichen Unterricht noch nicht reif, es muß für ihn erst reif gemacht werden. Seine Aufmerksamkeit soll geweckt werden; denn von der Beseitigung der Zerstreutheit oder von der Energie der Aufmerksamkeit, von der Fähigkeit, die Gedanken auf einen Gegenstand zu fixiren, hängt der Nutzen des Unterrichts vornehmlich ab. Diesen Zweck verfolgen die Anschauungsübungen. Sie beginnen von äußern Anschauungen, um dadurch innere zu veranlassen; sie wollen die Sinne des Kindes für äußere Eindrücke öffnen, damit die Dinge der Außenwelt sich in klaren Bildern im kindlichen Gemüthe abspiegeln und richtige Grundlagen für spätere Begriffe und Urtheile werden. Wirkliche, reale Gegenstände werden den Sinnen der Kleinen vorgeführt, sie werden angeschaut und allseitig betrachtet. Hiermit werden Sprechübungen verbunden, damit das Kind auch lerne, seine Vorstellungen durch Worte auszudrücken. Was angeschaut worden ist, wird besprochen. Der Lehrer lenkt die Aufmerksamkeit der Kinder, er bedient sich des Fragunterrichts, und die Schüler sprechen in bestimmter, scharfer Weise, in einzelnen Sätzen, mit deutlichen, scharfen Accenten. Sehen, Hören und Sprechen fällt in Eins zusammen. Bezeichnungen, welche die Kinder noch nicht kennen, werden ihnen gesagt, nachdem sie die lebendige, unmittelbare Anschauung des Dinges und seiner Merkmale erlangt haben. Erst die Sache, dann das sie bezeichnende Wort! Locke und Rousseau waren die Ersten, welche das Bedürfniß eines solchen Unterrichts, des einzigen naturgemäßen und für das zartere Alter dienlichen, erkannten; aber Pestalozzi's Verdienst ist es, der Idee, Gestalt und Leben gegeben zu haben. Ihm und seiner Schule verdanken wir die angedeuteten Uebungen. Pestalozzi selbst wählte als Anschauungsmaterial den menschlichen Körper, und verfaßte darüber sein bekanntes „Buch der Mütter", so genannt, weil es die Uebungen in die Wohnstube verlegte und unter die Hand der Mutter stellte. Die neuere Pädagogik hat aus nahe liegenden Gründen die ausschließliche Wahl des menschlichen Körpers gemißbilligt und dafür die zu betrachtenden Gegenstände aus dem Kreis der Schule und des Lebens gewählt. Man kann diesen Unterricht auch mit dem Leseunterricht verknüpfen. Zu diesem Zwecke muß das Lesebuch geeigneten Stoff enthalten, welcher Gelegenheit zu den mannichfachsten Anschauungsübungen bietet. Dieser wird nach allen Seiten hin besprochen, und zur Veranschaulichung des Besprochenen dienen Naturkörper, Modelle und gute Abbildungen. Man sucht das Kind zuvörderst in den Kreisen, worin es sich bewegt (Haus, Schule, Familie, Gemeinde, Stadt oder Dorf, Garten, Flur, Wald rc.), heimisch zu machen. Dabei sind dem Gedächtnisse der Kinder kleine Gedichtchen, die auf den besprochenen Stoff Bezug haben, fest einzuprägen. Auf einer weiteren Stufe ist es der Unterricht in den Realien, welcher anschaulich betrieben werden muß und also die Stelle des A.s einnimmt. Zunächst ist dem Kinde die geographische Kenntniß der Quadratmeile, auf welcher es lebt, zu verschaffen. Alles, was hier in dieser Beziehung anzuschauen u. kennen zu lernen ist, lerne das Kind durch unmittelbare Anschauung kennen, weshalb es nothwendig ist, daß die Kinder öfters ins Freie geführt werden, wo sie auf die Himmelsgegenden, auf Berge, Felsen, Thäler, Ebenen, Felder, Wiesen, Triften, Wälder, Sümpfe, Bäche, Teiche, Seen, Flüsse rc. aufmerksam gemacht werden. Besonderes Augenmerk verdienen die Wohnorte der Menschen, Städte, Dörfer, Gehöfte, Mühlen, einzelne Häuser rc. Sind hierüber ausreichende Anschauungen gesammelt, so wird in der Schule versucht, dieselben durch Zeichnung zu fixiren. Es sind die Kinder mit der Lage der Himmelsgegenden auf der Karte bekannt zu machen, dann mit den üblichen kartographischen Zeichen für Höhenzüge, Berge, Flüsse rc., und nun wird die Karte der Heimath ausgeführt. Ist dies Alles eingeprägt, so geht man zu dem über, was sich auf der Erde findet; hier stellt sich zunächst die Pflanzenwelt dar. Ein Dutzend der in der Gegend am häufigsten wachsenden Pflanzen, jedoch nur solche, die alle Theile deutlich und erkennbar zeigen, werden besprochen. Nachher hat man Gelegenheit, durch Zusammenstellung und Vergleichung das Wesentlichste über Wurzel, Stengel, Blätter, Blüthenstand, Kelch, Krone, Staubgefäße, Stempel und Frucht mit den Kindern zu besprechen, jedoch nur das Allerwesentlichste. Auch auf den Nutzen und Schaden der Pflanzen (Futter-, Gemüsepflanzen, Getreidearten, Giftpflanzen) kann man hier schon hinweisen. Die Pflanzenwelt führt zur Thierwelt. Hiervon werden einige Säugethiere, Vögel, Amphibien, Fische, Käfer und Schmetterlinge besprochen und die am meisten in die Augen fallenden Merkmale dieser Thierklassen durch Vergleichung aufgesucht. Doch darf die Art dieser Besprechungen nicht streng naturgeschichtlich seyn, sondern in dem Tone, in dem z. B. der Text zu Speckters Fabeln geschrieben ist; man kann bei einer solchen Besprechung von einer solchen Fabel ausgehen. Die Thier- und Pflanzenwelt leitet zum Erdboden; man macht die Kinder auf die Verschiedenheit desselben, z. B. auf Lehm-, Thon- und Sandboden aufmerksam, dann auf die in der Gegend vorkommenden Steinarten und deren Gebrauch, als Bau- u. Pflaster-

steine u. dgl. Sind in der Nähe Gruben, die bearbeitet werden, so wird man gewiß Veranlassung finden, über Metalle, Kohlen, Salz, deren Eigenthümlichkeiten und Gebrauch mit den Kindern zu sprechen. Hieran sind einige Belehrungen über die Beschäftigungsarten der Menschen zu knüpfen, z. B. über Ackerbau, Viehzucht, Handwerke, Fabriken, kurz, über Alles, wozu auch in dieser Beziehung der Wohnort und die nächste Umgebung Veranlassung darbietet. Dies leitet wieder auf Gemeindeeinrichtungen, Obrigkeit, Kirche und Schule. Den Schluß dieses Unterrichts in dieser Klasse bildet eine Betrachtung des Himmels, so weit die hier Statt findenden Erscheinungen den Kindern verständlich gemacht werden können. Hier können die Schüler aufmerksam gemacht werden auf den täglichen und jährlichen Wechsel der Sonne bei ihrem Auf- und Untergange; auf den Wechsel der Wärme, der täglich und in den verschiedenen Jahreszeiten eintritt; auf das, was die Jahreszeiten zeigen in Bezug auf Wärme, Lufterscheinungen, Pflanzen- u. Thierwelt; auf den Mond, seinen Aufgang, Untergang, Lichtwechsel, und dann auf die Sterne. Man hebt natürlich bei der Besprechung dieser Gegenstände nur das heraus, was veranschaulicht werden und worüber man sich den Kindern vollkommen verständlich machen kann. Fortwährend hat man darauf zu sehen, daß die Kinder überall ihre Sinne gebrauchen und sich über Alles, was sie erkannt haben, aussprechen lernen, und zwar stets in leichten, einfachen und sprachrichtigen Sätzen. Wenn der Leseunterricht in der Incipientenklasse auf die oben angegebene Weise und der Realunterricht auf der folgenden Stufe auf diese Weise getrieben wird, so kann ein besonderer A. in der Schule entbehrt und der Zweck desselben wird vollständiger und besser erreicht werden, als wenn er in der gewöhnlichen Weise betrieben wird. Lehrbücher, die für diesen Unterricht benutzt werden können, sind: die Lesebücher von Lüben und Nacke, I. und II. Theil, und „Das erste Schuljahr" von L. Th. Knauß.

Anschauungsvermögen, inneres, die Fähigkeit der menschlichen Seele, auf Grund der Sinnesempfindungen und der unmittelbaren Erfahrung sich deutliche, lebensvolle Vorstellungen von den Gegenständen zu bilden; äußeres A. ist s. v. a. Sinn.

Anschlag, öffentliche Bekanntmachung, die auf der Anschlagtafel, an einem Eckhause, in Wirthsstuben, an Rathhäusern 2c. angeheftet, angeschlagen wird. Das Recht dazu haben Obrigkeiten, Gerichte, manche öffentlich anerkannte Korporationen (z. B. Universitäten) und einzelne ihrer Mitglieder (z. B. Professoren) und es beschränkt sich hier oder dort meist auf gewisse Arten der Bekanntmachung. In gewissen Fällen müssen die Anschlagezettel mit dem Stempel der Polizeibehörde versehen seyn. — Am Gewehr bezeichnet A. die Stelle des Kolbens, welche beim Schuß an den Backen angelegt wird; dann auch das Anlegen des Gewehrs selbst, um schußfertig zu seyn. — A. heißt auch der Ueberschlag der zu einem Unternehmen nöthigen Summe, z. B. Bauanschlag, die specielle Berechnung des Aufwandes zu einem Bau an Materialien, Löhnen der Handwerksleute 2c. Der A. in landwirthschaftlicher Hinsicht hat den Zweck, den Werth eines Landgutes oder eines einzelnen Grundstücks zu ermitteln. Er ist entweder Ertragsanschlag oder Grundanschlag. Jener beruht auf der Ausmittelung und Feststellung des jährlichen Nutzens, welchen das abzuschätzende Gut oder Grundstück nach Abzug aller direkten und indirekten Abgaben und Betriebsunkosten gewährt oder bei guter Bewirthschaftung gewähren kann. Bei dem Grundanschlag, auch Sicherheitsanschlag genannt, wird von der Art der Bewirthschaftung und der daraus entspringenden Unkosten abgesehen u. nur auf den Werth der Substanz des Gutes, d. h. auf die absolute Ertragsfähigkeit der einzelnen Grundstücke und die darauf haftenden Lasten und Abgaben Rücksicht genommen. — In der Musik versteht man unter A. im Allgemeinen die Art, wie die Tasten durch die Finger in Bewegung gesetzt werden. Der gute A. erfordert vor Allem, daß der Spieler ganz Herr seiner Finger sey; denn nur dann sind diese jeder möglichen Abstufung des Tonanschlags fähig. Es müssen seine Finger die „feinste innere Fühlung" (nach Hummels Ausdruck) besitzen, welche sich bis auf die äußerste Spitze erstreckt. Die Finger sollen dabei dem Spieler beim leisesten Berühren der Tasten und bei der lockersten Haltung der Hand ebenso wie beim kraftvollsten Niederdrücken mit angezogenen Muskeln gehorchen. Dieses Feingefühl der Finger und diese vollkommene Herrschaft über dieselben, macht den Spieler fähig, jedes Gefühl, das sich in seiner Seele regt, dem Zuhörer kund zu geben: kurz, es befähigt zu einem seelenvollen Spiel. Noch sind unzertrennliche Eigenschaften eines guten A.s: Leichtigkeit, Kraft und Präcision, richtiges Anhalten der Töne, ohne welches der Vortrag keinen Zusammenhang hat, sowie Gleichheit in allen Klängen, deren Mangel die gewöhnliche Ursache ist, weshalb so viele Klavierspieler so undeutlich vortragen. Uebrigens versteht es sich von selbst, daß diese Gleichheit nicht eine absolute und durchgängige seyn kann, daß vielmehr die höheren Klänge weniger Kraftaufwand zum A. fordern als die tieferen, und daß der Charakter des Stückes in verschiedenen Partien größere oder geringere Stärke des A.s nöthig macht. Mechanische Bedingungen eines guten A.s sind außerdem: richtige Lage des Armes und der Hand, und richtiges Berühren der Tasten; diese müssen nur mit den Spitzen der etwas gekrümmten Finger, nicht mit den Nägeln oder gar mit dem ganzen Gliede des Fingers angeschlagen werden. Ein sicherer A. beruht auf mechanischer Vollendung, und lange Uebung ist unerläßlich.

Anschovis (richtiger Anchovis, französisch Anchois), Fischart, s. v. a. Sardelle, dann im Handel Bezeichnung mehrer kleinen Fischarten, welche entweder eingesalzen, wie Sardellen, oder in eine Gewürzbrühe von Salz, Piment 2c. schichtweise gelegt, als eigentliche A. einen bedeutenden Handelsartikel u. eine beliebte Speise abgeben. Sie werden im mittelländischen Meere, an den spanischen, nordfranzösischen, holländischen, englischen u. norwegischen Küsten in großer Menge gefangen, vorzüglich vom December bis im März (vgl. Sardelle). Der Handel mit A., besonders in den südfranzö-

fischen und italienischen Seestädten, beschäftigt ansehnliche Kapitale. Sie werden in kleinen Fässern versandt; den französischen sind die Köpfe abgeschnitten, was bei den italienischen, englischen und nordischen nicht der Fall ist. Statt der ächten A. werden auch oft kleine Weißfische eingemacht und als A. verkauft.

Anschütz, Heinrich Eduard, trefflicher Schauspieler, geboren zu Luckau in der Niederlausitz, ging 1817 als leipziger Student an das Theater nach Nürnberg, trat dann, besonders in Heldenrollen, nicht ohne Beifall in Königsberg u. Breslau auf und ist seit 1821 in Wien engagirt, wo er vorzüglich Helden- und Charakterrollen spielte und noch gegenwärtig als Regisseur thätig ist. Seine Frau, Josephine, geborne Kette, gefeierte Sängerin zu Anfange dieses Jahrhunderts, war geboren zu Bamberg 1793, trat zuerst auf dem dortigen Theater auf und ging dann nach Nürnberg, wo sie sich mit Heinrich Eduard A. verheirathete. Als erste Sängerin am breslauer Theater in den Jahren von 1811—1818 angestellt, bezauberte sie durch ihr anmuthiges Spiel, weit mehr aber noch durch ihre schöne, volle und doch sanfte Stimme. Ihre Hauptrollen waren: Sophie in „Sargino", Myrrha im „unterbrochenen Opferfest", Elvira im „Don Juan." Im Jahre 1820 heirathete sie, nach der Scheidung von ihrem ersten Manne, den Schauspieler Müller, verließ später das Theater u. lebte seitdem mit ihrer Familie zurückgezogen in Halle.

Ansegisus, Abt von Fontanelle, Lureuil u. Flavigny, verdient als Sammler der Kapitularien Karls des Großen und Ludwigs des Frommen, in der ersten Hälfte des 9. Jahrhunderts. Am fränkischen Hofe lebend und Aufseher der kaiserlichen Gebäude, erhielt er von Karl dem Großen und Ludwig dem Frommen mehre wichtige Missionen, deren er sich eben so geschickt als glücklich entledigte. Beide Monarchen belohnten ihn durch Ertheilung mehrer Pfründen und Abteien, von denen die zu Fontanelle und Flavigny ihre ansehnlichen Bibliotheken ihm verdankten. Im Jahre 827 begann A. sein wichtigstes Werk, die Sammlung der erwähnten Kapitularien zu einem wohlgeordneten Rechtskoder in 4 Büchern, welcher nach seiner Vollendung öffentlich autorisirt und einige Jahre später von dem Diakonus Benedikt durch 3 Bücher ergänzt wurde. Die ersten Ausgaben davon lieferten Vitus Amerbach (Ingolstadt 1545), Jean du Tillit (Paris 1548) u. Pierre Pithou (das. 1588); vollkommener ist die von Stephan Baluze (das. 1677), die beste von Chiniac (das. 1780). A. † den 20 Juli 834.

Anselmischer Beweis, für das Daseyn Gottes, s. v. a. ontologischer Beweis, s. Gott, vgl. Anselmus.

Anselmus, Erzbischof von Canterbury (Anselmus Cantuariensis), auch der Große genannt, Zeitgenosse und Geistesverwandter Gregors VII., eifriger Beförderer der päpstlichen Gewalt in England, Begründer der Scholastik und natürlichen Theologie, Vollender des kirchlichen Systems und Dogma's von der Versöhnung, einer der einflußreichsten Theologen des Mittelalters. Geboren 1034 zu Aosta in Piemont, als der Sohn vornehmer Aeltern, zeigte er schon in seinem 15. Jahre eine unüberwindliche Lust, Mönch zu werden; sein Vorhaben scheiterte indessen an dem Widerwillen seines Vaters. A. ergab sich nun, zerfallen mit sich selbst und seinen Aeltern, der Ausschweifung und Liederlichkeit. Er mußte in Folge seines schlechten Wandels sein Vaterland meiden, irrte in Burgund und Frankreich umher und kam endlich in die Normandie, wo der Ruhm des gelehrten Lanfranc ihn bestimmte, die Klosterschule zu Bec zu besuchen. Im Jahr 1060 ward er als Benediktiner eingekleidet, 1064 Prior, 1079 Abt. Er verdankte diese Carrière großen Anlagen und seinem Fleiß. Seine Aemter verwaltete er so, daß kein Kloster Europa's damals berühmter, keine Schule besuchter als die seinige war. Wider seinen Willen übertrug man ihm 1093 das schon 1089 durch Lanfrancs Tod erledigte Erzbisthum von Canterbury, eine Würde, mit deren Annahme von Seiten A.' eine lange Reihe von Streitigkeiten zwischen der geistlichen und weltlichen Gewalt in England begann. Zuerst konnte man sich nicht über das Pallium einigen; A. wollte dasselbe durch Urban II., König Wilhelm der Rothe durch Guibert, den Gegenpapst Urbans, ertheilt wissen. Heftiger entbrannte bald darauf der Streit, als A. dem Könige wegen der Investitur, wegen des Handels mit Kirchenämtern und schnöder Bedrückung der Kirche Vorstellungen machte und ernst auf Abstellung der bestehenden Mißbräuche drang. Wilhelm seinerseits verlangte die Ablegung eines Eides, worin der Klerus dem angemaßten Rechte, nach Rom zu appelliren, entsagen sollte. A., zu sehr Hierarch, um nachzugeben, verließ hierauf 1097 England und begab sich nach Lyon. Der Papst Urban berief ihn von hier nach Rom und benutzte 1098 auf der Synode zu Bari seinen Scharfsinn zur Bekämpfung der den Ausgang des heiligen Geistes vom Sohne leugnenden Griechen. Dem Charakter A.' gereicht es zur Ehre, daß er damals durch seine Fürsprache beim Papste den Bann von König Wilhelm dem Rothen abwendete. A. kehrte zwar 1100, nach dem Tode dieses Fürsten, auf die Einladung Heinrichs I. nach England zurück, sogleich nach seiner Ankunft daselbst begann jedoch das Zerwürfniß mit der Regierung von Neuem. A. verweigerte den vorgeschriebenen Huldigungseid, sowie die Ordination der Bischöfe, welche Heinrich und sein Bruder gewählt und mit Ring und Stab belehnt hatten; in gleichem Geiste ließ er 1102 auf einer Synode zu London jedes Empfangen und Ertheilen eines Kirchenamtes durch die Hand eines Laien mit dem Banne belegen. Der König, nicht im Stande, seinen Willen gegen die übermächtige Geistlichkeit durchzusetzen, sah sich genöthigt, den Papst Paschalis zum Schiedsrichter zu wählen. Das Urtheil desselben fiel, wie zu erwarten war, zu Gunsten der Geistlichkeit aus; A., der es in Rom selbst geholt und beschleunigt hatte, wagte aus Furcht vor Heinrichs Zorne nicht zurückzukehren und verweilte 16 Monate lang zu Lyon. Endlich, im Jahr 1107, kam eine Versöhnung zu Stande. Der Erzbischof verstand sich zu der Ordination der vom Könige eingesetzten Bischöfe, wogegen Heinrich für die Zukunft auf das Investiturrecht verzichtete und sich mit dem Lehnseide der Bischöfe begnügte. Von jetzt an richtete A.

sein Hauptaugenmerk auf die Durchführung des Cölibats, welches in England trotz des gregorianischen Interdikts noch immer den heftigsten Widerstand fand; denn nur in der gänzlichen Unabhängigkeit der Kirche vom Staate, in der Freiheit ihrer Diener von allen Fesseln und Banden des bürgerlichen Lebens sah sein Geist das Heil der Kirche erblühen. Er † den 21. April 1109 und ward in dankbarem Andenken seiner Verdienste um Roms Macht unter die Heiligen versetzt. Sein Sterbetag wird in der katholischen Kirche als sein Gedächtnißtag gefeiert. Weniger zweideutig, als das erzbischöfliche Wirken A'., ist sein Ruhm als Kirchenlehrer und Schriftsteller. Eifrig wie sein Vorbild Augustin dem kirchlichen Dogma anhängend, zugleich aber überzeugt, daß der Christ vom Glauben zur Erkenntniß fortschreiten müsse, rang er zuerst mit Aengstlichkeit, dann mit größerer Sicherheit nach philosophischer Einsicht in die höchsten Wahrheiten, um dieselben vor dem verständigen Bewußtseyn zu rechtfertigen und zu der vollkommensten Gewißheit zu erheben. Dies war die Aufgabe seines Lebens, seines Unterrichtes und seiner Schriften. Mit Recht stellt man ihn deshalb an die Spitze der Männer, welche die sogenannte scholastische Philosophie begründet haben. Die Vernunft darf freilich nach seiner Meinung nur gebraucht werden, um die Dogmen des römisch-katholischen Kirchenglaubens zu erläutern und zu vertheidigen, niemals, um sie zu bezweifeln und zu bestreiten. Wo sie etwas nicht verstehen kann, was jenem Glauben angehört, muß sie sich demüthig unterwerfen. Nachdem aber die gläubige Annahme der Kirchensatzungen bereits erfolgt ist, darf auch das Trachten für pflichtmäßig gelten, so weit als es die Schranken der menschlichen Intelligenz verstatten, begreifend zu verstehen, was man glaubt. In diesem Sinne hat A. seine berühmten Abhandlungen über das Wesen der Gottheit ausgeführt, deren philosophisches Element neuplatonisch ist. Eigenthümlich ist sein später in 2 kleineren Abhandlungen „Monologium" und „Proslogium" unternommener Versuch, mittelst eines ganz einfachen und schlechthin durch sich selbst gewissen Beweises, des sogenannten ontologischen (s. Gott), die Ueberzeugung von Gottes Existenz für die Vernunftbetrachtung unerschütterlich festzustellen. Auch in seinen christologischen Ansichten erscheint A. als selbstständiger Denker. Er vor Allen ist der Begründer der sogenannten Satisfaktionstheorie, welche er in seiner Schrift „Cur Deus homo" auf folgende Weise feststellte: Durch die Sünde der Menschheit ist Gottes Majestät unendlich verletzt. Nach seiner Liebe wollte er verzeihen, nach seiner Gerechtigkeit konnte er nicht. Nur ein unendliches, d. i. göttliches Wesen konnte für die unendliche Verletzung die unendliche Genugthuung leisten; aber dieses mußte auch Mensch seyn, damit die Genugthuung von der Menschheit geleistet würde. Daher wurde Gott selbst Mensch und der Gottmensch leistete dadurch, daß er die Schuld der Menschheit auf sich nahm und durch seinen Tod sühnte, der Gottheit die unendliche Genugthuung. Ragt so A. als philosophischer Anwalt kirchlicher Rechtgläubigkeit bis in unsere Zeit und Kirche herüber, so stellte seine dialektische Gewandtheit auch im Streite mit Roscellin das Dogma der Trinität gegen die Angriffe der neuerwachten Philosophie fest und entschied zugleich die Niederlage des scholastischen Nominalismus. Außer den schon genannten Schriften A.' sind als die wichtigsten noch zu merken: Liber contra insipientem; De processione Spiritus S.; De veritate; De libero arbitrio; De Sacramento Altaris; De conceptu virginali et peccato orginali; Epistolarum lib. III.; Admonitio pro moribundo; Carmen de contemtu mundi. In allen seinen Schriften herrscht Klarheit der Gedanken, Scharfsinn, christliche Gesinnung und eine ziemlich reine Sprache. Die beste Ausgabe seiner Werke besorgte Gabr. Gerberon (Paris 1675 und 1721; 2 Bde., Venedig 1744). Vergl. Frank, A. von Canterbury, eine kirchenhistorische Monographie, Tübingen 1842; Hasse, A. v. C., Bd. I., Leipzig 1843.

Ansgar (Ansgarius, Anscharius), der Apostel des Nordens, wurde 1801 in Frankreich, in der Picardie, geboren und war später Mönch in dem von Kaiser Ludwig dem Frommen gestifteten Kloster Neu-Corvey an der Weser. Hier vereinigte er das Geschäft eines Schulmeisters mit dem des Predigers, bis er 826 vom Kaiser mit seinem Freunde Autbert bestimmt wurde, den neugetauften Dänenkönig, Harald Klack, nach Dänemark zu begleiten, um daselbst die christliche Lehre auszubreiten und den König noch mehr in der neuen Lehre zu befestigen, den wohl nur die Politik zur Annahme derselben bewogen hatte. Bei Dorstadt in Friesland wurde gelandet und über Land die Reise nach Schleswig, wo man im Herbste 826 eintraf, fortgesetzt. Hier lehrte und taufte A.; hier errichtete er ein Bethaus und eine Schule, worin 12 Söhne von des Königs Beamten zuerst zu Lehrern des Christenthums gebildet wurden. Er söhnte den König mit seinen Feinden aus, welcher Friede aber nicht von langer Dauer war, denn nach einer Niederlage bei Flensburg 828 mußte der König Dänemark für immer verlassen. Autbert wurde kurz hierauf nach Corvey zurückgebracht, wo er in Folge einer Krankheit †. Im J. 829 erhielt A. vom Kaiser den Auftrag, das Christenthum weiter bis nach Schweden hinüber zu verbreiten. Nach seiner Rückkehr von da wurde er vom Kaiser zum (ersten) Erzbischof von Hamburg und Holstein und kurze Zeit darauf zum päpstlichen Legaten und kaiserl. Gesandten bei sämmtlichen nordischen Völkern ernannt. In Hamburg ließ er eine prächtige Kirche erbauen, erkaufte Sklaven die Freiheit, unterrichtete sie im Christenthum und gab ihnen Lehrerstellen: kurz, der eifrige Mann benutzte jegliche Mittel, Christi Lehre weiter zu verbreiten. Als die Dänen zu Königs Erich I. Zeit Hamburg gänzlich verwüsteten, entkam A. nur mit genauer Noth ihren Händen. Der Bischof von Bremen versagte ihm die Aufnahme; aber eine reiche Wittwe schenkte ihm das Dorf Ramslo bei Hamburg, wo er sich ein Kloster einrichtete. Im J. 850 bewirkte er die Erbauung der ersten christlichen Kirche im eigentlichen Dänemark, nämlich zu Haddeby in Schleswig. Später wurde der König Erich, der ihn aus Hamburg vertrieben, sein Freund, so daß er mehre Male in der neuen Kirche zu Haddeby zu predigen wagen

durfte u. Tausende in der Schley taufte. Er predigte dann wieder in Schweden. Als er nach Holstein zurückkehrte, war sein Beschützer gestorben und die haddebyer Kirche wurde geschlossen. König Erich II. wurde ihm jedoch bald gewogen und räumte ihm das bis dahin bestrittene Recht, für seine Kirche Glocken zu gebrauchen, ein, worauf sich das Christenthum in Dänemark immer weiter ausbreitete. Von Arbeit und Anstrengung überwältigt, † A. in Bremen 864, mit dem Ruhme, wenn nicht die ersten, doch die folgenreichsten Versuche zur Ausbreitung des Evangeliums im Norden gemacht zu haben. Er wurde vom Papst Nikolaus kanonisirt. Ein Brief A.', und das von ihm verfaßte Leben des heiligen Willehad ist herausgegeben von Dahlmann (in Pertz „Monum. hist. German.", Bd. II). A.' Leben beschrieb sein Schüler u. Nachfolger Rembert. Beide Lebensbeschreibungen sind übersetzt von Miesegaes, Bremen 1826. Vergl. Kruse, Lebensbeschreibung A.', Hannover 1824.

Ansicht, eigentlich das Ansehen, die Betrachtung, sowohl sinnlich als geistig gedacht; so: ein Buch zur Ansicht holen; dann das daraus hervorgehende Resultat, die Kenntniß einer Sache, Meinung, Urtheil darüber; ferner der Anblick, welchen ein Gegenstand von einem gewissen Standpunkte aus gewährt, die dem Auge sich darstellende Form desselben, z. B. Ansicht eines Berges, Hauses, einer Stadt 2c.; daher auch bisweilen s. v. a. ein Bild, Gemälde mit solcher Ansicht.

Anslo, Reinier, einer der vorzüglichsten holländischen Dichter des 17. Jahrhunderts, geboren 1622 zu Amsterdam, † den 10. Mai 1669 zu Perugia. Er war nämlich 1649 nach Italien gegangen und dort zur katholischen Kirche übergetreten. Für ein lateinisches Gedicht auf das Jubiläum des Papstes Innocenz X. wurde er mit einer goldnen Medaille und von der Exkönigin Christine von Schweden mit einer goldnen Kette beschenkt. Wiewohl seine Gedichte von falschem Pathos nicht ganz frei sind, so haben sie doch so große Vorzüge, daß er den besten niederländischen Dichtern jener Zeit beigezählt werden muß. Die Läuterung seines Geschmacks hat er gewiß seinem langen Aufenthalt in Italien und seiner daselbst erworbenen Bekanntschaft mit der italienischen Literatur zu verdanken. Unter seinen Gedichten, welche J. de Haas 1713 gesammelt herausgab, sind „Die Marterkrone des heiligen Stephanus", „Die Pest zu Neapel" u. das Trauerspiel „Die pariser Bluthochzeit" als die vorzüglichsten hervorzuheben.

Anson, Georg, Lord, Baron von Soberton, Pair von Großbritannien, erster Lord der Admiralität, Admiral der weißen Flagge, kühner Weltumsegler, Gründer der Stadt Anson in Südkarolina, einer der größten Seehelden Englands. Geboren 1697 zu Schuckborough in der Grafschaft Stafford aus einer vornehmen Familie, widmete er sich frühe dem Seedienst und zeichnete sich schon als Kadett durch Muth und Unerschrockenheit aus. 27 Jahre alt kommandirte er als Kapitän eine Fregatte und wurde seitdem zu verschiedenen Expeditionen in den amerikanischen Gewässern gebraucht, so 1735 zu einer Ansiedelungsexpedition in Südkarolina, wo er die Stadt Anson gründete. Der Krieg, welcher 1739 zwischen Spanien und Großbritannien ausbrach, eröffnete dem Unternehmungsgeiste A.s ein neues, weiteres Feld. Das englische Kabinet hatte den kühnen Plan gefaßt, Spanien in seinen amerikanischen Kolonien anzugreifen und seine Goldquellen abzuleiten. Während Admiral Vernon die spanischen Besitzungen auf der Ostseite Amerika's angreifen sollte, war das Nämliche A.s Aufgabe auf der Westseite. A. hatte zur Ausführung dieses Auftrags ein schwaches Geschwader von 8 meistens kleinen Kriegsschiffen; aber seine Kühnheit und Tapferkeit ersetzte eine große Flotte. Er umsegelte, nachdem er in der Straße La Maire drei Monate lang durch widrige Winde und Stürme zurückgehalten und in große Gefahr gesetzt worden, 1740 glücklich das Kap Horn, brachte reichbeladene spanische Schiffe in Menge auf, landete in Peru und Chili, eroberte das reiche Panama und erbeutete die Gallionen. Die Gallione Hermione allein führte mehr als 4 Millionen Gulden in Piastern bei sich. A. erfüllte ganz Südamerika mit dem Ruhm und Schrecken seines Namens. Nachdem er unermeßliche Beute gemacht, steuerte er kühn durch die Südsee, verweilte einige Zeit auf den Latronen und kehrte 1744 nach vierjähriger Abwesenheit, mit Ehre und Reichthümern beladen, über das Vorgebirge der guten Hoffnung nach England zurück. Der Jubel Londons bei seiner Ankunft daselbst war grenzenlos, obgleich er keine bleibende Eroberung gemacht hatte. Nach englischen Kriegsgesetzen gehörte ihm und seiner Mannschaft die ganze Beute, und selbst dem gemeinen Matrosen trug es auf seinen Antheil eine große Summe. A.s beispiellos kühne Expedition wurde unter seiner Aufsicht von dem Schiffsprediger Richard Walter und dem Mathematiker P. Robins unter dem Titel beschrieben: „G. A. Voyage round the world in the years 1740—1744, published under his direction by R. Walter" (London 1748, mit 42 Karten u. Kupfern, das. 1753, 2 Bde. Edinburg 1776; deutsch von Toze, Leipzig und Göttingen 1749, mit Kupfern; 2. Auflage 1763). Das britische Parlament votirte A. den Dank der Nation, der König machte ihn zum Kontreadmiral der blauen, 1745 der weißen und 1746 zum Viceadmiral der blauen Flagge. Als solcher errang er den 14. Mai 1747 vereint mit Admiral Warren den großen Seesieg bei Finisterre über eine nach Westindien bestimmte Flotte der Franzosen unter Jonquière; 6 große Kriegsschiffe, sammt 7 reichbeladenen der indischen Kompagnie fielen in seine Hände. A. wurde hierauf zum Pair des Reichs u. zum Lord, sowie zum Baron von Soberton in der Grafschaft Southampton, im Juni 1751 aber zum ersten Lord der Admiralität erhoben. In dem neuen, 1755 ausgebrochenen Kriege mit Frankreich blokirte A. mit einer Flotte 1758 Brest und deckte die Landungen der Briten bei St. Malo u. Cherbourg. Im J. 1762 erhielt er den hohen Rang eines Viceadmirals von Großbritannien. Er † bald darauf, den 6. Juni 1762, auf seinem Landsitze Moor-Park in Herfordshire. A., der mehr als alle britischen Seehelden vor ihm durch Beharrlichkeit, Muth, Umsicht und rastlose Thätigkeit den Weg zu Englands gewaltiger Seeherr-

schaft gebahnt hat, war das Ideal aller Seeleute und besaß insbesondere die Kunst, bei großer Strenge sich die Liebe seiner Untergebenen bis zur Aufopferung zu erwerben.

Anspielung (Allusion), in der Rede die feine, versteckte Hindeutung auf Etwas, wodurch dasselbe scheinbar zufällig, gleichsam spielend und ohne bestimmte Bezeichnung in Erinnerung gebracht wird. Die A. setzt stets genaue Bekanntschaft mit dem Gegenstande, worauf angespielt wird, voraus, weil sie sonst unverständlich seyn würde; ihr Werth und ihre Wirkung beruhen auf der Kunst, durch Worte, die scheinbar von ganz anderen Dingen handeln, eine Sache ins Gedächtniß zu rufen, so daß sie, trotz aller fremdartigen Vorstellungen, hervortritt, sich gleichsam von selbst mit Nothwendigkeit aufdrängt, eben dadurch den Reiz der Ironie und Ueberraschung und höhere Bedeutung erhält. Die A. ist fehlerhaft, wenn sie ausführlicher Erläuterung bedarf, wie dies öfters bei gelehrten A.en der Fall ist, zu deren Verständniß fernliegende Notizen erforderlich sind. Eine besondere Art der A. ist die bildliche, welche darin besteht, daß man eine allgemeine Vorstellung durch einen bekannten konkreten individuellen Gegenstand bezeichnet. Die bildliche A. kommt demnach auf die Metapher zurück und gefällt besonders durch die leicht in die Augen fallende Aehnlichkeit der beiden Vorstellungen, z. B. „Du wälzest den Stein des Sisyphus" (mühst dich mit vergeblicher Arbeit ab).

Anspruchswappen, das Wappen eines Landes, einer Stadt u. s. w., welches von einem auswärtigen fürstlichen Hause wegen der Ansprüche, die dasselbe auf die durch das Wappen angedeutete Besitzung hat oder machte, geführt wird. Ein solches ist z. B. das mecklenburgische Wappen im großen königlich preußischen Wappen, im 16. Felde des Hauptschildes, wegen der Erbverbrüderungsansprüche auf jenes Land; das jülich-, cleve-berg'sche im sächsischen Wappen ꝛc.

Ansprung, s. v. a. Milchschorf und Flechtengrind.

Anstand (decorum), die Uebereinstimmung wörtlicher Aeußerungen, unserer Handlungen oder unsers Benehmens mit unserm sittlichen Gefühl und den socialen Verhältnissen, in denen wir stehen. Der wahre A. geht aus den Gesetzen der Humanität, welche von Herder mit „Vernunft u. Billigkeit" bezeichnet werden, hervor. Es gibt aber auch für gewisse Verhältnisse und gewisse Beziehungen bestimmte Formen, welche, ohne eigentlich in das Wesen des Begriffs vom wahren A. zu gehören, mit dem Namen äußerer A. belegt werden. Diese Formen umfassen das Schickliche im Betragen, in Bewegung, Bedeckung, Enthüllung des Körpers und überhaupt alle geltenden sogenannten konventionellen Gesellschaftsregeln. Diese Formen sind bei allen Völkern nicht nur, sondern auch nach der Zusammensetzung der Gesellschaft, nach den Ständen, sehr verschieden. Die Begriffe davon sind sehr veränderlich und wechseln, wie die Mode, mit der Zeit. Wie diese letztere üben sie aber eine despotische Gewalt aus im Verkehr der Menschen, zumal in der feinen Gesellschaft, und die Kenntniß der Regeln des äußeren A.s ist jedem Gebildeten um so nothwendiger, weil sie nicht selten im gewöhnlichen geselligen Leben das Wesen ersetzen und der Verstoß gegen sie im geselligen Verkehr und Umgange manchen Nachtheil bringt. Außer den allgemeinen Formen des äußeren A.s hat jeder Stand noch besondere ihm eigenthümliche; man unterscheidet daher wohl adeligen A., bürgerlichen A., geistlichen A., militärischen A. ꝛc. So, z. B., erfordern amtliche Verhältnisse die Beobachtung gewisser Anstandsregeln, die ohne Nachtheil nicht verletzt werden können und eine genaue Uebereinstimmung im Handeln, in Reden und Geberden mit den Verhältnissen vorschreiben, in welchen der Beamte zu seinen Kollegen, Vorgesetzten, Untergebenen oder andern Ständen steht. Im Allgemeinen beruht die größere oder mindere Gewandtheit in Beobachtung des A.s eben so sehr auf dem Anstandsgefühl im Individuum als auf Uebung. Wenn es aber auch manche Menschen bei der größten Mühe niemals dahin bringen können, mit ihrem äußern A. zu glänzen, so werden doch gutes Beispiel von der einen, und stete Beachtung seiner selbst und der Verhältnisse von der andern Seite Jeden bald in den Stand setzen, Anstoß im geselligen Verkehr zu vermeiden. Der beste Lehrmeister bleibt das jedem gebildeten Menschen innewohnende Gefühl des Schicklichen, das, wo es in hohem Grade vorhanden ist, jenen feinen Takt im Denken, Fühlen und Handeln verleiht, der in allen Verhältnissen des Lebens dem Benehmen immer den Stempel des Anständigen und des Gefallen-Erregenden aufdrückt. — In der Jägersprache heißt A. jene Jagdart, wobei der Jäger früh mit dem Grauen des Morgens oder am späten Abend dem wechselnden Wilde an einem geeigneten Ort stehend oder sitzend mit dem Gewehr auflauert. Man unterscheidet nach den verschiedenen Tageszeiten den Abend-A. auf dem Auswechsel, und den Morgen-A. auf dem Ein- oder Heimwechsel; für beide eignet sich am Besten heiteres, wenigstens nicht stürmisches Wetter, so wie die Zeit der Dämmerung, 1 Stunde vor Auf- und nach Niedergang der Sonne. Wichtig ist beim A. vor Allem die rechte Wahl des Stand- oder Sitzortes; es gehört dazu eine genaue Kenntniß des Wildwechsels, so wie sorgsame Berücksichtigung des Windes, indem der Jäger sich gegen das ankommende Wild stets unter dem Winde befinden muß. Während des Lauerns selbst sind Verborgenheit, Bewegungslosigkeit, Geduld und scharfe Aufmerksamkeit auf Alles, was vorgeht, dem Waidmann unerläßlich. Mehr Werth als anderwärts hat beim A. ein guter, auf der Stelle tödtender Schuß, weil die Verfolgung des bloß angeschossenen Wildes hier meist unmöglich oder doch nur selten räthlich ist. Geht der Jäger auf den A., so läßt er den Hund in der Regel zu Hause, obschon ein ruhiger Hund in manchen Fällen von Nutzen seyn kann. — In der Rechtssprache versteht man unter A. in Klagsachen 1) die Verlängerung einer festgesetzten Frist, z. B. zu Führung des Beweises, zu Folgeleistung des Urtheils ꝛc. Sie wird unter gewissen Verhältnissen von dem Richter ertheilt oder vergleichsweise unter den streitenden Parteien ausgemacht; vgl. Dilation. 2) Die einem durch Unglück verarmten Schuldner wider seine Gläubiger gerichtlich in einem An-

stands- oder eisernen Briefe ertheilte Nachsicht und Zahlungsstündung. Dieses sogenannte Quinquennel erstreckt sich nicht immer auf fünf Jahre, sondern auch bald auf kürzere, bald auf längere Zeit. Handwerks- und Tagelohn, Mündel-, Kirchen-, Alimenten-, Fiskus-, Depositalgelder und mehre andere sind nach altem Rechte von dem A. ausgeschlossen; vgl. Moratorium. Daher Anstandsbrief, Moratorium, Quinquennel, Fristungs-, eiserner Brief, gerichtliche Urkunde, wodurch einem unglücklichen Schuldner die Zahlung bis zu einer gewissen Zeit gestundet wird

Ansteckung (Infectio), die Uebertragung einer Krankheit von einem Individuum auf das andere mittelst eines eigenthümlichen Ansteckungsstoffes (Contagium). Man nimmt in der Heilkunde nämlich an, daß sich in dem Körper des einen Individuums während der Krankheit ein solcher Ansteckungsstoff selbst erzeugt, von dem Körper einer andern gesunden Person aufgenommen wird, in dieser unter günstigen Bedingungen die gleiche oder doch eine sehr ähnliche Krankheit mit weiterer Verbreitungsfähigkeit erzeugt, und so von Individuum zu Individuum fortgepflanzt wird. Jede solche Krankheit nennt man dann eine ansteckende (morbus contagiosus). Der eigentliche Prozeß der A. ist aber in tiefes Dunkel gehüllt. Wir kennen weder das verborgene Etwas, worauf sie beruht, noch können wir genau die Grenzen bezeichnen, in wie weit sich ihre Wirksamkeit in der Reihe der verschiedenen Krankheiten erstreckt, noch wissen wir, wo manche Kontagien ihren ersten Ursprung genommen haben oder, im Falle sich welche selbstständig und plötzlich erzeugen, wie es sich mit dieser Erzeugung verhält. Der Arzt muß sich daher lediglich darauf beschränken, die Bedingungen genau und erfahrungsmäßig aufzufassen, unter denen die Einwirkung des Ansteckungsstoffes überhaupt erfolgt, die Erscheinungen, welche als Folgen der Ansteckungsstoffe in den verschiedenen Theilen des Körpers hervortreten, zu studiren, um daraus den Wegen, auf denen sie allmählig sich ausbreiten und vervielfältigen, auf die Spur zu kommen und die durch Ansteckungsstoffe veranlaßten Krankheitsformen, je nach ihrem verschiedenen Verlauf und je nach dem Einflusse, welchen sie auf den Organismus nach seiner Genesung hervorbringen, so streng, als es möglich ist, zu sondern.

Welche Krankheiten zu den ansteckenden zu zählen sind, und welche es in ihrem Verlaufe werden können, unterliegt noch manchen Zweifeln. Hauptsächlich sind es folgende Umstände, welche hier der genaueren Forschung und Erkenntniß in den Weg treten: 1) kennen wir die eigentliche Natur der Ansteckungsstoffe nicht und können sie als solche weder nach sinnlichen, noch nach chemischen Eigenschaften unterscheiden; 2) ist noch nicht einmal der Unterschied zwischen eigentlich kontagiösen und nicht kontagiösen und zwischen epidemischen und endemischen Krankheiten gehörig festgestellt. Der Streit darüber erneut sich fast bei jeder Epidemie. Wir dürfen nur an die Cholera und die Pest erinnern, über deren Kontagiosität und Nicht-Kontagiosität sich die Parteien stets feindlich gegenüberstehen. 3) Gibt es Krankheitsformen, in deren Verlauf sich zwar ein Ansteckungsstoff entwickeln kann, die aber auch fähig sind, sich selbstständig, ohne vorhergehende A., zu erzeugen, so daß, wenn mehre Menschen unter gleichen Krankheitssymptomen erkranken, man deshalb noch nicht zu der Annahme berechtigt ist, es sey dies in Folge einer A. geschehen. 4) Setzt die A. gewisse Bedingungen von Seiten des anzusteckenden Individuums voraus, so daß, wenn eines oder mehre Personen von einem Ansteckungsstoff nicht berührt werden, daraus noch nicht zu schließen ist, daß er überhaupt keine ansteckende Kraft besitze. 5) Sind manche Krankheiten nur vorzugsweise unter gewissen äußern Bedingungen, in gewissen Klimaten, bei bestimmten Temperaturverhältnissen u. s. w. ansteckend.

Ueberhaupt findet in der Ansteckungsfähigkeit der verschiedenen Krankheiten eine große Verschiedenheit Statt. Einige scheinen sich nur in Folge eines im Verlaufe der Krankheit sich erzeugenden Ansteckungsstoffes fortzupflanzen, wie die Menschenpocken, die Krätze, die Lustseuche, und bei Thieren die Räude und die bösartige Klauenseuche der Schafe. Andere verbreiten sich zwar gewöhnlich durch einen Ansteckungsstoff, scheinen sich aber auch spontan zu erzeugen, wie die Masern, der Scharlach, die Rotz- und Wurmkrankheit der Pferde. Die Hundswuth dagegen erzeugt sich zwar bei gewissen Thierspecies, namentlich den Hunden, Wölfen u. s. w. selbstständig und ohne Ansteckungsstoff, geht aber nur mittelst eines solchen Stoffes auf andere Thierspecies, z. B. den Menschen über. Aehnliches geschieht wahrscheinlich auch in Bezug auf die Kuhpocken, die Mauke bei Pferden, die Rotz- und Wurmkrankheit. Noch andere Krankheiten entstehen spontan nur unter günstigen klimatischen Bedingungen, wie die Pest, die Rinderpest, vielleicht auch die Bubonenpest, pflanzen sich aber in anderen Klimaten, als denen ihrer Entstehung, nur durch A. fort. Manche Krankheiten entspringen selbstständig, ohne Vermittelung eines Ansteckungsstoffes werden aber in der Folge kontagiös; hierher gehören die Kriegspest, der Hospitalbrand, die ägyptische Augenentzündung, die orientalische Pest, die Hundswuth, der Milzbrand. Andere entstehen zwar auch ohne Kontagium, können aber während ihres Verlaufes möglicher Weise ein solches entwickeln; so die Ruhr, die Grippe, manche typhöse Fieber, die Cholera, manche Puerperalfieber, eine von Heim beschriebene Form des Furunkels, manche lepröse Krankheitsformen, das Carcinom. Die tuberkulöse Lungenschwindsucht endlich ist in nördlichen Klimaten höchst selten ansteckend, in südlichen dagegen ist sie es häufig. Viele ansteckende Krankheiten treten zugleich unter der Form von Epidemien auf. Davon sind einige ursprünglich kontagiös, z. B. die Menschenpocken; andere bilden sich in Folge atmosphärischer Einflüsse oder in Folge eines Miasma's und werden es erst bei weiterer Verbreitung, z. B. das gelbe Fieber in den Tropenländern, die orientalische Pest, die Masern, der Scharlach, die Schafpocken, die Kriegspest, die Ruhr, die Cholera, die Influenza, die Rinderpest. Sonderbarer Weise erstrecken sich zuweilen dergleichen miasmatisch-kontagiöse Epidemien nur auf einen sehr beschränk-

ten Raum, auf ein oder einige Dörfer, auf einzelne Straßen, ja zuweilen nur auf ein oder einige Häuser. Der Hospitalbrand und manche Formen des Kindbettfiebers gehen selten über den Ort ihres Ursprungs, das Krankenhaus oder den Krankensaal hinaus. Andere ansteckende Krankheiten verbreiten sich nie unter epidemischer Form, sondern immer nur sporadisch, sie mögen sich nun von Individuen zu Individuen fortpflanzen: wie die Lustseuche, die Krätze, die Räude; oder auf andere, unbekannte Weise und nicht auf Veranlassung atmosphärischer Einflüsse sich entwickeln: wie die Hundswuth, die Rotz- und Wurmkrankheit der Pferde, der Krebs, die Phthisis. Mit den meisten ansteckenden Krankheiten, sowohl akuten als chronischen, sind gewisse materielle Veränderungen auf der äußeren Haut oder auf der die inneren Theile umkleidenden Schleimhaut verbunden, die sich entweder als eigenthümliche Exantheme, Flecken, Auswüchse u. s. w. oder als qualitativ und quantitativ veränderte Absonderungen darstellen. Akute Krankheiten der Art sind z. B. Pocken, Masern, Scharlach, Typhus, Ruhr u. s. w., chronische z. B. Krätze, Räude, Syphilis u. s. w. Nicht immer sind dergleichen materielle Hautveränderungen allgemein, sie können auch bloß örtlich seyn, wie bei dem Hospitalbrande, dem Tripper, den kontagiösen Ophthalmien u. s. w. Oft fehlen sie auch ganz, z. B. bei der Hundswuth. Einige kontagiöse Krankheiten besitzen die Eigenthümlichkeit, daß sie ein und dasselbe Individuum nur einmal im Leben befallen und daß dann die Empfänglichkeit dafür auf immer oder doch auf lange Zeit erlischt. Dies gilt namentlich von den Pocken, Masern, dem Scharlach, der Rinderpest und wahrscheinlich auch vom gelben Fieber. Indessen gibt es auch Ausnahmen von dieser Regel, und andere kontagiöse Krankheiten ermangeln dieser Eigenthümlichkeit ganz und gar, z. B. Pest, Influenza, exanthematischer Typhus, Tripper, Krätze, Syphilis u. s. w.

Das Verhältniß der einzelnen Ansteckungsstoffe zu der Atmosphäre ist ein sehr verschiedenes. Einige dieser Stoffe theilen sich der Luft mit und man nennt sie deshalb flüchtige (Contagia volatilia, aërea, per distans), andere dagegen theilen sich der Luft nicht mit, sie stecken daher immer nur bei unmittelbarer Berührung ihrer selbst oder anderer von ihnen durchdrungener Stoffe, ihrer Träger, an, und heißen fixe (Contagia fixa, immediata, per fomitem, per contactum). Erstere werden, wie die fixen, aus dem kranken Körper ausgeschieden und ihre Ansteckungskraft erstreckt sich, je nach Verschiedenheit der Krankheit, auf größere oder geringere Entfernungen. Ob sich dieselben lediglich durch die Luft weiter verbreiten und nicht auch an Stoffen haften können, welche dem kranken Körper entnommen sind, ist noch nicht erwiesen. Die letzteren haften nur an solchen Stoffen und können durch Uebertragung derselben auf Gesunde verpflanzt werden, ohne sich zugleich der Atmosphäre mitzutheilen. Zu den fixen Kontagien rechnet man das der Syphilis, der Krätze und Räude, der Rotz- und Wurmkrankheit der Pferde, der Wuthkrankheit, der Pest, des Trippers, das des Vaccinestoffes für den Menschen; zu den flüchtigen das der Menschenpocken, der Masern, des Scharlachs, der Influenza, der Ruhr, der typhösen Fieber u. s. w. Zweifelhaft ist es inzwischen noch, ob diese beiden Arten von Kontagien so strenge von einander zu scheiden sind und ob nicht unter günstigen Umständen das eine in das andere sich umwandeln kann. Die Entwickelung des Ansteckungsstoffes im Körper ist das Ergebniß einer krankhaften Lebensthätigkeit, und zwar wird derselbe bald durch die gewöhnlichen, nur krankhaft umgestimmten Absonderungsorgane erzeugt, bald durch neu entstandene. So werden zu Vehikeln des Ansteckungsstoffes die Ausdünstung der Haut und der Lungen, die Exkremente, besonders aber Schleim und Eiter.

Einige Kontagien haften gerne an leblosen Substanzen und pflanzen die A. fort, indem sie von gesunden Personen berührt werden. Dergleichen Träger der Kontagien sind besonders Wolle, Baumwolle, Hanf, Pelzwerk, Haare, Federn, Papier, Holz. Auch lebende Individuen können den Ansteckungsstoff verschleppen, ohne daß sie selbst mit der Krankheit behaftet sind, die sie Andern mittheilen. Während der letzten Kriege sah man oft die Armeen auf ihren Zügen den kontagiösen Typhus an Orte verbreiten, wo selbst keine Kranke hingekommen waren. Dasselbe ist der Fall mit der Verschleppung von Thierseuchen durch Viehheerden. Andere Stoffe scheinen die Uebertragung und Einwirkung der Kontagien zu hindern, als Oele, Harze u. dergl. Wie lange sich die Ansteckungskraft der kontagiösen Krankheiten erhält, ist noch nicht ausgemacht. Bei Einigen scheint dies sehr lange der Fall zu seyn, wie z. B. bei der Pest, den Pocken, der Hundswuth. Das Kontagium der ersteren hält sich sehr lange, nach Einigen 20 Jahre lang. Mit Pockengift inficirte Wolle, die ein ganzes Jahr auf dem Boden eines Hauses gelegen und dem Winterfrost ausgesetzt war, steckte noch an. Die Uebertragung des Hospitalbrandes fand durch Leinwandfäden Statt, die mehrmals mit Wasser und Lauge gewaschen, dann gebleicht und mehrere Jahre aufbewahrt worden waren. Andere Kontagien, namentlich die flüchtigeren, scheinen der Zerstörung leichter unterworfen zu seyn. So verliert das der Rinderpest seine Wirksamkeit, wenn es an irgend eine thierische Substanz, z. B. an Nasenschleim, Blut u. s. w. gebunden, mehre Tage lang der atmosphärischen Luft bei mäßiger Wärme ausgesetzt wird. Alle Kontagien werden leicht durch Chlor zerstört, weshalb man auch Räucherungen mit dieser Substanz gewöhnlich anwendet, um ihre weitere Verbreitung zu hindern.

Die mikroskopischen Untersuchungen, welche man mit den Vehikeln der Kontagien angestellt hat, haben, mit Ausnahme der Krätz- und Räudeformen, bei welcher Epizoen als Vermittler der A. aufgefunden worden sind, für die Ermittelung der Natur der Ansteckungsstoffe bis jetzt noch nichts Sicheres ergeben.

Auf die Menge des Ansteckungsstoffes bei der A. kommt nichts an. Schon ein Minimum eines solchen Stoffes reicht hin und 1 Gran Pockenstoff, mit einer halben Unze Wasser gemischt, hebt, nach Pfaff, die Wirkung nicht auf. Aber

einmal in dem ansteckungsfähigen Körper aufgenommen, vervielfältigt sich die Menge des Ansteckungsstoffes im Verlauf der Krankheit zu einem ungeheuern Grade und von einem Individuum, das nur von einem Minimum angesteckt worden war, können eine Menge anderer Individuen angesteckt werden.

Jede Krankheit bedarf aber zur Entwickelung eines Ansteckungsstoffes einer gewissen Dauer und Reife; sie muß erst ein gewisses Stadium erreicht haben, ehe sich die ansteckende Materie erzeugt. Pocken, Masern, Scharlach, Pest sogar stecken in den ersten Tagen ihres Verlaufes nicht an. Auch ist mit der Uebertragung des Ansteckungsstoffes von einem Individuum auf das andere nicht jedesmal A. bedingt. Wie der Samen, so bedarf auch der Ansteckungsstoff eines fruchtbaren Bodens und auch die übrigen Verhältnisse müssen günstig seyn, damit sich daraus ein neuer Keim entwickle. Es ist nämlich 1) die Empfänglichkeit für ein und denselben Ansteckungsstoff bei verschiedenen Thierspecies verschieden. Während manche Kontagien, z. B. das der Rinderpest, nur bei einer Thierspecies seine Wirksamkeit äußert, lassen sich andere, z. B. das der Pocken, des Rozzes, der Hundswuth, der Krätze und Räude auf mehre Species übertragen. Auch ändert ein Kontagium seine Eigenthümlichkeiten, je nachdem es der einen oder andern Thierspecies mitgetheilt wird. Das Kontagium der Hundswuth, auf Rindvieh übergetragen, vermag sich in ihm nicht zu vervielfältigen und auf andere Thiere überzutragen. Dasselbe ist der Fall mit den Kuhpocken. Schon im Jahre 1807 impfte Gaßner 11 Kühe mit Menschenpocken und erhielt Kuhpocken, welche wieder auf 4 Kinder verpflanzt, bei diesen die Vaccine erzeugten, ein Versuch, der, später von Anderen wiederholt, zu denselben Resultaten führte. Eben so verläuft die Vaccine anders bei Pferden, Kühen, Schafen, Affen und Menschen. 2) Ist die Empfänglichkeit für A. ist auch in den verschiedenen Altern verschieden. Kinder werden vor dem Zahnen selten von ansteckenden akuten Ausschlagskrankheiten befallen. Dasselbe ist auch bei Greisen der Fall, selbst bei solchen, die die Disposition zu kontagiösen Krankheiten durch früheres Ueberstehen derselben noch nicht verloren haben. 3) Manche Menschen haben für gewisse Ansteckungsstoffe gar keine Disposition und können sich der Einwirkung derselben ohne Schaden aussetzen: so für Masern, Scharlach, Pocken. Andere bleiben aber nur temporär verschont, und werden in späteren Zeiten doch noch angesteckt. Referent sah Kinder vier und mehre Male mit Schutzpockenlymphe impfen, bei denen eine spätere Impfung doch noch gelang. 4) Zuweilen richtet sich die Empfänglichkeit für gewisse Ansteckungsstoffe nach der gerade herrschenden epidemischen Stimmung, und wird durch sie bald erhöht, bald vermindert. Daher erklärt es sich, daß manche notorisch ansteckende Krankheiten oft plötzlich u. mit einem Male aufhören, sich weiter zu verbreiten, ohne daß ihre Verbreitung auf andere Weise gestört worden wäre. Wirkten hier nicht epidemische Einflüsse ein, so müßte sich die A. in arithmetischer Progression immer mehr ausbreiten. Eben dadurch wird auch die periodische Wiederkehr mancher kontagiösen Epidemien in bestimmten Zeitabschnitten begreiflich. 5) Die temporäre Lebensbestimmung vieler Individuen scheint gleichfalls die Empfänglichkeit für gewisse Ansteckungsstoffe zu steigern od. zu mindern, so wie sie denn wohl auch den Charakter kontagiöser Epidemien zu modificiren vermag. Manche Epidemien, z. B. die des Scharlachs, der Pocken u. s. w., nehmen einen durchaus gutartigen, andere einen bösartigen Verlauf. 6) Wird die Empfänglichkeit für manche Ansteckungsstoffe durch andere, schon vorher vorhandene Krankheiten aufgehoben oder doch beschränkt. So sollen mit Aussatz und Flechten behaftete Individuen vor der Pest und Skorbutische vor syphilitischer A. gesichert bleiben. In einem Fall blieb wiederholtes Impfen mit Blatter- und Vaccinestoff fruchtlos; selbst als sich dieses Individuum zu einem Blatterkranken in das Bett legte, erfolgte keine A. Auf Jenners Rath wurde ein alter Ausschlag am Kopfe und an andern Theilen des Körpers geheilt, und nun gelang die Vaccination. 7) Bei dem einzelnen Menschen tragen sowohl die temporäre Lebensstimmung als andere physische und psychische Bedingungen wesentlich dazu bei, die Aufnahme des Kontagiums zu begünstigen oder zu verhindern. So wird dasselbe bei erwärmten Körpern schwerer aufgenommen als bei erkälteten; so leichter bei nüchternem Magen als nach eingenommener Speise; so steigern auch Furcht und Scheu vor der Krankheit, der plötzlich unvorbereitete Anblick eines an Pocken od. Scharlach leidenden Kranken die Ansteckungsfähigkeit, während Muth und Gleichgültigkeit sie vermindern. Darauf gründet sich die Erfahrung, daß Aerzte, Krankenwärter u. s. w. weniger leicht angesteckt werden, als Andere, und sich während der Cholerazeit die A. wirklich verminderte, als man die Ansteckungskraft der Krankheit leugnete und die Sperren aufhob. 8) Auch äußere Momente können die A. begünstigen oder erschweren. So soll beim Wehen des Harmattan in Afrika der Impfstoff bei Kindern nicht haften. Nach neueren Erfahrungen mißlingt die Vaccineimpfung meistens an Gewittertagen.

Die Organe, von denen die Ansteckungsstoffe zunächst in den Organismus aufgenommen werden, sind die äußere Haut und die Schleimhäute. Für die Aufnahme der flüchtigeren Kontagien scheinen mehr die letzteren, für die fixen die ersteren geeignet zu seyn. Einige wirken, sobald sie mit Schleimhäuten in Berührung kommen, z. B. Tripperstoff, andere wirken sowohl, wenn sie auf Schleimhäute, als wenn sie auf Wund- und Geschwürflächen gebracht werden, z. B. der syphilitische Stoff, andere müssen, um zu wirken, in verletzte Hautstellen gebracht werden, z. B. der Vaccinestoff. Hospitalbrand-Kontagium ist besonders, auf Wundflächen gebracht, wirksam.

Jedes Kontagium bedarf nach seiner Aufnahme einiger Zeit, ehe es seine Wirkungen durch gewisse Krankheitserscheinungen äußert, und nur die Krätze, Räude und Syphilis sind vielleicht hiervon ausgenommen. Die Zeit, welche zwischen der Aufnahme und dem Auftreten jener Erscheinungen liegt, nennt man **Stadium latentis contagii**

od. Stadium incubationis; sie ist bei verschiedenen Kontagien verschieden. Bei den Masern scheint sie 7 Tage zu betragen, bei dem Scharlach beträgt sie 5—6, bei den Pocken 5—20 Tage; bei der Hundswuth ist sie unbestimmt; doch scheint sie äußerst lang seyn zu können, indem man wahrgenommen hat, daß Jahre lang nach dem Biß eines wuthkranken Thiers noch die Krankheit ausbrach. Bei vielen kontagiösen Krankheiten, sowohl mit flüchtigem als fixem Kontagium, mit welchen Hautaffektionen verbunden sind, erscheinen die krankhaften Veränderungen zuerst an denjenigen Stellen, mit welchen das Ansteckungsgift zuerst in Kontakt gekommen ist. Bei einigen Kontagien, namentlich den fixen, beschränken sich jene Veränderungen bloß örtlich auf die zuerst betroffenen Stellen: so bei der Syphilis, den Blennorrhöen, dem Hospitalbrande; bei andern, vorzüglich den flüchtigen, dehnen sie sich weiter aus, z. B. bei Scharlach, Masern, Pocken u. s. w.

Ueber die wichtige Frage, wie sich die Kontagien in dem Organismus, auf den sie übertragen worden, vervielfältigen, sind die Meinungen von jeher sehr getheilt gewesen und man ist darüber bis heute noch zu keinem befriedigenden Resultate gekommen. Die gewöhnlichste Ansicht ist, daß das Kontagium von der äußeren Haut oder von den Schleimhäuten oder endlich von Wund- oder Geschwürsflächen aufgenommen, hier aufgesogen und von da in die allgemeine Blutmasse geführt werde, aus der es, nachdem es sich multiplicirt, wieder ausgeschieden werde. Man hat diese Annahme hauptsächlich auf eine vorhandene Analogie mit den Giften gestützt, die erst, nachdem sie in das Blut aufgenommen, ihre allgemeinen Wirkungen, und namentlich ihren Einfluß auf die Centralorgane des Nervensystems entfalten. Auch Impfungsversuche mit dem Blute der an kontagiösen Krankheiten Leidenden hat man zur Unterstützung dieser Ansicht zu Hülfe genommen. Aber aus diesen Versuchen hat sich nur das zweifelhafte Resultat ergeben, daß es nur einige Kontagien gibt, welche wirklich in das Blut übergehen, ohne während ihrer Anwesenheit in demselben ihre kontagiösen Eigenschaften einzubüßen, daß dagegen andere nicht in das Blut aufgenommen werden, oder während ihres Verweilens im Blute wenigstens ihre ansteckende Kraft nicht entfalten, und daß endlich der Uebergang mancher Kontagien in das Blut sehr problematisch ist. Nach einer andern, sich besonders auf die kontagiösen Ausschlagskrankheiten beziehenden Ansicht verbreitet sich der der Multiplikation fähige Ansteckungsstoff von dem Orte seiner Aufnahme aus, gleichsam wuchernd, entweder über der Oberhaut weg oder unter derselben fortschreitend.

Es ist hier nicht der Ort, uns in eine nähere Prüfung dieser verschiedenen Ansichten einzulassen. Es genüge die Bemerkung, daß wir bis jetzt nur von einigen Kontagien die gewisse Ueberzeugung haben, daß sie in das Blut übergehen und in demselben ihre kontagiösen Eigenschaften beibehalten. Dahin gehören die Kontagien der Hundswuth, des Rotzes und Karbunkels. Ferner wissen wir, daß nur ein Kontagium des menschlichen Körpers, nämlich das der Krätze, sich durch ein lebendes Wesen, nämlich die Krätzmilbe (Acarus scabiei), vervielfältigt. Ueber die Multiplikation aller andern Kontagien sind die bisherigen Erfahrungen noch schwankend und ungewiß.

Auch über das Wesen der Kontagien sind die Ansichten noch sehr getheilt und was man darüber weiß, geht nicht über die Grenze der Hypothese hinaus und ermangelt einer festen Begründung. Schon in früheren Zeiten schrieb man den ansteckenden Stoffen Leben zu, oder betrachtete die Multiplikation der Kontagien im angesteckten Körper als eine Art von Zeugung, oder man verglich die Kraft der Kontagien mit der magnetischen, oder man wollte in dem Akt der A. eine Art chemischer Gährung u. s. w. sehen. In den neuesten Zeiten aber haben sich besonders zwei Ansichten über diesen Gegenstand geltend gemacht. Nach der einen, besonders von der schönleinschen Schule, vertretenen, wird die organische Natur der Kontagien verfochten. Sie sind organisirte Wesen, gleichsam Parasiten, welche sich durch Zeugung fortpflanzen, sich von einem Körper auf den andern übertragen und in ihnen die gleiche Krankheit erzeugen. Die zweite Ansicht ist die von Liebig. Ihr zufolge wird den Kontagien eine rein-chemische Wirkungsweise zugeschrieben. Der Ansteckungsprozeß ist ein Gährungsprozeß; die Kontagien sind im Zustande der Zersetzung begriffene Stoffe. Es entstehen nämlich während des Verlaufs der kontagiösen Krankheiten aus den Bestandtheilen des Blutes Stoffe eigenthümlicher Art (Kontagien), welche, dem Blute eines gesunden Menschen mitgetheilt, eine ähnliche Zersetzungsweise desselben bedingen, wie die ist, in welcher sie sich selbst befinden; es entsteht und entwickelt sich folglich in dem gesunden Menschen die nämliche Krankheit: sie entsteht durch A. Liebig macht darauf aufmerksam, daß das Blut nicht nur die zusammengesetzteste aller organischen Materien ist, sondern auch in einem beständigen Stoffwechsel sich befindet und daß seine Bestandtheile einer jeden äußern Anziehung von Seiten der Gebilde sich unterordnen und ihr folgen. Wenn nun die Kontagien aus dem Blute entstehen, so muß in dem Blute eines gesunden Menschen derjenige Bestandtheil sich vorfinden, aus welchem das Kontagium sich bildet. Es muß ferner, wenn A. erfolgt, vorausgesetzt werden, daß das Blut einen zweiten Bestandtheil enthält, welcher fähig ist, durch den Erreger in Zersetzung übergeführt zu werden, denn erst in Folge der Umwandlung dieses Bestandtheiles kann das Kontagium sich reproduciren. Empfänglichkeit für A. setzt mithin die Anwesenheit einer gewissen Menge eines solchen Bestandtheiles im Blute voraus; fehlt der letztere, so kann keine A. erfolgen; bei größerer Menge wächst die Empfänglichkeit; sie macht das Leiden intensiver; die Krankheit nimmt dagegen mit der Verminderung und dem Verschwinden jenes Stoffes ab. Auf Kosten der letzteren wird successive der Ansteckungsstoff multiplicirt.

A. in medicinal-polizeilicher Hinsicht. Die Entstehung des Ausbruchs epidemisch-kontagiöser Krankheiten und ihre Verbreitung zu verhindern und somit die mannichfaltigen

Nachtheile, die im Gefolge solcher Krankheiten einhertreten, von den Staatsbürgern abzuwenden, liegt nicht in der Macht des Einzelnen. Diese Fürsorge fällt dem Staate und namentlich der medicinal-polizeilichen Behörde anheim. Sie hat sich aber dieser Fürsorge um so eifriger zu unterziehen, je mehr durch die größere Verbreitung solcher Krankheiten das Leben einer Menge von Menschen auf dem Spiele steht und je leichter durch frühe und zweckmäßig getroffene Maßregeln nicht bloß der mörderische Feind bezwungen, sondern auch Noth und Mangel, Lähmung des Handels und der Gewerbe und andere nachtheilige Folgen, die damit verbunden sind, abgewendet werden können. Gegenstand der Fürsorge der Medicinalpolizei sind aber nicht allein die epidemisch-kontagiösen Krankheiten der Menschen, sondern auch die der Thiere. Was die der Menschen betrifft, so handelt es sich hier vorzüglich von Maßregeln, welche eine möglichste Abhaltung dieser Krankheiten von der Person der Staatsbürger beabsichtigen. Die Mittel zu diesem Zwecke sind Absperrung und Vernichtung der Ansteckungsfähigkeit.

Sperranstalten sind, im Falle es irgend noch in den Grenzen der Möglichkeit liegt, ein eingedrungenes Kontagium abzuhalten, unerläßlich und in der That durch kein anderes Mittel zu ersetzen. Aber es ist dabei wohl zu bedenken, daß man diese Maßregel nie weiter ausdehnen soll, als es durchaus erforderlich ist; denn sie ist äußerst drückend und lästig für alle diejenigen, die sie trifft. Oft verursacht sie bedeutende Kosten, hindert Handel und Wandel, wirkt lähmend auf Geist und Gemüth und bringt nicht selten die Abgesperrten der Verzweiflung nahe. Sie soll daher niemals eintreten gegen Krankheiten, die gar nicht ansteckend sind, auch nicht gegen solche, welche nicht mehr in enge Schranken zu bannen sind, auch nicht gegen solche, wo es in der Macht jedes Einzelnen steht, sich selbst gegen A. zu sichern. Sie ist endlich nur mit Einschränkung anzuwenden da, wo die herrschende Krankheit zwar ansteckend, aber nur unbedeutend ist und wo also die zur Verhütung und Abwendung aufgebotenen Mittel in keinem Verhältniß zu der Gewalt und Intensität des Uebels stehen. Bevor man demnach zu Sperrmaßregeln schreitet, soll man immer bei jeder einzelnen Krankheit erwägen, zu welcher der obigen Kategorien sie zu zählen ist, und zur Ergründung ihres Wesens und Charakters Theorie und Erfahrung zu Hülfe nehmen. Leider ist man nur darüber nach dem jetzigen Stande der ärztlichen Wissenschaft ebensowenig im Reinen, als es in einzelnen vorkommenden Fällen immer leicht ist, jeder einzelnen Krankheit ihre rechte Stelle anzuweisen.

Nicht alle solche Krankheiten, welche zu gleicher Zeit viele Menschen ergreifen, sind ansteckend. Es gibt nämlich deren, welche in Folge atmosphärischer Einflüsse, ungewöhnlicher Anomalien der Witterung, schlechter Nahrungsstoffe u. s. w. entstehen, oder welche das Erzeugniß irgend eines Miasma's, d. h. eines aus faulenden Vegetabilien u. s. w. ausstömenden schädlichen Stoffes in der Luft sind. Dergleichen Krankheiten können sich, gleich wie die kontagiösen, über größere oder kleinere Gegenden erstrecken und viele Menschen befallen, ohne sich deshalb auf dem Wege der A. zu verbreiten. Gegen solche Krankheiten aber würden Sperrmaßregeln fruchtlos seyn; denn Nässe, Kälte, schlechte Nahrungsmittel und schlechte Luft lassen sich durch Kordons und Beschränkungen des Verkehrs nicht abhalten. Doch darf man dabei nicht übersehen: 1) daß durch dergleichen Ursachen erzeugte Krankheiten nach kürzerer oder längerer Zeit ein Kontagium entwickeln und ansteckend werden können, ohne daß sie es in der Regel oder beim Auftreten der Epidemie gewesen sind; 2) daß es Krankheiten gibt, die, wie gelbes Fieber und vielleicht auch Cholera, sich zugleich miasmatisch und durch Kontagium verbreiten. Walten noch Zweifel über die Ansteckbarkeit oder Nichtansteckbarkeit einer Krankheit ob, so dürfte es bei gefährlichen Krankheiten wohl das Gerathenste seyn, die nöthigen Sperrmaßregeln eintreten zu lassen, bis man klarer zu sehen im Stande ist, bei weniger gefährlichen aber noch mit ihrer Anwendung zu zaudern. Ueberhaupt aber müssen die zu treffenden medicinal-polizeilichen Maßregeln in einem richtigen Verhältniß zur Gefahr und zu der Intensität der Krankheit stehen, und es würde z. B. unvernünftig seyn, wollte man gegen gutartige Masern und Scharlach alle die Schutzkräfte in Bewegung setzen, die man zur Abwendung der Pest in Wirksamkeit treten läßt. Bei Pocken, bösartigem Scharlach u. s. w. genügt schon die Absperrung einzelner Häuser, bei Krätzkranken und Wuthkranken die Isolirung im eigenen Hause, bei der Lustseuche die Wachsamkeit über öffentliche Häuser und Bordelle und über einzelne eines liederlichen Lebenswandels verdächtige Personen.

Ansteckende Krankheiten können theils im eigenen Lande entstehen und sich hier von Individuum zu Individuum weiter ausbreiten, theils werden sie nur gelegentlich aus der Fremde eingeschleppt. Gegen letztere gibt es kein wirksameres Mittel, als die Absonderung des diesseitigen Staatsgebiets u. seiner Bewohner von den angesteckten oder wenigstens verdächtigen Gegenden und Personen. Dazu ist aber nicht erforderlich, alle aus dem angesteckten Lande kommenden Menschen, Thiere und leblosen Gegenstände gänzlich und unbedingt von allen Punkten der Grenze abzuweisen, denn die Erfahrung lehrt, daß man den Ansteckungsstoff von Gegenständen, an denen er haftet, durch mechanische und chemische Mittel entfernen kann, und daß derselbe, wenn er auf Menschen übertragen wird, in ihnen eine bestimmte, und zwar kürzere Zeit latent bleibt und sich bald durch die bekannten, jeder ansteckenden Krankheit eigenthümlichen Erscheinungen zu erkennen gibt. Auch würde eine solche vollkommene Absperrung allen Verkehr geradezu lähmen, Mangel an den nöthigsten Lebensbedürfnissen zur Folge haben, und auch wohl auf die Dauer nicht ausführbar seyn. Es reicht daher schon hin, an den äußersten Grenzen alle einzuführenden giftfangenden Waaren einer hinlänglichen Reinigung zu unterwerfen, die von verdächtigen Orten herkommenden Menschen aber so lange in Aufsicht zu halten, bis man überzeugt ist, daß sie selbst nicht angesteckt sind und das Ansteckungsgift nicht weiter verbreiten können. Hierzu dienen die Quarantäne-

anstalten, welche an mehre, besonders für den Handel günstig gelegene, Orte vertheilt sind, allen Verkehr zwischen Personen und Waaren hindern und ihnen den Eintritt nur dann gestatten, wenn zuvor die erforderlichen Sicherheitsmaßregeln angewendet worden sind. Stehende Anstalten dieser Art sind nur dann nöthig, wenn die Gefahr der Uebertragung einer ansteckenden Krankheit eine bleibende ist, wie z. B. bei der Pest; bei vorübergehenden und weniger häufigen Epidemien brauchen sie nur temporär zu seyn und können nach Abwendung der Gefahr wieder aufgehoben werden.

Eine ganz andere Aufgabe für die Medicinalpolizei bietet sich dar, wenn die ansteckende Krankheit bereits im Innern des Staats selbst ausgebrochen ist. Es würde zwecklos seyn, hier an der Landesgrenze mit Kosten und Belästigung Vorkehrungen zu treffen, da dadurch der weiteren Verbreitung keine Grenzen gesetzt werden könnten. Desto nothwendiger ist es hier, durch örtliche Vorkehrungen nicht allein diese zu hemmen, sondern auch die Macht der Krankheit zu brechen, um den Erkrankten die nöthige Hülfe zuzuführen. Folgende Maßregeln sind es hauptsächlich, welche zu diesem Ziele leiten: 1) Beförderung des Wohlseyns der Staatsbürger im Allgemeinen und Entfernung der die Empfänglichkeit steigernden Umstände. Dahin gehören Unreinlichkeit der Wohnorte, zu dichtes Zusammenwohnen in engen und dumpfen Stadtvierteln, Arbeitslosigkeit und daher rührende Armuth, allgemeine Furcht u. Niedergeschlagenheit, Unwissenheit über die Natur der Krankheit u. s. w.; 2) Sicherstellung der Gesunden und Trennung derselben von bereits Erkrankten oder der Krankheit Verdächtigen, daher Vermeidung größerer Volkszusammenkünfte: Jahrmärkte, Volksfeste, Theater, Processionen, Wallfahrten u.s.w.; 3) bei schon ausgebrochenen Krankheiten Absperrung der Angesteckten, je nach der Dringlichkeit der Umstände von einem Zimmer bis zu einer ganzen Provinz, Isolirung einzelner Kranken in Hospitälern, Versorgung der Kranken mit Lebensmitteln, Erhaltung der Ordnung und Sicherheit; 4) Vernichtung der Ansteckungsfähigkeit durch dazu geeignete Mittel, in soweit solche vorhanden sind, bei den Pocken namentlich die Anordnung einer allgemeinen Vaccination solcher Individuen, welche noch ungeimpft geblieben sind und bei Erwachsenen die Revaccination. Nach dem Aufhören einer kontagiösen Krankheit ist eine vollständige Reinigung sämmtlicher mit Kranken in Berührung gekommenen Gegenstände, mit Vernichtung aller nicht zu desinficirenden vorzunehmen. Ist eine ansteckende Atmosphäre geschlossener Räume zu reinigen oder der Ansteckungsstoff aus Dingen, denen er anhängt, zu vertreiben oder zu zerstören, so sind dazu insbesondere die von Guyton de Morveau vorgeschlagenen übersalzsauren Räucherungen und neben diesen die von C. Smith gerühmten salpetersauren Dämpfe zu empfehlen, letztere in so fern, als die Anwendung der morveauschen Räucherungen in bewohnten Zimmern nicht ohne Gefahr ist.

Was die Abhaltung von Viehseuchen betrifft, so sind auch hier, wie bei den ansteckenden Krankheiten der Menschen, die Maßregeln verschieden, je nachdem die Krankheit nur noch von dem Ausland eingeführt zu werden droht, oder wirklich innerhalb der Landesgrenze an einzelnen Orten ausgebrochen ist. Im ersteren Falle erweisen sich Sperrung der Grenzen für alle Einfuhr von Vieh und von giftfangenden animalischen Substanzen, als Häuten, Wolle, Haaren, Hörnern u. s. w. aus verdächtigen Orten als das einfachste und bewährteste Mittel. Nicht immer ist jedoch eine gänzliche Sperre ausführbar, namentlich dann nicht, wenn ein Staat seinen Bedarf, z. B. an Fleisch, von dem anderen beziehen muß; in diesem Falle müssen an der Grenze Quarantäne-Anstalten für das eingehende Vieh errichtet werden. Aber auch dieses ist nicht immer ausführbar, z. B. während eines Krieges, wo das Schlacht- und Zugvieh den Truppen folgen muß, und wo man sich dann lediglich darauf beschränken muß, die eigenen Thiere von den durch die fremden benutzten Straßen und Rastplätze möglichst entfernt zu halten. Ob diese Anstalten nur vorübergehend oder als stehend zu errichten sind, hängt von den Umständen ab. Auf alle Fälle ist dafür zu sorgen, daß kein Stück Vieh unter eine Heerde, oder in eine Gemeinde gebracht werde, ohne hinreichende Bürgschaft, daß es auch gesund sey.

Ist die ansteckende Krankheit schon im Innern ausgebrochen, so müssen besonders alle Veranlassungen zur Vereinigung größerer Mengen von Thieren abgeschnitten, namentlich alle Viehmärkte untersagt, sodann die angesteckten Ställe, Dörfer und Gegenden, in Beziehung auf Verkehr mit Vieh ganz abgesperrt werden. Ist die Wiederherstellung der von der Seuche befallenen Thiere unwahrscheinlich oder die Krankheit in hohem Grade ansteckend, so bleibt die schnelle Tödtung aller angesteckten Stücke das einzige wirksame Mittel. Es versteht sich jedoch von selbst, daß diese, wie alle anderen hemmenden Maßregeln die gebührende Grenze nicht überschreiten und nur da in Vollzug gesetzt werden dürfen, wo es die Natur der Krankheit und die vorhandenen Umstände durchaus gebieten. Die Heilung des erkrankten Viehes ist am besten geprüften Thierärzten zu überlassen, und der Staat hat diese nicht allein in allen ihren Anordnungen zu unterstützen, sondern auch den Vollzug derselben nöthigenfalls durch Zwangsmittel durchzusetzen, denn es handelt sich hier von der Beseitigung und Verhütung einer allgemeinen Kalamität, wobei das Interesse und der Schaden des Einzelnen nicht in Berücksichtigung gezogen werden kann. Außerdem sind noch gemeinschaftliche Belehrungen über die Natur der ansteckenden Krankheit, ihre Zeichen, ihre Vorbeugungsmittel u. s. w. zu ertheilen und nach Beendigung derselben die nöthigen Maßregeln zur Reinigung in Vollzug zu setzen.

Anstellung, überhaupt die Uebertragung eines Dienstes und Gewährung eines gewissen damit verbundenen Einkommens, insbesondere aber die Verleihung eines öffentlichen Amtes und dieses Amt selbst. Sie geschieht in monarchischen Staaten entweder definitiv, oder provisorisch oder auf Kündigung. Die definitive A. bildet die Regel; provisorische A.en geschehen entweder wegen der provisorischen Eigenschaft des Amtes selbst oder zur praktischen Prüfung und

mit Vorbehalt der definitiven A. des Beamten. Auf Kündigung werden gemeiniglich vom Staate nur solche Beamten angestellt, deren Geschäfte hauptsächlich in Leistung temporärer Arbeiten bestehen. Jede A. schließt die Bedingung „auf Wohlverhalten“ ein, ohne daß, wie es in den Vereinigten Staaten von Nordamerika und in andern Republiken geschieht, nöthig wäre, sie ausdrücklich und nur auf Wohlverhalten auszufertigen. Zwar ist nun die A. als ein zweiseitiger, theils dem Dienst-, theils dem Mandatsvertrage entsprechender Kontrakt anzusehen, so daß der Angestellte nicht bloß klagbare Pflichten übernimmt, sondern auch ein volles Recht auf die Privilegien seines Amtes erwirbt: doch wird immer vorausgesetzt, daß den Beamten moralische Unfähigkeit oder mangelhafte Erfüllung seiner Pflichten jederzeit unwürdig, folglich der A. selbst und der damit verknüpften Rechte verlustig machen können. Die A.en erfolgen im Namen des Staatsoberhauptes oder der höchsten Landesstelle; sie geschehen durch eine Bestellung (Patent, Dekret), das in Monarchien bei obern Stellen vom Landesfürsten selbst vollzogen wird (in Preußen, z. B. bis zum Range eines königlichen Rathes), bei niedern von den betreffenden Ministerien und Oberbehörden. Langjähriger Militärdienst pflegt in vielen Staaten Anspruch auf A. im Civildienste zu geben. Vergl. Staatsdiener.

Anstett, Johann Protasius von, russischer Diplomat, Sohn eines Advokaten, geboren 1774 zu Straßburg. Anfänglich Seemann, trat A. im Jahr 1791 als Assessor beim Kollegium der auswärtigen Angelegenheiten in den Civildienst, wurde 1794 bei einer geheimen Unterhandlung in Berlin gebraucht und befand sich während des polnischen Feldzuges im Gefolge des Königs von Preußen. Im J. 1801 kam er als Legationsrath zur russischen Gesandtschaft nach Wien u. fungirte hier mehre Male als Chargé d'affaires; später wurde er Mitglied der zur Bestimmung der galizischen Grenzen zwischen Rußland und Oesterreich niedergesetzten Kommission. Im Befreiungskriege befand er sich Anfangs im Gefolge des Kaisers Alexander, dann als Direktor der diplomatischen Kanzlei bei dem Feldmarschall Fürsten Kutusow, schloß 1813 in Breslau die Präliminarartikel des russisch-preußischen Bündnisses ab, darauf mit dem Grafen von Lottum die Konvention zu Kalisch und nebst Nesselrode zu Reichenbach den Subsidientraktat mit Großbritannien, ward Bevollmächtigter an dem Kongresse zu Prag, Staatsrath, nahm Theil am Kongresse zu Wien, schloß nach Napoleons Rückkehr von Elba mit Cancrin die Supplementarkonvention zu der von Kalisch, folgte dann der Armee nach Paris und befand sich hier bei dem Militärkomité, das unter Wellingtons Vorsitz die Konvention wegen der Okkupationsarmee in Frankreich zu Stande brachte. Als später die deutsche Bundesversammlung ihre Sitzungen eröffnete, wurde er zum außerordentlichen Gesandten und Bevollmächtigten Rußlands bei derselben ernannt. In dieser Stellung † er den 14. Mai 1835 zu Frankfurt a. M.

Anstrich, das Ueberziehen eines Körpers auf der Oberfläche mit irgend einer passenden flüssigen Materie, die nach einer gewissen Zeit trocken oder hart wird. Durch ein solches Anstreichen will man entweder den Körper vor schädlichen äußeren Einflüssen schützen, oder ihm ein schöneres Ansehen geben, oder auch beide Zwecke zugleich erreichen. So gibt es A.e zur Abhaltung der Nässe von Holzwerk und Mauern, zur Abhaltung des Feuers von allen brennbaren Stoffen und des Rostes oder der Oxydation von den Metallen. Ein A. von gemeiner Oelfarbe (von Leinölfirniß) widersteht der Feuchtigkeit und wird deswegen bei Holz- und Steinwänden, so wie bei vieler Holz- und Steinwaare angewendet. Für manche Fälle ist aber dieser A. noch zu kostspielig, auch nicht immer dauerhaft genug. Ein wohlfeilerer und zweckmäßigerer A. gegen die Nässe des Holzes ist der Theer; vorzüglich der Steinkohlentheer. Besonders dienlich ist solcher Theer zum Anstreichen von Schiffen, von Planken u. anderen groben Sachen aus Holz. Er sichert zugleich besser als jeder andere gegen den Angriff des Ungeziefers. Ueberstreicht man Holzwerk mit dickem Leinölfirniß, bewirkt man es dann mit feinem trocknen Sande, reibt man nach dem völligen Trocknen den nicht angeklebten Sand hinweg u. wiederholt man diese Operation einigemal, so erhält das angestrichene Holzwerk ein steinartiges Ansehen und bleibt vor Nässe, folglich vor der Fäulniß, so wie vor Würmern sehr lange geschützt. Statt des Leinölfirnisses kann man auch Steinkohlentheer gebrauchen. Ein anderer dauerhafter Holzanstrich, wohlfeil und gut für viele Zwecke, ist der aus drei Theilen gelöschten Kalks, zwei Theilen Holzasche und einem Theile feinen Sandes. Nachdem man dies Alles gut zerkleinert, gesiebt und untereinander gemengt hat, so thut man so viel Steinkohlentheer hinzu, als nöthig ist, die Materien zu einer Masse zu verbinden, welche mit einem Pinsel verstrichen werden kann. Das Holz bedarf hiervon nur zweier Ueberzüge, von denen der erste dünn aufgetragen wird, der zweite aber so dick, als der Pinsel es erlaubt. Ein solcher gut bereiteter Ueberzug ist dem Wasser undurchdringlich, widersteht auch dem Einflusse des Wetters und der Sonne. Die Sonne härtet ihn und macht ihn noch dauerhafter. Ist kein Theer zur Hand, so nehme man Firniß. Feuchte Mauern in Wohnungen trocknet man aus u. schützt sie vor dem fernern Eindringen der Nässe, indem man sie, eine Stelle nach der andern, mittelst eines tragbaren eisernen Ofens erhitzt und sie hierauf mit einer geschmolzenen Mischung von 1 Theil Leinölfirniß und 2 Theilen Harz bestreicht. Sollte dieser A. nicht sogleich gehörig eindringen, so ist durch Erhitzen nachzuhelfen, und in dieser Absicht muß man den Ofen vor die Stellen der Wand schieben, wo der A. noch nicht gehörig eingedrungen ist. Das Ueberstreichen und Erhitzen wiederholt man einigemal und überhaupt so oft, bis nichts mehr in die Mauer eindringt. Der letzte A. bildet dann eine Art von Glasur, welche sehr bald hart wird. Eine stark mit Salpeter überzogene Mauer muß man vor dem Einlassen des Firnisses abkratzen und neu mit Cäment überziehen. Freilich ist diese Methode nicht wohlfeil; aber zweckdienlich. Sehr dauerhaft zum A. von Häusern ist eine Farbe von Zinkblende. Letztere wird fein gemahlen und mit Oelfirniß versetzt,

Sie bildet einen hornartigen Ueberzug von angenehmer, lichtbrauner Farbe. Dieser Ueberzug, Wind und Wetter ausgesetzt, steht viele Jahre; er schmutzt auch nicht ab und ist nicht theuer. Eben so ist ein A. von Wasserglas auf Cäment für die Wetterseite der Häuser vortrefflich. Gibt man hölzernen Gebäuden, oder dem Gebälk und innern Getäfel eines Gebäudes einen A. aus Alaun, feinem Thon oder Bolus und Ochsenblut, so sichert man dadurch die Gebäude mehr gegen Feuersgefahr. Auch ein A. von einer Kochsalz- und Potaschenauflösung, einem Gemenge von Kalk und Sand, oder von Potasche, Roggenmehl und Wasser, oder von geschlämmtem Lehm, geschlämmtem Thon und Roggenmehlkleister vermindert die Feuerfänglichkeit. Noch besser dazu ist ein A. mit dem von Fuchs in München erfundenen, aus Kieselerde und Kali bestehenden wohlfeilen Wasserglase. Papier, baumwollene und leinene Zeuche mit Auflösungen von Potasche oder Glaubersalz, Borax rc., oder auch mit Wasserglas angestrichen, werden dadurch gleichfalls vor dem Anbrennen geschützt. Man erwarte inzwischen bei Anwendung dieser feuerwiderstehenden A.e nicht ein Unverbrennlichwerden der Stoffe. Diese A.e erschweren nur den Angriff u. die Zerstörung durchs Feuer; weiter geht ihre Wirkung nicht, und es kann nie ein A. erfunden werden, welcher durch Feuer leicht verbrennliche Stoffe ganz unzerstörbar machen könnte. — Leder, Zeuche u. s. w. werden durch einen A. von Federharzfirniß (Coutchouc in Terpentinöl oder Steinkohlenöl u. dergl. aufgelöst) wasserdicht und luftdicht; so wie man Eisen, Messing, Bronze und andere Metalle durch aufgestrichene Firnisse nicht bloß gegen das Rosten oder Oxydiren sichert, sondern ihnen auch ein schönes glänzendes Ansehen gibt. Häuser- und Zimmerwände, Geländer, so wie Schreinerarbeiten: Schränke, Tische u. dergl., werden, der Verschönerung und größerer Dauer wegen, entweder mit Leimfarben oder mit Oelfarben angestrichen. Der Anstreicher nimmt dazu gewöhnlich die wohlfeilsten Erdfarben (Pigmente), z. B. Kreide, Bleiweiß, Ocker, Umbra, preußisch Roth, kasseler Gelb, saalfelder Grau, Grünspan, Berggrün, Berlinerblau, Braunstein, Kienruß u. s. w. Er reibt die Farben mit dem Läufer auf glatter Steintafel und rührt sie dann, wenn sie zu Leimfarben bestimmt sind, mit dünnem Leim, oder zu Oelfarben mit Oelfirniß oder einem trocknenden Oele (Lein-, Nuß- oder Mohnöle) an. Eine Beimischung von Terpentinöl macht die Farben dünnflüssiger und geschickter zum Aufstreichen, ein Zusatz von Bleizucker und Zinkvitriol macht sie haltbarer. Gibt man den Gegenständen vor dem eigentlichen Anstreichen erst einen Grund, nämlich einen schwachen A., so dient dieser, die Poren in der Oberfläche des Körpers vorläufig anzufüllen. Bei Leimfarbe besteht dieser Grund aus Kreide und Leim, bei Oelfarbe aus Oelfirniß und Bleiweiß. Dieser Grund muß immer erst völlig trocken geworden seyn, ehe das Anstreichen selbst vorgenommen wird. Um Kosten zu ersparen, grundirt man auch wohl Fenster, Thüren, Bekleidungen im Innern der Wohnungen für den nachherigen Firniß-A. mit Leimfarbe; doch darf dies nie da geschehen, wo die Gegenstände dem Wetter oder der Feuchtigkeit ausgesetzt sind: denn ein solcher A. würde sich nach ein Paar Jahren abblättern und nicht die erforderliche Dauer haben. Eisen schützt man durch nachbeschriebenen Firniß wirksam vor Rost oder Verkalkung. Man stößt eine Unze Reißblei (Graphit) zu feinem Pulver, vermischt damit 4 Unzen schwefelsaures Blei und eine Unze Zinkvitriol. Diese Mischung reibt man nach und nach mit einem Pfunde heißen Leinöls ab. Der Firniß trocknet bald und schützt die Metalle, auf welche man ihn anwendet, vollkommen vor der Oxydation. Besonders gut gegen das Rosten des Eisens ist auch ein A. aus einem Gemenge von acht Theilen Steinkohlentheer und einem Theil Mennige. Der Theer wird bis etwas über 80 Grad Reaumur erhitzt und dann die Mennige allmählig darunter gerührt. Das Anstreichen damit muß bei trockenem Wetter geschehen; auch ist es bei mancher Eisenwaare nützlich, die angestrichene Stelle mit ganz feingepulvertem, trockenem Sand zu bestreuen. Wenn man rothglühendes Eisen mit Wachs abreibt, so ist auch der dadurch erhaltene Wachsüberzug rostschützend. Dies Mittel ist aber nur da anwendbar, wo man das Eisen oder die Eisenwaare erhitzen darf. Zweckmäßig ist auch folgender in Frankreich häufig angewendeter A.: man vermengt gleiche Theile durch ein Seidensieb geschlagenes Ziegelmehl und Silberglätte mit einander und reibt die Masse auf dem Reibsteine mit so viel Leinöl ab, daß daraus eine dicke Farbe entsteht. Diese verdünnt man, um sie aufzutragen, mit Terpentinöl. Der A. des Eisens damit erhält das Metall an der Luft unverändert und wenn es auch noch so feucht wird. Zu Eisen, das unter die Erde kommen soll, wird eine Mischung aus zwei Theilen Steinkohlentheer und einem Theil gepulverten Kalks empfohlen. Vor dem Ueberziehen damit muß das Eisen erst erwärmt werden. Auch wenn man eine Lage reinen oder mit Kalk gemengten Schwefels auf das warme Eisen trägt, so wird dadurch solches Eisen vor Rost gesichert. Denn durch den Schwefel entsteht auf dem Eisen eine Rinde von Schwefeleisen, welche die Einwirkung des Sauerstoffs zur Bildung des Rostes hindert. Um polirten Stahl vor Rost zu schützen, reiben die englischen Messerschmiede ihre Stahlwaaren vor der Verpackung mit trocknem, pulverisirtem ungelöschten Kalk ab, oder sie tauchen sie in Kalkmilch und reiben sie dann sorgfältig ab. Im weitesten Wortsinne gehört zu den A.en die große Reihe der verschiedenen Firnisse oder Lacke, wegen welcher die besonderen Artikel zu vergleichen sind.

Antäus, Sohn des Poseidon und der Erde, ein gewaltiger Riese in Libyen, welcher die anlandenden Fremdlinge nöthigte, mit ihm zu ringen. Keiner konnte ihm widerstehen, denn er empfing, so lange er die Erde berührte, von dieser, seiner Mutter, immer wieder frische Kraft. Die Besiegten tödtete er und baute aus ihren Schädeln seinem Vater Poseidon eine Kapelle. Endlich wurde er von Hercules überwunden, der ihn frei in die Höhe hob und ihn so in der Luft schwebend, ehe er wieder die Erde berühren konnte,

erdrosselte. Der Riese maß 60 Ellen. Von seinem Grabe (dem Antäushügel bei Tingis in Mauritanien) ging die Sage, daß, wenn man ein Stück davon ausgrabe, es so lange regne, bis das Loch wieder voll sey. Den Tod des A. findet man häufig auf alten Denkmälern und Gemmen dargestellt; auch wurde derselbe vielfach von Dichtern besungen.

Antagonismus, Entgegenwirkung, Widerstreit, derjenige Zustand thierischer Organe, bei welchem ein bestimmter Grad von Erregung eines Theils in einem andern Theile den entgegengesetzten Grad der Erregung, nämlich einen der Erschlaffung sich nähernden Zustand bedingt. Beide Theile stehen dann in einem antagonistischen Verhältnisse zu einander, oder es findet A. zwischen ihnen Statt. Man kann sich die Sache mechanisch so denken, wie wenn zwei Menschen an einem Seile gegen einander ziehen. Zieht der eine stärker, so läßt der andere nach, läßt aber jener wieder so viel an der Kraft des Ziehens nach, als der Ueberschuß an Kraft betrug, so ist das Gleichgewicht wieder hergestellt. Am deutlichsten treten die Erscheinungen des A. an den willkürlichen Muskeln hervor. Die Erregung geht hier von dem Willen aus und pflanzt sich durch den leitenden Nerven zu dem Muskel fort, der in Bewegung versetzt werden soll. Treten z. B. die Beugen einer Hand in Wirksamkeit, so wird die Thätigkeit ihrer Antagonisten, der Strecken, beschränkt; wirken die Supinatoren, so ruhen die Pronatoren, oder wirken die Abduktoren, so ruhen die Adduktoren. Man darf jedoch nicht glauben, daß die angestrengteste Thätigkeit des einen zweier Antagonisten jede Aktion des ihm entgegengesetzten vollkommen ausschlösse, als ob der letztere dadurch in einen Zustand absoluter Ruhe versetzt würde. Es dauert vielmehr auch bei anscheinender Ruhe ein gewisser Grad der bewegenden Nerven, eine leise Kontraktion der Muskelfasern noch fort und zwei Antagonisten oder zwei antagonistische Muskelgruppen halten sich bei dieser scheinbaren Ruhe noch das Gleichgewicht. Ferner findet unter gewissen Bedingungen A. Statt, sowohl zwischen den einzelnen sensibeln Nerven, als auch zwischen ihnen und den bewegenden Nerven unseres Körpers. Schmerzen in einem Körpertheile werden häufig gemindert durch Erregung von Schmerz an einer andern Stelle des Körpers, ein Gesetz, worauf sich in vielen Fällen die schmerzlindernde Kraft der Blasenpflaster und anderer ableitenden Mittel gründet. Noch häufiger findet das antagonistische Verhältniß zwischen sensibeln und bewegenden Nerven Statt. Hysterische, die abwechselnd an Neuralgien und Krämpfen leiden, wissen, daß der Eintritt der Krampfanfälle ihre Schmerzen zu heben pflegt. Angestrengte Muskelaktion, Ballen der Faust, Stemmen der Arme auf einen festen Körper, erleichtert wenigstens momentan die heftigen Schmerzen. Wadenkrampf wird durch Reiben der Haut gehoben. Ein weiteres antagonistisches Verhältniß wird oft zwischen den verschiedenen Exkretionsorganen beobachtet, und zwar disponirt verminderte Erregung in einem Exkretionsorgane ein zweites ihm mehr oder minder verwandtes zu gesteigerter Thätigkeit, oder gesteigerte Thätigkeit in einem Exkretionsorgane setzt die Thätigkeit eines anderen verwandten Organs herab. Den physiologischen Grund aller dieser verschiedenen antagonistischen Verhältnisse zwischen einzelnen Organen und Systemen aufzufinden, ist bis jetzt der Wissenschaft noch nicht gelungen.

Antakia (Antakie), türkisch-syrische Hauptstadt des gleichnamigen Sandschaks, Ejalet Aleppo, am Aasi (Orontes) nahe der Mündung. A. ist das alte Antiochia, die einst berühmte und prächtige Residenz der Könige eines mächtigen Reichs. Es liegt 12 geographische Meilen östlich von Aleppo, in herrlicher Gegend. Die heutige Stadt ist den Ruinen der alten eingebaut und noch von der ungeheuern, an manchen Stellen 80 Fuß hohen, meist antiken Felsenmauer umschlossen. Sie füllt den weiten Raum derselben aber kaum zum sechsten Theil aus, das Uebrige sind Gärten u. Felder oder Trümmer von Wasserleitungen und Schutthaufen von Tempeln und Palästen. Die Stadt hat 7 Thore, 7 Bazars, 20 Moscheen, 50 Bäder; die einzige christliche Kirche ist verfallen. Die Straßen sind schlecht und viele Häuser elende Lehmhütten, das Bild der Armuth und des Schmuzzes. Sieben warme Quellen, bei welchen sich das Volk an bestimmten Tagen zahlreich einfindet, heilen unter priesterlichem Beistande von Seitenstechen, Krätze, Aussatz, Gallenbeschwerden, Unterleibsschmerzen u. dgl. Die Einwohner, ungefähr 10,000, treiben einigen Handel mit Seide, Kameelhaaren u. gesalzenen Aalen, die im Orontes gefangen werden. Die Hauptgewerbe sind Baumwoll- u. Seidenweberei u. Bereitung von Saffian. A., als einer der Hauptsitze des Urchristenthums, hat einen Patriarchen der unirten Nestorianer; der griechische Patriarch, welcher früher hier residirte, wohnt jezt in Damaskus. Der christlichen Wallfahrtsorte sind hier viele. Das berühmteste ist das vermeintliche Grab Habib Nedschars, d. i. des gottbefreundeten Tischlers, Josephs, des Gatten der Mutter Jesu. Die Bauwerke aus der großen klassischen Zeit A.s sind bis auf wenige Reste ganz in Schutt vergraben oder verhüllt durch die Gebäude der Neuzeit. Die alte Stadtmauer ist noch das imposanteste und besterhaltene Denkmal; doch auch sie erzählt die Geschichte zweier Jahrtausende; denn aus allen Jahrhunderten sieht man daran Flickerei und Anbau. Sie umgibt einen Raum von fast 4 Stunden in Umkreise. Die besterhaltenen Partien gehören der Römerzeit an; viele jener der Kreuzfahrer, welche aus A. einen Hauptwaffenplatz machten. Diese Riesenmauer zieht sich über Schluchten auf Anhöhen, durch tiefe Thäler und über hohe Felsen hin, und bildet ein rechtwinkeliges Viereck. Nahe an der Stadt ist die alte Nekropolis mit ihren in den Felsen gehauenen Gräbern. Die Gegend von A. ist äußerst fruchtbar und sie rechtfertigt die entzückende Beschreibung der alten Schriftsteller. Aber ihr Anbau ist schlecht; überall nehmen Verwilderung und Verlassenheit zu. Bei dem unglücklichen, anarchischen Zustande, der mehr oder weniger in allen Theilen eines in der Auflösung begriffenen Reiches sichtbar ist, ist keine Sicherheit des Eigenthumes möglich und raubsüchtige Horden streifen häufig bis vor die Thore von A., während in der Stadt selbst die erpressende Faust des Pascha den Muth der Einwohner niederbeugt und Industrie und Gewerbe nicht zur Blüthe gelangen läßt.

Antal, oberungarisches Weinmaß, welches na-

mentlich in Tokay in Gebrauch ist. Es faßt $3797^{9}/_{14}$ pariser Kubikzoll = $73^{1}/_{3}$ Litres = 1 Eimer 3 Quart preußisch = 1 Eimer $10^{1}/_{2}$ wiener Maß = 70 Kannen leipziger Weinmaß, $1^{1}/_{2}$ preßburger Eimer. Der tokayer A. ist nur etwa 1 Eimer, also um $^{1}/_{3}$ kleiner.

Antalcidischer Friede. Der sogenannte korinthische Krieg, welchen Athen, Argos, Korinth und Theben mit mehren andern kleineren Staaten Griechenlands gegen das lästige Supremat Sparta's erregt hatten, wurde von Persien in der Absicht unterstützt und genährt, die moralischen und physischen Kräfte der Griechen durch gegenseitige Aufreibung zu zerstören. Nur zu gut gelang es. Persien spielte den Verbündeten bald der unterliegenden, bald der siegenden Partei und trat zuletzt, als Vermittler und Diktator des Friedens auf. Durch den Krieg erschöpft und von einer Flotte unter Alcibiades bedroht, schickten die Vereinigten Staaten Gesandte an den persischen Statthalter, um die Bedingungen des Großkönigs zu vernehmen. Diese waren folgende. Die klein = asiatischen Griechenstädte sammt den Inseln, Clazomenä und Cypern, sollen den Persern unterthan bleiben; Lemnos, Imbros und Scyros gehören den Atheniensern. Jede der größeren und kleineren Städte Griechenlands ist fortan unabhängig; jeder griechische Staat, der diese Bedingungen nicht eingeht, ist ein Feind von Artaxerxes und soll von ihm und allen Zustimmenden sofort zu Wasser und zu Lande bekriegt werden. Dieses schimpfliche Friedensdekret des ausländischen Königs wurde, obgleich Theben sich anfangs sträubte, 387 v. Chr. von allen griechischen Staaten angenommen. Durch dasselbe opferte man die kleinasiatischen Griechen den Persern auf und gab den Perserkönigen eine Macht zurück, für deren Vernichtung die Helden von Marathon ihr Blut verspritzt hatten. Sparta verlor durch den Traktat die Herrschaft zur See, um die Hegemonie zu Lande desto nachdrücklicher zu behaupten. Den Athenern ließ man drei von ihnen längst beherrschte Inseln, um so den von Seiten der Spartaner nicht aufgegebenen Besitz Lakoniens und Messeniens rechtfertigen zu können. Theben, die gefährliche Nebenbuhlerin Sparta's, mußte in Folge der bedungenen Autonomie die böotischen Städte frei geben; der Verein, an dessen Spitze es drohend gestanden hatte, ward aufgelöst und zerstückelt. Klüglich hatte Persien in dem Frieden eine reiche Saat von Haß u. Zwietracht ausgestreut, welche wuchernd aufwuchs und giftige Früchte trug. Bald veruneinigten sich die griechischen Schwesterstaaten von Neuem und ein Krieg entstand, in welchem endlich Sparta's Kraft gebrochen und ihm die schmählich erkaufte Frucht des antalcidischen Friedens für immer entrissen wurde.

Antalia (Attalia, Satalia), asiatisch-türkische Stadt, Ejalet Anadoli, Sandschak Tekieh, mit Festung und Hafen und meist griechischen Einwohnern, welche einigen Handel treiben. Das alte A., von König Attalus erbaut und östlich von der heutigen Stadt gelegen, war seit Kaiser Alexius die Hauptstadt des westlichen Pamphiliens. In dem Meerbusen von A. ward 790 die griechische Flotte von der arabischen gänzlich geschlagen.

Antanaklasis, eigentlich das Zurückbrechen, Zurückprallen, z. B. des Lichtes, Schalles; dann in der Rhetorik die Wiederholung eines Wortes in verschiedener Bedeutung, oder dem Sinne nach verschiedener, aber gleichlautender Worte, z. B. Dieser Mensch ist kein Mensch.

Antaphroditische (**Antaphrosidische**) **Mittel** (Antaphroditica oder Antaphrodisiaca), Mittel, die den Geschlechtstrieb vermindern oder aufheben. Erreicht die geschlechtliche Begierde bei dem gesunden Menschen einen so hohen Grad, daß sie die Vernunft zu überwältigen droht, so sind die besten gegenwirkenden Mittel körperliche Ermüdung, eine recht magere Kost und kräftiger, sittlicher Wille; oder, wie Hufeland sagt: Fasten, Arbeiten und Beten. Gegen einen übermäßigen, krankhaften Geschlechtstrieb dienen auch nach den obwaltenden Umständen theils Abführungen und Blutentziehungen, theils die Kongestion und partielle Erregung der Geschlechtsorgane mäßigende Mittel, als: Säuren, Pflanzenkost; theils örtlich abhärtende, die Reizbarkeit der Geschlechtstheile herabstimmende: kalte Waschungen, kühle Bekleidung, Adstringentia. Eines der berühmtesten, schon den Arabern bekannten Antaphrodisiaca ist der Kampher, welcher eine eigenthümliche Kraft besitzt, den Geschlechtstrieb herabzustimmen, er mag nun innerlich oder äußerlich angewendet werden. So tragen häufig junge Matrosen, wenn sie zur See gehen, ein Stück Kampher, gewöhnlich in der Nähe des Hodensackes, um ihre Begierde zu zügeln. Auch der Alkohol, in berauschender Gabe genossen, mindert bei Säufern die Geschlechtslust; ebenso der Kaffee und andere Aethereo-Oleosa, besonders Vitex agnus castus. Immer bleibt aber das beste Gegenmittel: anstrengende, anhaltende körperliche und geistige Thätigkeit.

Antara, Ebn Scheddad el Absi, arabischer Fürst und berühmter Dichter in der Mitte des 6. Jahrhunderts. Sohn des Scheddad Ebn Muawijah aus dem Stamme Abs (nach Andern des Muawijah Ebn Scheddad) und einer abyssinischen Sklavin, ward er anfangs von seinem Vater verachtet und den Sklaven beigezählt. Sein kriegerischer Muth sprengte indessen die Fesseln einer unedlen Geburt; A. erhielt auf dem Schlachtfelde die Freiheit, und bald leuchtete sein Name unter den Oberhäuptern der arabischen Horden. In dem 40jährigen Kriege der Stämme Abs und Dsobijao zur Zeit der Geburt Mohammeds tödtete A. in dem Treffen von Mortakeb den vornehmen Dsobijaniden Dhemdhem, eine Heldenthat, die er nebst seiner Liebe zur Abla und andern Abenteuern in seiner „Moallakat" besang. Sein Dichtertalent wurde selbst von Mohammed bewundert, der seiner öfters rühmlich erwähnte. A. fand seinen Tod von der Hand des Tajiten Wasr Ebn Dschaber, nach Andern durch eine heftige Erkältung, in hohem Alter. Sein berühmtestes Werk ist die schon erwähnte „Moallakat", ein Gedicht voll Leben, Kraft, Feuer und poetischer Anschauung, von arabischen Kommentatoren (Tebrisi, Suseni u. a.) vielfach erläutert, (herausgegeben von Boldyrew, Göttingen 1812; am vollständigsten zu Leyden 1816, unter dem Titel: Antarae poëma arabicum Moallakat.

cum integris Zouzenii scholiis ed. et vert. Menil, observationes ad totum poëma subjunxit Jo. Willmet. Eine deutsche Uebersetzung, nach der englischen von Jones findet sich in Hartmanns „Die hellstrahlenden Plejaden am arabischen poetischen Himmel" (Münster 1802). Andere Gedichte A.s finden sich in der Hamaßa und andern handschriftlichen Sammlungen. Der berühmte Asmaï am Hofe Harun al Raschids machte die Tapferkeit und Liebe A.'s zum Gegenstand eines gleichnamigen, bändereichen Heldenromans.

Antares (Gegenmars), arabisch Kelbel akrab (Skorpionsherz), Stern erster Größe auf dem Herzen des Skorpions, geringste Aufsteigung 244° 33' südlicher Deklination 26° 1', an Glanz dem Mars ähnlich, α bezeichnet.

Antarktisch, dem Bären entgegengesetzt, d.i. am Südpole, oder gegen den Südpol hin.

Antarktische Meeresströmung, oceanische Strömung, welche vom terrestrischen Südpol ausgeht und kreisförmig in der Richtung von Südwest nach Nordost sich bewegend, in den südlichen Breitegraden von 35° — 45° gegen die Westküste von Südamerika stößt und sich hier in 2 Arme spaltet, von denen der eine um das Kap Horn in den atlantischen Ocean, der andere längs der westlichen Küste von Amerika gegen den Aequator fließt. Beständig führt sie die Wasser der eisigen Südpolargegenden dahin und bildet den kalten peruanischen Küstenstrom, welcher die Isothermen (s. d.) aus dem parallelen Laufe, welchen sie im großen Ocean behaupten, gegen den Aequator hin zu einer fast kegelförmig sich gestaltenden Kurve beugen. Unter dem Aequator, bei den Gallopagosinseln, hat durch die a.M. das Meerwasser nur 18½° R. mittlere Jahreswärme, während außerhalb des Stroms, unter der nämlichen Breite, die mittlere Temperatur des Meeres 28°R. beträgt. Es erniedrigt also dieser die antarktischen Eismassen herführende Strom die Temperatur um 10°. Indem die antarktische Strömung ihre kalte Temperatur der Atmosphäre mittheilt, erhält auch die Westküste Südamerika's ein viel kälteres Klima als sie den Breiten nach außerdem haben würde; Lima z. B., obschon unter 12° der Breite gelegen, hat eine mittlere Temperatur, welche jener von Südspanien und Granada gleich kömmt, während auf der Ost-Erdhälfte, unter dem nämlichen Breitengrade, an der Ostküste von Sumatra, der Wärmeäquator liegt, und hier die mittlere Lufttemperatur den höchsten Grad erreicht. Vergl. Meeresströmungen u. Isothermen.

Antarktischer Kontinent, s. Südpolarländer.

Antarktischer Kreis (antarcticus circulus), der südliche Polarkreis.

Antarktischer Pol, s. v. a. der Südpol.

Antecedens, das Vorhergehende, der Grund, entgegengesetzt dem Consequens, dem Nachfolgenden, der Folge; daher in der Logik, bei Urtheilen, das Subjekt, aus dessen Wesen das Prädikat (Consequens) nothwendig hervorgeht; in Schlüssen, besonders in hypothetischen, die dem Schlußurtheile oder Schlußsatze (Consequens) vorhergehenden Vordersätze oder Prämissen (Obersatz und Untersatz); bei Beweisen die Sätze, aus denen die Wahrheit eines andern Satzes abgeleitet wird (Beweisgründe); in der Grammatik, das Hauptwort oder (oft ausgelassene) Demonstrativpronom, worauf sich ein Relativpronom oder eine unterordnende Konjunktion bezieht; dann auch besonders ein Satz, der zu einem andern in kausalem oder konditionalem Verhältnisse steht; in der Mathematik, bei Zahlenverhältnissen die vorausgestellte Zahl, mit der eine andere verglichen wird.

Antedatiren, vorausdatiren, einem Briefe oder einer Urkunde ein früheres Datum geben. Dergleichen Urkunden werden durch das A. ungültig. Die meisten Wechselgesetze verpönen das A. von Wechseln überdies ausdrücklich als Falsum.

Antediluvianisch, vorsündfluthlich, was vor der noachischen Fluth gewesen oder geschehen ist, oder gewesen, geschehen seyn soll; daher: A.e Menschen, die menschlichen Bewohner der Erde vor Noah; wegen ihrer vermeintlichen versteinerten Ueberreste, s. Anthropolithen. A.e Patriarchen, die biblischen Patriarchen bis auf Noah; vergl. Patriarchen. A.e Thiere, die fossilen Ueberreste der untergegangenen Thierwelt.

Antediluvianisches Zeitalter, Zeitraum von der Schöpfung der Welt bis auf Noah; nach biblischen Annahmen von 1—1656 nach Erschaffung der Welt, oder von 3947—2291 v. Chr. Die Geologie mißt jedoch diesem Zeitraum eine unendlich längere, für den menschlichen Begriff beinahe nicht mehr faßliche Dauer bei.

Antediluvianische Welt, s. v. a. Urwelt.

Antegast (Antogast), Sauerbrunnen von einigem Ruf im badischen Oberrheinkreis, Amt Oberkirch, Gemeinde Maisach, am Fuße des Kniebis, in einem engen, rauhen Thale. Von den 3 Quellen, welche nach der Analyse den griesbacher und petersthaler Gesundbrunnen nahe kommen, werden nur zwei, die eine zum Baden, die andere zum Trinken gebraucht. Ihre Benutzung reicht bis in's Mittelalter, und schon 1546 ließ G. Agricola eine Beschreibung davon drucken; aus der neueren Zeit, vergl. W. Böckmann, Physikalische Beschreibung der Gesundbrunnen u. Bäder Griesbach, Petersthal und A., Karlsruhe 1810.

Antejustinianisches Recht, Inbegriff der römischen Rechtsbestimmungen vor Justinian, bestehend in den Gesetzen der 12 Tafeln, in deren Modifikationen und Erweiterungen durch Senats- und Volksbeschlüsse, durch Edikte der Prätoren und Konstitutionen der Kaiser, sowie endlich in den öffentlich sanktionirten Entscheidungen berühmter Rechtsgelehrter. Sammlungen der kaiserlichen Konstitutionen dieser Zeit waren der gregorianische, hermogenianische u. theodosianische Kodex nebst den dazugehörigen Novellen. Unter Justinian wurde das a. R. Grundlage der von diesem Kaiser veranstalteten Gesetzsammlungen und ging theilweise in diese über, hörte aber seitdem auf, ein Gegenstand unmittelbaren und besonderen Studiums zu seyn. Erst nach dem Wiedererwachen der Wissenschaften fing man auch dieses Feld an, mit neuem Eifer zu bebauen; die in dem Corpus Juris so wie anderwärts erhaltenen Bruchstücke des a.en R.s wurden emsig gesammelt (vergl. Schulting, „Juris-

prudentia vetus antejustiniana", Leyd. 1717; Leipz. 1737; Hugo, „Jus civile antejust.", Berlin 1815, 2 Bände; dessen „Corpus juris rom. antejust.", Bonn 1833), dunkle Partien mit bewundernswerthem Fleiße u. Scharfsinne aufgehellt (von Sigonius, Cujacius, Brissonius, J. Gothofredus, E. Otto, Schulting, Meermann, Heineccius, besonders in neuester Zeit von Hugo, Savigny, Haubold, Niebuhr, Göschen, Blume, G. Hänel, Dirksen, Endlicher u. A.), und gründliche systematische Bearbeitungen sowohl des Ganzen in den Werken über römisches Recht u. Rechtsgeschichte, als auch einzelner Theile in besonderen Schriften versucht (so von Bethmann-Hollweg, „Gerichtsverfassung u. Prozeß des sinkenden römischen Reiches", Bonn 1834; Rein, „Das römische Privatrecht u. der Civilprozeß bis in das 1. Jahrhundert der Kaiserherrschaft", Leipzig 1836).

Antelapsarii (Supralapsarii), früher in der holländisch-reformirten Kirche eine Fraktion der Partikularisten oder Gomaristen; ihnen standen die Infralapsarii gegenüber. Sie setzten die unbedingte Prädestination noch vor den Rathschluß Gottes von der Schöpfung und dem Sündenfalle der Menschen, die Schöpfung u. den Sündenfall aber als göttliche Mittel zur Vollziehung der Prädestination, und Gott so als wirklichen und alleinigen Urheber der Sünde und Verdammniß.

Antemetische Mittel (Antemetica), Mittel wider das Erbrechen. Theils bedient man sich dazu solcher, welche die in dem Magen befindlichen, den Brechreiz unterhaltenden Stoffe verdünnen und einwickeln, so z. B. bei scharfen Giften der Milch oder schleimiger Getränke, oder solcher, welche die erhöhete Empfindlichkeit des Magens herabstimmen, d. h. narkotischer Mittel. Das gewöhnlichste, in vielen Fällen sehr wirksame Antemeticum ist eine Saturation des kohlensauren Kali's mit Citronen oder Essigsäure (Potio Riverii) und das ähnlich wirkende Brausepulver. Auch Selterser- und andere kohlensaure Mineralwasser leisten oft gute Dienste; desgleichen Umschläge von Mentha crispa mit Wein gekocht auf die Magengegend.

Antenantiosis, rhetorische Figur, wodurch man mit Hülfe einer Negation (die auch wohl in ironischer Rede ausgelassen wird) das Gegentheil dessen meint, was ein gebrauchter Ausdruck andeutet; z. B. nicht dumm für klug, nicht ungeschickt, für geschickt.

Antenor, ein trojanischer Held, erscheint bei Homer unter den Stadtältesten der Troer als der besonnenste, nimmt den Menelaus und Odysseus bei ihrer wegen der Helena unternommenen Gesandtschaftsreise nach Troja gastfreundlich auf und fährt mit Priamus ins griechische Lager, um wegen des Zweikampfes zwischen Paris und Menelaus, wodurch der Kampf entschieden werden soll, zu verhandeln. Nach dem Zweikampf zwischen Hektor und Ajar macht er den Vorschlag, die Helena zurückzugeben und so Frieden zu stiften. Weiter tritt er bei Homer nicht handelnd auf. Die spätere Sage aber hat das freundliche Verhältniß, worin er zu den Griechen steht, zum förmlichen Verrath umgestempelt, indem sie ihn mit den griechischen Fürsten gegen große Versprechungen die Einnahme Troja's verabreden, ihnen das Palladium ausliefern und die Thore öffnen läßt. Bei der Zerstörung der Stadt blieb sein Haus, auf Agamemnons Befehl mit einem Partherfelle bezeichnet, verschont. Nach Troja's Fall ging er nebst seinen Söhnen mit Menelaus unter Segel und ließ sich in Libyen in Cyrene nieder, wo zwischen der Stadt und dem Meere der Hügel der Antenoriden lag. Nach Andern führte er die aus Paphlagonien vertriebenen Heneter, deren Fürst Pylämenes vor Troja geblieben war, nach Italien, an die Mündung des Po, verjagte dort die Euganeer und gründet Patavium (Padua). Der Ort, wo er gelandet war, hieß noch in späteren Zeiten Troja, die Umgegend der trojanische Gau, das Volk Veneter. Nach noch Andern soll er auf den Trümmern Troja's eine neue Herrschaft gegründet haben.

Antequera, das alte Antiquaria, Stadt in der Provinz spanischen Malaga, an dem in der Sierra de Antequera entspringenden Küstenfluß Guadaljorce, in einsamer Gegend auf einer kleinen Hochebene am Fuße eines Hügels gelegen, welcher mit den Trümmern eines maurischen Kastells gekrönt ist. A. ist die Hauptstadt des gleichnamigen Bezirks, welcher, nur in Militärangelegenheiten von dem Generalkapitanat von Granada abhängig, 8 □Meilen groß, von hohen Bergen umschlossen ist und 40,000 Einwohner hat. Die Stadt allein zählt über 20,000 Einwohner, ist gut gebaut, treibt Handel mit Südfrüchten, Oel und Orseille und hat auch einige Fabriken in seidenen, wollenen und baumwollenen Zeuchen, Maroquin und Tapeten. In der Umgegend werden gute Bausteine, namentlich bunter Marmor gebrochen. A. wurde um 712 von den Arabern besetzt u. diesen erst 1410 von dem Infanten Ferdinand, späteren König von Aragonien, wieder entrissen. Seit dieser Zeit ist Stadt nebst Gebiet von der übrigen Provinz getrennt und im Genuß mancher Vorrechte. Hierher gehören noch die Villa Archidona mit 6800 Einwohnern, Hauptort eines Marquisats, u. Fuente de Piedra an einem $^{5}/_{4}$ Stunden langen und 1 Stunde breiten Salzsee, mit einer schon den Alten bekannten Heilquelle und sehr ergiebigen Gypsbrüchen.

Anteros, in der späteren griechischen Mythologie Sohn der Venus und des Mars, der Gott der Gegenliebe. Als sein Bruder, der früher geborne Eros oder Cupido, nicht wuchs und einsam zu verkümmern drohte, so schenkte ihm seine Mutter auf den Rath der Themis den A., nach dessen Geburt jener sogleich erstarkte, heiter ward und freudig aufblühte. Beide waren seitdem unzertrennliche Gespielen, und sobald A. fehlte, sank Eros wieder in die alte Traurigkeit und Schlaffheit zurück. Beide erscheinen auf Gemmen als um einen Palmenzweig oder Schmetterling streitend, ein Bild der Liebe und Gegenliebe, die mit einander um den Sieg in der Liebe oder um den Besitz der Seele kämpfen. Nach der ältesten Vorstellung war A. der rächende Genius verschmähter Liebe, nach Pausanias zu Athen dargestellt als ein schöner Knabe mit zwei Hähnen auf dem Schooße, die er antreibt, sich zu hacken. Vergl. Eros.

Anthemis, (Afterkamille, Hundska-

mille), Pflanzengattung der natürlichen Familie der Kompositen, der Gruppe der Radiaten, mit den Gattungen Chrysanthemum und Matricaria nahe verwandt, mit folgenden charakterischen Merkmalen: der Hauptkelch ist halbkugelig oder ziemlich flach; die Blüthen des Mittelfeldes sind zwitterig, röhrig und mit 5zähnigem Saum versehen, die Randblüthen weiblich, zuweilen unfruchtbar, zungenförmig; die Samen sind flügellos oder schmal geflügelt, ohne Haarkrone und mit einem mehr oder minder hervortretenden Rande gekrönt. Der Fruchtboden ist gewölbt und mit Spreublättchen besetzt. Die Stengelblätter sämmtlicher Arten sind doppelt fiederspaltig, die Blumen weiß oder gelbstrahlig. Einen weißen Strahl haben folgende Arten: Die Ackerkamille oder unächte Kamille (A. arvensis *L.*) hat einen 1 bis $1^1/_2$ Fuß hohen, ästigen, ziemlich ausgebreiteten Stengel, wollig-flaumige Stengelblätter, einen verlängert kegelförmigen Fruchtknoten, stumpf vierkantige gefurchte Samen und ist gemein auf kultivirtem und unkultivirtem Lande. Die stinkende Afterkamille (A. Cotula *L.*) gleicht der vorigen, von der sie sich nur durch die fast stielrunden Samen und besonders durch den widrigen Geruch unterscheidet, und wächst auf Weide- u. Schuttplätzen, an Gräben und auf Aeckern. Die edle Afterkamille, römische Kamille (A. nobilis *L.*) treibt spannhohe od. fußlange, etwas zottige, gewöhnlich am Boden niederliegende, ästige Stengel, hat sehr feinfiederspaltige, etwas behaarte Stengelblätter und angenehm gewürzhaft riechende Blumen, welche wie die ächte Kamille zum Thee benutzt werden; sie wächst in Italien und im südlichen Deutschland wild und wird weiter nördlich in Gärten und auf Feldern kultivirt. Einen gelben Strahl hat die Färberkamille (A. tinctoria *L.*), welche einen 1—2 Fuß hohen, aufrechten, ästigen, etwas gefurchten, zottigen Stengel, kammförmige Fiederchen an den untererseits nicht selten etwas filzigen Blättern, einen fast halbkugeligen Fruchtboden und viereckig zusammengedrückte, schmal geflügelte Samen hat und auf Feldern, Brachen, Rainen, Mauern wächst. Die ziemlich großen, ansehnlichen Blumen am Ende des Stengels und der Aeste werden in der Färberei zum Gelbfärben benutzt. Außerdem verdienen als beliebte Zierpflanzen Erwähnung: die hitzige Kamille (A. tomentosa *L.*), deren aufrechter, 1—2 Fuß hoher, ästiger Stengel geschlitzte, flache, filzige Blätter hat, deren Läppchen etwas dick u. stumpf gespitzt sind. Die weißen Blumen sitzen auf steifborstigen Stielen und blühen vom Juni bis in den Herbst. Das Gewächs ist heimisch am Meerstrande in Griechenland, Frankreich und Italien, verlangt einen etwas feuchten Boden und bei uns einen geschützten Standort, auch bei strenger Kälte im Winter eine Bedeckung von Laub oder Stroh, welche bei gelinder Witterung weggenommen werden muß. Man pflanzt es durch Samen fort, der im Frühjahre gesäet wird. Die höchste Kamille (A. altissima *L.*) hat einen aufrechten, 4 Fuß hohen und höheren ästigen Stengel, der mit gefiederten Blättern besetzt ist, deren Blättchen gezähnt und meistens rückwärts gebogen sind. Die ziemlich großen weißen Blumen stehen sehr zahlreich an der Spitze des Stengels und der Aeste. Sie blüht im Juli und August, wächst in Italien wild und läßt sich bei uns leicht durch Samen fortpflanzen, den man im Frühjahre, oder auch bald nachdem er reif geworden ist, aussäet. Die valentinische Kamille (A. valentina *L.*) hat einen aufrechten, 2 Fuß hohen und höheren, ästigen, röthlichen oder bräunlichen Stengel, und dreifach gefiederte Blätter, deren Blättchen spitzig und etwas haarig sind. Die mit zottigen Kelchen versehenen gelben oder weißen, od. weiß und rothen, mehr od. weniger gefüllten Blumen stehen an den Enden der Zweige auf etwas dicken Stielen und blühen im Juli und August. Diese Art wächst in Portugal und Spanien auf trockenen Stellen wild, und kommt auch bei uns sehr gut im Freien fort. Man säet den Samen am besten frühzeitig in Mistbeete, od. auch späterhin ins freie Land, da, wo die Pflanzen stehen bleiben sollen. Die beifußblätterige Kamille (A. artemisiaefolia *Willd.*, Chrysanthemum indicum *L.*) hat einen strauchartigen, gegen 2—4 Fuß hohen, ästigen Stengel, und gestielte, buchtig-halbgefiederte, gezähnte Blätter, die gewöhnlich auf der Unterfläche graugrün sind. Die schönen gefüllten Blumen sind ziemlich groß und stehen an der Spitze der Zweige. Man hat sie jetzt in den mannichfaltigsten Farben, rosenroth, dunkelroth, kupferfarbig, braunviolett, lilablau, aschgrau, dunkelgelb, schwefelgelb, milchweiß, von welcher letzteren Farbe die Blumen verschiedene Formen haben: entweder sind sie gerade Strahlenblumen, wie bei den Astern, oder die Blätter der Blumenkrone sind gekrümmt nach innen und sehr gefüllt. Diese Pflanze ist in China einheimisch, und kann bei uns nur in Töpfen durchwintert werden. Sie vermehrt sich sehr stark durch Wurzelsprossen, wodurch man sie im Frühjahre leicht fortpflanzen kann. Bekanntlich treiben die A.-Pflanzen sehr ins Laub und wachsen zu so großen Büschen heran, daß man sie nicht mehr gut an die Fenster setzen kann. Bemerkenswerth bleibt daher ein neu erfundenes Verfahren, wodurch man sie niedrig erhält und dennoch zu sehr schönen Blüthen bringt. Zu dem Ende pflanzt man einige gute Sorten in das freie Land und schneidet dann, ehe sich die Knospen hinlänglich entwickelt haben, etwa zu Ende des Monats Juli, oder zu Anfange des August, die obersten Endtriebe ab und benutzt diese zu Stecklingen, welche man in Töpfe pflanzt und so auf ein warmes Mistbeet setzt, wo sie in kurzer Zeit Wurzeln machen, zur Höhe von 1 oder 2 Fuß ihre schönen Blüthen entwickeln und so die Fenster auf das Prächtigste schmücken. Sie verlangen gute Mistbeeterde mit Sand vermischt, auch wollen sie meistens täglich begossen seyn. Wir besitzen jetzt an 30 Spielarten, die aus England zu uns herüber gekommen sind und in den Katalogen der Kunstgärtner aufgeführt werden.

Anthemius, 1) Vormund des oströmischen Kaisers Theodosius II., von 408—415, ein kräftiger Mann, der den heranstürmenden Hunnenkönig Aldin zum Rückzuge nöthigte, eine Flotte zur Vertheidigung der Donau aufstellte, und die Befestigungen Konstantinopels vermehrte. — 2) Flavius, Enkel des Vorigen, Sohn des Proco-

pius, aus Galatien, Gemahl der Euphemia, der Tochter des Kaisers Marcian, weströmischer Kaiser von 467—472. Vorher Konsul und Patricier in Konstantinopel, siegreich im Kriege wider die Hunnen und wegen seiner Milde beim Volke beliebt, ward er auf Bitten der Römer vom Kaiser Leo dem Großen nach Italien gesandt, um den 2 Jahre lang unbesetzt gebliebenen Thron des einstigen, jetzt so tief gesunkenen Weltreichs einzunehmen. Ricimer, der fremde, mächtige Gewaltherr, erkannte ihn an und gab ihm seine Tochter zur Gemahlin. Allein der gegen die seeräuberischen Vandalen von Rom und Byzanz aus zugleich unternommene Krieg endete nach vielversprechendem Anfange unglücklich. Auch die Westgothen unter Eurich eroberten den größten Theil Spaniens und Frankreichs. Als er aus dem drückenden Verhältniß nach Selbstständigkeit strebte, stürmte und plünderte Ricimer Rom, ermordete den Kaiser 472 und ernannte den Olybrius zu seinem Nachfolger. —3) A., sehr berühmter Baumeister, Bildhauer, Mathematiker und Mechaniker unter Kaiser Justinian, aus Tralles in Lydien, Wiederaufbauer der 531 niedergebrannten Sophienkirche zu Konstantinopel, des Vorbildes des byzantinischen Kirchenstyls. A. löste zugleich bei diesem Werke die bisher für unausführbar gehaltene Aufgabe, eine sphärische Kuppel auf 4 Arkaden zu erbauen, statt sie rundum auf den Boden aufzusetzen. Die Kuppel, 558 durch ein Erdbeben zertrümmert, ward von A.'s Neffen, Isidorus von Milet, wieder aufgebaut.

Anthere (Anthera), in der botanischen Kunstsprache der an dem Staubfaden sitzende Staubbeutel, Staubbalg, Staubkolben, der Behälter des Blumenstaubes.

Anthericum (Zaunlilie, lilienartige Zaunblume), Pflanzengattung der Familie der Liliaceen mit folgenden charakteristischen Merkmalen: 6blätterige offene Blüthenhülle, Staubgefäße auf dem Fruchtboden stehend, 3fächerige u. 3klappige Kapsel, viele 3kantige Samen. Bei uns wild wachsende Arten sind: A. Liliago *L.*, astlose Zaunblume, mit einfachem traubigem Schaft, flach ausgebreiteter Blume, abwärtsgebogenem Griffel; auf trockenen Hügeln in Weinbergen ꝛc.; A. ramosum *L.*, ästige Zaunblume, mit ästigem Schaft, geradem Griffel, ausgebreiteter Blume; an ähnlichen Orten, wie die vorige, aber häufiger; A. liliastrum *L.*, lilienartige Zaunblume, mit viel größern, fast glockenförmigen Blumen, ist eine beliebte Zierpflanze unserer Gärten, mit beinahe flachen Blättern, zwischen denen ein einfacher, aufrechter Blumenschaft mit glockenförmigen, lilienartigen, weißen, meist nach einer Seite hängenden wohlriechenden, zuweilen gefüllten Blumen hervorkommt. Diese Pflanze wächst auf den savoyischen und südschweizerischen Alpen wild und kommt in unsern Gärten fast in jedem Boden fort. Die Fortpflanzung geschieht im September durch Wurzelzertheilung. Ausländische Arten u. ausdauernde Zierpflanzen sind: A. esculentum (Scilla esculenta), mit schönen hellblauen Blumen; A. glaucum, mit großen, weißen Blumen; A. pomeridianum (Scilla pomeradiana), mit röthlich weißen Blumen. Sie verlangen lockere Dammerde mit ¼ Flußsand; werden bei 1 bis 5° Reaumur durchwintert, im Sommer ins Freie gestellt, durch Sprößlinge und Samen im Mistbeet vermehrt; blühen in der Mitte des Sommers. A. annuum (Bulbine annua *Willd.*), ist einjährig u. wird im Mistbeet, oder in späterer Jahreszeit ins freie Land gesäet. A. Sulphureum wächst in Ungarn häufig an warmen Bädern, hat gelbe Blüthen und ist ausdauernd.

Anthing, Karl Heinrich Wilhelm, Baron von, holländischer General, Generalgouverneur von Batavia, geboren 1767 zu Gotha, trat mit dem Regimente, das von Gotha an die vereinigten Niederlande verkauft wurde, in die Dienste der letzteren und ward 1795 Platzkommandant im Haag. Mit großer Bravour und Auszeichnung focht er 1799 gegen die englisch-russischen Truppen, welche während des Augusts und Septembers in Nord-Holland gelandet waren; das Direktorium der batavischen Republik ernannte ihn dafür zum Divisionsgeneral. Als Napoleons Wille die Republik in das Königreich Holland verwandelte und der Kaiser seinen Bruder Ludwig auf den neuen Thron beförderte, kam A. in die nahe Umgebung dieses Fürsten, erhielt dessen Vertrauen und wurde sein Generaladjutant. Darauf focht er 1809 an der Spitze eines holländischen Corps gegen Schill bei Stralsund. Als das Diktat Napoleons 1810 Holland als Zubehör des großen Reichs proklamirte, wurde A. zurückgesetzt und mit dem niedrigern Range eines Brigadegenerals zur französischen Armee verwiesen, in welcher die er Feldzüge von 1812 und 1813 mitmachte. Als des Kaisers Stern unterging und die Landung des Prinzen Wilhelm von Oranien (im November 1813) in Holland erfolgte, ergriff A. entschieden die Partei für die neue Ordnung der Dinge und trat in niederländische Dienste. Die Belagerung von Quesnoy 1814 zeigte ihn als tüchtigen Führer. König Wilhelm I. ernannte ihn hierauf zum Generallieutenant und bald darauf zum Generalgouverneur von Batavia. Während der Jahre seiner Verwaltung hatte er harte Kämpfe mit den einheimischen Fürsten zu bestehen. Aber trotz der Fehden ohne Ende, durch welche die holländische Herrschaft sich fester begründete, blühten die holländischen Kolonien in Indien von Jahr zu Jahr mehr auf. Das mörderische Klima brach A.s Gesundheit; er nahm 1819 seine Entlassung und zog sich in eine kleine, ländliche Wohnung nach Gotha, seiner Vaterstadt, zurück, wo er 1823 †.

Anthonie, 1) Nikolaus, reformirter Prediger zu Divonne in der Landschaft Ger, unglückliches Opfer des religiösen Fanatismus. Geboren zu Briey in Lothringen, studirte er zu Luxemburg, Trier u. Köln bei den Jesuiten, trat aber dann in Metz zur reformirten Kirche über. Das eifrige Studium des alten Testaments führte ihn hierauf zu der Idee, Jude zu werden; allein die Synagogen zu Metz, Venedig und Padua, an welche er sich deshalb wandte, wagten es aus Furcht vor Verfolgungen nicht, ihn aufzunehmen. Unbekannt mit dem Wechsel seiner Ueberzeugung, ernannte ihn hierauf die reformirte Synode von Burgund zum Prediger in Divonne; seine Vorliebe für das alte Testament, sein gänzliches Stillschweigen über Christus in seinen Predigten erregten indessen bald Verdacht, so daß man ihm

endlich den Prozeß machte. Trotz der Fürsprache des wackern Geistlichen Ferri zu Metz, wurde der Unglückliche verurtheilt, auf dem Scheiterhaufen erwürgt um dann verbrannt zu werden. Vergebens baten selbst die genfer Prediger um Aufschub; das Urtheil, ausgesprochen d. 20. Apr. 1632, ward noch denselben Tag, unter dem Jubel des Volks, vollzogen.

2) **Antoine Ignace, Baron von St. Joseph**, Mitglied der französischen Handelskammer und marseiller Akademie, Offizier der Ehrenlegion u. s. w., ein Mann von großer gemeinnütziger Wirksamkeit und gewaltigem Unternehmungsgeist, ward 1749 zu Embrun geboren u. in Marseille gebildet u. kam dann als Geschäftsführer eines dortigen Handelshauses nach Konstantinopel. Seine scharfsinnigen und großartigen Vorschläge zur Erweiterung des französischen Handels in den Ländern des schwarzen Meeres erlangten hier den Beifall des Grafen von St. Priest, der damals Gesandter Frankreichs in der Türkei war, und das Kabinet von Versailles beauftragte A., in den Jahren 1781, 1782 und 1783 Rußland und Polen zu bereisen, um die Verhältnisse genauer zu prüfen und die nöthigen Verhandlungen einzuleiten. Geschickt erfüllte er diese nicht leichte Mission bei Katharina II. und König Stanislaus; erstere ertheilte ihm die Erlaubniß, zu Cherson ein französisches Etablissement zu gründen, die Basis des jetzt noch blühenden französischen Handels in dieser Gegend. Die Erzeugnisse der mittäglichen Provinzen Frankreichs fanden dort neue Absatzplätze, Südfrankreich eine neue Kornkammer, die französische Marine ihr bestes Material. Von Ludwig XVI. in den Adelsstand erhoben, ließ er sich 1786 zu Marseille nieder. Im J. 1793 nöthigte ihn der revolutionäre Terrorismus zur Auswanderung nach Genua. Nach seiner Rückkehr war er Mitglied der Handelskammer, Deputirter bei dem 1803 neben dem Ministerium des Innern errichteten allgemeinen Handelsrathe, Mitglied des gesetzgebenden Körpers, dann des Erhaltungssenates und Offizier der Ehrenlegion. Im Jahre 1805 ernannte man ihn zum Maire von Marseille, wo das Andenken an A.'s Verwaltung in vielen öffentlichen Gebäuden und andern Verschönerungen noch jetzt fortlebt. Nach Niederlegung dieses Amts 1813 war er 1815 Mitglied der Deputirtenkammer unter Napoleon, zog sich nach dessen abermaligem Sturze von den öffentlichen Geschäften zurück, u. † den 22. Juli 1826. Die Resultate seiner Reisen und seiner Handelswirksamkeit sind veröffentlicht in der Schrift: „Essai historique sur le commerce, et la navigation de la Mer Noire“ (Marseille 1805; mit Zusätzen wieder abgedruckt 1820). Eine Tochter A.'s war an den Marschall Suchet verheirathet.

Anthologie, d. i. **Blumenlese**, bezeichnet im Allgemeinen eine Sammlung durch Inhalt und Form ausgezeichneter Erzeugnisse der poetischen und prosaischen Literatur. Von Alters her veranstaltete man solche Blumenlesen, in welche man besonders kleinere, meistens epigrammatische Gedichte von verschiedenen Verfassern aufnahm. In den beiden alten klassischen Sprachen besitzen wir 2 berühmte poetische A.n, die zum Theil die herrlichsten Perlen griechischer und römischer Dichtkunst enthalten.

1) Die **griechische** A. Sammlungen von Auf- oder Inschriften, mehr zu historischen, oder antiquarischen, als zu poetischen Zwecken, waren bei den Griechen früh üblich. Nach einem allgemeineren Plane und zuerst in poetischem Interesse faßte der Dichter **Meleager** aus Gadara in Palästina, um 60 v. Chr., epigrammatische und erotische Poesien von 46 Verfassern (darunter Archilochus, Alcäus, Anacreon, Simonides, Sappho, Erinna u. A.) in einen „**Kranz**“ zusammen. Diese Sammlung setzte **Philippus** aus Thessalonich, wahrscheinlich unter Trajan, fort, indem er etwa 13 neue Dichter hinzufügte. Eine **dritte** epigrammatische Blumenlese veranstaltete bald nachher der Grammatiker **Diogenianus** aus Heraclea; eine **vierte Strato** aus Sardes, von welcher sich 220 Gedichte in spätern A.n erhalten haben, welche die sprechendsten Proben von der durch römische Rohheit gesteigerten Verderbniß hellenischer Sitten geben. Mehre Jahrhunderte verflossen seitdem, bis unter Justinian ein neues Geschlecht von Verskünstlern aufblühete, die sich, wenn auch nicht den Geist und die Tiefe, doch den Ton und die Weise der alten Zeiten anzueignen gesucht hatten und in gebildeter Sprache und zierlichen Versen bald der Liebe huldigten, bald die Pracht des neuen Roms, oft auch den Ruhm und das Andenken ihrer Freunde und Gönner in Epigrammen feierten. Unter diese Dichter gehörte der Jurist **Agathias** von Myrina in Aeolis, welcher aus seinen und den neuern Dichtungen überhaupt eine A. von 7 Büchern unter dem Titel „Cyclus“ veranstaltete. Aus allen diesen, jetzt verloren gegangenen A.n, veranstaltete im 10. Jahrhundert zu Konstantinopel **Constantinus Cephalas** eine neue, umfassende A., in welche aus allen frühern Sammlungen das Beste aufgenommen und nach dem Inhalte in 15 Abschnitte vertheilt war. Auch mochte manches Neue hinzugekommen seyn. Diese Sammlung brachte der Mönch **Maximus Planudes** im 14. Jahrhundert in einen Auszug von 7 Büchern, deren jedes wieder in eine Anzahl alphabetisch geordneter Kapitel zerfällt, in welche die einzelnen Gedichte ihrem Inhalte nach vertheilt sind. Dieser Auszug war bis ins 17. Jahrhundert von allen griechischen A.n allein bekannt und wurde oft herausgegeben, zuerst Florenz 1494 durch Joh. Lascaris, wiederholt Venedig 1503, Florenz 1519, verbessert und vermehrt von H. Stephanus, Paris 1566, und so oft wiederholt: das. 1570, Frankfurt 1600. Von **Hugo Grotius** wurde diese A. geschmackvoll in lateinische Verse übersetzt, Utrecht 1795—1822. Nachdem nun bereits die planudische A. als die einzig bekannte in 10 vollständigen Ausgaben wiederholt worden, entdeckte der gelehrte **Salmasius** (Saumaise) 1606 in der pfälzischen Bibliothek zu Heidelberg eine aus dem 10. Jahrhundert stammende Handschrift, welche die ganze A. des **Konstantinus Cephalas** enthielt, nebst einigen Anhängen, die besonders durch eine Sammlung anacreontischer Gedichte wichtig sind. Salmasius verglich die Handschrift, und nahm Abschrift der noch nicht in der planudischen A. enthaltenen Stücke. Dies Manuskript kursirte bei vielen Gelehrten als „Anthologia inedita,“ bis endlich **Brunck** dasselbe in veränderter Ordnung und zugleich mit

andern epigrammatischen Dichtungen, so wie den Bruchstücken der Sappho, des Archilochus, Solon, Simonides, Bacchilides u. A., den bukolischen Gedichten, den Hymnen des Callimachus u. A. als „Analecta veterum poetarum" (3 Bde., Straßb. 1776) herausgab. Das große Verdienst dieser Arbeit schmälerte die Willkür in der Behandlung des Textes, der, aus den unreinen Quellen vielfältig verfälschter Abschriften geflossen, einer festen Grundlage entbehrte. Einen erneuerten Abdruck (in der jedoch Theokrit und einiges Andere ausgeschlossen sind) besorgte Fr. Jacobs unter dem Titel: „Anthologia graeca s. poetarum graecorum lusus ex rec. Brunckii," (mit Kommentar 13 Bde., Leipzig 1794 — 1814), worin zuerst eine vollständigere Anzeige der Abweichungen der pfälzischen Handschrift gegeben wurde. Diese selbst hatte seit ihrer Entdeckung durch Salmasius viele wechselnde Schicksale erlebt: sie war mit den übrigen Schätzen der heidelberger Bibliothek 1623 nach Rom und von da 1793 nach Paris abgeführt worden, um erst 1815 in ihre alte Heimath zurückzukehren. In Rom war sie 1776 mit großer Genauigkeit von Spalletti abgeschrieben worden. Diese Handschrift kaufte der Herzog von Gotha, und Fr. Jacobs edirte aus ihr mit unveränderter Ordnung die „Anthologia graeca ad fidem codicis olim Palatini", (3 Bde., Leipz. 1813—1817). Einen „Delectus Epigrammatum" zum Schulgebrauch gab ebenfalls Fr. Jacobs heraus (Gotha 1826), nachdem schon früher A. Weichert (Meißen 1823) einen ähnlichen besorgt hatte. Einen ergänzenden Nachtrag von 241 Epigrammen, aus Grabschriften u. andern Denkmalen in Schrift u. Stein entnommen, edirte Welker: „Sylloge Epigrammatum graecorum" (Bonn 1828—1829). Deutsche Uebersetzungen größerer Partien der A. besitzen wir unter andern von Jacobs in: „Leben und Kunst der Alten" (2 Bde., Gotha 1824), von Herder, in den „Zerstreuten Blättern" (Th. 1 und 2). Trotz des sehr ungleichen Gehaltes der einzelnen Beiträge, aus denen die A. entstanden ist (es haben mehr als 300 Dichter beigesteuert), ist dennoch dieser Liederschatz sowohl in poetischer Rücksicht, als in Beziehung auf Sprache, Geschichte und Sitte der Hellenen in verschiedenen Perioden ein unschätzbares Kleinod, welches uns für den Verlust so vieler lyrischen, namentlich elegischen, Dichter einigermaßen schadlos hält. „Kein anderes Werk, wie dieses, führt uns so anmuthig in die Mitte der hellenischen Welt, in die Tempel seiner Götter, zu den Standbildern und der Geschichte seiner großen Männer, auf die Straßen und in die Hallen mit ihren zahllosen Denkmälern, zu den Quellen und Hainen, den Gärten und Bädern, in das innerste Leben der Liebe, der Kunst, der geselligen Fröhlichkeit und des scherzenden Muthwillens: ja, fast zu jedem menschlichen Geschäfte, dessen Geräthe und Werkzeuge sogar eine Menge Inschriften der A. vor unsern Augen aus einander legen, bis zu dem letzten Wege hin, den die sinnvollen Epigramme bezeichnen und erheitern. So erscheint dieses Werk fast wie ein poetisches Portici, nur noch mannichfaltiger und reicher, indem uns darin die Kunst und das Leben einer abgestorbenen, aber in ihren leisen Erinnerungen noch heitern und anziehenden Welt aus einer langen Reihe von Jahrhunderten, von dem ersten Anfange des hellenischen Ruhmes an bis in sein letztes Hindämmern entgegen tritt."

2) Die lateinische A. Eine im Alterthum schon veranstaltete A. besitzt die römische Literatur nicht, obwohl sie an ähnlichen Dichtungsarten, wie die sind, welche die griechische A. umfaßt, von jeher nicht arm war. Erfüllte Gelübde, Werke der Baukunst und der Skulptur, vor Allem aber die schöne Sitte, an Grabstätten frische Lebensbilder zu knüpfen und die Abgeschiedenen fortwährend in Beziehung auf die Nachbleibenden zu erhalten, gaben zum Epigramm so häufigen Anlaß, daß wir wenig römische Dichter kennen, die nicht auch Epigrammendichter gewesen wären, während sich unzählige innerhalb dieser Grenzen versuchten, die sich nie in weitere Gebiete hinausgewagt haben. Ja, in den Zeiten geistigen Verfalls wurde die epigrammatische Form so vorherrschend, daß sie aller, mit enger Begrenzung irgend verträglichen Stoffe sich bemächtigte, und Fabel und Geschichte, Vergangenheit und Zukunft, Ernst und Scherz ihrer fessellosen Weise anpaßte. Aber während die Griechen frühzeitig bemüht waren, das Beste in dieser Art, das vereinzelt so leicht untergehen konnte, in reichen Blumenkränzen zu sammeln und zu verbinden, so finden wir keine Spur solcher erhaltenden Fürsorge bei den Römern. Allerdings grub das ernste, reiche, vornehme Volk in Marmor und Erz; auch fanden sich mehre Dichter, die selbst ihre Epigramme in besondern Werken herausgaben (Martialis, Ausonius, Claudianus u. A.); aber gerade die meisten von denen, welche die Sinndichterei geschäftsmäßig betrieben, waren die Unbedeutenderen. Dagegen überließ man die herrlichsten einzelnen Funken hochbegabter Geister oder glücklicher Augenblicke ihrem eignen Geschick. So besitzen wir denn keine römische Blumenlese, die, wie die griechische, aus alten Sammlungen geschöpft, von Alten angeordnet wäre; sondern einzig dem Zufalle haben wir zu danken, was sich außer den Werken einzelner der genannten Epigrammatiker Schätzbares erhalten hat, und erst Neuere haben daraus nach dem Vorbilde der griechischen eine römische A. zu gestalten begonnen. Den ersten Grund dazu legte Jos. Scaliger durch seine „Catalecta veterum poetarum" (Leiden 1573), die Fr. Lindenbruch in revidirtem Abdruck herausgegeben (das. 1617). Die Sammlung enthält etwa 250 kleinere Gedichte, zu denen bald Nachträge von A. Binnet (Poitiers 1579), dann die sogenannten „Priapeja" u. die „Epigrammata veterum e codicibus et lapidibus collecta", von P. Pithöus (Paris 1590) hinzukamen. Alles vorhandene Material beherrschend, namentlich auch durch die reichhaltigen Papiere des gelehrten N. Heinsius unterstützt, übernahm Pet. Burmann der Jüngere eine neue Sammlung: „Anthologia Latina" (2 Bde., Amsterd. 1759 und 1773) welche in 6 Büchern zusammen 1544 einzelne Gedichte enthielt, die entweder aus gelegentlicher Anführung alter Schriftsteller oder aus alten Inschriften und Handschriften entnommen waren. Ein Versuch, die verschiedenen ältern und neuern Bestandtheile auszuscheiden und zu ordnen, ist gemacht von Meyer in „Anthologia veterum Latinorum Epigrammatum et Poematum"

(2 Bde., Leipzig 1835), mit einigen neuen Nachträgen, zusammen 1704 Nummern enthaltend. Auch diese lateinische A. ist einer der merkwürdigsten Schätze, welche das Studium des Alterthums gewonnen hat. Einen Zeitraum von mehr als 1200 Jahren finden wir in dem Vorhandenen umgrenzt und zugleich so ausgefüllt, daß bis zum 6. Jahrhundert n. Chr. vielleicht kein Menschenalter ohne irgend ein poetisches Denkmal geblieben ist; und oft wird ein solches gerade von den Männern vertreten, die in jeder Beziehung zu den bedeutendsten Namen der römischen Literatur gehören. Nävius, Ennius, Ter. Varro, M. Cicero und sein Bruder Quintus, Julius Cäsar, Augustus, Germanicus, Mäcenas, Virgilius, Ovidius, Asinius Gallus, Corn. Severus, Seneca, Petronius, Hadrian u. A.; ferner aus der spätern Zeit Ennodius, Luxorius, Aurelius Symmachus, Sulpicius, Apollinaris u. A. haben Beiträge zur A. geliefert. Der ganze Bildungkreis der römischen Sprache und Verskunst liegt in dieser A. vor uns, und wenn sie daher schon der Sprachforschung das reichste Material darbietet, so ist sie auch für die Geschichtsforschung von großer Bedeutung, indem sie über manche Begebenheiten und Persönlichkeiten Licht verbreitet. Namentlich enthalten die Grabschriften die interessantesten Beiträge zur römischen Familien- und Kulturgeschichte. Der dichterische Werth der Sammlung ist nach ihren einzelnen Theilen natürlich sehr verschieden. Viele Gedichte sind vortrefflich und wahre Zierden der römischen Poesie; die meisten Mittelgut, aber freilich auch eine bedeutende Zahl ohne Geist und Form, und darin den griechischen Epigrammen im Ganzen nachstehend, die schon durch den Zauber der gebildeten Sprache gehoben werden. Am gelungensten erscheinen die römischen *Grabschriften*, in denen in der Regel das Gefühl freier und wahrhafter redet, als in den tändelnden griechischen Epitaphien. Am wenigsten empfehlen sich die erotischen Epigramme der lateinischen A. Von dem Feuer, das in den Elegien des Tibull und Propertius glüht, findet man kaum einzelne Funken wieder. Die sittenlosesten, in denen wenigstens eine Art von Kraft gezeigt werden konnte, sind, poetisch betrachtet, immer noch die besten; so die *Priapejen*. Sie sind meist keck, entschieden und eigenthümlich durch ausgelassenen Muthwillen. Aber wo Zartheit und Anmuth erstrebt wurde, da legte die Sprache Hemmnisse in den Weg, die der Geist eines Römers nicht besiegen konnte.

Anthologium, in der griechischen Kirche das Buch, worin die an Fest- und Heiligentagen abzusingenden Officia (Hymnen, Gebete und Lektionen) für das ganze Jahr, nach den Monaten vertheilt, enthalten sind. Es zerfällt in 2 Theile, von denen der erste vom September bis Februar, der andere vom März bis August geht, u. ist im Uebrigen den *Menäen* ähnlich, auch größtentheils aus diesen entlehnt, aber nicht so vollständig; später wurde es mit vielen unnützen Zusätzen bereichert. Ausgaben: Venedig 1621; das. 1639, u. a.

Antholyza, Pflanzengattung der natürlichen Familie der Irideen, deren charakteristische Gattungsmerkmale folgende sind: Korolle rachenförmig, Korollenröhre fast gegliedert, d. h. unten zusammengezogen, stielförmig, dann plötzlich erweitert; Narben ungetheilt; Kapsel unterhalb, lederartig, kugelförmig, Samen rindenartig, kugelrund. Beliebte Zierpflanzen sind folgende: A. aethiopica *L.*, A. floribunda *Salisb.* hat schwertförmige, an beiden Enden geschmälerte, gerippte, spitze Blätter, einen runden, ungegliederten, 2—3' hohen Schaft mit zweizeiliger Aehre; die Blumen sind sehr schön, gelblich-scharlachroth, mit oberem, sehr langem, geradem Einschnitte; die übrigen Einschnitte zurückgeschlagen; die Zwiebel ist groß, platt zusammengedrückt. Bei A. lucidior *Thunb.* sind die Blätter am Grunde fadenförmig, dann linienschwertförmig, schlaff, glatt, gerippt, so lang als der Schaft, welcher tief in der Zwiebel steckt und an den Gelenken mit einzelnen Brakteen besetzt ist; die Blumen sind dachziegelig-ährenständig, die Scheiden eirund, braun-roth, halb so lang als die Kronenröhre; die Korolle purpurroth, mit etwas kürzerer, zurückgeschlagener Unterlippe. Bei A. nervosa *Thunb.* sind die Blätter schwertförmig, spitz, mit 4 gelblichen, hervorstehenden Rippen, aufrecht, fast von der Länge des Schafts; dieser ist rund, hin- und hergebogen, aufrecht, glatt, 1' und darüber lang und trägt eine eiförmige, fast gegipfelte, zweizeilige Aehre; die Blumen sind genähert, inkarnatroth, überhängend; die Kronenröhre am Grunde fadenförmig, dann cylindrisch, gebogen; die Unterlippe etwas kürzer als die Oberlippe, zurückgeschlagen; die Scheiden eiförmig, braun, viel kürzer als die Kronenröhre. A. praealta *Dec.* gleicht der A. aethiopica *L.*, ist aber in allen Theilen größer; die Zwiebel sehr niedergedrückt; die Blätter linien-lanzettförmig, langgespitzt; der Schaft 4—6' hoch; die Blumen schön, pomeranzenfarbig, in zweizeiliger Aehre. Man pflanzt die Zwiebeln einzeln in angemessene, unten mit einer Lage zerstoßener Scherben versehene Töpfe, u. zwar im September od. Oktober, nachdem sie im Sommer ihre Ruhezeit (während welcher man sie trocken hält) abgehalten haben. Man kann sie dann auch in das Kapzwiebelbeet pflanzen (1" tief unter der Erde), woselbst sie leichter als in Töpfen blühen. Nach dem Einpflanzen stellt man die Töpfe nahe zum Fenster, in ein helles, luftiges Glashaus oder Zimmer, woselbst nur 3—5° Wärme unterhalten und bei mildem Wetter etwas gelüftet wird. Anfangs begießt man sehr wenig; wenn die Blätter aber fast ausgebildet sind, verlangen sie reichlich Wasser. Sie lieben eine lockere, nahrhafte, sandige Erde, die aus 3 Theilen Lauberde, 3 Theilen Haideerde, 1 Theile guter Rasenerde und 2 Theilen Flußsand oder feinem Kiessand bestehen kann. Sobald die Blätter an der Spitze abwelken, wird das Begießen gemäßigt, nach dem Absterben derselben aber gänzlich eingestellt. Die Vermehrung geschieht durch Nebenbrut, die jedesmal beim Umpflanzen abgenommen werden muß.

Anthoxanthum (*Ruchgras*), Pflanzengattung aus der Familie der Gräser, deren bekannteste Art A. odoratum, das *gemeine oder gelbe Ruchgras*, ist, welches sich allenthalben auf trockenen Wiesen in Deutschland und fast ganz Europa findet. Dieses Gras trägt die Blüthen in einer länglich-eiförmigen, rispenartigen, spitzigen, grünlichgelben Aehre, die aus vielen einblüthigen, zugespitzten Aehrchen zusammengesetzt

ist. Jede Kornspelze hat eine feine Granne. Es wird 1—2 Fuß hoch, blüht im April bis Juni und ist ein gutes Futterkraut. Getrocknet hat es einen angenehmen, steinkleeartigen Geruch. Aus der kräftig riechenden, mit anderen Kräutern vermischten Wurzel, wird ein Schnupftabak (Radika) bereitet. Mit dem Grase gefüllte Kräuterkissen geben beim Rothlauf Linderung der Schmerzen.

Anthracit (**Kohlenblende**, **bitumen**- od. **harzlose Steinkohle**), älteste Steinkohle, fossile Kohlenart von eisenschwarzer, zuweilen ins Blauschwarze übergehender Farbe, schieferigem, selten muscheligem Bruche, halb metallischem, zuweilen fettigem Glanze, oft etwas abfärbend. Häufig ist an ihr die Anlage zu schaliger Absonderung. Dabei ist sie sehr leicht zerspringbar. Ihr specifisches Gewicht beträgt 1,5 bis 1,8. Ihre Härte ist zwischen Gyps- und Kalkspathhärte. Auf den Spaltungsflächen läuft sie häufig in schönen Regenbogenfarben an, verliert in der Rothglühhitze an Glanz nur wenig, springt aber nach allen Richtungen und zerfällt dann beim Erkalten in kleine Stückchen. Sie ist sehr schwer verbrennlich, entwickelt aber, einmal im Brand, bei großem Verbrauch von Sauerstoff, eine sehr intensive Hitze mit bläulicher Flamme u. ohne Entwickelung von Rauch und schwefeliger Säure oder bituminosem Geruch. Unter den fossilen Brennstoffen hat sie den höchsten Kohlen- und geringsten Wasser- und Sauerstoffgehalt. Als Zusammensetzung der meisten A.e ergibt sich 95—98 Kohlenstoff, 1—2,5 Sauerstoff, 1—2,5 Wasserstoff. Zufällige Beimengungen sind Eisenoxyd und Silicium, und manche Arten haben von letzterem so viel, daß sie dadurch unbrauchbar werden. Die A.-Kohlen sind alle merklich schwerer, als die jüngeren Steinkohlenarten; der Kubikfuß wiegt über 105 Pfund. Sie besitzen auch größere Härte; ihre Farbe ist nicht recht braunschwarz od. tiefschwarz, sondern mehr indigoblauschwarz und zeigt zugleich metallischen Glanz. Sie sind nur bei sehr heftigem Windzuge in Brand zu bringen, vermehren dabei ihr Volumen nicht nur nicht, sondern schwinden unter Abgabe von Wasser, welches sie begieriger auffaugen, als alle anderen Kohlengattungen. Als Varietäten des A.s unterscheiden Einige den **muscheligen** (schlackigen), **schieferigen** (gemeinen deutschen) und **stengeligen**. Alle A.e gehören zu den ältesten Ablagerungen von fossilen Brennmaterialien. Ihre Entstehung ist von der der jüngeren Kohlenflötze nicht verschieden: in den meisten Fällen sind sie das Produkt der Anschwemmung organischer (Pflanzen-) Stoffe, die meist durch plutonische Erhebungen und andere revolutionäre Bewegungen der Erdrinde verursacht worden sind. Sie kommen am häufigsten in der Grauwacke und in den untersten Gliedern der eigentlichen Steinkohlenformation vor; doch sind anthracitartige Kohlen in jüngeren Flötzen unter gewissen Verhältnissen, wenn z. B. die Lavaströme der alten Feuerberge jüngere Kohlenflötze verkoakten, keineswegs ganz fremd. Selbst die allerjüngsten fossilen Kohlen, die **Braunkohlen**, sind hier und da durch spätere Erhitzung in anthracitartige umgewandelt worden, indem feuerflüssige Materien aus dem Innern der Erde hervorbrachen, sie überdeckten und das Erdharz als flüchtiges Gas vertrieben. Die Verbreitung des A.s ist groß. Außer in Frankreich und vorzüglich in England (in Südwales) und in Irland, seltener in Deutschland, kommt er in Nordamerika über große Flächen vertheilt vor. Die Vereinigten Staaten besitzen einen wahrhaft ungeheuren Schatz von A. in Pennsylvanien, Ohio &c. Bei Worcester und Newport kommen im Thonschiefer auch A.-Flötze vor, deren Dach Abdrücke ganz der nämlichen Pflanzenspecies enthält, welche im Dach der europäischen A.e vorkommen. Die Zwischenlager erreichen zuweilen eine Mächtigkeit von 100, die A.-Flötze selbst eine Stärke von 2—40 Fuß. In Pennsylvanien ruhen sie auf altem Kalk, der sich, dem Fuße der Catskillberge folgend, bis an den Ontariosee erstreckt. Bis vor Kurzem nannte man A. **taube Kohle**, und ihre schwere Entzündbarkeit hinderte ihre Anwendung. Man glaubte nicht, daß sie sich je bei pyrotechnischen Prozessen in Anwendung bringen lassen würde; sie stand in allgemeiner Mißachtung, und die reichsten Lager blieben unbebaut. Um so glänzender sind in neuerer Zeit die Resultate, welche bei dem Verbrauche derselben in allen den Fällen, wo eine große intensive Hitze erforderlich ist, erlangt wurden. Namentlich fand man den A. für den Hochofenbetrieb sehr geeignet, u. in England sind jetzt eine Menge Eisenwerke auf die Anwendung desselben basirt. Das A.-Roheisen hat sich sowohl zu Gußarbeiten, als zur Stabeisenbereitung, unter sonst gleichen Verhältnissen, eben so gut erwiesen, als das bei Koaks erblasene. Es zeigt sich beim Abstiche sehr dünnflüssig, sprüht nicht und erstarrt langsamer, als Koakeisen. Es ist vollkommen grau, von schönem Korne und so weich, daß es sich mittelst eines Hammers etwas ausdehnen läßt. Uebrigens ist es fest und gibt vorzügliche Gußwaaren. Außer einem kleinen Schwefel- und Phosphorgehalte besitzt es $2^1/_3$ % Kohle und $1^1/_3$ % Silicium. Die wöchentliche Produktion eines Hochofens beträgt 1400 Centner, wobei 100 Centner Roheisen mit 135 Centner A. geschmolzen werden. Dieser Kohlenverbrauch ist so gering, daß nur wenig Holzkohlenhochöfen getroffen werden dürften, bei denen eine geringere Menge von Brennmaterial aufgeht. Außerdem wendet man den A. zum Malzdarren, Brauen, Brennen und zur Feuerung der Dampfmaschinenkessel an. Zum Malzdarren eignet er sich deshalb so vorzüglich, weil die Verbrennung ohne Entwickelung von Rauch vor sich geht.

Anthrakonit, anthrakonitischer blätteriger **Kalkspath**, blätteriger **Stinkspath**, Kohlenkalkspath (Antrakolith, Madreporit), Art des kohlensauren Kalksteins, ist derb, als Geschiebe krummblätterig, grob, kleinkörnig, zum Theil auch stengelig, abgesondert, durch die Kohle graulich, bis schwarz gefärbt, undurchsichtig. Dieses Mineral besteht aus 50 Theilen Kalk, 25 Theilen Kohlensäure, 2 Theilen Talk, 10 Theilen Wasser, oft etwas Kieselsäure u. Eisenoxyd. Es kommt in der Grauwackenformation &c., in Uebergangs- und Flötzgebirgen bei Stavern u. Christiania in Norwegen, Andrarum und Garphytta in Schweden, bei Andreasberg am Harz, bei Saalfeld in Thüringen, im Salzburgischen u. an anderen Orten vor.

Anthropolatren (**Menschenanbeter**), Spott- und Schimpfname, der in der alten christ-

lichen Kirche mehrfach angewendet wurde: 1) auf die Christen überhaupt von den Heiden, wegen der göttlichen Verehrung Jesu; 2) auf die Anhänger der vierten konstantinopolitanischen Synode (381) von Apollinaris und seinen Anhängern, vorzüglich von den Polemianern, die das Recht dazu aus der Bestimmung jener Synode über eine vollkommen menschliche Natur in Christo herleiteten, dafür aber von der rechtgläubigen Kirche Sarkolaträ (Fleischanbeter), wegen Vergötterung des Leibes Christi, genannt wurden; vergl. Apollinaris u. Apollinaristen; 3) auf Nestorius und seine Anhänger, weil sie, zufolge ihrer Konsequenzmacherei, die Gottheit des aus Maria Mensch gewordenen Jesus zu verleugnen beschuldigt wurden, und doch die Anbetung Christi festhielten; vergl. Nestorius und Nestorianer.

Anthropolithen, die angeblichen fossilen Menschenreste. Die Geologie lehrt, daß die immer wieder aufgewärmten Sagen von urweltlichen, d. h. vor der letzten großen Erdrevolution lebenden Menschengeschlechtern in das Reich der Träume gehören. Was früher als fossile Menschenknochen bezeichnet wurde, das hat entweder den Menschen nie angehört, oder es rührt von dem Geschlecht her, welches die jüngste jetzige Erdrinde bewohnt. Es ist folglich nicht fossil, welcher Ausdruck nur das vorweltliche, das der frühern Erdrinde Angehörige, bezeichnet. Das sonst für versteinert Gehaltene war nichts als Inkrustat und gehört mithin auf das letzte noch nicht vollgeschriebene Blatt der Erdbildungsgeschichte. Es kann also nur von Pseudo-A. die Rede seyn. Was man für A. gehalten wissen wollte, waren 1) bloß zufällige Konkretionen, Gesteine, welche weder der Thier- noch der Menschenwelt angehören und welche bloß die Einbildungskraft zu Menschenresten stempelte. Jüngere Sandgebirge liefern diese zufälligen Bildungen am häufigsten. Hierher gehören die bei Paris und Fontainebleau aufgefundenen sogenannten A. Die Unkundigen und oberflächlichen Beobachter sahen an denselben von jeher Finger, Menschenköpfe &c., bloß weil ihre Form mit diesen Gliedmaßen einige Aehnlichkeit hatte. 2) Die vorgeblichen A. waren Versteinerungen, welche andern Wirbelthieren, namentlich Säugethieren und Sauriern angehören. Ehe die vergleichende Anatomie ihr Licht auf die fossilen organischen Ueberreste warf, welche von der Uebergangsepoche an durch alle Formationen der Erdrinde zerstreut sind, hielt man eine Menge Thierknochen für Menschenknochen. So ist Scheuchzers Homo diluvii testis im öhninger Kalk von Cuvier unwiderleglich als ein dem Proteus sehr verwandter Riesensalamander nachgewiesen worden. Ebenso sind Platers sogen. Riesenbeine, ausgegraben bei Kloster Reiden, Mammuthsknochen; die A.-Breccien von Cerigo, Cadir und anderen Orten enthalten nach Blumenbach und Cuvier bloß Thierknochen; die angeblichen Kinderhände im Mergelschiefer von Riegelsdorf sind Eidechsenfüße. Wo endlich 3) wirkliche Menschenknochen vorkommen, sind es keine fossilen, sondern nur unter gewissen zufälligen Umständen und Einflüssen steinähnlich veränderte oder mit Steinmasse überzogene Knochen, welche aus der historischen Zeit, also nicht von urweltlichen Menschen herstammen. So sind die famösen Menschenskelette (Galibi) aus dem Kalk (Riffstein) an der Küste der kleinen Insel Grande terre bei Guadeloupe erwiesene Produkte einer sehr neuen, uns nicht einmal fernen Zeit. Das Gestein gehört nämlich zur Alluvionsbildung und enthält außer den menschlichen Skeletten Muscheln und Korallen von den gegenwärtig in den dortigen Meeren lebenden Arten. Wahrscheinlich gehören die in jungen Kalktuff gehüllten Menschengerippe einem ehemaligen Begräbnißplatz der Karaiben an der Küste an, welche durch die Alluvion noch immer und sehr merklich fortwächst. Die Skelette liegen alle in der Richtung von West nach Ost hin, und was vollends alle Illusionen entfernen muß, ist der Umstand, daß die Waffen und Geräthe, die man neben den Skeletten findet, nach Form, Stoff und Machwerk die nämlichen sind, welche die Wilden noch jetzt führen. Aehnliche Bewandtniß hat es mit den bei Köstritz im Reußischen von Schott 1819 entdeckten und von Schlotheim beschriebenen, mit Kalk inkrustirten Menschenknochen, welche in Höhlungen des Gypses, die von Lehm angefüllt sind, in Gesellschaft von Knochen noch jetzt lebender Thiere gefunden wurden. Noch jünger sind wahrscheinlich die Menschenknochen, welche im Kalktuff in Thüringen und im Torf in Flandern, also in Fossilien angetroffen wurden, die sich noch jeden Tag und überall vor unseren Augen bilden. Endlich scheinen allen Umständen nach auch die in einigen Höhlen Frankreichs, namentlich in der sogenannten Knochenhöhle bei Bize im Departement Aube und in den Höhlen in der Nähe von Pondres und Sauvignarques im Garddepartement, so wie in Kalkhöhlen bei Lüttich (1835) gefundenen Menschenknochen, auf deren Zusammenvorkommen mit Knochen von Bären, Hyänen, Rhinocerosen, Hirschen u. dgl. man ein besonderes Gewicht gelegt hat, nicht aus derselben Periode zu stammen, in welcher diese Thiere lebten, sondern erst später zufällig dahin gelangt zu seyn. Bekanntlich dienten in alten barbarischen Zeiten Höhlen nicht bloß während Krieg u. Fehde den nächsten Bevölkerungen als Zufluchtsorte, sondern oft auch als Begräbnißstätten, und den Räuber- u. Mörderbanden waren sie die Schlupfwinkel, wo sie die Leichname ihrer Opfer verscharrten. Daß der Kalkstein auf Kandia, in welchem man neuerdings Menschenknochen entdeckt hat, Sinterbildung sey, geht schon aus den organischen Ueberresten, die er außerdem enthält, unzweifelhaft hervor.

Anthropologie, im Allgemeinen die Lehre vom Menschen. Nach dem weitesten Sinne des Wortes und in sofern die Wissenschaft vom Menschen das ganze Wesen und Seyn desselben und seiner Gattung, also auch ihre gesammten Entwickelungen und Wirkungen in der Welt und die Gesetze derselben umfaßt, schließt die A. das gesammte menschliche Wissen in sich mit Ausnahme der Lehre von Gott und von der äußeren Natur außer dem Menschen, so weit das Wissen von beiden nicht als Produkt der menschlichen Geistesthätigkeit wiederum in Betracht kommt. Diese Menschenwissenschaft im weitesten Sinne

ist basirt auf die empirische oder Erfahrungslehre von dem Wesen des Menschen, seinen Grundbestandtheilen und den Gesetzen seiner Existenz. Der Mensch bildet in der Anzahl bekannter Wesen eine eigene Gattung, charakteristisch ausgezeichnet durch körperliche Eigenthümlichkeiten und noch mehr durch den ihm verliehenen Geist. Auf beide, Körper und Geist, bezieht sich die A., aber gegen letzteren gehalten, nimmt der Körper sammt seinen verschiedenen Zuständen nur eine untergeordnete Stelle ein, indem in der allgemeinen A. vor Allem das Geistige als das Wesentliche und in seiner Totalität aufgefaßt werden muß, wovon der Leib nur die Relation zu einem beschränkten Naturgebilde als Organ der Beziehung und Wirkung vermittelt. Das naturgemäß nächste Ziel der A. ist Selbsterkenntniß; wird dann die in der Selbsterkenntniß unmittelbar erworbene subjektive Erfahrung auf die Erkenntniß anderer Menschen angewendet, so erwächst aus der pragmatischen A. die Menschenkunde (**Anthropognosie**). Objektive Resultate beider sind: **Biographie, Ethnographie, allgemeine Menschengeschichte**; vermittelt aber werden die äußere und innere Menschenkunde durch die natürliche und künstlerische **Zeichenlehre**, wozu Physiognomik, Mimik, Organologie, Anatomie und die hierher gehörigen Data aus der Kunst- und Literaturgeschichte, der vergleichenden Sprachkunde, Kulturgeschichte etc. gehören. Aus diesen empirischen Fundamentallehren entsteht durch Abstraktion u. Zusammenfassung des Allgemeinen zunächst die empirische Seelenlehre (**Psychologie**) von dem Menschen und in weiterer Verallgemeinerung die Lehre vom Wesen der Seele an sich (**Pneumatologie**). Wie aber diese empirischen und rationellen Zweige der Menschenkunde die Wissenschaft in ihrer rein theoretischen Form umfassen, so bezieht sich ein anderer Haupttheil derselben auf ihre Anwendung in den **geselligen** Verhältnissen des Menschenlebens. Die vorzüglichsten Anwendungen der A. finden in der **Erziehungs-** und **Regierungskunst** ihre Stelle; außerdem aber gibt es kaum einen Zweig der Kunst- und wissenschaftlichen Praxis, der nicht aus der A. schöpfte: so die Medicin, die Rechtspflege, Handel und Gewerbe und alle Technik, die auf Lebensgenuß berechnet ist. Eben so erfordern die schönen Künste, wenn sie ihre Wirkung nicht verfehlen sollen, ein tiefes und glückliches Studium der Menschennatur.

Die im Obigen genetisch aus dem allgemeinen Begriffe der A. abgeleiteten Disciplinen lassen sich nach den Gebieten, auf denen ihre Objekte vertheilt sind, in drei größere Gruppen scheiden: 1) in die **empirische** oder **Erfahrungslehre** vom Wesen des Menschen, seinen Elementen und Gesetzen, 2) in die **philosophische Lehre** von den menschlichen Ideen, und 3) in die **philosophisch-historische Lehre** von der äußeren menschlichen Thätigkeit, oder von der Wechselwirkung der philosophischen Ideen mit der Natur des Menschen unter sich und zwischen beiden und der ganzen äußeren Welt. Die erste Gruppe kann kürzer als die Wissenschaft vom menschlichen **Organismus**, die andere als die vom menschlichen **Denken**, die letzte als die vom menschlichen **Leben** bezeichnet werden; die erste betrachtet den Menschen als **Naturwesen**, die andere als **freies geistiges Wesen**, und die dritte zeigt die **historische** Vermittelung beider. Natur, Freiheit, Geschichte bilden also die große Trias des Gesammtobjekts. Hierdurch sind wir zugleich auf das gekommen, was man im **engeren Sinne** A. nennt; es ist nichts Anderes, als jenes, unter 1) bezeichnete **Erfahrungswissen** oder die Lehre vom Wesen der Menschennatur. Auch sie ist mehrtheilig. Wir unterscheiden an dem Menschen Körper und Seele und fühlen es täglich, daß beide mit einander in inniger Gemeinschaft und Wechselwirkung stehen. Die A. im engeren Sinne hat demnach ebenfalls einen dreifachen Gegenstand und zerfällt in die **Lehre vom Körper**, in die **Lehre von der Seele** und in die **Lehre von der Verbindung** und **Wechselwirkung** beider. Insofern die A. den menschlichen Körper zum Gegenstande hat, wird sie **medicinische, physische**, am richtigsten **somatische** (d. i. körperliche) A. genannt; die Lehre von der Seele heißt **psychologische** (psychische) und in sofern in ihr auch von dem philosophischen Erkenntnißvermögen (Verstand, Vernunft, Bewußtseyn) gehandelt wird, **philosophische** oder **pneumatische** A.; der Theil endlich, welcher das Wechselverhältniß des Körpers und der Seele zum Gegenstande der Betrachtung macht, ist bald als **vergleichende**, bald auch als **synthetische** A. bezeichnet worden.

Es ergibt sich schon aus den Namen der einzelnen Theile, wie diese fast sämmtlich der Gegenstand besonderer Wissenschaften sind, indem Alles, was den menschlichen Körper betrifft, unter Anatomie und Physiologie, was die Seele, unter Psychologie und Pneumatologie gefaßt wird, das Wechselverhältniß von Seele und Leib aber bald von dem einen, bald von dem anderen ausgeht, und daher bald in der ersten, bald in der zweiten Klasse der erwähnten Disciplinen seinen passenden Platz findet. Nichts desto weniger ist die A. mehr als ein zufälliger Komplex mehrer Wissenschaften; sie entbehrt keineswegs der wissenschaftlichen Einheit; sie bildet einen wohl geordneten Organismus, gerade wie die Menschennatur selbst zwar aus einzelnen Theilen besteht und doch als Ganzes etwas ganz Anderes ist, als die bloße Summe der einzelnen Faktoren ihrer Existenz. Gerade darin, daß die Menschennatur in ihrer Totalität aufgefaßt und eines Theils der Zusammenhang der ihr eigenthümlichen Gesetze unter sich, andern Theils auch die Relation derselben zu den allgemeinen Naturgesetzen recht deutlich aufgefaßt werde, erkennen wir die höchste Aufgabe und das wahre Wesen der **philosophischen** und **vergleichenden** A. Sie ist die höhere Einheit, in welcher die Lehre von dem Körper und die von der Seele, sowie die Gesammtheit aller der einzelnen Wissenschaften aufgeht, welche die Natur des Menschen zum Gegenstande haben. Der Mensch als Mikrokosmus, als eine kleine Welt für sich betrachtet, und derselbe wiederum im organischen Zusammenhange mit der übrigen Natur aufgefaßt, sind die beiden Hauptseiten, denen die anthropologische Betrachtung sich zuwendet. Anatomie, Physiologie, Psychologie und verglei-

chende Naturgeschichte reichen ihr das Material, welches sie wissenschaftlich zu verarbeiten hat.

Aeltere anthropologische Werke besitzen wir unter Andern von Platner, Tiedemann, Wezel, Maaß, Kant (A. in pragmatischer Hinsicht, 1798, 4. Aufl. von Herbart, Lpz. 1833; Menschenkunde oder philosophische A. nach handschriftlichen Vorlesungen, herausgegeben von Starke, Leipzig 1831), Pölitz, Wenzel, Gruber, Weber, Schulze, Neumann, v. Jakob (Essai philosoph. sur l'homme). Unter den neuern verdienen besonders Erwähnung: Fries, Handbuch der psychologischen A., Jena 1820 bis 1821.; Steffens, A., 2 Bde., Breslau 1822; Heinroth, Lehrbuch der A., Leipzig 1822; Hillebrand, A. als Wissenschaft, 3 Thle., Mainz 1822—1823; H. B. v. Weber, Handbuch der psychischen A. mit Rücksicht auf das Praktische und die Strafrechtspflege insbesondere, Tübingen 1829; Heusinger, Grundriß der physischen u. psychischen A., Eisenach 1822; G. E. Schulze, Psychische A., 3. Aufl., Göttingen 1826; Choulant, A. oder Lehre von der Natur des Menschen für Nichtärzte, faßlich dargestellt, 2 Bde., Dresden 1828; Rudolphi, Grundriß der Psychologie, Berl. 1821 ff.; Desselben Beiträge zur A.; Burdach, A. für das gebildete Publikum, Stuttgart 1837; Birnbaum, Lehrbuch der A., Köln 1842; J. H. Fichte, A., Leipzig 1856.

Anthropomorphismus, Vermenschlichung, bezeichnet die Vorstellung nicht menschlicher Wesen unter menschlicher Gestalt, z. B. eines Engels unter dem Bilde eines Knaben u. s. w., dann aber insbesondere die Vorstellungsart und Redeweise von Gott, wo man ihm Gestalt, Glieder und Verrichtungen des menschlichen Körpers beilegt. Geschieht dies, wie in der heiligen Schrift (z. B. Jes. 37, 17; Jerem. 27, 5; Psalm 33, 18; Luc. 1, 51; Jac. 5, 4), nur uneigentlich und mit dem Bewußtseyn, daß Gott ein unkörperliches Wesen sey, so heißt der A. ein symbolischer oder formaler und dient zur lebendigen Vergegenwärtigung des göttlichen Seyns und Wirkens, das abstrakte Begriffe uns nie so nahe zu bringen vermögen. Verwerflich dagegen ist der dogmatische oder materiale A., wo man, wie die ägyptische Sekte der Anthropomorphiten, Gott wirklich Gestalt u. Eigenschaften des menschlichen Körpers zuschreibt u. an das Vorhandenseyn derselben glaubt. Viele Theologen aus der kantischen Schule beziehen den A. auch auf die dem göttlichen Wesen beigelegten Eigenschaften des menschlichen Geistes, so daß er den Anthropopathismus als formalen A. in sich schließt (Schott, Klügling u. A.) oder demselben als die gröbere, unstatthafte Vermenschlichung Gottes geradezu gegenübersteht (Reinhard). Im allgemeinsten Sinne will Kant unter A. nur die Versinnlichung reiner Vernunftideen verstanden wissen. Beide Erklärungsarten sind aber offenbar zu weit und selbst der Sprache nicht ganz angemessen. Vergl. Klügling, Ueber den A. der Bibel in den Vorstellungen von Gott rc., Danzig 1806.

Anthropopathismus, Uebertragung menschlicher Empfindung und Leidenschaftlichkeit auf nicht menschliche, höhere oder niedrigere Wesen, z. B. auf Thiere in der äsopischen Fabel, dann namentlich die Vorstellungsart und Redeweise, wo man menschliche Gefühle, Affekte und Leidenschaften auf Gott überträgt, z. B. 2. Mos. 32, 14, Jerem. 31, 20. Geschieht dies nur bildlich und mit dem Bewußtseyn, daß Derartiges in Gott eigentlich nicht Statt finde, so ist der A. ein symbolischer, im entgegengesetzten Falle ein dogmatischer. Nur der erste läßt sich mit einer würdigen Ansicht von Gott vereinigen und findet in der Nothwendigkeit, das Wesen und Verhältniß Gottes zu uns anschaulich und lebendig darzustellen, seine Rechtfertigung, worin schon liegt, daß unwürdige Gefühle und Leidenschaften, wie sie der dogmatische A. oft auf Gott überträgt, ausgeschlossen sind. In einem weiteren Sinne nennen viele Theologen die gesammte Vorstellungsart des Menschen von Gott anthropopathisch oder A., in sofern dieselbe stets analogisch und darum nicht völlig adäquat, sondern symbolisch ist, d. h. die geistigen Vollkommenheiten Gottes durch Menschliches und Beschränktes gleichsam nur bildlich andeutet. So ist es z. B. eigentlich schon A., wenn wir Gott Gerechtigkeit beilegen, da dieser Begriff nur das Symbol ist, unter welchem wir uns das Verhältniß Gottes zu uns als Gesetzgeber und Vergelter denken. Man sieht hieraus, daß A. in diesem Sinne auch dem reinsten Gottesverehrer unentbehrlich ist; nur bleibe man sich dabei immer bewußt, daß Gottes Eigenschaften dem Grade und der Qualität nach von den menschlichen Eigenschaften verschieden sind. Vergl. Anthropomorphismus.

Anthropophagen, Menschenfresser, gemeine rohe und wilde, auf der untersten Kulturstufe stehende Völker, welche, aus Rachsucht rc. das Fleisch ihrer Feinde verzehren. Die Unwissenheit der Alten über geographische Verhältnisse und Volkszustände in fernen Ländern, unterstützt von der Fabel- und Wundersucht der Menschen, bevölkerte freigebig die Erde mit Ungeheuern, die mit Hyänennatur ihre Brüder zur Lust verzehrten. So hielten die alten Griechen die Bewohner des äußersten Scythiens und südlichen Aethiopiens für A., und halb Afrika und Asien waren nach den Annahmen der Erdbeschreiber, sogar der des 16. Jahrhunderts, von solchen bewohnt. In der neuern Zeit reducirte man die Wohnplätze anthropophagischer Völker auf einige Südseeinseln. Es ist Thatsache, daß die Karaiben Westindiens und einige amerikanische Indianerstämme sonst in der Verspeisung ihrer Feinde die höchste Befriedigung ihrer Rachsucht fanden; aber schwerlich dürften jetzt irgendwo noch Völker auf der Erde angetroffen werden, zu deren gewöhnlichen Nahrung Menschenfleisch gehörte. Einzelne A. fanden sich allezeit auch in civilisirten Staaten; es sind Menschenfleischfresser aus unbezwinglichem, krankhaftem, oft erblichem Gelüste. Das mehr oder minder starke Eintreten eines solchen ist nicht selten bei schwangern Weibern der Fall. Bisweilen führt Wuth oder Verzweiflung zur Menschenfresserei, wie z. B. die friedlichen Mexikaner die Spanier des Cortes, welche beim Rückzuge aus der Hauptstadt in ihre Hände fielen, auffraßen. Das schrecklichste Beispiel einer fast allgemeinen Anthropophagie gab Aegypten bei der großen Hungersnoth 1200 und 1201, wo viele Tausend Men-

schen von ihren Mitbrüdern geschlachtet und gegessen wurden. Ja, Aeltern fraßen ihre Kinder, und die Gewohnheit machte die bestialische Fresserei zuletzt zur Liebhaberei, der nur durch die härtesten Strafen Einhalt gethan werden konnte. In den Kriegen der Engländer gegen die Afhantis wurden die gefangenen Offiziere und der General Mac-Carthy lebendig geschunden und das Herz des letztern dem Könige und den vornehmsten Anführern vorgesetzt, und ein Jeder aß ein wenig davon. Hier paarte sich der Aberglaube mit dem Haß, um A. hervorzubringen. Der letzte unzweifelhaft dokumentirte Fall, daß in Deutschland einer aus Geschmack für Menschenfleisch wiederholt mordete, ist ein Hirt in Berka bei Weimar um 1770. Vergl. Chr. Gottfr. Gruner, Dissert. de Anthropophago Bercano, Jena 1781 und 1792.

Anthyllis (Wollblume, Wundklee), Pflanzengattung aus der natürlichen Familie der Papilionaceen, welche zahlreiche, meist im mittlern und südlichen Europa, in Westasien und Nordafrika einheimische Arten begreift, u. zwar sowohl einjährige als strauchartige Gewächse. In Deutschland heimisch ist A. vulneraria, gemeiner Wundklee, mit bauchigem, kurzgezähntem, weißlich behaartem Kelch, welcher die kurze, einsamige Hülse einschließt, kopfständigen Blüthen, ungleich gefiederten Blättern u. meist einfachen Wurzelblättern. Diese Pflanze blüht vom Mai bis August auf trockenen Hügeln und Grasplätzen bergiger Gegenden u. wird eine Spanne hoch. Die Blüthen sind gelb, bisweilen purpurroth; die 10 Staubgefäße nur in einen einzigen Bündel verwachsen. Dieses an den bezeichneten Oertlichkeiten in großer Menge gesellig vorkommende Gewächs gibt ein gutes Viehfutter ab. Das Kraut stand früher als Wundmittel in Ansehen, ist aber jetzt ganz obsolet; es gibt eine gelbe, die Blumen eine blaue Farbe. Als Zierpflanzen sind noch zu nennen: A. barba Jovis, krautartig mit ausdauernder Wurzel; A. cretica, strauchartig; A. erinacea, strauchartig; A. Hermanniae (Aspalathus cretica, *L.*), strauchartig; A. montana, krautartig mit ausdauernder Wurzel; A. tetraphylla, einjähriges Sommergewächs. Man pflanzt sie in fette, mit 1/4 Flußsand gelockerte Mistbeeterde, oder in sandige Laub- oder Haideerde, und hält sie im Winter bei 1—5° R. trocken und luftig. Auch von A. vulneraria hat man mehre schöne Varietäten, welche hier und da in Gärten als Zierpflanzen vorkommen. Alle Arten werden durch Samen im Mistbeet vermehrt.

Anti, griechische Präposition, mit welcher häufig aus der griechischen oder lateinischen Sprache stammende Fremdwörter zusammengesetzt sind. In lateinischen (romanischen) Wörtern entspricht sie dem deutschen vor, voraus, z. B. Anticipation (Vorausnahme), Antichambre (Vorzimmer); in griechischen Wörtern, wie solche die wissenschaftliche Terminologie zur Vermeidung weitläufiger Umschreibungen immer noch viele zu bilden pflegt, bedeutet sie so viel als das deutsche gegen, wider, wie in den medicinischen Benennungen von Arzneien, welche gewissen Krankheiten entgegenwirken, z. B. Antiepileptica, Antiemetica, Antiphlogistica ꝛc., d. i. Mittel gegen Epilepsie, Erbrechen, Entzündung ꝛc., und in theologischen, philosophischen und politischen Ausdrücken, welche eine einer anderen gegenüberstehenden Partei, Lehre oder Meinung bezeichnen, z. B. Antitrinitarier, Antipapisten, Antinomisten, Antihobbes, Antimacchiavell ꝛc., Gegner der von Hobbes, Macchiavell ꝛc. aufgestellten politischen Grundsätze, sowie in grammatischen und rhetorischen Bezeichnungen für Formen, welche im umgekehrten Verhältniß zu anderen stehen, z. B. Antibacchius, Antilepsis, Antimetabole, Antiphrasis, Antiptosis ꝛc., und in geographischen Namen zur Bezeichnung des Gegenübergelegenseyns, z. B. Antiparos, der Insel Paros gegenüberliegend, Antilibanon, Antitaurus ꝛc.

Antiabolitionist, überhaupt Gegner einer Abolition oder Abschaffung, dann insbesondere Anhänger derjenigen Partei in den Vereinigten Staaten von Nordamerika, welche der Abschaffung der Negersklaverei entgegen ist. Die A.en haben ihre Hauptstützen in den südlichen, vorzugsweise ackerbauenden Staaten, und in denen, wo man, wie z. B. in Louisiana, Plantagenwirthschaft treibt. Dort bilden sie die Majorität. Vergl. Sklaverei und Vereinigte Staaten von Nordamerika.

Antiaris (Antiar, Giftbaum), Pflanzengattung aus der natürlichen Familie der Urticeen, welche lauter auf den ostindischen Inseln einheimische Bäume umfaßt, von denen namentlich A. toxicaria gefürchtet ist. Dieser 60 bis 80 Fuß hohe, astlose und nur oben eine zierliche halbkugelige Krone tragende Baum mit eiförmig-länglichen, scharf anzufühlenden Blättern und einzeln stehenden Blüthenstielen, ist die Mutterpflanze des berüchtigten Giftes Upas-Antiar oder Boon-Upas. Nachdem viel Fabelhaftes, besonders durch den holländischen Arzt Försch, in Europa über die tödtliche Wirkung dieses Baumes auf alle lebendigen Geschöpfe verbreitet war, beschrieb ihn zuerst Leschenault genauer und brachte auch Gift davon mit nach Europa. Das Upas-Antiar ist schwärzlich-grün, von der Konsistenz des Honigs, sehr bitter und etwas scharf von Geschmack und erregt, in geringer Quantität genommen, heftigen Schmerz in den Eingeweiden. Die chemische Analyse zeigt darin Extraktivstoff von nicht ausgezeichneten Eigenschaften. In das Blut von Thieren gebracht, wirkt es schnell tödtlich, in den Magen gebracht bringt es ebenfalls den Tod, doch langsamer wirkend. Auf Java sammelt man den Saft des Giftbaumes, welcher als eine Milch ausfließt, und läßt ihn durch Austrocknen verdicken. Um Pfeile damit zu vergiften, weicht man ihn auf und setzt dazu einen andern Pflanzensaft.

Antibacchius (Antibaccheus, Palimbacchius), umgekehrter Bacchius, ein dreisylbiger, aus zwei langen und einer kurzen Sylbe (— — ⏑) bestehender Versfuß; z. B. saltare (— — ⏑), Hausmutter (— — ⏑).

Antibes, Stadt im französischen Departement Var, am Mittelmeer und an einer Landzunge gelegen, welche den westlich von der Stadt sich öffnenden Golf Juan begrenzt. Diese Stadt ist ein befestigter Waffenplatz dritter Klasse, hat eine Navigationsschule, ein Handels-

tribunal und 6000 Einwohner, welche außer dem Anbau von Südfrüchten ansehnlichen Handel mit Wein, Oel, Thunfischen und Sardellen, die hier in sehr großer Menge gefangen werden, treiben. Der große, mit einem Molo versehene und durch ein Fort gedeckte Hafen ist nur für kleinere Schiffe zugänglich, aber der gewöhnliche Einschiffungsort nach Korsika. In der Umgegend der Stadt finden sich römische Alterthümer, worunter vornehmlich ein Amphitheater und eine Wasserleitung zu erwähnen sind. A., das alte Antipolis, im narbonnensischen Gallien, verdankt seine Entstehung den Massiliern, die hier eine Kolonie anlegten. Unter den Römern ward es Municipium und hatte besonders wegen der hier bereiteten Fischlake (Muria) Ruf. Im 9. Jahrhundert zum fränkischen Reiche gehörig, ward die Stadt von den Arabern zerstört, auch später, nach ihrem Wiederaufbaue im 10. Jahrhundert, mehrmals von saracenischen Seeräubern geplündert, weshalb Innocenz V. das hiesige Bisthum nach Grasse verlegte. Später war A. ein Besitzthum der Herren von Grimaldi (Fürsten von Monaco), von denen es König Heinrich V. 1608 kaufte und der Provence einverleibte. Im Jahre 1707 litt der Ort sehr durch das Bombardement der Alliirten; in der neuesten Geschichte ward er bekannt durch Napoleon, der in dem nahegelegenen Golf von Juan bei Cannes mit 800 Mann von Elba am 1. März 1815 landete und von hier aus seinen Siegeszug begann.

Anticaglien, italienische Benennung von allerlei Alterthümern geringeren Umfangs, z. B. Waffen, Schmuck, Hausgeräthe, geschnittene Steine, Scherben u. s. w., im Gegensatz zu werthvollern oder größern Gegenständen, als Büsten, Statuen, Baumonumenten 2c.

Antichambre (franz.), in vornehmen Häusern das Vorzimmer, wo diejenigen zu verweilen pflegen, welche sich von der Dienerschaft bei der Herrschaft anmelden lassen; dann an fürstlichen Höfen der gewöhnlich aus mehren Zimmern bestehende Raum des Palastes, wo sich eine geladene Gesellschaft vor ihrem Eintreten in die inneren Gemächer zu versammeln pflegt. Daher heißt Antichambriren (faire antichambre), im Vorzimmer den Dienst haben (die Funktion des Anmeldens); dann das Vorzimmer besuchen, oft nur um sich aufmerksam und unterthänig zu zeigen, ohne eigentlich Zutritt zu wünschen, sowie im Vorzimmer auf Zulassung bei einem Großen oder hohen Beamten warten, mit der Nebenbedeutung des Kriechens, Erschleichens einer Gunst oder Gnade von ihm.

Antichero, kleine griechische Insel, zu den Cykladen gehörig, zwischen Naria (Naros) und Amorgo, unbewohnt, aber gut bewaldet und daher wichtig für die umliegenden, baumlosen Inseln.

Antichretischer Vertrag (Antichresis, Pactum antichreticum), der Vertrag, wonach ein Schuldner seinem Gläubiger die Benutzung des gegebenen Pfandes statt der Zinsen ausdrücklich zugesteht. Vergl. Pfandnutzung.

Antichrist, Widerchrist, bei Juden, Christen und selbst Mohammedanern der satanbefreundete, gewaltige, aber endlich unterliegende Feind des Messias (Christus) und des auf Erden zu gründenden Gottesreiches. Die Juden nahmen diese Vorstellung zuerst nach dem Exile an mit der Idee von den sogenannten Messiaswehen, oder der dem Erscheinen des Messias vorhergehenden Bedrängniß. Nach Hesek. 38 u. 39 (vergl. Offenb. Joh. 20, 8) galt der Fürst Gog von Magog für den A., nach anderen Stellen (z. B. Daniel 11, 21) der syrische König Antiochus Epiphanes oder irgend ein anderer, zukünftiger Herrscher Asiens, der sich wider Gott erheben, Israel verheeren und mit großer Trübsal heimsuchen, aber zuletzt durch den ankommenden Messias und seine Engel besiegt werden sollte. Mit der Unterjochung Palästina's durch die Römer suchte man jenes satanische Wesen unter diesen und personificirte damit den dem Judenthume feindlichen und verderblichen Romanismus. Der A. (bei den Rabbinen Armillus) sollte zu Rom durch Vermischung einiger heidnischen Bösewichter mit der marmornen Bildsäule einer schönen Jungfrau entstehen. Sehr groß von Gestalt, sollte er sich öffentlich für den Messias und für einen Gott ausgeben, die Freundschaft der Römer erlangen, den ersten Messias, Josephs Sohn, bekämpfen und tödten und darauf die Juden unter alle Völker der Erde zerstreuen, bis die Hartgeplagten, von dem Messias, dem Sohne Davids, und dem Propheten Elias wieder gesammelt, den Dränger erlegen, Christen und Ungläubige besiegen, und das Messiasreich aufrichten würden. Noch jetzt findet diese Tradition mit von der Zeit gebotenen Modifikationen bei vielen Juden Glauben, so daß Manchem auch unser Zeitalter als eine Fortsetzung der Herrschaft des Armillus erscheinen mag. Weniger sinnlich und phantastisch tritt uns die aus dem Judenthume entlehnte Vorstellung von A. in der frühsten Zeit der christlichen Kirche entgegen. Er wird hier als der Wiederkunft Christi vorhergehend gedacht, und zwar ohne politische Macht und Tyrannei, mehr geistig wirkend, als falscher Lehrer u. Wunderthäter, als Verführer zur Gottlosigkeit und als Pseudochristus, ein Mensch der Sünde und Sohn des Verderbens, der sich über Alles erhebt, was Gott oder Gottesdienst heißt, u. sich selbst für Gott ausgibt (vergl. Matth. 24, 23 ff.; 2. Thess. 2, 3 ff.; 1 Joh. 2, 18; 4, 3), und es wird insbesondere in den johannischen Briefen jene Benennung ausdrücklich als Kollektivname für alle falschen Lehrer und Leugner Christi gebraucht. Sinnlicher ist die Anschauungsweise des Verfassers der Offenbarung. Als ein dem Meere entstiegenes Thier mit 7 Häuptern, 10 Hörnern, 10 Kronen und gotteslästerlichen Namen erhält der A. vom Satan Macht, lästert Gott und alles Himmlische, überwindet im Kriege die Heiligen, fordert für sich Anbetung und erlangt 42 Monate lang die Herrschaft über den Erdkreis und die Heiden. Sein Helfershelfer ist ein zweites, erdgebornes Thier, mit 2 Hörnern, wunderthuend und zum Dienste des ersten Thieres verführend durch Trug und falsche Lehre, ein Symbol der falschen Propheten, die dem A. mehr geistig in die Hände arbeiten (vergl. Offenb. 13, 1 ff., 19, 20). Diese Vision, wobei dem Seher vielleicht Nero vorschwebte, diente allen späteren Vorstellungen von dem A. mehr oder weniger zur Grundlage. Besondere Bedeutung erhielt diese

Vorstellung durch die weitverbreitete Ansicht von der nahen Wiederkunft Christi und dem tausendjährigen Reiche, als dessen schrecklicher, aber nothwendiger Vorläufer der A. allgemein galt. Auch versuchte man viele, von verschiedenen Ansichten und Umständen abhängige, Deutungen des apokalyptischen Thieres. Bald sollte es ein Jude aus dem Stamme Dan seyn, bald der wiederkommende Nero, bald ein böser Dämon im Fleische, bald ein vom Satan wunderbar Gezeugter, bald der Arianismus, bald endlich der Prophet Mohammed. Nachdem indessen im Jahre 1000 das fast allgemein erwartete tausendjährige Reich ausgeblieben war, sank mit dem Glauben an diese Weltkatastrophe auch die Furcht vor dem A., obwohl noch im 12. Jahrhundert sich bisweilen das Gerücht von seiner Geburt verbreitete, von der Kirche aber zurückgewiesen wurde. Auch die Apokalyptiker, Abt Joachim von Floris († 1202) und Arnold von Villanova, prophezeihten das Erscheinen des A.s mit dem neuen Weltalter, jener für das Jahr 1260, dieser für 1326. Waren diese Männer hierzu besonders durch die kirchliche Verderbniß, in welcher sie die Vorbotin des A.s erblickten, veranlaßt worden, so gingen die Gegner der Hierarchie seit dem 13. Jahrhundert noch einen Schritt weiter, indem sie den paulinischen Sohn des Verderbens und das apokalyptische Thier geradezu in dem Papste, so wie in dem Klerus als seinem Beistande fanden und deren baldigen Sturz voraus verkündeten; so die Waldenser, Wicliffe, Matthäus Janow, Huß und besonders auch die Reformatoren. Seit der Reformation ist der Glaube an den zukünftigen A. sowohl in der katholischen als protestantischen Kirche fast ganz verschwunden, und nur einzelne Apokalyptiker haben hierauf bezügliche Deutungen und Weissagungen ausgehen lassen, aber in weiteren Kreisen keinen Anklang damit gefunden. Die **Mohammedaner** entlehnten die Vorstellung ihres A.s erst von den Christen. Er heißt bei ihnen **Dadschdschal**, und wird nach seiner Ankunft von dem Imam Mahedi in Verbindung mit Christo, besiegt werden, worauf Islam und Christenthum zu einer Religion vereinigt werden sollen.

Antichthonen, s. v. a. Antipoden.

Anticipation (Anticipatio), **Vorausnahme**, worunter man in der **Staatswirthschaft** früheres Erheben öffentlicher, nach den bestehenden Finanzgesetzen u. Verwaltungsregeln noch nicht fälliger Steuern und Abgaben versteht. Die A. in diesem Sinne gehört zu den mißlichsten Finanzoperationen, schon deshalb, weil sie der Verwaltung das ihr späterhin zur Befriedigung der öffentlichen Bedürfnisse nothwendige und darauf berechnete Geld im Voraus entzieht, folglich Regellosigkeit und Verwirrung in den Staatshaushalt bringt u. dennoch keine dauernde Hülfe gewähren kann. Weit größer noch ist der Nachtheil für den Nationalwohlstand; denn finanzielle A.en machen die Unterthanen immer in doppelter Beziehung ärmer: einmal, weil sie ihnen einen Theil ihres wirklichen Vermögens abnehmen, diesen der Nationalproduktion entziehen und zur Unzeit der öffentlichen Konsumtion widmen; und dann wieder, weil sie den Abgabepflichtigen in dem regelmäßigen Gange seiner Betriebsamkeit stören und ihm den Erwerb des Vermögens erschweren, aus dem er die künftig zu entrichtende Abgabe zu seiner Zeit hätte bezahlen können. Weniger nachtheilig, aber doch immer Regellosigkeiten, sind die sogenannten **verschleierten** A.en, wo die Finanzverwaltung auf noch nicht fällige Abgaben und Einkünfte borgt und dieselben zur Zeit ihrer Fälligkeit den Gläubigern als Zinsen und Kapitaltilgungsfond anweist. In der **Rechtswissenschaft** bezeichnet A. eine Handlung, die früher, als der ordnungsmäßige, gesetzlich vorgeschriebene Rechtsgang es erlaubt, vorgenommen wird. Sie ist immer ungültig, in vielen Fällen aber selbst straffällig; so z. B. der Antritt einer Erbschaft vor Eröffnung oder Anerkennung des Testamentes; außerehelicher Beischlaf zweier späterhin gesetzlich verbundenen Eheleute rc. Zu den bloß ungültigen A.en gehören unter andern der **anticipirte Beweis** und die **anticipirte Gegenklage**, da, wo die Beibringung derselben durch die Gesetzgebung einen bestimmten Platz im Gange des gerichtlichen Verfahrens erhalten hat. Im **Handelswesen** ist A. früheres Bezahlen späterhin fällig werdender Passivschulden; dann Vorschußnahme eines Waareneigenthümers von einem Kommissionär auf die diesem konsignirten Waaren. Sie ist bei Konsignationsgeschäften sehr gebräuchlich und bei kurrenten Artikeln gewöhnlich $^1/_2$—$^3/_4$ ihres Werthes; daher heißen dergleichen Geschäfte **Anticipationsgeschäfte**. In der **Logik** bezeichnet A. eine Wahrnehmung oder nothwendige Thatsache des Bewußtseyns, in sofern sie, zu einem Begriffe erhöht, als wahr vorausgesetzt u. als ein Prüfungs- oder Beweisgrund für einen andern Satz gebraucht wird. In der **Rhetorik** ist A. s. v. a. Anteokkupation u. Prolepsis. In der **Musik** versteht man unter A. eine Figur, in welcher eine zu einem Baßtone gegebene u. fortschreitende Melodie oder Harmonie ihren Grund und ihre Beziehung erst im nächstfolgenden Baßtone findet. In harmonisch-chromatischen Fortschreitungen sind am liebsten solche Dissonanzen zu wählen, die unvorbereitet eintreten können. In der **Medicin** ist A. gewöhnlich frühzeitiges Vorkommen von typischen Krankheitsanfällen oder auch von ganzen Krankheiten. Eine **anticipirende Krankheit** (Anticipans morbus) ist also eine solche, deren Anfälle (Paroxismen) früher, als zu erwarten stand, Statt finden; daher überhaupt eine vorzeitige, dem Alter oder sonstigen Umständen noch nicht angemessene Krankheit, z. B. ungewöhnlich frühzeitige Menstruation rc.

Anticipationsschein, Bescheinigung über den Empfang der durch Anticipation (s. d.) vom Staate im Voraus erhobenen Abgaben. War die Anticipation eine verschleierte, so gehören die Scheine darüber zu den Staatspapieren, z. B. in Frankreich die Assignaten, in Oesterreich 1813 die zur Führung des Krieges mit Frankreich in Umlauf gesetzten A.e über 45,000,000 Fl. Dieses zur sogenannten wiener Währung gehörige Scheingeld wurde 1820 auf $^2/_5$ des Nennwerths im Preise gegen Silbermünze festgesetzt, so daß seitdem 5 Fl.

w. W. = 2 Fl. Silbermünze waren. Jetzt ist dieses Scheingeld nicht mehr im Kurs.

Anticlea, Tochter des Autolycus, Geliebte des Sisyphus, dann Gemahlin des Laertes und von diesem oder von Sisyphus Mutter des Ulysses. Sie † aus Gram über die lange Abwesenheit ihres Sohnes oder tödtete sich selbst, als ihr Nauplius die falsche Nachricht von dem Tode des Ulysses gebracht hatte.

Anti-cornlaw-league, Name eines Vereins in England, welcher die Abschaffung der die Getreideeinfuhr belastenden, vom Jahre 1815 datirenden Zollgesetze erstrebte und durch seine großartige, obwohl friedliche Agitation zu Erreichung dieses Ziels wesentlich mit beigetragen hat. Derselbe wurde im Okt. 1821 zu Manchester durch Cobden und mehre andere Fabrikanten und Kaufleute gestiftet, gewann aber erst 1838, als die Lehre vom Freihandel überhaupt mehr Anhänger fand, in weiteren Kreisen Einfluß, indem er sich erst jetzt im Stande sah, Zweigvereine und eine Vereinskasse zu gründen. Nachdem Villiers 1839 mit seinem im Unterhause damals zuerst gestellten Antrag durchgefallen war, übte der Verein, an dessen Spitze nächst Cobden besonders Bright, Prentice, Thompson, Ashworth und A. genannt wurden, mittelst der Presse und in Versammlungen eine bedeutende Wirksamkeit aus. Aber erst 1841 gelang es ihm, Cobden und einige Gleichgesinnte ins Unterhaus zu bringen, wo der schon stehend gewordene Antrag Villiers' schon 40 Stimmen zählte. Nach dem Rücktritt des Whigkabinets und der Einsetzung des Torryministeriums unter Peel im Sommer 1841 erklärte sich die gesammte dissentirende Geistlichkeit, sowie ein Theil der sich dem Freihandel zuneigenden Whigs für die League. Dagegen erhob sich 1842 auf der einen Seite die Grundaristokratie mächtig und einmüthig gegen die Bestrebungen des Vereins, während auf der andern Seite der Chartismus (s. d.) seiner Sache großen Abbruch that, in sofern dessen Anhänger die League als nur die Herabdrückung der Arbeitslöhne bezweckend bei dem Volke in Mißkredit zu bringen suchten. Damals entfaltete aber diese die großartigste Thätigkeit. Von 1843—45 veranstaltete sie mehr als 200 große Versammlungen und verbreitete hunderttausende von Flugschriften, um das Volk über die Interessen des Freihandels aufzuklären; ja sie wandte sogar beträchtliche Summen auf den Ankauf von Häusern und Grundstücken, um auf die Parlamentswahlen einwirken zu könnnen. Ihre Ausgaben beliefen sich 1844 auf 60,000 Pfd., ihre noch baaren Fonds auf 26,675 Pfd. In der Parlamentssitzung von 1844—45 hatte Villiers Antrag schon 122, und ein anderer von Cobden auf Prüfung der Korngesetze lautender 221 Stimmen. Die League spannte daher im Laufe des Jahres 1845 ihre äußersten Kräfte an, um im Parlament sich die Majorität zu sichern. Am meisten aber wurden ihre Zwecke dadurch gefördert, daß sich Peel entschieden für die Freihandelspolitik erklärte und im Jan. 1846 seinen berühmten Antrag vor das Unterhaus brachte, wonach die Einfuhr aller Lebensmittel frei gegeben und nur vorläufig noch auf drei Jahre eine niedrige Skala für die Getreideeinfuhr beibehalten werden sollte. Die Bill ging im Unterhause und im Oberhause durch und wurde zum Gesetz erhoben. Damit war der Zweck der League errricht; doch glaubte diese ihre förmliche Auflösung noch bis zum Jahre 1849, wo aller Getreidezoll aufhören sollte, verschieben zu müssen. Vgl. Großbritanien.

Anticosti, britisch-nordamerikanische Insel, im Lorenzbusen, zu Unterkanada gehörig, 124 □M. groß; an den Küsten flach, doch ohne Hafen, im Innern gebirgig, gut bewaldet, rauh, fast gar nicht bewohnt und nur von Fischern und Jägern besucht.

Anticyprius, umgekehrter Cyprius, Versfuß: — ⏑ — — ⏑
— ⏑ — — ⏑, z. B. Rosenölflasche.

Anticyra, 1) (Anticyrrha), griechische Stadt auf einer Halbinsel in Phocis, an einer Einbucht (Sinus Anticyranus) des korinthischen Meerbusens, Cyrrha gegenüber gelegen, mit sehr gutem Seehafen, bedeutendem Handel, schönen Tempeln (z. B. der Diana, auf einem Felsen bei der Stadt, mit Praxiteles'-Statue der Göttin) und dem in der alten Medicin wichtigen Helleborus, der auf den Bergen umher wuchs; das jetzige Aspro Spitt. A. soll von den Phocäern, nach Andern von den Lokrern gegründet seyn und anfangs Cyparissus geheißen haben. Im heiligen Kriege wurde es mit vielen andern phocensischen Städten durch Philipp von Macedonien zerstört, blühte aber bald wieder auf. In dem ersten macedonischen Kriege hausten hier die Römer übel u. überließen darauf die ausgeplünderte Stadt den Aetoliern; nachmals gerieth sie in macedonische Gewalt, ward aufs Neue von den Römern unter T. Quinctius Flaminius erobert und zu einem Hauptwaffenplatze gemacht. Trotz dieser Drangsale erhielt sich A. aufrecht und noch Hierocles zählt es unter die wohlhabenderen griechischen Städte. — 2) Stadt in Thessalien am Berg Oeta und am Sperchius, unweit seiner Mündung, ebenfalls reich an Helleborus. — 3) Kleine griechische Insel, zwischen Euböa (Negroponte) und Thessalien, heißt noch jetzt A. Der auch hier wachsende Helleborus galt im Alterthum für ein Hauptmittel gegen den Wahnsinn und gegen Dummheit überhaupt; daher die einen verrückten oder dummen Menschen bezeichnenden, von den drei Städte dieses Namens entlehnten, Sprüchwörter: „Naviget Anticyras!" (er mag nach A. schiffen!), u. „tribus Anticyris caput insanabile" (ein Kopf, für alle drei A.'s unheilbar).

Antidesma, Pflanzengattung aus der Familie der Rosaceen, lauter tropische Bäume enthaltend. Darunter sind zu erwähnen: A. alexiteria, auf der Küste Malabar; A. zeylanicum, auf Ceylon, A. Bunius *Spr.* (Stilago Bunius *L.*) ebenfalls in Ostindien. Die Früchte sowie die Blätter dieser Bäume werden genossen und das Dekokt der letzteren ist insbesondere als specifisches Mittel gegen den Biß der Brillenschlange in Gebrauch.

Antidoron, Gegengeschenk, Gegengabe, bei den alten Griechen und Römern das Unterpfand, welches der Bräutigam, zur Sicherung des Heirathsgutes, der Braut gab; in der griechischen Kirche der äußere, nicht mit dem Kreuze bezeichnete Theil des gesegneten Brodes, welcher bei der

Kommunion nicht gebraucht und daher nach derselben vom Priester unter die Nichtkommunikanten vertheilt wurde. Er trug die Worte: Jesus Christus vicit, und galt als Amulet.

Antidotum, Gegenmittel, Arzneimittel, dessen Wirkung darauf berechnet ist, die eines andern aufzuheben. A.n werden gemeiniglich dann verordnet, wenn es gilt, Zufälle zu mildern und wieder zu entfernen, welche dadurch entstanden sind, daß man dem Kranken eine Arznei in zu großen Gaben verabreichte, oder wenn der Arzt erkennt, daß er ein zweckwidriges Mittel angewendet hatte. Ferner bezeichnet A. ein specifisches Mittel wider eine Krankheit, und im weitesten Sinne Arzneimittel, insbesondere auch Gegengift überhaupt.

Antigone, 1) die edle Tochter aus des Oedipus verbrecherischer Ehe mit seiner Mutter Jocaste, ausgezeichnet durch ihre treue, muthige, sich aufopfernde Liebe zu den Ihrigen, besonders zu ihrem Vater und ihrem Bruder Polynices. Als Oedipus seine Blutschande entdeckt und sich selbst geblendet hatte und nun in der Fremde umherirrte, geleitete sie den blinden Vater als sorgsame Führerin. Nachdem er zu Colonus in Attica bei Theseus eine Zuflucht und das Ziel seiner Leiden gefunden hatte, kehrte sie nach Theben zurück, wo des Königs Creon Sohn, Hämon, ein Liebesverständniß mit ihr anknüpfte. Als bei dem Zuge der Sieben gegen Theben ihre beiden Brüder Eteocles und Polynices im Zweikampfe gegen einander gefallen waren und Creon die Beerdigung des Letztern bei Todesstrafe verboten hatte, bedeckte sie, dem Verbote trotzend, den geliebten Leichnam mit Erde. Creon ließ sie deshalb in einer Felskluft lebendig begraben; sein Sohn, ihr Geliebter, gab sich an ihrer Gruft selbst den Tod. Nach Hygins Erzählung verbrannte sie mit Argia, der Gattin des Polynices, dessen Leichnam auf dem Scheiterhaufen des Eteocles; von den Wächtern überrascht, floh Argia, A. wurde ergriffen und von Creon seinem Sohne Hämon übergeben, sie zu tödten. Hämon aber verbarg sie bei einem Hirten und zeugte mit ihr einen Sohn, der in der Einsamkeit heranwuchs, später aber, bei einem Festspiele zu Theben an den Abzeichen seines Geschlechtes erkannt wurde. Creon gerieth darüber in Wuth, und um seinem Zorne zu entgehen, tödtete Hämon die Gattin und sich selbst. Die nach A. benannte Tragödie des Sophocles ist noch vorhanden, die des Aeschylus verloren; sonst kommt A. auch in andern aus der Geschichte des Oedipus entstandenen Tragödien vor, z. B. in „Oedipus auf Colonos“ von Sophocles, in des Aeschylus: „Sieben gegen Theben,“ und in des Euripides Phönissen“.

2) Tochter des Eurytion, Enkelin des Myrmidonenherrschers Actor, Gemahlin des Peleus, dem sie die Polydora gebar. Die Treue des Peleus brachte ihr den Tod. Die boshafte Astydamia, Gemahlin des Acastus, in Peleus verliebt, ließ, um dessen Ehe zu trennen, der A. hinterbringen, ihr Gemahl sey Willens, sich mit Sterope, des Acastus Tochter, zu vermählen. Tief gekränkt erhängte sich A. aus Verzweiflung. — 3) A., die schöne, langhaarige Tochter des Laomedon. Da sie sich rühmte, der Juno gleich zu seyn, so macht Letztere, nach Andern auch wegen eines Liebeshandels der A. mit Jupiter eifersüchtig, ihre Haare zu Schlangen, von denen A. so gepeinigt wurde, daß die Götter, oder Juno selbst, sie aus Mitleid in einen Storch verwandelten.

Antigonus, 1) A. der Einäugige oder Cyclops, berühmter Feldherr Alexanders des Großen und einer von dessen Nachfolgern bei der Zerstückelung des Weltreichs, Sprößling des Fürstengeschlechts von Elymiotis, Sohn des Philippus, Gemahl der Stratonice, des Carrhäus Tochter, Vater des Demetrius Poliorcetes. A. spielt eine Hauptrolle in dem großen, schauerlichen Drama, welches nach Alexanders des Großen Tode in drei Welttheilen zugleich den Vorabend einer neuen Zeitepoche bezeichnet. Zuerst Führer der Bundesgenossen unter Alexander in Asien, erhielt er 333 vor Chr. die Statthalterschaft von Großphrygien, wozu 323, nach Alexanders Tode, unter der vormundschaftlichen Regierung des Perdiccas, noch Lycien und Pamphylien kamen. Von dem Reichsverweser beauftragt, den Eumenes bei der Eroberung Kappadociens zu unterstützen, weigerte er den Gehorsam und floh, als Perdiccas zu seiner Züchtigung sich anschickte, mit seinem Sohne zu Antipater. Dieser verschaffte ihm seine Statthalterschaft zurück und gab ihm zugleich den Oberbefehl über die Reichstruppen in Westasien, mit dem Auftrage, den Krieg gegen Eumenes, Alcetas und die anderen Anhänger des ermordeten Perdiccas zu führen und sie zu stürzen. Er gewann nach und nach beinahe das ganze Heer des Eumenes, schloß ihn in das unangreifbare Bergschloß Nora ein, wandte sich darauf gegen Alcetas und Attalus in Pisidien, besiegte beide im Laufe des Winters 320—319 und gelangte dadurch zu einer Macht, wie sie damals kein anderer der Fürsten Alexanders in Asien besaß. Schon im folgenden Jahre starb Antipater, nachdem er den rauhen Aetolier Polysperchon zu seinem Nachfolger in der seit Perdiccas' Ermordung behaupteten Regentschaft ernannt hatte. Ehr- u. herrschsüchtig verweigerte A. in Gemeinschaft mit Cassander und Ptolemäus von Aegypten dem Polysperchon die Anerkennung, schickte zur Unterstützung des Cassander Truppen und Schiffe nach Griechenland, und kämpfte in Asien gegen Eumenes, der, durch List aus Nora entkommen, von Polysperchon wieder die Statthalterschaft von Kappadocien und die Vollmacht erhalten hatte, die königlichen Schätze in Cynida und die dort Wache haltenden Argyraspiden gegen A. zu gebrauchen. Nach einem Seesiege über Clitus, den Anführer der Flotte Polysperchons, in der Propontis (317), nöthigte A. den Eumenes, sich aus Phönicien in das östliche Asien zurück zu ziehen. A. schloß darauf mit Pithon und Seleucus ein Bündniß gegen Eumenes, rückte diesem bis Ekbatana nach, verlor aber in der Provinz Parätacene, wo jetzt Ispahan liegt, eine Hauptschlacht. In Gabiene, einer Landschaft des heutigen Persiens, wiederum siegreich, gewann er durch Unterhandlungen viele Satrapen, bekam von den Argyraspiden, deren Frauen und Schätze er erbeutet hatte, den Eumenes ausgeliefert und ließ denselben hinrichten. Hierauf sann A. darauf, seine Bundesgenossen gleichfalls zu unterwerfen. Pi-

thon suchte ihm zuvorzukommen, wurde aber rechtzeitig aufgehoben und auf die Seite geschafft. Hierauf trat er gegen Seleucus im Tone des Herrschers auf, beraubte ihn Susiana's und verlangte in Babylon Rechenschaft über die Verwaltung Mesopotamiens. Seleucus, unvorbereitet, entfloh nach Aegypten. A. ordnete die Satrapien nach Willkür, nahm 50 Millionen aus dem Schatze in Susa und kehrte 315 ins westliche Asien zurück. Jetzt aber verbanden sich die übrigen Fürsten gegen A.'s gefährliche Uebermacht. Seleucus verlangte Babylonien zurück, Ptolemäus Syrien, Asander Kappadocien und Lycien, Lysimachus das hellespontische Phrygien, Cassander und die übrigen drangen auf gleiche Vertheilung der königlichen Schätze. A. antwortete im Ton des Oberherrn und rüstete furchtbar. Wilder Kampf entstand hierauf in Griechenland, Kleinasien, Syrien und Phönicien zwischen den Rivalen der Gewalt. A. schickte 8000 Arbeiter auf den Libanon, andere Tausende auf das Taurusgebirge, Holz zu fällen und in größter Eile in Tyrus und in Cilicien eine Flotte zu bauen, um der Flotte des Ptolemäus die Spitze zu bieten, welche alle Küsten umschwärmte und verwüstete. In Thracien fachte A. Unruhen an, damit Lysimachus beschäftigt wäre; den Asander von Carien rieb er 313 auf; durch den von ihm bezahlten und unterstützten Polysperchon rief er die Griechen zur Freiheit; sein Neffe rückte bereits von Süden her gegen Macedonien vor, während er selbst den Hellespont überschreiten, Thracien durchstürmen und so dem Heere im Süden die Hand bieten wollte: da erfuhr er, sein feuriger, 22jähriger Sohn Demetrius sey bei Gaza von Ptolemäus geschlagen, Syrien und Phönicien verloren. Rasch rückte er mit seinem Heere dem siegreichen Beherrscher Aegyptens entgegen, schlug ihn u. nöthigte ihn zum Rückzug. Doch während er in Syrien kämpfte, war ein furchtbarer Gegner in seinem Rücken aufgestanden: Seleucus hatte Babylon eingenommen, die Satrapen von Persien gewonnen und bald darauf Medien und Susiana erobert. A.'s Lage war sehr bedenklich. Er war von den Quellen seiner Macht abgeschnitten. Deshalb fand er es für gerathen, den Plan, sich Alexanders Weltreich zusammen zu kämpfen, aufzugeben, und fing an, mit Cassander, Lysimachus und Ptolemäus zu unterhandeln. Im Jahre 311 vereinigten sich endlich die streitenden Gewaltherren auf folgenden Bedingungen: Cassander sollte bis zur Mündigkeit des zum Könige bestimmten Alexander Aegus (für dessen Rechte A. gekämpft haben wollte) königl. Oberfeldherr in Europa bleiben, Lysimachus Thracien, Ptolemäus Aegypten u. die angrenzenden Gegenden Libyens und Arabiens behalten, A. über ganz Asien gebieten; die griechischen Städte aber sollten frei u. autonom seyn. Gegen Seleucus, der im Friedensvertrage nicht erwähnt wird, führte A. den Krieg ohne Erfolg fort, bis (310) im Westen neue Feindseligkeiten wider ihn ausbrachen. Ptolemäus von Aegypten nahm an der Küste Kleinasiens Städte weg, die sich in A. Gewalt befunden hatten, Cassander bewog den Neffen des A., Ptolemäus, der Strateg am Hellespont war, der Sache seines Oheims untreu zu werden; auch Polysperchon, in der letzten Zeit Strateg des A. im Peloponnes, wurde von Cassander überredet, von seinem Herrn abzufallen und den von A. nach der Ermordung des Aegus durch Cassander als Thronerben aufgestellten Hercules, Alexanders Sohn von der Barsine, zu vergiften. In Kleinasien gewann A., was ihm genommen worden, durch seine Söhne Demetrius und Philippus wieder; auch beraubte er den Ptolemäus von Aegypten der Ansprüche, die derselbe durch die nahe Vermählung mit Cleopatra, Alexanders des Großen Schwester, erworben hatte, durch Ermordung der Verlobten. Allein Griechenland, dem im Friedensvertrage vergebens die Freiheit zugesichert worden war, befand sich in der Gewalt der Gegner, vornehmlich Cassanders. Um dessen Macht hier zu brechen, und dann mit Leichtigkeit über Thracien Meister zu werden, sandte A. 307 den Demetrius mit 250 Schiffen dahin ab. Aber kaum hatte dieser „Städtebezwinger" Athen und Megara befreit, so rief ihn der Vater nach Cypern ab, um diese Insel dem Beherrscher Aegyptens zu entreißen. Nach kühner und glücklicher Ausführung dieses Unternehmens nahmen A. und Demetrius den ihnen vom Volke entgegen gebrachten Königstitel an. Ptolemäus, Seleucus und Lysimachus ahmten diesem Beispiel nach; nur Cassander, aus Scheu vor den Macedoniern, wagte es nicht, das königliche Diadem förmlich anzulegen. Unmittelbar darauf (306) drang A. bis an den Nil vor, während sein Sohn Aegypten mit der Flotte bedrohte, allein ein Sturm zerstreute diese und das Landheer wurde durch Ptolemäus zurückgewiesen. A. wendete sich jetzt gegen das kleine Rhodus, es dafür büßen zu lassen, daß es aus Handelsinteresse ihm den Beistand wider Aegypten verweigert hatte. Im Jahre 304 erschien Poliorcetes mit 200 Kriegs-, 170 Lastschiffen und einem Heer von 40,000 Mann. Diese Armada aber wurde an dem Heldenmuthe der Rhodier zu Schanden. Cassanders Fortschritte in Hellas riefen Flotte und Heer nach Griechenland, das bedrohte Athen wurde entsetzt, und bald sah sich Cassander durch die Ueberlegenheit seines Gegners genöthigt, um Frieden zu bitten. Der stolze und harte A. verlangte unbedingte Unterwerfung. In dieser Noth suchte der Macedonier bei Lysimachus in Thracien Hülfe; dieser, nunmehr ernstlich für sein eigenes Reich besorgt, schickte gemeinschaftlich mit Cassander Gesandte an Ptolemäus und Seleucus, und da auch sie in A. den gefährlichsten Gegner erkannten, so kam 302 ein mächtiges Bündniß wider denselben zu Stande. Nach Vereinigung der Heere des Cassander, Seleucus und Lysimachus erfolgte 301 bei Ipsus in Phrygien die Entscheidungsschlacht. Der 81jährige A. führte selbst die Seinigen; er verlor aber Schlacht und Leben. Sein Sohn Demetrius entkam mit nur 9000 Mann Reiterei der Niederlage. Das Reich Asien stürzte mit dem, der es aufgerichtet hatte und wird nicht mehr in der Geschichte erwähnt. A., ein großer Charakter, beschmutzte diesen durch Härte, Grausamkeit, Willkür und wilde Eroberungslust. Seine Verachtung feiler Schmeichelei u. asiatischer Ueppigkeit, seine eheliche Treue, seine sich stets gleichbleibende Besonnenheit im Glücke und unüberwindliche

Kaltblütigkeit im Unglücke, verbunden mit außerordentlicher Menschenkenntniß und Feldherrnklugheit, erheben ihn dennoch weit über die meisten seiner Zeitgenossen und Nebenbuhler. A. hatte 2 Söhne, Demetrius und den schon erwähnten, aber bereits 306 gestorbenen Philippus. Vergl. Droysen, Geschichte der Nachfolger Alexanders ꝛc.

2) A. I., Gonatas (entweder von Gonni in Thessalien, seinem Erziehungsorte, oder nach Niebuhr ein macedonisches Wort, s. v. a. eine das Knie schirmende Eisenplatte), König von Macedonien Enkel des Vorigen, Sohn des Demetrius Poliorcetes und der Phila, Antipaters Tochter, einer der edelsten Fürsten des Alterthums, vielfach von dem Wehe seiner Zeit heimgesucht, aber immer groß und gut aus demselben hervorgehend. Als sein Vater, in dessen Kämpfen er rühmlich mitgefochten hatte, im Jahre 287 v. Chr. aus Macedonien vertrieben, nach Asien sich wendete, blieb A. in den peloponnesischen Besitzungen desselben als Befehlshaber zurück. Umsonst bot er nach der Gefangennehmung des Demetrius durch Seleucus Nicator diesem alle seine Habe und sich selbst als Preis der Freilassung des Vaters an; sorgfältig bewacht, aber mild behandelt, starb Demetrius 283 als Gefangener u. A. erbte von diesem, seinem Vater, den Königstitel, dem er nach der Ermordung des Seleucus durch Ptolemäus Ceraunus (280) im Kampfe mit diesem um Macedonien vergebens Geltung zu verschaffen suchte. Denn eine verlorene Seeschlacht nöthigte ihn zur Rückkehr nach Griechenland, wo außerdem die bedrohliche Erneuerung des alten achäischen Bundes durch die Städte Dymä, Paträ, Pharä und Tritäa seine Anwesenheit erheischte. Erst nachdem die Gallier unter Brennus zurückgeworfen und der tapfere Sosthenes (278) gestorben war, rückte A. von Neuem mit einem Heere in Macedonien ein, unterdrückte den Usurpator Antipater und bestieg 276 den Thron, welchen das Geschlecht der Demetrier 108 Jahre lang behauptete. Alle Zeitgenossen loben den A. als Regenten. Er paarte Kraft und Milde; in seinen Fehden war er jedoch nicht immer glücklich. Zwar schlug er Antiochus I. aus Syrien zurück und besiegte die von Neuem einbrechenden Gallier; aber gegen Pyrrhus, der 273, nach Vereitelung seiner Eroberungspläne in Italien, um so ungestümer über Macedonien herfiel, war er nicht glücklich, und Letzterer machte sich zum Herrn des Landes. A. konnte sich nur in einigen Seestädten behaupten, bis das Vordringen des Pyrrhus nach dem Peloponnes ihm Gelegenheit gab, wieder zu gewinnen, was er an jenen kühnen Eroberer verloren hatte. Nach Pyrrhus' Tod (272) ging sein Streben hauptsächlich auf die Vereinigung von ganz Griechenland mit Macedonien hin; allein ein neuer Angriff der Epiroten unter Alexander, dem Sohne des Pyrrhus, würde ihm noch einmal sein Reich für immer entrissen haben, wenn ihn nicht ein Sieg seines Sohnes rechtzeitig befreit hätte. Die 241 im Einverständnisse mit den Aetoliern begonnenen Feindseligkeiten gegen den achäischen Bund wurden von dem letzteren mit Nachdruck abgewiesen. A. † 240. Züge seines ritterlichen, großmüthigen Sinnes gibt Plutarch im Leben des Demetrius u. Pyrrhus. Ihm folgte sein Sohn Demetrius II.

3) A. II., Doson („der viel geben will, aber wenig gibt"), König von Macedonien, Enkel des Demetrius Poliorcetes, Sohn des Demetrius von Cyrene u. der Olympias, des Polycletus von Larissa Tochter, ein durch Thatkraft, Klugheit u. Geistesgegenwart ausgezeichneter Regent, besonders durch Wiederherstellung der macedonischen Herrschaft über Griechenland denkwürdig. Nach Demetrius' II. Tode (230 v. Chr.) führte er anfänglich für dessen unmündigen Sohn Philipp, dann als Selbstherrscher die Regierung und vermählte sich mit Chryseïs, der Wittwe seines Vorgängers. Wie dieser, so war auch A. geraume Zeit theils durch Kämpfe mit den Dardanern und Aetoliern, theils durch Unruhen im Innern Macedoniens so sehr in Anspruch genommen, daß er Griechenland sich selbst überlassen mußte. Als jedoch der achäische Bundestag auf Betrieb des Aratus von Macedonien Hülfe gegen den spartanischen König Cleomenes begehrte, so segelte A., weil die Aetolier den Thermopylenpaß gesperrt hatten, im Spätsommer 223 mit 24,000 Mann nach dem Isthmus; Cleomenes mußte vor der Uebermacht zurückweichen, und auf einem in Aegium gehaltenen Bundestage wandelte sich ganz Hellas in einen Staatenverein um, als dessen Haupt und Oberfeldherrn man den macedonischen König anerkannte. A. besiegte hierauf die Spartaner in einer entscheidenden Schlacht bei Sellasia in Lakonien, betrat als Sieger das seit der Herakliden Zeit nie mehr eroberte Sparta und zwang die Stadt zum Beitritte zu dem macedonischen Bunde, der jetzt mit Ausnahme der Aetolier das ganze Griechenland umfaßte. Ohne die erlangte Gewalt zu mißbrauchen, kehrte er nach Macedonien zurück, um die eingefallenen Illyrier zu besiegen. Zum Unglücke für Griechenlands bessere Zukunft † er bald darauf 221 v. Chr. Ihm folgte Philipp, der 16jährige Sohn Demetrius' II.

4) König von Judäa, aus der Familie der Asmonäer, Sohn Hyrcanus' I., Bruder, Feldherr und Mitregent Aristobulus' I., auf dessen Befehl und auf den Rath arglistiger Höflinge er 106 v. Chr. ermordet wurde.

5) Sohn Aristobulus' II., der letzte König der Juden, aus dem Dynastengeschlecht der Makkabäer, regierte von 39—37 v. Chr. Dieser grausame, feigeweibische Fürst ward mit seinem Vater 63 v. Chr. von Pompejus als Gefangener nach Rom geschickt, entfloh 56, ward 55 von Neuem gefangen u. erlangte 42 abermals die Freiheit. Im Jahre 39 gelang es ihm, nach einem frühern fruchtlosen Versuche, mit parthischen Hülfstruppen, Meister von Jerusalem zu werden. Herodes, der Schützling der Römer, Gegner des A., entkam nach Rom. Rom sendete den Legaten Ventidius, dieser schlug die parthischen Schaaren, die Triumvirn erklärten A. für einen Feind des römischen Volkes und ernannten noch im Jahre 39 den geschmeidigen Herodes zum Könige in Judäa. Dieser belagerte mit dem Römerheere Jerusalem, Antonius besiegte den A. in einer Schlacht, u. nach fünfmonatlicher Belagerung fiel Jerusalem in Herodes' Hände. A., fußfällig um sein Leben bittend (deshalb vom römischen Feldherrn Sosius mit dem Namen An-

tigona genannt), ward nach Antiochien gesandt und daselbst auf Befehl des von Herodes gewonnenen Antonius hingerichtet.

6) A. Carystius, aus Carystius gebürtig, Geograph, Geschichtschreiber und Naturhistoriker unter Ptolemäus Philadelphus um 270 v. Chr., von dessen Schriften noch eine Sammlung wunderbarer Erzählungen, meist aus den angeblich aristotelischen Auskultationen und andern ähnlichen verlornen Werken gezogen, übrig ist. Ausgaben von Xylander (Basel 1568), von Meursius (Leyden 1619), vorzüglich von J. Beckmann (Leipzig 1791), mit gutem Sachkommentar; berichtigt von Westermann in den Scriptores rerum mirabilium graeci, (Braunschweig 1839). Von A. ist auch ein Epigramm in der griechischen Anthologie.

7) A. Sochäus, d. i. aus Socho in Judäa gebürtig, berühmter jüdischer Religionslehrer und dritter Präsident des hohen Rathes zu Jerusalem nach dem babylonischen Exile, † 264 v. Chr. Seine Lehre, daß man Gott aus kindlicher Furcht und Liebe, ohne Rücksicht auf einstige Vergeltung dienen müsse, ward von Sadok, A.' Schüler, u. den Sadducäern später zur Leugnung der Auferstehung von den Todten angewendet.

Antigua (Antigoa, Antega), britisch-westindische Insel, zu den kleinen Antillen u. zum Gouvernement der Leewardsinseln oder Inseln über dem Winde gehörig, südlich von Barbadoes, unter 18° 22′ nördlicher Breite und 64° 42′ westlicher Länge von Greenwich gelegen. Die Insel ist $5\frac{1}{4}$ Quadratmeilen groß, 4 Meilen lang, $2\frac{1}{4}$ Meilen breit, von ovaler Gestalt, hat sehr felsige, mit zahlreichen, aber meist unzugänglichen Buchten (von denen nur die guten Häfen von Johnstown, Falmouth und English-Harbour eine Ausnahme machen) versehene Küsten. Sie wird von den Shekerleysbergen im Süden und Südwesten durchzogen. Die höchste Spitze derselben ist der Monkshill oder Mönchsberg, von dessen Gipfel man fast die ganze Insel übersieht. Flüsse und Bäche fehlen; nicht einmal eine Quelle süßes Wasser ist vorhanden. Man leitet das Regenwasser in Teiche und sammelt es in Cisternen. Das Klima ist das der Antillen; es ist wegen des starken Nachtthaues Fremden gefährlich. Der Boden ist aufgeschwemmtes Thonland, meist eben, überall sehr fruchtbar und gut angebaut. Die Produkte sind die westindischen: Zuckerrohr, Baumwolle, Kaffee, Kassaven, Yams, Südfrüchte, Tabak, Indigo, Ingwer und andere. Am wichtigsten ist der Zuckerbau, dessen Ertrag (Zucker 200,000 Centn., Rum 700,000 Gallons) Hauptgegenstand der Ausfuhr und Quelle des Reichthums ist. Kaffee und Baumwolle wird wenig hervorgebracht. Die Insel hat 45,000 Einwohner, worunter 33,000 emancipirte Neger. Die Regierung leitet ein Gouverneur, dem ein Senat (Oberhaus) von 12 und eine Assembly (die Gemeinen) von 25 Mitgliedern legislatorisch und kontrollirend zur Seite stehen. Die Hauptstadt ist St.-John od. Johnstown, an der nordwestlichen Küste, mit trefflichen, durch mehre Forts gedeckten Hafen und 20,000 Einwohnern, Sitz des Generalgouverneurs sämmtlicher britischer Leewardsinseln. Andere erwähnenswerthe Orte sind: English-Harbour, Falmouth, Parham, Gracehill und Gracebai. In der Nähe liegt die kleine Insel Guana. A., von Columbus 1493 entdeckt, ward 1636 von den Engländern besetzt und seit 1674 angebaut. Jetzt ist es Hauptinsel des Generalgouvernements der sämmtlichen englischen Leewards, Stationsort der britisch westindischen Flotten u. überhaupt eine der wichtigsten Besitzungen Großbritanniens in diesen Gegenden.

Antik (vom latein. antiquus, alt, alterthümlich), bezeichnet im Allgemeinen Alles, was die Bildung der Völker des Alterthums angeht, im Gegensatze der romantisch-mittelalterlichen und der modernen Bildung. Im beschränktern Sinne gebraucht man das Wort vorzugsweise von Gegenständen der Kunst, welche aus den Zeiten des klassischen Alterthums der Griechen und Römer auf uns gekommen sind, und nennt diese Werke schlechthin Antiken. Von den größeren, selbstständigeren Werken der Bildhauerei, Malerei, Architektur &c., welche aus jener Periode stammen, sondert man aber wiederum die kleineren Darstellungen, Nebenwerke und unbedeutenderen Ueberreste der griechischen und römischen Kunst, z. B. Münzen, Ringe &c., und faßt sie unter dem italienischen Namen Anticaglien (s. d.) als eigene Gattung der Alterthümer zusammen. Im engsten Sinne versteht man vornehmlich in Rücksicht auf ihren hervorstechenden Kunstwerth unter Antiken die Darstellungen des Lebendigen, hauptsächlich der Menschen durch die Skulptur, nämlich Statuen und Basreliefs, und Sammlungen solcher Werke heißen vorzugsweise Antikenkabinette, Antikensammlungen, Antikengalerien. Die Kunst des Alterthums ging von der Natur aus und blieb mit der Natur fortwährend in viel näherer Beziehung, als die moderne Kunst. Darum war es auch vor Allem die Plastik, als die der Naturschöpfung am nächsten stehende Gattung künstlerischer Produktivität, welcher die Alten sich vorzugsweise zuwendeten. Aber nur die Griechen erreichten in ihr das Höchste, nur sie stellten jene Meisterwerke der Skulptur auf, welche dem Antiken fast gleiche Bedeutung mit dem Klassischen, Musterhaften, verschafft haben. Während Inder und Aegypter sich noch nicht zur Herrschaft über den Stoff erhoben und als Ausdruck des Geistigen nur eine den Menschen fast erdrückende Kolossalität oder eine räthselhafte Symbolik finden konnten, ließ der Grieche sein Werk wie aus dem Schooße der Natur leicht, aus einem Gusse, in edler Einfachheit und Ruhe, in abgeschlossener Selbstständigkeit und Objektivität, an den Urheber nicht erinnernd und unabhängig von ihm sich selbst erklärend, in reizender Unbefangenheit und Naivetät weder über sich selbst redend, noch einem außer ihm liegenden Zwecke dienend, in bestimmten sprechenden Umrissen, aber doch voller Anmuth und Grazie, durch welche jede hervortretende Leidenschaft gemäßigt wird, in allen Theilen rein und korrekt den Gesetzen der Anschauung gemäß durchgebildet vor das Auge des Betrachters treten und erhob so die Kunst von der knechtischen Nachahmung der Natur im Einzelnen zur Darstellung des in ihr waltenden höheren Grundtypus, von der faktisch gegebenen Erscheinung zu dem dadurch angedeuteten Idealen. So verherrlichte die hellenische Kunst in ihren plastischen Werken, namentlich den Menschen, dessen Idealbild sie im Apollo von Belvedere und in der

mediceische Venus den spätesten Generationen überliefert hat.

Antikatholicismus, jede dem Katholicismus entgegengesetzte kirchliche oder dogmatische Richtung, insbesondere der Protestantismus

Antiklimax, eine rhetorische Form, nach welcher die Glieder eines Satzes in immer schwächerer Abstufung der Bedeutung an einander gereiht werden, das Gegentheil von Klimax; vgl. Gradation.

Antikonstitutionell, konstitutionswidrig, einer Konstitution entgegen, z. B. antikonstitutionelles Verfahren, antikonstitutionelle Gesinnung rc. Vergl. Konstitution.

Antikritik, Erwiederung auf eine Kritik (Beurtheilung eines Buches) und Abfertigung derselben. Die A. ist meist eine Nothwaffe, welche der angegriffene Autor selbst erhebt, wenn er nicht hoffen kann, auf andere Weise entweder durch die Macht der Wahrheit für sich oder durch die Vermittelung wahrheitsliebender und kundiger Kritiker gerechtfertigt zu werden. Das Recht, sie zu gebrauchen, ist dem Autor unbestreitbar, und kritischen Instituten steht das Recht nicht zu, die A. des Angegriffenen abzuweisen, wenn sie die Schranken der Angemessenheit nicht überschreitet. In allen solchen Fällen ist indeß die A. ein mißliches Ding und selten von Erfolg. Nur dann, wenn unverschämte, ehrlose Kritiker statt der Sache die Person angegriffen und verunglimpft haben, wird die A. ein von der Pflicht der moralischen Selbsterhaltung gebotener Akt und sie darf unbedenklich gebraucht werden.

Antilaktische Mittel (Antilactea), Mittel wider zu starke Milchabsonderung.

Antilegomena (d. i. bestrittene, von Vielen für unächt erklärte Dinge) wurden besonders nach des Eusebius Vorgang die von Einigen für unächt gehaltenen kanonischen, d. h. kirchlich gebräuchlichen Schriften genannt, im Gegensatz zu den allgemein anerkannten Schriften (homologumena) und in der Mitte stehend zwischen diesen und den anerkannt unächten (apocrypha, notha). Eusebius unterscheidet wieder zwei Arten der Antilegomenen und rechnet zu der ersten die Briefe des Jakobus u. Judas, den zweiten des Petrus u. den zweiten und dritten des Johannes, zu der zweiten aber die „Thaten des Apostels Paulus," „den Hirten des Hermas," „die Offenbarung Petri," die Briefe des Barnabas und Klemens Romanus, so wie „die Lehren der Apostel." Erstere wurden später in den jetzigen neutestamentlichen Kanon als Deutero-canonica aufgenommen, letztere wegen ihres mehr verdächtigen oder offenbar unapostolischen Ursprunges ausgeschlossen. Vergl. Bibel.

Antilepsis, Anfassung, Gegenannahme, Unterstützung, Vermittelung, in der Medicin die Anwendung der Heilmittel auf einem dem leidenden entgegengesetzten Theile, s. v. a. cura derivativa oder revulsoria; daher antileptische Methode rc. In der Logik versteht man unter A. einen Einwurf gegen einen Lehrsatz (Lepsis od. Lemma), dann überhaupt s. v. a. Einwand, Widerlegung.

Antilethargische Mittel (Antilethargica), Mittel wider die Lethargie oder Schlafsucht.

Antilibanon (arab. Dschebel el Wast es Schark), asiatisch-türkisches Gebirge, in syrischen Ejalet Saideh, auf der östlichen Grenze des Liwa Tarablus (Tripolis). Der A. läuft mit dem Libanon fast parallel und scheint auch ziemlich gleiche Ausdehnung mit diesem Gebirge zu haben, während er im Allgemeinen niedriger ist, im Süden jedoch einen besonders hervorragenden Punkt hat, nämlich den großen Hermon, (arabisch Dschebel el Scheikh oder el Teldsch), der nach der unwahrscheinlichen Angabe Einiger sich gegen 10,000' über das Meeresniveau erhebt. Der nördliche Theil des A. ist unbekannt, namentlich von Baalbek aufwärts; der südliche spaltet sich an der Wasserscheide el Boghat, über welche eine Straße nach Damaskus führt, in zwei Hauptzweige: der westliche, Dschebel Abbel, läuft zwischen den Flüssen Nahrel Thery und Nahr Hasbany südlich fort und schließt sich an das galiläische Gebirge Dschebel Dschowallein, das, sich nach Westen wendend, in das Vorgebirge Ras el Abiad, südlich von Sur, ausläuft, aber nicht mehr zum A. zu rechnen ist; der östliche Zweig ist der bei Weitem ausgedehntere, geht nach Süden bis an den See Genezareth und theilt sich hier wieder in mehre Arme, von denen der große Hermon den Hauptknoten bildet. Die südöstlichen Theile als Fortsetzung des Hauptrückens heißen Dschebel Dschowalan oder Dschebel Heisch. Zwischen dem A. und dem Libanon liegt eine Thalebene, welche im Winter versumpft, sich nach Norden immer mehr erweitert und das alte Cölesyrien bildete. Jetzt heißt der nördliche Theil dieses Landstrichs Belad Balbek, der südliche Bkaa. Das große Thal, welches sich zwischen den beiden Hauptzweigen des südlichen A. hinaufzieht, bildet im Süden bei Banias die Ebene Wadi Seïssaban; weiter hinauf verengt es sich und heißt Wadi Eteïne. Auf dem A. entspringen mehre Flüsse: Nahr el Kanny, nördlich von Baalbek, durchfließt das Belad Baalbek und heißt später Nahr Maklub und endlich Nahr el Asi (auch Nahr el Orent, Orontes), unweit der Quellen auch ein Kanal gen. Moiet el Medjerreh; ferner Lietani (el Thany), entspringt bei Baalbek und heißt später el Kasmieh (Leontes); Nahr Hasbany, durchströmt das ganze Wadi Eteïne und Seïssaban und verschwindet in dem See Dschehuly, von wo er wahrscheinlich durch einen unterirdischen Abfluß in den nahen See el Hule (Merom) gelangt; der Jordan (s. d.), aus verschiedenen Quellen, ebenfalls sich in den See Hule ergießend und von hier mit den übrigen Nebengewässern nach dem See Genezareth (Bahr el Tabarieh) weitergehend. Unter den auf der Ostseite des A.s, u. namentlich im südlichen Theile, entspringenden, in ihrem Lauf meist unbekannten Flüssen ist der größte der vom großen Hermon kommende el Annadi Kisweh, welcher sich östlich von Damaskus in den See Bahr el Merdj ergießt. Klima und Produkte sind denen von Syrien gleich, doch findet man hier auch natürlichen Salpeter, besonders in einer Höhle südöstlich von Sachle. Die Bewohner des nördlichen Theils des A.s sind größtentheils arabische Nomadenstämme, die des südlichen Drusen; sie leben in größeren oder kleineren Ortschaften, z. B. Banias, Hibl, Hasbeya, Rascheia, Aihah, Kafr el Kuk und Zahle (Sachle). Auch finden sich

einige feste Schlösser, so Burkusch, östlich vom großen Hermon. An Ruinen und sonstigen historisch merkwürdigen Punkten ist der A. reich; vor allen merkwürdig ist das alte Heliopolis (s. Baalbek), das Grab Noahs bei Sachle, die Jakobsbrücke über den Jordan südlich vom See Merom ꝛc. Ueber den A. führen mehre Landstraßen, oder eigentlich Kameelwege nach Damaskus: einer von Tarablus (Tripolis) über den Libanon und Baalbek (der Scheitelpunkt dieses Weges auf dem A. soll nach Ehrenberg etwa 4600 Fuß über dem Meere liegen); dann einer von Beyrut über Sachle und Zebdeni; ein anderer von Saideh (Sidon) über Dschessin, mit dem sich ein weiterer von Sur (Tyrus) über Kalaat el Schkif verbindet; weiter von Akka über Safed und Kanneytra, und endlich von Banias über Rascheia und von Banias direkt nach Damaskus. Außerdem ist der A. noch in vielen andern Richtungen zugänglich; im nördlichen Theile scheinen aber gar keine Wege zu seyn. Auch durch das ganze Bkaa und Belad Baalbek führt der Länge nach eine Straße über Höms und Hamah nach Aleppo.

Antiliberalismus, illiberale, volksthümlicher Freisinnigkeit abholde Denk- und Handlungsweise, gleichbedeutend mit Servilismus, Royalismus, Aristokratismus u. s. w. Vergl. Liberalismus.

Antillen, die Reihe großer und kleiner Inseln, welche im Osten Centralamerika's einen großen Halbkreis bilden, der sich 450 geographische Meilen lang von 10° — 23° 30′ nördlicher Breite und von 81°—87° westlicher Länge von Gr., oder von der Nordostküste Yucutans südöstlich bis an die Mündungen des Orinoco erstreckt und das karaibische Meer fast wie einen Landsee umschließt. Es sind mehr als 100 Inseln, welche zusammen einen Flächenraum von etwa 4400 geographischen □Meilen haben. Offenbar sind sie Trümmer einer Bergkette jenes Kontinents, der bei der letzten Umwälzung der Erdoberfläche unter dem Kampf vulkanischer und neptunischer Gewalten dem Meere zur Beute wurde. Amerika's Centralland versank viele tausend Fuß tief; alles ebene und alles Hügelland wurde von der einbrechenden atlantischen Fluth begraben und nur die Zinnen des Hochgebirgs blieben, als sichtbare Denkmäler des Untergegangenen über den Gewässern ragend. Leopold von Buch hat zuerst nachgewiesen, wie über die ganze Kette der A., welche in die großen (nördlichen) und die kleinen, dem Orinocodelta zunächst liegenden, geschieden werden, von Trinidad bis nach Jamaika eine Vulkanreihe sich zieht, deren größte Ausdehnung von Nordwesten nach Südosten, von Meriko bis Trinidad sich erstreckt. Diese Vulkanreihe der A. hängt unmittelbar mit dem Hochlande von Carracas zusammen (das Erdbeben hörte 1812 in Carracas sogleich auf, als in St. Vincent der Vulkan ausbrach) und bildet eine fast ununterbrochene Kraterkette. Der noch thätigen Vulkane sind im Ganzen 10, darunter der Katharinberg auf Grenada, der Garou auf St. Vincent, ein 300 Toisen hoher Krater auf St. Lucie, der Berg Pelée auf Martinique, Terrefirme auf Dominique, die rauchende Souffrière auf Guadeloupe, die Insel Newis, ein einziger Vulkan von 8 Seemeilen Umfang. Vulkanische Gesteine (Basalt, Trachyt, Lava u. s. w.) bilden daher auch einen Hauptbestandtheil des Bodens der A.; daneben herrscht die alte Kalkformation vor. In der Reihe der kleinen A. kommt auch Korallenbau zum Vorschein. Mehre kleinere Inseln sind bloße vulkanische Krater; die größern werden von bedeutenden Gebirgen durchzogen; darunter: die Sierra de Cobre und de Tarquino auf Cuba, 9600 Fuß hoch; die Ligany- und blauen Berge, fast 8000 Fuß hoch, auf Jamaika; der Cibao von 6000 Fuß, in der Mitte von St. Domingo, mit 3 Hauptästen; die mit vielen hohen Gipfeln gezierte Bergreihe auf Portorico; der Mount Misery oder Elendsberg von 3711 Fuß, und der Schwefelberg auf St. Christoph; die Shekerleysberge mit dem Monkshill auf Antigua; der vulkanische Schwefelberg auf Guadeloupe. Nur Tabago und Trinidad, welche den Charakter der nahe liegenden südamerikanischen Küste haben, sind mehr eben. Der Name A. wird bald von einer Insel Antilia abgeleitet, welche nach mittelalterlicher Vorstellung im atlantischen Meere liegen sollte, bald sollte er Vorinseln bezeichnen, d. i. solche Inseln, welche dem amerikanischen Kontinente vorliegen. Einschließlich der Bahama- oder Lukayeninseln, welche zwische Hayti und der Halbinsel Florida liegen, faßt man diese ganze Inselwelt unter dem Namen Westindien zusammen.

In geographischer Hinsicht theilt man die A. ein in: I. Große A.: Cuba mit Isla de Pinos oder der Fichteninsel und den Gärten der Königin; Jamaika mit der Kaimansgruppe; Hayti oder St. Domingo, auch Hispaniola, mit Tortuga, Gonave, Saona und Samana; Portorico; zusammen 4145 □M. mit 2,800,000 Einwohnern. II. Kleine A., die Inselreihe, welche östlich von Portorico beginnt und in einem anfangs südöstlich, dann südlich gekrümmten Bogen bis an das feste Land von Südamerika reicht und sich hier längs der Küste des Kontinents westlich bis zum Meridian des Ostrandes der Bahamainseln wendet. Man unterscheidet folgende Gruppen: a) Virginische oder Jungfern-Inseln, östlich von Portorico, zusammen 40—60, worunter die bemerkenswerthesten St. Thomas, St. Croix, St. Jean, Virgin Gorda oder Spanisch-Town, Tortola, Anegada, die Passage-Insel, die Schlangeninsel (Colubra), Bique oder die Krabbeninsel sind; b) Karaibische Inseln, auch Inseln über oder in dem Winde (Barlovento) genannt, weil sie wegen ihrer östlicheren Lage dem regelmäßigen Ostwinde am ersten u. meisten ausgesetzt sind, von den virginischen Inseln bis Tabago. Bei den Engländern reichen indessen die Leewards-Islands nur bis Martinique. Die bemerkenswerthesten sind: St. Eustache oder Eustaz mit Saba, St. Martin, Anguilla oder Snake-Island mit Barbuda, St. Barthelemy, St. Christoph oder St. Kitts, Newis oder Nevis, Montserrat, Antigua oder Antigoa, Guadeloupe mit Desiderade oder Desirade, Marie Galante und Les Saintes oder den 3 Heiligeninseln,

Dominica oder Dominique, Martinique, St. Lucie, St. Vincent, Barbados, Grenada und die Grenadillen oder Grenadinen, Tabago. c) Inseln unter dem Winde (Sotto Vento), an der Küste des festen Landes, von Trinidad bis Aruba; die englischen Windwards-Islands fangen schon bei St. Lucie an. Hierher gehören: Trinidad, Curassao, Aruba, Avesgruppe, Bonair oder Buen Ayre. Margaretha oder La Marguarita gehört jetzt zu Kolumbien. Die kleinen A., welche man auch karaibische Inseln nennt, haben zusammen 272 □Meilen mit 650,000 Einwohnern.

In politischer Hinsicht zerfallen sie in britische Inseln: Jamaika, Tortola, Anegada, Spanisch Town, Anguilla, Barbuda, St. Christoph, Newis, Antigua, Montserrat, Dominica, St. Lucie, St. Vincent, Barbados, Grenada, die Grenadillen, Tabago, Trinidad, Krabbeninsel zum Theil; zusammen 435 1/4 □Meilen mit 900,000 Einwohnern; französische: St. Desirade, Guadeloupe, Marie galante, Les Saintes, Martinique; zusammen 54 □Meilen mit 208,000 Einwohnern; spanische: Cuba, Portorico, Passage-, Schlangen- und Krabbeninsel; zusammen 2499 □Meilen und 1,300,000 Einwohner; holländische: St. Eustache, Saba, Curassao, Aruba, Buen Ayre, St. Martin; zusammen 31 3/4 □M. mit 24,000 Einwohner; dänische: St. Thomas, St. Jean, St. Croix, Krabbeninsel zum Theil; zusammen 9 □Meilen mit 45,000 Einwohnern; schwedische: St. Barthelemy, 3 □M., 18,000 Einwohner. Der selbstständige Freistaat Hayti mit Tortuga, Gonave, Saona, Samana u. a. umfaßt 1385 □Meilen mit 1,000,000 Einwohnern.

Geschichtliches. Die A. gehören zu den frühesten amerikanischen Entdeckungen der Spanier. Schon auf der ersten Reise 1492 entdeckte Columbus Cuba und Hayti; auf der zweiten (1495) fand er die Karaiben. 1496 Portorico und Jamaika, auf der dritten (1498) Trinidad. Die fruchtbarsten und größeren der neuentdeckten Inseln wurden von den Spaniern in Besitz genommen, theilweise angebaut und mit roher Grausamkeit gegen die Eingeborenen im Interesse der Abenteurer aus dem Mutterlande ausgebeutet. Um die aufgeriebenen Ureinwohner zu ersetzen, fing man seit 1517 an, Sklaven aus Afrika herzuschleppen, und betrieb mit diesen vorzüglich den Plantagenbau, nachdem die metallreicheren Gebirge Südamerika's den Bergbau fast ausschließlich dorthin gezogen hatten. Nur einzelner Stämme in den Gebirgen konnten die Spanier trotz dem, daß sie sie mit Hunden wie Wild jagten, nicht Meister werden; ja, mehre Inseln, wo die kriegerischen Karaiben wohnten, blieben, mit Ausnahme von Trinidad, das 1535 besetzt ward, unabhängig, bis der Andrang der Europäer immer stärker wurde und namentlich Franzosen, Engländer und Holländer, gelockt durch die Fruchtbarkeit der A., seit dem 17. Jahrhundert hier um jeden Preis Niederlassungen zu gründen suchten. So kamen 1635 Guadeloupe und Martinique, 1650 Grenada, 1719 St. Vincent in französische, Tabago 1632, Curassao u. a. in holländische, St. Christoph 1623, Antigua 1636, Barbados 1624, Dominica 1759, die Grenadillen 1763 in englische, St. Thomas 1671 in dänische Hände. Wegen des Besitzes der karaibischen Inseln entstand oft Krieg unter den europäischen Mächten; die meisten Inseln fielen indeß mit dem immer wachsenden Uebergewichte Großbritanniens zur See dieser Macht allmählig zu; so St. Lucie und Grenada, nach vielfachem Wechsel des Besitzers 1814, St. Vincent 1763, beide von den Franzosen abgetreten; St. Croix wurde 1733 von Frankreich an Dänemark verkauft. Am meisten vergrößerte sich die Herrschaft der Engländer in den A. auf Kosten der in Amerika und Europa immer ohnmächtiger werdenden Spanier. Sie entrissen diesen 1655 das wichtige Jamaika, 1797 Trinidad, 1814 Tabago, welches aus holländischer in spanische Gewalt gerathen und dann lange ein Zankapfel zwischen Franzosen und Engländern gewesen war. Von Hayti verlor Spanien schon seit 1630 einen Theil der nördlichen Küste an die Flibustier oder Bukanier, jene französischen Freibeuter, die sich auf der kleinen Insel Tortuga gesammelt hatten u. von hier aus einen langen Seeräuberkrieg, besonders gegen die Spanier führten. Seit 1697 traten die Franzosen in ihr Besitzthum ein und erhielten von den Spaniern die Abtretung des ganzen westlichen Theils von Hayti, der bald so blühend ward, daß er 11,500 Plantagen und über 500,000 Einwohner enthielt, während der östliche spanische Antheil kaum 125,000 Einwohner hatte. In Folge der französischen Revolution, deren schönstes Wort alle Menschen frei und zu Brüdern erklärte, also auch den Negern die Sklavenfesseln abnahm, wurde Domingo nach der Negererhebung frei und Franzosen u. Spanier daraus vertrieben (1823). Vgl. Hayti. Die den Spaniern gebliebenen A. sind jetzt die einzigen Ueberreste ihrer einst kolossalen amerikanischen Macht. Sie bilden zwei Generalkapitanerien, das von Havanna und von Portorico mit den spanischen Jungferninseln. Die englischen Besitzungen werden nach britischer Regierungsform von Gouverneuren regiert, deren Jedem ein Senat und eine Assembly, also ein Ober- und Unterhaus zur Seite steht; solche Gouvernements sind: 1) für Jamaika mit den kaimanischen Inseln; 2) auf Antigua, für die englischen Leewards: Antigua, St. Christoph, Newis, Anguilla und Montserrat; 3) für Dominique; 4) für Barbados; 5) auf Grenada für die englischen Windwards. Barbuda ist Eigenthum der Familie Codrington. Die Holländer haben einen Statthalter mit beigegebenem Rathe auf St. Eustache; die Franzosen auf Guadeloupe (zugleich für Desirade, Marie galante, Les Saintes), und auf Martinique; die Dänen auf St. Croix. Weiteres über Klima, Produkte, Bevölkerung, Handel 2c. s. Westindien.

Antillisches oder **karaibisches Meer**, Theil des atlantischen Oceans in Westindien, zwischen den Antillen, Venezuela, Neu-Granada, den Vereinigten Staaten von Mittelamerika, der Halbinsel Yucatan und dem Meerbusen von Mexiko, mit welchem es durch die Meerenge von Yucatan in Verbindung steht. In den atlantischen Ocean führen nördlich die Windward-, die Mona-Passage u. a., südöstlich die Bocca, die Serpente u. s. w. Theile sind: die Hondurasbai, der

Nicaragua-See, die Busen von Guatemala, Darien, Maracaibo, Paria und viele kleinere Baien an der West- und Südküste.

Antilochus, Sohn des Nestor und der Eurydice oder der Anaxibia, einer der Freier der Helena und unter den Helden vor Troja durch jugendliche Schönheit, Gewandtheit und Tapferkeit ausgezeichnet, dem Achilles innig befreundet. Er erlegte den ersten Troer, Echepolus, wurde von Poseidon vor des Adamas Pfeil beschirmt, meldete dem Achilles den Tod des Patroclus und erhielt bei dessen Leichenspielen im Wagenrennen den zweiten, im Laufen den letzten Preis. Sein Vater war vom Orakel gewarnt worden, den Sohn vor dem Aethiopier zu behüten, und gab ihm deshalb den Chalcon zum Schildträger und Begleiter, um ihn beständig daran zu erinnern. Als aber Nestor von Paris bedrängt wurde, rettete A. den Vater, mit Aufopferung seines eigenen Lebens, denn er fiel dabei von der Hand des Aethiopiers Memnon, und das Orakel ging also in Erfüllung. Sein Freund Achilles rächte ihn an Memnon und stellte ihm feierliche Leichenspiele an. Die Asche der drei Freunde Patroclus, A. und Achilles ruhte unter einem gemeinschaftlichen hohen Grabhügel am Hellespont, und auch im Hades wandelten ihre Schatten mit einander.

Antilope (Antilope *Linn.*), Säugethiergattung, welche zur Ordnung der Wiederkäuer und zur Familie der Hohlhörner (Cavicornia) oder Hornthiere gehört. Die A.n haben am Stirnbeine volle feste Knochenzapfen, über welchen sich stehenbleibende Hornscheiden befinden, die durch Ansatz neuer Schichten an der Haut nach außen fortwachsen und hohle Hörner bilden, womit bei den meisten Arten beide Geschlechter versehen sind. Wie allen Hornthieren fehlen ihnen die Eckzähne, und die 2zehigen, mit tiefgespaltenen Hufen ausgerüsteten Füße zeigen stets 2 Afterklauen. Der Körper der A.n ist schlank und hirschähnlich, bei einigen Arten auch rind- oder ziegenähnlich; die Füße sind fein und zierlich; der Schwanz ist kurz und trägt einen Haarbüschel; die Behaarung ist ebenfalls kurz und öfters von sehr lebhafter Färbung. Von den verwandten Gattungen der Ziegen und der Schafe unterscheiden sie sich durch das bartlose Kinn und die nicht eckigen Hörner. Bei nicht wenigen Arten kommen Thränengruben unter den Augen vor, wie beim Hirsch. Ihre Größe ist sehr verschieden: während die Zwergantilope an den Schultern kaum 1 Fuß hoch ist, messen andere Arten 4 — 5 Fuß. Die A.n sind gesellig lebende, scheue, schnellfüßige Thiere, welche theils in den Wüsten und Ebenen der südlichen Zone, theils, wie die Gemsen, auf den höchsten Gebirgen an den Grenzen des ewigen Schnee's leben. Europa hat nur eine Art, die Saiga oder scythische A., Amerika ebenfalls nur wenige sehr abweichende Arten, zahlreicher sind sie im südlichen Asien, am zahlreichsten aber im südlichen Afrika. Sie sind wegen ihres zarten, sehr wohlschmeckenden Fleisches und ihres Felles ein Hauptgegenstand der Jagd. Auch werden sie in nicht geringer Anzahl den großen Raubthieren zur Beute. Dessen ungeachtet kommen sie, namentlich im südlichen Afrika, in Heerden von Tausenden vor und verwüsten, von Hunger getrieben u. durch keinen Angriff verscheuchbar, die Felder und Saaten oft völlig. Es sind 65 lebende und 11 fossile Arten bekannt, welche nach der Gestalt, Richtung und sonstigen Beschaffenheit der Hörner, ob dieselben mit Kanten versehen, oder geringelt rc. sind, in mehre Abtheilungen gebracht werden. Unter den zahlreichen Arten sind folgende die bemerkenswerthesten. Die gemeine Gazelle (A. Dorcas *L.*), mit leierförmig gebogenen, geringelten Hörnern, von der Größe und Gestalt des Rehs, von fahler Farbe, unten weiß, mit braunen Streifen an der Seite; lebt heerdenweise im nördlichen Afrika. Der Springbock (Springantilope, A. Euchore *Thunb.*), von zugleich zierlicher und kräftiger Gestalt, mit bis $^3/_4$ der Länge geringelten, in der Mitte nach außen geschwungenen, mit der Spitze zusammengeneigten Hörnern, von hellrothbrauner Farbe mit dunkelbraunem Seitenstreif, weißem Kopf und braunem Streifen durch das Auge, am Vorderhals, Bauch, der inneren Seite der Schenkel und der Mitte des Hinterrückens blendend weiß; lebt im Kaffern- und Kapland in zahllosen Heerden, die in der trockenen Jahreszeit verheerend über die Felder herfallen, und zeichnet sich durch seine behenden Sprünge von 4 — 5 Fuß Höhe und 10 — 12 Fuß Weite aus. Die Koba-A. (A. Koba *Ruff.*, A. defassa *Rüpp.*), mit gestreckten, starken, in der Mitte etwas nach außen, nach der Spitze zu etwas nach vorn gebogenen, geringelten Hörnern, von rothbrauner, mit Grau gemischter, in der Mitte des Bauchs und am hinteren Rand der Schenkel weißer Farbe; lebt in Abyssinien, Kordofan, Sennaar u. Senegambien in Truppen zu 5 — 6 Stück. Die Hirschziegen-A. (A. Cervicapra *Pall.*), mit runden, etwas spiralförmig geringelten Hörnern, die beim Weibchen fehlen, von rostrother, ins Dunkelbraune übergehender Farbe; ist in Ostindien einheimisch. Die Felsen-A. (A. rupestris *Ham.*), mit scheitelrechten, geraden, runden, dünnen, spitzigen, nur 4 Zoll langen Hörnern und von braunrother Farbe; lebt im südlichen Afrika. Der Buschbock (A. sylvicultrix *Afzel.*), mit rückwärtsgekehrten, geraden, konischen Hörnern und von brauner Farbe; in Sierra Leone. Die Zwerg-A. (A. spinigera *Temm.*, Moschus pygmaeus *L.*), der kleinste Wiederkäuer, nicht einmal 1 Fuß lang, mit sehr kurzen, geraden, pfriemenförmigen Hörnern u. ganz kurzem, nur 1 Zoll langem Schwanze, von rothbrauner Farbe; in Guinea und Loango. Der Blaubock (A. coerulea *Hamilt.*), mit nur 1$^1/_4$ Zoll langen Hörnern, die nach hinten, nur mit der Spitze etwas nach oben gerichtet, spitzig, aber unter dem Stirnhaar fast verborgen sind, von schieferbläulicher Farbe; in Südafrika. Die Pferde-A. (A. equina *Geoffr.*), mit geringelten, halbmondförmig nach hinten gebogenen Hörnern, von rostbraun-weißlicher Farbe; im Innern von Südafrika, namentlich im Lande der Betschuanen in Truppen von 6 — 12 Stück lebend. Die Ochsen-A. (A. taurina *Ham.*), mit umgekehrt Sförmigen Hörnern, die an der Wurzel nahe zusammenstehen, vorn starkem, etwas plumpem, hinten schön proportionirtem Körper, von gelbbraungrauer Farbe; im Innern von Südafrika. Der Nylgau (A. picta *Pall.*), der Gestalt nach zwischen Hirsch und Ochsen stehend, mit

etwas nach vorn gebogenen Hörnern, von dunkelgrauer Farbe; im Innern von Indien um Delhi u. Lahore. Die Elenn-A. (Kanna, *A. Oreas Pall.*), die größte aller A.narten, von 8—10 Fuß Länge und 4 Fuß Höhe, 8—10 Centner wiegend, mit 2½ Fuß langen, unten 4 Zoll dicken Hörnern, kurzer Mähne und schlaffer Wamme, von gelblich-brauner Farbe; in Südafrika. Die Saiga (*A. Saiga Pall.*), von der Größe des Dammhirsches, mit abstehenden, leierförmig gebogenen, halbdurchsichtigen Hörnern, von blaß- oder gelblichgrauer Farbe; in Ungarn, Polen, Südrußland, am Kaukasus u. im südl. Sibirien. Die Tschikara-A. (*A. Chicara Hardw.*, *A. quadricornis Blainv.*), mit 4 Hörnern, wovon die vordern klein, walzenförmig und gerade, die hinteren bedeutend länger, pfriemenförmig sind und mit der Spitze etwas von einander abstehen, von schöner, rothbrauner Farbe; in den westlichen Provinzen von Bengalen. Die Gemse und das Gnu (s. d.) werden von einigen Zoologen ebenfalls zu den A.n gezählt, von andern als besondere Gattungen aufgestellt. Die A.n spielen in der Kunst und Symbolik des Orients eine wichtige Rolle. Die Gazelle war der Isis geweiht; ihre Hörner schmücken das Haupt dieser Göttin und umfassen das Bild des Hundssternes. Auch die Hörner von A. addax (Mendesantilope) kommen als ägyptische Attribute der Götter- und Heldengestalten vor. An Schildkrötenschalen befestigt, u. mit Saiten bespannt, bildeten A.n- oder Gazellenhörner die Lyra der ältesten Sänger.

Antimachus, griechischer Dichter, aus Clarus im Gebiet von Colophon (daher und weil er sich in Colophon häufig aufhielt, gewöhnlich der Colophonier genannt), ein älterer Zeitgenosse Plato's, der seine Poesien sehr hoch geschätzt haben soll. A. wird genannt als Verfasser eines elegisch-erotischen Gedichts „Lyde“ und eines umfangreichen Epos „Thebais“. Die alten Kritiker (Antipater, Quinctilian, Plutarch) rühmen an ihm Kraft. Würde und Erhebung im Austruck über das Gewöhnliche, vermissen aber den Zauber anmuthiger Leichtigkeit und Einfachheit. Die Bruchstücke der „Thebais“ wurden am vollständigsten gesammelt von Schellenberg (Halle 1756).

Antimensium, in der griechischen Kirche ein kleiner, seidener Tischteppich, aus einem geweihten Altartuche geschnitten, um einen gewöhnlichen Tisch, über den er gebreitet wird, zum Altar für die Konsekration des Brodes und Weines zu qualificiren. Das A. pflegt bei der Einweihung der Kirchen mit dem Altar geweiht zu werden, indem das dabei gebrauchte Altartuch in Stücke getheilt wird, welche nun als Antimensia dienen. Der Gebrauch ist vor dem 7. Jahrhundert nicht aufgekommen.

Antimetabole, antithetische Wiederholung desselben Wortes in verschiedener Form, z. B. der Mensch ißt, um zu leben, lebt nicht, um zu essen. Ihr habt mich nicht erwählt, sondern ich habe euch erwählt. Vergl. Epanodus.

Antimon (Spießglanz, Spießglas, Antimonium od. Stibium), Mineral aus der Familie der Metalle und zwar zur Abtheilung der ungeschmeidigen Metalle gehörig, bei Leonhard eine besondere Gruppe bildend, mit 5 Geschlechtern: 1) gediegener A., 2) Antimonglanz, 3) Bournonit, 4) Antimonocker, 5) Antimonblüthe. Das gediegene A. (ged. Spießglas, rhomboedrisches A.) krystallisirt in Rhomboedern von 116° 59′ (bis jetzt in der Natur noch nicht so gefunden, aber nach Messungen an künstlichen Krystallen), traubig, kugelig, nierenförmig, kleinkörnig und krummschalig-abgesondert. Es ist härter als Kalkspath und hat ein specifisches Gewicht von 6,7—6,8. Es findet sich auf Gängen in älteren Gebirgen mit anderen Spießglanzerzen, Arsenik-, Kobalt-, Silber- und Bleierzen, so in Frankreich zu Allemont (Dep. Isère), am Harz bei Andreasberg, in Ungarn, Schweden. Das arsenikalische A. hat ein spec. Gewicht von 6,1 und besteht aus 46,612 A., 38,508 Arsenik, kommt zu Allemont vor. Das Antimonsilber (Spießglassilber, Silberantimon) krystallisirt rhomboedrisch, derb, eingesprengt, nierenförmig; der Bruch ist uneben, die Härte zwischen Kalkspath und Flußspath; das specifische Gewicht 9,4 bis 9,8; die Farbe silberweiß, gelblich und grau anlaufend. Es schmilzt vor dem Löthrohre unter Antimondämpfen zu einem Silberkorn; die Bestandtheile sind Silber mit A. Es kommt auf Gängen im Granit, Gneis, Thonschiefer, bei Wolfach in Baden, Andreasberg, Allemont, Guadalcanal in Spanien vor. Das Antimonnickel krystallisirt in sehr kleinen sechsseitigen Tafeln, einzeln oder gruppirt, dendritisch, eingesprengt, selten derb. Es ist von Apatithärte, spröde, lichtkupferroth, ins Violette übergehend, vor dem Löthrohre schwer schmelzbar. Seine Bestandtheile sind Nickel und A., nach Stromeyer 68,793 A., 31,207 Nickel. Es kommt auf Gängen bei Andreasberg vor. Der Nickelantimonkies (Nickelspießglanzerz, Antimonnickelkies, antimonischer Markasit) krystallisirt kubisch-oktaedrisch, derb, eingesprengt; die Struktur ist parallel den Würfelflächen, der Bruch uneben, die klein- u. feinkörnige Masse von Apatithärte spröde; das specifisches Gewicht ist 6,4—6,5; die Farbe bleigrau bis licht-stahlgrau, schwärzlich anlaufend, mit dunklem Strich. Vor dem Löthrohre schmilzt er unter Metalldämpfen zur metallenen Kugel. Die Bestandtheile sind geschwefelter Nickel mit Antimonnickel, zum Theil auch mit Arsenik, nach Rose 54,47 A., 28,04 Nickel, 15,55 Schwefel. Er kommt auf Eisenstein- und Bleiglanzgängen, als Begleiter der Kupfererze, Spatheisensteine, Bleiglanze, Blenden, Speißkobalte vor. Das Grauspießglanzerz ist das wichtigste aller Antimonerze. Die Krystalle sind rhombisch, häufig nadelförmig, in krystallinischen Massen von blätteriger Textur, ins Breit- und Schmalstrahlige übergehend, auch dicht; stark glänzend, mit Metallglanz; stahlgrau ins Bleigraue, auch schwarz; specifisches Gewicht 4,13—4,6; von Gypshärte oder wenig darüber. Es schmilzt vor dem Löthrohre leicht, färbt die Flamme blaßgrün, verflüchtigt sich und besteht aus 72,8 A., 27,2 Schwefel. Es kommt auf eigenen Gängen (Lagern) im Gneis und Thonschiefer, im Ur- und Uebergangsgebirge, mit Quarz, Schwer-, Fluß- und Kalkspath mit Spießglanz-, Silber-, Kupfer-, Blei-, Arsenik-, Eisen-, Zinkerzen und gediegenem Gold vor. Fundorte in Deutschland sind Casparigrube, eine Stunde vor Arnsberg (auf Lagern und als Nieren im

Bergkalk), Grube Unverhofft-Glück bei Nuttlar, Kreis Meschede unweit Arnsberg (im Schieferthon), bei dem Dorf Brück auf dem linken Ahrufer in Rheinpreußen, Kreis Adenau, im Grauwackenschiefer, am Unterharz zu Wolfsberg, in der Grafschaft Stollberg-Roßla, im gemeinen Quarz mit Federerz 2c. Zu Malbosc und Bordezac im französischen Ardèche-Departement streicht in unmittelbar auf Granit ruhendem Glimmerschiefer ein Antimonglanzgang. Die Gangart besteht aus Quarz, sparsam finden sich Kalk- und Barytspath. Hier erscheint der Antimonglanz in Streifen, deren mittlere Mächtigkeit 0,08 Meter beträgt, allein nicht selten auf dem nämlichen Gange bis 0,30 Meter anwächst. Das Grauspießglanzerz ist das dem Antimonoxyde proportionale Schwefelantimon und die Formel seiner Zusammensetzung 2 A. 3 Schwefel. Es wird auf A. verschmolzen. Das Federerz (haarförmiges Grauspießglanzerz, Silberfedererz) krystallisirt zart-haarförmig, büschelförmig und filzartig gruppirt, ist weich, milde, biegsam; dunkel-bleigrau, wenig glänzend, vor dem Löthrohre leicht schmelzend. Seine Bestandtheile (Federerz von Wolfsberg nach Rose) sind: 46,87 Blei, 31,04 A., 19,72 Schwefel, 1,30 Eisen, 0,98 Zink. Es kommt auf Gängen bei Wolfsberg und Andreasberg am Harz, bei Freiberg, Bräunsdorf, Schemnitz und anderen Orten vor. Der Jamesonit (axotomer Antimonglanz, Stahlantimonglanz, Chalibinglanz) krystallisirt in rhombischen Säulen von 101° 20', ist strahlig, dünnstänglich, abgesondert; zwischen Gyps- und Kalkspathhärte; wenig milde; das specifische Gewicht ist 5,5 bis 5,8; die Farbe stahlgrau. Vor dem Löthrohre schmilzt er leicht. Die Bestandtheile sind geschwefeltes Blei mit geschwefeltem A., nach Rose: 40,75 Blei, 34,40 A., 22,15 Schwefel, 2,30 Eisen, 0,13 Kupfer. Es kommt mit Bournonit in Cornwall, mit Kalkspath in Ungarn, in Estremadura, in Brasilien vor. Das Rothspießglanzerz (Pyrantimonit, Antimonblende, natürlicher Mineralkermes, prismatische Purpurblende, Antimoine oxydé sulfuré) krystallisirt haar- oder nadelförmig, büschelförmig gruppirt, derb, eingesprengt, angeflogen, zwischen Kalk- u. Gypshärte; das specifische Gewicht ist 4,5; die Farbe kirschroth mit Demantglanz, an den Kanten durchscheinend bis undurchsichtig. Vor dem Löthrohre ist es leicht schmelzbar. Es besteht aus geschwefeltem A. mit Antimonoxyd, nach Rose: Strahliges Rothspießglanzerz 69,86 Schwefelantimon, 30,14 Antimonoxyd = 74,45 A., 20,47 Schwefel, 4,27 Sauerstoff. Der Bournonit (Schwarzspießglanzerz, Antimonbleiglanz, Bleifahlerz) krystallisirt in rhombischen Säulen von 96° 31'; er ist von Kalkspathhärte oder wenig darunter, sehr spröde; das specifische Gewicht ist 5,7 bis 5,8, die Farbe dunkelstahlgrau, stark glänzend; vor dem Löthrohre schmilzt er leicht. Die Bestandtheile sind geschwefeltes A. mit geschwefeltem Blei und geschwefeltem Kupfer; nach Rose: Bournonit von Neudorf 40,84 Blei, 26,28 A., 72,65 Kupfer, 30,31 Schwefel. Er kommt auf Gängen im Grauwackengebirge bei Neudorf, Klausthal und Andreasberg am Harz, Freiberg, in Ungarn (sogenanntes Rädelerz), in Cornwall, in der Auvergne, in Mexiko, Peru vor. Der Antimonbaryt (Antimonspath, Weißspießglanzerz, Antimonphyllit, Antimonblüthe, Antimonoxyd) krystallisirt rhombisch (Grundform rhombische Säule von 136° 58'); die kleinen dünnen Tafeln sind mit ihren breiten Flächen an einander gewachsen, überdies büschelig oder garbenförmig gruppirt; derb, eingesprengt, angeflogen. Die Härte ist zwischen Gyps- und Kalkspathhärte; milde; das specifische Gewicht 5,5—5,6; die Farbe gelblichweiß, graulichweiß, ins Graue mit Demantglanz bis Perlmutterglanz, halb durchsichtig bis durchscheinend. Dieses Mineral ist schon in der gewöhnlichen Lichtflamme schmelzbar, verdampft vor dem Löthrohre, ist in Salzsäure leicht auflöslich. Die Bestandtheile sind Antimonoxyd, meist mit etwas Kieselerde und Eisenoxyd, nach Vauquelin A. von Allemont 86,0 Antimonoxyd, 8,0 Kieselerde, 3,0 Eisenoxyd. Es kommt auf Gängen im Urgebirge bei Wolfsberg am Harz, Bräunsdorf, Wolfach, Allemont und anderen Orten vor.

Im Allgemeinen wird das A., so leicht auch seine Ausscheidung aus den Erzen ist, nur an wenig Orten hüttenmännisch zu Gute gemacht. Die Schwefelspießglanze (vorzüglich A.-Spießglanzerz) sind die einzigen hüttenmännisch bearbeiteten Antimon-Erze. Um Rein-A. (Sb nach dem alten Namen Stibium) aus dem A. crudum zu erhalten, mengt der Laborant 4 Theile Schwefel-A., 3 Theile rohen Weinstein und $1^1/_2$ Theile Salpeter, nachdem sie aufs Feinste gerieben worden sind, u. trägt das Gemenge nach und nach in einen glühend erhaltenen Schmelztiegel ein; nach beendigter Verpuffung gibt man noch so lange Feuer, bis die Masse vollständig geschmolzen ist, und gießt sie alsdann in vorher erwärmte, mit Fett ausgestrichene kegelförmige, metallene Formen (Gießbuckel). Das A. senkt sich zu Boden und ist von der obenauf befindlichen Schlacke leicht zu trennen. Die Ausscheidung des A.s geschieht bei diesem Prozeß durch die Oxydation des Kohlenstoffs in der Weinsäure und des Schwefels im Schwefelantimon. Der Weinstein bewirkt auch, daß das zurückbleibende Salz schmelzbar wird und daß durch einen Theil seines Kohlenstoffes ein Theil A., welches auf Kosten des Salpeters oxydirt wurde, sich wieder reducirt. Das auf diese Art gewonnene A., welches auch im Handel unter dem Namen Regulus Antimonii vorkommt, ist jedoch nicht ganz rein; die besonders in medicinischer Hinsicht gefährlichste Beimengung ist der Arsenikgehalt, welcher in die aus einem solchen A. bereiteten Präparate mit übergeht und schädliche Wirkungen verursacht. Um ihn hiervon zu befreien, mischt man 1 Theil aufs Feinste geriebenen A. mit $1^1/_4$ Theil Salpeter und setzt noch $^1/_2$ Theil vollkommen trockenes, kohlensaures Natron hinzu. Dieses Gemenge bringt man in einen Schmelztiegel und erhitzt es bis zum schwachen Glühen, bis es sich entzündet, drückt, nachdem die Verbrennung vorüber ist, die Masse fest zusammen, bedeckt den Tiegel und setzt die Feuerung, welche man bis zum Erweichen der Masse steigert, eine halbe Stunde lang fort, wobei man die sich in Folge der entweichenden Gasarten auflösenden Stoffe immer wieder zusammendrückt. Die noch heiße, weiche Masse zerreibt man und bringt sie in kochendes Wasser und kocht eine Zeit lang fort,

Durch das Schmelzen des arsenikhaltigen A.s mit Salpeter wird A.= und Arsenikſäure gebildet, welche beide in Verbindung mit dem gleichzeitig angewendeten Natron treten. Das arsenikſaure Natron ist in Wasser löslich, während das antimonsaure unlöslich darin zurückbleibt. Hauptsache ist, daß man die Masse gehörig wasche, um jeden Antheil der arsenikſauren Verbindung zu entfernen, welches durch öfteres Abgießen des Wassers und Erneuerung des letzteren erzielt wird. Das so gewonnene arsenikfreie, antimonsaure Natron wird mit der Hälfte seines Gewichts Weinstein gemischt und bei mäßiger Glühhitze reducirt. Man gewinnt hierdurch A.=Kalium. Dieses in kleine Stücke zerschlagen, wirft man in Wasser, um das Kalium, welches sich auf Kosten des Sauerstoffs im Wasser zu Kali oxydirt, wobei der Wasserstoff mit Heftigkeit entweicht, zu entfernen. Das A. fällt rein in Pulverform zu Boden und wird nun als solches zu den entsprechenden Zwecken verwendet oder durch nochmaliges Umschmelzen in Regulus verwandelt. Soll das A. von Eisen oder Blei, welches letztere ein öfterer Begleiter des A.s ist, befreit werden, so schmizt man es, je nach der Menge der Verunreinigung, mit der Hälfte seines Gewichts oder gleichen Theilen Antimonoxyd zusammen, wodurch auf Kosten des Oxyds die fremden Metalle oxydirt werden.

Das reine Antimonmetall hat einen starken Glanz und graue Weiße, einen Stich ins Gelbe zeigt, ist etwas blätterig und besitzt vorzüglich in Dampfform einen eigenthümlichen Geruch und Geschmack. Es ist so spröde, daß es gepulvert werden kann. Seine Biegsamkeit ist fast 79mal geringer als die des Eisens. Es schmilzt in der Rothglühhitze etwa bei 565 Grad Reaumur und verflüchtigt sich leicht, wenn ein Luftstrom über die flüssige Masse hinwegstreicht. Läßt man das Metall nach dem Schmelzen langsam erkalten und gießt nach Erstarrung der Oberfläche den noch flüssigen inneren Theil aus, so erhält man eine Druse, die krystallinische Rhomboeder zeigt, welche sich den Würfeln sehr nähern. Das specifische Gewicht ist 6,8. Beim Zutritt der atmosphärischen Luft überzieht es sich bei einer nicht sehr hohen Temperatur mit einem weißen Oxyd und stößt dann eine Menge weißer Dämpfe aus, die an kalten Gegenständen sich als nadelförmige Krystalle mit großem, eigenthümlichem Glanz niederschlagen. Bei stärkerer Rothglühhitze entzündet es sich, brennt unter Ausstoßung einer Masse dichten Rauches sehr schnell fort und verfliegt in der Luft. Sehr nachtheilig wirkt diese Eigenschaft auf die edlen Metalle, von denen es bei dem Verflüchtigen eine nicht unbedeutende Menge mit überreißt, die gemeiniglich verloren geht. Wird ein Stückchen A. auf Kohle vor dem Löthrohre so lange erhitzt, bis es ins Kochen geräth und dann auf den Tisch oder den Stubenboden fallen gelassen, so zerspringt das Metallklümpchen in eine Menge kleiner Kügelchen, welche, strahlenförmig auslaufend, einen leuchtenden Stern bilden. Jedes kleine Kügelchen bezeichnet den zurückgelegten Weg durch einen weißen Streifen von Oxyd. Verdünnte Schwefelsäure wirkt nicht auf das Pulver ein, koncentrirte aber verwandelt es in schwefelsaures Antimonoxyd. Die Salzsäure äußert in der Kälte keine Einwirkung darauf; dasselbe ist der Fall, wenn sie heiß mit dem A., das vollkommen rein ist, in Berührung gebracht wird. Das Königswasser dagegen löst es mit Leichtigkeit schon in der Kälte auf. Auch das salzsaure, salpetersaure und schwefelsaure Kali oxydiren das A. rasch. Das **metallische** A. ist als Arznei jetzt außer Gebrauch. Ehedem wurden Becher (Brechpokale) aus einer Mischung dieses Metalls mit Zinn (Regulus Jovis) geformt, in welchen man Wein über Nacht stehen ließ und als Brechmittel reichte. Ebenso, wie dieses unsichere und gefährliche Mittel, sind die immerwährenden Purgirpillen (Pilulae perpetuae), welche aus diesem Metall bereitet wurden, unverändert wieder ausgeleert und wiederholt ihre Dienste verrichten mußten, als unzweckmäßig und ekelhaft aus dem Arzneischatz verbannt. Dagegen findet das Antimonoxyd zur Darstellung vieler, meist sehr drastisch wirkender Mittel häufig Anwendung. Das A. geht chemische Verbindungen ein mit Sauerstoff, Chlor, Brom, Jod, Fluor, Schwefel, Arsenik, Alkalien, Sauerstoffsäuren und anderen Metallen. Als **Legirung** mit anderen Metallen wird das A. in der Technik sehr nützlich. Dem Blei ertheilt das A. Härte. Das Metall (Schriftzeug), aus welchem die Lettern für Buchdrucker gefertigt werden, ist eine Legirung von Blei mit $1/4$ bis $1/16$ Spießglanz, je nach der Stärke derselben, und etwas Kupfer; nicht selten setzt man auch wohl $1/10$ bis $1/12$ Wismuth hinzu, z. B. 10 Blei, 2 Spießglanz, 1 Wismuth, für Stereotypenplatten $1/50$ bis $1/80$ Zinn. Mit Zinn vereinigt sich das A. sehr leicht; 1 A. mit 4 Zinn gibt eine weiße dehnbare Legirung von geringerem specifischen Gewicht, als nach der Berechnung es seyn sollte; eine Legirung aus gleichen Theilen beider Metalle ist wenig dehnbar, etwas Blei zugefügt, macht die Masse noch spröder. 10 oder 11 Theile Zinn und 1 Theil Spießglanz, eine Komposition für Leuchter, Knöpfe &c., sieht fast silberweiß aus, darf aber kein Blei enthalten, sonst wird sie blind und spröde. Unter dem Namen potin verfertigt man in Frankreich eine Legirung von Zink, Zinn, Blei, Spießglanz, Kupfer, Eisen, aus welcher Röhren, Hähne, Leuchter, Mörser und eine große Zahl verschiedener anderer Geräthe gegossen wird, die man in Sand formen kann; die Farbe der Legirung ist schmutzig grau, wird aber durchs Abdrehen verbessert. Man fertigt auch Zapfenlager aus derselben. Mit Wismuth gibt A. in allen Verhältnissen Legirungen, welche spröde sind. Unter dem Namen **Pewter** verwendet man in England dreierlei Legirungen, eine silberähnlich aussehende für Tischgeräthe, welche aus 100 Theilen Zinn, 8 Spießglanz, 2 Wismuth und 2 Kupfer besteht; eine andere aus Zinn und 17% Spießglanz, eine dritte aus 4 Theilen Zinn und einem Theil Blei. Das Queen's metal besteht aus 9 Theilen Zinn, 1 Spießglanz, 1 Wismuth, 1 Blei; das Britannia metal wird aus gleichen Theilen Messing, Zinn, Spießglanz, Wismuth zusammengeschmolzen und mit so viel Zinn versetzt, bis die Legirung die gehörige Farbe und Härte hat. In Bezug auf die Gesundheitspolizei möchten Geräthe aus Pewter mit und ohne Wismuth nicht gleichgültig seyn, indem A. sich leicht oxydirt und seine Salze Er=

brechen erregen. Zum Notendruck bedient man sich auch der Legirungen aus Zinn und A., durch welches letztere das Zinn mehr Härte bekommt; selbst die Zinngießer bedienen sich mitunter dieses Mittels, das Zinn zu härten. Eine Legirung mit Silber kommt in der Natur vor; kann aber auch künstlich dargestellt werden: sie ist spröde, in der Hitze leicht zersetzbar, das A. oxydirt sich, das Silber bleibt zurück. Mit Gold verbindet sich A. äußerst leicht; ja sogar Spießglanzdämpfe können das Gold verderben, indem die Legirung höchst spröde ist.

Antimoralismus, im eigentlichen Sinne ein System, in welchem der sittliche Unterschied zwischen Gutem und Bösem aufgehoben wird. In weiterer Bedeutung bezeichnet man damit auch jedes der Sittlichkeit gefährliche System, namentlich den Eudämonismus, Determinismus und Atheismus (s. d.). In praktischer Hinsicht ist A. s. v. a. Unsittlichkeit, unsittliches Betragen als Lebensmaxime.

Antinomie, der Widerspruch der Gesetze, die Kollision zwischen verschiedenen Gesetzen in einem und demselben Gesetzbuche, hervorgerufen theils durch die Beschränktheit der menschlichen Intelligenz und die Mangelhaftigkeit der Sprache, welche Widersprüche im Sinn oder im Ausdrucke der Gesetze zur nothwendigen Folge hat, theils und vorzüglich durch die eigenthümliche Entstehungsart unserer Gesetzbücher. Diese nämlich sind fast alle mehr oder weniger ein Aggregat von allmählig aufgekommenen oder willkürlich diktirten Bestimmungen und tragen demzufolge theils das Gepräge der wechselvollen Zeiten und Umstände, denen sie ihr Daseyn verdanken, theils jenen der subjektiven, oft unlauteren Interessen derjenigen, die sie diktirten; oder es ward bei ihrer Verfertigung wenigstens nicht ein Hauptprincip und namentlich nicht jenes des reinvernünftigen Rechtes festgehalten, sondern neben demselben, ja zum Theil noch über ihm, wurden mancherlei andere Principien, namentlich jenes der Herrschaftspolitik oder der Staatswirthschaft oder der Kriegskraft, mitunter auch der Humanität und der Billigkeit aufgestellt, und jedem ein Antheil an der Gesetzgebung eingeräumt. Aus dieser A. entsteht aber jene unheilvolle Unbestimmtheit des Rechts, welche aller Orten die Betheiligten gefährdet und nur die Interessen der Chikane oder der Willkür, zumal aber jene des Macchiavellismus und der Gewalt begünstigt. Gegen dieses Unwesen helfen die verschiedenen Rechtsregeln, welche dem Widerspruche der Gesetze heilend entgegentreten sollen, wenig. Allerdings vernünftig ist für die juristische Praxis der Satz, daß das spätere Gesetz dem früheren, das besondere dem allgemeinen vorgehe; ebenso jener, daß aus dem Geiste und Zwecke der gesammten Gesetzgebung oder der besonderen Verfügung eine den Widerspruch thunlichst aufhebende Auslegung geschöpft werden solle; aber wie gering ist die Zahl der Widersprüche, welche nach diesen und ähnlichen Regeln mit Sicherheit aufgehoben werden können! In hundert Fällen gegen einen bleibt die wichtige Ausgleichung ungewiß, zweifelhaft, unmöglich. Dann wird der Ausspruch des Richters bestimmt, entweder durch eine Stelle irgendeines juristischen Schriftstellers, dergleichen sich aber immer zu Dutzenden pro und contra auffinden lassen, oder durch eine individuelle und subjektive Ansicht, welcher sich oft jede andere mit gleicher Berechtigung gegenüberstellen darf, od. wohl gar durch bloße Laune oder unlautere Beweggründe der Gunst und Ungunst. Deshalb ist es eine der wichtigsten Pflichten für alle zur Theilnahme an der Gesetzgebung Berufenen, Widersprüche wie Unklarheiten aus den Gesetzen zu entfernen. Kant trug das Wort A. aus der juristischen Sprache in die philosophische über und verstand unter A. oder Antithetik der reinen Vernunft den (scheinbaren) Widerspruch der Vernunft mit sich selbst. Dieser zeigt sich aber, sobald man die Vernunftideen der Quantität, Qualität, Kausalität und Modalität auf die äußere Natur anwendet, indem sich dann allemal von zwei ganz entgegengesetzten, sich aufhebenden Sätzen, der eine so gut als der andere, die Thesis so gut wie die Antithesis, beweisen läßt. Ich kann mir nämlich 1) weder vorstellen, daß die Welt keinen Anfang habe, noch daß sie einen habe; weder daß sie Grenzen im Raume habe, noch daß sie nirgend eine Grenze haben sollte; 2) kann ich mir vorstellen, daß irgend eine Substanz immer fort in kleinere und immer kleinere Theile getheilt werden könne, ohne daß man jemals auf die kleinsten, auf etwas Untheilbares käme; aber ich kann mir auch hinwiederum nicht vorstellen, daß dieses Theilen ewig fortgesetzt werden könne, weil man, wenn man sich das Ganze als zusammengesetzt denkt, doch immer Theilchen (Atome) dabei voraussetzen muß, die an sich selbst als einfach betrachtet werden; 3) muß ich mir denken: Alles, was geschieht, hat eine Ursache und jede Ursache hat selbst wieder eine andere, in der sie begründet ist; ich muß mir aber zuletzt dennoch einmal eine erste Ursache denken, die selbst wieder keine Ursache hat, mithin unbedingt, absolut oder frei ist. Endlich 4) kann eine oberste als nothwendig vorausgesetzte Ursache der Welt weder als immanent, in der Welt liegend, vorgestellt werden, weil sonst die Welt ihre Ursache in sich selbst haben, d. h. die Welt, ehe sie selbst war, sich selbst geschaffen haben müßte. Noch kann ich mir diese Weltursache als außer oder über der Welt und von ihr zeiträumlich geschieden (extramundan) denken, weil sonst eben der Zusammenhang der Welt, als Wirkung, mit ihrer Ursache ganz aufgehoben, mithin gar nicht erklärt würde: als eigentlicher Weltanfang müßte doch die Weltursache mit ihrem Produkt, wie Keim und Pflanze, wieder in Zeit und Raum verbunden, also wieder als immanent gedacht werden. Dieser Widerstreit entsteht, wie Kant nachwies, dadurch, daß Naturbegriff und Idee, Seyn an sich und Erscheinung nicht unterschieden, vielmehr die Erscheinungen schlechthin nach den Ideen vom Seyn an sich beurtheilt werden, oder die Gesetze der Erscheinung dem Wesen der Dinge an sich zugeschrieben werden. So fordert z. B. im ersten Falle die Idee der Welt als eines Ganzen nothwendig auch eine Grenze in Raum und Zeit; aber es ist falsch, wenn wir das Gesetz aus der Idee auf die Erscheinung, die materielle Welt, anwenden; wir müssen vielmehr gestehen, daß die Räumlichkeit und Zeitlichkeit nur Bestimmungen der Ge-

genstände nach unserer menschlichen Vorstellungsweise sind, welche Bestimmungen aber dem wahren Wesen der Dinge gar nicht nothwendig zukommen. Eben so ist im zweiten Falle für die Erscheinung alle Theilung des Zusammengesetzten unendlich; für die Idee aber gibt es allerdings Atome, die keine Vielheit der Theile mehr in sich haben. Derselbe Unterschied ist im dritten und vierten Falle zu machen. Weil nun sogleich ein Widerspruch entsteht, sobald man die Idee hypostasirt und das, was bloß ein Verfahren unseres Verstandes ist, für die Natur der Dinge, für die Welt selbst nimmt, so zog Kant hieraus einen indirekten Beweis, daß die Vernunft uns überhaupt gar nichts von der Beschaffenheit der Welt an sich lehre, noch lehren könne, sondern nur unsere subjektive Auffassungsweise die Form unserer Vorstellungen und Gedankenverbindungen sey. Durch diesen Satz war der große Riß geschehen, der seitdem unsere philosophischen Schulen in zwei entgegengesetzte Fraktionen getrieben hat. Kant führte die Duplicität ein, er unterschied das Seyn (das Ding an sich) und das durch Denken Erkennbare als zwei ganz verschiedene Dinge, und ließ vom Seyenden, im Gegensatze zum Denken, gar wenig oder nichts Erkennbares übrig. Nach Kant haben Fichte, Jacobi, Herbart, Schelling und Hegel versucht, jeder in seiner Weise, die Einheit des Dinges an sich und des Denkens herzustellen und die kantische A. aufzulösen, sey es, daß sie das richtig Gedachte und das Wahre für gleich bedeutend setzten, oder doch dem Objekte eine fortdauernde Erkennbarwerdung beilegten.

Antinomismus, im Allgemeinen s. v. a. Bestreitung und Verwerfung des Gesetzes, in der Theologie die zu verschiedenen Zeiten ausgesprochene Geringschätzung des Sittengesetzes, besonders des mosaischen, welche hervorging bald aus übertriebenen, von Schwärmern ganz verkehrt gefaßten Vorstellungen von der christlichen Freiheit, bald aus dem Streben, die Wirksamkeit des Evangeliums und des Glaubens zur Besserung des Menschen recht hervorzuheben und als einzige Quelle der Seligkeit anzupreisen; verbunden damit war in der Regel Verachtung des Judenthums überhaupt. So nahmen schon in der alten Kirche mehre Gnostiker, Marcion und die Manichäer eine feindliche Stellung gegen das Judenthum ein und hielten die Lehren des alten Testaments für den durch den christlichen Geist Erleuchteten, in der christlichen Freiheit Stehenden weder für verbindlich, noch für heilsam; ja, die Ansicht einiger Gnostiker, daß das Judenthum das Werk eines beschränkten, ungöttlichen Geistes, des Demiurgus, sey, ließ sie in der Befolgung des mosaischen Gesetzes etwas Sündiges erkennen, und in dem Grundsatze, daß man diesem Demiurg durch Verhöhnung seiner beschränkenden Gesetze trotzen müsse, Rechtfertigung für alle Ausschweifung finden. Eine solche Lehrweise trug den Tod in sich selbst. Im Reformationszeitalter wurde Luthers Lehre von der Rechtfertigung durch den Glauben eine neue Veranlassung zu antinomistischen Behauptungen. In einseitiger Ueberschätzung jenes gegen die todte Werkheiligkeit früherer Zeit gerichteten Lehrsatzes des großen Reformators leugnete Joh. Agricola von Eisleben die Verbindlichkeit der mosaischen Gesetzgebung und überhaupt die Nützlichkeit eines Unterrichts in den Moralgesetzen, namentlich den 10 Geboten, indem das Evangelium von Christo allein die rechte Predigt zur Buße und Besserung sey. Agricola fand eine ziemliche Zahl Gleichgesinnter. An und für sich genommen, war der Satz namentlich in seinem letzten Theile barok; die tiefere Bedeutung dieses ganzen Streites lag aber in der Behauptung, daß im Menschen sittliche Güte genug übrig sey, um ohne die Furcht des Gesetzes und der Hölle aus Liebe zu Christus das Gute zu ergreifen. In diesem Sinne ist der Streit mehrmals, und namentlich in den majoristischen u. synergistischen Streitigkeiten wiederholt worden. Man vereinigte sich in der Konkordienformel (Art. 6) endlich dahin, daß das Gesetz einen dreifachen Nutzen habe, einen usus politicus s. civilis, indem es rohe Menschen bändige und äußerlich in Ordnung und Zucht halte, einen usus paedagogicus s. elenchticus, indem es dem Menschen seine Sünde zu Gemüthe führe, ihn deswegen ängstige und so Christum suchen lehre, u. endlich einen usus didacticus s. normativus, indem es den Wiedergeborenen zu einer festen Lebensregel diene und sie von Sünden abschrecke. Dieser letztere Nutzen (usus tertius) ist indeß auch oft angefochten worden. Ob das mosaische Gesetz als solches und namentlich der Dekalog als Haupttheil von jenem, für Christen Gültigkeit habe, entschieden die symbolischen Bücher nicht. Luther nennt mit Recht den Dekalog göttlich und den Menschen ins Herz geschrieben; darum also, und nicht weil ihn Moses promulgirt hat, ist er auch für die Christen gültig. In England erhob sich in der ersten Hälfte des 17. Jahrhunderts unter Cromwell eine antinomistische Partei, an deren Spitze Joh. Eaton stand. Sie huldigte dem strengsten Prädestinatianismus (Determinismus), hielt daher alles Streben nach Sittlichkeit für vergeblich und fruchtlos zur Seligkeit, und hob mit dem mosaischen auch jedes andere Sittengesetz auf. Sie war die Ausgeburt einer sittenlosen Zeit, blieb stets an Zahl schwach, löste sich im Anfange des 18. Jahrhunderts auf und verschwand wie so viele ähnliche Erscheinungen alter und neuerer Zeit spurlos.

Antinous, 1) Sohn des Eupithes aus Ithaca, Freier der Penelope, trachtete nach der Herrschaft der Insel und suchte den Telemachus aus dem Wege zu räumen, weshalb er ihm, als er von Pylos zurückkehrte, erst zu Schiffe, dann zu Lande auf dem Wege nach der Stadt auflauerte. Dem in Bettlergestalt heimkehrenden Odysseus warf er einen Schemel an den Kopf u. erregte Streit zwischen ihm, Irus u. den anderen Freiern. Dafür wurde er zuerst von dem Pfeile des Helden tödtlich in die Gurgel getroffen, als er eben den Becher zum Trinken ansetzte.

2) A., schöner Jüngling aus Claudiopolis in Bithynien, Liebling und Reisegefährte des Kaisers Hadrian, starb unweit Besa in Aegypten in den Wellen des Nil eines räthselhaften Todes, wahrscheinlich aus Schwermuth und Ueberdruß seines Lebens und seiner Bestim=

mung. Hadrian feierte den Hingeschiedenen mit schwärmerischer Trauer, erbaute ihm zu Ehren Antinoopolis auf den Trümmern von Besa, errichtete A.-Säulen und A.-Tempel in Bithynien und zu Mantinea in Arkadien und ordnete dabei jährliche Festspiele (Antinoia) an. Auch erhielt ein eigenes Sternbild den Namen des A., und bald verbreitete sich über die ganze alte Welt eine Menge von Statuen, Reliefs und Münzen, welche, den A. meist als Ideal eines schönen Jünglings darstellend, dem Künstlerstreben neue Nahrung und Anregung zuführten. Levezov (Ueber den A., dargestellt in Kunstdenkmälern des Alterthums, Berlin 1808), theilt die A.-Denkmäler in 3 Klassen: Porträts ohne Attribute und idealisirende Modifikationen; allgemeine Personifikationen eines vergötterten Heroen; Darstellungen im Charakter und mit den Attributen einer bestimmten jugendlichen Gottheit (Apollo, Dionysus, Helios, Agathodämon). Mehre dieser Abbildungen gehören zu den schönsten uns erhaltenen Werken der alten Kunst; weltberühmt ist die Bildsäule des A. von Belvedere, jetzt im Vatikan, gefunden in den Bädern Hadrians, und die des A. auf dem Kapitol, gefunden in der Villa Hadrians zu Tivoli, wenn anders diese Statuen wirklich dem A. und nicht vielmehr dem Hermes angehören. Den gemeinsamen Charakter der A.-Bilder bezeichnet der Meister in antiker Kunstschätzung, Winckelmann, folgendermaßen: „In allen A.-Abbildungen hat sein Gesicht etwas Melancholisches, seine Augen sind immer groß mit einem guten Umrisse, sein Profil ist sanft abwärts gehend und in seinem Munde und Kinn ist etwas ausgedrückt, das wahrhaft schön ist." Die Verehrung des A. war noch im 4. Jahrhundert sehr verbreitet und die christlichen Kirchenlehrer eiferten geraume Zeit vergebens dagegen.

Antinous, Sternbild in der Milchstraße, in der Nähe des Adlers, zwischen 282° und 305° gerader Aufsteigung und zwischen 6° nördlicher und 12° südlicher Abweichung, aus vier Sternen dritter und mehren vierter Größe bestehend, unter welchen ein veränderlicher, der mit drei von den Sternen dritter Größe fast eine gerade Linie bildet, durch welche das Sternbild leicht kenntlich wird. Der vierte Stern dritter Größe steht unten am Fuß. Der veränderliche Stern ist in seiner größten Lichtstärke ein Stern von dritter bis vierter, in der kleinsten von vierter bis fünfter Größe.

Antiochenische Schule. Im Gegensatze zu der alexandrinischen theologischen Schule entstand zu Antiochia Epidaphias eine eigenthümliche theologische Richtung, deren Blüthe in die zweite Hälfte des 4. Jahrhunderts fällt. Wenn in der alexandrinischen Schule allegorische Schriftauslegung, begeisterte Spekulation im (freilich oft mißverstandenen) Geiste des Origenes das bewegende Element war, so verschaffte sich in Antiochia die Erforschung des einfachen Wortsinnes, das Eingehen auf die Verhältnisse der Vorzeit, ein bloß formeller Gebrauch der Philosophie und mehr des Aristoteles als des Plato andauernde Geltung. Als Gründer der an S., auf deren Entstehung der Geist des Origenes ebenfalls einen bedeutenden Einfluß hatte, werden Dorotheus und Lucianus angesehen, von welchen der Letztere 312 als Märtyrer in der diocletianischen Verfolgung starb; Repräsentanten der antiochenischen Gelehrsamkeit sind Eusebius, Bischof von Emesa (†360), dessen klassische Bildung auch unter den Gegnern Anerkennung fand; Cyrillus, unter wechselnden Schicksalen (350—386) Bischof von Jerusalem; Ephraem († zu Edessa um 378), der Prophet der syrischen Kirche durch Uebertragung griechischer Wissenschaft in dieselbe; Diodorus, Bischof von Tarsus (378—94) und Theodorus, Bischof von Mopsuestia (393 bis 429), beide früher Presbyter in Antiochien, die markirtesten Vertreter antiochenischer Theologie, letzterer namentlich als nüchterner Ausleger des alten Testaments, ein Muster noch für die heutige Exegese. Beide Schulen, die zu Antiochia wie jene etwas ältere zu Alexandria, entwickelten sich unter den arianischen Streitigkeiten; Arius war der Schüler des Lucianus und die meisten der vermittelnden Eusebianer gingen aus der an S. hervor, während die Heroen des orthodoxen Systems, Athanasius, Basilius der Große, Gregor von Nazianz, Hilarius und Andere der alexandrinischen Bildung angehörten. Der Gegensatz der Schulen selbst blieb indeß bis zu Ende des 4. Jahrhunderts meist wissenschaftlich ohne kirchliche Verdächtigung, ein Streit zwischen allegorischer und historischer Auslegung, kirchlicher Philosophie und kirchlicher Schrifttheologie.

Antiochenisches Fürstenthum, christliches Fürstenthum mit der Hauptstadt Antiochia am Orontes, im Verlaufe des ersten Kreuzzuges nach der Einnahme Antiochia's (3. Juni 1098) gegründet und bis 1268 unter wechselndem Geschick von christlichen Fürsten beherrscht. Bohemund I., Fürst von Tarent, ward, weil er, besonders durch ein Einverständniß mit dem armenischen Renegaten Pyrrhus, die Einnahme der Stadt herbeigeführt hatte, als erster Fürst von Antiochia anerkannt, trotz des Widerspruchs von Seiten des Grafen Raimund von Toulouse, welcher sich der Burg bemächtigt hatte. Ihm folgte sein Sohn Bohemund II. (1109—1130), anfangs (bis 1126) unter der Regentschaft Tankreds, Rogers von Sicilien und Balduins II. Bohemunds Tochter, Constantia, brachte, da er keinen Sohn hinterließ, das Fürstenthum ihrem Gemahl Raimund I., Grafen von Poitiers, zu (1135—1149), der in langwierigen Krieg mit dem byzantinischen Kaiser Johannes gerieth und dessen Oberlehensherrlichkeit (1137) anerkennen mußte und 1149 gegen Nureddin von Aleppo fiel. Unter seinen Nachfolgern Bohemund III. (1163—1201), Raimund II. (bis 1233), Bohemund IV. (bis 1251), Bohemund V. (bis 1257) mehrten sich die Gefahren, die das Bestehen der christlichen Herrschaft, wie in Syrien überhaupt so in Antiochia von Jahr zu Jahr zweifelhafter machten, bis 1268 unter Bohemund VI., Antiochia an Bibars, Sultan von Aegypten, verloren ging; Bohemund VI. † 1271 ohne männliche Nachkommen. Auch Tripolis, das seit Raimund II. den antiochenischen Fürsten gehörte, ward 1288 von den Saracenen erobert.

Antiochia, Name mehrer ansehnlichen Städte des Alterthums, von denen die merkwürdigsten folgende zwei sind: 1) A. Epidaphnes (ad Daph-

nem), sogenannt von dem nahegelegenen Apollohaine Daphne, Hauptstadt von Syrien am Orontes (daher auch A. ad Orontem genannt), 3 Meilen vom Meere, in überaus fruchtbarer Thalebene, die wichtigste der von Seleucus Nicator gegründeten und nach seinem Vater oder Sohn benannten Städte, die prächtige Residenz der Seleuciden (erbaut um 301), Lieblingsaufenthalt mehrer römischen Kaiser, von Dichtern das Auge und die Perle des Orients geheißen. Sie wurde zuerst mit Einwohnern von dem nur eine Meile entfernten Antigonia, welches seitdem nach kurzem Bestehen einging, bevölkert. Bald forderte der Zuwachs von neuen Kolonisten eine zweite Anlage, welcher unter Seleucus Callinicus eine dritte, und unter Antiochus Epiphanes eine vierte folgte, so daß die Gesammtstadt aus vier Städten bestand (daher Tetrapolis benannt), deren jede mit ihrer eigenen Mauer umgeben, zugleich aber in die allgemeine starke Befestigung eingeschlossen war. Die höchste Blüthe A.'s fällt in die Zeit des großen Antiochus und mehr noch in jene der römischen Kaiser des 1.—3. Jahrhunderts, welche hier oft Hoflager hielten, der Stadt die Autonomie nebst dem Münzrechte und dem italischen Bürgerrechte schenkten. Damals zählte A. 450,000 Einwohner und wurde wegen seiner Pracht und Größe oft mit Rom verglichen. Außerdem war unter den Römern A. stehende Residenz des Prokonsuls von Syrien. Das Wappen der Stadt war ein Weib mit einer Thurmkrone auf dem Haupte und ein angezündeter Altar, Symbole der materiellen und geistigen Herrschaft A.'s. Prachtgebäude aller Art: Tempel, Circus, Theater, Odeen 2c. zogen sich in langen Reihen weit über die eigentliche Stadt dem Gestade des Orontes entlang, und in christlicher Zeit prangte die Stadt als Sitz eines der vier ältesten Patriarchen des Römerreichs weit hin durch die glänzenden Kuppeln ihrer Kirchen, der prächtigsten in der Christenheit. A. ist eine der berühmtesten Pflegerinnen antiker, namentlich aber christlicher Wissenschaft (vergl. Antiochenische Schule). Hier war es auch, wo die erste größere Christengemeinde außerhalb Palästina sich bildete, und wo der Name Christen zuerst genannt wurde (Apostelgeschichte 11, 26); hier erhielt der große Heidenapostel Paulus nebst Barnabas, Marcus und Silas die Weihe zu seinen weltbekehrenden Missionen, und hier nahm das Christenthum selbst jene freiere, über die engen Schranken des Judenthums sich erhebende Richtung an, vermöge deren es ihm möglich war, Weltreligion zu werden. Barnabas (unbeglaubigter Sage nach Petrus) stand der Gemeinde als erster Bischof vor, und von 252 bis 380 v. Chr. wurden hier 10 wichtige Kirchenversammlungen gehalten, denen auch aus späteren Zeiten noch einige sich anreihen lassen. Wenn der Reisende das jetzige A. (Antakia, s. d.) betritt, mag er sich nur schwer überreden, daß er die ehemalige Königin des Orients begrüße; an die Stelle der alten Berühmtheit ist völlige Bedeutungslosigkeit getreten. Seit dem 5. und 6. Jahrhundert bricht A.'s Verfall mit Macht herein. Zu allen Zeiten waren in A. Erdbeben häufig und mehre richteten großen Schaden an; so 115 nach Chr., während der Anwesenheit Hadrians in A. Solche Verwüstungen der empörten Elemente vereinigten sich nachmals mit der Zerstörungswuth östlicher Barbaren, um die Prachtbauten der Stadt in Schutt und den Reichthum der Einwohner in klägliche Dürftigkeit zu verwandeln. Der Perserkönig Khosroes legte 541 den größten Theil A.'s in Asche und führte die wohlhabendsten Bürger als Sklaven hinweg. Justinian ließ zwar aus den Trümmern mit großem Aufwande eine neue Stadt unter dem Namen Theupolis erstehen; indeß die alte Größe konnte er nicht wieder zurückführen. Römer, Perser, byzantinische Griechen und Saracenen hatten unter den Mauern A.'s bereits wiederholt um den Besitz der Stadt gestritten und die letzteren sich schon seit 50 Jahren in ihr als Gebieter behauptet, als das erste Kreuzheer erschien und sie verdrängte. Nach langwieriger Belagerung pflanzte Bohemund von Tarent 1098 die christliche Fahne an die Stelle des Halbmondes und nannte sich Fürst von A. Während aller folgenden Kreuzzüge wurde A. mit Recht als einer der wichtigsten Plätze Syriens, als die Stütze Jerusalems, betrachtet; von dort aus vermochten die Eroberer des heiligen Landes zu gleicher Zeit die ihnen niemals wohlwollenden Griechen in Achtung zu erhalten und die Macht der Seldschucken von Damaskus zu bedrohen, mächtigen Feinden, die aber lange umsonst es versuchten, die Lateiner zu verdrängen. Den griechischen Kaisern war die feste Stellung der Kreuzfahrer im neug gründeten Fürstenthume, auf welches sie ein Recht zu haben glaubten, verhaßt; daher war griechische List und Verrath fortwährend thätig, um die Franken zu vertreiben, und mehrmals versuchten die Komnenen das Glück der Waffen, wenn auch ohne erheblichen Erfolg. Nur die inneren Spaltungen unter den Fürsten, Folgen jener Eifersucht und Mißgunst, denen das Mißlingen der Kreuzzüge überhaupt zuzuschreiben ist, und ein gleichzeitiger Angriff der Türken brachten es am Ende dahin, daß der Kaiser Johannes (1137) es wagen durfte, A. förmlich zu belagern und zu einem Lehen seines Reiches zu machen. Noch manchesmal wechselten die Schicksale der Stadt, bis sie endlich das Loos der übrigen größeren Orte und Vormauern von Konstantinopel theilte und in die Hände der seldschuckischen Türken gerieth. Im Jahre 1269 verwüstete sie der ägyptische Sultan Bibars, das Fürstenthum hörte auf, sein kümmerliches Daseyn noch weiter zu fristen, und der Patriarchensitz ward nach Damaskus verlegt (vergl. Antiochenisches Fürstenthum). Seitdem ist A. aus der Geschichte so gut wie verschwunden. Selbst in ihren Ruinen lebt sie nicht fort; denn nur wenige Trümmer aus der klassischen Zeit haben sich erhalten. Das einzige große Denkmal sind noch die Stadtmauern (s. Antakia), einige Fundamente von Thürmen und nach heftigen Regengüssen hie und da sichtbar werdende Fußböden aus Marmor, Gemmen und geschnittene Steine. Der von den Alten mit Wohlgefallen und in den glänzendsten Farben geschilderte Hain von Daphne, den Seleucus weihete u. den die Römer u. Griechen mittelst der eigenthümlichen Ideenverbindungen ihrer Mythologie gleichzeitig zum Ort des religiösen Kultus und sinnlicher Ausschweifungen erhoben, ist jetzt selbst

seiner Lage nach zweifelhaft. In der Mitte eines dichten Geheges von Myrthen und Cypressen befand sich einst ein dem Apollo und der Diana geweiheter Tempel, und was nur irgend die Sinne reizen konnte, war dort so vereint, daß, wer Enthaltsamkeit und Tugend hochachtete, die Versuchungen des Hains vermied. Daphne war für den üppigen Antiochener, was Bajä dem Römer, aber dennoch sind alle Spuren der Gebäude verschwunden, die viele Jahre hindurch Schaaren von Fremden aus allen Theilen des Römerreichs anlockten. Das Christenthum verscheuchte die Priesterin der Wollust aus Daphne, und auf dem Schauplatze der durch Jahrhunderte verlängerten und unverhüllten Ausschweifung erhob sich eine Kirche, die dem Babylas, einem unter Decius gefallenen Bischofe, geweiht war. Umsonst versuchte der Kaiser Julian auch hier den Dienst der alten Götter herzustellen. Eine nächtliche Feuersbrunst, nach der Aussage der Christen durch den rächenden Blitzstrahl des Himmels entzündet, verzehrte den neuen Tempel des Apollo und vertrieb auf immer einen Kultus, der sich selbst überlebt hatte. Das Christenthum schlug mächtige Wurzeln und bald stand die Kirche von A. in solcher Größe da, daß sie in der Geschichte des christlichen Glaubens eine der ersten Rollen zu spielen begann. Mehr als 300 Klöster bildeten einen Kranz um die heilige Theupolis, deren benachbarte Höhen sie krönten. Die wenigen Christen des heutigen A. dagegen versammeln sich, eben so wie in der Zeit der Entstehung ihres Glaubens, in einer von der Stadt entlegenen Höhle, um nach griechischem Ritus ihren Gottesdienst zu feiern; das verarmte Antakia hat nur einige Moscheen aufzuweisen. — Von A. bis zu dem Meere erstreckt sich die vom Orontes durchströmte, höchst fruchtbare antiochenische Ebene, jetzt wenig angebaut, da sowohl Menschen als Industrie dem Lande fehlen, ehemals einem Fruchtgarten vergleichbar, noch immer aber eine der freundlichsten Thalebenen Syriens. Ueberraschend ist von einem der hinter der Stadt gelegenen Berge der Fernblick auf das nach dem Meere zu immer weiter sich ausbreitende Thal und den herrlichen Casius, einen 7000 Fuß hohen Berg, welcher schon die alten Geographen zur Bewunderung seiner Form und der Kühnheit, mit der er sein Haupt in die Lüfte erhebt, hinriß.

2) A. Pisidiae, oder ad Pisidiam, Stadt an der Grenze von Phrygien und Pisidien und daher bald zu dem erstern, bald zu dem letztern gerechnet. Die Stadt wurde von Antiochus I. gegründet und mit Einwohnern der Stadt Magnesia am Mäander bevölkert, nach Besiegung des Antiochus von den Römern für frei erklärt, scheint aber gleichwohl unter der Herrschaft des Königs Eumenes von Pergamus, später unter der des Amyntas von Pamphilien gestanden zu haben, wurde unter Augustus zum Range einer Kolonie mit italischen Bürgerrechten unter dem Namen Cäsarea erhoben und war später Hauptstadt des nördlichen Pisidiens. Die Ruinen von A. sind erst in der neueren Zeit von Richter und Arundell bei dem Orte Jalowatsch, 6 Stunden von Akschehr, östlich vom See von Egherdir oder Eyerdir, aufgefunden worden.

Antiochus, Name mehrer griechischen Könige von Syrien und Commagene (Seleuciden): 1) A. I. Soter (Retter), Sohn des Seleucus Nicator, Enkel des macedonischen Feldherrn A., erhielt von seinem Vater die Länder jenseits des Euphrat und den Titel eines Königs des obern Asiens (293 v. Chr.), und seine Stiefmutter Stratonice, gegen die er in leidenschaftliche Liebe entbrannt war, zur Gemahlin. Als Seleucus (281 v. Chr.) seine Residenz nach Macedonien verlegte, übergab derselbe dem A. Asien vom Hellespont bis zum Indus. Nach der Ermordung des Seleucus durch Ptolemäus Ceraunus (280) mußte A. dem Mörder Macedonien überlassen, auch nachher den A. Gonatas, der sich des macedonischen Thrones bemächtigt, anerkennen, da der Krieg mit Nicomedes von Bithynien und den in Kleinasien eingedrungenen Galliern, später die siegreichen Fortschritte des Eumenes I. von Pergamus ihn in Asien vollauf beschäftigten. In Folge des (unentschiedenen) Sieges über die Gallier nahm A. den Beinamen Soter an. Von Eumenes wurde er bei Sardes geschlagen; auch gegen Ptolemäus Philadelphus von Aegypten erlitt er Verluste u. † 261 im erneuerten Kampfe gegen die Gallier.

2) A. II., Theos (der Göttliche), Sohn und Nachfolger des Vorigen 261—247, mußte nach langem, unglücklich fortgesetztem Kampfe mit Ptolemäus Philadelphus Frieden machen (250 v. Chr.), mit Berenice, einer Tochter des Ptolemäus, sich vermählen und seine frühere Gemahlin Laodice nebst ihren 2 Kindern verstoßen. Nach dem Tode des Ptolemäus (248) aber rief er die Laodice zurück und ernannte ihren ältern Sohn Seleucus Callinicus zum Thronfolger. Aber Laodice, die ihr zugefügte Schmach nicht verschmerzend, vielleicht auch eine zweite Verstoßung befürchtend, ließ schon im folgenden Jahre (247) den A., sowie die Berenice und deren Kind ermorden. Den Beinamen Theos gaben dem A. die Milesier, zum Dank für die Befreiung vom Tyrannen Timarchus.

3) A. III., der Große, zweiter Sohn des Seleucus Callinicus, bestieg nach dem Tode seines Bruders Seleucus Ceraunus, erst 15jährig, den Thron u. reg. 224—187 v. Chr. A. fand das Reich in vielfach bedrängter Lage. Aus seleucidischem Besitz hatten sich bereits die großen Reiche von Baktrien u. Parthien gebildet, die ägyptischen Ptolemäer hatten Cölesyrien, Phönicien, Palästina, Karien u. Cilicien an sich gerissen, u. eben dachte Ptolemäus Euergetes an neue Eroberungen in Asien; in Kleinasien endlich stand an der Spitze zahlreicher Feinde der syrischen Herrschaft Attalus, der gefürchtete Herrscher von Pergamus. Dazu drohte im Centrum des Reichs neue Gefahr, indem Molo, Satrap von Medien, und Alexander, Satrap von Persien, abfielen und den Königstitel annahmen. Da ein gegen die aufrührerischen Statthalter ausgesendetes Heer am Tigris geschlagen wurde und nun auch Babylonien, Susa und Seleucia am Tigris abfielen, so wendete sich A. selbst, den schon eröffneten Krieg gegen Aegypten aufgebend, nach dem Innern des Reichs, schlug in der Landschaft Apolloniatis die Aufrührer aufs Haupt, unterwarf die abgefallenen Provinzen wieder, drang in Kleinmedien ein, das selbst Alexander der Große hatte unbezwungen gelassen, und erlangte vom

Fürsten des Landes Artabazanus einen vortheilhaften Frieden. Inzwischen war Achäus, ein mächtiger Verwandter des A., durch Intriguen des Ministers Hermias zur offenen Empörung und zum Bündniß mit Aegypten getrieben worden. A. kehrte sich plötzlich wieder gegen Aegypten, drang im Land ein, erlangte anfangs Vortheile, ließ sich aber mit Unterhandlungen hinhalten, bis man ihm ein wohlgerüstetes Heer entgegenstellte, und erlitt dann bei Raphia, unweit Gaza, eine totale Niederlage. Indeß verfolgte Ptolemäus sein Glück nicht weiter. Er schloß mit A. Frieden und begnügte sich mit dem Besitz von Cölesyrien und Phönicien. Achäus, nun isolirt, wurde in Sardes gefangen und getödtet. Hierauf griff A., nach Osten eilend, mit 120,000 Mann, Baktrien und Parthien an, mußte aber, obwohl anfangs siegreich, beide Reiche fortbestehen lassen und sich begnügen, ihren guten Willen durch Bündnisse sich zu sichern. Von da drang er in Indien ein und schloß mit Sophagesenus, der in den Ländern des Taxiles und Porus herrschte, gegen Auslieferung von Elephanten und seines Schatzes Freundschaft. In Ekbatana schmolz er die goldene und silberne Dachbedeckung des Palastes ein und kam so in den Besitz von 4000 Talenten. Seit diesem Zuge ließ er sich den Großen nennen. Um dieselbe Zeit starb Ptolemäus Philopator (204) und hinterließ Aegypten seinem 4jährigen Sohne Ptolemäus Epiphanes. A. verband sich sogleich mit Philipp von Macedonien, um dem unmündigen Könige sein Erbe zu entreißen. Dies war die erste Veranlassung, welche den A. mit den Römern, den Vormündern des ägyptischen Königs, in Konflikt brachte. Philipp griff die Besitzungen der Ptolemäer in Thracien und Karien an, kam aber dadurch zugleich mit Attalus von Pergamus und den Rhodiern in Kampf und unterlag zuletzt den römischen Heeren. A. hingegen kämpfte um den Besitz von Palästina, Cölesyrien und Phönicien und erfocht, nach wechselndem Glück (198), bei Phaneas an den Quellen des Jordan einen entscheidenden Sieg. Jerusalem und ganz Palästina fielen in seine Hände; viele angesehene Juden entflohen nach Aegypten und sammelten sich hier um den Hohenpriester Onias zu einer eigenen Gemeinde. Den zurückgebliebenen Juden bewies A. große Milde und Achtung ihres Heiligthums. Bisher hatten die Römer Alles vermieden, was dem A. Anlaß geben konnte, den macedonischen Philipp nachdrücklich zu unterstützen; sie nannten ihn Freund und Bundesgenossen, Philipp dagegen ihren gemeinschaftlichen Feind. A. war schlau; die Römer aber viel schlauer. Zu spät sah A. ein, wie sehr sein eigenes Interesse gefährdet sey, wenn Philipp besiegt und die Römer Herren von Griechenland und Macedonien würden. Darum brach er nach jenem Siege auf, dem Philipp Hülfe zu bringen und sich auf dem Wege nach Europa die dem Ptolemäus gehörigen Städte an der Küste von Karien und Cilicien zu unterwerfen. Aber noch in Kleinasien mit dem Angriffe auf jene Plätze beschäftigt, erhielt er schon die Kunde von der Schlacht bei Cynoscephalä und von Philipps Unterwerfung. Ohne Bundesgenossen den Angriffskrieg gegen Rom nicht wagend, beendigte nun A. seine Heerfahrt (196) damit, daß er sich in den Besitz des thracischen Chersones setzte, um die Uebergangspunkte aus Europa nach Asien in seiner Gewalt zu haben. Jetzt aber änderte das siegreiche Rom seine Sprache: es verlangte von A. Freiheit der griechischen Städte in Asien, Rückgabe des gesammten Gebietes, das Ptolemäus besessen und Räumung Europa's. A. erklärte sich zu einer Aussöhnung mit Aegypten bereit (er verlobte seine Tochter Cleopatra mit Ptolemäus und versprach Phönicien, Palästina und Cölesyrien als Mitgift), aber die römische Einmischung in die kleinasiatischen Angelegenheiten wies er entschieden zurück. Gleichzeitig dehnte er seine Eroberungen in Thracien aus und machte eine Erwerbung, die, recht benutzt, mehr als eine ganze Provinz werth war: er nahm den Hannibal an seinen Hof auf (195). Doch Roms Glück wollte, daß die Geister des mächtigen Syrerkönigs und des großen Puniers sich nicht verstanden. Statt, nach des Letztern Rath, augenblicklich nach Italien überzusetzen, und in Verbindung mit den Karthagern, Bojern und Insubrern Rom in Rom anzugreifen, knüpfte A. friedliche Unterhandlungen an, die von den Römern so lange hingehalten wurden, bis man aller andern Gegner vollkommen Meister war. Noch weniger zeigte sich A. bereit, Hannibal, den Geprüften, selbst an die Spitze seines Heeres zu stellen. Den Krieg endlich als unvermeidlich erkennend, rückte er auf den Hülfruf der Aetolier, die ihn zu ihrem Oberfeldherrn ernannten, mit nur 10,000 Mann nach Griechenland (192); ein größeres Heer sollte ihm später folgen; in Griechenland glaubte er zahlreiche Bundesgenossen zu finden. Furcht vor den Römern und Mangel an Entschiedenheit in den Operationen des A. hielt aber die meisten griechischen Staaten vom Bündnisse mit den Syrern zurück; König Philipp stellte sogar seine Mannschaft in die römischen Reihen. Anstatt durch rasches Vordringen sich der Uebergangspunkte von Italien her zu versichern und den Römern die Landung zu erschweren, brachte der unentschlossene A., nachdem er Chalcis auf Euböa genommen und Thessalien theilweise besetzt hatte, den Winter in Chalcis zu und gab sich üppiger Unthätigkeit hin. Sein Geist schien gewichen. Unterdessen zog der Konsul Acilius Glabrio heran; das syrische Heer warf sich in die Thermopylen, die ihm verbündeten Aetolier nach Heraclea und Lamia. Acilius ließ durch M. Porcius Cato die Pässe umgehen, das Heer des A. löste sich in Flucht auf; der König rettete sich mit kaum 500 Mann nach Chalcis, von da nach Ephesus; die Aetolier ergaben sich den Römern. Darauf noch zweimal zur See geschlagen, bei Chios und Myonnesus, und von seinem Bundesgenossen, dem König Prusias von Bithynien, verlassen, konnte A. die Landung des Konsul Luc. Scipio in Asien nicht hindern und bat um Frieden. Als Scipio alles Land westlich vom Taurus forderte, da wagte A. nochmals ein Treffen. Bei Magnesia am Berge Sipylus wurde die Entscheidungsschlacht (190) geschlagen und A. gänzlich besiegt; 52,000 Syrer bedeckten das Schlachtfeld. Im folgenden Jahre kam es zum Frieden: A. trat Kleinasien bis an den Taurus ab, erlegte 15,000 Talente, lieferte seine Elephanten und Kriegsschiffe aus, stellte 20 Geißeln, darunter sei-

nen eigenen Sohn A. Auch Hannibals Auslieferung forderten die Römer; A. ließ ihn aber entfliehen. Die asiatischen Eroberungen schenkten die Sieger, da sie ihnen zu einzeln und zu entfernt lagen, ihren Bundesgenossen, dem pergamenischen Könige Eumenes und den Rhodiern, sich selbst jedoch die Oberherrlichkeit vorbehaltend. Des A. Macht war für immer gebrochen. Selbst in seinen östlichen Provinzen blieb er nicht Autokrator; in Armenien entstanden aus Satrapien 2 unabhängige Reiche. Als A. aber, um den Tribut für Rom aufzubringen, in Elymais den Sonnentempel plünderte, da erschlugen ihn die empörten Bergbewohner sammt seiner Mannschaft 187 v. Chr. An ihm wurde es wahr „daß Unentschlossenheit der Könige Verderbniß ist." A. hinterließ 2 Söhne, Seleucus (Philopator) und A., welche ihm Laodice, die Tochter des pontischen Königs Mithridates, geboren hatte.

4) A. IV., Epiphanes (Erlauchter), zweiter Sohn des Vorigen, reg. von 175—163 und machte sich einen Namen durch die Bedrückungen der Juden und den heldenmüthigen Widerstand, den er bei diesen von Seiten der Makkabäer fand. Als Knabe lebte er zu Rom als Geißel, bis ihn sein Bruder Seleucus Philopator auslöste und durch seinen eigenen Sohn Demetrius ersetzte. Während A. noch auf der Heimreise begriffen war, wurde Seleucus durch den Höfling Heliodor ermordet. Der Mörder wollte sich des Thrones bemächtigen; A. aber verdrängte ihn mit Unterstützung von Pergamus. Er unternahm hierauf mit vielem Glück vier Feldzüge (171—166 v. Chr.) gegen Aegypten, um nach dem Tode seiner Schwester Cleopatra die ihr als Aussteuer mitgegebenen Provinzen Cölesyrien, Phönicien, Palästina zurück zu erlangen. Bei der Rückkehr vom zweiten Zuge, in Folge dessen er einen großen Theil von Aegypten erobert und den König Ptolemäus Philometor gefangen genommen hatte, übte er in Jerusalem die rücksichtslosesten Gewaltthaten aus, plünderte den Tempel und richtete ein großes Blutbad an (1. Makk. 1, 20—42, 2. Makk. 5, 1 bis 23). Nach seinem vierten Einfalle hatte er durch Dazwischenkunft der Römer Aegypten räumen müssen. Auf dem Rückzuge schickte er ein starkes Corps nach Jerusalem, verbot den jüdischen Kultus und führte den Dienst des olympischen Jupiter ein, dessen Bildsäule zum großen Aergerniß der rechtgläubigen Juden im zionitischen Tempel aufgestellt wurde. Da erhob sich eine Schaar muthiger Patrioten unter Anführung des Hasmonäers Matathias und, nach ihm, seines heldenmüthigen Sohnes Judas Makkabi und errang, nachdem sie eine Zeit lang sich muthig vertheidigt, endlich im offenen Kampfe dem Vaterlande die Freiheit (167—166 v. Chr.). Vgl. Makkabäer. Im Jahr 164 unternahm A. einen Zug nach den östlichen Provinzen und † nach einem verunglückten Angriff auf den Sonnentempel in Elymais, wo schon sein Vater einen ähnlichen Versuch mit dem Leben gebüßt hatte, zu Tabä in Persien 163 v. Chr., wahrscheinlich an einer Krankheit, die er sich durch seine Trunksucht zugezogen hatte. Nach jüdischen Schriftstellern erscheint A. als der scheußlichste Tyrann, von andern Historikern wird er wenigstens als ein sehr überspannter, oft närrischer Fürst geschildert, dessen Charakter aus den widersprechendsten Elementen zusammengesetzt war.

5) A. V., Eupator (der Edelgeborne), Sohn und Nachfolger des Vorigen, kam noch als Knabe zur Regierung (163—161 v. Chr.). Vor seinem Zuge in die östlichen Provinzen hatte A. IV. den Lysias zum Reichsverweser u. Vormund ernannt, kurz vor seinem Tode dagegen seinen vertrauten Begleiter Philipp. Lysias und der junge König waren gerade in Judäa siegreich eingedrungen, als die Nachricht von des A. IV. Tod und des Philippus Ernennung ankam. Lysias schloß deshalb mit den Juden Frieden (162) und bestätigte ihnen ihre Verfassung; er zog demnächst gegen Philipp, nahm diesen gefangen und ließ ihn hinrichten. Jetzt kamen von Rom Gesandte, welche Reduktion der syrischen Kriegsmacht forderten; ihnen auf dem Fuße folgte Demetrius, der in Rom bisher als Geißel gehaltene, jetzt losgelassene und zur Zerrüttung seines Vaterlandes von den Römern als Gegenkönig aufgestellte Sohn des Seleucus Philopator. Lysias und der junge König wurden von Demetrius besiegt, gefangen und hingerichtet.

6) A. VI., Theos od. Epiphanes Dionysus, Sohn des syrischen Königs Alexander (Balas), wurde nach dem Tode seines Vaters vom Feldherrn Diodotus Tryphon dem Demetrius Nikator als Gegenkönig aufgestellt, in einem großen Theile Syriens anerkannt und namentlich von dem Makkabäer Jonathan kräftig unterstützt. Er regierte 144—141 v. Chr. Im letztgenannten Jahre setzte sich Tryphon selbst die Krone auf, nachdem er den Jonathan durch Hinterlist in seine Gewalt gebracht und nebst dem Könige hingerichtet hatte.

7) A. VII., Sidetes (von Sida in Pamphylien, dem Orte seiner Erziehung benannt), jüngerer Sohn des Demetrius Soter, Bruder des Demetrius Nicator, heirathete des letztern Wittwe, Cleopatra, stürzte den Usurpator Tryphon und setzte sich auf den Thron (139—130). Mit seinen Forderungen an den makkabäischen Fürsten Simon drang er nicht durch, vielmehr erschlugen die Juden den syrischen Feldherrn Cendeläus; aber den Sohn und Nachfolger des Simon, Johannes, nöthigte A., wieder in Abhängigkeit von Syrien zu treten. Er belagerte darauf selbst Jerusalem, war schon nahe daran, die Stadt im Sturm zu nehmen, und ging nur aus Furcht vor Rom auf erträgliche Bedingungen (132) ein, indem er den Juden ihre Verfassung und dem Johannes die fürstliche Gewalt ließ. Er fiel in dem Kriege gegen die Parther, in welchem die Juden sogar Verbündete der Syrer waren.

8) A. VIII., Grypos (Habichtsnase), zweiter Sohn des Demetrius Nikator, nach seines Vaters Ermordung als König in einem Theile Syriens anerkannt (den größern Theil hatte Alexander Zabina inne), regierte 123—97 v. Chr.), besiegte den Gegenkönig Alexander Zabina, zwang seine herrschsüchtige Mutter Cleopatra, das Gift zu trinken, welches sie ihm bereitet hatte (daher auch spottweise Philometor, d. i. „der die Mutter liebt", genannt), wurde aber von seinem Halbbruder A. Cyzicenus angegriffen und eines Theils seines Reiches wieder beraubt. Der in Folge davon zwischen ihm und jenem ausgebrochene Krieg dauerte bis zu seiner Ermordung 97 v. Chr.

9) A. IX., Cyzicenus (weil er nach dem Tode seines Vaters A. Sidetes und seiner Mutter Cleopatra als Verbannter in Cyzicus gelebt hatte), auch Philopator (der den Vater liebt) genannt, mußte den Krieg, den er gegen seinen Bruder geführt hatte, auch gegen seinen Neffen Seleucus Epiphanes fortsetzen; † 96 v. Chr. Sein Sohn — 10) A. X., Eusebes (der Fromme), besiegte den Seleucus Cyzicenus, wurde aber dafür in einen gefährlichen Krieg mit — 11) A. XI., Philadelphus (Bruderfreund) u. anderen Kronprätendenten verwickelt, kämpfte tapfer, oft glücklich; fiel aber in einer Schlacht gegen die Parther um 82 v. Chr. — 12) A. XII., Dionysos, fünfter Sohn von A. VIII. Grypos, † nach 3jähriger Regierung (um 80 v. Chr.) im Kriege gegen den arabischen Emir Aretas.

13) A. XIII., Asiaticus, Sohn von A. X., erhielt 68 v. Chr., nachdem der römische Feldherr Lucullus den Tigranes aus Syrien vertrieben, das väterliche Reich, wurde indeß schon 3 Jahr später (65) von Pompejus, der Syrien zur römischen Provinz machte, vom Throne gestoßen u. erhielt wahrscheinlich nur die kleine Provinz Commagene am Euphrat, woher auch der Beiname des „Asiatischen" zu erklären ist. Demnach ist dieser letzte syrische A. zugleich der erste der Könige von Commagene des Namens A., welchen Pompejus später Seleucien und einen Theil von Mesopotamien überließ. A. sandte dem Pompejus Hülfstruppen gegen Cäsar und kam auch mit Antonius in feindliche Berührung. Von Octavianus wurde er wegen Meuchelmords an einem Gesandten seines Bruders nach Rom beschieden und 29 v. Chr. dort hingerichtet. Im Jahre 17 n. Chr. ward Commagene unter prätorische Verwaltung gesetzt. Unter Caligula dagegen (38 n. Chr.) erhielt sein Enkel — 14) A. III., nicht bloß das väterliche Reich u. den Staatsschatz zurück, sondern dazu auch einen Küstenstrich in Cilicien. Später war er mit dem jüdischen Könige Agrippa am Hofe des Kaisers und beide übten auf letztern den nachtheiligsten Einfluß aus. A. verscherzte indeß bald die Gunst des launenhaften Tyrannen, verlor sein Reich, u. konnte es erst unter Kaiser Claudius wieder erlangen. Er † um 50. Ihm folgte sein Sohn, — 15) A. IV., der für seinen Beistand gegen die Parther einen Theil von Armenien von Nero (60 n. Chr.) erhielt. Tacitus nennt ihn den reichsten der dienstpflichtigen Könige. Im Jahre 70 unterstützten seine Truppen das Heer des Titus während des Krieges in Judäa und insbesondere bei der Belagerung von Jerusalem.

16) A. Hierax (der Habicht, von seiner Habgier so genannt), Sohn des syrischen Königs A. II. Theos, erhielt nach seines Vaters Tode als Satrap die Länder jenseits des Taurus, suchte sich von seinem Bruder Seleucus II. Callinicus unabhängig zu machen, wurde geschlagen und fiel als Flüchtling durch thracische Räuber 228 v. Chr.

Antiochus Ascalonita, akademischer Philosoph aus Ascalon, Schüler des Philo, Lehrer des Varro, Cicero, Lucullus u. a. vornehmer Römer zu Athen, Alexandria und Rom, wird bisweilen als Stifter einer eigenen Schule, der fünften Akademie, betrachtet, indem er, im Gegensatz zu Philo, die akademische Philosophie von der skeptischen Richtung wieder auf die Grundsätze der ältern Schulen zurückzuführen und mit den Stoikern auszugleichen suchte. So führte A. bereits den Synkretismus in die Akademie ein, aus dem sich später der Neuplatonismus entwickelte. Darauf bezog sich seine (jetzt verlorene) Schrift „Sosus".

Antioco, kleine sardinische Insel im mittelländischen Meer, südwestlich von der Insel Sardinien, mit dieser durch eine Brücke verbunden, mit 2000 Einw., fruchtbar, mit Salzsiedereien u. Alterthümern; das alte Enosis.

Antiope, 1) Tochter des Nycteus und der Polyxo oder des Flußgottes Asopus, wurde von Zeus Mutter des Amphion und Zethus. Wegen der von ihren Söhnen an der Dirce verübten grausamen Rache von Dionysus rasend gemacht, durchirrte sie ganz Griechenland, bis Phocus, Ornytions Sohn, sie heilte. Sie ward dessen Gattin und erhielt mit ihm ein gemeinsames Grab. Das Weitere hierüber s. Amphion. — 2) Gemahlin des Pierus, Mutter der Pieriden, der Gesanggöttinnen. — 3) Amazone, Tochter des Mars und der Otrera, Schwester der Hippolyte, von Theseus entführt, gebar ihm den Hippolytus oder Demophon und kämpfte später bei'm Einfall der Amazonen in Attica an des Theseus Seite gegen dieselben, wobei sie ihren Tod fand.

Antiparos (Antiparo), kleine griechische Insel der Cykladengruppe im ägäischen Meere, nur durch eine sehr schmale Meerenge von Paros (s. d.) getrennt und mit diesem zu dem griechischen Gouvernement Naxos gehörend, ½ □Meile groß, mit gleichnamigem Dorfe, kleinem Hafen und 800 Einwohnern. Produkte sind: Wein und Baumwolle zur Ausfuhr, Getreide und Gemüse zur Nothdurft; Fische in Ueberfluß; die Viehzucht beschränkt sich auf Ziegen. Die Alten kannten A. unter dem Namen von Oliaros oder Olearos und machen sie bisweilen zum Vaterland der beiden größten athenischen Bildhauer Phidias und Praxiteles. In neuerer Zeit ist A. berühmt geworden durch seine herrliche Grotte, welche den Alten unbekannt geblieben war. Die Insel ist dichter Kalk (Marmor) und die Höhle selbst, wie die Baumanns- und andere berühmte Höhlen, eine der in dieser Gebirgsart so häufig vorkommenden sogenannten Kalkschlotten. Der Eingang ist an der Seite eines Berges, ein weiter natürlicher Portikus durch Stalaktiten-Säulen in 2 Gänge geschieden. Er ist sehr abschüssig. An Seilen und auf Leitern gelangt man, nicht ohne Gefahr, über mehre Abgründe zu dem ersten geräumigen Gewölbe, dessen prächtige, roth gesprenkelte Wände so hoch sind, daß beim Schein der Fackel das Auge nur mit Mühe die Wölbung der Decke erreicht. Der Fußboden dieser Grotte besteht aus weichem, lockerem, graufarbigem Kalksinter, in welchem Muscheln und Ammoniten vorkommen; Massen von weißem und grauem Kalksinter wachsen vom Boden empor und bilden phantastische Gestalten, unter denen die Baum-, Blumen- und sonstige Pflanzenformen vorherrschend sind. Weiterhin wird die Wanderung sehr labyrinthisch und mühsam; die Gänge drücken sich zusammen; man kann große Strecken nicht anders als kriechend und rutschend zurücklegen. In einer Tiefe von 900 Fuß unter dem Eingange er-

reicht man endlich den letzten Hauptraum. Es öffnet sich ein majestätischer Dom von 350 Fuß Länge, fast gleicher Breite und einer Höhe von 180 Fuß. Die Wände dieses Raumes, der den der Peterskirche an Größe übertrifft, sind ganz mit glänzend weißem Marmor überzogen. Von der schöngewölbten Decke hängt der parische Marmor in kolossalen Zapfen herab; dazwischen schlingen sich tausende von Festons aus Blumen und Blättern desselben Materials, aber so stark glänzend im Fackelschimmer, daß das Auge den Anblick nicht zu ertragen vermag. An allen Wänden winden sich Arabesken hin, wie vom schönsten weißen Stuck; von allen Vorsprüngen und Gesimsen hängen Festons herab oder sind von einem Pfeiler nach dem anderen herüber gezogen; dazwischen ist glänzendes Getäfel von Marmor, theils glatt geschliffen von der Hand der Natur, theils mit funkelnden Krystallen gestickt. Auf dem Fußboden wandelt man abwechselnd auf kleinen Hügeln zwischen 2—10 Fuß hohen, glänzenden Blumen und Gesträuchern, die in Aeste, Zweige und Blumenbüschel auslaufen. Rund um den unteren Theil der Seitenwände sind ovale Nischen oder kleine Grotten, wie Kapellen von glänzendem Marmor gebildet, und zum Theil mit halbdurchsichtigen Vorhängen, die den weißesten Atlas an Glanz übertreffen.

Antipaschasianer, Gegner der Lehre von der Transsubstantiation, z. B. Rabanus Maurus, Joh. Scotus u. a. m. Vergl. Paschasius Radbertus.

Antipater, 1) des Jolaus Sohn, Feldherr und Minister Philipps von Macedonien, unter Alexander Statthalter in Macedonien während der asiatischen Heerfahrt, Freund und Schüler des Aristoteles; ein gelehrter und kenntnißreicher Mann, umsichtig, beredt, dabei einfach und bescheiden. Bekannt ist König Philipps Wort über A.: „Ich habe heute einen tiefen Schlaf gehabt; aber Macedonien war versorgt, denn A. wachte." Während Alexander in Asien den Koloß der persischen Monarchie umstürzte, hielt A. in Europa die aufrührerischen Thracier so wie die Griechen in Zaum, und schlug den König von Sparta, Agis II., bei Megalopolis. Die Athener mußten in Folge dieses Sieges der macedonischen Waffen unter andern harten Bedingungen auch ihre berühmten Volksredner ausliefern oder doch exiliren. Mit Alexanders Mutter, der ränkevollen Olympias, lebte A. fortwährend im Streit, und dies war die Veranlassung, daß der König noch kurz vor seinem Tode ihn zu sich nach Asien berief und den Craterus als Statthalter nach Macedonien schickte. Nach Alexanders Tode erhielten A. und Craterus die gemeinschaftliche Regierung der europäischen Länder des macedonischen Reichs, nur Thracien kam an Lysimachus. Der lamische Krieg unterwarf die nochmals zur Abschüttelung des macedonischen Joches aufgestandenen Griechen von Neuem; nur die Aetolier behaupteten sich selbstständiger. Da rief der Krieg gegen Perdiccas und Eumenes beide Statthalter nach Asien; A. zog nach Aegypten, um den Ptolemäus gegen Perdiccas zu unterstützen, und wurde nach des letzteren Tode zum allgemeinen Reichsverweser ernannt. Er kehrte 320, die beiden Titularkönige, Philipp Arridäus und Alexander Aegus, mit sich führend, nach Macedonien zurück und † hier 319 in hohem Alter, nachdem er, mit Uebergehung seines Sohnes Cassander, den Polysperchon zum Reichsverweser ernannt und dadurch die Veranlassung zu namenloser Verwirrung u. unendlichem Blutvergießen gegeben hatte. — 2) A. I., des Vorigen Enkel, Cassanders Sohn, Bruder Alexanders VI., mit dem er lange um die Thronfolge in Macedonien stritt, floh, von Demetrius verjagt, zu seinem Schwiegervater Lysimachus, der ihn, 292 v. Chr., den letzten seines Geschlechts, tödten ließ. — 3) A. II., Neffe Cassanders, wurde nach kurzer Regierung über Macedonien von Sosthenes (278 v. Chr.) entthront. — 4) A., Vater Herodes des Großen aus Ascalon, seit 64 v. Chr. Minister des jüdischen Königs Hyrcanus, wurde von J. Cäsar zum Oberaufseher von Judäa ernannt, von Malichus aber durch Gift getödtet.

Antipathie, Abneigung, im Gegensatz zur Sympathie (s. d.). Die widrige Empfindung, welche wir A. nennen, wird entweder durch in uns selbst entstandene Vorstellungen hervorgebracht, über deren Grund wir uns nicht klar werden können, oder durch bestimmte äußere Gegenstände und Wahrnehmungen hervorgerufen. Ihre Empfindung hat das unwillkürliche Bestreben im Gefolge, sie von uns abzuwehren. Alle A.en, welche eben so gut angeboren als erworben seyn können, sie mögen psychisch oder moralisch seyn, sind mehr oder weniger mächtig. Natürliche (angeborne) A.en sind öfters unüberwindlich und stärker als die Vernunft; selbst manche der größten Männer geben davon Beispiele. Sehr häufig gesellen sie sich zu Krankheitszuständen, verkündigen solche voraus oder sagen eintretende Aenderungen, Krisen ꝛc. an. Der aufmerksam beobachtende Arzt wird sie deshalb nie vernachlässigen, ihm werden sie stets eine bedeutungsvolle Stimme seyn, die ihm nicht selten in der Behandlung der Krankheiten den rechten oder bessern Weg zeigen mag. Auch unter den Thieren sind A.en, wie die tägliche Beobachtung beweist, häufig, und daß sie selbst der Pflanzenwelt nicht ganz fremd sind, dazu geben viele auffallende Erscheinungen die Belege.

Antiperistaltisch, nach der entgegengesetzten Richtung umfassend, zusammendrückend; daher Motus antiperistalticus, die der normalen entgegengesetzte Bewegung des Darmkanals, wie sie beim Erbrechen Statt findet.

Antiperistaltische Mittel, s. v. a. Brechmittel.

Antiphanes, aus Rhodus, fruchtbarer Dichter der mittlern attischen Komödie, geboren um 406 v. Christo, Verfasser von mehren hundert (mittelmäßigen) Komödien, die zum Theil noch nach den Titeln und in einzelnen Fragmenten vorhanden sind.

Antiphlogistica (antiphlogistische oder entzündungswidrige Mittel), alle diejenigen Heilmittel, welche die erhöhte Thätigkeit des Herzens und Gefäßsystems herabstimmen und daher vorzugsweise bei entzündlichen Krankheiten angewendet werden, namentlich Blutentziehungen, kühlende Mittelsalze, besonders der Salpeter, vegetabilische Säuren, Kälte, Wasser, Ruhe, Passivität des Leibes und der Seele. Alle diese Mittel sind zugleich küh-

lende und schwächende. Da es aber auch sogenannte asthenische Entzündungen gibt, welche nicht mit diesen, sondern mit Mitteln aus der Klasse der anregenden, reizenden behandelt werden müssen, so hat man wohl auch diese, in sofern sie diesen Zweck erfüllen, antiphlogistische genannt. Das Wort antiphlogistisch, in diesem weiteren Sinne genommen, bezeichnet eine Menge Mittel, die hier nicht alle aufgezählt werden können.

Antiphlogistische Methode, diejenige Heilmethode, wodurch die Thätigkeit des Blutsystems herabgestimmt und eine vorhandene Entzündung gehoben wird. Sie ist daher in allen den Fällen nützlich, wo übermäßige Gefäßthätigkeit und Neigung zu Entzündung oder wirkliche Entzündung vorhanden sind.

Antiphon, 1) der erste in der Reihe der zehn großen attischen Staatsredner, jener Koryphäen im Gebiete der politischen Rede, deren höchste Vollendung Demosthenes der Welt zeigte, geboren zu Rhamnus, einem attischen Flecken, 480 v. Christo. Sein Vater, der Sophist Sophilus, war sein erster Lehrer in der Rhetorik: er selbst ward später der Lehrer des Historikers Thucydides in eben derselben Kunst. Aber A. unterscheidet sich von allen frühern Rhetoren dadurch, daß er die Beredsamkeit aus den engen Schranken der Schule und der Gerichtsstube herausführte in das große, offene und freie Feld des politischen Lebens und so der Schöpfer der politischen Beredsamkeit wurde. Der Gewohnheit der attischen Anwälte, für Angeklagte gerichtliche Vertheidigungsreden zu schreiben, entsagte A. frühzeitig, um sich einem höheren Gebiete ganz widmen zu können, der Vertheidigung von Principien und Rechtsgrundsätzen, so wie der Diskussion über Staatsangelegenheiten. Von seinen 60 Reden, die das Alterthum kannte, sind, nach Abrechnung der entschieden unächten, 17 auf uns gekommen; sie stehen in den Sammlungen der „Oratores graeci" von Reiske (Bd. 7), Bekker (Bd. 1), Baiter und Sauppe (Zür. 1842) und Müller (Bd. 1, Paris 1847) und sind besonders herausgegeben von Mätzner (Berl. 1838). A. war aber nicht bloß Redner, sondern stand auch im peloponnesischen Kriege mehr als einmal an der Spitze athenischer Heere zu Wasser u. zu Lande, sowie er auch den politischen Bewegungen der Aristokratie so wenig fremd blieb, daß Feinde sogar den Verdacht des Hochverraths, d. i. eines Angriffs gegen die herrschende Faktion auf ihn brachten und er in Folge davon zum Tode verurtheilt wurde (411 v. Chr.) — 2) A., tragischer Dichter, lebte am Hofe des älteren Dionysius in Syrakus und zog sich durch freimüthigen Tadel der schlechten Tragödien des Tyrannen den Tod zu.

Antiphonie, Gegenstimme, Aufführung eines Gesanges von verschiedenen Stimmen, z. B. der hohen weiblichen und der tiefen männlichen, von welchen die erstere um 8 Töne höher ist als die letztere oder auch die Begleitung eines Gesanges in der Oktave, durch das Accompagnement eines Instruments, am gewöhnlichsten der Magadis, deren doppelte Saitenreihe in Oktaven gestimmt war. In weiterer Bedeutung versteht man unter A. einen Gegengesang oder Wechselgesang, wie der Vortrag der Strophe und Antistrophe bei Aufführung der Chöre in der griechischen Tragödie und der Wechselgesang bei den nächtlichen Bacchanalien, sowie im hebräischen Kultus der Vortrag der Psalmen, die sich dazu durch den Parallelismus der einzelnen Versglieder, wie durch ihre strophische Abtheilung besonders eigneten. Von der jüdischen Synagoge, nicht aus den griechischen Bacchanalien, ging der Wechselgesang in die christliche, zunächst in die morgenländische, dann in die abendländische Kirche über. Dort soll ihn Ignatius, Bischof von Antiochien am Ende des 1. Jahrhunderts, hier Ambrosius, Bischof von Mailand im 4. Jahrhundert, eingeführt haben. Nach Griechenland kam der Wechselgesang unter Konstantin dem Großen von Antiochien aus durch die Mönche Flavianus und Diodorus. Eine neue Bedeutung erhielt die A. durch den genialen Schöpfer des neuern christlichen Kultus, Gregor den Großen (†604). Er theilte die Kirchengesänge ein in solche, welche nur ein einzelner oder einige Priester, solche, welche der Chor (der dann auch wieder manche Stücke, z. B. die Psalmen, in zwei Abtheilungen gesondert, ausführte), und solche, welche das Volk vortrug. Die A. wird vom ganzen Chor gesungen, u. zwar unmittelbar vor und nach jedem Psalm, dessen Hauptidee in der Regel in ihr kurz ausgesprochen wird. Sie soll auf das heilige Bibelwort theils vorbereiten, theils dessen Wahrheit in den Gemüthern der Gläubigen bestärigen. Das von Gregor über die A. verfaßte Werk: „Liber antiphonarius" ist in seiner ursprünglichen Gestalt nicht mehr vorhanden, das jetzige unter diesem Namen bekannte enthält viele spätere Zusätze. In der spätern Zeit hat das Wort A. noch manche andere Bedeutungen erhalten: man versteht darunter bald den abwechselnden Kirchengesang überhaupt, bald das, was genauer Intonation und Responsorium genannt wird, das Absingen kurzer Bibelstellen von Seiten des Geistlichen und der Gegengesang des Chors. Außerdem heißen in der katholischen Kirche A.n auch die Bibelstellen selbst, welche sich auf das Fest beziehen und vor oder nach den Psalmen und Gesängen vorgetragen werden: in der Episkopalkirche nennt man A. oder Anthem eine Art Kirchenmusik, bei welcher auf einige von weiblichen Stimmen gesungene Sprüche die ganze Gemeinde im Chor antwortet. Händel hat mehre solcher A.n komponirt.

Antiphrasis, Redefigur, bei welcher das Entgegengesetzte von dem ausgedrückt werden soll, was das Wort eigentlich besagt. Dann versteht man unter A. auch eine solche Benennung eines Dings, die mit dessen Wesen in Widerspruch steht, wie wenn z. B. die Erinnyen, die Rachegöttinen, die Huldvollen heißen. Hierher gehören auch die scherzhaften Etymologien, wie das bekannte lucus a non lucendo, d. h. das Wort lucus, der Wald, ist abzuleiten von lucere, leuchten, weil es im Walde nicht hell ist. Endlich heißt A. auch die Redewendung, bei welcher man etwas mit Stillschweigen übergehen zu wollen vorgibt, es aber damit gerade ausspricht. Die A. ist die mächtigste Waffe der Ironie (s. d.).

Antipoden, Gegenfüßler. Zu jedem Punkte auf der Erdoberfläche gibt es drei andere ihm entgegengesetzte Punkte. Der erste ist derjenige, welcher in einem und demselben Parallelkreise (Breitengrade) mit dem gegebenen liegt, aber 180° Längengrade von ihm entfernt. Die Bewohner dieses Punktes sind in Beziehung auf den gegebenen Nebenwohner (Perioeci); sie haben mit jenen gleiche Jahreszeiten, gleiche Tageslänge, aber entgegengesetzte Tag- u. Nachtzeiten. Der andere Punkt ist derjenige, welcher mit dem gegebenen einerlei Meridian oder Länge, auch die gleichgroße Breite, aber auf verschiedenen Seiten des Aequators (in entgegengesetzten Hemisphären), hat. Seine Bewohner heißen in Beziehung auf den gegebenen Punkt Gegenwohner (Antoeci); sie haben gleiche Tag und Nacht-, aber entgegengesetzte Jahreszeiten und Tageslängen. Der dritte Punkt wird dadurch bestimmt, daß man von dem gegebenen Punkte aus eine gerade Linie durch den Mittelpunkt der Erde bis zur Oberfläche gezogen denkt. Die Bewohner dieses Punkts sind in Beziehung auf die Bewohner des gegebenen Gegenfüßler, A.; sie haben mit jenen entgegengesetzte Meridiane und Breitengrade, und darum auch nicht bloß entgegengesetzte Zeiten des Tages und der Nacht, sondern auch solche des Jahres, so wie entgegengesetzte Tageslänge. Deutschlands Nebenwohner haben wir in den nordamerikanischen Wäldern zu suchen, seine Gegenwohner im südlichen Afrika, seine Gegenfüßler sind die Südseeinsulaner. Der gerade Weg zu letztern durch den Mittelpunkt des Erdballs hindurch mißt 1720 Meilen, über die Oberfläche aber 2700. Petersburg liegt unter 60° nördl. Breite, 49° östl. Länge von Ferro; Petersburgs A. also unter 60° südl. Breite, 49 + 180° = 229° Länge. Berlin liegt unter 53½° nördl. Br., 33° östl. L.; Berlins A. also unter 53½° südl. Br. und 180 + 33° = 213° L. Es ist in Petersburg und Berlin Sommer, wenn es bei ihren A. Winter, Tag, wenn es bei diesen Nacht ist. Die Bewohner des Aequators haben keine Gegenwohner, und ihre Nebenwohner sind zugleich ihre A. Die Polarmenschen dagegen haben keine Nebenwohner und keine andern Gegenwohner und A. als sich selbst unter einander. Dem Festlande liegt meistens nicht Festland antipodisch gegenüber, sondern Wasser: der alten Welt und einem Theile Südamerika's der große Ocean und das südliche Eismeer, Nordamerika gegenüber liegt der indische Ocean und ein anderer Theil des antarktischen Eismeeres, Neuholland gegenüber das atlantische Meer. Es ist diese Antipodie der nordöstlichen Land- und südwestlichen Wasserhalbkugel eine der größten und wichtigsten Gegensätze auf unserem Planeten; der Gegensatz nämlich der tellurischen und maritimen Seite des Erdballs. Die Mitte der letztern nimmt etwa die südlichste Inselgruppe Australiens, die Doppelinsel Neuseeland im Centrum der oceanischen Südwelt ein; rund umher die Küsten und Südspitzen der Kontinente. Die Mitte der nordöstlichen Landhalbkugel dagegen okkupirt das nordwestliche Europa: Norddeutschland, Nordfrankreich, Südengland und die Bewohner der Nordsee sind die A. der Neuseeländer. Großbritannien mit Irland, die nördlichen Küstenstaaten von Frankreich, Holland, Deutschland bilden das Centrum der kontinentalen Nordwelt; in der oceanischen Südwelt liegen Länder und Inseln im Meere als kleine vertheilte, trockene Gebiete der Erde, auf der kontinentalen Halbkugel die Meere innerhalb der Länder. So entsteht jener große Gegensatz der beiden Erdhälften, der Wasser- und Landwelt; in der einen stehen die Ländermassen in fester Berührung, im andern liegen sie zerstreut, in der einen herrscht das Uebermaß des feuchten Elements, in der andern das Uebergewicht des Trocknen; in beiden hängen alle physikalischen Erscheinungen von ihren Hauptformen und Verhältnissen ab, und beide sind verbunden durch eine Zone von Gestadenländern, welche beständige Ausgleichung der gegenseitigen Wechselwirkung herbeiführen. Die Land- und Wasserwelt sind daher in Hinsicht der Atmosphäre, der Klimatik des Bodens, der Vegetation wie der Thierwelt ganz verschieden. Diese ungleichartige Vertheilung der Länder- und Wasserflächen übt zugleich den größten Einfluß auf den Gegensatz der Wärmevertheilung, sie bestimmt die Beugungslinie der Isothermen (s. d.), also auch die Kultur der Länder, die Civilisation ihrer Bewohner.

Die Möglichkeit zu begreifen, wie es Menschen geben könne, die uns die Füße zukehren, ohne von der Erde wegzufallen, kam allerdings der alten gelehrten Welt noch schwer an. Plutarch gesteht ganz offen (de facie in orbe lunae), daß er nicht begreife, wie es Menschen geben könne, die gleich den Fliegen mit in die Höhe gekehrten Beinen unter uns stehen. Die christlichen Kirchenväter, ein Lactantius, Augustinus, Basilius und Chrysostomus, hatten außerdem noch andere Gründe, das Daseyn von A. zu leugnen. Sie fanden die Vorstellung von einer antipodischen Generation mit der biblischen Grundansicht von der Erde (vergl. Ps. 104, 5) unvereinbar, sie wußten auch nicht, wie sie die Einheit des Menschengeschlechts und die Universalität der Erlösung durch Christus damit in Uebereinstimmung bringen sollten. Nach solchen Gewährsmännern aus der besten Zeit darf man es dem heil. Bonifacius nicht verargen, wenn er die Behauptung des bayerischen Priesters Vergilius, welcher das Daseyn einer antipodischen Welt keck behauptete und sogar mathematisch zu erhärten suchte, für eine arge Ketzerei erklärte und bei dem Papst Zacharias auf Amtsentsetzung des Vergilius antrug. Der Papst willfahrte anfangs dem treuesten seiner Diener; später indeß citirte er den Angeklagten nach Rom, um ihn selbst zu hören und die letzte definitive Entscheidung zu geben. Es muß dem Vergilius doch gelungen seyn, sich vom Verdacht der Ketzerei zu reinigen; denn er wurde in der Folge Bischof von Salzburg und erhielt nachher die Verehrung eines Heiligen.

Antipodeninsel, kleine australische Insel, südöstlich von Neuseeland.

Antiqua (franz. Romain), in der Sprache der Buchdrucker die gerade stehende lateinische oder römische Schriftgattung, im Gegensatz zur liegenden, der Kursivschrift. Die ersten 2 Jahrzehnte nach Erfindung der Buchdruckerkunst wurden die Bücher nur in der sogenannten gothischen

oder eckigen Mönchsschrift gedruckt. Der erste Versuch zum Uebergang von dieser zur gerundeten A. ist in einem Druckwerke von Schweynheym und Pannartz aus der berühmten Offizin des Klosters Subiaco bei Rom, in der ersten Ausgabe des Lactantius von 1465 zu finden, und völlig ausgebildet erscheint die A. im Quintilian des Druckers Jenson in Venedig von 1471, wogegen die Verbesserungen durch den ältern Aldus unbedeutend werden. Drei Jahrhunderte hindurch erlitt die Form dieser Schrift fast keine Veränderung, bis sie durch Didot den ältern wesentlich verschönert wurde. In neuester Zeit hat sie durch die englischen Schriftgießer manche Verbesserung erfahren und edle, einfache, dem Auge wohlthuende Formen erhalten, welche allgemeinen Eingang finden. Die Größen der A.-Schrift sind so mannichfaltig, als die der übrigen Schriftgattungen. Vergl. Schrift und Buchdruckerei.

Antiquar (Antiquarius), früher ein Gelehrter, der sich mit dem Studium der Antiquitäten beschäftigte, nach jetzigem Sprachgebrauch Einer, welcher ausschließlich mit älteren gebundenen Büchern handelt. Das A.-Geschäft ist aus dem Buchhandel entsprungen, in Frankreich und England noch mit diesem verbunden. Die Elzevire und Waesberge zu Leyden und Amsterdam, Fritsch, Gleditsch, Weidmann und Andere zu Leipzig hielten neben neuem Verlag zugleich starke Sortimente alte Bücher. Noch jetzt findet man in London bei Longman, Lakkington rc., in Paris bei Renouard, in Madrid bei Sancha, in Rom bei Romanis, in Florenz bei Molini, in Utrecht bei Wild und Altheer, in Leyden bei Luchtmans die vollständigsten Lager alter und neuer Werke. In Deutschland ist das A.-Geschäft jetzt vom Buchhandel gewöhnlich getrennt. Bedeutende A.-Geschäfte in Deutschland sind gegenwärtig: Finke in Berlin, Klang in Wien, Birett in Augsburg, Heerdegen in Nürnberg, Helm in Halberstadt, Weigel in Leipzig, Lippert in Halle, Nestler in Hamburg, Asher in Berlin, Meusel in Koburg, Varrentrapp in Frankfurt a. M. rc. Der größte Bücher-A. in der Welt aber ist Bohn in London. Sein Katalog (London 1841, Preis 12 Fl.) verzeichnet 24,000 seltene und Hauptwerke aller Zeiten und Sprachen oder etwa 120,000 Bände im Werthe von mehr als 1/4 Million Gulden. In Italien versteht man unter A. oft einen Cicerone.

Antiquität, s. v. a. Alterthum; dann eine alte (ehrwürdige) Sache, Ruine, Sitte.

Antiquitäten, s. v. a. Alterthümer im weitern und engern Sinne.

Antirrhinum (Löwenmaul, Dorant), Pflanzengattung der natürlichen Familie der Personaten, der Gruppe der Scrofularinen, deren charakteristische Merkmale folgende sind: 5blätteriger Kelch, 2lippige, maskenartige Blumenkrone, am Grund mit einem bloßen Höcker versehen; 2fächerige, sich mit Löchern öffnende Kapsel. Drückt man die geschlossene Blumenkrone von beiden Seiten, so öffnen sich die Lippen wie ein Löwenrachen. Die mit einem deutlichen Sporn versehenen, übrigens ganz ähnlichen Blumen bilden die Gattung Linaria. Einheimische Arten sind: A. majus, großes Löwenmaul, wächst im südlichen Deutschland auf Mauern und Felsen wild, im mittlern häufig in Gärten; hat große purpurrothe oder weiße Blumen mit gelber Maske, die in schönen, ziemlich dichten Aehren stehen. A. orontium, wildes, Feldlöwenmaul, kleiner Dorant, Kalbsnase, ist ausgezeichnet durch Kelchblättchen, welche länger als die Krone sind; linienartige, weichhaarige Blätter; in den obern Blattwinkeln einzeln sitzende Blüthen mit weißer, blaßrother Blumenkrone. Das Gewächs ist einjährig, 1/2—1 Fuß hoch und hat betäubende giftige Eigenschaften. Von A. majus hat die neuere Blumistik viele schöne Varietäten mit dunkel- und hellrothen, scharlach-, feurig-, blutrothen (sanguineum, fulgidum), ferner mit weißen, rothgelippten (bicolor), mit purpurrothen, rosenrothen, roth u. gelben, gelben, rothgelben, fleischfarbigen, endlich gefüllten (doppelten, multiplex), nelkenartig u. sehr schön gestreiften (caryophylloides) u. in diesen Farben nüancirenden Blumen, desgleichen mit bunten Blättern gezogenen. A. montevidense ist eine Abart mit prächtigen, großen, weißen Blumen. Man säet den Samen im März oder April ins freie Land, von den Varietäten caryophylloides und montevidense besser in einen Topf, den man ins Glashaus stellt, oder in ein kühles Mistbeet. Die jungen Pflanzen versetzt man theils an gute Stellen ins freie Land, in lockern, guten, nicht zu nassen Boden (wo man sie bei strengem Froste durch eine leichte und trockene Bedeckung schützt), theils in Töpfe, die man frostfrei und luftig durchwintert. Die Varietäten (besonders die buntblätterige und doppelblüthige) kann man leicht im Juli bis September durch Stecklinge im kühlen Mistbeete oder auf freier, beschatteter Rabatte und mit einer Glocke bedeckt, vermehren; man pflanzt sie dann später, wenn sie hinreichend bewurzelt sind, mit einem kleinen Erdballen in (anfangs für die Durchwinterung nur kleine, auf dem Boden mit Scherben belegte) Töpfe, stellt diese bis zum Eintritte des Frostes an einen etwas beschatteten Ort ins Freie, und im Winter vor die Fenster eines Orangeriehauses oder frostfreien Zimmers, wo man ihnen sehr mäßig Wasser, aber reichlich bei mildem Wetter Luft gibt. Wenn man nach dem Abblühen die Stengel zurück schneidet, so blühen die Seitenzweige noch eine geraume Zeit. Ein rundes oder ovales Beet in einem Rasenstücke, bepflanzt mit den verschiedenen Varietäten dieser Art, gewährt den größten Theil des Sommers hindurch einen vortrefflichen Anblick. Sonst war das etwas scharfe Kraut, Herba Antirrhini s. Ant. majoris s. Orontii majoris s. Capitis vituli, als zertheilendes und harntreibendes Mittel im Gebrauche. Der Aberglaube schrieb ihm besondere Kräfte zu. Von A. Orontium L. war sonst das Kraut als Herba Orontii officinell. Es ist bitterlich, etwas scharf und herbe; von den Landleuten wird es jetzt noch zum Beräuchern des Viehes gebraucht. Von den ausländischen Arten kommen als Zierpflanzen am häufigsten vor: A. asarina (Orontium asarinum *Pers.*), krautartig, aber perennirend, aus Italien, wird in Dammerde, mit Sand gemischt, gezogen u. an frostfreiem

Orte durchwintert. A. sempervirens (Orontium sempervirens *Pers.*), ein strauchartig Gewächs auf den Pyrenäen, wird im Herbste oder Frühjahr ins Mistbeet gesäet; A. siculum (Orontium sic. *Pers.*), krautartig, perennirend, aus Sicilien, ist während des Winters im Freien gut zu bedecken.

Antisabbatarier, Gegner des Sabbaths; in der alten christlichen Kirche Bezeichnung derjenigen, welche den jüdischen Sabbath nicht gefeiert wissen wollten, im Gegensatz zu den Judenchristen, die mit andern mosaischen Institutionen auch die Feier des Sabbaths beibehielten; in neuerer Zeit in England eine kirchliche Partei, welche die Feier des Sonntags abgeschafft wissen wollte, weil kein Gebot Christi vorhanden sey, daß ein bestimmter Tag in der Woche vorzugsweise oder allein zu kirchlichen Versammlungen &c. dienen solle, sondern vielmehr im neuen Testamente alle Tage für gleich heilig angesehen würden; und weil die jüdische Sabbathsfeier für die Christen keine Verbindlichkeit mehr habe. Vergl. Sabbath und Sonntagsfeier.

Antiscii, Gegenschattige, Bewohner der Erde zwischen den Wendekreisen, deren Schatten bald nach der einen, bald nach der andern Seite fällt. Vergl. Ascii.

Antiscorbutica, antiskorbutische Mittel, Mittel gegen den Skorbut oder Scharbock, namentlich die antiskorbutischen Pflanzen, die Heilkräfte gegen den Skorbut besitzen: Senf, Rettig, Meerrettig, Löffelkraut, Sauerampfer, und mehre aus der natürlichen Familie der Kreuzblumen.

Antiseptische Mittel, fäulnißwidrige, der Fäulniß vorbeugende Mittel, dergleichen nicht bloß in der Chemie und in den Gewerben zur Verhütung der Zersetzung animalischer und vegetabilischer Stoffe, z. B. beim Gerben, Einbalsamiren, Einpökeln &c. benutzt werden, wie Kälte, Abhaltung des atmosphärischen Sauerstoffs, Eintrocknung, Gerbung mittelst Gerbsäuren oder Metallsalzen, Fällung des Eiweißes durch Hitze oder Kreosot und kreosothaltige Flüssigkeiten (Holzessig), Alkohol, ätherische Oele und ätherischölige Harze (balsamische Stoffe), sondern auch in der Medicin zur Anwendung kommen, entweder um wirklicher Fäulniß u. fäulnißartigen Zersetzungsprozessen am lebenden Körper entgegenzuwirken oder den letztern vor dem Umsichgreifen der Fäulniß zu schützen und durch Belebung gleichsam wehrfähiger zu machen.

Antispase, eigentlich Gegenzug, daher in der Medicin Gegenreiz (Revulsion, Kontrastimulation), Ableitung der Säfte nach einer andern Seite (Derivation). Vergl. Ableitung, ableitende Methode.

Antispasmodica, antispasmodische Mittel, krampfstillende Mittel, besonders Narcotica und flüchtige Reizmittel.

Antispast, viersylbiger Versfuß, aus einem Jambus und Trochäus (*v — — v*), also aus einander widerstrebenden Versfüßen bestehend, daher der Name.

Antispastica, antispastische Mittel, s. v. a. Antispasmodische Mittel.

Antispode (Antispodion), Asche von organischen Körpern, Pflanzenasche, Thierasche; Gegensatz von Metallasche (Spodion).

Antissen, kleiner österreichischer Fluß im Innviertel, entspringt hinter Eberswang u. mündet beim Dorfe Antissenhofen in die Donau. Sein Flußgebiet bildete den altdeutschen Antissengau, einen Theil des Mattichgaus.

Antistes, Vorsteher, Aufseher, besonders Vorsteher, Leiter des Gottesdienstes, Aufseher eines Tempels, Priester; daher bei den Kirchenvätern gewöhnlich Bezeichnung des Bischofs, auch der Aebte, Prioren &c., und in der reformirten schweizerischen Kirche Titel des ersten Stadtgeistlichen und Vorstehers des Kirchen- und Schulwesens im Kanton, etwa s. v. a. Generalsuperintendent in lutherischen Ländern.

Antisthenes, von Athen, Stifter der cynischen Schule (vgl. Cyniker), erst Schüler des Gorgias u. nachmals Schüler u. Freund des Socrates, blühte um 380 v. Chr. und bildete, ohne der Spekulation ganz zu entsagen, vorzüglich die praktische Richtung der sokratischen Philosophie, aber in einseitiger Weise aus. A. theilt mit Socrates die Ansicht, daß die Tugend das höchste Ziel, die wahre Bestimmung und die wahre Glückseligkeit des Menschen ausmache; er sieht, wie Sokrates, das Streben, so wenig als möglich Bedürfnisse zu haben, als den unmittelbarsten Weg zur Tugend und als die Quelle der Glückseligkeit an. Unter seinen Händen schlägt aber dieser Satz in eine Ungereimtheit über; A. lehrt: „Am glücklichsten ist, wer am wenigsten bedarf.“ Er selbst beschränkte demzufolge seine ganze Kleidung auf einen Mantel, seine ganze Geräthschaft auf einen hölzernen Becher, einen Sack und einen Knotenstock, ließ Haupt- und Barthaar wachsen, schlief stets auf der Erde und vernachlässigte im geselligen Umgange jede Rücksicht auf konventionelle Sitte. Als spekulativer Theolog unterschied A. die Vielheit der Volksgötter von einem natürlichen Gott und war Monotheist; als Metaphysiker huldigte er einem gewissen Skepticismus und behauptete z. B., daß nicht das Wesen der Dinge, sondern nur ihr Verhältniß zu einander zu erkennen sey, und daß nur solche Urtheile gewiß seyen, welche einerlei Subjekt und Prädikat hätten, wie: Mensch ist Mensch, gut ist gut. Seine zahlreichen Schriften, worunter ein Werk „Sathon“ gegen Plato (mit welchem er nicht befreundet war, während er mit Xenophon sehr vertraut stand) und mehre Reden, sind sämmtlich verloren gegangen; zwei Deklamationen (abgedruckt in den Sammlungen der attischen Redner von Aldus, Stephanus, Reiske und Becker) sind eben so wenig, wie ein Brief (am besten abgedruckt bei Orelli, Collect. Epist. Graec., Leipzig 1815, Band I.) als ächte Werke des A. anzusehen, dessen Namen sie an der Spitze tragen.

Antistrophe, eigentlich Gegenwendung; bei Chor-Tänzen Gegensatz von Strophe, Gegenwendung des Chors, welche einer vorangegangenen Wendung entspricht, so daß sie in der entgegengesetzten Richtung geschieht, von der Linken zur Rechten; in der Lyrik und den dramatischen Chorgesängen die zur Gegenwendung gesungenen Worte, eine der Strophe entgegnende Versreihe (s. Strophe); in der Rhetorik eine Figur, wobei sich

Sätze mit gleichen Worten schließen, oder Umkehrung eines Satzes gegen den Sprechenden. Vergl. Inversion.

Antitakten, gnostische Sekte im 2. Jahrhundert, zügellose Antinomisten; sie verwarfen den Demiurgos oder Gott der Juden als den, welcher in die Werke des guten Vaters Unkraut gestreut und das Böse in die Welt gebracht habe.

Antithese, Entgegensetzung, in der Logik das Verhältniß zweier sich aufhebenden Urtheile. Soll ein Satz logische Gültigkeit haben, so darf er sich nicht selbst aufheben; daher die Regel: von entgegengesetzten Bestimmungen eines Dinges setze nur eine. In der Rhetorik heißt A. die Verbindung zweier Worte von entgegengesetzter Bedeutung, z. B. der gebildete Barbar, der zahme Tiger; dann eine Redefigur, bei welcher man einen Gedanken durch Verbindung mit einer entgegengesetzten Vorstellung hervorhebt, wobei jedoch immer ein Vereinigungspunkt da seyn muß, den der Verstand des Lesers finden kann. Diese Figur ist von großer Wirkung, wenn sie mit Sparsamkeit angewendet wird. Eine A. in diesem Sinne ist es, wenn Lessing von einem Buche sagt, es enthalte viel Gutes und viel Neues, aber dabei bedauert, daß das Gute nicht neu und das Neue nicht gut sey.

Antitheton, Kontrast, d. i. Zusammenstellung von Merkmalen, die in einzelnen Beziehungen einander ähnlich, in der Hauptsache sich entgegengesetzt sind.

Antitrinitarier, Gegner der Lehre von der Trinität oder Dreieinigkeit Gottes, s. v. a. Unitarier (s. d.).

Antium, uralte Stadt in Latium, auf felsiger, weit ins tuscische Meer gestreckter Landspitze, der Sage nach von einem Sohne des Ulysses und der Circe erbaut und anfänglich von tyrrhenischen Seeräubern bewohnt, auch in spätern Zeiten noch durch Kaperschiffe, welche selbst die griechischen Gewässer beunruhigten, übel berüchtigt. Von Tarquinius Superbus zum Latinerbunde gezogen, blieb A. doch fortwährend in enger Verbindung mit den Volskern und ward daher 468 vor Chr. von den Römern bekriegt, eingenommen und als eroberte Stadt behandelt. Es wurde eine römische Kolonie hier angesiedelt. Da indeß auch diese zu Rom bald wieder in feindliche Stellung trat, so erfolgte im Jahre 338 vor Chr., nachdem die Antiaten in einem Seetreffen besiegt worden waren, die zweite berühmtere Einnahme von A. Rom verpflanzte die Einwohner u. kolonisirte die Stadt von Neuem. Unter der römischen Herrschaft erreichte die Stadt ihren höchsten Flor. In den letzten Zeiten der römischen Republik und in der Kaiserzeit trug die vom Meere umspülte Höhe einen Kranz der herrlichsten Paläste, in denen die vornehmen Römer und selbst Kaiser, wie Nero, die Sommermonate zubrachten. Tempel und Triumphpforten erhoben sich; alle überstrahlten aber die berühmten Tempel der Fortuna und des Aesculapius. Etwas östlicher lag der Tempel des Neptun, mit dem alten, durch die Römer im Jahre 338 unbrauchbar gemachten, später wieder hergestellten Hafen, wo jetzt das Städtchen Nettuno steht. Von A. selbst ist gegenwärtig nur ein Thurm übrig; an seiner Stelle liegt das an Antikenfunden reiche Anzio.

Antivari, türkische Stadt im Sandschak Iskenderje (Skutari) in Albanien, nahe am adriatischen Meere, mit 6000 Einwohnern, einem Schloß auf hervorspringendem Felsen und kleinem Hafen; Sitz eines katholischen Erzbischofs. Sonst Antibarum, 1573 von den Türken erobert.

Antommarchi, Francesco, Napoleons Arzt auf St. Helena, war ein geborner Korse und seit 1812 Prosektor am Hospitale Santa Maria zu Florenz. Im Jahre 1818 wurde er von dem Kardinal Fesch im Namen der Mutter Napoleons bewogen, sich nach St. Helena zu begeben, um dem Kaiser ärztlichen Beistand zu leisten. Als er den 13. September 1819 dem Kaiser seinen ersten Besuch machte, empfing ihn dieser mit unverhohlenem Mißtrauen; doch wußte A. bald sein Vertrauen zu gewinnen und wurde von Napoleon in dessen Testamente mit 100,000 Franken bedacht. Nach dem Tode des Kaisers begab er sich nach Paris, wo er das vielgelesene Werk: „Les derniers moments de Napoléon" (2 Bände, Paris 1825, deutsch, Stuttgart 1825) herausgab. Ueber seine projektirte Herausgabe der großen anatomischen Tafeln, die eine hinterlassene Arbeit des berühmten Mascagni waren und von Berlinghieri, Barcelotti und Rossi (Pisa 1823—26) herausgegeben wurden, gerieth er mit Mascagni's Erben in einen Streit, der nicht zu seinen Gunsten ausschlug. Die polnische Revolution veranlaßte ihn, nach Warschau zu gehen, wo er die Leitung der ärztlichen Anstalten übernahm. Er kehrte jedoch bald nach Paris zurück und ging von da zu Ende des Jahres 1831 nach Italien. Später begab er sich nach Westindien, wo er 1838 auf der Insel Cuba †. Ein höchst bescheidener und anspruchsloser Mann, war er stolz auf den Besitz einer Gesichtsmaske Napoleons, die er nach dessen Tode genommen hatte und durch den Kupferstich veröffentlichte.

Anton, eigentlich der Preiswürdige, Unschätzbare, französisch Antoine, ein vom lateinischen Antonius gekürzter Männername. Merkwürdige Träger desselben sind: 1) A. von Bourbon, König von Navarra, ältester Sohn des Herzogs Karl von Vendôme, geboren 1518, vermählt 1548 mit Johanna d'Albret, der Tochter u. Erbin Heinrichs II. von Navarra, Vater Heinrichs IV. von Frankreich, ward 1555, nach dem Tode seines Schwiegervaters, König von Navarra. Dieser Fürst von geringer Thatkraft, wollüstig und charakterlos, obwohl nicht ohne kriegerischen Muth, versuchte während des Krieges, den Heinrich II. von Frankreich mit Philipp II. von Spanien führte, vergeblich die Wiedereroberung des 1512 von Ferdinand dem Katholischen in Besitz genommenen Theiles von Navarra. Nach dem Tode Heinrichs II. von Frankreich nahm er auf Antrieb seines jüngsten Bruders Ludwig von Condé an der hugenottisch-bourbonischen Verbindung gegen die fast allmächtigen Guisen Theil. Der Hof A.s ward bald der Hauptsitz der bourbonischen Partei; ihre Umtriebe, besonders der Anschlag Condé's, Lyon zu besetzen, kamen indessen durch aufgefangene Briefe ans Licht. Kaum waren daher beide Brüder in Orleans, wo sie auf der ausgeschriebenen Versammlung der Reichsstände als französische Prinzen erscheinen mußten, angekommen, so bemächtigte man

sich ihrer Personen; Ludwig von Condé, des Hochverrathes angeklagt, ward zum Tode verurtheilt, A. einstweilen sorgfältig bewacht. Zum Glück für Beide starb Franz II. unerwartet schnell am 5. December 1560. Katharina von Medicis, jetzt größeren Spielraum erhaltend, ließ den Verurtheilten freisprechen und versöhnte ihn mit den Guisen; auch A. nahm an dieser Förmlichkeit Theil, jedoch erst, nachdem ihm Katharina heimlich die Entfernung der Guisen und allgemeine Religionsfreiheit versprochen hatte. A. ward hierauf Generalstatthalter des Reichs; um so eifriger arbeiteten jetzt die Guisen daran, ihn von der Regentin abzuziehen. A. wurde beredet, sich an das antihugenottische Triumvirat des Herzogs Franz von Guise, des Connetable von Montmorency und des Marschalls von St. André anzuschließen. In dem nun ausbrechenden Bürger- und Religionskriege kämpfte er an der Spitze seiner neuerwählten Freunde gegen den eigenen Bruder und die Hugenotten, nahm Bourges ein und belagerte 1562 Rouen. An den Folgen einer hier erhaltenen Wunde † er den 17. Nov. 1562 zu Andelys, viel zu spät für das Glück seines Vaterlandes.

2) A. Klemens Theodor, König von Sachsen, zweiter Sohn des Kurfürsten Friedrich Christian und der Maria Antonie von Bayern, einer Tochter des Kaisers Karl VII., ward geboren den 27. December 1755. Von Jugend auf mehr an einem stillen, ascetischen Leben als an der Beweglichkeit der Staatsverwaltung Gefallen findend, faßte A. anfangs den Entschluß, sich dem geistlichen Stande zu widmen, und gab diesen Vorsatz nur aus Rücksicht auf die Kinderlosigkeit seines regierenden Bruders auf. Er vermählte sich 1781 mit Marie Karoline Antonie von Sardinien und, nachdem diese schon im folgenden Jahre an den Blattern kinderlos gestorben, mit der Großherzogin Marie Theresie von Toskana (geboren 1767, † 1827), der Tochter des Kaisers Leopold II., ohne jedoch in der 40jährigen Ehe mit ihr einen Thronerben zu erhalten, da 4 Kinder, welche ihm geboren wurden, frühzeitig ein Raub des Todes wurden. Ohne Theilnahme an den Regierungsangelegenheiten, in stiller Zurückgezogenheit lebte A. meist auf dem Lande, auf dem Schlößchen Wesenstein, bis der Donner des Kriegs ihn aus seiner Ruhe aufstörte. Während der Kriegsdrangsale, welche Sachsen seit 1806 heimsuchten, theilte Prinz A. die Sorgen und Wechselfälle, denen die königliche Familie Preis gegeben ward. Im österreichisch-französischen Kriege von 1809 flüchtete er, nachdem er nahe daran gewesen war, von einem österreichischen Streifcorps aufgehoben zu werden, nach Frankfurt am Main, und nach der Schlacht von Leipzig suchte er in Böhmen und Oesterreich Sicherheit. Napoleons Fall gab Europa den Frieden zurück; A. ging nun nach Italien und hielt sich mit seiner Adoptivtochter Amalie 1819 mehre Monate in Florenz und zu Rom auf, um hier, als guter Katholik, dem heiligen Vater seine Verehrung zu bezeugen. A. hatte bereits das 72. Lebensjahr erreicht, als ihn der Tod seines Bruders Friedrich August am 5. Mai 1827 auf den Thron rief, für den er sich nach Kraft, Neigung und bisheriger Lebensweise so wenig eignete. Seine Erklärung, daß er im Geiste seines verstorbenen Bruders regieren werde, konnte die Wünsche nach einer zeitgemäßen Reorganisation der sächsischen Zustände eben so wenig zufrieden stellen, als mehre einzelne Verordnungen, in denen sich der gute Wille des Königs zu erkennen gab und die einigen, aber bei Weitem nicht den wesentlichsten Uebelständen abhalfen. Dahin gehörte, als Beweis einer gütigen Gesinnung, die Erlassung der bei jedem Regentenwechsel herkömmlichen Lehensmuthungen, im Betrag von 1 Million Thalern, die Lüftung des steifen Hofceremoniels, die Abschaffung des enormen Wildstandes, die Errichtung mehrer guten wissenschaftlichen Institute, z. B. einer landwirthschaftlichen Lehranstalt zu Tharand, ferner der Bau von Brücken und Chausseen, die Gestattung eines ungehinderten Zutritts zu den dresdener Kunstschätzen und Anderes, was indeß keineswegs ausreichte, die größern, einer Radikalkur bedürftigen Uebel: als die bäuerlichen Lasten und Frohnen, gutsherrlichen Gefälle, Zehnten und sonstigen Ueberbleibsel aus dem mittelalterlichen Zustande der Leibeigenschaft und Erbunterthänigkeit, das oligarchische Magistratsregiment, die drückende Polizeigewalt und die Accise in den Städten, Stockung des Handels und der Gewerbe in Folge auswärtiger Zollsperren, eine lichtscheue Censur, Unzweckmäßigkeit des Landtages, Vermischung der Rechtspflege mit der Administration u. s. w. zu überdecken. Dazu kam die Begünstigung des Katholicismus, das Einnisten heimlicher Jesuiten und das von dem Ministerium Einsiedel unter den Augen des Königs begünstigte, mehr und mehr überhandnehmende arge Treiben protestantischer Mystiker. Von Jahr zu Jahr vergrößerte sich der Fond übel verhaltener Unzufriedenheit, und es bedurfte zuletzt nur eines von außen her eingeschleuderten Funkens, um all den angehäuften Brennstoff in lichte Flammen zu versetzen. Dies geschah im Jahre 1830, in Folge der pariser Julirevolution. A., der Friedliche und Gutmüthige, kam dem Verlangen des Volkes auf halbem Wege entgegen und sicherte sich dadurch den Thron und ein ehrenvolles und ruhiges Alter. Er nahm den Prinzen Friedrich August (s. d.), den Sohn seines Bruders Maximilian, nach der feierlichen Entsagung des Letztern, als präsumtiven Thronerben zum Mitregenten an und stellte so an die Spitze der Reform einen Regenten von männlicher Kraft, der nicht nöthig hatte, alten Gewohnheiten sich mit widerstrebenden Gefühlen zu entwinden, um fähig zu werden, die Ansprüche des Jahrhunderts zu verstehen. Die Veränderungen, welche jetzt in Sachsen eintraten und die diesen durch den wiener Kongreß zerschnittenen und bis auf den Tod verwundeten Staat in wenigen Jahren nicht bloß seine Wunden heilen, sondern ihn im öffentlichen Leben vor den meisten Nachbarstaaten einen großen Vorsprung gewinnen ließen, sind unter dem Artikel Sachsen näher zu bezeichnen. A. verlebte, nachdem der Sturm sich in Ruhe verwandelt hatte, den Rest seines Lebens ohne rege Theilnahme an den Staatsangelegenheiten, übrigens streng, regelrecht, überaus mäßig und einfach, theils in Dresden und Pillnitz, theils auf seinem Lieblingssitze Wesenstein. Er hatte die Freude, 1835 sei-

nen 81. Geburtstag in Dresden u. an andern Orten des Königreichs als ein wahres Volksfest mit allgemeinem Jubel und dankbarer Rührung gefeiert zu sehen. In Dresden hatte man sogar beschlossen, dem ältesten aller noch lebenden Monarchen eine Denksäule zu setzen, eine Ehre, die er selbst von sich abwies. Aber doch hat Dresden seinen Namen dadurch dem Gedächtnisse lebendig erhalten, daß eine neue Vorstadt am rechten Elbufer den Namen „Antonsstadt" erhielt. A. † den 6. Juni 1836 zu Pillnitz nach kurzem Krankenlager. Sein Nachfolger war der frühere Mitregent **Friedrich August**.

3) A. **Viktor Raimund Joseph, Erzherzog von Oesterreich**, Sohn des Kaisers Leopold II., geb. 1779 zu Florenz, ward 1801 Kurfürst von Köln, nach Niederlegung dieser Würde 1803 Koadjutor und hierauf Nachfolger seines Bruders, des Erzherzogs Karl im Hochmeisterthume des deutschen Ordens, später österreichischer Feldzeugmeister, 1816—1818 lombardisch-venetianischer Vicekönig † 1837 zu Wien.

4) A. **Ulrich, Herzog von Braunschweig**, zweiter Sohn des unter dem Namen Gustav Selenus als Schriftsteller bekannten Herzogs August, machte sich einen Namen als Gelehrter, Dichter und Beförderer der Wissenschaften. Geboren den 4. Okt. 1633 zu Hitzacker, bezog er 1650 die Universität Helmstädt, bereiste hierauf Süddeutschland, Holland, Frankreich und Italien und vermählte sich nach seiner Rückkehr mit Elisabeth Juliane, einer Tochter des Herzogs Friedrich von Holstein-Nordburg. Schon sein Vater zog ihn häufig in Staatsangelegenheiten zu Rathe; noch größer ward sein Einfluß, als ihn der 1666 zur Regierung gekommene ältere Bruder Rudolf August 1667 zu seinem Statthalter und 1685 selbst zum Mitregenten ernannte. Unzufrieden mit der Verleihung der Kurwürde an Hannover schloß er sich an Frankreich an, warb mit dessen Gelde 1702 Truppen und drohte mit einem Einfalle in die cellischen Länder für den Fall, daß Hannover und Celle den Kaiser im spanischen Erbfolgekriege unterstützen würden. Die deshalb entstandenen Händel und Wirren endeten mit einem Vertrage, in welchem A. auf Befehl des Kaisers der Mitregierung entsagen mußte. Schon 1704 wurde er jedoch durch den Tod seines Bruders Alleinregent der braunschweig-wolfenbüttelschen Lande. Die bisherigen Streitigkeiten wegen des Seniorats in den braunschweigischen Häusern wurden unter ihm 1706 beigelegt; auch erhielt Braunschweig als Entschädigung für den lauenburgischen Antheil das Amt Kampen und drei Dörfer des Amtes Gifhorn. Im Jahre 1710 trat A. zu Bamberg öffentlich zur katholischen Kirche über, angeblich in der Absicht, eine hohe geistliche Würde des römischen Reiches zu erlangen. Seine über diesen Schritt bekümmerten Unterthanen tröstete er durch das Versprechen, in Religionssachen nichts ändern zu wollen; nur die Erbauung einer katholischen Kirche in Braunschweig mußte gestattet werden. A. † den 27. März 1714 zu Salzthal bei Wolfenbüttel, 81 Jahre alt. Die von Herzog August angelegte weltberühmte Bibliothek zu Wolfenbüttel wurde durch ihn sehr vermehrt; eine von ihm zu Wolfenbüttel gestiftete Ritterakademie ging später wieder ein. Er schrieb zwei ihrer Zeit vielgelesene Romane: „Die durchlauchtige Syrerin und Aramena" (5 Theile, Nürnberg 1669 u. 1678) und „Oktavia" (6 Theile, daselbst 1685—1707); außerdem geistliche Lieder, von seiner Mutter in Musik gesetzt: „Christfürstliches Davids Harpffenspiel", (das. 1667; Wolfenbüttel 1760) und die Dramen: „Andromeda" (1659), „Orpheus" (1659), „Jakob des Patriarchen Heirath" (1662) u. a.

5) A., **Bastard von Burgund**, natürlicher Sohn Herzog Philipps des Guten von Burgund, tüchtiger Krieger, Ritter des goldenen Vließes, geboren 1421. Als Herr von Beures und Graf von St. Menehould focht er zuerst mit seinem Bruder gegen die Mauren in Afrika und nöthigte dieselben zur Aufhebung der Belagerung von Ceuta. Nach seiner Rückkehr diente er unter seinem Halbbruder Karl dem Kühnen von Burgund gegen die Lütticher, dann gegen die Schweizer. In der Schlacht bei Granson 1476 befehligte er den burgundischen Vortrab, ward aber 1477 bei Nancy gefangen und an Ludwig XI. von Frankreich ausgeliefert. Dieser nahm ihn in seine Dienste und schenkte ihm 1478 die Herzogthümer Grandpré und Chateau Thierry. Von Karl VIII. zum Ritter des heiligen Michael ernannt und 1485 legitimirt, † A. 1504.

6) A. **der Kühne**, Sohn des Grafen Friedrich von Vaudemont. Als Graf von Vaudemont und Guise gerieth er nach dem Tode seines Oheims, des Herzogs Karl I. von Lothringen, über den Besitz dieses Landes in Streit mit Karls Schwiegersohne, René von Anjou, schlug, von Burgund und Savoyen unterstützt, seinen dreimal stärkeren Gegner (1431) bei Bulgneville, nahm ihn gefangen und behauptete Lothringen, obgleich der Kaiser Sigismund und König Karl VII. von Frankreich ihm entgegen waren. Er † 1447.

7) A. **der Gütige**, dritter Sohn René's II. u. Philippinens von Geldern, ein durch Klugheit und Tapferkeit ausgezeichneter Fürst. Geboren 1489, erzogen am Hofe Ludwigs XII. von Frankreich, gelangte er 1509 zur Regierung, focht mit den Franzosen in Italien 1509 bei Agnadello, 1515 bei Marignano und dämpfte später den Bauernaufruhr im Elsaß. Sein Werk ist auch jener Vergleich auf dem Reichstage zu Nürnberg 1542, nach welchem Lothringen für ein freies Herzogthum erklärt und fast ganz vom deutschen Reiche getrennt ward. Er † 1544. Ihm folgte sein ältester Sohn Franz; der andere, Nikolaus, ward Stammvater der Linie Mercour.

8) A. **Ulrich, Herzog von Sachsen-Meiningen**, geboren 1687, jüngster Sohn Herzogs Bernhard I. und Elisabeth Eleonorens, geborenen Prinzessin von Braunschweig-Wolfenbüttel, ein talentvoller, kräftiger, wissenschaftlich gebildeter Fürst, selbstständig, eigenwillig, schroff in allen seinen Handlungen, freigebig gegen Gelehrte und Künstler und deren Werke bis zur Verschwendung. Nach mehren Reisen in England, Holland, Italien und der Schweiz, trat er 1708 als Regimentskommandeur in pfalz-neuburgische Dienste, machte 1710 die Feldzüge in den spanischen Nieder-

landen mit und stieg bis zur Würde eines Generalmajors. Nach dem Frieden von Rastatt verließ er die militärische Laufbahn, um sich 1711 mit Philippine Elisabeth Cäsar, der hinterlassenen Tochter des hessen-kasselschen Hauptmanns David Cäsar, zu vermählen, fälschlich oft Cäsarea Schurmann genannt (der Kapellmeister Schurmann war der Mann ihrer Schwester). Diese Verbindung, eine der merkwürdigsten, welche in der sächsischen Geschichte vorkommt, ward von den Brüdern A.s und den übrigen Herzögen von Sachsen 1717 durch einen förmlichen Vertrag für eine morganatische erklärt. A. protestirte; denn in treuer Liebe zu seiner Gattin, wollte er einige ihm geborne Söhne als rechtmäßige, successionsfähige Prinzen anerkannt wissen. Er wandte sich deshalb an den kaiserlichen Hof nach Wien; nach vielen Bemühungen gelang es ihm, man sagt durch kostbare Spenden an Mitglieder des Reichshofraths, Karl VI. für sich zu gewinnen. Am 21. Februar erhob der Kaiser die Cäsar in des heiligen römischen Reichs Fürstenstand und erklärte in seiner Machtvollkommenheit alle mit ihr erzeugten und zu erzeugenden Kinder für rechtgeborne, den Stand und die Rechte des Vaters erbende Prinzen und Prinzessinnen. Sofort protestirte das gesammte kur- und fürstliche Haus Sachsen dagegen; allein Karl VI. wies ihre Remonstrationen ad acta. Gleichzeitig erlangte A. vom wiener Reichshofrathe eine günstige Entscheidung gegen seinen Bruder Friedrich Wilhelm, der ihn nach dem Tode des ältesten Bruders, Herzogs Ernst Ludwigs, 1724 von der Mitregierung und der Vormundschaft über die hinterlassenen Prinzen des Verstorbenen ausschließen wollte. A. ward 1727 Mitregent, erhielt ein Drittel der Landeseinkünfte überwiesen und führte 1729 seine Gemahlin als Herzogin von Sachsen, seinen ältesten Prinzen als sächsischen Prinzen in Meiningen ein. Zwietracht trennte die beiden Brüder fort und fort, wobei das Land am meisten litt. Als A. Ulrichs Gemahlin (den 14. August 1744 zu Meinigen) starb, verweigerte der Bruder u. Mitregent zum Aergerniß aller Vernünftigen im Lande nicht nur die Beisetzung der Leiche im fürstlichen Erbbegräbnisse, sondern sogar das bei fürstlichen Todesfällen übliche Trauergeläute. A., der abwesend gewesen war, eilte am 18. August nach Meiningen, änderte jedoch den starren Sinn des von Günstlingen irre geleiteten Bruders nicht; ihm blieb nichts übrig, als Protestation gegen die Beisetzung seiner Gemahlin an jedem andern Orte als dem fürstlichen Erbbegräbnisse. Der Sarg mit der Leiche der verstorbenen Herzogin blieb daher in einem Zimmer des Schlosses stehen und ward hier mit Sand in Form eines Grabhügels überschüttet. So ward der Herzogin Sterbezimmer zugleich ihre Gruft! Mit Recht empört über seinen Bruder, reiste A. hierauf nach Frankfurt am Main zum Hoflager Kaiser Karls VII., um dort Regreß zu fordern; allein hier wirkte ihm der Einfluß der gesammten übrigen sächsischen Fürsten entgegen, und schon im September 1744 erklärte der Kaiser die Standeserhöhung der Cäsar und ihrer Kinder für nichtig, womit sich das auf den Rekurs A.s 1747 erfolgte und von Kaiser Franz I. genehmigte Gutachten des Reichstages einverstanden zeigte. Doch da starb der unbrüderliche Bruder 1746, nachdem Ernst Ludwigs Söhne schon früher geschieden waren, und A. Ulrich sah sich plötzlich im Alleinbesitz der Regierung. Wie jener an seiner Gemahlin gethan, that nun A. Ulrich an des Bruders Leiche. Er ließ sie nicht beerdigen, sondern ebenfalls im Sterbezimmer des Schlosses stehen, so lange bis die Leiche der vor 3 Jahren verstorbenen Herzogin in dem fürstlichen Erbbegräbnisse feierlich beigesetzt worden war. A.s übriges Leben war Unruhe und steter Kampf. Kühn und starr widersetzte er sich dem kaiserlichen Befehle zur Freilassung des 1746 gefangen gesetzten Oberlandjägermeisters Johann Ludwig von Gleichen u. dessen intriguanter Gemahlin; die Folge davon war, daß 1747 sachsen-gothaische Exekutionstruppen ins Meiningische rückten. Nach geringem Widerstande der meiningischen Truppen besetzten die Gothaer das Städtchen Wasungen und bedrohten die Hauptstadt des kleinen Staats (wasunger Krieg). Von dem Schlachtfeld kam hierauf die Sache vors Reichskammergericht. Friedrich III. von Gotha, friedlicher als sein Gegner, leistete auf die geforderten Kommissions- und Exekutionskosten freiwillig Verzicht und ließ endlich seine Truppen abmarschiren. A. Ulrich entsagte dafür andern Ansprüchen. Bald darauf entstand aber neue Fehde mit Sachsen-Saalfeld, in deren Folge 1752 abermals kurfürstlich-sächsische und brandenburg-ansbachische Exekutionstruppen in das Herzogthum einrückten. Die Aemter Sonneberg, Neuhaus und Römhild wurden besetzt und ihre Einkünfte an Saalfeld gewiesen. Hierauf bequemte sich A. Ulrich 1753 zu einem Vergleiche. Unter solchen Wirren konnte das Wohl des Landes nicht gedeihen. Die Rüstungen, die verschwenderische Freigebigkeit für wissenschaftliche und künstlerische Zwecke &c., alles das stürzte die Finanzen in schlimme Zerrüttung, welche die inneren Verbesserungen, wie sie der aufgeklärte A. beabsichtigte, erschwerte und meist unmöglich machte. Dennoch ist er dadurch, daß er viele gewerbliche Keime im Lande pflanzte, die später groß wurden und Tausende von Händen beschäftigten, eine Wohlthat seines Landes geworden. Durch seine Unterstützung entstand 1762 zu Limbach die erste Porcellanfabrik im Meiningischen; unter ihm wurde das Salzwerk zu Salzungen vergrößert und nach einer verbesserten Art eingerichtet; Hammer- und Hüttenwerke wurden von ihm durch begünstigende Koncessionen ins Leben gerufen, der Bergbau gefördert, Glasfabriken angelegt &c. Das 1703 gestiftete Waisenhaus beschenkte A. schon in seinen früheren Jahren mit einem Kapital, von dessen Interessen die erwachsenen Waisen ein Handwerk erlernen sollten. Die Sammlungen für Literatur und Kunst in Meiningen sind meist von ihm gegründet; so stammt das Beste in der herzoglichen Bibliothek (die kostbare Atlantensammlung), das Naturalien- und Münzkabinet, die Gemälde- und Bildergallerie meist von ihm. Wichtig für das ganze, nach A.s Tode von einer traurigen Zerstückelung bedrohte Land war im Jahre 1750 seine zweite Vermählung mit Charlotte Amalie, der Tochter des Landgrafen Karl von Hessen-Philippsthal. Er bekam aus dieser Ehe noch vier Töchter u. vier Söhne, von

denen August Friedrich Karl Wilhelm u. Georg Friedrich Karl ihn überlebten. A. † den 27. Jan. 1763 zu Frankfurt am Main. Seine zweite treffliche Gemahlin ward nach testamentarischer Verordnung alleinige Obervormünderin und Regentin für ihre beiden unmündigen Prinzen und für das Land eine rechte Mutter.

9) A. Ulrich, Prinz von Braunschweig, zweiter Sohn Ferdinand Albrechts, Herzogs von Braunschweig, wurde am 17. August 1714 geboren. Auf den Vorschlag des österreichischen Hofes von der Kaiserin Anna zum Gemahl ihrer Nichte Anna Leopoldowna erwählte, kam er zu Anfange des Jahres 1733 mit der großen Hoffnung nach Rußland, der Stammvater eines neuen Kaiserhauses aus der weiblichen Linie Peters des Großen zu werden; allein dort packte ihn ein schweres verhängnißvolles Schicksal. Seine Braut war erst 12 Jahre alt; die Minderjährigkeit derselben und des Günstlings Biron Ränke, welcher die Nichte der Kaiserin mit einem seiner Söhne zu vermählen wünschte, machte, daß erst nach 6 Jahren, am 3. Juli 1739, seine Vermählung Statt fand. Am 12. August 1740 ward ihm ein Sohn, Iwan, geboren, den die Kaiserin durch ein Manifest vom 5. Oktober desselben Jahres zu ihrem Nachfolger ernannte. Bis zu dessen Volljährigkeit sollte der allmächtige Favorit der Kaiserin, Biron, die Regentschaft führen. Prinz A. Ulrich wurde nebst seiner Gemahlin von allen Regierungsgeschäften entfernt. Offenkundig war sein Haß gegen den Günstling, der ihn dagegen bei der Kaiserin anschwärzte, ja, ihn öffentlich beschimpfte, ihn nöthigte, dem Kommando der Garde zu entsagen und ihn zuletzt in seinem Palast einsperrte. Nach Birons endlichem Sturze, wozu A. Ulrich mitwirkte, wurde der Prinz von seiner Gemahlin, der Regentin Anna, zum Generalissimus erhoben. Doch war seine Lage nicht heiter; denn es war offenkundig, daß A. Ulrich weder die Liebe noch das Vertrauen seiner Gemahlin genoß. Am 24. November 1741 wurde die Regentin Anna von der Großfürstin Elisabeth Petrowna entthront und nebst ihrem Gemahl, ihrem minderjährigen Sohne und ihrer Tochter Katharina in die Citadelle von Riga eingesperrt. Von da schleppte man die Familie nach Dünamünde, wo A. Ulrichs Gemahlin von einer zweiten Tochter, Elisabeth, entbunden wurde. Von Dünamünde wurden die Gefangenen nach einem elenden Orte im Gouvernement Kasan verwiesen. Aber auch da war kein Bleiben; der Prinz u. seine Gemahlin nebst ihren beiden Töchtern wurden 1743 nach Cholmogory im Gouvernement Archangel abgeführt, einem Flecken in der rauhesten, ödesten Landschaft, der Sohn aber in der Festung Schlüsselburg eingekerkert (1743). In Cholmogory gebar die entthronte Fürstin im Elend und unter Entbehrungen aller Art noch zwei Söhne, Peter (1745) und Alexei (1746). Die Geburt des Letztern kostete ihr das Leben. Die thronräuberische Katharina II. ließ jetzt dem Prinzen A. Ulrich den Vorschlag machen, für seine Person Rußland zu verlassen; seine Kinder aber sollten zurückbleiben, da man ihnen aus politischen Gründen nicht die Freiheit geben könne. Allein A. Ulrich, der Vater, zog die Gefangenschaft mit seinen Kindern der Freiheit ohne dieselben vor, duldete noch Jahre lang und wurde erst am 19. März 1776 durch den Tod erlöst. Seine vier Kinder, indeß alle erwachsen, ließ man endlich 1780 los, und unter der Bedingung, daß sie sich ganz ruhig verhalten würden, verwilligte ihnen Katharina II. einen Jahrgehalt und schickte sie zu Schiffe nach Horsens in Jütland, wo sie unter dem Schutze ihrer Tante, der verwittweten Königin von Dänemark, Juliane, in der Dunkelheit ihr Leben beschlossen. Von den vier Kindern überlebte die älteste Tochter Katharine alle ihre Geschwister und † erst 1807.

Anton, St. (St. Antonio, Antal), die nördlichste der kapverdischen Inseln, unter 18⁰ 4′ nördlicher Br., 25⁰ 40′ westlicher L., gebirgig, fruchtbar, mit gesundem Klima; erzeugt Südfrüchte, Zucker, Baumwolle, Indigo, Wein, Drachenbäume, hat aber Mangel an Trinkwasser. Von den 5000 Einwohnern sind nur wenige Portugiesen, die meisten Neger. A. ist Anlegungsort der Ostindienfahrer. Der gleichnamige Hauptort ist klein, unansehnlich u. hat nur 1000 Einwohner.

Antonelli, römischer Kardinal-Staatssekretär, erhielt, aus einer sehr übel berüchtigten Familie stammend u. Räuber u. Banditen unter seinen Ahnen zählend, seine Erziehung in dem großen römischen Seminar. Von Gregor XVI. in den Prälatenstand erhoben, wurde er zum Beisitzer beim Oberkriminalgericht ernannt, später als Delegat erst nach Orvieto, dann nach Viterbo, endlich nach Macerata gesandt. Pius IX., vor dessen Thronbesteigung er Kardinal geworden war, ernannte ihn zum Unterstaatssekretär des Innern und zum Oberschatzmeister der zweiten apostolischen Kammer (Finanzminister), in welcher Stellung er sich das Wohlwollen seines Souveräns in hohem Maße zu erwerben wußte, so daß er auch dann des Papstes vertrauter Rathgeber blieb, als der überwiegende Einfluß der Liberalen, die kein geistliches Ministerium mehr wollten, ihn von der officiellen Leitung des Staates entfernte. In Gaeta, wohin er nach der Flucht des Papstes sich begab, ward er zum ersten Staatssekretär ernannt und als solcher lenkte er seitdem das Steuerruder von St. Peter. Ueber seine politischen Gesinnungen und Grundsätze lauten die Urtheile außerordentlich verschieden. Gewiß ist, daß er der Einführung eines Schreckensdespotismus, wie ihn mehre seiner Kollegen herbeiwünschten, entschieden entgegen ist. Er übt einen fast unbegrenzten Einfluß auf den Papst Pius IX. aus. Das Novemberprogramm von Gaeta (1849), worin die dem Volke zu gewährenden Reformen auf Frankreichs Wunsch aufgeführt wurden, ist sein Werk.

Antonello von Messina, berühmter Maler der italienischen Schule, der erste Italiener, welcher in Oel malte, geboren zu Messina um 1414 oder 1426. Angespornt durch ein Oelgemälde Johanns van Eyk, das der König Alphons I. von Neapel besaß, reiste er zu dem flandrischen Meister, erlernte die neue Malerei und brachte dieselbe später in Italien mit vielem Glücke in Ausübung. Sein berühmter Schüler war Domenico Veneziano. A. † wahrscheinlich 1493 zu Venedig. Seine Gemälde sind selten; das berliner Museum besitzt deren drei, welche sämmtlich

mit dem Namen des Künstlers bezeichnet sind; eines, mit der Jahrzahl 1445 bezeichnet, trägt ganz das Gepräge der flandrischen Schule, die beiden andern das der venetianischen Schule des 15. Jahrh., daher sie in die spätere Zeit des Künstlers gehören.

Antonia, Kastell von Jerusalem, vom Hasmonäer Johannes Hyrcanus angelegt und Baris genannt, von Herodes dem Großen neu befestigt und dem Marcus Antonius zu Ehren mit dem Namen A. belegt. Es stand auf einem hohen, jähen Felsen, an der nordwestlichen Ecke des Tempels, zu dem über die dazwischenliegende tiefe Schlucht eine gewölbte steinerne Brücke führte, und bildete ein Viereck mit hohen, starken Eckthürmen. Zur Römerzeit diente es als Citadelle zur Ueberwachung Jerusalems.

Antonien, St., hochgelegenes, romantisches Schweizerthal im Kanton Graubündten, zum Hochgericht Kastel gehörend, von einem wilden Bergwasser durchströmt, über 3 Stunden lang, das nordöstlich sich bis an die Grenze Tyrols hin ausstreckt. Der Eingang bei Luzein ist wild, das Thal selbst aber sehr reizend u. fruchtbar, mit grasreichen Berggehängen, grotesken Felsengruppen, schauerlichen Schluchten, Tropfsteinhöhlen, einigen Mineralquellen und 3 kleinen Seen; im Hintergrunde die Sulzfluh, 8 — 9000 Fuß hoch, im Osten die Mädrisa. Der Schnee verschließt im Winter das Thal oft Wochen lang; Lawinen sind häufig, weshalb die Häuser meist in einzelnen Gruppen zerstreut liegen und eine besondere Bauart haben. Die reformirte Pfarrgemeinde, eine der ersten in Graubündten, zählt 4—500 Einwohner, die meist Alpenwirthschaft treiben. Der Hauptort ist St. A.

Antonienberg, einer der höchsten unter den Schweizeralpen, im walliser Zehnten Raron, hinter Mörel, bis nahe an das berner Amt Interlaken reichend, voll prachtvoller Gletscher und schauerlicher Abgründe. Früher führte ein nicht mehr gangbarer Pfad über denselben aus dem Vieschthal nach Grindelwald.

Antonin, St., Stadt im französischen Departement Tarn = Garonne, Bezirk Montauban, östlich von dieser Stadt, liegt in einem schönen Thale am Zusammenfluß des Aveyron und der Bonette, ist lebhaft, gewerbreich und hat 6000 Einwohner, die Fabriken in wollenen Zeuchen, Leder, Leinwand, Papier und Handel mit Genièvre, Parfümerien, Leder betreiben.

Antonina, die schöne, kluge, aber ränkesüchtige und ausschweifende Gemahlin des oströmischen Feldherrn Belisar, war die Tochter eines Wagenwettrenners und einer Schauspielerin, Genossin und Geistesverwandte der berüchtigten Kaiserin Theodora. Durch diese mächtig bei Hofe und zugleich Beherrscherin ihres Gemahls, bahnte sie diesem den Weg zu der hohen Stellung im Heere, in welcher sein Name in der Geschichte glänzt, stand ihm in allen Gefahren muthig und kühn zur Seite, verbitterte ihm aber durch freche Buhlerei und Untreue das Leben. Ihr eigner Sohn Photius aus erster Ehe, der den Belisar zur Ergreifung strenger Maßregeln gegen eine Liebschaft der schon alternden Mutter mit einem gewissen Theodosius aufgereizt hatte, ward mit mehren Andern das Opfer ihrer teuflischen Rache. Im Jahre 564 trafen auch sie die Folgen der schmählichen Anklage und Behandlung ihres um Kaiser und Reich so hoch verdienten Gatten; nach dem Tode desselben (565) stiftete A. von dem ihr zugefallenen Vermögen zur Vergebung ihrer Sünden ein Kloster.

Antoninianische Säulen (**Antoninssäulen**), zwei in Rom noch vorhandene Ehrensäulen, die den beiden Antoninen errichtet wurden und welche unter die schönsten, noch erhaltenen Denkmäler des römischen Alterthums gehören. Die eine, die **eigentliche, kleinere Antoninssäule**, wurde nach dem Tode des Antoninus Pius diesem zu Ehren von seinen beiden Adoptivsöhnen, Marcus Aurelius und Lucius Verus, auf dem Forum Antonini (Piazza Colonna) aufgerichtet und 1705 im Garten der Casa della Missione, im alten Marsfelde, aufgegraben. Sie stammt ursprünglich aus Aegypten, von wo sie schon Trajan hatte holen lassen, ist von rothem Granit (Rosso antico), hat einen Umfang von 20 Fuß, und steht jetzt im Hofe des Regierungsgebäudes auf dem Monte Citorio. Leider wurde ein großer Theil der Säule unter Pius VI. zur Ergänzung der damals errichteten Obelisken benutzt und sie so verstümmelt. Auf dem Piedestal von weißem Marmor ist die Apotheose des Kaisers Antoninus Pius abgebildet; es steht jetzt im Garten des Vatikans. Die andere vom römischen Senate dem Kaiser Marcus Aurelius zum Andenken an seine Siege über die Markomannen geweihte Säule, auch Colonnaa Chiocciola, **Wendeltreppensäule**, genannt, ehemals 174 Fuß hoch über dem Stadtpflaster, jetzt gegen 20 Fuß tiefer unter demselben fußend, steht auf der Piazza Colonna, nahe am Corso. Diese Prachtsäule des Alterthums ist dorischer Ordnung und besteht aus 28 über einander gethürmten ungeheuren Marmorblöcken. Sie hat 42 Fuß im Umfange. Auf der äußern Seite sind die Kämpfe und Siege Marc Aurels wider die Markomannen dargestellt; im Innern führt eine Treppe von 192 Stufen auf den Gipfel, wo jetzt statt der Bildsäule des Kaisers eine eherne, von della Porta auf Befehl des Papstes Sixtus V. verfertigte Statue des Apostels Paulus steht. Sixtus V. ließ auch die Säule durch Fontana ausbessern. Im Jahre 1841 fuhr ein Blitzstrahl auf sie herab, der ihr indeß wenig geschadet hat, zum Bedauern der Alterthumsfreunde, die mit der sonst nothwendig gewordenen Reparatur die schon lange projektirte Befreiung der Basis von dem sie umlagernden Schutte beschleunigt zu sehen hofften.

Antoninus, Name zweier römischen Kaiser: 1) **A. Pius**, nach seinem ganzen Namen: **Titus Aurelius Fulvius Bojonius Antoninus Pius**, einer der besten aller römischen Kaiser, ein Menschenfreund und Landesvater im wahren Sinne, dessen Grundsatz war: „lieber einen Bürger zu erhalten, als tausend Feinde zu tödten." Geboren in der lateinischen Stadt Lanuvium aus einer angesehenen Familie, die aus der Gegend von Nemausus (Nismes) stammte, Sohn des Aurelius Fulvius und der Arria Fadilla, erzogen zu Laurum, trat er bald in öffentliche Staatsämter als Quästor, Prätor, Konsul, war unter Hadrian einer der vier Konsularen Sta-

liens, später Prokonsul in Asien und nach der Rückkehr von da Rath am Hofe des Kaisers. Nachdem der erste Adoptivsohn Hadrians, Aelius Verus, gestorben war, adoptirte dieser den A. und ertheilte ihm den Cäsartitel. A. selbst mußte dafür den Marcus (A.) Verus, Sohn des Bruders seiner Gemahlin Annia Faustina, und den Lucius Verus, des Aelius Verus Sohn, adoptiren. Schon als Cäsar gab er bei jeder Gelegenheit Beweise seiner Milde und Menschenfreundlichkeit; gleich einem guten Genius stand er dem launenvollen alternden Hadrian zur Seite und hinderte dessen im Unmuth beschlossene Gewaltthaten. Die besondere Verehrung, welche er dem Andenken des Adoptivvaters († 138) erwies, erwarb ihm den Beinamen Pius. Er regierte von 138 — 161 nach Chr. Die Sorge für das Wohl der Bewohner seines weiten Reichs war für A. Herzenssache. Würdige Beamte fanden an ihm einen Beschützer und Freund, eigennützige und willkürliche einen wachsamen und strengen Richter. Frei von kleinlicher Eifersucht auf die monarchische Gewalt, erhob er den Senat zu größerer Geltung, ihm so viel einräumend, „als er selbst, wäre er Senator gewesen, vom Kaiser gewünscht hätte." Er enthielt sich aller Eigenmacht in der Gesetzgebung, wie in der Verwaltung, that nichts, ohne den Rath Sachverständiger zu hören. Groß war seine Freigebigkeit, womit jedoch Sparsamkeit da, wo er sie am Platze glaubte, Hand in Hand ging. Oft kam A. der Staatskasse mit seinem bedeutenden Privatvermögen zu Hülfe; der Nießbrauch desselben gehörte nach seiner Ansicht dem Staate, nur das Eigenthum davon behielt er seiner Tochter Faustina vor. Jeder Noth trat er helfend zur Seite. Entstand Theuerung, so kaufte er Wein, Oel und Getreide auf und vertheilte es unentgeltlich unter die Armen. Als ein Erdbeben in Kleinasien, von Bithynien bis Lycien, viele Städte zerstört hatte, so baute A. viele auf eigene Kosten wieder auf. Ueberhaupt unterstützte er jedes Unternehmen in den Provinzen, galt es, Werke des öffentlichen Nutzens auszuführen oder wieder herzustellen. Zugleich verschönerte er Rom durch einen Tempel und ein Grabmal des Hadrian, einen Tempel des Agrippa, ein Amphitheater; Handel und Verkehr hatten in ihm einen Beförderer; er ließ Häfen bauen &c. In Rom war die faustinianische Versorgungsanstalt für Mädchen sein Werk. A. wollte in allen Provinzen seines Reichs Aufklärung und wissenschaftliche Bildung; deshalb wurden auf kaiserliche Kosten auch außerhalb Roms Lehranstalten gegründet, tüchtige Lehrer tüchtig besoldet und geehrt. Sinekuren dagegen für Müssiggänger schaffte er ab, weil es ihm unverantwortlich dünkte, auf Kosten des Staates Leute zu nähren, welche nichts für denselben leisteten. Kostspielige Reisen in die Provinzen unterließ er, theils um den Unterthanen nicht beschwerlich zu fallen, theils weil er wußte, daß die Entfernung des Kaisers von Rom, dem Mittelpunkte des Reiches und der Regierung, die Einheit und Ordnung der Staatsgeschäfte stören, den Ueberblick der Provinzen nur erschweren würde. Wahrheit und Tugend, in welcher Gestalt sie sich auch zeigen mochten, wurden von A. bald erkannt und stets in Schutz genommen; die Christen erfreuten sich unter ihm nicht bloß der Duldung, sondern auch seiner persönlichen Hochachtung. Selbst die Verbrecher blieben von seiner milden Fürsorge nicht ausgeschlossen; sah er einige Besserung, so ließ er Gnade vor Recht ergehen. Die Proskription, die furchtbare, erstarb; denn nur Einer ward proskribirt, der Hochverräther Attilius Taurus. Aufstände in den Provinzen unterdrückte A. nicht durch Grausamkeit, sondern schneller und dauernder durch recht angewendete Milde. Die Segnungen einer solchen Regierungsweise blieben nicht aus. Alle Provinzen des Reichs erblühten von Neuem, der Geist der Bevölkerung erhob sich, gekräftigt durch das kaiserliche Beispiel, zu edlerer Gesinnung u. That; einen neuen Glanz, den Ruhm des Friedens und der Völkerbeglückung, schien Rom seinen Triumphen zufügen zu wollen. Selbst die barbarischen Grenzvölker, sonst nur durch das Schwert gebändigt, zollten dem römischen Herrscher Achtung. Der König Pharasmanes von Iberien z. B. kam nach Rom, den gottgleichen A. zu sehen; ein Scythenvolk verlangte von ihm einen König; einen Krieg zwischen den Parthern und Armenien verhinderte er durch einen einzigen Brief, u. viele Herrscher erkoren ihn zum Schiedsrichter ihrer Zwistigkeiten. Den König Rhymetalces setzte A. im bosperanischen Reiche wieder ein. Trotz der Friedensliebe konnte A. doch nicht immer den Krieg vermeiden. Seine Legaten und Statthalter kämpften glücklich gegen die Germanen, Dacier, Mauren in Afrika, gegen die empörten Juden u. A.; wider die Briganten in Britannien ward unter A. ein neuer Verschanzungswall aufgeführt. A. † 161 nach Chr., nach 23jähriger Regierung, über 70 Jahre alt. Er ward nach seinem Tode vom Senate der „Göttliche" genannt und als solcher durch Zuerkennung von Tempeln und Priestern verehrt. Aber auch ohne dies äußere Beiwerk würde sein Name dem römischen Volke, in dem er als zweiter Numa fortlebte, immer theuer gewesen seyn. Mehre spätere Kaiser, um die Volksgunst zu gewinnen, nannten sich nach A.

2) Marcus Aurelius A., eigentlich, nach seinem Großvater, Annius Verus, mit dem (erst später aufgekommenen) Beinamen Philosophus, Sohn des Prätors Lucius Cejonius Commodus Verus, Adoptivsohn und Nachfolger des Vorigen, Erbe seiner Tugenden, zugleich ausgezeichneter Feldherr und in Schrift und Leben der würdigste Repräsentant des Stoicismus, dessen starre Härte und Schroffheit bei ihm durch natürliche Milde des Charakters u. Religiosität veredelt erscheint. Geboren zu Rom den 26. April 119 nach Chr. aus einer angesehenen Familie, die von Spanien eingewandert war, ward er von seinem Großvater Annius Verus nach dem frühen Tode des Vaters adoptirt u. unter Hadrians Augen erzogen. Unter seinen Lehrern, denen er stets, auch als Kaiser noch, die größte Aufmerksamkeit und Achtung erwies, waren Herodes Atticus, Cornelius Fronto und Sextus von Chäronea, der Enkel Plutarchs; ferner die Stoiker Junius Rusticus und Apollonius von Chalcedon. Bald empfahl sich A. durch Geist und Charakter dem Kaiser Hadrian, der dem A. Pius die Adoption des damals 18jährigen Jünglings 137 aufer-

legte u. denselben sogleich zum Quästor ernannte. Von jetzt an nannte sich A. nach seinem Adoptivvater Aurelius A.; den Vornamen Marcus hatte er schon seit Anlegung der männlichen Toga geführt. Als A. Pius den Thron bestiegen hatte, machte er ihn zum Cäsar und gab ihm seine Tochter Faustina zur Gemahlin. Im Jahre 161, nach dem Tode des A. Pius, rief ihn der Senat einmüthig zum Kaiser aus; allein er nahm seinen Adoptivbruder Lucius Verus A. zum Mitregenten an, um in edler Selbstverleugnung den Grundsatz gewissenhafter brüderlicher Erbtheilung geltend zu machen. Der schwache Lucius Verus bekümmerte sich indessen wenig um Regierungsgeschäfte; er genoß den Schimmer und die Freude des Throns, während M. Aurel dessen Sorgen und Pflichten übernahm. Dieselben waren schwerer, als je zuvor. Zuerst ward Rom von einer Ueberschwemmung und Hungersnoth heimgesucht; kaum war hier die Noth um Etwas gelindert, als der gleichzeitig ausgebrochene Partherkrieg (161 — 165 nach Chr.), so wie die Einfälle der Katten in Germanien und Rhätien die Thätigkeit des Kaisers in Anspruch nahmen. Nach Germanien wurden Legaten gesandt, gegen die Parther der Mitregent Lucius Verus, für den jedoch Marcus Aurel selbst von Rom aus die Oberleitung des Krieges besorgte. Die tapferen Legaten Stantius Priscus, Martius Verus und besonders Avidius Cassius fochten glücklich; im Jahre 164 ward Seleucia erobert und im folgenden Jahre, 165, triumphirten beide Kaiser über die Parther. Rechtzeitig war die Beendigung dieses Kriegs gekommen; denn schon hatte sich im Norden des Reichs ein furchtbares Ungewitter zusammengezogen; alle Grenzvölker über der Donau, vor Allem die germanischen Stämme, von den Barbaren im höheren Norden gedrängt, waren plötzlich, noch während des Partherkriegs, in wilde Bewegung gerathen und stürmten, durch Noth und Eroberungslust gleich stark angeregt, gegen die römischen Provinzen an, gleichsam die Völkerfluth, in der Rom untergehen sollte, vorausverkündend. An der Spitze standen die Markomannen, neben ihnen werden uns genannt die Quaden, Sueven, Hermunduren, Victovalen, Jazygen, Alanen u. v. a. Marcus Aurel, erschrokken über die drohende Gefahr, suchte anfangs Hülfe bei Priestern und Orakeln, in Opfern und Sühnungen; nach dem Vorschlage eines ägyptischen Wahrsagers ließ er zwei Löwen, mit Specereien und wohlriechenden Kräutern gesalbt, über die Donau in des Feindes Land schwimmen. Die Deutschen schlugen sie mit Keulen todt und erfochten bald darauf einen Sieg über die römischen Legionen. Jetzt ermannte sich Aurel. Er begab sich selbst auf den Kriegsschauplatz, verweilte mit Lucius Verus 3 Jahre zu Carnuntum in Pannonien, schlug die Barbaren zurück und traf zweckmäßige Maßregeln zur Sicherstellung der Grenzprovinzen und Italiens. Auf der Rückreise, 170, starb der Mitregent Verus im Venetianischen. Aurel triumphirte in Rom mit seinem Sohne Commodus, der schon in früher Jugend zum Cäsar ernannt war. Noch war kein Jahr verflossen, da wurde in Pannonien die Anwesenheit des Kaisers abermals nöthig. Sarmatische Völker strömten von Neuem heran. Da die von den parthischen Legionen eingeschleppte Pest die Truppen geschwächt hatte, so waffnete er Sklaven, Gladiatoren, sogar Raubgesindel aus Dalmatien und Dardanien, und nahm germanische Hülfstruppen in seinen Sold. Zur Bestreitung der Kriegskosten verkaufte er, um den Provinzen keine neue Auflage zu machen, in einer zweimonatlichen Versteigerung seine Gemälde, Statuen, Gold- und Silbergeschirr. Dennoch drangen die Markomannen bis Aquileja vor, und in Rom war Schrecken und Verwirrung, wie zu der Zeit, als die Cimbern über die Alpen gekommen waren. Hätte damals das römische Reich einen schwachen Herrscher gehabt, es wäre schon jetzt um dasselbe geschehen gewesen. Diesmal noch sollte es durch A.' Beharrlichkeit, Kriegs- und Unterhandlungskunst gerettet werden. Marc Aurel stritt 171 — 173 siegreich gegen den wilden Strom der nordischen Barbaren; die Jazygen wurden in einer mörderischen Schlacht auf der gefrornen Donau geschlagen. Bei Gran in Ungarn, von den Quaden umzingelt, war A. aus Wassermangel nahe daran, sich zu ergeben; doch ein unerwartet heftiger Platzregen stärkte seine Soldaten zum Siege, wobei nach der Sage auf das Gebet der im römischen Heere dienenden Christen (Legende von der Legio fulminatrix) oder auf das Gebet des Kaisers selbst Blitz und Donner mitwirkten. Einen großen Theil seines Waffenglücks verdankte A. der für Deutschlands Völker später noch oft so verderblichen Politik, durch Separatverträge und Entzweiung der Feinde unter einander, ihre Macht zu schwächen; die einzelnen Völkerschaften, welche noch auf dem Kampfplatze beharrten, sahen sich endlich genöthigt, ebenfalls um Frieden zu bitten. Den Markomannen überließ A. die Hälfte des Grenzlandes, so daß sie 38 Stadien von der Donau entfernt wohnten; mit den Jazygen schloß er einen ähnlichen Vertrag, doch sollten sie noch einmal so weit von der Donau entfernt seyn. Andere Völkerschaften wurden in die römischen Provinzen Dacien und Pannonien, Mösien und Germanien, selbst in Italien angesiedelt. Schwerlich würde der siegreiche Kaiser solche Bedingungen angenommen und seinen Plan, Markomannien und Sarmatien zur römischen Provinz zu machen, aufgegeben haben, wenn ihn nicht die Empörung des Avidius Cassius in Syrien nach Asien gerufen hätte. Noch ehe er hier ankam, ward Cassius von seinen eigenen Leuten ermordet. A. betrauerte ihn und verzieh seinen Anhängern, verweilte aber noch 3 Jahre in Asien, um die hiesigen Angelegenheiten zu ordnen. An dem Fuße des Gebirges Taurus verlor er durch den Tod seine Gemahlin Faustina, die entartete Tochter des A. Pius, berüchtigt durch ihre Wollust und Schamlosigkeit. Unterdessen erhoben die Germanen von Neuem den Schild gegen Rom, und A. zog zum dritten Male gegen sie aus. Im Jahre 179 erfocht er bei Carnuntum einen Sieg über Markomannen und andere Stämme; doch war es ihm nicht vergönnt, den Krieg zu beendigen. Noch während desselben † er den 17. März 180 in Sirmium oder zu Vindobona, an einer Krankheit, oder an Gift, welches die Aerzte auf Antrieb seines Sohnes Commodus ihm reichten.

Nicht bloß verehrt, heilig sogar war den nachfolgenden Geschlechtern sein Andenken, denn wie A. Retter und Mehrer des Römerreichs nach außen hin war, so erfreute sich dasselbe unter ihm auch in seinen innern Angelegenheiten der tadellosesten Verwaltung und der letzten schönen Tage. Als ein wahrhaft weiser Fürst übte er Strenge an sich, Milde an den Unterthanen; an Wohlwollen und Güte seinem Vorgänger ähnlich, übertraf er diesen noch an Entschiedenheit und Kraft. Das Volk genoß unter ihm einer fast republikanischen Freiheit; die Behörden und öffentlichen Gewalten wurden geachtet und gehoben. Dem Senate räumte nie ein Fürst mehr ein, als Marc Aurel. Er machte ihn zum Richter in den wichtigsten Sachen, besonders auch in kaiserlichen Angelegenheiten und ordnete eine Appellation an von den Konsuln an den Senat. Er selbst wohnte dem Senate bei, wann er konnte, auch in den Komitien verweilte er oft bis in die Nacht. Eine besondere Sorgfalt widmete A. der Gesetzgebung und dem Gerichtswesen. Viele Gesetze, so über das Erbrecht, über das Vormundschaftswesen, über den Besitz der Sklaven, über Geburtsregister ꝛc. zeugen von seiner Weisheit und Kenntniß der Bedürfnisse seiner Zeit. Der Sucht zur Selbsthülfe unter den Mächtigen nahm er den Stachel; Sklaven und Gladiatoren durften bei strenger Strafe keine scharfen Waffen tragen. Auch die scenischen Menschenschlächtereien hatten an ihm einen Gegner. Den Gerichtsgang förderte er durch Vermehrung der Gerichtstage und Erleichterung der Einleitung des Prozesses. Wo es fehlte, setzte er Richter ein, besonders in Italien, und wählte dazu Konsularen. Hinsichtlich der Finanzverwaltung war er streng auf Sparsamkeit bedacht und beschränkte daher den öffentlichen Aufwand. Das Bekämpfen von Noth u. Theuerung und die Ernährung des Volkes, so wie die Polizei, besonders die Sittenpolizei waren Gegenstände seiner eifrigen Sorge. Wenn A. trotz seiner natürlichen Milde, den durch Hungersnoth, Pest und Kriegslauf hervorgerufenen Christenverfolgungen in Kleinasien und im südlichen Gallien nicht kräftigen Einhalt that, so lag dies theils außer seiner Macht, theils in seiner stoischen Abneigung vor dem Enthusiasmus der Christen, die ihm als thörichte und selbst gefährliche Schwärmer erschienen. Dies führt uns auf eine andere Seite des bewundernswerthen Mannes, nämlich auf seinen Ruhm als Philosoph und Schriftsteller. Stoiker durch Erziehung und Wahl, blieb er den Grundsätzen seiner Schule unter allen Verhältnissen unwandelbar treu. Die Philosophie war für ihn nicht eitles Wissen, sondern Lehrerin und Bildnerin des Lebens, Führerin zu einem weisen und tugendhaften Verhalten. Aus dieser ächt praktischen Richtung gingen A.' Wandel und schriftstellerisches Wirken hervor; mit Rücksicht auf Beides kann man ihn die schönste und letzte großartige Erscheinung auf dem Gebiete der stoischen Philosophie nennen. Seine auf uns gekommene Schrift in 12 Büchern führt den Titel „Selbstbetrachtungen" und enthält in kräftiger, kunstloser, zuweilen dunkler Schreibart vermischte moralische Betrachtungen, die wegen ihrer reinen Sittenlehre und als Ausdruck edler, ächt humaner Gesinnung zu den vorzüglichsten Denkmälern des Alterthums gehören. Die strenge, oft harte Moral der Stoiker ist hier gemildert, gemäß dem individuellen Charakter des A.' und daher ohne die rechte Konsequenz; eigenthümlich das Ganze durchdringend und ihm eine höhere Weihe gebend, ist die religiöse Ansicht von der göttlichen Kraft, welche in der gesammten Natur waltet, wirket und Alles zu einem Zwecke hinleitet. Die erste Ausgabe veranstaltete Guil. Xylander (Zürich 1558); bessere M. Casaubonus (London 1643); Thomas Gataker (Cambridge 1652; London 1697 u. 1707); Handausgaben: J. M. Schulz (Schleswig 1802; Leipzig 1821) u. Koraes (Par. 1816). Uebersetzungen erschienen in fast allen europäischen Sprachen; deutsche: von J. G. Schultheß (Zürich 1779); Reche (Frankfurt 1797); J. M. Schulz (Schleswig 1799); selbst ins Persische von Hammer (Wien 1831). Außerdem hat man von Marc Aurel einige lateinische Briefe an Fronton, in „Corn. Frontonis et M. Aurelii Epistolae, cur. A. Major" (Rom 1823). Vgl. Nik. Bach, De M. Antonino (Leipzig 1826); Meiners, De M. Aurelii Antonini ingenio, moribus et scriptis, in comment. Soc. Reg. Gotting. Bd. VI.; Buchholz, Marcus Aurelius, Berlin 1806; über beide Antonine: Hegewisch, Ueber die für die Menschheit glücklichste Epoche in der römischen Geschichte, Hamburg 1808; Roth, Bemerkungen über das Zeitalter der Antonine, Nürnberg 1817. Ueber das Itinerarium Antoninum s. Itinerarium.

Antoninus Liberalis, nach Andern fälschlich Antonius, wahrscheinlich ein Freigelassener des Kaisers Antoninus Pius, griechischer Grammatiker um 147 nach Chr., Verfasser einer „Metamorphosen" betitelten Sammlung von 41 auf Verwandlungen sich beziehenden Mythen, die er größtentheils aus jonischen Dichtern und Prosaikern, also aus älteren, jetzt verlornen Quellen entlehnte und die deshalb für die mythologische Forschung von Wichtigkeit sind, besonders auch deshalb, weil er seine Gewährsmänner allemal anführt. Die erste mangelhafte Ausgabe besorgte Xylander (Basel 1568); spätere bessere Berkel (Leyden 1674); Verheyk (das. 1774). Für die Kritik sowohl als für die Erklärung des Textes ist am besten die Ausgabe von Koch, (Leipzig 1832), sowie von Westermann in den „Mythographi graeci" (Braunschweig 1842.)

Antoninuswall, römische Verschanzungslinie (Landwehr) in Britannien, von Antoninus Pius gegen die Briganten aufgeführt.

Antonio, Prior von Crato, portugiesischer Kronprätendent, natürlicher Sohn des Herzogs Ludwig von Beja, Bruder des Königs Johann III. von Portugal, und einer Jüdin Jolanda da Gomez, geboren 1531, studirte zu Coimbra, ward dann Johanniter, Prior von Crato und durch König Sebastian Connetable des Reiches. Im Frühjahr 1578 begleitete er Sebastian auf dessen abenteuerlichem Zuge nach Afrika, gerieth aber in der unglücklichen Schlacht bei Alkassar (4. August) in marokkanische Gefangenschaft. Nach 40 Tagen durch einen Sklaven befreit, kehrte er nach Portugal zurück, fand indessen den Thron des umgekommenen Sebastian bereits durch dessen

Oheim, den Kardinal Heinrich, besetzt. Die Ansprüche, welche A. jetzt auf die Krone erhob, indem er sich für einen legitimen Sohn Ludwigs von Beja ausgab, wurden nicht anerkannt und hatten zur Folge, daß man ihn aller seiner Würden für verlustig erklärte und des Landes verwies. Er ging hierauf nach Spanien und rief den Papst als Schiedsrichter an. Von diesem begünstigt, von England und Frankreich ermuthigt, kehrte er heimlich nach Portugal zurück. Nach König Heinrichs Tode (31. Januar 1580) ward A. im Juni zu Santarem und darauf selbst zu Lissabon als König ausgerufen. Allein schon standen die Spanier, deren König Philipp II. selbst Ansprüche auf die Thronfolge machte, unter Alba an der Grenze. A., unfähig, seine Würde zu behaupten und die Liebe des Volkes zu gewinnen, wurde mit 10,000 ungeübten Streitern den 24. August bei Alcantara, später noch einmal am 22. September von dem erfahrnen Alba völlig geschlagen und genöthigt, 7 Monate lang als Geächteter, verkleidet und unter fremdem Namen, von Ort zu Ort zu flüchten. Endlich entkam er nach Frankreich, wo ihn Katharina von Medicis mit einer Flotte zur Geltendmachung seiner Ansprüche unterstützte. Er landete 1582 auf der azorischen Insel St. Miguel, wurde aber besiegt und floh abermals nach Frankreich. Denselben Erfolg hatte ein späterer Landungsversuch, welchen A. mit einer englischen Flotte unter Drake 1589 in der Nähe von Lissabon unternahm. Er † 1595 zu Paris als Titularkönig von Portugal. Er schrieb: „Panegyris Alphonsi I., Lusitanorum regis" (Coimbra 1550), „Psalmi confessionales" (Paris 1592, französisch das. 1718, deutsch unter dem Titel: „Heilige Betrachtungen", Marburg 1677), mehre Briefe an Gregor XIII., Sixtus V. und Klemens VIII. Eine Lebensbeschreibung A.'s verfaßte sein zweiter Sohn Christoph, Paris 1629.

Antonius, Familienname mehrer berühmten Römer, von denen folgende als die merkwürdigsten zu erwähnen sind. Marcus A., der Redner, der von Cicero sehr gerühmt wird, geboren 143 v. Chr., war 113 v. Chr. Ankläger des Konsuls C. Papirius Carbo wegen der gegen die Cimbern verlornen Schlacht, dann Quästor in Asien, 108 Volkstribun, 103 Prätor in Asien mit dem Range eines Prokonsuls und Sieger über die cilicischen Seeräuber, 99 Konsul und 97 Censor. Im Kriege zwischen Marius u. Sulla ward er 87 v. Chr. auf Befehl des Ersteren ermordet. Seine Reden, sowie seine Schrift „de ratione dicendi" sind verloren gegangen. Sein Sohn Marcus A., der Creter (Creticus), war 74 v. Chr. Proprätor und Oberbefehlshaber im Seeräuberkriege an allen Küsten des Mittelmeeres, mißbrauchte jedoch seine Macht, um die Provinzen, besonders Sicilien, auszubeuten, und statt die Seeräuber zu vernichten, soll er mit ihnen gemeinschaftliche Sache gemacht haben. Er † auf Kreta. Sein Bruder Cajus A. Hybrida, Mitkonsul Cicero's, heimlicher Anhänger Catilina's, gezwungener Anführer des gegen diesen gesendeten Heeres in Etrurien, ein gewaltthätiger, sitten- und charakterloser Mensch, blieb als Anführer einer Reiterschaar aus Sulla's Heere bei dessen Rückkehr aus Asien 83 v. Chr. in Griechenland zurück u. beraubte dieses Land, wurde aber deshalb von J. Cäsar 76 bei dem Prätor Lucullus belangt. Im Jahre 70 stießen ihn die Censoren Gellius und Lentulus wegen Plünderung der Bundesgenossen, gänzlicher Verschuldung seiner Güter 2c. aus dem Senate; doch ward er bald wieder aufgenommen. Im Jahre 66 bewarb sich A. mit Cicero um die Prätur auf 65, im Jahre 64 mit demselben und fünf Andern um das Konsulat. Mit Catilina eng verbunden, von Cäsar und Crassus unterstützt, trat er bei dieser Gelegenheit mit unerhörter Frechheit auf, was dem Cicero Veranlassung zu der Rede „In toga candida" gab. A. wurde indessen mit Cicero gewählt. Als Konsul sah er sich genöthigt, gegen Catilina auszurücken. Von eifrigen Gegnern der Verschwörung umgeben, konnte er nichts zu Gunsten des alten Freundes und Verbündeten wagen; doch wollte er nicht unmittelbar dessen Untergang herbeiführen und übergab daher, als es zum Treffen kam, unter dem Vorwande einer Krankheit den Oberbefehl seinem Legaten Marcus Petrejus, der den Sieg erfocht. A. bekam dafür den Imperatortitel und ging darauf nach dem ihm von Cicero überlassenen Macedonien, wo die Plünderung dieser Provinz und der Nachbarländer fortan sein Hauptaugenmerk waren. Der Senat gab ihm daher im Jahre 60 in C. Octavius, dem Vater des Augustus, einen Nachfolger; C. Caninius Gallus u. Quinctius Fabius Maximus klagten ihn nach seiner Rückkehr wegen Erpressungen, Marcus Cölius wegen Theilnahme an der catilinarischen Verschwörung an. A., obgleich von Cicero aus eigennützigen Absichten vertheidigt, ward auf beide Anklagen verurtheilt und auf die Insel Cephalonia verbannt, von wo er indessen später wieder nach Rom zurückgekehrt zu seyn scheint. Marcus A. der Triumvir, Sohn des Marcus A. Creticus u. der Julia, Cäsars Verwandtin, war groß durch Talente u. Thaten, aber durch seine Leidenschaften dem Vaterlande verderblich, durch Laster den Guten hassenswerth, durch Verblendung seines eignen Unglücks Schöpfer. Geboren 83 v. Chr., führte der athletisch gestaltete Jüngling ein ausschweifendes Leben und befleckte seinen Ruf durch vertrauten, wie es scheint, selbst widernatürlichen Umgang mit Wüstlingen, namentlich mit Curio dem Jüngern, Clodius u. A. Im Jahre 58 ging er nach Griechenland, der Schule der Weisheit und der Laster, von da nach Syrien zum Prokonsul Gabinius, unter dem er als Reiterführer mit Muth und Einsicht gegen Aristobulus in Palästina und 55 zur Wiedereinsetzung des vertriebenen Ptolemäus II. Auletes in Aegypten kämpfte. Auf Cäsars Empfehlung 52 zum Quästor gewählt, machte er darauf bis 50 unter jenem die gallischen Feldzüge mit. Auf Cäsars Betrieb wurde er auch Augur und bald darauf Volkstribun. Als solcher widersetzte er sich, den Cäsar vertretend, dem Dekrete des Senats, wonach Cäsar die Verwaltung Galliens niederlegen und sein Heer entlassen sollte. Aber noch waren Cäsars Feinde stark; der Konsul C. Lentulus wies den A. aus der Kurie und erhob eine Anklage gegen ihn. Jetzt floh A. mit seinen Genossen in Cäsars Lager, wo er freudig empfangen wurde. Seine Vertreibung gab den Vorwand zum Bürger-

kriege, er selbst erhielt die Würde eines Legaten und nach der Eroberung Italiens durch Cäsar den Oberbefehl daselbst, während letzterer in Spanien stritt. A. focht auch in der Schlacht bei Pharsalus als Anführer des linken Flügels gegen Pompejus und wurde noch in demselben Jahre von Cäsar zum Obergeneral der Reiterei ernannt. Im Jahre 44 wurde er Cäsars Kollege im Konsulat und war ihm als solcher in seinem Streben nach der Alleinherrschaft förderlich. Er war es, der dem Diktator am Feste der Luperkalien das Diadem aufs Haupt setzen wollte, scheinbar aus Muthwillen, in der That aber zur Erforschung oder Leitung der Volksgesinnung. Der Anschlag mißglückte und beschleunigte nur den Ausbruch der Verschwörung, als deren Opfer Cäsar den 15. März fiel. Auch A. hätte unter der Verschwörer Dolchen geblutet, wäre er nicht durch die Fürsprache des Brutus gerettet worden. Anfangs hielt er sich verborgen. Als er jedoch die Rath = und Thatlosigkeit der Mörder Cäsars erkannte, warf er die der Sicherheit halber angelegten Sklavenkleider ab und trat schon am folgenden Tage entschlossen mit dem Plane, den Ermordeten zu rächen und zu ersetzen, als Konsul hervor. Cäsars Papiere, dessen Privatschatz und den Tempelschatz der Ops, zusammen 45 — 50 Millionen Thaler, ließ er in sein Haus bringen, berief den Magister Equitum Marcus Aemilius Lepidus mit einer Legion in die Stadt, versammelte am 17. März den Senat und stellte den Antrag, der Senat solle erklären, ob er den Mord billige oder nicht. Geschah, wie A. geschickt berechnete, das Erstere, so war Cäsar als Tyrann verdammt und Alles, was er gethan, rechtlos, nichtig; dann aber verlor auch die Mehrzahl der Senatoren ihre Stellen und Anwartschaften; denn Cäsar hatte sie gegeben. Doch siegte Cicero's Vorschlag, eine Amnestie zu bewilligen und den Mord so wie Cäsars Anordnungen unangefochten zu lassen. Hieraus ergab sich die weitere, von Aulus und Calpurnius Piso durchgefochtene Maßregel, den Leichnam feierlich zu bestatten und das Testament des Diktators zu vollziehen, also auch öffentlich zu verlesen. Mit Staunen vernahmen die Bürger den großherzigen Inhalt desselben. Ihr Unwille gegen die Mörder wuchs und als nun bei der Leichenfeier A. eine meisterhafte, ergreifende Rede hielt und in schmerzlicher Begeisterung den blutbefleckten Purpurmantel ausbreitete, so verbrannte der Pöbel wehklagend den Leichnam seines Wohlthäters, raste in der Stadt umher, zündete die Häuser der Verschwornen an und riß den Tribun Helvius Cinna in Stücke, weil man ihn mit dem Mitverschwornen Cornelius Cinna verwechselte. A. stellte seinem Interesse gemäß die Ruhe mit Strenge wieder her, brachte darauf die gänzliche Abschaffung der Diktatur in Vorschlag und rief den Sextus Pompejus zurück. Der Senat, dadurch gewonnen, erlaubte ihm die Haltung einer Leibwache, die aus zuverlässigen Veteranen zusammengesetzt wurde. Jetzt, im Besitze der Macht, schritt A. kühner u. offener seinem Ziele zu. Immer eigenmächtiger schaltete er in der Hauptstadt; er kaufte sich mit Cäsars Schätzen Freunde, bewilligte gegen große Summen den Sicilianern das Bürgerrecht, der Insel Kreta Abgabenfreiheit, dem König Dejotarus von Kleinarmenien Gebietserweiterungen und behauptete, hiermit nur dasjenige zu vollziehen, was Cäsar gewollt habe. Damit aber Niemand mehr zweifeln könne, in wessen Fußstapfen er zu treten gedenke, drang er dem Volke gegen den Willen des Senates einen Beschluß ab, der ihm statt Macedoniens das nach Cäsars Willen dem Decimus Brutus zugefallene cisalpinische Gallien mit den 4 macedonischen Legionen übergab. Das Volk gewann er durch eine neue Landvertheilung, wie er durch ein anderes Gesetz den gemeinsten Pöbel zur Bekleidung der Richterwürde fähig machte. Der durch Reichthum und Würden mächtige Lepidus ward ihm noch enger verbunden durch die Vermählung seines Sohnes mit der Tochter des A. Nichts schien der Gewaltige mehr zu fürchten, keiner ihm gewachsen zu seyn. Geringschätzend behandelte er daher den Adoptivsohn und Erben Cäsars, den 18jährigen Octavianus, und als derselbe von Apollonia im September 44 nach Rom kam, verweigerte A. die Auslieferung von Cäsars Schätzen, weil sie Staatseigenthum seyen, und erschwerte sogar die im Testamente vorgeschriebene Adoption. Allein Octavianus war noch schlauer: er erwarb durch Freigebigkeit die Gunst des Volkes, gewann, weil er den A. haßte, unvermerkt das Vertrauen Cicero's und anderer Freunde der Freiheit und lockte durch Geld und Versprechungen nach und nach 3 Legionen cäsarianischer Veteranen in seine Dienste. A. suchte sich jetzt mit seinem Gegner zu versöhnen; doch war die Freundschaft von nur kurzer Dauer. Octavianus vermochte im Oktober die Hälfte der aus Macedonien gekommenen Soldaten, welche A. durch kärgliche Anerbietungen und Strenge sich abgeneigt gemacht hatte, zu ihm überzutreten und konnte nun dem mißvergnügten Senate 5 Legionen zeigen, die seinem Willen gehorchten. Wider A., der unterdessen nach Gallien gegangen war, um den Decimus Brutus aus dieser Provinz zu verdrängen, hielt Cicero jetzt in der Kurie die donnernden philippischen Reden. Der Senat befahl A. die Rückkehr aus Gallien. Als A. widerstand, erklärte ihn der Senat für einen Feind des Vaterlandes und beauftragte die Konsuln A. Hirtius und C. Vibius Pansa, denen Octavian als Proprätor beigegeben ward, den A. zu bekriegen. A. belagerte damals den Brutus in Mutina; dahin zogen also die Konsuln. Pansa wurde, ehe er sich mit seinem Kollegen vereinigen konnte, in einem Treffen besiegt und fiel selbst; aber Hirtius überrumpelte das noch vom Siege erschöpfte Heer des A. und zwang diesen darauf (27. April 43), von Octavian unterstützt, vor Mutina zu einer entscheidenden Schlacht, in welcher er zwar selbst umkam, A. aber völlig geschlagen wurde. Letzterer entkam mit Mühe über die Alpen ins transalpinische Gallien, wo Lepidus mit 7 Legionen, bald auch L. Munatius Plancus und Asinius Pollio zu ihm stießen. So von Neuem erstarkt, rückte er alsbald wieder gegen Italien vor. Hier und in Rom hatten sich unterdessen die Verhältnisse wesentlich geändert. Octavian, vom Senate zurückgesetzt und begreifend, daß die republikanische Partei ihn als ein abgenütztes Werkzeng beseitigen wolle, hatte durch sein

Heer das Konsulat erzwungen und leitete jetzt zur Unterdrückung der gemeinsamen Gegner eine Aussöhnung mit A. und Lepidus ein. Die Senatsdekrete gegen Beide wurden auf seinen Betrieb zurückgenommen und bald war man so weit, eine persönliche Zusammenkunft zu besserer Verständigung ansetzen zu können. Auf einer Insel des Lavinius im cisalpinischen Gallien (bei Bologna) traf A., der unterdessen auch den Decimus Brutus seines Heeres und Lebens beraubt hatte, in Begleitung des Lepidus mit Octavian zusammen. Nach kaum dreitägiger Berathung war das Schicksal der Römer entschieden und das berühmte letzte Triumvirat errichtet (Ende Oktober 43). Octavianus, so hieß es in dem abgeschlossenen Vertrage, wird sein Konsulat für die übrige Zeit des Jahres an den Heerführer P. Ventidius abtreten; die Drei übernehmen zusammen als außerordentliche Magistrate mit Konsulargewalt zur Herstellung der Ruhe und Ordnung die Verwaltnng des Reichs auf 5 Jahre; von den Provinzen erhält Lepidus zu unmittelbarer Verwaltung Spanien und Gallien am Mittelmeere, A. das übrige Gallien sammt Oberitalien, Octavianus Mittel- und Unteritalien, die Inseln und Afrika. Der Triumvirn Haß und Habsucht wurde durch Proskriptionen gestillt, ein schreckliches Blutbad, das furchtbare Zeichen einer verhängnißvollen Verbrüderung in Rom, ersäufte die Freiheitsfreunde. Jeder der Triumvirn verhandelte seine Freunde dem Andern, wenn dieser dagegen ihnen verhaßte Männer schlachtete; so opferte A. seinen Oheim L. Cäsar, wofür ihm Octavian den Cicero überließ. Fulvia, A.'s Gemahlin, zerstach mit Nadeln die Zunge, welche mehr als einmal Senat und Volk gelenkt und den großen Cäsar erschüttert hatte. Das Maß der Greuel wurde erschöpft, Rom ward Tummelplatz einer blutgierig-habsüchtigen Soldateska; die Triumvirn erfrechten sich, an Tempelschätze ihre Hand zu legen; glücklich, wer zu den Schiffen des Pompejus entrann, oder in die Feldlager des Brutus und Cassius! Allein auch diesem Letzteren folgte die Rache auf den Fersen; Octavian u. A. ließen, sobald sie die Feinde in der Hauptstadt vernichtet hatten, den Lepidus als Konsul zurück und segelten 42 nach Dyrrhachium. Rasch besetzte A. Macedonien; bei Philippi erfolgte die Schlacht, in welcher die Republik unterlag. Durch einen kühnen Angriff schlug A. den Cassius, 20 Tage darauf auch den Brutus, gegen welchen Octavian beide Mal unglücklich gewesen war. Brutus gab sich verzweifelnd, wie Cassius, selbst den Tod. Die Sieger ordneten jetzt die Vertheilung des Reichs. Der unbedeutende Lepidus ward auf Afrika beschränkt, Octavian erhielt das ganze Abendland mit Rom und dem Auftrage, die versprochenen Ländereien unter die Soldaten auszutheilen. A., der Beherrscher des Morgenlandes geworden, reiste über Griechenland nach Asien, um die dem Heere versprochenen ungeheuern Summen zu erpressen. In seinem Uebermuth spielte er den Gott. In Ephesus zog er als Bacchus ein, ohne aber den Tyrannen zu vergessen. Er berief Gesandtschaften der Griechen und Asiaten zu sich und verkündete ihnen das Diktat, den Betrag der Abgaben von 9 Jahren in einer zweijährigen Frist zu bezahlen. In Cilicien fand das erste Zusammentreffen mit Cleopatra, der schönen, geistreichen, wollüstigen Königin von Aegypten, Statt. Sie, die Schlaue, erschien als Schuldige vor ihm, der Unterstützung des Cassius angeklagt; allein bald hatten ihre Reize, ihr sinnreicher Witz, ihr einnehmendes Betragen den zürnenden Richter zum Sklaven gemacht. Das Loos seines Lebens war geworfen. Aus den Fesseln der Zauberin befreite er sich nur noch einmal auf kurze Zeit. Ruhm, Herrschaft und endlich selbst das Leben opferte er der verhängnißvollen Buhlschaft. Kaum hatte A. die Verhältnisse Asiens geordnet, kaum die Usurpatoren, welche in den syrischen Städten nach Cäsars Tod sich die Herrschaft angemaßt hatten, vertrieben und die Millionen erpreßt, so folgte er der Geliebten nach Aegypten und vergaß in ihren Armen während des Winters 41—40 alles Uebrige. Erst die ernsten Nachrichten von dem Stande der Dinge in Italien weckten ihn aus dem Taumel. Die Feindschaft der Fulvia gegen Octavian hatte diese zur Flucht nach Macedonien veranlaßt. Sogleich vereinigte sich A. mit Domitius Ahenobarbus, der eine Flotte und ein Heer befehligte, auch den Sextus Pompejus zog er auf seine Seite, u. schon hatten vor Brundusium die Feindseligkeiten begonnen, als der Tod der Fulvia zu Sicyon eine Aussöhnung möglich machte. A. ward mit Octavians Schwester, der schönen und tugendhaften Octavia, vermählt, und um die Rückkehr von Mißverständnissen zu verhüten, traf man genaue Grenzbestimmungen, nach denen die Stadt Scodra (Scutari) in Illyrien zwischen Morgen- und Abendland die Marke bilden, Italien aber den Machthabern gemeinschaftlich seyn sollte. Lepidus blieb im Besitze von Libyen. Beide Triumvirn gingen hierauf nach Rom, das Volk, das wegen herrschender Hungersnoth in Gährung war, zu beruhigen. A. rettete hier bei einem Pöbelauflaufe dem Octavian das Leben. Darauf ward mit Sextus Pompejus ein Vergleich geschlossen und den Geächteten die Rückkehr nach Rom gestattet. Nun gab sich A. von Neuem der Wollust hin, deren Schauplatz Athen war. Er ließ sich als Bacchus ehren und für die ihm zur Gemahlin angetragene Minerva, die Schutzgöttin der Athener, eine Million Drachmen als Aussteuer zahlen. Unterdessen standen Octavian und Sextus Pompejus schon wieder gegen einander in Waffen (38). Von Ersterem zur Hülfe aufgefordert, rieth ihm A. bloß zum Frieden und zog nach Asien, wo das Glück des tapfern Legaten Ventidius gegen die Parther seinen Neid erregt hatte. Nach einer ruhm- und erfolglosen Unternehmung gegen Antiochus von Commagene kehrte A. nach Athen zurück, um abermals den Gott zu spielen. Zwar machte er sich im Jahr 36 auf, dem Octavian gegen Sextus Pompejus mit einer Flotte zu helfen, flößte nun aber durch die Menge seiner Schiffe Mißtrauen ein; Octavia mußte vermitteln. In einer freundschaftlichen Zusammenkunft zwischen Metapont u. Tarent schlossen hierauf beide Gewalthaber ein Schutz- und Trutzbündniß und erneuerten zugleich das Triumvirat auf weitere 5 Jahre, sich selbst über die Formalität der Volksbefragung hinwegsetzend. Den Lüsternen lockte Cleopatra; er ließ seine Ge-

mahlin und eine Anzahl Schiffe gegen Sextus Pompejus zurück und eilte nach Syrien zum Stelldichein mit der ägyptischen Zauberin. Zur Begrüßung machte er der Buhlerin ein Geschenk mit Phönicien, Cölesyrien, Cypern und andern Provinzen. Von jetzt an entwand A. sich nie mehr den Banden jenes Weibes; in ihren Armen vergaß er seine Würde als Mann und Römer, verlor er seine Besonnenheit und letzte Kraft. Dies zeigte sich unverholen in dem neuen Kriege wider die Parther. A., mit Cleopatra schwelgend, rückte zu spät in das Feld und übereilte sodann den Zug; er wollte im Fluge die Lorbeeren erhaschen, um sie der Königin zu Füßen zu legen. Von der Expedition gegen Phraaspa, die Hauptstadt des mit den Parthern verbündeten Königs der atropatenischen Meder, kehrte er nach großem Verluste zurück. Ohne in Armenien zu überwintern, zog er kopflos über den Schnee der Gebirge weiter nach Syrien, nicht achtend der Lücken, welche die Kälte in seinem Heere machte; denn an der phönicischen Küste erwartete er Cleopatra, um mit ihr nach Alexandrien zu gehen. Indessen hatte Octavian gegen Sextus Pompejus glücklich gekämpft und denselben aus Sicilien vertrieben. Sextus floh nach Asien und bot sich dem A. als Bundesgenossen an; allein da er zugleich mit den Parthern unterhandelte und überhaupt zweideutig zu Werke ging, so vereinigten sich des A.s Legaten wider ihn und zwangen ihn, sich zu ergeben. Der Legat Titius ließ ihn zu Milet, wahrscheinlich auf Befehl seines Herrn, hinrichten. Hierauf (35) zog A. nach Syrien, um von da nach Medien zu marschiren, dessen König ihm die Bundesgenossenschaft gegen die Parther angetragen hatte. Aber Cleopatra rief ihn zurück, denn sie fürchtete, Octavia, welche von Rom nach Griechenland gereist war, um ihren Gemahl aufzusuchen, werde ihren Sklaven befreien. Im folgenden Jahre (34) besetzte dieser Großarmenien, bemächtigte sich durch List des beim Kampfe mit den Medern abgefallenen Königs Artavasdes u. führte ihn in Triumph in Alexandrien auf. A. feierte hierauf die Buhlerin als „Königin der Könige," und zu dem Namen fügte er die That; Cleopatra und ihre ihm gebornen Kinder erhielten mit dem Königstitel die Länder Asiens und Libyens, welche unter seiner Verwaltung standen; Cäsarion ward Mitkönig Aegyptens. Zu so unsinniger Vermessenheit, welche in Rom den tiefsten Unwillen erregte, fügte A. bald noch Angriffe auf Octavian selbst. Er erhob gegen diesen 32 durch die Konsuln Cn. Domitius Ahenobarbus und C. Sosius im Senate Klage wegen alleiniger Besitznahme der Provinzen des Sextus und Lepidus; überdies suchte er ihn durch die Erklärung in Verlegenheit zu setzen, daß er, nachdem auch die verlängerte Frist des Triumvirats abgelaufen, für seine Person bereit sey, diese Würde niederzulegen. Octavianus antwortete mit einer Gegenklage, und entschlossen bot er fortan Alles auf, Senat und Volk gegen seinen Gegner zu erbittern. Noch einmal schien sich A. zu ermannen; er schickte der Octavia den Scheidebrief, bedrohte Italien und sammelte seine Truppen und Flotten an den Küsten des Mittelmeeres. Doch statt den noch unvorbereiteten Octavian zu überraschen, vergeudete er mit Cleopatra auf Samos und zu Athen die Zeit in schwelgerischen Festen. Sein Muth war ohne That, Unentschlossenheit und unmännliche Leidenschaftlichkeit verscheuchten auch seine Freunde. Durch Titius und Plancus, welche zu Octavian übergingen, kam diesem A.s Testament in die Hände; es ward sogleich zu Rom bekannt gemacht und erregte durch die Unverschämtheit und Rücksichtslosigkeit seines Inhaltes die tiefste Indignation. Senat und Volk erklärten nun den A. der ihm übertragenen Macht für verlustig, der Cleopatra den Krieg. Noch zauderte A. in unbegreiflicher Verblendung und bezog bei Paträ in Achaja Winterquartiere, bis Octavian sich gerüstet hatte. Erst im Winter von 32 auf 31 erschien er an dem akarnanischen Vorgebirge Actium mit 500 hohen, thurmbewehrten Schiffen und einem zahlreichen Landheere (100,000 zu Fuß, 12,000 Reiter), in dessen Mitte 5 asiatische Könige. Octavian mit geringerer Streitmacht und niedrigen leichten Schiffen schlug gegenüber, auf epirotischem Gestade, sein Lager auf. Noch vor der Schlacht ward A.s Reiterei in einem Ueberfalle von Statilius Taurus und M. Titius geschlagen, er selbst beinahe von den Feinden gefangen. Dieses Mißgeschick, so wie der Unwille über die Gegenwart der Cleopatra führte abermals den Abfall verschiedener seiner Freunde, wie des Domitius Ahenobarbus und Anderer, herbei, worauf A. die Verdächtigen foltern und hinrichten ließ. Nach einigen weiteren Unfällen entschied er sich zur Schlacht, und zwar, trotz der Abmahnungen seiner erfahrensten Freunde, zu einer Seeschlacht, weil Cleopatra, schon auf ihre Rettung zur See bedacht, es so wollte. Den 5. (2.) September 31 erfolgte der Kampf um Rom, um das Weltreich. Noch hatte kein Theil das Uebergewicht, als Cleopatra in plötzlicher Angst mit ihren 60 Schiffen davon segelte; A., wie vom Wahnsinne getrieben, Ruhm, Macht, Herrschaft, seine eigene Sicherheit vergessend, folgte ihr. Die Flotte, von dem Feldherrn in Stich gelassen, gab den Kampf nicht auf, und noch war die Kriegskunst eines Agrippa nöthig, ihre Niederlage zu vollenden. Das Landheer, die verlassenen 19 Legionen, nachdem sie der Rückkehr ihres Herrn 7 Tage lang vergeblich geharrt hatten, folgten endlich verdrossen ohne Schwertstreich dem Sieger. A. rastete in den Armen der Cleopatra bei Tänarum. Als er hier die Niederlage seiner Flotte erfuhr, segelte er in eiliger Flucht nach Libyen. Bei Parätonium von den hier unter Pinarius Scarpus stehenden Legionen zurückgewiesen, wendete er sich nach Alexandrien und versuchte, von dort Unterhandlungen mit Octavian anzuknüpfen. Dieser aber würdigte seine demüthige Anträge keiner Antwort; Cleopatra aber, welche sich ebenfalls bittend an Octavian gewendet und diesem die Königsinsignien überschickt hatte, erhielt die Zusicherung seiner Gnade, wenn sie den A. todt oder lebendig ausliefere. Octavian kannte, das zeigt sein Antrag, das feile, verworfene Weib. Sie überlieferte, als sich A. 30 nochmals zum Kampf ermannte, insgeheim Pelusium und vereitelte bei der Annäherung Octavians die von ihr zum Scheine betriebene Vertheidigung Alexandriens. A. machte einen glücklichen Ausfall auf die feindliche Reite-

rei; dadurch ermuthigt, beschloß er eine Schlacht zu Land und zur See; aber Flotte und Reiterei gingen auf Veranstaltung seiner treulosen Buhlerin über und das Fußvolk ward geschlagen. Als er selbst nach Alexandrien zurückkehrte, verbarg sich Cleopatra in der zum voraus für sich und ihre Schätze erbauten Gruft und ließ die Nachricht von ihrer Selbstentleibung aussprengen. Dies vermochte A. nicht zu ertragen; verzweifelnd stürzte er sich in sein Schwert. Aber sie lebt, A. vernimmt es, und der Sklave läßt sich sterbend an Seilen in den obern Theil des ihr als Versteck dienenden Hauses ziehen und haucht in den Armen der Buhlerin seinen Geist aus. Mit seinem Tode, welchem bald der der Cleopatra folgte, war Octavian des Nebenbuhlers entledigt, der zugleich mit ihm versucht hatte, den römischen Erdkreis zu beherrschen. Das große von den Gracchen eingeleitete Trauerspiel war zu Ende; die müde Welt hatte Frieden und **einen** Herrn, der zu werden A. aus Mangel an Selbstbeherrschung, männlicher Kraft und Enthaltsamkeit weder fähig noch würdig gewesen war. Von den Kindern, die A. mit mehren Frauen zeugte, nennen wir hier übersichtlich: A. Antyllus, Julius A., beide von der Fulvia; Antonia die Aeltere, A. die Jüngere, Töchter der Octavia; Alexander, Cleopatra, Ptolemäus, sämmtlich von der Cleopatra, erstere Zwillingsgeschwister.

Antonius, 1) **Primus**, tapferer, thatkräftiger, aber herrschsüchtiger, raubgieriger u. eigenmächtiger Feldherr von der Partei des Vespasian gegen Vitellius. Geboren 24 n. Chr. zu Tolosa in Gallien lebte er unter Nero in Rom, ward damals als Testamentsverfälscher verurtheilt, später unter Galba Führer einer Legion in Pannonien. Als solcher gewann er wider Vitellius die Legionen Pannoniens und Mösiens für die Partei Vespasians, schwang sich zum Befehlshaber derselben auf, eroberte Aquileja und drang siegreich in Italien vor. Der vitellische Feldherr Alienus Cäcina ward von ihm zweimal bei Cremona aufs Haupt geschlagen und diese Stadt selbst erstürmt, wobei die Sieger durch Mord, Brand und Greuelthaten aller Art ihren Namen schändeten. Hierauf, ohne sich um Mucian, den von Vespasian ernannten Oberfeldherrn, zu kümmern, überstieg A. im Jahre 69 mitten im Winter die Apenninen und rückte mit seinen beutegierigen Soldaten auf Rom los; nach einigem Zögern brach er daselbst auf die Nachricht von der Verbrennung des Kapitols mit drei Heereshaufen ein. Tage lang wurde jetzt in der Hauptstadt gemordet, gesengt und geplündert, bis 50,000 Menschen das Leben, unzählige ihre Habe verloren hatten. Nach Ermordung des Vitellius nahm Domitian den Cäsartitel an; den Oberbefehl über das Prätorium hatte Arrius Varus; die höchste Gewalt aber stand bei A., der die Schätze aus dem Kaiserpalaste an sich riß und als Retter des Vaterlandes begrüßt wurde. Seine Anmaßungen entfremdeten ihm indessen bald die Gemüther. Als daher Mucian in Rom erschien, wandte sich Alles diesem zu. A., nach einiger Zeit von den Meisten seiner Anhänger aufgegeben und selbst mit der Bitte um Aufnahme in Domitians Geleit zurückgewiesen, ging zu Vespasian über, ward aber von diesem kalt empfangen und zog sich zuletzt nach Tolosa zurück, wo er, den Wissenschaften lebend, 99 †.

2) A., **der Große**, der Vater und Begründer des Mönchswesens und als solcher einer der Männer, welche auf den Kulturgang der Menschheit den weitgreifendsten Einfluß ausgeübt haben, war 251 n. Chr. aus vornehmer Familie zu Coma bei Heraclea in Mittelägypten geboren. Schon als Knabe floh er den Umgang anderer Kinder u. verschmähte jeden Unterricht u. noch war er nicht 20 Jahre alt, als er, ergriffen von dem Worte des Herrn zum reichen Jünglinge (Matth. 19,21.), sein beträchtliches väterliches Erbtheil an die Armen vertheilte und hinauszog in die Einsamkeit, um hier allein dem Himmel zu leben (um 270). Zuerst in einem Grabmale, dann in einer verfallenen Burg wohnend, fastete er täglich bis gegen Abend, genoß nur Brod, Salz und Wasser, schlief auf schlechten Matten und theilte seine Zeit zwischen Gebet, Psalmensingen und Handarbeit. Nicht unversucht blieb er von der Macht des Fleisches und lange mußte er einen Kampf gegen sich selbst kämpfen. Er hatte allerhand Visionen; er glaubte mit dem Satan zu ringen: denn die Verlockungen der Sinnlichkeit u. die Schrecken der Wüste wurden in seiner glühenden Phantasie zu Anfechtungen des Teufels, der bald als ein reizendes Weib, bald in Gestalt von Bestien und Ungeheuern ihn ängstete. Freunde, die von Zeit zu Zeit ihm Brod zu bringen pflegten, hörten sein Geschrei wie das eines Verrückten oder fanden ihn ohnmächtig niedergeworfen. Nachdem A. über 30 Jahre lang, einem Wahnsinnigen wenigstens eben so ähnlich als einem Heiligen, in Einöden hingebracht hatte, trat er im Jahr 305 auf dringendes Bitten seiner Verehrer öffentlich auf. Bald sammelte sich, angelockt durch den Ruf seiner Heiligkeit, eine große Zahl von Schülern und Nachahmern um ihn. Er veranlaßte sie, sich anzusiedeln, theils am Gebirge jenseits des Nils, theils am westlichen Ufer dieses Flusses unweit Arsinoë. Durch dieses Aneinanderrücken der bisher nur einzeln lebenden Anachoreten schuf A. zuerst das gesellige Klosterleben. Denn befanden sich die von ihm Vereinigten auch noch nicht unter Einem Dache, so war doch der Hauptschritt zur künftigen Klosterverbindung, die Umgestaltung streng anachoretischer Einsamkeit zu einer von der Welt abgesonderten Gemeinschaft Gleichgesinnter, gethan. Dem A. wurde die Aufsicht über diese Vereine, welche ihn Vater (Abbas) nannten. Er gebot den einzelnen Mitgliedern vornehmlich Gebet und Handarbeit; sie flochten Matten von Palmen für ihren Unterhalt und für die Armen. Eine Ordensregel indessen, die ihm fälschlich untergeschoben wird, ist das Machwerk späterer Zeit. Binnen Kurzem mehrten sich die Anachoretengemeinden außerordentlich. Aus ihrer Mitte eilte A. im Jahr 311 auf die Kunde von der Christenverfolgung unter Maximus nach Alexandrien. Verwundert sahen die Alexandriner den Mann der Wüste; er trug ein härnes Hemd, darüber einen Schafpelz; nie wusch er sich. Er stärkte die Gläubigen vor Gericht u. diente den Gefangenen. Den Märtyrertod aber, welchen er suchte, fand er nicht; wohlbehalten kehrte er im folgenden Jahre zu den Hütten seiner Mönche zurück. Von jetzt verbreitete

sich sein Ruhm immer mehr; seine Jünger bevölkerten die Wüste, unzählige Kranke suchten bei ihm Hülfe, Widersacher flehten seine Vermittelung, Gebeugte seinen Schutz und Trost an. Mitten unter ihnen erscheint A. als geistlicher und leiblicher Arzt, heilend, rathend, belehrend, mit, der Legende nach, übermenschlicher Kraft begabt, obschon man billig die erzählten Wunder ins Gebiet der Fabel verweisen muß. Später, belästigt von der Verehrung und Neugierde der Menschen, überließ er den Anachoretenverein seinem Schüler Pachomius, suchte mit nur zwei Freunden tiefer in der Wüste eine Höhle des Berges Kolzim auf und baute hier, um Niemandem beschwerlich zu fallen, selbst seine Nahrungsmittel. Bisweilen kam er jedoch hervor, theils, um nach seinen Jüngern zu sehen, theils, um in Alexandrien, wo der Bischof Athanasius sein Freund war, die Arianer zu bekämpfen. Während der Verbannung des Athanasius verwendete sich A. für ihn 334 und 335 schriftlich beim Kaiser Konstantin; dieser antwortete zwar abschlägig, zollte ihm aber Verehrung und lud ihn sogar nach Konstantinopel ein. A. zog aber die Einöde dem kaiserlichen Hofe vor. Als 90jähriger Greis pilgerte er im Jahr 341 noch zu dem hochberühmten Anachoreten Paulus von Theben, fand ihn aber sterbend, und erwies ihm den letzten Dienst, indem er ihn bestattete. Nachdem er noch als 104jähriger Greis die Wiedereinsetzung des Bischofes Athanasius in Alexandrien gefeiert hatte, † er den 17. Januar 356 in den Armen seiner beiden Gefährten, groß durch ungeschminkte Frömmigkeit, kinderlos und doch der Vater einer unermeßlichen Nachkommenschaft. A. war ungebildet, doch reichen Geistes und seine Rede „mit göttlichem Salze gewürzt." Heidnischen Philosophen, die ihn einst über den Mangel an Wissenschaft und Büchern beklagten, erwiederte er: „Was ist das Erste, der Geist oder die Bücher? Die Natur rollt ein Buch vor mir auf, das Gott selbst geschrieben hat. Ihr habt noch keinen mit euren Syllogismen zum Heidenthum bekehrt, wir zum Evangelium Unzählige mit unserm einfältigen Glauben." Dem Kaiser schrieb er: „Heil Dir, daß Du Christum anbetest! Sey nicht stolz auf die Gegenwart, sondern denke an das künftige Gericht, kundig, daß Christus allein der wahrhafte und ewige König ist. Sey menschenfreundlich, sorge für Gerechtigkeit und für die Armen." Seinem ausdrücklichen Willen zufolge mußte sein Grab geheim gehalten werden, damit der Aberglaube seinen Leichnam nicht mißbrauche; doch verstand die Nachwelt die in dieser Verordnung hinterlassene Lehre nicht. Man brachte 561 des A. angebliche Gebeine nach Alexandrien, 635 nach Konstantinopel, von wo sie 980 durch den Grafen Jocelin nach St. Didier la Mothe kamen, dort als wunderbares Heilmittel gegen das Antoniusfeuer (s. d.) berühmt wurden und zur Stiftung des Antoniusordens Veranlassung gaben. Die neue, von A. eingeführte Lebensweise der Anachoreten ward von seinem Schüler Pachomius zur wirklichen Klosterverfassung ausgebildet und von Hilarion, einem anderen Schüler des Heiligen, zuerst in Palästina, dann weiter verbreitet. Ueber die noch jetzt im Oriente bestehenden Mönchs- und Nonnenvereine des heiligen A. s. Antoniusorden 1). Die ihm zugeschriebenen Schriften, ursprünglich ägyptisch, aus dem Arabischen ins Lateinische übersetzt von Abraham Ecchellensis unter dem Titel: „Viginti epistolae S. A." (Paris 1641) u. „Opuscula S. A." (daselbst 1646) sind sämmtlich unächt. A.'s Leben ward zur Erbauung auswärtiger Einsiedler von seinem Freunde Athanasius beschrieben. Seine Versuchungsgeschichte war Jahrhunderte lang ein stehendes Thema der Malerei.

3) A. von Padua, ein Hauptheiliger der katholischen Kirche, Schüler und Nacheiferer des heiligen Franciscus. Geboren den 15. August 1195 aus vornehmer Familie zu Lissabon, ward er im 15. Jahre Augustiner, 1220 Franciskaner, unternahm im folgenden Jahre eine Bekehrungsreise nach Afrika, landete aber, durch Sturm verschlagen, auf Sicilien und lebte dann eine Zeit lang als Einsiedler. Von dem heiligen Franciscus zu höherer Vervollkommnung in das Kloster zu Vercelli geschickt, verließ er dasselbe wieder, als gewaltiger Bußprediger zu Montpellier, Toulouse, Bologna und vornehmlich zu Padua die Einfalt eines frommen Gemüthes mit gänzlicher Weltentsagung als das Eine, was Noth ist, anpreisend. Als die Menschen ihn nicht hören wollten, predigte er getrost den Fischen, die, der Legende nach, aufmerksam seiner Rede horchten. Als eifriger Verehrer des heiligen Franciscus war A. nach dem Tode des Meisters das Haupt der sogenannten Spiritualen und bewirkte die Absetzung des von der ursprünglichen Strenge der Ordensregel abgehenden Generals Elias von Cortona. Er † den 13. Juni 1231 zu Padua, vom Volke als Wunderthäter verehrt, vom Papste Gregor IX. im Jahre 1232 heilig gesprochen. Zu Padua, dessen Schutzheiliger er ist, ward ihm eine prächtige Kirche mit einem Grabmale, einem Meisterstücke der Bildhauerkunst, erbaut. Auch in Portugal verehrt man ihn hoch. Zu Rom ist seinem Andenken das Fest der Thierweihe vom 17. bis 25. Januar geweiht. A.'s Schriften, bestehend in Predigten, einer mystischen Erklärung der heiligen Schrift, einer moralischen Konkordanz über die Bibel, erschienen mit denen des heiligen Franciscus zu Antwerpen 1623, zu Paris 1641 und zu Lyon 1653. Die Fischpredigt des A. ist Gegenstand vieler Gemälde geworden.

Antoniusfeuer (Antonsfeuer, höllisches Feuer), eine während des 11. Jahrhunderts in ganz Europa, besonders in Frankreich häufige, einzelne Körpertheile ergreifende, typhöse Krankheit, nach dem heiligen Antonius genannt, weil viele daran Erkrankte in der Kirche zu St. Didier la Mothe durch Anrufung jenes Heiligen und mit Hülfe seiner angeblich dort befindlichen Gebeine wieder genesen zu seyn versicherten. Wahrscheinlich kannten die Mönche ein specielles Mittel gegen das Uebel. Wurde die Krankheit nicht schnell geheilt, so wurden die Glieder schwarz und trocken, vom Brande heimgesucht und waren unwiederbringlich verloren, was sehr häufig auch den Verlust des Lebens nach sich zog. Viele vermuthen, es sey eine bösartige Rose gewesen. Sie war die Veranlassung zur Stiftung des Antoniusordens.

Antoniusorden, 1) (Antoniermönche), ursprünglich im 4. Jahrhundert alle Nachahmer des

heiligen Antonius; später besondere Mönchsvereine, angeblich nach der jenem Heiligen fälschlich untergeschobenen Regel, in der That aber nach der des heiligen Basilius gebildet und nur in Einzelnheiten von dieser abweichend; jetzt finden sich noch Klöster davon unter den Maroniten, Armeniern, Jakobiten u. Abyssiniern. Auch **Antoniernonnen**, angeblich von der heiligen Syncletica aus Alexandrien im 4. Jahrhundert gestiftet, gibt es daselbst, besonders am Libanon, mit schwarzer Kleidung und Verschleierung. — 2) (**Antonier, Antonierherren, regulirte Chorherren des heiligen Anton von Vienne, Hospitaliter von St. Anton**), ein ehemals sehr zahlreicher, angesehener und weit verbreiteter Mönchsverein, gestiftet zu Ende des 11. Jahrhunderts in Frankreich. **Gaston**, ein reicher Edelmann von Vienne, hatte in der Kirche zu St. Didier la Mothe für seinen vom Antoniusfeuer befallenen Sohn den heiligen Antonius um Genesung angefleht, auf den Fall der Erhörung aber gelobt, sich und den Genesenen mit allen seinen Gütern der Pflege der Antoniuskranken zu widmen und zu diesem Zwecke bei der genannten Kirche ein Hospital zu errichten. Bei der Ankunft in seiner Wohnung fand er den Kranken bereits auf dem Wege der Besserung; unverzüglich schritt er zur Erfüllung des Gelübdes (1091), baute ein Hospital zur Aufnahme der am Antoniusfeuer leidenden Pilger, brachte eine Laiengesellschaft von Hospitalitern zusammen, kleidete sie schwarz nach dem Muster der Weltpriester und heftete auf die linke Brustseite des Rockes und Mantels das in einem Traumgesichte vom Heiligen selbst gebotene himmelblaue **Antoniuskreuz**, in der Gestalt eines T. Papst Urban II. bestätigte 1096 den Verein und den Stifter als Vorstand desselben unter dem Titel eines Großmeisters. Ohne eigentliche Gelübde und streng mönchische Form breitete sich die Gesellschaft in Frankreich aus; erst 1218 erhielt sie vom Papst Honorius III. die Erlaubniß zur Ablegung der 3 Mönchsgelübde und 1297 von Bonifaz VIII. die große St. Antonskirche unter dem Titel einer Abtei, alle Rechte und Privilegien eines Mönchsordens mit der sogenannten Regel des heiligen Augustin und dem Befehl, sich Chorherren zu nennen. Von jetzt breitete sich der Orden unter dem Namen der **regulirten Chorherren des heiligen Anton von Vienne** über Frankreich, Italien, England, die Niederlande, Dänemark, Deutschland und Ungarn mit reißender Schnelligkeit aus, und bald zählte er 369 Klöster (Komthureien), welche sämmtlich dem Abt von St. Anton zu Vienne, als dem General oder Großmeister, untergeben waren. Die Titel Großmeister und Komthureien, verbunden mit dem Umstande, daß in den Zeiten der Ausartung viele Superioren ihre Komthureien lediglich wie fette Pfründen und Kommenden behandelten, waren die Ursache, daß man die Antonierherren häufig für einen Ritterorden angesehen hat. Güter und Ansehen fielen dem Orden reichlich zu; im Jahre 1502 erhielt er sogar vom Kaiser Maximilian I. das Reichswappen, einen schwarzen Adler mit ausgebreiteten Flügeln, rothem Schnabel und rothen Klauen, so wie einen Brustschild in Gold mit dem blauen T. Mit dem äußeren Glanze wuchs aber auch die innere Verderbniß und sittliche Verwilderung; selbst die Verluste, welche die Reformation herbeiführte, thaten dem Uebel keinen Einhalt. Endlich führte der Generalabt **Anton Brunel v. Gramont** 1616 eine Reform ein, sah dieselbe aber nur von den Klöstern in Frankreich, von vier Klöstern in Italien u. von eben so vielen in Deutschland angenommen. Außer der Verpflegung Kranker und fremder Pilger lag den Antoniern ob, dreimal in der Woche alles Fleischessens sich zu enthalten, neben den gewöhnlichen Kirchenfasten jeden Mittwoch in der Adventzeit und an vielen Vigilien hoher Feste zu fasten. Sie hielten alle drei Jahre ein Generalkapitel, worin die Superioren der einzelnen Klöster erwählt wurden. Ihr General blieb lebenslänglich im Amte. Ihre vorzüglichsten Komthureien oder Klöster in Deutschland waren Morkirchen, Höchst, Alzei, Frankfurt am Main, Braunschweig, Grünberg in Hessen, Lübeck, Memmingen, Lichtenburg, Eilenburg, Taucha, Eicha u. a. Im J. 1774 wurde der Orden mit dem Maltheserritterorden vereinigt und theilte dessen Schicksal bei der Säkularisation. Die letzte Komthurei zu Höchst ging 1803 ein.

Antraigues, Flecken im französischen Departement Ardèche, westlich von Privas, mit 1500 Einwohnern. Dabei der von Basaltsäulen gebildete Riesenweg (Chaussée de Géants), länger als 300 Toisen.

Antraigues, Emanuel Louis Henri Delaunay, Comte d', geboren um 1765 in Vivarais im Departement Ardèche, charakterloser, zweideutiger Politiker der französischen Revolutions- und Kaiserzeit, anfänglich zügelloser Revolutionär, dann Vertheidiger des Erbadels, zuletzt sogar der absoluten Monarchie, der Gewalt in jeder Form dienend, sobald sie seinem Ehrgeiz schmeichelte, dabei talentvoll, gewandt, schlau und tief eingeweiht in die Geheimnisse der Kabinette. Seine erste mit hinreißender Beredtsamkeit abgefaßte Schrift: „**Mémoire sur les Etats-généraux, leurs droits et la manière de les convoquer**“ (1788), in welcher er laut den Umsturz der Monarchien predigte, trug wesentlich dazu bei, die überall in den Gemüthern Frankreichs gährende Unzufriedenheit zur Flamme der Revolution zu entzünden. Bald darauf (1789) als Deputirter in die Generalversammlung berufen, nahm er die Rechte des Erbadels in Schutz, widersetzte sich heftig der Vereinigung der drei Stände und erklärte in der Diskussion über eine die Bürgerrechte festsetzende Konstitution das Veto des Königs für eine unentbehrliche Stütze der Monarchie, übersandte auch später seinen Bürgereid nur mit Einschränkungen. Solche Grundsätze konnten am Centrum des Republikanismus keinen Halt finden. A. wurde, nachdem er eine öffentliche Anklage glücklich von sich abgewandt hatte, durch diplomatische Sendungen nach Petersburg und Wien entfernt. Hier wurde er Patron der Bourbons und Geschäftsträger der Feinde seines Vaterlandes. Auf einer dieser diplomatischen Missionen nach Italien ließ ihn Napoleon (1798) aufheben; seine Gemahlin, die berühmte Opernsängerin St.-Huberti verschaffte ihm indeß Mittel, aus dem Gefängniß zu entkommen. Nach Ruß-

land zurückgekehrt, wurde er von Alexander zum russischen Staatsrath ernannt und in diplomatischen Angelegenheiten nach Dresden gesendet. Dort schrieb er seine bekannte Invektive gegen Napoleon, unter dem Titel: „Fragment du 18-ième livre de Polybe, trouvé sur le mont Athos.“ Eingeweiht in die geheimen Artikel des tilsiter Friedens, verließ A. Rußland, um sich durch Mittheilung derselben dem englischen Ministerium unentbehrlich zu machen. Wirklich that Canning in Angelegenheiten Frankreichs nichts ohne A.' Rath: das Vertrauen der Bourbonen und Ludwigs XVIII. konnte indeß A. nie gewinnen. Er † 1812 in einem Dorfe bei London, nebst seiner Gemahlin von seinem Bedienten, einem Italiener, ermordet, welcher sich gleich nachher selbst erschoß.

Antrim, Grafschaft in der irländischen Provinz Ulster, grenzt im Norden und Osten an den Nordkanal und das atlantische Meer, im Süden und Westen an die Grafschaften Down und Londonderry und umfaßt einen Flächenraum von 43¼ □Meilen oder 1164 englischen □Meilen. Das Land ist im Allgemeinen flach, aber umgeben von einer niedrigen Bergkette (mit dem 1820' hohen Knoll Lade) und hohen zerrissenen Basaltwänden an der Küste, worunter der sogenannte „Riesendamm“ (Giants Causeway) an der Nordküste, eine gewaltige Masse von Basaltpfeilern, merkwürdig ist. An der Westspitze liegt eine kleine Inselgruppe, die Skerries, an der Nordküste die Insel Rathlin mit 1000 Einw. Im Innern sind weite fruchtbare Strecken, viele Teiche und Seen, darunter der Lough-Neagh, der größte See Irlands, aber auch Moore und Sümpfe. Die Carrickfergusbai schneidet im Osten tief in das Land ein. Hauptfluß ist der Bush, welcher in den atlantischen Ocean mündet. Das Klima ist hier rauher, als im übrigen Irland. Die Produkte sind Getreide, besonders in den wohl angebauten Ebenen, Flachs, Kartoffeln, Vieh, Fische, dann Steinkohlen und etwas Eisen. Eisenhaltige Mineralquellen sind zu Ballycastle und Dumans im Kirchspiele von Ramoan, Salzquellen bei Carrickfergus. Die Einwohner, deren Zahl auf 354,178 angegeben wird, sind meistens kleine Farmers, welche sich außer mit Feldbau, besonders mit Linnen- und Baumwollenfabrikation beschäftigen. Ausfuhrartikel sind Butter, Käse, Häute, Wolle, Fische, Korn, Garn, Leinwand. Die Grafschaft zerfällt in 14 Baronien und sendet nach der Reformbill 6 Mitglieder ins Unterhaus, zwei für die Grafschaft, zwei für Belfast, eins für Carrickfergus und eins für Lisburne. Die Stadt A., am nördlichen Ende des Lough-Neagh, vormals ein bedeutender Platz, der vor der Union zwei Mitglieder in das irische Parlament sandte und mancherlei Privilegien besaß, hat 9000 meist protestantische Einwohner, welche besonders ansehnliche Linnen- und Baumwollenfabrikation und Strumpfwirkereien betreiben. Ein merkwürdiges Gebäude ist die sehr alte Hauptkirche mit einem schönen gothischen Thurme. In der Nähe liegen auch zwei alte Schlösser: Shane-Castle, der alte Sitz der O'Neil, und A.-Castle, einst der Sitz der Skeffington, Viscounts und Earls von Massarene, jetzt Skeffington-Fosters, Earls von Ferrard.

Antrustiones (Antustriones), fränkische Dienstmannen unter den Merovingern, entweder s. v. a. Leudes (Leute) oder von diesen unterschieden als höhere Vasallen mit freien Leuten in ihrem Gefolge.

Antwerpen (Antorf, franz. Anvers, holländ. und engl. Antwerp), 1) belgische Provinz und ehemalige Markgrafschaft, grenzt nördlich und nordöstlich an Nordbrabant, südöstlich an Limburg, südlich an Südbrabant und westlich an Ostflandern und hat ein Areal von 51,61 □Meilen, auf denen am 1. Januar 1849 413,830 Seelen wohnten. Sie ist durchaus eben und wird durch Flußdämme gegen Ueberschwemmungen geschützt; in den Niederungen sind viele fruchtbare Polders. Der Boden ist ein leichter, feiner Sand, mit Thon vermischt, über dem eine fruchtbare vegetabilische Erde lagert. Am ergiebigsten ist der Boden um Mecheln und an den Marschstrecken der Schelde, am magersten im Norden u. Osten, wo die Campine ist, ein aus Seen, Morästen und Haiden bestehender Landstrich, der schlecht angebaut und stellenweise gar nicht urbar ist. Die Schelde strömt an der Grenze hin; sie scheidet A. von Ostflandern u. nimmt bei Rupelmonde die Rupel auf; sie ist bei einer Tiefe von 30' und bei einer Durchschnittsbreite von 2000' für die Schifffahrt unschätzbar. Die Rupel entsteht aus der Nethe, die von Limburg, und der Dyle, die aus Brabant kommt, bei Rumpst, und ist drei Stunden lang; zu diesem Flusse führen die Kanäle von Brüssel und Löwen. Das Klima ist gemäßigt, aber feucht, sehr nebelig und veränderlich. Das jährliche Regenpräcipitat beträgt 28½ Zoll. Der Herbst ist schön und beständig, der Winter naßkalt und stürmisch, der Frühling kühl, der Sommer wechselt zwischen Hitze und Kälte. Auf 1 □Meile leben im Durchschnitt etwa 8018 Menschen. Der Ackerbau wird mit Sorgfalt betrieben, daher trotz der vielen Haide- und Sumpfstrecken der Brodbedarf doch gewonnen. Die flandrische Wirthschaft ist vorherrschend; Weizen, Roggen, Hafer, Kartoffeln, Flachs, Rübsamen, Krapp und Futterkräuter sind Haupterzeugnisse. Die Wiesen sind sehr ergiebig; das Hornvieh gehört der hohen holländischen Raçe an. A. und Mecheln ziehen sehr viel Gemüse. Der Kunstfleiß erstreckt sich auf Spitzen- und Hutfabrikation, Zuckersiederei, Tuch-, Wollen- und Baumwollenfabriken, Kattundruckerei, Bierbrauerei u. Branntweinbrennerei. Der Handel, durch die Lage sehr begünstigt, aber durch die Revolution sehr gelähmt, hebt sich allmählig wieder. Die Provinz sendet in den Senat 4 und in die Repräsentantenkammer 9 Deputirte, und theilt sich in die 3 Bezirke: A., Mecheln und Turnhout.

2) Hauptstadt der Provinz und erste Handelsstadt des Königreichs; am rechten Ufer der hier über 2000' breiten Schelde, 5¼ preußische Meilen nördlich von Brüssel, 18½ Meilen westlich von Aachen, 7 Meilen südlich von Bergen op Zoom, 21 Meilen westlich von Köln, 45 Meilen westlich von Frankfurt a. M., 42⅔ Meilen nördlich von Paris entfernt. Ihre Länge von Norden nach Süden beträgt 7600 Schritte und ihre Breite von Osten nach Westen 4300 Schritte; sie ist mit Festungswerken umgeben, die

einen ungeheuern Umfang einnehmen und südlich sich an die weltberühmte, von Herzog Alba (1568) erbaute und von Napoleon erweiterte Citadelle anschließen. Letztere bildet ein regelmäßiges Polygon mit 5 Hauptbastionen und zurückgezogenen Flanken von 2100 Fuß größtem und 1200 Fuß kleinstem Durchmesser. Die Bastion Du Duc ist der Schelde zugewendet, Bastion Alba bestreicht die Esplanade, Bastion Paciotto Berchem und die Straße nach Mecheln, Bastion Toledo Boom und die Straße nach Willryk, Bastion Ferdinand die Schelde. Erst in neuerer Zeit wurde von den Franzosen (1803—1813) die Lünette Sct. Laurent, welche das Ravelin zwischen den Bastionen Paciotto und Toledo deckt, und die Lünette Kiel zwischen den Bastionen Toledo und Ferdinand erbaut; desgleichen das Fort Montebello, welches 1200 Fuß von der Citadelle entfernt nach dem mechelner Thore hinliegt und zur Deckung der die unregelmäßigen Bastionen an der Esplanade verbindenden Kurtine bestimmt ist, mit der Stadt aber durch einen verdeckten Weg und verschiedene andere Werke unmittelbar in Verbindung steht. Auf dem linken Scheldeufer, der Stadt gegenüber, ist ein festes Werk, das Fort Vlaamshe Hoofd (Tête de Flandre), das die Franzosen gleichfalls eingenommen haben, so wie auch das Fort Burcht, die Redoute Callao und das Fort Osterweil; unterhalb der Stadt das Fort St. Philippe, die Kruyzschanze und das Fort Lillo auf dem rechten und die Forts Marie, la Perle und Lieffenshök auf dem linken Ufer des Stroms. Die Festungswerke haben bei der berühmten Belagerung durch die Franzosen im J. 1832 sehr gelitten. Der Umfang der Stadt beläuft sich auf 2 Stunden. Die Schelde trägt hier Kriegsschiffe. Es ist hier ein Hafen, eine Schiffswerfte und Arsenäle von großem Umfang, 2 große, mit Quadern ausgebesserte Bassins (Docks), 30 Fuß tief, durch Schleusen mit der Schelde verbunden, an 2 Seiten von Waarenlagern umgeben; alle diese Anstalten wurden von Napoleon theils angelegt, theils erweitert. Die alte Abtei St. Michael, ein ungesundes Gebäude, welches als Waarenmagazin gebraucht wurde, ist durch das Bombardement der letzten Belagerung ganz zerstört worden. Die Stadt ist von 11 Kanälen durchschnitten, über welche mehr als 40 Brücken führen; sie liegt 9 Meilen von der hohen See entfernt und steht sowohl mit Brüssel und andern Städten, als auch mit dem Rheine durch Kanäle und Eisenbahnen in Verbindung. Die Nähe des Meeres, der belebte Hafen, der mehr als 1000 Fahrzeuge faßt, der schöne, breite Strom geben der Lage A.s etwas ungemein Malerisches und Grandioses. Die Umgegend nach der Landseite zu aber ist flach; den schönsten Anblick gewährt die Stadt von der Flußseite, wohin 15 Thore führen, während nach der Landseite zu nur 3 sind, und wo 8 Hauptkanäle und 3 von Napoleon angelegte Docks den größten Kauffahrern gestatten, bequem zu den Quais zu gelangen. Die Stadt hat 162 breite u. gut gepflasterte Straßen, 26 öffentliche Plätze, unter denen sich der große Meerplatz mit seinen vielen gothischen Palästen auszeichnet, 70 öffentliche Gebäude, über 10,000 Häuser und 90,000 Einwohner. Von der alten Herrlichkeit A.s zeugen seine herrlichen Gebäude. Das reichste Gebäude im Styl der gothischen Baukunst vielleicht in der Welt ist die Kathedralkirche, vom Jahr 1422—1518 bis auf die Hälfte des zweiten Thurmes aufgeführt, 500 Fuß lang, 360 Fuß hoch und 240 Fuß breit mit 230 gewölbten Bogenhallen, die von 125 Säulen getragen werden. Das Innere der Kirche übertrifft an konsequenter Durchführung die meisten Bauwerke dieser Art. Hier sieht man Meisterstücke der Malerei, Bildhauerei und Skulptur, z. B. von Rubens (die berühmte Grablegung), Herreyes, Schulz, Frank dem Aeltern, Quesnoi, von Verbruggen, Schomnaker u. A., sowie herrliche Glasmalereien. Der Thurm von Quadern, ausgezackt und durchbrochen, steigt als eine schlanke Pyramide 444 Fuß hoch empor, ist also etliche Fuß höher, als der straßburger Münster; auf dem zweiten, unvollendeten Thurme ist ein Glockenspiel von 60 Glocken. Unter den 5 Pfarrkirchen zeichnen sich aus die Kirche St. Jakob mit schönen Skulpturen, Marmorsäulen, Gemälden von Rubens und Vandyk ꝛc. und dem schönen Grabmonumente des erstgenannten Meisters, die Kirche des heil. Augustin mit Bildern derselben Meister, so wie auch die Paulskirche. Eines der schönsten Kommunalgebäude in Europa ist das Stadthaus auf dem großen Marktplatze, mit herrlichen Schlachtengemälden. Die Börse (1531 erbaut) ist die älteste und größte in Europa, 180 Fuß lang und 140 Fuß breit, mit großen Hallen, auf 43 Marmorsäulen ruhend; hier wogt das kommercielle Publikum. Das Schauspielhaus, so wie das große Hospital fallen gleichfalls in die Augen. Das alte hanseatische Haus neben dem großen Bassin ist ein Quadrat, dessen Seite 230 Fuß beträgt, 1568 erbaut und noch heut zu Tage ein Eigenthum der Hansestädte. Merkwürdig sind ferner das Museum im ehemaligen Karmeliterkloster, das unter der Aufsicht der Akademie der Künste steht, das große Seearsenal, das sehr viele Anstalten für Seewesen umschließt, und endlich das Militärmagazin. Bemerkenswerth ist auch das Rubens-Denkmal, welches 1840 auf dem Grünplatze (Place verte) errichtet wurde. An Anstalten für Wissenschaft und Kunst war A. von jeher reich und immer war der Sinn für solche lebendig. A. besitzt gegenwärtig ein Gymnasium, eine Schifffahrtsschule, ein medicinisch-chirurgisches Kollegium, mehre öffentliche Bibliotheken, eine Malerakademie, im 15. Jahrhundert als Brüderschaft von St. Lukas entstanden, seit 1510 Akademie der Bildhauer- und Malerkunst benannt. Aus ihr gingen die berühmtesten Maler der flandrischen Schule hervor, von denen viele geborene Antwerpener sind, wie Vandyk, Calvaert, die beiden Teniers, Segher, Crayer, Floris und Brill. A. ist der Sitz der obersten Behörden für die Provinz Flandern, sowohl für Verwaltung als Recht, sowie einer Akademie der Wissenschaften und mehrer anderen wissenschaftlichen und gemeinnützigen Institute. Der dortige zoologische Garten steht hinsichtlich der Mannichfaltigkeit der darin gehaltenen Thiere dem pariser

wenig nach. Das Leben ist hier heiter, genußreich, ziemlich sinnlich, angemessen dem flandrischen Charakter, und im Allgemeinen haben die Antwerpener den Ruf, ein harmloses Volk zu seyn, dessen Streben zunächst auf Erwerb gerichtet ist und das sich um die Angelegenheit der Politik nur in sofern bekümmert, als diese jenes Streben unmittelbar berührt. Deshalb spielen auch die Antwerpener in den Volksbewegungen, welche die Niederlande in den letzten Jahrzehnten so häufig erschüttert haben, keine hervorragende Rolle. Die obern Klassen sprechen französisch; in den untern ist das Flamändische und Wallonische das gebräuchlichste Idiom. A. hat das Eigenthümliche, wie das alte Venedig, zugleich Handels- und Gewerbstadt zu seyn. Der industrielle Geist, der in ganz Belgien wohnt, nährt eine Menge Manufakturen und Fabriken. Ein altes Hauptgewerbe ist Stickerei und Spitzenfabrikation, welches die Mode neuerdings wieder belebt hat; 20,000 Hände, theils in der Stadt, theils auf dem Lande, sind damit beschäftigt. Andere wichtige Gewerbzweige sind die Fabrikation von seidenen Strümpfen und Handschuhen, feinen baumwollenen Strümpfen, Bändern, Seilerwaaren, Kattundruckerei, Papierfabrikation, Bleicherei. Der Schiffbau wird großartig betrieben; die Zuckerraffinerien beschäftigen 7—800 Arbeiter. In der Kunst, Edelsteine zu schleifen und zu fassen, besonders in der Diamantenschleiferei, rivalisirt jetzt A. mit Amsterdam. Der Handel A.s, den man nach der Abtrennung Belgiens von Holland (1830) dem Ruin nahe glaubte, da dies Ereigniß die belgische Flagge von den holländischen Kolonien ausschloß und die Hauptkanäle mit einem Male verstopfte, welche ihn so lange genährt hatten, hat sich dennoch nach kurzer Stockung seit jener Zeit wieder sehr erhoben. A. wurde sogleich nach dem Fall der Citadelle und der Vertreibung der Holländer aus der Schelde zum Freihafen erklärt, allen Flaggen und Nationen zu freiem Verkehr geöffnet und dem Handel jegliche Fessel abgenommen, die ihn früher beschwerte. Die Lage der Stadt, am größten Strome des Landes, am Endpunkte einer Menge schiffbarer Kanäle, die zum Theil weit in die Nachbarländer reichen, das Eisenbahnnetz, welches das volkreiche Belgien gleichsam zu einer Stadt verbindet, von der A. den Hafen vorstellt, die riesenmäßige Entwickelung der Industrie des jugendlichen Reichs thaten das Uebrige, A. nach der Trennung von Holland zu einem Emporium zu machen, dessen Bedeutung und Größe noch lange nicht seine Grenze erreicht hat. Der überseeische Verkehr A.s geht hauptsächlich nach England, wohin es flandrische Produkte (Getreide, Kleesaat ꝛc.) ausführt, u. von wo es dagegen britische Kolonial- und Manufakturwaaren bezieht, nach den Vereinigten Staaten, Westindien (besonders Hayti), Meriko und Südamerika, von wo es gegen Ausfuhr belgischer Fabrikate die Produkte jener Länder bezieht, als Zucker, rohe Häute, Reis, Farbhölzer u. s. w. Mit der Levante und Indien ist der Handel, obschon viele Versuche gemacht wurden, ihn zu heben, nicht bedeutend. Dagegen ist er mit Deutschland sehr lebhaft, und er würde, so wie mit Frankreich, noch viel blühender seyn, wenn nicht die Zolltarife für die meisten belgischen Fabrikate diese Länder verschlossen hielten. Die Handelsverbindungen A.s mit dem europäischen Norden, ferner mit Spanien, Portugal, Italien und über Triest mit Oesterreich sind vergleichsweise nicht lebhaft.

Geschichte. Die Stadt A. wird zuerst im 8. Jahrhundert urkundlich erwähnt. Als Hafen- und Handelsort erscheint sie schon im 10. und 11. Jahrhundert, und die beträchtliche Zahl der schon im 12. Jahrhundert in A. befindlichen Klöster läßt auf reichen Erwerb schließen. Die hiesigen Manufakturen in Wolle und Tuch wurden, wie jene von Gent und Brügge, weltberühmt, und Anfangs des 12. Jahrhunderts waren antwerpener Tücher in Frankreich und Deutschland ein großer Handelsartikel. In der Periode der Kreuzzüge erscheint A. nächst Brügge und Gent als die reichste Handelsstadt Flanderns. Besonders war A.s Verkehr mit den Normännern groß und zugleich in seinen Mauern die Hauptniederlage der Produkte der britischen Länder. Die höchste Blüthe A.s datirt sich aber seit der Mitte des 15. Jahrhunderts, wo Gent und Brügge durch unglückliche Fehden mit Philipp dem Guten, Maximilian von Oesterreich und Kaiser Friedrich III. ihren blühenden Handel verloren. Auch die Hansa, durch den Stolz der übermüthigen Brügger beleidigt, verlegte zu Anfange des 16. Jahrhunderts ihre Magazine nach A., worauf 1516 alle fremden Kaufleute mit einziger Ausnahme der Spanier von Brügge und Gent dahin nachwanderten. Doch erst in den folgenden Jahrzehnten, während welcher Venedigs Handelsgröße schnell zusammensank, stieg die von A. schnell zu der Ueberschwenglichkeit empor, von der nur das heutige London einen würdigen Begriff geben kann. Während Spanien selbst durch die Auswanderung nach Amerika sich entvölkerte und an der Kolonisirung des reichen Welttheils sich entkräftete, beutete A.s Handel dessen Schätze aus, und das Gold Peru's und Meriko's Silber häuften sich in A. zu den kolossalsten Reichthümern auf. Unter Karls V. Regierung war die Stadt die opulenteste und herrlichste der ganzen christlichen Welt. A. war der Bazar, von welchem aus sich die reichen Produkte des flandrischen und brabantischen Fleißes nach allen Richtungen hin, bis Arabien, Persien und Indien, verbreiteten. Noch höher stieg A.s Verkehr, als der portugiesisch-ostindische Handel den levantischen überflügelte und zur Bedeutungslosigkeit herabdrückte. A. zog Vortheil aus jeder Wunde, welche den italienischen Handelsrepubliken geschlagen wurde; die Portugiesen richteten in Brabant ihren Stapel auf, und die Güter des Orients prangten jetzt auf dem Markte von A. Hierher flossen bald auch die westindischen Waaren, womit die spanische Trägheit den niederländischen Fleiß bezahlte. Der ostindische Stapel zog die berühmtesten Handelshäuser von Florenz, Pisa und Genua, aus Augsburg die Fugger und Welser hierher. Hierher brachte auch die Hansa alle nordischen Waaren; die große Kompagnie englischer Kaufleute hatte hier ihre Niederlage. Kunst und Na-

tur schienen hier ihren ganzen Reichthum zur Schau zu legen. A.s Ruf des Reichthums verbreitete sich durch die ganze Welt; seine Wechselbriefe cirkulirten an allen Enden der Erde. A., behauptete man, machte damals binnen 3 Monaten mehr und größere Geschäfte, als in 2 Jahren Venedig während seiner glänzendsten Zeit. Damals zählte A. über 240,000 Einwohner, und das fluthende Leben, welches sich hier drängte, übersteigt allen Glauben. Zwei, drittehalbhundert Seeschiffe erschienen öfters auf einmal vor seinen Kayen; kein Tag verfloß, wo nicht 500 und mehre Flußfahrzeuge heraufkamen oder gingen; an den Markttagen stieg diese Zahl auf 800 und 900. Ueber 2000 Frachtwagen sah man in jeder Woche aus Deutschland, Frankreich und Lothringen anlangen, und die Zahl der Getreidefuhren erreichte oft in einer Woche 10,000. Man rechnete, daß der auswärtige Verkehr ein Gesammtkapital von 500 Millionen Goldgulden verbrauchte. A. hatte damals 4500 eigene Schiffe in See und es galt das Sprüchwort: „Die Welt ist ein Ring und A. der Diamant darin." Aus jenen Zeiten stammen A.s Prachtgebäude, der Dom, die Börse u. a. Alle diese Herrlichkeit sank seit dem Ende des 16. Jahrhunderts in wenigen Jahrzehnten, anfangs zur Mittelmäßigkeit und allmählig zur Nichtigkeit herab. Der finstere Despotismus Philipps II. von Spanien knickte A.s Blüthe und zerstörte sie bis auf die Wurzeln, daß ein Zweig nach dem andern verdorrte und kein neuer Sproß für die Zerstörungen einigen Trost gab. Der denkwürdige Freiheitskampf der Niederländer wurde nicht ausgefochten, ohne den niederländischen Städten tiefe Wunden zu schlagen. Die tiefste traf A., welches daran beinahe verblutete, da es nicht, wie die Städte der nördlichern Provinzen, in der errungenen Unabhängigkeit Ersatz fand, und da eben dieselbe Lage im Herzen von Brabant und an der großen Wasserstraße, welche einst ihren Handel so sehr begünstigte, jetzt die Ursache wurde, daß die Kriegsfurie ihre ganze Zerstörungswuth auf der unglücklichen Stadt koncentrirte.

Unter allen Städten Brabants trat keine im Kampfe gegen das knechtische Joch, das Philipp den Niederlanden aufzulegen trachtete, entschiedener auf als A., keine war thätigere Theilnehmerin am niederländischen Staatenbunde, keine that sich durch Freiheitssinn in solchem Maße hervor. Allerdings hatte sie auch, da sie alle drei christlichen Kirchen in ihrem Schooße hegte und dieser uneingeschränkten Religionsfreiheit einen großen Theil ihres Wohlstandes verdankte, bei Weitem am meisten von der spanischen Herrschaft zu befürchten, welche die Religionsfreiheit aufheben und durch die Schrecken des Inquisitionsgerichts alle protestantischen Kaufleute von ihren Märkten zu verscheuchen drohte. Andererseits war in ganz Brabant kein Ort, an dessen Besitz den Spaniern mehr gelegen seyn mußte, als eben dieses A. Dem brabantischen Bunde, der in dieser Stadt seine Versammlungen hielt, wurde mit derselben seine wichtigste Stütze entzogen, der gefährliche Einfluß ihres Beispiels, ihrer Rathschläge, ihres Geldes auf die ganze Provinz gehemmt und in den Schätzen ihrer Bewohner den Kriegsbedürfnissen des Königs eine reiche Hülfsquelle aufgethan. Der Besitz derselben sicherte die Herrschaft über die Schelde und dies mußte früher oder später den Fall von ganz Brabant nach sich ziehen, welches sich großentheils durch diesen Kanal mit Getreide aus Seeland versorgte. Daher suchte bereits die Statthalterin **Margaretha von Parma** sich 1566, bei Gelegenheit der in A. wüthenden Bilderstürmerei, der Stadt für immer zu versichern, und legte deshalb eine stärkere Besatzung in dieselbe. Kühner aber trat der grausame **Alba** der Bürgerfreiheit entgegen. Nicht zufrieden mit den Festungswerken der Stadt, die schon Karl V. 1546 durch einen deutschen Ingenieur Franz angelegt hatte, erbaute er von 1567 bis 1572 die starke Citadelle mit einem Aufwand von 1,400,000 Thlr., wovon die Stadt selbst ⅓ tragen mußte. Der Italiener Paciotto leitete den Bau und Alba setzte sich hier eine aus eroberten Geschützen gegossene Statue, zu deren Füßen sich die 2köpfige und 4armige Empörung in Ketten wand. Zweimal machte 1574 der heldenmüthige Vertheidiger batavischer Freiheit, **Wilhelm von Oranien**, den Versuch, die spanische Besatzung aus der Citadelle zu vertreiben; beide Versuche mißlangen, und der erste kostete seinen Verbündeten in A., an deren Spitze **Johann von Alonso** stand, das Leben. Bedrückungen, Beraubungen, Kränkungen und Hohn aller Art verübten nun ungestraft die Spanier von der Citadelle aus, und mehr als einmal kam es zum mörderischen Handgemenge. Am furchtbarsten aber war das Blutbad, welches den 4. November 1576 von der zügellosen spanischen Soldateska in A. angerichtet wurde. Durch spanische Heereshaufen von Mastricht und andern Orten her verstärkt, brach die wüthende Rotte, bei welcher ebenso der Hunger (sie hatte seit Monaten keinen Sold erhalten), wie der Fanatismus jedes menschliche Gefühl erstickt hatte, in die Stadt, schlug die deutsche und brabantische Besatzung zurück und überließ sich dann einem endlosen Morden und Plündern. Keines Geschlechts, keines Alters wurde geschont; das Rathhaus und 600 Bürgerwohnungen gingen in Flammen auf und über 10,000 Bürger wurden ersäuft oder erstochen. Die Geschichte hat diese Greuelscene, welche sich auch in andern brabantischen Städten wiederholte, mit dem Namen der **spanischen Furie** gebrandmarkt. Ihre unmittelbare, der batavischen Freiheit ersprießliche Folge war der offen erklärte Anschluß der südlichen Provinzen an die nördlichen in der genter Pacifikation. Am 1. August 1577 endlich gelang es den Antwerpenern, durch Zahlung des rückständigen Soldes und ungeheurer Summen an die Befehlshaber die spanische Besatzung zur Räumung der Citadelle zu bewegen und alle Truppen aus der Stadt zu entfernen; Alba's Bildsäule wurde demolirt. Die erlittenen Verluste und die gebrachten Opfer waren unermeßlich; dennoch blühte A.s Handel wieder auf. Einige Jahre später (1583) versuchte der Herzog **Franz von Anjou**, seit 1582 erwählter Herzog von Brabant, sich A.s zu bemächtigen, um dann von den Bürgern die Zugeständnisse zu erpressen, unter welchen allein der König von Frankreich ihm kräftigen Beistand gegen

Spanien versprochen hatte. Die Bürger widerstanden; Straßen und Märkte wurden abermals Schlachtfelder. Die Franzosen wurden mit 1500 Mann Verlust hinausgeworfen und der Herzog zog sich in sein Lager nach Berchem zurück.

Alle diese schrecklichen Unfälle, von welchen A. in den ersten 12 Jahren des spanischen Kriegs heimgesucht wurde, sind aber klein gegen das Unglück, welches in den Jahren 1584 und 1585 über die Stadt hereinbrach. Die 14monatliche **Belagerung** A.s durch den spanischen Statthalter und Oberbefehlshaber, Herzog **Alexander von Parma**, steht in der Kriegsgeschichte als ein Meisterstück der Belagerungskunst da und ist auch, abgesehen von dem militärisch-strategischen Interesse, als der welthistorische Akt, durch den der Welthandel A.s für immer auf andere Bahnen gewiesen wurde, von einer so allgemeinen Wichtigkeit, daß sie eine räumlichere Darstellung an dieser Stelle verdient. Der Herzog von Parma hatte kaum in den Niederlanden das Oberkommando angetreten, als er auch die ganze Wichtigkeit A.s für die spanischen Waffen erkannte. Er gedachte, um jeden Preis sich der gewaltigen Stadt zu bemeistern. Aber sowohl ihre Lage als ihre Befestigung, die Größe ihrer Hülfsmittel, wie der bisher so oft bewährte Muth der zahlreichen Bevölkerung schien jedem Angriffe Trotz bieten zu können. Von der brabantischen Seite mit unübersteiglichen Werken und wasserreichen Gräben umschlossen, von der flandrischen durch den breiten und tiefen Strom der Schelde gedeckt, konnte sie mit stürmender Hand nicht bezwungen werden, und eine Stadt von diesem Umfange einzuschließen, schien eine dreimal größere Landmacht, als der Herzog zusammen hatte, und noch überdies eine Flotte zu erfordern, die ihm gänzlich fehlte. Nicht genug, daß ihr der Strom, von Gent aus, alle Bedürfnisse in Ueberfluß zuführte, so öffnete ihr der nämliche Strom noch eine leichte Verbindung mit dem angrenzenden Seeland. Dazu kam, daß die umliegenden Städte, Brüssel, Mecheln, Gent, Dendermonde u. a., dazumal noch alle in den Händen des niederländischen Bundes waren und auch von der Landseite die Zufuhr erleichtern konnten. Es bedurfte also zwei verschiedener Heere an beiden Ufern des Stroms, um die Stadt zu Lande zu blokiren und ihr den Verkehr mit Flandern und Brabant abzuschneiden, u. zugleich einer hinlänglichen Anzahl von Schiffen, um die Schelde sperren und alle Versuche, die von Seeland aus zum Ersatz unfehlbar gemacht werden würden, vereiteln zu können. Und doch stand dem Herzog nur ein Heer von etwa 12,000 Mann Fußvolk und 1700 Reitern zu Gebote, nach gewöhnlicher Berechnung eine viel zu geringe Macht, um zu einer Unternehmung von diesem Umfange hinzureichen. Dennoch ließ dieser sich in seinem Entschlusse nicht wankend machen. Die Macht, durch welche er am ersten und sichersten der Stadt Meister zu werden hoffte, war der Hunger. Um aber diesen furchtbaren Feind gegen sie aufzuregen, mußten alle Zugänge zu Wasser und zu Lande verschlossen werden. Zuvörderst wurden an den Kanälen und Flüssen, welche A. mit Dendermonde, Gent, Mecheln, Brüssel und andern Plätzen in Verbindung setzte, zahlreiche Bastionen angelegt, um dadurch die Zufuhr von der Landseite her möglichst zu erschweren. Zugleich wurden in der Nähe dieser Städte spanische Besatzungen einquartiert, welche ihre Thore umschwärmen, das platte Land umher verwüsten und durch die Drangsale eines kleinen, aber unaufhörlichen Kriegs diese Städte nach und nach erschöpfen und mit Hülfe der geheimen Einverständnisse, die man mit den katholischgesinnten Einwohnern unterhielt, zur Uebergabe bringen sollten. So lagen um Gent allein 3000 Mann, und nach Verhältniß kleinere Corps um die übrigen. Die Hauptmacht selbst führte der Herzog gegen A., um es zu umzingeln und alle Zufuhr abzuschneiden. Fast allenthalben gelang es, die Landwege und Kanäle auf diese Weise zu sperren; aber die große Wasserstraße auf der Schelde blieb frei, da die Besatzung des Forts Lillo, ohne dessen Besitz der Strom nicht beherrscht werden konnte, eine dreiwöchentliche Belagerung unter **Odets von Teligny** Anführung muthig aushielt und die Spanier zurücktrieb. Da faßte der Herzog den riesenhaften Plan, den 1200 Schritte breiten, ungewöhnlich tiefen Strom durch eine Brücke gänzlich zu sperren, und so jeden Sukkurs von Seeland her abzuschneiden. Die Linie zwischen Calloo in Flandern und Ordam in Brabant, wo der Strom eine Krümmung macht und seine Breite verhältnißmäßig am geringsten ist, wurde als die passendste Stelle dazu erkannt, und zur Deckung des Werkes sogleich zwei starke Bastionen (St. Maria und St. Philipp) auf beiden Seiten der Schelde angelegt. Indem man im spanischen Lager zur Ausführung des Brückenbaues die lebhaftesten Anstalten machte und die ganze Aufmerksamkeit des Feindes einzig dorthin gerichtet war, machte der Herzog selbst einen unerwarteten Angriff auf Dendermonde, überrumpelte die feste Stadt und nöthigte bald nachher sogar das große Gent, sich (im September 1584) in die Gewalt der Spanier zu überliefern. Noch ehe Gent seine Thore öffnete, waren die Städte Vilvorde und Herrentals ebenfalls in die Hände der Spanier gefallen, auch die Blockhäuser unweit dem Flecken Willebrock von ihnen besetzt worden, wodurch A. von Brüssel u. Mecheln abgeschnitten wurde. Aus Brabant und Flandern war nach dem Verlust aller dieser Orte kaum noch Hülfe zu hoffen, alle Aussichten der Antwerpener mußten sich auf den Beistand beschränken, den man aus Seeland erwartete und den zu verhindern der Herzog von Parma sogleich die ernstlichsten Anstalten machte. Bis auf diesen Augenblick hatte die Stadt den Bewegungen der Spanier mit stolzer Sicherheit zugesehen, und in dieser Zuversicht die nöthigsten Vorkehrungen gegen die Absperrung, welche der Feind jetzt zu vollziehen sich anschickte, vernachlässigt. So war auch der Vorschlag, welchen Wilhelm von Oranien durch den wackern Bürgermeister Aldegonde kurz vor seiner Ermordung der Bürgerschaft ertheilte, den großen Damm zwischen Sanvliet und Lillo (den Blaauwgarendyk) schleifen zu lassen, um durch die Wasser der Osterschelde den seeländischen Schiffen über die überschwemmten Felder einen Weg zu der

Stadt, selbst für den Fall, daß die Schelde gesperrt werden sollte, öffnen zu können, aus spießbürgerlichem Egoismus verworfen worden, weil dadurch ein Weideland unter Wasser gesetzt wurde, worauf die antwerpener Fleischer jährlich 12,000 Ochsen mästeten! Erst als die Spanier die Dämme mit sammt den Weideplätzen in Besitz genommen, suchte man nun, aber vergebens, die unbegreifliche Thorheit gut zu machen. Eben so war es die Folge theils blinder Verkennung der nahen Gefahr, theils kaufmännischer Gewinnsucht, daß es nie zu einer allgemeinen und ausreichenden Verproviantirung der Stadt kam, so oft auch von einzelnen Patrioten, z. B. von Gianibelli, Vorschläge dazu gemacht wurden. Das Einzige, was auf Aldegonde's Betrieb u. zwar schon vor Ankunft der Spanier zur Vertheidigung der Stadt geschehen war, bestand in Ausbesserung der Festungswerke an beiden Ufern der Schelde, in Errichtung von neuen Schanzen um die Stadt herum und in Durchstechung von Dämmen, welche die nächsten Umgebungen A.s für ein feindliches Heer unzugänglich machten. So wenig dies war nach Verhältniß dessen, was hätte geschehen können, wenn man frühzeitig mit Bedacht und Planmäßigkeit zu Werke gegangen wäre, so beruhigten die Antwerpener sich doch bei dem Wenigen, weil man von der Unmöglichkeit der Scheldesperrung aufs Gewisseste überzeugt war; man verspottete das Unternehmen als einen chimärischen Einfall. Während man so in A. sich wegen der vermeintlichen Unmöglichkeit des Baues beruhigte, hatte der Herzog diesen schon zur Hälfte vollendet. Noch im Herbst 1584 wurden von beiden Seiten Gerüste in den Strom eingerammt und so weit ins Wasser geführt, als die Tiefe es erlaubte. Diese hölzernen Bollwerke waren mit Brustwehren versehen und endigten in eine Art länglich viereckiger, mit Geschütz besetzter Bastionen, von denen aus der mittlere, noch offene Theil des Stromes vollständig bestrichen werden konnte. Es hatte dieses Fahrwasser noch immer eine Breite von 600 Fuß, und dies beschloß der Herzog mit einer Schiffsbrücke zu verschließen. Die Eroberung von Gent gab dazu das nöthige Material. Dort hatte er eine große Anzahl flacher Schiffe, nebst Bauholz 2c. in großen Vorräthen vorgefunden, und bald war auch ein Weg ermittelt, auf dem die Fahrzeuge, ohne A. passiren zu müssen, an den Ort ihrer Bestimmung gelangen konnten. Den ersten Transport führte man mittelst Durchstechung mehrer Dämme über das unter Wasser gesetzte flache Land, und als später der tapfere von Teligny mit der antwerpener Flottille diesen Weg versperrte, grub der Herzog durch das Moor bei Stecken einen 14,000 Fuß langen Kanal, welcher bei Calloo in die Schelde mündete und eine sichere und direkte Verbindung seines Lagers mit Gent herstellte. In A. wurde indeß mit fruchtlosen Berathungen eine kostbare Zeit verschwendet und über den Kampf der Parteien das allgemeine Beste vernachlässigt. Weit entfernt, sich über die Wahl der Mittel, durch welche man dem Feind widerstehen wollte, vereinigen zu können, waren die verschiedenen Fraktionen der Bürgerschaft selbst über den eigentlichen Zweck der Vertheidigung entgegengesetzter Meinung. Während die begüterten Kaufleute sehr geneigt waren, mit dem Herzog von Parma in Unterhandlung zu treten, und 60 bis 70 aus dieser Klasse dem Rathe eine dahin bezügliche Bittschrift übergaben, forderte der große Haufe Vertheidigung bis auf den letzten Mann und ruhete nicht eher, als bis ein Edikt zu Stande kam, welches auf jeden heimlichen oder öffentlichen Vorschlag zum Frieden die Todesstrafe setzte. So verstrich der Winter, und kaum war das Eis verschwunden, als der Herzog von Parma den Bau der Schiffbrücke und die gänzliche Sperrung des Stromes wieder in Angriff nahm. Im März 1585, im 7. Monate der Belagerung, war das bewunderungswürdige Werk vollendet, mit ihm die vollständige Einschließung der Stadt erreicht. Jetzt auf einmal fühlte man in A. und auf der verbündeten seeländischen Flotte, daß für die Rettung der Stadt etwas Außerordentliches geschehen müsse. Ohne daher länger auf den zögernden seeländischen Admiral zu warten, schickten die Staaten zu Middelburg den Grafen Justin von Nassau mit allen vorräthigen Schiffen den Belagerten zu Hülfe; dieser bemeisterte sich der Insel Doel und aller darauf liegenden Schanzen und eröffnete dadurch den Seeländern einen freien Paß bis zur Brücke. In A. selbst aber war man mit Anstalten beschäftigt, die keinen geringern Zweck hatten, als die Brücke ganz zu zerstören und so der seeländischen Flotte möglich zu machen, hinlänglichen Proviant in die Stadt zu bringen. Friedrich Gianibelli wurde der Archimedes dieser Stadt, um eine gleiche Geschicklichkeit mit gleich verlorenem Erfolge zu deren Vertheidigung zu verschwenden. Während der Herzog noch damit beschäftigt war, die Brücke ihrer Vollendung entgegen zu führen, sann bereits dieser Künstler auf Mittel, sie zu vernichten. Sein Plan ging dahin, durch schwimmende Minen, die der Strom selbst gegen das Brückenwerk treiben sollte, dieses in die Luft zu sprengen und zugleich durch die Explosion der spanischen Besatzung einen solchen Schlag zu versetzen, daß sie für den Augenblick nicht im Stande wäre, die Durchfahrt der seeländischen Flotte zu verhindern. Er verlangte vom Magistrate dazu 3 große Schiffe von 100—150 Tonnen, außer diesen noch 60 Playten (platte Fahrzeuge), welche, mit Kabeln und Ketten aneinander gebunden und mit hervorragenden Haken versehen, mit eintretender Ebbe in Bewegung gesetzt werden und, um die Wirkung der Minenschiffe zu vollenden, in keilförmiger Richtung gegen die Brücke Sturm laufen sollten. Aber man fand den Vorschlag zu kostbar und bewilligte nur 2 kleinere Schiffe von 70—80 Tonnen nebst einer Anzahl Playten. Jedes dieser Schiffe schuf Gianibelli zu einem schwimmenden Vulkane um; 6000 Pfund des stärksten Schießpulvers von seiner eigenen Erfindung wurden in den Schiffraum unter einer mächtigen Schicht von Steinen, Eisenstücken u. anderen Zerstörungswerkzeugen so aufgeschüttet, daß sie bei erfolgter Selbstentzündung nach allen Seiten Verwüstung anrichten mußten. Um aber die Aufmerksamkeit des Feindes irre zu leiten, belud er noch 32 Schuyten (Kähne) mit Brennmaterialien, die in 4 verschiedenen Abtheilungen vorauslaufen sollten, um

die Belagerer glauben zu machen, es werde bloß die Anzündung der Brücke beabsichtigt. Einige andere mit Pulver geladene Fahrzeuge endlich bestimmte er zur Sprengung des vor der Schiffsbrücke befindlichen schwimmenden Werkes. Die Nacht zwischen dem 4. und 5. April war zur Ausführung des kolossalen Unternehmens bestimmt. Im spanischen Lager war man nicht ganz unvorbereitet auf einen Angriff der Brücke, wußte aber über die Art desselben durchaus nichts Gewisses und rechnete eher darauf, mit Menschen als mit Elementen einen Kampf bestehen zu müssen. Daher ließ der Herzog die Armee unter das Gewehr treten und von den besten Truppen die Brücke besetzen. Jetzt bewegte sich die brennende Flotte von A. her den Strom herab; bis auf eine Entfernung von 2000 Schritt von der Brücke wurden die Fahrzeuge von Schiffern geleitet, welche dann auf Kähnen zurückeilten und die Brander dem Strome überließen. Die kleineren Feuerschiffe verloschen, eins nach dem andern, ohne Schaden zu thun; die zur Sprengung des schwimmenden Werks bestimmten Pulverschiffe warf ein Windstoß an das flandrische Ufer, und auch das eine der großen Mineuschiffe, das „Glück“ genannt, gerieth in weiter Entfernung von der Brücke auf den Grund und entlud sich, ohne mehr als einige Soldaten in einer nahen Schanze zu beschädigen. Aber das andere stärkere Minenschiff, „die Hoffnung,“ durchbrach das schwimmende Vorwerk der Brücke und fluthete dräuend auf diese los. Der Herzog, an der Spitze seiner Generalität, der größte Theil des Heeres befanden sich auf der Brücke; kaum hatte die ungestümste Zudringlichkeit eines Offiziers den Feldherrn bewogen, den gefährdeten Standort zu verlassen, kaum hatte er den Fuß auf das Fort St. Maria, am äußersten Ende der Brücke gesetzt, so geschah hinter ihm ein Knall, nicht anders als berste die Erde und als stürze das Gewölbe des Himmels ein. Betäubt fiel der Herzog nieder, betäubt stürzten die Soldaten, und es dauerte mehre Minuten, bis man wieder zur Besinnung erwachte und das im Nu entstandene Bild der Verwüstung ins Auge fassen konnte. Furchtbar war der Anblick! Bis auf den Grund hatte der losgebrochene Vulkan den Strom aufgewühlt, die Gewässer mannshoch über die Dämme getrieben und alle Werke am Ufer mehre Fuß tief unter Wasser gesetzt. Fast das ganze linke Bollwerk, nebst einem Theil der Brücke war zertrümmert; alle darauf befindliche Mannschaft, Kanonen, Balken rc. waren in die Luft geführt, 6 Schiffe verbrannt, an 800 Menschen waren gänzlich zerschmettert, eine große Anzahl verstümmelt oder sonst beschädigt. Und doch stand das Allerschlimmste noch bevor; denn jeden Augenblick mußte man von A. und Lille aus die feindlichen Flotten erwarten, welche bei dieser schrecklichen Verwirrung im Heere durchaus keinen Widerstand gefunden haben würden, da nicht bloß die Brücke vollkommen gesprengt, sondern auch alle Schanzen am Ufer unter Wasser gesetzt, mehre Kanonen versenkt, die Lunten feucht, die Pulvervorräthe von Wasser zu Grunde gerichtet waren, überdies alle Truppencorps in solchem Schrecken sich befanden, daß es unmöglich gewesen wäre, Befehle auszutheilen und zu befolgen. Allein die gefürchteten Flotten erschienen nicht. Unbegreiflicher Weise erfuhr man 2 Tage lang in A. nichts von dem glücklichen Erfolge. Man hörte die Explosion, man schickte Fahrzeuge aus, welche die Wirkung derselben in Augenschein nehmen und wenn sie die Brücke offen fänden, dies durch Signale anzeigen und sogleich nach Lillo segeln sollten, um die seeländische Flotte davon zu benachrichtigen und herbei zu holen; aber man besetzte die Fahrzeuge mit Feiglingen, die sich nicht weit genug hinaus wagten, um den Stand der Dinge zu erkennen, und dann ihre Feigheit mit der Lüge zu verbergen suchten, die Brücke sey unbeschädigt. Daher die sonst unbegreifliche, völlige Unthätigkeit von Seiten der Antwerpener, und diese hatte die wichtige Folge, daß auch die seeländische Flotte an die Zerstörung der Brücke nicht glaubte und keinen Versuch, sich der Stadt zu nähern, machte. Erst am 3. Tage stattete ein Bote von Lille, der unter der Brücke hindurch geschwommen, von der wirklichen Zerstörung der Brücke, zugleich aber auch von ihrer völligen Wiederherstellung bestimmten Bericht ab. Sobald nämlich der Herzog von Parma sich überzeugte, daß der Feind von seinem Unglück nicht unterrichtet sey, ließ er noch während der Nacht so eifrig an der Wiederherstellung der Brücke arbeiten, daß es am Morgen wenigstens schien, als sey sie noch im guten Stande. In den nächstfolgenden Tagen stellte er den Schaden gründlicher her und brachte verschiedene Verbesserung dabei an. Zugleich zog er Verstärkungen aus der Nähe an sich, und ein aus Geldern kommendes deutsches Regiment traf zur gelegenen Zeit bei ihm ein. Fester als früher war jetzt der Stromweg den Belagerten verrammelt. Doch gelang dem Genie Gianibelli's durch neue Brander noch zweimal die Brücke zu durchbrechen; beide Male vergeblich, weil man theils durch eigene Schuld, theils auch durch ungünstige Umstände verhindert, den Vortheil nicht benutzte. Von einem neuen Minenschiffe, welches Gianibelli ganz nach Art des ersten baute, wurde gar kein Gebrauch mehr gemacht, weil man es jetzt vorzog, auf einem anderen Wege die Rettung zu suchen. Es war dasselbe Rettungsmittel, welches 10 Jahr früher Leyden und nachher öfters andere holländische Städte vor Eroberungen geschützt, dasselbe, welches der Prinz von Oranien gleich beim Anfange der Belagerung angerathen und Aldegonde nachdrücklich, aber ohne Erfolg empfohlen hatte, weil einige Bürger nicht zu bewegen gewesen waren, ihr Feld aufzuopfern: die Durchstechung der Osterscheldedämme und namentlich des cowensteineschen Dammes, welcher sich in der Nähe von A. vom Dorfe Stabrock über 3 Meilen lang bis an die Schelde erstreckte und auch nach Oeffnung aller anderen Dämme vom stärksten Fluthwasser nicht überstiegen wurde. Allein gerade von diesem Damme hatten die Spanier gleich bei Eröffnung der Blokade Besitz genommen, und jetzt verlegte der Herzog von Parma seine Hauptmacht hierher, um ihn bis auf das Aeußerste zu behaupten und jede Durchstechung unmöglich zu machen. Es galt, die Spanier aus ihren festen Verschanzungen zu treiben und hinlängliches Terrain so wie Zeit zu gewinnen, um

eine Durchfahrt zu öffnen, die groß und sicher genug für die seeländischen Proviantschiffe wäre. Der 16. Mai 1585 war zur Ausführung dieses Anschlags bestimmt; von Seiten der Belagerten wie ihrer Verbündeten in Holland und Seeland wurde das Möglichste aufgeboten, um diesen Tag entscheidend zu machen. Man brachte über 200 Schiffe zusammen und bemannte sie. Mit dieser Macht sollte zu gleicher Zeit von zwei entgegengesetzten Seiten der cowensteinsche Damm bestürmt werden. Mit Anbruch der Morgendämmerung trieben von Lillo her vier Brandschiffe auf den Damm zu, den sie in mittlerer Entfernung von zwei spanischen Schanzen erreichten. Eingedenk des früheren Unglücks zogen sich, beim Anblick der Brander, die spanischen Wachen eilig nach den nächsten Schanzen zurück. Gerade dies hatten die Holländer gewollt; denn die wie Brander ausgerüsteten Fahrzeuge waren gepfropft voll Soldaten, welche sogleich den verlassenen Damm erstiegen. Alsbald erschien die ganze seeländische Flotte, näherte sich demselben Punkte und setzte Truppen und mehre hundert Schanzgräber aus, welche sogleich anfingen, den Damm zu durchwühlen, während andere nach beiden Seiten eine Brustwehr aufführten, um die Arbeiter gegen den Feind zu decken. Gleichzeitig kam die antwerpener Flottille heran und begann gegen die andere Seite des Dammes zu agiren. Unterdessen hatten aber auch die Spanier Zeit gehabt, von den zwei nächsten Redouten herbeizueilen. Ein schrecklicher Kampf entbrannte in der Gegend, wo man den Damm durchstach und die Brustwehr thürmte. Nach Stunden langem Gemetzel mußten die Spanier sich in ihre Schanzen zurückziehen. Meister des Dammes, verschwendeten die Niederländer kostbare Zeit durch die Ausladung der großen seeländischen Proviantschiffe in kleinere antwerpener, anstatt alle Hände an die möglichst schnelle Durchstechung des Dammes zu legen, und selbst die Anführer der beiderseitigen Flotten, Aldegonde und Graf Hohenlohe, verließen grade im entscheidenden Moment die Bühne, um mit einem Getreideschiffe nach der Stadt zurückzufahren, um dort die Lobsprüche über ihre Weisheit und Tapferkeit in Empfang zu nehmen. Unterdessen hatte aber der spanische Befehlshaber, den man durch einige, gegen die Brücke abgeschickte Brander dort zu fesseln hoffte, durch den Donner des Geschützes vom Damme her den Ort des wahren Angriffs erfahren und eilte in eigener Person herbei, Hülfe zu bringen und das Verlorene wieder zu gewinnen. Seine Gegenwart allein war schon hinreichend, die entmuthigten Soldaten zu neuen Anstrengungen zu beleben. Auch von anderen Punkten nahete Unterstützung. Umsonst stritt der Kern der niederländischen Truppen, durch die eben errichtete Brustwehr gedeckt und von den Kanonen ihrer Schiffe unterstützt, gegen die ungestümen von beiden Seiten andringenden Spanier und Wallonen. Fünf Angriffe geschahen, und fünfmal wurden sie zurückgeschlagen; endlich gelang es den Spaniern, Bresche in die Brustwehr zu machen, und da sich in diesem Augenblick wegen eintretender Ebbe die Schiffe vom Damme zurück zu ziehen anfingen, so blieb nach Erstürmung der Wehr der Sieg nicht lange zweifelhaft. Die antwerpener Milizen verließen den Platz zuletzt. Sie fühlten, daß ihre Freiheit, ihr Glaube, ihre Existenz von dem Ausgange dieses Kampfes abhing; aber sie vergrößerten dadurch nur ihren Verlust; denn auch ihre Schiffe geriethen, von der Ebbe ereilt, auf den Grund und fielen meist in die Hände der anstürmenden Sieger. Die Unternehmung auf den cowensteinschen Damm war der letzte Versuch, den man zu A.s Rettung wagte. Bald waren auch die letzten Außenwerke der Stadt in den Händen des Feindes, und im Innern fing der längst gefürchtete Alliirte der Belagerer, der Hunger, seine schonungslose Waffe zu schwingen an. Das Volk murrte; der katholische Theil der Bürger drohte mit Empörung. Als endlich auch das bundesverwandte, benachbarte Mecheln (19. Juli) in Feindeshand fiel und damit die letzte Hoffnung, Zufuhr aus Brabant zu erhalten, verschwand, entschloß sich auch A., obwohl Prinz Moritz von Oranien binnen 12 Tagen Entsatz versprach, zu Unterhandlungen, welche am 16. August zur Kapitulation u. am 17. zur **Uebergabe** an den Prinzen von Parma führten. Damit war A.s Loos auf lange Zeit entschieden! Wenig galts, daß die Stadt 400,000 Goldgülden Kriegsentschädigung zahlen sollte; aber sie mußte unter das Joch, und alle protestantischen Einwohner mußten sie verlassen. Mit ihnen wanderte auch Handel und Industrie von dem Orte, den sie ein Jahrhundert lang zum Hauptsitz des Reichthums gemacht hatten, zumeist nach Amsterdam und Rotterdam, welche einen Theil von A.s schon geschmälerter, aber immer noch bedeutender Verlassenschaft erbten. In A. hörte man fortan nur Waffengeklirr und Priestermessen (schon 1559 war A. zum Sitz eines Bischofs bestimmt worden, welcher von jetzt an wirklich amtirte); auf seiner Börse ward es von Jahr zu Jahr stiller und im Hafen sah man immer seltener unter der Menge von Kriegsschiffen ein friedliches Kauffahrteischiff anlegen, und gleich als ob das Schicksal den Hohn zum Unglück fügen wollte, mußte sie in der Folge auch noch erleben, daß in ihren Mauern die Verträge abgeschlossen wurden, welche ihren nördlichen Nachbarn und früheren Bundesgenossen Freiheit und Selbstständigkeit, der Stadt selbst aber, in der sie unterzeichnet wurden, Armuth und Verderben brachten. Hier wurde nämlich am 12. April 1609 der 12jährige **Waffenstillstand** geschlossen, durch welchen Spanien die Unabhängigkeit der nördl. Provinzen anerkannte und welchen der westphälische Friede (1648) nicht bloß bestätigte, sondern erweiterte, indem den Holländern auch die Scheldemündungen für immer eingeräumt wurden. Durch eben diese Bestimmung aber wurde A. von der See abgeschnitten und auch die letzten Pulsationen seines merkantilischen Lebens gelähmt.

A. theilte fortan das Geschick der übrigen spanischen Besitzungen in den Niederlanden. Im spanischen Erbfolgekriege hielten (1702) die Franzosen im Namen Philipps V. A. besetzt; durch den Frieden von Utrecht kam es mit der Hauptmasse der katholischen Niederlande an Oesterreich. Hier wurde auch den 15. November 1715 zwischen Kaiser Karl VI. und den Generalstaaten von Holland unter Englands Vermittelung der

sogenannte Barrière=Traktat von A. definitiv abgeschlossen, welcher den Generalstaaten in einer Reihe wichtiger Plätze (Namür, Tournay, Maine, Furnes, Ypern und anderen) das Besazzungsrecht einräumte und ihnen eine Art Vormauer gegen Frankreich und Oesterreich selbst schuf, außerdem auch in anderen Punkten das Verhältniß Oesterreichs zu Holland regulirte. Die Scheldemündung blieb nach wie vor geschlossen und auch ein späterer Versuch Kaiser Josephs II., diesen Zwang aufzuheben, mißlang. Unter solchen Umständen war es für den Flor der Stadt von keiner Bedeutung, daß 1725 die kaiserliche Regierung das Hauptbureau einer österreichisch-ostindischen Kompagnie daselbst errichtete; denn Hafen und Börse belebten sich dadurch nicht. Während des österreichischen Erbfolgekriegs (1746) wurde die Citadelle von A. durch die Franzosen unter dem Marschall von Sachsen belagert und nach 7tägiger Vertheidigung den Kaiserlichen entrissen, wodurch bis zum Abschluß des Friedens ganz Brabant in die Hände der Franzosen fiel. Nach der Schlacht bei Jemappe öffnete die Stadt A. den Truppen der französischen Republik ihre Thore (6. Nov. 1792); nur die österreichische Besatzung der Citadelle hielt eine 3wöchentliche Belagerung (bis zum 30. November) aus, worauf sie kapitulirte. Im folgenden Jahre (1793) setzten sich die Oesterreicher zwar nochmals in den Besitz von A., allein 1794 nahm Pichegrü nach der Schlacht bei Fleurus den Platz von Neuem, und nun wurde A. mit Frankreich bis zum Sturze des Kaiserreichs vereinigt und die fast 200 Jahre verschlossene Schelde wieder geöffnet. Alsbald fing in A. sich neues Leben zu regen an. Im Jahre 1807 klarirten bereits 1800 Schiffe in dem antwerpener Hafen; nur war der Ort, vermöge seiner geographischen Lage, zu unmittelbar in die ganze Reihe der Kriegsereignisse verflochten, welche jene stürmische Periode der neueren Geschichte auszeichnen, als daß die Künste des Friedens und namentlich der Welthandel neben dem Toben der Kriegsmaschinen hätten ungestört aufblühen können. Napoleon hatte übrigens für A. Großes ausgedacht. Er wollte der Stadt ihren früheren Glanz zurückgeben, sie zum ersten Handels- und Waffenplatz seines Reichs machen. Die Zerstörung dieses Plans bezweckte schon die schmählig endigende englische Expedition nach Walchern (1809). Im Februar 1814 erhielt Carnot den Oberbefehl in dieser durch Lage, Umfang und aufgehäufte Kriegsvorräthe damals wichtigsten aller französischen Festungen, und die schwierige Aufgabe, mit einer Besatzung von 15,000, später nur von 10,000 Mann den Platz gegen die vereinigten Heere der Engländer und Sachsen unter Graham zu vertheidigen. Gleich nach seiner Ankunft wurde die Stadt 3 Tage lang beschossen, ohne daß ihr jedoch viel Schaden zugefügt wurde. Carnots Genie wußte ihr vielmehr durch die Anlegung neuer Werke solche Festigkeit zu verschaffen, daß der Feind bald nachher das fruchtlose Unternehmen aufgab und seine Batterien wieder verließ. Carnot hielt sich in A. noch lange nach der Entthronung Napoleons; er übergab die Festung erst am 5. Mai in Folge des mit dem Grafen von Artois abgeschlossenen Waffenstillstandes. Durch den wiener Kongreß wurde A. dem neugeschaffenen Königreiche der Niederlande einverleibt und seitdem nahm sein Verkehr wieder einen kraftvolleren Aufschwung. Im Jahre 1815 liefen schon 4400 See- und Fluß- rc. Fahrzeuge ein. Fortwährend blieb A.s Handel im Zunehmen; sein auswärtiger Verkehr hatte bald an Größe den von Amsterdam erreicht und den von Rotterdam überflügelt; der Markt rangirte wieder unter denen erster Ordnung. Da brach die Revolution von 1830 auch über A. herein. Von Brüssel her verbreitete sich die Volkserhebung nach A., die revolutionäre Partei bemächtigte sich der Stadt. Ihr Kommandant, Generallieutenant Chassé, zog sich in die Citadelle zurück und gewährte einen Waffenstillstand. Die Unbesonnenheit, mit welcher dieser von Seiten der Insurgenten gebrochen ward, war für Chassé die Aufforderung, der Stadt aufs Empfindlichste fühlen zu lassen, daß sie noch ganz in seiner Gewalt sey. Er gab Befehl, das Stadtviertel St. Andreas unter dem Vorwande, es sey der Hauptsitz des Aufstandes, gewisser aber, um die Merkantilkraft der alten Rivalin Amsterdams und Rotterdams auf lange zu brechen, von der Citadelle aus zu bombardiren; mehre auf der Schelde stationirte Kriegsschiffe unterstützten das Feuer, und eine 7stündige Kanonade (27. Oktober 1830) legte einen großen Theil jenes Stadttheiles in Asche. Gelungen war, worauf Holland es abgesehen hatte; das Entrepot, das gemeinschaftliche Waarenlager des antwerpener Handelsstandes, dessen Vorräthe mehr als 12 Millionen Gulden gekostet hatten, war zugleich mit dem Arsenale in Flammen aufgegangen. Jetzt kam es zwar von Neuem zum Waffenstillstande; die Citadelle und die davon abhängigen Forts blieben aber nach wie vor in den Händen der Holländer, und Chassé erklärte, sie behaupten zu wollen gegen jegliche Angriffe, trotz den Verträgen der Großmächte. Nachdem aber am 22. Oktober 1832 Frankreich und Großbritannien sich dem Könige von Belgien verpflichtet hatten, die Räumung aller dem neuen Königreiche von den Großmächten zuerkannten Orte und namentlich auch A.s von Seiten der Holländer zu bewirken, der König von Holland dagegen auf seiner mehrfach ausgesprochenen Protestation gegen jenen Beschluß der londoner Konferenz bestand, so überschritt ein französisches Corps von 42,800 Mann und 12,800 Pferden, ausgerüstet mit den tüchtigsten Belagerungswerkzeugen und einem Ueberfluß an technischen Mitteln aller Art, geführt von einem der ruhmvollsten Helden aus der napoleonischen Zeit, dem Marschall Gérard, am 15. November die belgischen Grenzen. Bei ihm befanden sich die Prinzen von Orleans und Nemours, des Königs Söhne, um die erste Waffenprobe abzulegen. Die Belagerung der Citadelle und der davon abhängigen Forts an beiden Scheldeufern leitete der General Haro. In der Nacht vom 29. zum 30. November wurden die Laufgräben eröffnet. Eine zweimalige Aufforderung an den General Chassé, die Citadelle zu übergeben, war erfolglos. Auch weigerte sich dieser, die Neutralität der Stadt anzuerkennen und dieselbe mit seinem Feuer zu verschonen, im Fall die Franzosen von den Werken der Stadt, namentlich von dem Fort Montebello aus die Ci-

tadelle beschießen würden. Da aber die Franzosen die Außenwerke nicht als zu den unmittelbaren Festungswerken der Stadt angesehen wissen wollten und insbesondere vom Fort Montebello aus der Angriff am leichtesten gemacht werden konnte, so achteten sie nicht auf Chassé's Drohung und begannen die Beschießung der Citadelle von dem genannten Punkte aus, indem sie Holland für allen von der Citadelle aus in der Stadt angerichteten Schaden verantwortlich machten. Wirklich ließ sich Chassé hierdurch von der Beschießung der Stadt abhalten. Dafür fielen von französischer Seite theils in Folge von Unvorsichtigkeit, theils, weil der lockere Boden keine sichere Grundlage für das Geschütz darbot, viele Kugeln und Bomben in die Stadt, beschädigten Häuser und tödteten Menschen. Doch störte dies den friedlichen Verkehr in der Stadt nicht, wo alle Thürme und Dächer mit Gruppen Schaulustiger, die von allen Seiten herbeiströmten, erfüllt waren. Nachdem die Franzosen unter einem fürchterlichen Feuer aus der Citadelle (14. December) das in einen Trümmerhaufen verwandelte Fort St. Laurent gestürmt und dann durch Breschebatterien die Citadelle ebenfalls fast ganz in Trümmer zusammengeschossen hatten, kapitulirte Chassé den 23. Decbr., Abends zwischen 10 und 11 Uhr, worauf den 24. die Citadelle von den Franzosen besetzt wurde. Am 30. Decbr. wurde dieselbe den belgischen Truppen eingeräumt, die holländische Besatzung aber bis zur Räumung der Forts Lillo und Liefkenshoek nach Frankreich abgeführt. Seit dieser Katastrophe ist A. von Kriegsaffären verschont geblieben und hat sich unter der belgischen Herrschaft bald wieder zu einem Flor erhoben, der zwar den alten noch lange nicht erreicht, aber für die Zukunft weiteres Wachsthum in Aussicht stellt.

Anubis, Gott der alten Aegypter, welcher früher in der Gestalt eines Hundes, später in menschlicher Gestalt mit einem Hundskopfe dargestellt wurde. Hauptort seiner Verehrung war Cynopolis (Hundestadt) in Mittelägypten. Der Mythus machte ihn zu einem Sohne des Osiris, welcher ihn, in dem Wahne, seine Gattin Isis zu umarmen, mit der Nephthys erzeugt haben soll. Er spielte die Rolle eines Götterwächters. Darum stellte man sein Bild, in der Rechten eine Klapper oder das Sistrum, in der Linken den Schlangenstab haltend, der Hundskopf golden, oder doch im Gesichte vergoldet, vor den Altären anderer Gottheiten oder in Vorhallen und oft reihenweise vor den Zugängen zu den Tempeln auf. Bei den Griechen wurde er mit Hermes identificirt und Hermanubis genannt. Auf den Denkmälern wird er dargestellt mit dem Kopfe eines Schakals mit spitziger Schnauze und Ohren. Er begleitet, wie Hermes Psychopompus bei den Griechen, die Todten in die Unterwelt und wägt hier mit Horus ihre Thaten vor Osiris ab.

Anville, Joh. Baptist Bourguignon d', einer der berühmtesten Geographen und Landkartenzeichner, der sich besonders um die alte Geographie, als deren Wiederhersteller er gewissermaßen gelten kann, großes Verdienst erwarb. Geboren zu Paris den 11. Juni 1697, widmete er sich mit so großem Erfolge dem mathematischen und geographischen Studium, daß er schon im 22. Jahre königlicher Geograph wurde; später verband er damit die Stelle eines Privatsekretärs des Herzogs von Orleans. Fast alle französischen und die meisten auswärtigen Akademien wählten ihn zu ihrem Mitgliede. Im Jahr 1775 bekam er den Ehrenposten als Adjunkt der königlichen Akademie der Wissenschaften zu Paris. Er † den 28. Januar 1782. Von seinen Karten (er gab deren 211 heraus), denen man indeß bei allen Vorzügen Mangel an Autopsie (A. hatte nie eine Reise gemacht) anmerkt, erwähnen wir besonders den „Atlas général" (Paris 1737—1780, 46 Karten in 66 Bl.) u. den „Atlas antiquus major" (12 Bl.), wozu die „Géographie ancienne abregée" (3 Bde., Paris 1768) als Text gehört. Ein Nachstich der letztgenannten Karten erschien zu Nürnberg 1785 (12 Bl.), mit dazu gehörigem, werthvollem, deutschem Texte, bearbeitet von Hummel, Stroth, Heeren, Bruns, Ditmar u. Paulus, unter dem Titel „Handbuch der alten Erdbeschreibung zum Gebrauch der größern d'anvilleschen Landkarten" (Nürnb. 1784—1800). Von A.'s Schriften führen wir noch an: „Etats formés en Europe après la chute de l'empire romain en Occident" (Par. 1771), ein Handbuch der mittleren Erdbeschreibung, übersetzt von Dillinger (Nürnberg 1782 u. 1796); „Mémoires sur l'Egypte ancienne et moderne etc." (Par. 1766); „Traité des mesures itinéraires anciennes et modernes" (das. 1769), für das Studium der alten Geographie noch immer wichtig; „L'empire Turc, considéré dans son etablissement et dans ses accroissements successifs" (das. 1772, deutsch von Hugo, Berlin 1773, mit Anmerkungen und Zusätzen von Büsching); „Considérations générales sur l'étude et les connaissances, que demande la composition des ouvrages de géographie" (das. 1777), deutsch vor Dillingers Uebersetzung. D'A. besaß die größte und werthvollste Landkartensammlung seiner Zeit, welche aus 10,500 Nummern bestand und vom Könige für die große pariser Bibliothek angekauft wurde.

Anwachsungsrecht, s. v. a. Alluvionsrecht; s. d. und **Accession**.

Anwalt (Procurator), ein Geschäftsführer im Auftrage und als Stellvertreter eines Anderen, namentlich Vertreter einer Partei vor Gericht; daher s. v. a. Advokat (s. d.).

Anwartschaft (Exspektanz), die Jemandem (Anwärter) ertheilte und von diesem angenommene Zusicherung, daß ein gewisses Recht oder Gut ihm nach dem Abgange dessen, welchem es gegenwärtig zusteht, übertragen und zur Verfügung gestellt werden soll. Der Begriff hat seinen Ursprung im Lehnsrecht und wurde dann auch auf das Staats- und Kirchenrecht ausgedehnt. Es pflegten nämlich Lehnsherren ihren Untergebenen und Dienern, die sie irgend einer Ursache wegen zu belohnen wünschten, wenn sie bei dem Mangel an eröffneten Lehnen dies nicht sogleich thun konnten, statt dessen die Zusicherung künftiger Belehnung zu ertheilen für den Fall, daß durch Abgang von Vasallenfamilien Lehen zu ihrer Verfügung frei kämen. Dergleichen A.en wurden ehedem in Deutschland sowohl von den Landesherren, geistlichen und weltlichen, auf die von ihnen abhängigen Lehen, als auch vom Kaiser auf Reichslehen

ertheilt und behalten noch allenthalben, wo das Lehnswesen jetzt im Schwunge ist, ihre Geltung. Man unterscheidet einfache und qualificirte A.; erstere gibt dem Anwärter bloß das persönliche Recht, nach eingetretenem Eröffnungsfalle von dem Lehnsherrn Belehnung zu verlangen, nicht aber ein Recht auf unmittelbare Besitzergreifung des Lehns ohne Verwilligung des Lehnsherrn; in letzterer (der qualificirten) ist dieses Recht besonders zugestanden. Specielle Lehens-A. nennt man diejenige, welche ein einzelnes, bestimmtes Lehen zum Gegenstande hat; ihr entgegengesetzt ist die generelle A., welche entweder auf das zuerst eröffnet werdende überhaupt oder auf das von einer gewissen Eigenschaft, einem bestimmten Ertrag gerichtet ist. In staatsrechtlicher und kirchenrechtlicher Beziehung kommt A. in dem Sinne vor, daß einzelnen Personen Staats-, Gemeinde- oder Kirchenämter für den Fall der Erledigung durch den Abgang der jetzigen Inhaber derselben zugesichert werden. Am natürlichstn erscheint eine solche A. noch da, wo sie mit der Adjunktion und Substitution verbunden ist, d. h. wo ein jüngerer Staats- oder Kirchendiener einem ältern zur Aushülfe gegeben ist und dazu die Exspektanz auf das volle Amt für die Zukunft bekommt. In diesem Zusammenhange streiten A.en wenigstens nicht gegen die Billigkeit. In jeder anderen Form aber sind sie als dem Nepotismus und der Käuflichkeit der Aemter Vorschub leistend durchaus zu verwerfen.

Anweiler (Annweiler), Stadt in der bayerische Rheinpfalz, Landgericht Bergzabern, Hauptstadt eines Kantons, an der Queich, in einem romantischen Thale gelegen, mit 2800 Einwohnern, welche sich vornehmlich mit Wein-, Obst- und Kastanienbau, Färberei, Gerberei und Kirschwasserfabrikation beschäftigen. Ueber der Stadt liegt die Schloßruine Triefels, worin Richard Löwenherz gefangen saß. A., in Urkunden Anvilre, erhielt von Kaiser Friedrich II. 1219 Stadtrechte u. wurde zur Reichsstadt erhoben, aber 1330 von Kaiser Ludwig dem Bayern an den Pfalzgrafen von Zweibrücken verpfändet und seitdem nicht wieder eingelöst.

Anweisung (Assignation, assignatio), im Allgemeinen ein Auftrag, durch welchen Jemand einen Andern bevollmächtigt, von einem Dritten einen Gegenstand zu erheben und zu seinem, des Erhebenden, Besten zu verwenden. Der, welcher den Auftrag ertheilt, heißt Assignat (Assignans) oder Anweiser, der Andere, welcher das Objekt der Anweisung erheben soll: Assignatar (Assignatarius), der Dritte, auf welchen die A. geschieht: Assignant (Assignatus). Der Auftrag (die A.) kann mit gleicher rechtlicher Wirkung mündlich oder schriftlich geschehen und besteht als Rechtsgeschäft aus zwei verschiedenen Bestimmungen oder Mandaten, aus einem an den Assignatar, welcher durch die A. ermächtigt wird, das Objekt vom Assignaten zu erheben u. zu seinem Besten zu verwenden, u. aus einem zweiten an den Assignaten, welcher durch die A. die Ordre erhält, das Objekt dem Assignatar auszuantworten. Gibt der Assignant den Auftrag schriftlich, was das Gewöhnlichste ist, so heißt auch diese Schrift (Zettel) selbst A. Die wichtigsten gemeinrechtlichen Bestimmungen in Betreff der A.en sind folgende: 1) Die A. setzt ein Schuldverhältniß zwischen den Interessenten nicht voraus; sie sagt nur, daß der Assignatar im Namen u. für Rechnung des Assignanten das Objekt (die Zahlung ꝛc.) erheben soll, welches letzterer ihm auch leihen, schenken ꝛc. kann. Geschieht daher die A., wie allerdings gewöhnlich ist, zur Tilgung einer Schuld des Assignanten an den Assignatar, so liegt in dem Umstande allein, daß die assignirte Zahlung nicht erfolgt ist, für den Assignatar noch kein Grund, den Betrag der A. vom Assignanten vergütet zu verlangen, sondern er muß aus dem Schuldverhältniß selbst klagen. Nur bei solchen A.en, die zugleich das Bekenntniß: „Werth erhalten" oder „Werth empfangen" enthalten, ist das obwaltende Schuldverhältniß klar, und daher wird aus diesen nach den meisten Gesetzen im Nichtzahlungsfalle der Regreß zugelassen. 2) A. ist keine Zahlung (Assignatio non est solutio); sie soll erst durch Erfüllung des Mandats eine solche werden; ihre Wirkung ist rein thatsächlicher Natur, und Forderungsrechte des Assignatars an den Assignaten werden dadurch nicht begründet. Wenn dem Geschäft die Absicht zu Grunde lag, eine Schuld des Assignanten an den Assignatar zu tilgen, so muß letzterer ausdrücklich erklären, daß er sich mit seiner Forderung lediglich an den Assignaten halten wolle und den Assignanten seiner Verbindlichkeit gegen ihn ganz entlasse: dann hört aber das Geschäft auf, eine A. zu seyn und geht nach Maßgabe der übrigen Umstände in Cession, Expromission, Delegation (s. d.) über. 3) Jeden der beiden Aufträge, welche in der A. liegen, kann der Assignant durch eine Erklärung an dessen Uebernehmer nach Belieben widerrufen, so lange Assignat noch nicht gezahlt oder das in der A. ausgedrückte Mandat erfüllt hat; er kann sich aber auf den geschehenen Widerruf des einen Auftrags nicht gegen den Uebernehmer des anderen, dem er keine Zurücknahme bekannt gemacht hat, berufen. Wenn dem Geschäft die Absicht zu Grunde lag, eine Schuld des Assignanten an den Assignatar zu tilgen, so versteht es sich von selbst, daß jener, falls er einen der beiden Aufträge zurücknimmt, eben so wie, wenn der Assignat die Zahlung verweigert, den Assignatar auf andere Weise befriedigen muß. 4) Der Assignatar ist nicht zum Bekenntniß oder der Versicherung verpflichtet, daß er das Mandat der A. erfüllen wolle; gab er aber ein solches doch von sich, dann hat er dem Inhalte derselben nachzukommen, namentlich die angewiesene Erhebung des Objekts (Zahlung ꝛc.) rechtzeitig zu suchen; und im Falle der verweigerten Ausantwortung von Seiten des Assignaten hat er dem Assignanten sofort Nachricht davon zu geben. Es liegt diese Verpflichtung in der Annahme des Auftrags. Versäumt er hierin etwas, so ist er für die verlustbringenden Folgen dieser Versäumniß verantwortlich; er muß auch, wenn der Assignat als Schuldner des Assignanten zahlen sollte, und während der versäumten Zeit insolvent wird, den Assignanten entschädigen, kann also auch seine ursprüngliche Forderung gegen diesen nur so weit geltend machen, als sie nicht durch die ihm obliegende Schadloshaltung mittelst Kompensation gehoben wird. 5) Der Assignatar kann die A. und das ihm durch dieselbe überwiesene Recht einem

Andern (in Form einer Cession) übertragen, wodurch er zu diesem und so zu mehren Andern in das Verhältniß eines Assignanten zum Assignatar tritt. Ein Regreß bei nicht erfolgter Ausantwortung steht aus der A. an sich diesem Afterbevollmächtigten an ihn eben so wenig zu, als ihm an den (ersten) Assignanten; die Klagen sind vielmehr auch in diesem Falle aus dem Hauptgeschäfte, z. B. dem Darlehen, abzuleiten, und die A. kann nur einzeln als Einrede benutzt werden. Einfacher noch sind die Rechtsverhältnisse des Assignanten zum Assignaten. Der Assignat ist an und für sich weder zur Zahlungsversicherung noch durch die bloße Annahme zur Ausantwortung (Zahlung) der A. verpflichtet. War er Schuldner des Assignanten, so bleibt er natürlich aus dem früheren Verhältniß verbindlich; falls er aber nichts schuldig war, so ist er durch die Annahme allein in ein Vertragsverhältniß zu dem Assignanten gar nicht getreten, da ihn dessen Auftrag, nur wenn er ihn übernommen hätte, verbindlich machen könnte; es sind also auch Ansprüche von irgend einer Seite an ihn nicht vorhanden. Nur wenn er wechselähnliche Handelsanweisungen acceptirt hat, kann er zur Bezahlung durch executive Mittel angehalten werden. Folgt der Assignat der A., so kann er den Gegenstand des Auftrags vom Assignanten mittelst Regreß fordern, oder war er des Assignanten Schuldner, so hat er seine Schuld in so weit gelöscht. — Im **Handelsrecht** ist A. der schriftliche Auftrag, einem Dritten die Zahlung einer bestimmten Summe für Rechnung des Ausstellers oder für eines Andern Rechnung in bestimmter oder unbestimmter Frist baar zu leisten. Solche A.en werden gemeiniglich für kleinere Summen ausgeschrieben, besonders dann, wenn der Aussteller vermeiden will, daß ihm bei Verweigerung der Annahme oder Zahlung Protest- und Rückwechsel-Kosten erwachsen; auch dann, wenn man auf nicht wechselfähige Personen trassirt. Eine solche Tratte hat die Form des Wechsels, doch ohne Wechselnamen. Nach dem kaufmännischen Gebrauche werden solchen A.en manche Rechte beigelegt, die im gemeinen Rechte nicht nachzuweisen sind, und welche die A.en den Wechseln wenigstens nahe bringen. — Es ist schon oben bemerkt worden, daß die A. an sich zwischen dem Inhaber und Demjenigen, auf welchen sie ausgestellt ist, beschwerende Rechtsverhältnisse nicht begründet. Erst dadurch, daß letzterer sich verpflichtet, die A. bezahlen zu wollen (sie annimmt), erhält der Inhaber derselben Rechte gegen ihn. Positive Verbindlichkeit zur Annahme einer A. hat der Bezogene nicht, in sofern dieser sie nicht ausdrücklich übernahm oder ein Rechtsgeschäft zwischen ihm und dem Aussteller vorgenommen war, in Folge dessen er sich zur Annahme ausdrücklich verpflichtet halten muß. Ist aber die A. angenommen, so hat der Acceptant eine unbedingte Verbindlichkeit zur Bezahlung kontrahirt, gegen die eben so selten, als bei Wechseln, Einreden zulässig sind. Daher muß die Annahme der A. schriftlich geschehen, wenngleich die Form, in welcher dies geschieht, gleichgültig ist. Ist die A. nicht bei Vorzeigung (auf Sicht) zahlbar, sondern hat sie noch zu laufen, so braucht sie der Inhaber erst zur Verfallzeit vorzuzeigen. Ist aber eine A. schlechtweg ohne Angabe einer Zeit, in der sie bezahlt werden soll, ausgestellt, so ist dieselbe am Tage des Empfangs zur Zahlung zu präsentiren. Zwar liegt dem Inhaber der A. auf keine Weise eine Verbindlichkeit zur Vorzeigung in einer gewissen Frist ob; aber der Aussteller, gegen den er die Verbindlichkeit zur Einkassirung hat, verlangt mit Recht, daß solche, wenn fällig, geschehe, und macht ihn im entgegengesetzten Fall für einen ihm entstandenen Schaden verantwortlich. Leider lassen alle Gesetze hier eine Lücke. Keines setzt eine bestimmte Frist, innerhalb deren eine A. zur Zahlung präsentirt werden müsse, sondern es ist dies dem Gebrauch überlassen, der auch da selten einen festen Anhaltspunkt gibt. Promptitude ist jedenfalls das Beste und sie bewahrt am sichersten, wie in so vielen Dingen des kaufmännischen Verkehrs, vor Nachtheil. Weist der Assignat die A. ab, so kömmt der Inhaber auf den Vormann oder Aussteller zurück. Gegen den Assignaten hat er überall keine Rechte. War dieser, als Schuldner, durch ein Versprechen, oder sonst gegen den Aussteller zur Annahme verpflichtet, so kann nur dieser seine Rechte geltend machen, und muß man die Natur solcher immer nach dem jedesmaligen Verhältnisse, in welchem er zu dem Bezogenen steht, beurtheilen. Ganz dasselbe tritt ein bei einer A., die bei Vorzeigung zahlbar war, so lange nicht der Bezogene gegen den Präsentanten (Inhaber) Zahlungsverpflichtung ausdrücklich übernahm. War letzteres der Fall, dann steht auch dem Inhaber Klage gegen den Bezogenen zu, die aber, wenn sie gleich auf Bezahlung gerichtet wird, doch allein auf das geleistete Versprechen gestützt werden kann. Aus der A. selbst könnte er auch in diesem Falle nicht ohne specielle Vollmacht oder Cession von Seiten des Assignanten klagen. Hat aber auch der Assignatar das Recht zur Klage, so kann man darum nun noch nicht behaupten, daß er gegen den Assignanten eine Verpflichtung auf sich habe, die A. gegen den Assignaten geltend zu machen. Vielmehr kommt er im Nichteingang auf den Vormann oder Aussteller zurück, dem unbedingt obliegt, den Betrag der A. auszuzahlen ganz so, wie er einen abgewiesenen Wechsel aufnehmen und zahlen muß. Dem Handelsgebrauche zufolge gestattet man bei A. das Indossament oder die Uebertragung überall unbedingt und ohne Unterschied. Dabei ist angenommen, daß bei A.en ein bloßes Indossament gerade dieselbe Wirkung habe, wie bei Wechseln. Von ausdrücklichen Gesetzen, die diesen Satz anerkennen, ist zu nennen: das preußische Recht, das niederländische Handelsrecht, die augsburger Wechselordnung. Durch die Uebertragung der A. an einen Andern tritt aber der Assignatar zu diesem in das Verhältniß des Assignanten. Er muß dem Giro also in demselben Maße für das Eingehen des Betrages aufkommen, wie ihm der erste Aussteller. Natürlich hat denn auch der Indossatar gegen ihn die Pflichten zu beobachten, die einem Assignatar gegen den Anweisenden obliegen. Gesetze, die hierüber etwas bestimmen, sind nur zwei, nämlich das preußische und das niederländische Recht. A.en, **auf sich selbst lautend**,

sogenannte Sola=A.en, d. i. Schuldverschreibungen der Kaufleute, nach anderen Grundsätzen beurtheilen zu wollen, als diejenigen anderer Personen, dazu ist an sich kein Grund vorhanden. In sofern jedoch der Prozeß aus Handelsgeschäften überhaupt schneller und weniger formell seyn soll, als der gewöhnliche, müssen auch solche Schuldscheine, die aus einem Handelsgeschäft herrühren, einer schleunigeren Procedur unterworfen werden, und manche Gesetze gestatten daher aus denselben den Exekutivprozeß. Besonders ist dies der Fall mit den sogenannten Handelsbillets. Unter einem Handelsbillet ist derjenige Schuldschein zu verstehen, den ein Kaufmann über den Betrag der Waaren auf sich selbst ausstellt, die er auf Zeit gekauft hat. Diesen Sola=A.en ist selbst hin und wieder, gesetzlich oder durch den Gebrauch, Wechselrecht beigelegt. Die Gesetze in den verschiedenen Ländern über das Anweisungswesen stehen nicht nur öfters in Widerspruch mit einander, sondern behandeln auch den Gegenstand durchaus nicht erschöpfend. Nur die britische und französische Gesetzgebung bringen durch die kurze Formel: „A.en sind Wechseln gleich" größere Klarheit in die Materie und entfernen alle Zweifel und Zweideutigkeiten. Wie die Verhältnisse gegenwärtig sind, so bleibt nichts anders übrig, als sich an die Lokalgebräuche zu halten, und mit Rücksicht auf dieselben und einzelne positive Bestimmungen der Lokal=Gesetze anzunehmen, daß, wo nicht ausdrücklich Gleichstellung der A. mit den Wechseln verordnet ist, Alles, was die Wechselgesetze enthalten, ausschließlich nur von denjenigen Tratten, die im Kontext als Wechsel wirklich bezeichnet sind, gelte, folglich alle A.en, alle nicht als Wechsel markirten girofähigen Papiere, keine Gegenstände des Wechselrechts werden können. Und in der That werden die für Wechsel so streng, so konsequent, so positiv aufgestellten Rechtssätze in der Natur der A. nicht immer eine genügende Basis finden. Denn ist gleich jede Tratte ihrem Wesen nach eine A., so liegen doch keineswegs einer jeden A. diejenigen Verhältnisse zum Grunde, welche das Wesen des Wechselgeschäfts ausmachen und die allein die Gesetzgeber zur Aufstellung jener scharfen und strengen Grundsätze berechtigen konnten. Keineswegs kann nämlich bei jeder A. angenommen werden, daß der Empfänger dem Aussteller Valuta berichtigt habe, denn nicht allemal hat eine solche den Zweck, eine in Rechnung oder baar empfangene Zahlung zu vergüten. Eben so wenig wird, wie der Wechsel, jede A. mit der Voraussetzung gegeben und ausgestellt, daß sie, während ihrer Laufzeit, gleichwie Papiergeld, in der Handelswelt von Hand zu Hand gehe oder cirkulire. Zugleich kann eine solche A. in Folge einer förmlichen Cession als Zahlungsstatt, unter Bedingungen gegeben werden, welche allen Regreß ausschließen, was dem Begriff des Wechselgeschäfts geradezu entgegen ist, oder sie kann auch bloß die Erhebung einer Geldpost durch einen Andern bezwecken, was wiederum das Recht der Regreßnahme vernichtet. Diese so bedeutenden Unterschiede, aus denen noch viele andere gleichwichtige sich herleiten, werden hinreichen, zu zeigen, daß die gewöhnlichen A.en ihrer ursprünglichen Natur nach sehr oft etwas dem Wechselrechte ganz Fremdes sind, und niemals aus den entgegengesetzten Bestimmungen einzelner Gesetzgebungen, welche gemeinlich ganz besondere Beweggründe in Lokalverhältnissen finden, die Regel einer Gleichstellung der A.en mit den Wechseln gezogen werden dürfe. Dieses Verhältniß wird zugleich dem Geschäftsmann die Regeln an die Hand geben, wenn und unter welchen Umständen es angemessen und räthlich ist, A.en oder Wechsel zu gebrauchen, auszuschreiben oder zu verlangen.

Anytus, attischer Emporkömmling, Sohn des Anthemion, ward, ursprünglich ein reicher Lederhändler zu Athen, demokratisches Parteihaupt und stürzte mit Thrasibul und Archinus die Herrschaft der Dreißig. Berüchtigt ist seine Feindschaft wider Socrates, mit dem A. früher in gutem Einverständnisse lebte, bald aber so zerfiel, daß er in ungezügelter Rachsucht nebst Melitus und Lycon als Ankläger des Weisen auf Tod und Leben auftrat. Die Nemesis ereilte ihn bald nach der Hinrichtung des Socrates; er ward aus Athen verbannt, aus Heraclea im Pontus, wohin er sich begab, verjagt, oder, nach Themistius, von den Einwohnern dieser Stadt gesteinigt.

Anzain, Flecken im französischen Departement Nord, an der Schelde, mit 3400 Einwohnern. Die 1734 von dem Vicomte Desaudrouin hier entdeckten Steinkohlengruben sind die größten und tiefsten in ganz Frankreich. 8 Millionen Gulden wurden aufgewendet, ehe sie Ausbeute gaben; jetzt tragen sie jährlich 3 Millionen Franken ein. 1500 Bergleute und viele Dampfmaschinen fördern jährlich gegen 5 Millionen Centner Kohlen zu Tage. Die tiefsten Strecken sind 600 Fuß unter dem Spiegel der Nordsee.

Anzeichen, Zeichen von etwas Werdendem oder schon Vorhandenem, aber noch nicht völlig erkennbar Gewordenem, z. B. der Witterung, des Todes u. s. w. Als die ersten Boten dessen, was die nächste Zukunft bringt oder offenbart, spielen die A. im Leben eine wichtige Rolle; ihr Verständniß ist in vielen Verhältnissen unentbehrlich. So darf der Seemann die A. eines Sturmes, der Arzt die einer Krankheit, der Bergmann die von vorhandenen Erzen nicht außer Acht lassen. Eine eigene Klasse der A. bilden die des Aberglaubens, nach welchen eingetretene oder eintretende Ereignisse auf irgend eine Weise angemeldet werden sollen, ohne daß sich zwischen dem als A. dienenden Vorfalle und dem durch ihn angeblich Angezeigten der geringste natürliche Zusammenhang nachweisen ließe. Dahin gehören besonders das unerwartete, geräuschvolle Springen von Hausgeräthen als A. des Todes entfernter Lieben oder auch anderer sie betreffender Unglücksfälle, ferner das Poltern in der Werkstätte eines Tischlers, wenn ein Sarg bestellt werden soll u. s. w. Die in dem Glauben an solche A. herrschende Unvernunft u. Selbsttäuschung verdienen keine Widerlegung.

Anzeige, im Kriminalprozeß s. v. a. Indicium, eine Thatsache, woraus der Beweis der Schuld oder Unschuld geführt werden kann; s. Indicienbeweis. In der Medicin ist A. s. v. a.

Indikation, der aus dem Gesammtzustande einer Krankheit und der besonderen Zufälle entnommene Bestimmungsgrund zur Anwendung eines bestimmten Heilmittels oder Verfahrens.

Anziehung (Attraktion), die Gesammtheit derjenigen Erscheinungen, worin sich das Bestreben der Körper zeigt, sich einander zu nähern und in dieser gegenseitigen Annäherung oder Berührung zu bleiben, so wie die diesen Erscheinungen zu Grunde liegende Ursache oder Kraft. Daß zwei Wassertropfen auf einer bestaubten Fläche sich mit einander vereinigen, daß der Staub an der Wand haftet, daß der Maler seine Pigmente auf die Leinwand übertragen, der Tischler seine Breter mittelst des Leims an einander befestigen kann, daß Wasser und jegliche andere Flüssigkeit in einem Sandhaufen in die Höhe steigt und diesen Standpunkt beibehält — dies und noch viele andere Erscheinungen sind insgesammt Wirkungen einer und derselben Kraft, der Anziehungskraft. Diese ist aber auch im Spiele, wenn die Wärme sich mit diesen Körpern leichter als mit jener verbindet, oder wenn die Elektricität sich an manchen Stoffen ausschließlich zeigt oder wenn der Magnet gewisse Metalle allein anzieht. Die A. ordnet die Bewegungen der Himmelskörper und zwingt die Planeten sammt den Kometen, um die Sonne stets die nämlichen Bahnen zu beschreiben. Die Mannigfaltigkeit der hierher gehörigen Erscheinungen gab Veranlassung zu den verschiedenen Benennungen einer und derselben Sache: Adhäsion, Kohäsion, Gravitation, Absorption, Krystallisation, Affinität oder chemische Verwandtschaft, Schwere sind lauter Namen für das der Körperwelt innewohnende Streben nach Vereinigung. Auch die sogenannten unwägbaren Flüssigkeiten oder Imponderabilien, Elektricität, Magnetismus, Wärme und Licht gehorchen dem Gesetz der A., welche sie entweder zu einander oder zu den Theilchen der wägbaren Körper äußern; doch herrscht über diesen Gegenstand noch großes Dunkel. Ueberhaupt ist die Frage, ob den letzten Bestandtheilen der Materie an sich eine besondere Anziehungskraft innewohne oder nicht, bis jetzt noch nicht befriedigend gelöst. Man bedient sich aber des Begriffs der A. als eines hypothetischen vornehmlich deshalb, um einen festen Ausgangspunkt für die Rechnung zu haben. Die Ausbildung der Lehre von der A. geschah deshalb auch nicht bloß mit Hülfe der Erfahrung, sondern mehr auf spekulativem Wege; daher die verschiedenen, oft einander widersprechenden Theorien, welche über die A. gegeben worden sind. Als naturphilosophischer Begriff ist sie zuerst von Kant in dessen „Metaphysischen Anfangsgründen der Naturwissenschaft" zugleich mit der Repulsionskraft aufgestellt worden, nachdem schon Newton das allgemeine Gravitationsgesetz gefunden hatte, wonach die Himmelskörper (unseres Sonnensystems) sich gegenseitig anziehen und zwar so, daß diese anziehende Kraft in geradem Verhältnisse der anziehenden Masse und im umgekehrten quadratischen Verhältnisse ihrer Entfernung steht.

Anzugsgeld, eine Abgabe, welche Fremde für die Erlaubniß, entweder sich in einem Lande niederzulassen, oder in einer Stadt Bürger, in einem Dorfe Gemeindeglieder zu werden, entrichten müssen. Im ersteren Falle ist das A. Territorialabgabe, als solche aber meist abgeschafft nach dem richtigen Grundsatze, daß fleißige, geschickte und ordnungsliebende Einwanderer für jeden Staat als Zuwachs seiner Kraft zu wünschen, faule und nichtsnutzige aber, selbst mit einigem Vermögen, unbedingt zurückzuweisen sind. Nur für fremde Juden, die in ein Land aufgenommen seyn wollen, besteht hie u. da noch das sogenannte Receptionsgeld, welches oft bedeutend ist und häufig nicht einmal, wie es sonst der Fall ist, den vollen Genuß der Unterthanen und Staatsbürgerrechte zur Folge hat. Als Lokalabgabe für Solche, die in einem Orte das Bürger- oder Nachbar- und Einwohnerrecht erlangen wollen, wird das A., wenigstens in Deutschland, fast noch überall erhoben, in den Städten als Bürgergeld, in den Dörfern als Einzugs- oder Nachbargeld. Der Betrag desselben richtet sich nach lokalen Verhältnissen und Statuten. Es wird dabei auf Gewerbe, Zahl, Alter, Geschlecht, Vermögen der aufzunehmenden Person gesehen. Weibspersonen zahlen meist nur drei Viertel oder die Hälfte von dem, was männliche Personen zu entrichten haben, und Kinder, die zugleich mit ihren Aeltern aufgenommen werden, oft nichts, oft den vierten Theil. In vielen größeren Städten, z. B. in Hamburg, bestehen für die Aufnahme verschiedene Taxen, je nachdem der Aufzunehmende zu den Voll- oder Mindervollberechtigten gehören, d. h. außer dem gewöhnlichen Bürger- und Einwohnerrechte auch das zur Betreibung eines jeden dem Vollbürger erlaubten Gewerbes erlangen will. Bei dieser Abgabe sind namentlich Juden, wenn ihnen überhaupt die Niederlassung gestattet wird, häufig höher veranschlagt und im Genusse der daraus erwachsenden Vortheile beschränkt. Das gezahlte A. fließt entweder in die betreffenden Stadt- und Gemeindekassen, oder es wird, nach darüber vorhandenen Specialbestimmungen, ein Theil in die Staatskasse, bei Dorfgemeinden u. Mediatstädten auch wohl in die Kasse des Patrimonialherrn abgeliefert. Frei von der Entrichtung des Bürger- u. Nachbargeldes sind in der Regel Bürgers- u. Nachbarskinder, die sich noch nirgends anderswo niedergelassen haben; doch finden auch hier Ausnahmen Statt und an vielen Orten muß auch von diesen, jedoch stets eine geringere Summe, als von Fremden erlegt werden.

Aorist, eigentlich die unbestimmte Zeitform, ein Tempus des griechischen Verbums und von daher auch auf andere Sprachen, z. B. die slavischen und das Armenische, übertragen. Der A. ist das absolute Präteritum, der Ausdruck einer abgeschlossenen und als Einheit gedachten Vergangenheit, ohne Rücksicht auf Dauer und Wiederholung, mithin das reinhistorische Tempus, daher er vorherrschend in der Erzählung gebräuchlich war. Der Unterschied der beiden A.e, die sich im Griechischen finden, ist rein formell.

Aorta (Arteria magna), der Hauptstrom aller Körperpulsadern, entspringt dem fünften Brustwirbel gegenüber, hinter den Lungenpulsadern aus der hinteren Herzkammer, nahe an der Scheidewand des Herzens und wird von den Muskelfasern des Herzens ein paar Linien breit umfaßt. Nahe über ihrem Ursprunge bildet sie 3, den halb-

mondförmigen Klappen entsprechende Anschwellungen (Sinus Valsalvae), tritt bald, sich bogenförmig nach rechts, vorne und aufwärts wendend, hinter der Lungenpulsader vor, so daß sie auf ihre rechte Seite hin zu liegen kommt, steigt ferner hinter dem Brustbeine, zwischen der Lungenpulsader, dem vorderen Herzohre und der oberen Hohlvene, etwas mehr als letztere nach vorne vortretend, aus dem Herzbeutel hinauf, krümmt sich über den rechten Ast der Lungenpulsader und den linken der Luftröhre, indem sie einen, mit seiner Wölbung nach rechts, oben und vorne, mit seiner Aushöhlung nach links, unten und hinten gerichteten Bogen (Arcus aortae) bildet, und gelangt so zur linken Seite der Wirbelsäule in den hinteren Mittelwandraum (Mediastinum). Die höchste Stelle des Aortabogens liegt vor dem unteren Ende der Luftröhre, dem zweiten und dritten Brustwirbel gegenüber, das Ende der Krümmung erreicht die linke Seite des fünften Brustwirbels. Die A. bleibt von jetzt an bis zu ihrem Ende auf der linken Seite der Wirbelkörper, doch nähert sie sich im Absteigen immer mehr und mehr der Mittellinie. Sie liegt im hinteren Mittelwandraume, hinunter dem linken Luftröhrenaste, dem Herzbeutel und im oberen Theile der Brust, an der linken, im unteren an der hinteren Seite der Speiseröhre. Dann tritt sie durch die Aortenspalte des Zwerchmuskels in die Bauchhöhle, geht hinter der Bauchhaut links neben der unteren Hohlvene von der Wirbelsäule bis zum vierten, oder bis zu der Verbindung des vierten mit dem fünften Lendenwirbel und endet hier durch Spaltung. Man nennt die A. vom Ursprunge bis zur Umbiegung über den linken Luftröhrenast die aufsteigende (Aorta ascendens), den übrigen Theil die absteigende A. (Aorta descendens). Aus ihr entspringen nahe bei ihrem Ursprunge über den halbmondförmigen Klappen die beiden Kranzpulsadern des Herzens (Arteriae coronariae cordis), während aus der oberen Seite des Aortenbogens von rechts und vorne nach links und hinten neben einander 3 große Aeste entstehen: der ungenannte Stamm (Truncus anonymus), die linke Kopfpulsader (Arteria carotis sinistra) und die linke Schlüsselpulsader (Arteria subclavia sinistra), welche dem Kopfe, dem Halse, den oberen Gliedmaßen und der vorderen Brustwand Blut zuführen. Aus dem Bruststück der absteigenden A. entspringen viele, aber kleine Pulsadern, die man in vordere und seitliche Aortenäste theilt. Die vorderen sind 3 — 6 Speiseröhrenpulsadern (Arteriae oesophageae), 2 — 4 untere Luftröhrenpulsadern (Arteriae bronchiales inferiores), einige hintere Mittelfellpulsadern (Arteriae mediastinales posteriores) und selten 2 Zwerchmuskelpulsadern (Arteriae phrenicae superiores). Seitliche Aeste sind die unteren Zwischenrippenpulsadern (Arteriae intercostales inferiores), auf jeder Seite gewöhnlich 8 oder 9, doch variirt die Zahl. Die Aeste der A. im Unterleibe kann man in vordere, seitliche und hintere theilen. Vordere Aeste sind die beiden unteren Zwerchmuskelpulsadern (Arteriae phrenicae inferiores, doch kommen sie öfter als Nebenäste aus der Eingeweidepulsader), die Eingeweidepulsader (Arteria coeliaca), die oberen und unteren Gekröspulsadern (Arteriae mesenterica superior et inferior). Seitliche Aeste sind auf jeder Seite 1 oder 2 Nebennierenpulsadern (Arteriae suprarenales), 1 — 5 Nierenpulsadern (Arteriae renales s. emulgentes), seitlich nach vorne eine, selten 2 innere Samenpulsadern (Arteriae spermaticae internae), seitlich nach hinten 4 Lendenpulsadern (Arteriae lumbales). Aus der hinteren Seite der A. entspringt kurz vor ihrem Ende die mittlere Heiligbeinpulsader (Arteria sacralis media). Die gewöhnlichsten Krankheiten, welche an der A. vorkommen, sind Aneurysmen, Verdickung ihrer Häute, Geschwüre, Tuberkel, Steatoma, Zerreißungen, Verknöcherungen, verschiedene Bildungsfehler u. s. w.

Aosta, 1) nördliche Provinz des Königreichs Sardinien, ehemaliges Herzogthum, zwischen der Provinz Novara, Savoyen und dem Schweizerkanton Wallis gelegen, von letzteren beiden durch die hohen Ketten der grauen und penninischen Alpen getrennt, 64 $^1/_{14}$ □M. groß, sehr gebirgig u. nur in den Thälern bewohnt. Das Hauptthal ist das von der Dora Baltea durchströmte Val d' A., wildromantisch, getreidearm, aber mit reichen Obst-, Mandel- und Weinpflanzungen, welche neben der Alpenwirthschaft Haupterwerbszweige der Einwohner sind; in den angrenzenden Bergen sind auch Kupfer- und Eisenbergwerke. Außerdem umfaßt die Provinz noch mehre, besonders von den penninischen Alpen auslaufende Nebenthäler, die von kleinen Gletscherbächen bewässert und nach darin liegenden Flecken benannt sind mit gleicher Produktion, so weit das rauhere Klima sie gestattet. Die Einwohner, zusammen etwa 80,000, sind arm, leiden am Kretinismus u. gelten bei ihren Nachbarn für einfältig. Sie sind jedoch arbeitsam und als geschickte Bergleute bekannt. Sehr viele von ihnen wandern jährlich aus Nahrungslosigkeit als Schornsteinfeger, Murmelthierführer aus, behelfen sich im Auslande auf das Kümmerlichste und kehren erst heim, wenn sie sich eine kleine Summe erspart haben. Das Herzogthum zählt 1 Stadt, 80 Flecken, Dörfer und Weiler, darunter: Courmajeur, Remy, Verres, Trivero, Chambave, Bardo.

2) Hauptstadt der Provinz, während der Römerherrschaft Civitas Augusti, liegt an dem Zusammenflusse der Dora Baltea u. des Bontaggio, romantisch an dem Eingange der Thäler des großen und kleinen Bernhard, umgeben von Obsthainen, Rebenbergen, Mandel- und Feigenbaumpflanzungen. Die Stadt hat 7000 Einwohner, ist alt und schlecht gebaut, finster, winkelig und mit einer von vielen Thürmen besetzten Mauer umgeben. Sehenswerth ist der uralte Dom mit einer Menge Grabmälern und Inschriften, zum Theil noch aus der Römerzeit. Für die Alterthumsforscher gewährt die nächste Umgebung von A. großes Interesse; denn ganz Piemont hat keine schöneren Römerdenkmäler aufzuweisen. Berühmt vor allen ist der Triumphbogen des Augustus, einer der herrlichsten und besterhaltenen, besser selbst als die in Rom; er wird von 10 korinthischen Marmorsäulen getragen. Andere Alterthümer sind die Bogen einer Prachtbrücke

von Marmor, die halb in Schutte vergrabene Porta Prätoria, die Reste eines Amphitheaters, welches 20,000 Zuschauer faßte. Das ganze Thal von A. ist ein reicher Fundort von Ornamenten, Münzen, Gefäßen, Urnen, Inschriften rc., meist aus der Kaiserzeit. Der römische, einst berühmte Bergbau auf Gold in den nahen Gebirgen ist spurlos verloren; aber alle Gewässer führen Goldsand. Der Bergbau geht jetzt auf Kupfer, doch ohne bedeutenden Gewinn. Die bedeutendsten Gruben sind 2 Stunden von A. Eine Hauptquelle des hiesigen Erwerbs ist die frequente Alpenstraße, welche von A. über Castiglione, Ivrea und Chiwasso zieht, wo sie sich an die turin-mailänder Heerstraße anschließt. Sie gibt Anlaß zu vielen Speditionsgeschäften und Handel mit den Produkten der nahe gelegenen Alpenthäler, Käse, Butter, Südfrüchten, sowie auch mit den Erzeugnissen des Bergbaus. Das Gebiet von A. bewohnten in den ältesten Zeiten die **Salasser**, ein kriegerisches Volk, das noch nach seiner Unterwerfung durch die Römer diesen in mehrmaligen Empörungen viel zu schaffen machte. Augustus besetzte deshalb ihre Hauptstadt mit 3000 Prätorianern u. verwandelte sie in eine römische Kolonie, der er den Namen Augusta praetoria gab; später hieß A. **Turinona**. In den Stürmen der Völkerwanderung ward es eine Beute der Gothen, dann der Longobarden, die Land und Stadt zu einem Herzogthum erhoben. Nach der Auflösung des burgundischen Reiches herrschten hier die Markgrafen von Ivrea und Susa, denen seit 1030 oder 1032 das Haus Savoyen folgte. A. ist die Vaterstadt des Erzbischofs und berühmten Scholastikers Anselm von Canterbury.

Aotus, Pflanzengattung der natürlichen Familie der Cassieen, mit folgenden charakteristischen Merkmalen: Kelch 5spaltig, 2lippig, Korolle mit den Genitalien abfallend; Griffel fadenförmig; Hülse zweisamig, zweiklappig; Samen ohne Schwiele. Die Gattung umfaßt in Neuholland einheimische Sträucher, von denen besonders folgende als **Ziersträucher** vorkommen. A. villosa *Smith.*, Pultenaea ericoides *Vent.* ist schlank, gegen 3 Fuß hoch; hat einfache, schmal linien-lanzettförmige, oben fast glatte, spitze, ziemlich entfernt stehende Blätter; schön gelbe, mit seidenhaarig-zottigen Kelchen versehene, in Endtrauben stehende Schmetterlingsblumen. A. virgata *Dec.*, Pultenaea virgata *Sieb.*, hat sammtartig-weichhaarige Aeste; zu dreien um Stengel und Zweige stehende, linien-pfriemenförmige, oben höckerig-scharfe Blätter, zierliche, goldgelbe, in eiförmigen, kopfförmigen-Endähren stehende Blumen. Man pflanzt diese Ziersträucher in sandige Heideerde, mit etwas leichter Lauberde gemischt, oder auch in sandige Torferde, und gibt eine Unterlage von kleinen, harten Torfbrocken und zerschlagenen Scherben, um den Abzug überflüssiger Feuchtigkeit zu befördern. Das Umpflanzen geschieht am besten nach der Blüthe oder Samenreife. Sie werden in einem hellen trockenen Lauwarmhause bei 6—8° Wärme oder an der besten Stelle des Kaphauses bei 6° Wärme durchwintert, im Winter sehr mäßig begossen, im Juni bis September auf eine. gegen Mittagssonne und Regen beschützte Stelle ins Freie gebracht und im Frühlinge durch Stecklinge und Samen vermehrt.

Apachen (**Apaches**, **Apatsches**), ehedem sehr zahlreiches nordamerikanisches Indianervolk in Mexiko, an der Nordgrenze von Texas, um die Quellen des rothen Flusses und am Rio del Norte, mit einem Jagdgebiete von nicht genau bestimmter westlicher Ausdehnung. Die A. sind kriegerisch und gefürchtet, eine Geißel der benachbarten freien mexikanischen Niederlassungen und waren in dem letzten Kriege zwischen Texas und Mexiko Bundesgenossen des ersteren. Sie verehren die Gestirne, treiben theilweise Ackerbau und Viehzucht und reden eine eigene Sprache, die in mehren Mundarten bis nach Kalifornien hin unter den Indianern verbreitet seyn soll. Sie theilen sich in 2 Hauptstämme, die wieder in viele kleinere Horden zerfallen.

Apafi (auch **Abaffi**), alte magyarische Dynastenfamilie, in Ungarn und Siebenbürgen seßhaft, aus der zwei denkwürdige Fürsten des letztern Landes hervorgegangen sind: 1) **Michael I.**, Sohn Georgs von A., geheimen Rathes beim Fürsten Gabriel Bathori, geboren 1632, kämpfte in seiner Jugend mit dem Fürsten Georg II. Rakoczi in Polen, gerieth in tatarische Gefangenschaft und lebte nach seiner Befreiung auf seinem Erbgute zu Apafalva. Einst erschienen plötzlich (1661) Abgeordnete des türkischen Vesirs Ali vor dem noch an den Folgen seiner Gefangenschaft leidenden Edelmanne und führten ihn fast mit Gewalt in das Lager zu Maros Vásárhely, wo auf Andrängen des Vesirs ungarische Edle und die sächsischen Abgeordneten bereit standen, um A. gegen Kemény mit der siebenbürgischen Fürstenwürde zu bekleiden. Nachdem Kemény den 23. Januar 1662 bei Nagy Szöllös Schlacht und Leben verloren hatte, ward A. auch von den übrigen Ständen anerkannt. Gegen die Oesterreicher behauptete er sich mit Hülfe der Türken, vertrieb bis 1664 die deutschen Besatzungen aus allen festen Plätzen, mußte aber die Besetzung und Brandschatzung des Landes durch den türkischen Pascha dulden und auch später als türkischer Vasall ungeheure Summen nach Konstantinopel zahlen. Im Jahre 1683 folgte er als gezwungener Bundesgenosse den Truppen Kara Mustapha's nach Ungarn, wo er während der denkwürdigen Belagerung Wiens die Donauübergänge bei Raab bewachte. Als nach der Niederlage der Türken 1685 ein österreichisches Heer unter Caraffa Klausenburg, Hermannstadt und Deva besetzte, begab sich A. unter den Schutz Oesterreichs und räumte 1687 im sogenannten lothringischen Vertrag dem Kaiser die militärische Obergewalt in Siebenbürgen ein. Am 1. Juli 1688 auf einem Landtage zu Fogarasch leisteten die siebenbürgischen Stände dem Hause Oesterreich den Eid der Treue und verpflichteten sich zur Zahlung eines jährlichen Schutzgeldes von 50,000 Reichsthalern. Das Land litt unter A.'s Verwaltung noch fortwährend durch den Kriegszustand, der die Verpflegung einer unverhältnißmäßig großen Truppenmenge nöthig machte, so wie durch die verwüstenden Streifzüge ungarisch-türkischer Heerhaufen. Während dieses traurigen Zustandes † A. den 15. April 1690 zu Fogarasch. Er war ein Freund der Wis-

senschaften und Gelehrten, beschäftigte sich selbst viel mit Theologie und übersetzte als eifriger Calvinist 1674 Wendelins „Compendium Theologiae" ins Ungarische. Seine Selbstbiographie ruht noch ungedruckt in den österreich. Archiven.

2) Michael II., Sohn des Vorigen, letzter souveräner Fürst von Siebenbürgen, geboren 1680. Nach dem Tode seines Vaters unterstützte die Pforte den Gegenfürsten Tököly. Der zehnjährige A. mußte vor diesem im September 1690 nach Klausenburg fliehen und konnte erst 1692 nach Vertreibung seines Gegners durch den kaiserlichen Feldherrn Ludwig von Baden die Anerkennung der Stände erlangen. Kaiser Leopold ward sein Vormund und ließ das Fürstenthum durch eine Regentschaft verwalten. Durch seine 1695 erfolgte Vermählung mit der Gräfin Katharina Bethlen zog er sich das Mißfallen des wiener Hofs zog. Als er sich 1696 weigerte, seine Fürstenwürde niederzulegen und als deutscher Reichsgraf außerhalb Siebenbürgens zu leben, wurde er unter militärischer Eskorte nach Wien gebracht, wo er nach Abschluß des karlowitzer Friedens 1699 gegen ein Jahrgeld allen seinen Ansprüchen entsagen mußte. Er † schon den 1. Februar 1713 kinderlos zu Wien.

Apagogischer Beweis (demonstratio apagogica), indirekter oder mittelbarer Beweis, wobei man einen Umweg (Apagoge) macht und aus der Falschheit des Gegentheils die Wahrheit der Behauptung oder aus der Wahrheit des Gegentheils die Falschheit der Behauptung erweiset. Begnügt man sich bloß damit, die Ungereimtheit bewiesen, ohne zugleich auch die Wahrheit der entgegengesetzten Behauptung nachgewiesen zu haben, so ist dies eine deductio ad impossibile vel ad absurdum, welche immer ein unvollständiges Beweisen ist und daher sehr oft in verfängliche Konsequenzmacherei ausartet.

Apallachen, s. v. a. Alleghany=Gebirg.

Apallachicola, 1) (A.=River), Fluß in dem nordamerikanischen Freistaat Florida, entsteht aus der Vereinigung des Chattahoochee und Flint=River in Georgien, fließt von dort 70 englische Meilen weit in den St.=Georges=Sund und in den Golf von Mexiko. Er bildet an seiner Mündung eine Bucht, welche die A.=Bai genannt wird und die mit dem St. Georges=Sund in Verbindung steht. Er ist für kleine Schiffe fahrbar bis an die Vereinigung des Chattahoochee und Flint; der Chattahoochee für Boote noch 300 Meilen weiter. Das Stromgebiet des A. wird auf nicht weniger als 20,000 englische □Meilen geschätzt. — 2) A., Stadt daselbst, Hauptstadt der Grafschaft Franklin, Zollhafen auf dem westlichen steilen Ufer an der Mündung des A.=River, ist regelmäßig angelegt, mit Episkopal=Kirche, 2 Banken, Rathhaus und 2000 Einw., Sitz des Admiralitätsgerichts; hat bedeutenden Baumwollenmarkt und einen guten und stark besuchten Hafen; Dampfboote befahren den A.=River von hier aus bis nach Columbus in Georgien.

Apalochlamys, nach Cassini, Pflanzengattung der Familie der Compositae Senecionideae *Dec.*, deren charakteristische Merkmale folgende sind: die Blüthen bilden kleine, 10—16blumige Köpfchen mit gemeinschaftlichem, länglichem, geschupptem Kelche; die Schuppen sind rauschend durchscheinend, häutig, glänzend, gegen einander gebogen; die Samen verkehrt=eiförmig, kurz; die Haarkrone ist einfach, abfallend. Es sind lauter zierliche, krautartige Immortellenpflanzen, die aus Neuholland stammen, mit aufrechtem, filzigem Stengel, herablaufenden, langgespitzten, lanzettförmigen, oben glatten, unten filzigen Blättern, sehr ästiger, vielfach zusammengesetzter Rispe und sehr zahlreichen blaßbräunlichen oder weißgelblichen, glänzenden Blüthenköpfchen. Es sind folgende 3 Arten bekannt: A. Billardierii *Dec.* findet sich auf Van=Diemens=Land. Die Rispenäste sind hier aufrecht; die Köpfchen kurz gestielt oder fast ansitzend; die Brakteen und Kelchschuppen stumpflich oder kaum gespitzt. Bei A. Kerii *Dec.*, Cassinia spectabilis *Ker.* ist der Stengel 4—5' hoch; die Rispenäste sind hängend; die Köpfchen mit den Blüthenstielchen fast gleich lang; die Kelche blaßgelb=bräunlich; die Stengel, Aeste und Unterflächen der Blätter weißfilzig. A. Endlicheri *Dec.*, Cassinia spathulata *Endl.* ist den vorigen Arten ziemlich ähnlich. Man säet den Samen im April in einen Topf in etwas sandige Lauberde und stellt diesen entweder in ein lauwarmes Mistbeet oder in ein Glashaus. Sind die jungen Pflanzen groß genug, so versetzt man sie einzeln in kleine (später nochmals in größere) Töpfe, in nahrhafte, sandgemischte Dammerde oder Mistbeeterde, stellt sie einige Zeit unter die Fenster eines kalten Mistbeetes, späterhin ins Freie, und durchwintert sie im Orangeriehause oder im Zimmer bei 1—5° Wärme. Im Winter begießt man sie sehr mäßig und im Mai verpflanzt man sie größtentheils aus den Töpfen an eine sonnig Stelle ins freie Land. Die zweite Art ist besonders empfehlenswerth, sowohl als Zierde der Blumenbeete, wie auch zu Immortellenbouquets.

Apamea (Apamia), Name mehrer Städte des Alterthums, worunter folgende zwei die bedeutendsten waren: 1) A. am Orontes oder Axius, Hauptstadt der syrischen Provinz Apamene, später von Syria secunda, südlich von Antiochien, auf einer vom Flusse und dem apameischen See gebildeten Halbinsel, in fruchtbarer, weidenreicher Gegend. Sie hieß früher Pharnace, dann unter der macedonischen Herrschaft Pella; Seleucus Nicator, der die Stadt vergrößerte, befestigte und zum Waffenplatz machte, gab ihr den Namen A., zu Ehren seiner Gemahlin Apama. Von ihrer Lage nannte man sie auch Chersonesus (Halbinselstadt). Nach der Schlacht bei Pharsalus hielt Cäcilius Bassus hier eine lange Belagerung aus; 321 Jahre später brach Aurelius Sieg bei A. die glanzreiche Macht der Königin Zenobia. Im Mittelalter, wo A. Afamiah oder Famit hieß, ward es von den Saracenen gänzlich zerstört. — 2) A. Cibotus oder A. am Mäander, Stadt in Großphrygien, einst reiche und große Handelsstadt Asiens, in einer sehr fruchtbaren, nach ihr benannten Ebene, angelegt von Seleucus Nicator, der die Einwohner der nahen Stadt Celänä dorthin verpflanzte.

Apanage (französisch, vom neulatein. apanagium, apanamentum), die zum standesmäßigen Unterhalte von nachgebornen Gliedern fürstlicher Häuser ausgesetzte Dotation. In allen Monarchien sind Jahrgelder aus Staatsmitteln oder die Einkünfte von Gütern, die den nicht zur Regierung

gelangten jüngeren Geschwistern eines Regenten und deren Descendenten zu ihrem standesmäßigen Unterhalte (Paragium) angewiesen. Diese A. hießen in Deutschland früher Deputat, Unterhalt, Abfindung, Alimente ꝛc. Mit dem Rechte der Erstgeburt entstanden, hatten sie ihren rechtlichen Grund in der Nothwendigkeit, die zu Gunsten eines Einzigen vom väterlichen Erbe Ausgeschlossenen zu entschädigen, so wie für ein angemessenes Auskommen derselben Sorge zu tragen. Ursprünglich ward A. nur aus dem Hausvermögen gewährt; jetzt aber bürdet man sie fast überall dem Staate auf. Der Betrag der A. ist bedingt durch darüber vorhandene Hausgesetze und besondere Bestimmungen in den Staatsgrundgesetzen, welche in der Regel auf die Kräfte des Haus- und Staatsvermögens, so wie auf das mehr oder minder nahe Verhältniß des zu Apanagirenden zum Throne, auch wohl auf andere individuelle Zustände, z. B. Verheirathung ꝛc., Rücksicht nehmen. Vermehren sich die Einkünfte des Erstgebornen durch Erbfall, wo die Nachgebornen nach gewöhnlichem Rechte miterbend wären, so ist es der Billigkeit gemäß, die A. der Nachgebornen ebenfalls zu erhöhen; nicht so, wenn die Staatseinkünfte durch bessere Administration, Eroberung oder andere Zeitverhältnisse einen Zuwachs erhalten haben. Dagegen hat der Regent bei wesentlicher Verminderung des Einkommens das unbestreitbare Recht, die A.n zu beschränken. Diese erben nur auf die Descendenten, nicht aber auf Seitenverwandte fort (in einzelnen Fällen sind sie bloß persönlich und lebenslänglich); fehlen Erstere, so fällt die A. wieder an den zurück, der sie gibt, den Landesherrn oder den Staat, keineswegs an die übrigen apanagirten Familienglieder. Ueber die Verpflichtung des Staates, den nachgebornen Prinzen ꝛc. A. aus der Staatskasse zu verabreichen, müssen folgende Rücksichten als entscheidend angesehen werden: Wo bei Einführung einer Civilliste gewisse zur Bestreitung der persönlichen Bedürfnisse sämmtlicher Familienglieder bestimmt gewesene Kammer- und Fideikommißgüter ganz oder theilweise in das Eigenthum oder in die Verwaltung des Staats übergegangen sind, da beruht die Uebernahme der A.n von Seiten der Staatskasse unbezweifelt auf einem erworbenen Rechte, das den Empfängern ohne ihre Einwilligung oder ohne vollkommene Entschädigung gerechter Weise selbst vom Staate nicht entzogen werden kann. Wo dagegen keine Verwandlung von fideikommissarischem Haus- oder Familieneigenthum in Staatseigenthum Statt gefunden hat, welche einen privatrechtlichen Anspruch der Familienglieder an den Staat begründet, da kann der in einer Familie erbliche Besitz der Staatsgewalt für sich allein keinen Rechtsgrund abgeben, aus welchem die nicht zur Regierung gelangenden Mitglieder des Regentenhauses einen selbstständigen Antheil an dem Staatseinkommen fordern könnten. Höchstens können unter solchen Umständen politische Gründe dafür sprechen, neben der dem Regenten angewiesenen Civilliste, auch andern Gliedern des Regentenhauses besondere Zuschüsse zu ihrem Unterhalt auszusetzen; Gründe, welche weder aus dem Staats-, noch aus dem Privatrecht abzuleiten sind, sondern aus andern öffentlichen Interessen. Hierbei dürfte vor Allem die Rücksicht einiges Gewicht bekommen, daß in konstitutionell-monarchischen Staaten die Prinzen des Hauses zur Theilnahme an der Regentschaft berufen sind und daß nur die Anweisung eines standesmäßigen Einkommens aus der Staatskasse geeignet ist, ihnen eine diesem Berufe entsprechende, unabhängigere Stellung gegenüber von dem Staatsoberhaupte zu sichern. Vergl. Civilliste.

Apathen (d. i. Leidenschaftslose), ägyptische Asceten, welche in Besiegung und Verleugnung aller leidenschaftlichen Regungen ihr Ziel suchten und theils in der Einsamkeit, theils unter Menschen lebend, sich den strengsten Uebungen und Entsagungen unterzogen.

Apathie, Schmerzlosigkeit, Unempfindlichkeit der Seele gegen schmerzhafte oder auch andere Eindrücke, daher Gleichgültigkeit oder derjenige Zustand, wo der Mensch über ein Ereigniß oder einen Gegenstand weder Lust noch Unlust empfindet, letzteren weder begehrt noch verabscheut. In beiden Beziehungen kann die A. wie bei Idioten ein angeborner Mangel seyn, oder der Verlust der geistigen Empfänglichkeit für alle Eindrücke ist die Wirkung gewisser vorausgegangener Ursachen. Am häufigsten ist A. die Folge solcher Ursachen, welche die Funktionen des Gehirns deprimiren, z. B. lange währenden Kummers, dauernder Angst, rastloser Anstrengung des Geistes und Körpers, fortgesetzter Unglücksfälle ꝛc. Sie ist dann oft ein Vorläufer der Melancholie und geht in dieselbe über, wenn die Wirkung der Grundursache fortdauert. Im philosophischen Sinne versteht man unter A. Freiheit von Affekten und Leidenschaften. Als vollkommen und habituell gedacht, ist A. in diesem Sinne für Menschen nicht möglich, auch nicht einmal wohlgethan, da Affekte und Leidenschaften wesentlich zu ihrer Natur gehören und namentlich erstere innerhalb gewisser Grenzen, gleich den Stürmen der physischen Atmosphäre, läuternd, erregend, stärkend, erfrischend, vor dumpfer Fäulniß bewahrend ins menschliche Daseyn eingreifen. Dennoch war solch traurige A. das Ideal der Stoiker, vieler Skeptiker, indischer Philosophen und zahlloser Asceten, denen sich noch heut zu Tage aus Ueberspannung oder Uebersättigung, oder, in unsern Tagen häufiger als sonst, aus Unnatur und innerer Kraftlosigkeit so Mancher anschließt. Anders verhält es sich, wenn man A. auf das Freiseyn von übermäßigen, verderblichen Affekten und Leidenschaften beschränkt. Ein solcher Zustand ist für Jedermann erreichbar und zu seiner körperlichen wie geistigen Wohlfahrt unentbehrlich (vgl. Affekt). Geht er aus männlicher Selbstbeherrschung und nicht wie meistens, zumal in den Kreisen der höhern Gesellschaft, aus Mangel an starkem, lebhaftem Gefühle hervor, so gebührt ihm um seines sittlichen Werthes willen wahre Hochachtung.

Apatit (rhomboedrischer Flußhaloid, phosphorsaurer Kalk), zur Spathreihe gehöriges Mineral. Es krystallisirt meist in regelmäßigen 6seitigen Prismen mit gerader Endfläche und mit Abstumpfung der Endkanten, welche dem rhomboedrischen, 3- und 1axigen oder 6gliederigen System angehören, ist theilbar nach

dem 6seitigen Prisma mit gerader Endfläche. Es findet sich sehr häufig auch in derben, theils theilbaren, theils faserigen u. körnigen Massen. Seine Härte fällt zwischen die des Flußspaths u. des Feldspaths; sein specifisches Gewicht ist 3,1 bis 3,3. Der Bruch ist muschelig, die Farbe weiß, grau, blau, grün, gelb, hellbraun, rosenroth rc., fast durchsichtig, oft lichtwandelnd, mit Glasglanz. Vor dem Löthrohre schmilzt es sehr schwer zu farblosem, durchscheinendem Glase. Seine Bestandtheile sind: Phosphorsaure Kalkerde, Fluorkalcium mit Chlorcalcium. Abänderungen sind der blätterige A., die Krystalle und krystallinischen Massen umfassend, krystallisirt, in eingewachsenen Körnern, seltner derb und eingesprengt, blätterig, eckigkörnig, selten schalig abgesondert; ist glänzend, durchsichtig bis durchscheinend, kommt eingewachsen im Granit des Greifensteins in Sachsen, im Gneis bei Freiburg im Breisgau, in Talk am Greiner in Tyrol; auf Gängen der Zinnformation im Erzgebirge und Cornwall; auf Magneteisensteinlagern in Schweden; in vulkanischen Gesteinen am laacher See, Vesuv rc. vor. Der strahligfaserige u. erdige A. od. Phosphorit ist traubig, nierenförmig und tropfsteinartig, unvollkommen strahlig oder auch erdig, zerreiblich, matt, undurchsichtig, kommt im Schlackenwald in Böhmen, bei Amberg in der Oberpfalz, in Estremadura, Ungarn rc. vor. Der sogenannte Pseudoapatit von Freiberg scheint aufgelöster krystallisirter A. zu seyn.

Apel, 1) Johann, auch Johann Apellus, Rechtsgelehrter, einer der ersten und eifrigsten Anhänger der Reformation, wurde zu Nürnberg 1486 geboren, studirte 1502 auf der damals neu errichteten Universität Wittenberg, ward Kanonikus zu Würzburg, 1523 aber wegen seiner Verheirathung mit einer dortigen Nonne kassirt und des Landes verwiesen. Auf Luthers Empfehlung bekam er 1524 einen ehrenvollen Ruf als Professor der Theologie nach Wittenberg, bekleidete hier eine Zeit lang das Rektorat und war namentlich für Abschaffung der Messe und anderer päpstlichen Kirchengebräuche thätig. Als Schriftsteller wirkte er ebenfalls bedeutend für die Ausbreitung der lutherischen Lehre. Seine wichtigsten Werke sind: „Defensio ad episcopum pro suo conjugio“, eine biblische Widerlegung des Cölibats, u. „Isagoge in IV libros Institutionum“ (Köln 1564).

2) Johann August, talentvoller und vielseitiger deutscher Dichter und Aesthetiker, zu Leipzig 1771 geboren, studirte in seiner Vaterstadt und in Wittenberg von 1789—1793 Jurisprudenz, Naturwissenschaften und Philosophie u. prakticirte dann als Advokat in seiner Heimath. Zwar veröffentlichte er schon in dieser Zeit mehre juristische Programme und Dissertationen; seine eigentliche literarische Periode beginnt aber erst mit seiner Ernennung zum Rathsherrn 1801. Angeregt von der schellingschen Philosophie, arbeitete er zuerst philosophische Recensionen und ästhetische Abhandlungen für die leipziger Literaturzeitung, die musikalische Zeitung und den deutschen Merkur rc. (1801—1802) u. lieferte dann in Taschenbücher und Zeitschriften eine Menge von Novellen, Balladen, Legenden, Liedern, Epigrammen und Elegien, welche, obwohl meist nur flüchtige Erzeugnisse des Augenblicks, doch vom Publikum gern hingenommen wurden. Sammlungen davon sind die „Cikaden“ (4 Bde., 1810 — 1812) u. die „Zeitlosen“ (Berlin 1816). Originell ist die Idee A.s, durch eine Reihe von Dramen die Hauptepochen der dramatischen Kunst in ihren Eigenthümlichkeiten darzustellen. Er machte selbst den Versuch zur Ausführung und zwar mit einer Treue in Stoff und Form, die Zeugniß für seine tiefen Kunststudien ablegt, wenn auch das Publikum diesen Produktionen keinen Geschmack abgewinnen konnte. So erschienen 1805, „Polydos“ nach äschyleischer Manier, 1806 die „Aetolier“ nach Euripides und „Kallirrhoe“ als Uebergang der alten zur modernen Form, 1809 „Kunz von Kauffungen“ als Repräsentant des shakespeareschen Drama's. Andere Werke dieser Art aus seiner Feder, wie „Themistocles,“ „Faust“ u. s. w., blieben ungedruckt. Im Verlaufe dieser Arbeiten sah A. sich genöthigt, auf die griechische Musik, Prosodie und Verskunst zurückzugehen, und bald hatte sein reger Geist sich über Melodie, Rhythmus und Metrik der Alten eine Theorie gebildet, die, selbst von seinem Gegner Gottfried Hermann genial genannt, trotz mancher Willkür und philologischen Ungenauigkeit reich an neuen, beherzigenswerthen Ideen ist und namentlich von Tonsetzern mehr als bisher gewürdigt zu werden verdient. Sie erschien unter dem Titel „Metrik“ (1. Bd., Leipzig 1814, 2 Bd., das. 1816). A. † den 9. August 1816 an einer Halsentzündung. Anerkannt bleibt A.s schriftstellerische Meisterschaft hinsichtlich der Form des Styls. In Wohllaut, Rhythmus, Eleganz und Korrektheit hat ihn kein deutscher Dichter übertroffen.

3) Guido Theodor, Dichter der Gegenwart, den 10. Mai 1811 zu Leipzig geboren, studirte die Rechte daselbst und zu Heidelberg, erblindete aber in Folge eines Sturzes seit 1836 und lebt seitdem in seiner Vaterstadt als Schriftsteller. Sein Dichtertalent bewährte er zuerst durch das Drama „Ferdinand und Isabella“, welches in Magdeburg zur Aufführung kam. Nachdem er „Gedichte,“ (Leipz. 1840, 2. Aufl. 1848), „Melusine“, ein Gedicht in drei Gesängen (das. 1844) u. A. herausgegeben, betrat er mit dem Lustspiel „Der moderne Timon“ (1846) und dem Text zu Wagners „Columbus“ wieder das Gebiet des Drama's, das er mit seiner Tragödie „Günther von Schwarzburg“, besonders aber mit seinem Schauspiel „Nähkäthchen“, das die Runde über die deutschen Bühnen machte, mit Glück bebaute. Eine Sammlung seiner „Dramatischen Werke“ erschien Leipzig 1856. Außerdem sind von seinen Schriften noch zu nennen die „Bilder aus den Schlachttagen von Leipzig“ (Leipzig 1849), das epische Gedicht: „Die Schlacht von Möckern“ (das. 1851) u. A.

Apeldern, Albrecht von, der erste Bischof von Riga, Bekehrer der Liven, der Apostel des Kreuzes mit dem Schwerte, zugleich Kirchenfürst, Staatsmann und Feldherr. In Bremen, wo er anfangs Domherr war, zum Bischofe von Livland ernannt, beschloß A., die von friedlichen Missionären bisher nur mit geringem Erfolge versuchte Bekehrung jenes Landes gewaltsam durchzusetzen.

Er ging deshalb 1199 nach Gothland, warb 500 Kreuzfahrer an und wußte geschickt die Gleichstellung derselben mit den nach dem Oriente ziehenden vom Kaiser und Papste zu erlangen. Durch viele Freiwillige verstärkt, landete er im Jahre 1200 mit 23 Schiffen an Livlands Küste, kämpfte mit Glück gegen die Eingebornen und gründete 1201 Riga, wohin bald darauf auch der bischöfliche Sitz verlegt ward. Im Jahr 1204 stiftete A. auf den Rath des Abtes Dietrich von Thoreide den Orden der Schwertbrüder, denen in einem Vergleiche 1206 der dritte Theil aller künftigen Eroberungen zugesichert wurde. Von jetzt an schritt die Unterwerfung des Landes mit Riesenschritten vorwärts und bald konnte A. als Oberhaupt des neuen Staates die inneren Verhältnisse desselben mit Erfolg ordnen. Der Gesetzgebung legte er das sächsische Recht zum Grunde; die neu angelegten Städte wurden mit Deutschen besetzt, auch viele derselben durch Ertheilung von Lehngütern herbeigezogen und so die ersten Anfänge germanischer Sitte und Bildung an die Gestade der Ostsee verpflanzt. Bis an sein Ende für seine Schöpfung im Krieg und Frieden rastlos thätig, † A. 1229.

Apelles, der gefeiertste Maler Griechenlands und des ganzen Alterthums, Zeitgenosse Alexanders des Großen, blühte um 325. Colophon war seine Vaterstadt; Ephesus, das ihn auch den Seinigen nennt, gab ihm den ersten Unterricht in der Kunst, so wie das Bürgerrecht, und Cos ward der Schauplatz, auf dem sein Genius sich am glänzendsten zeigte. Ephorus, der Ephesier, war sein erster Lehrer, doch, angeregt von dem Rufe der sicyonischen Schule, deren Studien sich durch Gründlichkeit auszeichneten, suchte A., selbst schon Künstler von Ruf, den Unterricht des Pamphilus in Sicyon und arbeitete 10 Jahre lang unter dessen Augen. Zu Philipps Zeiten ging er nach Macedonien. Hier lernte ihn Alexander kennen, der ihm bald den Preis vor allen andern Meistern zuerkannte und keinem als dem A. gestattete, ihn zu malen, ein Vorrecht, das auch der Erzgießer Lysippus und der Steinschneider Pyrgoteles für ihre Kunst hatten. Von Macedonien aus scheint A. mehre Kunstreisen unternommen und sich längere Zeit in Rhodus, Cos und Ephesus aufgehalten zu haben. Nach Alexanders Tode wandte er sich nach Alexandria an den Hof des Ptolemäus; hier wurde er von einem gewissen Antiphilus des Hochverraths angeklagt, zwar bald freigesprochen, aber doch dadurch veranlaßt, in sein Vaterland zurückzukehren, wo ihn, mitten in neubegonnenen Arbeiten, der Tod ereilte, um 300 vor Chr. Von der großen Thätigkeit und Fruchtbarkeit des A. gibt uns das lange Verzeichniß seiner Werke bei Plinius (XXXV, 10) einen Begriff. Jedoch ist keines seiner Werke weder im Origiual, noch in einer Kopie uns erhalten, eben so wenig haben uns die Alten von einem derselben eine ausführliche Beschreibung gegeben. Nur einzelne Notizen, vorzüglich bei Plinius u. Pausanias, dann Büsten in Bronze und Marmor von seiner Venus Anadyomene, endlich einzelne Andeutungen in Hymnen und Lobpreisungen auf die Venus geben uns Winke über den wahren Charakter seiner Werke. Seinem reichen Geiste war zum Vereine aller übrigen Gaben und Vermögen, deren der Maler bedarf, als eigenthümlicher Vorzug die Grazie (Charis) verliehen; Anmuth, sinnlicher Reiz, blühendes Kolorit, mit der wissenschaftlichen Strenge und Korrektheit der sicyonischen Schule gepaart, waren die unübertrefflichen Vorzüge aller Gemälde des A.; aber am höchsten strahlten sie an der vielgepriesenen Anadyomene im Venustempel zu Cos. Dies Gemälde wurde im Alterthum als ein Wunderwerk angestaunt. A. hatte ein zweites Bild derselben Göttin begonnen, welches das erste noch überbieten sollte. Haupt und Brust waren bereits vollendet, da überraschte den Meister der Tod; kein anderer Maler wagte es, das Bild zu vollenden; aber selbst die Anlage zeigte, daß der Künstler sich selbst noch übertreffen konnte. Von seinen übrigen Werken war am gefeiertsten: Alexander mit dem Donnerkeil, für den Tempel der Diana zu Ephesus, eine Charis im Odeon zu Smyrna, eine Artemis unter opfernden Jungfrauen, ein Dianenpriester, ein Hercules, Alexander, wie er den Siegeswagen besteigt u. a. Kräftig vertiefte Schatten- und dadurch stark gehobene Lichtpartien zeichneten alle Gemälde des A. aus; doch gebrauchte er nur noch 4 Hauptfarben (Weiß, Roth, Gelb, Schwarz, natürlich mit ihren Nüancen und Mischungen), deren eine, die schwarze, von ihm durch Anwendung von gebranntem Elfenbein statt der Weinrebenkohle verbessert wurde. Außerdem verschaffte er seinen Gemälden durch einen eigenthümlichen Firniß (atramentum) nicht bloß Schutz gegen Feuchtigkeit und Staub, sondern auch mehr Feinheit und Zartheit des Ausdrucks. Dieselbe Anmuth und Gemüthlichkeit, welche sich über die Gemälde des A. verbreitete, scheint auch der Grundton seines ganzen Lebens gewesen zu seyn und hat sich in einzelnen uns bekannt gewordenen Zügen ausgeprägt. Bezeichnend ist die Art, wie er sich bei dem namhaften Künstler Protogenes in Rhodus einführt. Protogenes ist gerade abwesend, als A. in sein Atelier tritt. A. läßt sich eine Tafel bringen und zieht mit freier Hand eine Kontur darauf, als Zeichen, daß ein Kunstgenosse seinen Besuch habe machen wollen. Protogenes, zurückgekehrt, erkennt sogleich die kunstfertige Hand und ruft aus, diese Linie könne nur ein A. gezogen haben, zieht indeß mit dem Pinsel frei und fest auf die Umrißlinie eine zweite und geht abermals weg. A. kehrt wieder und theilt nun mit einer dritten Farbe die Linie so, daß größere Feinheit nicht mehr möglich war; worauf Protogenes sich für besiegt erklärt. Die Tafel mit dem dreifachen Umriß wurde als ein Wunderwerk von den späteren Zeiten angestaunt, nach Rom gebracht und hier in dem Kaiserpalaste auf dem Palatinus aufgehängt, wo sie durch Brand zu Grunde ging. Ueber Eifersucht gegen seine Kunstgenossen war A., im Bewußtseyn seiner Meisterschaft, erhaben. Als die Rhodier die Gemälde des Protogenes, an welchen A. die Gründlichkeit besonders hochschätzte, nicht gehörig würdigten, kaufte er sie selbst zu hohen Preisen an, um sie als seine Arbeiten zu verkaufen, was natürlich die Wirkung hatte, daß die Rhodier jetzt reißend sehr hohe Gebote auf die Werke ihres Landsmannes thaten. Eben so erkannte A. die Verdienste anderer Künstler an;

den Amphion stellte er hinsichtlich der Anordnung über sich, den Asclepiodorus hinsichtlich der Korrektheit der Verhältnisse. Selbst Laien gestattete er ein Urtheil in Sachen, welche in ihrem Erfahrungskreise lagen, um dadurch der Natur sich immer mehr anzuschließen, zu welchem Zwecke ihm auch die berühmten Hetären Lais und Phryne gesessen haben sollen, während er ihren Tadel über das, was sie nicht verstehen konnten, oft mit bitterem Sarkasmus zurückwies. Bekannt sind in dieser Beziehung mehre Anekdoten: so jene vom Schuster, der die Schuhe einer Figur als verzeichnet tadelte, während Apelles hinter dem Gemälde verborgen lauschte und die Lehre still hinnahm. Als aber jener wiederkehrend erst den Fuß, dann die ganze Figur zu tadeln begann, sprang der Künstler entrüstet hervor und rief ihm das seitdem zum Sprichwort gewordene: „Schuster, bleib' bei deinem Leisten" (ne sutor ultra crepidam) zu. Eben derselbe Vorfall mag einem andern Sprichwort: „Apelles post tabulam" (A. hinter dem Gemälde) d. i. „der Horcher an der Wand" seine Entstehung gegeben haben. Noch zu Plinius' Zeit waren von A. drei Abhandlungen über die Geheimnisse der Malerei vorhanden, die er an seinen Schüler Perseus gerichtet hatte.

Apenninen (Apenninus mons), italienische Gebirgskette, welche sich durch die ganze Halbinsel hindurch zieht. Sie löst sich von dem Rücken der europäischen Centralalpen am Col di Tenda nach Südost ab und steigt zum Monte Rosso auf, mit welchem der Hauptzug einen rechten Winkel gegen Süden zum Col Ardente macht, wo das Gebirg sich spaltet. Südwärts stürzt es sich als Seealpen ins Meer, um sich in Korsika und Sardinien wieder bis nahe zur Schneelinie (Rotondo 8694', Oro 8166') zu erheben, während der östliche Ausläufer, später sich ganz südlich wendend, wie ein Riesen-Molo in das Mittelmeer weit hinausragt. Die A. durchziehen von den Seealpen aus in einer Länge von 160—170 Meilen und in einer Breite von 6—15 Meilen die ganze italienische Halbinsel. Von dem Punkte, wo sie sich von den Seealpen auszweigen, streichen sie gegen Ostnordost bis zur Höhe von Genua. Hier bilden sie ein Hochland, welches im Halbkreise vom Po umflossen wird und schroff nach Westen in tiefe Gründe hinabfällt, die die Bormida u. Scrivia bewässern, worauf das Land in nordwestlicher Richtung abermals als Gebirge ansteigt und dann in langen, parallelen Ausläufern sich gegen den Po verflacht. Von Genua bis zum Monte Falterone gegen San Marino hin läuft der Hauptzug der Kette in wellenförmigen Linien gegen Südost fort, und in zahllosen Gerinnen strömen die Gewässer der Berge dem Po zu, den sie wegen der Versumpfung des Bodens zum Theil nicht mehr erreichen können. Das Gebirge wendet sich von da aus nun fast ganz südwärts zum Gran Sasso d'Italia, dem mächtigsten Stock der ganzen Kette. Die höchsten Spitzen desselben (Monte Corno, 8934' u. Monte Velino 7366') sind zugleich die höchsten des Gebirgs. Von hier aus verlieren die A. allmählig den Charakter eines Kettengebirgs; es erheben sich einzelne zum Theil gar nicht, zum Theil nur schwach zusammenhängende Massen. Was man da den Kamm nennen könnte, ist in der That nur ein Zug rundlicher Gipfel und wilder, meist waldloser, mit fetten Weiden besetzter Berglandschaften. Erst der südwestliche Ausläufer in Calabria ulteriore hat wieder mehr Zusammenhang. Die Meerenge von Sicilien unterbricht die kalabrische Kette der A. auf kurze Strecke. Mit dem Kap Peloro steigt sie schroff und hoch auf, dringt bis ans westliche Ende der Insel und schickt Ausläufer gegen Süden. Seitenäste mit schönen Querthälern erfüllen Sicilien und die ganze Halbinsel. Nirgends reichen die A. über die Grenze des ewigen Schnees hinaus, nur die höchsten Gipfel und ihre Schluchten sind bis in den Sommer hinein mit Schnee bedeckt, und liefern das für das heiße Klima Italiens so unentbehrliche Eis. Die **Physiognomie** des Gebirgs gleicht im Norden jener der benachbarten Alpen; eigenthümliche Züge treten erst in der Breite von Florenz hervor. Noch weiter südwärts bilden die A. ein wildes, schluchtenreiches, oft dürres finsteres Hochland, mit schroffen, nackten Felsenzacken und kuppigen Bergen oder Kegeln. Die weißen verwitterten Kalkfelsen zeigen in der Ferne den hellen Glanz des Schnees bis zur Täuschung; aber die schöne Bekleidung der Alpenabhänge, die sammetnen Matten und die prangenden Nadelwälder fehlen meist. Von Strecke zu Strecke ragen aus der Kalklinie des Gebirgs schwarze und braune Kegel hervor, die erloschenen Vulkane früherer Jahrtausende. Tiefe Schluchten und Thäler trennen sie, stets der Schauplatz der üppigsten Vegetation.

Die innere Konstruktion der Hauptkette zeigt (mit Ausnahme der nördlichen, ligurischen Reihe, in welcher mannigfacher Wechsel der Ur- u. Uebergangsformationen herrscht), große Einförmigkeit und eine fast immer wiederkehrende Gebirgsart. Die Masse des ganzen Gebirgs ist nämlich dichter, weißer, zur Juraformation gehöriger Kalk jüngerer Bildung, der nämliche, welcher auch jenseits auf den dalmatischen, illyrischen und albanischen Küsten das Gebirge ausmacht. Viele Durchschnitte zeigen diesen Kalk von ungeheurer Mächtigkeit. So erheben sich die steilen Felswände von Tivoli, unmittelbar aus der Ebene, bis zu 1000 Fuß, ganz aus demselben lichtgrauen, dichten, versteinerungsarmen Kalk, aus welchem die Berge von Pesaro und Urbino einerseits, und andererseits die Ebenen Apuliens bis zur Spitze von Otranto bestehen. Auf vielen Punkten, namentlich im Gebiete von Toskana und selbst in den nördlichen Gegenden des Kirchenstaates, so wie in den Bergen Kalabriens erscheint diese Gebirgsbildung sehr deutlich auf Schichten des Uebergangs- und den Massen des Urgebirgs aufgelagert. Der Kalkformation gehört die entgegengesetzte östliche oder adriatische Seite vorzugsweise an und es bleibt dieses Verhältniß längs der ganzen Apenninenkette. Ueberall dagegen, wo die hügelige Ebene des mittelländischen Küstensaumes eine Entblößung ihrer Grundlagen zeigt, treten Hervorragungen älterer Gebirgsarten unmittelbar an die Oberfläche. Nächst dem Litorale des ligurischen Meeres, dessen Uebergangsgebirge noch mit der südlichen Hauptmasse der A. in offener u. deutlicher Verbindung steht, zeigen sich die Glieder älterer Formation fast überall an dem äußersten Küstenrande von Toskana, dem aus primi-

tiven Gestein gebildeten Elba gegenüber, im Kirchenstaate, zwischen den Ciminibergen und Monte Fiascone, in der Nähe von Viterbo, zwischen Civita Vecchia und la Tolfa. Auch von dem inselartig hervortretenden Felsen des Capo Circello bis Terracina treten mehr od. minder mächtige Schichten von Grauwacke auf. Auf dem gegenüber liegenden adriatischen Gehänge des Gebirges aber fehlen diese Reste älterer Formationen durchgängig. Der Rand, welcher zwischen den höhern Rücken des Gebirges und den Küsten des Meeres liegt, ist zu beiden Seiten der Kette mehr oder minder unterbrochen, durch ausgedehnte Massen von Sandstein und Mergel bedeckt, deren sehr späte Bildung sich schon durch die überaus große Menge der jüngsten Versteinerungen beurkundet. Brocchi hat dieser Formation, welche er als eine tertiäre erkannte, passend den Namen subapenninisches Hügelland gegeben. Es beginnt auf der Seite des mittelländischen Meeres im Gebiete von Lucca und hört, nach einigen Unterbrechungen, erst an der Südspitze Italiens bei Reggio in Kalabrien auf. Die marinischen Hügel des rechten Tiberufers bei Rom, die Sandsteine und Mergel des Vatikans und Janiculus, so wie der Berg, welcher die kleine Republik St. Marino trägt, gehören zu den Gliedern dieser Formation, welche überall, wo sie vorkommt, den A.-Kalk u. die ältern Gesteine bedeckt, im Innern der eigentlichen Apenninenkette jedoch nicht angetroffen wird. Die A. werden nach den Hauptländern, die sie durchziehen, in die ligurischen, etruskischen, römischen und neapolitanischen oder ihrer geographischen Lage nach in die nördlichen, mittlern und südlichen getheilt. 1) Die ligurischen A. bilden vom Col di Tenda einen nahe am genuesischen Meerbusen hinziehenden Bogen, welcher über den Paß der Bochetta 2400 Fuß geht und sich von da an erhebend und mehr ausbreitend bis zum Monte Cimone reicht. Die südliche Abdachung fällt schroff gegen das Meer ab, die nördliche dacht mit vielen Thälern sanft zum Po ab u. enthält die Quellen des Tanaro auf dem Col di Tenda, der Bormida, Trebbia, des Taro, der Secchia und des Panaro, welche alle dem rechten Pousfer zufließen. Die höchsten Spitzen sind in den sardinischen Staaten: Monte Calvo 4970 Fuß; in Modena: Monte Penna 5300 Fuß, M. S. Pelegrino 4842 Fuß, M. Cimone 6550 F. Die Gebirgsarten Ur- und Uebergangsgebirge in mannichfacher Abwechselung: Thonschiefer, Grauwacke, Kalkstein (karrarischer Marmor). 2) Die etruskischen A., vom Monte Cimone bis zum Sasso de Simone, enthalten in ihrer südöstlichen Abdachung viele kleine Gebirgsarme mit zahlreichen Thälern und Flüssen, darunter die Quellen des Reno, Savio und der Marechia, welche theils den Sümpfen von Comacchio, theils dem adriatischen Meere zufließen. In der nordwestlichen Abdachung zum Mittelmeere verzweigen sich viele Gebirgsarme, in deren Buchten der Lago de Lasträ, die Maremma bei Pisa stagniren. Im Hauptzuge am Berge Falterone ist die Quelle des Arno. Höchste Gipfel sind in Toskana: Monte Falterone 4000 F., Morello, Calvana, von welchen 3 Bergen man beide Meere erblickt, Amiata 5400 F.; die vorherrschende Gebirgsart ist jüngerer Kalk; am westlichen Abhange treten Uebergangs- und Urgebirge hervor. 3) Die römischen A. vom Sasso di Simone, 3800 F., über den M. Casale bis zum Vetora. Einer ihrer Hauptzweige geht über den Berg Radicofani 3000 F. bis zum Kap Argentaro. In einem anderen westlichen Zweige liegt am Berge Benichi die Quelle des Ombrone, am Berge della Balze die Quelle der Tiber, und am Monte della Sibylla 7040 F. die der Nera. In der südwestlichen, sehr zerrissenen Abdachung, westlich von der Tiber, sind die Bergseen Lago di Bolsena u. L. Bracciano; südöstlich von Rom der L. Albano. Die nordwestliche Abdachung sendet mehre kleine Flüsse dem adriatischen Meere zu, darunter besonders den Esino und Metauro. Höhen außer den genannten im Kirchenstaate sind: M. di Carpegna 4300 F., M. Catria 5200 F., M. Pennino 4850 F., M. Cacume 3288 F. 4) Die neapolitanischen A. gehen vom M. Vetora über den Gran Sasso d'Italia, dessen höchste Spitze M. Corno nahe an 9000 F., nach Andern 11,400 F. hoch ist, den M. Terminello 6600 F. und Velino 7700 F., nordwestl. vom See Celano, den M. Reduno 6100 und M. Amaro 8800 F. Ein östlicher Seitenarm verbindet den waldigen M. Gargano, dessen Gipfel, M. Calvo, sich 5000 F. erhebt, mit der Hauptkette. Am See Pesole trennt sich von dem Hauptgebirgsrücken der mächtige nackte Ostarm, welcher bis zum Kap Lecce zieht, während jener unter dem Namen kalabrischer Apennin südwestlich bis zum Kap Spartivento fortgeht und über den Faro setzend in den äußersten Spitzen Siciliens endet. Beide Arme bilden eine südliche Abdachung. Im Westabfall der kalabrischen A. liegen die pontinischen Sümpfe, so wie die Quellen und Thäler des Garigliano, Volturno und Selo. Der Südostabfall enthält die Quellen der Küstenflüsse Esino, Tronto, Peskara, Sangro, Fortore und Ofanto. Dem Südabfall zum Meerbusen von Tarent hin entströmen der Bradano, Basiento, Agri ꝛc. Hier erhebt sich der M. d'Oro und die Berge des Silaval 6400 F. Andere Höhen der neapolitanischen A. sind: M. Alto 4110 F., M. Majel Pietra Camela 3300 F., Vesuv 3774 F.

Bei der Eintheilung in nördliche, mittlere und südliche A. wird der M. Falterone mit der Arnoquelle als Grenzmarke zwischen der ersten und zweiten Gruppe angenommen, die mittlere reicht von da bis zur Gabelung des Gebirgs, wird auf den Grenzen von Neapel in der Landschaft der Abruzzen am breitesten und höchsten und hat hier eine wilde Natur und einen dichten Pflanzenwuchs. Der südliche A. besteht aus dem dürren Ostarm und aus dem höhern, den Erdbeben ausgesetzten Westarm in Kalabrien. Im Ganzen ist das Klima auf den A. rauher, als man unter diesen Breitegraden und bei der Lage Italiens erwarten sollte. Während in geschützten Thälern und im Sommer die Hitze einen fast unerträglichen Grad erreicht und hier Palmen und viele Gewächse eines tropischen Klima's in größter Ueppigkeit gedeihen, kommen auf den dem Winde preisgegebenen Höhen, bei 5—6000 F. über dem Meere, weder Obst noch Getreide mehr

fort; der Baumwuchs verkümmert und wird ärmlich. Die schneidenden Winde sind der Vegetation sehr nachtheilig; daher ist sie auch auf den A. ärmer als auf den Alpen. Während die tiefliegenden Thäler üppigste Fruchtbarkeit zeigen, sind die Höhen oft ganz wasserarm und dürre. Daher ist auch der Gebirgskamm so öde und menschenleer, während auf dem untern A.-Gürtel sich die Bevölkerung dicht zusammen drängt.

Die Produkte sind im Allgemeinen die Italiens. Eigenthümlich sind dem Gebirge die vielen Mineralquellen, kalte und warme, von größtentheils noch unerforschten Heilkräften; dann die Erzeugnisse der Vulkane, Schwefel (am Vesuv, am Aetna, auf den liparischen Inseln), Alaun (bei Tolfa ꝛc.), Soda, Borax (Boraxlagunen), Bimstein, Gyps und Marmor, letztere in allen Arten und Farben und bis zur größten Feinheit und Härte. An Metallen sind, wie es nicht anders seyn kann, die A. arm. Es gibt Quecksilber-, Silber-, Eisenerze: aber nirgends wird schwunghaft gebaut. Steinkohlen fehlen und der Bedarf des Landes wird aus England oder den gegenüberliegenden reichen dalmatischen Kohlenfeldern befriedigt. In den Wäldern hausen Wölfe, Füchse, Luchse, Eber, Hirsche Rehe; der Bär wohnt noch zuweilen in den höchsten unzugänglichen Schluchten der Hauptmasse der A.; auf den steilsten Gipfeln horstet der Adler. In den nördlichsten A., an ihrer Verkettung mit den Alpen, krönen prächtige Kastanienwälder das dürre Gestein und begleiten den Wanderer über das Gebirge; so wie aber der eigenthümliche Charakter der A. entschieden hervortritt, weichen sie den immergrünen Eichen (Quercus Ilex) den Korkbäumen (Quercus Suber) und jenem langen Gürtel von Olivenwaldungen, der von Nizza bis Reggio reicht, der Schmuck und zugleich der Reichthum des Landes. Mit den Mittelapenninen beginnt Mittelitalien und den eigentlichen Flora Hesperiens. Ohne Wartung blühen an den sonnigen Geländen der Querthäler die Myrte und Granate, und die goldnen Früchte der Cytrusarten schimmern aus dem duftenden Blüthenschleier und dunkelglänzenden Laub. Den trocknen Felsen deckt hie und da eine Palmenart (Chamaerops humilis), eine holzige Euphorbie, während an humusreichen Stellen der Erdbeerbaum (Arbutus unedo) strauchartige Haiden in mehren Arten, ferner Pinusarten, Pistazien, der prächtige Acanthus mollis, viele Cisten und Gnaphalien, und von Leguminosen und Sträuchern ein ganzes Heer wuchern. Die Dattel zeigt sich schon bei Pisa. Der Weinstock knüpft die Oelbaumpflanzungen an einander von Genua bis nach Reggio. Der vulkanische Boden auf dem Westrande nährt die üppigste Vegetation. Bei Gaeta wird der Charakter der Flora afrikanisch: Cactus auf allen Hügeln, Aloe mit ihren Blüthenkronen, breitblätterige Feigen, die hohe afrikanische Palme, und in der Campagna Felice (bei Neapel) erntet der Mensch auf dem unterirdisch geheizten Treibhausboden dreimal. Die Ostseite der A. aber hat die Flora Dalmatiens. Auf 13 Hauptpässen überschreitet man das Joch der A. Dieselben sind von Norden nach Süden der Paß von Savona, von Bochetta, la Cisa, des Monte Cimone, von Porretta, von Pietramala, von Borgo-San-Sepolcro, von Furlo, von Serravalle, von Aquila, von Isernia, von Arcano und Troja, von Potenza.

Apenrade (Apenroa, Apenraa), Stadt im nördlichen Schleswig, an einem $1^1/_2$ Meilen langen und $^1/_2$ Meilen breiten Meerbusen der Ostsee, mit über 4000 Einwohnern, hat einen vortrefflichen Hafen und bedeutende Schifffahrt. Auf drei Schiffswerften wurden vor 1848 wenigstens 10—12 große Schiffe gebaut. Die Umgegend der Stadt ist sehr schön. Bei der Stadt liegt das Schloß Brundlund, 1411 von der Königin Margaretha erbaut, aber nicht vollendet; es dient jetzt als Amtmannswohnung. A. wird zum ersten Male 1148 bei Gelegenheit seiner Zerstörung durch die Slaven genannt, wie es denn überhaupt in allen kleinern und größern Kriegen des Nordens hart betroffen worden ist. Besonders viel hat es durch die Kriegszustände seit 1848 gelitten. Bei A. fiel am 30. März 1848 der erste feindliche Schuß, und in der Nacht vom 27.—28. April wurden hier die Preußen als Befreier empfangen. Nach Wrangels Rückzuge wurde die Stadt wieder von den Dänen besetzt, die aber Graf von Waldersee vertrieb. Nach dem Siege von Hoptrup lag zu A. das von der tannsche Freicorps mehre Wochen, um, stark verbarrikadirt, den Angriff der Dänen abzuwarten. Am Tage von Eckernförde (15. April 1849) wurde die Stadt mehre Stunden lang von dänischen Kriegsschiffen beschossen. Nach der Bestimmung der Demarkationslinie, von welcher A. nördlich lag, war es von Ende August 1849 bis Mitte Juli 1850 von Schweden und Norwegern besetzt und leistete allen Zwangsmaßregeln beharrlichen Widerstand. Der aufgedrungene Magistrat wurde nicht anerkannt; Pfändungen und Exekutionen aller Art wurden vorgenommen, welche das Obergericht für rechtswidrig erklärte. Die von der Statthalterschaft ausgeschriebene Wahl eines Landtagsabgeordneten ward in Tondern, jenseits der Demarkationslinie, 5 Meilen von A., vollzogen. Unter den drückenden Verhältnissen wanderten im Laufe der Wirren über 50 Familien aus.

Apfel, die Frucht des Apfelbaumes (Pyrus malus), eine der bekanntesten und beliebtesten Kernobstsorten. Die Gestalt ist sehr verschieden, gewöhnlich rund, bald länglich, bald mehr oder weniger gedrückt; die Farbe meist lebhaft, ins Auge fallend, dabei sehr mannichfaltig. Der Kelch (die Blume) steht mehrentheils in einer ziemlichen Vertiefung (Einsenkung), ist oft mit starken Rippen oder Höckern (Falten oder Erhöhungen) umgeben, doch nicht selten auch ganz rund und eben; der Stiel gewöhnlich kurz, selten über 1 Zoll lang. Der wichtigste chemische Bestandtheil des A.s ist die Apfelsäure (s. d.), mit etwas Wein- und Citronsäure, außerdem Zucker, Gummi, Stärkemehl, Kleber, Kalk und ätherisches Oel. Von vielen Sorten Kalvillen ist das Fleisch locker und schwammig, während die Reinettenarten, Peppings und andere Winteräpfel ein festeres, oft im Kauen abbrockendes Fleisch haben. Auch Geschmack und Geruch zeigen wesentliche Unterschiede; von dem sauern Holzapfel an trifft man Abstufungen bis zum völligen Süßapfel (Parmänen). Haben die Aepfel auch nicht das feine,

butterhaft schmelzende, auf der Zunge zergehende Fleisch der Birnen, so sind doch einige Sorten sehr gewürzhaft und wohlschmeckend, und niemals findet man im A. Steine, wie es oft bei den vorzüglichsten Birnensorten der Fall ist. Durch einen gewürzhaften (muskirten), sehr angenehmen Geschmack zeichnet sich besonders die weiße Winterkalville, die Muskatreinette, der Fenchelapfel, der edle Winterborsdorfer und die vortreffliche Reinette von Breda, so wie mehre andere neuere Sorten aus, und sie werden von vielen Obstliebhabern, in ihrer rechten Zeitigung genossen, der besten Birne vorgezogen.

Im gewöhnlichen Leben theilt man die Aepfel ein: a) nach der Zeit der Reife und Eßbarkeit in Sommer-, Herbst- und Winteräpfel; b) nach der vorzugsweisen Benutzung in Tafel- und Wirthschaftsäpfel; c) nach der äußern Gestalt in Spitz-, Kanten- (Rippen-), Kugeläpfel. Die beste Klassifikation gab der nassauische Geheimrath und Brunnenarzt zu Ems, Diel, der in seiner systematischen Beschreibung des in Deutschland vorhandenen Kernobstes, nicht allein die äußere Form und Farbe der Frucht, sondern auch die Beschaffenheit des Fleisches und des Geschmackes derselben, so wie die mehr oder mindere Größe des Kernhauses berücksichtigte.

Nach diesem System sind sämmtliche in Deutschland bekannte Aepfel in 7 Klassen eingetheilt, wovon jede Klasse wieder in mehre Unterordnungen zerfällt.

I. Klasse: Kantäpfel. Sowohl am Kelch, als an der Frucht selbst sind sie mit sichtbaren, regelmäßigen, die Frucht nicht entstellenden Rippen (Kanten) versehen, und haben sie ein der Frucht nach großes, nicht geschlossenes, und oft sehr unregelmäßiges Kernhaus. 1. Ordnung: Aechte Kalvillen, laufen von der Mitte an zugespitzt gegen den Kelch zu, sind mit Duft angelaufen, haben oder bekommen auf dem Lager eine fettige Schale, sind nie reifi gestreift, haben ein leichtes, feines, lockeres Fleisch und einen Erd- oder Himbeeren ähnlichen (kalvillartigen) Geschmack. 2. Ordnung: Schlotteräpfel, fühlen sich nie fettig an, sind niemals beduftet, von walzenförmiger, platter, konischer oder zugespitzter Gestalt, haben keinen balsamischen, sondern meistens nur einen süßlichen oder säuerlichen Geschmack und ein körnichtes, lockeres, meistens gröbliches Fleisch. 3. Ordnung: Gulderlinge, sind vom Geschmack nicht so balsamisch, wie die ächten Kalvillen, haben aber doch etwas Gewürzhaftes darin und ein feines, reinettenartiges Fleisch, sind von platter oder konischer Form und mehrentheils, am stärksten um den Kelch, gerippt.

II. Klasse: Rosenäpfel, sind am Baume mit blauem Duft belaufen, haben kein zu großes, mehrentheils regelmäßiges Kernhaus, riechen mit der Hand gerieben angenehm, sind nicht fettig anzufühlen, um den Kelch, oft auch über die Frucht hin, schön und regelmäßig gerippt und meistens tulpenartig gestreift, haben ein feinkörnichtes, leichtes, schwammiges und lockeres Fleisch und einen feinen Rosen-, Fenchel- oder Anisgeschmack, dauern aber meistens nicht lange, mit Ausnahme des Winterrosenapfels und des Wintercousinots. Sie zerfallen in 2 Ordnungen: 1) zugespitzte od. längliche, 2) kugelförmige od. platte Rosenäpfel.

III. Klasse: Rambouräpfel, lauter große Aepfel, die mehrentheils zwei ungleiche Hälften haben, so daß sie auf einer Seite niedriger, als auf der anderen sind, um den Kelch sind sie stets gerippt und es laufen breite und erhabene Rippen über die Frucht, wodurch die Form des A.s unregelmäßig wird; auch sind sie stets breiter als hoch und haben sämmtlich ein lockeres, grobkörnichtes, oft sehr angenehm schmeckendes Fleisch. 2 Ordnungen: 1) mit großem Kernhaus, 2) mit engem Kernhaus.

IV. Klasse: Reinetten, haben sämmtlich ein feinkörnichtes, feines, kurz abknackendes, festes, aber weiches Fleisch, sind mehrentheils schön geformte Aepfel, an welchen die Wölbung von der Mitte nach dem Kelch, so wie nach dem Stiel zu sich gleichmäßig verliert, grau punktirt oder mit rostigen Anflügen oder wahren Ueberzügen von Rost, selten fettig anzufühlen, mit Ausnahme der französischen Edelreinette, zeichnen sich durch die gewürzhafte Zuckersäure (Reinettengeschmack) aus, welken aber sehr gern und müssen lang am Baum hängen. 1. Ordnung: Einfarbige Reinetten, haben eine, vom Grünen bis zum schönsten Goldgelb einfache Grundfarbe, sind auf der Sonnenseite ohne auffallende Farbe oder rostige Abzeichen; nur stark der Sonne ausgesetzte Früchte können einen leichten Anflug von Röthe annehmen; auch zeigen sie keine rostigen Ueberzüge und nur manchmal unbedeutende Roststreifen. 2. Ordnung: Rothe Reinetten, tragen alle Kennzeichen der einfarbigen Reinetten, von denen sie sich nur durch eine reine, nicht mit Rost vermischte rothe Farbe auf der Sonnenseite unterscheiden. 3. Ordnung: Graue Reinetten, ihre Grundfarbe ist grün, bis zum schmutzigen, unansehnlichen Gelb; die über den größten Theil der Frucht verbreiteten Rostanflüge sind sehr sichtbar, die Sonnenseite ist oft schmutzig, bräunlich oder ockerfarbigroth. 4. Ordnung: Goldreinetten, sind auf der Sonnenseite schön karminroth verwaschen oder gestreift, die Grundfarbe wird auf dem Lager schönes hohes Gelb, über die Grundfarbe und die Karminröthe der Sonnenseite verbreiten sich leichte, dünne Anflüge oder wahre Ueberzüge von Rost.

V. Klasse: Streiflinge, sind fast immer abgesetzt roth gestreift; die Streifen können um die ganze Frucht gehen oder nur unbedeutend auf der Sonnenseite seyn; auch kann zwischen diesen Streifen die Frucht noch roth punktirt seyn; nur müssen sich auf der Schattenseite die Streifen wieder deutlich darstellen; das Kernhaus ist regelmäßig; vom Geschmack sind sie rein süß bis zum Sauern; sie welken nicht, außer wenn sie zu früh oder nachdem ihre Zeitigung schon vorüber ist, abgenommen werden. 1. Ordnung: Platte Streiflinge, sind in ihren Wölbungen nach Stiel und Kelch nicht sehr verschieden, breit gedrückt und stets wenigstens einen halben Zoll breiter als hoch. 2. Ordnung: Zugespitzte Streiflinge, sind ebenfalls breiter als hoch, laufen von der Mitte aus spitzig nach dem Kelch zu, so daß die obere Hälfte des A.s kegelförmig

oder pyramidenförmig aussieht und der untern Hälfte ganz unähnlich ist. 3. Ordnung: Längliche oder walzenförmige Streiflinge, sind an Höhe und Breite wenig verschieden, laufen von der Stielwälzung allmählig abnehmend gegen den Kelch oder von der Mitte der Frucht abnehmend sowohl gegen den Stiel, als gegen den Kelch hin. 4. Ordnung: Kugelförmige Streiflinge, mit gleicher Wölbung der Frucht nach dem Stiel und dem Kelch hin; die Breite ist von der Höhe höchstens 1/4 Zoll verschieden; auf die Seite gelegt, haben sie eine kugelförmige Gestalt.

VI. Klasse: Spitzäpfel, haben ein regelmäßiges Kernhaus, sind nie mit Duft belaufen, auch nie gestreift, sondern entweder einfarbig oder auf der Sonnenseite roth verwaschen, laufen gegen den Kelch stets spitzig, verjüngt zu, sind von süßem oder weinsäuerlichem, bis reinsaurem Geschmack und welken nicht leicht. 1. Ordnung: Längliche, walzenförmige oder konische Spitzäpfel, sind an Höhe und Breite wenig verschieden, laufen von der Stielwölbung allmählig abnehmend gegen den Kelch oder von der Mitte der Frucht abnehmend sowohl gegen den Stiel, als gegen den Kelch hin. 2. Ordnung: Zugespitzte Spitzäpfel, sind merklich breiter als hoch, laufen von unten nach dem Kelch spitzig zu, so daß die obere Hälfte des A.s kegel- oder pyramidenförmig aussieht.

VII. Klasse: Platte Aepfel, sind sehr merklich breiter als hoch, nie gestreift, entweder einfarbig oder auf der Sonnenseite mehr oder weniger roth verwaschen oder etwas getuscht, haben ein regelmäßiges Kernhaus, sind nie fettig anzufühlen, welken nicht leicht und ihr Geschmack ist rein süß, bis zum Reinsauren. 1. Ordnung: Rein platte Aepfel, der Unterschied der Höhe von der Breite fällt sichtbar in die Augen, indem die Breite stets einen halben Zoll mehr beträgt, als die Höhe. 2. Ordnung: Kugelförmige Plattäpfel, Höhe und Breite sind sich fast gleich, indem die Breite selten 1/4 Zoll mehr, als die Höhe beträgt; die Frucht, quer durchschnitten, gibt sehr gleichaussehende Hälften.

Der Sohn Diels verbesserte dieses System in seiner Fortsetzung des dielschen systematischen Werkes, von 1815, in so fern er nach Liegels „Lehrbuche der Pomologie" (Regensburg 1830), die 3 Ordnungen der 1. Klasse (ächte Kalvillen, Schlotteräpfel und Gulderlinge) zu Klassen erhob, doch ohne deren besondere Kennzeichen anzugeben, welche Liegel genau bezeichnet. Mehre Versuche neuerer Pomologen (Christ, Meyer, Kerner, Sickler, Rubens, Metzger, Lucas u. A.), ein noch umfassenderes und allen Ansprüchen genügenderes System für das Kernobst zu entwerfen, als das dielsche ist, sowie die darüber erhobene Kritik, konnten bis jetzt doch dasselbe nicht umstoßen.

Der A. spielt auch in der Symbolik eine große Rolle. Nach späterer griechischer Mythe war Dionysus, der Geber des Weines, auch der Schöpfer des A.s, welchen er der Aphrodite schenkte. Dadurch ward derselbe erotisches Bild. Aphrodite schenkte drei goldene Aepfel dem Melanion, mit welchen dieser die schnellfüßige Atalante zum Weibe gewann. Eris aber erregte durch den goldenen A., den sie an der Hochzeit des Peleus und der Thetis unter die Gäste warf, selbst die Eifersucht der drei ersten Göttinnen (A. der Eris). Die goldenen Aepfel der Hesperiden hatte Gea der Hera bei der Vermählung derselben mit Zeus geschenkt; Hercules holte sie im Lande der Hyperboreer, wo sie von dreien der Hesperiden und von einem hundertköpfigen Drachen bewacht wurden. In der nordischen Mythe sind Aepfel die Speise der Asen, Iduna ihre Bewahrerin. Nach altgermanischer Vorstellung ist der A. Symbol der Mutterbrust und der nährenden Liebe und als Reichsapfel (s. d.) mit dem Kreuz der Weltherrschaft. Nach der biblischen Erzählung war es ein A., welcher die ersten Menschen zum Falle brachte. Wenn übrigens in der Bibel (Hoheslied 2, 3) der Apfelbaum als der herrlichste aller Bäume bezeichnet wird, so stimmt damit der Ausspruch Okens vollkommen überein, welcher den A. sowohl in botanischer Hinsicht, als die Totalität aller Blüthentheile (des Kelchs und der Staubfäden, des Gröpses und der Samen), wie auch in Beziehung seiner Wichtigkeit für das Leben für die vollkommenste Frucht hält und darum den Apfelbaum für den obersten Baum erklärt, der seiner Meinung nach dem Menschen im Thierreiche entspricht. Nach Okens Ansicht könnte die ganze Menschheit bestehen, wenn es nichts als Aepfel gäbe, indem sie Getränk und Nahrung zugleich sind.

Der Apfelbaum, Pyrus malus *L.*, eine Pflanzenart aus der Gattung Pyrus *L.*, welche zur natürlichen Familie der Rosaceen oder rosenblüthigen Gewächse und zu der Gruppe der Pomaceen gehört, ist der nutzbarste aller Obstbäume, der in seinem wilden Zustande in den gemäßigten und heißen Klimaten und bis weit gegen Norden hinauf verbreitet, als veredelter Baum nur in dem gemäßigten Klima der nördlichen Erdhälfte, besonders im mittlern Asien und Europa (Deutschland, Nordfrankreich rc., weniger schon im südlichen Frankreich, Italien und Spanien) zu seiner höchsten Ausbildung und Tragbarkeit gelangt und jenseits des 60° nördlicher Breite nicht mehr gedeiht. Er blüht im Mai und Juni, zeitigt seine Frucht im Herbst, nach den verschiedenen Sorten früher oder später. Der wilde Apfelbaum, Holzapfelbaum (P. malus sylvestris), wahrscheinlich der Stammvater aller übrigen, kommt in den deutschen Wäldern als ziemlich verkrüppelter, kleiner, meist dorniger Baum vor, mit kleinen, herben Früchten (Holzäpfeln). Die nächsten natürlichen Verwandten des Holzapfelbaums, die man bald als besondere Arten, bald als bloße Abarten ansieht, sind der Johannis- oder Paradiesapfelbaum (Malus pumila) und der Bruder desselben, der Heckapfel (Malus frutescens), mehr strauch- als baumartig mit weniger herben Früchten, ebenfalls in deutschen Wäldern vorkommend. Die veredelten Apfelbäume lieben einen guten schwarzen lehmigen, nicht zu feuchten Boden, kommen aber auch in einem mittelmäßig guten Lande fort, wenn es nur nicht aus ganz nassem Thonboden oder dürrem Sande besteht. Man unterscheidet Hochstämme von 20—30 Fuß und Zwergstämme (Franzbäume), die mehr buschartig wachsen. Selten erreicht der Apfelbaum die Höhe von 40 Fuß und eben so selten

bringt er sein Alter über 100—150 Jahre. Die Aeste bilden gewöhnlich eine breite kugelförmige Krone; Ausnahme machen diejenigen Arten, welche süßliche Früchte tragen, wie die Parmänen und mehre Reinettenarten; diese streben mehr empor und ihre schlanken Aeste bilden eine lichte Krone, während die der sauren Sorten mehrentheils geschlossen ist und ihre Zweige mehr horizontal sich ausbreiten; ja, manche Sorten, wie die Matäpfel, lassen die Aeste bis auf die Erde hängen. Der gemeine Apfelbaum kömmt auch strauchartig vor; die Blätter sind eirundlich, stumpfgesägt, kurzgespitzt, kahl oder unterseits filzig; die Blüthen langgestielt, in einfachen, oft (durch starke Verkürzung der Spindel) doldenähnlichen Schirmtrauben stehend; die fünf Kelchzipfel oberseits wollig, zurückgeschlagen; die fünf Blumenblätter oval, unterseits rosenroth, oberseits weiß mit rosenrothem Anflug; die zahlreichen Staubbeutel gelb; der Griffel ist kahl oder unterseits wollig. — Schon durch die Griechen kamen Apfelbäume, später durch die Römer, welche zu Plinius' Zeit 29 Arten kannten, aus Aegypten, Kleinasien, Persien nach Europa; in Deutschland kannte man im 13. Jahrhundert erst 2 Sorten Tafeläpfel, im 16. Jahrhundert 4, im 17. Jahrh. 25, jetzt sind gegen 600 Arten bekannt. Die Möglichkeit dieser Veredlung u. Vervielfältigung ergibt sich aus der Art der Fortpflanzung des Apfelbaums. Diese geschieht nämlich theils durch Aussaat der Kerne, theils durch Pfropfen, Okuliren u. Kopuliren. Nach neuern Versuchen kann die Fortpflanzung auch durch Zweige geschehen, die mit dem Schnittende in eine Kartoffel gesteckt u. dann in die Erde gegraben werden, so daß ein Paar Zoll des Zweiges herausragen. Die Kartoffel ernährt den Zweig, bis er Wurzel geschlagen hat, er vergrößert sich schnell und bedarf keiner Pfropfung. Zur Aussaat nimmt man in der Regel die Kerne des wilden Obstes oder der geringeren ökonomischen Früchte. Die Kerne der borsdorfer Aepfel, sowie der Peppingsarten taugen, als zu langsam wachsend, zur Erziehung von Hochstämmen nicht, doch sind dieselben zu Zwergbäumen, um Kalville- und Peppingsarten darauf zu veredeln, sehr zweckmäßig und selbst den Johannisstämmen vorzuziehen. Die Aussaat der Kerne geschieht am besten im Herbste. Der Keimkraft des Samens kann man dadurch zu Hülfe kommen, daß man diesen 24 Stunden in Wasser legt, worin auf jedes Quart 1 Loth Salpeter aufgelöst ist. Auf Wildlinge kopulirt, pfropft oder okulirt man alle Sorten Aepfel, ohne befürchten zu müssen, daß solche darauf ausarten oder sich verschlechtern; denn die Unterlage, worauf das von einem gesunden Baum genommene Edelreis gesetzt worden, hat keinen Einfluß auf Veränderung der darauf gesetzten Sorten. Die Veredlung der Hochstämmchen geschieht am sichersten durch das Pfropfen in die Rinde, so jung das Stämmchen auch seyn mag, da hier ein Platzen der Rinde bei der Operation nichts schadet. Um diese Veredlung fast unfehlbar zu machen, darf man nur, wenn das Reis eingesetzt ist, eine frische Weidenrinde so breit um das Stämmchen befestigen, daß das Reis bis zu $^3/_4$ seiner Länge darin steht und den Raum zwischen der Weidenrinde und dem Pfropfreis mit lockerer Erde ausfüllen, wodurch die Berührung der Luft abgehalten und das Austrocknen verhütet wird. Von 40 so gepfropften Reisern schlägt oft nicht eins fehl. Holzstämme müssen nahe bei der Erde gepfropft werden, so daß später die Erde bis zum Anfang der Veredelung reicht; denn das Edelreis überwächst meist den Stamm, der dadurch mißgestaltet wird. Den dauerhaftesten Stamm erhält man aber jedenfalls, wenn man den aus Kernen erzogenen Holzapfelstamm gleich unveredelt auf seinen künftigen Standort verpflanzt und erst dann durch Okuliren seine schon gebildete Krone veredelt; der Baum wird auf diese Weise zwar später tragbar, aber desto kräftiger und ergiebiger nachher. Die Erziehung neuer Obstarten aus den Kernen verdanken wir theils dem Zufall, theils der Beharrlichkeit mehrer eifriger Pomologen, welche die durch einen besonders freudigen Wuchs, schöne Belaubung ausgezeichneten u. dornenlosen Sämlinge auspflanzten und deren Früchte prüften. Unter Tausenden dieser Auserwählten entsprachen zwar die meisten den Erwartungen nicht, indem sie schlechte Früchte lieferten, einige indeß lohnten die Mühe und lieferten Aepfel, welche weite Verbreitung fanden. — Der Apfelbaum hat in der Jugend eine schöne, glatte Rinde, welche aber bei zunehmendem Alter aufspringt und in Stücken abfällt. Alsdann muß man demselben zu Hülfe kommen und durch Abschaben der Rinde dem Baume wieder eine neue Bedeckung zu geben suchen. Dieses Abschaben der Rinde ist dem Obstbaume auch in anderer Beziehung zuträglich; nicht allein, daß man dadurch die Lebensthätigkeit des Stammes belebt, es wird auch dadurch die Hauptniederlage der Raupen und anderer dem Baume schädlichen Insekten zerstört. Zur Vertilgung des Mooses von der Rinde des Baumes bedient man sich eines verdünnten Kalkanstrichs von Tüncherweiß, womit im Herbste der Stamm und die Aeste vermittelst eines Pinsels überzogen werden. Die ätzende Kraft des Anstrichs löset nach und nach die obere aufgesprungene Rinde des Baumes, so daß sie abfällt und der Baum neue Rinde bekommt. Neueren Erfahrungen zufolge soll die Seifensiederäscherung dieselben Dienste wie das Kalkwasser leisten. Uebrigens müssen die Stämme der Apfelbäume, deren Rinde nicht mit einem so harten Schilde bedeckt ist, wie die des Birnbaums, vor allen Verletzungen möglichst bewahrt werden. Jede Quetschung, jedes Anreiben an dem Pfahl, woran der junge Baum oft mit Weidenruthen oder Bindfaden angeknebelt wird, hat zur Folge, daß an der verwundeten Stelle, wenn sie nicht gehörig ausgeschnitten und mit Baumsalbe verwahrt wird, der Brand oder Krebs entsteht, wodurch der Baum oft verloren geht. Auch ohne äußere Verletzung befällt diese Krankheit zuweilen den Apfelbaum, theils an einzelnen Aesten, öfter aber auch am Hauptstamm. Meist liegt dann die Ursache in schlechter Beschaffenheit des Bodens, der entweder zu mager oder zu trocken oder zu feucht ist. Auch eine öftere Düngung eines ohnedies schon fetten Landes mit frischem Miste kann die Veranlassung zum Brand geben, so wie Frostflecken, fehlerhaft abgeschnittene Aeste, deren Wunden nicht überwachsen konnten, oft das Benagen der Hasen und anderer der Baumzucht

schädlichen Thiere u. Insekten. — Das schönebräunliche **Holz** des Apfelbaumes dient zu Tischler-, Schnitz- und Drechslerarbeiten; das dichteste und dauerhafteste ist das vom Holzapfelbaum. Auch als Farbestoff für Gelb kann dasselbe benutzt werden. Die **Rinde** des Apfelbaumes, besonders des Holzapfelbaumes, liefert einen Farbestoff für verschiedene Arten Olivengrün, weniger für Gelb. Der Baum wird, wenn der Saft eingetreten ist und die Rinde sich also leicht schälen läßt, gefällt, die äußere Borke des Stammes und der starken Aeste von allem Moose, Flechten ꝛc., auch von der Oberhaut (Epidermis), welche ein schmutziges Gelb gibt, befreit, dann abgeschält, an einem luftigen, schattigen Ort getrocknet und in der Lohmühle zu Lohe gröblich zerstoßen. Von den dünnern Aesten und Zweigen wird die Epidermis nicht entfernt, welches zu mühsam seyn würde; sie werden entweder sofort geschält oder sammt dem Holze, das auch gelb färbt, in dünne Stücken zerschnitten, getrocknet und gemahlen. Behufs des Färbens wird die gemahlene Rinde im Kessel mit Flußwasser ausgekocht und dem Absude so viel frisches Wasser zugesetzt, daß es eine mittlere Temperatur erhält. Man versetzt die Rinde zu Gelb besonders mit essigsaurer und holzessigsaurer Thonerde, und zu Olivengrün mit Eisenbeize. Durch Zusatz von Krapp werden alle Schattirungen von Chamois bis Hochorange gewonnen.

Apfelgebirge (Jablonnoi Crebet), russisch-chinesisches Gebirge, Theil des Altai am obern Amur, gewöhnlich zur daurischen Gebirgskette gerechnet.

Apfelsäure (Acidum malicum), unter den organischen Säuren am häufigsten in der Natur verbreitet, in allen sauer und säuerlich schmeckenden Früchten (Aepfeln, Kirschen, Schlehen, Hollunderbeeren, Heidelbeeren, Vogelbeeren; daher auch Acidum sorbicum genannt) u. Pflanzensäften enthalten, meist begleitet von Citronensäure, Weinsäure und Kleesäure, wurde zuerst von Scheele 1785 in dem Safte von unreifen Aepfeln entdeckt. Man kennt sie nur in Verbindung mit Wasser oder mit Salzbasen.

Apfelsine, auch Sinaapfel, Pommesine genannt, die Frucht einer Abart des Pomeranzenbaums, des **Citrus Aurantium Sinensis** *L.*, **Citrus Sinensis** *Pers.* Der Apfelsinenbaum wird 20—40 Fuß hoch, hat am Stamme u. an den Aesten eine schwärzliche Rinde, spitzige, elliptische, gekerbte Blätter, welche an schmal geflügelten Blattstielen sitzen, u. ansehnliche weiße, sehr wohlriechende, zu je 6 in kurzen Trauben stehende Blüthen. Er stammt aus dem östl. Asien u. wurde von den Portugiesen in der Mitte des 16. Jahrhunderts aus China nach dem südlichen Europa verpflanzt. Jetzt wird er vornehmlich in Portugal, Spanien, Südfrankreich, Italien, Sicilien und Malta gezogen und seine Früchte sind ein bedeutender Handelsartikel geworden. Die A. ist rund, oben öfters abgeplattet und hat eine glatte oder streifige, dickere oder dünnere, hochgelbe Schale. Je größer und schwerer, dünnschaliger und saftreicher sie sind, desto höher stehen sie im Preise. Am geschätztesten sind die von Malta, Genua und vom Gardasee, sowie die sicilischen, welche von Messina aus versendet werden. Ihr Fleisch ist sehr saftig, entweder hellgelb oder röthlich, von sehr angenehmem, säuerlich süßem, erfrischendem Geschmacke und gilt für ein antiskorbutisches Mittel. Die A.n müssen nicht nur sehr sorgfältig aufbewahrt, sondern auch, wenn sie zur Versendung bestimmt sind, von ihrer völligen Reife abgenommen werden. Man wickelt sie einzeln in ungeleimtes Papier und verpackt sie in Kisten. Von den genueser und malteser A.n enthält eine solche 400, von den sicilischen 200, auch wohl 260 bis 300, von den aus Oberitalien 500 Stück. Stratsche A.n heißen in Hamburg alle diejenigen, welche die Straße von Gibraltar (plattdeutsch Strate) passirt haben und also aus einem Hafen des mittelländischen Meeres kommen. Die Ausfuhr aus den südlichen Häfen geschieht meistens im Oktober, November und December. Man genießt die A.n theils roh, mit und ohne Zucker, theils auf verschiedene Weise eingemacht und zubereitet. Die Schalen enthalten Bitterstoff und ein ätherisches Oel. Man bereitet daraus mit Rothwein ein magenstärkendes, bischofähnliches Getränk, sowie einen feinen Liqueur, den Apfelsinen-Rosoglio, welcher am vorzüglichsten von Bologna, Udine, Florenz und Triest bezogen wird.

Apfelstädt, Flüßchen im Herzogthum Sachsen-Koburg-Gotha, entspringt auf dem nördlichen Abhange des Thüringerwaldes, bei Tambach, mündet bei Molsdorf in die Gera. Die A. gibt durch den georgenthaler Floßgraben Wasser zum Leinekanal für die Stadt Gotha ab, sie gehört folglich zugleich zwei Stromgebieten an, dem der Elbe, zu welchem die Gera gehört und dem der Weser durch die Leine.

Apfelwurm (Apfelmotte), die Larve der Obstmotte (Tinea pomella), röthlich, in Birnen weißlich, mit schwarzen Dupfen, an den Seiten fast ganz nackt, bis 4 Linien lang, mit 8 Fußpaaren und starken Freßkiemen, lebt in Aepfeln u. Birnen (der Wurm in den Zwetschen ist etwas kleiner), nährt sich nur von den Kernen, zu welchen sie sich von der Blüthe aus, wohin das Ei derselben gelegt ist, durchbohrt, und geht, wenn die Kerne der einen Frucht ausgefressen sind, in eine andere Frucht. Die angestochenen Früchte fallen meist frühzeitig ab. Findet man ein offenes Loch im Apfel, so ist der Wurm schon heraus; ist aber das Loch mit Unrath ausgefüllt, so hat sich sicher ein bereits erwachsener Wurm hineingefressen. Bisweilen wählt dieser den alten Weg zum Ausgange, meist aber bohrt er sich einen neuen und dann hat die Frucht zwei Löcher, ein offenes und ein verschlossenes. Widrig ist der braune Unrath, mit welchem der Wurm den Gröps und seine Gänge erfüllt. Zur Zeit der Obstreife verhüllt sich die Larve in einem Seidengespinnst am Baume, im Juni des folgenden Jahres verwandelt sie sich in eine gelblich braune Puppe, aus welcher nach 3—4 Wochen ein schon gefärbter Falter mit hellgrauen, hinten braunen, braungeränderten u. linirten, gelb punktirten Flügeln herauskommt.

Apfelzucker, in Aepfeln enthaltener Zucker. Der Apfelsaft enthält außer Apfelsäure, Gummi, Stärkemehl ꝛc. auch mehr oder weniger Zuckerstoff. Um ihn zu gewinnen, mischt man den Apfelsaft mit Kalk, siedet ihn dann rasch in kupfernen Kesseln, versetzt den abgeschaumten Rückstand mit Kalkwas-

ser, kocht ihn gehörig um und gießt ihn in Formen. Dieser Zucker ist von Farbe schmutzigbraun, aber sehr süß.

Aphäresis (griech.), Wegnahme, Entziehung; daher in der Grammatik Wegwerfung eines Vokals, auch wohl einer ganzen Sylbe zu Anfange eines Wortes, z. B. 's ist, für: es ist; Pone für Depone; 'nen für einen.

Aphanit, dichter Grünstein, Grünsteinporphyr, Trappporphyr, amphibolitisches Gestein, zwischen Serpentin und Diorit stehend, ein inniges Gemenge von dichtem Albit oder Feldspath und Hornblende, mit nicht mehr unterscheidbaren, gleichsam dem Auge verschwindenden Gemengtheilen (daher der Name), eine fast homogene, graulichgrüne, grünlichweiße, auch graulichschwarze Masse, ohne Schichtung. Eingemengt kommen darin vor: Albit- oder Feldspath- und Hornblendkrystalle, zuweilen auch Glimmer, Quarz, Granat, Epidot, Schwefelkies, Bleiglanz, Magneteisenerz &c. Es gibt folgende Arten: Gemeiner A., ohne Krystalleinschlüsse; porphyrartiger A. (Aphanitporphyr), mit Krystalleinschlüssen; Serpentino verde antico mit eingewachsenen Labradorkrystallen (s. Serpentin). Der A. kommt auf Syenit und Diorit gelagert, oder mit ihnen wechselnd, oder in Gängen und Lagern im Thonschiefer und im Kalkstein der Grauwackenformation vor, in Ungarn, Frankreich, Norwegen, im Ural, in Grönland, Südamerika, im Harz, thüringer Wald, im Nassau'schen. Der Aphanitschiefer zeigt dieselben Aggregationstheile wie der A., aber deutlich geschichtet u. von dick- oder dünnschieferigem Bruche, aus Dioritschiefer durch gänzliches Unkenntlichwerden der Gemengtheile hervorgegangen; zum Theil auch mit sparsamen Albit- oder Feldspathkrystallen. Er kommt lagerartig im Grauwackengebirge, auch mit Glimmerschiefer, Dioritschiefer &c. am Harz, bei Zwickau in Sachsen, Schlesien, Mähren u. a. O. vor.

Apharetiden, auch Apharetiaden, Lynceus und Idas, zwei Söhne des messenischen Königs Aphareus, die besonders durch ihren von Pindar in den nemeischen Oden besungenen Kampf mit den Dioskuren Ruhm erwarben.

Aphasie (v. Griech.), Sprachlosigkeit, sey es aus natürlichem Unvermögen oder vor Erstaunen; dann auch Unentschiedenheit im Reden, nichtssagende Antwort, besonders bei den Skeptikern, die vermöge ihres Princips weder etwas bestimmt bejahen noch verneinen durften.

Aphelium, die Sonnenferne, oder der Punkt, wo ein Planet oder Komet in seiner Laufbahn um die Sonne am weitesten von derselben absteht. Die Erde hat gegenwärtig ihr A. am 1. Juli; ihr Abstand von der Sonne ist dann etwa $^1/_{30}$ größer, und ihre Geschwindigkeit $^1/_{15}$ geringer als im Perihelium oder der größten Sonnennähe am 1. Januar. A. und Perihelium rücken gegen die Ekliptik jährlich um etwa 1 Minute 2 Sekunden vorwärts, daher in etwa 58 Jahren um 1 Tag; binnen 21,000 Jahren gelangen sie wieder zu demselben Datum.

Aphilanthrop (v. Griech.), Menschenfeind, Menschenhasser, daher: Aphilanthropie, Mangel an Menschenliebe, Menschenhaß, Menschenscheu, Anfang oder Zeichen der Melancholie.

Aphonie, Stimm-, Tonlosigkeit, Sprachlosigkeit, Verstummung. Gewöhnlich werden Stummheit (Aphonie) u. Sprachlosigkeit (Alalie) mit einander verwechselt. Beide krankhafte Zustände aber unterscheiden sich dadurch, daß es bei der ersteren ganz unmöglich ist, seine Gefühle durch Töne auszudrücken, bei der letzteren aber, wenn auch einzelne Töne, aber keine artikulirten, keine Sylben u. Wörter hervorgebracht werden können. Die A. ist daher immer mit Sprachlosigkeit, diese aber nicht immer mit A. verbunden. Beide sind aber meist von gleichen Ursachen abhängig. Man theilt die A. u. Alalie ein in vollkommene und unvollkommene, in anhaltende od. nur zu Zeiten vorhandene u. dann irreguläre, od. regelmäßig-periodische. Die nächste Ursache dieser krankhaften Zustände ist aufgehobener Nerveneinfluß auf diejenigen Muskeln der Luftröhre und Zunge, welche zur Hervorbringung der Stimme und Sprache erforderlich sind. Das idiopathische Leiden der Nerven kann entstehen durch Zerstörung der Zunge selbst oder durch Durchschneidung oder Unterbindung der Nerven; so erfolgt nach dem Abschneiden des 5. und 8. Nervenpaares auf beiden Seiten gänzliche Verstummung. Es kann ferner entstehen durch Vergrößerung und Verdickung, Verhärtung, Entzündung, Vereiterung der Zunge und des Kehlkopfes, durch Steine und Geschwülste in ihrer Nähe, durch Lähmung der Kehlkopfs- und Zungennerven, in Folge von Erschütterung, Druck auf den Ursprung dieser Nerven, z. B. nach Kopfverletzungen, durch Druck auf das Gehirn, durch Fehler des Gaumens, der Kinnbacken, Schläfemuskeln u. s. w. Zu den konsensuellen Ursachen gehören insbesondere Leidenschaften, als: Liebe, Zorn, Traurigkeit, Antipathie, Schrecken heftige Schmerzen u. s. w. Bei der Behandlung hat man hauptsächlich auf Entfernung der Ursache zu sehen. Sind die Nerven abgeschnitten oder durch Verwundungen zerstört, so vermag die Kunst nichts. Verdickungen der Zunge und des Kehlkopfes werden durch adstringirende Mittel und durch Kälte, bei Vollblütigen auch wohl durch Aderlässe gehoben. Entsteht die A. durch Leidenschaften, so nützen oft ableitende Mittel, Ekelkur und Ausleerungsmittel, besonders Brechmittel, welche gleich nützlich als Ausleerungs- und als Nerven erschütternde Mittel wirken.

Aphorie (v. Gr.), Unfruchtbarkeit, besonders der Frauen.

Aphorismen, im Allgemeinen abgerissene, spruchähnliche Lehrsätze, welche wenigstens scheinbar keinen Zusammenhang haben; im engern Sinne die kurze, übersichtliche Behandlung einer Lehre oder Wissenschaft in einzelnen, nicht stylistisch mit einander verbundenen Lehrsätzen, doch unter strenger Festhaltung der logischen Ordnung. Eine solche aphoristische Behandlungsweise erleichtert die Uebersicht über die Grundbegriffe einer Wissenschaft und das Einprägen derselben und regt den Leser zu eigenem Nachdenken an, der die kurz dargelegten Sätze sich erläutern und zu einem organischen Ganzen verarbeiten muß. Aphoristische Schreibweise nennt man die abgebrochene, der stylistischen Verbindung ermangelnde Ausdrucksweise, die in geeigneten Fällen und sparsam angewendet, von großer Wirkung

seyn kann. Wird sie aber zur Gewohnheit, so erschwert sie das Verständniß und martert Leser oder Hörer ohne Nutzen. Einer solchen Gewohnheit liegt meistens Mangel an sprachlicher Durchbildung zu Grunde.

Aphrodisia (griech.), Feste, zu Ehren der **Venus** (Aphrodite) allenthalben, wo sie Tempel hatte, begangen. Der Hauptsitz derselben, wie des ganzen Venusdienstes, war die Insel Cypern, besonders die Stadt Paphos, wo sich der Sage nach der älteste, von Aërias oder Cinyras erbaute Tempel der Göttin befand.

Aphrodisiaca, solche Nahrungs- und Arzneimittel, welche die geschwächte und erstorbene Zeugungskraft wieder erwecken und beleben, wohl auch die Lebenskraft des Organismus im Allgemeinen wecken, oder endlich specifisch reizend und aufregend auf die Geschlechtsorgane wirken sollen. Zu den Aphrodisiacis aus der Klasse der Nahrungsmittel gehören die Kartoffeln, Kastanien, Trüffeln und andere Pilze, die Chokolade, die Eier, der Kaviar, die Austern, der Lachs, Aal und andere Fische, Froschkeulen, Schildkrötenfleisch, Fleisch von andern Amphibien, von warmblütigen Thieren die reizenderen Fleischarten, namentlich Wildpret. Eine nachtheiligere Klasse sind die feineren Gewürze, welche auch sonst noch in einer specifischen Beziehung zu den Nervengeflechten des Genitalsystems stehen, als: Zimmt, Vanille, Safran, peruvianscher Balsam, Ingwer, Zitwer, Kardamom u. s. w. Eine dritte Klasse sind die Diuretica, namentlich Sellerie, Petersilie, Fenchel, Senf, Rettig, Zwiebeln. Eine vierte und die gefährlichste Klasse sind die Narcotica, welche besonders auf das kleine Gehirn und verlängernde Mark aufregend zu wirken scheinen, die Solaneen, der Stechapfel, die Belladonna, das Bilsenkraut, auch das Opium in seiner Erstwirkung, denn die Nachwirkung ist gerade von entgegengesetzter Art. Es gibt auch eine große Anzahl abergläubischer A. (Filtra), welche in früheren Zeiten angewendet wurden und zum Theil noch angewendet werden.

Aphrodit (Anaphrodit), jedes animalische, besonders menschliche Wesen, an dem die Genitalien entweder ganz fehlen, oder so verkümmert sind, daß sich der Geschlechtscharakter daraus nicht bestimmen läßt. Vollkommene Geschlechtslosigkeit (Aphroditismus) kommt äußerst selten vor.

Aphrodite, s. Venus.

Aphthen, s. Schwämmchen.

Aphthonius, griechischer Rhetor und Schriftsteller aus Antiochien, zu Ende des 3. und Anfange des 4. Jahrhunderts nach Chr. Seine Hauptwerke sind die nach Hermogenes gleichnam. Schrift abgefaßten „Progymnasmata“ (Vorübungen), welche die Elemente der Rhetorik enthalten und uns über die Unterrichtsmethoden der Alten aufklären. Diese Progymnasmata wurden noch in der neueren Zeit, bis zum 16. und 17. Jahrhundert, auf Schulen und Universitäten als Kompendium bei rhetorischen Vorträgen benutzt, wobei man jedoch ihre eigentliche Bedeutung als Vorübungen zu der eigentlichen Rhetorik meist außer Augen setzte. Herausgegeben wurden sie zuerst in der „Collectio rhetorum graecorum“ von Aldus (Venedig 1580), verbessert in der Sammlung der „Rhetores graeci“ von Walz (Bd. I.), besonders von Petzholdt (Leipzig 1839). Außerdem besitzen wir von A. noch eine Sammlung von 40 äsopischen Fabeln, herausgegeben in „Apologi s. fabellae Aesopicae etc.“ (Hannover 1603), sowie in den Ausgaben der Progymnasmata.

A piacere (ital.), musikalische Bezeichnung, nach Gefallen, nach Belieben, wodurch der Spielende die Freiheit erhält, die betreffenden Stellen, meistens kadenzartige, nach seinem Gutdünken, gewöhnlich zögernd vorzutragen. Im Handelsverkehr pflegt man mit A p. Wechsel zu bezeichnen, welche zu beliebiger Zeit zahlbar sind. Im Betreff solcher Wechsel fragt es sich, ob die Zahlungszeit im Belieben des Bezogenen oder im Belieben des Inhabers stehen soll. Da nach den meisten gesetzlichen Bestimmungen dieselbe dem Belieben des letzteren überlassen ist, so sind die mit A p. bezeichneten Wechsel meistens als „bei Sicht“ zahlbar zu betrachten. Nur zu St. Gallen steht die Zeit der Zahlung im Belieben des Bezogenen, welcher, wenn er nicht gleich bei Sicht zahlen will, den Zahltag in seinem Accept mit vermerken muß.

Apianus, 1) (eigentlich Bienewitz oder Bennewitz), Peter, berühmt als mathematischer Geograph, Astronom, Planzeichner und Inschriftensammler, geboren 1495 in der Gegend von Leißnig in Sachsen, studirte zu Leipzig, ward 1524 Professor der Mathematik in Ingolstadt und von Karl V., der ihn sehr schätzte, 1541 nebst seinen Brüdern in den Adelstand erhoben. Er † 1552 zu Ingolstadt, durch Gemeinfaßlichkeit in Lehre und Schrift um die Verbreitung mathematischer und astronomischer Kenntnisse vielfach verdient. Wir besitzen von ihm eine „Cosmographia“ (Landshut 1524), öfters aufgelegt und in mehre Sprachen übersetzt, mit einer noch immer gebrauchten Tafel für Graduirung der Parallelkreise in geographischen Meilen; ein „Astronomicum Caesareum“ (Ingolstadt 1532), worin zuerst auf das Abwärtsstehen des Kometenschweifes von der Sonne aufmerksam gemacht wird, und „Inscriptiones sacro-sanctae Vetustatis etc.“, mit Holzschnitten (Ingolstadt 1534). Außerdem war A. der Erfinder mehrer mathematischer Instrumente. Auch zeichnete er viele Landkarten, die besten seiner Zeit.

2) Philipp, Sohn und Nachfolger des Vorigen, auch Arzt, der als Geograph den Ruhm des Vaters fortpflanzte. Geboren 1531 zu Ingolstadt, studirte er seit 1549 in Straßburg Mathematik, erhielt 1552 seines Vaters Amt, studirte mit Eifer Medicin und Naturwissenschaft und promovirte als Doktor der Medicin zu Bologna. Als eifriger Lutheraner im Jahre 1568 genöthigt, Ingolstadt zu verlassen, zog er nach Wien und von da 1569 nach Tübingen, wo er als Professor der Mathematik 1589 †. Sein Hauptwerk ist die berühmte „Karte von Bayern“, wofür ihn Herzog Albert mit einem Geschenke von 2500 Dukaten und einem Jahrgehalte belohnte. Sie wurde zuerst 1561 in vergrößertem Maßstabe auf 24 Tafeln in Holz geschnitten u. herausgegeben unter dem Titel: „Philipp Apiani bayerische Land-

tafeln." Spätere Ausgaben sind von 1637 u. 1802. Die Stöcke, auch als xylographische Kunstwerke merkwürdig, werden noch in München aufbewahrt.

Apicius, Marcus Gabius, ein Römer, der berüchtigte König aller Lüstlinge und Schlemmer, war ein Zeitgenosse des Tiberius. In der Kunst des Gaumenkitzelns galt er in Rom als Autorität und selbst am kaiserlichen Hofe durften Speisen seiner Erfindung bei keinem Gelage fehlen. Würdig seines Lebens war sein Tod. Nachdem er ein Vermögen von Millionen bis auf ½ Million Thaler verthan hatte, nahm er in der Verzweiflung Gift, weil er mit jener Kleinigkeit sein Daseyn nicht mehr fristen zu können glaubte. Ob A., wie der Scholiast zu Juvenal erzählt, selbst ein Kochbuch geschrieben hat, ist ungewiß; dies übernahm für ihn der Grammatiker Apion. A.' Name ist sprüchwörtlich für Alle, die den Bauch zu ihrem Gott machen. Das römische Kochbuch „De re culinaria, s. de opsoniis et condimentis," das einzige der Art in der älteren Literatur, ist schlecht stylisirt u. in 10 Bücher abgetheilt. Der Verfasser, wahrscheinlich ein gewisser Cölius, setzte den Namen des Freßkünstlers A. vor, um dadurch sein Buch zu empfehlen u. den Inhalt desselben zu bezeichnen. Es wurde zuerst (Mailand 1498), dann von M. Lister (Lond. 1705), Almeloveen (Amsterd. 1709), Bernhold (Ansbach 1800) herausgegeben.

Apios, Pflanzengattung aus der Familie der Hülsengewächse oder Leguminosen, deren charakteristische Merkmale der glockenförmige, mit 4 undeutlichen Zähnen u. einem zugespitzten, unter dem Schiffchen verlängerten Zahne versehene Kelch, das sichelförmige gegen das Fähnchen zurückgebogene Schiffchen u. die 2fächerige vielsamige Hülse sind. Die Gattung besteht nur aus einer Art: A. tuberosa *Mönch* (Glyzine Apios *L.*), virginische Knollwicke, amerikanische Erdnuß, ein ausdauerndes Gewächs Nordamerika's, dessen dünner glatter Stengel sich 8—12' hoch emporschlingt. Die Blätter sind unpaarig-gefiedert, glatt, die Blättchen eirund-lanzettförmig, spitzig; die Blüthen schön, bräunlich-fleischroth, veilchenartig duftend und in dichte, winkelständige Trauben geordnet. Das Gewächs dauert auch bei uns im Freien gut aus, liebt einen guten, lockeren Boden und einen etwas schattigen, vor rauhen Winden geschützten Standort. Die durch fadenförmige Fortsätze zusammenhängenden Wurzelknollen sind eßbar, gekocht ohne alle Schärfe und Bitterkeit und gleichen an Geschmack der Kartoffel, die sie an Stickstoff- (4,5 Procent) und Stärkmehlgehalt (33,55 Procent) noch übertreffen. Diese Pflanze wird schon seit geraumer Zeit in den botanischen Gärten gezogen und ist neuerlich durch den französischen Reisenden Lamare-Piquot als Nahrungsmittel zum Anbau im Großen empfohlen worden. Doch hat sich ihre Kultur wegen der Länge und Schwäche der windenden Schößlinge und der Länge der Wurzeln nicht als vortheilhaft erwiesen.

Apis, der von den alten Aegyptern als Gott verehrte Stier. Die Verehrung eines solchen spielt eine Hauptrolle in den altorientalischen Religionen, so bei den Indiern, Persern, Aethiopiern und Aegyptern, und Ueberbleibsel davon sind noch in der Verehrung des heiligen Stiers des Brahma bei den Hindu und den Japanesen erkenntlich. A. war Symbol des Osiris, dessen Seele in ihm wohnen sollte, und wurde nach der Priesterlehre von einer jungfräulichen, durch einen himmlischen Lichtstrahl befruchteten Kuh geboren. Er war schwarz, hatte auf der Stirne ein weißes Viereck, auf dem Rücken das Abbild eines Adlers, am Schweife zweierlei Haare, unter der Zunge einen käferartigen Knoten (Cantharus), und an der rechten Seite einen weißen Fleck, ähnlich den Hörnern des Mondes, wenn er zu wachsen anfängt. Sobald ein A. todt war, sah man sich nach einem neuen um. Hatten die Priester ein Stierkalb, das die angegebenen Eigenschaften besaß, gefunden, so wurde ihm am Orte seiner Geburt ein nach Sonnenaufgang gelegenes Haus errichtet, in welchem es 4 Monate lang mit Milch genährt ward. Nach Ablauf dieser Zeit, mit dem Neumonde, erfolgte seine Abführung nach Nikopolis; von hier gelangte er, nach einem Aufenthalte von 40 Tagen, auf einer besonders dazu geweihten Gondel, in einem vergoldeten Zimmer, nach Memphis, wo ihm beim Heiligthume der Phtha eine Wohnung mit zwei kostbar verzierten Gemächern erbaut wurde. Das Thier genoß hier der sorgfältigsten Pflege, ruhte auf prächtigen Teppichen, hatte einen Hofraum zu seiner Bewegung, einen Harem von ausgesuchten Kühen und eine besondere Quelle, aus der allein ihm Wasser gereicht werden durfte. Jedermann, die Weiber ausgenommen, konnte den A. in seiner Wohnung zu Memphis sehen. Erweise seiner Gottheit gab er durch Orakel, die von dem Wechsel seiner beiden Gemächer, so wie von der Annahme oder Nichtannahme von Speise aus der Hand des Fragenden ausgingen. Dem Cäsar Germanicus war es eine Weissagung seines baldigen Todes, als A. das von jenem ihm dargereichte Futter verschmähte. Eine besondere Art von Orakeln waren die durch Kinder bei festlichen Aufzügen oder auf ihrem Spielplatze vor dem Tempel des Gottes gegebenen. Wer den A. fragen wollte, ging zu ihm, betete, hielt sich dann die Ohren zu und begab sich auf den Spielplatz der Kinder. Das Erste, was er hier hörte, war der Ausspruch des Gottes. Den Kultus des A. anbelangend, so wurden ihm bei festlicher Versammlung Opfer dargebracht, und zwar nur Thiere aus seinem eigenen Geschlechte, besonders durchaus rothe Ochsen, deren Reinheit vorher streng geprüft ward. Die größte, ihm zu Ehren veranstaltete Feier war sein Geburtsfest, wobei in der Nähe von Memphis eine goldene und eine silberne Schale in den Nil gesenkt wurde. Es kehrte jährlich mit dem Steigen des Nils wieder, zu Ende des 29tägigen Zeitraums, der zwischen dem Sommersolstitium und dem Aufgange des Hundsgestirnes (Sothis) liegt. A. wurde dabei mit großer Begleitung öffentlich umhergeführt und 7 Tage lang wechselten festliche Aufzüge mit Opfern und Tänzen. So brachte A. 25 Jahre zu; nach Verfluß derselben ward er um die Zeit seines Geburtsfestes getödtet und in die Tiefe eines heiligen Brunnens gesenkt, der bei Strafe keinem Uneingeweihten verrathen werden durfte. Starb dagegen das Thier vor dem 25. Jahre eines natürlichen Todes, so ward sein Körper ein-

balsamirt, in einen kostbaren Sarg verschlossen und öffentlich unter mannigfachen Gebräuchen im Tempel des Serapis, vielleicht auch im memphitischen Todtenfelde beigesetzt. Bei dem Ableben eines A. war in Aegypten allgemeine Trauer, die man durch Scheerung des Hauptes so lange kund gab, bis der neue Gott gefunden war. Die dem A. besonders heilige Zeit des Jahres waren die zwischen dem Sommersolstitium und dem Aufgange des der Isis heiligen Hundsgestirnes liegenden 29 Tage, wo der Nil stieg, und also der Gott sich besonders kräftig und wohlthätig erwies. Diesen Zeitraum deutete der Knoten unter der Zunge des A., Cantarus, Käfer, genannt, an. Der Käfer nämlich sollte seine Frucht innerhalb 28 Tagen zur Reife und am 29. Tage zur Welt bringen. Die 25jährige Lebensdauer des A. bezeichnete die Zeitperiode, mit deren Ende Sonne und Mond wieder denselben Stand gegen einander hatten, wie zu Anfange. Den Persern war der Apisdienst ein Greuel; Cambyses erstach den A. eigenhändig und Ochus ließ ihn schlachten. Griechen und Römer dagegen konnten sich auch mit diesem Kultus befreunden. Alexander der Große opferte unter andern Göttern in Memphis auch dem A. In späterer Zeit machten verschiedene römische Kaiser dem A. ihre Besuche und der Dienst desselben war noch zu Julians Zeiten in vollem Gange.

Apitz, eigentlich Ludwig, natürlicher Sohn des Landgrafen Albrecht des Unartigen von Thüringen und der Kunigunde von Eisenberg, geboren 1269. Nach der Vermählung Albrechts mit Kunigunde 1274 wurde A. vom Kaiser legitimirt und sollte von seinem Vater Thüringen erhalten. Diesem Vorhaben widersetzten sich jedoch Albrechts rechtmäßige Söhne mit den Waffen in der Hand, und da auch die Stände auf ihrer Seite waren, so wurde A. mit dem Amte Tenneberg abgefunden, wo er schon 1298 oder 1300 ohne Erben †.

Apnöa (griech.), Athemlosigkeit, der höchste Grad von Engbrüstigkeit, welcher bei Ohnmachten einzutreten pflegt.

Apium, Pflanzengattung, s. Sellerie.

Apobates (Anabates, Parabates), im früheren Alterthume Streiter, welche auf einem Wagen stehend kämpften. In der Regel bedienten sich nur Anführer dieser Kampfweise. Ihre Bewaffnung bestand in Helm, Brustharnisch, Schild, Lanze, Speer und Schwert. Zuweilen sprangen sie von dem Wagen herab, um ihre Gegner zu Fuß anzugreifen. Erst nach dem trojanischen Kriege scheint es Sitte geworden zu seyn, zu Pferde zu kämpfen.

Apocope, Wegwerfung eines Buchstabens, auch wohl einer ganzen Sylbe am Ende eines Wortes, z. B. schreib' für schreibe, ein zitternd Haupt ꝛc.

Apocrisiarius (Responsalis), am byzantinischen Kaiserhofe der Großsiegelbewahrer (Referendarius), weil er den kaiserlichen Dekreten (Apokriseis) das Siegel aufzudrücken pflegte; am fränkischen Hofe der Minister der geistlichen Angelegenheiten, der vom Könige, nicht vom Papste ernannt wurde. Ferner hieß A. ein stehender Gesandte des römischen Papstes an dem Hofe zu Konstantinopel, seit Konstantin dem Großen bis zum Schisma, durch welches die Verbindung der occidentalischen und orientalischen Kirche abgebrochen wurde. Vergl. Nuntius. Der A. wurde gewöhnlich aus den Diakonen gewählt und hatte den Rang nach den Bischöfen. Auch Klöster und Abteien, Metropoliten und Erzbischöfe hatten dergleichen Gesandte, die denselben Titel führten, in Rom, Ravenna u. Konstantinopel. Endlich heißt A. (Sacrista, Thesaurius) in Klöstern ein Klosterbruder, der die Aufsicht über die Kirchen und Sakristeien zu führen, besonders auch die Verwahrung der darin befindlichen Kostbarkeiten, Weihgeschenke ꝛc. und die gehörige Verschließung der Thüren zu überwachen hatte.

Apodiktisch heißt ein Urtheil, welches mit dem Bewußtseyn der Nothwendigkeit gedacht wird, das auf der Ueberzeugung von der Unmöglichkeit des Gegentheils beruht. In sofern Erfahrung an sich noch keine Nothwendigkeit begründet und letztere nur im Denken u. für das Denken zu erreichen steht, kann auch ein a.es Urtheil sich nicht auf Gründe der Erfahrung stützen. Ein a.er Beweis ist ein solcher, welcher die Möglichkeit des Gegentheils des erwiesenen Satzes ausschließt. Mit Unrecht sucht man dergleichen Beweise nur in der Mathematik, da alle den Forderungen der Logik entsprechenden Beweise a. sind, sobald der Beweisgrund eine anerkannte Wahrheit, namentlich eine unmittelbare Wahrnehmung oder eine nothwendige Thatsache des Bewußtseyns enthält. Apodiktik hat man daher auch die Wissenschaft von den nothwendigen Grundlagen alles Wissens oder von den Bedingungen des a.en Wissens genannt und damit also die philosophische Grundwissenschaft gemeint.

Apogäum, Erdferne oder der Punkt in der Bahn des Mondes, wo dieser von der Erde am weitesten entfernt ist. Der Mond steht dann um 4 Erdhalbmesser oder um 3297 geographische Meilen weiter von der Erde ab, als im Perigäum oder in der größten Erdnähe, und erscheint zugleich etwas kleiner. Tritt, während der Mond sich im oder beim A. befindet, eine centrale Sonnenfinsterniß ein, so bleibt stets noch der Sonnenrand sichtbar, was während des Standpunktes im Perigäum nicht der Fall ist. A. und Perigäum rücken von Westen nach Osten und vollenden in 8 Jahren, 309 Tagen, 8 Stunden, 34 Minuten den ganzen Kreis der Ekliptik.

Apojovium, der weiteste Abstand der Trabanten des Jupiter von diesem. Gegensatz: Perijovium.

Apokalypse, Enthüllung, Offenbarung, eine eigenthümliche Art der jüdisch-messianischen und christlichen Weissagung, die Enthüllung der einstigen Vollendung des im Kampf mit der feindseligen Welt begriffenen messianischen Reichs, und zwar in Bezug auf Zeitverhältnisse der Vergangenheit und Gegenwart des schauenden Sehers aufgefaßt. Sie kann eine künstliche und berechnende Prophetin genannt werden. Der Unterschied zwischen ihr und der einfachen Weissagung zeigt sich, bei der Hauptsache nach gleichem Gegenstande, im alten Testament durch Vergleichung des Hesekiel und Daniel mit Jesaias, im neuen Testament, wenn man den Inhalt der Offenbarung Johannes mit dem vergleicht, was Paulus Röm. Kap. 11, 1. Kor. 15, 22 ff., 2. Thess. 2, 1 f.

über die Weiterentwickelung des messianischen Reichs und seine Kämpfe sagt: dort überall die Idee des Messiasreichs ins Einzelne ausgeführt, hier Alles im Großen und Ganzen erfaßt, dort Alles auf Zeitverhältnisse und Weltreiche bezogen und Alles mit einer Art von Gelehrsamkeit nachgewiesen und aufgezählt, hier von alle dem keine Spur. Dazu kommt in der A. der ungeheure Aufwand von Bildern, Symbolen und dichterischem Schmuck, in Form zusammenhängender Visionen dargelegt. So bei Daniel und Johannes. A. ist auch Titel des letzten Buches im neuen Testamente, der Offenbarung des Johannes (s. d.), so wie mehrer ähnlichen Schriften, Machwerke christlicher Schwärmer aus den ersten Jahrhunderten, aber nach der Unsitte jener Zeit älteren heiligen Männern untergeschoben. So hat man eine Offenbarung des Adam, Seth, Abraham, Moses, Elias, Paulus, Petrus, Thomas, noch zwei des Johannes u. a. Vergl. Apokryphen.

Apokalyptiker, Einer, der göttliche Offenbarungen hat oder zu haben vorgibt, Visionär, Schwärmer u. s. w.; dann Verfasser einer göttliche Offenbarungen, Visionen etc. enthaltenden Schrift, z. B. der Offenbarung Johannes' u. ähnlicher Werke; ferner Erklärer, Ausdeuter solcher Schriften, z. B. J. A. Bengel als Herausgeber von: „Erklärte Offenbarung Johannis" (Stuttg. 1773), und „Erbauliche Reden über die Offenbarung Johannes" (das. 1788).

Apokalyptische Zahl, Bezeichnung der mystischen, nach den Handschriften schwankenden Zahl 666 in der Offenbarung des Johannes 13, 18, worin man schon im 2. Jahrhundert, nach der Zahlbedeutung der griechischen Buchstaben den Antichrist angedeutet finden wollte, während Andere darin eine Zeitbestimmung sahen. Auch verstand man unter der a. Z. die dunkle, noch immer nicht übereinstimmend festgestellte Zahlenrechnung jenes Buchs. Vergl. Offenbarung des Johannes.

Apokatastase, Wiederbringung aller Dinge, nach Matth. 19, 28, Apostelgesch. 3, 21, 2. Petr. 3, 7—13, Röm. 8, 19, Offenb. Joh. 21, die Wiederherstellung der Welt und des menschlichen Geschlechts in den Stand der Unschuld und Jugend, wie er vor dem Sündenfalle gewesen seyn soll, eine vollkommene Restitutio in integrum, bei welcher auch die Höllenstrafen aufhören und die Teufel bekehrt und begnadigt werden würden. Letztere Meinung wird jedoch von der augsburgischen Konfession (Art. 17) verworfen, obwohl sie in 1. Kor. 15, 24 ff., so wie im großen Katechismus (Erklärung der 2. Bitte) sich finden läßt. Die Lehre von der A., schon seit alten Zeiten mit dem Dogma von dem Ende der Welt und dem letzten Gerichte verbunden, scheint ihren Ursprung im altpersischen Religionssysteme zu haben. Aehnliches findet sich auch bei den griechischen Philosophen, namentlich bei Plato, sowie in anderen heidnischen Religionen. Von den Persern kam jene Vorstellung zur Zeit des babylonischen Exils zu den Juden, bei denen die A. als der Höhepunkt des errichteten Messiasreiches gedacht wurde. Jedoch glaubte man zu Jesu Zeit weniger an eine Bekehrung und Begnadigung der Dämonen, als vielmehr an ihre und ihrer Diener auf Erden Besiegung, so wie vorzugsweise an die Erneuerung und Beglückung der jüdischen Nation. In den angeführten Stellen des neuen Testaments scheint im Allgemeinen nur eine neue, physische und moralische Ordnung der Dinge angedeutet zu seyn, deren Anfang nach der Zerstörung der gealterten Erde auf erneuertem Boden zu erwarten sey. Durch Zusätze bereichert und näher bestimmt, ging diese Lehre in die Schriften der meisten Kirchenväter über und kam von diesen später in den allgemeinen Kirchenglauben, während Schwärmer und Fanatiker, namentlich die Chiliasten (s. Chiliasmus), die grobsinnlichsten Vorstellungen damit verbanden u. dadurch der Erwartung von der Errichtung des tausendjährigen Reiches Reiz und Nachdruck zu geben suchten. Die Vorstellung vom Aufhören der Höllenstrafen und von der Bekehrung der Dämonen rührt besonders von Origenes und den Alexandrinern her. Viele der neueren Theologen zogen die A. entweder in Zweifel, die neutestamentlichen Stellen theils für Akkommodation, theils für symbolische Ausdrucksweise erklärend, oder dachten dabei im Allgemeinen nur an eine Umbildung und Verschönerung unseres Erdkörpers (Michaelis, Danov, Seiler, Reinhard, Döderlein, Marheinecke u. a.). — Apokatastaten hießen im Allgemeinen alle Vertheidiger der Lehre von der A., besonders aber die dieses Dogma vorzugsweise hervorhebenden Schwärmer u. Fanatiker, wie die Chiliasten, Apokalyptiker u. a. In der evangelischen Kirche erhielten diesen Namen zu Anfange des 18. Jahrhunderts der Chiliast Johann Wilhelm Petersen und dessen Anhänger, wie Christoph Seebach, G. P. Siegvolk, Ludwig Gerhard u. a., welche mit der Wiederbringung aller Dinge zugleich das Aufhören der Höllenstrafen, so wie die Bekehrung und Begnadigung der Teufel und aller Bösen gegen die Kirchenlehre behaupteten.

Apokreos (Apokreosimos, lat. Carnisprivium), in der griechischen Kirche die Woche Septuagesimä, so genannt, weil man am Sonntage Septuagesimä seit Justinians 19. Regierungsjahre aufhörte, Fleisch zu essen, wodurch die eigentliche Fastenzeit um 17 Tage verlängert ward.

Apokrustische Mittel (Apocrustica), zurücktreibende Mittel (Repellentia), Mittel, welche äußerlich angewendet, durch ihre zusammenziehenden oder die Lebensthätigkeit schwächenden Wirkungen ein Verschwinden od. Zurücktreten äußerer Krankheitsformen, als: Ausschläge, Entzündungen, Kongestionen, Gicht, Rothlauf u. s. w. zur Folge haben. Der Krankheitsprozeß hört auf die Anwendung solcher Mittel in äußeren Theilen auf und beginnt auf inneren, meist edleren Theilen und es kann dadurch begreiflicher Weise Gefahr herbeigeführt werden, wo früher keine bestand. Das Faktum ist unbezweifelt, aber die Sache noch keineswegs erklärt. Eines der stärksten Repellentia ist die Kälte, außerdem auch noch Säuren, Alaun, Blei, Kampher, Spirituosa u. s. w.

Apokryphen (Libri apocryphi), apokryphische Bücher, unbekannte, untergeschobene oder verschlossene, nicht öffentlich gebrauchte und anerkannte Bücher (s. Apokryphisch), im Allgemeinen alle diejenigen Erzeugnisse der jüdischen

und christlichen Literatur, welche einen göttlichen Ursprung durch Inspiration beanspruchen, oder von einzelnen jüdischen und christlichen Parteien den kanonischen (inspirirten) Schriften gleichgestellt werden, ohne jedoch in den alt- und neutestamentlichen Kanon wirklich aufgenommen zu seyn. Sie zerfallen in zwei Hauptklassen, deren erste, gemäß dem ursprünglichen Sinne der Benennung, solche Bücher umfaßt, die von einem unbekannten Verfasser einem anderen offenbar untergeschoben sind und diese ihre Unächtheit hinlänglich durch die Willkürlichkeit, Abgeschmacktheit und oft ketzerische Tendenz ihres Inhalts beurkunden. Sie entstanden sämmtlich kurz vor, oder in den ersten Jahrhunderten nach Christi Geburt, theils aus harmloser Dichtung, theils aus absichtlicher Fälschung im Interesse religiöser Parteien, da man es allgemein für erlaubt hielt, den Namen eines heiligen, angesehenen Mannes vorzusetzen, oder zu seinen Werken, seiner Geschichte 2c. Erdichtungen zuzusetzen. Von christlicher Seite waren in dieser Beziehung besonders die Gnostiker, Manichäer u. Chiliasten thätig. Literarische Erzeugnisse solcher Art sind: 1) Die Pseudepigrapha des alten Testaments und 2) die A. des neuen Testaments. Zu ersteren gehören: der 151. Psalm; das 3. und 4. Buch Esra; das 3. und 4. Buch der Makkabäer; ein Anhang zum Buche Hiob; die Vorrede zu den Klageliedern Jeremiä; das Buch Henoch, welches sich in der äthiopischen Kirche erhalten hat und von Bruce 1773 in 3 Exemplaren nach Europa gebracht worden ist; die Testamente der 12 Patriarchen; die Himmelfahrt des Propheten Jesaias (eine Vervollständigung der messianischen Weissagungen aus Jesu Leben); das Psalterium Adams, Abrahams u. a. Vgl. Fabricius, Codex Pseudepigraphus Vet. Test. (2 Bde., Hamburg 1713, 1723. Die apokryphische Literatur des neuen Testaments enthält: a) Evangelien, als: Das Evangelium der Hebräer (der 12 Apostel), der Aegypter, des Barnabas, Nikodemus (Acta Pilati), Jakobus, Petrus, Matthias, Thomas, Apelles, Marcion, Basilides, der Cerinthianer, Karpokratianer, Valentinianer, die Evangelien der Kindheit Christi (Evangelia infantiae Christi); (Evangelium Thomae u. a.; b) Apostelgeschichten, als: die Akten des Paulus, Andreas, Johannes 2c.; besonders merkwürdig sind unter diesen die „Periodi Apostolorum", ein Cyklus apostolischer Wundergeschichten, von einem Manichäer bearbeitet, so wie die Homilien des Klemens, von Abenteuern des Petrus berichtend, die derselbe in Gesellschaft des Klemens Romanus bestanden haben soll, eine von den Ebioniten ausgegangene, dann von einer hellenistisch-gnostischen Partei bearbeitete Schrift; c) Briefe, als Briefe Christi an Abgarus, Pauli an die Laodiceer, an Seneca 2c., Petri an Jakobus u. a.; d) Apokalypsen, als: Offenbarung des Petrus, des Paulus, noch zwei des Johannes u. a. Vgl. Fabricius, Codex Apocryphus N. T., 3 Thle., Hamburg 1713 und 1719; Birch, Auctuarium codic. apocr. Kopenhagen 1804; Thilo, Codex Apocr. N. T. 1. Thl., Leipzig 1832; Tischendorf, Acta Apostolorum apocr., Leipzig 1851, und Evangelia apocr. das. 1853. Von allen in dieser Klasse genannten Schriften verdienen und behaupteten auch stets nur einige, wie die Akten des Paulus, die Offenbarung Petri und das Evangelium der Hebräer, ein gewisses kirchliches Ansehen, so daß sie bei Eusebius zu den Antilegomenen gehören, während die meisten der Uebrigen den offenbar unächten Schriften (notha) beigezählt werden. Noch kann man zu ihnen rechnen die merkwürdigen sibyllinischen Bücher und die verlorenen Weissagungen des Hystaspis, eines alten persischen Sehers und angeblichen Verkündigers des Messias.

Weit wichtiger und bekannter ist die zweite Klasse der A., welche diesen Namen nicht als untergeschobene Bücher, sondern nach dem Vorgange des Hieronymus zum Theil nur von dem Zweifel an ihrem göttlichen Ursprunge oder der Inspiration ihrer Verfasser und der daraus hervorgegangenen Fernhaltung derselben vom öffentlichen Synagogen- u. Kirchengebrauche führt. Die hierher gehörigen Schriften, auch vorzugsweise allein A. des alten Testaments genannt, bilden in der lutherischen Uebersetzung einen Anhang des alten Testaments, welchem sie zuerst in der Septuaginta einverleibt wurden. Sie sind die vorchristlichen Ueberbleibsel der religiösen und historischen Literatur der Juden nach Schließung des alttestamentlichen Kanons, seit der Zeit der Makkabäer, und in griechischer Sprache geschrieben, oder doch nur in griechischer Uebersetzung auf uns gekommen, wie das Buch Jesus Sirach, das Buch Tobiä und das erste Buch der Makkabäer. Hinsichtlich ihres Inhalts verdienen sie alle Beachtung, theils als Erbauungsbücher, theils als Geschichtsquellen, wie die 2 Bücher der Makkabäer, theils als Repräsentanten des Judaismus jener Zeit. Man findet schon hier auf der einen Seite die Grundzüge des alexandrinisch-jüdischen, von Philo später ausgebildeten Hellenismus (Buch der Weisheit); auf der anderen dagegen alle Elemente des sich bildenden Rabbinismus mit den neuen von den Persern entlehnten Dogmen, mit seinem Aberglauben, Partikularismus und glühendem Patriotismus, mit seiner Werkheiligkeit, Ascetik und Ceremonienüberschätzung (Buch Tobiä, Judith, Makkabäer). Meist achtungswerth ist die Moral der A. des alten Testaments; besonders hoch stehen in dieser Beziehung das Buch der Weisheit und Jesus Sirach, die beide in Erhabenheit, Reinheit und Vollendung ihrer moralischen Grundansichten und Vorschriften dem Besten der althebräischen Literatur an die Seite gestellt werden können und nur hie und da an einer einseitigen Richtung auf das Nationale und Aeußere leiden. Aus dieser Quelle sind auch die sittlichen Auswüchse des Buches Judith (Billigung des Meuchelmordes zum Besten des Volkes Gottes) und der Makkabäerbücher (Erlaubniß des Selbstmordes um der Religion willen, Verdienstlichkeit und Wirksamkeit der Fürbitten für Todte u. s. w.) abzuleiten. Den meisten Einfluß auf den religiösen Charakter der A. des alten Testaments hat unstreitig ihr Vaterland gehabt. Man theilt sie darnach ein in a) palästinensische A.: 1) Jesus Sirach (das hebräische Original um 180 v. Chr., die griechische Uebersetzung um 130 v. Chr.), schließt sich an die Sittensprüche Salomo's an; 2) das 1.

Buch der Makkabäer, ursprünglich hebräisch und bald nach 153 v. Chr. verfaßt; 3) das Buch Judith, ursprünglich griechisch geschrieben, aber hinsichtlich seiner Entstehung wahrscheinlich nicht vor die Zeit Christi zu setzen, da Klemens von Rom († 120 n. Chr.) dasselbe zuerst erwähnt; 4) das Gebet Manasse aus unbestimmbarer Zeit. b) Aegyptisch-alexandrinische A.: 5) das Buch der Weisheit, dem Salomo in den Mund gelegt und vor Philo (um 40 n. Chr.) abgefaßt; es verräth umfassende Kenntniß des reineren Griechisch, und in seinen Vorstellungen Bekanntschaft sowohl mit den platonischen Ideen, als mit der morgenländischen Philosophie, sowie es auch reine Begriffe von Unsterblichkeit und Vergeltung gibt; 6) das 2. Buch der Makkabäer schildert die Ereignisse von 176—161 v. Chr., d. i. zum Theil denselben Zeitraum, wie 1. Makkabäer, aber mit geringerer Einfachheit und Treue, und liefert bis auf 2 unächte, von einer anderen Hand verfaßte Briefe palästinensischer Juden, einen Auszug aus einem größeren historischen Werke eines Juden, Jason von Cyrene; 7) Zusätze zum Buch Esther (Stücke in Esther), ohne historischen Werth, aber schon von Josephus benutzt, also aus vorchristlicher Zeit. c) Chaldäisch-persische A.: 8) das Buch Tobias, eine dem Buche Hiob ähnliche und ihm offenbar nachgebildete religiöse Dichtung voll frommen Sinnes, jedoch nicht frei von Beschränktheit und abergläubischen Vorstellungen; stammt aus der Makkabäer- oder etwas früherer Zeit und ist, wie das Buch Judith, in mehren Recensionen vorhanden; 9) das Buch Baruch, großentheils dem Schreiber des Jeremias, Baruch, in den Mund gelegt nebst einem Zusatze von anderer Hand (Kap. 6), welcher dem Jeremias selbst in den Mund gelegt ist; es rührt aus den letzten Jahren der Makkabäerherrschaft her; 10) Zusätze zum Buche Daniel: der Gesang der 3 Männer im Feuerofen; die Geschichte vom Bel und Drachen zu Babel; die Geschichte der Susanna aus unbestimmbarer Zeit, wahrscheinlich noch v. Chr. abgefaßt; ohne historischen Werth.

Die alexandrinischen Juden, welche die Ursprache des alten Testaments nicht mehr verstanden und daher meist die griechische Septuaginta gebrauchten, zählten auch die A. des alten Testaments zu den kanonischen Büchern, während sie in Palästina stets davon ausgeschlossen blieben. Jenen folgten viele Kirchenväter und auf Grund der Vulgata auch die lateinische Kirche in mehren Koncilienbeschlüssen, obwohl Rufinus und Athanasius sie als Vorlese- und Erbauungsbücher (libri ecclesiastici) ausdrücklich von den kanonischen Schriften unterscheiden. Noch weiter ging Hieronymus, der sie als nicht zum alttestamentlichen Kanon gehörende und daher der Inspiration und Glaubensautorität entbehrende Geistesprodukte geradezu A. nannte. Im Sinne des Hieronymus wurden sie von den Protestanten wieder aus dem Kanon geschieden, aber als nützlich und heilsam zu lesen in einem besonderen Anhange dem alten Testamente beigefügt. Auch dies mißbilligten Viele, besonders die englischen Bibelgesellschaften, welche deshalb, im Widerstreite mit den Deutschen, nur Bibeln ohne die A. ausgeben, während die katholische Kirche letztere durch das tridentische Koncil von Neuem kanonisirt und den deuterokanonischen Schriften beigezählt hat. Vergl. Eichhorn, Einleitung in die apokryphischen Schriften des alten Testaments, Leipzig 1795; Gaab, Handbuch zum philologischen Verstehen der apokryphischen Schriften des alten Testaments, 2 Bde., Tübingen 1818—19. Eine hebräische Uebersetzung der A. lieferte Fränkel u. d. T.: Hagiographa posteriora denominata Apocrypha etc., Leipzig 1830; eine Ausgabe derselben J. C. W. Augusti, Leipzig 1804. Ueber apokryphische Dogmatik u. Moral, vergl. Bretschneider, Systematische Darstellung der Dogmatik der apokryphischen Schriften des alten Testaments, Leipzig 1805; Cramer, Systematische Darstellung der Moral der A. des alten Testaments, Leipzig 1814; Keerl, Die A. des alten Testaments, Leipzig 1852.

Apolda, Stadt im Großherzogthum Sachsen-Weimar-Eisenach, Kreis Weimar-Jena, Amt Roßla, am Schötenbache, der sich in die Ilm ergießt, mit 4800 Einwohnern und sehr ansehnlichen Strumpfwaarenmanufakturen, die über 700 Stühle in Bewegung setzen. Der 1737 entdeckte Gesundbrunnen ist durch wirksamere Heilquellen verdrängt worden und in Vergessenheit gerathen. Die Stadt hieß früher Apelde. Das dortige Schloß und Rittergut gehörte in den früheren Zeiten den Schenken von Tautenburg, später bis 1631 den Vitzthumen, und seit 1633 der Universität Jena, der es die Herzoge von Altenburg und Weimar schenkten.

Apolepsie, das Aufhalten, Anhalten, Hemmen, z. B. Ausbleiben des Pulses, der Sprache; daher s. v. a. Schlagfluß, Lähmung, (s. Apoplexie); dann s. v. a. Aphonie; auch heißt so die Zurückhaltung des Urins.

Apollinaris, 1) A. der Aeltere, gelehrter Grammatiker im 4. Jahrhundert, besonders bekannt als poetischer Bearbeiter alttestamentlicher Stoffe nach altgriechischen Mustern, deren Gebrauch in den Schulen Julianus den Christen verboten hatte. Gebürtig aus Alexandrien, lehrte er Grammatik und griechische Literatur zuerst in Berytus, dann zu Laodicea in Syrien, ward in letzterer Stadt Presbyter, aber wegen seiner Freundschaft mit dem heidnischen Sophisten Epiphanius von dem Bischofe Theodotus exkommunicirt. Unter seinen Arbeiten, welche den Christen die verbotenen Quellen klassischer Bildung ersetzen sollten, waren eine griechische Grammatik, alttestamentliche Geschichten in homerischer Weise behandelt, biblische Lustspiele, Tragödien und Gesänge nach Menander, Euripides, Pindar u. a.; sie kamen nach Sozomenus an Zahl und Vortrefflichkeit den berühmtesten altgriechischen Werken gleich, mußten aber diesen nach Julians Tode wieder weichen und sind seitdem untergegangen. Wir besitzen unter A.' Namen nur noch eine versificirte „Metaphrasis Psalmorum“ (Paris 1580, Heidelberg 1596) und ein gewöhnlich bei den Werken Gregors von Nazianz befindliches Trauerspiel „Der leidende Christus;“ beide ziemlich geschmacklos und wahrscheinlich unächt.

2) A. der Jüngere, Sohn des Vorigen, Stifter der Sekte der Apollinaristen, ausgezeichneter Redner, Dichter und Philosoph seiner Zeit. Geboren zu Anfange des 4. Jahrhunderts in Lao-

dicea, war er daselbst schon vor 335 Lehrer der Rhetorik, ward später auch geistlicher Lektor und theilte die Verfolgungen, sowie die wissenschaftlichen Bestrebungen seines Vaters. Seit 362 erscheint er als orthodoxer Bischof von Laodicea, während Pelagius Bischof der dasigen Arianer war. Erst um 371 wurde seine Irrlehre, Christus habe keine vernünftige Seele, sondern statt derselben den Logos gehabt, bekannt. A. wollte mit dieser, aus der Anthropologie der Neuplatoniker und vieler Kirchenväter hervorgehenden, Behauptung die nicänische Lehre von der Menschwerdung genauer bestimmen und namentlich der von den Arianern aus dem Leiden Christi gefolgerten Herabwürdigung des Logos entgegentreten, ward aber bald selbst als angeblicher Leugner der vollkommen menschlichen Natur oder auch als Vergötterer des Leibes Christi verketzert, 375 und später auf einigen Synoden zu Rom verdammt und seines Amtes entsetzt. Er stiftete hierauf aus seinen zahlreichen Anhängern zu Antiochien eine besondere Gemeinde unter Vitalis, sah auch anderwärts viele Kirchen in seinem Sinne entstehen, ward auf der Synode zu Konstantinopel 381 nochmals verdammt und † endlich hochbejahrt zwischen 382 und 392 zu Laodicea. Seine nach dem Urtheile aller unbefangenen Zeitgenossen ausgezeichneten Schriften sind durch den rohen Eifer späterer Orthodoxen bis auf wenige Fragmente vernichtet worden. Seine Anhänger, die **Apollinaristen**, zerfielen nach dem Tode ihres Stifters in zwei Hauptparteien; die eine unter Valentinus, daher **Valentinianer** genannt, blieb der ursprünglichen Lehre treu, während die andere, die der **Polemianer**, von ihrem Anführer Polemo, in argem Mißverständnisse der Sätze des A., die Menschheit Christi in seiner Gottheit aufgehen, beide zu einer Substanz verschmolzen seyn ließ, für das Fleisch dieselbe göttliche Verehrung, wie für den Logos forderte und die Lehre von zwei Naturen in Christo nach Art der späteren Monophysiten verwarf. Wegen dieser Irrlehren erhielten die Polemianer auch die Namen **Synusiasten** (Vermenger der beiden Naturen) und **Sarkolaträ** (Fleischanbeter). Sonst hießen auch sämmtliche Apollinaristen **Vitalianer**, von Vitalis, und **Dimöriten** (Bipartiti), weil sie Christo von den 3 Theilen des Menschen (Leib, sinnliche Seele, Vernunft oder Geist) nur zwei zugestanden. Ihre, so weit es das Dogma zuließ, von der rechtgläubigen Kirche nicht abweichende Religionsübung wurde 388 und 397 durch kaiserliche Verbote beschränkt und 428 in allen Städten gänzlich untersagt. Dennoch dauerten Ueberbleibsel der Sekte noch im 5. Jahrhundert fort, bis sie zuletzt meist unter den durch die A. angekündigten und eingeleiteten Monophysiten verschwinden.

Apollinopolis (**Apollonos**), Name mehrer ägyptischen Städte: 1) A. magna, Apollonos superioris (nämlich urbs), auch Apollonia, Hauptstadt des apollinopolitischen (apollopolitischen) Nomos in Thebais, am westlichen Ufer des Nil, mit prachtvollem Tempel unter den Ptolemäern, unter den späteren römischen Kaisern Bischofssitz und Standort der Legio II. Trajana, jetzt Edfu, mit herrlichen Ruinen. — 2) A. parva (Vicus Apollinis), berühmte Handelsstadt im Nomos Coptites, 22 römische Meilen von Theben, am östlichen Nilufer, wahrscheinlich das spätere Marianopolis, jetzt Kuß, mit Ruinen eines Apollotempels. Ein großartiger Verkehr fand besonders mit Berenice und Myoshormos Statt.

Apollo, ursprünglich der Sonnengott nordgriechischer Stämme, auch **Phöbus**, der Helle, Reine, genannt, von seinen Strahlen der Goldgelockte, Goldgerüstete, der mit dem Silberbogen Fernhintreffende, daher ein gütiger und schützender, aber auch furchtbarer und strafender Gott, das Licht der Geister, Sohn und Prophet des Zeus, Sänger und Arzt, und in diesen abgeleiteten Eigenschaften vorzüglich von den epischen Dichtern aufgefaßt. Ihn gebar die sanfteste der Göttinnen, die Leto oder Latona auf dem Eilande Delos, wo sie, von der Here verfolgt, nach langem Irren Zuflucht gefunden hatte. Kräftig schwingt sich das Götterkind zum Olymp empor und überwältigt sogleich den verfolgenden Drachen Python, der in dem delphischen Erdschlunde haust, erlegt die Cyklopen, welche dem Zeus die Donnerkeile geschmiedet, mit denen Aeskulap erschlagen ward, muß aber für solche Blutschuld büßen, wird vom Olymp verstoßen, steigt vom Himmel zur Erde nieder und wird erniedrigt, dem thessalischen Könige Admetus die Rosse zu weiden. In Tempe wird er endlich von seiner Schuld gereinigt, schwingt sich im Schwanengespann zu seinen geliebten Hyperboreern empor, spielt und tanzt mit ihnen, bis er um Sommers Mitte nach Hellas zurückkehrt, wo ihn die Nachtigallen, Schwalben und Cikaden begrüßen. Von der Nordgrenze Griechenlands stammte sein Dienst, und vom Norden her wanderten Opfergaben von Tempel zu Tempel nach dem Heiligthum Delos, das selbst von den Persern verschont wird. Schon in seinem Ursitze, dem reizenden Tempethale, erkor sich der ewigblühende Götterjüngling den schlanken, immergrünen, glänzenden Lorbeer, dessen Zweige, in Wasser getaucht, zu den Besprengungen und Reinigungen der apollinischen Religion dienten; daher ist die Nymphe des Lorbeerbaums, Daphne, die reine, spröde Tochter des Flußgottes Peneus, des Gottes Geliebte. Auch der blendende Schwan des Peneus wird zum Symbole des reinen Phöbus, und zu Delphi wohnt der Gott erst in einer Hütte von Lorbeerzweigen, dann unter einem Zelte von Schwanenfittigen. A. führt in seinem Geleite die Horen und Chariten, ist Pförtner der himmlischen, wie der irdischen Wohnungen, öffnet sie am Morgen, schließt sie am Abend, und vor der Hausthüre steht seine kegelförmige Säule. Mit seinen Strahlen erleuchtet er die Straßen der Erde und gibt dem Wanderer sicheres Geleite. Ihn verehren insbesondere die Dorier als ihren Führer auf ihren weiten, kühnen Zügen. Dem Schiffer glättet er die Wogen und verleiht schnelle u. glückliche Fahrt, und in Gestalt eines Delphins leitet er seine eifrigsten Diener, die kretischen Seeleute, nach Crissa (Delphi), dort sein heiliges Haus zu gründen. Seine Orakel, besonders das delphische, zeigen den Auswanderern Richtung und Ziel, senden Kolonien nach fernen Küsten. A. wird so zum Gründer blühender Städte und die fernsten Kolonien huldigen ihrem Stifter, dem del-

phischen Gotte, durch heilige Gesandtschaften und kostbare Weihgeschenke. Ihm senden sie goldene Aehren, denn er hat sie in fruchtbare Gegenden geführt, er führt den sonnigen Sommer herbei, schützt die Ernte vor Feldmäusen und Heuschrekken und läßt Saat wachsen für die Menschen und Futter für die Heerden. Er verscheucht die Schrecknisse der Nacht und die Schauer des Winters, bringt dem Kranken das ersehnte Morgenlicht und milde Frühlingswärme als der heilende Päan, Aeskulaps Vater. Mit seiner Schwester Artemis, der Mondgöttin, gebietet er über Tage, Monde und Jahre, und beide nehmen die Frommen, jener die Männer, diese die Frauen, schnell und schmerzlos, mit sanften Pfeilen aus dem Leben hinweg. Aber furchtbar schwirrt sein Geschoß, wenn er zornentbrannt Dürre, Hungersnoth, Seuche und Pest dem Schuldbeladenen sendet. Er kennt und ordnet die Zeiten, wie seine Priester sie regeln (nach der 9jährigen delphischen Schaltperiode), mißt den Himmelsraum und theilt die Weltgegenden, den Wahrsagern zur Richtschnur, lehrt sie Blitzdeutung und Vogelschau und verkündet durch seine Boten, Raben, Habichte, Geier und kreisende Falken, den göttlichen Willen; auch die sonneliebende, wetterprophetische Eidechse ist ihm und dem Aeskulap heilig. Seine Orakel ertheilt er durch Priester und Sibyllen, in dunkeln Sprüchen, zu Didyma, Clarus, Patara, Abä, vor allen zu Delphi, aus dessen Erdschlunde einst die unterirdischen Götter ihren Willen verkündeten. Dort gibt er durch die Pythia, die auf dem Dreifuße über dem Abgrunde sitzt, den Fragenden Antwort; dort, wo sein ewiges Feuer brennt, ist Hellas heiliger Heerd und Mittelpunkt, der Sitz des Bundesgerichts der Nachbarvölker (Amphiktyonen), dort offenbart A. des Zeus Rechte und unfehlbaren Rathschluß, ertheilt Gesetze, ordnet Verfassungen, stiftet Gottesfrieden, und gebietet mächtig über Griechenlands Geschick. Auch die Rechtspflege gehört dem spähenden Gotte, der die landflüchtigen Verbrecher verfolgt, wie der Wolf das flüchtige Reh; aber seine Gerichtshöfe strafen nicht nur, sondern entsühnen auch von unvorsätzlichem, nothgedrungenem Todtschlage, setzen der schrecklichen Blutrache Schranken, und die Reinigungen seiner Religion geben dem verfinsterten Gemüthe nach vollendeter Buße Licht und Frieden zurück. In seinem Dienste ertönt die männliche, kräftige Kitharis, „die friedliches Gesetz in das Herz einführt;“ die unhellenische, weichlich klagende Flöte ist ihm ein Greuel, und der phrygische Flötenspieler Marsyas wird von ihm überwunden und skalpirt. Zu seinem Preise erklingt der frische, helle Päan, und künstlich verschlungene Chöre bewegen sich um seine flammenden Altäre. Der Lichtgott, der die Laute der Natur weckt und die Bewegungen der Planeten, die Harmonie der Sphären, ordnet, ist Führer der Musen (Musagetes), Freund der Musik und des Tanzes, „König der Mahlesfreude,“ und in ewiger Klarheit strahlend, von keinem Erdenleid verdunkelt, verbreitet er Glanz und Freude allerwärts. Am Neumonde und 7. Tage jedes Monats wird ihm geopfert; die 9 freundlichen Monate gehören ihm, die 3 Wintermonate dem Dionysus. Seine meisten Feste, die Delphinien, Thargelien, Daphnephorien, fallen in die schöne Jahreszeit; an den letzteren wird ein Lorbeerzweig mit ehernen Scheiben nach der Zahl und den Verhältnissen der Planeten geschmückt, umhergetragen; an den herbstlichen Pyanepsien bringt man Olivenzweige, mit Früchten, Trauben und kleinen Oel- und Weingefäßen behangen, in seinen Tempel. Um die Mitte des Sommers, wenn die Blumen unter der Sonnengluth hinwelken, an den Hyacinthien, wird der Liebling A.'s, Hyacinthus, beklagt, den der Gott im Spiele mit der Wurfscheibe getödtet. Die bildende Kunst stellt A. als schlanken Jüngling dar, an der Grenze des Mannesalters, in den Gesichtszügen der Venus ähnlich, die langen Locken auf dem Scheitel in einen Knoten geknüpft, rüstig zum Kampfe und zum Tanze gewandt, mit Bogen, Lyra, auch Lorbeer und Dreifuß. Die berühmteste unter allen Statuen des Gottes ist die des A. von Belvedere im Vatikan zu Rom, als dessen Nachbildung der Apollino von Florenz gilt. Diese Statue wurde 1500 zu Nettuno (Antium) ausgegraben, wohin sie wahrscheinlich Nero aus dem Tempel zu Delphi hatte bringen lassen.

Apollo (Papilio Parnassius, Alpenschmetterling, Alpenfalter, rother Augenspiegel), Schmetterlingsart der Gattung Parnassier, Rundflügler, ein großer, in Deutschland einheimischer, doch ziemlich seltener Tagfalter, einer der allerschönsten. Die Flügel sind abgerundet, gelblich-weiß, ziemlich durchsichtig; auf den obern befinden sich 4 große eckige, schwarze Flecken, von denen die 2 hintern auf der Unterseite einen rothen Mittelpunkt haben. Jeder Unterflügel hat 2 rothe auch unten sichtbare Augen mit weißem Mittelpunkte und schwarzer Einfassung; am innern Rande liegen 2 schwarze Halbmonde nahe aneinander, welche unten als rothe Augen erscheinen. Der Leib ist grau, mit schwarzen Ringeln; am Schwanze des Weibchens ist ein horniges, braunes Anhängsel zum Eierlegen befindlich. Dieser Schmetterling liebt sonnige Berggegenden. Die halb behaarte Raupe kriecht im März und April aus und lebt im Mai schon ausgewachsen auf der Fetthenne (Sedum telephium) in Gebirgsgegenden. Sie ist beinahe 2 Zoll lang, sammetschwarz, mit 2 Reihen hochgelber Dupfen über den Luftlöchern, auf jedem Ringel 2 Paare, dazwischen weiße Dupfen. Außerdem hat sie am ganzen Leibe bläulich schwarze, glänzende Knöpfe mit kurzen, schwarzen Haaren, und auch die Bauchfüße haben einen halben Borstenkranz. Vorn aus dem ersten Halsringel streckt die Raupe nach Belieben eine fleischige Gabel 2 Linien lang hervor. Der Kopf ist klein, niedergebogen und eingezogen. Bei der Berührung rollt sich die Raupe zusammen. Sie ist schwer aufzuziehen. Vor der Verpuppung spinnt sie sich einige Blätter leicht zusammen, wie die behaarten Raupen der Nachtfalter, und verwandelt sich nicht, wie die meisten Tagfalter, in eine eckige, sondern in eine kegelförmige, 10 Linien lange Puppe, die anfangs weich und grünlichgelb, vorn rothbraun ist, endlich violet wird und dann mit einem weißlichen Staube beschlagen ist, welcher sich von ausgeschwitzter Flüssigkeit absetzt. An jeder Seite des Halses erinnert ein kleiner Buckel an die eckigen Raupen der Tagfalter.

Apollodorus, 1) berühmter griechischer Grammatiker, Geograph, Historiker und Mythograph aus Athen, um 140 v. Chr., Sohn des Asclepiades, Schüler des Stoikers Panätius und des Grammatikers Aristarchus. Von seinen schon im Alterthume viel benutzten Schriften kam auf uns die Bibliothek, welche in wohlgeordneter Zusammenstellung und schlichter, einfacher Erzählung die verschiedenen Mythen des Alterthums enthält von den ältesten Zeiten an bis Theseus, entnommen besonders aus den cyklischen Dichtern, so wie aus alten Logographen und Geschichtsschreibern. Der Schluß, die Mythen der Pelopiden, Atriden und den trojanischen Mythenkreis umfassend, ist verloren gegangen. Das Erhaltene, keineswegs ein bloßer Auszug aus verschiedenen Schriften des A., gilt mit Recht für das Beste, was wir über alte Mythologie besitzen, und erhält einen um so höheren Werth, je weniger Werke dieser Art auf uns gekommen sind. Zuerst im Druck erschienen: Ed. princeps (Rom 1555); am besten herausgegeben von Heyne (2 Bde., Göttingen 1782 und 1803) und von Clavier (2 Bde., Paris 1805), mit französischer Uebersetzung und Noten; neuerlich von Sommer (Rudolstadt 1822) und von Westermann in den „Mythographi graeci" (Braunschw. 1842). Andere Schriften des A.: eine „Chronika" oder summarische Weltgeschichte in jambischen Versen, ein „Umriß der Erde", eine versificirte Geographie, eine Schrift „Ueber die Götter, ein großes, aus mehr als 20 Büchern bestehendes Werk von den Geschichten, Namen, Mythen, Festen der Götter und dergleichen, „Ueber die attischen Hetären" u. a., sind verloren gegangen.

2) Maler aus Athen, um 400 vor Chr., Vorläufer des Zeuxis, der Erste, welcher Licht und Schatten richtig beobachtete und auf seinen Gemälden in Anwendung brachte. Es geschah damit der bedeutendste Schritt zur Ausbildung der alten Malerei und deshalb heißt A. der Gründer einer neuen Kunstepoche. Von seinen Gemälden wird als Hauptwerk ein Ulysses genannt.

3) Architekt aus Damaskus, zu Rom unter Trajan Erbauer des trajanischen Forums, des Odeons und anderer bedeutenden Monumente jenes Kaisers. Von Hadrian wurde er zuerst verbannt und später getödtet, weil er durch freimüthigen Tadel des von dem Kaiser entworfenen Venustempels und der darin aufzustellenden Statuen den Zorn jenes auf seine Kunstkenntnisse sehr eingebildeten Monarchen erregt hatte. Mit ihm schließt sich würdig die Reihe der großen Künstler des Alterthums seit Phidias. Als Schriftsteller lieferte A. ein an Hadrian gerichtetes Werk über Kriegsmaschinen, betitelt: „Poliorcetica", abgedruckt in „Mathematicorum Veterum Opera" von Thevenot (Paris 1693). Seine Büste von weißem Marmor ist wahrscheinlich die in der königlichen Glyptothek zu München befindliche, welche am Sockel den Namen A. trägt.

Apollonia, Name mehrer Städte des Alterthums, wovon die berühmtesten folgende sind: 1) Stadt in Illyrien unweit der Ausmündung, korinthisch-korcyräische Kolonie, bedeutend und durch Handel blühend, mit einer aristokratischen Verfassung. Später von den illyrischen Fürsten bedrängt, suchte sie den Schutz der Römer und verlor an diese ihre Freiheit, behielt jedoch ihren Wohlstand und ward zugleich Sitz griechischer Wissenschaft, wo die vornehmen jungen Römer, z. B. Augustus, Mäcenas u. a., studirten. Von hier begann die Hauptstraße nach Osten, die egnatische. Jetzt Polonia oder Polina. In der Nähe sind Erdpech-Quellen und Erdpech-Gruben. — 2) Stadt in Thracien an der Westküste des Pontus, auf einer kleinen, mit dem festen Lande verbundenen Insel, alte, wichtige Kolonie der Milesier, mit zwei Seehäfen und berühmtem Apollotempel, woraus M. Lucullus die von Calamis gefertigte kolossale Bildsäule des Gottes nach dem römischen Kapitol brachte. Unter den Römern verfiel A.; später Sozopolis, jetzt Sizeboli. — 3) Stadt in Macedonien auf der Halbinsel Chalcidice, am strymonischen Meerbusen, unweit des Athos, einer der wichtigsten Orte im Olynthischen, später Seehafen von Acanthus, von Philipp zerstört. Ihre Lage war sehr gesund, weshalb die Einwohner Langlebende hießen. Ruinen südlich von Laregovi im türkischen Paschalik Saloniki. — 4) Stadt in Palästina, zwischen Cäsarea und Joppe, am Mittelmeere, ebenfalls eine Anlage des Seleucus, jetzt Arsuf. — 5) Stadt in Cyrenaica, zu den cyrenaischen Fünfstädten (Pentapolis) gehörig, Hafenort von Cyrene, später Sozusa, jetzt Marza Susa; Geburtsstadt des Geographen Eratosthenes.

Apollonia, eine Christin, welche unter Decius 249 in Alexandrien den Märtyrertod erlitt und als Heilige und Helferin bei Zahnschmerzen angerufen wird. Ihr Tag ist der 9. Februar. Der Name bezeichnet auch eine musenähnliche Frauengestalt, die als Repräsentantin der Poesie u. alles Schönen gedacht wird; so von Klopstock und anderen neueren Dichtern.

Apollonius, 1) berüchtigter Feldherr des syr. Königs Antiochus Epiphanes, Sohn des Mnestheus. Als in Judäa, nach der Tempelschändung des Antiochus, Unruhen ausgebrochen waren, rückte A. 168 v. Chr. mit 20,000 Mann friedlich in Jerusalem ein, überfiel aber am nächsten Sabbath die Betplätze, erschlug die Männer, verkaufte Frauen und Kinder, legte mehr als die Hälfte der Stadt in Asche, baute auf den Anhöhen südwärts vom Tempel eine starke Festung und befleckte täglich das Heiligthum mit dem Blute Solcher, die hier dennoch zu beten und zu opfern wagten. Die Folge solcher Barbarei war ein allgemeiner Aufstand der Juden unter dem Hasmonäer Mattathias, gegen dessen Sohn, Judas Maccabäus, A. 166 v. Chr. Schlacht und Leben verlor.

2) A. von Tyana, neupythagoräischer Philosoph, Theurg und Magier, der Jahrhunderte lang hochgefeierte Gottmensch des späteren Heidenthums, von den Feinden des Christenthums nicht nur mit Jesu verglichen, sondern selbst über diesen gestellt. Schon vor der Geburt des A. hatte die Mutter eine Erscheinung des ägyptischen Gottes Proteus, der in ihrem Kinde selbst Mensch zu werden verhieß. Bei der Niederkunft (um die Zeit Christi) fuhr ein Blitzstrahl neben dem Neugebornen nieder und stieg, ohne Schaden gethan zu haben, sogleich wieder in die Höhe: ein Zeichen, das später für die Bürger von Apollonia hinreichend war, den A. für einen Sohn des Jupiter

zu erklären. Von seiner Vaterstadt Tyana in Kappadocien begab sich A. nach Tarsus in Cilicien, wo er den Rhetor Euthydemus hörte und sich mit den verschiedenen philosophischen Systemen jener Zeit bekannt zu machen suchte. Derselbe Zweck führte ihn später nach dem benachbarten Aegä. Hier, durch Euxenus ganz für die pythagoräische Philosophie gewonnen, beobachtete er die ascetischen Vorschriften dieser Schule mit der äußersten Strenge, trieb zugleich Magie und allerlei Wunderkünste und ertheilte in einem Tempel des Aesculapius, seinem gewöhnlichen Aufenthaltsorte, häufig Orakelsprüche. Wie sehr hierdurch schon damals sein Ansehen in den Städten Ciliciens und Pamphyliens wuchs, geht daraus hervor, daß einst seine bloße Erscheinung einen Aufruhr der Aspendier stillte. Auf die Nachricht von dem Tode seines Vaters kehrte A., erst 20 Jahre alt, nach Tyana zurück, bestattete den Leichnam mit eigenen Händen und schenkte das ihm zugefallene Erbe theils seinem Bruder, theils den Armen. Ihn selbst trieb der Durst nach tieferem Wissen, vielleicht auch die Sucht, es seinem großen Vorbilde, dem Pythagoras, gleich zu thun, bald weiter, in das Innere von Asien bis nach Indien. In Babylon von den Magiern mit den größten Ehrenbezeugungen empfangen, lernte er den Assyrer Damis kennen, der sich ihm als Diener und Reisegefährte anschloß und zugleich den Dolmetscher machte, obwohl A. sich rühmte, alle menschlichen Sprachen, sogar die Gedanken der Menschen zu verstehen. Neue, unerhörte Dinge boten sich ihm in Indien dar. Besonders zogen die Gymnosophisten und deren Oberhaupt Jarchas seine Aufmerksamkeit auf sich. A. ward ihr eifriger Schüler und von ihnen in die geheimnißvollsten Tiefen ihrer Mystik und Theurgie eingeweiht. Um so kecker trat er nach seiner Rückkehr in Kleinasien auf. Unter großem Zulaufe des Volks hielt er öffentlich in den vornehmsten Städten strenge Sittenpredigten, bekräftigte seine Aussprüche mit Wundern und Weissagungen, behauptete mit den Todten in Verkehr zu stehen und bedrohte die seinen Worten Widerstrebenden mit göttlichen Strafen. Unter der Regierung des Kaisers Nero finden wir A. in Rom. Auch hier fehlte es ihm nicht an Bewunderern, nachdem ihm die Gaukelei einer öffentlichen Todtenerweckung eines vornehmen Mädchens gelungen war. Dennoch mußte er mit allen fremden sogenannten Philosophen auf Nero's Befehl Rom verlassen. Dies reizte den A. zum Widerstand. Er ging nach Spanien, zettelte hier unter seinem Anhange eine Empörung gegen Nero und die Römer an, die unterdrückt wurde, u. trieb sich dann in Afrika, in Unteritalien u. Sicilien umher. Nach Nero's Tode nicht mehr verfolgt, besuchte er zum zweiten Male Athen, wo man ihn in die Eleusinien einweihte. Durch Aegypten zog er hierauf bis nach Aethiopien zu den Quellen des Nil, verkehrte mit den dortigen Gymnosophisten und reiste endlich über Kleinasien nach Rom zurück, um sich hier gegen die von seinem Feinde Euphrates erhobene Anklage wegen der Theilnahme an einer Verschwörung wider Domitian zu vertheidigen. Man behandelte ihn bei seiner Ankunft hart; freimüthig und furchtlos aber warf er in den Verhören dem Kaiser selbst seine schlechte Regierung vor. Wahrscheinlich durch hochgestellte Freunde wurde er während des Prozesses entführt, und zu derselben Zeit sollte er in Puteoli seinen Jüngern Damis und Demetrius erschienen seyn. Nachdem er in der Folge noch mehre Jahre in Sicilien, Griechenland und Kleinasien unter mannichfachen Abenteuern und Wunderthaten (z. B. zu Olympia und in der Höhle des Trophonius) umhergezogen war, † er zu Ephesus im Jahre 96, nach Andern 110 nach Chr. Manche lassen ihn zu Lindus im Tempel der Minerva verschwinden; nach noch Andern fuhr er in Kreta aus dem Tempel der Dictynna, wo man ihn gefesselt den Hunden hätte vorwerfen wollen, gen Himmel. Obiges ist der Erzählung des Philostratus entnommen. Jedenfalls hat die Erzählung, trotz vielfacher Entstellung, eine historische Grundlage, die keineswegs erlaubt, die ganze Person des A. nebst seinem Leben und Wirken in Zweifel zu ziehen, wie dies denn von neuern Gelehrten, namentlich Kirchenhistorikern, häufig geschehen ist. Denn daß im ersten Jahrhundert nach Chr. ein A. aus Tyana lebte u. als neupythagoräischer Schwärmer und Sittenprediger, sowie durch seine Reisen, Abenteuer, Prophezeihungen, Wunder oder Blendwerke allgemeines Aufsehen, im Römerreiche und im Orient, erregte, das bestätigen vollkommen zahlreiche Tempel, Altäre u. Bildsäulen, die ihm in so vielen Städten, besonders in Kleinasien und Griechenland, bald nach seinem Tode errichtet wurden. Selbst durch Münzen verewigte man sein Andenken, das nach glaubwürdigen Nachrichten noch den Kaisern Caracalla und Aurelian heilig war und von Alexander Severus neben dem Gedächtnisse Abrahams, Christi u. a. gefeiert ward. Unstreitig war die Verehrung des Letzteren die erste Veranlassung zur Abfassung des philostratischen Werkes, woraus sich sogleich die in gewisser Beziehung nicht zu verkennende und, so weit es die heidnische Sage duldete, gemachte Aehnlichkeit der Thaten und Erlebnisse des A. mit dem Leben Christi und christlicher Helden (Petrus, Paulus?) erklären dürfte. Diese an sich sehr mangelhafte, unwesentliche und oberflächliche Bezugnahme auf den Stifter des Christenthums fand schon Hierocles zu Nikomedien im 3. Jahrhundert n. Chr. heraus und benutzte sie zu einer vergleichenden Zusammenstellung des A. mit Christus. Bei diesem Feinde und Widersacher des Christenthums mußte sie zum Nachtheile des Letzteren ausfallen. Eusebius widerlegte sie. Die angeblichen Schriften A.' sind verloren, bis auf 85 **Briefe**, worunter einige an A. gerichtete von dem Stoiker Musonius u. von den Kaisern Claudius, Vespasianus u. a. sich befinden. Diese Sammlung, verschieden von der, auf welche Philostratus sich mehrmals bezieht, und deshalb von den Meisten für unächt gehalten, ist abgedruckt in der „Collectio Epistolarum Graecarum" (Venedig 1499, 1606), sowie in der Ausgabe der Werke des Philostratus von Olearius (Leipz. 1709, S. 375 ff.).

3) A. **der Rhodier**, auch A. **der ältere Alexandriner**, berühmter griechischer Dichter und Rhetor aus Alexandrien, nach Andern aus Naukratis, Sohn des Silleus oder Illeus und der

Rhode, geboren zu Anfange der Regierung des Ptolemäus Euergetes, um 240 vor Chr. Er genoß den Unterricht des Callimachus und bildete sich dann mit Hülfe der großen Bibliotheken Alexandriens durch eigenes Studium weiter. In Rhodus hielt er rhetorische Vorträge, kehrte später nach Alexandrien zurück und † daselbst als Bibliothekvorsteher. Sein Hauptwerk „Argonautica" in 4 Büchern ist ein einfach geordnetes und in der Erzählung gleichmäßig fortschreitendes Epos, dessen Stoff, die Argonautenfahrt, von dem Dichter mit großer Sorgfalt und guter Auswahl aus vielen alten Schriftstellern entlehnt und in größtmöglichster Vollständigkeit wiedergegeben worden ist. Aber Sprache und Versbau zeigt, daß das Werk ein Kunstprodukt, die Sprache mehr eine erlernte, als überlieferte ist. Doch war es bei den Alten ein vielgelesenes Buch, über das noch reiche Scholien vorhanden sind. Eine gute lateinische Uebersetzung lieferte der Dichter P. Terentius Varro, eine Nachahmung Valerius Flaccus und eine Umwandlung in 5608 Jamben Marianus. Herausgegeben wurde es zuerst von Joh. Lascaris (Florenz 1496 mit Uncialbuchstaben und den florentiner Scholien; von Neuem gedruckt Venedig 1521, Paris 1541); von Stephanus (Genf 1574); von Brunck (Straßburg 1780); mit wesentlichen Textverbesserungen wiederholt und berichtigt von Flangini (Rom 1791—1794); von Schäfer (2 Bde., Leipzig 1810—1813); von Wellauer (2 Bde., Leipzig 1828). Eine deutsche Uebersetzung gibt es von Willmann (Köln 1832). Außer den Argonautica verfaßte A. noch Epigramme, von welchen in der griechischen Anthologie noch ein witzigscharfes auf Callimachus vorhanden ist, das von diesem mit einem förmlichen Schmähgedichte „Ibis" erwiedert ward. Andere Schriften des A. sind verloren. Vgl. Weichert, Ueber das Leben u. Gedicht des A., Meißen 1821.

4) A. Dyscolus, d. i. der Mürrische, od. A. der jüngere Alexandriner, berühmter Grammatiker aus Alexandrien um 163 nach Chr., der Erste, welcher der Grammatik eine systematische Form gab, daher der Beiname: Grammaticorum princeps. In Bruchium, seiner Vaterstadt, erzogen, ging er nach Rom, wo er bald als Lehrer und Schriftsteller einen großen Ruf erlangte und selbst die Aufmerksamkeit des Kaisers M. Antoninus auf sich zog. Er † in Alexandrien. Sein Sohn und Schüler war der angesehene Grammatiker Aelius Herodianus. Seine Hauptschrift handelt (in 4 Büchern) von der Struktur der Redetheile, herausgegeben zuerst vom älteren Aldus (Venedig 1495), dann besser von Fr. Sylburg (Frankfurt 1590), zuletzt mit Benutzung von 4 neuen Handschriften von J. Becker (Berlin 1817). Derselbe Gelehrte edirte andere Werke des A. über das Pronomen (Berlin 1814), über die Adverbien (in den Anecdolt. Graec., Bd. II., S. 477 ff.). Außer vielen andern grammatischen Schriften verfaßte A. auch Auszüge aus Aristoteles, Theophrast und and. Autoren über wunderbare, fabelhafte Naturerscheinungen u. dergl., herausgegeben zuerst von Xylander (Basel 1568), dann von Meursius (Leyden 1620) u. von Teucher (Leipzig 1792).

5) A. von Perga, der Geometer, einer der scharfsinnigsten Mathematiker des Alterthums, geboren zu Perga in Pamphylien in der Mitte des 3. Jahrhunderts vor Chr. Er erhielt seine Bildung in der alexandrinischen Schule, blühte unter Ptolemäus Philopator und erwarb sich durch Schrift und Lehre um die Erweiterung der Geometrie große Verdienste. Namentlich erhielt durch ihn die Lehre von den Kegelschnitten eine neue vollkommnere Gestalt. Von seinen hiervon handelnden Hauptwerk: „De sectionibus conicis libri VIII." sind nur die 4 ersten Bücher in griechischer Sprache vorhanden, die 3 folgenden in arabischer Uebersetzung, das achte fehlt ganz. Es wurde herausgegeben von Gregory und Halley (Oxford 1710), deutsch bearbeitet von Diesterweg (Leipzig 1822) und Paucker (das. 1837).

6) A. aus Tralles in Cilicien, Bildhauer im 3. oder 2. Jahrhundert vor Chr., mit seinem Bruder Tauriscus hochberühmt als Verfertiger der herrlichen Marmorgruppe in Neapel, welche unter dem Namen des farnesischen Stiers bekannt ist.

7) A., berühmter Bildhauer in Athen, Sohn des Nestor. Sein Werk ist der herrliche Hercules-Torso des vatikanischen Museums zu Rom. Da die Schriftzüge kursiv sind, welche auf Denkmälern nicht eher als in den Zeiten der Römer vorkommen, so fällt seine Zeit wahrscheinlich in die christliche Aera. Auch Thorwaldsen erkennt dieses Zeitalter an; Andere dagegen rücken ihn in die Zeit des Phidias hinauf.

Apollonius von Tyrus, der Held eines griechischen Romans, welcher im Mittelalter viel gelesen war und in fast alle Sprachen des Abendlandes übersetzt worden ist. Es werden darin die romantischen Schicksale und Abenteuer erzählt, welche der syrische Fürstensohn A. vor seiner Vermählung mit der Tochter des Königs Alcistrates von Cyrene zu bestehen hatte. Dazu kommen noch die Begegnisse seiner durch Scheintod von ihm getrennten Gattin, sowie die seiner keuschen Tochter Tarsia, die von Seeräubern entführt und an einen Kuppler nach Mitylene verkauft wird. Der Roman schließt mit dem gegenseitigen Wiederfinden aller Familienglieder. Das griechische Original ist nicht mehr vorhanden, wohl aber eine sehr alte lateinische Uebersetzung in drei Bearbeitungen, von denen die eine u. a. von Welser (Augsburg 1595) herausgegeben worden, die andere in den „Gesta Romanorum" und die dritte in dem „Pantheon" des Gottfried von Viterbo enthalten ist. Aus diesen lateinischen Quellen flossen: die spanische Bearbeitung aus dem 13. Jahrhundert, gedruckt in Sanchez' „Colleccion di poesias castellanas" (2. Ausg., Paris 1842), mehre französische in Versen und Prosa (z. B. Paris 1330; 1710; 1797; Rotterdam 1710 ꝛc.), mehre italienische in Versen (Venedig 1486; 1489) und in Prosa (Mailand 1492). Aus dem 11. Jahrhundert stammt eine angelsächsische Bearbeitung (herausgegeben von Thorpe, London 1834). Außerdem gibt es noch viele andere englische Bearbeitungen des Romans. Shakespeare behandelte denselben Stoff in seinem Schauspiel „Perikles" und benutzte dabei zunächst die Darstellung Gowers in der „Confessio amantis", welcher seinerseits aus dem „Pantheon" Gottfrieds von Viterbo schöpfte. Drei verschiedenen englischen Volksbüchern in Prosa

(London 1510, 1576 und 1607) liegt eine französische Bearbeitung zu Grunde, dem holländischen Volksbuche (Delft 1493) eine deutsche. Deutsch bearbeitete den Stoff, wahrscheinlich nach den „GestaRomanorum" ein gewisser Heinrich von der Neuenstadt (d.h. Wien) um 1300 in einem langen, bis jetzt noch ungedruckten Gedichte. Weit späteren Ursprungs ist eine „Histori des Küniges Appolonii", welche sich an Gottfried von Viterbo anschließt und im 15. Jahrhundert (zuerst Augsburg 1476) öfter im Druck erschien. Nach den „Gesta Romanorum" und dem Volksbuche: „Eine schöne History, vom König Appolonius" (o. D. 1556) erzählt Simrock den Stoff in den „Quellen des Shakspeare" (Bd. II.). Bulow hingegen gibt in seinem „Novellenbuch" (Bd. IV.) den Roman nach der oben erwähnten von Welser veröffentlichten lateinischen Uebersetzung. Aus dem Deutschen gingen ein dänisches (z. B. Kopenhagen 1627, 1731) und ein böhmisches (z. B. Olmütz 1769, Prag 1761) Volksbuch hervor. Eine neugriechische Bearbeitung des lateinischen Romans unternahm Gabriel Contianus aus Kreta um 1500 in Versen (gedruckt zu Venedig 1534, 1553, 1603, 1696 u. ö.). Sie ist von dem verloren gegangenen altgriechischen Original wohl zu unterscheiden.

Apollos (auch **Apollonius**, unrichtig **Apollo**), schriftgelehrter Judenchrist aus Alexandrien, welcher in der Geschichte des Apostels Paulus u. wahrscheinlich in der Urgeschichte der christl. Kirche eine hervorragende Rolle spielte. Er verkündete zu Ephesus mit Eifer Jesum als Messias, trat mit Aquila u. Priscilla in nähere Verbindung u. lehrte später in Achaja, besonders zu Korinth, mit vielem Erfolg. Seine Lehrweise, wahrscheinlich im Geiste jüdisch-alexandrinischer Philosophie, gab in Korinth wider seine Absicht Veranlassung zur Entstehung einer eigenen christlichen Partei oder Schule, die theils der judaisirenden, theils der sklavisch am Buchstaben der Worte Christi hangenden, theils endlich der paulinischen Lehrform entgegen stand. Paulus tadelte dies Sektenwesen, hielt aber A. selbst in hohen Ehren, suchte ihn auch zu bewegen, von Ephesus nochmals nach Korinth zu gehen, und empfahl die Sorge für seine Reisebedürfnisse dringend dem Titus. Vgl. Apostelg. 18, 24 ff.

Apolog, erdichtete Erzählung, Mährchen; dann Fabel, besonders moralischen Inhalts, auch mit deutlich ausgesprochener Lehre am Schluß.

Apologetik, die Wissenschaft der christlichen Apologie, d. i. der Vertheidigung des Christenthums gegen seine Gegner, die Lehre, wie das Christenthum gegen antikes und modernes Heidenthum, gegen Polytheismus, Atheismus, Pantheismus und Materialismus und überhaupt gegen jegliche Opposition, die seinen Ursprung als göttliche Offenbarung, oder seinen Gesammtinhalt als einen ewig gültigen in Anspruch nimmt, vertheidigt werden muß. Sie ist sonach die Theorie der christlichen Apologie, gleichsam die Methodik derselben. Häufig versteht man, weniger genau, unter dem Worte A. die **Vertheidigung** selbst, in sofern diese eine wissenschaftliche ist, so daß sich A. zur Apologie nicht wie Theorie zur **Praxis**, sondern nur wie das Wissenschaftliche zum Populären verhielte. In diesem Sinne schrieb **Tzschirner** seine „Geschichte der A.". Letztere aber, die Geschichte der Apologie, ist vielmehr als ein Theil der A. zu betrachten, in sofern die Wissenschaft der Apologie allerdings nicht bloß das Wesen und Princip der heutigen, sondern auch der frühern Vertheidigung zur Anschauung zu bringen hat.

Die **Geschichte der Apologie des Christenthums** zerfällt in folgende Perioden: 1. **Periode. Von der Gründung des Christenthums bis auf Konstantin den Großen.** Die A. ist so alt wie das Christenthum selbst; schon **Christus** erscheint, besonders in dem Evangelium des Johannes, nicht bloß als Lehrer, sondern den Pharisäern und Schriftgelehrten gegenüber auch als rüstiger Apologet der Ideen, welche er der Welt mittheilt und des Gottesreichs, das er gründen will. Ebenso verfechten **Petrus** und **Paulus**, bald jüdischen Eiferern gegenüber, bald, besonders der Letztere, vor den heidnischen Gelehrten und Machthabern die Sache des Christenthums, indem sie seine Wahrheit und Nothwendigkeit theils aus den Verheißungen des alten Bundes, theils aus der Geschichte der Heiden- und Judenwelt und dem unabweisbaren Bedürfniß der Erlösung, theils auch aus der innern Vortrefflichkeit seiner Lehre und der göttlichen Beglaubigung seines Stifters nachweisen. Die Sprache der Begeisterung und der Gewißheit des Sieges redet aus den Jüngern Jesu und oft erhebt sich dieselbe im prophetischen Schwunge zu wahrem Triumphgesang über die in Staub getretene Götterwelt des stolzen Roms. So namentlich in jenem prophetischen Gedichte, welches unter dem Namen der **Apokalypse** oder **Offenbarung** gewöhnlich dem Apostel Johannes beigelegt wird und das jedenfalls aus dem apostolischen Zeitalter stammt. Hier wird unter den mannigfachen Bildern der eine Gedanke ausgesprochen, daß die Zeit, welche das damals schon geflossene Blut christlicher Märtyrer rächen und den Verfolgten den Sieg über die Verfolger geben müsse, bald kommen und das Heidenthum mit Rom, der Verführerin u. Unterdrückerin der Völker, eben so fallen werde, wie bereits Jerusalem gefallen war. Noch offener und kühner tritt der Widerspruch gegen das Heidenthum bald nach der apostolischen Zeit in den sogenannten **Sibyllisten** hervor, christlichen Dichtern oder Propheten, welche seit Hadrians Zeit in Form von Weissagungen der cumäischen Sibylle den Sieg ihres Glaubens und den Sturz der olympischen Götter, so wie Roms Fall und Zerstörung verkündigten. Schrieben auch die Verfasser dieser Weissagungen zunächst mehr zur eigenen Befriedigung und um die Christen zu stärken und zu trösten, als in der Absicht und Hoffnung, die Meinung der Welt durch ihr Wort zu wenden, ihrer Gesellschaft Schutz und Anerkennung zu verschaffen und die Heiden zur Gemeinschaft der christlichen Gemeinden herüberzuziehen, so müssen sie doch als die Vorläufer der eigentlichen Apologie, welche jenen Zweck sich klar vor die Augen stellte, angesehen werden. Indem sie der bedrängten, mühvoll ringenden Kirche die Aussicht auf den nahen Sieg eröffneten und den Enthusiasmus der Christen belebten, stellten sie, selbst unabsichtlich, der heidnischen Welt eine Macht des Glaubens entgegen, die durch ihr Daseyn selbst

eine faktische Vertheidigung des Christenthum wurde. Der eigentliche, mit klarem Bewußtseyn des Zweckes und vollständiger Berechnung der Mittel geführte Kampf des neuen Glaubens mit dem alten begann seit dem antoninischen Zeitalter oder kurz vorher, von Männern, welche größtentheils mit der griechischen und römischen Wissenschaft bekannt, in folgerechter, meist ruhig dahin fließender und doch begeisterter Rede die Sache des Christenthums, die sie mit Aufopferung durch eigene Wahl zu der ihrigen gemacht hatten, mit Gründen unterstützen, die dem christlichen Glauben wie der christlichen Gesellschaft gemachten Vorwürfe zurückweisen, dagegen die Unhaltbarkeit und innere Verderbtheit der heidnischen Kulte und Institute aufdecken. Dies sind die Apologeten des zweiten und dritten Jahrhunderts.

Die Gegner, mit denen diese Apologeten der ersten Periode zu kämpfen hatten, waren größtentheils Heiden. Zwar war das Christenthum zuerst mit dem Judenthum in feindliche Berührung gekommen und von dem Synedrium zu Jerusalem waren die ersten Verfolgungen gegen Christen ausgegangen. Als jedoch im Jahre 70 die politische Existenz der Juden vernichtet war, und unter Hadrian (um 132) ihre Lage sich noch mehr verschlimmerte, konnten sie wenigstens öffentlich den Christen nicht mehr schaden. Indessen dauerte allerdings ihre feindselige Gesinnung gegen diese fort und äußerte sich vorzüglich durch Verleumdung und Verdächtigmachung der christlichen Lehre und Sitte bei dem heidnischen Pöbel und bei den römischen Machthabern; ja, an einigen Orten brach der Haß, wie namentlich in Syrien und Palästina zur Zeit des sogenannten Messias Barkochba in tumultuarische Verfolgungen gegen die Christen aus. Ganz schweigen konnten daher die Apologeten auch den Juden gegenüber nicht; sie suchen hier vornehmlich, gestützt auf die Vaticinien des alten Testaments, zu beweisen, daß Jesus der wahre Messias gewesen, und daß die Niedrigkeit seiner Erscheinung, ja selbst sein Tod am Kreuze mit den Verheißungen der Propheten nicht in Widerspruch stehe, wobei sie vorzüglich aus Jesaias den Beweis führen. Nach dieser Beweisführung war es leicht, alle Abweichungen, welche die Christen vom jüdischen Gesetz sich erlaubt hatten, zu rechtfertigen und den größten Theil der mosaischen Institutionen für aufgehoben zu erklären. Zugleich weisen die Apologeten die etwa gegen die Sittlichkeit der christlichen Zusammenkünfte rc. vorgebrachten Anklagen mit gerechter Indignation von sich. Allseitiger und empfindlicher war der Angriff, den die Christengemeinden von der heidnischen Welt zu erfahren hatten. Die Staatsgewalt, die griechische und römische Wissenschaft und der Volkshaß hatten sich zum Triumvirat vereinigt, um den jüngst erst aufgekommenen und noch schüchtern hervortretenden, aber doch schon furchtbaren Glauben an den Propheten von Nazareth im Keim zu erdrücken. Die erstere verweigerte nicht nur der neuen Religionsgesellschaft Anerkennung und Schutz, weil sie in ihr nur Verächter der Staatsreligion und Feinde der Nationalgottheiten erkannte, zu deren Aufrechthaltung sie sich berufen und verpflichtet fühlte; sondern sie erhob auch gegen sie ihr Schwert und ließ Hunderte unter der Hand des Henkers verbluten, Tausende in Ketten und Kerker schmachten. — Von den Männern der Wissenschaft sprachen vor allen die Anhänger der glaubenslosen Skepsis und des eudämonistischen Epikureismus das Verdammungsurtheil über christliche Anbetungsweise und Sitte, die ihnen bald als Ueberspanntheit, bald als Phantasterei erscheint. So im Zeitalter der Antonine Lucianus und Celsus, von denen jener im burlesken Tone die Christen geradezu als betrogene Fanatiker verspottet, der letztere mit mehr Ernst und Gründlichkeit vorzüglich die göttliche Autorität ihres Religionsstifters in Zweifel zieht und Widersprüche in ihrem Glauben nachzuweisen sucht. Auf solche noch vereinzelte Angriffe folgt seit dem Ende des zweiten Jahrhunderts die bis zum gänzlichen Untergange des Heidenthums ununterbrochen fortgesetzte fast methodische Bekämpfung des Christenthums durch den Neuplatonismus, welcher es sich zur eigenthümlichen praktischen Aufgabe gestellt hatte, mittelst philosophischer Begründung oder zeitgemäßer Reform der bestehenden Kulte und durch eine tiefere Deutung der Mythologie und Götterlehre den öffentlichen Glauben der alten Völker zu stützen und ihn von Neuem in seine volle Wirksamkeit zu setzen. Aus diesem Bestreben der Neuplatoniker ging die methodische Bestreitung des Christenthums hervor, wobei sie eben sowohl seine geschichtliche Basis zu erschüttern, wie seinen philosophisch-theologischen Inhalt zu zerstören suchen. Zwar anerkannten die Neuplatoniker, daß das Christenthum viel Gutes und Wahres von den göttlichen Dingen und menschlichen Pflichten enthalte, urtheilten auch besser über die Christen als Celsus; aber häufiger noch warfen sie der neuen Lehre Ungründlichkeit, Widerspruch in sich selbst und Uebertreibungen vor und behaupteten, daß, was Gutes und Wahres am Christenthume sey, viel vollkommener u. einfacher von den griechischen Weisen vorgetragen worden sey, woraus sie denn folgerten, daß es Thorheit sey, von dem Hellenismus oder dem alten Glauben abzufallen und zu einer neuen von Barbaren herstammenden Lehre sich zu wenden. So stellte Philostratus in seinem „Leben des Apollonius von Tyana“ ein heidnisches Ideal im Gegensatze gegen Christus auf; so griff Porphyrius besonders in seinen „Reden gegen die Christen“ die Eigenthümlichkeit der Lehre Christi an, die er von der Lehre der Christen unterschied, tadelte die jüdischen auch von Christen beobachteten Fasten und den Anschluß an die Rohheit des alten Testaments, dessen Weissagungen unerfüllt geblieben seyen od. doch nur als Oracula post eventum erschienen. Das heidnische Volk endlich, die dritte Macht der dem Christenthum feindlichen Koalition, griff größtentheils mit wüthendem Hasse und blinden Vorurtheilen an, indem es, zum Theil auf Grund der von den Juden ausgehenden Verleumdungen, bald den Christen eine Menge Schändlichkeiten: unzüchtige Geschlechtsvermischung bei ihren nächtlichen Versammlungen, Kindermord und Genuß von Blut bei ihrer Abendmahlsfeier u. dgl. andichtete, bald sie als Atheisten und Götterverächter verschrie.

Diesen Angriffen gegenüber machten fast alle bedeutenderen christlichen Lehrer jener Zeit, theils mündlich, theils schriftlich die Vertheidigung ihrer Gesellschaft und ihrer Religion zum Hauptgeschäft ihrer Wirksamkeit, indem sie den Vorwurf der Verbrechen mit Indignation abweisend, für erstere von den Machthabern statt Verachtung und Verfolgung Anerkennung und rechtlich gesicherte Existenz verlangen, letztere dagegen vor den Männern der Wissenschaft nicht bloß durch historische und philosophische Beweisführung zu begründen und zu rechtfertigen, sondern in ihrer unendlichen Ueberlegenheit über die heidnischen Religionen, deren Unhaltbarkeit sie schonungslos aufdecken, darzustellen suchen. Mag auch, was die philosophische und historische Beweisführung betrifft, die Vertheidigung der ersten Apologeten vom heutigen Standpunkte der Wissenschaft aus angesehen, manche Schwäche zeigen, mag es auch wahr seyn, daß jene Vertheidigungen theilweise von Principien und Voraussetzungen ausgingen, welche die Heiden ihnen nicht zugestanden, und daß die Art der Beweisführung nicht immer diejenige Evidenz hatte, welche dem Gegner das Zugeständniß abzwingt, so spricht doch aus eben jenen apologischen Schriften ein edles und tiefempfundenes Rechtsgefühl, dem selbst der Feind Anerkennung nicht verweigern kann, und es tritt in ihnen die christliche Wahrheit im Großen und Ganzen mit einer Klarheit und Bestimmtheit hervor, welche nicht bloß den Glauben der Christen selbst befestigen, sondern Viele, die dem Christenthume bereits näher standen, vollends herüberziehen, jedenfalls aber die Sache der neuen Glaubensgesellschaft in der öffentlichen Meinung heben und zur ruhigen Prüfung und ernstern Betrachtung derselben veranlassen mußte. Ihre größte Stärke aber besitzen die Apologien der ersten drei Jahrhunderte in praktischen Beweisen, die sie für den Werth des Christenthums aus der Erfahrung, aus dem Einflusse der neuen Religion aufs Leben führen. Weniger zwar konnten die Apologeten jener Zeit schon die hohe Bedeutung des Christenthums für Staat und bürgerliche Ordnung, für Wissenschaft und Kunst nachweisen (in diesen beiden Punkten war der Vortheil noch auf heidnischer Seite), desto entschiedener durften sie die segensvolle Wirkung ihres Glaubens auf sittlichen und tugendhaften Wandel hervorheben.

Die Reihe dieser Apologeten führen 2 Männer, welche in dem seit alter Zeit durch Redekunst und eine Menge geistreicher Schriftsteller berühmten Athen lebten, Quadratus und Aristides, der eine Bischof der athenischen Gemeinde, der andere Philosoph. Ihre dem Kaiser Hadrian während seines Besuchs in Athen (vor 130) übergebenen Schutzschriften sind leider für uns verloren gegangen. Erhalten dagegen sind die Schriften Justins des Märtyrers († 165 oder 166), der nach vergeblicher Durchwanderung der heidnischen Philosophenschulen in der christlichen Religion Befriedigung fand, die er nun als eine neue Philosophie vorträgt, für welche die Philosophie der Hellenen nur eine unzureichende Vorschule sey. In sinnvoller Einfachheit und Ueberzeugungskraft stellt er das Christenthum dar als Lehre und Anstalt, wie es ist, und läßt es für sich selbst sprechen. Er war das Muster der nachfolgenden Apologeten. Wir besitzen von Justin zwei Apologien, eine größere an Antoninus Pius (vom Jahr 138 oder 139) und eine zweite kleinere an den Senat zu Rom gerichtete. Sein Dialog an Tryphon beweist den Vorzug des Christenthums vor dem Judenthume aus dem alten Testamente. In derselben Zeit und in demselben Geiste ist der „Brief an Diognetus" geschrieben, eine paulinisch gefaßte Vergleichung der 3 Religionen nach ihrer Wirksamkeit und wissenschaftlichen Haltbarkeit. Athenagoras, wahrscheinlich Philosoph zu Athen, suchte in seiner gut geschriebenen Schutzschrift für die Christen diese vornehmlich gegen den Vorwurf der oben genannten Verbrechen zu vertheidigen. An ihn reiht sich Theophilus, Bischof zu Antiochia, mit der Schrift: „Gegen den Heiden Autolycus" und Hermias: „Verspottung der hellenischen Philosophen". Beide verfuhren mehr polemisch gegen das Heidenthum und die heidnischen Philosophen, denen sie, unterstützt von genauer Bekanntschaft mit griechischer Mythologie und Wissenschaft, eine große Anzahl Widersprüche nachweisen. Minucius Felix, in Rom gebildet, in der 2. Hälfte des 2. Jahrhunderts, liefert eine anziehende Darstellung der religiösen Streitfragen seiner Zeit im „Octavius," einem Religionsgespräche zwischen dem Heiden Cäcilius Natalis und dem Christen Octavius Januarius, in dem der Christ, gewaffnet mit den geistigsittlichen Vorzügen des Christenthums, den Sieg davon trägt. Als einer der bedeutendsten Apologeten aber trat Quintus Septim. Florens Tertullianus zu Karthago und zu Rom, † 220, auf in den Schriften „Apologeticus adversus gentes", „Ad nationes", Ad Scapulam", „De testimonio animae". Mit seinem Gedankenreichthume, mit tief religiösem Gemüthe, das nur durch eine zu üppige Phantasie bisweilen irre geführt wird, stellt er mit rhetorischer Gewandtheit, wenn auch weniger strenger Beweisführung, nach seinen praktischen Beziehungen Glauben und Leben der Christen gerechtfertigt und würdevoll unter den Verfolgungen dar, um den Christen dadurch bei den römischen Statthaltern gerechte Anerkennung u. Duldung zu verschaffen. Thascius Cäcilius Cyprianus, zu Karthago, † 258, trat zwar nicht mit der Kraft des Tertullian, aber mit größerer Faßlichkeit u. in dem gebildeten röm. Style als Apologet auf in den Schriften: „Ad Donatum de Dei gratia", „De idolorum vanitate", „Testimonia adversus Judaeos". Titus Flavius Clemens aus Alexandrien, † 220, durch Fülle ausgezeichnet, schildert in seiner „Exhortatio ad gentes" den religiösen u. sittlichen Vorzug des Christenthums vor dem Heidenthume mit Anerkennung der heidnischen Literatur als Vorbildungsmittel; sucht im „Paedagogus" Anfänger im Christenthume durch Läuterung des Verstandes und Gemüthes von heidnischer Sinnlichkeit und Erhebung von gemeiner zu höherer Sittlichkeit fort zu bilden und sie in den „Stromata" zum tieferen Verständnisse der Religion zu führen, indem er das Christenthum im Geiste der alexandrinischen Gnosis auffaßt u. damit eine strenge Kritik der heidnischen Philosophie verbindet.

Weit hervor ragt an Umfang der Gelehrsamkeit und Schärfe des Geistes Origenes, † 254, der umfassendste und tiefste unter den christlichen Lehrern des 3. Jahrhunderts und Vertheidiger des Christenthums in den 8 Büchern „gegen Celsus". Abgesehen von Schwächen, welche von seiner eigenthümlichen Richtung im Geiste der alexandrinischen Theologie, von seiner Kombination der neuplatonischen Philosophie und der christlichen Ueberlieferungen herrühren, führt er die Vertheidigung des Christenthums mit Würde und Kraft. Der Wandel der Christen ist nach ihm der wahre Beweis für die Trefflichkeit des Christenthums. Er beweist die Glaubwürdigkeit der Evangelisten aus ihrer moralischen Würde, macht die Göttlichkeit der Wunder Jesu den Dämonischen gegenüber durch Heiligkeit ihres Zweckes geltend, unterscheidet den vernünftigen Glauben des forschenden Christen von dem blinden des großen Haufens und nimmt überhaupt für das Christenthum nur relative Vollkommenheit, nämlich für die damalige Zeit, in Anspruch. Des Methodius, Bischofs zu Olympus in Lycien, Schrift wider den Porphyrius ist verloren. Arnobius, ein Rhetor aus Sicca in Numidien, schrieb seine „Disputationes adversus gentes" nicht ohne Geist, vom philosophischen Standpunkte aus, fast ohne alle Berufung auf das alte Testament, aber auch nicht ohne eigene abweichende Vorstellungen. Auch Luc. Cälius Lactantius, mit dem Beinamen Firmianus, † gegen 330, deducirte in ruhigem Lehrtone, mit Vollständigkeit in der Ausführung des Einzelnen, durch heidnische Angriffe veranlaßt, in den „Institutiones divinae" eine Art Apologie, führte aber besonders in der Schrift „De mortibus persecutorum" den historischen Beweis für das Christenthum aus dem unglücklichen Ende der verfolgenden Kaiser. Uebrigens zeigt er das Streben, das Christenthum mit den Forderungen der Vernunft in Einklang zu bringen.

2. Periode. Von Konstantin dem Großen bis zum gänzlichen Untergange des Heidenthums. Ganz anders, obschon im allmähligen Uebergange, gestaltet sich die Apologie des Christenthums vom 4. bis 6. Jahrhundert. Der Standpunkt des Christenthums selbst war zur Außenwelt ein ganz anderer geworden, als es unter Konstantin 313 von einer verfolgten zu einer öffentlich anerkannten Religion sich erhob, und, nach kurzer Zeit des wechselnden Geschicks, unter Theodosius I. (379) selbst als alleinige Staatsreligion zur Herrschaft gelangte. Nun kehrte sich die Rolle um; aus bisher Herrschenden wurden Gedrückte, der Polytheismus der römischen Welt kämpfte nur noch den Kampf des Ueberwundenen, des Schwächern; und wenn auch in der Berührung mit den Magiern, dem germanischen Heidenthume ꝛc. neue Gegner auf den Schauplatz traten, so wollten diese doch entweder nur das eindringende Christenthum abhalten, suchten nur Vertheidigung im Angriff, oder waren wissenschaftlich unbedeutend. Die heidnischen Gelehrten, meist neuplatonische Rhetoren und Philosophen, ließen selbst das gemeine Heidenthum fallen und konnten im gelehrten Hellenismus dem Volke keinen Ersatz bieten. Durch Wort und That bekämpfte Julianus das Christenthum als Truglehre der Galiläer, als eine Ausgeburt menschlicher Schlechtigkeit und Unvernunft, ohne allen göttlichen Bestandtheil, als bloßen Auswurf des Schlechten im Judenthume und Heidenthume, als einen Abfall vom Ethnicismus zum Judäismus und zugleich Abfall vom Judäismus, dessen Ungereimtheiten es theile, ohne dessen Spuren von Vernunft zu haben. Mit ihm erhoben sich andere heidnische Rhetoren und Philosophen. Doch ist die ganze Erscheinung Julians nur eine vorübergehende Unterbrechung der gesicherten Lage der Christen. Bald nachher wagte der berühmte Proclus nicht mehr mit seiner Verwerfung des Christenthums öffentlich hervorzutreten und nur Bitten, wenn auch dringende und beredte, waren es, mit denen Libanius und Symmachus die Erhaltung der alten Heiligthümer verlangten. Durch diese veränderte Stellung des Christenthums zu seinen Gegnern änderte sich auch die ganze Vertheidigung desselben. Ueberflüssig war sie allerdings noch nicht geworden; denn gerade die Bedrängniß der väterlichen Kulte vermehrte jetzt in edlern patriotischen Gemüthern den Haß gegen das durch ungerechte Mittel parteiisch begünstigte Christenthum. Noch hielt bis ins 6. Jahrhundert der Neuplatonismus an seiner Behauptung fest, daß, was im Christenthum Wahres enthalten sey, viel besser in den Schriften der alten hellenischen Weisen gefunden werde; vornehmlich aber waren die kirchlich theologischen Streitigkeiten und Befehdungen und die Abnahme der Tugend und Liebe unter den Christen geeignet, auch die zum Glauben geneigten Gemüther schwankend zu machen und mit Verdacht gegen den neuen Glauben selbst zu erfüllen. Gegen solche im Stillen immer noch mächtigen Vorwürfe hatten jetzt die Apologeten ihre Waffen zu richten. Sie haben es mit größerer Gründlichkeit und einem größeren Aufwande von Gelehrsamkeit, wenn auch nicht mit mehr Frische und Begeisterung als die Apologeten des 2. und 3. Jahrhunderts gethan. Die theoretische Beweisführung für den göttlichen Ursprung des Christenthums konnte in der Zeit, wo die altchristliche Literatur ihre höchste Stufe der Vervollkommnung an Gehalt und Umfang erreicht hatte (besonders im 4. und 5. Jahrh.), viel tiefer aufgefaßt und weiter ausgebildet werden, und gewann an überzeugender Kraft durch die ruhigere Haltung des Tones. In der praktischen Beweisführung hatte sich der Gesichtspunkt nach der Einwirkung der Religionen auf Staat und bürgerliche Stellung der Einzelnen ganz geändert. Die Geschichte selbst sprach für die christlichen Apologeten. Gerade darin, daß das Christenthum die herrschende Religion geworden, fanden sie den gewichtvollsten Beweis für die Nichtigkeit der heidnischen Götter und ihrer Kulte, und während es früher für bürgerliche Sicherheit und Genuß bürgerlicher Rechte gefährlich war, ein Christ zu seyn, so wurde es nun gefährlich, ein Heide zu seyn. Ebenso sprach jetzt der Beweis aus der Einwirkung der Religion auf Wissenschaft nicht mehr überwiegend für die Heiden, denn auch die Christen hatten nun ihre tüchtigen Rhetoren und Philosophen. Der Beweis für die christliche Religion aus der Einwirkung auf religiös-sittliches Leben war zwar bei der auch unter den Christen jetzt überhandnehmen-

den Sittenverderbniß weniger schlagend, als früher; allein er schwächte sich doch vornehmlich erst dann, als er weniger dringend nöthig war.

Es beginnt diese Periode der A. mit Eusebius Cäsareensis (Bischof zu Cäsarea in Palästina 310—340). Eusebius ist anerkannt nicht nur der größte Apologet seiner Zeit, sondern überhaupt im Alterthume. Einige apologetische Hauptabschnitte seiner 25 Bücher gegen den Porphyrius sind verloren gegangen. Aber wir erkennen seine Kraft vollkommen in den zwei nachfolgenden Schriften: „Evangelische Vorbereitung" (Praeparatio evangelica) und „Evangelische Beweisführung" (Demonstratio evangelica). In der ersten bahnt er sich den Weg zur Apologie des Christenthums, indem er theils das Heidenthum aus ihm selbst heraus durch Aufdeckung seiner inneren Widersprüche bekämpft, theils die Wahrheit und Göttlichkeit des alten Testaments beweist aus den Vorzügen desselben vor der heidnischen Philosophie, die ihr Bestes dem alten Testamente selbst verdanke. Im zweiten Buche entwickelt er erst den harmonischen Zusammenhang des alten und neuen Testamentes, und kommt dann auf die Hauptgründe für das Christenthum zu sprechen. Hier zeichnet sich die Schilderung des moralischen Charakters Jesu, seines erhabenen Planes, der unverkennbaren Rechtschaffenheit der Jünger vorzüglich aus. Die Gegner, welche die Letzteren des Betruges beschuldigen, führt er ad absurdum, indem er die widersinnigen Plane entwickelt, die eine solche Beschuldigung voraussetzt. In der kleinen Schrift „gegen den Hierocles" deckt er klar die einzelnen Prahlereien und Widersprüche in des Philostratus Biographie des Apollonius von Tyana auf. Des Eusebius, Bischofs zu Emesa in Phönicien, † 360, apologetische Schriften wider Heiden u. Juden haben sich nicht erhalten. Athanasius aus Alexandria, † 373, bekannt als „Vater der Orthodoxie", zeigt den in seinen Werken herrschenden Scharfsinn mit besonderer Stärke auch in dem Buche gegen die Hellenen. Die Werke Apollinaris des Jüngern, zu Laodicea um 390, der sich durch hellenische Bildung und hebräische Sprachkenntnisse auszeichnete, 30 Bücher gegen den Porphyrius, gegen Julian und Philosophen sind nicht erhalten. Johannes Chrysostomus, zu Antiochia und Konstantinopel, † 407, ein großer Charakter, durch seine Beredsamkeit noch heute strahlend, hat zwar keine besonderen apologetischen Werke geschrieben, aber treffliche dahin einschlagende Ideen in seinen Schriften niedergelegt. Cyrillus, Bischof von Alexandria 412—444, schrieb eine der letzten Schriften gegen den gelehrten Ethnicismus unter dem Titel „Gegen den Julian", ein gelehrtes Werk mit feinen und treffenden Urtheilen; jedoch hätte es seiner Heftigkeit gegen die frivolen und darum unhaltbaren Angriffe Julians nicht bedurft. Theodoret, Bischof zu Cyrus 423—437, spricht in seiner „Graecarum affectionum curatio" mit Ruhe und Mäßigung, sucht in der heidnischen Lehre selbst Gründe auf, die zum Christenthum überführen könnten, und stellt so eine interessante Vergleichung verschiedener Weisen, Gesetzgeber u. Religionsstifter auf, wobei er besonders die moralische Würde der Christen hervorhebt. Eusebius Sophronius Hieronymus, aus Stridon († 420), einer der größten Gelehrten des Abendlandes, stellte in seinem „Catalogus virorum illustrium" eine fast vollständige Gallerie der christlichen Kirchenlehrer auf, um so den Vorwurf zurückzuweisen, es habe dem Christenthum an ausgezeichneten Köpfen gefehlt. Aurelius Augustinus, seit 395 Bischof zu Hipporegius, der alles Christliche auf die Grundbegriffe Erlösung und Gnade bezieht, liefert eine Apologie des Christenthums in seinem berühmten Werke „De Civitate Dei". Im ersten Theil gibt er den historischen und moralischen Beweis für das Christenthum aus dem äußeren und sittlichen Zustande der Menschheit vor und seit dem Christenthume. Insbesondere weist er den Vorwurf der Heiden zurück, daß der Verfall des Römerreiches Strafe für die Annahme des Christenthums sey. Im zweiten Theile stellt er die philosophisch-biblische Demonstration der christlichen Lehre, als der Civitas Dei, der heidnischen Weltweisheit, als der Civitas mundi, gegenüber und zeigt, daß der Zustand in jener der bessere und der der Menschheit würdigere sey. Paulus Orosius, Presbyter zu Tarraco um 417, schrieb „Historiae adversus paganos", 7 Bücher, eine Weltgeschichte bis 416, in der alle Schreckensscenen gesammelt sind, um das Argument der Heiden gegen das Christenthum, daß erst mit dem Christenthum Unglück über die Welt gekommen sey, zu widerlegen.

3. Periode. Die Zeit des Mittelalters. Eine für die Geschichte der Apologie sehr leere Zeit beginnt mit dem 7. Jahrhunderte und zieht sich fort bis Mitte des 15. Alle Verhältnisse nach innen und außen sind der Weiterbildung der Apologie ungünstig. Zwar fehlte es auch in dieser Periode nicht an antichristlichen Oppositionen, theils von außen her durch das Judenthum und den Mohammedanismus, theils aber auch inmitten der Christenheit selbst. Die Protestation der Ghibellinen (Friedrich II. selbst stand im Verruf des Atheismus), der Katharer, der Brüder des heiligen Geistes und ähnlicher Parteien gegen das Papstthum schlug oft in volle Negation des historischen Christenthums um, und selbst die Scholastik trat, besonders gegen Ende der Periode, mehr als einmal in Widerspruch nicht bloß zu einzelnen Dogmen der Kirche, sondern zur Dogmatik überhaupt, inwiefern sich diese auf göttliche Offenbarung stützte. Der pariser Scholastiker Simon de Tournay soll zuerst das frivole Wort „De tribus impostoribus" (Moses, Christus, Mohammed), welche die Welt betrogen hätten, ausgesprochen haben, das zwar von der Gesammtheit der Christen mit Schauder zurückgewiesen, aber doch von einzelnen Spötterzungen fortgetragen wurde, bis in's 16. Jahrhundert, wo es in der Schrift: „De impostura" niedergelegt wurde. Indeß war es leichter und bequemer, solche Gegner der Grundthatsachen und Grundwahrheiten des Christenthums mit kirchlicher Gewalt, als mit den Waffen der Wissenschaft zu widerlegen, und sie nicht bloß zur Anerkennung der biblischen Lehre des Christenthums, sondern des orthodoxen Glaubens und der Hierarchie zu zwingen. Wissenschaftliche Angriffe von heidnischer Seite schweigen fast ganz. Gegen die Juden,

einen Aben Esra, Sal. Jarchi, Joseph und David Kimchi, Moses Maimonides, suchte man besonders die Beweise aus den alttestamentlichen Weissagungen geltend zu machen. Jedoch fehlte es dazu so sehr an der durch philosophische Bildung erworbenen Gewandtheit, sowie an den nöthigen Sprachkenntnissen, daß durch eine Wiederholung der früheren Argumente nur eine antimessianische Deutung des alten Testamentes hervorgerufen u. verbreitet wurde. Ein neuer gefährlicher Feind trat aber im Mohammedanismus auf. Der Islam machte sich vorzüglich durch Einfachheit und theilweise Vernunftgemäßheit, sowie durch reinen Monotheismus dem damaligen Kirchensysteme gegenüber geltend, empfahl sich durch eine gegen die Sinnlichkeit nachgiebige Moral, z. B. durch Polygamie („eine bequeme Religion") und zog selbst durch die Kraftäußerung in seinem Auftreten an, eine Rohheit, welche die späteren arab. Gelehrten, Alfarabi, † 954, Avicenna, † 1036, Algazel, † 1127, Averroës, zu Anfang des 13. Jahrhunderts, u. A. rühmlichst abstreiften. Diesen Islam bestritt man nun zum Theil nach unrichtigen Darstellungen mehr durch leidenschaftliche Invektiven, als durch philosophisch-historische Beweisführung und Darlegung des reingeistigen evangelischen Christenthums. — Finden wir von außen her weniger Aufforderung zu wissenschaftlichen Apologien, als früher, so zeigt auch der ganze Zustand der Kirche die geringere Befähigung seiner Stimmführer dazu. Es war die Zeit des begründeten, stehenden, wir möchten sagen, des stagnirenden Christenthums. In den vollen Besitz der Freiheit und der Herrschaft getreten, fanden sich bei dem nun verjährten Ansehen des Glaubens, bei der nun eintretenden Lethargie des wissenschaftlichen Lebens die Theologen kaum angeregt, das Christenthum zu vertheidigen. Und wo dieses Statt fand, konnte eine gewisse „speculative Lebendigkeit" den Mangel historisch-philologischer Bildung nicht ersetzen. Johannes Damascenus († Mitte des 8. Jahrhunderts), der Dogmatiker des Morgenlandes im Mittelalter, gehört mit seiner zusammenstellenden Ausgleichung der Synodalbeschlüsse und der angesehensten Theologen als begründender Apologet, besonders in der „Genauen Ausgabe des orthodoxen Glaubens" fast mehr der Vorzeit an. Bartholomäus Edessenus in seinem „Elenchus" oder „Confutatio Hagenai" deckt zwar die moral. Flecken Mohammeds und den gänzlichen Mangel an Beweisen für seine göttliche Sendung, sowie das geistlose Formenwesen des Islam auf, aber in einem zu parteiischen, schmähenden Tone. Thomas Aquinas († 1274), seiner Zeit groß durch Vereinigung der Philosophie und Kirchenlehre, der neuplatonischen Mystik und aristotelischen Dialektik, des theoretischen und praktischen Interesses, nimmt auch als Apologet unter den Scholastikern einen bedeutenden Platz ein. In seiner Summa theologiae geht er von dem Unterschiede zwischen der Vernunft und der positiven Religion aus, zeigt, wie auch die Offenbarung jener dem Bedürfnisse der Menschen zuträglich sey, die Offenbarung dieser aber die Erwartung künftiger höherer Kenntnisse anrege und die Verstandeseinbildung schwäche, wie, wenn die christliche Religion sich ohne Wunder ausgebreitet hätte, gerade dies das größte Wunder gewesen wäre, wie jetzt aber der Glaube an Wunder unentbehrlich sey, da die Kirche als Wirkung früherer Wunder ein stetes Denkmal Gottes sey. Raymund Martini, ein Dominikaner († gegen 1286), durch Sprachkenntnisse hervorragend, wollte in seinem „Pugio fidei adversus Mauros et Judaeos" den christlichen Lehrern „einen fertigen Dolch liefern, in Unterredungen mit Gegnern des Glaubens bald das Brod des göttlichen Wortes zu zerschneiden, bald ihre Gottlosigkeit und Treulosigkeit zu durchstechen." Gegen die Mohammedaner zeigt er Schwäche. Umständlicher sucht er die Juden aus dem alten Testamente und ihren späteren Schriften mit großer Kenntniß derselben, aber wenig Kritik, von der Wahrheit des Christenthums zu überzeugen.

4. Periode. Von der Wiederherstellung der Wissenschaften bis zum Aufkommen des pantheistischen Princips in der neuesten Zeit. Eine reichere Epoche für die Geschichte der Apologie beginnt mit dem neuen Aufschwunge der Wissenschaft und den reformatorischen Bestrebungen. Einmal wurden durch die Rückkehr zu den Denkmälern des klassischen Alterthums freiere Forschungen angeregt u. manche treffliche Köpfe zu Ueberschätzung der alten Klassiker, aristotelischer, mehr noch platonischer Philosophie, und zu Geringschätzung des Christenthums hingeführt, dann aber konnten auch, seitdem die Kircheneinheit aufgelöst war, unter dem Banner der Glaubensfreiheit unchristliche oder gegenchristliche Richtungen in vielen Ländern offener hervortreten, ohne durch die Flammen des Scheiterhaufens den Gegenbeweis geführt zu sehen. So wurde die Möglichkeit vorbereitet, daß aus der Mitte der christlichen Gesellschaft selbst Gegner des Christenthums hervortreten konnten. Die Periode zerfällt in zwei Abschnitte. Im ersten ist Italien das Mutterland der antichristlichen Richtungen, die ihren nächsten Ausgang aus der Opposition gegen das System der römischen Hierarchie nehmen. Der alte ghibellinische Kirchenhaß vermählte sich mit der jüngst erst geborenen Liebe zum heidnischen Alterthum, um eine Reihe von Kindern zu gebären, die sich von dem alten christlichen Pädagogen, welcher auf ihre phantastischen Ideen nicht einging, zu emancipiren suchten, und eben deshalb die meisten seiner Lehren als veraltet verschrien. Die neue Schule der Peripatetiker warf sich mit jugendlichem Enthusiasmus ganz der altgriechischen Weltansicht in die Arme; im Kampf mit ihr vertheidigte die platonische Akademie, welche sich in den Gärten der Medici versammelte, doch nur einige religiöse Ideen des Christenthums. Vergötterung des Heidenthums sprach sich in den zierlichsten Formen einer klassischen Latinität aus; der Kirche ließ man ihr Dogma bloß als theologische Wahrheit, während man sich selbst im Besitz der reinen zu seyn rühmte. Pomponazzo († 1526) bestreitet die Unsterblichkeit und nimmt dadurch der christlichen Glaubens- und Sittenlehre ihre höchste Beziehung, ihren letzten Zweck und alle wahre Bedeutung; Machiavelli († 1530) lehrt im Sinne der Alten die Zwecke der selbstsüchtigen

Politik erreichen ohne die Kirche und ohne das Christenthum. Die Ausgeburt der entartetsten Frivolität ist das oben bereits erwähnte Buch „De impostura", welches ins 16. Jahrhundert gehört. Vergl. Rosenkranz, Der Zweifel am Glauben. Kritik der Schrift: De tribus impostoribus (Halle und Leipzig 1830). Unter solchen Verhältnissen wurde nun die A. dringendes Bedürfniß und durch Ausscheidung des reinchristlichen Gehaltes aus dem traditionellen Kirchenthum, durch Beweis der Harmonie des Christenthums mit wahrer Philosophie, durch Aneignung aller Hülfsmittel, welche der Fortschritt der Wissenschaft überhaupt darbot, die Befriedigung dieses Bedürfnisses ermöglicht. Die ersten Apologeten gehören dem Süden Europa's an, von woher auch der Angriff ausging. In Deutschland war man während der Reformationszeit zu sehr beschäftigt mit der Bildung eines neuen kirchlichen Lebens und verbrauchte zu viel Kraft in den schweren Kämpfen der Parteien, als daß hier ruhige Ausbildung apologetischer Studien zu suchen wäre, wenn schon die Schriften der Reformatoren einige Ausbeute an apologetischen Ideen liefern. Marsilius Ficinus († 1499) gehört mit seiner Schrift „De religione christiana et fidei pietate" unter die geistreichsten Apologeten seiner Zeit. Während er im Humanismus einen philologischen und philosophischen Gegensatz gegen Scholasticismus und Kirchenthum findet, empfiehlt er mit religiösem Ernste den christlichen Glauben, besonders der absprechenden Jugend, und weiß ihn durch historische und rationale Gründe gut zu vertheidigen. Er bleibt jedoch meist bei dem Allgemeinen stehen. Eugabinus Steuchus in der Schrift „De perenni philosophia" ist ein Beispiel, wie man mit unkritischem Gebrauche unächter Quellen das Christenthum als uralte Weisheit der Orientalen u. Griechen darstellen konnte. Hieronymus Savonarola aus Ferrara, ein Dominikaner († 1498), faßte mit Tiefe und Ernst und fast evangelischer Freimüthigkeit die praktischen Beziehungen der christlichen Religion ins Auge in der Schrift „Triumphus crucis, seu de veritate fidei." Joh. Ludw. Vives, ein Spanier, führte in seiner Schrift, „De veritate religionis christianae" (1543) die wahren Gründe für den christlichen Glauben, besonders die historischen mit nicht genug geschätzter spekulativer Klarheit aus. Im Werke Mornay's, des edeln Anwalts der französischen Protestanten, „De veritate religionis christianae" (1579), bewährt die Apologie den Ernst der Reformation und die Gründlichkeit protestantischer Richtungen, in denen sich historische Studien mit gesunder Philosophie verbinden, freilich ohne sich in ächter Wissenschaftlichkeit ganz zu durchdringen. Hugo Grotius zeichnet sich in der Schrift „De veritate religionis christianae" (1627) aus durch richtige Fassung des Begriffs der A. als Vertheidigung des Christenthums im Allgemeinen, nicht der Dogmatik einer christlichen Konfession. Er zeigt besonders Klarheit und Bestimmtheit der Form und praktisch angewandte Gelehrsamkeit, ohne ausgezeichnete Tiefe des Inhalts. Seine Schrift, ursprünglich für holländische Matrosen bestimmt, als Handbuch zur Vertheidigung ihres Glaubens gegen Nichtchristen, fand allgemeine Verbreitung. Huet lieferte in der „Demonstratio evangelica" (1679) eine sehr umfassende gelehrte, aber unphilosophische Zusammenstellung historischer Zeugnisse. Jac. Abbadie (Sur la vérité de la religion chretienne, (1684) schrieb im Geiste des Grotius, jedoch die Vertheidigung einzelner Dogmen wiederaufnehmend, eine von Durchbildung zeugende ausführliche beredte apologetische Abhandlung.

Der zweite Abschnitt dieser Periode wird durch das Aufkommen des englischen Deismus bezeichnet. Durch die schon angedeuteten Freiheitsmomente begünstigt, traten seit der Mitte des 17. und dem Anfange des 18. Jahrhunderts häufiger als vorher aus der christlichen Gesellschaft, theils als Auswüchse der Philosophie, theils als Erzeugnisse der Frivolität, theils als Reaktion gegen kirchlichen Stabilismus eine große Zahl zum Theil wilder und rücksichtsloser Angriffe des Christenthums hervor, deren Urheber als Freidenker, Deisten, Encyklopädisten, philosophische und moralische Skeptiker und Naturalisten bezeichnet werden. Auch der vielköpfige Rationalismus, der mit seinem formalen Principe meist Eklektiker bildete und materiell eben so gut engeres Anschließen an das Positive als Entfernen bis zum Gegensatze gestattet, stellte sich mehr als einmal nicht bloß der sogenannten kirchlichen Orthodoxie, sondern dem Christenthum selbst feindlich entgegen, indem er die absolute Vollkommenheit der christlichen Religion, wie sie der Stifter selbst gehabt und gelehrt hat, direkt oder indirekt in Abrede stellte und ihre Perfektibilität in diesem Sinne behauptete.

Der erste offene Ausbruch dieser antichristlichen Richtung erfolgte in England. Als hier unter den blutigen Kämpfen der katholischen und protestantischen Kirche die wahre Natur des Christenthums bis zur Unkenntlichkeit verkehrt worden war, und die Wissenschaft sich bereits von der Kirche losgesprochen hatte, bildete sich in vielen kraftvollen Naturen ein Gegensatz wider alle positive Religion, und die bürgerliche Freiheit erlaubte ihnen, was sie dachten, freier als irgendwo auszusprechen. Lord Herbert v. Cherbury († 1648), ein ernster, schwärmerisch-frommer Staatsmann, entwickelte zuerst jene deistische Ansicht, nach welcher das dem Menschen eingeborene Gottesbewußtseyn und Gewissen eine hinreichende und vollkommene Religion ist, die eben so gut auf heidnischem, als auf christlichem Standpunkte erlangt werden kann. Hobbes, ein despotischer Charakter († 1679), wollte das Christenthum, in welchem er ein morgenländisches, von griechischen Philosophen groß gezogenes Phantom erblickte, nur als Werkzeug des absoluten Königthums gelten lassen; ihm schloß Tindal († 1733) mit ähnlicher Ansicht sich an. Shaftesbury († 1713) zog den Begriff jeder Offenbarung ins Lächerliche, während Toland († 1722), Collins († 1729), Woolston († 1733) wenigstens den göttlichen Ursprung und die Urgeschichte des Christenthums verwarfen; Morgan († 1743) endlich, nachdem er die verschiedenartigsten kirchlichen Parteien durchwandert hatte, geradezu alles Geschichtliche im Christenthum für Priestertrug ausgab. Lord Bolingbroke († 1751) ließ gegen das Chri-

stenthum und alle Religion den Aerger eines gestürzten und vertriebenen Staatsmannes aus. Was von England in die Welt hinein geschrien wurde, das hallte bald in Frankreich und Deutschland wieder. Der Franzose Vairasse richtete noch seine Angriffe nicht gegen das Christenthum, sondern gegen die Hierarchie, aber Voltaire († 1778) warf beide zusammen, und gab in einer Reihe geistreicher Schriften alle geschichtlichen Verhältnisse des Christenthums und die religiöse Begeisterung selbst einem alles zersetzenden Spotte preis. Durch ihn und durch Raynal verlor die Geschichte ihre Glorie als ein Haushalt Gottes und wurde das Supremat der Materie anerkannt. Am grassesten predigte diesen Materialismus Jul. Offroy de la Mettrie in den Schriften: „Histoire naturelle de l'ame" (1745) u. „L'homme machine" (1748). Er fand, wie Joh. Mart. de Prades, welcher in einem „Abrégé de l'histoire ecclesiastique" auf das Christenthum selbst alle Thorheiten u. Greuel wälzte, die höchstens der Hierarchie zur Last gelegt werden konnten, Aufnahme am Hofe Friedrichs II., an welchem sich auch andere Freidenker versammelten. Aber selbst Büffons erhabene Forschungen stellen den Schöpfer tief zurück hinter eine sich selbst gebärende Natur, und Lalande verkündigte die Gesetze eines Himmels ohne Gott. Die Philosophie zog sich seit der Mitte des Jahrhunderts in das Reich der fünf Sinne zurück; der Geist galt nur als ein Traum des Fleisches und die Liebe als Heuchelei der Selbstsucht. Durch Condillac († 1780) ist diese Philosophie des Weltgeistes zum klaren Bewußtseyn, durch Helvetius († 1771) zur glänzenden Anwendung gelangt. In diesem Sinne ist die Encyklopädie (seit 1751 redigirt), als Uebersicht alles menschlichen Wissens ein großartiges Werk, aber jedem überirdischen Streben feind. Scharfsinnige und geschmackvolle Männer, die Lieblinge der Nation, standen diesem Unternehmen vor, unter ihnen Diderot, dessen Religion war, alle Religion zu vernichten. Eine Unzahl unbedeutender, aber desto keckerer Schreier schloß sich ihnen an. Selbstständig und isolirt stand Rousseau († 1778), selbst ein begeisterter, gleichsam sein eigener Prophet, welcher an sich nur glaubte, und darthat, wie man gefühlvoll und hinreißend von göttlichen Dingen sprechen könnte, ohne ein Christ zu seyn.

In Deutschland richtete bereits Dippel († 1734) seinen bittern Spott nicht bloß gegen den Pietismus, sondern auch gegen die ganze geschichtliche Grundlage des Christenthums. Um die Mitte des vorigen Jahrhunderts aber trat Edelmann († 1767) als antichristischer Prophet auf, indem er, wie fast 100 Jahre früher Matthias Knutzen gethan, die Aufhebung des christlichen „Korans" und die Gründung einer Gemeinde verkündigte, die sich bloß an die Vernunft und das Gewissen halten sollte (Conscientiarii). Seine Bestreitung des Christenthums war mehr keck und handgreiflich als scharfsinnig, ohne philosophische Begründung. Viel mehr Aufsehn machten die von H. S. Reimarus († 1768) verfaßten, von Lessing herausgegebenen wolfenbüttelschen Fragmente, in welchen die Möglichkeit einer allgemeinen glaubwürdigen Offenbarung geleugnet und das Unternehmen Jesu als ein verunglückter Empörungsversuch, der nur durch eine vorgebliche Auferstehung zu Ehren kam, dargestellt wird. Mit Ausnahme Mauvillons, welcher nicht bloß den göttlichen Ursprung, sondern besonders die Sittlichkeit des Christenthums anfocht, ist bis auf die letzten Jahrzehnte kein Angriff gegen das Christenthum mit anderen Waffen geführt worden, als solchen, die schon Reimarus anwendete. Bis auf Strauß herab sind alle theoretischen Gegner der neutestamentlichen Religion, Wünsch, Venturini, Bahrdt &c., entweder Nachbeter oder Vervollständiger und Lückenfüller des wolfenbüttler Fragmentisten. — Eine solche Reihe von Feinden, so vollständig gerüstet, mit den schärfsten Waffen, welche die Philosophie und Geschichte, der Witz und die Frivolität aus ihren Rüstkammern nur darbieten konnten, hatte die Apologie noch nie vor sich gesehen; selbst in den ersten Jahrhunderten ihrer Geschichte waren, was den geistigen Widerstand anbetrifft, fast stets weniger gerüstete und gewandte Kämpfer ihr entgegengetreten. Allerdings war auch sie im Laufe der Jahrhunderte mehr und mehr erstarkt, und ihre jetzige Stellung hinter den Mauern einer von allen Staatsgewalten anerkannten Kirche, erschien viel weniger gefährlich, als in jener Zeit, wo sie sich erst jeden Fuß breit Boden erkämpfen mußte. Die Unbedeutsamkeit oder Erfolglosigkeit der vereinzelten seitherigen Angriffe hatten aber die neuere A. sicher und nachlässig gemacht. Sie hatte es in stolzer Verachtung der Feinde unterlassen, ihre Waffenhäuser im guten Stande zu erhalten und ihre Streitkräfte nach den neuesten Regeln der Kriegsführung gehörig zu üben. Als daher jetzt das Angstgeschrei erscholl: Hannibal vor den Thoren! da gab es allenthalben Bestürzung und ein planloses Hin- und Herrennen. Man griff zu den Waffen; aber sie waren alt und verrostet und taugten nichts in einem Kriege, wo der Feind nicht mehr, wie ehedem, mit Armbrüsten und schwerfälligen Wurfmaschinen, sondern mit scharfen Feuergewehren anrückte. Daher ging ein Bollwerk nach dem anderen verloren, und hätte das Volk nicht in Masse den Zerstörern sich entgegengestellt, und hätte die kirchliche Polizei sich nicht ins Mittel geschlagen, der Schaden wäre noch größer gewesen. Nach und nach erst brachte der zum Schutz der Religion berufene Macht neue Waffen und Streitkräfte zum Vorschein, mit denen es ihr nun zwar gelang, den Feind zurückzudrängen, aber bis jetzt nicht ihn völlig zu besiegen. Die meisten Apologeten in England, Frankreich und Deutschland gingen von beschränkten Voraussetzungen aus und konnten, indem sie immer auf kirchlichen Boden fußten, dem Feinde, der außer der Kirche stand, wenig anhaben. Statt hinüber zu stürzen in das Reich des Materialismus und Naturalismus und beide in ihrer Blöße zu fassen, zu Boden zu werfen, zu vernichten, suchten sie nur die wankend gemachten Stellen des christlichen Dogma möglichst zu befestigen und die dem Glauben geschlagenen Wunden zu verbinden. Auf diesen Zweck haben die meisten Apologeten viel Fleiß und Gelehrsamkeit verwendet, und nicht ohne allen Erfolg. Der Feind selbst jedoch lebte fort, und hörte nicht auf, immer vom Neuen seine offe-

nen Einfälle zu wiederholen, oder was noch gefährlicher wurde, sich insgeheim einzuschleichen und unvermerkt die Gemüther zum Abfall zu verführen.

Unter den Apologeten der franz.-katholischen Kirche ist einer der bedeutendsten Pascal in seinen „Pensées sur la religion“ (1669). Mit seltenem Ideenreichthume und feiner Gewandtheit stellt er die Würde und hohe Bestimmung des Menschen dar und dagegen den tiefen Fall desselben und folgert daraus das Bedürfniß einer besondern göttlichen Heilsanstalt, die den Menschen zur Erreichung seiner Bestimmung erheben könne. Guenée in seiner Schrift „Lettres de quelques Juifs à Mr. Voltaire“ (5. Aufl. 1787) deckt mit überlegener Dialektik und Gelehrsamkeit die leeren Sophismen und groben Verstöße Voltaire's auf. Der Abt Nic. Sylv. Bergier in seiner Schrift: „Traité historique et dogmatique de la vraie religion“ (2. Aufl. 1780) lieferte ein umfassendes Werk, das sich durch Plan, reichhaltige Materialien und durchgängige Rücksicht auf die Gegner auszeichnet. Das beste apologetische Werk der katholischen Kirche aber schrieb Beda Mayr: „Vertheidigung der natürlich christlichen und katholischen Religion nach den Bedürfnissen unserer Zeiten“ (1787). Obwohl nicht originell, zeichnet er sich doch vor den übrigen Apologeten der katholischen Kirche durch reiche Sachkenntniß, weise Mäßigung und Ehrlichkeit aus. Die protestantischen Bestreiter der genannten unchristlichen oder gegenchristlichen Richtungen gehen großentheils von einer Parteiansicht aus. Es ist darum die Grenzlinie schwer zu ziehen, welche den Polemiker von dem Apologeten scheidet. Manche haben auch unter dem Vorgeben, das reine Christenthum zu vertheidigen, nichts anders als eine Privatansicht über christliche Dinge aufgestellt. Am fruchtbarsten war die englische Apologie. Versuche der verschiedensten Art kommen zum Vorschein. Johann Locke suchte in seinem „Reasonableness of Christianity“ (1695) das Christenthum durch Einfachheit zu empfehlen und setzte sich dadurch dem Verdacht des Naturalismus aus. Joseph Butlers, Bischofs von Durham (✝ 1751), „Bestätigung der natürlichen und geoffenbarten Religion aus ihrer Gleichförmigkeit mit der Einrichtung der Natur“ hat zum Zweck, die Möglichkeit der religiösen Offenbarung nachzuweisen. Nath. Lardners (✝1768) „Ausführliche Sammlung der alten jüdischen und heidnischen Zeugnisse für die Gültigkeit der christlichen Offenbarung“ vertheidigt die Aechtheit und Glaubwürdigkeit historischer Quellen des Christenthums. John Leland, Prediger in Dublin (✝ 1766), lieferte eine Kritik der Einwürfe der Deisten u. suchte die Nothwendigkeit einer Offenbarung aus dem sittlich-religiösen Zustande der vorchristlichen Zeit zu erweisen. Gegen dieselben Feinde stritt Phil. Skelton in der Schrift „Die offenbarte Deisterei.“ Wilh. Paley entwickelte mit großer Präcision die innern Gründe für die Glaubwürdigkeit der Evangelisten. George Campbell vertheidigte mit Scharfsinn die Wahrheit der Wunder. Ditton, West, Sherlock erwiesen die Wahrheit der Auferstehung Jesu Christi mit allgemeiner Beziehung auf die göttliche Autorität der christlichen Lehre. Newton und Hurd vertheidigten die Weissagungen. Noch sind aus dieser Zeit und Richtung zu nennen: Eduard Hyde, Graf von Clarendon, Jos. Addison, Seth Word, Rich. Kumberland, Sam. Parker, Ralph Cudworth, Bogue, Porteus, Everett. Unter den schweizerischen Reformirten leuchtet Turretin in Genf (✝ 1737) in seiner Apologie als Muster von Klarheit, Ordnung, Mäßigung und Gründlichkeit hervor. Jac. Vernet (Traité de la Verité de la Religion Chrétienne, Genf 1748—88) hat Turretin benutzt. Jac. Zimmermann lieferte „Untersuchungen über den Offenbarungsglauben“ u. vertheidigte die Göttlichkeit des Christenthums durch Vergleichung der Lehre Jesu mit der des Sokrates. Karl Bonnet (Recherches philosophiques sur les preuves du Christianisme, 1771) suchte den Wunderglauben mit den Grundsätzen der Physik zu vereinigen. Lavater (✝ 1801) drang in seinem „Nathanael“ besonders darauf, den Glauben mehr auf das innere Gefühl der Kraft des Evangeliums, als auf gelehrte Demonstration zu bauen. Joh. Jac. Heß legte vorzugsweise Werth auf den göttlichen Plan der Offenbarung, wie er sich in einem reellen Zusammenhange zwischen dem alten Bunde und dessen Vollendung im neuen Bunde an den Tag lege.

Die Reihe der luther. Apologeten eröffnen Pfaff und Mosheim mit unbedeutenden Arbeiten. Besser gerüstet tritt Lilienthal (✝ 1782) in der Schrift „Die gute Sache der göttlichen Offenbarung“ den Naturalisten entgegen. Jerusalem (✝ 1789) ging in der Schrift „Betrachtungen über die vornehmsten Wahrheiten der Religion“ mit philosophischem Geiste auf das Wesentliche der Offenbarung und ihre moralische Tendenz ein; jedoch blieb er bei dem alten Testament stehen. Nösselts (✝ 1807) „Vertheidigung der Wahrheit und Göttlichkeit der christlichen Religion“ wurde von den Zeitgenossen als klassisch angesehen, während der Verfasser selbst zuletzt an ihrer Haltbarkeit zweifelhaft wurde und in der letzten Ausgabe plötzlich da, wo der Hauptbeweis erwartet wird, abbrach. Leß (✝ 1797), „Ueber Religion, ihre Geschichte, Wahl und Bestätigung,“ liefert reiches apologetisches Material, aber ohne klar durchdachten Plan. Auch Albrecht von Haller (✝ 1777) stellte sich in die Reihe der Apologeten in seinen Briefen „Ueber die Einwürfe noch lebender Freigeister“ (1775), und Spalding (✝ 1804) schrieb in demselben Sinne seine „Briefe über die Religion.“ Lessing („Zur Geschichte und Literatur, 4. Beitrag“) brachte besonders die Darstellung der Offenbarung als einer Erzieherin des menschlichen Geschlechts zur Anerkennung. Kleuker („Neue Prüfung und Erklärung der vorzüglichsten Beweise für die Wahrheit und den göttlichen Ursprung des Christenthums, wie der Offenbarung überhaupt,“ und „Ausführliche Untersuchung der Gründe für die Aechtheit und Glaubwürdigkeit der schriftlichen Urkunden des Christenthums“) stellte die historische Grundlage des Christenthums als wesentlichen Bestandtheil desselben dar. Köppen („Die Bibel, ein Werk

der göttlichen Weisheit") wies den zusammenhängenden harmonischen Plan des biblischen Kanons als eines Ganzen nach. Reinhard (✝ 1813) zeichnete mit Meisterhand den „Plan, den der Stifter der christlichen Religion zum Besten des menschlichen Geschlechts entwarf" (mit Zusätzen und Anhängen versehen von Heubner, Wittenb. 1830). Mehr vom philos. als vom theol. Standpunkte aus wird die A. geführt von Storr (✝ 1805) in der Schrift „Adnotationes theologicae ad Kantii doctrinam de religione," Fichte, „Versuch einer Kritik aller Offenbarung," Seiler zu Erlangen (✝ 1807), „Ueber die göttliche Offenbarung", Grohmann, „Kritik der christlichen Offenbarung", J. F. Jacobi, „Mein Glaube an die Lehren der göttlichen Offenbarung, gestärkt und befestigt durch das fortgesetzte Betragen und die neuesten Schriften der Lehrer der reinen Vernunftreligion." In „Immanuel, ein Buch für Christen und Juden" (Berlin 1805), sollte aus der Unmöglichkeit, eine natürliche Religion evident als eine wahre zu erweisen, die Nothwendigkeit der geoffenbarten gefolgert werden. Vielen, namentlich aus den höhern Ständen, retteten Schleiermachers „Reden über die Religion" (Berlin 1819, 3. Aufl. 1822) den wankend gewordenen Glauben dadurch, daß er der selbstzufriedenen Aufklärung, ihr gewachsen und überlegen in Allem, was ihr als das Höchste galt, auf ihrem eigenen Standpunkte u. alles Unhaltbare kühn preisgebend, das Nichtige eines Lebens ohne Gott und christliche Gemeinschaft darthat. Zu den neueren Apologien gehören noch folgende Werke: (J. F. Nohl) „Rechtfertigung des Glaubens. Ein Versuch der Ehre des Christenthums. Zugleich ein Wort für die jacobinische Philosophie des Glaubens" (Essen 1820); Th. Erskine, „Bemerkungen über die Gründe der Wahrheit der geoffenbarten Religion" (aus dem Englischen von G. W. Leonhardi, Leipzig 1825); (K. J. Göschel) „Cäcilius u. Octavius oder Gespräche über die vornehmsten Einwendungen gegen die christliche Wahrheit." Mit einer Vorrede von A. Tholuck (Berlin 1828); Frayssinous, „Das Christenthum vertheidigt gegen die Irrthümer unserer Zeit" (aus dem Französischen von E. von Moy, Mainz 1829); J. F. Beyer, „Der einfache biblische Glaube im Lichte eigener Erfahrung und Prüfung. Mittheilung aus der religiösen Bildungsgeschichte eines evangelischen Geistlichen in Briefen an seinen Freund und Amtsbruder" (Leipzig 1830); Ph. L. Muzel, „Christophilos, über einige in jetziger Zeit zu wenig geachtete oder nicht recht erkannte Vorzüge des Christenthums" (Berlin 1830); Chr. H. Schreyer, „Die reine ächte Schriftreligion oder die vorzüglichsten Schriftstellen, welche die Wahrheit des Glaubens und Lebens enthalten, in ein Ganzes gebracht" (Leipzig 1831); Stirn, „Apologie des Christenthums in Briefen für gebildete Leser" (Stuttgart 1836). Als eine Lebensfrage des Christenthums betrachteten den fortwährenden Streit zwischen Supranaturalismus und Rationalismus, besonders durch einzelne Aufsehen erregende Erscheinungen veranlaßt, wie Röhrs „Briefe über den Rationalismus" (1813), die altonaer Bibelausgabe (1815), die Thesen von Klaus Harms (1817), Hahns Auftreten wider den Rationalismus (1827), namentlich: Reinhard in „Geständnisse oder meine Bildung zum Prediger betreffend" (1810); Sartorius, „Die Religion außerhalb der Grenzen der bloßen Vernunft" (Marburg 1822); Hahn, „De rationalismi, qui dicitur, vera indole et qua cum materialismo contineatur ratione" (1827) u. „Offene Erklärung an die evangelische Kirche" (Leipzig 1827); Tholuck, „Die Lehre von Sünde und Versöhnung oder die wahre Weihe des Zweiflers" (4. Aufl., Hamburg 1832); Olshausen, „Ein Wort der Verständigung über die Stellung des Evangeliums zu unserer Zeit" (Königsberg 1833).

In den langen Kämpfen der religionswissenschaftlichen Bestrebungen, so wie des religiösen und sinnlichen Lebens für und wider das Christenthum, in denen sich auf der einen Seite die Kraft des Christenthums in den lebendigsten Erfahrungen bewährte, auf der andern die Gegensätze um so freier und schroffer hervortraten, während die furchtbare Macht des Zweifels Viele bald herüber, bald hinüber warf, schien es immer dringenderes Bedürfniß des Lebens und der Wissenschaft, die Vertheidigung des Christenthums auf bestimmte Principien zurückzuführen und so eine Wissenschaft der Apologie, d. i. die Apologetik in die Theologie einzuführen. Dem Namen A. verschaffte besonders G. J. Plank durch seine Schrift „Einleitung in die theol. Wissenschaften" (I, 271) Geltung. Chr. v. Wolf stellte 1707 (in den „Actis eruditorum") eine „Methodus demonstrandi veritatem religionis christianae" auf. Auch Vogl („Briefe an Selmar") legte einen Plan der wissenschaftlichen Bearbeitung der Apologie vor. Der erste Versuch einer Ausführung dieser Idee ist von P. Erasmus Müller: „Christliche Apologetik oder wissenschaftliche Entwickelung der Gründe für die Göttlichkeit des Christenthums" (Kopenhagen 1810). J. S. Franke, „Entwurf einer Apologetik der christlichen Religion" (Altona 1817), befriedigt als fast bloß logisches Schema nicht. K. W. Stein, „Die Apologetik der Offenbarung als Wissenschaft dargestellt" (Leipzig 1824), enthält vielen, kenntnißreich und mit Interesse geordneten Stoff. J. Chr. F. Steudel, „Grundzüge einer Apologetik des Christenthums" (Tübingen 1830), ist reich an guten Gedanken, doch wenig umfassend. A. Verlage, „Apologetik der Kirche oder Begründung der Wahrheit und Göttlichkeit des Christenthums in seiner Fortpflanzung und Entwickelung" (Münster 1834) und Lechler (in den Studien u. Kritiken, 1838, 3. Hft.) behandeln besonders Stoff und Methode der Apologetik. Drey, „Die Apologetik als wissenschaftliche Nachweisung der Göttlichkeit des Christenthums in seiner Erscheinung. Bd. I. Philosophie der Offenbarung" (Mainz 1838), beschränkt die ganze spekulative Seite der A. auf den Begriff der Offenbarung, behandelt aber jenen Begriff gründlich, rein und vielseitig. Zu Feststellung des Begriffes der A. trug Schleiermacher wesentlich bei („Kurze Darstellung des theologischen Studiums," 2. Aufl., Berlin 1830, wo er sie als einen Theil der philosophischen Theologie neben die Polemik hinstellt). Nach diesem Begriffe ist gearbeitet: K. H. Sack,

„Christliche Apologetik" (2. Aufl., Hamb. 1841), ein Werk, welches der Zeit nach der jüngsten Periode der A. angehört, ohne jedoch auf diese ausschließlich Rücksicht zu nehmen. Der Verfasser selbst führt als das Wesentliche seiner Methode auf, „daß er in jedem nach den Hauptmomenten des Christenthums hervorzuhebenden Beweise den Begriff und das Faktum nahe aneinanderrückt, jeden Hauptbeweis innerlich und äußerlich zugleich seyn läßt und auf diese Weise den vollen Begriff der apologetischen Wahrheit erst am Ende entstehen läßt.

Das Resultat des harten Kampfs, in welchem außer den Genannten noch viele Andere als Vorkämpfer, in den hintern Reihen und mittelbar aber die gesammte gebildete Welt, ja hie und da selbst das Volk in Masse, Partei ergriff, weil es ein Kampf war um die heiligsten Gesammtinteressen, ist nichts Anderes als das christlich-religiöse Bewußtseyn der Gegenwart, in wiefern es das Eigenthum der überwiegenden Mehrzahl der Zeitgenossen ist. Groß war in den frühern, auch noch in einzelnen späteren Perioden des fast 100jährigen Krieges der Abfall vom Glauben, mehr als einmal schien der Sieg auf die Seite der Feinde des Christenthums sich zu neigen. In England erfolgte alsbald nach dem Auftreten der Deisten ein gewaltiger Riß durch die höheren Stände, die Hälfte ihrer Mitglieder, vielleicht die größere, erkannte in Hume den ächten Weltweisen, der bei der Ungewißheit aller Dinge es für das Sicherste hielt, keinen bestimmten Glauben und keine verpflichtende Religion zu haben; Andere traten mit den Obengenannten direkt und feindlich den christlichen Dogmen entgegen, und nur die geringere Zahl waren solche, welche im Gegensatze zu den beiden erstern Klassen mit desto größerer Innigkeit das historische Christenthum festhielten. Weniger tief drang der Unglaube in die Mittel- und untern Stände des britischen Volks. Aber in Frankreich erhielt der Abfall vom Christenthum in den Tagen der Revolution sogar die Sanktion des Staates. Unter dem Nationalkonvente, als Frankreich durch Priester und Barone an das Ausland verrathen und in einen gräßlichen Bürgerkrieg verwickelt, als in diesem Kampfe jedes Herkommen vernichtet, das Königthum in den Staub getreten und die höchste Macht an den Pöbel von Paris gekommen war, erschien auch das Christenthum als ein bloßes Herkommen, feindselig der Freiheit, und die Lehren der französischen Philosophie, vom Pöbel auf seine Weise aufgefaßt, wurden zu Thaten; eine neue Zeitrechnung wurde eingeführt, alle christlichen Sitten der Gesetzgebung vernichtet, und ein Götzendienst der Vernunft gefeiert, deren Priesterinnen und Göttinnen feile Dirnen waren. Gobet, der Bischof von Paris, erschien mit seinen Priestern vor den Schranken des Konvents, um zu erklären, daß ihr bisheriges Leben eine Täuschung war. Das Daseyn Gottes wurde öffentlich geleugnet, seine Rache frech herausgefordert und über Gottesäcker die Aufschrift gesetzt: „der Tod ist ein ewiger Schlaf," bis Robespierre, weil einem Volke dieses heilige Gemeingefühl als Schutz aller bürgerlichen Tugenden durch nichts ersetzt werden könne, den Konvent veranlaßte zu erklären, das französische Volk anerkenne das Daseyn eines höchsten Wesens, seine würdigste Verehrung durch treue Pflichterfüllung und die Unsterblichkeit der Seele. Nach dem Ende der Schreckensregierung wurde zu Gunsten des Christenthums, das aus dem Volke, zumal in Südfrankreich nie getilgt war, die Freiheit aller Religionsübungen wiederhergestellt. Ein wenig späterer Versuch, alle Religion auf einen sogenannten Theophilanthropismus, dessen Dogmen nur von Gott und Unsterblichkeit wußten, zu beschränken, konnte weder gegen das Christenthum noch gegen die Gleichgültigkeit bestehen und fiel eben so dem Spotte anheim, wie in neuerer Zeit der auf die Theorie von der Rehabilitation des Fleisches gegründete Sct. Simonismus. Vielfach erschüttert fand das neue Jahrhundert auch in Deutschland den Glauben an christliche Dogmen und Verheißungen, theils durch den von Frankreich kommenden Unglauben, theils durch die Schuld einheimischer Zweifler und selbst vieler Geistlichen, welche entweder kalt und oberflächlich über das Christenthum aburtheilten, oder durch den Versuch, veraltete kirchliche Behauptungen geltend zu machen, die Religion selbst verdächtig machten. Am Hofe des großen deutschen Helden mit französischer Bildung, der nicht ohne Achtung vor christlicher Moral, doch dem christlichen Glauben fremd, Alles, was er für Pfaffenthum hielt, verachtete, sprach sich die Ansicht vom Christenthume frei aus, daß es die geschichtlich gewordene natürliche Religion sey, wie diese dem Verstande eines Jeden zusagte. Im Kerne des Volkes zwar hatte die Bibel und auch die Kirche noch Glauben und Liebe, auch fehlten solche Lehrer nicht, die den gefeierten Glaubensmännern an die Seite gestellt werden konnten; aber viele in den gebildeten Ständen, auch tüchtige Geister, wandten sich schweigend von Gott ab: — ja selbst diejenigen, die, wie alle wahrhaft hohen Geister, auch tief religiös waren, wie der Verfasser des Titan, glaubten wohl an tiefere Blicke in die Tiefen der Gottheit als die eines Petrus und Paulus.

Aber wie die vorwiegend politische Richtung der Zeit die Herzen der Religion entfremdet hatte, wie manche politische Sektirer auch in kirchlichen Dingen nur von Umsturz des Bestehenden träumten und den Lehren französischer Freigeister auf halbem Wege entgegen kamen, so waren die großen Weltereignisse am Ende des vorigen Jahrhunderts und im ersten und zweiten Jahrzehnte unseres Jahrhunderts, die schweren Drangsale und gewaltigen Bewegungen, in denen die Unzulänglichkeit aller menschlichen Hülfsmittel offenbar wurde, geeignet, die des Trostes und der geistigen Stärkung bedürftigen Völker auf etwas Ewiges hinzuweisen. Diesem Verlangen kam jetzt die Wissenschaft zu Hülfe, besonders in Deutschland, wo sie noch vor dem Anbruche des Jahrhunderts eine höhere und für das Unsichtbare gläubige Richtung genommen hatte, und in diesem Sinne bald Einfluß auf den Glauben des gebildeten Theils der Nation ausübte. Unter den Theologen hat besonders Herder für diesen Umschwung dadurch gewirkt, daß er durch die

That erwies, wie sich ein geistreicher, dichterischer Sinn an den Denkmalen des jüdischen und christlichen Alterthums erquicke, und Schleiermacher durch Entwickelung der Kraft der christlich-religiösen Gemeinschaft, vornehmlich in den oben angeführten Reden. Auch die von Jahr zu Jahr reicher werdende Erbauungsliteratur, in welcher die „Stunden der Andacht" hinsichtlich ihres Einflusses die erste Stelle behaupten, leitete und bezeugte den Uebergang von weltlicher Gesinnung zum christlichen Interesse. Das Jubelfest der Reformation (1817) kann für Deutschland als Wendepunkt der entschiedenern Theilnahme am kirchlichen Leben angesehen werden, so jedoch, daß die frühere Opposition darum nicht aufhörte, ihren Theil zu behalten, und als ein Mittleres eine fromme und christliche Gesinnung bei geringer Theilnahme an der Kirche ihr Recht behauptete. Auch Frankreich und England haben unter fortdauernden Kämpfen gegen die geltenden Kirchenverfassungen, hier gegen die erneuten Ansprüche des Romanismus, dort gegen das Episkopalrecht, doch der Religion Christi selbst sich wieder zugewendet; die Philosophie hat sich von der Vergötterung der Materie zurückgezogen, und die Rehabilitation des Fleisches, welche das junge Frankreich in eben der Weise, wie das junge Deutschland verkündigte, ist hier wie dort von der öffentlichen Meinung entweder als eine jugendliche Unbesonnenheit angesehen oder mit Indignation zurückgewiesen worden.

5. **Periode. Die Opposition des Pantheismus gegen das Christenthum.** So schien denn der Ausgang des zweiten und das dritte Jahrzehend unseres Jahrhunderts zu großen Hoffnungen für die Wiederkehr einer allgemeinen und unbestrittenen Herrschaft christlichen Glaubens und christlicher Sitte zu berechtigen. Die Systeme des Naturalismus und Materialismus, welche im vorigen Jahrhunderte so destruktiv auf die Religion der gebildeten Stände eingewirkt hatten, wurden von der neuen Philosophie selbst für überwunden und abgethan erklärt und an ihr Wiederaufleben war nicht mehr zu denken. Die Philosophie des 19. Jahrhunderts aber, welche sich die Wissenschaft des Absoluten nannte, war in ihrem letzten Stadium so weit entfernt, mit dem Christenthume zu brechen, daß sie es vielmehr sich zum höchsten Ruhme rechnete, mit diesem in allen Punkten übereinzustimmen, und daß sie nur einen eigenthümlichen Weg, zu den letzten Resultaten der christlichen Lehre zu gelangen, als ihr Eigenthum in Anspruch nahm. Hegel erklärte in seiner Religionsphilosophie, daß zwischen der Philosophie und der Religion nur eine unwesentliche (?) Differenz Statt finde, so fern derselbe Inhalt dort nur in die Form des Begriffs erhoben werde, welcher hier in der Form des Gefühls und der Vorstellung vorliege. Sofort wurde der Beweis dieses Satzes an einzelnen Dogmen geliefert, und darunter waren gerade diejenigen, welche, als die schwierigsten den Angriff der Opposition immer zuerst erfahren hatten und selbst im Bewußtseyn der Kirche nicht recht lebendig fortlebten. Die vom Rationalismus verworfene und selbst vom Supranaturalismus zurückgedrängte Dreieinigkeitslehre erschien hier als reiner Bestandtheil des Wissens. War sie doch nichts Anderes als die Lehre der Philosophie vom Absoluten mit den drei Momenten der Identität mit sich (Vater), des Hervorgehens zum Andersseyn (Sohn, schöpferisches Wort, Logos) und der dadurch vermittelten Rückkehr in sich (Geist). Ebenso wurde der philosophische Beweis für die Versöhnungslehre geliefert: war es nicht die Differenzirung seiner selbst, die Hingabe seines eigensten Wesens in das Loos der Endlichkeit und Vergänglichkeit, wodurch das Absolute seinen herrlicheren Wiedereingang zu sich bedingte? Und wenn der Apostel Gott denjenigen nannte, der nicht fern von Jedem unter uns ist, in welchem wir leben, weben und sind, wenn er von den Menschen rühmte, daß sie seines Geschlechts seyen, so erklärte gerade dies die Spekulation für ihre innerste Weltanschauung, nur in kindlicher Form ausgeprägt. So schien dem langen Hader zwischen Philosophie und Religion durch Verschwägerung beider Häuser ein glückliches Ziel gesetzt, und das hegelsche System wurde als das Kind des Friedens und der Versöhnung ausgerufen. Indeß zeigten sich doch hie und da, und je länger desto mehr, bedenkliche Symptome, daß das Bündniß nicht von langer Dauer seyn werde. Eigentlich war der Vertrag im Namen des Glaubens nur durch eine kleine Zahl dazu sich selbst autorisirender Theologen abgeschlossen worden; bei Weitem die Meisten aber legten dagegen Protest ein od. hielten ihre Zustimmung zurück. Nicht nur die „Evangelische Kirchenzeitung" in Berlin beließ es bei ihrem früher schon ausgesprochenen Banne gegen die neueste Philosophie und ermahnte die unirten Gläubigen, von einem so seelengefährlichen Bündniß je eher je lieber sich loszumachen; sondern selbst der Rationalismus, der die neuen Philosopheme eben so wenig begreifen konnte, als die meisten Dogmen der Orthodoxie, schüttelte zu dem Separatfrieden mit der hegelschen Schule und den Koncessionen, durch welche er erkauft worden war, und die, wie unbedeutend sie anfangs scheinen mochten, nach und nach immer bedeutender sich herausstellten, bedenklich das Haupt, und Schleiermachers Jünger leugneten nach wie vor, daß auf dem Gebiete des religiösen Bewußtseyns die Philosophie irgend etwas wissen und beanspruchen könne. Doch noch bedenklichere Zeichen, als auf den Seiten des mit dem Wissen geeinigten Glaubens, traten bald auf Seiten des mit dem Glauben geeinigten Wissens hervor. Während die Münchener, sammt denen, die sich über Hegel hinausgeschritten zu seyn rühmten, jenen Frieden aus dem an Philosophen allerdings befremdlichen Grunde nicht anerkannten, weil man darin dem Glauben zu harte Bedingungen auferlegt habe; so gingen von der hegelschen Schule selbst direkte Angriffe auf mehre der wesentlichsten Dogmen aus. Die Unsterblichkeit wurde, auf den Grund hegelscher Principien hin, in Anspruch genommen — Richter —; die evangelische Geschichte, und von der alttestamentlichen ein ungleich beträchtlicherer Theil, als früher, unter den Gesichtspunkt des Mythus gestellt — Vatke, Strauß —; und so eifrig auch die da-

durch in ihren Unterhandlungen mit dem Glauben kompromittirte Philosophie durch ihre anerkanntesten Sprecher die Hände wusch, um sich von jedem Antheil an solchem Frevel loszusagen, so konnte sie doch nicht verhindern, daß nicht von allen Seiten mit Fingern auf sie, als die wahre Mutter der Kinder hingewiesen wurde, die sie zu verleugnen räthlich fand. Die Folge war, daß die hegelsche Schule in eine rechte und linke Seite zerfiel, von denen die letztere sich laut dahin vernehmen ließ: „der von Hegel zwischen Philosophie und Christenthum eingeleitete Friede sey in seinem Principe verfehlt gewesen, alle religiöse Spekulation sey Täuschung und Lüge," eine christliche Philosophie sey eine beschränkte und folglich ein dem Begriff der Philosophie, universelle Wissenschaft zu seyn, widersprechendes Unding. Der Gegensatz von Glauben und Wissen, über welchen hinaus zu seyn in der ältern hegelschen Schule etwas sich von selbst Verstehendes gewesen war, stand wieder da, und die neueste Philosophie begann in unsern Tagen, durch ihre Wortführer: **Strauß, Frauenstädt, Feuerbach, Bruno Bauer** und Andere, welche theils in größeren Werken, theils in zerstreueten Blättern und Zeitschriften, namentlich den „**hallischen Jahrbüchern**," sich unumwunden ausgesprochen haben, einen Kampf gegen das Christenthum, wobei nicht bloß die Wahrheit der positiven christlichen Dogmen, sondern selbst die Möglichkeit bestritten wird, daß von Jesus eine wahre Religion gegeben werden konnte.

Das Princip dieser Philosophie ist ein Alles verschlingender Pantheismus, und dieser Pantheismus ist als Selbstvergötterung der Todfeind aller Religion, ist der geborne Antagonist des Christenthums, das er verwerfen muß, noch ehe er seine einzelnen Dogmen untersucht hat. Die ganze christliche Weltanschauung ist wesentlich theistischer Natur; ihr erstes Axiom ist, daß Gott ein persönlicher sey, Persönlichkeit im Sinne des in sich identischen Selbstbewußtseyns und intelligenter Selbstbestimmung genommen. Aus dieser Grundansicht fließen alle ihre Lehren vom Verhältniß Gottes zur Welt, von der Schöpfung, Vorsehung, Offenbarung, Erlösung, Unsterblichkeit ꝛc. Die neueste Philosophie weiß nichts von einem persönlichen, selbstbewußten Gotte, ihr Gott ist das weite, breite All, die Masse (Materie) eben so wohl, wie das sie bewegende Gesetz ewiger Bewegung und Umbildung, das Naturgesetz wie der Menschengeist. In den übrigen Formen seines Daseyns weiß dieser Gott nichts von sich, er schafft als bewußtloser Naturgeist, nur in dem Menschengeiste kommt er zum Bewußtseyn seiner selbst, indem er im bewußten Thun eben so wohl in jedem einzelnen Menschen sich setzt und beschränkt, wie er auch — schon weniger klar über sich selbst — in der ganzen Menschheit und ihrer Geschichte sich fortwährend ausbreitet und mit jedem neuen Fortschritte derselben weiter entwickelt. Der pantheistische Gott ist ein sich ewig bewegender und (in sofern wenigstens, als er in den Menschen lebt) ein fortwährend sich weiter entfaltender und kräftiger gestaltender. Wenn Gesetzgebung und Staatsverfassung, Kunst und Wissenschaft Fortschritte machen, so ist dies nichts Anderes, als eine neue Entwickelung der Gottheit, die dadurch selbst ihren innern Reichthum zum Bewußtseyn bringt. Von dem unveränderlichen Gott, den das Christenthum lehrt, weiß der Pantheismus nichts; er würde ja sonst behaupten, daß der Menschengeist ebenfalls unveränderlich (nicht fortschreitend) sey. Ebenso fällt der Begriff der Weltschöpfung in diesem Systeme aus; was man auf christlichem Standpunkte als Gott und Welt unterscheidet, ist nach der neuen Philosophie unzertrennlich Eins und Dasselbe, daher von einer Schöpfung der einen durch den andern gar nicht die Rede seyn kann: „das **gottgleiche All** ist nicht allein das ausgesprochene Wort Gottes (natura naturata), sondern selbst das sprechende (n. naturans); nicht das erschaffene, sondern das selbst schaffende und sich selbst offenbarende auf unendliche Weise. Die Weltschöpfung ist die Selbstverwirklichung Gottes. Der christliche Begriff der göttlichen Vorsehung ferner wird unter der Hand des Pantheisten vollkommen erdrückt; an seine Stelle tritt der Lebens- und Selbsterhaltungstrieb des für sich selbst sorgenden Alls. Statt der Lehre von einer sittlichen Erziehung des Menschengeschlechts selbst durch die Ab- und Irrwege, in welche die moralische Freiheit den Sterblichen stürzen kann, hindurch zu höherer, im Kampfe errungener Vollkommenheit, von diesem Kern der christlichen Offenbarungs- und Erlösungslehre hat die neue Philosophie, ihrem Princip getreu, ebenfalls ganz abstrahirt; sie leugnet sogar die Möglichkeit, daß die ganze Fülle des göttlichen Seyns, dessen die Menschheit fähig ist, jemals in einem Individuum sich koncentriren u. hier gleichsam das Ideal eines Menschen darstellen könne, weil der Gott nur in dem gesammten Genus der Menschen sich zu repräsentiren vermöge. Auf diesen letztgenannten, in der That ziemlich lockern und mit dem Principe des Pantheismus nur schwach zusammenhängenden Satze, wird nun die Möglichkeit einer über ihr Zeitalter so unendlich hervorragenden Persönlichkeit, wie die von Jesus nach der Schrift und dem Zeugniß der gesammten urchristlichen Anschauung erscheint, geleugnet und sofort die Urgeschichte des Christenthums ihrem größten Theile nach zur Mythe gestempelt, um dem sublimen Phantome der Spekulation so viel als möglich die handfesten Thatsachen der Geschichte aus dem Wege zu räumen. In ähnlicher Weise wird das Todesurtheil über alle Glieder des christlichen Dogma's gesprochen, zuletzt mit wahrem Triumph auch „die Seele der jetzigen Gefühls- und Verstandesreligiosität," (s. **Strauß**, Dogmatik, Bd. II, 697) die Lehre von der Fortdauer des Geistes als eines persönlichen, selbstbewußten Wesens, mit allem ihrem Gefolge (Auferstehung, Vergeltung, Wiedersehen ꝛc.) in den allgemeinen Brand geworfen, um dafür die Auflösung des Sondergeistes in das All zu setzen, „die Unsterblichkeit nicht als etwas erst Zukünftiges darzustellen, sondern als gegenwärtige Qualität des Geistes, als seine innere Allgemeinheit, seine Kraft, sich über alles Endliche hinweg zur Idee zu erheben, als die Thätigkeit mitten in der Endlichkeit, Eins zu werden mit dem Unendlichen und ewig zu seyn in jedem Augenblicke." Dies ist die Lehre des neuesten Pan-

theismus, durch welche nicht bloß das Dogma und die Geschichte des Christenthums, sondern jede theistische Religion negirt wird.

Gegen Strauß „Leben Jesu" erschien eine Fluth von Schriften, unter denen sich Ullmanns Aufsatz in den „Theolog. Studien u. Kritiken" (1836), besonders durch Gediegenheit auszeichnet. Sie sind zusammengestellt u. A. von Theile in „Zur Biographie Jesu" (Leipzig 1837). Das Gediegenste, was gegen die Dogmatik von Strauß geschrieben wurde, ist Nitzschs „Theologische Beantwortung" rc. in den „Theolog. Studien und Kritiken" (1842, 1. Heft).

Apologie (Apologia), Schutz- und Vertheidigungsrede oder -Schrift. Aus dem Alterthume sind am bekanntesten die A.n des Socrates, von Plato, Xenophon, Libanius u. A. (s. diese Artikel und Socrates); die A. des Christenthums s. Apologetik.

Apologie der augsburgischen Konfession, symbolisches Buch der lutherischen Kirche, verfaßt 1530 von Philipp Melanchthon zur Widerlegung der päpstlichen Konfutation und Rechtfertigung der augsburgischen Konfession. Nachdem die Konfutation, d. i. die von den katholischen Theologen Faber, Eck, Wimpina u. A. verfaßte Widerlegungsschrift der augsburgischen Konfession, den 3. August 1530 in der Reichsversammlung zu Augsburg verlesen worden war, so erhielten die Protestanten vom Kaiser den Befehl, sich mit dem Inhalte derselben für einverstanden zu erklären. Ihr Gesuch um vorherige Mittheilung einer Abschrift der Schrift wurde abgeschlagen und, da die hierauf eingeleiteten Verhandlungen wegen einer Religionseinigung scheiterten, das kaiserliche Gebot erneuert. Die Protestanten verwarfen jetzt einstimmig die Konfutation und der Kurfürst von Sachsen befahl Melanchthon, eine Widerlegung derselben aufzusezzen und das überreichte Glaubensbekenntniß zu vertheidigen. Diese Apologie, nach den mündlichen und schriftlichen Relationen der bei Verlesung der Konfutation Anwesenden (Melanchthon selbst war dabei nicht zugegen) entstanden, ward den 22. September 1530 von den Protestanten zur Rechtfertigung ihres Verfahrens dem Kaiser überreicht, von diesem aber zurückgewiesen. Später verschaffte sich Melanchthon ein Exemplar der Konfutation und überarbeitete nach diesem sein Werk für den Druck. Es erschien 1532 als „Apologia Confessionis Augustanae" und ward von Justus Jonas ins Deutsche übersetzt. Mit steter Rücksichtsnahme auf die Ausstellungen der Konfutation behandelt die A. d. a. K. in 16 Artikeln hauptsächlich folgende Gegenstände: Erbsünde, Rechtfertigung durch den Glauben an Christum, Liebe und Erfüllung des Gesetzes, Kirche, Buße, Beichte und Genugthuung, Zahl und Gebrauch der Sakramente, menschliche Satzungen in der Kirche, Anrufung der Heiligen, beiderlei Gestalt im Abendmahle, Priesterehe, Messe, Klostergelübde, Kirchengewalt. Die Absolution wird in ihr (Art. 7) noch zu den Sakramenten gezählt, womit Luther (großer Katechismus de bapt.) später nicht mehr übereinstimmte.

Aponeurose (Membrana fibrosa, Fascia fibrosa), Name der Flechsen- oder Sehnenhaut, Sehnenausbreitung, d. i. gewisser innerer Häute oder Membranen, welche aus faserigem od. Bandmassengewebe bestehen und den Muskeln entweder zur Umhüllung oder zur Anheftung dienen. Die A.n sind weißgrau, silberglänzend, arm an Blutgefäßen, haben keine Nerven, sondern lassen nur Nerven zu andern Theilen durchtreten, sind daher ohne Empfindung und nur dann empfindlich, wenn sie stark ausgedehnt werden oder entzündlich anschwellen, zeigen geringe Elasticität, leisten bedeutenden Widerstand gegen äußere mechanische Einwirkungen, widerstehen der Einwässerung lange, lösen sich aber endlich in Zellstoff auf. Sie sind Ausbreitungen von Sehnengeweben in die Länge und besonders in die Breite, daher sie meist dünne, weit ausgedehnte Platten oder Häute bilden, in welchen die Faserung in verschiedenen Richtungen sich durchkreuzt. Sie stehen immer mit Muskeln oder mit Knochen in Beziehung, gehen entweder von der Beinhaut oder von Muskeln aus und haben daher meistens eigene Spannmuskeln. Sie umhüllen andere Muskeln, oder dienen zugleich zum gegenseitigen Befestigungspunkte der Muskeln, an welche sie sich heften. Die umhüllenden A.n oder Muskelbinden bedecken die Muskeln entweder nur von einer Seite her, oder senken sich zugleich in ihre Zwischenräume als faserige Scheidewände oder Sehnenscheiden (Ligamenta intermuscularia, Vaginae tendinum) bis zum Knochen ein, dienen auch an verschiedenen Stellen Muskelfasern zum Ursprunge. Sie sind bald stärker, bald schwächer.

Apophthegma, kurzer, sinnreicher Spruch, Denk-, Kernspruch. Sammlungen der gefeiertsten Apophthegmata der Alten sind von Plutarch, Manutius, Lycosthenes und von Andern.

Apophthegmatisch, kurz, geistreich und kräftig, von der Rede gebraucht.

Apoplanesis, Abführung vom rechten Wege, Verirrung, Abweichung; in der Rhetorik rhetorische Figur, womit man eine schwer zu widerlegende Sache bei Seite schiebt und der Aufmerksamkeit zu entziehen sucht.

Apoplexie, s. v. a. Schlagfluß (s. d.), daher apoplektisch, schlagflußartig. Doch gebrauchen die neuern Pathologen dieses Wort auch für eine jede plötzliche Blutentleerung in das Gewebe eines Organs, also für das, was, wenn es unter der Haut vorkommt, Blutunterlaufung, Sugillation heißt. Den meisten Hirnschlagflüssen liegt nämlich eine solche Blutentleerung zu Grunde.

Aposepsie, Vermoderung, nach Liebig der Zersetzungsprozeß, der bei gehindertem Zutritt des Sauerstoffs und bei Mangel an Wasser eintritt.

Aposiopese (Obticentia), Verschweigung; in der Rhetorik eine Redefigur, wo man mitten in der Rede abbricht und die Vervollständigung des Gedankens Andern überläßt, z. B.: packe Dich zum —! schweig! oder —. Berühmt und vielgebraucht ist die A. in Virgils Aeneide I, 139: „Quos ego!" entsprechend unserm: „Ich will euch —".

Apostasie, im Allgemeinen Abfall von einer Partei oder Parteiansicht, z. B. von einer philosophischen Schule, einem politischen Princip und dergleichen; im Besondern: Abfall von der christlichen Religion (Apostasia fidei).

Der Apostat in diesem Sinne tritt aus der christlichen Gemeinschaft aus und unterscheidet sich vom Häretiker, welcher in der Gesammtauffassung des Christenthums oder in einzelnen Dogmen von der allgemeinen Ansicht abweicht, und dem Schismatiker, welcher sich in mehr praktischen Punkten von der allgemeinen Kirche trennt, aber wie der Häretiker noch für christlich gilt. Die Apostaten der ersten christlichen Kirche theilte man in 2 Hauptklassen, je nachdem sie zum Heidenthume oder zum Judenthume übergingen. Bei Ersteren lag der Beweggrund in der Regel in den bis auf Konstantin den Großen so häufigen Christenverfolgungen, seltener — wie bei Julianus Apostata (361 nach Chr. Geb.) — in philosophischen und politischen Bestrebungen. Der Stufen solches Abfalls waren mehre; man unterschied namentlich: Sacrificati, d. i. solche, welche den heidnischen Göttern oder den Kaiserbildern zum Zeichen ihres Abfalls vom Christenthum Opfer dargebracht hatten; Thurificati, welche nur Weihrauch gestreuet; Libellatici, welche, ohne einen heidnischen Ritus wirklich ausgeübt zu haben, sich auf irgend eine Weise von heidnischen Obrigkeiten Scheine (libelli) verschafft hatten, in denen ihnen bezeugt war, daß sie das Christenthum abgeleugnet; Acta facientes, welche ihren Abfall wenigstens zu Protokoll gegeben hatten. Derer, welche zum Judenthume übergingen, konnten bei der damaligen gedrückten Stellung der Juden nur wenige und unbedeutende seyn. Man unterschied als besondere Klassen derartiger Apostaten solche, welche jüdische Gebräuche mit den christlichen vermischten, solche, welche an verbotenen jüdischen Festen Antheil nahmen, und endlich solche, welche ihr christliches Bekenntniß gänzlich verleugneten. Die Strafe der A. war nach den verschiedenen Zeitverhältnissen und persönlichen Ansichten der christlichen Kirchenoberen sehr verschieden; von dem kirchlichen Anathema wurde sie bis zur Vermögenskonfiskation, Landesverweisung, ja selbst zur Todesstrafe gesteigert. Auch über die Wiederaufnahme der Apostaten herrschten bald mildere, bald strengere Ansichten und kirchliche Gebräuche. Die strengere Ansicht machte sich besonders in den novatianischen Streitigkeiten im 3. Jahrhunderte und auf der partikulären Kirchenversammlung zu Illiberis 305 geltend. Nach der Bestimmung dieser konnte der Abfall gar nicht abgebüßt werden, während die mildere Partei das Verdienst der Märtyrer den Apostaten zu gute gerechnet wissen wollte. Zur A. neuerer Zeit gehört der Uebertritt vom Christenthum zum Islam (s. Renegat). Ferner versteht man unter A. den Uebertritt von einer christlichen Konfession zu einer andern, also Wechsel zwischen protestantischer, lutherischer, reformirter, katholischer, griechischer Konfession; vergl. Konvertiten, Konfessionswechsel und Proselytenmacherei. In der katholischen Kirche endlich bedeutet A. noch insbesondere: Uebertritt aus dem geistlichen Stande in den Laienstand (Apostasia ordinis) und Verheirathung, welche, wenn der Kleriker schon die Weihe zum Priester und dadurch einen character indelebilis erhalten hat, ungültig ist u. für deren Eingehung ihn kanonische Strafen treffen, von denen jedoch der Papst dispensiren kann), sowie Uebertritt aus dem Mönchsstande nach gethanem Profeß in den Laienstand (A. monachatus) worüber ebenfalls harte geistliche Strafen verhängt sind. Gewöhnlich verbinden wir mit dem Begriff der A. eine gewisse Infamie, u. schon die ältesten Schriftsteller sind in diesem Gebrauche des Wortes uns vorangegangen. Schon Arcesilas vergleicht die philosophischen Apostaten, welche sich von der Akademie zu den Gärten Epicurs wendeten, mit solchen, die aus Männern Verschnittene geworden sind, und die ältesten christlichen Schriftsteller wollten nur ihren Haß gegen den Kaiser Julian an den Tag legen, wenn sie ihn den „Apostaten" nannten. Sehr häufig ist die A. wirklich auch nichts als eine traurige Inkonsequenz, ein Zeichen von geistiger Schwäche, Verzagtheit, oder Bequemlichkeit, noch häufiger die Folge gemeiner, unwürdiger Rücksichten auf äußere Vortheile, welche der Abfall verspricht oder wirklich gewährt. Indeß gibt es auch eine edle und nothwendige A., diejenige nämlich, welche nichts Anderes ist, als das Hervortreten einer im Innern nach und nach gereiften und erstarkten Erkenntniß des Bessern, die in dem Augenblicke des äußern Austritts aus der frühern kirchlichen, politischen oder wissenschaftlichen Gemeinschaft nichts Anderes vollzieht, als daß sie die ein Fremdartiges gewordene äußere Schale abwirft, unter welcher sie sich doch nur mit dem Vorwurfe der Heuchelei und des Jesuitismus hätte halten können. Uebrigens hat jede A. nach jetzigen Rechtsprincipien Anspruch auf Anerkennung, selbst die kirchliche A., in sofern der Uebertritt zu irgend einer im Staate anerkannten oder auch nur geduldeten Religionspartei aufgehört hat, ein Verbrechen zu seyn.

Apostel, im Allgemeinen Gesandte, Boten, im Besonderen die 12 Jünger Jesu, welche er zu Herolden des Gottesreiches auswählte (Luc. 6, 13) und durch Unterricht und Beispiel (Johannes 14, 9) im vertrauteren Umgange für diesen Beruf auszubilden suchte. Die Zahl 12 sollte wahrscheinlich die nächste Bestimmung der christlichen Religion für die Israeliten nach den 12 Stämmen andeuten, ohne daß die einzelnen Stämme den einzelnen A.n zugetheilt worden wären. Die Geschichte der A. hat durch die kirchliche Sage eine große Ausdehnung erhalten. Wir beschränken uns hier vornehmlich auf das, was auf biblischer Relation beruht, indem wir für das Uebrige auf die besonderen Apostelnamen verweisen. Wir haben im neuen Testament vier Apostelkataloge, je bei den drei Synoptikern einen und einen in der Apostelgeschichte (Matth. 10, 2—4; Marc. 3, 16—19; Luc. 6, 14—16; Apostelgesch. 1, 13). Jedes der vier Verzeichnisse läßt sich in drei Tetradentheilen, deren Flügelmänner, u. bei der letzten auch der abschließende (Apostelgesch. 1, 13, wo er fehlt, abgerechnet) durchweg dieselben sind, während die übrigen, doch innerhalb derselben Tetraden, verschieden geordnet sind, in der letzten aber selbst eine Namens- oder Personendifferenz sich findet.

Matth. 10, 2—4:	Marc. 3, 16—19:
Simon (Petrus).	Simon (Petrus).
Andreas, Bruder d. Pet.	Jacobus } Bnehargem.
Jacobus } Söhne des	Johannes }
Johannes } Zebedäus.	Andreas.

Matth. 10, 2—4:	Marc. 3, 16—19:
Philippus.	Philippus.
Bartholomäus.	Bartholomäus.
Thomas.	Matthäus.
Matthäus.	Thomas.
Jacobus, Sohn des Alphäus.	Jacobus.
Lebbäus (Thaddäus).	Thaddäus.
Simon Kananites.	Simon Kananites.
Judas Ischarioth.	Judas Ischarioth.

Luc. 6, 14—16:	Apostelgesch. 1, 13:
Simon (Petrus).	Petrus.
Andreas.	Jacobus.
Jacobus.	Johannes.
Johannes.	Andreas.
Philippus.	Philippus.
Bartholomäus.	Thomas.
Matthäus	Bartholomäus.
Thomas.	Matthäus.
Jacobus.	Jacobus.
Simon Zelotes.	Simon Zelotes.
Judas, Jacobi.	Judas, Jacobi.
Judas Ischarioth.	Matthias (V. 26).

Voran in allen Katalogen, an der Spitze der ersten Tetrade, steht Simon Petrus, Sohn von Jonas, nach dem vierten Evangelium von Bethsaida (Evang. Joh. 1, 45), nach den synoptischen in Kapernaum ansäßig (Matth. 8, 14). Hier klingt bei protestantischen Auslegern noch die alte Polemik gegen die katholische Kirche nach, wenn sie diese Stellung entweder für bloßen Zufall ausgeben, wogegen die Uebereinstimmung aller vier, sonst in der Anordnung variirenden Verzeichnisse in der Stellung des Petrus ist, oder sie daraus erklären, daß Petrus zuerst berufen worden sey, was nach dem vierten Evangelium nicht einmal richtig wäre (vergl. Joh. 1, 40). Daß vielmehr dieses durchgängige Voranstellen einen gewissen Vorrang des Petrus unter den Zwölfen bedeute, wird auch aus seiner sonstigen Erscheinung in der evangelischen Geschichte offenbar. Mit dem Feuer seines Wesens ist er überall den Andern voran, sowohl wo es zu sprechen (Matth. 16, 20; Joh. 6, 68 u. a. a. O.), als wo es zu handeln gilt (Matth. 14, 28; Joh. 18, 10), und wenn dieses zwar nicht selten ein verfehltes Reden und Thun ist, und der eben gezeigte Muth ihm oft schnell wieder verfliegt, wie seine Verleugnung zeigt, so ist er doch auch der erste, welcher die Messianität Jesu ausspricht (Matth. 16, 16 und die Parallelst.). Dabei bleibt es aber durch und durch unbegründet, wenn man dem Petrus ein amtliches Primat, eine Art Oberaufsicht über die andern A. von Amts und Auftrags wegen beilegen will. Von den ihm vom Meister ertheilten Lobsprüchen und Vorzügen bleibt nur der zunächst an seinen Namen (Petrus, d. i. Felsenmann) geknüpfte ihm eigenthümlich; die Befugniß des Bindens und Lösens, d. i. Verbietens und Erlaubens im neu errichteten Messiasreiche, wird bald nachher (Matth. 18, 18) auf alle A. ausgedehnt. Auch erscheint nicht Petrus, sondern Jacobus der Aeltere und nach diesem ein anderer Jacobus (der Jüngere) als Vorsteher der Muttergemeinde der Christenheit in Jerusalem, und selbst der später unter die A. als Heidenbekehrer aufgenommene Paulus nennt zwar Petrus vor allen andern den A. der Juden, erkennt aber eine Autorität desselben über die andern A. so wenig an, daß er ihn über seine Inkonsequenzen offen und stark tadelt (Gal. 2, 11 ff.). Ja, im vierten Evangelium tritt Petrus bei aller ihm gewordenen Auszeichnung offenbar gegen Johannes sehr in den Hintergrund (vergl. besonders 13, 24 ff.; 18, 15; 20, 3). Vgl. Petrus. Auf Petrus läßt der Katalog des ersten und dritten Evangeliums seinen Bruder Andreas folgen, der des zweiten Evangeliums und der Apostelgeschichte den Jacobus u. nach ihm den Johannes; die erstern offenbar von der Rücksicht geleitet, die Brüderpaare zusammen zu stellen, die beiden andern von dem Gesichtspunkt ausgehend, die zwei an Auszeichnung dem Petrus zunächst Stehenden dem minder hervortretenden Andreas vorzusetzen, welchen sie deshalb zum letzten der ersten Tetrade machen. Diese vier werden in der evangelischen Erzählung (Matth. 4, 18—22; Marc. 1, 16—20), auch durch eine besondere Berufungsgeschichte ausgezeichnet, während in der entsprechenden Stelle des Evangeliums Joh. (1, 35—52) Jacobus übergangen und Johannes nur indirekt bezeichnet wird. Neben Petrus treten sonst nur die beiden Zebedaiden noch mit Auszeichnung hervor. Sie zeigen einen ähnlichen feurigen, aber der Mäßigung bedürftigen Eifer wie Petrus (Luc. 9, 34; einmal auch Johannes allein Marc. 9, 38; Luc. 9, 49), welchem sie den ihnen von Jesus beigelegten Namen „Donnerskinder" (Boanerges, Bnehargem) verdankten, und standen unter den Zwölfen so hoch, daß sie für sich, oder ihre Mutter für sie auf die ersten Plätze im Reiche Jesu Anspruch machen zu können glaubten. Bei den Synoptikern bilden sie mit Petrus den engern Ausschuß aus den Zwölfen, welchen Jesus zu einigen Scenen beizieht, deren richtiger Auffassung die Uebrigen nicht gewachsen schienen, wie die Verklärung auf dem Berge, der Kampf in Gethsemane, und nach Marc. (5, 37) die Auferweckung der Tochter des Jairus. Auch nach dem Tode Jesu erscheinen Jacobus, Petrus und Johannes als die „Säulen" der Gemeinde (Gal. 2, 9); aber dieser Jacobus ist nicht der schon früher (Apostelgeschichte 12, 2) hingerichtete Zebedaide, sondern der auch beim ersten Apostelkoncil mit vorwiegender Auktorität aufgetretene Bruder des Herrn (Gal. 1, 19), welchen man gewöhnlich für den zweiten Jacobus der Apostelverzeichnisse hält. Im vierten Evangelium tritt Jacobus gegen Petrus und Johannes mehr in den Hintergrund; seine Berufung wird nicht ausdrücklich, wie bei den Synoptikern, erwähnt, er tritt niemals redend auf, selbst der Name Jacobus wird nicht genannt, nur im Anhange kommen einmal (12, 2) die Zebedaiden zusammen vor. Auch im Anfange der Apostelgeschichte tritt Jacobus hinter Johannes und Petrus zurück, während wiederum sein Märtyrertod dafür spricht, daß er als Haupt der Gemeinde wenigstens von jüdischen Machthabern angesehen wurde.

Die zweite Tetrade eröffnet in allen vier Katalogen Philippus. Die drei ersten Evangelien wissen außer seinem Namen nichts von ihm, nur das vierte gibt seinen Geburtsort Bethsaida an und berichtet seine Berufung (1, 44); in dem-

selben tritt er auch öfters redend und angeredet auf, mit naiv mißverstehenden Aeußerungen (6, 7. 14. 8.), bedeutender dadurch, daß sich (12, 21) die Griechen, welche Jesum zu sehen wünschen, gerade an ihn wenden. Der nächste in den drei evangelischen Verzeichnissen ist Bartholomäus, ein Name, der außer den Katalogen sonst nirgends genannt wird. Wie aber die synoptischen Evangelien den Bartholomäus, so verbindet das vierte Evangelium in der mehr erwähnten Berufungsgeschichte (1, 46) mit Philippus den Nathanael, welchen es auch (21, 2) in der Gesellschaft von A.n aufführt. Da nun die Synoptiker den Namen Nathanael gar nicht erwähnen, da ferner der von ihnen überall an der Stelle, wo im vierten Evangelium Nathanael steht, genannte Name Bartholomäus, nur die Bezeichnung des Sohnes vom Vater (s. v. a. Sohn des Tholomai) ist, neben welchem ein eigentlicher Name, wie Nathanael, sehr gut Platz findet, so gewinnt die uralte Annahme fast historische Gewißheit, daß Nathanael und Bartholomäus identisch sind. Ihm hat Jesus das schöne Zeugniß eines rechten Israeliten, des Mannes, in welchem kein Falsch ist, ausgestellt. Thomas, griechisch Didymos, dessen Stellung in den Katalogen sehr variirt, kommt außerdem im vierten Evangelium einmal vor mit dem schwermuthvollen Ausdruck unverbrüchlicher Treue: „Laßt uns mitziehen, daß wir mit ihm sterben" (11, 16); ein andermal in dem noch bekanntern Charakter des Schwerzuüberzeugenden (20, 24), welcher ihm den Beinamen des Zweiflers verschafft hat. Der noch übrige A. der zweiten Reihe, Matthäus, ist durch eine besondere Berufungsgeschichte ausgezeichnet, die von allen Synoptikern (Matth. 9, 9 ff., Marc. 2, 14 ff., Luc. 5, 27 ff.) ganz übereinstimmend, nur mit Verschiedenheit des Namens erzählt wird, indem im ersten Evangelium der Berufene Matthäus, im zweiten und dritten Levi heißt, eine Erscheinung, welche durch Annahme doppelter Namensführung ohne Schwierigkeit ihre Erklärung findet. Matthäus oder Levi war, als ihn Jesus berief, Verweser einer Zollstätte in Galiläa, in der Nähe des Sees Genezareth, und, wie es scheint, nicht unbemittelt. Ueber die Frage, ob dieser Jünger des Herrn identisch ist mit dem Verfasser des ersten Evangeliums s. Matthäus.

Die dritte Tetrade wird übereinstimmend durch den Jacobus Alphäi eröffnet, den man gewöhnlich als den Jüngern bezeichnet und für identisch mit Jacobus, dem Adelphos (Bruder oder Vetter) des Herrn (Gal. 1, 19) hält. In der Apostelgeschichte erscheint er nach dem Tode des Zebedaiden Jacobus (des Aeltern) schlechthin unter dem Namen Jacobus und wird hier (15, 13 ff., 21, 18 ff.) wie von Paulus (Gal. 2, 12) als vorzüglich einflußreicher A. und als Obervorsteher der jerusalemitischen Gemeinde bezeichnet. Nach Hegesippus führte er den Beinamen des „Gerechten". Vergl. Jacobus. Auf ihn folgt in den beiden Verzeichnissen des Lucas Simon, welcher bei ihm Zelotes, bei Matthäus und Marcus, die ihn etwas später nennen, der Kananiter heißt, Beinamen, die ihn als einen früher der jüdischen Sekte der Religionseiferer Angehörigen zu bezeichnen scheinen. In der dritten Stelle dieser Katalogstetrade differiren die Kataloge des Lucas von den beiden anderen, indem jene einen Judas Jacobi, diese einen Thaddäus od. auch Matthäus Lebbäus, der auch Thaddäus genannt wurde, an dieser Stelle haben. Manche neuere Kritiker haben hier eine wirkliche Differenz der Personen annehmen zu müssen geglaubt, während die alte Ansicht, daß die Namen bei Matthäus und Marcus wiederum nur sekundäre Beinamen des von Lucas mit mehr diplomatischer Genauigkeit bezeichneten Judas sind, dadurch fort und fort ihre höhere Geltung behauptet, daß einmal die Namen Thaddäus und Lebbäus ihrer ursprünglichen Bedeutung nach wirklich nur Beinamen und zwar gleichbedeutende sind, die beide (das eine vom hebräischen Leb, das andere vom chaldäischen Tad, d. i. Herz abgeleitet) nichts Anderes als den „Beherzten" bezeichnen, u. daß man sich zweitens recht wohl denken kann, wie die mögliche Verwechselung mit Judas, dem Verräther des Herrn, die ersten Evangelisten bestimmen konnte, für den ominösen Hauptnamen ohne Weiteres den volksthümlichen Beinamen zu setzen, während Lucas durch den Zusatz des Vaternamens deutlich genug zu seyn glaubte. Den Schluß in allen Apostelverzeichnissen, wo er überhaupt vorkommt, macht Judas, der Mann von Karioth. In dem Kataloge der Apostelgeschichte fehlt er natürlich; an seine Stelle rückt der übrigens unbekannte Matthias. Auf eine spätere wunderbare, himmlische Berufung (Apostelgeschichte 9, 13) und die darauf erfolgte Anerkennung von Seiten der alten A. (Gal. 2, 9 ff.) stützt sich die Apostolicität des wirksamsten aller Jünger Jesu, des Paulus (s. d.).

Daß Jesus jenen Zwölfen den auszeichnenden Namen A. wirklich beilegte, wird nicht bloß von Lucas (6, 13) ausdrücklich bezeugt, sondern schon daraus sehr wahrscheinlich, daß er sie schon auf einer Reise zur Verkündigung des nahenden Messiasreichs ausgesendet hat (vgl. Matth. 10, 5 u. die Parallelstellen bei Marcus u. Lucas). Nach dem Evangelium Johannes (4, 2) hatten sie auch bereits während der Lehrzeit Jesu die Vollmacht zum Taufen vom Meister erhalten, ein Auftrag, der bei den drei ersten Evangelien erst nach der Auferstehung an sie ergeht. Außer jener Missionsreise gedenken die Evangelien keiner längern Entfernung der Zwölfe von Jesu. Nur der Eifer harmonisirender Theologen, welche nach der ersten Berufung noch für eine zweite und dritte Raum gewinnen wollten, auf der einen, und die Bemühung pragmatisirender Ausleger auf der andern Seite, das Auskommen so vieler unbemittelter Männer dadurch begreiflicher zu machen, daß man sie dazwischen hinein wieder durch Arbeit etwas verdienen ließ, konnte aus den Evangelien solche Unterbrechungen des Zusammenseyns Jesu mit den A. herauslesen. Aber auch ohne diesen Gewaltstreich der Exegese lassen sich für das Auskommen Jesu und seiner Gesellschaft Subsistenzmittel genug denken, theils in der Gastfreundlichkeit des Orients, welche bei den Juden besonders den Rabbinern zu Gute kam, theils in der Begleitung begüterter Frauen (Luc. 8, 2), endlich und vornehmlich in der vom Evangelium

Johannes (12, 6; 13, 29) erwähnten Gemeinkasse, aus welcher neben den Bedürfnissen der Gesellschaft auch noch den Armen Unterstützung gereicht werden konnte, und in welche, wie wir denken müssen, die A. von ihrem frühern Erwerbe zusammengeschossen hatten und bemittelte Freunde Jesu Beiträge gaben. Auch ist es sehr wahrscheinlich, daß einzelne A. von ihrem durch Gehülfen (Taglöhner, Marc. 1, 18) und Verwandte fortgesetzten Geschäft fortwährend Zuschüsse erhielten.

Sämmtliche A. erscheinen als ungelehrte, aber gelehrige Männer, in einfachen Lebenslagen gebildet (vier Fischer, ein Zolleinnehmer), aber auch nicht zum Pharisäismus des Geistes und Herzens verbildet, zum Theil mit Jesu verwandt, vielleicht seine Jugendgenossen. Einige, wie Johannes, waren vorher Schüler von Johannes dem Täufer, dem Vorläufer des Messias. Jesus hatte die A. frühzeitig in die ernste, tiefe Bedeutung seines Werkes eingeweiht und ihnen den Dornenpfad gezeigt, auf dem sie zu ihren 12 Stühlen im Himmelreiche (Matth. 19, 28) emporklimmen sollten. Einen eigentlich esoterischen, mysteriösen Unterricht genossen sie nicht, wenn ihnen schon entsprechend ihrer höhern, durch längern Umgang mit dem Meister gesteigerten Fähigkeit die Geheimnisse der Weltreligion tiefer erschlossen wurden, als dem Volke (Luc. 8, 10). Sie begleiteten den Herrn auf seinen Reisen, wohnten den an das Volk gerichteten Vorträgen, so wie den scharfsinnigen Unterredungen mit gelehrten Juden bei, folgten ihm aber auch oft in die Einsamkeit und erhielten so durch Wort und Beispiel beständige Belehrung. Einen engeren Kreis schlossen in besonders wichtigen Momenten, wie bereits erwähnt ist, Petrus, Johannes und Jacobus der Aeltere um den Meister. Als Messias erkannten sie zwar mit Begeisterung Jesum an, ohne jedoch die irrigen Ansichten und Erwartungen der jüdischen Messiasidee rasch abzustreifen, von denen sie nur langsam durch Christi Wort, die Lehre großer Thatsachen und innere Erleuchtung geheilt werden konnten. Daher kam es, daß sie oft die Worte ihres Meisters nicht verstanden und schwach im Glauben erfunden wurden. So konnte sie die vorhersagende Erklärung des Herrn über die Nothwendigkeit seines Todes nach des Vaters Rathschluß, die feierliche Weihe durch das letzte Nachtmahl, die Vorherverkündigung seiner Auferstehung kaum vor trostloser Zerstreuung wahren. Nur nach den unleugbarsten Beweisen von Christi Auferstehung und nach seinem Hingange zum Vater ermuthigten sie sich, in stiller Versammlung ihre bedeutungsvolle Zahl 12, nachdem sich Judas Ischarioth selbst ausgeschieden hatte, durch Matthias zu ergänzen, ein sicherer Beweis ihrer neu begründeten Hoffnungen für die Zukunft. Erst die Begeisterung des Pfingstfestes zeitigte in ihnen den Unterricht des Herrn und gab ihnen Muth und Kraft, den Gekreuzigten frei und offen zu predigen. Vor allen strahlt hier das Glaubensfeuer eines Petrus hervor. Die Verheißung des Meisters erfüllt sich an ihnen, es geschehen Zeichen und Wunder durch ihre Hände, und augenscheinlich ist mit ihrem Werke der Segen des Himmels. Die Stammgemeinde zu Jerusalem bildete nun einen innigen Verein, ohne jedoch von den jüdischen Heiligthümern äußerlich sich ganz loszusagen. Man predigte mit Begeisterung unter Juden und Samaritanern. Jedoch bedurfte es einer besonderen Vision, um den Petrus zur Aufnahme einer Heidenfamilie ins Christenthum zu bewegen, und auch dann noch schien ihm der in der Vision empfangene göttliche Befehl auf den Einen Fall beschränkt. Erst der auf wundervolle Weise bekehrte Pharisäer Paulus, der sich, gestützt auf seine Berufung durch den Herrn selbst, auch einen A. nennen durfte, erkannte den universellen Charakter des Christenthums und wurde, von den Juden meist argwöhnisch abgewiesen, der große „Heidenapostel", ein auserwähltes Rüstzeug, der mehr arbeitete und schaffte als die andern A. alle. Er ist auch unter den A.n derjenige, von dessen Schicksalen und Wirksamkeit uns die Apostelgeschichte und seine Briefe die meisten Andeutungen hinterließen. Syrien, Kleinasien, Griechenland und viele Inseln durchreiste er, wie es scheint, nie, ohne den wurzelnden Samen des göttlichen Wortes zurückzulassen, selten ohne durch Gefahren und Leiden ein Zeugniß von Christo abgelegt zu haben, und endlich führte ihn die Vorsehung selbst in den Mittelpunkt des Abendlandes, nach Rom. Hier versiegt die sichere Quelle seiner Geschichte. Ob er aus dieser ersten römischen Gefangenschaft freigelassen worden, auf mehren apostolischen Reisen auch nach Spanien gekommen und nach einer zweiten römischen Gefangenschaft unter Nero enthauptet worden sey, läßt die Kritik unentschieden. Auch von den späteren Schicksalen der übrigen A. weiß die beglaubigte Geschichte nur wenig. Johannes tritt nach des Paulus Entfernung in Kleinasien auf, soll von Domitian auf die Insel Patmos verbannt worden seyn, aber unter Nerva wieder befreit und zu Ephesus gestorben seyn. Petrus wirkte als Judenapostel fort und hat nach alter Sage in Rom den Märtyrertod erlitten. Die Hinrichtung Jacobus des Aeltern berichtet Apostelgesch. 12, 2. Die darauf erfolgte Erhebung des jüngern Jacobus an die Spitze der jerusalemschen Gemeinde wurde bereits oben besprochen.

Die A. unterscheiden sich, so weit wir sie kennen, durch sehr hervortretende Individualitäten und demnach durch individuell verschiedene Auffassung Christi. Es sind jedoch nur verschiedene, sich gegenseitig ergänzende Seiten des Einen Christus, die wir in den verschiedenen Schriften des neuen Testamentes vorfinden, wenn wir nicht an unbedeutenden geschichtlichen Irrthümern kleben wollen. So liefert der an äußere Beobachtung und tabellarische Verzeichnung gewöhnte Matthäus in dem nach ihm benannten Evangelium mehr das Bild des äußern Lebens Jesu; so zeichnet Johannes, den Liebe an des Herrn Brust führte, um da in die Unermeßlichkeit der Liebe zu blicken, die tiefe Bedeutung des innern Lebens Christi; so predigt der Glaubensheld Petrus ängstlich abschließend seinen Glauben; so legt der schriftgelehrte Paulus als evangelischer Botschafter in der Rechtfertigung durch den Glauben an die Erlösung durch Jesus Christus den von den Juden ersehnten Grund des christlichen Lebens; so baut der sittlich strenge Jacobus, der Gerechte, durch einzelne Lebensregeln dasselbe aus.

In weiterem Sinne versteht man unter den A.n die 70 Jünger (Luc. 10, 1), welche Christus zum Dienste im Gottesreiche auslas und je zwei zur Verkündigung vor sich hin sandte. Die Zahl 70 deutet nicht auf die gleiche Anzahl von Synedristen hin, sondern auf die von den Juden angenommene Zahl 70 heidnischer Völker, um so der Zahl der 12 A. gegenüber die universelle Bestimmung der christlichen Heilsanstalt anzudeuten. Ihre Namen sind unsicher; von frühen kirchlichen Schriftstellern werden die meisten der unter dem Artikel Apostolische Männer Genannten zu ihnen gezählt. — A. eines Landes wird auch in späterer Zeit der Begründer des christlichen Glaubens in demselben genannt; so Bonifacius A. der Deutschen, Ansgar A. des Nordens &c. — In früherer Zeit war A. Titel der Bischöfe in der christlichen Kirche.

A. (Apostoli, literae dimissoriae), heißen in der Rechtswissenschaft die Berichte des Unterrichters an den Oberrichter über eine bei dem erstern anhängige Rechtssache. Sie kommen gewöhnlich bei eingewendeter Appellation gegen das Erkenntniß der untern Instanz vor und sind entweder dimissoriales, wenn der Richter sich darin für Zulässigkeit der Appellation, oder refutatorii, wenn er sich dagegen erklärt, oder reverentiales, wenn er sie dem Ermessen des höhern Richters anheim stellt, und bisweilen testimoniales, wenn der Bericht in Nothfällen außergerichtlich durch einen Notar gemacht ist. Die Frist, binnen welcher von Seiten des Appellanten beim Richter um Fertigung der A. nachgesucht werden muß, ist das Fatale petendorum Apostolorum. Nach gemeinem Recht sind dafür 30 Tage, nach römischem 5 Tage gesetzlich; jetzt wird das Gesuch gewöhnlich gleich bei der Einwendung angebracht. Nach früherem sächsischem Rechte ist auch ein Fatale requirendorum apostolorum, eine vom Richter nach Willkür vorgeschriebene Frist (gewöhnlich von 3 bis 4 Wochen) eingeführt, binnen welcher der Appellant den gefertigten Bericht abzubüßen, d. h. gegen Zahlung der Gebühren in Empfang zu nehmen hat.

Apostelbrüder, s. Apostelorden.

Apostelfasten, in der griechischen Kirche Fastenzeit vom ersten Montag nach Pfingsten so viele Tage lang, als zwischen Ostern und dem 2. Mai sind, zum Andenken an die Sendung der Apostel. Vergl. Fasten.

Apostelfeste (Aposteltage), kirchliche Feste, welche zum Andenken an sämmtliche oder an einzelne Apostel, insbesondere zur Erinnerung an ihren Tod gefeiert werden. Schon vor Konstantin dem Großen veranstaltete man in Rom regelmäßige Processionen zu den Gräbern von Petrus und Paulus. Bald nachher fing man an andern Orten, wo man Gräber der Apostel — gleichviel ob ächte oder nachgemachte — aufzuweisen hatte, an, diesen eine regelmäßige Feier zu widmen. Die afrikanische Kirche hatte schon im 6. Jahrhundert ein Fest aller Apostel, und 610 suchte Papst Bonifacius IV. ein solches Gesammtfest aller Apostel in der ganzen christl. Kirche einzuführen. Indeß kam dasselbe nicht überall in Gebrauch und ging, wo es recipirt war, bald unter, in der abendländischen Kirche an den meisten Orten im 9. und 10. Jahrhundert, noch zeitiger in der morgenländischen, dort in dem Feste aller Heiligen (1. Nov.), hier in dem Gedächtnißtage aller Märtyrer und Heiligen (Sonntag nach Pfingsten). Dafür wurden die Gedächtnißtage der einzelnen Apostel immer häufiger u. allgemeiner, u. jeder von diesen konnte eigentlich als ein Tag aller Apostel angesehen werden, da mit dem Einen auch aller Andern gedacht wurde und die Invokation eine gemeinschaftliche war. Im 13. Jahrhundert verordnete Bonifacius VIII., daß insbesondere der Andreastag (30. November) zu Ehren aller 12 Apostel feierlich zu begehen sey. Außerdem wurden oft 2 Apostel ausdrücklich zu einem Feste vereinigt, namentlich Petrus und Paulus (29. Juni), Philippus und Jacobus, Simon und Judas; zuweilen wurden aber auch einem Apostel mehre Tage gewidmet, z. B. dem Petrus 3, dem Paulus 2 &c. In der abendländischen Kirche wurde unter Innocenz III. (Anfang des 13. Jahrhunderts) der Cyklus der A. abgeschlossen, in der morgenländischen schon früher. In dieser ist die Feier aller A. noch jetzt gesetzlich, doch wird sie kirchlich nur von den sogenannten Kalogeris (Mönchen, Nonnen &c.) begangen. In der katholischen Kirche Deutschlands, namentlich Oesterreichs, ist in neuerer Zeit die kirchliche öffentliche Feier der A. aufgehoben worden; es wird nur das Fest aller Heiligen und das von Petrus und Paulus noch besonders gefeiert und an diesem Tage aller andern Apostel gedacht. Oertliche Observanzen und besondere Verhältnisse zu einem Apostel als Schutzheiligen führen Ausnahmen von der Regel herbei. Die lutherische Kirche behielt anfangs die meisten A. bei, später ging die Feier derselben ein, oder sie wurde auf den zunächst vorher oder nachfolgenden Sonntag verlegt. Die reformirte Kirche hat sich gleich anfangs fast einstimmig gegen die Feier der A. erklärt.

Apostelfürst, s. v. a. Petrus, s. Apostel.

Apostelgeschichte (Acta apostolorum), das fünfte historische Buch des neuen Testaments, verfaßt von Lucas, als Fortsetzung seines Evangeliums. Er schrieb die A. jedenfalls, wie das Evangelium, unter Benutzung schriftlicher Quellen, zum Theil aber unterstützt durch eigene Theilnahme an dem Referirten, wahrscheinlich nicht im Jahre 64, sondern nach Gaza's Zerstörung (vgl. 8, 26) kurz vor Jerusalems Zerstörung, zu Rom, oder in Griechenland, oder in Antiochia, oder zu Alexandria, gleich ursprünglich in griechischer Sprache. Des Verfassers Verbindung mit dem Apostel Paulus verleiht dem Buche apostolische Autorität. Es wurde in der katholischen Kirche von jeher zu den allgemein für ächt anerkannten Schriften (Homologumena) gezählt, nur von häretischen Sekten, als den Ebioniten, Severianern, Marcioniten und Manichäern aus dogmatischen Gründen verworfen. Daneben scheint der Umstand, daß das Buch weniger gekannt wurde, die hie und da auftauchende Sage veranlaßt zu haben, daß Klemens von Rom oder Barnabas Verfasser sey; aber selbst die strengste Kritik neuerer Zeit hat den Glauben an seine Authentie nicht erschüttern können. Der Inhalt zeigt, daß trotz des wohl später entstandenen Titels der Zweck des Biographischen mehr zurücktritt hinter dem mehr dog-

matischen (Luc. 1, 4), durch eine Geschichte des Gottesreiches, zunächst für Theophhilus, einen Unbekannten, die christliche Lehre zu bestätigen. So sieht man dieses Buches Inhalt mit Recht als Anfang der polemisch-apologetischen Kirchengeschichte an. Ohne auf Vollständigkeit Anspruch zu machen, hebt die Erzählung von der Himmelfahrt Christi und dem Pfingstfeste, dem eigentlichen Stiftungstage der Kirche, an und reicht, von Kapitel 12 an sich besonders an die Thätigkeit des Petrus und des Paulus anschließend, bis zu des Paulus Gefangenschaft zu Rom (62) und deren 2jähriger Dauer (64), indem überall die Wirksamkeit des Geistes durch die Apostel (Apostelg. 1, 8) „in Jerusalem, in ganz Judäa und Samaria und bis an die Enden der Erde" zur Anschauung gebracht wird. Mag man übrigens über den eigentlichen Plan des Werks verschiedene Ansichten hegen und in ihr die einfache historische Relation oder die polemisch-dogmatische Tendenz als überwiegendes Moment ansehen (wie neuerlich Schneckenburger die Vertheidigung der apostolischen Autorität des Paulus als Zweck des Schriftstellers nachzuweisen gesucht hat): immer muß man gestehen, daß man sich hier auf historischem Gebiete, fern von dem Lande der Mythe und dichtenden Sage, befindet. Selbst des Eindrucks, als müßten Tagebücher vorgelegen haben, kann man sich an vielen Stellen gar nicht erwehren, z. B. bei der Geschichte der Fahrt nach Italien (Kapitel 27 und 28), wo der weite Weg Station für Station verfolgt, die Klaftern der Meerestiefe, wie die Zahl der ausgeworfenen Anker angegeben und alle Ereignisse so genau beschrieben werden, daß nur das Dilemma übrig bleibt: entweder hat Lucas unmittelbar nach der Reise die jetzt vorliegende Beschreibung niedergeschrieben, oder es hat ihm bei der Abfassung ein Reisebuch vorgelegen. Bei den Begebenheiten der ersten Hälfte der Apostelgeschichte ist Lucas nicht selbst zugegen gewesen. Eine unveränderte Aufnahme von Dokumenten, wie Schleiermacher sie annahm, ist um gewisser Spracheigenthümlichkeiten willen, die durch das ganze Buch hindurch gehen, hier ebenso wenig zulässig als beim Evangelium des Lucas. Wohl aber spricht nicht nur der geschichtliche, sondern auch der sprachliche Charakter dieses ganzen Theils dafür, daß der Verfasser bei Abfassung desselben entweder schriftliche Aufzeichnungen benutzte, oder sich doch ziemlich genau an mündliche Erzählungen von Judaisten anschloß. Das Kolorit der Sprache ist hier nämlich ungleich weniger klassisch, als in den meisten Stücken der zweiten Hälfte, wo der Verfasser in der Darstellung ganz selbstständig zu seyn scheint. Die A. bietet zwar einige schwer zu vereinigende, namentlich chronologische Differenzen dar, wenn wir die paulin. Briefe mit ihr zusammenhalten, und es ist zuzugeben, daß hie und da Lucas geirrt habe; aber noch sprechender sind die vielfachen Zusammenstimmungen, oft in den unwesentlichsten Dingen, welche zwischen den beiderseitigen Denkmalen Statt finden und für ihre Glaubwürdigkeit wechselseitig das günstigste Zeugniß ablegen. Vergl. Tholuck, Die Glaubwürdigkeit der evangelischen Geschichte, 2. Aufl. 1830, und Schwanbeck, Ueber die Quellen der A., Darmst. 1849. Apokryphische Schriften dieses Titels sind: die A. der Ebioniten, angeblich von Petrus, die „Acta apostolorum" (apocrypha), von Abdias, Bischof von Babylon, die A. der Manichäer und Enkratiten, angeblich von Johannes, die Thaten des Paulus und andere. Was noch von diesen Schriften vorhanden ist, findet sich in Fabricius' „Codex apocryphus", in Thilo's „Codex apocr." und in Tischendorfs „Acta apostolorum apocr." (Leipz. 1851). Fehlt ihnen kanonisches Ansehen bei der Kirche, fehlen ihnen äußere Zeugnisse ihrer Aechtheit, so liefert ihr Inhalt, als spielend und unhistorisch mit einseitiger Tendenz, geradezu das Zeugniß ihrer Unächtheit. Vgl. Apokryphen.

Apostelgräber. Bei dem gänzlichen Mangel an gleichzeitigen Nachrichten über die letzten Schicksale der Apostel Jesu, hat sichs die kirchliche Sage desto angelegentlicher seyn lassen, nicht bloß von den Thaten und Lebensumständen der Apostel, sondern namentlich auch von ihrem Tode die ausführlichsten Berichte zu liefern. Sie kennt wie Tag und Stunde, so auch Land und Stadt, wo ein Apostel des Herrn gestorben u. begraben worden u. wohin etwa später die Gebeine gekommen. Andreas z. B. starb zu Paträ, von wo Konstantin der Große seinen nach mehr als 250 Jahren wohlbehaltenen Leichnam nach Konstantinopel brachte; des Johannes Grab zeigte man zu Ephesus, das des Philippus zu Hierapolis. Am nachdrücklichsten hat von je Rom darauf bestanden, daß es die Gräber der zwei größten Apostel, Petrus und Paulus, in seinen Mauern einschließe. Vgl. Petrus.

Apostelorden (Apostelbrüder, Apostoliker), kirchliche Sekte des 13. und 14. Jahrhunderts, eine jener Kongregationen, die sich zu Reformatoren der Kirche berufen wähnten, von der Idee apostolischer Einfachheit begeistert, offen als Feinde des ausgearteten Papstthums und Klerus hervortraten und in ihrem Eifer zu der tollsten Schwärmerei umschlugen. Sie gehören in dieselbe Reihe mit den ihnen fast gleichzeitigen Sekten der Stedinger, deutschen Ghibellinen, Brüdern u. Schwestern des freien Geistes und den älteren Katharern. Gerhard Segarelli, ein ungelehrter Gewerbsmann aus Parma, dem man den Eintritt in den Franciskanerorden verweigert hatte, war ihr Stifter. Er hielt sich selbst für einen Apostel, Christo ähnlich, gab vor, Umgang mit dem heiligen Franciscus zu pflegen, züchtigte das unsittliche Leben des Klerus und stiftete, angeblich zu Zurückführung der apostolischen Zeit, einen geistlichen Orden, dessen Glieder er nach den ihn besonders entzückenden Abbildungen der Apostel kleidete. Ohne Klosterleben, durchzogen sie bettelnd, predigend, wahrsagend, barfuß Italien, die Schweiz, Frankreich bis Spanien, in ihrem Geleite, vorgeblich nach der Apostel Beispiel, Frauen führend, mit denen sie in unsittlicher Vertraulichkeit gelebt haben sollen. Segarelli ward schon 1280 eingezogen, aber als halb verrückt für unschädlich erachtet und wieder frei gelassen. Indeß erschienen 1286 und 1290 päpstliche Verordnungen gegen den Orden, und er wurde auf der Synode zu Würzburg 1287 verdammt. Schon 1294 wurden zwei Brüder des Ordens mit ihren Gefährtinnen zu Parma als Ketzer verbrannt. Dieses Loos traf endlich auch Segarelli, nachdem

er zweimal — trotz seiner Verwerfung des Eides und der Todesstrafe — seine Ketzerei abgeschworen hatte, 1300 zu Parma. Man hielt jedoch bis dahin den Orden für zu unbedeutend, als daß die Inquisition Ernst mit seiner Vertilgung gemacht hätte. Eine zweite Epoche für den A. beginnt mit dem Auftreten Dolcino's aus Mailand, der sich als neuer Oberapostel an seine Spitze stellte, prophetisch begeisterte Schreiben an die ganze Christenheit erließ und zum Eintritt in den geistlichen Orden aufforderte. Seine Parole war Umsturz des Bestehenden und Eintritt einer neuen Religionsära. Er erkannte die geschichtliche Nothwendigkeit des Ueberganges der Kirche zu Macht und Reichthum zwar an, behauptete aber, daß jetzt, wo in allen Ständen der Hierarchie durch Hingabe ans Irdische die Liebe erkaltet sey, Rückkehr zur apostolischen Armuth das einzige Rettungsmittel sey. Er unterschied in dieser Beziehung 4 Perioden des kirchlichen frommen Lebens, die Zeit des alten Testaments, die Zeit Christi und der Apostel bis auf den Papst Sylvester und den Kaiser Konstantin den Großen, die Zeit Sylvesters bis auf den Apostelorden. Die Inauguration der vierten Periode durch Umsturz des Kaiserthrones und des päpstlichen Stuhls, Ermordung des Papsts rc. prophezeiete er auf 1303, und als in diesem Jahre nichts erfolgte, auf 1304. Von Kreuzpredigern verfolgt, mußte Dolcino mit seiner apostolischen Schwester Margaretha 1301 nach Dalmatien fliehen. Hier sammelte er seine Anhänger und kehrte 2 Jahre darauf mit 1400 Mann zurück, verschanzte sich auf dem Berge Zebello im Gebiete des Bischofs von Vercelli u. verübte von da aus Plünderungen auf kriegerischen Streifzügen. Die Bande hielt sich in ihrer festen Stellung bis 1307, wo Dolcino, seine Gefährtin und viele andere Apostelbrüder gefangen genommen und auf den Scheiterhaufen geführt wurden. Ueberreste des Apostelordens zeigten sich bis 1368 in der Lombardei und im südlichen Frankreich. Vgl. Schlosser, Abälard und Dulcin, Gotha 1807; Krone, Fra Dolcino und die Patarener, Lpz. 1844. — Apostoliker hieß auch ein Theil der Katharer am Niederrhein im 12. Jahrh., sowie später die Anhänger des Mennoniten Sam. Apostool.

Apostelschüler, unmittelbare Schüler der Apostel Jesu; f. Apostolische Väter.

Apostelteilung (Festum divisionis apostolorum), Fest der katholischen Kirche, am 15. Juli, gründet sich ursprünglich auf die alte, aber unerweisliche Sage, daß die Apostel im 7. oder 12. Jahre nach Christi Himmelfahrt u. nach Abfassung eines gemeinschaftlichen Symbolums (f. Apostolisches Glaubensbekenntniß) zum Behufe der Verbreitung der christl. Lehre sich in die Länder der damals bekannten Erde getheilt hätten, nach späterer (römischer) Auslegung auf die Trennung der früher verbunden aufbewahrten Gebeine der Apostel Petrus und Paulus in Rom. Nach der ersten Sage soll Petrus Babylonien und die Juden in der Zerstreuung (wahrscheinlich nach 1. Petr. 1), Paulus Griechenland und Italien, Jacobus Spanien, Johannes Kleinasien und einen Theil von Parthien (wahrscheinlich wegen der Apokalypse und der lateinischen Inschrift seines Briefs „ad Parthos"), Philippus das obere Asien, Thomas das übrige Parthien und Indien, Bartholomäus Armenien, Simon von Kana Mesopotamien und Persien, Judas Thaddäus Arabien und Idumäa, Matthias Aethiopien und Andreas Scythien bekommen haben. Die Gründe, aus denen die historische Kritik eine solche Theilung und Abgrenzung der individuellen apostolischen Wirksamkeit nicht statuiren kann, sind sprechend. Die Apostelgeschichte berichtet von solcher Theilung kein Wort, und die ersten 3 Jahrhunderte wissen eben so wenig etwas von ihr, vielmehr ist es nach der Apostelgeschichte ausgemacht, daß im Jahre 51 nach Chr., d. h. im 16. oder 17. nach Christi Himmelfahrt sämmtliche Apostel noch zu Jerusalem sich befanden, und daß einzelne Apostel, z. B. Petrus, nachdem sie eine Zeit lang von der jüdischen Hauptstadt sich entfernt hatten, dahin zurückkehrten. Das Fest dieser apostolischen Ländertheilung wird viel später genannt; Du Fresne führt nur zwei Stellen aus dem 11. und 12. Jahrhundert dafür an. In den gewöhnlichen Kalendern ist es nur schwarz bezeichnet und in dem monatlichen Festverzeichnisse fehlt es ganz; von Archäologen wird es oft mit dem Feste Aller Apostel (Omnium Apostolorum, f. Apostelfeste) identificirt. Die römische, Alleinherrschaft ansprechende Kirche konnte einer allgemeinen Ländervertheilung um so weniger das Wort reden, da Petrus dadurch statt nach Rom, nach Babylonien geführt wurde. Sie half sich dadurch, daß sie dem Feste jene andere Bedeutung unterlegte, wodurch Rom der Schauplatz des festlichen Ereignisses wurde: Divisio ossium Petri et Pauli Romae inventorum. Die Protestanten feiern das Fest nicht.

A posteriori, f. A priori.

Apostill (neulat. Apostillum), beglaubigte Nachschrift zu einem Dokument, besonders einer Supplik; dann Reskript auf eine Supplik, besonders wenn es gleich am Rande derselben gesetzt ist; daher f. v. a. Randbemerkung überhaupt.

Apostolicität, Hauptmerkmal der wahren christlichen Kirche, darin bestehend, daß sich der durch der Apostel Stiftung der Kirche eingeprägte Charakter rein in ihr findet. Auf solche A. macht die katholische Kirche Anspruch und sucht sie durch die Behauptung zu erweisen, daß dem Apostelhaupte Petrus, dem ersten Bischofe zu Rom, die Päpste in ununterbrochener Reihe gefolgt wären, und so gleiche Macht und gleichen Geist fortgepflanzt und bis auf unsere Tage erhalten hätten. Vergl. Papstthum.

Apostolisch, was von den Aposteln herrührt, oder im Auftrage und Geiste derselben veranstaltet ist; daher was überhaupt auf Leben und Lehren der Apostel Beziehung hat.

Apostolische, Anhänger des Systems der unumschränkten Kirchengewalt, sowohl in geistlichen, wie in weltlichen Dingen (Apostolicismus, f. Apostolische Junta).

Apostolische Briefe, Lehr- und Ermahnungsschreiben im neuen Testamente, von Aposteln an christliche Gemeinden oder einzelne Christen gerichtet. Sie bilden die zweite didaktische Abtheilung des neuen Testamentes. Man theilt sie in die 13 paulinische, welchen als 14. der Brief an die Hebräer sich anreiht, und in die katholischen. Mehre von Aposteln verfaßte Briefe sind verlo-

ren gegangen, z. B. ein Brief (der erste) des Paulus an die Korinther (1. Kor. 5, 9), ein Brief desselben an die Laodicenser (Col. 4, 16). Vgl. Bibel.

Apostolische Gemeinde, christliche Gemeinden, deren Gründer und Lehrer Apostel waren, z. B. zu Jerusalem, Antiochia, Ephesus, Rom; im weitern Sinne bezeichnet das Wort s. v. a. apostolische Kirche.

Apostolische Junta, die Repräsentantin derjenigen Partei in Spanien, welche nach der Herstellung der konstitutionellen Verfassung 1820 den Absolutismus des Pfaffen- und des Königthums eine Zeit lang vertrat. Sie sammelte sich auf der Grenze von Portugal aus geflüchteten Geistlichen und Anhängern des alten Regime und suchte, von Portugal mit Geld u. Waffen unterstützt, das Volk gegen die Cortes aufzuwiegeln. Durch die Uneinigkeit der Cortes begünstigt, verbreitete sich diese Partei des „Glaubens" od. der „Apostolischen" bald über Kastilien, Aragonien, Biscaya und Navarra; mit ihr unterhielt der Hof geheime Verbindungen. An der Spitze ihrer Truppen stand in den baskischen Provinzen Quesada, der aber, von Lopez Banos geschlagen, über die französische Grenze flüchten mußte. In Katalonien, dem Centrum der absolutistischen Glaubenspartei, bildeten Bessières, Rosales, Mata-Florida und Eroles am 15. August 1822, eine „Oberste Regentschaft" u. organisirten ein „Glaubensheer" zur Herstellung der unumschränkten Königsgewalt, welches sengend und mordend im Lande herumzog, im offenen Felde von den Liberalen meist geschlagen, den Bürgerkrieg unterhielt, bis das konstitutionelle Frankreich den Auftrag übernahm, dem Absolutismus den Sieg zu verschaffen. S. Spanien (Gesch.).

Apostolische Kanones (Canones Apostolorum), in der ältesten Kirche jedes kirchliche Grundgesetz, mochte es aufgezeichnet seyn oder nicht; dann eine aus der Synodalgesetzgebung des 4. Jahrhunderts und den apostolischen Konstitutionen (s. d.) unter dem Namen des Klemens Romanus zusammengestellte Sammlung von kirchlichen Gesetzen und Gebräuchen, die wahrscheinlich erst im 5. Jahrhunderte ihre gegenwärtige Gestalt erhielten. Als schriftliche Sammlung werden sie zuerst 394 erwähnt. Es sind der Zahl nach 85 Kanones. Die römische Kirche glaubte Anfangs die ganze Sammlung als untergeschobene Schrift verwerfen zu müssen, wurde aber durch das Ansehen des Dionysius Exiguus (um 500) bewogen, die ersten 50 Kanones in ihr Gesetzbuch aufzunehmen. Johannes Scholasticus (Mitte des 6. Jahrhunderts) fand daher bereits alle 85 Kanones in den Rechtsbüchern der griechischen Kirche vor und von der trullanischen Synode 692 wurden sie förmlich sanktionirt. Die beste Ausgabe ist in Coteliers „Patr. Apost.", Bd. I. Vergl. Krabbe, Diss. de codice canonum, qui Apostolorum nomine circumferuntur, Gött. 1829.

Apostolische Kirche (Ecclesia apostolica), jede von den Aposteln oder deren Gehülfen gegründete und eingerichtete Gemeinde, insbesondere die zu Jerusalem, Antiochia, Alexandria und Rom, welche diesen Titel als die größten und wichtigsten, zum Theil auch ältesten Kirchen der apostolischen Zeit vorzugsweise in Anspruch nahmen; nach katholischer Ansicht die römisch-katholische Kirche, in sofern sie sich vorzugsweise den Charakter der Apostolicität beilegt, welcher von ihr den ketzerischen Sekten, auch den protestantischen Kirchen, abgesprochen wird; dann heißt so auch die gesammte christliche Kirche während des 1. Jahrh. und der nächsten Decennien, im Zeitalter der Apostel und ihrer unmittelbaren Schüler.

Apostolische Konstitutionen (Constitutiones Apostolicae), Sammlung der für apostolisch gehaltenen kirchlichen Gesetze, Gebräuche und Sitten, in Form apostolischer Vorschriften, in 8 Büchern, von denen die ersten 6 oder 7 im 3. Jahrhundert in der morgenländischen Kirche aufgezeichnet, im 4. durch Zusätze interpolirt wurden. Das letzte Buch gehört theilweise dem 4. Jahrhundert, zum Theil noch späterer Zeit an. Nach Abzug dieser Interpolationen und Zusätze können die a. n K. als Zeugnisse über die Kirchenverfassung des 2. und 3. Jahrh. benutzt werden. Fälschlich führen sie den Namen des Klemens Romanus an der Spitze. Als Sammlung haben sie nie kirchliches Ansehen gehabt. Die beste Ausgabe ist in Coteliers „Patr. Apost.", Bd. I. Vgl. Krabbe, Ueber den Ursprung und Inhalt der apostolischen Konstitutionen des Klemens Romanus, Hamb. 1829. Aus den apostol. Konstitutionen sind zum Theil die apostolischen Kanones (s. d.) geschöpft.

Apostolische Männer, alle Gefährten, Gehülfen, Freunde und Schüler der Apostel, deren im neuen Testament (in der Apostelgeschichte und den Briefen) gedacht wird. Die wichtigsten sind: Apollos, Aquila, Archippus, Aristarchus, Cajus von Derbe, Cajus aus Macedonien, Cajus von Korinth, Klemens von Rom, Krescenz, Crispus, Dionysius Areopagita, Epaphras (Epaphroditus), Erastus, Hermas, Judas Barsabas, Linus, Lucas der Evangelist, Lucius von Cyrene, Marcus der Evangelist, Nicanor, Nikolaus der Diakon, Onesimus, Onesiphorus, Parmenas, Philemon, Philippus der Diakon, Prochorus, Silas (Silvanus), Sosthenes, Stephanus, Tertius, Timon, Timotheus, Titus, Tychicus, Zenas. Noch Andere werden Röm. 16, 21. ff.; 1. Kor. 16, 24.; Kol. 4, 7 ff. genannt. A. M. heißen ferner die 70 Jünger Jesu, die dem Namen nach unbekannt, zum Theil aber unter den obigen enthalten sind. Bisweilen werden auch sämmtliche apostolische Väter (s. d.) unter diesem Namen mitbegriffen.

Apostolische Majestät, s. v. a. Apostolischer König.

Apostolische Monate (päpstliche Monate), die Monate, in welchen der Papst das Besetzungsrecht der erledigten niedern geistlichen Beneficien den wiener Konkordaten von 1448 zufolge in Deutschland sich vorbehalten hatte. Es waren die Monate Januar, März, Mai, Juli, September und November. Vgl. Annaten.

Apostolische Partei, s. Apostolische Junta.

Apostolischer König, Titel der Herzöge und Könige von Ungarn, seit Stephan I., welchen Papst Sylvester II. für seinen Eifer für die Bekehrung der Ungarn damit auszeichnete. Papst Klemens XIII. erneuerte ihn 1758 der Maria Theresia und ihren Nachfolgern.

Apostolischer Sitz, in der alten Kirche s. v. a. Bischofssitz, besonders der zu Rom, als der erste u. geraume Zeit der einzige im Abendlande, so wie die zu Jerusalem, Antiochia u. Alexandria; später Residenz u. Regierung des Papstes, als des Nachfolgers des Apostels Petrus. Vgl. Papstthum.

Apostolisches Amt (Apostolatus), in der alten Kirche die Würde der Bischöfe, als Nachfolger der Apostel; später insbesondere das Amt der Päpste.

Apostolisches Glaubensbekenntniß (Symbolum apostolicum), gewöhnlich bloß das „Credo" oder „der Glaube" genannt (in Luthers Katechismus die 3 Artikel), das erste der drei (nach lutherischen Theologen) ökumenischen, d. i. in der ganzen Christenheit geltenden Glaubensbekenntnisse. Es besteht aus 3 Artikeln:

1) Credo in Deum, Patrem omnipotentem, creatorem coeli et terrae. 2) Et in Jesum Christum, filium ejus unicum, Dominum nostrum, qui conceptus est de Spiritu sancto, natus ex Maria virgine, passus sub Pontio Pilato, crucifixus, mortuus et sepultus, descendit ad inferna, tertia die resurrexit a mortuis, adscendit ad coelos, sedet ad dexteram Dei patris omnipotentis; inde venturus est judicare vivos et mortuos. 3) Credo in spiritum sanctum, sanctam ecclesiam catholicam, sanctorum communionem, remissionem peccatorum, carnis resurrectionem et vitam aeternam. Amen.

Ueber seinen Ursprung berichtet Rufinus (4. Jahrh.) in der „Expositio in symbol. apost." ein ihm lange nachgesagtes Mährchen, was zuerst von Laurentius Valla widerlegt und heut zu Tage von allen protestantischen Theologen und selbst den meisten katholischen Historikern (Du Pin, Tillemont) verworfen wird, wonach die Apostel in Jerusalem kurz vor ihrer Trennung (s. Aposteltheilung) gemeinschaftlich (gleichsam die einzelnen Worte zusammenwerfend) die Formel als Lehrnorm für die Verkündigung des Evangeliums und zu rituellem Gebrauche bei der Taufe abgefaßt haben sollen. Man ist jetzt darüber einverstanden, daß dieses Symbol vielmehr nach und nach aus erweiterten Tauffomeln, namentlich der römischen Kirche, entstanden und, nachdem es im 4. Jahrhundert in der Hauptsache seine jetzige Gestalt gewonnen hatte, durch einzelne Zusätze noch später erweitert und so erst im 6. Jahrhundert nach seiner gegenwärtigen Form vollkommen abgeschlossen worden ist. Der Name eines apostolischen Symbols wird ihm dennoch mit Recht gelassen, weil es allerdings dem Lehrbegriff der Apostel entspricht, ja Wort für Wort aus Bibelstellen entnommen ist. Hierdurch ist ihm auch der Charakter eines allgemeinen Symbols gesichert. Zu den oben erwähnten spätern Zusätzen gehören die Worte über die Höllenfahrt Christi: „Descendit ad inferna," ferner die Bezeichnung der Kirche als einer „katholischen" (catholica), die Ausdrücke „Gemeinschaft der Heiligen" (Sanctorum communio) u. „ewiges Leben" (Vita aeterna).

Apostolisches Symbolum, s. v. a. Apostolisches Glaubensbekenntniß.

Apostolische Traditionen, mündliche Lehren der Apostel, wie sie dieselben aus dem Munde Christi vernommen und von Mund zu Mund fortgepflanzt haben sollen, bis dieselben, aufgezeichnet von den Kirchenvätern, zu uns gelangt seyen. Sie werden eingetheilt in eigentliche Lehrtraditionen (Traditio doctrinalis), Auslegungstraditionen (Tr. hermeneutica), Ritualtraditionen (Tr. ritualis) und Geschichtstraditionen (Tr. historica). Die katholische Kirche ertheilt diesen Traditionen gleiche Autorität mit den kanonischen Büchern des alten und neuen Testaments, die ihnen unter Voraussetzung ihrer Aechtheit allerdings gebührt. Der Protestantismus glaubte sie verwerfen zu müssen, da er sie in vielen Punkten der Lehre Christi, wie sie die heilige Schrift darstellt, geradezu widersprechend fand und zum Theil in ihnen untergeschobene, einseitige Produkte der Hierarchie erkannte. Vergl. Tradition.

Apostolische Väter (Patres apostolici), im weitern Sinne s. v. a. apostolische Männer, im engern die unmittelbaren Schüler der Apostel, welche Schriften hinterlassen haben, ohne daß sich diese im neuen Testamente befinden. Diese Schriften sind nach Geist und Form, nach Standpunkt und Zweck den apostolischen Schriften, besonders denen des Paulus, ähnlich; nur die Schriften des Barnabas und Klemens von Rom sind nicht ganz von philonischem Neoplatonismus frei. Dogmatisches haben sie nur im Gegensatze gegen sinnlichen Judaismus u. heidnische Philosophie; ja, es herrscht hinsichtlich einzelner Dogmen darin noch Unbestimmtheit und Abweichung von späterer Orthodoxie. Desto mehr moralischen Gehalt haben sie nach ihrem vorherrschend praktischen Charakter. Die Zahl der a.n V. stellte man auf 7 fest, von denen aber nach den neuesten Forschungen nur die ersten 4 als wirkliche Schüler der Apostel nachgewiesen werden können, während die beiden folgenden als solche ungewiß sind, und der letzte nicht als Schriftsteller gelten kann. Sie sind: Barnabas, Schüler und Gehülfe des Paulus; Klemens Romanus, (3ter) Bischof zu Rom, † 102, Schüler des Petrus und des Paulus; Ignatius, Bischof zu Antiochia, † 116 als Märtyrer im Stiergefechte, Schüler des Johannes; Polycarpus, Bischof zu Smyrna, † 167 oder 169 auf dem Scheiterhaufen, Schüler des Johannes; Hermas, Verfasser einer Schrift „der Hirte"; Papias, Bischof zu Hierapolis in Phrygien; † als Märtyrer; Dionysius Areopagita, Schüler des Paulus zu Athen. Ausgaben der Werke der a.n V. besorgten Cotelier (2 Bde., Par. 1672 und Amsterdam 1774), Jacobson (2 Bde., Oxford 1838; 2. Aufl. 1840) und Hefele (Tübingen 1839; 2. Aufl. 1843).

Apostroph, Wegwerfungszeichen, ein links geöffnetes Häkchen am Anfange oder in der Mitte oder am Ende eines Wortes, um anzudeuten, daß ein Worttheil, meist ein Vokal oder Diphthong, ausgestoßen worden ist, z. B. tun' statt tune, 'go statt ego, l' (italienisch und französisch) statt la, 's statt es, ew'ger statt ewiger. Der A. dient hiernach zur Bezeichnung einer Apokope, Synkope und Aphäresis (s. d. Art.); sein Gebrauch wurde zuerst von den griechischen Grammatikern, vielleicht zugleich mit den Accenten eingeführt. Von den Griechen ging der A. zu den Lateinern über. Bis in das 16. Jahrhundert schrieb man allgemein

mit einer großen Menge Abkürzungen, und besonders hatte sich die gelehrte Welt über solche in der lateinischen Sprache verständigt, wodurch die größere Hälfte an Zeit und Raum erspart wurde. In den Inkunabeldrucken behielt man diesen Gebrauch bei, welcher sich erst in der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts verlor; schon um 1570 findet sich kaum noch eine Spur davon. Aus der latein. Schrift kam der A. in viele neueren Sprachen, wo er, besonders in der italienischen, eine nicht unbedeutende Rolle spielt. Im Deutschen gebraucht man ihn in der Regel nur, wenn zwei Sylben mit Auslassung des e, seltener des i, zu einer verkürzt oder zusammengezogen werden, z. B. Sonn' statt Sonne, nahm's statt nahm es, reis't statt reiset (s. oben).

Apostrophe (Aversio), Abwendung, in der Rhetorik Redefigur, wo man sich mit der Anrede von Denen, welchen die Rede gilt, an Solche wendet, zu denen eigentlich nicht gesprochen wird, z. B. von dem Richter an den Kläger oder Beklagten, von den Gegenwärtigen an Abwesende oder an leblose Dinge, die als lebend und empfindend gedacht werden. Die Rede wird dadurch lebendiger, dramatischer, poetischer, weshalb auch die A. häufig von Dichtern (Gebrauch des Vokativs statt eines andern Casus) angewendet wird.

Apothecien, Früchte der Flechten (s. d.).

Apotheke, ein zur Ausübung der Apothekerkunst eingerichtetes Lokal, und zwar nicht bloß das Lokal, in welchem die Arzneien nach ärztlichen Vorschriften bereitet und abgegeben werden, sondern die Gesammtheit aller derjenigen Räume, welche erforderlich sind, um theils die Waarenvorräthe aufzubewahren und die rohen Arzneimittel so zu bereiten, daß sie zum Einnehmen geschickt sind, theils auch Präparate, die als Arzneimittel dienen sollen, zu fertigen. Als Haupttheile einer A. sind folglich zu betrachten: das Magazin, das Laboratorium und die Officin oder der Verkaufladen. Das M a g a z i n begreift nicht allein alle die Behälter, wo die Arzneivorräthe aufbewahrt werden, sondern auch die Räume, in welchen die vegetabilischen Arzneimittel vorbereitet, getrocknet, d. h. zum Aufbewahren geschickt gemacht werden. Zum Trocknen der Vegetabilien, als der Wurzeln, Kräuter, Blumen u. s. w. dienen geräumige, luftige, gut gedielte Böden; auf diesen werden die Kräuter, Blumen u. s. w. aufgestreuet, oder noch besser auf von Weidenholz geflochtenen Horden, die zwischen ein hölzernes Gestelle geschoben werden, getrocknet. Andere Böden dienen zu Vorrathskammern für die getrockneten Vegetabilien und sind mit hölzernen Kasten, die gut passende Deckel haben, oder mit dichten Fenstern versehen, worin die Kräuter oder Wurzeln u. s. w. aufbewahrt werden. An jedem Gefäß ist mit deutlicher, haltbarer Schrift der Inhalt bezeichnet. In großen Geschäften sind die Theile der Vegetabilien abgesondert in eignen Böden oder Bodenkammern; daher hat man einen Wurzel-, Kräuter-, Blumen-, Samenboden. Die Giftkräuter, Wurzeln und Samen dürfen nicht unter den andern aufgestellt werden, sondern müssen davon abgesondert in eigens hierzu eingerichteten Verschlägen und Kammern unter Schloß und Riegel aufbewahrt werden; ebenso müssen die Aufschriften, welche den Inhalt der Giftpflanzenbehälter bezeichnen, auf besonders in's Auge fallende Schilder gezeichnet seyn. Im Allgemeinen ist bei den Kräuterkästen zu erwähnen, daß diese nie mehre Fächer enthalten dürfen, in je welchen etwas Anderes aufbewahrt wird, wodurch zufälliges Vermengen oder auch leicht ein Verwechseln verschiedener Vegetabilien herbeigeführt werden kann. Auch sollen die Kästen und Fässer mit gut schließenden Deckeln versehen seyn, um das Einfallen von Staub zu verhindern, dem Zugang von Insekten zu wehren und die Einwirkung der freien Luft, wodurch allmählig wirksame Theile aus den Vegetabilien verflüchtigt werden, zu beschränken. Vegetabilien mit besonders flüchtigen Stoffen sind im zerschnittenen oder gepülverten Zustande in mit Korken gut verschließbaren Gefäßen aufzubewahren. Die M a t e r i a l k a m m e r enthält alle diejenigen Arzneivorräthe, die eine trockene Luft zu Aufbewahrung erfordern, aber theils ihres höhern Preises, theils auch der geringern Menge wegen in einem besonderen Behälter verschlossen werden. Dahin gehören die rohen und vorbereiteten Materialien (mit Ausnahme der inländischen Vegetabilien) und viele chemischen Präparate. An den Seitenwänden des Raumes sind Repositorien angebracht, auf welchen die Arzneimittel ihrer Beschaffenheit entsprechend nach Erforderniß in Kästen, Gläsern oder Büchsen aufbewahrt sind. Auf jedem Gefäß muß sich die Anzeige des Inhalts mit Oelfarbe aufgezeichnet finden, auch das Ganze alphabetisch geordnet seyn. Auch hier müssen die Gifte sowohl wie die stark und heftig wirkenden Arzneimittel abgesondert von den übrigen in verschließbaren Schränken aufbewahrt werden, sowie die Gefäße, welche zur Aufnahme derselben dienen, mit auffallenden Zeichen versehen seyn. Alle Arzneimittel, welche durch den chemischen Einfluß des Lichts verändert werden, müssen in Obsidiangläsern oder in solchen, die mit schwarzer Farbe überzogen sind, aufbewahrt werden. Für sehr stark riechende Stoffe wählt man am besten ein besonderes Gemach oder verwahrt sie in doppelten Kästen. Ferner befindet sich in der Materialkammer ein zweckentsprechender Tisch mit den nöthigen Wagen, Gewichten, Löffeln nnd Spateln zum Einfassen u. s. w., außerdem eine Schreibtafel, auf welche man die bald konsumirten Vorräthe anmerkt, um solche zur gehörigen Zeit ergänzen zu können. Obgleich eine kühle Lage ein Haupterforderniß einer guten Materialkammer ist, so muß doch solche auch durchaus trocken seyn, um jedem schädlichen Einfluß auf die Mittel zu begegnen. Das A q u a r i u m und die S p i r i t u s k a m m e r oder der Keller, wenn jene nicht besonders vorhanden sind, dienen zur Aufbewahrung flüchtiger oder solcher Flüssigkeiten, die leicht verdunsten oder verderben, z. B. des Aethers, abgezogener Spirituosen, des Alkohols, der Tinkturen, der Wasser und Säfte. Am bequemsten dient dazu ein steinernes Gewölbe, wo im Winter die Temperatur nicht unter den Gefrierpunkt herabsinkt und auch im Sommer nicht über 10° R. steigt. Auf hölzernen Repositorien stellt man die irdenen Flaschen, Gläser, Töpfe u. s. w. auf. Alle diese müs-

sen mit deutlichen, mit Firnißfarbe aufgemalten Aufschriften bezeichnet und gehörig geordnet seyn. Zur Aufbewahrung der Gläser, Büchsen, Schachteln oder verschiedener anderer Utensilien und Geräthschaften dienen noch einige Kammern, denen man eine beliebige Einrichtung gibt, um die Sachen in bequemer Ordnung darin aufzubewahren. Gute, trockene **Keller** sind unentbehrlich zur Aufbewahrung größerer Vorräthe verschiedener Art, z. B. von Spiritus, Essig, fetten Oelen, Mineralsäuren u. a. m. Auch hier wird Alles mit dauerhafter Schrift versehen. Das **Laboratorium** ist der Ort, wo die rohen Arzneistoffe für den Gebrauch zubereitet, die pharmaceutisch-chemischen Präparate gefertigt und zum Theil auch Arzneien bereitet werden. Ein vollständiges Laboratorium hat 3 Abtheilungen: das eigentliche Laboratorium, die Stoßkammer und die Trockenkammer. Beide letztere sind nicht immer vorhanden und können auch in A.n, wo die Geschäfte nicht überhäuft sind, auf eine andere Art ersetzt werden. Das **eigentliche Laboratorium** muß hell, feuerfest, wo möglich gewölbt und mit gut ziehenden Schornsteinen versehen seyn. Es enthält die nöthigen tragbaren und festgemauerten Oefen, als Wind-, Kapellen-, Reverberir-, Blasen-, Dampf-, Trockenöfen. An den Seitenwänden stehen die Schränke, in welchen die Geräthschaften, als Kessel von Zinn, Kupfer, Eisen, Pfannen, Tenakel und Agitakel u. s. w. aufbewahrt werden. Eine große Arbeitstafel darf nicht fehlen und fließendes Wasser oder im Nothfall ein Pumpbrunnen ist ein Desiderium eines jeden Laboratoriums, dessen Mangel durch zweckmäßige Wasserbehälter zu ersetzen ist. Der Fußboden muß mit Steinen gepflastert und abschüssig mit gehörigem Abfluß versehen seyn. Zweckdienlich ist es, an dem Laboratorium ein Stübchen anzubringen, in welchem man Wagen und andere feinere Instrumente aufbewahrt, und worinnen über Lampenöfen chemische Analysen und Versuche angestellt werden können. Hier finden auch die Reagentien, Platinageräthschaften, Thermometer, Aräometer &c. den Ort ihrer Aufbewahrung. Als **Stoßkammer** dient eine Kammer oder ein bedeckter Gang, in welchen nöthigenfalls ein starker Luftzug angebracht werden kann. Hier befinden sich die Mörser von Eisen und Stein, die verschiedenen feinen und gröbern Haar-, Draht- und Spansiebe, Beutelmaschinen, Wiegemesser, Wurzelmesser, Stoßeisen, Raspeln und Alles, was man zur mechanischen Reinigung und Zubereitung der Arzneikörper nöthig hat. Das **Digestorium** od. die **Trockenkammer** dient zum Austrocknen der festen und zu Digestion der flüssigen Substanzen. Oefters findet man in Laboratorien hierzu eingerichtete Trockenöfen, welche durch erwärmte Luft geheizt werden; häufig vertritt ein geheiztes Zimmer, in welchem oberhalb des Ofens Darren angebracht sind, die Trockenkammer. Die **Officin** oder der **Verkaufladen** ist der Ort, wo die von den Aerzten verordneten Recepte verfertigt und die Arzneien abgegeben werden. Die Officin enthält theils rohe, theils zubereitete, auch schon künstlich gemengte und chemisch fertige Arzneimittel, aber in geringern Quantitäten, als das Magazin. Auch sind in der Officin die nöthigen Geräthschaften zur Bereitung der verordneten Arzneien befindlich.

Bei der **Einrichtung** einer Officin soll Einfachheit und Zweckmäßigkeit berücksichtigt und weniger auf unnützen Prunk und Glanz, wodurch oft die Zweckmäßigkeit beeinträchtigt wird, gesehen werden. Das Zimmer, welches die Officin darstellt, sey durchaus hell, geräumig und besser hoch, als niedrig. Jedoch müssen die am höchsten stehenden Gefäße nie so hoch gestellt werden, daß sie nur vermöge großer Leitern erreicht werden können, sondern in einer Höhe befindlich seyn, wo sie ohne große Unbequemlichkeit mit Hülfe gewöhnlicher Tritte zu erlangen sind. Ferner müssen zwei Haupttische in der Officin befindlich seyn, der eine, um darauf den Handverkauf abzuwarten, der zweite (Receptirtisch), um darauf die Arzneien zu fertigen. Dieser letztere muß bequem eingerichtet seyn und Alles in der Nähe enthalten, was für die Receptur gebraucht wird. Die Größe desselben richtet sich nach dem Lokale und dem Umfange des Geschäfts. In Fächern und Schiebladen, die man in diesem Tische anbringt, bewahrt man Papiere zum Verbinden der Gläser, Schachteln, Signaturen u. a. m., die man bei der Receptur braucht. Auf dem Tische selbst sind ein Paar genaue Tarirwagen angebracht, die von einer solchen Empfindlichkeit seyn müssen, daß sie bei einer Belastung von einem Pfunde noch einen Gran deutlich anzeigen, und die kleinern, zur Receptur erforderlichen Wagen mit Schalen von Horn, Porzellan, Silber, Platina hängen an einem Wagenhalter über oder an der Seite des Tisches. Mensuren von reinem englischen Zinn oder Porzellan, die genaue Abtheilungen enthalten, Spatel und Löffel von Silber, Horn, Eisen; Reibschalen von Serpentin, Porzellan &c.; Trichter und dergleichen mehr müssen sich ebenfalls in der Nähe des Receptirtisches befinden. Ein zweckmäßiger Wasserreservoir darf nirgend in oder dicht neben der A. fehlen. Flüssigkeiten: Wässer, Oele, Säuren, Tinkturen, Spirituosen u. s. w., werden in Glasflaschen von dem Geschäftsumfange entsprechender Größe aufbewahrt. Sehr zweckmäßig ist es, wenn alle diese Flaschen mit eingeriebenen Stöpseln versehen sind; unumgänglich nothwendig ist dies bei den geistigen Flüssigkeiten, als Aether und Tinkturen, so wie bei den Säuren. Eine sehr zweckdienliche Einrichtung ist es, wenn über die Stöpsel und Hälse der Flaschen cylindrische Kappen von lackirtem Blech, Glas oder Porzellan gestürzt werden, um den Rand der Gläser vor Staub zu schützen. Jedes Gefäß muß eine deutliche Aufschrift enthalten, die den Inhalt desselben bezeichnet. Am zweckmäßigsten ist es, wenn diese mit Glasfarben aufgemalt und eingebrannt sind, weil selbst Firnißfarbe, beim öftern Gebrauch abgerieben und öfterer noch von immer vorkommendem Herablaufen der Flüssigkeiten durch diese selbst geätzt und undeutlich gemacht werden. Alle weichen, zähen und dickflüssigen Substanzen, z. B. Extrakte, Dicksäfte, Latwergen, Syrupe, Salben und Cerate bewahrt man am schicklichsten in Gefäßen von Porzellan auf. Auch auf diesen Gefäßen muß die Aufschrift im Feuer eingebrannt

seyn. Die trockenen und festen Arzneisubstanzen befinden sich ihrer Beschaffenheit nach theils in Schiebladen, theils in Büchsen von Holz, Porzellan oder Glas; Kräuter, Wurzeln, Blumen, Rinden, Stengel u. dgl. bewahrt man in gut verschließbaren Schiebladen; rohe Arzneikörper, wie Gummata, Gummiharze, Samen rc. in Büchsen aus Holz und Porzellan. Die gepulverten Vegetabilien, welche flüchtige Theile enthalten, wie überhaupt flüchtige trockene Arzneimittel, bewahrt man in festverschließbaren Gläsern. Die Ordnung, in welcher die einzelnen Arzneikörper in den A.n aufgestellt werden, richtet sich nach dem Lokal. In der Regel bringt man die Schiebladen unten an u. ordnet die auf Repositorien aufgestellten Arzneimittel so, daß man in den untern Reihen die größten, und in den obersten die kleinsten Gefäße aufstellt. Nach den verschiedenen Gattungen der Arzneikörper werden mehre Unterabtheilungen gemacht, z. B. Wurzeln, Hölzer, Rinden, Kräuter, Blumen u. s. w., jede für sich in alphabetischer Ordnung. Alle in der Officin befindlichen, stark und heftig wirkenden Arzneimittel (Drastica und Narcotica) müssen, von andern abgesondert, in besonderen Schränken aufbewahrt werden. Ihrem Ursprunge nach bringt man sie in 2 Abtheilungen, in die der vegetabilischen und der mineralischen heftig wirkenden Mittel und theilt diese wieder unter sich in die verschiedenen Klassen. Die eigentlichen Gifte sollen nach gesetzlichen Verordnungen in einigen Staaten gar nicht in der Officin aufbewahrt werden, sondern an einem ganz besondern Orte ihren Platz finden, allein es verträgt sich dieses Gesetz so wenig mit der ausübenden Praxis, daß selbst da, wo es Verbot ist, Gifte doch in A.n aufbewahrt werden, was auch, sobald hierbei nur die nöthige Vorsicht, die kein gewissenhafter Apotheker unterlassen wird, obwaltet, ganz ohne Gefahr geschehen kann. Die Behälter, welche die Gifte in sich schließen, enthalten noch die nöthigen Utensilien: als Wagen, Mörser, Löffel, Spatel, welche beim Dispensiren derselben gebraucht werden und die ausschließlich nur für diese bestimmt sind. In allen diesen zur A. gehörigen Räumen muß stets größte Ordnung und eine Reinlichkeit herrschen, die nie zu weit getrieben werden kann. In keinem Geschäfte sind beide Eigenschaften so nöthig, und bringt ihre Abwesenheit so nachtheilige, zerstörende Folgen.

Apothekerbuch (Pharmakopöe, Dispensatorium), der Codex der von den Medicinalbehörden festgesetzten Bestimmungen zur Kenntniß und Einsammlung der rohen Arzneimittel, wie auch der Vorschriften, nach denen die zusammengesetzten Mittel und chemischen Präparate bereitet und geprüft werden müssen. Jetzt hat fast jeder Staat seine eigene Pharmakopöe, die immer mehr oder weniger von einander abweichen, ein Umstand, der zu manchen Nachtheilen namentlich für die an den Grenzorten verschiedener Staaten wohnenden Apotheker Anlaß gibt.

Apothekergewicht, ist von dem Handelsgewicht fast allerwärts verschieden und besteht in Deutschland aus Pfunden, Unzen, Drachmen, Skrupeln und Granen. Preußisches, sächsisches und braunschweigisches Medicinalgewicht sind unter einander gleich. Auch ist fast überall in den deutschen Staaten die Drachme fast gleich einem Quentchen und 4 Quentchen beinahe einer halben Unze. Ein Medicinalpfund ist meist ³/₄ Pfund Handelsgewicht gleich. Das englische Medicinalpfund ist dasselbe, welches unter dem Namen Imperial Troy Pound als gesetzliche Gewichtseinheit gilt und in 12 Unzen (Ounze) zu 20 Pennyweights zu 20 Grains sehr nahe 16 Gran preußisch entsprechend. Neben dem Troy-Gewicht existirt noch das Avoir-du-poids-Gewicht für den Handel, wovon das Pfund in 16 Unzen, die Unze in 16 Drachmen (Drachms) getheilt ist; die Unze Avoir-du-poids-Gewicht enthält demnach nur 28¹/₃ Grammen.

Verhältniß des preußischen Medicinalgewichts zum Medicinalgewicht anderer Länder.

Preußisches, sächsisches und braunschweigisches Medicinalgewicht.	Nürnberg. Medic.-Gew.	Oesterreich. Medic.-Gew.	Englisches Medic.-Gew.	Französisches Medic.-Gew.	Französische Grammen.
1 Gran = etwa 40 Richttheile des köln. Handelsgewichts.	= Gr. 0,98	= Gr. 0,84	= Gr. 0,94	= Gr. 1,15	= Grm. 0,0609
1 Skrupel = 20 Gr.	19,61	16,70	18,80	22,93	1,2183
1 Drachme = 60 Gr.	58,82	50,11	56,40	68,79	3,654
1 Unze = 480 Gr.	470,53	400,89	451,17	466,35	29,238
1 Pfund = 12 Unzen.	= 11 U. 6 Dr. 6,36 Gr.	= 10 U. 10,64 Gr.	= 11 U. 2 Dr. 13,99 Gr.	= 11 U. 3 Dr. 52,4 Gr.	350,784

Apothekerkunst, s. Pharmacie.

Apothekermaß. Bei Flüssigkeiten bedient man sich in Apotheken zuweilen des Maßes; da aber das specifische Gewicht derselben verschieden ist, so kann ein Maß nur für einerlei Flüssigkeit gelten, wenn das Maß zugleich das Gewicht derselben angeben soll. Die in den Apotheken gebräuchlichen Maße (Mensuren) sind abgestumpfte hohle Kegel von Zinn, oder cylindrische von Porzellan, die verschiedene Größen und inwendig Abtheilungen mit Zahlen und Strichen haben. Nur bei Wasser oder wässerigen Flüssigkeiten, deren specifisches Gewicht nicht merklich von dem des Wassers verschieden ist, können sie angewendet werden. Gewöhnlich schätzt man das Maß 32 Unzen gleich; den Eßlöffel nimmt man gleich einer halben Unze und den Theelöffel gleich einer Drachme an. In England werden alle Flüssigkeiten durch das Maß bestimmt, ihr specifisches Gewicht mag noch so verschieden seyn. Die Eintheilung des englischen Medicinalmaßes ist folgende: Ein Congius enthält 8 Octarius, der Octarius 10 Fluiduncias (die Fluiduncia nimmt eben so viel Raum ein als eine Unze [englisch] Wasser). Die Fluiduncia enthält 8 Fluidrachmas und die Fluidrachma 60 Minima (s. v. a. Tropfen). Ehemals wurden auch Kräuter u. Blumen nach dem Volumen gemessen. Ein Bund (fasciculus) wurde einer Unze gleich geschätzt; eine Hand voll (manipulus) einer halben Unze, drei Finger voll (pugillus) einer Drachme, bei leichteren Blumen auch einer halben Drachme.

Apothekertaxe, die von den Regierungen festgestellten Preisbestimmungen für Arzneimit-

tel und für die bei Anfertigung von Arzneien vorkommenden Arbeiten, an welche die Apotheker bei Verabreichung der Arzneien gebunden sind. Die Taxation sowohl über, als unter der festgestellten Taxe, zieht Geldstrafe nach sich. Nur in den Fällen, wo für Rechnung milder Stiftungen oder Korporationskassen Arzneien geliefert werden, darf der Apotheker einen billigen Rabatt gewähren, außerdem ist es demselben noch dann gestattet, wenn für Arme Arzneien entnommen werden, wo er anstatt eines Almosens, nach eigenem Willen nachlassen darf, in solchem Falle jedoch auf dem Recept bemerken muß, wie viel für die Arznei entnommen worden, welcher Bemerkung die Buchstaben p. p. (propter paupertatem) beigesetzt werden. Die erste Spur einer A. findet sich in Deutschland um 1227. Im 16. und 17. Jahrhundert wurden Taxen allgemein, und jetzt gelten solche in allen Staaten, wo eine geregelte Medicinalverfassung eingeführt ist. Von Zeit zu Zeit werden diese Taxen nach den laufenden Droguenpreisen erhöht oder herabgesetzt und den Apothekern die Veränderungen zur Nachachtung mitgetheilt. Im Allgemeinen gilt als Grundsatz der A., daß der Aufwand in Führung des Geschäftes der Anschaffung der Waaren gleich u. $^1/_3$ reiner Gewinn dem Apotheker zu gönnen ist. Hiernach wird ein Gulden für ein Mittel, das im Gestehungspreis $^4/_{10}$ Gulden oder 24 Kreuzer kostet, in der Apotheke nicht zu hoch seyn. Vergl. G. Fr. Hänle, Entwurf zu einer allgemeinen und beständigen A., Frankfurt 1818; J. M. A. Probst, Das Apothekertaxwesen &c., Heidelberg 1838.

Apothekerwaaren, diejenigen Artikel, mit welchen der Apotheker Handel treibt. Es sind dies sowohl rohe Arzneistoffe, welche der Apotheker theils selbst einsammelt, theils von Droguerienhandlungen bezieht, als auch zusammengesetzte und zubereitete Arzneimittel, welche zum größten Theil in den Laboratorien bereitet werden. Diese Waaren werden, in sofern sie keine stark oder heftig wirkenden sind, auf Verlangen des Publikums im Handverkauf verabreicht, oder nach ärztlichen Verordnungen in der Receptur abgegeben. Vergl. Droguen.

Apothekerzeichen. Früher bedienten sich die Aerzte beim Verordnen ihrer Mittel allgemein gewisser Zeichen, als Abbreviaturen, auch wohl um das Verordnete in möglichst mystische Form zu kleiden. Fast jedes Mittel hatte sein besonderes Zeichen. Mit Recht sind jetzt diese Zeichenschriften durch gewöhnliche (abbrevirte) Schreibart verdrängt; nur für die Gewichte sind dergleichen noch beibehalten; so bezeichnet man das Medicinalpfund mit: ℔, die Unze ℥, die Drachme ʒ, den Skrupel ℈ und den Gran gr. Die Gewichtstheile werden mit römischen Zahlen hinter diese Zeichen gesetzt, so daß ℥j gleich ist 1 Unze, und ʒjjj drei Drachmen bedeutet. Soll die Hälfte eines solchen Gewichtstheils ausgedrückt werden, so wird hinter das Zeichen ein griechisches β bemerkt, ʒjβ ist gleich $1^1/_2$ Drachme; andere Bruchtheile werden durch gewöhnliche Zahlen angedeutet. Hierher gehören auch die noch gewöhnlichen Abbreviaturen, theils für die chemischen Stoffe (s. Chemische Zeichen), theils für die Bereitung der Arzneien. Von letzterer Art sind: add. = adde, thue hinzu; ā ā ā = Amalgama, Verquickung; ā ā = ana, gleichviel; cochl. = cochlea, Löffel; c. c. d. s. = concisa contusa dentur signentur, nachdem es geschnitten und zerstoßen ist, gib es und signire es; coq. = coque, koche; dre = destillare, destilliren; d. = detur, es werde gegeben; div. in p. aeq. = divide in partes aequales, theile es in gleiche Theile; empl. = emplastrum, Pflaster; ess. = essentia, Essenz; extr. = extractum, Extrakt; Fl., Fasc. = Fasciculus, ein Bund; F. = fiat, es werde; f. l. a. = fiat lege artis, es werde nach den Regeln der Kunst; fict. = fictile, irdene Büchse; incid. inc. = incidenda incidantur, was zu zerschneiden ist, werde zerschnitten; inc. et cont. = incisa et contusa, nachdem Alles zerschnitten und zerstoßen ist; l. a. = lege artis, nach den Regeln der Kunst; Mj. = Manus (Manipulus), eine Hand voll; M. P. = massa pilularum, Pillenmasse; mensj. = mensura, ein Maaß; m. = misce, mische es; P. aeq. = partes aequales, gleiche Theile; p. d. = per deliquium, an der Luft zerflossen; Pil. = pilulae, Pillen; p. c. = pondus civile, bürgerliches Gewicht; p. m. = pondus medicinalis, Medicinalgewicht; pp. = praeparare, präpariren; Pj = pugillus, drei Finger voll; q. l. = quantum libet, so viel als beliebt; q. p. = quantum placet, so viel als gefällig ist; q. s. = quantum satis, so viel bis genug ist; q. v. = quantum vis, so viel du willst; ℞ = recipe, nimm; scat. = scatula, Schachtel; s. a. = secundum artem, nach der Kunst; sem. = semen, Samen; sign. = signetur, es werde signirt; solv. = solve, löse es; stip. = stipites, Stengel; S. S. S. = stratum super stratum, schichtweise über einander; Succ. = succus, Saft; ter. = tere, reib es; TR = tinctura, Tinktur; Ungt. = unguentum, Salbe.

Apotheose, Vergötterung eines Menschen, Versetzung desselben unter die Götter, eine Ceremonie, wodurch Sterbliche zum Rang der Götter erhoben wurden. Dieser Gebrauch, den Ehrfurcht und Dankbarkeit veranlaßt, Schmeichelei und Aberglaube fortgepflanzt und vervielfältigt haben, findet sich bei den meisten Völkern des Alterthums, am frühesten bei den Assyrern, Aegyptern und Persern, später auch bei den Griechen und Römern. Bei jenen waren es vornehmlich Orakelsprüche, auf deren Geheiß man verdiente Helden nach ihrem Tode vergötterte. Dann widerfuhr diese Ehre den Gründern von Kolonien und Städten, und in der Folge eigneten sich Fürsten sogar noch bei ihren Lebzeiten göttliche Würde zu und ließen sich in diesem Sinne Denkmäler und Ehrensäulen errichten. Bei den Römern war Romulus der Erste und lange Zeit der Einzige, dem die Ehre einer feierlichen A. zu Theil wurde; der Zweite war Julius Cäsar, den Augustus vergöttern ließ, wie ihm selbst nach seinem Tode diese Ehre zu Theil wurde. Nach ihm nahmen dieselbe alle Kaiser, den einzigen Vespasian ausgenommen, für sich in Anspruch, und sie wurde ihnen in der Regel in Folge eines Senatsbeschlusses zugetheilt. Aehnliche Ehrenbezeigungen wurden in den Provinzen den Prokonsuln erwiesen; aber die Unsittlichkeit

der damit Ausgezeichneten machte die ganze Sache bald zum Gespötte. Bei den Römern hieß der Akt der A. Consecratio. Es fanden dabei folgende Gebräuche Statt. Nachdem der Körper des Abgeschiedenen verbrannt und bestattet worden, wurde sein Bild von Wachs, nachdem dasselbe im Palaste mehre Tage lang auf einem Paradebette ausgestellt und durch Gesänge und Reden geehrt worden, von jungen Leuten aus dem Ritter- und Patricierstande in feierlicher Procession nach dem Forum getragen, wo ein Chor von Knaben und Mädchen von vornehmer Geburt den Todtengesang anstimmte. Von da wurde das Bild auf das Marsfeld gebracht, wo es auf einem Scheiterhaufen mit kostbaren Räucherstoffen und Spezereien verbrannt wurde. Auf der Spitze des Scheiterhaufens war ein Adler angebunden, welcher, nachdem das Feuer seine Bande gelöst hatte, sich in die Höhe erhob. Dieser sollte nach dem Volksglauben die Seele des Verstorbenen in den Himmel empor tragen. Nach dieser Konsekration wurde der Verstorbene göttlich verehrt, man ordnete ihm Priester zu, weihte ihm Tempel und brachte ihm Opfer dar. Auch schwur man bei seinem Namen. Eins der berühmtesten Kunstwerke aus dem Alterthum ist die A. des Homer, eine Darstellung in erhabener Arbeit, auf einem silbernen Becher (abgebildet in Millin's Galerie mythologique, Nr. 549; erklärt in Böttigers kleinen Schriften, herausgegeben von Sillig, Bd. 2). Von römischen A.n sind noch eine Menge Darstellungen vorhanden. Der christlich-kirchliche Sprachgebrauch vermied das Wort A., wenigstens für religiöse und kirchliche Ideen, wiewohl Prudentius im 4. Jahrhundert einem Gedicht, worin er die göttliche Würde der Person Christi vertheidigte, diesen Titel gab.

Apotiori (lat.), dem Haupttheile, der Mehrzahl nach, z. B. a potiori fit denominatio, seinem Haupttheile nach erhält ein Ding seine Benennung.

Appareille (Rampe oder Auffahrt), in der Kriegsbaukunst der vom Innern einer Befestigung in Form einer wenig geneigten Ebene auf den Wallgang oder aus dem trockenen Festungsgraben nach dem gedeckten Wege hinaufführende Erdweg, welcher dazu dient, die Geschütze auf die Wälle hinaufzubringen; in der bürgerlichen Baukunst eine sanft auf- und wieder absteigende Fahrbahn, welche von der Straße zu dem höher liegenden Eingang eines Schlosses oder öffentlichen Gebäudes führt und auf welchem die Equipagen bis unter das Portal gelangen können.

Appel, Christian, Freiherr von, österreichischer Feldmarschalllieutenant, geboren 1785 zu Neusohl in Ungarn, begann seine militärische Laufbahn 1798 in einem Dragonerregiment, nahm als Lieutenant an den Feldzügen von 1805, 1809 und 1812 und als Rittmeister an den Befreiungskriegen Theil, wurde 1822 Major in einem Chevauxlegersregiment, 1826 Oberstlieutenant und Adjutant des Kaisers, 1829 Oberst und 1834 Generalmajor. Nach dem Tode des Kaisers Franz beurlaubt, lebte er meistentheils in Steiermark und Italien und unternahm während dieser Zeit eine größere Reise nach Unteritalien und dem Orient. Im Jahr 1843 zum Feldmarschalllieutenant und 1848 zum Inhaber des 10. Husarenregiments befördert, übernahm er nach dem Abmarsch des Feldzeugmeisters Grafen Nugent das Militärkommando zu Laibach und in der Folge den Oberbefehl über das 3. Armeecorps, mit dem er im Jahr 1849 den Feldzug in Sardinien mitmachte. Er nahm unter Anderem rühmlichen Antheil an der Schlacht bei Novara und entwaffnete dann die aufrührerische Provinz Bergamo. Noch in demselben Jahre wurde ihm die Geheimerathswürde und das Kommando des 7. Armeecorps verliehen. Nach Abberufung des Feldzeugmeisters Haynau vom Kommando des 3. Armeecorps in Ungarn erhielt er mit der Beförderung zum General der Kavalerie dasselbe interimistisch übertragen, trat es jedoch schon im Oktober 1851 an den Herzog Albrecht ab und zog sich nach Graz zurück, wo er im Januar 1854 starb. Er zeichnete sich weniger durch strategisches Talent als durch soldatischen Muth und Tapferkeit aus.

Appell, das Signal zur Versammlung der Soldaten, zum Verlesen, zum Empfangen der Ordre und der Verhaltungsbefehle. Im Gefecht und beim Exerciren werden durch den A. die tiraillirenden Soldaten in die geschlossene Ordnung gerufen. Das Signal wird gegeben auf der Trommel (Appellschlagen), auf dem Horn und der Trompete (Appellblasen). Dann versteht man darunter auch das Sichversammeln der Soldaten auf das gegebene Signal so wie den Zuruf der Schildwachen unter einander. In der Fechtkunst ist A. ein lebhafter Tritt mit dem rechten Fuße, mit oder ohne Ausfall. Beim Unterrichte dient der A. zum Beweise, daß der Schüler im Gleichgewicht steht und leichte Haltung hat, d. h. zum Ausfall bereit ist. Beim Contrafechten gehört der A. zu den Finten, indem man dem Gegner dadurch Anlaß zu fehlerhaften Bewegungen geben will; besonders gern wird derselbe von den Franzosen geübt.

Appellation (Ansprechung, Anrufung, Berufung), im weiteren Sinne eine Beschwerde über die Entscheidung einer Behörde durch Berufung einer nochmaligen Prüfung und verbesserten Entscheidung in der Sache; im engeren wissenschaftlichen Sinne das ordentliche Rechtsmittel, durch welches ein höheres Gericht aufgefordert wird, die von einem suborbinirten Gericht ergangene Verfügung zu prüfen und das der Beschwerde führenden Partei dadurch etwa zugefügte Unrecht wieder aufzuheben. Man unterscheidet: 1) die Civilappellation, welches das ordentliche devolutive Rechtsmittel gegen Verfügungen einer richterlichen Unterbehörde in streitigen Rechtssachen ist; 2) die Kriminalappellation gegen Strafurtheile, deren sich nach Maßgabe der vorhandenen Strafprozeßordnungen entweder der Angeschuldigte oder der Privatankläger oder der öffentliche Ankläger bedienen kann; 3) die Extrajudicialappellation gegen Verfügungen außerhalb eines Rechtsstreites, z. B. über Fristgesuche, in Sachen der freiwilligen Gerichtsbarkeit. Die gerichtliche A. ist entweder eine ordentliche, die wider ein Erkenntniß eingewendet wird, oder eine außerordentliche, welche gegen ein Dekret,

eine Verfügung oder Handlung der Richter in einem Rechtsstreit gerichtet ist. Pura heißt die A., welche wegen einer schon zugefügten Verletzung (gravamen), eventualis, welche zur Beseitigung einer zu befürchtenden Verletzung eingewendet wird.

Man hat ein geordnetes Instanzenverhältniß im Staate als ein wesentliches Mittel erkannt, um dem Ziele der Verwirklichung einer objektiven Gerechtigkeit nachzukommen und diese gegen die Nachtheile zu sichern, die durch eine einmalige Prüfung einer Rechtssache, durch menschliche Fehler und Irrthümer, durch ein subjektives Fürwahrhalten und Meinen für sie herbeigeführt werden können. Vor dem Eindringen des fremden Rechtes gab es in Deutschland keine A. Zur Zeit der Volksgerichte war sie schon deshalb unmöglich, weil es keinen höhern Richter gab, als das Volk. Die Urtheiler fällten nicht bloß das Urtheil, sie machten auch das Recht, was jenem zur Grundlage diente. Nach der Ausbildung der Schöffenverfassung kommt zwar das Schalten des Urtheils vor; doch war dies keine A. an einen höheren Richter, da das Urtheilen nur von Standesgenossen geschehen konnte, sondern nur ein Angriff gegen die Urtheiler selbst, der zum Kampfe, d. i. zum Gottesgerichte führte. Die zur Prüfung gescholtener Urtheile gewählten Oberhöfe waren keine Appellationshöfe in unserer neueren Bedeutung; ihre Aussprüche hatten zwar verbindende Kraft, aber kein Imperium über die Gerichte erster Instanz, und übten nur eine mandirte Gerichtsbarkeit aus, wie bei uns die Spruchkollegien bei nicht devolutiven Rechtsmitteln. Das fremde Recht brachte den hierarchischen Instanzenzug, wobei die überall vorhandenen geistlichen Gerichte zum Muster dienten. Erst durch Errichtung des Reichskammergerichts (1495) wurde ein geordnetes Instanzenverhältniß begründet. Jenes sollte das oberste Appellationsgericht in Civilrechtssachen für das ganze Reich bilden. Das römische und insbesondere das kanonische Recht gab die Grundlage für das bei demselben Statt findende Appellationsverfahren, und dadurch verschafften sich jene fremden Rechte auch bei den Territorialgerichten, die das Reichskammergericht als höhere Instanz anerkennen mußten, Eingang. Wenn auch viele Reichsstände später durch kaiserliche Privilegia de non appellando ihre Länder der Gerichtsbarkeit der obersten Reichsgerichte, des Kammergerichts und des Reichshofraths, zu entziehen wußten, so wurde doch der Grundsatz festgehalten, daß auch in diesen von dem Gerichtszwang der obersten Reichsgerichte befreiten Ländern eine zweite Appellationsinstanz vorhanden seyn mußte. Die deutsche Bundesakte Artikel 12 bestimmt, daß es in jedem deutschen Bundesstaat 3 Instanzen geben soll. Für Staaten unter 300,000 Einwohnern wurden gemeinschaftliche Oberappellationsgerichte angeordnet, deren Einrichtung freilich manche Schwierigkeit fand, indem man die Unterordnung der bisherigen oberen Landesgerichte unter ein wenigstens zum Theil fremdes Gericht und die Neuerungen in der bisherigen Justizverfassung so sehr als möglich zu beschränken suchte. Solche gemeinschaftliche höchste Gerichte sind: 1) für Braunschweig, Waldeck, Lippe-Detmold und Schaumburg-Lippe zu Wolfenbüttel, eröffnet den 2. Januar 1816 (Gerichtsordnung vom 16. September 1835); 2) für die großherzoglich und herzoglich sächsischen und fürstlich reußischen Lande zu Jena, eröffnet den 7. Januar 1817 (provisorische Gerichtsordnung vom 8. Okt. 1816); 3) für die herzoglich anhaltischen und fürstlich schwarzburgischen Lande zu Zerbst, eröffnet den 14. Oktober 1817 (Gerichtsordnung vom 8. September 1817); 4) für die mecklenburgischen Lande zu Parchim, eröffnet den 1. Oktober 1818 (Gerichtsordnung vom 1. Juli 1818); 5) für die vier freien Städte zu Lübeck, seit 1820, mit wechselndem Direktorium unter den vier Städten (provisorische Gerichtsordnung vom 7. Juli 1820, definitive vom 29. August 1831). Die Fürstenthümer Hohenzollern, welche seit 1818 zu dem großherzoglich hessischen Oberappellationsgericht zu Darmstadt gehörten, schlossen sich 1825 an das würtembergische Obertribunal zu Stuttgart, und das Fürstenthum Liechtenstein an das Appellationsgericht zu Innsbruck an. Im Jahre 1850 wurde das Oberappellationsgericht zu Zerbst aufgehoben und die schwarzburgischen Länder traten dem Sprengel des Oberappellationsgerichts zu Jena bei. Auch die Unterordnung der hohenzollernschen Fürstenthümer unter das Obertribunal zu Stuttgart hörte mit deren Anfall an die Krone Preußen auf. Die größeren deutschen Staaten, Oesterreich, Preußen, Bayern, Sachsen, Würtemberg, Hannover, Baden, die beiden Hessen, Nassau, Oldenburg haben ihre besonderen Gerichte dritter Instanz unter verschiedenen Benennungen. Gerichte zweiter Instanz bestehen in allen deutschen Staaten je nach deren Größe in verschiedener Anzahl, wobei in den Benennungen, so wie in den Kompetenzverhältnissen in den letzten Jahren mannichfache Aenderungen Statt gefunden haben.

Die A. im heutigen Sinne unterscheidet sich von den andern Rechtsmitteln dadurch, daß sie den Rechtsstreit vor eine höhere Instanz bringt, (Effectus devolutivus), wenn die Erfordernisse dazu vorhanden sind. Diese Ueberweisung (Devolution) geschieht zunächst an das Gericht, welches die zunächst höhere Behörde des Gerichts bildet, gegen dessen Erkenntniß appellirt wird (Appellatio per gradum); das Ueberspringen einer Instanz (Appellatio per saltum) ist unzulässig. Das Instanzenverhältniß der Gerichte bezieht sich aber nur auf ihre obrigkeitliche Eigenschaft, nicht auf die richterliche Funktion selbst, so daß der unterste Richter in seinem Rechtsspruche eben so unabhängig ist, als der oberste, dessen Spruch das objektive Recht bilden soll. Es gibt deshalb nur ein erstes, zweites, drittes, kein unteres, oberes, oberstes Urtheil. Judex a quo heißt die eigentliche Behörde, gegen deren Entscheidung appellirt wird; judex ad quem die zunächst höhere Instanz; Appellant die Partei, welche zur A. die Zuflucht nimmt, sein Gegner Appellat; in der zweiten Appellationsinstanz kommen die Bezeichnungen Oberappellant, Oberappellat vor.

Die A. in bürgerlichen Rechtssachen setzt voraus 1) eine gerichtliche Verfügung, welche,

wenn kein Rechtsmittel dagegen gebraucht wird, eine unabänderliche Norm für die Parteien feststellt. Eine bloß ungebührliche Handlung des Richters, die auf die Rechtssache selbst keine Beziehung hat, kann zwar eine Klage oder eine Querel gegen den Richter, aber keine A. begründen. Gegen an sich nichtige Verfügungen ist zwar die A. zulässig, aber nicht nothwendig. Dunkle Verfügungen berechtigen zu den Gesuchen um Erläuterung. Hinsichtlich der Arten der richterlichen Verfügungen, gegen welche A. gebraucht werden kann, folgte die römische Gesetzgebung zur Verhütung des möglichen Mißbrauchs dieses Rechtsmittels dem Grundsatz, daß regelmäßig nur gegen Definitivurtheile sollte appellirt werden. Justinian verbot die A. gegen bloß prozeßleitende Verfügungen bei Strafe von 50 Pfund Silbers. Jede während des Verfahrens zugefügte Beschwerde sollte noch bei der A. gegen das Endurtheil geltend gemacht werden können; wo dieses nicht mehr geschehen konnte, mußte die A. auch früher zulässig seyn. Die schon oben erwähnte Ausdehnung des kanonischen Rechts wurde durch das tridentinische Concilium beseitigt. Obgleich die deutsche Reichsgesetzgebung schon in der Kammergerichtsordnung von 1495 u. 1555 und später dieselbe Beschränkung auf Endurtheile und Interlokutorien, welche vim definitivam haben, ausgesprochen hatte, so erhielten sich doch in der Praxis die Vorschriften des kanonischen Rechts, wonach die A. gegen alle richterlichen Dekrete ohne Unterschied zugelassen wurde, wofür man in den Reichsgesetzen die Bestätigung zu finden glaubte. Die Doktrin der neueren Zeit unterscheidet zwischen einfachen und Decisivdekreten. Bei letzteren, unter welchen man die Entscheidungen über einen Punkt versteht, über welchen beide Theile gehört sind, soll eine sofortige selbstständige A. erforderlich seyn, weil sie außerdem in Rechtskraft übergehen. Einfache Dekrete, als Verfügungen auf einseitige Anträge der Parteien, sollen daher bis zum Endurtheile der Rechtskraft nicht fähig seyn, und deshalb soll es einer A. gegen einfache abschlägige Dekrete nicht bedürfen. Zur A. wird aber ferner 2) vorausgesetzt, daß die richterliche Verfügung eine Beschwerde für die Partei (gravamen) enthalte, entweder durch Aberkennung eines vermeintlichen Rechts oder durch Auflegung einer nicht begründeten Verbindlichkeit, oder durch Uebergehung eines Streitpunktes, oder durch Unrechtmäßigkeit in Beziehung auf die Verhandlungen. Eine Berufung gegen eine noch nicht erlassene Verfügung, blinde A., ist unstatthaft. — Eine Beschränkung der Appellationsfreiheit kann Statt finden, 1) durch die Bestimmung einer gewissen Größe des Betrags (Summa appellabilis), wobei die Summa gravaminis, nicht die Summa libelli in Betracht zu kommen pflegt; 2) durch die Erlegung von Sukkumbenzgeldern von den Appellanten; 3) durch den Appellationseid, einen vom Appellanten abzuleistenden Gefährdeeid wegen des Mißbrauchs des Rechtsmittels.

Die A. an sich und ohne Rücksicht auf die etwaige Entscheidung des Appellationsrichters äußert auf den Rechtsstreit eine dreifache Wirkung. 1) Durch den Suspensiveffekt (Effectus suspensivus) wird während der A. die richterliche Gewalt des Unterrichters (Judex a quo) sowohl in Beziehung auf das weitere Verfahren in der Sache, als auch hinsichtlich der Vollziehbarkeit des richterlichen Spruchs gehemmt. Jedes Fortschreiten des Richters würde zum Attentat (innovatio) und damit nichtig u. strafbar werden. Diese suspensive Wirkung der A. tritt schon mit der Einwendung des Rechtsmittels ein. Nur ausnahmsweise sind auch nach eingetretener Suspensivkraft Verfügungen des Unterrichters erlaubt, nämlich bei A.en gegen possessorische Erkenntnisse, in manchen summarischen Prozeßarten, in solchen Fällen, wo durch eine unbedingte Suspensivkraft der Zweck des Prozesses vereitelt werden würde, z. B. beim Arrest, bei Sequestrationen. Allein diese Verfügungen sind stets nur als provisorische zu betrachten. Die Parteien dürfen sich ebenfalls keines Attentats schuldig machen. 2) Durch den Devolutiveffekt geht die Zuständigkeit vom Unterrichter auf den Oberrichter über. Derselbe tritt ebenfalls mit der Einwendung der A. ein; aber seine Dauer ist abweichend von den hierüber vorhandenen Bestimmungen des römischen und des kanonischen Rechts so wie der deutschen Reichsgesetzgebung durch den Gerichtsgebrauch in der Weise festgesetzt worden, daß Remission der Sache an den Unterrichter bei A.en gegen Zwischenbescheide immer, bei A.en gegen Endurtheile aber nur im Falle einer bestätigenden Sentenz oder dann erfolgt, wenn die durch den Appellationsrichter ausgesprochene Abänderung ein neues Verfahren über einen Punkt nöthig macht, über den der Unterrichter noch nicht erkannt hat. Die A. bewirkt endlich 3) auch die Gemeinschaft dieses Rechtsmittels für den Appellaten, vermöge deren er der von seinem Gegner gebrauchten A. hinsichtlich derselben beschwerenden Punkte des Erkenntnisses beitreten kann (accessorische Adhäsion; s. Adhäsion).

Appellationsverfahren (Processus appellatorius) heißt der Inbegriff der Verhandlungen über Zulässigkeit und Ausführung der A. Das Appellationsverfahren nach römischem Recht theilt sich in das vor dem Unterrichter, wohin die Einwendung des Rechtsmittels, das Gesuch um die Apostel und Mittheilung der Akten gehören, und das vor dem Oberrichter, nämlich Einführung und Rechtfertigung der A., Erkennung der Appellationsprozesse und die weiteren Verhandlungen der Parteien. Das erstere hat die Zulässigkeit, das letztere den materiellen Grund der A. zum Gegenstand. Man unterscheidet ferner ein feierliches (Processus appellatorius solennis) und ein minder feierliches Verfahren; jenes findet nur bei A. gegen Decisivdekrete Statt. Die A. muß nach römischem Recht innerhalb der 10tägigen Nothfrist (Decendium) beim Judex a quo und im Falle eines Hindernisses, zu diesem zu gelangen, beim Oberrichter eingewendet werden (Fatale interponendae appellationis). Die deutsche Reichsgesetzgebung erweiterte die Bestimmungen des kanonischen Rechts über die ausnahmsweise Zulässigkeit der außergerichtlichen Einwendung dahin, daß sie die Wahl gestattet zwischen der gerichtlichen Einwendung und der vor einem Notar und

zwei Zeugen. Die Interposition kann mündlich oder schriftlich geschehen (Appellatio nuncupativa aut scripta, Appellationslibell). Bei versäumter Nothfrist kann anstatt der Interposition die A. bei dem Oberrichter mit der Bitte um Restitution, sofern diese zulässig ist, eingeführt werden, in welchem Falle dem Unterrichter hiervon Anzeige geschieht. Principaladhäsion heißt die später erfolgte Interposition der andern Partei. Der Appellant kann binnen 30 Tagen von eröffnetem Urtheil oder insinuirtem Dekret an ein inständiges Gesuch um Ertheilung der Apostel (s. d.) bei dem Unterrichter anbringen und ihn binnen Monatsfrist nach der Einwendung um Einsendung der Akten an das Obergericht bitten. In den vom Richter ausgestellten Aposteln wird zugleich nach gemeinem Recht die Einführungsfrist für die A. vorgeschrieben. Die oben gedachten beiden Gesuche können jetzt auch mit der Einwendung des Rechtsmittels angebracht werden. Hierauf hat der Appellant die A. beim Appellationsrichter binnen der vorgeschriebenen Frist einzuführen (Fatale introducendae appellationis) d. h. ihn um Annahme der A. zu bitten, wobei die Wahrung der Förmlichkeiten der A. nachzuweisen ist. In dem Introduktionslibell müssen zugleich die Beschwerden einzeln aufgezählt seyn. Man bittet insbesondere, die Förmlichkeiten für berichtigt und die A. für devolvirt zu erachten und eine Frist zur Rechtfertigung anzuberaumen. Das römische und kanonische Recht hat für die Rechtfertigung eine Frist von 1 — 2 Jahren, welche Bestimmung aber nicht mehr beachtet wird. Der Appellationsrichter prüft nun die äußeren Bedingungen der Zulässigkeit und ertheilt entweder sogleich bei einem vorhandenen Mangel ein Abschlagsdekret (Decretum rejectorium), oder gestattet die Frist zur Rechtfertigung (Fatale justificandae appellationis). Nach eingekommener Rechtfertigung der Beschwerden kann der Appellationsrichter entweder wegen Unzulässigkeit des Rechtsmittels überhaupt und wegen Versäumung der Fatalien ein Rejectorium ertheilen, oder, was aber seltener geschehen kann, wegen offenbarer Unerheblichkeit der Beschwerden das Rechtsmittel verwerfen (Dejectorium), oder eine reformatorische Verfügung erlassen (Ordinatio seu rescriptum de tollendo gravamine vel de emendando processu), oder auch, wenn die Einsicht der Akten, so wie Begründung der Beschwerden oder vorheriges Gehör der Appellaten erforderlich seyn sollte, die Appellationsprozesse erkennen. Unter diesen versteht man die Verfügungen des Oberrichters, wodurch die weitere Verhandlung einer A. bei ihm eingeleitet wird. Diese Verfügungen sind a) inhibitoriales, wodurch dem Judex a quo jede weitere Verfügung in der Sache untersagt, b) compulsoriales, wodurch die Einsendung der Akten nebst Berichterstattung demselben befohlen wird, und c) die Mittheilung der Einführungs- und Rechtfertigungsschrift an den Appellaten zur Exceptionalverhandlung. Den Inbegriff dieser 3 Handlungen nennt man vollständige Appellationsprozesse (Plenarii appellationis processus) im Gegensatze der unvollständigen (Appellationis processus minus pleni), wenn eine dieser Verfügungen fehlt, da in der Regel vollständige Appellationsprozesse auf einmal nicht erkannt zu werden pflegen. Aber auch dann, wenn der Richter die Appellationsprozesse abschlägt, muß derselbe zuvörderst berücksichtigen, ob das Urtheil in den vom Appellanten angefochtenen Punkten nicht für den Appellaten eine genügende Veranlassung zur Beschwerde enthält, weil demselben wegen der eingetretenen Gemeinschaft der A. das Recht zusteht, das Urtheil noch anzufechten. Deshalb und wegen des allgemeinen prozessualischen Grundsatzes des gegenseitigen rechtlichen Gehörs können die oben erwähnten Ordinationen nur dann zulässig seyn, wenn durch dieselben die Grundmaximen des rechtlichen Gehörs nicht verletzt werden, und dieses ist nur dann der Fall, wenn Appellat über das Vorbringen des Appellanten und die Gründe desselben laut der Vorakten (welche dem Oberrichter bereits vorliegen müssen) schon gehört worden ist, und dessen weitere Vernehmlassung als überflüssig erscheint. Bei erkannten vollständigen Appellationsprozessen wird nach Eingang der Beantwortungsschrift des Appellaten, oder nach Ablauf der zu deren Einreichung bewilligten Frist definitiv über die A. erkannt. Ausnahmsweise tritt ein weiteres Verfahren ein wegen des Beneficium novorum seu nondum deducta deducendi et nondum probatu probandi, d. h. des Vorbringens neuer erheblicher Thatsachen und des Gebrauchs neuer Beweismittel, welche noch nicht präkludirt sind. Im Allgemeinen muß behauptet werden, daß das Begründen der A. durch Nova sich mit dem Wesen der A. verträgt, da die A. nicht gegen den Judex a quo, sondern gegen die von ihm erlassene Sentenz gerichtet ist, und eine Iniquitas zwar nicht in Beziehung auf die aktenmäßigen Thatsachen, aber doch hinsichtlich der mit dem fraglichen Rechtsverhältniß in Beziehung stehenden nicht vorgebrachten Umstände vorliegt. Diese Nova können, da das Amt des Unterrichters mit der Fällung seines Urtheils zu Ende geht, wegen der hierauf erfolgten Devolution nur vom Oberrichter berücksichtigt werden. Das römische und kanonische Recht, so wie die deutsche Reichsgesetzgebung (Partikulargesetze verordneten wohl das Gegentheil) lassen Nova bei der A. zu. Das kanonische Recht beschränkt die Zulässigkeit auf A.en gegen Endurtheile, und die deutsche Reichsgesetzgebung durch den Appellationseid, welcher die Versicherung enthält, daß man von seinem neuen Vorbringen in erster Instanz keine Wissenschaft gehabt. Das oberrichterliche Definitiverkenntniß (Relevanzerkenntniß) erfolgt nach den Gesetzen, welche der Unterrichter zur Zeit der Fällung des angefochtenen Urtheils zu befolgen hatte und kann bestätigend, abändernd oder gemischt seyn. Im letzteren Falle werden die Kosten der Appellationsinstanz kompensirt. Bei einer vom Unterrichter aus grober Schuld begangenen Iniquität wird dieser in die Kosten der Appellationsinstanz verurtheilt. Ist das Appellationsurtheil durch die Publikation oder Rechtskraft vollstreckbar geworden, so wird die Sache mit den Akten in den oben erwähnten Fällen unter Zufertigung der Abschrift

des Appellationsurtheils an den Unterrichter zum weitern Verfahren remittirt (Remissorialien). Die neuere Gesetzgebung der deutschen Bundesstaaten hat das angegebene Appellationsverfahren sehr vereinfacht, so daß in den meisten Ländern für den Appellanten nur noch zwei Fatalien vorhanden sind, das der Einführung und das der Rechtfertigung. Das minder feierliche Appellationsverfahren, welches bei A.en gegen einfache Dekrete und außergerichtliche richterliche Verfügungen Statt findet, unterscheidet sich von dem feierlichen dadurch, 1) daß die Interposition schriftlich, 2) mit ausdrücklicher Anführung der Beschwerdegründe geschehen muß; 3) die Suspensivkraft nicht von selbst eintritt; 4) die Devolutivkraft aber erst dann, wenn der Unterrichter die Beschwerde nicht selbst heben will; 5) daß Nova ausgeschlossen sind, 6) der Beschwerde durch eine Ordination abgeholfen wird, Appellationsprozesse aber gewöhnlich nicht erkannt zu werden pflegen; 7) der Appellationsrichter die Einführungsfrist bestimmt. Aus der oben erwähnten Appellatio extrajudicialis (Provocatio ad causam des kanonischen Rechts) hat sich auch in Administrativsachen ein dem Appellationsverfahren ähnliches Verfahren ausgebildet, welches mit dem Namen Rekursverfahren bezeichnet zu werden pflegt und für welches meist ein dreifaches Instanzverhältniß bestimmt ist. Die beschränkenden Bestimmungen hinsichtlich des objektiven Werths der beschwerenden Punkte kommen hierbei auch selten vor.

Während das römische Recht die A.en in Kriminalsachen ebenso zuließ, als in Civilsachen, und nur hinsichtlich einiger subjektiver und objektiver Verhältnisse, z. B. für den offenkundigen Räuber, den Aufrührer, den gefährlichen Verbrecher, dessen Bestrafung nicht ohne Gefahr verschoben werden könnte, Beschränkungen dieser Appellationsfreiheit kannte, womit auch das kanonische Recht übereinstimmt, gab es nach einheimischem deutschen Recht kein suspensives und devolutives Rechtsmittel, wie die A., in Kriminalsachen. Erst nach dem Eindringen der fremden Rechte wurde die A. in Strafsachen in Deutschland bekannt. Die Reichsgesetze verboten jedoch bald die A.en in Strafsachen an die Reichsgerichte, als dem althergebrachten Gebrauch im Reich zuwider. Die peinliche Gerichtsordnung Kaisers Karl V. schweigt gänzlich über diesen Gegenstand. Spätere Reichsgesetze erlaubten in Kriminalsachen nur die Nullitätsquerel bei den Reichsgerichten. Nach der Gerichtsverfassung der einzelnen deutschen Territorien konnte aber, in sofern es höhere Instanzen gab, die A. vorkommen. Seit Carpzov bildete sich in der Praxis die Ansicht, daß die A.en nur im Anklageprozeß zulässig seyen. Das Inquisitionsverfahren betrachtete man als eine Art summarischer Prozesse, mit welchen sich die A. nicht zu vertragen schien. Als Surrogat für sie schuf die Praxis das Rechtsmittel der weiteren Vertheidigung (Remedium ulterioris defensionis). Carpzov fand wegen dieser Ansicht schon in Oldecop einen heftigen Gegner. Jene Ansicht erhielt sich jedoch so lange in der Praxis, bis man zu Ende des vorigen Jahrhunderts aufhörte, den Kriminalprozeß unter den summarischen Prozeßarten zu behandeln. Der Grundgedanke, daß es sich im Strafrecht um materielle Wahrheit handele, weshalb ein Verzicht des Angeschuldigten, als auf unveräußerliche Rechte bezüglich, ungültig sey, gab Veranlassung, daß man in neuerer Zeit bei Kapitalverbrechen sogar Berufungen von Amts wegen vorschrieb, während bei nicht kapitalen Verbrechen die A. dem Angeschuldigten erlaubt ist. Man hält auch die römischen Beschränkungen der A. nicht mehr für zulässig. Den Grund der A. bildet ebenso wie in Civilsachen die durch richterliche Verfügung zugefügte Beschwerde. Zur A. berechtigt ist ebensowohl der Privat- und der öffentliche Ankläger, als der Angeschuldigte und ein Dritter, der den Angeschuldigten zu vertreten oder zu alimentiren hat, nicht aber der Denunciant. Objektive Beschränkungen der A.en kommen nur nach besonderen Landesgesetzen vor und das Princip der Gerechtigkeit gestattet keine Ausnahme von der Suspensivwirkung. Die A. ist sowohl gegen Enderkenntnisse als Interlokute zulässig. Das Anführen der Nova verpflichtet den Appellationsrichter schon von Amts wegen, für deren Konstatirung zu sorgen, weshalb das Untersuchungsgericht mit der erforderlichen Beweisaufnahme beauftragt wird. Selbst Nova, die auf eine andere Weise dem Ober- oder Unterrichter bekannt werden, werden auf Anordnung des Appellationsrichters untersucht. Die Wirkungen der A.en sind in Kriminalsachen keine besonderen. Man gestattet zwar dem Angeschuldigten vor erledigter A. eine ihm zuerkannte Freiheitsstrafe anzutreten, jedoch ohne Princip. Die Devolutivkraft endigt immer mit dem ertheilten Erkenntniß. Aus der Gemeinschaft der A. läßt sich im Inquisitionsprozeß auch eine Reformatio in pejus rechtfertigen. Beobachtung der Formation der Gesuche um Akteneinsendung und Apostel ist nicht so nothwendig, als in Civilsachen. So zieht die Versäumung der Frist zur Appellationsausführung nicht den Verlust des Rechtsmittels nach sich, sondern höchstens eine Disciplinarstrafe gegen den nachlässigen Anwalt oder Vertheidiger. Uebrigens haben die A.en in Kriminalsachen von denen im Civilprozeß nichts Abweichendes. Die Eröffnung und Vollziehung des Erkenntnisses bewirkt immer der Unterrichter.

Vgl. Baurittel, Ueber die Berufung in Strafsachen, 1806; Tittmann, Handbuch der Strafrechtswissenschaft, 1824, Theil III., § 905, und die Hand- und Lehrbücher des Strafprozesses von Stübel, Mittermaier, Martin, Abegg, Bauer, Müller u. A.

Appenrode, Pfarrdorf in der hannöverischen Landdrostei Hildesheim, Grafschaft Hohenstein, Amt Neustadt, dem Grafen von Stolberg-Stolberg gehörig, mit 350 Einw.; in der Nähe die Kelle, eine sehenswürdige Alabastergrotte (Kalkschlotte), 288 Fuß lang, 250 Fuß breit, mit 150 Fuß hohem Portale und klarem, in der Mitte 50 Fuß tiefem Wasser, welches so kalt ist, daß hineingeworfene Frösche und Fische in kurzer Zeit erstarren.

Appenzell (Abbatis Cella), 1) der 13. Schweizerkanton, im östlichen Theile der Schweiz, ein ganz vom Kanton St. Gallen umgebenes, hochgelegenes Bergland mit meist engen Thälern, 7¹/₂ bis 8⁹/₈ □Meilen groß. Hauptkuppe ist der 7800

Fuß hohe Säntis, zwischen dessen beiden Hörnern, dem Gyrenspitz und Obermeßner (6672 Fuß) ein Stunden langer Gletscher ist; südöstlich davon erhebt sich der Altmann (6600 Fuß); nordöstlich der Kamor mit dem hohen Kasten (5418 Fuß); noch weiter nordöstlich der Gäbris (4100 Fuß). Diese an der Grenze zwischen Rhein und Thur sich aufthürmenden Bergmassen, in ihrem ununterbrochenen Zusammenhange ein Nebenzweig der großen helvetischen Alpenkette, auch wohl die appenzeller Alpen genannt, werfen ihre Aeste von Süden und Osten aus durch das ganze Land, welches nur im nördlichen Theile (Außerrhoden) den Charakter des Hochgebirges verliert und eigentlicher Kultur fähig wird. Der Boden (Flötzgebirge) liefert Kalk- und Sandsteine, Schiefer, Gyps, Mergel, Thon, Wetz- und Feuersteine, Krystall, Salpeter, Torf; Metalle fehlen. Einige Mineralquellen und Salzquellen sind wenig ergiebig. Das Land wird bewässert von der am Südrande in wildem Gebirge entspringenden und durch den Alpsee strömenden Sitter mit dem Weißbach und der Urnäsch; außerdem von dem Flüßchen Aach oder Goldach im nordöstlichen Theile u. mehrentheils unmittelbar in den Rhein, theils in den Bodensee, theils in die Thur fallenden Bächen. Der oben genannte Alpsee ist 1 Stunde lang und $^1/_4$ breit und liegt an der südlichen Grenze des Kantons. Das Klima ist rauh und veränderlich, besonders im Süden, milder im nördlichen Theile, rechts von der Sitter nach dem Rheine zu. Die Produkte sind außer den bereits erwähnten des Mineralreichs die der Wald-, Feld- und Alpenwirthschaft: Holz, Futtergras, Kartoffeln, Butter, Käse, Obst, Wein, Getreide, letztere drei Artikel jedoch nur im nördlichen und nordöstlichen Theile und für den Bedarf nicht ausreichend. Hauptnahrungsquelle ist die Viehzucht; man weidet im Sommer auf kräuterreichen Bergwiesen (Alpen) 22—23,000 Kühe und eine große Menge Schafe, Ziegen und Pferde. Das Rindvieh, meist von schwarzbrauner Farbe, ist größer, als in den Kantonen Glarus, Uri und Unterwalden. Auch wird bedeutende Bienenzucht und reiche Forellenfischerei, so wie Schneckenmast als Gewerbe getrieben. Nach der Volkszählung von 1850 hatte der Kanton 54,869 Einwohner. Diese sind ein starker, robuster Volksstamm, fleißig, betriebsam und wohlhabend, ausgezeichnet durch lebendigen und dreisten Sinn, lebhaftes Gefühl, treffenden Witz, Freimüthigkeit und Freiheitsliebe, mit der sich Neigung zur religiösen Schwärmerei oft gepaart hat. Hauptgegenstände der Industrie sind: Baumwollengewebe, Leinwand, Musselin, Barchent, Schleier, Stickereien ꝛc.; Färbereien, Bleichen und Lohgerbereien. Der Handel ist sehr beträchtlich; Ausfuhrartikel sind außer den genannten Fabrikaten Vieh, Butter, Käse, Leder und Holzkohlen; Einfuhrartikel Getreide, Wein, Branntwein, Tabak, Kolonial- und Farbewaaren.

Der Kanton besteht seit 1597 aus zwei von einander unabhängigen demokratischen Freistaaten, dem reformirten Appenzell-Außerrhoden und dem katholischen Appenzell-Innerrhoden. Beide Theile senden besondere Gesandte zu der Tagsatzung, haben aber auf derselben nur eine Stimme, welche bei nicht auszugleichender Differenz ruht. Nach einer Uebereinkunft vom 14. und 22. April 1817 werden die Tagsatzungsinstruktionen durch Abgeordnete beider Kantonstheile gemeinschaftlich berathen und abgefaßt, und zwar innerhalb und unter Vorsitz desjenigen Kantontheils, der den zweiten Gesandten zur Tagsatzung ernennt. Hinsichtlich der Ernennung des ersten und zweiten Gesandten findet ein jährlicher Wechsel Statt.

Appenzell-Außerrhoden, der größte, nördliche und fruchtbarere Theil, enthält auf $5^1/_2$ □Meilen 43,600 protestantische Einwohner, die sich seit alten Zeiten durch Fabrikthätigkeit auszeichnen. Der dadurch erzeugte Wohlstand spricht sich deutlich in den guten Bildungs- und Versorgungsanstalten, den schönen Straßen, Kirchen, Brücken u. s. w. aus. Das Land zerfällt in die beiden Distrikte vor der Sitter mit dem Hauptorte Trogen und hinter der Sitter mit dem Hauptorte Herisau; zusammen enthält es folgende 20 Kirchspiele: nämlich 7 hinter der Sitter: Urnäsch, Herisau, Schwellbrunn, Hundweil, Stein, Schönengrund, Waldstett, und 13 vor der Sitter: Teufen, Bühler, Speicher, Trogen, Rehtobel, Wald, Grub, Heiden, Wolfshalden, Walzenhausen, Rüti, Gais und Lutzenberg. Die Verfassung ist durchaus demokratisch. Die neue Verfassungsurkunde von 1834 besteht aus 22 Artikeln, deren wesentliche Bestimmungen folgende sind: Die oberste Gewalt übt das Volk, die Landesgemeinde, die, mit Ausnahme der „Ehr- und Wehrlosen," aus allen Landleuten über 18 Jahre besteht, sich jährlich einmal versammelt, die obersten Beamten wählt, über Veränderungen in der Verfassung, über Krieg u. Frieden, Bündnisse u. s. w. beschließt und die Kommission zur Prüfung der Jahresrechnungen wählt. Wer das Indigenat (Landrecht), welches nur die Landesgemeinde ertheilt, erwerben will, muß wenigstens 5 Jahre im Lande gewohnt haben. Die nächste Behörde nach der Landesgemeinde ist der zweifache Landrath, der sich 8 Tage nach jener versammelt, über Steuern und Abgaben beschließt, die gewählten Beamten beeidigt und die übrigen wählt u. s. w. Der große Rath sorgt für Handhabung der Gesetze, erwählt die Abgeordneten zur Tagsatzung und ist die oberste richterliche und vollziehende Behörde. Der Landamman präsidirt der allgemeinen Rathsversammlung. Jährlich versammelt sich das vom zweifachen Landrathe gewählte, aus 6 weltlichen und 3 geistlichen Richtern bestehende Ehegericht, das sich alle Jahr mit allen Pfarrern zu einer Synode vereinigt. Gerichte zweiter Instanz sind die zwei kleinen Räthe vor und hinter der Sitter, deren Mitglieder (13) von den Gemeindeversammlungen (Kirchhören) frei gewählt werden und weder im zweifachen Landrathe, noch im großen Rathe, noch in den Gemeindebehörden sitzen dürfen. Die „Kirchhören" bestehen aus allen Gemeinbegenossen und Beisassen; sie versammeln sich jährlich zweimal, wählen die Gemeindebeamten und beschließen über alle Gemeindeangelegenheiten. Hauptleute und Räthe sind die Gemeindevorsteher; sie besorgen die Verwaltung und Vollziehung und richten in erster Instanz. Die „Ehegäumer" (bestehend aus den beiden Hauptleuten und dem Ortspfarrer) sprechen über Familienstrei-

tigkeiten, Ehehändel und Unzuchtsfälle ꝛc. in erster Instanz. Alle Landleute genießen gleiche Rechte, volle Freiheit des Wortes und der Schrift, das Petitionsrecht, Sicherheit der Person und des Eigenthums und volle Gewerbfreiheit. Jedes Glied der Landgemeinde ist militärpflichtig. Jede Gemeinde hat ihre Armen zu versorgen. Als Bundeskontingent stellt Appenzell-Außerrhoden 771 Mann und zahlt als Beitrag zu den allgemeinen Kriegskosten 7720 Fr. Die Staatseinnahmen betrugen nach dem Budget von 1856: 190,000 Fr., die Ausgaben 162,000 Fr.

Appenzell-Innerrhoden, der südliche Theil des Kantons, rauh, voll der höchsten Berge, ohne Ackerbau, enthält auf ungefähr 3 □Meilen 11,270 katholische Einwohner, die fast ausschließlich von der Viehzucht leben und meist die Sitten und Gebräuche eines einfachen Hirtenvolks bewahrt haben. Das Land zerfällt in 7 Rhoden: die Schwendiner-, Rütiner-, Lehner-, Schlatter-, Gonter-, Rikenbacher- und Stechlenegger-, Hirschberger- und Oberegger-Rhod, welche 4 Pfarrgemeinden Appenzell, Haslen, Gonten, Oberegg bilden. Hauptort ist Appenzell. Die Verfassung ist 1829 revidirt. Oberste Behörde ist hier ebenfalls die Landesgemeinde mit denselben Befugnissen wie in Außerrhoden. Ihr zunächst steht der große Rath, aus 125 Mitgliedern gebildet. Er schlägt der Landesgemeinde die Gesetze vor, bestimmt die Erhebung der Abgaben, verfügt über die zweckmäßige Verwaltung und Benutzung der Gemeinde- und Armengüter, entscheidet in letzter Instanz über alle Rechtsfälle, übt das Kollaturrecht aus, ernennt die Gesandten zur Tagsatzung u. s. w. Aus seiner Mitte wird der Vogteirath für vormundschaftliche Angelegenheiten und Abnahme der Rechnungen gewählt. Der kleine Rath, aus 16 Personen bestehend und in 3 Sektionen (Wochenrath) getheilt, erkennt in Rechtssachen in erster Instanz. Außerdem gibt es eine Kriminal-, Marktordnungs- und Schulkommission. Der regierende Landamman ist Vorsitzer aller Rathsversammlungen und hat, außer wichtigen richterlichen Befugnissen, die Oberaufsicht über die Polizei und über die Verwaltung von Vormundschaften, Klostergütern u. s. w. Sein Stellvertreter ist der Landstatthalter. Jeder Bürger von 18 Jahren an ist militärpflichtig. Das Bundeskontingent Innerrhodens beträgt 200 Mann, der Beitrag zu den allgemeinen Kriegskosten 1500 Fr. Die Staatseinnahmen betrugen nach der Rechnung von 1855: 49,000 Fr., die Ausgaben 46,000 Fr. Das Kantonswappen ist: ein aufgerichteter schwarzer Bär mit rothen Tatzen im weißen Felde, wozu Außerrhoden noch die Buchstaben V. R. setzt.

Geschichte. Das Land A., ein Theil des alten Helvetiens, kam mit diesem unter die Herrschaft der Römer, welche wahrscheinlich zu Herisau eine Station hatten. Zur Zeit des Kaisers Honorius nahmen es die Alemannen u. von diesen die Franken in Besitz. Unter letzteren gehörte es zum Thurgau und war theils königl. Kammergut, theils Besitzthum der Freiherren von Trogen, der Edlen zu Schwarzeneck, Rosenberg ꝛc. Frühzeitig erwarb auch das Kloster zu St. Gallen hier Güter, und schon der austrasische König Sigbert von Metz soll um 646 dem heiligen Gallus einen Theil des Landes geschenkt haben. Weil dieser Heilige angeblich hier eine Zeit lang als Einsiedler gelebt hatte, so erbaute an dem Orte seines Aufenthalts ein späterer Abt von St. Gallen eine Kapelle oder Zelle, die mit den um sie her nach und nach entstehenden Wohnungen den Namen Abtszelle (Appenzelle) erhielt und bald der ganzen Gegend den Namen gab. Im 10. Jahrhundert legte das Stift die Burg Clanx an, erwarb 1275 die Schlösser Rosenberg und Urstein, auch das Meieramt zu Herisau, 1292 vom Kaiser Adolph die Reichssteuer, 1345 die Reichsvogtei zu Hundweil und Trogen, und erhielt bald hernach auch den Blutbann. Noch im Laufe des 14. Jahrhunderts geriethen mit dem Abte Kuno von Stauffen auch die letzten Besitzungen und Gerechtsame der verschiedenen Herren dieser Gegenden in die Hände der Klosterfürsten. Doch kaum auf dem höchsten Gipfel angelangt, scheiterte ihre Macht an der Klippe der Volksfreiheit, welche, alt wie die heimathlichen Berge, gleich diesen kühn ihr Haupt emporhob, als das geistliche Regiment ihr Vernichtung drohte. Schon einmal, 1278, unter dem Abte Rumbold von Ramstein hatten die Landleute zur Vertheidigung ihrer Gerechtsame sich gegen die Anmaßungen des Klosters erhoben und später selbst ein Bündniß mit den schwäbischen Reichsstädten sowie 1360 mit Schwyz und Glarus geschlossen. Nichts desto weniger wagte es der genannte Kuno von Stauffen um 1380 drückende Zölle einzuführen, das Recht der Leibeigenschaft geltend zu machen und den freien Zug nebst der freien Heirath zu verbieten. Zum Drucke gesellte sich der Hohn übermüthiger Amtleute. Da vereinigten sich die Appenzeller 1401 mit der nicht weniger unzufriedenen Stadt St. Gallen, jagten die Amtleute aus dem Lande, verweigerten Steuern und Gehorsam, brachten mit Hülfe der Schwyzer und Glarner dem Heere des Abtes und seiner Verbündeten 1403 bei Speicher eine gänzliche Niederlage bei, zerstörten unmittelbar hierauf die Zwingburgen im Innern ihres Landes und streiften in das Thurgau hinunter. Selbst Oesterreichs Schaaren, verbunden mit dem kampfgeübten Adel, erlagen 1405 zuerst am Stoß, dann bei Wolfshalden den todesmuthigen Freiheitskämpfern, welche alsbald das Rheinthal, Werdenberg, Sar und die untere Mark am Zürichersee besetzten, die Stadt Bürglen im Thurgau zerstörten und dann den von Neuem eingedrungenen Grafen von Toggenburg aus ihrem Lande herausschlugen. Im Jahr 1406 zogen sie, mit der Stadt St. Gallen vereint, über den Rhein, eroberten das Gebiet des Grafen von Montfort, den Bregenzerwald, das Allgau, Montafon, zogen dann über den Adlerberg, warfen die österreichischen Heeresmassen bei Landeck u. Umbst zurück und empfingen die Huldigung des Innthales und Etschlandes. Nachdem 1407 auch die Stadt Wyl mit dem Abte Kuno in ihre Hände gefallen, die Stadt Bischofzell dem mit der Macht des Bannstrahles gegen sie kämpfenden Bischofe von Konstanz entrissen und ein Theil der Grafschaft Kyburg verheert worden war, schickten sich die nun eroberungslustig und übermüthig gewordenen Landleute zur Belagerung von Bregenz an.

Ihrem Siegeslaufe setzte jedoch hier die vereinigte Macht der Oesterreicher, des Adels und der Städte ein Ziel. Mit großem Verluste 1408 zum Rückzuge genöthigt, mußten sie in dem noch in demselben Jahre durch Kaiser Rupert vermittelten Frieden alle Eroberungen herausgeben; aber das Palladium der Freiheit war errungen, und Niemand wagte es, ihnen dasselbe wieder zu entreißen. Die Freigewordenen vereinigten sich unter dem Namen der Appenzeller zu einem eigenen Staate, unter der sehr beschränkten Oberherrlichkeit des Stiftes von St. Gallen. Nach dem Tode des Abtes Kuno (1411), schlossen die Appenzeller einen Bund mit 7 Schweizerkantonen; die Bestätigung desselben wurde indessen von dem neuen Abte Heinrich von Gundelfingen verweigert, worauf jene die verlangte Huldigung abschlugen. Sie geriethen deshalb in den Bann und die Reichsacht, bis endlich die Eidgenossen 1421 einen Vergleich vermittelten, durch welchen dem Lande seine Unabhängigkeit und eigene Obrigkeit, dem Abte dagegen der wesentlichste Theil seiner Einkünfte gesichert blieb. Aber schon 1425, als man dem Kloster die bedungenen Einkünfte vorenthielt, brach der Streit von Neuem aus. Die Appenzeller, von dem Bischofe von Konstanz auf Befehl des Papstes mit dem Interdikte belegt, griffen zu den Waffen, und erst 1428, nach mannichfachen Verlusten, verstanden sie sich in einem ebenfalls durch die Eidgenossen vermittelten Vergleiche zur Anerkennung des Vertrags von 1421 so wie zur Erstattung der Kriegskosten. Die finanziellen Verpflichtungen gegen das Stift wurden in der Folge nach und nach sämmtlich abgekauft. Im J. 1452 schloß A. mit den 7 alten, 1513 mit allen 12 Kantonen einen ewigen Bund u. ward als letzter Mitstand in die Eidgenossenschaft aufgenommen. Die Reformation fand bei dem hochsinnigen und im Kampfe gegen die Hierarchie selbstständig gewordenen Volke schnellen Eingang. Schon 1524 entschied sich die Mehrheit für die veränderte Lehre, deren allgemeine Annahme nur durch den verderblichen Fanatismus der auch hier auftauchenden Wiedertäufer verhindert ward. Nach wiederholten Reibungen der Katholischen und Reformirten gab endlich die durch die Kapuziner im Flecken A. hervorgerufene Bedrückung der dortigen Reformirten, verbunden mit dem Beitritte des katholischen Landestheiles zum spanischen Bunde, Anlaß zu der Trennung in Innerrhoden und Außerrhoden; beide wurden 1597 durch eidgenössisches Schiedsgericht als selbstständige Theile eines einzigen Kantons anerkannt. Seitdem theilte A. die Schicksale der übrigen Schweiz (s. d., Geschichte). Innere Unruhen, z. B. 1732 die Streitigkeiten der Bewohner vor und hinter der Sitter wegen Anwendung eines Artikels des toggenburger Friedens von 1718, wurden meist noch vor ihrem völligen Ausbruche geschlichtet. Durch die Schweizerrevolution wurde A. mit dem größeren Theile des jetzigen Kantons St. Gallen und dem Rheinthale 1798 zu dem Kanton Säntis vereint, durch die Mediationsverfassung von 1803 aber wieder hergestellt. Die neue Organisation der Schweiz von 1818 fand zwar anfangs in Innerrhoden Widerstand, ward aber bald angenommen; die noch bestehende Verfassung trat 1834 ins Leben. Vergl. G. Rüsch, Der Kanton A., historisch, geographisch u. statistisch, in „Beschreibung der Schweiz nach den einzelnen Kantonen," 13. H., St. Gallen 1835; F. H. Tobler, Kurze Regenten- und Landesgeschichte des Kantons der äußeren Rhoden von 1597—1797, n. Ausg., das. 1824; Gabr. Walser, Neue appenzeller Chronik, 2. Aufl. von J. L. Dub, das. 1825; Hahn, Beschreibung des Kantons A., Heilbr. 1827; Zellweger, Geschichte des appenzellischen Volks, nebst Urkunden, 4 Bde., Trogen 1830—1834.

2) Flecken und Hauptort des gleichnamigen Kantons so wie Innerrhodens, ist an der Sitter in einem schönen, weiten, 2140 Fuß über dem Meere liegenden, gut angebauten, von sanften Hügeln begrenzten Thale gelegen, dessen romantischen Hintergrund nach Süden zu der Kamor, der hohe Kasten, die Ebenalp u. andere Alpengipfel bilden. Die Stadt hat 1500 katholische Einw., welche besonders Leinwandhandel treiben, ein Kapuziner-, ein Nonnenkloster, eine schöne gothische Pfarrkirche, in welcher seit alter Zeit die eroberten Fahnen und Banner aufbewahrt werden, dabei eine Todtenkapelle mit merkwürdiger Schädelsammlung, ein Rathhaus mit dem ältern gemeinsamen Landesarchive, ein Zeughaus mit dem Gemälde der Schlacht am Stoß. Unweit der bedeckten Brücke über die Sitter, „bei einer Linde", versammelt sich jährlich die Landesgemeinde von Innerrhoden. A. war ehemals eine Reichsvogtei und zwar das erste von den vier „Reichsländlein" des Kantons, mit eigenem Amman, Gerichte und Wappen. Im Jahr 1560 und 1702 erlitt der Ort großen Brandschaden. In der Nähe von A. ist das Ober- und Unterdorfbad mit lauen alkalischen Quellen, die indeß wenig benutzt werden; ebenso das eine Stunde weiter entfernte Weißbad, dabei auf einer Anhöhe die Ruinen der Burg Clanx.

Appenzeller, Johann Konrad, Romanschriftsteller, geboren den 27. November 1775 zu Bern, besuchte die höheren Schulen von St. Gallen, während er sich gleichzeitig im Zeichnen und Malen übte, welches Talent ihm während seiner Studienzeit nicht selten zur Erwerbsquelle wurde. Die französische Staatsumwälzung ergriff den Jüngling momentan, und er verfaßte sogar einige Lieder auf die Siege der Revolutionsarmee. Als aber 1798 auch die Schweiz in den Strudel hineingezogen ward, nahm A. eine Hauslehrerstelle in Winterthur an und ward zugleich Sekretär bei einem Herrn von Clais aus Bayern, den er bald in das damals schon an Kunstschätzen reiche München begleitete. Die auf der Heimreise vernommene Trauerkunde von dem Schicksal der biedern Nidwaldner, die am 9. September 1798 mit geringen Kräften den Kampf mit den an Zahl weit überlegenen Franzosen aufgenommen hatten und der Uebermacht erlegen waren, begeisterte A. zu einem Gedichte an die Manen der Gefallenen, das in Posselts Weltkunde, wie in Wiegands neuem deutschen Merkur Aufnahme fand und auch vierstimmig komponirt wurde. In Winterthur wirkte nun A., von 1800 an, während fast eines Decenniums als Lehrer an den Stadtschulen auf eben so anregende als gründliche Weise und vollendete nebenbei seine theologischen Studien, so daß ihm in Schaffhausen, nach rühmlich bestandener Prü-

fung, der Eintritt in den geistlichen Stand verwilligt wurde. Eine neue Welt erschloß sich ihm, als er 1809 die Pfarrstelle in dem nahe gelegenen Dorfe Brutten annahm, das eine der reizendsten Ansichten darbietet. Die neun Jahre, welche A. in seinem Dorfe, das man ihn oft „Sternensitz" nennen hörte, verbrachte, zählte er zu den schönsten seines Lebens. In diesem Zeitraume begann A. vorzüglich seine Thätigkeit als belletristischer Schriftsteller, als Erzähler und Geschichtsfreund. Als 1814 dem Kanton Bern durch die wiener Kongreßakte der größere Theil des ehemaligen Fürstbisthums Basel zufiel und eine reformirte Vorbereitungsanstalt für Studirende in Biel gegründet wurde, berief ihn der berner Schultheiß von Mülinen als Rektor an dieselbe, welchem Rufe A. 1817 Folge leistete. Unter seiner Leitung erhob sich das Gymnasium schnell zu hoher Blüthe, so daß es nicht nur von Schweizern, sondern selbst von Franzosen, Deutschen, Engländern und Italienern besucht wurde. Schon im ersten Jahre nach seiner Ankunft in Biel ward A. auch die erste dasige deutsche Pfarrstelle übertragen. Schwieriger ward seine Stellung, als das revolutionäre Princip allmählig in das Gymnasium einschlich und die Disciplin auflöste, was besonders seit 1830 der Fall war und ihn veranlaßte, seine ehrenvolle Entlassung als Rektor zu nehmen. Er lebte nun ganz dem Predigtamte, der Kunst und Wissenschaft, so wie seinen Freunden und Bekannten, deren er in Deutschland, Frankreich, Holland, England, Schweden und Italien eine Menge zählte; besonders waren es Salis, Wessenberg, der Geschichtsforscher Dr. Zellweger, Münch, Pugant, Hugi ꝛc., mit denen er in regem brieflichen und mündlichen Verkehr stand. Seine zweite Gattin, die sich auch als Schriftstellerin versuchte und die er selbst unter dem Namen „Selma" in die literarische Welt einführte, lebte, von ihm getrennt, ihren literarischen Beschäftigungen in Solothurn. Obwohl von einer vorgerückten Brustwassersucht belästigt, arbeitete er doch rastlos an einer umfangreichern Schrift „Erinnerungen", die sehr viel Interessantes enthält, bis der Tod ihn am 28. März 1850 abrief. A. war Mitglied der schweizerischen historischen Gesellschaft und ein tüchtiger Geschichtsforscher. Im Vereine mit der Geschichte pflegte er vorzüglich die Belletristik. Seine Gedichte, Erzählungen und übrigen Beiträge zu den „Alpenrosen" gehören zu den vorzüglichsten dieses Almanachs. Einen Ehrenplatz aber in der Geschichte der schönen Literatur erwarben ihm vorzüglich die beiden historischen Romane: „Gertrud von Wart oder Treue bis in den Tod" (Zürich 1813), der 3 Auflagen erlebte und ins Französische, Holländische und Englische übertragen wurde, und „Wendelgarde von Linzgau, oder Glaube, Liebe und Hoffnung" (St. Gallen 1816). Ebenfalls willkommene Aufnahme bei der Lesewelt fand die Novelle: „Das Berghaus" (St. Gallen 1830). Anerkanntes Verdienst erwarb er sich durch die Ueberarbeitung und Herausgabe von „Joh. Heinr. Mayr's Schicksale eines Schweizers, während seiner Reise nach Jerusalem und dem Libanon" (3 Bde., St. Gallen 1815—16, 2. Aufl. 1820), einem Buche, das um seiner Originalität und seines anziehenden Inhalts willen viel Glück machte. Von seinen übrigen Schriften nennen wir: „Die Schweizer mit ihren Vorzügen und Mängeln, oder Helvetien, wie es ist, in kleinern Gemälden und Erinnerungen" (Winterthur 1809); „Potpourri von Reminiscenzen, kleinen Gemälden und Gedichten über die Schweiz" (das. 1810); „Auf Wiedersehn, oder ein Tag an der Linth" (Aarau 1815); „Die Heimathslosen" (Bern 1821); „Der Jahrgänger" (St. Gallen 1825); „Der Mordbrand zu Walperswyl" (Bern 1825) u. „Thomas Wattenbach, der Reformator von Biel" (das. 1828).

Apperception, Wahrnehmung; dann Zusammenfassung aller Wahrnehmungen und Gedanken in einem und demselben Bewußtseyn des Ichs, daher s. v. a. Selbstbewußtseyn. — **Empirische** A. nach der kantischen Philosophie s. v. a. einfache, unmittelbare Wahrnehmung, auf der alle Erfahrungen beruhen, im Gegensatz zur **transcendentalen** oder **reinen**, der geistigen Verarbeitung mehrer empirischen Wahrnehmungen zur Einheit des Bewußtseyns. Diese Einheit ist das Wesen der Identität des Bewußtseyns oder der A.

Appert, 1) **Benjamin Nikolaus Marie**, ein um das Erziehungs- und Gefängnißwesen, so wie um die Anstalten für Besserung der Lage der leidenden Menschheit hoch verdienter Mann, ward am 10. September 1797 zu Paris von unbemittelten Aeltern geboren. Noch sehr jung, trat er in die damals kaiserliche Zeichenschule, an welcher er im 17. Jahre eine Unterprofessur erhielt, die er jedoch, des Einverständnisses mit Napoleon beschuldigt, 1815 verlor, ein Umstand, der seinen schon lange gehegten Entschluß zur Reife brachte, den niedern Klassen des Volks möglichst nützlich zu werden. Er begann sein philanthropisches Wirken mit der Einführung des gegenseitigen Unterrichts zuerst 1816 im Departement des Nordens, nachher mit so günstigem Erfolg in den Hospitälern und Regimentsschulen, daß er vom Kriegsminister Gouvion-Saint-Cyr 1818 nach Paris gerufen und ihm hier der Auftrag zu Theil wurde, für die Offiziere und Unteroffiziere einen Normalkursus zu eröffnen. Seit 1820 unterrichtete er in dem Militärgefängniß von Montaigu, wurde aber wegen des Entspringens zweier Sträflinge selbst gefangen gesetzt. Als er nach dreimonatlicher Haft durch zwei Urtheile, von dem Zuchtpolizeigericht und dem königlichen Gerichtshofe, freigesprochen wurde, gelobte er sich, seine ganze Thätigkeit der Erleichterung und Verbesserung des Looses der Gefangenen zu widmen. Er unternahm 1825 eine Reise durch ganz Frankreich, um sich über die Gefängnisse, Schulen und öffentlichen Wohlthätigkeitsanstalten zu unterrichten. Seine Beobachtungen und Ansichten legte er in einem eigens dazu begründeten Journale nieder. In diesem Streben wurde er erst vom König Ludwig Philipp anerkannt, der durch ihn vielen Dürftigen Spenden zufließen ließ. Durch ganz Frankreich zollte man seinem Streben die lebhafteste Anerkennung, ja, es gab damals keinen Sträfling, welcher seinen Namen nicht verehrte, zumal es bekannt wurde, daß er durch seine Fürbitten mehre Unglückliche von harten Strafen und selbst vom Tode errettet hatte. Im Jahre

1836 verließ er den Hof Ludwig Philipps und besuchte die bedeutendsten Städte Frankreichs und der Schweiz. Zu Némelfing im Moseldepartement gründete er 1841 auf eigene Kosten eine Kolonie für entlassene Sträflinge und Kinder von Gefangenen, mußte aber 1844, da er viel von seinem Vermögen unverschuldet eingebüßt, dieses aufblühende Werk liegen lassen. Im Jahre 1846 begann A. ein Wanderleben, um seine Aufmerksamkeit dem weiteren Auslande zuzuwenden. Er besuchte zunächst die belgischen Anstalten, über die er sich im Allgemeinen günstig in der „Voyage en Belgique" (2 Bde., Brüssel 1846) aussprach. Mit gleicher Freimüthigkeit urtheilte er über Preußens Gefängnisse und Hospitäler u. s. w. in der dem König Friedrich Wilhelm IV. gewidmeten „Voyage en Prusse" (Berlin 1847), so wie über Oesterreich, Sachsen und Bayern in seinem Werke: „Die Gefängnisse, Spitäler, Schulen, Civil- und Militäranstalten in Oesterreich, Bayern, Preußen u. s. w." (Leipzig 1851 fg.). Besonderes Aufsehen erregte sein heftiger Tadel in der Schrift „Hambourg, ses prisons et hospices" (Hamburg 1850, deutsch, das. 1850). Außer mehren andern, das wechselseitige Unterrichtssystem und die Anstalten Frankreichs betreffenden Schriften sind von ihm noch zu nennen: die „Dix ans à la cour du roi Louis Philippe" (3 Bde., Berlin 1847, deutsch von Plötz). In seinen „Conferences contre le système cellulaire" (Brüssel 1846) bewies er sich als scharfen Gegner des Isolirungssystems. Seine neueste Schrift führt den Titel: „Ueber die Erziehung der Fürsten u. Reichen" (1852). Nach Frankreich kehrte A. seit der Februarrevolution nicht zurück, sondern lebte meist in Berlin und auf Reisen in Deutschland. In Stuttgart hatte er eine Audienz beim König, der ihn mit besonderer Güte empfing. Indessen ward er doch bald darauf der Regierung verdächtig, die ihn von zwei geheimen Agenten begleiten ließ und, auf deren Bericht hin, auswies (Anfang 1853). Ueber die Art seines Wirkens in den Gefängnissen gibt A. selbst in der „Illustrirten Zeitung," Nr. 493 ff. (1852) genaue Auskunft. Um sich verständlich zu machen, redete er, seitdem er das Ausland bereiste, durch Hände und Augen zu den Gefangenen und nahm hierbei die Physiognomik und Phrenologie zu Hülfe.

2) François, französischer Technolog, welcher sich besonders durch die Entdeckung eines Verfahrens, Speisen Jahre lang aufzubewahren, bekannt gemacht hat. Dieses nach ihm genannte appert'sche Verfahren besteht in Folgendem. Die aufzubewahrenden Gegenstände werden zuvörderst in Flaschen oder Einmachgläser, oder in Büchsen aus Weiß- oder Schwarzblech geschüttet. Die Glasgefäße müssen möglichst stark geblasen und gut gekühlt, die Mündung muß konisch, die Pfropfen müssen auserlesen seyn. Für die Einmachgläser werden die Pfropfen sogar aus einzelnen Stükken mit Hausenblaseauflösung zusammengesetzt. Sämmtliche Pfropfen werden außerdem durch vorsichtiges Quetschen erweicht und dadurch elastischer gemacht; sie quellen dann später desto mehr und schließen besser. Für die Blechgefäße werden passende Deckel gefertigt und, nachdem die Speisen hineingethan, aufgelöthet. Die Gefäße werden bis auf zwei Zoll vom untern Ende des Korks abwärts gefüllt, dann, sind es nicht eben Blechgefäße, fest verstopft. Die Pfropfen schneidet man oben glatt ab u. überwindet sie mit Draht. Die Flaschen steckt man alsdann in einen Sack von grober Leinwand bis zum Hals, damit, wenn eine Flasche während der darauf folgenden Operation des Erhitzens zerspringen sollte, die Scherben in dem Sack bleiben. Das Erhitzen der in die Gefäße gebrachten Speisen geschieht nur in einem Wasserbad, oder mittelst Dampf, welches letztere Verfahren vortheilhafter ist. Die Erwärmung muß etwas über den Siedepunkt des Wassers gehen, weshalb das Wasserbad in verschlossenen Gefäßen Statt findet; nicht unzweckmäßig ist hierzu auch eine Salzlösung. Die Dauer des Erhitzens richtet sich nach der Beschaffenheit der zubereiteten Speisen: Für Erbsen 2 Stunden, für Bohnen 1 Stunde, für eingedickte Pflanzensäfte 2 Minuten, für Fleischspeisen und alle bereits über Feuer bereiteten Gerichte 3/4 Stunde Sieden. Zu bemerken ist, daß die Speisen vorher möglichst koncentrirt bereitet, stark eingekocht werden, damit sie sich besser halten und weniger Raum einnehmen. Fleisch wird für sich, eben so die Sauce für sich aufbewahrt. Knochen werden meist abgeschnitten. Fricassées von Hühnern, Ragouts, Fischpasteten halten sich so 1—2 Jahre lang sehr gut, wie Versuche bewiesen haben, welche durch die französische Marine angestellt worden sind. Auch Eier kann man auf diese Weise aufbewahren. Man bringt sie in Gläser, legt Brodkrume dazwischen, damit sie sich nicht bewegen und quetschen können, und erwärmt sie bis 75°; auch kann man sie hart kochen. Ebenso kann man Milch mit Dampf einkochen und für den Transport zurichten. Selbst Weine, die leicht verderben, wie Burgunder, ebenso Bier, hat A. dergestalt haltbar gemacht. Gay-Lussac stellte eine Analyse der Luft an, welche in den nach A.s Methode verschlossenen Gefäßen über den aufbewahrten Speisen sich befindet, und fand darin keinen Sauerstoff. Vergl. Appert, L'art de conserver toutes les substances animales et végétales, 4. Aufl., Paris 1831.

Appetit wird im Deutschen ausschließlich von der Eßlust gebraucht oder von dem sehnsüchtigen Verlangen nach bestimmten, den Geschmacksnerven angenehmen Speisen. Man könnte den A. den ersten Grad des Hungers nennen. Von diesem ist der A. jedoch dadurch unterschieden, daß, während jener ein lästiges Gefühl erregt und einen schmerzhaften Zustand hervorbringt, wenn er nicht sofortige Befriedigung erhält, der A. nur in einem angenehmen Reiz besteht, der uns beim Essen wahres Vergnügen gewährt; so wie, daß der A. stets wählig in Bezug auf die Nahrungsmittel ist, und unbefriedigt, meist von selbst wieder aufhört und ohne nachtheilige Folgen verschwindet.

Appiani, Andrea, einer der vorzüglicheren italienischen Historienmaler, von seinen Zeitgenossen der „Maler der Grazien" genannt, ausgezeichnet, besonders in seinen Freskogemälden, durch Anmuth und Reinheit der Zeichnung, Großartigkeit des Styls, Lieblichkeit und Harmonie. Geboren zu Mailand den 23. Mai 1754 (nach Andern 1761 zu Bosizio), aus einer adeligen, aber

armen Familie, erlernte er beim Ritter Giudei die Zeichenkunst, malte dann Dekorationen und besuchte zu seiner Fortbildung Parma, Bologna und Florenz, wo er die Hauptwerke der großen Meister kopirte und zugleich Anatomie studirte. Sein dreimaliger Aufenthalt in Rom galt vorzüglich der raphaelschen Freskomalerei und bald sollte A. in diesem Kunstzweige alle lebenden Maler Italiens übertreffen. Den ersten Grund zu seinem Ruhme legte er zu Monza durch die Plafonds aus der Mythe der Psyche im Palaste des Erzherzogs Ferdinand, damaligen Gouverneurs der Lombardei. Bald darauf malte er die Evangelisten und Kirchenlehrer in der Kuppel des Chores von St. Celso zu Mailand, erhabene, meisterhafte Figuren, voll charakteristischen Ausdrucks. Napoleon, dessen Krönung zu Paris A. als italienischer Deputirter beiwohnte, ertheilte selbst dem hochberühmten Künstler das Kreuz der Ehrenlegion und ernannte ihn zum Mitgliede des Instituts der Wissenschaften und Künste von Italien. Später auch mit einem jährlichen Gehalte erster Hofmaler geworden, arbeitete A. fast ausschließlich an seinem größten Werke, der Darstellung der Großthaten Napoleons bis zu dessen Krönung, im großen Saale des königlichen Palastes zu Mailand. Noch war er hiermit beschäftigt, als ihn 1813 ein Schlagfluß zwang, den Pinsel für immer wegzulegen. Gelähmt und durch die österreichische Regierung seines Gehaltes beraubt, lebte seitdem der große Künstler unter Mangel und Kummer noch bis 1818 (nach Andern bis 1817), wo ein wiederholter Schlagfluß seinen Leiden ein Ende machte; kaum hatte der Verkauf aller Entwürfe und Zeichnungen während der letzten Jahre ihn vor dem Verhungern schützen können. Aber nach seinem Tode weihte ihm das mailändische Institut 1826 in dem Palaste Brera ein Denkmal, das eine Gruppe von 3 Grazien darstellt und Thorwaldsens Werk ist. Zu den schönsten Arbeiten A.'s in Fresko gehört außer den genannten noch sein Apollo mit den Musen in der Villa Bonaparte, die einst Eugen als Vicekönig von Italien besaß. Von seinen weniger zahlreichen Oelgemälden sind die berühmtesten: Der Olymp, die Toilette der Juno durch die Grazien besorgt, die Zusammenkunft Jakobs mit der Rahel, Rinaldo in den Gärten der Armida, und besonders Venus und Amor, ein kleines Bild in der Gallerie des Grafen Sommariva; sie stehen sämmtlich an Vollendung den Fresken nach, übertreffen aber dessen ungeachtet hinsichtlich der Komposition, der Zartheit des Gedankens und der verständigen Ausführung die meisten Werke der neuern Zeit. Eine schöne Skizze von A.'s Hand, darstellend Napoleon auf dem Throne, zu beiden Seiten die weiblichen Figuren des Sieges und des Friedens, befindet sich in der herzoglich leuchtenbergischen Gallerie zu München. A.'s Werke sind häufig kopirt, viele in Kupfer gestochen worden; die Fresken im königlichen Palaste zu Mailand, von Longhi, Rosaspina ꝛc. auf 32 Blättern, 1812—1822; Jakobs Zusammenkunft mit Rahel, von Garavaglia; das Bildniß Napoleons, von Bartolozzi u. s. w. Eine Herausgabe sämmtlicher Werke des Künstlers veranstaltete 1820 der Kupferstecher Bisi.

Appianus, klassischer römischer Geschichtschreiber aus Alexandrien, im 2. Jahrhundert nach Christo unter Trajan, Hadrian und Antoninus Pius, zuerst als Sachwalter in Rom, dann als kaiserlicher Finanzverwalter daselbst, nach Andern als Prokurator von Aegypten zu Alexandrien lebend. Sein die Geschichte Roms von den ältesten Zeiten bis auf Augustus behandelndes Werk, um 147 nach Chr. in griechischer Sprache abgefaßt, war nach Photius in 24 Bücher abgetheilt, und unterschied sich von den frühern annalistisch-synchronistischen Bearbeitungen der römischen Geschichte durch die ethnographische Methode, nach welcher A. die Ereignisse eines jeden einzelnen Landes ununterbrochen bis zu seiner Vereinigung mit Rom hindurchführte und so die Geschichte Roms in eine Reihe von Specialgeschichten der einzelnen mit dem römischen Reiche vereinigten Länder und Völker zerlegte. Die ausführliche Behandlung jedes einzelnen Theiles beginnt von dem ersten Berührungspunkte mit Rom; jedoch wird vorher immer eine kurze Uebersicht der frühern Zeit gegeben. Wir besitzen von diesem Werke außer dem Proömium vollständig nur die Bücher 6—8 (die Kriege in Spanien, mit Hannibal, den Karthagern in Afrika), 11—17 (die Kriege in Syrien, mit Mithridates, die Bürgerkriege von Marius u. Sylla bis auf die Schlacht bei Actium), und Buch 23 (die illyrischen Kriege); von den Büchern 1—5 (Rom unter den Königen und seine Kriege in Italien, mit den Samnitern, Galliern, in Sicilien und den übrigen Inseln des Mittelmeeres), von 9 (die macedonischen Kriege) und einigen andern existiren Fragmente, größtentheils in den vom Kaiser Konstantin Porphyrogenitus veranstalteten Excerpten enthalten. Die parthische Geschichte im 11. Buche ist offenbar unächt und eine Kompilation späterer Zeit. Besonders wichtig sind für uns die fünf Bücher (13 bis 17) über Roms Bürgerkriege. Die besten Quellen und Hülfsmittel (mehre ältere Annalisten, Asinius Pollio, Julius Cäsar, Terentius Varro, Augustus, Hieronymus von Cardia, Polybius u. A.) hat A. mit Sorgfalt und Genauigkeit benutzt; in der Darstellung zeigt er sich, einige Parteilichkeit für Rom abgerechnet, als ein wahrheitsliebender Mann, der vom bessern Geiste des römischen Alterthums durchdrungen war und in einfacher, schmuckloser Weise, ja bisweilen selbst etwas trocken die Ereignisse, so wie sie sind, erzählt. Die ältesten Ausgaben von K. und R. Stephanus (Paris 1551), H. Stephanus (Paris 1557) enthalten noch nicht alle vorhandenen Bücher. Die erste vollständige Ausgabe mit sorgfältiger Benutzung neuer Handschriften, umfassendem Kommentare u. einigen Ergänzungen lieferte J. Schweighäuser (3 Bde., Leipzig 1785); später Teucher (2 Bde., Lemgo 1797 fg.). Ein Abdruck des schweighäuserschen Textes nebst den von A. Mai aufgefundenen Bruchstücken erschien zu Paris 1840. Deutsche Uebersetzungen gaben heraus Dillenius (3 Bde., Stuttgart 1828 ff.) und G. Zeiß (2 Bde., Leipzig 1837).

Appische Straße (Appia via), die größte u. prächtigste Straße des alten Italiens, von Dichtern die „Königin der Heerstraßen" genannt,

zur Zeit ihrer Vollendung, nach Trajan, über 60 deutsche Meilen lang, bei einer Breite von 25 Fuß. Ihr erster Erbauer war 312 v. Chr. der Censor Appius Claudius Cäcus, welcher sie von der Porta Capena zu Rom über Aricia, Appii Forum, Terracina, Fundi, Minturnä, Sinuessa und Cisilinum bis Capua führte. Von Cäsar und zuletzt durch Trajan wurde sie bis Brundusium verlängert, wohin ihr Lauf von Capua aus durch Calatia, Caudium, Beneventum, Venusia, Heraclea, Tarent und Uria ging. Die Grundlage dieses grandiosen Römerwegs bestand aus grobem, festgestoßenem Kies und kleinen Feldsteinen, welche mit glatten, 2—4 Fuß breiten und genau an einander gefügten Quadersteinen belegt waren. An den Seiten befanden sich steinerne, zwei Fuß hohe Einfassungen, Ruhe- und (1000 Schritte von einander entfernte) Meilensteine. Wie fest und zweckmäßig der Riesenbau war, zeigen mehr als Alles die bei Piperno, dem Monte Circello in der Campagna di Roma u. a. O. vorhandenen Ueberbleibsel, welche noch jetzt, trotz der zerstörenden Gewalt zweier Jahrtausende, theilweise benutzt werden. In den pontinischen Sümpfen ward die a. S. ehemals durch einen Kanal fortgesetzt, den man in Fahrzeugen, die von Maulthieren gezogen wurden, befuhr.

Appius, römischer Vorname; merkwürdige Träger desselben s. Claudius.

Applaus, frohlockendes Händeklatschen, als Zeichen des Beifalls, Beifallsklatschen, auch Beifallsruf, besonders der Zuschauer im Theater. Dieser fand schon bei den Römern Statt, wo er nicht selten in ein unmäßiges Geschrei u. Zujauchzen ausartete. Nach Sueton und Seneca war das Beifallsrufen (Acclamatio) nur bei einzelnen Stellen, nicht aber beim Erscheinen der Histrionen gestattet, indem es hier wie das Aufstehen (Surrectio) nur den Regenten und ausgezeichneten Personen vorbehalten blieb. Uebrigens hatte der A. in den römischen Theatern seine Stufen und besondern Regeln. Er wurde bald durch Wehen mit den Zipfeln der Toga gegeben, wofür Kaiser Aurelian das Schwingen von Zeuchstreifen einführte, die er zu diesem Zwecke unter das Volk austheilen ließ; bald schnellte man den Mittelfinger an den Daumen, bald schlug man mit den flachen, bald mit den hohlen Händen gegen einander. Die beiden letzten Arten hießen testae, imbrices et bombi, gleichsam eine Nachahmung des Klanges, welchen flache und hohle Ziegeln beim Zusammenschlag geben, woraus die irrige Meinung entstanden ist, als hätten die Zuschauer in römischen Theatern mit Ziegelsteinen gegen die steinernen Sitzstufen geschlagen. Erkaufter A. kam schon in Rom so häufig als jetzt vor. Vgl. Böttiger, Ueber das Applaudiren im Theater bei den Alten (Leipzig 1822). In der ältern christlichen Kirche rief und klatschte das Volk oft auch dem Prediger Beifall zu. Der Gebrauch des Applaudirens findet sich in der ganzen civilisirten Welt bis auf den heutigen Tag. Man macht mit Recht dafür geltend, daß dergleichen Beifallsäußerungen, einerseits die Sicherheit des Producirenden erhöhen und sein Vermögen steigern, andererseits aber auch das Publikum ausgezeichneten Leistungen gegenüber durch ein unabweisliches Bedürfniß zu solchen Aeußerungen seines Wohlgefallens getrieben wird. Doch muß mit denselben Maß gehalten werden, denn der Mißbrauch derselben richtet eben so viel Unheil an, als ihr richtiger Gebrauch förderlich ist. Die Jagd nach A. verwirrt Geschmack und Urtheil des Publikums, indem sie demselben falsche Reizmittel darbietet, und ist ein Verrath an der Würde der Kunst. In Deutschland spielt der Theaterapplaus namentlich in der Oper eine bedeutende Rolle, was besonders von der modernen Virtuosenrichtung der Opernsänger herrührt. Die Lieblinge des Publikums werden nicht nur beim Auftreten mit A. empfangen und nach den einzelnen Akten, sowie am Schluß der Vorstellung hervorgerufen, sondern auch nach einzelnen Abgängen wird ihnen letztere Auszeichnung oft zu wiederholten Malen zu Theil. Daß dadurch die dramatische Wirkung oft sehr beeinträchtigt wird, beachtet das Publikum, das durch so maßloses Applaudiren in einen eigenthümlichen Rausch geräth, eben so wenig, als der Darstellende, der im Haschen nach A. zu den verwerflichsten Mitteln greift. Dieser mänadische Taumel heißt bei den Italienern Furore, bei den Franzosen Frénésie. Das feine Gefühl für wahre und ächte Kunst geht in demselben natürlich unter, denn man schätzt das Talent lediglich nach der Zahl der ihm zu Theil werdenden A.e, wie dieses selbst sich nicht mehr scheut, selbst den verächtlichen Schleichweg des erkauften A. zu betreten; s. Claqueur.

Applikatur (Fingersatz), die Anwendungsweise der Finger bei Behandlung musikalischer Instrumente. Bei Blas- und Streichinstrumenten bewirkt sie bald engere, bald weitere Schwingungen des vibrirenden Körpers, mithin bald höhere, bald tiefere Töne, was bei der Harfe und den Tasteninstrumenten, wo der klingende Körper durch sie immer nur in dieselbe Schwingung und Tönung versetzt wird, nicht der Fall ist. Die Erlernung der A. ist am leichtesten bei Blasinstrumenten, weil hier für jeden Ton meist nur ein bestimmter Fingersatz gebraucht wird und dieser mit Hülfe der darüber vorhandenen Tabellen dem Gedächtniß bald eingeprägt werden kann. Schwieriger schon wird sie bei Streichinstrumenten, wo ein und derselbe Ton bald durch diesen, bald durch jenen Fingersatz erzeugt werden kann und daher oft Zahlen über den Noten zur Zurechtfindung nöthig werden. Die meisten Schwierigkeiten hat der Fingersatz bei den Tasteninstrumenten wegen der eigenthümlichen Beschaffenheit der Klaviatur, des größeren Tonumfangs, der eigenthümlichen Behandlung dieser Instrumente 2c., weshalb es auch lange währte, ehe man nur einige feste Grundsätze darüber aufstellte.

Appoggiato (ital.), angelehnt, gestützt, getragen, von Noten vorzüglich beim Gesange, die mit andern zusammenhängen, z. B. bei Synkopien; besonders von gebundenen oder Vorhaltsnoten. Gleichbedeutend ist Col portamento di voce, s. Portamento.

Appoint (franz., ital. Appunto), im Wechselverkehr Benennung eines solchen Wechsels, durch welchen eine gewisse Summe vollkommen ausgeglichen oder voll gemacht wird. Es habe z. B. A. an B. 354 Thlr. zu fordern und diese Forderung werde von B. durch Einsendung zweier Wechsel befriedigt, von denen der eine auf 300,

der andere auf 54 Thlr. lautet, so ist der letztere ein A., in sofern durch sein Hinzukommen die Schuld auf den Punkt (à point) ausgeglichen wird. In diesem Sinne heißt par appoint oder per appunto remittiren (Wechsel senden) oder trassiren (Wechsel ausstellen) s.v.a. den Saldo od. Rest einer Forderung übermachen oder durch Wechselausstellung erheben. Neuerlich sieht man jedoch von dieser eigentlichen Bedeutung des Wortes A. ganz ab und versteht darunter entweder jeden Theil einer Wechselsendung (Rimesse) oder Wechselausstellung, oder auch geradezu einen Wechsel überhaupt. Auch auf andere Gelddokumente, namentlich Papiergeld und Staatspapiere wird der Ausdruck übertragen, wie man z. B. sagt, irgend ein Papiergeld bestehe in A.s (Abschnitten) zu 1 und zu 5 Thlr., oder ein Staatspapier in A.s (Obligationen) zu 500 und 1000 Gulden. Endlich findet der in Rede stehende Ausdruck auch noch eine ganz mißbräuchliche Anwendung, wenn z. B. eine Kreditgesellschaft bekannt macht, die näher bezeichneten A.s ihrer Obligationen seyen als ausgeloste zu kündigen, womit die betreffenden einzelnen Nummern gemeint seyn sollen.

Apponyi, magyarisches Grafengeschlecht, dessen Ahnherren schon unter den Arpaden eine hervorragende Stellung einnahmen. Peter von Ewr, geb. um 1350, brachte 1395 durch Heirath die Burg A. in der neutraer Gespannschaft in seinen Besitz, und seitdem führt die Familie davon den Namen. Sie wurde 1718 von Karl VI. in den Freiherrn- u. 1739 mit Lazarus A. in den österreichischen Grafenstand erhoben u. theilt sich in eine ältere u. jüngere Linie. Zu ersterer gehört Anton Georg, Graf von A., am 4. December 1751 geboren, wurde 1774 galizischer Gubernialrath, 1778 Beisitzer im Gubernium zu Fiume, 1779 ungarischer Statthaltereirath, dann geheimer Rath, Obergespan des tolnaer Komitats, Hofkommissär und Präses der königlich ungarischen privilegirten Schifffahrtsgesellschaft. Er hat sich namentlich durch die Begründung der apponyischen Bibliothek, die nahe an 50,000 Bände (darunter eine kostbare Sammlung von Aldinen) zählt u. 1827 von Wien nach Preßburg gebracht wurde, wo sie dem Publikum zur Benutzung offen steht, ein ehrenvolles Denkmal gestiftet. Er † den 17. März 1817. Sein Sohn Anton, Graf von A., am 7. September 1782 geboren, ein vorzüglicher Kenner und Beschützer der vaterländischen Literatur, Kunst und Industrie, widmete sich frühzeitig der Diplomatie, ward Gesandter zu London und Rom, und zuletzt 1826 österreichischer Botschafter zu Paris, in welcher Stellung er bis 1849 verblieb und sich namentlich während der Julirevolution Verdienste um den Kaiserstaat und das monarchische Europa erwarb. Sein Sohn Rudolf II., Graf von A., geboren am 1. August 1812, k. k. Kämmerer, früher Gesandtschaftssekretär zu Paris, war seit 1849 außerordentlicher Gesandter und bevollmächtigter Minister am Hofe zu Turin. Georg, Graf von A., Enkel des Erst- und Neffe des Zweitgenannten, am 29. December 1808 geboren, ein Mann von großem Talent, ritterlicher Persönlichkeit und beharrlichem, festem Charakter, betrat als Hofsekretär an der ungarischen Hofkanzlei zu Wien die politische Laufbahn, wurde 1846 zum zweiten, und nach Mailaths Abtritt, 1847 durch kaiserliches Handschreiben zum obersten ungarischen Hofkanzler ernannt. Auf dem Reichstage 1843–1844 war er der einflußreichste Führer der konservativ-aristokratischen Partei und in seiner einflußreichen amtlichen Stellung zeigte er sich als entschiedener Gegner aller national-ungarischen Bestrebungen, wodurch er nicht wenig den Ausbruch der Revolution beschleunigt hat. Seit den Märztagen, welche auch die Auflösung der Hofkanzlei herbeiführten, lebte A. in Zurückgezogenheit.

Apposition, in der Grammatik diejenige Beziehung eines Substantivs auf ein anderes Substantiv, durch welche sie als Eins und Dasselbe bezeichnet, und Eins durch das Andere näher bestimmt und erklärt wird; z. B. Alexander, der Besieger so vieler Völker; mein Bruder, der Schriftsteller. Als ein verkürzter Satz kann das Substantiv in A. auch auf ein Personalpronomen bezogen werden, welches bei den andern Formen des Attributs nicht Statt findet, z. B. Ihr kennet ihn, den Schöpfer kühner Heere. Ein Pronomen steht hingegen nie selbst in A., wohl aber ein Adjektiv, das, substantivisch gebraucht, den Begriff eines ausgelassenen Substantivs ausdrückt, z. B.: Alexander der Große, Friedrich der Zweite (König dieses Namens). Das Substantiv in A. muß mit dem Beziehungsworte gleichen Kasus und Numerus haben, bei Personennamen, an welchen das Personengeschlecht unterschieden wird, auch gleiches Geschlecht; z. B. ein Werk Humboldts, des großen Naturforschers; Diana, die Freundin der Jagden. Wenn jedoch eins der durch A. verbundenen Substantiven ein Eigenname ist, so wird im Deutschen an dem Eigennamen der Kasus nicht bezeichnet, z. B.: Die Grenzen des Königreichs Preußen; die Macht des Kaisers Karl, Ludwig des Vierzehnten. Dasselbe gilt von den Monatsnamen, wenn sie mit dem Gattungsnamen (Monat) in A. stehen, z. B. das Ende des Monats April.

Appretur, die Gesammtheit derjenigen Operationen, welche dazu dienen, einem in seiner Wesenheit schon vollendeten Fabrikate die ihm als Handelswaare nöthige äußere Schönheit zu geben. Der Ausdruck ist ganz besonders bei gewebten Stoffen gebräuchlich, und die Appretirung wird hier mit Maschinen sehr verschiedener Art verrichtet. Die A. der Gewebe hat zum Zwecke: die Reinigung derselben von gewissen, bei der Bearbeitung absichtlich hineingebrachten fremden Substanzen, so wie von zufälligem Schmutze; in gewissen Fällen die Verdichtung und Zusammenfilzung der Fäden oder vielmehr ihrer Haare (bei mehren wollenen Stoffen); die Wegschaffung der Rauhigkeit, welche durch unregelmäßig hervorstehende Härchen des Gespinnstes verursacht wird; die Hervorbringung des Glanzes oder wenigstens einer gewissen Glätte durch Niederdrükkung aller Unebenheiten und Abplattungen der Fäden, wobei oft eine Durchdringung mit klebenden Substanzen (in der Regel Stärke, die man öfters mit Wachs versetzt) zu Hülfe genommen wird; die Erzeugung eines wellenartigen Schimmers (Moirirung) durch Anbringung eines Druckes auf die unvollkommen oder theilweise befeuchtete

Oberfläche; die Bildung vertiefter oder erhabener Zeichnungen durch Pressung mit gravirten Metallflächen (Gaufriren). Die für genannte Zwecke in Anwendung kommenden Maschinen sind folgende: Der Noppmaschinen bedient man sich, um aus wollenem Tuche, Shawls &c. die Knoten u. ähnliche, die Glätte der Oberfläche entstellende Unebenheiten durch Abrupfen wegzunehmen; der Waschmaschinen, um aus den Geweben den Schmutz, die Schlichte, den Leim &c. auszuwaschen. Für Tuch und andere wollene Stoffe sind am gewöhnlichsten Waschmaschinen aus zwei gefurchten, über einem Wassertroge angebrachten Walzen, zwischen welchen das Gewebe durchgeführt wird; für leinene und baumwollene Zeuche Waschräder und mancherlei andere Vorrichtungen (Prätsch- oder Pantschmaschinen, Walken), bei welchen die nassen Stoffe durch Hämmer oder Schlaghölzer &c. bearbeitet werden. Die Auspreßmaschinen sollen den größten Theil des Wassers aus den gewaschenen Stoffen durch Druck entfernen und so das Trocknen vorbereiten. Die wirksamen Haupttheile daran sind zwei Walzen, welche das zusammengefaltete Zeuch (mehre Stücke neben einander) zwischen sich durchziehen. Die Aufhäng- u. Trockenmaschinen dienen dazu, theils die gewaschenen u. ausgepreßten (leinenen oder baumwollenen) Zeuche zum Trocknen aufzuhängen, theils das Trocknen selbst durch gewärmte Metallwalzen zu bewirken. Trockenmaschinen werden auch zur Appretur leichter baumwollener Zeuche (der Musseline) angewendet, welche man mit Stärkewasser getränkt, auf einer solchen Maschine stark nach Länge u. Breite ausspannt u. durch die Luft oder durch einen beweglichen Ofen trocknen läßt. Die Fäden kommen dadurch völlig gerade zu liegen und erlangen ein schönes rundes Ansehen. Die Walken, Walkmühlen sollen bei Tuch und tuchartigen Wollenzeuchen durch die Zusammenwirkung von mechanischem Druck (mittelst hölzerner Hämmer), Feuchtigkeit und zuweilen auch Wärme die emporstehenden Härchen des lockern Gespinnstes zu einer mehr oder weniger dichten Decke zusammenfilzen; die Rauhmaschinen aber das Haar der auf dem gewalkten Tuche befindlichen Filzdecke gleichmäßig herausziehen, damit es gehörig geschoren werden könne, und es nach dem Striche legen, damit die Oberfläche ein gleichförmigeres Ansehen erhalte. Der Haupttheil der Rauhmaschinen ist eine mit Kardendistelköpfen reihenweise besetzte große Walze, welche sich schnell um ihre Axe dreht, während das Tuch in tangentialer Richtung daran hin geht. Die Scheermaschinen schneiden das zu lange und unregelmäßige Haar des gewalkten Tuches, so wie der verwandten Wollenzeuche, kurz und in gleicher Länge mittelst einer Scheere oder scheerenartigen Vorrichtung ab. Bei einigen glatten wollenen Zeuchen, vorzüglich bei den Merinos und Thibets, wird durch Scheermaschinen das Haar so viel als möglich ganz weggeschnitten. Die Bürstenmaschinen bürsten das Haar des Tuches nach dem Striche nieder, wobei oft durch gleichzeitige Einwirkung von Wasserdampf das Wollhaar erweicht und nachgiebiger gemacht wird, um den Erfolg dadurch sicherer zu machen. Die Bürsten befinden sich auf der Oberfläche einer großen Walze, welche sich schnell um ihre Axe dreht. Mittelst der Sengmaschinen werden durch rasches Hinziehen baumwollener und wollener Stoffe über glühendes Metall oder über eine Flamme (von Weingeist, Oel, Steinkohlengas), auch wohl über einen Strom glühendheißer Luft, die Härchen der Oberfläche, welche zu fein und zu kurz sind, um sich durch Scheeren entfernen zu lassen, weggebrannt. Auf den Mangen glättet man Leinenzeuche, welche zu diesem Behufe auf glatte hölzerne Walzen gewickelt sind, durch Rollen zwischen zwei glatten hölzernen Flächen. Zu demselben Zwecke dienen die Kalander od. Walzen, zwischen welchen das Zeuch einfach oder doppelt liegend durchgeht. Diese Maschinen sind von zweierlei Art, indem die Walzen entweder bloß durch Druck oder durch Druck und Reibung zugleich wirken. Im ersten Falle sind 2 oder 3 Walzen (eine von Gußeisen, eine oder zwei von Papier) angebracht, und die eiserne Walze, welche hohl ist, wird meistentheils durch Dampf oder durch einen glühend eingelegten Bolzen geheizt, so daß die Wirkung durch Wärme unterstützt wird. Im zweiten Falle sind auch wohl mehr als drei Walzen vorhanden, und der wesentliche Unterschied besteht darin, daß die metallenen Cylinder sich bedeutend schneller bewegen, als die papiernen und als das durchgehende Zeuch, so daß letzteres durch die erhitzten, sehr glatten Metallflächen stark gerieben und dadurch mit Glanz versehen wird. Zeuche, welche moirirt werden sollen, erleiden diese Veränderung durch das Mangen oder Kalandern (auf einer Kalander der ersten Art), nachdem sie vorher mit Wasser eingesprengt worden sind. Auf den Schlagmühlen wird der Leinwand, welche auf eine horizontal liegende, langsam umgedrehte Walze fest aufgerollt ist, durch eine Reihe abwechselnd darauf fallender Stampfer Glätte ertheilt. Eine ähnliche Bestimmung haben die Glättmaschinen, Glanzmaschinen, auf welchen der Leinwand &c. durch Reiben mit einem harten und glatten Steine Glanz gegeben wird. Auf den Pressen (Schrauben-, oder hydraulischen Pressen) macht man leinene, baumwollene, wollene und seidene Stoffe durch Druck zwischen zwei starken Platten (öfters mit Zwischenlagen harter glänzender Pappbogen und mit Anwendung der Wärme) glatt. Mittelst der Stärkmaschinen werden baumwollene und leinene Stoffe mit gekochter oder bloß in Wasser angerührter Weizenstärke getränkt, bevor sie gemangt oder kalandert werden, wobei der Zweck ist, ihnen eine gewisse Steifheit zu geben. Es sind dies kalanderähnliche Maschinen mit zwei Walzen, unter welchen in einem Troge sich die Stärke befindet. Indem das Zeuch aus dem Troge mit Stärke beladen zwischen den Walzen durchgeht und von denselben gedrückt wird, fließt einestheils die überflüssige Stärke ab und dringt anderntheils die anhaftend bleibende Portion zwischen die Fäden ein. Die Wirkung der Dekatirmaschinen für Tuch besteht in einem Pressen während gleichzeitiger Erhitzung und Erweichung des Tuches durch Wasserdampf, wodurch ein eigenthümlicher dauerhafter Glanz erzeugt wird, indem das Haar, durch Wärme und Feuchtigkeit nachgiebig gemacht und seiner natürlichen Elasticität

in gewissem Grade beraubt, sich dicht und fest an der Oberfläche niederlegt. Die *Satinirmaschinen* dienen zum Satiniren oder Glätten verschiedener Papiersorten, welche vor dem Gebrauch eine ganz glatte Oberfläche haben müssen, z.B. des französischen Seidenpapiers, des Papiers für den schönen und scharfen Druck von Holzschnitten oder für Prachtdruck überhaupt, sowie auch zum Glätten nach dem Druck. Eine solche Maschine ähnelt der Kupferdruckerpresse u. besteht aus sehr genau abgedrehten u. polirten messingenen Walzen, die in einem gußeisernen Gestelle hängen und durch Kurbel und Getriebe mit Schwungrad bewegt werden. Dadurch, daß die Papierbogen zwischen den Walzen durchlaufen, werden sie glatt. Die *Gaufrirmaschinen* sind entweder Pressen oder aus zwei Cylindern bestehende Walzwerke, wodurch seidenen Zeuchen oder Bändern mittelst einer gravirten Platte oder Walze beliebige Zeichnungen aufgedrückt werden. Alle auf solche Maschinen hergerichtete Stoffe heißen *appretirte Zeuche*.

Approbation, im Allgemeinen die Genehmigung von Seiten einer Behörde zur Ausübung einer Thätigkeit oder eines Amtes, welche in der Regel erst ertheilt zu werden pflegt, nachdem der Betreffende seine Befähigung und Berechtigung dazu nachgewiesen hat. In der katholischen Kirche versteht man darunter namentlich die Genehmigung und Billigung von Druckschriften religiösen Inhalts, die der bischöflichen Prüfung unterstellt worden sind. Daher das solchen Schriften zum Beweise ihrer Rechtgläubigkeit vorgedruckte „approbatur“ (es wird gebilligt). Außerdem heißt A. auch die bischöfliche Erklärung, daß ein Priester zur Seelsorge befähigt und befugt sey. Die A. der Aerzte, Apotheker, Hebammen ꝛc. ist die von einer Staatsbehörde diesen Personen ertheilte Erlaubniß zur Ausübung ihrer Kunst.

Approchen (franz. approches, tranchées), s. *Laufgräben*.

Appropriationsklausel (d. i. wörtlich *Aneignungsklausel*), eins der Heerbanner, um welche sich in Großbritannien die Partei des Fortschritts schaart. Unter der Whigverwaltung des Grafen *Grey* legte der damalige Kanzler der Schatzkammer, Lord *Althorp*, später Graf *Spencer*, im Juni 1833 dem Parlamente eine Bill vor, zufolge deren die den Katholiken in Irland so verhaßte Kirchensteuer abgeschafft und der für Zwecke der anglikanischen Kirche nöthige Aufwand dadurch gewonnen werden sollte, daß man die Zahl der Bisthümer und die Besoldungen der Bischöfe, jedoch ohne Beeinträchtigung der jetzt lebenden, bedeutend verminderte, die bischöflichen Ländereien in Erbpacht gebe und die Pfründen der niedern Geistlichkeit mit einer ungefähr sieben Procent betragenden Steuer belege. Diesem Gesetzentwurfe war die Klausel beigefügt, daß der sich hierbei etwa ergebende Ueberschuß zu Gunsten des Staates verwendet werden solle, wofür das Ministerium als Grund anführte, daß es sich hier um gar kein Kirchengut handle, indem der Staat bloß auf das Anspruch mache, was er erst durch zweckmäßigere Einrichtungen und sorgsamere Verwaltung der bischöflichen Güter zu erlangen hoffe und die Kirche noch gar nicht besitze; wogegen die Tories behaupteten, daß Alles, was vom Kirchengut herrühre, wie letzteres selbst, bloß für Zwecke der herrschenden Kirche verwendet werden dürfe, besonders in Irland, wo es noch so viele schlecht besoldete protestantische Pfarrer gebe; daß der Staat sich durch diese Klausel etwas aneignen wolle, was ihm nicht gehöre (daher der Name A.); daß endlich, wenn man dieses gestatten wollte, man dadurch ein gefährliches Beispiel zur Plünderung der Kirche geben würde. Als nun die Minister, um nicht die ganze irische Kirchenreformbill im Oberhause durchfallen zu lassen, die A., die ihrer humanen Tendenzen wegen bei der liberalen und radikalen Partei sehr beliebt geworden war, freiwillig aufgaben, und darauf das ganze Gesetz in seinen wesentlichen Punkten in beiden Häusern mit großer Stimmenmehrheit angenommen wurde, traten die Parteien des Fortschritts mit großer Heftigkeit auf, und schon 1834 stellte das radikale Mitglied des Unterhauses, *Ward*, einen Antrag auf Verminderung der protestantischen Geistlichkeit im Verhältniß der Zahl der Protestanten und zugleich auf Verwendung der hierdurch erzielten Ersparnisse auf die Volkserziehung, ohne Rücksicht auf kirchliches Bekenntniß, doch mit der ausdrücklichen Bestimmung, daß jedem wirklichen Inhaber einer Pfründe sein zeitheriges Einkommen auf Lebenszeit gesichert bleiben sollte. Die Mehrheit der Minister, die stark genug im Unterhause gewesen wären, um mit Hülfe der Tories den Vorschlag Wards abzulehnen, wollte dies nur unter der Bedingung, daß eine Kommission zur Untersuchung des Zustandes der Kirche und des Erziehungswesens ernannt würde, was im Grunde eine Anerkennung von Wards Princip war, denn dieser gründete seinen Vorschlag darauf, daß die Kirche eine Staatsanstalt sey, deren Diener je nach dem öffentlichen Bedürfnisse vermehrt oder vermindert werden könnten. Diejenigen Minister, die dieser Ansicht durchaus entgegen waren, nämlich *Stanley*, Sir *James Graham*, der Herzog von *Richmond* und der Graf *Ripon*, traten darum aus dem Ministerium, welches dadurch bedeutend erschüttert wurde. Die Kommission wurde indeß ernannt und begann ihre Arbeiten; von nun an verwiesen die Minister jeden die Verwendung des Kirchenvermögens betreffenden Vorschlag bis zur Berichterstattung der Kommission. Im November 1834 erhielt das Ministerium *Melbourne* seine Entlassung und es wurde ein Toryministerium unter *Peel* und *Wellington* gebildet. Nach der Wiedereröffnung des Parlaments im Februar 1835 wurde Lord *John Russell*, gewesenes Mitglied des Whigministeriums, Führer der Opposition im Unterhause, und als solcher wußte er, obschon der in Aussicht gestellte Bericht der erwähnten Kommission noch nicht erschienen war, es durchzusetzen, daß das Unterhaus mit einer Majorität von 285 gegen 258 Stimmen die Klausel annahm, wonach der auszumittelnde Ueberschuß der Einkünfte der irländischen bischöfl. Kirche von dem Parlamente für Volkserziehung, ohne Unterschied des Glaubensbekenntnisses, verwendet werden konnte, worauf das Toryministerium abtrat und Lord Melbourne zum zweiten Male ein Ministerium bildete, das bis zum Herbst 1841 am Ruder blieb. Seitdem kam in jeder von den Whigs

vorgeschlagenen Maßregel für die Abschaffung des Zehnten in Irland die Klausel vor, daß ungefähr ein Fünftel des Einkommens der protestantischen Geistlichkeit in Irland den Katholiken als allgemeiner Erziehungsfonds zu Gute kommen solle, und jedesmal ging dieselbe im Unterhause durch; eben so oft wurden dagegen im Oberhause, wo die Tories die große Mehrheit bilden, alle Vorschläge mit dieser Klausel verworfen. So ist denn diese Frage, die, wie wenige Dinge, die Tendenzen der beiden einander bekämpfenden großen Parteien in England charakterisirt, noch unentschieden, und vorläufig zu ihrer Erledigung auch keine Aussicht vorhanden.

Approximation, s. Annäherung.

Appui (franz.), Stütze, Lehne, besonders im strategischen Sinn Stütz-, Anlehnepunkt für Truppen. S. Stützpunkt.

Appulejus, Aulus Lucius, römischer Schriftsteller, geboren zu Madaura in Afrika als der Sohn angesehener und reicher Aeltern zwischen 126—132 n. Chr. Nachdem er zu Karthago den Studien obgelegen, machte er sich in Athen mit der griechischen Literatur, namentlich auch mit der platonischen Philosophie, vertraut, und begab sich dann nach Rom, wo er, um als Sachwalter thätig seyn zu können, erst die lateinische Sprache erlernen mußte. Durch den Tod seines Vaters im Besitz eines großen Vermögens, machte er große Reisen und ließ sich in verschiedene Mysterienkulte einweihen. Zu Oea (Tripolis) erkrankt, fand er in dem Hause der Pudentilla, einer reichen Wittwe, sorgsame Pflege. Nach seiner Genesung heirathete er dieselbe, wurde aber deshalb von den nach ihrem Vermögen strebenden Verwandten der Magie und Anwendung von Zauberkünsten angeklagt. Er vertheidigte sich öffentlich gegen diese Anklage in der noch vorhandenen Apologie und wurde freigesprochen. Dann ließ er sich zu Karthago nieder, wo er als Redner in großem Ansehen stand und selbst durch Statuen und Inschriften geehrt wurde. Trotz seiner gründlichen Bildung und seines scharfen Witzes neigte er sich sehr zur Magie und Mystik hin und lenkte erst in spätern Jahren von diesem Irrwege ein. Sein Hauptwerk ist ein Roman „Der goldne Esel" (Metamorphoseon s. de Asino aureo libri XI), wozu er den Stoff aus Lucian schöpfte. Er schildert darin mit Witz und Laune die Sitten und Gebrechen seiner Zeit in gewandter, aber von Schwulst und widerlichem Haschen nach seltenen veralteten Ausdrücken nicht freier Sprache. Das Schönste darin ist die Episode von Amor und Psyche, nach Herder der zarteste und vielseitigste Roman, der je erdacht worden. Außerdem schrieb A. noch mehre Werke philosophischen und rhetorischen Inhalts: die obenerwähnte „Apologia s. Oratio de Magia", welche reich ist an interessanten Notizen über das damalige Mysterienwesen; „De Deo Socratis", eine philosophische Abhandlung über den Dämon des Socrates und die verschiedenen Dämonenklassen; „De dogmate Platonis libri III", eine Art Einleitung in die platonische Philosophie u. a. Auch befinden sich in der lateinischen Anthologie einige Epigramme von ihm. Die besten Ausgaben seiner Werke sind außer der Editio princeps (Rom 1469) die von Ph. Beroaldus (mit Kommentar, Bologna 1500), mit Anmerkungen Verschiedener (2 Bde., Leyden 1614), von Elmenhorst (Frankf. 1621), besonders von Oudendorp und Ruhnken, vollendet von Bosscha (3 Bde., Leyden 1786 — 1823) und von Hildebrand (Leipzig 1842). Eine sehr gute Handausgabe besorgte Klotz (2 Bde., Altenb. 1778). Der „Goldne Esel" wurde von Rode in Deutsche übersetzt (2 Bde., Dess. 1783) und der Abschnitt von Amor und Psyche von Kehrein (Gießen 1834) bearbeitet. Vergl. Hildebrand Comm. de vita et scriptis Apuleji Epitome, Halle 1835.

Apraxin, russisches Adelsgeschlecht tatarischen Ursprungs, dessen Stammvater ein Fürst der goldnen Horde Namens Jolochmir war, der 1301 nach Kasan kam, sich daselbst taufen ließ und die Schwester des dortigen Fürsten Oleg heirathete. Seine Söhne blieben in Kasan, und sein Enkel Andreas, gen. Apraxa oder Opraxa, gab dem Geschlecht den Namen. Die namhaftesten Glieder desselben sind folgende: Apraxina (Marfa), wurde den 14. Febr. 1682 vom Czar Fedor III. zur Gemahlin gewählt und † den 31. Dec. 1715. Ihr ältester Bruder, Peter, Graf von A., war Peters des Großen Begleiter auf dessen Reisen, namentlich 1697 in Holland, war dann bei der Unterdrückung der Strelitzen thätig und machte als Generallieutenant den schwedischen Krieg mit. Im Jahr 1703 wurde er von dem Czaren gegen die rebellirenden Wolgavölker ausgesandt und bewerkstelligte durch energische und kluge Maßregeln deren Unterwerfung in kurzer Zeit. Bei dem Prozesse gegen Peters des Großen Sohn Alexei traf auch ihn der Verdacht, dessen Flucht befördert zu haben, und er wurde in Folge davon verhaftet und nach Moskau abgeführt, wo sich nach strenger Untersuchung seine Unschuld ergab. Er † bald darauf 1720 zu Petersburg. Sein Bruder, Fedor, Graf von A., geboren 1671, war einer der einflußreichsten und bedeutendsten Männer in der Umgebung Peters des Großen. Von diesem zum Generaladmiral ernannt, wurde er der eigentliche Schöpfer der russischen Marine. Im schwedischen Kriege schlug er den schwedischen General Lübeker in Ingermannland, eroberte 1710 Wiborg in Karelien und kommandirte während des von Karl XII. angefachten Türkenkriegs auf dem schwarzen Meere. Dann leitete er 1713 bei dem Angriffe auf Finnland mit Glück und Erfolg die Unternehmungen von der Seeseite her und nöthigte durch die Plünderungen und Verwüstungen, welche er an der schwedischen Küste anrichtete, diese Macht zum Abschluß des Friedens von Nystadt, durch welchen Rußland zum festen Besitz der Ostseeprovinzen gelangte. Nachdem er noch den Czaren auf dessen Feldzug gegen die Völker am kaspischen Meere u. gegen Persien begleitet hatte, † er den 28. November 1728. Zweimal, 1715 und 1718, in Untersuchungen wegen Veruntreuungen, die von höhern Beamten verübt worden, verwickelt u. schuldig befunden, war er vom Czaren gegen ein ansehnliches Lösegeld begnadigt worden. Obgleich ein Gegner von Peters Reformbestrebungen und als solcher diesem bekannt, war er doch einer der vertrautesten Rathgeber desselben. Sein Enkel, Stefan Fedorowitsch, Graf von A.,

focht in seinen jüngeren Jahren unter Münnich gegen die Türken, stieg rasch zum General empor und war einer der eifrigsten Gegner der preußischen Partei, sowie des Grafen l'Estocq am russischen Hofe. Bei Beginn des siebenjährigen Kriegs erhielt er als Feldmarschall den Oberbefehl über die russische Armee, mit welcher die Kaiserin Elisabeth am Krieg gegen Friedrich den Großen Antheil nahm. Er fiel mit derselben Ende Mai 1757 in Preußen ein, eroberte Memel, drang unter den furchtbarsten Verwüstungen bis gegen Wohlau vor und besiegte bei Großjägerndorf (30. August 1757) den preußischen General Lehwald. Wiewohl ihm dieser Sieg den Weg nach Berlin eröffnete, so zog er sich doch nach Kurland zurück. Da die Kaiserin Elisabeth gerade erkrankt war, so lag die Vermuthung nahe, er habe aus Rücksicht auf die bekannten Sympathien ihres Nachfolgers für Friedrich den Großen seinen Sieg nicht verfolgt. Doch ist es wahrscheinlicher, daß sein Rückzug nur in Folge eines mit Bestuschew verabredeten Planes geschah, der auf nichts Geringeres hinauslief, als nach dem Tode der Kaiserin den Großfürsten Paul auf den Thron zu erheben. Da Elisabeth aber wieder genas, so wurde Bestuschew verurtheilt und verbannt, A. aber wegen seines unzeitigen Rückzugs vor ein Kriegsgericht gestellt, vor dessen Entscheidung er den 31. Aug. 1758 im Gefängniß †.

Apries, ägyptischer König, Sohn und Nachfolger des Psammis im Jahre 595 v. Chr., führte lange mit Phönicien und Cyrene Krieg, unterlag aber im J. 570 v. Chr. einer allgemeinen Empörung, die, in der That durch die Begünstigung der Fremdlinge hervorgerufen, unter dem Vorwande ausgebrochen war, daß der König in einem Gefechte mit den Cyrenern seine Unterthanen absichtlich Preis gegeben habe. Der Rebellenanführer Amasis (s. d.) verschonte zwar den entwaffneten Herrscher eine Zeit lang, allein das erbitterte Volk gab sich nicht eher zufrieden, als bis es den Fürsten in Sais erwürgt hatte.

Apriglianο, Stadt in der neapolitanischen Provinz Calabria citer., auf einem Hügel südöstlich von Cosenza; ist befestigt u. hat 3500 Einw. Die Umgegend ist sehr fruchtbar und liefert außer den gewöhnlichen Produkten Unteritaliens besonders Oliven, Wein und Südfrüchte.

Aprikose, die Frucht des Aprikosenbaums (Prunus Armeniaca), eine vortreffliche Steinobstfrucht, welche sich vorzüglich durch die Feinheit ihres Fleisches und den ihr eigenthümlichen aromatischen, süßweinigen Geschmack auszeichnet. Die gewöhnlichste Form der A. ist rund; doch gibt es auch plattgedrückte, längliche und eirunde. Meistens ist die eine Backenseite mehr oder weniger tief gefurcht, und zuweilen sitzt der verwelkte Blüthenstempel noch auf dem Gipfel. Die mit einer feinen, sammetartigen Wolle überzogene Haut, welche sich nicht so gut, wie bei der Pfirsich, vom Fleische abziehen läßt, und hier und da mit Warzen und Baumflecken besetzt ist, hat für sich einen herben Geschmack. Sie ist bei den meisten Aprikosenarten von gelber Farbe, auf der Sonnenseite mehr oder weniger geröthet oder punktirt. Das Fleisch ist mehr oder weniger gelblich, saftig, in der Ueberreife oft mehlig und dann geschmacklos; daher die Früchte am Baume nicht allzulange hängen dürfen u. schmackhafter sind, wenn man sie einige Tage auf dem Lager nachreifen läßt. Der Stein, welchen das Fleisch umschließt, ist hart, auf den Backenseiten gefurcht oder höckerig und schließt eine aus zwei Hälften bestehende, mit einer bräunlichen Haut überzogene Mandel (manchmal auch zwei) ein, welche je nach der Sorte bald einen süßen, mandel- oder nußähnlichen, bald einen bittern Geschmack hat. Aus diesen Mandeln preßt man in Briançon ein Oel, das Huile de marmotte; aus den bittern, Blausäure enthaltenden Kernen aber brennt man in Frankreich das Eau de noyaux. Die verkohlten Steine geben eine der Tusche ähnliche schwarze Farbe. Die Frucht selber dient außer zum rohen Genuß zu vielerlei Gebrauch in der Konditorei und Küche.

Früher kannte man keine andere Eintheilung der Aprikosenarten als nach dem süßen oder bittern Geschmacke ihrer Mandeln, und so lange nur wenige Aprikosenarten bekannt waren, mochte allerdings diese unvollkommene Klassifikation genügen. In neuerer Zeit hingegen, wo viele neue Arten, besonders in Asien, aufgefunden, oder in Frankreich, Deutschland und England aus Samen gewonnen wurden, fühlte man das Bedürfniß einer systematischen Eintheilung der sämmtlichen Aprikosenarten, wie man solche für das Kernobst, die Kirschen-, Pflaumen- und Pfirsicharten aufgestellt hatte. In dem Garten der Horticultural Society zu Chiswik bei London untersuchte zuerst der um die Obstkultur verdiente Gärtner Robert Thompson die daselbst angepflanzten Aprikosenarten genauer u. machte das Resultat seiner Studien in den „Transactions of the Horticultural Society" (Bd. IX, S. 56) bekannt. Thompson theilt die ihm bekannten A.n in zwei Klassen, nämlich A.n mit bitterm Kern u. A.n mit süßem Kern, von denen jede wieder in zwei Ordnungen zerfällt, je nachdem das Fleisch vom Steine leicht trennbar ist oder auf dem Steine festsitzt. Nach dieser Klassifikation stellt Thompson 17 Aprikosenarten, nebst deren Synonymen auf. Die besten Arten aus Klasse I. (mit bitterm Kern) sind folgende: Die große Früh-A., reift im Juli, Fleisch röthlich-gelb, saftig, fest, bei Ueberreife mehlig, springt beim Reifen leicht bis zur Entblößung des Steines auf; die kleine Früh-A., kleiner als die vorige, reift im Juli, Fleisch gelbröthlich, saftig, aber auch leicht mehlig; die Alberge, ist ebenfalls klein, reift Mitte August, Fleisch sehr zart, fast schmelzend, stark dunkelgelb, von weinähnlichem, etwas bitterm, aber angenehmem Geschmacke; die A. von Nancy, groß, reift Mitte August, wird nicht mehlig, Geschmack sehr angenehm; die ungarische A., groß, länglich, durch den Spalt ungleich getheilt, die Sonnenseite stark roth, Fleisch goldgelb, saftig, reift Mitte Juli. Aus Klasse II. (mit süßem Kern) sind als die ausgezeichnetsten folgende namhaft zu machen: die große Oranien-A. (A. d'Angoumois), groß, wenig länglich, reift im Juli, Fleisch schmelzend, von vorzüglich angenehmem Geschmack; die rotterdamer A., ziemlich groß, reift im August, sehr saftig, oft mit doppeltem Kerne; die Ananas-A. (A. de Breda), ziemlich groß, reift im August, Fleisch

etwas hart, saftig, oft mit doppeltem Kerne; die brüsseler A., fast rund, hellgelb mit einigen dunklern Flecken, auf der Sonnenseite von zusammenfließenden Punkten geröthet. Fleisch gelb, reift im August. Einige Sorten haben eine eigenthümliche, den Magen angreifende Schärfe, die sich nur bei warmer Zubereitung etwas vermindert.

Der Aprikosenbaum stammt aus Armenien u. wurde durch Alexander den Großen zuerst nach Griechenland, und von da weiter über Europa unter dem Namen armenischer Apfelbaum (Malus armeniaca) verbreitet. Linné versetzte den, früher den Aepfeln zugetheilten Baum wegen seiner der des Pflaumenbaums ähnlichen Blüthe unter die Gattung Prunus, Pflaume. Der Aprikosenbaum wird als Hochstamm selten über 25 Fuß hoch, treibt eine Pfahlwurzel und eine weit ausgebreitete und gut belaubte Krone. Seine ziemlich starken Aeste sind glatt, glänzend, braunröthlich, aber sehr brüchig, so daß sie leicht vom Sturme abgerissen werden, weshalb man den Baum nur in geschützteren Lagen anpflanzen darf. Der Stamm wird ziemlich stark, bei herannahendem Alter springt seine schwarzbraune Rinde auf, wird rauh und bekommt oft große Risse. Die Sommertriebe sind glänzend, auf der Schattenseite grün, auf der Sonnenseite röthlich angelaufen und zum Theil mit grauen Punkten besetzt. Die Augen stehen auf dem Zweig wie bei dem Pfirsichbaum doppelt oder dreifach, ja oft sitzen deren 4—5 zusammen auf den stark hervorstehenden, wulstigen Augenträgern. Wie an jedem andern Steinobstbaume finden sich auch an dem Aprikosenbaume keine Bouquetzweige, sondern anstatt deren kleine Fruchtspieße, welche mit Blüthenaugen besetzt sind, in deren Mitte ein Laubauge steht, welches die Frucht ernährt. Auch trägt er, wie der Pfirsichbaum, nur an ein- und zweijährigem Holze Früchte, worauf die Fruchtzweige wieder absterben, um sich immer wieder nach der Spitze des Zweiges zu ersetzen, dessen untere Theile kahl bleiben, weshalb hier die Kunst des Schnittes, um dieses zu verhindern, nachhelfen muß. Die spitz-ovalen, fast herzförmigen Blätter sind an der untern Spitze häufig rückwärts gebogen oder rinnenartig einwärts gezogen, schön dunkelgrün und am Rand mehr oder weniger stark, doch regelmäßig gezähnt. Der Blattstiel ist oft gegen 2 Zoll lang, röthlich angelaufen und mit Drüsen besetzt, häufig sind auch die Spitzen der Sommertriebe und deren junge Blätter röthlich gefärbt. Die kurzgestielte Blüthe, welche eher als die Blätter, Anfangs April, hervorkommt, bildet eine kleine, weiße Rose, aus 5 weißen Blumenblättern bestehend, die mit einer sehr kleinen Spitze am Kelche befestigt sind. Letzterer ist in 5 kleine Ausschnitte zertheilt, die sich auf den von außen röthlichen, nach innen aber grünlichen Becher wieder zurückbiegen. Aus der Mitte des Kelchs erhebt sich ein Bündel von 24 bis 30 Staubfäden, in deren Mitte sich ein länglich-runder, wolliger Fruchtknoten befindet, auf welchem der Griffel steht.

Der Aprikosenbaum pflanzt sich zwar durch seinen Stein fort, doch bekommt man selten dieselbe Frucht wieder, gewöhnlich sind die Früchte solcher Sämlinge klein, wiewohl schmackhaft. Am sichersten geschieht die Fortpflanzung der verschiedenen Aprikosensorten durch die Okulation aufs schlafende Auge. Es dürfen indeß nur die Augen der in demselben Sommer erwachsenen Aprikosenreiser dazu verwendet werden. Zur Unterlage sind in einem etwas kalten Klima gut bewurzelte Zwetschen- und Pflaumenwildlinge am besten zu gebrauchen. Wildlinge, aus Aprikosensteinen erzogen, nehmen zwar die Veredlung gut an, geben aber nicht so dauerhafte Bäume als die Zwetschen- oder Pflaumenwildlinge. Man setzt die Augen einige Zoll über der Wurzelkrone u. zwar auf beiden Seiten des Wildlings ein, damit, wenn sie austreiben, die beiden Hauptzweige des Spalierbaumes vorhanden sind. Um hochstämmige Aprikosenbäume zu erziehen, läßt man die Wildlinge auf 5—8 Fuß hoch heranwachsen u. okulirt sie alsdann in der Gegend, woselbst sich die Krone des Baumes bilden soll. Auch die Veredlung der A.n vermittelst des Pfropfens und Kopulirens im Frühjahr gelingt auf gut bewurzelten Zwetschen- oder Pflaumenwildlingen sehr gut, sowie auch das Pfropfen noch krautartiger Zweige im Sommer mit frischgetriebenen Sommerlatten bei dieser Obstart mit Vortheil anzuwenden ist.

Der Aprikosenbaum verlangt zu seinem Gedeihen einen trocknen, warmen, nahrhaften Boden; in magerem oder lockerem Sandboden kommt er zwar fort, wird aber darin bald von Krankheiten befallen und erreicht nur ein kurzes Lebensziel. In feuchter, thonhaltiger, kalter Erde wachsen die Bäume zwar anfangs stark und frech, ihre Zweige strotzen von Saft, allein diese Bäume erfrieren um so leichter im Winter, indem ihre Saftgefäße zersprengt werden, worauf sie anfangen zu kränkeln, den Harzfluß bekommen und von oben her nach und nach absterben. Während man den Pfirsichbäumen im mittlern und nördlichen Deutschland so viel als möglich eine Stellung gegen Mittag gibt, ist eine solche nur für wenig Aprikosenarten geeignet. Die Früchte werden in heißen Sommern an einem völlig gegen Mittag gelegenen Spalier bald mehlig und dauern nicht lange am Baume, während sie in einer Lage gegen Südost vortrefflich gedeihen und so allmählig reifen, daß man von einem Baume 4 — 6 Wochen lang täglich reife Früchte abnehmen kann. Eine ganz östliche Stellung des Baumes hat den Nachtheil, daß die Strahlen der aufgehenden Sonne ihn zu bald treffen und bei etwa zur Blüthezeit gefallenem Reife ein zu rasches, schädliches Aufthauen herbeiführen. Es müssen daher die gegen Osten stehenden Bäume vorzüglich gegen die Nachtfröste durch Vorhängung von Strohmatten oder Tüchern, oder durch eine Bedeckung von Tannenreißig, welches zwischen vier Stangen, wie in einem Rahmen eingebunden ist, oder durch Rohrdecken jede Nacht geschützt werden, bis keine Fröste mehr zu befürchten sind. Auch für den Winter ist es nothwendig, die Aprikosenbäume durch eine Bedeckung von Strohmatten oder Tannenreißig zu schützen, welche im Frühjahr, bevor die Bäume austreiben, wieder abgenommen und bloß in kalten Nächten, oder bei kalter rauher Nord- oder Ostluft wieder vorgezogen werden. Denn die ursprünglich ei-

nem wärmern Klima zugehörenden Aprikosenbäume widerstehen selten einer Kälte von 16—20° R. und erliegen häufig trotz aller Vorsicht der allzustrengen Witterung.

Aprikosenpflaume, s. Pflaumen.

April (lat. Aprilis, franz. Avril, engl. April), nach dem julianischen Kalender der vierte, nach dem alten römischen Kalender der zweite Monat. Karl der Große nannte ihn Ostermonat, wegen des gewöhnlich in denselben fallenden Osterfestes; die Holländer bezeichnen ihn als Grasmonat, Dichter und Humoristen als Wind-, Blumen-, oder, wegen der Unbeständigkeit des Aprilwetters, als Weibermonat. Die wahrscheinliche Ableitung des Namens A. ist die nach Ovid von aperire, öffnen, aufthun, weil „der Frühling Alles öffnet, die rauhe Kälte weicht und die Erde wieder fruchtbar wird." Der A. hat jetzt 30 Tage; von Numa bis Julius Cäsar hatte er deren nur 29. Auf Antiken wird er personificirt dargestellt als ein freudig im Tanze sich bewegender Mann in hochaufgeschürztem Gewande, mit dem Crotalum in der Hand, ihm zu Füßen eine Syrinx, alles dies mit Beziehung auf das den 9. A. fallende Fest der Cybele; vor ihm auf einem mit geometrischen Figuren bezeichneten Gestelle das Bild der Venus oder Aphrodite, welcher der Monat heilig war. Die Sonne steht im A. in dem Zeichen des Widders; Hyaden, Plejaden, Orion gehen mit ihr zugleich auf. Die Tageslänge beträgt am 1. A. 14½ Stunden, am letzten 16¼ Stunden. Die Temperatur des A.s erhöht sich in der Regel bedeutend mehr, als die des Märzes und steht im Mittel um 4 Grad höher. Sie ist in Würzburg + 8,92, in Jena + 8,31, in Mannheim + 8,30, in Wien + 7,97, in Regensburg + 7,91, in Karlsruhe + 7,64, in Fulda + 7,26, in München + 7,19, in Stuttgart + 7,02, in Erfurt + 6,97, in Trier + 6,52, in Berlin + 6,36, in Danzig + 4,10, auf dem Peißenberg + 4,01, auf dem St. Gotthardt + 2,16. Die Veränderungen des Barometers sind im A. etwas geringer als im März; sie betragen 10 bis 11 Linien; nach dem Mittel 44jähriger Beobachtung in Regensburg steht es in diesem Monat gewöhnlich etwas unter dem Mittel des ganzen Jahres. Die Hygrometer rücken dem Punkte ihrer größten Trockenheit um Vieles näher, die Ausdünstung ist bedeutend stärker als im vorigen Monat; sie beträgt im Schatten gewöhnlich im ganzen Monat 2—2½ Zoll, oder im Mittel in 24 Stunden gegen 1 Linie, in der Sonne steigt sie oft auf das Dreifache. Die atmosphärische Elektricität der unteren Luftschichten ist geringer als in den vorigen Monaten; stärker dagegen die der Wolken. Der in diesem Monate oft fallende Graupenhagel, eben so einzelne vorübergehende Regengüsse zeigen gewöhnlich starke, oft schnell zwischen positiv und negativ wechselnde Elektricität. Gewöhnlich kommt im A. das erste wirkliche Gewitter zum Ausbruch; in 120 Jahren gab es in Berlin 130 Aprilgewitter, also nahehin jährlich eines; eben so in Stuttgart, Tübingen und Erfurt. Die Menge des fallenden meteorischen Wassers beträgt im Durchschnitt auf den par. □Fuß:

in Regensburg	12,16	par.	Lin.	oder	145,0	Kub.	Zoll.
„ Tübingen	14,60	„	„	„	175,4	„	„
„ Erfurt	15,14	„	„	„	181,6	„	„
„ Stuttgart	15,37	„	„	„	184,1	„	„
„ Augsburg	19 65	„	„	„	235,8	„	„
an der schwäb. Alp	30,0	„	„	„	360	„	„

Die vorherrschende Windrichtung ist in freigelegenen Orten, wie Berlin, Nordwest. Im Mittel beträgt nach langjähriger Beobachtung die Zahl der heitern Apriltage in Erfurt 17, Augsburg 11,3, Wien 9, Stuttgart 8,9, die Zahl der trüben in Erfurt 4, Augsburg 9,4, Wien 9, Stuttgart 8,4, die Zahl der gemischten in Erfurt 9, Augsburg 9,3, Wien 12, Stuttgart 12,8, Nebel in Erfurt 1, Augsburg 8, Wien 3,6, Stuttgart 1. Für den Landwirth ist der A. einer der geschäftreichsten Monate. Für das Ausstreuen der mineralischen Dünger bietet sich jetzt der geeignetste Zeitpunkt dar; eben so geschieht die Düngung mit Jauche in diesem Monate mit Vortheil, und die verspäteten Mistfuhren können nachgeholt werden. Durch zeit- und planmäßiges Walzen und Eggen, durch Offenhalten u. Reinigen der Feldgräben und Furchen arbeitet man der oft so kritischen Witterung entgegen. Gesäet werden: Sommerweizen, namentlich im nördlichen Deutschland, Bohnen, Wicken und Erbsen, Kichern (cicer arietinum), Linsen, Möhren und Runkelrüben, wenn der Acker, auf welchem sie zugleich ihren Standort behalten sollen, möglichst rein ist, ferner Klee, Karden, Mohn. In der ersten Hälfte legt man Erdbirnen, in der letzten Kartoffeln, in jener wird meist die Hafer-, in dieser die Gerstensaat beendigt. Der Wiesenwirth beginnt die Bewässerung der Wiesen; der Obstgärtner versetzt veredelte Stämme, reinigt die Bäume von Moos und Raupennestern, schneidet die schadhaften Stellen aus ꝛc. Im Küchengarten gibt es überall vollauf zu thun; zu säen sind: Salat, Majoran, Fenchel und Thymian, Petersilie, Kresse, frühe Zwerg- und türkische Bohnen, Erbsen, Gartenbohnen, Möhren, Rüben, Zwiebeln ꝛc.; umgelegt und gesetzt werden: Steckzwiebeln, Knoblauch, Schalotten, Rockambolle und Perllauch; verpflanzt: Kopfsalat, Sommerendivien und frühzeitige Kartoffeln; zum Samen bleiben stehen: Schnittsalat, Sommermajoran, Spinat. Die Mistbeete müssen am Tage gelüftet werden. Die wichtige Rolle, welche der A. im ökonomischen Leben spielt, spricht sich in zahlreichen Sprüchwörtern, den sogenannten Bauernregeln aus; z. B.: „Es ist kein A. so gut, er schneit dem Hirten auf den Hut"; oder „der dürre trockne A. ist nicht der Bauern Will, sondern an seinem Regen ist ihm gar viel gelegen"; od. „der A. soll dem Mai halb Laub, halb Gras geben"; oder „März greift den Pflug beim Sterz, A. hält ihn wieder still" ꝛc.

Aprilschicken, s. Aprilsnarr.

Aprilsnarr, Spottname eines in den „April Geschickten". Die bekannte alte Sitte, am 1. April Jemanden „anzuführen", zu einem vergeblichen Gange zu vermögen, mit einem ihm lächerlich machenden Auftrage irgend wohin zu schicken ꝛc., soll der Meinung der Meisten zufolge aus der Zeit herrühren, wo man in der römischen Kirche anfing, die Leidensgeschichte Christi nach-

zubilden und öffentlich darzustellen. Das Aprilschicken wäre hiernach ursprünglich nur eine Veranschaulichung des spottvollen Hin- und Herschickens Christi von Hannas zu Kaiphas, von Pilatus zu Herodes u. s. w. gewesen. Andere leiten diese Sitte von dem veränderlichen, trügerischen und statt des gehofften Vergnügens im Freien oft ein Regenbad bringenden Aprilwetter ab. Am wahrscheinlichsten wird sie wohl für ein Ueberbleibsel des germanischen Heidenthums gehalten, gleichsam der letzte, erst später auf die christliche Geschichte basirte Rest eines zu Anfange des Aprils mit Possen, Späßen und lustigen Schwänken gefeierten Frühlingsfestes.

A prima vista (ital.), auf das erste Sehen; daher in der Musik vom Blatte (spielen, singen).

A priori u. a posteriori, zwei philosophische Kunstausdrücke, welche sich auf die Lehre von dem Ursprung der menschlichen Vorstellungen und Erkenntnisse beziehen. Solche Vorstellungen u. Erkenntnisse, von denen man annimmt, daß sie der menschliche Geist unabhängig von der Erfahrung rein aus sich selbst erzeuge, heißen a priori, solche dagegen, welche erst durch die Erfahrung gewonnen werden, a posteriori. Dieser Sprachgebrauch rührt daher, daß man jene, welche ein begriffsmäßiges Wissen begründen, für das Frühere (prius), diese, auf welchen das erfahrungsmäßige Wissen beruht, für das Spätere (posterius) hielt. Auch nennt man jene reine oder transscendentale, diese empirische Vorstellungen u. Erkenntnisse. Die Streitfrage, ob es ganz reine Erkenntnisse a priori gebe, bei welchen die Erfahrung gar nicht mitwirkend sey, ist noch zu keiner allgemein gültigen Entscheidung gebracht.

Apsiden, in der Astronomie die Punkte der elliptischen Planetenbahnen, in welchen die Planeten der Sonne am nächsten und ein anderes Mal am entferntesten sind. Jener Punkt führt auch den Namen Perihelium, dieser Aphelium. Die Apsidenlinie ist die gerade Linie, welche die beiden A. verbindet. Sie ist nothwendig die große Axe der Planetenbahnen und geht durch die Sonne (durch den Brennpunkt der Bahn) und durch den Mittelpunkt der Planetenbahn und theilt die Ellipse, in welcher der Planet sich bewegt, in zwei kongruente Hälften. Vergl. Ekliptik und Planetenbahnen.

Apsis (auch Absis, Absida und Tribuna), in den älteren christlichen Basiliken der meistens in Form einer halbkreisförmigen Nische das Mittelschiff abschließende Altarplatz. Man folgte demnach in der ältesten kirchlichen Architektur dem Vorbilde der antiken heidnischen Basilika, worin die Nische des Tribunals mit ihrem halben Kuppelgewölbe in der Regel einen künstlerisch vollendeten Abschluß des Innern bildete.

Apt, Stadt im franz. Departement Vaucluse, am Cavalon, über welchen eine einbögige Brücke aus der Römerzeit führt, mit 5800 Einw., welche Obst-, Oliven- u. Seidenbau, Fabrikation von wollenen Zeuchen u. Fayence, Seiden- u. Baumwollenspinnerei, Branntweinbrennerei, Konfiturenbäckerei, sowie Handel mit Wein, Honig, Wachs, wohlriechenden Oelen u. s. w. treiben. In der Umgegend finden sich römische Alterthümer, z. B. Ueberreste eines Amphitheaters. A. hieß ehemals Apta Julia und war Hauptstadt der Vulgientes in Gallia Narbonensis. Julius Cäsar führte hierher eine römische Kolonie (daher der Beiname Julia), und unter Trajan erscheint der Ort als Oppidum latinum. Das hiesige Bisthum, welches zum Erzbisthume Aix gehörte und in der Revolution aufgehoben ward, bestand schon zur Zeit Konstantins des Großen. Im 6. Jahrhundert ward A. von den Longobarden gänzlich zerstört und erst um 700 wieder aufgebaut. Seitdem hatte es eigene Grafen bis ins 11. Jahrhundert, wo die Stadt Reichsunmittelbarkeit erlangte, deren sie im 13. Jahrhundert durch Karl von Anjou, Grafen von Provence, wieder beraubt wurde. Im Jahre 1365 war hier eine Kirchenversammlung, auf welcher die Erzbischöfe von Arles, Aix und Embrun präsidirten und 28 Konstitutionen über Kirchenzucht ꝛc. abgefaßt wurden.

Aptera, Stadt auf der Westseite Kreta's, mit dem Hafenorte Cisamus, wo die von den Musen besiegten Sirenen nach Abwerfung ihrer Flügel sich ins Meer gestürzt haben sollen; jetzt Palaiocastro, mit Ruinen.

Apteren, nach Linné Bezeichnung der flügellosen Insekten, jetzt bei der Klassifikation der Insekten nicht mehr gebräuchlich.

Apulien (Apulia, ital. Puglia), neapolitanische Landschaft, vom Flusse Fortore (Frento) bis zum Capo di Leuca reichend, früher eine der 4 großen Provinzen des Reichs, jetzt in 3 kleinere getheilt: Capitanata, Terra di Bari und Terra d'Otranto, zusammen ungefähr 380 □Meilen groß mit 1,155,000 Einwohnern. Die Landschaft ist weit mehr Flach- als Bergland. Westlich ragen die Gebirge von Molise empor; auf der Südgrenze streicht der Hauptrücken der Apenninen u. von hier streckt ein nicht hoher Zug, die sogen. apulischen Apenninen, sich mitten durch das Land bis an die östlichste Spitze, hier mit dem Capo di Leuca (Promontorium salentinum od. japygium) endigend. An der nördlichsten Grenze erhebt sich eine isolirte Berggruppe, der schöne, bewaldete Gargano (Garganus mons), mit dem 5000 Fuß hohen M. Calvo, von augenscheinlich vulkanischer Entstehung, mit mehren Kesselseen, ehemaligen Kratern. Den nordwestlichen Theil bildet die apulische Ebene (Tavogliere di Puglia), zwischen dem adriatischen Meere und der Stadt Lucera, fast die ganze Provinz Capitanata umfassend, steppenartig, sehr dürr, heiß, wasserarm, ehemals fruchtbarer und besser angebaut, jetzt fast ohne Kultur und nur als Weideland für Pferde und hier überwinternde Schafheerden aus den nördl. Provinzen benutzt. Das Uebrige zu beiden Seiten des Gebirges ist schmales Küstenland, theilweise sehr sandig, z. B. bei Barletta in Bari und am tarentinischen Meerbusen. Außer den Flüssen Fortore (Frento), Ofanto (Aufidus), Bradano (Bradanus) u. a., welche sämmtlich nicht schiffbar sind, hat die Landschaft zahlreiche Landseen, unter denen die von Lesina und von Varano in Capitanata sowie die zwei Salzseen bei Tarent, von denen der größere im Sommer austrocknet und weißes, gereinigtes Salz zurückläßt, und die großen Salzlagunen bei Barletta in Bari die bemerkenswerthesten sind. Die Hauptprodukte sind Salpeter bei Mofetta

in Bari, Seesalz (bes. bei Barletta und Tarento); Getreide in Ueberfluß, guter Wein, besonders bei Terlizzi in Bari, Olivenöl, Baumwolle, Tabak, Wassermelonen, Südfrüchte und edle Obstsorten, Kapern; feine Wolle; Pferde, starkes Rindvieh (Büffel) weit über den Bedarf, besonders in Capitanata und Otranto; Honig, Seefische in Menge; Holz nur in den gebirgigen Gegenden, vorzüglich auf dem Gargano, wo sich auch Wildschweine, Wölfe u. s. w. finden. Die fruchtbarste Provinz ist Otranto, die ärmste und am schlechtesten angebaute Capitanata. Landplagen sind Erdbeben, häufiger Wassermangel, im Sommer der Sirocco, öfters Dürre, besonders in den Küstenstrichen. Im Allgemeinen jedoch ist das Klima eines der reizendsten in der Welt und im Ganzen gesund. Die Einwohner der Gebirgsstriche sind als ungeschlacht und grob verrufen, jedoch fleißig und betriebsam, mehr als in andern Theilen Neapels. Ihre Hauptbeschäftigungen sind die Gewinnung der oben genannten Produkte, Viehzucht, Baumwollenweberei- u. Spitzenfabrikation (besonders zu Bari, Lecce und Gallipoli); beträchtlicher Handel mit Getreide und Oel, Salz, Südfrüchten, Vieh, Wolle ꝛc. Hauptmärkte sind Foggia mit stark besuchter Messe, Manfredonia, Bari, Barletta, Monopoli, Lecce, Tarent. Zu A. gehört noch die Gruppe der 4 vulkanischen Inseln di Tremiti, tremitische Inseln (Insulae Diomedeae), nämlich S. Domenico, S. Nicola, Caprara u. Pianosa, im adriatischen Meere, dem Capo Gargano gegenüber.

Geschichte. Als Ureinwohner A.s werden die Ausoner genannt; an ihre Stelle traten sehr frühzeitig illyrische Einwanderer, die nach und nach in verschiedenen Haufen unter Japyx, Daunus, und Peucetius hier anlangten. Nach ihnen hieß das Land Japygia u. zerfiel in Daunia, vom Frento (Fortore) bis an den Aufidus (Ofanto), Peucetia, vom Aufidus bis Tarent u. Brundusium, und in die Halbinsel Messapia; die beiden letzteren Theile wurden auch Japygia im engeren Sinne genannt. Zu den Illyriern gesellten sich später zahlreiche Ansiedler aus Kreta und Griechenland, unter ihnen Diomedes (s. d.) von Argos, den auch hier die Sage eine wichtige Rolle spielen läßt. In den ältesten Zeiten hatten die Daunier, Peucetier und Messapier eine monarchische Verfassung; aber noch ehe die Römer mit diesen Gegenden bekannt wurden, hatten die Städte Luceria, Argyrippa oder Arpi, Canusium und an der Küste Sipontum und Salapia Freiheit, und unter der Aegide derselben eine große Blüthe erlangt; besonders wurde durch die griechischen Pflanzstädte Tarent und Brundusium die Verbreitung griechischer Kultur befördert. Die Römer lernten die apulischen Völkerschaften zuerst 326 vor Chr. im Samniterkriege kennen u. schlossen anfangs ein Freundschaftsbündniß mit ihnen; allein bald wandten die Apulier auf Anstiften Tarents sich den Samnitern zu und wurden nun zugleich mit diesen von den Römern bekriegt. Im Jahr 297 erlitten sie bei Maleventum eine gänzliche Niederlage und mußten sich den Römern unterwerfen; die Städte wurden von diesen hart behandelt, zum Theil kolonisirt. Dies sowohl, als der zweite punische Krieg, wo A. Hannibals Partei ergriff und die Niederlage seiner Dränger bei Cannä sah, bewirkte die Verwilderung des früher so blühenden Landes, sowie den Verfall der Städte, von denen nur einzelne, z. B. Brundusium, später den alten Flor wieder erlangten. Die Römer nannten nun A. das Land bis gegen Tarent und Brundusium, vielleicht nur bis an den Aufidus; der ganze östliche Strich (Terra d'Otranto) hieß bei ihnen Kalabrien. Schon zur Zeit der Eroberung rühmte man die Schafe und Pferde A.s, ebenso das Oel u. den Getreide- u. Weinbau; der Honig von Kalabrien galt als der beste Unteritaliens. Der gesegnetste Strich war die Umgegend von Tarent. Aus den Eichenforsten des Garganus bauten die Römer ihre Kriegsschiffe. Zur Zeit des römischen Kaiserreichs beschränkte sich der Name A. auf das alte Daunia u. Peucetia. Nach dem Untergang des weströmischen Reichs theilte A. das Schicksal Italiens. Nach dem Fall des ostgothischen Reichs kam es unter oströmische Herrschaft. Der Einbruch der Longobarden in Italien (568) und ihre bis in den Süden dieses Landes sich erstreckenden Eroberungen beschränkten jedoch bald die Macht der byzantinischen Kaiser auf der apenninischen Halbinsel auf wenige Parzellen im mittleren und südlichen Theile desselben. Der nördliche Theil A.s gehörte während dieses Zeitraums zu dem longobardischen Herzogthume Benevent, während der südliche unter oströmischer Herrschaft blieb. Die Grenzen wechselten aber bei den fortdauernden Kämpfen zwischen Longobarden und Griechen sehr häufig. Im Allgemeinen behaupteten sich die Griechen im südlichen Theile A.s; aber zu keiner Zeit ohne Anfechtung. Die kaiserlichen Statthalter (Katapane), welche mit großer Härte verfuhren, erregten dadurch öftere Empörungen; überdies strebten sie selbst und die größeren Grundbesitzer nach einer der Lehnsverfassung ähnlichen Unabhängigkeit. Die Wirren wurden vermehrt durch die Bestrebungen der deutschen Könige, die seit Otto I. als römische Kaiser ihre Oberhoheit auch in Italien mehr oder weniger auszudehnen suchten, und durch die häufigen Einfälle der afrikanischen Sarazenen, welche sich (seit 827) in Sicilien festgesetzt hatten u. von hier aus die Halbinsel bis in das römische Gebiet hinein mit Feuer und Schwert heimsuchten. Eine neue Periode für A.s Geschichte beginnt mit den Eroberungen der Normannen in Unteritalien. Ein reicher Apulier, Melo, der schon im Jahre 981 einen Aufstand gegen die griechische Herrschaft erregt hatte, machte mit einigen zu der Kapelle des Erzengels Michael am Berge Gargano pilgernden normännischen Baronen Bekanntschaft und beredete sie, ihm gegen die Griechen Hülfe zu leisten. Die Normänner, Piraten von Profession, landeten (1017) mit ihren Knechten und halfen anfangs den Empörern; aber nach Melo's Niederlage bei Cannä (1019) führten sie mit einer andern von Gottfried Drengot herbeigeführten Schaar, die zu ihnen gestoßen war, den Krieg auf eigene Faust räubermäßig fort. Melo war nach Deutschland geflüchtet und dort zum Herzog von A. ernannt worden. Auf sein und des Papstes Benedikt VIII. Zureden beschloß der Kaiser Heinrich II., die apulischen Angelegenheiten zu ordnen, und zog im Herbste 1021

nach Italien. Die Normannen traten unter ihrem Führer Rainold, Gottfrieds Bruder, in seine Dienste und halfen ihm die Siege über die Griechen und den mit ihnen verbündeten Fürsten Pandulph von Capua erkämpfen. Die Neffen Melo's erhielten nach dessen Tod einen weiten Landstrich zu Lehen und 15 normännische Ritter wurden zu ihrem Schutze verpflichtet. Die Zahl dieser nordischen Abenteurer, die auch anderer Fürsten, selbst der Griechen Dienste nicht verschmäheten, mehrte sich von Jahr zu Jahr, und durch sie gewannen die politischen Verhältnisse A.s eine andere Gestaltung. Sie traten nämlich, vom Glück begünstigt, bald als selbstständige Eroberer auf, bauten Burgen und Vesten in Sicilien und Unteritalien und machten sich zu Herren des Landes. Viele apulische Städte hielten zu ihnen, die sie gegen Schutzgeld schirmten. Durch die Ankunft der Söhne des normannischen Barons Tankred von Hauteville, unter welchen sich besonders Wilhelm mit dem Eisenarm, Richard, Robert Guiscard und Roger auszeichneten, erhielten sie kräftige Anführer, und unter Kaiser Heinrich III. wurden sie in dem Besitz aller den Griechen entrissenen, schon den größten Theil A.s umfassenden Landschaften bestätigt. Wilhelm mit dem Eisenarm wurde sogar 1043 zum Grafen von A. ernannt unter Oberhoheit der römischen Kaiser. Er † 1046, und sein Nachfolger war sein Bruder Drogo. Nach dessen durch die Griechen veranlaßter Ermordung (1050) traten die übrigen Brüder Richard von Aversa, Humfred von Melfi und Robert Guiscard zusammen, griffen den Papst Leo IX. an, welcher im Verdacht der Theilnahme an Drogo's Ermordung stand, schlugen die päpstlichen Truppen (1053) bei Civitella und führten Leo IX. gefangen nach Benevent, wo sie ihn zwar ehrerbietig behandelten, jedoch bis zur Aufhebung des über sie ausgesprochenen Bannes zurückhielten. Heinrich III. † (1056) plötzlich, ehe er seine Oberhoheit gegen die Normannen mit Nachdruck geltend zu machen vermochte. Die Päpste aber suchten jetzt in den Normannen einen Schild gegen die deutschen Kaiser; sie munterten sie zu Raubzügen auf; nur sollten sie alles Gewonnene als päpstliche Lehen betrachten. Um an ihnen eine Stütze und für die angestrebte Unabhängigkeit der Papstwahl und des päpstlichen Regiments gegen die Eingriffe des Kaisers gefürchtete Waffen stets in Bereitschaft zu haben, belehnte Nikolaus II. 1059 den Grafen Robert Guiscard, welcher nach Humfreds Tode als Herr von A. gefolgt war (1057), als päpstlichen Vasallen mit den Herzogthümern A. und Kalabrien, so wie auch mit ganz Sicilien, welches er jedoch den Sarazenen erst entreißen sollte; Roberts Bruder Richard dagegen erhielt das Fürstenthum Capua. Die so mit dem Segen der Kirche ausgestatteten Waffen der Normannen machten unter Robert Guiscard, der seine Unternehmungen gegen Griechen und Sarazenen mit großer Tapferkeit und Umsicht fortsetzte, solche Fortschritte, daß sein Herzogthum bald ganz Unteritalien umfaßte. Seinen jüngeren Bruder Roger setzte er als Grafen von Kalabrien ein. Zur Befestigung der Herrschaft im neuen Staate hob Robert die Privilegien und die bisherige Autonomie des apulischen Adels auf, unterdrückte glücklich mehre durch die Unzufriedenheit der Großen erregte Verschwörungen und behauptete den Thron gegen seines Bruders Humfred Söhne, die ihre Rechte geltend zu machen und ihn als Usurpator zu verdrängen suchten. Während Roger sich auf Sicilien festsetzte, erweiterte Robert seine Macht auf dem festen Lande, eroberte 1070 Bari und machte durch die Einnahme von Amalfi (1076) und von Salerno (1077) aller griechischen Herrschaft in Italien ein Ende. Ein Angriff auf das päpstliche Gebiet, den er wegen Gregors VII. Bündniß mit seinem auf seine wachsende Größe mißtrauisch blickenden Gegner Jordan, Fürsten von Capua, gemacht hatte, zog ihm den Bann zu; allein sein fortdauerndes Waffenglück bewog den Papst, sich mit ihm auszusöhnen und ihn mit dem Herzogthum Benevent zu belehnen (1080). Kühner gemacht, richtete Robert darauf seine Angriffe auf das byzantinische Reich selbst und hatte schon Korfu und Dyrrhachium erobert, als ihn die Nachricht, daß Kaiser Heinrich in Italien eingefallen sey und den Papst Gregor VII. in der Engelsburg hart bedränge, von dem Schauplatze seiner Siege abrief. Nach seinem Tode (1085) gingen die Eroberungen der Normannen in Griechenland wieder verloren. Robert hatte zwei Söhne hinterlassen, die sich über die Theilung des väterlichen Erbes entzweiten. Er selbst hatte statt seines ältern als in ungültiger Ehe erzeugten Sohnes Boemund den jüngern Roger zum Nachfolger bestimmt. Boemund ergriff zwar die Waffen, erlangte aber dadurch nichts, als daß ihm sein Bruder in einer durch Vermittelung ihres Oheims Roger von Sicilien geschlossenen Uebereinkunft Oria, Tarent, Hydrunt und Otranto abtrat. Er fand bald einen anderen Schauplatz kriegerischer Thätigkeit im heiligen Lande; die spätern Jahre Rogers aber, der 1089 die Oberlehnsherrlichkeit des Papstes anerkannte, trübten Streitigkeiten mit seinen Vasallen. Mehre Städte in A. und Kalabrien suchten sich seiner Herrschaft zu entziehen und es gelang ihm nur theilweise, sie zum Gehorsam zurückzubringen. Sein Einfluß in den italienischen Angelegenheiten wurde immer geringer und er versank zuletzt in gänzliche Schwäche. Nach seinem Tode (1100) folgte sein Sohn Wilhelm II. Dieser nahm an den Streitigkeiten zwischen Heinrich V. und dem Papste Theil und stand aus Furcht vor der deutschen Herrschaft in Italien auf des Letztern Seite. Als er 1027 ohne Nachkommen †, besetzte Roger II. von Sicilien, ohne auf die Ansprüche Boemunds II. von Antiochien zu achten, A. und Kalabrien, zwang die widerspenstigen Barone und Städte zur Unterwerfung und nöthigte auch den Papst Honorius II., der selbst Wilhelms Lande erobern wollte und Roger in den Bann gethan hatte, ihn als Herzog von A. und Kalabrien anzuerkennen und zu belehnen (1028). So wurde A. und Kalabrien mit Sicilien vereinigt, das durch Roger zum Königreiche erhoben wurde (1130). Die weitere Geschichte A.s verschmilzt in die von Sicilien, und nach Vereinigung Siciliens mit Neapel in die Geschichte dieses Landes.

Apure, Fluß im südamerikanischen Freistaat Venezuela, entspringt auf der Sierra von Me-

rida, einem Nebenzweige der Anden, und führt in seinem oberen Lauf den Namen Uribante. Nachdem er in der Tiefebene der Otomaken 16 Flüsse und viele kleinere Gewässer aufgenommen, vereinigt er sich mit dem Sarare, welcher aus Neugranada herkommt, und mündet in den Orinoco. Die nach dem Flusse A. benannte **Provinz** daselbst ist ein meist ebenes Land zwischen 5° 33' u. 7° 55' nördl. Br. u. 48° u. 53° westl. L., 1860 □Leguas groß, mit 15,500 Einwohnern. Die Hauptstadt ist **Achaguas** mit 4200 Einwohnern; die übrigen bedeutenden Städte sind San-Fernando (mit 5400 Einwohnern), Montecal und Guasdualito. Das Klima ist zwar sehr warm, aber nicht ungesund u. nur zuweilen durch die Ausdünstungen der zahlreichen Lagunen verderblich. Der Boden erzeugt Zuckerrohr, Mais ꝛc.; der Handel ist seit einem Jahrzehnt in stetem Aufschwung begriffen.

Aqua (lat.), Wasser, Brunnen, Mineralquelle; Wasserleitung; anatomische, chemische, pharmaceutische und andere Flüssigkeit.

Aqua Binelli, binellisches blutstillendes Wasser, ein vom Piemonteser **Fedele Binelli** entdecktes, seit dem Jahre 1790 in Gebrauch gekommenes, durch die neapolitanische Sanitätskommission geprüftes und bewährt gefundenes Geheimmittel von angeblich außerordentlich blutstillender Kraft, seit Binelli's Tode (1827) von Gaetano Pironti und Andrea Ferrara bereitet. In Neapel kostet die Unze 4 Carlini (oder etwa ½ Thaler preuß.). Dr. Gräfe brachte es 1831 nach Berlin und empfahl es als sehr heilsam; doch haben die neuesten und genauesten, besonders von **Simon** angestellten Versuche gezeigt, daß die A. B. bei Blutungen nicht mehr und nicht weniger leistet, als das allerdings sehr wirksame kalte Wasser, und ihr Kredit ist daher sehr gesunken.

Aquädukt (Aquaeductus, **Wasserleitung**), bei den Römern ein Bau, der zum Behuf der Leitung des Wassers von einem Orte zum andern angelegt war. Fast jede bedeutendere Stadt in dem römischen Reiche besaß dergleichen; denn die Römer erkannten die Herbeischaffung des besten Quellwassers als unerläßliche Staatspflicht und übten sie mit der größten Liberalität. In Italien, Gallien, Spanien finden sich daher überall noch Reste dieser uns fast unbekannten Werke der Baukunst. Die Bauart dieser Wunderwerke war von jeher für den Architekten ein Gegenstand des Studiums. Nach Vitruvius und Frontinus verfuhren die römischen Baumeister bei der Anlegung der A.e auf folgende Weise: War die Wassermenge, die man bedurfte, ermittelt, dann prüfte man mit größter Sorgfalt die Quellen in oft bis 15stündiger Entfernung, welche über dem Niveau der Stadt lagen, wohin man sie führen wollte. Nun erfolgte die Leitung des Wassers durch gemauerte Kanäle, worin es in metallenen (nie hölzernen) Röhren oder in Rinnen von Quadersteinen lief. Traf man auf Berge, so wurde der Kanal durch dieselben geführt (rivus subterraneus); in Thälern und Vertiefungen aber ruhte er theils auf einem massiven Unterbaue (substructio), theils brückenähnlich auf Bogen (opus arcuatum), die, je nachdem sie aus ein, zwei oder drei Bogenreihen über einander bestanden, einfach, doppelt oder dreifach waren und bisweilen eine Höhe von 120 Fuß erreichten. In gewissen Zwischenräumen sammelte sich das Wasser, der Klärung und Verstärkung des Druckes wegen, in großen Behältern (piscinae). An seinem Bestimmungsorte angekommen, ward es in besonderen Brunnenhäusern (castella), welche große, überwölbte Bassins einschlossen, aufgefangen und von hier aus durch bestimmte Aufseher (castellarii) mittelst bleierner oder steinerner Röhren in die verschiedenen Stadttheile, in die Bäder, Häuser, Gärten u. s. w. geleitet. Man zahlte dafür zur Deckung der Unterhaltungs- und Verwaltungskosten eine, unter den Kaisern ziemlich hohe Abgabe, die sich nach dem Durchmesser der Leitungsröhre, also nach dem Maße des Wassers richtete, das von den Einzelnen gebraucht ward. Böswillige Beschädigungen oder Verunreinigungen wurden äußerst streng geahndet. Die imposantesten und riesenhaftesten A.e besaß Rom selbst. Hier und in der Umgebung der Stadt, wo sich die Pracht und der Pomp des Weltreichs zusammendrängte und sich kund gab in den herrlichsten Werken der Architektur, wurde auch der Aquäduktenbau zur größten Vollkommenheit gebracht, und namentlich in der Kaiserzeit bot er Erscheinungen dar, die an das Unglaubliche grenzen und in ihren Trümmern die Majestät und Größe des alten Roms noch nach Jahrtausenden werden bewundern lassen. Mehre dieser A.e führten das Quellwasser der Gebirge 15, 20, ja 30 Stunden Wegs herbei in bedeckten Behältern von Quadern auf Arkaden über eine Menge Thäler, Schluchten und Abgründe oder durch den Leib der Höhen hindurch. Nicht Luxus, sondern wirkliches, unabweisliches Bedürfniß, da es an gutem Trinkwasser mangelte, rief die erste Wasserleitung in der Weltstadt hervor: die Aqua Appia, erbaut 305 v. Chr. Sie begann an der Via Praenestina, wurde fast 4 Stunden lang unterirdisch geführt, trat bei der Porta Cassena in die Stadt und goß zunächst im Campus Martius ihr Wasser aus. Etwa 40 Jahre später führte M. Curius Dentatus die schönen Quellen um Tibur vereinigt mittelst eines A.s nach Rom. Diese Beispiele weckten zur Nachfolge, und viele patriotische Bürger und Fürsten Roms ernteten durch Herrichtung von A.en den Dank ihrer Mitbürger: so Papirius, Crassus, Marcius Agrippa; ferner Augustus, Tiberius, Nero, Caligula, Caracalla. Frontinus, der unter Nerva selbst Oberaufseher über sämmtliche römische A.e war und uns die genaueste Schilderung dieser gewaltigen Werke hinterlassen hat, berichtet, daß der letztgenannte Kaiser allein 5 große A.e gebaut habe; dessen Nachfolger fügten noch etwa 20 hinzu. Sie liefen von der Weltstadt aus nach allen Richtungen hin (nur nach Ostia hin nicht), und, wenn man Rom die Sonne der Welt hieß, so nannte man die A.e ihre Strahlen. Welche Wassermenge diese gesammten A.e einst Rom gespendet haben mögen, läßt sich daraus ermessen, daß die drei noch jetzt bestehenden hinreichen, jedes Haus, so wie die unzähligen öffentlichen Brunnen der heutigen Stadt in Ueberfluß zu versorgen. Diese sind: die **Fontana di Trevi** (Virgo A.), von M. Agrippa 22 v. Chr. angelegt, von Papst

Pius IV. wieder hergestellt; die Acqua Felice oder di Termini (Claudia A.), von Caligula angefangen, von Claudius 50 n. Chr. beendigt, von Papst Sixtus V. wieder hergestellt, und die Algentiana, welche die herrlichen Wasserfälle in der Villa Aldobrandini bildet. Die zerstörten gereichen der Landschaft um Rom zur eigenthümlichsten u. großartigsten Zierde. Nichts geht über den Anblick dieser gigantischen Ueberreste; reich mit Epheu u. wildem Gebüsch umkleidet, scheinen sie in langen, oft wenig unterbrochenen Reihen von allen Seiten über Berg und Thal der ewigen Stadt zuzuziehen. Seit der Kaiserzeit wurde die Wohlthat der A.e auch auf das übrige Italien und fast alle Provinzen des ungeheuren Reichs ausgedehnt. Von mehren sind noch Trümmer vorhanden, so zu Metz, Nismes, Bucq, 5 Meilen von Versailles in Frankreich, zu Segovia in Spanien, ferner zu Athen, Korinth, Ephesus, Antiochien, Smyrna ꝛc. In unserer Zeit ist die Errichtung so kostspieliger Bauten durch Röhrenleitungen, Druckwerke u. dergl. unnöthig geworden. Außer den A.en zu Bomfica bei Lissabon und Caserta im Neapolitanischen, sowie einigen in England u. Schottland ist von neueren Bauten nur der A. Maintenon zu Versailles zu erwähnen. Dieser, unter Ludwig XIV. nach den Entwürfen und unter der Leitung Vaubans begonnen, sollte auf einer dreifachen, oben 2560 Toisen langen, 220 F. hohen Arkadenreihe von 242 Bogen die Wasser der Eure den Bassins u. Wasserkünsten der Gärten von Versailles zuführen; indessen wurde nur die unterste Bogenreihe mit einem Kostenaufwand von 22 Millionen Livres wirklich vollendet.

In der Anatomie werden mehre Kanäle mit dem Namen A. belegt, z. B. der A. des Vorhofs und der Schnecke im Innern (Labyrinth) des Ohrs; der im Gehirn zwischen der dritten und vierten Hirnhöhle; der eustachische A. oder die Ohrentrompete; der fallopische Kanal ꝛc.

Aquamarin, blaß- und meergrünlicher Beryll oder Topas, als Edelstein mehr oder weniger geschätzt. Die Juweliere unterscheiden folgende Arten: A.-Beryll, leicht himmelblau; A.-Topas, meer- und berggrün; A.-Chrysolyth, in Beryll, grünlich-gelb, zuweilen gelblich-grün; orientalischer A., ein kostbarer Saphir, grünlich-blau; sibirischer A., ein licht-grünlich-blauer Beryll.

Aquapendente (Acquapendente), Stadt im Kirchenstaat, Deleg. Viterbo, in sehr pittoresker Gegend, auf einem Felsen, über welchen in malerischem Falle ein Waldstrom stürzt, der in den Paglia mündet, hat 6 Kirchen, 3000 Einwohner u. ist Bischofssitz.

Aquarell (vom ital. acquerello, durchsichtige Wasserfarbe), die Malerei mit Wasserfarben, französ. en gouache. Bei dieser Art Malerei wird die mit Sepia, chinesischer Tusche u. dergl. angegebene Zeichnung mit durchsichtigen (lasirenden) Farben — so besonders bei der Porträtmalerei — überzogen oder es wird ohne vorherige Untertuschung mit sogenannten gebrochenen Farben auf Transparente schattirt. Man bedient sich dabei meistens der Saftfarben, eben ihrer Durchsichtigkeit wegen; doch weiß man jetzt auch die mehr deckenden Erdfarben durch öfteres Reiben und Schlämmen bei der Aquarellmalerei mit gutem Erfolg zu verwenden. Als Bindemittel wird gewöhnlich Gummi arabicum benutzt. Gute Wirkung bringt der Gebrauch des Pastellstifts hervor, besonders bei den Uebergängen der Lufttöne. Man überlegt oder schraffirt damit den Horizont in leichten Zügen, vertreibt die Schraffirung mit einem Wischer von Baumwolle, verbreitet den dadurch entstehenden Staub über die Ferne und arbeitet ihn zum Theil mit in die blaue Luft hinauf. Freilich behalten auf diese Art ausgeführte Gemälde immer etwas Skizzenhaftes. Werden die Aquarellbilder in sehr kleinem Maßstabe auf Pergament, geleimtem Papier oder Elfenbein ausgeführt, so gehören sie der Miniaturmalerei an. Letztere ist sehr alt, wogegen die Aquarellmalerei erst in der Neuzeit aufgekommen ist. Die ersten kunstmäßigeren Versuche darin wurden erst zu Anfang unseres Jahrhunderts u. zwar in England gemacht, wo auch jetzt noch diese Kunst am eifrigsten gepflegt wird. Anfangs begnügte man sich mit dem Illuminiren sorgfältig ausgeführter, getuschter Zeichnungen. Freiere Bewegung u. Effekt brachte zuerst Turner hinein, und bald wurde durch Erfindung neuer Hülfsmittel die Kunst um Vieles vervollkommnet. Um die Vordergründe mehr körperlich erscheinen zu lassen, bediente man sich mit gutem Erfolg eines dauerhaften Weiß, durch dessen Beimischung zu den Farben diese selbst undurchsichtiger und dadurch kräftiger wurden. Diese und andere neu aufgefundene Vortheile brachten zuerst Bonington u. Harding in umfänglicher Weise in Anwendung. Insbesondere zog die Aquarellmalerei aber von den Fortschritten der Chemie großen Nutzen, insofern sie mit ihrer Hülfe sich bessere und dauerhaftere Farben schuf. Man schritt jetzt selbst zur Ausführung größerer Gemälde in A., gerieth aber dabei auf Abwege, insofern man damit gleiche Resultate, wie mit der Oelmalerei zu erzielen suchte. In London bestehen zwei rivalisirende Aquarellmaler-Gesellschaften (Societies of painters in water colours), welche jährlich öffentliche Ausstellungen ihrer Arbeiten zu Schau und Verkauf veranstalten. Reiche Kunstliebhaber bezahlen dort ein Wasserfarbenbildchen von berühmtem Namen mit ein Paar hundert Pfund. Als die namhaftesten Künstler in diesem Fache werden dort genannt Cattermoll, Constable, Lee, Prout, Stanfield, Landseer, Calcott u. A. In Frankreich hat die Aquarellmalerei einen etwas andern Charakter angenommen, indem man sich mehr darin gefiel, kleinere Skizzen zu produciren, in denen man einem flüchtigen Gedanken einen effektvollen, kräftigen Ausdruck zu geben suchte. Selbst berühmte Meister, wie Delaroche, Gudin, Johannot u. A. ließen sich herab, diese Art Malerei als Nebenbeschäftigung zu betreiben, besonders um der Modeliebhaberei an Albums zu genügen. Unter den eigentlichen Aquarellmalern werden in Frankreich gerühmt, als Landschafter: Isabey der Vater, Hubert, J. Duvrié, Gué, Fort; als Porträtmaler: Olivier, Grand u. A.; als Blumenmaler: Redouté, und die Damen Desportes und Martin-Bouchère. In Deutschland hat die Aquarellmalerei zwar auch viele Verehrer, doch ist sie hier von den bedeutenderen Künstlern nie besonders begünstigt oder ge-

pflegt worden. In neuester Zeit haben sich Werner und Hildebrand darin hervorgethan, und letzterer hat mit seinen keck und glänzend hingeworfenen Bildern selbst in England großen Beifall gefunden. Im Porträtfach leistet Otto und seine Schule in Berlin Anerkennenswerthes.

Aquatinta (Aquatintamanier), getuschte Manier, jene eigenthümliche Art des Kupfer- und Stahlstichs, durch welche Tusch- oder Sepiazeichnungen bis zur Täuschung nachgeahmt werden. Erfinder dieser Manier, welche sich eben so gut zur Darstellung geschichtlicher und architektonischer Gegenstände, als für Landschaften (vorzüglich für zarte Nuancen des Lichteffekts) eignet, ist der Engländer Gilpin. Die größte Meisterschaft in derselben erreichten Piringer und Haldenwang in der Landschaft und Jazet in historischen Gegenständen. Das Verfahren dabei ist folgendes: Die Konturen werden auf gewöhnliche Weise auf die gut polirte und vorher grundirte Stahl- oder Kupferplatte durch die Pause übergetragen, mit der Nadel radirt und leicht angeätzt. Man reinigt darauf die Platte, entfettet sie vollkommen, erwärmt sie, legt sie, um allen Luftzug abzuhalten, in einen hinlänglich großen Kasten und siebt eine dünne Lage Colophonium- oder Mastixstaub darauf, dessen größere oder mindere Feinheit das gröbere oder feinere Korn bedingt. In Folge der Erwärmung der Platte schmilzt die unterste Colophoniumschicht etwas, doch nicht vollkommen, so daß zwischen den angeschmolzenen Körnchen kleine Zwischenräume bleiben, welche das Eindringen des Aetzwassers und dessen Wirkung auf das Metall in der nachfolgenden Operation gestatten. Bei der Arbeit selbst bedient man sich des Pinsels und deckt mit einem schwarz gefärbten Deckfirniß, den das Aetzwasser nicht angreift, die Lichtpartien, und zwar das höchste Licht zuerst. Darauf ätzt man die Platte mit gewöhnlichem Mordant aus verdünntem Scheidewasser, das dreimal schwächer als gewöhnliches für Nadelradirung seyn muß. Man steigt dabei von dem hellsten, kaum sichtbaren Tone allmählig durch Immerwiederaufätzen der ungedeckt gebliebenen Stellen bis zu den tiefsten und schwärzesten Schatten auf. Die Stellen, welche keine tieferen Tinten erfordern, werden nach jeder Aetzoperation mit Firniß überdeckt und dadurch vor dem Nachätzen geschützt. Geschickte Künstler machen wohl 30 Aetzungen, um eben so viel Farbenabstufungen hervorzubringen. Man hat es auf solche Weise in seiner Gewalt, den zartesten Tonschmelz zu erreichen, ohne andere Hülfsmittel zu gebrauchen. Diese Manier ist die beste für historische und architektonische Gegenstände; bei Landschaften dagegen, wo der Baumschlag eine freiere Pinselführung erfordert, verfährt man besser auf die Art, daß man auf die grundirte Platte mit Spik- oder Terpentinöl, dem etwas Lampenruß zugesetzt wird, mittelst des Pinsels, ganz wie auf Papier arbeitet. Das Oel erweicht nämlich den Aetzgrund, welcher dann mit feiner Leinwand abgerieben wird, worauf alle mit dem Pinsel gemachten Striche auf der Platte zum Vorschein kommen. Hierauf übersiebt man die Platte, wie vorhin, mit feinem Mastix, schmelzt sie an und ätzt sie. Auch dies Verfahren kann, je nachdem im Original mehr oder weniger Tinten sind, mehre Male wiederholt werden. Durch geschickte Vereinigung beider Verfahren läßt sich die Harmonie bis zu einem hohen Grade steigern. In Frankreich und der Schweiz bedient man sich dabei der Roulette, eines stählernen, an seiner Oberfläche rauhen Rädchens oder Wälzchens mit mehren Erhöhungen, welches, auf der Platte hin- und hergerollt, die nöthigen Erhöhungen und Vertiefungen darauf hervorbringt. Mit einem Schaber wird von Zeit zu Zeit das herausgegrabene Korn weggenommen. Bei den englischen Aquatintablättern wird die Platte, wie bei der Schwarzkunst über und über rauh gemacht; dann werden die höchsten Lichter mit Schaber u. Grabstichel herausgehoben, worauf das Aetzen der Platte folgt, wobei man das Scheidewasser mit einem Glaspinsel aufträgt. Bis vor Kurzem wurde die A. bloß auf Kupfer angewendet, und da sie wenig Abdrücke zuläßt (die Kupferplatte gibt höchstens 500 gute Drucke), so war ihre Anwendung verhältnißmäßig beschränkt. Die ersten Versuche, die Aquatintamanier auf Stahl anzuwenden, gelangen im Künstleratelier des bibliographischen Instituts in Hildburghausen, von wo die Anwendung sich weiter verbreitet hat. Eine Aquatintastahlplatte gibt bis 10,000 gute Drucke, und der Druck selbst ist leichter als der einer Kupferplatte. Die Druckfarbe muß aber viel dünnflüssiger seyn, als für die Strichmanieren und Radirungen.

Aqua Tofana (Acquetta di Napoli oder di Perugia, Aqua della Toffa oder schlechtweg Acquetta genannt), berüchtigter, schon in sehr kleinen Gaben von wenigen Tropfen tödtlich wirkender Gifttrank, welcher zwar langsam wirkte, aber das erwählte Opfer stets sicher hinwürgte und eine wasserklare, geschmack- und geruchlose Flüssigkeit war, nach deren Genuß sich Symptome einstellten, welche, als große Ermattung, heftiger Durst, Ekel gegen Speisen, Abmagerung, Lebensüberdruß, eben nicht geeignet waren, den Verdacht einer Vergiftung zu erregen. Als die Erfinderin dieses furchtbaren Mordmittels wird die Giftmischerin Toffa oder Toffania oder, wie Andere sagen, Toffana genannt, die zuerst in Palermo, später in Neapel ihr Wesen trieb. Das entsetzliche Weib wußte, um zu täuschen, dem Gifte einen religiösen Anstrich zu geben, es hieß „Manna von St. Nikolaus von Bari“, und sie versandte es mit dem Bilde dieses Heiligen an ihre Kunden. Es war ein alter Volksglaube, daß aus dem Grabe des heiligen Nikolaus von Bari ein Wunderöl fließe, das in allerlei Krankheiten helfe, und Universalmittel mit dem heiligen Bilde gab es mehre. So wußte diese Giftmischerin lange Zeit ihre Versendungen der Aufmerksamkeit und gerichtlicher Untersuchung zu entziehen. Die Fläschchen hatten die Form eines Würfels, waren ein Zoll im Quadrat groß und hermetisch geschlossen. Auf vier Seiten war mit blaufarbigem Glase ein Zug mit S. N. (San Nicolao) geschmolzen; die fünfte verlängerte sich nach oben und endigte spitz in einem geschlossenen Haken, wodurch einige Fäden Seide zum Aufhängen liefen; die sechste lief spitz nach unten. Die darin enthaltene Flüssigkeit war wasserklar; um sie herauszunehmen, mußte die untere Spitze abgebrochen werden. Erst 1709 nahm

die Justiz von der Sache Notiz. Man spürte die Verfertigerin des Giftes aus, allein sie entfloh in ein Kloster der Jesuiten, wo sie Schutz fand. Später fiel sie jedoch in die Hände der Gerechtigkeit und wurde, nachdem die Folter ein Geständniß ihrer Verbrechen bewirkt hatte, zu Neapel unter Kaiser Karl VI. erdrosselt. Nach Anderen soll sie 1720 im Kerker gestorben seyn. 600 Giftversendungen soll sie eingestanden haben, und es kamen so furchtbare Geschichten zu Tage, daß man den Schleier darüber warf und nach dem Tode der Giftmischerin die Untersuchung ruhen ließ. Mehre Gehülfinnen, so Hieronyma Spara, eine Sicilianerin, die später das Vergiftungshandwerk noch stark betrieb, sollen ihr zur Seite gestanden haben. Noch jetzt soll eine Familie in Perugia das Geheimniß der Aqua-Tofanabereitung besitzen. Bekanntlich hat man sich über die Zusammensetzung der A. T. allerlei Mährchen erzählt, unter welche auch der Glaube Hallers, es sey Schweiß und Geifer, welcher am Munde der zu Tode gemarterten oder an den Beinen hängend gekitzelten Menschen gesammelt worden, gehört. Andere behaupteten, daß diese Menschen vorher Arsenik bekämen und erst, wenn das Gift wirke, so gemartert würden. Noch Andere hielten die A. T. für eine Mischung von spanischen Fliegen und Opium, und Einige behaupteten, Bleizucker sey die Hauptingredienz des entsetzlichen Gifttranks. Nach den Mittheilungen von Garelli, erstem Leibarzt des Kaisers Karl VI., ist aber die A. T. nichts Anderes, als eine wässerige Auflösung des krystallisirten Arseniks mit einem Zusatze von Herba cymbalaria. Dem Garelli standen die Akten über den Kriminalprozeß der Tofana offen; doch ist es unwahrscheinlich, daß man ihm erlaubte, die wahre Zusammensetzung zu veröffentlichen. Nach Ozanam, welcher die neuesten Nachforschungen über dieses Gift in Italien selbst anstellte, führte auch eine Bleizuckerauflösung und eine durch Destillation von Kanthariden mit Wasser und Alkohol gewonnene Flüssigkeit den Namen A. T. Das Eau admirable de Brinvilliers und die Aqua del Petesino scheinen von der A. T. wenig oder gar nicht verschieden gewesen zu seyn. Ihre Wirkung war nicht weniger sicher, wenn man sie auch nicht, wie bei der A. T., auf lange voraus genau berechnen konnte.

Aquaviva, uraltes italienisches Dynastengeschlecht, nach seinem Stammhause, dem Städtchen A. in Terra di Bari, benannt. Durch Anton von A. gelangte es um 1400 unter König Ladislaus zum Besitze des Herzogthums Atri. Ein tüchtiger Geist lebte seitdem in der Familie fort und erwarb derselben nicht bloß in Staat und Kirche, sondern auch auf dem Gebiete der Wissenschaft manchen Ruhm. Erwähnung verdienen: Andrea Matteo A., Herzog von Atri und Teramo, Graf von Conversano, ältester Sohn des tapfern Herzogs Giulio Antonio A., geboren 1456, ergriff beim Einfalle Karls VIII. von Frankreich in Neapel (1495) die Partei der Franzosen, kämpfte später mit Auszeichnung gegen die Truppen Ferdinands des Katholischen, ward aber 1503 gefangen u. nach Spanien gebracht. Seit seiner Freilassung lebte er zu Neapel den Wissenschaften, errichtete daselbst in seinem Palaste eine Druckerei, unterstützte mit mäcenatischer Freigebigkeit verdiente Gelehrte u. schrieb selbst mehre große Gelehrsamkeit beweisende Werke, unter diesen: „Commentarii in translationem libelli Plutarchi de virtute morali“ (Neapel 1526). Er † 1528 zu Conversano. Sein Bruder, Belisario A., durch Friedrich II. von Neapel zum Grafen von Nardo, durch Karl V. zum Herzoge ernannt, war ein edler u. wissenschaftlich gebildeter Mann, thätiges Mitglied der von Pontano gestifteten Akademie, Wiederhersteller der Akademie del Lauro in Nardo, † 1528 zu Neapel an der Pest u. hinterließ mehre Schriften, z. B.: „De instituendis liberis principum“; „De re militari“; „Paraphrasis in Oeconomica Aristotelis libr. II.“ Gesammtausgaben erschienen zu Neapel 1519, 2 Bde., Basel 1578. Giovanni Geronimo A., Herzog von Atri, diente unter Kaiser Karl V. und wurde durch diesen zum Grand von Spanien erhoben; er ist als italienischer Dichter bekannt. Sein Sohn, Ottavio A., geboren 1560, war Günstling der Päpste Sixtus V. und Gregors XIV., seit 1591 Kardinal, unter Klemens VIII. Legat in der Campagna di Roma und von Avignon, zuletzt Erzbischof von Neapel; † 1612 mit dem Rufe hoher Weisheit und Gelehrsamkeit. Claudio A., jüngster Sohn Giovanni Antonio A.'s, des neunten Herzogs von Atri, Enkel des oben genannten Andrea Matteo, geboren den 14. Sept. 1543, war Anfangs Kammerherr des Papstes Pius V., trat 1567 in den Jesuitenorden, ward bald Provinzial in Neapel, dann in Rom u. 1581 General der Gesellschaft, deren Interesse von ihm mit ächt jesuitischer Schlauheit (z. B. in den molinistischen Streitigkeiten) wahrgenommen wurde. Er † den 31. Jan. 1615. Er schrieb: „Epistolae XIV“, zu den Ordensschriften gehörig, und „Industriae ad curandos animae morbos“ (Venedig 1606, franz. unter dem Titel „Manuel des Supérieurs“, Paris 1776). Auf seine Veranstaltung ward auch die „Ratio studiorum Societatis Jesu“ und das „Directorium exercitiorum spiritualiums. Ignatii“ abgefaßt.

Aquila, Hauptstadt der neapolitanischen Provinz Abruzzo ulteriore II., am rechten Ufer des Pescara, in der Nähe der höchsten Apenninengipfel malerisch gelegen und gut gebaut. Die Stadt gilt als eine Festung, wiewohl ihr einzig haltbarer Theil nur die Citadelle ist, ist Sitz eines Bischofs, eines Appellationsgerichts, hat eine höhere Schule, außer der Kathedrale 24 Pfarr- und Klosterkirchen und zählt 10,800 Einw., welche vornehmlich Safranbau, Leinwandweberei, Papiermühlen, Gerbereien, Hutfabriken u. Strumpfwirkerei betreiben. Hier ist der Vereinigungspunkt der Straßen, welche über die oft mit den Thermopylen verglichenen und nach der Stadt genannten Apenninenpässe führen. Im Jahre 1703 wurde die Stadt durch ein Erdbeben, wobei 2000 Menschen umkamen, fast ganz zerstört.

Aquila, 1) Judenchrist aus Pontus, Gefährte und Gehülfe des Apostels Paulus bei der Ausbreitung des Christenthums. Von Rom, wo er sich als Zeltmacher niedergelassen hatte, durch Claudius mit den übrigen Juden vertrieben, begab er sich nach Korinth, wurde hier mit seiner Frau Priscilla von Paulus bekehrt, begleitete sodann den Apostel nach Ephesus, war zu Korinth Lehrer des Judenchristen Apollo und überhaupt

einer der thätigsten Beförderer der christl. Sache. Unter Nero kehrte er wieder nach Rom zurück. In seinem Hause fanden öfters Christenversammlungen Statt; vergl. Apostelgesch. 18, 2. 18. 26.

2) A. aus Pontus (Ponticus), jüdischer Proselyt, wahrscheinlich unter Hadrian römischer Oberbaumeister, Christ, berühmt als Verfasser einer buchstäblich-treuen griechischen Uebersetzung des alten Testaments, die eben durch ihre größere Treue sich den Juden vor der freieren Septuaginta empfahl und daher diese bei ihnen meist verdrängte. Es sind davon nur noch einige, für Kritik und Exegese des alten Testaments nicht unwichtige Bruchstücke übrig, gesammelt von P. Morin (in seiner Ausgabe der Septuaginta, Paris 1628), Montfaucon (Hexapla, 2 Bde., Paris 1713).

3) Kaspar, Beförderer der Reformation, Freund Luthers u. Gehülfe desselben bei Uebersezzung der Bibel, geb. 1488 zu Augsburg, studirte zu Ulm u. in Italien, ward 1514 Prediger zu Bern, 1515 Feldprediger bei Franz von Sickingen u. 1516 Prediger zu Jengen bei Augsburg. Der Bischof Christoph von Stadion ließ ihn von hier wegen einer Schrift für Luther ins Gefängniß nach Dillingen bringen, und A. erhielt erst nach langer u. harter Einkerkerung auf Fürsprache der dänischen Königin Isabella seine Freiheit wieder. Er zog hierauf 1520 nach Wittenberg u. von da zu Franz von Sickingen, dessen Söhne auf dem Schlosse Ebernburg von ihm unterrichtet wurden. Von 1524–1527 lebte er als Lehrer und thätiger Mitarbeiter Luthers an der Bibelübersetzung zu Wittenberg, ward darauf Superintendent in Saalfeld und brachte hier das Reformationswerk zu Stande. Wegen mehrer heftigen Schriften gegen das Interim von Karl V. geächtet, entging er dem Tode nur mit Hülfe der Fürstin Katharina von Schwarzburg, die ihn nach Rudolstadt, später nach Schmalkalden in Sicherheit bringen ließ. Seit 1552 wieder in Saalfeld. † er daselbst 1560, nachdem er kurz vorher mit 45 andern Theologen eine Bittschrift an die der augsburgischen Konfession zugethanen Stände um eine allgemeine Synode unterschrieben hatte. Seine sämmtlich deutsch geschriebenen Schriften betreffen meist die theologischen Streitigkeiten damaliger Zeit; außerdem sind am bekanntesten: „Christliche Erklärung des kleinen Katechismus ꝛc." (Augsburg 1538, eigentlich 11 Predigten) und „Fragstücke der ganzen christlichen Lehre" (1547; öfter aufgelegt).

Aquilegia (Aquileja), Pflanzengattung aus der Familie der Ranunkulaceen, deren charakteristische Merkmale folgende sind: Kelch (Korolle) fünfblätterig, abfallend, gleich den Kronenblättern (Nektarien) gefärbt; fünf zweilippige, oben klaffende Blumenkronenblätter, deren äußere Lippe groß und flach, die innere aber sehr klein ist, und welche abwärts in einen hohlen Sporn mit schwieliger Spitze verlängert sind, der zwischen den Kelchblättern hervorragt; fünf aufrechte, vielsamige, nach innen aufspringende Kapseln mit glänzenden feinen Samen. Die Gattung umfaßt ausdauernde Kräuter mit doppelt dreitheiligen Blättern und großen Blüthen in Europa, Nordasien und Nordamerika. S. Akelei.

Aquileja (Aglar, früher Velia od. Aquila), zur Zeit der römischen Kaiser eine reiche und große Handelsstadt am adriatischen Meere in Oberitalien, welche zu Trajans Zeit 800,000 Einw. gezählt haben soll u. als Roms Rivalin Roma secunda genannt wurde. Jetzt ist sie zu einem unbedeutenden Städtchen mit 1400 Einw. herabgesunken, welches im österreichischen Illyrien, Gouvernement Triest, Kreis Görz liegt, nicht mehr am Meere, wie die alte Stadt, sondern eine halbe Stunde davon, da das Meer im Laufe der Zeiten zurückgetreten ist. A. wurde 182 v. Chr. auf Befehl des römischen Senats als Castrum angelegt, um die unterworfenen Völkerschaften des nordöstlichen Italiens im Gehorsam zu erhalten und ein Bollwerk gegen den Andrang nordischer Barbaren zu bilden. 3000 Kolonisten aus Latium folgten bald darauf zur Verstärkung der neuen Anlage (Colonia latina), noch 1500 Familien folgten. Heil verkündender Adlerflug soll der Stadt den Namen gegeben haben. Sie wurde bald sehr wichtig in politischer und strategischer Beziehung und reich und blühend durch Handel. Die Römer machten sie zur Kapitale der nordöstlichen Provinzen des Reichs; hierher führte die Hauptstraße Italiens nach dem Orient, die Via Aemilia, u. von hieraus gingen die Straßen nach Rhätien, Noricum, Pannonien, Istrien und Dalmatien. Daher galt A. für den Schlüssel Italiens von der Nordostseite; seit Mark Aurel war es auch die erste Festung des Reichs, an deren Mauern der Andrang der Deutschen im Markomannenkriege sein Ziel, so wie später die Kaiser Maximin (238 n. Chr.) und Constantius (340 n. Chr.), dieser im Kampfe mit seinem Bruder Constans, hier ihren Tod fanden. Bis ins 5. Jahrhundert, wo die meisten Großstädte Italiens bereits gesunken waren, hatte A. seine Größe behauptet, als plötzlich ein Sturm über die Stadt hereinbrach, der sie auf immer vernichtete. Attila bemeisterte sich nach der Niederlage bei Chalons nach langen vergeblichen Anstrengungen 452 der Stadt und zerstörte sie so gänzlich, daß kaum eine Spur ihres ehemaligen Daseyns übrig blieb. Die Einwohner flohen auf die Laguneninseln der Brenta, wo später, gleichsam aus A.'s Asche, Venedig sich erhob. An der Stelle des alten A. entstand nach einiger Zeit ein neuer Ort, der indessen durch Zerstörungen der Gothen, die hier 489 den Odoaker besiegten, und der Longobarden (590) viel litt, auch trotz der Wiederherstellungsversuche des griechischen Feldherrn Narses stets unbedeutend blieb. Im 6. Jahrhundert entstand das aquilejische Patriarchat, welches in den Wirren der Zeit eine Macht erlangte, die der des römischen Bischofs gleichkam und ganz Friaul nebst Istrien umfaßte. A. gab indessen dazu nur den Namen her; die dem Range nach zunächst auf den Papst folgenden Patriarchen residirten anfangs auf der Insel Grado und, nachdem diese 606 der Sitz einer eigenen Diöcese geworden war, zu Udine in Friaul. Im 15. Jahrhundert bemächtigte sich Venedig der Patriarchatsländer, trat zwar später einen Theil derselben an Oesterreich ab, gerieth aber mit dieser Macht wegen der Ernennung des Patriarchen in lange Streitigkeiten, die erst 1750 mit einem Vergleiche endeten. Das Patriarchat wurde ganz aufgehoben und in die Erzbisthümer

Görz (später Laibach) und Udine getheilt. Nach der Sage hat der Evangelist Marcus die Kirche zu A. gestiftet, auch daselbst auf einem Felsen am Meere sein Evangelium aus dem Lateinischen ins Griechische übersetzt. Hier wurden in den Jahren 381, 558, 698 und 1184 vielbesuchte Koncilien gehalten. Auch ist A. der Geburtsort des Paulus Diaconus.

Aquitanien, alter Name des südlichen Theils von Gallien, ursprünglich des von iberischen Stämmen bewohnten Landes zwischen den Pyrenäen und der Garonne, dann Name einer römischen Provinz seit Augustus, welche das Land von den Pyrenäen bis zum Liger (Loire) u. vom atlantischen Ocean bis zu den Cevennen umfaßte. Diese 5000 □ Meilen große, fast die Hälfte des heutigen Frankreichs umfassende weitläufige Provinz ward im 4. Jahrhundert wieder in drei andere zertheilt: A. prima, der nördliche Theil, mit der Hauptstadt Avaricum oder Bituriges (Bourges), und den späteren Landschaften Berry, Bourbonnais, Auvergne, Velay, Gevaudan, Rovergue, Albigeois, Quercy und Marche; A. secunda, das mittlere A., mit der Hauptstadt Burdigala (Bordeaux) und den spätern Landschaften Bourdelois, Poitou, Saintonge und Angoumais; A. tertia oder Novempopulonia, der südlichste Theil an den Pyrenäen, mit den spätern Landschaften Bigorre, Comenges, Armagnac, Bearn, Pays des Basques, Petit-Gascogne u. a.

Geschichte. Die ersten Einwohner A.s wanderten wahrscheinlich von Spanien herein. Sie waren Abkömmlinge der spanischen Urbewohner und von den Galliern und Belgiern ganz verschieden, nicht allein hinsichtlich der Sprache, sondern auch an Körperbau und Zügen. Den Römern wurden sie zuerst durch Cäsars Legaten Crassus, später, nach einem Aufstande, aufs Neue unter Augustus unterworfen. Zur Zeit der Völkerwanderung war auch A., wie ganz Gallien, den Einfällen germanischer Stämme preisgegeben. Alanen, Vandalen und Sueven durchzogen nacheinander das Land, ohne Wohnsitze zu nehmen. Dies geschah erst durch die Westgothen, welche unter Ataulph sich im südlichen Gallien niederließen, die vor ihnen eingedrungenen andern germanischen Völker verdrängten und auf beiden Seiten der Pyrenäen ein Reich stifteten, das durch Wallia, Ataulphs Nachfolger, eine festere Gestalt bekam (412). Toulouse wurde die Hauptstadt desselben. Die Westgothen unterlagen den Franken. In Folge der Schlacht bei Vouglé (507) ward ganz Südgallien von der Rhone und Loire bis zur Garonne nebst Toulouse ein Theil des fränkischen Reichs und von dieser Zeit an gehört auch A. zu dem letztern. Die Bewohner des Landes blieben jedoch durch ihre Nationalität von den Franken stets verschieden: ein fremdartiges, aus altspanischen Elementen, Gothen und Römern zusammengesetztes Mischlingsvolk mit römischer Bildung. Sie haßten die Deutschen als Barbaren, u. unter den schwachen Merovingern bildete A. ein mehr dem Namen als der Sache nach von dem Frankenreiche abhängiges Herzogthum. Zu Anfang des 8. Jahrhunderts wird als Herzog von A. Eudo genannt, der ein Abkömmling des austrasischen Königs Dagobert gewesen seyn soll. Dieser erweiterte die Grenzen seines Gebiets und verband sich mit den über die wachsende Macht des pippinschen Geschlechts mißvergnügten Neustriern, wurde aber mit ihnen zugleich von Karl Martell 719 bei Soissons geschlagen. Er söhnte sich darauf mit letzterem wieder aus und blieb im Besitze seines Herzogthums. Die arabische Völkerfluth hatte sich über Spanien ergossen; jetzt brach sie über den Damm der Pyrenäen, 720 wälzte sie sich gegen A. Zwar wurden die Araber 721 bei Toulouse geschlagen, aber schon 725 drangen sie bis zur Rhone vor und zerstörten Autun. Nicht lange Zeit hernach verband sich Eudo mit dem arabischen Befehlshaber Othmann, welcher 729 vom Khalifen der Statthalterschaft über Spanien entsetzt worden war. Karl Martell verheerte deshalb zweimal das Land jenseits der Loire (731), und der Statthalter Abderrhaman drang 732, an der Spitze eines zahllosen Heeres, über die Pyrenäen und die Garonne vor, belagerte Bordeaux und besiegte Eudo, welcher die Stadt retten wollte, so daß derselbe sich genöthigt sah, bei Karl selbst Zuflucht und Hülfe zu suchen. Dieser dämmte die arabische Fluth 732 durch den Sieg bei Poitiers. Auf Eudo, der nun treu an Karl hing bis an seinen Tod (735), folgte sein Sohn Hunold (Hunald), der sich nach Karls Tode (741) gegen dessen Söhne Karlmann und Pipin empörte, von diesen jedoch wieder unterworfen und zur Huldigung gezwungen wurde (744), darauf die Regierung niederlegte und sich in ein Kloster auf der Insel Rhé zurückzog. Zu Gunsten seines Sohnes Waifar, in welchem er einen glücklichen Gegner des pipinschen Geschlechts sah, hatte er seinen Bruder Hatto blenden lassen. Waifar bemächtigte sich der Herrschaft und drang, während die karolingischen Brüder gegen Alemannen und Bayern kämpften, in Neustrien ein. Er kam aber bald ins Gedränge, unterwarf sich und anerkannte den zum König der Franken erhobenen Pipin. Bald brach der Krieg von Neuem aus. Acht Jahre lang (760—768) kämpfte Pipin mit nicht immer günstigem Glück gegen Waifar, der nach einer im Volke umlaufenden Meinung ein Abkömmling der Merovinger seyn sollte. Die Richtigkeit dieser Meinung läßt die Geschichte zweifelhaft. Waifar wurde zwar durch Verräther unter seinen eigenen Leuten erschlagen (767), allein dessen ungeachtet war der Krieg bei Pipins Tode (768) noch nicht beendigt. Denn Hunold hatte sein Kloster verlassen und spornte die Aquitanier von Neuem zum Kampfe gegen die verhaßten Franken. Der Erfolg war jedoch unglücklich; Karl der Große brach, obgleich sein Bruder Karlmann auf Zureden einiger Großen, die Zwist zwischen beiden Brüdern zu erregen suchten, ihm seinen Beistand verweigerte, schleunigst auf und schlug Hunold, welcher mit Noth zu Lupus, dem Fürsten der Vaskonier, seinem Neffen, entkam. Dieser aber, durch Karls Drohungen erschreckt, lieferte ihn aus. Hunold beschließt die Reihe der aquitanischen Herzöge, die damals über Gascogne und Guyenne, Saintonge, Poitou, Berry, Bourbonnais, Auvergne und den östlichen Theil von Languedoc geboten; A. selbst ist von jetzt an eine Provinz der fränkischen Monarchie und wird von Grafen regiert. Karl

der Große erhob es zwar zu einem Königreich und belehnte damit seinen Sohn Ludwig den Frommen; doch änderte dies nichts in der Verwaltung des Landes oder in dessen Stellung zum Reich. Als Ludwig 814 seinem Vater als Beherrscher des Frankenreichs folgte, übergab er A. seinem Sohne Pipin zur Verwaltung, welcher 817, als Ludwig sein Reich theilte, zum König von A. ernannt wurde. Als solcher unterwarf er die Vaskonier, die unter ihrem Fürsten Lupus aufgestanden waren, und sandte ein Heer in die spanische Mark zur Wiedereroberung Pampelona's, das aber auf dem Rückzuge in den Pyrenäen große Verluste erlitt. Ueber den zu Gunsten des von Ludwigs zweiter Gemahlin Judith geborenen Sohnes Karl (des Kahlen) abgeänderten Theilungsplan unzufrieden, nahm auch Pipin an der Empörung der Söhne gegen den Vater Theil. Als Ludwig der Fromme gleichwohl seinem jüngsten Sohn Karl A. zuwies, weigerten sich viele aquitanische Große, diesen als König anzuerkennen, und wurden durch eine Heerfahrt Ludwigs nicht zu völliger Unterwerfung gebracht. In dem Vertrag von Verdun (843) wurde A. zwar zu Karls des Kahlen Antheil geschlagen; aber beruhigt war das Land damit nicht. Fort und fort war es der Schauplatz blutiger Kämpfe von Kronprätendenten, und was die Heere und Schlachten verschont hatten, verdarb in den Fehden der einheimischen Faktionen und Parteien. Die Meisten steckten die Fahne Pipins, des Sohnes des schon genannten Pipin, auf, und Karl sah sich schon 845 genöthigt, demselben die Herrschaft über A. mit Ausnahme von Poitou, Saintonge und Angoumais zu überlassen. Doch auch dieser Fürst entsprach den Erwartungen der Aquitanier nicht. Unzufrieden über die Trägheit u. Ohnmacht desselben, indem er das Land weder gegen die Normannen zu schützen, noch den Gewaltthaten und Räubereien Einheimischer Einhalt zu thun vermochte, wählten die meisten geistlichen und weltlichen Großen A.s den kaum vertriebenen Karl abermals zum Könige (849) des Landes. Pipin selbst wurde einige Jahre darauf von dem Grafen Sancius von Vaskonien gefangen, an Karl ausgeliefert und nach dem Medarduskloster zu Soissons in Gewahrsam gebracht. Karl brachte es dahin, daß der Adel seinen gleichnamigen Sohn, noch einen Knaben, zum Könige wählte; doch schon im folgenden Jahre (856) vertrieb man ihn wieder und anerkannte Pipin als König. Letzterer hielt sich aber auch nur so lange, als er willenloses Werkzeug des Adels blieb. Sobald er nach Selbstständigkeit trachtete, wurde er entthront, auf einem Reichstage zum Tode verurtheilt, nach Senlis in enge Haft gebracht, und der vertriebene jüngere Karl zurückgerufen. Nach dessen Tode 867 folgte als König von A. sein Bruder *Ludwig der Stammler*, und als dieser nach Karl dem Kahlen (877) den Thron des Frankenreichs bestieg, blieb A. mit diesem Staate vereinigt. Aber nach Ludwigs baldigem Tode 878 theilten seine Söhne, *Ludwig III.* und *Karlmann*, welche beide zu Königen gekrönt wurden, von Neuem das Reich, so daß Karlmann Burgundien und A., Ludwig den nördlichen Theil des Reiches erhielt. Darauf warf sich Herzog *Boso*, unterstützt vom Papste und von den Bischöfen, in der Provence, in den Ländern zwischen dem Jura, den Alpen, dem Mittelmeer und der Rhone zum König von Provence oder Burgundien auf. Gegen diesen verbanden sich die westfränkischen Könige mit ihrem Vetter Karl von Alemannien; doch wußte sich Boso in dem südlichen Theile des von ihm gestifteten Reichs zu behaupten. Nach dem Tode Ludwigs III. (882) wurde Karlmann auch in dem nördlichen Theile Westfrankens als König anerkannt. Nach seinem Tode (884) fiel A. mit der gesammten fränkischen Monarchie unter das Scepter Karls des Dicken. Vasallen mit dem Herzogstitel verwalteten das Land; zuerst *Rainulf I.*, Graf von Poitou. Die Ohnmacht des Reichsoberhaupts gab diesem strebsamen Fürsten Gelegenheit, nach Unabhängigkeit zu ringen, und als *Odo*, Graf von Paris und Herzog von Francien, nach Karls des Dicken Absetzung und Tod zum König in Westfranken erwählt wurde, legte er sich den Königstitel bei, wurde zwar durch einen Zug Odo's, der durch einen Sieg über die Normannen zu Ansehn gelangte, genöthigt, Poitou abzutreten und dem neuen Könige den Lehnseid zu leisten, erhob sich aber in Verbindung mit Wilhelm, Grafen von Auvergne, aufs Neue, während Odo gegen eine fränkisch-karolingische Partei im Reiche zu kämpfen hatte. Odo's Tod (898) verschaffte dem karolingischen Sprößling, Karl dem Einfältigen, das Reich, doch bei der selbstständigen Stellung, welche die Vasallen während der bisherigen Unruhen eingenommen hatten, ohne Macht. Er wurde von den Großen abgesetzt, u. *Wilhelm II.*, damals Herzog von A. und Graf von Auvergne, von dem Usurpator des Throns, Rudolf, gewonnen, ihm zu huldigen. Häufiger Dynastenwechsel konnte das in den Fehden der rivalisirenden Geschlechter blutende Land nicht beruhigen. Nach Karls Tode (929) verlieh Rudolf die aquitanische Herzogswürde an den Grafen Raimund Pons von Toulouse und unter *Ludwig IV.* (Ultramarinus) kam das Herzogthum an Wilhelm (genannt Werghaupt, tête d'etoupes) von Poitou (951). Der Einfall der Ungarn (954) trug die Verheerung bis ins Herz von A., während das Land selbst unter den rivalisirenden Häusern Poitou und Toulouse getheilt war. Durch diese Theilung verschwindet die bisherige Selbstständigkeit A.s ganz und seine Geschichte geht in jene von Toulouse und Poitou (Guyenne) auf.

Aquitanisches Meer, s. v. a. biskayischer Meerbusen.

Ara, Gattung der Papageien (s. d.).

Arabat (*Arbat*), Stadt und Festung im europäisch-russischen Gouvernement Simferopol oder Taurien, zwischen dem faulen (todten) u. asowschen Meere, wichtig als Schlüssel zum Eingange in die taurische Halbinsel vom asowschen Meere her. A. wurde 1771 durch die Russen unter dem Prinzen Tschibaloff erstürmt, und seine Einnahme bahnte zur Eroberung der Krimm den Weg. Das befestigte Städtchen hat einen schlechten Hafen und etwas Handel.

Arabesken, eigentlich Ornamente in arabischer Weise. Während man früher unter A. ausschließlich die Verzierungen im arabischen Kunstgeschmacke verstand, übertrug man später

die Benennung auf die figürliche Ornamentik im Allgemeinen. Man könnte nach heutigem Begriff die Arabeske die hieroglyphische, die sinnbildliche Ornamentik nennen; denn die A. soll einen Gedanken darstellen, sie soll gewissermaßen des Gedankens unmittelbarer Ausdruck seyn. Der Künstlergedanke soll sich in ihr aufthun, wenn auch unklar, oder schwer verständlich wie der Sinn des Orakels im Spruch der Sybille. In diesem Sinne bedienten sich schon die ältesten Völker der A., die Aethiopier, die Indier, die Aegypter, die Perser, die Griechen, die Römer. Erweislich wanderte die Arabeske aus Aegypten nach Griechenland, von da nach Rom, wo sie unter den ersten Kaisern die weiteste Anwendung, die größte Ausbildung fand. Wände und Decken der Wohnungen, vom Kaiserpalaste an bis zum Bürgerhause, die öffentlichen Monumente, die Außenseiten der Tempel waren mit A. überladen. Auch die Grabgewölbe der spätern Kaiserzeit sind mit ihnen ausgeschmückt, und da man sie bei den Grabaufdeckungen am häufigsten fand, so gab man ihnen in Italien den Namen Groteske n (Grotten-, Grabkammerverzierungen). Aus gleichem Grunde nannte man sie auch wohl Romanesken, d. i. altrömische Verzierungen. Die mittelalterliche Kunst, namentlich der gothische Baustyl, verirrte sich dagegen sehr oft in die bizarrsten, oft sogar fratzenhaftesten Arabeskenbildungen. Die moderne Kunst wandte sich daher mit Recht zu den antiken Mustern zurück. Raphael zeigte mit seinen genial aufgefaßten A. in den Loggien des Vatikans, die er den Darstellungen in den Titusthermen entlehnte, den späteren Künstlern den richtigen Weg. Im Allgemeinen erregt die Arabeske dadurch Wohlgefallen, daß sie den Gedanken des Betrachtenden große Freiheit in der Deutung gönnt und ein angenehmes Spiel der Phantasie vermittelt. In großen Verhältnissen aber und an würdevollen Gegenständen ist sie selten passend zu verwenden; denn mag sie als Schmuck der Architektur, oder als Umgebung oder Rahmen des eigentlichen Bildes erscheinen, immer trägt sie das Gepräge des Phantastischen und kann nur als Nebenwerk höherer Gestaltungen, nie aber als Hauptsache in der äußeren Darstellung erscheinen; sie gleicht dem Mährchen in der Poesie, welches die zartesten Gedanken an einen wunderbaren Faden knüpft und ein reiches schöpferisches Leben entwickelt, dem es aber gleichgültig ist, wo es anfängt u. wo es aufhört. Die Arabeskenformen, welche, sowohl in Beziehung auf die Gesetze der Mechanik, als in Vergleich mit den Formen des organischen Lebens als naturwidrig, steif u. untreu erscheinen, erhalten nach Hegel ihre Rechtfertigung dadurch, daß sie das Moment des Uebergangs der beweglichen Form in die festere ausdrücken. Sie gewähren aber dadurch sogleich die Möglichkeit, die sonst für die Baukunst nicht geeigneten lebendigen Formen dem wahrhaft architektonischen Style anzupassen. Hiernach ist das, was als Steifigkeit, Verzerrung, Unnatur erscheinen könnte, einmal die nothwendige Form, in welcher die Idee der A. sich darstellen muß, und dann zugleich die Bedingung, in welcher das Lebendige Gegenstand der Architektur seyn kann. Vergl. Ornamentik.

Arabici, Name einer christlichen Sekte, die im 3. Jahrhundert in Arabien entstand und zuerst von Eusebius erwähnt wird. Sie lehrten, die Seele sterbe mit dem Leibe, um mit diesem zugleich am jüngsten Tage wieder erweckt zu werden. Origenes widerlegte sie. Dieselbe Meinung verfochten im Mittelalter die Thnetopsychiten.

Arabien (türkisch Arabistan, in der Bibel Kedem, d. i. Morgenland [im Verhältniß zu Palästina], von den arabischen Geographen El Dschesirah, d. i. die Insel oder Halbinsel, oder Dschesira al Arab, d. i. Insel der Araber, genannt), der allgemeine Name jener umfangreichen Halbinsel des südwestlichen Asiens, welche das verbindende Glied zwischen Asien und Afrika bildet und einen Flächenraum von etwa 50,000 □Meilen einnimmt. Das Centrum A.s bildet ein von Gebirgszügen durchkreuztes Hochland, welches nach 3 Seiten zu einem schmalen Litorale (niedriges Küstenland) herabsinkt, nach Norden aber durch Wüsten und niedrigere Höhenrücken sich nach Syrien u. Palästina verlängert. Ostgrenze der Halbinsel ist der persische Golf und das türkische Euphratland (Irak - Arabi), den ganzen Südrand bespült der westliche Theil des indischen Meeres, welcher bald das persische, bald das arabische genannt wird. Auf der Westseite ist der arabische Meerbusen oder das rothe Meer die schmale Wasserlinie, welche A. von Ostafrika scheidet; die Landenge von Suez in Nordwesten ist das schmale Band, welches hier Asien und Afrika verknüpft. Die Grenze gegen Norden ist weniger markirt; die Richtung der beiden Gebirgsrücken Rämli und Schammar, welche in Nordosten gegen Syrien hin die Grenze der arabischen Halbinsel andeuten, ist noch nicht hinlänglich erforscht, während westlich davon die Terrassen des Sinaigebirgs ohne deutliche Abmarkung nach Südpalästina führen. A. ist nicht bloß seiner geographischen Lage, sondern auch seiner Naturbeschaffenheit u. dem Charakter seiner Produkte und Bewohner nach das Mittel- und Uebergangsglied zwischen Asien und Afrika. Auf drei Seiten vom Meere umflossen, gegen Südosten unter den Einfluß der halbjährlich wechselnden Passatwinde gestellt, erhält dies Land eine natürliche Wasserstraße in Südosten nach Indien hin, während es in Nordosten und Nordwesten an die beiden fruchtbarsten Delta's der Erde, am Euphrat und Nil, als die Ergänzungen seines Mangels, hingewiesen wird. An den Ufersäumen theilt A. die trockne Wüstennatur Afrika's, sein Hochland dagegen trägt mehr den Charakter der west - asiatischen Hochebenen und ist als Vorland derselben anzusehen. Wie Dekan durch das Tiefland Sind abgesondert ist, so wird A. durch das syrische Tiefland im Süden der Stufenländer des Euphrat und Tigris vom Plateau Westasiens geschieden. Erst im Süden der syrisch - arabischen Wüsten erhebt sich das Hochland A.s und hier entwickelt sich die ganze Natur der Hochebenen von Persien und Dekan, welchen von den afrikanischen Plateaux das des Atlas, von den europäischen am meisten Katalonien entspricht, Länder, welche die Araber auch wirklich zu ihrer zeitweiligen Heimath gemacht oder denen sie doch im Verlaufe der Geschichte ein

arabisches Gepräge aufgedrückt haben. A. ist von jeher die Wiege wandernder und erobernder Völker gewesen. Es bildet hierin den historischen Gegensatz von Dekan, diesem Focus, welcher alle Völker anzog, aber selbst kein einziges in andere Länder ausschickte, während A. in der Mitte der Völkerwogen und Weltstürme von deren Brandungen wie eine oceanische Felseninsel unerschüttert blieb und stets alles Fremdartige ausschied, hingegen seine eigenen Söhne in Wüsten, Steppen und Saatland vom indischen bis zum atlantischen u. großen Ostocean sendete. Arabische Eroberer haben in der übrigen Welt mehr als hundert Throne bestiegen und nach allen Weltgegenden ihre Kolonien und Gesetze ausgebreitet; nirgends aber haben sie ihre Nationalität, Sprache u. Religion verlassen, nirgends sich mit fremdem Blut vermischt, sondern allenthalben dem Fremden u. Ausländischen sich eben so unzugänglich gezeigt, wie die Wüste, welche sie geboren. Niemals gelang es den Weltstürmern der alten Zeit, im südlichen Theile und dem Innern von A. bleibende Eroberungen zu machen; ja, außer Aelius Gallus, der unter dem römischen Kaiser Augustus einen verunglückten Zug gegen dieses Land unternahm, hat im Alterthume kein Feind das glückliche A. betreten. Nordarabien dagegen, das peträische, ist von Persern, Macedoniern, Syrern, Aegyptern und Römern durchzogen worden; die letzteren bildeten unter Hadrian aus einem Theile der früher zu A. gerechneten nördlichen Gegend eine römische Provinz Arabia (mit der Hauptstadt Bostra), die in Philippus Arabs dem römischen Reiche einen Kaiser gab.

Boden, Klima, Produkte. Zu seinem Grenzsaum hat A. in Ost, Süd und West ringsum ein flaches, schmales Küstenland. Im Norden scheint es von Syrien durch fortlaufende Bergketten geschieden zu seyn, so daß es sich nach den neuesten Forschungen hier nicht, wie man früher allgemein annahm, als flache Ebene verlängert, sondern vielmehr aus der tiefer gelegenen syrischen Wüste sich nach der Grenze zu wieder erhebt. Das Innere der Halbinsel ist seinem südlichern und mittlern Theile nach eine zusammenhängende Hochfläche, von Bergketten durchzogen, deren Dimension u. Richtung uns fast unbekannt ist. Diese Hochfläche, Nedsched, ohne Flüsse und, mit Ausnahme steppenartiger Weideländer, fast ohne Vegetation fällt nach drei Seiten zu den eben erwähnten schmalen, niedrigen Küstenlandschaften ab, nach der vierten in Norden zu der syrischen, richtiger nordarabischen, an der östlichen Grenze Dschesira genannten Wüste. Auch im Süden der Halbinsel ist der Wüstencharakter so vorherrschend, daß die Geographen nicht Unrecht haben, welche hier eine zweite große, die südarabische Wüste annehmen. Die arabischen Gebirgsketten auf dem Hochlande, welche von Süden nach Norden streichen, theils Kalk-, theils Porphyrmassen, sind nicht arm an Mineralien; sie liefern Salpeter, Erdpech u. Oel, welches schon auf Vulkanität hindeutet, die E. Rüppel vorzüglich im nordwestlichen oder peträischen A. vermuthet und zugleich in einem Striche längs des todten Meeres nachweist. Am persischen Meerbusen und in der Nähe des Euphrat tritt Basalt in den herrlichsten Säulen auf; Oman hat Flötz- und Urgebirge. In Jemen fand Seetzen vulkanischen Boden; bei Mokka, Aden und an andern Orten kommen Pechsteine, Laven und Porzellanerde vor. Achat, Onyx, Karneol, Obsidian, Jaspis, Porphyr, Basalt, Turmalin, Kreide, vorzüglich im Sinaigebirge, werden mehr oder weniger häufig überall gefunden. Salzlager durchziehen die Wüsten und zeigen sich auch an den Küsten. Der Bir Barhut in Hadramaut, dessen Gebirge nicht zur Kalkformation gehören, soll Dampf ausstoßen, was unterirdisches Feuer beurkundet. Eben so ist von Mokka nach Medina eine Linie vulkanischen Bodens, und es zieht sich eine Erschütterungslinie durch A. von Süden nach Norden. Erdbeben und Erdbrände sind daher nicht selten. Eisen, Kupfer und Blei wird wenig gewonnen, und an edlen Metallen scheint das Land ganz arm zu seyn; nur das Alterthum redet von Gold in Jemen, das aber wahrscheinlich aus Indien eingeführtes war. Kein Land in Asien gibt es, das so trocken ist, wie A.; Wassermangel ist die charakteristische Eigenthümlichkeit dieser Halbinsel. Nur die auslaufenden Thäler seiner Gebirgsumzäunung, namentlich an der Südwestküste (Jemens) sowie an der Ostküste (Lahsa, Oman) haben von Gießbächen Wasser und daher Leben und Vegetation. Alles übrige Land, $^3/_4$ von A., der schmale Küstensaum sowohl, wie das hohe Innere und seine Wüsten, der Kern A.s mit dem Mark des arabischen Volksthums, ist trocken, afrikanisch-dürr und einförmig; kein Wechsel von Wald und Feld, keine Fruchtebene. Der unbewölkte, glänzend heitere Himmel verbreitet brennende Gluth; freundlicher ist die Nacht mit ihren flammenden Sternen und kühlendem Niederschlag, dem einzigen Labsal der schmachtenden, spärlichen Vegetation. Aber diese Nächte sind zugleich auffallend kalt, und verwandeln auf der Hochebene die Thautropfen oft in eisigen Reif. Acht Monate hindurch ist Alles verbrannt und dürr, unter einer Gluth, die an manchen Stellen selbst im Schatten zu der enormen Höhe von 35° R. steigt. Nur zur Regenzeit wird der Boden zur Wiese; aber diese Lebensperiode ist keineswegs überall eine regelmäßig eintretende und sichere; selbst im glücklichen Jemen bleibt sie oft mehre Jahre nach einander aus. Merkwürdig ist der Umstand, daß an der östlichen und westlichen Küste der Regen zu verschiedenen Jahreszeiten fällt. Im Ganzen ist aber das Klima A.s gesund, und wenige Völker der Welt leiden so wenig an Krankheiten, als die Araber, was indeß zum Theil auch Folge ihrer Mäßigkeit seyn mag. Der Samum ist in dem nördlichen Theile gefährlich; im Süden wird er durch die hohen Bergreihen gebrochen. Bei solcher Beschaffenheit der Natur und des Bodens kann A. nur auf einzelnen günstig gelegenen Geländen eine üppige Vegetation erzeugen und im Ganzen keine reiche Thierwelt und keine dichte Bevölkerung nähren. Die Pflanzenwelt ist in dem größten Theile A.s dürftig; doch wird selbst im niedrigen Küstenstriche und auf der Hochebene etwas Getreide, vorzüglich Durrah (Hirse) gebaut. Die Dattel und die Kokospalme, welche beide den Sand und die Dürre vertragen, sind ein Hauptsegen der Küstenländer; eigentliche

Wälder gibt es nur in den Gebirgsabhängen am südwestlichen und südöstlichen Rande. Zuckerrohr, Baumwolle, Indigo kommen zwar vor, aber in geringer Quantität und nicht von vorzüglicher Qualität; daher ist ihr Anbau gering. Das edelste Erzeugniß A.s und der Hauptgegenstand seines Handels ist der Kaffeebaum, der vorzüglich in den Gebirgen von Jemen wächst und ein mildes, nicht allzu heißes Klima und gute Bewässerung verlangt. Andere Gewächse der Halbinsel sind: der Weihrauch, vorzüglich in den östlichen Gegenden; der Balsambaum ebenfalls in Jemen, vorzüglich aber in der Gegend von Medina; Baumwolle; Wein in den östlichen Gebirgen; Gummibäume; viele Arten Euphorbien und Aloen; Tamarinthen, Sennes, Koloquinten, Manna vom Tarfastrauche; Hülsenfrüchte; Arbusen, Melonen, Gurken, Mohn, Oliven, Indigo, Kern- und Steinobst. In der arabischen Thierwelt nimmt die erste Stelle ein das Pferd, nicht sowohl an Schönheit, als an Schnelligkeit, Ausdauer und Gelehrigkeit das erste seiner Art in der Welt. Das Nedsched ist das eigentliche Vaterland dieser Pferde (vergl. Arabisches Pferd). Das Kameel ist der unentbehrlichste Begleiter des Wüstenbewohners, sein „Schiff", mit dem er das Sandmeer durchschneidet, und oft sein einziger Reichthum. Der Esel und das Maulthier sind hier schöner und stärker als bei uns, und in den Gebirgsgegenden A.s sehr häufig; Rinder, Ziegen und Schafe nähren die Ackerbauer, Bergbewohner und vorzüglich die Beduinen der Oasen, deren einziger Reichthum die Heerden sind. In die Herrschaft der Wüste theilt sich der Mensch mit Löwen, Hyänen, Schakals. Eine Menge Affenarten finden sich in Jemen. Gazellen und Gemsen bewohnen die Bergspitzen der Randgebirge und wahrscheinlich auch der innern Hochebene. Als Wüstenbewohner kommt auch vor der Strauß, an den Küsten die Kropfgans; von Raubvögeln Adler, Geier, Falken und Eulen, welchen Tauben, Hühner, Fasane rc. zur Beute werden. Heuschrecken sind oft Landplage; einige Arten derselben dienen inzwischen den Menschen zugleich als Speise. Merkwürdig ist das Vorkommen eines Insekts, des Nervenwurms. Es erzeugt sich öfters nach dem Genusse unreinen Wassers unter der Haut und muß, einem oft mehre Fuß langen Faden gleich, vorsichtig und allmählig (mehre Wochen werden dazu erfordert) herausgewunden werden. An Reptilien ist A. wegen seiner Dürre verhältnißmäßig arm; doch gibt es mehre Arten Schlangen und Eidechsen. Unter den Insekten sind Skorpionen und giftige Spinnen zu nennen. An den Küsten des rothen und persischen Meerbusens wird seit Jahrtausenden Perlenfischerei getrieben, welche mehre tausend Boote beschäftigt u. der einträglichste Gewerbzweig der östlichen Küstenbewohner ist.

Bevölkerung. Bei einem Flächeninhalt, welcher den von Deutschland viermal übertrifft, und bei gleicher Dichtigkeit der Bevölkerung 150 Millionen Bewohner tragen müßte, hat A. nur 10 — 11 Millionen Einwohner und demnach kaum $^1/_{14}$ der Dichtigkeit von Deutschlands Bevölkerung. Am stärksten ist diese noch in Hedschas, Jemen, Oman und Lahsa, unverhältnißmäßig dünner in Nedsched und der Sinaihalbinsel, während die Wüsten, beinahe die Hälfte des Ganzen, nur von den Beduinen und Karavanen betreten werden. Zum seßhaften Leben lockt keine Stätte des innern A.s; wer hier leben will, muß wandern; nur die fruchtbareren Thallandschaften seiner Gebirgsränder sind feste Kulturstellen. Daher besteht die arabische Bevölkerung der Mehrzahl und dem Kern nach aus Beduinen, den Kindern der Wüste, die von Raub und Viehzucht leben und deren Fürsten Scherifs, Emirs und Scheiks sind, oder aus Fellahs, die Viehzucht und Ackerbau treiben, oder aus Hadesi, welche beide letzten Klassen Dörfer und Städte bewohnen und unter Imans oder Sultanen und Königen stehen. Nirgends herrscht in A. der eigentliche orientalische Despotismus; der Koran, mehr noch Sitte und Herkommen, mildern die Macht der Fürsten; am freiesten lebt der Beduine, er verachtet den seßhaften Fellah. Wie A.s Boden gleichartig und stätig ist, so ist auch der Araber einfach und der von heute gleich dem aus Hiobs Zeit. Er ist von mittlerem, hagerem, aber muskulösem Körperbau, der das schönste Ebenmaß zeigt. Sein Bedürfniß nach Speise und Trank ist gering. Das Kernwort, womit die Bibel das Sittengemälde der Söhne Ismaels in kräftigen Zügen umreißt: „deren Hände gegen Jedermann und Jedermanns Hände gegen sie", ist, wie damals, so noch jetzt, die einfachste und treueste Kontur des Charakters der Wüstenbewohner; raubsüchtig und im steten Hader unter einander, vereinen sich die arabischen Stämme nur wider den fremden Eindringling, sogar wider den Reisenden, wenn diesen nicht das Gastrecht vor ihren Lanzen schützt. Die Zusage des Gastrechts ist nur ein Privilegium wider den Raub, oft zwar von freien Stücken gewährt, öfter noch erkauft oder aus Scheelsucht gegen feindliche Stämme gegeben, denen durch den Schutz, welchen der Reisende genießt, die Beute entgeht. Habsüchtig und gierig, lügnerisch und betrügerisch im Handel und Wandel, aber tapfer und freigebig, mild und dankbar und vor Allem gastfrei und treu in Erfüllung des selbst dem Feinde gegebenen Wortes, mäßig und enthaltsam, ein munterer Gesellschafter und heiterer Gefährte, witzig, launig, wohlberedt und voll dichterischer Phantasie, ein warmer Vertheidiger seiner Ehre und besonders der des Harems, hat der heutige Beduine noch alle die Vorzüge und Mängel des Charakters seiner Ahnen vor Jahrtausenden; er wäscht den Schimpf in Blut u. dürstet nach demselben, wenn es sich darum handelt, das vom Feinde vergossene des Blutverwandten zu rächen. Seine Wohnung ist das Zelt, von dessen Theilen auch die Kunstwörter seiner Prosa und Poesie hergenommen sind; sein Geräthe Kameelsattel, Wasserschlauch und Dreifuß; seine Kleidung ein wollenes Hemd und ein Mantel, dessen weiße und braune Streifen der Haut des Zebra oder den farbigen Streifen der Felsen nachgeahmt sind; seine Waffen Speer u. Schwert, Helm und Panzer; seine Speise süße und saure Milch des Kameels, ungesäuertes Brod, Butter, Datteln und Trüffeln der Wüste; sein Reichthum

das Kameel u. das Pferd; seine Hausthiere der Hund und die Katze.

In einem so einfachen und rohen Volke können auch die Industrieverhältnisse nur roh und unentwickelt seyn. Weit mehr als diese sind es die kommerciellen seit uralter Zeit. Vor Jahrtausenden schon liefen die indischen und persischen Handelsflotten in die Häfen von Katif und Ghafr, in die von Aden und Mokka; Dschidde war der Landungsplatz der afrikanischen Handels- und Pilgerkaravanen; gegen Syrien war Dumetoldschendel die Hauptniederlage der arabischen Waaren, von wo dieselben nach Boßra u. Dscherasch, sowie nach Damaskus und Tadmor gingen. Die Midianiten und Edomiten waren lange Zeit Vermittler des Handels zwischen Phönicien und Aegypten, und Haupthandelsplätze der Edomiten waren am Ende des arabischen Meerbusens Aila, und das auf einer nahen Insel gelegene Eziongeber. Zu Meschkar wurde eine berühmte Messe gehalten, und hier waren amtliche Beschauer angestellt, die jede schlechte Waare vom Markte entfernten; solche Untersuchung hieß Mes (die Messe). Ein zweiter großer Markt bestand zu Jemama. Von andern jährlich an bestimmten Tagen gehaltenen Märkten erlangten Berühmtheit die von Sanaa, der Hauptstadt Jemens, wo die Könige der Beni Homeir, d. i. der Röthlichen (so genannt von der rothen Farbe ihrer Kleider, wie später von der rothen Farbe der Mauern der Palast der Könige von Granada Alhambra), im Palaste Ghomdan residirten; endlich der Markt von Okhad, durch die Wettkämpfe der Dichter für immer in der Geschichte ausgezeichnet. Südarabien liefert jährlich 100,000 Centner Kaffee, größtentheils an die Briten, Datteln, Pferde, Perlen, Gummi, Räucherwerk; es bezieht Waffen aus Persien, Stoffe aus Indien, und Luxusartikel aus Europa. Der Araber liebt die Freiheit mehr als sein Leben. Fremde Obergewalt, so oft sie sich ihm aufgedrungen, hat niemals lange gedauert. Selbst die gefährlichste, die Mehemed Ali's, Pascha's von Aegypten, war von keinem Bestande, und auch die Engländer denken wohl nimmer an eine Herrschaft über A., wie sie sich eine in Indien gegründet. Die Religion des Arabers ist der Islam, dem er aber mit weniger Bigotterie und Unduldsamkeit gegen andere Glaubensgenossen ergeben ist, als der Türke. Der größte Theil gehört zu den Sunniten, welche außer dem Koran noch die Sunna oder Tradition festhalten; an der Ostküste gibt es viele Schiiten, welche, die Sunna verwerfend, sich lediglich an den Koran halten. Die Beduinen von Nedscheb sind meist Wahabiten oder Wahibi's, Anhänger der Lehre des Abd-el-Wahab, welcher um 1770 eine Reformation des Islam unternahm und die Nomaden des Hochlandes zu einer mächtigen Konföderation zu vereinigen wußte, deren Hauptsitz Derreyeh war. Die Wahabiten sind Verächter der Kaaba und plünderten 1802 und 1804 die heiligen Städte Mekka und Medina. Mehemed Ali's Sohn Ibrahim hat sie 1811 — 1818 geschwächt, aber nicht vernichtet. Kadi's und Molla's bekleiden in A. die richterlichen und geistlichen Würden. Der Religionseifer der höhern Stände ist gegenwärtig sehr erkaltet, und von oben bringt die Irreligiosität von Tag zu Tag mehr in das Volk ein. Die Ehe ist islamitisch; der Mann darf 4 Frauen haben, gewöhnlich hat er jedoch nur eine. Die Heirath ist ein Kauf; Weiber und Töchter der Vornehmern leben im Harem, die Söhne erzieht der Vater. In manchen Gegenden, z. B. in Oman und den Oasen des östlichen Nedscheb, betreiben die Weiber allein die Wirthschaft u. den Acker- und Weinbau. Während die Frauen arbeiten, sieht man die männliche Bevölkerung eines Dorfes den ganzen Tag lang unter ihren Reben, ihren Dattel- u. Feigenbäumen herumliegen, Verse aus dem Koran recitiren oder sich dem Schlafe überlassen. Dies träge, indolente Leben wechselt mit den größten Strapazen. Hat der Araber das Roß oder Kameel bestiegen, so durchzieht er die Wüste Hunderte von geographischen Meilen weit und unter den unsäglichsten Entbehrungen. Kein Laut der Ungeduld und der Unzufriedenheit wird rege; er erträgt Hunger und Durst und die Gluth der Sonne im glühenden Sand mit stetem Gleichmuth.

Die alten Geographen theilen A. in das wüste (Arabia deserta), welches die Sandstriche südlich von Palmyra und Thapsacus umfaßte, und in das glückliche A. (Arabia felix), d. i. die ganze Halbinsel jenseits der nördlichen Wüsten; vorzüglich aber verstand man unter letzterem Namen die Küstenländer am arabischen Meerbusen. Seit Ptolemäus unterschied man 3 Theile: das glückliche, wüste und peträische A. (Arabia petraea); letzteres, nach der Stadt Petra benannt, umfaßte die Halbinsel des Sinai. Jetzt theilt man A. gewöhnlich in folgende Provinzen:

1) Hedschas oder wüstes A. Längs der westlichen Küste der Halbinsel von der Straße Bab-el-Mandeb unter 12° nördl. Breite zieht sich in geringer Entfernung vom Meere eine Bergkette bis nach Syrien hinauf, wo sie im Antilibanon, nördlich von Damaskus unter 34° nördlicher Breite ihr Ende erreicht. Meistentheils lange Ketten bildend, erhebt sie sich in ihrer nördlichen Richtung, wo sie unmittelbar am rothen Meere und dem Busen von Akaba abfällt, zu zackigen Spitzgipfeln, die zuweilen 6000' Höhe und darüber erreichen. Etwa vom 18° der Breite bis an die nördlichste Spitze des Meerbusens von Akaba führt dieser Küstenstrich bei den Arabern den Namen Hedschas, während er den Europäern seit Ptolemäus Zeit unter dem Namen wüstes A. (Arabia deserta) bekannt ist. Er besteht aus dem 2—5 Meilen breiten, sandigen und dürren Uferland Thehama (Ufer) und dem Abfalle der Gebirge oder Dschebel. Auch die Gebirgsabhänge sind öde und nackt, und nur in den engen Thälern (Wadi's), welche die Bergkette bald der Länge, bald der Quere nach durchfurchen, ist Vegetation. Das Meer ist bis zum südlichsten Vorgebirge Bab-el-Mandeb hinab an der Küste mit Sandbänken und Korallenfelsen bedeckt, und die Schifffahrt in der Nähe der Ufer höchst gefährlich; deutliche Spuren zeigen, daß das Niveau des Wassers hier in beständigem Sinken begriffen ist. Mekka und Medina, die heiligen Städte der moham-

medanischen Welt, liegen hier auf terrassenartigen Absätzen des Gebirges in oasenartigen Thalschluchten. Ihre Hafenstädte Dschidda u. Jambo, jene für Mekka, diese für Medina, sind gegenwärtig die wichtigsten Seeplätze dieser Landschaft, welche von den Karavanen, die sie Jahr aus Jahr ein durchziehen, ihren Namen (Hedschas, d. i. Durchzug) erhalten hat. Die Bevölkerung des Hedschas ist sehr schwer zu bestimmen, da die nomadischen Stämme ohne feste Wohnsitze nur ungenaue Schätzungen zulassen und doch aus ihnen die Mehrzahl der Population besteht; daher auch die große Verschiedenheit in den Angaben der Geographen, welche zwischen $2^1/_2$ und 6 Millionen wechseln. Wenn man die von Jemen auf $2^1/_2$ Millionen mit ziemlicher Sicherheit annimmt und jene von Maskat auf $1^3/_4$ Millionen, die ganze arabische Bevölkerung aber wohl mit 10 Millionen nicht überschätzt, so würde $2^3/_4$ Millionen auf Hedschas fallen, was der Wahrheit ziemlich nahe kommen mag. Man kennt etwa 30 unter Imans (Fürsten) stehende Stämme im Hedschas, von denen mehre noch von direkten Nachkommen Mohammeds geführt werden. Doch haben diese schon frühe dem Khalifat von Bagdad, nachher dem Sultanat in Konstantinopel die Oberherrlichkeit zugestanden. Das Haupteinkommen der Hedschasfürsten besteht aus dem 10. Theil der Erzeugnisse von Land, Heerden und Raub und dann auch von den Geleitgeldern, welche sie von den Karavanen und dem Handel der Seestädte beziehen, sehr oft erpressen.

2) Das Sinailand oder das peträische A. Parallel mit dem obenerwähnten Gebirgszuge, der sein nördliches Ende im Antilibanon erreicht, zieht eine andere Reihe, westlich von jenem, die aber eine weit geringere Ausdehnung hat. Sie beginnt am Ras Mohammed, der südlichen Spitze der von den beiden Meerbusen von Suez und Akaba gebildeten Halbinsel, trägt hier an ihrem Südende die heiligen Berge Sinai u. Horeb, zieht fast gerade nordwärts, mit geringer Ablenkung nach Osten, und erreicht, ungefähr unter 30° nördl. Breite, die Ostküste des mittelländischen Meeres und damit die Grenze Palästina's, welche sie zwischen dem Jordanthale und dem Meere durchschneidet, um sich im Norden von Galiläa zum Libanon zu erheben. Der zwischen den beiden Armen des rothen Meeres gelegene Theil dieses Berglandes bis gegen die Grenze von Palästina hin ist das sogenannte peträische A. Es ist ein hochansteigendes, terrassenförmiges Land, das gegen Norden ganz sanft abfällt u. bis auf wenige hundert Fuß über den Horizont des Meeres herabsinkt, gegen Süden hingegen ansteigt, dann plötzlich senkrecht abfällt und ein vorliegendes Küstenland hat, dessen Berge hoch über die höchsten Punkte der höchsten Terrassen ansteigen. Das Küstenland besteht größtentheils aus normalen oder abgesetzten Gesteinschichten, unter denen die Kreide und der bunte Sandstein vorherrschend sind; letzterer wird häufig von amphibolitischen Massengesteinen, dem Diorit, Syenit und Porphyr, durchbrochen, bis endlich im südlichen Theile der Halbinsel und ihre Spitze bildend eine ungeheure Granitmasse emporsteigt, der Tor, d. i. Berg Sina, der von Südost nach Nordwest sich erstreckt, die Grundlage aller nördlichen Ablagerungen bildet und den Typus zur Gestaltung des peträischen A.s gegeben hat. Zahlreich sind die Gipfel des Tor Sina, wie die Araber das ganze Sinaigebirge zu nennen pflegen; unter ihnen ragen hervor der Dschebel-Musa (Mosesberg), der Katharinenberg und der Horeb (6000 — 8000 Fuß), wiewohl diese nicht die höchsten Spitzen sind; denn südlich von ihnen liegen noch andere ungenannte Berge, die sich bis zu 9000 Fuß über das Meer erheben. Das Innere des Landes bilden Terrassen, die sich von West in Ost nach einander erheben. Die erste ist die des Dschebel-Et-Tyh mit einem großen Plateau, der Kreide und dem bunten Sandstein angehörig, durch tiefe Thäler vom Granitstock getrennt; die zweite ist die des Dschebel-Edschme, der Kreideformation angehörend, wie die dritte. Die Abfälle dieser Terrassen erstrecken sich dem Küstenland am rothen Meere parallel von Südosten nach Nordwesten. Das Plateau von Dschebel-Et-Tyh wird der Länge nach von einem Thale, Wadi-el-Arisch, durchzogen, dem einzigen des peträischen A.s, welches unmittelbar in das Mittelmeer ausmündet, aber wie alle übrigen Thäler dieser Gebirgsgegend nur in den sehr seltenen Fällen, wenn es stark regnet, Wasser hat. Die Berge der ganzen Sinaigruppe sind nichts weniger als schön, meist ohne Ausdruck, sehr unmalerisch, in den Thälern des südlicheren Theiles herrscht einige Vegetation; im Norden aber wird das Plateau zur vollkommenen Wüste, die sich bis ans mittelländische Meer erstreckt. Dies ist das ewig denkwürdige Land, in dessen Thälern Moses dem Volke Israel jene heiligen Gebote bekannt machte, welche, unmittelbar und mittelbar, durch Christenthum und Islam Geltung in allen Teilen der Erde erlangt haben. Daß diese gegenwärtig nur von wenigen Beduinenstämmen durchzogene Gegend einst ungleich bevölkerter war, davon geben die prächtigen Ruinen der alten Stadt Petra im Wadi Musa, die der Halbinsel ihren Namen gab, und zahlreiche, noch wohl erhaltene, mit ägyptischen Hieroglyphen bedeckte Grabmonumente, welche Niebuhr hier fand, sprechendes Zeugniß. Jetzt sind in diesem Theile A.s das zu Aegypten geschlagene Suez u. Akaba die einzigen stadtähnlichen Orte. Nicht weit von Akaba liegen die Ruinen des alten Aila. Die im Sinailand nomadisirenden Beduinen sind steuerfrei u. zahlen nur freiwillige Geschenke. Die Scheiks sammeln ihren Unterhalt auch meist als freiwillige Gaben von Zeit zu Zeit innerhalb ihres Distrikts ein, oder sie erheben, nach Art des Adels in den Zeiten des Faustrechts, Zölle von den durchziehenden Karavanen und Pilgern, die dann u. wann ein bestimmtes Maß haben ($^1/_2$%— $1^1/_2$% vom Waarenwerth), öfter aber ganz willkürlich gefordert werden.

3) Jemen oder das glückliche A. Der südliche Theil der arabischen Westküste vom 18° nördl. Breite bis an das Vorgebirge Bab-el-Mandeb, ist die Landschaft Jemen oder das sogenannte glückliche A. Wenn schon in Mekka wenigstens von Zeit zu Zeit der tropische Regen seinen wohlthätigen Einfluß ausübt und in den Thälern eine rasche Vegetation hervorruft,

so ist dies in viel reichlicherem Maße der Fall, je weiter man gegen Süden fortschreitet. Zwar fehlt auch hier noch die Regelmäßigkeit im Eintritt der Regenergießungen, welche in den gegenüberliegenden Küstenländern Afrika's zu ganz bestimmten Wochen und Tagen die Flüsse schwellen macht, und es vergehen auch in Jemen bisweilen 3 Jahre, ohne daß ein Tropfen Regen fällt; jedoch ist hier im Ganzen die Atmosphäre wasserreicher, und das lange Ausbleiben des tropischen Niederschlags gehört zu den Ausnahmen. Daher bekleidet jährlich sich erneuernd ein bezaubernder Teppich Berg und Thal, und es schießt eine kräftige Vegetation auf, die man sonst nirgend in A. findet. Jemen, wie alles Küstenland der Halbinsel, zerfällt in ein flaches, sandiges Ufer, Thehama, welches nur an einigen Stellen, wo es Bewässerung aus den Bergen erhält, fruchtbar ist und vorzüglich Durrah-Hirse und Palmen hervorbringt, und in einen Gebirgsstrich, Dschebel. Die Höhe dieses Berglandes steigt bis 5000 F. und 6000 F. Prächtige, im nördlichen A. fast unbekannte Waldungen mit hohen Bäumen, unter welchen mehre ausgezeichnete Feigenarten, bedecken die Abhänge der Berge, während ihre Gipfel meist nackt hervortreten und in den Thälern und auf den terrassenförmigen Absätzen derselben in Höhen von 1500 bis 2000 F. die Kultur des Kaffeebaumes betrieben wird, der hier in Jemen, namentlich in der Umgegend von Mokka und jenseits des rothen Meeres im südabyssinischen Hochlande Kaffa seine Heimath hat. Im engsten Sinne wird übrigens unter Jemen nur der südliche Theil der Westküste, namentlich das Gebiet des Iman von Szanna, verstanden, wo die Thehama breiter sich ausdehnt und der tropische Charakter des Landes am entschiedensten ausgeprägt ist. Die ansehnlichsten Städte sind: Mokka, Beit-el-Fakih, Loheia, Szanna (Sana oder Sanna), Residenz eines mächtigen Iman, Damar im Gebirge, Aden mit gutem Hafen, der wichtigste Platz an der östlichen Grenze, seit 1838 in Besitz der Briten. Jemen zerfällt in mehre von Imans beherrschte Staaten. Die Bevölkerung beträgt $2^1/_2$ Million.

4) Hadramaut, die Südküste A.s, umfaßt das ganze Küstenland vom Kap Aden bis zum Ras-el-Had, den unbekanntesten Theil aller arabischen Küstenländer. Wellsted hat einige Punkte des Küstenlandes betreten und die Ruinen von Nekeb-el-Hadschar, einem alten Waarenmagazin, 50 engl. Meilen im Innern, besucht. Er fand dort himjaritische Inschriften. Fresnel sammelte durch Hörensagen von Kaufleuten aus Hadramaut, die er in Dschidda kennen lernte, einige dürftige Notizen. Ein großer Theil des Küstenlandes ist öde und unfruchtbar, während das Innere, Mahra genannt, eine vollkommene Wüste bildet, in der nur hin und wieder oasengleiche Bergzüge zu liegen scheinen, welche an Fruchtbarkeit mit Jemen zu wetteifern vermögen. Städte sind Schiban im Innern, Doan, Dafar an der Küste, Kischin, Hauptstadt des Distrikts Mahra, Residenz eines Sultans, dessen Macht sich aber nicht über die Umgegend der Stadt erstreckt. In einem großen Theile von Hadramaut wird noch himjaritisch gesprochen.

5) Oman. Am Ras-el-Had, der südöstlichsten Spitze der arabischen Halbinsel, nimmt die Küste eine nordwestliche Richtung an. Von hier oder schon von dem Punkte, welcher der Insel Mazeira (20° 48' n. Br.) gegenüberliegt, bis an das Kap Muschendom (28° 24' n. Br.), welches den Eingang zum persischen Meerbusen beherrscht, erstreckt sich die Landschaft Oman, deren genauere Kenntniß wir den Reisen des britischen Lieutenants in der ostindischen Marine J. R. Wellsted verdanken. Die Provinz ist ein weites Gebirgsland; fast unmittelbar am Meeresrande erheben sich Bergreihen hinter Bergreihen, welche etwa 10 Meilen von der Küste im Dschebel Akdar eine Höhe von 6000 F. erreichen. Urkalk bildet den Kern der hohen Gebirgskette; an ihr lagern in den Vorbergen und am Fuße der niedern Höhenzüge Glimmerschiefer und Thonschiefer, oft von Porphyrmassen durchbrochen. An mehren Punkten der Küste entwickelt die Basaltformation prachtvolle Säulenbildungen. Im Westen wird die Gebirgslandschaft von der großen südlichen Sandwüste begrenzt. Die größte Breite des bewohnten Landes zwischen der Küste und der Sandwüste beträgt 150 englische Meilen, im Durchschnitt 120 Meilen, die ganze Länge 350 Meilen. Oman hat an den Küsten afrikanische Hitze, so daß das Thermometer nicht selten 40° R. zeigt; gegen das Innere mildert aber das Aufsteigen des Bodens die Gluth, und auf den Höhen des Akdar sind während der Wintermonate Schnee und Eis nicht unbekannte Erscheinungen. Der Regenniederschlag wird dadurch sehr befördert, daß die vom Meere her durch die Nordost-Monsuns angetriebenen Wolken an den hohen Zacken der Bergketten aufgehalten werden und daher genöthigt sind, sich hier zu entladen. Der Eintritt der Regenzeit ist regelmäßig und sicherer als in Jemen; sie dauert vom Oktober bis zum März, in welcher Periode es monatlich 3—4 Tage regnet. Gleichwohl sind die Berghöhen, mit Ausnahme des Dschebel Akdar, waldlos und kahl; auch trocknen die Bergströme während des Sommers wieder ein, und die Kultur kann sich daher nur auf einzelne Oasen erstrecken, in denen Durrah und Datteln gedeihen. Oman selbst ist als eine von zahlreichen Thälern und Oasen durchschnittene Gebirgswiese zu betrachten. Die Oasen, von weniger als einer bis acht englischen Meilen Umfang, sind gewöhnlich oval und dehnen sich in rechten Winkeln gegen die Ströme aus, die sie bewässern. Die in den Städten und Dörfern lebenden Araber (Mostaraber) haben feste Sitze und sind wohlgenährter als ihre wandernden Brüder, die mit ihren Heerden in den dazwischen liegenden Wüsten umherziehen. Der Sohn eines Beduinen läßt sich oft in einer Stadt oder Oase nieder, während auch umgekehrt der Seßhafte, der Ruhe überdrüssig, seinem Hange zum Beduinenleben folgt. Die Beduinen haben patriarchalische Verfassung und die Hoheit des Imans oder Sultans von Maskat ist nur nominell. Die Ansässigen dagegen sind mehr oder weniger seiner Oberherrschaft unterworfen. Am wenigsten Einfluß hat der Sultan in den nördlichen Gegenden. Das Gesammtterritorium von Oman wird in 4 Distrikte getheilt: Batnah, ein langer Landstreif längs der Küste

gegen Norden bis Sib; Darrah, dem ersten Bezirk parallel laufend, aber im Innern des Landes; Oman im engern Sinne, die Centraltheile des Landes begreifend; Dschailan gegen Südost. Die Hauptstadt ist Maskat, Residenz des Sultans mit 60,000 Einwohnern und bedeutendem Handel. Andere Städte sind Sur, Hafenstadt, 80 englische Meilen südöstl. von Maskat, Ibrah, Minna in überaus fruchtbarer Oase, Sib, Makinyat (10 geographische Meilen von der Küste), von Wahabiten besetzt, Bedia u. a.

6) Lahsa. Längs der Küste des persischen Meerbusens erstreckt sich die Landschaft Lahsa od. Hadschar. Das Ganze ist ein überaus heißes, sandiges, doch im Ganzen besser als andere Küstenstrecken A.s bewässertes Thehama. Auch dieses wird durch eine Bergkette vom Innern getrennt. Hier ist der einzige Fluß A.s, welcher das ganze Jahr hindurch Wasser zu haben scheint, und das Meer erreicht, der Aslan. Der Küste gegenüber liegt die durch Perlenfischerei berühmte Inselgruppe Bahrein. Städte sind Lahsa, Elkatif.

7) Das Innere A.s, Nedsched. Das große Tafelland enthält in seinem mittlern Theile (Nedsched) eine große Menge wenig bekannter Kulturgebiete, während nach Süden gegen Hadramaut und Oman, so wie nordwärts gegen den Euphrat hin große Wüsten sich ausdehnen. Nedsched wird von Bergketten durchzogen, deren kahle Felskoppen vielleicht die Höhe von 9000 Fuß erreichen und einen großen Theil des Jahres hindurch mit Schnee bedeckt sind. Hier, im östlichen Theile von Nedsched, liegt Derreyeh, die Hauptstadt der Wahabiten, 1818 von Ibrahim Pascha zerstört, 1837 und 1838 wieder aufgebaut. Von der nördlichen Wüste, in welcher arabische Geographen einzelne Distrikte Scham, Dschesira und Erak unterschieden, ist der östliche Theil noch am bekanntesten, weil die Karavanen von Bagdad nach Basra ihren Weg hier durch nehmen. Längs des Euphrat ist das Land gut bewässert und fruchtbar an Tamarisken, Cypressen, Citronen, Feigen, Oelbäumen, Akazien ꝛc. Das Land verliert allmählig den Charakter der Wüste; es hört auf A. zu seyn.

Geschichte. Je weniger die verbürgte Geschichte von der Herkunft der Araber zu berichten weiß, desto ausführlicher verbreitet sich die unsichere Tradition über die älteste Genealogie des Volks. Die Völkertafel, 1. Mos. 10, führt den Ursprung der die Population A.s bildenden Stämme theils auf Chusch, den Sohn Hams, theils auf Joktan, einen Semiten, zurück; an anderen Stellen der nämlichen Urkunde (Kap. 25) werden arabische Stämme von Abraham abgeleitet, aber als Sprößlinge seiner Kebsweiber Ketura und Hagar. Die einheimische Tradition kennt eine doppelte Abstammung der heutigen arabischen Völker: von Joktan (arab. Kachtan), einem Abkömmling Sems, sollen die ursprünglichen Bewohner A.s (Jemens) abstammen, und zu diesen Joktaniden sollen sich später wandernde Horden gesellt haben, die in Ismael, dem Sohne Abrahams, ihren Stammvater verehrten. Die Ersteren werden vorzugsweise Araber, die Letzteren Mostaraber (d. i. Arabisirte) genannt. Während die Joktaniden feste Wohnsitze liebten und Reiche stifteten, wanderten die Ismaeliten als Nomaden von Oase zu Oase. Daher waren die Beherrscher der arabischen Landschaften sämmtlich joktanidischer Abstammung. Die ältere Geschichte A.s ist dunkel und wegen der seltenen u. geringfügigen Berührungen, die zwischen diesem Lande und der übrigen Welt Statt fanden, von wenig Interesse. Nach A. versetzt die Mythe die Erziehung des Osiris, der nachher nach Aegypten wanderte; Dionysus berührte auf seinem Zuge nach Indien auch A.; mit Nimrod zogen arabische Horden nach Babylonien und sechs arabische Könige saßen nach ihm auf dem babylonischen Thron. Unter des Ninus Hülfsvölkern finden sich auch Araber mit ihrem Fürsten Ariäus. Auch wurden aus dem südlichen A. frühzeitig Eroberungszüge nach Aegypten gemacht, und jene Hyksos, welche im 17. Jahrhundert vor Chr. sich des ägyptischen Thrones bemächtigten, sind vielleicht arabische Emire gewesen. Andererseits unterjochte Sesostris auf seinem Eroberungszuge mehre arabische Stämme. Bald indeß mußten sich wieder die Könige von Aegypten gegen die Einfälle der Araber durch einen langen Wall sichern; Tnephachts Heereszug nach A. (um 800 v. Chr.) endete mit einer schmählichen Rückkehr. Glücklicher waren die assyrischen Herrscher Phul und Sanherib bei ihren Angriffen auf das nördliche A. gegen das Ende des 18. Jahrhunderts. Die persischen Könige Cyrus und Cambyses ließen den Bewohnern des peträischen A.s ihre Unabhängigkeit und schlossen selbst Bündnisse mit ihnen. Später gelang es einem der ägyptischen Ptolemäer, einen Strich Landes an der Grenze von Aegypten zu erobern. Gegen die wahrscheinlich aus Aramäa eingewanderten Nabathäer, die den Hauptstamm im peträischen A. bildeten, schon früh unter der geordneten Regierung eines gemeinsamen Oberhauptes lebten und durch Ackerbau und Handel zu Wohlstand gelangt waren, machte Antigonus (312 v. Chr.) von Syrien einen unglücklichen Feldzug; auch sein Sohn Demetrius, der im Jahr 310 diese Niederlage zu rächen gedachte, richtete wenig aus. Dagegen gelang es Antiochus dem Großen (219), die Stadt Rabbath Moab zu erobern und mehre arabische Stämme zu unterwerfen, welche Eroberungen er jedoch wegen der inzwischen mit Aegypten begonnenen Feindseligkeiten (217) wieder aufgeben mußte. Von jetzt an erblicken wir die arabischen Stämme fast stets im Kampf mit dem jüdischen Staate.

Mit dem Volk Israel waren Araber (Midianiter) schon während des Zugs durch die Wüste in feindliche Berührung gekommen, und in der Richterperiode beunruhigte derselbe Stamm wiederholt die Israeliten. David und Salomo legten die Feindseligkeiten bei, verkehrten friedlich mit den Arabern, und Letzterer knüpfte vortheilhafte Handelsverbindungen mit ihnen an; sein Name war zumal in Saba geachtet. Auch Josaphat bildete die kommerciellen Beziehungen mit den Arabern fort; gegen Joram aber zogen wieder arabische Stämme zu Felde, und erst König Usia gelang es, die Grenzen gegen sie zu sichern. Als die Assyrer u. die Babylonier sich über Syrien u. Palästina warfen, blieben die Araber des In-

nern sicher und unberührt, aber die Grenzstämme im wüsten und peträischen A. wurden aufgeschreckt, und die Propheten lassen es nicht an Drohungen gegen sie fehlen. In den nachexilischen Perioden sind arabische Könige mit den syrischen freundschaftlich verbunden und stellen Truppen zu den Heeren der Letztern, wovon Jonathan Anlaß nimmt, einmal gegen die Beduinen in der Nähe von Damaskus zu streifen. In dieser Zeit machten die Stämme der Wüste Eroberungen innerhalb der Grenzen Palästina's, und die Makkabäer suchten vergeblich sie zurück zu drängen, da jene sich bald an Syrien, bald an Aegypten anschlossen. Zu dem peträischen Fürsten Zabdiel floh 146 v. Chr. der syrische König Alexander Balas vor seinem gewesenen Schwiegervater Ptolemäus Philometor und seinem Gegenkönige Demetrius; aber der arge Gastfreund ließ dem Flüchtling treulos den Kopf abschlagen und denselben dem Ptolemäus überbringen. Johannes Hyrcanus zog 129 gegen die Idumäer, deren Nähe oftmals der Tyrannei der Syrer Vorschub leistete. Es wurde ihnen die Wahl gestellt, aus dem Lande zu ziehen, oder durch die Beschneidung und Annahme des Judenthums sich dem jüdischen Staate einverleiben zu lassen; sie wählten das Letztere, u. gaben dann in Herodes dem Großen den Juden einen Herrscher. Das blühende Peträa zog aber der Römer Aufmerksamkeit frühe auf sich. Josephus nennt als ersten König von Peträa Simalkun (Malichus, Malik) um 144 v. Chr. Sein Nachfolger Aretas I. (Hareth) kam 126 dem belagerten Gaza zu Hülfe. Ihm folgte Obodas (Obeidas); von diesem wurde Alexander Jannäus 92 v. Chr., nachdem er das von den Arabern besetzte Amathus eingenommen und dessen Festungswerke zerstört hatte, in einen Hinterhalt gelockt und völlig geschlagen. Fast das ganze jüdische Heer ward unweit Gadara von den Kameelen des Arabers zertreten, und den Alexander rettete nur ein schimpflicher Vergleich vor dem Untergang. Zwar machte der syrische König Antiochus Dionysus, der Damaskus erobert hatte, einen Feldzug nach A. (82), fand aber dabei seinen Tod, worauf der Araberkönig Aretas II. von einer Partei in Damaskus zum Könige ausgerufen wurde. Alexander mußte sich durch schwere Opfer mit ihm abfinden. Bald aber gab ihm das Sinken der arab. Macht Raum, seine Herrschaft jenseit des Jordans zu erweitern. In dem Bruderkriege zwischen den Gegenkönigen Hyrcanus II. und Aristobulus II. veranlaßte der Idumäer Antipater den geschlagenen Hyrcan, nach Petra zu entfliehen, dessen König Aretas, ein Bundesfreund des Antipater, ihm Sicherheit versprach. Dort ward, dem Plane gemäß, Aretas für Bekriegung Judäa's gewonnen. Zwölf, von Alexander Jannäus den Arabern genommene Städte gaben den Vorwand. Mit 50,000 Mann brach Aretas in Judäa ein u. schlug den Aristobulus, worauf Jerusalem dem Feinde die Thore öffnete. Aristobulus behauptete nur den Tempelberg. Damals kam aber der römische Feldherr M. Scaurus, um die Eroberungspläne des Pompejus in Syrien auszuführen. An ihn wandte sich Aristobulus um Entsatz, wofür er dem habsüchtigen Römer 400 Talente bot. Obgleich Hyrcan eben so viel versprach, so stand doch Scaurus dem Aristobulus bei, denn die römische Politik war den Arabern feindlich. Er befahl dem Aretas, sich zurückzuziehen, u. dieser gehorchte dem furchtbaren Römer (64 v. Chr.); Scaurus schlug ihn aber dennoch auf dem Rückzuge und zwang ihn später durch einen Einfall in sein Land, den Frieden mit 300 Talenten zu erkaufen. Da der mächtige arabische Stamm der Nabathäer oft in das römisch gewordene Syrien Einfälle gemacht hatte, so nahmen die Römer daraus Vorwand zum Kriege gegen Petra. Pompejus selbst führte die Expedition, welche die reiche Stadt eroberte und brandschatzte (63). Nur durch reiche Goldspenden wendete Aretas sein gänzliches Verderben ab. Nachher führte Gabinius, römischer Prokonsul von Syrien, Nachfolger des Scaurus, den arabischen Krieg fort, siegte über mehre Stämme, wurde aber nach Rom zurückgerufen. Bei Pharsalus kämpften Araber auf des Pompejus Seite u. einer ihrer Fürsten, Aretas, wird unter denen genannt, die bei Philippi auf Seiten des Brutus und Cassius fochten. Antonius wollte der Cleopatra einen Theil von A. unterwerfen, weil die Peträer die ägyptischen Werften verbrannt hatten; er ertheilte dem Herodes den Auftrag, den König von Peträa, Malichus, der für das von seinem Lande zu Aegypten geschlagene Stück einen Tribut von 200 Talenten jährlich an Cleopatra bezahlen sollte, mit Waffengewalt zur Erfüllung dieser Pflicht zu zwingen. Bei Diospolis siegreich, stürzte das Heer des Herodes bei Kanatha zu vorschnell auf den stärkern Feind, ward aufgerieben, und Herodes selbst entkam nur durch die Flucht. Gleichzeitig verwüstete ein Erdbeben Judäa, und Malichus benutzte diese Bedrängniß, um sich zu rächen. Er tödtete die Friedensgesandten des Herodes u. bereitete einen Einfall vor. Aber Herodes, von römischen Legionen unterstützt, schlug die Araber bei Philadelphia und schloß den Feind ein, bis dessen beste Truppen im Versuche, sich durchzuschlagen, theils aufgerieben wurden, theils sich als Gefangene ergaben. Die Schlacht bei Actium, welche die Macht des Antonius vernichtete, rettete Peträa vor gänzlicher Unterjochung für die nächsten Jahrzehente. Erst als Augustus als Imperator über Rom herrschte, wurde der Plan zur Unterwerfung A.s erneuert. Der Prokurator von Aegypten, Aelius Gallus, wurde (24 v. Chr.) mit der Ausführung beauftragt, wozu Sylläus, der schlaue Minister des trägen Obodas II., behülflich seyn wollte. Sylläus führte die Römer, indem er ihren Zug von dem nördlichen Theile des Landes abwendete, zu Meer in die südlichen Theile; sie konnten aber hier nicht festen Fuß fassen, sondern mußten, nach einem zweijährigen Feldzuge und nachdem sie großen Verlust erlitten hatten, wieder abziehen. So erlösete des Sylläus List und des Landes Klima und seine Oede, auch die von den Römern nun gemachte Erfahrung, daß allda die gehofften Gold- und Silbergruben nicht zu finden seyen, A. von röm. Eroberungslust. Obodas II. starb 12 v. Chr.; Sylläus aber, in Rom des Verraths angeklagt, wurde später hingerichtet. Auf Obodas II. folgte Aretas III., der sich eigenmächtig auf den Thron setzte. Unter seinem Nachfolger Aretas IV. scheint Athenodorus A. besucht zu haben,

und ein halbes Jahrhundert lang ist A.s Geschichte ohne großes Ereigniß. Im Jahre 116 n. Chr. aber, nachdem die Römer lange keinen Zug nach A. unternommen hatten, drang Hadrian unter dem Kaiser Trajan tief in das Land ein. Er streifte bis Katif; Peträa (Bostra), Gerasa und andere Städte wurden zu der römischen Provinz Palaestina tertia geschlagen; doch der größere Theil A.s, die südl. Halbinsel, blieb frei vom Joche der Weltherrin. Seit dieser Zeit verscholl das verwüstete Petra u. an seiner Stelle ward Bostra Metropole und zugleich Hauptsitz des Handels mit Indien und Mesopotamien. An den Grenzen der römischen Provinz dauerten die Kämpfe inzwischen fast ununterbrochen fort und die Römer wurden ihres Besitzes nie froh. Nur die nördlichen Stämme blieben in einer gewissen Abhängigkeit von den römischen Kaisern, und ihre Fürsten wurden als deren Statthalter angesehen. Doch bald nach Trajans Tode fand Rom für gut, A. bis auf die Striche am Jordan zu verlassen und sich mit einem nur nominellen Oberhoheitsrechte zu begnügen. In dem Kriege zwischen den Gegenkaisern Pescennius Niger und Alexander Severus unterstützte 195 der arabische Stamm der Hadscharener den erstern. Auch Kaiser Aurelian bestand harte Grenzkämpfe mit den Arabern, führte 274 zwar Araber in seinem römischen Triumphzuge mit auf, aber errang nur einen Kranz ohne Frucht. Nie hat ein fremder Eroberer des Alterthums A. bleibend unterjocht; nur die Grenzen wurden berührt, und die Wunder der Todtenstadt von Petra sind die einzigen noch übrigen Denkmale der römischen Eroberungen in diesen Gegenden. Der Boden Jemens zwar ward in vorübergehenden Kriegszügen von den Elephanten der Könige von Aethiopien gestampft; gegen die Landenge von Suez, zu Sarbut-el-Kadem zeugen hieroglyphenbedeckte Gräber von Ansiedelungen der Aegypter, und die erobernden Heere des Sesostris überschwemmten wahrscheinlich auch einen Theil A.s; aber keiner dieser Gewaltigen faßte dauernd Fuß. Selbst als die Macht der Nabathäer in Peträa gebrochen war, nahm das Volk das Joch nicht auf; lieber verließ es Stadt und Reich und zog in die Wüste zurück, wo seine Nachkommen noch als Beduinen umherstreifen. Stets blieben aber die arabischen Völker zerstreut und zerspalten und zerfleischten einander Jahrhunderte hindurch in inneren Kämpfen, während welcher besonders das mittlere Hochland (Nedscheb) der Schauplatz jener ritterlichen, von den arabischen Dichtern vielfach besungenen Fehden war. In das 4. Jahrhundert n. Chr. fällt die Eroberung Jemens durch Aizana, König von Habesch und die Einführung des Christenthums in Jemen. Im J. 354 erstand, von Theophilus in Dhafar gestiftet, die erste christliche Kirche in A., die zweite zu Aden. Die frühesten arabischen Christen waren meist Arianer; erst später wanderten katholische Christen ein. Beide christliche Religionsparteien betheiligten sich aber bei den politischen Händeln. Die Arianer hielten sich an die damals sich immer weiter nach Südwesten ausbreitenden Perser, die katholischen Christen an die Aethiopier. Bald wandten sich auch viele der im orthodoxen Morgenlande verfolgten christlichen Häretiker, besonders Nestorianer und Monophysiten, nach A. Auch die Juden siedelten sich seit Jerusalems Zerstörung in Menge in A. an und machten, namentlich in Jemen, Proselyten. Der letzte König der Homeiriten bekannte sich zum jüdischen Glauben, und wegen einer von ihm über die Christen verhängten Verfolgung wurde er 502 von dem König von Aethiopien mit Krieg überzogen und verlor Thron und Leben.

Im Innern von Hedschas erhob sich damals ein, für eine große Rolle bestimmter Stamm, der der Koreischiten. Durch Verschwägerung mit den Chosaiten vergrößerten sie ihre Macht, und Seid, beigenannt Koßa, Eidam des Chosaiten Huleil, riß die Schlüsselhut des alten arabischen Heiligthums der Kaaba an sich, indem er von dem trunkenen Abu Ghabschan, dem Haupte der Chosaiten, die Schlüssel des heiligen Hauses für einen Schlauch Weines abkaufte. Der Herrschaft über Mekka bemächtigte sich Koßa durch Gewalt, indem er am Tage der Wallfahrt, während die Pilger, von Mosdelife aus, zwischen den Bergen Arafat und dem Thale Mina ihre religiösen Gebräuche verrichteten, mit den Seinigen aus dem Hinterhalte die Chosaiten überfiel, vertrieb und die Herrschaft in Mekka seinem Stamme zuwandte. Er vereinigte fortan in seiner Person alle Würden des Heiligthums und den Besitz der Symbole derselben, des Vorhangs, der Fahne, des Bechers und des Teppichs. Koßa war der vierte Ahnherr Mohammeds. Einer seiner Enkel, Haschim, der nach seines Vaters Abdolmenaf Tode Besitzer des Bechers und des Teppichs geworden, hinterlegte beide zur Hut im Heiligthume der Kaaba; sie wurden seitdem nur an dem Feste der Wallfahrt zur Bewirthung der Pilger herausgenommen. Haschim führte die Karavanenzüge im Winter nach Jemen, im Sommer nach Mekka, ein, um die Kaufleute und Pilger zu unterstützen. Haschims einziger Sohn war der Großvater Mohammeds, Abdul-Motallib, der durch das Aufgraben des verschütteten heiligen Brunnens Semsem und durch das gelobte und abgewandte Opfer seines Sohnes Abdallah, des Vaters Mohammeds, sich einen Namen machte. Gegen das Ende des 6. Jahrhunderts waren die Koreischiten in die Kriege mit den Stämmen Bekr, Taghleb u. a. verwickelt, in denen der damals noch sehr junge Mohammed tapfer mitgekämpft haben soll.

Die neue, die große Aera der arab. Geschichte beginnt mit Mohammed. Während die Araber bisher an den Weltbegebenheiten keinen oder nur geringen Antheil genommen haben, greifen sie, durch die Begeisterung für ihres Propheten Lehren zu großen Thaten angeregt, beim Beginne des Mittelalters in die weltgeschichtlichen Ereignisse nicht allein des Orients, sondern auch des Occidents umwälzend ein. Mohammed, der Stifter einer neuen, die religiöse und bürgerliche Gesetzgebung in sich vereinigenden Religion, sammelte die zerstreuten arabischen Stämme zu gemeinsamen Bestrebungen, und so übernimmt dies Volk, jetzt zum ersten Male als Ganzes sich fühlend, auf ein paar Jahrhunderte eine sehr be-

deutungsvolle Mission in der Weltgeschichte. Siegreich aus seinen bisher nicht überschrittenen Grenzen hervortretend, gründet es Reiche in drei Welttheilen (s. Khalifen u. Mauren). Wenn nun auch die arabische Macht in Folge des Sturzes des Khalifats zu Bagdad (1258) in Asien früher wieder zusammenbricht, als in Afrika und Europa — erst 1492 vertrieb Ferdinand der Katholische die letzten Mauren aus Spanien —: so wird doch in der Kulturgeschichte der alten und der beginnenden mittleren Zeit die Epoche der Araberherrschaft stets als eine auch in geistiger Beziehung bedeutende und großartige angesehen werden müssen.

In den einzelnen Landschaften A.s bestanden während der Herrschaft der Khalifen und unter deren mehr nomineller Oberhoheit alte Stammdynastien. So werden in Hedschas erwähnt die Dynastien Ochaisar, Haschim und Kotade, welche letztere jetzt noch in Mekka die Herrschaft übt. Dieser Landstrich kam indeß nach u. nach bald in Abhängigkeit von Aegypten. In Jemen hatten sich die Statthalter schon beim Beginn des 9. Jahrhunderts während der großen Zerrüttung des Reichs unter Harun al Raschids Nachfolgern unabhängig gemacht. Nach einander herrschten hier die Dynastien der Zijaditen, Nedschahiten und Salihiten. Gegen das Ende des 12. Jahrhunderts wurden diese Dynastien durch die Ejubiden verdrängt, deren Hauptlinien Aegypten und Syrien beherrschten. Auf sie folgten nun die Resuliden (1231) und nach diesen die Tahiriten, welche sich bis auf die osmanische Eroberung hielten. Durch die Auflösung des Khalifats wurde in den Zuständen A.s selbst wenig oder nichts geändert. In den südlichen Gegenden der Halbinsel, die von den mongolischen Einfällen verschont blieben, dauerten die bisherigen Stammdynastien fort oder wurden durch andere verdrängt, je nachdem es der Wechsel des Kriegs und der Macht mit sich brachte. Indessen fehlt von jetzt an für die Geschichte A.s der gemeinsame Mittelpunkt, der auch in dem ohnmächtig gewordenen Khalifat für die einzelnen Stämme und Dynastien noch bestanden hatte, und sie löst sich daher in Specialgeschichten der einzelnen Landschaften auf. Die Geschichte berichtet die Ereignisse in ihrem Zusammenhange nicht vollständig; auch sind sie ohne allgemeines Interesse. In den nördlichen Theilen breitete sich die türkische Macht unter verschiedenen Sultanen immer weiter aus, während sich im Süden die Fürsten länger selbstständig erhielten. Der Herrschaft der Tahiriten in Jemen machte der Emir Bersebai ein Ende, der 1517 Amir, den letzten Fürsten aus diesem Geschlecht, schlug und tödtete, bald darauf aber selbst von den Arabern erschlagen wurde. Der türkische Sultan Selim I. setzte darauf einen Tscherkessen, Iskander, als Statthalter von Jemen ein, der aber bald seines Vorgängers Loos theilte. Die türkische Herrschaft galt nichts in diesem Theile A.s. Zur Zeit des Sultans Suleiman stand der Emir Iskander Mus in großem Ansehn, der 1537 † und die Statthalterschaft in Jemen, die er in Suleimans Namen geführt hatte, seinem unmündigen Sohne Amur Ben Dawud hinterließ. Um diese Zeit trat in den Gebirgen Jemens Schems-Eddin auf und wurde der Stifter der Dynastie der Zeidi. Er führte sein Geschlecht auf den Propheten zurück, wich jedoch in einigen Glaubenslehren von ihm ab und nahm den Titel Iman an. Um ihn sammelten sich die mit der türkischen Herrschaft Unzufriedenen. Im Jahr 1538 landete der türkische Pascha Suleiman bei Mokka, schlug die Empörer und gab die Statthalterschaft von Jemen im Namen des Großherrn an den Sandschak Mustafa, dessen Nachfolger, Mustafa en-Meschschar, den Titel eines Beglerbegs von Jemen erhielt. Die Streitigkeiten der mächtigen Familien unter einander und gegen die türkische Herrschaft dauerten jedoch noch fort, bis der Beglerbeg Ferhad Aden eroberte, die Ruhe des Landes herstellte und die osmanische Herrschaft fester begründete. In den Gebirgen behaupteten die Zeidi jedoch ihre Unabhängigkeit. Im Jahr 1565 wurde Jemen in zwei Statthalterschaften getheilt, in das Gebirgsland mit der Hauptstadt Sana und in das Flachland mit der Hauptstadt Zebid. Im Jahr 1567 brach der Aufstand gegen die türkische Herrschaft von Neuem unter Leitung der Zeidi aus; die meisten festen Plätze bis auf Zebid wurden von den Empörern erobert, und ihr Anführer, Mutaher, ließ sich schon zum Khalifen ausrufen. Ein türkisches Heer stellte zwar 1570 die Ruhe schnell wieder her und unterwarf Jemen wieder; aber bald traten die Bewohner der ganzen Westküste von A. zusammen, um das türkische Joch abzuschütteln. Mekka wurde den Türken entrissen, und ihre Heere kämpften überall unglücklich. Mekka wurde zwar 1631 von den Türken wieder erobert, aber Jemen behauptete seine Unabhängigkeit; die Türken mußten es der Herrschaft der Zeidi überlassen, die als Imane die Landschaft regierten und bei jeder Gelegenheit sich den in Hedschas gegen die Türken entstehenden Empörungen anschlossen. Um 1740 erhob sich im Innern des Landes die Sekte der Wahabiten, deren Stifter, Abdul Wahab, den Islam auf seine ursprüngliche Reinheit zurückzuführen suchte. Er war aus dem Stamme Wahabi in Nedsched hervorgegangen und fand bald Unterstützung bei dem Herrn von Derreyeh (Derejeh), Mohammed Ebn Suhud, dem ersten Bekenner seiner Lehre. Religiöse und politische Macht vereinigte sich in dem Haupte der Wahabiten, die, gleich den alten Arabern zu des Propheten Zeit, vom Fanatismus für ihre Lehre getrieben, unter Suhuds Sohne, Abdul Asis Suhud II., und unter Wahabs Sohne Mohammed, ihren Häuptern, verheerende Einfälle in die benachbarten Provinzen machten und die gegen sie gesandten Heere der Türken schlugen. Dies dauerte bis in die neueste Zeit fort. Im Jahr 1811 rief die Pforte den Pascha von Aegypten, Mehemed Ali, zu ihrer Bekämpfung auf. Er und sein Sohn Ibrahim schlugen die Fanatiker wiederholt, belagerten ihre Hauptstadt Derreyeh, eroberten und zerstörten sie. Suhuds II. Sohn, Abdallah Ben Suhud, wurde gefangen und 1818 in Konstantinopel enthauptet. Allein noch waren die Wahabiten nicht vertilgt; sie entflohen in die Wüste, von wo aus sie oft ver-

heerende Raubzüge in das türkische Gebiet machten und 1822 sogar Mekka bedroheten. Seit dem Abzug der Aegypter haben sie ihre Macht fast vollständig wieder erlangt, auch Derreyeh wieder aufgebaut, und Fasil, des hingerichteten Abdallah Bruder, oder doch ein Verwandter desselben, ward als ihr Fürst genannt. Später war ihr Streben mehr gegen die Ostküste A.s gerichtet, wo sie an Said, dem Iman von Maskat, dem Herrscher über Oman, den südöstlichen Theil A.s, welcher von Reisenden als ein weiser u. gerechter Fürst geschildert wird, einen schwer zu überwindenden Gegner gefunden haben. Hierzu kam noch die Abneigung des Volks in diesen Gegenden gegen die neue Lehre, die ihrem Zwecke, die ursprüngliche Reinheit des Islam wieder herzustellen, gemäß, den Genuß des Weins, Tabaks und Kaffees verbot, welchen die Bewohner der Ostküste leidenschaftlich lieben. Die Engländer suchten diese Abneigung aus Handelsinteresse zu unterhalten. Sie fürchteten, daß, wenn die Ostküste A.s den Wahabiten gehöre, ihr Handel im persischen Meerbusen unausbleiblich gefährdet werden würde. Darum unterhielten sie ein freundschaftliches Verhältniß mit dem Iman von Maskat, den 1837 eine förmliche britische Gesandtschaft mit reichen Geschenken beehrte und erfreute. In neuerer Zeit versuchte Mehemed Ali seinen Einfluß und seine Macht in A. fester zu begründen, und er brachte diesem Zweck beharrlich die größten Opfer. Seine kriegerischen Unternehmungen zur Eroberung des Landes liefen jedoch unglücklich ab. Im J. 1835, als er schon alle Küstenstädte längs des rothen Meeres in seine Gewalt bekommen hatte und sich anschickte, auch das Innere seiner Herrschaft zu unterwerfen, schlugen die Assirs, ein Gebirgsvolk an der Westküste, die ägyptische Macht unter dem jüngern Ibrahim, dem Neffen Mehemeds, gänzlich. Eine noch größere Niederlage erlitt im Oktober 1837 Ismael Bey, der mit einer ägyptischen Expedition schon bis in die Nähe von Derreyeh vorgedrungen war. Eben so unglücklich lief ein anderes Unternehmen des Aegypters ab, welcher sich Sana's, der Hauptstadt von Jemen, zu bemächtigen strebte, aber von den Kabylen, unter Anführung ihres Scheiks Hassan, gänzlich geschlagen wurde. Zwar hielten die Aegypter die Westküste von Akaba bis Mokka besetzt, doch geboten sie kaum eine oder zwei englische Meilen weit von der Küste landeinwärts. Nur Mokka und der Bezirk Taif östlich von Dschidda war bis 1840 ihrem Schwerte unterworfen. Mehemed hatte durch den Besitz der Städte und Häfen an der Ostküste des rothen Meeres den ganzen Handel der Provinzen Jemen und Hedschas in seine Gewalt bekommen. Er kaufte, wie in Aegypten, die Waaren nach den von ihm selbst bestimmten Preisen und setzte sie mit hohem Gewinne an In- und Ausländer ab. Zur Aufrechterhaltung seiner Zwangsherrschaft unterhielt er stets ein Heer von 28,000 Mann Arabern. Die heiligen Städte selbst waren seine Hauptquartiere. Aber kaum reichten so große Streitkräfte hin, die besetzten Küstenstriche gegen den steten Andrang der unabhängigen Stämme im Innern zu schützen, und als der Krieg in Syrien mit seinem Lehnsherrn, dem Sultan, den Aegypter zwang, seine Kriegsmacht in A. zu schwächen, war es auch mit seiner Herrschaft dahin. Schon 1839 war er genöthigt, mehre besetzte Landstriche aufzugeben. Das Diktat der europäischen Mächte endlich (der Traktat zur Pacifikation des Orients im Juli 1841) gab das Hüteramt der heiligen Städte an den Sultan zurück und seitdem herrscht nur noch ein fremder Arm auf einem Punkte A.s: der der Briten in Aden (seit 1837).

Die Geschichte A.s vor Mohammed ist von Marigny, Pococke, Sacy, Rühle von Lilienstern und namentlich von Forster in seiner „Historical geography of A." (2 Bde., London 1844) und Caussin de Perceval in dem „Essai sur l'histoire des Arabes avant l'islamisme" (3 Bde., Par. 1847) bearbeitet worden. Die spätere islamitische Geschichte behandeln die Arbeiten von Schultens, Rasmussen, Cardonne, Dozy, Hammer-Purgstall, Flügel u. A., besonders aber Weil in der „Geschichte Mohammeds" (Mannheim 1843) und der „Geschichte der Khalifen" (Band 1 und 2, Mannheim 1846—48). Für die Erdkunde A.s sind Niebuhrs „Beschreibung von A." (Kopenhagen 1772) und dessen „Reisebeschreibung nach A." (Band 1 und 2, Kopenhagen 1774—78, Band 3, Hamburg 1837), Burckhardts „Travels in A." (London 1829; deutsch, Weimar 1830) und dessen „Notes on the Bedouins and Wahabys" (London 1830, deutsch, Weimar 1831), ferner Wellsteds „Travels in A." (2 Bde., London 1838, deutsch von Rödiger, Halle 1842), Tamisiers „Voyage en A." (2 Bde., Paris 1841), des Grafen Laborde Prachtwerk „Voyage dans l'A. petrée" (Par. 1830) u. a. dergl. Schriften gute Quellen. Die Zahl der Reisenden hat sich seit der Eröffnung des Ueberlandwegs nach Indien und der Besetzung Adens durch die Engländer sehr gemehrt; doch haben die meisten ihre Berichte nur in Zeitschriften niedergelegt; so Haines, Cruttenden, Arnaud, Fresnel, Wallin u. A. Eine wissenschaftliche Verarbeitung des reichen Stoffs gab Ritter in seiner „Erdkunde" (Band 12 und 13, Berlin 1846—47).

Arabische Literatur. Die a. L. ist nicht bloß wegen ihres überaus reichen, mannigfaltigen und zum Theil köstlichen Inhalts, wegen der originellen Erhabenheit ihrer Poesie und des Umfangs der in ihr behandelten Wissenschaften von höchster Bedeutung im geistigen Entwickelungsprozesse der Menschheit, sondern sie gewinnt: insbesondere darum ein eigenthümliches Interesse, weil ihre Blüthe in eine Zeit fällt, wo in ganz Europa noch tiefes Dunkel herrschte und viele Wissenschaften nur in ihr eine Freistätte und gedeihliche Pflege fanden. Die Geschichte der a.n L. beginnt erst ein halbes Jahrhundert vor Mohammed, wo die Araber ihren poetischen Genius in schriftlichen Denkmälern ausprägten. Zwar finden sich in der Bibel Spuren von einer schon ein halbes Jahrtausend vor Christo unter den Arabern herrschenden geistigen Bildung (die Weisheit Salomo's wird mit der der Aegypter und Araber verglichen, die den König Salomo besuchende Königin von Saba versucht ihn mit Räthseln, und die im Buche Hiob über die Räthsel der göttlichen Weltregierung

streitenden Personen sind arabische Weise); aber von einer a. n. L. in so früher Zeit kann darum nicht die Rede seyn, weil die Araber höchst wahrscheinlich bis kurz vor Mohammed die Schreibkunst nicht kannten. Den ganzen Zeitraum vor Mohammed nennen die Araber selbst (jedoch mehr in religiösem Sinne): „die Tage der Unwissenheit.“ Daß in Arabien indeß schon frühzeitig die Poesie geübt worden sey, läßt schon der Genius des Volks und seine Lebensweise erwarten. Die in den fruchtreichen, paradiesischen Gegenden des glücklichen Arabiens unter ihren Scheiks umherziehenden Nomaden hatten Alles, was die Naturpoesie begünstigt, lebhafte Empfindung und warme Phantasie. Eben so sehr weckte aber auch das mit Gefahren und Beschwerden verbundene Leben in dürren Sandwüsten, unter nackten Felsen und unter steten Fehden der Stämme eine männliche und heroische Dichtkunst, die einen ritterlichen Geist athmete und in Liebes-, Blut- u. Schlachtgesängen sich ergoß.

Wenn in einem Stamme ein Dichter auftrat, so erschienen Gesandtschaften der übrigen, um ihm Glück zu wünschen, und es wurden Gastmähler und Feste mit Reihentänzen angestellt. Wer sich begeistert genug fühlte, um durch die Kraft des Wortes andere Dichter zu besiegen, hing auf der Messe zu Mekka sein Gedicht an die Wand der Kaaba, als Herausforderung an alle Ebenbürtige des Wortes und des Armes, ihm die Ehre des Vorranges streitig zu machen, wenn sie es vermöchten. Der Dichter mußte seinen Kritikern Rede stehen mit Lanze und Schwert, und nur wenn er die Tadler besiegte, konnte das aufgehangene Gedicht die Ehrenstelle an der Wand der Kaaba behaupten. Solche Preisgedichte hießen Moallakat, d. i. aufgehängte, und, weil sie mit goldenen Buchstaben auf Byssus geschrieben wurden, Modsahhabat, d. i. vergoldete. Die Sammlung der Moallakat enthält sieben Gedichte von sieben Dichtern vor Mohammed, denen dieser Erwerb der Unsterblichkeit als Besitz für immer blieb: Amri'l Kais, Tharafah, Zoheir, Labid, Antara, Amru ben Kalthun, Hareth. Tiefe Empfindung, hoher Schwung der Einbildungskraft, Reichthum an Bildern und Sprüchen, Freiheitsgeist, Gluth in Rache und Liebe zeichnen sie aus. Vergl. W. Jones, The Moallakat, London 1783; S. de Sacy, Notice historique des anciens Poemes arabes im „Magazin encyclopedique“, herausgegeben von A. L. Millin (Par. 1798); Hartmann, Die hellstrahlenden Plejaden am arabisch-poetischen Himmel, übersetzt, erläutert und mit einer Einleitung (Münster 1802). Außer diesen Gedichten sind aus der Zeit vor Mohammed noch einige gleich alte in den Diwans (s. unten), einzelner Stämme u. in den beiden Hamasa (Hamassah) oder Anthologien der Araber übrig, obgleich die meisten erst in das Jahrhundert nach Mohammed zu gehören scheinen. Die ältere und größere Hamasa sammelte der Dichter Abu Theman (830); fünfzig Jahre später (880) machte der Dichter Bochteri unter 174 Aufschriften einen Nachtrag, der die zweite Hamasa genannt wird. Besonders zeichnete sich das Reich Hira, wo die Schreibkunst früher, als sonst in Arabien, verbreitet war und wo mehre Fürsten die Dichter begünstigten, durch Bildung aus. Neben der Dichtkunst schätzte der vormohammedanische Araber nur die Genealogie und traditionelle Geschichte der Stämme, die Traum- und Sterndeutekunst.

Einen neuen Aufschwung erhielt zunächst die arabische Poesie durch Mohammed, der ihr zugleich dadurch, daß er seine Lehre in poetische Form kleidete, für alle Zeiten eine höhere, religiöse Sanktion gab. Im Koran ist unendlich mehr Poesie, als in allen frühern und dem bei Weitem größten Theil der spätern arabischen Dichterwerke; hier der höchste Schwung der Begeisterung zu dem erhabensten Ziele, zur Gottheit, hier die lebendigsten Bilder der Phantasie, hier die eindringlichsten Sittenlehren unter Sanktion ewiger Belohnung u. Bestrafung, hier die Freuden des Paradieses oder die Qualen der Hölle auf das Lieblichste oder Fürchterlichste ausgemalt, durch Gleichnisse erläutert, welche von den erhabensten Gegenständen der Natur herrühren, oder durch Schwüre bekräftigt, welche durch geheimnißvolle Worte die Kraft mystischer Zauberformeln üben. Alles dies im zauberischen Rhythmus reichgereimter Prosa, welche bald in kurzen Absätzen wie Fluthengeplätscher, bald in länger hinausgeschobenen Endfällen wie langsam wiederkehrende Wogenbrandung ans Ohr schlägt. Die Araber haben vor Mohammed erotische, panegyrische, elegische und philosophische Gedichte in bestimmten Sylbenmaßen gekannt, aber keine Hymnen und Psalmen aufzuweisen. In sprachlicher Rücksicht hat der Koran auf die Literatur der Araber ähnlich eingewirkt, wie Luthers Bibelübersetzung auf die deutsche. Er hat das Arabische als Schriftsprache fixirt, so daß sein Idiom noch jetzt, nach 12 Jahrhunderten, klassisch und jedem Araber, der lesen kann, verständlich ist. Mohammeds und der ersten Khalifen kriegerische, unruhige Zeit war aber dem Gedeihen der Wissenschaften nicht günstig, auch die Khalifen aus dem Hause der Ommiaden zeigten sich noch nicht als Mäcene der Wissenschaften, indem sie, unbekümmert um die Musen, den Inbegriff aller Weisheit im Koran und ihren Ruhm im Schlachtgetümmel suchten. Ganz im Geiste fanatischer Barbarei war es, wenn der Feldherr Amru die Bibliothek in Alexandrien (s. Alexandria) verbrennen ließ und wenn Omar seinem Feldherrn Saad befahl, die Bücher der Perser ins Wasser zu werfen, oder der ommiadische Khalif Abdalla sogar den Moslemen verbot, Schreiben zu lernen, weil dasselbe der Treue des Gedächtnisses schade. Ganz ohne Pflege blieben indeß die Wissenschaften weder unter den ersten Khalifen, noch unter den Ommiaden. Hatte doch Mohammed selbst an Alle, welche den göttlichen Ursprung des Koran bezweifelten, die Herausforderung gerichtet, die Schönheiten seiner Suren zu überbieten, und dadurch eine Unzahl von Dichtungen ins Leben gerufen, welche freilich ihren Zweck nicht erreichten. Eben so pflegte der Prophet die Gelehrten zu beloben, und Alle zum Studium des Koran aufzumuntern. Er errichtete allenthalben Schulen der Beredtsamkeit, u. die Kurrai-Sabah oder die 7 orthodoxen Koranleser wurden besonders beauftragt, die Gläubigen zu unterrichten, wie das

heilige Buch zu lesen sey; denn es galt für unehrerbietig, die Worte Gottes nicht mit dem gehörigen Nachdruck vorzutragen. Ali, des Propheten Schwiegersohn, gilt allgemein als derjenige, welcher zuerst die Regeln der arabischen Sprache festgesetzt habe; aber er wird auch mit Recht als einer der größten Dichter und Redner Arabiens gepriesen. Beredtsamkeit, Dichtkunst und Verständniß des Korans ging auch unter den Ommiaden nicht ganz unter; der Khalif Jezid (um 680) selbst war eben so bewundert als Dichter wie als Redner, und die Sitte, daß jeder Beamte vom höchsten bis zum niedrigsten, seine Funktion mit einer öffentlichen Rede ans Volk antrat, läßt schließen, daß fleißige Uebungen in der Redekunst zur Erziehung der jungen Araber gehörten.

Mit der Erhebung der Abbassiden zur Khalifenwürde (750 n. Chr.) begann die ruhmvolle Epoche, während welcher die a. L. ihre höchste Blüthe erreichte. Mit wenigen Ausnahmen waren diese Khalifen das edelste Königsgeschlecht, das je einen Herrscherthron zierte; sie selbst waren die ausgezeichnetsten Literaten ihrer Zeit, und ihre Höfe waren angefüllt mit den talentvollsten Männern aller Nationen. Die Aufmunterung, welche sie der Kunst und Wissenschaft angedeihen ließen und ihre Freigebigkeit gegen Gelehrte sind, auch wenn man sie aller orientalischen Uebertreibung entkleidet, ganz außerordentlich. Ihr Schutz und ihre Freigebigkeit weckten Jahrhunderte hindurch die Talente ihres eigenen Landes und zogen durch die Gewißheit, geehrt und geschätzt zu werden, die fähigsten Köpfe des Occidents wie des Orients herbei. Die Muttersprache Arabiens, welche allmählig zur Reife herangewachsen war, zeigte jetzt ihre ganze außerordentliche Kraft; nicht länger eingeschlossen in ein einziges enges Bett, nicht länger ausschließlich verwendet in dem dürren Dienste einer eitlen Redekunst und bereits erkalteten Begeisterung, wurde sie nun angewendet zur Verherrlichung jedes Zweiges der Wissenschaft und Kunst, und der Erfolg zeigte sich in jenen glänzenden Werken, welche Jahrhunderte hindurch die Literatur des Orients schmückten.

Die Araber haben von jeher einen Widerwillen gegen andere Sprachen gehegt, und mit barbarischer Eitelkeit alle andern Nationen „Abschem" genannt, was wörtlich „stumm" bedeutet, ihren Begriffen nach aber den „Barbaren" der Griechen entspricht. Aber die abbassidischen Khalifen verachteten diese thörichten Vorurtheile der Unwissenheit, ermunterten das Studium fremder Sprachen und belohnten diejenigen, welche Fortschritte darin gemacht hatten. Unter ihren Auspicien wurden viele Werke aus dem Syrischen, Koptischen, Persischen, Indischen, vornehmlich aber aus dem Griechischen ins Arabische übersetzt. Wenn vorher nur die Anfangsgründe der Astronomie den Arabern bekannt waren, so wurden andere Wissenschaften, wie Geometrie, Metaphysik, Medicin, Logik und Naturwissenschaft in dieser denkwürdigen Periode unter ihnen verbreitet, und jeder Zweig der Literatur wurde zu größerer oder geringerer Vollkommenheit gebracht.

Die nächsten Vermittler der arabischen Kultur waren griechische und syrische Aerzte, welche am Hofe der Khalifen und in den Städten des Reichs freudige Aufnahme fanden. Griechen waren die ersten Lehrer der Araber: zuerst Hippocrates, Galen und Theophrast, nächstdem Euclides, Ptolemäus und Aristoteles, welche die Khalifen Almansor (753—775 n. Chr.), Harun al Raschid (786—808), al Mamun (813—833) und Motawakkel unter der Aufsicht ihrer Leibärzte in das Arabische übersetzen ließen. Als ein besonders eifriger Beförderer u. Freund der Wissenschaften bewies sich der Khalif Harun al Raschid, der Dichtkunst u. Dichter liebte, sie mit Geschenken u. Gunstbezeugungen überhäufte und großen Werth auf ihr Lob legte. Ihn übertraf noch al Mamun. Er versammelte einen noch größern Kreis von Dichtern um sich, legte die Akademie in Bagdad an, wahrscheinlich nach dem Muster der dort und in der Umgegend bestehenden christlichen und jüdischen Institute, gründete ähnliche Schulen in Bassora, Kufa und Bokhara, ließ Bibliotheken sammeln, an denen er Literatoren anstellte, und bot dem griechischen Kaiser Theophilus sehr bedeutende Geldsummen und beständigen Frieden an, wenn er den berühmten Mathematiker und Philosophen Leo eine Zeit lang in seine Dienste treten ließe; der Kaiser schlug das Anerbieten ab, weil er die Wissenschaften, den Vorzug der Griechen, nicht andern Nationen gönnen wolle. Unter al Mamuns und Motawakkels Regierung bildete sich eine eigene Uebersetzergesellschaft unter der Direktion des Johannes Mesve (Masawaih), eines syrisch-christlichen Arztes, und anderer griechisch gebildeten Männer. Diese Gesellschaft übersetzte meist aus dem Griechischen in das Syrische und Persische; darauf wurden aus ihren Versionen wieder Afterübersetzungen in das Arabische verfertigt. Seltener wurde unmittelbar aus dem Griechischen in das Arabische übersetzt. Dieses rege geistige Leben ging auch dann nicht ganz unter, als im 10. Jahrhundert die Macht der Khalifen durch die Emire al Omra's u. die Zersplitterung ihres Reiches durch den Abfall einzelner Provinzen sehr abnahm und die Einkünfte zu den reichen Unterstützungen der Gelehrten und gelehrten Anstalten nicht mehr hinreichten.

Ein zweites Vaterland hatte die arabische Kultur in Spanien gefunden. Hier wetteiferten die neuen ommiadischen Khalifen mit den Abbassiden im Orient. Durch ihre Bemühungen fingen Ackerbau, Kunstfleiß und Handel an, dort zu blühen, und Spanien wurde, besonders seit Almonsir, Abdorrahman III. (912 n. Chr.) und Hakem II. (961), dem al Mamun Spaniens, ein Hauptsitz der a. L. Was Bagdad für Asien, war die von Hakem II., der selbst Gelehrter war, gestiftete Universität zu Cordova, an welche er Gelehrte aus dem Orient berief, für den Westen. Durch ganz Spanien legte er Kollegien u. Bibliotheken an, die er mit zahlreichen Handschriften füllte. Andere, von seinen Nachfolgern angelegte Akademien u. Schulen waren zu Granada, Toledo, Sevilla, Murcia, Valencia, Almeria &c. Zusammen hatten die Araber in Spanien 14 Akademien, wo fast alle Fächer des menschlichen Wissens, mohammedanische Gesetzkunde und Theologie, Mathematik und Astronomie, Geschichte und Geographie, Grammatik und Rhetorik, Medicin und philosophische Wissenschaften gelehrt wurden, jedoch so, daß die

erstern für die wichtigsten und als Mittelpunkt aller übrigen galten. Auch in Fez und Marokko, die eine Zeit lang derselben Dynastie gehörten, waren hohe Schulen. Die Studirenden wohnten in den Kollegien und mußten sich von Zeit zu Zeit Prüfungen unterwerfen. In den niedern, meistens mit den Moscheen verbundenen Schulen erhielten die Zöglinge gewöhnlich Kleidung und Unterhalt umsonst. An diesem regen wissenschaftlichen Leben im arabischen Spanien nahmen auch die Juden Theil, und auch für die jüdische Literatur war durch mehre Jahrhunderte Spanien der Hauptsitz. Von Spanien aus verbreitete sich der wissenschaftliche Ruhm der Araber über das christliche Europa, und bald nach 900 reiste man aus Frankreich und andern europäischen Ländern nach Spanien, um bei den Arabern hauptsächlich Mathematik und Medicin zu studiren. Bekannt ist, daß die Scholastiker ihren lateinischen Aristoteles größtentheils aus den arabischen Uebersetzungen, zum Theil auch aus den hebräischen Töchterversionen genommen haben. Auch die arabische Poesie hat auf den Geist der spanischen und provençalischen influirt. So schnelle Fortschritte hatte diese, vor kaum anderthalb Jahrhunderten auf den Koran, auf Poesie und Beredtsamkeit beschränkte Nation gemacht, seitdem sie mit der Wissenschaft der Griechen sich befreundet hatte. Gebrochen wurde die Blüthe der a.n L. in Europa mit dem Fall Cordova's 1236.

Nachdem die abbassidischen Khalifen im Orient zu bloßen Pontifices herabgesunken waren, traten die Emire al Omra und nachher die buidischen Sultane an ihre Stelle, ebenfalls die Gelehrten freigebig ermunternd und belohnend. Unter allen den verschiedenen Dynastien, in welche das Khalifat zerfiel, fanden sich Regenten, welche Freunde der Wissenschaften und Gönner und Beschützer der Gelehrten waren. So Aglab, Gründer der Dynastie der Aglabiten in Tunis (ums Jahr 800); Cajem Beamrillah, der Fatimite (ums Jahr 946), selbst ein geschickter Redner; Jahia III., der Edrisite, dessen Hof einer Akademie der Wissenschaften glich; Zeir, der Stifter der Zeiriten, machte (im 10. Jahrhundert) die von ihm erbaute Stadt Aschir zum Sitz literarischer Kultur. Die Bibliothek des letzten fatimitischen Khalifen Abad in Kahira wird auf 2,000,000 Bände mit Einschluß von 100,000 Autographen angegeben. Selbst in der heutigen Berberei blühten, wie erwähnt, Künste und Wissenschaften. Auch in Sicilien finden sich noch Spuren von einer bedeutenden arabischen Kultur.

Es ist bemerkenswerth, daß der glanzvollste Stern der Literatur, welche ursprünglich am arabischen Horizont aufstieg und von hier aus einen so hellen Tag über fremde Nationen in Osten und Westen verbreitete, das eigentliche Arabien ziemlich dunkel ließ. Der schwache Anstoß, welcher bis an die Grenzen des wüsten Arabiens sich ausdehnte, wurde nicht mehr gefühlt, als die politischen Stürme die Macht und den Einfluß derjenigen zerstörten, von denen er ausgegangen war. Die Araber in Hedschas haben sich stets durch ihren Aberglauben und ihr strenges Festhalten an alten Gewohnheiten ausgezeichnet. Die Macht der abbassidischen Khalifen, die sich so weit hin fühlbar machte, drang niemals tief genug in ihr Land ein, um den unruhigen Geist der Bewohner zu bezwingen; auch schienen die Khalifen selbst die öden, wenig einladenden Steppen Arabiens keiner sonderlichen Aufmerksamkeit zu würdigen. Dazu kam noch, daß sich stets in Arabien Prätendenten erhoben, welche die Khalifen für Usurpatoren erklärten. Die Sektenführer der Schiiten und Sunniten standen einander nicht minder heftig gegenüber, als den Khalifen selbst, und ihre religiösen Streitigkeiten und politischen Intriken verschlossen schon frühzeitig der Literatur den freien Eingang in die wichtigsten Theile Arabiens. Bigotterie und Aberglauben gewannen die Oberhand, und die Araber, die ohnehin ihren alten Sitten anhingen, fielen allmählig in einen Zustand zurück, welcher mehr den „Tagen der Unwissenheit" als einem civilisirten Zeitalter glich.

Die Blüthe der a.n L. aber geht mit dem 14. und 15. Jahrhunderte zu Ende, und die ganze neuere Zeit hat nur Einen großen Gelehrten aufzuweisen, nämlich den Polyhistor und Bibliographen Hadschi Khalfa zu Konstantinopel im 17. Jahrhundert, der, ohne eigene Originalität, wenigstens den ganzen Umfang der ältern Literatur erfaßte. Die Studien der neuern Araber beschränken sich auf ihre eigene Sprache, welche, von den Gelehrten des Mittelalters zur höchsten Vollkommenheit verfeinert, noch ihre eigenthümliche prachtvolle Phraseologie beibehalten hat. Außer dem Koran umfaßt das Studium der neuern Araber nur die Tradition (Hadits) und das Gesetz (Fikh); aber auch hierin sind nur die Scheiks und Muftis wohl unterrichtet. Das einzige Land, wo sich neuerlich einiger wissenschaftlicher Geist zu regen wieder angefangen hat, ist Aegypten, wo sich gegenwärtig die arabische lebende Literatur koncentrirt. Mit Ausnahme dieses Landes sind die Fortschritte der Europäer seit dem Wiederaufleben der Wissenschaften den Arabern fast ganz fremd geblieben.

Den ersten Platz unter den besondern Fächern der a.n L. nimmt die Poesie (Schider) ein, deren erste Blüthe in die Zeiten kurz vor Mohammed fällt. Die in spätern arabischen Schriftstellern aufbewahrten Gedichte, welche den uralten Jemenern und Himjariten, Zeitgenossen von Moses und David, beigelegt werden, sind unächt, wie dieses von Reiske, de Sacy und Chr. Th. Tychsen dargethan worden ist. Sie sind zusammengedruckt in Schultens, „Monumenta vetustiora Arabiae" (Leyden 1740). Die ältesten Bruchstücke haben ganz kurze Zeilen und ein freies Metrum, doch schon den Endreim, nach Art der ältesten Suren des Koran. Das Sujet der meisten Gedichte aus der Zeit kurz vor Mohammed sind die Fehden zwischen einzelnen Stämmen. Jede merkwürdige That, jeder Sieg, jede Uebung der Blutrache, jede empfangene Wohlthat, jede überstandene Gefahr ward durch ein Gedicht gefeiert. Viel Werth legte man auf das Dichten aus dem Stegreife, und diese Fertigkeit hat sich immer bei den Arabern erhalten. Der äußern Form nach gab und gibt es überhaupt unter den Arabern nur eine Art der Poesie, die mit den abendländischen Formen nichts Gemeinschaftliches und in der Regel einen lyrischen Charakter hat. Jeder Vers (Beit, d. i. Haus, Zelt) zerfällt in

zwei Halbverse (Misra, Flügelthüren) von gleichem Metrum, die Verse haben gleichen Endreim (Kafiah). Der Eintheilungsgrund der arabischen Gedichte ist die Länge; von den kürzern, meist nur einen Gegenstand behandelnden, mit gleichem Metrum und Reim, heißen die 7—14 Beit langen Ghazelen: sie sind meist erotischen Inhalts. Gedichte von mehr als 30, doch selten über 100 Beit heißen Kassidet (Kasidah); es sind Erzählungen, Panegyriken, Elegien ꝛc.; hier reimen sich auch zugleich die beiden Halbverse jedes Beit. Einige ältere Gedichte benennt man nach der Reimsylbe, z. B. Lamijah, d. i. Lied, dessen Verse sich mit — lam endigen; eben so gibt es mimsche, re'sche Gedichte. Eine Sammlung von Gedichten eines Verfassers heißt Diwan (d. i. Register). Er ist vollständig, wenn er so viel Abtheilungen enthält, als das arabische Alphabet Buchstaben hat. Jede Abtheilung eines Diwan hat wenigstens Ein Gedicht, dessen Reimwort mit dem die Abtheilung bezeichnenden Buchstaben endigt, ausgenommen die Buchstaben, die selten am Ende vorkommen. Solche einzelne Gedichte und Stücke eines Diwan nennt man Rubaijat, wenn sie aus 4 zweizeiligen, Muhamesat, wenn sie aus 5 zweizeiligen Strophen bestehen; Mostaredat sind aus einzelnen Versen bestehende Stücke. Die gesammten Werke eines Dichters heißen Kullijat (vergl. Freitag, Darstellung der arabischen Verskunst, Bonn 1830). Der erste Dichter einer Kasidah soll Mohalhel, ein Menschenalter vor Mohammed, gewesen seyn. Am bekanntesten wurden die oben erwähnten 7 Preisgedichte (Moallakat). Da ihrer nicht mehr sind, so muß die Sitte jener poetischen Wettkämpfe nicht lange gedauert haben oder nicht jährlich geübt worden seyn. So verschieden der Inhalt und die Veranlassung ist, so kommen doch gewisse Hauptzüge in allen gleichmäßig vor: Schilderungen der Sehnsucht nach der Geliebten, das Lob des Adels und der Tapferkeit des Stammes, der edeln Vorfahren, auch der eigenen Unerschrockenheit, Kriegslust und Freigebigkeit, dichterische Beschreibung des Rosses oder Kameels, das den Dichter auf seinen Abenteuern begleitet, dann auch wohl eingeflochtene Sentenzen, Betrachtungen und praktische Lebensweisheit. Der Charakter der arabischen Poesie ist demnach lyrisch-heroisch, elegisch, erotisch, auch satyrisch, oft in Einem Gedichte Alles beisammen. Sie gibt ein treues und lebendiges Bild von der Volksthümlichkeit der Araber. Mit dem Koran kam ein religiöses Element in die Poesie, das ihrer freien Entwickelung lange hinderlich war.

Die eigentliche Wiedergeburt der arabischen Poesie fällt in die Epoche der Abbassiden. Die Poesie nimmt aber den Charakter der Kunst, statt der Natur an; denn die Dichter waren großentheils Gelehrte, Schmeichler des Hofes und der Großen, und viele suchten ihren Ruhm vorzüglich in aus dem Stegreif erfundenen, sinn- und geistreichen und sententiösen Wendungen, um so mehr, da solche, wenn sie Schmeicheleien enthielten, für den Dichter über alle Vorstellung einträglich waren. Der Feldherr Thaher gab Abu Nawwas 300,000 Dirhem für 3 Verse auf seine Freigebigkeit mit den Worten: „wären der Verse mehr, so wären auch der Dirhems mehr." Lyriker dieser Zeit sind: der erwähnte Abu Nawwas Abu Aliel Hakemi (762—810 [814]), Abu Bekr Mohammed ebn Doreid (838—893, herausgegeben von Boysen, Kopenhagen 1828), Dibil al Khozai (765—866), Abu eth-Thaib Achmed os-Samad, der durch übertriebene Selbstsucht verrufene Motenebbi (915—965), der aber durch sanfte Elegien in klassischer Sprache sich auszeichnet (übersetzt von Hammer, Wien 1823), Abul Faradsch Babagha (✝ 1007, Proben daraus herausgegeben von Phil. Wolff, Leipzig 1834), der Syrer Ali ebn Abbas ebn er-Rumi (✝ 896 zu Emesa), Abul Ala Achmed el Maarri el Tenukhi (973 — 1058), Abul Kasem el Unßari (✝ 1039, Proben, ins Italienische übersetzt von Reineri, Florenz 1830), Abul Walid ebn Zeiduni (1003—1070), Abu Ismael Toghrai (Wesir zu Bagdad, ✝ 1119 oder 21, schrieb Elegien und Lieder), Szafi Eddin im 14. Jahrhundert. Da es nach arabischer Ansicht das Merkmal eines guten Gedichtes ist, daß es mit Weisheitssprüchen (Hikmah) durchwebt ist, so nehmen Sprüchwörter und Gnomen in dieser Literatur eine hohe Stelle ein. Sogar die Geschichte der vormohammedanischen Zeit ist fast ganz durch Sprüchwörter erhalten. Schon in den Koran sind viele Sprüche verwebt; die älteste Sammlung ist die der Hadith oder Aussprüche Mohammeds in der Sunna oder dem mündlichen Gesetz, die zum Theil an Geist und Gehalt den Koran weit übertreffen und dem Besten an die Seite gestellt werden können, was andere Nationen in dieser Art aufzuweisen haben. Nicht weniger reich ist die arabische Sprache an sprüchwörtlichen Redensarten, deren Kenntniß zum Verständniß gelehrt schreibender Schriftsteller oft ganz unentbehrlich ist. Die 400 Sprüche Ali's, Abu Bekrs, Omars und Othmans hat der persische Dichter Watwat (✝ 1182) gesammelt (Ali's Sprüche allein herausgegeben von Fleischer, Leipzig 1837); spätere Sammlungen sind von Abu Obeid el Kasem ebn es-Selam el Khozzami (✝ 839), Abul Fadhl Achmed el Meidani (✝ 1124, seine Sammlung enthält in alphabetischer Ordnung 6000 Denksprüche, Sprüchwörter und sprüchwörtliche Redensarten, deren zum Theil dunkeln und vergessenen Ursprung er aus der Geschichte und Sage der Vorzeit, aus gewissen Gebräuchen und besonders durch Beibringung kleiner Anekdoten und Charakterzüge, auf denen sie zum Theil beruhen, zu erklären sucht), el Mokri (um 1020), Abul Kasem Dschar Allah Mahmud ebn Omar ez Zemakhschari (1074—1143, sein Spruchbuch kann man dem des Salomo und Sirach vergleichen), Abu Madin (✝ 1193). Die Gewohnheit, Sittenlehren und Lebensregeln in Fabeln, Parabeln und Apologien einzukleiden, ist schon aus der Bibel bekannt und im Orient einheimisch. Die a. L. besitzt zwei berühmte Sammlungen dieser Art. Die eine, indischen Ursprungs, in der aus dem Persischen geflossenen arabischen Uebersetzung „Calila we dimna" genannt, enthält Klugheitsregeln für einen Monarchen, in Thierfabeln eingekleidet, und ist unter den verschiedenen Namen „Fabeln Bidpai's,"

„Hitopadesa" (heilsamer Rath), „Humajun-Nameh" (kaiserliches Buch), eins der im Orient verbreitetsten Bücher und in viele abendländische Sprachen übersetzt; aus dem Persischen ins Arabische übersetzt ist es von dem Perser Ruzbah (gewöhnlich Abdallah ebn el Mukaffah, † 760). Die andere Sammlung führt den Namen Lockmans, den die Sage in Salomo's Zeitalter versetzt. Viele Fabeln darin stimmen mit äsopischen und phädrischen überein, nur erscheinen sie hier in einer gekünsteltern Gestalt. Das Drama fand bei den Arabern wegen der Zurücksetzung des weiblichen Geschlechts keine Bearbeitung; was man für Dramen ausgibt, sind bloß dialogisirte Satyren. Mehr Ausbreitung fand der Roman. Die arabischen Romane sind theils wahre Erzählungen (Kußah) oder Biographien (Siret), theils Mährchen (Hikkajah); hauptsächlich wählte man Ritter- und Heldengeschichten zum Sujet der Darstellung, so Abu Obeida Maamar ebn Motani (725—824), Dschoheina ebn Gheilem aus Jemen, Asmai (739—830), den man für den Verfasser des berühmten, von Mehren für die Perle der Romantik erklärten, 35 Bände starken historischen Ritterromans „Antars Leben" hält. Noch jetzt wird er an öffentlichen Versammlungsorten stückweise vorgelesen. Mährchen gehören noch heut zu Tage im Orient zu den beliebtesten Unterhaltungen. An der Spitze derselben stehen: „Tausend und Eine Nacht," Erzählungen, welche in leichtfließender Sprache, die sich dem Volksdialekt anschließt, ein höchst unterrichtendes Bild von dem Volksleben der Araber geben. Diese Sammlung, deren Original persisch seyn soll, scheint in ihrer jetzigen Gestalt von Harun al Raschids Zeit herab bis ins 13. oder 14. Jahrhundert allmählig entstanden zu seyn. Anthologien (Ilm Mohadherat) sind die oben erwähnten beiden Hamasa, die ältere und größere gesammelt von Abu Theman Habib ebn eth-Thaji (830), zu welcher Viele Kommentare schrieben und die prosaisch umgearbeitet wurde von Abu Saad Ali ebn Mohammed, und die jüngere und kleinere Hamasa, die ein Nachtrag zur ältern ist, gesammelt von Abu Ebadah Walid Bochteri (880) aus Bagdad. Andere sind von Abu Mansor Abdul Melik eth-Thsealebi (961, † 1037), eine der vorzüglichsten, genannt die einzige Perle der Welt, zum Lobe der Zeitgenossen (herausgegeben mit deutscher Uebersetzung von Flügel, Wien 1829), und Abul Faradschel Khojein aus Isfahan (897—966), die größte aller arabischen Anthologien. Neuarabische Sprüchwörter hat Burckhardt gesammelt (übersetzt von Kirmß, Weimar 1834).

Der Poesie sehr innig, und zwar nach Inhalt und Form, verwandt sind die sogenannten „Makamat" (Concessus), die von den Arabern als Meisterstücke der Redekunst genannt werden. In ihnen erhebt sich die Rede sehr häufig zu dichterischem Schwung, sie sind mit poetischen Bildern, Wort- und Räthselspielen angefüllt und behandeln Gegenstände der Volksunterhaltung in der künstlichsten Form, wozu auch der Reim gehört. Die berühmtesten sind von Abu 'l Fadhl ebn Hussein Badi oz-Zeman († 1007) und Abu Mohammed el Kasim Hariri (1054—1120), dessen 50 Makamat eben so viel Scenen aus dem Leben eines schlauen, aber geistreichen Abenteurers Abu Seid aus Sarudsch enthalten (herausgegeben von Caussin de Parceval und von Sacy, übersetzt von Friedrich Rückert, Stuttgart 1826, neue Ausgabe 1837). In künstlicher Form ist auch Abu 'l Walid ebn Zeiduns († 1070) „Risalet," eine Art poetischer Epistel (herausgegeben von J. J. Reiske, Leipzig 1755). Vergl. J. D. Carlisle, Specimens of arabian poetry from the earliest times to the extinction of the Khaliphat, with some account of the authors, Cambridge 1796; de Sacy, De l' utilité de la poesie arabe, Paris 1828; Weil, Die poetische Literatur der Araber vor Mohammed &c., Stuttg. 1837.

Die historische Literatur beginnt etwas später, als die poetische und philologische. Der älteste historische Schriftsteller der Araber, den wir kennen, Abul Mundsir Hischam el Kelbi (Lehrer zu Bagdad, † 819), schrieb Geschlechtsregister (Ansab); Abu Obeidah Maamer († 825) verzeichnete die Schlachttage der Araber, u. Abu Mohammed Abdallah ebn Koteibah (828 bis 889) lieferte höchst wichtige Nachrichten über die alte Geschichte und die verschiedenen Stämme. Bald fing man auch an, das Leben, die Kriege und Eroberungen Mohammeds und seiner nächsten Nachfolger zu beschreiben. Seit dem 3. Jahrh. der Hedschra aber wurde Geschichte (Ilm el Taarikh) Lieblingsgegenstand der arabischen Gelehrten, die Namen sehr fruchtbarer historischer Schriftsteller drängen sich, und historische Werke machen gewöhnlich den größten Theil der arabischen Handschriften in europäischen Bibliotheken aus. Hadschi Khaffa führt an 1300 Geschichtsbücher in alphabetischer Ordnung auf. Sie haben im Allgemeinen große Aehnlichkeit mit den Chroniken des Mittelalters; in mancher Hinsicht auch mit den historischen Büchern der Bibel. Das Verfahren ist annalistisch, ohne historischen Pragmatismus, nur die Zeitfolge gibt gewöhnlich den Faden her, an den sich die Begebenheiten knüpfen. Die Quellen, aus denen geschöpft wird, sind oft wörtlich aufgenommen, kleine historische Details, Anekdoten, Charakterzüge, Beschreibungen der Personen lieben die Geschichtschreiber besonders, worüber sie oft das Wichtigere vergessen; bei Allen findet sich Uebertreibung, Wundersucht und Leichtgläubigkeit, und aus Vielen spricht ein religiöser Geist und eine theokratische Ansicht der Weltbegebenheiten. Seit dem 10. Jahrhundert schrieb man auch Universalgeschichtswerke, worin die Geschichte gewöhnlich nach Dynastien behandelt wird und die israelitischen Patriarchen und Könige in der Regel die ersten bilden. So dürftig und oberflächlich von auswärtigen Völkern (etwa mit Ausnahme der Perser) berichtet wird, so ausführlich wird von den Arabern, insbesondere aber von der den Annalisten nächsten Zeit gesprochen. Die Sprache ist meist einfach und schmucklos, bei Vielen selbst vernachlässigt; bei den Wenigen, die eine rhetorische Einkleidung der Geschichte versuchen und deren Sprache poetische und gereimte Prosa ist, erscheint sie unserm Geschmack als schwülstig und bombastisch. Trotz dieser Beschaffenheit der arabischen Geschichtschreibung, die bis in die neuere Zeit reicht, ist ihr Inhalt wich-

tig, und wenn er erst durch europäische Kritik gesichtet ist, so muß sie über die Weltgeschichte überhaupt und besonders über die mittlere Geschichte von Europa ein ganz neues Licht verbreiten. Der erste bedeutendere Geschichtschreiber ist Abu Dschafar Thaberi (838—922), der Verfasser einer Universalgeschichte (ein Theil herausgegeben von Kosegarten, Greifswald seit 1831, übersetzt von Dubeux, Paris 1831), die von seinen Nachfolgern vielfach benutzt worden ist. Said ebn Batrik, gewöhnlich Eutychius Patricides (unter diesem Namen seit 933 christlicher Patriarch von Alexandrien, † 940), schrieb ebenfalls eine allgemeine Weltgeschichte, deren Zuverlässigkeit von den Arabern selbst gerühmt wird. Universalhistoriker waren ferner Gregorius Abul Farradsch (auch als syrischer Schriftsteller unter dem Namen Barhebräus bekannt, † 1286), Ebn el Amid (eigentlich Dschorsch, d. i. Georgius, Elmakin, † 1273), beide christliche Araber, Ebn el Athir († 1232) und Mohammed Hamavi ebn eß-Saai († 1275). Abulfeda al Makrizi († 1332) schrieb historische Monographien (herausgeg. von Fleischer, Bibl. anteislamitica, Leipz. 1831), Achmed el Makrizi († 1450) eine Geschichte der koptischen Christen (herausgeg. von Wetzer, Sulzbach 1828), Achmed ebn Arabschah von Damas in Syrien († 1450) eine schwülstige Biographie Timurs (Vita Timuri, arabisch von Jakob Golius, Leyden 1636, arab. und lat. von S. H. Manger, 2 Bde., Leuwarden 1767), Abdorrahman er-Rabbii (geb. 1488), die Geschichte von Jemen; Dschemal Eddin ebn Taghriberdi († 1547) setzte viele Historien Anderer fort, u. a. die Geschichte der Merdasiden (herausgeg. von J. J. Müller, Bonn 1829); Emir Mustafa Ben-Hussein verfaßte eine Geschichte des Khalifats, sowie der tatarischen, türkischen, indischen Regierungen (im 16. Jahrh.); Abul Achmed ebn Khalid (im 17. Jahrhundert) eine Universalgeschichte. Vorzügliche Politiker sind: Ebn Khaldun und Fachr Ed-din. Von jenem, welchen Hammer den Montesquieu der Araber nennt, ist eine in ächt philosophischem Geiste gehaltene Einleitung in das Studium der Geschichte und Politik vorhanden (herausgegeben von Quatremère) und eine Geschichte der Berbern (herausgegeben von M' Guckin de Slane, Alg. 1847). Zu erwähnen sind noch die auf den Propheten Mohammed sich beziehenden Werke, enthaltend entweder Beschreibung seiner Geburt, oder seiner Himmelfahrt, oder seiner Person, oder seiner moralischen Eigenschaften, oder die Erzählung seiner Wunder, oder seiner Feldzüge, oder überhaupt seine Biographie; dieser Zweig der a. n. L. ist sehr reichlich ausgestattet. Vgl. Reiske, Prodidagm. ad Hagji Chalifae libr. memor., herausgegeben von Köhler, 1766 ff.; Reinaud, Extraits des hist. arab. relat. aux temps des croisades, Paris 1829.

Die Geographie haben die Araber ebenfalls fleißig bearbeitet. Die Eroberungen der Khalifen, von denen schon die ersten Beschreibungen der eroberten Länder anfertigen ließen, erweckten in ihnen Lust, fremde Gegenden kennen zu lernen, und seit den Abbassiden unternahmen in Folge des lebhaften, damals herrschenden Handelsgeistes viele Kaufleute Handelsreisen auch außerhalb des Khalifats, und mehre drangen bis Indien, ins Innere von Afrika, ja bis nach China vor. Auch der Bekehrungseifer, vielleicht mehr noch als Wißbegierde und Interesse für die Kenntniß fremder Völker, veranlaßte viele Reisen. Besonders zeichneten sich die spanischen Araber durch ihre Lust an Reiseabenteuern aus. Seit mit andern griechischen Wissenschaften auch die Mathematik den Arabern bekannt geworden war, verbanden sie die mathematische Geographie mit der historischen, jedoch ohne darin über Ptolemäus hinauszugehen, nach welchem sie die Länge und Breite der Oerter bestimmten. Meistens sind die geographischen Werke der Araber ziemlich dürftig und bieten meist nur eine Aufzählung und sehr einförmige Beschreibung der Ortschaften dar. Selten erheben sie sich zu Schilderungen der Natur des Landes und Volkes, der Sitten, Produkte ꝛc. Auch die den Handschriften beigegebenen Karten sind sehr mangelhaft. Bei aller ihrer Mangelhaftigkeit, besonders in dem mathematischen Theil, sind jedoch diese geographischen Werke wichtige Zeugen der geographischen Kunde des Mittelalters und namentlich für die Kenntniß Asiens und Afrika's von Bedeutung. Der erste geographische Schriftsteller ist Ebn Malek Khulani (im 8. Jahrhundert). Die älteste Reisebeschreibung ist von Muslim Horrami, der 845 aus griechischer Gefangenschaft befreit wurde und Griechenland nebst den angrenzenden Ländern beschrieb; Ebn Wahab el Kureischi und Abu Zeid Hassan el Seirafi beschrieben ihre Reisen durch Indien und China, und ihre durch Renaudot bekannt gemachten Beschreibungen und Nachrichten sind durch neuere bestätigt worden; Ebn Foßlan († 921) verfaßte Reiseberichte (davon herausgegeben die ältesten Nachrichten von den Wolga-Bucharen, von Frähn, Petersburg 1832). Ebn Haukal (reiste 931—960) ist einer der Wenigen, bei denen man nicht bloß eine dürre Aufzählung und Beschreibung der Ortschaften, sondern eine Darstellung der Sitten der Völker und der Natur und Produkte der Länder findet; Abu Obeidah el Bekri († 1094) trug ein geographisches Wörterbuch zusammen. Andere berühmte Geographen sind: el Edrisi, der sein großes geographisches Werk, unter dem Namen „Geographia Nubiensis“ bekannt, 1153 in Sicilien am Hofe Rogers II. verfaßte; Abdollatif, dessen Beschreibung Aegyptens S. de Sacy (Paris 1810), Abulfeda, dessen Geographie zuletzt Reinaud (Paris 1838) herausgab.

Das Studium der Philosophie ging bei den Arabern von den Griechen aus, deren Werke zum Theil ganz, zum Theil stückweise unter den abbassidischen Khalifen, insbesondere unter al Mamun, in die arabische Sprache übersetzt wurden. Sie hielten sich vornehmlich an die aristotelische u. nebenher an die platonische Philosophie. Da sie insbesondere die neuplatonischen Erklärungsschriften zu Aristoteles benutzten, erscheint ihre Auffassung der aristotelischen Lehre mehr od. weniger durch neuplatonische Zuthaten modificirt, was bei einigen arabischen Philosophen so sehr der Fall ist, daß sie wohl als Neuplatoniker bezeichnet werden können. Vorzugsweise war es den Arabern um

formelle Bildung zu thun. Christen u. Juden besuchten nach 900 n. Chr. die arabischen Schulen in Spanien und erwarben hier mit der Kenntniß des Aristoteles die formelle Bildung, welche nöthig war, um den durch die göttliche Offenbarung in einer anderen Form gegebenen Inhalt in der der Philosophie eigenthümlichen Form wieder zu geben. Das Interesse an der Philosophie und das Bedürfniß nach einer Bildung, welche zu einem Urtheil in religiösen Dingen befähigte, wurde für die Araber gesteigert durch die ketzerischen Richtungen, welche sich im Islam zeigten und welche mit dem Schwert auszurotten wenigstens nicht durchaus gelang. So begründete Abu Said Abul Khair im 2. Jahrhundert der Hedschra oder noch früher den Sufismus, eine mystisch-pantheistische Auffassung des Islam, welcher noch in Persien und Indien verbreitet ist. Vergl. Tholuck, Blüthensammlung aus der morgenländischen Mystik (Berlin 1825). Zu einer wahrhaft philosophischen Forschung erhoben sich aber die Araber nicht; ihr Verdienst ist das, der Philosophie eine Freistätte geboten zu haben, und dazu waren sie um so geschickter, je mehr sie sich aller willkürlichen Behandlung derselben enthielten. Durch die Autorität des Koran, der alle weiteren Untersuchungen über gewisse, in demselben aufgestellte Glaubenssätze verbietet, wurde die Stellung der arabischen Philosophie zum Islamismus eine ähnliche, wie die der Philosophie zum Christenthume, und es bildete sich neben einer von der Religion ziemlich unabhängigen Verehrung und Kommentirung des großen griechischen Philosophen eine arabische Scholastik, als deren Stifter Hassan von Basra († 732) und sein Schüler Wassil Ben Atha genannt werden. Der große Haufe der Moslemen und die rechtgläubigen Theologen haßten die Philosophie, als zum Irrglauben führend, wie denn in der That der von den letztern geforderte blinde Köhlerglaube durch jede freiere Spekulation bald untergraben werden mußte. Selbst Abulfeda spricht nachtheilig von der Philosophie. Deshalb wurde auch die Vorliebe des Khalifen al Mamun für die griechische Philosophie als Ketzerei betrachtet und mehre Unglücksfälle, die ihn trafen, von dem Pöbel und den strengen Theologen für die gerechte Strafe seiner Gottlosigkeit erklärt. Es kam wohl selbst zu thätlichen Verfolgungen der Philosophen. So wurde der Philosoph Elducuz (im 13. Jahrhundert) zu Bagdad gefangen gesetzt und seine Schriften verbrannt, und der berühmte Averroes wurde in Spanien und Afrika mit Steinen geworfen und angespien und mußte froh seyn, daß er mit dem Leben davon kam. Wie die Scholastiker, theilten sich auch die arabischen Philosophen in zwei Hauptsekten, von welchen die eine sich mehr an Aristoteles, die andere mehr an Plato anschloß. Die zu der ersteren, zahlreicheren Klasse gehörenden suchten durch eine dialektische und disputirende Methode zur Erkenntniß der Wahrheit zu gelangen und hießen Mubahithun (d. i. Disputirende) oder Mutakallimun (Redende, Dialektiker, Peripatetiker); sie waren die orthodoxe Partei, und neigten sich zu den Lehren des Koran. Die zweite Klasse sind die Ischrakijun (Illuminaten, Idealisten), die, idealistisch dem Neuplatonismus sich anschließend, vorzüglich auf die möglichste Vervollkommnung und Erhebung der menschlichen Seele, ihre Reinigung und Läuterung von allen ihr anklebenden menschlichen Flecken hinarbeiteten, wobei sie mystisch mehr das Gefühl und Gemüth in Anspruch nahmen und weniger orthodox waren. Zu ihnen gehörte auch die sich durch strenge Ascese auszeichnende Sekte der Sophi's. Diese Hauptklassen der arabischen Philosophen spalteten sich in eine Menge (nach Einigen 76) Sekten. Auch die Juden greifen tief in das arabische Kulturleben ein. Im ganzen übrigen Europa gehaßt und verachtet und durch die gedrückte Stellung, in der sie lebten, von jedem geistigen Aufschwung gewaltsam zurückgehalten, hatten sie bei den Arabern, namentlich in Spanien, eine Freistätte gefunden, und es erwachte hier unter ihnen ein sich reich entfaltendes geistiges Leben. Schüler der Araber und der Sprache derselben kundig, wurden sie die Vermittler zwischen Arabern und Christen und sind so von bedeutendem Einflusse auf die Entwickelung der Wissenschaft gewesen. Viele arabische Bücher wurden von den Juden, die ihre eigenen philosophischen Werke meist in arabischer Sprache schrieben, ins Hebräische und später aus diesem von Christen ins Lateinische übersetzt. Auf solche Art wurden die Schriften des Aristoteles in Westeuropa zuerst bekannt; man trug sie nämlich aus der arabischen Uebersetzung des Averroes ins Hebräische und daraus ins Lateinische über. Die berühmtesten arabischen Philosophen, von deren zahlreichen Schriften wir jedoch nur unvollkommene Kunde haben, sind: Abu Jussuf ebn Eschak al Kendi (auch Alchindus oder Alcindus genannt, in der ersten Hälfte des 9. Jahrhunderts) aus Basra am persischen Meerbusen, wird von seinen Landsleuten vorzugsweise „der Philosoph" genannt, kommentirte die Werke des Aristoteles (lateinisch als Anfang zu Sylvius' Edition des Johannes Mesve, Venedig 1562); Abu Nasr Mohammed ebn Tarchan al Farabi (gewöhnlich Alfarabi, lehrte zu Bagdad 950), unter dessen Schriften bei den Scholastikern seine Encyklopädie in höchstem Ansehen stand (vgl. A. Schmölder, Documenta philosophiae Arabum, Bonn 1836); Abu Ali Alhosain ebn Abdallah ebn Sina (Avicenna, s. d., † 1036 zu Isfahan); Abu Hamed Mohammed ebn Mohammed ebn Achmed al Gazali (Algazel, † 1127), lehrte zu Bagdad, als Philosoph ein Skeptiker, als Theolog orthodox (vgl. Logica et philosophia Algazelis Arabis, ins Lateinische übersetzt von Dominicus, Venedig 1506); Abu Bekr (Abu Dsafar) ebn Tophail († 1190 zu Sevilla), Neuplatoniker (Philosophus autodidactus, ins Lateinische übersetzt von E. Pococke, Oxford 1761, deutsch von J. G. Eichhorn, Der Naturmensch von Tophail, Berlin 1783); Abul Walid Mohammed ebn Achmed ebn Mohammed ebn Roschd (Averroes), vorzugsweise „der Kommentator" (des Aristoteles) genannt († 1216 oder 1217), dessen Kommentar über den Aristoteles in mehren Ausgaben dieses Autors in lateinischer Uebersetzung abgedruckt ist, z. B. Venedig 1560; Nassireddin von Tus († 1273), dessen Werk Teddschridol-kelam (d. h. Entblößung des Worts oder die meta-

physische Abstraktion) von den Arabern häufig kommentirt wurde; Alhadeddin al Idschi († 1355), schrieb „Kitabol-mewakif" (mit den arabischen Kommentaren von Seadeddin Teftasani u. Dschordschani (herausgeg. Konstantinopel 1823). Vergl. Jourdain, Recherches sur l'age etc. des traductions lat. d'Aristotele etc., Paris 1819, deutsch von Stahr, Halle 1831. Der bedeutendste und berühmteste jüdisch-arab. Philosoph ist Rabbi Moses Ben Maimon oder Maimonides (s. d.). Vergl. Schmölders, Sur les écoles philosophiques chez les Arabes etc., Par. 1842; Ritter, Ueber unsere Kenntniß der arab. Philosophie, Gött. 1844.

Die Araber rechneten von jeher zu den philosophischen Wissenschaften auch die mathematischen. In diesen waren sie ebenfalls die Schüler der Griechen, jedoch haben sie das von ihnen Empfangene mit neuen Entdeckungen vielfach bereichert. Von den griechischen Mathematikern besaßen sie in Uebersetzungen den Euclides, Archimedes, Autolycus, Eutychius, Aristarchus, Hypsicles, Hipparchus, Menelaus, Theodosius, Apollonius von Perga. Besonders häufig kommentirt wurde der von ihnen als großer Mathematiker geschätzte Euclides. In der Arithmetik führten sie den Gebrauch der (jetzt sogenannten arabischen) Ziffern ein, die von ihnen zu den Europäern, in deren mathematischen und chronologischen Schriften sie seit Sylvester II. († 1003) erscheinen, gekommen sind; Streitfrage ist es jedoch noch, ob sie auch ihre Erfindung sind, oder ob sie dieselben erst von den Indiern entlehnt haben. Die Algebra ist, wie ihr Name beweist, von den Arabern zu den Abendländern gekommen; sie sind aber nicht Erfinder dieser Wissenschaft. Der erste ins Arabische übersetzte Schriftsteller in diesem Fache war der Alexandriner Diophantus, und der erste Lehrer der Algebra bei den Arabern selbst Abu Dschafar Mohammed ebn Musa († 820, sein Lehrbuch herausgegeben und übersetzt von Rosen, London 1831). Nach ihm wurde sie von Thebit Ben Korrah (im 9. Jahrhundert), Omar Ben Ibrahim (schrieb über die kubischen Gleichungen) und einer Anzahl von Gelehrten, ja sogar auch einige Mal (wie von Ebn Jasmin) in Versen vorgetragen. In der Geometrie hielten sich die Araber ebenfalls an die Griechen, die sie in Uebersetzungen lasen. Noch besitzen wir einen vollständigen arabischen Euclides, nicht nach einer der frühern Uebersetzungen, sondern nach der spätern des persischen Geometers Nassireddin aus Tus († 1273); ja von dem 5., 6. und 7. Buch des Apollonius Pergäus von den Kegelschnitten, die griechisch verloren gegangen, hat man drei verschiedene arabische Uebersetzungen gefunden, aus denen man den Verlust des griechischen Originals zu ersetzen gesucht hat. Wenn man den bloßen Citationen der arabischen Schriftsteller trauen darf, so haben sie noch griechische Schriften über die Geometrie besessen, von denen wir in unsern Quellen über die griechische Literatur keine Spur mehr finden; von Archimedes z. B. citiren sie ein Buch über die Parallellinien, Triangel ꝛc. In der Trigonometrie bauten die Araber eifrig fort auf dem Grunde, den Menelaus und Ptolemäus gelegt hatten; sie führten darin (wie schon Al Batani [Albategnius] 912 gethan haben soll) den Gebrauch der Sinus statt der Chorden ein und vereinfachten die weitläufigen und beschwerlichen trigonometrischen Operationen der Griechen. Dschebr ebn Afla schrieb einen Kommentar über die Trigonometrie des Ptolemäus. Ueberhaupt eröffneten die Araber der Wissenschaft die Bahn, welche sie in neuern Zeiten eingeschlagen hat. Ueber ebene und sphärische Figuren schrieb Abu Dschafar Mohammed ebn Musa, über Geodäsie Mohammed el Bagdadi (herausgegeben Pesaro 1570); andere Mathematiker sind Achmed eß-Sindschari (im 11. Jahrhundert), Hassan ebn Haithem († 1038), den man den Euclid der Araber nannte; Imam Mudhaffar el Jsferkedi, schrieb Auszüge aus Euclides u. A. Eifrig wurde auch die Optik getrieben, aber mit Einmischung vieler physikalischen Irrthümer. Im gewöhnlichen kaufmännischen Verkehr, besonders mit ausländischen Völkern, bedienen sich die Araber einer künstlichen Art, an den Fingern und Knöcheln zu rechnen, und nach der Sunna sollen schon die Jünger des Propheten so gerechnet haben.

Unter allen mathematischen Wissenschaften blühte bei den Arabern am meisten die Astronomie. Schon bei den ältesten, größtentheils zur Nachtzeit ihre Heerden weidenden, arabischen Nomaden fanden Beobachtungen des dort ewig heitern gestirnten Himmels Statt, und viele arabische Stämme verehrten Gestirne als Götter (Sabäer). Die meisten arabischen Benennungen der Gestirne sind jenes frühern Ursprungs. So erscheint den alten Arabern Cynosura als der Bock, Canopus als der Kameelhengst, Venus als die Lautenschlägerin u. s. w. Zugleich suchte man aus den Gestirnen die Zukunft zu erforschen, und Mohammed, der den Gestirndienst auszurotten suchte, vermochte doch den Hang zur Astrologie bei den Arabern nicht zu tilgen. Unter den Abbassiden wurde das alte Chaldäa, in dessen Gebiet nachmals Bagdad erstand, zum zweiten Mal der Hauptsitz der astronomischen Wissenschaften, die große Gunst an dem Hofe der Khalifen genossen. Griechische astronomische Werke wurden ins Arabische übersetzt, darunter manche für uns verloren gegangene, z. B. die des Timocharis und Aristyllus, die Sphärica des Menelaus u. a. m. Vor Allem aber schöpften sie ihre wissenschaftlichen Kenntnisse der Astronomie aus Ptolemäus bekanntem Buche, das sie den Almagest nennen. Im 4. Jahre der Regierung al Mamuns (812) sollen El Hazin und der Nestorianer Sergius eine arabische Uebersetzung davon verfertigt haben, die später von Isaak Ben Honain und Thebit Ben Korrah (827) verbessert worden ist. Nach Ptolemäus nahmen die Araber auch die griechischen Sternnamen auf; jedoch vertauschten sie die für sie bedeutungslosen mythologischen Benennungen mit andern. Mit des Khalifen al Mamun berühmter Ausmessung der Erde, dessen Berichtigung der Ekliptik und der auf sein Geheiß geschehenen Anfertigung neuerer astronomischen Tafeln (Zidsch), die nach ihm die „mamunischen" genannt werden, fängt die Kultur der Astronomie unter den Arabern an, und sie schreitet fort bis zur Zeit des Astronomen Arzachel,

der zwei Jahrhunderte später lebte. Einer der berühmtesten Astronomen aus der Regierungsperiode des als Astronom selbst großen al Mamun war Alfergani (verdorben Alferganus), der den Almagest in einen faßlichen Auszug brachte. Die beiden größten Astronomen der Araber aber blühten im 10. Jahrhundert: Al Batani (verdorben Albategnius) und Ebn Junis. Jener war seiner Religion nach kein Mohammedaner, sondern Sabier. Er machte sich unsterblich durch die Entdeckung der Beweglichkeit des Apogäums der Sonne, der größten Entdeckung, welche wir den Arabern verdanken, u. verdient daher der Newton der Araber genannt zu werden. Ebn Junis war Hofastronom Hakems, des 6. fatimitischen Regenten in Aegypten, und verfaßte nach den von ihm in Kahira angestellten trefflichen Beobachtungen die hakemitischen und fatimitischen Tafeln. Auch die buidischen Sultane in Bagdad waren große Beförderer der Astronomie; so Adad el Daula, an dessen Hofe Abderrahman Sufi lebte, der für ihn eine Anleitung zur Kenntniß des gestirnten Himmels schrieb, und Scherf ed Daula, der in seinem Schloßgarten eine großartige Sternwarte errichten ließ. Unter dem mongolischen Khan Hulagu verfertigte Nassireddin († 1273) die im Orient in Ansehen stehenden sogenannten khanischen oder ilkhanischen Tafeln, nach Beobachtungen, die er in Verbindung mit andern Astronomen auf einem Hügel bei Maraga in der persischen Provinz Aderbeidschan anstellte. Der Bildner der auf dem mathematischen Salon zu Dresden befindlichen und von Beigel beschriebenen arabischen Himmelskugel mit kufischer Schrift war der zu jenen Astronomen gehörige Mohammed ebn Muwajed el Ardi. Auch der mongolische Fürst Ulug Bekh, der Enkel des berühmten Timur oder Tamerlan, hat unter den Astronomen des Morgenlandes bleibenden Ruf. Wenn gleich die arabischen Astronomen in der Theorie meist bei Ptolemäus stehen geblieben sind, so sind doch ihre Beobachtungen höchst wichtig. Sie sind auch die Entdecker der Magnetnadel. In ihren kosmographischen Werken, z. B. von Kazwini (deutsch bearbeitet von Ideler, Berlin 1809) findet man mehr populäre, als gelehrte Darstellung der Astronomie. Der mohammedanische Astronom wurde, da er das ganze Jahr hindurch nach Maßgabe der Ab- und Zunahme der Tageslänge die Zeit der Gebetstunden auf das Genaueste zu bestimmen, die Sonnenuhren an den Moscheen in Ordnung zu halten hatte u. s. w., zugleich als Diener der Religion betrachtet. Erwähnenswerthe Astronomen außer den bereits genannten sind: Ali ebn Isa, verfertigte Astrolabien; Jahja ebn Abi Mansor, berechnete die Schiefe der Ekliptik; Achmed ebn Abdallah el Chabasch, verfertigte die damascenischen Tafeln und die Tabulae almagesti nach den von ihm verbesserten Hypothesen des Almagest; Abul Kasim aus Marokko, schrieb über die astronomischen Instrumente der Araber (übersetzt von Sedillot, 2 Bde., Paris 1842). Bei vielen arabischen Astronomen stand die Wissenschaft noch im Dienste der Astrologie und verschwisterte sich dann mit kabbalistischer und magischer Weisheit, die man zum Theil aus untergeschobenen Schriften des Hermes Trismegistos (von dem gefabelt wird, er sey durch seine Kunst in den Himmel gestiegen und habe im Saturnus 30 Jahre die Astronomie studirt) und Zoroasters schöpfte. Selbst berühmte Astronomen gaben sich mit Nativitätsstellerei, Traumdeuterei, Wetterprophezeihungen u. dgl. ab. Mit einer astrologischen Prophezeihung endigt die Geschichte der Astronomie bei den Arabern, nämlich mit der 1179 bekannt gemachten Wahrsagung von der großen Konjunktion aller Planeten, sowohl der obern als untern, im September 1186, bei welcher die Zerstörung aller Dinge durch Stürme und Ungewitter erfolgen sollte.

Von der Philosophie trennten die Araber auch die physikalischen Wissenschaften nicht, zu denen auch die Medicin gehörte. Neben ihren gelehrten Schulen legten sie auch Krankenhäuser, sowie Apotheken an. Auch aus der athenischen Schule wendeten sich unter Kaiser Justinian viele vertriebene Philosophen und Aerzte nach Arabien. Nach der Eroberung Aegyptens (640) wurden die Schriften griechischer Aerzte ins Arabische übersetzt. Im J. 772 wurde die Akademie zu Bagdad errichtet, mit der mehre Krankenhäuser und öffentliche Apotheken verbunden waren. Von nun an breitete sich die Medicin in Arabien und den von den Arabern eroberten Ländern aus. Es wurden theoretische und praktische Anstalten für die Medicin auch zu Ispahan, Firuzabad, Bokhara, Kufa, Bassora, Damaskus, Alexandrien und Cordova errichtet, und bei dem eifrigen Studium, das man diesem Zweige der Wissenschaft widmete, konnte es, obschon man im Wesentlichen sich an die Griechen hielt, an bedeutenden Fortschritten nicht fehlen. Von den besondern Zweigen der Medicin konnte die Anatomie die allerwenigsten Fortschritte unter den Arabern machen, weil ihre Religion Leichenzergliederungen verbot. Ihre Kenntniß von dem innern Bau des Körpers schöpften sie einzig aus Galen. Desto mehr leisteten sie in der Chemie, die, wenn sie auch vielleicht nicht von ihnen erfunden, doch mit vielen Entdeckungen durch sie bereichert worden ist. Sie schränkten die Chemie nicht, wie die Byzantiner vor ihnen gethan hatten, auf die Goldmacherkunst ein, obgleich sie nicht frei von alchemistischen Grillen waren. Fast alle arabischen Aerzte wissen das Quecksilber aufzulösen, in Salzgestalt zu verwandeln und Salben daraus zu bereiten. Sie kennen die Ameisensäure und die Reinigung des Borar. Sie wenden Spießglanzmittel an und wissen aus den Pflanzen die wirksamen Stoffe mit Wasser und Weingeist auszuziehen. Den Weingeist bereiteten sie zuerst aus Zucker und Reis. Die Bereitung der Syrupe, der Elixire, der Naphthen und des Alkohols haben wir, wie schon diese arabischen Namen beweisen, von ihnen gelernt. Auch die Botanik, die sie ursprünglich aus dem vom Syrischen ins Arabische übersetzten Dioscorides kennen lernten, haben sie bedeutend bereichert. Außer dem Moschus und dem Bibergeil war ihnen auch der natürliche Kampher von Sumatra, die Theestaude, das Zuckerrohr, der Rhabarber, das Brasilienholz und der Spinat bekannt. In ihren Stammländern fanden sie die Tamarinde,

die Senna und die Asafötida, die mit den indischen Gewürzen, den Muskatnüssen, Gewürznelken, dem Ingwer, der Galanga und der Zittwerwurzel Hauptgegenstände des Arzneihandels waren. In der Therapie folgten sie ebenfalls Galen. Doch kann man ihnen nicht alles Verdienst um Erweiterung dieser Wissenschaft absprechen, wozu sie die Natur gleichsam zwang, indem sich neue Krankheitsformen entwickelten, von denen Galen und die Alten nichts gewußt hatten. Dazu gehören die Pocken (die sich 572 bei Gelegenheit des Elephantenkrieges zuerst in Arabien gezeigt haben sollen, in Europa erst 907), der Aussatz, die Masern, die Rötheln, der Friesel, die später als englische bezeichnete Krankheit u. s. w. Die Chirurgie blieb, theils wegen Mangels anatomischer Kenntnisse, theils aus falscher Schamhaftigkeit, hauptsächlich aber aus Operationsscheu, in Arabien vernachlässigt und gewann erst später in Spanien einige Ausbildung. Dasselbe gilt von der Geburtshülfe. Der früheste bekannte arabische medicin. Schriftsteller ist Aharun, ein Priester aus Alexandrien (Mitte des 7. Jahrh.); Abu Musa Dschafar eß-Sofi (um 720) aus Mesopotamien schrieb über Alchemie und Pharmacie und verband zuerst Chemie und Pharmacie; Sabur ebn Sahel (872) zu Dschondisabur stellte das erste Dispensatorium auf, welches später allen christlichen Aerzten unter saracenischer Herrschaft zur Norm diente. Berühmte Aerzte aus dem 9. Jahrhundert sind: Mesve der Aeltere, Honain ebn Isaak, Ebn Ghefit; aus dem 10. Jahrhundert: Ali ebn Abbas el Maghise, Abdorrhaman Mohammed al Hanifi, Al Rasi, Avicenna (der Verfasser des lange als medicinisches Hauptbuch geltenden Kanons der Medicin, der durch seine größere Vollständigkeit und strengere Ordnung den frühern von Al Rasi stürzte); aus dem 11. Jahrhundert: Ebn Serapion, Mesve der Jüngere; aus dem 12. Jahrhundert: Abu Merwan (Abimerun), Ebn Zohar (Avenzoar) aus Andalusien, der originellste Selbstdenker unter den arabischen Aerzten, und Averroes, Verfasser eines dialektischen Systems der ganzen Medicin. In neuerer Zeit haben sich die europäischen Aerzte nicht mit den arabischen beschäftigt, alle medicinischen Werke sind im Orient selbst gedruckt, so auch das medicinische Wörterbuch „Bahr ol-Dschewahir“, von Abdul Medschid (Kalk. 1830). In den Naturwissenschaften zeichneten sich aus: als Botaniker el Beithar († 1248), als Chemiker der oben genannte Abu Musa Dschafar (oder Geber), der größte aller arabischen Chemiker, und als Zoolog Damiri, Verfasser eines zoologischen Wörterbuchs. Die Zoologie ist außerdem in den kosmographischen Werken abgehandelt, u. auch des Aristoteles Thiergeschichte ward auf arabischen Boden verpflanzt. In der Zoologie der Araber werden, neben wichtigen, von neuern Kennern des Orients bestätigten Beobachtungen, auch manche fabelhafte Thiere aufgezählt, z. B. der Vogel Rokh, der Simorg und der Phönix. Wenn die Physik bei den Arabern weniger fortschritt, so liegt die Ursache in der Art der Behandlung; um die aristotelischen Principien mit der Verhängnißlehre des Koran leichter vereinigen zu können, bearbeitete man die Physik metaphysisch.

Einen bedeutenden Theil des öffentlichen Unterrichts auf den Akademien der Araber machte die Theologie aus, die mit der Jurisprudenz in der innigsten Verbindung stand, indem beide gemeinschaftlich auf dem Koran beruhen und die Gesetzgebung bei den Mohammedanern, wie bei den meisten orientalischen Völkern, einen religiösen Charakter hat. Erst unter den Ommiaden fing man an, über den Inhalt des Koran nachzudenken, und als unter den Khalifen aus Abbas' Hause die aristotelische Philosophie eingeführt wurde, entstanden durch die Anwendung derselben auf die Religion eine Menge Sekten, von denen 4 im 8. Jahrhundert entstandene für rechtgläubig galten (weil sie nur in den „Zweigen“ oder Nebenlehren und Rechtsgrundsätzen von einander abwichen) und 72 für ketzerisch (wegen ihrer Abweichung in den „Wurzeln“ oder Grundlehren). Die 4 orthodoxen Sekten (Sunniten, weil sie dem wahrhaften Brauche Mohammeds folgen) bilden die bei Weitem größte Masse der Mohammedaner, und es gehören zu ihnen die Bewohner Afrika's, Aegyptens, Syriens, der Türkei, Arabiens und der Tatarei. Dies sind 1) die Hanifiten (gestiftet von dem Imam Abu Hanifa ebn Thabet, † 767 n. Chr.), Rationalisten, welche zwar die Tradition (Sunna) nicht verwerfen, aber ihr Vernunftgründe vorziehen; 2) die Schafiiten (gestiftet von dem Imam Mohammed ebn Edris al Schafi, † 819), stehen den Hanifiten direkt entgegen, indem sie den Gebrauch der Vernunft und der Philosophie ganz verwerfen; vorzüglich in Kahira vorherrschend; 3) die Malikiten (gestiftet von dem Imam Malik Ben Anas, † 795); 4) die Hanbaliten (gestiftet von dem Imam Achmed Ben Hanbal, † 855). Die beiden letztern Sekten lassen den Gebrauch der Vernunft und Philosophie nur dann zu, wenn die Tradition über einen Gegenstand des Glaubens und des Rechts gänzlich schweigt. Alle 4 Sekten erkannten bei ihren Entscheidungen folgende Stufenfolge an. Obenan steht der Koran, dann folgt die Sunna oder Tradition, hierauf die Sammlungen der als bewährt erkannten Entscheidungen der Imams, und endlich die Analogie. Unter der Sunna (Sitte, Brauch, Regel Mohammeds) versteht man nicht blos die ausdrücklichen Aeußerungen und Vorschriften Mohammeds, sondern auch seine Verfahrungsweise bei bestimmten Veranlassungen und in gewissen Verhältnissen, sowie die Verfahrungsweisen der Gefährten Mohammeds, welche dieser durch Stillschweigen zu billigen schien. Alles, was über diese Aussprüche, Verfahrungsweisen und Billigungen Mohammeds glaubwürdig überliefert worden, bildet den Inhalt der heiligen Ueberlieferung oder Sunna. Sechs Ueberlieferungssammler sind gleich in den ersten Jahrhunderten der Hedschra vor andern als kanonisch und bewährt anerkannt worden: der berühmteste und zuverlässigste darunter ist El Bokhari († 869), seine Sammlung, die nach dem Koran für das wichtigste Buch gehalten wird, führt den Titel „El dschami essachich,“ d. i. der „wahrhafte Sammler,“ und enthält 7275 Ueberlieferungen, worin aber viele Wiederholungen

vorkommen. Die 5 übrigen anerkannten Sammler sind: Malik, Abu Abdallah Mohammed ebn Dawud, Ebn Madsche, Nisai, Muslim. Einige rechnen zu ihnen Tirmidi († 909) und den spätern Sojuti († 1505). Hussein ebn Mesud († 1122) sammelte 4119 Ueberlieferungen unter dem Titel „Maßabih" (Lampen), zu welchen Wali Eddin den berühmten Kommentar „Mischkat ol Meßabih" in 24 Büchern schrieb (englisch von Matthews, 2 Bde., Kalkutta 1809). Unter den theologisch-juridischen Disciplinen steht die Exegetik des Koran obenan, woran sich zahlreiche Erklärungen der Sunna, sowie dogmatische Lehrbücher schließen, in welchen auf scholastische Weise die positiven Lehren gewöhnlich mit Vernunftgründen gestützt und vertheidigt werden. Die berühmtesten Exegeten sind der schismatische Zemakschari (1074—1143) und der orthodoxe Beidhawi († 1292); über Dogmatik schrieben Al Gazali, Omar al Nesefi († 1142), nach dessen Dogmatik noch heute die Ulema's in allen hohen und niedern Schulen vortragen, Amedi († 1233), Seif Eddin, Nassir Eddin († 1278), auch Beidhawi, Adhad Eddin el Idschi († 1355). Dieselben schrieben auch über Liturgik u. Moral. Nicht in der theoretischen Theologie, sondern nur in praktischer Hinsicht unterscheidet sich die mystisch-ascetische und beschauliche Sekte der Sofi's oder Enthaltsamen, deren erster Abul Hassan eß-Sofi ist und deren Mystik sich unter Anderm dadurch auszeichnet, daß sie die Liebe Gottes unter Bildern darstellen, die von sinnlicher Liebe hergenommen sind. Ihre Schriften sind theils prosaisch, theils in Versen abgefaßt, wie denn große Dichter unter ihnen waren, z. B. Abulola und Ebn Faredh, unter den Persern Hafiz und Dschami. — Eine juridische Literatur beginnt erst mit dem 12. Jahrhundert. Das berühmteste Gesetzbuch schrieb Scheikh Ibrahim von Aleppo (im 16. Jahrhundert) unter dem Titel „Multeka el Ebhur," d. i. „Zusammenfluß der Meere." Wichtig für die Rechtswissenschaft der Araber ist neben dem obengenannten Mischkat ol Meßabih von Wali Eddin noch die „Fetavi" von Alem Giri (herausgegeben Kalkutta 1828) und die „Hedaja" aus dem 12. Jahrhundert, die vollständigste Darstellung des arabischen Rechts (herausgegeben 4 Bde., Kalkutta 1831, übersetzt von Hamilton, 4 Bde., London 1791), wie es sich besonders durch die Bemühungen der berühmten Rechtslehrer in den ersten Jahrhunderten der Hedschra ausbildete. Eine besondere Partie des arabischen Rechts ist behandelt in Zeilingers „Kriegs- und Friedensgesetzen der Muselmänner" (Erlangen 1828) u. Solvets „Institutions du droit mahométan sur la guerre avec les infidèles, traduits de l'arabe" (Paris 1829). Vergl. Stahl, Mémoire sur la législat. arabe, im 6. Bande des „Nouveau Journal. Asiat.", 1830, S. 120 ff. Die Eroberung Algiers beförderte das Studium des arabischen Rechts, und in Folge dessen erschienen mehre wichtige Werke auf diesem Gebiete, z. B. „Précis de jurisprudence musulmane, selon le rite Maléchite, par Khalil-Ibn-Ishak" (französisch von Perron, 2 Bde., Paris 1848), Du Couroys, „Legislation musulmane sunnite, rite Hanéfi" (Par. 1848) 2c. Ueber Philologie bei den Arabern s. Arabische Sprache.

Ueber a. L. im Allgemeinen ist vor allen Hammers Encyklopädische Uebersicht der Wissenschaften des Orients (Lpz. 1804), zu vergleichen; sodann Chr. de Schnurrers „Bibliotheca arabica" (Halle 1811); das große bibliographische Lexikon Hadschi Khalfa's (herausgeg. von Flügel, Lpz. 1835 ff.); die Lebensbeschreibungen berühmter Männer von Ebn Khallikan (autographisch edirt von Wüstenfeld, Göttingen 1835); d'Herbelots „Bibliothèque orientale", ein Wörterbuch über die Geschichte und Literatur des Orients (Paris 1697, am besten Haag 1777, 4 Bde., deutsch, Barth. d'Herbelots Orient. Bibliothek oder Universalwörterbuch, von J. Chr. F. Schulze, 4 Bde., Halle 1785—90). Vgl. S. de Sacy, Mémoire sur l'orig. et les anciens monum. de la littérature parmi les Arabes, Paris 1805; Bauland, Hist. littér. des Arabes pendant le moyen age, aus dem Englischen, Paris 1823; Wüstenfeld, Ueber die Quellen des Werkes Ebn Khallikans, Göttingen 1837. Da die a. L. meist aus noch ungedruckten Büchern besteht, so ist die Benutzung der an arabischen Handschriften reichen Bibliotheken den Arabisten unentbehrlich, und schon die gedruckten Kataloge derselben sind wichtig. Die wichtigsten dieser Bibliotheken sind: die im Eskurial bei Madrid mit 1851, die bodlejanische zu Oxford mit 1299 arabischen Handschriften; ferner die königliche Bibliothek zu Paris; die vatikanische zu Rom; die mediceisch-laurentinische in Florenz; die Universitätsbibliothek in Leyden; die zu Upsala u. zu Kopenhagen. Eine schätzbare Sammlung enthält das asiatische Museum in St. Petersburg. Schöne Sammlungen sind auch zu Dresden, Wien, Berlin, Gotha; einzelne Handschriften in Leipzig, Göttingen, Mannheim u. s. w.

Arabischer Weihrauch, s. v. a. Olibanum.

Arabisches Gebirge, ägyptische Gebirgskette zwischen dem Nil und dem arabischen Meerbusen. S. Aegypten.

Arabisches Gummi, s. Gummi arabicum.

Arabisches Meer, der nordwestliche Theil des indischen Meeres, an der Südküste Arabiens, bei den Alten Mare erythraeum im weiteren Sinne.

Arabisches Pferd und arabische Pferdezucht. Die arabische Race galt schon im Alterthum als eine der edelsten. Aber es ist ein irriger Glaube, daß in Arabien die Menge der Pferde außerordentlich groß sey. Burckhardt hat nachgewiesen, daß Arabien in Verhältniß seines Flächeninhalts wirklich arm an Pferden ist u. daß ihre Zucht im Großen weniger in Arabien selbst, als vielmehr in den Ebenen von Mesopotamien, Syrien und an den Ufern des Euphrat Statt findet. Die Gesammtzahl aller Pferde in ganz Arabien vom Euphrat und der syrischen Grenze bis zum rothen Meere und indischen Ocean kann nach diesen Beobachtungen höchstens auf 90,000 geschätzt werden, während man auf die deutschen Bundesstaaten allein 1¼ Million rechnet. Die schönste Race von ächt arabischem Blute trifft man höchst selten in Arabien, sondern vielmehr in Syrien, in dem Hauran, der Ebene am Jordan. Hier werden drei verschiedene Stämme gezogen: der ächte

Araber, der Turkomane und der Kurde, der ein Mischling von den erstern ist. Der ächte Araber ist der kostbarste; doch erreicht er selten eine Höhe von 14 Fäusten, ist aber schön geformt. In Arabien selbst sind seit uralter Zeit 5 Pferdegeschlechter berühmt, welche von den 5 Lieblingsstuten des Propheten: Taeys, Manekeye, Koheye, Saklawy und Djulf abgeleitet werden und mehren Familienzweigen den Ursprung gegeben haben. Bei der Geburt eines Racefüllens wird gewöhnlich ein Testimonium seiner Abstammung in Gegenwart von Zeugen ausgefertigt; eigentliche genealogische Tafeln hat man selten. Doch lebt der Adel ausgezeichneter Thiere im Gedächtnisse und Munde des Volks fort, und erst, wenn ein Pferd auf einen der benachbarten Märkte zum Verkauf geführt werden soll, wird ein Stammbaum aufgesetzt. Stuten ausgezeichneter Race veräußert der Araber selten ganz, d. h. er bedingt, daß der Käufer entweder jedes zweite Füllen dem Verkäufer der Stute ausliefere, oder jener behält die Füllen, liefert aber nach 2—3 Jahren die Mutter zurück, oder Käufer und Verkäufer theilen den Werth des Produkts der Stute, so lange letztere lebt. Zuweilen werden auch Stuten unter der Bedingung verkauft, daß dem Käufer die Hälfte der Beute zufällt, welche der Mann gewinnt, der sie reitet. Die Beduinen reiten nämlich beinahe ausschließlich Stuten; die Hengste verkaufen sie in die benachbarten Städte, oder an die Ackerbauer (Fellahs). Der Preis eines edlen arabischen Pferdes steigt in den syrischen Stutereien bis 2000 Gulden, ja darüber. Die Sorgfalt, mit welcher der Araber ausgezeichnete Pferde aufzieht, ist außerordentlich. Schon bei der Geburt des Thieres wird er es weit mehr pflegen, als sein eigenes Kind. Zuerst bindet man dem Füllen die Ohren über dem Kopfe zusammen, um ihnen eine schöne aufrechte Stellung zu verschaffen; dann wird der Schweif in die Höhe gedrückt, damit er sich künftig hoch trage. Nachdem das Füllen einen Monat lang an der Mutter gesogen hat, wird es entwöhnt. Es erhält nun drei Monate reine Kameelmilch, später und nach und nach eine bestimmte Portion in Wasser gekochten Weizen und etwas Weidegras, nach abermals 3 Monaten Gerste nebst Kameelmilch, Alles zu festgesetzten Stunden. Manche Araber geben ihren Pferden auch wohl rohes und gekochtes Fleisch. Die Beduinen in Nedsched ersetzen das Körnerfutter durch Dattelteig. Uebrigens werden die arabischen Pferde das ganze Jahr hindurch im Freien gehalten. Putzen und Striegeln findet gar nicht Statt; aber nach jedem stärkern Ritte läßt der Araber sein Pferd so lange im Schritt gehen, bis es sich wieder abgekühlt hat. Schon im zweiten Jahre wird das Pferd bestiegen, und ein einmal gerittenes wird selten wieder des Sattels ledig. Das Reitgeschirr besteht außer dem Sattel, der nicht selten bloß ein ausgestopftes Schaffell und ohne Steigbügel ist, nur aus einem einfachen Halfter, womit das folgsame und sanftmüthige Thier gelenkt wird. Roßtäuscherkünste sind dem Araber fremd; auch vom Einbrennen der Pferde ist keine Rede; die vermeintlichen Spuren dieser Operation stammen von dem heißen Eisen, dessen sich die Araber häufig zur Heilung von Krankheiten bedienen. Selten bringt der Araber selbst edle Thiere auf fern gelegene Märkte; er scheut die weite Reise, wenn er des Verkaufs nicht ganz gewiß ist. Im Allgemeinen kann, nach Burckhardts Erfahrung, nur der Pferde vom ersten Range bekommen, der sie aus der ersten Hand (z. B. in den Lagern der im Frühlinge die syrischen Ebenen durchziehenden Araber) aufkauft. Der Punkt, von wo aus dies am leichtesten geschehen kann, ist Damaskus, und ein europäischer Staat, welcher zur Verbesserung seiner Pferdezucht sich ächte Araber verschaffen will, müßte daher hier ein Depot für den Pferdeaufkauf errichten. Wie selten aber überhaupt dem Araber die edelsten Thiere feil sind, weiß jeder Roßkenner, der den Versuch machte, sich Araber der edelsten Race zu verschaffen. Man weiß, daß im Durchschnitt jeder Stamm höchstens 5 bis 6 aufzuweisen hat, und ein solches nur in äußerst seltenen Fällen verkäuflich ist und dann mit einigen tausend Gulden bezahlt wird. Ja, man glaubt, daß bis jetzt noch kein einziges der besten arabischen Pferde nach Europa gekommen ist. Indessen hat arabisches Blut auf die europäischen, edleren Racen im Allgemeinen schon seit Jahrhunderten durch fortwährende Vermischung eingewirkt und die einheimischen Racen vielfach verändert, ehe man noch daran dachte, sie in ihrer Reinheit zu erhalten. Eigentliche Gestüte für die Reinzucht arabischer Pferde hat Deutschland gegenwärtig nur eins: das Privatgestüte des Königs von Würtemberg zu Weil, und eins hat Ungarn, das des Baron Fechtig in Lengy el Thotv im schümeger Komitate am Plattensee. Arabische Beschäler aber findet man in fast allen deutschen Haupt- und Landgestüten: in Preußen z. B. zu Trakehnen, Neustadt an der Dosse, Beßra (ward neuerdings aufgehoben); in Oesterreich zu Babolna, Mezöhegyes, Radautz, Lippiza; in Bayern zu Rohrenfeld; im Großherzogthum Hessen zu Neuulrichstein; in Kurhessen zu Beberbeck; in Braunschweig zu Harzburg u. s. w. Alle diese rühren meistens aus der ungarischen Stamm-Stuterei her, und nur ausnahmsweise kommt einmal ein auf den syrischen oder ägyptischen Märkten direkt gekaufter Araber nach Deutschland.

Arabische Sprache. Die a. S. ist ein semitischer Dialekt und bildet mit dem Aethiopischen zusammen den südlichen Zweig des semitischen Sprachstammes. Sie ist eine der reichsten, gebildetsten und auch durch ihre große Verbreitung und literarhistorische Wichtigkeit merkwürdigsten Sprachen der Welt. Wenngleich ihr Ursprung oder vielmehr die bestimmtere Scheidung dieses Dialekts, dessen Vaterland die arabische Halbinsel ist, von der einst gemeinsamen semitischen Ursprache in ein hohes Alterthum hinaufsteigen mag, so reicht doch unsere sichere Kunde über ihr Vorhandenseyn nicht weit über Mohammeds Zeit hinaus. Aus der früheren Zeit fehlt es uns gänzlich an Notizen, und es darf mit Gewißheit angenommen werden, daß die nördlichen Araber erst kurz vor Mohammed mit der Schreibkunst bekannt geworden sind. Als den Erfinder ihrer Sprache oder, wie sich Einige ausdrücken, als den ersten, der das aramäische Idiom in das arabische umgestaltet habe, bezeichnen die Araber

Jaareb Abul Jemen, den Sohn ihres Stammvaters Kachtan. Vor Mohammed wurden in Arabien zwei Hauptdialekte gesprochen: der himjaritische im südlichen Arabien oder Jemen, der wahrscheinlich theils mit dem heutigen Aethiopischen, das als seine Tochter betrachtet werden kann, übereinstimmte, theils dem Hebräischen und Aramäischen näher stand, als das heutige Arabische (vergl. Himjaritische Sprache), u. der koreischitische im nordwestlichen Arabien, besonders in Mekka (das reine Arabische, im Koran die „deutliche" arabische Sprache genannt), welcher schon vor Mohammed durch Poesie gebildet, wegen der Abfassung des Koran in demselben bald der herrschende, zuerst der des Hofes und der Gelehrten, dann der ganzen Nation wurde und sich mit dem Islam weit über die Grenzen Arabiens ausbreitete. Er ist noch eine der verbreitetsten Sprachen der Welt. Was sich in den Grammatiken von den übrigen arabischen Idiomen, den Dialekten der Hudeiliten, Tajiten, Temminiten, von Jemen, Nedscheb, Hedschas u. s. w. findet, läßt bloß Verschiedenheit der Aussprache und einige Provinzialismen erkennen. Das Koreischitische, Sprache des Koran, fand durch die Eroberungen der Araber im 7. und 8. Jahrh. die weiteste Verbreitung, so daß es der ausschließliche Schriftdialekt und die herrschende Landessprache des ganzen südwestlichen Asiens, des östlichen und nördlichen Afrika's bis zu den Kaffern, und außerdem für eine Zeit lang Spaniens und mehrer Inseln des mittelländischen Meeres (Malta, Sicilien) wurde. Noch erstreckt sich diese Sprache als gelehrte und Religionssprache so weit, als der Islam reicht, also auch über alle persisch, tatarisch und indisch redenden Länder. Die Sprachform des Koran wird von den Arabern als das höchste Muster, ja als göttlich gepriesen, und in der That bildet der Koran den Schlußstein des goldenen Zeitalters der a.n S. Die auf Mohammed folgende Periode wilder Kriege und Eroberungen konnte nur ungünstig auf die Sprachgestaltung einwirken, und als man unter den abbassidischen Khalifen wieder zur Kultur der Sprache und der Wissenschaften zurückkehrte, trat schon das silberne Zeitalter der Sprache ein; es bildete sich die Prosa für geschichtliche und wissenschaftliche Werke an der Stelle der früheren Poesie, deren Sprache von gelehrten Grammatikern erklärt, geordnet, geregelt und gegen weitere Verderbniß geschützt wurde. Hauptsächlich betrafen diese Bestimmungen der Philologen die Sprache der Poesie, des Koran und überhaupt die Büchersprache, die sich von der Vulgärsprache insbesondere durch etwas gedehnte Formen und am Ende überhängende Vokale unterschied. Namentlich weicht die Gelehrtensprache von der im gewöhnlichen Leben gesprochenen hinsichtlich der vom gemeinen Manne nicht beobachteten Casusbestimmungen mit der sogenannten Nunnation (Nasalendung, im Arabischen Tanwin) ab. So nennt man nämlich die in der Büchersprache gebräuchlichen Anhänge on, in, an, zur Bezeichnung der Casus am unbestimmten Nomen, z. B. malchon als Nominativ, malchin als Genitiv und Dativ, malchan als Accusativ, wofür in der Vulgärsprache bloß malch (König). Allmählig schied sich die Bücher- und die Vulgärsprache noch bestimmter; es trat gegen das 14. und 15. Jahrhundert hin das eherne Zeitalter der a.n S. ein. Sie verlor von jetzt an an Bildsamkeit und Mannigfaltigkeit; viele Wörter und Formen veralteten und verschwanden aus dem Munde des Volkes und dem Gebrauche der Schriftsteller; anstatt der unendlich reichen Formation der alten Sprache nahm man seine Zuflucht zu Umschreibungen, und die vokalreicheren, tönenderen Formen des älteren Idioms mußten zusammengezogen werden. Dies ist im Allgemeinen der Charakter der heutigen a.n S., die zu der älteren sich etwa so verhält, wie das verarmte und der lebendigen Bildsamkeit entbehrende Griechisch vieler christlichen u. byzantinischen Schriftsteller zu dem Atticismus des Thucydides und der griechischen Tragiker. Die auffallende Erscheinung, daß die lebende a. S. seit Mohammed sich so wenig verändert hat, erklärt sich theils aus dem allgemeinen mehr stillstehenden als fortschreitenden Charakter des Orients, theils aus der Abgeschlossenheit des Volkes, theils auch aus dem Einflusse des Koran und der ihm gezollten göttlichen Verehrung, wonach jeder Mohammedaner sich verpflichtet hält, dieses Buch auch in Bezug auf die Sprache als Norm anzunehmen.

Immer aber bleibt die a. S., besonders in ihrer Fülle und Biegsamkeit bei den älteren Dichtern, eine der reichsten der Welt, sowohl in grammatischer, als in lexikalischer Beziehung. In ersterer Hinsicht hat sie eine ungemeine Fülle von Formen zur Bezeichnung der feinsten Unterschiede der Begriffe. Die 28 Buchstaben der a.n S. sind sämmtlich Konsonanten. Sie standen Anfangs in der Reihenfolge der (22) hebräischen; mit Einführung der Neskhischrift wurden sie aber nach ihrer äußeren Aehnlichkeit geordnet (nur in der maurischen Schrift blieb die alte Ordnung). Zur Bezeichnung aller Vokaltöne sind nur drei Zeichen vorhanden, wovon jedes einer ganzen Klasse der hebräischen Vokale entspricht: Fatha (a, ä), Kesre (e, i), Damma (o, u). Das Arabische wird, wie alle semitische Sprachen (mit Ausnahme des Aethiopischen) von der Rechten zur Linken gelesen. In zweisylbigen Wörtern ruht der Ton auf der vorletzten, in mehrsylbigen auf der drittletzten Sylbe, die letzte, im Vulgär-Arabischen nicht ausgesprochene, mit eingerechnet, sonst hat ein langer Vokal und die mit zwei Konsonanten schließende Sylbe den Accent. Im Nomen, wie im Pronomen und Verbum ist der Dual gebräuchlich; für den Plural hat das Nomen einen sehr bedeutenden Reichthum von Kollektivformen, es wird selbst zuweilen ein Plural der großen u. geringen Menge unterschieden, auch ist der Komparativ durch die Form bezeichnet. Eine außerordentliche Mannigfaltigkeit gewährt der Nominalbildung die Bezeichnung des Plurals nicht durch angehängte Bildungssylben, sondern durch innere Umbiegung des Lautes, der sogenannte „gebrochene" Plural. Der Singular hat drei Casus mit der sogenannten Nunnation (s. oben), Dual und mancher Plural nur zwei. Statt der fünf gewöhnlichen Konjugationen des Verbs in der hebräischen Sprache hat der Araber ihrer wenigstens neun mit ihren Passiven in sehr gewöhnlichem Gebrauch, und alle zusammen gerechnet gegen sechszehn, welche ent-

weder die Grundbedeutung verstärken, oder daraus ein Factitivum, Reciprocum, Passivum und Desiderativum bilden. Präsens und Futurum fallen oft zusammen; durch die verschiedenen Modifikationen des letzteren werden viele sehr fein aufgefaßte Unterschiede ausgedrückt und der Konjunktiv und Optativ der Abendländer ersetzt. Jede Modifikation des Verbs besitzt im Aktiv wie im Passiv ein Participium und einen Infinitiv. Andere Modi fehlen. Eine Menge Bildungsformen sind vorhanden, um das Geschlecht, den Ort, das Werkzeug, den Werkmeister, die Verkleinerung zu bezeichnen. Die Satzbildung ist sehr einfach, aber bündig und kräftig. In lexikalischer Hinsicht besteht der Reichthum der a.n S. in einer sehr großen Anzahl von Stämmen (die, wie in allen semitischen Sprachen, meist zweisylbig sind) und Derivaten, so daß, wenn man im Hebräischen z. B. gegen 2000 Stämme und gegen 6000 Wörter überhaupt zählt, im Arabischen sich ihre Zahl auf 6000 Stämme und 60,000 Formen beläuft. Ueberaus reich ist die Sprache an Benennungen für solche Gegenstände, die den Arabern vorzüglich nahe lagen; so zählen manche Grammatiker 1000 Benennungen für das Schwert, 500 für den Löwen ꝛc. auf. Hyperbolisch ist es übrigens, wenn die Araber selbst wiederholt behaupten, es könne Niemand den ganzen Umfang ihrer Sprache im Gedächtnisse bewahren, ohne inspirirt zu seyn.

In die früher unvermischt gebliebene a. S. drangen, als man anfing, zahlreiche Uebersetzungen wissenschaftlicher Werke aus dem Griechischen ins Arabische zu verfertigen, auch griechische Wörter, namentlich technische Ausdrücke für Gegenstände der Wissenschaft und Kunst, ein, die man mit einiger Veränderung, gewöhnlich Abkürzungen, beibehielt. Andererseits gingen aber auch manche Ausdrücke, besonders mathematische, astronomische und chemische von den Arabern zu den Europäern über, z. B. Algebra, Zenith, Azimuth, Nadir, Kali, Alkali u. a. Bekannt ist, daß ein sehr großer Theil der spanischen Sprache und der geographischen Namen Spaniens arabisch sind, z. B. Gibraltar, Guadalquivir (Wadi al kabir, der große Fluß); aber auch in das Deutsche hat sich über Spanien und Frankreich manches Wort herübergeschlichen, z. B. Magazin, Alkoven (im Arabischen das Weiberzimmer hinter Vorhängen im Gezelt), Kattun, Atlas.

Durch die vielen Vokale der Schriftsprache hat der Laut der a.n S. etwas Volltönendes und beim Vorlesen des geborenen Morgenländers Gesangartiges. Kürze, Kraft, Fülle und Ernst sind Hauptcharaktere derselben, wenn gleich der Styl der Schriftsteller sehr verschieden ist, bei den Dichtern aus dem goldenen Zeitalter der Sprache erhaben, bei Einigen höchst einfach und schmucklos, bei den Spätern bilderreich und künstlich. Die Vulgärsprache findet man in ihrem Entstehen, aber ohne die auffallenderen Eigenthümlichkeiten, in den Erzählungen der „Tausend und Einen Nacht", in der von Erpenius 1622 herausgegebenen maurisch-arabischen Uebersetzung des Pentateuch und in den Gesprächen von Salomo Negri (s. Callenberg, Colloquia arab. idiom. vulgaris, Halle, Thl. I., 1729, Thl. II. III. 1740) und Ant. Aryda (in Jahns arabischer Chrestomathie, Wien 1802). Stärkere Abweichungen von der Büchersprache bietet der, mit vielen spanischen Wörtern vermischte Dialekt der Mauren und Marokkaner (vergl. Bombay, Gramm. linguae mauro-arab., Wien 1800) dar, von welchem der noch weit verdorbenere Dialekt der Malteser (der von dem maltesischen Landvolke, ursprünglichen Arabern, gesprochen, aber nicht geschrieben wird) eine entartete Tochter ist (vergl. Gesenius, „Versuch über die maltesische Sprache", Leipzig 1810). Außerdem gibt es in dem großen Umkreise der arabischredenden Völker noch zahlreiche Dialekte, die sich theils durch verschiedene Aussprache, theils durch Provinzialismen unterscheiden, so z. B. das Arabische in Aegypten, in Maskat und am persischen Meerbusen, in Syrien (die Aussprache in Aleppo wird für die sanfteste und reinste gehalten), bei den Türken. Als besondere arabische Dialekte bezeichnet man auch das Melindanische (im Norden von Nieder-Aethiopien), das Mapulische (in den arabischen Niederlassungen auf der malabarischen Küste) und das Arabische der Einwohner von Felhan. Der Klang der a.n S. wird im abendländischen Organ durch die vielen Kehlhauche und schneidenden Zischlaute leicht rauh, weshalb man sie nicht unpassend mit dem Sausen eines die Luft durchschneidenden Schwertes verglichen hat.

Die prosodischen Gesetze wurden schon von den alten Dichtern vor Mohammed beachtet, aber erst seit Harun al Raschid durch die Grammatiker aufgezeichnet und beschrieben. Vergleicht man die arabische Rhythmik mit der hebräischen, so hat sie mit der letzteren zwar den Parallelismus gemein, aber es ist nicht, wie im Hebräischen, ein Parallelismus des Gedankens, wo mit dem ersten Versglied in der Regel ein Sinn zu Ende geht, und das zweite denselben Gedanken mit anderen Worten wiederholt, einen ähnlichen gibt oder ihn durch einen Gegensatz erläutert, sondern der Parallelismus der Glieder in der arabischen Poesie ist bloß ein rhythmischer, wo sich zwar der Sylbenwechsel wiederholt, aber der Gedanke fortschreitet. Jeder Vers (Beit, Zelt genannt) besteht nämlich aus zwei Hemistichen, welche Misra (Flügelthüren) heißen und in der Regel gleiches Metrum haben (s. Arabische Literatur). Die Versfüße, die aus drei bis fünf Sylben bestehen und deren Bestandtheile die arabischen Metriker Sabab (Zeltseile) und Watek (Zeltpflöcke) nennen, werden durch paradigmatische Formeln bezeichnet, z. B. mötäphäälön. Die arabische Poesie zeigt sechszehn verschiedene Versarten (Meere genannt), z. B. das lange, das ausgebreitete, das lyrische u. s. w., deren jede, nach der Länge oder Kürze der Beits und nach den darin gestatteten Veränderungen, wieder in mehre Unterabtheilungen zerfällt. Der Koran hat zwar den Endreim, aber, wie die hebräische Poesie, weder Metrum, noch Sylbenzahl. Es ist mehr als wahrscheinlich, daß der Endreim durch Vermittelung der provençalischen Poesie von den Arabern zu den Europäern gekommen ist. Großen Werth legen die Araber auf die Paronomasie, jene Art des Reimes, wo, auch in Prosa und besonders in sprüchwörtlichen Redensarten, die sich reimenden Worte verbunden werden, z. B. halla wa balla (wie tohu wa bohu,

schlecht und recht). An großen Kunststücken reich ist ihre gereimte Prosa, z. B. in den „Makamen" des Hariri, die Fr. Rückert so trefflich nachgebildet hat, daß die deutsche Sprache auf dieses Meisterwerk deutscher Uebersetzungskunst nicht weniger stolz seyn kann, als die arabische auf das Original. Diese Art des Reimes liebt man besonders in den Büchertiteln. Der erste metrische Schriftsteller der Araber ist Al Khalil ebn Achmed el Ferahidi. Samuel Clericus lieferte in seiner „Scientia metrica et rhythmica, s. tractatus de prosodia arabica, ex authoribus probatissimis eruta" (Oxford 1661) eine arabische Metrik nach den Gesetzen und mit den Kunstausdrücken der Araber; Wilh. Jones (De poesi asiat., S. 31 ff.) gibt die Hauptbegriffe mit der Terminologie der abendländischen Poesie, und durch lateinische Schemata und Beispiele erläutert.

Groß ist der Nutzen der a.n S. für europäische Gelehrsamkeit und Forschung. Abgesehen davon, daß sie uns die Schätze einer höchst reichen, vielfach wichtigen und einer noch große Ausbeute versprechenden Literatur eröffnet, ist ihre Kenntniß Demjenigen unentbehrlich, welcher in die alten und neueren Sprachen des Orients und seine Literaturen eindringen will. Fast ein Drittel der persischen Sprache z. B. besteht aus arabischen Wörtern, und nicht viel weniger arabische Wurzeln sind in der türkischen vorhanden. Hauptsächlich aber ist die a. S. die ergiebigste Quelle für die semitische Philologie, und sie ist das wichtigste Hülfsmittel zur Aufklärung der ältesten semitischen Sprache und Literatur, die wir besitzen, nämlich der hebräischen. Erst durch das vergleichende Sprachstudium ist der hebräischen und alttestamentlichen Philologie ein helleres Licht aufgegangen und eine gründlichere und richtigere grammatische und etymologische Behandlung der Sprache möglich geworden, als sie aus der, in Bibelübersetzungen und jüdischen Kommentarien und Wörterbüchern liegenden traditionellen Kenntniß der Sprache geschöpft werden konnte. Wenngleich auch die übrigen stammverwandten Idiome für die hebräische Wortforschung wichtige Dienste geleistet haben, so ist doch keiner dieser Dialekte eine so ergiebige Quelle bei diesem vergleichenden Sprachstudium, als die a. S., dieser reichste und gebildetste semitische Dialekt, bei welchem obendrein, da er noch lebende Sprache ist und einheimische Lexikographen besitzt, über die Bedeutung der Wörter kein Zweifel obwalten kann. Zwar haben schon einige jüdische Grammatiker des Mittelalters, wie z. B. Aben Esra, Joseph Kimchi, bei ihren Forschungen die a. S. hie und da verglichen; aber das vergleichende Sprachstudium datirt recht eigentlich aus der Mitte des 17. Jahrhunderts, wo J. H. Hottinger, Bochart, Castellus darin vorangingen, denen im Anfange des 18. Jahrhunderts Alb. Schultens in Holland, der sich unter allen die größten Verdienste erwarb, folgte. Von den Abwegen, auf die Manche bei dieser sprachvergleichenden Methode gerathen sind, indem sie die Sache auf die Spitze stellten und meist den hebräischen Wörtern nicht die in dem selbstständigen hebräischen Sprachgebrauch, sondern die im Arabischen begründete Bedeutung gaben, ist man in Deutschland längst zurückgekommen. Als lebende, im Orient vorherrschende Sprache ist das Arabische zum Behuf des Vekehrs mit jenem wichtig; wer eine fertige Kenntniß dieser Sprache besitzt, kommt leicht im ganzen Orient fort.

Auf die Philologie ihrer Sprache haben die Araber, stolz auf das Alterthum, den Reichthum und den Adel derselben, schon sehr frühzeitig ausgezeichneten Fleiß verwendet. Grammatische Studien mußten sehr bald wegen der Sprache des Koran und der Ausartung des Arabischen bei dem Volke und den Dichtern rege werden, wie denn auch schon der berühmte Abu Aswad ed-Dhuli (688), Schüler des Khalifen Ali, die Regeln der a.n S. in einer Grammatik zusammenstellte, wozu er durch den Wunsch des Ziad, Statthalters der beiden Iraks, nach Anderen aber durch seinen eigenen Verdruß über die Verderbniß der Volkssprache veranlaßt wurde. Er soll auch zuerst den Koran punktirt haben. Das erste Wörterbuch schrieb Khalil el Farahidi († 791) unter dem Titel: „Buch des Auges". Als klassisch gelten nur diejenigen Schriftsteller über Philologie, welche aus unvermischten Stämmen entsprungen sind, aus Tamim, Hasil, Kenanah und aus Hedschas; gering geschätzt werden die Philologen aus den mit Aethiopiern, Persern und Syrern vermischten Stämmen. Das philologische Studium der Sprache wurde bald so verbreitet, daß sich zwei, in manchen Ansichten von einander abweichende grammatische Sekten bildeten, die eine zu Kufa, die andere zu Basra. Zu letzterer gehörten u. A.: Abu Baschar Sibawethe († 796), Schüler und Gegner Khalils, dessen Grammatik klassisches Ansehen erhielt und von Späteren vielfach kommentirt wurde, Abu Jussuf Jaakub es-Sikkit, einer der berühmtesten Grammatiker u. Rhetoren, Lehrer der Söhne Motawakkels, auf dessen Befehl er 858 hingerichtet wurde. Seit dem 8. Jahrhundert waren viele auch als Geschichtschreiber und Dichter ausgezeichnete Männer eigentlich von Haus aus Philologen und Sprachkenner und Verfasser grammatischer und lexikalischer Schriften, z. B. im 9. Jahrhundert Abu Obeida, Ebn Doreid, im 12. Hariri, Maidani, Samachschari. Der Reichthum an grammatischen Schriften, die zum Theil in Versen geschrieben sind und sehr specielle Gegenstände behandeln, ist überhaupt sehr groß. Gereimte Grammatiken gibt es von Dschemal Eddin, Mohammed ebn Malek (betitelt Alfijah, herausgegeben von Sylv. de Sacy, Paris 1833) und von Mohammed ebn Dawud (herausgegeben von Vaucelle, Paris 1833); eine sehr brauchbare arabische Grammatik lieferte Achmed ebn Massud (Bulak 1828); Auszüge aus arabischen Grammatiken de Sacy in seiner „Anthologie grammat. arabe" (Paris 1829). Viele beschäftigten sich auch mit Kommentiren der älteren Gedichte, in welchen man mit Recht eine Fundgrube und Regel für die Dichtersprache erkannte. Die Scholien derselben leisten noch heut zu Tage zum Verständniß jener älteren Dichter wichtige Dienste. Wörterbücher lieferten der Historiker Fakr ed-Daulah (947—993), Elias Bar Sina (im 11. Jahrhundert), Metropolit in Nisibis, (arabisch-syrisch, herausgegeben Rom 1636);

als klassischer Lexikograph gilt Abu Nasr Ismael ebn Hamad el Dschauhari (der Juwelier), unter dem letzten Namen am bekanntesten, Türke von Geburt, welcher nach vielen Reisen, die er für seinen Zweck besonders zu den durch Reinheit der Sprache sich auszeichnenden Stämmen unternahm, ein Wörterbuch unter dem Titel: „As sehah" (Reinheit, nämlich der Sprache) verfaßte, und darin etwa 40,000 Wörter, aber mit Ausschluß der Provinzialismen und unreinen Ausdrücke, verzeichnete. Es ist, wie die meisten arabischen Lexiken, nach den Endbuchstaben geordnet, und die Bedeutung mit Stellen aus zahlreichen, größtentheils verlorenen Dichtern, auch Grammatikern, belegt. Eine türkische Uebersezzung davon erschien zu Konstantinopel 1728, 2 Bde., am bekanntesten unter dem Namen des Uebersetzers Wan-Kuli, d. i. servus Wanensis, eigentlich Mohammed Ben Mustapha aus Wan in Armenien. Ein zweiter klassischer Lexikograph ist Medschdeddin Mohammed Ben Jakub el Firuzabadi (am gewöhnlichsten bei letzterem Namen genannt, † 1414), aus Firuzabad in Persien, Verfasser eines noch vollständigeren Wörterbuchs unter dem Titel: „al Kamus" (der Ocean), in welches alle, selbst die seltensten, Wörter aufgenommen sind, aber mit Weglassung der Citate und Autoritäten. Die Zahl der Wörter beläuft sich auf 60,000, weshalb das Werk noch heut zu Tage im ganzen Orient und Occident als das vollständigste Wörterbuch der a.n S. berühmt ist. Nachdem es Jahrhunderte lang nur wenigen abendländischen Philologen zugänglich war, unter welchen die Holländer den häufigsten Gebrauch davon gemacht haben, ist es jetzt vollständig im Druck erschienen (2 Bde., Kalkutta 1817). Ungefähr gleichzeitig trat eine türkische Uebersetzung (3 Bde., Scutari 1815—17) ans Licht. Handschriften finden sich davon mehre in Deutschland, z. B. in Gotha und Wien. Ein arabisch-persisches Lexikon schrieb Abul Fadhl el Meidani.

Im Mittelalter gab es manche des Arabischen kundige christliche Gelehrte, besonders hatte man sich in Spanien zum Behuf der Polemik mit den Mauren mit dieser Sprache beschäftigt. Spanien und Italien lieferten den Europäern die ersten gedruckten Hülfsmittel zur Erlernung derselben. Ein spanischer Mönch, Peter von Alcala, schrieb 1505 eine Grammatik und ein Wörterbuch mit lateinischer Schrift. Italien lieferte 1516 das erste mit arabischer Schrift gedruckte Buch, einen Psalter des Bischofs Justinianus. Der Dominikaner Santes Pagninus besorgte 1530 eine Ausgabe des Koran, die jedoch Klemens VII. verbrennen ließ. Einen bedeutenden Aufschwung erhielt das Studium des Arabischen in der zweiten Hälfte des 16. und in der ersten des 17. Jahrhunderts durch die in Rom errichteten Missionsanstalten und die zum Theil damit in Verbindung stehenden orientalischen Druckereien, z. B. die des Kollegiums der Maroniten, der Propaganda, die mediceische. Damals lieferten auch die Druckereien in Wien, Breslau und vorzüglich in Leyden viele arabische Schriften, so wie denn auch bedeutende Manuskriptsammlungen entstanden. Seitdem traten ausgezeichnete Kenner der a.n S. auf, z. B. Thomas von Erpe u. Jakob Golius in den Niederlanden, Sam. Bochart in Frankreich, Ed. Pococke und Edm. Castellus in England; im 18. Jahrhundert in den Niederlanden Alb. Schultens und seine zahlreichen unmittelbaren oder mittelbaren Schüler, in Deutschland vor allen Andern ausgezeichnet J. J. Reiske, dann J. D. Michaelis. Im Anfange des 19. Jahrhunderts, als der Eifer für das Studium des Arabischen in Deutschland und den Niederlanden zu erkalten schien, bildete sich eine treffliche Schule für dasselbe unter dem großen Kenner desselben, Sylvestre de Sacy in Paris, die auf Deutschland zurückwirkte, und trat in Wien ein trefflicher Verein ausgezeichneter Orientalisten, mit Jos. von Hammer an der Spitze, zur Herausgabe der „Fundgruben des Orients" zusammen. Glänzendes leistete in der neueren Zeit das orientalische Kollegium auf Fort William in Kalkutta, wo geborene Araber den Unterricht besorgen und die Pressen leiten, und wo Lumsden in die Fußtapfen des großen William Jones trat.

Arabische Grammatiken schrieben: Thomas von Erpe (zuerst Leyden 1613, häufig von Andern, als Ant. Deysing, Golius, Alb. Schultens, Michaelis, in vielfältigen Gestalten, bald vollständig, bald auszugsweise, wiederholt; die beste Ausgabe ist die von Alb. Schultens 1748, 2. Ausgabe 1768); Jahn, dessen Grammatik (Wien 1796) unter allen von Erpenius bis auf de Sacy am meisten wissenschaftlichen Werth hat; S. de Sacy (Grammaire arabe à l'usage des éleves de l'école speciale des langues orientales vivantes, avec figures (2 Bde., Paris 1810), neue Ausgabe 1831, das beste Werk von allen bisherigen; Lumsden (Kalkutta 1813); Rosenmüller (Institutiones linguae arabicae, Lpz. 1819, bequem geordneter Auszug aus de Sacy); Oberleitner (Wien 1822); Tychsen (Göttingen 1823); Ewald (2 Bde., Leipzig 1831 und 1833); Roorda (Leyden 1835) u. A.; für das Vulgär-Arabische: Herbin (Paris 1803); Caussin de Perceval (2. Ausg., Paris 1833); Savary (Paris 1813). Die neueren arabischen Wörterbücher sind vorzüglich aus den beiden Originalwörterbüchern von Dschauhari und Firuzabadi geflossen. Das älteste von Anton. Giggeius (Thesaurus linguae arabicae, 4 Bde., Mailand 1632) enthält eine nur auf abendländische Art nach den Anfangsbuchstaben geordnete Uebersetzung von Firuzabadi's „Kamus", hat aber bedeutende Mängel. Ohne Vergleich besser aber ist das noch immer brauchbare Wörterbuch von Jak. Golius (Leyden 1653); nur ist die Anordnung der Bedeutungen vernachlässigt, und die Grundbedeutung steht häufig zuletzt. Etwas mehr leistete in letzterer Hinsicht Edmund Castellus in dem arabischen Theile des „Lexicon Heptaglotton" (2 Bde., London 1669, nach der hebräischen Buchstabenreihe geordnet). Andere Wörterbücher sind von F. M. Meninski (4 Bde., Wien 1680—1687, 2. Ausgabe von B. von Jenisch, 1780 bis 1802, zugleich das Persische und Türkische umfassend); Richardson (2 Bde., Oxford 1777, 2. Ausg. 2 Bde., 1817; auch hier ist das Arabische mit dem Persischen verbunden, und zwar so, daß das Letztere der hervorstechendste Theil ist);

Freitag (4 Bde., Halle 1830—38, Auszug daraus, Halle 1837); ein vorzüglich zweckmäßiges Specialwörterbuch schrieb Jac. Willmet (Lexicon linguae arabicae in Coranum, Haririum, Rotterdam 1784), neben dem noch das von Kazimirski (1848) zu nennen ist; das Vulgär-Arabische behandelten in Wörterbüchern: Ellious Bokhtor und Caussin de Perceval (2 Bde., Paris 1828 und 29); Grangeret de la Grange (Paris 1828); Berggren (Guide français-arabe vulgaire des voyageurs, Upsala 1844) u. A. Chrestomathien lieferten: Jahn (Wien 1802); Rosenmüller (Leipzig 1799); S. de Sacy (Chrestomathie arabe, Paris 1806, 2. Ausg., 3 Bde., 1826, die vortrefflichste Blumenlese, lauter ausgesuchte, bis dahin ungedruckte Stücke enthaltend); Kosegarten (Chrestomathia arabica, Leipzig 1824 und Chrest. arab. ex codd. mscr., das. 1828); v. Humbert (Paris 1834); Freitag (Chrest. arab. grammat. hist., Bonn 1834); Grangeret de la Grange (Anthol. arab., Paris 1828). Die Eroberung Algiers hat eine wahre Fluth von grammatischen und lexikalischen Arbeiten über den dortigen Dialekt des Arabischen hervorgerufen. Erwähnenswerth sind Bresnier, Chrestomathie arabe vulgaire (Alg. 1845); Leçons de langue arabe (Paris 1846); Bellamare, Grammaire arabe (Paris 1850); Roland de Bassy, Dictionnaire français-arabe (Alg. 1846) u. A. — Eine ziemlich vollständige Uebersicht des bis jetzt im Druck Erschienenen gibt Zenker in seiner „Bibliotheca orientalis“ (Leipzig 1846). Eine ähnliche Uebersicht alles Dessen, was über arabische Literatur und Sprache geschrieben worden, gibt Sylvester de Sacy in seiner „Bibliothèque“ (3 Bde., Paris 1842—1847).

Die arabische Schrift, deren Erfindung von einer alten fabelhaften Sage dem Henoch (Edris), von einer andern selbst dem Adam zugeschrieben wird, war so verschieden, wie die arabischen Dialekte. Nach übereinstimmenden Nachrichten kannte und übte man die Schreibkunst zuerst im südlichen Arabien bei den Himjariten in Jemen, wohin sie vielleicht einwandernde Christen brachten; doch wurde sie auch dort nur von Wenigen gekannt und geheim gehalten. Die himjaritische Schrift (Sind- oder Hindschrift), die man erst in der neueren Zeit durch von Seetzen zuerst aufgefundene alte Inschriften kennen gelernt hat, ist der äthiopischen ähnlich, zeichnet sich durch unzusammenhängende, grobe, starke, gerade aufstehende, säulenartige Züge aus und wird von den arabischen Schriftstellern unter dem Namen „el Mosnad“, d. i. „gestutzte“, erwähnt. Von den nördlichen Arabern ist es ausgemacht, daß sie den Gebrauch der Schreibkunst erst kurze Zeit vor Mohammed empfingen. Hier bildete Moramer oder Morar Ben Morra el Anbari aus der altsyrischen Schrift Estrangelo die hirensische Schrift, in welcher der Koran geschrieben wurde, und die von Kufa, wo die vornehmsten und gelehrtesten Einwohner sich mit dem Abschreiben des Koran beschäftigten, den Namen kufische Schrift erhielt. Mit der Ausbreitung des koreischitischen Dialekts durch den Koran wurde sie allgemein verbreitet; sie erhielt sich in den Büchern etwa 300 Jahre, auf Münzen und in Grabschriften bis ins 11. Jahrhundert, und wird von den Afrikanern noch jetzt zu Büchertiteln gebraucht. Die Züge dieser Schrift sind grob und roh. In den ältesten Handschriften des Koran werden zwar die diakritischen Punkte meistens ausgelassen, aber nicht die Vokale, und zwar werden letztere nicht durch Linien, sondern durch drei sich durch rothe Farbe auszeichnende Punkte über, neben und unter den Konsonanten ausgedrückt. S. de Sacy hat bewiesen, daß der Koran ursprünglich ohne diakritische Zeichen und Vokale geschrieben worden, daß jedoch noch im ersten Jahrhundert der Hedschra, als über die zweideutige Aussprache mancher Stellen Streitigkeiten entstanden, zuerst die diakritischen Punkte, dann die Vokale eingeführt wurden, u. zwar durch die gelehrten Sprachkenner zu Kufa. Die Sage der Moslemen schwankt zwischen Abul Aswad al Duli, Hassan al Basri und Jahja Ben Jamer, aber die Meisten stimmen dahin überein, daß der Erstere den Koran mit Vokalen zuerst punktirt habe. So lange der Prophet lebte, lernten die Meisten, des Schreibens unkundig, die Suren des Koran, so wie sie Mohammed allmählig bekannt machte, auswendig. Die des Schreibens Kundigen schrieben sie, da man noch kein Papier hatte, auf Leder- und Pergamentstücke, Palmblätter, platte Knochen (besonders Schulterknochen, wie nach der Sunna Mohammed selbst) und Steine, und der Prophet diktirte sie mehren seiner Freunde und Begleiter, als Othman, Ali ꝛc. Das pflichtmäßige tägliche Lesen des Koran kam der Zweideutigkeit der Schrift zu Hülfe. Als nach Mohammeds Tode durch das allmählige Aussterben Derer, die den Koran richtig zu lesen verstanden, ein Aussterben der richtigen Tradition zu befürchten war, zeichnete Zeid Ben Thabeth, ein Schreiber des Propheten, im Auftrage Abubekrs das Ganze sorgfältig auf, und später fertigte derselbe in Othmans Auftrag ein Normalexemplar. Da aber noch immer viel Schwankendes blieb, so wurden von den Gelehrten zu Kufa die diakritischen und die Vokalzeichen erfunden, die jedoch erst dann, als man sie mit farbiger Dinte schrieb, allgemeinen Eingang fanden. Die Vokalisation war Anfangs zusammengesetzter, als die jetzt gebräuchliche, indem man auch die verschiedenen Grade der Länge und Kürze eines Vokals, wie im Hebräischen, unterschied, und es ist möglich, daß die arabische Punktation bei der bald darauf erfolgenden Einführung der hebräischen in mancher Hinsicht zum Muster genommen worden ist. Die diakritischen Punkte hatten zum Zweck, manche ähnlich aussehende Buchstaben des altarabischen Alphabets, das, wie das Alphabet Estrangelo, 22 Buchstaben hatte, zu unterscheiden. Das altarabische Alphabet war übrigens nach dem syrischen und hebräischen geordnet, welche Ordnung daher noch bei der Benutzung der Buchstaben als Zahlzeichen zum Grunde liegt, und von welcher das Alphabet den Namen „Abgad Hewes“ führt. Gefälliger u. schlanker, als die kufische Schrift, ist die karmatische, die von Einigen für eine Spielart der kufischen gehalten wird; nach Anderen heißt so jede gedrängtere, engere Schrift überhaupt. Aus der kufischen bil-

bete Ebn Mokla († 938) die noch jetzt im Orient und Occident gewöhnliche flüchtige Kurrentschrift Neskhi (Niskhi), die Ebn Bawwab († 1031) vervollkommnete. Während Kufisch mit ungespaltenem Rohr oder Stifte geschrieben wurde, bediente man sich bei der Neskhischrift zuerst gespaltener Rohrfedern. Nun wurde auch das Alphabet anders geordnet, nämlich so, daß man die ähnlichen Buchstaben nebeneinander stellte. Aus der Neskhischrift bildeten sich, weil die auf Kalligraphie einen großen Werth legenden Araber an ihrem Schriftcharakter fortwährend künstelten, mehre, nach Gegenden und Bestimmungen verschiedene Schriftcharaktere, so die maurische oder magrebinische in Afrika, der Charakter Thsulthsi, eine Art Fraktur, dreimal so groß als Neskhi, Jakuthi und Rihani, von ihren Urhebern so genannt, Taalik, eine Art Kursivschrift, wo nämlich die Buchstaben eine schiefe Richtung nach der Linken haben, dessen sich vornehmlich die Perser in Gedichten bedienen, Nestaalik, eine Mittelart zwischen Neskhi und Taalik, Diwani, womit die fürstlichen Diplome u. dergl. geschrieben werden. Sijakah hieß die eigenthümliche Geheimschrift der Janitscharen, womit in der Türkei die Rechnungen, statistischen Tafeln und Anderes, was nicht Jeder lesen sollte, gefertigt wurden. Vergl. Sylv. de Sacy, „Hist. de l'ecrit. parmi les Arabes" (im 50. Bd. der „Mémoires de l'Academie des Inscriptions et belles Lettres) und Nouveaux aperçus sur l'histoire etc.", Paris 1827. Die Araber erhoben die Schreibkunst zur sorgfältig kultivirten Wissenschaft, die in ihrer encyklopädischen Uebersicht oben an steht. Ebn el Abwab schrieb ein Lehrgedicht über die Kunde der Schreibmaterialien. Heut zu Tage schreiben die Araber gewöhnlich ohne Vokale, ja man hält es wohl für eine Beleidigung der Person, an welche man einen Brief schreibt, die Schrift zu vokalisiren, weil, wenn man ihr mit dieser Krücke zu Hülfe komme, man dadurch zu verstehen gebe, daß man ihr sehr wenig Kenntnisse zutraue. Bei uns werden die Ausgaben arabischer Schriften gewöhnlich vokalisirt. Der Araber schreibt nicht, wie der Hebräer, nach der Aussprache, sondern etymologisch. Mehre Völker schreiben das Arabische auch mit ihrer eigenen Schrift und nicht mit arabischen Charakteren, so die Syrer mit syrischer Schrift, die man dann karschunisch nennt, die Samaritaner mit samaritanischer Schrift, die Juden mit hebräischen Charakteren, wobei einige diakritische Punkte gebraucht werden. Die Grundsätze, nach welchen die europäischen Orientalisten das Arabische mit abendländischer Schrift ausdrücken, sind lax und sehr schwankend.

Arabische Ziffern. Diese in der civilisirten Welt jetzt allgemein gebräuchlichen Zahlzeichen sind von den Arabern entlehnt, die sie nach der gewöhnlichen Annahme nach Spanien brachten, wo sie der gelehrte Gerbert, der nachmalige Papst Sylvester II. († 1003) im 10. Jahrhundert von ihnen kennen lernte. Obwohl sie weit bequemer und kürzer, als die römischen waren, so dauerte es doch geraume Zeit, ehe sie in allgemeinen Gebrauch kamen. Noch zu Ende des 12. Jahrhunderts waren sie selbst unter den Kaufleuten noch lange nicht überall gebräuchlich und in öffentlichen Inschriften kommen sie erst vom 14. Jahrhundert an, in Urkunden aber selten vor dem 15. Jahrhundert vor. Wenig Wahrscheinlichkeit haben die Hypothesen, die ihnen einen griechischen oder urdeutschen oder gar chinesischen Ursprung beilegen; eher dürfte nachzuweisen seyn, daß sie die Araber aus Indien bekamen, wo überhaupt die Basen der ältesten Kultur zu suchen sind.

Aracan, Landschaft und Stadt, s. Arrakan.

Arachis, Pflanzengattung, die zur Familie der Schmetterlingsblüthen oder Leguminosen gehört. Die charakteristischen Merkmale sind der tiefzweilippige Kelch, die vierzähnige Oberlippe, die umgedrehte Korolle, die lederartige runzlich-aderige Hülse, welche 1—2 Samen einschließt und kaum aufspringt. Die bemerkenswertheste Art ist A. hypogaea, Erdeichel, Erdnuß, französisch pistaches, ein einjähriges Tropengewächs. Die Wurzel besteht aus dünnen Fasern, welche zahlreiche erbsenförmige Knollen tragen; der Stengel ist schwach, ästig, 8—12 Zoll hoch, fast liegend; die Blätter sind abwechselnd gefiedert, die Blättchen eiförmig, fast sitzend; an der Basis des gemeinschaftlichen Blattstiels befinden sich zwei schmale, lanzettförmige Nebenblättchen; alle Theile sind mit weichen Haaren besetzt; die Blüthen sind einzeln, achselständig, langgestielt, gelb, nur das Fähnchen roth geadert. Merkwürdig ist die unterirdische Fruchtentwickelung dieser Pflanze. Einige Zeit nach der Befruchtung biegen sich nämlich die Blumenstiele nach dem Boden herab; das Ovarium dringt in diesen ein u. die Frucht kommt hier zur Ausbildung und Reife. Die Samenkörner, von der Größe einer kleinen Haselnuß, haben roh und frisch einen mandelartigen Geschmack mit Beimischung von einiger Schärfe; gekocht oder geröstet schmecken sie mild und pistacienartig und dienen so den Bewohnern von Centralamerika als ein Hauptnahrungsmittel. Mit Zucker angerieben geben sie eine Art Chokolade. Auch wird daraus ein vortreffliches Oel gewonnen, welches hell ist u. dem besten Olivenöle nichts nachgibt, auch wie dieses benutzt wird. Im tropischen Amerika, Afrika und Asien wächst diese Pflanze wild, ist aber zugleich Gegenstand der Kultur. Auch in Spanien und Südfrankreich hat man sie angepflanzt. Sie liebt guten lockeren Boden und wird mit der Hacke bearbeitet. Der Ertrag am Samen ist 80—100fältig. Die Blätter dienen zum Viehfutter.

Arachne (d. i. Spinne), die ihrer Kunst in der Weberei wegen gepriesene Tochter des Idmon, eines Purpurfärbers zu Colophon. Als die Nymphen des Tmolus und Pactolus ihre Arbeit bewunderten, so wagte es die stolzgemachte Künstlerin, die Pallas, ihre Lehrerin, zum Wettkampfe herauszufordern. Als altes Mütterchen erschien die Göttin und zerriß, weil sie an dem Gewebe der A., welches Liebesabenteuer der Götter darstellte, nichts aussetzen konnte, in ungerechtem Zorn die Arbeit der Jungfrau. Aus Gram wollte sich diese erhängen; Pallas löste zwar das Seil, verwandelte aber die A. in eine Spinne.

Arachniden (Arachnida), spinnenartige Thiere, eine Klasse von Thieren, deren Angehörige fast durchgängig ein Gegenstand des Ab-

scheues oder des Ekels sind. Von Linné wurden sie zur fünften Klasse der Thiere, zu den Insekten, gerechnet, von Lamarck und den Neuern aber von diesen getrennt und als eine besondere Klasse, nämlich als die zweite der gegliederten Thiere (Animalia articulata) aufgestellt. Es geschah dies vornehmlich in Anbetracht der gegliederten Anhänge, welche als Fortbewegungswerkzeuge dienen. Während nämlich bei den Krustenthieren (Crustacea) dergleichen gegliederte Anhänge an Kopf, Brust und Hinterleib von meistens ungleicher Gestalt vorzukommen pflegen, bei den Tausendfüßern (Myriapoda) aber an allen Ringeln des Leibes sich gleichmäßig ausgebildete Anhänge vorfinden, deren Anzahl bei beiden Klassen durchaus keinem bestimmten Gesetze folgt, bei den Insekten endlich die Fortbewegungswerkzeuge nur an der Brust befindlich und stets nur 3 Paar Füße und höchstens 2 Paar Flügel vorhanden sind, so kommt bei den A. ein mittleres Verhältniß vor; Kopf und Brust sind hier gewöhnlich zu einem Stück verschmolzen und tragen die Fortbewegungsorgane, welche im ausgebildeten Zustande stets aus 4 Paar Füßen bestehen, während der Hinterleib nie dergleichen Gliedmaßen aufweist. So hebt sich die Klasse der A. scharf von den Krustenthieren und Tausendfüßern, wie von den Insekten ab, von welchen letzteren sie sich noch wesentlich durch den Mangel an eigentlichen Fühlern unterscheidet. Die drei Körpertheile, Kopf, Brust und Hinterleib sind bei den A. niemals vollständig getrennt. Bei den niedriger stehenden Gattungen bildet der ungegliederte Körper nur eine einzige mehr oder minder rundliche Masse, an der vorn die Freßwerkzeuge, weiter gegen die Mitte zu die Beine und hinten After und Geschlechtsöffnungen angebracht sind, so daß also sämmtliche Theile des Körpers als gänzlich in einander gesteckt erscheinen. Bei den höher stehenden Gattungen sind nur Kopf und Brust zu einer einzigen Masse, der **Kopfbrust** (cephalothorax), verschmolzen, während der Hinterleib (abdomen) mehr oder minder deutlich abgesetzt ist; aber es zeigt sich hier schon in sofern eine weitere Entwickelungsstufe, als die Kopfbrust gegliedert und in deutliche Ringe abgesetzt ist, von denen jeder ein Paar Füße trägt und nur der vorderste, woran das erste der vier Fußpaare befestigt ist, mit dem Kopfe zu einem Ganzen verschmolzen ist. Vielfache Verschiedenheit findet sich in der Bildung des Hinterleibes, in sofern derselbe bald gegliedert, bald ungegliedert ist. Die Grundlage der **Haut** ist das sogenannte **Chitin**, welches meistens von weicher haut- oder lederartiger Beschaffenheit ist und nur manchmal eine größere Härte oder Sprödigkeit annimmt. Die Haut ist zwar sehr dehnbar, was sich besonders während der Entwickelung der Eier kund gibt, besitzt aber keine Spur von Kontraktionsfähigkeit; meistens ist sie mit Haaren, Borsten oder sonstigen oft seltsam gegliederten Anhängen und Schuppen besetzt, und unter ihr sind in Form von Körnchen und Bläschen die Farbstoffe abgelagert, welche vielen A. eine schöne Färbung verleihen. Die **Beine** bestehen in ihrer höheren Ausbildung aus denselben Theilen, wie bei den Insekten; ein rundliches Hüftglied (coxa), an welches sich ein kurzer Hüftknorren (trochanter) anschließt, dient zur Einlenkung des Beines an der Kopfbrust; hierauf folgt gewöhnlich ein ziemlich kräftiger Schenkel (femur) und dann eine lang gestreckte Schiene (tibia), woran sich eine gewöhnlich zweigliedrige, am Ende mit einer oder mehren Krallen ausgerüstete Fußwurzel (tarsus) anreiht. Gewöhnlich sind die drei hinteren Beinpaare ziemlich gleich gebildet, während das vordere mannigfach abändert und sich durch seine Annäherung an die Freßwerkzeuge als mehr zum Kiefer, also zum Systeme des Kopfes gehörig erweist. Sehr verschieden ist die Bewaffnung des Fußes; so sind bei manchen Milbenarten die Krallen durch gestielte Haftlappen ersetzt; andere A., welche die Füße nur zum Laufen oder zum Haschen der Beute gebrauchen, haben in der Regel eine oder zwei einfache Krallen; bei den meisten spinnenden A. dagegen sind diese Krallen auf der innern Seite mit Kämmen oder Borstenreihen besetzt, welche offenbar die Manipulation mit dem Faden unterstützen und denen oft noch eine dritte kleine Kralle gegenübersteht. Die **Freßwerkzeuge** der A. sind zwar nach einem und demselben Grundtypus gebildet, aber nach so verschiedenen Richtungen hin entwickelt, daß sie sich im Allgemeinen nicht wohl beschreiben lassen. Mit Ausnahme einer einzigen Familie sind sämmtliche A. fleischfressende Thiere, welche ihre Beute überfallen und aussaugen, nachdem sie ihr eine vergiftete Wunde beigebracht haben. Die Hauptwaffen am Munde sind die zu Kiefern oder Giftzangen umgewandelten Repräsentanten der Fühler, welche bald stilettartig oder wie Messerklingen vorgeschoben werden können, bald zu Scheeren ausgebildet sind, bald als dicke kurze Fortsätze erscheinen, worauf sich eine scharfe Klaue fast wie eine Messerklinge bewegen läßt; hinter diesen Kieferfühlern stehen erst die eigentlichen Kiefer, welche bald scheerenartig sind, bald wirkliche vielgliedrige Taster vorstellen, an deren Basis sich nur eine kaum zum Beißen oder Kauen geeignete Platte befindet. Außer diesen mannichfach abändernden Kiefertastern finden sich gewöhnlich nur noch sehr weiche wulstige Lippen vor, die beim Saugen an die Wundöffnung der Beute angedrückt werden. Von **Sinnesorganen** hat man bis jetzt außer einfachen Augen keine Spur wahrnehmen können; doch darf man deshalb den A. nicht Geruch und Gehör absprechen, denn namentlich hinsichtlich des letztern ist es ausgemacht, daß Spinnen durch Musik angelockt worden sind. Die einfachen Augen der A. bestehen aus einer becherförmigen Ausbreitung der Scheeren, die von einer dunkelgefärbten Pigmenthaut umgeben ist und nach innen einen kegelförmigen Glaskörper umhüllt, in dessen nach außen gerichteter Basis die kugelförmige Linse steckt, welche von einer rundlichen Hornhaut überwölbt wird. Die Zahl dieser Augen wechselt von zwei bis acht, und meistens sitzen sie seitlich oder noch häufiger in einer Gruppe vorn auf der Kopfbrust oder selbst mitten auf dem Rücken des ungegliederten Leibes. Größe, Stellung und Richtung dieser Augen sind verschieden und geben treffliche feste Merkmale zur Unterscheidung der Gattungen und Arten ab.

Besondere **Athemorgane** fehlen mehren niedriger stehenden A. ganz; bei den höheren sind aber bald Luftröhren, bald durch eine eigenthümliche Modifikation dieser Luftröhren gebildete Lungen vorhanden. Die Luftröhren sind äußerst zart, mehr oder minder verästelt und entspringen aus Athemlöchern (Stigmen), welche paarig vorhanden, aber meistens sehr versteckt sind. Die Lungen bestehen aus rundlichen Säcken, die sich auf der Bauchfläche des Unterleibs befinden, mittelst einer Querspalte nach außen öffnen und in ihrem Innern Platten zeigen, die wie die Blätter eines Buchs gestellt sind. Bei denjenigen A., welche keine besonderen Athemwerkzeuge besitzen, findet sich auch keine Spur von einem Kreislauf des Blutes, während bei den übrigen ein wohl ausgebildetes Herz, meistens von schlauchartiger Gestalt, vorhanden ist. Dasselbe ist durch Einschnürungen in mehre Kammern abgetheilt, welche Spaltöffnungen haben, während das Herz selbst eine große Anzahl sehr feiner Arterien aussendet, die sich in dem Körper verzweigen. Nach der Angabe neuerer Beobachter soll sich das Blut zwischen die Häute der Athemorgane ergießen und von da aus bald durch ein System besonderer Gefäße, bald durch wandungslose Kanäle nach dem Herzen zurückkehren. Fast alle A. sind mit besonderen **Giftorganen** ausgerüstet, welche bei den meisten am Kopfe liegen und mit den Mundwerkzeugen in Verbindung stehen, bei den Skorpionen aber an der Spitze des Hinterleibes angebracht sind. Gewöhnlich bestehen die Giftdrüsen aus paarigen, gewundenen Drüsenschläuchen, welche dünne Ausführungsgänge entsenden, die in den hakenförmig gebogenen, scharfen Klauen der Kieferfühler oder in dem gekrümmten Schwanzstachel der Skorpione nach außen münden. Bei den größeren Spinnen kann man leicht beobachten, wie in dem Augenblicke, wo die Haken der Kieferfühler in den Körper der gefangenen Beute eingeschlagen werden, ein Tröpfchen heller Flüssigkeit aus der Spaltöffnung der Klaue in die Wunde fließt und den augenblicklichen Tod des Insekts herbeiführt. Auf größere Thiere und den Menschen übt dieses Gift nicht einmal die Wirkung desjenigen aus, welches der Stachel einer Biene liefert; der Biß der größten Vogelspinnen veranlaßt nach dem Zeugnisse der Reisenden höchstens ein bald vorübergehendes leichtes Fieber mit einiger Geschwulst des verletzten Theils. Was man von der Tarantel Neapels oder von der Malmignatte Korsika's erzählt, ist reine Fabel; es kommt zwar eine sogenannte Tarantelkrankheit als eine eigenthümliche Art von Nervenkrämpfen vor, aber ihre Ursache liegt niemals in dem Bisse jener Spinne. Gefährlich ist nur der Stich der größeren in den Tropenländern einheimischen Skorpione; Fälle tödtlicher Verwundung von Menschen und Thieren durch dieselben sind hinreichend konstatirt. Mit Ausnahme einer Familie, wo die **Geschlechtstheile** erst noch einer genaueren Untersuchung bedürfen, sind alle A. getrennten Geschlechts und pflanzen sich nur durch geschlechtliche Zeugung fort. Bei Weitem die meisten legen auch Eier, wovon nur die Milben u. die Skorpione eine Ausnahme machen, in sofern bei ihnen die Eier sich innerhalb der Eileiter so weit entwikkeln, daß sie lebendige Junge gebären. Die meisten, besonders die den höheren Typen angehörigen Thiere dieser Klasse kommen endlich durchaus in derselben Gestalt aus dem Ei heraus, welche sie später beibehalten, u. die Aenderungen, welche sie erleiden, betreffen nur die Farbe, welche sich während der mehrfachen Häutungen, wiewohl nicht bedeutend, zu verändern pflegt; die eine niedrigere Stufe der Entwickelung einnehmenden A. dagegen, wie die Krebsspinnen und die Milben, erleiden verschiedenartige Metamorphosen, indem sie entweder mit nur sehr unentwickelten Füßen, denen die Glieder fehlen, oder mit wenigen Fußpaaren zur Welt kommen. In der Klasse der A. lassen sich leicht zwei verschiedene Reihen von Typen erkennen. In der Reihe der **spinnenartigen** gibt sich eine von Stufe zu Stufe fortschreitende Ausbildung des Hinterleibes, eine anfängliche Verschmelzung desselben mit der Kopfbrust, seine Trennung von derselben, und auf der obersten Stufe sogar die deutliche Trennung der Brust von dem eigentlichen Kopfe kund. Fast alle hierher gehörigen A. haben eine weiche Körperbedeckung, während die zweite Reihe, die der **krustenartigen** A., sich durch eine harte, dem Panzer der Krebse ähnliche Körperbedeckung und gewöhnlich scheerenartige Kieferfühler charakterisirt. Beide Reihen der A. finden sich im fossilen Zustande in den Kohlenschichten, also einer ziemlich alten Formation, durch einige Spinnen u. Skorpionenarten vertreten. Auch in dem Jura, sowie in den Tertiärgesteinen hat man einige, in dem Bernstein aber eine große Anzahl von Spinnen entdeckt, welche großentheils noch lebenden Gattungen angehören, aber nicht mehr unter den jetzt lebenden Arten gefunden werden.

Den Uebergang von den Krustenthieren zu den A. bilden die **Krebsspinnen** (Pycnogonida), kleine spinnenartige Thiere, welche man im Meer unter Steinen, zuweilen auch an Fischen und Krebsen hängend findet. Sie werden bald zu den Krustenthieren, bald zu den A. gerechnet. Die Reihe der spinnenartigen A. aber umfaßt folgende Ordnungen: 1) **Milben** (Acarina) mit den Familien der Zungenwürmer (Linguatulida), **Balgmilben** (Simonida), **Krätzmilben** (Acarida), **Zecken** (Ixodida), **Käferläuse** (Gamarida), **Wassermilben** (Hydrachnida), **Pflanzenmilben** (Oribathida), **Erdmilben** (Bdellida), **Laufmilben** (Trombidida); 2) **Weberspinnen** (Opilionida); 3) **Spinnen** (Araneida) mit den Familien der **eigentlichen Spinnen** (Araneida), **Vogelspinnen** (Mygalida) und **Skorpionspinnen** (Solpugida). Die Reihe der krebsartigen A. enthält nur wenige Ordnungen: 1) **Bücherskorpione** (Obisida); 2) **Skorpione** (Scorpionida) und 3) **Geißelskorpione** (Phrynida).

Vgl. **Walkenaer**, Histoire naturelle des insectes aptères (2 Bde., Paris 1837); **Hahn** und **Koch**, Die A. (Bd. 1—16, Nürnb. 1832—47); **Koch** und **Herrich**, Deutschlands A. (Nürnberg 1835 f.).

Arachnoidea, Spinnwebenhaut, eine zwischen der harten und weichen Hirnhaut liegende, sehr zarte, dünne, halbdurchsichtige, seröse, Gehirn und Rückenmark umkleidende Membran, welche aus Schleim = oder Zellstoff gebildet und

ohne Nerven und Blutgefäße ist. Der das Rükkenmark und der das Gehirn umkleidende Theil gehen unmittelbar in einander über. Der erstere ist sehr weit und schließt mit dem Rückenmark zugleich das gezahnte Band und die Anfangstheile der Nerven bis zu ihrem Durchtritte durch die harte Haut ein. Mit der diese Theile eng umkleidenden weichen Haut ist sie nur durch einzelne Fädchen verbunden, kann deshalb durch Einblasen von Luft leicht von ihr aufgehoben werden und bildet dann einen langen Schlauch, der vom Hinterhauptsloche bis zum Kreuzbein herabreicht und in der Gegend der Bauchwirbel den größten Umfang hat. Der Hirntheil der Spinnwebenhaut überzieht das ganze Gehirn, ohne sich jedoch in die Vertiefungen, Einschnitte und Furchen zwischen die Windungen einzusenken; am Gehirn läßt sich aber die Spinnwebenhaut nicht allenthalben wie am Rückenmarke, von der darunterliegenden weichen Hirnhaut aufheben, sondern nur da, wo sie über starke Vertiefungen weggeht. Wo Nerven und Gefäße von dem Gehirn und Rückenmarke zu der harten Haut gehen, oder umgekehrt von dieser zu jenen, bildet die Spinnwebenhaut faltenförmige Verlängerungen, Scheiden, welche jene Gefäße und Nerven bis zum Durchgange durch die harte Haut begleiten, sie dann verlassen und einen innern glänzenden Ueberzug der harten Haut bilden. Bei älteren Anatomen ist A. s. v. a. Glashäutchen, s. Auge.

Arachnologie (Araneologie), Naturgeschichte der Spinnen, dann die Kunst, aus den Bewegungen und Arbeiten oder überhaupt dem Verhalten der Spinnen die Witterung zu bestimmen. Schon Plinius gedenkt der Wetterprophetengabe der Spinnen, u. der Glaube daran hat sich durch alle Zeiten bis auf die unsrigen erhalten. Das größte Aufsehen erregte durch seine A. der batavische Generaladjutant Quatremère-Disjonval, ehemals Mitglied der Akademie der Wissenschaften zu Paris, welcher während einer 8jährigen Gefangenschaft die sorgfältigsten Beobachtungen an den Spinnen seines Kerkers gemacht hatte. Auf diese Beobachtungen gestützt gab er den französischen Generalen Pichegrü und Vandamme, als sie wegen eingetretenen Thauwetters den Rückzug aus Holland anzutreten im Begriff standen, den gewagten Rath zur Fortsetzung des Feldzugs, weil harter und dauernder Frost bald eintreten müsse. Die Prophezeihung bestätigte sich: die Franzosen gingen über das Eis und eroberten Holland im Januar und Februar 1795. Vergl. Q.-Disjonval's „Araneologie", Paris 1797; deutsch, nach der 2. Aufl., Frankfurt a. M. 1797. Neuere Beobachtungen haben bestätigt, daß aus dem Verhalten der Spinnen die Witterung sich auf mehre (wohl 8 — 10) Tage voraussagen lasse. Die Fadenarten selbst geben besondere atmosphärische Zustände an. Aus den kurzgesponnenen Hauptfäden ist am besten Regenwetter, aus den langen trockenes oder beständiges Wetter vorherzusagen. Das Erscheinen und Verschwinden der Spinnen, ihre Thätigkeit und Ruhe, die Dichtigkeit und Lockerheit ihrer Gewebe u. dergl. haben wetterverkündende Bedeutung. Der meteorologische Verein zu Brünn hat in einer 1818 erschienenen Schrift die Resultate älterer und neuerer Forscher gesammelt und eine Anleitung zum Studium der A. bekannt gemacht.

Arad, 1) (Arad Vármegye), oberungarische Gespannschaft jenseit der Theiß, umfaßt einen Flächenraum von 108²/₅ □Meilen mit 230,000 Einwohnern. Grenzen sind östlich Siebenbürgen, südlich Temeschwar, westlich Tschanad und Bekesch, nördlich Bihar. Der östliche Theil wird durch einen Zweig der Karpathen, mit den Bergen Moma im Nordosten, Vilàgos u. a. zum Gebirgsland; der westliche Theil ist eben, waldlos, nach der Theiß hin sumpfig. Flüsse sind der Maros an der Südgrenze und der weiße Körös mit Cziger im nördlichen Theile. Die Produkte sind: Getreide in Ueberfluß, Obst, Melonen, Wein von vorzüglicher Güte (Méneſcher, Radnaer und Solymoscher). Die Einwohner treiben starke Vieh- und Bienenzucht. Gold, Silber und Eisen wird durch den Bergbau gewonnen. Die Einwohner sind meist Walachen, der nicht unirten griechischen Kirche angehörig, dann auch Ungarn, Deutsche u. Slaven, zusammen in 17 Marktflecken, 174 Dörfern, 124 Prädien wohnend.

2) Alt-Arad (O'Arad, Arado, Orodo), Hauptstadt daselbst, am rechten Ufer der Marosch, des nördlichen Zuflusses der Theiß, ist Sitz eines griechischen nicht unirten Bischofs, hat ein Gymnasium und ein walachisches Seminar und zählte vor der Revolution des Jahres 1848 gegen 14,000 Einwohner. Es wurde von hier aus ein sehr lebhafter Handel nach Deutschland und dem schwarzen Meere betrieben, besonders mit Tabak und Vieh. Unter den Einwohnern befinden sich sehr viele und reiche Juden. Die Stadt wurde als Festung in den Kriegen des 17. Jahrhunderts oft von den Türken erobert u. zuletzt zerstört. Die neue Festung, obwohl von geringem Umfange, jedoch bedeutend, ward seit 1763 hergestellt und spielte in dem Revolutionskriege von 1849 eine wichtige Rolle. Sie ist schwer zu erobern, weil sie auf einer Landspitze zwischen zwei Armen der Marosch liegt, so daß sie der österreichische General Berger 1849 lange gegen die Ungarn vertheidigen konnte. Letztere unternahmen endlich am 18. Juli den Sturm mit 20,000 Mann und 100 Geschützen unter Anführung der Generale Vécsey und Gál und gewannen durch die Kapitulation, welche der Besatzung selbst freien Abzug gestattete, 75 Kanonen und 8000 Gewehre. Anfang August mußten sich die Mitglieder des ungarischen Reichstags von Szegedin nach A. flüchten. Von hier aus erließ Kossuth die Proklamation vom 11. August 1849, in der er der Verzweiflung an seiner Sache den glühendsten Ausdruck lieh. Sogleich nach der Katastrophe von Világos (17. August) ward A. auf Anordnung Görgey's den Russen übergeben, durch deren Belagerung die Stadt schon gelitten hatte. Man brachte die Gefangenen in großen Massen in den Kasematten der Festung unter und führte sie von hier aus ihren schmerzlichen Schicksalen entgegen. Auf Haynau's Befehl starb hier am 6. Oktober 1849 eine große Anzahl ungarischer Generale am Galgen. — Alt-A. gegenüber, auf dem linken Ufer des Flusses, über den eine Brücke führt, liegt Neu-A. (Uj-A.), zum temescher Komitat gehörig, mit 4500 Einwohnern

und einigem Handel. Die von vielen Deutschen bewohnte Stadt verdankt ihre Entstehung den Kriegen der Türken. Letztere legten hier, der Festung Alt-A. gegenüber, Schanzen an, und damit zugleich den Grund zu der neuen Stadt.

Aräometer (Soolwage, Salzspindel, Bierwage, Mostwage, Saccharometer, Alkoholometer), allgemeiner Name für verwandte Instrumente, welche sämmtlich den Zweck haben, die specifische Dichtigkeit von Flüssigkeiten, in welche sie getaucht werden, durch den Grad des Untersinkens anzugeben. Wenn von den zu diesem Behuf konstruirten Werkzeugen auch welche das specifische Gewicht fester Körper angeben, so tragen sie den Namen hydrostatische Wagen. Einrichtung und Gebrauch jener Instrumente gründet sich auf den hydrostatischen Satz, daß gleichgroße Volumina verschiedener Materien nicht gleich große absolute Gewichte haben, daß also ein gleich großer Körper in einer leichteren Flüssigkeit tiefer einsinkt, als in einer dichteren, somit schwereren. Denn von jedem Körper wird beim Eintauchen so viel von seinem Gewicht getragen, als das Volumen Flüssigkeit, welche er verdrängt, an Gewicht hat.

Man gebrauchte seit den ältesten Zeiten Instrumente der verschiedensten Art als Maße für die Dichtigkeit fester und flüssiger Körper, und wahrscheinlich war Archimedes schon (200 v. Chr.) im Besitz eines solchen. Alle älteren Instrumente indeß sind zu unbehülflich, als daß sie nach dem jetzigen Stande der Physik befriedigen könnten. Wir erwähnen aus früherer Zeit nur die noch jetzt vorkommenden Soolwagen, Gradirwagen, Salzproben, Salzspindeln, die noch nach der boyle'schen Vorschrift konstruirt werden. An eine cylindrische, gläserne Röhre wird eine gläserne Kugel (Birne) angeblasen; an dieser hängt eine kleinere, mit Schrot oder Quecksilber gefüllte, um das Instrument lothrecht zum Schwimmen in der zu untersuchenden Flüssigkeit zu bringen. Bei älteren Vorrichtungen der Art ist die Röhre in willkürlich gleiche Theile getheilt, welche für verschiedenartige Flüssigkeiten offenbar nicht das specifische Gewicht aus dem weitern oder weniger weiten Einsinken errathen lassen. Verfährt man aber so, daß man das Instrument in eine Mischung von 1 Theil Salz und 99 Theilen Wasser taucht und dann zusieht, wie tief es einsinkt, daß man ferner 2 Theile Salz und 98 Theile Wasser, 3 Theile Salz 97 Theile Wasser, 4 Theile Salz 96 Theile Wasser &c. nimmt und jedesmal das Instrument eintaucht und die Tiefe des Einsinkens an dem Halse des Instruments notirt, so reicht die Vorrichtung vollkommen für Arbeiter in Salz-, Alaun-, Potasche-, Salpetersiedereien aus. Dabei ist jedoch die Vorsicht anzuwenden, daß man stets dieselbe Trockenheit des anzuwendenden Salzes und dieselbe Temperatur bei dem ganzen Versuch beizubehalten sucht. Oft genügt es, nur einen bestimmten Punkt an der Glasröhre festgestellt zu haben, um darnach den Gehalt von Bier, Branntwein und anderen Flüssigkeiten abschätzen zu können. Dieses Bestimmen der Skala nennt man das Graduiren des Instruments. Indessen sieht man leicht ein, daß derartige, durch Versuche erhaltene Instrumente eben nur für die Flüssigkeit wieder passen, in der sie geprobt wurden. Man suchte diesem Mangel dadurch abzuhelfen, daß man, ähnlich den Thermometerskalen, zwei feste Punkte herzustellen gedachte. Da nun am Thermometer diese beiden Punkte diejenigen sind, wohin eine bestimmte Verminderung oder Erhöhung der Wärme das Quecksilber rückt, oder, da diese Punkte im Frostpunkt und Siedepunkt des Wassers gefunden werden, so suchte man am A. den einen Punkt bei der größtmöglichsten Reinheit der zu untersuchenden Flüssigkeit, den andern bei der größtmöglichsten Sättigung dieser mit einer Auflösung festzustellen. Theilt man dann den zwischenliegenden Raum, den Fundamentalabstand, in eine gewisse Anzahl gleicher Theile, um darnach zu bestimmen, so beruht dieses auf der Voraussetzung, daß die Veränderung der Dichtigkeit der Länge des einsinkenden Theils der Spindel umgekehrt proportional sey, was aber nicht der Fall ist. Besser ist es, man theilt jenen Fundamentalabstand für verschiedene Zwecke durch Erfahrung, wenn man die alte Einrichtung beibehalten will. Auf diese Weise ist das A. Beaumé's konstruirt, welches allgemein in Gebrauch kam. Es hat folgende Einrichtung. Als feste Punkte notirte Beaumé diejenigen zwei an der Glasröhre, bis wohin das Instrument in reinem Wasser und einer Salzsoole von 1 Theil trockenem Kochsalz und 9 Theilen Wasser einsank, bezeichnete diese Punkte des Einsinkens mit 10 und 0, theilte dann den Raum in 10 gleiche Theile und trug dann noch 40 Grade auf das übrige Ende der Skale. Da nun aber das Einsinken, wie oben schon bemerkt wurde, nicht proportional dem specifischen Gewicht der Dichtigkeiten zunimmt, so ist offenbar auch diese Vorrichtung denselben Mängeln der Eintheilung der Skale ausgesetzt, wie die boyle'sche. Besser würde auch hier der Weg des Probirens zum Ziele führen.

Aehnliche Versuche, richtige Skalen für die A. herzustellen, litten an demselben Mangel, sobald man auf den fehlerhaften Satz hin konstruirte, daß das tiefere oder weniger tiefe Einsinken der geringern oder größern Dichtigkeit von Flüssigkeiten proportional sey. In neuerer Zeit wurde durch G. G. Schmidt in Gießen der Gegenstand einer wissenschaftlichen Untersuchung unterworfen. Nach den Resultaten derselben soll zuvörderst dem Instrument eine regelmäßige meßbare Gestalt gegeben werden. Man wählt dazu die Cylindergestalt, anstatt der früher an eine Glasröhre angeblasenen Glasbirne oder Glaskugel. Um das aufrechte Schwimmen bei leichter Beweglichkeit in der Flüssigkeit zu bewerkstelligen, muß erst das Verhältniß der Größe der Glasröhre und des Gefäßes zu einander ausgemittelt werden. Die erstere darf nicht zu dünn seyn, weil sonst die Grade zu groß und ihre Länge ebenfalls zu groß gewählt werden müßte. Es muß der Schwerpunkt des Ganzen, auch wenn das Instrument sehr wenig untergesunken ist, doch immer noch tiefer liegen, als der Schwerpunkt des eingetauchten Stücks, weil sonst ein Umschlagen nicht vermieden werden kann. Die Länge der Glasröhre darf daher nicht über eine gewisse Größe hinausgehen. Wählt man z. B. letztere

= 9 Zoll, für den Kubikinhalt des Gefäßes aber $\frac{1}{2}$ Kubikzoll, u. sollen dann die Dichtigkeiten von 1 Ganzen bis 1,5 abgeschätzt werden, so muß der Inhalt der Röhre zum Inhalt des Gefäßes stehen, wie 1 : 2, mithin $\frac{1}{4}$ Kubikzoll seyn, was für den Durchschnitt der Röhre 4 Quadratlinien gibt. Gläserne Instrumente der Art sind aus den einzelnen dazu abgemessenen Theilen zusammenzusetzen; sonst ist eine Regelmäßigkeit nicht zu erreichen. Findet man dann das absolute Gewicht des Instruments nach der Ausdehnung der Skale zu gering, so vermehre man dasselbe in dem gehörigen Verhältnisse durch Eingießen von Quecksilber oder Schroten, in unserem Beispiel in dem Verhältniß von 1 : 1,5.

Vielen Beifall fand das nicholsonsche A., welches folgende Einrichtung hat. An einen hohlen, unten und oben durch kegelförmige Deckel geschlossenen Cylinder von Messingblech ist unten mittelst eines Bügels ein umgekehrter hohler Kegel, ebenfalls von Messingblech, angehängt; oben aber ist an der Spitze des Deckels ein in der Richtung der Axe des Cylinders sich erhebendes Stäbchen angebracht, welches zum Behuf des Auflegens kleiner Gewichte ein Tellerchen trägt. Ins Wasser eingetaucht, schwimmt die Vorrichtung aufrecht, weil der unten hängende Kegel beschwert ist und in Folge davon auch der Schwerpunkt möglichst tief liegt. Doch muß der obere Theil des Cylinders noch über das Wasser hervorragen. Legt man nun den Körper, dessen specifisches Gewicht man bestimmen will, etwa ein Mineral, auf den Teller, so sinkt das Instrument weiter ein, und durch fortgesetztes Auflegen von Tarirgewichten kann man es leicht dahin bringen, daß es genau bis zu einem Punkte einsinkt, welchen man durch einen Feilstrich an dem oben befindlichen Stäbchen markirt hat. Man nimmt nun das Mineral weg und legt statt dessen so viel Gewicht auf, bis das Instrument wieder genau bis zu jenem Punkte einsinkt. Auf diese Weise erhält man das absolute Gewicht des Körpers. Dasselbe betrage n Milligramme. Man nehme nun das Gewicht wieder weg und lege den Körper in ein kleines Sieb von Draht, welches statt des Kegels unten angehängt wird. Das Instrument müßte nun wieder bis zu jenem markirten Punkte einsinken, wenn der im Siebe liegende nicht dadurch, daß er jetzt in Wasser eingetaucht ist, an Gewicht verlöre. Man wird also auf den Teller noch Gewichte, z. B. m Milligramme auflegen müssen, damit das Instrument bis zur Marke eintauche. Man hat auf diese Weise das absolute Gewicht des Körpers n und das Gewicht eines gleichen Volumens Wasser m ermittelt; das gesuchte specifische Gewicht ist also $\frac{n}{m}$. Es sey z. B. das specifische Gewicht eines Diamanten zu bestimmen. Man legt denselben auf den Teller und fügt so viel Tarirgewicht hinzu, daß das A. bis an den Teller einsinke. Nachdem man den Diamant weggenommen, hat man statt seiner 1,2 Gramme aufzulegen, um das A. eben so weit einsinken zu machen; es beträgt also sein absolutes Gewicht 1,2 Gramme. Diese werden nun wieder weggenommen und der Diamant ins Sieb gelegt; um es wieder dahin zu bringen, daß das Instrument bis an den Teller einsinke, muß man noch 0,34 Gramme auf diesen legen; das Gewicht eines dem Diamanten gleichen Wasservolumens ist also 0,34 Gr. und das verlangte specifische Gewicht $\frac{1,2}{0,34} = 3,53$. Da nun das Instrument stets so weit einsinkt, daß das Gewicht desselben sammt den Gewichten auf dem Teller der verdrängten Flüssigkeitsmasse gleich ist, so kann man mit Hülfe dieses Instruments ausmitteln, wie viel ein bestimmtes Volumen der Flüssigkeit wiegt. Dazu ist aber nöthig, daß man das Gewicht des Instruments selbst kenne. Dies sey n. Soll es, in Wasser eingetaucht, bis an den Teller sinken, so muß noch Gewicht zugelegt werden. Dies Zulagegewicht sey a, so ist n+a das Gewicht der verdrängten Wassermenge. Taucht man nun das Instrument in irgend eine andere Flüssigkeit, so wird man irgend ein anderes Gewicht b anstatt a auflegen müssen, um ein Einsinken bis an den Teller zu bewirken; b wird größer seyn als a, wenn die Flüssigkeit schwerer, kleiner als a, wenn sie leichter als Wasser ist. Das Gewicht der verdrängten Flüssigkeit ist n+b; das Volumen derselben ist aber genau so groß als das der Wassermenge, deren Gewicht n+a ist, weil das A. in beiden Fällen gleich tief eingesunken ist. Es wiege das Instrument z. B. 70 Gramme; muß man 20 Gramme auflegen, damit es im Wasser, 1,37 Gr., damit es in Weingeist bis an den Teller einsinke, so ist das specifische Gewicht des Weingeistes $\frac{70 + 1,37}{70 + 20} = 0,793$. Dieses A. ist um so empfindlicher, je dünner das den Teller tragende Stäbchen im Vergleich zu dem eingetauchten Volumen ist. Diese Art Instrumente hat also nicht, wie die früheren, eine feste Skale, sondern auf das specifische Gewicht wird aus den Gewichten geschlossen, welche verwendet werden müssen, um den Apparat bis zu einem bestimmten Ziel einsinken zu machen. Das nicholsonsche A. wird gewöhnlich von Messingblech verfertigt, bedarf aber dann einer sehr feinen Politur, wenn es seinem Zweck entsprechen soll, denn jeder Staub od. jeder fettige Ueberzug — welcher von der Politur leicht zurückbleiben kann — vermindert die Beweglichkeit desselben im Wasser. Am allerwenigsten ist es aber räthlich, dem Instrument einen Firniß oder Lack zu geben, weil dadurch die Adhäsion des Wassers sehr leicht vermehrt wird. Am besten ist es, genaue Instrumente von Glas oder Silber arbeiten zu lassen.

Vielen Ruf erhielt das durch Schmidt verbesserte fahrenheitsche A., das statt des Cylinders eine Glasbirne und auf dem sehr dünnen Halse ein Schälchen trägt. Die Verbesserung dieses Instruments besteht darin, daß an dem nämlichen birnförmigen Körper zwei verschiedene gläserne, mit Quecksilber gefüllte Gefäße angehängt werden können, wodurch das Gewicht des Ganzen 700 halbe Gramme kölnisch, und durch die zweite Birne 1200 halbe Gramme köln. erhält. Bei einem Auflegegewicht von 300 halben Grammen sinkt das Instrument im ersten Falle bis an eine Marke im reinen Wasser, gibt somit das specif. Gewicht des Wassers = 1000 oder 1,000

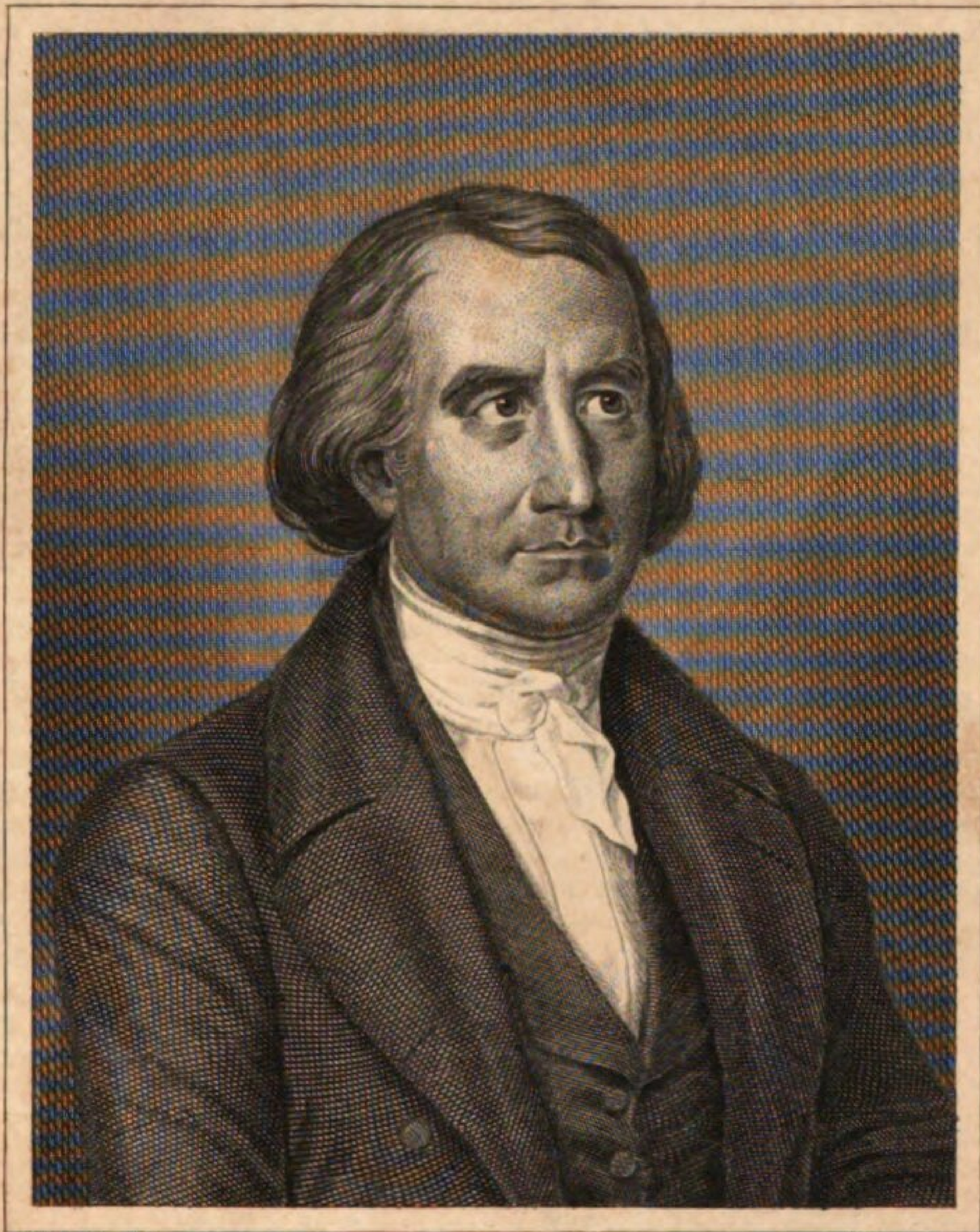
unmittelbar. Erfordert nun eine Flüssigkeit 150 halbe Gramme, um wieder bis an die Marke einzusinken, so ist ihr specifisches Gewicht $\frac{700+150}{1000} = \frac{85}{100} = 0{,}85$. — Gebraucht man die zweite Birne, bei welcher das Instrument 1200 halbe Gramme wiegt, so ist für ein Zulegegewicht von 150 Gewichtstheilen, um es bis zur Marke einsinken zu machen, das specifische Gewicht $\frac{1200+150}{1000} = \frac{1350}{1000} = 1{,}350$.

An Brauchbarkeit und Sicherheit neben allen vorigen Instrumenten, wenn nicht über denselben, stehen die hydrostatischen Wagen (s. d.). Die einfachste Weise aber, ohne alle weitere Vorbereitung das specifische Gewicht von Flüssigkeiten zu finden, ist die, daß man dasselbe Gefäß einmal mit der Flüssigkeit, dann mit Wasser gefüllt abwiegt, zuvor aber das Gewicht des Gefäßes selbst notirt, oder noch besser, dasselbe auf einer Wage ins Gleichgewicht bringt: dividirt man mit dem Wassergewicht in das der Flüssigkeit, so ergibt sich daraus das specifische Gewicht derselben. Zu diesem Experiment wurden früher die hombergschen Flaschen gebraucht. Diese haben folgende Einrichtung. Eine Glasflasche von sonst beliebiger Gestalt läuft in einen sehr feinen Hals aus, hat aber eine zweite weitere Röhre, durch welche die Flasche selbst gefüllt wird. Da in beiden Röhren die Flüssigkeit gleich hoch stehen muß, so füllt man, bis die weitere Röhre überlaufen will. Dadurch, daß zwei Oeffnungen vorhanden sind, wird beim Füllen der Luft ein leichterer Ausweg geboten. Dagegen ist das schwierige Reinigen der Flasche sehr in Betracht zu ziehen, während die Kapillaranziehung der beiden Röhren fast gar nicht zu berücksichtigen ist. Auch kann man sich mit Nutzen lang ausgezogener Glasröhren bedienen, die man mit der zu untersuchenden kleinen Quantität Flüssigkeit füllt und dann abwägt. Sollen die Versuche nicht sehr genau ausfallen, so kann jede Flasche mit etwas langem Hals zur Bestimmung des specifischen Gewichts dienen.

Die Proben, welche die unwissenschaftliche Empirie häufig zu ökonomischen Zwecken macht, um die Gleichheit der specifischen Gewichte mehrer Flüssigkeiten zu untersuchen, sind in der Regel sehr unzuverlässig. So will man z. B. aus dem Untersinken oder Schwimmen von Hühnereiern, Holzstücken u. dgl. in Salzsoolen ꝛc. oft auf die erforderliche Sättigung (Gehaltsmenge) schließen, ohne zu bedenken, daß Eier, sowie dieselben Holzarten, in verschiedenen Fällen auch sehr verschiedenes specifisches Gewicht haben können, da bald mehr, bald weniger atmosphärische Luft in jenen Dingen vorhanden ist. Vergl. Meißner, Aräometrie, Wien 1816; Rudrauff, Beiträge zur Hydrostatik und Aräometrie, Bern 1831.

Arago, 1) Dominique François, einer der größten Physiker und Mathematiker unserer Zeit, Mitglied der Akademie der Wissenschaften zu Paris, geboren zu Estagel bei Perpignan am 28. Februar 1786. Rasch und glücklich entwickelten sich seine geistigen Anlagen, in deren Ausbildung er im Laufe weniger Jahre so bedeutende Fortschritte machte, daß er 1804 in die polytechnische Schule eintreten konnte und bald den Ruf eines der ausgezeichnetsten Schüler erlangte. Nach seiner Entlassung wurde er auf die Empfehlung seiner Lehrer zum Sekretär des Bureau des longitudes ernannt und bald darauf nach Spanien geschickt, um mit Biot und den spanischen Kommissarien Chaix und Rodrigues die von der französischen Regierung Behufs der Einführung eines neuen, auf den Erdmeridian gegründeten Maßsystems angeordnete Vermessung des Meridianbogens, den Delambre u. Méchain zwischen Dünkirchen und Barcelona aufgenommen hatten, bis Formentera fortzusetzen. Er befand sich gerade auf der Insel Mallorca, als die Spanier sich gegen Napoleon erhoben. In Folge davon verhaftet, wurde er einige Monate auf der Citadelle von Belver bei Palma gefangen gehalten. Nach seiner Freilassung versuchte er nach Algier überzusetzen, um von da auf einem algierischen Schiffe nach Marseille zu gelangen. Aber das algierische Schiff wurde von einem spanischen Kreuzer genommen und A. auf das Fort Rosas und die Pontons von Palamos gebracht. Auf Reklamation des Dey endlich entlassen, versuchte er nochmals nach Marseille zu gelangen; aber schon dem Hafen nahe, wurde das Schiff vom Sturm an die Küste von Sardinien geworfen, von wo es sich nach Algier rettete. Hier war inzwischen der frühere Dey ermordet worden, und sein Nachfolger ließ A. auf die Liste der Sklaven setzen und als Dolmetscher auf Korsarenschiffen verwenden. Erst 1809 erhielt er durch die Vermittelung des französischen Konsuls die Freiheit wieder und kehrte im Sommer jenes Jahres nach Frankreich zurück, wohin er auch seine glücklicherweise geretteten Instrumente und Handschriften, welche letztere die Resultate seiner durch den Krieg unterbrochenen Vermessungen enthielten, mitbrachte. Die Ergebnisse seiner Beobachtungen bilden die Fortsetzung der früher von dem Institut herausgegebenen „Base du système métrique“ und erschienen unter dem Titel: „Récueil d'observations géodésiques, astronomiques et physiques, exécutées par ordre du Bureau des longitudes en Espagne pour déterminer la variation de la pésanteur et des degrés terrestres sur le prolongement du méridien de Paris.“ Die Naturwissenschaften, die A. seitdem unermüdlich gefördert hat, verstand er wie Keiner, durch Klarheit und leichte Verständlichkeit im schriftlichen und mündlichen Vortrage, stets aber auf würdige Weise, zu popularisiren. Besonders haben ihn die Untersuchungen über die Theorie des Lichts beschäftigt, namentlich über die Polarisation. Die Relationen seiner hierher gehörigen Beobachtungen gab er gemeinschaftlich mit Biot heraus, mit dem er überhaupt bis 1816 die Forschungen im Gebiete der Naturwissenschaft theilte. Im J. 1809 wurde er an Lalande's Stelle zum Mitglied der Akademie der Wissenschaften u. zum Professor an der polytechnischen Schule ernannt und übernahm in demselben Jahre mit Gay-Lus-

sac die Redaktion der „Annales de physique et de chimie,“ worauf er sich zu den großen Entdeckungen hinwandte, mit welchen Oersted und Ampère hinsichtlich des Elektro-Magnetismus die Wissenschaft bereicherten. In späterer Zeit umfaßte sein Forschen und Streben, alle Einseitigkeit abstreifend, das ganze Gebiet der Naturwissenschaft. A.'s große Seele kannte keinen Neid, und jedes jüngere Talent fand in ihm einen Helfer und Berather ohne Eigennutz, jede tüchtige Entdeckung ihren feurigen Apologeten. Man hat ihn den „Ceremonienmeister der Erfindung“ genannt, und er war es im edelsten Wortsinn; denn auf den Fittigen seines großen Namens flog jede große Entdeckung leicht über die Erde. Er wirkte aber nicht nur durch umfassende Werke für die Wissenschaft, sondern führte auch in kleinen Abhandlungen von 1—2 Bogen ihre wichtigsten, folgenreichsten Resultate ins praktische Leben ein, und sein humaner Geist, der alle Pedanterie haßte und verachtete, folgte dem Wahlspruch: „Wissen soll nützen.“ Er pflegte nicht eher zur Feder zu greifen, als bis er der Welt eine neue Entdeckung mittheilen wollte, und sobald er sie introduzirt und anempfohlen hatte, die Feder wieder niederzulegen. Ungemein groß ist auch die Zahl von einzelnen Abhandlungen, die A. in Journalen &c. bekannt gemacht hat und worin er sich als selbstständiger Forscher zeigt. Als Mitglied des Längenbureaus hatte er außer am oben erwähnten „Récueil etc.“ noch Theil an der Redaktion des von diesem herausgegebenen „Annuaire“ und an der „Connaissance de temps.“ In den Memoiren des Instituts sind von ihm die schätzbarsten Aufsätze, und in den von ihm in Gemeinschaft mit Gay-Lussac redigirten Annalen erschienen von 1816—1825 von ihm an achtzig, zum Theil umfangreiche Abhandlungen, deren bloßes Verzeichniß in der „Table raisonnée de matières etc. (1831) über 4 Druckseiten ausfüllt, wobei die monatlichen „Résumés metéorologiques“ nicht mitgerechnet sind. Ungefähr eben so viele Schriften des rastlosen Forschers sind in den seit 1825 erschienenen „Annalen“ abgedruckt, darunter die berühmte, den umfassenden Geist des großen Mannes ganz widerspiegelnde Untersuchung „Sur la pretendue detérioration du climat de l'Europe“ (Bd. 9, S. 292 ff.), sowie die fortgesetzten Forschungen über die Temperatur der Erde, sowohl des Meeres als der Länder. Für die Geographie wurde A.'s Beantwortung der Frage: „Le Groenland est-il une ile?“ (a. a. O. Bd. 7, S. 193 ff.) ein Thema lebhafter Diskussion. Ein höchst liebenswürdiger Charakter erhöhte A.'s Wirksamkeit. Seine Offenheit und Rückhaltslosigkeit, mit welcher er die Ergebnisse seiner Forschungen Fremden und Genossen gern mittheilte, und seine neidlose Würdigung fremden Verdienstes, auch des rivalisirenden, sind über alles Lob erhaben. Ein Beispiel in dieser letztern Beziehung liefert seine „Eloge historique d'Aléxandre Volta“ (1833). Nicht bloß Frankreich, sondern auch das Ausland hat A.'s Verdiensten um die Wissenschaften den Tribut gezollt, den sie verdienen. Fast alle Akademien ernannten ihn zu ihrem Mitgliede, und selbst die Engländer haben ihn so gefeiert, wie vor ihm keinem Franzosen widerfuhr. Auch die Universität Edinburg verlieh A., als er sie 1834 besuchte, ihre höchste akademische Würde. Trotz solcher Auszeichnungen bewies A. stets die liebenswürdigste Bescheidenheit. Mit dem vollen Bewußtseyn seiner Ueberlegenheit, war er doch von aller Eitelkeit frei und von dem Fehler der meisten großen Gelehrten, die aus Ruhmgier über dem Interesse an ihrer Person oft das der Wissenschaft aus dem Auge verlieren, war an ihm keine Spur zu finden. Er nahm gerne Berichtigungen an, selbst wenn seine Grundansichten dadurch umgestoßen wurden. So hatte er unter Anderm in seinem „Cours d'Astronomie“ und bei anderen Gelegenheiten sich gegen die Annahme von Einflüssen des Mondes auf die Quantität des Regens ausgesprochen; als er nun später vom Gegentheil überzeugt wurde, kritisirte er in dem „Annuaire“ des Jahres 1833 mit vieler Unbefangenheit sich selbst. Dieses „Annuaire“ ist ein von A. seit 1827 alljährlich herausgegebener kleiner Toilettenalmanach, der außer dem Kalender mit den Maßen, Gewichten, Posten, geographischen Ortsbestimmungen &c. in einem „Notices scientifiques“ betitelten Anhange Abhandlungen über die neuesten und interessantesten Gegenstände aus der Physik enthält, welche sich ebensowohl durch tiefe Gelehrsamkeit u. Gründlichkeit, als durch große Popularität und Verständlichkeit auszeichnen. Auch auf dem Felde der Politik hat A. eine bedeutende Rolle gespielt. Als die Julirevolution 1830 ausbrach, bot er sein ganzes Ansehen auf, um weiteres Blutvergießen zu verhindern, wobei ihm sein freundschaftliches Verhältniß zu Marmont und zu andern einflußreichen Männern sehr zu Statten kam. Als Mitglied der Deputirtenkammer, in welcher er das Departement Ostpyrenäen vertrat, gehörte er seitdem stets zur Opposition und bewies sich als ausgezeichneter, von den Machthabern gefürchteter Redner. Von der Natur mit einer imponirenden Gestalt begabt, mit hellen, Entschiedenheit des Willens und Macht des Gedankens ausdrückenden Augen, mit einer Stirne, um die an den Seiten sein natürlich gelocktes Haar wehte, machte er als Redner auf der Tribüne einen sehr vortheilhaften Eindruck, und so oft er vor der Deputirtenkammer sprach, waltete tiefes Schweigen in der Versammlung und die gefüllten Tribünen schienen an seinen Worten zu hangen. Er sprach stets mit Kraft, Feuer und oratorischem Geschick, und nur über das, wovon ihm Einsicht in das Wesen inwohnte. Mit dem Muthe eines Mannes, der sich dessen bewußt ist, was er will, und die Mittel kennt, die zur Ausführung nothwendig sind, entwickelte er freimüthig seine Ansichten als Sachwalter der Vernunft und der Menschenrechte, ohne physische Gewalt oder das höchste Mißfallen der Gewalthaber zu scheuen. Als die Regierung nach der Unterdrückung des Juniaufstandes Paris in Belagerungsstand erklärte und damit umging, in und um die Hauptstadt detachirte Forts zu erbauen, begaben sich Odilon-Barrot, Lafitte und A. noch am 6. Juni zu Ludwig Philipp, um ihm von der Gewaltmaßregel abzurathen. A. schilderte die Lage Frankreichs mit kühner Beredsamkeit, und als der König widerstand, veröffentlichte er ein so ergrei-



Nach dem Leben. C. Barth sc.

ARAGO

EIGENTHUM & VERLAG DES BIBL. INSTITUTS IN HILDBURGHAUSEN

fendes Bild von den Gefahren der detachirten Forts für die Freiheit, daß die Regierung das Vorhaben aufgab. Als in demselben Jahre, weil die Zöglinge der polytechnischen Schule an dem Juniaufstande Theil genommen hatten, diese Anstalt dem Ressort des Kriegsministers überwiesen wurde, gab A. sogleich seine seit 1809 an derselben bekleidete Professur auf. Während der Juliregierung war er auch mehrmals Präsident des Generalconseils der Seine, in welcher Eigenschaft er die Erklärung des Conseils zu Gunsten der Sklavenemancipation betrieb. Die Februarrevolution von 1848 rief ihn als Mitglied in die provisorische Regierung, in welcher er am 24. Februar das Ministerium, kurz darauf auch das Kriegsministerium übernahm. Entschieden die Grundsätze der Ordnung vertretend und den socialistischen Bestrebungen abhold, stand er mit Marrast und Marie an der Spitze derjenigen Republikaner, welche das Staatsideal in den nordamerikanischen Freistaaten erblickten. Er war es, der durch die ungemeine Popularität, die er in seiner Heimath genoß, die leidenschaftliche und verwilderte Bevölkerung im Departement Ostpyrenäen nach den Februartagen von Blutvergießen und Verwüstungen zurückhielt, so daß ihn dieses Departement auch in die Nationalversammlung wählte. Als die provisorische Regierung ihre Gewalt niederlegte, ernannte ihn die Versammlung zum Mitgliede der Exekutivkommission, in welcher Stellung er seinen Muth während des Juniaufstandes von 1848 auf glänzende Weise bewährte. Nach dieser Katastrophe war A. in der Nationalversammlung als Mitglied des Kriegskomité's thätig. In der Präsidentschaftsfrage erwies er sich als Gegner Ludwig Napoleons, sowie er sich auch gegen die Politik des neuen Ministeriums mehrfach erklärte. An den Verhandlungen und Abstimmungen der Legislative in den Jahren 1849 und 1850 hat er fast keinen Theil genommen. Nach dem Staatsstreich vom 2. Dec. 1851 erhob er seine Stimme lebhaft für die unglücklichen Deportirten, indem er den Ort ihrer Verbannung mit den glühendsten Farben als ein Grab für Lebende schilderte. Er † den 2. Okt. 1853 in Paris. Seine Werke gab Hankel heraus (12 Bde., Lpz. 1854 f.).

2) Jacques Etienne Victor, Bruder des Vorigen, bekannt als vielseitiger Schriftsteller und unter dem Beinamen „des blinden Reisenden", im März 1790 zu Estagel geboren, begleitete als Zeichner die von Freycinet befehligte Expedition, welche auf den Schiffen „Uranie" und „Physicienne" von 1817—20 die Reise um die Welt machte. Zurückgekehrt, beschäftigte er sich zu Bordeaux, seit 1829 zu Toulouse mit der Herausgabe mehrer belletristischen Journale, schrieb auch, zum Theil mit Andern, eine Menge Vaudevilles und ließ Gedichte und mehre Romane erscheinen. Im J. 1835 übernahm er die Direktion des Theaters zu Rouen, erblindete aber und mußte 1837 von dieser Stellung zurücktreten. Seine Weltreise gab ihm Veranlassung zu den interessanten Reisewerken „Promenade autour du monde" (2 Bde., Paris 1832) und „Souvenir d'un aveugle, Voyage autour du monde" (2 Bde., Paris 1838). Im J. 1849 entschloß er sich, trotz seiner Blindheit, an der Spitze einer Gesellschaft von Spekulanten, denen er große Versprechungen gemacht, nach Kalifornien zu gehen, um dort das Goldsuchen im Großen zu betreiben. Aber schon auf der Hinreise hatte er mit Meuterei zu kämpfen und ward sogar zu Valparaiso von seinen Gefährten verlassen. Nach der Rückkehr (1850) theilte er seine Erfahrungen und Enttäuschungen mit in dem Werke: „Voyage d'un aveugle en Californie et dans les regions aurifères" (Paris 1851).

3) Etienne, Bruder der Vorigen, dramatischer Schriftsteller, 1799 zu Estagel geboren, widmete sich der Literatur, schrieb seit 1823, meist im Verein mit Andern, viele Lustspiele und Vaudevilles, gab mehre kleinere belletristische Journale heraus und machte sich auch als Feuilletonist im „Siècle" unter dem Pseudonym Jules Ferney bekannt. Als einer der Direktoren des „Théatre du Vaudeville" zu Paris fallirte er. Im J. 1844 war er Mitbegründer des Journals „La Réforme", und in der Februarrevolution von 1848 erhielt er durch den Einfluß seines Bruders, des Physikers und Mitgliedes der provisorischen Regierung, die Direktion der Posten. Auch er ward vom Departement der Ostpyrenäen in die Nationalversammlung geschickt, wo er sich indessen wenig bemerkbar machte. Bei dem Juniaufstand kompromittirt, entging er der Verhaftung durch die Flucht, wurde aber in dem Staatsprozeß zu Versailles im November abwesend zu lebenslänglicher Deportation verurtheilt.

4) Emanuel, Sohn von A. 1), 1814 zu Paris geboren, studirte die Rechte und ward Advokat am Appellhofe zu Paris. Von der provisorischen Regierung 1848 zum Kommissär für das Rhonedepartement ernannt, machte er sich hier durch seine gewaltsamen Maßregeln berüchtigt. Er legte in der Mitte April seine Stelle nieder und wurde im Mai mit sehr gemessener Instruktion wegen Polens als Gesandter nach Berlin geschickt. Seine Abreise und seine Kreditivüberreichung in Potsdam verzögerte sich indeß so lange, daß letzteres erst Ende Juli geschehen konnte und seine Mission rücksichtlich Polens ohne allen Erfolg war. Man sagt ihm auch nach, daß er sich in Berlin nicht ganz fern und frei von dem Treiben der preußischen Demokraten gehalten habe. Im Januar 1849 bat er um seine Abberufung und trat nach seiner Rückkehr nach Paris wieder in die Nationalversammlung ein. Er stimmte hier gegen die Unterdrückung der Klubs nach dem Juniaufstande von 1848 und bewies sich in der Legislative als Gegner des Präsidenten Ludwig Napoleon. Auch er schrieb unter dem Namen Emanuel, in Verbindung mit verschiedenen Andern, mehre kleinere Lustspiele und Vaudevilles.

Aragona, Stadt in Sicilien, Intendanz Girgenti, mit 6500 Einw., einem Schloß, römischen Alterthümern und einer Wasserleitung. In der Umgegend werden ausgezeichnete Mandeln gebaut.

Aragonien (Aragon), sonst selbstständiges spanisches Königreich, welches die ganze Ostecke der Halbinsel einnahm u. die sogenannten aragonischen Provinzen: Aragon, Katalonien u. Valencia mit Einschluß der Balearengruppe, zusammen 1794 □M. mit $2^1/_2$ Mill. Einw. umfaßte; dann

spanische Provinz von 693 □M. Flächengehalt, mit 800,000 Einw. Die **Grenzen** sind: nördl. Frankreich, östl. Katalonien, südl. Valencia u. Cuenca, westl. Cuenca, Soria u. Navarra. Das Ostdrittel der Provinz ist **Alpenland**. An Frankreichs Grenze hin streicht die Hauptkette der Pyrenäen mit ihren Hochgipfeln: Montperdu (10,500 F.), Pic de Anethon auf der Maladetta (10,700 F.), Pic du Midi (9000 F.) u. a. Die Uebergänge über dieselbe, Ports oder Cols genannt (z. B. der Paß von Argellez, die Rolandspforte, der Paß von Venasque u. a.) sind meist steile Saumpfade, oft nur Schmugglern und Wilddieben gangbar. Zweige (Jaca-, Guaragebirge) und Vorberge der Pyrenäen bedecken das Land noch eine bedeutende Strecke nach Süden, dann beginnt die den mittleren Theil einnehmende Ebroebene, auf welche wieder hohes Gebirgsland folgt, mit den Sierras de Moncayo, Molina und Albaracin an der West- und Südgrenze. Der Boden in den Thälern und Ebenen ist sehr fruchtbar, nur ausnahmsweise sandig, dürr und der Bewässerung bedürftig. Das **Klima** ist im Hochlande rauh; im Winter bedeckt schon die Gebirge tiefer Schnee; aber in den südl. Thälern gedeihen der Oelbaum u. Citrusarten. Der **Hauptfluß** ist der Ebro, von Nordwest nach Südost durch die Mitte der Provinz strömend, u. links die Nebenflüsse Gallego, Segre mit Noguera, Cinca, Alcanadre u. a., rechts den Xiloca mit Xalon, Guerva, Almonacid, Guadalope aufnehmend. Auch sind in A. die Quellflüsse des Tajo, auf der Sierra de Albaracin, so wie jene der Küstenflüsse Xucar, Quadalaviar mit Alhambra, Palancia u. a. Die Provinz hat auch zwei Kanäle, nämlich den Kaiserkanal, am rechten Ufer des Ebro, von Tudela bis Saragossa, über 15 Meilen lang, weiterhin bis Sastago leider unvollendet, das größte Werk dieser Art auf der ganzen Halbinsel, von Kaiser Karl V. begonnen und nicht allein zur Schifffahrt, sondern auch durch kleine Nebenkanäle zur Bewässerung vieler, außerdem unfruchtbaren Ländereien dienend; mehre Male von Bächen und Flüssen durchkreuzt, über welche Aquädukte auf Bogen führen; u. den Kanal von Tauste, auf der linken Seite des Ebro, von diesem unterhalb Tudela auslaufend und bei Alagon wieder einmündend, von geringerer Erheblichkeit. Die **Produkte** sind: Silber, Eisen, Kobalt, Blei, Alaun, Steinkohlen, Salz, natürlicher Salpeter, Marmor, Jaspis, Vitriol in großen noch wenig benutzten Lagern; Wolle von etwa 2 Mill. Schafen; Holz, Getreide; vortreffliches Oel, Wein (der rothe Grenache, der weiße Aula Dei und der Muskat von Boria), Flachs und Hanf in bester Qualität, Seide, Saffran, sämmtlich zur Ausfuhr. Die Einwohner treiben starke Vieh-, besonders Pferdezucht; Kultur von Obst, Kastanien, Mandeln, Färberröthe u. s. w. Im Ganzen ist die Provinz durch die Bürgerkriege in den neueren Zeiten sehr herabgekommen, so daß die Einfuhr den Werth der Ausfuhr übersteigt. Die **Industrie** ist nicht groß; doch verfertigt man theilweise zur Ausfuhr: Eisenwaaren, Glas, Papier, viel Pulver, Seidenwaaren, grobe Tücher, Spitzen, Leinwand, Strümpfe. Die **Einwohner**, früher weit zahlreicher, sind wohlgebildet und, obschon der Masse nach arm, doch voller Unabhängigkeitssinn und Stolz; sie gehören nebst den Kataloniern und Galiziern zu den besten spanischen Soldaten; ihr ursprünglich rauher Dialekt hat sich allmählig mit dem kastilischen verschmolzen. A. ist jetzt **getheilt** in die 3 Provinzen: Saragossa, Huesca und Teruel. Die Hauptstadt ist Saragossa (s. d.). Andere ansehnlichere Städte sind Calatayud, Huesca, Barbastro, Caspe. Im Ganzen zählt man 1625 Pueblos oder Gerichtsbezirke und 1396 Kirchspiele.

Geschichte. Der Ursprung des Königreichs A. verliert sich in jenes Dunkel, in welches die Entstehung und erste Geschichte fast aller mittelalterlich-christlichen Staaten auf der pyrenäischen Halbinsel gehüllt ist. Der erste angebliche Graf von A., **Azenar**, ein Sohn des aquitanischen Herzogs Eudo, wird mit Recht in das Gebiet der fabelhaften Sage verwiesen. Die Gräfin **Uracca**, welche nach 996 starb und mit Sancho II. von Navarra vermählt war, vererbte A. auf ihren Sohn **Gonsalvo**, welcher, kinderlos, von seinem Neffen **Sancho III. Major**, König von Navarra, beerbt wurde. Dieser kam durch Vermählung mit Munia Elvira von Kastilien auch in den Besitz dieses Landes. Sein Sohn **Ferdinand** fügte noch Leon hinzu, das er wegen seiner Vermählung mit Sancho ansprach und gegen seinen Schwager Vermudo III. 1057 siegreich behauptete. Als König von Leon anerkannt, hätte er eine Vereinigung aller westgothischen Herrschaften in Spanien bewirken können; aber Sancho Majors († 1035) Testament hatte eine Theilung der Länder bestimmt, welcher zufolge der älteste Sohn, Garcias V., Navarra, der zweite, Ferdinand I., Kastilien und Leon, der dritte, Gonzalez, Sobrarbe, und der jüngste, **Ramiro I.**, A. erhielt. Erst von dieser Zeit an befinden wir uns auf dem sichern Boden der Geschichte. A., anfangs das kleinste der christlichen Reiche in Spanien, wurde bald das bedeutendste. **Ramiro I.** vereinigte schon, nachdem sein Bruder Gonzalez von seinem eignen Diener Ramonet (1038) ermordet worden war, Sobrarbe und späterhin auch die Grafschaft Pallas, ein fränkisches Lehen, mit seinem Reiche. Darauf machte er sich selbst die maurischen Könige von Saragossa und Tudela zinspflichtig und fiel als Held 1063 in einer Schlacht gegen Moktadir von Saragossa, den Verbündeten des Königs von Kastilien. Sein Sohn und Nachfolger, **Sancho I. Ramirez**, verleibte Navarra seinem Gebiete ein und benutzte die Vergrößerung seiner Macht zu nachdrücklicher Bekämpfung der Mauren. Er eroberte Barbastro (1065) und Monzon (1086) und setzte trotz der blutigen Niederlage, welche die vereinigten Christen bei Salakla unweit Badajoz, von den aus Afrika herübergerufenen Mauren (1086) erlitten, seine Unternehmungen gegen das Khalifat Saragossa mit Erfolg fort. Er † (1094) bei der Belagerung von Huesca. Unter ihm wurde der Grund zu jener Abhängigkeit der aragonischen Kirche von Rom gelegt, von welcher sich Spanien erst in der neuesten Zeit gewaltsam emancipirt hat. Sancho's Sohn, **Peter I.**, eroberte nach einem über Saragossa erfochtenen Siege Huesca und auch das unterdessen wieder verlorne Barbastro. An Saragossa's völliger

Eroberung hinderte ihn aber der Tod (1105). Sein großer Bruder Alfons I., Sieger in 29 Schlachten, erhob Saragossa zu seiner Residenz und zur Hauptstadt des Reiches. Sein wunderliches Testament, worin er einen Theil seiner Besitzungen dem von ihm gestifteten geistlichen Ritterorden des heiligen Grabes, einen andern den Johannitern und einen dritten den Tempelherren vermachte, erkannten die Reichsstände nicht an; aber indem sie über die Königswahl sich nicht zu einigen vermochten, setzten die Aragonier des Verstorbenen Bruder, Ramiro II., der bisher Mönch gewesen war, die Navarresen Garcia VI., einen Urenkel Garcia's IV., auf den Thron. Ramiro verlobte später auf den Wunsch der Aragonier seine Tochter Pedronella (1137) mit dem Grafen Ramon Berenguer IV., Grafen von Katalonien oder Barcelona und trat ihm die Regierung ab, um die letzten Jahre wieder in mönchischer Zurückgezogenheit zuzubringen; er † 1147. Dieser Ramon Berenguer, der zwar nicht die Krone von A., aber doch die Regierung des Landes erlangte, legte den Grund zur Vereinigung Kataloniens mit A. Er focht siegreich gegen die Mauren, nahm ihnen Tortosa (1148), Lerida (1149) und Fraga und † (1162) auf einer Reise zu Kaiser Friedrich I., bei dem er um die Belehnung mit der Provence nachgesucht hatte. Sein älterer Sohn Alfons II. folgte ihm zuerst in Katalonien, dann 1163 auch in A., während der jüngere Sohn, Peter, Cerdagne, Carcassonne und andere Lehen bekam. Durch ein Vermächtniß des Grafen Gerard (1172) erwarb Alfons († 1196) die Grafschaft Roussillon, sein Sohn u. Nachfolger Peter II. aber durch seine Vermählung mit Maria von Montpellier (1204) dieses Gebiet. Als Freund der Albigenser u. mit dem Grafen von Toulouse verschwägert, zog er gegen den Grafen von Montfort zu Felde u. fiel 1213 bei Muret. Sein Sohn Jakob I. (Jayme) war noch unmündig u. in der Gewalt des Grafen von Montfort, der ihn erst auf des Papstes Innocenz III. Aufforderung freigab. Inzwischen war Streit entstanden unter seinen beiden Oheimen Ferdinand, Abt von Montargon, und Sancho, Grafen von Roussillon. Der junge König gerieth in die Hände des erstern, behauptete sich jedoch am Ende siegreich. A. stieg unter ihm auf den höchsten Punkt seiner Macht; es trat sogar in die Reihe der Großmächte Europa's ein. Noch während der innern Unruhen hatte der tapfere König den Kampf gegen die Mauren mit einem Einbruch in Valencia begonnen (1225) und die Entrichtung eines Tributs vom König Abu Said erzwungen. Darauf segelte er mit einer zahlreichen Flotte gegen die balearischen Inseln aus (1229), erstürmte die Hauptstadt Palma u. vollendete bis 1235 die Eroberung Mallorca's, Minorca's u. Iviza's. Mittlerweile war auch die Eroberung des Königreichs Valencia mit der Einnahme von Morella (1232) begonnen worden, und so siegreich waren die Fortschritte Jakobs, daß der maurische König Ben Zeyan gegen gestatteten freien Abzug (1238) seine Hauptstadt räumte und bis 1253 das ganze Land in aragonischen Besitz kam. Klerus, Adel und Städte erhielten Lehen und Güter in Valencia, und der Reichthum des Landes lockte Ansiedler in Menge herbei. Ein Aufstand der Mauren unter dem Afrikaner Alayarch wurde unterdrückt und endigte mit der gänzlichen Vertreibung der Mauren, die theils nach Afrika, theils in das noch arabische Südspanien auswanderten (1256). Die Könige von Granada, und selbst die von Tunis zahlten Tribut an Jakob, welcher (1266) dem König Alfons X. von Kastilien das empörte Murcia wieder unterwerfen half und an einem Zuge nach Palästina nur durch Stürme verhindert wurde. Im Jahre 1258 schloß Jakob einen Vertrag mit Frankreich ab, in welchem dieses auf alle Lehnsrechte auf Barcelona, Cerdagne, Carcassonne, Roussillon u. a. Gebiete, A. dagegen auf seine Ansprüche auf die Provence und andere französische Landschaften verzichtete. Da Jakobs ältester Sohn Alfons vor dem Vater (1260) starb, so erhielt der zweite, Peter III., deshalb die Anwartschaft auf Katalonien, A. und Valencia, während der dritte, Jakob II., Mallorca, Cerdagne, Montpellier und Roussillon bekommen sollte. Es brach jedoch Zwist zwischen den Brüdern aus (1273), den der König kurz vor seinem Tode (1276) mit Mühe beilegte. Unter dem großen Jakob erhielt A. auch sein Gesetzbuch und seine Konstitution. Nach des Monarchen Tode folgten seine Söhne der oben angegebenen Theilung gemäß; aber der jüngere, Jakob, welcher die Balearen, Roussillon, Cerdagne und Montpellier bekommen hatte, wurde von seinem Bruder Peter III. bald gezwungen, seine Länder von ihm zu Lehen zu nehmen. Auch die unruhigen Barone und Ritter zwang Peter bald zur Unterwerfung. Am bekanntesten ist Peter durch seine Erwerbung Siciliens geworden (vergl. Sicilianische Vesper u. Sicilien). In Folge der sicilianischen Händel wurde er mit Philipp von Frankreich in Krieg verwikkelt. Die zu so vielen Fehden ausgeschriebenen drückenden Steuern veranlaßten die erste Union der Stände von A. zur Bewahrung ihrer Freiheiten (1283), welche Peter von Neuem bestätigen mußte. Nach seinem Tode (1285) folgte sein älterer Sohn, Alfons III., in den spanischen Reichen, der jüngere, Jakob, in Sicilien. Alfons entsetzte seinen Oheim Jakob von Mallorca, gerieth aber mit Kastilien und mit Frankreich in langwierige Händel, unter welchen die aragonischen Stände ihre Rechte mit großem Nachdruck geltend machten. Er † 1291. Als sein Nachfolger wurde sein Bruder Jakob II., bisher König von Sicilien, ausgerufen, der seine Mutter Konstanze und seinen Bruder Friedrich als Regentschaft dort zurückließ u. sofort in A. erschien. Seine Ansprüche auf Sicilien und alle in Kalabrien gemachten Eroberungen trat er 1295 an Karl von Neapel ab. Mit Ferdinand IV. von Kastilien schloß er den Vertrag von Campillo (1305), durch welchen A.s Grenzen gegen Süden bis nach Guadamar hin erweitert wurden. Darauf vereinigten sich beide Könige zum Kampfe gegen Granada, schlugen Mohammed III. (1306) bei Almeria und bereiteten dadurch die Vertreibung der Mauren vor. Handelsverträge mit den afrikanischen Emirs u. den Sultanen von Aegypten und Damask hoben den aragonischen Handel. Jakob † 1327. Ihm folgte sein zweiter Sohn, Alfons IV., da der ältere, Jakob, das Ordenskreuz

der Ritter von Montosa dem Scepter vorgezogen hatte. Trotz des eigenen Krieges mit den Genuesen nahm Alfons dennoch eifrigen Antheil an dem Kriege seines Schwiegervaters Alfons XI. von Kastilien gegen die Mauren, welche bei der Belagerung von Alicante (1331) und Elche (1332) durch Pulvergewalt geschleuderter, eiserner Kugeln sich bedienten. Alfons IV. ✝ 1336. Unter seinem Nachfolger Peter IV. wurde der dem aragonischen Handel sehr nachtheilige Krieg mit Genua beendigt, Mallorca (1344) wieder mit A. vereinigt, Sardinien dagegen ganz oder theilweise verloren. Mit Kastilien und unzufriedenen Brüdern mußte langer Krieg geführt werden, dessen Hauptresultat eine größere Unabhängigkeit der Cortes war. Peter IV. ✝ 1387. Unter Johann, seinem Sohne, ging ganz Sardinien an Leonore Visconti verloren und Johann ✝ 1393, ohne etwas zur Wiedereroberung der Insel gethan zu haben. Jetzt mußte dem bestehenden Rechte zufolge Martin (der Aeltere), sein Bruder, welcher sich auf Sicilien befand, um diese Insel seinem Sohne Martin (dem Jüngern), dem Gemahl Maria's, zu unterwerfen, auf dem aragonischen Throne folgen. Allein Graf Matthäus von Foix, Gemahl von Johanns ältester Tochter Johanna, trat als Kronbewerber auf, und obwohl Martin sich siegreich behauptete, so verhinderten ihn doch erneute Unruhen, die Thronfolge zu reguliren. Er ✝ 1410, nachdem sein gleichnamiger Sohn schon das Jahr vorher in Sicilien einen frühen Tod gefunden hatte. Viele Thronbewerber traten auf: der Herzog Ludwig (Luigi) von Kalabrien (Johanns I. Tochtersohn), der Infant Ferdinand von Kastilien (Martins Schwestersohn), der Herzog Alfons von Gandia (Jakobs II. Enkel), der Graf Jakob von Urgel (Alfons IV. Urenkel) und der noch unmündige natürliche Sohn des jüngern Martin, Fadrique von Tarsia, der jedoch bald zurücktrat. Viele Große, so der Erzbischof Garsia Heredia von Saragossa, der Justicia Juan Ximenez Cerdan u. m. a. standen auf der Seite des durch Edelsinn und Tapferkeit ausgezeichneten Kastiliers, während eine andere Partei den Grafen von Urgel unterstützte. Die Stände A.s und Kataloniens entzweiten sich, ebenso die von Valencia, und es bildeten sich abgesonderte Parlamente. Endlich nach einer Niederlage der urgelschen Partei (1412) wurden drei Schiedsrichter aus jedem der drei Reiche gewählt, welche mit 6 Stimmen gegen 3 Ferdinand I. für den rechtmäßigen Erben erklärten. Diesem huldigten auch Mallorca und Sicilien, sowie die Sarden, nachdem sie die Sache des Vicegrafen Aimerich von Narbonne, des Schwagers der ebengenannten Leonore, aufgegeben. Eine der Hauptbestrebungen Ferdinands I. war die Beilegung des großen kirchlichen Schisma's, worüber er mit Kaiser Sigmund lebhaft verhandelte. Er ✝ 1416 zu Narbonne, auf einer Reise zum Kaiser begriffen. Sein erst 15jähriger ältester Sohn Alfons V. (s. d.) übernahm die Regierung unter dem Beistande dreier ihm von dem Vater beigeordneten Räthe, jedoch, wie es schien, nur, um die Verwaltungssorgen sobald als möglich in die Hand seiner Gemahlin Maria von Kastilien zu legen und seinem Drange nach kriegerischen Abenteuern zu folgen. A. ist der Held, und, da er Neapel und Sicilien mit A. vereinigte, zugleich einer der mächtigsten Fürsten seines Zeitalters. Er hinterließ nur einen natürlichen vom Papst legitimirten Sohn Ferdinand, welcher in Neapel folgte. Die spanischen Reiche, nebst Sardinien und Sicilien und den Balearen erbte Johann II., sein Bruder, durch seine Gemahlin Blanca auch König von Navarra. Johanns Regierung war hart und willkürlich, gegen seine eigenen Unterthanen erbettelte er die Hülfe Frankreichs und bezahlte sie durch Abtretung Roussillons und Perpignans. Er ✝ 1479. Ihm folgte sein Sohn Ferdinand II., seit 1469 Gemahl Isabella's, der Thronerbin von Kastilien, hierdurch und durch Eroberung Granada's Herr der vereinigten spanischen Länder (s. Spanien, Gesch.)

Von ungleich höherem Interesse als die Regentengeschichte A.s ist die Darstellung der innern Landesverfassung, die Frühgeschichte des freien Bürgerthums; denn hierin ist A. allen Staaten Europa's vorangegangen. Schon um den Anfang des 12. Jahrh. (1118) bekamen die Bürger Saragossa's, der arabischen Herrschaft ledig, in einem Freibriefe alle Rechte geborner Hidalgos (Ritter), und 18 Jahre später (1136) rathschlagten Abgeordnete der aragonischen Gemeinden auf dem Reichstage (Cortes) mit geistlichen und weltlichen Lehensherren über Steuern und Landesordnungen. Fortan richteten die Städte A.s und Kataloniens bei wachsendem Reichthume ihre Hauptsorge nicht sowohl auf besondere Angelegenheiten, als auf Erhaltung der allgemeinen, ständischen Gerechtsame und Freiheiten. Die Cortes von A., gleichzeitig besucht von den Boten des in eine höhere (ricos hombres) und niedere (infançones, cavalleros, hidalgos) Klasse gesonderten Adels und der Prälaten, nahmen allmählig mit dem König an den Hoheitsrechten Theil und verfügten über Krieg und Frieden, Bündnisse und Verträge, Steuern, Münzen, alte u. neue Gesetze und Urtheilssprüche der untern Gerichtshöfe. Dabei handelten Herren und Gemeinden trotz der natürlichen Eifersucht meistens einträchtig, wenn die Krone, von der Geistlichkeit unterstützt, den parlamentarischen Entwickelungsgang zu hemmen suchte, und ruhten nicht eher, als bis jene nach vielfachen u. heftigen Streitigkeiten drei, wiederum A. eigenthümlichen Bollwerke der öffentlichen Freiheit bewilligte. Während nämlich König Alfons III. die jährliche Berufung der Cortes nach Saragossa (1287) als Grundgesetz anerkennen mußte, bekam in demselben Jahr der Reichstag das Recht der bewaffneten Union oder die Befugniß des pflicht- und verfassungsmäßigen Widerstandes, sobald der Fürst ohne vorangegangenen Richterspruch die Sicherheit und Ehre der ständischen Mitglieder kränken würde. Alfons III. bestätigte die bewaffnete Union durch einen höchst denkwürdigen Freibrief, wonach, wenn der König sich der Gewaltherrschaft schuldig gemacht, alle Bewohner Spaniens vom 14. bis zum 60. Jahre verbunden seyn sollten, die Waffen zu ergreifen zum Sturz des rechtlosen Zwingherrn. Geraume Zeit handhabten die Stände glücklich und einträchtig ihr Unionsrecht zum Schutz der Freiheit; als aber Reibungen zwischen Adel und Städten in offenen

Hader ausarteten, benutzte der schlaue und kraftvolle König Peter IV. den günstigen Augenblick zur Beschränkung dieser Freiheiten, schlug bei Epila das Heer der Aufgestandenen und nöthigte die gedemüthigten Cortes, dem Unionsrecht als unverträglich mit der Wohlfahrt des Landes zu entsagen (1348). Dafür gewährte jedoch der schlaue König, als wollte er auf der Siegeslaufbahn den Freiheitssinn der Aragonier ehren, die Aufstellung einer unabhängigen, in ihrem Wirkungskreise bisweilen selbstherrlichen Zwischenbehörde, welche unter dem Namen Justicia (Gerechtigkeit) die Ueberwachung der übrigen Volksfreiheiten u. den Schirm gegen willkürliche Gewalt übernehmen sollte. Der Oberbeamte dieses Reichsgerichts wurde von dem König aus der Ritterschaft auf Lebenszeit erkoren, legte dunkele Gesetze und Rechtsgewohnheiten aus, urtheilte als Richter über die öffentlichen Handlungen des Fürsten, der obersten Räthe und Gerichtshöfe, entschied die Streitigkeiten zwischen der Krone und den Ständen, sprach Recht in jeder vorgelegten Sache, prüfte die Proklamationen des Königs, ob sie auch mit den Landesgesetzen übereinstimmten, hemmte, vom Beeinträchtigten um Hülfe angerufen, die vorschnelle oder leidenschaftliche Wirksamkeit der Gerichte u. trat mit einem Wort als der geborne Anwalt des Schwachen u. Verfolgten gegen Trotz und Willkür auf. Der Justicia, geweiht und unverletzlich, Niemanden als den Cortes zur Rechenschaft verpflichtet, unterwarf jährlich viermal seine Amtsverwaltung dem Urtheil eines ständischen Ausschusses von anfangs vier, darnach siebenzehn Mitgliedern, welche, Inquisitoren des Justicia's geheißen, alle Beschwerden und Klagen sorgfältig prüften und nach vollendeter Untersuchung durch schwarze und weiße Kugeln abstimmten. Die allgemeinen Reichsstände, auf des Königs Mahnung anfangs jährlich, seit 1307 alle zwei Jahre von den Abgeordneten A.s, Kataloniens und Valencia's gebildet, zerfielen in die vier Abtheilungen (brazos Arme, estamentos Bänke) der Geistlichkeit, des hohen (brazo de nobles) u. niederen Adels (brazo de cavalleros y hijos dalgo) und der Stadtgemeinden (brazo de universidades). Ein Erzbischof, sechs Bischöfe, acht Aebte, fünf Prioren, die Kapitel der Kathedralkirchen und zwei Ordenskomthure, gewöhnlich 28 Prälaten, gehörten zu der geistlichen, Herzoge, Grafen, Barone und andere unmittelbare Lehensträger zur hochadeligen Bank, indeß die unbescholtenen Abkömmlinge alter Geschlechter als Stellvertreter der Ritterschaft berufen wurden und etwa dreißig Städte aus ihren Gemeinderäthen Bevollmächtigte ernannten. Krämer und Handarbeiter durften nicht erscheinen. Alles athmete einen kriegerischen oder auf höhere Betriebsamkeit (Großhandel) gerichteten Geist. Der König eröffnete bewaffnet, von den obern Staatsbeamten umgeben, durch eine Rede die Versammlung und zeigte die Gegenstände ihrer künftigen Wirksamkeit an. Darnach trat jede Bank in ein besonderes Zimmer ab, ernannte verschiedene Ausschüsse für die Prüfung der Vollmachten, der Beschwerden und Denkschriften, bestimmte den Geschäftsgang und wählte endlich vier Abgeordnete, um das Einverständniß mit den übrigen ständischen Bänken zu vermitteln. Für die Gültigkeit eines Cortesbeschlusses war Einstimmigkeit der Krone und aller Mitglieder nothwendig. Der Widerspruch jedes Einzelnen konnte die Wirksamkeit der ständischen Abtheilung lähmen und so lange fortdauern, bis sich der Urheber des Hindernisses aus der Stadt entfernt hatte. Nur richterliche Sachen und Beschwerden über Mißbräuche waren diesem Uebermaß der persönlichen Freiheit entzogen und dadurch vermied der Aragonier noch theilweise die traurigen Folgen eines dem Liberum veto des polnischen Reichstages ähnlichen Uebelstandes. Vor dem Jahre 1383 leisteten die Stände, welche nur bewaffnete Kriegsschaaren stellten, dem Könige keine Geldhülfe, bis dahin zahlten eine solche nur Mauren und Juden, die vom Kriegsdienst ausgeschlossen waren. Es dauerte auch lange, bis sich der stolze u. streitbare Aragonier gewöhnte, statt der Wehre Abgaben von Brod und Fleisch (sisas) als die erste regelmäßige Steuer zu bewilligen. Am Schluß des Reichstags verkündigte der König feierlich die gefaßten und von ihm bestätigten Beschlüsse, versprach eidlich die gewissenhafte Vollziehung derselben, dankte für das Geschehene und gab mit dem Wort: „Kehret heim in Frieden!" das Zeichen zum Aufbruch. Jedoch blieb ein ständischer Ausschuß von 8 Mitgliedern, als sichtbarer Vertreter des Volks, zurück. Als oberstes Rechtsgesetz galt der Grundsatz durch ganz A., daß ohne Kläger keine Untersuchung Gültigkeit habe, mithin die heimliche Verfahrungsweise der Glaubensgerichte als gesetzwidrig. Jeder Gefangene, welcher nicht durch Zeugen überwiesen werden konnte, wurde als schuldlos freigelassen, keine Folter durfte, außer bei Falschmünzerei oder offenbarem Hochverrath, angewandt, kein Eingeborner, bei Todesstrafe, gefangen in fremdes Land geführt, keinem Fremden eine heimische Burg anvertraut werden, und jeder Staatsbürger war verpflichtet, die öffentlichen Freiheiten und gemeinen Gesetze nach Kräften zu schirmen, ohne in den Vorwurf des sträflichen Widerstandes zu fallen. So war A. bis zu Anfang des 16. Jahrhunderts. Nach Ferdinands Tode wurde A. auf immer mit Kastilien vereinigt. Doch behielt es seine alten Privilegien und Freiheiten und verlor dieselben erst in Folge der standhaften Parteinahme für Oesterreich im spanischen Erbfolgekrieg durch die bourbonische Herrschaft. In den inneren Kämpfen, welche in der Neuzeit Spanien zerrütteten, zeigten die Aragonier denselben hartnäckigen Muth, den ihre Hauptstadt Saragossa 1808—9 den Franzosen gegenüber bewies, und litt daher unsäglich. Oberaragonien hing entschieden der Königin an, Unteraragonien aber hielt zu Don Carlos.

Aragonit (aragonischer Kalkspath), Mineral aus der Reihe der Kalkhallithe, welches rhombische Krystalle von der Grundform einer rhombischen Säule mit den Flächen eines rhombischen Oktaeders bildet. Die Krystalle sind oft nadelförmig oder spitzig, selten einfach, am häufigsten Zwillinge, Drillinge bis Sechslinge, oft sind auch zwei oder mehre Zwillinge an einander gewachsen. Häufig finden sich auch derbe, dem Kalkspath oder Kalksinter ähnliche Krystalle, sowie

eingesprengte und andere von sphärischer und länglicher Gestalt. Ihre Struktur ist den Abstumpfungen der scharfen Seitenkanten ziemlich vollkommen parallel, den Seitenflächen der primitiven Säule und den Endzuschärfungsflächen aber unvollkommen parallel, oft auch stachelig oder faserig. Der Bruch ist unvollkommen muschelig, die Härte zwischen der des Kalk- und Flußspaths mitten inne stehend und zu der des letzteren aufsteigend, das specifische Gewicht 2,93—2,95, die Farbe wasserhell, weiß, grau, gelblich, berggrün, licht-, violet- und pflaumenblau, manchmal in's Rosenrothe übergehend, mit Glasglanz und durchscheinend bis durchsichtig, in der Hitze phosphorescirend mit gelblichem Lichte. Unschmelzbar vor dem Löthrohr zerfällt das Mineral hier in weißes Pulver; in Salzsäure löst es sich unter starkem Brausen auf. Seine Bestandtheile sind kohlensaurer Kalk, meistens mit Beimischung von kohlensaurem Strontian in geringer Menge. Die Analyse ergab nach Stromeyer 98,9458 kohlensauren Kalk, 0,5072 kohlensauren Strontian, 0,1426 Eisenoxydhydrat, 0,1981 Wasser. Varietäten sind der blätterige A. oder Aragonspath mit derben oder blätterigen, dickstängelichen oder schalig abgesonderten, durchscheinenden bis durchsichtigen Krystallen, welche im Thon, Granit, Gneiß und Gyps eingewachsen und in Gängen sowie auf Lagern in den vulkanischen Gebirgsarten vorkommen; der strahlig-faserige A., derb, eingesprengt, von platten- oder nierenförmiger kugeliger, stalaktitischer, korallenähnlicher Gestalt, auch nadelförmig krystallisirend, kommt mit der vorigen Varietät besonders im Basalt und in der Lava vor; die sogenannte Eisenblüthe, faserig, meistens ästig, zackig, staudenförmig und von schneeweißer, aber auch röthlicher, bläulicher oder grünlicher Färbung, findet sich auf reichen Erzlagern, deren Vorhandenseyn sie anzeigt. Man findet den A. fast allenthalben, wo eine Einwirkung höherer Temperatur Statt findet oder Statt gefunden hat. Erhitzt man nämlich Krystalle des A.s, so vergrößert sich ihr Volumen unter Aufkriechen; sie werden durchsichtig weiß, und es zeigt sich, daß sie nur aus einer Anhäufung kleiner Kalkspathkrystalle bestehen. Ausgezeichnetere Krystalle fand man zuerst bei Molina in Aragonien, daher der Name. Reich an A. sind vornehmlich vulkanische Gegenden, wo heißes Wasser auf kalkhaltiges Gestein einwirken kann. Schöne Eisenblüthe kommt bei Eisenerz in Steiermark, Hüttenberg in Illyrien und Neuhof in Böhmen vor. Auch der Erbsenstein (Pisolith), der zu Karlsbad als Absatz der kalkhaltigen heißen Quellen vorkommt, sowie der bekannte Sprudelstein sind A., wiewohl sie gewöhnlich als Kalkspath aufgeführt werden.

Araguaya (Arayuaya), großer brasilianischer Strom, eigentlicher Quellfluß des Tocantins, in der Provinz Para, entspringt an der Serra Selado, nimmt, von Süden nach Norden gehend, eine Menge Nebenflüsse auf, und fällt nach einem Laufe von 210 geographischen Meilen in den Tocantin. Er ist schiffbar. Ein rechter Arm des A., Furo-Brazo menor, bildet mit dem Hauptfluß die Insel de S. Anna.

Arak (Arrack oder Rack), ein geistiges, durch Destillation gewonnenes Getränk, welches in Ostindien die Stelle des Branntweins vertritt und aus verschiedenen gährungsfähigen Substanzen, namentlich aus Reis (in bester Qualität zu Batavia in Java), aus dem durch Rindeneinschnitte gewonnenen Safte der Cocospalme (am besten in Goa u. Ostindien), sowie aus den Früchten der Arekapalme und verschiedenen andern Palmenarten (in Ostafrika und Madagaskar) bereitet wird. Der Reis gibt jene Araksorte, welche der europäische Geschmack allen andern vorzieht. Doch wird selten Reis allein zur Arakfabrikation verwandt, vielmehr gewöhnlich mit andern der vorhin angegebenen Stoffe. Ueber die Arakdestillation sind die Nachrichten noch häufig widersprechend und unklar. Man setzt bei der Gährung gerbestoffhaltige Rinden (besonders von Mimosa arabica, die bei uns wohl durch Eichenrinde vertreten werden könnte) zu, wodurch nicht nur die Ausbeute vermehrt, sondern auch der Geschmack angenehmer gemacht werden soll. Oder man läßt die Flüssigkeit in Gefäßen aus ungegerbten frischen Ziegenhäuten (die Haarseite nach innen) gähren, wobei die geistigen Theile nicht entweichen können; oder man läßt die Gährung in der Wärme (bei 25 bis 30° R.) Statt finden. Da das Getränk mit zunehmendem Alter besser wird, so füllt man dasselbe in Ostindien öfters in große, verschlossene, irdene Töpfe, die man dann in die Erde gräbt. Der beste A. ist der von Batavia. In Goa gibt es dreierlei Sorten, nämlich 1-, 2- u. 3mal abgezogenen. Der 2mal abgezogene, welcher am meisten ausgeführt wird, ist viel schwächer, als der batavische, und weinartig. Wegen des hohen Preises des A.s hat man gesucht, denselben künstlich darzustellen. In der That fand Heyne, daß gröblich zerquetscher Weizen mit Zusatz gerbstoffhaltiger Rinden und unter Beachtung der andern oben angegebenen Bedingungen den ächten A. einigermaßen ersetzt. Der beste Reis- (oder ächte) A. wird in Gebinden (Legger) von etwa 650 preußischen Quart (160 englischen Gallons = 15 Anker) aus Batavia durch die niederländische Handelsmaatschappy nach Europa gebracht und hier über Amsterdam und Rotterdam bezogen. Man unterscheidet aber zwei Qualitäten von Bataviaarak: Prima und Secunda; jener gilt $^1/_4$ mehr als der letztere. Der Ceylonarak ist viel geringer und wird mit Zusätzen vieler anderer weingährigen Stoffe in ungeheuerer Menge bereitet; meist aber (jährlich über 4 Millionen preußische Quart) nach dem britischen Indien, besonders Bengalen verführt. Der Goaarak aus Palmensaft ist schwach; er hält nur höchstens $^1/_6$ Alkohol, dem Volumen nach. Er wird über London bezogen, aber in Indien in ungeheuerer Menge verbraucht, denn das Araktrinken ist dort kaum weniger arg als das Schnapstrinken in Europa. Ein großer Verbrauch von Goa- und Ceylonarak findet auf den Schiffen Statt und in der britisch-indischen Marine wird er statt Rum den Matrosen mit den Rationen verabreicht. Die schlechteste Sorte ist der Pariaharak, ein abscheuliches, alkoholarmes Getränk, das der indische Arakbrenner aus Palmen- und andern süßen Frucht- und Baumsäften, Pfeffer, Hanf und dergleichen scharfen oder betäubenden

Ingredienzen bereitet. Er versteht ganz so wie der gewissenlose europäische Branntweinbrenner, „sein Gift giftiger zu machen." Der Pariaharak enthält etwa nur $^1/_8$ Alkohol und wird von der niedrigsten, ärmsten Volksklasse Indiens in enormer Menge getrunken. Der Aechte Bataviarak muß vollkommen hell und schön strohfarbig seyn. Er hat einen ganz eigenthümlichen, dem gebrannten Zucker ähnlichen, bittersüßlichen Geschmack und aromatischen Geruch, den kein Surrogat vollständig wiedergeben kann.

Arakil Vane, russ.-armen. Dorf und Wallfahrtskloster am Fuße des Ararat, von den Armeniern deshalb gefeiert, weil hier Noah nach der Sündfluth geopfert und gewohnt haben, auch die Gebeine der Apostel Andreas und Matthäus daselbst gefunden seyn sollen.

Araktschejew, Graf von, russischer General, Gründer der russischen Militärkolonien, war 1705 geboren. Sprößling einer adeligen Familie des Gouvernements Nowgorod, erhielt er seine militärische Bildung im Kadettencorps zu Petersburg, wurde als Kapitän zum Adjutanten des damaligen Direktors des Kadettencorps, Generals Melissino, ernannt, auf dessen Empfehlung er von dem damaligen Großfürsten Paul Petrowitsch als Chef der Fußartillerie in Gatschina angestellt wurde. Durch Thätigkeit, Pünktlichkeit und durch die unter seinen Untergebenen eingeführte strenge Subordination erwarb er sich das Vertrauen des Großfürsten. Im Jahre 1796 wurde er vom Kaiser Paul zum Oberstlieutenant befördert und erhielt kurze Zeit nachher (1797) den Rang als Generalmajor und das Landgut Grusinow mit 2000 Bauern, den Baronstitel, auch die Kommandantur von St. Petersburg. Im folgenden Jahre wurde er Chef der Gardeartillerie, Inspektor der gesammten Artillerie und in den Grafenstand erhoben. Aber 1799 fiel er in Ungnade. Angeblich wegen Unordnung im St. Petersburger Arsenal verabschiedet, lebte er bis zum Mai 1805 als Privatmann, wo ihn Kaiser Alexander wieder zu sich berief und zum General der Artillerie ernannte. Im Jahre 1808 wurde er Kriegsminister und Generalinspektor der gesammten Artillerie. Er erwarb sich besonders Verdienste durch Ausbildung der russischen Artillerie, welche er so vervollkommnete, daß sie allgemein gefürchtet war und vielen europäischen Heerwesen als Muster galt. Nach dem französischen Kriege nahm er vielseitigen Antheil an den Organisationen, welche Alexander im Innern des Reichs vornahm, und schlug unter Anderem, als man Ersparnisse im Heere wünschte, die Errichtung von Militärkolonien vor, für welche er fortan unermüdlich thätig war. Nach dem Aufstande in Petersburg (1826) erhielt er vom Kaiser Nikolaus den Abschied und zog sich auf sein Landgut Grusinow zurück, wo er den 21. April 1834 †.

Araktschejews-Inseln, Gruppe von 64 Inseln, nach dem Grafen Araktschejew benannt, südwestl. von den Sandwichsinseln unter 8° 54′ 21″ nördl. Breite und 189° 11′ östl. Länge von Greenwich gelegen. Sie wurden am 10. Februar 1817 von dem Weltumsegler Otto von Kotzebue, Befehlshaber des Schiffs Rurik, entdeckt. Die größte dieser Inseln, welche deren Einwohner Kawen nennen, ist in der Richtung von Nordwest nach Südost 2 Meilen lang und $11^1/_2$ Meilen breit. Die Bewohner sind friedfertig, reinlich in ihrer Kleidung und stehen den Sandwichinsulanern an Kultur wenig nach.

Aralsee (Aral, Adlersee, blaues Meer), nächst dem kaspischen Meer der größte Binnensee Asiens unter 43°—47° nördl. Breite, 59°—63° östl. Länge von Greenwich, in dem turkestanischen Tiefland, einer salzigen unfruchtbaren Steppe. Seine Länge beträgt 60 geographische Meilen, seine Breite 30 — 40 Meilen, sein Flächeninhalt 1100 □ Meilen. Die Westküste ist steil, felsig, wenigstens 50 F. höher als der Wasserspiegel; die übrigen Küstentheile sind niedrig, sandig, unfruchtbar oder schilfig. Der südliche Theil des Sees gefriert gewöhnlich nicht zu; daher hier zahlreiche Heerden von Wasservögeln überwintern. Das Wasser ist etwas salzig und fischreich. Sein Spiegel liegt 117 Fuß höher als der des kaspischen Meeres. In ihn ergießen sich die beiden großen Steppenflüsse, der Amu (Gihon, Daria, Oxus), von welchem 1640 noch ein Abfluß das kaspische Meer erreichte, und der Syr (Darja, Jaxartes). Der See ist ohne sichtbaren Abfluß und vom kaspischen Meer durch den truchmanischen Isthmus, einer 20 Meilen breiten Sandebene, getrennt. Nach den Untersuchungen von Lenz (in Berghaus' Annalen der Erdkunde, Band 6, S. 411) hing vor dem Jahr 500 n. Chr. das kaspische Meer mit dem asowschen und dem A. noch zusammen. Um jene Zeit aber fand an den Küsten des kaspischen Landsees eine Erhebung des Landes von wenigstens 50 Fuß Statt. Seitdem ist das Wasser gefallen und gestiegen. Vom Jahre 1816 bis 1830 fiel es um 10 Fuß, welche Erscheinung die abwechselnde größere oder geringere Verdunstung keineswegs allein erklärt. Der Wasserstand des A.s wird seit mehren Jahrzehnten immer seichter. Nach den neuesten Messungen der russischen Ingenieure, die das Land zwischen beiden Seen abgewogen haben, zeigt sich durchaus kein Gebirgsrücken, welcher die Wasserverbindung verhindert hätte, sondern der Isthmus besteht aus einer sandigen mit Muschelschalen bedeckten Ebene, die im Norden bei dem Monghodiargebirge beginnt, mit einem steilen Abhang am Busen Saramasat nach dem A. zu endigt, mit dem Busen Tuk-Karasu aber gegen das kaspische Meer offen steht. Den südlichen Theil dieser Ebene nennen die Einwohner noch heute das alte Meerufer, wo man bis nach Khiwa nur bitteres, salziges Wasser und ausgetrocknete Seen findet. Ebenso hat auch der russische Gesandte Changhire 1816 dort im Lande der Kirgis-Kaisaken viele runde mit Bittersalz durchdrungene Hügel untersucht, die ganz mit Muschelschalen angefüllt waren. Aus dem Gesagten scheint der sonst auffallende Umstand, daß die Alten nicht nur den A. gar nicht gekannt haben, sondern auch ihre Geographen alle Flüsse desselben in den kaspischen See fließen lassen, so daß dieser also eine ungeheuere Größe erhält, seine genügende Erklärung zu finden. Zwar erwähnt Ptolemäus einen See Oxianes, unter 45° nördl. Breite, den ein anonymer, zum

Gebiete des Oxus und Jaxartes gehöriger Strom bilde; Ammianus Marcellus eine Oxia Palus, Plinius einen See Oxus, aus dem der gleichnamige Fluß herausströme; allein es ist ziemlich ausgemacht, daß unter diesen Seen keineswegs der große A., sondern vielmehr irgend einer der Salzsümpfe zu verstehen sey, deren es noch heute so viele in dem asiatischen Tieflande gibt. Die erste bestimmte Erwähnung des A.s geschieht bei arabischen Geographen im 10. Jahrh.. D' Anville fand ihn auf einer Karte des 13. Jahrhunderts zuerst abgebildet. Jenkinson ist aber der erste Europäer, der ihn genauer kennt u. Kitiaasee nennt, in welchen er den Syr fallen läßt. Auch Humboldts lichtvolle Darstellung (Fragmens de Geologie et de Climatologie Asiatique, Bd. I, S. 44—47 und S. 94) führt den Beweis, daß der A. früher nicht nur mit dem kaspischen, sondern durch dieses auch mit dem Eismeer zusammen hing, fast ganz so, wie es die Nachrichten der alten Geographen und ihre Karten angeben. Das Altaigebirge nämlich erreicht das südliche Ende des Ural nicht, sondern ist plötzlich abgeschnitten; statt der von Geographen dorthin versetzten alghinischen Berge findet sich dort eine große Lücke, ein Tiefland voller Seen bis zum Meridian von Minsk. Oestlich ist die Ebene der Kirgisen unter 49° nördl. Breite. Diese Seengruppe des Balak-kul 51° 30' nördl. Breite und die des Kum-kul 49° 45' nördl. Breite ist die Spur der alten Verbindung mit dem See Ashakal, der den Turgai aufnimmt, und dem Kamichloi Irghiz, so wie mit dem Aral. Es zieht sich jene Seenreihe wie eine Furche nach Nordost bis jenseits Omsk, zwischen Ischim und Irtisch durch die Steppe von Baraba, wo sehr viele Seen sind, dann gegen Norden jenseits des Ob bis nach Surgut durch das Land der Ostjaken von Bernzow bis zu den morastigen Küsten des Eismeers. So haben die Chinesen auf ihren ältern Karten einen ungeheuern Bittersee (lac amer), den der Jenisei durchfließt. Durch fortgesetzte Erhebung des Landes trocknet die Steppe Baraba immer mehr aus, die eine Fortsetzung der Einsenkung vom kaspischen und A. nach dem Eismeer ist und mit diesen noch unter Wasser gedacht, ein mittelländisches Meer Nordwestasiens bilden würde. Damit ist auch die Anwesenheit der Phoken im kaspischen Meere und im A. erklärt.

Aram (Aramäa), begriff im Sinne der alttestamentlichen Schriftsteller das ganze Land zwischen Phönicien (dem Libanon), Palästina, Arabien, dem Tigris und Armenien, in welchem die aramäische (d. h. syrische und chaldäische) Sprache geredet ward, also semitische Stämme wohnten (nach 1. Mos. 10, 22 war nämlich Aram ein Sohn des Sem), mithin das, was die Griechen Syrien und Mesopotamien nannten. Vorzugsweise ist aber A. das eigentliche Syrien mit der Hauptstadt Damaskus oder Aram Damesek im Nordosten Palästina's. Der Theil Aramäa's jenseit des Euphrat oder das bei den Griechen sogenannte Mesopotamien heißt im Hebräischen Aram Naharaim (Syrien der beiden Flüsse, das Land zwischen dem Euphrat und dem Tigris, Mesopotamien), auch Paddan Aram (die Fläche Arams), selten A. allein. Als nicht ausdrücklich aramäisch genannte, aber zum Lande A. gehörige Städte sind noch zu nennen: Helmon, Ribla, Tadmor (Palmyra), Betheden, Berothai, Masch rc. Als der mächtigste der aramäischen Staaten erscheint unter Saul und David Aram-Zoba, den David glücklich bekämpfte. Zur Zeit Salomo's tritt Aram Damaskus mehr hervor, das bald durch glückliche Eroberungen sich bedeutend vergrößerte, zuletzt aber von den Assyrern unterjocht ward. Von da an theilte Aramäa mit Palästina die Oberherrschaft der Chaldäer und Perser, bis nach Alexanders Tode ganz Syrien und Mesopotamien unter macedonisch-griechischen (seleucidischen) Herrschern wieder ein eigenes Reich wurde, dem auch Judäa bis zu seiner Befreiung durch die Makkabäer unterworfen war.

Aramäische Sprache und Literatur. Das Aramäische ist der weit verbreitete Zweig des semitischen Sprachstammes, welcher im Alterthum in Syrien, Babylonien und Mesopotamien gesprochen wurde und in das Syrische (Westaramäische) und Chaldäische (Ostaramäische) zerfiel, außerdem auch die Dialekte der Samaritaner, Zabier und Palmyrener einschloß. Die meisten Orientalisten waren bisher geneigt, das Aramäische als eine spätere, verkümmerte Form des weitverbreiteten semitischen Sprachidioms anzusehen; neuere Forscher, namentlich Julius Fürst (Lehrgeb. der aramäischen Idiome, 1835), haben es dagegen zum höchsten Grade der Wahrscheinlichkeit erhoben, daß das Aramäische die Mutter aller übrigen semitischen Sprachen und zugleich das Mittelglied ist, durch welches dieser große südwestasiatische Stamm mit dem noch mächtigern östlichern, dem indogermanischen, verbunden ist. Die ältesten uns bekannten Denkmäler der aramäischen Sprache sind die chaldäischen Stücke des alten Testaments (Jerem. 10, 11; die Abschnitte Daniel 2, 4 bis 7, 28; Esra 4, 8 bis 6, 18, und 7, 12 bis Vers 26), und in Betreff des syrischen Dialekts die palmyrenischen Inschriften, deren erste ins Jahr 49 nach Christo gesetzt wird. Die früheste Spur des Aramäischen in Mesopotamien kommt schon 1. Mos. 31, 47 vor. Die Juden lernten im babylonischen Exil den ostaramäischen Dialekt als die Muttersprache des babylonischen Reiches reden und brachten ihn mit sich in ihr Vaterland Palästina, wo er die althebräische Sprache zuerst nur verderbte und ihr eine aramäische Färbung gab, später aber (nach dem Zeitalter der Makkabäer) sie gänzlich verdrängte. Auch in die altpersischen Sprachen (z. B. in den Pehlwidialekt) drangen damals viele aramäische Wörter, jedoch mit persischen Endungen, ein, wie denn im nachexilischen Zeitalter die persische Regierung ihre Edikte an die vorderasiatischen Provinzen in aramäischer Sprache zu erlassen pflegte (vergl. Esra 4 7). Im eigentlichen Syrien wurde unter den Seleuciden das Syrische mit griechischen Wörtern versetzt, die darin Bürgerrecht erhielten und behielten. Das älteste noch vorhandene Schriftdenkmal im eigentlich syrischen Dialekte ist die Peschito, d. i. die wahrscheinlich im 2. Jahrhundert n. Chr. verfaßte, zum Kirchengebrauche der syrischen Christen bestimmte Uebersetzung des al-

ten und neuen Testaments. Ueberhaupt begann damals die syrische Literatur, die sich vorzüglich auf christlich-theologische Schriften (Bibelerklärung, Dogmatik und Polemik, Martyrologien und Liturgien), aber auch auf Geschichte, Philosophie und Naturwissenschaften erstreckte, recht zu gedeihen und fruchtbar zu werden. Der erste Hymnendichter war der Gnostiker Bardesanes, ein Zeitgenosse der Antonine; der berühmteste Lehrer und Theolog in der rechtgläubigen Kirche Ephraem Syrus. Aber vorzüglich waren es Nestorianer, welche die Schriften der griechischen Philosophen und Aerzte in das Syrische übersetzten und dadurch später unter den abbassidischen Khalifen die Lehrer der Araber wurden. Ihre höchste Blüthe scheint die syrische Sprache im 6. Jahrhundert erreicht zu haben, dann wurde sie seit dem 9. Jahrhundert durch die arabische beeinträchtigt, hatte im 13. Jahrhundert ihren letzten klassischen Schriftsteller an Barhebräus (Abulfaragius, † 1286), jakobitischem Maphrian oder Weihbischof zu Maraga, und wurde seit dem 16. Jahrhundert gänzlich durch das Arabische verdrängt, so daß sie zuletzt auf ganz unbedeutende Distrikte eingeschränkt wurde und auch hier, z. B. auf dem Libanon, mehr Schrift- und Gelehrtensprache ist, welche erlernt werden muß, als lebende Volkssprache. In Europa wurde die syrische Sprache seit dem 16. Jahrhundert studirt. Groß sind die handschriftlichen Schätze der syrischen Literatur, zu deren Sammlung im Vatikan Papst Klemens XI. den Grund legte; verhältnißmäßig unbedeutend ist das Gedruckte. Die zwei noch vorhandenen syrischen Wörterbücher sind von Isa Ben Ali u. Abulhassan Bar Bahlul; das des Erstern ist kürzer, aber präciser gefaßt, das des Letztern ausführlicher, aber mit weniger kritischem Geist geschrieben. Dem Hebräischen am nächsten, auch der Aussprache nach, doch als ein selbstständiger Dialekt, steht das Chaldäische oder Ostaramäische, die Muttersprache des babylonischen Reichs und der spätern Juden, und da wir es bloß durch schriftstellerische Produkte der Juden kennen, so erscheint es uns einigermaßen mit Hebraismen untermischt, was namentlich in den chaldäischen Stücken des Daniel und Esra, weniger in den zahlreichen Targumim (chaldäischen Bibelübersetzungen) der Fall ist. In grammatikalischer Hinsicht ist das Chaldäische einfacher und ärmer, als das Hebräische, was weniger in lexikalischer Hinsicht behauptet werden kann. Da es auf die spätern biblischen Schriftsteller sehr eingewirkt hat, so ist es für die Erklärung derselben unentbehrlich. Ein treffliches lexikalisches Hülfsmittel ist Joh. Burtorfs „Lexic. chaldaicum talmud. et rabbinicum," Basel 1610). Das Palmyrenische ist mit geringen Abweichungen syrisch, aber mit einer der Quadratschrift (welche sich zur palmyrenischen wie Fraktur zu Cursiv verhält) ähnlichen Schrift geschrieben. Die darin vorhandenen Inschriften (gesammelt in Rob. Wood, The ruins of Palmyra, London 1753,) auf den Trümmern von Tadmor oder Palmyra in Syrien, zum Theil mit griechischer Uebersetzung, aus der Zeit kurz v. Chr. bis ins 3. Jahrhundert nach demselben, sind aber freilich nicht zahlreich und bedeutend genug, auch nicht überall so zuverlässig genau abgeschrieben und erklärt, um eine große philologische Ausbeute zu gewähren. Die darin vorkommenden Namen der syrischen Monate (Elul, Tebeth) u. die verschiedenen Beinamen des Baal möchten das Bedeutendste seyn. Außer den älteren Grammatiken von Hottinger (Zürich 1652), Joh. Dan. Michaelis (Göttingen 1771), Hasse (Jena 1791) sind besonders die von J. S. Vater (Handbuch der hebräischen, syrischen, chaldäischen und arabischen Grammatik, Leipzig 1802, 1817), G. B. Winer (Grammatik des biblischen und targumischen Chaldäismus, für akademische Vorlesungen bearbeitet Leipzig 1824, 1842) und Julius Fürst (Lehrgebäude der aramäischen Idiom ein Bezug auf die indo-germanischen Sprachen, Leipz. 1835) zu bemerken. Letzterer lieferte auch eine aram. Chrestomathie (Leipz. 1835).

Aranda, Don Pedro Pablo Abaraca de Bolea, Graf von, spanischer Staatsmann, geboren den 21. December 1718 zu Saragossa, Sprößling einer vornehmen Familie Aragoniens. Er widmete sich sehr frühzeitig dem Militärdienste, verließ aber denselben im 28. Lebensjahre als Oberstlieutenant, unternahm eine Reise durch Italien und Frankreich und beschäftigte sich dann auf seinen Gütern mit wissenschaftlichen Studien, namentlich geschichtlichen und politischen. Als er 1759 bei Karls III. Thronbesteigung als einer der aragonischen Abgeordneten bei Hofe erschien, erregte er die Aufmerksamkeit des Königs, der ihn mit Oberstenrang bekleidete und zu seinem Gesandten bei August III., König von Polen, ernannte. Nach seiner Rückkehr zu Ende 1763 ward er Generalstatthalter von Valencia und suchte in dieser Stellung die Lage des von dem Adel und der Geistlichkeit schwer bedrückten Volkes nach Möglichkeit zu verbessern. Im J. 1765 rief ihn der König in Folge eines zu Madrid ausgebrochenen Aufstandes zu sich und ernannte ihn zum Präsidenten des Raths von Kastilien und zum Generalstatthalter dieser Provinz, so daß er die höchste Civil- und Militärgewalt in seiner Person vereinigte, und zwar zu einer Zeit, wo es darauf ankam, daß ein charakterfester Mann von entschiedener Gesinnung das Ruder des Staates lenkte. Damals wurde er auch in den Grafenstand erhoben. Das Ziel seines Strebens war die Erhebung Spaniens aus seinem Verfall. Alles, was der Erreichung dieses Zieles hinderlich war, suchte er aus dem Wege zu räumen. Er schaffte deshalb eine Menge kirchlicher Mißbräuche ab, stellte bessere Klosterzucht her, beschränkte die Macht der Geistlichkeit, nahm den Anmaßungen der römischen Kurie gegenüber eine feste Stellung ein, zügelte die Inquisition und bewirkte die Vertreibung der Jesuiten aus Spanien (1. April 1767). Groß auch sind die Verdienste, die er sich um die Beförderung der Künste und Wissenschaften, um die Herstellung der öffentlichen Sicherheit durch Verbesserung der Polizei und um das Volkswohl überhaupt erwarb. Durch die Vertreibung der Jesuiten hatte er dem Pfaffenreiche die Axt an die Wurzel gelegt; dafür arbeitete aber auch der jeglichem Fortschritt abholde Klerus insgeheim an seinem Sturz. Der König gab

den Einflüsterungen dieser Partei nach, enthob A. von seinem einflußreichen Posten und schickte ihn als Gesandten an den französischen Hof. Auch in dieser Stellung machte sich A. um sein Vaterland verdient u. brachte unter Anderem den pariser Frieden (1785) unerwartet glücklich zu Stande. Im J. 1787 wurde er zurückgerufen u. Mitglied des nur noch dem Namen nach existirenden Staatsraths, bis die Königin, unzufrieden mit dem ersten Minister Florida-Blanca, ihn 1792 wieder an die Spitze der Geschäfte berief. Es handelte sich damals um die große Frage, welche Stellung Spanien gegen das revolutionäre Frankreich annehmen sollte. Der kluge A. war für die strengste Neutralität und versprach sich von dieser unermeßliche Vortheile für Spanien; allein die Hofpartei mit der Königin an der Spitze athmete Rache und forderte leidenschaftlich den blutigsten Krieg, welche Leidenschaftlichkeit durch die damaligen Ereignisse in Paris noch vermehrt wurde. Da hierzu noch die Absicht der den König gänzlich beherrschenden Königin, ihren Liebling Godoy, Herzog von Alcudia, in eine hohe Stellung zu bringen, kam, so wurde Graf A. schon einige Monate nach seiner Ernennung (Ende October 1792) nicht ohne die bitterste Kränkung durch den unfähigen Godoy verdrängt. A. blieb zwar noch Präsident des Staatsraths, den er erst wieder in Thätigkeit gesetzt hatte, ward aber, als er seine Meinung hinsichtlich des Kriegs gegen Frankreich ohne Scheu ausgesprochen hatte, im Mai 1793 nach Jaen in Andalusien verwiesen. Erst 1795, nachdem der baseler Friede die Richtigkeit seiner Ansichten nur zu sehr bestätigt hatte, erhielt er die Erlaubniß, auf seine Familiengüter in Aragon zu gehen, wo er 1799 in hohem Alter †.

Aranjuez, zur Römerzeit Ara Jovis, Stadt (Villa) in der spanischen Provinz Toledo, am Tajo unweit der Mündung des Xarama, in einem schönen, aber etwas sumpfigen Thale, 5 geogr. Meilen südlich von Madrid. Sie ist regelmäßig, nach holländischer Weise gebaut, hat eine schöne Kirche mit Gemälden von Tiepolo, Franc. Bayeu und Maella, ein Theater u. 4000 Einwohner, welche Oel-, Wein- u. Obstbau, Pferd-, Maulesel- u. Büffelzucht, sowie Handel mit schwefelsaurer Soda treiben, die aus der in der Nähe hervorsprudelnden, eiskalten und gelinde abführenden aranjuezer Mineralquelle gewonnen wird. Die wahre Lebensquelle für A., zugleich sein Ruhm und Glanz, war lange Zeit das dortige königliche Lust- und Residenzschloß, ohne Vergleich der lieblichste unter den drei vielgenannten spanischen „Sitios" (San Ildefonso, Escurial und A). Schon Karl I. (V.) legte hier ein königliches Jagdhaus an, nachdem er den damals ganz unbedeutenden Ort von den Rittern von S. Jago gekauft hatte. Philipp II. erbaute den Palast, der durch Karl II. und noch mehr durch Karl III. erweitert ward. Er ist in einfachem Style gehalten, auf dem linken Ufer des Tajo gelegen und von der Stadt durch den schönen, großen St. Antonsplatz geschieden. Ihn schmücken schöne Gemälde von Titian (die Verkündigung), Luca Giordano u. A., Statuen, prächtige Spiegel von St. Ildefonso und mehre interessante Sammlungen. Die vielbesungenen Gärten von A. (Jardin de la Isla, de la Primavera, del Principe, del Rey u. a.), ein Werk Karls III. und vorzüglich Karls IV., nehmen in großer Ausdehnung theils das linke Tajoufer, theils die Insel ein, welche vom Tajo, dem Xarama und einem oberhalb ihrer Vereinigung zwischen beiden gezogenen Kanale gebildet wird. Der schönste Schmuck dieser Anlagen sind die längs derselben und mitten hindurch laufenden, oft sechs-, ja achtfachen, hohen Ulmen- und Platanenalleen, von denen 12, los doze Calles, auf einem großen, runden Platze zusammenstoßen. Die Calle de la Reyna dehnt sich über eine Stunde lang aus. Auf der genannten Insel tritt unter den Gebäuden die Casa del Labrador hervor, ein von Karl IV. erbautes Gartenschloß, prächtig, aber in schlechtem Geschmack, ohne schöne Verhältnisse gebaut. Das goldene Kabinet darin soll allein 1 Million Franks gekostet haben. Die vielen Wasserkünste wurden aus dem eine halbe Stunde entfernten Landsee Mar de Ontigala gespeist. Eine andere Spielerei war der Embocadero, ein Kriegshafen im Kleinen am Tajo. Außerdem gehören zu A. große, die umliegenden Hügel schmückende Obst-, Wein- und Olivengärten, so wie ein bedeutender Jagdpark, in welchem viele wilde Schweine und Damhirsche gehegt wurden. Der königl. Marstall am Xarama und die Stuterei enthielten die schönsten Raçepferde Spaniens. Alle diese Herrlichkeit ist jetzt das Bild des Verfalls. Die unermeßlichen Gärten und Parks sind meist stückweise an die Einwohner des Städtchens verkauft worden, die sie in Ackerland umgeschaffen haben. Das Schloß selbst steht leer, nur ein Theil ist noch meublirt. Von Madrid führt nach A. eine schöne Straße, die seit Ferdinand VI. mit ungeheuren Kosten nach römischer Art angelegt ward; über den Xarama läuft eine herrliche steinerne Brücke, über den Tajo, zur Villa und zum Sitio, eine Schiffsbrücke. Die großen Wasserbehälter und die sumpfigen Wiesen machen den Aufenthalt in A. während des Sommers ungesund; der Hof kommt daher nicht mehr nach A. Hier wurde der Vertrag von A. am 12. April 1772 abgeschlossen, durch welchen Spanien sich zur Unterstützung Frankreichs gegen die Engländer in Amerika verpflichtete. Auch wurde hier jene Verschwörung angezettelt, in deren Folge der Günstling der Königin, Godoy, den 18. April 1808 von der Faktion des Kronprinzen Ferdinand in seinem Palast überfallen, gemißhandelt und ins Gefängniß geschleppt wurde, Ferdinand aber nach der freiwilligen Abdankung Karls IV. den Thron bestieg.

Arany, Janos, einer der jüngsten und beliebtesten ungarischen Dichter, 1817 zu Nagy-Szalonta in der biharer Gespannschaft geboren, erhielt von seinem Vater, einem schlichten Landmann, den ersten Unterricht in der Weise, daß der Vater Buchstaben in die Asche des Heerdes zeichnete und der Sohn mit dem Finger sie nachschrieb. Auf dieser Basis entwickelte sich die Lernfähigkeit des Kindes so schnell, daß die Aeltern, beide reformirten Glaubens, den Wunsch faßten, den Sohn dereinst auf der Kanzel zu erblicken. Die Schule von Szalonta bot ihm Gelegenheit, die Studien zu machen, die der österreichische Schulplan unter

die Rubriken Poesie u. Rhetorik zu stellen pflegte; um sich die höhern Kenntnisse anzueignen, bezog er 1832 das Kollegium von Debreczin. Hier galt er bald für den besten Schüler. Dennoch mißfiel ihm die Monotonie des Kollegienlebens so sehr, daß er 1836 plötzlich die Schule verließ und sich einer Schauspielergesellschaft anschloß, die in Debreczin Vorstellungen gab. Als ungünstige Umstände bald nach A.'s Eintritt die Auflösung der Truppe herbeiführten, schloß sich A. einer Wandergesellschaft an, die sich eben aus lauter Anfängern gebildet hatte, und führte mehre Monate ein ächtes Zigeunerleben, mit seinen Genossen zwischen Debreczin, Nagy-Karoly, Szathmar und Marmaros-Szigeth umherziehend. Unzufrieden und mit sich selbst zerfallen, kehrte er endlich in die Heimath zurück, wo er nun ernstlich daran dachte, sich eine bürgerliche Stellung zu erwerben, die ihm schon die Sorge für den blinden Vater aufzwang. Es gelang ihm, eine Konrektorstelle an der reformirten Schule zu Nagy-Szalonta zu erhalten, und nach 3 Jahren wurde er zum zweiten Notar seines Komitats gewählt. Die Ankunft eines Studiengenossen, Stephans Szilagyi, der in Nagy-Szalonta auf 3 Jahre zum Schulrektor ernannt worden war, unterbrach die stillen Beschäftigungen seines Amts, so sehr auch A. jede Versuchung bisher vermieden hatte, die ihn an seine alten Liebhabereien hätte erinnern können. A. schrieb sein erstes Gedicht: „Die verloren gegangene Verfassung", eine außerhalb Ungarns unverständliche Satyre, deren Stoff den Mißbräuchen und grotesken Scenen der Komitatswahlen, durch die Ungarn in der vormärzlichen Zeit alle 3 Jahre von einem Ende zum andern in die leidenschaftlichste Aufregung versetzt wurde, entnommen war. Es traf sich, daß, als eben die Satyre fertig geworden war, die Kisfaludy-Gesellschaft einen Preis von 25 Dukaten für das beste komische Epos aussetzte. A. schickte sein Gedicht ein — um des Geldes willen, wie er offen und ehrlich gestand, und gewann den Preis. Dieser Erfolg weckte in dem Dichter den Durst nach Ruhm, der durch sein zweites Gedicht: „Toldi", das ebenfalls von der Kisfaludy-Gesellschaft gekrönt wurde, neue Nahrung fand. Durch dieses Gedicht, das die Preisrichter anfangs Petöfi zuschrieben, wurde er mit diesem Dichter bekannt und bald aufs Engste befreundet, bis die Revolution den Bund zerriß. Ein neuer Preis, den 1847 die Kisfaludy-Gesellschaft für die beste poetische Behandlung der Sage von der Eroberung von Murany ausschrieb, rief Petöfi, Tompa, Karl Szaß und A. in die Schranken. Szaß trug den Sieg davon, und die eben ausbrechende Revolution war Schuld, daß auch das gedruckte Werk A.'s keinen Eindruck machte. In den ersten Tagen der Erhebung erhielt A. eine Stelle als Koncipist im Ministerium Szemere, in welcher untergeordneten Stellung er blieb, so daß er nach Besiegung der Revolution unbelästigt nach seinem Heimathsorte zurückkehren konnte, wo er ohne Amt, arm und gesellschaftsscheu, lebt. Nach der Revolution ist noch eine erzählende Dichtung: „Katalin" von ihm erschienen. Viele lyrische Gedichte sind in Zeitschriften zerstreut. A. ist ein Volksdichter im vollsten Begriffe des Worts und gehört auch seiner Geburt und seinen Schicksalen nach den Kreisen an, in denen die natürliche Poesie noch am lebendigsten quillt. Er nimmt seinen Stoff aus schon vorhandenen, dem Volk seit langen Jahren lieb gewordenen Geschichten und Dichtungen. Seine Sprache hält zwischen Schriftsprache u. Volkssprache die Mitte. Seine naive Darstellungsweise ist männlich-kräftig, die einfache melodische Form schließt einfach große Bilder ein. Im Versbau wählte er die Assonanz, untermischt mit wirklichen Reimen, eine Form, die im Ungarischen wie im Spanischen mit gleichem Erfolg angewendet wird, während sie dem Genius der deutschen Sprache weniger entspricht, weshalb der deutsche Uebersetzer der „Erzählenden Dichtungen" A.s (Leipzig 1851 f., 2 Bde.), Kertbeny, mit Recht eine andere Form gewählt hat.

Aranyos (Aranyosch, lat. Aranus), siebenbürgischer goldreicher Fluß, entsteht aus dem großen und kleinen A., welche beide an der ungarischen Grenze auf dem biharer Gebirge in geringer Entfernung von einander entspringen und sich bei Toparfalva vereinigen. Von hier durchströmt der A. die Gespannschaften Unter-Alba und Thorda bis zu dem Orte Soos Szent Marton, wo ihn der Maros aufnimmt. An seinen Ufern befinden sich mehre Goldseifenwerke.

Ararat (Airerat, d. i. Ebene der Arier), uralter Name der fruchtbaren Hochebene am mittleren Araxes, der Hauptsitz eines alten schon im alten Testament erwähnten Reiches A. Diese Hochebene ist auch in der Geschichte von der Sündfluth (1. Mos. 8, 4) gemeint, in sofern der hebräische Text ausdrücklich „die Berge von Ararat" als den Rettungsort der Familie Noah nennt. Durch Mißverständniß dieser Stelle ist aber schon von den ältesten Bibelerklärern der Name A. auf den höchsten der armenischen Berge übertragen worden, und dieser Gebrauch des Namens ist im Abendlande der vorherrschende geworden, während die armenischen Bewohner jener Ebene den Berg von Alters her nur unter dem Namen Massis kennen, die benachbarten Türken ihn aber Aghri-Dagh (steiler Berg) und die Perser Kuhi-Nuh (Noahs Berg) nennen. Die Kurden verlegen den Schauplatz jener Erzählung vom Ende der Sündfluth auf die südlicher liegende, über dem Nordrande der assyrischen Ebene sich fast zu gleicher Höhe mit dem Massis erhebende Gebirgskette Dschudi, die syrischen Christen aber — wahrscheinlich in Uebereinstimmung mit der uralten aramäischen Bevölkerung Mesopotamiens — auf die westlichen Gipfel des bei den Alten Masius, bei den Syrern Tura-Masche (d. i. Berg der Rettung) genannten Berges, in welchem Namen sich die Wurzel des armenischen Massis zu erkennen zu geben scheint. Nach allen Seiten hin ist die Araxesebene von hohen Bergen umgeben; drei Berge aber ziehen vor allen andern die Augen auf sich. Im Süden erhebt sich der größte von ihnen als ein mächtiger Koloß von mehr als 16,000 Fuß Höhe und hängt östlich mit einem fast 4000 Fuß niedrigeren zusammen. Dies ist der große und kleine A. Sie hängen nach Süden mit dem Gebirgszuge zusammen, welcher die Araxesebene von einer andern um 2000 Fuß höher gelegenen schei-

det, stehen aber übrigens als ganz isolirte, in die Ebene sich verlaufende Berge da. Der dritte Berg erhebt sich weiter nordwestlich bis zu einer Höhe von 13,000 Fuß, und zwar noch isolirter, als die beiden genannten, indem er nur nach Norden durch einen sehr unbedeutenden Höhenzug mit dem untern Kaukasus zusammenhängt. Es ist dies der bei den türkisch redenden Umwohnern Alagös (Auge Gottes) genannte Berg. Der A., bei dessen Anblick sich der Armenier, anbetend und das Kreuz schlagend, zu Boden wirft, thront auf dem etwa 7000 Fuß hohen armenischen Tafellande. Weithin sichtbar dient der Bergriese dem Schiffer auf dem kaspischen Meere schon von Derbent aus als Landmarke. Sein höchster Gipfel liegt auf russischem Gebiete; südlich führt hart am Fuße, seit dem Frieden von Adrianopel (1827), die russisch-türkische Grenze hin. Der kleine A. präsentirt sich dem Auge als ein spitzer, nach allen Seiten steil abfallender Kegel, und seine Besteigung ist sehr schwierig; der große A. dagegen, der, von Osten und Süden aus gesehen, ebenfalls als Kegel erscheint, zeigt, von Norden und Westen aus gesehen, einen Rücken mit drei neben einander liegenden, von Osten nach Westen an Höhe abnehmenden Spitzen. Während sein Abfall nach Süden und Osten ziemlich steil erscheint, dacht er sich nach Nordwesten größtentheils sanfter ab. Nur von hier aus kann er bestiegen werden, indem sich hier gleichsam ein die Besteigung vermittelnder Hügel anlehnt. Der große A. ist nach Parrots Messung und Humboldts Berechnung 16,254 Fuß, der kleine 12,884 Fuß hoch. Diese Bergmasse ist der höchste aller der zahlreichen, lange vor der historischen Zeit ausgebrannten Vulkane, deren Trümmer Hoch-Armenien bedecken und deren Thätigkeit muthmaßlich in diejenige Epoche zu setzen ist, als Mittel-Armenien noch von Wasser umgeben war oder selbst den Boden irgend eines Binnenmeeres bildete. Der A. ist einer Berginsel zu vergleichen, um die näher und ferner das mittelländische, schwarze, asowische und kaspische Meer, sowie der Aral-, Wan- und Urmiasee und der persische und arabische Meerbusen wogen. So war er wohl das wirklich, was er nach der alten heiligen Sage gewesen seyn soll, die alte Landburg, von der die Gewässer der großen Fluth sich verliefen und auf welcher Noah mit seiner Arche landete, deren Holz noch jetzt auf dem Gipfel des A., durch das Alter versteinert, zu sehen seyn soll. Vielleicht rührt diese Sage der Anwohner davon her, daß der Gipfel des Bergs von einem gewissen Standpunkte aus betrachtet, die Konturen eines Schiffes zeigt.

Ohne Zweifel war der große A. in vorgeschichtlichen Zeiten einer der furchtbarsten Vulkane; denn vornehmlich im Norden und Nordwesten finden sich noch gegenwärtig als Proben der in unterirdischen Tiefen geschmolzenen Gesteinmassen schwarze Basalte und Trachyte, und Lavatrümmer bedecken weithin die Ebene. Auch nachdem der Krater eingesunken war und die vulkanischen Kräfte, wie auf der ganzen Erde, so auch hier sich abgeschwächt hatten, erbebte in längern oder kürzern Zwischenräumen der Berg immer noch gewaltig in seinem Innern. Nicht selten öffneten sich — und dies geschah namentlich auf der nordwestlichen Seite — Spalten und flüssiges Gestein quoll hervor, um in seinem Laufe allmählig zu erstarren. Damit standen in der Regel Bergstürze in Verbindung, d. h. es lösten sich einzelne Felsmassen und rollten den Berg herab, Alles vernichtend, was auf ihrer Bahn sich befand. Schon im Laufe des 8. Jahrhunderts sollen durch eine solche Katastrophe 10,000 Menschen umgekommen und 1319 viele Dörfer zerstört worden seyn. Die letzte Erscheinung dieser Art fand den 20. Juni 1840 Statt. Ein furchtbares Erdbeben verwüstete damals die Umgegend des A. und änderte Manches in der Physiognomie des Berges. Gewaltige Felsmassen lösten sich und stürzten in die Tiefe. Das auf der Nordwestseite liegende, von prächtigen Obstanlagen umgebene Dorf Aghuri wurde in kurzer Zeit unter Felstrümmern begraben und mit ihm mehr als 1000 Bewohner. Ein gleiches Schicksal hatte das berühmte armenische Kloster St. Jakob, von welchem jetzt keine Spur mehr zu sehen ist. Gewaltige Risse spalteten das Riesenhaupt und die Seiten des Bergs; neue Schluchten öffneten sich und alte schlossen sich oder wurden ausgefüllt. Auch Lavamassen und Schlammströme kamen hier und da zum Vorschein. Der A. zeigt in Folge solcher destruirenden Vorgänge an seinen Abhängen eine sehr dürftige Vegetation. Die häufigen Felsstürze und Ergüsse von Lava- und Schlammströmen haben allmählig alles fruchtbare Erdreich vernichtet. Dazu kommt, daß größere Quellen ganz fehlen und kein Fluß, nicht einmal ein Bach dem Berge seinen Ursprung verdankt. Wald ist nirgends zu sehen; nur zwischen dem großen und kleinen A. findet sich einiges Birkengestrüpp, sowie hier und da Wachholder- und Zwergmispelbüsche. In der Nähe des den obern Theil des Bergs bedeckenden ewigen Schnees breiten sich hier und da grüne Matten aus, welche die Kurden im Sommer mit ihren Heerden beziehen. Merkwürdig ist, daß der A., obgleich er vom Aequator um 20° entfernter liegt (39½° nördl. Br.) als die Berge von Mexiko (19½° nördl. Br.), dennoch nur eine 135 Toisen (810 Fuß) tiefer liegende Grenze des ewigen Schnees hat, als jene, denn er erreicht die Schneelinie erst in einer Höhe von 2216 Toisen oder 13,296 Fuß. Diese auffallende meteorologische Erscheinung hat ihren Grund in der isolirten Lage des Berges auf einem hohen, wärmestrahlenden Plateau, wo die Strahlen der Mittagssonne direkt die Südseite des Berges treffen, auf der Nordseite aber von den konkaven Gehängen aufgefangen, im Thale des Arares bis in den Herbst hinein eine unerträgliche Hitze verbreiten, so daß die dortigen Bewohner im Juli und August selbst in der leichtesten Kleidung nicht im Freien arbeiten können und sich bis Mitte Oktobers aus der Ebene ganz zurückziehen müssen, da bis zu Ende dieses Monats noch 20° Wärme ist. Am Fuße des A. liegt das Dorf Karpe Tamarin, wo nach Angabe der Bewohner Noah gelandet seyn soll, und in der Nähe von Eriwan zeigt man noch die Stelle, wo Noah die ersten Reben gepflanzt haben soll. Die genaueste, jetzt aber wegen der durch die Katastrophe vom Juni 1840 herbeigeführten Veränderungen nicht mehr ganz zutreffende Beschreibung verdanken wir dem dorpater Professor Parrot, welcher ihn nach zwei

vergeblichen Versuchen den 9. Oktober 1829 zuerst erstieg. Im Jahr 1834 that dasselbe ein russischer Beamter in Armenien, Namens Antonomow, und am 19. Juli und 8. August des folgenden Jahres gelangte der russische Hofrath Berens zweimal auf den höchsten Gipfel. Seitdem ist der Berg öfter bestiegen, in geologischer Beziehung näher untersucht und beschrieben worden, so von Wagner (1845) und von Abich. Vgl. Wagner, Reise nach dem A. und Armenien, Stuttg. und Tüb. 1848.

Aras (Araxes, türkisch Rass, armenisch Erassch), der Hauptstrom Armeniens, entspringt im türkischen Paschalik Erzerum auf der hohen Bingölkette (Abus), unweit der Quellen des Euphrat, geht in die russische Provinz Armenien über, stürzt bei seinem Austreten aus dem Gebirgslande bei Ordovar, unweit der Stadt Abassabad, über eine Reihe Thalstufen in die Ebene Mogahn (Campus Araxenus), bildet dann, nach Nordosten sich wendend, eine Strecke lang die Nordgrenze der persischen Provinz Aderbeidschan (Atropatene) und vereinigt sich bei der Stadt Dschawat in Daghestan mit dem Kur (Cyrus), welcher dadurch für größere Schiffe fahrbar wird, 6 Meilen von dessen Mündung in das kaspische Meer. Seine Nebenflüsse sind auf der linken Seite: Karasu, Sangin, Garnu, Wetty, Arbaschay, Karbagla, Nachschewan; rechts: Schaar, Achschay u. a. Beim Schmelzen des Gebirgsschnees schwillt der A. oft zu einer unglaublichen Höhe an und galt deshalb schon im Alterthum für einen argen Brückenzerstörer, zugleich aber auch für den Ernährer und Befruchter des von ihm durchströmten Landes. An seinen Ufern stand ehemals die großarmenische Hauptstadt Artaxata; jetzt sind die wichtigsten Orte am A. die regelmäßig angelegte Festung Abassabad und die Stadt Urdabad mit 7000 Einwohnern, beide im russischen Armenien. Der alte Name Araxes soll nach Ritter (Vorhalle europ. Völkergesch., S. 466) heiliges, der Sonne geweihtes Wasser, nach Andern einen größern, stark strömenden Fluß bedeuten. Falsch und nur gestützt auf die mehren größern Flüssen beigelegte arabische Benennung Gihon ist die weitverbreitete Meinung, daß der A. der zweite von den 4 Flüssen des Paradieses (1. Mos. 2, 13) sey. Noch andere Namen, als die oben angeführten, hat der Fluß bei Moses von Chorene und morgenländischen Schriftstellern, z. B. Araschi, Raksi, Eres, Ros, Rus, Oros.

Arathapeskow (Athapeskow), großer nordamerikanischer See im Gebiet der freien Indianer, unter 59° nördl. Br. und 265°—272° westl. L. von Ferro, auch Bergsee genannt. Im Verhältniß zu seiner ungeheuern Längenausdehnung hat derselbe eine nur geringe Breite; er steht nördlich durch den Sklavenfluß mit dem Sklavensee in Verbindung, südöstlich mit dem blauen, dem Wollaston- und Deer-See, und durch den letzten mit dem größten Flusse dieser Gegenden, dem Missinipi oder Churchill, der in die Hudsonsbai mündet. An seinem Westende mündet der große Friedens- und der Arathapeskowfluß. Letzterer entspringt aus mehren kleinen Becken im nördlichen Theile der Rocky-Mountains, dem sogenannten glänzenden Gebirge, empfängt links, von Nordwesten her, den Abfluß des kleinen Sklavensees, rechts, von Südosten her, den des Büffelsees, und tritt beim Fort Chipewayan in den A.-See, den er als Sklavenfluß wieder verläßt.

Aratus, 1) A. aus Sicyon, ausgezeichneter griechischer Staatsmann und Strateg des achäischen Bundes, geboren 272 v. Chr. als Sohn des Clinias, eines angesehenen Sicyoniers, ward nach der Ermordung seines Vaters durch den Tyrannen Abantidas, der auch ihm nach dem Leben trachtete, vom siebenten Jahre an in Argos erzogen. Geschworener Feind jeder Gewaltherrschaft, vereinigte er sich, als er das 20. Jahr erreicht hatte, mit andern Flüchtlingen aus Sicyon und nahm Argiver in Sold, um seine Vaterstadt von dem Tyrannen Nicocles, dem dritten nach Abantidas, zu befreien. In der Morgendämmerung erstieg er mit seiner Schaar die Mauern, nahm die überrumpelten Söldner gefangen, befreite ohne Blutvergießen die Bürgerschaft und führte sie (251), um ihrer Freiheit einen Halt zu geben, dem Bunde der Achäer zu, wodurch dieser selbst, damals noch machtlos, eine ermuthigende Kräftigung erhielt. Auch die innern Angelegenheiten Sicyons, wo die unter der Tyrannenherrschaft vertriebenen, jetzt zurückgekehrten Bürger ihr damals konfiscirtes und meist an Andere verschenktes Vermögen ungestüm zurückverlangten, ordnete A. durch 150 Talente, die er von Ptolemäus Philadelphus in Alexandrien lieh und gewissenhaft unter die Beeinträchtigten vertheilte. Das unbeschränkte Vertrauen seiner Mitbürger und aller Achäer lohnte ihn dafür. Nachdem er 6 Jahre als Führer der achäischen Reiterei gedient hatte, wurde er, trotz der Verdächtigungen des Antigonus Gonatas von Macedonien, 245 v. Chr. zum Strategen des Bundes erwählt. Er war fortan die Seele desselben und, selbst ohne immer Strateg zu seyn, bei allen Ereignissen thätig, welche die Geschichte dieser Zeit an den Namen der Achäer knüpft (s. Achäer). Die Persönlichkeit des A. erklärt theilweise das rasche Steigen des achäischen Bundes sowie sein eben so rasches Sinken. Denn wo es darauf ankam, durch List und Ueberrumpelung oder durch Ueberredung und Unterhandlung etwas auszurichten, da war er an seinem Platze; von offenem Kampfe hingegen war er kein Freund, und man behauptete, daß ihm der Anblick des zur Schlacht blasenden Trompeters mehr als einmal Uebelkeiten verursacht habe. Wirklich schadete er durch manche Beweise von Muthlosigkeit und Verstöße gegen die Kriegskunst der Freiheit und Unabhängigkeit seines Vaterlandes fast eben so viel, als er ihr auf andere Weise genützt hatte. Doch litt sein Ehrgeiz nicht, daß er einem Tüchtigern wich, und so wenig vermochte der sonst großer Aufopferungen fähige Mann sich selbst zu verleugnen, daß er lieber den Bund zu den nachtheiligsten Verbindungen beredete, statt den Vordergrund des Schauplatzes, wo er seine Rolle ausgespielt hatte, zu verlassen. Am würdigsten erscheint er in seinem Verhältnisse zu Philipp III. von Macedonien; allein die Freundschaft zwischen dem Despoten u. dem Manne der Demokratie konnte nicht von langer Dauer seyn; verdächtig geworden, † A. 213 an dem „Lohne Philipps," dem Gifte, welches

ihm dieser durch Taurion hatte beibringen lassen. Die Achäer vergaßen über dem traurigen Ende des A. die Mißgriffe, die er an der Spitze ihres Bundes sich hatte zu Schulden kommen lassen, u. feierten in dankbarer Erinnerung an so manchen nützlichen Dienst, den er ihnen geleistet, sein Andenken gleich dem eines Heroen. Auch in der Literaturgeschichte machte sich A. einen Namen als Verfasser von „Denkwürdigkeiten", die in mehr als 30 Büchern die Geschichte seiner Zeit und seines Lebens enthielten, von Polybius wegen ihrer Klarheit und Wahrheitsliebe sehr gerühmt werden und die Hauptquelle der plutarchischen Biographien des A., Agis und Cleomenes bildeten; ihr Verlust ist sehr zu beklagen.

2) A. aus Soli oder Pompejopolis in Cilicien, nach Andern aus Tarsus, gefeierter Astronom u. Dichter um 270 v. Chr., Sohn des Athenodorus, Schüler des Stoikers Perseus, Freund Theokrits, lebte meist am Hofe des Antigonus Gonatas von Macedonien, und auf Veranlassung dieses Königs entstand auch sein Gedicht: „Phaenomena et Prognostica", welches nach zwei Schriften des Eudoxus von Cnidus abgefaßt ist und sich durch einfache, reine Sprache, sowie durch schöne, fast homerische Versifikation auszeichnet. Der erste Theil (Phaenomena) beschreibt die Stellung und Bewegungen der Sterne, besonders ihren Auf- und Untergang mit den davon abhängigen Zeit- und Jahresabtheilungen; im zweiten (Prognostica, Wetterzeichen) folgen dann Regeln und Vorschriften über die Bestimmung der Witterung nach dem Einflusse der Gestirne, der Atmosphäre u. dgl. Daß hierbei von Originalität und poetischem Schwunge nicht viel die Rede seyn kann, liegt in der Natur der Sache. Dennoch fand das Gedicht im Alterthume den größten Beifall; in Rom und Griechenland gehörte es zur Lektüre jedes Gebildeten, und selbst der Apostel Paulus konnte sich auf A. berufen, als er vor dem Areopag stand (Apostelgeschichte 17, 28). Von den zahlreichen griechischen Kommentaren dazu besitzen wir nur noch die des Astronomen Hipparchus (s. d.), die Einleitung des Achilles Tatius und noch zwei Erklärungsschriften unbekannter Verfasser. Von alten lateinischen Uebersetzungen sind die von Cicero und Cäsar Germanicus nur in Bruchstücken, die von Rufus Festus Avienus ganz erhalten worden. Von Ausgaben sind zu bemerken: Editio princeps (mit andern Astronomen, Venedig bei Aldus 1499), von Hugo Grotius, Syntagma Arateorum (Leyden 1600), von Buhle (2 Bde., Leipzig 1793 und 1801), von F. Ch. Matthäi (Frankfurt 1817, berichtigter Textabdruck), von Halma (Paris 1823, mit französischer Uebersetzung und Noten), von F. H. Voß (Heidelberg 1824, mit deutscher Uebersetzung und Noten), von Ph. Buttmann (Berlin 1826), von J. Becker (1828). Außerdem sind von A. noch 2 Epigramme in der griechischen Anthologie übrig; alles Andere von seinen Werken (Epigramme, Elegien, Recension der Odyssee und ein astronomisches Gedicht) ist verloren gegangen.

Araucanos (Araucos, Araukaner), tapferes, kriegerisches südamerikanisches Volk, das seit der Eroberung Chili's durch die Spanier im 16. Jahrhunderte bis auf den heutigen Tag in seiner völligen Unabhängigkeit sich behauptet und viele Beweise seiner Tapferkeit gegeben hat. Bei der in Chili ausgebrochenen Revolution nahmen sie die Partei der Königlichen und fügten den Republikanern großen Schaden zu. Auch noch jetzt stehen sie in Feindseligkeiten mit diesen, welche so wie früher die Spanier nur einige Küstenplätze, worunter Valdivia am wichtigsten ist, besitzen. Ihr Land, Aurauco oder Araucania genannt, zwischen dem Flusse Biobio, dem Chiloe-Archipel, den Anden und dem Australocean, etwa 1200 □Meilen groß, ist an den flachen Küsten gut bewaldet, in den Thälern und auf den Vorbergen der Anden sehr fruchtbar und hat ein mildes, gesundes Klima. Europäische Getreidearten, Obst, Wein, Oel, Südfrüchte, Pferde und Rindvieh gedeihen daselbst vortrefflich; Gold- und Silbererze gibt es, es wird aber nicht darauf gebaut. An der Ostgrenze thürmt sich die Andenkette auf mit den hohen Vulkanen Tocapel, Calbaqui, Guanahacua u. a. An der Küste gehört dazu die Insel Mocha, weiter südlich macht die chilesische Stadt Valdivia den Grenzort. Als frühere bedeutende Stadt am Flusse Cauten wird Imperial angegeben; 1599 von den Araukanern erobert, ist sie jetzt nur Dorf. Einige schätzen die Zahl der A. auf 80,000, Andere nur auf 40,000, worunter sich 8000 streitbare Männer befinden. Nach den neuern Nachrichten, die Pöppig über dieses Volk mittheilt, hat ihre Nähe oder Entfernung vom Oceane und die daher entstehende Verschiedenheit ihrer Lebensart die Theilung der A. in 2 Hauptäste, Indios Costinos (Küsten-Indianer von Valdivia bis Arauco) und Moluches, Bewohner der am Fuße der Anden sich erstreckenden Ebenen, hervorgebracht, welche beide Volkszweige sich als verschiedene Völker ansehen. Die Costinos haben außerordentlich in dem letzten Kriege mit Chili gelitten und sollten 1828 nicht im Stande seyn, auch nur 1000 Mann in den Krieg zu senden; jetzt stehen sie mit Chili auf einem ziemlich guten Fuße. Die Eintheilung des Landes dieser beiden Hauptzweige der A. ist höchst willkürlich, und die in Provinzen und in angebliche Militärdistrikte, welche die Geographen gewöhnlich nach ältern Nachrichten aufführen, existirt, wie Pöppig berichtet, gar nicht. Ueberhaupt hat man den A. fälschlich eine Bildung zugeschrieben, welche Niemand unter Wilden suchen wird; denn wenn sie auch eine höhere Civilisation als ihre Nachbarn besitzen, indem sie Ackerbau treiben, feste Wohnungen erbaut und wenigstens Versuche, um zu einer Regierungsform zu gelangen, gemacht haben, so bleiben sie bei alledem doch nur ein Haufen von Wilden. Ihr angebliches Regierungssystem, das dem einer Republik aus Griechenlands Jugendzeit ähnlich seyn soll, ist weiter nichts als das Zusammenlaufen einer Horde zum Zwecke eines gemeinschaftlichen Raubzugs. Dieselbe Barbarei, welche bei den übrigen Indianern Amerika's herrscht, herrscht auch bei ihnen. Insbesondere aber stehen die Moluchen in dem schlechtesten Rufe und gelten für sehr verrätherisch, daher auch unter den Pehuenchen der Name Moluche geradezu für ein Schimpfwort gilt. Sie sind in nomadische und festwohnende Stämme getheilt, welche letztere in Dörfern wohnen, die unter der Herr-

schaft eines Kaziken stehen, und unter einander durch eine Art von Föderation vereinigt sind, welcher die erfahrensten und ältesten Oberhäupter vorstehen. Das Recht des Stärkern gilt bei ihnen als höchstes Gesetz. Die Männer sind stark u. kraftvoll gebaut und zeichnen sich durch ein in hohem Grade ausgebildetes Muskelsystem aus. Ihr Wuchs ist mittelmäßig groß, ihr Gesicht kupferfarbig, flach und groß und erhält durch die Wildheit einen finstern und mißtrauischen Ausdruck; das Auge ist klein und schwarz, die Nase platt, das Kinn rund und von bedeutender Größe, die Lippen sind groß. Das schwarze, lange, struppige Haar hängt wild um den Kopf und bis auf die Schultern hinab u. bedeckt einen Theil des Gesichts. Die Weiber sind kleiner, als die Männer, und von zarterer Form; sie tragen das Haar in lange Zöpfe geflochten, welche mit einem Bande umwunden sind und bei manchen bis in die Kniekehle herabhängen. Das Schicksal der Frauen ist, wie bei allen uncivilisirten Völkern, eine harte Sklaverei, denn sie sind in den Augen der Männer nichts Anderes, als Lastthiere, auf denen alle Beschwerden des Lebens ruhen, ohne daß sie die geringsten Annehmlichkeiten desselben zu genießen haben. Ihnen sind, außer den Sorgen für das Innere der Hütten, noch die mühsamern zugefallen, die Mauern derselben zu erbauen und das Land zu bearbeiten. Sie haben außerdem die Verpflichtung, ihren Männern in ihren Kriegsunternehmungen nachzufolgen, Sorge für ihr Pferd zu tragen, es zu satteln und aufzuzäumen und sich hinter ihren Männern zu halten, um die von ihnen eroberte Beute zu sammeln und in Verwahrung zu nehmen. Die A. leben meistens von Fleisch; auch genießen sie viele Kartoffeln und Mais, den sie ein wenig grob zerstoßen und rösten. Ihr Lieblingsgetränk ist Chicha (Tschitscha), das aus Mais, dem vorzüglichsten Gegenstande ihres Landbaues, bereitet wird. Ihre gewöhnlichen Waffen sind Lanzen und breite Messer, welche sie unter dem Poncho (Mantel) tragen. Die Feuergewehre lieben sie nicht, ungeachtet sie sich dieselben in ihrem Austausch mit den Einwohnern von Valdivia und la Concepcion verschaffen könnten. Ihre Lanzen sind mit einer 4 Zoll breiten und fast 2 Fuß langen Eisenspitze versehen und haben einen (wohl 14—25 Fuß) langen Schaft, der aus einer in dieser Gegend sehr häufig wachsenden Rohrart verfertigt und sehr dünn, aber so stark und elastisch ist, daß sie nicht selten im Gefecht einen Reiter auf der Spitze ihrer Lanzen aus dem Sattel heben. Ueberhaupt besitzen die A. eine große Geschicklichkeit und Gewandtheit in Handhabung dieser Lanzen. Sie fechten zu Pferde, wie die Kosaken, ohne Ordnung, aber mit großer Tapferkeit und bedienen sich auch des Lasso (Fangschlinge), mit dem sie gleichsam im Fluge ihren Feind angreifen, und der Bolas (Eisenkugeln), die an einem langen Riemen befestigt sind und von ihnen geschleudert werden, so daß ersterer sich um die Beine der Pferde schlingt und, wenn er mit Kraft gehalten wird, dazu dient, den Feind aus dem Sattel zu heben. Alle A. sind Krieger von dem Augenblicke an, da sie eine Lanze halten können; sie reiten schlecht aussehende, aber sehr dauerhafte Pferde. Das wesentlichste Kleidungsstück besteht in dem Poncho, einem viereckigen, groben schwarzen Zeuche, das in der Mitte ein Loch hat, um den Kopf durchgehen zu lassen, und bestimmt ist, den Obertheil des Körpers zu bedecken. Außerdem umschließt ein anderes viereckiges Stück blaues Zeuch ihre Hüften und fällt bis zu den Knien herab, von welchen an die Beine unbedeckt sind. Ein Araukaner verrichtet nie eine Handarbeit; er würde sich dadurch der Vorrechte seines Geschlechts zu entäußern und sich zu erniedrigen glauben. Seine vorzüglichste und fast einzige Beschäftigung ist, ein Pferd zu bändigen und zu reiten. Von Kindheit an üben sie sich, im schnellsten Galopp die Schlinge zu werfen und ohne Mühe und Furcht sich von einem Pferde auf das andere zu schwingen. Man findet nicht leicht bessere Reiter als sie. Uebrigens ziehen sie die Pferde nicht auf, sondern diese leben in freien Heerden von beträchtlicher Zahl, indem sie, sich selbst überlassen, in den ungeheuern Pampas oder Flächen von Südamerika sich auf eine bewundernswürdige Weise vermehrt haben. Schon die Kinder werden von dem zartesten Alter an geübt, auf einem muthigen und halb wilden Pferde zu galoppiren.

Araucaria (Andentanne), Pflanzengattung aus der Familie der Koniferen, hohe, schlanke, immer grüne, schöne, in Südamerika und Australien einheimische Bäume begreifend. Die charakteristisch. Merkmale sind: Zweihäusige Geschlechter; die männlichen Blumen sind in Kätzchen vereinigt, mit dachziegeligen Schuppen, von deren Rücken 12 bis 20 linienförmige Antheren herabhängen; die weiblichen Blüthen sind in dachziegelig-geschuppten Zapfen vereinigt, an deren Schuppen die lederartige Fruchthülle des ungeflügelten Nüßchens fest gewachsen ist. Hervorzuheben sind folgende Arten: A. brasiliana *Lamb.*, Columbea angustifolia *Radd.*, ist ein gegen 150 Fuß hoher Baum mit schlaffen, dachziegeligen, biegsamen, dünnen, blaugrünen Blättern u. einblumigen, eirund-kugelrunden Schuppen. A. Cunninghami *Steud.*, Altingia Cunninghami *Don.*, ist ein schlanker Baum, der an der Ostküste Neuhollands große Wälder bildet und bei 4—8 Fuß Durchmesser des Stammes 60—100 Fuß hoch wird. Die Aeste sind fast wagerecht; die Blätter gedrängt, abwechselnd, ansitzend, steif, pfriemenförmig, zusammengedrückt, mit feiner, sehr stechender Spitze. A. excelsa *Ait.*, Cupressus columnaris *Forst.*, wächst auf der Ostküste von Neuholland, auf Norfolk u. Neu-Kaledonien bis zu 228 Fuß Höhe bei 10 Fuß Durchmesser. Die Aeste sind aufrecht; die Blätter abwechselnd, gestielt, länglich, spitz, gesägt, steif, die jüngeren abstehend, die älteren angedrückt; die Kätzchen endständig, gehäuft. A. imbricata *R.* et *Pav.*, A. chilensis *Mirb.*, Pinus Araucana *Mol.*, bildet Wälder auf den Anden von Chili, woselbst die weiblichen Bäume bis 150 Fuß, die männlichen selten über 50 Fuß hoch werden. Die Aeste sind quirlförmig, mit anliegenden Blättern besetzt; die Blätter dicht dachziegelig, breit lanzettförmig, mit stechender, pfriemenförmiger Spitze, am Rande knorpelig; die männlichen und weiblichen Blüthen endständig; die Zapfen herzförmig, mit zweiblumigen Schuppen. Die nußartigen Samen der beiden letzten Arten sind eßbar und wohlschmeckend.

Araujo de Azevedo, Antonio de, Graf von Barca, portugiesischer Staatsminister, ein einflußreicher, vielseitig gebildeter Mann, der sich als thätigen Freund und Beförderer der Wissenschaften und Industrie bewies, aber in der verhängnißvollen Periode Portugals während der Jahre 1806 und 1807 am Staatsruder nur geringe Fähigkeiten zeigte. Geboren 1752 zu Lima, stiftete er daselbst bald nach seiner Rückkehr von der Universität die einzige, noch bestehende ökonomische Gesellschaft Portugals und erwarb sich hierdurch einen Platz in der Akademie der Wissenschaften zu Lissabon. Im Jahre 1789 erhielt er durch die Gunst des Herzogs von Lafões den Gesandtschaftsposten im Haag, 1797 eine Mission nach Paris, um hier den Frieden mit Frankreich und Portugal zu vermitteln. Das Geschäft ging anfangs gut; ein für Portugal vortheilhafter Definitivvertrag wurde den 17. August abgeschlossen; allein das portugiesische Kabinet, durch Englands Einflüsterungen verblendet, zögerte mit der Ratifikation, bis die festgesetzte Zeit verstrichen und das französische Direktorium über sein Interesse besser aufgeklärt war. Als A. hierauf das Direktorium mit Geld zu bestechen suchte, ward er festgenommen und eingekerkert. Nach mehren Monaten entlassen, kehrte er nach dem Haag zurück; bald darauf erfolgte seine Ernennung zum Gesandten in Berlin, wo er mit den angesehensten Gelehrten Deutschlands, namentlich mit Zach, Verbindungen anknüpfte. Zurückgekehrt nach Portugal, wurde er nach dem Frieden von Amiens als Gesandter nach Petersburg geschickt, 1803 aber in seinem Vaterlande an die Stelle Almeida's zum Minister der auswärtigen Angelegenheiten und des Krieges ernannt. So groß die Hoffnungen der Nation waren, welche sich an diese Ernennung knüpften, so wenig entsprach A. denselben. Schlecht bedient von seinen diplomatischen Agenten zu Paris, ohne Ahnung der wahren Absichten Napoleons auf Spanien u. Portugal, taub gegen alle Warnungen derer, die weiter sahen, verlor er den Kopf, als der Abgrund vor seinen Füßen geöffnet und es zu spät war, einzulenken. Während man noch im Conseil zu Lissabon zwischen Frankreich u. England schwankte, rückten die Franzosen in Spanien und bald darauf (Nov. 1807) in das von allen Vertheidigungsanstalten entblößte Portugal ein. Junot befand sich (2. Nov.) bereits in Abrantes, und noch hatte der portugiesische Kriegsminister nicht die geringste Kunde; so groß war die Sorglosigkeit und Nachlässigkeit A.'s und seiner Kollegen. Das Volk fühlte dies, und nur unter dem Schutze der Nacht entging A. der Rache desselben, als er sich mit der durch seine Schuld fast in Feindes Hand gefallenen königlichen Familie nach Brasilien einschiffte. Hier angekommen, fiel er scheinbar in Ungnade, behielt jedoch immer am Hofe großen Einfluß. Im Jahre 1814 wurde ihm das Ministerium der Marine und der Kolonien, 1815 der Titel eines Grafen von Barca ertheilt. Als A. 1817 starb, hatte er 3 Portefeuilles, die nach und nach durch das Absterben ihrer Inhaber erledigt worden waren. Sein verdienstlichstes Werk in Brasilien war die Errichtung eines chemischen Lehrstuhls mit Laboratorium zu Rio de Janeiro, den die Regierung 1812 zu einem öffentlichen erhob. Als Beweise seiner literarischen Thätigkeit gelten 2 ungedruckte Trauerspiele, die Uebersetzung der horazischen Oden und mehrer Gedichte von Gray, Dryden u. a.

Arawaken (Arowaken, Arrowaken), Indianerstamm in Guyana, besonders in Surinam, jetzt meist durch die Brüdergemeinde christianisirt.

Araxes, s. Aras.

Arbe (von den Slaven Rab genannt), österreichisch-dalmatische Insel, Kreis Zara, im Meerbusen von Quarnero, eine der schönsten u. fruchtbarsten unter den dalmatischen Inseln, 30□Miglien groß, 20 Miglien lang u. 3—8 Miglien breit. Auf ihrer östlichen Seite erhebt sich eine ziemlich hohe und steile Gebirgskette, von der aus drei bewaldete Aeste über die ganze Länge der Insel sich hinbreiten, inmitten deren sich die anmuthigsten, mit dem saftigsten Grün prangenden Thäler hinziehen. Die Küste ist buchtenreich. Die ganze Insel ist bebaut, und nur der Hochrücken des Gebirges nackter, kahler Felsen. Die niedern Bergzüge prangen mit den schönsten Eichen-, Lorbeer- und Olivenwäldern, während die Abhänge mit Reben bepflanzt sind. In den Thälern wächst Getreide mannigfacher Art, namentlich türkischer Weizen u. Hirse, die gewöhnlich im Monat Juni schon vollkommen reif sind. Der hier gezogene Wein ist sehr geschätzt, besonders der bei Barbados wachsende, welcher an Güte den besten italienischen Weinen an die Seite gestellt werden kann. Neben dem Oel- und Weinbau treiben die Bewohner auch Fischfang, etwas Schaf- und Bienenzucht, welche letztere die schönen und blumenreichen Wiesengründe ungemein befördern. A. zählt im Ganzen etwa 3500 Einwohner, wovon 1000 auf die Hauptstadt A. kommen. Diese ist der Sitz eines Bischofs und gehört nebst der Insel Pago zur Diöcese von Veglia, welche einen Bestandtheil des fiumer Kreises ausmacht. Der bei der Stadt befindliche Hafen ist mittelst eines künstlichen Dammes so eingeengt, daß die Schiffe nur einzeln in denselben einlaufen können, und wird Abends durch Ketten geschlossen. Die Bewohner von A. sind durchgängig Kroaten, sowohl der Tracht, als Mundart nach.

Arbedo, Dorf im schweizerischen Kanton Tessin an der Mansa, mit 600 Einw. Hier erfochten am 30. Juni 1422 3000 Luzerner, Unterwaldenser, Urner, Zuger über 24,000 Mailänder unter Carmagnuola einen ruhmreichen Sieg, gewöhnlich Schlacht von St. Paul genannt, weil sie am Tage St. Pauls geschlagen wurde.

Arbeit, im eigentlichen Sinne, ist jede bewußte, auf Erreichung irgend eines Zweckes gerichtete Kraftäußerung des Menschen. Nach dem philosophischen Begriff der A. muß dieselbe aus freiem Entschlusse hervorgehen, weshalb nur der mit Selbstbewußtseyn begabte Mensch dazu fähig ist. Zur A. in diesem Sinne gehört der Wille, seine Kraft nicht nur zu äußern, sondern sie auch in einer bestimmten Richtung zu äußern, um dadurch einen im Voraus beabsichtigten Zweck zu erreichen. Im ökonomischen Sinne aber belegt man nicht bloß die Thätigkeitsäußerungen der Menschen, die fremder Wille befiehlt, sondern auch die der Thiere und selbst der Maschinen mit dem Namen A. Doch läßt sich der philosophische Begriff auch dabei festhalten, in so weit, als die

Kraftäußerungen beider menschlichen Zwecken dienen und nur des Menschen Wille es ist, der die Kräfte für seine Zwecke benutzt. Dabei versteht es sich von selbst, daß äußerer Zwang, welcher den Menschen zu einer bestimmten Thätigkeit nöthigt, den Begriff der A. als einer freien Willensbestimmung nicht aufhebt, weil eben dieser Zwang nichts Anderes bewirken will, als daß das arbeitende Individuum in die Lage versetzt werde, wo es die A. frei wählt, um dadurch einem größeren Uebel, als diese ihm erscheint, zu entgehen. In diesem Sinne arbeitet auch der Sträfling und der Sklave freiwillig. Der Zweck aber, den der Mensch durch die freie Aeußerung seiner Kraft zu erreichen strebt, muß auch ein vernünftiger seyn, außerdem kann seiner Thätigkeit die Bezeichnung A. nicht beigelegt werden. Vernünftig aber ist nur der Zweck, durch dessen Erreichung die Befriedigung irgend eines menschlichen Bedürfnisses möglich gemacht wird. Jede Kraftäußerung, die nutzlos, z. B. auf Tand und Spiel angewendet wird, verdient nicht diesen Namen. Aber auch nicht jeder auf Befriedigung menschlicher Bedürfnisse gerichteten Kraftäußerung gebührt der Name der A. Wir äußern unsere Kräfte z. B. auch, indem wir essen u. trinken, wir befriedigen durch diese Kraftäußerung ganz unmittelbar unsere Bedürfnisse, und doch wird sie Niemand mit dem Namen der A. bezeichnen; denn A. setzt Anstrengung zu produktiver Thätigkeit voraus, oder eine solche, welche die Produktion unterstützt und fördert. Sie steht dem Genusse und der etwa dazu erforderlichen Kraftäußerung gegenüber, wie Bedürfniß und Befriedigung. Die A. schafft die Mittel, die der Genuß verbraucht.

Die Grundursache, die den rohen Menschen zur A. treibt, ist das Gefühl des Bedürfnisses, und die daraus hervorgehende Nothwendigkeit, das zu thun, was die Befriedigung desselben möglich macht. Anfangs war daher der Kreis der menschlichen A. sehr beschränkt. In dem Maße, in welchem sich die Bedürfnisse vermehrten, dehnte sich derselbe weiter und weiter aus, und indem der Mensch von den materiellen Bedürfnissen zu den geistigen überschritt, gab er jeder geistigen und körperlichen Fähigkeit einen Anspruch auf Entwikkelung von Arbeitsfähigkeit. Jedes Schaffen neuer Mittel weckt das Verlangen nach neuen Genüssen, und diese Wechselwirkung von A.en und Genießen, von Mittel schaffen und sie verbrauchen, ist ohne Grenze und unendlich, wie das Kulturfortschreiten der Menschheit selbst. Eines bedingt das Andere, und beide, A. und Kultur, sind unzertrennliche Begleiter in der Entwickelung der menschlichen Dinge.

Im Naturzustande sorgt jeder Mensch zunächst nur für seine eigenen noch einfachen Bedürfnisse und für die der Familie. Es fehlt ihm Anfangs an künstlichen Werkzeugen, und, zunächst auf den Gebrauch seiner Hände beschränkt, vermag er nur etwa die Gaben der Natur einzusammeln, bis er mit der Zeit Mittel ersinnt, um sich auch anderer Nahrungsmittel, z. B. der Thiere des Waldes, der Fische im Flusse oder im tiefen Meere zu bemächtigen, wobei er sich schon gewisser, aber immer noch einfacher Werkzeuge bedient, die er sich wiederum selbst verfertigen muß. Er ist in diesem Kulturstande genöthigt, seine Aufmerksamkeit auf sehr verschiedenartige Gegenstände zu richten und seine Thätigkeit zwischen ihnen zu theilen. Daraus folgt, daß er sich in den einzelnen Zweigen der A. nicht diejenige Fertigkeit und Schnelligkeit aneignen kann, welche allein die Frucht fortgesetzter Uebung in einer Richtung seyn kann.

Ein solcher Zustand kann so lange dauern, als noch wenige Menschen auf einem weiten Raume zerstreut leben, auf welchem die von der Natur gebotenen Gaben zu dem Unterhalte der Bevölkerung ausreichen. Noch besteht dieses Verhältniß auf dem größten Theil der Erde: in Nordasien, in fast ganz Amerika, auf dem australischen und afrikanischen Kontinente. Wird aber die Bevölkerung dichter, nähern sich die Menschen einander mehr und mehr, so werden sie der Verschiedenheit ihrer natürlichen Anlagen, Fähigkeiten und Richtungen sich bewußt, und so geschieht es, daß der eine diese, der andere eine andere Fähigkeit vorzugsweise ausbildet und daher eines und das andere seiner Bedürfnisse leichter und vollkommener zu befriedigen vermag, als Andere. So wird es ihm möglich, in einem Zweige mehr zu produciren, als er braucht, und er wird geneigt seyn, Andern von seinem Ueberschuß abzugeben, wenn diese ihrerseits ihn mit der Produktion ihrer besondern Thätigkeit und Lieblingsarbeit aushelfen. „Gib mir, was du nicht bedarfst, so will ich dir geben, was dir fehlt und mir überflüssig ist," darauf beruht das Füreinanderarbeiten, die erste Grundlage der Gesellschaft.

Von diesem Zeitpunkte an beginnt eine Theilung der A., und der Einzelne wird, in dem Maße, in welchem sie fortschreitet, der Nothwendigkeit, für alle seine Bedürfnisse selbst zu sorgen, mehr und mehr entbunden. Dieser Umstand ist von entscheidendem Einflusse auf die A. selbst. Es wählt sich fortan jeder Einzelne nur den Arbeitszweig zu seiner konstanten Beschäftigung, zu welchem er die meiste Neigung hat oder für welchen er die meiste fremde A. oder ihre Erzeugnisse erlangen zu können glaubt, und diese einseitige Uebung der Thätigkeit bildet seine Geschicklichkeit. Zugleich geht ihm die A. leichter und schneller von Statten, und er wird auf diese Weise in den Stand gesetzt, seine Produktion zu erhöhen und andere Güter in größerer Menge dafür einzutauschen.

Auf solche Weise treibt, wie der wachsende Baum, die A. immer neue Zweige aus. Freilich geschieht das Auszweigen nur langsam. Lange Zeit, vielleicht Jahrtausende, war das vollständige Fertigen dieser und jener Bedürfnißgegenstände die A. des Einzelnen. Der Weber kämmte die Wolle, spann das Garn, webte das Zeuch, appretirte es zum Verkauf. Erst nach und nach trat, zuerst bei zusammengesetzten Produkten, eine weitere Theilung der A. ein; die einzelnen Theile wurden von verschiedenen Arbeitern gefertigt, ein weiterer Schritt zur Vervollkommnung war damit geschehen, weil jeder Arbeiter sich nunmehr in der Anfertigung einzelner Theile eine größere Geschicklichkeit erwerben konnte, als dies dem Arbeiter möglich war, welcher alle die verschiedenen Theile des Ganzen anfertigen und seine Aufmerksamkeit und A. zwischen ihnen theilen mußte. Der Handwerker, der Alles selbst thun muß, verkümmert u.

der Fabrikant kommt auf. Meister und Gesellen fangen an, aus vielen Gewerbszweigen zu verschwinden, und Fabrikherren und Proletarier treten an ihre Stelle; denn der Handwerker kann nicht zu dem Preise erzeugen, wie der Fabrikant, weil ihm die A. langsamer von Statten geht. Bei ihm erfordert schon der Uebergang von einer A. zu einer andern verschiedenen einen Wechsel der Werkzeuge, oft auch eine Veränderung des Standpunktes oder des Lokales, mancherlei besondere, jedesmal nach einer Unterbrechung zu erneuernde Vorbereitungen u. s. w. Da, wo ein solcher Wechsel nicht Statt hat, wird also die Zeit erspart, die über demselben verloren geht, und das ist immer ein Gewinn, der für den Fabrikanten aus der Arbeitstheilung hervorgeht. Auf solche Weise spinnt z. B. der Spinnerherr den Flachs, der Weberherr verwebt ihn zu Leinwand, der Bleicherherr bleicht diese, der Appreteur appretirt sie, und vermittelst dieser Theilung der A. machen diese vier Fabrikherren eine viel größere Menge Leinwand fertig, als mit gleicher Arbeitskraft eine Anzahl Handwerker im Stande seyn würden, von denen jeder spinnen, sein Garn verweben und sodann die daraus gefertigte Leinwand bleichen und appretiren müßte. Jene können sie auch zu wohlfeilerem Preise liefern.

Mit der steigenden Kultur geht diese Theilung der A. immer weiter. Nicht nur die verschiedenen Verrichtungen, sondern auch, wo es sich thun läßt, die verschiedenen Manipulationen derselben werden mehr und mehr in einfache Handgriffe zerlegt. Dadurch wird zweierlei erreicht: einmal wird abermals die über dem Wechsel, den die verschiedenen Manipulationen erfordern, verloren gehende Zeit gewonnen, und dann wird durch die Zerlegung komplicirter Verrichtungen in einfache Handgriffe in vielen Fällen auch möglich, die früher dazu erforderlich gewesene menschliche A. ganz oder theilweise zu ersparen und sie durch die wohlfeilere Kraft der Maschinen verrichten zu lassen. Dadurch werden eine Menge von Menschenkräften wiederum für andere Zwecke verfügbar, und es wird möglich, durch die A. von gleich vielen Personen eine viel größere Menge von Produkten mit Hülfe der Maschinen zu liefern, als dies früher ohne ihre Beihülfe möglich war. Stets werden solche Produkte, weil die viel theurere menschliche A. bei ihnen erspart wird, auch zu billigeren Preisen hergestellt; die Menschen können sich dieselben wohlfeiler, also in größerer Menge verschaffen, d. h. mit anderen Worten, der Genuß wird wohlfeiler, folglich zugänglicher, allgemeiner: man verbraucht also mehr. In Folge des stärkeren Verbrauchs wird eine größere Menge von Produkten begehrt und gefertigt, es finden dabei wiederum mehr Personen A. und Beschäftigung, und die damit steigende Nachfrage nach A. gleicht es bald aus, wenn bei Einführung der Maschinen das Bedürfniß an menschlicher A. sich etwas vermindert hatte.

Oft nicht minder vortheilhaft als die Theilung der A. wirkt auch auf Vermehrung der Gütermenge die Verbindung oder die Association der Arbeitskraft. Von der Theilung der A. unterscheidet sie sich dadurch, daß bei dieser die verschiedenen zu Hervorbringung eines vollendeten Gutes erforderlichen A.en oder Handgriffe unter verschiedene Arbeiter getheilt werden, während bei jener mehre Arbeiter gleichzeitig zusammenwirken, um irgend etwas hervorzubringen oder zu leisten. Die Association der Arbeitskräfte erspart, wie die Theilung der A., Zeit und Mühe, oft auch Stoff und Raum. Sie vermehrt demnach, wie jene, die Summe der Produkte, erleichtert ihre Erzeugung, ja, sie macht manche nützliche Unternehmung nur allein möglich. Wenn vier Personen dreschen, so wird bei ihrer Verbindung eine ungleich größere Menge von Körnern täglich geliefert, als wenn jeder einzeln für sich dreschen wollte. Wenn drei Personen in einer Schmiede mit dem Hammer arbeiten, wird dreimal so viel fertig, als ein einzelner Arbeiter zu liefern vermag, aber man bedarf dazu nicht dreimal so viel Kohlen, weil nicht viel mehr als dieselbe Menge der letztern eben so gut und in der nämlichen Zeit, welche erfordert wird, um den Eisenstab für den einzelnen Arbeiter glühend zu machen, auch drei Eisenstäbe für die drei Arbeiter in Gluth versetzt. Der Bau von Straßen, Brücken &c. und andere der Produktion förderlichen A.en, die Abwendung großer Gefahren, wie der Deichbrüche u. s. w., die Bewegung sehr großer Körper, wie bei größeren Schiffen das Einreffen und Aufziehen der Segel, für den Einzelnen völlig unmöglich, ist nur durch eine Association der Arbeitskraft Mehrer zu demselben Zwecke zu erreichen. So wirkt in unzähligen Fällen die Association der Arbeitskräfte eben so wohlthätig, wie die Theilung der A. Nützlich ist sie fast überall, sie wird aber unter manchen Umständen durchaus nothwendig: 1) wenn die isolirte Kraft des Einzelnen nicht hinreicht, den dem Erfolge seiner A. entgegen tretenden Widerstand zu überwinden; 2) wenn der einzelne Arbeiter bei irgend einer Verrichtung so lange zubringen müßte, daß ein Theil der von ihm zu bearbeitenden Stoffe verderben müßte, ehe er sich mit demselben beschäftigen könnte, wie etwa die Runkelrüben bei einer Zuckerfabrik, oder die Oliven bei der Oelpressung, oder daß durch die zugeringen Erfolge der vereinzelten Thätigkeit, andere Arbeiter indessen zum Warten und zur Unthätigkeit genöthigt würden; 3) wenn die nöthigen Kapitale, etwa zu Anschaffung zweckmäßiger Maschinen u. s. w., fehlen, und, was diese leisten würden, durch eine größere Summe menschlicher Kraft ersetzt werden muß; 4) wenn mehre gleichartige oder verschiedene Verrichtungen gleichzeitig auf verschiedenen Punkten nothwendig sind.

Alle A. zerfällt in vier Hauptklassen: in die rohe oder die zur Erzeugung von Rohstoffen (Urstoffen für Urproduktion), in die veredelnde oder die zur Umänderung der Urstoffe (die industrielle oder gewerbliche), in die vermittelnde und in die das Leben verschönernde. Die erste, die ursprüngliche A., ist diejenige, welche sich mit dem unmittelbaren Einsammeln der Naturprodukte beschäftigt; die zweite verändert und veredelt die gewonnenen Stoffe. Die erste Art der A. gehört zunächst den Urzuständen der Gesellschaft an, die zweite der fortgeschrittenen und kultivirten Menschheit. Letztere bringt den Menschen in den Kampf mit der Natur. Denn die Natur geht bei ihrem Bilden

nach unabänderlichen Gesetzen zu Werke, und die Wechselwirkung ihrer Kräfte tritt menschlichen Zwecken oft störend entgegen. Der Mensch ist folglich aufgefordert, die Naturkräfte zu bändigen, sie gewissermaßen in seinen Dienst zu zwingen, oder ihre Wirkungen auf mannigfache Weise zu verbessern und zu korrigiren. Die einfachsten und frühesten Bestrebungen dieser Art betreffen die Gewinnung der Naturprodukte selbst zu Genuß und Kleidung. Die wenigsten Stoffe sind in derjenigen Gestalt, in welcher sie der Natur abgewonnen werden, zum unmittelbaren Verbrauche und Genusse der Menschen tauglich; sie müssen erst durch neue auf dieselben zu verwendende A. dazu geschickt gemacht werden. Wenn die A.en der Stoffgewinnung dazu dienen, das Leben zu erhalten, so dienen die A.en der Veredlung vorzugsweise dazu, das Leben bequemer und angenehmer zu machen. Man nennt diese Klasse von A.en auch die der industriellen A.en. Sie setzen gewisse Bedingungen und Zustände voraus, welche sich bei Weitem nicht überall vorfinden. Jedem Lande sind einzelne Gewerbe durch besonders begünstigende Umstände gleichsam von der Natur schon zugewiesen, und daher sind die einzelnen Industriezweige von den Konsumenten oft durch sehr weite Räume getrennt. Im flachen Lande gedeihen gemeiniglich mehr die landwirthschaftlichen, während die industriellen A.en den Gebirgen angehören, wo, bei dem spärlichen Ertrage des Feldbaues, ein Theil der Bevölkerung seinen Unterhalt auf gewerblichem Wege beziehen muß, und wo z. B. die Fülle der Brennstoffe, die vorhandenen Wasserkräfte u. s. w. größere industrielle Unternehmungen begünstigen. Die industrielle A. findet sich daher gewöhnlich an solchen Punkten zumeist ausgebildet, während die Konsumenten ihrer Erzeugnisse in größter Menge über das flache Land zerstreut sind. Sollen daher die Kräfte der industriellen A. nicht zu sehr zersplittert und ihrer eigentlichen Bestimmung, der Veränderung und Umformung der der Natur abgewonnenen Stoffe, entfremdet werden, so bedarf es noch einer Klasse, deren A. die Vermittelung des Uebergangs der durch die ersten beiden Arten der A. hervorgebrachten Produkte an die Konsumenten zum Zweck hat. Solche A.en fallen den Kaufleuten, Fuhrleuten, Schiffern u. s. w. zu, und sie machen die dritte Klasse der menschlichen A. aus. Ihre Bestimmung ist Erleichterung des Verkehrs, und somit auch Erleichterung des Lebensunterhaltes. Die vierte Hauptklasse der A. bilden endlich alle die Dienste, welche erforderlich sind, um das Leben bequemer und angenehmer zu machen, zu erheitern, zu verschönern und zu veredeln, den gesellschaftlichen Organismus in geregeltem Gange zu erhalten und die Gesellschaft ihrem höchsten Zwecke, der Versittlichung, Bildung und Aufklärung immer näher zu bringen. In diese Klasse gehören Dienstboten, Schauspieler, Sänger, Tänzer, Musiker und Künstler aller Art; ferner Lehrer, Aerzte, Juristen, Staatsdiener, Geistliche ꝛc., kurz, alle diejenigen Personen, deren A. erfordert wird, ohne daß sie sich eben an ein materielles Produkt halte, oder wenigstens den Werth desselben vermehre oder seinen Preis erhöhe. Jede dieser Klassen hat A.en und Dienste einer gewissen Art anzubieten, deren die übrigen Klassen oder wenigstens viele derselben Angehörige entweder nicht entbehren wollen oder nicht entbehren können. Auf dieser Nothwendigkeit beruht der wechselseitige Austausch der Produkte u. Leistungen der verschiedenen Klassen unter einander, vermöge dessen es möglich wird, daß Jeder mittelst seiner Leistungen oder Erzeugnisse der Leistungen und Erzeugnisse aller übrigen Klassen der Arbeiter theilhaftig werden kann. Je mannigfaltiger diese Leistungen sind, je größer die Menge der durch die Gesammtarbeit eines Volkes jährlich erzeugten Produkte ist, je vollkommener sie sind, und je nachdem sie um das möglichst geringste Quantum von A. eingetauscht werden können, um so besser, angenehmer und vollkommener muß auch der Zustand einer Nation werden. Daher ist es einleuchtend, daß einer Nation Alles an der möglichsten, durch Theilung und Association der A., durch vollkommene Maschinen und Benutzung der Naturkräfte zu erzielenden Vervollkommnung der A. gelegen seyn muß. Je vollkommener diese wird, desto vollkommener werden ihre Produkte, eine desto größere Anzahl derselben kann an fremde Nationen abgesetzt, eine desto größere Menge fremder Erzeugnisse kann dafür eingetauscht werden, desto mehr wird aber auch die Thätigkeit wiederum zu immer neuen und verbesserten Fabrikaten angeregt werden, u. desto mehr wird die Nation an Reichthum und Macht zunehmen und desto mehr Mittel gewinnen, sich das Leben bequemer zu machen, zu erheitern, zu verschönern und zu veredeln.

Die Schulen der Nationalökonomen haben noch andere Klassifikationen der A. versucht. Sie nennen eine geistige u. physische, unnütze und nützliche, freie u. unfreie od. gezwungene, wobei das Wort selbst die Sache erklärt; oder sie reihen sie unter produktive u. unproduktive od. sterile A. u. rubriciren darnach die ganze Gesellschaft. Produktive A. nennt die Schule diejenige, welche materielle Erzeugnisse hervorbringt, oder den Werth derselben direkt erhöht; jede A., welche dieses nicht thut, wird in die Reihe der unproduktiven A.en verwiesen. Diese Eintheilung der A. brachte zuerst Quesnay auf, und seine Schule, die der Physiokraten, verbreitete sie. Sie hat später manche Modifikation erfahren. Die Physiokraten hielten die Erde und die schaffende Kraft der Natur für die alleinige Quelle des Reichthums, weil ihre Erzeugnisse zur Befriedigung aller Bedürfnisse des Menschen dienen müßten, und die auf den Anbau des Grund und Bodens verwendete A. nur durch die hinzu tretende schaffende Kraft der Natur einen Ueberschuß über die Erzeugungskosten, also eine Werth producirende Wirkung hervorbrächte. Alle übrige A. galt ihnen für unproduktiv, und die am weitesten gingen, rechneten selbst die industrielle A. dahin, indem sie behaupteten, daß, wenn auch die industrielle A. den Werth der Urstoffe erhöhe, doch diese Erhöhung durch die während derselben von den industriellen Arbeitern verzehrten Naturprodukte vollkommen wieder aufgewogen würde, daß also, da wirkliche Vermehrung der Produktion nicht Statt finde, die industrielle A. in Bezug auf die Vermehrung des Nationalreichthums gleich Null sey. Unter diesen

Umständen konnten ihnen denn auch die beiden übrigen Arten der A.en noch viel weniger als produktive erscheinen. Sie erklärten daher die mit der Urproduktion beschäftigte Klasse der Gesellschaft für die einzig produktive Klasse und setzten ihr die anderen Klassen als bloß von jener ernährte oder sterile Klassen entgegen. Später hat man dies Urtheil zwar gemäßigt und den Begriff der produktiven A. erweitert, namentlich ist er auf die industrielle A., von Einigen auch auf den Handel ausgedehnt worden; die vierte Klasse aber blieb stets unbedingt davon ausgeschlossen. Das Irrige in diesen Ansichten liegt auf der Hand. Jeder sieht ein und weiß, daß die Produktion und ihre Fortschritte nicht bloß durch die A. unmittelbar, sondern auch mittelbar durch Dienstleistungen befördert wird. Der Dienstbote, der durch seine Dienste dem Unternehmer die sonst zu verwendende Zeit erspart, der Arzt, der seine wankende Gesundheit schneller wiederherstellt, der Staatsdiener, der die Ordnung der Gesellschaft aufrecht erhält, der Künstler, der den Geist erheitert und ihn zu neuen Anstrengungen tüchtig macht, der Lehrer, der ihn belehrt, bessert, bildet, alle tragen sie mittelbar auch zu Vermehrung der materiellen Produktion bei, die ohne sie niemals so hoch, als wir sie mit ihrer Hülfe steigen sehen, steigen könnte. Die Sterilität dieser Klassen ist daher, auch vom materiellen Standpunkte aus betrachtet, nicht begründet und nur scheinbar. Wahr aber ist, daß eine unverhältnißmäßige Vermehrung dieser Klassen nicht nur höchst nachtheilig auf die Produktion wirken, sondern auch den Producenten den Lohn ihrer A. rauben muß, und es ist nicht zu leugnen, daß unsere Zeit in vielen Ländern die handgreiflichen Belege zu dieser Wahrheit aufzeigt.

Die Geschichte der A. ist die Geschichte der socialen Entwickelung des Menschengeschlechts; denn wie der einzelne Mensch wird, was er thut, so werden auch die Fähigkeiten und Neigungen der Nationen durch die Formen und Richtungen ihrer Thätigkeit bezeichnet und zugleich entwickelt. Die Geschichte der menschlichen Kultur stellt nichts Anderes dar, als die Bestrebungen des Menschengeistes, die Natur sich unterthan zu machen, ihre Schätze durch A. für seine Zwecke auszubeuten und sich im successiven Fortschreiten zur möglichst vollkommenen Selbstständigkeit über sie zu erheben. Bei den rohen Völkern ist die Naturabhängigkeit am größten, bei den gebildetsten am geringsten. Wie zuerst das Kind mit der Mutter vereinigt ist, wie es auch später, kaum noch mehr als ein Glied ihres Leibes, von ihrer Milch sich nährt und nur allmählig zu jener Selbstständigkeit heranreift, wo es zugleich herrschend und beherrscht, zugleich gebend und empfangend, in freier Liebe ihr angehört: so ringen sich die Völker von ihrer Mutter Erde in verschiedenen Graden los, indem sie das engere Band, das sie mit ihr verknüpfte, ohne es zu zerreißen, in feinere und weiter reichende Fäden ausspinnen. Nach dem Grade dieser Abhängigkeit und Freiheit gewahren wir niedere und höhere sociale Gestaltungen nach vielfachen Abstufungen, aber in ununterbrochener Folge, so wie auch in der übrigen organischen Welt sich höhere an niedere Stufen anschließen. Auf den niederen Stufen der Gesellschaft sind noch die Bedürfnisse einfach, aber auch die zu ihrer Befriedigung dienenden Mittel gering, wie denn überhaupt die Entwickelung beider Hand in Hand geht. Auch für ganze Völker gilt das Wort des Dichters: „Es wächst der Mensch mit seinen Zwecken."

In den ersten Anfängen der Gesellschaft ist noch der Einzelne Alles in Allem für die Erreichung dieser Zwecke. Jede Familie schafft sich selbst Wohnung, Nahrung und Kleidung. Nur die große Scheidung, welche die Natur selbst gemacht hat, weist das Weib mit der Ernährung der Kinder zugleich auf ihre Ueberwachung und vorzugsweise auf die häuslichen Geschäfte an, welche geringern Kraftaufwand oder weniger Unternehmungsgeist fordern. Diese noch unentwickelte Vermischung der Thätigkeiten in denselben Personen oder Familien bringt nur rohe A. zu Stande. Denn noch werden keine speciellen Fähigkeiten und Fertigkeiten in besonderem Grade ausgebildet, während in der Uebung verschiedener Leibeskräfte und in der Schärfung aller Sinnesorgane eine gewisse allgemeinere Körperbildung gefördert wird. Eine solche Industrie, die mit großem Aufwande von Zeit und Anstrengung sehr Unvollkommenes leistet, ist das Resultat der Handarbeit im eigentlichsten u. engsten Sinne; denn auf dieser Kulturstufe ist die Hand fast das einzige Werkzeug des Menschen, womit er auf noch sehr unmittelbare Weise in die umgebende Natur eingreift. Einen deutlichen Begriff dieser Art von Gewerbfleiß gewährt die Betrachtung der Waffen, der häuslichen Geräthe und Kleidung der Urbewohner Australiens, Amerika's, der meisten Negervölker, selbst der Nomaden des mittleren Asiens. Bei allen Völkern, wo solche Zustände sich finden, ist zugleich eine einseitige Erwerbsthätigkeit vorherrschend und meist durch die Beschaffenheit des Landes bestimmt. Wo unwirthbare Strecken an Meeren und Strömen hinziehen und hauptsächlich nur die Gewässer die Mittel der Ernährung darbieten, sehen wir eine dünne Bevölkerung der Fischerei sich zuwenden; wo waldige Gegenden eine mehr oder minder beträchtliche Menge von Wild beherbergen, suchen andere Stämme in der Jagd ihre Nahrung; wo ausgedehnte Weiden und Steppen eine wandernde Viehzucht möglich machen, folgt die Bevölkerung der Einladung der Natur selbst zum nomadischen Hirtenleben. Die Fischerei und Jagd, wie das Einsammeln der wildwachsenden Früchte des Waldes und Feldes, sind nur ein Aufsuchen und Auffinden roher Naturprodukte; die nomadische Viehzucht ist nur eine Bewahrung und Bewachung solcher Naturprodukte, um sie zu jeder Zeit sich aneignen zu können. Wenn aber etwa der Kirgise in Fett, Fleisch, Milch, Knochen und Sehnen seiner Thiere nicht nur die Mittel für Dach und Kleid, für Speise, Trank und Bewaffnung, sondern auch zum Austausch anderer ihm fehlenden Erzeugnisse der Nachbarvölker findet, so sehen wir, wie die einseitige roheste Erwerbsthätigkeit doch schon die Keime für eine mannigfachere Verarbeitung und Benutzung des Erworbenen in sich trägt. Die bei ganz rohen Völkern ausschließliche Sorge für Erhaltung des physischen Daseyns nimmt zugleich alle

geistige Kraft in Anspruch. Es ist also noch keine Rede von dem Werthe der intellektuellen Bildung um ihrer selbst willen und von keinen besonderen Klassen oder Ständen der Gesellschaft, welche die A. des Denkens vorzugsweise zu ihrem Berufe machen. Und wie noch jede Familie sehr verschiedene Zweige der materiellen Produktion auf unvollkommene Weise in sich vereinigt, so ist auch noch alle leibliche und geistige Thätigkeit in einander verschlungen. Dies tritt selbst in den Sprachen dieser Völker hervor. Sie sind dürftig, wie das ganze Daseyn, das sich in ihnen abspiegelt; sie haben namentlich keine besonderen Bezeichnungen für die mehrerlei Funktionen, die feineren Formen und Verzweigungen des Denkens und Empfindens. Die Worte für die äußeren Gegenstände müssen unmittelbar auch zur Bezeichnung der Erscheinungen des inneren Lebens dienen; darum haben alle rohere Völker auch eine mündliche Bilder- und Hieroglyphensprache, ehe diese noch zur schriftlichen wird und werden kann. Endlich zeigt sich derselbe Mangel an Entfaltung in den politischen Zuständen. Für die Entwickelung eines öffentlichen Rechts und für Handhabung einer öffentlichen Gewalt, für die Regulirung der Arbeitsthätigkeiten hat der sociale Körper noch keine mannigfachere Gliederung aufzuweisen. In der einförmigen Lebensweise der roheren Völker bildet sich ein eben so einförmiges, zugleich religiöses, sittliches und rechtliches Herkommen, von dem abzuweichen selbst ihre Häuptlinge nicht wagen dürfen. Es gibt noch keine eigentliche Gesetzgebung, welche vorausssichtig die möglichen Verhältnisse und Beziehungen der Gesellschaft ins Auge faßt und mit Bewußtseyn ihren ordnenden Vorschriften unterwirft. Eben so wenig ist von einer Trennung der öffentlichen Gewalten die Rede. Von seltenen Ausnahmen abgesehen, sind die Häuptlinge zugleich Regenten und Oberpriester, Anführer im Kriege, wie Richter und Verwalter im Frieden. In solchen gesellschaftlichen Zuständen gilt in der Regel alle A. nur in Beziehung auf ihr unmittelbares Produkt, und der Werth der A. steht auf seiner niedrigsten Stufe.

Auf zweiter und höherer Staffel sehen wir die Nationen, die bei festen Wohnsitzen den Landbau zu ihrem hauptsächlichsten Erwerbszweige gemacht haben. Die reichern Erzeugnisse des Bodens führen zu einer vielseitigeren Benutzung und Verarbeitung derselben, so wie zu einem gegenseitigen Austausche der einen gegen die andern. Der Ackerbau ruft zugleich den Gewerbfleiß und Handel ins Leben, während die bei den rohern Völkern vorherrschenden Erwerbsweisen (Fischerei, Jagd und Viehzucht) nicht gerade verschwinden, sondern mehr zurücktreten und mit den neuen Berufszweigen in neue Beziehungen kommen. Die ganze Produktion wird mannigfaltiger. Den wechselnden Gelüsten und Bedürfnissen gegenüber, können und wollen sich die einzelnen Familien nicht mehr mit allen Arten des Erwerbs gleichmäßig befassen; schon lernt man die ersten Vortheile einer Theilung der A. kennen. Zugleich wird auch die Arbeitsart das Merkmal der Verschiedenheit der Stände. Die ganze Masse der materiell producirenden Bevölkerung theilt sich in eine ackerbauende, industrielle und kommercielle, mit weitern Abtheilungen nach den Unterarten der Erwerbsthätigkeit. Auf speciellere Gegenstände hingewiesen, wird fortan die A. nicht bloß mit mehr Geschick, das die Uebung gibt, sondern auch rationeller betrieben. Die Instrumente derselben vermehren und vervollkommnen sich. Im Kampfe mit der äußern Natur zum Zwecke der Produktion zeigt sich die A. des Gedankens. Mit den Erfindungen seines Geistes, mit Pflug und Spaten, mit Säge und Meisel, tritt der Mensch der Natur stärker und besser gerüstet entgegen. Seine A. ist jetzt schon in höherem Grade durch seine geistige Thätigkeit vermittelt, und indem seine Hand das künstlicher gebildete Werkzeug führt, greift sie weniger unmittelbar in die Außenwelt ein. Die Periode der Handarbeit im strengern Sinne verschwindet und geht allmählig in die des Handwerks über, das den Begriff des Werkzeugs in sich faßt. Eine solche handwerksmäßige Thätigkeit in der Führung bestimmter Werkzeuge übt und bildet den Körper nur in bestimmten Richtungen aus. Im Vergleiche mit den wild lebenden Völkern ist darum die körperliche Entwickelung unserer Bauern und Handwerker schon eine einseitige, wenn sie auch in ihrer besondern Richtung als eine vollkommenere sich darstellt. Die Thätigkeit des Handwerkers ist indeß noch von der Art, daß derselbe Arbeiter dem Rohstoffe durch eine Reihe verschiedener Funktionen die zum Gebrauch erforderliche Vollendung gibt. Es ist also erst nur eine Gliederung der producirenden Thätigkeiten nach größeren Abstufungen vorhanden, ohne daß schon die A. in ihre einzelnen Elemente zerlegt und vertheilt wird. Diese verschiedenen Funktionen, woraus alle handwerksmäßige Thätigkeit besteht, wiederholen sich aber fort und fort; sie werden erst durch Gewohnheit und Uebung zur sichern Fertigkeit. Wie also die Handwerker und Arbeiter verschiedener Art, nach Maßgabe ihrer ähnlichen Verrichtungen und Interessen, in besondere Stände und Klassen, Zünfte und Korporationen sich abgliedern, so bildet sich zugleich in Mitte dieser Abtheilungen eine gewohnheitsmäßige Ueberlieferung von Brauch und Recht, von Handwerksvortheilen und Fertigkeiten. Und durch solche Ueberlieferung pflanzt sich leicht der Beruf selbst von Geschlecht zu Geschlecht fort, so daß eine Erblichkeit desselben entsteht, zuweilen nur als faktische Regel, welche Ausnahmen zuläßt, zuweilen dem Rechte nach, wovon eine Scheidung der bürgerlichen Gesellschaft in ein eigentliches Kastenwesen die Folge ist. Die besondern Kasten, Stände, Zünfte und Korporationen verrichten ihre besondern Geschäfte, worin sie eigenthümlichen Standesgeist und Standesehre entwickeln, die aber auch gewissen Einseitigkeiten und Vorurtheilen Entstehung und Nahrung geben.

An den geregelten Betrieb von Ackerbau, Gewerben und Handel knüpft sich ein anderer wichtiger Fortschritt der A. Erst die geordnete und planmäßige Berufsthätigkeit für materielle Produktion macht ein allmähliges Aufhäufen von Kapital oder Gütern möglich; Vermögen werden erworben. Dadurch werden Einzelne in ihren ökonomischen Verhältnissen sicher gestellt und der ausschließlichen Sorge für die Befriedigung der leib-

lichen Bedürfnisse überhoben. Sie werden dadurch in eine Lage versetzt, worin sie sich vorzugsweise geistigen A.en widmen können; und so tritt nun der große Gegensatz aller menschlichen Thätigkeit, der Gegensatz einer überwiegend materiellen und überwiegend intellektuellen Produktion entschieden hervor. Die erste Sehnsucht zur Befriedigung geistiger Interessen ist eine religiöse. Sie entspringt aus dem unvertilgbaren Triebe des Menschen, sein Verhältniß zur Gottheit zu erkennen und zu ordnen, über die Quelle alles Daseyns, über seine eigene Zukunft, eine bestimmte Anschauung zu gewinnen. Zur Vermittelung dieses Bedürfnisses bilden sich, mit vorherrschendem Einflusse, besondere Kasten oder Klassen von Priestern, also geistliche Aristokraten, die in ihrem Ursprunge stets auch die geistig Ueberlegenen sind, obgleich sie gewöhnlich in ihrem Fortbestande die hartnäckigsten Feinde des intellektuellen Fortschritts werden. Im Beginne dieser geistlichen Herrschaft sind noch Mythologie und Geschichte, Prosa und Poesie, Theologie und Philosophie, Moral, Politik und Rechtslehre vielfach ineinander verschmolzen und verschlungen. Allmählig aber sondert sich auch die A. des Denkens und künstlerischen Schaffens in einzelne Zweige, die aber lange noch von Priesterthum u. Dogma abhängig bleiben. In derselben zweiten Periode der Entwickelung, im Gegensatz mit den socialen Zuständen der Volksstämme der untersten Stufe, bildet sich neben dem bloßen Herkommen schon die eigentliche Legislation aus. Doch sind religiöse und weltliche Gesetzgebung, Strafrecht und Civilrecht noch gemischt, und für die Anwendung der Gesetze ist die Idee einer Trennung der Justiz und Verwaltung noch lange nicht in dem Umfange, wie in den Staaten der Neuzeit, ins Daseyn getreten.

Suchen wir für diese allgemeinern Betrachtungen besondere Belege, so fehlt es daran um so weniger, als die eben bezeichnete Bildungsstufe von der ersten eigentlich historischen Zeit bis auf die neueste herabreicht u. in den Zuständen der meisten u. zahlreichsten Nationen noch gegenwärtig zum Vorschein kommt. So z. B. in **Hindostan**, wo das Princip einer kastenmäßigen Scheidung der A. und Gesellschaft noch jetzt in größter Strenge durchgeführt ist. Ueberhaupt ist in Vorderindien ein eigenthümlich abgeschlossenes Gebiet des socialen und religiösen Lebens vorhanden; gleichwohl müssen wir bei näherer Betrachtung anerkennen, daß es sich in die Reihe der gesellschaftlichen und politischen Organisationen als ganz natürliches Verbindungsglied einfügt. Das ganze Kastenwesen der Hindus hängt mit ihrem religiösen Glauben innigst zusammen und hat erst durch diesen seine Weihe und Stabilität erhalten; aber selbst die Entstehung eines solchen Glaubens setzt eine besondere Stufe sowohl der materiellen als intellektuellen Kultur voraus. Der Boden, worin die Brahmalehre von einem erblichen Kastenunterschiede erst Wurzel fassen konnte, ist gerade jener Zustand der Entwickelung, worin man zwar die Vortheile einer Theilung der A. erkennt und diese praktisch festzuhalten sucht, aber noch nicht gelernt hat, zur Erreichung größerer Resultate mit geringem Aufwande von menschlicher Kraft die verschiedenen Zweige der Thätigkeit unter sich mit den durch Maschinen wirkenden Naturkräften in Verbindung zu setzen. In solchem Zustande waren die Hindus bei Entstehung ihres Kastenwesens und darin befinden sie sich noch jetzt; denn auch jetzt noch gründet sich ihre A. und die ganze Industrie des Volks auf gewohnheitsmäßig erworbene Fertigkeiten in der Handhabung sehr einfacher und unvollkommener Werkzeuge. Diese Fertigkeiten wurden nur durch die stete Uebung von Jugend auf gewonnen. So gehen sie von den Aeltern auf die Kinder über, und so erzeugte sich das Kastenwesen, indem die Erblichkeit der Arbeitsarten, die nach der natürlichen Lage der Dinge faktisch als Regel vorkam, durch Religion und Gesetz zu Pflicht und Recht erhoben wurde. Dieselbe Theilung der Arbeitsarten zeigte sich in der Scheidung der materiellen und geistigen Thätigkeiten; sie rief, als Vertreter der letzteren, die besondere Kaste der den Göttern dienenden und das Volk lehrenden Brahmanen hervor. Wie aber der jugendlich unerfahrne Schüler zur unbedingten Verehrung seines Lehrers und zur blinden Hingebung an ihn leicht geneigt ist, so wurden auch die Hindus, die sich erst aus der Rohheit hervorarbeiteten u. vom erwachenden Bedürfnisse der Erkenntniß plötzlich und lebhaft durchdrungen fühlten, in unbedingter Unterwürfigkeit unter die Macht des Geistes und unter den Einfluß derjenigen sich zu beugen geneigt, die sich als Vertreter und Vollstrecker dieser Geistesmacht geltend machten. Und so konnte sich im höchsten Grade ein despotisches Uebergewicht der Brahmanen ausbilden. Zur Erhaltung desselben wurde derjenigen Kaste, welche die größte Verehrung in Anspruch nahm, nach einigen Mittelkasten und zahlreichen Unterabtheilungen eine andere gegenübergestellt, deren Erbtheil die tiefste Verachtung war. Mit der Priesterkaste wurde also zugleich eine Kaste der Tschudras und eine Masse verworfener Parias geschaffen; wie denn überhaupt, wo verschiedene Stände sich stufenweise übereinander ordnen, die rohesten Arbeiterklassen als die niedrigsten Sprossen der gesellschaftlichen Leiter betrachtet werden und fort und fort in den Staub getreten sind, damit sich die andern Stände in der einmal errungenen Höhe behaupten. — In ähnlichen Verhältnissen kastenmäßig und unter sich abgeschlossen befinden sich die Arbeiterklassen in **Altägypten**, das auch in seinen gesellschaftlichen Verhältnissen, im ganzen Charakter seiner materiellen, intellektuellen und ästhetischen Kultur Hindostan so auffallend nahe stand. In **China** und **Japan** zeigt sich eine ähnliche Theilung der A., sowie eine genaue Gliederung der Gesellschaft nach Ständen, Klassen und zunftartigen Korporationen, mit scharfen Abmarkungen von Rechten und Vorrechten; doch besteht hier dem Gesetz nach kein erbliches Kastenwesen, wie überhaupt nicht bei den Völkern, wo die jeden Kastenunterschied verwerfende Buddhalehre vorherrscht. Industrie, Wissenschaft und Kunst sind aber auch hier von den religiösen Ueberlieferungen ganz abhängig. Selbst auf dem Princip der Unveränderlichkeit fußend und in der Unbeweglichkeit ihre tiefsten Wurzeln schlagend, streben sie unablässig dahin, ihrem Princip in allen socialen Verhält-

nissen oberste Geltung zu verschaffen, und in konsequenter Bethätigung dieses Strebens kam es dahin, daß sogar die Fähigkeit zum Fortschritte aufhörte und das Leben in der Erstarrung aufging. Darum sehen wir bei vielseitiger Theilung der A. unter den Chinesen und Japanesen dennoch nirgends ein Weiterfortschreiten; alle Erfindung ist seit Jahrtausenden erstorben, und alles Entdecken der übrigen Welt im Reiche der A. und des Hervorbringens ist für sie so gut wie nicht vorhanden. Jede A. wird noch eben so gemacht wie vor tausend Jahren, und Kunst und Wissenschaft stehen noch genau auf der nämlichen Kindheitsstufe, wo sie längst verschwundene Jahrhunderte gelassen haben. Unter den fortwährenden Erschütterungen und Schwankungen auf dem mohammedanischen Staatengebiete, wo binnen nicht sehr langen Perioden ein eroberndes Volk dem andern gefolgt ist, hatten die Elemente der Gesellschaft keine Zeit, um sich, wie in den hinterasiatischen Staaten, in scharf ausgeprägten Formen zu krystallisiren. Wenn gleich hiernach der Unterschied der Stände nach der A. weniger ausgebildet ist, so steht doch der Organismus dieser A. in allen größern mohammedanischen Staaten gleichfalls auf der Stufe des handwerksmäßigen Betriebs. An außerordentlicher Geschicklichkeit in einzelnen Arbeitszweigen fehlt es in Persien, in der Türkei, im maurischen Afrika zc., eben so wenig, als in Japan, in China, in Indien; aber der freie Geist, der aus dem Handwerk großartige Industrien schafft, ist hier nicht zu suchen. Die einzelnen Gewerbe sind sogar, wenigstens in den größern Städten des Orients, zugleich räumlich, durch Anweisung besonderer Quartiere, von einander geschieden. Wie die materielle A., so steht auch die der Wissenschaft und Kunst durchgängig unter dem Einflusse der Religion und religiöser Vorurtheile. Namentlich tritt der Koran einer freieren Entwickelung der letzteren hemmend entgegen.

Gehen wir von den Despotien des Orients auf die freien Staaten des alten Griechenlands und auf Rom zurück, so scheint auf den ersten Anblick ein solcher Uebergang kaum zu vermitteln. Allein bei allen Verschiedenheiten erscheint die Kluft dann schon minder groß, wenn wir beachten, wie der Gegensatz der Freien und Sklaven in diesen Republiken des Alterthums eine despotische Herrschaft des einen Bestandtheils der Bevölkerung über den andern erzeugte, welche Trennung zugleich einen wichtigen Einfluß auf die Vertheilung der A. hatte, indem ein großer Theil der mechanischen und einförmig wiederkehrenden Beschäftigungen des gewöhnlichen Lebens der Sklavenbevölkerung zufiel. Nur dadurch wurde es möglich, daß sich die Freien eine so hohe Bildung aneignen und so viel Zeit gewinnen konnten, um als aktive Staatsbürger thätig zu seyn und sämmtlich, wenn auch in verschiedenen Abstufungen, an den politischen Geschäften Theil zu nehmen. In Wahrheit hat die politische Freiheit der Griechen und Römer nur auf der Sklaverei geruht, und bei der damaligen Stufe der Organisation der A. nur darauf ruhen können. Denn der Charakter ihrer materiellen Produktion war nicht wesentlich anders, als in den eben aufgeführten asiatischen Despotenstaaten. Darum finden wir schon in Griechenland gewisse zunftartige Korporationen der Arbeiter verschiedener Art, deren Organisation später den römischen Zünften zum Muster diente, so wie die Verfassung der römischen Kollegien in mancher Beziehung ein Vorbild für die germanische Zunftverfassung des Mittelalters geworden ist. Das eigentliche Manufakturwesen, so wie die Großfabrikation durch Maschinen, in dem Sinne, wie diese heut zu Tage betrieben wird, war den Griechen und Römern ganz fremd. Die urproduktive wie die industrielle A. war, weil nur Sklavenhänden vertraut, verachtet, und die moralischen Hebel fehlten der industriellen A. im Alterthume gänzlich, welche sie in unserer Zeit zu so gewaltiger Höhe und so hervorragender Geltung erhoben haben.

In allen Staaten Asiens und des Alterthums ist die weltliche und religiöse Gewalt aus einer und derselben Wurzel entsprossen, oder beide haben sich doch bald identificirt und sind in eine Krone zusammengewachsen. Anders war der Bildungsgang für die Völker des Christenthums, einer Religion, die nicht von dieser Welt zu seyn behauptete. Darin liegt ein wesentlicher Grund für die Unterschiede in den beiden Hauptperioden der Weltgeschichte, im Leben der nichtchristlichen und der christlichen Völkermassen. Schon im römischen Reiche hatte das Christenthum eine besondere Repräsentation und einen Mittelpunkt erhalten, der mit dem Einheitspunkte der weltlichen Gewalt nicht zusammenfiel. Als nun die germanischen Eroberer heranstürmten, traf das Element der weltlichen mit dem einer schon organisirten geistlichen Herrschaft zusammen, womit es sich gleichsam nur vertragsmäßig verband, ohne es doch in seiner Selbstständigkeit aufheben und in sich absorbiren zu können. So theilte sich die Gewalt zwischen zwei Hauptständen, dem kriegerischen und grundherrlichen Fürsten- und Adelstande und der gleichfalls mit Grund und Boden ausgestatteten Geistlichkeit. Beide erhielten ihre Vasallen in verschiedenen Abstufungen und ihre Leibeigenen, welche zumeist die gemeinen und mechanischen Beschäftigungen des Landbaues verrichteten, dem die weltlichen und geistlichen Grundherren in höherer Instanz vorstanden. Nur da und dort erhielt sich ein freier und unabhängiger Bauernstand. Zwischen den beiden vorherrschenden Klassen der christlichen Gesellschaft wurden die Städte der Sitz für die Verarbeitung und den Vertrieb der landwirthschaftlichen Erzeugnisse, also für Gewerbe und Handel, und nach den verschiedenen Zweigen dieser industriellen und kommerciellen Thätigkeit gliederten sich ihre Bewohner in Zünfte. Während der Feudalanarchie und in der Zerstückelung des politischen Lebens wurden einzelne Städte zugleich mehr oder minder selbstständige Staaten. Hier bildete sich nun eine besondere Klasse der Patricier, ein eigener Stand der Regierenden, dem die Zünfte oder ihre Vertreter gegenüber standen, doch so, daß die Regierenden in die oft feindselig sich begegnenden Korporationsinteressen vereinigend und vermittelnd eingreifen konnten. In der weltlichen oder geistlichen Feudalmonarchie war es dagegen der angesehenste weltliche oder

geistliche Grundherr, dem diese Rolle des Vermittlers zwischen den selbstständig vertretenen und besonders berechtigten Ständen des Adels und Klerus anheimfiel. Diesen privilegirten Klassen stellte sich mit der zunehmenden Bedeutung der Städte der Bürgerstand, als ein dritter, zur Seite und es ruhte die politische Gliederung nach Ständen auf der Theilung der A. für Krieg und Frieden. Namentlich war die Geistlichkeit zugleich die Repräsentantin der geistigen Interessen, und auch später, als die Wissenschaft mit ihren Fakultäten wieder Stände in sich abgegliedert hatte, blieb sie fortwährend und bis zum Schlusse des Mittelalters unter dem vorherrschenden Einflusse des Klerus. Eben so eng schloß sich die Kunst der Kirche an und galt, trotz aller Selbstständigkeit, lange Zeit doch vorzugsweise als Dienerin der Religion.

Führen diese Betrachtungen unmittelbar auf das Erkennen eines Zusammenhangs im Bildungsgang der socialen Verhältnisse hin, so sehen wir auch, wie die Veränderungen im Betrieb der A. zum Zwecke der materiellen Produktion zugleich Veränderungen in der intellektuellen und politischen Kultur nothwendig bedingen. Sie haben zugleich auf zwei Hauptperioden in der Entwickelung des Organismus der A. aufmerksam gemacht, die sich, unter besonderer Berücksichtigung der materiellen Produktion als die Perioden der eigentlichen Handarbeit u. als die des handwerksmäßigen Betriebs der A. bezeichnen lassen. Allein damit ist die Reihe der weitern Evolutionen jenes Organismus, die zu viel höheren Entwickelungsstufen führen, nicht geschlossen. Die letzteren gehören vorzugsweise dem europäisch-amerikanischen Völkerleben und ausschließlich der neuern und neuesten Zeit an.

Diese Zeit beginnt mit dem Ende des Mittelalters, nachdem die Erfindung des Schießpulvers und die Entdeckung Amerika's den Gehalt und Umfang des äußern, die Buchdruckerpresse und Reformation aber den Gehalt und Umfang des geistigen Lebens wesentlich verändert und erweitert hatten. Die Anwendung des Feuergewehrs hatte die kleinen Feudalstaaten vollends gesprengt und der Entstehung größerer Reiche und Staatenverbindungen Bahn gebrochen; die Presse hatte, den beschränkten Lokalansichten und Vorurtheilen gegenüber, die Macht der öffentlichen Meinung ins Leben gerufen. So waren Feuerwaffe und Presse die ersten Maschinen, welche, im Großen angewendet, die socialen Arbeitsverhältnisse umgestaltet und namentlich die politische Stellung der verschiedenen Stände von Grund aus verändert haben. Eine endlose Kette weiterer Erfindungen, mit entscheidendem Einflusse auf eine fortschreitende Entfaltung des Organismus der A., auf neue Zersetzungen und Verbindungen der producirenden Kräfte, hat sich an jene Ringe geknüpft.

Alle Gegenstände der Urproduktion erhalten erst ihren Werth durch den Gebrauch, den die menschliche Thätigkeit davon zu machen weiß. Darum hängt der höhere oder geringere Werth aller Erzeugnisse aus Grund und Boden, mithin der Werth von Grund und Boden selbst, theils von der mehr oder minder mannigfaltigen und mehr oder minder zweckmäßigen Art der Benutzung, theils vom Umfang dieser Benutzung ab. Wie nun Art und Grad der Benutzung durch die Stufe der industriellen Bildung bezeichnet werden, so bestimmt sich der Umfang derselben durch die Vertheilung der gewonnenen Güter unter eine größere oder kleinere Menschenmenge, also durch den Handel. Zunächst ist die Thätigkeit aller ansässig gewordenen Völker wesentlich auf Bearbeitung des Bodens und auf einfache Benutzung der ihm abgewonnenen Früchte gerichtet. Wir haben erläutert, wie erst mit der Zunahme der Bevölkerung die Industrie sich langsam auf höhere Stufen erhebt, weil sich dann erst eine größere Menge den industriellen Beschäftigungen zuwendet und nun zahlreichere Bedürfnisse und Neigungen für einen mannigfacheren Gebrauch der Urprodukte, sowie zahlreichere Talente für eine vielseitigere Verarbeitung derselben zum Vorschein kommen. Zuerst wird sich immer die Industrie auf Verarbeitung solcher Produkte richten, die sich ihr in unmittelbarer Nähe darbieten. So sehen wir manche einzelne Gewerbszweige bei mehren Völkern Asiens, obgleich ihnen minder vollkommene Arbeitsmittel zu Gebote stehen, bis zu einem hohen und mitunter zu einem sehr hohen Grade von Vollkommenheit entwickelt, z. B. bei Chinesen und Japanesen die Verarbeitung der Porzellanerde und der Seide, bei den Bewohnern von Kaschmir die Verarbeitung der feinen Wolle ihrer Schafe zu den kostbaren Shawls, bei den asiatischen Türken die des Eisens zu trefflichen Waffen u. s. w. Aber nur bei den Völkern, die durch größere und mannigfachere Bedürfnisse, sowie durch einen regern Unternehmungsgeist gespornt sind, finden wir die Großindustrie, die sich nicht bloß auf die vielartigste Bereitung der Landesprodukte bezieht, sondern überdies die Erzeugnisse fremder Zonen zusammenhäuft, um sie, unter Benutzung der heimischen produktiven Kräfte, zu eigenem und fremdem Gebrauche zu verarbeiten. In denselben Staaten, wo sich mit der wachsenden Dichtigkeit der Bevölkerung die Landwirthschaft und wenigstens in einzelnen Zweigen zugleich der Gewerbfleiß entwickelt, erzeugt die größere Masse und Vielartigkeit der Produkte auch einen lebhaftern Handelsverkehr, vorerst und hauptsächlich im Innern der einzelnen Staatengebiete. Dies gilt unter Anderem von den dicht bevölkerten asiatischen Reichen, wo dem innern Verkehr in mancher Beziehung sehr bedeutende künstliche Mittel zu Gebote stehen. Dehnt sich doch der Kaiserkanal in China auf eine größere Strecke aus, als irgend ein Kanal oder Kanalsystem Europa's oder Amerika's. Der auswärtige Handel dagegen, auf weitere Entfernungen und zwischen verschiedenen Staaten, ist in Asien und Afrika, außer einer nicht sehr weit reichenden Küstenschifffahrt, hauptsächlich Karawanenhandel, der sich also nur auf zusammenhängende Länderstrecken beschränkt. Und wie jener höhere Grad der Industrie, die sich die Produkte der fernsten Zonen aneignet, wesentlich nur den europäisch-amerikanischen Nationen angehört, so knüpft sich auch nur an dieselben Nationen der eigentliche aktive Weltverkehr, dem für die fernsten Unternehmun-

gen das Weltmeer als Straße dient, der alle Erzeugnisse der Länder an ihrer Quelle aufsucht, der auf die Bedürfnisse aller Nationen seine Spekulationen gründet, der überall neue Bedürfnisse zu erwecken sucht, um sie befriedigen zu können. So benutzen die Briten in ihren Flotten, Maschinen und Steinkohlen ebensowohl die Erzeugnisse ihres Erfindungsgeistes als ihres Bodens, um auf Tausende von Meilen her die Produkte von allen Ländern herbeizuschaffen und zu verarbeiten, welche sie, verarbeitet, zum Theil dahin zurückschicken, woher sie gekommen sind. So braucht z. B. jedes Pfund ostindischer Baumwolle, das in England zu Zeuch verarbeitet und im Lande seines Ursprungs wieder verkauft wird, einen Zeitraum von etwa 4 Jahren und eine Reise von mehr als 1800 Meilen. Durch alle Verwandlungen und Ortsveränderungen hat es inzwischen wenigstens 160 Individuen beschäftigt und seinen ursprünglichen Werth um 2000 % erhöht.

In sofern die höhere Entwickelung des Gewerbfleißes und Verkehrs die der Landwirthschaft voraussetzt, sind also Industrie und Handel als jüngere Zweige der Kultur zu betrachten. Aber sie sind zugleich Sprossen desselben Stammes, welche, einmal vorhanden, mit einander fortwachsen und sich gegenseitig zum weitern Wachsthum Saft und Nahrung zuführen, so daß die materielle Produktion bezielende A., wie bereits in der Einleitung erörtert worden, als ein Stamm mit 3 Hauptästen erscheint. Darum sehen wir in keinem Staate Gewerbfleiß und Handel blühen, ohne daß zugleich die Landwirthschaft, im Verhältniß zu Boden und Klima, eine entsprechende höhere Stufe erreicht hätte. Auch finden wir nirgends die drei Zweige der materiellen Produktion im Zustande einer höhern Entfaltung, ohne eine größere Dichtigkeit der Bevölkerung, also ohne die Koncentration einer intensiv stärkern Masse produktiver Menschenkraft. Doch hängen andererseits die verschiedenen Zustände von diesem bloß quantitativen Verhältnisse so wenig ausschließlich ab, daß sie sich aus der relativen Größe der Population, selbst unter Berücksichtigung der Beschaffenheit des Bodens, des Klimas und der Begrenzung der Staaten, keineswegs vollständig erklären lassen. Wäre dies der Fall, so müßten etwa China, Japan und Hindostan auf gleicher oder höherer Stufe der Arbeitskultur stehen als Deutschland, Frankreich und England. Auch hat es der dortigen Gesellschaft nicht an Zeit gefehlt, um die den Zwecken der Produktion dienenden Kenntnisse u. Fertigkeiten von Geschlecht zu Geschlecht zu überliefern und die Erbschaft der Vorfahren mit wachsenden Kräften fort u. fort zu bereichern. Doch wie die größere oder geringere Tüchtigkeit des Einzelnen nicht bloß durch Erziehung, äußere Lage u. Schicksale, sondern zugleich durch eigenthümliche Anlage bedingt ist; so werden wir auch bei allen Versuchen, uns die abweichenden Bildungsstufen der Nationen zu erklären, auf eine genetische Verschiedenheit derselben, als auf ein nicht weiter zu zerlegendes Element ihrer Kulturgeschichte zurückgewiesen. Die Landwirthschaft ist an bestimmte und begrenzte Räume gewiesen. Hiernach ist zugleich das Maß der menschlichen Kräfte bestimmt, die sich für Benutzung dieser Räume, zur Erzielung einer möglichst großen Masse landwirthschaftlicher Erzeugnisse, zweckmäßig verwenden lassen. Denn die Produktion eines gewissen Bodens läßt sich nicht fort und fort steigern dadurch, daß eine immer größere Menge an dessen Bearbeitung Theil nimmt. Die Industrie dagegen kann in engern Räumen eine Fülle von Kräften zusammendrängen, um sodann ihre Erzeugnisse durch den Handel überall hin verbreiten zu lassen. Darum wird sich, sobald die Kultur des Bodens bis zu einem gewissen Grade gediehen ist, über den hinaus der Fleiß nicht mehr lohnt, der Mensch vorzugsweise auf Gewerbsfleiß u. Handel werfen, so daß sich fortan die industrielle und kommercielle Bevölkerung in stärkerem Verhältnisse, als die landwirthschaftliche, vermehrt. In gleichem Maße mehrt sich dann die Zahl der Städte oder doch die städtische Bevölkerung vor der ländlichen. Zwar wirken für diese Erscheinung noch besondere Ursachen ein, z. B. für die Residenzen und Hauptstädte der Provinzen die fast überall zunehmende Centralisation der Verwaltung, sowie die Verminderung der Sterblichkeit durch bessere Anstalten der Gesundheitspolizei und das Fortschreiten der medicinischen Wissenschaften überhaupt, wovon der Nutzen besonders den größern Städten zu gut kommen muß, wo sich seit einem Jahrhundert die Sterblichkeit im Durchschnitte notorisch um fünfzig Procent gemindert hat, wo das Menschenleben um durchschnittlich 12 Jahre wirklich zunahm; allein gleichwohl gründet sich die stärkere Vermehrung der städtischen Population weniger auf den Ueberschuß der Geburten über die Todesfälle, als auf den der Einwanderungen über die Auswanderungen, also auf die besondere Anziehungskraft der Städte für die A. und Gewinn, Gewerb und Handel suchenden Klassen.

Das Verhältniß der landwirthschaftlichen zur industriellen und kommerciellen, das der ländlichen zur städtischen Bevölkerung, ist in den meisten Staaten Europa's sehr abweichend, etwa in demselben Grade, wie überhaupt ihre materielle Produktion auf verschiedenen Stufen steht. Im Durchschnitt ist diese Produktion am stärksten und hiernach das Nationaleinkommen vergleichungsweise da am größten, wo auch das Verhältniß der Gewerbe und Handel treibenden Bevölkerung zur landwirthschaftlichen am beträchtlichsten ist. Der Ackerbau wird da gemeiniglich in der Blüthe stehen, die er erreichen kann. Dies erklärt sich aus dem organischen Verbande aller Produktion. Stets vermehren und vermannigfaltigen sich mit der Zunahme der industriellen und kommerciellen Klassen zugleich die Bedürfnisse und die Forderungen, die an die Landwirthschaft gerichtet werden, und es suchen sich die Leistungen mit Bedarf und Verlangen ins Gleichgewicht zu stellen.

Im Hinblicke auf die bedeutenden Unterschiede in der relativen Größe der industriellen und kommerciellen Bevölkerung hat man sich die Frage aufgeworfen, wie hoch diese steigen dürfe, ohne daß ein Mißverhältniß eintrete, wodurch das Gemeinwohl beeinträchtigt werde. Nach einem mittleren Durchschnitt, der freilich bedeutende Ueberschreitungen erfährt, nahm man an, daß der Werth der Ur-

stoffe durch Verarbeitung um $^2/_3$ erhöht werden könne. Dies vorausgesetzt, stellt sich durch einfache Rechnung heraus, daß die landwirthschaftliche Population der industriellen und kommerciellen gleich stehen und jede $^2/_5$ der ganzen Bevölkerung betragen dürfe, ohne daß von einem Mißverhältnisse die Rede seyn könnte. Andere Nationalökonomen setzen voraus, daß unter günstigen Verhältnissen für die Industrie die landwirthschaftliche Bevölkerung mit Einschluß der Taglöhner nicht weniger als $^1/_2$, aber nicht mehr als $^2/_3$ betragen dürfe. Hiernach hätte England das richtige Verhältniß längst überschritten. Gerade dies Beispiel kann aber beweisen, welch' ein mißlich Ding es in der Praxis um solche theoretische Regeln ist. Schon jene beiden Voraussezzungen, hinsichtlich des Betrags der nicht materiell producirenden Bevölkerung, sowie hinsichtlich der möglichen Erhöhung des Werths der Urprodukte, sind nur als allgemeine Thesen von Werth, und das Eine wie das Andere als richtig angenommen, wird das gefundene Verhältniß doch nur im Durchschnitt durch alle Staaten als angemessen gelten können. Geht man dagegen auf die Betrachtung der einzelnen Länder über, so hängt die Arbeitsvertheilung von tausend besonderen Umständen ab: von der Urproduktion des besondern Landes, vom Grade der industriellen Bildung und den Fähigkeiten seiner Bewohner, von den äußern Mitteln der Industrie und des Handels ꝛc. Namentlich ist für die konkrete Beurtheilung nicht außer Acht zu lassen, daß sich einzelne Staaten zum Gesammtgebiete der Völker verhalten können, wie sich in einem besondern Staate einzelne größere Städte zu dem übrigen Lande und Volke verhalten; daß sich also in manchen Staaten eine sehr dichte Masse industrieller und kommercieller Bevölkerung zusammendrängen kann, ohne Nachtheil für das Gemeinwohl, wenn nur die industrielle Kultur kein erkünsteltes Erzeugniß, sondern das Resultat natürlich zusammenwirkender Ursachen ist. So darf man wohl England durch seine günstige Handelslage, durch die Beschaffenheit seines Bodenreichthums, durch den Charakter und die eigenthümlichen Anlagen seiner Bewohner vor andern Staaten berufen halten, die größte Menge seiner Arbeitskräfte dem Gewerb und Handel zu widmen, und man wird hier nur von einem Mißverhältnisse reden, wenn man den Maßstab allgemeiner, aber im Besondern unpassender Normen anlegt. Notorisch beruhen die besseren ökonomischen Verhältnisse Großbritanniens, im Gegensatz mit Irland, auf einer weit zweckmäßigeren Vertheilnng der Menschenkräfte an die drei Hauptzweige der Produktion und namentlich darauf, daß sich dort keine zu große Menschenmenge mit der Kultur des Bodens befaßt. Und so läßt sich im Hinblick auf Großbritannien wohl behaupten, daß fast überall auch im übrigen Europa noch eine sehr beträchtliche Vermehrung der Gewerbe und Handel treibenden Klasse nicht bloß möglich, sondern im Interesse der Gesammtproduktion zugleich wünschenswerth ist, daß also in dieser Beziehung noch sehr wichtige Veränderungen im Organismus der A. Statt finden können, die zugleich als wahre Fortschritte der Menschheit zu betrachten seyn werden. Die Vertheilung der Arbeitskräfte an die 3 Hauptzweige der Produktion und das Verhältniß ihrer verschiedenen Bestandtheile zu einander ist nur ein Moment, um darnach für den Organismus der A. im Staate die Stufe seiner Entwickelung mit bemessen zu können. Denn zur vollen Einsicht in diesen Gegenstand ist erforderlich, für Ackerbau, Industrie und Handel zugleich das Verhältniß der produktiven Menschenkräfte zu den verstandeslosen Naturkräften ins Auge zu fassen.

Die A. für Urproduktion, besonders für eigentlichen Landbau, spielte bei den alten und neueren Völkern des östlichen u. südlichen Asiens und Aegyptens die Hauptrolle. Doch obschon sie zu einer hohen Stufe der Ausbildung gelangte, waren bei diesen Nationen noch bei Weitem nicht alle Mittel im Gebrauch, die in Europa der Landwirthschaft zu Gebote stehen. Erst da, und erst in neuerer Zeit hat die A. für Urproduktion die höchste Stufe der Ausbildung erreicht und von Europa aus haben sich die erlangten Erfahrungen und die Kenntniß der Hülfsmittel zur bessern und zweckmäßigern Benuzung des Bodens, über einen großen Theil von Amerika und nach allen Kolonien verbreitet. Doch steht in den verschiedenen europäischen Staaten selbst auch die Landwirthschaft in allen Beziehungen auf sehr verschiedenen Stufen der Ausbildung. Im ganzen Osten unseres Welttheils finden wir, bei einer noch dünnen Bevölkerung und bei der häufigen Gliederung der landwirthschaftlichen Population in freie Grundherren und in Leibeigene, eine Vertheilung des Bodens unter eine verhältnißmäßige kleine Zahl von Eigenthümern. Ueberall aber, wo die dem Ackerbau dienende verhältnißmäßig kleine Masse produktiver Menschenkraft über weite Räume zerstreut ist, ist er schon dadurch gezwungen, sich auf eine sehr rohe Bodenbereitung, eine solche, die einen geringen Aufwand von Zeit erfordert, zu beschränken. In jenen dünnbevölkerten Gegenden, wo das Grundeigenthum in großen Portionen vertheilt ist, hat darum die Landwirthschaft noch den Charakter der Einfachheit. Weite Strecken, wenn sie nicht als sorglos behandelte Weiden einer halb nomadischen Viehzucht dienen, werden mit denselben Fruchtarten bestellt, und jene zahlreichen Nebenzweige der Agrikultur, deren Pflege größere A. auf kleinem Raume, beträchtlichere Kapitalien, erhöhte Sorgfalt, Einsicht und Berechnung erfordern, wie z. B. künstlicher Wiesen- und Futterbau, oder die Kultur verschiedener Handelsgewächse, Gartenbau, Obstzucht u. dergl., sind nicht, oder doch nur sehr unvollkommen entwickelt. Jedes Stück Boden, das einer gemeinschaftlichen Kultur unterworfen ist, läßt sich einer Maschine vergleichen, die von einer landbauenden Familie, mit ihrem etwaigen Gesinde und ihren temporären Gehülfen, in mehr oder minder zweckmäßige Thätigkeit gesetzt wird. Aber die maschinenartig wirkenden Naturkräfte, oder die einzelnen Güterstücke, sind qualitativ unendlich verschieden, theils nach dem natürlichen Unterschiede von Boden und Klima, also gleichsam nach dem Urstoffe, woraus die Maschine besteht, theils nach ihrer Vervollkommnung durch menschliche Industrie,

oder nach der Verwendung beträchtlicher oder minder beträchtlicher Kapitalien auf Grund und Boden, theils endlich nach der größern oder geringern Abnutzung der Maschinen, also nach der größern oder geringern Erschöpfung des Bodens durch vorgängige Produktion. Alle die verschiedenen Momente, die bei der eigentlichen Fabrikation durch Maschinen zu beachten sind, bedürfen auch in der Landwirthschaft analoge Berücksichtigung. Wie aber dort die wichtigsten Unterschiede durch die besondern Zwecke der Fabrikation bedingt sind, so stellt nicht weniger die Landwirthschaft nach ihren speciellen Kulturzwecken besondere Forderungen auf, die ein sehr verschiedenes Verhältniß der Menschenkraft zur Naturkraft bedingen, wie z. B. dieselbe Fläche, die zu Weinbau oder Gartenbau bestimmt ist, weit mehr A. in Anspruch nimmt, als ihre Benutzung zur Viehweide u. dergl.

Wie aber auf dem Gebiete der landwirthschaftlichen Kultur die verschiedenen Zweige mehr und mehr in gegenseitig förderliche Verbindung treten, wie sich der Wille der Menschen eine wachsende Menge verstandesloser Naturkräfte unterwirft und sie in zweckmäßigerer Weise für die Produktion zu verwenden weiß, so zeigt sich ganz derselbe Gang der Entwickelung auch im Bereiche der eigentlichen Industrie. In dem industriellen Bildungsgange lassen sich 4 Hauptstufen unterscheiden, obgleich man sich von der einen zur andern nur durch sehr allmählige Uebergänge erhebt. Auf der untersten Stufe ist es dem Menschen nur um die Befriedigung der dringendsten und einfachsten Bedürfnisse zu thun; A. ist ihm eine Plage und er arbeitet nicht mehr, als zur Fristung seines Lebens nothwendig ist. Das Streben, durch mannigfaltigere Genüsse den Reiz des Lebens zu erhöhen und dieses zu verschönern, kennt er nicht. Seine Hauptbeschäftigung besteht wesentlich in dem bloßen Aufsuchen derjenigen Mittel seiner Erhaltung, die ihm die Natur freiwillig und unmittelbar darbietet. In der zweiten Periode beschränkt er sich schon nicht mehr auf die bloße Benutzung dieses unmittelbar Dargebotenen; er muß versuchen, die Naturkräfte auf mannigfachere Weise seinen Zwecken dienstbar zu machen. Hat er sich früher nur auf das Einsammeln der wildwachsenden Früchte beschränkt, so wird er jetzt das Feld bebauen und besäen, und sich zu diesem Zwecke die Kraft der dazu geeigneten Thiere unterwerfen; hat er früher sein Getreide zerstampft, so wird er es jetzt etwa durch Handmühlen in Mehl verwandeln u. s. w. Jene beiden ersten Stufen im Organismus der A. wurden oben als die der eigentlichen Handarbeit und die des handwerksmäßigen Betriebs derselben bezeichnet. Wie aber der Mensch die Kräfte der äußern Natur mehr und mehr erkennen und würdigen lernt, so wird er als Glied eines Menschenvereins auch aus diesem Vereine selbst immer größern Nutzen zu ziehen suchen. Namentlich wird er die Vortheile einer fortschreitenden Theilung der Thätigkeiten begreifen, denn diese können erst in der größern und geordneten Gesellschaft, wo man sich für gemeinsame Zwecke gegenseitig in die Hand arbeitet, in weiterem Umfange augenfällig hervortreten. Tritt die industrielle A. auf diese dritte Stufe, so werden, im Vergleiche zu dem frühern Fürsicharbeiten, mit gleicher Arbeitsmenge viel mehr Erzeugnisse gewonnen. Ein Arbeiter, der alle zur Verfertigung von Nähnadeln erforderlichen Operationen allein vornimmt, bringt ihrer täglich nicht mehr als 20 zu Stande, während ohne Maschinen und durch die bloße Theilung der A., wobei jede Nähnadel durch 72, nach Andern durch 92 Hände geht, jeder Arbeiter nicht weniger als 5000—5500 täglich verfertigt. Ein noch auffallenderes Beispiel gibt die Stecknadelfabrikation. Ein Arbeiter verfertigt 450 ganz; nach Theilung der A. täglich 4800, ja, mit der neuesten Verbesserung der Fabrikation über 12,000. Aehnliche Beispiele ließen sich noch in Menge anführen. Damit ist man nun in die (dritte) Periode der Manufaktur eingetreten, als der im höchsten Grade zerlegten handwerksmäßigen Thätigkeit, die zugleich eine Thätigkeit von Hand in Hand zu einem und demselben Zwecke der Produktion ist. Zuletzt führt die fortgesetzte Theilung der A. zur Anwendung des Maschinenwesens u. damit zu der vierten Stufe, zu der eigentlichen Fabrikation durch Maschinenarbeit. Jene Theilung der A. zerlegt nämlich die verschiedenen Arbeitsprozesse in eine Menge ganz einfacher Operationen, und so wird es möglich, die auf rein mechanische und einfach wiederkehrende Bewegungen reducirten A.en verstandeslosen Kräften zuzuweisen, wogegen sich der Mensch die verständige, geistig thätige Leitung dieser Kräfte vorbehält. Wo die Maschinenanwendung eine Grenze finden werde, ist noch nicht zu erkennen. Schon gibt es manche Zweige der Industrie, von denen man vor ein Paar Jahren noch sagte, daß sich die Handarbeit durch Maschinen nicht ersetzen lasse und die dennoch nun in deren Gebiet gehören. Nicht nur alle Zweige der Weberei werden jetzt auf das Vollkommenste durch Maschinen ausgeführt, auch die Spitzenklöppelei, das Schriftsetzen, die Bildhauerei, das Fertigen der Nägel, der Schuhe ꝛc. wird schon durch Maschinen vollzogen.

Der Handel, mit seinem Zwecke der Erhöhung des Waarenwerths durch das Mittel des Transports, ist ein Genosse der Industrie und wesentlich demselben Gesetz der Entwickelung unterworfen. Die erste und einfachste Art des Handels ist die des Austausches der Waaren von Hand zu Hand. Auf zweiter Stufe schafft er sich die ersten einfachen Werkzeuge und Mittel des Transports, Lastthiere und Kähne, für deren Führung und Bewegung ihm Peitsche und Ruder als Handwerkszeug dient; der Lastwagen folgt, nachdem er die Saumthierpfade in Straßen verwandelt. Mit größeren Fahrzeugen wagt er sich aufs Meer, er setzt ihnen Segel auf und Masten, und das den Ocean kühn durchschneidende Kauffartheischiff ist entstanden. Es folgen Dampfschiffe, Dampfwagen; die Kraft des Windes und der Zugthiere ersetzt der Wasserdampf. Während der Mensch so die gewaltigsten Naturkräfte zügelt und zur A. nach seinem Willen zwingt, während überdies Wechsel und Banknoten neue Kapitalien schaffen und als mächtige Triebfedern in den Verkehr eingreifen, gelangt der Handel mit verhältnißmäßig geringem Aufwande von Menschenarbeit zu Wirkungen, die in Erstaunen setzen

und durch welche er als einer der mächtigsten Hebel in den Kulturgang des Menschengeschlechts eingreift.

Fassen wir im Rückblicke übersichtlich die Veränderungen im Organismus der A. zusammen, so weisen Geschichte und Statistik der A. folgende successiv hervortretende Momente auf: 1) fast ausschließliche Verwendung der produktiven Menschenkraft auf die Urproduktion; 2) einfache Benutzung der Rohstoffe und darum noch geringe Entwickelung von Industrie und Handel; 3) Wachsthum der Bevölkerung und verhältnißmäßig stärkere Zunahme der industriellen und kommerciellen Klasse und hiermit gleichlaufend, bis in die neuere Zeit, eine relativ größere Vermehrung der städtischen, als der ländlichen Bevölkerung; Zunahme von Industrie und Handel, welche zurückwirkend die Landwirthschaft auf höhere Stufen heben; 4) fortschreitende Unterwerfung der verstandeslosen Naturkräfte unter den Willen des Menschen und fortschreitende Gliederung der A. durch Vervielfältigung und Vervollkommnung der Werkzeuge und der Handwerke, durch Zerlegung der A. in ihre einfachsten Elemente und Vertheilung derselben unter zahlreichere Menschenhände für gemeinschaftliche Zwecke der Produktion, endlich durch rationelle Austheilung der A., so daß den Maschinen die einförmig wiederkehrenden Operationen zufallen, während der Mensch ihre verstandesmäßige Leitung übernimmt; 5) umfassendere Kombinationen der produktiven Kräfte: in der Landwirthschaft durch verständige Verbindung ihrer verschiedenen Zweige, in Industrie und Handel durch Association zahlreicherer und vielartigerer Menschen- und Naturkräfte für Unternehmungen in größerem Maßstabe. Hierzu kommt nun noch 6) als neuester Fortschritt in der Entwickelung des Arbeitsorganismus die engere Verbindung der Hauptzweige der Produktion unter sich. So suchen jetzt große Fabrikanten zugleich großen Grundbesitz zu erwerben, um sich für den Bedarf der zu ihrer Industrie erforderlichen Urstoffe unabhängig von dritter Hand zu machen, oder sie setzen mit ihren industriellen Unternehmungen einen Handel in Verbindung nicht bloß zum Vertrieb ihrer eigenen Fabrikate, sondern wohl auch zum Ankauf von Produkten anderer Art und zum Verkauf derselben an ihre Arbeiter. Endlich sehen wir in den so zahlreich gewordenen größeren Aktienunternehmungen 7) umfassende Kombinationen der Geldkräfte vieler Theilnehmenden mit den wissenschaftlichen und technischen Kenntnissen und Fertigkeiten Anderer, welchen die Ausführung der A. übertragen ist. Hierdurch wird es den Kapitalisten möglich, ihre Vermögen in mannigfacherer Weise und wohl auch gleichzeitig auf landwirthschaftliche, industrielle und kommercielle Produktion zu verwenden, wodurch zugleich ihr Interesse ein gleichzeitig vielseitigeres wird und die schroffern Gegensätze zwischen den Interessen der Agrikultur, der Industrie und des Handels sich mildern und verschmelzen. Sehr wohlthätig für den Nahrungsstand vieler Arbeiterklassen ist es, daß das Maschinenwesen in Aufnahme kam, ohne die eigentliche Manufaktur auf einmal zu verdrängen, so wenig diese letztere das Handwerk hat auf einmal verdrängen können. Auch ist freilich die eigentliche Großfabrikation noch von neuem Datum und erst im Beginn ihrer Entwickelung, so daß sich auf dem Gebiete der Produktion erst in einzelnen Theilen solche umfassendere Kombinationen der produktiven Kräfte und der ökonomischen Interessen gebildet haben, während noch in andern Theilen, durch eine zunehmende Zersplitterung der Landwirthschaft und Gewerbe, eine weitere Zersetzung und Zerlegung dieser Kräfte und Interessen Statt hat. Die Arbeitszustände befinden sich fast durchgängig im Zustande des Uebergangs und der Metamorphose und es wird voraussichtlich noch lange dauern, ehe ruhigere, behaglichere Zustände eintreten.

Es liegt in der Natur der Sache, daß das der Kultur fähige Land dieser mehr und mehr unterworfen wird, je höher die Bevölkerung steigt und je größer insbesondere, mit der Zunahme der Gewerb und Handel treibenden Klassen, die Konsumtion der landwirthschaftlichen Erzeugnisse wird. Hiernach haben diejenigen europäischen Staaten, wo noch Industrie und Handel am wenigsten entwickelt sind, Rußland, Skandinavien und die pyrenäische Halbinsel, auf einem Flächenraum von 96,771 □Meilen nicht ganz 72 Millionen Einwohner, also im Durchschnitt nur etwa 741 auf der □M., und es fällt in die Augen, daß hier noch unbenutzte und kulturfähige Räume genug vorhanden sind, um eine vielfach größere Bevölkerung zu nähren. Aber noch in vielfach größerem Umfange bieten andere Welttheile unermeßliche kulturfähige Strecken dar, einer Reihe Staaten und Nationen ein reiches Leben, eine große Zukunft verheißend. Eine unübersehbare Aussicht öffnet sich in diesen Beziehungen, wenn wir beachten, daß es gerade die natürlich fruchtbarsten Länderstrecken sind, wo noch die Kultur am weitesten zurücksteht. Man nimmt für die Länder des europäischen Staatensystems den Ernteertrag im Durchschnitt zu dem Vierfachen der Aussaat an, während man ihn in Ungarn u. seinen Nebenländern auf das Acht- bis Zehnfache und in den Tropenländern Amerika's auf das Zwölf- bis Dreißigfache geschätzt hat. Noch viel auffallender sind die Unterschiede in der Ertragsfähigkeit des Bodens und der hierdurch bedingten Möglichkeit eines dichtern Volkslebens, wenn man die Erzeugnisse der verschiedenen Zonen nach dem Nahrungsstoffe, den sie in sich schließen, vergleicht. So können sich in Meriko auf einer halben Hektare, die mit Bananen der großen Gattung bepflanzt ist, über 50 Individuen ernähren, während der gleiche Raum in Europa, selbst unter Voraussetzung eines achtfachen Ertrags, eine noch nicht einmal für zwei Personen ausreichende Quantität Weizenmehls liefert. Aber selbst in Staaten, die gegenwärtig auf der höchsten Stufe materieller Kultur stehen, bieten sich noch der Bearbeitung bedeutende Striche dar, so z. B. im gewerbfleißigen Sachsen, in Großbritannien, Irland, Frankreich, selbst in dem so bevölkerten Belgien. Die Urbarmachung größerer Räume in den einzelnen Staaten würde indessen die landwirthschaftliche Produktion nur etwa im Verhältnisse mit der Zunahme der landwirthschaftlichen Klasse der Be-

völkerung vergrößern können, wenn nicht erhöhter Fleiß und zweckmäßigerer Betrieb des Landbaues hinzukämen. Notorisch hat sich während der neueren Zeit die Produktion fast überall in stärkerem Maße, als die Bevölkerung, vergrößert. In Schweden und Norwegen z. B. ist mit der wachsenden Bevölkerung die Zufuhr von Getreide nicht nur nicht gestiegen, sondern sie ist sogar bedeutend gefallen. Auch in Frankreich sinkt, ungeachtet einer rasch steigenden Population, die Einfuhr von Produkten des Ackerbaues von Jahr zu Jahr.

Aehnliche Ursachen haben aber im Gebiete der **Industrie** ähnliche Wirkungen, wie auf dem der Landwirthschaft, hervorgerufen. Ja, die industrielle Produktion hat sich in Europa in noch weiterem Umfange vergrößert, da Vermehrung der Arbeiterzahl, die überhaupt ihr zumeist zu gut kommt, mit den wichtigsten Entdeckungen der neueren Zeit zusammenfällt. Die industrielle Produktion hat in den meisten Staaten Europa's zwar in sehr verschiedenem Grade und in einigen Ländern der Mitte und des Westens in besonders großem Umfange zugenommen; aber sie ist ziemlich durchweg in weit stärkerem Verhältnisse, als die Bevölkerung, gestiegen. Auch zeigt sich das weit größere Wachsthum in denjenigen Zweigen der Industrie, auf welche bis jetzt das Maschinenwesen hauptsächlich angewendet wurde. Dieser Umstand ist desto wichtiger, als doch überhaupt noch die Zahl der Arbeiter in der Großfabrikation, verglichen mit der übrigen gewerblichen Bevölkerung, nicht so sehr beträchtlich ist. So sicher, als sich das Maschinenwesen noch vieler Gewerbszweige bemächtigen wird, so gewiß ist es auch, daß es auf alle Zweige der Gewerbsthätigkeit nie Anwendung finden kann. Immer zeigt indeß eine nähere Beobachtung der einzelnen Gewerbe, worauf bis jetzt die Großfabrikation noch keine Anwendung gefunden hat, daß fast überall eine fortschreitende Zerlegung der A. in einfachere Operationen und eine Zuweisung dieser letzteren an verstandeslose Naturkräfte möglich ist. So hat in neuester Zeit die Maschinenarbeit der Menschenarbeit die Flachsspinnerei entrissen und diesen in Europa Millionen Hände beschäftigenden Arbeitszweig, sowie die Leinenweberei einer gänzlichen Umwälzung zugeführt. Uebrigens werden die industriellen Zustände der Staaten durch eine Menge Verhältnisse modulirt, welchen man kaum so großen Einfluß zutrauen sollte. Namentlich zeigen **Großbritannien** und **Frankreich** nicht bloß in der Koncentrirung und Zerstückelung des Bodens, sondern zugleich der Kapitalien und der A. Anomalien. Es gibt einen Fabrikanten in Manchester, der so viel als ganz Mühlhausen baumwollene Waaren erzeugt. Während das in Frankreich verbrauchte Eisen, etwa 10 Mill. Ctr., aus 100 Etablissements hervorgeht, hat ganz England nur 78, die über 2 Millionen Tonnen (zu 20 Centner) liefern und nicht bloß für den Bedarf Großbritanniens, sondern zugleich für eine sehr starke Ausfuhr nach dem europäischen Festlande und nach Amerika sorgen. Wir kennen drei Eisenwerke in England, welche so viel als alle deutschen zusammengenommen Eisen machen. So liefert jährlich eine einzige Bierbrauerei, die von Whitbread in London, nicht weniger als 300,000 Faß Porter; die von Barclay und Perkins producirt mehr als sämmtliche Brauereien Sachsens und zahlt jährlich 180,000 Pfund Sterling Abgaben. Man sieht an diesen Beispielen, wie dem Geiste der Erfindung und der Kombination noch ein unermeßliches Feld geöffnet ist, um die industrielle Produktion, unter Verminderung des dafür erforderlichen Aufwandes menschlicher Kräfte, fortwährend zu steigern.

Größere Produktion und größere Konsumtion bedingen sich gegenseitig. Wie der Handel eine Vertheilung der Produkte des Ackerbaues und der Industrie an die Konsumtion zum Zweck hat, so muß er mit beiden an Umfang zunehmen und sich hiernach gleichfalls in stärkerem Maße, als die Bevölkerung, vergrößern. Es leuchtet ein, daß die Verschiedenheit der Handelszunahme in den europäischen Staaten so groß seyn muß, als die der Produktion selbst. In den meisten europäischen Staaten fällt die größere Ausdehnung des auswärtigen Handels mit dem lebhaftern Aufschwunge der Industrie und den Verbesserungen im Betrieb des Ackerbaues folgerecht zusammen. Wie groß übrigens der Umfang des äußeren Verkehrs seyn mag, so ist doch der innere in allen Staaten noch weit beträchtlicher. Dies gilt selbst für den größten Handelsstaat, für Großbritannien, in solchem Maße, daß immer der heimische Verbrauch seiner Fabrikate wenigstens 2mal so stark ist, als die gesammte Ausfuhr derselben, obgleich die in das Ausland gehenden Erzeugnisse der britischen Industrie den beträchtlichsten Theil des auswärtigen Handels bilden. Diese steigende Konsumtion ist theils eine Folge der zunehmenden Bevölkerung, theils der größeren Wohlfeilheit der Fabrikate. Immer aber wird das Verhältniß des innern Verkehrs zum äußern, selbst unter sonst gleichen Umständen, schon nach der Größe, Gestalt und Begrenzung der Staaten, nothwendig verschieden seyn. Ein ausgedehnterer Staat, dessen Glieder unter sich in leichte Verbindung gesetzt sind und der in sich selbst einen größeren Reichthum mannigfaltiger Produkte erzeugt, ist schon darum in seinem Verkehr auch verhältnißmäßig weniger an das Ausland gewiesen; sowie auf der andern Seite gleichgroße Staaten, aber von verschiedener Ausdehnung ihrer Grenzen, mit dem Auslande in mehr oder minder häufige Berührung kommen. Es ist darum sehr falsch geschlossen, wie doch häufig noch geschieht, wenn man nur die Größe des auswärtigen Handels, nach einer in jeder Beziehung höchst trüglichen Handelsbilanz, als Maßstab der kommerciellen Kräfte gelten läßt. Annähernd läßt sich die Größe des innern Verkehrs nach den ihm zu Gebote stehenden Kommunikationsmitteln bemessen. Zur Schätzung des inneren Verkehrs muß indessen noch die Beschaffenheit der Kommunikationsmittel und die Art des Gebrauchs, also nicht bloß das Quantitative, sondern auch das Qualitative in Betracht kommen. Auch Banken und ähnliche Institute, wodurch der Transport von Geld und Geldeswerth zum Theil erspart wird, dürften nicht außer Acht bleiben. Endlich sind die in einem Staate um=

laufenden baaren Gelder, sowie Banknoten, Schatzscheine, Staatspapiere auf Inhaber ꝛc. solche Transportmittel für inneren und äußeren Verkehr, weil sie im Uebergange von einer Hand zur andern als Repräsentanten von Waaren erscheinen. Die Menge dieser Cirkulationsmittel wird also zwar mit der Größe des inneren und äußeren Verkehrs im geraden, allein mit dem lebhafteren Vertrieb von Hand zu Hand im umgekehrten Verhältnisse stehen.

Wir haben die außerordentlichen Wirkungen angedeutet, welche in den meisten Staaten unseres Welttheils von sehr ungleicher Größe an die Veränderungen im Organismus der Arbeit sich knüpfen. Wohl läßt sich die Frage aufwerfen, wie weit darauf die Veränderungen in der Gesetzgebung und der ihr entsprechenden Verwaltung von Einfluß seyn mögen, so weit diese die materielle Produktion und namentlich die größere Freiheit oder Beschränkung des Grundeigenthums, der Gewerbe und des Handels zum Gegenstande haben. Man kann nicht in Abrede stellen, daß dieser Einfluß hie und da groß genug war. Gleichwohl wird eine umfassendere und tiefer eindringende Betrachtung zu der Ueberzeugung führen, daß man meistens geneigt ist, der Weisheit oder Thorheit menschlicher Gesetzgebung eine viel zu große Wirkungssphäre einzuräumen. Denn bei aller Anerkennung eines Verhältnisses der Gegenseitigkeit und Wechselwirkung wird man gestehen müssen, daß doch im Ganzen die Legislation, nach ihren wesentlichsten Bestimmungen, stets genöthigt war, sich den Veränderungen in dem inneren Leben der Gesellschaft anzupassen, und daß weit mehr die Thatsachen des Völkerlebens sich die Gesetze u. Regeln desselben geschaffen haben, als daß der umgekehrte Fall eingetreten wäre. Die vermehrten Bedürfnisse einer wachsenden Volksmenge hatten in einem beträchtlichen Theile Europa's eine größere Vertheilung des Grundeigenthums als wünschenswerth erkennen lassen, weil man von der größern Koncentrirung des menschlichen Fleißes auf kleinere Theile des Bodens, sowie von Erhöhung dieses Fleißes durch den mächtigen Sporn des eigenen persönlichen Interesses, um so größere Erfolge im Ganzen erwartete. Der rationellere Betrieb der Landwirthschaft, die weitere Verbreitung der Intelligenz, die geistige Belebung größerer Massen und besonders das Aufstreben eines gebildeten Mittelstandes, der sich ungern im Besitz von Grund u. Boden beschränkt sah —, dies Alles wirkte in der gleichen Richtung zusammen. So belebte sich das Selbstgefühl der Einzelnen, das mit der Forderung der Rechtsgleichheit immer entschiedener hervortrat und hiernach das Institut der Majorate, die Bevorrechtung der einen vor den andern Familiengliedern und die dinglichen Privilegien besonderer Klassen immer bitterer empfand. Für das, was man wünschte und forderte, suchte und fand man einen Grund und eine Stütze in neuen philanthropischen Ideen und rational-ökonomischen Ansichten, in vernunftrechtlichen u. naturrechtlichen Principien.

Darum griff von der materiellen, wie von der ideellen Seite des Lebens Manches in einander, um in weitem Umfange die Aufhebung der Leibeigenschaft durchzusetzen, sowie die größere oder geringere Befreiung des Grundeigenthums von Grundlasten und von Beschränkungen hinsichtlich der Erblichkeit, Veräußerlichkeit und Theilbarkeit. Der Wille und die Thätigkeit des Menschen sollte nicht mehr von der todten Masse abhängig, diese vielmehr dem freiern Willen unterworfen seyn. Wenn von nun an die Theilung der A. und der Kultur schneller von Statten ging, so konnten doch auch schon früher die herrschenden Feudalgesetze diese größere Theilung nicht verhindern, die namentlich in Frankreich, wo die Feudalherren aus Mangel an Einsicht u. Kapital ihren Grundbesitz nicht gehörig verwalten konnten, gewissermaßen nothwendig und nützlich war. Selbst in England ist trotz der das Grundeigenthum zusammenzuhalten suchenden Gesetze in der neuesten Zeit wenigstens die kleinere Kultur nicht ausgeschlossen, und besonders in Irland ist die Zersplitterung der Pachtungen übermäßig groß. Derselbe Entwickelungsgang fand wesentlich auch auf dem Gebiete der Industrie Statt. Wie früher der Grund und Boden in eine kleine Zahl von geschlossenen Gütern zerfiel, mit wenigen Eigenthümern und einer größern Anzahl abhängiger Besitzer und Bebauer, so war die Industrie in geschlossenen Zünften mit wenigen Meistern und vielen abhängigen Gesellen und Lehrlingen koncentrirt; und wie auf dem Gebiete der Agrikultur die Grundsätze der Theilbarkeit, der Veräußerlichkeit u. der Befreiung des Grundeigenthums sich geltend machten, so hier in Folge des herrschend werdenden Princips der Gewerbsfreiheit die Zertheilung der Gewerbsthätigkeiten an eine größere Anzahl selbstständiger Meister. Die von der größern Konkurrenz erwarteten vortheilhaften Folgen scheinen sich im Allgemeinen realisirt zu haben, wenigstens ist die industrielle Gesammtproduktion schnell gestiegen. Natürlich vergrößerte sich die Zahl der Gewerbtreibenden rascher mit der gesetzlichen Anerkennung der Gewerbsfreiheit (in Frankreich z. B. ist von 1802—1832 die Zahl der selbstständigen Handwerksmeister von 791,500 auf 1,118,500 gestiegen); doch war der Zunftverband schon vorher durch die Veränderungen im Betrieb der A. durch den wachsenden Zudrang zu den Gewerben und durch eine unvermeidliche Konkurrenz gelockert und in sich selbst zerfallen. Dasselbe gilt vom Handel. Auch ohne gesetzliche Auflösung oder Lockerung des kaufmännischen Zunftverbandes mußte hier eine größere Theilung schon darum nothwendig eintreten, weil eine solche auf dem Gebiete der Agrikultur und der Industrie eingetreten war und jeder Landwirth und Professionist wenigstens mit seinen eigenen Erzeugnissen zugleich als Handelsmann auftritt. Gegenüber dem Auslande wollte man jedoch, bei ganzer oder theilweiser Anerkennung der Gewerbsfreiheit im Innern der Staaten oder Staatenvereine, der einheimischen Industrie Schutz gewähren, und so verbreiteten sich mehr noch, als vor der französischen Revolution, in der neuern Zeit die Mauthanstalten über Europa, bei denen man jedoch gewiß auch finanzielle und fiskalische Rücksichten im Auge hatte.

Hinsichtlich der Folgen dieser Veränderungen in der Gesetzgebung gibt es verschiedene Mei-

nungen und es scheinen Thatsachen gegen Thatsachen zu sprechen. Man hat z. B. von nachtheiligen Wirkungen der neuern preußischen Gesetze zur Auseinandersetzung der gutsherrlich-bäuerlichen Verhältnisse und zur Theilung der Gemeinheiten gesprochen, und die Vertheilung der Ländereien soll nicht mehr die zweckmäßigste Art von Kultur gestatten. Andererseits werden sehr viele und viel geltende Stimmen über die heilsamen Folgen jener Gesetze laut: bessere Kultur, Ausdehnung und Verbesserung des Viehstandes und Verminderung der Produktionskosten. In Frankreich, wo wir die Theilung hie und da auf den äußersten Punkt getrieben sahen und wo die schon von A. Young für allzuhoch gehaltene Population seit der neuern Gesetzgebung um 8—9 Millionen gestiegen ist, haben sich die Subsistenzmittel noch schneller vermehrt, als die Bevölkerung, die besser gekleidet und genährt ist und geräumigere Wohnungen hat, als vor der Revolution, und sind noch zur Zeit die Fortschritte der Kultur durchschnittlich in denjenigen Gegenden am bedeutendsten, wo die Vertheilung des Bodens am größten ist. Andere Staaten, wo noch das System der Majorate und des großen Grundeigenthums überwiegend ist, wie Spanien, Sicilien, Sardinien rc., haben eine sehr dürftige landwirthschaftliche Kultur. Namentlich ist bekannt, daß in der Campagna die Verödung der Gegend und das ungesunde Klima sehr nahe zusammenhängt mit der Vertheilung des Grundeigenthums unter eine kleine Zahl von Familien und geistlichen Korporationen, die ihre großen Ländereien nur als Weiden zu einer halbnomadischen Viehzucht zu benutzen wissen. Was die größere Vertheilung der Gewerbsthätigkeiten betrifft, so war im preußischen Staate schon 1828 selbst in den größten Städten das Verhältniß der Meister zu den Gehülfen nur wie 100: 117, welches Mißverhältniß eben so wohl in den Provinzen herrschte, wo der Zunftverband längst aufgehoben war, als da, wo er noch mehr oder weniger bestand. Auf das Beispiel Englands, wo noch in den meisten Städten Korporationen verschiedener Handwerker und zunftartige Einrichtungen bestehen, können die Gegner der Gewerbsfreiheit sich schon darum nicht ohne Weiteres berufen, weil gerade in den Städten, wo kein Korporationswesen besteht, wie in Birmingham, Manchester rc., die große Fabrikation am ausgedehntesten ist. Wenn endlich in allen Staaten, die ihre Produktion unter den Schutz von Mauthen gestellt haben, Industrie und Handel als gehoben erscheinen, wie dies besonders in den Staaten des deutschen Zollvereins zu bemerken ist, so stehen ihnen z. B. die industriellen Kantone der Schweiz gegenüber, wo bei sonst nicht sehr günstigen Verhältnissen, unter der Herrschaft des Princips der Handelsfreiheit gegen außen, der Aufschwung wenigstens eben so groß gewesen ist. Man beruft sich häufig auf die besonders starke Produktion in Großbritannien, wo Industrie und Ackerbau durch strenge Zollgesetze geschützt sind, während überdies die Gesetzgebung einer größern Vertheilung des Grundeigenthums entgegenwirkt, aber Irland bietet ja, unter einer wesentlich gleichen Gesetzgebung, ganz andere Verhältnisse der Produktion dar. Jedenfalls muß man den ausdauernden Unternehmungs- und den reichen Erfindungsgeist der englischen Nation, die oceanische Lage und Begrenzung des Landes, seinen natürlichen Reichthum an zahlreichen kommerciellen und industriellen Mitteln, den Besitz großer Kolonien, den durch Verfassung und Institutionen begünstigten Sinn für persönliche Selbstständigkeit und die dadurch mögliche freie Entwickelung aller Anlagen in Anschlag bringen. Und dann mag man billig zweifeln, ob die Produktion durch die Legislation oder trotz ihr die jetzige Höhe erreicht habe. Es scheint zwar, daß eine fortgesetzte Theilung der produktiven Kräfte, sowohl beim Landbau, als bei der Industrie, unter besondern Verhältnissen nachtheilig sey; beim Landbau, weil die allzugroße Zerstückelung, die schon durch die nothwendige Begrenzung der einzelnen Parcellen nicht unbedeutende Räume der Kultur entzieht, einen unverhältnißmäßig großen Aufwand von Mühe und Zeit verursacht; bei der gewerblichen Produktion, weil dadurch das so wichtige Hand in Hand Arbeiten wegfiele, das bei einem Meister mit mehren Gesellen immer schon bis zu einem gewissen Grade möglich ist. Aber die durch das System der freien Konkurrenz bezeichnete Auflösung der Zwangsverbindung vieler Arbeitskräfte zur Kultur großer Güterkomplexe und der Verbände zwischen Grundherren und Bauern, sowie der zunftartigen Korporationen birgt den Keim eines neuen Lebens in sich und führt gewiß zu neuen der Arbeitsproduktion nur vortheilhaften, aber freien Associationen.

Die Wirkungen der Veränderungen im Organismus der A. bestehen nicht bloß in einer größern und vielartigen Produktion, sondern greifen noch in vielfachen andern Beziehungen tief in die materielle und ideelle Seite des socialen Lebens ein. So hat die erleichterte Produktion auch die Folge, daß sich das quantitative Verhältniß der verschiedenen Arten von Konsumtibilien unter sich, sowie die Qualität derselben verändert. Noch wichtiger sind die Veränderungen im Preise der Waaren und der A. In England z. B. haben sich in 45 Jahren die Preise der Baumwollenzeuche um $^{11}/_{12}$ vermindert; der Lohn der Arbeiter aber ist, ungeachtet ihrer größern Zahl und Konkurrenz, durchschnittlich bis zum Vierfachen gestiegen, ohne daß dieses eine bloß nominelle Erhöhung des Arbeitslohnes wäre. Zwar hat in der neuesten Zeit wieder einige Verminderung des letzteren Statt gehabt, aber doch nur in dem Verhältnisse, als zugleich der Preis der ersten Lebensbedürfnisse abschlug. Auch in Frankreich ist seit hundert Jahren der Arbeitslohn wenigstens nicht geringer geworden. Von eben so großem Einflusse ist die Entwickelung des Organismus der A. auf das ganze Verhältniß der körperlichen Thätigkeiten und sinnlichen Genüsse zu der intellektuellen A. und zur Befriedigung wachsender geistiger Bedürfnisse, die bei Individuen wie bei Nationen erst dann in höherem Maße hervortreten, wenn den Ansprüchen des sinnlichen Lebens bis zu einem gewissen Grade genügt ist. Muß

doch vor Allem ein Volk, damit es sich geistig freier ausbilden könne, nicht mehr in der beständigen Sklaverei seiner körperlichen Bedürfnisse stehen, nicht mehr der immer dienstbare Leibeigene des Leibes seyn. Mit andern Worten, es muß ihm vor Allem Zeit bleiben, auch geistig schaffen und geistig genießen zu können. Diese Zeit gewinnen ihm die Fortschritte im Organismus der A. Und so muß anerkannt werden, daß sich die Nationen mit den Fortschritten in der materiellen Produktion zugleich eine neue Welt des Geistes erobern. — Ueber die Wirkungen, welche der veränderte Betrieb der A. auf den einzelnen Arbeiter, auf seine leibliche und geistige Gesundheit und Ausbildung äußert, finden sich widersprechende Ansichten. Eine Kommission, die vor ungefähr zwei Jahrzehnten zur Untersuchung des englischen Fabrikwesens niedergesetzt war, hatte den geistigen und sittlichen Zustand der Arbeiter als höchst ungünstig geschildert; dagegen stellten ihn neuere Untersuchungen verschiedener Sachverständigen in einem viel günstigern Lichte dar. In der That muß ein ausgebildetes Maschinenwesen in dem Maße, als es die (geistig und leiblich abspannenden) einförmig mechanischen Arbeiten dem Menschen abgenommen hat und hierdurch seine Thätigkeit freier und mannigfaltiger geworden ist, zugleich der geistigen und leiblichen Gesundheit zuträglicher seyn. Mit daraus mag es sich erklären, daß gerade in den Gegenden Englands, wo die Industrie den höchsten Grad der Ausbildung erreicht hat, die Sterblichkeit eher noch geringer ist, als in den Ackerbau treibenden und gemischten Bezirken. Endlich ist noch der Einfluß des veränderten Betriebs der A. auf die sociale Stellung der verschiedenen Altersklassen und Geschlechter, der Bewohner von Stadt und Land, und der Gesammtheit des Volkes zum Staate und zu den Organen der Staatsgewalt zu beachten. In dem Maße, als im Fortgange der industriellen Entwickelung die einen größern Aufwand von Körperkraft erfordernden harten Arbeiten den äußern Naturkräften zugefallen sind, haben Kinder verschiedener Altersklassen an der gewerblichen Produktion größern Antheil nehmen können. Und hier treten uns offenbare und höchst verderbliche Mißbräuche entgegen, da nicht in Abrede gestellt werden kann, daß eine anhaltende und einförmig mechanische Beschäftigung von 12 Stunden täglich, mit kurzen Unterbrechungen, die Jugend der Fabriken geistig und leiblich verkrüppeln müsse. Allein die weitern Fortschritte der Mechanik werden, indem sie diese einförmigen Beschäftigungen dem Menschen mehr und mehr aus der Hand nehmen, auch diesen Mißstand allmählig wieder beseitigen. Gerstner schätzt die weibliche Arbeitskraft auf $^3/_4$, Regnier auf $^2/_3$ der männlichen. Auch das weibliche Geschlecht erhielt, aus demselben Grunde, wie die Kinder, größern Antheil an den gewerblichen Beschäftigungen. Eine Folge der fortschreitenden industriellen Entwickelung ist demnach, daß die Frauen eine ökonomisch selbstständigere Stellung gewinnen und dadurch die beiden Geschlechter in ihren socialen Verhältnissen einander näher rücken. Der von der Natur bedingte Gegensatz kann zwar nicht ganz verschwinden, aber er wird doch in seiner frühern Schärfe allmählig gemildert, was selbst in sittlicher Beziehung von Vortheil seyn dürfte. Eine weitere, schon oben bezeichnete Folge der verhältnißmäßig stärkern Zunahme der industriellen und kommerciellen Bevölkerung ist, daß ein Theil der letztern auch auf dem Lande sich ausbreitet, was wesentlich dazu beitragen muß, die grellern Unterschiede zwischen Städtern und Landleuten, zwischen städtischer und ländlicher Bildung und Lebensweise mehr und mehr auszugleichen. Sehr deutlich läßt sich dies in den industriellen Bezirken Großbritanniens und der Schweiz bemerken. In politischer Beziehung ist die Zunahme der Gewerbe und Handel treibenden Klasse, sowie der städtischen vor der ländlichen Bevölkerung in sofern von großer Bedeutung, als mit der Vergrößerung der Städte sich dichtere Massen an einzelnen Orten zusammendrängen, der Austausch der Ansichten erleichtert, mehr belebt und erweitert wird, sich entschiedene Meinungen über öffentliche Angelegenheiten bilden, alle Maßregeln der Regierungen vielseitiger und schärfer beurtheilt und dringender solche Formen des öffentlichen Lebens begehrt werden, die den herrschend gewordenen Meinungen und Interessen entsprechen, während zugleich zur Geltendmachung derselben größere Massen ein größeres Gewicht in die Wagschale legen. Aber noch in anderer Beziehung kann die Zunahme der industriellen und kommerciellen Bevölkerung nicht ohne bedeutenden Einfluß auf die politischen Zustände bleiben. Der Bauer hängt mehr mit der äußern Natur zusammen und hat weniger Umgang mit Andern. Aus dieser Isolirung erklärt sich das Festhalten der Bauern an Ueberlieferung und Herkommen und ihr gewöhnliches politisch gleichgültiges Verhalten, sowie der passive Widerstand des Beharrens im Herkömmlichen, den sie häufig den von den Regierungen ausgehenden Reformen entgegensetzen. Die Gewerbe und Handel treibende Klasse dagegen kommt mehr mit Andern in persönliche Berührungen, und hat mehr Veranlassung zu einem mannigfachen Austausch der Meinungen und Ansichten. Namentlich haben die durch die Gemeinschaftlichkeit der Interessen und das massenhafte Zusammenarbeiten in Fabriken herbeigeführten **Associationen der Fabrikarbeiter**, die fast in allen größern industriellen Staaten zum Vorschein gekommen sind, eine politische Bedeutung erlangt, die zu den ernstesten Betrachtungen Anlaß gibt, und einmal zu einer gänzlichen Umgestaltung unserer socialen Verhältnisse führen kann. Kurz, es bestätigen alle Thatsachen des Völkerlebens, daß die Veränderungen im Organismus der materiellen Produktion auf Wesen und Gang der geistigen und politischen Kultur den gewaltigsten Einfluß üben und ihre recht eigentliche Geschichte bestimmen.

Arbeit (im pädagogischen Sinne). Auf dem pädagogischen Gebiet ist A. jede Thätigkeit, welche, durch das Selbstbewußtseyn geleitet und mit einer gewissen Beharrlichkeit fortgesetzt, die Kräfte des Menschen anspannt und anstrengt. Sie ist ein wesentliches Moment der Bildung und unterscheidet sich als solches von jeder andern A. dadurch, daß sie ihren Zweck nicht in dem

materiellen Erzeugnisse (dem Produkt oder Fabrikat), welches zu Tage gefördert wird, sondern in dem subjektiven Einfluß auf den Arbeitenden selbst hat. Der A. steht demnach das Spiel entgegen, als nicht anstrengende, sondern nur unterhaltende Thätigkeit. Doch beruht dieser Gegensatz zwischen A. und Spiel mehr im Begriffe, als in der Wirklichkeit; denn auch das Spiel, wenn ihm in der Erziehung eine Bedeutung zukommen soll, wird immer mit einer gewissen, wenn auch geringeren und, weil während der spielenden Beschäftigung das Gefühl der Lust vorwaltet, weniger empfindlichen Anstrengung irgend welcher Kräfte verbunden seyn. In sofern die Erziehung zum Zweck hat, die angeborenen Anlagen zu Kräften und die Kräfte zu der größtmöglichen Vollkommenheit in dem zu erziehenden Individuum zu entwickeln, ist dazu die A. das wirksamste Mittel. Ein tüchtiger Mensch ohne A. ist gar nicht zu denken. Durch die A., durch die mit Bewußtseyn beharrlich fortgesetzte Anstrengung und Anspannung der Kräfte wird der Mensch zur Erkenntniß des ihm zu Gebote stehenden Vermögens geführt, und er gewinnt dadurch den Boden, von welchem aus er dasselbe zu der Wirksamkeit steigern kann, die überhaupt seiner ganzen Individualität nach für ihn als möglich angesehen werden muß. Dasselbe Gesetz, was durch die tägliche Erfahrung in Absicht auf die Körperkräfte sich als unumstößlich erweist, daß sie nämlich durch naturgemäße, öfters wiederholte und beharrlich fortgesetzte Anstrengung, d. i. durch zweckmäßige Uebung, erhöht werden, findet auf die geistigen Kräfte gleiche Anwendung. Innerhalb des Bereiches dieser heißt mithin jede Thätigkeit A., welche das bewußtvolle Vorstellungs- oder das Denkvermögen in Anspruch nimmt, von den Sinneswahrnehmungen u. dem Erinnerungsvermögen übergehend zu dem eigentlichen Denkvermögen im engern Sinne, als dem Vermögen, Begriffe und Urtheile zu bilden, und zu der Einbildungskraft. Diese Art der A. zu veranlassen, muß insbesondere Aufgabe des einen Theils der Erziehung seyn: des Unterrichts, während der andere Theil derselben, die Erziehung im engern Sinne, es mit dem Gefühls-, Willens- und Thatvermögen zu thun hat. Bei diesem Streben nach sittlicher Veredlung ist A. jede mit Anstrengung verknüpfte und beharrlich festgehaltene Richtung des geistigen Vermögens auf das Schöne, Wahre und Gute. Mit dem steigenden Grade der Ausbildung des zu erziehenden Individuums verringert sich für dasselbe die eigentliche A., weil es seine entgegenstrebenden Neigungen immer vollkommner beherrscht, und diese es immer weniger zum Kampfe herausfordern. Die neuere Pädagogik läßt sich häufig hinsichtlich der A. einen Fehler zu Schulden kommen, der als die Quelle vieler Nachtheile bezeichnet werden muß: wir meinen den Grundsatz: „bei dem Unterricht so viel wie immer möglich der Jugend die A. zu ersparen" u. ihr Alles so leicht als möglich zu machen. Es versteht sich von selbst, daß wir damit die Einfachheit der Unterrichtsmethoden, in welcher gerade der hauptsächlichste Ruhm des heutigen Unterrichts, im Vergleich mit dem früheren, liegt, nicht meinen; wir erkennen vielmehr aus voller Ueberzeugung an, wie in dieser Vereinfachung der Methode die einzige Möglichkeit gegeben ist, den von Jahr zu Jahr immer mehr anwachsenden Umfang der Unterrichtsgegenstände zu bewältigen, und wissen wohl, daß mit der Einfachheit auch die Faßlichkeit der Objekte und mit dieser die subjektive Intelligenz selbst gesteigert wird; aber wir mißbilligen jenen Grundsatz, daß der Knabe und selbst der Jüngling Alles nur spielend lernen soll. Durch A. allein wird der Mensch zum Manne, und das Leben des Mannes ist kein Spiel; es nimmt seine beste Kraft und die ganze Summe seines Vermögens in Anspruch. Das Leben ist ein ernstes Ringen, und nur wer gelernt hat, seinen unendlichen Anforderungen männlich sich zu unterziehen, kann in ihm einen Preis erlangen. Woher soll aber die Kraft des Mannes kommen, wenn wir noch den Jüngling bloß spielen, scherzen, genießen lassen? Jene mißverstandene Philanthropie, die jetzt so häufig gepredigt wird, schlägt in Verweichlichung, Entnervung um, wenn man sie darein setzt, daß dem Knaben beim Lernen ja keine Anstrengung zugemuthet, keine Mühe gemacht werde. Auf der andern Seite freilich werden auch nicht selten Extreme des Gegentheils sichtbar. Die so oft gehörten Klagen über zu große Anstrengung der Schüler in unseren Schulen und Gymnasien sind zwar sehr häufig übertrieben u. unverständig; allein in manchen Fällen sind sie, zumal wenn man auf manche Zweige des Unterrichts sieht, welchen die Jugend so große Anstrengung und so viele Jahre zum Opfer bringen muß, wohl begründet.

Arbeitshäuser. Es gibt drei Arten von Anstalten, die das Gemeinsame haben, daß in ihnen die Arbeit als Mittel gebraucht wird, eingetretener innerer oder äußerer Verschlechterung menschlicher Zustände entgegen zu wirken und dadurch wenigstens negativ zu Beförderung der Wohlfahrt des Einzelnen und des Staates zu dienen. Sie sind daher immer Erzeugnisse der Noth und, nach dem Normalzustande der menschlichen Gesellschaft gemessen, ein Uebel. Im Uebrigen unterscheiden sie sich hinsichtlich ihrer Sonderzwecke wie ihrer Einrichtung sehr wesentlich. A. sind nämlich: 1) Werkhäuser für freiwillige Arbeiter, die ohne ihre Schuld durch ihre Arbeit ihre Nahrung nicht erwerben können, weil sie entweder keine Arbeit finden, oder die von ihnen geleistete durch ungünstige äußere Verhältnisse dem gegenwärtigen Preise anderer Arbeiten nicht entspricht und ihnen deshalb die zu ihrer äußeren Existenz nöthigen Erhaltungsmittel zu verschaffen nicht im Stande ist; 2) Zwangsarbeitshäuser für hartnäckige Bettler u. gemeinschädliche Müßiggänger, worin diese durch Zwang zum Fleiß angehalten werden; 3) eine Klasse der Strafgefängnisse, in welchen wirklichen Verbrechern eine bestimmte Beschäftigung als Strafe angewiesen wird. Das Institut der A. für freiwillige Arbeiter, welche übrigens eben sowohl Privat- als öffentliche Staatsanstalten seyn können, ist eines der äußersten Mittel, um arbeitsfähige Arme zu unterstützen. Da den Armen im Staate ein Recht auf Unterstützung zusteht, wenn sie sich zu ernähren außer Stand

befinden, so ist der Staat verpflichtet, arbeitsfähigen Armen Arbeit zu verschaffen, folglich, wenn andere Mittel sich nicht darbieten, sich zur Errichtung solcher A. zu verstehen. Die Unterbringung in solchen ist der unmittelbaren Unterstützung jener in Nahrungslosigkeit versetzten Arbeiter schon deshalb vorzuziehen, weil der Verdienst der Arbeiter die Kosten der Unternehmung einigermaßen deckt und weil der Unterstützte die Lust und Freudigkeit zur Arbeit nicht verliert, welche ihm das Bewußtseyn erhält, noch nicht zur Klasse der Almosenempfänger heruntergesunken zu seyn. Da Menschen, die bei dem besten Willen und mit der größten Anstrengung eine sie und die Ihrigen nährende Arbeit nicht finden können, menschenfreundliche Theilnahme verdienen, so darf das Werkhaus für freiwillige Arbeiter mit Anstalten für Verbrecher und Müßiggänger niemals in Verbindung gebracht werden; es ist vielmehr Alles aufzubieten, um das Ehrgefühl dieser schuldlos Unglücklichen zu schonen. Der Zweck der Anstalt kann ein temporärer seyn, bis sich andere passende Erwerbszweige eröffnen. Die Anstalt, welche in einem öffentlichen Gebäude theils Raum für die Arbeiter mit der nöthigen Heizung und Licht, theils Werkzeuge, theils Material gewährt, soll jedem arbeitsfähigen Armen je nach dessen Fähigkeit Arbeit und so viel Verdienst verschaffen, daß er sich nähren kann. Diejenigen Armen aber, welche wegen Kränklichkeit oder hohen Alters nicht mehr zu arbeiten im Stande sind, gehören nie in diese Anstalt, sondern in Versorgungshäuser anderer Art. Auch darf der Eintritt nur dem offen stehen, der sich freiwillig dahin begibt. Manchem fehlt es bei einer beschränkten Wohnung an Raum zu seiner Arbeit, oder er vermag mit seinem Erwerb sich nur die nöthigen Lebensmittel, nicht aber die erforderliche Feuerung und Licht bei seiner Arbeit zu verschaffen; dann ist ihm schon mit Raum, Feuerung und Licht geholfen. Die Vereinfachung der Kosten wird durch die gemeinschaftlich gestattete Benutzung der Werkstätten im Werkhause bewirkt werden können; Beschäftigungsarten, die zu viel Räumlichkeit in Anspruch nehmen, werden auszuschließen seyn. Oft hilft die Anstalt dem Arbeiter schon dadurch, daß sie ihm Werkzeuge nach Hause leiht. Der Kostenersparniß wegen sind Beschäftigungen in der Anstalt vorzuziehen, die nur einfache Werkzeuge erfordern, oder man schafft vorzugsweise solche an, die von Vielen benutzt werden können, wie Spinnräder, Webstühle, Drehbänke, Geräthschaften zu Verfertigung von Holz- und Strohwaaren. Natürlich geben in dieser Beziehung Lokalverhältnisse und die der Anstalt zu Gebote stehenden Mittel den Ausschlag. Wenn der Arbeiter gerade nicht in der von ihm erlernten Profession beschäftigt werden kann, so wird ihm die Anstalt eine Beschäftigung anderer Art zuweisen. Stets muß aber der Austritt aus diesem Verhältnisse dem Arbeiter frei stehen; Unordentliche und Unfleißige aber werden des bösen Beispiels wegen aus der Anstalt entfernt. In der Regulirung der Verhältnisse der Arbeiter zu der Anstalt und insbesondere zu dem Manne, dem die Leitung und Aufsicht derselben übertragen ist, fordern vorzugsweise zwei Punkte Beachtung, einmal, daß es eine Anstalt nur für freiwillige Arbeiter, keine Zwangsanstalt ist, daß also auf den Fleiß der Arbeiter nicht durch einen positiven Zwang gewirkt wird, dann, daß ohne Aufrechthaltung der Ordnung der Zweck der Anstalt verfehlt ist, daß mithin die zwecklose Vergeudung beträchtlicher Mittel auch außerdem eine Ungerechtigkeit gegen die übrigen Staatsbürger einschließen würde, welche unmittelbar oder mittelbar zur Erhaltung der Anstalt aus ihrem Vermögen beizusteuern haben. Die Wohlthätigkeit der Arbeitsanstalt kann oft sehr erhöht werden, wenn von der Anstalt zugleich der Verkauf der in ihr gefertigten Gegenstände übernommen werden kann, was eigentlich zu ihrem Zwecke nicht gehört und von der Größe der Betriebsfonds abhängen muß; aber auch hier wird dem Arbeiter daneben der eigene Verkauf gestattet werden können, und es wird in diesem Falle der Arbeiter einen verhältnißmäßigen Theil des Erlöses für die Benutzung der Werkzeuge, der Feuerung und des Lichts, der Werkstätten und des Materials an die Anstalt abzugeben haben, um ein gleiches Verhältniß mit den übrigen Arbeitern herbeizuführen. Je nach dem Bedürfnisse und den Mitteln der Anstalt läßt sich mit ihr eine Einrichtung zu gemeinschaftlicher Verköstigung der im Hause Arbeitenden (rumfordsche Suppenanstalt), deren Kosten durch Abzüge am Lohn der Arbeiter, wenn derselbe von der Anstalt gezahlt wird, oder durch Beiträge der auf eigene Rechnung Arbeitenden herbeigeschafft werden können, sowie eine Freischule für die Kinder der Arbeiter, sowohl als Bewahranstalt, als auch als förmliche Unterrichtsanstalt, verbinden.

Der Zweck des **Zwangsarbeitshauses** für Müßiggänger und Bettler, welches, wie das Strafhaus, eben als Zwangsanstalt nur öffentliches Staatsinstitut seyn kann, ist von dem des Arbeitshauses sehr verschieden. Während bei der Errichtung öffentlicher Werkhäuser für freiwillige Arbeiter der Staat der aus der Arbeitslosigkeit entspringenden gänzlichen Nahrungslosigkeit vorbeugt, sorgt er durch Zwangsarbeitshäuser dafür, sich und seine Bürger gegen faule und arbeitsscheue Müßiggänger und Bettler und andere der Sicherheit des Eigenthums Gefahr drohende Menschen zu schützen, indem er durch diese Anstalt die natürlichen Motive zur Arbeitsamkeit und Thätigkeit bei Menschen dieser Klasse zu wecken und zu erhalten, und durch Gewöhnung zu einer nützlichen Thätigkeit dieselben zu bessern sucht. Nach der Rechtsansicht vom Staate steht zwar diesem im Allgemeinen die Befugniß nicht zu, außer in dem Fall der Strafe, Jemanden durch positiven Zwang zur Arbeit anzuhalten. Jeder hat im Staate das Recht, seine körperlichen und geistigen Kräfte nach freier Willkür zu benutzen und nicht zu benutzen, so lange er durch seine Unthätigkeit nur sich und nicht Andern Nachtheile zuzieht. Müßiggänger, welche ihren Unterhalt aus eigenem Vermögen, oder aus Gaben freiwilliger Privatwohlthätigkeit (nur nicht aus der gemeinschädlichen Bettelei) beziehen, können deshalb rechtlich zu eigener nützlichen Thätigkeit nicht gezwungen werden, so tadelnswerth ihre Unthätig-

keit auch in sittlicher und volkswirthschaftlicher Beziehung erscheinen mag. Wenn aber der Müßiggänger, bei dem Mangel anderer Hülfsmittel zu seiner Erhaltung, genöthigt ist, sich durch Bettelei, Forderung einer öffentlichen Unterstützung oder gar Diebstahl und Betrügerei fortzuhelfen, dann ist der Staat berechtigt und gegen die übrigen Staatsunterthanen verpflichtet, diese Müßiggänger mit Zwang zu einer sie nährenden Thätigkeit anzuhalten, vorausgesetzt, daß es ihnen wegen Krankheit oder hohen Alters nicht an den nöthigen Kräften gebricht, weil Diebstahl und Betrügerei rechtswidrige Handlungen sind, gegen welche der Staat die übrigen Glieder zu schützen hat, weil Bettelei mit einer vernünftigen Armenpolizei sich nicht verträgt, also die Ursache derselben, der Hang zur Unthätigkeit, entfernt werden muß, und weil die Unterstützung, die aus öffentlichen Mitteln gegeben wird, durch Leistungen der Steuerpflichtigen zusammengebracht wird, die Steuerpflicht dieser aber nur auf die nothwendig erforderlichen Ausgaben bezogen werden darf. Da Bestrafung dieser, die öffentliche Wohlfahrt beeinträchtigenden Unthätigkeit nichts helfen würde, indem dadurch die fehlende Arbeitsgewohnheit und die Fähigkeit zu einer bestimmten nährenden Beschäftigung nicht geschaffen werden kann, also der Hang zum Müßiggang nicht in den Ursachen seiner Entstehung unterdrückt wird, so erscheint als das einzige Mittel zu einer gänzlichen Besserung in jener Beziehung eben das Zwangsarbeitshaus, in welchem der Müßiggänger unter strenger Aufsicht in irgend einer nährenden Arbeit unterrichtet und zu einer nützlichen Thätigkeit gewöhnt wird. Beschränkt ist dieses Recht des Staats durch den Zweck der Anstalt, der oben angedeutet wurde. Der Staat kann daher von dem im Arbeitshause Detinirten nicht mehr Arbeit verlangen, als erforderlich ist, um die Kosten seiner Unterhaltung zu decken, und der Detinirte ist nicht zu ungemessener Arbeit verbunden, weil diese auch vor seiner Einsperrung vom Staate nicht gefordert werden konnte. Daß der Staat durch den Gebrauch seines Rechts den beabsichtigten Zweck erreichen kann, ist einleuchtend. Der Arbeitsscheue wird den Aufenthalt in einer solchen Anstalt scheuen, in welcher seine sinnlichen Begierden ihre Befriedigung nicht erreichen können. Ist er einmal zur Detention in derselben verurtheilt, so wird seine Unfähigkeit zur Arbeit durch die Verschiedenartigkeit der Beschäftigungen, welche in einem solchen Hause geboten werden, bald gehoben werden. Die schwierigste Aufgabe der Anstalt bleibt es immer, die Abneigung des Eingesperrten gegen emsige Beschäftigung zu bekämpfen und die Liebe zur Arbeitsamkeit nicht nur in ihm hervorzurufen, sondern auch zu befestigen, so daß nicht jede Veranlassung nach der Entlassung einen Rückfall des Korrektionärs befürchten läßt. Solche Arbeitsscheue, die sich absichtlich ungeschickt zur Arbeit stellen, wird man durch positive Mittel, wie Einzelsperrung, dunkles Gefängniß, Schmälerung der Kost, in ihrem Trotze beugen. Besonderer Fleiß und Arbeitsgeschicklichkeit soll dem Arbeiter die Aussicht eröffnen, einen Antheil an dem Erwerbe mit seinen Arbeiten durch Gestattung des Ueberverdienstes, worunter man die besondere Bezahlung der über das vorgeschriebene Pensum gelieferten Arbeiten versteht, zu erhalten. Dieser kann dem Arbeiter theils zur freien Disposition gestellt werden, vorausgesetzt, daß dieser Theil zu unschädlichen und nach der Hausordnung erlaubten Genüssen verwendet wird; theils pflegt man denselben für den Korrektionär zur Erleichterung des dereinstigen Fortkommens desselben nach seinem Austritt aus der Anstalt aufzusparen. Eine strenge Hausordnung ist ein wesentliches Erforderniß der Anstalt. Die Korrektionäre müssen sich im Arbeitshause aufhalten, dürfen dasselbe nicht willkürlich verlassen und müssen die in der Hausordnung für ihr Verhalten gegebenen Vorschriften genau befolgen. Man gestattet ihnen außerdem ein gewisses Maß von Freiheit, weshalb das Fesseln derselben in der Regel nicht gerechtfertigt erscheint. Der Austritt aus der Anstalt darf erst nach erprobter Besserung Statt finden; ob diese anzunehmen sey, läßt sich nicht nach einer bestimmten Zeit, sondern nur nach der Individualität des Korrektionärs bemessen, weshalb die Verurtheilung oder die von der Polizei verfügte Einsperrung immer auf eine unbestimmte Zeit geschehen sollte. Kost, Wohnung und Kleidung erhalten die Detinirten im Arbeitshause. Sie müssen der Gesundheit entsprechen, allein niemals dem Luxus fröhnen oder das zur Erhaltung eines gesunden Körpers Nothwendige überschreiten; denn eine Strafanstalt soll nie eine Mästanstalt werden, oder eine solche, wo z. B. der detinirte Taglöhner besser lebt, als der unbescholtene zu Hause von seiner Arbeit leben kann. Auch muß für den Religionsunterricht sowie für die Verwahrlosten durch einen zweckmäßigen Schulunterricht, der nach den gewöhnlichen Arbeitsstunden Statt findet, Fürsorge getroffen seyn. Absolut nothwendig ist endlich die Absonderung der Gefangenen nach Alter und Geschlecht, Beaufsichtigung derselben während der Arbeit und ihre nächtliche Aufbewahrung in einzelnen Zellen, in sofern es die Räumlichkeit der Anstalt irgend gestattet. Am meisten verdienen bei der Einrichtung eines solchen Arbeitshauses Berücksichtigung die Arbeiten, womit die verwahrten Subjekte beschäftigt und zu nützlicher Thätigkeit hingeleitet werden sollen. Bequemlichkeit für die Aufsicht oder größere oder geringere Einträglichkeit darf hier nicht den Ausschlag geben, da die Anstalt keine Quelle seyn soll, die Einkünfte des Staats zu vermehren, und auch die Rücksicht auf den möglichen Kostenersatz der nachstehen muß, daß die Anstalt ein Erziehungs- und Versorgungshaus ist, welches später die Korrektionäre als brauchbare Mitglieder dem Staate wiedergeben soll. Die in den Kreis der Beschäftigungen im Arbeitshause aufzunehmenden Arbeiten müssen folgende Eigenschaften haben: 1) sie müssen nährend seyn, d. h. den Arbeiter auch nach seiner Entlassung in der Freiheit zu erhalten vermögen, weshalb z. B. das in Anstalten dieser Art so häufige Spinnen keine Empfehlung verdient; 2) die Arbeiten müssen begehrt seyn, nicht wegen der Rücksicht auf den wirthschaftlichen Nutzen der Anstalt, sondern um die Arbeiter später nicht abermals der Versuchung auszusetzen, dem Müßiggange zu fröhnen. Wegen der beschränkten Mittel, welche den Arbeitern

später zu Gebote stehen, dürfen 3) die fraglichen Arbeiten auch kein großes Betriebskapital erfordern, sowie 4) die Arbeiten von der Art seyn müssen, daß sie auch verschiedenartig betrieben werden können, damit die Entlassenen durch allzu starkes Anbieten derselben Arbeit sich selbst nicht hinderlich werden. Erleichtert wird diese Aufgabe durch die Oertlichkeit, den Zustand der Gewerbe und des Handels und tüchtige Lehrmeister. Für das Oekonomische der Anstalt ist es übrigens in den meisten Fällen sehr rathsam, das Arbeitshaus in die Nähe einer großen, gewerbreichen Stadt zu verlegen, wo sich auch noch außerdem Gelegenheit zu Verdienst für die Arbeiter finden wird. Will sich aber die Anstalt eines guten Erfolgs ihrer Bemühungen auch nach der Entlassung ihrer Zöglinge versichern, — da die Arbeitsgewöhnung während des Aufenthalts in der Anstalt zwar der nächste, aber der untergeordnete Zweck seyn muß —, und sich nicht der Gefahr aussetzen, große Summen, welche doch erst aus dem Vermögen der Steuerpflichtigen zusammengebracht werden müssen, nutzlos zu vergeuden, so genügt es nicht, daß die Arbeiter mit ihrem etwa verdienten Uebergewinn entlassen werden. Es muß auch vom Staat dafür gesorgt seyn, daß dem Arbeiter in der Freiheit eine angemessene Beschäftigung sich darbiete, was am besten in einiger Entfernung von der Anstalt u. von seinem ersten Aufenthalte bewerkstelligt wird. Hier können Privatvereine viel nützen, wenn zu deren Bildung u. Wirksamkeit der nöthige Gemeingeist vorhanden ist. Denn bei allem guten Willen zur Arbeit wird es dem Korrektionär außerdem schwer fallen, zur Mitwirkung mit andern makellosen Arbeitern zu gelangen und sich dadurch ein genügendes Auskommen zu verschaffen. Wenn freilich trotz aller dieser Bemühungen der Entlassene in seine alten Gewohnheiten zurückfällt, dann bleibt nichts übrig, als denselben der Anstalt zu einer strengern Behandlung und einer längern Korrektionszeit zurückzugeben. Eine milde Aufsicht über die Entlassenen, welche ihnen mit Rath und freundlicher Unterstützung zur Seite steht, wird von großer Wirksamkeit seyn können.

Die dritte Art öffentlicher A. begreift eine *niedere Gattung von Strafanstalten* für wirkliche Kriminalverbrechen und für Polizeivergehen. Mit den genannten Anstalten haben diese als Strafanstalten benutzten A. das gemein: daß die dahin gebrachten Individuen in ihrer äußern Freiheit und dem Genuß ihrer Freiheitsrechte Beschränkung, wenn auch in verschiedenem Grade, erleiden, daß der Grund dieser Beschränkung ein und derselbe ist, nämlich Sicherstellung des Staats gegen die von ihnen drohenden Gefahren und daß die innere Einrichtung die nämliche wie in jenen ist. Außerdem sind sie aber ganz verschieden hinsichtlich des Zwecks, den sie verfolgen, und der hierzu erforderlichen Mittel. Bei den beiden ersten Gattungen ist die Arbeit nur ein Sicherungsmittel gegen die aus der wirthschaftlichen Unthätigkeit für den Staat entspringenden Nachtheile; bei den Strafanstalten aber wird die Arbeit als Strafe betrachtet. Der im öffentlichen Arbeitshause befindliche freiwillige Arbeiter und der Korrektionär erkennen die Arbeit als eine Wohlthat, oder sollen zu dieser Erkenntniß gebracht werden; dem Sträfling *soll* die Arbeit als ein sinnliches Uebel erscheinen. Wenn deshalb in der Strafanstalt Zwang und eine rauhere Behandlungsweise vorherrschen muß, so werden im Arbeitshause die natürlichen Motive zur Arbeitsamkeit und zum Arbeitsfleiß geweckt und rege erhalten, weshalb die Freiheit das vorherrschende Princip bleibt, und nicht bloß bei öffentlichen Werkhäusern für freiwillige Arbeiter. Vergl. *Gefängnißwesen.*

Häufig findet man die Verbindung der A. für Müßiggänger mit Strafanstalten. Aber sie ist höchst tadelnswerth, und deren Trennung sollte überall bewerkstelligt werden. Es geschieht offenbar dem Korrektionär ein Unrecht, ihn auf dieselbe Stufe zu stellen, wie den wirklichen Verbrecher; man ehrt durch eine solche Zusammenstellung diesen, während man jenen schändet, man verwischt die Idee der Strafe. Zugleich verwirrt man den Rechtssinn im Volke, indem man es gewöhnt, nach rechtlichen Begriffen unstrafbare Handlungen oder bloßes Unglück, wenn es gleich ein selbstverschuldetes ist, und wirkliche Rechtsverletzungen in *eine* Kategorie zu stellen, und berechtigt zu dem Urtheile, die Gerechtigkeit sey blind bei der Vertheilung der Strafen — gewiß ein bei Weitem größerer Schaden für die Aufrechthaltung der Rechtsidee, als der, welcher aus dem Hange zum Müßiggang dem Staate droht.

Arbeitslohn, im allgemeinsten Sinne der Preis, welchen Jemand durch seine Arbeit erwirbt. Es leuchtet ein, daß er in verschiedenen Stadien der Gesellschaft ein sehr verschiedener seyn müsse. In der ersten Periode der Entwickelung, wo noch Jeder selbst für seine ganzen Bedürfnisse sorgen muß (vergl. *Arbeit*), ist das durch die Arbeit hergestellte Erzeugniß selbst der Lohn des Arbeiters. Es bedurfte zu seiner Gewinnung nichts als der eigenen Arbeit. Der Arbeiter ging z. B. in den Wald, der Niemandem gehörte, oder Allen gemeinsam war, und holte sich Holz, um einen Bogen daraus zu schnitzen, er ergriff ein Thier und machte aus dessen Gedärmen eine Sehne. Auch das Thier gehörte Niemandem ausschließlich an. Mit dem so gefertigten Bogen erlegte er andere Thiere, die ebenfalls nicht in Jemandes Eigenthume standen, und Bogen und Thiere, die ihm keinerlei Auslagen kosteten — denn seinen Lebensunterhalt fristete er einstweilen durch Einsammlung reifer Früchte, die ebenfalls Niemandem gehörten, — waren das alleinige Erzeugniß seiner Arbeit, das ganze Produkt war somit auch zugleich der Lohn seiner Arbeit, und dieser Lohn machte zugleich seinen Lebensunterhalt aus. So wie sich aber das Eigenthum immer mehr und mehr ausbildete, und zuletzt auch der Grund und Boden in das Eigenthum Einzelner überging, mußten sich diese Verhältnisse in dem Maße ändern, in welchem nicht mehr jeder Einzelne für alle seine Bedürfnisse sorgte, sondern die Theilung der Arbeit (s. *Arbeit*) begann u. fortschritt. Jetzt wurden zur Herstellung ganzer Produkte noch andere Hebel als die eigene Arbeitskraft in Bewegung gesetzt. Der Eine bedurfte fortan eines *Aequivalents*, oder eines Kapitals, theils um von Anderen die ihm nöthigen Stoffe

einzutauschen, theils um von denselben, namentlich den Grundbesitzern, die bis zu Vollendung seines Erzeugnisses, und nach Befinden bis zu dessen Ersatze, zu seinem Unterhalte erforderlichen Lebensmittel einzuhandeln. War demnach auch auf solche Weise ein ganzes Produkt hergestellt, und blieb dieses auch noch immer dem Arbeiter ganz, so war es doch nicht mehr die Arbeit allein, die mit dem ganzen Produkte belohnt wurde, sondern das Kapital und der Grundbesitz hatten auch ihren Antheil daran, und das ganze Produkt blieb nur darum noch dem, der es allein gefertigt hatte, weil und in sofern er selbst auch Grundbesitzer und Kapitalist zugleich war, oder weil er Kapital genug besaß, seinen einstweiligen Unterhalt zu bestreiten und den Grundbesitzer wegen der ihm für sein Erzeugniß zu liefernden Stoffe zu entschädigen. Der Arbeiter hatte also, nur in sofern er wenigstens auch Kapitalist war, Anspruch auf das ganze Produkt. Dies waren indessen bei Weitem nicht alle Arbeiter, und auf der anderen Seite waren, bei größeren Fortschritten des Reichthums, nicht alle Kapitalisten und Grundbesitzer geneigt, auch die gröberen zu Erzeugung der Produkte erforderlichen, mit größerer körperlichen Anstrengung und mancherlei Unannehmlichkeiten verbundenen Arbeiten selbst zu verrichten. Wechselseitiges Bedürfniß führte sonach gleichsam von selbst zwischen den Grundbesitzern und Kapitalisten einerseits und den Arbeitern, welche weder das eine noch das andere waren, andererseits das noch gegenwärtig bestehende Verhältniß herbei, nach welchem jene die zu Erzeugung der Produkte nöthigen Kosten bestreiten und dabei zugleich auch diesen, deren Arbeitskraft sie zu Herstellung ihrer Produkte benutzen, für ihre Arbeit eine Entschädigung bewilligen. Dagegen hörte von diesem Zeitpunkte an das Produkt auf, dem Arbeiter anzugehören, sondern es fiel demjenigen zu, der die Kosten zu seiner Herstellung vorschoß und den Arbeiter für seinen Antheil daran entschädigte. Diese Entschädigung, welche der Arbeiter von dem Unternehmer für den ihm, in Folge der darauf verwendeten Arbeit, zukommenden Antheil an dem ganzen Produkte erhält, heißt A.

Jede Arbeit erfordert Anstrengung und verzehrt einen Theil der Kräfte des Arbeiters, der ersetzt werden muß, wenn jener zu fortgesetzter Arbeit fähig bleiben soll. Würde ihm jedoch nichts weiter, als was dazu erforderlich ist, gewährt, so würden die Arbeiter mit einer Generation aussterben, weil sie eine Familie zu erziehen nicht im Stande seyn würden. Daher ist nöthig, daß sie über den eigenen Bedarf wenigstens noch so viel erhalten, daß sie in den Stand gesetzt werden, eine Familie zu ernähren und aufzuziehen. Der A., auf welchen der Arbeiter Anspruch zu machen hat, besteht daher in einer Quantität von zum Lebensunterhalte für sich und zu Erziehung einer Familie hinreichenden Produkten. Indessen wird dieser A. nur in einzelnen Fällen wirklich in Produkten, allgemein aber und zu größerer Bequemlichkeit der Arbeiter und der Arbeitgeber in Geld bezahlt. Der A., oder der Preis der Arbeit, ist daher ein doppelter, der Geldpreis und der Sachpreis der Arbeit, zwischen welchen man einen scharfen Unterschied machen muß. Der Geldpreis der Arbeit, der auch wohl der Nominal- oder Nennpreis genannt wird, besteht in der durchschnittlichen Summe Geldes, welche der Arbeiter in einem bestimmten Zeitraume, der zur Ausgleichung am besten als ein jährlicher anzunehmen ist, für seine Arbeit erhält. Der Sachpreis oder der wirkliche Preis der Arbeit drückt sich dagegen in der Menge von Unterhaltsmitteln aus, welche der Arbeiter mit dem Geldlohne seiner Arbeit zu erkaufen vermag. Die bessere oder schlechtere Lage der arbeitenden Klasse wird allein durch den Sachpreis der Arbeit bestimmt, und wenn man also Vergleichungen zwischen der Lage der arbeitenden Klassen in verschiedenen Orten, Gegenden und Ländern anstellen will, so reicht es nicht hin, zu wissen, wie viel in den zu vergleichenden Orten u. s. w. der Geldpreis der Arbeit beträgt, sondern man muß zugleich untersuchen, welche Menge von Unterhaltsmitteln sich die arbeitenden Klassen mit dem Geldlohne ihrer Arbeit an Ort und Stelle zu verschaffen im Stande sind; dann erst läßt sich ein richtiges Urtheil über die Sache fällen.

Die Quantität von Unterhaltsmitteln, deren der Arbeiter für sich und zum Unterhalte und zur Erziehung seiner Familie bedarf, ist verschieden je nach den äußeren Verhältnissen, in denen die einzelnen Klassen der Arbeiter leben, und diese äußeren Verhältnisse richten sich hinwiederum nach den verschiedenen Arbeitszweigen, denen sie sich widmen, nach den verschiedenen Graden der Kenntnisse und Geschicklichkeiten, die dazu erforderlich sind, nach der Zeit und den Unkosten, welche auf deren Aneignung gewendet werden müssen, und in den untersten Klassen wohl auch nach der größeren od. geringeren Anstrengung der Arbeitskräfte, nach der größeren oder geringeren Annehmlichkeit der Arbeit, nach ihrem Einflusse auf die Gesundheit, und nach den Unterbrechungen, die darin der Natur der Verhältnisse nach Statt finden müssen. Die unterste auf gewöhnliche körperliche Anstrengung begründete Arbeit ist daher wenigstens der unentbehrlichsten Unterhaltungsmittel für den Arbeiter und seine Familie werth. Sind die Anstrengungen größer, ist die Beschäftigung eine besonders unangenehme, oder gar ungesunde, so steigt der A. und muß steigen, weil sich außerdem Niemand zu solchen Beschäftigungen hergeben würde, und doch die Gesellschaft gerade solcher Beschäftigungen oft am wenigsten entbehren kann. Ist die Arbeit von der Art, daß öftere Unterbrechungen Statt finden, wie z. B. bei der der Lohnkutscher, Eckensteher u. s. w., so müssen die einzelnen Akte ihrer Arbeit natürlich verhältnißmäßig theurer bezahlt werden, weil sie auch in der Zwischenzeit, wo sie unbeschäftigt sind, leben müssen, und das Publikum muß sich, da es ihrer nicht entbehren kann, auch zu einem verhältnißmäßig höheren A. für ihre einzelnen Leistungen entschließen. Höhere Geschicklichkeit erfordert längere Zeit und größere Kosten, um dieselbe zu erwerben; würde sie nicht besser bezahlt, so würden sich ebenfalls die für solche Arbeitszweige erforderlichen Arbeiter nicht heranbilden können. Alle diese verschiedenen Elemente äußern auf die Bestimmung des A.s einen gewissen Einfluß. Sie sind wenigstens die Punkte, auf welche die Arbeiter bei dem Abschlusse ihres Kontraktes über den A.

ihre Forderungen begründen, wenn sie auch, sobald es die Verhältnisse erlauben, ihre Forderungen über diese Punkte hinaus auszudehnen suchen, die jedoch, zu allen Zeiten und unter allen Verhältnissen, den natürlichen Stand des A.s bilden.

Den Arbeitern, oder denen, die Arbeit anbieten, stehen als zweiter kontrahirender Theil die Fabrikanten, Kapitalisten und Grundbesitzer, diejenigen, die Arbeiter suchen, gegenüber. Wollen jene ihre Kapitalien nützlich verwenden, oder die Rente derselben verbessern und so ihre Einkünfte vermehren, so können sie es nur, indem sie etwas kaufen, was Arbeit gekostet hat, oder indem sie selbst mittelst ihrer Kapitalien Güter erzeugen, zu deren Hervorbringung menschliche Arbeit irgend einer Art allezeit erfordert wird. Wollen diese ihren Grund und Boden nicht selbst anbauen, oder ist der Umfang ihres Grundbesitzes zu groß, als daß sie es allein vermöchten, ihn gehörig zu kultiviren, so müssen sie mit Hülfe eines Kapitals Arbeiter zu dessen Bebauung dingen, und handeln daher in Beziehung auf den A. ebenfalls mehr oder allein in ihrer Eigenschaft als Kapitalisten. Im Allgemeinen sind es daher die Kapitalisten, welche, im Suchen nach besserer Rente, nach Arbeit fragen. Von der Größe dieser Nachfrage nach Arbeit und von ihrem Verhältnisse zu dem Angebote derselben von Seiten der Arbeiter hängt die Bestimmung des A.s und die Entscheidung darüber ab, ob er reichlich, angemessen, oder knapp und unzulänglich ausfällt, und der durchschnittliche Preis des Unterhaltes der Arbeiter bestimmt die Geldsumme, deren er bedarf, um seine Bedürfnisse reichlich, angemessen, oder nur unzulänglich befriedigen zu können. Die wirksame Nachfrage nach Arbeit setzt also den Besitz von Kapitalien voraus, aber ihr Umfang wird keineswegs durch den Umfang des Kapitals bedingt. Seit dem Zeitpunkte nämlich, von welchem an, wie wir oben gesehen haben, an jedem Produkte, außer dem Arbeiter, auch der Grundbesitzer und Kapitalist seinen Antheil verlangt, ohne dafür selbst mitzuarbeiten, und ihn, ohne eigene Anstrengung, unter der Form der Grundrente und des Ersatzes und Zinses vom Kapitale, auch erhalten muß, seitdem bleibt von dem Nationalkapitale nur ein bestimmter Antheil zur Bezahlung menschlicher Arbeit übrig, und die wirksame Nachfrage nach Arbeit kann sich nicht über denselben hinaus erstrecken. So weit sein Umfang reicht, kann sie sich indessen erstrecken, und sie erstreckt sich wohl auch in dem gewöhnlichen Laufe der Dinge so weit, aber es ist nicht nothwendig, daß dem so sey, und es ist nicht immer und nicht unter allen Umständen möglich.

Der Kapitalist, welcher als Fabrikant rc. Arbeiter beschäftigt, thut es, um von ihren Arbeiten auch seinerseits Nutzen zu ziehen; er verwandelt gleichsam sein Kapital in Arbeit, weil er hofft, die diesfallsigen Auslagen mit den üblichen Zinsen in dem Preise der unter Mitwirkung der bezahlten Arbeit hergestellten Produkte wieder erstattet zu erhalten. Nur unter dieser Bedingung, und nur in der Hoffnung, daß sie realisirt wird, kann er auf die Dauer ein Arbeitskäufer, der Brodherr vieler Arbeiter seyn. Sobald sich die Preise aus irgend einem Grunde so stellen, daß dieser Ersatz nicht mehr, oder wenigstens nicht mehr vollständig erfolgt, und dieses Verhältniß von längerer Dauer ist, so kann es der Kapitalist nicht länger in seinem Interesse finden, die frühere Quantität Arbeit mit dem nämlichen Kapitale zu bezahlen, weil er sonst dabei Schaden leiden und weil er, bei einer länger unter gleich ungünstigen Verhältnissen fortgesetzten Beschäftigung der gleichen Anzahl Arbeiter gegen die gleichen Löhne, sein Kapital vermindert sehen würde und zuletzt desselben ganz verlustig gehen müßte. Er wird also in diesem Falle entweder den Lohn seiner Arbeiter bis auf bessere Zeiten im Nominalbetrage, was hier freilich gleichbedeutend ist mit dem Sachpreise der Arbeit, herabsetzen, oder er wird darauf dringen müssen, daß seine Arbeiter sich, gegen den zeitherigen Lohn, größeren Anstrengungen unterziehen, um das Mißverhältniß auf diesem Wege auszugleichen. Ist dies dennoch nicht möglich, so bleibt ihm nichts übrig, als seine Arbeiter, bis auf geänderte Verhältnisse, ganz oder theilweise zu entlassen und seine Produktionen zu beschränken oder einzustellen, ohne daß er darauf Rücksicht nehmen kann, von woher die entlassenen Arbeiter ihren weiteren Unterhalt beziehen wollen. Dies sind die Rücksichten, welche den Kapitalisten oder, wie wir ihn bezeichnender nennen können, den Unternehmer bei dem Abschlusse des Kontraktes über den A. allein leiten können und die Veranlassung geben, daß sich die Nachfrage nach Arbeit bald vermehrt, bald vermindert, obwohl die Zahl der Unternehmer und die zu ihrer Verfügung stehenden Kapitalien nach wie vor die nämlichen bleiben mögen. Dagegen bleibt das Angebot der Arbeit stets auf gleicher Höhe mit der Zahl der Arbeiter und steigt und fällt mit derselben, weil diese zu keiner Zeit weder eine Veranlassung haben, noch es vermögen, ihre Arbeitskraft, wie die Unternehmer zeitweise ihre Kapitalien, unbeschäftigt zu lassen.

Aus diesen gegenseitigen Beziehungen und aus dem wechselnden Verhältnisse der Nachfrage zu dem Angebote entwickeln sich in letzter Instanz die Größe des A.s und ihre verschiedenen Veränderungen. Zwar steht in dem zwischen beiden Parteien darüber entstehenden Kampfe die Dringlichkeit, einen wenigstens für den nothdürftigen Unterhalt der Arbeiter und ihrer Familien auslangenden A. zu fordern, auf Seiten der Arbeiter; indessen ist dieses nur der zweite und untergeordnete Faktor des A.s; der Hauptfaktor bleibt immer der Stand der Nachfrage. Der Unternehmer, der der Arbeit, wenn es darauf ankommt, in der Regel länger entbehren kann, als der Arbeiter des Lohnes, kann jene Forderung, wie billig sie ihm auch übrigens erscheinen mag, nur unter der oben angegebenen Voraussetzung des vollkommenen Ersatzes seiner Vorschüsse auf die Dauer bewilligen und wird sonach aus einem solchen Streite fast stets als Sieger hervorgehen. Dagegen können zur Ausgleichung wohl auch Umstände eintreten, die ihn bewegen, oder gar nöthigen, den Arbeitern einen ihre Bedürfnisse weit übersteigenden Lohn zu gewähren. Es geschieht dies, allerdings nur sehr vorübergehend, bei glücklichen Handelskonjunkturen, dauernder, wenn sich durch günstige Verhältnisse irgend einer Art der

Nationalreichthum und der allgemeine Wohlstand schneller als gewöhnlich vermehren. Dann steigt die Konsumtion schneller als gewöhnlich, die Produktion möchte gern eben so schnell nachfolgen. Aber dazu bedarf es einer größeren Anzahl von Arbeitern; der gewöhnliche Ersatz derselben langt nicht mehr für das ganze Quantum der gestiegenen Nachfrage nach Arbeit aus; die Produktion kann der Konsumtion aus Mangel einer hinreichenden Anzahl von Arbeitern nicht sogleich folgen, der Begehr nach Produkten wird immer dringender; ihr Preis, und mit ihm der Gewinn der Unternehmer, steigt, jeder sucht sich eine größere Anzahl von Arbeitern zu verschaffen, um der Nachfrage besser genügen und der größeren Gewinne in erweitertem Umfange theilhaftig werden zu können. Auf solche Weise tritt ein Steigen der Arbeitslöhne ein, welches alle Klassen der Arbeiter in einen behaglicheren Zustand versetzt und ihnen die Mittel gewährt, ihre Bedürfnisse viel reichlicher als früher befriedigen zu können. Die stärkere Konsumtion der zahlreichen arbeitenden Klassen wirkt wiederum wohlthätig auf die Produktion, und demzufolge weiter auf Vermehrung der Nachfrage nach Arbeit, und damit in letzter Instanz auch auf den A. zurück; der allgemeine Reichthum steigt immer mehr und mehr, und es ist dies die glücklichste Lage, in welcher sich ein Volk befinden kann. Damit steigt auch der Preis der künstlicheren Arbeiten und Leistungen, weil der immer mehr unter allen Klassen sich ausbreitende Wohlstand den Begehr nach denselben, wie die Mittel ihn zu befriedigen, gleichmäßig vermehrt, und somit, da dem plötzlich vermehrten Begehr auch in dieser Beziehung nicht zu schnell Genüge geleistet werden kann, der Lohn für solche Arbeiten und Leistungen gleichmäßig steigen muß.

Indessen strebt alles nach Ausgleichung, und so geschieht es, daß eben jener Wohlstand, dessen sich die arbeitenden Klassen zu erfreuen haben, und der auf dem hohen ihnen bewilligten A. beruht, endlich wieder die Veranlassung wird, denselben nach und nach wiederum auf seinen natürlichen Standpunkt, wo er nur mehr zur Befriedigung des Unterhaltes für den Arbeiter und seine Familie hinreicht, herabzudrücken. Eben jener größere Wohlstand erleichtert nämlich dem Arbeiter die Sorge für seinen Unterhalt und für den Unterhalt seiner Familie; die Zahl der Ehen vermehrt sich, die Zahl der Geburten wird größer und die Zahl der Sterbefälle nimmt ab, weil der Arbeiter sich und den Seinigen bessere Nahrung, bessere Wohnung, bessere Kleidung und in Krankheitsfällen bessere Pflege und Wartung verschaffen kann. Mit der Zeit tritt also auch eine verhältnißmäßig viel stärkere Vermehrung der Zahl der Arbeiter ein, und die daraus am Ende hervorgehende größere Mitbewerbung um Arbeit drückt nach und nach den A. wieder gegen den Standpunkt, wo er nur noch die nothwendigen Bedürfnisse des Arbeiters befriedigt, herab. Indessen bleibt, auch wenn dieser Zeitpunkt eingetreten ist, immer noch die gute Folge des vermehrten Nationalreichthums u. des früheren größeren Wohlstandes der arbeitenden Klassen als reiner Gewinn übrig; es werden dann, nach der im Allgemeinen gewohnten Lebensweise, mehr Bedürfnisse als früher zu den nothwendigen Bedürfnissen des Arbeiters gerechnet, die ihm, im gewöhnlichen Laufe der Dinge, immer noch bleiben, wenn er auch auf feinere Genüsse, wie sie ihm beim Beginne der glücklichen Periode, welche wir eben vorausgesetzt haben, zu Theil werden, verzichten muß. Denn der Begriff des unerläßlich Nothwendigen ist nach dem Stande des Nationalreichthums der Länder verschieden, und in dem ärmeren Lande wird oft das schon als Luxusartikel für die arbeitenden Klassen betrachtet, worauf sie im gewöhnlichen Laufe der Dinge nicht Anspruch machen können, was in reicheren Ländern zu den unerläßlichen Nothwendigkeiten des Lebens gerechnet wird. In England z. B. wird der regelmäßige Genuß der Fleischspeisen, der für den deutschen gewöhnlichen Arbeiter mehr Luxus ist, schon zu den unerläßlichen Nothwendigkeiten des Lebens für Jedermann gerechnet, und diese Ansicht wirkt, sobald sie allgemein geworden ist, auch bis auf einen gewissen Grad auf die Bestimmung des gewöhnlichen A.s ein. Immer hat daher der steigende Reichthum eines Landes Tendenz zur Erhöhung des A.s und zur Verbesserung der Lage der arbeitenden Klassen.

Man kann es als einen allgemein gültigen Grundsatz betrachten, daß sich der A. in dem gewöhnlichen Gange der Dinge immer von selbst in ein Gleichgewicht mit den auf ihn einwirkenden Verhältnissen stelle. Freilich gibt es eine Menge von Veranlassungen, welche theils allgemeine, theils partielle Schwankungen desselben zur Folge haben, unter denen vorzüglich die folgenden herauszuheben sind: Krieg, plötzliche Theuerung, Veränderungen in dem Werthe der edlen Metalle oder in der Geltung der Münze, öffentliche Abgaben, besonders Zollgesetze, politische und Handelskrisen und allgemeine Arbeitseinstellungen. Krieg namentlich wirkt sehr mannigfach auf den A. Er verstärkt in manchen Zweigen die Nachfrage nach Arbeiten plötzlich durch die großen Produktionen, die seine Führung erfordert, weshalb die Nachfrage nach Arbeit in Kriegszeiten auf einmal steigen und der A. für die Dauer dieser Nachfrage sich erhöhen kann. Er zerstört aber auch andererseits, besonders da, wo er haust, viele Kapitalien, und dieser Kapitalverlust wird nach seiner Beendigung in der zeitweiligen Abnahme der Nachfrage nach Arbeit und in dem damit verbundenen Sinken der Arbeitslöhne wiederum fühlbar. Eine plötzliche Theuerung der Lebensmittel drückt den Sachpreis der Arbeit herab, weil der Arbeiter für den zeitherigen Geldbetrag seines A.s nicht mehr die nämliche Quantität von Lebensmitteln zu erkaufen vermag, die er früher dafür erkaufen konnte. Da nun alle übrigen Konsumenten ebenfalls einen größeren Theil ihres Einkommens auf den Einkauf der unentbehrlichen Lebensmittel verwenden müssen, so bleibt ihnen zu dem Ankaufe anderer Erzeugnisse ein geringerer Theil als sonst übrig. Sie müssen daher den Verbrauch anderer Dinge beschränken, die Nachfrage nach denselben mindert sich, der Preis dieser anderen Produkte fällt, und die Unternehmer sind daher außer Stande, den Arbeitern eine Erhöhung des Geldlohnes, wie nothwendig sie auch derselben bedürfen mögen, zu gewähren. Veränderungen in dem Werthe der edlen Metalle verän=

dern auch den Werth des aus denselben geprägten Geldes, und man kauft in solchen Fällen für eine und dieselbe Summe Geldes mehr oder weniger andere Produkte ein, je nachdem der Werth des zum Stoffe des Geldes dienenden edlen Metalles gestiegen oder gefallen ist. Bei demselben Geldlohne wird daher in jenem Falle die Lage des Arbeiters besser, in diesem schlechter, weil er für seinen Lohn in jenem Falle mehr, in diesem Falle weniger Lebensmittel erhält. Indessen wird der Unternehmer das Steigen des Geldwerthes, welches ihm, sofern er denselben A. fortgibt, nachtheilig werden kann, eher gewahr, als der Arbeiter das Fallen desselben, und wenn daher in beiden Fällen, unter übrigens gleichen Umständen, endlich eine Ausgleichung erfolgt, so tritt sie aus dem angegebenen Grunde in dem für den Arbeiter vortheilhaften Falle früher, in dem ihm nachtheiligen Falle später ein. Gleichen Einfluß hat jede Veränderung des inneren Werthes des Geldes, wie etwa bei verändertem Münzfuße. Nur sind hier, da der Münzfuß in der Regel eher den Werth der einzelnen Geldstücke vermindert, als vermehrt, die Verhältnisse niemals günstig für den Arbeiter, sondern immer, bis zur endlichen Ausgleichung, mehr oder weniger nachtheilig. Oeffentliche Abgaben wirken ungünstig auf den A., wenn sie, auf die ersten Lebensbedürfnisse gelegt, den Preis derselben vertheuern. In dieser Preisvertheuerung liegt eine Schmälerung des Sachlohnes der Arbeit, weil der Arbeiter, wie in anderen ähnlichen Fällen, für den früheren Geldlohn nicht mehr dieselbe Quantität seiner Bedürfnisse kaufen kann. Eine Steigerung des Geldlohnes, ohne vermehrte Nachfrage nach Arbeit, tritt selten ein, und es wird dem Arbeiter daher im glücklichsten Fall erst sehr spät möglich, eine Erhöhung desselben zu erwirken, die noch dazu sehr selten den erhöhten Preisen seiner Bedürfnisse ganz entsprechend ist. Handelsstockungen können, aus bekannten und vor Augen liegenden Gründen, nur nachtheilig auf den Stand der Arbeitslöhne wirken, und die dabei wohl vorkommenden Arbeitseinstellungen von Seiten der Arbeiter, um einen höheren Lohn zu erzwingen, erreichen, wie die Erfahrung gelehrt hat, fast niemals ihren Zweck, sondern wirken gewöhnlich nachtheilig auf die Arbeiter selbst, und zwar in mehr als einer Beziehung, zurück.

So reguliren sowohl Zustände als Ereignisse, bei einem freien Gange der Dinge und auf dem Wege des freien Vertrages, die Arbeitslöhne. Es läßt sich nicht verkennen, daß bei eintretenden Schwankungen und Veränderungen die Zahl der günstigen Fälle für die Arbeiter die geringere ist, und daß zuweilen große Massen derselben in eine wahrhaft bedauernswerthe Lage versetzt werden. Vielfach hat dies den Wunsch hervorgerufen, daß Wirksames zu Verbesserung derselben und zu Herbeiführung eines gesicherten Zustandes der Arbeiter geschehen möge. Man hat sogar durch Taxen, Beschränkungen, Monopole ꝛc. für die arbeitende Klasse zu wirken gesucht und oft die Pferde hinter den Wagen gespannt. Aber die Erfahrung lehrt, daß alle diese Maßregeln, weil sie gegen die Natur der einmal bestehenden Verhältnisse ankämpfen, den Arbeitern im Allgemeinen eher schädlich als nützlich werden und, daß es am gerathensten ist, der Regulirung der Arbeitslöhne ihren freien Gang zu lassen. „Laisser faire" ist in dieser Beziehung Weisheit.

Arbela, assyrische Stadt in Adiabene, zwischen den Flüssen Lycus und Caprus, angeblich von Belus, nach Andern von Semiramis gegründet, jetzt Erbil oder Orbil. Die große, nach A. genannte Schlacht Alexanders des Großen gegen Darius Codomannus (2. Oktober 331 v. Chr.) war eigentlich bei dem Dorfe Gaugamela und dem Flusse Bumodus od. Bumadus, 200 Stadien westlich von A.; über dieselbe s. Alexander der Große.

Arber, auch Aidweich, einer der höchsten Berge des Böhmerwaldes in Niederbayern, an der böhmischen Grenze. Der 3840 (nach Andern 4471 oder gar 5052?) Fuß hohe Gipfel ist felsig, mehr lang als breit und nur sparsam mit niedrigem Gesträuche bedeckt; die höchsten Punkte bilden in Norden und Süden zwei mächtig hervorragende Felsmassen. Die Aussicht über die umherlagernden Gebirge nach Böhmen und Bayern hinein ist vortrefflich. Am Fuße liegt das Rißloch, eine höchst sonderbar gebildete Felsengruppe; am östlichen Abhange eines der größten und tiefsten Thäler dieses Gebirges, mit dem hier entspringenden Regen und dem Dorfe Eisenstein.

Arbiter (Schiedsrichter), der Dritte, dem durch Uebereinkunft der Parteien die Entscheidung über eine unter ihnen obwaltende Streitigkeit vermittelst eines Urtheils mit seiner Einwilligung übertragen ist. Das Vertragsverhältniß zwischen den Parteien, sich dieser Entscheidung zu unterwerfen, heißt Compromissum, das zu dem Dritten, welcher sich dadurch zur Entscheidung verpflichtet, Receptum. Das römische Recht dehnte die Bestimmungen über die Fähigkeit zum öffentlichen Richteramt großen Theils auch auf die Arbitri aus, weshalb Taube, Stumme, Verstandeslose und solche, welche das 20. Lebensjahr noch nicht vollendet haben, ausgeschlossen sind. Mit besonderer Einwilligung der Parteien können jedoch auch solche, die erst das 18. Jahr erreicht haben, zu Schiedsrichtern erwählt werden; dem Gewählten steht aber bis zur erreichten Volljährigkeit das Recht zu, gegen die eingegangene Verbindlichkeit sich restituiren zu lassen. Nach kanonischem Recht sind auch Frauenzimmer wählbar, wenn sie Gerichtsbarkeit haben. Der A. ist verpflichtet, 1) die Sache zu untersuchen und zu entscheiden, wozu er gerichtlich angehalten werden kann; 2) seine Entscheidung in eigner Person abzugeben, da er ohne besondere Bestimmung zur Substitution nicht berechtigt ist; 3) seine Entscheidung über die im Kompromiß bezeichnete, nicht über eine andere Sache, z. B. eine Widerklage, und 4) innerhalb der ihm festgesetzten Zeit abzugeben und sich 5) auch hinsichtlich des Verfahrens an die Bestimmungen des Kompromisses zu halten. Doch ist derselbe in seiner Befugniß, nach eigener Einsicht zu erkennen, unbeschränkt, da eine Bestimmung der Parteien über den Inhalt des Urtheils für den Schiedsrichter das Kompromiß vernichtet. Werden mehre Schiedsrichter gewählt, so bestimmt sich ihr Verhältniß zunächst nach den kompromissorischen Bestimmungen; außerdem kann Keiner allein zur Abgabe

seiner Sententia gezwungen werden, sondern sie müssen alle gemeinschaftlich handeln. Nach kanonischem Rechte ist der Ausspruch der Einzelnen gültig, wenn die Uebrigen gehörig vorgeladen worden sind, aber ohne Grund wegbleiben. Bei einer Meinungsverschiedenheit entscheidet die Stimmenmehrheit, bei einer Verschiedenheit hinsichtlich der Quantität der Kondemnationssumme, wenn die Stimmen gleich sind, die geringere Summe. Bei einer Stimmengleichheit in Ansehung der Hauptsache treten zunächst die von den Parteien bereits bestimmten Obmänner (Superarbitri) ein; außerdem müssen die Schiedsrichter die Obmänner wählen. Diese sind an die vorhergehenden Aussprüche der Schiedsrichter hinsichtlich eines vollkommen freien Urtheils nicht gebunden. Der schiedsrichterliche Ausspruch (arbitrium, laudum) muß in Gegenwart der Parteien oder ihrer Vertreter eröffnet werden. Mit der Abgabe der Entscheidung ist das Geschäft und die Verbindlichkeit des A. zu Ende, und er kann seine Entscheidung nicht zurücknehmen, nicht einmal wegen eines Irrthums. Die Parteien sind vermöge des geschlossenen Kompromisses an den Ausspruch des Schiedsrichters unbedingt gebunden, selbst in dem Falle, wenn der Ausspruch eine Unrichtigkeit oder Unbilligkeit enthalten sollte, da sie bei der Wahl der Schiedsrichter hätten vorsichtiger seyn können. Appellationen und andere Rechtsmittel sind deshalb unzulässig; doch will die Praxis wegen Unbilligkeit des Urtheils oder wegen einer Laesio enormissima die außergerichtliche Berufung gestatten. Das Urtheil (Sententia) der Schiedsrichter darf nichts Unanständiges enthalten, nicht die Grenzen des Kompromisses überschreiten, nicht durch die Feindschaft oder Bestechung des Schiedsrichters motivirt seyn. Daß die Wirksamkeit des Kompromisses und des in dessen Folge gegebenen Ausspruchs durch beiderseitige Uebereinstimmung der Kompromittenten aufgehoben werden kann, versteht sich von selbst. Das Kompromiß hört aber auch auf mit dem Tode eines Kompromittenten vor erfolgtem Ausspruche oder des Schiedsrichters, so lange er nicht entschieden hat, durch den Ablauf der zur Entscheidung festgesetzten Frist und durch den Ausbruch des Konkurses über das Vermögen des einen Kompromittenten. Auch gestatten die Gesetze dem A. in einigen Fällen den Rücktritt vom Receptum.

Arbiter bibendi (Modimperator), der bei fröhlichen Gelagen durch die Würfel bestimmte Trinkkönig oder Symposiarch, dessen Anordnungen in Bezug auf Trinken, Geben &c. die Gäste gehorchen mußten; vergl. Mahlzeit.

Arbitrage, ein im Handelsverkehr gebräuchlicher Ausdruck, worunter man die Ermittelung versteht, welcher Weg bei Leistung oder Einziehung einer Zahlung der vortheilhafteste sey. Hat man nämlich an einem andern Orte, als dem Wohnorte, eine Zahlung zu machen oder zu empfangen, so stehen dazu in der Regel mehre Wege offen, und die Auffindung der günstigsten von diesen bildet den Gegenstand der A. Hierher gehört z. B. die Ermittelung, an welchem Platze eine gewisse Wechselsorte am billigsten zu kaufen oder am höchsten zu verwerthen ist. In Folge der Verschiedenheit des Diskonto (s. d.) ist nämlich auch der Ertrag verschieden, je nachdem man an einem fremden Platz einen dort zahlbaren kurzsichtigen Wechsel zum Behuf der Einsendung an denselben Platz kauft, oder einen langsichtigen billiger kauft und dort verdiskontiren läßt. Die hierbei anzuwendende Berechnung ist die Diskontoarbitrage. Die Ermittlung, welche Geldsorte zu irgend einem Zwecke am vortheilhaftesten zu verwenden, oder, wenn es sich um Kauf oder Verkauf einer gewissen Geldsorte handelt, die Ermittlung, wo dies am vortheilhaftesten zu bewirken ist, heißt Geldarbitrage. In demselben Sinne spricht man in Bezug auf den Einkauf und Verkauf von Staatspapieren und Aktien von Staatspapier- und Aktienarbitrage. Vergl. Wallerstein, A., Frankfurt a. M. 1844; Bader, Arbitragetabellen, Leipzig 1834.

Arboga, Stadt in der schwedischen Provinz Westmannland, Westeräs-Län, an dem gleichnamigen Flüßchen, mit 1600 Einw., welche Ackerbau, Schifffahrt und Handel nach Stockholm mit Eisen-, Wollen- und Holzwaaren (Masertischen) treiben. Die Eisenwaaren liefert das ansehnliche, 1625 angelegte, ¼ Meile von der Stadt entfernte Werk Jäder. In der Nähe von A. befindet sich auch ein schon im 14. Jahrhundert erwähnter Gesundbrunnen. A. ist eine der ältesten Städte Schwedens und war früher weit bedeutender als jetzt, hatte ein Schloß, Festungswerke und Münze. Es wurden daselbst mehre allgemeine Kirchenversammlungen (1396, 1412, 1417, 1423, 1474), sowie Reichstage (1435, Wahl Engelbrechts zum Oberhaupte des Landes, 1440, 1471, 1529, 1561 Annahme der sogenannten Arbogaartikel, durch welche Erich XIV. die Macht der Herzöge beschränkte) gehalten. Auf dem Reichstage von 1597 bewog hier das Volk den Reichsverweser und Herzog Karl, Vater Gustav Adolfs, zur Wiederannahme der niedergelegten Regierung und bahnte ihm dadurch den Weg zur Krone.

Arbogakanal, der älteste Kanal Schwedens, ¼ Meile östlich von der Stadt Arboga, verbindet mittelst des Arbogaflusses den Mälar- mit dem Hjelmarsee und hat bei einer Länge von 1 Meile 8 Schleußen. Durch Gustav Adolf ward das schon früher angefangene Werk vollendet, durch Karl XI. vertieft, durch die Stadt Oerebro 1768 und Karl XIII. 1815 wieder hergestellt und verbessert.

Arbogast (Arbogastes), Aquitanier, Feldherr des Kaisers Gratian (375—383 n. Chr.) gegen die Deutschen am Rheine und der Donau. Nach Gratians Ermordung führte A. als Magister militum die Heere Valentinians II., welcher im Occident thronte (388—92), während Theodosius der Große den Orient beherrschte. A. war in dieser Stellung die Stütze des westlichen Reichs gegen die Barbaren, und seine Macht fast unbeschränkt. Das Heer gehörte ihm, nicht dem Kaiser; alle Würden und Stellen vergab der Feldherr an seine Freunde und Kreaturen. Zu spät versuchte Valentinian als Selbstherrscher dem stolzen Diener gegenüber aufzutreten. Als er ihm zu Vienne vom Throne herab seine Entlassung schriftlich gab, warf ihm A. die Schrift zerrissen mit den Worten vor die Füße, „wie er sein Ansehen nicht vom Kaiser empfangen, werde er es auch nicht an

ihn verlieren." Der Kaiser sprang auf, um den trotzigen Soldaten auf der Stelle zu durchbohren; nur die dazwischen tretende Garde verhinderte die That. Wenige Tage darauf war dafür der Kaiser unter den Todten (392). Die Welt bezeichnete den A. fast einstimmig als Mörder; dieser ließ dagegen verkünden, Valentinian habe sich selbst aus Verzweiflung erdrosselt, und um nicht den Schein noch mehr gegen sich zu haben, verschmähete er den Thron und gab die Krone an eine seiner Kreaturen, den Grammatiker, nachherigen Geheimschreiber und Magister officiorum, Eugenius, um durch diesen desto sicherer zu herrschen. An Theodosius mußte Eugenius eine Gesandtschaft schicken, die ihm den Tod Valentinians anzeigte und die Anerkennung des neuen Kaisers verlangte. Theodosius nahm diese an, da er im Augenblicke außer Stand war, es mit A. im Felde aufzunehmen; aber nach 2 Jahren zog er mit einem durch Hunnen, Alanen, Gothen, Iberiern rc. verstärkten Heere nach Italien und schlug hier, nördlich von Aquileja, am Fluß Fridigus (Wippach), in blutiger Schlacht den Gallier nebst seinem Schattenkaiser aufs Haupt. Der letztere wurde gefangen und hingerichtet; A. entkam in die Gebirge, irrte hier 2 Tage lang flüchtig umher und stürzte sich dann verzweifelnd in sein Schwert (394). Theodosius aber vereinigte das Morgen- und Abendland unter seinem Scepter.

Arbois, Stadt im französischen Departement Jura, in einem tiefen Thale an der Vieille gelegen, mit 7000 Einwohnern, welche Salpetersiederei, Gerberei, Papierfabrikation, Käsebereitung, Gemüse- und Weinbau (Arboiswein, ein süßer, meistens weißer Wein) auf den Hügeln um die Stadt treiben. Geburtsort des Generals Pichegru.

Arbon, Stadt im schweizerischen Kanton Thurgau, am oberen Theile des Bodensees, in reizender, fruchtbarer Gegend, die mit Weinbergen, Getreidefeldern und einem ganzen Walde der schönsten Obstbäume reich geschmückt ist. Das dortige Schloß, in dessen Garten man eine reizende Aussicht hat, wurde zu Anfang des 16. Jahrhunderts von dem konstanzer Bischof Hugo von Landenberg erbaut. Die Stadt hat 1000 Einwohner, wovon $^{1}/_{3}$ katholisch sind, Manufakturen in Zitz, Kattunen und Band, Färbereien, Leinwandhandel, sowie ein unbedeutendes Mineralbad. In der Umgegend findet man römische Bautrümmer. A., das römische Arbor felix, ein von Tiberius angelegtes Kastell, ward beim Verfall des römischen Reichs zuerst von den Hunnen, bald darauf von den Alemannen erobert und gänzlich zerstört. Schon frühzeitig schlug hier das Christenthum Wurzel; hier fand der heilige Gallus, vom obern Züricher see und aus der Gegend von Bregenz vertrieben, eine Zufluchtsstätte, von welcher aus er St. Gallen gründete, und wo um 640 sein thatenreiches Leben endete. A. scheint damals der Hauptort des Arbongaues gewesen zu seyn. Im Jahre 1255 erscheint A. urkundlich als Stadt mit Mauern, Marktrecht und niederem Gerichte; wichtige Freiheiten erhielt es 1266 durch Konradin, den letzten Sprößling der Hohenstaufen. Im Jahr 1282 kam A. durch Kauf an die Bischöfe von Konstanz. Die alte Burg wurde 1520 bis auf einen Thurm geschleift. Die Reformation fand hier schnell Aufnahme. Seit 1798, wo die Stadt vom Bisthum Konstanz frei wurde, gehört sie zur Schweiz.

Arbuthnot, John, englischer Mediciner u. satyrischer Schriftsteller, war 1658 zu Arbuthnot geboren. Sein Vater war Geistlicher der bischöflichen Kirche, verlor aber seine Stelle während der Revolution, weshalb der Sohn, der seine letzte Ausbildung auf der hohen Schule zu Aberdeen erhalten und daselbst als Doktor der Medicin promovirt hatte, gezwungen war, nach London zu gehen und dort anfänglich in der Mathematik zu unterrichten. Im Jahr 1695 machte er sich durch die scharfsinnige und gelehrte Kritik von Woodwards „Essai towards a natural history of the Earth" bekannt. Nach einer gelungenen Kur an dem Prinzen Georg von Dänemark ernannte ihn die Königin Anna 1709 zu ihrem Leibarzt. Mit Pope, Swift, Gay und Parnell stand A. in vertrauter Freundschaft; mit den beiden ersten vereinigte er sich zur Herausgabe der satyrischen „Memoirs of Martinus Scriblerus" (sowohl in Swifts als Pope's Werken befindlich), welche den Zweck hatten, die Stubengelehrsamkeit lächerlich zu machen. Durch den Tod der Königin Anna und das dadurch herbeigeführte Mißgeschick seiner Freunde verfiel A. in Schwermuth, die er durch eine Reise nach Paris zu zerstreuen suchte. Er litt sehr an Engbrüstigkeit, was ihn wahrscheinlich zur Abfassung seiner Schrift über die Wirkungen der Luft auf den menschlichen Körper veranlaßte. Da seine Krankheit immer mehr zunahm, begab er sich 1734 nach Hampstead, vertauschte jedoch den erfolglosen Aufenthalt daselbst wieder mit dem zu London und † daselbst 1735. Am berühmtesten unter A.s Schriften sind die „Tables of ancient Coins, Weights and Measures" (London 1727, mit Longwiths Verbesserung 1754, ins Lateinische übersetzt von Daniel König, Utrecht 1756); von den medicinischen Abhandlungen ist noch zu nennen: „Essay concerning the choice and nature of Aliments" (London 1731, nachher noch zweimal gedruckt, deutsch Hamburg 1744). Die Sammlung seiner launigen und satyrischen Schriften führt den Titel: „The miscellaneous Works of the late Dr. Arbuthnot" (2 Bde., Glasgow 1751). Pope, unter dessen Briefen man auch einige von und an A. findet, hat bekanntlich diesem, seinem Freunde, den Prolog zu den Satyren zugeschrieben und denselben in ein Gespräch mit ihm eingekleidet.

Arbutus (Sandbeere), Pflanzengattung aus der natürlichen Familie der Ericeen, deren charakteristische Merkmale folgende sind: der Kelch ist fünftheilig, die Korolle eiförmig, an der Basis und der Mündung durchscheinend; die Beere fünffächerig. Die Arten sind zahlreich, lauter baum- oder strauchartige Gewächse mit meist rispenständigen weißen oder blaßrothen Blüthen. Als Ziersträucher sind zu nennen: A. unedo *L.*, Erdbeerbaum, ein im südlichen Europa einheimischer Strauch, dessen unangenehm süß schmeckende Beeren in Spanien zur Darstellung von Zucker benutzt werden. Der Saft von 20 Pfund Früchten, mit Kreide gesättigt und mit Eiweiß geklärt, gibt $5^{1}/_{2}$ Pfund Syrup von 1,25 specifischem Gewicht, woraus durch Verdampfung $4^{2}/_{3}$ Pfund Zucker, der an Härte und Weiße dem Rohrzucker gleich

kommt, gewonnen werden. Durch Gährung der Beeren und Destillation gewinnt man einen Branntwein, der zu den feinsten Liqueuren benutzt wird. Von dieser Art werden Varietäten mit krausen Blättern, mit gefüllten, mit rothen Blumen u. s. w. kultivirt. A. Andrachne *L.* wächst im südöstlichen Europa und in der Levante und blüht im Mai; A. canariensis *L.* auf den kanarischen Inseln. Aus Nordamerika stammt A. laurifolia *L.*, ein 10—15 Fuß hoher Strauch mit länglichen glatten Blättern und weißen, in einseitigen, winkelständigen Trauben stehenden Blüthen. A. Menziesii *Pursh.* hat einen baumartigen Stamm. A. mucronata *Forst.* ist ein hübscher, kleiner, immergrüner Strauch mit länglich-eirunden Blättern und weißen überhängenden, einzeln auf blattwinkelständigen Stielen stehenden Blüthen und stammt von den Küsten der Magellansstraße. A. tomentosa *Pursh.* hat herzförmig längliche, zugespitzte, unten filzige immergrüne Blätter und schneeweiße, in fast kopfförmigen, blattwinkelständigen Trauben vereinigte Blüthen. Diese Gewächse müssen in Norddeutschland in geräumige Töpfe oder Kübel, in lockere, fette, mit etwas Lehm gemischte Erde gepflanzt und im Zimmer oder Glashaus bei 1°—3° R. hell und luftig gehalten, nicht im Freien durchwintert werden. In einem Winterhause in die Erde gepflanzt, wachsen sie besonders üppig und blühen prachtvoll. Die Vermehrung geschieht durch Stecklinge, welche in Sand unter einer Glocke bei feuchter Wärme gern anwachsen, oder durch Ableger, oder durch Nebensprossen, oder durch Pfropfen auf die Stämmchen, oder durch Samen, den man im warmen Mistbeete aussäet.

Arc, Jeanne d', die Jungfrau von Orleans, s. Johanna d'Arc.

Arcadius, Sohn Theodosius des Großen, geb. 377 in Spanien, wurde 395 Kaiser des Orients, zufolge der von seinem Vater vor dessen Tode angeordneten Reichstheilung. Schwach an Geist und unfähig zu regieren, war A. stets ein willenloses Werkzeug in der Hand Derer, die sich seiner zu bemächtigen wußten. Während seiner ganzen Regierungszeit läßt sich nicht Eine Handlung auffinden, die ihm selber angehörte. Zuerst herrschte an seiner Statt der hochfahrende und habsüchtige Gallier Rufinus. Nachdem dieser im November 395 von dem Gothen Gainas ermordet worden war, bemächtigte sich der Verschnittene Eutropius des Staatsruders, bis auch er 399 durch Gainas gestürzt wurde. Gainas kam bald darauf als Rebell um und A. ward fortan von seiner Gemahlin Eudoxia gegängelt. Er † im Mai 408 und hinterließ als Nachfolger seinen erst 7jährigen Sohn Theodosius II.

Arcana (Geheimmittel), solche Arzneimittel, zu deren Bereitung die Vorschrift nicht in den Landespharmakopöen enthalten ist, sondern welche von Einzelnen, meist Afterärzten, als specifische Heilmittel gegen gewisse Krankheiten, namentlich Hundswuth, Epilepsie, Lungensucht u. s. w. ausgegeben und aus Gewinnsucht nicht bekannt gemacht werden. Wie alles Geheime auf den Menschen eine gewisse Anziehungskraft ausübt, so ist es auch mit solchen Mitteln der Fall. Eine einzige glückliche Kur, scheinbar oder wirklich auf den Gebrauch eines Arkanums erfolgt, wiegt mehr als 100 ärztliche, und je wunderbarer, abenteuerlicher die Vorschriften, die mit seiner Anwendung verbunden sind, desto größer der Glaube daran. Daher hat es auch zu allen Zeiten und bei allen Völkern nicht an Arkanen gefehlt u. es wird auch in der Folge nicht daran fehlen, so sehr sich die medicinische Polizei dagegen auflehnen mag. In den kulturreichsten Städten, wie in London und Paris, in denen man am wenigsten einen fruchtbaren Boden für so große Leichtgläubigkeit erwarten sollte, wuchern sie sogar am üppigsten. In Deutschland ist ihnen die medicinische Polizei noch am meisten auf dem Dache. So hat man in Preußen den Debit aller und jeder A. untersagt; im Herzogthum Meiningen ist das Anpreisen derselben in öffentlichen Blättern verboten, eine kluge Maßregel, die, wenn sie auch in größeren Staaten Nachahmung fände, dem Handel mit denselben bald den Todesstoß geben würde. Inzwischen soll man nicht über alle A. geradehin das Verdammungsurtheil aussprechen. Man muß unterscheiden zwischen solchen, die der betrügerischen Gewinnsucht ihr Daseyn verdanken, und solchen wirklich guten Arkanen, die der Besitzer, wenn er auch nicht Arzt ist, auf dem Wege des Zufalls oder des Nachdenkens gefunden hat. Was die ersteren betrifft, so hat jeder wohl eingerichtete Staat ihren Vertrieb mit aller ihm zu Gebote stehenden Macht zu unterdrücken. Sie sind wie das zweischneidige Schwert in der Hand des Unwissenden und Unerfahrenen, und Mittel, wie z. B. die sogenannten Augsburger- oder Morissonspillen, Lehnhardts Gesundheitstrank, die Lebenselixire u. s. w., haben die Menschen schon zu Tausenden um Leben und Gesundheit gebracht. Andere, wenn sie auch nicht schaden, sind ohne Nutzen und des theuern Geldes nicht werth, so z. B. das viel angepriesene rowlandsche Makassaröl, nach Martius' Untersuchung weiter nichts, als mit Alcanna gefärbtes Olivenöl, in neuerer Zeit die Rheumatismusketten und die Revalenta arabica (Erbsen- und Linsenmehl). Die zweite Klasse von Geheimmitteln kann der Wissenschaft sogar förderlich werden, aber nur dann, wenn sie von wissenschaftlich gebildeten Männern auf den Prüfstein der Vernunft und Erfahrung gebracht und ihnen die rechte Stelle angewiesen worden ist, die ihnen in dem Reiche der Heilmittel gebührt. Wir müssen uns auch erinnern, daß viele schätzbare Heilmittel, selbst die herrliche China, früher Geheimmittel gewesen, und es ist ja recht gut möglich, daß auch noch jetzt ein Laie in der Medicin irgend ein Mittel entdecken oder erfinden könnte, wofür ihm die Wissenschaft Dank schuldig würde. Eigentlich müßte jeder rechtliche und human gesinnte Mensch in seinem Gewissen verbunden seyn, ein solches Mittel, wenn er dadurch seinen Nebenmenschen Gesundheit und Leben erhalten könnte, öffentlich bekannt zu machen. Will er denn aber durchaus davon Gewinn ziehen, so ist er wenigstens verbunden, es von wissenschaftlichen Männern prüfen zu lassen und gegen eine angemessene Belohnung seiner Regierung zur Verfügung zu stellen.

Arcani disciplina, d. i. Geheimlehre, Bezeichnung des Inbegriffs aller derjenigen Leh-

ren der christlichen Kirche, von denen nur die Tradition weiß, für welche aber in der heiligen Schrift kein oder wenigstens kein genügender Beweis enthalten ist. Hierher gehört z. B. die Lehre von der Transsubstantiation. Die Sache war in der christlichen Kirche bereits zu Ende des 2. Jahrhunderts vorhanden; der Name kam aber erst im 17. Jahrhundert, wahrscheinlich durch Meiers Schrift „De recondita veteris ecclesiae theologia" (Helmst. 1679) in Gebrauch. Frühzeitig fand theils durch die Verfolgungen, theils durch das anlockende Vorbild des heidnischen Mysterienwesens die Geheimhaltung der gottesdienstlichen Handlungen und bald auch gewisser positiven Lehren der christlichen Religion in der Kirche Eingang. So wurden die Lehre von den Sakramenten, Taufe und Abendmahl, die kirchlichen Symbole und das Gebet des Herrn im Widerspruch mit der apostolischen und urchristlichen Sitte den Katechumenen erst nach deren Zulassung zum Genusse des heiligen Abendmahls und also erst nach deren völliger Aufnahme in die Gemeinde mitgetheilt. Auf diese Sitte aber beriefen sich katholische Polemiker, im Streit mit den Protestanten, zum Beweise dafür, daß in der alten Kirche eine Geheimlehre vorhanden gewesen sey, von der nur die Tradition, nicht aber die heilige Schrift berichte. Vgl. Rothe, De arcani disciplina, Heidelberg 1847.

Arcembold, Johann Angelus, Propst zu Arcisate und römischer Protonotarius, bekannt als Ablaßkrämer, geboren 1485, ging 1516, als der Mönch Tetzel, sein Untergebener, den Ablaßkram in Deutschland trieb, in gleicher Absicht als päpstlicher Nuntius nach Dänemark und Schweden, wo ihm König Christian II. für eine Abgabe von 1120 Gulden jährlich die Erlaubniß ertheilte, seine geistliche Waare feilzubieten. Ein ganzes Jahr lang trieb A. in Dänemark mit großem Gewinn das saubere Geschäft. In allen Kirchen Kopenhagens und der übrigen Städte ließ er ein Kreuz aufrichten und einen Kasten daneben setzen, in welchen die nach Sündenvergebung Gelüstenden den Ablaßpreis legen mußten. Zugleich wußte er sich das Vertrauen des Königs in solchem Maße zu erwerben, daß Christian II. ihn in die Geheimnisse seiner Politik einweihte, mit seinen treuesten schwedischen Anhängern bekannt machte und ihn in seiner Eigenschaft als päpstlicher Nuntius mit der Herstellung der Eintracht zwischen Schweden und Dänemark, deren Trennung damals zu befürchten war, beauftragte. In Schweden 1518 verband sich aber der treulose Ablaßkrämer mit dem schwedischen Reichsverweser Sten Sture, des Königs mächtigstem und gefährlichstem Feinde, verrieth diesem die vom König ihm anvertrauten Geheimnisse und bekräftigte sogar, in der Absicht, selbst Erzbischof von Upsala zu werden, im Widerspruche mit seinen Pflichten als päpstlicher Nuntius und gegen des Papstes eigenen Willen, auf dem Reichstage zu Arboga das Urtheil, welches den Erzbischof Trolle zu Upsala um seinen Bischofsstuhl brachte. Zu spät wurde dem Könige klar, wie er von A. hintergangen worden war. In gerechtem Zorn über den Elenden zog er dessen ausstehende Ablaßgelder ein, ließ seine Briefe und Boten nicht mehr aus dem Reiche, setzte seinen ebenfalls in Schweden Ablaßkram treibenden Bruder Antonellus gefangen, bemächtigte sich einer Summe von 20,000 Dukaten, die A. aus dem Lande bringen wollte, befahl, daß beider Brüder Ablaßbriefe, die sie in Dänemark absetzen wollten, weggenommen würden, und ließ als Schreckmittel einen Mönch, der in Gothland dennoch dergleichen Waare verkaufte, ersäufen. A. selbst wußte sich durch die Flucht vor des Königs Zorn zu retten. Ueber Bremen und Köln kam er 1520 nach Rom, wo Papst Leo X. zwar sein Verhalten in Schweden scheinbar streng untersuchen ließ, ihn aber bald nachher zum Bischof von Novara und 1550 zum Erzbischof von Mailand ernannte, wo er 1555 †. Kaiser Karl V. hatte ihn bereits 1529 als kaiserlichen Rath in den Reichsfürstenstand erhoben. Antonellus, A.s Bruder, wurde bis 1522 gefangen gehalten. König Christian hatte nach und nach den beiden Brüdern über eine Million Dukaten, die Früchte ihres Sündenhandels, abgenommen und behielt sie. A. war der letzte päpstliche Legat, der mit dem im Namen des heiligen Vaters betriebenen Ablaßhandel den Norden gebrandschatzt hat. Indessen hatte der Unfug auch da, wie in Sachsen und der Schweiz die Folge, der Reformation desto leichteren Eingang zu verschaffen.

Arcesilaus (Arcesilas), 1) berühmter griechischer Philosoph, Stifter der mittleren (neuen) oder skeptischen Akademie, geboren um 316 v. Chr. zu Pitane in Aeolien, studirte in Athen Philosophie, zuerst bei Theophrastus, dann bei dem Akademiker Polemo, zugleich mit Crantor und Zeno, dem Stifter der stoischen Schule. Nach dem Tode des Crates ward A. dessen Nachfolger auf dem Lehrstuhle der Akademie (um 280 v. Chr.). Mit ihm beginnt die hundertjährige skeptische Epoche der Akademiker. Hatten Plato und seine nächsten Nachfolger die Vernunfterkenntniß als ein unbedingtes und nothwendiges Wissen vor der Sinnenerkenntniß ausgezeichnet, so verwarf A. die Möglichkeit eines philosophischen Wissens überhaupt und räumte jeder menschlichen Vorstellung bloß einen größeren oder geringeren Grad von Wahrscheinlichkeit ein, weil für die Wahrheit kein objektiver, allgemein geltender Grund gefunden werden könne. Die Veranlassung zur Aufstellung dieses Probabilismus lag unstreitig in den Widersprüchen der damals in Athen entstandenen Schulen, besonders aber in der Systemsucht und dem Dogmatismus Zeno's, als dessen entschiedener Gegner A. auftrat. Uebrigens erkannte er die Erscheinungen der äußern Natur und des innern Lebens an, in sofern ihnen nämlich ein hoher Grad von Wahrscheinlichkeit zukäme. In diesem Sinne wollte er auch die Aussprüche und Gebote der praktischen Vernunft angesehen und befolgt wissen; denn objektive Gewißheit zu erlangen, sey hier, wie überall, vergeblich, unnütz, sowie der innern Ruhe und Glückseligkeit des Menschen gefährlich. Hinsichtlich des Vortrages führte A. in der Akademie die alte Methode des Socrates wieder ein, indem er das dialektische Element hervorhob und, ohne selbst Thesen aufzustellen, gewöhnlich nur über das von den Schülern Aufgestellte mit großer Schärfe, Anmuth, Beredsamkeit und Gelehrsamkeit disputirte. Er † 241 v. Chr. Wir besitzen von ihm 2 Epigramme, in der grie-

chischen Anthologie (Anal. II., 62, nach der leipz. Ausgabe II., 61).

2) A., berühmter Bildner in Thon und Stein zu Rom um 70 v. Chr., Freund des Lucullus, dessen Arbeiten sehr stark gesucht und theuer bezahlt wurden. Von seinen besten Werken ist eine unvollendete Venus Genetrix übrig. Von einer Löwin, mit Amoren spielend, haben wir wahrscheinlich Nachbildungen in alten Mosaiken.

Archäologie bezeichnet dem Wortsinne nach Alterthumskunde, Alterthumswissenschaft überhaupt; neuerlich aber versteht man darunter insbesondere das Studium der Antiquitas figurata, d. h. der in Stein, Erz und anderem festen Material auf uns gekommenen Kunstdenkmale des Alterthums, und zwar vorzugsweise des klassischen, im Gegensatz zur Philologie, welche die Antiquitas literata, d. h. die Schriftwerke oder die Literatur der Griechen und Römer zum ausschließlichen oder doch zum Hauptgegenstand ihrer Beschäftigung macht. Die Gegenstände des archäologischen Studiums sind insbesondere die Denkmale der Baukunst und Skulptur, sowie der Malerei, also die Ueberreste alter Bauten, die Statuen von Marmor und Erzguß, die Relief- und Mosaikdarstellungen, ferner die unter dem Namen Anticaglien (s. d.) begriffenen kleineren Kunstgegenstände des Alterthums, Gemmen, Münzen, Vasen, endlich die Inschriften, welche nicht als literarische Erzeugnisse anzusehen sind, sondern einen entschieden monumentalen Charakter an sich tragen. Geraume Zeit interessirten sich die Alterthumsforscher um die Werke alter Kunst nur in sofern, als dieselben über Thatsachen, Sitten und Gebräuche, also über die politische und Kulturgeschichte Licht zu verbreiten geeignet waren, und schätzten demgemäß den Werth jener Denkmale lediglich nach dem Gewinn ab, den sie der antiquarischen Forschung brachten. Daher waren Inschriften ein sehr bevorzugter Gegenstand des archäologischen Studiums, und daneben verweilte dieses mit besonderer Vorliebe bei alten Gefäßen, Geräthschaften, Waffen, kleinen Götterbildern 2c. In diesem Sinne wurde die A. behandelt in dem langen Zeitraume von 1500—1750. Die alten Kunstdenkmale galten damals nur als willkommene Hülfsmittel antiquarischer Gelehrsamkeit, und da man damals das alte Rom vor dem alten Griechenland, von dem man noch wenig kannte, sehr bevorzugte, so scheute man sich nicht, dieselben gewaltsam und willkürlich und ohne genauere Untersuchung ihrer Herkunft als Belege römischer Geschichte und Kultur zu benutzen und auszubeuten. Aus dieser Periode stammen die archäologischen Thesauren von Gronov, Gray, Beger, Gruter, Sallenger und die archäologischen Einzelschriften von Dempster, Gori, Bottari, Bellori, Bartoli, Passeri, Rossi, Bracci u. A. Jene Denkmale der alten Kunst zogen aber auch schon frühzeitig die Aufmerksamkeit der Künstler, namentlich der italienischen, auf sich, die ihnen die Bedeutung von Kunstwerken von hoher Vollendung beimaßen, deren Studium auf die Läuterung und Bildung des Geschmacks den wohlthätigsten Einfluß äußern müsse. Unbekümmert um die gelehrte Ausdeutung jener Denkmale, suchten diese Künstler in ihnen nur Belehrung über künstlerische Darstellung und richteten demgemäß ihre Aufmerksamkeit vornehmlich auf das in ihnen sich offenbarende Schöne in Idee, Anordnung, Ausdruck und Ausführung. Von diesem künstlerischen Standpunkte aus betrachteten die alten Kunstwerke vor Allen Petrarca, einer der ersten Sammler von Antiken, dem dann in Rom, Venedig, Florenz, Ferrara und andern Städten Italiens Fürsten und reiche Privatleute folgten, ferner Rafael, Michel Angelo und Benvenuto Cellini. Die neuere Kunst richtete sich an der Antike empor, und indem sie deren Einfachheit und Schönheit nachstrebte, erreichte sie ihr goldenes Zeitalter. Bei nicht Wenigen war es bloße Liebhaberei, die sie zum Sammeln und Betrachten alter Kunstwerke führte; nicht Wenige wurden aber auch durch das neu erwachte Gefühl für das Schöne dazu veranlaßt. In sofern nun Einzelne sich der Gründe ihres Wohlgefallens bewußt zu werden suchten und, durch Vergleichung der alten Kunstdenkmale in das Wesen der antiken Kunst eindringend, Grundsätze und Regeln zur Erklärung und Beurtheilung jener Kunstwerke aufstellten, bewiesen sie sich als Kenner der alten Kunst. Hier ist vor Allen der Graf Caylus zu nennen, neben ihm Spanheim, Montfaucon, Vaillant, Richardson, Christ, Ernesti, Falconet u. A. Unsterbliche Verdienste aber als eigentlicher Begründer der A. als Wissenschaft erwarb sich Winckelmann, der unter den Neuern zuerst, mit feinem künstlerischen Blick und mit gründlicher wissenschaftlicher Bildung ausgerüstet, das Schöne rein aus seiner Idee begriff und daher in Bezug auf Erkenntniß und Würdigung der antiken Kunstwerke eine neue Epoche der A. begründete. In Betreff des Inhalts derselben fand er das wichtige Grundgesetz der alten Kunst, wonach alle Denkmale derselben der griechischen Mythologie entlehnte Stoffe behandeln; in Betreff der Form aber wies er zuerst auf die durchgreifenden nationalen und historischen Differenzen oder auf die Verschiedenheiten des künstlerischen Styls hin und sonderte dem gemäß das Aegyptische, Griechische, Etruskische und Römische und hier wieder die einzelnen Perioden der künstlerischen Ausbildung. Auf dem von Winckelmann geebneten Boden bauten die späteren Archäologen nur fort; es hat sich aber die neueste A. zu hüten, daß sie sich nicht wieder in die vorherrschend antiquarische Betrachtungsweise der alten Kunstdenkmale verirre, sondern Winckelmanns höheren Standpunkt sich bewahre. Des eben genannten Meisters bedeutendste Nachfolger sind die Italiener Fea und Visconti, die Franzosen Raoul-Rochette und Millin, die Dänen Zoega und Bröndsted, die Deutschen Lessing, Heyne, Hirt, Meyer, Böttiger, Welcker, O. Müller, E. Gerhard, der sich besonders durch die Gründung des archäologischen Instituts in Rom ein großes Verdienst um die A. erworben hat, Panofka, Roß und Anselm Feuerbach. Zum Studium der A. sind außer den Werken der oben Genannten zu empfehlen: J. Ph. Siebenkees, Handbuch der A., 2 Bde., Nürnberg 1799 und 1800; K. A. Böttiger, Andeutungen zu Vorträgen über die A., I. Abth., Dresden 1806; desselben Archäolog. Museum, 1. Heft, Weimar 1801; desselben Amalthea oder Museum der Kunstmy-

thologie, 3 Bde., Leipzig 1820—1825: K. D. Beck' Grundriß der A., Leipzig 1816; F. Thiersch, Ueber die Epochen der bildenden Kunst unter den Griechen, 3 Abhandlungen, München 1816, 1819, 1825; F. K. Petersen, Allg Einleitung. in das Studium der A., übersetzt von P. Friedrichsen, Leipzig 1829. Das brauchbarste Handbuch ist von O. Müller (3. Aufl. von Welcker, Bresl. 1848), neben dem als besonders für Laien sehr brauchbar Feuerbachs „Vatikanischer Apoll" (Nürnb. 1833, 2. Aufl., Tübingen 1855) u. Hettners „Vorschule zur bildenden Kunst der Alten" (Oldenb. 1848) zu nennen sind.

Archaïsmus, jede veraltete Redensart oder Redeverbindung. Bei uns sind dergleichen besonders in der Gerichts- und der aus der lutherischen Bibelübersetzung entlehnten Kirchensprache gewöhnlich. Die Archaismen, in rechtem Maße angewendet, dienen hier zur Erhöhung des Feierlichen, indem sie der Sprache ein alterthümliches, von der Redeweise des gemeinen Lebens abweichendes Kolorit geben. Doch können sie nach dem Gesetze des Kontrastes auch eine komische Wirkung äußern.

Archangel, 1) russisches Gouvernement im höchsten Norden des europäischen Rußlands, mit der dazu gehörigen großen Insel Nowaja-Semlja 16,378 □Meilen groß, im Norden vom Eis- und weißen Meer, im Westen vom norwegischen Lappland und vom Großfürstenthum Finnland, im Süden von den Gouvernements Wologda und Olonetz, im Osten vom sibirischen Gouvernement Tobolsk begrenzt. An der westlichen Grenze streicht vom Norden nach Süden das Manselkagebirge; von diesem aus zieht in mäßiger Höhe ein anderer Zweig der skandinavischen Bergkette unter dem Namen der russisch-lappischen Kjölen nach Nordosten hin durch den nördlichsten Theil des Gouvernements, wo er mit dem Swätoi Noß oder heiligen Vorgebirge am Eismeere endet. Oestlich bildet der nördliche, niedrige Theil des Urals die Grenze gegen Sibirien; Zweige von ihm durchstreichen das Land südlich von der Waigatzstraße und kommen jenseits derselben auf den Inseln Waigatz und Nowaja-Semlja wieder zum Vorscheine. Meerbusen sind: der Tscheskajabusen, von dem weißen Meere durch die große Halbinsel Kanin geschieden; der Dwina-, Onega- und Kandalaskaja-Busen, sämmtlich zum weißen Meere gehörig und bedeckt mit Inseln (Golocz, Uksamenskoi, Solowezkoi, Welika u. a.); der Kolabusen im äußersten Nordwesten, ebenfalls mit vielen Inselgruppen. Die Flüsse sind sehr zahlreich, sämmtlich von Süden nach Norden strömend; darunter 2 europäische Hauptströme, die Dwina und Petschora. Jene, aus dem Gouvernement Wologda kommend, nimmt hier die Pinega und Waga auf und ergießt sich 9 Meilen unterhalb der Stadt A. in das weiße Meer. Die Petschora, auf dem Ural im Gouvernement Perm entspringend, verstärkt durch die Nebenflüsse Ischma, Zylma und Elma, erweitert sich viele Meilen vor ihrer Mündung ins Eismeer zu einem großen, inselreichen Busen. Ströme zweiten Ranges sind von Osten nach Westen: Mesen mit Owazka und Peza, Onega, Kem, Kola u. a. Landseen sind: der große Imandra im kolaschen Kreise; ferner der Pawosero, Kunto, Angosero u. noch über 1100 kleinere. Was die Boden- und klimatischen Verhältnisse des Gouvernements anlangt, so bildet der arktische oder hyperboreische Landstrich vom 67.°—70.° nördl. Breite meist eine traurige Steppe, die jeder europäischen Kultur unfähig ist. Kein Baum, kaum einige verkrüppelte Sträucher zeigen sich auf der unwirthbaren Fläche. Der Boden besteht aus Sumpf und mit Moosen bewachsenen, beinahe immer gefrorenen Morästen. Auch im höchsten Sommer, der hier kaum einige Monate währt, thaut die Erdrinde nur auf wenige Zolle auf, und selbst dann ist die Atmosphäre mit Nebel und Dünsten erfüllt. Der längste Tag in Kola dauert zwei Monate. Die Küsten, tief und mannigfaltig eingerissen, tragen die Spuren der heftigsten Zerstörungen durch die Fluthen. Die einzigen Nahrungszweige der Einwohner sind außer der Rennthierzucht Jagd und Fischerei, deren reiche Ausbeute in Eisbären, Polarfüchsen, Wölfen, Hermelinen, Eidervögeln, Wallrossen, Robben, Seehunden, Lachsen, Welsen und Häringen besteht; Hauptmärkte dafür sind Kola, Mesen u. a. Von mineralischen Produkten ist Sumpfeisen in Menge vorhanden, bleibt aber unbenutzt; Spuren von Gold, Silber und Kupfer finden sich in den Kreisen Mesen und Kola; Nowaja-Semlja ist gebirgig und wegen seines äußerst kalten Klimas und unfruchtbaren Bodens unbewohnt. Nur Kaufleute aus Mesen besuchen das an der Ostküste noch ganz unbekannte Inselland, fangen hier Fische und Seehunde und bringen daselbst zuweilen in mitgebrachten Hütten den ganzen Winter zu. Die zum Gouvernement A. gehörigen großen Inseln Kaljugew und Waigatz, die von wenigen Samojeden bewohnt sind, werden ebenfalls wegen ihres Reichthums an Fischen, Strandvögeln und Pelzwild häufig von Jagdgesellschaften besucht. Günstiger gestalten sich die Boden- und klimatischen Verhältnisse in dem Theile des Gouvernements, welcher unter 62°—67° nördl. Breite liegt. Auch er ist mit wenigen Ausnahmen eine große, etwas nach Norden gesenkte und daher den Nordwinden offene Ebene. Aber es beginnt hier die Region der Wiesen und Waldungen, und von 62°—64° wird selbst der Ackerbau nicht ohne Ertrag betrieben. Man gewinnt, besonders in dem weniger nassen, mehr sandigen Boden der Kreise Schenkursk und Cholmogori und um Pinega, kleinkörnigen Winterroggen, Sommerweizen, Gerste (bis Mesen hinauf), Hafer, Flachs, Erbsen, Kartoffeln (bis zum 65.°) und Hopfen. Jedoch reicht der Ertrag für den Bedarf nicht aus, und auch hier findet man das in höherem Norden nicht ungewöhnliche Nothbrod, aus Lichen islandica und rangiferina, so wie aus der Calla palustris mit Spreu, ausgedroschenen Aehren oder trockener Fichtenrinde gebacken. Der unfruchtbarste Strich erstreckt sich östlich vom Pinegafluß bis zum Ural, wo die moorige Petschorasteppe sich ausdehnt. Die Waldungen, der Hauptreichthum des Gouvernements, nehmen über die Hälfte des gesammten Flächenraums ein; sie bestehen aus Lärchen-, Fichten-, Tannen-, Rüstern-, Erlen-, Birken- und Weidenbäumen, und liefern Masten, Balken, Breter, Pech, Theer, Ter-

pentin und Kohlen in großen Quantitäten nach A., Onega und Cholmogori. Die nasse Frühlings- und Herbstwitterung, die langen heißen, aber nebeligen Sommertage fördern den Wiesenwachs unglaublich und haben seit langen Zeiten die archangelsche Rindviehzucht zu einer der besten des ganzen nördlichen Rußlands gemacht. Man hat holländische und deutsche Race, die hier, ohne auszuarten, recht gut gedeiht, und deren Kälber oft mehre Centner schwer zu Markte kommen. Für Schafe sind die Weiden zu naß, die Gräser zu grob; das Schwein ist im Winter schwer zu ernähren. Jagd und Fischerei, auch in diesem Gouvernementstheile von großer Wichtigkeit, werden vom weißen Meere an bis hinauf an die Küsten von Nowaja-Semlja, Spitzbergen und Grönland durch Gesellschaften betrieben. Die Einwohner sind Lappen, westlich vom weißen Meere, besonders im kola'schen Kreise, getaufte Nomaden, Jäger und Fischer, höchstens 5000 Köpfe stark; Samojeden, etwa 3000, vom rechten Ufer des Mesen bis zum sibirischen Grenzgebirge, auf den Inseln Waigatz, Kaljugew u. s. w., meist schamanische Heiden, klein von Statur, braungelb, überaus unreinlich, dem Trunke ergeben, in unterirdischen Jurten oder Hütten wohnend und Jagd, Fischfang und Rennthierzucht treibend; Syrjänen, südlicher als die Vorigen, an der Petschora und ihren Nebenflüssen, getaufte Nomaden, etwa 3000; Finnen, der größte Theil der Ackerbau und Viehzucht treibenden Bevölkerung; Russen, vorzüglich in den Städten. Die Gesammtzahl der Einwohner betrug 1851: 234,064. Die Industrie für die Gewinnung des Thrans, Theers und Terpentins ist bedeutend; außerdem bestehen Fabriken in Leder, Tauen und Segeltuch; ferner Schiffswerften, Zucker-, Talg- u. Salzsiedereien, die letzteren an der Küste in den Kreisen A., Onega und Kem. Der Handel hat seit der Entstehung Petersburgs eine andere Richtung genommen und ist nicht mehr so blühend als vordem. Im 17. Jahrhundert waren im Gouvernement mehre, besonders von den Engländern, Holländern und Hamburgern besuchte Hauptmärkte russischer, indischer und persischer Waaren, welche, den Don, die Wolga und Kama heraufkommend, über Tscherkinsk auf der Petschora und Dwina ins Eismeer gelangten und an den Handelsplätzen gegen die Erzeugnisse des europäischen Nordwestens umgesetzt wurden. Jetzt ist der Handel nur noch in der Hauptstadt bedeutend, an andern Orten aber desto beschränkter. Hauptgegenstände der Ausfuhr sind: Pelzwerk, Vieh, getrocknete und gesalzene Fische, Talg, Leinsamen, Flachs und die Erzeugnisse der Waldungen; der Einfuhr: Kolonial-, Tuchwaaren u. a. Fabrikate. Die Schiffahrt dauert wegen des Frostes nur vom Mai bis Oktober. Außer in A. ist einiger Handel in Onega (2000 Einw.), Mesen (2000 Einw.), Kola (1200 Einw.). Das Gouvernement zerfällt in 8 Kreise: A., Cholmogori, Pinega, Mesen, Schenkursk, Onega, Kem und Kola.

2) (Archangelsk), Hauptstadt des Gouvernements, am sehr flachen, rechten Ufer der Dwina, welche hier das Flüßchen Kusnetschicha aufnimmt und, zu einem großen Busen erweitert, 9 Meilen unterhalb der Stadt in das weiße Meer mündet. A. wurde 1584 unter dem Namen Neu-Cholmogori gegründet, darauf 1668 nach einer gänzlichen Einäscherung (1637) von ausländischen Baumeistern erneuert und nach einem dem Erzengel Michael geweihten Kloster benannt. Es zerfällt in die Alt- und Neustadt, beide mit hölzernem Straßenpflaster, zusammen mit 10,500 Einw. A. ist Sitz eines griechischen Erzbischofs, hat 12 Kirchen, ein geistliches Seminar, Gymnasium, 2 Waisenhäuser, ein schönes Kaufhaus; Fabriken in Leder und Tauen, Zucker- und Talgsiedereien, Sägemühlen, Ankerschmieden; ein Arsenal mit Admiralität, deren Gebäude auf der von dem Flusse Kusnetschicha und der Dwina gebildeten Insel Solombalks liegt. In großartigster Weise wird der Schiffbau betrieben. Außerhalb der Stadt liegt die große Schiffswerfte mit 3 Docken, und $2^1/_4$ Meilen weiter auf einer Insel die Festung Nowo-Dowinsk, die mit 4 Bastionen und einem Ravelin versehen und 1701 zur Sicherung des Fahrwassers erbaut worden ist. A., an der schiffsbaren Dwina gelegen und durch diese und Kanäle mit einem großen Theile des nördlichen Rußlands in direkter Verbindung stehend, ist nicht nur die wichtigste Handelsstadt der Nordhälfte des russischen Reichs, sondern auch die nördlichste Großhandelsstadt der Erde. Um noch 5 Grad nördlicher als Petersburg, in einem bevölkerungsarmen Lande gelegen, dem rauhesten Klima preis gegeben, besteht es bloß durch den Handel, der hier einen Kreis gebildeter Menschen aus allen Nationen festhält und dem Luxus und der Lebensverfeinerung die nördlichste Stätte auf Erden bereitet. Am zahlreichsten sind die Russen, die Engländer, die Deutschen und die Holländer. Der Hafen und die Admiralitätsgebäude sind etwa eine halbe Meile von der Stadt entfernt. Die Sandbank am Ausflusse der Dwina hat $14^1/_2$ Fuß Fahrwasser, was die Schiffe, welche eine größere Tiefe brauchen, nöthigt, einen Theil ihrer Ladung vor der Barre an Lichter abzugeben, welche dort stationirt sind. A. ist eine Hauptniederlage aller sibirischen Produkte. Die Hauptausfuhrartikel sind die Produkte Sibiriens u. der Provinzen am Ural: Getreide, Hanf, Flachs, Leinsamen, Segeltuch, Tauwerk, Matten, Talg, Bauholz, Breter, Pech, Theer, Thran, Eisen, Kupfer, Potasche, Borsten &c. Die Bohlen u. Breter von hier u. aus den nahe gelegenen Orten werden denen aus der Ostsee vorgezogen. Der Hanf ist geringer, aber auch wohlfeiler als der rigaische. Die Einfuhr ist weniger stark und besteht hauptsächlich in Kolonialwaaren (Zucker, Kaffee, Gewürzen &c.), Wollenstoffen, kurzen Waaren, Salz &c. Der Haupthandel A.s ist ein Zwischenhandel, indem es die sibirischen Waaren nach allen Ländern Europa's (zumeist nach England, Holland, den deutschen Nordhäfen und Frankreich), sowie nach Nordamerika verführt und auf der Dwina und der mit derselben in schiffbare Verbindung gesetzten Wolga das innere Rußland u. einen großen Theil von Sibirien mit ausländischen Waaren versorgt. Einige der hiesigen Kaufleute, welche auch in Menge die Messen von Nishney-Nowogorod besuchen, dehnen ihre Handelsbeziehungen bis zu den Grenzen China's aus und nehmen durch die im Jahre 1803 gegründete Gesellschaft des weißen Meeres

mit vielen Schiffen an dem Härings-, Kabeljau-, Stockfisch- und an dem Wallfisch- und Robbenfange Theil, den man an der sibirischen Küste und in dem Polarmeere an Nowaja-Semlja und Spitzbergen treibt.

A. war für Rußland, bis es von Petersburg abgelöst wurde, die Wiege der Kultur. Schon im 9. Jahrhundert drangen die unternehmenden Normänner von der westlichen Küste Norwegens um das Nordkap in das weiße Meer bis zur Mündung der Dwina vor und gründeten an der Küste Niederlassungen, das Land als ihr Eigenthum betrachtend und ausbeutend. Später entstand hier zwischen Norwegen einer- und Russen und Tschuden andererseits ein Tauschhandel, dessen Stapelplätze einige Küstenorte am weißen Meere, Kola und seit dem 14. Jahrhundert besonders Malmuß waren. Alle diese Orte hatten jedoch, wie der an sie geknüpfte Verkehr, nur wenig Bedeutung, sowohl an sich, als für die Handel treibenden Völker. Da änderte ein seltsamer Zufall mit einem Male die Lage der Dinge. England hatte nämlich im Mai 1553 unter Willoughby drei Schiffe zur Auffindung der nordöstlichen Durchfahrt abgesendet; zwei derselben verunglückten, das dritte unter Kapitän Richard Chancellor gelangte in das weiße Meer bis zur Bucht St. Nikolas, wo jetzt der Hafen und die Stadt A. sind. Hülfe suchend reiste Chancellor von hier die Dwina und Suchona stromaufwärts, von da über Wologda u. Jaroslaw nach Moskau, wo ihn der Czar Iwan Wassiljewitsch II. († 1584) sehr wohlwollend aufnahm. Seine Fahrt zeigte den Russen die Möglichkeit eines unmittelbaren, von den benachbarten Staaten völlig unabhängigen Verkehrs zwischen Rußland und England. Die Vortheile desselben lagen auf der Hand, und da auch England hoffte, auf diesem Wege Handelsmärkte sowohl in Rußland, als auch mittelst desselben in Persien, Ostindien und China für sich zu erlangen, so wurden noch während Chancellors Anwesenheit in Moskau freundschaftliche Unterhandlungen zwischen beiden Reichen angeknüpft. Iwan Wassiljewitsch versprach im Voraus den englischen Kaufleuten jede Begünstigung ihres Handels, Zollfreiheit auf ewige Zeit und einen privilegirten Kaufhof in Moskau. Unmittelbar darauf rüstete der britische Unternehmungsgeist Expeditionen zur Untersuchung der russischen Nordküste aus. Chancellor selbst unternahm die Fahrt nach der St. Nikolas-Bucht u. von da die Reise nach Moskau noch zweimal in den Jahren 1555 und 1556; denselben Weg verfolgte zu gleicher Zeit Sebastian Cabot, und Steven Burrough (Burrow) drang östlich vom weißen Meere bis Nowaja-Semlja und zur Mündung des Ob vor. So war der Schleier gehoben, welcher bisher Europa's und Asiens Norden dem Forscherblicke entzogen hatte. Im Jahre 1556 erschien der erste russische Gesandte in London, Ossip Gregoriwitsch Nepèja, Statthalter von Wologda. Gelockt von den angebotenen Handelsvergünstigungen, ermuthigt durch die zurückgekehrten Seefahrer, bildete sich nun jene, als Russia-Company berühmte Gesellschaft englischer Kaufleute zur Betreibung des Handels über das Nord- und weiße Meer nach Rußland, Persien und der Levante. Schon 1557 veranstaltete dieselbe eine große Expedition für ihre Zwecke. Der Anführer Antony Jenkinson kam glücklich in Moskau an, mit ihm mehre englische Aerzte, Chirurgen, Apotheker, Künstler, Handwerker und Bergleute, die Ersten, welche europäische Kultur auf russischen Boden übersiedelten und denen seitdem Tausende nicht vergebens gefolgt sind. Jenkinson begab sich auch sowohl auf dieser, als auf drei späteren Reisen, in den Jahren 1561, 1567 und 1571 die Wolga hinunter über das kaspische Meer nach Persien und der Bucharei. Der von Jahr zu Jahr steigende Verkehr führte bald die Nothwendigkeit eines sicheren und bequemen Stapelplatzes am weißen Meere herbei. Man wählte hierzu die Bucht St. Nikolas; 1584 wurde daselbst ein Hafen eingerichtet und zum Schutze gegen die Feindseligkeiten der Dänen mit einem hölzernen Bollwerke umgeben. Außerdem gründete man auf einer wüsten Insel unweit des Hafens das solowetzkoische Kloster, welches, mit starken Mauern und Thürmen versehen, zugleich als Festung diente. Dies die ersten Anfänge der Hauptstadt A. Die Engländer legten dort und in Moskau beständige Faktoreien an. Die immer bedeutender werdende Waarenversendung zwischen beiden Plätzen geschah theils auf dem oben bezeichneten Wege, theils von A. landwärts nach Nowogorod und Pskow. Beide Theile gewannen dabei, besonders Rußland, theils durch den vergrößerten und erleichterten Absatz seiner Produkte, theils, und zwar am meisten, durch die Erhöhung der Kultur und Betriebsamkeit, welche die unmittelbare Berührung mit einem der gebildetsten Völker Europa's zur Folge haben mußte und wirklich hatte. Aus dieser Zeit und durch Engländer ins Leben gerufen stammen die ersten russischen Fabriken, Apotheken, Briefposten, Polizeianstalten und viele vorher nicht geübte Handwerke, Künste und Gewerbe. Um A. selbst entstanden Kupfergruben, Eisenbergwerke, Salzsiedereien &c., während zugleich der Jagd und Fischerei größere Ausdehnung und besserer Betrieb gegeben wurden. Kein Wunder, daß die Stadt selbst binnen wenigen Jahren zu einer großen Bedeutung gelangte, zumal seitdem die russische Regierung streng verboten hatte, an anderen Orten der Küste Waaren auszuladen und von da ins innere Rußland zu verkaufen. Seit dem 17. Jahrhundert schickten auch Holländer und Hanseaten, gelockt durch die Vortheile des russischen Handels, Schiffe nach A. und errichteten sowohl hier als in Moskau Faktoreien. Der erste empfindliche Stoß, welchen der archangelsche Handel erlitt, war die Aufhebung der englischen Privilegien unter dem Czar Alexej Michailowitsch, in Folge der Hinrichtung Königs Karl I. (1649). Hieran reihte sich im Jahre 1654 während einer in Rußland wüthenden Pest die gänzliche Ausschließung der Engländer von dem Hafen der Stadt. Die Hauptinteressenten des hiesigen Seehandels waren seitdem die Holländer, Hamburger, Bremer und Lübecker, obgleich Rußland auch mit Spanien und Frankreich Handelstraktate geschlossen hatte. Peter der Große beabsichtigte anfangs A. zum Haupthafen des russischen Reichs zu machen und war dreimal dort, um die Lokalitäten zu untersuchen. Al-

lein die entfernte Lage des Platzes entsprach seinem großen Plane der Erhebung Rußlands zu einer europäischen See- und Handelsmacht zu wenig. Nach der Gründung Petersburgs belastete er A., als gefürchtete Nebenbuhlerin der neuen Schöpfung, mit höheren Zöllen und nöthigte sogar eine beträchtliche Anzahl russischer Kaufleute zur Uebersiedelung von der Dwina an die Gestade der Newa. Von jetzt an sank A. Zwar wurde in der Folge der Eingangszoll dem der Ostseehäfen gleichgestellt, auch von der Regierung Manches zur Hebung der Fischerei und des Robbenfanges gethan; aber erst gegen das Ende des vorigen Jahrhunderts erhob sich die Stadt wieder, besonders durch die ungeheure Vermehrung der Kriegsmarine Rußlands und anderer europäischer Seemächte, wozu ein großer Theil des Materials aus den nordöstlichen Gouvernements über A. ausgeführt ward. Noch im Jahre 1820 erhielten die dortigen Kaufleute durch einen kaiserlichen Ukas bedeutende Freiheiten und Privilegien zugesichert.

Archangelica, Pflanzengattung, s. Angelica.

Arche (A. Noah, hebräisch Theba), Kasten, kastenförmiges Schiff, das der biblischen Erzählung nach von Noah auf Befehl Gottes vor der einbrechenden Sündfluth erbaute Schiff, worin es ihm gelang, mit seiner Familie und einem Paare jeder Thiergattung dem über die Erde verhängten Verderben zu entrinnen. Gefertigt läßt es die Sage aus Cypressenholze seyn, 300 hebräische Ellen lang, 50 Ellen breit, 30 Ellen hoch, dreistöckig, vielkammerig, von innen und außen verpicht, oben mit einem ellengroßen Fenster, in der Mitte an der Seite mit einer Thüre versehen. Trotz der sonderbaren Proportion dieses Baues kam ein Holländer vor 200 Jahren auf die barocke Idee, es nachzuahmen, u. es kam ein dschonkenartiges Fahrzeug heraus, das allerdings schwimmen konnte. Einen ähnlichen Versuch mit noch besserem Erfolge machte 1694 der schottische Kaufmann Livern. Als Narrheit bekannt ist Silberschlags ganz ernstlich gemeinter mathematischer Beweis, daß die A. zur Aufnahme aller ihrer Bewohner nebst der nöthigen Nahrung ꝛc. recht wohl geeignet gewesen sey (s. Silberschlag, Geogenie der heiligen Schrift ꝛc., Berlin 1780—1783, 3 Thle.). Vergl. Sündfluth und Noah.

Archelaus, d. i. Volksherrscher, griechischer Männername. 1) Sohn des Herakliden Temenus, angeblicher Ahnherr Alexanders. Von seinen Brüdern vertrieben, floh A. nach Macedonien zum Könige Cisseus und stand diesem in einem gefährlichen Kriege bei. Als er jedoch für die geleisteten Dienste die versprochene Hand der Königstochter nebst der Thronfolge verlangte, suchte sich Cisseus des lästigen Mahners durch Mord zu entledigen. A. war auf seiner Hut und statt nach des Königs Absicht in eine mit glühenden Kohlen gefüllte Grube zu fallen, stürzte er letzteren selbst hinein, floh und gründete auf Apollo's Geheiß, von einer Ziege geleitet, die Stadt Aegä.

2) A., macedonischer König von 413—399 v. Chr., berühmt als eifriger Freund u. Beschützer griechischer Kunst und Wissenschaft. Natürlicher Sohn des Königs Perdiccas II., bahnte A. sich den Weg zum Throne durch Uebelthaten, indem zuerst des Perdiccas Bruder Alcetas und dessen Sohn Alexander, dann auch der rechtmäßige Sohn und Thronerbe des Perdiccas als Opfer seiner Herrschsucht fielen. Im Jahre 410 v. Chr. eroberte er das abgefallene Pydna, dessen Einwohner in das Innere des Landes verpflanzt wurden. Macedonien erhielt unter A. Grenzfestungen, eine bessere Organisation des Heeres u. die erste Flotte. Zugleich war A.' Hof der Sammelplatz der größten Dichter (Euripides, Agathon), Maler und Musiker jener Zeit. Zeuxis malte den königl. Palast aus; aber Socrates verschmähte es, der an ihn ergangenen Einladung des Königs zu folgen. A. † 399 v. Chr., von seinem Günstlinge Craterus auf der Jagd aus Versehen getödtet, nach Anderen in Folge einer Verschwörung.

3) A., berühmter Feldherr Mithridates des Großen, aus Kappadocien gebürtig, kämpfte zuerst gegen Nicomedes III. von Bithynien, den er 88 v. Chr. am Amnius schlug, und wurde darauf von Mithridates mit 120,000 Mann u. einer großen Flotte nach Griechenland gesandt. A. beredete hier die Athener zur Abschüttelung des römischen Joches und sofort folgten die Spartaner, Achäer und Böotier dem gegebenen Beispiele. Nach einem dreitägigen Kampfe bei Chäronea mit dem römischen Legaten Bruttius Sura setzte sich A. in dem Piräeus fest und vertheidigte diesen Hafenplatz Athens mit Erfolg gegen die ungestümen Angriffe des Lucius Cornelius Sulla, der von den Römern zum Feldherrn im mithridatischen Krieg ernannt worden war. Als jedoch im Jahre 86 v. Chr. die von Aristion vertheidigte Stadt in die Hände der Römer gefallen war, segelte A., während hinter ihm der Piräeus niederbrannte, nach Thermopylä, zog das von Norden kommende Heer an sich und bot den ihm folgenden Römern mit überlegenen Streitkräften bei Chäronea die Schlacht an; er verlor sie, weil Sulla's Truppen geordneter und auf günstigerem Terrain fochten; kaum aber hatte der geschlagene Feldherr in Chalcis 80,000 Mann Verstärkung aus Asien unter Dorylaus erhalten, so eilte er wieder nach Böotien; Sulla, eben im Begriff, den marianisch gesinnten Konsul Flaccus anzugreifen, lieferte nun bei Orchomenus dem A. die zweite Schlacht, welche nach zweitägigem Schwanken mit der Vertilgung des mithridatischen Heeres endete. A. verlor seinen Sohn Diogenes, und er selbst mußte, um nicht in Feindes Hand zu fallen, sich 3 Tage in einem Sumpfe verstecken, bis ihm die Ueberfahrt nach Chalcis gelang. Mithridates, in Asien durch den Legaten Fimbria gedrängt, beauftragte jetzt seinen Feldherrn mit Unterhandlung des Friedens. A. schloß im Jahre 85 v. Chr. mit Sulla zu Delium in Böotien einen Waffenstillstand und vermittelte später den Frieden von Dardanus in Troas. Nach einiger Zeit dem Mithridates verdächtig geworden und in Ungnade gefallen, floh er im Jahre 81 v. Chr., kurz vor dem Ausbruche des zweiten mithridatischen Krieges, zu dem römischen Befehlshaber Murena und suchte diesen zu überreden, dem Mithridates im Angriffe zuvorzukommen. Seine weiteren Schicksale sind unbekannt, doch scheint er bei den Römern eine ehrenvolle Stellung eingenommen zu haben.

4) A., Sohn des Vorigen, wurde 63 v. Chr. durch Pompejus zum Oberpriester der Göttin Enyo oder Bellona im pontischen Comana ernannt, welches Amt königliche Würde gab. Da aber sein Ehrgeiz nach Höherem strebte, so vermählte er sich 56 v. Chr. mit Berenice, der Tochter des Königs Ptolemäus Auletes, welche nach Vertreibung ihres Vaters über Aegypten herrschte. Aber seine Herrschaft dauerte nur 6 Monate; denn der römische Prokonsul A. Gabinius erschien zur Wiedereinsetzung des Ptolemäus mit einem Heere in Aegypten und A. verlor im Kampfe gegen ihn Schlacht u. Leben.

5) A., Sohn des Vorigen, wurde von Antonius um der Reize seiner Mutter Glaphyra willen im Jahre 34 v. Chr. zum **Könige von Kappadocien** erhoben, stand im Kriege des Antonius mit Octavius auf des Ersteren Seite, wurde jedoch nach Besiegung desselben von Octavius in seiner Herrschaft gelassen und erhielt später selbst Kleinarmenien und einen Theil Ciliciens dazu. Durch Vermählung mit Pythodoris, der Wittwe des Königs Polemo von Pontus, brachte A. auch die vormundschaftliche Regierung dieses Reiches an sich. Als Cajus Cäsar, Augustus' Enkel und muthmaßlicher Thronfolger, im Jahre 1 v. Chr. nach dem Oriente gesandt wurde, empfing ihn A. mit großen Ehrenbezeugungen, während er früher den Tiberius bei dessen Aufenthalte in Rhodus vernachlässigt hatte. Darüber aufgebracht, lockte ihn Tiberius, sobald er den Thron bestiegen hatte, nach Rom, klagte ihn hier wegen Neuerungen vor dem Senate an, und nur der scheinbare Blödsinn des altersschwachen Mannes rettete sein Leben. A. † bald darauf 17 n. Chr. Kappadocien ward nach seinem Tode römische Provinz.

6) A., jüdischer Ethnarch, Sohn Herodes des Großen, welchen er 4 v. Chr. zum König erhoben, folgte. Aufruhr umgab seinen Thron, die Pharisäerpartei stand in Waffen, weil dieselbe statt des einer untergeordneten Priesterfamilie angehörigen Simon die Einsetzung eines andern Hohenpriesters mit Gewalt zu erzwingen suchte. A. dämpfte die Empörung durch ein Blutbad, wobei 3000 Juden umkamen. Hierauf reiste er nach Rom, um sich vom Kaiser Augustus bestätigen zu lassen. Die römische Politik nahm Anstand, seinem Gesuche zu willfahren; denn gleichzeitig erhob Antipas, der andere Sohn des Herodes, Ansprüche auf die Krone, und eine nach Rom gesandte Deputation der Juden überbrachte neben schwerer Anklage gegen A. die Bitte des Volks um Einverleibung in das römische Reich. Ein hierzu gemachter Versuch beweist jedoch, daß das Volk diesem Wunsche fremd war, und die ächtrömische Politik des Augustus beschloß deshalb, das Land zu zerstückeln. A. erhielt mit dem Titel eines Ethnarchen und der trügerischen Aussicht auf die königliche Würde Judäa, Samaria, Idumäa und den Küstenstrich, während seine Brüder Antipas und Philipp als Tetrarchen über die andere Hälfte des herodianischen Reiches gesetzt wurden. Nur 9 Jahre erfreute sich A. der Herrschaft; nach Verlauf dieser Zeit sowohl von seinen Brüdern, als den eigenen Unterthanen wegen seiner Grausamkeit und Tyrannei bei Augustus verklagt, ward er im Jahre 6 n. Chr. nach Rom citirt, dort abgesetzt und nach Vienna in Gallien verwiesen. Sein Land wurde zur römischen Provinz Syrien geschlagen und im Namen des dortigen Prokonsuls durch Prokuratoren verwaltet.

7) A., Philosoph der jonischen Schule, aus Athen, nach Andern aus Milet, Schüler des Anaxagoras, Lehrer des Socrates, im 5. Jahrhundert v. Chr. In der Lehre von der Bildung u. Gestaltung der Welt scheint A. von den Principien des Anaxagoras (s. d.) ausgegangen zu seyn. Eigenthümlich und für die Tiefe seiner Forschungen sprechend ist die von ihm zuerst aufgestellte Ansicht von der Kugelgestalt der Erde, welche er daraus folgerte, daß die Sonne nicht für alle Theile der Erde gleichzeitig auf- und untergehe, wie geschehen müßte, wenn sie (was auch Anaragoras meinte) platt wäre. Auch finden sich Spuren, die auf eine der jonischen Schule sonst fremde Beschäftigung mit der praktischen Philosophie schließen lassen. A. gilt deshalb mit Recht für den Vorläufer des Socrates und der in diesem hervortretenden ethischen Richtung.

Archenholz, **Johann Daniel**, oder, wie er sich später nannte, **Johann Wilhelm** von, deutscher Geschichtsforscher und Polyhistor, ein Mann von seltenen Geistesfähigkeiten und vielseitiger Bildung, geboren in Langenfurt, einer Vorstadt Danzigs, am 3. Sept. 1745. Nachdem er in dem Kadettenhause zu Berlin seine erste Bildung erhalten, wurde er, 15 Jahre alt, 1760 Fähndrich bei dem preußischen Regiment Forcade und machte die letzten Feldzüge des siebenjährigen Kriegs mit. Im J. 1763 erhielt er nach dem hubertsburger Frieden als Hauptmann seinen Abschied, weil ihn seine Blessuren nöthigten, den Dienst zu verlassen. Er ging nun auf Reisen und sah in einem Zeitraume von 16 Jahren ganz Deutschland, die Schweiz, England, Holland, die österreichischen Niederlande, Frankreich, Italien, Dänemark, Norwegen und Polen, mithin fast alle Länder Europa's. Den größten Theil des Zeitraums von 1769 bis 1779 brachte er in England zu, wo er nach Wendeborns, eines seiner Hauptgegner, Angabe den Schwindler und Glücksritter gespielt haben soll, so wie überhaupt Mancher die Hülfsquellen zur Bestreitung der Kosten seiner Reisen verdächtig zu machen gesucht hat. In Italien brach er bei einem unglücklichen Falle vom Pferde das Bein, gebrauchte die Schwefelbäder zu Pisa, blieb aber seit dieser Zeit am Fuße gelähmt. Nach seiner Wiederkehr nach Deutschland wohnte A. meistens in Dresden, Leipzig und Berlin, am längsten aber (seit 1792) in Hamburg. Sein Vermögen war auf den Reisen geschwunden; Schriftstellerei wurde sein Erwerb. Ohne sogenannte gelehrte Kenntnisse, aber vieler neuern Sprachen mächtig, ausgerüstet mit Talent, Beobachtungsgeist, reicher Erfahrung und tiefer Menschen- und Weltkenntniß, sowie mit dem Talente, das Wichtige und Charakteristische nicht nur glücklich aufzufassen, sondern auch gewandt, geistvoll und faßlich darzustellen, erwarb er sich ein großes Publikum, auf welches er entschiedenen Einfluß ausübte. Den Anfang zu seiner literarischen Laufbahn machte er mit der vielgelesenen Zeitschrift „Literatur- und Völkerkunde" (Dessau und Leip-

zig 1782—1786), und „Neue Literatur- und Völkerkunde" (Leipzig 1787—1791), einer Monatsschrift, die sich durch tüchtige Gesinnung, Neuheit, Mannigfaltigkeit und gefällige Behandlung der Gegenstände auszeichnete. Den Inhalt bilden Beiträge zur Geschichte und schönen Literatur, zur Länder- und Völkerkunde, kleine philosophisch-literarische Abhandlungen, Fragmente aus fremden, in Deutschland wenig bekannten Werken, Briefe, Anekdoten und Gedichte. Den glänzendsten Erfolg hatte sein, fast in alle lebenden Sprachen Europa's übersetztes Buch: „England und Italien" (Leipzig 1785, 2 Bde., sehr vermehrt und verbessert das. 1785, 5 Bde.). Als Fortsetzung dieses Werkes, so weit es England betraf, schrieb er die „Annalen der britischen Geschichte" von 1788 an (20 Bde., Braunschweig, Hamburg und Tübingen 1789—1798), worin er in einem freimüthigen Tone die britischen Zustände in Hinsicht auf Parlament, Regierung, Handel, Industrie, Justizverwaltung, Literatur und Sitte darstellte. Auch hier bewies er seine Meisterschaft in der Kunst einer gefälligen, oft imposanten, stets eindrucksvollen Darstellung, wie sie seinem Zwecke u. seinem Publikum angemessen war. Zur Verbreitung englischer Lektüre in Deutschland schrieb er 1787—1791 das „English Lyceum, a periodical Work", und die Fortsetzung davon unter dem Titel: „The british Mercury". Auf eine ausgezeichnete Weise zeigte sich sein Talent zu historischer Darstellung in seiner, mit sorgfältiger Benutzung der besten Quellen geschriebenen „Geschichte des siebenjährigen Krieges" (zuerst im „Berliner historischen Taschenbuche für 1789", dann sehr erweitert 2 Bde., Berlin 1793, mit Bildnissen und einer Karte; wohlfeilere Ausgabe das. 1801; in mehre lebende Sprachen, und auch ins Lateinische vortrefflich übersetzt von H. G. Reichard, Baireuth 1790; neue Aufl. 1792), einem geistvollen Werke, bei welchem der Geschichtskundige wie der Dilettant mit gleichem Genuß verweilt und welches stets in unserer Literatur mit Auszeichnung genannt zu werden verdient. In der „Geschichte der Königin Elisabeth", welche er zu dem „Historischen Kalender für Damen" (Leipzig 1789) lieferte, sind die Begebenheiten in einer so gefälligen, prunklosen Manier erzählt, daß kaum der interessanteste Roman mehr fesseln kann. Auch seine „Geschichte Gustav Wasa's, nebst einer Schilderung des Zustandes von Schweden von den ältesten Zeiten an bis an das Ende des 15. Jahrhunderts" (Tübingen 1801, 2 Bde.) enthält ein anziehendes Gemälde der Regierungsgeschichte jenes Königs, ohne gerade Neues an historischen Ansichten und Beurtheilungen zu bieten. Weniger bedeutend sind die Aufsätze im ersten Bande seiner „Kleinen historischen Schriften" (Berlin 1791), wie die „Verschwörung des Fiesko" u. das „Leben Papst Sixtus V." 2c.; dagegen enthält der zweite Band eine gehaltreiche (auch unter einem besondern Titel erschienene) „Geschichte der Flibustier", jener berüchtigten westindischen Freibeuter. Auch lieferte er eine getreue und fließende, doch der nöthigen Erläuterungen und Zusätze ermangelnde Uebersetzung von Orme's „Die Engländer in Indien" (Leipzig 1786—1788, 3 Bde.). Nach der Rückkehr von einer zweiten Reise nach Frankreich wählte er Hamburg zu seinem beständigen Aufenthaltsorte und widmete sich ganz der politischen Schriftstellerei, namentlich der Herausgabe der Zeitschrift „Minerva", die 1792 ihren Anfang nahm, die Theilnahme von 3000 Abnehmern erwarb und fesselte, auch nach des Herausgebers Tode fortgesetzt und nur in einzelnen kritischen Epochen (1806 und 1811) unterbrochen wurde. Im Grunde freisinnig, doch seine Ueberzeugungen, wenn es Klugheit gebot, oft umhüllend, wußte sich A. als Publicist jener großen Zeit mit vieler Umsicht, der jedesmaligen Lage der Begebenheiten gemäß, das Ansehen der Unparteilichkeit zu geben. Die genannte Zeitschrift ist äußerst reich an Aufklärungen der Zeitgeschichte, politischen Betrachtungen, Mittheilungen ausländischer Aufsätze, Auszügen aus größern Werken und wichtigen Aktenstücken. So sehr auch körperliche Schwäche ihn in den letzten Jahren niederdrückte und allerlei Mißgeschick und Einbuße seine Zufriedenheit störte, so blieb er doch immer thätig und voll reger Theilnahme an den großen Begebenheiten der Zeit. Noch 1810 machte er eine Reise nach Berlin, kehrte nach einem 6monatlichen Aufenthalte daselbst auf seinen Landsitz Oyendorf unweit Hamburg, wo er sich angekauft hatte, zurück und † hier den 28. Februar 1812 in einem Alter von 71 Jahren an Entkräftung.

Archers (Crennequins, später auch Argaulets genannt), im Mittelalter leichtberittene Schützen, zum kleinen Kriege, Patrouilliren 2c. bestimmt, in Deutschland Riecher oder leichte Pferde genannt. Anfangs mit Bogen, dann mit Armbrüsten, zuletzt mit $2^1/_2$ Ellen langen Arkebusen oder Hakenflinten bewaffnet, trugen sie statt des Helmes einen eisernen Hut (Salade), ein Panzerhemd nebst einem Koller von Wildhaut, und waren als Plänkler lange der schweren Reiterei zugetheilt, bis man aus ihnen eigene Kompagnien von 100—200 Mann bildete. Von A. hat das Wort Artschier, Hatschier seinen Ursprung.

Archeus (Archäus), nach Paracelsus' und van Helmonts theologischen Vorstellungen das geistige Urprincip, von welchem der ganze animalische Lebensprozeß sowohl der Welt, als des menschlichen Körpers, die Ernährung, Heilung in Krankheiten u. s. w. abhängen. Paracelsus dachte dabei an ein übernatürliches, mit einem astralischen Körper versehenes Wesen, van Helmont an eine Aura oder Luftgestalt, die das von ihr Erzeugte in allen seinen Theilen durchdringe und vor seinem Untergange nicht wieder verlasse. Dieser wunderbaren Naturkraft schrieb man u. a., noch bis in die letzte Hälfte des vorigen Jahrhunderts, auch das Entstehen der Versteinerungen zu, als einer launigen Nachäffung thierischer Gebilde in Stein.

Archi, vor Vokalen, besonders vor i und y, auch bloß Arch, eine aus dem Griechischen stammende Vorsylbe vieler lateinischen und griechischen Wörter, welche, vorzüglich bei Titeln, einen höheren Grad der Würde, Gewalt oder Stellung, als der einfache Titel, bezeichnet und unserm daraus entstandenen Erz-, z. B. in Archicancellarius (Erzkanzler), Archiepiscopus (Erzbischof), Archidux (Erzherzog) u. a. entspricht.

Archias, **Aulus Licinius**, Dichter, Freund und Klient des Cicero, der ihn in der berühmten Rede pro Archia poeta vertheidigte, wurde geboren zu Antiochia in Syrien um 117 v. Chr., kam 99 v. Chr. nach Rom und gewann hier bald in den ersten Familien Zutritt. Lucullus, der ihm besonders wohlwollte, nahm ihn auf einer Reise nach Sicilien (90 v. Chr.) zu seinem Begleiter und erwirkte für ihn das Bürgerrecht der Stadt Heraclea, womit zugleich unter gewissen Modifikationen der Genuß des römischen Bürgerrechts verbunden war. Auch fernerhin im Gefolge des Lucullus befindlich, ward A. nach der Rückkehr aus dem mithridatischen Kriege 58 v. Chr. von einem gewissen Gratius der widerrechtlichen Anmaßung römischer Bürgerrechte angeklagt. Die glänzende und gründliche Vertheidigungsrede Cicero's bewirkte die Freisprechung des Dichters und brachte dessen Ruhm auf die Nachwelt. A. dichtete vortrefflich aus dem Stegreife; in den niedergeschriebenen größeren Erzeugnissen seiner Muse besang er mit vielem Beifalle den cimbrischen und den mithridatischen Krieg, sowie die Ereignisse unter Cicero's Konsulate. Von allen diesen Werken hat sich nichts erhalten; des A. Namen führen, wahrscheinlich mit Unrecht, 35 Epigramme in der griechischen Anthologie.

Archiater (griech.), Oberarzt, Titel, welcher zuerst vom Kaiser Nero seinem Leibarzte Andromachus von Kreta als Rangauszeichnung verliehen wurde, später aber eine vom Staate besoldete Klasse von Aerzten (Archiatri populares) bezeichnete, die mit der Beaufsichtigung der ärztlichen Praxis, sowie mit der Unterweisung u. Prüfung der angehenden Aerzte betraut waren und eine Art von Medicinalkollegium bildeten. Ein solches bestand in jeder ansehnlicheren Stadt. Auch gab es neben diesen noch kaiserliche Leibärzte (Archiatri sacri palatii) mit diesem Titel. Gegenwärtig soll derselbe nur noch in Schweden gebräuchlich seyn. Vergl. Goldhorn, De Archiatris Romanis, Leipzig 1841.

Archidamia, spartanisches Heldenweib, Tochter des Königs Cleonymus II., trat, als sie erfahren, daß der spartanische Rath beschlossen hatte, vor der durch Pyrrhus drohenden Belagerung der Stadt alle Weiber nach Kreta zu bringen, mit dem Schwert in der Hand in die Rathsversammlung, versichernd, daß die Mütter Derer, die sich jetzt zum Widerstande gegen den Feind des Vaterlandes rüsteten, nicht weniger Muth als ihre Söhne fühlten. Der Rath änderte hierauf seinen Beschluß. Später widersetzte sich A. der Ermordung ihres Enkels, des Königs Agis, ward deshalb eingekerkert u. 235 v. Chr. erdrosselt.

Archidamus, Name von vier spartanischen Königen: A. I., Sohn des Königs Anaxidamus aus der Familie der Prokliden, lebte um 668 v. Chr. A. II., Sohn des Zeuxidamus, ebenfalls Proklide, Enkel und Nachfolger des Leotychides, regierte von 468—427 v. Chr. als ein eben so weiser und umsichtiger als tapferer und kriegskundiger Regent. Gleich zu Anfange seiner Regierung ward Sparta von einem Erdbeben arg heimgesucht, wobei der größte Theil der gerade zu gymnastischen Uebungen versammelten Jugend umkam (465 v. Chr.). Die hierdurch entstandene Verwirrung benutzten die unterdrückten Messenier und übrigen Heloten zu einem Aufstande; nur die Besonnenheit, womit A. die zerstreuten Bürger sammelte und dem regellosen Haufen entgegenführte, rettete den Staat vom Untergange. Die Heloten, zwar geschlagen, gewannen einen Theil der Periöken und besetzten die Bergfeste Ithome, deren Eroberung durch A. erst nach 10 Jahren erfolgte und den dritten messenischen Krieg beendigte. Ungern eröffnete A. im Jahre 431 v. Chr. den peloponnesischen Krieg; denn mit hellem Geiste in Griechenlands Zukunft blickend, hatte er dringend zur Mäßigung und friedlichen Ausgleichung der Mißhelligkeiten zwischen Athen und Sparta gerathen. Dennoch führte er, nachdem der spartanische Rath das Schwert gewählt hatte, den Oberbefehl 4 Jahre lang (bis 428 v. Chr.) mit Ruhm und Glück. Ihm folgte 426 sein Sohn Agis I. Sein Enkel A. III., Sohn des Königs Agesilaus, folgte diesem u. regierte von 361 — 338 v. Chr., führte nach der Schlacht bei Leuctra (371) statt seines erkrankten Vaters den Oberbefehl über das neugebildete Heer u. gewann 367 bei Megalopolis gegen die Arkadier u. Argiver die sogenannte thränenlose Schlacht, wo nicht ein Lacedämonier, wohl aber 10,000 Feinde gefallen seyn sollen. In einem neuen Feldzuge gegen die Arkadier ward er 364 v. Chr. geschlagen und schwer verwundet, dagegen vertheidigte er 362 Sparta ruhmvoll gegen den Ueberfall des Epaminondas. Im folgenden Jahre zur Regierung gelangt, unterstützte er, um Thebens Macht zu schwächen, die Phocäer im dritten heiligen Kriege mit Geld und Mannschaft. Später, von den Tarentinern gegen die Lukaner zu Hülfe gerufen, segelte er mit einer mächtigen Flotte nach Italien, blieb aber hier 338 in einem Treffen bei Manduria an dem Tage der Schlacht bei Chäronea. Er hatte seinen Sohn Agis II. zum Nachfolger. Sein Enkel A. IV., Sohn des Königs Eudamidas I., regierte um 290 v. Chr., wurde von dem nach der Eroberung Athens gegen Sparta ziehenden Demetrius Poliorcetes zuerst bei Mantinea, dann unter den Mauern von Sparta geschlagen u. hatte seinen Sohn Eudamidas II. zum Nachfolger.

Archidiakonus, eine kirchliche Würde, die schon im 4. Jahrhundert vorkommt. Die Archidiakonen waren anfänglich nur die Ersten unter den ihnen gleichen Diakonen, ein Vorzug, den ihnen gewöhnlich längere Dienstzeit erwarb. Sie gehörten, wie die Diakonen, zu der höheren Ordnung des Clerus (Ordines majores). Später bildete sich an manchen Orten die Gewohnheit, daß die Archidiakonen ohne Berücksichtigung der Anciennetät von den Diakonen gewählt oder von den Bischöfen angestellt wurden. Auf diesem Wege der Wahl wurden vorzugsweise sehr fähige Personen zu Archidiakonen erhoben. Man übertrug ihnen viele, oft die schwierigsten Geschäfte, und dadurch, sowie durch ihre sich daraus herleitende engere Verbindung mit den Bischöfen erlangten sie ein großes Ansehen. Was nun aber anfänglich persönlich übertragenes Geschäft und persönliches Ansehen war, wurde mit der Zeit Amtsverrichtung und Amtsgewalt. Da sich die Bischöfe manche Vorrechte auf Kosten der Presbyter erworben hatten und diese auf solche Var-

rechte eifersüchtig seyn mußten, so lag es im Interesse der Bischöfe, zum Gegengewichte gegen solche Eifersucht und Gegenwirkung der Presbyter, ihre treuen Diener, die Archidiakonen zu heben. Dieses Verhältniß bildete sich im Laufe des 4. Jahrhunderts aus. Die Presbyter mußten, trotz der Gegenrede, den Archidiakonen in Würde und Rang nach und nach weichen. Im 6. und 7. Jahrhundert verwalteten Archidiakonen ganze Diöcesen im Namen der Bischöfe und waren in dieser Funktion Vorgesetzte der Presbyter. Ihre kirchlichen Verrichtungen bezeichnen sie aber durchaus nur als Gehülfen der Bischöfe. Sie mußten bei dem öffentlichen Gottesdienste zunächst um ihre Bischöfe seyn und ihnen in ihren Amtsverrichtungen wie die Diakonen assistiren. Oft hatten sie anstatt der Bischöfe zu predigen, oder es trugen ihnen diese auf, höhere Kleriker zu ordiniren und geringere Kirchenbeamte feierlich einzuweisen. Auch hatten sie den Kirchenschatz, Gefäße und Gold zu verwahren, unter Genehmigung des Bischofs Almosen zu vertheilen, wobei sie die Diakonen als ihre Gehülfen benutzten. Sie konnten die Diakonen und andere niedere Kirchenbeamte mit Kirchenstrafen belegen, wohl selbst des Amtes entsetzen. Bei der Fortbildung der Hierarchie gewann das Archidiakonat auch die Gerichtsbarkeit über die ganze Diöces des Bischofs, und es wurde fortan als die Vorstufe zum Bischofsstuhl selbst betrachtet. Schon Ende des 5. Jahrhunderts nahmen die Archidiakonen bei den meisten Kathedralkirchen und Metropolitankirchen den ersten Platz nach den Bischöfen ein, später erscheinen sie als deren Stellvertreter auf Koncilien und als Generalvikarien in den Diöcesen. Bis ins 9. Jahrhundert handelten die Archidiakonen im Allgemeinen im Namen der Bischöfe und als besonders delegirte Vikare ohne persönliche Amtsgewalt. Aber von dieser Zeit an sehen wir sie immer mehr an Macht und Selbstständigkeit gewinnen. Viele Bischöfe, unfähig, ihre Diöcesen selbst zu regieren, theilten den bischöflichen Bezirk in mehre Archidiakonate oder Archidiakonalbanne (Banna archidiaconalia). Jeder einzelne A. stand nun seinem Sprengel als selbstständiger Kirchenbeamter (Vicarius natus) vor mit voller bischöflicher Amtsgewalt; der Bischof selbst behielt sich nur das Absolutionsrecht vor. So wurden nach und nach die Archidiakonen freie Würdeträger der Kirche, welche von keinem Bischofe entsetzt werden durften, u. erhielten später an den Archipresbytern Untergebene, durch welche sie die Pfarrer bequem beherrschen und die Ausführung ihrer Befehle sicher bewirken konnten. Es wurde nämlich der Sprengel des A. wieder in kleinere Distrikte (Ruralkapitel) eingetheilt und jedem derselben ein Archipresbyter vorgesetzt. Von der wachsenden Gewalt und der Anmaßung der Archidiakonen zeugen die häufigen Klagen jener Zeit über Bedrükkung durch dieselben, von der Einträglichkeit ihrer Stellen der Umstand, daß selbst vornehme Laien Archidiakonate an sich zu bringen suchten. Gegen diesen Mißbrauch erschien unter Karl dem Großen 805 die Verordnung, daß kein Laie A. werden dürfe. Jedoch besaßen noch im 12. Jahrhundert französische Barone, ja selbst königliche Prinzen Archidiakonate, deren Patronat an den König von Frankreich gekommen war. Im 11. und 12. Jahrhundert waren die Archidiakonate auf dem Gipfel ihrer Macht, wie dies aus den Bestimmungen des kanonischen Rechts deutlich hervorgeht. Von da an sank aber ihr Ansehen in der abendländischen Kirche wieder, theils in Folge der allgemeinen Entartung, theils dadurch, daß die Bischöfe mehre den Archidiakonen früher zugestandene Prärogative wieder einzogen und sich selbst aneigneten. So erloschen manche Archidiakonate schon im 12. Jahrhundert; andere dauerten fort bis auf die Reformation, z. B. das Archidiakonat in Budissin. Das Koncil zu Trident betrachtete die Archidiakonen noch als faktisch existirende Kirchenobere und bestätigte ihre Jurisdiktion mit Ausnahme der in Ehesachen. Nur Doktoren oder Licentiaten des kanonischen Rechts oder der Theologie wurden für fähig erklärt, die Würde zu bekleiden. So übten auch im 17. Jahrhundert in Frankreich Archidiakonen Jurisdiktion und Visitationsrecht aus, und im Bisthum Benevent hatte der A. noch zu Anfang des 18. Jahrh. als erster Prälat nach dem Bischofe einen Sprengel und einen Gerichtshof, von dem nur an den Papst appellirt werden konnte. In den meisten Diöcesen ging jedoch seit dem 15. und 16. Jahrh. ihre Gerichtsbarkeit an die bischöflichen Generalvikare über. Von diesen führten jedoch einige jenen Titel wegen der Einkünfte, welche an ihn geknüpft waren. In der **griechischen Kirche** war der A. vom 6. Jahrhundert an nur der erste unter den Diakonen und hatte nur Kirchendienst zu verrichten. Rangstreitigkeiten ließen diese Würde bei den Kathedralkirchen endlich ganz erlöschen, so daß nur noch ein A. unter den Hofgeistlichen blieb, bis das griechische Kaiserthum unterging. Fortan kommt in der griechischen Kirche nicht einmal der Name A. mehr vor. In Italien ist jetzt das Archidiakonat bei den Domkapiteln eine in der Regel geschäftslose Prälatur, welche zu den obersten Dignitäten gehört, der Präpositur und dem Dekanate bald vorgeht, bald nachsteht. In den meisten Stiftern, wie in den deutschen u. den französischen, findet es sich gegenwärtig gar nicht mehr. In der **anglikanischen** Kirche sind die Archidiakonen die Stellvertreter der Bischöfe für den Zweck der Regierung ihrer Diöcesen. Diese sind nämlich in Archidiakonate getheilt, deren jedes ein A. beaufsichtigt. Sie haben eigene Gerichtsbarkeit, visitiren die Kirchen ihres Sprengels jährlich zweimal, nehmen den Rang zunächst nach den Dekanen ein und sind den Bischöfen verantwortlich. In der **evangelisch-protestantischen** Kirche haben die Archidiakonen wenig Bedeutung. Sie gelten nur als die ersten unter den Diakonen an Stadtkirchen ohne besondere Vorrechte oder Amtsgewalt.

Archigenes, gelehrter Arzt aus Apamea, Sohn des Philippus, Schüler des Agathinus, lebte zu Rom unter Domitian, Nerva und Trajan und gehörte der pneumatisch-eklektischen Schule des Athenäus an. In seinen nur fragmentarisch auf uns gekommenen Schriften zeigt er sich als tüchtigen Dialektiker, wogegen er in der Praxis mehr Empiriker und großer Freund von zusammengesetzten Arzneimitteln gewesen zu seyn

scheint. Vergl. **Harleß**, De A. medico et de Apollinis medicis, Leipzig 1816.

Archilochischer Vers, daktylische, besonders von Archilochus gehandhabte Versart, bestehend aus $2\frac{1}{2}$ Füßen (— ⏑ ⏑ | — ⏑ ⏑ | —), von denen die beiden Daktylen nicht in einen Spondeus zusammengezogen werden dürfen; Beispiel: Pulvis et umbra sumus, „Schatten und Staub ist der Mensch". Der archilochische Vers wird entweder allein gebraucht oder mit einer jambischen Dipodie zu einem unverbundenen Verse vereinigt. Besonders gebräuchlich ist er auch im elegischen Pentameter, der oft ganz aus zwei archilochischen Versen besteht, immer aber in seiner zweiten Hälfte ein solcher seyn muß.

Archilochus, berühmter griechischer Dichter, in der chronologischen Reihe der großen Lyriker der erste, auch der erste an Ruhm. Seine Blüthezeit fällt in die Jahre 719—687 v. Chr.; sein Vaterland war das, damals von heftigen Parteiungen zerrissene Paros. Schon vor seiner Geburt ward seinem Vater Telesicles durch ein Orakel die Unsterblichkeit seines Sohnes verkündet. Unzufrieden mit seiner Umgebung, wanderte A. mit mehren seiner Mitbürger von Paros nach Thasos an der thracischen Küste aus. Bald aber trieb ihn des Landes Rauhheit u. Mißvergnügen mit den Bewohnern hinweg. Seit dieser Zeit scheint er, hier den Musen, dort dem Kriegsgotte huldigend, an verschiedenen Orten Griechenlands gelebt zu haben. Daß er aus Sparta wegen Feigheit oder unzüchtiger Lieder verwiesen worden sey, beruht wahrscheinlich auf einem Mißverständnisse. Er fiel in der Schlacht durch die Hand des Calondas Corax, eines Naxiers, der dafür noch lange nachher von dem delphischen Orakel aus dem dortigen Tempel gewiesen wurde. Der allgemeine Charakter der archilochischen Poesie ist jonische, demokratische Heftigkeit, die sich in Liebe und Haß ungezügelt ergießt. Die schonungslose Art, womit er die Geschosse seiner Jamben schleuderte, wurde sprüchwörtlich und soll sogar den Lycambes, der ihm seine früher zugesagte Tochter Neobule verweigerte, sowie dessen 3 Töchter zum Selbstmorde getrieben haben. Dessen ungeachtet blieb die poetische Kraft u. Kunst des A. der Gegenstand allgemeiner Bewunderung. Die Alten stellten ihn dem Homer an die Seite, ließen seine Gedichte durch Rhapsoden vortragen, feierten Beider Gedächtniß an Einem Tage und setzten auf Bildwerken des A. Kopf unter den des Homer. In ihm, sagt Quinctilian, ist die höchste Kraft des Ausdrucks, eine Fülle starker, kurzer, rascher Sentenzen, viel Blut und Nerv, so daß Mehre meinen, daß, wenn er irgend Einem nachstehe, dies des Stoffes, nicht seines Geistes Schuld sey. Horaz dichtete in A.' Geiste und Versmaße seine Epoden, deren Trefflichkeit auch uns noch den hohen Werth ihrer Urbilder ahnen läßt, nachdem diese selbst im Laufe der Zeit bis auf wenige Bruchstücke untergegangen sind. Diese Ueberbleibsel sind am vollständigsten gesammelt von Jg. Liebel in „Archilochi reliquiis" (Leipzig 1812, 1819), verbessert von Schneidewin in „Delectus poetarum graecorum" (Göttingen 1839) und Bergk in den „Poetae lyrici Graecorum" (Leipzig 1843). Uebersetzt von Stolberg und Herder in den „Zerstreuten Blättern" und bei Passow im „Pantheon". Im Alterthume gehörten Apollonius, Rhodius, Aristarchus u. A. zu den Kommentatoren des parischen Dichters. Vergl. **Huschke**, De fabulis Archilochi (Göttingen 1803).

Archimandrit, in der griechischen Kirche so viel als Erzabt oder Generalabt, welcher über andere Aebte und Klöster die Aufsicht führt. Die A.en waren stets den Diöcesanbischöfen untergeben. Durch griechische Klöster kam der Titel auch nach Sicilien. Ihn führen auch die Generaläbte der unirten Griechen in Polen, Galizien, Siebenbürgen, Ungarn, Slavonien und Venedig.

Archimedes, großer Mathematiker des Alterthums, war geboren 287 v. Chr. zu Syracus u. ein Verwandter des Königs Hiero, mit welchem er in freundschaftlichem Verhältnisse stand. Seine Erfindungen haben ihm einen unsterblichen Namen erworben, und seinem Scharfsinn verdanken wir Entdeckungen, die ganz neue Gebiete in den verschiedensten Zweigen des mathematischen Wissens eröffneten. Er war gleich groß als Physiker wie als Mathematiker. In der Arithmetik machte er sich durch seine Schrift „Der Sandrechner" am berühmtesten. Dieselbe gibt die Berechnung einer Zahl, die größer ist als die Zahl aller Sandkörner, welche der Weltraum zu fassen vermag. Die Veranlassung dazu war die Behauptung, daß der Sand unzählbar sey. A. widerlegte dieses und führte die Rechnung mit Hülfe einer arithmetischen Progression aus, indem er zeigte, daß das 50. Glied einer geometrischen Proportion, deren 1. Glied 1 und deren Exponent 10 sey, schon hinreiche, die Zahl der Sandkörner auf der damals bekannten Welt anzugeben. Mit Vorliebe beschäftigte er sich aber mit geometrischen Problemen. Er verglich zuerst einen Kegel, eine Halbkugel und einen Cylinder ihrem Inhalte nach und fand, daß diese sich wie 1 : 2 : 3 verhalten. Der Beweis, den er dafür lieferte, ist so einfach, daß derselbe auch jetzt noch als die leichtere und augenfälligere Darstellung dieses Satzes in den geometrischen Lehrbüchern aufgeführt wird. Dem Erfinder selbst machte die Entdeckung so viel Freude, daß er eine darauf bezügliche Figur für sein Grabmal bestimmte, welche auch später dasselbe zierte, wie der binomische Satz das von Newton. A. legte die Resultate dieser Untersuchung nieder in seiner Schrift: „über Kugel und Cylinder". In seiner Schrift „über Kreismessung" lehrte er zuerst, daß der Kreis einem Dreiecke an Flächeninhalte gleiche, dessen Höhe der Halbmesser des Kreises und dessen Grundlinie die Peripherie des Kreises ist. Das Verhältniß der Peripherie zum Durchmesser suchte er schon durch zwei reguläre Vielecke auszudrücken, von denen das eine in das andere um den Kreis beschrieben ist, und fand das Verhältniß der Peripherie zum Durchmesser kleiner als $\frac{22}{7}$ und größer als $\frac{223}{71}$. In seiner berühmten Lehre „von der Quadratur der Parabel" zeigt er, daß der Inhalt jedes Parabelsegments vier Dritttheile eines Dreiecks auf derselben Grundlinie und von gleicher Höhe betrage. In seinen 2 Büchern „über Konoiden u. Sphäroiden" vergleicht er diese mit Cylindern

und Kugeln von gleicher Höhe und gleichem Durchmesser und untersucht ihr gegenseitiges Verhältniß. Seine Bestimmungen über Schnecken- und Spirallinien endlich sind eben so scharfsinnig als tief in die Sache eingehend, in der Form jedoch, in welcher wir die Untersuchung kennen, ist nicht Alles mehr verständlich. A. ist ferner als Vater der Theorie der Mechanik und Hydrostatik anzusehen, durch deren praktische Anwendung er am meisten die Bewunderung seiner Zeit erregt hat. Seine zwei Bücher „über das Gleichgewicht oder den Mittelpunkt der Schwere bei Flächen" enthalten neue Lehren über Hebel, Schwerpunkt und mechanische Gesetze überhaupt. Auf solche Untersuchungen gestützt, behauptete A., die Erde aus ihren Angeln heben zu können, wenn ihm ein fester Punkt im Weltenraume gegeben würde, an welchem er seinen Hebel anlegen könne („gib mir einen Punkt, wo ich stehen kann"). Badend soll er das hydrostatische Gesetz (archimedisches Princip) gefunden haben, daß das Wasser von dem Gewicht des in dasselbe getauchten Körpers so viel trägt, als die Wassermenge wiegt, welche derselbe verdrängt. Hierauf bauend, löste A. die Aufgabe, aus dem wirklichen Gewicht eines Körpers, aus seinem Gewichtsverlust im Wasser und den bekannten Gewichtsverlusten der Stoffe, aus welchen er zusammengesetzt ist, das Quantum dieser einzelnen Stoffe in der Mischung zu finden. Die Veranlassung zu diesem, vorzugsweise mit dem Namen der „archimedischen Aufgabe" bezeichneten Problem wurde dadurch gegeben, daß Hiero gern wissen wollte, ob der Goldarbeiter zu der königlichen Krone, die derselbe gemacht hatte, alles zugewogene Gold, oder statt dessen auch geringeres Metall (Silber) verwendet habe. A. sann lange Zeit vergeblich nach, bis er endlich im Bad jenes hydrostatische Grundgesetz fand, worauf er sogleich, außer sich vor Freude, mit dem Ausrufe: „Heureka", „ich hab's gefunden!" aus dem Bade sprang und unbekleidet auf sein Arbeitszimmer eilte, um seine Theorie zu prüfen. Er nahm zwei Klumpen reines Gold u. reines Silber, von denen jeder so viel als der andere wog, und versenkte zuerst das Gold in ein Gefäß mit Wasser. Von diesem wurde dadurch eine gewisse Quantität durch eine angebrachte Oeffnung verdrängt. Dieses abgeflossene Wasser wurde aufbewahrt, das Gefäß aber wiederum bis zur Oeffnung gefüllt und der Klumpen Silber hineingebracht, der natürlich eine größere Menge Wasser verdrängte. A. wog nun die beiden Quantitäten des abgeflossenen Wassers und fand so, daß 19,64 Pfund Gold eben so viel Wasser heraustreiben als 10,5 Pfund Silber. Jetzt brachte er die Krone, welche ein Gewicht von 20 Pfund hatte, in das wieder gefüllte Gefäß. Es floß natürlich nicht eben so viel Wasser heraus als bei einer gleich schweren Menge Silber, aber mehr, als würde herausgeflossen seyn, wenn die Krone reines Gold gewesen wäre. Wie er vorher gefunden, daß 19,64 Pfund Gold im Wasser 1 Pfd. und 10,5 Pfund Silber, daselbst eingetaucht, auch 1 Pfund Gewichtsverlust erleiden, so fand er jetzt, daß die 20 Pfund schwere Krone im Wasser einen Gewichtsverlust von 1,25 Pfund erlitt. Die Frage war: wie viel Gold (x) und wie viel Silber mag in der Krone enthalten seyn? Algebraisch behandelt steht der Ansatz so: Ist x Pfund Gold, also 20 — x Pfund Silber in der Krone enthalten, so verlieren jene x Pfund im Wasser 19,64 x, diese 20 — x Pfund aber 10,5 (20 — x) Pfund. Dieses zusammengenommen, muß der ganze Gewichtsverlust der Krone selbst 19,64 x + 10,5 (20 — x) = 1,25 seyn, woraus sich Gold x = 14,77.. Pfund, Silber 5,22.. Pfund ergibt. Es war somit entschieden, wie viel der Goldarbeiter Gold u. wie viel er Silber zu der Arbeit verwendet hatte. A. hat das Problem in seinen zwei Büchern „von den schwimmenden Körpern" entwickelt. In der praktischen Mechanik hat er, auch abgesehen von der bereits erwähnten hypothetischen Anwendung des Hebels, die ausgezeichnetsten Erfindungen gemacht; leider aber sind uns die meisten nur noch dem Namen nach bekannt, da A. die Beschreibung gewöhnlich versäumte, wie andere mathematische Heroen, die reine Wissenschaft höher schätzend als die praktische Kunst. Die einzigen näher bekannten archimedischen Maschinen sind die Wasserschraube oder archimedische Schnecke, die archimedische Schraube ohne Ende, der Polyspast oder Flaschenzug und die Sphäre zur Darstellung der Gestirne oder das archimedische Planetarium. Letzteres soll von Eisen gewesen seyn und genau genug, um zu zeigen, in welchem Verhältniß die Geschwindigkeiten der einzelnen Planeten zu einander stehen. Höchst merkwürdig ist es, daß A. auch schon die Kraft des heißen Wasserdampfes kannte und den Versuch machte, den Dampf für Geschütze anzuwenden. Aus den Manuskripten Leonardo da Vinci's theilt Delecluzze (im franz. Journal „l'Artiste" 1841) die seitdem berühmt gewordene Stelle mit, in welcher L. da Vinci von dieser Erfindung des A. als von einer ausgemachten Thatsache spricht. Er nennt sie die Erfindung des Erzdonners. Das metallne Geschütz stand mit $^1/_3$ seines Körpers in Kohlenfeuer, wodurch das in ihm befindliche Wasser erhitzt und in Dampf verwandelt wurde, der durch einen Hahn in eine Röhre mit starkem Geräusch und solcher Kraft eintrat, daß er eine Kugel von einem Talent (125 Pfund) Gewicht in sehr große Entfernung schleuderte. Was aber A. die größte Bewunderung aller Zeiten erwarb, war die Vertheidigung von Syracus. Die Römer belagerten unter Marcellus im zweiten punischen Kriege (212 v. Chr.) die reiche Stadt. A. aber fügte den Belagerern durch seine Maschinen, womit er Steinmassen in ungeheurer Ferne auf die Anstürmenden abschleuderte, großen Schaden zu. Polybius, Livius und Plutarch, welche hierüber ausführlich berichten, erwähnen dabei nicht der Brennspiegel, durch welche A. die römischen Schiffe in Brand gesteckt habe. Dio und Diodor hingegen geben hiervon eine unbestimmte dunkle Notiz; in späterer Zeit berichten Zonaras und Tzetzes davon ausführlich. Die heutige Physik setzt die Wahrheit der Sache sehr in Zweifel, obwohl Tschirnhausen und J. P. van Capelle die Möglichkeit der Operation, besonders durch eine Zusammenstellung mehrer Planspiegel, nachgewiesen haben. Auch ward 1777 durch ein aufgefundenes Fragment des Anthemius gezeigt, daß A. sich einer solchen Verbindung meh-

rer Planspiegel bedient habe. Bekannt ist, wie alle Kunst des A. das Schicksal von Syracus nicht abzuwenden vermochte. Als endlich die Römer die Stadt erstürmten, saß A. auf dem Boden seines Arbeitszimmers, der mit Sand bestreut war, ganz vertieft in die Betrachtung geometrischer Figuren, welche er in denselben gezeichnet hatte. Kein Zetergeschrei und Hülferuf drang an sein Ohr. Als nun ein römischer Soldat plünderungssüchtig eintrat, rief er ihm zu: „verdirb mir meine Kreise nicht!" (noli turbare circulos meos!); der rohe Krieger aber tödtete den Greis auf der Stelle. So endete A. in seinem Berufe u. als dessen Opfer, im 75. Jahre seines Lebens. Marcellus, der römische Feldherr, äußerte über den Tod des Mannes großes Bedauern. Ein Denkmal zierte sein Grab, das Cicero als Quästor in Sicilien wieder auffand; erst seit dem Untergange des klassischen Lebens ist es verschollen. Von den Schriften des A. gibt es mehre Ausgaben, worunter: Archimedis opera c. Eudocii commentar. graec. et lat. (Basel 1544 f.), A. opera graec. et lat. c. Eudoc. comment. et lect. var. von Jos. Torelli (Orf. 1792). Eine deutsche Uebersetzung gab E. Nizze (Stralsund 1825). Den „Sandrechner" (Arenarius) übersetzten Sturm (Nürnb. 1667) u. Krüger (Quedlinburg 1809); die zwei Bücher über Kugel und Cylinder und das über Kreismessung Hauber (Tübingen 1798); die Kreismessung gab griechisch und deutsch Gutenäcker (2. Ausgabe Würzburg 1828) heraus. Außer den genannten Schriften werden dem A. mehre andere zugeschrieben, welche entweder untergeschoben, oder doch wenigstens im Original nicht mehr vorhanden sind, z. B. „Lemmata oder Assumta", nur in lateinischer Uebersetznng vorhanden, zuletzt herausgegeben von Alphonsus Borelli (1661). Der älteste Kommentator des A. ist Eutocius von Ascalon, der indeß nur die Schriften über Sphäre u. Cylinder, über Kreismessung und über Gleichgewicht kommentirte. Bei der Einnahme von Konstantinopel wurde das griechische Original der Werke des A. gefunden, nach Italien und endlich nach Deutschland gebracht, wo es Thomas Geschauff, Venatorius genannt, in der oben angeführten Edit. princ. mit lateinischer Uebersetzung (Basel 1544) herausgab. Vergl. **Brandel**, Archimedis vita, Greifsw. 1789.

Archimedische Schraube ohne Ende, s. Schraube.

Archimedisches Princip, s. Hydrostatik und Archimedes.

Archimedische Wasserschraube, s. Wasserschraube.

Archipelagus, abgekürzt Archipel (wahrscheinlich aus Aegaeum pelagus verstümmelt), bezeichnet in der geographischen Kunstsprache ein Inselmeer, eine inselreiche Meergegend, die größeren oder kleineren Inselgruppen selbst, welche theils als Zubehör der Festländer, theils als kleine Welten für sich in den verschiedenen Oceanen gebettet sind. Zu jenen, den kontinentalen Archipelen, welche meistens in der Nähe stark gegliederter Küsten liegen od. brückenartige, große Wasserbecken umschließende Verbindungsglieder zwischen größeren kontinentalen Massen bilden, gehören der A. der Chiloe-Inseln, der patagonische, der arktische im äußersten Norden Amerika's u. a.; zu diesen, den pelagischen Archipelen, die am meisten im großen Ocean vorkommen, der Lord-Mulgraves-A., der Mendañas-Archipel (Marquesasinseln), der Tonga- oder Freundschafts-Archipel, der Hawai-Archipel (Sandwichinseln) ꝛc. Die wichtigsten Archipele sind aber der columbische (die Antillen u. Westindien), der indische und der griechische A., der vorzugsweise und von jeher so genannt wurde. Der letztere, der griechische A., ist der zwischen Asien und Europa, außerhalb der Dardanellen, also zwischen Thracien, Macedonien, Thessalien, Griechenland und Kleinasien liegende nordöstliche Theil des Mittelmeeres, welcher im Süden durch die lang hingestreckte Insel Kandia gegen das inselfreie östliche Becken jenes Meeres gleichsam einen dämmenden Abschluß erhält. Die gesammten Inseln des A., welche sich deutlich als insulare Fortsetzungen der oft weit ins Meer hinausspringenden Gebirgsketten Kleinasiens und der Balkaninsel zu erkennen geben, zerfallen in mehre Gruppen und Reihen. Zu Thracien gehören die südlich von der thracischen Küste liegenden Inseln Thasos, Samothrake, Imbros und das weiter abliegende Lemnos (Stalimene) nebst Agiostrati. Die Inseln der kleinasiatischen Küste, unter welchen mehre umfangreichere sind, gehören zum Gebirgssystem des Taurus, wie Tenedos, Metelino (Mytilene), Skios mit Ipsara, Samos, Nicaria, Patmos, Calimnos, Cos, Nisari, Piscopi und Rhodus. Mit letztgenannter Insel beginnt die Inselreihe, welche in einem weiten Bogen den A. gegen Süden hin abschließt und in der Insel Kandia, welche nach Osten durch Skarpanto und Cusa mit Rhodus, nach Westen zu durch Cerigotto und Cerigo mit dem Peloponnes im Zusammenhang steht, ihren Mittelpunkt hat. Als Gliederungen des Festlandes von Hellas sind das unmittelbar anliegende Negroponte, die sogenannten nördlichen Sporaden und die Gruppe von Skyros, die in nordöstlicher Richtung nach dem thracischen Chersones hinüberweist, sowie die zahlreichen Cykladen, welche in zwei oder drei nach Osten gerichteten Hauptzügen vom Kap Colonna und Negroponte aus sich nach der karischen Küste hinüber erstrecken, zu betrachten. Diese verschiedenen, den A. durchsetzenden Inselketten theilen denselben in mehre Theile. Der nördliche hieß schon bei den Alten Aegäisches Meer, welchen Namen man jetzt gewöhnlich über den ganzen A. ausdehnt. Der südöstliche Theil war das ikarische, der südwestliche zwischen den Cykladen und dem Peloponnes das myrtoische und der zwischen den Cykladen und Kreta das kretische Meer. Diese Inseln sind nach den neueren geognostischen Forschungen die einzigen europäischen Inseln, welche man als Reihenvulkane betrachten kann, obgleich sie nur mehr als Versuche der Natur erscheinen, Vulkane zu bilden, ohne den Zweck völlig erreicht zu haben. Sie sind eigentlich nicht sporadisch zerstreut oder cykladisch versammelt, wie man von Alters her angenommen hat, sondern sie bilden mehr in Reihen die Fortsetzungen der Gebirge des festen Landes mit den gleichen Felsarten, bis sie in weiterer Entfernung nach und nach so niedrig werden, daß sie sich nicht mehr

als Inseln über den Spiegel des Meeres erheben können. Sie sind mithin als losgerissene Bestandtheile Griechenlands und Asiens zu betrachten, so daß die Felsen von Stampalia und Cos die Enden von Europa und Asien bezeichnen. Die Bergkette von Thessalien setzt sich über Negroponte, Andros, Tino, Mycone fort, die des Pindus, aus Urgebirg bestehend, zwischen Epirus und Macedonien, geht über den Oeta durch Attica und weiter über Zea, Syra, Paros, Naxia, Amorgo, Stampalia. Gneiß und Glimmerschiefer sind die herrschenden Gebirgsarten, nicht aber basaltische oder vulkanische Schichten. Eben so bilden die niedrigen Inseln Salamis und Aegina, aus Dolomiten der Juraformation bestehend, die Fortsetzung der südlich vom Pindus auslaufenden Kette von Kalkbergen der Flötzformation, die durch Epirus geht, den Parnaß und den Helicon bildet und sich nach Megara hin zu jenen Inseln herabsenkt. Aber den Isthmus von Korinth berührt fast die Reihe der Trachyt- oder vulkanischen Inseln, wohin wiederum der größte Theil von Aegina, die Halbinsel von Methone und die Inseln Paros, Milo, Antimilo, Argentiera, Polino, Polikandro und Santorin gehören. Alle diese Inseln haben, wie uns die so lehrreiche, in historischer Zeit geschehene Erhebung der Insel Santorin zeigt, den Thonschiefer, der in Böotien südlich von Theben liegt, wahrscheinlich durchbrochen. Santorin, Therasia und Aspronisi bilden als Erhebungsinseln ein Ganzes. Im Jahr 184 v. Chr. erhob sich dort die Insel Hiera (jetzt Palaio Cameni), 1573 n. Chr. die kleine Insel Cameni unter großen Auswürfen von Dampf und Bimssteinen, endlich von 1707 — 1709 eine neue Insel Cameni in der Mitte des Bassins mit noch fortdauernden Schwefeldämpfen. Krater haben diese Inseln nicht, aber sie bestehen aus Trachyt. Ebenso ist Milo ein Erhebungskrater, der eine wahre Solfatara trägt. Alle übrigen Inseln der Reihe bestehen aus Trachyt, und der Umstand, daß sich nirgends in ihrer Erstreckung basaltische Gesteine finden, machen sie den Reihenvulkanen um so verwandter. Basaltische Schichten und Säulen finden wir dagegen in fortlaufenden Wänden am Ida, nahe bei Troja, basaltische Laven bei Pergamus und auf dem Wege nach Smyrna, und die Inseln Lemnos u. Mytilene sind ganz von ihnen gebildet. Wie die Inseln des griechischen A. hinsichtlich der Bodenbeschaffenheit, sowie der Thier- und Pflanzenwelt den Charakter der benachbarten Kontinente tragen, so waren dieselben auch hinsichtlich ihrer Schicksale von Griechenland und Kleinasien abhängig. Vor Alexander dem Großen theils frei und eigene Staaten bildend, theils, vornehmlich seit den Perserkriegen, von Athen oder Sparta beherrscht, theils unter persischer Oberherrschaft stehend, wurden sie endlich mit allen diesen Ländern dem macedonischen Reiche einverleibt und kamen mit Griechenland und den Staaten der Diadochen später unter römische Herrschaft. Nach der Theilung des römischen Reichs stand der A. unter byzantinischer Gewalt bis 1185, wo die Venetianer auf einigen Inseln festen Fuß faßten. Im Jahre 1207 eroberte der Venetianer Marco Santo, vom lateinischen Kaiser Heinrich dazu ermächtigt, die Inseln Naxos, Paros, Antiparos, Santorin, Anaphi, Argentiera, Milo, Siphno, Polikandro u. a., machte sich zum unabhängigen Herrn derselben und nahm den Titel eines Herzogs des Archipelagus an. Seine Nachkommen herrschten als Herzöge von Naxos fast drei Jahrhunderte lang über die meisten der genannten Inseln, bis 1556 Sultan Selim II. den letzten Herzog Jacopo Crispo, nachdem derselbe schon einige Jahre vorher sich als seinen Vasallen bekannt, gefangen setzte und die Inseln dem Juden Michez verlieh. Bald darauf wurden sie dem osmanischen Reiche einverleibt. Im Jahr 1686 nahmen wieder die Venetianer einige Inseln in Besitz; im Ganzen aber blieb der A. unter türkischer Herrschaft bis zur Stiftung des Königreichs Griechenland, an das die Cykladen, die nördlichen Sporaden und Skyros abgetreten werden mußten. Seitdem gehören die Inseln an der kleinasiatischen Küste zum Paschalik Anadoli, die an der thracischen Küste aber zum Gebiet des Kapudan-Pascha. Die große Mehrzahl der Bewohner aller dieser Inseln besteht aus Griechen, welche als kühne Seefahrer sich einen Namen gemacht haben.

Archipresbyter, s. Presbyter.

Architekt, d. i. Baumeister, wird derjenige genannt, welcher die Baukunst praktisch ausübt, indem er sowohl die Entwürfe zu Gebäuden macht, als auch deren Aufführung leitet und beaufsichtigt. Wegen der engen und vielfachen Beziehungen, in denen die Baukunst zum praktischen Leben steht, hat man die A.en den Staatsbeamten eingereiht, und sie müssen demzufolge nicht nur die vorgeschriebenen theoretischen und praktischen Studien durchmachen, sondern auch ihre Befähigung insbesondere noch durch das Bestehen einer oder mehrer Staatsprüfungen nachweisen. Die Studien der A.en erstrecken sich über alle zur Baukunst in näherer oder entfernterer Beziehung stehenden Disciplinen, also über reine und angewandte Mathematik, Naturwissenschaften, namentlich Physik und Chemie, dann über die zur Ausübung der Landbaukunst erforderlichen Kenntnisse, sowie über die Regeln u. Grundsätze des Wasser-, Weg-, Eisenbahn- u. Maschinenbaus, endlich namentlich auch auf die Darstellung mittelst Zeichnung; in höherem Grade verbreiten sie sich auch über die Geschichte der Baukunst und der Baustyle aller Länder und Zeiten, über Konstruktionslehre, Dynamik, höhere Analysis und die ästhetischen Grundlagen der Baukunst. In früherer Zeit, wie noch im Mittelalter wurden von den A.en solche ausgebreitete theoretische Studien nicht verlangt; ihre Ausbildung war vorzugsweise eine praktische; auch war die Ausübung der Baukunst und die der bildenden Künste oft in Einer Person vereinigt, wie Rafael, Michel Angelo, Leonardo da Vinci, Albrecht Dürer u. A. zugleich Maler und Baumeister waren. Neuerlich ist die Frage erhoben worden, ob die Staatsprüfungen der A.en, welche in Rücksicht auf die gewerbliche Ausübung der Baukunst nothwendig erscheinen, der freien künstlerischen Entwickelung und Ausbildung der in Rede stehenden Kunst nicht nachtheilig seyen. Bei großen öffentlichen Bauten pflegt die Berufung des A.en nicht selten auf dem Wege der Konkurrenz zu geschehen. Zum Behuf der gegenseitigen Förderung in der wissen-

schaftlichen Fachbildung, sowie des Ideenaustausches und der Herstellung eines kollegialischen Verkehrs sind neuerlich *Architektenvereine* ins Leben getreten, von denen als die bedeutendsten das Royal institute of British architects in London (keine königliche Anstalt, sondern ein Privatverein) und der Architektenverein zu Berlin zu nennen sind. Organe des londoner Instituts sind die „Transactions“, des berliner ein „Notizblatt“ (Berlin 1833—34; neue Folge, das. 1847 f.), dessen Redaktion von drei ausgezeichneten Architekten besorgt wird.

Architektur, s. *Baukunst*.

Architekturmalerei, diejenige Gattung der Malerei, welche sich mit der Darstellung architektonischer Gegenstände befaßt, vornehmlich in so weit dieselben dem Gebiet künstlerischer Produktion angehören. Die A. ist zwar sehr alt, denn schon an den ägyptischen Bauten und Monumenten, unter den Wandmalereien zu Pompeji und Herculanum, sowie auf griechischen Vasen finden sich Architekturbilder; aber zu einer selbstständigen Haltung bildete sie sich erst in der neueren Zeit, besonders im 16. und 17. Jahrhundert aus, nachdem die bildende Kunst in der Wahl ihrer Gegenstände eine freiere Richtung genommen hatte und insbesondere die Gesetze der Perspektive tiefer ergründet und zu allgemeiner Anwendung gekommen waren. Die Architekturgemälde ordnen sich in zwei Gruppen, nämlich in *reine Architekturstücke*, welche eben nur ein Gebäude zur Anschauung bringen wollen, und in *architektonische Landschaften*, d. h. solche Gemälde, worin Architektur und Landschaft sich zu Einem Kunstwerk und zwar zu einer beabsichtigten ästhetischen Wirkung vereinigen und gegenseitig unterstützen, jene aber gleichwohl als überragendes Element gelten will. In solchen Darstellungen wird das Architektonische gewöhnlich in den Vorgründen angebracht, und das rein Landschaftliche, gewählte Tageszeit, Beleuchtung, Färbung, sollen nur dazu dienen, den Eindruck zu verstärken, den der architektonische Gegenstand auf den Beschauer machen soll, oder die Seele für dessen Aufnahme empfänglicher zu machen. Schon im 15. Jahrhundert finden wir in Benozzo Gozzoli einen tüchtigen Architekturmaler, indem derselbe, wo die von ihm zur Darstellung gewählte Handlung oder Begebenheit ihn in das Innere einer Stadt oder Wohnung führt, eine reiche Phantasie für architektonische Gegenstände zeigt und die mannigfaltigsten, nach außen durch Säulenstellungen geöffneten Hallen, zierliche Gallerien und dergleichen, vornehmlich im toskanischen Style, wiewohl manchmal etwas phantastisch abschweifend, darstellt. Der Wirklichkeit weit entsprechender, besonders in Hinsicht auf Perspektive, sind die architektonischen Beiwerke städtischen Charakters, welche Ghirlandajo auf seinen Gemälden anzubringen pflegte. Die venetianische Schule gefiel sich vorzugsweise darin, die architektonischen Formen der Kirchen und Kapellen, für welche ihre Darstellungen aus der heiligen Geschichte bestimmt waren, auf dem Bilde in perspektivischer Verkürzung nachzuahmen. Papst Innocenz VIII. ließ von Pinturicchio eine Reihenfolge von Städteansichten „nach flandrischer Art“ malen. Damals war nämlich schon die flandrische Schule mit den Brüdern van Eyck an der Spitze, mit sorgfältiger Behandlung des Beiwerks, der Nebendinge vorangegangen, und zu diesen Nebendingen gehörte vornehmlich der Schmuck und die Behaglichkeit menschlicher Wohnungen. Behandelte man auf Architekturbildern das Innere von kirchlichen Bauwerken, so hielt man sich vorzugsweise an den romanischen Baustyl, ebensowohl wegen der ruhigern Wirkung der rundbogigen Formen, als deshalb, weil jener Baustyl ferner liegenden älteren Zeiten angehörte. Obwohl man nun dergleichen Beiwerk mit miniaturartiger Sauberkeit und Präcision behandelte, so blieb es doch nur Nebensache und als solche an Darstellungen aus der heiligen Geschichte gebunden, und erst gegen das Ende des 16. Jahrhunderts wagten es die niederländischen Schulen, architektonische Gegenstände um ihrer selbst willen und losgelöst von jenen zu malen. Damit gedieh die A. erst zu selbstständiger Existenz und Geltung.. Den Reigen der Architekturmaler eröffnet P. Neefs, der vorzüglich das Innere gothischer Kirchen in feiner Ausführung veranschaulichte. In der Mitte des 17. Jahrhunderts blühte Steenwyck der Jüngere, dessen Lieblingsgegenstände Gefängnißräume mit verschiedener Beleuchtung und Staffage (z. B. Petrus, der befreit wird) sind. Ausschließlich der Darstellung profaner Baulichkeiten, auch ohne heilige Staffage, widmete sich van der Heijden. Andere Künstler brachten bald das Innere kirchlicher Bauwerke, besonders von italienischem Style, bald Paläste mit Säulen, bald freundliche Wohnzimmer zur Anschauung; so Blick, van Deelen, E. de Ville, Johann Ghering u. A. Ausgezeichnet und unübertroffen steht aber eine vereinzelte Leistung Ruysdaels in diesem Fache, die innere Ansicht einer Kirche zu Amsterdam, da. Im folgenden Jahrhundert zeichneten sich als Architekturmaler der Venetianer Canale und dessen Neffe Bellotto (genannt Canaletto) durch ihre Stadtprospekte, namentlich von venetianischen Straßen, aus. Eine reiche Sammlung ihrer Arbeiten befindet sich in der dresdener Gallerie. Weit großartigere Leistungen hat aber die Neuzeit, wie in der Malerei überhaupt, so auch in dem in Rede stehenden Fache derselben aufzuweisen. Vor Allen ist der treffliche Schinkel zu nennen, der mit einer entschieden klassischen Richtung den ausgezeichnetsten Sinn für dekorative Wirkung verband und neben eigenen Schöpfungen, unter denen die Interieurs der Peterskirche und des mailänder Doms, sowie eine Anzahl kulturgeschichtliche Epochen charakterisirender architektonischer Kompositionen hervorzuheben sind, auch die Anregung zu den mit wahrhaft künstlerischer Vollendung ausgeführten Theaterdekorationen gab. In letzterem Fache leistet namentlich Paul Gropius Ausgezeichnetes, wie z. B. seine Kathedrale zu Rheims zur Jungfrau von Orleans beweist. Weltbekannt sind die Dioramen desselben Künstlers. Domenico Quaglio († 1837) erhob die Staffeleiarchitekturmalerei nicht nur wieder zu der Höhe der Vollendung, auf der sie bei den Niederländern stand, sondern übertraf letztere noch in richtiger Perspektive und poetischer Auffassung der Gegenstände. Ausgezeichnete

jetzt lebende Architekturmaler sind von Bayer, Hasenpflug in Halberstadt, welcher alte Klostergänge meistens in winterlichem Prospekt zu malen liebt, Ainmüller und Vermeersch in München. Letzterer malt vornehmlich Veduten deutscher Architekturformen. Auch wurde derselbe von der belgischen Regierung veranlaßt, für den Abbruch bestimmte Gebäude der Erinnerung zu erhalten. Pulian in Düsseldorf wählt vorzugsweise alterthümliche Straßen, alte, schadhafte Kirchen &c. zur Darstellung. Conrad in Köln widmet, sich fast ausschließlich dem kölner Dome, den er in ungewöhnlicher Größe und mit minutiöser Genauigkeit in Oel malt. Noch verdienen genannt zu werden: Gärtner, Graeb, Helfft, Dietrich u. A. In Frankreich ist Granet (✝ 1849) der gefeiertste Architekturmaler der Neuzeit, der seine Gegenstände immer von der originellsten und charakteristischsten Seite aufzufassen und mit sehr wirkungsvoller Staffage auszustatten verstand. In Frankreich, wo die Aquarellmalerei neuerlich so beliebt wurde, wandten viele Künstler auch diese mit Erfolg zu architektonischen Darstellungen an; so Ouvrié, Garnerey, Rochebrune, Villeret. Dasselbe geschah in England von Haghe, Chase, Howse u. A. Andere in England gerühmte Architekturmaler sind Prout mit seinen italienischen, deutschen u. a. Prospekten; Roberts, der spanische und orientalische Bauwerke mit seltener Genauigkeit und Wahrheit zur Anschauung zu bringen weiß; ferner Mackenzie, Goodall, Williams u. A. Unter den Italienern werden neben Anderen Migliara und Nerly (Nehrlich, ein Deutscher, genannt der neue Canaletto), von den Holländern und Belgiern Waldorp, Carsen, Boosborn, van Haanen, ten Kate, Springer und Bossuet genannt.

Architrav (Epistylium), der Bindebalken, Unterbalken, der untere Theil eines Säulengebälkes, welcher unmittelbar auf den Säulen selbst ruht. Der A., ein wesentlicher Theil im Organismus der griechischen Architektur, bestand ursprünglich aus gewaltigen Steinbalken, die mit ihren beiden Enden auf zwei Säulen lagen. Sie tragen folglich in der Zwischenweite durch ihre eigene Stärke nicht nur sich selbst, sondern auch die Decke oder das übrige Gebälk bis zu dessen völligem Abschluß mit allen Zusätzen. Da der A. zugleich die Säulen, auf welchen er liegt, befestigt, so muß er selbst die größte Dauer und Festigkeit ausdrücken u. darf daher weder ausgebogen seyn, noch Vorsprünge haben. Bei den dorischen Säulen der Griechen erscheint er sehr hoch und fast so dick als die Säule selbst. In den jüngern Stylen verringert sich die Höhe des A.s auf die Hälfte, und solche ist auch bei den neueren Bauwerken im antiken Styl beibehalten worden.

Archiv nennt man eine Sammlung von Urkunden, Akten, Aufsätzen, die in der Absicht gemacht ist, die Kunde von Thatsachen der Vergangenheit der Nachwelt zu überliefern. Man unterscheidet öffentliche und Privatarchive, je nachdem dieselben vom Landesherrn als solchem und von dessen unter öffentlicher Auktorität fungirenden Behörden, oder nur von Solchen angelegt sind, denen der öffentliche Charakter fehlt. Neben den A.en der landesherrlichen Behörden haben diese öffentliche Eigenschaft die A.e der Städte, Landstände, Universitäten, Schöppenstühle, Kirchen, Klöster, Dorfgemeinden. Zur letzteren Klasse zählt man die A.e der Innungen, Vereine, einzelner Familien. Bei Staatsarchiven unterscheidet man die Hauptarchive und Nebenarchive (Provinzial-, Kreis-, Kammer-, Amtsarchive); erstere befinden sich in der Regel am Sitze des Regenten, letztere am Sitze der für einen bestimmten Bezirk vorhandenen Staatsbehörden. Die ältesten Völker, Hebräer, Aegypter und Griechen hatten A.e meist in ihrem Haupttempel; die Römer benutzten als Staatsarchive die Tempel der Ceres und des Saturn, später die Kirchen. Justinian ertheilte den in solchen öffentlichen A.en aufbewahrten Urkunden Beweiskraft; Karl der Große verordnete ihre Anlegung. Die kirchlichen A.e enthalten die ältesten Urkunden; die der Städte und Fürsten reichen höchst selten über das 12. Jahrhundert zurück.

Das ehemalige deutsche Reichsarchiv, immer noch ein reicher Schatz für vaterländische Geschichte und Verhältnisse, war an mehre Orte vertheilt: 1) zu Wien, das kaiserliche Reichshofarchiv, welches bestand: a) aus der geheimen Reichshofregistratur deutscher und lateinischer Expedition für Staats-, Lehn-, Gnaden- und andere außergerichtliche Sachen in Deutschland und Italien, b) aus der Reichshofrathsregistratur für streitige Civil- und Lehnrechtssachen, c) aus der Registratur des Reichshoftaxamts; 2) zu Wetzlar und für ältere Sachen zu Aschaffenburg das A. des kaiserlichen und Reichskammergerichts; 3) zu Regensburg das Reichstagsdirektorialarchiv; 4) zu Mainz das erzkanzlerische Reichshauptarchiv, das jetzt in dem vormaligen Deutschordenshause zu Frankfurt aufbewahrt ist. Mehre dieser A.e sind zwar bei dem Flüchten in den Revolutionskriegen in Unordnung gerathen, aus manchen aber werden den Betheiligten die nöthigen Akten, Dokumente und Notizen noch jetzt mitgetheilt. Zu Wien besteht zur Ablieferung von Akten, sowie zur Herausgabe der gerichtlichen Depositengelder und erledigten Revisionssporteln eine eigene Hofkommission. Einen großen Theil des Reichsarchivs zu Wien ließ Napoleon in den Kriegen 1809 nach Paris abführen, von wo es erst 1814 zurückkam. Das Reichskammergerichtsarchiv befindet sich jetzt zu Wetzlar unter der Aufsicht einer aus zwei Mitgliedern bestehenden Kommission, zu welcher die Bundesversammlung das eine, Preußen das andere Mitglied ernennt. Sie steht unter der Direktion der Bundesversammlung, welche ihr durch Bundesbeschluß vom 25. Januar 1821 eine zunächst auf 20 Jahre gültige Instruktion gegeben hat. Die Kommission ist zum Nutzen Derjenigen eingesetzt, welche reichskammergerichtliche Akten zu reklamiren haben. Man adressirt: „an die zu dem Reichskammergerichtsarchiv von der deutschen Bundesversammlung verordnete Kommission zu Wetzlar". Beschlüsse der Bundesversammlung untersagen den Verkauf oder die Vernichtung der obsoleten Akten. Das reichserzkanzlerische A. zu Frankfurt steht unter österreichischer Aufsicht. Selbst die A.e der ehemaligen Reichskreise bestehen noch und sind zum Theil zugänglich. Das deutsche Bundesarchiv ist in

dem fürstlichen thurn- und taxischen Palast zu Frankfurt aufbewahrt und steht unter der Aufsicht des Vorsitzenden bei der Bundesversammlung. Im Lokale des Bundesarchivs ist zugleich das der Reichskammergerichtssustentationskasse, sowie das der transrhenanischen Sustentationskommission geborgen. Ein für die Geschichte Deutschlands wichtiges A. war das gemeinschaftliche sächsische A., welches bis 1802 unter 14 Schlössern zu Wittenberg aufbewahrt, in dem genannten Jahre aber unter die sächsischen Häuser mit Vorbehalt der Gemeinschaft und gegenseitiger Mittheilung sämmtlicher Urkunden vertheilt wurde, da die gemeinschaftliche Aufsicht den Zutritt sehr erschwert hatte.

Zur geregelten Staatsverwaltung ist die zweckmäßige Herstellung und das Regeln des Benutzungsrechts der öffentlichen A.e unerläßlich. Hinsichtlich der äußeren Einrichtung ist darauf zu sehen, daß die Akten und Urkunden gut erhalten und an einem vor Feuchtigkeit, Feuer, Ungeziefer, Moder gesicherten Ort aufbewahrt werden. Dieser Aufbewahrungsort soll deshalb hell und ganz trocken seyn und wegen zu besorgender Feuersgefahr mehre Ausgänge haben, auch von außen mit Läden und Thüren von Eisen verwahrt seyn. Der leitende Grundsatz bei der inneren Einrichtung ist die leichte Auffindung jedes einzelnen Aktenstückes und jeder Urkunde. Es muß daher jedem aufbewahrten Stücke sein Platz so angewiesen seyn, daß es zu jeder Zeit zur Benutzung vorgelegt werden kann. Hierzu sind zweckdienlich: Einfachheit bei der Absonderung verschiedener Fächer, eine zweckmäßige Zusammenstellung verwandter Gegenstände, die Anlegung allgemeiner und besonderer Repertorien, durch welche die Uebersicht über das im A. Vorhandene ermöglicht wird. Erleichtert wird ihr Gebrauch noch durch daneben angelegte Namen- und Sachregister. Zu diesen Einrichtungen wird ein hinreichend zahlreiches Personal erfordert, dessen Größe durch die Menge und Wichtigkeit der Bestandtheile eines A.s bestimmt wird. Da die Uebersicht über diese Bestandtheile eine mehrjährige Bekanntschaft voraussetzt, so muß ein Wechsel in dem Personale der Archivbeamten so viel als möglich vermieden werden. Diese, die Archivarien, haben der Ordnung als oberstem Gesetz zu huldigen und müssen Alles, was ihnen von Staatswegen an Schriften zur Aufbewahrung übergeben wird, als ein heiliges Unterpfand des Vertrauens betrachten und ehren. Ihre Zeugnisse über Gegenstände des A.s sind beweisend. Das Archivpersonal pflegt bei größeren und wichtigen A.en aus einem Archivdirektor, mehren Archivsekretären, Kanzlisten und Dienern zu bestehen. Da die bloße Routine in den Archivgeschäften nur ausnahmsweise tüchtige und brauchbare Archivbeamte bildet, so hat man in vielen Staaten eine ganz eigene Vorbereitung für diesen Dienst gefordert, u. es hat sich eine besondere Disciplin der Staatswissenschaften hieraus gebildet, die Archivwissenschaft, d. i. die systematische Darstellung der Grundsätze, welche für die Einrichtung und Erhaltung der A.e gelten; ein Theil derselben ist die Diplomatik oder Urkundenlehre. Außer jenen allgemeinen leitenden Grundsätzen empfehlen sich für die Archivordnung folgende drei Abtheilungen: 1) Realien mit scientifischer Ordnung. Diese Abtheilung enthält alle Gesetze und Verordnungen für das ganze Land, sämmtliche Schriften über die Verhältnisse zu dem Auslande, Verträge mit auswärtigen Staaten, alle Vorschriften für die inneren Angelegenheiten, alle Akten über Bevölkerung, Organisation der Behörden, Bürgerrechte, Justiz- und Polizeieinrichtungen, Finanzanstalten, Kriegswesen, Sanitätspolizei, Kirchen- und Schulwesen u. s. w. Die Unterabtheilungen modificiren sich nach den vorhandenen Gegenständen des A.s, und es läßt sich darum kein allgemein gültiger Archivplan aufstellen. 2) Die Lokalien mit geographischer Ordnung. Jeder einzelne Bezirk, Ort bildet eine Abtheilung, die wieder nach den Gegenständen in weitere Unterabtheilungen zerfällt. 3) Die Personalien mit alphabetischer Ordnung, welche sich auf einzelne Geschlechter oder Personen beziehen.

Sollen die A.e ganz ihrem Zwecke entsprechen, so reicht die innere Ordnung derselben nicht aus; es müssen dazu liberale Grundsätze hinsichtlich ihrer Benutzung kommen. In den früheren Zeiten sah man die A.e als die größten Geheimnisse des Landes und seines Herrschers an, und kein lichtes Auge durfte in die Grabgewölbe dringen, in welchen die Urkunden dem Moder zur Beute wurden. Die Aufklärung des vorigen Jahrhunderts vertrieb mit einem großen Schwarme ähnlicher Nachtdämonen auch die Geister der archivalischen Geheimnißkrämerei, aber leider nicht alle und nicht weit genug, daß sie nicht theilweise hätten wiederkehren sollen. Selbst gegenwärtig, wo Deutschlands Verfassung und der Rechtsbesitz seiner Fürsten meist auf ganz anderem Boden fußt, als auf den alten Briefen und Erwerbsdokumenten, herrscht doch hie und da noch die kleinlichste Aengstlichkeit in der Mittheilung archivalischer Urkunden an das Publikum, gegen welche nicht laut und kräftig genug gesprochen werden kann. Es mag zugegeben werden, daß nicht alle Verhandlungen der Regierungen mit dem Auslande, nicht alle Bündnisse und Verträge, so lange sie der Gegenwart noch angehören, sich zur Publikation eignen; aber was dem A.e einmal anheimgefallen ist, die Urkunden der geschichtlichen Vergangenheit, sollte unter keinerlei Art von Vorwänden den Blicken des Geschichtsforschers entzogen werden. Das Volk hat sein gutes Recht darauf, die reinsten Quellen seiner eigenen Geschichte fließen, die Dokumente seiner Vorzeit sich öffnen zu sehen. Die Landesgeschichte ist Gemeingut des Landes, das ihm nicht verkümmert werden soll: da diese aber ohne die allgemeinste Benutzung der A.e gar nicht studirt werden kann, dürfen letztere den Wenigen, welche den Beruf fühlen, die Lehrer der Geschichte ihres Volks zu werden, nicht verschlossen bleiben. Ein löbliches Beispiel haben seit einigen Jahren in der That mehre Regierungen, z. B. die britische, preußische und die sächsische, gegeben, und die riesenhaften Fortschritte, welche in unseren Tagen die vaterländische Geschichtsforschung durch Männer wie Raumer, Ranke, Pertz, Voigt, Schlosser, von Langenn u. A. gemacht hat, sind die gute Frucht dieser Zugeständnisse; aber im Allgemeinen steht man erst auf hal-

dem Wege, und noch sind in vielen Staaten die A.e, zum Theil die ältesten und interessantesten, dem Lichte zu sehr entrückt. Vergl.: von Abele, Geschichte des Kanzlei- u. Archivwesens, Kempten 1798; Ogg, Ideen einer Theorie der Archivwissenschaft, Gotha 1804; Oesterreicher und Döllinger, Zeitschrift für Archivwissenschaft, Bamberg 1806; Bronner, Anleitung, Archive und Registraturen einzurichten und zu besorgen, Aarau 1832; Höfer, Erhard und Medem, Zeitschrift für Archivkunde, Diplomatik und Geschichte, 2 Bde., Hamburg 1833 f.; Friedemann, Zeitschrift für die Archive Deutschlands, Hamburg und Gotha 1847 f.

Archivrecht, im subjektiven Sinne das Recht, öffentliche Archive anzulegen u. zu erhalten u. den in ihnen aufbewahrten Urkunden den präsumtiven Charakter der Aechtheit zu verleihen; im objektiven Sinne pflegt man darunter auch den, den archivalischen Urkunden vermöge jener Befugniß beigelegten Vorzug hinsichtlich der Beweiskraft zu verstehen. Das subjektive A. kann nur dem Regenten oder kraft der von ihm ausgegangenen Verleihung bestimmten Korporationen, Staats- und Kommunalbehörden zustehen. Die wichtigste Seite dieses Rechts ist die besondere Glaubwürdigkeit und Beweiskraft der in öffentlichen Archiven aufbewahrten und zur Beweisführung herbeigezogenen Urkunden; und diese kann nur ein Ausfluß des Gesetzgebungsrechts seyn. Denn das Recht, Archive zu errichten, steht auch der Privatperson zu und ist Gegenstand freier Willkür. Der objektive Begriff des A.s setzt voraus, daß dem Archiv, aus dem die Urkunde entnommen wird, der Charakter der Oeffentlichkeit zukommt, und daß dieses Archiv von einem ordentlich beeidigten und verpflichteten Archivar verwaltet wird. Diese dem öffentlichen Archiv gesetzlich bestimmte Glaubwürdigkeit hat hinsichtlich der in Frage stehenden Urkunden folgende Wirkungen: 1) Jede archivalische Urkunde hat die Eigenschaft einer öffentlichen, wenn sie auch ihrer Entstehung nach eine Privatskriptur ist. Es findet daher bei ihr keine eidliche Diffession Statt. Vorausgesetzt muß aber werden, daß sie nach der Geschäftsform ihrer Entstehungszeit die sämmtlichen Kennzeichen des öffentlichen Glaubens enthält, z. B. wenn die Koncepte der Verfügung einer Behörde vorgeschriebenermaßen von den Mitgliedern derselben signirt und von dem Expedienten mit dem Zeichen der geschehenen Expedition versehen sind. Bei alten Urkunden entscheidet bei dem Vorhandenseyn sonstiger Gründe für die Aechtheit die Aufbewahrung im öffentlichen Archiv u. das Alter der Urkunde. 2) Eine solche Urkunde genießt die Präsumtion der Originalität so lange, als ihre Eigenschaft als Kopie nicht nachgewiesen wird. Eine alte Abschrift ist auch ohne Beglaubigung beweisfähig; auch die vom Archivar beglaubigten Abschriften stehen dem Originale gleich. 3) Aeußere Mängel der Urkunde, wie Ausstreichungen, Rasuren, verschiedenartige Handschrift, Zusätze am Rande und zwischen den Linien vernichten nicht geradezu die Glaubwürdigkeit archivalischer Urkunden, wie dies bei anderen der Fall ist; doch muß eine solche Urkunde ebenfalls vollständig seyn. Ebenso schadet der Abgang von einigen Förmlichkeiten der Glaubwürdigkeit nicht, wie bei Urkunden, die aus Händen von Privatpersonen kommen. Dies gilt namentlich von Lehn-, Erbzins-, Steuer- und Lagerbüchern, zumal wenn jetzt erforderliche Förmlichkeiten für die Zeit ihrer Entstehung nicht nachgewiesen sind. 4) Sie beweisen nicht allein gegen dritte Personen, sondern zuweilen auch für den, in dessen Namen sie ausgestellt sind, z. B. bei schriftlichen Aufzeichnungen landesherrlicher Rechte von beeidigten Staatsdienern. Vergl.: Spangenberg, im Archiv für civilistische Praxis, II. S. 324: dessen Lehre vom Urkundenbeweise, Heidelberg 1827.

Archonten, eigentlich Herrscher, Anführer, Titel höherer Civil- und Militärbeamten in den Freistaaten des alten Griechenlands, besonders in Athen die seit Codrus' Tode (1068 v. Chr.) anstatt der Könige eingesetzten Staatsbeamten, deren Stellung und Funktion im Staate zwar zu verschiedenen Zeiten sehr ungleich war, fast immer aber auf die innere Geschichte Athens einen höchst bedeutenden Einfluß äußerte. Nach Codrus' ruhmvollem Tode gab der Thronstreit seiner beiden Söhne Neleus u. Medon den Aristokraten Gelegenheit, die in Athen nie ganz festgewurzelte Königsherrschaft auch dem Namen nach zu vernichten. Neleus ging, über die Bevorzugung seines Bruders erbittert, an der Spitze der Jonier nach Asien, Medon und seine Nachkommen aber behielten die Regierung nur als verantwortliche oberste Beamten der Aristokratie, als A. Inzwischen blieb ihnen, wie es scheint, der alte Geschäftskreis des Königthums ziemlich ungeschmälert und ihre Würde war lebenslänglich. Medon war der erste, Alcmäon der letzte der 13 lebenslänglichen A., welche von 1068—752 regierten. An ihre Stelle traten damals nach einander 7 zehnjährige A., 752—683, von Charon bis Eryxias, während welcher Zeit auch im J. 714 die Erblichkeit der Archontenwürde im Hause der Medontiden aufgehoben und der Zutritt zu ihr allen altadeligen Familien (Eupatriden) eröffnet wurde; endlich 683 wurden die Geschäfte des Archontenamts unter 9 jährlich wechselnde A. vertheilt. Hiermit war die Aristokratie äußerlich vollständig konstituirt. Die 3 obersten wurden nun regelmäßig aus den 3 nelidischen Adelssippschaften (Phratrien), die übrigen 6 aus dem Landadel gewählt; jene theilten, mit besonderen Namen ausgezeichnet (Archon schlechthin oder A. Eponymos, A. Basileus, A. Polemarchos), die drei Hauptfunktionen der höchsten Staatsgewalt: Oberrichteramt, Oberpriesterthum und Oberfeldherrnschaft, diese scheinen als Thesmotheten Richterfunktion und Gesetzgebung kollegialisch verwaltet zu haben. So in der übrigens in dieser Beziehung sehr dunkeln Zeit vor Solon. Indem in der solonischen Verfassung (594) das demokratische Element, namentlich durch den Senat das Uebergewicht erhielt, verloren mit der Aristokratie auch die A. einen Theil ihrer früheren Bedeutung und ihre Stellung veränderte sich noch mehr, als Aristides (476) allen Bürgern ohne Rücksicht auf Geburt und Census den Zutritt zum Archontenamte eröffnete und dadurch der Demokratie den Schlußstein gab. Seit Solon behielten die A. hauptsächlich nur richterliche und priesterliche Funktionen. Vor den ersten derselben (Archon schlechthin oder A. Eponymos) gehörten

Erbstreitigkeiten und andere, Familienverhältnisse betreffende Rechtssachen, auch behielt er die Anordnung der dionysischen u. a. Feste. Vor den zweiten (A. Basileus) kam Alles, was mit dem Kultus und der Staatsreligion zusammenhing, und mithin auch, was zur Entscheidung durch den Areopag oder die Epheten (Kriminalrichter) geeignet war, daher war er Ordner und Opferer in den Eleusinien und anderen Festen, so weit ihre Feier eine öffentliche war. In seiner Wohnung, der Königshalle, nahm er Klagen über Religionsfrevel (z. B. gegen Socrates) an und leitete sie beim Areopag, später bei dem Volksgerichte ein. Seine Gemahlin mußte eine ächte Athenerin und bei der Verheirathung Jungfrau ohne Makel seyn. Die richterliche Kompetenz des dritten (A. Polemarchos) bezog sich auf die persönlichen und Familienverhältnisse der Beisassen und Fremden. In den frühesten Zeiten war er Oberfeldherr; in der Schlacht bei Marathon (490) erscheint er noch als Vorsitzer eines Kriegsraths von 10 Feldherren; unter Pericles kommt er beim Heere nicht mehr vor. Von den 6 Thesmotheten wurden, und zwar, wie es scheint, als Kollegium, die wichtigsten Kriminalprozesse wegen Staatsverrath, Erschleichung des Bürgerrechts etc. instruirt, welche nicht in das Fach einer besonderen Behörde einschlugen, auch alle bundesgenossischen Klagen eingeleitet. Jeder der 3 ersten A. durfte sich außerdem zwei Beisitzer oder Amtsgehülfen nach eigener Wahl nehmen, die jedoch vom Staate bestätigt wurden; auch die Thesmotheten hatten Beiräthe; dagegen scheinen nur in wenigen Fällen die 9 A. als Gesammtcorps eine gemeinschaftliche Thätigkeit ausgeübt zu haben. — Das Ansehen der A. hat stets gleichen Schritt gehalten mit dem des Areopags, welches ehrwürdige Sittengericht durch ausgediente und bewährte A. besetzt wurde. Solon hatte beide Instanzen mit einem gewissen heiligen Nimbus umkleidet und beiden noch einen selbstständigen richterlichen Wirkungskreis geöffnet; später aber sanken die A. zu bloßen Instrumenten, Präsidenten und Exequenten der souveränen Volksgerichte herab. Als unter Euclides (402) der Areopag, welchen Ephialtes (um 460) fast vernichtet hatte, wieder Macht in der gemäßigten Demokratie erlangte, stieg in eben demselben Grade auch das Archontat; beide verloren später wieder ihre Bedeutsamkeit, und mit dem Verluste der nationalen Freiheit ging natürlich auch der Einfluß der A. unter. Indessen dauerte ihr Name bis in die spätesten Zeiten fort, und ehrenhalber beschenkte damit Athen seine Beherrscher, die römischen Kaiser, einen Domitianus, Hadrianus und noch 264 n. Chr. Gallienus. Zur Zeit der Demokratie (seit 476 v. Chr.) wurden die A. durchs Loos, nicht durch Wahl berufen, aber nachher nebst ihren Beisitzern einer strengen Prüfung vor dem Rathe der Fünfhundert unterworfen. Diese Prüfung hatte gesetzlich einen rein politischen Charakter. Außerdem wurde bei den A. u. Priestern bürgerthümliche Abstammung im 3. Gliede gefordert, während bei den übrigen Beamten das einfache Bürgerrecht genügte. Wie bedeutend in früheren Jahrhunderten die Stellung des ersten A. war, beweist das Beispiel eines Solon, Clisthenes und Isagoras, die in dieser Würde als Staatsgesetzgeber auftraten. Der Umstand, daß nach ihnen das atheniensische Jahr, wie das römische nach den Konsuln, benannt wurde, gibt ihren Namen in der griechischen Geschichte chronologische Wichtigkeit.

Archytas, Sohn des Hestiäus oder Mnesagoras aus Tarent, einer der hervorragendsten Geister Großgriechenlands, ja des Alterthums überhaupt, gleich groß als Mensch, Staatsmann, Feldherr, pythagoreischer Philosoph und Mathematiker, war ein Zeitgenosse Plato's (400—365 v. Chr.), siebenmal Strateg seiner Vaterstadt, Feldherr in drei Kriegen und stets Sieger. Den ihm befreundeten Plato rettete er durch einen Brief an Dionysius von Syracus, als dieser Tyrann dem großen Philosophen auf dessen dritter Reise nach Sicilien den Tod zugedacht hatte. Nach Horaz (Od. I, 28) ertrank A. bei einem Schiffbruche im adriatischen Meere an der apulischen Küste. Sein sittlicher Charakter galt im ganzen Alterthume für ein unübertroffenes Muster von Weisheit, Selbstbeherrschung, Milde und Gemeinnützigkeit. Wie im Staate, so waltete A. in seinem Hause als ein verständiger und liebevoller Vater. Erziehung und Menschenbildung achtete er so hoch, daß er selbst die Kinder seiner Sklaven unterrichtete und mit ihnen oft spielte. Zur Beruhigung und Unterhaltung der Kleinen soll er eine nach ihm benannte Klapper erfunden haben. Von seltener Mäßigung zeugt sein Wort zu dem ungetreuen Diener, der während A.' Abwesenheit dessen Landgut hatte in Verfall gerathen lassen: „Ich würde dich strafen, wenn ich nicht erzürnt wäre". In wissenschaftlicher Beziehung glänzte A. vorzüglich als Mathematiker; er löste zuerst das Problem der Verdoppelung des Cubus, sowie das der Auffindung der mittleren Proportionallinie zwischen zwei gegebenen Linien (vergl. Reimer, Hist. problem. de cubi duplicatione, Göttingen 1798, S. 49). Zugleich ward er durch Anwendung der reinen Mathematik aufs Leben der Begründer der wissenschaftlichen Mechanik. Es wurden von ihm selbst mehre gerühmte mechanische Kunstwerke angefertigt, unter andern ein Automat, eine fliegende Taube von Holz; die meisten der unter seinem Namen aufgeführten Schriften und Fragmente sind unächt. Vergl. Hartenstein, De Archytae Tarentini fragmentis philosophicis, Leipz. 1833; Gruppe, Ueber die Fragmente des A. etc., Berlin 1840.

Arcis-sur-Aube, kleine Stadt im französischen Departement Aube, in der Champagne, auf einer Anhöhe an der Aube, mit 2500 Einw., welche lebhaften Speditionshandel mit Getreide, Kohlen, Bretern etc., sowie Baumwollenspinnerei, Strumpfweberei und Gerberei betreiben. A. ist Geburtsort Dantons u. geschichtlich merkwürdig durch die Schlacht, welche hier Napoleon den Alliirten am 20. und 21. März 1814 lieferte. Sie endete nach mehren Gefechten am ersten und einer Generalaktion am zweiten Tage mit dem Rückzuge der Franzosen über die Aube, war indeß weder durch die Zahl der Streitenden noch durch bedeutende taktische Resultate ausgezeichnet und nur in sofern von Wichtigkeit, als Napoleon jetzt beschloß, im Rücken der Alliirten

zu operiren, und dem gemäß den Weg nach Paris offen ließ, in der Voraussetzung, daß die Feinde den Marsch nach Paris nicht wagen würden. Daß die Alliirten denselben dennoch unternahmen, führte zur Entscheidung des Feldzugs.

Arciszewski, Christoph, holländischer Gouverneur von Brasilien, als Mensch, Krieger und Schriftsteller rühmlich ausgezeichnet, diente, von Geburt ein Pole, anfangs im Heere seines Vaterlandes, wurde Oberst, aber 1622 wegen seiner Anhänglichkeit an die Lehre Socins zur Auswanderung genöthigt, worauf er Dienste in Holland nahm und bei der Eroberung Brasiliens für diese Macht mit Auszeichnung kämpfte. Zum Gouverneur dieses Landes ernannt, legte er die Befestigungswerke von Rio de Janeiro, Bahia und Fernambuco an und widerstand siegreich allen Angriffen der Portugiesen und Spanier. Die Holländer ehrten das Andenken an seine kraftvolle und umsichtige Verwaltung 1657 durch eine in Silber ausgeprägte Medaille. Die glänzenden Anerbietungen Königs Wladislaus VII. von Polen, wieder in polnische Dienste zu treten, schlug er aus, weil er lieber sein Vaterland meiden, als dem socinianischen Glauben untreu werden wollte. Erst unter Johann Kasimir kehrte er zurück und † zu Leszno. Die Tüchtigkeit seiner wissenschaftlichen Bildung bewährte A. in einer lateinischen Abhandlung über das Artilleriewesen, welche lange Zeit für das beste Werk u. als Autorität galt.

Arckenholz, Johann, schwedischer Geschichtschreiber und politischer Schriftsteller, geboren 1695 in Schwedisch-Finnland, wurde bei der Reichskanzlei angestellt, aber wegen eines gegen Frankreich und insbesondere gegen den Kardinal Fleury gerichteten Aufsatzes auf Requisition des angegriffenen Theils 1738 mit Festungshaft belegt. Später (1743) nahm ihn jedoch sein Souverän, Friedrich I., König von Schweden und Landgraf von Hessen, wieder in Dienst, ernannte ihn zum Sekretär beim Staatskomtor in Stockholm und 1746 zum Bibliothekar bei der öffentlichen Bibliothek zu Kassel, sowie zum Aufseher über das dortige Münzkabinet u. die Kunstsammlungen. 20 Jahre darauf rief ihn der schwedische Reichsrath mit einer jährlichen Pension von 1200 Rthlrn. nach Stockholm und beauftragte ihn mit der Abfassung der Geschichte König Friedrichs I. Aber der alte Mann verfiel in eine Gemüthskrankheit, die in religiöse Schwärmerei ausschlug und den sonst so klaren und nüchternen Forscher zu einem zweiten Swedenborg machte. Er † den 14. Juli 1777 zu Stockholm. Außer dem oben erwähnten Aufsatze (gedruckt in Büschings „Magazin für die Historie und Geographie", Th. 8, S. 239 ff. unter dem Titel: „Considérations sur la France par rapport à la Suède etc.") verfaßte A. mehre, meist die schwedische Geschichte betreffende Schriften, unter denen ihm die vielbesprochenen „Mémoires concernant Christine, Reine de la Suède" (4 Thle., Amsterdam 1751—60) einen bleibenden Namen erworben haben.

Arco (Arch), Stadt in Tyrol, roverender Kreis, im Sarcathal, am Fuße eines Hügels, der mit den schönen Ruinen des gleichnamigen Schlosses, des Stammhauses der Grafen von Arco, gekrönt ist, in einer reichen, herrlichen und sehr gesunden Gegend, unweit des Gardasees, 5 Stunden von Trient, mit 2200 Einw., welche Seidenspinnerei u. Fabrikation von Olivenöl betreiben.

Arco (Arch), altes, in Wälschtyrol und Bayern begütertes Grafengeschlecht, das von den Grafen von Bogen (daher der italienisirte Name A.) abstammt, die 1180 vom Kaiser Friedrich I. mit der reichsunmittelbaren Grafschaft A. am Gardasee belehnt wurden. Als dieses Haus 1242 im Mannsstamm erlosch, gingen Titel und Güter an die Familie der Grafen von A. über. Die Grafschaft wurde 1443 zur unmittelbaren Reichsgrafschaft erhoben, 1614 aber der österreichischen Landeshoheit unterworfen. Die A.s sind noch in Oesterreich und Bayern begütert. Eine Seitenlinie zu Kopcziowicz im plesser Kreis in Oberschlesien ist eigentlich die ältere Linie, die aber mit Graf Georg von A., hessen-kasselschem Oberst, protestantisch ward und deshalb von den Gütern der Hauptlinie ausgeschlossen wurde. Georg ertrank 1708 in der Fulda bei Melsungen, seine Kinder wurden wieder katholisch, erhielten aber die Güter nicht zurück. Bemerkenswerth sind: Friedrich, Graf von A., ist der angebliche Erbauer der Stadt A. in Tyrol 1175. Franz, Graf von A., wurde 1453 Herzog der Republik Siena. Nikolaus, Graf von A., Sohn Odorichs und Enkel des Vorigen, ist unter dem Namen Archius als eleganter lateinischer Dichter bekannt. Er war geboren den 3. December 1479 und † 1546 als kaiserlicher geheimer Rath. Seine Gedichte wurden unter dem Titel „N. Archii comitis Numerorum libri IV." mehrmals aufgelegt, z. B. Verona 1762. Philipp, Graf von A., kaiserlicher General, wurde wegen schmählicher Uebergabe der Festung Altbreisach an die Franzosen (1703) enthauptet. Johann Baptist, Graf von A., kaiserlicher Intendant zu Mantua und Mitglied der Akademie, Archäolog u. Schriftsteller, machte sich durch die Auffindung der Originalbüste Virgils zu Mantua bekannt. Philipp, Graf von A., lebte mit der verwittweten Kurfürstin Marie Leopoldine von Bayern, gebornen Prinzessin von Modena-Este, in morganatischer Ehe, deren Sprößlinge Grafen von Bogen hießen. Er war geb. zu München den 19. Sept. 1775 u. † zu Ulm den 29. November 1805 als kurpfalzbayerischer Generalkommissär und Präsident der Landesdirektion von Schwaben. Karl Maria Rupert, Graf von A., geb. den 8. Mai 1769, war bayerischer Reichsrath, Staatsrath und Präsident des Oberappellationsgerichts, sowie Haupt der bayerischen Linie. Das Stammgut in Tyrol ist in Besitz der österreichischen (andreas'schen) Linie.

Arcole, Flecken am linken Ufer der Etsch, in der lombardisch-venetianischen Delegation Verona, südöstlich von Verona, mitten zwischen Sümpfen. Der Ort ist geschichtlich denkwürdig durch den Sieg, welchen hier Bonaparte den 17. November 1796 über die Oesterreicher gewann. Die Schlacht bei A. gehört nicht nur zu den glänzendsten Waffenthaten der ruhmreichen italienischen Feldzüge Bonaparte's, sondern war auch durch die unmittelbar darauf errungenen Vortheile und noch mehr durch die moralische Kraft, welche sie den Siegern verlieh, eine der folgenreichsten in der neueren Kriegsgeschichte. Der österreichische

General Wurmser hatte am 29. Juli die neuen Operationen durch einen Angriff auf die Division Massena bei Brentino an der oberen Etsch begonnen, aber sich nach einer Reihe unglücklicher Ereignisse den 13. September mit dem Rest seiner Truppen nach Mantua werfen müssen, wo er eingeschlossen worden war. Der Rückzug Moreau's vom Rhein machte es indessen den Oesterreichern möglich, in Italien die Offensive zu ergreifen, u. so erschien denn der Feldzeugmeister Alvinczy an der Spitze eines Heeres von etwa 50,000 Mann auf dem Kampfplatze. Die eine Kolonne der Oesterreicher unter dem Feldmarschalllieutenant Davidovich zog an der Etsch herab, während die andere unter Alvinczy selbst von Friaul aus gegen Vicenza marschirte und Verona bedrohte. Nachdem Alvinczy die vereinigten Divisionen Augereau u. Massena bei Caltiero geworfen, suchte er die Etsch zu überschreiten, um Mantua zu entsetzen. Während aber die sumpfigen Ufer der Etsch dem Uebergang der Oesterreicher Hindernisse entgegensetzten, eilte Bonaparte, die Bedeutung des Augenblicks erkennend, mit 18,000 Mann, die er schnell zusammengerafft, herbei und überschritt selbst die Etsch bei Ronco. Das österreichische Hauptquartier befand sich zu Caltiero. Um nun den Feind in der Flanke zu fassen, konnte Bonaparte zugleich auf dem linken Ufer der Etsch und auf dem rechten des Alpon, der in südlicher Richtung der Etsch zuströmt, hinaufrücken. Der Alpon trug mehre Brücken, zu Ronco, A. und weit hinauf bei San-Bonifacio. Zum Hauptangriffspunkt ersah Bonaparte die Brücke von A., welche von dem österreich. General Mittrowsky mit 14 Bataillons Infanterie und zwei Eskadrons Kavalerie vertheidigt wurde, während der Feldmarschalllieutenant Provera sich Massena bei Porcile und Bioude gegenüberstellte. Augereau begann am 15. November mit zwei Grenadierbataillons den Angriff auf die Brücke von A., mußte aber vor dem heftigen Feuer der Oesterreicher zurückweichen. Jetzt entspann sich auf den Dämmen, wo der sumpfigen Gegend halber nur allein die Truppen Fuß fassen konnten, der wüthendste Kampf. „Die Brücke von A. oder der Tod" war das Losungswort der Franzosen, die unter Führung ihrer Generale gegen die Brücke anstürmten. Aber das verheerende Feuer der Oesterreicher hemmte jeden Fortschritt. Da sprengt Bonaparte selbst heran. Im dichten Kugelregen ergreift er eine Fahne, stellt sich an die Spitze der Grenadiere und schleudert das Panier mitten unter die Feinde. Es war vergebens. Jetzt auch im Rücken angefallen, geräth die Division in Verwirrung. Bonaparte wird von der Menschenfluth fortgerissen, herab in den Sumpf gestürzt und von einem Grenadier mit Mühe gerettet. Erst spät Abends wird die Brücke von A. genommen. Allein auf einem so ungünstigen Terrain und ungewiß über das, was während des Tages bei Verona, Rivoli und Mantua vorgegangen seyn konnte, hielt es der französische Feldherr nicht für räthlich, seine Stellung zu behaupten. Also wurden die Truppen auf das jenseitige Etschufer zurückgezogen, und nur eine Vorhut bewachte die Schiffbrücke von Ronco. Die Oesterreicher aber besetzten A. von Neuem. Kaum graute der Morgen des 16. Nov., als die Generale Augereau und Massena über die Etsch gingen und den Angriff erneuerten. Massena errang zwar einige Vortheile über den Feldmarschalllieutenant Provera und drängte denselben bis Caltiero zurück; aber die Angriffe Augereau's auf A. waren vergebens. Wie Tags zuvor, kämpfte man hier mit gleichem Muthe und wechselndem Glücke. Bonaparte erkannte nun die Unmöglichkeit, durch einen Frontangriff die Stellung der an Zahl weit überlegenen Feinde zu überwältigen, und beschloß daher, durch rasches Ueberschreiten des Alpon, wo derselbe in die Etsch fällt, dem General Mittrowsky in den Rücken zu kommen. Aber auch dieser Versuch scheiterte. Mit einbrechender Nacht befand sich das französische Heer in einer schwierigeren Lage, als Tags zuvor, und die Oertlichkeit des Schlachtfeldes nöthigte die Franzosen zum zweiten Male, dasselbe zu räumen und über die Etsch wieder zurückzugehen. Aber Bonaparte blieb bei seiner Losung, A. um jeden Preis zu nehmen. Ueberzeugt, daß ein abermaliger Frontangriff allen Held... auch erfolglos machen würde, sah er noch immer den Uebergang über den Alpon und den Angriff der Oesterreicher im Rücken als einziges übriges Mittel zum Ziel. Wirklich stand am Morgen des 17. Nov. ein Theil der Division Augereau auf dem linken Ufer des Flusses, und das Feuer der Oesterreicher vermochte die Franzosen nicht mehr von dort zu verdrängen. Gleichzeitig war die Division Massena bei Ronco über die Etsch gegangen, und gegen 10 Uhr drang auch diese gegen A. vor. Aber sie wurde mit bedeutendem Verluste zurückgeworfen und schon war das Centrum des französischen rechten Flügels durch das kühne Vordringen der Oesterreicher gesprengt, und selbst die auf dem linken Flügel stehende Division Augereau in Unordnung gerathen, als Bonaparte eine in den Gebüschen zur Seite des von A. herkommenden Dammes im Versteck liegende Halbbrigade beorderte, die zu weit vorgedrungenen Oesterreicher von allen Seiten anzufallen. Dies gelang. Massena schnitt den Oesterreichern den Rückzug ab, und der größte Theil derselben wurde nach verzweifelter Gegenwehr gefangen. Während dessen vollendete die Division Augereau ihren Uebergang, kämpfte jedoch lange vergebens gegen die dort aufgestellten Bataillons unter Major Miloradovich. Um 3 Uhr Nachmittags schwankte der Kampf noch, und der Tag schien ebenso fruchtlos enden zu wollen, als die vorhergehenden. Da beorderte Bonaparte den Eskadronschef Hercule mit 50 Guiden und 12 Trompetern, eine halbe Stunde am linken Ufer der Etsch hinabzuziehen, die Oesterreicher zu umgehen und im Rücken ihrer Stellung zum Angriff blasen zu lassen und im Carrière auf A. vorzudringen. Die kühne List gelang. In der Meinung, A. sey bedroht, wichen die Oesterreicher auf dem linken Flügel des Alpon zurück. Bonaparte, den Vortheil festhaltend, befahl jetzt einen letzten allgemeinen Sturm auf A. Die Division Augereau zog auf der linken, Massena auf der rechten Seite des Baches gegen den Flecken, eine Artilleriereserve folgte. General Mittrowsky, in Flanke u. Fronte gleichzeitig angegriffen, zog

sich jetzt auf Villanuova zurück, und eine Stunde später waren die Franzosen im Besitze von A. Beide Theile hatten gleich tapfer gekämpft; die Franzosen aber errangen außer dem Vortheil, den Uebergang Alvinczy's über die Etsch und die Entsetzung Mantua's verhindert zu haben, jenes moralische Uebergewicht, welches sie fortan von Sieg zu Sieg führte.

Arçon, Jean Claude Eleonore Lemicaud d', berühmter französischer Ingenieur, Erfinder der schwimmenden Batterien, mit welchen 1782 Gibraltar erobert werden sollte, geboren zu Pontarlier 1733. Sein Vater, ein Advokat, Verfasser mehrer Schriften über das alte Landrecht der Franche-Comté, hatte ihn für den geistlichen Stand bestimmt und ihm eine Pfründe verschafft; die Neigung des Sohns für den Militärstand gewann aber über den väterlichen Willen den Sieg. A. trat 1754 in die Militärschule zu Mezières und im folgenden Jahre als Kadet zum Ingenieurcorps. Im siebenjährigen Kriege, vorzüglich 1761 bei der Vertheidigung von Kassel, zeichnete er sich mehrfach aus. Im Jahre 1774 erhielt er den Auftrag, den Jura und die Vogesen aufzunehmen. Um die Karten schneller zu fertigen, erfand er eine neue Tuschmanier mit dem Wischer, die vor der gewöhnlichen manche Vortheile gewährte und bald allgemeine Anwendung fand. Mit einer unerschöpflichen Phantasie und einer unermüdlichen Thätigkeit begabt, beschäftigte er sich unaufhörlich mit Versuchen, die Fortschritte der Kriegskunst zu befördern. In allen seinen Schriften, die trotz der Mängel im Styl sich angenehm lesen lassen, erkennt man einen ungewöhnlichen Reichthum an Ideen und Züge von einem glänzenden Genie. Er war einer der erbittertsten Gegner Montalemberts, scheute sich aber nicht, widerliche Persönlichkeiten in den Streit zu ziehen. In den Jahren 1774 und 1775 schrieb er, veranlaßt durch eine Debatte mit Guibert, „Correspondance sur l'art militaire". Im J. 1780 entwarf er für die Koalition gegen England den Operationsplan gegen Gibraltar. Ueberzeugt, daß der Angriff von der Landseite her unmöglich sey und man daher von den gewöhnlichen Regeln abgehen müsse, faßte er den kühnen Gedanken, vermittelst schwimmender Batterien Gibraltar von der Seeseite her anzugreifen, während andere Batterien auf dem festen Lande es im Rücken ängstigen sollten. Die schwimmenden Batterien wurden durch Kanonenböte und Linienschiffe gedeckt, die zu gleicher Zeit manövriren und die Belagerten zu veranlassen suchten, ihre Kräfte zu theilen. Der Erfolg entsprach den Erwartungen darum nicht, weil die französischen und spanischen Offiziere uneinig unter einander waren. Der am 13. September 1782 unternommene Angriff wurde nicht, wie man es verabredet hatte, sondern so ausgeführt, daß sich die klare Absicht zeigte, d'A.s Plan scheitern zu lassen. Dieser wurde in Folge des Mißlingens seines großen Plans den gehässigsten Anfeindungen bloßgestellt, und durch sein ganzes Leben begleitete ihn die schmerzliche Erinnerung daran; in einer von ihm herausgegebenen Rechtfertigung offenbart sich die tiefste Verstimmung. Im J. 1793, als er mit Aufnahmen in den Alpen beschäftigt war, wurde er angeklagt und abgesetzt; aber eingedenk seiner Talente, rief man ihn bald wieder aus der Einsamkeit zurück und vertraute ihm unter Dumouriez die Leitung der Belagerungsoperationen an. Er nahm mehre feste Plätze u. leitete unter Anderm die Belagerung von Breda und Gertruydenburg (1794). Auf's Neue angeklagt, erhielt er erst nach längerer Gefangenschaft seine Freiheit wieder. Im J. 1799 wurde er an die Spitze des Bureau militaire und nach dem 18. Brumaire durch Bonaparte in den Senat berufen, die letzte Ehre, die ihm widerfuhr, denn er † den 1. Juli 1800. D'A. war Mitglied des Nationalinstituts und vieler Akademien. Sein letztes, aber vorzüglichstes, in der Einsamkeit geschriebenes Werk, das gleichsam den summarischen Inhalt aller seiner Beobachtungen und seiner übrigen Schriften über eine Kunst umfaßt, mit deren Studium er sich sein ganzes Leben hindurch beschäftigt hatte, führt den Titel: „Considérations militaires et politiques sur les fortifications" (Paris 1795; deutsch von Ebermayer, Halberst. 1801). Andere Schriften von ihm sind: „Sur l'influence du génie de Vauban, dans la balance des forces de l'etat" (Par. 1786); „De la force militaire" (das. 1789, 1790) &c. Sein Leben beschrieb Girod-Chantrans, Offizier im Ingenieurcorps (Besançon 1801).

Arctotis (Bärenohr), Pflanzengattung aus der Familie der Kompositen (Compositae corymbiferae *Juss.*). Die charakteristischen Gattungsmerkmale sind das gestrahlte Blüthenköpfchen, der zellige, mit feinen Haarfransen besetzte Fruchtboden, der glockenförmige, mit freien, dachziegeligen Schuppen besetzte Kelch, der eiförmige, auf dem Rücken dreiflügelige, unten zottenhaarige Same. Die Gattung enthält gegen 60 bekannte Arten, von denen folgende sich in Gewächshäusern finden: A. acaulis *L.* (A. scapigera *Thunb.*) hat einen dicken, fast holzigen Wurzelstock, gestielte, leierförmige, unten filzige, oben scharf oder borstig weichhaarige Wurzelblätter, einen einfachen, einblumigen, aufrechten, weißfilzigen und behaarten Schaft, gelbe, unten schwarz-purpurrothe Strahlenblümchen, woran die äußeren Kelchschuppen mit steifhaarig-filzigem, abstehend zurückgebogenem Anhängsel versehen sind. A. undulata *Jacq.* hat pomeranzenfarbige, unten blassere Strahlenblümchen. A. speciosa *Jacq.* ist durch die schönen, großen, inwendig gelben, am Grunde blutroth gefleckten, auswendig blutrothen Blüthen mit gelber Scheibe ausgezeichnet. Eine der schönsten Arten ist ferner A. amoena Hort. Berol., mit bis 2 Fuß hohem Stengel, leierförmig-halbgefiederten, auf beiden Seiten filzigen, unten weißgrauen Blättern und großen, brennend pomeranzenfarbigen, auswendig purpurröthlichen Blumen mit gelber, schwärzlicher Scheibe. A. angustifolia *L.* hat einen krautartigen, aufsteigenden oder aufrechten, ästigen, etwas filzigen Stengel, lanzettförmige oder ovale, gezähnelte, oben rauhe, unten filzige Blätter und oben gelbe, unten kupferfarbige Strahlenblümchen. Bei A. argentea *Thunb.* ist der Stengel strauchartig, ästig, die Aeste flockig-filzig oder weißwollig, oben blattlos, die Blätter weißwollig-filzig, linienförmig, die Blumen dunkel-

gelb, die Kelchschuppen trocken und glatt. A. aspera *L.* (A. formosa *Thunb.*) ist ausdauernd und an dem ebenfalls strauchartigen, ästigen, mehr oder minder scharfhaarigen Stengel, den am Grunde ausgebreiteten, stengelumfassenden Blättern und den gelben, auswendig roth gestreiften Strahlenblüthchen kenntlich. Noch sind zu nennen: A. auriculata *Jacq.*, ausdauernd, mit gelbpomeranzenfarbigen, am Grunde nicht gefleckten Strahlenblüthchen; A. decurrens *Jacq.* mit staudigem Stengel, am Stiele herablaufenden, länglich-eirunden Blättern und oben weißen, am Grunde schwarz-purpurröthlichen, unten rosenrothen Strahlenblüthchen; A. elatior *Jacq.*, ausdauernd, mit strauchartigem Stengel, leierförmig gekerbten, unten weißfilzigen Blättern und gelben, auswendig purpurroth gestreiften Strahlenblümchen; A. fastuosa *Jacq.*, mit pomeranzenfarbigen, am Grunde blutrothen Strahlenblüthchen mit schwarzrother Scheibe; A. stoeckadifolia *Berg.*, ausdauernd mit großen, nickenden, blaßrosenrothen Blumen. Fast alle Arten stammen vom Kap. Die ausdauernden Arten werden bei 4—6° Wärme in einem hellen, luftigen und trockenen Glashause oder Zimmer, möglichst nahe am Fenster, überwintert und vom Mai bis October an einen sonnigen Ort ins Freie gestellt, indem man die Töpfe in die Erde senkt. Im Winter begießt man mäßig, im Sommer reichlich. Sie lieben eine lockere, fette, mit 1/6 Flußsand gemischte Mistbeeterde und werden durch Sprößlinge oder Stecklinge im lauwarmen Mistbeete oder in einem abgetriebenen Melonenbeete vermehrt. Mehre Arten, welche sonst unter A. aufgeführt wurden, werden jetzt zu Cryptostemma *R. Br.* und Sphenogyne *R. Br.* gerechnet.

Arcturus (Bärenhüter), Stern erster Größe des nördlichen Himmels im Bootes, mit α bezeichnet, von gelbröthlichem Lichte. Er bildet mit Spica in der Jungfrau und Denebola am Schwanze des Löwen ein großes Dreieck (ger. Aufst. 211° 59', n. Dekl. 20° 7'). Die Alten betrachteten den A. als ein sturmbringendes, den Schiffern gefährliches Gestirn (Sidus horridum). Unter den Neueren galt er wegen seiner stärkeren Parallaxe eine Zeitlang irrthümlich für den unserm Sonnensysteme am nächsten stehenden Fixstern. In der griechischen Mythe ist A. der unter die Sterne versetzte Icarius. Als dieser nämlich den von Bacchus erhaltenen Wein in Attica den Hirten mitgetheilt hatte, wurde er von den Berauschten erschlagen. Seine Tochter Erigone erhängte sich, nachdem sie mit Hülfe ihres getreuen Hundes Mera den Leichnam des Ermordeten aufgefunden hatte. Alle drei glänzen seitdem am Himmel, Icarius als A., Erigone als Jungfrau, Mera als der kleine Hund.

Arcueil (Arcus Julianus), Flecken im französischen Departement Seine, auf einem mit Weinreben bepflanzten Hügel an der Bièvre, nordöstlich von Sceaux, mit 1800 Einwohnern, berühmt durch die dortigen Ueberreste eines altrömischen Aquäducts u. durch die kostbare, 26,400 Fuß lange über 40 Bogen Paris das Trinkwasser zuführende Wasserleitung, welche, nachdem schon Ludwig XIII. 1613 den Grundstein dazu gelegt hatte, die Königin Maria von Medicis unter der Leitung des Jakob von Brosses vollenden ließ. Im schönen Thal von A. sind auch viele Landhäuser der Pariser.

Arcy, Patrice d', ausgezeichneter französischer Physiker, Mathematiker und Ingenieur, geboren zu Galloway in Irland 1725, wurde, aus einer alten adeligen Familie stammend, von seinen katholischen Aeltern nach Paris geschickt, wo er in Gemeinschaft mit Clairaut Mathematik studirte. Der Krieg entriß ihn seinen Studien; als Kapitän im Regiment Condé nahm er Theil an den Feldzügen in Deutschland und Flandern. Bei der Expedition, die dem englischen Prätendenten Hülfe leisten sollte, machte er 1746 den abenteuerlichen Zug nach Schottland mit, gerieth in englische Gefangenschaft und war in Gefahr, als Irländer und Rebell erschossen zu werden. Die Humanität des englischen Befehlshabers rettete ihn und veranlaßte später seine Auslieferung an Frankreich, wo man ihn mit der Aufnahme in die Akademie der Wissenschaften (1749) ehrte. Eine seiner damaligen Schriften bereicherte die mathematische Wissenschaft durch die Auffindung des Princips, welches der Erhaltung der kreisförmigen Bewegung zu Grunde liegt, mit dessen Hülfe er mehre wichtige Probleme löste und namentlich auch in der Astronomie Vieles aufklärte. Gemeinschaftlich mit Leroi stellte er über Elektricität und Schießpulver mehre Versuche an, deren Resultate er 1760 in einem „Essai sur l'Artillerie" sammelte. Den Feldzug von 1757 machte er als Oberst in der Suite des Regiments Fitz-James mit. Im J. 1765 schrieb er, durch den Frieden seinen wissenschaftlichen Beschäftigungen wiedergegeben, das geistreiche „Mémoire sur la durée des sensations de la vue", wurde 1770 zum Maréchal de camp ernannt und 1777 in den Grafenstand erhoben. Mehre seiner Schriften sind in den „Mémoires de l'academie des inscriptions" abgedruckt; die von ihm besonders herausgegebenen sind: „Réflexions sur la théorie de la lune" (1749); „Observations sur la théorie et la pratique de l'artillerie" (1751); „Essai d'une nouvelle théorie d'artillerie" (1766); „Recueil des pièces sur un nouveau fusil" (1767).

Arda, Fluß in der europäischen Türkei, der östlichste und reißendste der 3 Flüsse, an deren Vereinigung Adrianopel liegt. Er entspringt am Flusse des Rhodope, vereinigt sich nahe bei Adrianopel mit der Maritza u. trennt sich 1/4 geographische Meile unterhalb von ihr, um sich weiter unten bei dem Schlosse Ilbegi Bergussi wieder mit derselben zu verbinden.

Ardarich (Ardaricus), König der Gepiden, befreite sich in Verbindung mit andern Völkern durch die den Söhnen des Attila gelieferte Schlacht (worin der älteste derselben nebst 30,000 Mann blieb) vom hunnischen Joch.

Ardea, Hauptstadt der Rutuler in Latium, auf einem hohen Tuffelsen, von Wiesen und Sümpfen umgeben, in sehr ungesunder Gegend, 18 römische Meilen von Rom, eine der ältesten Städte Italiens, nach Einigen von der Danaë, Mutter des Perseus, gegründet, Residenz des Turnus, von den Römern 441 v. Chr. kolonisirt, im Samniterkriege 311 v. Chr. zerstört. Während einer Belagerung A.'s durch Tarquinius Superbus 510 v. Chr. zerbrach Rom das Joch des Tyrannen und

der Königsgewalt. In der Nähe der Stadt lag ein Tempel der Juno mit berühmten Gemälden des Ludius. Die Ardeaten hatten auch das Vorsteheramt über den alten latinischen Venustempel (Aphrodisium). Das jetzige A., ein unbedeutendes, nur im Winter und Frühjahr von einigen 100 Menschen bewohntes Städtchen der pesthauchenden Campagna, gehört dem Hause Cesarini.

Ardeb (Ardebe), Getreidemaß in Aegypten, Abyssinien, Syrien, enthält: 1) zu Gondar 10 Magedas, oder dem Gewicht nach 120 Kairo-Unzen (Waknas), dem Inhalt nach 222 pariser Kubikzoll = $4^2/_5$ Liter = $1^7/_{25}$ preußische Metze = $9^1/_6$ wiener Becher; 2) zu Massuah 24 Magedas, oder 533 pariser Kubikzoll = $10^8/_{13}$ Liter = $3^1/_{12}$ preußische Metze = 22 wiener Becher; 3) in Aegypten, auch Rebebe genannt, für Reis an Gewicht 156, für Getreide 168 Occas = $7993^1/_2$ pariser Kubikzoll = $158^2/_5$ Liter = 2 Scheffel $14^1/_6$ Metze preußisch = 2 Metzen 74 Becher wiener Maß; 4) zu Acre hat der A. Reis dem Gewicht nach etwa 5 englische oder preußische Ctr. = 4 Ctr. 78 Pfd. wiener Gewicht.

Ardebil (Ardebila), Stadt in der persischen Provinz Aderbeidschan, in einer mit Bergen rund umschlossenen Ebene, mit 12,000 Einw., die lebhaften Handel, besonders mit Seide aus Ghilan, treiben, Stapelplatz zwischen Derbent und Ispahan. A. wird von den Persern als der Stammort der Dynastie der Sofi angesehen und ist merkwürdig wegen einiger Grabmäler persischer Könige, wie Sofi's, des Stifters der gleichnamigen Dynastie, des Schah Abbas u. A. An der Hauptmoschee war eine berühmte Bibliothek, deren kostbarste Handschriften jetzt in St. Petersburg sind. Die Stadt wurde 1725 von den Türken erobert, 1728 von Turkomannenstämmen unter Ismael Kalender belagert, jedoch durch eine von den Türken über sie gewonnene Schlacht entsetzt. In den umliegenden Bergen, unter denen der Sevelau (Sepalau) einer der höchsten und doch fruchtbar und bewohnt ist, sind viele heiße und andere Heilquellen, die von Kranken aus allen Theilen des Orients besucht werden.

Ardèche, französischer Fluß, Nebenfluß der Rhone, entspringt auf den Cevennen, wo er mehre schöne Wasserfälle bildet, mündet bei Pont-St.-Esprit, wird schiffbar bei St. Martin. Das nach ihm benannte französische Departement, zum ehemaligen Languedoc gehörig, wurde aus den Landschaften Vivarais, Comminges, Nebouzant und Rivière-Verdun gebildet. Es grenzt nördlich an das Departement Rhone, östlich an die Departements Isère und Drôme, südlich an das Departement Gard, westlich an die Departements Lozère und Haute-Loire. Der Flächenraum beträgt $98^1/_5$ □Meilen (552,665 Hekt.) mit 386,559 meist katholischen Einw.; etwa $^1/_5$ sind Reformirte, die 5 Konsistorialkirchen besitzen. Alle Verfolgungen, die Dragonaden Ludwigs XIV., denen Tausende der betriebsamsten Bürger zum Opfer fielen, vermochten hier den Calvinismus nicht auszurotten. Das Departement besteht aus 3 Arrondissements: Privas (Hauptstadt des Departements) mit 10 Cantons; Largentière mit 10 Cantons; Tournon mit 11 Cantons. Der Boden des Landes ist fast durchaus gebirgig, am meisten an der nordwestlichen Grenze, wo der zu den Cevennen gehörige, vulkanische Mont-Mezène 5460′ hoch aufsteigt. Die verschiedenen Gebirgsarten, Gneiß, Sandstein, Schiefer und Kalk erscheinen von vulkanischem od. Eruptionsgestein durchbrochen und zertrümmert, und die vielen erloschenen Vulkankegel mit oft tiefen Kratern, Thalspalten und Tuffmassen, die Felslabyrinthe, basaltischen Säulengebilde, Grotten und Riesendämme (z. B. bei den Mineralquellen von Wals) bieten die mannigfaltigsten pittoresken Schönheiten und geologische Merkwürdigkeiten dar. An der Ostgrenze strömt die Rhone, im Inneren die Ardèche, Loire, der Doux u. a. Im Oberland dauert der Winter 6–8 Monate und es eignet sich daher wohl zur Viehzucht, aber nicht zum Ackerbau; im östlichen Stufenland dagegen, wo die steilen Bergabfälle fast allenthalben mit künstlichen Terrassen versehen sind, sowie in den Thälern, namentlich an der Rhone, ist das Klima sehr warm, so daß selbst die Olive gedeiht. Außerdem wachsen hier geschätzte Roth- und Weißweine, Feigen, Mandeln, Kastanien und welsche Nüsse in Menge. Die Gebirge des Departements bergen viele nutzbare Mineralien, man baut daselbst besonders auf Antimonium, Schwefel und Steinkohlen. Mineralquellen sind zu Saint-Laurent und Wals. Das Departement hat sich von jeher durch großen Gewerbfleiß ausgezeichnet, namentlich sind Fabriken für Tuch-, Seidenwaaren und Baumwollenspinnereien, Papierfabriken, Gerbereien in blühendem Zustande. Hauptausfuhrartikel sind Wein, Kastanien, Trüffeln, Leder, Hanf, Wolle, Seide, wollene und seidene Zeuche, Papier.

Ardennen, 1) (Ardennerwald, bei den Römern Arduenna sylva), ein ausgedehntes Waldgebirge im südöstlichen Belgien, welches nach Osten unmittelbar mit dem hohen Veen und der Eifel zusammenhängt, zwischen Mosel und Maas ein rauhes Bergland bildet und sich jenseits der Maas an den Ufern der Sambre allmählig zum flandrischen Tiefland verflacht. Die A. gehören zu dem niederrheinischen Grauwacken- und Schiefergebirge, welches in dem Quellbezirke der Schelde und Oise aus der nordfranzösischen Ebene sanft aufsteigt und in Westphalen gegen die waldigen Thalebenen abfällt, auf der Strecke von Bingen bis Bonn aber vom Rhein in einem engen, zackigen Sperrthal durchbrochen wird. Westlich vom Rhein führt es die Namen A., dann hohe Veen, Eifel, Hundsrück; östlich von jenem Strom bildet es den Taunus, den Westerwald und das westphälische Sauerland. Die A. gehören zu den niedrigen Gebirgen und haben eine mittlere Erhebung von 1660 pariser Fuß über der Meeresfläche, während ihre höchsten Berge wenig über 2000 Fuß hoch sind. Auf ihrem Rücken tragen sie ansehnliche Plateaux, welche durch die das Gebirge von Mezières bis Namur durchschneidende Maas mit deren Nebenflüssen Chiers, Semoy, Losse und Ourte und die der Mosel zuströmenden Flüsse Orne und Sure mit Alzette in tiefe Thäler und Schluchten, oft mit steilen Abstürzen von ansehnlicher Höhe, zerschnitten sind. Die bedeutenderen Flußthäler sind als Hauptspalten zu betrachten, von welchen eine Un-

zahl Nebenrisse auslaufen, die durch das Hochland hinziehen und das ganze Gebirge durchfurchen. Die A. sind im Allgemeinen öde. Der größere Theil der Plateaux bietet nur Haiden (Landes) dar, welche entweder weite sumpfige und der Kultur unzugängliche Strecken bilden, die im Lande unter dem Namen Fognes bekannt sind, oder schlechte Weideplätze, welche nur nach einem Zwischenraum von 15 bis 20 Jahren und durch ein besonderes Verfahren zum Anbau zu benutzen sind. In den Thälern hingegen findet man herrliche Wiesen und fruchtbares Land. Die Waldungen sind der Hauptreichthum des Gebirges; sie bestehen größtentheils aus Eichen und Buchen, seltener aus Weißholz, als Erlen, Birken, Eschen u. s. w.; Fichten und Tannen sind sehr selten. Während der Revolution wurden ganze Forste verkauft und abgehauen. Nächst dem Holze sind die Eisenerzlagerstätten der Grauwacke der größte Schatz der A. Der Bergbau darauf und die von ihm genährten Eisenhüttengewerbe beschäftigen über 20,000 Arbeiter, und die jährliche Produktion beträgt etwa 1,400,000 Ctr. Roheisen, welches zumeist in Stabeisen verwandelt wird. Der Bau auf Silber, Kupfer, Blei, Zink, Braunstein ist von minderer Erheblichkeit; der auf Steinkohlen aber am nördlichen und westlichen Fuße des Gebirges von größter Wichtigkeit. Die A. bergen noch Luchse und Wölfe in ihren Schluchten; der letzte Bär wurde 1756 erlegt. Der Ardennerwald war schon den alten Römern Cäsar, Strabo u. And. bekannt; zu ihrer Zeit nahm dieses für heilig gehaltene Waldgebirge einen großen Theil von Gallia belgica ein und reichte vom Rhein bis zur Sambre. Es war besonders der Diana heilig, die gern von den waldigen Gebirgen Deutschlands neue Beinamen empfing, wie von dem Schwarzwalde Diana Abnoba und von den A. Diana Arduinna oder Arduenna. Manche Denkmäler des Dianendienstes in diesen Gegenden finden sich noch in Altären, Statuen, Inschriften. Das Museum der Alterthümer zu Trier besitzt den Torso einer kolossalen Statue der Diana von weißem Marmor, die von bedeutendem Kunstwerthe gewesen seyn muß.

2) Departement der A., Departement im nordöstlichen Frankreich, welches seinen Namen von den A. führt, streckt sich, in seinem nördlichen Theile von diesem Gebirg durchzogen, an beiden Ufern der Maas keilförmig nach Belgien hinein und grenzt westlich an das Departement Aisne, südlich an das Departement Marne und östlich an das Departement Maas. Es besteht aus den nördlichen Gegenden der ehemaligen Champagne (den Fürstenthümern Sédan, Carignan und Mouzon) und gehört zur Diöcese Rheims. Es hat einen Flächeninhalt von 94$^1/_3$ □Meilen (523,289 Hektaren) u. 331,296 Einwohner, wovon die Mehrzahl katholisch und gegen 24,000 Reformirte sind, die zu Sédan eine Konsistorialkirche haben. Das Land ist im Süden wellenförmig, im Norden gebirgig u. waldig, hat im Süden die Kreide, im Norden die Grauwacke zur Unterlage und ist nur theilweise fruchtbar. Der nordöstliche Theil wird von der schiffbaren Maas mit Chiers und Semoy rechts und Bar links, der südwestliche von der nur zu Flößerei geeigneten Aisne mit Aire durchströmt. Der 11 Meil. lange Ardennenkanal führt längs der Aisne von Château-Porcien über Réthel und Attigny östlich bis Semoy, dann durch die Gebirgslücke von Le-Chesne-populeux zur Bar und längs derselben gegen Norden in die Maas unterhalb Donchery. Das Klima ist gemäßigt, aber im Gebirge rauh, überhaupt rauher, als in den übrigen Provinzen Frankreichs unter gleicher Breite. Fast zwei Drittel des Departements bestehen aus Berg und Wald. Ackerbau wird nur in den Thälern, namentlich in dem der Aisne getrieben, Weinbau nur im Süden bis Mezières. Hauptnahrungszweige sind Bergbau und Hüttenwesen, sowie Vieh-, besonders Schafzucht. Der Bergbau auf Eisen, Kupfer und Tafelschiefer ist sehr bedeutend und die Eisenfabrikation steht auf einer hohen Stufe der Vollkommenheit. Man fertigt an 160,000 Ctr. Stab, 100,000 Ctr. Gußeisen &c. Im Bezirk Mézières leben 7000 Menschen von der Fertigung kleiner Eisenwaaren, außerdem liefert das Gebirge Marmor, Steinkohlen, Glassand und Porzellanerde. Ansehnliche Industriezweige sind noch Tuch- und Wollenmanufakturen, Strumpfwirkerei, Loh- u. Weißgerberei. Das Departement zerfällt in 5 Bezirke: Mézières, Rocroy, Sédan, Réthel und Vouziers, die 31 Kantone enthalten, nachdem 1815 Marienburg, Philippeville und Couvin an das Königreich der Niederlande gekommen sind.

Ardey (Aardey), Gebirgszug in der preußischen Provinz Westphalen, der westliche Theil des Haarstranges (s. d.), längs der Ruhr, in den Kreisen Hamm, Dortmund, Hagen u. Bochum. In der Grafschaft Mark von Fröndenberg bis Wolmarstein sich lagernd u. nordwestlich zu dem fruchtbaren Hellweg übergehend, ist dieser Gebirgszug äußerst wichtig durch seinen Reichthum an Steinkohlen, deren Formation sich von Dortmund nach Bochum, Essen u. Mühlheim an der Ruhr verbreitet. Unweit Fröndenberg liegen die Trümer der Burg A., des Sitzes eines erloschenen Grafengeschlechts.

Ardisia, Pflanzengattung aus der Familie der Ericeen. Die charakteristischen Merkmale sind der fast 5theilige, bleibende Kelch, die fast 5theilige Blumenkrone mit zurückgerollten Einschnitten, die am Grunde der Blumenkrone befestigten Staubgefäße, die zusammengeneigten Antheren, die fast gelappte Narbe und die trockene, erbsenförmige Beere mit einzelnen harten Samen. Die Arten sind sehr zahlreich. Als Zierpflanzen sind zu nennen: **A. acuminata** *Willd.* (**A. lateriflora** *Sw.*) mit ganzrandigen, länglichen oben glänzenden Blättern und zierlichen rosenrothen Blüthen, die in seiten- und endständigen Rispen stehen; **A. colorata** *Lk.* (**A. paniculata** *Roxb.*), mit schönen rosenrothen, in doldentraubigen, meistens 5blumigen, rispenständigen Büscheln stehenden Blumen; **A. crenulata** *Vent.* mit 2—6 Fuß hohem Stamme mit sehr abstehenden Aesten, elliptisch-lanzettförmigen, oben glänzenden Blättern und röthlichweißen, kleinen, sehr zahlreichen, fast doldenförmig in Rispen stehenden Blüthen (trägt als kleines, 1 Fuß hohes Bäumchen Früchte und läßt sich auch im Zimmer kultiviren); **A. elegans**, mit länglichen, lederartigen, glänzenden Blättern und rosenrothen, in reichen Rispen stehenden Blüthen; **A. odontophylla** *Wall.*, mit schönen lachsfarbigen, in endständigen, traubenförmigen Rispen stehenden, sehr wohlriechenden Blüthen; A.

pyramidalis mit blaßrothen, doldenförmig geordneten, in aufrechter, pyramidalischer Endrispe stehenden Blüthen. Man pflanzt diese aus Ost- und Westindien stammenden Gewächse in eine Mischung von 3 Theilen nahrhafter lockerer Dammerde, 3 Theile Moorerde, ein wenig altem, verwittertem Lehm oder 1 Theil Rasenerde und 1 Theil grobem Flußsand. Sie verlangen ein Warmhaus von 10—15° Wärme und in der Jugend ein warmes Beet, bei heiterer warmer Sommerwitterung reichlich Luft, etwas Schatten und viel Wasser. Im März pflanzt man sie mit möglichster Schonung der Wurzeln in größere Töpfe. Die Vermehrung geschieht durch Stecklinge, die man in sehr sandige, feine Moorerde setzt, oder durch Samen, der frisch gesäet und gleich in ein warmes Beet gebracht werden muß.

Ardres, Stadt im französischen Departement Pas de Calais, in morastigen Umgebungen, nordwestlich von St. Omer, durch einen Kanal mit St. Omer und Calais verbunden, befestigt; mit 1900 Einwohner. Hier fand 1520 die Zusammenkunft Franz' I. und Heinrichs VIII. von England in dem dicht bei der Stadt aufgeschlagenen Prachtlager (noch jetzt heißt das Feld, wo das Lager stand, Camp de drap d'or) Statt; die Könige ließen zuerst ihre Truppen einen Wettkampf im Ringen anstellen, bei welchem die Engländer siegten, wogegen beim Ringen der beiden Könige der französische die Oberhand behielt. Albrecht von Oesterreich eroberte die Stadt 1596, verlor sie jedoch bald wieder; seitdem wurde sie mehrmals belagert und erobert. Jetzt ist sie ohne strategische Wichtigkeit.

Ardrossan (Androsen), Stadt und Kirchspiel in der schottischen Grafschaft Ayr, an der Ostküste des Frith of Clyde, mit 3500 Einw. u. schönem neuen Hafen, der durch einen Kanal mit dem nordöstlich liegenden Glasgow in Verbindung steht, und lebhaftem Handel, Seebad, Kalkbrüchen und sehr bedeutenden Steinkohlengruben in der Nähe.

Ardschisch, asiatisch-türkische Stadt, Festung und Sandschak im Ejalet Wan, das alte Arzes, eine Tagereise von Wan, nordwestlich von dem Wan-See, in sehr fruchtbarer, ihres milden Klimas wegen berühmter Gegend, deren Hauptprodukte Getreide, Südfrüchte und Baumwolle sind. Die Stadt leidet zuweilen durch das Austreten des Sees von Wan (auch See von A. genannt). In einiger Entfernung nördlich auf der Straße nach Erzerum zwei als Heilbäder sehr besuchte warme Quellen.

Arduin (Harduin), Markgraf von Ivrea, Enkel Dodo's; wollte sich nach Otto's III. Tode 1002, von den Italienern gewählt, zum Könige von Italien und zum Gegenkaiser Heinrichs II. aufwerfen, schlug das von diesem nach Italien geschickte Heer, ward aber von Heinrich 1003 selbst geschlagen, der sich 1016 seiner Markgrafschaft, und ganz Italiens bemächtigte und den Gegner ins Kloster St. Benigno verbannte, wo er 1016 †.

Are, in dem neufranzösischen Maß- u. Gewichtssysteme die Einheit des Flächen- oder Feldmaßes, nämlich die Quadratruthe (perche carrée) oder der quadrirte Decameter, oder 100 □Metres, welche gleich sind 26 altfranzösischen □Toisen 11 □Fuß 24 □Zoll. Eine A. ist also etwa $974\frac{7}{13}$ pariser □Fuß = 7 □Ruthen $7\frac{1}{8}$ □Fuß rheinisch = 28 wiener Klafter oder $1008\frac{4}{5}$ wiener □Fuß. Die A. wird eingetheilt in 10 Deciares, 100 Centiares, 1000 Milliares, 10,000 □Decimetres, 100,000 □Centimetres, 1,000,000 □Millimetres. Als wirkliches Landmaß dient jedoch häufiger der Hektare (= 100 Aren, so wie Dekare = 10 Aren), welcher gleich 3,21 berliner Morgen ist. Der Kilare hat 1000 Aren, der Myriare 10,000 Aren = 391 berliner Morgen, die Größe eines mäßigen Landguts.

Areb, Rechnungswerth in Vorderindien, gleich 25 Lak Rupien, also 2,500,000 Rupien. Da die Rupien verschieden sind, so ist es auch der Werth des A. In Kompagnierupien ist ein A. = 1,600,185 Thaler.

Areca (Arecapalme), Pflanzengattung der Fiederpalmen nach Linné, der Palmae genuinae nach Reichenbach. Sie umfaßt in Ost- und Westindien und den benachbarten heißen Gegenden einheimische Bäume mit mäßig hohem, glattem oder geringeltem Stamme und gefiederten Blättern. Männliche und weibliche Blüthen (Staubblüthen u. Fruchtblüthen) sind an einem u. demselben Blüthenkolben befindlich, stiellos und dreiblätterig; die erstern tragen 6—12 verwachsene Staubfäden und befinden sich am obern Theile des Kolbens; die letztern sind gerollt und mit stielloser Narbe versehen. Die Frucht, eine Beere, ist pflaumenartig und einsamig. Als wichtigste Arten sind folgende zu nennen: die gemeine Arecapalme (A. Catechu *L.*) in Ostindien, deren unreife Früchte (oder die Kerne der reifen) das unter dem Namen Betelnuß bekannte Kaumaterial, sowie das als Katechu (s. d.) oder japanische Erde in den Handel kommende Extrakt liefern; die eichelförmige (A. glandiformis *L.*), die niedrige (A. humilis *Willd.*) auf den Molukken, u. die schmackhafte A. (A. sapida *Soland.*) auf Neuseeland, deren Gipfelknospen als Palmkohl genossen werden, wie die der eigentlichen Kohlpalme (A. oleracea *Linn.*) in Westindien, deren Kohl sogar eingemacht und versendet wird. Die schon erwähnte Betel- oder Arecanuß hat eine gelbe, weiche u. rauhe Schale und einen weißen, rothgeäderten Kern von aromatischem Geruch und Geschmack. Man genießt solche Kerne mit Kakao vermengt als eine Art Chokolade und kaut sie mit Betelkraut, um dem Athem einen angenehmen Geruch mitzutheilen. In Ostindien sind diese Nüsse ein bedeutender Handelsartikel.

Arelat (Arelatisches Reich), das Reich Burgund diesseit des Jura (Burgundia cisjurana) mit der Hauptstadt Arles, gegründet von dem durch die Bischöfe im südöstlichen Frankreich zum König gewählten Grafen Boso (880), ein aus geistlichen und weltlichen Territorien zusammengesetztes Gebiet, welches die Franche-Comté, die Gebiete von Chalons und Macon, Vienne und Lyon, das südöstliche Languedoc, einen Theil von Savoyen und die Provence umfaßte. S. Burgund.

Arelate, Stadt in Gallien, s. Arles.

Aremberg (auch Arenberg), sonst deutsches Herzogthum des kurrheinischen Kreises, welches zwischen Jülich und Köln gelegen war und jetzt zu den Kreisen Adenau u. Schleiden des preußischen Reg.-Bez. Koblenz gehört, umfaßte $7\frac{1}{2}$ □

Meilen mit 14,800 Einw. Der gleichnamige **Flecken**, unweit der Ahr, am Fuße des **Arembergs**, eines hohen Basaltkegels, auf dessen Gipfel das Stammschloß der Herzöge von A. liegt, hat 300 Einw., welche Weinbau treiben.

In der Geschichte kommen die **Herren von A.** zuerst 1167 vor. Ihre Besitzungen gingen, nach dem Erlöschen des Mannsstammes 1288 oder 1298, durch Heirath an den Grafen **Engelbert von der Mark** über; dieser übergab sie seinem dritten Sohne **Eberhard**, welcher eine neue Linie stiftete und mit Maria, Gräfin von Looß, Lumay und Welsch-Neuenburg erheirathete. Sein Nachfolger **Eberhard II.**, von 1387 an, vermehrte das Gebiet von Neuem durch das spätere Herzogthum Bouillon (Sedan); allein nach dem Tode seines Sohnes **Johann** zerfiel die Linie in 3 Zweige: A., Sedan und Lumay. Der Mannsstamm des arembergischen Zweiges starb 1546 mit Robert III. aus, worauf die Grafschaft durch Heirath an den Freiherrn **Johann von Barbançon** aus dem Hause Ligne kam. Dieser wurde 1549 von Karl V. zum **Reichsgrafen**, sein Sohn und Nachfolger **Karl** 1576 von Maximilian II. zum **Reichsfürsten** erhoben; 1582 erhielt Letzterer Sitz und eine Virilstimme im Reichsfürstenrathe, sowie eine Stimme in der kurrheinischen Kreisversammlung. Sein jüngerer Bruder **Robert** hatte das zu einem Herzogthum erhobene Barbançon erhalten und ward Ahnherr der dortigen Fürsten. Durch die Vermählung mit Anna von Croy, der reichsten Erbin in den Niederlanden, brachte Fürst Karl von A. das Herzogthum Aerschot nebst vielen anderen Besitzungen an sein Haus. Sein Enkel **Philipp Franz** erhielt für sich und den jedesmaligen regierenden Fürsten von Kaiser Ferdinand III. 1644 die **herzogliche Würde**. Heirathen und Erbtheilungen erweiterten und zersplitterten auch in der Folge die Besitzungen des Hauses auf mannigfache Weise, aber das Land blieb in seinem Verhältnisse zum deutschen Reichsverbande ungestört bis zum lüneviller Frieden 1801, wo A. nebst den übrigen Besitzungen deutscher Fürsten am linken Rheinufer Frankreich einverleibt wurde. Der Herzog **Ludwig Engelbert** erhielt, mit Beibehaltung aller Souveränetätsrechte, als reichliche Entschädigung die in der jetzigen preußischen Provinz Westphalen liegende Herrschaft Recklinghausen und im Hannöverschen die Grafschaft Meppen, wodurch die Macht des Hauses sich bedeutend vergrößerte. Zu dem bisherigen Titel Herzog von A. kam der Zusatz **Fürst von Recklinghausen und Meppen**. Die Regierung dieses Landes übertrug Ludwig Engelbert wegen Blindheit schon 1803 seinem Sohne **Prosper Ludwig**, geb. 1785, welcher, dem Beispiele benachbarter Fürsten folgend, sich 1806 durch Beitritt zum Rheinbunde vom deutschen Reichsverbande lossagte. Allein seine Souveränetätsrechte wurden schon 1808 von dem ephemeren Königreiche Westphalen verschlungen, und umsonst bemühte sich der Herzog, 1815 dieselben wieder zu erlangen. Die genannten Mediatbesitzungen des Hauses A. in Hannover u. Preußisch-Westphalen betragen zusammen 44,88 □Meilen mit 81,000 Einw. Der Herzog von A. ist Standesherr, wegen Aremberg-Recklinghausen im Regierungsbezirke Münster unter preußischer, wegen Meppen unter hannöverischer Hoheit; er ist daher Mitglied der ersten Kammer der hannöverischen Ständeversammlung. Dem standesherrlichen Gebiete des Herzogs von A. in Hannover oder dem Amte Meppen wurde vom König Georg IV. am 9. Mai 1826 der Name **Herzogthum Aremberg-Meppen** beigelegt. Der Herzog kann eine Ehrenwache halten. Sein Gerichtsstand ist bei der Justizkanzlei zu Osnabrück. Seinem Hause ist in peinlichem Falle ein Gerichtsstand von Austrägen oder das Recht, von Ebenbürtigen gerichtet zu werden, bewilligt, und das in solchem Falle ergehende Erkenntniß kann nie die Konfiskation, sondern höchstens die Sequestration der mediatisirten Besitzungen zur Folge haben. In den übrigen Straffällen ist das Ministerium die ausschließliche Behörde für alle Mitglieder des herzoglichen Hauses. Der Herzog besitzt außer jenen beiden Standesherrschaften beträchtliche Güter in den Niederlanden; diese Besitzungen sind jedoch seit der französischen Revolution nur noch gewöhnlicher Grundbesitz ohne besondere Rechte. Die Familie bekennt sich zur katholischen Kirche. Ihre jetzigen Häupter sind außer dem Herzog Prosper Ludwig seine Brüder **Paul** (Domherr zu Namur) und **Peter**, sowie sein Vetter (Sohn von Vaters Bruder) Prinz **Ernst**, der im Besitz der ausgedehnten Güter von der Mark, aber ohne männliche Erben ist. Als Residenz gilt Schloß Klemenswerth bei Meppen, doch weilt der Herzog meist im Auslande. Die Gesammteinkünfte des Hauses werden auf 500,000 Thlr. angeschlagen, wovon ungefähr ²/₃ auf die burgundischen, belgischen und holländischen Besitzungen kommen. Als historische Personen heben wir aus dem Hause der Herzöge und Fürsten von A. noch besonders hervor:

1) **Karl Eugen**, zweiter Sohn des Fürsten Philipp Karl von A., Bruder des Herzogs Philipp Franz, geboren 1633, anfangs Domherr zu Köln, nach dem Tode seines Bruders dessen Nachfolger im Herzogthume, Ritter des goldenen Vließes, Generalkapitän von Hennegau, † 1681. — 2) **Philipp Karl Franz**, älterer Sohn und Nachfolger des Vorigen, k. k. Generalmajor, † 1691 zu Peterwardein an den Wunden, welche er in der Schlacht bei Salenkemen erhalten hatte. Seine Wittwe — 3) **Maria Henriette**, Marquise von Grana, eine Frau von männlichem Geiste, verließ als Vormünderin ihrer Kinder die Niederlande, um den Herzog von Anjou nicht als König von Spanien anerkennen zu müssen, und lebte zu Köln in stolzer Armuth, bis die Schlacht bei Ramilies die Niederlande ihrem rechtmäßigen Beherrscher zurückgab. Sie † 1744. — 4) **Leopold Philipp Karl Joseph**, einziger Sohn der Vorigen, Herzog von A., Aerschot u. Croy, ist in der neueren Geschichte durch manche glänzende Waffenthat bekannt. Geboren 1690 zu Mons, ward er, kaum 19 Jahre alt, in der Schlacht bei Malplaquet verwundet, machte 1716 und 1717 als k. k. Generalmajor die Feldzüge in Ungarn mit, befehligte in der Schlacht bei Belgrad den rechten Flügel der Infanterie und trug durch geschickte Manöver sehr viel zum Siege bei. Im Jahr 1719 ernannte ihn Karl VI. zum Gouver-

neur von Mons, sowie zum niederländischen Staatsrathe. Nach dem Wiederausbruche des Krieges zwischen Frankreich und dem Reiche (1733) diente A. abermals unter dem Prinzen Eugen am Rheine, ward 1737 Feldmarschall und Oberbefehlshaber der kaiserlichen Truppen in den Niederlanden, bewirkte 1743 die Allianz zwischen England u. Holland u. zeichnete sich in der Schlacht bei Dettingen aus. Seit 1745 Statthalter von Hennegau, † er 1754 auf seinem Schlosse Heverle bei Löwen. Als heller Kopf und eifriger Beförderer der Wissenschaften war er ein Freund Voltaire's und Beschützer Rousseau's, der von ihm eine Pension erhielt. — 5) August Maria Raimund, Fürst von A., Bruder des Herzogs Ludwig Engelbert, geb. den 23. Aug. 1753 zu Brüssel, gehört besonders wegen seiner Verbindungen mit Mirabeau während der französischen Revolution der Geschichte an. Er trat in seinem 16. Lebensjahre als Kadet in das Regiment des Herzogs Karl von Lothringen, des damaligen Statthalters der österreichischen Niederlande, und erhielt bald darauf vom Großvater mütterlicher Seits, Grafen Ludwig von der Mark, das nach ihm benannte deutsche Infanterieregiment in französischen Diensten, das sein Ahnherr unter Ludwig XIV. gebildet hatte. Als Inhaber dieses Regiments nahm A. den Titel eines Grafen von der Mark an, und wird daher auch gewöhnlich in französischen Geschichtswerken als „Graf Lamarc" aufgeführt. Die Kaiserin Maria Theresia empfahl den jungen Regimentsinhaber ihrer Tochter Marie Antoinette, damals noch Dauphine. Im Jahre 1771 mußte sich der Fürst, während des englisch-amerikanischen Feldzugs, mit seinem Regimente nach Indien einschiffen, stand dort zwei Jahre, diente mit Auszeichnung und wurde in einem Landtreffen gegen die Engländer schwer verwundet. Seine militärische Laufbahn ist ehrenvoller, als seine politische. Nach seiner Rückkunft aus Indien wurde er anfangs in die brabantischen Unruhen unter Joseph II. verwickelt. Das Haus A., in Brabant sehr begütert, stand nämlich anfangs in der Opposition gegen die kaiserliche Regierung, die mit den uralten Freiheiten des Landes auf das Willkürlichste geschaltet hatte. Nun wurde Fürst A. aufgefordert, sich an die Spitze eines Theiles der Insurgenten zu stellen, zog sich indessen bald von diesem Schauplatze zurück und huldigte kurz nachher dem Kaiser Leopold II., dem Nachfolger Josephs II. Vielleicht bewog ihn die hier erhaltene Lehre, in den Generalstaaten zu Versailles, zu denen er, als Besitzer bedeutender Güter in dem französischen Amte Quesnoy (durch seine Gemahlin, eine geborene Marquise le Danois de Cernay) gewählt war, anfangs mit der Adelspartei gegen den dritten Stand zu stimmen. Erst auf den ausdrücklichen Wunsch des Königs ging er mit der Majorität seines Standes zum dritten Stande über, der sich zur Nationalversammlung erklärt hatte. Schon vor der Revolution hatte der Fürst den Grafen Mirabeau, jedoch nur oberflächlich, gekannt. Diese Bekanntschaft erneuerte sich nun, und mit banger Besorgniß gewahrte der Fürst die stürmisch revolutionäre Richtung Mirabeau's, die dem Throne um so mehr Gefahr drohte, als dieser gigantische Mann mit den hervorragendsten Fähigkeiten ausgerüstet war. In vertrauten Gesprächen erkannte der Fürst indessen bald, daß Mirabeau mehr aus gekränkter Eigenliebe, als aus innigster Ueberzeugung diese excentrische Richtung genommen, und gerieth auf den Gedanken, ein so eminentes Talent für die Sache des Thrones und der gemäßigten Monarchie zu gewinnen. Er machte deshalb Schritte bei Hofe, die lange fruchtlos blieben. Endlich gelang ihm eine Annäherung unter Mitwirkung des Grafen von Mercy-Argenteau, österreichischen Botschafters am französischen Hofe, dessen ganzes Vertrauen der Fürst von A. besaß. Doch wurde unter allen Ministern des Königs vorerst nur der Graf Montmorin in das Geheimniß eingeweiht. Mirabeau gelobte, alle seine Kräfte zur Bekämpfung der Anarchie und zur Befestigung der gemäßigten Monarchie zu verwenden, dagegen wurden ihm bedeutende Summen Geldes regelmäßig gezahlt und noch größere am Schlusse seines Riesenwerkes versprochen. Mirabeau starb indessen, als er seine Thätigkeit in dieser neuen Richtung erst recht zu entwickeln begann. Nach dem 10. August 1792, anderthalb Jahre nach Mirabeau's Tode, der A. und Frochot zu seinen Testamentsvollziehern ernannt und Ersterem sämmtliche auf die Verbindungen mit dem Hofe sich beziehenden Papiere hinterlassen hatte, verließ der Fürst, an des Königs Sache verzweifelnd und selbst in der größten Gefahr schwebend, Frankreich, ging nach den Niederlanden zu dem Grafen von Mercy-Argenteau und nach dessen Tode, als die französischen Armeen in die Niederlande eindrangen, nach Wien. Die Erinnerung an seine Rolle während des Aufstandes in Brabant unter Joseph II. und seine Verbindungen mit Mirabeau, deren wahre Absicht wenig bekannt war, bereitete ihm in Wien viele Schwierigkeiten und verhinderte seine Anstellung in der militärischen Laufbahn; doch erhielt er später durch den Minister Thugut eine außerordentliche Mission nach Genua, sowie einige andere Aufträge, denen indessen die Kriegsereignisse in den Weg traten. Er zog sich hierauf zurück und lebte seitdem von den öffentlichen Geschäften entfernt. Napoleon, dem er seine Dienste anbot, wies dieselben zurück. Nach der Errichtung des Königreichs der Niederlande 1814 begab er sich, zum niederländischen Generallieutenant ernannt, nach Brüssel, folgte aber nicht der holländischen Armee nach der Revolution von 1830, sondern blieb in Brüssel, mit Literatur und Kunst beschäftigt, und † daselbst am 26. September 1833. Er hat eine beträchtliche Gemäldesammlung hinterlassen. Was man in der neuern Zeit von dem großen Einflusse, von der Ueberlegenheit des Fürsten über Mirabeau verbreitet hat, ist Uebertreibung. Der gigantische französische Tribun, dessen donnernde Beredsamkeit ein ganzes Königreich niederzuschmettern vermochte, kann sich nicht unter die Leitung eines so unbedeutenden Mannes, wie A. gegen Mirabeau ist, gebeugt haben. Der Fürst A. hinterließ einen Sohn Engelbert Ernst, den oben genannten Prinzen Ernst, geboren 1777.

Aremorica (Armorica), vom Celtischen armoer, d. i. am Meere, ursprünglich das ganze gallische Küstenland von der Mündung der Seine

bis zu den Pyrenäen, später nur der Küstenstrich zwischen Seine und Loire (Liger) oder auch bis zur Garonne (Garumna). Irrig beschränkt Plinius den Namen auf Aquitanien zwischen der Garonne und den Pyrenäen, da vielmehr vorzugsweise die nördlichen Küsten Galliens unter A. zu verstehen sind.

Aremorici (Aremoricae civitates), die Bewohner von Aremorica, besonders zwischen der Seine und Loire in der späteren Normandie und Bretagne. Cäsar nennt hier die Völkerschaften: Veneti, Curiosolites, Rhedones, Nannetes, Unelli, Biducasses, Lerovii u. a.; sie unterwarfen sich jenem Eroberer erst nach hartnäckiger Gegenwehr. Zu Anfange des 5. Jahrhunderts, unter dem ohnmächtigen Kaiser Honorius, bildeten die armorischen Häuptlinge und Städte zum Schutze wider die Einfälle der Germanen einen Bund, der bis zur Eroberung dieser Gegenden durch den Frankenkönig Chlodwig um 500 bestand. Bald nach dieser Zeit wanderten hier Viele der von den Angeln und Sachsen verdrängten Briten ein, wovon das Land den Namen Bretagne erhielt.

Arena, Bühne, Kampfplatz in den Amphitheatern (s. d.), später bisweilen s. v. a. Amphitheater und amphitheatralische Spiele; in neuerer Zeit, besonders in Ungarn, ein unbedecktes, amphitheaterartiges Schauspiellokal, worin während des Sommers Spektakelstücke, Possenspiele, Thierkämpfe u. s. w. aufgeführt werden. Man findet dergleichen in Preßburg, Ofen, Pesth ꝛc.

Arena, 1) Giuseppe, ein Korse von Geburt, eifriger Republikaner, Todfeind Bonaparte's, trat sehr jung in französische Dienste und war bei der Belagerung von Toulon Generaladjutant, dann 1796 korsischer Deputirter bei dem Corps législatif. Bonaparte sendete er das Brevet als Brigadechef der Gendarmerie nach dem 18. Brumaire zurück und machte mit dem Bildhauer Cerucchi, dem Maler Topino Lebrun, mit Demerville und Diana 1801 ein Komplot gegen das Leben des ersten Konsuls, den die Verschwornen beim Ausgang aus der Oper erdolchen wollten. Da aber Demerville, der früher Sekretär bei Barrère gewesen war, diesen warnte, die Oper zu besuchen, so kam die Verschwörung an den Tag. Die Schuldigen wurden verhaftet und, da das Attentat mit der Höllenmaschine dazwischen kam, am 30. Jan. 1802 hingerichtet. — 2) Barthélemi, Bruder des Vorigen, wie dieser ein durch Charakterfestigkeit und Freiheitssinn ausgezeichneter Republikaner, war geboren auf Korsika einige Jahre vor Eroberung dieser Insel durch die Franzosen, ward 1791 Deputirter bei der gesetzgebenden Versammlung und als solcher ein Hauptgegner der Minister, welche an Rolands und Dumouriez' Stelle getreten waren. Nach Korsika zurückgekehrt, klagte er Paoli, seinen früheren Gönner, öffentlich an, durch Intriguen das Mißlingen der französischen Expedition gegen Sardinien 1793 verschuldet zu haben. Paoli ließ ihn dafür auf der Versammlung zu Corte ächten, und A. mußte nach Paris flüchten. Der Jakobinerklub gewann an ihm eines seiner entschiedensten Mitglieder. Seit der Revolution des 9. Thermidor wieder in Korsika anwesend, ward er hier 1798 zum Deputirten im Rathe der Fünfhundert erwählt. Als solcher war er der erklärteste Gegner sowohl des Direktoriums, als der bonapartischen Familie, deren herrschsüchtige und der Freiheitssache verderbliche Pläne von ihm schon vor dem 18. Brumaire klar durchschaut wurden. A. kam deshalb nach dem Siege der Napoleoniden auf die Liste der zur Deportation bestimmten Deputirten, rettete sich indessen glücklich nach Livorno, wo er seitdem zurückgezogen, aber seinen republikanischen Grundsätzen treu bis 1829 lebte.

Arenaberg (Arenenberg, früher Nordenberg genannt), Schloß im Amte Steckborn, des schweiz. Kantons Thurgau in der an Schlössern reichen Gemeinde Ermattingen, auf einer reizenden Anhöhe bei Mannenbach, auf der linken Seite des Untersees gelegen, Besitzthum der verstorbenen Gräfin von St. Leu (Hortense Bonaparte, ehemaliger Königin von Holland), die es von der Familie Streng kaufte. Nach ihrem Tode kam es in den Besitz ihres Sohnes Louis Napoleon, des jetzigen Kaisers der Franzosen.

Arendal, Handelsstadt im norwegischen Amte Nedenäs, Stift Christiansand, an der südöstlichen Küste des Landes, der Insel Tromöe gegenüber, 9 Meilen nordöstlich von Christiansand, am Ausflusse des Nidelf in die Bucht von Christiania, mit 2400 Einw. Die Stadt ist zum Theil auf Felsen, zum Theil auf Pfählen erbaut, von Kanälen durchschnitten und gewährt durch ihre Lage einen sehr romantischen Anblick. Rings um die Stadt sind reiche Eisengruben und Eisenwerke. Hauptgewerbe sind Schiffbau und lebhafter Handel, besonders mit Eisen und Holz, welcher durch die vorliegende Meeresbucht, die einen vortrefflichen Hafen bildet, sehr begünstigt wird. Die Schiffswerfte liegen auf drei kleinen Inseln in der Nähe. König Ludwig Philipp von Frankreich hielt sich als Vertriebener einige Zeit hier auf. Der Stadt gehören die Ladeplätze Lillesand, Grimstad, Grömstad und Kallevig. Die Ausfuhr an Eisen kann zu 150,000 Centner jährlich angeschlagen werden.

Arende, Pachtkontrakt, wodurch die Nutzung einer Sache gegen eine bestimmte Abgabe überlassen wird; dann Pachtkorn, dasjenige Korn, welches nach Abzug der Aussaat und des Wirthschaftskorns als reiner Ertrag übrig bleibt und dem Pachter zu Gelde angeschlagen wird. Man rechnet auf 6 — 7 Ertragskörner 1 auf die Aussaat und $2^1/_2$ auf die Wirthschaft ab, so daß $2^1/_2$ — $3^1/_2$ (also durchschnittlich weniger als die Hälfte des Gesammtertrags) als A. übrig bleibt. In England hat Peel bei der letzten Einkommensteuer das Pachtkorn auf $^1/_3$ des Totalertrags geschätzt, bei den frühern Besteuerungen wurde es noch höher (zu $^2/_3$) angesetzt. Der Geldpreis für den Scheffel Korn war bei ältern Pachtungen sehr niedrig abgeschätzt, jetzt pflegt man den berliner Scheffel Roggen zu $1^1/_3$ Thlr. anzuschlagen, oft auch nur zu 1 Thlr.

Arendsee, Stadt am gleichnamigen See in der preußischen Provinz Sachsen, Reg.-Bez. Magdeburg, in sandiger Gegend, mit 1550 Einw., welche Ackerbau, Viehzucht u. Fischerei treiben. A. war bis 1807 der Hauptort des gleichnamigen altmärkischen Kreises ($13^1/_2$ □Meil., 16,000 Einw.).

und von 1807 — 1814 eines Kantons des Königreichs Westphalen; am 26. Juli 1831 wurde es durch Feuersbrunst fast ganz vernichtet. Der merkwürdige See daselbst, 0,08 □ Meilen groß, 1½ Meile im Umfange, 40 — 60 Klafter tief, friert nur bei der strengsten Kälte zu. Sein Zufluß, ein kleiner Bach vom Dorfe Schrampe her, ist schwächer, als der Abfluß nach Ziesau hin; dennoch bleibt die Wasserhöhe des Sees sich in jeder Jahreszeit gleich. Dabei findet eine fortwährende Vergrößerung desselben Statt; noch 1685 geschah ein beträchtlicher Erdfall, wobei eine am Ufer stehende Windmühle unterging. Offenbar ist der See eine ungeheure Gypsschotte und hängt mit andern ähnlichen Höhlen zusammen. Die Fischerei ist wegen der großen Tiefe nicht einträglich; doch werden aus demselben Grunde oft Fische von erstaunlicher Größe gefangen, z. B. Hechte bis 30 Pfund schwer.

Arendt, Martin Friedrich, berühmter Alterthumsforscher und einer der größten Sonderlinge neuerer Zeit, welcher 40 Jahre lang, von Wissensdurst und unbesiegbarer Wanderlust getrieben, fast alle Länder Europa's zu Fuße durchzog. Geboren zu Altona 1769, studirte er zu Göttingen und Straßburg Botanik und suchte darauf die berühmtesten Botaniker in Frankreich, der Schweiz, Deutschland und Italien auf. Nach Dänemark zurückgekehrt, erhielt er eine Anstellung am botanischen Garten zu Kopenhagen, von wo ihn die Regierung eine botanische Reise nach den Finnmarken machen ließ. Als aber A. statt der Pflanzen nur archäologische Beobachtungen zurückbrachte, ward er mit einem Gnadengeschenke verabschiedet. Von jetzt an war sein ganzes Leben eine ununterbrochene Wanderung, ohne sichern Unterhalt, ohne feste Beschäftigung und ohne Heimath. Zuerst bereiste er Norwegen, um daselbst alte Denkmäler, Manuskripte und andere Alterthümer zu suchen. Er beschränkte sich zu diesem Zwecke nicht bloß auf die Städte, sondern durchwanderte auch alle Theile des offenen Landes, bei Bauern und Predigern Quartier nehmend, ohne Umstände fordernd, ohne Dank weiterziehend. Unterstützt von einigen Alterthumsfreunden, bereiste er 1804 Schweden, Dänemark und Norwegen zum zweiten Male, zeichnete Denkmäler und Runeninschriften, bestand 1806 zu Kopenhagen eine Prüfung hinsichtlich seiner Kenntniß der alten isländischen Sprache und ward darauf der Kommission zur Herausgabe alter isländischer Handschriften zugetheilt. Allein bald verließ er diese Stellung und begab sich nach Schweden, wo der Hofintendant Baron von Tham die Erklärung einiger alten Münzen wünschte. A. reiste mit demselben nach Rostock, von da nach Paris, wo er erkrankte und ein Auge verlor. Nach seiner Genesung von Millin, Aufseher des Antikenkabinets, aufgenommen, lieferte er in das Magasin Encyclopédique von 1808 einen „Abriß seiner Reisen und archäologischen Arbeiten", ordnete auf der königlichen Bibliothek die merowingischen Münzen und fertigte davon einen noch dort befindlichen Katalog. Auch erschien von ihm: „Essai sur les pierres sépulcrales et les tessères sacres des anciens Slaves du Meklenbourg". Da er seit länger Zeit den Wunsch hegte, die Runeninschrift des Löwen von St. Marcus in Venedig zu sehen, so begab er sich 1809 dahin, zu nicht geringem Erstaunen des venetianischen Volkes, das nicht begreifen konnte, was der auf dem öffentlichen Monumente sitzende und durch nichts wegzubringende Fremdling da wolle. Im folgenden Jahre erschien A. wieder in Paris, lebte eine Zeit lang bei seinem Landsmanne Malte-Brun und ward Mitglied der celtischen Akademie, für welche er schrieb: „Rémarques sur les plateaux circulaires construits de cailloux, qui se trouvent au nord de l'Europe". Im Jahre 1810 nach Holstein zurückgekehrt und durch den Landgrafen von Hessen unterstützt, verwandte er zwei Jahre auf die Durchsuchung Jütlands, begab sich 1812 nach Kopenhagen und legte in der dortigen Bibliothek eine Sammlung archäologischer Abhandlungen und Zeichnungen nieder. Hierauf, von der Regierung mit einer kleinen Summe versehen, durchzog er mehre Jahre lang Dänemark, Norwegen und Schweden, um seine Untersuchungen über die Alterthümer dieser Länder zu vollenden. Zu Linköping in Ostgötaland erschien von ihm 1818 ein „Verzeichniß der verschiedenen Runenalphabete". Schon 1820 war er wieder in Deutschland und gab daselbst heraus: „Großherzoglich-Strelitzisches Georgium nordslavischer Gottheiten und ihres Dienstes, aus den Urbildern zu Beförderung näherer Untersuchung dargestellt" (Minden 1820). Bald darauf stellte er Untersuchungen an über die germanische Sprache in der Bibliothek von St. Gallen in der Schweiz; von hier ging er nach Italien und Spanien. Zu Rom ward er von einigen Landsleuten neu gekleidet. Als er, von Madrid heimkehrend, fast nach Deutschland gekommen war, stieg ihm ein Zweifel auf, dessen Lösung nur in der spanischen Hauptstadt möglich war; sogleich wandte er um, klärte sich an Ort und Stelle auf und wanderte dann wohlgemuth wieder nach Deutschland. Im Jahre 1823 durchzog er Oesterreich und Ungarn. Zu Preßburg suchte er den ungarischen Geschichtsforscher, Baron von Mednyanszky, auf. Dieser berichtet über die Unterredung mit A. im Archive für Geschichte, Statistik 2c. (Wien 1824, Nr. 140 und 141) Folgendes: „Kahl, einäugig, mit weißem Barte, den Leib mit einem Stricke umgürtet, die Füße mit Leinwand umwickelt und beschuht mit dicken Sandalen nach Art der ungarischen Bergbewohner, einen kleinen Tornister auf dem Rücken, in der Hand einen Stock — so trat A. zu mir ein. Dieser Mann, von so erbärmlichem Aeußeren, entwickelte eine Gelehrsamkeit, welche für ein halbes Dutzend Akademiker hätte ausreichen können. Um Stoff zur Unterhaltung zu gewinnen, berührte ich die verschiedensten wissenschaftlichen Gegenstände; er zeigte überall ein immenses Wissen, große persönliche Erfahrung und ein äußerst glückliches, gut geordnetes Gedächtniß." Von Ungarn trug A. in seinen Taschen die Patrizen eines celtiberischen Alphabets, Geschenk des Grafen Witzay zu Hederwar, bis nach Kopenhagen. Von hier unternahm er, nach einigen Wanderungen im Dänischen, eine neue Reise nach dem südlichen Europa. In Neapel 1824 angekommen, wurde er in Folge einer Namensverwechselung mit Ernst Moritz Arndt des Karbonarismus verdächtig, und da die dortige

Polizei seine Runenalphabete für geheime Chiffren hielt, als deutscher Emissär eingekerkert. Man behandelte ihn wie den gemeinsten Verbrecher, und seine Gesundheit war, als er wieder in Freiheit gesetzt ward, ruinirt. A. begab sich auf den Heimweg, † aber bei Venedig, noch in demselben Jahre, an einer Nervenkrankheit. A. kannte aufs Genaueste die Schriftzüge der alten Inschriften, die von ihm gemachten Kopien zeichneten sich durch große Treue aus; seine Erklärungen der Runen waren natürlich und im Allgemeinen glücklich; von Münzen kannte er am besten die angelsächsischen, merowingischen und celtiberischen. Es ist zu bedauern, daß wir nicht mehr aus A.s Feder besitzen; seine außerordentliche Bekanntschaft mit den Alterthümern der verschiedensten Nationen hätte zu interessanten Vergleichungen und zu jetzt kaum erst geahnten Resultaten führen können.

Arens, Franz Joseph, Freiherr von, erster Präsident des Oberappellations- und Kassationsgerichts in Darmstadt, geboren am 7. Juni 1779 zu Arnsberg in Westphalen, widmete sich anfänglich dem Geschäfte seines Vaters, eines Kaufmanns, ging aber nachher zum Sudium der Rechtswissenschaften über, bezog 1802 die Universität Marburg und erhielt 1803 zu Gießen die juristische Doktorwürde. Eine Zeit lang Privatdocent an letztgenannter Hochschule, ward er 1804 zum außerordentlichen Professor, zum Beisitzer der Juristenfakultät und zum Assessor des katholischen Kirchen- und Schulraths der Provinz Oberhessen und 1806 zum ordentlichen Professor der Rechte befördert. Im Jahr 1817 erhielt er einen Ruf an eine belgische Universität und für dessen Ablehnung den Titel eines wirklichen Oberappellationsgerichtsraths mit ansehnlicher Gehaltserhöhung. Als sein Schwager von Grolmann in die Gesetzgebungskommission zu Darmstadt und alsdann in das großherzogliche Staatsministerium berufen wurde, begann A.' politische Karriere. In den Jahren 1817 und 1818 war er Rektor der Universität, 1819 wurde er Regierungskommissär, 1820 provisorischer und 1821 definitiver Kanzler der Universität Gießen, sowie Direktor des dortigen Hofgerichts. In seiner Hand ruhten von 1817—1820 die politischen Untersuchungen in Gießen, und es ließen sich in jener Zeit viele Stimmen in lauter Klage gegen ihn als Untersuchungskommissär vernehmen. Je lauter sich aber die Unzufriedenheit Mancher, denen er als politisches böses Princip, als Universitäts-Alba unseres Jahrhunderts galt, aussprach, desto größer war die Anerkennung, die seine Verdienste und sein ganzes System politischer Grundsätze bei seinem Fürsten fanden. Der Großherzog Ludwig erhob ihn am 25. Aug. 1826 in den erblichen Freiherrnstand, und selbst auswärtige Monarchen beeiferten sich, ihn auszuzeichnen. Der Kaiser von Oesterreich ertheilte ihm 1825 das Ritterkreuz des Leopoldordens u. der König von Preußen den rothen Adlerorden. Als Kanzler der Universität, welches Amt er bis zu seiner 1833 erfolgten Ernennung zum Präsidenten des Oberappellations- u. Kassationsgerichts zu Darmstadt verwaltete, war er ständiges Mitglied der ersten Kammer der hessischen Ständeversammlung, und auch nachdem er das Präsidium des obersten Gerichtshofes übernommen, erschien er doch noch bei den landständischen Berathungen in der ersten Kammer und wirkte außerdem als Direktor der Prüfungskommission für das Justiz- und Regierungsfach, sowie als regelmäßiges Mitglied des Staatsrathes. Im J. 1834 wurde er zum wirklichen Geheimenrath mit dem Titel Excellenz ernannt. Auch erhielt er 1841 das Großkreuz des Ludwigs- und 1844 das des Ordens Philipps des Großmüthigen. Als geübter Jurist und begabt mit der Kunst zweckmäßiger, wenn auch kalter Gliederung seiner Ideen, mußte er bei einer Kammer viel gelten, die nur wenige Rechtsgelehrte in ihrer Mitte zählte. Er war regelmäßig einer ihrer Sekretäre und Ausschußmitglied und nahm an den meisten Diskussionen den lebhaftesten Antheil. Auch seine erklärten Gegner lassen seinem Fleiße und seiner Geschäftsgewandtheit alle Gerechtigkeit widerfahren. Außer einer Dissertation und einigen gedruckten Akten hat er keine schriftstellerischen Arbeiten geliefert. Er † 1855.

Arensberg, Stadt, s. v. a. Arnsberg.

Arensburg (von den Esthen Kurasare genannt), Hauptort und einzige Stadt auf der zum russischen Gouvernement Livland gehörigen Ostseeinsel Oesel, an der Südküste derselben am rigaer Meerbusen, mit 2600 Einw., welche Viehzucht, Fischerei und etwas Ackerbau treiben; der Handel ist unbedeutend trotz der guten Rhede. Die Stadt ist Sitz des Vicegouverneurs, einiger kaiserlichen Untergerichte u. eines Konsistoriums, auch hält hier der öselsche Adel alle drei Jahre seine, die Stelle eines Landtags vertretenden Versammlungen. Das in der Nähe der Stadt liegende, jetzt zum Theil zerstörte Schloß war in älterer Zeit der Sitz eines Bischofs. Karl XI. von Schweden ließ es mit großen Kosten erweitern und in eine Festung umschaffen. Im Jahr 1710 wurde es von dem russischen General Bauer zum Theil in die Luft gesprengt.

Arenswalde (Arnswalde), Kreisstadt in der preuß. Prov. Brandenburg, R.-B. Frankfurt, zwischen drei Seen gelegen, mit 3600 Einw., deren Hauptgewerbe Tuchweberei, Gerberei, Hutfabrikation, Branntweinbrennerei, Fischerei sind. A., urkundlich Arnswolde, Arneswolde, hieß in den ältesten Zeiten Chosienzo, auch Chostenzno, und ist ohne Zweifel slavischen Ursprunges. Nach Eroberung der Neumark wurde die Stadt germanisirt; bald zu Pommern, bald zu Brandenburg gehörig, erhob sie sich im 14. Jahrhundert zur vierten neumärkischen Hauptstadt, deren Gunst die Markgrafen aus dem wittelsbacher Hause durch Ertheilung vieler Privilegien zu gewinnen suchten. A.'s Wohlstand litt besonders 1510 durch eine Feuersbrunst, welche nur zwei Häuser übrig ließ; noch nachtheiliger wirkten die Drangsale des 30jährigen Krieges; die Stadt hat seitdem ihre frühere Größe nicht wieder erlangen können.

Areopag (Areopagus), d. i. Marshügel, athenischer Hügel in der Nähe der Akropolis, den Propyläen gegenüber, von welchem aus die Perser die Akropolis belagerten. Hier war der Sitz des berühmten, uralten gleichnamigen Gerichtshofes, der wegen seiner Weisheit, Gerech-

tigkeit und heilsamen Waltung für das ehrwürdigste Institut dieser Art in ganz Griechenland, ja im Alterthume überhaupt galt und bei allem Wechsel der politischen Ereignisse seine bald mehr, bald minder einflußreiche Existenz bis in die Zeit der römischen Kaiser behauptete. Die Entstehung des A.s wird in die älteste mythische Zeit zurückgeführt. Nach Einigen soll Cecrops, nach Andern Cranaus der Stifter desselben gewesen seyn. Schon Ares und Poseidon sollen wegen des von Ersterem getödteten Halirrhotius die Entscheidung dieses Gerichtshofes angerufen haben. Neun Menschenalter später, um 1200 v. Chr., stand hier Orestes wegen seines Muttermordes vor Gericht, ward aber freigesprochen, da die Stimmen gleich waren und Minerva die ihrige zu der bessern Hälfte legte. Fortan ward bei gleicher Stimmenzahl jeder Beklagte absolvirt, indem ihm das Suffragium Minervae zu Gute kam. Sowohl über Orestes als über Ares verwalteten nach der Sage 12 Götter das Richteramt. Auch Cephalus, Dädalus, späterhin die Mörder des Cylon, und selbst Pisistratus sollen vor dem A. gestanden haben. Aus dem Angeführten erhellt, daß dieser Gerichtshof seiner ersten Bestimmung nach ein Blutgericht war; namentlich gehörte absichtlicher Mord in seinen Bereich. Die Mitglieder, aus den vornehmsten Familien stammend, waren wahrscheinlich Epheten. Weit wichtiger und von der größten politischen Bedeutsamkeit war aber die Stellung, welche der A. durch Solon erhielt. Seiner Natur nach aristokratisch, bildete er nach der Einrichtung dieses Gesetzgebers einen heilsamen Gegensatz zu der neubegründeten Demokratie, gleichsam das erhaltende Element im Staatskörper, die bewegliche, leidenschaftlich vorwärtsstrebende Volkskraft zügelnd, und daher weniger schaffend, neu organisirend und vollziehend, als schirmend, erhaltend und untersuchend. Er erscheint von jetzt an als Wächter der Gesetze und ihrer Ausübung durch die Behörden, als Schirmer der alten Verfassung, der herkömmlichen, durch alte Sitte und Form geheiligten Institute, Kulte und Gebräuche, als Censor endlich des öffentlichen und häuslichen Lebens. Diesem Zwecke entsprechend, wurden nur reife, bewährte, mit den Staatsgeschäften schon hinlänglich vertraute Männer zu Mitgliedern genommen, nämlich die gewesenen Archonten, wenn sie ihr Amt löblich geführt und sich durch untadeligen Lebenswandel die Achtung der freien Bürger erworben hatten. Ihre Würde war lebenslänglich, die Zahl unbestimmt. Aeußerliche Ehrenzeichen zu führen, Lustspiele zu schreiben, rauschenden Vergnügungen beizuwohnen u. s. w., war den Areopagiten untersagt, Amtsverschwiegenheit die erste Pflicht. Gerichtet wurde bei Nacht, am Ende jedes Monats drei Tage nach einander. Das Sitzungslokal auf dem Marshügel, ein einfaches, aus Lehm erbautes Haus, war noch zu Vitruvius' Zeit zu sehen. Hier standen ein angeblich von Orestes errichteter Altar der Minerva Area, zwei von Epimenides gestiftete Altäre des Uebermuths und der Unverschämtheit, neben ihnen zwei Steinwürfel, auf deren erstem der Beklagte, dem andern der Kläger stehen mußte. Auch waren daselbst auf einer Säule die auf Blutgerichtsbarkeit bezüglichen Gesetze verzeichnet. Sonst entschied der A. weniger nach positivem Gesetze, als nach Gutdünken, Herkommen, Billigkeit, und zwar in der Königshalle. Der Blutbann betraf Mord, vorsätzliche Verwundung, Brandstiftung, Giftmischerei, Raub, Bestechung und Verrath des Vaterlandes durch feiges Entweichen in der Zeit der Noth. Mordklagen wurden nach Beginn des 10. attischen Monats nicht mehr angenommen, weil zu ihrer Durchführung drei volle Monate erforderlich waren und der eintretende Magistratswechsel leicht Störung veranlassen konnte. Die Einleitung traf der Archon Basileus, nachdem er seinen Kranz abgelegt hatte. Hierauf folgte der Eid beider Parteien, dann ihre Reden, welche von allem überflüssigen Beiwerke und rednerischen Schmucke frei seyn mußten. Stellvertreter und Sachwalter wurden erst in der späteren Zeit gestattet. Nach dem Vortrage der ersten Rede stand es dem Beklagten frei, falls er keinen günstigen Ausgang des Prozesses erwartete, freiwillige Verbannung zu wählen. Als höchste Behörde zur Ueberwachung der Gesetze, Religion und öffentlichen Ordnung konnte der A. auch treulose, eigenmächtig handelnde Staatsbeamte, politische und religiöse Neuerer, besonders sogenannte Gottesverächter, sowie grobe Beleidiger der Volkssitte vor seinen Gerichtshof ziehen. Auch Schlemmer, Müßiggänger, Landstreicher und Verfälscher wurden von ihm verurtheilt. Zugleich führte er die Oberaufsicht über gesellige Zusammenkünfte bei Hochzeiten und Opferfestlichkeiten, über Wege, Straßen und Bauten an denselben, über die heiligen Oelbäume, über Maße, Gewichte und medicinische Angelegenheiten. Bedeutend war sein Einfluß auf die studirende Jugend und ihre Lehrer, die Rhetoren u. Philosophen, von denen keiner ohne Erlaubniß des A. in Athen weilen u. Vorträge halten durfte. Früher vielleicht auch im Finanzwesen mächtig, führte der A. hier später nur eine Art Oberaufsicht über die Einnahme des Staates. Edle, gemeinnützige Männer erhielten durch ihn bisweilen Ehrengeschenke. Außerdem konnte er in außerordentlichen Fällen zur Leitung verschiedener Staatsgeschäfte vom Volke bevollmächtigt oder kompetent gemacht werden, sowie er zur Zeit der Gefahr auch einige Male ohne Vollmacht eingriff. Auch konnte der A., kraft der ihm übertragenen Obhut der Gesetze und ihrer Aufrechthaltung durch die Staatsbehörden, in einzelnen Fällen als Appellationsgericht oder Kassationshof über Aussprüche anderer Gerichtshöfe entscheiden, aber auch dies, wie es scheint, nur, wenn ihm vom Volke dazu besondere Vollmacht verliehen worden war. Ein aristokratisches Institut von so ausgedehnter Wirksamkeit und politischer Gewalt mußte den späteren Demagogen und Häuptern der Demokratie natürlich ein arger Stein des Anstoßes seyn. In Folge ihrer Gegenbestrebungen verlor der A. schon im 5. Jahrhundert v. Chr. seinen politisch-ethischen Einfluß. Am verderblichsten wirkte in deser Beziehung Pericles durch seine uneingeschränkte Gewalt über das Volk. Während der Herrschaft der Dreißig unter Sparta's Oberho-

heit finden sich von dem A. kaum noch einige Spuren. Bei Wiederherstellung der gemäßigten Demokratie ward er gleichfalls restaurirt, ihm auch die Oberaufsicht über die Anwendung der Gesetze durch einen Volksbeschluß von Neuem übertragen. Seitdem fristete der A. seine Existenz noch bis in die Kaiserzeit, obwohl oft eines großen Theils seiner politischen und richterlichen Gewalt, sowie seiner ehemaligen sittlichen Würde beraubt. Dennoch rühmen auch Spätere noch die Unbestechlichkeit und strenge Gerechtigkeit der Areopagiten. Die Zeit, in welcher dieser Gerichtshof gänzlich aufhörte, läßt sich nicht genau bestimmen; aus Apostelgeschichte 17, 19, 22 erhellt, daß er unter Claudius noch existirte; wahrscheinlich ward er unter Vespasian aufgehoben. Vgl. P. W. Forchhammer, „De Areopago etc." (Kiel 1828).

Arequipa, südlichstes Departement der südamerikanischen Republik Peru, am Westabfall der Anden, zwischen diesen und dem großen Ocean, 2100 □Meilen groß mit 150,000 Einw. Hier ist der Landsee Titicaca, der größte in Peru, sowie mehre Vulkane (s. unten), die sehr hoch u. jetzt noch in Thätigkeit sind. Das Departement ist reich an Gold, Silber, Edelsteinen, Getreide, Oliven, Wein, Vieh, Wolle ꝛc. Es sendet in das Innere des Landes starke Weine und sehr geschätzte Branntweine, welche in den Thälern an der Küste destillirt werden. Zur Ausfuhr liefert es Silber in Barren, Gold in Staub und Stangen, Salpeter, Chinarinde, welche aus dem Innern von Bolivia kommt, und Wolle. Diese Wolle wird aus der Sierra gebracht und von vier verschiedenen Thierarten, dem Schafe, dem Lama, dem Alpaca und der Vicogne gewonnen. Die gleichnamige Hauptstadt des Departements liegt in dem reizenden Thale des Quilcaflusses. Die Stadt wird oft beunruhigt durch den gleichnamigen Vulkan in der Nähe, hat aber übrigens ein sehr gesundes Klima. Sie zählt 30,000 Einwohner, ist Bischofssitz und hat ansehnliche Kirchen und Klöster. Auch ist sie eine Hauptniederlage europäischer und amerikanischer Waaren. Der größte Theil des im Innern Peru's gewonnenen Goldes und Silbers wird in den nächsten Häfen, in Quilca, in Arentac und Mollindo, eingeschifft. Ferner hat A. Baumwollen-, Gold- und Silbermanufakturen, Edelsteinschneidereien ꝛc. Ueber der Stadt erheben sich drei sehr hohe vulkanische Nevados (über die Schneelinie hinausragende Spitzen): der Pichupichu, der Chacani u. der an 19,000 Fuß hohe Volcan de A. oder Guagua-Putina, der schon viermal die Stadt zerstört und noch 1830 von Neuem Rauchsäulen, Asche und Steine ausgestoßen hat. A. wurde auf Pizarro's Befehl 1536 gegründet und 1541 von Karl V. zur Stadt erhoben.

Ares, s. Mars.

Aretäus, ausgezeichneter griechischer Arzt, der, aus Kappadocien gebürtig, zu Rom unter Nerva und Trajan lebte. Er war der eklektischen Schule zugethan und galt nächst dem Hippocrates für den besten Beobachter der Krankheiten. Von ihm sind noch zwei Werke erhalten; das eine handelt von den Ursachen und Zeichen der akuten und chronischen Krankheiten, das andere von der Heilung derselben. Beide Schriften, im jonischen Dialekte abgefaßt, beruhen auf vieljähriger, tüchtiger Erfahrung und enthalten sehr genaue, einsichtsvolle Beschreibungen u. die darin angegebene Heilmethode ist einfach u. sicher. Der fast dichterische Styl erschwert aber das Verständniß sehr. Ausgaben sind Ed. princeps von Jak. Goupyl (Paris 1554); von F. Wigan (Oxford 1723); von H. Boerhave (Leyden 1731); von Kühn in den Medic. Graec. (Leipz. 1828). Eine lateinische Uebersetzung lieferte Paulus Crassus (Vened. 1552, in der Folge mehrmals wieder abgedruckt), eine deutsche Dewetz (Wien 1790 und 1802).

Aretas (Hareth), Name von fünf Königen der nabatäischen Araber in Peträa: A. I., Nachfolger des Simalkun, zur Zeit des jüdischen Königs Alexander Jannäus, um 100 v. Chr., führte Krieg mit Antiochus Dionysius (XII.) von Syrien und gelangte nach dessen Tode, von den Damascenern aus Haß gegen Ptolemäus Mennäus herbeigerufen, zur Herrschaft über Cölesyrien. A. II., Nachfolger Obodas' I., fiel in Judäa ein, schlug Alexander Jannäus u. machte viele Eroberungen. In den jüdischen Thronstreitigkeiten zwischen Hyrcanus und Aristobulus ward A. von Ersterem zu Hülfe gerufen, belagerte den Aristobulus im Tempel zu Jerusalem, mußte aber 64 v. Chr. dem römischen Legaten M. Aem. Scaurus weichen und erlitt noch auf dem Rückzuge eine Niederlage. Scaurus zog jetzt gegen Petra und verheerte, da der Stadt nicht beizukommen war, das umliegende Land, bis A. mit 300 Talenten den Frieden erkaufte. Unter Gabinus, dem Nachfolger des Scaurus in Syrien, kämpfte A. von Neuem wider die Römer. A. III., Nachfolger Obodas' II., 12 v. Chr., Schwiegervater des Herodes Antipas, wurde durch dessen Vermittelung von Augustus als König anerkannt. Als Herodes später seine Gemahlin verstieß, um die Herodias zu heirathen, überzog ihn der gekränkte A. 37 v. Chr. mit Krieg und brachte seinem Heere mehre Niederlagen bei. Tiberius, von Herodes um Beistand angerufen, schickte den syrischen Statthalter Vitellius gegen A.; zum wirklichen Kriege kam es aber nicht, da der Kaiser unterdessen starb. A. nahm hierauf Damascus in Besitz und setzte daselbst einen Ethnarchen ein, vor dessen Verfolgungen der Apostel Paulus aus der Stadt fliehen mußte.

Arethusa, Tochter des Nereus und der Doris, der Nymphe der berühmten gleichnamigen Quelle auf der Insel Ortygia bei Syracus (s. Alpheus), galt, zu Syracus göttlich verehrt und in Gesellschaft von Delphinen auf Münzen abgebildet, für die Muse des Hirtengedichts. A. hieß auch eine der Hesperiden (s. d.).

Arethusa, syrische Stadt und Festung in Apamene, zwischen Epiphania und Emesa, kam bei der Schwäche des syrischen Reiches unter die Herrschaft der nomadischen Araber und bildete unter Augustus und Tiberius ein kleines, von den Römern abhängiges Fürstenthum. Auch führten mehre Quellen diesen Namen. Die berühmteste davon war auf der Ortygiainsel, einem Theile der Stadt Syracus, der gleichnamigen Nymphe geweiht; nach der Mythe stand sie mit dem peloponnesischen Alpheus in unmittelbarer Verbindung, was sich durch ver-

schiedene Gegenstände, die, in Elis in den Fluß geworfen, hier angeblich wieder zum Vorschein kamen, bestätigt haben sollte. Neben der ortygischen Insel dringt noch jetzt eine reiche Süßwasserquelle aus dem Meere hervor, die vielleicht die alte ist.

Arethusa, Pflanzengattung aus der Familie der Orchideen, charakterisirt durch die fünftheilige Blumendecke, die am Grunde des Befruchtungssäulchens angewachsene, oben kappen-, inwendig kammförmige Lippe. Als Zierpflanze kommt vor: A. bulbosa, eine fast blattlose Pflanze mit einzelner, endständiger, zierlicher Blume, deren Blätter rosenroth, gewölbt und lanzettförmig sind; die Lippe ist weiß, purpurroth geadert und mit gelbem Kamme versehen. Diese Pflanze gedeiht im freien Lande, in leichter, sandiger, vegetabilischer, aus Blättern, verfaulten Sägespänen und fein zerhacktem Torfmoos bereiteter Erde, verlangt aber Schatten und Schutz vor rauher Luft. Die zerstoßenen Wurzelknollen werden in der Heimath äußerlich bei Zahnschmerzen aufgelegt und sollen besonders die Zeitigung von Abscessen befördern.

Aretin, gelehrtes bayerisches Brüdertrifolium, aus Ingolstadt gebürtig: 1) Adam, Freiherr von, geb. den 24. Aug. 1769, tüchtiger Jurist und Diplomat, unter Montgelas' Ministerium Direktor der diplomatischen Sektion, zuletzt bayerischer Bundestagsgesandter zu Frankfurt am Main, † den 16. August 1822. Ihm verdankt Bayern die Regulirung seiner Grenze gegen Oesterreich, die Herstellung der Ritterpfandmatrikel, die Bildung eines allgemeinen Reichslehnhofs und den Entwurf des neuen Lehnrechts. Als 1817 der Graf Rechberg das Portefeuille der auswärtigen Angelegenheiten übernahm, wurde A. an dessen Stelle nach Frankfurt geschickt, wo er sich vorzüglich durch die energische Vertheidigung der bayerischen Verfassungsurkunde allgemeine Achtung erwarb. Er war ein großer Kunstfreund und Kunstkenner und besaß eine sehr werthvolle Kupferstichsammlung und eine bedeutende Anzahl schätzbarer Gemälde, die nach seinem Tode versteigert wurden. Er schrieb: „Magazin der bildenden Künste" (München 1791); „Handbuch der Philosophie des Lebens" (das. 1793).

2) Johann Georg Joseph Karl Maria, Freiherr von, geb. zu Ingolstadt den 29. März 1771, studirte die Kameralwissenschaften zu Heidelberg u. machte sich seit 1793 als Administrator des Donaumoosgerichts bei der Trockenlegung eines 17 Stunden im Umfange betragenden Sumpfes sehr verdient. Im J. 1796 wurde er zum Hofkammerrath, 1799 zum Landesdirektor in Amberg und 1806 zum Straßen- u. Wasserbauinspektor in Tyrol ernannt, wo er in einer zweckmäßig abgefaßten Druckschrift das Volk über die Vorbeugungsmittel gegen die Verheerungen durch Bergfälle belehrte. Beim Ausbruch des Aufstandes in Tyrol 1809 bekleidete er die Stelle eines Generalkommissärs des Eisackkreises zu Brixen und wurde als österreichischer Gefangener nach Fünfkirchen in Ungarn abgeführt. Nach seiner Freilassung erhielt er 1810 vom Könige von Bayern ein Lehngut nebst einer ansehnlichen Pension, und von nun an widmete er sich ganz den Wissenschaften. Er † den 30. Jan. 1843 zu München. A. hat sich eben sowohl als publicistischer Schriftsteller, wie durch anregendes Beispiel große Verdienste um bayerische Landeskultur erworben. Das Hauptwerk unter seinen zahlreichen Schriften, die größtentheils ein praktisches und vaterländisches Interesse haben, ist sein „Versuch eines Defensionssystems von Bayern" (4 Bde., Regensburg 1817 bis 1820), das nicht nur in militärischer, sondern vorzüglich auch in finanzieller und ökonomischer Hinsicht Beachtung verdient. Außerdem nennen wir die „Zeitbedürfnisse, mit besonderer Rücksicht auf Bayern" (Regensburg 1820); „Stoff zum Nachdenken für Geschäftsmänner" (2 Bde., das. 1822).

3) Johann Christoph Anton Maria, Freiherr von, der jüngste der drei Brüder, ein als Gelehrter, liberaler Staatsmann u. Publicist gleich ausgezeichneter Mann, geboren den 2. December 1773 zu Ingolstadt, studirte zu Heidelberg, Göttingen und Paris, trat früh in den Staatsdienst und ward 1799 Landesdirektionsrath, in welchem Jahre er schon auf Abstellung der Feudalstände und auf Zusammenberufung des Landtags drang. Bei dem Streite der bayerischen Landstände mit der Regierung 1800 und 1801 war er als Schriftsteller sehr thätig, ward 1803 nach Aufhebung der Klöster als Regierungskommissär zur Durchsuchung der Klosterbibliotheken abgeschickt und 1806 zum Oberbibliothekar an der Centralbibliothek zu München ernannt. Wegen eines literarischen Streites, besonders mit Thiersch und andern nach Bayern gezogenen protestantischen Gelehrten, der mit Unrecht für einen Religionsstreit gehalten wurde, legte A. nach Beendigung desselben auf höchste Veranlassung seine bisherigen Aemter nieder, kam 1811 als Direktor und 1813 als Vicepräsident an das Appellationsgericht nach Neuburg u. ward 1819 Landtagsabgeordneter und Präsident des Appellationsgerichts zu Amberg, als welcher er den 24. December 1834 zu München †. Seine Schriften, die er zum großen Theile im Interesse des Vaterlandes schrieb und unter denen sich viele durch ihre Volksthümlichkeit auszeichnen, sind sehr zahlreich. In Verbindung mit Babo gab er die Zeitschrift „Aurora," mit F. Eschenburg den „Neuen literarischen Anzeiger" und allein die „Beiträge zur Geschichte und Literatur" (54 Hefte, 9 Bde.), und als Landtagsabgeordneter die „Landtagszeitung" (20 Hefte, 1819 f.) heraus, welche letztere anfänglich als Hofzeitung angesehen wurde, bis ihre Richtung gegen die Minister nicht zu verkennen war. Die Schrift: „Die Plane Napoleons u. seiner Gegner in Deutschland" (1809), worin er die durch Ausländer bewirkten Veränderungen Bayerns auf eine diesen nachtheilige Weise beleuchtete, erregte den oben erwähnten langen und heftigen Streit zwischen den Gelehrten Münchens. Seine Flugschrift: „Sachsen und Preußen" (1815), zu Gunsten Sachsens, machte außerordentliches Aufsehen und zog ihm viele Anfechtungen zu. Außerdem schrieb er: „Ueber die westphälischen Friedensakten" (München 1802); „Jahrbücher der Gerechtigkeitspflege in Bayern" (2 Bde., Neuburg 1811—18); „Instruktion, die Kriminalgeschäftstabellen betreffend" (München 1823); „Ueber Staatsverfassung und Verwaltung" (das. 1826); „Ueber die baye-

rische Verfassungsurkunde" (das. 1818); „Grundherrliche Rechte, eine Hauptstütze des Wohlstandes" (Regensburg 1829); „Bayerischer Verfassungskatechismus" (das. 1819); „Literarische Monatsschrift für bayerische Staats- und Geschäftsmänner" (das. 1818 und 1819); die Schauspiele „Ludwig der Bayer" (1821) u. „Das Mädchen aus Zante" (Bamberg 1822), beide mit politischen Tendenzen; „Des großen Kurfürsten Maximilian I. Anleitung zur Regierungskunst" (Bamb. 1823); „Darstellung der bayerischen Kreditvereinsanstalt" (München 1824). A.s letzte Schrift war das „Staatsrecht der konstitutionellen Monarchie", das von K. von Rotteck vollendet wurde (2 Bde., Altenburg 1824—27; neue Ausgabe, Leipzig 1839).

4) **Karl Maria, Freiherr von**, des Vorigen ältester Sohn, geb. den 4. Juli 1796, machte sich einen Namen als Historiker der streng katholischen Richtung, focht in den Freiheitskriegen mit und schlug dann die diplomatische Laufbahn ein, diente aber dann wieder im bayerischen Generalstabe und im Kriegsministerium. Späterhin gab er den Staatsdienst auf und zog sich auf das Land zurück, wo er sich literarischen Studien und nebenbei der Landwirthschaft widmete. Seine Neigung für archivalische Forschungen führte ihn dann wieder nach München zurück, wo er 1834 eine Stelle im Ministerium des Aeußern mit dem Titel Legationsrath erhielt und vom König zum geheimen Haus- und Staatsarchivar ernannt wurde. Die in dieser Stellung ihm reichlich geöffneten Geschichtsquellen benutzte er zur Ausarbeitung einer „Darstellung der auswärtigen Verhältnisse Bayerns" (Passau 1839) und einer „Geschichte des Kurfürsten Maximilian I." (das. 1842). Auch schrieb er eine Abhandlung über Wallenstein, welche zur Beurtheilung desselben manches Neue enthält. Ende März 1847 wurde er seines Amtes als Vorstand des Archivs enthoben u. der bayerischen Gesandtschaft zu Berlin als Legationssekretär beigegeben.

Aretino, Pietro, italienischer Schriftsteller des 16. Jahrhunderts, ein rücksichtsloser Satyriker, aber trotz seiner schamlosen Gemeinheit von den Italienern „il Divino", der Göttliche (wie Ariosto), genannt, geboren zu Arezzo den 20. März 1492. Als der natürliche Sohn eines Edelmanns Luigi Bazzi genoß er eine höchst mangelhafte Erziehung. Sein kecker Witz auf den Ablaßhandel zog ihm schon als Jüngling Verfolgung und die Verbannung aus Arezzo zu. Er ging nach Perugia, wo er kurze Zeit das Buchbinderhandwerk trieb, wanderte dann nach Rom und gewann hier bald die Gunst des Papstes. Schon war er in ganz Italien wegen seiner Satyren genannt und gefürchtet, als er durch sechszehn schändliche Sonette (Sonetti lussuriosi), die er als eine Art Kommentar zu sechszehn unzüchtigen Zeichnungen von Giulio Romano (nach Andern von Raphael) verfertigt hatte, sein Glück wieder verscherzt zu haben schien. Der Papst Klemens VII. konnte nicht umhin, ihn aus Rom zu entfernen. Aber Johann von Medici berief ihn zu sich nach Florenz und nahm ihn mit nach Mailand, wo er Gelegenheit fand, sich Franz I. von Frankreich gefällig zu machen. Nachdem er abermals Rom besucht, kehrte er zu seinem Beschützer, Johann von Medici, zurück, der ihn immer lieber gewann und verwundet in seinen Armen starb. Im Jahre 1528 ließ sich A. zu Venedig nieder, wo er unter dem Protektorate mächtiger Freunde vom reichen Ertrage seiner Feder lebte. Der Bischof von Vicenza, sein Freund, söhnte ihn mit dem Papste aus und empfahl ihn Kaiser Karl V., dem A. sich im Gefolge einer feierlichen Gesandtschaft, welche die Venetianer an den Kaiser schickten, vorstellte. Er wurde vom Kaiser einer auszeichnenden Aufmerksamkeit gewürdigt und erhielt fortan von Karl V. ein ansehnliches Jahrgehalt. Da Franz I. hinter dieser Gnadenbezeigung zurückblieb, so empfing nun der Kaiser allein die Lobsprüche A.s, die bis dahin Beiden zu gleichen Theilen gespendet wurden. Um das päpstliche Vertrauen sich ganz wieder zu gewinnen, verfaßte A. selbst mehre theologische Andachtsbücher, z. B. „Drei Bücher von der Menschheit Christi", eine „Paraphrase der Bußpsalmen", „Betrachtungen über das erste Buch Mose ꝛc." Papst Julius III. wurde hierdurch, mehr aber noch durch ein an ihn gerichtetes Sonett seines Landsmannes so gerührt, daß er ihm 1000 Goldkronen schickte und ihn zum St. Petersritter machte. Als ihn drei Jahre später der Herzog von Urbino dem Papste selbst vorstellte, nahm ihn dieser sehr ehrenvoll auf, schlug ihm indeß den Wunsch, Kardinal zu werden, lachend ab. Die Art seines Todes entsprach seinem Leben. Einst erzählte man ihm nämlich eines von den galanten Abenteuern seiner eben so zügellos als er selbst lebenden Schwestern, und A. fand es so belustigend, daß er in ein lautes Lachen ausbrach, darüber das Gleichgewicht verlierend, vom Stuhle zu Boden fiel und auf der Stelle todt war. Er war 65 Jahre alt. A. war ein schöner und überaus talentvoller Mann. Viele seiner Werke sind klassisch, die Mehrzahl aber zügellos, alle Sitte höhnend. Sein Charakter bildet ein wunderliches Gemisch von Gutherzigkeit und Bosheit, Stolz und Kriecherei, Muth und Feigheit, Ehrgeiz und schmutziger Gemeinheit. Wer A. von der vortheilhaftesten Seite kennen lernen will, lese zuerst seine Lustspiele, die mit allen ihren Auswüchsen zu den besten in der italienischen Literatur gehören und bei Weitem nicht so unanständig, wie viele andere seiner Schriften, sind. Für die Possenreißerei, an der in diesen Lustspielen kein Mangel ist, wird man entschädigt durch die treffendste Sittenschilderung und die hinreißendste Natürlichkeit des Dialogs. Diese Vorzüge kann man auch einem der verrufensten seiner Werke, dem „Capricciosi e piacevoli raggionamenti", nicht absprechen, welches schon im 16. Jahrhundert als ein Buch, das in keinem christlichen Staate die Censur passiren konnte, ohne den Namen des Verlegers öfter gedruckt wurde; die Stelle des Druckorts vertritt auf dem Titel das Wort Cosmopoli. Es überbietet an Scham- und Sittenlosigkeit fast alles Aehnliche in der gesammten alten und neuen Literatur, liefert aber zur Kenntniß des italienischen galanten Hof- und Klosterlebens die merkwürdigsten Beiträge. Die Akademiker della Crusca zählen A. unter die klassischen Schriftsteller ihrer Nation; er verdient jedoch diese Ehre weniger wegen der Reinheit, als wegen der

Kühnheit, Gewandtheit und Eigenthümlichkeit seines Styls. Von A.'s übrigen Schriften sind noch zu nennen: „I tre primi canti di Battaglia" (Venedig 1537); „Lagrime de Angelica" (1538); „Quatro Comedie", „La Fortigiana" (Venedig 1535); „Il Marescalco" (das. 1536); „La Talanta" (das. 1532); „L'Ipocrito" (das. 1542), zusammen, ohne Ort, 1588; „Lettere" (6 Bde., Paris 1609), höchst interessant wegen der Mannigfaltigkeit der Beziehungen, in welchen A. mit den angesehensten Personen und den ausgezeichnetsten Köpfen in Italien stand; „La vita della Catarina Vergine" (Venedig 1511) u. a.

Areus (**Arius**), Name zweier spartanischen Könige: A. I., Eurysthenide, Sohn des Acrotatus, Nachfolger seines Großvaters Cleomenes II., regierte 310—266 v. Chr., erlitt 280 in einem Kriege gegen die Aetolier eine große Niederlage, rettete aber, von einem Zuge nach Kreta heimkehrend, 272 Sparta von der drohenden Eroberung durch Pyrrhus und leistete hierauf gegen diesen auch den Argivern Beistand. Ohne Erfolg versuchte er, in Verbindung mit Ptolemäus Philadelphus von Aegypten, 267 das von Antigonus Gonatas belagerte Athen zu entsetzen. Im folgenden Jahre, von Neuem wider Macedonien kämpfend, fiel er in der Schlacht bei Korinth. Im 1. Buche der Makkabäer 12, 21—23 wird ein Brief des A. an den jüdischen Hohenpriester Onias mitgetheilt, dessen Aechtheit jedoch mehr als zweifelhaft ist. Sein Enkel A. II., nachgeborener Sohn des Acrotatus, stand unter Vormundschaft seines Großoheims Leonidas; †, 8 Jahre alt, 257 v. Chr.

Arezzo, Stadt in Toskana, Hauptstadt der gleichnamigen Provinz, in einem fruchtbaren Thale, am Abhange eines Hügels, 1¼ Meile vom Zusammenflusse der Chiana mit dem Arno, eine der ältesten Städte Toskana's und eine der zwölf Hauptstädte der alten Etrusker. A. zählt jetzt 10,393 Einwohner, während die 3 Miglien im Umfang haltenden Ringmauern und die zahlreichen Kirchen, die der Stadt von Weitem ein sehr stattliches Ansehen geben, auf eine Zeit deuten, wo dieselbe von 30,000 Seelen bevölkert war. Unter den zahlreichen Plätzen verdient Erwähnung die Piazza grande oder Ferdinande mit einer Kolonnade, einer Loggia mit einer schönen gothischen Façade, und der Pieve, einer Kirche, die auf den Fundamenten eines heidnischen Tempels erbaut ist. Der Dom, wie fast alle andern Kirchen, mit unvollendeter Façade, auf dem höchsten Punkte der Stadt, enthält einen prachtvollen, von Giovanni Pisano in Marmor gearbeiteten Hochaltar und einige werthvolle Bilder. In den übrigen Kirchen finden sich schöne Gemälde aus der ältern toskanischen Malerschule. A. ist der Sitz eines Präfekten und eines Bischofs, besitzt ein Gymnasium, ein Hospital und viele Klöster. Die Straßen sind meist finster und schmutzig, die Einwohner stehen bei ihren Landsleuten hinsichtlich ihrer Liebenswürdigkeit in nicht sehr hohem Rufe. Die ehemals bedeutende Industrie ist sehr gesunken. Vielleicht gibt es keine gleich große Stadt, die so vielen berühmten Männern das Daseyn gegeben, als A. Mäcenas, der Musenbeschützer, Petrarca, der Sänger Laura's, Pietro Aretino, der Satyriker, Guido von A., der Erfinder der Noten, Bernardo von A., der Historiker, Cesalpino, der Botaniker, Redi, der Arzt und Humorist, Papst Julius III., der berüchtigte Marschall d'Ancre, Vasari, der Maler und Biograph der Künstler, und andere ausgezeichnete Männer, deren Namen weniger über die Grenzen Italiens hinausgedrungen sind, wurden hier geboren. A. hieß ehemals **Aretium** und war nächst Perusia die vornehmste der etrurischen Zwölfstädte, berühmt durch die hier gefertigten Waffen, Thongefäße (Vasa aretina) und Baubacksteine. Das ansehnliche Gebiet begriff die fruchtbaren Thäler um die Quellen des Arnus, Tiber und Umbro und lieferte viel Wein und Weizen. Die Stadt schloß bereits 308 v. Chr., während des etrurischen Kriegs, ein Bündniß mit den Römern. Im zweiten punischen Kriege verhinderte Rom den beabsichtigten Abfall der Aretiner durch einen Ueberfall und zwang sie, zur Ausrüstung der Expedition Scipio's nach Afrika, Eisen, Holz, Leinwand und Waffen für 30,000 Mann zu liefern (205 v. Chr.). Später ward A. mehrmals durch römische Kolonisten bevölkert. Während der Bürgerkriege litt die Stadt besonders durch Sulla, dessen Gegner sie unterstützt hatte. Zur Zeit der Völkerwanderung wurde sie besonders von den Gothen und später von den Longobarden hart mitgenommen. Durch Bischof Vido Petramala erhielt die Stadt feste Mauern, unter deren Schutze sie ihre nach und nach ausgebildete republikanische Verfassung sich bewahrte. Im Kampfe der Guelfen und Ghibellinen stand sie meist auf Seiten der letztern u. den Florentinern feindlich gegenüber, von denen die Aretiner in der Schlacht bei Camaldino 1289, an der auch Dante Antheil nahm, entscheidend geschlagen wurden. Im 14. Jahrhundert bemächtigten sich die Tarlati der Oberherrschaft in A. und den benachbarten Städten. A. ward dadurch Hauptstadt des Gebietes der Tarlati. Um die Mitte des 16. Jahrhunderts wurde nach langen Kämpfen A. dem Gebiete der Medici durch Cosmo von Medici einverleibt und blieb seitdem bei Toskana. Im Jahre 1799 wurde die Stadt von den Franzosen besetzt; doch befreite sie sich bald von der fremden Okkupation.

Arezzo, Thomas, römischer Kardinal und einflußreicher Staatsmann, geboren 1756 zu Orbitello, einem toskanischen Dorfe, aus vornehmer Familie, wurde 1801 von Papst Pius VII. zum Nuntius in St. Petersburg ernannt, um hier wegen der Vereinigung der griechischen und römischen Kirche zu unterhandeln. A. genügte dieser höchst wichtigen Mission mit eben so viel Geschick als Glück, und schon war Alles zur Abschließung des Vertrags bereit, als der gewaltsame Tod des Kaisers Paul I. Roms Hoffnungen plötzlich vereitelte. Alexander, andern Principien huldigend, als sein unglücklicher Vater, brach die Unterhandlungen schroff ab und befahl A., Petersburg zu verlassen. Er verweilte hierauf als päpstlicher Legat mehre Jahre in Dresden, von wo ihn Napoleon 1807 nach Berlin kommen ließ, um an ihm ein Werkzeug seiner Pläne in Bezug auf den römischen Stuhl zu gewinnen. A. ging scheinbar darauf ein; aber kaum war er, mit den Instruktionen des Kaisers versehen, zu Rom angekom-

men, so setzte er Pius VII. von Allem in Kenntniß und ermuthigte ihn zu hartnäckigem Widerstande. Bonaparte ließ deshalb den Prälaten 1808 zu Florenz verhaften, von wo man ihn nach Novara u. zuletzt nach Bastia auf Korsika brachte. Als Seemann verkleidet, entkam A. 1813 nach Sardinien, wo ihn der König Viktor Emanuel freudig aufnahm. Mit diesem Fürsten landete A. 1814 bei Genua, empfing darauf zu Savona den wieder in Freiheit gesetzten Papst und begab sich mit demselben nach Rom, wo ihm sogleich das Präsidium des heiligen Officiums, 1815 auch die Kardinalswürde u. die Legation von Ferrara übertragen wurde. In letzterer Stellung verdient besonders Lob seine Menschenfreundlichkeit gegen die zahlreichen politischen Gefangenen, welche in Folge der neapolitanischen Revolution 1820 von Faenza und Ravenna nach Ferrara gebracht worden waren. Im Jahre 1830 ward A. von Pius VIII. nach Rom zurückgerufen und zum Vicekanzler der Kirche ernannt. Er † 1833. Seine jedenfalls höchst interessanten Memoiren sind leider noch nicht im Drucke erschienen.

Argali, Name mehrer wilder Schafarten, die, wie die Muflons, Gemsen und Steinböcke, auf den höchsten und steilsten Gebirgen leben, saftiges, schmackhaftes Fleisch, gutes Leder- und Hornwerk liefern, aber wegen ihrer Schnelligkeit und Fertigkeit im Klettern schwer zu erlegen sind. Bei dem sibirischen A., Ovis Ammon (Capra Ammon *L.*), ist das Haar im Sommer sehr kurz, graufalb, im Winter lang und dicht, grauröthlich, die Schnauze, Kehle und Brust weiß; die Hörner stehen auf dem Scheitel nahe beisammen, sind halbkreisförmig, sehr groß, oft 15 Pfund schwer, an der Wurzel dreieckig, an den Spitzen platt, quergestreift, bei dem Weibchen kleiner. Die Größe ist die einer kleinen Hirschkuh oder eines Dammhirsches; die Schwere bis auf 300 Pfd. Dieses scheue, flüchtige, für die Jagd nicht unwichtige Thier bewohnt in kleinen Rudeln die Hochgebirge des mittleren und nördlichen Asiens; jung eingefangen wird es leicht zahm. Der afrikanische A., Ovis tragelaphus *Cuv.*, ist rothbraun, mit weichem, wenig wolligem Haare, unten am Halse mit einer lang herabhängenden Mähne, an den Knien mit langen Haarzotten versehen; die Hörner sind von mittelmäßiger Größe, nicht spiralförmig gewunden, breit, an der Basis sich berührend, nach hinten und nach außen gebogen. Die Größe ist die des gemeinen Schafes, das Vaterland die Gebirge der Berberei und Aegyptens. Man hält diesen A. für die Urrace des zahmen Schafes. Der amerikanische A., Ovis Argali americana *Cuv.*, ist braun, hochbeiniger und leichter gebaut, als die vorigen Arten; Schwanz und Hinterbacken weiß; Hörner groß, dick, spiralförmig gewunden. Er findet sich auf den hohen Gebirgen Nordamerika's.

Argandsche Lampen, die 1783 von dem Schweizer Argand in London erfundenen Lampen, welche einen hohlen cylindrischen Docht haben. Diese Lampen brennen heller, als die Lampen mit gewöhnlichen und selbst als die mit bandförmigen Dochten; sie rauchen nicht, lassen keine Schnuppen oder Putzen zurück, leiten die verdorbene Luft immer nach der Decke des Zimmers hin und brennen, nach Verhältniß der hervorgebrachten Helle, auch sparsamer als andere. Diese Vorzüge erhalten die a.n L. dadurch, daß sie der atmosphärischen Luft, folglich auch dem darin befindlichen Sauerstoffgase mehr Berührungspunkte darbieten, und daß sie wegen des in ihnen Statt findenden Luftzuges die Luft, folglich auch den zum Brennen dienenden Sauerstoff derselben in größerer Menge und koncentrirter herbeiführen, wodurch eine größere Helle und an dem Dochte eine ähnliche Wirkung entsteht wie bei anderm Brennmaterial durch eine Blaseröhre oder durch einen Blasebalg. Eben dadurch wird auch der Brennstoff (Docht und Fett) vollständig verzehrt, so daß kein Rauch und keine Schnuppe entstehen kann.

Argelander, Friedrich Wilhelm August, Professor der Astronomie in Bonn und einer der ausgezeichnetsten Männer seines Faches, geboren am 22. März 1799 zu Memel, wo sein Vater Kaufmann war, erhielt den ersten Unterricht von Privatlehrern und war während des Aufenthaltes der preußischen Königsfamilie in seiner Vaterstadt oft der Spielkamerad des Kronprinzen, jetzigen Königs Friedrich Wilhelm IV. Nachdem er dann auf dem Collegium Fridericianum zu Königsberg seine Schulbildung vollendet hatte, bezog er 1817, um Kameralwissenschaften zu studiren, die Universität dieser Stadt, wurde jedoch durch Bessels Vorträge so sehr gefesselt, daß er die kameralistischen Studien aufgab und sich mit ganzer Energie der Astronomie zuwandte. Er beschäftigte sich nun unter Bessels Anleitung vorzüglich mit praktischen Rechnungen und Beobachtungen. Im Jahre 1820 wurde er Gehülfe an der königsberger Sternwarte, promovirte 1822 und habilitirte sich durch Vertheidigung seiner Dissertation: „De observationibus astronomicis a Flamsteedio institutis". Noch in demselben Jahre gab er heraus: „Ueber die wahre u. scheinbare Bahn des großen Kometen von 1811" (Königsberg 1822), u. 1823 erhielt er einen Ruf nach Abo als Nachfolger Walbecks, den er um so lieber annahm, als er in Abo ein durch die Lage des Ortes und die übrigen Verhältnisse ganz besonders begünstigtes Observatorium fand. Er beschäftigte sich vorzüglich mit Beobachtungen der Sterne mit starker eigener Bewegung und legte die Resultate derselben in dem Werke „DLX stellarum inerrantium positiones mediae ineunte anno 1830" (Helsingfors 1835) nieder, das von der Akademie in Petersburg mit dem großen demidoffschen Preise gekrönt wurde. Die Feuersbrunst, welche im Jahre 1827 den größten Theil von Abo zerstörte, hatte, obwohl die Sternwarte verschont blieb, die Verlegung der Universität nach Finnlands Hauptstadt, Helsingfors, zur Folge. A. setzte anfänglich seine Beobachtungen in Abo fort, hielt sich dann 1830 und 1831 längere Zeit in Königsberg und Memel auf und leitete nachher mit dem ausgezeichneten Architekten Engel, dem Erbauer der aboer Sternwarte, den Bau der neuen Sternwarte zu Helsingfors, die im Spätherbste 1834 vollendet ward. Die Beobachtungen A.s daselbst betrafen die wichtigern Circumpolarsterne; er verließ aber zu Anfange 1837 die unter ihm in's Leben getretene Schöpfung, indem er die Professur an der neu zu erbauenden Sternwarte (welche

erst 1845 vollendet wurde) in Bonn annahm. A. ist Mitglied der Astronomical society u. Korrespondent der Akademien von Berlin, Palermo und Petersburg. Außer den oben genannten Schriften und einzelnen Aufsätzen in den „Astronomischen Nachrichten" und andern Sammlungen sind von ihm gedruckt: „Observationes astronomicae in specula universitatis literariae Fennicae factae" (3 Bde., Helsingfors 1830—32), welche die Beobachtungen von 1821—28 umfassen. Als Resultat seiner auf einer interimistischen Sternwarte angestellten Beobachtungen gab er unter dem Titel „Uranometria nova" (Berlin 1834), Himmelskarten mit Angabe der wichtigen Größenverhältnisse der in unsern Gegenden mit bloßen Augen sichtbaren Sterne und „Astronomische Beobachtungen auf der Sternwarte zu Bonn" (Bonn 1846) heraus, worin die Durchmusterung des nördlichen Himmels von 45 bis 80 Grad Deklination als Fortsetzung der besselschen Zonenbeobachtungen enthalten ist u. die Positionen von etwa 22,000 Sternen nachgewiesen werden. Ueber seine seit 10 Jahren angestellte Untersuchungen, den Lichtwechsel der veränderlichen Sterne betreffend, ist ein größeres Werk noch zu erwarten.

Argemone (Stachelmohn), Pflanzengattung der Papaveraceen oder Mohngewächse, deren charakteristische Merkmale der dreiblättrige Kelch, die meistens sechsblättrige Blumenkrone, die fünflappige Narbe ohne Griffel und die einfächerige mit mehren Klappen aufspringende vielsamige Kapsel sind. Als Zierpflanzen sind folgende Arten zu nennen: A. albiflora *Sims.* ist zweijährig, in Mexiko einheimisch, hat dornig gezähnte Blätter, große, weiße, sechsblättrige Blüthen mit dornigen Kelchblättern u. eine mit steifen Dornen dichtbesetzte Kapsel. A. grandiflora *Sweet* ist ebenfalls in Mexiko einheimisch und eine sehr schöne Zierpflanze mit 3—4 Fuß hohem Stengel, dornig gezähnten Blättern u. zahlreichen, prächtigen, 3—4 Zoll im Durchmesser haltenden, reinweißen Blüthen. Die schönste Art ist aber A. Hunnemanni *Hort. Borol.*, ein ausdauerndes Gewächs aus Valparaiso, und eine der ausgezeichnetsten unter den neuern Zierpflanzen. Der Stengel ist 3—4 F. hoch, dornig, sehr ästig und gleich den Blättern mit einem graugrünen Reif überzogen; die Blätter sind ebenfalls dornig gezähnt und 6—12 Zoll lang, die Blumen sehr groß, bis 5 Zoll im Durchmesser haltend, milchweiß, etwas ins Gelbliche schimmernd, die Blumenblätter halbkreisförmig und die Kelchblätter mit steifen, pfriemenförmigen Hörnchen versehen. A. mexicana *L.* ist einjährig, hat einen 1—2 Fuß hohen Stengel, dornig gezähnte Blätter mit weißen Rippen und Adern, gelbe Blumen und dornige Kelchblätter und Kapseln. Das Kraut wird in Mexiko äußerlich als erweichendes und schmerzstillendes Mittel bei Geschwülsten, Abscessen 2c. und innerlich gegen nervöse und Hautkrankheiten, die etwas narkotisch wirkenden Blüthen bei Hals- und Brustentzündungen, u. am häufigsten die Samen u. das daraus gepreßte Oel als Brech- u. Purgirmittel gebraucht. A. sulphurea *Sweet* ist ebenfalls in Mexiko einheimisch, einjährig und unterscheidet sich von der vorigen Art durch schmälere Blätter und blaß gelbliche oder hell schwefelgelbe Blüthen und blutrothe Narben. Den Samen der einjährigen Arten säet man im Herbst oder im März an einer warmen Stelle ins freie Land oder in ein lauwarmes Mistbeet oder in Töpfe und hält ihn feucht. Beim Umpflanzen dürfen die spindelförmigen Wurzeln nicht verkürzt, auch nicht zu sehr gebogen werden, weil dadurch das rasche Fortwachsen gestört wird. Da die ausdauernden Arten, wenn man sie gleich ins Land verpflanzt, nur an warmen Stellen und bei günstigem Spätsommer reifen Samen tragen, so ist es räthlich, eine Anzahl in größere Töpfe zu versetzen, sie den Sommer über im Freien stehen zu lassen, dann im Orangeriehause oder im Zimmer bei 3—5 Grad Wärme zu durchwintern, wobei man sie sparsam begießt, und sie im Mai an sonniger warmer Stelle ins Land zu verpflanzen. Alle Arten lieben einen guten, lockern, nicht zu trockenen Boden.

Argen, Fluß in Oberschwaben, bildet sich aus zwei Quellflüssen, Ober- und Unterargen (Arg), die im bayerischen Regierungsbezirk Schwaben und Neuburg entspringen und bei Eglofs und Holzleute in den würtenbergischen Donaukreis eintreten. Die Richtung des Laufs ist von Ost nach West; die Mündung bei Langenargen in den Bodensee.

Argens, Küstenfluß im französischen Departement Var, mündet nach einem Lauf von 24 L. bei Frejus ins Mittelmeer. Von seinem schönen Wasser hieß er bei den Römern „Silberfluß," Amnis argenteus.

Argens, Jean Baptiste de Boyer, Marquis d', langjähriger Freund Friedrichs des Großen, war den 24. Juni 1704 zu Aix in der Provence aus einem alten adeligen Geschlecht geboren. Sein Vater, der zu Aix Generalprokurator des Parlaments war, hatte auch den Sohn zum Juristen bestimmt, aber dieser trat schon in seinem 14. Jahre aus Neigung in den Militärstand und nahm bei dem toulousischen Infanterieregimente zu Straßburg Dienste. Eine Liebschaft mit einer Schauspielerin bewog ihn, den Dienst und Frankreich zu verlassen, um sich in Spanien mit ihr zu verbinden. Allein er ward verhaftet, nach der Provence zurückgebracht und darauf mit dem französischen Gesandten nach Konstantinopel geschickt, bei welcher Gelegenheit er auch Algier, Tunis und Tripolis sah. Sein Aufenthalt in der Türkei war durch Abenteuer bezeichnet. Nach seiner Rückkehr von dieser Reise ließ A. sich durch die Bitten des Vaters endlich bewegen, die Rechte zu studiren, um Advokat zu werden. Neue Liebesabenteuer rissen ihn aber wiederum aus dieser Carriere; er reiste nach Italien und nahm dann 1733 Kriegsdienste bei dem Regimente des Herzogs von Boufleurs in Flandern. Im Jahre 1734 ward er bei der Belagerung von Kehl verwundet und in der Folge vor Philippsburg als Kapitän durch einen Sturz mit dem Pferde zum fernern Dienste unfähig. Enterbt von seinem Vater, ward er Schriftsteller und ging nach Holland, um mit desto mehr Freiheit schreiben zu können. Hier schrieb er seine „Lettres juives" (8 Bde., Haag 1736, und öfter herausgegeben, am besten Paris 1766, englisch und deutsch von J. S. Patzke und J. G. Krünitz, Berlin 1764, 2. Aufl. das. 1770—83, 6 Theile); „Lettres chinoises" (5 Bde. u. 8 Bde., Haag 1739);

deutsch, mit einigen Briefen, Zusätzen und Erläuterungen aus der Handschrift des Verfassers vermehrt, 5 Thle., Berlin 1768—73) und „Lettres cabalistiques“ (Haag 1741, deutsch von J. A. Tritt, Danzig 1773, 6 Thle.), in welchen vielgelesenen Werken A. seine schriftstellerischen Talente als Philosoph und populärer Skeptiker zeigt. Friedrich II., damals noch Kronprinz, wünschte den Verfasser um sich zu sehen. A. antwortete, daß er mit 5 Fuß und 7 Zoll bei Friedrich Wilhelm I. in Gefahr sey. Als aber nach dem Tode dieses Königs und Friedrichs Thronbesteigung dieser ihn aufs Neue einlud, erschien A. in Potsdam, erhielt den Kammerherrnschlüssel und die Stelle eines Direktors der schönen Wissenschaften bei der berliner Akademie. Bald ward er der tägliche Gesellschafter des Königs, dessen Freundschaft keiner von allen französischen Gelehrten, die Friedrich jemals um sich hatte, so lange und so innig genoß, als A., der diese Auszeichnung aber auch in vieler Rücksicht verdiente. Die sprechendsten Beweise von Friedrichs Gesinnungen gegen seinen Liebling und von dem Vertrauen, das er auf ihn setzte, enthalten die „Epitres du Roi au Marquis d'Argens, et du Marquis au Roi“ in den „Oeuvres posthumes de Fréderic II.“ (Bd. X, S. 197 und Bd. XIII, S. 1 der berliner Ausg.) und die „Correspondance entre Fréderic II. et le Marquis d'A.“ (Bd. II. Königsberg u. Paris 1798, deutsch Königsberg 1798), in welcher letzten Sammlung sich 59 vorher ungedruckte Briefe des Königs befinden. In A.' Briefen herrscht gute Laune, gesunde Vernunft, Geschmeidigkeit ohne Falschheit, und durchaus eine sehr anziehende Sprache. Dem Könige redlich ergeben, widersprach er ihm doch oft sehr freimüthig. Gerade wegen dieses seines offenen Charakters liebte ihn Friedrich, der aber auch A.' hypochondrische Launen zum Gegenstande seiner Neckereien machte. Fast ein Sechsziger verliebte A. sich in die Schauspielerin Cochois und heirathete sie ohne Vorwissen Friedrichs, der ihm diesen Schritt nie ganz vergab. Als er nach dem siebenjährigen Kriege zum zweiten Male seit seinem Aufenthalte in Preußen nach Frankreich reiste, um seine Familie zu besuchen, fand er unterwegs eine erdichtete Verordnung des Bischofs von Air verbreitet, worin er persönlich bezeichnet und als ein Gotteslästerer in den Bann gethan war. Diese Schrift setzte ihn in große Besorgnisse, bis er an der Unterschrift, in welcher der König statt Erzbischof aus Versehen Bischof gesetzt hatte, die Quelle entdeckte. Nach seiner Rückkehr mußte er mehr als je von der satyrischen Laune des Königs erdulden. Er erhielt späterhin wieder Erlaubniß zu einer Reise in die Provence, und † den 11. Januar 1771 auf dem Schlosse der Baronesse de la Garde, seiner Schwester, unweit Toulon. Friedrich II. ließ ihm in der Minoritenkirche zu Air ein Denkmal errichten. A. besaß mannigfaltige, aber weniggründliche Sprach- und andere Kenntnisse, ging mit stets reger Wißbegierde von einem Fache zum andern über, mischte sich selbst in Chemie und Anatomie, brachte es in der Musik, Zeichen- und Malerkunst zu einer nicht gemeinen Fertigkeit, schrieb munter und witzig, freimüthig und mit Geschmack, war aber in seinen Urtheilen ein Kind des Zufalls, veränderlich und unzuverlässig, und sagte selbst, er habe Grundsätze, die von der Jahreszeit abhingen. Den geringsten Werth unter seinen vielen Schriften haben die inkorrekt und nachlässig geschriebenen Romane, in deren einem (Mémoires et lettres de Mr. le Marquis d'A., London [Rouen] 1735, öfter aufgelegt, deutsch Jena 1749) er seine Ausschweifungen und Liebeshändel auf eine nicht erbauliche Weise erzählt. Unbefriedigend sind seine „Mémoires secrets de la république des lettres“ (4 Bde., Haag 1737, öfter herausgegeben, zuletzt unter dem Titel: „Histoire de l'esprit humain“, Berlin, 1765), worin er das Leben und die Meinungen der berühmtesten Schriftsteller erörtern und dadurch den Fortgang der menschlichen Kenntnisse zeigen wollte. Seine französischen Uebersetzungen von des Ocellus Schrift von der Weltseele und von Julians fragmentarischer Schrift wider die Christen begleitete er mit weitläufigen Kommentaren, die viele freimüthige Aeußerungen, aber auch viel Flüchtiges und Schwankendes enthalten, wie auch die Uebersetzungen den Sinn nicht überall treu und richtig darstellen. Außerdem schrieb er noch: „La philosophie du bon sens“ (1737, auch englisch u. deutsch, Breslau 1756); „Critique du siècle“ (1746). Als erfahrenen Kunstkenner zeigt er sich in seinen „Reflexions critiques sur les écoles de peinture“ (Berlin 1752, 2. Ausg. unter dem Titel: „Examen crit.“ 1768), worauf Venuti mit einer „Risposta“ (Lucca 1755) erwiderte.

Argensola, zwei der geistvollsten und gebildetsten Dichter und Schriftsteller der spanischen Literatur, gewöhnlich die „spanischen Horaze“ genannt: 1) **Lupercio Leonardo d' A.**, geboren 1565, war anfangs Staats- u. Geschäftsmann, Sekretär bei der in Spanien lebenden Kaiserin Maria von Oesterreich, der Wittwe Kaiser Maximilians II., dann Kammerherr bei dem Erzherzog Albert von Oesterreich, wurde vom Könige Philipp III. zum Historiographen des Königreichs Aragonien ernannt, um die Annalen von Zurita fortzusetzen, und begleitete den spanischen Vicekönig Grafen von Lemos, den Gönner des Cervantes, nach Neapel, wo er als Staats- und Kriegssekretär 1613 †. Lupercio hatte schon als Jüngling die Freude, drei Trauerspiele, die er vor seinem zwanzigsten Jahre geschrieben und deren auch Cervantes im Don Quixote sehr ehrenvoll gedenkt, mit Beifall aufführen zu sehen. Indeß war nicht das Drama, sondern die Lyrik das Feld, auf dem sein Genius am glänzendsten strahlen sollte. In seinen Oden übertrifft er besonders an malerischer Fülle des Styls in längern lyrischen Ergüßungen selbst den römischen Horaz. Seinen didaktischen Satyren und Episteln fehlen dagegen der Gedankenreichthum und die unübertrefflich feinen Wendungen seines römischen Musters. Seine Sonette und Lieder zeigen, daß er neben den antiken auch die romantischen Formen zu handhaben verstand. — 2) **Bartolomé Leonardo d' A.**, jüngerer Bruder des Vorigen, geboren 1566, trat in den geistlichen Stand, wurde Kanonikus zu Saragossa, begleitete ebenfalls den Grafen von Lemos nach Neapel, übernahm nach dem Tode seines Bruders die Fortsetzung der aragonischen Annalen (wovon nur der erste Theil, der bis 1615 reicht, erschien, Saragossa 1630) und lag

bis zu seinem Tode (26. Febr. 1631) unermüdet poetischen und historischen Studien ob. Seine poetischen Werke, von denen sich ungefähr noch einmal so viel, als von denen seines Bruders erhalten hat, unterscheiden sich von denen des letztern durch eine noch feinere Bildung des Styls. Durch lyrischen Schwung sind unter seinen Gedichten besonders einige katholisch-christliche Oden als unübertrefflich zu nennen. Auch seine historischen Werke sind schätzbar. Seine „Geschichte der Eroberung der molukkischen Inseln" (Conquista de las islas Molucas, Madrid 1605) ist eben so verständig, als elegant geschrieben. Die Gedichte beider Brüder (zuerst herausgegeben von dem Sohne des Aeltern, Sarag. 1634, neue Ausgabe, 3 Bde., Madrid 1786, mit vorausgeschickten biographischen Nachrichten über die Brüder A., von Ramon Fernandez) sind in vielen Punkten einander so ähnlich, als ob sie einen und denselben Verfasser hätten, was sich aus der Vorliebe erklärt, mit welcher beide den Horaz zu ihrem Muster in der Poesie wählten. Mit einer solchen Uebereinstimmung des Geistes und Geschmackes verträgt sich keine hervorstechende Originalität; aber die Werke der beiden A. können zum Beweise dienen, daß auch ohne die Weihe des wahren Genies poetische Werke auf die rühmlichste Auszeichnung Anspruch machen dürfen. Ihre Poesie hat weniger Romantisches, als die der meisten andern spanischen Dichter, aber sie ist nichts weniger, als eine frostige Nachahmung ihres antiken Musters. Eine nicht besonders kühne, aber darum doch nicht arme Phantasie, Wärme und Würde des Gefühls, treffender und nicht an unrechten Orten angebrachter Witz, endlich eine ausgezeichnet gebildete Sprache und Versifikation geben den Gedichten der Brüder A. einen Werth, den die Kritik auch in Spanien allgemein anerkannt hat.

Argenson, de Voyer de Paulmy d', altes französisches Adelsgeschlecht in Touraine. Historische Bedeutung haben folgende Glieder desselben: René de Voyer, Graf d'A., trat erst in holländische Kriegsdienste, wurde 1619 Rath beim Parlament zu Paris, 1625 Staatsrath, verwaltete seitdem viele diplomatische Aemter im In- und Auslande mit Eifer und Klugheit und † 1651 als französischer Gesandter zu Venedig. Er ist Verfasser der Schrift „De la sagesse chrétienne" und einer französischen Uebersetzung von Thomas a Kempis' „Nachfolge Christi." Sein Enkel Marc René, Marquis d'A., geboren zu Venedig 1652, wurde 1709 Staatsrath, 1718 Siegelbewahrer von Frankreich, Präsident des Finanzraths, Mitglied der französischen Akademie und 1720 Staatsminister. Als Gegner der lawschen Finanzoperation legte er 1721 seine Aemter nieder und † noch in demselben Jahre. Das größte Verdienst erwarb er sich als Polizeiminister, besonders bei der großen Theuerung 1709. Muth in schwierigen Lagen, rasche Entschlossenheit, rastlose, nicht zu ermüdende Thätigkeit, Festigkeit und Uneigennützigkeit waren hervorstechende Tugenden A.s, welche leider durch despotische Härte so sehr entstellt wurden, daß das Volk in ihm einen „Rhadamantus und Höllenrichter" erblickte. Sein Sohn René Louis, Marquis d', geboren 1694, war von 1720 bis 1724 Intendant im Hennegau, wurde dann zum Staatsrath und im November 1741 von Ludwig XV. zum Minister des Auswärtigen ernannt, in welcher Stellung er mit Piemont über die Vertreibung der Oesterreicher aus Italien und die Einigung der italienischen Staaten in eine Bundesunion verhandelte. Da aber dieser Plan die Wünsche der spanischen Bourbonen durchkreuzte, so wurde er durch die Intriguen des spanischen Hofs 1747 gestürzt. Sein gut gemeintes, aber nicht immer klug berechnetes Handeln verschaffte ihm bei den Hofleuten den Namen „A. la Bête". Er widmete sich nun ausschließlich wissenschaftlichen Studien und † 1757. Daß es ihm an theoretischen Kenntnissen eben so wenig als an treffender Auffassung seiner Zeit fehlte, beweisen die beiden aus seinem Nachlasse erschienenen Schriften: „Considérations sur le gouvernement ancien et présent de la France" (Amsterd. 1764; Iverd. 1784; Lüttich 1787), eine zur Kenntniß des inneren Zustandes von Frankreich sehr wichtige Schrift, der auch Rousseau seinen vollen Beifall schenkte; ferner die „Loisirs d'un ministre" (2 Bde., Par. 1787; deutsch Wien 1788; Weißenfels 1788), ein sehr unterhaltend geschriebenes Buch, von dem anfangs nur 100 Exemplare für Freunde gedruckt wurden, das sich aber bald durch Nachdrucke verbreitete und eine Menge richtiger und feiner Bemerkungen, Schilderungen merkwürdiger Zeitgenossen und interessante Anekdoten enthält. A. war Voltaire's Freund. Sein Bruder, Marc Pierre, Graf d', geboren zu Paris den 16. August 1696, wurde 1740 Intendant von Paris und übernahm 1742 an Breteuils Stelle das Kriegsministerium. Er suchte das ganz in Verfall gerathene Heerwesen wieder zu heben, spielte den Krieg nach den Niederlanden und vermochte den energielosen Ludwig XV., sich selbst auf dem Kampfplatze zu zeigen. Nach dem aachener Friedensschlusse war er eifrig für die Verbesserung der militärischen Anstalten thätig und erwies sich auch als Beförderer der Wissenschaften. Unter ihm begannen d'Alembert und Diderot die „Encyclopédie", sowie er auch selbst seinem Freunde Voltaire die Materialien zu dessen „Siècle de Louis XIV." lieferte. Obwohl der Wiederausbruch des Kriegs seine Dienste unentbehrlich machte, so wurde er doch durch den Einfluß der Marquise Pompadour seines Amtes 1757 entsetzt und auf sein Landgut Ormes verwiesen. Erst nach dem Tode seiner mächtigen Feindin durfte er nach Paris zurückkehren, wo er 1764 †. Sein Neffe Marc Antoine René, Marquis de Paulmy, geboren 1722 zu Valenciennes, wo sein Vater, der vorhin genannte René Louis, Intendant war, ward Gouverneur des Arsenals, dann Botschafter in Venedig u. Warschau, zog sich aber später zurück und lebte als Mitglied der französischen Akademie und der Akademie der Inschriften, wie auch der Akademien zu Berlin und Nancy einzig den Wissenschaften. Er faßte den Plan zur Herausgabe einer „Bibliothèque universelle des romans", von der unter seiner Leitung (Par. 1775 bis 1778) 40 Bände erschienen. Die Sammlung enthält auch seine eigenen Novellen, die auch besonders unter dem Titel „Choix de petits romans

de differents genres" (2 Bde., Par. 1782 u. ö.) erschienen. Ein nicht minder umfassendes bibliographisches Unternehmen waren die „Mélanges tirés d'une grande bibliothèque", wovon 65 Bde. erschienen. Mehre alte Ritterromane sind durch seine Bearbeitung lesbar und interessant geworden. Seine schöne Bibliothek von 150,000 Bänden (Bibliothèque de l'Arsenal), zum Theil Nachlaß seines Vaters, kaufte nach A.s Tode (1787) der Graf von Artois. Sein Vetter, Marc René d', Marquis de Voyer, Sohn von Marc Pierre, geb. 1722, trat in französische Militärdienste, zeichnete sich in der Schlacht bei Fontenay aus und wurde 1752 Maréchal-de-Camp. Als Militärkommandant von Saintonge, Poitou und Aunis zeigte er sich bei Austrocknung des rocheforter Sumpfes sehr thätig, zog sich aber dadurch eine Krankheit zu und † 1782. Sein Sohn Marc René d', Marquis de Voyer, geboren zu Paris 1771, trat in den Militärdienst und war nach dem Ausbruch der Revolution Lafayette's Adjutant. Als Lafayette Frankreich verließ, ging er auf seine Güter, heirathete die Wittwe des Prinzen Victor von Broglie, Mutter des Herzogs von Broglie, und beschäftigte sich mit der Erziehung seiner Kinder und mit der Landwirthschaft. Seine Musterwirthschaften haben auf den Landbau von ganz Poitou wohlthätig eingewirkt. Nicht weniger bedeutend wurden unter des Marquis specieller Leitung seine Eisenhämmer in Oberelsaß. Obwohl er 1804 als Vorstand des Wahlkollegiums des Departements Vienne keine Glückwünschungsdeputation an den Kaiser sandte, so wurde er dennoch zum Mitgliede der Deputation an den Kaiser gewählt. Dies veranlaßte seine Ernennung zum Präfekten des Departements deux Nèthes. Er zeigte sich aber überall als Vertheidiger der verfassungsmäßigen Verwaltung u. nahm, als ihn das Ministerium nicht unterstützte, seinen Abschied. Nach der Thronbesteigung Ludwigs XVIII. und der Verwerfung des vom Senate vorgelegten Verfassungsentwurfs ernannte ihn der König zum Präfekten der Rhonemündungen. Er schlug die Stelle aus, weil Frankreich noch keine Verfassung habe. Durch Wahl des Departements des Oberrheins in die Repräsentantenkammer berufen (1815), unterzeichnete er den Protest, als die fremden Truppen in Paris den Versammlungssaal der Deputirtenkammer geschlossen hatten. Im Wahlkollegium de Vienne leistete er bald nachher seinen Eid mit Vorbehalt des unveräußerlichen Rechts der Völker, ihre Verfassungen wieder zu ändern. Im Jahr 1815 protestirte er wider die Einführung der Prevotalgerichte und verwarf die vom Ministerium für nöthig befundenen Sicherheitsmaßregeln; auch sprach er kräftig gegen die Verfolgung der Protestanten in Südfrankreich. Im Jahr 1816 und 1817 widersetzte er sich standhaft allen die Freiheit bedrohenden Maßregeln der Minister, vertheidigte den Grundsatz, daß die Geistlichkeit und die Lokaleinrichtungen von den Gemeinden und nicht vom Staate unterhalten werden müßten, auch daß keine Ausnahmegesetze nöthig seyen, und sprach gegen die Weigerung der Minister, protestantische Zöglinge in die öffentlichen Lehranstalten zu Paris aufzunehmen. Aufsehen machte seine 1818 mit vieler Energie aufgestellte Behauptung, daß die Charte keine Gnade, sondern eine Einschränkung der Rechte der Nation sey. Unter dem Ministerium Martignac legte er im Juli 1829 seine Stelle als Mitglied der Deputirtenkammer nieder, ward aber 1830 nach der Julirevolution wieder gewählt und leistete den üblichen Eid mit dem Vorbehalt „unbeschadet des Fortschritts der öffentlichen Vernunft." Als nach dem Juniaufstande von 1832 die Regierung den Beschluß faßte, die Hauptstadt in Belagerungsstand zu erklären und die verhafteten Insurgenten vor die Kriegsgerichte zu stellen, protestirte er in einem an die republikanische „Tribune" gerichteten Briefe gegen diese Maßregel der Regierung. Auch trat er dem Rechtfertigungsberichte der Opposition (des laffitte'schen Vereins) bei. Seitdem ist er im öffentlichen Leben nicht mehr hervorgetreten. Einige von ihm verfaßte Schriften sind von geringer Bedeutung.

Argentan, französische Bezirkshauptstadt im Departement Orne, an der Orne, nördlich von Alençon, mit 9600 Einw., welche Fabrikation von Spitzen (Point d' Argentan), Serge, Leder, Tuch, Leinwand und Beuteltuch betreiben.

Argentan (Neusilber, Weißkupfer, Nikkelkupfer, franz. Maillechort od. Melchior, engl. German silver), silberähnliches Metallgemisch, eine Legirung aus Nickel, Kupfer u. Zink in wechselnden Verhältnissen, für Löffel u. Gabeln z. B. 50 Kupfer, 25 Nickel, 25 Zink, für zu walzende Gegenstände 60 Kupfer, 20 Nickel, 20 Zink. Dem 12löthigen Silber in Farbe und Klang am nächsten stehend, aber härter, zugleich sehr zähe und dehnbar, ist das Gemisch aus 53,4 Kupfer, 29,1 Zink, 17,5 Nickel. In China wurde eine ähnliche Mischung unter dem Namen Packfong (Packtong) schon lange bereitet und von da für hohe Preise in Europa eingeführt; in Deutschland schmolzen es die suhler Gewehrfabrikanten seit mehr als 100 Jahren aus alten Halden als Weißkupfer aus und wendeten es zu Garnituren u. dergl. an; der Erfinder der jetzt gebräuchlichen Mischung aber ist Geitner in Schneeberg. Da zur Herstellung des A.s meist die bei Bereitung der Smalte als Nebenprodukt erhaltene, sogenannte Kobaltspeise dient, welche hauptsächlich aus Nickel und Arsenik besteht, die reine Ausscheidung des Arseniks aber großen Schwierigkeiten unterliegt, so kann das A. bei nicht sorgfältiger Bereitung hierdurch, so wie durch einen etwa zu großen Kupfergehalt bei Speisegeschirren der Gesundheit nachtheilig werden, während dagegen der Gebrauch von gut bereitetem A. durchaus unschädlich ist; denn wenn gleich selbst das beste A. bei langem Verweilen im Essig ein wenig angegriffen wird, so ist das doch nicht mehr (nach Hermbstädts und Natorps, sowie neuerlich nach Liebigs u. Darcets Untersuchungen sogar weniger) der Fall, als bei jeder andern gebräuchlichen Kupferlegirung, das 12löthige Silber nicht ausgenommen. Daher wurde das Verbot gegen henningersche Argentangeschirre auch von der königl. sächsischen Regierung wieder aufgehoben. Auch an der Luft läuft das A. um so weniger mit gelber Farbe an, je reiner es von Arsenik ist. Das Blankerhalten der Argentangeschirre ist etwas beschwerlicher, als beim Silber (wegen der größeren Härte); man scheure die Geschirre nach jedesmaligem Gebrauch mit Asche, feinem Sande

oder Ziegelmehl mit Essig, Lauge oder abwechselnd auch nur mit Wasser; noch wirksamer zur Wiederherstellung des Glanzes ist das Befeuchten mit sehr verdünnter Schwefelsäure und das nachherige Abreiben. Auf dem Probirsteine gibt A. dieselben Streifen, wie ächtes Silber, bringt man indeß Scheidewasser auf den Stein, so verzehrt es den Argentanstreif nach und nach bis zum gänzlichen Verschwinden, während vom Silberstreife stets eine graue Spur zurückbleibt. Unmittelbar auf das Metall getropft, bewirkt das Scheidewasser auf dem A. einen grünlichen, auf Silber dagegen einen schwarzen Fleck, und ein Zusatz von Kochsalz zum Tropfen, nachdem er diese Wirkung erzeugt hat, gibt auf Silber einen weißen Niederschlag, läßt dagegen auf A. die grünliche Färbung unverändert. Dem A. verwandte Mischungen sind die Argiroide, von Moreau in Paris, das Argyrophan, von Wolf in Dresden 1809 erfunden, und das Semilargent; sie enthalten sämmtlich, in verschiedenen Mischungsverhältnissen, Kupfer, Zink, Nickel, auch wohl Zink und Blei, und werden von Säuren wenig angegriffen. Der Preis des A. in rohen Platten ist $1^1/_3$—$1^1/_2$ Thaler pro Pfund.

Argenteuil, Flecken im französischen Departement Seine-Oise, an der Seine, nordwestlich von Paris, mit gegen 5000 Einwohnern, welche Handel mit Wein und Früchten treiben. Hier war einst die Abtei, in welcher Abälards und Heloisens tragisches Schicksal sich entspann. Auch haben hier die Pariser viele Landhäuser.

Argentiera (Kimoli, Cimolus), griechische Insel im Archipel, nordöstlich von Milo, mit einem gleichnamigen Hauptorte und 300 Einw., ist sehr gebirgig und von vulkanischer Beschaffenheit, nur in der Nähe des Hauptorts, wo sich ein Hafen mit gutem Ankergrunde findet, etwas bebaut.

Argentinische Republik (Vereinigte Staaten des La-Plata-Stroms, Provincias unidas del Rio de la Plata), Name der südamerikanischen Konföderation von 14 Staaten, welche, zwischen 59°—72° westlicher L. und 19° bis 41° südlicher Br. sich erstreckend und einen Flächenraum von beinahe 42,000 □ Meilen einnehmend, im O. vom atlantischen Meere, Uruguay, Brasilien und Paraguay, im N. von Bolivia, im S. von Patagonien und im W. fast ganz von Chile begrenzt wird. Das Weitere über diese Länder s. Plata, la.

Argenton, Stadt im französischen Departement Indre, an der Creuse, südwestlich von Chateaurour, mit 4000 Einwohnern, welche sich mit Leinwand- und Glasfabrikation beschäftigen.

Argentoratum (Argentoratus, auch schon Strateburgum, Stratisburgum), Stadt der Vangionen in Obergermanien am Rheine, jetzt Straßburg (s. d.), zuerst von Ptolemäus genannt, ein Hauptwaffenplatz der Römer und Mittelpunkt aller Straßen aus Pannonien, Rhätien und Italien in das östliche und nördliche Gallien. Julian erfocht hier einen glänzenden Sieg über die Alemannen.

Arginusä (Arginussä, Argenussä, fälschlich Aegiroessa), drei kleine Inseln an der Küste von Aeolis, der Stadt Mitylene auf Lesbos gegenüber, berühmt durch den Seesieg, welchen hier 406 v. Chr. die Athener über die Spartaner unter Callicratidas erfochten.

Argiver, die Einwohner von Argos im Peloponnes; in der ältesten Zeit und bei Dichtern s. v. a. Griechen überhaupt.

Arglist, wird als Eigenschaft des Charakters demjenigen Menschen beigelegt, der durch Anwendung von List (d. h. einer Klugheit, die ihre Zwecke durch geschickte Verheimlichung dieser Zwecke selbst oder der Mittel dazu zu erreichen weiß) einem Andern Schaden und Nachtheil zuzufügen beabsichtigt. Es kann aber auch schon eine List, die gar nicht auf den Schaden des Nächsten und überhaupt nicht auf etwas an sich Gesetzwidriges gerichtet ist, dennoch A. seyn, wenn sie nämlich aus unsittlicher Gesinnung hervorgeht, also arg ist, z. B. schon dadurch, daß man darauf ausgeht, den Andern zu täuschen, indem dieses der Pflicht der Wahrhaftigkeit widerstreitet.

Argolis, altgriechische Landschaft um die Stadt Argos im Peloponnes, gewöhnlicher Argolica oder Argos (s. d.). Jetzt heißt so ein die nordöstlichste Halbinsel von Morea, zwischen dem Busen von Nauplia u. Aegina, umfassendes u. 89,350 Einwohner zählendes Gouvernement des Königreichs Griechenland, dem Spezzia und Hermione als Untergouvernements zugetheilt sind. Die östliche Fortsetzung des nördlichen Gebirgsrandes des Peloponnes umwallt die zertrümmerten, im Süden unbewohnten Küsten, sowie sie auch in steilen Felswänden die jetzt durch Sümpfe verpestete, aber zum Ackerbau sehr geeignete Ebene von A. umgibt. Die bedeutendsten Berggruppen sind: der Malevo, bei den Alten Artemision (5434 F.), der Hag-Ilias, Arachnäon nach alter Benennung (3676 F.) und der Didyma (3300 F.). Die größte Ebene breitet sich in der Umgebung der Stadt Argos im Hintergrund der Bucht von Nauplia aus; sie wird durchströmt von der Planitza, dem Inachus der Alten. Mit Ausnahme dieser Ebene ist der Ackerbau bei der bergigen Beschaffenheit des Landes gering, zumal es auch an Bewässerung fehlt. Nur der von der Grenze Arkadiens kommende Inachus und der aus dem stymphalischen See entspringende Erasinus, jetzt Kephalari, trocknen im Sommer nicht aus. Dagegen wird durch die vielen Buchten die Schifffahrt begünstigt. Hauptstadt des Gouvernements ist Nauplia. Nach dem Unabhängigkeitskriege Griechenlands bildete A. bis 1838 eins der 7 Departements der Provinz Morea. Es zerfällt in die 4 Eparchien: Korinth, Napoli di Romania, Argos und Trözene (Damala).

Argolischer Meerbusen (Argolicus sinus), Busen des ägäischen Meeres, südlich und westlich von Argolis, durch die Halbinsel Acte von dem saronischen Meerbusen geschieden, jetzt Meerbusen von Nauplia oder Napoli.

Argolisches Meer, das Küstenmeer von Argolis, theils der argolische Meerbusen, theils das ägäische Meer.

Argonautenzug. Ein umfassender Cyklus alter Mythen verherrlicht unter diesem Namen das kühne Unternehmen hellenischer Helden, die, auf Pelias' Veranlassung, unter Jasons Anfüh-

rung, von Jolcus nach Colchis fuhren, um das goldene Vließ zu holen (um 1350 v. Chr.). Athamas, ein böotischer König, hatte von seiner ersten Gemahlin Nephele zwei Kinder, den Phrixus und die Helle, die an der Ino eine böse Stiefmutter bekamen. Da hatte Nephele im Grabe keine Ruhe, erschien den Kindern um Mitternacht und gab ihnen zur Bewerkstelligung der Flucht den Widder Chrysomallus, ein Geschenk des Hermes. Dieser Widder, den Poseidon, selbst in einen Widder verwandelt, mit der in ein Schaf verwandelten Tochter der Altis oder Bisaltis, Theophane, gezeugt, war mit Verstand und Rede begabt, vermochte über das Meer und durch die Luft zu wandeln und trug ein goldnes Vließ oder Fell u. goldene Hörner, die wie zwei Sichelmonde glänzten. Noch in der Nacht bestiegen ihn die Geschwister und er flog mit ihnen dahin über Land und Meer. Der Helle schwindelte vor dem Toben der Brandung, sie sank in die Tiefe und ertrank in dem Meere, das von ihr den Namen Helle's Meer oder Hellespontus erhielt. Phrixus kam glücklich nach Colchis, an der Küste des schwarzen Meeres, u. wurde hier von dem Könige Aeetes gastfreundlich aufgenommen, der ihm seine Tochter Chalciope (Jophassa, Eutenia) vermählte, mit welcher er den Argus, Melas, Phrontis und Cytorus zeugte. Den Widder opferte Phrixus dem Jupiter, dem Beförderer der Flucht; sein Vließ aber gab er dem Könige Aeetes zum Geschenk. Dieser weihte dasselbe dem Mars, befestigte es mit Nägeln in einem heiligen Haine an einer Eiche und bestellte zur Bewachung desselben einen ungeheuern Drachen; denn ein Schicksalsspruch hatte sein Leben vom Besitze dieses Widderfelles abhängig gemacht. Das Vließ wurde in der ganzen Welt als ein großer Schatz betrachtet, und lange trug man sich auch in Griechenland mit der Nachricht von demselben. Manchen Helden oder Fürsten gelüstete es darnach.

Von Aeson, dem Sohne des Cretheus, stammte Jason ab. Sein Großvater hatte in einer Bucht des Landes Thessalien die Stadt und das Königreich Jolcus gegründet u. dasselbe seinem Sohne Aeson hinterlassen. Aber der jüngere Sohn, Pelias, bemächtigte sich des Thrones; Aeson starb, Jason, sein Sohn, war zu Chiron, dem Centauren, dem Erzieher vieler großer Helden, geflüchtet worden, wo er in guter Heldenzucht aufwuchs. Als Pelias schon alt war, wurde er durch einen dunkeln Orakelspruch geängstigt, welcher ihn warnte, er sollte sich vor dem Einschuhigen hüten. Pelias grübelte vergeblich über den Sinn dieses Wortes, als Jason, der jetzt 20 Jahre den Unterricht u. die Erziehung des Chiron genossen hatte, sich heimlich aufmachte, nach Jolcus zu wandern und sein Thronrecht zu behaupten. Unterwegs kam er an einen breiten Fluß, an dem eine alte Frau stand und ihn bat, ihr über den Strom zu helfen. Es war die Göttermutter Juno, die Feindin des Königs Pelias. Jason erkannte sie nicht, nahm sie auf die Arme und watete mit ihr durch den Strom, wobei ihm der eine Schuh im Schlamme stecken blieb. So unbeschuhet an dem einen Fuße, erschien er vor Pelias, um die Herrschaft, welche sein Vater durch Unrecht verloren hatte, zurückzufordern. Pelias erklärte sich zum Rücktritt bereit, wenn Jason vorher das goldene Vließ, welches herbeizuschaffen ihm ein Orakel befohlen, aus Colchis geholt habe. Der schlaue Oheim hegte, indem er so den Ehrgeiz des Jünglings zu entflammen suchte, die sichere Hoffnung, daß Jason bei dem gefahrvollen Unternehmen den Tod finden würde. Jason aber ergriff mit Freuden die Idee, jenes Heiligthum seines Geschlechts (Athamas war Jasons Großoheim) demselben wieder zu erwerben, und erklärte sich zur Fahrt bereit. Pelias bewilligte Alles, was Jason zum Behuf seines kühnen Unternehmens begehrte. Es ward ihm ein neues Schiff gebaut, so groß und stark, wie man noch keines gesehen, mit länglich zugeschärftem Bauch, damit es schneller segle, und aus einer Holzart, die im Meere nicht fault. Minerva selbst hatte den Bau des Schiffs geleitet und daran ein Stück dodonäisches Eichenholz angebracht, welches die Gabe zu sprechen und Orakel zu ertheilen besaß. Die Argo war ein Schiff mit 50 Rudern und nach der Sage das erste lange griechische Schiff, welches in die offene See ging. Dabei soll es mit vielem Schnitzwerk verziert und so leicht gewesen seyn, daß es die Argonauten auf dem Heimwege 12 Tage lang auf den Schultern tragen konnten. Nach beendigter Fahrt weihete es Jason auf dem korinthischen Isthmus dem Poseidon, Minerva aber versetzte es unter die Sterne. Jason forderte die berühmtesten Helden Griechenlands zur Theilnahme an dem kühnen Unternehmen auf; die Dichter und Mythographen, welche über den A. geschrieben haben, ziehen fast alle altgriechischen Heroen in diesen Kreis, selbst solche, welche zu dieser Zeit entweder nicht mehr lebten oder für das Abenteuer noch zu jung seyn mußten. Daher ist auch die Anzahl der Argoschiffer (Argonauten) bei den verschiedenen Schriftstellern sehr verschieden; Einige zählen 49, Andere 50, 52, 54, 70, noch Andere sogar 100. Darunter sind die bekanntesten in alphabetischer Ordnung: Admetus, Anthalides, Herold der Argonauten, Acastus, Actor, Almon, Amphiaraus, Amphidamas, Amphion, Ancäus, Areïus, Argus, der Baumeister; Atalanta, Augeas, Autolycus, Butes, Calaïs, Castor, Cepheus, Clymenus, Clytius, Echion, Erginus, Euphemus, der Untersteuermann; Eurytus, Glaucus, Hercules, Hylas, der junge Gefährte des Hercules; Jason, Idas, Idmon, Iphiclus, Iphis, Iphitus, Laërtes, Lynceus, Melas, Meleager, Menoitius, Mopsus, Nauplius, Nestor, Oileus, Orpheus, Palämon, Peleus, Phalerus, Philammon, Pollux, Polyphemus, Talaus, Telamon, Theseus, Tiphys, der Steuermann, Tydeus, Zetes. Als das Fahrzeug fertig und die Helden versammelt waren, wurden die Plätze verloost. Jason ward Befehlshaber, Tiphys (und nach dessen Tode Ancäus) Steuermann, Lynceus, der scharfblickende, machte den Lootsen, Zetes und Calaïs beaufsichtigten die Ruderer. Im Vordertheile des Schiffes saß der herrliche Held Hercules, im Hintergrunde Peleus, der Vater des Achilles, und Telamon, der Vater des Ajax. Jason hatte sein Schiff dem Neptunus gewidmet und vor der Abfahrt ihm und allen Meeresgöttern ein feierliches Opfer mit Gebeten dargebracht. Jolcus war der Sammelplatz. Jason ließ seine Gefährten vor der Abfahrt schwören, treulich bei ihm auszuhalten

zu wollen, und als nun alle im Schiffe Platz genommen, wurden die Anker gelichtet, die 50 Ruderer begannen ihren regelmäßigen Taktschlag, ein günstiger Wind schwellte die Segel und bald hatte das Schiff den Hafen von Jolcus hinter sich; Orpheus belebte den Muth der Argoschiffer mit lieblichen Harfentönen und begeisterndem Gesang. Zuerst wurde am Pelion ausgestiegen und Chiron besucht; dann ging die Fahrt um Chalcidice nach Samothrace. Als sie von da weiter segeln wollten, wurden sie an die ilische Küste verschlagen (wo Hercules die Hesione gerettet haben soll) und von da nach der Insel Lemnos. Hier hatten die Frauen das Jahr zuvor ihre Männer, und Alles, was männlichen Geschlechts war, aus Eifersucht, weil jene sich Nebenweiber aus Thracien geholt hatten, ausgerottet; nur Hypsipyle hatte ihren Vater, den König Thoas, verschont und in einer Kiste dem Meere zur Rettung übergeben. Als sie die Argo herankommen sahen, glaubten sie, es seyen die Thracier, die Verwandten ihrer Nebenbuhlerinnen, und versammelten sich bewaffnet am Ufer. Als sie jedoch durch einen von den Argonauten abgeschickten Herold um gastliche Aufnahme gebeten wurden, gewährten sie diese gern, und die Helden würden in der Umarmung dieser Weiber die Fahrt nach Colchis vergessen haben, wenn nicht Hercules, der Feind weibischen Lebens, der mit einigen auserlesenen Genossen auf dem Schiffe zurückgeblieben war, herbeigekommen wäre, die Genossen ohne der Weiber Wissen um sich versammelt und sie mit kräftigen Worten an die ihrer harrenden Heldenthaten erinnert hätte. Jason riß sich wieder aus den Armen der reizenden Hypsipyle und bestieg zuerst das Schiff, nach ihm die andern Helden alle; in kurzer Zeit hatten sie den Hellespont hinter sich. Thracische Winde trieben das Schiff in die Nähe der phrygischen Küste, wo auf dem Eilande Cyzicus die erdgeborenen, sechsarmigen Giganten in ungezähmter Wildheit und die friedlichen Dolionen neben einander wohnten. Der König der letzteren, der fromme Cyzicus, und sein ganzes Volk nahmen die Argonauten gastlich auf, und jener unterrichtete sie über den Weg, den sie zu nehmen hätten. Inzwischen waren von der andern Seite der Insel die Giganten hervorgebrochen und hatten den Hafen mit Felsblöcken gesperrt. Hercules, der auch diesmal nicht vom Schiffe gewichen war, tödtete ihrer viele mit Pfeilen, und seine inzwischen zurückkehrenden Genossen richteten gleichfalls unter den Riesen eine große Niederlage an. Rasch wurden darauf die Anker gelichtet, und bald befand man sich auf offener See. Aber in der Nacht erhob sich ein Sturm von der entgegengesetzten Seite, und von diesem wurden sie noch einmal zum gastlichen Lande der Dolionen zurück getrieben, ohne es zu erkennen. Eben so wenig erkannten die Dolionen, die beim Geräusche der Landung dem Ufer zueilten, ihre Gastfreunde wieder. Cyzicus, der in der Dunkelheit die Ankommenden für Räuber hielt, begann den Kampf und wurde von Jason mit dem Speer durchbohrt. Die Dolionen ergriffen die Flucht und verbargen sich hinter den festen Mauern ihrer Stadt. Erst am andern Morgen wurde beiden der Irrthum offenbar. Bitterer Schmerz ergriff den Argonautenführer Jason mit allen seinen Helden, als sie den guten Dolionenkönig in seinem Blute liegen sahen. Drei Tage lang trauerten in friedlichem Vereine die Hellenen und die Dolionen, u. stellten dem Gebliebenen zu Ehren Trauerkampfspiele an. Jason erbaute zur Sühne der Rhea einen Tempel auf dem Berge Dindymus. Dennoch zürnte Rhea und der Sturm hielt die Argonauten 12 Tage zurück. Nach einer mühevollen Fahrt landeten sie in einem Meerbusen von Bithynien, zwischen der Propontis und dem schwarzen Meere, bei der Stadt Cios (später Prusias). Auch von den hier wohnenden Mysiern wurden sie freundlich empfangen und gastlich bewirthet. Hercules, der alle Bequemlichkeiten der Reise verschmähte, unternahm, während die Genossen beim Mahle saßen, einen Streifzug in den Wald, um sich ein besseres Ruder zu holen. Inzwischen war sein schöner, junger Freund und Liebling Hylas, dessen Vater Theodamas er auf seinem Zuge gegen die Dryopen im Wortwechsel erschlagen hatte, ausgegangen, um Wasser für das Mahl seines Herrn und Freundes zu schöpfen, und wurde von den Nymphen des Quells, die seine Schönheit reizte, in die Fluth hinabgezogen. Polyphemus, der die Rückkehr des Hercules in der Nähe jenes Quells erwartete, hörte den Hülferuf des Knaben, fand ihn jedoch nicht mehr. Während er mit dem ob der Trauerbotschaft von dem Verluste seines Lieblings erschreckten Hercules ausging, den Verlorenen zu suchen, waren die Argonauten, da günstiger Wind sich erhob, abgefahren und hatten Hercules und Polyphemus zurückgelassen. Zu spät vermißten sie die tapfern Gefährten, und nun erhob sich unter den Helden ein stürmischer Streit, ob sie die Beiden treulos verlassen sollten. Telamon drängte zürnend zur Rückkehr. Als aber der Meergott Glaucus aus der Tiefe aufstieg u. zur Weiterfahrt mahnte, schwieg jeder Widerspruch. Polyphemus fand sich bei den Mysiern zurecht und baute ihnen eine Stadt. Hercules aber ging weiter, wohin ihn die Bestimmung Jupiters rief. Am andern Morgen landeten die Argonauten an einer weit ins Meer hinausgestreckten Landzunge im Bebrykerlande (Bithynien). Der wilde König Amycus hatte allen Fremdlingen das Gesetz auferlegt, sich mit ihm im Faustkampfe zu messen; auf solche Weise hatte er schon viele Nachbarn getödtet. Mit verächtlichen Worten forderte er die Helden auf, ihren Tapfersten ihm gegenüber zu stellen. Pollux, der Leda Sohn, der beste Faustkämpfer Griechenlands, folgte der Ausforderung und tödtete den Amycus. Hierauf entspann sich ein blutiges Treffen zwischen den Argonauten und den Bebryken. Die Letzteren wurden in die Flucht geschlagen und mußten in das Innere des Landes zurück weichen. Die Helden warfen sich auf die Heerden der Besiegten und machten reiche Beute. Die Nacht über blieben sie am Lande, verbanden die Wunden, opferten den Göttern und sangen zur Cither des Orpheus eine tönende Hymne auf Pollux, den siegreichen Sohn Jupiters. — Von da weiter fahrend, wurden sie nach einigen Abenteuern an die thracische Küste nach Salmydessus verschlagen, wo damals der unglückliche Phineus, Agenors Sohn, herrschte, der, weil er die ihm von Apollo ver-

liehene Wahrsagergabe mißbraucht, im hohen Alter mit Blindheit geschlagen worden war und von den Harpyien, den gräßlichen Wundervögeln, gequält wurde, die ihm seine Speise raubten oder durch stinkigen Koth ungenießbar machten. Den bis auf die Knochen abgemagerten Greis retteten Zetes und Calaïs, die Söhne des Boreas, denen Jupiter Fittige und unermüdliche Kraft verlieh. Sie verfolgten die Ungeheuer und hatten sie eben erreicht, da erschien plötzlich Jupiters Bötin, Iris, und hielt die Heldenbrüder ab, die Harpyien, „die Jagdhunde des großen Jupiter", zu tödten, schwur ihnen jedoch den großen Göttereid beim Styx, daß die Raubvögel den Sohn des Agenor nicht mehr beunruhigen sollten. Dafür verkündete der dankbare Phineus den Argonauten, was ihm von ihrem künftigen Schicksale die Götter zu enthüllen gestatteten, zeigte ihnen, wie sie den Weg durch die gefährlichen, am Eingange ins schwarze Meer stehenden Symplejaden oder cyaneischen Felsen, welche beweglich alles Durchpassirende zerquetschten, nehmen könnten, und wohin sie nachher sich wenden müßten. Dankbar und gerührt nahm darnach der Greis Abschied von seinen Rettern, die weiter und mancherlei neuen Schicksalen entgegen fuhren. Zuerst wurden sie durch vierzigtägige Nordwestwinde aufgehalten, bis Opfer u. Gebet zu allen zwölf Göttern ihnen zu frischer Fahrt verhalfen. Im besten Segeln begriffen, vernahmen sie ein lautes Tosen. Es war das Krachen der immer zusammenstoßenden und wieder zurückprallenden Symplejaden. Nach Phineus' Rath ließen die Argonauten erst eine Taube durchfliegen; da dieselbe mit einer leichten Verletzung an den äußersten Schwanzfedern durchkam, so versuchten sie auch die Durchfahrt. Das Schiff kam, mit Hülfe der Schutzgöttin Minerva, glücklich durch, nur wurden durch die zusammenschlagenden Felsen die äußersten Breter des Hintertheils zermalmt. Seit dieser Zeit bewegten sich diese Felsen nicht mehr, sondern standen fest. Nach Einigen geschah das Bannen der Felsen durch Orpheus Spiel und Gesang. Auf der Fahrt durchs schwarze Meer kamen die Helden zu den Maiandynern, deren König, Lycus, sie als die mächtigen Besieger seines Feindes Amycus freundlich aufnahm. Während sie hier in Ehren und Freuden lebten, wurde Idmon von einem Eber getödtet und der Steuermann Tiphys einer Krankheit Raub. Ancäus lenkte fortan das Steuer mit kundiger Hand. Nach 12 Tagen kamen sie mit vollen Segeln an die Mündung des Flusses Callichorus, wo sie den ihnen erscheinenden Geist des Helden Sthenelus, der mit Hercules in den Amazonenkrieg gezogen und hier, getroffen von einem Pfeile, am Meeresufer verschieden war, mit einem Trankopfer ehrten. Weiter und weiter fahrend, gelangten sie an die Mündung des Flusses Termodon, der, aus einer einzigen Quelle entsprungen, sich in eine Menge kleinere Arme theilte und in 96 wie Schlangen sich windenden Ausflüssen ins Meer mündete. An dem breitesten Ausflusse wohnte das marsentflammte Weibervolk der Amazonen, von denen ein günstiger Westwind die Argonauten fern hielt. Nach der Fahrt eines Tages und einer Nacht kamen sie, wie ihnen Phineus geweissagt hatte, an das Land der aus dem rauhen Boden mühsam Erz und Eisen grabenden Chalyber. Nachdem sie noch an mancherlei Völkern vorüber gekommen waren, gelangten sie zur Insel Dia (Aretias, Marsinsel). Hier wurden sie von den stymphalidischen Raubvögeln, welche ihre ehernen Federn wie Pfeile auf den Raub, nach dem ihnen gelüstete, abschossen, beunruhigt. Die Helden retteten sich durch ihre Helme und Schilde. Auch trafen sie hier die 4 Kinder des Phrixus an, welche nach ihres Vaters Tode von ihrem Großvater Aeetes nach Griechenland geschickt worden waren, um die Schätze, die ihr Vater in der Stadt Orchomenos gelassen, abzuholen, und die ein Sturm an diese unwirthliche Küste verschlagen hatte. Jason nahm die ihm verwandten Jünglinge mit sich, nachdem sie gekleidet und gestärkt worden waren. Als die Helden einen Tag und eine Nacht gerudert, sahen sie die Spitzen des Kaukasusgebirges über die Meeresfläche hervorragen; sie hörten über ihren Häuptern den mächtigen Flügelschlag vom Adler des Prometheus, der seinem Fraß entgegen flog, u. vernahmen bald das tiefe Stöhnen des Prometheus, in dessen Leber der Vogel schon wühlte. Noch in derselben Nacht gelangten sie ans Ziel der Reise, an die Mündung des Flusses Phasis. Sie trieben das Schiff mit den Rudern in das breite Bett des Stromes. Zur Linken hatten sie den hohen Kaukasus und Cyta, die Hauptstadt des Colchierlandes, zur Rechten breitete sich das Feld und der heilige Hain des Mars aus, wo der Drache mit scharfem Auge das goldene Vließ bewachte, das von dem hohen Eichbaum herabglänzte. Jetzt erhob sich Jason am Borde des Schiffes, schwenkte hoch in der Hand einen goldenen Becher voll Weines und brachte dem Flusse, der Mutter Erde, den Göttern des Landes und den auf der Fahrt verstorbenen Heroen ein Trankopfer dar. Das Schiff ging in einer Bucht des Flusses vor Anker. Am andern Morgen begab sich Jason in Begleitung des Telamon, Augeas und der Kinder des Phrixus nach der Stadt in den Palast des Königs Aeetes, um von ihm das goldene Vließ zu begehren. Aeetes versprach, dasselbe auszuliefern, wenn Jason die feuerschnaubenden, erzfüßigen Stiere, die ihm Hephästus geschenkt, anschirre, mit ihnen 4 Morgen des dem Ares geheiligten Landes pflüge, darein die von Phrixus mitgebrachten Drachenzähne säe, die ihm Aeetes geben werde, und die daraus hervorwachsenden gepanzerten Giganten erlege. Jason verzweifelte an der glücklichen Ausführung. Doch **Medea**, des Aeetes jüngere Tochter, eine in Zauberkünsten erfahrene Jungfrau, von Liebe zu dem herrlichen Helden Jason entbrannt, ging, von ihrer Schwester Chalciope dazu beredet, des Nachts zu dem griechischen Schiffe und brachte dem Jason die Zaubersalbe, womit er sich bestreichen sollte, um dann ohne Gefahr die Stiere jochen und das Feld umackern zu können. So ging Alles gut; Jason jochte in Gegenwart des Aeetes und der Kolchier die Stiere, pflügte das Land, säete die Drachenzähne und veranlaßte ebenfalls nach Medea's Rath die aus der Drachensaat erstandenen Giganten durch

einen unter sie geworfenen mächtigen Stein, daß sie sich selbst befehdeten und so leicht von ihm besiegt wurden. So waren des Aeetes Bedingungen erfüllt und Jason forderte von ihm das Vließ. Aber Aeetes verweigerte es, gedachte vielmehr in der Nacht das Schiff zu überfallen und die Fremden zu erschlagen. Medea aber entdeckte dem Fremdling ihres Vaters Plan und half ihm heimlich das Vließ entführen, nachdem er ihr geschworen, sie als Gemahlin mit sich zu nehmen. Das Vließ hing in einem, von siebenfacher Mauer umschlossenen, von der Hecate bewachten Haine, unter dem Baume selbst lag der schlaflose, augenfunkelnde Drache. Das Unthier rollte den Herannahenden (Medea und Jason) mit leuchtenden Schuppen, fürchterlich zischend, in zahllosen Krümmungen entgegen. Die Jungfrau aber rief mit süßer Stimme den Schlaf, den mächtigsten der Götter, an, das Unthier einzulullen, und Hecate, die mächtige Königin der Unterwelt, ihr Vorhaben zu segnen. Ihre Beschwörungsformeln und ein ihm in die Augen gesprengtes Zauberöl schläferten den Drachen ein. Und nun zog Jason rasch das Vließ von der Eiche, und eilig verließen Beide den Marshain. Jason führte die Medea auf sein Schiff, hieb dessen Taue ab und ruderte, ehe noch Aeetes mit seinem Volke die Ausfahrt aus dem Flusse verhindern konnte, fröhlich der Mündung des Flusses entgegen.

Ueber die Heimfahrt weichen die Sagen sehr von einander ab. Auf demselben Wege, den sie gekommen waren, lassen sie Sophocles, Herodotus und Callimachus, durch den Phasis in den Oceanus, um Asien herum, durch den Nil oder über die Wüste Libyens, wo sie die Argo eine Strecke auf den Achseln tragen, über Cyrene durch den See Triton in das mittelländische Meer aber Hesiodus, Antimachus und Hecatäus gelangen. Der dritte Weg, den Apollonius, der Rhodier, im 4. Buche der Argonautica beschreibt, ist folgender: Die Argonauten wollten nach des Phineus Rathe nicht denselben Weg zurückkehren. Argus, Sohn des Phrixus, kannte durch Nachrichten ägyptischer Priester den Weg durch den Ister, den der Dichter ein Horn des Oceanus, tief und breit, nennt, und dessen Quellen er in die Rhipäen setzt. Der Fluß theilt sich nach ihm an den Grenzen der Thraker und Scythen beim Felsen Cauliacus in 2 Arme, von denen der eine ins jonische, der andere ins tyrrhenische Meer mündet und hat zwei Ausmündungen in den Pontus. Die Argonauten fahren durch den Pontus Euxinus in den Ister; die Kolchier, von Aeetes nachgesendet, folgen in zwei Abtheilungen u. schneiden ihnen den Ausweg ab. Da sie sich zum Kampf mit dem die Kolchier anführenden Absyrtus, Sohn des Aeetes, zu ungleich fühlen, knüpft Jason zum Schein Unterhandlungen mit diesem an, ermordet ihn aber meuchlings. Nach einer andern Sage hatte Medea ihren Bruder Absyrtus mit sich genommen, tödtete ihn, als Aeetes sie verfolgte, und warf die einzelnen Stücke des Leichnams in das Meer. Aeetes sammelte diese und verspätete sich so in der Verfolgung. Die aufgefangenen Stücke begrub er, und nannte den Ort des Begräbnisses Tomi, d. i. Stücke. Die übrig gebliebenen Gefährten des Absyrtus lassen sich späterhin am adriatischen Meere nieder. Dann kommen die Argonauten aus dem Ister in den adriatischen Meerbusen und gelangen nach Electris, der äußersten Insel an der Mündung des Eridanus, fahren dann zum Lande der Hylläer in Illyrien, die mit einem Dreifuße beschenkt werden, weiter an den liburnischen Inseln und Corcyra, Melite, Cerosus und Nymphäa, wo Calypso wohnte, vorbei. Auf Jupiters Befehl werden sie, wegen der Ermordung des Absyrtus, von Stürmen überfallen und nach Electris zurückgeworfen, wo zu ihrem Schrecken das redende Bret der Argo ihnen verkündet, daß sie die Heimkehr nicht erwirken würden, wofern sie sich nicht durch die Circe vom Morde des Absyrtus entsündigen ließen. Sie schiffen nun den Eridanus hinauf, in den Rhodanus, der sich mit dem Eridanus vereint, fahren mit Hülfe der frommen Dioskuren bei vielen celtischen und ligurischen Völkerschaften vorbei, zu den stöchadischen Inseln, wo Jason einen Altar errichtet, von da zur Insel Aethalia (Elba), dann ins ausonische und tyrrhenische Meer, und so nach Aeäa, dem Wohnsitze der Circe, der Schwester des Aeetes, die sie entsühnt, ohne sie zu erkennen, dann aber, als sie hört, Medea befinde sich bei ihnen, sie von der Insel vertreibt. Hera begünstigt die weitere Fahrt. Orpheus bringt durch den Gegengesang, den er anstimmt, das Schiff glücklich bei den Sirenen vorbei, nur einer, Butes, stürzt sich ins Meer, wird aber von Aphrodite nach Sicilien gerettet. Thetis und die Nereiden bringen sie glücklich durch die Scylla und Charybdis (die siculische Meerenge), und so kommen sie fröhlich zu dem glücklichen Volk der Phäaken, nach Corcyra (Drepane, Korfu), wo Alcinous und Arete herrschen. Alcinous empfängt sie gastlich, und als die hier sie einholenden Kolchier die Medea oder eine Schlacht verlangen, thut er gegen die Königin den Ausspruch: wenn Medea noch Jungfrau sey, so wolle er sie dem Vater zurücksenden, sey sie schon Gattin des Jason, werde er sie gegen die Kolchier schützen. Als der König entschlummert ist, läßt Arete diesen Ausspruch dem Jason melden. Darauf bereitet sie sogleich ein hochzeitliches Bett, und gibt so Veranlassung zur Ehelichung Beider. Am Morgen macht Alcinous seinen Ausspruch bekannt, die Kolchier müssen sich demselben fügen, und da sie sich scheuen, ohne Medea zu Aeetes zurückzukehren, behält er sie auf ihre Bitte auf seiner Insel. Reich beschenkt entläßt er am 7. Tage die Argonauten. Von da segeln diese weiter an den echinadischen Inseln vorbei. Schon sehen sie den Peloponnes, da verschlägt sie ein Sturm in die Syrte. Libysche Nymphen retten sie und Poseidon sendet ein Zeichen, welchem gemäß die Hellenen ihre Argo 12 Tage u. 12 Nächte auf den Schultern bis an den tritonischen See tragen. Hier findet Mopsus den Tod. Triton aber, der, beschenkt mit einem Dreifuß, eine Erdscholle als Gegengeschenk gibt, zeigt ihnen den Weg aus dem See in das mittelländische Meer. Glücklich erreichen sie Carpathus: aber bei Kreta wirft der eherne Riese Talus mit Felsen nach der Argo u.

würde sie versenkt haben, wenn nicht Medea's Zauber ihn besiegt hätte. Bei den sporadischen Inseln rettet sie Apollo aus dem Sturm; er zeigt ihnen die Insel Anaphe, auf der sie ihm, dem Strahlenwerfer (Aegletes), dankbar opfern. Dort wirft Euphemus die vom Triton empfangene Erdscholle ins Meer, und die Insel Calliste, dann Thera genannt, entsteht. Endlich landen sie auf der Insel Aegina, und nachdem sie hier noch einen Wettstreit beim Wasserholen gehabt, dessen Andenken durch einen ähnlichen Wettstreit unter den myrmidonischen Knaben erhalten ward, gelangten sie ohne weitere Abenteuer wieder in die Heimath. Anders erzählt die Heimfahrt der Pseudo-Orpheus, aber die eben gegebene Darstellung hat durch das Epos des Apollonius allgemeine Annahme gefunden.

Pelias, der bereits vom Untergang der Argonauten überzeugt war, hatte inzwischen beschlossen, den Aeson zu tödten. Dieser bat um die Gunst, sich selbst den Tod geben zu dürfen, opferte, trank das Blut des Opferstieres und starb. Nach Ovid lebte Aeson noch bei Jasons Rückkehr, aber hochbejahrt und alterschwach, und ward von Medea verjüngt. Jasons Mutter fluchte dem Pelias u. erhing oder erstach sich. Ihren hinterlassenen kleinen Sohn, Promachus, tödtete Pelias gleichfalls. Nun kam Jason an und überreichte ihm das goldene Vließ. Nachdem er hierauf das Schiff Argo am Isthmus dem Poseidon geweiht, forderte er die Medea zur Rache an Pelias auf. Diese beredete dessen Töchter, ihren Vater zu zerstücken und zu kochen, um ihn zu verjüngen, wie Medea vorher einen Widder zerstückt und im Zauberkessel zum Lamme verjüngt hatte. Acastus aber, Sohn des Pelias, bestattete feierlich seinen Vater und vertrieb Jason und Medea aus Jolcus. Sie gingen nach Korinth und lebten daselbst glücklich 10 Jahre lang, bis Creon, der König von Korinth, seine Tochter, Glauce oder Creusa, dem Jason verlobte und dieser die Medea verstieß. Medea rief die Götter, bei denen ihr Jason Treue geschworen, um Rache an und sandte der Glauce ein vergiftetes Gewand und Diadem. Als diese die Geschenke anlegte, wurde sie sammt ihrem Vater, der ihr zu Hülfe kommen wollte, von dem Giftfeuer verzehrt. Ihre Kinder, die sie von Jason hatte, Mermerus und Pheres, tödtete Medea und entfloh darauf auf einem von Helios empfangenen Wagen mit geflügelten Drachen nach Athen. Die kleineren Kinder setzte sie vor ihrer Flucht als Schutzflehende auf den Altar der Hera Acräa; aber die Korinther nahmen sie und tödteten sie.

Daß der Argonautensage eine geschichtliche Realität zu Grunde liege, beweist schon das Alter der Ueberlieferung. Dieses ergibt sich schon daraus, daß mit dem A. die erste Länderkunde der Hellenen beginnt, und daß, sowie diese sich erweiterte, zugleich die weitere Ausdehnung der Argonautenfahrt in stufenweise jüngern Liedern sich verfolgen läßt. Für das hohe Alter der Tradition spricht aber auch der Umstand, daß selbst später, als schon jeder Dichter die Sagen auf seine Art bearbeitete, dennoch gewisse Hauptbegebenheiten, als aus der ursprünglichen Quelle geflossen, bei allen dieselben blieben. Außer dem Alter der Sagen zeugt für eine historische Begebenheit auch der wichtige Umstand, daß die Fahrt keineswegs so ganz abgerissen in der Geschichte dasteht, sondern in die vorhergehende und in die nachfolgende Zeit eingreift. Der A. gehört zu den allgemeinern kriegerischen Unternehmungen hellenischer Helden gegen das Ausland, die in sofern einen veränderten Zustand in Griechenland verrathen, als hier die einmal rege gewordene Kampflust in der Heimath schon nicht mehr Stoff genug findet und daher — was für die Heldenzeit ein Vorzeichen ihres nahen Endes ist — auswärts Befriedigung sucht. In den ältesten Liedern hießen die Theilnehmer am A.e Minyer, weil wenigstens die Mehrzahl der Helden vom minyeischen Stamme war, überhaupt von diesem das Unternehmen ausging. Dafür spricht auch jene Mythe von der Flucht des Phrixus (des Sohnes des Athamas u. äolischen Häuptlings der Minyer) auf einem Widder mit goldenem Vließ nach Colchis und von der Absicht der Argonauten, dieses Vließ zu den Minyern zurückzubringen. Die historischen Bestandtheile des Mythus dürften folgende seyn: Jener Sohn des Athamas entfloh wirklich aus dem ursprünglichen Sitze der Minyer, aber nur nach dem nördlichen Böotien, wo er Stifter eines Minyerstaates wurde; wegen eines religiösen Instituts, welches die Darbringung eines Widders als stellvertretendes Opfer für einen Athamantiden forderte, hieß es, er sey auf einem Widder entwichen; dort aber, wohin Phrixus kam, saßen vor ihm Phönicier, die jedoch sehr bald mit dem größten Theile ihrer Schätze über das Meer entflohen. So entstand aus beiden zusammengeschmolzenen Stücken die Sage, daß Phrixus mit einem goldenen Vließe zu dem Lande jener Phönicier, das man Colchis nannte, gelangt sey. Da nun über den Zweck der Argonauten immer nur eine Stimme herrscht, so kann die erste und wesentlichste Veranlassung zu dem abenteuerlichen Unternehmen keine andere gewesen seyn, als die besonders bei den Minyern gebliebene Kunde von Leuten, die einst aus Hellas mit großen Schätzen, welche wieder zu erlangen seyn möchten, über das Meer entflohen wären. Dadurch erhält aber das ganze Unternehmen schon den Charakter eines Raubzuges. Die Art, wie die Sage von dem Unternehmen spricht, die Wunderdinge, welche sie von dem Schiffe erzählt, bezeugen allerdings, daß Raubzüge über das Meer bis dahin nicht Sache der Bewohner des griechischen Festlandes waren; aber andererseits konnte auch die Neuheit der Sache um so mehr reizen, und die am Meeresufer wohnenden Minyer darf man sich eben so wenig, als die Nachkommen der Kureten, mit aller Schifffahrt unbekannt denken.

Der A. ist schon im Alterthume vielfach Gegenstand poetischer Darstellung geworden, sowohl als Epos (Argonautica), als auch theilweise als Tragödie, z. B. von Epimenides, Pisander, Eumelus, Aeschylus in der Hypsipyle, Sophocles in den Lemnierinnen, Kolchierinnen, Scythinnen 2c., Euripides im Phrixus u. A. Als Epos behandelt besitzen wir den A. noch griechisch von Apollonius Rhodius und dem Pseudo-Orpheus, lateinisch von Valerius Flaccus. Die

Dichter, die ihn als besonderen Gegenstand behandelten, heißen **Argonautiker**. Eine ziemlich ausführliche Geschichte dieses Zuges gibt auch die 4. pythische Ode des Pindar. Auch Künstler machten den A. zum Gegenstand ihrer Darstellungen, so Lycius in einer Gruppe freistehender Statuen, Cydias auf einem Gemälde (zuletzt in Rom in der Porticus Neptuni, daher auch Porticus Argonautarum genannt), u. Micon im Tempel der Dioskuren zu Athen. In der königl. Residenz zu München stellt ein Fries nach Schwanthalers Zeichnung Bilder aus dem A.e dar.

Argonnen (Argonnerwald), französisches Waldgebirg, welches, bis zu 1300 Fuß Höhe ansteigend, sich in mehren tiefen Längenthälern zwischen Lothringen und der Champagne am linken Ufer der Maas in nordnordwestlicher Richtung bis an die belgische Grenze hinzieht, gegen Norden in die Ardennen übergeht u. gegen Nordwesten sich in das Flachland verliert. Gegen Süden macht die plateauartige Ausbreitung der A. die Wasserscheide zwischen der Maas und der Seine gegen die Sichelberge hin.

Argos, 1) (Argolis, Argeia, Argolica), ursprünglich nur das Gebiet der Stadt A., eine westlich von den arkadischen Gebirgen, nördlich durch die Berge von Phlius, Cleonä u. Korinth begrenzte Küstenebene am argolischen Meerbusen; später rechnete man dazu auch die Halbinsel Acte, zwischen dem argolischen und saronischen Meerbusen. In diesem weiteren Sinne begreift A. den größten Theil des nordöstlichen Peloponneses, begrenzt südwestlich von Laconica, westl. von Arkadien, nördlich von Phliasien und Korinth, nordöstlich u. östlich vom saronischen Meerbusen, südlich vom myrtoischen Meere und dem argolischen Busen. Das Ganze ist theils weites Thalland, theils von Gebirgen (argolisches Gebirg) durchzogen; unter letzteren sind besonders bemerkbar: der hohe Arachnäon auf der Acte zwischen Korinth und Argolis, der Berg und Paß Tretus mit der engen Straße Contoporia von A. nach Cleonä und Korinth, das Vorgebirge Scyläum, die östlichste Spitze des Peloponneses. Das Land wird durchströmt von mehren kleinen Flüssen, dem Erasinus oder Arsinus, jetzt Kephalari, welcher aus dem arkadischen See Stymphalus entspringt, eine Strecke unter der Erde fließt und beim Berge Chaon wieder zum Vorschein kommt, dann mit dem Phryxus in den lernäischen Sumpf fließt und aus diesem in den argolischen Meerbusen mündet, dem Inachus, (jetzt Naja oder Planitza, nach And. Zeria), welcher in der Quelle Lyrceus in Arkadien entspringt, den Cephissus, Charadrus und Asterion aufnimmt und südöstlich von A. in den Meerbusen mündet; ferner von dem Chrysorhoas und Hylycus im Trözenischen und vielen Gebirgsbächen. Von Seen und Sümpfen sind zu nennen: der Eleutherion bei Mycenä, mit wahrscheinlich unterirdischem Abflusse, und die Lerna (jetzt Molini), 40 Stadien südlich von A., berühmt durch die Hydra-Mythe, dabei ein heiliger Hain u. die sagenreichen Quellen oder Bäche Pontinus und Amymone. Die Küstenebene von A., meist angeschwemmter Boden, aber gut bebaut und wohl bewässert, lieferte Getreide in Ueberfluß; in den gebirgigen Theilen wurde starke Viehzucht und Bergbau auf Kupfer getrieben; der alte Ruhm der argivischen Schilde scheint auf frühe Metallverarbeitung zu deuten. Ausgezeichnet waren die argivischen Pferde, schon von Homer, später von Strabo u. noch jetzt von Reisenden gerühmt. Handel und Schifffahrt wurden durch die zahlreichen Buchten der aus- und einspringenden Küste sehr begünstigt. Die Argiver, ursprünglich Pelasger, dann durch die einwandernden Danaer, Achäer und Dorier verstärkt, bildeten seit den ältesten Zeiten fast so viele Staaten, als es Städte im Lande gab. Bemerkenswerth davon sind: A. mit dem Hafenorte Nauplia; Mycenä, in unbedeutender Entfernung von A. (jetzt Karvathi, Dorf); Tiryns oder Tirynthus, schon im peloponnesischen Kriege zerstört; Epidaurus (jetzt Kironiti, Dorf); Trözene und Hermione. In religiöser Beziehung war A. der Hauptsitz des vordorischen Kultus der Hera und des Zeus. Zwischen Mycenä und A. lag das Heräum (Junotempel), eins der ersten Heiligthümer Griechenlands; hier wurden die angesehensten Feste und Spiele gefeiert, und nach der Amtsverwaltung der Oberpriester zählte man in A. die Jahre.

2) (Argi), Hauptstadt von Argolis, einer der ältesten, wo nicht der älteste Ort in Griechenland, am Flusse Inachus, mit der Burg Larissa und dem Hafen Nauplia. Das unmittelbare Gebiet der Stadt bildete eine weite Ebene (A.) um den argolischen Meerbusen. A. ist die Heimath der ältesten griechischen Stammsagen, die Wiege des Heroendienstes u. Hauptsitz vieler in die früheste Vorzeit zurückreichender Götterkulte. Auf der Burg waren die Tempel der Hera Acräa, des nemeischen Zeus und das dorische Bundesheiligthum des pythischen Apollo, in der Stadt selbst, am Markte, die Tempel des lycischen Apollo und anderer Gottheiten. Auch blühte hier der Dienst des Poseidon, des Amphiaraus, der Dioskuren, des Perseus und vor Allem der des Hercules. Am Altare des Zeus Ombrios bei dem Apollotempel verschworen sich die 7 Helden gegen Theben; ihre Bildsäulen standen auf dem Platze neben dem Horentempel. Wie die Smyrnäer, so erwiesen auch die Argiver dem Homer Heroenehre. Von den Plätzen der Stadt sind außer den erwähnten noch bemerkenswerth: das Delta, südöstlich vom Markte, zu Volksversammlungen bestimmt; der Platz, wo der trojanische Krieg beschlossen ward, im südlichen Stadttheile unweit des Cerestempels. In der Mitte des großen Marktes stand das zum Andenken an des in A. erschlagenen Pyrrhus Tod errichtete Siegeszeichen. Mit der Götterverehrung Hand in Hand gehend, entwickelte sich in A. sehr frühzeitig die bildende Kunst. Geschnitzte Junobilder, durch das nahgelegene Heräum veranlaßt, mochten die ersten Anfänge seyn. Aus ihnen erblühte um 500 v. Chr. des Ageladas fruchtbare Schule, welcher die Athener Phidias u. Myron, die Argiver Aristomedon, Phradmon, Naucydes, Pericletus, Polyclet der Jüngere, Antiphanes u. A. angehören; daher hier eine Menge der trefflichsten Statuen, wie die Junostatue Polyclets und andere Kunstwerke sich befanden. Auch ward in A. seit den ältesten Zeiten die Tonkunst, beson-

ders das Flötenspiel, eifrig gepflegt; eine eigene Art Flöte hieß die argivische. Mit der Musik blühte die Dichtkunst, worin Sacadas (um 590 v. Chr.) und Telesilla glänzten. Unter dem Einflusse einer ungezügelten Demokratie seit der Mitte des 5. Jahrhunderts v. Chr. sank das künstlerische und wissenschaftliche Leben in A. schnell von seiner Höhe herab; die Volkssitte, früher einfach und ernst, artete in Rohheit und grobsinnlichen Epikureismus aus und nur die Gymnastik nahm das Volksinteresse noch in Anspruch.

Als Erbauer der Stadt A. und erster Herrscher daselbst wird *Inachus* um 1850 v. Chr. genannt. Die von ihm begründete Dynastie der *Inachiden*, unter denen Argus auch als Gründer der Stadt genannt wird, wurde durch *Danaus* u. die Danaer entthront. Diese, angeblich ägyptische Einwanderer, unterjochten die pelasgischen Ureinwohner, erhoben A. zu dem mächtigsten Staate des Peloponnes u. Griechenlands. Den danaidischen Herrschern werden Tempelbauten u. Brunnenanlagen in der Stadt zugeschrieben, irrthümlich selbst die Erbauung der Burg Larissa. Auf Danaus folgte 1423 sein Schwiegersohn Lynceus, auf diesen 1382 Abas, dessen Söhne Prötus und Acrisius sich 1359 in das Reich theilten; letzterer regierte zu A., ersterer in dem von ihm erbauten Tirynth. *Perseus*, der Enkel u. Nachfolger des Acrisius um 1311, tauschte mit Megapenthes, des Prötus Sohne, wählte aber nicht Tirynth, sondern Mycenä, das er mit einer Mauer umgab, zu seiner Residenz. In A. herrschte nach Megapenthes dessen Sohn oder Enkel Anaxagoras; er theilte sein Reich von Neuem unter die Brüder Melampus und Bias, deren Nachkommen: Dicleus, Amphiaraus, Alcmäon, Talaus, Adrastus u. A. fortan hier regierten. Zur Zeit des trojanischen Krieges war *Diomedes*, Schwiegersohn des Adrastus, König von A. In Mycenä folgte auf Perseus sein Sohn Alcäus, dann Sthenelus und Eurystheus. Nach diesem gelangte mit *Pelops* die achäische Dynastie der *Pelopiden* in den Besitz der Gewalt. Des Pelops Söhne *Atreus* und *Thyestes* beherrschten seit 1260 Mycenä und Tirynth; ihnen folgten *Agamemnon*, *Aegisthus* und *Orestes*. Der letzte vereinigte das schon früher abhängige A. und durch seine Gemahlin Hermione auch Lacedämon mit seinem Reiche. Schon unter Tisamenus, des Orestes Sohn, erreichte indessen die achäisch-atridische Dynastie ihr Ende. Des Hercules Söhne nämlich, von dem Könige Eurystheus, ihres Großvaters *Amphitryon* Neffen, früher aus Mycenä vertrieben und zu den Doriern geflüchtet, machten jetzt Ansprüche auf das Erbe ihrer Familie und drangen, vereint mit den Doriern, im Peloponnes ein. Das eroberte argivische Reich ward unter die Söhne des Aristomachus getheilt; A., der alte Herrschersitz, damals das „Haupt von ganz Hellas", fiel dem ältesten, *Temenus*, zu (um 1150). Von jetzt an herrschten hier die *temenidischen* Herakliden bis in die Mitte des 8. Jahrhunderts v. Chr. Auf Temenus folgte Cisus, dessen Sohn Althämenes eine Kolonie nach Kreta führte. Der berühmteste unter den Regenten aus diesem Hause ist *Phidon* I. (um 750), unter dem A. seine Glanzperiode erreichte; denn, fast unumschränkt im Innern herrschend, verschaffte er dem Staate für eine Zeit lang die sonst nie behauptete Hegemonie über den Peloponnes. Auch soll er zuerst Münzen geprägt, Maß und Gewicht eingeführt haben. Der letzte Temenide war Meltas. Auf ihn folgten Könige aus einem andern Geschlechte, bis nach den Perserkriegen das Königthum gänzlich abgeschafft ward. Die königliche Gewalt war indessen schon seit alter Zeit sehr beschränkt, indem ein einflußreicher Senat mit einem nicht näher bekannten Kollegium der *Artynnen* dem Könige zur Seite stand; später wird neben diesem noch ein weiteres Kollegium von Achtzig genannt. Der herrschende Stamm in A. waren die Dorier, die eigentlichen Bürger bildend u. in die gewöhnlichen drei dorischen Phylen getheilt, zu denen hier noch eine vierte, wahrscheinlich aus ursprünglich nicht dorischen Bürgern bestehende, kam. Die alten Landeseinwohner, an Zahl weit stärker als Jene, waren entweder Leibeigene, Gymnesier, leicht bewaffnete Knechte oder Periöken, grundbesitzende Unterthanen, von der benachbarten Stadt Orneä *Orneaten* genannt. Das Verhältniß zu Sparta, welches allen Einfluß über den Peloponnes an sich gerissen, war zwar ein unabhängiges, aber jederzeit ein eifersüchtiges und feindseliges. Sowohl im ersten, als im zweiten messenischen Kriege kämpfte A. gegen Sparta. Von Alters her war der Zankapfel zwischen beiden Staaten das mitten inne liegende Ländchen Cynuria gewesen. Nach langem Kampfe und mehrmals wechselndem Besitze entschied endlich der vielbesungene Sieg der Dreihundert u. die Trophäe des allein überbleibenden *Othryades* für Sparta (um 550 v. Chr.). Bald darauf (524) brachte der spartanische König Cleomenes den Argivern bei Tirynth eine Niederlage bei, welche Lacedämons Uebergewicht für immer feststellte, zugleich aber in den innern Verhältnissen von A. eine gänzliche Umgestaltung herbeiführte. Denn da der größte Theil der waffenfähigen Stadtbürger (6—7000) umgekommen war, setzten sich die Leibeigenen in den Besitz der Stadt. Zwar wurden sie später von den inzwischen herangewachsenen Söhnen der Erschlagenen bezwungen, allein die Altbürger, zu schwach, um sich auf die Dauer zu behaupten, mußten die Periöken in ihre Mitte aufnehmen und vertheilten sie in die nächste Umgegend. Bald darauf zwang man auch die Bewohner der benachbarten unabhängigen Städte Tirynth, Mycenä, Hysiä, Orneä und Midea, sich nach A. überzusiedeln. Durch diese Neubürger, denen die vollen Rechte der alten eingeräumt wurden, ward das Leben der herabgekommenen Stadt neu gekräftigt, und Kunstfleiß und Wohlstand blühten auf. Allein diese Sorge für die innern Angelegenheiten und der Haß gegen Sparta verursachte, daß A. nicht nur von dem ruhmvollen Nationalkampfe gegen die Perser sich ausschloß, sondern sogar geneigt war, dem Feinde Vorschub zu leisten. Die wichtigste Folge jener Einbürgerungen war das Verschwinden des alten Dorismus u. mit diesem das Erlöschen der ohnedies zum Schattenbilde gewordenen Königsgewalt, so daß um die Mitte des 5. Jahrhunderts eine vollständig ausgebildete Demokratie erscheint.

die mit einigen oligarchischen Unterbrechungen bis in die spätesten Zeiten fortdauerte. Der Ostracismus und wilde Kämpfe politischer Leidenschaften waren im Gefolge dieser Volksherrschaft. Ihre gräßlichsten Ausbrüche erfolgten in der Schreckenszeit des sogenannten Skytalismos (Stockprügelei) im Jahre 370 v. Chr., wo das Volk mehre Tausende angeblicher Aristokraten ermordete. Eigenthümlich der demokratischen Verfassung von A. war ein Gericht, welches außer der Stadt am Flusse Charadrus über rückkehrende Feldherren gehalten wurde. Seitdem in A. sich vollkommene Demokratie ausgebildet hatte, blieb hier die Hinneigung zu dem staatsverwandten Athen vorherrschend, und der alte Haß gegen Sparta steigerte sich immer mehr. Während des peloponnesischen Krieges schlossen die Argiver wider letzteres ein Schutz- und Trutzbündniß mit Elis und Mantinea (420), mußten sich aber nach der unglücklichen Schlacht bei Mantinea (417) eine von Sparta eingesetzte Oligarchie gefallen lassen. Nach dem baldigen Sturze derselben erbaute man lange Hafenmauern und sicherte so die Seeverbindung mit dem befreundeten Athen. Im böotischen Kriege war A. ein treuer Bundesgenosse Thebens; Sparta rächte sich dafür später durch die den Argivern beigebrachte Niederlage bei Orneä (353). Während der Oberherrschaft Macedoniens mußte A. macedonische Besatzung einnehmen und erhielt wiederholt aus der Mitte seiner Bürger Tyrannen, so um 290 Aristomachus I., nach ihm 280 Aristippus und dessen Nebenbuhler Aristias, dann Aristomachus II. Das merkwürdigste Ereigniß dieser Zeit ist der Tod des epirotischen Königs Pyrrhus, welcher, von Aristias gerufen, hier 272 durch den Steinwurf eines Weibes fiel. Durch Aratus ward A. 243 dem achäischen Bunde zugewendet und aus den Fesseln der Gewaltherrschaft erlöst, später jedoch von Neuem, zuletzt von Nabis aus Sparta und dessen schändlichem Weibe tyrannisirt. Mit dem achäischen Bunde fiel es endlich 146 der römischen Herrschaft anheim. Im Mittelalter gehörte A. zum Herzogthume Athen; 1383 kam die Stadt durch Kauf an Venedig; 1397 ward sie durch Jakob, den Feldherrn Bajesids I. Dschilderim, erobert, geplündert u. des größten Theils ihrer Einwohner (30,000) beraubt. Im J. 1463 fiel A. abermals in die Hände der Osmanen; seine Wiederbesetzung durch den venetianischen General Morosini 1686 war von keiner langen Dauer; trotz eines glücklichen Gefechtes bei A. 1696 mußten die Venetianer 1716 diese Gegenden für immer räumen, und der Sieg des Halbmondes war entschieden, bis sein Glanz vor dem mächtigeren Gestirne der wieder erwachten Freiheit in neuester Zeit erbleichte. Früher war A. der Sitz eines Bischofs. Jetzt ist es (auch Argo) die Hauptstadt einer gleichnamigen Eparchie im griechischen Departement Argolis, am Flusse Planitza. Es ist ein lebhafter Ort mit 11,000 Einwohnern, einer Gelehrtenschule und einer Schule des wechselseitigen Unterrichts. Das Schloß ist von neuer Bauart, aber meist auf den alten Grundlagen der Larissa errichtet. Am Schloßberge ist ein Kloster mit einer Höhle, die man für den Sitz des alten Apolloorakels hält, südöstlich von der Burg sind Trümmer des Theaters sichtbar. Oestlich von A. liegen die Ruinen von Mycenä mit dem Grabe Agamemnons, und an der von A. nach Nauplia führenden Straße die Ruinen des alten Tiryns.

Argout, Apollinaire, Graf d', Pair von Frankreich, mehrmals Minister der Julidynastie, zu deren eifrigsten Anhängern er gehört, geboren 1783 in der Gegend von La-Tour-du-Pin im Departement der Isère, aus einer alten und sehr reichen Familie, widmete sich dem Staatsdienste und wurde, da er sich bald durch Geschick und Geschäftstreue auszeichnete, noch sehr jung Generaleinnehmer von Antwerpen. Im Jahre 1811 trat er als Auditor in den Staatsrath, welche Stelle er bis zum Sturze Napoleons behielt. Unter den Bourbons, für die er sich gleich nach ihrer Restauration entschieden erklärte, erhielt er schnell nach einander mehre ausgezeichnete Aemter im administrativen Staatsdienste. Im Jahre 1814 wurde er Supernumerarrequetenmeister (Bittschriftenrath), 1815 Requetenmeister im außerordentlichen Dienste, bald darauf Präfekt der niederen Pyrenäen. Nachher in gleicher Eigenschaft nach dem Departement Gard versetzt, erwarb er sich damals große Verdienste durch den Schutz, den er den Protestanten gegen die Katholiken zu Theil werden ließ, die jene als Bonapartisten verfolgten. Zum Lohne seiner Dienste ertheilte ihm Ludwig XVIII., besonders durch die Protektion von Decazes, 1819 die Pairswürde. Seine Dankbarkeit bewies er diesem, indem er ihn in der Pairskammer und in einer besondern Schrift mit Entschiedenheit und Wärme vertheidigte, als ihn Clauzel de Coussergues der Mitwissenschaft an der Ermordung des Herzogs von Berry öffentlich beschuldigte. Nach dieser Zeit hat er sich jedoch während der ganzen Restauration nur wenig bemerklich gemacht. Nach den Ereignissen des 27. und 28. Juli 1830 zögerte er noch, sich offen für die Sache des Volkes zu erklären. Sobald er sich aber in der Nacht vom 28. auf den 29. Juli für dieselbe entschieden hatte, that er auch gleich die ersten Schritte, die Pairskammer zu der neuen Ordnung der Dinge in ein geeignetes Verhältniß zu bringen. Schon am frühen Morgen des 29. suchte er eine kleine Anzahl seiner Kollegen zusammenzubringen, um mit ihrer Hülfe dem Beispiele zu folgen, welches Tags vorher die Deputirtenkammer gegeben hatte. Da ihm jedoch dies nicht gelingen wollte, begab er sich, nicht ohne Lebensgefahr, in Begleitung Semonville's, nach dem Quartier des Generalstabes und forderte den Herzog von Ragusa auf, dem Kampfe zwischen Volk und Armee durch seine Machtvollkommenheit ein Ende zu machen; ja, er erbot sich sogar, unter seiner eigenen Verantwortung eine Ordonnanz zu entwerfen und zu unterzeichnen, welche die Verhaftung der Minister zum Zwecke haben sollte. Allein der Herzog von Ragusa, seinem System treu, wies jeden Vorschlag dieser Art zurück. Hierdurch keineswegs entmuthigt, eilte A. mit Semonville nach St. Cloud, um von Karl X. die Zurücknahme der Ordonnanzen zu erlangen. Auch hier blieben die ersten Versuche ohne Erfolg; erst als am 30. Juli Polignac seine Entlassung eingereicht hatte, er-

klärte sich der König bereit, die Ordonnanzen zurückzunehmen und ein neues Ministerium zu bilden. Mit dieser Botschaft kehrte A. in Begleitung des Herzogs von Mortemart nach Paris zurück, um die bereits eingesetzte Regierungskommission davon zu benachrichtigen; allein der günstige Augenblick, wo sich das Stadthaus noch auf einen Vergleich mit Karl X. hätte einlassen mögen, war bereits vorüber. A. folgte dem Drange der Ereignisse, leistete der am 7. August eingesetzten Regierung den Eid der Treue und nahm sogleich den eifrigsten Antheil an den Arbeiten der Pairskammer. Am 18. November 1830 übernahm er unter Laffitte das Ministerium der Marine, am 8. März 1831 interimistisch das der Justiz, am 13. März unter Kasimir Périer, der eine Theilung des bisherigen Ministeriums des Innern bewerkstelligt hatte, die eine Hälfte desselben, nämlich das Departement des Handels und der öffentlichen Arbeiten, auch im August 1832 interimistisch, in Abwesenheit des Generals Sebastiani, das der auswärtigen Angelegenheiten, und nach Périers Tode (16. Mai 1832) in dem doktrinären Conseil das des Innern und des Kultus. Kurz vor dem Ausbruche der Aprilunruhen 1834 legte er sein Portefeuille nieder und wurde Gouverneur der Bank von Frankreich. Am 18. Januar 1836 trat er an Humanns Stelle als Finanzminister ein, und nach Auflösung des Ministeriums Broglie am 6. September trat er wieder in seine Stellung als Gouverneur der Bank von Frankreich zurück. Bei den im Laufe des Jahres 1837 eingetretenen Ministerialkrisen ist zwar der Name A.s auch wieder mit genannt worden, allein er zog es vor, die ruhigere und gesichertere Stellung des Gouverneurs der Bank nicht mehr gegen die glänzende Ungewißheit eines Ministerportefeuilles einzusetzen. Die Verwaltung der Bank von Frankreich erfuhr unter seiner Leitung wesentliche Verbesserungen, wie die Berichte beweisen, welche A. zu verschiedenen Malen über die finanzielle und administrative Lage des Instituts vorlegte. Als Minister des Innern hat man ihm zwar gewisse Härten und eine zu große Hinneigung zu reaktionären Tendenzen zum Vorwurfe gemacht, diese waren jedoch weit mehr eine natürliche Folge des seit dem 13. März 1832 angenommenen Regierungssystems. Gleichwohl machte ihm die Opposition, die vielleicht gerade von ihm nach der Julirevolution ein entschiedenes Auftreten für ihre Interessen erwartet hatte, in ihren Blättern und Zerrbildern mit zum Hauptstichblatte ihres Witzes und ihrer Sarkasmen, und zwei Jahre lang erschien daher fast keine politische Karrikatur, auf welcher nicht A. eine Hauptrolle gespielt hätte. Im April 1831 vertheidigte er im Namen der Regierung vor der Pairskammer das Gesetz über die Verbannung der Familie Karls X., und im August trat er bei Gelegenheit der Diskussion über die Adresse auf die Thronrede in der Deputirtenkammer als entschiedenster Gegner des vom General Lafayette in Vorschlag gebrachten Amandements zu Gunsten der Anerkennung der Unabhängigkeit Polens auf. Das Gesetz gegen die Associationen vertheidigte er 1834 aus allen Kräften. Als Finanzminister sprach er sich mit Bestimmtheit gegen die Herabsetzung der Renten aus u. legte unter anderem das merkwürdige Gesetz über die Besteuerung des inländischen Zuckers vor, welches von allen Seiten so viel Widerspruch fand. Auf dem eigentlichen politischen Schauplatze erschien A. nicht wieder, wie er überhaupt kein bedeutender Staatsmann ist.

Arguelles, Augustin, Kongreßpräsident und Vormund der Königin Isabella II. von Spanien, geboren 1775 zu Ribadesella, einer kleinen Stadt in Asturien, stammte aus einer angesehenen Familie und zeichnete sich schon auf der Universität zu Oviedo, wo er die Rechtswissenschaft studirte, durch glückliche Anlagen und besonders lebhafte Phantasie aus. Nach der Rückkehr von der Universität ging er nach Madrid, wo seine Anlagen ihm bald einflußreiche Gönner erwarben. Der damalige Schatzmeister Noruega, sein Landsmann, protegirte ihn, und Espinosa, Direktor der Tilgungskasse, stellte ihn bei dem Sekretariat der „Interpretacion de lenguas“ an. A. wurde hier in die auswärtigen Angelegenheiten eingeweiht und entwickelte so viel Geschicklichkeit, daß ihm die Regierung wichtige Missionen nach Portugal und London übertrug. Nach seiner Rückkehr aus England war Napoleons Krieg gegen Spanien ausgebrochen, und Madrid gerieth in die Hände des Siegers. A. schloß sich den Patrioten an und war in Cadix Mitglied der Cortes und der von diesen mit der Entwerfung eines neuen Grundgesetzes beauftragten Kommission; er verfaßte den berühmten Bericht, den diese Kommission bei der Vorlegung des Entwurfs erstattete. A., dessen jugendliches Rednertalent so viel Bewunderung fand, daß er bei den Liberalen den Beinamen des göttlichen Redners und des spanischen Tullius erhielt, ist als der eigentliche Vater der Konstitution von Cadix zu betrachten. Als Ferdinand VII. durch fremde Gewalt 1814 nach Spanien zurückgeführt wurde und die absolutistische Reaktion begann, hatte die junge Konstitution nicht nur ihr Ende erreicht, sondern es war damit auch eine Proskription aller Derjenigen verbunden, die daran mitgearbeitet hatten, oder auch nur des Liberalismus verdächtig waren. A. wurde am 10. Mai 1814 verhaftet und gefesselt; er zeigte aber im Verhör eine solche Gewandtheit, daß die Richter, obgleich man sie fünfmal neu ernannte, in Ansehung seiner Verurtheilung sich nicht vereinigen konnten. Endlich erklärte sich der König selbst zum Richter, ließ sich die Akten vorlegen und schrieb an den Rand derselben: Zehnjährige Zuchthausstrafe im Präsidio zu Ceuta. A. entbehrte auf dem Wege nach Ceuta jeglicher Bequemlichkeit; dessen ungeachtet schlug er die von einigen Engländern ihm angebotene Geldunterstützung aus, weil er nichts von den Unterthanen einer Regierung annehmen wollte, welche, ihrem Versprechen zuwider, Spanien nicht zu seiner Freiheit verholfen hätte. Mit A. wurden noch 14 Unglücksgefährten, darunter sein Freund Juan Alvarez Guerra, vom Könige zur Strafarbeit in Ceuta verurtheilt. Hier erwarben sie sich durch ihr edles Benehmen die allgemeine Achtung des Volkes, wurden aber von den Behörden und vorzüglich von dem Bischof desto mehr gedrückt. Dieser bewirkte in Madrid, daß die nach Ceuta verbannten Liberalen, von denen sich namentlich A. durch die Einfachheit seiner

Sitten und durch die Gefälligkeit seines Benehmens Freunde erworben hatte, die nach Kräften zur Erleichterung seines Schicksals beizutragen nicht abgeneigt waren, nach Alcudia auf Majorka, einem seiner ungesunden Luft wegen fast unbewohnbaren Orte, gebracht wurden. Hier erlitten sie von dem Generalkapitän Coupigny eine so unmenschliche Behandlung, daß von ihnen in vier Jahren drei starben und zwei den Verstand verloren. Erst die Revolution von 1820 verschaffte A. und seinen Leidensgenossen die Freiheit. Ersterer wurde von seinen Anhängern nach Madrid geführt und vom König gezwungenerweise zum Minister des Innern ernannt. Seine Verwaltung dauerte aber kein Jahr. Er gab sich der eitlen Hoffnung hin, daß der König jetzt die Grundsätze der Konstitution aufrichtig zu den seinigen machen werde, und gerieth mit seinen eignen Grundsätzen in Widerspruch. Ein begeisterter Anhänger der Konstitution, löste er zu gleicher Zeit die patriotischen Gesellschaften und politischen Klubbs auf und vernichtete so thatsächlich, was er dem Princip nach ins Leben zu rufen trachtete. Ueberhaupt fehlte es ihm bei der Leitung seines Departements an einem festen Plane, welche Taktlosigkeit selbst der König bald genug erkannte. Aus dem Ministerium trat A. in die Reihen der Cortes und stellte sich hier mit dem nachmaligen Ministerpräsidenten Calatrava an die Spitze der Moderantistenpartei. Als der König nach den Siegen der Franzosen unter dem Herzog von Angoulème seine Eide und die unter freiem Himmel vor Tausenden von Menschen beschworene Verfassung widerrief, um den alten spanischen Absolutismus mit der inquisitorischen Pfaffengewalt wieder einzuführen, entfloh A. nach England, wo er bis zu seiner Zurückberufung durch die Königin Regentin Christine 1832 verweilte. A. wurde jetzt, obwohl er nicht das zur Wahl in die Kammer der Prokuradores erforderliche Vermögen befaß, doch Mitglied der Cortes, weil seine Konstituenten sein Einkommen scheinbar ergänzten. Fast in jeder Session, von welcher Farbe das Ministerium auch seyn mochte, saß er auf den Bänken der Opposition. Er gehörte mit allen seinen Begriffen und politischen Reformideen ganz und gar zu den Repräsentanten der alten Opposition von 1820, die, sobald die Königin Regentin durch das königliche Statut den Grundstein zur Volksvertretung gelegt hatte, sich des Terrains bemächtigten und eine Opposition in der Opposition bildeten, die Partei der sogenannten Liberalen gegenüber der der sogenannten Gemäßigten, welche die Regierung zu Ministern berufen hatte. Unaufhörlich haranguirte A. gegen die Systeme des Martinez de la Rosa und des Toreno, gegen deren Rednertalent das seinige in den Schatten trat. Nur unter Mendizabal und Calatrava stand er auf ministerieller Seite, weil er mit Mendizabal eine Revolution gegen das ihm verhaßte Royalstatut hervorzurufen beabsichtigte. Als nach Mendizabals Austritt aus dem Ministerium ungeachtet der kräftigen Gegenwirkung des Ministeriums Isturiz sich ganz Spanien zur Proklamirung der Konstitution von 1812 erhob und die Königin Regentin in la Granja von den Soldaten, die, wie sich später auswies, von Mendizabal bestochen waren, zur Annahme der Konstitution gezwungen wurde, war A. in diese Intrigue eingeweiht, um dieses Staatsgrundgesetz, seine Schöpfung und sein Steckenpferd, wieder ins Leben zu rufen. Er unterstützte Mendizabals Vorschläge in den Cortes, die Einziehung der Klöster und geistlichen Stiftungen, den Verkauf der Nationalgüter, die unbeschränkte Preßfreiheit, die Aufhebung und völlige Annullirung aller Zehnten, Majorate, Senioros und der geheimen Suffragien, die Ausdehnung des Wahlrechts, die Ausschließung der Geistlichen von der Repräsentation 2c. Mit Mendizabal sprach er sich auch gegen jede Intervention oder Kooperation von Seiten der Quadrupelallianz aus und behauptete, jede solche Einschreitung der verbündeten Mächte würde das Grab des spanischen Liberalismus seyn, weil sie die Nationalgarden auflösen, die Verfassung von 1823 umstoßen und den Prätendenten zurückführen würde. Als jedoch Mendizabal, von seinen Gegnern in die Enge getrieben, die Kooperation für zulässig erklärte, sprach sich auch A., im Widerspruche mit seiner früher geäußerten Ansicht, dafür aus. Er war zum Mitgliede der Regentschaft bestimmt, die nach dem Sturze der Königin Regentin 1835 gebildet werden sollte. Auch wurde er von den Prokuradores wiederholt zum Mitgliede verschiedener Kommissionen gewählt und, als seine Freunde Calatrava und de la Cuadra nach dem Falle des Isturiz ins Ministerium kamen, mit der Revision der Konstitution von 1812 beauftragt. Zu verschiedenen Malen wurden ihm Portefeuilles angetragen, die er jedoch ausschlug. Im Jahre 1837 wählte ihn die Königin zum Mitgliede des neu errichteten Senats. Als Marie Christine die längst angefochtene Regentschaft endlich wirklich niederlegte, war A. Kongreßpräsident und einer der ersten Kandidaten der Regentschaft. Die exaltirte Partei hoffte bis auf den letzten Augenblick für ihn den Sieg; allein der ruhmgekrönte Herzog von Vittoria, Espartero, wurde zum einzigen Regenten ernannt; er hatte 179 Stimmen erhalten, A. deren nur 103. Zur Entschädigung für diesen Schlag übertrugen die Cortes am 10. Juli 1841 mit großer Stimmenmehrheit an A. die Vormundschaft über die Königin Isabelle und ihre Schwester, und Tags darauf wurde er zur Beibehaltung des Kongreßpräsidiums aufgefordert. Im Jahre 1843 legte er seine Aemter nieder und † am 23. März 1844 zu Madrid. A. war der Koryphäe der liberalen Partei Spaniens von 1812 her. Obwohl von keinem hervorragenden Talent als Staatsmann, hat er doch bei seiner Partei stets viel gegolten. Er hat oft geirrt, aber sein öffentliches wie sein Privatleben stets rein erhalten. Noch als Greis sprach er in den Cortes stundenlang und mit dem Feuer eines Jünglings. Die Vorgänge, die er zuletzt noch erleben mußte, brachen sein patriotisches Herz und beschleunigten seinen Tod.

Argument (argumentum) bezeichnet eigentlich eine Wahrheit, aus der sich eine andere als abgeleitete Folgerung ergibt, also den Beweisgrund oder denjenigen Theil eines Beweises, worauf dessen Gültigkeit oder überzeugende Kraft beruht. Häufig wird jedoch das Wort mit Beweis oder Beweisführung (Argumentation) gleichbedeutend gebraucht. Nach Maßgabe des näch-

sten Zweckes, welchen man bei der Beweisführung verfolgt, unterscheidet man folgende Arten von A.en. Das Argumentum ad hominem ist ein Beweisgrund, der sich auf die individuelle (subjektive) Ansicht dessen, der überzeugt werden soll, gründet. Verwandt ist das Argum. ex concessis, ein Beweisgrund, der sich auf bereits zugegebene Sätze oder Zugeständnisse stützt. Das Argum. ad veritatem ist ein absoluter oder apodiktischer Beweis, der sich auf allgemein anerkannte, sogenannte objektive Wahrheiten stützt; das Argum. a posteriori ein Beweisgrund aus der Erfahrung, das Argum. a priori aber ein solcher, der aus allgemeinen Principien (Vernunftwahrheiten) genommen ist. Das Argum a tuto ist ein Beweisgrund aus dem Nachtheil od. der Gefahr, die bei der Annahne des Gegentheils erwächst od erwachsen kann. Dergleichen A.e wurden ehedem bisweilen angewendet in der Theologie, z. B. für den Glauben an Gott od. Unsterblichkeit, wie in folgender Form: An einen Gott zu glauben, ist sicherer u. gerathener, als nicht an ihn zu glauben. Denn gäbe es wirklich keinen Gott, so kann der Glaube, daß es einen gäbe, zum Mindesten nichts schaden, wohl aber der Unglaube, wenn es einen gibt. Auch bei der Bekehrung von Protestanten zum Katholicismus bediente man sich dieses A.s, indem man sagte: Die Protestanten lehren, daß man in jeder Kirche selig werden könne; dies leugnen die Katholiken; daher ist es gerathener, der katholischen, als der protestantischen Kirche anzugehören, in der man ja nach dem eignen Zugeständniß der Protestanten auch selig werden kann. Das Argum. e consensu gentium stützt sich darauf, daß etwas von allen Menschen zu allen Zeiten als wahr angenommen worden ist. In der Theologie stellt man ein Argum. e vaticiniis et miraculis für die Göttlichkeit des Christenthums auf und findet dasselbe in den alttestamentlichen Weissagungen von Christus und in den von Christus und den Aposteln gewirkten Wundern. Das Argum. baculinum oder a baculo endlich ist der Prügelbeweis, dessen überzeugende Kraft in der Faust ruht.

Argun, Quellfluß des Amur, entspringt unter dem Namen Kerulun am mongolischen Grenzgebirge, durchfließt den Dalaisee, erhält von seinem Ausflusse aus demselben an den Namen A. oder Arguin bis zu seiner Vereinigung mit der Schilka, worauf der Name Amur üblich wird; bildet beinahe 90 deutsche Meilen weit die Grenze zwischen dem russischen und chinesischen Gebiet. Von den in denselben fallenden Flüssen gehören drei (der Borsä, Urlumkan und Gasimur) zum russischen Reiche (Sibirien), und drei (der Derbul, Chaul und Ghan) zum mongolischen.

Argus (A. Panoptes, d. i. der Allsehende, so genannt wegen seiner 100 Augen, von denen ein Theil immer wachte), ein Sohn des Agenor oder Arestor, oder ein Erdgeborner von ungeheurer Stärke, war schon durch mehre Heldenthaten (Erlegung eines räuberischen Satyrs, der Echidna u. a.) berühmt, als er von Juno zum Wächter der in eine Kuh verwandelten Jo bestellt ward. Als solcher fand er seinen Tod durch Merkur, der ihn, um die Jo zu entführen, mit Steinwürfen erlegte, oder nach Andern durch Flötenspiel einschläferte und dann enthauptete. Juno versetzte die Augen des A. in den Schweif ihres Pfaues. A. hieß auch ein Sohn des Zeus u. der Niobe, König von Argos, das nach ihm benannt wurde.

Argwohn ist Wähnen des Argen, wenn man ohne zureichenden Grund von Andern Arges glaubt. Wer hierzu geneigt ist, heißt argwöhnisch, z. B. der Geizhals, der leicht von Jedem glaubt, daß er ihn betrügen wolle. Der Argwöhnische wird als solcher von Niemandem geliebt, denn Niemand mag sich gern mit A. behandeln lassen, der dem Guten kränkend ist, dem Bösen aber Furcht macht. Da indessen das argwöhnische Wesen nicht immer Folge und Zeichen einer schlechten Gemüthsart ist, die in dem Bewußtseyn des eigenen bösen Willens diesen gern auch bei Anderen voraussetzt, sondern oft auch aus einer Verstimmung des Gemüths entspringt, die durch vieles Unglück hervorgebracht ist und der besonders schwächere Seelen unterworfen sind, wenn sie von Vielen, denen sie mit Vertrauen entgegen kamen, sich getäuscht gesehen haben: so verdient der Argwöhnische nicht immer Verachtung, sondern oft auch Mitleid.

Argyle (Argyll, auch Inverary), britische Grafschaft an der Westküste von Schottland, grenzt nördlich an Invernеßshire, südlich an die irische See und den Clyde, östlich an die Grafschaften Perth und Dumbarton, westlich an den atlantischen Ocean und hat einen Flächenraum von 136 □Meilen mit 102,000 Einwohnern in 7 Distrikten (Argyle propre [Askodnisch], Lorn Morvern, Mull, Isla, Kuapdale, Kantyre, Cowal), 49 Kirchspielen und 2 königlichen Burghs. Die Grafschaft ist gebirgig und rauh; einer der höchsten Berge in ganz Schottland ist der Ben Cruachan (3390 Fuß über dem Meere), nicht viel niedriger ist der Ben Lomond; andere ausgezeichnete Berge sind der Stack Hill, Biddenmore (4000 Fuß), der Ben Ane und Ben Malugager. Die Küste ist von mehren sehr fischreichen Busen tief eingeschnitten, wie z. B. durch den Loch Long, Loch Fine, Loch Linnhe, Loch Sunnart, welche mehre Halbinseln bilden. Unter den Küstenflüssen ist der Glen Urchi der bedeutendste. Ein großer Binnensee ist der Loch Awe, der $5^1/_2$ Meilen lang u. $^1/_4$ Meile breit ist u. eine äußerst romantische Lage hat; kleinere sind die Lochs Hook (Heek), Apich, Nell, Tolin u. a. Der Crinalkanal durchschneidet die Halbinsel Kantyre, verbindet den Ocean mit dem Loch Fine und Clyde Frith, ist etwa 2 Meil. lang, hat 15 Schleußen u. 6 Zugbrücken. Der Mineralreichthum der Grafschaft ist beträchtlich. Gewonnen wird Blei, Kupfer, Kohlen, Schiefer (auf dem Festlande zu Balaculish 3 Mill. und auf den Inseln an 5 Mill. Platten jährlich), Marmor, Granit, Kalksteine, Kobalt, Korallen, Strontianerde (die ihren Namen von einem Orte beim Loch Sunnart hat, wo sie zuerst gefunden und analysirt wurde). Die Temperatur ist sehr abwechselnd, im Ganzen wegen der Seenähe mild, rauher in den nordöstlichen Theilen, aber auch da mild in den Thälern. Die Landwirthschaft beschränkt sich meistens auf Schafzucht. Rindvieh wird nur auf dem westlichen Hochland ausgeführt. Die Bauern leben, mit Ausnahme der sogenannten Tacksmen, die halb Eigenthümer des Bodens sind, wegen Kleinheit der Grundparcellen, Kürze der Pachtzeiten

und Mangel an Kapitalien überaus armselig und in großer Abhängigkeit. Ehedem war das Land stark bewaldet, jetzt ist in manchen Gegenden Holzmangel. Gebaut wird Hafer und eine Art Gerste (bear oder big), in Kantyre etwas Weizen und Roggen, Erbsen und Bohnen wenig, Flachs für den Hausbedarf des einzelnen Wirths, sehr wenig Turnips, vorherrschend Kartoffeln, die das Hauptnahrungsmittel eines großen Theils der Bevölkerung bilden. Meist ist das benutzte Land Wiese, doch wird wenig Heu gemacht. Wild ist nur auf den gebirgigen Theilen häufig. Industrie wird nicht gepflegt. Von Bedeutung ist nur die Häring-, Kabeljau- u. Klippfischfischerei. Neuerlich hat sich die Betriebsamkeit etwas gehoben, besonders in Folge der Ausdehnung der Dampfschifffahrt, welche allmählig die entferntesten Punkte unter sich und vorzüglich mit Glasgow in Verbindung brachte. In alter Zeit hieß die Grafschaft **Argathalia**. Zu der Grafschaft gehören noch zahlreiche Inseln im atlantischen Meere, die man mit zu den Hebriden rechnet: **Islay**, **Mull**, **Tyrie**, **Lismore**, **Coll**, **Gigha**, **Jura**, **Colonsay**, **Staffa** und **Icolm-Kill**. Der vornehmste Eigenthümer in dieser Provinz ist der Herzog von Argyle, dessen Familie zu den edelsten und reichsten Schottlands gehört und ehemals das erbliche Kriminaloberrichteramt in Schottland bekleidete. Die **Hauptstadt** ist Inverary, am Loch Fine, königliche Burgh mit Schloß, der Residenz des Grafen von Argyle, und 2400 Einw., welche besonders Häringsfang und etwas Wollenfabrikation treiben. Außerdem ist noch Campbelltown zu erwähnen, ebenfalls königliche Burgh, mit 5000 Einw. Die Grafschaft sendet ein Mitglied und die Burghs Inverary, Oban und Campbelltown zusammen mit den ayrshirer Ortschaften Ayr und Irvine ebenfalls ein Mitglied ins Unterhaus.

Argyle, eines der reichsten und vornehmsten Geschlechter Schottlands, Zweig des Hauses Campbell, früher den Grafen-, jetzt den Herzogstitel führend. Bekannt sind: 1) **Archibald**, geb. 1598, seit 1641 **Marquis von A.**, Haupt der strengen Presbyterianer seines Vaterlandes, als Staatsmann ein Freund Cromwells und der englischen Independenten. An der Spitze von 3000 Mann zog er 1645 gegen die Royalisten aus, ward aber von Montrose bei Innerslocky überfallen und in die Flucht geschlagen. Im Jahre 1648 widersetzte er sich dem Angriffe der Schotten unter Hamilton und Monroe gegen England und brachte es nach der Niederlage derselben dahin, daß alle Theilnehmer des Zuges mit dem Kirchenbanne belegt wurden. Der Ausrufung Karls II. zum Könige von Schottland im Jahre 1649 stimmte er erst dann bei, als er die religiöse und politische Freiheit durch die dem Könige gestellten Bedingungen hinlänglich gesichert sah. Dennoch bewies sich Karl bei seiner Ankunft in Schottland freundlich gegen ihn. Kaum aber hatte Cromwell 1651 Schottland mit England vereinigt, so durchbrach A.'s republikanischer Sinn von Neuem die verhaßten Schranken des Königthums. Als erklärter Feind Karls flüchtete er nach dessen Wiedereinsetzung in die schottischen Gebirge, begab sich von da, verlockt durch das Versprechen einer Audienz, 1661 nach Whitehall, ward sogleich in den Tower von hier nach Edinburgh gebracht, daselbst des Hochverrathes und der Mitschuld am Tode Karls I. vor dem Parlament angeklagt und den 27. Mai öffentlich enthauptet.

2) **Archibald**, **Lord Lorn**, Sohn des Vorigen Haupt des Aufstandes der schottischen Convenanters unter Jakob II., ein edler, tüchtiger Charakter und Märtyrer für die kirchlichen und politischen Rechte seines Vaterlandes, führte bis zu seines Vaters Tode den Titel eines Lord Lorn und war aus Ueberzeugung eifriger Royalist. Die Dienste, welche er als solcher 1653 und 1654 der Sache Karls II. in Schottland leistete, zogen ihm den Haß der Republikaner und in dessen Folge Gefangenschaft zu, woraus er erst nach der Restauration befreit wurde. Karl II. gab ihm den größten Theil der väterlichen konfiscirten Güter zurück und ernannte ihn zum Grafen von A., so wie zum Befehlshaber der königlichen Leibgarde. Als solcher focht er mit Auszeichnung in der Schlacht bei Dunbar. Wegen eines aufgefangenen Briefes an Lord Diffus, worin A. ziemlich frei von den Ministern des Königs gesprochen hatte, ward er vor das schottische Parlament gestellt und von demselben auf Betrieb seiner Feinde als Majestätsverbrecher zum Tode verdammt. Zwar kassirte Karl II. dieses Urtheil, aber A. erhielt für die Leiden einer mehr als einjährigen Gefangenschaft nicht die geringste Genugthuung. Dennoch blieb er fortwährend ein treuer Freund des königlichen Hauses; nur sein Eifer für die presbyterianische Kirche führte ihn in die Reihen der Opposition. Offen erklärte A. dem katholischen Herzoge von York (später Jakob II.), daß er, bei aller Ergebenheit gegen die angestammten Fürsten, doch die protestantische Kirche in Schottland nimmermehr würde antasten lassen. Als daher 1682 das schottische Parlament wegen des Testeides verhandelte, widersetzte sich A. den beabsichtigten royalistischen Klauseln und protestirte gegen diese in einer energischen Erklärung, die er als Mitglied des geheimen Rathes bei seiner Eidesleistung abgab. Der Herzog von York und seine Kreaturen wagten nicht zu widersprechen; allein kaum hatte er den Rath verlassen, so wurde er verhaftet, als Verleumder, Meineidiger und Hochverräther vor Gericht gestellt und wider alles Recht, selbst ohne Beobachtung der nöthigen Formalitäten, zum Tode verurtheilt. Er vereitelte den beschlossenen Justizmord durch die Flucht und begab sich nach Friesland, wo er zurückgezogen lebte, bis Jakob II. 1685 den Thron bestieg. Jetzt faßte A. mit dem Herzoge von Monmouth und andern englischen und schottischen Emigranten den kühnen Plan einer Landung in Schottland, um mit Hülfe der Convenanters die allgemein verhaßte Regierung zu stürzen. Von einer reichen Wittwe, Madame Smith in Amsterdam, mit 10,000 Pfund Sterling unterstützt, kam er mit 3 Schiffen bei den orkadischen Inseln an. Zwei seiner Gefährten, welche er hier zur Prüfung und Bearbeitung der Volksstimmung ans Land setzte, wurden zu Kirkwall verhaftet und nach Edinburgh gebracht. Durch sie erhielt die Regierung genauere Kenntniß von dem schon früher verrathenen

Unternehmen, und sogleich wurden die nöthigen Maßregeln zur Vereitelung desselben getroffen. Als A. daher bei Dunstalfnage im Distrikte Lorn eine Landung versuchte, traf er daselbst bereits auf königliche Truppen; an andern Orten fanden seine Proklamationen nur wenig Anklang; verfolgt von 2 Fregatten, stellte er seine Schiffe unter den Schutz des Schlosses Ellengreg, befestigte dasselbe und versah es mit einer Besatzung von 150 Mann. Feig ergriffen diese bei der ersten Annäherung der Fregatten die Flucht, und alle dort niedergelegten Vorräthe an Waffen und Munition fielen nebst den Fahrzeugen in die Hände der Verfolger. A. selbst stieß mit seinem ungefähr 3000 Mann starken Haufen auf Dunbarton, ersten Anführer der königlichen Truppen. Zum Rückzuge genöthigt, sah er sich zu Renfrew von einem großen Theile seiner Soldaten verlassen; die Uebrigen wurden auf dem Marsche nach Glasgow durch das königliche Heer theils zerstreut, theils in kleinen Abtheilungen gefangen genommen. A. suchte mit seinem treuen Freunde Fullarton über den Clyde zu entkommen, ward aber von einigen Soldaten der Miliz erkannt, festgehalten und nach Edinburgh gebracht, wo man ihn als einen schon Verurtheilten ohne weiteren Prozeß den 30. Juni 1685 enthauptete. Er starb mit der Festigkeit und Heiterkeit eines Märtyrers, selbst seine Feinde zur Bewunderung zwingend.

3) John, Sohn des Vorigen, kam 1688 mit Wilhelm von Oranien nach England, überbrachte diesem nach der Vertreibung Jakobs II. im Namen der Stände die schottische Krone und erhielt seine väterlichen Güter zurück. Er focht später unter Marlborough in Flandern, ward 1711 an Lord Stanhope's Stelle Kommandeur der britischen Truppen in Spanien, 1712 Gouverneur von Minorka, schlug 1716 bei Dunblane in Schottland die sogenannten Jakobiten unter dem Grafen Marr und ward dafür zum Herzoge erhoben. Als erklärter Feind des Ministers Walpole beförderte er dessen Sturz. Er † 1743.

Argyraspiden, die Silberschildträger, eine Abtheilung der macedonischen Phalanx, so genannt, weil sie mit Silberblech beschlagene Schilde führten. Die A. gehörten zu den Kerntruppen und wurden wegen ihrer Tapferkeit von Alexander dem Großen sehr in Ehren gehalten. Nach dessen Tode eine Art Prätorianer- oder Janitscharenrolle spielend, verriethen sie ihre Anführer und traten zu Antigonus über, der sie indessen bald auflöste.

Argyreia (Silberglanz), Pflanzengattung der Konvolvulaceen, charakterisirt durch den fünfblättrigen Kelch, die trichter-, fast glockenförmige Blumenkrone, die zweilappige Narbe und die vierfächerige, viersamige Beerenfrucht. Von den 36 bekannten Arten, meistens Schlingsträuchern in China, Cochinchina und Ostindien, sind als Zier- und Arzneipflanzen zu erwähnen: A. acuta, mit hochemporwindendem Stengel, eirunden, lanzettförmigen, zugespitzten, unten mit glänzendem, seidenhaarigem Filz dicht bekleideten Blättern und weißen, in winkelständigen Doldentrauben vereinigten Blüthen; A. arborea, ein kleiner Baum, dessen Wurzeln und Blätter in China und Cochinchina bei äußerlichen Entzündungen als Breiumschläge gebraucht werden; A. cuneata (Convolvulus cuneatus), ein schöner Schlingstrauch mit purpurrothen Blüthen; A. obtusifolia, ein kletternder Strauch, dessen Blätter in Cochinchina als abstringirendes Mittel in Gebrauch sind; A. speciosa, mit purpurrothen Blüthen. Sämmtliche Arten gehören ins Warmhaus, wo sie 10—15° Wärme, im Sommer viel Luft und Wasser, bei Sonnenschein etwas Schatten und eine lockere, mit 1/6 Flußsand gemischte Lauberde verlangen. Sie blühen selten in Töpfen, leichter, wenn man sie in ein Erdbeet pflanzt. Die Vermehrung geschieht durch Stecklinge vom jungen Holze.

Argyropulus (Argyropylus), Johannes, einer der thätigsten Restauratoren des griechischen klassischen Alterthums im Abendlande. Aus Konstantinopel gebürtig, ging er im 15. Jahrhundert noch vor Konstantinopels Eroberung nach Italien, lehrte schon 1434 an der Universität zu Padua alte Literatur und aristotelische Philosophie u. ward in der letztern auch Lehrer des aus Florenz verwiesenen Pallas Strozza, jenes thätigen Beförderers der neu erwachten wissenschaftlichen Kultur. Cosmo von Medicis berief ihn 1456 als Lehrer der Philosophie nach Florenz und übertrug ihm zugleich den Unterricht seines Sohnes Peter und seines Enkels Lorenz. Mehre Gelehrte, wie Politianus und Johannes Reuchlin, durch welche das Studium der griechischen Sprache neu belebt wurde, gingen aus dieser Schule hervor. Beim Ausbruche der Pest in Florenz (1471) ging A. nach Rom, wo er in einem Alter von 70 Jahren (wahrscheinlich 1486) als Lehrer der Philosophie starb. Die Latinisten behandelte A., ganz auf das Griechische sich beschränkend, mit Verachtung und zog sich dadurch viele Anfeindungen zu. Er übersetzte mehre Werke des Aristoteles ins Lateinische und kommentirte die Ethik und Politik desselben.

Aria cattiva (ital.), böse verdorbene Luft, namentlich die äußerst schädlichen Ausdünstungen der Maremmen, pontinischen Sümpfe rc., s. Malaria.

Ariadne, Tochter des Minos und der Heliade Pasiphaë oder der Kreta. Das Orakel zu Delphi hatte dem zum Tribut für den Minotaurus nach Kreta abgegangenen Theseus gerathen, er solle die Göttin der Liebe zur Führerin wählen und ihr Geleite sich erbitten. Theseus verstand diesen Spruch nicht, brachte jedoch der Venus ein Opfer dar. Der Erfolg aber gab der Weissagung ihren guten Sinn. Denn als Theseus auf Kreta gelandet und vor dem Könige Minos erschienen war, zog die Schönheit des jugendlichen Helden die Augen der reizenden Königstochter A. auf sich. Sie gestand ihm ihre Zuneigung in einer geheimen Unterredung und händigte ihm einen Fadenknäuel ein, dessen Ende er am Eingange des Labyrinths festknüpfen und den er während des Hinschreitens durch die verwirrenden Irrgänge in der Hand ablaufen lassen sollte, bis er an die Stelle gelangt wäre, wo der Minotaurus seine gräßliche Wache hielt. Zugleich übergab sie ihm ein geweihtes Schwert, um damit das Ungeheuer zu tödten. Theseus, mit allen seinen Gefährten von Minos in das Labyrinth geschickt, machte den Führer seiner Genossen, erlegte mit seiner Zauberwaffe den

Minotaurus und wand sich mit Allen, die bei ihm waren, mit Hülfe des abgespulten Zwirns aus den Irrgängen des Labyrinths glücklich heraus. Jetzt entfloh Theseus sammt allen seinen Gefährten mit Hülfe und in Begleitung A.'s, die der junge Held mit sich führte. Auf ihren Rath hatte er auch den Boden der kretischen Schiffe zerhauen und so ihrem Vater das Nachsetzen unmöglich gemacht. Aber auf der Insel Naros (auch Dia genannt, einer der Cykladen) verließ Theseus die A., die nach seiner Abfahrt sich ins Meer gestürzt haben soll. Die Gründe und die Art der Trennung des Theseus von A. werden von den Dichtern verschieden angegeben; Artemis entführt sie auf Dia dem Theseus, ehe er sie berührt hat; Zeus aber schenkt ihr die Unsterblichkeit und ewige Jugend; oder Dionysos erscheint dem Theseus drohend im Traum, worauf dieser die Braut verläßt u. Dionysos sie auf den Berg Drios entführt; oder Dionysos entreißt sie dem Theseus mit Gewalt, u. als Minos ihn verfolgt, bringt er sie von Naros auf die kleine Insel Donusia bei Rhodus; oder Dionysos findet, auf der Rückkehr von seinem Zuge nach Indien mit seiner lärmenden Schaar nach Naros kommend, die von Theseus verlassene Jungfrau (die Libera od. Kora von Naros) schlummernd in einer Grotte, wird von ihrer Schönheit gefesselt und feiert mit der Erwachten seine Vermählung auf Naros oder Kreta, an welcher die Götter Theil nehmen. Als Brautgeschenk erhält sie eine Krone, ein Werk des Hephästos, von der Aphrodite und den Horen oder von Dionysos selbst. Oder Theseus verläßt sie, weil er fürchtet, es werde ihm in Athen zum Vorwurfe gereichen, wenn er die Ausländerin aus Feindeslande mitbringe; oder er verläßt sie endlich auf Befehl des Hermes. Nach ihrem Tode begrub Dionysos die Geliebte in Argos. Ihre Krone wurde unter die Gestirne versetzt und sie selbst göttlich verehrt. Auf Naros wurden ihr zwei Feste (Ariadnea) gefeiert, das eine (das der Verlassenen) unter Trauer, das andere (das der Vermählten des Dionysos) mit Jubel. Der Mythus von Dionysos und A. findet sich oft auf Kunstwerken, besonders Reliefs dargestellt, entweder wie der Gott zu der verlassenen Jungfrau kommt, oder wie er mit der Braut auf einem von Centauren gezogenen Wagen den hochzeitlichen Festzug hält. Danneckers Meisterwerk zu Frankfurt am Main im bethmannschen Garten stellt A. auf dem Leoparden reitend dar. Auch dramatisch und musikalisch („A. auf Naros", von Benda) wurde dieser Mythus behandelt.

Arianischer Streit. Unter den theologischen Kämpfen der alten Kirche nimmt der arianische Streit unbezweifelt die erste Stelle ein, sowohl in politisch-kirchlicher, als in dogmatischer Hinsicht. Länger als ein Halbjahrhundert bewegte derselbe den gesammten christlichen Orient und einen beträchtlichen Theil des Occidents; die Politik aller Kaiser von Konstantin dem Großen bis auf Theodosius wurde durch ihn vorzugsweise bestimmt, und in der Geschichte der germanischen Völker zieht er sich als verhängnißvoller Schicksalsfaden weit in die folgenden Jahrhunderte hinein. Die christliche Kirche aber erhielt durch ihn, mehr als durch irgend etwas Anderes, das eigenthümliche Gepräge, welches sie bis auf den heutigen Tag in den verschiedensten Konfessionen sich bewahrt hat. Ihre Verfassung wie ihre Dogmen wurden durch ihn zu einem Abschluß geführt, der die folgenden Jahrhunderte hindurch Norm und in vieler Beziehung Endziel geblieben ist; namentlich erhielt die kirchliche Orthodoxie durch den Gegensatz des Arianismus einen Ausdruck, den weder die Scholastik des Mittelalters, noch die Reformation des 16. Jahrhunderts hat verwischen können und der sich selbst unter den Stürmen der revolutionären Theologie unserer Tage noch immer in öffentlich anerkannter Geltung hat zu erhalten gewußt. Denn was auf jenen Koncilien zu Nicäa und Konstantinopel, welche der arianische Streit ins Leben rief, als Glaubensbekenntniß der rechtgläubigen Christenheit proklamirt wurde, das bekennen noch heute nicht bloß die jeder Neuerung überhaupt abholde römisch-katholische Kirche, sondern auch die von Luther, Zwingli, Calvin und Anderen ins Leben gerufenen Religionsparteien, welche den Namen der evangelischen mit mehr oder weniger Recht in Anspruch nehmen.

Im arianischen Streite handelte es sich um die Doppelfrage: Wie hat sich der Christ seinen Gott vorzustellen, den Unendlichen, der aber zugleich fort und fort in der Endlichkeit sich manifestirt, und wer war der große Unbekannte, von dem das Christenthum ausgegangen ist, der wie ein göttliches Meteor am religiösen Horizonte des Menschengeschlechts sich zeigte? Antworten hierauf wurden versucht, sobald die christliche Gemeinde nur erst einigermaßen zum Besinnen und zum Selbstbewußtseyn gekommen war; schon im Anfange des 2. Jahrh. der christlichen Kirche überbot ein Erklärungsversuch den andern, aber erst, nachdem die griechische Wissenschaft und Dialektik ganz das Eigenthum der Kirche geworden war und als ihren Interessen auch das öffentliche Wort gegönnt wurde, konnte die Untersuchung zu einem relativen Abschluß gelangen. Diese Entwickelungsperiode ist der arianische Streit. Als Arius in der Sache das Wort ergriff, standen vornehmlich zwei Hauptparteien einander gegenüber, von denen keine ein Bedenken trug, Christum Gottessohn und Gott zu nennen, obwohl in verschiedenem Sinne. Die Einen hielten den Logos, welcher in Christus nach der Schrift wohnte, für ein persönliches, vorweltliches, der Gottheit ebenbildliches, doch untergeordnetes Wesen (Subordinatianer); die Anderen hielten im Interesse für die Anbetung eines einigen Gottes (Monarchianer) Christum entweder für einen bloßen Menschen, der aber durch die Kraft des göttlichen Geistes vor allen Andern ausgezeichnet und dadurch göttlich sey, oder sie bezeichneten ihn, wie Sabellius (250—260), geradezu als eine besondere Offenbarungsform der Gottheit, d. h. als Gott selbst in eigenthümlicher Modalität der Manifestation. Vater, Sohn und Geist sind nach dieser letzten Ansicht verschiedene Namen für denselben Gott, je nachdem er sich so oder anders dem Menschen zu erkennen gibt. Christus ist in Wirksamkeit (Dynamis, daher Dynamiker) wie in Wesenheit Eins mit dem Vater, nur in seiner menschlichen Erscheinung verschieden von ihm, wie das allgemeine Sonnenlicht und der besondere Son-

nenstrahl. So weit waren die Gegensätze herausgebildet, als der Presbyter von Alexandrien, Arius, das Zeichen zum langen Kampfe gab. Gebildet zu Antiochia in der Schule des Presbyter Lucianus, in Prosa und Versen beredt, ein gewandter Dialektiker, doch keineswegs von einseitig vorherrschender Verstandesrichtung, ein strenger Ascet, ging Arius vom Standpunkte des Subordinatianismus aus und strebte eben so sehr im Interesse des Monotheismus, als im Gegensatze zum Sabellianismus nach einem klaren Begriffe. Er faßte das Göttliche in Christus nicht als eine Kraft aus der Gottheit auf, wie Sabellius und die Dynamiker, auch nicht als eine Hypostase aus der Wesenheit Gottes, wie Tertullian und Origenes; sondern setzte das Göttliche in Christo ganz aus der Kategorie der Wesenheit Gottes heraus und ihr gegenüber, stellte es als ein Entstandenes in Gegensatz mit der allein nicht entstandenen Gottheit und deren Logos. Er lehrte nämlich: „Christus ist nicht der wahrhaftige und alleinige Logos des Vaters selbst, sondern nur dem Namen nach heißt er Logos und aus Gnade Sohn. Er ist nicht unveränderlich, wie der Vater, sondern von Natur veränderlich, wie die Geschöpfe. Also seiner Natur nach ist auch er veränderlich, so wie Alles, aber durch seine eigene freie Kraft bleibt er gut, so lange er will." Das Göttliche in Christo ist also nicht im eigentlichen, metaphysischen Sinne, sondern im uneigentlichen, moralischen ein Göttliches. Der Geist Christi ist nicht der Logos des Vaters, sondern dessen Geschöpf. Nur überragt er weit alle anderen Geschöpfe in der Anlage zur Annäherung an Gott, doch auch dies erst durch den freien Gebrauch dieser Anlage, indem er sie zu allem dem entwickelte, dessen sie fähig war. Arius wollte durch diese Ansicht Christi Würde nicht herabsetzen; er legte ihm immer noch die höchste Würde nach Gott bei. Gott erschuf oder erzeugte ihn, um durch ihn alles Andere hervorzubringen. Der Abstand zwischen Gott und allen übrigen Wesen ist zu groß, als daß sie Gott unmittelbar hervorbringen konnte. Er erzeugte daher, als er das Ganze der Schöpfung hervorzubringen beschloß, zuerst ein Wesen, das ihm an Vollkommenheiten so ähnlich ist, als es ein Geschöpf seyn kann, um durch dieses Wesen die ganze Schöpfung hervorzubringen. Der Name „Sohn Gottes", „Logos" wurde ihm beigelegt, um ihn vor den übrigen Geschöpfen auszuzeichnen, welche durch ihn hervorgebracht worden sind, in sofern er zwar, wie alle Geschöpfe, Alles nur dem Willen und der Gnade des Schöpfers verdankt, aber doch die größtmögliche Verwandtschaft mit ihm erhalten hat, weil die göttliche Vernunft, Weisheit und Macht sich durch ihn am vollkommensten offenbaren, obgleich diese Namen nur in uneigentlichem, metonymischem Sinne auf ihn übergetragen werden können. Trotz dieser Stellung Christi unter den Geschöpfen nannte ihn Arius doch Gott, dem Sprachgebrauche des Neuen Testaments und älterer Bekenntnißschriften gemäß. Wie nämlich Christus Alles durch die göttliche Gnade geworden sey, so habe er auch aus göttlicher Gnade göttliche Namen und göttliche Würde erhalten, ob er gleich seinem Wesen nach nicht wahrer Gott sey.

Arius wird zuerst bei Gelegenheit der meletianischen Streitigkeiten zu Alexandrien genannt, und zwar schon damals als ein Mann von Ansehen, das ihm vornehmlich seine strenge Ascese verschafft hatte. Er erklärte sich im Sinne des Meletius gegen die Wiederaufnahme der vom Christenthume Abgefallenen (Lapsi), später söhnte er sich jedoch mit dem Bischofe Petrus, welcher die milder denkende Partei vertrat, aus und ward von ihm zum Diakonus in Alexandria geweiht. Neue Parteinahme für Meletius führte seine Exkommunikation herbei. Ein neuer Bischof, Achilles, machte ihn aber 313 zum Presbyter und Pfarrer an der bedeutenden Kirche Baukalis in Alexandria. Nach dem Tode des Achilles war er Konkurrent Alexanders in der Bewerbung um das Bischofsamt, und seine Zurücksetzung bewirkte eine bleibende Spannung zwischen ihm und Alexander. Anfangs wurden die arianischen Streitigkeiten längere Zeit mehr im Geheimen und auf dem Wege der Privatmittheilung zwischen Arius und andern Presbytern geführt, jedoch unter allmähliger Parteibildung. Als aber Arius 317 oder 318 seine Lehre besonders laut predigte, daß der Sohn Gottes nur das edelste und erste aller aus Nichts geschaffenen Geschöpfe sey, und es sich nun um nichts Geringeres zu handeln schien, als eine Herabwürdigung des Sohnes Gottes zu verhüten, welche dem christlichen Glauben selbst Gefahr bringen könnte; trat (318) der Bischof Alexander dem Arius in einer Versammlung von Presbytern offen entgegen. Alexanders Ansicht war ein Produkt aus der neuplatonischen und der Lehre des Origenes. Von den Neuplatonikern hatte Alexander die Ansicht von dem doppelten Logos in der Gottheit, dem ihr inwohnenden und dem aus ihr heraustretenden adoptirt, mit Origenes nahm er die Ewigkeit der Zeugung des Sohnes, seine Gleichewigkeit mit dem Vater, also möglichste Annäherung an Wesensgleichheit (Homousie) an. Er ließ auch die nothwendige Folge des Gezeugtseyns des Sohnes, die Abhängigkeit des Seyns, bestehen und erkannte also den Mangel eines Prädikats des Vaters am Sohne, nämlich der Selbstständigkeit an, gab somit die Unvollständigkeit der Gleichheit oder quantitative Ungleichheit zu. Dagegen erhob er die Anfangslosigkeit, welche in der ewigen Zeugung mitgegeben ist, hervor, sowie die qualitative Wesensgleichheit, welche in der Erzeugung aus dem Wesen des Vaters lag, weil Zeugung aus dem Wesen nur Gleichartigem oder Wesensgleichem das Daseyn geben könne. Arius ließ sich durch die Autorität des Bischofs keineswegs schrecken. Mit heftigem Widerspruche setzte er ihm seine Meinung entgegen und bezüchtigte ihn sabellianischer Irrthümer. Schriftliche und mündliche Verhandlungen blieben fruchtlos. Arius gewann eine mächtige Partei in Alexandria, unter der ägyptischen Geistlichkeit und selbst unter den Bischöfen in Kleinasien und Syrien. Alexander sah sich genöthigt, 321 eine Provinzialsynode nach Alexandria zu berufen, auf der beinahe 100 ägyptische und libysche Bischöfe erschienen. Die zahlreichere Partei Alexanders setzte den Arius ab und belegte ihn nebst seinen Anhängern, namentlich den Bischöfen Secundus von Ptolemais und Theonas von Marmarica, mit dem Kirchenbanne. Arius

blieb indeß zuerst noch in Alexandria und hielt selbst separate gottesdienstliche Versammlungen. Als jedoch die Bewegungen stärker wurden, floh er nach Palästina, von da zum Bischof Eusebius von Nikomedien in Bithynien, welcher ihn bereitwillig bei sich aufnahm. Hier in Nikomedien schrieb er sein berühmtes Buch „Thalia" zur Vertheidigung und Verbreitung seiner Lehre. In dem Buch wechselte gebundene und ungebundene Rede; denn für Personen verschiedenen Standes kleidete er seine Lehren in Lieder ein. Um sich aber mit Alexander zu verständigen und die Zurücknahme der Exkommunikation zu bewirken, schrieb Arius gleichzeitig an diesen einen versöhnlichen Brief, in welchem das Abweichende seiner Lehre unter ganz allgemein gehaltenen Formeln sehr zurücktrat. Ebenso verwendeten sich für Arius die beiden der angesehensten asiatischen Bischöfe, der schon genannte Eusebius von Nikomedien und der eben so mild denkende als gelehrte Eusebius von Cäsarea, Alexander wies jedoch alle Vermittelungsversuche zurück. Nun hielten die mit Arius befreundeten Bischöfe in Bithynien, wahrscheinlich in Nikomedien selbst, eine Synode 323 und erließen von da aus Schreiben an alle Bischöfe, in denen sie um fortdauernde Kirchengemeinschaft mit Arius und um Verwendung für ihn bei Alexander baten. Dessen ungeachtet griff das Parteinehmen, mündliches und schriftliches Zanken, gegenseitiges Verlästern unter Geistlichen und Laien in Aegypten, Libyen, Palästina, Syrien und Kleinasien so um sich, daß der Streit selbst von Heiden auf der Bühne verspottet ward und daß endlich auch Konstantin glaubte, sich in die Sache mischen zu müssen. Mit der Unparteilichkeit und Mäßigung eines weisen Regenten, doch zugleich mit der Gleichgültigkeit eines ungetauften Laien gegen religiöse Streitfragen, richtete er 324 im Geiste des Eusebius von Cäsarea an die beiden Parteihäupter ein vermahnendes, zum Frieden aufforderndes Schreiben u. sandte zugleich seinen Freund Hosius, Bischof von Corduba, nach Alexandrien ab, wohin unterdeß auch Arius zurückgekehrt war. Man veranstaltete eine Synode. Aber Hosius nahm so entschieden Partei für Alexanders Meinung, daß keine Annäherung erzielt werden konnte. Da nun die arianischen Streitigkeiten in Verbindung mit der meletianischen Kirchenspaltung politisch gefährlich zu werden drohten, so entschloß sich Konstantin zu einem, wie er glaubte, durchgreifenden Mittel. Nach dem Vorbilde der Provinzialsynoden berief er die erste allgemeine Kirchenversammlung oder das erste ökumenische Koncil 325 nach Nicäa in Bithynien und verlieh dieser Korporation richterliches und gesetzgebendes Ansehen. Es erschienen 311 Bischöfe aus der morgenländischen Kirche, Kirchendiener überhaupt über 2000; aus der abendländischen Kirche kamen nur die Abgesandten des römischen Bischofs, Sylvester I., die Presbyter Vitus und Vicentius. Beide Parteien waren vertreten, Arius jedoch nur durch 20 Bischöfe, unter denen Eusebius, Bischof von Nikomedien, Theognis, Bischof von Nicäa, Maris, Bischof von Chalcedon, Theonas, Bischof von Marmarica in Libyen, und Secundus, Bischof von Ptolemais die bedeutendsten waren. Wortführer auf Alexanders Seite waren: Athanasius, Archidiakonus zu Alexandria, Marcellus, Bischof von Ancyra in Galatien, Eustathius, Bischof von Antiochien, Hosius, Bischof von Corduba, und die römischen Presbyter Vitus und Vicentius. Die bei Weitem größte Zahl der versammelten Kirchenlehrer gehörte weder der einen noch der andern der streitenden Parteien an, sondern stand indifferent in der Mitte. Ihr Haupt war Eusebius von Cäsarea. Konstantin führte anfänglich selbst den Vorsitz, bis ihn die Heftigkeit der streitenden Parteien vertrieb und Hosius die Leitung des Ganzen überkam. Mehre Bischöfe der mittlern, nachher sogenannten semiarianischen Partei bemühten sich besonders, Frieden zu stiften und die Eiferer zum Schweigen zu bringen. Eusebius von Cäsarea legte dem Koncil ein Glaubenssymbol vor, welches die Lehre von der Gottheit Christi deutlich aussprach, aber in solchen Ausdrücken, welche zwar ihrem eigentlichen Sinne nach mit der streng arianischen Lehre im Widerspruche standen, aber doch von Arius durch Umdeutung mit derselben recht gut vereinigt werden konnten. Die Partei des Alexander verlangte nur zu diesem Symbole noch Zusätze, durch welche den lästerlichen Lehren des Arius unmöglich gemacht werde, sich daran anzuschließen. Auch der Kaiser stimmte für die Wesensgleichheit (das Homousion); ja er forderte zuerst, durch Einflüsterungen geleitet, entschieden die Aufnahme des Homousion in das Symbol. Auf dieses Signal erfolgte von der Partei Alexanders die Forderung, noch vollständigere Antithesen gegen den Arianismus aufzunehmen. Durch solche antithetischen Zusätze zu dem Glaubensbekenntnisse des Eusebius entstand das berühmte nicänische Symbol, das zweite ökumenische oder allgemein gültige unter der ganzen Christenheit. Es lautet so: „Wir glauben an einen Gott, allmächtigen Vater, Schöpfer aller sichtbaren und unsichtbaren Dinge, und an einen Herrn Jesus Christus, den Sohn Gottes, den Eingeborenen, der aus dem Vater, das heißt aus dem Wesen des Vaters gezeugt worden, Gott aus Gott, Licht aus Licht, den wahrhaftigen Gott aus dem wahrhaftigen Gotte, der gezeugt, nicht geschaffen worden, der mit dem Vater gleiches Wesens (Homousion) ist, durch welchen Alles gemacht worden ist, sowohl was im Himmel, als auch was auf der Erde ist, der für uns Menschen und für unsere Seligkeit herabgekommen, Fleisch geworden, Mensch geworden ist und gelitten hat, der am dritten Tage auferstanden, in den Himmel aufgefahren ist und kommen wird, zu richten die Lebendigen und die Todten. Und an den heiligen Geist. Diejenigen aber, welche sagen: Es war eine Zeit, da er nicht war; er war nicht, ehe er gezeuget worden; er ist aus Nichts geschaffen; oder welche behaupten, er sey aus einer andern Substanz oder einem andern Wesen, oder er sey erschaffen oder veränderlich oder der Abwechselung unterworfen: diese verflucht die katholische Kirche." Von den 17 Bischöfen, welche anfänglich Unterschrift und Annahme des Symbols verweigerten, bewog einige, wie die beiden Eusebius und Theognis, Liebe zum Frieden — sie erklärten Homousion als Homöusion, Wesensähnlichkeit —, andere Furcht vor Konstantins Drohung mit Absetzung, nachträg-

lich noch zu unterschreiben. Das Symbol erhielt kaiserliche Sanktion und die Beschlüsse des Konzils wurden zum Reichsgesetze erhoben. Homousion ward Losungswort der Orthodoxie. Arius dagegen und die beiden Bischöfe, welche nicht unterzeichnet hatten, Theonas von Marmarica und Secundus von Ptolemais, wurden für gottlos erklärt, mit Porphyrius, einem Gegner des Christenthums, verglichen (daher Porphyrianer genannt) und nach Illyrien ins Exil getrieben. Ihre Schriften wurden verbrannt, Exemplare davon zu behalten oder gar zu lesen bei Lebensstrafe verboten. Auch Eusebius von Nikomedien und Theognis von Nicäa mußten bald, noch 325, wegen ihrer Gemeinschaft mit Arius nach Gallien ins Exil wandern, weil sie zwar das Symbol, aber nicht die Verdammungsbulle unterzeichnet hatten. Alle diese Gewaltstreiche verfehlten indeß den beabsichtigten Zweck, Glaubenseinheit oder doch Ruhe zu schaffen. An innere Vereinigung war da nicht zu denken, wo die eine Partei mit Härte unterdrückt war, wo sich die Mehrzahl ein über ihre Ansicht weit hinausgehendes Symbol aufgedrängt sah und eigentlich nur die Minorität als Sieger dastand, und zwar als Sieger weniger durch Wahrheit und Gerechtigkeit ihrer Sache, als durch weltliche Gewalt des Kaisers, in dessen Gunst man sich durch die Intriguen eines Hosius und Athanasius zu setzen gewußt hatte.

Unterdessen gingen am Hofe zu Konstantinopel Veränderungen vor, welche den Arianern eine günstigere Wendung ihrer Lage verhießen. Constantia, Schwester Konstantins, empfahl auf dem Sterbebette dem Kaiser ihre ganz arianisch gesinnte Hofgeistlichkeit, und diese brachte bald dem Monarchen die Ueberzeugung bei, daß dem Arius das schreiendste Unrecht geschehen sey. Sofort wurden Theognis und Eusebius von Nikomedien zurückberufen und in ihre Aemter wieder eingesetzt (328). Die kaiserliche Aufforderung an Arius, an den Hof zu kommen, wurde mit der ausdrücklichen Erklärung wiederholt, daß er begnadigt und nach Alexandria zurückgesendet werden solle. Arius erschien und übergab dem Kaiser für sich und seinen Freund Euzojus ein Glaubensbekenntniß. Kluglich überging er darin die Streitpunkte, faßte es fast ganz in doppelsinnigen, meist biblischen Ausdrücken ab und bekannte so im Allgemeinen seinen Glauben an die durch Schrift und Kirche überlieferte Lehre vom Vater, vom Sohn und von dem aus dem Vater vor allen Zeiten gezeugten Gotte Logos, durch welchen Alles entstand. Konstantin, mit dieser Rechtfertigung zufrieden, befahl dem seit 326 zum Bischof von Alexandria erhobenen Athanasius, den Arius wieder in sein Amt einzusetzen. Athanasius jedoch, dem mit dem Homousion das Christenthum zu stehen oder zu fallen schien, wollte das nicänische Bekenntniß in strenger Fassung aufrecht erhalten wissen und blieb allen freundlichen Vorstellungen, allen Bitten und allen kaiserlichen Drohungen unzugänglich. Der Kaiser forderte ihn vor sich, Athanasius erschien 332 in Nikomedien und gewann durch seinen persönlichen Eindruck den Kaiser ganz für sich. Indeß gelang es seinen Feinden, neue Beschuldigungen auf ihn zu häufen. Vor einer Synode zu Tyrus (335) mußte er als Angeklagter erscheinen, pfäffische Intriguen vermochten den Kaiser, die Verbannung des Mannes durchzusetzen, und Athanasius ward im Jahre 336 nach Trier verwiesen. Mehre andere Bischöfe, deren Widerstand gegen den Arianismus zu fürchten war, wie Eustathius von Antiochien, Marcellus von Ancyra, theilten des Athanasius Schicksal, während Arius von einer Synode zu Jerusalem bei Gelegenheit der Kirchweihe feierlich wieder in die kirchliche Gemeinschaft aufgenommen und nach Alexandria in sein Amt zurückgeführt wurde. Bald entstanden jedoch in der Gemeinde des Athanasius, die ihrem Bischofe mit feuriger Liebe ergeben war, neue Unruhen. Im Interesse des Friedens rief darauf Konstantin den Arius zur Verantwortung nach Konstantinopel (336). Dieser übergab ein neues, in lauter biblischen Ausdrücken abgefaßtes Glaubensbekenntniß und bekräftigte die Aufrichtigkeit seiner Aussage durch einen Eid. Konstantin, von seiner Rechtgläubigkeit wieder vollkommen überzeugt, befahl jetzt dem Bischof zu Konstantinopel, Alexander, vor seinen Augen inmitten der Hauptstadt die Aufnahme des Arius in die Kirchengemeinschaft zu vollziehen. Es sollte an einem Sabbathe geschehen; Alexander, ein eifriger Anhänger des Homousion, gerieth solcher Zumuthung wegen in die peinlichste Gewissensunruhe, wagte jedoch nicht dem Kaiser entgegen zu seyn. Er warf sich, erzählt man, vor dem Altare zur Erde nieder und betete zu Gott, er möge entweder ihn oder den Arius aus dem Leben abrufen. Noch am Abende desselben Tages starb Arius. Als er nämlich in Begleitung des Eusebius und anderer Freunde triumphirend durch die Hauptstraßen von Konstantinopel zur Kirche zog, nöthigte ihn unterwegs auf dem Constantiusplatze ein natürliches Bedürfniß, beiseits zu gehen. Da wurde der Greis ohnmächtig und starb eines plötzlichen Todes, welchen seine Feinde ein Gottesgericht nannten, seine Anhänger den Zauberkräften der Gegner zuschrieben.

Mit dem Tode des Arius war die arianische Streitfrage nicht zu Ende. Die Heftigkeit der Gemüther war einmal erregt; erduldete Verfolgungen, Unruhen und Zerruttungen der Gemeinden hatten den Arianismus zu einer Lebensfrage gemacht, und da die Arianer als Partei schon bei Lebzeiten des Arius selbstständig gesprochen und gehandelt hatten, so konnte sein Tod wenig mehr wirken, als daß Männer von der mittleren Partei, welche sich früher aus persönlichem Interesse für Arius an seine Lehre enger angeschlossen hatten, jetzt ihre Ansichten frei bis zur Opposition gegen Arius vortrugen. Wenn die streitenden Parteien gleich vom Anfange an die Politik in ihr Interesse gezogen hatten, so war natürlich, daß Fortgang oder Ende des Streites auch von ihr großentheils abhing, und sie begünstigte seinen Fortgang. Auf der Seite der antiarianischen Homousianer waren jetzt hauptsächlich Athanasius, Marcellus und Photinus Wortführer. Athanasius war aber unter ihnen bei Weitem der bedeutendste und einflußreichste, der eigentliche Vorkämpfer für den ganzen Gang der Streitigkeiten. Er trug in der orientalischen Kirche entschieden das Meiste dazu bei, den Sieg des Homousion

herbeizuführen. Sein Name ward bald Parteiname der **Athanasianer**.

Nachdem es nun den Arianern durch die erschlichene Gunst des Hofes gelungen war, ihren Hauptgegner Athanasius durch seine Verbannung nach Trier für den Augenblick aus dem Felde zu schlagen, hatten sie freie Religionsübung, der Kaiser Konstantin ließ sich selbst 337, kurz vor seinem Tode, von einem semiarianischen Bischofe, Eusebius von Nikomedien, taufen. Noch günstiger wurde die Lage der Arianer unter **Constantius**, dem jüngsten Sohne Konstantins, dem dieser noch bei seinem Leben die oströmischen Länder übergeben hatte. Er zeigte sich bald geneigt, entschieden Partei für die Arianer zu nehmen und vergaß die Politik seines Vaters, vor Allem das Interesse der Ruhe und des Friedens zu wahren, zu welchem jener nach einzelnen Abweichungen und Uebereilungen doch immer wieder zurückgekehrt war. Athanasius dagegen gewann einen Gönner in **Konstantin** dem Jüngern, ältestem Sohne des Kaisers Konstantin, dem dieser Gallien zugetheilt hatte, der aber seine Hand nach Italien, dem Erbtheile seines Bruders Constans ausstreckte, ein Unternehmen, das ihm 340 in der Schlacht bei Aquileja das Leben kostete. Konstantin der Jüngere sandte 338 den Athanasius nach Alexandria in seinen Bischofssitz zurück. Mit offenen Armen wurde Athanasius in seiner Gemeinde empfangen. Vergebens sträubten sich seine Feinde, ihn, über den auf der Synode zu Tyrus das Absetzungsurtheil ausgesprochen worden sey, als rechtmäßigen Bischof anzuerkennen; sie erwirkten nichts, als die Einsetzung eines besondern arianischen Bischofs zu Alexandria, **Piseus**, der jedoch nie zu rechtem Ansehn gelangen konnte. Freie Religionsübung hatten übrigens die Arianer um diese Zeit in fast allen Orten des östlichen Kaiserthums, und zu Konstantinopel wurde die arianische Lehre 340 entschieden Hoftheologie. Dagegen beschützte Constans im Occident bis zu seinem Tode 350 die nicänische Lehre. Die gegenseitigen Anfeindungen dauerten ununterbrochen fort. Auf einer 341 zu Antiochia von Arianern gehaltenen Synode wurde das Absetzungsurtheil über Athanasius erneuert. An seiner Statt wurde **Gregorius** aus Kappadocien, ein Mann von heftiger, gewaltthätiger Gemüthsart, zum Bischofe von Alexandria ernannt und auf kaiserlichen Befehl mit bewaffneter Macht eingeführt. Athanasius flüchtete nach Rom. Bei dem immer weiter greifenden traurigen Einflusse der Streitigkeiten konnten endlich die beiden Kaiser nicht lange müßige Zuschauer bleiben; sie beschlossen die Berufung eines allgemeinen Koncils nach **Sardica** in Illyrien. Hier erschienen hauptsächlich unter dem Einflusse des römischen Bischofs (347) über 300 abendländische Bischöfe, dagegen nur 76 morgenländische, theils weil sie nicht gemeinschaftlich mit den Abendländern berathen mochten, theils weil ihnen die Entfernung zu groß war. Die Ueberzahl der Freunde des Athanasius, also des Homousion, ließ den unfriedlichen Ausgang des Koncils im Voraus ahnen. Die Abendländer forderten zuerst, daß Athanasius und die Seinigen als rechtmäßige Bischöfe der Versammlung beiwohnen sollten. Die Morgenländer verweigerten es hartnäckig. Ueber dem Streiten, wobei die Minorität der Orientalen allzusehr im Nachtheile seyn mußte, trennten sich diese von jenen und konstituirten zu **Philippopolis** in Thracien eine selbstständige Kirchenversammlung. Die abendländischen Bischöfe aber bestätigten zu Sardica die schon zu Rom 342 gefaßten Beschlüsse. Athanasius wurde für gerechtfertigt erklärt, seinen Feinden der Bannfluch nachgesendet. Die Morgenländer zu Philippopolis erklärten dagegen die nicänischen Beschlüsse für Sabellianismus oder Tritheismus; die Bannflüche erwiederten sie, indem sie den gegen Athanasius und seine Freunde ausgesprochenen Bann namentlich über **Julius** von Rom, **Hosius** von Corduba und **Protogenes** von Sardica ausdehnten. Auf Ansuchen der hier versammelten Väter rief Constantius endlich den Athanasius 349 in sein Bisthum zurück, der nun gegen die des Arianismus Verdächtigen desto heftiger wüthete. Empörende Ungerechtigkeiten und Gewaltthätigkeiten, niedrige Ränke, mörderische Volksaufstände waren die Mittel, durch welche sich jede Partei bei Verjagung ihrer Gegner u. Einsetzung ihrer Anhänger in die streitigen Bisthümer die Oberhand zu verschaffen suchte. Einen schweren Verlust erlitt Athanasius 350 durch den Tod seines Gönners Constans. Constantius wurde nun rechtmäßiger, und nachdem er Rache an dem Usurpator Magnentius genommen hatte, 353, auch unbestrittener Alleinherr des römischen Reiches. Die jetzt wieder begünstigten Arianer richteten ihren ersten Angriff nicht auf Athanasius selbst, sondern auf **Marcellus** und **Photinus**. Auf der ersten Synode zu **Sirmium** 351 wurde ihre Verdammung als Sabellianer und ihre Absetzung durchgesetzt. Auch auf den Synoden zu **Arles** 354 und zu Mailand 355 errangen die Gegner des Athanasius den Sieg.

So behielt die antinicänische Partei vorläufig durch das ganze römische Reich das entschiedene Uebergewicht. Nicht bloß Athanasius, sondern auch der alte Hosius, ferner **Liberius**, Bischof von Rom, **Lucifer**, Bischof von Cagliari auf Sardinien, **Hilarius**, Bischof von Pictavium, und **Eusebius**, Bischof zu Vercelli, wurden verbannt und selbst Rom erhielt in **Felix** einen arianischen Bischof. Das Volk nahm an der ganzen Sache geringen Antheil, doch in den mehr wissenschaftlich kultivirten oströmischen Ländern immer noch mehr, als in den weströmischen, wo die Streitfrage überhaupt weniger bekannt wurde. In den syrischen u. kleinasiatischen Provinzen fand der Arianismus den schwächsten Widerstand, stärkeren in Aegypten und in den Provinzen des alten Griechenlands. Indeß schadete der Partei nichts mehr, als gerade dieser Sieg. Dieselbe war ursprünglich aus zwei ungleichen Theilen zusammengesetzt, aus denjenigen, welche schon als Semiarianer bezeichnet worden sind, der Majorität der orientalischen Kirche, und aus den eigentlichen strengen Arianern, welche bei Weitem die Minderzahl bildeten. Beide Parteien waren bisher durch den gemeinschaftlichen Gegensatz gegen Athanasius und gegen das nicänische Koncil mit einander vereinigt gewesen, und die eigenthümliche Differenz zwischen ihnen konnte daher weniger zur Sprache kommen; insbesondere hatten die strengen Arianer

das Interesse, sich an die herrschende Partei der orientalischen Kirche anzuschließen. Sobald aber der Gegensatz nach außen wegfiel, so trat die innere Differenz desto stärker hervor. Dazu kam, daß jetzt zwei Männer auftauchten, welche den strengen Arianismus, im Gegensatze sowohl gegen die homöusianische, als gegen die homousianische Denkweise, weiter ausbildeten, besonders mit mehr Schärfe und Konsequenz, als es bisher geschehen war, Aëtius und sein Schüler Eunomius. Aëtius behauptete, man könne Gott so gut als sich selbst kennen, könne gleichsam eine mathematische Anschauung von ihm gewinnen. Eunomius aus Kappadocien aber kam in der Lehre vom Sohne Gottes mit Arius im Wesentlichen ganz überein, suchte aber, wie Aëtius, theils die Art, wie der Sohn Gottes das Daseyn erhalten habe, und sein ganzes Verhältniß zum Vater als begreiflich darzustellen, theils die Begreiflichkeit des göttlichen Wesens selbst zu beweisen und bekämpfte den herrschenden Grundsatz, daß es nur symbolische Erkenntniß des Göttlichen gebe. Das Wesen der Religion und des Christenthums speciell setzte er in Verstandesaufklärung, in theoretische Erkenntniß von Gott und göttlichen Dingen. In diesem Sinne machte er seinen Gegnern den Vorwurf, daß sie überhaupt keine Art des Erkennens von Gott gelten ließen und einen unbekannten Gott lehrten. Da nun ohne Erkenntniß von Gott kein Christenthum denkbar sey, so könnten sie auch nicht einmal Christen genannt werden. So wurde der anfangs zwar schon begründete, aber wenig hervortretende Gegensatz zwischen arianischer und semiarianischer Lehre stärker ausgebildet und hervorgehoben. Es bildeten die Anhänger des Aëtius und Eunomius nach und nach eine eigene Partei, die der Anomöer (Heterousianer) od. Aëtianer, Eunomianer, Ariomaniten (von dem ängstlichen Anschließen an Arius), auch Troglodyten (Höhlenbewohner, von ihren geheimen Zusammenkünften). Diese Partei bildete sich besonders in der antiochenischen Kirche aus, wo der arianische Eudoxius Bischof war. Es regte sich jedoch bald eine heftige Opposition gegen sie von Seiten der semiarianischen Partei, welche damals den Basilius, Bischof von Ancyra in Galatien, des vertriebenen Marcellus Nachfolger, an ihrer Spitze hatte. Unter so heftigen Widersprüchen der Majorität der orientalischen Bischöfe gegen die Eunomianer hielten es diese, geleitet besonders von Ursacius und Valens, für gerathen, für den Augenblick die Differenz zwischen den Eunomianern und Semiarianern zu verdecken. Leicht wußten die beiden genannten Männer den Kaiser zu überreden, es seyen alle Streitigkeiten durch das Wort Usia, Wesenheit, veranlaßt worden, es werde also aller Zwist ein Ende nehmen, ohne daß man der Sache zu nahe trete, wenn man nur dieses Wort aus den kirchlichen Vorträgen zu entfernen wisse, das ja ohnehin auch in der heiligen Schrift in dem metaphysischen Sinne nicht vorkomme. Man hielt die zweite Synode zu Sirmium in Niederpannonien 357 und entwarf ein Glaubenssymbol, worin man die Parteiwörter Wesensgleichheit (Homousion) und Wesensähnlichkeit (Homöusion) ganz vermied. Gegner dieser Entscheidung waren aber nun Homousianer und Homöusianer auf gleiche Weise. Die Semiarianer versammelten sich auf einer Synode zu Ancyra 358. Den Gang der Verhandlungen leiteten Basilius von Ancyra, Georgius von Laodicea und Macedonius von Konstantinopel. Die Entscheidung dieser Synode war theils gegen den nicänischen Glauben, theils gegen die eunomianischen Bestimmungen gerichtet im Sinne des bisherigen Eusebianismus. Ein ausführliches dogmatisch-polemisches Schreiben setzte diesen Glauben auseinander und warnte vor den Eunomianern, mit welchen alle Kirchengemeinschaft aufgehoben wurde. Seit dieser Synode wurden die Namen Homöusianer, Homöusiasten, Semiarianer und Basilianer entschiedene Parteinamen. Als Stifter der Semiarianer nennt man den als Marcells Gegner erwähnten Asterius aus Kappadocien, einen Sophisten und, wie Arius, Schüler des antiochenischen Märtyrers Lucian, der schon früher um 330 ähnliche Lehrsätze vorgetragen hatte. Mit größerem Rechte können aber Basilius von Ancyra u. Georgius von Laodicea Stifter der Semiarianer heißen, da die Sekte doch erst 358 als eine von den strengen Arianern verschiedene ihr Daseyn erhielt, wenn wir auch ihren Ansichten schon auf dem nicäner Koncil begegneten, wo sie besonders durch die beiden Eusebius vertreten waren. Deshalb nennen auch Andere den Eusebius von Cäsarea u. Cyrillus von Jerusalem als Stifter.

Constantius glaubte zur Vermittelung des Friedens ein allgemeines Koncil berufen zu müssen; aber es kam kein solches, sondern nur zwei gleichzeitige Koncilien zu Stande, indem die orientalischen Bischöfe sich zu Seleucia in Isaurien, die occidentalischen zu Ariminum (Rimini) 359 versammelten. Von der Majorität des Koncils zu Rimini wurde das nicänische, zu Seleucia dagegen das vierte antiochenische Symbol allen Anträgen der Eunomianer entgegengestellt. Der Kaiser befahl, daß beide Koncilien ihm ihre Beschlüsse durch je 10 Bischöfe aus ihrer Mitte vortrügen. Die Abgeordneten erschienen, wurden aber in Konstantinopel Monate lang ohne Entscheidung hingehalten, so daß das Koncil zu Rimini sich unterdeß fast ganz auflöste. Seine 10 Abgeordneten wurden endlich durch Ursacius und Valens dahin bearbeitet, daß sie zu Nicä in Thracien ein Symbol unterzeichneten, welches alle Bestimmungen über die Usie als unbiblisch untersagte und nur im Allgemeinen bestimmte, daß der Sohn Gottes dem Vater ähnlich sey, wie es die heilige Schrift lehre. Durch allerhand Kunstgriffe erlangten Ursacius und Valens die Unterschrift der wenigen zu Rimini noch anwesenden Kirchenhäupter. Mit Mühe wurden darauf die orientalischen Bischöfe in Seleucia dahin gebracht, der Unionsformel beizutreten. Endlich war Alles durchgesetzt. Ein neues Koncil zu Konstantinopel (360) bestätigte nochmals das Symbol, und der Kaiser beschloß um jeden Preis den Frieden herzustellen. Absetzung und Exil oder noch Aergeres drohte den Bischöfen, welche sich nicht fügen wollten. So mußte Eudoxius, seit Kurzem Bischof von Konstantinopel an Macedonius' Stelle, seinen Günstling Aëtius zu Antiochia preisgeben, und Eunomius, welcher das Bisthum zu Cyzicus er-

halten hatte, entfliehen. Eudoxius wurde nun das Haupt einer von den Eunomianern verschiedenen Partei, der Eudoxianer.

Die erkünstelte traurige Union konnte keinen Bestand haben. Mit dem Tode des Kaisers Constantius nahm Alles wieder eine andere Wendung. Es folgte ihm Julianus, der Abtrünnige (361 bis 363), der als Verächter und Feind der christlichen Religion allen Parteien freie Religionsübung gab, überzeugt, diese würden sich schon selbst aufreiben, wenn er sie nur ruhig gewähren ließe. Den größten Gewinn von dieser Freiheit zog zunächst die nicänische Partei, welche unter Constantius fast fortwährend bedrängt war. Durch bisher erlittene Verfolgungen erbittert, wandten sie sich jetzt unter Leitung des Athanasius, der in seiner Schroffheit immer noch besonnener war, als manche Andere, mit aller ihnen gebliebenen Energie gegen sämmtliche arianische und semiarianische Parteien. Auf der Kirchenversammlung zu Paris 361 unter Hilarius erklärte man alle Bischöfe, welche den nicänischen Glauben nicht bekannten, für Apostaten. Aehnlich war das Ergebniß einer Versammlung zu Alexandria unter Athanasius selbst. Zu Paris faßte man den weisen Beschluß, alles Mögliche zu thun, um denen entgegenzukommen, welche sich mit der rechtgläubigen Kirche wieder vereinigen wollten. Wer aus Schwäche unter den Auspicien der vorigen Regierung dem Arianismus sich angeschlossen habe, solle ohne Weiteres aufgenommen werden u. in Amt und Würde bleiben. Nur die Häupter der arianischen Partei sollten bei dem Rücktritte ihre Aemter verlieren. In Praxis fand der Beschluß leider noch wenig Anwendung. Der Tod Julians, so überaus wichtig er für die christliche Kirche als Ganzes war, änderte in den arianischen Streitigkeiten wenig. Sein Nachfolger Jovian (363 bis 364), obwohl der nicänischen Lehre ergeben, enthielt sich jeder Einmischung in theologische Fragen. Valentinian I. (364—375) folgte derselben Politik. Anders sein Bruder Valens, dem Valentinian als Mitregenten den Orient überließ. Ein Schüler des Eudoxius, eifriger Arianer und von Natur Despot, ließ sich Valens zum Werkzeuge des Fanatismus und der Herrschsucht arianischer Geistlichen gebrauchen. Es folgte eine Zeit der traurigsten Zerrüttung in der orientalischen Kirche, würdige Bischöfe wurden verfolgt und vertrieben, nichtswürdige Menschen, welche unter den kaiserlichen Eunuchen und Kammerherren ihre Gönner hatten, den Gemeinden als Geistliche und Kirchenfürsten aufgedrungen. Gerade diese Verfolgung aber trug wesentlich zum Siege der nicänischen Partei bei. Indem nämlich die Semiarianer dieselben Verfolgungen wie die Homousianer erfuhren, so brachte die gemeinsame Noth beide Parteien einander näher und hatte den Uebertritt der erstern zum nicänischen Symbol zur Folge. Nicht weniger Anerkennung verschaffte dem nicänischen Bekenntnisse der Ruhm seiner jetzigen Vertheidiger, eines Basilius des Großen, eines Gregor von Nyssa, eines Gregor von Nazianz, eines Amphilochius u. A. Solche Männer mußten jeder Partei zur Empfehlung gereichen, und wenn nun die Sache, welche sie vertheidigten, zugleich durch die Mehrzahl der Mönche und Anachoreten bei dem Volke, das immer lieber zu viel als zu wenig glaubt, Fürsprecher fand, so war es natürlich, daß die Anhänglichkeit ihrer Partei zur Zeit des Drucks zum Enthusiasmus sich steigerte. Die Sehnsucht des Volkes zu Alexandria nach Athanasius, der sich auf einige Monate entfernt hatte, bewog selbst den Kaiser Valens, aus Furcht vor Aufruhr, ihn zurückzurufen, und Athanasius genoß in den letzten Jahren seines leiden- und kämpfereichen Lebens bis zum Jahr 373 der bisher entbehrten Ruhe. Ueberall siegte die nicänische Partei. So trug das Homousion auf den Versammlungen zu Lampsacus 365, in Illyrien 367, zu Tyana 369 den Sieg davon. Als Gratianus auf den Thron kam (375—383), verkündigte er 378 allgemeine Amnestie und Duldung aller Religionsparteien mit Ausschluß der Manichäer, Photinianer und Eunomianer; denn an den letzteren war besonders die Aenderung der Taufformel und das einmalige Untertauchen anstößig. Entschiedener nahm Theodosius Partei, welcher 379 als Gratians Mitregent die Verwaltung des Orients empfing. Getauft von dem homousianischen Bischofe Ascholius zu Thessalonich, begünstigte er entschieden die Anhänger des nicänischen Symbols. Durch ihn wurde der Sieg dieser Glaubensform, welche die Entwickelung der Kirchenlehre von innen heraus vorbereitet hatte, auch äußerlich errungen. Schon durch ein Gesetz vom Jahr 380 verordnete Theodosius, daß nur Diejenigen für rechtgläubig gelten und im Besitze ihrer Kirchen bleiben sollten, welche mit Petrus, Bischof zu Alexandria, und Damasus, Bischof von Rom, entschiedenen Nicänern, übereinstimmten. Im folgenden Jahre verbot derselbe ausdrücklich den Photinianern, Eunomianern und Arianern alle gottesdienstlichen Zusammenkünfte in Städten. Als er im Monate November 380 seinen siegreichen Einzug in Konstantinopel hielt, fand er die Gemeinde, deren Glauben er als den seinigen erkannte, mit ihrem Bischofe Gregor, früher zu Nazianz, jetzt zu Konstantinopel, nicht einmal im Besitze einer Kirche; in einem Winkel der Stadt versammelte sie sich in einem Privathause, während der arianische Bischof Demophilus im Besitze aller Kirchen war. Der Kaiser ließ diesem die Wahl, entweder das nicänische Symbol zu unterzeichnen, oder aus den Kirchen zu weichen. Demophilus, treu seiner Ueberzeugung, wählte das Letztere, und die Arianer mußten nun ihre Versammlungen außerhalb der Stadtmauern halten, wo sie dieselben noch bis ins 6. Jahrhundert fortsetzten. Um endlich die Anerkennung des Homousion allgemein zu machen, versammelte der Kaiser 381 ein zweites allgemeines Koncil in der Residenz des oströmischen Reiches. Das Resultat dieses zweiten ökumenischen Koncils war, daß das nicänische Symbol, welches früher der orientalischen Kirche aufgedrungen worden war, jetzt von den meisten freiwillig aufgenommen wurde und allgemeinen Eingang fand. Noch einmal neigte das Glück den Arianern sich zu. Die Kaiserin Justina, Mutter des minderjährigen Valentinian II., ertheilte 386 den Arianern im Occident Religionsfreiheit. Doch genossen sie diese nur bis 388. Valentinian ging später förmlich zu den Katholi=

ken über. Auch der Usurpator **Eugenius** gab allen christlichen Parteien Freiheit. Als er jedoch von Theodosius 394 überwunden und dieser Alleinherrscher im römischen Reiche geworden war, und unter seinen Nachfolgern die Gesetze gegen die Arianer immer mehr geschärft wurden, so war die Herrschaft der nicänisch-konstantinopolitanischen Lehre gesichert und die allmählig erfolgende Unterdrückung des Arianismus unter Griechen und Lateinern entschieden. Nur einzelne Ueberreste desselben treten noch in den nächsten Jahrhunderten hervor.

Die aus dem römischen Reiche vertriebenen Arianer waren desto eifriger, unter denen noch nicht zum Christenthume gelangten oder in ihm noch nicht befestigten Völkern ihre Lehre auszubreiten. Zu den nichtrömischen Völkern, unter welchen der Arianismus Eingang fand, gehören die **Vandalen**, deren Könige **Geiserich** u. **Hunnerich** (437—484) die Anhänger der nicänischen Lehre mit Härte verfolgten, die **Burgunder**, welche entweder sogleich bei ihrer Bekehrung in der arianischen Lehre unterrichtet wurden, oder diese später im Verkehre mit arianischen Völkerschaften kennen lernten und erst zu Anfang des 6. Jahrhunderts sich zum Katholicismus bekannten, endlich die **Gothen**, die erst unter dem König **Reccared** zum Katholicismus bekehrt wurden, der damals und zugleich bei den Ueberresten der 469 arianisch gewordenen **Sueven** herrschend wurde. Chlodwig u. Justinian bereiteten dem Arianismus weit u. breit den Untergang. Belisars Siege in Afrika, Sicilien und Italien erweiterten die Herrschaft des katholischen Glaubens. Es wurden dabei viele tausend Menschen, welche die nicänische Lehre nicht bekennen wollten, gemordet und viele Kirchen den „Ketzern" mit Gewalt entrissen. Indeß war eine solche Reinigung von arianischer Ketzerei nicht überall von Dauer. Noch einmal brachten die **Longobarden** unter dem Könige Autharis 568 den Arianismus nach Oberitalien, doch verschwand er schon 671 ganz unter den Longobarden. Seitdem finden sich nirgends mehr abgesonderte Parteien von Arianern. Fortwährend aber ist in der christlichen Kirche ihre Lehre erneuert u. unter den verschiedensten Modifikationen dem orthodoxen System entgegengestellt worden; oft hat dem neuen Arianismus nichts als der Name gefehlt.

Arianismus, s. Arianischer Streit.

Ariano, Stadt in der neapolitanischen Provinz Principato ulteriore, auf 3 Hügeln in den Apenninen, zwischen den Flüssen Calore und Tripaldo an der Straße von Neapel nach Bari gelegen; mit 12,000 Einwohnern, 12 Pfarrkirchen, einer Kathedrale und einigen Klöstern; Sitz eines Bischofs. Die Einwohner beschäftigen sich mit der Fabrikation von unächtem Porzellan. Die Stadt wurde mehrmals durch Erdbeben zerstört.

Arias, **Benedictus**, spanisch: Benito Arias Montano, berühmter Theolog und Orientalist, geboren 1527 in der Villa Frerenal de la Sierra (im Gebirge, daher sein lateinischer Zuname **Montanus**) in der Provinz Estremadura, studirte auf der Universität zu Sevilla (Hispalis, daher auch **Hispalensis** beigenannt) und zu Alcala de Henares, wo er Doktor der Theologie wurde, war Kenner von 10 ältern und neuern Sprachen und in den semitischen besonders ausgezeichnet. Als Priester wurde er in den geistlichen Ritterorden St. Jago di Compostella aufgenommen. Martin Perez Ajala, Bischof von Segovien, nahm ihn wegen seiner theologischen Gelehrsamkeit mit sich auf das Koncilium zu Trient, wo er den wichtigsten Verhandlungen beiwohnte. Nach seiner Rückkehr zog sich der einfache, anspruchlose Mann, der nicht nach hohen Ehrenämtern strebte, in die Einsamkeit auf ein schön gelegenes Plätzchen in den Gebirgen von Andalusien, nahe bei Aracena, zurück, um daselbst den Wissenschaften zu leben. Philipp II. aber ernannte ihn bald nachher als den größten Theologen seiner Zeit zum Aufseher u. Leiter des ebenso kostbaren als umfassenden Bibeldrucks, welcher auf die Vorstellung des antwerpenschen Buchdruckers Christoph Plantin nach dem Muster der von dem Kardinal Franz Ximenes, Erzbischof zu Toledo, von 1502 — 1517 besorgten complutensischen Polyglottenbibel veranstaltet werden sollte, und schickte ihn zu diesem Zwecke 1568 mit den ehrenvollsten Empfehlungen an den berüchtigten Herzog Ferdinand von Alba, den damaligen Statthalter der Niederlande, nach Antwerpen. A. überreichte im Jahre 1572 die vollendete antwerpener Polyglotte, die ihn vier Jahre lang beschäftigt hatte, eigenhändig dem Papste Gregor XIII. zu Rom. Auch war er während seines Aufenthaltes in Antwerpen Vorsteher der zur Anfertigung eines Index expurgatorius librorum nach den Beschlüssen des tridentiner Konciliums auf des Herzogs von Alba Befehl niedergesetzten Kommission. Der König belohnte A. für die jeder Erwartung entsprechende Vollendung der Polyglotte, welche die Billigung und das Lob des Papstes und der Fakultäten zu Löwen und Paris erhielt, von welcher aber ein großer Theil der Abdrücke bei einer Sendung nach Spanien ein Raub der Meereswogen wurde, mit einer Pension von 2000 Dukaten, mit der Komthurei von Pelai Perez in dem Orden St. Jago und mit einem Hofkapellanate. Von anderer Seite aber erfuhr A. ähnliche Anfechtungen, wie Johannes Reuchlin. Wegen Aufnahme der Targumim (chaldäischen Bibelübersetzungen) in die Polyglotte wurde der vollkommen orthodox-katholisch gesinnte Mann auf Antrieb der Jesuiten der Hinneigung zu jüdischen Religionsmeinungen und überhaupt der Ketzerei beschuldigt, fiel beinahe der Inquisition in die Hände und mußte zweimal nach Rom reisen, um sich zu rechtfertigen. Er † als Prior des Konvents St. Jago zu Sevilla 1598. Seine reichhaltige Bibliothek wurde der des Eskurial einverleibt. Seine zahlreichen Schriften beziehen sich fast alle auf biblische Literatur. Es sind Kommentare über einzelne biblische Bücher; biblische Antiquitäten (im 2. Bande des Apparats zu der antwerpener Polyglotte und besonders unter dem Titel: „Antiquitates Judaicae" Leyden 1593). Ein bedeutendes Werk ist die große biblische Encyklopädie, von welcher er jedoch nur den Anfang geliefert hat („Liber generationis et regenerationis Adami s. de historia generis humani operis magni pars prima, i. e. anima", Antwerpen 1573). Dieser enthält den Entwurf des ganzen Werkes; nach A.' Tode erschien der erste Theil der Ausführung unter dem Titel: „Naturae historia, prima in magni operis

corpore pars, Bened. Aria Montano descriptore" (Antwerpen 1601). Endlich lieferte er noch poetische Uebersetzungen einzelner biblischer Bücher, wie der Psalmen (1574) und des Predigers Salomo (1593) und Darstellungen aus der biblischen Geschichte. Auch verfaßte er ein Gedicht über die Rhetorik, aus 4 Büchern in Hexametern bestehend (1569), gab die Reisebeschreibung des Benjamin von Tudela, eines Juden im 12. Jahrh., heraus (1575) und schrieb in spanischer Sprache Aphorismen über den Tacitus (Barcelona 1614). Vorzüglich aber ist sein Name durch die Besorgung der erwähnten Polyglottenbibel, die noch jetzt für die Kritik wichtig ist und auch der pariser Polyglotte zum Grunde liegt, auf die Nachwelt gekommen.

Aricia, uralte, blühende Stadt in Latium, am Fuße des Albanerberges und an der appischen Straße, der Sage nach eine Gründung des Hippolytus, oder des Archilochus, eines Anführers der Sikuler, war unter den Römern Kolonie, seit 438 v. Chr. Municipium; jetzt Ariccia, gewöhnlich la Riccia. In der Nähe der Stadt lag der berühmte aricinische Hain mit dem Tempel und See (jetzt Lago di Nemi) der angeblich taurischen oder scythischen Diana (Aricina); hier war auch die Grotte und Quelle der Egeria. Von A. aus führte die bekannte, noch in Ueberresten vorhandene Via triumphalis auf die Spitze des Albanerberges zum Tempel des Jupiter Latialis, wohin die Ovatio gestattet war.

Arie, ein von einem oder mehren Instrumenten begleitetes, für eine einzelne Singstimme gesetztes Gesangstück, in welchem sich Gefühle und Empfindungen bis zum völligen Erguß des Herzens aussprechen. Der Text der A. erfordert in leichten lyrischen Formen und vokalreichen Wortfügungen die Darstellung eines Gemüthszustandes, welcher durch die musikalische Bearbeitung den lebhaftesten Ausdruck erhält. Sie ist in musikalischer Hinsicht entweder ein für sich bestehendes Musikstück, wie die Koncertarie, oder ein Theil eines größern, zusammengesetzten Musikwerkes, wie z. B. der Oper, des Oratoriums, der Kantate. Die musikalische Form der A. ist wahrscheinlich aus der sogenannten Monodie entstanden, welche ein Gesang für eine einzelne Stimme mit harmonischer Instrumentalbegleitung war. Die Idee derselben hatte sich in einem Vereine von Gelehrten und Künstlern gebildet, die sich um 1600 oft in dem Hause des Giovanni Bardi, Conte di Vernio in Florenz versammelten, um über Gegenstände der Kunst und deren Vervollkommnung zu sprechen. Allein erst 50 Jahre später findet man die A., ein Gesangstück in zwei Theilen mit dem da capo, bei Alessandro Scarlatti (s. d.), welcher auch das Recitativ verbesserte und überhaupt als Reformator der damaligen Musik betrachtet werden muß. Durch die neapolitanische Schule (1725 bis 1760), als deren Stifter Leonardo Leo, Francesco Durante und Gaetano Greco, Scarlatti's Zöglinge, genannt werden, erhielt die A., wie die Musik überhaupt einen noch höhern Aufschwung und gewissermaßen eine andere Gestaltung. Die wesentlichste Verbesserung, welche aus dieser Schule hervorging, war die zweckmäßigere Gestaltung der A. Die musikalische Phrase, als Glied einer musikalischen Periode, war gewöhnlich zu kurz, und daher die Kadenzen zu häufig. Die A. ging zu schnell vorüber und konnte den Eindruck durch zweckmäßige Wiederholung der bedeutendsten Motive in der Seele des Zuhörers nicht vollenden und befestigen. Die neuern Neapolitaner verlängerten das Ritornell, um den Hörer auf den folgenden Gesang vorzubereiten. Bei ihnen fing die A. mit der Hauptmelodie an, worauf ein zweites, auch wohl noch ein drittes Nebenmotiv folgte, welche in verwandten Tonleitern in verschiedenen Wendungen auftraten, dann im Haupttone noch einmal wiederholt wurden, worauf der erste Theil der A., nach der sogenannten Kadenz, mit einem passenden Instrumentalspiele, das sich meist aus dem Motiv des Ritornells bildete, schloß; der zweite Theil der A. bestand aus einem kurzen Satze, der, von dem ersten Theile deutlich abgesondert, in einer verwandten, aber merklich verschiedenen Tonart sich ankündigte; auf die Kadenz, womit derselbe endigte, folgte das da capo mit einiger Abkürzung, oder die Wiederholung des ersten Theils. Diese Form der A. ward mit einigen Abweichungen von allen Komponisten in und außer Italien angenommen und erhielt sich sehr lange; sie lebt in ihren Grundzügen noch bis auf unsere Zeiten in der eigentlichen A. fort. Die Modifikationen, welche die Arienform seit der neapolitanischen Schule erlitten hat, lassen sich auf fünf Hauptformen zurückführen. Gluck (s. d.) verwarf die gangbare Gestaltung der A. und machte die Form derselben lediglich von dem jedesmaligen Textinhalte abhängig; er führte die deklamatorische A. ein, wodurch aber nicht selten die Kantabilität beeinträchtigt wurde. Bach und Händel haben die kontrapunktische A. ausgebildet, worin die Singstimme ihren kontrapunktisch zugemessenen Antheil am Tongebilde hat und mit den Instrumenten, welche mit herrschen, in enger Verbindung steht. Hiermit ist die koncertirende A. (Koncertarie) verwandt. Mozart namentlich setzte in mehren Meisterwerken dieser Gattung die Blasinstrumente in einen Wettstreit mit der Singstimme und gewährte dadurch herrliche Genüsse für Geist und Herz. Die vierte Arienform ist diejenige, in welcher das Cantabile als Hauptsache vorherrscht und wo alle sogenannten Portamentokünste vom Sänger mit Erfolg können angebracht werden. Auch in diesem Style hat Mozart und besonders Haydn Vorzügliches geleistet. Ein fünfter Arienstyl ist die Bravourarie, in welcher die Singstimme in ihrem vollen Glanze erscheint und alle Schwierigkeiten der Kunstmittel überwindet. Auch hierin hat Mozart Meisterwerke geliefert. Der Ausdruck Aria d'espressione, worunter man sonst den, im Gegensatz zur Bravourarie, mehr für Ohr und Gefühl berechneten empfindsamen Arienstyl verstand, ist jetzt veraltet. Mit Glück haben einige neuere Italiener, namentlich Rossini, Bellini u. s. w. versucht, den 4. und 5. der genannten Arienstyle zu vereinigen, und die Gesangsverzierungen, welche früher den Virtuosen allein überlassen blieben, in Noten auszuschreiben. Außer diesen Ariengattungen ist noch eine andere zu erwähnen,

welche man die syllabische A. (Aria parlante) nennt, in welcher gewöhnlich jede Sylbe nur eine Note hat. Sie wird vorzüglich in der komischen Oper angewandt. Cimarosa, Paesiello und Rossini haben in dieser Gattung Vorzügliches geleistet. Ueber die Etymologie des Wortes A. bestehen verschiedene Meinungen. Der alte Mattheson sagt in seinem „Kern melodischer Wissenschaft": „Das Wort aria kommt zweifelsohne von der Luft (ital. aria) her, nicht nur weil aller Klang sein Fuhrwerk darin antrifft, sondern auch, weil eine schöne Melodie mit nichts Angenehmerem als mit einer süßen, frischen Luft zu vergleichen ist, und eben solche Erquickung, wo nicht eine größere, mit sich führt."

Ariel, eigentlich Gottesherd, der Brandopferaltar zu Jerusalem (Ezech. 43, 15. 16.), dann symbolischer Name von Jerusalem, s. v. a. (unbesiegbare) Heldenstadt, nach Andern gleich Gottesaltar; im Talmud ein Schutzgeist des Viehes, zugleich mit Kasiel, Parviel und Hasiel; bei den Rabbinen ein Wassergeist; bei mittleren und neueren Dichtern ein die Unschuld schützender Engel.

Aries, Widder, eine der wichtigsten Belagerungsmaschinen der Alten zur Zerstörung der Mauern, später auch Carcamusa und Cancer (Krebs), Mauerbrecher, Sturmbock genannt. In den ältesten Zeiten bestand der A. bloß aus einem schweren Balken, der von Menschen getragen und so gegen die Mauern gestoßen ward. In dieser einfachen Weise gebrauchten ihn zuerst die Griechen bei der Belagerung von Troja, auf Angabe des Epeus; nach Andern stammt die Erfindung von den Karthagern oder Tyriern aus der Zeit ihrer Niederlassung im südwestlichen Spanien. Auch der erste Fortschritt zur Vervollkommnung des A. wird einem Tyrier Pephasmenas zugeschrieben. Die eigentliche künstlerische Einrichtung der Maschine fällt indessen erst in das Zeitalter Philipps von Macedonien und Alexanders des Großen. Von den Griechen kam der A. zu den Römern, die ihn vorzüglich im zweiten punischen Kriege bei der Belagerung von Syracus anwendeten u. vervollkommneten. Seine seitdem nicht veränderte Einrichtung war im Wesentlichen folgende: der mastbaumähnliche Balken, gewöhnlich ein 80, 106, ja 120 Fuß langer Tannen- oder Eschenstamm, war an dem gegen die Mauer gerichteten Ende stark mit Eisen beschlagen, das in eine lange, starke Spitze (rostrum, cornu), bisweilen in mehre auslief u. die Gestalt eines Widderkopfes hatte. Dieser Baum hing schwebend, von starken Tauen oder Ketten getragen, zwischen zwei aufrechtstehenden, ebenfalls mit Eisen beschlagenen Balken. War die Maschine nahe genug an eine Mauer gebracht, so wurde der Schwebebaum durch eine sich immer ablösende Abtheilung Soldaten mit aller Macht rückwärts gedrängt und dann auf die zu durchbrechende Stelle losgelassen. Selten widerstand ein Thurm oder eine Mauer den gewichtigen, in kurzen Zwischenräumen ohne Unterbrechung wiederkehrenden Stößen. Die Hauptaufgabe des A. war, bei den meist aus großen und festen Steinmassen zusammengefügten Mauern in die Fugen einzudringen und die Steine herauszuwerfen. Zum Schutze der Maschine und der dabei beschäftigten Mannschaft gegen Feuer und Geschosse diente das Schutzdach (Testudo arietaria), ein Ueberbau aus starken Säulen, an Gestalt einem Blockhause nicht unähnlich, an den Seitenwänden durch härene Decken u. nasse Ochsenhäute verwahrt. Das Ganze ruhte auf Walzen und war daher leicht beweglich. Abbildungen eines A. sieht man auf dem Bogen des Septimius Severus und auf der Trajanssäule.

Arimathäa (Arimathia, Ramah), Name mehrer Städte in Palästina, im Stamme Benjamin, nördlich von Jerusalem, im Stamme Naphthali, im Stamme Ascher, im Stamme Ephraim, Vaterstadt und Wohnsitz des Propheten Samuel, sonst auch Ramathaim Zophim, Rhamathem, oder Rhamatha, jetzt Nebi-Sahamuil von einem angeblich dort befindlichen Grabmale Samuels genannt. Vgl. Ramah. Welche von diesen Städten der Geburtsort des Joseph von A. sey, läßt sich nicht bestimmen. Er war Beisitzer des großen Synedriums, Freund Jesu, bat sich dessen Leichnam von Pilatus aus und legte ihn in sein Erbbegräbniß zu Jerusalem. Vergl. Matth. 27, 57—60; Marc. 15, 43—46; Luc. 23, 50—53; Joh. 19, 38.

Ariminum, italische Stadt in Umbrien, an der Mündung des Ariminus ins adriatische Meer, blühend durch Land- und Seehandel; eine Gründung der Umbrier, verstärkt durch Pelasger, eine Zeit lang im Besitze der Gallier, 266 v. Chr. von den Römern kolonisirt, unter Augustus durch eine prachtvolle marmorne Brücke und einen Triumphbogen verschönert. §

Arion, Sänger und Citherspieler aus Methymna auf Lesbos, Cyclons oder nach der Mythe Poseidons und der Nymphe Oncäa Sohn, Erfinder des Dithyrambus in Poesie und Musik, lebte um 620 v. Chr. und gehört unter jene berühmten Namen des alten Griechenlands, an denen die dichtende und verschönernde Phantasie des spätern mit solcher Vorliebe sich übte, so daß das Historische ihres Lebens sich nicht mehr mit Sicherheit absondern und selbst das Verdienstliche ihrer Leistungen nur im Allgemeinen bestimmen läßt. Eine schöne Sage, die A. W. Schlegel in seiner Ballade „Arion" sehr anziehend bearbeitet hat, erzählt von ihm: A. hielt sich lange am Hofe Perianders zu Korinth auf und besuchte einst von da Italien und Sicilien. Zu Tarent gewann er den Preis in einem musikalischen und dichterischen Wettstreite. Als er aber mit reichen Schätzen sich auf einem korinthischen Schiffe eingeschifft hatte, um zu seinem Freunde Periander zurückzukehren, beschlossen die Schiffer, von Habsucht gereizt, ihn zu ermorden. Im Traume offenbarte ihm Apollo die Gefahr. A. versprach ihnen das Geld und bat nur um sein Leben; die Schiffer aber ließen sich nicht bewegen und gaben ihm nur die Wahl, entweder sich auf dem Schiffe selbst zu tödten oder in das Meer zu springen. A. bat sie nun, ihm nur noch einmal den Genuß seiner Kunst zu verstatten. Dies wurde zugestanden. Da trat er im vollen Sängerornat, das Saitenspiel in der Hand, auf das Verdeck, sang, sich mit der Cither begleitend, einen heroischen Anruf an die Götter und stürzte sich dann in die

Wogen. Delphine hatten sich, seinen Tönen horchend, um das Schiff versammelt, und einer nahm den Sänger auf den Rücken und trug ihn unverletzt bei dem tänarischen Vorgebirge ans Land, von wo er wohlbehalten nach Korinth zurückkehrte. Periander wollte dem A. die Sache nicht glauben. Als aber später die Schiffer ankamen und, von dem Könige nach A. befragt, versicherten, derselbe sey gesund und wohl in Tarent zurückgeblieben, da trat A. hervor und die Räuber geriethen in Verwirrung und konnten nicht mehr leugnen. Sie wurden gekreuzigt. Zum Andenken an diese Begebenheit wurde auf Tänarum, wo A. ans Land gekommen war, beim Tempel Poseidons ein Denkmal von Bronze errichtet, den A. auf dem Delphin darstellend. A.s Leier und der freundliche Delphin wurden als Sternbilder an den Himmel versetzt. Die späteren griechischen Künstler behandelten A.s Bild symbolisch, so daß A. mit der Cither auf dem Rücken des Delphins die Gewalt der Dicht- u. Tonkunst über alles Lebendige bezeichnet. Auch Künstler der neuern Zeit (z. B. Poussin, Rubens, Albrecht Dürer) haben diese Mythe dargestellt. Von A.s Gedichten hat sich nur eine Hymne auf Neptun erhalten, die in Bruncks „Analekten“ und in Jacobs' „Anthologie“ steht.

Ariosto, Ludovico oder Luigi, berühmter italienischer Dichter, geboren zu Reggio den 8. September 1474, Sprößling einer altadeligen Familie, Sohn Nicolo A.'s, Kommandanten der Festung zu Reggio. Schon als Kind zeigte Luigi A. eine entschiedene, seinem Vater gar nicht angenehme Neigung zur Poesie, die ihn antrieb, Tragödien zu verfertigen, welche er mit seinen Geschwistern probirte u. aufführte. In der Schule zu Ferrara, die er später besuchte, zeichnete er sich durch lebhafte Wißbegierde, glückliches Gedächtniß, fruchtbare Einbildungskraft u. schnelle Fortschritte in humanistischen Kenntnissen aus. Er genoß den Unterricht des gelehrten Gregorius von Spoleto. Der Vater hatte ihn zum Rechtsgelehrten bestimmt; Luigi bemühte sich auch, ungeachtet seiner Abneigung gegen das Studium der Jurisprudenz, dem Willen des Vaters nach Kräften zu genügen, und beschäftigte sich von seinem 18. Lebensjahre an 5 Jahre lang mit dieser Wissenschaft; dabei aber widmete er sich mit Vorliebe dem Spanischen und Französischen und versuchte sich in Novellen und Entwürfen zu Komödien. A. selbst sagt in einer, dem Horaz nachgeahmten Epistel, sein Vater habe ihn mit Spieß und Lanze in die Gesetze gejagt und 5 Jahre habe er sich mit diesen Possen beschäftigt. In der Folge scheint der Vater der Neigung des Sohnes weniger Zwang angelegt zu haben; wenigstens beschäftigte sich A. in Rom, wohin er sich begab, beinahe ausschließlich mit der alten klassischen Literatur. Dem Publikum machte er sich hier zuerst durch lateinische Gedichte, dann durch zwei Lustspiele in Prosa, „Cassaria“ (wahrscheinlich das erste dieser Art in der italienischen Literatur) u. „I Suppositi“ (Verwechselungen) bekannt. Plautus u. Terenz, die er bei Gregor von Spoleto hatte erklären hören, waren ihm dabei Vorbilder. Neben diesen Arbeiten beschäftigte er sich nach Art der italienischen Dichter seiner Zeit viel mit Abfassung von Sonetten u. Kanzonen. Durch seine lyrischen Gedichte in italienischer und lateinischer Sprache, welche durch Eleganz und Leichtigkeit der Schreibart sich auszeichneten, war er dem Kardinal Hippolyt von Este, Bruder des Herzogs Alfons I. von Ferrara, bekannt geworden, einem Manne von Geist und klassischen Studien, welcher A.'s ausgezeichnetes Genie und reiche Belesenheit in klassischer und neuerer Literatur schätzte. Hippolyt stellte ihn 1503 bei seinem Hofe an und bediente sich seiner in mancherlei Geschäften, so wie als Gesellschafter auf Reisen und im Felde. A. wurde unter Anderm zweimal an Papst Julius II. geschickt, und zwar in einer mißlichen Periode, als dieser leidenschaftlich hitzige Papst gerade gegen den Herzog Alfons von Ferrara wegen seines Krieges mit Venedig ungemein entrüstet war. A. entledigte sich seines Auftrags zur Zufriedenheit beider Brüder. An diesem Hofe begann und vollendete A., mitten unter Zerstreuungen aller Art, in 10—11 Jahren, dasjenige Gedicht, dem er seine Unsterblichkeit verdankt, das bewunderte Epos „Orlando furioso“. Im J. 1516 war der Druck desselben beendigt. Bojardo's Gedicht „Orlando innamorato“, an dem Erfindungsgeist, malerische Kunst der Beschreibung und kräftiges Kolorit zu rühmen sind, begeisterte A., als er seine Schwingen zu einem höhern Fluge zu versuchen anfing, gerade für die Wahl dieses Stoffes. Zu eben demselben zog ihn seine mit Rittergeschichten genährte Phantasie hin, für ihn sprach auch der Geschmack der Zeit, und der weite Spielraum, welcher sich A.'s schöpferischer Einbildungskraft hier öffnete, gewährte noch eigenthümliches Interesse. Er nahm den Faden da auf, wo Bojardo ihn hatte fallen lassen. Bojardo's Erfindungen werden von A. als geschichtliche Thatsachen vorausgesetzt, auf denen der neue Dichter das Gewebe der reichen Erzählung mit allem Aufwande seiner Laune, seiner schalkhaften Satyre, seiner blühenden Einbildungskraft, seines Muthwillens und Ernstes weiter fortführt. Die Stanze ist durch A. das gefälligste, das vollendetste Mittel der neuern epischen Darstellung geworden. Aber das, was jetzt so harmonisch Ohr und Sinn bewegt und allen Schattirungen der Gedanken und Empfindungen des Dichters, in Ernst und Scherz, treuherziger Gutmüthigkeit, schalkhaftem und beißendem Spott, in üppiger Fülle, sparsamerer oder zarterer Andeutung sinnlichen und geistigen Lebens, was jeder Stufe der Leidenschaft, jedem Zauber auch noch so kecker Einbildung sich so innig anschmiegt — alles dieses, was jetzt bei A. so leicht, so aus einem Gusse erscheint, war keineswegs das Produkt flüchtiger, augenblicklicher, das Wort mit sich fortreißender Begeisterung, sondern es war das Werk des besonnensten, die Begeisterung leitenden u. beherrschenden Kunstfleißes. A. wagte sich erst nach den vielfältigsten Vorbereitungen und Studien des Gesammtschatzes seiner Sprache und des Mechanischen der Poesie, mit Zuziehung der gelehrtesten Männer und ihrer Schriften, an seinen epischen Gegenstand. Er arbeitete sehr langsam, dichtete gewöhnlich des Morgens, man sagt, nach dem Beispiele Virgils, oft nur wenige Stanzen, die er des Tags so oft wieder umarbeitete, feilte u.

rundete, bis sie ihm und seinen Freunden, denen er einzelne Gesänge jedesmal zur Prüfung vorzulegen pflegte, das, was er sagen wollte, bis zur klarsten Lebendigkeit zu sagen schienen. Im 40. Lebensjahre A.'s wurde das Gedicht gedruckt und fand solchen Beifall, daß bis zum Jahre 1532 4, nach Andern 5 Ausgaben davon nöthig wurden. A. hatte das Gedicht seinem Beschützer und Gönner, dem Kardinal Hippolyt, zugeeignet und in den Eingängen und Stanzen reichlich mit dessen Lob verbrämt; aber wie laut auch die Anerkennung der Zeitgenossen für das nationale Dichterwerk sprach, so vermochte es doch keineswegs um Sänger und Mäcenas ein engeres Band zu schlingen. Als ihm A. sein Buch überreichte, soll der Kardinal, mehr als naiv, gefragt haben: „Meister Ludwig, woher nehmt Ihr nur alle die Possen und Albernheiten?“ Die Weigerung, den Kardinal auf einer Reise in sein Bisthum nach Ungarn zu begleiten, weil A. fürchtete, daß das Klima auf seine schwache Gesundheit nachtheilig einwirken werde, brachte den Dichter beim Kardinal in Ungnade, welche bald von Gleichgültigkeit und Kälte in offenen Haß überging. Im J. 1517 verließ A. das Haus des Kardinals und begab sich zu dessen Bruder, dem edeln und kunstliebenden Herzog Alfons. Am Hofe von Ferrara fand A. freundliche Aufnahme, aber kärglichen Lohn; 1521 und 1522 ward ihm sogar der Auftrag, die in der gebirgigen und wilden Garfagnana ausgebrochenen Unruhen zu dämpfen, was allerdings mehr einer Strafe, als einer Gunstbezeugung ähnlich sah. A. beendigte glücklich diese schwierige Mission und kehrte nach 3 Jahren nach Ferrara zurück. Es scheint, daß Rücksichten auf seine ökonomische Lage unsern Dichter veranlaßt hatten, sich in dieses neue Joch zu schmiegen. In Ferrara erhielt er unter Anderem die Aufsicht über den Bau eines Schauspielhauses. Trotz dem hatte er noch Muße zu poetischen Produktionen. Er arbeitete in dieser Zeit mehre neue Gesänge zu den 40 bereits gedruckten seines Rolands aus; mit 6 vermehrt erschien das Werk noch bei Lebzeiten A.'s, mit 5 neuen zu den 46 erst nach seinem Tode. In Ferrara dichtete er auch den größten Theil seiner satyrischen Briefe, arbeitete mehre seiner früher geschriebenen Komödien um und verfaßte einige neue; auch mehre seiner Sonette und Kanzonen, sowie die Uebersetzungen spanischer und französischer Ritterromane verdanken dieser Periode ihre Entstehung. Während dieser Arbeit überraschte ihn der Tod, in einem Alter von 58 Jahren, den 6. Juni 1533, nachdem im Jahre zuvor (1532) noch eine neue, an vielen Stellen veränderte Ausgabe des Roland erschienen war. Nach A.'s eigenem Wunsche wurde seine irdische Hülle ohne alle Feierlichkeit begraben; nicht einmal ein Denkmal wurde auf seinem Grabe errichtet. Erst 40 Jahre nach seinem Tode ehrte ein ferraresischer Edelmann, Agostino Mosti, sein Gedächtniß durch ein ansehnliches Monument, und 1612 stiftete ihm sein Urenkel Ludwig ein noch prachtvolleres, unter welchem jetzt die Asche des Dichters ruht. Wie jeder wahrhaft erhabene Geist, war A. nicht bloß im Kreise seines Berufs, sondern auch als Mensch ausgezeichnet. Biedersinn, freimüthige Offenheit und Zuverlässigkeit in Wort und That schmückten seinen Charakter. Nie trug er den Dichter zur Schau. Leidenschaftlich, oft bis zum Aufbrausen, zum Trübsinn geneigt, wußte er doch sich leicht wieder zu gebieten und zumal in der Einsamkeit an den Gestalten seiner poetischen Welt sich emporzurichten. Er liebte und suchte die Einsamkeit, aber auch der Gesellschaft war er nicht abgeneigt, und wo Menschen ihn nur irgend anzogen, war er heiter, voll muntern Witzes, besonders im Kreise schöner und geistreicher Damen. Bei allem Selbstgefühl war er bescheiden, anspruchlos, gegen fremdes Verdienst gerecht, Feind aller Ceremonien. Sein Aeußeres entsprach seinem gediegenen männlichen Charakter. Er war groß von Wuchs, von gesunder und kräftiger Konstitution, rührig, behend, ein so rascher Fußgänger, daß er einmal Morgens von Carpi aus in Pantoffeln und einer Hausjacke spazieren gehend über die Hälfte des Weges nach Ferrara (an 5 deutsche Meilen) zurücklegte und, als er seine Zerstreuung wahrgenommen, freiwillig noch den ganzen Weg nach Ferrara vollendete. Wie ein treuherziger Freund, so war er auch ein zärtlicher Sohn und Bruder, ein wahrer Vater und Wohlthäter seiner zahlreichen Geschwister; dabei genügsam für sich, mäßig in Speise u. Trank und auch im Studiren. Mehr an eigener Produktion Genuß findend, las er in der Regel wenig, von den Werken der Alten, außer Virgil u. Tibull, am meisten die Schriften des Horaz und Catull. Mit zwei seiner Schwestern bewohnte er ein kleines Haus, über dessen Eingang er die Verse setzen ließ:

Parva sed apta mihi, sed nulla obnoxia, sed non
Sordida, parta meo sed tamen aere domus.

Der sorgfältige Anbau eines hinter dem Hause liegenden Gartens erheiterte ihm die Stunden der Muße. Er genoß das Vertrauen vieler Großen. Daß Alfons I. ihn freundschaftlicher Vertraulichkeit würdigte, ist bereits oben erwähnt; auch Papst Leo X. bezeigte ihm ausgezeichnete Achtung und Ehre, wie aus A.'s 3. u. 7. Satyre hervorgeht. Ungegründet ist wohl, daß er vom Kaiser Karl V. zu Mantua als Dichter gekrönt worden sey. Weder seine nächsten Biographen Pigna und Garafolo, noch sein Bruder Gabriel in dem nach A.'s Tode erschienenen Lobgedichte auf ihn erwähnen diese in damaliger Zeit nicht seltene Ehrenbezeugung. Gewiß ist, daß A. Kinder, und zwar Söhne hinterließ. In welchem Verhältniß er zu ihrer Mutter gestanden, ist noch unaufgehellt. Die Kinder selbst traten erst, als sie schon erzogen waren, wie aus einem verborgenen Dunkel ans Licht u. in die kirchlichen Rechte beim Vater.

Die meiste Bewunderung verdient A.'s oft erwähnter „Orlando furioso“, ein romantisches Epos, das in keiner andern Rücksicht irgend einen Vergleich erlaubt, als um dadurch die Eigenthümlichkeiten desselben anschaulich zu machen. Es ist eine unnütze Frage, wer größer sey, A., Tasso oder Dante; jeder von ihnen erscheint in seinen Werken als vollendet und unübertrefflich. Nach den Regeln der Alten, so sehr A. dieselben hochschätzte und liebte, darf man sein Gedicht so wenig, als Dante's „Comedia divina“, beurtheilen. Die hervorstechenden Eigenschaften, die A. in seinem „rasenden Roland“ entfaltet hat, sind: ein



C. Barth sc.

ARIOST

EIGENTHUM & VERLAG DES BIBL. INSTITUTS IN HILDBURGHAUSEN.

glänzender und unerschöpflicher Reichthum der Erfindung, ein rastlos wechselndes Leben, verbunden mit einer bezaubernden Anmuth der Erzählung; eine rege, stets neu und jugendlich aufstrebende Phantasie, die durch das ganze Werk athmet und es mit unverwelklichen Reizen schmückt; dabei eine bewundernswürdige Kunst in der Verkettung und Verflechtung der Episoden, welche der Dichter, oft mit einer unverkennbaren, zuweilen wahrhaft frappirenden Schalkhaftigkeit, unaufhörlich abbricht und wieder anknüpft, und so durch einander schlingt, daß es schwer ist, den vollständigen Inhalt der 46 Gesänge, aus denen das Gedicht besteht, zusammenzufassen. Wir bewundern in A. die meisterhafte Schilderung der Ritterwelt mit all' den tausend sich durchkreuzenden Launen der Geschicke und der Menschen. Er, der mit dem einen Fuße noch in den mittelalterlichen Zuständen weilte, indeß der andere schon in die neue Zeit der erfundenen Buchdruckerkunst, der Feuergewehre, der klassischen Gelehrsamkeit, der veränderten Kriegs- und Staatskunst, der entdeckten neuen Welt überschritt, er konnte es unternehmen, von seinem höhern Standpunkte in Italien aus, das diesen Zuständen des Ritterthums am frühesten entwuchs, der neuen Generation diese Welt der Kontraste mit den kühnsten Strichen und hellsten Farben zu schildern, mit all' ihrem Freud und Leid, mit ihren schönen und dunkeln Seiten, in ihrer Schuld und Unschuld. Die Allegorien, deren sich A. so häufig bedient, sind keine müßigen Vergleichungen mehr des Verstandes, als der Einbildungskraft, wie dieses bei so vielen Allegoristen der Fall ist. Auch hier begegnen wir lebendigen Schöpfungen innig angeregten, von klarer Besonnenheit beherrschten Gefühls und seelenvoller Phantasie, die ein Ganzes der Empfindung in entsprechenden Bildern anschaut. A.'s **Komödien**, fünf der an Zahl, zeichnen sich durch lebendige Frische und feste Zeichnung der Charaktere, Heiterkeit, Leichtigkeit in den meisten Scenen, sowie durch den raschen und gut versificirten Dialog (in fünffüßigen Jamben mit daktylischem Schlusse) in der italienischen Literatur vortheilhaft aus. Diese Lustspiele sind vorzüglich merkwürdig als geistreiche Nachbildungen der antiken Komödie, nicht sowohl der aristophanischen, als der spätern, der griechisch-römischen; namentlich waren Plautus u. Terenz A.'s Muster. Bei dem vielen Vorzüglichen, das diese Lustspiele enthalten, sind sie doch auch nicht ohne Fehler. Die meisten sind schon in der Anlage verfehlt, vorzüglich aber schadet sich der Verfasser durch das Wagniß, griechische und römische Sitten auf den Grund und Boden seines Zeitalters zu verpflanzen und zu modernisiren. Die Lustspiele sind betitelt: „Cassaria", die „Verwechselungen", „Lena", der „Negromant" (mit dem wenigsten Beifall aufgenommen) u. „Scolastica" (mehr dem Geiste der neueren Zeit angepaßt und daher mehr gepriesen). Schade, daß der Dichter das letztgenannte heitere Stück nicht ganz vollenden konnte; die 4. Scene des 4. Akts soll von seinem Bruder **Gabriel** verfaßt seyn. In seinen Satyren (in Briefform) überläßt sich A. mehr seinem Unmuthe, und der Stachel gekränkter Empfindung über erlittene Demüthigungen und Zurücksetzungen, sowie der entrüstete Unwille über die ärgerlichen Sitten der höheren Stände seiner Zeit, namentlich der geistlichen, ihre Ueppigkeit, Habsucht, Stolz und Unwissenheit stört oft den reinen ästhetischen Genuß, den andere mehr heitere Partien gewähren, wo man den leichten gefälligen Scherz u. die anmuthige Schalkhaftigkeit des bewunderten Sängers der romantischen Abenteuer im „rasenden Roland" wiederfindet. Allem Anschein nach ging er bei diesen sieben, in terze rime geschriebenen Briefen von den horazischen Sermonen u. Briefen aus; aber der eigentliche Ton der horazischen Muse, der freie, heiter-gemüthliche, gefälligen Ernst mit leichtem Spott paarende Genius waltet selten in ihnen, die indessen auch nur als erste Versuche dieser Art in der italienischen Literatur gewürdigt werden müssen. Sie gewähren durch die reichen Anspielungen auf viele Umstände und Verhältnisse der Zeit und des Lebens A.'s hohes literarhistorisches Interesse, und eine größtentheils edle Sprache sowohl, als gediegener, treuherziger Biedersinn, den sie überall verrathen, sowie die in ihnen enthaltenen anschaulichen Gemälde des Lebens machen sie zu einer anziehenden Lektüre. Auch A.'s übrige **lyrische** Gedichte, seine Kanzonen, Sonette und capitoli amorosi (Elegien in antiker Bedeutung des Wortes) verdienen Lob. In ihnen erscheint der italienische Geist verschmolzen mit dem klassischen eines Ovid, Tibull und Properz.

A.'s Eigenschaften als Dichter stellen ihn den großen Meistern des Gesanges bei, deren Stirn ein ewig grüner Lorbeer umwindet, und erwarben ihm unter den Italienern den Beinamen „il divino" (der Göttliche), der freilich auch dem scham- u. sittenlosen Satyriker Pietro Aretino zu Theil ward. Im J. 1845 wurde ein bis dahin unbekanntes Heldengedicht des Sängers des „rasenden Roland" aufgefunden, welches unter dem Titel: „Rinaldo Ardito di Lodovico A., Framenti inediti publicati sul Manoscritto originale da Giampieri e Ajacci" (Florenz 1846) im Druck erschien. Aus den Notizen des Entdeckers, Giampieri, Assistent-Bibliothekars der Libreria Palatina, geht hervor, daß der „kühne Rinaldo" wenigstens den spätern Nachkommen des Dichters nicht so unbekannt war, als man anzunehmen pflegt. Bei dem Tode A.'s 1533 kannte allerdings Niemand das bedeutende Werk. Auch die erste Lebensbeschreibung, 1549 von Simoni Fornari aus Reggio herausgegeben, erwähnt desselben nicht. Die erste Nachricht gab der Florentiner Antonio Francesco Doni, der 1551 in seinem 2. Bücherverzeichniß den kühnen Rinaldo mit anführte, aber nur mit den dürren Worten: Lodovico A., Rinaldo Ardito, dodici canti. Erst Girolamo Baruffaldi hellte alle Zweifel auf und entschied den Streit zu Gunsten Doni's. In seiner Biographie A.'s, die in der Mitte des 18. Jahrhunderts erschien, erzählt er, daß er selbst das Original gesehen und genau geprüft habe. Damals existirten leider die vollständigen Gesänge nicht mehr, von denen Doni spricht, sondern bloß Bruchstücke. Aus diesen theilte er einige Stanzen zum Beweise der Aechtheit mit. Auch diese Entdeckung wurde indessen vergessen, das verstümmelte Manuskript hüllte sich wieder in das alte Dunkel, bis, Giampieri es im Juli

1845 auf ferrareser Gebiet in dem kleinen Ort Argenta auffand. Das Manuskript besteht aus 30 Blättern, von denen jedes ungefähr acht Stanzen enthält, im Ganzen 244. Vollständig sind nur 3 Gesänge, der 3., 4. und 5., der 2. und 6. sind unvollständig, die andern fehlen. Der Held des Gedichtes ist Rinaldo, wie schon aus dem Titel hervorgeht, und der Gegenstand desselben, wie im Roland, der Kampf Karls des Großen und seiner Paladine wider die Saracenen. Rinaldo verkleidet sich als Saracene, um einen sicheren Sieg über die Ungläubigen davonzutragen, erforscht die Stärke der Feinde und richtet in ihrem Lager eine große Verwirrung an, während die Heere sich schon gegenüberstehen. Die Saracenen werden besiegt und ihre vornehmsten Anführer treten zum Christenthum über. So erbaulich nun dieser Inhalt ist, so ist der Geist des Gedichts so wenig fromm wie im Roland, und der fröhliche Meister Ludwig liebt es auch im Rinaldo, sinnliche und selbst frivole Details mit schalkhafter Lust auszumalen. Auch der dichterische Werth der so lange unbekannt gebliebenen Dichtung erinnert an den Roland. **Ausgaben** von A.'s **Werken** erschienen: Venedig 1730, 1739, 1741, 1753, 1766; vom Orlando furioso: Ferrara 1515 bis 1516 (40 Gesänge), bis zu 1530 wiederholt. Die erste Ausgabe in 46 Gesängen erschien: Ferrara 1532, seitdem über 100 Ausgaben. Eine Handausgabe des rasenden Roland besorgte Fernow, Jena 1805, 2 Bde. Die erste Ausgabe der **Satyren** erschien 1534 (ohne Druckort und Verleger). Die **Schauspiele** sind öfters einzeln gedruckt, zusammen Florenz 1724, Venedig 1736; die **kleinen Gedichte** zuerst Venedig 1546; die **lateinischen Gedichte**: Venedig 1553. Die neueste italienische Ausgabe der Werke A.'s ist von Vinc. Gioberti, Flor. 1846, 2 Bde. **Uebersetzungen** des rasenden Roland: von **Heinse** (Hannover 1782—1785, 4 Theile), von **Lütkemüller** (Zürich 1797, 2 Bde.), von **Gries** (Jena 1803 — 1809, 4 Thle., neue Aufl. 1827), von **Streckfuß** (Halle 1818—1820, 6 Bde.), von **Hermann Kurz** (Stuttgart 1840). Die **Satyren** sind übersetzt von **Ahlewardt** (Berlin 1794). A.'s **Biographen** sind: **Pigna, Garafolo, Fornari, Barbieri, Barotti, Baruffaldi**; mit kritischer Benutzung dieser Frühern ist gearbeitet: „A.'s Leben" von **K. L. Fernow**, herausgegeben von **Ludwig Hain** (Leipz. 1817). A.'s Sohn **Virginio** gab einige Werke des Vaters heraus u. dichtete auch selbst; † 1580. **Gabriel** vollendete das Lustspiel „la Scolastica" und schrieb einen Band lateinischer Gedichte (Ferrara 1582).

Ariovist, Heerführer der Markomannen, König der Deutschen im suevischen Völkerbunde, der erste Germanenheld, welcher durch deutsche Kraft den Strom römischer Eroberungssucht zu dämmen versuchte. Im Anfange des 1. Jahrhunderts v. Chr. lagen die Bewohner der Aar- oder Saonegegenden, die Aeduer mit den Arvernern im Kampfe. Da die Aeduer von den Römern unterstützt wurden, so neigte sich der Sieg auf ihre Seite. Da verbanden sich die Arverner mit den Sequanern, und diese riefen die Deutschen zu Hülfe. Der Schauplatz des Kampfes war zwischen dem obern Rhein, der Saone, Seine und Marne nordwestlich vom Juragebirge. Die gerufenen Deutschen saßen um den hercynischen Wald und wurden von den Helvetiern Männer der Mark, Markomannen genannt. Unter ihnen lebte A., ein kampflustiger Kriegsmann. Einst hatte er schon in Rom die Kriegskunst der Weltbeherrscherin kennen gelernt und war, in sein Vaterland zurückgekehrt, durch manchen blutigen Strauß seinen Nachbarn und Landsleuten bekannt und von den Römern mit dem Namen eines Freundes beehrt worden. Er sammelte auf den Hülferuf der Sequaner seine Mannen und zog jenen, die am linken Ufer der Rhone wohnten, mit 15,000 Streitern zu Hülfe (72 v. Chr.). Seine Absicht war jedoch, im Falle des Sieges nicht wieder aus dem fettern Gallien zu weichen, sondern die Oberherrschaft über die genannten Völkerschaften zu erringen und zu behaupten. Zu diesem Zwecke hatte er in seinem Vaterlande schon Vorsorge getroffen, daß nötoigenfalls noch mehr streitlustige Jünglinge aus Deutschland die erste kleine Schaar ergänzen sollten. So erschienen denn wirklich die Jungen der Stämme am Mittelrhein, Mattiaken, Vangionen und Nemeter, selbst ein Theil der im Innern von Deutschland weit verbreiteten Sueven, 120,000 Köpfe. Eine Hauptschlacht bei Magetobria entschied die vollständige Niederlage der Aeduer, aber dadurch keineswegs den Sieg der Sequaner. Ihr und der Aeduer bestes Land gab A. seinen Kriegern, namentlich erhielten die zuletzt erschienenen 24,000 Haruden einen ganzen Dritttheil des Sequanergebiets. Ueber die eigentliche Absicht des hülf- und kampfbereiten A. auf das Bitterste enttäuscht, nahmen die Gallier nun ihre Zuflucht zu den Römern. Bevor jedoch diese eingreifen konnten, machten sich auch die Helvetier zwischen den Alpen u. dem Jura gegen Gallien auf den Weg. Ihre Anzahl betrug mehr als 100,000. Ein großer Theil von ihnen hatte sich durch die oberen Donaugegenden herabgezogen und, um jede Aussicht auf Rückkehr abzuschneiden, die heimathlichen Wohnungen zerstört. Da erschien der Prokonsul J. Cäsar (58 v. Chr.) mit seinen Römern, und der anrückende Schwarm wurde zum Frieden gezwungen, das Land aber mit seinen Bewohnern gehörte von nun an den Römern. Es waren bloß die Herren gewechselt. Während jenes Krieges hatte A. nicht versäumt, Hülfsvölker aus Deutschland herbeizurufen u. auf seine Aufforderung und sein Versprechen, sie mit fruchtbarem Lande entschädigen zu wollen, hatten sich zahllose Massen der Sueven am Rheine gesammelt und waren im Begriff, mit Hülfe A.'s das kaum begonnene Werk der Römer zu zerstören. Cäsar besetzte aufs Schleunigste die Hauptstadt der Sequaner, Vesontio (Besançon). A. hatte dasselbe beabsichtigt, war aber zu spät gekommen. Von hier aus schickte Cäsar Gesandte an den germanischen Fürsten, der früher von den Römern als König anerkannt worden war, und ließ ihn auffordern, das eroberte Land zu verlassen, keine Hülfsvölker mehr an sich zu ziehen und nach Deutschland zurückzukehren; zugleich entbot er ihn zu einer mündlichen Unterredung. A., bekannt mit römischer Tücke, antwortete ihm: „wenn Cäsar mit ihm reden wolle, so möge Cäsar zu ihm kommen. Was das von ihm eroberte Land betreffe, so sehe er nicht ein, wie es den Rö-

mern einfalle, es ihm streitig zu machen; er streite mit den Römern auch nicht um ihre Eroberungen. Uebrigens sey das Sache des Besiegten, daß er sich dem Sieger fügen müsse. Wolle jedoch Cäsar mit ihm kriegen, so könne er erfahren, was die unbesiegten Germanen vermöchten, die seit 14 Jahren die Waffen nicht aus der Hand gelegt hätten." Diese Antwort wurde begleitet von furchterregenden Erzählungen der Aeduer über die Deutschen. Die Germanen, sagten sie, haben fürchterliche Körper, sie sind Riesen, abgehärtet und tapfer. Ein panischer Schrecken überfiel die Römer, viele Offiziere machten ihre Testamente. Cäsar hielt begeisternde Reden und erinnerte seine Truppen an die Siege der Ahnen über die Cimbern und Teutonen, an römische Größe, an römischen Weltruhm. So schwand nach und nach die Furcht, während A. Besontio immer näher kam. Cäsar brach mit seiner Armee auf, nur eine kleine Besatzung zurücklassend. Beide Heere standen einander nahe. Jetzt ließ A. dem Cäsar eine Unterredung anbieten, welche auf einem Hügel Angesichts beider Heere Statt fand. Jeder der beiden Feldherren hatte 200 Schritte hinter sich eine Reiterschaar und 10 Mann in der Nähe. Würdevoll saßen die beiden Heerführer auf ihren stattlichen Rossen, der riesig gebaute A. aber blickte stolz herab auf den körperkleinern Cäsar. Da begann der Römer in feierlich gehobenem Tone zu sprechen von römischer Gnade, die A. dem Senate schulde, von römischer Freundschaft, die ihm zu Theil geworden, von den vielen Geschenken, die ihm der Römer ertheilt, von Auszeichnungen überhaupt, die sonst nur um Rom verdienten Männern zu Theil geworden seyen: und dennoch habe A. das Alles mit Undank vergolten. Er habe die Freunde der Römer, die Aeduer, bekriegt, ihr und sogar sequanisches Land unter seine Soldaten vertheilt, selbst die Germanen vom innern Lande gerufen, von den besiegten Nationen Geißeln erpreßt, kurz er habe, trotz römischer Freundschaft, die Fackel des Krieges auf den Boden ihrer Bundesgenossen geschleudert. Daher fordere er ihn auf, die Geißeln zurückzugeben, keine Germanen ferner mehr über den Rhein zu führen, seine Leute nach Hause zu schicken und sich dadurch der Freundschaft des römischen Volks würdig zu machen. A. erwiederte: die Römer nenneten sich seine Freunde und doch kämen sie, um ihm zu entreißen, was er rechtlich besitze; das Gebiet der Aeduer sey keine römische Provinz. Er sey gerufen worden, habe gekämpft und gesiegt. Der Sieger habe ein Recht auf den Besiegten, und er werde sich dies Recht zu wahren wissen, auch dem römischen Volke gegenüber. Er fordere von denen, die er im ehrlichen Kampfe besiegt habe, seinen Tribut, so sey es Sitte. Seine Soldaten schicke er nicht zurück. Was Cäsar ihm von den Forderungen des römischen Senates an ihn sage, das gebe er ihm zurück. Jener Senat, der dem Cäsar aufgetragen, ihn an seine Gnaden zu erinnern, habe ihn aufgefordert, den Cäsar ermorden zu lassen. Er thue solches nicht, aber er wolle auch mit gleicher Ehrlichkeit behandelt seyn. Cäsar brach die Unterredung ab, weil A.s Gefolge feindselige Bewegungen machte, und obgleich der letztere einige Tage nachher die Fortsetzung derselben begehrte, ließ sich der römische Feldherr doch nicht darauf ein, sandte aber einen Bekannten und Gastfreund A.s, den Mezius und den Valerius Procillus an A., um neue Unterhandlungen zu versuchen. Allein A. hielt sie für Späher, ließ sie fesseln und hätte sie beinahe dem Scheiterhaufen übergeben, wenn nicht das dreimal gefragte Loos für ihr Leben entschieden hätte. Jede Verbindung ward abgebrochen; das germanische Lager rückte immer näher an das römische. Sechstausend Reiter mit eben so viel Fußkämpfern mußten von Abwegen aus die Römer stets beunruhigen und ihnen die Zufuhr aus dem Lande der Aeduer und Sequaner abschneiden; der Erfolg lohnte die Mühe. Cäsar aber wünschte solche kleine Kämpfe, um seinen Römern die Furcht vor den Deutschen zu nehmen. Da er jedoch in denselben stets den Kürzern zog, auch die Lebensmittel weniger wurden, so beschloß er, eine Hauptschlacht zu wagen, in welcher er durch seine überwältigende Taktik zu siegen hoffte. Da hörte er, daß die Deutschen nach den Deutungen ihrer Alrunen vor dem Neumonde keine Schlacht schlagen würden; diese Nachricht bestimmte ihn, um so schneller sein Ziel zu verfolgen. Er rückte dem Lager der Deutschen immer näher und befestigte auf einem nebenanliegenden Hügel ein zweites kleineres, um die Germanen gewissermaßen einzuschließen oder zwischen die beiden römischen Lager im Laufe der Schlacht zu drängen und so gänzlich aufzureiben. Die Schlachtgegend aber war diese: eine schmale Ebene zwischen mehren Hügeln hingebreitet; 50,000 Schritte von den Deutschen gegen Nordost der Rhein; auf dem größern Hügel das Lager der Germanen, am Abhange errichtet, ein Kreis, in dessen Mitte die hohen Zelte, ringsum die Wagenburg; den Germanen gegenüber auf einem minder hohen Hügel das große Lager der Römer mit dreifachen Verschanzungen in Kreisform; beinahe in gleicher Richtung, doch etwas näher am Lager der Germanen, das zweite Lager der Römer auf einem höhern Hügel; durch dasselbe war der linke Flügel A.s gefährdet; der rechte Flügel war frei, aber vor ihm der römische Kern u. neben ihm ein Engpaß. Cäsar ließ zur Bewachung seiner Lager eine hinlängliche Zahl Soldaten zurück und ordnete die dreifache Schlachtreihe vom kleinen Lager aus mit zwei Legionen, vom großen mit vier. Die Hülfstruppen der Aeduer mußten die Lager decken. Hierauf rückte er mit seiner Schlachtreihe von den Lagern weiter vor, immer näher an die Germanen. Diese wurden dadurch gezwungen, auch ihr Lager zu verlassen und sich vor demselben in Schlachtordnung aufzustellen. In gleichen Zwischenräumen kamen die Haruden, alsdann das Hauptvolk, die Markomannen, die Tribocken, Vangionen, Nemeter, Sedusier und viele Sueven. Hinter der aufgestellten Schlachtreihe wurde ein Verhau von Karren hergestellt, um jedem die Lust zur Flucht zu nehmen. Auf denselben standen die Weiber der Germanen, in ihrer Mitte die Alrunen, den Soldaten zurufend, sie und ihre Kinder nicht in die Sklaverei der Römer zu liefern. So hatten die Deutschen die Verzweiflung mit rasenden Geberden hinter u. den noch unbekannten Feind vor sich. Das Zeichen zur Schlacht wird gegeben. Mit

blinder Wuth stürzen die Deutschen auf die römischen Massen, bald findet kein Wurfspieß mehr Raum, mit dem Schwerte allein kämpft Mann gegen Mann. Rasch bildet nun der mittlere Schlachttheil der Germanen einen Keil. Kein Sieg ist möglich, so lange dieser undurchbrochen steht. Römer und Germane kämpft mit gleich fürchterlicher Wuth. Da flieht plötzlich der linke Flügel der Deutschen, von den Hülfsvölkern des kleineren Lagers in jähem Ansturz überrascht; der rechte aber, dem kein Lager die Stirn bietet, dringt vorwärts. In diesem Augenblick stellt der junge Crassus mit leichter Reiterei auf der wankenden Seite durch schnelles Einhauen die Schlachtlinie wieder her, während aus beiden Lagern die römischen Hülfsvölker den Deutschen in die Seite und vom kleinern Lager aus in den Rücken fallen. Der Keil ist gesprengt. Die Unordnung wächst, Verwirrung zerreißt die Massen und mit der beginnenden Flucht ist A.s Untergang entschieden. Alles floh an das Ufer des Rheins, auch A.; viele retteten sich durch Schwimmen, viele wurden erschlagen und gefangen; A. entkam auf einem wahrscheinlich bereit gehaltenen Schiffe. Die leichte Reiterei der Römer ließ die Fliehenden zu keiner Besinnung kommen; die beiden Gemahlinnen A.s verloren auf der Flucht ihr Leben; eine Tochter wurde ermordet, die andere gefangen. Der noch in Ketten liegende Valerius Procillus ward befreit, eben so Mezius. Die Niederlage der Deutschen war, weil unerwartet, um so schrecklicher, die Verzweiflung allgemein; Tausende waren zu Grunde gegangen und jede Lust zu neuen Wanderungen den Daheimgebliebenen benommen. Die schon aufgebrochenen Massen der Sueven kehrten wieder in ihre Heimath zurück, und Cäsar konnte jetzt in den gallischen Provinzen nach Gutdünken schalten. Die Germanen am obern Rhein blieben von nun an ruhig im Vaterlande. Gegen 80,000 sind in jenem fürchterlichen Kampfe umgekommen, dem germanischen Kriegerstolze eine herbe Lehre! Diese Schlacht lieferte den Beweis, wie sehr eine civilisirte Taktik selbst der verwegensten Tapferkeit überlegen ist. Von A.s weitern Schicksalen ist nichts bekannt, als daß sein bald darauf erfolgter Tod an unbekanntem Orte von den Deutschen lange beklagt wurde. Laut Volkssagen und einer alten handschriftlichen Chronik soll er den von ihm so benannten Berg Altkönig, einen der drei Taunuskolosse, und andere Höhen des Taunusgebirges gegen die Deutschland bedrohenden Römer mit Steinringwällen befestigt haben. Jene Befestigungen sind indeß wahrscheinlich schon celtischen Ursprungs, wurden aber vielleicht von den Deutschen gegen die Gallier und Römer benutzt.

Arisch (El-Arisch, Laris, Larissa, d. i. Zelt), asiat.-türk. Stadt an der Grenze von Palästina und Aegypten, in der Wüste Dschofer, am Mittelmeer, welche häufig in der Geschichte der Kreuzzüge vorkommt. Hier wurde am 24. Januar 1800 die Konvention zwischen den Briten (Sidney Smith) und den Franzosen (Kleber) wegen der Räumung Aegyptens geschlossen. Seinen Namen soll der Ort daher bekommen haben, daß, als die Brüder Josephs nach Aegypten kamen, um Getreide einzukaufen, sie hier, von der Grenzwache angehalten, ihre Zelte aufschlugen und die Erlaubniß zur Fortsetzung ihrer Reise erwarteten. Es ist das Rhinokorura der Griechen.

Arista, die Granne, ein borsten- oder fadenförmiger, gewöhnlich etwas starrer Fortsatz, an dem Ende oder auf dem Rücken eines Organs, oft gekrümmt und gekniet, nie aber rankenartig gewunden; an den Klappen und Spelzen vieler Gräser, z. B. der Gerste, des Roggens, Hafers, aber auch an vielen andern Theilen der Pflanzen, wo sie nicht immer, wie dort, eine Verlängerung der Nerven darstellt.

Aristänetus, berühmter Redner aus Nicäa in Bithynien, vertrauter Freund des Rhetors Libanius, † 358 n. Chr. als bithynischer Landvogt bei der Zerstörung Nikomediens durch ein Erdbeben. Die ihm gewöhnlich zugeschriebene Sammlung erotischer Briefe (50 in 2 Büchern) ist höchst wahrscheinlich unächt, das Werk eines talent- und geschmacklosen Sophisten aus dem 5. oder 6. Jahrhundert. Den Inhalt bilden Erzählungen, Schilderungen und Beschreibungen willkürlich und abenteuerlich ausgedachter Liebesverhältnisse, nicht ohne die Zuthat gemeiner Lüsternheit und grober Sinnlichkeit. Die Briefform ist nur äußerlich; die Sprache deklamatorisch, geziert, häufig aus Homer, Plato, Philostratus, Alciphron, Xenophon dem Ephesier u. A. zusammengebettelt, daher kraftlos und unerquicklich. Die einzige Handschrift befindet sich jetzt auf der kaiserlichen Bibliothek zu Wien; nach ihr erschienen Ausgaben von J. Sambucus (Antwerpen 1566), J. Mercier (Paris 1595, 1600 u. ö.), d'Orville (Amsterdam 1737), F. L. Abresch (Zwoll 1749), L. Fr. Boissonade (Paris 1822), die beste der vorhandenen Ausgaben. Eine Uebersetzung ist von Herel (Altenb. 1770).

Aristäus, 1) Sohn Apollo's und der Cyrene oder des Uranus und der Gäa, der beste aller Heroen, ein uralter Segensgott der Hellenen, Beschützer der Heerden, des Ackerbaues, der Bienenzucht und Jagd, sowie des Obstes und Weines, später mit Zeus und Apollon Agreus oder Nomios identificirt, auch mit Bachus in Verbindung gebracht. Er wurde in Thracien und Thessalien, besonders aber auf den Inseln des griechischen und adriatischen Meeres, in Sicilien und Großgriechenland verehrt. — 2) A. der Prokonnesier, s. Aristeas.

Aristagoras, persischer Statthalter von Milet, wichtig als erster Urheber des Kampfes der Griechen mit Darius Hystaspis. A. war ein Sohn des Molpagoras, Schwiegersohn und Vetter des Histiäus, nach dessen Abberufung er die oberste Gewalt in Milet erhielt. Mit Megabates führte er eine bedeutende persische Flotte gegen Naxos; allein das Unternehmen scheiterte, und A., aus Furcht, von Darius zur Verantwortung gezogen zu werden, beschloß den Abfall. Durch das Versprechen einer demokratischen Verfassung reizte er alle jonischen Städte zur Empörung, erhielt, nachdem die Spartaner jede Hülfe verweigert hatten, von den Athenern und Eretriern 25 Schiffe und lenkte darauf die Gesammtmacht der verbündeten Griechen gegen

Sardes, das verbrannt wurde. Nach der Niederlage bei Ephesus und dem darauf erfolgenden Abzuge der Athener im J. 499 v. Chr. verlor A. den Muth zu fernerem Widerstande; er überließ die Verwaltung des von den Persern bedrohten Milet einem angesehenen Bürger, Pythagoras, und schiffte mit den Seinigen nach Mircinus im Lande der Edoner, wo er 497 bei der Belagerung von Ennea-Hodoi (später Amphipolis) umkam.

Aristarchus, 1) A. aus Samos, einer der tüchtigsten Astronomen des Alterthums, um 262 v. Chr., Zeitgenosse des Aratus und des Stoikers Cleanthes. Letzterer klagte ihn der Irreligiosität an, weil A. mit den Pythagoräern angeblich lehrte, daß die Erde sich um die unbewegte Sonne und zugleich um ihre eigene Axe drehe. Dies scheint jedoch auf einem schon von den Alten gehegten Mißverständnisse zu beruhen, da A. in seiner auf uns gekommenen Schrift: „Ueber die Größe und Entfernung der Sonne und des Mondes“ (herausgegeben von Wallis, Oxford 1688) die Erde ausdrücklich in den Mittelpunkt zwischen Sonne und Mond setzt. Nach ihm ist die Sonne weniger als 20mal, aber mehr als 18mal weiter von der Erde entfernt, als der Mond, und daher 6918mal größer, als dieser. Außerdem gilt A. für den Erfinder des großen Jahres von 2484 Jahren und des Skaphiums, einer hohlen Halbkugel, mit einem Gnomon in der Mitte, zu Messungen von Sonnenhöhen durch den Schatten dienend. Die unter seinem Namen existirende Schrift vom Weltsysteme ist ein Machwerk Robervals. Von A. hat der bekannte Mondfleck den Namen.

2) A. aus Samothrace, der größte Kritiker des Alterthums, zugleich Schöpfer der eigentlichen Grammatik u. Stifter einer kritisch-grammatischen Schule, welche lange in Alexandrien, später selbst in Rom blühte. Er war zu Alexandrien Schüler des berühmten Aristophanes von Byzanz, Lehrer von Ptolemäus V. Epiphanes und von Ptolemäus Physkon, in der Mitte des 2. Jahrh. v. Chr. Unter der tyrannischen Regierung des letztern († 116) verließ A. Aegypten u. wandte sich nach Cyprus, wo er in einem Alter von 72 Jahren sein Leben durch freiwilligen Hungertod geendigt haben soll. Groß sind besonders seine Verdienste um Homer. Vor Allem suchte A. hier den Text ins Reine zu bringen und kritisch, ja diplomatisch sicher zu stellen; er schied deshalb mit großer Sorgfalt und Strenge alle fremdartigen Verse und sonstigen Einschiebsel aus und bezeichnete das Verdächtige mit einem Obelos, ausgezeichnet schöne Stellen mit einem Sternchen; auch theilte er zuerst die Ilias und Odyssee jede in 24 Bücher, nach den Buchstaben des Alphabets. Die so entstandene Ausgabe machte schon im Alterthume das größte Aufsehn und ist die Grundlage aller folgenden Recensionen bis auf unsere Zeit geworden. Nicht minder Erhebliches leistete A. als Kommentator der homerischen Gedichte; Worterklärungen gingen bei ihm mit gediegenen Untersuchungen über Mythologie und Geographie, über Werth, Tendenz und künstlerische Behandlung des Ganzen Hand in Hand, wobei die später so beliebte allegorische Erklärungsweise entschieden verworfen wurde. Fast in derselben Art widmete A. seine wahrhaft bewundernswerthe Thätigkeit auch den übrigen älteren Dichtern, besonders dem Pindar, Archilochus, Aeschylus, Sophocles, Aristophanes und Ion, als Grammatiker zugleich Metrum und Prosodie aufs Genaueste berücksichtigend und zuerst Accentzeichen anbringend. Die Früchte seiner Studien waren nach Suidas in mehr als 800 Kommentaren und mehren grammatischen Werken niedergelegt. Leider besitzen wir davon nichts, als eine kleine Anzahl zerrissener, in alten Scholien zerstreuter Bemerkungen; am reichsten in dieser Beziehung sind die von Villoison entdeckten homerischen Scholien und der umfassende Kommentar des Eustathius. Nach A. nannte und nennt man sprüchwörtlich einen tüchtigen, unerbittlich strengen Kritiker einen „Aristarch“.

Aristea (Borstenlilie), Pflanzengattung der Irideen, charakterisirt durch die sechsblätterige Blumenkrone, den niedergebogenen Griffel u. die trichterförmige, klaffende Narbe. Als Zierpflanzen kommen vor: A. cyanea *Ait.* mit linien-schwertförmigen Blättern, schönen himmelblauen, kopfförmig geordneten Blüthen; A. major *Andr.* (Gladiolus capitatus *L.*), mit ebenfalls himmelblauen, aber in ährenförmigen Köpfchen stehenden Blüthen; A. melaleuca *Ker*, mit prächtigen, einzeln oder zu zweien stehenden, am Grunde weißen, nach der Spitze zu himmelblauen Blüthen; A. spiralis *Vahl*, mit weißen, fast einseitig, abwechselnd stehenden, zur Nachtzeit spiralförmig zusammengedrehten Blüthen; A. pusilla *Ker*, mit blauen Blüthen, woran die Blätter abwechselnd schmäler sind. Man durchwintert diese schönen Zierpflanzen im hellen Glashause oder Zimmer bei 4—8° Wärme und stellt sie im Sommer an einem warmen Orte auf einer Stellage ins Freie, wo man ihnen reichlich Wasser gibt und sie sowohl vor anhaltendem Regen, als vor den heißen Sonnenstrahlen schützt. Die Erde in den nicht großen Töpfen wird aus zwei Theilen sandiger Haide- und einem kleinen Theil Lauberde gemischt und hat eine Unterlage klein zerschlagener Steine.

Aristeas (Aristäus), epischer, im Alterthume oft erwähnter Dichter aus Proconnesus, daher der Prokonnesier genannt. A.' Person gehört der Sage an. Er erscheint als ein Zauberkünstler und Wunderthäter, der nach seinem Tode wieder aufsteht, dessen Seele nach Belieben den Körper verlassen und bewohnen konnte. Nach Herodot hieß sein Vater Caustrobius. Von Apollo begeistert, besuchte der Sohn um 900 v. Chr. die Völker des griechischen und scythischen Nordens. Nach seiner Rückkehr verschwand er, erschien aber nach sieben Jahren wieder und verfaßte ein Epos über die Arimaspen, Issedonen, Cimmerier, die goldhütenden Greife und andere hyperboreische Völkerschaften in drei Büchern, voll wunderbarer Erzählungen. Hierauf abermals verschwindend, trat er erst 340 Jahre später unter den Metapontiern in Süditalien wieder auf. Die Statue, welche ihm hier gesetzt ward, kannte Herodot. Ueberall setzt die Sage A. in enge Verbindung mit Apollo und dessen Dienste, der durch ihn, in den Arimaspeen verherrlicht, von den Hyperboreern nach Procon-

nesus und dann nach Metapontum gekommen zu seyn scheint. Die Erzählungen von dem Wiedererscheinen des A. sind jedenfalls späteren Ursprunges, hervorgegangen aus Verwechslung mit Andern desselben Namens, oder verbreitet durch Pythagoräer zur Begründung ihres Dogmas von der Seelenwanderung. Celsus setzt übrigens die Wunder des A. den Wundern Jesu entgegen und veranlaßte dadurch den Origenes zu einer langen Widerlegung. Von den Arimaspeen, woraus Herodot, Plinius, Gellius und Andere Nachrichten über die Hyperboreer entlehnten, besitzen wir nur noch einige Verse bei Longinus und Tzetzes. Suidas schreibt A. auch eine Theogonie und mehre prosaische Schriften zu.

2) A., angeblich ein Jude, vornehmer Hofbeamter des Ptolemäus Philadelphus, wurde von diesem nach Jerusalem gesendet, um von da Gelehrte zur Uebersetzung des Alten Testaments ins Griechische nach Alexandrien zu holen. Der Hohepriester Eleazar gab ihm 70 Dolmetscher mit, durch welche später der Sage nach die sogenannte Septuaginta zu Stande kam. A. selbst erzählt dies in der ihm zugeschriebenen Geschichte jener Uebersetzung, welche noch vorhanden ist. Allein nach den Untersuchungen von Jos. Scaliger, Rich. Simon, Rosenmüller u. Anderen muß diese Schrift für das Machwerk eines späteren alexandrinischen Juden gehalten werden, welcher dadurch das Ansehen der Septuaginta heben wollte. Ausgaben: von Simon Schard (Basel 1561), verbessert in H. Hody, De biblior. text. orig. (Oxford 1705, S. 1 ff.); die beste in Gallandi's „Bibl. Patr.", Bd. II, S. 771 ff.

Aristides, 1) ausgezeichneter athenischer Feldherr und Staatsmann, Sohn des Lysimachus, groß durch ausgezeichnete Geistesgaben, größer noch durch die seltenste Rechtschaffenheit, Uneigennützigkeit u. Redlichkeit des Charakters. Sein Leben bildet eins jener reinen, makellosen Blätter im Buche der Geschichte, auf denen das Auge so gern ausruht und der Glaube an die Hoheit der menschlichen Natur neue Kraft gewinnt. Die Athener nannten A. noch bei Lebzeiten den „Gerechten"; nach seinem Tode errichteten sie ihrem „Helden des Ernstes und Rechtes" ein prächtiges Denkmal. Sein erstes öffentliches Auftreten fällt in das Jahr 509 v. Chr., wo er nach dem Sturze der Pisistratidenherrschaft dem Clisthenes bei Einrichtung einer demokratischen Verfassung mit aristokratischen Elementen behülflich war. Im ersten Perserkriege befand er sich unter den zehn von Athen ernannten Feldherren; nach seinem Beispiele überließen diese bei Marathon (490 v. Chr.) dem Miltiades den alleinigen Oberbefehl; in der Schlacht focht er mit glänzender Tapferkeit. Im Jahre 489 wurde er erster Archon. Sein großes Ansehn, gegründet auf eine Rechtlichkeit, die unter den Griechen beispiellos genannt werden kann, erregte die Furcht und den Neid der strengen Demokraten. An ihrer Spitze stand Themistocles, der sich durch A. in der Ausführung seines großartigen Planes zur Begründung der Seeherrschaft Athens gehemmt sah. Seine schlaue Beredsamkeit siegte in der Volksversammlung, und A. wurde 483 als der Freiheit gefährlich durch den Ostracismus (Scherbengericht) auf 10 Jahre verbannt. Mit Gleichmuth und Würde hatte er dem Urtheile entgegengesehen; er verließ die Stadt flehend zu den Göttern, sie möchten verhüten, daß je sein Vaterland die wider ihn verhängte Maßregel zu bereuen habe. Als einige Jahre später die Athener vor dem anrückenden Perserheere die Stadt verlassen mußten und nur das Meer einen Rettungsweg darbot, da nannte man mit Sehnsucht den Namen des „Gerechten". Noch als Verbannter kam A. vor der Schlacht bei Salamis (480 v. Chr.) zur Flotte und half, alles erlittene Unrecht vergessend, dem Themistocles nicht wenig zur Erringung des großen Sieges. Gleich darauf wurde das Verbannungsurtheil gegen ihn widerrufen. Die erste Frucht seines wiedergewonnenen Einflusses war die hochherzige, von A. abgefaßte Erklärung, welche die Athener im Winter vor der Schlacht bei Platäa an den im Namen des Mardonius vielversprechenden Alexander von Macedonien und an die selbstsüchtig besorgten Spartaner erließen. Neuen Ruhm gewann er 479 als Anführer der Athener bei Platäa, theils vor der Schlacht durch Erhaltung der Einigkeit unter den Griechen und Unterdrückung eines Anschlages verrätherischer Aristokraten im eigenen Heer, theils im Kampfe selbst durch Umsicht und kriegerische Tapferkeit. Nach Athen zurückgekehrt, wurde A. der Schöpfer einer vollendetern Demokratie, indem er bewirkte, daß ohne Rücksicht auf Census der Zutritt zu der Archontenwürde und den übrigen Staatsämtern allen Volksklassen eröffnet ward. Nachdem Themistocles 471 v. Chr. verbannt worden war, erhielt A. mit Cimon den Oberbefehl über die athenische Flotte. Seine Milde und Leutseligkeit veranlaßten die zur Vertheidigung der Inseln und Schwächung der persischen Macht verbündeten Griechen, den durch Pausanias verhaßt gewordenen Oberbefehl den Spartanern zu entziehen und auf die Athener überzutragen. A. ward so Gründer der athenischen Hegemonie, die sich über sämmtliche nicht zum peloponnesischen Bunde gehörigen Seestädte und Inseln erstreckte. Beauftragt, die Bundesverhältnisse zu ordnen, bestimmte er die nöthigen Beiträge jedes Staates an Geld (zusammen jährlich 460 Talente oder über eine Million Gulden) und Truppen nach einem so unparteiischen und billigen Anschlage, daß alle Mitglieder sich zufrieden erklärten und in späterer Zeit, als die Athener ihre Macht mißbrauchten, diese Besteuerung als eine Glückszeit priesen. Der Schatz und die Versammlungen des Bundes wurden, um Eifersucht zu vermeiden, anfangs nach Delos verlegt, später jedoch nach Athen, und zwar, wie man dem A. vorwirft, ohne entschiedene Mißbilligung von seiner Seite. Er † bald darauf zu Athen 467 v. Chr., nach Verwaltung der verführerischsten Aemter ärmer, als er sie angetreten hatte. Seine beiden Töchter wurden auf Kosten des Staates ausgestattet, sein Sohn Lysimachus erhielt 100 Minen Silbers, Grundstücke und einen täglichen Gehalt von 4 Drachmen; noch in entfernteren Nachkommen ehrte man sein Andenken.

2) A. aus Theben, einer der berühmtesten Maler des Alterthums, Sohn des Aristodemus,

Schüler des Euxenidas und seines eigenen Bruders Nicomachus, Zeitgenosse des Apelles (um 300 v. Chr.). Ohne das Angenehme und Zierliche des Letzteren zu haben, war A. Meister im Ausdrucke menschlicher Empfindungen und Leidenschaften. Besonders schätzte man in dieser Beziehung seinen Kranken und eine bei Erstürmung einer Stadt verwundete Mutter, die sterbend ihren Säugling von der Brust abwehrt, damit er nicht Blut statt der Milch sauge. Letzteres Gemälde brachte Alexander nach seiner Vaterstadt Pella. A.' Arbeiten standen sehr hoch im Preise. Meason, Tyrann von Elatea, zahlte für eine Schlacht zwischen den Griechen und Persern mit 100 Figuren 25,000 Gulden nach unserem Gelde. Für den Bacchus, das erste ausländische Gemälde, welches in Rom ausgestellt wurde, bot König Attalus II. vergebens 6000 Sestertien (gegen 180,000 Thlr.). Nach Polemon hatte A. nebst Pausanias und Nicophanes den Beinamen Pornographos, weil er fleißig Hetären malte.

3) A. aus Milet, Verfasser der sogenannten „milesischen Geschichten" u. deshalb als der erste griechische Romanschreiber betrachtet. Er lebte wahrscheinlich im 1. oder 2. Jahrhundert v. Chr. Sein im Alterthume vielgelesenes, jetzt verlorenes Werk enthielt eine Reihe novellenartiger Erzählungen unzüchtigen Inhalts, deren Schauplatz das reiche und üppige Milet war. L. Cornelius Sisenna lieferte davon eine lateinische Uebersetzung, Lucius von Paträ, Appulejus und Andere versuchten sich in Nachbildungen. Außerdem soll A. sicilische, italische und persische Geschichten geschrieben haben.

4) Publius Aelius A., genannt Theodorus, berühmter griechischer Rhetor, Sohn des Eudämon, eines Jupiterpriesters zu Adriani in Mysien, geboren daselbst 117 n. Chr., hörte, frühzeitig durch ein ungemeines Talent zur Redekunst gefördert, die berühmtesten der damaligen Rhetoren, durchreiste darauf Asien, Griechenland, Italien und viermal Aegypten bis an die Grenzen Aethiopiens, überall hoch gefeiert u. selbst durch Bildsäulen geehrt. Eine 13jährige Krankheit hemmte seine Studien nicht, vielmehr gehörten ununterbrochene Uebungen in der Beredsamkeit und Poesie zu der Kur, die ihm in Traumgesichten vorgeschrieben wurde, und deren Geschichte, das erste uns schriftlich verbürgte Beispiel von Hellseherei, er selbst in seinen sechs heiligen Reden erzählt. Durch eine rührende Schilderung des großen Unglücks, welches 178 ein Erdbeben über Smyrna brachte, bewog A. den Kaiser Mark Aurel zu kräftiger Hülfe. Die Bürger errichteten dafür dem Redner ein Standbild und nannten ihn den Erbauer ihrer Stadt. A. † daselbst wahrscheinlich um 189 n. Chr. als Priester des Aesculapius, ohne jemals andere ihm angetragene Ehrenämter angenommen zu haben. Von den ihm mehrfach errichteten Statuen befindet sich noch eine im vatikanischen Museum; eine Inschrift auf ihn besitzt das Museum zu Verona. Von A.' Reden sind auf uns 55 gekommen; darunter mehre Lobreden auf Götter und Städte und die erwähnten sechs heiligen Reden, welche wegen ihres Inhaltes besonders in neuerer Zeit die Aufmerksamkeit auf sich gezogen haben. Ueberall zeigt sich der Redner frei von dem rhetorischen Wortgepränge seiner Zeit, von dem Spielen mit zierlichen oder sonderbaren Redensarten; man sieht, es ist ihm weniger um momentane Effektmacherei, als um dauernde Ueberzeugung und Stimmung des Gemüthes zu thun. Nur in den panegyrischen Reden, wo es die Sache mit sich bringt, entfaltet er oft einen großen Glanz der Darstellung. Der Vortrag, an Demosthenes u. Thucydides erinnernd, ist meist kräftig und gedrängt, aber auch nicht selten schwerfällig, dunkel und fast unverständlich. Unter den zahlreichen alten Kommentatoren ist besonders zu nennen Sopater aus Apamea, Verfasser der griechischen Prolegomenen zu den Reden des A., sowie auch theilweise der wichtigen, durch Frommel (Scholia in Aristidis Orat., Frankfurt 1826) und Dindorf bekannt gewordenen Scholien. Ausgaben: Ed. princ. (Florenz 1517); von P. Stephanus (3 Bde., 1604), mit der zu Basel 1566 erschienenen lateinischen Uebersetzung von W. Canter. Die vollständigste und beste Ausgabe der gesammten Reden mit Scholien u. s. w. ist von Dindorf (3 Bde., Leipzig 1829). Außerdem schrieb A. „Gedächtnißbücher", „Gedichte", „Briefe" und zwei noch vorhandene Abhandlungen über rhetorische Theorie, herausgegeben von Normann (Upsala 1688) und mit dem Uebrigen in der oxforder Ausgabe.

Aristippus, berühmter Philosoph, Stifter der cyrenäischen Schule oder der Hedoniker (Vergnüglinge), ein feiner Weltmann, jovial, witzig, geschickt in alle Verhältnisse sich fügend und sie bewältigend. Er war der Sohn eines wohlhabenden Kaufmanns aus Cyrene an der Nordküste Afrika's, lernte auf einer Reise nach Athen den Socrates kennen, ward dessen Schüler, lebte eine Zeit lang am Hofe Dionysius' II. von Syracus und trat als Lehrer der Philosophie zu Athen und Aegina auf, zuerst unter allen Sokratikern Geld für seinen Unterricht nehmend. A. hatte von Socrates sich nur die ausschließliche Richtung aufs Praktische angeeignet. Das höchste Gut ist nach ihm das Vergnügen, sowohl das sinnliche als das geistige. Beides muß um seiner selbst willen erwählt und erstrebt werden; jedes Mittel, um dazu zu gelangen, ist erlaubt. Die Tugend hat nur Werth als der Weg zum Vergnügen, eben so Klugheit und Weisheit, indem sie die Lust leiten, beherrschen und vor Unlust erzeugendem Uebermaße bewahren. Der Weise in A.' Sinne bezähmt seine Affekte, übt Mäßigung und Selbstbeherrschung, setzt sich über die Vorurtheile und den Aberglauben des Pöbels, überhaupt über alle äußeren Verhältnisse und Zufälle des Lebens weg, um so das größtmögliche Maß des Vergnügens zu erlangen. Man sieht, daß A. das Gute und Böse allein von der Empfindung abhängig machte; ebenso gab er diese für das höchste Kriterium des Wahren und Falschen aus. Seine Meinungen über Gott und Unsterblichkeit sind nicht bekannt; nach seinem Moralsysteme indessen konnte die Religion gar keinen Werth für ihn haben, und wahrscheinlich hielt er, wie später seine Anhänger Theodorus, Euemerus u. A., alles Göttliche für superstitiös. Das Recht erklärte er für etwas bloß Konventionelles; denn von Natur sey Nichts ge-

recht, Nichts unrecht und schändlich. Von A.' Schriften (vom Vergnügen, eine libysche Geschichte u. v. a.) hat sich keine erhalten; die ihm zugeschriebenen fünf Briefe in dorischem Dialekt sind unächt. Vergl. Wielands „Aristipp und einige seiner Zeitgenossen" (Halbroman, 4 Bde., Leipzig 1800 — 1802, der Werke Bd. 33 — 36). Sein Enkel von seiner philosophisch gebildeten Tochter Arete, A. der Jüngere, um 360 v. Chr., war von seiner Mutter unterrichtet, daher „Metrodidaktos" (Mutterzögling) genannt und soll das System seines Großvaters (Hedonismus, Anleitung zum Vergnügen, Genußlehre) erst gehörig geordnet, genauer bestimmt und weiter bekannt gemacht haben. Das Vergnügen theilte er in ein bewegliches und ein ruhiges oder todtes; ersteres galt ihm für das höchste Gut. Die Cyrenaiker (s. d.) theilten sich später unter Theodorus, Hegesias und Anniceris in mehre Sekten und verschwanden mit letzterem in der ihnen nahe verwandten epikureischen Schule.

Aristo, mit dem Beinamen Phalantos, d. i. der Kahlköpfige, auch die Sirene, d. i. der Beredte genannt, berühmter Stoiker aus Chios um 275 v. Chr., Schüler des Zeno, wich aber von dem System seines Lehrers wesentlich ab, neigte sich z. B. in der Frage nach der Existenz der Gottheit zum Skepticismus hin, hielt sich mit Uebergehung der Dialektik und Physik vorzugsweise an die Ethik und verwarf darin alle Mittelgrade zwischen Tugend und Laster, jene allein als das einzige, wahre und höchste Gut ansehend. Bei dem großen Haufen erntete A. viel Beifall durch sein ungewöhnliches Rednertalent. Seine bei Diogenes Laert. verzeichneten Schriften sind, eine Sammlung von Briefen an Cleanthes in 4 Büchern ausgenommen, wahrscheinlich Werke eines andern A. aus Ceos. Die von A. gestiftete Schule (Aristoneer) im Cynosarges zu Athen, den Cynikern nahe stehend, ging nach kurzer Zeit wieder ein.

Aristobulus, Name mehrer jüdischen Fürsten und Hohenpriester: 1) A. I., Sohn des makkabäischen Fürsten Johannes Hyrcanus. Dieser hatte sterbend (104 v. Chr.) seiner Gemahlin Salome Alexandra die weltliche Herrschaft und dem A. das Hohepriesterthum übergeben. A. aber haßte die Abhängigkeit und nahm den Titel eines Königs an. Seinen Bruder Antigonus ernannte er zum Mitregenten, die drei übrigen Brüder (Alexander, Absalom und einen Ungenannten) warf er in den Kerker, die Mutter ließ er im Gefängnisse den Hungertod sterben. Nach solchem Beginne vollbrachte er einige glänzende Waffenthaten. Ituräa sollte mit Judäa vereint werden. Sein Feldzug dahin war glücklich, doch kehrte er vor dessen Beendigung krank nach Jerusalem zurück. Antigonus vollendete den Sieg, in Folge dessen die Ituräer das Judenthum annehmen mußten. Freudig hielt er seinen Einzug in Jerusalem am Laubhüttenfeste, um der Gottheit zu danken. Unterdeß hatte ihm aber die Bosheit Unheil bereitet. Die Königin Alexandra flößte ihrem kranken Gemahl Mißtrauen gegen den siegreichen Bruder ein. Der König forderte den Antigonus unbewaffnet vor sich, seiner Leibwache befehlend, ihn, wofern er bewaffnet käme, nieder zu machen. Die Königin bestach aber den Boten und befahl dem unglücklichen Antigonus im Namen des Königs bewaffnet zu erscheinen. Er eilte aus der Tempelhalle durch den Gang zur Burg Baris in voller Rüstung und ward von der Wache im Gange erschlagen. A. ward indeß selbst das Opfer dieser blutigen That. Geängstigt durch die übereilte Ermordung des Bruders, erlag er seiner Krankheit und hinzugekommenen Schrecknissen. Seine Gattin befreite sogleich nach seinem Tode die im Kerker schmachtenden Brüder, und der älteste derselben, Alexander Jannai, wurde König.

2) A. II., Sohn Alexander Jannai's. Als seine Mutter Alexandra, die ihrem Gemahl Alexander Jannai in der Regierung gefolgt war, krank darnieder lag, brachte A. eine Menge fester Plätze und einen Theil des Heeres in seine Gewalt und ward zum König ausgerufen (69 v. Chr.). Alexandra starb mitten in dieser Zerrüttung und ihr ältester Sohn Hyrcanus (II.) bestieg in Jerusalem den königlichen Thron. Aber A. rückte bereits heran und schlug bei Jericho seinen wenig thätigen Bruder, der sich in die Hauptstadt zurückzog. Die Jugend hielt es mit A.; täglich gingen Krieger von Hyrkan zu ihm über, und dieser sah sich veranlaßt, einen Vergleich anzubieten. A. ward in Folge dessen Hoherpriester und König; Hyrkan trat ins Privatleben zurück. Beide Brüder reichten sich die Hände und umarmten sich vor den Augen des Volkes. Die Ruhe schien hergestellt. Aber Antipater, ein Idumäer, dessen Vater in Idumäa Statthalter gewesen war, erfüllte den Hyrkan bald mit Mißtrauen gegen seinen königlichen Bruder und bewog ihn nach Petra zu dem arabischen Könige Aretas zu entfliehen und diesen um Hülfe anzugehen. Aretas drang wirklich mit 50,000 Arabern in Judäa ein, schlug den A. und dieser mußte, durch bedeutenden Abfall geschwächt, sich in den Tempel werfen. Doch der römische Feldherr Scaurus vertrieb von Damascus aus den Aretas, und A. brach nun aus seinen Verschanzungen hervor, eilte dem fliehenden Könige nach und brachte ihm eine sehr empfindliche Niederlage bei. A. bemeisterte sich wieder der Herrschaft. Bald nachher erschien Pompejus in Damascus. Antipater und Hyrkan hofften von ihm wieder eingesetzt zu werden. Pompejus vertröstete sie auf das kommende Frühjahr, wo er Frieden stiften wolle; seine wahre Absicht war aber, sich die Wege zur Einnahme des ganzen Landes zu bahnen. Im Frühjahr erschienen beide Brüder. Hyrkan klagte über die Herrschsucht und Gewaltthätigkeit seines Bruders; dieser berief sich auf Hyrkans Unfähigkeit und auf die Volksstimme, die jenem die Krone genommen und ihm übertragen habe. Gleichzeitig trafen aber Abgeordnete des Volkes ein, die um Abschaffung des Königthums baten, das den Landesinstitutionen nicht zusage, und die Wiederherstellung der Verfassung wünschten, wie sie unter Simon und Johann Hyrkan gewesen. Pompejus verschob die Entscheidung abermals, um erst nach Arabien zu ziehen. Da eilte der ungeduldige und seine Kräfte überschätzende A. zurück und rüstete sich kräftig gegen etwaige Angriffe der Römer. Der römische Feldherr erfuhr dies, als er eben Petra ein-

genommen hatte, und wendete sich sogleich nach Judäa. An der Bergfeste Alexandrion erwartete A. das römische Heer. Pompejus forderte ihn zu einer Unterredung zu sich, die aber erfolglos war. Daher schritt Pompejus zur Gewalt und stellte dem A. die Wahl zwischen Auslieferung aller Bergschlösser an die Römer oder Gefangenschaft. A. mußte unterzeichnen und ward so, seiner sichersten Kräfte beraubt, entlassen. Wüthend kehrte er nach Jerusalem zurück, während Pompejus bis Jericho vorrückte, wo er die Freudenbotschaft vom Tode des Mithridates und dessen Sohnes Unterwerfung erhielt. A. erschien nochmals im römischen Lager und bot eine bedeutende Summe für den Besitz seiner Würden. Pompejus willigte ein, behielt ihn als Geißel bei sich und schickte den Gabinius nach Jerusalem zum Empfang des Geldes. Aber dieser fand verschlossene Thore; das Volk weigerte sich den Vergleich anzuerkennen. Entrüstet hierüber warf Pompejus den A. in Fesseln und rückte vor Jerusalem. Die Partei des Hyrkan öffnete bald dem Römer die Thore, die Gegner zogen sich, nach Abtragung der Brücke, welche im Süden die Stadt mit dem Tempelberge verband, auf diesen zurück. Der Römer machte den Angriff an der minder ausgebauten Nordseite, wo keine Hindernisse weiter waren, als die Gräben und Wälle. Jene wurden mit gefällten Bäumen ausgefüllt, und die herangerückten Holzthürme bestrichen bald die Wälle der Burg. Die muthigen Ausfälle der Belagerten vernichteten zwar öfters die feindlichen Arbeiten, aber die Belagerer benutzten die Sabbathruhe der Juden, um schneller zum Ziele zu gelangen. Endlich ward gestürmt, ein Thurm der Burg stürzte zusammen. Ein Sohn des Sylla, Cornelius Faustus, drang zuerst ein, ihm folgten Andere, und nun begann ein entsetzliches Blutbad. In dem Gemetzel sollen gegen 12,000 Kämpfer und viele Weiber und Kinder umgekommen seyn. Auch Absalom, Oheim des A., fiel in die Hände der Feinde. Während dieser schauderhaften Auftritte verrichteten die Priester im Tempelvorhofe ihren Dienst in Ergebung, zum Erstaunen des einrückenden Pompejus, der aus Bewunderung vielen das Leben schenkte. Er betrat mit stiller Scheu das Innerste des Tempels und ließ auch den heiligen Schatz unberührt. Ja, er sorgte sogleich für schleunige Reinigung der Tempelhöfe von den Greueln des Krieges, damit die heiligen Gebräuche nicht gestört würden. Der Tag der Einnahme war das Versöhnungsfest (63 v. Chr.). Uebrigens machte Pompejus Judäa zu einer von der römischen Provinz Syrien abhängigen Ethnarchie, ernannte den Hyrkan zum Hohenpriester und Ethnarchen, beschränkte sein Gebiet auf die alten Grenzen, alle von den Juden genommenen Nachbarstädte zu Syrien schlagend, und verpflichtete die Juden, Gaza, Gadara und andere zerstörte Städte wieder herzustellen. Die Mauern Jerusalems wurden abgetragen. Pompejus, den Scaurus als Statthalter von Syrien zurücklassend, nahm den A., dessen zwei Söhne, Alexander und Antigonus, und zwei Töchter mit nach Rom zum Triumphzuge. A. entfloh später (56 v. Chr.) mit seinem Sohne Antigonus aus der römischen Gefangenschaft und trat in Palästina als Kronprätendent auf, was schon früher sein Sohn Alexander gethan hatte. Das Volk strömte ihm in ungeheurer Anzahl wieder zu. Selbst Pitholaus, der gegen Alexander gefochten hatte, führte ihm 1000 Mann zu. Alexandrion ward wieder besetzt, dann zog A. gegen Machärus. Damals zog Gabinius, der römische Prokonsul von Syrien, gegen die Parther; sein Sohn Sisenna erhielt den Befehl, Judäa zu beruhigen. Dieser schlug den A. vor Machärus und nahm nach zweitägigem Kampfe diese Festung, worauf er den wiedergefangenen, schwer verwundeten A. nebst seinem Sohne Antigonus abermals nach Rom schickte. Von Cäsar wurden aber alle Anordnungen des Pompejus umgestürzt. Auch A. erhielt von Cäsar nicht bloß die Freiheit, sondern sogar, durch seinen kecken Geist dem Cäsar zusagend, zwei Legionen zur Wiedereroberung Judäa's und zur Wahrnehmung der Vortheile Roms in Syrien und Arabien. Gleichzeitig warb Alexander ein neues Heer. Aber der Pompejaner Qu. Metellus Scipio, der eben Syrien als Provinz erhalten hatte, kam den jüdischen Fürsten zuvor, ließ den A. noch unterwegs durch Gift auf die Seite schaffen und den tapfern Alexander in Antiochien durch ein Kriegsgericht verurtheilen u. hinrichten.

3) A., Enkel des Vorigen, Sohn Alexanders und der Alexandra, einer Tochter Hyrkans II., Bruder der Königin Mariamne. Durch den Einfluß seiner Mutter und Schwester bei Herodes erhielt A. 35 v. Chr. statt des entsetzten Ananel die hohepriesterliche Würde, ward aber schon im folgenden Jahre von dem mißtrauischen Tyrannen ermordet. — 4) A., Sohn Herodes des Großen und der Mariamne, Bruder Alexanders, Gemahl der Berenice, einer Schwestertochter des Herodes. Da das Volk auf A. und seinen Bruder wegen ihrer mütterlichen (makkabäischen) Abkunft noch mit einer gewissen Anhänglichkeit blickte, so beredete Antipater, ein Sohn des Herodes aus früherer Ehe, den argwöhnischen Vater, sie im Jahr 4 v. Chr. hinrichten zu lassen. — 5) A., jüdischer Peripatetiker zu Alexandrien, unter Ptolemäus VI. Philometor um 180 v. Chr., angeblich Verfasser eines allegorischen Kommentars über die Bücher Mosis, worin gezeigt werden sollte, daß alle Weisheit der griechischen und römischen Schriftsteller von Moses entlehnt sey. Dieses Werk, von den Kirchenvätern öfters genannt, ist nach den neuesten Untersuchungen unstreitig das Produkt eines weit späteren Schriftstellers, der den Namen des im 2. Buche der Makkabäer (1, 10) vorkommenden A. gebrauchte, um dadurch seiner Schrift mehr Eingang zu verschaffen. Vergl. Valckenaer, Diatribe de Aristobulo Judaeo (herausgegeben von Luzac, Leyden 1806).

Aristodemus, 1) Sohn des Herakliden Aristomachus, ward, als er den Peloponnes wieder erobern wollte, bei Naupactus vom Blitze, nach Andern von Apollo, oder durch die Söhne des Pylades und der Electra getödtet. Nach der lacedämonischen Sage war A. bereits Herrscher über Sparta und starb an einer Krankheit. Seine Söhne Eurysthenes und Procles wurden die Stammväter der beiden spartanischen Königsfamilien.

2) A., messenischer Held u. König aus dem Geschlechte der Aepytiden. Im 6. Jahre des ersten

Krieges gegen Sparta hatte das Orakel zu Delphi den Messeniern Rettung verheißen, wenn eine Jungfrau aus dem Stamme der Aepytiden geopfert würde. Als die durch das Loos bestimmte Tochter des Lyciscus für untergeschoben und somit für untauglich erklärt worden war, so trat A., damals ein ruhmvoller Krieger, hervor, seine Tochter für das Vaterland darbietend. Vergebens flehte der Geliebte des Mädchens um Schonung; seine als letzter Rettungsversuch gemachte Aussage, daß die zu Opfernde von ihm schwanger sey, versetzte den Vater in solche Wuth, daß er die Tochter mit eigener Hand tödtete und ihren Schooß zur Widerlegung jener Angabe öffnete. Fünf Jahre darauf blieb der König Euphaës in einer Schlacht gegen die Lacedämonier. Da er keine Kinder hinterließ, so ward A. von den Messeniern, trotz der auf ihm haftenden Blutschuld, zum Nachfolger erwählt (729 v. Chr.). Er regierte mit Kraft und Umsicht, erfocht 724 v. Chr. einen bedeutenden Sieg über die Spartaner, gab jedoch später, entmuthigt durch einen Spruch des delphischen Orakels, die Hoffnung zur Rettung seines Vaterlandes auf und tödtete sich selbst am Grabe seiner Tochter. Bald darauf mußten die Messenier den Spartanern Gehorsam schwören, 722 v. Chr.

Aristogiton, Alkmäonide aus Athen, ermordete mit Harmodius 514 v. Chr. den Hipparchus, Bruder des Tyrannen Hippias. Dieser ließ beide Mörder unter vielen Martern hinrichten; dies, verbunden mit mehren Gewaltmaßregeln gegen verdächtige Bürger, gab die erste Veranlassung zur Vertreibung des Hippias (510 v. Chr.). A., dessen Hand nur Privatrache geleitet hatte, ward jetzt mit seinem Genossen als Märtyrer der Freiheit gepriesen und durch Bildsäulen geehrt. Vergl. Hippias und Harmodius.

Aristokratie, wörtlich die Herrschaft, der Vorzug der Besten, eine von Aristoteles zuerst gebrauchte Bezeichnung einer Staatsbeherrschungsform im Gegensatze zur Monarchie, Herrschaft des Einzelnen, und Demokratie, Herrschaft des Volks, heißt der Vorzug, den eine gewisse Klasse von Staatsbürgern in Beziehung auf Herrschaft, Gewalt und Rang über andere Volksklassen für sich in Anspruch nimmt. Der historisch gewordene Begriff nimmt keine Rücksicht darauf, ob dieser Anspruch von den übrigen Staatsbürgern als rechtlich bestehend anerkannt wird, oder ob er sich bloß faktisch geltend macht, eben so wenig darauf, ob der Grund jenes Anspruchs eine wirkliche Befähigung zu einem solchen Vorzuge enthält oder nicht. Das fortwährende Bestreben, diesen Vorzug geltend zu machen, oder die thatsächliche Verwirklichung des aristokratischen Princips heißt Aristokratismus, welcher sich demnach zur Aristokratie eben so verhält, wie der Despotismus zur Despotie. Alle A. rühmt sich einer vorzüglichen Befähigung zur Beherrschung der übrigen Volksklassen, indem jede im Besitz des geistigen und materiellen Vermögens zu seyn und den Erfordernissen der Zeit und der in der menschlichen Natur, ihren Bedürfnissen und Gewohnheiten begründeten Ordnung der Dinge am besten genügen zu können glaubt. Die Geschichte läßt uns verschiedene Eigenschaften erkennen, welche im Laufe der Zeiten als Kriterien der Vorzüglichkeit hinsichtlich der Befähigung zur Herrschaft sich geltend gemacht haben. Hiernach unterscheiden wir folgende Arten der A.:

1) Die A. der Geburt (Geschlechts-, Erb-, Adelsaristokratie), d. h. der Vorzug, welcher nicht auf den Grund eigener Verdienstlichkeit um das Gemeinwesen und eigener zur Herrschaft befähigender Talente, sondern lediglich wegen der von den Vorfahren besessenen Tugenden und erworbenen Verdienste geltend gemacht wird. Es war ein natürliches Streben, daß der Vater sein Ansehen, seine Rechte, den Genuß seiner Vergünstigungen auch dem Sohne zu erhalten bemüht war, wenn derselbe auch nicht die erforderlichen geistigen Eigenschaften besaß. War dies dem Einen gelungen, so reizte dies Andere, sich und ihren Nachkommen einen ähnlichen besseren Stand in der bürgerlichen Gesellschaft zu begründen, und führte endlich dahin, dem faktischen Bestehen eines solchen Zustandes eine formell rechtliche Basis unterzulegen. Ueber die Ausbildung der Erbaristokratie verweisen wir auf den Artikel Adel. Eine Hauptstütze ihrer Geltung fand die Geburtsaristokratie fast überall darin, daß sie sich zum eigentlichen Kriegerstand der Nation machte und sich die alleinige Berechtigung und Befähigung, die Waffen zu führen, zusprach. Dieses Monopol der Waffenführung hat den Adel viele Jahrhunderte lang in seinem glänzenden Bestand erhalten, und es gibt Länder, wo des Adels Geltung noch hauptsächlich darauf ruht. Aber als die Erfindung des Schießpulvers den Krieg der Massen in Europa wieder einführte, als die stehenden Heere aufkamen, das Kriegswesen sich gänzlich veränderte und die Rolle der Krieger und Landesvertheidiger, die der Adel bisher allein gespielt, sich auch dem Volke mittheilte, da war dem Baum der Geburtsaristokratie die Axt an die Wurzel gelegt. In jedem Ort, wo Geistesbildung und Geistesthätigkeit erblüheten, auf den Rathhäusern, in den Schulen, in den Kirchen, erhob sich das Bürgerthum über sie. Und nun begann in den civilisirtesten Staaten ein Kampf zwischen den letzteren und der A. der Geburt, welcher hier und da zwar mit einer Niederlage der letztern oder mit Kompromissen und Waffenstillständen geendigt hat, oder unterbrochen ist, im Allgemeinen aber noch immer offen oder heimlich fortdauert und sich wie ein rother Faden durch die ganze neuere Geschichte zieht, als deren wichtigsten u. mächtigsten Faktor er sich geltend macht. In die Kategorie der Geburtsaristokratie gehört auch die A. der Haut, welche so lange der Fluch der amerikanischen Kolonien gewesen ist und deren Vernichtung bei den entscheidenden Schritten, welche jetzt zum Ruhm der Civilisation dafür geschehen sind, endlich zu erwarten steht. Ein Streben nach Geburtsaristokratie ist es auch, was noch heute die Stämme des vor vieler Zeit von Herd und Heimath vertriebenen Judenvolks in schroffer Absonderung von den übrigen Völkerstämmen erhält und sie zu dem lächerlichen Glauben an die Vorzüge unbekannter Voraltern und an von ihnen überkommene Rechte veranlaßt und sie demzufolge in unverzeihlichen Dünkel über andere Völkerstämme sich erheben läßt.

2) Die Standesaristokratie. Aus der

Theilung der Arbeit, welche immer eine Folge des zunehmenden geselligen Verkehrs unter den Menschen ist, entspringt schon eine Verschiedenheit der Beschäftigungen und aus dieser ein Unterschied der Stände. Wenn nun zwar Muth und Intelligenz, durch welche sich ein Stand vor den übrigen auszeichnet, als geistige Potenzen nach der Idee der Vernunft zulässigere Ansprüche auf Vorzüge in der bürgerlichen Gesellschaft haben, als die bloße Geburt, so ist es doch durchaus unzulässig, daß ein bestimmter Stand im ausschließlichen Besitz dieser Eigenschaften sich zu befinden glaube, weil seine Beschäftigung mehr geeignet sey, diese Fähigkeiten auszubilden, und unvernünftig, hierauf besondere Bevorrechtungen gründen zu wollen: — die Natur vertheilte ihre Gaben noch nie nach der Klassifikation menschlicher Willkür. Verderblich ist die Standesaristokratie besonders, wenn Geschlossenheit des bevorzugten Standes hinzukommt. Denn um diese zu erhalten, muß es die angelegentlichste Sorge der nach Sitte oder Gesetz zu diesem Stande Berufenen seyn, auf die Unterdrückung des Muths und der geistigen und moralischen Kraft überhaupt in den übrigen Ständen hinzuwirken. Die Standesaristokratie ist dann ihres Besitzes geistiger und körperlicher Ueberlegenheit fast auf ewige Dauer versichert, der Nachtheil ist daher für die übrigen Volksklassen größer, als der der A. der Geburt, welche zur Führerschaft über die übrigen Volksmassen bei Vernachlässigung geistiger Fortbildung leicht unfähig wird. Mit letzterer oft vereinigt, bemerken wir die A. des Standes im Soldatenstande (Prätorianer in Rom, Mameluken in Aegypten, stehende Heere der heutigen Staaten) und in der Hierarchie aller Zeiten, besonders aber in der ersten Periode der menschlichen Kultur. Verwandt ist aber wegen ihrer großen Bedeutung, welche sie in unserer Zeit erlangt hat, eine eigene, und wohl jetzt fast überall die gewichtigste Klasse bildend: die A. des Amtes, die Beamtenaristokratie.

3) Die A. des Alters. Aus der Vermuthung, daß Personen höheren Alters häufig eine größere Besonnenheit, Klugheit und Weisheit eigen sey, leitet man den Grund ihrer vorzüglichen Befähigung zur Leitung der Volksmassen her. Die A. des Alters ist zwar in sofern der natürlichen Rechtsgleichheit weniger nachtheilig, als Jedem die Aussicht auf ein höheres Alter eröffnet ist, läßt sich aber nicht rechtfertigen wegen der beträchtlichen Nachtheile, welche sie der Entwickelung jugendlicher Thatkraft und dem Fortschritte der allgemeinen geistigen Bildung zufügt. Denn das Alter ist sehr geneigt, nur das Bestehende für gut zu halten, eben darum, weil es bisher bestanden hat. Beispiele der Altersaristokratie sehen wir in der jüdischen Kirchen- und Staatsverfassung, in der ältern Verfassung der christlichen Kirche, in der Gherusie der Spartaner, in dem Senat der Römer nach seiner älteren Bedeutung, in dem Institute der alten deutschen Grafen (Grauen, Graven), in dem Rath der Alten während der französischen Direktorialregierung, ferner in vielen Bestimmungen, welche die Fähigkeit zu Staatsämtern von höherem Alter abhängig machen, in den Bestimmungen über Anciennetät in der Hierarchie des öffentlichen Dienstes. Gesetz und Sitte gestehen dem Alter mit Recht manchen Vorzug zu, aber ein Privilegium des Alters auf Herrschaft im Staate ist ein Unding.

4) Die Geldaristokratie (A. des Reichthums). Der vom Staat ausgehende Schutz des Eigenthums und die Einführung der Erbrechte führen von selbst einen Unterschied zweier Klassen herbei, der Reichen und der Armen, da die Arten und Kräfte der Erwerbsthätigkeit so verschieden sind. Nicht nur dadurch, daß der Reiche, im Besitze äußerer Mittel, seiner Selbstbildung mehr Zeit und Kraft widmen und ihr mit größerem Erfolge obliegen kann, sondern auch dadurch, daß ihm die Mittel zu Gebote stehen, dem Armen die äußere Existenz zu erleichtern, bildet sich leicht eine Ueberlegenheit der Reichen über die Armen und die Abhängigkeit der letzteren von dem Willen jener. Dieses auf natürlichen Gründen beruhende Verhältniß wird auch fortdauern, so lange der Staat Eigenthumsrechte zu schützen sich für verpflichtet hält. Ist nun zwar Jedem wenigstens die Möglichkeit in Aussicht gestellt, dieses besseren Zustandes theilhaftig zu werden, so darf doch jene faktische Abhängigkeit des Armen die allgemeine Rechtsgleichheit der Bürger im Staate nicht stören. Der Arme hat sich des Schutzes der Gesetze und der Gerichte und der Sorgfalt des Staates für die Wohlfahrt seiner Bürger eben so gut zu erfreuen als der Reiche; Armen und Reichen soll ein gleiches Recht auf äußere Achtung der Persönlichkeit zustehen. Nur politische Rücksichten lassen es entschuldigen, wenn der Staat den Reichen wegen ihrer Selbstständigkeit einen größeren Antheil an der Leitung des Gemeinwesens zugesteht, weil derselbe ein größeres Interesse an den öffentlichen Angelegenheiten und der Erhaltung des bestehenden rechtlichen Zustandes bei ihnen voraussetzt. Darum finden wir in den meisten Staaten die Festsetzung eines Wahlcensus für die Theilnahme an der Berathung öffentlicher Angelegenheiten. Indirekte Bevorzugungen der Reichen gegen die große Masse der Armen gestattet der Staat, in sofern der Besuch der Studienanstalten wegen der Kostspieligkeit derselben erschwert, oder die unentgeltliche Verwaltung der höheren Staatsämter und der Stellen der Volksdeputirten bestimmt ist, weshalb weniger Bemittelte zurücktreten müssen. Hierher gehört auch die gesetzliche Untheilbarkeit großer Landgüter. Das Uebergewicht der Geldaristokratie ist ein Fluch für das Volk, auf welches sie drückt. Wo vorzugsweise der Geldbesitz Aussicht auf Macht und Ehre eröffnet, da werden bald die materiellen Interessen die vorherrschenden seyn und alles rein geistige, moralische und humane Streben zu Boden werfen.

Das Wesen der A. als Regierungsform besteht darin, daß die Rechte der souveränen Staatsgewalt einem Kollegium zustehen, welches nicht dem Volke, sondern sich selbst verantwortlich ist. Je nachdem dem Volke die Konkurrenz bei der Ausübung einzelner bestimmter Regierungsrechte zukommt, oder dasselbe von aller Mitwirkung ausgeschlossen ist, pflegt man die beschränkte und die unbeschränkte A. zu unterscheiden. Eine Beschränkung der Regierungsgewalt kann

auch Statt finden, wenn das aristokratische Kollegium bei seinen Beschlüssen an gewisse Grundgesetze gebunden ist. Die A. als Regierungsform kommt vor entweder als *Wahlaristokratie*, wenn die Mitglieder des Regierungskollegiums nur nach gesetzlich bestehenden Bestimmungen über die Wahlfähigkeit und das Wahlrecht und über die Dauer der Amtsführung gewählt werden, oder als *Erbaristokratie*, wenn gewisse Familien im ausschließlichen Besitze der Stellen des Regierungskollegiums sich befinden, in welcher Beziehung die Erreichung eines gewissen Lebensalters, der Besitz eines Grundeigenthums und die Erstgeburt in Betracht zu kommen pflegen. Würde der Unterschied der aristokratischen Regierungsform von der demokratischen durch das Kennzeichen hervorgehoben, daß das Regierungskollegium bei der ersteren dem Volke nicht verantwortlich ist, welche Verantwortlichkeit in der letzteren eintritt, da das Volk das Regierungskollegium nur als seinen Stellvertreter ansieht und durch dasselbe handelt, so unterscheidet sich jene Regierungsform ferner von der monarchischen dadurch, daß jedes einzelne Mitglied und selbst der Vorstand des Regierungskollegiums (Doge, Präsident) vom ganzen Kollegium abhängig ist und nur ein vom ganzen Kollegium gefaßter Beschluß Gültigkeit hat. An der aristokratischen Regierungsform rühmt man die größere innere Haltung und die Einheit und Festigkeit in den Beschlüssen, welche man der demokratischen abspricht; dagegen zeigt die Geschichte, daß durch jene der Staat in Formen und Fesseln erstarrt, hinter den lebendigen Fortschritten des Zeitalters zurückbleibt und seinem Zweck mehr entfremdet, als zugeführt wird. Vergl. Von der Geschlechts-, Geld-, Geistes- u. Beamtenaristokratie, Leipzig 1834; *Fleischhauer*, Die deutsche privilegirte Lehn- und Erbaristokratie, Neustadt a. d. O. 1831.

Aristolochia (*Osterluzei*), Pflanzengattung aus der natürlichen Familie der Aristolochiaceen (Osterluzeien n. Rchnb.). Charakteristische Merkmale sind: der Kelch fehlt, Korolle (korollinischer Kelch) einblätterig, am Grunde bauchig, röhrenförmig, an der Spitze zungenförmig ausgebreitet, abfällig, sechs aufsitzende Antheren, sechstheilige, ebenfalls aufsitzende Narbe; sechsfächerige, vielsamige Kapsel. Die Arten sind sehr zahlreich (über 100), kraut- und strauchartige ausdauernde Gewächse, meist in Tropenländern, einzelne Arten auch in Europa heimisch. A. Clematitis *L.*, *gemeine Hohlwurzel* oder Osterluzei, Waldrebenhohlwurz, findet sich häufig an Zäunen und als Unkraut in Gärten im südlichen und mittleren Europa. Der Stamm ist aufrecht, die Blätter sind gestielt, herzförmig, stumpf, ganzrandig, die Blüthen in den Blattwinkeln in Menge zusammensitzend auf einblüthigem Stiel. Das gelbe Perigonium ist unten kugelförmig, dann verengt es sich und der Saum läuft in eine zungenförmige Platte aus. Die Wurzel ist lang, kaum einen Finger dick, äußerlich gelblichgrau, inwendig gelb; wurde vormals als schweiß- und urintreibendes Mittel gegen Gicht, Amenorrhöe, auch äußerlich als Absud bei Wunden und Geschwüren angewendet und ist in letzterer Form noch jetzt als *thierarzneiliches* Mittel in Gebrauch. In größeren Gaben ist die Wurzel zu den narkotisch scharfen Giften zu rechnen. A. serpentaria *L.* ist in Nordamerika heimisch, Mutterpflanze der virginischen *Schlangenwurzel* oder *Serpentariawurzel* (Rad. Serpentariae virginianae). Der Stamm ist aufsteigend, nicht windend, 8—10 Zoll hoch. Die Blätter sind gestielt, herzförmig, zugespitzt, ganzrandig und etwas behaart; die Blüthen klein, aus dem untern Theile des Stammes, gleichsam aus der Wurzel hervorkommend, mit röthlich-braunem, glockenförmigem, etwas verlängertem Perigon; der Fruchtknoten ist wollig; die Kapsel fast kugelrund. Die Wurzel besteht aus einem kleinen rundlichen Rhizom und vielen dichtstehenden, sehr dünnen, zerbrechlichen, meistens in einander geflochtenen Wurzelfasern. Der Geruch ist sehr durchdringend, gewürzhaft und kampherartig; der Geschmack gewürzhaft bitterlich. Die Schlangenwurzel gehört zu den kräftigsten excitirenden Mitteln; sie wirkt zunächst belebend, reizend auf das Nervensystem, zugleich aber sehr antiseptisch und diaphoretisch und steht so zwischen Valeriana und Kampher in der Mitte. In Nordamerika ist sie lange bekannt als Mittel gegen den Schlangenbiß, in Europa wird die Wurzel zuerst 1633 erwähnt. Man empfiehlt sie in allen den Fällen, wo sehr gesunkene Kräfte schnell belebt, die Energie vermehrt, die Thätigkeit des Hautsystems befördert, gegen bestimmte Kontagien gewirkt oder faulige Dyskrasien entfernt werden sollen; also bei nervösen und fauligen Fiebern, bei nervösen Wechselfiebern, bei Friesel, bei nervösen brandigen Entzündungen, namentlich bei Bräune u. s. w. A. cymbifera *Mart.* ist ein Schlingstrauch in Brasilien, welcher nierenförmige, an 5 Zoll breite Blätter und sehr große, blaß-gelbbräunliche Blumen hat mit zweilippiger Mündung, die eine Lippe etwa 3 Zoll lang, lanzettförmig, zugespitzt, rinnenförmig; die andere 6½ Zoll lang, am Grunde aufgeblasen, ausgeschweift [gekerbt], dann in eine fast 3 Zoll breite, verkehrt-eirunde, ausgerandete, wellenförmig gefleckte Platte ausgedehnt. Die Wurzel ist zwar schon seit 1734 bekannt, aber erst seit etwa 20 Jahren nach Europa gebracht worden, wo sie jetzt aber wohl nur selten Anwendung findet. Sie heißt in Brasilien Raiz de Mil Homens oder Raiz Jarrinha und im europäischen Handel Radix Aristolochiae cymbiferaes. Radix milhomens, *Tausend-Mannwurzel*. Die vorkommenden Stücke sind meistens die runden oder plattgedrückten, oft gedrehten oder gebogenen, 2—3 Zoll starken Wurzeläste, deren dünne, nur ½ Linie dicke Rinde beim Drehen leicht von dem zähen, gelblichen Holze abspringt. Sie haben außen eine schwärzlich-graue oder dunkelbraune Farbe, die durch Befeuchten schmutzig braun wird. Der eigenthümliche, durchdringende Geruch ist dem von Katzenurin oder dem der Buccoblätter ähnlich, und der Geschmack anfangs aromatisch bitter, zuletzt kampher- und serpentariaartig. Auf dem Durchschnitte zeigt der weiße Wurzelkörper, besonders deutlich unter der Loupe, gelbe Punkte. Sie ist in Brasilien eins der gewöhnlichsten Hausmittel beim Biß giftiger Schlangen, innerlich in Abkochung, äußerlich in Umschlägen von der gepulverten Wurzel. Von einigen südeuropäischen Arten, wie der runden (A. rotunda L.)

der blassen (A. pallida *L.*) und der langen Osterluzei (A. longa *L.*) waren die knollenförmigen Wurzelstöcke vor Zeiten ebenfalls officinell. A. fragrantissima *Ruiz* ist ein Strauch in den Wäldern auf den Anden Peru's mit sehr wohlriechenden Blumen. Die Wurzel und besonders die Rinde dient daselbst in Wechselfiebern und andern Krankheiten, die ihren Grund in Stockungen im Unterleibe haben. Bei A. galeata *Mart.* in Brasilien ist der Stengel gewunden; die Blätter sind nierenförmig, stumpf, an 3 Zoll lang, fast 4 Zoll breit, die Blumen braun, am Grunde bauchig und gefleckt, mit zweilippiger Mündung; die eine Lippe lanzettsichelförmig, zugespitzt, rinnenförmig, ungefähr $2^1/_2$ Zoll lang, die andere am Grunde schmal und rinnenförmig, dann in eine $2^1/_2$ Zoll breite, verkehrt eirunde Platte ausgedehnt, an 5 Zoll lang. A. grandiflora *Sw.* ist ein Kletterstrauch auf Jamaika. Die Blätter sind breit-herzförmig, die Blumen bauchig, in der Mitte zusammengezogen, mit sehr großer Mündung, purpurroth, prachtvoll; die Lippe ist sehr groß, fast herzförmig, sehr langgeschwänzt, ganzrandig. Die ganze Pflanze riecht höchst unangenehm betäubend, ist allen Thieren schädlich u. ihre Blätter werden bei rheumatischen und gichtischen Beschwerden zu Bädern und Bähungen gebraucht. A. indica *L.* ist ein Halbstrauch in Ostindien, dessen kräftig gewürzhaft riechende, scharf und bitter schmeckende Wurzel in der Heimath bei Wechselfieber, Gicht, Stockungen im Unterleibe und gegen Schlangenbisse sehr gerühmt und oft angewendet wird. A. longa *L.* ist ein ausdauerndes Kraut auf Aeckern und in Weinbergen Südeuropa's. Die Blätter stehen abwechselnd, sind nervig-aderig, oben dunkel, unten bläulich-grün, sechsmal länger als die Blattstiele; die Blüthen blaßgelb mit schwärzlich-purpurfarbenen Nerven und netzförmigen Adern. Der Wurzelstock ist die Radix Aristolochiae longae s. A. longae verae s. A. majoris. Er hat einen schwachen, etwas widrigen Geruch, und einen anfangs süßlichen, später widrig bittern, etwas scharfen und bleibenden Geschmack. Er gilt als tonisch erregendes Mittel bei Atonie der Unterleibsorgane und des Nervensystems, bei Gicht u. s. w., ist aber nur in Südeuropa in Gebrauch, obgleich seine Wirkungen erfolgreich seyn sollen. A. odoratissima *L.* ist ein Kletterstrauch in den Wäldern von Westindien und Mexiko. Die Blätter sind herzförmig-länglich, zugespitzt; die Blumenstiele einblumig, verlängert; die Blumen gelbgrünlich-purpurroth, mit herz-lanzettförmiger Lippe, die länger ist, als der untere Theil der Korolle. Die Pflanze hat in allen ihren Theilen einen starken und angenehmen Geruch; Kraut und Wurzel werden in Amerika als magenstärkendes, reizendes und schweißtreibendes Mittel gebraucht. A. rotunda *L.* ist ein ausdauerndes Kraut in Gebüschen und Weinbergen des südlichen Europa bis Süddeutschland. Der Stengel ist ziemlich aufrecht, wenig ästig, kahl; die Blätter sind fast sitzend, eirund-herzförmig; die Blüthen gestielt, einzeln, achselständig, blaßgelb, dunkel-purpurroth geadert. Die Wurzel, Radix Aristolochiae rotundae verae s. A. foeminae, Gebärmutter- oder Rundhohlwurzel, ist ein bitterstoffiges, harzig-ätherisches, stärkmehlhaltiges Mittel, das sonst häufig bei Stockungen in den Gefäßen des Unterleibes, bei unterdrückter Menstruation, Gicht, Podagra, asthmatischen Beschwerden u. dergl. angewendet wurde und mit Unrecht außer Gebrauch gekommen ist. A. Sipho *W.*, Pfeifenstrauch, ist in Nordamerika einheimisch. Der Stengel ist windend, 12 bis 20 Fuß hoch; die Blätter sind groß, herzförmig, 8—10 Zoll breit, zugespitzt, glatt; die Blumen winkelständig, einzeln, bräunlich od. schmutzig-schwarzpurpurröthlich, gekrümmt, mit dreilappigem, flachem Rande, einem mit Deckel versehenen Pfeifenkopfe ähnlich. In der Heimath wendet man die Blätter als schweißtreibendes Mittel an. Diese Art dauert im Freien und eignet sich vortrefflich zur Bekleidung von Säulen, Lauben, Wänden und Bogengängen. Sie gedeiht fast in jedem Boden. A. tomentosa *Sims.*, A. hirsuta *Mühlenb.* ist ein Kletterstrauch in Südcarolina und Louisiana. Die Blätter sind herzförmig, stumpflich, unten filzig; die Blumen winkelständig, filzig, mit gerader Röhre, nach vorn aufsteigend, auswendig grün, mit ausgebreitetem, gleichem, dreispaltigem, inwendig gelbem, am Grunde braun-purpurrothem Rande und klaffendem Schlunde. Läßt sich wie A. Sipho kultiviren. Unter den in den Tropenländern einheimischen Arten sind mehre durch die Größe, sonderbare Bildung und Schönheit ihrer Blüthe ausgezeichnet und als schöne Zierpflanzen in Treibhäusern zu finden. So die geschwänzte (A. caudata *Booth*) aus Brasilien; die dreilappige (A. trilobata *L.*) aus Westindien, beide mit gekrümmter, 3—4 Zoll langer Röhre und mit fadenförmig vorgezogener, bis 2 Zoll langer Lippe des Perigons; ferner die stinkende (A. foeteus *Lindl.*) aus Westindien, mit 5 Zoll langer Perigonröhre und großem herzförmigen, in einen langen Faden vorgezogenem Saume. Die Aristolochien lieben einen lockern, aus Dammerde, $^1/_4$ Moorerde und Flußsand mit etwas Lehm bereiteten Boden und bedürfen nicht viel Nässe, doch darf es ihnen im Sommer nicht an Feuchtigkeit fehlen. Die west- und ostindischen Arten sind Treibhauspflanzen, die übrigen werden im Glashause bei 2°—6° R. überwintert, oder mindestens im Freien gegen die Kälte gut geschützt. Die Vermehrung geschieht durch Ableger, Stecklinge und Samen.

Aristomenes, der Held des zweiten messenischen Krieges, der fast allein der spartanischen Uebermacht 16 Jahre lang trotzte, der letzte kühne Kämpfer für die Freiheit seines unglücklichen Vaterlandes, stammte aus dem Geschlechte der Aepytiden. Seine Mutter hieß Nicotelea, sein Vater Pyrrhus oder Nicomedes. Der schimpfliche Druck, den Sparta seit dem Ende des ersten Krieges gegen Messenien ausübte, zeitigte den Plan des feurigen Jünglings zur Befreiung des Vaterlands. Im Jahre 684 v. Chr. empörten sich die Messenier. Die erste Schlacht bei Derä in Messenien blieb unentschieden. A. ward nach derselben um seiner fast unglaublichen Tapferkeit willen zum Könige der Messenier ausgerufen, begnügte sich aber mit der Stelle eines unumschränkten Anführers. Als solcher verbreitete er durch eine Reihe der verwegensten Thaten Furcht und Schrecken unter den Lacedämoniern, so daß der Dichter Tyrtäus den Muth der Geschlagenen durch seine Kriegsgesänge

wieder auffrischen mußte. Nach der Verrätherei des arkadischen Königs Aristocrates zog A. sich mit dem Reste seiner Tapfern in die Bergfeste Ira zurück. Elf Jahre führte er von hier aus den Krieg fort, vertheidigte selbst nach Ersteigung der Burg innerhalb derselben sich noch drei Tage und zog zuletzt mit allen Bewohnern unversehrt mitten durch die bestürzten Feinde. Auf seinen Rath wanderten darauf (667 v. Chr.) die geretteten Messenier unter Gorgus, einem Sohne des A., u. Manticlus, einem Sohne des Wahrsagers Theoclus, nach Zancle auf Sicilien aus, woselbst sie den Namen ihrer Heimath in Messana verjüngten. A. selbst blieb zurück, um die Spartaner mit unversöhnlichem Hasse zu verfolgen; als er eben im Begriffe war, deshalb nach Sardes zu dem Könige Ardys und weiter nach Ecbatana zu dem Meder Phraortes zu reisen, starb er bei seinem Schwiegersohne Damaget, dem Beherrscher von Jalysus auf Rhodus. Man errichtete ihm hier ein prächtiges Grabmal und weihte seinem Andenken göttliche Verehrung.

Aristophanes, der geist- und witzreichste griechische Lustspieldichter, stammte aus dem athenischen, zur pandionischen Phyle gehörigen Demos Cydathenäum und lebte um 455—387 v. Chr., in einer Periode, die in politischer, literärischer und socialer Beziehung zu den bedeutsamsten Griechenlands und besonders Athens gehört. Von seinem Leben ist nur wenig bekannt. Als ihn Cleon, auf den er sich einige Scherze erlaubt, anklagte, den Titel eines atheniensischen Bürgers unrechtmäßiger Weise angenommen zu haben, vertheidigte er sich vor Gericht nur mit den Versen Homers:

Meine Mutter, die sagts, er sey mein Vater; doch selber
Weiß ichs nicht, denn von selbst weiß Niemand, wer ihn erzeuget.

Noch zweimal wurde diese Klage gegen ihn erneuert und beide Male wußte er sie zu entkräften. An Cleon rächte er sich durch sein Lustspiel „Die Ritter", worin er selbst die Rolle des Cleon spielte, da kein Schauspieler dazu den Muth hatte. A. nahm an allen Lebensäußerungen seiner Zeit den regsten Antheil, ohne jedoch einer Fraktion ausschließlich anzugehören. Mit freier Selbstständigkeit erhebt er sich über die herrschenden Modethorheiten, über das einseitige Treiben politischer Parteien und philosophischer Sekten, bald exaltirte, kriegslustige Demagogen, bald spitzfindige Sophisten, bald unpraktische Ideologen mit scharfer Geißel züchtigend. Sein erstes Stück waren die „Dädaler", um 430 noch unter fremdem Namen aufgeführt, weil der Dichter das den Komikern zu ihrem öffentlichen Auftreten gesetzlich nothwendige Alter (30 Jahre?) noch nicht erreicht hatte. Die noch erhaltenen 11 Stücke des A. sind in chronologischer Ordnung folgende: „Die Acharner", von 426 v. Chr., wie die meisten übrigen Stücke nach dem Chore benannt und bestimmt, durch eine Darstellung der Segnungen und Genüsse des Friedens die Athener für letzteren zu gewinnen. A. siegte damit über seine beiden Mitbewerber Cratinus und Eupolis. Die bittere, auch sonst hervortretende Persiflage gegen Euripides zeigt sich schon hier in ihrer ganzen Stärke. Herausgegeben wurde das Stück von P. Elmsley (Leipzig 1830), von W. Dindorf (das. 1828), übersetzt von Wieland im neuen deutschen Merkur, 8 Heften u. f. „Die Ritter", von 425 v. Chr., sind das erste unter A.' Namen aufgeführte Stück, ein ungemein heftiger Angriff auf Cleon, welcher damals die Athener mit fast unbeschränkter Gewalt beherrschte; herausgegeben von D. Beck (Leipzig 1795) und von Dindorf (das. 1826), übersetzt von Wieland im 2. Bde. des att. Museums. „Die Wolken", von 422, wider die metaphysischen Grübeleien und die der Volksmoral, so wie der Jugendbildung so nachtheilige Sophistik jener Zeit gerichtet, wurden ohne Beifall aufgenommen, daher später von A. noch einmal umgearbeitet, in welcher Gestalt sie noch vorhanden sind. Hauptrepräsentant der persiflirten Philosophen ist Socrates, der hier, aus welchem Grunde ist ungewiß, ganz anders erscheint, als bei Xenophon und Plato. Ausgaben hat man von G. Hermann (Leipzig 1799, 1830), von K. Reisig (das. 1820), griechisch und deutsch von F. A. Wolf (Berlin 1812), einen Apparatus criticus in Aristophanis Nubes von F. Passow (Leipzig 1828). Vergl. Süvern, Ueber A.' Wolken (Berlin 1826). „Die Wespen", ebenfalls von 422, geißeln die Prozeßsucht der Athener, herausgegeben von Conz (Tübingen 1823). „Der Friede", von 421, voll sinnreicher und phantastischer Erfindungen, hat die Haupttendenz, den nach der Schlacht bei Amphipolis eingeleiteten Frieden dem unter der Last des Krieges seufzenden Volke zu empfehlen; übersetzt von Borbeck (Köln 1807), herausgegeben von Dindorf (Leipzig 1820). „Die Vögel", von 415, sollen als Darstellung eines in den Lüften von den Vögeln in Verbindung mit zwei aus Athen zu ihnen geflüchteten Bürgern gestifteten Staates, den Athenern die Schwächen und Verderbnisse ihres Staates und ihrer ganzen politischen Lage vor Augen stellen und auf Einheit in der Leitung der vielköpfigen Demokratie hinweisen; herausgegeben von D. Beck (Leipzig 1782), übersetzt von Wieland im 1. Bde. des neuen att. Museums. „Die Thesmophoriazusen", von 412 v. Chr., sind besonders gegen Euripides gerichtet, der wegen seines angeblichen Weiberhasses von den die Thesmophorien feiernden Frauen vor Gericht gezogen wird. Der eigentliche Zweck des Dichters scheint Verspottung der Lage und des Einflusses der athenischen Frauen zu seyn. „Lysistrate", von 412, ist eine Empfehlung des Friedens; die Weiber verbinden sich unter Leitung der Lysistrata, um durch Trennung von ihren Gatten den heiß ersehnten Frieden zu erzwingen. Uebersetzt wurde das Stück von Borbeck (Köln 1807). „Die Frösche", von 406 v. Chr., gerichtet wider den Verfall der durch Aeschylus und Sophocles so sehr gehobenen, durch Euripides aber verdorbenen tragischen Kunst, waren ein von den Zeitgenossen mit rauschendem Beifall aufgenommenes Stück; herausgegeben von Höpfner (Halle 1797), von Dindorf (Leipzig 1824), übersetzt von Schlosser im 3. Theile seiner kleinen Schriften 1783. Vergl. A. G. Bobş, De A. Ranis etc. Hamburg 1828. In den „Ecclesiazusen", von [illegible] v. Chr., halten die Weiber einen politischen Convent und richten einen Staat ein mit Güter- und Weibergemeinschaft; Verspottung der zu jener Zeit in Umlauf gekommenen idealen Staatsformen mancher Philosophen; herausgegeben von Din-

dorf (Leipzig 1826). „Plutos“ bildet in seiner zweiten umgearbeiteten Gestalt von 390 v. Chr. mit mehr allegorischer Tendenz den Uebergang zu der sogenannten mittlern attischen Komödie. Der alte Chremylos läßt dem bis dahin blinden Gotte des Reichthums die Augen öffnen und verschafft dadurch sich und andern rechtschaffenen, des Glückes würdigen Leuten die Segnungen des Ueberflusses. Ausgaben hat man von Hemsterhusius (Harlingen 1744 und Leipzig 1811), von Ch. M. Kuinöl mit Kommentar von J. F. Fischer (2 Bde., Leipzig 1804). Vergl. Ritter, De Aristophan. Pluto diss. (Bonn 1828). Außerdem schrieb A. noch 42 Stücke, wovon uns nur Titel bekannt sind und einige Fragmente, am besten geordnet und zusammengestellt von G. Dindorf (Aristophanis fragm., Leipzig 1829). Das Alterthum erkennt in A. fast einstimmig den ersten komischen Dichter Griechenlands an, der gleichen Beifall bei seinen Zeitgenossen in Athen, wie bei der Nachwelt zu Alexandria und Rom einerntete und in mehren Epigrammen der griechischen Anthologie verherrlicht ist. Der Zweck aller seiner Stücke ist nicht der bloßer Unterhaltung und Zwerchfellerschütterung, sondern ein höherer, edlerer: Förderung der Wohlfahrt seiner Mitbürger in politischer wie in moralischer Hinsicht. Spott u. Scherz des Dichters sind stets im Dienste des Vaterlandes, und gern vergißt man darüber ihre oft anstößige, schonungslose, aber dem damaligen Zeit- und Volksgeiste entsprechende Form. Unter allen seinen Kunstgenossen hat A. am treuesten das öffentliche Leben, die Sitten und den Charakter des damaligen Athens dargestellt; mit Recht nennt ihn daher Casaubonus den besten Lehrmeister attischer Sitte; schon Plato empfahl dem Tyrannen Dionysius von Syrakus zur Kenntniß des athenischen Geistes die Lesung der aristophanischen Lustspiele. Dabei fließt in dem Dichter eine unerschöpfliche Quelle des Witzes, der ebensowohl in der ganzen Anlage des Stückes, in Plan und Handlung, Auffassung der Charaktere, wie in der Darstellung des Einzelnen, in komischen Situationen, Einfällen u. dergl. sich kund gibt und dabei eine scheinbare Willkür zeigt, die, ganz dem Zwecke der alten Komödie entsprechend, mit Allem ihr Spiel treibt, manchmal freilich in eine Derbheit ausartend, die mit unsern Begriffen von Sitte u. Anstand nicht vereinbar ist, aber auch nach denselben nicht beurtheilt zu werden verlangt. Was den A. noch besonders auszeichnet, ist seine Sprache, die als ein vollendetes Muster des reinsten Atticismus betrachtet werden kann und in den lyrischen Theilen nicht selten einen erhabenen Schwung und feierlichen Ernst annimmt. Von den zahlreichen alten Kommentatoren des Dichters besitzen wir eine nicht unbedeutende Menge werthvoller Scholien; die wichtigsten darunter sind die sogenannten „Scholia Musuriana,“ durch Thomas Magister, Joh. Tzetzes und A. aus den größeren Werken eines Aristophanes von Byzanz, Aristarchus, Callimachus, Didymus u. A. zusammengestellt und zuerst von Aldus Manutius, mit Beihülfe des Marcius Musurus, seiner Ausgabe beigefügt. Gesammtausgaben: Ed. princeps (aldinische) von Aldus Manutius (Venedig 1498), ohne die Lysistrate und die Thesmophoriazusen, mit den genannten Scholien; die florentiner Ausgabe von 1515 und 1525, zuerst 11 Dramen enthaltend, letztere mit den vom Erzbischofe Arsenius zusammengetragenen Scholien; von Simon Grynäus (Basel 1532), von Aemilius Portus mit Bisetus' Noten, Genf 1607), von Ludolph Küster (Amsterdam 1710), zuerst kritisch-exegetisch, mit Spanheims und R. Bentley's Noten von P. Burmann (2 Bde., Leyden 1760), mit Berglers Noten von R. F. Ph. Brunck (3 Bde., Straßburg 1781 ff., auch 4 Bde., Oxford 1810, und 3 Bde., London 1823), von Ch. F. Beck und W. Dindorf (13 Bde., wovon 2 Bde. Text, die übrigen Kommentare, Scholien, Fragmente u. s. w., Leipzig 1794—1826), von J. Bekker (5 Bde., London 1829 ff.); eine Handausgabe ist von H. Bothe (4 Bde., Leipzig 1828 ff.); unvollendet sind die Ausgaben von Ch. G. Schütz (Leipzig 1821), Thiersch u. Ranke (Leipzig 1830). Korrekte Textesabdrücke lieferten Schäfer u. Dindorf (2 Bde., Leipzig 1825). Deutsche Uebersetzungen sind von J. H. Voß, mit Noten von H. Voß (3 Bde., Braunschweig 1821), von Droysen (2 Bde., Berlin 1836 ff.) und von Müller (3 Bde., Leipzig 1843—46). Eine Sammlung der alten Scholien besorgte Dübner (Paris 1842). Ueber A. im Allgemeinen vergl. K. F. Ranke, De Aristophanis vita, in Thierschs Ausgabe (Leipzig 1830, Bd. I, S. XLIX ff.); H. T. Rötscher, A. und sein Zeitalter, Berlin 1827. Nach A. ist eine Gattung anapästischer Verse benannt, die aus dem vollständigen und dem abgekürzten Dimeter besteht:



Aristophanes von Byzanz, Sohn des Unterfeldherrn Apelles, Schüler des Zenodotus und Eratosthenes, Lehrer des berühmten Aristarchus, Vorsteher der alexandrinischen Bibliothek unter Ptolemäus II. und III. (um 240 v. Chr.), ein ausgezeichneter, um die griechische Literatur vielfach verdienter Grammatiker und Kritiker, der die Accent- und Interpunktionszeichen erfunden haben soll. Mit Aristarchus stellte er den berühmten alexandrinischen Kanon (s. Alexandrinische Schule) auf. Großartig und weitumfassend waren seine Bemühungen für Kritik und Erklärung der älteren Dichter und Philosophen. A. lieferte Recensionen von Homer, Hesiod, Aristophanes, Sophocles, Plato u. A.; in seinen zahlreichen Kommentaren beschränkte er sich nicht bloß auf Worterklärung u. dergl., sondern nahm auch auf die höhere Kritik, Plan und Anlage, auf das Aesthetische, Chronologische u. dergl. Rücksicht. Bruchstücke davon sind in die noch vorhandenen Scholien der genannten Schriftsteller übergegangen. Von den grammatischen Werken A.' ist nur noch ein Bruchstück übrig, in Boissonade's Ausgabe der Epimerismen des Herodianus (London 1819). Andere Schriften waren: ein Auszug aus einem zoologischen Werke des Aristoteles, mehre Bücher über die attischen Hetären u. s. w.

Aristoteles, Griechenlands schärfster Denker und einflußreichster Philosoph, zugleich einer der größten Heroen des Alterthums im Felde der Na-

turwissenschaften, wurde 384 zu Stagira, einer thracischen, unter König Philipp dem macedonischen Reiche einverleibten Stadt in Chalcidice an der Küste des strymonischen Meerbusens, geboren, weshalb er auch häufig der Stagirit genannt wird. Sein Geschlecht gehörte von mütterlicher Seite der Kolonie an, welche Chalcis in diese Stadt geschickt hatte. Seine Mutter war Phästis, sein Vater Nicomachus, Leibarzt und Freund des macedonischen Königs Amyntas II., der sein Geschlecht von Asclepias ableitete und durch mehre Schriften über Arzneikunde und Naturlehre als Schriftsteller aufgetreten war. Dieses Verhältniß seines Vaters zum Königshause von Macedonien verschaffte ihm frühe Bekanntschaft und Verbindung mit dem macedonischen Hofe und trug ohne Zweifel zu seiner spätern Berufung an denselben bei. Nach dem frühen Tode seiner Aeltern war die Erziehung des Knaben und die Verwaltung seines nicht unbedeutenden Vermögens der Sorge eines gewissen Proxenus aus der mysischen Stadt Atarna, der damals in Stagira ansässig war, anvertraut. Proxenus ließ sich die intellektuelle und sittliche Bildung seines Mündels sehr angelegen seyn, wofür A., in dessen Charakter Dankbarkeit ein Hauptzug war, bis zu seinem Tode der Familie des Proxenus sich verpflichtet fühlte. Wie das Leben des A. überhaupt, so ist namentlich die Periode desselben, in welcher er zum Epheben heranreifte, durch die abscheulichsten Nachreden entstellt worden, deren Mangel an Uebereinstimmung indeß ihre innere Unwahrscheinlichkeit zur Evidenz erhebt. Namentlich waren es außer seinem eignen Schüler Aristorenus, Eubulidus, Schüler des Euclides, Epikur, Timäus aus Tauromenium, Demochares, Cephisodorus, der Megariker Alexinus und Andere, die ihn auf das Boshafteste, zum Theil aus persönlichen Rücksichten, verleumdeten. Als A. sein 17. Jahr zurückgelegt hatte, ging er von Atarna nach Athen, dem Herde der griechischen Bildung, vorzüglich angezogen durch des großen Plato weit verbreiteten Ruf. Dieser erste Aufenthalt in Athen währte 20 Jahre (367—347 v. Chr.), während welcher Zeit A. sich wenigstens anfänglich vorzugsweise dem Plato gewidmet zu haben scheint. Das freundschaftliche Verhältniß, das zwischen den beiden großen Geistern bestanden, soll in der späteren Zeit einer gegenseitigen gereizten Stimmung, ja sogar einer feindseligen Gesinnung zwischen beiden gewichen seyn. In der That erwähnt Plato seines ausgezeichneten Schülers in seinen Schriften gar nicht; A. aber tritt überall, wo er von Plato spricht, polemisirend gegen ihn auf, rechtfertigt sich jedoch in dieser Hinsicht ein- für allemal an einer Stelle in der nikomacheischen Ethik, in welcher er die Ideentheorie des Plato zu widerlegen unternimmt, wegen des Vorwurfs des Undanks, der ihm möglicher Weise gemacht werden könnte, indem er sagt, daß er nur ungern die abweichenden Meinungen ihm befreundeter Männer abzuweisen sich genöthigt sehe, daß aber die Freundschaft, zumal bei Philosophen, der Heiligkeit der Wahrheit keinen Eintrag thun dürfe.

Gegen das Ende seines ersten Aufenthalts in Athen hatte A. bereits einen Kreis von Zuhörern um sich versammelt. Er hielt Vorträge über Redekunst, mit denen praktische Redeübungen verbunden waren, und da zu gleicher Zeit Isocrates vorzugsweise panegyrische Beredsamkeit lehrte, so entstand zwischen Beiden Wettstreit und Eifersucht. Zu der Wirksamkeit als öffentlicher Lehrer fügte er aber auch die schriftstellerische; er gab wahrscheinlich damals schon einige Schriften rhetorischen Inhaltes heraus. In das Ende dieser Periode fällt noch die Gesandtschaft, die A. für die Athener an den König Philipp übernahm und durch welche er von Neuem mit dem macedonischen Hofe in Berührung kam. Der Zweck der Gesandtschaft bezog sich vermuthlich auf das Vaterland des A., Chalcidice, wo Philipp in dieser Zeit sehr ausgedehnte Eroberungen machte und mit dessen Angelegenheiten A. vertraut seyn mußte. Bald nach dieser Mission, noch in demselben Jahre, in welchem Plato gestorben war, verließ A. Athen; sey es, weil er sich dadurch zurückgesetzt glaubte, daß Plato den Speusippus, seinen Schwiegersohn, und nicht ihn zum Nachfolger in der Akademie bestimmt hatte, oder weil nach dem Tode seines Lehrers ihn an Athen nichts mehr fesselte und er nun auf Reisen seine Ausbildung vervollständigen wollte. A. folgte, als er sich aus Athen entfernte, der Einladung seines Freundes, des Eunuchen Hermias aus Bithynien, des Beherrschers von Atarna und der umliegenden Orte, und begab sich in diese Stadt (nach Andern in die nahe dabei liegende Stadt Assus) in Begleitung seines Freundes Xenocrates. Schon nach 3 Jahren kam jedoch Hermias durch Verrath in die Hände des Perserkönigs und starb durch Henkershand. A. selbst konnte sich nur durch die schleunigste Flucht der Gefahr, die den Anhängern des Tyrannen von den herbeieilenden Persern drohte, entziehen. Er trug nun die Liebe zu seinem Freunde auf Pythias, die in hülfloser Lage zurückgelassene einzige Schwester und, wie es scheint, zugleich Adoptivtochter des Hermias, über, vermählte sich mit ihr und floh mit ihr 345 v. Chr. nach Mitylene, wo sie von der Hand des Persers nicht mehr erreicht werden konnten. Seinem Freunde setzte er aber ein ehrendes Denkmal durch ein von Diogenes Laertius und von Athenäus aufbewahrtes Gedicht, in welchem sich ein tiefes Gefühl der Wehmuth ausspricht, die in der Verherrlichung des grausam entrissenen, für hellenische Tugend und Freiheit gefallenen Freundes Trost und Beruhigung findet. In Mitylene blieb A. nicht lange; denn um 343 berief ihn der König Philipp zur Erziehung des 13jährigen Alexander an seinen Hof. Sollte der Brief an A. ächt seyn, in welchem Philipp erklärt, weniger für die Geburt des Knaben als dafür den Göttern Dank schuldig zu seyn, daß sie in die Zeit des A. falle, so würde die Erziehung des Königssohnes schon bei dessen Geburt dem A. in Aussicht gestellt worden seyn und wir würden in dem Briefe das vollgültigste Zeugniß für Philipps unbegrenzte Verehrung gegen A. vor dessen wirklicher Berufung besitzen. Ueber den Einfluß, den A. auf Alexander ausgeübt hat, sprechen sich zwei Neuere sehr wahr in folgender Weise aus: Alles, was in den Planen und Unternehmungen des nachmaligen Welteroberers ungeachtet seiner Jugend sich Weises, Kühnes, Großes ausspricht, was die Geschichte an Zügen liberaler Humani-

tät, der Hoheit der Gesinnung, einer huldigenden Verehrung der Kunst und Wissenschaft von ihm aufbewahrt hat, bevor er durch ein zu günstiges Glück ausartete und in Thorheit und Laster versank, ferner die Sicherheit und Weisheit der Maßregeln, mit welcher er die Einrichtung und Verwaltung des überwältigten Länderkolosses bewerkstelligte (nur nicht sein Streben, alle unterworfenen Völker in ein griechisches Reich zu vereinigen), und der Scharfblick der Menschenkenntniß, der ihn die verschiedensten Kräfte und Anlagen in den verschiedensten Individuen erkennen und benutzen und aus seiner Schule jene Schaar von Feldherren und Königen hervorgehen ließ — alles dies ist seiner Erziehung durch den A. beizumessen. Auch Alexanders feuriges Streben nach Ehre und Ruhm hatte in seinem Lehrer einen Anknüpfungspunkt, der dafür selbst keineswegs unempfänglich war. Indessen dauerte der Unterricht, den Alexander von A. empfing, nicht länger als 4 Jahre. Er hörte auf, als der 16jährige Alexander während der Abwesenheit seines Vaters auf dem Zuge gegen Byzanz zum Verweser des Reichs bestimmt worden war; denn der thätige Antheil, den er seitdem an den Staats- und Kriegsangelegenheiten nahm, ließ wenigstens dem unmittelbaren Unterrichte keinen Raum, und als bald darauf A. aus der nähern Umgebung seines ehemaligen königlichen Zöglings auch räumlich entfernt wurde, ward sein Einfluß auf diesen natürlich sehr behindert. A. verweilte zwar in Macedonien noch bis gegen Ende 335, also noch fast ein Jahr nach Alexanders Thronbesteigung, lebte aber in philosophischer Ruhe u. Abgeschiedenheit zu Stagira, welche von Philipp zerstörte Stadt auf Verwendung des A. wieder hergestellt wurde. In dem neuerbauten Stagira richtete darauf A. eine Schule ein, das Nymphäum mit seinen steinernen Bänken für die Zuhörer und seinen Schattengängen, worin er in der letzten Zeit, nachdem er den geräuschvollen Hof von Pella verlassen hatte, seinen königlichen Zögling nebst dem Callisthenes und Theophrast, die zugleich mit Alexander den Unterricht genossen, unterwiesen zu haben scheint und das vielleicht gerade zu diesem Zwecke erbaut worden war. Auch nachdem die Erziehung Alexanders beendet war, setzte A. seine philosophischen Vorträge in diesem Gymnasium fort, bis er Ende 335, wie es scheint, auf eine besondere Einladung der Athener seinen Wohnsitz zu Stagira mit dem von Athen vertauschte. Seine dankbaren Landsleute aber feierten ihm zu Ehren jährlich ein Fest, das sie Aristotelia nannten. Nach seinem Biographen Ammonius soll A. seinem Zöglinge auf einigen seiner Züge gefolgt seyn, was nicht unwahrscheinlich ist, wenn man die genaue Beschreibung vieler fremden Thiere erwägt, die nur auf eigene Anschauung gegründet seyn kann. In dem genannten Jahre war auf dem Lehrstuhle der Akademie Xenocrates dem Speusippus gefolgt, und da außerdem die Cyniker das Cyrosarges eingenommen hatten, so blieb zum Wohn- u. Lehrsitze dem A. kein anderes Gymnasium übrig, als das nach einem benachbarten Tempel des Apollon Lykeios benannte, das Lyceum, das wie die Akademie mit schattigen Baumgängen und Anlagen zum Lustwandeln umgeben war.

Die Philosophenschule des Lyceums war die besuchteste ihrer Zeit, in ihr haben sich die bedeutendsten Männer gebildet. Den Schülern des Stagiriten wurde der Name Peripatetiker beigelegt, weil A. mit ihnen auf- u. abwandelnd in den Gängen um das Lyceum herum zu philosophiren pflegte, nicht sitzend, wie sonst die Philosophen ihre Lehrvorträge zu halten pflegten. Da aber A. nicht allein in der Philosophie Unterweisung ertheilte, sondern auch in der allgemeinen, dem freien Griechen anständigen Bildung, besonders auch in der Redekunst, so unterschied er seine Vorlesungen in Morgen- und Abendvorlesungen, nach welchen auch seine Schüler in zwei Klassen zerfielen. Zu den Zusammenkünften, welche des Morgens Statt fanden, hatten nur die im engern Sinne von A. sogenannten Zuhörer Zutritt, die vertrauteren Freunde des Philosophen, die ausgewählte Anzahl geprüfter und gereifterer Schüler, die in die tiefer liegenden philosophischen Untersuchungen, in das System u. die höhere Spekulation eingeführt werden sollten. Die Vorträge, welche vor diesem Publikum gehalten wurden, hießen akroatische oder akroamatische; es waren dies die esoterischen Untersuchungen, deren Gegenstände den höheren Theilen des Systems, der Metaphysik u. Theologie, Physik und Dialektik angehörend, rein theoretischer Natur waren und eingehend in streng wissenschaftlicher Form behandelt wurden. In den Abendstunden wurde der leichtere, mit dem praktischen Leben in Verbindung stehende Theil der Philosophie vorgenommen, in exoterischen Untersuchungen, welche sich meist auf Rhetorik, Sophistik u. Politik bezogen, überhaupt in der Regel im Kreise der praktischen Philosophie lagen und die praktische Bedeutung und den praktischen Zweck der Gegenstände im Auge hatten, aber auch da, wo sie eine übersichtliche Ansicht über streng theoretische Gegenstände darbieten sollten, auf allgemeine Verständlichkeit und eine populäre Form hinarbeiteten, ohne daß es um eine erschöpfende, tiefer eindringende Betrachtung zu thun gewesen wäre. Diese Vorlesungen wurden vor einem größeren, gemischten Kreise gehalten, vor der Masse der übrigen Zuhörer, die ohne vorhergegangene Auswahl sich zum Anhören vereinigt hatten und deren Zweck erreicht war, wenn sie sich die zur allgemeinen Bildung nothwendige Kenntniß der Philosophie verschafft hatten, oder die höchstens die Beschäftigung mit den philosophischen Disciplinen als ein zweckmäßiges, formelles Bildungsmittel betrachteten. Diese Absonderung der näheren Schüler von dem großen Haufen ist übrigens nicht dem A. eigenthümlich, sondern findet sich bei allen Philosophen des Alterthums, die als öffentliche Lehrer auftraten. Sie war allgemein nothwendig, weil ihre Spekulation vielfach sich von dem Glauben der Volksreligion entfernte und die strenge Orthodoxie der freien Forschung keine sichere Stätte überließ, die sich deshalb entweder in Geheimlehren flüchtete oder vor einem engeren, geschlossenen Kreise in esoterischen Betrachtungen bewegte. Für den engeren Kreis seiner Anhänger behielt endlich A. die seit Plato allgemeine Sitte der griechischen Philosophenschule, welche innigere Verbindung der Schüler unter einander und mit dem Lehrer beabsichtigte, bei, von Zeit zu

Zeit sich zu gemeinschaftlichen Mahlen zu vereinigen, für welche besondere Statuten niedergeschrieben waren. In diese Zeit seiner ausgedehnten Lehrthätigkeit während seines zweiten, 13jährigen Aufenthalts in Athen fällt auch seine vorzügliche schriftstellerische Produktivität, zu welcher er durch seine Wirksamkeit im Lyceum eine äußere Veranlassung hatte. Seine wichtigsten philosophischen und naturwissenschaftlichen Werke sind in dieser Zeit entstanden und wurden damals entweder abgefaßt oder ausgeführt. Die literarischen Hülfsmittel aber, welche nöthig waren, um die unermeßliche Fülle von Erfahrungskenntnissen aufhäufen und die Masse von Materialien gewinnen zu können, wie sie in den Werken des A. verarbeitet enthalten sind, wurden ihm durch die großmüthige Unterstützung Alexanders verschafft, dessen Freigebigkeit ihn in den Stand gesetzt hatte, sich eine reiche Bibliothek zu erwerben. Alexander nahm insbesondere auch an den physikalischen und naturhistorischen Studien A.' den eifrigsten Antheil, und um das große Werk über die Geschichte der Thiere, das dieser schon bei seinem letzten Aufenthalte in Stagira vorbereitet hatte, zu fördern, schenkte er ihm nicht nur beträchtliche Geldsummen, sondern stellte auch alle Die zu seinen Diensten, die in Asien oder Griechenland in irgend einer Beziehung Thiere unter Aufsicht hatten, wie die Besitzer von Teichen, Waldungen, Viehheerden u. dergl., so daß sie jede Auskunft zu ertheilen hatten, welche A. zum Besten der Naturkunde wünschen mochte. Uebrigens erkaltete zwar die Zuneigung, die Alexander seinem Lehrer bisher in einer so ausgezeichneten Weise bewiesen, in der Folgezeit, angeblich auf Veranlassung der Ermordung des Callisthenes (323), eines Neffen und Zöglings des A.; daß aber kein offener Bruch Statt gefunden, A. vielmehr fortwährend für einen von Alexander und Antipater hochbegünstigten Macedonierfreund galt, ergibt sich aus der Folge, die für ihn der Tod des Königs hatte. Als die Athener alle Anhänger der macedonischen Herrschaft innerhalb der Stadt verfolgten, stand A. unter ihnen oben an. Auf Anstiften des Hierophanten Eurymedon durch einen angesehenen atheniſchen Bürger, Demophilus, der Gottlosigkeit oder Irreligiosität angeklagt, weil er seinem Freunde Hermias in einem Päan (mit diesem gehässigen Namen wurde das oben erwähnte Loblied bezeichnet) u. in anderer Weise eine den Göttern allein gebührende Verehrung dargebracht habe, wahrscheinlich auch, weil einige Lehrsätze des Philosophen im Widerspruch zu der Volksreligion standen, floh A., ohne daß er die gerichtliche Entscheidung abwartete (322 v. Chr.), nach Chalcis auf Euböa, wenn er nicht schon, wie Stahr aus der Angabe eines Alten vermuthet, vor Alexanders Tode seinen Wohnsitz dort aufgeschlagen hatte. Im Lyceum hatte A. als Nachfolger Theophrast aus Lesbos zurückgelassen u. in Chalcis setzte er seine Lehrvorträge bis zu seinem Ende fort, das 322 im 63. Lebensjahre erfolgte. Seine Todesart ist ungewiß. Nach Einigen nahm er Gift, um sich den Folgen seines Prozesses zu entziehen; nach Andern stürzte er sich mit den Worten: „Fasse mich, weil ich dich nicht fassen kann," in den Euripus. Nach den zuverlässigsten Nachrichten aber starb er eines natürlichen Todes, an einem erblichen chronischen Magenleiden, welches mit seiner überhaupt schwächlichen Körperkonstitution in Verbindung stand. Er ließ eine unmündige Tochter Pythias und einen Pflegesohn Nicanor, außerdem eine geliebte Beischläferin Herpyllis zurück, die andern Nachrichten zufolge A. nach dem Tode seiner ersten Gemahlin von seiner Sklavin zu seiner Gattin erhoben hatte u. von der ihm der bei des Vaters Tode noch sehr junge Nicomachus geboren worden war. Außer der Lebensbeschreibung des Stagiriten, welche in dem ersten Bande des angeführten Werkes von Stahr enthalten ist, ist die vollständigste und gründlichste aus der neuern Zeit die, welche Buhle dem 1. Bande seiner Gesammtausgabe der Werke des A. beigegeben, die aber durch Stahr viele wesentliche, aus der genausten Kenntniß der mit großer Umsicht benutzten Quellen geflossene Berichtigungen erhalten hat.

A. hat eine sehr große Menge **Schriften** hinterlassen, nach der einen Angabe 1000, nach der andern 400. Mit Bestimmtheit läßt sich die ursprüngliche Anzahl der ächten Werke nicht angeben, theils weil viele verschiedene Bearbeitungen einer und derselben Ausgabe vorhanden waren, wovon die 3 verschiedenen Ethiken noch ein Beispiel sind, theils weil dieselben Schriften unter mehren Titeln und einzelne Theile der größern Schriften als selbstständige Werke unter besondern Titeln citirt werden, A. überdies selbst in der angegebenen Weise und auch sonst sehr ungenau, meist bloß im Allgemeinen nach dem Inhalte auf seine Schriften verweist, theils endlich, weil viele unächte Schriften unter dem Namen des A. in Umlauf waren. Aus dem Alterthume besitzen wir drei Verzeichnisse, in denen die Werke des A. ohne alphabetische oder systematische Ordnung aufgezählt werden: das eine von Diogenes Laërtius, ein anderes von einem Anonymus, dessen griechisch geschriebene Nachrichten über Leben und Schriften des A. zuerst Menage bekannt machte, ein drittes aus arabischer Quelle, welches aus der von Casiai herausgegebenen arabischen Philosophenbibliothek in dem 1. Bande von Buhle's Ausgabe der Werke des A. abgedruckt ist. Das letztere stimmt am meisten mit den uns erhaltenen Schriften überein; alle aber weichen von den Angaben anderer Schriftsteller und unter sich bedeutend ab. Die Alten theilten nach dem Unterschied in den mündlichen Vorträgen des A. auch seine Schriften in exoterische und in esoterisch-akroatische oder akroamatische und verstanden unter den eigentlich esoterischen solche, die nicht als wesentliche Glieder in dem systematischen Zusammenhange der philosophischen Schriften sich geltend machten, während die exoterischen Schriften, historischen oder allgemein literarischen Inhalts, oder Gegenstände aus der poetischen Philosophie behandelnd, wahrscheinlich in des A. früheren Lebensjahren geschrieben und unmittelbar für das Publikum bestimmt, von ihm selbst herausgegeben worden waren. Die meisten der noch vorhandenen Schriften gehörten dem geschlossenen Ganzen der aristotelischen Philosophie an und fallen deshalb in den Kreis der esoterischen und akroamatischen Schriften, die ursprünglich für die Vorträge des A. vor seinen

ausgewählten und gelehrteren Schülern bestimmt, erst später entweder von A. selbst oder von seinen Schülern herausgegeben wurden. Daß unter den erhaltenen Schriften sich höchstens nur eine einzige exoterische („Von der Welt") findet, darf nicht auffallen. Wahrscheinlich geriethen die exoterischen Schriften über den wissenschaftlichen Gehalt der akroatischen in Vergessenheit, in den Zeiten zumeist, wo man sich um die schöne Form nicht kümmerte. Die vorhandenen Werke aber haben bisher eine historische Anordnung noch nicht erlaubt, die erst dann sich ableiten lassen wird, wenn die systematische, welche schon Andronicus von Rhodus versuchte, erst vollständig geliefert worden ist. Die erste griechische Gesammtausgabe der neuern Zeit (von Aldus Manutius) stellt die logischen Schriften voran, läßt dann alle naturwissenschaftlichen folgen mit Einschluß der Probleme, dann die mathematischen Schriften und die Metaphysik, am Schlusse die zur praktischen Philosophie gehörigen Schriften, denen in den folgenden Ausgaben noch die rhetorischen und das Buch über die Poetik beigefügt worden sind. Im Ganzen ist diese Anordnung in allen spätern Ausgaben beibehalten worden. Die vorhandenen logischen Schriften des A. sind unter dem Namen „Organon" in ein Ganzes vereinigt worden, das neuerdings von Waitz herausgegeben worden ist (Gotha 1845). Es besteht aus 6 kleineren Schriften, die sämmtlich auf die Natur und Bildung der Schlüsse und des Beweises durch Schlüsse hinarbeiten. Aus der rhetorischen Klasse besitzen wir von A. nur ein einziges, aber sehr wichtiges Werk, „Rhetorica", das in den Jahren 335—322 entstanden ist. Seit Corax, der zuerst in Syrakus die Redekunst wissenschaftlich behandelt hatte, waren zwar zahlreiche theoretische Schriften über diesen Gegenstand hervorgetreten; allein sie hatten nicht mit umfassender Genauigkeit das ganze Feld durchmessen, sondern theils ausschließlich auf praktische Vortheile aufmerksam gemacht, theils einseitig sich auf die Behandlung einzelner Lehren hingewendet, wie der Lehre vom rednerischen Ausdrucke oder von den Theilen der Rede und ihrer Anordnung, ohne Berücksichtigung namentlich der rednerischen Erfindung und des Beweises, und außerdem vorzugsweise die gerichtliche Beredsamkeit im Auge gehabt. A. umfaßte nun alle Gattungen der Beredsamkeit, die er nach dem Unterschiede der politischen, gerichtlichen und Prunk- (Fest- und Schau-) Reden eintheilte, indem er zugleich angibt, wie man für eine jede dieser drei Gattungen zweckmäßige Gedanken auffinden könne. Das überaus schätzbare Werk vereinigt nicht bloß alle Vorzüge der frühern, es hebt vielmehr ihre Mängel und füllt ihre Lücken aus. Herausgegeben wurde es von Sprengel (Leipzig 1844). Ein anderes rhetorisches Werk, das unter dem Namen des A. auf uns gekommen ist, „Rhetorica ad Alex.", ist als unächt nachgewiesen, ohne daß über seinen wirklichen Verfasser mit Bestimmtheit entschieden wäre. Vielleicht der erste Entwurf zu einem größern Werke über die Aesthetik, das dann unausgeführt blieb, oder ein unvollständiger Auszug aus demselben oder aus mehren umfassenderen Werken des A. über diesen Gegenstand ist das berühmte Fragment oder Excerpt, die „Poetik", welche außer dem Principe der Kunst die wichtigsten Aufschlüsse über die Tragödie und epische Poesie, vorzüglich über die erstere, enthält, darauf sich aber beschränkt, obgleich nach dem im Eingange angekündigten Plane auch von der Komödie, den Dithyramben, der Kunst der Flöte (Auletik) und der Cither (Citharistik) gehandelt werden sollte. Die Alten haben drei Bücher des Werkes gekannt, das seine weltgeschichtliche Bedeutung in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts erhalten hat, als Lessing, an dasselbe seine Kritik der Kunst wie an einen unverrückbaren Haltpunkt anlehnend, den verderblichen Geschmack der Franzosen bekämpfte und dadurch der deutschen Literatur einen neuen Aufschwung gab. Seitdem hat es auf alle Kunstbetrachtung, trotz seiner mangelhaften und verworrenen Beschaffenheit, den kräftigsten Einfluß ausgeübt. Herausgegeben wurde es von Hermann (Leipzig 1802), Gräfenhan (das. 1821) und Ritter (Köln 1839). Zu der physikalischen Klasse gehören die acht Bücher der Physik („Auscultatio physica"), worin die allgemeinsten Gründe und Verhältnisse der gesammten Natur dargestellt werden und an welche sich die zwei Bücher vom Entstehen und Vergehen („De generatione et corruptione") anschließen, worin von den Bedingungen und Grundverhältnissen des Werdens und Vergehens der irdischen Körper und von der Entstehung der Elemente und ihrem Uebergang in einander gehandelt wird. Diese beiden Schriften umfassen die höchsten Gesetze der äußern Erscheinungen; für die innern finden sie sich in den drei Büchern über die Seele, „De anima" (herausgegeb. von Trendelenburg, 1835), in welchen A. seine Lehre über das Wesen, die Vermögen und Eigenschaften der Seele aufstellt und begründet, nachdem er die Ansichten der frühern Philosophen unter ausführlichen Erörterungen zurückgewiesen hat. An das Werk von der Seele schließt sich dem Gegenstande nach ein Fragment aus einer exoterischen Schrift, aus dem Dialoge „Eudemus", das sich durch seine schöne Diktion sehr vortheilhaft auszeichnet. A. hatte das Werk seinem Freunde Eudemus von Cypern gewidmet, und es hatte die Lehre von der Unsterblichkeit der Seele als eines selbstständigen Wesens, welches nicht eins mit dem Leibe, sondern nur eine Qualität desselben sey, zum Inhalte; diese Lehre war mit der den größern Theil des Werkes ausmachenden Widerlegung des Satzes verknüpft, daß die Seele nur die Harmonie des Körpers sey. Den Uebergang zu der empirischen Betrachtung von der Lehre über die Seele bilden dann einige Schriften aus der Reihe von kleinern Abhandlungen naturwissenschaftlich-philosophischen Inhalts, welche unter dem gemeinsamen Namen „Parva naturalia" zusammengefaßt werden. Auf dem Gebiete der Naturgeschichte schlug A. den Weg der Empirie ein, indem er die Erscheinungen der Natur, die Theile des Weltganzen, die organischen und unorganischen Naturkörper im Konkreten und Einzelnen betrachtete. Wahrscheinlich wird es aber, besonders durch die Uebereinstimmung mit der allgemeinen Methode aristotelischer Wissenschaft, daß in den naturhistorischen Schriften nicht sowohl die vorher aufgestellten Naturgesetz

im Einzelnen durchgeführt wurden, als daß vielmehr von den äußern Erscheinungen und Momenten, deren möglichst vollständige Aufzählung und Vergleichung den Anfang und die Grundlage der Untersuchung ausmachen, zu den obersten Grundsätzen aufgestiegen ward, daß also die naturhistorischen Schriften den physikalischen in der Zeit vorausgehen. Von den Werken über die unorganische Natur ist uns nicht ein einziges erhalten. Die Schriften über die organische Natur betreffen die Naturgeschichte der Pflanzen und Thiere, zugleich mit der Physiologie der Thiere. A. selbst stellt die über das Thierreich voran. Seine berühmte „Historia animalium," das Hauptwerk des Alterthums über die Geschichte der Thiere, gab Schneider heraus (Leipzig 1811). Den Organismus der Pflanzen hatte A. in einem Werke „De plantis" dargestellt. Das Original dieser Schrift ist verloren gegangen; dagegen besitzen wir unter demselben Titel in 2 Büchern eine griechische Bearbeitung eines lateinischen Textes, der selbst wieder aus einer arabischen Uebersetzung des Originals übertragen war. Aus der *mathematischen* Klasse sind erhalten: „De insecabilibus lineis" u. „Quaestiones mechanicae," wozu noch zwei Werke aus der angewandten Naturlehre kommen: „De coelo," in 4 Büchern, von den Gestirnen und ihrer Bewegung, und „De meteoris," in 4 Büchern, von den Lufterscheinungen; letzteres herausgegeben von Ideler (1834). Die „Metaphysik", herausgegeben von Schwegler (Tüb. 1847) und Bonitz (Bonn 1848), verdankt ihren Namen dem zufälligen Umstande, daß die 14 Bücher, aus denen sie besteht, ohne Titel in der Reihe der aristotelischen Handschriften zunächst hinter den physikalischen standen. In ihrer jetzigen Gestalt, die sie unmöglich von A. erhalten haben kann, leidet sie an einem höchst auffallenden Ueberflusse. Mehre Bücher sind nicht metaphysischen, sondern logischen Inhalts; das Uebrige sind entweder wiederholte Ueberarbeitungen einzelner Theile, die neben einander gestellt worden sind, oder ist eine Kompilation selbstständiger Abhandlungen über Gegenstände der Art, die A. hinterlassen hat, Spätere aber, ohne daß sie unter den einzelnen Aufsätzen ähnlichen Inhalts einen innern Zusammenhang herzustellen versucht hätten, in eine Sammlung gebracht haben. Die *moralisch-politische* Klasse umfaßt einige der wichtigsten Schriften des A. Ueber die Sittenlehre existiren unter dem Titel „Ethik" drei Werke, von denen die sogenannte nicomacheische Ethik von A. selbst abgefaßt worden zu seyn scheint, während die beiden andern nur aus Vorträgen des A. entstanden seyn mögen. Herausgegeben wurde die „Ethik" von Zell (Heidelb. 1820) und Korais (Paris 1822). Die „Politik" in 8 Büchern enthält die Lehre von dem Zwecke und den Elementen des Staats, eine Darstellung der verschiedenen Regierungsformen, Nachrichten und Urtheile über die wichtigsten Verfassungen und ihre Stifter, zuletzt das Ideal eines Staats und die Lehre von der Erziehung, als der wichtigsten Bedingung dieses besten Staats. Sie ward herausgegeben von Schneider (Frankf. 1809), Korais (Paris 1821) und Göttling (Jena 1824). Ueber das Hauswesen (Oekonomik) existirt ein besonderes Werk in 2 Büchern, von denen das erste Buch wahrscheinlich nur in einem Auszuge des Theophrast auf uns gekommen, das zweite am Ende unvollständig und als unächt nachgewiesen ist. Von seinen *historischen* Schriften ist irgend ein bedeutender Rest nicht auf uns gekommen. Aus einer Geschichte der Philosophie ist ein Bruchstück vorhanden, betitelt: „De Melisso, Xenophane et Gorgia," für die Kenntniß des eleatischen Systems wichtig, ein Theil von einer Geschichte der älteren philosophischen Vorstellungsarten der Griechen. Außerdem besitzen wir aus dieser Pragmatie wenige Bruchstücke des für die Alterthumskunde unersetzlichen Werkes „Politien", welches eine Sammlung aller bis zu des A. Zeit bekannt gewordenen Staats- und Gesetzverfassungen des Alterthums war. Es waren darin die politischen Einrichtungen, sowie die Sitten und Gebräuche von 158, nach Anderen von 250 Städten geschildert. Dieses Werk bildete die historische Grundlage seiner Politik. Von angeblichen Briefen des A. sind drei an Philipp, drei an Alexander, einer an Theophrast vorhanden; doch sind alle theils offenbar untergeschoben, theils von zweifelhafter Aechtheit. Die „Problemata" sind ungeordnete Sammlungen des A. über verschiedene Fragen, deren Lösung er suchte. Sie sind in 36 Abschnitte getheilt und die fraglichen Punkte sind aus allen Gebieten des Wissens genommen. Sie gehören zu den sogenannten *hypomnematischen* Schriften des A., die unter seinem literar. Nachlasse gefunden wurden, aber offenbar für das Publikum nicht bestimmt waren, sondern zu seiner eigenen Privatnotiz u. zum künftigen Gebrauche bei wissenschaftlichen Zwecken dienen sollten. In diesem Kreise liegen auch die wunderbaren Geschichten (Auscultationes mirabiles), kurze Notizen und Erzählungen auffallender, meistens naturhistorischer Erscheinungen: eine Materaliensammlung zu seinen systematischen Werken.

Sänmtliche Werke von A. wurden herausgegeben zuerst durch Aldus Manutius (Venedig 1495—98), dann von Sylburg (5 Bde., Frankf. 1587), Casaubonus (Leyden 1590), Duval (Paris 1639 u. ö.). Von der zweibrückener, von Buhle besorgten Ausgabe erschienen bloß 5 Bde. (1791—1800). Eine neue Ausgabe veranstaltet die Akademie der Wissenschaften zu Berlin durch Bekker und es sind bis jetzt davon 4 Bde., Text, lat. Uebersetzung und Auszüge aus den alten Kommentatoren, die Brandis besorgt hat, enthaltend, erschienen. Ins Deutsche übersetzt wurden: das „Organon" von Zell (5 Bdch., Stuttgart 1836—40), die „Metaphysik" von Hengstenberg (1 Thl., Bonn 1824), die „Rhetorik" und „Poetik" von Knebel (Stuttg. 1840), die „Physik" von Weiße (Leipz. 1829), die „Naturgeschichte der Thiere" von Strack (Frankfurt 1816), die „Ethik" von Grave (2 Thle., Breslau 1798—1806.) und die „Politik" von Garve (2 Thle., Breslau 1749—1802) und von Lindau (Oels 1843).

Wie die gesammte Philosophie der Griechen auf Metaphysik gerichtet war, so bilden auch im *philosophischen Systeme* des A. seine metaphysischen Sätze die Grundlehre, die er den übrigen Disciplinen als die erste Philosophie gegenüberstellte und die in ihrer höchsten Spitze zur

Theologie oder der Lehre von der obersten Ursache überging. Er geht aber davon aus, daß die Erscheinungen des Entstehens und Vergehens an den Dingen darauf führen, die Dinge selbst als die Mischung aus den beiden ursprünglichen Gegensätzen aufzufassen, aus Seyn und Nichtseyn, welche als die letzten Erklärungsgründe für alles Daseyn über dieses selbst, welches in dem Kreise des Werdenden sich bewegt, hinausliegen und die allgemeinen Principien für das Werden sind, sich aber ihrem Wesen nach absolut ausschließen. Das Seyn ist der Inbegriff aller Realität und heißt, da es, in Bezug auf das Nichtseyn angesehen, thätig ist, diese seine Thätigkeit aber auf die Gestaltung des Andern sich richtet und jede Form schaffende Thätigkeit vernünftig ist, die Form und Vernunft. Das ihm schlechthin Entgegengesetzte ist dann die Negation des Seyns, die durchgängige Abwesenheit alles bestimmten Seyns, die Unbestimmtheit. Indeß treten diese beiden entgegengesetzten Principien auch in ein Verhältniß zu einander, das zunächst ein bloß mögliches ist. Das Princip der Negation stellt sich nämlich, weil es noch keine Bestimmtheit hat, als die Möglichkeit dar, eine Bestimmtheit anzunehmen und zu einem Geformten und Geordneten überzugehen, sobald das Seyn irgend eine aus der Fülle der Gestalten auf dasselbe übergetragen hat. Das Nichts also ist ein solches, aus welchem erst ein bestimmtes Etwas wird; in sofern es aber die Bildung eines solchen möglich macht und die Bedingung desselben ist, ist es Kraft. Diese Möglichkeit des Bestimmtwerdens wird auch als ein drittes Princip dargestellt, als Materie, welche an sich weder Form noch Nichtform, sondern gleichgültig gegen beide ist, aber durch den (freilich nicht immanenten) Prozeß der Formung aus dem Zustande der Abwesenheit aller Form in den Zustand eines einzelnen, mit Seyn begabten Dinges übertreten kann. Sobald dieser Prozeß vollendet ist, hört das Schweben der Materie zwischen Seyn und Nichtseyn auf, ist sie zu einem realen Etwas geworden. Der Prozeß vollzieht sich in zwei Abstufungen oder Momenten, die das wirkliche Verhältniß der Form zur Nichtform ausmachen. Zuerst ist bloß die Beziehung auf die Wirklichkeit vorhanden; der Uebergang in das Seyn und die Wirklichkeit ist zwar noch nicht eingetreten, aber das Nichts ist doch aus seiner Beziehungslosigkeit heraus und der Uebergang erscheint als möglich, als Gegenstand oder Ziel des Strebens, das jedoch, so lange es unerreicht gegenübersteht, dem Gebiete des Wirklichen noch nicht angehört, obgleich es auf der Grenzscheide zwischen diesem und dem Gebiete des Möglichen sich befindet. Dieser Zwischenzustand, dieses Mittlere zwischen dem Vermögen u. der Wirklichkeit, welches den Uebergang aus dem Einen in das Andere bildet, vor welchem nur das dem Vermögen nach Seyende, hinter welchem nur die Wirklichkeit liegt, ist die Bewegung oder das Werden, das Streben zum Seyn. Das zweite Moment ist die Verwirklichung des Strebens und das Erreichtseyn des Ziels. Der Uebergang vom Möglichen zum Wirklichen ist vollendet; das, was im ersten Moment als Zweck oder Ziel in der Zukunft stand, ist jetzt in die unmittelbare Gegenwart als ein Vorhandenes u. Fertiges gerückt. Dieses Moment ist das der vollendeten Realität, in welchem die nach dem Seyn strebende Thätigkeit durch das Hervorgehen eines Etwas befriedigt wird. Ein Ding, das sich noch nicht durch seine Vollendung äußert und also in dem gegen die Wirklichkeit gleichgültigen Zustande sich befindet, ist bloß secundum potentiam vorhanden; offenbart es aber seine strebende Thätigkeit, nachdem die Indifferenz überwunden worden ist, so ist es secundum actum. Daß es aber zur Thätigkeit gelangen und im Uebergehen zur Form sich zur Vollendung abschließen kann, davon ist die Form selbst die Ursache. Denn die Form ist durchaus nicht todtes, ruhendes, in sich begriffenes Seyn, sondern ihr Wesen besteht darin, daß sie in ewiger Fortbewegung wirkliches Seyn erzeugt, daß sie nach allen Seiten Leben verbreitet, überall Wesen und Gestalten bildet. Sonach ist die Form der bewegende Anfang der Bewegung und der Vollendung, die Ursache, durch die ein Ding wird und geworden ist, aber durchaus nicht die letzte Ursache, wenn wir vom Wirklichen zu seinem Ursprunge zurückgehen, nicht die erste Ursache, wenn wir vom Ursprunge des Wirklichen zu seinem aktuellen Daseyn fortschreiten. Denn das Zusammentreten einer Form und einer Nichtform ist zwar der ewige Modus alles Werdens, verlangt aber selbst wieder eine Begründung. Jene beiden Elemente sind nur bedingte Principien für das Daseyn; denn sie setzen eine Ursache voraus, durch welche jenes Zusammentreten selbst veranlaßt worden ist. Diese Ursache, wenn nicht für dieselbe wieder die Frage nach ihrer eigenen Ursache, die selbst wieder die Folge einer vorausgehenden seyn würde, sich erheben und also die Untersuchung fortgetrieben werden soll zu einem unendlichen Regressus der Bewegursachen, muß eine schlechthin erste Ursache seyn. Sie ist die Ursache alles Bewegtseyns oder das Bewegende, müßte aber selbst sich fortspinnen. Sie darf aber schlechthin unbeweglich seyn, denn das Bewegte setzt die Verbundenheit von Form und Nichtform voraus, welche in der ersten Ursache nicht enthalten seyn darf, wofern sie nicht zu einer bedingten herabsinken soll. Sie muß bloß Form, reines Seyn, darstellen, das erhaben ist über jede Möglichkeit des eignen Werdens; sie ist die Gottheit in ihrer Allgenügsamkeit und Vollkommenheit, von der alles bloß Möglichseyn ausgeschlossen bleibt. Die Thätigkeit der Gottheit in Bezug auf sich selbst kann nicht zum Zwecke haben, daß in ihr etwas werde oder sich eine Veränderung oder Verwandelung hervorbilde, weil sie Alles schon unmittelbar ist. Diese eine Seite der göttlichen Thätigkeit besteht demnach bloß in einer reinen Selbstanschauung, die sich immer selbst gleich bleibt ohne alle Verwandelung, weil ihr Gegenstand ein Unveränderliches ist. Die Thätigkeit der Gottheit auf ein Anderes ist der Art, daß dadurch ein stetes Werden verursacht wird, ein beständiger Wechsel. Während die Materie die ewige Möglichkeit der Dinge ist, erscheint die Gottheit als die ewige Ursache ihrer Wirklichkeit. Der Modus dieser Beziehung nach Außen hin ist, daß die Gottheit den Gegensatz zwischen den beiden Principien des Werdens aufhebt, so daß die Form eine Anziehungskraft auf die Materie aus-

übt und diese nach sich hin in Bewegung setzt, dadurch sie aber zur konkreten Gestalt erhebt. Die Gottheit ist also die allgemeine Bildungskraft, die höchste Bewegkraft, durch welche bewirkt wird, daß das Seyn aus seinem abstrakten Gegensatze gegen das Nichtseyn herausgeht und sein Wesen dahin mittheilt, wo noch kein Leben, kein Sinn wirkt. Das All ist auf der andern Seite zu denken als ein Produkt aus der bildenden Form und der bildungsfähigen wie bildungsbedürftigen Hyle (Materie), die sich zu einem unauflöslichen Ganzen vereinigt haben durch den Einfluß der ersten Ursache und nach einem von dieser ersten Ursache zu Grunde gelegten letzten Gesammtzweck. Die Beschaffenheit aber des Alls in Rücksicht auf Vollkommenheit oder Unvollkommenheit bestimmt sich nach jener Zweiheit der allgemeinen Principien der Form und Hyle, durch deren Ineinandergreifen alles Naturwirken vor sich geht. Obwohl die Form höher steht als die Hyle, weil diese die bloße Möglichkeit darstellt, die sich durch den Zusatz der Form (das bekannte complementum possibilitatis) zum Wirklichen steigert, so steht sie doch nicht schlechthin am höchsten und kann aus jener Relation, in der sie zur Hyle steht, nicht herauskommen; denn so wie die Hyle nichts ist, ohne daß sie durch das Zusammenseyn mit der Form Gestalt gewinnt und sich zum Etwas abrundet, so kann die Form nicht anders thätig seyn, als daß ihrer Thätigkeit das Nichtseyn zum Gegenstand sich darbietet, weil die Thätigkeit ihres Bildens sich nur dadurch manifestirt, daß sie etwas bildet. Eben so wenig aber, als eines der beiden Principien an sich das Gute darstellt, ist eines von ihnen als das schlechthin Böse dem andern entgegengesetzt. Auch die Hyle, obwohl unvollkommener als die Form, bietet sich dem Principe des Bildens ohne Widerstand dar und nimmt, durchaus leidend, auf, was die Form demselben anbildet. Der Gegensatz von Gut und Böse tritt erst hervor beim Uebergehen aus der bloßen Möglichkeit in Wirklichkeit oder beim Werden, bei der Entwickelung und Ineinsbildung der Gegensätze. Beide haben eine bloß relative Haltung, indem nichts schlechthin gut oder böse ist; beide sind, obgleich einander entgegengesetzt, immer an und bei einander. Das Vollkommene oder Gute besteht nämlich darin, daß die Nichtform durch die Form verdrängt worden ist, daß das Nichtseyende durch den Prozeß sich erhoben hat zum Geordneten oder zum Konkreten, d. i. zu dem mit der Form Zusammengewachsenen. Dieser Vorgang geschieht aber theils immer nur allmählig, weil das Mögliche bloß im zeitlich nach einander folgenden Hindurchschreiten der Form durch das Nichtseyn überwunden werden kann; theils erfolgt er in Ewigkeit fort unvollständig, wie er von Ewigkeit her erfolgt ist, weil nicht nur das Mögliche keine Grenze haben kann, bei der die Form stille stehen müßte, sondern weil auch die Form einen unendlichen Inhalt in sich schließt, der nie sich erschöpfen, nie vollständig in das Nichtseyn eingehen wird. Eben so nothwendig als daher das Werden des Alls einerseits die Eigenschaft des Guten hat, kommt ihm auch andererseits die Eigenschaft des Uebels oder des Bösen zu. Die Nothwendigkeit beruht eben auf der Grundvoraussetzung, daß das Werden ohne den bleibenden Gegensatz des Seyns und Nichtseyns nicht vor sich gehen kann, der in dem Prozesse des Werdens allmählig zur Versöhnung geführt, aber nie vollständig aufgehoben wird. Denn obgleich das bildende Princip des Seyns das Uebergewicht hat über das Formlose, wovon das Daseyn des Alls Zeugniß gibt, so kann das All seinem Ziele, der vollen Entleerung alles im Seyn eingeschlossenen Inhalts, immer näher kommen, ohne es je zu erreichen; weil aber die Mischung aus Endlichem und Unendlichem, aus Beständigem und Wechselndem, aus Erreichtem und Angestrebtem bleiben wird, wie sie von Ewigkeit her bestanden hat, so ist damit die Möglichkeit vorhanden, daß das All in fortschreitender Entwickelung einen immer reicheren reellen Inhalt gewinnen und die Form, hindurchschreitend durch die gestaltlose Hülle, in immer größerer Ausdehnung nach einem gleichmäßigen, stetigen Fortschritte, in dieselbe sich hereinbilde. In diesen Grundzügen der aristotelischen Metaphysik läßt sich unschwer die Grundlage der neuern Naturphilosophie erkennen, nur daß diese das Feuer der dialektischen Methode durch das Ganze hindurchgegossen und die abstrakt auseinander gehaltenen Principien zur pantheïstischen Alleinslehre umgewandelt hat.

Wie die erste Philosophie die Lehre vom Seyn und von den Principien des Werdens war, so ist die zweite die Lehre vom Werdenden selbst. Jene hat den Uebergang aus der Form in die Nichtform dargestellt, diese betrachtet das Uebergegangene selbst in seinem Daseyn und ist demnach zunächst Physik. Die Betrachtung der Physik richtet sich auf die Natur und auf den Geist nur in sofern, als er zu dem Körperlichen in Beziehung steht und entweder die Grundlage eines Körpers oder eines auf den Körper Bezüglichen ist. Alles Naturwirken wird in Raum und Zeit vollbracht, indem die vielen Wesen oder Dinge, welche die Bewegung zur Folge hat, sowohl neben als nach einander sich befinden u. also Raum und Zeit nothwendig machen. Der Raum muß unterschieden werden von den körperlichen Dingen, zu deren Wesen es gehört, einen Ort mit ihrer Masse zu erfüllen. Er ist kein Körper, sondern die selbst unbewegte und unveränderliche Grenze, nicht des umschlossenen und darin enthaltenen Körpers, sondern des beweglichen und Anderes umfassenden Körpers. Die Erde ist im Wasser als ihrem natürlichen Raume, das Wasser in der Luft, die Luft in dem Aether und der Aether in dem Himmel. Jeder folgende Gegenstand umfaßt den vorhergehenden als Raumgrenze, die ihn umgibt, ohne daß er darin enthalten wäre; nur das Universum ist, weil es keinen Körper außer sich hat, von dem es umschlossen werden könnte, auch von keinem weiteren Raum umgeben. Der leere Raum, d. i. Raum ohne Inhalt, ohne Körper würde dem Begriffe des Raums durchaus entgegen seyn, weil durch die Verhältnisse der Körper zu einander der Raum bestimmt wird. Der Raum ist auch ins Unendliche theilbar, zwar nicht der Wirklichkeit (actu) nach, indem die wirkliche Theilung nicht vollzogen werden kann, weil das Unendliche zu durchmessen unmöglich ist, aber dem Vermögen nach

(potentia), indem nichts hindert, sich vorzustellen, daß immer ein Anderes und Anderes genommen wird und so in Ewigkeit fort. Die Zeit existirt nicht ohne Bewegung oder Veränderung. Allein Zeit und Bewegung sind eben so wenig als Raum und Körper eines und dasselbe. Denn in der Bewegung lassen sich Grade der Geschwindigkeit unterscheiden, während die Zeit in keinem Augenblicke langsamer oder geschwinder verläuft, sondern stets in derselben Gleichmäßigkeit und Stetigkeit verbleibt. Die Zeit ist die Unterscheidung der Bewegung in ein Vorher u. Nachher, die durch das dazwischen liegende Jetzt aus einander gehalten werden. In sofern wir das Bewegte in ein Vor und Nach, zwischen welchen noch ein Mittleres liegt, eintheilen, messen oder zählen wir die Aufeinanderfolge der Dinge durch die Zeit, welche demnach für die Zahl oder das Maß der Bewegung und dann auch für das der Ruhe gilt; denn die Ruhe ist nur die Beraubung oder die Negation der Bewegung. Die Zeit aber ist nur subjektive Denkvorstellung, ein Produkt des Denkens. Ohne das Daseyn der Seele wäre keine Zeit, weil kein Maß und keine Zahl vorhanden seyn kann, ohne das Vermögen der Seele, zu zählen oder zu messen; die Thätigkeit des Messens vollzieht sich nur in einem denkenden Subjekte. Dadurch wird aber dem Gemessenen nichts an Objektivität entzogen, da die Bewegung unabhängig von dem Zählen des Subjekts in ihrer ungestörten Realität besteht. Das Wirken in der Natur, welches in Raum und Zeit vor sich geht, besteht in dem fortdauernden Uebergehen der ursprünglichen Principien in einander oder in dem Werden. Diese Bewegung in der Natur muß aber mit unendlicher Gleichmäßigkeit und Einheit geschehen, weil sie in einer beständigen Ursache ihren Grund hat. Eine solche einige und stetige Bewegung, welche ins Unendliche fortdauern kann, ist allein die Bewegung im Kreise, diejenige krumme Bewegung, welche in derselben Richtung, um denselben Mittelpunkt immer wieder in sich selbst zurückkehrt in fortwährender, unverrückbarer Abgemessenheit. Der Kreisbewegung entsprechend ist die Gestalt des Alls, die Kugelform. Demnach wird die Welt in das, was nach dem Umkreise zu liegt und in das, was um den festen ruhenden Mittelpunkt der Erdkugel sich herumlagert, eingetheilt; jenes ist der Himmel, der schon der Erfahrung nach die ursprüngliche kreisförmige Bewegung hat; das andere ist die Erde. Die göttliche Bildungskraft erfüllt das All entweder mit unbeseelten Dingen, oder mit beseelten Wesen. Der Entstehung nach sind diese später als jene; aber in Rücksicht auf den Zweck, den die Natur verfolgt, stehen beide in umgekehrtem Verhältnisse. Von dem Leblosen zum Belebten findet ein stetiger Uebergang Statt, eben so in der Sphäre des Lebendigen vermittelst zwitterartiger Gattungen, wie die der Pflanzenthiere und der völlig sinnlichen Kinder, von den Pflanzen zu den Thieren und von diesen zu dem Menschen. In derselben Stufenordnung ist auch die schaffende Natur vom Niedern zum Höhern aufgestiegen, indem sie sich allmählig von einem Grade zu dem andern erhob, immer zu dem nächst höheren aufstrebend, ohne eine Zwischenstufe zu überspringen. Dabei bilden für jede Stufe alle vorhergehenden Stufen Grundlagen, auf denen sich das Höhere anbaut durch Zusatz eines besondern, auf den früheren Stufen nicht vorhandenen Elements. Daher sind in jeder Klasse die Eigenschaften und Elemente aller früheren mit einbegriffen, jede Klasse existirt für sich und ist eingeschlossen in allen höheren Klassen, so daß nach einem die ganze Natur durchdringenden Gesetze der Aneinanderreihung das Unvollkommnere und Materiellere vom Vollkommneren und minder Materiellen beherrscht wird, wobei nach dem Höheren oder Vollendeteren die Gattung sich bestimmt. Die Naturwesen werden demnach als eine fortlaufende Kette von Momenten der Entwickelung betrachtet, von denen immer das folgende aus dem vorigen mit Nothwendigkeit hervorgeht und über dasselbe hinausgreift. Ueberdies sind in den lebendigen Wesen nicht bloß die bekannten 4 Elemente gemischt, sondern zu allen ist auch das fünfte hinzugekommen, das ätherische Element der Gestirne, das, von dem Feuer ganz verschieden, die Lebenswärme verbreitet. Was die Pflanzen, die in der Reihe der Organismen die unterste Stufe einnehmen, über die unorganische Natur erhebt, die jedoch ihnen inwohnt, ist die niederste Stufe des Lebens, nämlich das der Ernährung Fähige, zu welchem auch die natürliche Fortpflanzung gehört. Nächst ihnen auf der Stufenleiter der organischen Geschöpfe stehen die Thiere, die sich von den Pflanzen dadurch unterscheiden, daß sie außer der Ernährung auch Empfindung und örtliche Bewegung besitzen. Den Unterschied zwischen Menschen und Thieren macht endlich die Vernunft, welche sich über die Empfindung stellt. Nach der angegebenen Stufenreihe der lebendigen Wesen, der Pflanzen, Thiere und Menschen, werden auch die Seelen eingetheilt. Was den allgemeinen Begriff der Seele betrifft, so steht der Körper zu ihr in abhängiger Wechselbeziehung, der Wirksamkeit und zum Theil selbst dem Daseyn nach. Die Seele ist Grund und thätige Ursache des lebendigen Körpers; von ihr geht das Leben aus, wodurch der an sich nichtseyende Körper erst dem Seyn angehört (daher ist sie das Wesen des Leibes), und Bewegung, Empfindung und Wachsthum entspringen aus ihr. Sie ist die vollendete Realität im Körper, die verwirklichte individuelle Form des sinnlich vernehmbaren, lebensfähigen Leibes oder organischen Körpers und verhält sich zu demselben, wie im großen Ganzen der Natur die Form zur Materie überhaupt. Im Einzelnen gilt von ihr, daß sie nicht ausgedehnt oder räumlich, nicht als materielle, sondern nur als formelle Ursache des Körpers, nicht sich selbst bewegend, aber bewegt zu denken ist. Die Seele ist nun entweder ernährendes Vermögen, wie bei den Pflanzen, oder Empfindungsvermögen, wie bei den Thieren, oder Vernunft. Der Reihe nach steht von diesen Seelen der Vollkommenheit nach eine über der andern, und allmählig hat sich aus der geringern die vollkommnere herausgebildet, so daß die Reihe der Vollkommenheit nach wieder in umgekehrtem Verhältnisse steht zu der Reihe der Zeit nach. Die Herausbildung der einzelnen Seelen

ist aber so vollbracht worden, daß die vorhergehende immer die nothwendige Bedingung der folgenden gewesen ist. Daher ist die ernährende Seele von der empfindenden getrennt, aber nicht umgekehrt, und die Vernunft muß der durchgehenden Konsequenz der Natur zufolge das ernährende sowohl als das Empfindungsvermögen in sich begreifen.

Hier gibt die Physik den Begriff der Seele zur weitern Bearbeitung an die Logik ab, welche bei A. als Philosophie des Geistes gelten kann, wie Physik Philosophie der Natur war. Die Logik übernimmt nicht allein die sogenannte subjektive Logik, die aber bei A. objektive Bedeutung in Anspruch nimmt, sondern auch die Psychologie. In dieser Ausdehnung umfaßt sie nicht allein die Lehre von den Denkgesetzen als den Bedingungen für die Erhebung des Vorstellens zum Erkennen und zur Wissenschaft, sondern auch die Lehre von den Anlagen des Menschen als vorstellenden Wesens. Die Logik als Lehre von den Denkgesetzen ist von A. begründet worden. Zwar waren die logischen Regeln schon früher aufgefunden; allein die Gesetze waren noch nicht in Zusammenhang gebracht, noch nicht in wissenschaftliche Ordnung zusammengefügt. Dies blieb dem A. vorbehalten, dem Schöpfer eines vollständigen logischen Organons, und er hat seine Schöpfung zu dem Grade der Vollkommenheit geführt, daß alle Späteren bis auf unsere Zeit, ohne eine wesentliche Veränderung vorzunehmen, nur an einer strengeren systematischen Genauigkeit und an schärferer Durchbildung der Begriffe und Formen im Einzelnen gearbeitet zu haben. Seine Logik stimmt also im Allgemeinen mit der gegenwärtig unter diesem Namen gültigen Disciplin überein und bedarf deshalb an diesem Orte nicht der Darstellung. Nur die entschiedenste und durchgreifendste Eigenthümlichkeit der aristotelischen Logik ist hier hervorzuheben, die enge Verbindung der Logik mit der Physik, die von der Folgezeit meist aufgegeben, erst von der Philosophie der neuesten Zeit wieder aufgenommen und bis zum Mißbrauche durchgebildet worden ist. A. will nicht die Logik auf bloße Denkformen beschränkt wissen, sondern im Urtheil sucht er die Verbindung oder Trennung der Eigenschaften, wie sie uns in der Natur gegeben ist, auszudrücken, so daß die wahren Urtheile zu den realen Dingen in ähnlichem Verhältnisse stehen; in den Kategorien will er die Substanz und die Accidentien der Dinge ausgeprägt sehen; im Mittelbegriffe des Schlusses erkennt er die natürlichen Ursachen wieder, die, in die Logik gezogen, den Schlußsatz vollenden; die Definition stellt ihm die entstehende Ordnung der Dinge dar, indem die Merkmale früher und bekannter als das zu definirende Ding, den Ursachen entsprechen und, wie A. durchgehends sagt, die Ursachen sind, aus welchen das Ding, dessen Inhalt sie ausmachen, hervorgegangen ist, weil die Merkmale das Allgemeine ausmachen und dieses immer der Grund des Besonderen ist. Ueberall faßt er die logischen Formen als Abbilder des Gegebenen auf, so daß sie, abhängig von dem, worauf sie sich beziehen, sich erheben über eine rein subjektive Geltung. Die Logik darf seiner Ansicht nach die Begriffe nicht nach freier Willkür verbinden oder trennen, sondern die Norm und das Gesetz der Verbindung oder Trennung ist in der Natur der Dinge, die dem Begriffe, dem Urtheile oder dem Schlusse zu Grunde liegen, enthalten, so daß je nachdem die Dinge oder ihre Zustände verbunden oder getrennt vorkommen die Begriffe davon beschaffen seyn müssen. Daher ist dem A. Wahrheit Uebereinstimmung der Vorstellung mit dem Gegenstande oder des Subjekts mit dem Objekte. Diese Beziehung der Logik auf die Natur hat, richtig gefaßt und auf das nothwendige Maß zurückgeführt, die nur zu sehr verkannte Bedeutung, daß die Formen der möglichen Verknüpfung des Inhalts im Gedachten nicht beliebig seyn dürfen, sondern sich nach der Beschaffenheit des Gedachten richten müssen und also keine anderen Gestalten annehmen können, als das Gedachte selbst zuläßt. Aus der sogenannten subjektiven Logik, welche A.' Denkgesetze überliefert, ist nur noch die Lehre von den Kategorien hervorzuheben, theils wegen des Mißbrauchs, den sie in der scholastischen Philosophie veranlaßt, theils wegen der folgenreichen Umbildung, die sie durch Kant erfahren hat. Ueber die Kategorien oder Prädikamente erklärt sich A. vollständig so: „Von dem, was außer Verbindung ausgesagt wird, bezeichnet jedes entweder ein Wesen (eine Substanz) oder eine Quantität oder eine Qualität oder eine Relation oder einen Ort (ein Irgendwo, ubi) oder eine Zeit (Irgendwenn, quando) oder ein Beruhen oder ein Heben oder ein Thun oder ein Leiden. Ein Wesen ist z. B., um im Allgemeinen eine Vorstellung davon zu geben, Mensch, Pferd; eine Quantität, z. B. 2 Ellen lang, 3 Ellen lang; eine Qualität, z. B. weiß, grammatisch; eine Relation, z. B. doppelt, halb, größer; ein Ort, z. B. im Lyceum, auf dem Markte; eine Zeit, z. B. gestern, voriges Jahr; ein Beruhen, z. B. er liegt, er sitzt; ein Haben, z. B. er ist beschuht, bewaffnet; ein Thun, z. B. er schneidet, er brennt; ein Leiden, z. B. er wird geschnitten, er wird gebrannt." In der Anwendung dieser 10 Kategorien erzeugen sich dann noch 5 andere Grundbegriffe, Prädikabilien oder Kategoreme genannt, welche die Kategorien voraussetzen. Die Kategorien sind demnach bei A. noch durchaus nicht die ursprünglichen Begriffe oder Formen des Verstandes, noch durchaus nicht der angeborne Besitz und Inhalt des menschlichen Geistes oder die subjektive Möglichkeit des Denkens, sondern nichts als die allgemeinsten Arten dessen, was durch das einfache Wort bezeichnet wird. Sie sind ein Versuch, die Bedeutungen der Wörter an und für sich in eine bequeme Uebersicht zusammenzustellen, gleichsam die allgemeinsten Klassen eines nach Begriffen geordneten Lexikons.

Die vernünftige Seele, welche den Menschen vom Thiere unterscheidet, ist mit verschiedenen Vermögen ausgestattet, unter denen die Hauptklassen das sinnliche und das logische, Sinnlichkeit und Verstand, ausmachen. Die Sinnlichkeit ist das leidende Vermögen, auf welches die Gegenstände so einwirken, daß es durch Affektionen von denselben Vorstellungen von ihnen in sich aufnehmen muß, welche sich als Material dar-

bieten nicht allein höheren sinnlichen Vermögen, wie der Phantasie oder Einbildungskraft, deren Eigenthümlichkeit darin besteht, den überlieferten Stoff in andere Formen zu bringen, sondern auch derjenigen Seite der Denkkraft, welche es mit den sinnlichen Wahrnehmungen zu thun hat. Die Denkkraft nämlich oder der Verstand ist entweder thätig oder leidend. Der thätige Verstand ist allein selbstständig, nicht gebunden an ein sinnlich Wahrgenommenes, wie er selbst von allem Körperlichen getrennt existirt. Er ist die reine Entelechie des Denkens, ewig und unveränderlich thätig und unvergänglich. Er macht das Edelste im Menschen aus, weil er allein das von Leiden nicht Berührte ist und das selbstständig Thätige immer höher steht als das Leidende, und er erhebt den Menschen allein über das irdische Loos der Unvollkommenheit. Er besteht als unvermischte, ewige Wirklichkeit. Da er jedoch nicht als eine individuelle Beschaffenheit existirt, sondern als die nicht persönliche, dem ganzen Geschlechte der Menschen angehörende allgemeine Vernunft, so hat der Einzelne nur Antheil daran; aber diese Theilnahme an der absoluten Vernunft ist für den Menschen die nothwendige Bedingung alles Denkens, das ohne jene Voraussetzung auch nach der Seite des leidenden Verstandes sich nicht ausbilden könnte, weil die wirkliche Thätigkeit des letzteren selbst aus dem allgemeinen Quell der Verstandesthätigkeit stammt. Eben so gibt es für die einzelnen Wesen nur in sofern und in soweit, als sie an der allgemeinen Vernunft Antheil haben, Seelenfortdauer; sie ist also nicht anders als unpersönlich möglich. Der leidende Verstand hingegen, der ohne die Sinne nichts begreifen kann, hängt mit der Sinnlichkeit unmittelbar zusammen und dauert auch nach dem Tode des Körpers nicht fort, sondern geht mit dem Körper unter, an welchen sein Daseyn wegen seiner nothwendigen Beziehung auf die Sinnlichkeit geknüpft ist. Er ist an sich das bloße Vermögen zu denken, welches von dem thätigen Verstande zum wirklichen Denken bewegt wird, indem ein sinnlich Vernehmbares seiner Empfänglichkeit für die Aufnahme der Gegenstände sich darbietet. Darin nun, daß dem Menschen ein sinnliches und ein logisches Vermögen verliehen ist, liegt die innere oder subjektive Möglichkeit, die Wahrheit zu finden. Die äußere oder objektive Möglichkeit dazu ist aber darin enthalten, daß das Seyn bis zu einem gewissen Grade sich hineingebildet hat in die Materie u. also die Natur eine gewisse Realität in sich trägt. Allein die Erkennbarkeit der Wahrheit findet nur innerhalb gewisser Schranken Statt, so daß die Erkenntniß nur bis zu einem gewissen Grade sich ausdehnen kann. Einerseits ist nämlich die volle Verwirklichung alles Möglichen oder die Vollendung aller Materie zur Form noch nicht erfolgt, noch wird sie jemals erfolgen, weshalb auch eine vollkommene Erkenntniß niemals eintreten wird, welche voraussetzt, daß das Wirkliche vollständig in der Natur ausgeprägt worden ist, andrerseits ist von dem Werden der ewige Wechsel unzertrennlich, der nicht erlaubt, daß alle Erscheinungen der Naturentwickelung auf Gesetze zurückgeführt werden. Diese Veränderlichkeit der Natur spricht sich in den häufigen Abweichungen von dem Gesetze und in Ausnahmen von der Regel aus, durch welche der Beobachtende genöthigt wird, seine Bestimmungen nach der Mehrheit des unter gleichen Umständen Vorgenommenen zu richten. Von einer solchen unvollkommenen Abschätzung aber, mit der die Beobachtung sich genügen lassen muß, ist Unvollständigkeit der Erkenntniß die nothwendige Folge. Gleichwohl gibt es für uns keine andere Möglichkeit, zur Erkenntniß des Wahren zu gelangen, als die, daß wir das Wirkliche beobachten, welches in der Natur uns vorliegt. Sorgfältig und in umfassender Weise gemachte Erfahrungen über die uns umgebende Natur und über die innere Geistesnatur mit ihren Denkgesetzen sind allein im Stande, uns den Zugang zu dem Inhalte der allgemeinen oder göttlichen Vernunft zu eröffnen. Das sinnliche und das logische Vermögen vermitteln für den Menschen zwei Weisen, die äußere und innere Natur aufzufassen. Durch die Sinne gelangen wir zu der Meinung (Doxa), die reine Erfahrungskenntniß ist und sich auf sinnliche Wahrnehmung gründet, deren Ergebnisse über Einzelnes sie durch Induktion zusammenschließt. Die Sinnenwahrnehmung ist nun durchaus kein leeres Spiel der Sinne, sie bietet uns nicht bloße Vorstellungen unserer Einbildungskraft. Vielmehr erhalten wir in der That von einem äußeren Gegenstande einen Eindruck auf das Empfindungsvermögen, wenn wir eine sinnliche Anschauung haben, und dieser Eindruck bezeugt uns, daß seine Ursache nicht in dem Wahrnehmenden selbst liegt, sondern unabhängig von demselben vorhanden ist. Obwohl aber die Sinnenwahrnehmung Wahres überliefert, kann die Induktion aus derselben keine Gewißheit darbieten, kann sie nicht in das Wesen der Dinge selbst eindringen. Denn eine solche empirische Beobachtung gibt immer nur Einzelnes, nur das faktische Daseyn dieses Einzelnen, die Thatsache, daß etwas sey, es fehlt zur Gewißheit die Einsicht in die Nothwendigkeit, daß etwas so ist, wie es die sinnliche Wahrnehmung uns vorlegt. Von einer solchen Nothwendigkeit ist aber in dem unmittelbaren Anschauen eines einzeln Daseyenden nichts enthalten. Sie wird erst nachgewiesen durch Auseinandersetzung der Gründe, warum jedes Einzelne ist. Der Grund aber ist dasjenige, aus welchem etwas mit Nothwendigkeit hervorgeht, und in Bezug auf die Natur ist er das Allgemeine, aus welchem das Einzelne stammt, das Gesetz, nach welchem es geschieht in immer wiederkehrender Folge. Die Zurückführung nun des Einzelnen auf das Allgemeine und die Feststellung des Gesetzmäßigen und regelmäßig Eintretenden geschieht durch das logische Vermögen, und das, was von demselben hervorgebracht wird, ist das Wissen, das über die Meinung so weit erhaben ist, als das logische Vermögen über das sinnliche, gleichwohl aber selbst noch auf die sinnliche Wahrnehmung gegründet ist. Die Sinnenwahrnehmung ist also auch im Wissen das Substrat des Denkens, und ohne sie würde der Verstand keinen Gegenstand haben, den er denkend begreifen könnte. Darin nun, daß das menschliche Erkennen von den Sinnen sich nicht trennen läßt,

daß das Anschauen des Wesens der Dinge erst durch die Sinne vermittelt und von ihnen abhängig ist, sieht A. die subjektive Beschränktheit für die Erkennbarkeit der Wahrheit, wie die objektiven Schranken dafür in der Beschaffenheit der unvollkommen seyenden und der dem Wechsel unterworfenen äußern Natur enthalten waren. Beide Schranken sind bleibend, weil sowohl die subjektive Beschaffenheit des Wahrnehmenden als die objektive Beschaffenheit des Wahrgenommenen im Wesentlichen unwandelbar dieselbe bleibt. Indeß kennt auch A. ein Wissen, welches der Sinnenerfahrung nicht bedarf, sondern unmittelbar, ohne die Vermittelung durch die Sinne, das Wesen der Dinge in sich trägt. Es ist dies das Wissen der göttlichen Allvernunft, die der Eindrücke durch die Sinne entrathen kann, weil sie schon an sich vollendete Vernunftthätigkeit ist, die kein gegebenes Reale nöthig hat, weil ihr Inhalt die Allrealität selbst ist.

Der dritte Theil der Philosophie ist die Ethik oder praktische Philosophie, die in einem eben so innigen Zusammenhange mit der Physik, der aristotelischen Grunddisciplin, steht, als sie streng von derselben geschieden ist. Die Selbstständigkeit der Ethik beruht darauf, daß in ihr als oberster Grundsatz die Freiheit des Willens anerkannt wird, welche als das höchste Gesetz der persönlichen Menschenvernunft gilt, aber der allgemeinen Naturgesetzmäßigkeit entgegensteht. Der letztern gegenüber wird sie als Thatsache hingestellt, ohne daß nachgewiesen würde, wie sie mit jener vereinbar sey. Die innige Verbindung aber der Ethik mit der Physik zeigt sich einerseits in ihrer Methode, das Sittliche anzuknüpfen an das natürlich Gegebene und die Sittlichkeit abzuleiten von der physischen Beschaffenheit des Menschen oder wenigstens das Ethische zu parallelisiren mit dem Physischen, andererseits in der allgemeinen Stellung der Ethik, indem sie zu ihrem Inhalt einen Theil der Allnatur hat, nämlich die begehrende, die mit einem thatkräftigen Willen begabte menschliche Natur. Die menschliche Theilnatur hat nun mit der Allnatur das gleiche Ziel, das wahre oder göttliche Seyn zur Verwirklichung zu bringen, u. für beide besteht dasselbe letzte Mittel, eine Mehrheit von Kräften, welche der Entwickelung eben so fähig als empfänglich sind. Die Entwickelung selbst geht ausschließlich nach der Beschaffenheit der natürlichen Kräfte vor sich, ohne daß dabei irgend ein Einfluß einer höhern Macht Statt fände, ohne daß auch eine göttliche Vorsehung über dem Ganzen waltete, wodurch die Autonomie des Willens, die den Menschen zugestanden ist, verkümmert würde. Ist aber die Entwickelung vollendet, ist das göttliche Seyn so weit, als die Möglichkeit dazu in den Kräften vorhanden war, ausgebildet, so ist damit das Ende des Einzelwesens als solchen erreicht, und indem es keine persönliche Unsterblichkeit erlangt, sondern in den allgemeinen Geist sich auflöst, dem es sich in seinem Erdendaseyn entgegen gebildet hat, bleibt es auch als moralisches Wesen dem allgemeinen Naturgesetze unterworfen, nach welchem alles Einzelne seinen letzten Zweck einzig in der Entwickelung des Ganzen findet. Um den Regressus ins Unendliche für den Verstand abzuschneiden, mußte eine erste Ursache der Dinge gesetzt, für den Willen ein solcher unendlicher Fortschritt des Begehrens aufgehoben werden, dem zufolge man ein jedes um eines andern willen begehrt, so daß alles Begehren überhaupt leer und vergeblich wird. Diese Aufhebung geschieht aber dadurch, daß ein höchstes Gut gesetzt wird, in dessen Formalbegriffe es liegt, daß es um seiner selbst willen Gegenstand des Begehrens ist. An dieser formellen Bestimmung des sittlichen Zwecks oder des Zwecks beim Handeln läßt sich aber A. nicht genügen, sondern derselbe soll auch nach seinem Materialbegriff festgestellt werden. In der aristotelischen Ethik ist es nicht um die Kenntniß des Guten an sich zu thun, sondern allein um die des Guten für uns, des im praktischen Leben für den Menschen ausführbaren Guten, und da der Mensch von Natur ein politisches Thier, d. i. zum Handeln als Bürger eines Staates bestimmt ist, so wird sich das Gute auf diese Beschaffenheit seines Wesens beziehen müssen. Demnach wird von dem höchsten menschlichen Gute Alles ausgeschieden, was dem Menschen mit andern Wesen, mit Thieren oder Göttern gemein ist, und in seinen Begriff allein das aufgenommen, was dem Menschen eigenthümlich ist und ihn sowohl über die Thiere erhebt, als ihn auch über das menschliche Geschick nicht hinausreißt. Das menschliche Streben wird sich daher weder auf sinnliche Lust oder auf Vermeidung der Unlust richten, was dem Thiere zukommt, noch auf Weisheit, d. i. auf die Vollendung der Vernunft bis zum Besitz des Guten im Wissen wie im Thun, die der Gottheit angehört, die aber der Menschheit vielleicht auf einer höhern Daseynsstufe als Ziel gesteckt werden wird, sondern auf politische Tugend, die ausschließlich dem Menschen eigen ist und ihn unterscheidet von höhern und niedern Gattungen. Dieses menschlich höchste Gut wird dadurch erreicht, daß der Mensch die ihn als solchen unterscheidenden natürlichen Anlagen bis zur Beständigkeit ausbildet. Obgleich die Güter der Seele höher stehen als die des Körpers oder der äußern Dinge, so sind die letztern doch keineswegs von den menschlichen Bestrebungen ausgeschlossen, weil sie nothwendig sind, damit die Glückseligkeit des Menschen, der nicht selbstständig, sondern in einem größeren Zusammenhange dasteht, sich vollendet. Manche der niederen Güter, wie Liebe und Freundschaft, sind nicht allein wegen ihres tieferen innern Gehaltes, sondern namentlich auch deshalb unsers Strebens würdig, weil sie als vorzügliche Mittel zu den geistigeren Gütern dienen können. In der letztern Beziehung ist auch die Lust als das Gute fördernd anzuerkennen; denn da sie in dem reinen Genusse des Guten entsteht, so ist sie zwar keineswegs zum höchsten Gute unbedingt nothwendig, jedenfalls hindert sie aber das Streben nach dem Guten nicht. Mit der Lust wird dem Menschen auch eine durch Vernunft gemäßigte Selbstliebe zugestanden. Für die sittliche Bildung wird zwar keine unbedingte Naturbestimmtheit angenommen, die mit der Freiheit des Menschen nicht zusammen bestehen könnte. Jedoch wird der Natur die höchste Macht eingeräumt, so daß nicht allein alles Sittliche im Menschen

an eine natürliche Grundlage angeknüpft werden, an seine natürlichen Anlagen und seine natürliche Bestimmung sich anschließen muß, sondern auch, wie A. ausdrücklich sagt, nichts Gutes erstrebt oder vollbracht werden kann, das nicht die Natur als zu erreichenden Zweck in dem Menschen angelegt hat. Die Entwickelung zur Sittlichkeit vollendet sich aber in drei Stufen, von denen bloß die letzte der menschlichen Freiheit ihr Recht unbeschränkt läßt und dadurch den Menschen über die Naturordnung erhebt. Durch drei Dinge wird nämlich der Mensch gut, durch Natur, durch Gewöhnung und durch Vernunft; in ihnen sind die sittlichen Mittel gegeben. Erst auf der Stufe der Vernunft tritt die freie Sittlichkeit ein, welche den Gewalten der Natur und der Gewohnheit mit Selbstbestimmung sich entziehen kann. Auf der ersten Stufe wirken die natürlichen Kräfte des Körpers oder des Geistes, die Triebe und Affekte, entweder zum Guten oder zum Bösen. Sie sind aber auf diese Stufe nicht eingeschränkt, sondern haben auch für die folgenden eine entschiedene Wichtigkeit, so daß A. behauptet, zur Tugend gehören nicht allein günstige Verhältnisse des Lebens, sondern auch eine nicht verstümmelte Natur und eine gute Beschaffenheit des Körpers und der Seele, ohne welche natürlichen Grundlagen ihm die Erreichung des sittlichen Zweckes unmöglich erscheint. Jene Anlagen im Menschen sind auch durchaus nicht indifferent, so daß sie ursprünglich ohne bestimmte Richtung auf das Böse oder Gute werden, dann aber in die eine oder andere Bahn eingelenkt werden könnten; vielmehr gibt es Anlagen zum Guten und andere zum Bösen, die bewußtlos thätig sind. Die Ausbildung oder Umbildung der Anlagen wird zweckmäßiger ausgeführt durch praktische Anleitung als durch theoretische Unterweisung. Soll die letztere wahrhaft fruchtbar werden, so muß ihr Erziehung zu guten Sitten und Gewöhnung vorausgehen. Die letzte Stufe in der sittlichen Bildung nimmt endlich das Wollen und Handeln aus und nach Vernunftgründen ein. Der Wille wird bestimmt durch sein eigenes Gesetz, und dies verleiht erst dem Handeln seinen sittlichen Werth. Das Handeln bloß nach der Natur ist dem thierischen Instinkte verfallen; die Selbstbestimmung der Vernunft, durch welche das Gute mit Wissen und Absicht geschieht, erhebt zum wahrhaft Menschlichen. Allein auch das absolut vernünftige Handeln muß sich stärken durch Uebung, damit die Gesinnung, welche bei einem solchen vorausgesetzt wird, in der Seele bleibend und fest werde. Die Tugend selbst wird von A. fast mit einem mathematischen Ausdrucke, nach einer Handlungsweise bestimmt, statt nach der innern Kraft oder der Gesinnung, aus welcher sie entspringt. Sie ist das richtige Maß in Allem, die richtige Mitte zwischen zwei Extremen oder Lastern, zwischen einem Zuviel und einem Zuwenig, einem Mangel und einem Ueberflusse, worauf alle Abweichungen von dem zwischen beiden gelegenen Sittlichen zurückgeführt werden können. So ist z. B. die Tapferkeit eine solche Handlungsweise, welche die rechte Mitte zwischen Furchtsamkeit und Verwegenheit hält; die Sparsamkeit ist das Mittelmaß zwischen Geiz und Verschwendung, der Edelmuth zwischen Ehrsucht und Niederträchtigkeit. Die Mitte selbst aber ist nicht eine feststehende und gleichbleibende, sondern immer eine verhältnißmäßige, indem sie nach den Umständen eines jeden Einzelnen sich richtet, so daß, was unter solchen Zuständen und für diesen Menschen sowohl genug als auch nicht zu viel war, unter andern Verhältnissen und für einen andern Menschen das eine sowohl als das andere seyn kann. Daher ist z. B. die Tugend des Sklaven, des freien Mannes, der Frau, des Kindes durchaus nicht eine und dieselbe, weil bei ihnen Mangel und Uebermaß nothwendig verschieden sind. Wo indeß das mittlere Maß aufhöre und wo es beginne, das wird zwar durch die Vernunft erkannt, aber nicht anders als in der Tugendübung selbst, weil die Mitte nach den mannigfaltigen Verhältnissen zu sehr wechselt, als daß irgend eine genaue Bestimmung im Voraus darüber gegeben werden könnte. Die Mitte muß der richtigen Einsicht gemäß seyn oder sie muß nach des A. eigenem Ausdrucke so festgesetzt werden, wie sie der Verständige festsetzen möchte.

Die angewandten Theile der Ethik sind Oekonomik und Politik, in denen die allgemeinen sittlichen Grundsätze für das Familien- und Bürgerleben speciell ausgeführt werden. Die beiden praktischen Theile zeigen den Empirismus des A. in seiner größten Entschiedenheit. In den drei ethischen Wissenschaften werden die Verhältnisse der Menschen als vernünftiger Geschöpfe überhaupt, als Glieder einer Familie, als Bürger eines Staates unterschieden und nach einander die menschlichen Güter zum Gegenstande der Untersuchung gemacht, die Güter des Einzelnen, der Familie oder des Hauswesens, des Staates. Alle diese ethischen Lehren zusammen, ihren reinen wie ihren angewandten Theil, ist A. geneigt, mit dem Namen Politik zu bezeichnen, weil sie in dem Staate zu ihrem Abschlusse und zu ihrer Vollendung gelangen und alles Voranstehende bloß Vorbereitung dazu zu seyn scheint, dann aber auch, weil der Grieche im Menschen vorzugsweise nur den Bürger schätzt und gegen diese Rücksicht alles Uebrige zurücksteht, so daß der Einzelne auch nur innerhalb der Staatsgemeinschaft, nur als Bürger die Bedeutung des Menschen und der Person erlangen kann. Diesen letztern Gedanken hat A. daher auch zu der Lehre ausgebildet, daß der Staat dem Begriffe nach früher als das Individuum vorhanden sey und seine Existenz die des einzelnen Menschen auf ähnliche Art wie das Ganze die Theile bedinge. Die Einrichtungen und Anordnungen in den Verhältnissen des Hauswesens, welche in der Oekonomik getroffen werden, betreffen die Gemeinschaft zwischen Mann und Frau und Kindern und ihren Besitz. Zum Eigenthume werden nach der allgemeinen Ansicht der Alten auch die Sklaven gerechnet, deren Besitz die Familie erwerben soll, weil ihr Streben auf den besten Besitz gerichtet seyn muß und dies der Mensch ist. Das Sklavenverhältniß hält er mit Plato für eine vernünftige, der Natur angepaßte Einrichtung, weil einige Menschen zum Herrschen, andere zum Dienen bestimmt seyen und für beide es am angemessensten sey, wenn sie in dem ihnen von der Natur angewiesenen Kreise verblieben. Aus der Masse specieller Bestimmungen ist noch hervorzuheben, daß das physische Verhältniß des

Mannes und der Frau, welches in der Ehe liegt, zu einem sittlichen aufsteigen soll. Die Ehe ist die Gemeinschaft des Lebens zwischen Verwandten; das Zusammengehören des Männlichen und Weiblichen ist aber nicht allein im Körperlichen, sondern auch in der geistigen Verschiedenheit beider begründet, die bei A. eine wesentliche, nicht wie bei Plato eine gradweise ist, weshalb auch andere Forderungen an die Frau als an den Mann gestellt und beiden verschiedene Tugenden gesetzt werden. Aus der einzelnen Familie bilden sich mehre hervor, deren dauerhafte Vereinigung die Gemeinde ist. In ähnlicher Weise erwachsen aus der einzelnen Gemeinde mehre, deren geschlossene Gemeinschaft den **Staat** ausmacht. Der Staat hat darauf zu sehen, daß er den möglichst hohen Grad von Selbstgenügsamkeit erlangt, aus deren Mangel bei den einzelnen Gemeinden die Nothwendigkeit der Vereinigung zu einer Staatsgemeinschaft hervorgegangen ist. Der Staat soll aber nicht allein diesen Vortheil gewähren, daß er hinreicht, um die nothwendigen Bedürfnisse aller seiner Glieder zu befriedigen; er soll auch zum guten und tugendhaften Leben führen, das seinerseits erst im Staate zu seiner Vollendung gelangt, weil Tugend nur in der Gemeinschaft wahrhaft gedeiht. Die verschiedenen Staatsformen haben zum Principe ihrer Eintheilung die Art und Weise, wie die oberste Staatsgewalt angeordnet ist. Sie kann entweder in den Händen eines Einzelnen oder eines geringen Theils der freien Landeseinwohner liegen oder in letzter Instanz von der Gesammtheit aller dieser ausgeübt werden. Daraus ergeben sich drei große Gattungen von Staatsverfassungen, deren jede sofort wieder in zwei entgegengesetzte Richtungen aus einander geht. Erkennt nämlich die herrschende Gewalt selbst wieder das Recht und das Herkommen über sich an, sorgt sie für das gemeine Beste und ist sie im Interesse Aller thätig, so daß die Bürger ihrerseits willig gehorchen, so heißen die drei Verfassungen Monarchie, Aristokratie, gemäßigte Demokratie. Eine jede dieser Regierungsformen ist rechtmäßig und gesetzlich; einer jeden korrespondirt aber auch eine entartete. Setzt nämlich die höchste Gewalt das Recht des Stärkeren an die Stelle des Hergebrachten, erhebt sie ihr Privatinteresse zum Staatszweck und dringt sie die Gebote der Willkür den Bürgern statt des Gesetzes auf, so geht die Monarchie in die Tyrannis, die Aristokratie in die Oligarchie, die gemäßigte Demokratie in die absolute od. unumschränkte über. Innerhalb der rechtmäßigen Staatsverfassungen können dann noch Verschiedenheiten vorkommen, je nachdem ihre drei vorzüglichsten Aeußerungen, die deliberative, die administrative und die richterliche Gewalt angeordnet sind. Die Entscheidung über die beste Staatsform aber ist bei A. schwankend, indem er dafür bald das Königthum, bald eine gemischte Verfassung erklärt. Unter den Ausartungen ist ihm die Tyrannis die unerträglichste, weil sie unter allen das partikulärste Interesse dem allgemeinen unterstellt.

Unter den Schriften, welche die Philosophie des A. darstellen, sind außer den Lehrbüchern für die Geschichte der ältern Philosophie überhaupt, welche von Brucker bis zu Ritter reichen, zu nennen: **Hegel**, Geschichte der Philosophie, 2 Bde.; **Biese**, Die Philosophie des A. in ihrem innern Zusammenhange (1. Bd., Berlin 1835); **Raveisson**, Essai sur la Metaphysique (1. Bd., Paris 1837).

Die hohe **wissenschaftliche Bedeutung** des A. ergibt sich schon aus seiner geistigen Universalität, die zu den psychologischen Phänomenen gehört, deren Daseyn wir zwar erkennen, die wir aber nicht rückwärts zu ihrem unergründlichen Grunde, zu ihren unentdeckten Quellen verfolgen können. Für den Meister der Gelehrten, sagt ein dem A. nahe verwandter Geist der neuern Zeit, war das Kriminalrecht in dem oscisch gewordenen Cumä und eine mythische Sage von der Gründung einer Stadt nicht weniger interessant, als Spekulationen über die ersten Ursachen und höchsten Zwecke, als Betrachtungen über das animalische Leben und die Poesie. Und so erstreckten sich denn nicht allein seine Studien, sondern auch seine schriftstellerischen Arbeiten auf das ganze Gebiet des menschlichen Wissens, sein forschender und prüfender Blick schweifte zu den einander entgegengesetztesten Fächern, zu den Theilen der Wissenschaft, die unter sich am weitesten abstehen und deren Behandlung den verschiedenartigsten Charakter erfordern, ohne daß durch diese wunderbare Allseitigkeit der Schärfe oder Genauigkeit seiner Betrachtung etwas entzogen worden wäre. Mit gleicher Sorgfalt, mit gleicher Spannung des Gemüthes, mit einer fast epischen Ruhe geht er das Große wie das Kleine durch, als ob nichts vor dem andern in Rücksicht auf das Wissen den Vorzug verdiene, sondern Alles, als angehörig dem Ganzen der zu ergründenden Natur und fallend in den Kreis des Erkennbaren, gleiche Wichtigkeit in Anspruch nehme. Diese Universalität hinderte ihn nicht, die Forderung vollkommen zu begreifen, die seine Zeit als eine denkende, als eine über das Dagewesene reflektirende an ihren Repräsentanten stellte, überall Rücksicht auf seine Vorgänger zu nehmen und den Grund und die relative Wahrheit einer jeden frühern Lehrmeinung so sorgfältig zu ermitteln zu suchen, als es ihm bei dem Ringen mit den selbsteigenen Gedanken möglich war. So wie er aber das Gegebene und Vorhandene mit eindringendem Sinne prüft, geht er oft von den gewöhnlichen, allgemein angenommenen, volksmäßigen Vorstellungen aus und erklärt ihren tiefern Gedanken oder benutzt sie zur Bestätigung philosophischer Ansichten. Es offenbart sich darin zugleich, daß bei ihm die Philosophie, die überhaupt gern noch eine besondere Färbung annimmt und in einem besonderen Lichte wiederglänzt, einen andern Zusatz erhalten hat als bei Plato, bei dem es die Kunst war. An die Stelle der Kunst hat er die Gelehrsamkeit gesetzt, und er muß auch als der Begründer der Geschichte der Philosophie genannt werden. Sein Beispiel hat der ganzen Zeit diese Richtung auf Gelehrsamkeit mitgetheilt, wie denn der Geist eines Zeitalters immer abgeleitet ist von den Bestrebungen der Männer, welche in demselben hervorragen. Dadurch aber ist die Eigenthümlichkeit des griechischen Geistes überhaupt verändert worden; denn in der Frische seines Lebens war ihm Kunst lieber gewesen als Gelehrsamkeit, bevor A. diesen neuern

Geschmack aufbrachte, welcher allerdings in Wechselbeziehung steht zu dem Reflexionscharakter dieses Zeitalters selbst und mit demselben Hand in Hand geht. Auf dem Felde der Aesthetik hat er zuerst die von seinen Vorgängern angesammelten Erfahrungen behandelt und disciplinarisch geformt, indem er sie als Stoff zu seiner Theorie der Kunst benutzte, zu der Plato kaum die ersten Bausteine dargeboten hatte, und in derselben Weise hatte er, die von Plato eingeschlagene Bahn verfolgend, aber die gegebenen historischen Thatsachen getreuer benutzend, auch die Geschichte und Staatenkunde verfolgt. Am meisten Epoche machend sind jedoch seine Bestrebungen auf dem Gebiete der Naturwissenschaften und sie treten um so bedeutender vor dem Uebrigen hervor, weil ihre Früchte uns vollständiger erhalten sind. Die griechische Philosophie hatte zwar von ihrem Ursprunge an ihre Untersuchungen an die Naturlehre geknüpft. Indeß hat doch vor A. Niemand auch nur annähernd etwas Aehnliches geleistet, wir mögen entweder auf die spekulative Kraft oder auf die Fülle der Beobachtungen oder auf den freien, vorurtheilslosen Ueberblick über die Natur Rücksicht nehmen, und die Arbeiten, die uns von ihm hinterlassen sind, nehmen nicht nur mit der größten Entschiedenheit die Bewunderung und den Dank der Nachwelt in Anspruch, sondern sind das ganze Alterthum und Mittelalter hindurch die einzigen klassischen Werke in diesem Fache gewesen, ja sind in Bezug auf Beschreibung, Geschichte und Physiologie der Organismen zum Theil bis jetzt noch nicht vollständig ausgebeutet und daher noch immer selbst für den Mann von Fach lehrreich, nachdem die dahin einschlagenden Wissenschaften in Verlauf vieler Jahrhunderte so große Veränderungen erfahren, so großen Zuwachs an Erfahrungen und Kenntnissen erhalten, so bedeutende Fortschritte in ihrer Entwickelung gemacht haben. Wie die Bedeutung des A. überhaupt zum Theil darin begründet ist, daß er in den Kreis der Wissenschaften neue Disciplinen einführte, von denen man vorher entweder gar keinen oder einen sehr unzureichenden Begriff hatte, so ist er auch in den Naturwissenschaften als Schöpfer der Zoologie und vergleichenden Anatomie und als Begründer der wissenschaftlichen Botanik aufgetreten und hat also auch in diesem Felde seine geniale Schöpferkraft bewährt. Die Philosophie im engern Sinne verdankt dem A. zunächst, daß er das erste philosophische System, welches die Geschichte kennt, aufgestellt hat, das vollendetste des griechischen Alterthums, überhaupt dasjenige, welches wegen seiner Priorität und Originalität größere Hindernisse und Schwierigkeiten zu überwinden gehabt hat, als alle Systeme, die ihm nachgefolgt sind. Es konnte dabei nicht fehlen, daß das System des A. als das erste auf die innere Gestaltung aller folgenden Systeme, auf die philosophische Systemsprache und die philosophische Ausdrucksweise überhaupt den bedeutendsten Einfluß gehabt hat. Dieser Einfluß hat sich durch die spätern Schulen des Alterthums und des Mittelalters bis auf die neuesten Zeiten fortgepflanzt und mußte sich um so mehr erweitern, da vorzüglich unter jenen ersteren Schulen viele ihr Denken und ihr Wissen unmittelbar unter die Herrschaft des A. gestellt hatten, aber auch andere, selbstständige Theorien der Philosophie auf das ursprünglichste philosophische System zurückgingen. Diesen Einfluß bis ins Einzelnste herab nachzuweisen und durch die verschiedenen Perioden der Geschichte stufenweise zu verfolgen, haben sich in der neuesten Zeit vorzüglich Trendelenburg und Biese angelegen seyn lassen, die um die philosophische Durcharbeitung des aristotelischen Systems überhaupt ausgezeichnete Verdienste sich erworben haben.

Unter den unmittelbaren Schülern des A. waren Theophrast von Eresus auf der Insel Lesbos u. Eudemus von Rhodus die bedeutendsten. Der Meister soll längere Zeit gezweifelt haben, welchen dieser beiden er als Haupt der Schule zurücklassen solle, bevor er sich für den ersteren entschied. Theophrast scheint, obgleich er im Allgemeinen bei dem philosophischen Lehrbegriffe seines Vorgängers stehen blieb, doch innerhalb desselben einen selbstständigeren Gang eingeschlagen zu haben, während Eudemus an der formellen wie an der materiellen Gestaltung der Lehre fester hielt und sich treuer an sie anschloß. Der Ruhm des Ersteren gründete sich aber besonders darauf, daß er die Richtung des A. auf die Erfahrung eifrig verfolgte. Seine beiden Werke über die Geschichte und die Ursachen der Pflanzen, welche uns erhalten sind, zeichneten sich vor der Schrift des A. über die Pflanzen, die auch dadurch, wie es scheint, zurückgedrängt worden ist, wenn auch nicht durch die wissenschaftliche Behandlung, doch durch das vollständige Material aus, und die ausführlichere und mehr praktische Bearbeitung der Botanik hat ihm einen größeren Namen erworben als dem A. selbst. Unter seinen Schriften, die von Schneider herausgegeben worden sind, befindet sich auch eine Geschichte der Steine und der Metalle, sowie das berühmte Werk über die Charaktere. Außerdem sind unter den nächsten Schülern des A. Aristoxenus, welcher die Musik wissenschaftlich behandelte und auf sie die aristotelische Lehre von der Erkenntniß anwandte, und Dicäarchus von Messene, welcher eine neue Erfahrungswissenschaft, die Geographie, in den wissenschaftlichen Kreis des Peripateticismus einführte, die bekanntesten. Sie sollen auch Abänderungen der aristotelischen Lehre vorgenommen haben und diese Abänderungen sollen bei den Nachfolgern des Theophrast bis auf Andronicus einen so hohen Grad erreicht haben, daß es das Ansehen gehabt habe, wie Cicero bemerkt, als ob sie, mit Ausnahme des Critolaus, ganz unabhängig von ihren Vorgängern daständen (ut ipsi ex se nati esse videantur). Am weitesten unter allen Peripatetikern soll der Schüler und seit Ol. 123 der Nachfolger des Theophrast, Straton von Lampsacus, von dem aristotelischen Systeme sich entfernt haben. Da er indeß vielmehr einen glänzenden Scharfsinn in der Nachweisung der Schwäche oder Mangelhaftigkeit überlieferter Begriffsbestimmungen und Beweise entwickelte und also vielmehr durch das Widerlegen und Bekämpfen der peripatetischen Schulweisheit sich vom Ansehen des A. frei zu erhalten suchte, als daß er die Kraft besessen hätte, an der Stelle des Zerstörten etwas Neues aufzubauen, so haben seine Bestre-

bungen keine bleibende Frucht für die Wissenschaft getragen. Er hat zuerst die Erfahrungswissenschaften über die Natur von der Philosophie abgesondert und jene als das Material zusammenbringend, diese als die Ergebnisse der Erfahrung wissenschaftlich ordnend und darüber abschließend aufgefaßt, was für die peripatetische Schule entscheidend war, da seitdem in ihr die innige Verbindung der Erfahrungskenntnisse mit der Philosophie aufgelöst war, was die Philosophie ohne Zweifel gefördert haben würde, wenn die Erfahrungswissenschaften selbstständig ausgebildet worden wären und ihren Stoff zur wissenschaftlichen Begründung an jene abgegeben hätten, während sich, da dies nicht der Fall war, jene Stagnation in ihr erzeugte, die nirgends ausbleibt, wo das durch die Bearbeitung Aufgebrauchte nicht ergänzt wird und keine frischen Quellen für die Forschung sich eröffnen. Unter den Schülern des Theophrast ist neben Straton besonders Demetrius Phalereus zu nennen, aus Phaleron bei Athen, der nicht minder durch seine politische Wirksamkeit und seine Beredsamkeit als durch seine philosophischen Leistungen sich auszeichnete. Die Nachfolger des Straton im Lyceum waren der Reihe nach: Lycon aus Troas, Ariston von Ceos, Critolaus aus Phaselis, derjenige, der zu der reinaristotelischen Lehre zurückkehrte, u. Diodorus von Tyrus, welcher in der zweiten Hälfte des 2. Jahrhunderts v. Chr. lebte. Unter ihnen hat die peripatetische Schule die Richtung auf die Ethik genommen, in welcher nicht viel Ersprießliches hervorgebracht werden konnte, weil die aristotelische Ethik als Grundlage diente und die Entfernungen von ihr immer weiter in der von A. selbst eingeschlagenen falschen Bahn führten. Wie unbedeutend die aristotelische Schule geworden, sehen wir auch daraus, daß nicht einmal die Namen ihrer späteren Vorsteher bis zum Andronicus von Rhodus, um 80 v. Chr., sich erhalten haben. Den Peripatetikern dieser spätern Zeit wird Mangel an Schärfe und dialektischer Kunst vorgeworfen. Die Richtung auf die Ethik blieb und wurde befördert durch den Einfluß der Römer, welche, ihrer praktischen Richtung gemäß, eine Philosophie für das praktische Leben verlangten. Obgleich unter den drei Philosophen, welche 155 v. Chr. als Gesandte Athens nach Rom geschickt worden waren und bei dieser Gelegenheit der Beschäftigung mit griechischer Philosophie in Rom Eingang verschafft hatten, ein Peripatetiker, Critolaus, gewesen war, so war doch die peripatetische Schule diejenige, welche am wenigsten sich des Beifalls der Römer zu erfreuen hatte und neben der epikureischen und stoischen Lehre und der neuern Akademie nicht zur Anerkennung gelangen konnte. Es fehlte zwar nicht völlig an Männern, welche sich eine gelehrte Kenntniß der aristotelischen Philosophie erwarben; diese beschränkte sich jedoch theils auf einzelne Zweige des Systems, die mit irgend einem besonderen, von ihnen verfolgten literarischen Zwecke in Verbindung standen, ohne daß sie die ganze Sammlung der Werke umfaßte, z. B. Cicero, der bei seiner Vorliebe für ethische Untersuchungen den spekulativen Theil vernachlässigte, Seneca und der ältere Plinius, welche die naturwissenschaftlichen Schriften benutzten, Quinctilian in Bezug auf die Rhetorik; theils erklärten sie sich dadurch, daß sie manchen Meinungen des A. beistimmten, nicht für Anhänger des Systems selbst. Dieses blieb im ausschließlichen Besitze der Schule, die jedoch durch unbedeutende Männer vertreten wurde, durch einen gewissen Naseus aus Neapel, durch Cratippus, den Freund des älteren und den Lehrer des] jüngeren Cicero in Athen. Eine neue Wendung nahmen die aristotelischen Studien, als Andronicus von Rhodus, welcher der peripatetischen Schule im Lyceum vorstand, in Verbindung mit dem Grammatiker Tyrannion in Rom, dem die Handschriften des Sulla zu Gebote standen, eine neue Revision der von ihm nach der Gleichartigkeit des Inhalts geordneten und nach ihrer Aechtheit in ausführlichen Untersuchungen geprüften Schriften des A. veranstaltet hatte. Andronicus hat sich bloß durch seine gelehrten Forschungen um die Schriften des A. Verdienste erworben, ohne daß er sich als philosophischer Kopf ausgezeichnet hätte. Er hat aber dadurch ein folgenreiches Beispiel gegeben, daß er Erklärungen zu einigen aristotelischen Schriften herausgab. Diese gelehrte Beschäftigung, den A. zu erläutern, wurde seitdem beibehalten, und sie hat das originelle Denken in der peripatetischen Schule unterdrückt. Es schließt sich an Andronicus eine fast unabsehbare Reihe von Erklärern an, welche sich durch viele Jahrhunderte hindurch erstreckt. In ihren Kommentaren hat die Auslegung alle möglichen Formen und Stufen durchlaufen. Sie hat sich auf den streng logischen und grammatischen Sinn beschränkt, hat die peinliche Wortkritik des Textes hinzugenommen, hat entweder worttreu nach den einzelnen Sätzen erklärt oder Uebersichten über das Ganze oder über größere Abschnitte gegeben, hat mühsam und weitläufig die Ideenverbindung entwickelt od. abgekürzte Schlußformen und Beweise ergänzt und ins Breite gezogen, hat besondere Abhandlungen und Exkurse, oft über weit abliegende Gegenstände, kritische Vergleichungen der aristotelischen Lehre in sich oder mit fremden spekulativen Lehren angestellt, hat mehr oder weniger ausführlich historische und polemische Erörterungen geliefert, in denen ähnliche oder entgegengesetzte Lehren und Erklärungen zur Sprache kamen, hat zuweilen auch auf freier und selbstständiger behandelte, historische und philosophische Untersuchungen sich eingelassen; alle diese Arbeiten beurkunden aber weder Schöpferkraft noch Gedankenreichthum und liefern für den Philologen, den Erklärer und Herausgeber nicht unbedeutende, für die Philosophie keine andere Ausbeute als geschichtliche Notizen. Diese Bestrebungen, die für die Exegese und Kritik des A. immer sehr wichtig sind, so viel Pedanterei und Abgeschmacktheit sie auch enthalten mögen, haben sich aber bei vielen Erklärern mit der verderblichen Meinung zum Eklekticismus verbunden. Bei ihnen ist die aristotelische Philosophie nicht rein erhalten, sondern mit platonischer, mit den Lehren anderer griechischer Denker, sogar mit orientalischer Weisheit vermischt worden. Dieses unkritische Verfahren ist früher als mit dem Neuplatoniker Ammonius Hermeä von Alexandria eingedrungen, ist aber vorzüglich auffallend in den

griechischen Kommentaren des berühmten Arztes Claudius Galenus unter dem Kaiser Hadrian, sowie in denen des Ciliciers Simplicius um die Mitte des 6. Jahrhunderts, dessen gelehrte und scharfsinnige Arbeiten zum Verständniß des A. und zur Kenntniß der alten Philosophie überhaupt ein besonders wichtiges Hülfsmittel darbieten und unter allen die werthvollsten sind. Unter den zahlreichen übrigen griechischen Kommentatoren sind noch zu nennen: im 1. Jahrhundert v. Chr. Boëthius von Sidon, Sosigenes zur Zeit des Cäsar, Nikolaus von Damaskus, Alexander Aegeus, Lehrer des Kaisers Nero; im 2. Jahrh. Adrastus von Aphrodisias in Karien, vorzüglich aber Alexander von Aphrodisias, welcher vorzugsweise der Erklärer heißt, und durch seine Schriften alle früheren in den Hintergrund gestellt und so zurückgedrängt hat, daß die letzteren für uns verloren gegangen sind, wofür wir jedoch dadurch entschädigt werden, daß ihre werthvollsten Bemerkungen in die späteren Erläuterungsschriften aufgenommen worden sind. Vom 3. bis zum 6. Jahrhundert beschäftigten sich die Neuplatoniker besonders eifrig mit der Erklärung des A.; Porphyrius und sein Schüler Jamblichus sind unter ihnen der Zeit nach die ersten, unter deren Nachfolgern Proclus und Damascius sich auszeichnen; Simplicius, des Ammonius Schüler, ist der letzte in dieser Reihe. In den nächsten vier Jahrhunderten, in denen die Araber des aristotelischen Studiums sich bemächtigt hatten, ruhte die griechische Auslegung fast ganz, und erst in der spätern byzantinischen Periode, vom 11. bis zum 15. Jahrhundert, kam sie wieder in Aufnahme. Allein die Arbeiten über A. aus der letzten Periode der griechischen Literatur, von Michael Psellus und Michael Ephesius im 11., von Georgius Pachymeres und Eustratius im 12., von Leo Magentinus im 14., von Georgius Gemistus Pletho und Georgius von Trapezunt im 15. Jahrhundert und von Andern, nehmen ein weit geringeres Interesse in Anspruch, weil sie mit Ausnahme der damals schwebenden Streitfragen aus den frühern Kommentaren geschöpft sind; sie haben jedoch dadurch Bedeutung, daß sie beim Wiederaufleben der klassischen Literatur im 15. Jahrhundert durch die nach Italien geflüchteten Griechen zuerst eine unmittelbarere und genauere Kenntniß des A. im Abendlande verbreitet haben. Hier hatte im 5. Jahrhundert der heilige Augustin zum ersten Male den A. ins Lateinische übersetzt. Allein man kannte bis ins 13. Jahrhundert fast allgemein den A. bloß aus der lateinischen Uebersetzung des römischen Senators Boëthius (unter dem Freunde und Kenner der aristotelischen Philosophie, dem Ostgothenkönige Theodorich), die jedoch nur das Organon umfaßte. Die logischen Schriften waren auch die einzigen, deren Verbreitung von der Kirche keine Hindernisse entgegengestellt wurden. Die übrigen waren nur einigen wenigen Männern zugänglich, welche in den für die Kultur der Wissenschaften so ungünstigen Jahrhunderten Kenntniß der griechischen Sprache und Literatur besaßen. Im 13. Jahrhundert machten nun zwar die abendländischen Gelehrten Bekanntschaft mit dem ganzen Lehrgebäude des A., jedoch aus sehr unlautern Quellen, in wenig sorgfältiger Ueberlieferung erst aus der dritten, vierten, ja fünften Hand, so daß das Bekanntwerden der byzantinischen Werke über A. im Mittelalter Epoche machte.

Im 8. Jahrhundert war unter den Arabern eine literarische und wissenschaftliche Aufregung erwacht, deren Früchte, nachdem sie unter ihnen gereift waren, in das Abendland übergingen. Am Hofe des Khalifen Al Mansur (753—775) hielten sich gelehrte syrische Aerzte auf, die nicht bloß praktische Geschicklichkeit besaßen, sondern mit der griechischen Wissenschaft, mit der Theorie der Heilkunde, wie mit Physik, Mathematik und Philosophie vertraut waren. Die arabischen Regenten in Persien ließen nun mit Hülfe syrischer Gelehrten, nestorianischer Christen, die durch ihre Freigebigkeit mit allen Beförderungsmitteln ausgerüstet waren, Werke griechischer Schriftsteller ins Syrische, welches die bei den Arabern gangbarste fremde Sprache war, und aus diesem verwandten Dialekte ins Arabische übersetzen. Da das Interesse für griechische Literatur von Aerzten geweckt worden war, so waren die übersetzten Werke zunächst auch medicinischen, naturwissenschaftlichen und mathematischen Inhalts; bald aber schloß sich auch die Philosophie an. In der letzteren mußte der Eifer für Naturwissenschaften auf A. hinführen, dessen Werke auch zugleich mit den Kommentaren ins Arabische übergingen. Die Uebersetzungen waren zwar sehr flüchtig und fehlerhaft, nichts desto weniger wurde dadurch eine unvergleichlich lebhafte Beschäftigung mit aristotelischer Philosophie veranlaßt, die nicht allein einen ungewöhnlich raschen Eingang bei den Arabern fand, sondern sogar zur höchsten Auktorität und zur letzten Instanz in Sachen des Denkens und Wissens fast allgemein erhoben wurde. Mit gleichem Eifer wurde sie in Spanien, wo die Ommajaden, seit 755 im Besitze des Reiches, mit nicht geringerer Liebe als die Abbassiden ihre Verbreitung begünstigten und durch Aufmunterung und Darreichung jeder Art von Hülfsmitteln sie beförderten, aufgenommen. Indeß wurde die Philosophie bei den Arabern weder fortgebildet noch erweitert; sie gelangten hier nicht wie in andern Fächern des Wissens, z. B. in der Geographie und Medicin, in der Arithmetik und Astronomie, die zu gleicher Zeit bearbeitet wurden, zur selbstständigen Entwickelung, sondern beschränkten sich darauf, den philosophischen Stoff zu sammeln und das bei dem A. Vorgefundene zu verbreiten, nachdem sie es nach dem Beispiele vieler griechischen Kommentatoren mit neuplatonischen Lehren verschmolzen hatten; denn die griechischen Kommentare waren der Gegenstand ihrer treuesten Nachahmung und Nachbildung in allen ihren Arbeiten und mit dem Guten wurde zugleich das Mangelhafte von ihnen angenommen. Die sklavische Abhängigkeit der Araber von A., der ihnen das Höchste in der Wissenschaft erreicht und die Wahrheit in ihren tiefsten Gründen erfaßt zu haben schien, und von seinen Erklärern, von denen sie ihre Gedanken über den unübertrefflichen Meister entlehnten, erlaubte nicht, daß ihre Schriften eine originelle Anschauung oder eine freie spekulative Denkart entfalteten. Unter denen, welche auf dem Gebiete der Philosophie unter den Arabern von der Regierung des Khalifen Al Mansur

an bis in das 13. Jahrhundert Ruhm erwarben, sind diejenigen die wichtigsten, welche auf die christliche Philosophie des Mittelalters einen ausgezeichneten Einfluß gewonnen haben; ihre Namen sind in den von den Scholastikern verkürzten oder veränderten Formen auch bei uns in Gebrauch gekommen: Alkendi im 9., Alfarabi im 10. Jahrhundert; Avicenna, 980—1036, der größte unter den arabischen Philosophen und der berühmteste Erklärer des A. in Persien; Algazel aus Tus, 1072—1127, Tophail aus Cordova, † zu Sevilla 1190; Averroes, um 1150 geboren zu Cordova, der ausgezeichnetste Aristoteliker in Spanien, wo er dasselbe Ansehn genoß, wie Avicenna in Persien, von den Scholastikern vorzugsweise der Kommentator genannt. Selbst die vorzüglichsten von diesen Uebersetzern und Kommentatoren aber, die auch die Lehre des A. einer Beurtheilung unterworfen, besonders in Vergleich mit dem eklektisch benutzten Neuplatonismus, und eigene Abhandlungen darüber verfaßten, waren nicht im Stande, den A. in der Ursprache zu lesen, sondern standen unter der Auktorität der ersten Uebersetzer. Eine etwas freiere Bewegung nahmen sie an, als mehre von ihnen es wagten, ihre aristotelischen Grundsätze auf den Islam anzuwenden und diesen darnach auf rationalistische Weise zu prüfen. Ihr Ziel hierbei war, die mohammedanische Religionslehre in eine spekulative Religionsphilosophie zu verwandeln. Eine Partei unter ihnen führte wegen ihrer dialektischen Kunst den Namen der Redenden (Meddhaberim), die nach Art der griechischen Eristiker sich mit der Philosophie beschäftigten, aber vorzugsweise mit Beziehung auf die positive Religion. Diese Bestrebungen, die Ueberlieferungen des Islam zu begründen oder umzubilden, machten den religiösen u. hierarchischen Fanatismus rege, dem viele Opfer fielen.

Die wissenschaftliche Kultur, welche von den arabischen Dynastien unter ihrem Volke hervorgerufen worden war und welche eben deshalb, weil sie nicht aus diesem selbst durch einen innern Entwickelungsgang hervorging, weniger glänzende Resultate geliefert hat, ging im 13. Jahrhundert oder zu Ende des 12. in den christlichen Occident über, und diese Verpflanzung verschaffte dem A., nachdem man mit seinem ganzen Lehrgebäude bekannt geworden war, eine so ungemessene Bewunderung und Huldigung von Europa, wie sie einem unbeschränkten geistigen Herrscher nur dargebracht werden kann. Die arabischen Uebersetzungen, Erklärungen, Lehrbücher, überhaupt alle Werke, welche sich auf A. bezogen, wurden nämlich theils unmittelbar aus dem Arabischen, theils mittelbar aus hebräischen oder rabbinischen Uebersetzungen des Arabischen ins Lateinische übertragen. Der Uebergang der aristotelischen Philosophie in das abendländische Europa wurde vorzüglich durch die Werke von Avicenna und Averroes vermittelt. Die hebräischen Uebersetzungen waren von gelehrten Juden ausgearbeitet worden, die unter den Arabern mehr Duldung und Schutz als auf christlichen Lehranstalten fanden und, zum Theil auch durch die Gelehrsamkeit der Araber angezogen, auf ihren Hochschulen zu Cordova, Salamanca u. a. studirten. Unter ihnen zeichnete sich vor allen als Anhänger der arabisch-aristotelischen Philosophie aus Moses Maimonides aus Cordova (1139—1205), der auch den Versuch machte, die mosaische Religion durch philosophische Begriffe zu begründen und zu erläutern. Zwar hatte die wiederholte Verpflanzung des peripatetischen Systems durch unsorgfältige und mangelhafte Uebersetzungen, neben welchen weder die griechischen Originalien noch die griechischen Kommentare benutzt wurden, den ursprünglichen Gehalt und die ursprüngliche Form der Lehre sehr verändert. Dies hinderte jedoch die willige Aufnahme der Philosophie und die bereitwillige Hingebung an dieselbe nicht im geringsten, beide wurden vielmehr noch dadurch befördert, daß man durch den Autoritätsglauben schon gewöhnt worden war, statt eine eigenthümliche Weltanschauung sich zu erzeugen, seinen Scharfsinn zu üben an gegebenen Lehrbestimmungen und fremde Gedanken, deren Aufnahme das Ansehen ihrer Urheber erzwungen hatte, bis ins Kleinste mit Spitzfindigkeit zu verfolgen. Die Subtilität aber hatte die Scholastik nach Anleitung des aristotelischen Organons ausgebildet, bevor ihr aus dem Orient ein so reicher Stoff zugeführt wurde, und dadurch, daß das Letztere geschah, trat sie in ein neues Stadium ihrer Thätigkeit ein, in welchem die sophistische Dialektik beibehalten wurde, aber das Gebiet, auf welchem sie angewendet ward, sich sehr ausdehnte. Die Metaphysik und Physik, die Psychologie und Ethik wurden jetzt nebst der Logik in derselben Weise und in demselben Umfange wie bei den Griechen und Arabern bearbeitet. Außerdem wuchs den Scholastikern das besondere Geschäft hinzu, die spekulative Lehre in Verbindung zu bringen mit der kirchlichen Dogmatik, die ihre unbedingte Anerkennung hatte und zu welcher jene ebensowohl in ein Abhängigkeitsverhältniß gesetzt als in Uebereinstimmung gebracht werden mußte. Beides wurde durch dialektische Kunstmittel, durch Erschleichungen und durch Verdrehungen des wahren Sinnes bewerkstelligt. Die Beziehung der aristotelischen Philosophie aber auf die Religion finden wir unter allen Völkern, bei denen sie Eingang gefunden hat. Die Häupter der neuern Scholastik, die mehr noch als die ältere durch eine schwerfällige und barbarische Terminologie sich berüchtigt gemacht hat, gehören dem 13. Jahrhundert an. Sie sind: Albertus Magnus, ein Deutscher, Thomas von Aquino, ein Italiener und Schüler des ersteren, der vorzüglichste Scholastiker und Aristoteliker, und Johannes Duns Scotus; die beiden ersteren Dominikaner, der letzte Franziskaner. Der zweite hat sich auch das Verdienst erworben, daß er um 1270 eine neue Uebersetzung der Werke des A. aus dem griechischen Texte veranstaltete durch den Dominikaner Wilhelm von Moerbecke (Wilhelm von Brabant), die sogenannte Translatio vetus, welche durch ihre wörtliche Treue die Auktorität griechischer Handschriften hat und welche während der nächsten Jahrhunderte für das Studium des A., für Erläuterungen und selbstständige Bearbeitungen, sowie für die Anwendung desselben auf die Theologie in Gebrauch blieb. Die beiden letzteren machte ihre durch die aristotelische Philosophie bestimmte, aber unter einander ab-

weichende Auffassung christlicher Dogmen zu Repräsentanten zweier feindseligen Parteien, der Thomisten und Scotisten. In der Theologie machte auch Bonaventura vom A. Gebrauch, dessen Lehrsätze, weil sie denn in einer abgeschmackten Zeit für jede Mischung ein Element abgeben mußten, von ihm mit einer tiefen religiösen Mystik vereinigt wurden. Indeß fing schon das Bewußtseyn in einigen über ihrer Zeit stehenden Männern an zu erwachen, daß die scholastisch-wissenschaftliche Behandlung der Theologie und Philosophie die Anforderungen der Vernunft nicht befriedige, und sie brachen sich in excentrischen Richtungen, die das Freiwerden gebundener Kraft beurkunden, Bahn durch das Dunkel einer finstern Zeit, die zum Theil in Folge des Mißverstehens eines tiefsinnigen, verderbt überlieferten Systems hereingebrochen war. Mit der Wiedererweckung der klassischen Literatur im 15. Jahrhundert erfolgte ein allgemeiner Kampf wider die Scholastik im Occidente von Europa, der sich in Bezug auf A. darin aussprach, daß das Bestreben hervortrat, an die Stelle des verfälschten aristotelischen Systems, das nichts desto weniger auf alle Disciplinen angewendet worden war, den reineren Peripateticismus zu setzen. Unter den gelehrten Griechen, welche die Geisteswerke ihrer Vorfahren und das Verständniß der Sprache nach Italien brachten und dadurch eine neue Periode der geistigen Kultur herbeiführten, waren einige eifrige Aristoteliker, Georgius von Trapezunt, Johannes Argyropulus, Theodorus Gaza aus Thessalonich, Georgius Scholarius mit dem Beinamen Gennadius. Sie hielten nicht allein in italienischen Städten Vorlesungen über aristotelische Werke in der Grundsprache, sondern widmeten denselben auch ihre schriftstellerische Thätigkeit, unterstützt von einem Anhänger des A., dem Papste Nikolaus V. Die aristotelischen Schriften wurden nun fleißig im griechischen Originale herausgegeben, übersetzt und kommentirt, wobei ihnen die Ausbildung der Buchdruckerkunst und des Buchhandels zu statten kam. Der reine aristotelische Lehrbegriff wurde auch sorgfältig dargestellt und öffentlich gelehrt, mit Begeisterung empfohlen und sowohl gegen die Anhänger des Plato und der Neuplatoniker, unter denen Georgius Gemistius Pletho ein besonders heftiger Eiferer war, als auch gegen die Begünstiger der scholastisch-aristotelischen Philosophie vertheidigt, welche, immer noch auf den Universitäten und in den Klöstern die Mehrzahl der Lehrenden ausmachend, die barbarische Hülle beibehielten. Erst mit der Kirchenverbesserung konnte die geläuterte, aus den Quellen geschöpfte peripatetische Philosophie der getrübten und unlautern gegenüber festen Fuß fassen, seitdem Melanchthon Lehrbücher über die aristotelische Logik, Physik, Psychologie und Ethik abgefaßt hatte, die auf den protestantischen, der Auktorität und Ermunterung Melanchthons folgenden Universitäten eingeführt wurden. Aber nicht minder heftig, als gegen Andersdenkende kämpften die Aristoteliker unter einander, und besonders war es die dunkle Lehre des A. von der Seele und der persönlichen Unsterblichkeit, welche zu großen Streitigkeiten Veranlassung gab. Da in der Erklärung dieser Lehre einige dem Urtheile des Averroes, andere dem des Alexander von Aphrodisias beitraten, so bildeten sich die Parteien der Averroisten und Alexandristen, die bei allem Aufwande des Scharfsinns und der Spitzfindigkeit von beiden Seiten sich nicht vergleichen konnten. Unter den Alexandristen zeichneten sich aus Petrus Pomponatius, Jakob Zabarella, Cäsar Cremoninus; unter den Averroisten Alexander Achillinus, Marcus Antonius Zimara, Andreas Cäsalpinus. Unter einander getrennt und zerrissen, standen doch Beide der scholastischen Barbarei entgegen. Im Widerstreben gegen dieselbe suchten auch Petrus Victorius, Robertellus, Accorambonus, Muretus in Italien, Jakob Faber, Lambinus, Sepulveda und Vives in Frankreich, das Kollegium der Jesuiten zu Coimbra in Portugal, Gifanius in den Niederlanden, Erasmus von Rotterdam, Camerarius, Pacius in Deutschland nebst vielen andern dem ächten Peripateticismus Eingang zu verschaffen.

Man hatte sich bisher begnügt, die alten Philosopheme zu reproduciren und zu erläutern, ohne daß sie in eine neue Form gebracht worden wären. Seit dem 16. Jahrhundert wagten einige helle Köpfe den Versuch, über die griechischen Systeme hinaus zu schreiten und dem philosophischen Denken eigenthümliche Aufgaben zu stellen, die auf originelle Weise gelöst werden sollten. Diese Männer hatten sich gebildet an dem klassischen Alterthume, von dessen Geiste mehre innig durchdrungen waren; sie hatten sich jedoch die Freiheit des Denkens bewahrt und sich wie von den Satzungen der Kirchenlehre, so von dem Ansehen berühmter, vielgeltender Namen in der Philosophie losgemacht. Indeß wurde die Philosophie des A. nicht bloß dialektisch bestritten, sondern die unbedingte Bewunderung seiner Anhänger rief unter seinen Gegnern das andere Extrem der Beistimmung hervor, eine ebenso unbedingte Verwerfung und die gehässigste Anfeindung, die sich selbst gegen den Charakter und das Leben des großen Griechen richtete, um seinen Ruhm zu schänden und seinen Namen zu brandmarken, wobei ihnen die nachtheiligen Gerüchte, die das spätere Alterthum über A. verbreitet hatte, trefflich zu Hülfe kamen, so wenig sie auch Glaubwürdigkeit verdienen mögen. Mit großer Entschiedenheit trat zuerst Petrus Ramus in Paris auf, dessen Polemik gegen die Wahrheit des aristotelischen Systems den größern Theil seiner literarischen Thätigkeit ausfüllte. Sie wandte sich gegen die gesammte aristotelische Philosophie, die für eine Irrlehre und für unbrauchbar dem Leben und der Wissenschaft erklärt wurde, und gegen die Logik insbesondere. Die letztere Disciplin hatte er völlig umgearbeitet, wobei er außer einer durchsichtigen Klarheit hauptsächlich den rhetorischen Zweck der Gedankendarstellung im Auge hatte. Sein Ansehen vereinigte eine ganze Partei, die Ramisten. Ihnen stellten sich als warme Verfechter des A. die Antiramisten entgegen, unter denen Jakob Carpentarius (Charpentier), Lehrer der aristotelischen Philosophie zu Paris, gleichzeitig mit Ramus selbst den Kampf leitete. Im Geiste von Ramus wirkte in Italien Bernardinus Telesius, der sich die besondere Aufgabe ge-

stellt hatte, die aristotelische Physik zu stürzen. In seinem Werke „De natura rerum juxta propria principia“ beschuldigte er eines Theils die Naturlehre der Alten, die Erfahrung verlassen und als oberste Grundsätze willkürlich erdachte Hypothesen und unbewiesene Behauptungen aufgestellt zu haben; andern Theils begründete er darin die Principien seiner neuen Naturphilosophie, die den Fehler der Alten verbessern und durchgehends auf erfahrungsmäßige Beobachtungen sich stützen sollte. In umfassenderer Weise suchte ein anderer Italiener, Franciscus Patricius, Lehrer der Philosophie erst in Ferrara, dann in Rom, in seiner „Nova philosophia de universis“ ein Lehrgebäude aufzubauen, welches die gesammte theoretische Philosophie in sich begreifen sollte: ein Gemisch der verschiedenartigsten Elemente, die ohne eine gleichbleibende Methode vereinigt sind und unter denen die neuplatonische Schwärmerei am meisten hervorsticht. In Italien herrschte damals unter den die selbstständigen Systeme des 17. Jahrhunderts vorbereitenden Männern eine reiche dichterische Einbildungskraft mit lebhaften Anschauungen und ein spielender Scharfsinn vor; beide fanden Nahrung im Neuplatonismus, dessen Einfluß die freie Erhebung der Vernunft immer noch verhinderte. Einen großen Fortschritt darin machten Jordanus Brunus und Campanella, beide zwar völlig in dem phantastischen Geiste ihres Zeitalters begriffen, ohne wissenschaftliche Methode, welche für eine Schranke der freien Vernunftthätigkeit gehalten wurde, aber mit einer größern eigenthümlichen Kraft als alle früheren ausgerüstet, die sich an dem althellenischen Geiste gestählt hatte. Beide griffen fortwährend die peripatetischen Lehrbegriffe an, denen sie jedoch mehr verdanken, als sie selbst wissen. Indeß ist ihre Polemik bei Weitem weniger bitter und verletzend, als die schonungslos hämische Kritik des Patricius in seinen „Discussiones Peripateticae,“ welche dem bestehenden Peripateticismus den Todesstoß gegeben und vorzüglich dazu beigetragen haben, daß er von den Schulen verdrängt wurde. Nur in England haben sich die Rhetorik und Ethik des A. fortwährend bis auf die neueste Zeit im Kreise des klassischen Unterrichts erhalten, obgleich der Engländer Baco von Verulam an dem Uebergange von der Scholastik zur selbstständigen neueren Philosophie kräftig mitgearbeitet hat durch seine Reform in der Eintheilung und Anordnung der Wissenschaften und durch die neue, von der scholastischen Syllogistik sich völlig entfernende Methode, welche er für ihre Bearbeitung empfahl und welche in der geschickten und sorgfältigen Benutzung der Induktion, der Erfahrungen und Versuche bestand. Das Ansehen des Peripateticismus, der seitdem nicht einmal mehr bestritten wurde, war gebrochen, als im 2. Viertel des 17. Jahrhunderts das cartesianische System hervortrat. Die philosophischen Untersuchungen erscheinen seitdem frei und selbstthätig, von den griechischen Lehren unabhängig. In rascher Folge reiht sich von Cartesius an ein System an das andere, u. über der Geistesanstrengung, die jedes erforderte, ward A. vergessen. Erst Lessing rief in seiner Dramaturgie, als die Zeit einen obersten Gesetzgeber des guten Geschmacks nothwendig machte, die Poetik des A. zurück, und Hegel eröffnete durch die Darstellung und Beurtheilung seiner Philosophie eine neue Bahn für das Verständniß derselben, welche unsere Zeit noch nicht überschritten hat. Vor Lessing hatte sich auch die philologische Thätigkeit von A. abgewendet, dem sie sich, besonders in der Schule von F. A. Wolf, wieder zuwandte, als durch Lessing die Aufmerksamkeit auf ihn zurückgelenkt worden war. Nach den wichtigen Leistungen J. G. Schneiders für die Thiergeschichte machte eine Epoche für die aristotelischen Studien die von der königlichen Akademie zu Berlin veranstaltete Gesammtausgabe. Im Wetteifer mit diesem gelehrten Vereine förderte das französische Institut das Verständniß und die Bearbeitung der Werke des A. durch glücklich gestellte und gelöste Preisaufgaben.

Aristoteles von Bologna, genannt Fioravanti, berühmter Architekt des 15. Jahrhunderts, von Venedig, wo er eine große Kirche und eins der schönsten Thore erbaute, ward von Czar Iwan III. 1475 nach Moskau berufen. A. legte hier die erste Stückgießerei an, verbesserte das Münzwesen, versah den Kreml mit Mauern und Thürmen und errichtete daselbst die Assumtionskirche, welche noch jetzt als eins der schönsten Denkmäler griechisch-italienischer Baukunst in Rußland bewundert wird. Andere Schöpfungen A.' waren das kaiserliche Schloß auf dem Jaroslawplatze, der Belvedere-Palast u. die Kathedrale des heiligen Michael. Der um die Kultur der russischen Nation hochverdiente Künstler † zu Moskau um 1500.

Aristotelische Einheiten, in der antiken Dramaturgie die Einheit der Handlung des Ortes und der Zeit, s. Drama.

Aristoxenus, Sohn des Musikers Spintharus aus Tarent, um 350 v. Chr. geboren, berühmt als peripatetischer Philosoph und vorzüglicher Schriftsteller über Musik. Er war zuerst Schüler des Pythagoräers Xenophilus, dann zu Athen des Aristoteles. Da letzterer bei seinem Tode nicht ihn, sondern den Theophrastus zum Nachfolger in der Leitung der Schule ernannte, so soll A. aus Rachsucht später viele böse Gerüchte über seinen großen Lehrer in Umlauf gebracht haben. Epoche machten seine Grundsätze in der Musik, indem er die bisher allgemein angenommene, auf bloße Zahlenverhältnisse gegründete Theorie der Pythagoräer verließ und die Affektion des inneren Sinnes, die Empfindung geltend zu machen suchte. Seine Ansicht fand mit Recht viele Anhänger (Aristoxenianer), ohne jedoch die des Pythagoras ganz zu verdrängen. Die einzige noch übrige Schrift A.' sind die „Elemente der Harmonie“ in drei Büchern, herausgegeben von J. Meursius, Leyd. 1616, besser in Meiboms „Antiq. Musicae scriptores“ (Bd. I, Amsterdam 1652). Bruchstücke eines Werkes über den Rhythmus edirte zuerst J. Morelli (Vened. 1785).

Aristyllus, alexandrinischer Astronom aus Samos, um 290 v. Chr., war der erste griechische Astronom zu Alexandria, der mit Timocharis den gestirnten Himmel beobachtete. Seine verloren gegangene Schrift „Ueber die Fixsterne“ ist von Hipparchus u. Ptolemäus benutzt worden.

Arithmetik (griech.), d. i. Zahlenlehre, derjenige Theil der Mathematik, der sich mit den unstetigen Größen der Zahlen, besonders mit ihren Formen und Verbindungen beschäftigt, im engern

Sinne die Lehre von der Rechnung mit bestimmten Zahlen, welche mit Ziffern geschrieben werden. Man theilt die A. gewöhnlich in die *gemeine* und in die *höhere* und begreift unter jener die vier Species der Rechenkunst in ganzen und gebrochenen Zahlen und ihre praktische Anwendung, die Lehre von den Proportionen, die Ausziehung der Quadrat- und Kubikwurzeln und die Rechnung mit Logarithmen, unter der höheren dagegen die Untersuchung über die Eigenschaften der Zahlen überhaupt, die Zerfällung der ganzen Zahlen in Faktoren, die Kettenbrüche etc. Auch unterscheidet man die *theoretische*, welche die Lehrsätze von den Verbindungen und Eigenschaften der Zahlen aufstellt und wissenschaftlich begründet, von der *praktischen* (technischen oder körperlichen) A., die schlechthin auch Rechenkunst genannt wird. Die *numerische* A., die Logistik der Griechen, lehrt die Rechnung mit bestimmten, durch Ziffern ausgedrückten Zahlen. Von einem höheren Gesichtspunkt geht aus die Arithmetica speciosa, welche in allgemeinen Zeichen, in Symbolen ausführt, was die numerische A. mit Ziffern durchsetzt. Jetzt heißt sie *allgemeine* A. Jener Name soll daher kommen, weil die Juristen fingirte Personen Cajus, Sempronius (um ihre Lehren an bestimmten einzelnen Fällen durchführen zu können) Species nannten. Die *harmonische* A. lehrt die Berechnung der Schwingungsverhältnisse in der Akustik. *Errathende* A., Arithmetica divinatoria, war unsere Algebra. *Logarithmische* A. heißt die Lehre von der kürzeren Berechnung der Logarithmen. Die *tabularische* A. gibt Tabellen für Primzahlen, zusammengesetzte Zahlen, Potenzen, Logarithmen und Aehnliches. *Politische* A. wird die Anwendung der A. auf die in der Staatsverwaltung vorkommenden Verhältnisse, auf Berechnung der Lotterien, der Renten-, Versorgungs- und Versicherungsanstalten, der Sterblichkeitsverhältnisse, der Lebensdauer etc., genannt. Großen Theils mit ihr zusammen fällt die *juristische* A., welche die Anwendung der A. auf Rechtsfälle oder juristische Verhältnisse umfaßt. *Instrumentale* A. nennt man die Rechnung mittelst gewisser Werkzeuge, der Rechentafel, Rechenstäbe etc., namentlich aber der Rechenmaschinen. Ihre erste Entwickelung soll die A. bei den Indiern gefunden haben; doch suchen sich auch die Aegypter die Erfindung des Zahlensystems zuzueignen, indem sie Theut oder Thot als ersten Zahlenmeister aufführen, und auch die Phönicier beschäftigten sich frühzeitig damit. Uebrigens trugen den Namen A. im Alterthum vorzüglich die Untersuchungen über Formen von Zahlen, über gerade und ungerade Primzahlen u. a., unsere Zahlenrechenkunst aber hieß, wie oben bemerkt, Logistik. Wie beschwerlich das Rechnen zu jener Zeit wurde, läßt sich daraus schließen, daß der, welcher unsere vier Species in der Gewalt hatte, schon als Mathematiker galt, und die verschiedenen Weisen, das Rechnen durch mechanische Hülfsmittel zu erleichtern, deuten ebenfalls dahin. Das Zahlensystem der sonst sinnigen Griechen war sehr unbehülflich, daher ihnen auch die Möglichkeit abgeschnitten war, rasche Fortschritte zu zeigen. Daraus lassen sich auch die geheimnißvollen Beziehungen der Zahlen erklären, wie sie die ägyptischen Priester und Gelehrten und sogar noch Pythagoras träumten. Indessen war doch der Letztgenannte derjenige von allen, dem wir schätzenswerthe Sätze über Polygonalzahlen, Pyramidalzahlen, pythagoräische Zahlen (3, 4, 5, weil $3^2 + 4^2 = 5^2$; 6, 8, 10, weil $6^2 + 8^2 = 10^2$ ist) und andere sinnige Zahlenverbindungen, auf Geometrie angewendet, zu verdanken haben. Wie sehr ein ungelenkes Zahlensystem jedem weiteren Fortschritt hier einen Damm entgegenstellt, sieht man schon daraus, daß Archimedes nicht im Stande war, ein genaueres Verhältniß der Peripherie zum Durchmesser als $\frac{22}{7}$ und $\frac{223}{71}$ anzugeben. Die einzigen Mathematiker, welche Schriften über A. hinterließen, sind Euclides (das 7.—10. Buch seiner Elemente) u. Diophantus (aus dem 4. u. 3. Jahrh. v. Chr.). Aus dem ersten Jahrh. v. Chr. Geb. stammen Nicomachus' arithmetische Bücher über Zahlenformen, auch rühren von ihm die (verloren gegangenen) „Theologumena Arithmetices" her. Im 6. Jahrh. verfaßte Boëthius zwei Bücher über arithmetische Gegenstände. Mit der besseren Einrichtung des Zahlensystems änderte sich die schwerfällige Form der A. In diese Zeit fällt Joh. de Sacro-Bosco's († 1226) „Algorithmus seu Arithm. introductio" (Venedig 1523). Sein Zeitgenosse Jordanus Nemorarius schrieb ein Werk über A., 1514 mit gothischer Schrift gedruckt; im 15. Jahrh. schrieb der Minorit Lucas Pacioli dal Borgo San Sepolcro über Algebra, Geometrie u. A. Im 16. Jahrh. findet sich das langgeschätzte klassische Werk des Adam Rise (Reese), wo noch mit Linien Proportionen durchgeführt werden. Auch Kettenregel und Gesellschaftsrechnung finden sich schon in dieser Zeit vor; letztere lehrte (1527 — 1540) Peter Apianus. Im 17. Jahrhundert wurden die Logarithmen erfunden, der letzte Epoche machende Fortschritt in der gemeinen A. Als tüchtige Rechner aus diesem Jahrhundert sind zu nennen: Neper, Briggs, Vlacq; von ihnen haben wir Rechenstäbe, Logarithmen, Sinustafeln. Fermat in Frankreich beschäftigte sich mit den Eigenthümlichkeiten der Zahlen. Hier tritt die Analysis helfend ein, und nun gewinnt die Rechenkunst immer größere Allgemeinheit in der Behandlung. Die Geschichte der A. fällt von da ab mit der der Analysis zusammen.

Arithmetische Zeichen, alle Zeichen, mittelst deren die arithmetischen Operationen angedeutet werden. Das Zeichen der Addition ist +, z. B. 4 + 3 ist 7, das der Subtraktion —, z. B. 8 — 2 ist 6, das der Multiplikation × oder ein Punkt (.), z. B. 2×3 oder 2. 3 ist 5, das der Division entweder ein horizontaler Strich, über welchem der Dividendus u. unter welchem der Divisor steht oder ein Doppelpunkt zwischen dem Dividendus und Divisor, z. B. $\frac{30}{6}$ oder 30:6 ist 5. Zusammengesetzte Zeichen sind diejenigen, welche als einfache betrachtet und behandelt werden sollen. Sie werden in Parenthesen u. Klammern eingeschlossen, z. B. (a + b — c) oder [a + b — c]. Die n^{te} Potenz von a wird durch a^n, die n^{te} Wurzel aus a durch $\sqrt[n]{a}$ bezeichnet. Das Zeichen der Gleichheit ist =, das der Ungleichheit > und <; a > b heißt z. B. a ist größer als b, a < b da-

gegen: a ist kleiner als b. ⅂ zeigt an, daß es unentschieden ist, ob zwei Größen gleich oder ungleich sind u. welche in letzterem Falle größer ist. Das Unendlichgroße wird mit ∞ bezeichnet. Im engern Sinne werden nur das Additions- und Subtraktionszeichen a. Z. genannt.

Arithmomantie (Arithmantie), Weissagung aus den in Zahlen übergetragenen Buchstaben eines Namens. Man setzt z. B. in den Namen mehrer Personen an die Stelle der einzelnen Buchstaben die diesen nach der Ordnung des Alphabets entsprechenden Zahlen, addirt dieselben zusammen und erklärt den Inhaber des Namens, der die größte Summe gibt, für den Längstlebenden u. s. w. Die ersten Anfänge dieser abergläubischen Spielerei finden sich bei den Chaldäern, welche ihr Alphabet, gleich den Hebräern, durch Wiederholung einiger Buchstaben in drei Dekaden vertheilten und, hiernach den betreffenden Namen in Zahlen übertragend, aus deren Vergleichung mit dem Planetenstande die Weissagung herauszogen. Bei den Neupythagoräern und jüdischen Kabbalisten stand die A. in hohem Ansehen; letztere setzten sie als zweiten Theil der Kabbala neben die Theomantie. Noch in der neueren Zeit hat man dergl. Spielereien mit dem Namen Napoleons getrieben, indem man die Worte:

20. 5. 5. 30. 60. 5. 80. 5. 110. 80. 40. 1. 60. 50. 20. 5. 50. 40.
L e E m p e r e u r N a p o l e o n

nach dem angenommenen Zahlenwerthe des französischen Alphabets in die apokalyptische Zahl des Thieres (666) umsetzte u. nun nach Offenb. 13, 5 die französische Kaiserregierung auf 42 Monate feststellte. Trotz des schlechten Erfolges dieser Prophezeihung traten auch später noch mehre Apokalyptiker mit ähnlichen Träumereien auf.

Arius, Stifter der Arianer, s. Arianischer Streit.

Ariwald (Arioval dus, Aribald oder Arial d), longobardischer König von 624—637, gelangte auf den Thron nach Absetzung seines durch beigebrachtes Gift wahnsinnig gewordenen Schwagers Adelwald oder Adevaldus, gewann durch Güte und Gerechtigkeit die Liebe des Volkes, behauptete sich glücklich gegen den vom Papste Honorius aufgereizten Exarchen von Ravenna und stellte die Ruhe in dem von Parteiungen zerrissenen Reiche wieder her.

Arkade (vom latein. arcus, Bogen), Bogengang, der durch mehre an einander oder hinter einander gereihte Bogenstellungen gebildet wird. Eine A. kann auf beiden Seiten durch Mauern geschlossen seyn und wird dann vorzugsweise Gewölbe genannt, oder sie ist nur auf einer Seite geschlossen, während auf der andern sich ihr Bogen nach dem Hofe, der Straße &c. öffnet und heißt dann Gallerie, oder, ist sie massiv und gewölbt, wie in Klöstern, Kreuzgang, Piazza, oder im Innern der Wohnungen Korridor. Die A.n sind einfach, wenn sie nur eine, doppelt oder mehrfach, wenn sie mehre Säulen- oder Pfeilerreihen haben. Die Anwendung der A.n reicht in die ältesten Anfänge der Baukunst hinauf und zwar wurden sie in Indien, der Wiege aller Kunst, durch das Bedürfniß des Schattens hervorgerufen. Aus diesem Bedürfniß ist ohne Zweifel die Kunst des Gewölbebaues selbst entstanden, der in den ältesten Denkmälern der Architektur in Meroe, in Aethiopien und Aegypten schon in großer Vollendung sich zeigt. In den Tempeln und Palästen der alten Aegypter spielen Säulengänge und A.n eine große Rolle, und selbst in den Felsen- und Höhlentempeln der alten Indier sind Reihen von Bogenstellungen gewöhnlich. Griechen und Römer gaben ihnen die weiteste Anwendung; nicht bloß die öffentlichen Plätze für Volksversammlungen und Spiele, sowie die Orte, wo ihre Philosophen lehrten, waren öfters mit schattigen Bogengängen umgeben, sondern auch Straßen und Märkte waren häufig mit solchen A n umsäumt. Von den Römern verbreitete sich ihre Anwendung weiter in das nördliche Europa, doch hier mehr zum Schutze vor Regen und Sturm, als vor der Sonne, oder mehr zur Zierde u. zum Luxus, als aus Bedürfniß. Dort, z. B. in Paris, in London, in Edinburg &c., sehen wir die schlanken Kolonnaden häufig um Märkte u. Squares, oder um die Höfe der Prachtgebäude und Paläste laufen, oder sie ziehen sich in Straßen oder Gebäudeterrassen längs den Wohnungen hin, das Ansehen von Pracht, Größe und Reichthum erhöhend oder hervorrufend. Am häufigsten sieht man sie in letzterer Anwendung in den italienischen Städten. Offenen Plätzen, wo sich zu bestimmten Tageszeiten viele Menschen zu versammeln pflegen, Börsen u. Höfen von Gasthäusern, Docks, Kayen, Kurbrunnen und Heilquellen sind sie eine oft unentbehrliche Zugabe. In den östlichen Ländern und in Südspanien schließen sie als Schattenspender die Höfe der Wohnungen ein. Die einfachste und anspruchloseste Anwendung haben sie vor den Hütten des Landmanns. Selbst in mehren Gegenden Deutschlands sind die Fronten der Bauernhäuser mit A.n versehen.

Bei ihrer Anwendung in der höheren Baukunst ist ihre Konstruktion Regeln unterworfen, die sich auf die Proportion ihrer Theile und ihre Dauer beziehen. Die Oeffnung einer A. sollte nach Vitruv nie mehr Höhe haben, als die doppelte Weite. Die Breite der Tragpfeiler wird $^1/_3$ der Bogenweite selten übersteigen und, ohne Mißverhältnisse augenfällig zu machen, selten weniger als $^1/_4$ betragen dürfen; doch richtet sich solches auch nach der Last, die die Pfeiler zu tragen haben. Eckpfeiler sollten stets um $^1/_2$ oder $^1/_3$ breiter als die gewöhnlichen Pfeiler seyn. Auch stellte man die Regel auf, daß der Zwischenraum der Pfeiler stets 4 Pfeilerdicken betragen müsse. Viele schlagen 5 Pfeilerstärken als das schönste Verhältniß vor. Die Tiefe der A. darf nicht zu gering seyn; die mit der A. beabsichtigte Wirkung wird sonst zerstört und die vorstehenden übrigen Theile an den Gebäudefronten, z. B. die Karniese der Fensteröffnungen, erscheinen außer Verhältniß. Die Tiefe soll mindestens der Breite der Bogenöffnungen gleich seyn. Der die A. einschließende Raum hat eine flache oder eine gewölbte Decke. Im ersteren Falle ziert man die Rückwand, welche den A.n zugekehrt ist, mit Pilastern, so daß mit den letzteren die Pfeiler korrespondiren. Sie mögen um das Viertel oder Sechstel ihrer Breite versp-

hen. Die Pilaster tragen dann gemeiniglich eine fortlaufende Entablatur, oder es setzen Architrav und Fries fort, während das Karnies quer über den Portikus geführt wird und so die Decke regelmäßig abtheilt. Die Außenverzierung der Arkadenpfeiler ist sehr verschieden und hängt von dem Styl des Gebäudes ab, zu dem die A. gehört. An Prachtgebäuden werden die durch die Pilaster auf der inneren Mauerfläche gebildeten Nischenräume mit Malerei verziert. Das schönste und nobelste Beispiel dieser Arkadendekoration in neuester Zeit geben die A.n des Hofgartens in München.

Arkadien, das von den Dichtern hochgefeierte Hirten- und Schäferland, jetzt Departement des Königreichs Griechenland in der Mitte des Peloponnes oder des heutigen Morea. A., nächst Lakonien der größte und bevölkertste Theil des Peloponnes, ward östlich von Argolis, nördlich von Achaja und Sicyon, westlich von Elis, südlich von Messenien und Lakonien begrenzt. Ganz A. ist hohes Gebirgsland. Im nordöstlichen Winkel des Landes erhob sich der größte Gebirgsstock des Peloponnes, Cyllene, dessen Hauptkette in gerader Richtung westwärts lief, eine Strecke lang die Grenze gegen Achaja bildend. Südlich von Cyllene zwischen A. einer- und Phliasien und Argolis andererseits, erhob sich ein anderer Zug, mit den ansehnlichen Bergmassen Lyrceus, Artemision, Parthenion, Parnon u. a.; weiter südwärts lief diese Kette der Ostseite Lakoniens entlang bis hinab zum Vorgebirge Malea (jetzt Kap St. Angelo). Zwischen diesen beiden Hauptketten und mit ihnen vielfach verzweigt, durchstrichen Höhenzüge in den verschiedensten Richtungen das ganze innere Land u. entsendeten ihre Ausläufer nach Lakonien, Messenien und Elis. Die höchste unter den südlichen Höhen war der Lycäus; andere bedeutende Berge waren: Pholoe, Thelpusa, Nomia, Mänalus, Phalanthus, Trachy. Theils kahl und felsig, theils mit dichten Waldungen oder grasreichen Wiesen bedeckt, von tiefen, wohlbewässerten Thälern durchschnitten, zeigen diese Gebirge noch heute die reizendste Mannigfaltigkeit. Hauptfluß war der Alpheus (jetzt Ryfo oder Rufia), welcher hier den Styx, Stymphalus, Nonacris, Aroanius (Olbius) und Ladon mit dem Enipeus und Erymanthus aufnahm. An der südlichen Grenze floß der Neda; der Eurotas ging nach Lakonien über; außerdem fanden sich hier die Quellen der meisten Flüsse von Argolis, Achaja und Elis. Unter den zahlreichen Alpenseen nennen wir den bekannten Stymphalus, vom gleichnamigen Flusse gebildet. Die besten Theile des Landes waren die südlichen und westlichen; hier erweiterten sich die Thäler nicht selten zu den fruchtbarsten Flächen und ließen alle Feldfrüchte, sowie den Weinstock und Oelbaum in Fülle gedeihen. Rauher und wilder stellte sich der Norden und Osten dar mit seinen Hochflächen und den, diese überragenden schroffen Spitzen, wo Wildjagd u. Viehzucht den Bewohner reichlich beschäftigte. A. ist, wie Griechenland überhaupt, noch heute vorzugsweise Weideland. Auf den Stellen mit gutem Boden wächst der Mais, die Kartoffel fängt an sich zu verbreiten, die Gerste wird mit Vorliebe gebaut, der Hafer ist fast unbekannt; das Obst ist schlecht, Maulbeerbäume finden sich häufig u. an vielen Orten jung angepflanzt, Oliven nur in sehr tiefliegenden Gegenden, Feigenbäume häufig, Weinbau überall; der Wein, weil mit weniger Harz als im übrigen Griechenland bereitet, ist angenehm, die Trauben sind köstlich, das Keltern geschieht auf höchst einfache Weise. Noch finden sich in den Bergen Hirsche und Rehe, aber keine Bären und Wildschweine mehr. Pferde gibt es wenig, dagegen ist der Esel allgemein. Der prächtige arkadische Schäferhund ist groß u. stark, zottig und von unheimlicher Wildheit. Im Ladon gibt es noch jetzt treffliche Forellen.

Das alte A. zerfiel in drei Theile: Azania, der Norden und Nordwesten; Parrhasia, der Südosten; Trapezuntia, der Süden in der Nähe des Alpheus. Unter den Städten waren die wichtigsten: Mantinea, Tegea, Orchomenus, Stymphalus, Pheneus, Psophis, Heräa, Nonacris, Clitor, Mänalon, Palantion, Lycosura, Phiglia und das große, später erbaute Megalopolis, Vaterstadt des Polybius und Philopömen.

Der Charakter der Arkadier trug das Gepräge ihres isolirten Gebirgslandes. Meist Jäger und Hirten, waren sie einfach, genügsam, harmlos, treu, menschenfrundlich, gastfrei und freiheitsliebend. Noch in der späteren Zeit verschmähten sie nicht die wohlfeile Kost der eßbaren Eichel. Zwischen Herren, Dienern und Sklaven bestand nur ein geringer Unterschied. Die Musik liebte und pflegte dieses Volk wie kein anderes in Griechenland. Als das übrige Griechenland bereits moralisch untergegangen und selbst Sparta längst von der Väter Einfalt und Tugend gewichen war, herrschte in den arkadischen Bergen allein noch die alte, unverdorbene Sitte u. mit ihr Kraft, Wohlseyn und Frohsinn. So kam es, daß die Dichter A. als das Land der Unschuld und des stillen Friedens, als das Eldorado der alten Welt priesen. Aber man würde sehr irren, wenn man, gestützt auf jene poetischen Ergüsse, die Arkadier für zärtliche, weichliche und empfindsame Schäfer halten wollte. Wie allen kräftigen Naturvölkern, so war auch ihnen ein hoher Grad von Derbheit u. selbst Rohheit eigen; an Intelligenz und feiner Bildung standen sie den übrigen Bewohnern Griechenlands nach, wie die sprüchwörtlichen Ausdrücke: „arkadisches Gewächs,“ „arkadische (Esels-) Ohren“ u. a. beweisen; Krieg gehörte zu den Lieblingsneigungen der Arkadier, und da bei der Bravheit des Volkes innere Fehden seltener waren, so diente man meist auswärts um Sold. In religiöser Hinsicht war A. der Ursprung und Hauptsitz des Pandienstes; für den Lieblingsaufenthalt dieses Gottes, dem man die Erfindung der Hirtenflöte zuschrieb, galt der Berg Mänalus; der Cyllene war angeblich der Geburtsort Merkurs (Hermes), des Erfinders der siebensaitigen Laute. Andere von A. ausgegangene Gottheiten sind die am Himmel glänzenden Callisto u. Arcas. Der Berg Lycäus war gleichsam der arkadische Olymp. Auf der höchsten Spitze desselben brachte man dem Jupiter Menschenopfer; sonst durfte der dem Gotte geweihte Bezirk von Niemandem betreten werden. Der Styx, ein kleiner Bach, dessen Wasser für tödtlich galt, spielte seine bekannte Rolle in der Unterwelt, der Fluß und See Stymphalus in der Herculessage.

Die heutigen Arkadier sind ein rauher, kräftiger Menschenschlag, von mittlerer Größe, lebhafter Miene u. Geberde. Sie leben von Brod, Milch, Käse, Oliven, Zwiebeln, Bohnen, essen selten Fleisch, trinken mäßig Wein, lieben aber leider den Branntwein ungemein; Musik und Tanz sind Lieblingsunterhaltungen, die Instrumente einfach, Tamburin und Cither, der Gesang in einförmigen Melodien, näselnd und schnarrend vorgetragen, die Poesie der Lieder dem entsprechend. Die Frauen altern schnell, ihre Tracht (ein plumper Ueberwurf ohne Taille macht den Hauptheil ihrer Kleidung aus) ist ungünstig; die Männer dagegen, die, während die Frauen die Hausgeschäfte besorgen, im Freien streifen, sehen martialisch und kräftig aus mit der Fustanella und der bunten Jacke, dem Schnurrbart und der Waffe. Im Laufe sind sie unermüdlich; es gibt häufig sehr alte Leute. Ihre Wohnungen sind sehr einfach; in der Regel ist das ganze Haus ein großes Gemach, auf der einen Seite der Herd, auf der andern die Vorräthe und Geräthschaften, weder Stühle, noch Betten, der Boden gestampfte Erde, das Dach aus Ziegeln oder Schiefer; gegen die häufigen Wanzen bedient man sich der äußerst zweckmäßigen Gazebetten und des aus Tiflis eingeführten Insektenpulvers aus den Blüthen von Pyrethrum roseum, das vortreffliche Dienste thut. Die Industrie ist noch in der Kindheit; Gasthäuser mangeln; der Reisende quartirt sich in einem der bessern Privathäuser ein und gibt beim Abschied einem der Angehörigen so viel Geld, als er in einem Gasthause bezahlt haben würde. Die kirchlichen Verhältnisse sind sehr einfach. Die kleineren Klöster, welche für den Anbau des Landes sehr vortheilhaft und daher, nachdem man sie früher abgeschafft hatte, kürzlich wieder vom Staat zurückgegeben wurden, waren zur Zeit, da Th. Schwab A. bereiste (1848), verödet. Die Priester auf dem Lande, nicht durch das Cölibat von den Bauern geschieden, unterscheiden sich vom Volk durch ihren Bart und ihre Tracht, einen schwarzen Rock mit Barett, aber nicht durch besondere Kenntnisse, da dieselben in der Regel nicht weiter reichen, als zur Lesung des Rituals, der Evangelienabschnitte. Ihr Einfluß auf Volksbildung ist von keiner Bedeutung. Besser steht es mit der Schule; die Schullehrer in den größern Dörfern sind meist gut unterrichtete Leute, die allgemeines Ansehen genießen und einen guten Einfluß auf die Bevölkerung ausüben. Ihre Wirksamkeit ist auch nicht ohne Erfolg geblieben, und unter der Jugend wenigstens sind die Elementarkenntnisse so ziemlich allgemein verbreitet, während unter den Erwachsenen allerdings Viele sind, die weder lesen, noch schreiben können. Auf kleineren Dörfern, und selbst da, wo nur wenige Häuser zusammenstehen, findet man in der Regel noch etwas der Schule Analoges, irgend einen alten Soldaten oder desgleichen, der die Kinder wenigstens lesen lehrt. Diejenigen jungen Leute, welche sich für die höheren Studien vorbereiten wollen, beziehen die Gymnasien von Nauplia und Patras, welche jetzt die einst berühmte Schule zu Dimitzana in A. verdunkeln, eine Schule, wo zur Zeit der Türkenherrschaft ein Herd von Bildung verborgen war, der eine Fülle begeisterter jugendlicher Kräfte in die Flammen des Freiheitskrieges goß.

Die Arkadier gehören zu den ältesten Völkern Griechenlands. Pausanias nennt sie Autochthonen, andere Schriftsteller machen sie zu Proselenen, d. i. Vormondliche (älter als die Berechnung u. Verehrung des Mondes in Argos), od. nach Grotefend parsische Sonnenanbeter. Wirklich weisen der von hier sich verbreitende Pan- und Hermesdienst, sowie die Verehrung des lycäischen Jupiter auf einen Ursprung aus dem Lichtlande in Osten hin. Die heimischen Sagen des Volkes reichten bis über die deucalionische Fluth, bei welcher das Gebirge Cyllene, gleich dem Ararat der Bibel, als der Rettungsort des Menschengeschlechts erscheint. Der erste arkadische König war Pelasgus, d. h. der Anführer einer pelasgischen, aus Nordgriechenland einwandernden Kolonie. Er entwilderte die Ureinwohner, lehrte sie Hütten bauen und aus Thierhäuten Kleider, aus dem Mehle der eßbaren Eichel eine Art Brod bereiten. Sein Sohn Lykaon führte die Verehrung des lycäischen Jupiter mit den licäischen Spielen oder Luperkalien ein und erbaute auf dem lycäischen Berge die Stadt Lyosura, angeblich die erste aller griechischen Städte. Von Lykaons 50 Söhnen folgte ihm Nyctimus; Oenotrus und Peucetius wanderten nach Italien aus und machten in Ausonien und Kalabrien arkadische Sprache und Religionsgebräuche (z. B. die Luperkalien) heimisch. Die übrigen Lykaoniden legten neue Städte an und nannten sich Könige. Die gemeinsame Oberherrschaft führte nach Nyctimus Arcas, der Callisto Sohn; er gab dem Lande, das bisher Pelasgia hieß, den Namen A. und lehrte seinen Unterthanen den Ackerbau, sowie die Verfertigung und den Gebrauch wollener Kleider. Von seiner Gemahlin, der Nymphe Erato, hatte er 3 Söhne, Aphidas, Elatus und Azan, unter welche das Reich getheilt wurde. Aleus, des Aphidas Sohn und Erbauer des Minervatempels Alea bei Tegea, vereinigte später die verschiedenen Staaten wieder unter eine Herrschaft. Ihm folgte sein Sohn Lycurgus, diesem seines Bruders Enkel Echemus, welcher im Zweikampfe den Herakliden Hyllus erlegte und dadurch für jetzt den Peloponnes von den eingedrungenen Dorern befreite. Unter Agapenor, dem Nachfolger des Echemus, nahmen die Arkadier am trojanischen Kriege Theil (Hom., Il. 2, 609), und Evander führte eine neue Kolonie nach Italien, wo er am Tiberstrande die Stadt Pallantium gründete und Ahnherr der Römer ward. Als Agapenor, auf der Heimfahrt von Troja nach Cyprus verschlagen, nicht zurückkehrte, so kam die Regierung an die Nachkommen des Stymphalus, eines Sohnes des Elatus. Unter Cypselus (um 1100 v. Chr.) kehrten die Herakliden zurück und bemächtigten sich des ganzen Peloponnes, mit Ausnahme A.s, das anfangs glücklich widerstand, dann durch Verheirathung seiner Königstochter Merope an den Heraklidenfürsten Cresphontes in ein freundschaftliches Verhältniß zu diesem trat und so allein sich von den fremden Eindringlingen frei erhielt. Der letzte arkadische König war Aristocrates II., Sohn des Hicetas, zur Zeit des dritten messenischen Kriegs. Sein Verrath lieferte die

Messenier, Bundesgenossen der Arkadier, in die Gewalt der Lacedämonier; entrüstet über diese Schurkerei ihres Königs, steinigten ihn die eigenen Unterthanen und warfen seinen Leichnam über die Grenze. A. zerfiel jetzt in eine Menge kleiner Freistaaten, unter denen Tegea und Mantinea die bedeutendsten waren, aber, wie die übrigen, meist isolirt und eifersüchtig auf einander sich gegenüber standen. Diese traurige Zersplitterung der Volksmacht benutzte das mächtige Sparta, um seine Oberherrschaft auch hier zu begründen. Bereits war Mantinea erobert, und die Unterjochung des ganzen Landes schien nicht mehr fern zu seyn, als Epaminondas bei Leuctra 371 v. Chr. den Stolz der Lacedämonier demüthigte. Die Mantineer stellten hierauf ihre zerstörte Stadt wieder her und alle arkadischen Staaten vereinigten sich durch den Einfluß des thebanischen Feldherrn zu einem gemeinsamen Bunde, dessen Sitz und Haupt das eigens hierzu angelegte, die Einwohner von mehr als 50 Ortschaften umfassende Megalopolis seyn sollte. Mehrmals zog Epaminondas zur Unterstützung und Aufrechterhaltung des Bundes gegen die Anfeindungen der Spartaner nach dem Peloponnes, das letzte Mal 362, als ihn ein Theil der Arkadier, welcher in einer Fehde mit Elis den olympischen Tempel geplündert hatte, zu Hülfe rief. Nach der Schlacht von Mantinea wurde Megalopolis von Athen in Schutz genommen. Während der Kämpfe zwischen den Feldherren Alexanders des Großen erfuhr A. alle Drangsale jener traurigen Epoche; nur die größeren Städte, wieder von Tyrannen beherrscht, erhielten sich einigermaßen im Wohlstande. Sie traten später dem achäischen Bunde bei, ernteten aber in dessen Streitigkeiten mit den Spartanern und Aetoliern, sowie später mit den Macedoniern nichts als Verderben. Nur einmal führte der große Strateg Philopömen aus Megalopolis die Achäer und seine Landsleute auf kurze Zeit (208—205 v. Chr.) zu Ruhm und Glanz. 50 Jahre nach seinem Falle gerieth ganz Griechenland unter die Gewalt der Römer, und 100 Jahre später wird uns A. als ein verwildertes und entvölkertes Land geschildert. Im Mittelalter wanderten Albanier und Bulgaren zu den Resten der alten Einwohner. Unter türkischer Herrschaft hieß A. Braccio di Maina oder Tzakania, Sakanien; zu Tripolitza war der Sitz eines Pascha. Vergl. W. Breitenbauch, Geschichte von A., Frankfurt a. M. 1791.

Arkadier (arkadische Akademie, Accademia degli Arcadi), poetisch-literarische Gesellschaft zu Rom, gegründet gegen Ende des 17. Jahrhunderts durch den talentvollen Rechtsgelehrten Leonio. Man hatte 1690 Gesetze nach dem Muster der 12 altrömischen Tafeln, ertheilte den Mitgliedern griechische Schäfernamen, wählte die Syrinx (die alte Hirtenflöte), mit einem Lorbeer- und Fichtenzweige umwunden, zum Wappen und ernannte einen Präsidenten (Custode dell' Arcadia) mit zwölf jährlich von ihm zu wählenden Beisitzern. Erster Präsident war der gelehrte Crescimbeni. Die Gesellschaft hält jährlich in einem ihr gehörigen Gebäude an der Fontana di Trevi 7 Hauptversammlungen, wobei die Arbeiten der Akademiker vorgelesen, auch Fremde zugelassen werden. Sonst kommen die römischen Mitglieder während des Frühjahrs und Sommers jeden Donnerstag in einem Garten zusammen, der ihnen von Johann V. von Portugal geschenkt ward und nach einem arkadischen Gebirge Bosco di Parassio heißt. Die Aera der A. ist die Olympiadenrechnung; die olympischen Spiele werden alle 4 Jahre als literarisches Fest gefeiert; auch findet dann die neue Präsidentenwahl Statt. Die Bibliothek der A., in ihrem Lokale an der Fontana di Trevi, enthält die besten, theilweise auch durch den Druck bekannt gemachten Gedichte und Aufsätze der Gesellschaftsmitglieder nebst den ausführlichen Biographien der Verstorbenen. Töchtergesellschaften sind unter verschiedenen Namen über einen großen Theil Italiens (z. B. zu Bologna, Ferrara, Siena, Pisa, Venedig etc.) verbreitet. Unstreitig hat die arkadische Akademie, zu der früher die angesehensten Literaten Italiens gehörten, in der ersten Periode ihres Bestehens auf die italienische Literatur durch zweckmäßige Aufmunterung und Leitung schriftstellerischer Talente sehr wohlthätig gewirkt. Später ward und blieb sie eine Adelskoterie, wo Rang und Geburt als allein nothwendige Erfordernisse zur Aufnahme galten und die Beschäftigung mit der Literatur als noble Spielerei ohne Ernst und Geschick betrieben wurde.

Arkansas, einer der westlichen Staaten der nordamerikanischen Union, wird im Norden vom Missouri, im Osten vom Mississippi, der A. von Tennessee und Mississippi trennt, im Süden von Louisiana und im Westen von den Indianergebieten (dem Osage- und Ozarkdistrikt) und Texas begrenzt und liegt zwischen 33° und 36° 30' nördl. Br. und 89° 30' und 94° 30' westl. L. (nach Andern zwischen 87° 44' und 94° 30' westl. L.). Der Flächeninhalt beträgt 54,500 engl. □Meilen oder 34,880,000 Acker (nach Bromme's eigener Messung: 45,155½ □Meilen oder 28,899,420 Acker, nach Andern: 57,900 □Meilen und 57,000 □Meilen; früher gab man den Flächeninhalt sogar auf 120,000 □Meilen an, doch sind bei Konstituirung des Staats die Grenzen desselben sehr beschränkt und das Indianergebiet genau von ihm geschieden worden). Die Ausdehnung A.' von Norden nach Süden beträgt 240 engl. Meilen, von Osten nach Westen 228 Meilen (nach Bromme 298 Meilen). Der Boden bietet vom reichsten Uferland bis zu dem dürftigsten Felsengrund und den ödesten Sandflächen alle nur möglichen Abstufungen. Der östliche Theil bis zu 100 Meilen ist eben, niedrig und voller Sümpfe, der mittlere Theil bis Little-Rock gebrochen, theilweise hügelig und besteht abwechselnd aus Prairie und mit Holz bedeckten Swamps von reichem Boden, aber ungesunder Beschaffenheit. Die Flußufer, sowie die Höhen sind mit dichtem Wald bedeckt, das Land selbst aber, obgleich von vielen großen Flüssen durchschnitten, im Ganzen wasserarm. Im Frühjahr Ueberschwemmungen ausgesetzt, haucht es bei zunehmender Sonnenhitze pestilenzialische Dünste aus und gleicht am Schlusse des Sommers einer dürren, verbrannten Ebene. Der Westen des Landes ist hügelig, selbst gebirgig; das von dem Red-River kommende Ozarkgebirg streicht durch den mittlern und nordwestlichen Theil nach Missouri hinüber und stößt im Norden des Arkansas-River

die Black-Hills (schwarzes Gebirg) nach dem Red-River ab. Zwischen dem Arkansas- u. Red-River ziehen sich die Washita-Hills, welche die Wasserscheide zwischen dem Arkansas und Washita bilden. Es sind darunter Berge von beträchtlicher Höhe, wie der Mamelle-Mount in der Grafschaft Conway von fast 2000 Fuß, der Mount-Cerne und andere in der Nähe der heißen Quellen, die zu bedeutenden Piks aufsteigen. Die ganze Grafschaft Hotspring ist Hügelland und eine der wenigen gesunden im Lande. Eine dreifache Hügelreihe zieht sich zwischen dem Washita- und Red-River bis zum Süden hin, und im Westen erheben sich die Patators-Hills, der Sugar-Loaf und Masserne-Mountains, die ansehnlichsten Bergzüge des Ozarkgebirges, welche reiche und gesunde Thäler umschließen und herrliche Abwechselungen bieten. Das Bergland hat an den Flüssen, welche dasselbe durchbrechen, reiche Niederungen und zwischen den Gebirgen selbst reizende, den Anbau wohl lohnende Thäler. Granitfelsen werden hier sichtbar und kommen im Westen von A., dem von Indianern bewohnten Theile des Landes, je mehr man sich den Rocky-Mountains nähert, immer häufiger vor. Große Flächen öffnen sich hier, die oft meilenweit mit Salzkrusten und Natron bedeckt sind und den durchströmenden Flüssen einen salzigen Geschmack verleihen; anderwärts findet man längs des obern A. Thäler, die, obgleich trocken gelegen, mit den reichsten Mississippiniederungen hinsichtlich ihrer Fruchtbarkeit wetteifern können, und auf dem Hochplateau des Westens oft meilenlange Abhänge und Hügel, auf denen die Weintraube in einer Vollkommenheit wild wächst, von der man in den ganzen Vereinigten Staaten bis jetzt keinen Begriff hatte. Die bedeutendsten Flüsse von A. sind der Mississippi, der die Ostgrenze des Staates bildet, der Francis-River, White-River, Arkansas-River, Red-River, Little-Missouri, Missouri und eine Menge anderer kleinerer Ströme. Das Klima ist sehr verschieden. Im Ganzen genommen ist es mild, der Winter nicht streng, der Sommer nicht zu heiß. Regen und Trockniß sind sehr ungleich. Die Gegenden an den Flüssen, vorzüglich am Arkansas bis Little-Rock, am Mississippi, St. Francis, am untern Theil des White sind im höchsten Grade ungesund; Gallen- und Wechselfieber sind daselbst etwas ganz Gewöhnliches. Die Hochebenen im Westen dagegen können für eines der gesundesten Länder gelten, welche der Westen der Vereinigten Staaten bietet, selbst Missouri nicht ausgenommen. Hinsichtlich der Naturprodukte gibt es kaum ein reicheres Land auf der Erde, als A., welches ein wahres Chaos von Reichthümern in dieser Beziehung darbietet. Majestätische Buchenwaldungen erheben sich auf den fruchtbaren Bottomländereien des St. Francis, während im Süden die herrliche, großblumige Magnolie prangt. Eichen, Eschen, Baumwollbäume, Cypressen und andere bezeichnen hier guten, die rothe Ceder, Fichten, Fichteneichen und der Sadebaum geringen Boden. Die Preißelbeere, die sonst nur in den nördlichsten Gegenden des Mississippithales, sowie in Pennsylvanien und Newyork vorkommt, wird hier in Menge gefunden. Der Bogenholzbaum (Maclura aurantiaca) wird fast nur in diesem Staate, in Louisiana und einem Theile Tennessee's getroffen. Weinreben gibt es nirgends mehr und in größerer Mannigfaltigkeit, als hier, worunter die Muskadin- und eine im Kieferwalde wachsende Rebe die vorzüglichsten sind; erstere hat pflaumenartige, fast einzeln hängende Beeren. Maulbeeren sind ebenfalls zahlreich, und die Pawpaw, Persimonen, Chikasaw- und Prairiepflaumen in Menge vorhanden; die Wachsmyrte, aus deren Beeren durch Auskochen ein vegetabiles grünes Wachs gewonnen wird, füllt viele der Niederungen und umgürtet die ausgedehnten Swamps. Der Palmetto mit seinen großen fächerförmigen Blättern kommt südlich des 33° nördl. Br. in undurchdringlichen Gehegen vor, und die stehenden Gewässer werden, wie in Louisiana, von dem prachtvollen Nelumbo bedeckt. An Wild ist in allen Theilen des Staates noch Ueberfluß: Bären, Wölfe, Rothwild, Elennthiere, Fischottern, Biber, Kaninchen, Racoons, wilde Katzen und andere Pelzthiere gibt es in Menge, und in den Niederungen und Dickichten ist der Kaguar und Jaguar nicht selten. Im Westen irren noch große Bisamheerden und Tausende von verwilderten Pferden herum. Wilde Gänse, Enten, Schweine, Truthühner bedecken in zahllosen Schwärmen die Wälder und Gewässer. Schlangen, besonders Klapperschlangen, sind überall, letztere vorzüglich in den bergigen Theilen des Landes zu finden, und in den Niederungen sind die Muskitos, im Westen die Prairiefliegen eine große Plage. Mineralogische Untersuchungen sind noch nirgends angestellt worden, doch hat man bereits Spuren bedeutender mineralogischer Schätze entdeckt und in den letzten Jahren auch angefangen, dieselben auszubeuten. Blei und Bleierz findet man in allen nordwestlichen Counties und im Ozarkgebirge; Eisen und Steinkohlen ebendaselbst, besonders in den Counties am obern und mittlern White, in Washington, Carroll, Izard, Independence und Lawrence; Magneteisenstein kommt in außerordentlicher Menge in der Grafschaft Hotspring vor. Alle Berge und Hügel daselbst zeigen Spuren vulkanischen Ursprungs. Die heißen Quellen, von welchen die Grafschaft den Namen erhalten hat, entspringen am Fuße zweier, einander gegenüberstehender, 4—500 Fuß hoher Hügel und zwar dreißig an der östlichen und nur eine an der westlichen Seite; sie ergießen sich in einen Creek, der durch das Thal gegen Süden fließt und 7 Meilen von den Quellen in den Washita fällt. Die gewöhnliche Temperatur derselben kommt der des kochenden Wassers nahe; einige der Quellen sind jedoch viel lauer, und eine ist fast kalt. Das Wasser aber ist ausgezeichnet hell und klar, zeigt im Geschmack keine mineralischen Bestandtheile, stimmt hinsichtlich der Analyse genau mit den Quellen von Badenweiler in Baden überein und wird in rheumatischen, chronischen und gichtischen Beschwerden mit großem Erfolge angewendet. Nicht weit davon ist eine starke, schwefelhaltige, sehr kalte Quelle; mehre andere, zum Theil heiße Schwefelquellen sind in verschiedenen Theilen des Staa-

tes. Zwei Meilen von den heißen Quellen ist ein Bruch von Asphalt. Fossile Seemuschellager finden sich in mehren Gegenden in lockerer Gebirgserde, in großen Massen und bedeutender Größe, besonders in der Grafschaft Hamstead, oft in bedeutender Tiefe. Salzquellen gibt es im Ueberfluß; in Hamstead ist an der Saline Fork des North=Little=River bereits ein ziemlich bedeutendes Salzwerk im Gange, u. am obern Arkansas findet sich ein Landstrich, die „Salzprairie" genannt, welcher viele Meilen weit bei trockenem Wetter mit einem weißen krystallisirten Salz bedeckt ist. Die Gebirge enthalten außerdem Vitriol, Alaun, Salpeter, Kalkstein, Töpfererde, Walkererde, Marmor, Mühlstein, Eisen, Kupfer, Spießglas, Silber und Steinkohlen. Die Kultur hat in A. bis jetzt wenig Fortschritte gemacht. Der Ackerbau wird durch die Lage des Landes im Allgemeinen nicht sehr begünstigt. Man baut hauptsächlich Mais, Weizen, Hafer, Kartoffeln, diese aber nur im Nordwesten des Landes vollkommen. Tabak, Reis und Baumwolle rentiren am meisten, werden jedoch in den ungesundesten Gegenden von A. gewonnen. Für Viehzucht bieten die zahlreichen Triften im Westen und Nordwesten, sowie die herrlichen Prairien im Osten u. Nordosten gute Gelegenheit. Der Gewerbfleiß ist bis jetzt noch äußerst gering; auch der Handel unbedeutend. Häute, Pelzwerk, die man von den Indianern einhandelt, Holz und vorzüglich Baumwolle sind die Artikel, welche man ausführt, wenn auch in geringen Quantitäten. Das Haupthinderniß des Aufkommens des Handels von A. liegt in der beschwerlichen Kommunikation. Zwar bietet der Mississippi durch regelmäßige Dampfschifffahrten das beste Verbindungsmittel zwischen A. und den nächstgelegenen, sowie den entferntern Staaten der Union; aber unmittelbar an demselben werden wenige Handelsartikel gewonnen und müssen dieselben weit aus dem Innern des Landes herbeigeschafft werden. Dazu aber fehlen die nöthigen Hülfsmittel, denn der Arkansas wird wohl bis Little=Rock mit Dampfschiffen, die dadurch eine Verbindung mit Neu=Orleans, Cincinnati u. s. w. unterhalten, und noch weiter mit kleineren Schiffen befahren, aber nur einen Theil des Jahres, da er in der übrigen Zeit zu seicht ist; auch kann der White=River, St. Francis=River, Washita=River und Red=River zum großen Theil mit Booten befahren werden, doch ist das Land, so weit dieselben schiffbar, wegen des ungesunden Klima's noch äußerst wenig bewohnt. Die Straßen aber sind, außer der von Memphis über Franklin nach Little=Rock und von Francisville über Lichtfield nach Batesville, noch in erbärmlichem Zustand; Kanäle und Eisenbahnen, deren Bau der Boden ungeheuere Schwierigkeiten entgegenstellt, existiren noch gar nicht.

Die Verfassung datirt sich von 1836. Nach derselben hat die exekutive Gewalt ein Gouverneur, der vom Volke alle 4 Jahre gewählt u. innerhalb 12 Jahren nur auf 8 wählbar ist. Er muß, um wählbar zu seyn, entweder eingeborner Bürger der Vereinigten Staaten seyn, oder 10 Jahre in dem Staate gewohnt haben, ehe derselbe in die Union aufgenommen wurde; er muß wenigstens 30 Jahre alt seyn u. vor Antritt seines Amtes 4 Jahre in dem Staat unausgesetzt zugebracht haben. Die gesetzgebende Gewalt übt der Senat und das Haus der Repräsentanten aus, die zusammen die Generalversammlung bilden. Der Senat besteht regelmäßig aus 21 Mitgliedern; die Mitgliederzahl darf nie unter 17 und nie über 33 seyn. Dieselben werden auf 4 Jahre direkt gewählt, und zwar alle 2 Jahre die Hälfte der Anzahl. Sie müssen freie weiße Bürger der Vereinigten Staaten und mindestens 30 Jahre alt seyn, 1 Jahr vorher in dem Staate gewohnt haben und zur Zeit der Wahl in dem zu repräsentirenden Distrikt anwesend gewesen seyn. Das Haus der Repräsentanten besteht regelmäßig aus 66 Mitgliedern und darf nie weniger als 54 nie mehr als 100 zählen; dieselben werden alle 2 Jahre von dem Volke direkt gewählt, müssen Bürger der Vereinigten Staaten, mindestens 25 Jahre alt und in der zu repräsentirenden County ansässig seyn. Die Generalversammlung kommt alle 2 Jahre am ersten Montag des Oktobers in der Hauptstadt Little=Rock zusammen. Die Mitglieder erhalten während der Sitzung 4 Dollars pro Tag. Die richterliche Gewalt haben der oberste Gerichtshof, die Kreis= und Countyhöfe und Friedensrichter. Die Mitglieder des obersten Gerichtshofs behalten ihr Amt 8 Jahre und müssen zur Zeit der Ernennung wenigstens 30 Jahre alt seyn; die des Kreisgerichts verwalten ihr Amt 4 Jahre. Beide werden von der gesetzgebenden Generalversammlung ernannt. Die Mitglieder der Countyhöfe erwählen die Friedensrichter. Stimmrecht für die Repräsentantenwahl haben alle weißen Bürger, welche 21 Jahre alt sind und 6 Monate in dem Staat gewohnt haben. Die Wahl findet alle 2 Jahre am ersten Montag des Oktobers Statt. Die Stimmen werden mündlich (viva voce) abgegeben. Die jährliche Besoldung des Gouverneurs beträgt 2000 Doll., die des Staatssekretärs 700 Doll., die der Oberrichter 1800 Doll., die der Kreisrichter 1200 Doll. Der Staat sendet einen Abgeordneten zum Kongreß. Als besondere Gesetze, die in A. gültig, sind zu erwähnen: 1) Lotterien dürfen nie errichtet und Lotterieloose nie verkauft werden; 2) Schuldner können nicht gefänglich eingezogen werden, außer wenn Betrug vorliegt; 3) die Generalversammlung kann keine Sklaven emancipiren ohne Zustimmung ihrer Besitzer; Sklaven haben das Recht, durch eine Jury gerichtet zu werden, und erleiden keine andere Strafe als die Weißen. Die Zins= und Wechselverhältnisse sind in folgender Weise geordnet: die gesetzlichen Interessen sind 6 Procent jährlich; auf besondere Uebereinkunft dürfen 10 Proc. genommen werden; bei höherem Zins ist der Vertrag ungültig. Schadenersatz auf protestirte Wechsel ist, wenn sie außerhalb der Vereinigten Staaten zahlbar sind, 10 Proc. nebst Kosten u. Interessen à 10 Proc. jährlich. Die Finanzen von A. sind in guter Ordnung; die Staatseinnahmen, aus der Landtaxe und Licenzen erwachsend, betrugen 1850: 93,540 Doll., die Staatsschuld in runder Summe 2 Mill., nach andern Angaben über 3 Mill. Doll. Die Menge der unverkauften Staatsländereien beträgt über 10

Mill. Acker; steuerbares Eigenthum war 1850 im Werthe von 34,955,885 Doll. vorhanden. Auch die geistige Kultur ist noch sehr zurück, wie bei der schwachen Bevölkerung nicht anders erwartet werden kann. Auf dem ungeheuren Flächenraum, den A. einnimmt, gab es 1850 3 Colleges, 90 Akademien und andere höhere Schulen und 353 öffentliche Schulen mit 8493 Zöglingen. Kirchen besaß der Staat 1850: 362, darunter 114 der Baptisten, 2 der Episkopalen, 1 freie, 168 der Methodisten, 52 der Presbyterianer, 7 römisch-katholische, 5 der Unionisten und 13 kleinerer Sekten. Die *Bevölkerung* betrug 1830: 30,388; 1840: 97,574, worunter 19,935 Sklaven; 1850: 209,897, worunter 162,189 freie Weiße (85,874 männliche und 76,315 weibliche), 608 freie Farbige und 47,100 Sklaven. Die ersten Ansiedler waren meist französische Louisianer und Kanadier, zu ihnen gesellten sich später Anglo-Amerikaner, Iren, Schotten, Engländer und Deutsche. Die letztern wohnen, in einer Anzahl von ungefähr 10,000, meist in den Gegenden um Napoleon, den Arkansas entlang und in der Umgebung von Little-Rock; doch ziehen sich dieselben nach und nach wieder weg in bessere Regionen. A. bestand 1850 aus 51 Counties: Arkansas, Ashley, Benton, Bradley, Carroll, Chicot, Clarke, Conway, Crawford, Crittenden, Dallas, Desha, Drew, Franklin, Fulton, Greene, Hempstead, Hotsprings, Independence, Izard, Jackson, Jefferson, Johnson, Lafayette, Lawrence, Madison, Marion, Mississippi, Monroe, Montgomery, Newton, Perry, Phillips, Pike, Ouachita, Poinsett, Polk, Pope, Prairie, Pulaski, Randolph, St. Francis, Saline, Scott, Searcy, Sevier, Union, Van Buren, Washington, White, Yell. Hauptstadt ist Little-Rock.

A. gehört zu den ältesten Niederlassungen der Franzosen in Louisiana. Dieselben hatten vor Beginn des 18. Jahrh. am Arkansas eine Handelskolonie errichtet, doch machte das umliegende Land, bis zum Eintritt Louisiana's in die Union, in Bezug auf Bebauung wenig Fortschritte. Als Missouri sich zu einem besondern Staat erhob, kam auch A. an die Vereinigten Staaten. Dasselbe erhielt 1819 eine Territorialregierung und wurde 1824 abgegrenzt, indem man als Westgrenze eine Linie festsetzte, welche westlich vom Südwestende des Staates Missouri beginnt und sich südlich an den Red-River zieht. Im Jahr 1836 wurde A. als besonderer Staat in die Union aufgenommen. Es hat seinen Namen von dem *Fluß A.* (*A.-River*) oder *Imakan*, der dasselbe durchströmt. Letzterer, nächst dem Missouri der größte Nebenfluß des Mississippi auf der Westseite, entspringt an der Ostseite der Rocky-Mountains unter 42° nördl. Breite, macht eine Strecke lang die Grenze zwischen den Verein. Staaten von Nordamerika u. Mexiko und fällt in dem Staate A. in den Mississippi. Der Lauf beträgt nach Osten 434 geogr. Meilen, wovon gewöhnlich 396 schiffbar. Nebenflüsse sind in Missouri rechts: Negracken, Gran-Saline (Nesuketonga); links: kleiner A. (Little-A.); im Arkansasgebiet, rechts: Canadian; links: Verdigris, Neosho (Grand), Illinois. Da die Gewässer des Arkansas in den entfernten Felsengebirgen ihren Ursprung haben, so schwellen sie in der Jahreszeit, wo dort der Schnee schmilzt, oft so sehr an, daß große Strecken davon unter Wasser gesetzt werden, wogegen in den trockenen Jahreszeiten der Wasserstand so niedrig ist, daß selbst die kleineren Dampfboote sich nur mit Gefahr etwa 300—400 engl. Meilen hinaufwinden können. Die Amerikaner kennen die Wildheit dieses Flusses zu gut, und wählen deshalb selten sein, obgleich reichen Boden enthaltendes Thal zu Ansiedelungen. Mehre deutsche Familien aus den Rheingegenden, die 1833 einwanderten und sich, ungeachtet der Warnungen der Eingebornen, in den reichen Flußniederungen ansiedelten, mußten ihre Unvorsichtigkeit mit großem Verluste bezahlen, indem bei einer großen Ueberschwemmung in eben jenem Jahre ihre Niederlassungen ein Raub der Fluthen wurden.

Arkebuse, s. v. a. Arquebuse.

Arklow, Seestadt in der irischen Provinz Leinster, Grafschaft Wicklow, an der Südseite der Avoca, über die eine Brücke von 19 Bogen führt. Sie treibt Heringsfischerei auf der gegenüberliegenden Sandbank gleichen Namens, hat Goldminen (1795 entdeckt), eine Kupferhütte, einen Hafen und 4000 Einw. Am 9. Juni 1798 fand hier ein Gefecht zwischen den irischen Insurgenten und den königlichen Truppen zum Nachtheil der erstern Statt.

Arkona, Vorgebirg auf der preußischen Insel Rügen, die nördlichste Spitze der Halbinsel Wittow und ganz Deutschlands. Es bildet einen keck und schroff in die Ostsee vorspringenden, 200 Fuß hohen Kreidefelsen, der viele Feuersteine mit Versteinerungen enthält. Von der Spitze, welche einen 90 Fuß hohen Leuchtthurm trägt, sieht man deutlich die 7 Meilen entfernte dänische Kreideinsel Mön. Auf der mit dem übrigen Theile der Halbinsel Wittow zusammenhängenden Seite finden sich noch Ueberreste des Walles, welcher den einzigen Zugang zu der alten slavischen *Festung gleichen Namens* vertheidigte. Diese Burg, auch *Arkun* genannt, stand auf dem Scheitel des Vorgebirges und galt bis ins 12. Jahrhundert nicht bloß als unüberwindliche Veste, sondern war zugleich das größte Heiligthum der norddeutschen Slaven. Denn hier, in einem hölzernen Tempel, stand das Bild des Hauptgötzen Swantewit (s. d.) von kolossaler Größe mit 4 Köpfen und 4 Hälsen. Der Oberpriester desselben übte fast größere Gewalt, als der rugische König selbst, über das Volk aus. Lange widerstand A. allen Eroberungsversuchen der dänischen Könige; erst 1168 fiel es nach langwieriger Belagerung vor der Uebermacht Waldemars I. von Dänemark und seiner Verbündeten aus Norddeutschland. Mit diesem Bollwerk sank der letzte Hort des slavischen Heidenthums in diesen Gegenden. Vgl. *Frank*, Götzendienst und Orakel auf A., im greifswald. akad. Archiv, Thl. I. 1817. Nach einer Sage der Bewohner von Wittow spukt die zerstörte Burg von Zeit zu Zeit auf den Wellen, welcher Sage wahrscheinlich eine Fata Morgana zu Grunde liegt, durch die gegenüberliegende Küste der Halbinsel Jasmund veranlaßt.

Arktisch, was zu den am nördlichen Himmel stehenden Sternbildern des Bären (Arktos) gehört, daher s. v. a. nördlich. So bezeichnet man

als arktischen Polarkreis den nördlichen Polarkreis, als arktische Polarländer die Nordpolarländer, als arktisches Meer das Nordpolmeer, als arktische Zone die nördliche kalte Zone der Erde.

Arkwright, Richard, der Vervollkommner der Baumwollspinnmaschinen, 1732 zu Preston in Lancashire geboren, war das 14. Kind armer Aeltern, genoß eine mittelmäßige Erziehung und ward zu einem Barbier in die Lehre gegeben. Im J. 1760 siedelte er sich in Bolton-le-Moor an, vertauschte hier sein bisheriges Geschäft als sog. Pfennigbarbier mit dem eines haustrenden Haarhändlers und sah sich bald durch den glücklichen Erfolg, den seine Erfindung eines chemischen Haarfärbemittels hatte, in den Stand gesetzt, sich ein kleines Vermögen zu sammeln. Im J. 1767 ging er nach Warrington, wo er eine Art Perpetuum mobile herzustellen suchte. In diesem Jahre hatte Hargraves, ein Zimmermann zu Blackburn in Lancashire, die sog. Jennymaschine erfunden, durch die bereits 20—30 Fäden zu gleicher Zeit und mit nicht mehr Mühe als früher ein Faden gesponnen werden konnten. Nur war der Faden aus dieser Maschine höchstens als Einschlaggarn zu gebrauchen, weil er der Festigkeit und genauen Gleichmäßigkeit ermangelte, welche der nach der Länge hinlaufende Faden oder die Kette erfordert. Diesem Fehler wurde abgeholfen durch A.s Spinnmühle, dieses wundervolle Maschinenwerk, welches eine ungeheuere Anzahl Fäden von der gleichmäßigsten Feinheit und Dichtigkeit liefert, wobei dem Arbeiter nichts zu thun übrig bleibt, als die Maschine regelmäßig mit Baumwolle zu füttern und die vielleicht hie und da abgerissenen Fäden wieder zu verbinden. Die Konstruktion dieser Maschine ist grundverschieden von allen bis dahin gebräuchlichen Methoden, sowohl dem gewöhnlichen Handspinnrad oder der Spindel, wie von der Jennymaschine, die das gewöhnliche Rad nur modificirt darstellt. Das Spinnen durch Walzen zu bewirken, war eine ganz neue Idee, und es ist in der That schwer zu bestimmen, was unsere Verwunderung mehr in Anspruch nimmt: das Genie, welches zu einer solchen Entdeckung hinführte, oder die vollkommene Kunst und Geschicklichkeit, durch welche sie so rasch vollendet und dem praktischen Nutzen zu Dienst gegeben werden konnte. Nach A.s eigener Angabe kam ihm der Wink zu seiner großen Erfindung zufällig, als er eine glühende Eisenstange dadurch verlängern sah, daß man sie zwischen Walzen durchlaufen ließ, und obschon sich keine mechanische Analogie zwischen dieser Operation und dem Prozeß beim Spinnen herausstellt, so ist doch leicht einzusehen, daß A. durch dieselbe bei weiterem Nachdenken und dadurch, daß er seinen Gegenstand von verschiedenen Gesichtspunkten vornahm, zu seiner Erfindung hingeleitet werden konnte. Da A. selbst kein praktischer Mechaniker war, so ließ er sich von dem Uhrmacher John Kay zu Warrington bei der Herstellung der einzelnen Theile seiner Maschine unterstützen; wegen der pekuniären Hülfsmittel zur Ausführung seiner Idee wandte er sich 1767 an Atherton in Liverpool, der ihm einige seiner Leute geschickt haben soll, um ihm bei der Aufrichtung seiner Maschine behülflich zu seyn. Das erste Modell derselben wurde im Saale der lateinischen Schule zu Preston aufgestellt. Um nicht denselben Angriffen eines zügellosen Pöbelhaufens, welche Hargraves aus Lancashire vertrieben hatten, ausgesetzt zu seyn, begab sich A. mit Kay und einem gewissen Smalley von Preston 1768 nach Nottingham, wo Strutt von Derby, ein ausgezeichneter Mechaniker und Theilhaber einer ansehnlichen Strumpfmanufaktur, mit seinem Kompagnon Need mit A. in Kompagnie trat, worauf das Werk begann. Die erste Spinnmühle, welche von Pferden getrieben wurde, errichtete A. in Nottingham u. erhielt 1769 ein Patent darauf. Da A. in Kurzem die Betriebsart durch Pferdekraft als zu kostspielig erkannt hatte, so legte er 1771 eine zweite großartigere Faktorei zu Cromford in Derbyshire an, deren Maschine, nach Art der berühmten von Thomas Lombe errichteten Seidenmühle, durch ein Wasserrad in Bewegung gesetzt wurde. Nachdem nun A. noch verschiedene nachträgliche Entdeckungen und Verbesserungen in den Krämpel- und Spinnprozessen gemacht hatte, wirkte er 1775 ein neues Patent für die gesammte Erfindung aus und brachte auf diese Weise eine Reihe von Maschinen zu Stande, die dem Zweck des Erfinders vollkommen entsprechen. Natürlich wurden, als die außerordentliche Wichtigkeit dieser Erfindungen zur allgemeinen Kenntniß kam, plötzlich die größten Anstrengungen rege, um die Patente bei Seite zu schieben und A. der Ehre und des Gewinns seiner Arbeit zu berauben und sie auf Andere zu übertragen. Insbesondere waren es die Manufakturisten von Lancashire, welche sowohl mit List, als mit der Gewalt des Rechts zu ihrem Ziele zu kommen suchten. Zunächst suchten sie das Geheimniß zu erschleichen, um alsdann die Gültigkeit des Patents angreifen zu können. Als ihnen dieses Mittel entging, traten sie aber erst 12 Jahre nach der Ertheilung des ersten und 6 Jahre nach der des zweiten Patents, nämlich 1781, mit neuer Klage gegen dasselbe auf. Der Richterspruch der Kingsbench fiel gegen A. aus, und zwar, nach ächt englischem Rechtsbrauch, aus dem einzigen Grund, weil „die Beschreibung der Maschine in der Specifikation dunkel und unbestimmt abgefaßt sey.“ Diesen Umstand gibt A. allerdings zu, aber mit der Bemerkung, daß das absichtlich geschehen sey, um eben die Konstruktion seiner Maschine der genauen, vollständigen Kenntniß Anderer zu entziehen. Diesem ersten Urtheil folgte im Februar 1785 ein zweites aus dem Munde des Lord Loughborough, Präsidenten des Court of common Pleas, das eine vollkommene Bestätigung des ersten war. Aber sowohl bei diesen, wie bei den ersten gerichtlichen Verhören ward die Originalität der Erfindung mit keinem Worte angegriffen. Dies geschah erst am 25. Juni desselben Jahres vor der Kingsbench, und zwar mit Hülfe folgender Allegation. Um die Ansprüche A.s auf die Erfindungen, welche seine Patente bezeichneten, von Grund aus zu erschüttern, stellte man als den ersten und eigentlichen Erfinder einen gewissen Highs oder Hayes aus Bolton auf. Dieser Mann behauptete, er habe noch vor 1768 eine Spinnmaschine mit Walzen erfunden und habe sich dann vom Uhrmacher Kay ein Modell

derselben fertigen lassen; Kay selbst bezeugte hierauf, daß von ihm das Modell A. mitgetheilt worden und daß dies die eigentliche Quelle aller seiner Erfindungen sey. A.s Anwalt trug auf Vertagung des Gerichtstags bis zum 10. November desselben Jahres an, in welcher Frist er die unwiderleglichsten Beweise gegen Kay's Aussage beibringen wolle. Das Gericht aber wies diesen Antrag zurück, und zwar aus dem Grund, weil, welches Resultat sich auch bei der Untersuchung über die Originalität ergeben werde, das Mangelhafte in der Specifikation jederzeit das erlassene erste Urtheil vollkommen rechtfertige. Wir können nicht alle die Gründe anführen, welche A. als Vertheidigungsmittel zur Seite stehen; nur die folgenden verdienen Erwähnung. Es ist undenkbar, daß Highs, wenn er diese Maschine wirklich schon 16 Jahre vor diesem letzten Prozeß erfunden, und Kay, wenn er wirklich A. zu diesem Geheimniß verholfen hätte, ruhig zugesehen haben würden, wie A. sich durch diese Erfindung ungeheuere Reichthümer erwarb (A.s Vermögen soll bei seinem Tode über 800,000 Pfd. Sterl. betragen haben), während Beide in untergeordnetem Verhältniß lebten. Ein einziger Wink von Highs oder Kay würde entweder A. genöthigt haben, ihnen einen Theil des Gewinns abzulassen, od. er würde den Manufakturisten, welche 12 Jahre lang den Mitteln so ängstlich zur vollkommenen Vernichtung der Patente nachspürten, dieselben unmittelbar in die Hand gegeben haben. A. hat aber niemals die geringste Scheu vor den beiden Leuten gezeigt: im Gegentheil ließ er Highs ganz unbeachtet seines Weges ziehen, und Kay schickte er erst dann aus seinem Dienst, als er sich genöthigt sah, ihn eines schweren Verbrechens anzuklagen. Trotz aller dieser Gründe hat neuerlich abermals ein gewisser Guest in seiner „History of the Cotton Manufacture" die Erfindung Highs vindicirt, jedoch ohne Erfolg. Gegen ihn erhob sich der allgemeine Widerspruch um so stärker, als er auch die Erfindung der Jennymaschine von Hargraves auf Highs übertragen und so in eines Menschen Kopf zu gleicher Zeit diese zwei wichtigen Ideen entstanden wissen wollte. Aber nicht von Seiten vieler Fabrikherren allein traf A., statt Lohnes und Dankes, Haß und Verfolgung; ein gleiches Maß wurde ihm auch von den Fabrikarbeitern zu Theil. Die ganze untere Volksklasse sah in A.s Maschinen einen noch gefährlicheren Feind, als sie in der Hargraves' wollte gefunden haben. Nicht nur Trotz und Widerstand von A.s eigenen Arbeitern, sondern auch Zusammenrottungen fanden Statt und wiederholte Angriffe auf die von A. errichteten Faktoreien; ja, eine bedeutende Faktorei A.s zu Birkacre bei Chorley in Lancashire wurde von einem Pöbelhaufen der umliegenden Gegend, in Gegenwart einer starken Polizei- und Militärmacht, bis auf den Grund zerstört, ohne daß es irgend einer Civilbehörde beigefallen wäre, durch Requirirung jener dem skandalösen Auftritt ein Ende zu machen. Zum Glück für ihn, für sein Vaterland und für die Welt blieb A. in all den Kämpfen, die jede neue Erfindung oder Verbesserung und jede neue Unternehmung gegen ihn ins Leben rief, Sieger. Dieselbe Genialität, diese Gewandtheit, derselbe Takt, der ihn zur Erfindung und Ausführung seiner Maschine befähigt hatte, gab ihm auch die rechten Waffen gegen alle diese verschiedenen Angriffe. A. † auf seinen Werken zu Cromford mitten unter seinen Arbeitern, den 3. August 1792. Nicht für seine großen Verdienste um das industrielle England, sondern weil er einst (als High-Sherif von Derbyshire) eine Glückwunschadresse dem König Georg III. überreichte, als dieser dem Attentat der Marg. Nicholson glücklich entkommen war, war A. in den Adelstand erhoben worden. A.s Erfindung ist unendlich benutzt, aber es ist seit seiner Zeit in der Behandlung der Baumwolle, in dem, was man das Wassermaschinengarn nennen kann, keine wichtige neue Entdeckung oder wesentliche Verbesserung gemacht worden.

Arlaud, Jakob Anton, ausgezeichneter Miniaturmaler, 1668 zu Genf geboren, machte sich unsterblich als Wiederhersteller seiner damals sehr ausgearteten und fast vergessenen Kunst. A. war anfangs zu Paris Zeichenlehrer des Herzogs von Orleans, des nachmaligen Regenten; später arbeitete er sehr fleißig theils in Frankreich, theils in England und erntete namentlich in London 1721 großen Beifall. Seit 1730 nach Genf zurückgekehrt, † er daselbst 1743. Unter seinen Werken erregte das meiste Aufsehen eine völlig täuschende Kopie der Leda, nach einem Basrelief von Michel Angelo. Ein Engländer kaufte dieselbe für 600 Pfd. Sterling.

Arlay, Flecken im französischen Departement Jura, am Abhang eines Hügels, an der Seille, in einer der gesegnetsten Gegenden Frankreichs herrlich gelegen, mit 2000 Einwohnern. Die alte Baronie dieses Namens wurde von König Sigismund der neugestifteten Abtei Agaune verliehen, deren Abt damit den Grafen Alberich von Mâcon belehnte. Später ging sie auf Jean de Châlons, den Ahnherrn der Prinzen von Oranien, über, weshalb sie bis 1817 im Titel der Könige von Preußen geführt wurde. Die Burg A. ist seit 1166 geschichtlich bekannt, wurde 1595 von den Truppen Heinrichs IV. belagert und erstürmt und auf Befehl Ludwigs XIV. geschleift. An ihrer Stelle erhebt sich jetzt das schöne Schloß des Fürsten von Aremberg.

Arlberg (Adlerberg, vom Landvolk auch Ahlberg genannt), verzweigter Gebirgsstock zwischen dem Bodensee und Tyrol. An den Quellen des Lech und Inn sondern sich zwei Zweige, ein nördlicher, der gegen Kempten in Bayern verläuft und bei den Donauquellen auch mit dem Schwarzwald sich verbindet; der andere Zweig liegt links dem Inn bis zur Donau. Von dem Westarm des ersten Zweigs fließt die Iller in den Rhein und die Aach und Argen in den Konstanzer-See; Flüsse des Arlgebirges sind: Lech, Iller, Isar, Inn ꝛc. Der A. (Mons Arula) oder das Arlberger-Joch ist eine der höchsten Spitzen des algauer Alpensystems, deren Höhe man zu 10,000 Fuß angibt und der man nur die ebenfalls zu diesem Systeme gehörige Zugspitze (zwischen Inn und Lech) mit 10,127 F. Höhe voranstellt. Der A. bildet die Grenze zwischen Tyrol und Vorarlberg, dem Lande „vor dem Arlberge", und über ihn führt die nicht sonderlich erhaltene Post- und Kommercialstraße, deren Bau schon 1309 begon-

nen wurde. In den Jahren 1787 und 1806 wurden bedeutende Verbesserungsbauten vorgenommen. Die Chaussee über das Arlberger-Joch ist von Feldkirch bis Landeck 12 Meilen lang. Sie steigt nur allmählig und geht öfter von einem auf das andere Ufer über, erst von der Poststation Stuben an beginnt das schwierige Aufsteigen zum Joch. Zuweilen hängt die Chaussee wohl 600—800 Fuß über der Tiefe des Thales. Man überschreitet auf einer starken Brücke den Rautzbach, der ins nördliche Ufer mündet, und höher steigend gelangt man in den Alfenzgrund selbst. Der Baumwuchs hört hier völlig auf, kaum steht hie und da eine Staude Knieholz; die Region der Alpenrosen beginnt. Die Straße geht eine Meile an dem südlichen hohen Rande der Alfenz hin, geht dann auf den nördlichen über und erreicht endlich den Scheiderücken des Jochs, welcher durch ein Kreuz bezeichnet ist. Die Höhe des Jochs liegt wenigstens 6000 Fuß über der Meeresfläche. Hier ist die Grenze zwischen Vorarlberg und Tyrol. Ein Paar hundert Schritte unter dem Joch, aber schon auf tyrolischem Boden, liegt in einer Wölbung das Hospitium des A.es, ein Dörfchen von 3—4 Häusern und einer Kapelle, die an das Wirthshaus (St. Christoph) angebaut ist. Die Bruderschaft St. Christoph wurde von einem armen Hirtenknaben Heinrich aus Beiträgen, die er in ganz Deutschland zusammen sammelte, 1388 zur Rettung verunglückter Wanderer gestiftet. Die Chaussee geht von hier die Wölbung scharf abwärts, zuweilen 5 Grad, und es öffnet sich zur Rechten bald der in erstaunlicher Tiefe liegende Grund der Rosana, über welchem die Chaussee noch wohl 1000 Fuß erhaben bleibt, wenn sie auch schon in denselben hineingelenkt ist. Sie umgeht am linken Rande mehre Wildbäche, passirt mehre Brücken und erreicht, immer stark geneigt, endlich das Dorf und die Poststation St. Anton, wo sie in den ebenen Theil des Stanzerthals gelangt. Von Flirsch bis Landeck läuft die Chaussee in dem vorhin beschriebenen engen Schlunde, vielfach geschlängelt, oft 300—400—500 Fuß über der schäumenden Rosana an der Felswand des linken Ufers hin. Erst kurz vor Landeck, wo die Straße über eine hölzerne Brücke der Rosana (hier 40 Schritt breit) führt, hören die Schwierigkeiten auf.

Arles, das alte Arelate, Hauptstadt des gleichnamigen Bezirks im Departement Rhonemündungen, am linken Ufer des Hauptarms der Rhone, nicht weit von deren Mündung, in milder, aber ungesunder Lage, mit 23,000 Einw., die ziemlich lebhaften Handel u. Schiffbau treiben, auch Fabriken in Tabak, Hüten, Seiden- und Gold- und Silberwaaren unterhalten. A. hat ein College, eine Navigationsschule, ein Handelsgericht, eine Börse, eine öffentliche Bibliothek, eine naturhistorische und eine reichhaltige Antiquitätensammlung. Zur Austrocknung der Sümpfe und zur Erleichterung der Einfahrt in die Rhonemündung ist ein Kanal bis zur Südküste gebaut worden. Ueber die Rhone führt eine Schiffbrücke nach Trinquetaille auf der Deltainsel Camargue, das gleichsam die Vorstadt von A. bildet. A. ist eine der merkwürdigsten Städte des südlichen Frankreichs, obgleich jetzt nur noch ein Schatten von dem, was es sonst war. Keine Stadt Frankreichs hat so viele Reste der Römerzeit aufzuweisen. Unter diesen Antiquitäten sind die merkwürdigsten: auf dem Markte vor dem Stadthause der große Obelisk aus ägyptischem Granit (gefunden 1389, wieder aufgerichtet 1676), die Arena eines alten Amphitheaters von 1008 F. Umfang, die Ruinen des Kapitols, des Palastes Konstantins des Großen, jetzt Château de Trouille, viele Inschriften, ein berühmter Sarkophag, verschiedene antike Gruppen und Bildsäulen, ein Altar der bona Dea, die Fragmente von einer Columna Constantina, der Rolandsthurm vor der Stadt (Bruchstück des Portikus vom alten Theater, wo 2 Statuen von Tänzerinnen gefunden wurden), die Wasserleitung u. a. m. Aus dem Mittelalter stammt die Kathedrale im altromanischen Styl mit zierlichen Portalbogen; das Stadthaus wurde von Mansard erbaut. Merkwürdig sind auch die elysäischen Gefilde, Aliscamps, erst ein heidnischer, dann ein christlicher Kirchhof mit den beiden Kapellen la Genouillade und die der Parcelets mit dem pyramidalischen Grabmal der durch die Pest Hingerafften und zahllosen Trümmern von Sarkophagen. A. soll griechischen Ursprungs seyn und zuerst Theline geheißen haben. Unter den Römern führte es die Namen Arelate, Arelas, Arelatum oder Arelatus, auch Colonia Julia Paterna und Col. Arelate Sextanorum von Veteranen der 6. Legion, die hierher versetzt worden waren. Die erste gewisse Nachricht von der Stadt ertheilt Cäsar, der hier Kriegsschiffe zur Belagerung von Massilia erbauen ließ. Bis auf Konstantin den Großen beschränkte sich A. auf das linke Rhoneufer; dieser Kaiser, der hier mehrmals Hoflager hielt, legte auch am rechten Ufer eine Stadt an und verband beide Theile mit einer Schiffbrücke, daher das Ganze den Namen Constantina annahm und bei Ausonius Arelate duplex heißt. Von jetzt an war A. eine der blühendsten Städte Galliens, Sitz einer Münze, der gallischen Präfektur, eines Erzbischofs und eines sehr bedeutenden Handels. Unter den Westgothen war A. eine Zeit lang Residenz des Königs Eurich, seit 513 gehörte es zum Frankenreiche. Seit 879 war es die Hauptstadt des Königreichs Arelat (s. d.). In der Folge erhielt A. seine eigenen Grafen, die, nachdem sie die Länder der Grafen von Forcalquier ererbt hatten, den Namen Grafen von Provence annahmen. Im Jahre 1213 wurde A. durch Kaiser Friedrich II. unter der Oberherrlichkeit des Erzbischofs zur freien Reichsstadt erhoben, aber 1350 bemächtigte sich Karl, Graf von Provence, der Stadt, in der jedoch Kaiser Karl IV. und seine Nachfolger noch verschiedene Rechte ausübten, die aber allmählig erloschen und nach und nach an die Könige von Frankreich, die schon längst Grafen von Provence waren, übergingen. Zu A. wurden mehre (arelatische) Synoden abgehalten: 314 gegen die Donatisten; 354 gegen Athanasius; 452 zur Regelung der Kirchen- und Klosterdisciplin; 475 gegen den Prädestinatianer Lucidus; dann 554, 1210, 1234, 1260, 1267.

Arlesheim, schön gebauter Flecken im schweiz. Kanton Basel, Hauptort des Bezirks Birseck, 1070 Fuß üb. d. M., am rechten Ufer der Birs, in einer reizenden, an Getreide, Wein, Obst und Gartengewächsen reichen Gegend, 1½ Stunde von

Basel, mit 750 katholischen Einw., meist Handwerkern u. Künstlern. Den Ort ziert die in ihrem Innern einfache, mit schönen Freskomalereien und einer kostbaren Orgel versehene, 1681 erbaute Kathedrale des aufgelösten baselschen Domkapitels, welches von 1678—1792 hier sich aufhielt, auch hier die Bischöfe von Basel wählte. Vorzüglich bekannt ist A. durch seine alkalische Mineralquelle. Der 1785 angelegte, 1793 sehr beschädigte und 1812 wieder hergestellte englische Garten des badischen Ministers von Andlaw ist eine der schönsten Anlagen dieser Art in der Schweiz.

Arlincourt, Victor, Vicomte d', französischer Romanschriftsteller, ward den 10. Sept. 1789 zu Schloß Merantris bei Versailles geboren. Sein sehr vermögender Vater, der während der Revolution seine Besitzungen veräußerte, um dem König mit einer Million Thaler zu Hülfe zu kommen, ward ein Opfer der Guillotine. A. bekleidete unter Napoleon zuerst die Stelle eines Stallmeisters der Madame Lätitia, wurde später Intendant der Armee von Aragonien, zeigte in dieser Eigenschaft viel Geschicklichkeit in der Verwaltung und ward Auditor erster Klasse. Nach der Restauration der Bourbons wurde er 1814 Requetenmeister, jedoch nach den 100 Tagen nicht wieder angestellt und lebte nun auf seinen Besitzungen in der Normandie, bis ihn Karl X. zum Kammerherrn ernannte. Seit 1830 koquettirte er mit dem Karlismus. Als Schriftsteller machte er sich bekannt durch ein Epos „Charlemagne" (Paris 1810) in 12 Gesängen, das zwar im Ganzen nur mittelmäßig ist, aber doch unter dem Titel „Caroleïde" mit Vernets Vignette geziert, zum dritten Male aufgelegt wurde; dann durch mehre Romane, die beim Publikum außerordentlichen Beifall fanden, in Frankreich selbst mehrfach aufgelegt, in sehr viele fremde Sprachen und auch ins Deutsche übersetzt wurden, bei der Kritik aber wegen Schwülstigkeit, Abenteuerlichkeit und Mysticismus viel Tadel gefunden haben. Wir nennen darunter: „Le solitaire" (Paris 1821); „Le renegat" (das. 1822); „Ipsiloë" (das. 1822); „L'étrangère" (2 Bde., das. 1825); „Le siége de Paris" (das. 1826); „Ismalie" (das. 1827); „Les rebelles sous Charles V. (4 Bde., das. 1824); „Bannissement et retour de Charles VII." (das. 1832); „Ida et Natalie" (deutsch von W. L. Wesché, 2 Bde., 1842). In dem Werke „Le pélerin" (Paris 1842) schildert er eine Reise durch Holland und Deutschland. Ein neueres Werk von ihm erschien unter dem Titel: „L'Italie rouge, ou histoire des révolutions de Rome, Naples, Palermo etc. depuis l'avénement de Pie IX" (Paris 1850, deutsch von Alvensleben, Weimar 1851), worin er die italienische Revolution durch Anekdotenkram u. dgl. lächerlich zu machen sucht.

Arlon, das alte Orolaunum, Stadt im gleichnamigen Bezirk des belgischen Theils von Luxemburg, mitten in Waldungen, auf einer Anhöhe, unter welcher der Semoy entspringt, hat 3 Kirchen und 3500 Einwohner, die zum Theil in den Fabriken für Mantelstoffe, Fayence, Tabak und Eisenwaaren beschäftigt sind, theils Gerberei, Handel u. dgl. treiben. Hier siegte 1793 der französ. Feldherr Jourdan über die Oesterreicher. A. ist Fundort einer großen Menge römischer Antiquitäten.

Arm (lat. brachium), eigentlich der Theil der oberen Gliedmaßen vom Schultergelenk bis zum Ellbogengelenk, gewöhnlich aber die ganze obere Extremität. In dieser Ausdehnung besteht der A. aus der Schulter, dem Oberarm, dem Vorderarm und der Hand und ist durch sein freies Schultergelenk die beweglichste aller Gliedmaßen. Die Beschreibung des menschlichen A.s s. Mensch. Bei Thieren wird von Thierärzten und Jägern auch zuweilen der Theil ihrer vorderen Extremität A. genannt, welcher unserm Vorderarm entspricht. Bei Pferden heißt so der Vorderschenkel von der Schulter bis ans Knie; bei dem Bär die Vorderbeine; beim Löwen die Vordertatzen. Bei vielen Thieren der niedern Ordnungen wird jede ausgezeichnete Veränderung des Körpers A. genannt, so bei Muscheln, Polypen, Tintenfischen 2c. Bildlich nennt man A. den Theil eines größern Ganzen, welcher Gestalt (Ausbreitung) oder Verrichtung (Heben oder Halten, Fortbewegen 2c.) eines A.s hat; z. B. A.e eines Flusses, die Vertheilung desselben in mehre Ströme, besonders häufig vor der Ausmündung größerer Ströme, A.e eines Hebels, der Wage, der Haspel, der Hebezeuge 2c.

Armada (span.), ursprünglich jede bewaffnete Macht zu Wasser oder zu Lande, vorzugsweise eine Kriegsflotte. Historisch versteht man unter A. die berühmte Flotte Philipps II. von Spanien, welche die „unüberwindliche" genannt wurde u. deren Untergang den Verfall der spanischen Weltmacht entschied. Sie sollte das vom Papst Sixtus V. dem Könige geschenkte England erobern, bestand aus 130 Schiffen von 57,868 Tonnen (jede zu 2000 Pfund), dann 20 Karavellen zum Dienste des Heeres und 10 beruderten Postschiffen, und hatte 19,295 Soldaten, 8450 Matrosen, 2088 Sklaven, 2630 Kanonen, nebst dem Großinquisitor u. 150 Dominikanern, so wie ungeheure Kriegsbedürfnisse und einen Mundvorrath auf 6 Monate am Bord. Sie sollte zunächst sich mit der Transportflotte des Herzogs von Parma in Dünkirchen und Nieuport vereinigen, dann in die Themse einlaufen und mit der Eroberung Londons beginnen. Philipp achtete weder auf den klugen Ibaquez, der im Staatsrathe des Königs warnte, die Schätze Spaniens und Portugals nicht auf einen eben so ungeheuern, als unsichern Angriffsplan zu verwenden, der Englands und Hollands vereinigten Widerstand herausfordern und das Band zwischen der englischen Nation und der Königin Elisabeth nur um so fester knüpfen müsse, noch auf den Herzog von Parma, welcher den Rath gab, sich vorher einiger Häfen in Seeland zu bemächtigen, wo die Flotte bei Sturm und andern Unglücksfällen Zuflucht und Schutz fände. Ein böses Omen für die A. war es, daß, als sie nach mehrjähriger Ausrüstung endlich in den ersten Tagen des Mai 1588 unter Segel gehen sollte, zwei der berühmtesten Seehelden Spaniens starben: der Marquis von Santa Croce, Befehlshaber der Flotte, und der Viceadmiral, Herzog von Paliano. Oberbefehlshaber wurde nun der Herzog von Medina-Sidonia, ein geübter Krieger, aber kein Seemann; Viceadmiral der auch auf dem Meere wohlerfahrene Martinez de Recaldo. Am 29. Mai lief die Flotte von Lissabon aus, um zunächst in Corunna Truppen und Kriegsvorrath einzunehmen; aber schon wenige Tage nachher ward sie von einem Sturm zerstreut; ein Schiff ging unter, auf drei an-

dern brach eine Empörung der Galeerensklaven aus, welche die Schiffe in einen französischen Hafen führten; die übrigen mußten in den Hafen von Corunna einlaufen, um ausgebessert zu werden. Jetzt nahm die A. den Weg durch den Kanal nach der flandrischen Küste, um die von den englischen Schiffen gesperrten Häfen von Nieuport und Dünkirchen zu befreien und das daselbst versammelte, unter dem Befehle des Herzogs von Parma stehende Heer von 30,000 Mann zu Fuß und 4000 Pferden aufzunehmen. Der Befehlshaber der englischen Flotte, Lord Howard, Marquis von Effingham, beobachtete die A. auf der Höhe von Plymouth (den 30. Juni). In Form eines Halbmondes, der von einer Spitze bis zur andern 7 Meilen maß, steuerte die A. auf den Gegner los. Dieser vermied indeß das ungleiche Gefecht, beunruhigte dagegen vermöge der Leichtigkeit seiner Schiffe und der Gewandtheit der britischen Matrosen die stolzen Spanier unablässig und von allen Seiten. In bald engern, bald weitern Kreisen umschwärmte er und seine Unterbefehlshaber, Drake, Hawkins und Forbisher, die A. mit einer Geschwindigkeit, welche die Spanier in Erstaunen setzte, und während jeder Schuß der Engländer traf, gingen die der Spanier, weil ihre Kanonen zu hoch lagen, meist in die Luft. Mehre der größten spanischen Schiffe wurden stark beschädigt. Eine der schwerfällig sich bewegenden Gallionen, die einen großen Theil des Schatzes führte, stieß auf ein anderes Schiff, zerbrach einen Mast, mußte zurückbleiben und fiel mit einer anderen, in Brand gerathenen in Drake's Hände. Kaum war die A. im Angesichte des Feindes auf der Höhe von Dünkirchen, so hemmte am 7. August eine Windstille jede offene Bewegung der Flotten. Lord Howard rüstete indeß 8 Brander aus, die er, als sich gegen Mitternacht ein kleiner Wind erhob, gegen die A. treiben ließ. Darüber entstand unter den Spaniern die entsetzlichste Verwirrung; jedes Schiff suchte, nur auf seine Rettung bedacht, ohne Ordnung, einige selbst mit gekappten Ankertauen, die hohe See zu erreichen; in der Dunkelheit der Nacht stießen mehre auf einander, wurden beschädigt und zum Dienste untauglich. In dieser Verwirrung griff Lord Howard mit Lord Seymour und Drake den 8. Morgens um 4 Uhr die spanische Flotte auf verschiedenen Seiten an. Nachdem die Spanier tapfer und mit Erbitterung, aber mit großen Verlusten bis zum Abend gekämpft, beschloß der Admiral das ganze Unternehmen gegen die flandrische Küste aufzugeben und, weil ein starker Südwind die Fahrt durch den Kanal nicht erlaubte, nordwärts um Großbritannien herum nach Spanien zurück zu kehren. Aus Mangel an Kriegsvorrath mußte Lord Howard, der mit dem größten Theile der englischen Flotte der A. gefolgt war, in englische Häfen einlaufen, die er indeß nur mit Mühe erreichen konnte, da eben ein heftiger Sturm losbrach. Schrecklich war jetzt die Lage der A. Da sich die Gallionen aus Furcht vor einem Angriffe nahe an einander gehalten hatten, so warf der Sturm alle Schiffe auf einander, bis sie sämmtlich zerstreut wurden. Ein Theil davon scheiterte an Norwegens Klippen, ein anderer an Schottlands Küsten, ein dritter versank mitten im Meere. Etliche und dreißig erreichten zwar das atlantische Meer, aber hier überfiel sie am 2. Sept. ein Sturm aus Westen, der mehre an die irische Küste warf, wo diejenigen von der Mannschaft, die sich ans Land retteten, aus Furcht vor einer Vereinigung der übelgesinnten Katholiken mit ihnen, vom Volke ermordet wurden. Der Viceadmiral Recaldo führte nur wenige, sehr beschädigte Schiffe in die Häfen von Spanien zurück; doch selbst hier verfolgte sie noch das Unglück: zwei Gallionen geriethen zufällig in Brand und wurden im Hafen ein Raub der Flamme. Ende Septembers erst lief der Herzog von Medina-Sidonia mit den übrigen Schiffen in den Hafen von Santander ein. Die A. hatte im Juli und August im Kanal 15 große Schiffe mit 4791 Mann verloren, hierauf im September durch Stürme 17 Schiffe und 5394 Mann, zusammen 72 große Schiffe und 10,185 Mann, ohne die kleineren Fahrzeuge und die im Hafen verbrannten 2 Gallionen. Fast jede angesehenere Familie Spaniens hatte einen oder mehre Gebliebene zu betrauern; Philipp II. fand sich bewogen, durch ein Edikt die Trauerzeit abzukürzen. Dem Admiral Herzog von Medina-Sidonia dankte er mit scheinbarem Gleichmuth für seinen Diensteifer. „Ich habe meine Flotte nicht gegen Sturm und Wellen ausgesandt, sondern gegen Menschen," sagte er. Spaniens Macht war gebrochen; Elisabeth aber ließ eine Medaille prägen mit der Inschrift: „Adflavit Deus et dissipantur." Bis zum jüngsten Towerbrande bewahrte der Tower in London viele, durch den Sieg über die A. den Engländern in die Hände gefallene Trophäen.

Armadill, s. Gürtelthier.

Armagh, 1) Grafschaft in der irischen Provinz Ulster, umfaßt 454 engl. □Meilen, mit 240,000 Einwohnern. Die Oberfläche ist gewellt und im Süden und Westen von einer Bergkette durchzogen, den Fews, deren höchste Spitzen der Sliebh-Gullian und der Sliebh-Girkin, ersterer 1900, letzterer 1340 Fuß hoch, sind. Jener liegt unweit Newtown-Hamilton, in romantisch-wilder Landschaft voller Höhlen, Klüfte, Felsen, Abhänge und Waldbäche. Die Flüsse Backwater und Ban münden beide in den Lough-Neagh. Seen sind Carlough und Lough Clay, jener 6, dieser 2 Stunden südlich von der Stadt Armagh. Die Landschaft hat 5 Heilquellen. Der Boden ist, außer in den rauheren Gebirgsgegenden, fruchtbar, gehört aber, mit Ausnahme einiger größeren Privatbesitzungen, großen Theils der Kirche, den Colleges und den Korporationen, welche alle stiftungsmäßig keinen Pacht auf Lebenszeit bewilligen dürfen, weshalb eine endlose Zerstückelung und Afterverpachtung eingerissen ist, indem der Vater sein kleines Landstück immer wieder unter seine Kinder theilt. Das Volk ist sehr arm und lebt fast nur von Kartoffeln. Leinwaaren, aus Handgespinnst auf gemeinen Stühlen gewoben, bildeten lange das Haupterzeugniß des hiesigen Gewerbfleißes, bis die Maschinenweberei diesen Industriezweig erdrückte, ohne daß die Versuche, die Baumwollenfabrikation einzuführen, glückten. Indeß ist eine Mischung von Baumwolle und Flachs, „Unions" genannt, hier und da in Aufnahme gekommen. Die Grafschaft enthält 10 Städte und Marktflecken, 20 Kirchspiele, 37,714 Häuser; sie wird in 5

Baronien eingetheilt (Armagh, Ober- und Unter-Fews, Ober- u. Unter-Orier, Turrany u. O'Neiland) und sendet zwei Deputirte ins Parlament.

2) **Hauptstadt** der Grafschaft, 30 Stunden nördl. von Dublin, 23 südöstl. von Londonderry, an einem Hügel unfern des Flusses Callen (Kalin), hat 10,000 Einwohner, darunter 3500 Katholiken. Die Stadt ist alt und war ehemals weit bedeutender, als jetzt, doch hat sie sich in neuern Zeiten wieder gehoben. Sie ist der Sitz eines anglikanischen Erzbischofs, des Primas von Irland, der hier einen ansehnlichen Palast mit einer Bibliothek und einer Sternwarte besitzt, sowie eines katholischen Erzbischofs. Die Kathedrale, welche ihren neuen Ausbau dem Erzbischof Richard Robinson verdankt, ist 190 Fuß lang und 125 Fuß breit. Außerdem hat A. eine Pfarrkirche, 4 Bethäuser der Dissenters, worunter eine große katholische Kapelle, eine Freischule, ein geschmackvolles Rathhaus, worin die Assisen der Grafschaft gehalten werden, u. ein Hospital. Die Hauptmanufaktur besteht in Leinwand, wofür A. ein Stapelplatz ist. Es finden jährlich 5 Märkte Statt.

Armagnac (Ager Aremonicus), alte Landschaft Frankreichs, ein Theil der Gascogne, jetzt größtentheils zum Departement Gers gehörig, zwischen Bearn, Bigorre, Cominges und Languedoc, ist mäßig fruchtbar, aber in außerordentlich viele Güter zerstückelt und unter einen zahlreichen, aber armen Adel vertheilt. Der Hauptindustriezweig besteht in Branntweinbrennereien, deren Produkt als Eau d' A. bekannt ist. Der hier gebaute weiße Gascognerwein, Armagnac, geht stark nach Norden. A. war eingetheilt in **Ober-** (das **weiße**) u. **Unter-** (das **schwarze**) A. Es führte den Titel einer Grafschaft und das alte gräfliche Geschlecht der **Armagnacs**, welches seinen Stammbaum bis auf den Merowinger Chlodwig zurückführte und vom 10. bis gegen Ende des 15. Jahrhunderts die Grafschaft A. nebst mehren kleinern Herrschaften in Gascogne und Guyenne besaß, gehört in die Zahl jener für Frankreichs Geschichte überaus bedeutungsvollen Häuser, die, oft Jahrhunderte lang, auf die Schicksale der Monarchie größern Einfluß ausübten, als die Regenten selbst, welche ihrem Willen widerstandslos sich hingeben mußten. Graf **Johann I.**, Sohn Bernhards IV., spielt eine wichtige Rolle im französisch-englischen Kriege vor und nach dem Frieden von Bretigny (1360). Anfangs Gegner der Briten, ward er später von diesen gewonnen und Begleiter des schwarzen Prinzen nach Spanien. Als er sich aber mit dem Prinzen entzweit hatte, focht er wieder für Frankreich und trug zur Unterwerfung Limousins wesentlich bei. Unglückliche Fehden mit dem Grafen Foix, wobei A. sogar in die Gefangenschaft seines Gegners fiel, füllen den zwischen jene Kriege fallenden Theil seines unruhigen Lebens aus. Sein Enkel **Johann III.** tritt schon als Führer von einem jener zügellosen Heereshaufen auf, die den Namen der Armagnacs so berüchtigt gemacht haben. Gegen den Herzog von Mailand, Galeazzo Visconti, führte er einen Haufen von 15,000 Abenteurern, Ueberreste der verrufenen Kameradschaften oder Malandrinen, welche Frankreich und Spanien so lange verheert hatten, über die Alpen. Bei Alessandria verlor er Schlacht und Leben. Der berühmteste aller aber ist **Bernhard VII.**, während der Regierung des kranken Königs Karl VI. Haupt jener anti-burgundischen Partei, die von ihm die armagnacsche, oder, weil sie zu Gunsten des Hauses Orleans konspirirte, die orleanssche, oder aus beiderlei Rücksicht die orleans-armagnacsche heißt und deren Kennzeichen im Gegensatz zu der blauen Farbe des Feindes die weiße Armbinde wurde. A., ein eben so stolzer als kühner und gefürchteter Mann, war die Seele des Bundes, welchen 1410, ob der Ermordung des Herzogs Ludwig von Orleans (1407), die Herzöge von Berry und Bourbon zu Gien mit dem Hause Orleans, dem Herzog von Bretagne und den Grafen von Alençon, Clermont und ihm, des Gemordeten Schwiegersohne, abschlossen. Als dem Bunde im Namen des Königs geboten wurde, die Waffen nieder zu legen, begann dieser den Krieg gegen die burgundische Partei und den ihr unterworfenen Hof. Anfangs wenig glücklich im Felde, erhielt A. das Uebergewicht durch die Schrecknisse, welche das burgundische Pöbelregiment über alle ehrenhaften Bürger und den König selbst verbreitete. Den 1. August 1413 schloß Karl VI. zu Pontoise mit der orleansschen Partei einen Frieden, durch welchen der Herzog von Burgund alles Einflusses auf die Regierung verlustig und an seiner Stelle der jüngere Herzog von Orleans, des Grafen von A. Schwiegersohn, den König leiten sollte. So ward die Partei der Armagnacs in die königliche verwandelt. Graf Bernhard A. selbst zog an der Spitze des Heeres in die Hauptstadt ein, vertheidigte sie jetzt glücklich gegen die Angriffe der Burgunder, ward nach der Schlacht bei Azincourt (1415) Connetable und erster Minister und lenkte fortan den Staatsrath nach Gefallen. Unbiegsame Härte, absolutistischer Terrorismus und Rachsucht gegen seine frühern Gegner bezeichneten den Geist seiner Verwaltung, unter der auch die Königin Isabelle die Strenge des entschlossenen Mannes schwer empfand. Solcher Despotismus A.s brachte die burgundische Partei wieder in Ehren. Die Königin trat öffentlich auf Seiten des Herzogs Johann von Burgund, Papst Martin erklärte zu Kostnitz den Graf A. für einen Abtrünnigen und England schickte den Burgundern von Neuem Hülfsvölker. A. behauptete sich trotzdem durch die glückliche Wahl seiner Maßregeln und die Energie, womit er sie ausführte. Als er aber 1418 einen Theil seiner Truppen der bessern Verpflegung wegen nach Brie gesendet hatte, bemächtigte sich Johann von Burgund im Einverständnisse mit den Parisern der Hauptstadt. A. floh zu einem Maurer, ward entdeckt und im Gefängnisse kläglich ermordet (12. Juni 1418). An diesem Tage erwürgte das Volk noch 7 Prälaten, mehr als 100 Ritter, Parlamentsmitglieder und obrigkeitliche Personen und über 3500 Bürger. Ihre Leichname wurden zur Schau ausgestellt. Hierauf vertheilten sich die Ungeheuer in alle Viertel der Stadt und in allen Gassen ward gemordet. Wer einen Feind, einen Nebenbuhler, einen Gläubiger hatte, dessen er ledig seyn wollte, der gab ihn als einen A. an und augenblicklich ward er umgebracht. Nach solchem Greuel hielten die Königin Isabelle und der Her-

zog von Burgund mit außerordentlicher Pracht ihren Einzug in Paris. Der älteste Sohn des Connetable, Johann IV., ist als Rottenführer während des französisch-englischen Kriegs eine historische Person. Mit ihm hausten der spanische Guerillaführer Salazar und sein Neffe, der tapfere Johann von A., genannt der Bastard von Lescun († 1473), bis A. vom Dauphin Ludwig gefangen genommen und von Karl VII. nur gegen Verlust der Grafschaft Comminges und anderer Güter freigelassen wurde. Er † 1451. Ihm folgte sein Sohn Johann V., ein tüchtiger Krieger, noch berühmter aber, als durch Siege, durch den Wechsel seiner Schicksale, in welchen ihn seine Verbrechen (er lebte z. B. mit seiner schönen Schwester Isabella in ehebrecherischem und blutschänderischem Konkubinate und zog sich dadurch wiederholt den kirchlichen Bann zu) und seine Untreue gegen König Ludwig XI. stürzten. Im Jahr 1465 schloß er sich an das Bündniß du bien public gegen Ludwig an und zog mit dem Herzog von Bourbon vor Paris, verband sich auch später mit England zur Eroberung Guyenne's, welches Ludwig seinem Bruder Karl verliehen hatte. Ludwig bot ihm 10,000 Franks, wenn er dies Bündniß verließe; A. nahm das Geld, aber ohne auf des Königs Seite zu treten. Ludwig rächte sich durch die Besitznahme der Grafschaft A., indem er aber bei der Vertheilung dieser Eroberung seinen Bruder Karl beleidigte, gab er A. Veranlassung, sich an diesen anzuschließen und dadurch sein Besitzthum 1472 wieder zu gewinnen. Im folgenden Jahre (1473) ward er von dem König in Lectour belagert und, als er im Begriff war zu unterhandeln, von den anstürmenden Soldaten ermordet. Der letzte seines Stammes war Karl von A., des Vorigen Bruder, nach dessen Fall eingekerkert, 1484 zwar wieder befreit, allein wegen zerrütteter Gesundheit unter Vormundschaft gesetzt. Nach seinem 1497 erfolgten Tode verlieh Franz I. die Grafschaft A. seinem Schwager, dem Herzog Karl von Alençon, durch dessen Wittwe sie an das Haus Albret in Navarra kam. Erst Heinrich IV. brachte sie für immer an die Krone Frankreich. Eine Nebenlinie des Hauses A. stiftete Jakob von A., Sohn Bernhards VII., durch Ludwig XI. Herzog von Nemours und Pair von Frankreich. Auch dieser A. trat als einer der Hauptanführer dem Bunde (du bien public) gegen den König bei, ward aber als solcher, nachdem er mehrmals Verzeihung erhalten, gefangen, in einen eisernen Käfig gesperrt u. 1477 enthauptet.

Armagnaken, von den Deutschen auch Armejäcken oder Armegecken, auch arme Hechte, von einem um den Arm getragenen rothen Bande aber les Bandes genannt, bildeten den Kern der von den Grafen von Armagnac besoldeten Milizen, die sich durch Ruchlosigkeit u. Unordnungen aller Art auszeichneten. Mit dem Namen Armagnakenkrieg (Armejäcken-, Armegekkenkrieg, Bellum Armeniacum) aber bezeichnet die Geschichte den Einfall französischer, im Dienste der Armagnacs gewesener Soldknechte, welche, zunächst von Oesterreich herangelockt, 1444 das westliche Deutschland sammt der Schweiz mit ihren Schandthaten erfüllten. Seit nämlich die toggenburger Erbschaftsfehde den Schweizerbund getrennt und die ersten bittern Früchte unredlicher Eroberungssucht gezeitigt hatte, benutzte Kaiser Friedrich III., Enkel des bei Sempach gefallenen Erzherzogs Leopold, den günstigen Augenblick, um die während der konstanzer Kirchenversammlung von Oesterreich abgekommenen Lande wieder zu gewinnen, nahm das von seinen Mitständen schwer bedrängte Zürich im Schutz- und Trutzbündniß auf (1442) und mahnte Adel wie Gemeinden der nächsten Rheinkreise zu schneller und kräftiger Hülfe. Aber die Eidgenossen, an ihrer Spitze den heftigen Landamman Itel Reding von Schwyz, stritten mit Glück bei Freienbach am Hirzel und bei St. Jakob im Sihlfelde unweit Zürich und setzten den Kaiser in große Bedrängniß. In solcher Verlegenheit, als weder die eigenen Dienstleute noch die Schaaren der getreuen Ritterschaft genügten, begehrte Friedrich von dem französischen Könige Karl VII. etliche Fähnlein jener zahlreichen Kriegerhaufen, welche dieser jetzt wegen des mit Burgund unlängst abgeschlossenen Friedens leicht entbehren mochte und wohl selbst fürchtete. Wie der Kaiser, so sahen der Papst und viele Große des Reichs in diesen Rotten vortreffliche Werkzeuge für die Bändigung des trotzigen Muthes der Bürger, der Landleute und des zu Basel versammelten Konciliums. Papst Eugen IV. versprach dem Könige von Frankreich die Bestätigung der pragmatischen Sanktion über die Freiheiten der gallikanischen Kirche, wenn er durch seine Heerhaufen das Koncilium zerstreue, welchem diese Freiheiten ihr Emporkommen zu danken hatten und welches mit dem Papst über die Rechte der Kirche zerfallen war, und die Räthe Kaiser Friedrichs III. und die Großen von Elsaß und Schwaben waren verblendet genug, einem ausländischen Heer, dem sie in ihrer Uneinigkeit, Unentschlossenheit und Armuth kein Gleichgewicht entgegen stellen konnten, die Pforten des Vaterlandes zu öffnen. Der französische Hof benutzte diese Verblendung nicht nur zu der augenblicklichen Befreiung seines Landes von den wilden Söldnerhaufen, sondern sie sollte ihm auch zur Ausführung weitsehender Absichten auf Deutschland dienen. Angeblich um den Krieg mit größerem Nachdrucke schneller zu endigen, sandte der König nicht 5000 Reisige, wie der Kaiser zuerst verlangte, auch nicht 10,000, wie man mit Burkard Mönch übereingekommen, sondern eine Armee von mehr als 50,000 Mann, und zwar nicht alle nach Basel u. wider die Schweizer, sondern mit René, König von Sicilien, Herzog von Anjou, Lothringen und Bar, der seinen Beistand gegen die Einwohner von Metz gesucht hatte, auch gegen diese Stadt, ferner mit Grafen Jakob von Lützelstein wider Toul und Verdun, mit Siegfried von Benningen in das untere Elsaß nach Selz, sowie in das obere Elsaß mit dem Freiherrn Jakob von Lichtenberg. Der Dauphin Ludwig selbst aber zog an der Spitze von mehr als 30,000 Mann das Land hinauf gegen den Sundgau u. Mömpelgard, und so wenig hatte der König hierbei von seinen vorigen Feinden, England und Burgund, zu befürchten, daß der tapfere Talbot mit 4000 englischen Schützen gegen Metz unter ihm diente, der Herzog von Burgund aber dem Dauphin nicht nur den Durchmarsch gestattete, sondern viele herum=

78*

streifende Rotten zu ihm stoßen ließ. Unweit Basel, vor Prattelen und bei St. Jakob an der Birs kam es am 26. August 1444 zur Entscheidungsschlacht. 1600 Männer der schweizerischen Vorhut kämpften hier 10 Stunden lang und bedeckten bis auf 16 Flüchtige die Wahlstatt mit ihren Leichen. Auf die Sieger wirkte der Verlust von 6000 Todten und die Achtung vor dem Volke, das, gleichzeitig von auswärtigen und einheimischen Feinden bedrängt, den Eingang zum Binnengebiet mit kühnem Todestrotz geschirmt hatte, so stark, daß der Dauphin nach dem Elsaß entwich und bald darauf im Frieden von Ensisheim der Eidgenossen Freiheiten bestätigte und beständige Freundschaft zusagte (28. Oktober 1444). In Deutschland hausten die A. bis ins nächste Frühjahr fort, raubend und plündernd, jenseits und diesseits des Rheins, im Schwarzwald bis gegen Bayern hin. Zwar säuberten nach und nach die Truppen der Städte und Reichsfürsten das Land, aber die blutigen Spuren ihrer Anwesenheit konnte man noch lange gewahren. In Frankreich verlor sich der Name A., seit Karl VII. aus ihnen 4500 Schützen und 15 Lanzenreiter hatte auswählen, die Uebrigen aber verabschieden lassen. Vgl. Barthold, Der Armagnakenkrieg 1444 und 1445, im „Historischen Taschenbuch", neue Folge, Jahrg. 3, Leipzig 1842.

Armansperg, Joseph Ludwig, Graf von, ehemaliger Präsident der Regentschaft in Griechenland, war am 28. Februar 1787 zu Kötzting in Niederbayern aus einer alten und ausgezeichneten Familie geboren. Nachdem er seine Studien auf der Universität zu Landshut vollendet, nahm er 1808 Dienste bei der Civilbehörde zu Regensburg, später in Passau. Als im Jahre 1813 der Enthusiasmus für Deutschlands Freiheit sich aller deutschen Jünglinge bemächtigt hatte, griff auch A. zu den Waffen und bekleidete das wichtige Amt eines Armeekommissärs beim bayerischen Heere. Nach dem Frieden von Paris bekam er die Verwaltung des Vogesen-Departements und später die der zwischen Rhein und Mosel gelegenen, wieder deutsch gewordenen Gebiete. Auf dem Kongresse zu Wien, wohin er als bayerischer Abgeordneter ging, vertheidigte er, wiewohl erfolglos, das Interesse seiner Krone mit vieler Wärme, und als bald darauf der Krieg von Neuem ausbrach, folgte A. dem Hauptquartier der Verbündeten als bevollmächtigter Minister Bayerns nach Frankreich, wo er zum Verwalter des sogenannten bayerischen, aus 6 Departements gebildeten, Generalgouvernements mit dem Centralsitze zu Auxerre im Departement Yonne ernannt wurde. Nach dem zweiten pariser Frieden wurde er 1816 Direktor der Regierung des Rheinkreises. A.s Eifer u. seiner umsichtsvollen Thätigkeit vornehmlich verdankt dieser Kreis die Erhaltung mehrer in der Revolution erworbenen Institute u. die wichtige Deklaration der Regierung über Unwiderruflichkeit der Abschaffung von Steuerexemtionen, Zehnten und andern Feudallasten. Im folgenden Jahre wurde A. als Direktor des damaligen Oberdonaukreises nach Augsburg versetzt. Im Jahr 1820 ernannte ihn der König zum Mitglied der Immediatkommission für den Bedarf der Armee und zum Direktor des obersten Rechnungshofes, 1823 zum Referenten der wegen der Kreditvereine zusammenberufenen Immediatkommission in München und 1824 zum Vicepräsidenten bei der Regierung des Regenkreises. Im Jahr 1825 wurde er von dem Unterdonaukreise (Niederbayern), wo er Güter besaß, als Deputirter für die Kammer erwählt, und diese ernannte ihn zu ihrem Vicepräsidenten. Bei allen ständischen Verhandlungen erwies sich A. als gewandter, einsichtsvoller, kräftiger und freimüthiger Redner, so daß er sich nicht bloß die öffentliche Achtung, sondern auch die Gunst des damals zum Thron gelangten Königs Ludwig gewann, der ihn in den Staatsrath aufnahm. Am 1. Januar 1826 trat er das Ministerium des Auswärtigen und des königl. Hauses an, welches er später mit dem Portefeuille des Innern und der Finanzen vertauschte. Unter vielen andern sach- und zeitgemäßen neuen Einrichtungen, die er als Staatsminister traf, ist der Gesetzentwurf über eine allgemeine Grund- und Häusersteuer hervorzuheben, den er 1827 den Ständen vorlegte und wodurch in das bayerische Steuerwesen eine bis dahin vermißte Einheit und Gleichheit kam. Ein eben so zeit- und sachgemäßes Gesetz war jenes über die Ausscheidung der bis dahin von der Staatskasse bestrittenen und künftig auf die Fonds der Regierungsbezirke zu überweisenden Ausgaben und über die Bildung dieser Fonds, wodurch A. dem verderblichen Centralisationssysteme entgegenzuarbeiten suchte. Als eine dritte große That A.s ist es zu betrachten, daß er 1827 in der Deputirtenkammer nach langen und heftigen Debatten das Institut der bayerischen Landräthe, welches er schon als Landtagsabgeordneter beantragt hatte, durchsetzte. Außerdem verdienen unter den vielen andern, das materielle Wohl des Staates betreffenden Gesetzentwürfen, die er zur Berathung brachte, noch genannt zu werden: der Entwurf über den Malzaufschlag, die Erwerbs- und Gewerbssteuer, über Erhebung der direkten Staatsauflagen, über eine neue Zollordnung, über das Indigenat, über die Revision des Lehnsedikts &c. Eine seiner Hauptsorgen war die Milderung der Mauthlasten, durch welche der kommerzielle Verkehr in eben dem Grade niedergedrückt, wie die Demoralisation der untern Volksklassen befördert wurde. Wirklich wurde 1827 durch den Staatsminister Graf von Thürheim und den würtembergischen außerordentlichen Gesandten Freiherrn von Schmitz-Grollenburg eine Vereinigung Bayerns mit Würtemberg zu einem gemeinschaftlichen Handelssystem zu Stande gebracht, die auf den richtigen Grundsatz basirt war, nach welchem das Interesse des Fiskus dem Interesse der Industrie untergeordnet werden soll. Da diese Vereinigung sich bewährte, schloß A. noch mehre Handelsverträge mit angrenzenden Ländern, die als Einleitung zum Abschluß mit dem großen norddeutschen Zollverein betrachtet werden konnten. Nicht minder suchte A. durch direkte Aufmunterungen die Gewerbe und die Urproduktion in Schwung zu bringen. Hand in Hand mit diesen auf das Bedürfniß des Volks gerichteten Bestrebungen A.s gingen seine zahlreichen und durchgreifenden Neuerungen in dem innern Organismus der Staatsverwaltung und die damit zusammenhängenden Ersparungen im Finanzetat. Glänzendere Re-

sultate seiner Verwaltung hat nicht leicht ein Finanzminister aufzuweisen gehabt, als A. 1831 von der 4jährigen Periode seiner Verwaltung 1826 bis 1830. Es ergab sich nämlich aus den Finanz- und Schuldentilgungsrechnungen jener Jahre, daß bei den Ministerkrediten $3\frac{1}{2}$ Millionen Gulden erspart, daß die letzte Rechnung mit einem Aktivreste von $4\frac{1}{2}$ Millionen geschlossen u. daß über eine Million Gulden an Vorräthen u. Rückständen auf das folgende Jahr übertragen worden war, daß ferner über 1,100,000 Gulden mehr, als ihre Dotation betrug, den Tilgungsfonds zugewendet werden konnten, daß bei der Haupttilgungsanstalt $3\frac{1}{2}$ Millionen und bei der Specialtilgungsanstalt in Würzburg 400,000 Gulden abgetragen und daß Ende 1829 die Last der Pensionskasse um 1,167,000 Gulden vermindert worden war. Dazu kam, daß die fünfprocentige und die aufkündbare Schuld dadurch, daß von der erstern 30 Millionen in vierprocentige Obligationen umgewandelt und für 21 Millionen au porteur bereits vernichtet worden waren, fast getilgt wurde. Bei seiner Uebernahme des Portefeuilles der Finanzen und der auswärtigen Angelegenheiten, waren die Staatskassen erschöpft und Deficit in den Rechnungen; als er von seinem Posten schied, waren die Kassen angefüllt, die Deficite gedeckt, und ein Theil der Grundsteuer konnte dem Volke erlassen werden. Solche Ersparungen mißfielen aber einer auch in Bayern zahlreichen Partei, welche, gewohnt sich als Staatskostgänger anzusehen, Jedem den Krieg auf Tod und Leben erklärt, der es wagt, ihre reichen Sinekuren anzutasten. Mit ihr verbanden sich die Freunde des alten Romanismus, der damals an der Isar sein Haupt stolzer als je zu erheben anfing. Jene verklagten den Minister wegen rechtswidriger Beeinträchtigung ihrer Privilegien, diese machten ihm den Vorwurf, daß er die Kirche als ein Eigenthum des Staats ansehe und eine Laienherrschaft einzuführen trachte. Gelehrte und Künstler tadelten gleichzeitig die vorherrschend realistische und materielle Richtung in A.s Regierungssysteme. A. wurde daher 1831 aus dem Ministerium entfernt und für den Gesandtschaftsposten in London bestimmt. Allein er hatte erst wenige Monate auf seinem Gute in Egg zugebracht, als er 1832 zum Präsidenten der neu zu organisirenden Regentschaft, die während der Minderjährigkeit des Königs Otto Griechenland regieren und den Grund zur neuen Staatsordnung legen sollte, berufen wurde. A.s Wirksamkeit beschränkte sich anfangs auf das Präsidium der Regentschaft; erst als Greiner Griechenland wieder verlassen hatte, übernahm er auch das Finanzwesen. Mit Recht erwartete man, daß der Graf, welcher als bayerischer Minister mit dem Ruhme eines tüchtigen Finanziers sein Portefeuille von 1831 geschlossen hatte, Griechenlands Finanzwesen ebenfalls baldigst ordnen und heben würde. Dennoch geschah in den ersten 18 Monaten fast gar nichts für die Verbesserung des intensiven Wohlstandes von Griechenland, während in den übrigen Zweigen der Verwaltung große Thätigkeit sich zeigte. A. umgab sich mit einer Koterie, welche, angeblich selbst im Einverständnisse mit der Verschwörung des Kolokotroni, nichts weniger bezweckt haben soll, als durch Verdächtigung der Regentschaft an den Höfen von London, München und Petersburg dieselbe zu sprengen und den Grafen zum alleinigen Regenten von Griechenland und Stellvertreter Otto's I. zu machen. In der That wurde die Regentschaft durch die Abberufung Maurers und Abels am 31. Juli 1834 gesprengt, doch ohne daß A. zur Alleinregentschaft gelangte. Jenen folgten im Amte der Staatsrath von Kobell und von Greiner. General von Heideck und A. blieben in ihrer Stellung bis zur Volljährigkeit des Königs Otto am 1. Juni 1835, an welchem Tage alle Mitglieder der Regentschaft ihres Amtes entbunden und entlassen wurden; nur A. stieg zum Erzkanzler mit einem Gehalte von 40,000 Drachmen empor. In dieser Eigenschaft war er Präsident im Ministerrath und erster Rath im Kabinete des Königs. Als dieser 1836 nach Deutschland reiste, übertrug er dem Grafen von A. die Administration des Staates, indem er ihn zum Reichsverweser ernannte. Nach der Rückkehr des Königs erhielt A. seine Entlassung im März 1837, worauf er sogleich Griechenland verließ. Er lebte seitdem zurückgezogen auf seinem Gute Egg bei Deggendorf und † den 3. April 1853 zu München.

Armati, Salvino degli, Florentiner, berühmt als Erfinder der Brillen (s. d.), um 1285 bis 1290; † 1317.

Armatolen, die kriegerischen Bewohner der Armatolien (Waffengebiete), der unter Kapitani's stehenden Bezirke der nördlichen griechischen Gebirge, besonders in Macedonien, Epirus und Thessalien. Als Mohammed II. Griechenland erobert hatte, begnügte er sich mit dem Besitz des flachen Landes, der Festungen und Seeplätze. In das unbezwungene Gebirge flüchteten sich die unabhängigen Bewohner, um unter kühnen Häuptlingen, Kapitani's genannt, den Krieg im Kleinen fortzusetzen. Der Kapitani sammelte eine Schaar von 50 — 200 Jünglingen und Männern, die ihm auf Leben und Tod verpflichtet waren, und überfiel den Feind auf Straßen und in Städten. Sie galten als die Stammhalter griechischer Freiheit und wurden der Pforte immer gefährlicher, je mehr sie sich über das ganze hellenische Festland verbreiteten. Die Namen berühmter Klephten, wie sie bis dahin hießen, wurden überall mit Stolz genannt und ihre Thaten besungen. Die Pascha's, unvermögend, sich gegen sie zu schützen, traten gewöhnlich in Unterhandlungen mit ihnen, und so empfingen die Kapitani's gegen Zusage friedlichen Betragens Sold, Lebensmittel und die Oberaufsicht des durch ihre Waffen beschirmten Bezirks. Diese Bezirke erhielten den Namen Armatolien u. die Bewohner hießen A., welche zum kleinsten Theile Griechen sind, vielmehr meist geborne, wegen politischer u. religiöser Differenz verfolgte, christlich gewordene Albanesen. Sie waren es hauptsächlich, die auf die Aufforderung der Hetärie den griechischen Freiheitskampf anregten. Die ausgezeichnetsten Armatolenführer in demselben waren Eustrates mit 500 Mann, Gogo, Georg Zongas, Saphakas (fiel 1827 vor Athen) mit 600 M., Georg Makri mit 300 M., Karaiskakis (fiel gleichfalls 1827 vor Athen) mit 600 M., Mitzo Kondojannis, Johannes Panurgas, Kaltzodemos (fiel vor Missolunghi) mit

400 Mann, Odysseus, Georg Karatasso mit 600 Mann, Christos Mestenopulos und Markos Bozaris, der an der Spitze der Sulioten stand. Sie waren um diese Zeit etwa 12,000 Mann stark und bildeten im Vereine mit mehren andern Klephten die Hauptmacht beim Anfange des Freiheitskampfes, in dem sie sich mit wenigen Ausnahmen hohen Ruhm erwarben.

Armatur, in der Kriegssprache der Inbegriff aller der Werkzeuge, die der einzelne Mann zum Angriff oder zur Vertheidigung gebraucht, also sowohl Schutz- als Vertheidigungswaffen, Trutz- und Angriffswaffen, aber auch das dazu gehörige Lederzeug, wie Kuppeln, Bandeliere, Patrontaschen &c. und die zum Auseinandernehmen und Reinigen der Waffen erforderlichen Instrumente. S. *Bewaffnung*.

Armband (*Armgeschmeide*), band- oder ringförmige Schmucksachen, die am Arm getragen werden. Ihr Gebrauch findet sich schon im hohen Alterthume bei Männern wie Frauen und war besonders bei den Orientalen häufig. Im Koran werden den Gläubigen goldene und silberne Armbänder verheißen. Auch bei den Hebräern waren Armbänder von Alters her üblich, namentlich auch unter den vornehmen Männern. Man trug Ringe aus Elfenbein, edlen Metallen u. dgl., gewöhnlich oberhalb der Handwurzel; bei den heutigen Persern und anderen Orientalen sind sie oft so breit, daß sie bis an den Ellbogen reichen. Wie die Ohrenringe dienten übrigens im Oriente auch die Armbänder von jeher zu Amuleten. Bei den Römern verschmähten ebenfalls weder Männer noch Frauen diesen Schmuck (armilla), u. als Ehrengeschenk (calbeus) verlieh ihn der Imperator dem verdienten Krieger. Man trug ihn in Rom meist am rechten Arme (daher dextrale), in Samnium um den linken. Bei uns ist das A. ein Schmuck der Frauen.

Armbruch, s. *Knochenbrüche*.

Armbrust (*Armborst*, *Armst*, *Arbrost*, lat. Arbalista, Balista manualis, Balista a pectore, franz. Arbalète), ein Schnellgewehr, das den Uebergang vom einfachen Pfeilbogen, aus dem es jedenfalls entstanden ist, zum heutigen Schießgewehr bezeichnet. Die A. besteht wesentlich aus dem Schaft (Säule, Rüstung) mit dem Kolben, dem Schneller oder Drücker, und aus dem Bügel oder Bogen mit der Sehne, welche die beiden Enden des Bügels verbindet. Nach der Größe, Stärke, Bestimmung &c. theilt man die Armbrüste in mehre Klassen. Die ganz großen werden (nach dem Schafte) Rüstungen genannt u. wieder in *ganze* und *halbe* Rüstungen unterschieden. Die ganze Rüstung besteht aus einer Säule von gutem, trockenem, hartem Holze, auf welcher die Rinne (der Bolzensteg, Lauf) ausgehöhlt ist, und wird öfters mit Perlmutter und Elfenbein ausgelegt. Weil das Eibe- oder Taxusholz häufig zu Armbrustsäulen verwendet wurde, hieß auch das ganze Geschoß *Eibe*. Der Bogen ist vom besten Stahl und nach Verhältniß der Säule 6—8 Pfund schwer; er geht in einem viereckigen Loche oben durch die Schwungöffnung der Säule und ist bisweilen auch an beiden Seiten mittelst starker Hanfschnüre an die letztere befestigt, um sich nicht im mindesten zu bewegen. Die Sehne ist aus vielen Hanffäden gedreht und mit einem Bind- oder sogenannten Schlagfaden der Länge nach ganz dicht umwunden. Um die Rüstung zu spannen, wird eine eiserne Handwinde (*Armbrustwinde*) angelegt, welche an ihrem Ringel einen Eingriff hat, der die Sehne anzieht und dieselbe in die Vertiefung (Welle) am Ende der Rinne einlegt. Der Einsatz wird sodann vergestochen und der Zug, Schluß, oder der in der Säule befindliche starke Drahtzug (Schneller) angezogen und der Stecher eingesetzt. So ist das Geschoß gespannt und bis zum Auflegen des Bolzens zum Abdruck nach dem Ziele fertig. Eine kleinere Art A. ist der *Schnäpper*, dessen Schaft und Bügel viel kürzer als die entsprechenden Stücke der Rüstung sind, mit denen sie übrigens gleiches Material haben. Der Schnäpper wird nicht mit der Winde, sondern mit der Wippe gespannt, einem Hebel, der oben einen eisernen Haken hat, der in die Oese des Schnäppers eingehängt wird. Am Stemmholze ist ein Druckstab, welcher auf die Sehne aufgesetzt wird und diese hinabdrückt, bis sie in den Eingriff einschnappt. Noch schwächere Armbrüste mit hölzernem oder fischbeinernem Bügel sind eigentlich nur ein Spielwerkzeug für Kinder, während der Schnäpper u. die Rüstung in den Händen geschickter Schützen eine furchtbare Waffe werden können. Der *Kugelschnäpper*, aus welchem man hartgebrannte Lehm-, Thon-, Marmor- oder Bleikugeln schießt, hat statt des gewöhnlichen Bolzenstegs einen verdeckten, cylindrischen Lauf, welcher sich von dem einer Flinte nur dadurch unterscheidet, daß er einen Ausschnitt haben muß, in welchem sich die Sehne bewegen kann; oft ist er aber auch der Länge nach theilbar, so daß die obere Hälfte, welche die Rinne deckt, abgeschraubt werden kann. Der *Froschschnäpper* hat, wie der vorige, einen stählernen Bügel und dient zur Erlegung von Fröschen. Der spitzige Bolzen oder Pfeil hat einen Widerhaken und wird sammt dem Frosch mittelst einer am Bügel und Pfeil befestigten Schnur herausgezogen. Der Gebrauch der A. ist uralt und gewiß bald nach dem des Bogens aufgekommen. Plinius nennt die Phönicier als Erfinder der Balista. Die Griechen und Römer hatten außer kleinen Armbrüsten für die Leichtbewaffneten auch *Wagenarmbrüste* u. *Karrnarmbrüste*, welche auf Wagen mit zwei oder einem Pferde transportirt wurden. Aehnliche Geschosse werden auch den alten Deutschen beigelegt. Am verbreitetsten war im westlichen Europa der Gebrauch der A. in der Periode von den Kreuzzügen bis ins 16. Jahrhundert herab. Damals war die A. im Frieden wie im Kriege alles das, was dem heutigen Schützen seine Büchse, dem Soldaten die Flinte ist. Eine Lateransynode von 1139 verbot zwar die A. im Kampfe wider Christen, wahrscheinlich als ein zu mörderisches Instrument, aber das Verbot blieb, obwohl von Innocenz III. wiederholt, ohne Erfolg. Die A. erhielt sich fast allgemein im Feldgebrauch bis auf Karl V. (1530), in England noch 100 Jahre länger bis auf Elisabeth und Jakob I. Bei Schützenfesten aber behauptete sie ihr altes Recht in Deutschland an vielen Orten bis ins 18., in Frankreich, England u. vorzüglich in der Schweiz

bis auf den heutigen Tag. Die Ritter des Mittelalters fochten zwar in der Regel nur mit Lanze und Schwert, doch führten sie nicht nur in ihrem Gefolge **Armbrustschützen**, auch **Armbruster** genannt, sondern sie selbst verschmähten nicht immer, sich dieser Waffe im offenen Kampfe zu bedienen, wie z. B. Götz von Berlichingen noch 1502 gethan. Auf den Burgen hatten ungeheure Armbrüste die Funktionen unserer Kanonen, sie lagen hinter den Schießscharten, um die anstürmenden Feinde zu durchbohren. Das Feuergewehr hat die A. aus dem Schlachtengetümmel u. Festungskriege verdrängt.

Armbruster, Johann Michael, Volks- und Jugendschriftsteller, 1761 zu Sulz im Würtembergischen geboren, studirte seit 1775 in der Ritterakademie in Stuttgart, wurde 1784 Sekretär bei Lavater in Zürich und redigirte einige Zeit die „Züricher Zeitung." Nachdem er einen Auszug aus den physiognomischen Fragmenten Lavaters (1783 bis 1786, in 4 Bänden, mit vielen Kupfern) und Gedichte (Kempten 1783) herausgegeben, ließ er sich 1786 in Konstanz nieder und verschaffte sich durch literarische Arbeiten ein dürftiges Auskommen. Von 1793—1799 gab er den „Volksfreund" heraus, ein Blatt, das wegen seiner anti-französischen Tendenz die Ursache wurde, daß die österr. Regierung 1800 A. als Polizeikommissär in Günzburg anstellte, wo er das Volksblatt „Der redliche Schwabenbote" schrieb. Durch die französische Invasion aus Günzburg vertrieben, ging er nach Wien und wurde daselbst als Polizeikommissär und später als Hofsekretär bei der obersten Polizeihofstelle angestellt, in welcher Eigenschaft ihm die Redaktion der „Wiener Zeitung" und theilweise die Censur der Journale und Flugschriften oblag. Während dieser Zeit gab er ein vielgelesenes Volksblatt „Der Wanderer" und später „Die vaterländischen Blätter" für den österreichischen Kaiserstaat heraus. Außer seinen Volksblättern fanden seine Jugendschriften und Kindererzählungen großen Beifall (Rosenblätter, 1791, 1803; Auserlesene Kindererzählungen, 1703, u. A.). A. entleibte sich durch einen Pistolenschuß am 14. Jan. 1814.

Armee, im Allgemeinen s. v. a. Heer, Kriegsheer, die Gesammtheit der Bewaffneten, die in einem Staate zur Erhaltung der Unabhängigkeit und Unverletzbarkeit desselben gegen äußere Feinde, sowie zur Aufrechthaltung der Ordnung im Innern bestimmt sind, besonders die Landmacht, im Gegensatze der Marine oder Seemacht. Die Benennungen A. und Heer werden oft als gleichbedeutend betrachtet, aber sie gehören nicht bloß verschiedenen Sprachen an, sondern haben auch verschiedene Bedeutung. Was die Deutschen „Heer" nennen, bezeichnen die Franzosen durch „la force armée" (die bewaffnete Macht). Heer ist also etwas ganz Allgemeines, ohne nähere Bezeichnung der besonderen Bestimmung, die sich erst mit dem Worte A. verbindet. Militärische Alterthumsforscher, wie z. B. der französische General Bardin, behaupten, das Wort A. sey zuerst auf die Seemacht angewendet worden und habe ursprünglich eine Kriegsflotte bezeichnet, deren Bestimmung gewesen sey, auf einem Meere zu kreuzen. Die Völker romanischer Abkunft bedienten sich dafür des Wortes „Armada". Später wendete man das Wort A. auch auf die Landmacht an. A. heißt also eine Streitmasse, welche die Bestimmung hat, unter dem Oberbefehl eines Einzigen auf einem Kriegsschauplatze zu Lande zu operiren, und richtet sich nach der Größe des Kriegsschauplatzes und andern Umständen. Man benennt eine A. häufig nach ihrem Kriegsschauplatze oder den Himmelsgegenden, oder dem bestimmten Zwecke, zu welchem sie dient, z. B. Rheinarmee, Nordarmee, Okkupationsarmee &c. Eine A. zerfällt in mehre Armeecorps, deren jedes von einem General kommandirt wird und wieder in Divisionen, jede Division zu 2 Brigaden, zerfällt.

Armenarzt, s. Armenwesen.

Armeneid (lat. juramentum paupertatis), derjenige Eid, wodurch der Schwörende seine wirkliche Armuth bekräftigt, um gewisser öffentlicher Wohlthaten und Vergünstigungen theilhaftig zu werden, besonders bei Prozessen gebräuchlich. S. Armenrecht.

Armenhäuser, s. Armenwesen.

Armenien, ein Hochland am südlichen Abhange des Kaukasus, hat die Gestalt eines Dreiecks, dessen Basis durch eine zwischen dem kaspischen und dem schwarzen Meere gezogene Linie, von der Mündung des Kur über Tiflis, Gori, Suram und Kutais bis zur Mündung des Rion bezeichnet wird u. dessen Spitze am Golf von Skanderum das mittelländische Meer erreicht, während eine andere Linie von der Rionmündung bis zum genannten Golf seine Nordwestseite u. eine dritte, von ebendemselben Golf zwischen den Wan- und Urmiasee hindurch nach der Kurmündung gelegte, seine Südostseite bestimmt. Der Flächeninhalt wird noch zu 5000 □Meilen angegeben. Das Innere des Plateaus nehmen 2600—6000 Fuß über dem Meere gelegene, meist von Osten nach Westen ausgestreckte, weidereiche Hochebenen ein, auf denen als Grundflächen sich hier isolirte, bis 16,000 Fuß hohe **Kegelberge**, meist alte Krater, dort lange **Plateauxketten** erheben. Unter letztern ist der Ala-Dagh, vom Ararat bis zum Zusammenfluß der beiden Quellenflüsse des Euphrat, der bedeutendste; er theilt das Tafelland in eine südliche und nördliche Hälfte. In der südlichen liegt die breite Thalebene des östlichen Euphrat, bei Musch 4100 Fuß hoch; in der nördlichen lagern sich die Hochebenen von Bajazet, von Erzerum (5580 Fuß hoch), von Kars, von Achalzik und von Eriwan (2680 Fuß hoch). Die merkwürdigsten Kegelberge erheben sich auf der Hochebene von Eriwan: der große Ararat mit 16,254 Fuß absoluter u. 13,530 F. relativer Höhe, der kleine Ararat, mit 12,884 absoluter Höhe und der Alaghes mit 12,870 Fuß absoluter Höhe. Die Ränder des armenischen Hochlandes fallen nach allen Himmelsgegenden in tiefer liegende Landschaften ab. Der **Nordost- und Nordrand** A.s zieht von dem Durchbruche des Araxes bis zu 60° östlicher Länge von Südosten gegen Nordwesten. Gegen Nordosten u. Norden fällt er zu den Ebenen des Kur und Rion ab und wird im Maximum seiner Annäherung an den Kaukasus, zwischen 61° und 62° östlicher Länge, von dem Kur durchbrochen. Im Süden und Südwesten lehnt

er sich an die Hochebenen von Achalzik, von Kars, von Eriwan und von Nachitschewan an. Dieses romantische Bergland wird aus mehren, terrassenartig übereinander aufsteigenden Parallelketten gebildet, welche im Besobdal 6270 Fuß, im Pamback 6630 Fuß erreichen und noch durch viele andere Porphyr-, Basalt- und Trachytberge ausgezeichnet sind. Zwischen den Ketten liegen langgestreckte, wohlbewässerte Hochebenen. Drei Hauptwege führen aus dem Kurthale über den Nordrand: der eine von Tiflis über Gori, Suram nach Kutais; der andere von Tiflis nach Eriwan; der dritte von Tiflis über Elisabethpol u. Schuscha nach Nachitschewan. Der Südrand oder das Bergland West-Kurdistan liegt zwischen 39° — 37½° nördlicher Breite von Ferro und zwischen 62° — 55° östlicher Länge. Die innerste und höchste Kette dieses Berglandes ist der Ala-Dagh, eine Fortsetzung des Elbrus und des Nordrandes von Iran. Sie ummauert mit ihren beständig in Schnee gehüllten Kalksteinbergen, welche im Dschidda-Dagh bis 13,000 Fuß hoch sind, das Becken des Wan-Sees und lehnt sich im Norden unmittelbar an die vom östlichen Euphrat durchflossenen Hochebenen an. Wenige beschwerliche Pässe, worunter der von Bitlis, führen über die Kette. Im Süden des Ala-Dagh folgt eine breite Längenstufe, in welcher der Tigris, in der Thalebene von Diarbekr, nach Osten, westlicher auch der Euphrat auf eine Strecke nach Westen fließt. Im Süden wird die breite Längenstufe von dem von Osten nach Westen ziehenden, bis 3000 Fuß hohen Kara-Dagh (Mons Masius), der Fortsetzung des Westrandes von Iran, begrenzt und von der ersten Stufe Mesopotamiens getrennt. Am Ostrande steigt man aus Aserbeidschan allmählig über mehre Stufen auf die Hochebenen A.s hinauf. Plateauxketten, welche von Osten nach Westen ziehen, trennen die Stufen von einander: kurze, die Terrassen mit einander verbindende Engpässe führen über dieselben. Auf dem Wege von Tauris nach Bajazet geht man über die Ebene von Khoi, von Zauvieh u. Kara-ainah auf die von sanften Wellenbergen durchzogene Hochebene von Bajazet; hier erblickt man zum ersten Mal das Silberhaupt des Ararat. Am Westrande wird, wie auf der Ostseite, der Abfall des Hochlandes nach dem Gestade des schwarzen Meeres und zu den niedriger liegenden Hochebenen Kleinasiens durch mehre Stufen vermittelt. Geht man von der 5500 Fuß hohen Hochebene von Erzerum nach Trapezunt am schwarzen Meere, eine Entfernung von 25 Meilen, so steigt man über eine Bergkette hinab in die vom Tschorocha durchflossene Mittelstufe von Baiburt, worauf man über einen zweiten niedrigen Gebirgszug hinuntergeht zum pontischen Gestade. Auf dem Wege von Erzerum nach Tokat oder Sivas bildet die Mittelstufe die Thalebene von Karaja, südlicher aber die vom Euphrat durchflossene Thalebene von Malatia oder Kleinarmenien.

Plutonische Kräfte haben an der Bildung des armenischen Gebirgssystems den überwiegendsten Antheil genommen. Die geschichteten neptunischen Formationen nehmen, im Vergleich mit den aus der Erdtiefen hervorgetretenen massigen Gebilden, einen geringen Raum ein; auch die älteren plutonischen Bildungen, wie Granit, Syenit, Gabbro rc., sind im Verhältniß zu den später entstandenen Gebirgsarten (Trachyt, augitischer Porphyr) schwach repräsentirt, obwohl von ihnen offenbar der erste Gebirgsbau in Vorderasien, die frühesten Hebungen, Zerrüttungen und Umgestaltungen der horizontalen Schichten des Grund- und Uebergangsgebirges der Schiefer, Kalke und Konglomerate ausgegangen sind. Die Bildung der großen Ketten, welche die alpine Region erreichen, war unzweifelhaft nur ein Resultat plutonischer Kräfte. Die armenischen Gebirge haben, als Ketten, mit dem Kaukasus und den Gebirgen Kleinasiens, Kurdistans und Westpersiens gleiche Ursachen wie gleiche Epoche der Entstehung gemein. Das große Hebungssystem all dieser Gebirge zeigt genau dieselbe Richtung von Südost nach Nordwest; der Kern sämmtlicher Hauptketten besteht aus Gesteinmassen, welche petrographisch entweder ganz identisch oder doch nahe verwandt sind; sie durchsetzen dieselben älteren Flötzschichten bis in die jüngste Reihe der tertiären Gebilde; sie sind offenbar alle dem gleichen Herd entstiegen, und der Erschütterungskreis der Erdbeben erstreckt sich noch heute über das ganze Gebiet dieser alten plutonischen Bildungen. Die Alpenketten A.s, welche, aus demselben Herd der Erdtiefen hervorgestiegen, höchst wahrscheinlich in gleicher Epoche entstanden wie die trachytische Centralkette des Kaukasus, unterscheiden sich von dieser wesentlich durch die verschiedenartige Ausdehnung ihrer Massen. Das armenische Gebirgssystem, welches aus einer weiteren Spalte emporstieg, einen geringeren Widerstand an den darüber lagernden älteren Formationen fand und über einen breiteren Flächenraum sich verbreiten konnte, als der Kaukasus, mußte bei seiner Entstehung seine glühenden Massen in einer mehr horizontalen Richtung ausdehnen, thürmte daher keinen schroffen, mauerartigen Hauptgebirgskamm empor, wie jener, sondern bildete Parallelketten, ausgedehnte Plateaux, Längenthäler und häufige Einsenkungen auf der Kammhöhe, welche den Durchbruch der Gewässer in verschiedenen Richtungen gestatten, als Pässe allenthalben die Verbindung erleichtern und auf Geschichte und Lebensweise der Bevölkerung den entschiedensten Einfluß übten. Nach der Erhebung der armenischen Alpenketten durch plutonische Kräfte trat eine Periode vulkanischer Thätigkeit ein, welche im eigentlichen Hochland nur kurze Zeit wirkte, nur einzelne Erhebungskrater inmitten der Ketten bildete, Schlacken und geschmolzenes Gestein durch eruptive Bewegung aus der Tiefe emporhob und dieselben am Rande von Schlünden aufschüttete, welche mit dem vulkanischen Herd eine kurze Zeit kommunicirten, ganz ähnlich wie es bei verschiedenen Erhebungskratern der phlegräischen Felder bei Neapel, besonders am Montenuovo der Fall gewesen. Diese vulkanische Thätigkeit, die letzte Wirkung jener ältern, viel gewaltigern plutonischen Kraftäußerung, welche das armenische Gebirgssystem als Ketten emporgeschoben, war im Centrum des Hochlandes von geringer Dauer, bildete keine wahren Eruptionskrater u. erschöpfte sich frühe. Wahrscheinlich ist die Höhe und Mächtigkeit der durch plutoni-

sche Kräfte im Centrum des Hochlandes A.s aufgethürmten Gebirgsmassen selbst die Ursache gewesen, weshalb dort die späteren vulkanischen Durchbohrungsversuche entweder nicht glückten oder bald gelähmt wurden, und nur einzelne Erhebungskrater und Anhäufungen von Schlackenkegeln in der Kettenreihe durch vereinzelte Durchbrüche erzeugt werden konnten. Die Dämpfe u. Gase vermochten die Last des hohen Gebirgsgewölbes dort nicht zu überwältigen, und es fand daher eine Versetzung der vulkanischen Thätigkeit nach den Rändern der Ketten Statt, wo der Widerstand geringer war. An den Rändern der Ketten bildeten sich aus weiten Hochebenen Gruppen von vulkanischen Erhebungskratern, deren Natur im Norden am Allaghes und Ararat, im Süden am Seiban-Dagh am schönsten ausgeprägt ist. Die flüssigen Gesteinmassen vermochten hier höhere Kolosse aufzubauen, als auf den Gipfeln der Ketten, weil die aus dem Innern wirkenden Kräfte sich in einem engeren Raume koncentrirten. Der große Araratgipfel übertrifft die höchsten Spitzen der Ketten des Hochlandes um mehr als 5000 pariser Fuß. Diese vulkanische Region an den Rändern A.s setzte, nachdem die kurze vulkanische Thätigkeit auf der Höhe von Erzerum sich erschöpft hatte, ihre Wirkungen periodisch, während eines sehr langen Zeitraumes, fort, und es öffneten sich hier allenthalben Eruptionskrater, welche ihre Ausbrüche u. Bildungen cirkelförmig um sich her verbreiteten, die Abhänge und Umgebungen der alten Erhebungskrater mit großartigen Lavaströmen überdeckten und diese flüssigen Gesteine und die ausgeworfenen Schlacken zu ungeheuern Massen anhäuften. Der Geognost erkennt in ihnen die Zeichen einer kraterischen Thätigkeit, welche Jahrtausende hindurch gedauert haben mag. Diese Thätigkeit war die permanent gewordene Wirkung einer durch Mitwirkung des Wassers bedingten Modifikation der plutonischen Potenzen. Im Hochland von Erzerum hingegen fehlte diese permanente Wirkung. Die Laven der großen armenischen Vulkane stehen im Allgemeinen hinsichtlich ihres petrographischen Charakters den Laven des Aetna am nächsten, viel näher, als denen des Vesuv. Unter den ältern Laven herrschen die lichteren Gesteine vor, sie sind trachytisch mit vorwaltendem Rhyakolith. Die jüngeren größeren Massen bestehen aus einem Gemenge von Augit, Magneteisen und Labrador, sind also doleritisch oder basaltisch; der Leucit wird darin seltener gefunden, als in den Laven des Vesuv. Die Lavaschichten am Ararat u. Allaghes bestätigen, gleichwie der Schichtenbau des Aetna, die Ansicht von der allmähligen Umbildung der kieselreicheren Gesteine von lichter Färbung in die dunkler gefärbten und kieselärmeren Basalte und Dolerite. Die kraterische Thätigkeit jener Reihe vulkanischer Gruppen, welche sich von den Grenzen Lasistans bis nach Westpersien durch mehr als sechs Längengrade erstreckt und die gleiche Richtung von Südost nach Nordwest einhält, wie die plutonischen Erhebungen der Ketten, überdauerte selbst die letzten großen Erdrevolutionen u. reicht bis in die Anfänge der historischen Zeit. Während die trachytischen Ketten des Kaukasus und A.s die tertiären Gebilde durchsetzen, überdecken die basaltischen und doleritischen Laven des Allaghes sogar die jüngsten Sedimentbildungen, welche Schalthierreste einschließen, die noch heute in beiden benachbarten Meeren leben. Uebrigens ist der vulkanische Herd A.s noch keineswegs erloschen, er beweist seine fortdauernde Thätigkeit nicht nur in warmen Mineralquellen, worunter die warmen Schwefelquellen bei Tiflis mit einer Temperatur von 32°,7 C., sondern auch in den immer repetirenden Erdbeben, deren Hauptfocus jetzt der Ararat ist. A. ist reich an edlen Fossilien, besonders an Metallen. Die berühmtesten Bergwerke sind zu Kumischkane, Kure, Baiburt, Maden, Argana, Alawerde, Schamlug und Achtala. Sie liefern Gold, Silber, Blei, besonders aber Kupfer und Eisen. Außerdem finden sich Arsenikgruben, Alaungruben zu Saglik u. a.

A.s Flüsse gehören mit wenigen Ausnahmen zu den vier Stromsystemen des Euphrat, Tigris, Araxes und Kur. Der Euphrat bildet sich aus zwei Quellflüssen, dem Muradschai oder östlichen Euphrat (Quellen südlich von Diadin, 6000 Fuß hoch) und dem Karasu oder westlichen Euphrat, dessen Quellen nördlich von Erzerum liegen. Auch nach der Vereinigung beider Quellflüsse behält der Strom den Namen Muradschai bis el Bir, der Grenze A.s, von da an heißt er Euphrat. Von Malatia bis el Bir durchbricht er den Taurus u. bildet eine Reihe von Wasserfällen und Stromschnellen. Der Tigris entsteht ebenfalls aus zwei Quellflüssen: der östliche, Arm von Argen, der bei Sert den Arm von Sert aufnimmt, kommt aus dem westlichen Ende der kurdistanischen Alpenkette von Bitlis her, fließt durch schönes Bergland zwischen Wiesengründen hin und vereinigt sich mit dem heftig strömenden westlichen Quellfluß, dem Arm von Diarbekr, welcher dem Ala-Dagh entquillt. Der vereinigte Strom durchbricht nun den Kara-Dagh und beginnt bei Mosul seinen Mittellauf. Der Araxes (Aras) entspringt in Ala-Dagh und fließt auf weiter Hochebene gegen Ost und Südost bis zu einem Durchbruche unter $62\frac{1}{2}°$ östlicher Länge. Unterhalb desselben, in seinem mittleren Laufe geht der Strom anfangs durch eine weite Hochebene bis Magri; von hier an durchbricht er den Nordrand u. bildet mehre Stromschnellen; sein unterer Lauf fällt in die Ebenen des Karabagh, bis er bei Dschewat sich mit dem Kur vereinigt. Dieser selbst entspringt in der Nähe von Kars, durchströmt bis Tiflis mehre, durch Engpässe getrennte Thalstufen. Unterhalb Tiflis kann der Fluß, obwohl voll Strudel und Wasserschnellen, mit Barken befahren werden; in seinem untern Laufe, von der Stromschnelle von Mingeshaur an, durchfließt er eine Tiefebene, welche durch den Schlamm und das Gerölle des Kur und Aras und den Wellenschlag des kaspischen Sees gebildet ist u. hier ein Delta formirt, durch welches beide Ströme vereinigt in den See ausmünden.

A. zerfällt in drei Klimaregionen: in die Region des Regens mit subtropischem Klima, in die Region des veränderlichen Niederschlags und in die Region des ewigen Schnees. Die erste Region begreift das Kurthal von Tiflis bis zum kaspischen See, die Küstenebene von Gurien und die

Thallandschaft des obern Tigris. Die mittlere Jahrestemperatur zu Trapezunt beträgt 16°, 5 C., zu Tiflis ungefähr 15°, 6. Der Frühling, in welchem sich häufige Niederschläge ereignen, dauert vom Februar bis Mai. Im Sommer, vom Mai bis September, steigt die trockene Hitze im Kurthale bis 37°, 40° u. noch höher und wird so unerträglich, daß man 3 Stunden Vormittags und 6 Stunden Nachmittags nur gezwungen die Wohnungen verläßt. Auch die Nächte gewähren wenig Linderung, besonders wenn man noch, wie dies in manchen Gegenden der Fall ist, von den Stichen kleiner, schwarzer Mücken geplagt wird. Mit Ende Augusts nimmt die Hitze ab, Gewitter und Regen bringen eine wohlthuende Kühlung hervor; doch bleibt es den ganzen Herbst hindurch noch immer warm. Erst im December u. Januar tritt der Winter ein; die Niederschläge fallen aber meist in Form des Regens herab. Nachtfröste und Schneefall sind Seltenheiten; das Land überkleidet sich mit üppigem Grün, das den Heerden reichliche Nahrung bietet. Die Region des veränderlichen Niederschlags begreift die Hochebenen, die Randgebirge und die Plateauxketten A.s bis zu einer absoluten Höhe von circa 13,000 Fuß und bietet sehr viele Abstufungen dar. Während in der Ebene von Karahissar südeuropäisches Klima herrscht und das Getreide am Ende Juni oder am Anfang Juli schon in vollen Aehren steht oder schon geschnitten ist, haben die Mittelstufen der Randgebirge mitteleuropäisches Klima; die Ernten können hier erst im August und September eingebracht werden. Die Hochebenen A.s haben im Allgemeinen ein sehr rauhes Klima, besonders strenge und kalte Winter und kurze Sommer, in welchen zwar die Tage heiß sind, die Nächte aber immer kalt bleiben; weil aber die absolute Höhe der Hochebenen sehr verschieden ist, so wird das Klima dadurch bedeutend modificirt. Auf der Hochebene von Erzerum fällt der Schnee schon im Oktober, und noch im Juni sind die niedern Höhen mit Schnee bedeckt; an vielen Stellen schmilzt der Schnee manches Jahr gar nicht. Etwas wärmer ist die Hochebene des Ostphrat; hier brechen zu Anfang Juni, während noch viel Schnee auf den Höhen liegt, im Thale die ersten Knospen hervor u. die Saat ist schon Fuß hoch. In der Hochebene von Kars gefriert im Juli des Nachts noch Eis. In den mildern Fluren von Eriwan schneit es noch zuweilen im April, obwohl hier schon Obst, Wein, ja Reis und Baumwolle gebaut wird; da jedoch die Winter sehr streng sind, so müssen die Reben, welche einen guten Wein geben und in Weingärten die Stadt Eriwan umziehen, unter die Erde geschlagen werden. Ein charakteristischer Zug des armenischen Himmels, welcher ihn von den übrigen Ländern Vorderasiens mit ihrem kontinentalen Klima unterscheidet, besteht in den scharfen Gegensätzen feuchter Luftschichten von verschiedenen Temperaturen und in der häufigen Ausgleichung derselben durch heftige Entladungen, durch Schneeschauer im Winter, Regen- und Hagelschauer im Sommer. Von Norden her haben die kalten Nordwinde ungehinderten Zutritt und treten dann den ohnehin auf dem armenischen Plateau sich abkühlenden Süd- u. Ostwinden entgegen, wodurch jene heftigen und zahlreichen Stürme erzeugt werden, welche von jeher die Küstenschiffer des schwarzen Meeres in Schrecken setzten. Die Region des ewigen Schnees begreift die höchsten Theile des Berglandes; sie beginnt am Ararat bei 13,300 Fuß, reicht aber an nördlichen Abhängen noch über 1000 Fuß tiefer herab.

Die Pflanzenregionen des armenischen Berglandes sind noch sehr unvollständig bekannt. Die untern Regionen der Randgebirge sind mit immergrünen Bäumen bewachsen; die Wälder der höhern Regionen bestehen aus Platanen, Wallnuß- und Kastanienbäumen, aus Eichen, Pappeln, Eschen, Birken, Cypressen und andern Nadelhölzern. Am großen Ararat erscheinen hochstämmige Wallnußbäume, Aprikosenbäume, Weiden u. italienische Pappeln noch in einer Höhe von 6000 Fuß und Birken gehen bis 7000 Fuß. Die höhern Regionen sind mit Sträuchern u. Alpenpflanzen bekleidet, welche im Allgemeinen denen der Pyrenäen u. Schweizeralpen gleich sind. Eine Cerastiumart ist die höchste blühende Pflanze am Ararat. In den unteren Regionen der Randgebirge baut man Reis, Mais, Weizen, Gerste, etwas Hafer, Sesam, Hanf, Flachs, Baumwolle, Safran, Krapp, treffliche Weintrauben. In den Fruchtgärten gedeihen veeschiedene Südfrüchte, alle europäischen Obstarten, Melonen, Gurken u. andere Küchengewächse. Auf den kahlen und baumlosen Hochebenen A.s kommen die Obstbäume und der Weinstock nur in absolut niedrig gelegenen Strichen fort, z. B. bei Eriwan; die höher gelegenen Gegenden sind entweder treffliche Weideländer oder zum Anbau des Getreides tauglich. Der armenische Honig war schon im Alterthum berühmt; eine Art desselben hat berauschende Kräfte, was dem starken Aroma gewisser Pflanzen beigelegt wird, aus welchen die Bienen den Saft holen. Die Kultur der Seidenraupe ist wichtig. Gefährlich sind Taranteln und Skorpione. Unter den Fischen sind die Sewriugen (Störe), Hausen, Forellen, Welse, Aale und Karpfen am wichtigsten. Verschiedene Schlangen- und Eidechsenarten, Schildkröten, große Krötenarten repräsentiren die armenische Amphibienwelt. Schwäne, Kranniche, Kropfgänse, Reiher, Trappgänse, Wasserraben, Taucher und Schnepfen leben an den Salzlachen und Flüssen; in den Wäldern u. auf den Hochebenen finden sich Fasane, Rebhühner, Wachteln, Tauben, Raben, Adler, Geier, Habichte, Falken. Außer den in Vorderasien gewöhnlichen wilden Säugethieren finden sich auch Tiger, Panther, Hyänen, Schakale, Katzenluchse, Luchse, Bären, wilde Ziegen, Dscheirane (Antilope subgutturosa) in den Steppen am kaspischen See. Die Hausthiere des Armeniers sind Büffel, Rindvieh, treffliche Pferde, Esel, Maulthiere, Kameele, Schafe, Ziegen, Hunde und Katzen.

Das alte A. (Armenia) ward umgrenzt im Norden vom Kur (Cyrus) u. den moschischen Gebirgen, im Westen vom Taurus und Kappadocien, im Süden vom Berge Masius und im Osten vom Caspius. In der Bibel wird A. unter diesem Namen (statt dessen die Eingeborenen Haikia gebrauchen) nirgends erwähnt, ist aber (einzelnen Provinzen nach) in folgenden Namen zu suchen: Ararat (1. Mos. 8, 4; Jes. 37, 38; Jer. 51,

27 u. a.); Thogarmah (1. Mos. 10, 3; 1. Chron. 1, 6; Ezech. 27, 14; 38, 6); Minni (Jer. 51, 27). Ptolemäus theilte das gesammte A. (Armenia universa) in Ober-A. (A. superior), den nördlichen Landstrich zwischen den Flüssen Cyrus und Araxes umfassend, Nieder-A. (A. inferior), die westlichen Gegenden bis zum Euphrat, und A. zwischen dem Euphrat und den Tigrisquellen. Die Römer rechneten zu A. Colchis, Iberia, Albania und A. propria. Gewöhnlicher ist im klassischen Alterthum die Eintheilung in Groß- und Kleinarmenien. Großarmenien (A. major) grenzte östlich an Medien u. an das kaspische Meer, nördlich an Albanien und Iberien, westlich an Kappadocien und Kleinarmenien, südlich an Mesopotamien und Assyrien. Kleinarmenien (A. minor) lag an dem westlichen Ufer des Euphrat, ward nördlich und westlich vom Pontus und Kappadocien, südlich und östlich von Großarmenien begrenzt. Nach dem Sturze des Mithridates nahmen die Römer dieses Land in Besitz und vertheilten und vergaben es nach Belieben. Unter den römischen Kaisern Caligula u. Nero hatte es wiederum eigene Fürsten; unter dem Kaiser Trajanus scheint man es größtentheils zu Kappadocien geschlagen zu haben, so daß nur noch Melitene und ein Theil von Cataonia zu Kleinarmenien gerechnet ward. Eine neue Eintheilung des Landes fand zu den Zeiten der Kaiser Diocletian und Konstantin Statt. Viehzucht war das Hauptgeschäft der Bewohner A.s. Im persischen Zeitalter lebten sie nicht in Städten, sondern durchgehends in großen offenen Oertern (selbst der persische Satrap residirte in einem solchen), zum Theil auch in Höhlen unter der Erde, in denen sie ihr Vieh zu halten pflegten. Jeder Ort hatte seinen Vorsteher oder Richter, dem man mit großer Ehrerbietung begegnete und Alles, was er von Lebensmitteln bedurfte, wo er es nur wollte, zu nehmen verstattete. Die Sitteneinfalt der Armenier und ihre fast patriarchalische Gastfreundschaft war im Alterthume sprüchwörtlich. Die Armenier waren damals noch nicht von dem Handelsgeist erfüllt und an die weiten Handelsreisen gewöhnt, welche sie in der Folge und noch gegenwärtig ihrem Vaterlande fremd machten. Indeß zeigen sich die ersten Spuren davon auch schon im persischen Zeitalter. Denn die Armenier standen in starkem Verkehr mit Babylon, wohin sie den Euphrat hinab ihren Wein verführten, und mit Tyrus und andern phönicischen Handelsstädten, die ihnen ihr Vieh, vorzüglich ihre Maulthiere u. Pferde, abnahmen (Ezech. 27, 14). Die letztern wurden so sehr geschätzt, daß ein jährlicher Tribut von 20,000 Stücken dem persischen Monarchen entrichtet werden mußte.

Das alte Großarmenien heißt jetzt Turkomanien und begreift theils die osmanischen Paschaliks Erzerum, Kars und Wan (1593 □Meilen), theils die vor Kurzem noch iranische (persische) Provinz Eriwan, welche im Frieden 1828 an Rußland abgetreten wurde und 362 □Meilen mit 210,000 Einwohnern enthält, sowie die schon früher von Rußland in Besitz genommenen Provinzen im Süden des Kaukasus, die Khanate Scheki und Karabagh. Das alte Kleinarmenien, jetzt Aladuli oder Pegian genannt, gehört den Osmanen ganz u. ist in die Paschaliks Merasche und Siwas getheilt. Das türkische A. wurde 1828 von den Russen erobert, aber im Frieden zu Adrianopel mit Ausnahme des Gebiets bis zum Flusse Tschoroki, etwa 200 □Meilen mit den Städten Achalzik, Akalkalaki und Azkur an die Pforte zurückgegeben. Im türkischen Theile A.s gibt es folgende Städte: Erzerum, Hauptstadt mit Citadelle, 70—100,000 Einwohner, Kumach, feste Stadt am Euphrat, Ersendschan, Karahissar, Gemischkane, Torpekala, Wan, feste Stadt am östlichen Ufer des gleichnamigen Sees, Bajazet, mit einer starken Citadelle, an der persischen Grenze), Merasch, Hauptstadt des gleichnamigen Paschaliks, 10,000 Einwohner, Albostan, Malatiah, Aintab, 20,000 Einwohner, Siwas, Hauptstadt des gleichnamigen Paschaliks, Terhal, Tokat, 92,000 Einwohner, Uskat, 16,000 Einwohner, Amasia, 35,000 Einwohner, Mersifun, Köpri, Wessir-Pascha, 10,000 Einwohner, Bafrah, Unieh. Die Gesammtzahl der Einwohner im türkischen A. beläuft sich an 1 Million. Rußland hat seine frühern armenischen Besitzungen und die im letzten Kriege gegen die Perser eroberten vereinigt unter dem Namen der Provinz A. Diese bildet eine Halbinsel, die östlich durch den Fluß Kur, südlich zum Theil durch den Araxes begrenzt ist. Auf der ganzen Ausdehnung dieses Gebiets sind nur drei Seen, der Parawan, der Palat und der Liwan, welcher letztere die beiden erstern an Größe übertrifft, und eine Insel gleiches Namens umschließt. Die bedeutendsten Städte sind: Tiflis am Kur und Eriwan nahe am Araxes, ehemals die Residenz des persischen Khans. Außerdem sind hier bemerkenswerth: Schaki, Schirwan, Schamachi, Nachitschewan, Asdabad, Luri, Kantzassar, Gwendsche, Berde; die stärkste Festung nach Eriwan ist das uneinnehmbare Schuscha, südlich vom Kur in bergiger Gegend. Dahin zogen sich in frühern Zeiten die armenischen Fürsten zurück, wenn Perser oder Araber ins Land fielen. In diesem Theile des Landes liegen drei bei den Armeniern hochberühmte Klöster: Etschmiazin oder die drei Kirchen, gegründet zur Zeit des heiligen Gregorius, des Bekehrers der Armenier im 4. Jahrhundert, und der Sitz des Katholikos oder großen Patriarchen von A.; ferner Haghpad u. Sanahine, welche in alten Zeiten aufgebaut, aber 961 auf Befehl der armenischen Königin Khosrovanowitsch erweitert wurden. Ueber den Araxes hinübergreifend, erstrecken sich die Eroberungen der Russen auf einen Theil der Provinzen Ararat und Waspurakan, welche früher dem Khan von Eriwan gehörten; östlich gehen die Grenzen durch die Steppen von Mugan und verlieren sich ins kaspische Meer. Die neu eroberten russischen Besitzungen verdienen in vieler Rücksicht, namentlich auch wegen ihrer Alterthümer, die Aufmerksamkeit der gebildeten Welt. Unglücklicher Weise waren sie bisher für die Nachforschungen des gelehrten Europa's beinahe unzugänglich. Unter die alterthümlichen Denkwürdigkeiten gehört die Stadt Artarata, die der römische Feldherr Corbulo 58 n. Chr. eroberte. Nachitschewan wird von den Armeniern als die älteste Stadt der Welt

u. die erste feste Wohnung des Menschengeschlechts betrachtet: der Patriarch Noah und seine Kinder sollen sie nach der Sündfluth, als sie die Arche auf dem Berg Ararat verlassen hatten, gegründet und bewohnt haben. Auch die Gründung von einigen andern Städten, wie die von Eriwan, Marand, Aguri, versetzt die Landessage in die Zeit Noahs. Eine wichtige archäologische Entdeckung wäre es, wenn man die Straßen wieder auffände, auf denen die Römer die indischen Waaren von dem kaspischen Meere durch A. an das schwarze Meer brachten, wobei sie wahrscheinlich, so weit die Flüsse schiffbar waren, den Kur hinauf- und den Phasis hinabfuhren.

Die Armenier, durch die Einbrüche der Perser, Araber und Tataren genöthigt, ihre Thäler zu verlassen, haben sich zerstreut und bilden keine Nation mehr. Das alte Gebiet A.s zählt kaum mehr einige Tausende auf seiner ungeheuern Oberfläche, und diese sind untermischt mit turkomanischen oder kurdischen Völkerschaften, welche die Stelle der Ausgewanderten eingenommen haben. Diese selbst sind nach Rußland, Persien u. bis nach Indien gezogen, aber die größte Zahl befindet sich in den bedeutendern Städten Kleinasiens oder zu Konstantinopel. Sie haben das Hirtenleben ihrer Vorfahren vergessen und beschäftigen sich mit Gewerbe und Handel, deren Monopol ihnen die Trägheit und der Kriegerstolz der Ottomanen überläßt. So haben sie eine gewisse Fertigkeit in den Künsten und Handwerken erlangt, und die meisten in der Türkei fabricirten Gegenstände, deren Zierlichkeit und Geschmack wir häufig bewundern, sind von armenischen Handwerkern gefertigt. Einige haben sich auch höhere Kenntnisse erworben und sind Baumeister, Maler und Bildhauer geworden. Die Türken lassen ihre Wohnungen, ihre Harems, selbst ihre Moscheen, an denen der Reisende die Kühnheit der Verhältnisse oder die Originalität der Umrisse bewundert, von ihnen ausschmücken. Die Auswanderer und deren Nachkommen ergeben sich auch dem Geldhandel, und alle Bankiers oder Serrafs des Orients sind Armenier. Mit einer Geschicklichkeit, die der der Juden, mit denen sie Vieles gemein haben, nicht nachsteht, verbinden sie, was man zu ihrer Ehre hinzusetzen muß, einen nicht gewöhnlichen Grad von Ehrlichkeit. Alle Geschäfte, wozu finanzielle Kenntnisse erforderlich sind, werden in der Türkei fast ausschließlich von Armeniern betrieben, doch sieht man auch viele den Kleinhandel im Bazar treiben. Einige sind auch Ackerbauer und bauen den Boden etwas besser, als die moslemitischen Bevölkerungen, unter deren Händen der reiche Boden Asiens mehr und mehr verarmt. Alle arbeiten, Trägheit ist unbekannt unter ihnen, und man kann sagen, daß die Armenier den Türken behülflich sind, zu leben. Die Städte des ottomanischen Reichs, wo die Armenier sich am meisten niederzulassen scheinen, sind Konstantinopel, Angora, Kaisarieh, Tokat, Sivas und Diarbekr; in jeder derselben finden sich einige Tausende. Dann kommen die Städte zweiten Ranges, wo man sie minder zahlreich, aber auf dem Boden des Vaterlandes findet, denn wenn auch diese Städte türkischen Pascha's gehorchen, oder unter der Gewalt unabhängiger Kurdenhäupter stehen, so sind sie darum nicht minder alte armenische Städte. Außerdem gibt es viele Dörfer, die gleichfalls eine armenische Bevölkerung haben. Die, welche auf dem alten Gebiet ihrer Väter geblieben sind, stehen in ganz andern Verhältnissen, als die, welche vor der harten Eroberung oder der religiösen Verfolgung geflohen sind. Den letztern erging es, wie allen Auswanderern, welche nach einem alten Lande ziehen und im Schooße einer alten Gesellschaft sich niederlassen: sie werden Handwerker, treiben ein kleines Geschäft und dehnen dies nach Maßgabe ihrer Hülfsmittel immer mehr aus. So haben es auch die flüchtigen Armenier gemacht; die aber, welche geblieben sind und Alles erduldet haben, um unter dem vaterländischen Himmel zu bleiben, beharrten bei den Sitten ihrer Väter und den nationalen Ueberlieferungen: sie blieben Hirten. Die Natur des Landes und die Flußläufe, die es allenthalben bewässern, haben zahlreiche u. fette Weiden geschaffen, daher waren u. sind die Armenier vorzugsweise Hirten. Alle armenischen Bevölkerungen, die man zerstreut unter Türken u. Kurden trifft und die Ackerbau treiben, unterhalten dabei immer auch zahlreiche Heerden.

Die übrigen Bewohner A.s bestehen aus Tataren, Kurden, Nestorianern, Griechen und Juden. Sie zerfallen in 4 Stände: Adel, Geistlichkeit, Maafen und Bauern. Den Adel bilden diejenigen, welche russische Offiziersstellen u. Orden erhielten, und in dem russischen A. die Khane, Aga's, Beks und Beksades. Die armenische Geistlichkeit gehört drei Religionen an: der christlichen, mohammedanischen und mosaischen. Zu der Klasse der Maafen gehören die Dorfältesten, Sultane, Jusbaschen, Meliks, Aksakals, Kewcha und Ketchuda genannt; sodann deren Gehülfen, Tschauschen u. Gsiren genannt, und deren Verwandte, die Armenier, welche den Islam angenommen haben, die Verwandten und Diener der Beks, die gewesenen Diener der Khane u. dergl. Unter der Regierung der Khane dienten die Maafen dem Khan persönlich, waren Krieger, die bei der ersten Aufforderung mit eigenen Pferden und Waffen zu Feld ziehen mußten, und wurden zu Sendungen verwendet; ihre Anzahl war damals beschränkt. Jetzt, wo die Würde der Aeltesten fast erblich geworden ist, rechnet man auch selbst die entferntesten Verwandten derselben zu den Maafen, d. h. sie betrachten sich häufig als frei von der Bezahlung der Abgaben und Steuern. Die Bauern in der russischen Provinz A. zerfallen in die der Krone, der Kirche, der Beks und in freie Landleute. Zu den Kronbauern gehören die, welche nach der Flucht einiger Beks und des Khans an den Staat fielen; sie bezahlen eine Geldsteuer und einen Theil des Bodenertrags als Pacht, Baschi und Maldschagat; auf ihnen liegt auch die Leistung der Landfrohnen in Natura. Einige der Kirchenbauern wurden von den alten armenischen Regenten den Klöstern verliehen, andere erhielten sie von den Personen, welche die Klöster verwalteten. Zu den freien Bauern gehören die aus Persien übergesiedelten Armenier und Nestorianer, denen eine 6jährige Steuer- und Frohnfreiheit bewilligt

wurde. Die Tataren bestehen aus sehr verschiedenen Stämmen, deren Namen theils von Anführern, theils von den Wohnorten, theils von Handwerken, die sie ehemals trieben, hergenommen sind. Die Kurden stammen wahrscheinlich von den alten Parthern, die in Assyrien und Mesopotamien zerstreut waren. In Karabagh zerfallen sie in die Gemeinden Karatschorlu, Hadschisamlü, Kedoni, Püssian, Minschuwanlü, Tschelobianli und andere Unterabtheilungen. Die Nestorianer halten sich für Nachkommen der Griechen. Die größere Zahl derselben bewohnt die unzugänglichen Gebirge an der Grenze von Persien gegen die Türkei; sie haben ihren eigenen Patriarchen und führen fast unaufhörlich Krieg mit ihren nächsten Nachbarn, den Kurden. Die **Landessprachen** sind die armenische, tatarische und kurdische; die gebräuchlichste ist die tatarische. Persisch sprechen sehr wenige und nur gebildete Leute, oder solche, die in Persien gelebt haben. Die Nestorianer sprechen ihre eigene Sprache, in welcher türkisch-tatarische, griechische und, wie Einige glauben, auch gothische Worte vorkommen. Ueber die **kirchlichen Verhältnisse** s. **Armenische Kirche.**

Schulen gibt es wenige. Gewöhnlich unterrichten die armenischen Geistlichen und die tatarischen Mullahs die Jugend in den Kirchspielen. In den Schulen und in den Kirchspielen wird Lesen u. Schreiben in armenischer, tatarischer, arabischer und hie und da auch in persischer Sprache gelehrt. In ganz A. gibt es keine unreinlichern **Wohnungen**, als die der Tataren von Karabagh: ausgegrabene Erdhütten, die kaum mit Reißholz und Erde gedeckt, dunkel und rauchig sind, bilden die Winterwohnungen, zu Sommerwohnungen dienen Rohrhütten, die mit Filz gedeckt sind. In den Distrikten Kjäberli, Otusjeki und Oekonom wohnen sie in Schuppen von Strauchwerk, die mit Thon und manchmal mit Dünger beworfen sind, und diese Schuppen sind im Vergleich mit den übrigen Wohnungen reiche Gebäude. Die Armenier, die im Gebirge wohnen, und die Tataren des Magals Migrigüne haben weit bequemere Häuser; viele sind von Stein gebaut und ziemlich reinlich. Die Gewohnheit des Nomadenlebens und ein mildes Klima nöthigen die Tataren nicht, sich um bequemere Wohnungen zu bekümmern, so daß der größere Theil von denen, die ein nomadisches Leben führen, nicht einmal Erdhütten haben, sondern das ganze Jahr in Alatschugen oder Rohrhütten leben u. stets den Wohnort wechseln, um für ihr Vieh das beste Futter aufzufinden.

Zu der **Ackerbauindustrie** der Einwohner gehört der Anbau von Weizen, Gerste, Spelt, Hirse, Reis, Baumwolle, Sesamkraut, Lein und Tabak, sowie die Unterhaltung von Maulbeerbaumgärten, Fruchtbäumen und Reben. Weizen, Gerste, Spelt und Flachs werden fast ausschließlich in den bergigen Strichen gebaut, weil die Ebenen zu heiß sind und zu Bewässerung der Felder nicht genug Wasser haben; zudem baut man auf den Ebenen werthvollere Pflanzen, wie Reis, Baumwolle, Tabak, Sesamkraut und hier und da Hirse, welcher vortrefflich gedeiht. Indeß ist der Ackerbau A.s verhältnißmäßig unbedeutend. Manche Gegenden liegen ganz öde, theils wegen der geringen Bevölkerung, theils wegen Mangel an Wasser. Die Nomaden A.s beschäftigen sich wenig mit dem Ackerbau, unterhalten aber zahlreiche Heerden, für welche sie nur Weideplätze aufsuchen. Dazu kommt, daß der größere Theil der bessern Ländereien im Besitze der Beks ist, welche nur gegen sehr drückende Bedingungen Land an Ackerbauern geben, und daß ein sehr bedeutender Theil des Landes aus Bergen besteht, die mit Wäldern bedeckt, und aus Steppen, die mit dichtem Schilfe bewachsen sind. Diese letztern können zwar in fruchtbare Ländereien umgewandelt werden, aber nicht ohne Mühe, und diese scheuen die Einwohner. Mit der Seidenzucht beschäftigen sich fast alle Bewohner der Ebenen. Bei dem bedeutenden Bedarf und dem guten Absatz der Seide erkennt der Armenier gegenwärtig die Wichtigkeit dieser Industrie und sieht darin seinen künftigen Wohlstand. In der Provinz Scheki wird alle Seide im November und December zu 50—60 Rubeln das Pud zur Versendung nach Rußland aufgekauft. Die Fruchtbäume wachsen größtentheils zwischen Wein- und Maulbeerbaumgärten. Die Früchte (Pfirsichen, Aprikosen, Feigen, Granatäpfel, Quitten, Kirschen und andere gewöhnliche Arten) sind im Allgemeinen gut, dienen aber meist nur zum innern Gebrauche; die Einwohner verstehen nicht die Kunst, sie zu trocknen, und erhalten darum die in Handel kommenden Früchte aus Persien. Getrocknete Aprikosen bilden in der Fastenzeit die einzige Nahrung der Armenier. Der armenische Weinbau liegt noch in der Kindheit; obwohl die Trauben schmackhaft sind, so ist doch der gewonnene Wein von geringer Qualität. Mit der **Viehzucht** beschäftigen sich vorzugsweise die nomadischen Einwohner, doch unterhalten auch die ansässigen Einwohner Vieh in hinreichender Menge. Die Pferde von Karabagh sind im ganzen russisch-transkaukasischen Lande wegen ihrer Schönheit und Schnelligkeit berühmt, die meisten sind herrliche Goldfüchse (Sarylär). Die Bienenzucht beschäftigt vorzugsweise die eigentlichen Armenier und nur sehr wenige von den ansässigen Tataren. Der Fischfang im Kur und Araxes ist Kroneigenthum und wird verpachtet; man fängt besonders Forellen, Aale, kleine Störe, Sewriugen, Welse u. dgl. Die Tataren und Armenier lieben die Jagd und finden nicht selten beim Verfolgen der wilden Ziegen und der Berghämmel über die schroffen Felsen den Tod; zum Erklettern der Felsen bedienen sie sich der Steigeisen. Bärenfelle bringt man selten zum Verkaufe, denn die Tataren halten sie für unrein; die Armenier tödten aber die Bären und gebrauchen ihr Fett als Seife. Die **Fabrikindustrie** ist unbedeutend. Die Frauen, namentlich die der Nomaden und der Armenier, selten die Männer, weben Teppiche, seidene und wollene Waaren, Strümpfe, Pferdedecken, Quersäcke, Shawls u. s. w. Ziemlich verbreitet ist die Tressenbereitung. Die zu Nucha gefertigten gelten für die besten im ganzen transkaukasischen Lande; den Gold- und Silberfaden dazu erhält man meist aus Rußland. Solche Tressen sind im Lande sehr gebräuchlich, und nicht nur die höheren Klassen, sondern auch gemeine Leute besetzen ihre Kleider damit. Es cirkuliren sehr verschiedene **Münzen**, georgische, schirwanische, schekinische und jelisabetpolische Abasen, persische Tumane und Realen,

karabaghische Penagabaten und Jarimschagen, türkische und russische Münzen und holländische Dukaten. Zum Messen des Getreides braucht man im russischen A. den Tschinach, den Gais und die Tagara; für Flüssigkeiten die Tunga und den Partsch; als Längenmaß Arschinen, Kulatschen und Agatschen. Zur Vermessung des Landes bedient man sich des Maßes Jp, welches 3600 tatarische Quadratarschinen enthält; übrigens kommt es meist nur bei Vermessung der Maulbeerbaumgärten in Anwendung, außerdem schätzt man das Land nur nach der Menge des ausgesäeten Getreides, sehr selten nach dem, was man in einem Tag umpflügen kann. Das Gewicht ist: Tilani, Misani und Otar.

Die älteste Geschichte A.s oder des Landes Ararat verliert sich in das Dunkel grauer Vorzeit, welches die Fackel der historischen Forschung niemals vollständig aufhellen wird. Der Name A. soll nach orientalischer Tradition von Aram herrühren; die Griechen führten ihn auf Armenus oder Armenius aus Armenium in Thessalien zurück, der mit Jason den Argonautenzug machte und mit seinen Landsleuten sich in diesen Gegenden ansiedelte. A. ist der Schauplatz eines Theils der ältesten hebräischen Sagen, das Land, wo am großen Berge Barim die Geretteten nach der Sündfluth sich niederließen. Schon diese Ueberlieferung weiset darauf hin, daß das Land sehr frühe bevölkert wurde, was auch die hohe Lage und die damit in Verbindung stehende frühe Senkung des Meeres wahrscheinlich macht. Die Armenier selbst nennen sich Haik nach Haik (dem 4. Nachkommen Japhets), dem Stammvater des Volkes, der sich beim babylonischen Thurmbau von Bel trennte und mit 300 seines Geschlechtes sich am Ararat im Thale des Wansees niederließ. Belus, der den Haik verdrängt hatte, wurde, als er ihm nachfolgte, von diesem getödtet, worauf Haik den Grund zu dem Reiche A. legte. Letzterer regierte 81 Jahre und † um 4020 v. Chr. Sein Sohn Armenak, von dem auch das Land den Namen haben soll, ließ sich im Nordost, da, wo jetzt Eriwan liegt, nieder, dessen Sohn Aramais u. Enkel Erasp aber am Aras (Arares). Aram, ein Zeitgenosse Abrahams, siegreicher Gegner des Ninus, drang von Kappadocien her nach dem östlichen Hochlande. Doch Semiramis unterwarf sich dessen Nachfolger Arai, der sie durch seine Schönheit bezaubert hatte, aber gegen ihren Willen im Treffen beim Ararat blieb; sein Sohn Arai Arajean, sowie sein Enkel Anasuran (genannt Sos, die Cypresse) wurden assyrische Vasallen. Nun folgte bis auf die Zeit Sardanapals eine Reihe von 25 Statthaltern. Nach Andern war Scytha der erste König von A.; sein Nachfolger Barzanes wurde nach Einigen von Ninus geschlagen, nach Andern zog er mit ihm gegen Baktrien. Nach Moses von Chorene soll zur Zeit des trojanischen Krieges Zarmair, ein armenischer Regent oder vielmehr Statthalter, ein Zeitgenosse Sauls, den Trojanern ein assyrisches Hülfsheer zugeführt haben. Auch waren die, ohnehin den Medern verwandten Armenier die Gehülfen des Arbaces (Barbak), als dieser den Sardanapal stürzte. A. blieb nun, obwohl es eigene Könige hatte, von Medien abhängig, dem es Tribut zahlen mußte. Der letzte unter jenen (acht) Königen, Tigranes I. (Dikran), aus dem Stamme des Haik, lebte, mit einer Schwester von Cyrus verheirathet, an des Letzteren Hofe. Als Astyages (hier Azdahak genannt) von seinem Enkel Cyrus angegriffen wurde, beabsichtigte er die Ermordung des Tigranes, um seinen Enkel von dessen Hülfe zu entblößen. Aber Tigranes, davon in Kenntniß gesetzt, verband sich mit Cyrus und tödtete den Astyages mit eigener Hand. Cyrus erhielt den persischen Thron, Tigranes aber gründete ein unabhängiges Reich, A. am Arares, über welches er 45 Jahre regierte. Tigranes † 520 v. Chr. Später stand A. unter persischer Oberherrschaft und wurde durch persische Statthalter regiert, bis zur Zeit des Darius Codomannus ein armenischer Regent oder Statthalter, Vaheh, sich Alexander dem Großen widersetzte, was ihm das Leben kostete. Alexander eroberte A. 330. Auch er und seine Nachfolger ließen es durch Statthalter regieren. Aber schon unter Perdiccas wählten die Armenier sich einen eingebornen König, Namens Ardoates (Andrates), der dem kappadocischen Könige Ariarathes III. wieder zur Regierung verhalf; er wurde jedoch wieder vertrieben. Seit Seleucus bemächtigten sich die syrischen Könige A.s, unter deren Herrschaft es blieb bis zur Zeit Antiochus' des Großen. Als dieser durch die Römer geschlagen wurde, fielen zwei Statthalter, Artarias und Zadriades (Zariadris), ab (zwischen 223 und 190 v. Chr.), eroberten mehr benachbarte Gegenden, theilten sich darauf in die Eroberungen und bildeten zwei Reiche: Artarias regierte in Großarmenien und Zadriades in Kleinarmenien. Beide wurden von den Römern als Könige anerkannt.

Artaxias erbaute Artaxata und machte es zur Hauptstadt Großarmeniens. Antiochus III. versuchte umsonst das Reich wieder zu erobern. Antiochus IV. aber gelang es 165 v. Chr., den Artaxias zu besiegen und selbst gefangen zu nehmen. Artaxias starb in der Gefangenschaft. Von dem Ende seiner Regierung an ist eine dunkle Lücke in der Geschichte A.s bis 130 v. Chr. Von da an bis 450 n. Chr. ward A. von den Arsaciden regiert. Der Stifter dieser Dynastie, Valarsaces, ließ die in A. und im parthischen Reiche vorgefundenen historischen Nachrichten und Sagen durch Mar-Jbas Catani, den einzigen armenischen Schriftsteller aus der Zeit von 149—1[illegible] v. Chr., zusammentragen. Auf ihn folgte sein Sohn Arsaces; diesem sein Sohn Tigranes II. 118 (114). Der Plan des kriegslustigen Tigranes auf Erweiterung seines Reiches scheiterte anfangs an der Macht seines Vetters Mithridates II. von Parthien, der ihn besiegte und zwang, den Frieden mit harten Bedingungen zu erkaufen. Hierauf verband sich Tigranes mit seinem Schwiegersohne Mithridates VII. von Pontus, dem er nachher die gemeinschaftlichen Eroberungen überließ. Tigranes wurde 91 v. Chr., als er mit einem Heere nach Kleinasien ziehen wollte, von einem seiner Feldherrn ermordet. Die Parther benutzten die durch seinen Tod herbeigeführten Unordnungen in A., um die ihnen von Tigranes entrissenen Länder wieder zu erobern. Sein Sohn Tigranes III., der Große, behauptete indeß nicht bloß das väterliche Erbe, sondern bestieg (84 v. Chr.) auch den syrischen Thron, u. mehre asiati-

sche Länder unterwarfen sich ihm, daher er sich König der Könige nannte. Er gründete die Stadt Tigranocerta und bevölkerte sie mit Kappadociern und den Einwohnern anderer eroberten Länder. Um den Handel zu heben, soll er auch die scenitischen Araber in die Nähe seiner Grenzen gezogen haben. Seine Verbindung mit Mithridates von Pontus brachte ihn mit den Römern in Kollision. Lucullus forderte die Auslieferung des Mithridates. Tigranes verweigerte sie und erklärte (70 v. Chr.) den Römern den Krieg, wurde jedoch sowohl damals, als später (68), wo er sich nochmals mit Mithridates verbunden hatte, besiegt. Als zu Pompejus, des Lucullus Nachfolger im Oberbefehl, des Königs Sohn übergegangen war, blieb jenem nichts übrig, als die Krone in die Hand des Römers zu legen. Pompejus gab zwar dieselbe zurück und söhnte Vater und Sohn aus, aber um die Unabhängigkeit A.s war es geschehen. Auf Tigranes, der 63 v. Chr. starb, folgte Artavasdes (Artabazus I.), der den Crassus verrieth und ins Verderben stürzte. Antonius, dem er Freundschaft heuchelte, lockte den Hinterlistigen, um ihn in seiner Gewalt zu haben, nach Antiochia, wo er während der Schlacht bei Actium (31 v. Chr.) ermordet wurde. Von jetzt an kämpften Römer und Parther um das Recht, in A. den Thron zu besetzen. Der Nachfolger des Artavasdes war sein Sohn, der von den Parthern eingesetzte Artaxias II. Aber die Armenier, mit seiner Regierung unzufrieden, baten den Augustus, ihnen den in Rom lebenden Bruder des Artaxias, Tigranes IV., als König zu senden. Den Auftrag, diesen in das Reich einzusetzen, erhielt Tiberius. Nachdem Artaxias vertrieben worden war, ermordete ihn ein Verwandter. Aber Tigranes, kaum zur Herrschaft gelangt, verband sich alsbald mit den Parthern gegen Rom. Er † 6 v. Chr., noch ehe die Römer an ihm Rache genommen. Sein Verwandter Artavasdes II. wurde durch den von den Armeniern selbst gewählten und von C. Cäsar eingesetzten Meder Ariobarzanes verdrängt. Tigranes V., ein Sohn von Tigranes IV., fiel mit den Parthern verbündet in A. ein u. wendete sich später, da er den Artavasdes bereits todt fand, vergebens mit der Bitte um Einsetzung in das Reich an Augustus. Ariobarzanes blieb König von A. bis 14 n. Chr. Ihm folgte der vertriebene parthische König Vonones. Nach 2 Jahren wurde derselbe indeß auch aus diesem Reiche durch Artabanus, König der Parther, vertrieben, und letzterer setzte nun seinen eigenen Sohn Orodes im Jahre 16 n. Chr. zum König von A. ein. Dieser wurde bereits 18 n. Chr. von den Römern vertrieben und Artaxias III. (Zeno), ein Sohn des Königs Polemo von Pontus, zum König von A. eingesetzt. Artaxias † 35 n. Chr. Von den Parthern und Medern unterstützt, schwang sich Arsaces, Sohn des Parterkönigs Artabanus, zum Könige auf; derselbe wurde jedoch schon im ersten Jahre seiner Regierung ermordet, worauf Mithridates, ein iberischer Prinz, von Tiberius zum König von A. ernannt wurde. Caligula, mißtrauisch gegen Mithridates, ließ diesen als Gefangenen nach Rom bringen und in Ketten legen; von Kaiser Claudius wurde er zwar wieder (47 n. Chr.) in sein Reich eingesetzt (52 n. Chr.), jedoch von seinem Brudersohne Rhadamist, mit Hülfe der erkauften Römer, des Reiches beraubt und ermordet. Vier Mal wurde Rhadamist durch den Parther Vologeses aus seinem Reiche vertrieben. Zuletzt ermordete ihn sein Vater, nachdem Rhadamist (55 n. Chr.), ohne Hoffnung, A. den Parthern für immer überlassen hatte. Die Armenier wählten 55 n. Chr. Tiridates I., Bruder des parthischen Königs Vologeses, zum König. Derselbe begab sich unter römischen Schutz; als er jedoch dem Ansinnen der Römer, die Krone als ein Lehen von Rom anzunehmen, sich nicht fügen wollte, vertrieb ihn die römische Armee unter Domitius Corbulo, und Nero ernannte Tigranes VI., einen Enkel Herodes des Großen, zum König von A. Er starb bei einem Einfalle des parthischen Königs Vologeses, der sich A.s wieder bemächtigte. Um Frieden für Parthien zu erhalten, überließ Vologeses A. den Römern. Jetzt erschien Tiridates bittend zu Rom und erhielt die Krone (66 n. Chr.) aus der Hand des Nero, dessen treuer Vasall er blieb. Ihm folgte sein Sohn oder Enkel Exedares (75 n. Chr.) als römischer Vasall; auch seine Nachfolger erhielten die Krone als ein Lehen von Rom. Exedares ward von dem parthischen Könige Chosroes, der seinen eigenen Enkel Parthamasiris auf den Thron setzte, vertrieben. Den Parthamasiris vertrieb Trajan und machte A. zur römischen Provinz. Aber 11 Jahre nachher (117) mußte Hadrian die Eroberung schon aufgeben; A., das nur noch die Länder diesseits des Euphrat umfaßte, erhielt seine eigenthümliche Verfassung und seine eigenen Fürsten wieder, die aber meist von den Römern abhängig waren. Als der von Hadrian eingesetzte König (wahrscheinlich der aus Parthien vertriebene Parthamaspates) 138 † und sein Sohn Achämenides den Thron bestieg, machten die Perser den Versuch, A. zu erobern, sahen sich jedoch durch des Antoninus Pius Drohung zum Rückzuge veranlaßt. Des Achämenides Sohn und Nachfolger Scämus (Sohämus) wurde, nachdem er 161 von dem parthischen Könige Vologeses vertrieben worden und nach Rom geflohen war, 163 nach A.s Wiedereroberung wieder als König eingesetzt. Sein Nachfolger Sanatruces (Sanadrug) verlor abermals sein Land an die Römer; dessen Sohn Vologeses erhielt jedoch 199 einen Theil davon von Kaiser Severus zurück. Dieser Vologeses ist es wahrscheinlich, der von Caracalla 214 nach Rom gelockt und dort nach langer Gefangenschaft hingerichtet wurde. Von seinen drei sich um das Reich streitenden Brüdern Tiridates, Artabanus und Arsaces setzte Kaiser Macrinus den Tiridates III. (218) als König ein. Von den meisten der folgenden Könige besitzen wir wenig Nachrichten, die Namen sehr vieler sind nur aus Münzen bekannt. Nach Vaillant waren es: Arsaces III., Bruder des Tiridates, Artavasdes V., dessen Sohn, Chosroes, nachdem er einen 30jährigen Krieg gegen die Perser geführt hatte, 286 durch Mörder fiel, die Sapor abgeschickt hatte. Nach Einigen soll er zuerst das Christenthum angenommen haben, nach Andern geschah dieses erst von seinem Sohn Tiridates IV., der, 286 von den Römern auf den Thron gesetzt, bald wieder von denselben vertrieben wurde, jedoch 296 das Reich zurück erhielt und

342 †. Gegen seinen Sohn und Nachfolger **Chosroes II.** empörten sich die Armenier, Kaiser Constantius setzte ihn aber 343 wieder ein. Chosroes lebte bloß ländlichen Vergnügungen, bezahlte an Sapor II. Tribut und trat ihm Atropatene, das Tiridates erobert hatte, ab. Ihm folgte sein Sohn **Para**, diesem sein Bruder **Arsaces IV.**, diesem sein Sohn **Arsaces V.** und endlich diesem sein Bruder **Tigranes VII.**, der sich die Unzufriedenheit der armenischen Großen zuzog und, trotz der Einwendungen, welche der Bischof Isaak dagegen erhob, von ihnen abgesetzt wurde. Er war der letzte armenische König; Andere nennen ihn **Artasir**. In jenen Streit hatten sich nämlich die Perser und die Oströmer unter Baharamgur und Theodosius gemischt, und beide theilten zuletzt das Land unter sich (412 n. Chr.), dergestalt, daß etwa ein Fünftheil desselben (**Kleinarmenien**) byzantinisch, das übrige (**Großarmenien**) persisch wurde. Der byzantinische Antheil behielt den Namen A. im engeren Sinne, wurde in Armenia prima und Armenia secunda getheilt und umfaßte die zunächst am Euphrat gelegenen Provinzen Akilisene und Sophene. Der an Persien gekommene Theil hieß nun **Persarmenien**. Das byzantinische A. erhielt anfangs eigene Satrapen, dann unter Justinian römische Duces. Die Herrschaft der byzantinischen Römer wurde indeß von Jahr zu Jahr ohnmächtiger; den südlichen Theil nahmen die Sarazenen oder Mohammedaner; den östlichsten behielten die Perser. Tatarische Völker, wie Iguren, Sabiren u. s. w., hatten A. schon im 5. und 6. Jahrhunderte besucht und verheert, was auch ferner geschah, insbesondere 720 durch die von Ben Haf angeführten Khazaren. Turkomanen zogen von Syrien aus und ließen sich theils im westlichen A., theils am östlichen Ufer des kaspischen Meeres nieder; ihre Sitze heißen noch heute an beiden Orten das Turkomanenland. Toghrulbeg, der Enkel Seldschuks, der aus den Händen des Khalifen die Belehnung mit der Würde eines Emirolumera, d. i. Fürsten der Fürsten des obersten Gewalthabers, erhalten hatte, eroberte 1040 A., zu der Zeit, als Pankratios der Statthalter des Kaisers Constantinus Dukas war. Sultan Alparslan, d. i. der starke Löwe (1063), setzte an der Spitze türkischer Reiterei über den Euphrat und zog in Cäsarea, der Hauptstadt Kappadociens, ein, wohin ihn der Ruhm und der Reichthum der Kirche des heiligen Basilius gelockt, und von wo er die mit Perlen eingelegten Flügel des Reliquienschrankes mit sich führte. Er eroberte A. und Georgien und zog bis in das Herz von Phrygien wider den byzantinischen Kaiser Romanus Diogenes. Nach drei beschwerlichen Feldzügen war es dem Kaiser gelungen, die Türken über den Euphrat zurückzudrängen und Malaskerd, die zwischen Erzerum und Wan gelegene Grenzfestung, wieder zu erobern. Aber Alparslan gewann gegen den Kaiser eine Schlacht und machte ihn zum Gefangenen. In den Gegenden des Arares hatte sich schon früher wieder ein einheimischer Fürst festgesetzt, der Pagratide **Aschod**; der Khalife Motawakkel, sich zu schwach fühlend, ihn zur Unterwerfung zu zwingen, erkannte 859 seine Unabhängigkeit an. Aschod sammelte nun ein starkes Heer und legte überall im Lande feste Plätze an; 880 unterwarf er dem Khalifen die widerspenstigen Emire im Norden von Georgien und A. und wurde durch die Verleihung des Königstitels vom Khalifen belohnt. Ani wurde des neuen Königs (der sich 885 krönen ließ) Residenz. Er † 890. Ihm folgte sein Sohn **Sempad**. Immer mehr war aber das Land den Einfällen der Nachbarn ausgesetzt. Im Jahre 1243 brachen die Mongolen verheerend in A. ein, unter Anführung des Jarmaghun Novian. Im Jahre 1472 kam es durch **Usum Hassan** (den langen Hassan) an Persien und wurde zur Provinz gemacht. Selim II. eroberte 1522 A. und verleibte es, bis auf den östlichen Theil, Irwan, welchen die Perser behielten, dem **türkischen Reiche** ein.

Die Nachkommen des Zadriades (Zariadris), des ersten Königs von **Kleinarmenien**, der als Bundesgenosse der Römer von diesen auf dem Throne geschützt wurde, sind uns meist nicht einmal dem Namen nach bekannt. Der letzte König aus dem Hause des Zadriades war **Artanes**, der von Tigranes III. dem Großen von Großarmenien in einem Treffen getödtet wurde. Tigranes selbst wurde bald, nachdem er Kleinarmenien erobert hatte, von den Römern vertrieben. Nach dem mithridatischen Kriege erhielt **Dejotarus**, einer der Tetrarchen von Galatien, weil er den Römern wichtige Dienste geleistet hatte, von dem römischen Senate den Königstitel und die Herrschaft über Kleinarmenien. Er stand in freundschaftlichen Verhältnissen mit Sylla, Lucullus, Pompejus, Cato, Brutus, Cicero. Letzterem war er im cilicischen Kriege sehr nützlich. Da er im römischen Bürgerkriege die Partei des Pompejus ergriff und persönlich bei Pharsalus kämpfte, nahm ihm Cäsar Kleinarmenien und zwang ihn, mit gegen Pharnaces, König von Pontus, der während der Abwesenheit des Dejotarus Kleinarmenien erobert hatte, zu ziehen. Auf Brutus' Fürbitte verzieh ihm jedoch Cäsar und gab ihm einen Theil seines Reiches wieder; den übrigen erhielt **Ariobarzanes** von Kappadocien. Nach Cäsars Ermordung erhielt Dejotarus von Antonius alle seine früheren Besitzungen zurück. Er † in hohem Alter 36 v. Chr. Da sein mit ihm regierender Sohn **Dejotarus II.** unbeerbt †, so schenkte Antonius Kleinarmenien 33 v. Chr. dem pontischen König **Polemo**; Augustus ernannte den **Archelaus** von Kappadocien, Caligula 39 n. Chr. den **Cotys** von Bosporus, Nero den **Aristobulus**, Herodes des Großen Urenkel, zum König von Kleinarmenien. Nach Aristobulus' Tode vereinigte **Tigranes** Klein- und Großarmenien unter seinem Scepter. Als dieser 70 n. Chr. ohne Erben †, machte Vespasian Kleinarmenien zur **römischen Provinz**; doch wurde es mehrmals wieder an abhängige Könige verliehen und unter solchen auch zu Großarmenien geschlagen. Bei der Theilung des römischen Reichs kam Kleinarmenien zum morgenländischen Kaiserthum. Es umfaßte, nachdem Großarmenien an Persien übergegangen war, das Land zwischen dem Halys, dem pontischen Gebirge, dem Euphrat und dem essischen Meerbusen. Die Hauptstadt war früher Melitene, später Mopsuestia.

zuletzt Sis. In früher Zeit schon hatte das Christenthum hier Eingang gefunden und einige wissenschaftliche Bestrebungen hervorgerufen. Im 5. Jahrhundert erhielten die Armenier durch Miesrob, der dazu erst ein eigenes Alphabet erfunden haben soll, eine Bibelübersetzung. Durch die Ausbreitung der arabischen Herrschaft nach Norden und Osten ging auch dieses Land allmählig den Byzantinern verloren und 693 befand sich der größte Theil desselben in den Händen der Moslimin. Im Jahre 752 kam A. zwar wieder unter byzantinische Herrschaft, nachdem es der Kaiser Konstantin Kopronymus den Arabern entrissen hatte; allein der Druck der byzantinischen Herrschaft veranlaßte öftere Empörungen, die bei der zunehmenden Schwäche der oströmischen Regierung solche Erfolge hatten, daß schon die ersten Kreuzfahrer auf unabhängige armenische Dynastien stießen, mit denen besonders die Grafen von Edessa und die Fürsten von Antiochien in mannigfaltige Berührung kamen. Der erste namentlich erwähnte armenische Fürst ist Philaretos Brachanj (um 1060—1080), welcher sich gegen den Kaiser Michael Dukas auflehnte, aber die Oberhoheit des Kaisers Nicephorus Botoniates wieder anerkannte, indem er von demselben die Würde eines Kuropalates annahm. Nach ihm kommen fast gleichzeitig (1100—1118) mehre Fürsten vor, besonders Konstantin I. und dessen Bruder Taphrus (Taphruj, Taphrok), die ihre Sitze in den Schluchten des Taurus hatten und davon die Benennung Fürsten vom Berge (de montanis) erhielten, ferner Gabriel von Melitene, Balduins II. von Jerusalem Schwiegervater, die Brüder Pancratius und Corvasil, Ursinus in den Bergen bei Antiochien u. m. a. Neben den größern thaten sich auch kleinere Herren hervor, deren Machtvergrößerung durch die Ohnmacht der byzantinischen Herrschaft befördert wurde. Konstantins Bruder Leo I. nahm den Griechen Mopsuestia und mehre andere Plätze ab und drang selbst in Syrien ein. Mit Balduin II. von Jerusalem verbündet, setzte er den Krieg fort, kämpfte jedoch unglücklich, wurde mit seiner ganzen Familie gefangen und † 1141 in Konstantinopel in der Gefangenschaft. Sein Bruder und Nachfolger Thorus (Theodor) — beide werden auch Ruben genannt, daher der Name Rubeniden für ihre Familie — versöhnte sich nach siegreichem Kampfe mit dem byzantinischen Kaiser und verband sich mit ihm gegen die Saracenen (um 1160). Bald entzweite er sich wieder mit seinem Bundesgenossen Manuel I., dem er die Ermordung seines Bruders Schuld gab, verlor aber seine Eroberungen wieder und entrann kaum der Gefangenschaft. Als er 1170 †, folgte ihm, weil er keine Nachkommen hinterließ, durch die Wahl der armenischen Großen sein Neffe Thomas. Wegen dessen gänzlicher Unfähigkeit warf sich sein Oheim Milo, Thorus' Bruder, zum Herrscher auf. Mit den Saracenen verbündet, kämpfte er gegen die Tempelherren und gegen die Byzantiner siegreich und eroberte fast ganz Cilicien. Ihm folgte 1180 sein Sohn Ruben (Rupin), welchen Bohemund von Antiochien durch List gefangen nahm, um ihn zur Anerkennung seiner Oberhoheit zu zwingen. Er wurde jedoch von seinem Vetter befreit und † 1189. Er hinterließ keine männlichen Nachkommen, weshalb ihm sein Vetter Leo II. folgte. Dieser erbat sich von dem König von Jerusalem, Grafen Heinrich von Champagne, die Königswürde, ließ dieselbe durch den Kaiser Heinrich VI. und den Papst Cölestin III. bestätigen und empfing aus den Händen des hierzu abgeordneten Erzbischofs von Mainz, Konrad von Wittelsbach (1197), die Krone. Er kriegte glücklich gegen den Sultan von Ikonien, baute die zerstörte Stadt Sis wieder auf und erhob sie zur königlichen Residenz. Dem Kaiser Friedrich I. hatte er bei dessen Kreuzzuge 1190 wichtige Dienste geleistet. Hierdurch und überhaupt durch seine Verbindungen mit den Kreuzfahrern regte er die moslimischen Sultane gegen sich auf, die ihn 1201 bekriegten, aber von ihm geschlagen und zum Frieden genöthigt wurden. Bei seinem Tode (1219) hinterließ er nur eine unmündige Tochter Isabelle (Zabelle), deren Ansprüche ihr Vormund Konstantin gegen Raimund Ruben, Raimunds von Antiochien Sohn u. durch seine Mutter Alice Enkel des 1189 verstorbenen Fürsten Ruben von Armenien, vertheidigte. Ruben † in der Gefangenschaft Konstantins, der 1221 Isabellen mit Philipp, Sohn Bohemunds IV. von Antiochien, vermählte. Philipp zeigte sich unwürdig und wurde abgesetzt, worauf Konstantins Sohn Haitho (Hethum) I. Isabellens Gemahl wurde. Dieser besaß jedoch nur den Königstitel, denn sein Vater übte die Regierungsgewalt fortwährend und zum Vortheil des Landes aus. Schon unter diesem Streite um die Regentschaft war A. abhängig geworden von dem Sultan zu Ikonien, welchem es sogar 300—400 Lanzen stellen mußte, und vergebens erwartete Haitho Hülfe von dem Kreuzzuge Ludwigs IX. von Frankreich (1248). Sein Bruder Sambat, der ihm in der Regierung folgte, reiste um 1251 zu dem mongolischen Großkhan Mangu und veranlaßte dadurch den Zug Hulagu's, welcher A. aus türkischer in mongolische Abhängigkeit brachte. Unter ihm ward ein Versuch gemacht, die Dogmen der armenischen und römischen Kirche mit einander zu vereinigen, doch ohne Erfolg. Durch Hemmung des Handels mit Aegypten und Verweigerung des Tributs machte er sich den ägyptischen Sultan Bibars zum Feinde. Ein von diesem abgesandtes Heer verwüstete A. und nahm Sambats ältesten Sohn Leo gefangen, der erst durch Abtretung mehrer Städte und Landstriche wieder befreit wurde. Trotz dieser eigenen Bedrängniß kam Sambat dem mit einer Belagerung bedrohten Antiochien zu Hülfe, vertauschte aber bald darauf die Krone mit der Kutte und † einige Monate darauf als Mönch Makarios (1272). Leo III. empfing die Belehnung von dem mongolischen Khan Abaka in Persien, vermochte jedoch dem Reiche nicht aufzuhelfen, welches 1275 nochmals von dem ägyptischen Sultan Bibars mit Krieg überzogen und verheert wurde, überdies durch Zwist unter Leo's Söhnen immer mehr zerfiel und der Schauplatz blutiger Kämpfe zwischen Mongolen und Mameluken geworden war. Der älteste der

Brüder, Haitho II., der nach Leo's Tode (1289) folgte, hoffte vergebens auf Hülfe durch den Papst, welchen er durch Vereinigung der armenischen mit der römischen Kirche zu gewinnen suchte, und den König von Frankreich, welchen er durch eine Gesandtschaft darum ansprach, gegen die in A. immer weiter vordringenden Saracenen. Sich selbst zu schwach fühlend, sein Reich aus dieser Noth zu retten, ging er in ein Kloster (1293) als Mönch Johann, übernahm jedoch bald die Regierung wieder in Gemeinschaft mit seinem jüngern Bruder Thorus II. und reiste mit demselben nach Konstantinopel, um den Kaiser Andronicus II. Paläologus um Hülfe zu ersuchen. Unterdessen usurpirte der dritte der Brüder, Sambat (1296), den Thron, ließ Thorus tödten und Haitho blenden, wurde aber nach einem nachmaligen Einfalle der Aegypter (1298) durch eine Empörung der mit ihm unzufriedenen Armenier genöthigt, das Land zu verlassen, worauf der vierte Bruder Konstantin II. (um 1300) zum König eingesetzt wurde. Dieser mußte einen Theil des Reichs an den ägyptischen Sultan abtreten und darauf dem geblendeten Haitho weichen, der ihn und Sambat nach Konstantinopel sandte und den Thron zum zweiten Male bestieg. Er vererbte denselben auf Thorus' Sohn Leo IV. (1305), welcher die Vereinigungsversuche zwischen der armenischen und römischen Kirche von Neuem aufnahm und das Land durch Begünstigung der Schifffahrt, des Handels und Ackerbaues zu heben suchte, aber schon 1308 von dem Häuptling der Mongolen, Balangan, den er zur Hülfe gegen die Saracenen herbeigerufen hatte, ermordet wurde. Ihm folgte durch die Wahl der Großen Ossinus (Oschin), der fünfte Bruder Haitho's (?), der, von den Saracenen immer mehr bedrängt, 1320 † und seinen 16jährigen Sohn Leo V. zum Nachfolger hatte. Dieser regierte anfangs unter der Vormundschaft seiner Mutter Johanne, Tochter des Fürsten Philipp von Tarent. Sie verheirathete sich zum zweiten Male mit einem Herrn von Lavasso und rief hierdurch Zwistigkeiten hervor, die der ägyptische Sultan benutzte, um mit großer Heeresmacht in A. einzufallen (1322). Die Armenier wurden zwar durch mongolische Hülfe für diesmal gerettet, aber die Einfälle der Aegypter dauerten fort. Leo IV. zog sich durch die den Lateinern eingeräumten Vorzüge den Haß der armenischen Großen zu und wurde ermordet (1344). Mit ihm erlosch der königliche Mannsstamm. Die Armenier beriefen daher Veit von Lusignan, den Sohn von Leo's III. Tochter Isabelle und dem cyprischen Prinzen Amalrich, der in A. erzogen worden war, auf den Thron. Er † schon 1345 und hatte seinen Sohn Konstantin III. zum Nachfolger. Vergeblich wandte sich dieser an Frankreich, England und den Papst um Hülfe gegen die Saracenen, die mit großer Macht von Neuem hereingebrochen waren. Auch die Cyprer und Rhodiser zeigten sich feindselig und rissen armenische Landschaften an sich. Nach Konstantins Tode führte seine Wittwe Maria die Regierung fort; Papst Gregor IX. forderte den Prinzen Otto von Braunschweig auf, sie zu heirathen, aber dieser schlug es aus. Der Name des folgenden Königs ist nicht bekannt. Im J. 1368 wurde Peter I. von Cypern von den Armeniern zum König berufen, er † aber schon 1369, noch ehe er nach A. gekommen war. Dessen Bruder Jakob sprach zwar den armenischen Thron an, aber ohne Erfolg. Als letzter König von A. wird Leo VI. aus dem Geschlechte Lusignan genannt. Er führte einen langwierigen Krieg mit Schaban, Sultan von Aegypten, der endlich die Hauptstadt A.s, Sis, einnahm (1374) und Leo gefangen nach Aegypten führte. Nach mehrjähriger Gefangenschaft erhielt er seine Freiheit wieder und reiste an den abendländischen Höfen umher, empfing aber statt der Hülfleistung zur Wiedereroberung seines Reiches glänzende Almosen und † 1393 zu Paris. Er ist der letzte König A.s, das von jetzt an unter den ägyptischen Sultanen steht. Jakob, König von Cypern, behauptete zwar seine Ansprüche auf den armenischen Thron und führte den Titel eines Königs von A. fort, ohne jedoch etwas zu erreichen. A. blieb den Aegyptern und wurde von Statthaltern, die zu Sis residirten, regiert. Mit dem Anfange des 15. Jahrhunderts (1403) brachen Horden der Turkomanen in A. ein und machten sich zu Herren des Landes, zuerst die Turkomanendynastie Kara Koinlu (der schwarze Hammel), dann die Turkomanendynastie Ak Koinlu (der weiße Hammel) seit 1468. Nach dem Sturze dieser Dynastien waren die Perser Herren von A., wurden jedoch bald (zu Anfang des 16. Jahrhunderts) durch die Türken verdrängt, unter deren Botmäßigkeit es zum größten Theil noch jetzt steht. Rußland aber beherrscht durch seine Eroberungen in A. die Höhen des Ararat, die Quellen des Euphrat, die Küste des Phasis, den Lauf des Kur mit dem Araxes und die Straßen nach Persien und Natolien.

Bis zur Besitznahme der Provinz Eriwan durch Rußland hatte man von A. nur lückenhafte Kunde. Die Reisenden Hardin, Tournefort und der deutsche Theolog Olearius haben in den vorigen Jahrhunderten dieses Land flüchtig durchzogen und noch flüchtiger beschrieben. Morier, Ker Porter, William Ouseley verweilten zu Anfang dieses Jahrhunderts in der Nähe des Ararat und haben mehr oder minder mangelhafte Abbildungen desselben geliefert. Keiner dieser Reisenden hat aber den Berg, den die Noahsage der Genesis geheiligt hat, betreten. Selbst Tourneforts Besuch am Ararat können die Kritiker bezweifeln nach der ungetreuen und fabelhaften Schilderung, die der französische Botaniker von dem „Arche-Berge" (Agridagh) entworfen hat. Als die Russen in A. Sicherheit der Straßen hergestellt, die Tataren entwaffnet und die Kosaken den Kurden am Ararat entgegengestellt hatten, kamen auch die Männer der Wissenschaft, die Natur- und Alterthumsforscher, das merkwürdige Land des Tiridates und Gregorius zu untersuchen. Der dorpater Professor Parrot mit seinen Begleitern Behagel und Fedorow bereiste A. 1829, bestieg und maß die Gipfel der beiden Ararakegel und hat das erste wissenschaftliche Werk über das merkwürdige Vulkanland veröffentlicht. Wenige Jahre später bereiste der Archäolog und Naturforscher Du-

bois de Montperreux dieselben Gegenden. Ihm folgten Karl Koch, Szowitsch, Carteron, Woskobrinikoff, Kolenati, M. Wagner (vgl. dessen „Reise nach dem Ararat und dem Hochlande A.", Stuttg. 1848). Letzterer war der erste Reisende, der die durch kurdische Räuberstämme äußerst unsichere Südseite des Ararat auf türkischem Gebiet besuchte. Abich folgte ihm dort auf dem Fuße, bereiste später den Allaghes und die vulkanischen Gruppen an der Südseite des Goktschai-Sees und hat über die Resultate seiner geologischen Wanderungen recht interessante Fragmente hinsichtlich des Gebirgsbaues A.s im Bulletin der petersburger Akademie mitgetheilt. Neben diesen Forschern haben noch einzelne entomologische und botanische Sammler im Auftrag der Akademie und des Museums von St. Petersburg und für Rechnung reicher Besitzer von Privatsammlungen in Moskau, Kiew und Kasan das russische A. bereist, so daß die dortige Flora und Fauna mindestens ebenso genau bekannt geworden, als die von Spanien und Portugal. Zu bedauern ist nur, daß die Naturforscher und Sammler, welche Rußland ausgeschickt, sich zu enge Grenzen für ihre Wanderzüge steckten und nur selten ihre Excursionen auf die türkischen und persischen Theile von A. ausgedehnt haben.

Armenierstadt (ungarisch Szamos Ujvár, wallonisch Nyimptin Gyerli, lateinisch Armenopolis), Stadt in der siebenbürgischen Gespannschaft Inner-Szolnok, am Szamos, ist regelmäßig gebaut, mit Schloß (jetzt Gefängniß für Staatsverbrecher) und 3600 Einw., worunter 400 armenische Familien, die Tuchmanufaktur, Handel mit Hornvieh und Fabrikwaaren treiben. A. hat eine reformirte und eine armenische Pfarre und eine armenische Schule.

Armenische Kirche. Armenien war in der heidnischen Zeit der Mittelpunkt des Dienstes der Anaitis (Anahit), der Mutter alles Lebens und aller Weisheit, die Patronin der Nation, die Königin aller Gottheiten, welche neben ihr Eingang und Verehrung in Armenien gefunden hatten. Ihr Oberpriester, aus dem berühmten Geschlechte Bagration, salbte die Könige und behauptete dieses Recht unter dem Wechsel der verschiedensten Dynastien. Seit Valarsaces, um die Mitte des 2. Jahrhunderts v. Chr., wurde in Armenien jene Religionsform die überwiegende, welche sich in Persien seit dem Sturze des Reichs durch Alexander den Großen aus einer sonderbaren Vermischung chaldäischer Vorstellungen mit den alten Lehren des Feuerdienstes ausgebildet hatte. Der mächtige Aramazd galt als Schöpfer des Himmels und der Erde und hieß der Vater aller Götter; er war wie Zeus Beschützer des Gastrechts, der Freund der Fremden. Schon zur Zeit Valarsaces' I. sollen durch zwei hindostanische Prinzen auch indische Götterbilder in Armenien eingeführt worden seyn; seit dem Anfange des ersten Jahrhunderts v. Chr., unter Valarsaces' Enkel Artasches I., kamen zu den frühern noch griechische Götter. Das Priesterthum dieser neuen Gottheiten übertrug er dem Geschlechte der Wahunier. Als Tigranes, der Sohn des Artasches, sich wieder der Regierung bemächtigt hatte, wurden die alten einheimischen Priestergeschlechter Bagration und Wahunier unterdrückt und den hellenischen Gottheiten in einzelnen Städten unter der Verwaltung griechischer Priesterschaften ihr Dienst gegründet. Doch auch syrischen Götterdienst begünstigte Tigranes, indem er das aus Elfenbein und Edelgestein verfertigte und mit Silber ausgeschmückte Standbild des Gottes Barsam, gegen den in der Urzeit der alte armenische Heros Aram siegreiche Kämpfe geführt hatte, aus Mesopotamien nach Thordan bringen und hier aufstellen ließ. Später drang die von den Römern beobachtete Sitte, die zeitlichen Herrscher in Bildern als Götter zu verehren, in Armenien ein. In den mesopotamischen Grenzländern endlich herrschte der Dienst assyrischer Sterngötter, als des Nabock oder Nebo, des Bel, Batheikach, Tharatha, Sbantarab und Wahak vor. Es waren daher nur fremde, von verschiedenen Weltgegenden hergebrachte Götter, die zur Zeit der Herrschaft der Arsaciden dem armenischen Volke als Gegenstände religiöser Verehrung bis gegen die Mitte des 3. Jahrhunderts n. Chr. galten. Nachdem aber in Persien Sassan das heilige Feuer wieder angezündet hatte und sein Sohn Artaschir siegreich in Armenien eingedrungen war, hier auch die Götterbilder zerbrochen, die lichten Feuer entzündet und vornehmlich zu Bagawan einen Hauptaltar für die ewige Flamme errichtet hatte, bald darauf aber Tiridates, König von Armenien, zum Christenthume übergetreten war, bewegte sich von nun an der religiöse Kampf in der Seele der armenischen Nation um den Gegensatz von Christenthum und Feuerdienst. In der Stille erhielt sich noch unter Einigen, die sich die Sonnen-Söhne nannten, bis in spätere Zeiten und wenigstens bis ins 12. Jahrhundert hinein mit dem ältern Baumdienste ein Sonnendienst.

Das Christenthum wurde in Armenien schon im 2. Jahrhundert, wahrscheinlich von Persien und Syrien her, bekannt; doch stand der Fanatismus für die persisch-parthischen Kulte seiner allgemeinern Verbreitung lange entgegen. Zur Zeit Konstantins des Großen gelang es dem Armenier Gregorius, der von seiner apostolischen Wirksamkeit den Beinamen des „Erleuchters" erhielt, einen großen Theil seiner Landsleute und selbst den König Tiridates (303) für den christlichen Glauben zu gewinnen. Die darauf folgenden harten und langwierigen Kämpfe mit den Anhängern der alten Religion hatten zugleich einen politischen Charakter, indem der eine Theil von den Persern, der andere von den byzantinischen Kaisern unterstützt wurde. Als indeß, nachdem der größte Theil Armeniens unter persische Herrschaft gekommen war (428), die Perserkönige mit Gewalt der Zendlehre den Sieg über das Christenthum verschaffen wollten, fanden sie so entschlossenen Widerstand, daß sie endlich nach vieljährigen Verfolgungen (442—485) den Christen freie Religionsübung gestatten mußten. Im Anfange des 5. Jahrhunderts war besonders Miesrob, anfangs königlicher Sekretär, später ganz dem apostolischen Berufe sich widmend, für die weitere Ausbreitung und Begründung des

christlichen Dogmas thätig; ihm verdanken die Armenier ihr Alphabet und eine eigene Bibelübersetzung, welche die den Eingeborenen unverständliche syrische verdrängte und zugleich den Grund zu einer armenischen Literatur legte. Zu Ende dieses Jahrhunderts gewann der Monophysitismus, durch die persische Regierung, welche dadurch Armenien vom byzantinischen Interesse zu trennen hoffte, begünstigt, die Oberhand; bald nach 500 sprach sich die Synode zu Thevin für denselben aus; um 600 trennte sich die a. K. deshalb von den sich dem Koncile von Chalcedon (451) zuwendenden Iberiern und seitdem besteht die a. K. als eine von der griechischen abgesonderte Partei. Im Jahre 813 nahm der Patriarch von Osni zuerst den Titel eines Hauptes der armenischen Nation an und ward als solches von dem Khalifen bestätigt. Fruchtlos versuchten in spätern Jahrhunderten die Könige von Armenien, fortwährend der Hülfe des Abendlandes gegen die Mohammedaner bedürftig, eine Vereinigung ihrer Kirche mit Rom oder, wenn auch seltener, mit Byzanz; alle Unterhandlungen, bis auf die letzten (1440) herab, blieben politische Operationen, für welche nur der Hof Sinn hatte, und nur der kleinere und unbedeutendere Theil der armenischen Nation hat sich der römisch-katholischen Kirche angeschlossen, welche den Konvertiten übrigens ihre heilige Sprache und ihre vaterländischen Gebräuche gelassen hat. So hat sich der Unterschied zwischen katholischen und schismatischen Armeniern gebildet. Nur in Italien, Polen, Galizien, in Persien, auf dem Libanon, unter dem Erzbischofe von Nachitschewan am Don, im russischen Gouvernement Jekaterinoslaw und in Marseille trifft man größere Vereine unirter Armenier an, welche die geistliche Oberherrschaft des Papstes anerkennen und die Differenzdogmen nach den Aussprüchen der römischen Kirche angenommen haben. Alle schismatischen (nicht unirten) Armenier erkennen die geistliche Oberhoheit des Patriarchen von Etschmiazin an, welcher den Titel: Diener Jesu Christi und durch seine Gnade Katholikos aller Armenier, oberster Patriarch der heiligen apostolischen Kirche Christi und des heiligen Sitzes Etschmiazin zu Ararat führt. Ihm steht ein Rath von Erzbischöfen und Bischöfen zur Seite; er selbst wird entweder von seinem Vorgänger ernannt oder von einer Versammlung der zu Etschmiazin wohnenden Erzbischöfe und Bischöfe gewählt. Er ernennt die Bischöfe aller Diöcesen, zu denen meistens Individuen aus der sogenannten schwarzen Geistlichkeit (Klostergeistliche) gewählt werden, nachdem sie graduirt, Wartabeds geworden sind. Diese Bischöfe ernennen wieder die Pfarrer, welche den Stand der Weltgeistlichkeit (weiße Geistlichkeit) bilden. Der, welcher Weltgeistlicher werden will, wird von dem Bischofe einem Archimandriten zugewiesen, damit er den nöthigen Unterricht in den Pflichten des geistlichen Berufes empfange. Nach geschehener, meist sehr mangelhafter Vorbereitung geht die eigentliche Weihe vor sich. Nachdem der Kandidat vierzig Tage in einer Kirche zugebracht hat, wird ihm die innere Handfläche mit dem heiligen Oele eingerieben und darauf Baumwolle gelegt. Seine Kleidung besteht während dieser Zeit bloß in einem langen weiten Rock von Baumwollentuch, welcher den Körper von den Schultern bis zu den nackten Füßen bedeckt. Nur einmal des Tages darf er ein wenig Gemüse essen und nur nach Sonnenuntergang auf kurze Zeit die Kirche verlassen. Nach Ablauf der 40 Tage wird ihm eine Pfarrei anvertraut. Obwohl ziemlich unbescholten in sittlicher Beziehung, ist die niedere Geistlichkeit im Allgemeinen höchst unwissend. In den höhern Graden findet man einzelne gebildete und gelehrte Männer. Zu Etschmiazin befindet sich eine große Bibeldruckerei, und kleinere Officinen bestehen auch in den übrigen Sprengeln der armenischen Patriarchen und Erzbischöfe: zu Sis (Ajas in Karamanien), Konstantinopel, Jerusalem u. a. O. Seit einigen Decennien hat sich in der russisch-armenischen Kirche, deren Erzbischof seinen Sitz in einem Kloster zu Astrachan hat, eine Bibelgesellschaft gebildet, welche die heilige Schrift in armenischer Sprache verbreitet. Die Klöster befolgen die Regel des heiligen Basilius u. heil. Antonius, sie haben gewöhnlich kein festes Einkommen. Ueberhaupt ist die armenische Geistlichkeit ärmer als vielleicht jede andere; denn sie lebt allein von den Almosen der Frommen. Ihre Einkünfte fließen aus folgenden Quellen: a) für das heilige Oel zu Konfirmationen, das vom Katholikos bereitet u. alle sieben Jahre zu Etschmiazin ausgetheilt wird, zahlt jeder Empfänger nach seinen Vermögensumständen; b) jeder Armenier gibt jährlich seinem Bischofe 40 Pfund Weizen; c) bei Gelegenheit von Heirathen werden in den Kirchen Almosen gesammelt, die, wie jene Quantität Weizen, nach Etschmiazin gesandt werden. Die Gesammtsumme dieser Einkünfte wird zum Unterhalt des Patriarchen, der Erzbischöfe und Bischöfe verwendet. Die Pfarrer ziehen ihren Unterhalt bloß aus den Almosen, welche bei Taufen, Begräbnissen und für die Segensgebete gespendet werden, die zweimal des Jahres für jedes Haus Statt finden.

Das Dogma und der Ritus der schismatischen Armenier nähert sich sehr dem der alten griechischen Kirche; der Hauptunterschied ist die Lehre von der Vermischung der göttlichen und menschlichen Natur in Christo zu einer einzigen, weshalb die Armenier eine besondere Fraktion der Monophysiten bilden. Gegen die Eutychianer indeß, welche nur die göttliche Natur Christi statuiren, haben sich die Armenier mehrmals erklärt. Mit der griechischen Kirche übereinstimmend, bekennen sie den Ausgang des heiligen Geistes nur vom Vater. Sie haben 7 Sakramente; beim Abendmahl bedienen sie sich des rothen unvermischten Weins, in welchen sie gesäuertes Brod eintauchen; so empfangen es auch Kinder. Der letzten Oelung legen sie nicht unbedingte Kraft, wie die katholische Kirche bei. Ein Fegfeuer statuiren sie nur für die in Sünden Verstorbenen, nicht für die Frommen. Ihre Fasten, Wallfahrten und Reinigungsgesetze werden mit fast jüdischer Strenge beobachtet. Der Heiligen- und Seligendienst ist sehr verbreitet. Ein besonderes Weihnachtsfest haben sie nicht; Geburt, Erscheinung und Taufe Jesu wird zusam-

men den 6. Januar gefeiert. Den Weltgeistlichen ist die einmalige Ehe mit einer Jungfrau nicht bloß erlaubt, sondern fast zum Gesetz gemacht, wer aber als Wittwer sich wieder verheirathen will, muß dem geistlichen Stande entsagen; selbst den Laien ist nur eine zweimalige Verheirathung gestattet. Ehescheidungen sind ungesetzlich, doch kommen verschiedenartige Trennungen vor, auf welche aber keine Wiederverheirathung erfolgen kann. Die katholischen Armenier unterscheiden sich dogmatisch eigentlich nur darin von den schismatischen, daß sie, wie die meisten andern christlichen Konfessionen, zwei Naturen, eine göttliche und eine menschliche, in Christo annehmen und den Ausgang des heiligen Geistes auch vom Sohne ableiten. Die übrigen Unterschiede betreffen das Rituell und das Kirchenregiment. In nationaler Beziehung unterscheiden sich beide Parteien gar nicht von einander; sie reden eine Sprache und sind nach Sitten und Gebräuchen dieselben; aber die konfessionelle Verschiedenheit trennt sie bis zu dem Grade, daß die schismatischen Armenier mehrmals zahlreiche Verfolgungen ihrer katholischen Landsleute bei der Pforte veranlaßten.

Die türkische Regierung erkennt den Patriarchen der schismatischen Armenier in Konstantinopel als Oberhaupt der Nation an und billigt meist ohne weitere Prüfung dessen administrative Vorschläge. Die Verfolgungen dauerten bis in die neueste Zeit mit kurzen Unterbrechungen fort, und die katholischen Armenier vermochten sich ihnen nur dadurch zu entziehen, daß sie die Botschafter der christlichen Mächte bei der Pforte um Hülfe anriefen. Als 1815 die Masse der katholischen Armenier gegen die von den Weltpriestern unterzeichnete Unterwerfungsakte protestirte, entstand eine neue Verfolgung, die über ein Jahr dauerte. Aber bei dieser Gelegenheit forschte die türkische Regierung genauer nach und bestrafte einige Anstifter der Verfolgung. Doch war diese Handhabung der Gerechtigkeit nicht von Dauer. In den Jahren von 1827 und 1828 entstanden durch Aufreizung des schismatischen Patriarchen neue Verfolgungen, die eine förmliche Deportation der katholischen Armenier von Konstantinopel nach Kleinasien zur Folge hatten. Der Patriarch der schismatischen Armenier in Konstantinopel hatte die Aufmerksamkeit der türkischen Machthaber auf die Verbindungen gelenkt, welche seine katholischen Landsleute mit den Franken unterhielten, und machte sie als treulose, mit den Feinden der Pforte verbündete, gefährliche Menschen verdächtig. Er soll dabei in Einverständniß mit den in Rußland ansässigen Armeniern gehandelt haben. Die katholischen Armenier hatten zwar vor der Katastrophe von 1828 einen Bischof zu Konstantinopel; dieser stand jedoch in gar keinem Verkehr mit der Pforte, welche die katholischen Armenier dem von ihr als alleiniges geistliches Oberhaupt der Nation anerkannten schismatischen Patriarchen unterordnete, und mußte sich bei allen Gelegenheiten an letztern wenden, weswegen er in jeder Weise übel berathen war. Die Gedrücktheit der katholischen Armenier leuchtet daraus deutlich hervor, daß, als die Pforte 1828 ihre Ungerechtigkeit einsah und die Verbannten zurückzurufen beschloß, nur wenige unbedeutende Familien in ihr Vaterland zurückkehrten, weil der Patriarch, dem als dem Haupte der Nation die Fermane eingehändigt worden waren, dieselben theilweise zurückbehalten und sie nur denjenigen gegeben hatte, deren Rückkehr wegen ihres geringen Einflusses ihm nicht gefährlich schien. Als Geistliche werden den katholischen Armeniern meistens von Rom aus Franciskaner zugeschickt. Seitdem Eriwan sammt dem Kloster Etschmiazin unter russische Landeshoheit gekommen und der Katholikos Vasall der Czarenkrone geworden ist, sind die armenische und russische Kirche wesentlich mit einander verbunden und haben sich in dogmatischer Hinsicht allseitig einander genähert. Von großer Bedeutung wurde das **Kloster der Mechitaristen** auf der Insel S. Lazaro bei Venedig, 1712 durch einen Priester, **Mechitar**, was der „Tröster" bedeutet, gegründet. Er hatte sich zur Aufgabe gesetzt, seine Landsleute in den Schooß der römischen Kirche zurückzuführen, und dieser Zweck hatte ihm manche Verfolgungen zugezogen, denen er endlich weichen mußte. Er ging nach Morea, welches damals der Republik Venedig gehörte; von da begab er sich nach Venedig selbst, um auf der Insel San Lazaro ein Kloster zu gründen, dessen Religiosen den Namen Mechitaristen annahmen. Diese erste, von der venetianischen Regierung unterstützte armenische Kongregation gab einer zweiten Gesellschaft von Priestern desselben Landes, welche 1773 zu Triest zusammentrat, ihre Entstehung. Die Stadt nahm damals unter Begünstigung von Maria Theresia den Aufschwung, der sie später zur Rivalin Venedigs machen sollte, und zählte unter den Kaufleuten, die sich daselbst niederließen, eine große Anzahl Armenier. Die vom Kloster San Lazaro ausgegangenen Mechitaristen fanden natürlich unter ihren Landsleuten u. Religionsgenossen eine mächtige Stütze, sowie sie solche auch bereits von Seite der Kaiserin erhalten hatten. Diese Sukkursale des großen Klosters in Venedig existirt aber seit etwa 40 Jahren nicht mehr. Die Kriege des Kaiserreichs haben die Ruhe des Klosters gewaltsam gestört und die Mönche daraus verbannt. Nach tausenderlei Plackereien vereinigten sie sich endlich auf einem andern Punkte Oesterreichs; sie näherten sich ihren Brüdern in Siebenbürgen, die dort sehr zahlreich sind, und gründeten so ein neues Haus, das noch zu Wien besteht. Der eigentliche armenische Mittelpunkt, der Sitz der zur Verbreitung im Orient passenden Kenntnisse ist jedoch immer das Kloster der Mechitaristen in den Lagunen Venedigs. Diese erziehen die jungen Leute, welche ihnen von den verschiedenen Trümmern der in Asien zerstreuten Nation zugeschickt werden, machen daraus gute Priester, unterrichtete Wartabeds, und indem sie solche nach den Orten, woher sie gekommen, wieder zurückschicken, üben sie einen wohlthätigen Einfluß auf die Gegenden aus, wo armenische katholische Gemeinden vereinigt sind. Der Kreis, in welchem diese Mönche thätig sind, ist so ausgedehnt, daß aus ihrer Druckerei zur Verbreitung in Asien nicht bloß armenische, türkische und arabische Bücher hervorgehen,

sondern selbst persische, syrische, hebräische, sogar chinesische. Seit 1846 trat unter den Armeniern eine von nordamerikanischen Missionären gewonnene, meist aus der armen Klasse bestehende Partei hervor, welche sich **evangelische Armenier** nennen, indem sie die heilige Schrift lesen und ihren Gottesdienst darnach einrichten. Auch in Trebisonde und Nikomedien fanden sich solche evangelische Armenier, die jedoch von dem Patriarchen in Konstantinopel und von den Bischöfen empfindlich verfolgt und von den Geistlichen sogar grausam gezüchtigt wurden. Die **unirten armenischen Katholiken** wählten 1848 für die Leitung ihrer Angelegenheiten einen Rath von 12 Weltlichen, dem der Patriarch nur präsidiren sollte; weil der Patriarch dagegen war, legte er seine Stelle nieder. Der neue Patriarch ist ein Weltpriester aus Trebisonde, der zugleich Präsident des weltlichen Rathes und Patriarch ist. Vgl. **Saint-Martin**, „Mémoires sur l'Armenie" (Paris 1818, 2 Bde.). Das Glaubensbekenntniß der schismatischen Armenier findet sich bei **Ricaut**, „Zustand der armenischen Kirche" (Augsburg 1661).

Armenische Literatur. Die Literatur der Armenier ist so alt als ihr Christenthum; ihr Beginnen fällt also in den Anfang des 4. Jahrhunderts. Aus früherer Zeit ist mit Ausnahme einiger alten Lieder, die Moses von Khorene aufbewahrt hat, kein literarisches Denkmal erhalten. Der erste Schriftsteller aus der christlichen Zeit war Gregor der Erleuchter (Illuminator), mit dessen Tode, der nach ihrer Rechnung 352 fällt, die armenische Zeitrechnung beginnt. Ihre Literatur war zuerst biblische, steht jedoch mit ihrer theologischen, historischen und mathematischen Nationalliteratur in genauer Verbindung. Miesrob, der eine eigene, aus 36 Buchstaben bestehende, noch jetzt gebräuchliche Schrift einführte, begann (410), unterstützt von seinen Schülern Johann Ekelensis und Joseph Planensis, eine wörtlich treue Uebersetzung des Alten u. Neuen Testaments in die Landessprache. Sein Schüler, der schon genannte Moses von Khorene († 492) schrieb kurz nachher eine, meist aus abendländischen Schriften geschöpfte schätzbare, armenische Chronik; der ihm beigefügte Abriß der Erdkunde nach der jetzt verlornen Chorographie des Alexandriners Pappus scheint weit jünger (von 955?) zu seyn. Die monophysitischen Mönche in den armenischen Klöstern, für deren Unterricht in den von den Patriarchen Sahag und Miesrob eingerichteten Schulen gesorgt worden war, beschäftigten sich fleißig mit Uebersetzungen aus dem Griechischen (sogar Homer wurde in armenische Hexameter umgegossen), Hebräischen, Syrischen und Chadäischen. Vieles, was in der Urschrift nicht mehr oder nur unvollständig vorhanden ist, kann aus diesen, wie es scheint, äußerst gewissenhaft gearbeiteten und meist erhaltenen Uebersetzungen wieder hergestellt und ergänzt werden, wovon die in neuerer Zeit aufgefundene armenische Uebersetzung von dem Chronikon des Eusebius ein glänzendes Beispiel liefert. Die Blüthezeit der a.n L., die seit Mitte des 4. Jahrhunderts bis zu Ende des 18. Jahrhunderts an 200 Schriftsteller zählt, wovon ungefähr die Hälfte aus Historikern und Chronisten besteht, beginnt mit der Trennung der armenischen Kirche von der griechischen im 5. Jahrhundert und dauerte bis in das 10. Jahrhundert; doch hat sie noch im 13. und bis 1453 zahlreiche Nachblüthen hervorgebracht. Zu ächt wissenschaftlicher Forschung hat sie sich nie erhoben. Im 9. Jahrhundert nahmen die Armenier die arabische Metrik an, wodurch sich ihre Literatur von der byzantinisch-griechischen entfernte. Ihre besten Lieder sind geistliche. Außer den Hymnen der armenischen Kirche sind nur die Gedichte des Nerses Klajensis (Venedig 1830) bekannt geworden, unter denen sich eine Elegie über die Einnahme von Edessa auszeichnet (Paris 1828). Erwähnt zu werden verdienen auch die Fabeln des Mechitar Kosch (Venedig 1790) und des Wartan (armenisch und französisch, Paris 1825), beide aus dem 13. Jahrhundert. Die königliche Bibliothek zu Paris besitzt die für alte Geschichte der orientalischen Völker sehr wichtigen historischen armenischen Schriftsteller fast vollständig, theils in Druck-, theils in Handschriften. Dort hat die a. L. daher auch in der neuern Zeit fleißige Bearbeiter gefunden. Khahan de Cirbied, ein an der pariser Bibliothek angestellter armenischer Gelehrter, hat, die dort gesammelten Schätze benutzend, 1806 „Récherches curieuses sur l'histoire ancienne de l'Asie" herausgegeben und mit A. J. Saint-Martin an einer allgemeinen Geschichte Armeniens gearbeitet. Unter dem Titel: „Mémoires historiques et géographiques sur l'Armenie" (2 Bde., Paris 1818) erschien von diesem Gelehrten als Vorläufer jenes größern Werks das jetzige Hauptwerk über die armenische Geschichte, Landbeschreibung und Literatur. Es enthält den armenischen Text der Geschichte der orpelianischen Dynastie (von einem Prinzen dieses Herrschergeschlechts, dem Erzbischof Stephan Orpelian), so wie den Text der armenischen Geographen Moses von Khorene und Wartan, nebst andern Beiträgen, ins Französische übersetzt mit Anmerkungen. In der armenischen Druckerei zu Venedig, welcher Aucher vorsteht, erscheint seit 1826 eine längst vorbereitete Sammlung der armenischen Geschichtschreiber, vom 4. Jahrhundert der christlichen Zeitrechnung an bis auf unsere Tage, in italienischer Uebersetzung mit Anmerkungen. Die Leitung des Ganzen, welches auf 24 Oktavbände berechnet ist, hat der unermüdete Tommaséo (der Verfasser des trefflichen Dizionario dei sinonimi Italiani) übernommen. Die Geschichte Armeniens vom Anfange der Welt bis 440 n. Chr., von Moses von Khorene (mit lateinischer Uebersetzung von den Brüdern Whiston bereits 1736 zu London herausgegeben) ist schon 1827 erschienen. Die ältesten Schriftsteller der Sammlung sind: Agatangelus (Geschichte der Bekehrung Armeniens zum Christenthume, 1835), Zenobius Klaph (Geschichte des Bezirks Tarenia, 1832), Faustus Byzantinus (1832), Elisäus (Beschreibung der Kriege des Feldherrn Wartan gegen die Perser, 1824, englisch von Neumann London 1831), Lazarus aus Barb (Venedig 1793), aus dem 7. Jahrhundert Joannes Marrivonensis (1832), aus dem 9. Jahrhundert Joannes Catholicus (französisch von St. Martin, Paris 1842), aus dem 12. und 13. Jahrhun-

dert Matthias Erez aus Edessa, Sam. Anethi, Wartan, Wahram (englisch von Neumann, London 1831), aus der neuern Zeit Michael Tschamtschean, der eine Geschichte seines Volks von den ältesten Zeiten an verfaßte (3 Bde., Venedig 1784—86, im Auszuge das. 1811, englisch von Avdall, 2 Bde., Kalk. 1827), Lukas Indschidschean (Beschreibung von Alt-Armenien, Venedig 1822, und Beschreibung des thracischen Bosporus, das. 1794, italienisch, das. 1838), Georg Oghullukian und Joseph Peters-Sohn (Geschichten der Revolutionen im türkischen Reiche unter Selim III. und der Vernichtung der Janitscharen). Die Thätigkeit der armenischen Typographie von Venedig ist übrigens längst rühmlich bekannt. Eines der wichtigsten Werke, welches aus derselben hervorgegangen, ist die Chronik des Eusebius, nach der armenischen Handschrift des Klosters 1818 durch Aucher herausgegeben. Eine Auswahl des Besten aus der a. n. L. erschien in 3 Bdchen. 1826—28. Auch die Werke des größten religiösen Schriftstellers der armenischen Nation, Nerses Klajensis, des Erfinders der gereimten Poesie in dieser Sprache, erschienen 1833 bei den Mechitaristen in einer vollständigen lateinischen Uebersetzung des D. J. Cappelletti. Eine Polyglottenausgabe seiner Gebete war schon früher daselbst gedruckt worden. Ferner erschienen daselbst die Reden des Philo (1822, herausgegeben von Aucher) und andere Fragmente dieses Schriftstellers (1826), die Homilien des Chrysostomus (3 Bde. 1826), des Severianus (1826), des Basilius Magnus (1836), des Ephraim Syrus (4 Bde., 1836), das Leben Alexanders vom falschen Kallisthenes (1842), Esriks Widerlegung der Ketzer (1826), Nerses Lampronensis (1812), Joannes Ozniensis (armenisch und lateinisch, 1834), die „Vitae sanctorum calendarii armeniaci“ (12 Bde., 1810—14). Bemerkenswerth ist noch, daß bei den Mechitaristen zu Venedig auch eine Zeitung in armenischer Sprache erscheint, welche in der Levante u. in Konstantinopel in Umlauf ist. Eine vollständige Uebersicht der a. n. L. gibt Somal in seiner „Quadro della storia litteraria di Armenia“ (Venedig 1829), frei bearbeitet mit vielen Zusätzen von Neumann in dem „Versuch einer Geschichte der a. n. L.“, Leipzig 1836. Vergl. auch Wenrich, De auctorum graecorum versionibus arabicis, armeniacis etc., Leipzig 1842.

Armenische Sprache, derjenige Zweig des indogermanischen Sprachstammes, welcher in der nächsten Berührung mit den finnischen und den nordasiatischen Sprachen überhaupt steht. Man unterscheidet das Altarmenische, das eine ursprüngliche und noch jetzt die gelehrte und gottesdienstliche Sprache ist, und das Neuarmenische, das sich im Wechsel der mancherlei Armenien beherrschenden Völker aus fremdartigen, besonders türkischen Beimischungen als Volkssprache gebildet hat und vier Hauptdialekte zählt. Die a. S. hat ihre eigene Schrift mit 36 Buchstaben; sie ist, wie die Sprache aller Bergvölker, rauh und hart. Ihr linguistischer Anbau ist bis auf die neueste Zeit sehr beschränkt gewesen. Grammatiken hat man von Klemens Galanus, der sich zuerst in Beziehung auf das Abendland Verdienste um das Studium der a. n. S. erwarb (Gramm. institut. ling. arm. add. vocabul. Arm., lateinisch, Rom 1645), J. Agop (Gramm. arm., Rom 1675), Joh. Joach. Schröder (Thesaurus linguae armeniacae, Amsterd. 1711) u. Petermann (Berl. 1837). In der neuern Zeit findet die a. S. eifrige Forscher, deren Bemühungen reiche Ausbeute versprechen, besonders in Paris und Venedig; schätzbar ist Khahan de Cirbieds „Gramm. de la ling. arm.“ (Par. 1822), dann die armenische Grammatik von Paschalis Aucher (Venedig 1819). Das beste Wörterbuch ist das armenisch geschriebene von den Mechitaristen (2 Bde., Venedig 1836—37), das armenisch-französische (2 Bde., das. 1812), das armenisch-englische von Aucher (2 Bde., das. 1821), das armenisch-italienische von Immanuel Tschatschak (das. 1837), das armenisch-russische (2 Bde., Moskau 1838).

Armenkasse, s. Armenwesen.

Armenkolonien, organisirte Ansiedelungen Verarmter inmitten der europäischen Länder, durch die es ihnen möglich gemacht werden soll, durch Arbeitsamkeit, Ordnung und Sparsamkeit sich in eine günstigere Lage zu versetzen. Die Unternehmer solcher Anstalten überlassen den Ansiedlern einen bestimmten Landantheil, reichen ihnen die zur Bodenkultur unentbehrlichen Erfordernisse dar, schießen ihnen Lebensbedarf bis zur Ernte vor, binden die Art des Anbaues an gewisse Vorschriften, führen über Arbeit u. Fleiß strenge Aufsicht und geben Jedem durch die Aussicht auf den Genuß der Früchte seiner Mühe einen Reiz zur Arbeit. Man setzte auf diese Anstalten große Hoffnungen und erblickte in ihnen namentlich ein Surrogat für die organisirten Auswanderungen, die für Staaten, die keine Kolonien besitzen, ihre großen Schwierigkeiten haben. Versuche dieser Art wurden im Kleinen gemacht von dem Freiherrn von Voght in Flottbeck bei Hamburg und von Larochefoucauld in Liancourt; im Großen hauptsächlich in Holland zu Frederiksoord und später in andern Gegenden des Landes durch den General van den Bosch. Von dort aus fand die Idee Nachahmung in Belgien zu Wortel, Merplus und Rezkevoorsel und in Holstein zu Frederiksgabe, hier hauptsächlich durch den Konferenzrath Lawätz. Indeß scheinen die weiteren Resultate wenigstens nicht günstig genug gewesen zu seyn, um zur Nachahmung und größern Ausdehnung zu ermuthigen, und die Mehrzahl der Stimmen entscheidet sich jetzt wider die Errichtung solcher Kolonien. Bei all diesen Versuchen gelang es nicht, die Kolonisten auf eine solche Stufe zu heben, wo man sie mehr sich selbst hätte überlassen können, sondern man mußte die Kontrole und Bevormundung nach und nach eher verschärfen, statt daß man sie mindern konnte, was die Unlust der Kolonisten erhöhte, die Kosten steigerte und das wirthschaftliche Gedeihen hinderte. Als ein Haupthinderniß aber erscheint, daß bei uns die Massenarmuth am häufigsten unter der Industriebevölkerung auftritt, wogegen sich an ländlichen Arbeitern eher Mangel zeigt; die Industriebevölkerung aber hat selten die Kraft, noch seltener die Lust zum Landbau. Auch sogar eine nothleidende ländliche Bevölkerung wandert erfahrungsmäßig lieber nach Australien aus, als in die nächste Provinz.

Armenordnung
Armenpflege } s. Armenwesen.
Armenpfleger

Armenrecht (lateinisch Jus paupertatis), im weitesten Sinne der Inbegriff der Ansprüche, welche dem Armen, als solchem, rechtlich an den Staat oder die bürgerliche Gemeinde zustehen (s. Armenwesen), in der engern und eigentlichen Bedeutung aber die Gesammtheit der Rechte, welche einer armen Partei bei Führung eines Prozesses ihrer Armuth wegen eingeräumt wird. Der wichtigste Theil dieses A.s ist die gänzliche oder zeitweise Befreiung von Kosten, welche für die arme Partei durch die Führung eines Civilprozesses entstehen könnten. Nach römischem Recht genossen außer mehren andern privilegirten Klassen auch die Armen einer gänzlichen Befreiung von Zahlung der Gerichtssporteln, welche aber auch für den besondern Fall dem Gegner gestattet war. Auch wurde den Armen nöthigen Falls ein Officialanwalt (Armenanwalt, Armenadvokat) beigegeben. Die deutsche Reichsgesetzgebung, geleitet von dem Grundsatze, „daß Niemand um geringen Vermögens willen an seinen Rechten verkürzet oder hülflos gelassen werden solle", gestattete dem Armen, welcher durch Beibringung eines Zeugnisses der Obrigkeit oder anderer glaubwürdiger Personen und hierauf erfolgte Leistung eines besondern Armeneides seine Armuth darthut, die Befreiung von den durch die Führung eines Civilprozesses entstehenden Kosten auf so lange, bis er zu bessern Vermögensumständen gekommen seyn werde. Zugleich wurde die Beigebung eines Officialanwaltes für den Armen, weshalb unter den öffentlichen Anwalten ein bestimmter Turnus gehalten werden soll, und eine besondere prompte Justiz in Armensachen verordnet. Ein besonderer Armensäckel (Armenkasse) sollte den nothwendigen Verlag von Kosten übernehmen. Aus diesen für die Reichsgerichte bestehenden Vorschriften hat die Doktrin des gemeinen deutschen Prozeßrechtes folgende Grundsätze entwickelt: Der Begriff von Armuth in Beziehung auf den Sportelkredit besteht darin, daß eine Partei nicht so viel einzunehmen hat, als erforderlich ist, um mit der Familie standesgemäß davon leben zu können und die Prozeßkosten noch außerdem zu bestreiten, wobei es nicht darauf ankommt, ob die Einnahme von Kapitalvermögen oder von sonstigem Erwerb herrührt. Vorausgesetzt wird aber, daß nicht eine dritte Person verpflichtet ist, die Prozeßkosten für die streitende arme Partei zu verlegen oder selbst zu tragen. Auch armen Gemeinden und Korporationen kommt jene Begünstigung zu, wenn gleich ihre einzelnen Mitglieder im Besitz von Vermögen sind. Die Erlangung des A.s ist an folgende Bedingungen geknüpft: der Arme muß beim Gericht für jeden einzelnen Prozeß ausdrücklich darum bitten; die Bitte ist durch Bescheinigung der Armuth zu begründen; die Richtigkeit der Bescheinigung ist durch eine Art von Erfüllungseid zu bekräftigen, in welchen zugleich die Versicherung aufzunehmen ist, daß man sein Vermögen nicht aus böser Absicht veräußert habe (juramentum calumniae) und daß man bei verbesserten Vermögensumständen die kreditirten Kosten nachzahlen wolle. Die Zusammenfassung dieser drei Versicherungen bildet den Armeneid. Das Gesuch ist an keine Frist gebunden, es findet in jeder Lage des Prozesses Statt, doch wird das bereits Gezahlte nicht restituirt. Vor Ableistung des Armeneids hat das Gericht die Rechtmäßigkeit der Ansprüche der armen Partei zu prüfen und, falls diese völlig unbegründet sind, das Gesuch um Ertheilung des A.s zurückzuweisen. Das ertheilte A. äußert folgende Wirkungen: Während des Rechtsstreits kann keine Art von Gerichtssporteln vom Armen gefordert werden. Den nothwendigen baaren Betrag hat die Gerichtskasse zu bestreiten; sämmtliche anfallende Sporteln werden vorläufig mit der Bezeichnung „suspendirt" zu den Akten verzeichnet (adnotatio sportularum). Im Endurtheil ist die Verurtheilung zur Kostenerstattung, wenn diese den Armen treffen sollte, ausdrücklich auszusprechen, um nicht den Gegner für die Zukunft von der Ersatzforderung auszuschließen. Das A. wirkt nur für den Impetranten, nicht für dessen Streitgenossen und Erben. Auf den Fall, daß die arme Partei im Prozesse obsiegt, kann das Gericht, um sich der kreditirten Kosten für sich und den Anwalt zu sichern, Verfügung treffen, daß das Objectum litis nicht an die obsiegende Partei, sondern an das Gericht geleistet werde. Nach gemeinem deutschen Prozeßrecht hat der Gegner der armen Partei deshalb den Sportelkredit noch nicht in Anspruch zu nehmen, da die römischen Bestimmungen bei uns nicht mehr anwendbar sind. Strafen gegen den Armen, wenn er den Prozeß verliert, sind nicht zu rechtfertigen, weil die Verurtheilung in die Prozeßkosten nicht aus dem Gesichtspunkte einer Strafe, sondern des Ersatzes eines widerrechtlich gestifteten Schadens zu betrachten ist. Diese Grundsätze sind im Allgemeinen von der Gesetzgebung der einzelnen deutschen Bundesstaaten aufgenommen worden. Das würtembergische Recht aber betrachtet das A. nicht bloß als ein Kreditiren der Prozeßkosten, sondern als eine förmliche Befreiung, womit die österreichische Gesetzgebung übereinzustimmen scheint. Nach preußischem Recht wird der Armeneid nur dann geleistet, wenn das vorgebrachte Attest nicht genügend erscheint. In Braunschweig, Rheinpreußen, Rheinbayern und Hessen-Darmstadt, Oldenburg bestehen Strafen für den Mißbrauch des A.s. In Baden und Nassau genießt der Gegner der armen Partei dieselbe Begünstigung als dieser. In Oldenburg gilt gesetzlich der Grundsatz, daß, wenn die zur Kostenerstattung verurtheilte arme Partei vergeblich dazu angehalten worden ist, der Gegner aus der Gerichtskasse entschädigt wird. Bestimmungen über A. enthalten fast sämmtliche Prozeßordnungen der deutschen Bundesstaaten. Eines der neuesten Gesetze über diesen Gegenstand ist das großherzoglich hessische vom 27. März 1836.

Armenschule, s. Armenwesen.

Armentaxe, Abgabe für die Armen, nach dem Einkommen auf die Vermögenden geschlagen, s. Armenwesen.

Armenwesen. Es ist oft versucht worden, aber noch nicht hinlänglich gelungen, eine in jeder Beziehung haltbare Bestimmung der Armuth zu geben und die Grenze zu ziehen, jenseits welcher

das traurige Gebiet dieses größten von allen Plagegeistern der menschlichen Gesellschaft beginnt. Wenn auch der gewöhnliche Sprachgebrauch Diejenigen, welche viel besitzen, reich, die Andern aber, welche wenig im Vermögen haben, arm nennt, so sind „Viel" und „Wenig" selbst noch relativere Begriffe, als Arm und Reich, also je nach dem Vergleichungspunkte verschieden. Am nächsten der Wahrheit kommt wohl die Definition, welche unter Armen Diejenigen versteht, denen es an den unentbehrlichen Subsistenzmitteln, als nothwendigen Nahrungsmitteln, Kleidungsstükken, Obdach und Feuerung oder den Mitteln, sie anzuschaffen, mangelt, die also nicht im Stande sind, sich selbst zu erhalten, sondern zur Erhaltung ihres Lebens unterstützt werden müssen. Nach der Entstehung lassen sich verschiedene Klassen der Armuth annehmen. Bentheim theilt dieselben in zwei Kategorien mit je drei Abtheilungen und rechnet zur ersten Kategorie, welche die Armuth nach ihrem Ursprung aus persönlicher innerer Ursache umfaßt, etwa mit beständigem Armuthszustande (Schwäche, ungenügende Arbeit), mit lange dauerndem, aber allmählig abnehmendem Armuthszustande (Kindheit, unausgebildete Geschicklichkeit) und mit zufälligen und in der Dauer unbestimmten Ursachen (Krankheit, viele Kinder, Arbeitsscheu), zur zweiten Kategorie diejenigen Armen, deren Armuth aus äußeren Ursachen entspringt (Mangel an Beschäftigung, Zurückweisung der Beschäftigung, Vermögensverlust). Nach einer andern Eintheilung zerfällt die Gesammtheit der Armen in drei Klassen: Infirme, welchen die Kraft mangelt, sich zu ernähren (Altersschwache, Kranke, Verkrüppelte, Nichtvollsinnige, Blödsinnige, Cretins, Irre, Kinder im zarteren Alter, deren Aeltern entweder todt sind oder außer Stande oder ohne Lust, sie zu ernähren und zu erziehen), Arbeitslose, aber Arbeitsfähige (Müßiggänger, dann solche, die arbeiten wollen und können, denen es aber an entsprechender Gelegenheit des Verdienstes fehlt) und solche Arme, welche wirklich arbeiten, aber bei aller Anstrengung ihrer Kräfte doch nicht genug verdienen, um sich und die Ihrigen zu erhalten, sey es, weil der Arbeitslohn allzu niedrig ist, sey es, weil die Lebensbedürfnisse zu theuer sind, sey es, weil die Familie zu stark ist, oder die nothwendigen Bedürfnisse auf besondere Weise, wie durch Krankheiten, Wochenbetten gesteigert sind, sey es, daß auf der Arbeit zu viel künstliche Abgaben für den Staat, für die Kapitalisten und für die Grundherren haften. Diese letzte Klasse von Armen bildet mit einem Theile der vorhergehenden die Menge der Massenarmuth (Pauperismus, Proletariat), worunter man den Nothstand, die Verarmung ganzer Klassen, im Gegensatz zu der Verarmung Einzelner, versteht. Als die Hauptursachen dieser furchtbaren Erscheinung der Neuzeit betrachtet man die Maschinen, das unverhältnißmäßig schnelle Wachsthum und Zusammendrängen der Bevölkerung und selbst die größere Freiheit im Erwerben. Die Vertreter der Massenarmuth theilen sich vorzüglich in drei Klassen, nämlich das Proletariat der Ackerbauer, der Fabrikarbeiter und der Handwerker. Sie alle sind zu der Lage verdammt, von der Hand in den Mund zu leben und aller Aussicht auf eine wirksame Verbesserung ihrer Lage entsagen zu müssen. Unter Mangel und Entbehrungen und in rohen Verhältnissen geboren, gehen sie aller bildenden Einflüsse verlustig. Sie genießen einen kümmerlichen Schulunterricht, vielleicht nur, weil ein wohlthätiger Zwang des Gesetzes es gebietet, ja viele müssen auch ihn noch mit früher Fabrikarbeit theilen u. bei den meisten trägt er wenig Früchte, weil das Haus der Schule nicht zu Hülfe kommt und das Leben die schwachen Keime wieder erstickt. Wo nicht die Moralität der Aeltern und die Strenge der Polizei es verhütet, werden die Kinder frühzeitig schon Bettler und Verbrecher. Ins Leben getreten, werden sie Werkzeuge von Unternehmern, zwischen denen und ihnen der Geldlohn das einzige Band ist. Verrichten sie ihre Arbeit geschickt und fleißig und hüten sie sich, mit Justiz und Polizei in Konflikt zu kommen, verfallen sie nicht in Krankheit, womit sie um so mehr bedroht sind, je öfter sie den Keim des Siechthums schon mit auf die Welt brachten und durch Vernachlässigung, Mangel und ungesunde Arbeit genährt haben, tritt keine Theuerung unentbehrlicher Lebensbedürfnisse ein, ereignen sich keine Reibungen und Erschütterungen im Gewerbe und Handel: so mögen sie die Jahre der Kraft hindurch mit angestrengter Arbeit ihr Leben erträglich zubringen, für ihr Alter haben sie aber auch dann noch die trübsten Aussichten. Unter diesen Umständen ist es sehr natürlich, daß Rohheit und Genußsucht charakteristische Eigenschaften dieser Klasse werden und Erscheinungen hervorrufen, welche immer neue Uebel gebären und die Wirksamkeit der an sich nur kärglichen Mittel zur Abhülfe noch um Vieles schmälern. Der Verdienst wird rasch vergeudet; es werden frühzeitig eheliche oder uneheliche Verbindungen geschlossen; im Unglück, wie im Taumel der Freude betäubt man sich mit Branntwein und die unsittlichsten Excesse oder trotzige Verzweiflung sind die Ausgeburten dieses Rausches. Die Existenz des Proletariats zwingt die Gesellschaft selbst zur Verschärfung der Kriminaljustiz oder der polizeilichen Maßregeln, und schon Möser hat darauf aufmerksam gemacht, wie unsere Vorfahren mit einem so milden Strafwesen und ohne besondere polizeiliche Anstalten bestehen konnten, so lange sie es nur mit landsässigen Vollbürgern zu thun hatten, wie aber die Strenge anhob, sobald allmählig die Gesellschaft gemischter wurde. Auch sonst empfand das Proletariat vielfach die Nachtheile des öffentlichen Zustandes, ohne die Vortheile im gleichen Grade mit zu genießen. Eine Handelsstockung, eine Theuerung kann ihr Elend auf den äußersten Gipfel steigern, während die glücklichsten Konjunkturen, die wohlfeilsten Zeiten ihre Lage vielleicht nur um Weniges, ja, wenn gleichzeitig die Klasse der Arbeitsuchenden sich mehrt, wohl gar nicht verbessern. Das Schlimmste aber bleibt immer der große Kontrast, der in Bezug auf Bildung, Gesittung und materielles Wohlseyn zwischen dieser Klasse der Gesellschaft und allen übrigen Statt findet und eine geheime Feindschaft, ein unvertilgbares Mißtrauen von der einen, Neid, Trotz und Haß von der andern Seite erzeugt, welche die ganze sociale

Ordnung gefährden. Die Frage, wie diesem, dem Staat, der Gesellschaft und der Civilisation gefährlichen Uebel wirksam abzuhelfen sey, gehört unter die schwierigsten Probleme der Staatswirthschaftslehre und ist bis jetzt noch nicht gelöst; die vorgeschlagenen und versuchsweise in dem Saint-Simonismus, Socialismus und Kommunismus zur Ausführung gekommenen Mittel haben sich nicht bewährt; freilich stand ihnen auch die ganze alte gesellschaftliche Ordnung feindlich entgegen. Weniger furchtbar tritt die *Einzelarmuth* zu Tage, eine Erscheinung zu allen Zeiten und bei allen Völkern, die sich füglich in zwei große Gruppen zusammenfassen läßt, je nachdem sie von den einzelnen Individuen selbst verschuldet oder unverschuldet ist. Die Hauptursache der *selbstverschuldeten* Armuth ist der Müßiggang, der bei Vielen so zur andern Natur geworden ist, daß selbst die größte Noth nicht im Stande ist, zur Arbeitsamkeit wirksam anzutreiben. Er ist meist die Folge schlechter Erziehung, oft auch klimatischer Einwirkung, wie bei südlichen Völkern, z. B. den Neapolitanern, Spaniern &c., u. gewöhnlich verbunden mit Lüderlichkeit, welche, ohne sich um die Zukunft zu kümmern, sich den Forderungen des Augenblicks und der Befriedigung der Triebe von Leidenschaften leichtsinnig hingibt. Beim männlichen Geschlecht führt dazu vorzüglich das Laster des Trunkes, beim weiblichen Geschlecht zügellose Befriedigung des Geschlechtstriebes u. dadurch herbeigeführter Verlust alles moralischen Haltes, sowie der Gesundheit des Körpers; ferner der Luxus und die Verschwendung. Dem Müßiggange schließt sich die Ungeschicklichkeit als eine neue Quelle der Armuth an. Bei der Ueberfüllung der meisten Fächer, bei der durch den vielfach erleichterten Verkehr stets steigenden Konkurrenz kann ein ungeschickter oder nicht in seiner Kunst fortschreitender Arbeiter leicht überflügelt werden, so daß er nach und nach ohne Arbeit, hülfsbedürftig dasteht. Auch das zu frühzeitige Heirathen und das Begründen eines eigenen Hausstandes, ohne daß hinreichendes Auskommen zur Ernährung einer Familie vorhanden ist, ist eine häufige Ursache der Armuth, und zwar ist diese Verarmung eine um so nachtheiligere, als sie auf der sittlichen Basis der Ehe zu fußen scheint und nicht allein den Begründer der Familie selbst, sondern auch Weib und Kinder betrifft. Außerdem sind noch manche andere Ursachen hierher zu rechnen, wie leichtsinniges Spekuliren, Gründung von Geschäften, ohne die hinreichende Kenntniß der Erforderlichkeiten dazu, Selbstüberschätzung beim Beginn eines Unternehmens &c. Ursachen der *unverschuldeten* Armuth sind hauptsächlich Ereignisse und Verhältnisse, denen das einzelne Individuum sich weder hemmend entgegenstellen, noch wirksam abhelfen kann, wie namentlich Mangel an Arbeit bei Fähigkeit und gutem Willen zu derselben, die gewöhnliche Folge der zurückgebliebenen od. der überflügelten Industrie, Unfähigkeit zur Arbeit wegen geistiger oder körperlicher Schwäche im Alter, bei Kindern u. Frauen, wegen Krankheit, die für längere oder kürzere Zeit die Arbeitskraft hemmt, Unglücksfälle durch Naturereignisse herbeigeführt oder im politischen und socialen Leben, wie durch Krieg, Diebstahl, Betrug, Bankerott. Auch können mangelhafte Staatseinrichtungen oder nachlässige Handhabung derselben, z. B. sorglose Polizei, langsame u. unsichere Rechtspflege, die Einrichtung od. Gestaltung von Lehren u. Institutionen, die sich mit dem Wohle Aller nicht vertragen, wie allzu vieler und allzu großer Majorate, das Ansammeln zu großen Grundbesitzes in todter Hand &c. zur Armuth führen, sowie endlich zu schwere und zu ungleich vertheilte Abgaben, der Aufwand für die stehenden Heere und für die täglich an Zahl wachsende Menge der Beamten, endlich die Last der Staatsschulden Quellen der Armuth werden können. Das ganze Budget der Einnahmen und Ausgaben sämmtlicher europäischer Staaten beträgt z. B. über 1200 Millionen Thaler, eine Summe, die aus der Produktion genommen werden muß und zwar in das Volk wieder zurückkehrt, aber doch nur gegen Erstattung neuer Werthe. Diese Abgaben aber sind nicht die einzigen, es gibt auch Leistungen an die Kommunen, Distrikte und Provinzen, deren Summe nicht geringer seyn mag. Das friedliche Kriegssystem kostet der sogenannten europäischen Republik nach officiellen Berichten jährlich nicht weniger als 330 Millionen Thaler, und wie ungeheuer hat diese Summen der Krieg noch gesteigert. Auch diese Millionen müssen, wie Alles, was die Regierungen bedürfen, vom Volk aufgebracht werden. Und doch ist die Bestreitung der Militärkosten nicht der einzige Nachtheil, der aus dem System der stehenden Heere erwächst. So viele Köpfe die europäischen Heere zählen, so viele rüstige Männer werden, so lange sie unter den Waffen stehen, abgehalten, produktiv zu arbeiten und sowohl die Werthe, welche sie verzehren, als auch noch einen Ueberschuß an Werthen zu erzeugen. Dadurch wird der Nationalreichthum vermindert, denn die Klasse der trägen Konsumenten ist in dem Maße vermehrt, als die Klassen der thätigen Producenten und Arbeiter verringert werden. David Hansemann berechnet, daß Preußen, wenn es sein Heer um 50,000 aktiver Soldaten vermindert hätte, in 15 Jahren um 200 Millionen Thaler an Nationalvermögen gewachsen wäre. Durch die große Masse der Staatsschulden endlich ist den Gewerben eine eben so große Masse von Kapitalien entzogen und die so nachtheilige Klasse der Staatsgläubiger oder Rentenbesitzer ins Leben gerufen worden, die selten zu den Produktionen beitragen und deren Kapitalien stets zum Agiotiren oder zu neuen Anleihen bereit liegen, aber für den Handel und die Gewerbe unveränderlich todt bleiben. Die auch dadurch hervorgerufene Beschränkung der Geldmassen in der Industrie mag nicht ohne Einfluß auf die Arbeit und auf die Gelegenheit für den Arbeiter zum Verdienst, also eine Quelle der Massen-, wie der Einzelarmuth seyn.

Wenn wir uns nun zu den Mitteln wenden, durch welche der Armuth vorgebeugt u. abgeholfen werden kann und soll, so fragt es sich, wer zunächst dazu die *Pflicht* habe, und als Antwort wird sich ergeben, daß im Nothfall der Staat dazu berufen sey. Die Schuldigkeit des Staats, allernächst die Armuth zu verhindern und, wo sie gleichwohl erscheint, ihr möglichst abzuhelfen,

kann schon unmittelbar aus dem Staatszwecke abgeleitet werden, wenn man denselben in die Erstrebung derjenigen allgemeinen oder vernünftigerweise bei Allen vorauszusetzenden Lebenszwecke setzt, welche durch Zusammenwirken Vieler besser erreicht werden können, als durch vereinzeltes Streben. Noch einleuchtender und unbestreitbarer erscheint die Pflicht des Staates zur Verhinderung oder Hebung der Armuth, wenn man dieselbe nicht schon in den Staatszweck aufnimmt, sondern nur als Mittel zu dessen Erstrebung betrachtet. Die Sicherheit des Eigenthums, sowie die Ruhe, ja der Fortbestand der Gesellschaft, also auch das Lebensglück ihrer Mitglieder werden gefährdet durch das Vorhandenseyn einer großen Masse von Armen; nicht nur Privatverbrechen, wie Diebstahl, Raub, Mord, sondern auch revolutionäre Bewegungen, Auflehnung gegen die bestehende Ordnung der Dinge, völlige Zerrüttung oder Zerstörung des Gemeinwesens können die Folgen einer weit verbreiteten Armuth seyn. Aber auch in Bezug auf sein nächstliegendes wirthschaftliches oder finanzielles Interesse hat der Staat die wichtigsten Gründe, die Verarmung zu heben und den Verarmten seine Hülfe zu gewähren. Der Bettler ist unfähig, irgend einen Theil der Staatslasten zu tragen, und der im entscheidenden Augenblicke ohne Unterstützung gebliebene Staatsbürger kann leicht für immer steuerunfähig bleiben. Schwieriger zu lösen ist die Frage nach dem Anspruch der Armen auf Unterstützung oder der Verpflichtung der Gesellschaft dazu. Durch den Staatszweck können nur die allgemeinen Beförderungsmittel der Wohlfahrt oder die allgemeinen Beseitigungsmittel ihrer Hindernisse, überall also nur die allseitige oder wechselseitige Hülfeleistung, nicht aber die positive Unterstützung der Einen auf Kosten der Andern gerechtfertigt werden. Jene allgemeinen Beförderungs- oder Hinderungsmittel sind natürlich dem Armen wie dem Reichen gewidmet und zugänglich oder sollten es seyn. Die Erstrebung der Privatwohlfahrt, in sofern nicht eine Gegenseitigkeit der Hülfeleistung gedacht werden kann, bleibt natur- und rechtsgemäß der selbsteigenen Anstrengung der Einzelnen überlassen. Dieser Titel kann also den Armen nur wenigen Vorschub leisten. Dagegen fordert das Interesse der allgemeinen Sicherheit die Versorgung der Armen, weil Noth kein Gebot hat und der Hunger eine Art von Freibrief ist für Begehung von Verbrechen. Doch ist auch dieser Titel offenbar kein den Armen selbst, sondern bloß ein der Gesammtheit zustehender Rechtstitel, sowie die Unterstützung aller solcher Armen, welche nicht im Stande sind, die öffentliche oder Privatsicherheit zu bedrohen, wie aller Infirmen, kein Recht der Armen selbst, sondern bloße Humanitätspflicht der Nichtarmen ist. Auch aus der Statuirung der auszuschließenden Eigenthumsrechte dürfte kaum ein stichhaltiger Titel abzuleiten seyn. Denn gesteht man den Armen auch das Recht auf einen Ersatz dafür zu, daß sie von dem naturrechtlich bestehenden Gesammtbesitze oder Gesammtgenusse fast aller Güter der Erde durch die positiven Rechte ausgeschlossen sind, so kann solcher Anspruch auf Gesammtbesitz oder Gesammtgenuß jedenfalls nur anerkannt werden in Bezug auf die bloß aus der schaffenden Kraft der Natur hervorgehenden Güter, nicht aber in Bezug auf diejenigen, welche dem Arbeitsfleiß der Menschen ihr Daseyn verdanken, mithin auch das ausschließende Eigenthum Derer sind, die sie erzeugt oder umgestaltet oder durch Ersparung gesammelt haben. Wir sind hiermit auf der Grenze des Kommunismus angekommen, der kein solches ausschließendes Eigenthum anerkennt, sondern jeden Menschen mit dem gleichen Anspruch auf des Lebens Güter geboren werden läßt. Außerhalb dieser Theorie dürfte den Armen nur ein Recht vorbehalten bleiben, das Recht, sich an die Mildthätigkeit ihrer Mitmenschen zu wenden und durch derselben freiwillige Gaben sich das Mittel des Unterhalts zu verschaffen. Da aber nach den nächstliegenden Interessen einer guten Polizei das Betteln nicht erlaubt werden kann, so muß den Armen, welchen hierdurch ihr natürliches Recht auf Anrufung der Mildthätigkeit ihrer Mitmenschen entrissen oder verkümmert wird, dafür ein entsprechender Ersatz gewährt werden. Diese dem selbstständigen Rechte der Armen auf Pflege und Versorgung ungünstigen Ansichten finden allerdings ihre Anwendung nur da, wo nicht durch ungerechte positive Gesetze oder faktische Observanz dem in der Vernunft begründeten allgemeinen und freien Erwerbs- und Eigenthumsrechte aller Menschen und Staatsbürger Eintrag geschehen ist. Wo dieses letztere Statt fand, wo nämlich das positive oder historische Recht oder die faktische Gewalt dem Armen unmöglich macht, oder ihm auch nur erschwert, denjenigen Grad des Wohlstandes zu erschwingen, wozu Jeder nach seiner natürlichen Anlage berufen oder geeignet ist: da steigert sich der Rechtsanspruch der Armen auf öffentliche Unterstützung, oder es tritt vielmehr ein Recht auf gewaltsame Wiederherstellung des durch tyrannische Gewalt u. Gesetze unterdruckten Rechtszustandes ein. So hart übrigens der Satz: die Armen haben kein selbstständiges strenges Recht auf Unterstützung, sondern die Versorgung der Armen liegt meist nur im Interesse der Gesammtheit, auch klingen mag, so ist er doch für die Armen selbst nicht weniger, als für die Gesammtheit von wohlthätiger Wirkung. Er ermuntert nämlich die Unvermögenden zu möglichster Anstrengung ihrer eigenen Kraft für die Befriedigung ihrer Bedürfnisse und ermuntert dagegen den Antrieb der Wohlhabenden zu Unterstützung der Armuth, weil das, was man aus Rechtsschuldigkeit thut, gewöhnlich minder eifrig gethan wird, als was aus eigener Entschließung geschieht und durch edles Selbstbewußtseyn sich belohnt.

Die **Mittel** zur Beseitigung der Armuth bestehen theils in vorbeugenden Maßregeln, um das Uebel im Keime zu ersticken, oder in Unterstützungen, um das vorhandene Uebel zu mildern. Dem Müßiggange wird entgegengearbeitet durch eine gute Erziehung, durch **Rettungshäuser** für verwahrloste Kinder, durch **Industrie- oder Arbeitsschulen**, in denen die Zöglinge an eine geordnete Arbeit gewöhnt werden und sich Fertigkeiten erwerben, welche das spätere Fortkommen erleichtern. In Fabrikorten ist für die Kinder der Fabrikanten eine niedere **Gewerbschule**

Bedürfniß, welche sie zu Fabrikarbeitern so weit als nöthig heranzubilden hat. Dem ausgebildeten Müßiggange wird gesteuert durch Abschreckung, durch Gewöhnung an fortgesetzte Arbeit und durch Verschaffung der dazu nöthigen Fertigkeiten in Zwangsarbeitshäusern, durch Privatvereine zur Sorge für entlassene Sträflinge 2c. Uebermäßigen Spekulationen kann der Staat dadurch entgegenarbeiten, daß er eine strenge und schnelle Rechtspflege gegen betrügerische Bankerottirer gewährt. Droht die Verarmung aus Mangel an Arbeit, so muß entweder gesucht werden, der Verringerung, dem Unwerthe einer vorher nahrhaften Arbeit vorzubeugen, oder die Arbeitskräfte zu andern einträglichen Arbeiten überzuleiten oder neue Arbeiten herbeizuschaffen. Es gibt wenig sichere Mittel, den bisherigen Arbeitslohn für eine bestimmte Arbeit oder für eine Klasse von Arbeiten auf der bisherigen Höhe zu erhalten, denn wird durch Krieg, Volksbewegungen, Unsicherheit der bestehenden Rechtsverhältnisse und dergl. eine Geschäftsstockung veranlaßt, so ist Hülfe unmöglich. Leichter ist es, die durch ein feindliches Zollsystem bewirkte Geschäftsstörung durch Aufhebung desselben zu beseitigen. Eben so ohnmächtig ist der Staat, wenn die Arbeitslosigkeit eine Folge von Veränderungen in der Industrie ist, wenn z. B. Menschenhände durch wohlfeileres Arbeiten der Maschinenkräfte für den Augenblick erspart werden. In diesen Fällen sind die öffentlichen Leih- oder Pfandhäuser, wo gegen ein Faustpfand geliehen wird, Unterstützungs- und Hülfskassen, welche gegen bloßen Kredit, oft ohne Zinsen leihen, wohlthätig, um gegen den ersten Andrang der Noth zu schützen. Dauernd kann freilich nur geholfen werden durch Beschaffung von Arbeit, und zwar, wenn die Arbeitslosigkeit nur einzelne Individuen betrifft, durch Werkhäuser oder freiwillige Arbeitshäuser, in denen der Arbeitslose Arbeit, Unterkommen und Unterhalt findet, oder durch Magazine, in welche Jeder seine Produkte liefern kann u. die oft den Absatzmarkt dürftiger Handwerker bilden. Eine Menge noch arbeitskräftiger Armen können temporär beschäftigt werden durch Anordnung von Arbeiten auf Staats- und Gemeindekosten, z. B. von öffentlichen Bauten, wie Straßen, Eisenbahnen. Für den Fall, daß partielle Uebervölkerung, oder doch eine unverhältnißmäßig große Menge von Arbeitern in einer Gegend an den Tag tritt, sind Armenkolonien (s. d.) empfohlen worden, entweder im eigenen Lande, wo noch hinreichend unbenutzter Boden sich findet, oder in fremden Welttheilen, was jedoch nur Staaten mit einer Seemacht möglich ist. Tritt wegen Unfähigkeit zur Arbeit Hülflosigkeit ein, so ist natürlich eine Vorbeugung nur in der Zeit möglich, wo die Erwerbsfähigkeit noch vorhanden ist. Wohlthätig wirken in dieser Beziehung die Leibrentenanstalten und Tontinen, Krankenvereine und Sterbekassen, welche für den Fall eintretender Hülflosigkeit nicht allein ärztliche Hülfe und Arzneien gewähren, sondern auch für die Zeit vorübergehender Arbeitslosigkeit Unterstützung an Geld gewähren, Sparkassen, Lebensversicherungen, Wittwen- und Waisenkassen, aus denen beim frühen Tod des Erhalters der Familie den Nachgebliebenen Unterstützung zu Theil wird.

Die eigentliche Unterstützung der Hülfsbedürftigen hat es mit der unmittelbaren Wegräumung der Armuth und des Elends zu thun. Die häufigste Weise der Unterstützung, besonders einzelner Armen, ist das Almosen, das entweder freiwillig gereicht, oder durch Bitten der Armen oder von der gesetzgebenden Behörde als Steuer (Armensteuer, Armentaxe) aufgelegt werden kann. Die unmittelbare Unterstützung wird stets am besten durch wohlfeile oder unentgeltliche Lieferung von Vorräthen, z. B. Brod, Suppen, Feuerungsmaterial, Kleidungsstücken 2c., oder durch Bezahlung von Hausmiethe, Lehrgeld für die Kinder 2c. geübt. Sie darf weder so reichlich seyn, daß sie den Zustand der Unterstützten besser macht, als der der Nichtunterstützten ist, damit es nie wünschenswerth erscheint, unter die Zahl der unterstützten bedürftigen Armen zu gehören, noch die leicht verletzliche Ehre der Armen zu kränken suchen. Das Letztere ist besonders bei den sogenannten verschämten Hausarmen zu beachten, die einst in besseren Verhältnissen, unverschuldet oder nur zum Theil durch eigene Schuld herabgekommen sind und oft lieber Mangel leiden, als öffentlich um Almosen bitten. Die ganz Dürftigen werden in öffentlichen Armenhäusern und Hospitälern untergebracht, in denen die Aufsicht erleichtert ist, eine genaue Kenntniß der Bedürftigkeit ermöglicht wird und der gemeinschaftliche Aufwand eine größere Ersparung zuläßt. Zum Dienst untüchtige Soldaten und Seeleute, wie altersschwache Arbeiter finden in Invalidenhäusern, arme, verlassene oder älternlose Kinder in Findel- und Waisenhäusern oder, wo es thunlich ist, in einzelnen Familien ein Asyl. Die Versorgung der Kinder muß so lange währen, bis sie sich selbst erhalten können, also mindestens bis zum 14. Lebensjahre, wo dann ihre weitere Unterbringung zu vermitteln ist. Entbindungshäuser in größeren Städten, besonders für ledige Weibspersonen, gewähren außer der Hülfe für die, wenn auch meist durch ihre Schuld, doch faktisch Hülfsbedürftigen oft noch den Vortheil, daß sie Hebammen und jungen Aerzten Gelegenheit zu praktischer Ausbildung bieten. Auch die Irrenanstalten sind hierher zu rechnen, weil die Irren auch zu den Infirmen gehören. Für Alles, was zur Gesundheitspflege der Armen gehört, stellt der Staat besondere Armenärzte an, welche die dürftigen Patienten unentgeltlich behandeln (Armenpraxis). Auch die Arznei wird aus öffentlichen Fonds bestritten und in der Regel nach einer geringeren Taxe oder auch in einer besonders dazu eingerichteten Armenapotheke ohne alle besondere Bezahlung verabreicht. In neuerer Zeit hat man angefangen, viele Armenhäuser eingehen zu lassen und die zu ihrer Unterhaltung nöthigen Fonds auf Unterbringung der Armen bei Privatpersonen, wo möglich auf dem Lande, zu verwenden, eine Einrichtung, welche natürlich vom Staate sorgfältig beaufsichtigt werden muß.

In eine zugleich strafende Fürsorge ver-

wandelt sich die Armenpflege bei den Bettlern, Vagabunden und Arbeitsscheuen. Das Betteln, als die Quelle von Verbrechen und Lastern, muß aus einem wohleingerichteten Staate und einer gesunden Gesellschaft verbannt werden; insbesondere ist das Betteln der Kinder schädlich, indem es die Kinder von frühester Jugend auf an ein müßiges Umherziehen gewöhnt, sie der Schule entzieht, zu List und Trug, zu Näscherei und Lüderlichkeit führt, alles sittliche Ehrgefühl, alle physische und moralische Fähigkeit zur Arbeit untergräbt und Anlaß zu Diebstahl und anderen Verbrechen gibt. Dem Betteln der Kinder wird entgegengetreten durch Bestrafung der Aeltern, welche dieselben zum Betteln veranlassen, und durch Züchtigung der Kinder selbst, wenn sie aus eigenem Triebe betteln. Wohlthätiger und sicherer aber ist die Unterbringung der Armenkinder, wenn sie ganz verwahrlost sind oder es zu werden drohen, in Warteschulen und Rettungshäusern, in Arbeits- und Industrieschulen, die den englischen Distriktsschulen entsprechen, wo die Kinder mit Wohnung, Nahrung und Kleidung versorgt und frühzeitig zu intelligenten Handwerkern herangebildet werden. Dem Betteln der Handwerksburschen, dem sogenannten Fechten, einer Hauptquelle des sittlichen und ökonomischen Verderbens oft für das ganze Leben, sucht man entgegenzutreten durch strenge Beaufsichtigung der Gesellenherbergen, durch geistige Entwickelung mittelst nützlicher Bücher u. Zeitblätter, durch Fortbildungsschulen, Gesellensparkassen u. geregelte Reiseunterstützungen, durch strenges Einschreiten der Polizei gegen das Almosensammeln und das müßige Umherziehen &c. Umfassender wird dem Müßiggang und dem Bettel entgegengearbeitet durch freiwillige **Armenunterstützungsvereine**, deren Zweck ist, alle in einem bestimmten Distrikte vorkommenden arbeitsfähigen Personen durch Zuweisung von Arbeiten, mit Geld, hauptsächlich aber mit Naturalien zu unterstützen. Indem diese Vereine von dem Grundsatze ausgehen, daß Andern eine gleiche moralische Verbindlichkeit zur Unterstützung obliegt, machen sich die Mitglieder verbindlich, fremden Bettlern keine Almosen zu verabreichen. Zu den polizeilichen Einrichtungen gegen das Betteln und Vagabundiren gehören vorzüglich die **Zwangsarbeitshäuser**. Man hat verschiedene Methoden der Zwangsarbeitsbeschäftigung der Armen versucht, z. B. das System der Reihenbeschäftigung in England (das **Roundsmen- oder Billetsystem**), d. h. die amtliche Zuweisung der Armen an die steuerpflichtigen Grundeigenthümer, Fabrikanten &c. zur Beschäftigung und Versorgung derselben, doch hat sich dasselbe als zweckwidrig erwiesen, denn die Arbeitgeber erhielten nicht nur schlechte Arbeiter und die von Haus zu Haus getriebenen Arbeiter wurden durch dieses Wanderleben noch mehr verschlechtert, sondern den Arbeitern, die außerhalb standen, ward auch der Lohn herabgedrückt. Wie in Holland, Belgien u. a. Orten Bettlerkolonien mit Zwangsarbeiten, so wurden in Deutschland u. Frankreich als ein Mittelding zwischen den freien Arbeits- und Zufluchtshäusern und den Zwangsarbeits- und Korrektionshäusern als Heilanstalten für gesunde Müßiggänger, Bettler und Vagabunden **Besserungshäuser** mit Arbeitszwang gegründet. Mit ihnen ist meist der Zwang zur Einlage in die Sparkasse verbunden, sowie auch dieselben mit der Befugniß versehen sind, als Korrektionsmittel Strafen zu verhängen. Näheres darüber s. im Art. **Arbeitshäuser**.

Wir haben oben anerkannt, daß es in letzter Instanz die Pflicht des Staates sey, für die Abhülfe der Armuth Sorge zu tragen, wenn nämlich die Privatmildthätigkeit oder die Gemeinde nicht mehr zureichen. Danach richtet sich auch die Beantwortung der Frage, in wessen Händen die **Armenpflege** ruhen soll. Geschichtlich lassen sich folgende Perioden einer eigentlichen Armenpflege unterscheiden: die apostolische Ordnung der Mittheilung und Gemeinschaft der Güter unter den ersten Christen; die altkirchliche Armenpflege, wo besonders der Begriff des Opfers für die Armen um Gottes willen vorherrscht; der Einfluß der Staatskirche, womit der ursprünglich einfache Charakter der Armenpflege verschwindet und der Begriff der christlichen überhaupt veräußerlicht wird: der Einfluß der Hierarchie, welcher aus der Armenversorgung ein Theil ihrer Macht erwächst, und die durch die Verherrlichung der freiwilligen Armuth im Mönchswesen eine Stütze des Bettels wird; die staatlich regulirte Armenpflege, welche vom 14. Jahrhundert bis in die neueste Zeit herabgeht, und endlich neben derselben im Anfange eines Zurückgehens auf die altchristliche Ordnung der Armenzucht und der Armenpflege, der Armenfürsorge in der jüngsten Zeit. Die **freiwillige** Armenpflege, abgesehen von der Privatwohlthätigkeit, wirkt besonders durch mancherlei Anstalten und Vereine, so durch Privatrettungshäuser, Krankenanstalten, Armenunterstützungsvereine, Frauenvereine, welche sich namentlich der Krankenpflege annehmen, Vereine zur Unterbringung von Dienstboten, sittlich gesunkenen Mädchen, aus den Strafanstalten Entlassener. Namentlich hat es die innere Mission als ihre Hauptaufgabe ausgesprochen, für die Armen leiblich und geistig thätig zu sorgen und sie zu den übrigen Klassen der menschlichen Gesellschaft heraufzuziehen. Reichen die Mittel, welche aus der freien Mildthätigkeit fließen, nicht aus, so tritt zunächst die Schuldigkeit der **Gemeinden** ein, für ihre armen Angehörigen zu sorgen. Denn die Gemeinde ist ein Staat im Kleinen und hat einen mit dem Staatszweck völlig zusammentreffenden, durch Schließung des größeren Staatsvereins keineswegs aufgehobenen, sondern bloß diesem untergeordneten Zweck. Die Erfüllung dieser Pflicht ist eine natürliche Amtsehre der Municipalautoritäten, welche theils unmittelbar, theils durch Errichtung eigener **Armenkommissionen** die dahin einschlagenden Geschäfte verrichten, leiten oder beaufsichtigen. Daß der Pfarrer oder ein anderer Ortsgeistlicher solcher Kommission als Mitglied oder wohl selbst als Vorstand beiwohne, ist sehr zweckmäßig; auch steht der Regierung zu, wenn sie es nöthig findet, einen eigenen Kommissär dazu abzuordnen. Die theils gesetzlich durch fundatorische Einrichtungen bestimmten, theils von der Obrigkeit aufgestellten Verwalter der verschiedenen milden Lokalstiftungen und Anstalten sind gleichfalls entweder wirk-

liche Mitglieder jener Kommission oder stehen mit derselben in nächster Geschäftsverbindung. Ueber das Ganze führt die Verwaltungsbehörde die der Staatsgewalt gebührende Oberaufsicht. Sämmtliche Lokal- und Bezirkskommissionen und Anstalten einer Provinz stehen sodann unter der leitenden und beaufsichtigenden Fürsorge der Mittelstelle oder Provinzialregierung, die wiederum unter dem Ministerium des Innern steht. Uebrigens ist in neuerer Zeit in der Theorie wie in der Praxis darauf gedrungen worden, die Armenpflege zur Sache der Freiwilligkeit zu machen, jedenfalls aber das Zwangsrecht auf gesetzliche Unterstützung zu beschränken, wo nicht ganz aufzuheben (vergl. Chalmers, Ueber die kirchliche Armenpflege, deutsch von A. von Gerlach, Berlin 1847), ja das berner Gesetz vom 23. April 1847 hebt geradezu die Pflicht der Gemeinde zur Unterstützung der Armen auf und untersagt die Unterstützung arbeitsfähiger Armen aus öffentlichen Mitteln des Staats, der Gemeinde, selbst der Stiftungen und verweist dieselben an die Privatwohlthätigkeit; der Staat betheiligt sich an der Armenpflege nur durch Errichtung und Erhaltung von Armenerziehungshäusern, Kranken-, Zwangsarbeits- und Verpflegungsanstalten für solche Arme, welche wegen körperlicher und geistiger Gebrechen anderswo nicht untergebracht werden können; ferner durch Unterstützung armer begabter Jünglinge in Erlernung von Gewerben, durch Ertheilung von Pfründen und Spenden an Unheilbare, und durch Unterstützung der Gemeinden, Vereine und Privaten bei freiwilliger Errichtung von Armen- und anderen gemeinnützigen Anstalten.

Geschichtliches. Arme hat es gegeben, seitdem bürgerliche Gesellschaften mit Einzelbesitzungen bestehen. Reichthum und Armuth datiren sich weder aus einem bestimmten Zeitalter, noch aus einem bestimmten Lande; sie sind so alt, als die Menschheit, so ursprünglich, als die geistige und physische Ungleichheit der Menschen und so natürlich, als die Natur selbst ist. Schon bei den Hebräern finden wir Arme und die Sorge für sie. Das humane mosaische Gesetz bestimmte für sie die Nachlese der Ernte auf Feldern und in Oelgärten, gestattete ihnen im Sabbathjahre freie Theilnahme an dem in den Weinbergen und auf den Aeckern von selbst Wachsenden, verordnete ihre Beiziehung zu den Zehntenmahlzeiten. Im Jubeljahre gelangten überdies die Herabgekommenen wieder zum Besitz der veräußerten Stamm- und Familiengüter, und das Gesetz empfiehlt nicht nur überhaupt Nachsicht und Milde gegen die Armen, sondern auch thätige Hülfleistung, besonders durch unverzinsliche Darlehen, und schärft den Richtern die größte Unparteilichkeit gegen die Armen ein. Mildthätigkeit galt den Juden für eine Haupttugend und pharisäische Werkheiligkeit legte auf das Almosengeben sogar einen abergläubischen Werth. Eigentliche Bettler kennt die mosaische Verfassung noch nicht; im Neuen Testament (Matth. 10, 40) kommen sie aber vor. In Aegypten wurden alle Bettler für ehrlos erklärt. In der heroischen Zeit Griechenlands gab es neben den Sklaven schon viele Arme, die als Bettler im Lande umherzuschweifen pflegten oder bei Grundbesitzern um Tagelohn arbeiteten. In Athen suchte man der Armuth durch strenge Gesetze vorzubeugen. Jeder sollte nachweisen, wovon er sich nähre: gegen faule Arme konnte die Klage der Unthätigkeit erhoben werden; ja Draco setzte auf das Betteln die Todesstrafe. Um sich diesen strengen Strafen zu entziehen, trat man in die Familie des Hausherrn und wurde Sklave. Trotzdem mehrte sich bald die Zahl der Unbemittelten so, daß in Solons Censusverfassung eine ganze Klasse aufgenommen werden mußte, die nicht so viel Einkommen hatten, daß sie zu Staatsleistungen gezogen werden konnten. Durch den peloponnesischen Krieg versanken abermals viele Tausende in drückende Armuth, während sich nur wenige hoben. Die Volksherrschaft in Athen bewirkte, daß die unruhige Menge der armen Bürger auf Staatskosten unterstützt wurde, um die dem Gemeinwesen drohenden Gefahren zu vermeiden, und seit Pericles hat sich der bei den Volksversammlungen immer gegenwärtige freie ärmere Bürger auf Staatskosten ernährt. In Sparta suchte der Gesetzgeber Lycurgus einer künftigen Verarmung, wie auf der andern Seite einem zu großen Reichthume durch Vertheilung der Ländereien in gleiche Loose vorzubeugen. In Rom hatten sich die Vermögensunterschiede so früh grell herausgebildet, daß schon nach der Censusverfassung des Königs Servius Tullius bei Weitem die Mehrzahl der Bevölkerung Arme waren, welche als capite censi oder Proletarii den Verschwendern gegenüber nicht in eine der fünf Klassen kamen, sondern eine große Masse bildeten, welche dienst- und amtsunfähig war, aber auch keine Steuern zu entrichten hatte. Als freie Bürger die Arbeit der Sklaven verachtend, gingen sie meist müßig, bildeten aber eine Masse, die in der Hand ehrgeiziger Demagogen gefährlich werden konnte und ward. Die Terentia lex ordnete die unentgeltliche Vertheilung von 5 Scheffeln Getreide an jeden armen Bürger an; später suchten die licinischen u. gracchischen Gesetzvorschläge (Agrariae leges) durch Vertheilung von Staatsländereien die bedürftigen Bürger zu kleinen Grundeigenthümern zu machen. Nachdem der Staatsschatz durch die Eroberung von Macedonien sich große Reichthümer erworben, wurde das Volk von allen Steuern befreit, und außerdem spendete man, besonders in der letzten Zeit der Republik, jährliche Geschenke an Getreide, außerordentliche Gnadengeschenke und öffentliche Spiele an die Proletarier. Unter den Kaisern wurden diese Geschenke allmählig eine Art Pflicht, ohne daß es dem Staate daran lag, eine wirkliche und heilsame Armenpflege auszuüben. Vergeblich erließen Valentinian, Theodosius, Arcadius und andere Kaiser Gesetze, welche Vagabundiren und Müßiggang mit Sklaverei bedrohten; diese selbst war aus den Schranken der engeren Familiengenossenschaft herausgetreten und zu einem Proletariat in anderem Sinne geworden. Wenn Augustus, Nerva, Trajan und Hadrian für arme freie Waisen, besonders Soldatenkinder, sogar durch Stiftungen und Austheilung von Land sorgten, so geschah dies entweder aus politischen Grün-

den oder aus persönlichem Wohlthätigkeitssinn. Erst durch das Christenthum kam ein neues Princip der Sorge für die der Unterstützung Bedürftigen in die Welt: das Princip der Nächstenliebe. In den 3 ersten Jahrhunderten des Christenthums war die Armenpflege lediglich ein Ausfluß der freien Mildthätigkeit, und die Bischöfe, die Diakonen und Diakonissen waren die Vermittler der Sammlung und Vertheilung der milden Gaben, welche die reicheren Christen ihren ärmeren Brüdern reichten. Mit der Erhebung des Christenthums zur Staatsreligion und der Ausbildung der Kirchengewalt verschwand aber in mehrfachen Beziehungen das ursprünglich einfache Gewand der Armenpflege. Durch das ihr eingeräumte Zehntrecht, das eine beträchtliche Armensteuer in sich schloß, und durch großartige Stiftungen, welche der fromme Eifer ihr zuwendete, erlangte die Kirche eine Fülle von Mitteln, um der Noth und Armuth zu steuern. Sie errichtete Kranken- und Armenanstalten, vertheilte durch ihre Klöster und Bischöfe reiche Spenden und sprach überdies in ihren Koncilienschlüssen die Verpflichtung der Gemeinden aus, ihre Armen zu unterhalten und Anstalten für Arme und Kranke zu gründen, über die sie dann die Leitung und Beaufsichtigung übernahm. Auch den weltlichen Vasallen der Krone wurde die Verpflichtung auferlegt, für ihre Gutsunterthanen im Nothfalle zu sorgen. Dennoch behielt die Armenpflege durch das ganze Mittelalter hindurch in der Hauptsache den Charakter der freien Wohlthätigkeit; es gab, abgesehen von dem Zehnten, keine von der Staatsgewalt eingetriebene Armensteuer, kein gesetzliches Recht der Armen auf öffentliche Unterstützung. Seit dem 16. Jahrh. ging die Armenpflege allmählig ganz an die weltlichen Organe der Kommunen und des Staats über, zumal in den Ländern, in denen mit der Reformation ein großer Theil der Güter der Kirche und besonders auch der wohlthätigen Stiftungen an die weltliche Obrigkeit überging. Uebrigens sind die Architekturdenkmäler des Mittelalters eben so sehr Zeugen des Mangels, wie andererseits des Ueberflusses; das Mittelalter hätte seine Dome so wenig, als Aegypten seine Tempel und Pyramiden errichten können, wenn man nicht die Menschen wie Heerden zusammengetrieben hätte, was nur durch den Ueberfluß an Armen möglich ward. Auch der moslemitische **Orient** kannte die Bürde der Volksarmuth und traf mannigfache, zum Theil sehr umfangreiche Vorkehrungen, dieselbe zu erleichtern. Mohammed und die ersten Khalifen erhoben reichliches Almosengeben durch Wort und Beispiel zur Pflicht jedes begüterten Muselmanns; 1 Procent des Einkommens sind nach dem Islam das Minimum, welches der Wohlhabende der Armuth spenden soll.

Nach A. de Villeneuve, der in seiner „Economie politique chrétienne" (Paris 1834, 3 Bde.) eine übersichtliche Darstellung der gesammten europäischen Armuth veröffentlichte, stellt sich das Verhältniß der Armen zur Gesammtbevölkerung so heraus: es kommt 1 Armer auf 6 Einwohner im britischen Reiche, in Deutschland auf 20, in Oesterreich auf 25, in Dänemark auf 25, in Spanien auf 30, in Frankreich auf 20, in Italien auf 26, in den Niederlanden auf 7, in Portugal auf 25, in Preußen auf 30, im europäischen Rußland auf 100, in Schweden auf 25, in der Schweiz auf 10, im Kanton Glarus auf 4, in der Türkei auf 70. Die Gesammtzahl der Dürftigen beträgt bei 216,475,000 Einwohnern 12,328,796, also 1 Armer auf 18. Die europäische Bevölkerung hat sich aber seit 1830 wenigstens auf 150 Millionen Seelen, mithin um mehr als 23 Mill. vermehrt; nähme man nun an, daß die Armuth nur in dem Maße gewachsen wäre, als die Gesammtbevölkerung selbst zugenommen, so würde es jetzt wenigstens 13½ Mill. Arme und Bettler in Europa geben. Angenommen, daß jeder derselben im Durchschnitt jährlich mit nur 20 Thalern erhalten wird, so kosten diese 13½ Mill. Arme den europäischen Völkern nicht weniger als 270 Millionen Thaler, eine Summe, welche die jährlichen Einkünfte der gesammten deutschen Staaten weit übersteigt. Was England betrifft, so enthält schon das Common law die Bestimmung, daß die Kirchspiele dafür sorgen sollen, daß Niemand vor Hunger sterbe. Aber erst 1536 unter Heinrich VIII. wurde die Unterstützung arbeitsunfähiger Armen geboten und Anstalten zur Beschäftigung arbeitsfähiger getroffen. Nach dem Gesetz von 1547 sollten die Geistlichen zur Beförderung der Wohlthätigkeit ermahnen und Jeden befragen, was er für die Armen thun wolle; aber schon 1563 ward ein Zwang daraus. Nach dem 43. Statut der Königin Elisabeth sollten die Aufseher des A.s unter Beistand der Friedensrichter Bedacht darauf nehmen, den Kindern aller der Aeltern, welche nicht im Stande sind, sie zu erhalten, Arbeit zu geben und eben so alle verheiratheten oder unverheiratheten Personen zu beschäftigen, welche weder die zu ihrem Unterhalt nöthigen Mittel besitzen, noch eine tägliche regelmäßige Beschäftigung haben. Weiter ausgebildet wurden diese Bestimmungen durch die sogenannte Gilbertakte von 1782 und die Eastakte von 1815. Darnach wird die Armenversorgung als eine Kirchspielslast betrachtet. Beitragspflichtig ist das Einkommen von Grund und Boden, landwirthschaftlichen Grundstücken, Häusern, Zehnten, Kohlenminen 2c.; die Beitragspflichtigen werden abgeschätzt und die Armentaxe kann zwangsweise erhoben werden. Die Verwaltung ist in den Händen von Kirchspielsbeamten (Overseer of the poor). In Folge dieses Gesetzes wuchs die Zahl der Arbeitsscheuen von Tage zu Tage, die wachsende Unverschämtheit der Almosenempfänger organisirte ein förmliches Einschüchterungssystem und Excesse aller Art waren an der Tagesordnung. Die Summen wurden von Jahr zu Jahr größer; 1750: 713,000 Pfd. St., 1770: 1,306,000 Pfd. St., 1790: 2,567,000 Pfd. St., 1810: 5,467,000 Pfd. St., 1831: 8,280,000 Pfd. St. Dagegen war die Verwaltung der Armengelder sehr parteiisch; reiche Grundbesitzer bezahlten ihre Taglöhner zum größten Theil aus der Armenkasse. Zur Abstellung dieser Mißbräuche wurde die Parlamentsakte von 1834 eingeführt, in welcher der Grundsatz durchgeführt war, daß die Unterstützung in der Regel nur in den Werkhäusern Statt finden solle, außer denselben nur in Naturalien und in Geld. Noch weiter ausgebildet

ward dieses Gesetz durch die Werkhausordnung vom 5. Februar 1852. Zur Ausführung der Werkhäuser sind die Kirchspiele in Kirchspielsverbände (Unions) zusammengesetzt worden, welchen man z. B. den Straßenbau überwiesen hat. Von 1848—50 betrugen die Armenlasten durchschnittlich im Jahre 5,189,883 Pfd. Sterl., jährliche Beiträge aus Lokalstiftungen 1,200,000 Pfd. St.; das Einkommen lieferte aus 442,915 Acr. Land und 5—6 Mill. Pfd. St. öffentlichen Fonds, jährlichen Revenüen der Hospitäler und ähnlicher Institute circa 2 Mill. Pfd., zusammen etwa 9 Mill. Pfd. St. (108 Mill. Gulden). Von 67 Mill. Menschen werden nach dem Gesetz im Ganzen 1 Mill. beständig unterstützt; die Gesammtzahl der unterstützten Individuen ist circa 3 Mill., dann ungefähr 300,000 in und 2,700,000 außer den Werkhäusern. Unter den 1 Mill. fortwährend unterstützten Armen sind 603,000—650,000 Erwachsene und 350,000—400,000 Kinder, und von den Erwachsenen sind es gegen 300,000 Gesunde, welche jährlich kürzere oder längere Zeit unterstützt werden. In **Irland** besteht das umfassendste Armengesetz vom 31. Juli 1838, nach welchem den Distrikten die Verpflegung der Armen obliegt, d. h. den Wahlbezirken. Etwas modificirt wurde das Gesetz 1843 durch die Bestimmung, daß der Unterstützungsanspruch da geltend zu machen sey, wo der Bedürftige in den letzten 12 Monaten eine Pachtung oder irgend eine ländliche Wirthschaft inne gehabt oder wo er wenigstens regelmäßig geschlafen hat. In **Frankreich** erschien schon 1350 unter König Johann ein Gesetz gegen die arbeitsfähigen Bettler. Eine eigentliche Armenversorgung ward durch das Koncil von Tours 1536 eingeführt, wonach jeder Ort seine Armen ernähren sollte. Die königl. Ordonnanzen von 1546 und von 1662 theilten das ganze Reich in einzelne Secours à domicile, als Zweige der Secours publics, und führten eine Taxe ein, welche von Pfarrern und Kirchenältesten ohne Zutritt der weltlichen Macht auf alle Einwohner vertheilt wurde. Die Gesetzgebung von 1789 sprach den Grundsatz des Rechts der Bürger auf Arbeit aus und durch Gesetz vom 15. Oktober 1793 und 20. Juli 1794 ward die Armenpflege zur Nationalpflicht gemacht und in Folge dieses den Hospitien und wohlthätigen Stiftungen das Besitzthum entzogen. Aber schon im Nov. 1796 und Dec. 1798 wurde die Armenversorgung, nach Rückgabe des Eigenthums an die Hospitäler, den Kantonsbezirken überwiesen. Zur Aushülfe des Armenfonds wurden am 25. Febr. 1801 alle Staatsrenten, deren Zahlung unterbrochen gewesen, und alles von Privaten usurpirte Nationaleigenthum für Eigenthum des nächsten Spitals erklärt. Die Kommissarien der Spitäler und Wohlthätigkeitsbureaux wurden durch eine Verfügung vom 5. Prairial XI. autorisirt, in den Kirchen öffentliche Kollekten zu veranstalten und an öffentlichen Orten Armenkassen aufzustellen. Nach Dekret vom 19. Jan. 1811 ward in jedem Bezirk ein Findelhaus errichtet; verlassene Kinder und arme Waisen wurden auf Staatskosten erzogen. Die Dekrete vom 5. Juli und 27. Okt. 1808 ordnrten an, daß in jedem Departement ein Waisenhaus errichtet und alle dürftigen Personen, sowie Bettler darin untergebracht werden sollten; ferner, daß Bettler im Fall des Vagabundirens in das nächste Arbeitshaus oder Detentionsgefängniß zu Arrest zu bringen seyen. In **Schweden** sind die Kirchspiele zur Erhaltung ihrer Armen verpflichtet; die dazu nöthigen Geldmittel werden durch freiwillige Beiträge, Legate und Vermächtnisse, Strafgelder und Armensteuern aufgebracht. Nach dem Armengesetz vom 19. Juni 1833 wird Jeder, welcher kein Eigenthum besitzt, geschäftslos ist und wegen Bezahlung der Abgaben keine Sicherheit bieten kann, unter polizeiliche Aufsicht gestellt und angewiesen, binnen einer gewissen Frist Arbeit zu suchen. Die Armengesetzgebung **Dänemarks** von 1793 und 1803 ordnet Folgendes an: Jede der 65 Markstädte bildet einen Armenbezirk, zu denen auch die Armen der umliegenden Gegend gehören. Auf dem platten Lande ist das Kirchspiel zugleich Armenbezirk. Die Armenkommissionen sind aus Geistlichen, Beamten und Privatpersonen zusammengesetzt. Die Hülfsbedürftigen haben Anspruch auf Unterstützung. Die Armen zerfallen in 3 Klassen: solche, die wegen Alters und Krankheit, körperlicher oder Geistesschwäche hülfsbedürftig sind; Waisen, Findlinge und sonst versorgungsbedürftige Kinder; Familien und einzelne Personen, die nicht ausreichenden Unterhalt haben. Die der 1. Klasse erhalten Lebensmittel, Kleidung, Wohnung, Medikamente; die der 2. Klasse werden auf Kosten des Kirchspiels in Familien untergebracht und die der 3. Klasse durch Nahrungsmittel unterstützt. Durch empfangene Unterstützung entsteht die Verbindlichkeit auf eventuelle Wiedererstattung. In **Holland** unterstützt jede Religionspartei ihre Armen. Es gibt daselbst gegen 6000 mildthätige Vereine und Anstalten. Alte und Schwache werden in Armenhäusern aufgenommen, die Kinder versorgt und die übrigen Armen durch Kommissarien unterstützt. Die Last der Unterstützung fällt auf dem Lande, in jedem Kirchspiele, zuerst auf die Armenaufseher der verschiedenen Sekten. Sind die Mittel der Armenanstalten nicht hinreichend, so können dieselben, ohne Unterschied der Religionspartei, die Hülfe der Gemeindeverwaltung beanspruchen. Die seit 1818 bestehenden Armenkolonien haben den reißenden Fortschritten des Pauperismus keinen Einhalt zu thun vermocht, ebenso wenig, als die in **Belgien** errichteten Bettlerkolonien. Durch Verordnung von 1825 sollen sich in Belgien die Arbeitshäuser auf die Aufnahme solcher Personen beschränken, welche wegen Alter u. Schwachheit zu landwirthschaftlichen Arbeiten unfähig sind. Die Spitäler für die Alten, Kranken und Schwachen sind sehr zahlreich und fast jede Gemeinde hat ein Wohlthätigkeitsbureau zur Unterstützung der Hausarmen. In **Deutschland** wurden beim Uebergang der Armenpflege von der Kirche an die Weltlichkeit die Kreisverfassungen als eine Reichspolizeianstalt zur Uebernahme dieses Zweigs der öffentlichen Thätigkeit benutzt. Anfangs übte man die Armenpflege bloß durch Verordnungen wegen Müßiggang und Bettel als bloße Polizeimaßregel, doch wurden diese Verordnungen allmählig mehr fürsorgender Art. Während die Reichsabschiede von Lindau 1497,

Freiburg 1498, Augsburg 1500 den Obrigkeiten nur aufgegeben hatten, das Bettelwesen zu überwachen, wurde 1577 bestimmt, daß jede Stadt und Kommune ihre Armen selbst ernähre und unterhalte. Die gesetzlichen Grundlagen für das A. in Preußen sind im Allgem. Landrecht enthalten, welches die Verpflichtung des Staats zur Unterstützung derjenigen Bürger, die in Hülflosigkeit gerathen sind, anerkennt. Spätere Gesetze bezeichnen die zu dieser Armenversorgung Verpflichteten; so das Gesetz vom 31. Dec. 1842, welches den Gemeinden die Pflicht zur Unterstützung der Bedürftigen auflegt, die sich daselbst einen Wohnort erworben oder sich daselbst 3 Jahre vor Beginn der Dürftigkeit aufgehalten. Uebrigens ist der Osten Preußens vom Westen hinsichtlich der Armenpflege wesentlich verschieden.

Vgl. Pilat, Ueber Arme und Armenpflege, Berlin 1804; Weber, Staatswirthschaftl. Versuch über das A. und Armenpolizei, Gött. 1807; Heiberg, Mittheilungen über das A., Alt. 1835; Schmidt, Untersuchungen über Bevölkerung, Arbeitslohn u. Pauperismus, Lpz. 1836; Bolz, Staatswesen und Menschenbildung in Bezug auf National- und Privatarmuth, 4 Bde., Berl. 1837 f.; Kleinschrod, Der Pauperismus in England, Regensb. 1845; Derselbe, Die neue Armengesetzgebung Englands und Irlands in ihrem 20jährigen Vollzug, 1849; Fr. Engels, Die Lage der arbeitenden Klassen in England, Leipz. 1845; Morton Eden, The state of the Poor, 3 Bde., Lond. 1797; Senior, Statement of the provision of the Poor, 1835; Peshley, Pauperism and Poor Laws, Lond. 1852; De Gerando, Le visiteur du pauvre, 1829, deutsch von Schelle, Quedlinb. 1831; Duchatel, Considérations de l'économie politique sur la bienfaisance, 2. Aufl., Paris 1836; Naville, De la charité legale, de ses éffets et de ses causes, Genf 1836, u. A.

Armeria, Pflanzengattung aus der Familie der Plumbagineen, niedrige, rasenbildende, schmalblättrige, besonders in Südeuropa einheimische Pflanzen umfassend. A. vulgaris, mit glattem, rundem Schaft, spitzigen äußern Kelchblättchen, linienförmigen, stumpfen Blättern, knopfförmigen, rosenrothen, auch weißen Blumen, ist als Grasnelke, Grasblume, Sandnelke, Meergras in ganz Deutschland bekannt und wird in Gärten als Rabatteneinfassung angepflanzt. Früher wurden die gelind zusammenziehenden Blätter, Folia Statices, bei Diarrhöen, sowie als Gurgelwasser bei Entzündungen der Mundhöhle u. s. w. gebraucht. Die Grasnelke liebt einen lockern, mäßig feuchten, nahrhaften Sandboden und wird durch den Samen und Wurzeltheilung vermehrt. Als Spielart von A. vulgaris wird häufig A. maritima, Statice Armeria, Meerstrands-Grasnelke, Seenelke, Meergras, betrachtet. Sie ist an den Küsten der nordeuropäischen Meere, z. B. in England und Schweden, aber auch des atlantischen Meeres, z. B. im südwestlichen Frankreich heimisch. Auch sie wird häufig in Gärten zur Einfassung der Beete benutzt, wozu sie sich wegen ihrer gleichhohen Schäfte und sehr reichlichen schönen hellpurpurrothen Blüthenknöpfe ganz besonders eignet.

Armer Heinrich, s. v. a. armer Konrad.

Armer Konrad (armer Konz), Bauernempörung in Würtemberg 1513 gegen Herzog Ulrich, s. Bauernkrieg.

Armfelt, Gustav Moritz, Baron, später Graf von A., Günstling und Geistesverwandter Gustavs III. von Schweden, einer der talentvollsten und einflußreichsten Staatsmänner neuerer Zeit, den 1. April 1757 zu Juva im Gouvernement Abo aus einer der mächtigsten Familien Finnlands geboren, war der älteste Sohn des Generalmajors und Landeshauptmanns Baron A. Nachdem er auf der Kriegsschule zu Karlskrona seine Erziehung erhalten, ward er schon 1773 als Fähndrich bei den leichten Dragonern dem Könige Gustav III. bekannt. Er begleitete diesen 1777 nach Petersburg, trug 1780 durch seinen Rath zur Unterzeichnung des merkwürdigen Vertrags über die bewaffnete Neutralität bei, wurde im folgenden Jahre zum Generaladjutanten des Königs und Direktor der Schauspiele ernannt und befand sich im Gefolge Gustavs bei dessen Konferenzen mit Katharina II. von Rußland, so wie auf den Reisen, welche der König 1783 und 1784 durch Frankreich und Italien machte. Im Jahre 1786 nach Kopenhagen gesandt, ward er im folgenden Jahre Mitglied der schwedischen Akademie, Oberst und Chef des Regiments Nyland. Der Krieg Gustavs gegen Rußland war hauptsächlich A.s Werk. Zweimal rettete er während desselben dem von Verräthern umgebenen Monarchen Freiheit und Leben. Gustav, auf Anstiften Rußlands von seinen westlichen Nachbarn angegriffen, sandte A. zu den treuen Dalekarliern. A. bildete hier ein Corps von 18,000 Mann, schlug die Dänen, welche Frieden machten, und bestimmte, trotz der strengen Jahreszeit, sein ihm ganz ergebenes Heer, in die Nähe der Hauptstadt zu marschiren, um dem Könige während des Reichstages von 1789 zur Hand zu seyn. Bald darauf rückte er an der Spitze der Dalekarlier nach Finnland, zeichnete sich in den Gefechten bei Helsingfors, Pardokoskis, Karnakoskis, Savitoipol aus und ward gefährlich verwundet, nachdem er mit einer Hand voll Leute 6 Stunden lang das Feuer eines weit überlegenen Feindes ausgehalten hatte. Bei dieser Gelegenheit zum Generalmajor erhoben, unterzeichnete er am 14. August 1790 den Frieden von Werelä, dem 1791 die Offensivallianz mit Rußland gegen die französische Revolution folgte. Gustav III., von dem streng royalistisch-gesinnten A. fortwährend angespornt, beschäftigte sich eifrigst mit den Vorbereitungen zu einer Expedition gegen das revolutionäre Frankreich, als er den 16. März 1792 ermordet wurde. Noch vor seinem Tode hatte er den Günstling zum Gouverneur von Stockholm und zum Mitgliede der Regentschaft ernannt; allein der Herzog von Südermannland, eifersüchtig auf A.s Macht und Gunst bei dem jungen Könige, vernichtete die letztere Bestimmung und übertrug ihm, um sich seiner zu entledigen, den Posten eines Gesandten zu Neapel. A. arbeitete von hier aus den Plänen des Regenten durch Unterhändler an den Höfen von Petersburg, Wien und Berlin entgegen. Deshalb des Hochverraths angeklagt, sollte er auf Befehl des Herzogs von Südermannland zu Nea-

pel verhaftet werden, entkam aber mit Hülfe des schwedischen Konsuls Piranesi, irrte einige Zeit verkleidet in Deutschland umher und erhielt endlich ein Asyl in Rußland, wo er unter einem angenommenen Namen zu Kaluga von einer Pension der Kaiserin lebte. Der Herzog von Südermannland, wüthend über das Entkommen seines gefährlichsten Feindes, ließ ihn auf Grund untergeschobener Papiere in contumaciam zum Tode verurtheilen und seine Güter konfisciren. Trotz seines Exils überwachte A. vermöge seiner Verbindungen in Schweden und an allen europäischen Höfen fortwährend den Regenten, welcher genöthigt wurde, seine Usurpationspläne aufzugeben. Im letzten Jahre seiner Regierung rief dieser die flüchtigen Freunde Gustavs III. zurück; A. bediente sich jedoch der gegebenen Erlaubniß nicht eher, als 1799 nach der Thronbesteigung Gustav Adolfs IV., der ihm sogleich seinen Rang und seine Güter zurückgab und ihn mit neuen Gunstbezeugungen überhäufte. Bald darauf zum Gesandten in Wien ernannt, verweilte er als aufmerksamer Beobachter der Ereignisse eine Zeit lang in Paris, von wo er auf Befehl des ersten Konsuls, den seine Gegenwart beunruhigte, verwiesen wurde. Als Schweden Franz II. unter dem Titel eines österreichischen Erbkaisers nicht anerkennen wollte, ward A. 1805 unter dem Vorwande seiner Ernennung zum Generalgouverneur von Finnland aus Wien abberufen. Noch in demselben Jahre befehligte er den linken Flügel des schwedischen Heeres in Pommern. Im Jahre 1806 schlug er ein französisches Corps bei Anklam, unterstützte durch einen kühnen Marsch das muthige Unternehmen Schills, vertheidigte 1807 Stralsund, ward hier verwundet und zum General der Infanterie ernannt. Im Jahre 1808 kommandirte er die Westarmee, welche Norwegen den Dänen abnehmen sollte, aber bei ihrer geringen Stärke und schlechten Ausrüstung nichts ausrichten konnte. A. beklagte sich darüber, wurde sogleich entfernt und durch einen Rädelsführer der gegen den König gerichteten Verschwörung ersetzt; ein von Gustav schwer gebüßter Fehlgriff, da er ihn des einzigen Mannes beraubte, der fähig war, seinen Thron zu schützen. Karl XIII., den 6. Juni 1809 endlich zur Herrschaft gelangt, ernannte A., nach feierlicher Lossprechung von den früheren Anklagen, zum Präsidenten des Kriegskollegiums. Schon 1810 nahm A. jedoch seinen Abschied und lebte als Privatmann zu Stockholm. Durch seine Verbindung mit der Gräfin Piper in neue polizeiliche Verfolgung verwickelt, begab er sich als geborner Finnländer und jetzt russischer Grundbesitzer nach Petersburg, wo ihn der Kaiser mit Rücksicht auf seinen Einfluß in der neu eroberten Provinz zum ersten Grafen Finnlands und Präsidenten des Komités für die finnischen Angelegenheiten mit dem Titel eines Ministers ernannte. A. wirkte auf diesem Posten eifrig für das Beste seines Vaterlandes, das ihm die Erhaltung seiner Privilegien, so wie die Wiedervereinigung mit Altfinnland verdankt, dessen Bauern, widerrechtlich zu Leibeigenen gemacht, auf den Bericht des Ministers freigegeben wurden. Als beharrlicher Gegner Napoleons war A. Chef einer geheimen Diplomatie, durch welche der Kaiser Alexander mit den erklärten Feinden und den gezwungenen Bundesgenossen des französischen Beherrschers verkehrte. Er folgte seinem neuen Souverän in den Feldzug von 1812, begleitete ihn bei der Zusammenkunft mit Bernadotte zu Abo, trug wesentlich zu dem wichtigen Friedensschlusse mit der Türkei bei und weckte in Alexander zuerst die Ideen der Emancipation Polens, der Wiedereinsetzung des Hauses Bourbon, so wie der Souveränetät des römischen Papstes. A. † plötzlich zu Zarskoje-Selo, den 19. August 1814. Von hohem Wuchse und imposanter Figur, sprach und schrieb A. mit Leichtigkeit fast alle Sprachen Europa's. Heftig in seinen Leidenschaften, edel in seinen Gesinnungen, obgleich gewohnt unter Fürsten und Königen zu leben, war er weit entfernt, die niederen Stände gering zu schätzen; das Talent galt ihm mehr, als hohe Würden. Nachsichtig gegen Irrthümer und Schwächen, zeigte er sich unerbittlich streng gegen jede Art von Gemeinheit und Verbrechen; Günstling eines Fürsten konnte er nicht seyn, ohne daß dieser Fürst zugleich sein Freund ward und blieb. Eine Selbstbiographie A.s findet sich in „Handlingar rörande Sveriges historia“, 2. Bd., Stockholm 1830, übersetzt in den „Zeitgenossen“, 3. Reihe, Nr. 30.

Armida, eine der hervorragendsten Frauengestalten in Tasso's „befreitem Jerusalem“, deren Name sprüchwörtlich als das Musterbild des verführerischen Weibes gebraucht wird. Sie ist die hinterlassene einzige Tochter des Königs Arbilan von Damascus und Nichte des regierenden Fürsten Hidraot, des Bruders und Nachfolgers von Arbilan, tief vertraut mit allen Zauberkünsten des Morgenlandes. Durch ihre Kunst und durch ihre Schönheit denkt Hidraot unter die vor Jerusalem lagernden Christenhelden Verwirrung zu bringen. Auf seinen Befehl erscheint A. in Gottfrieds von Bouillon Lager, bittere Klage über den Oheim erhebend, der ihr das väterliche Reich entrissen habe und jetzt selbst nach dem Leben stehe, weil sie seines wüsten und rohen Sohnes Hand verschmäht. Zehn Ritter erbittet sie sich vom christlichen Heerführer, um durch ihr Schwert den Tyrannen zu stürzen und auf den Thron des Vaters zu steigen. Ihr Erscheinen im Lager entzündet die heißeste Liebesgluth in den Herzen der Männer, die sie erblicken, und von ihrer Schönheit und ihren Klagen bezaubert, verlangen die Ritter alle, Eustaz an ihrer Spitze, des Oberbefehlshabers Einwilligung zum Zuge gegen Damascus. Gottfried, den Betrug ahnend, gestattet jedoch keinem der Heerführer, sondern nur zehn der freiwillig dienenden Ritter, das Lager mit A. zu verlassen; viele Andere aber verlassen heimlich das Heer, um sich dem Gefolge der Jungfrau anzuschließen. A. führt alle in ihr Zauberschloß im todten Meere und verwandelt sie dort, um sie ihre Macht fühlen zu lassen, auf kurze Zeit in Fische, gibt ihnen indeß bald die Menschengestalt wieder und sucht sie zu bewegen, den Christenglauben abzuschwören und gegen Bouillon zu fechten. Doch nur Rambald folgt der Lockung, die andern entsendet A. nach Gaza als Gefangene. Hier befreit Rinaldo, der schönste und jüngste der Kreuzritter, die Waffenbrüder,

Um sich an diesem zu rächen, verlockt ihn A. in ihren Zaubergarten zu Antiochia und senkt einen Zauberschlaf auf den Jüngling herab. Aber als sie nun die holde Gestalt des Jünglings betrachtet, entbrennt sie in heftiger Liebe zu ihm und führt ihn in Rosenfesseln durch die Lüfte auf eine der glücklichen Inseln, wo er in ihren Armen der hohen Aufgabe vergißt, der er sich geweiht. Ohne Rinaldo kann aber Jerusalem nicht erobert werden. Deshalb hat Bouillon Boten entsendet, den irrenden Ritter zu suchen. Ein frommer Seher zeigt jenen den Weg nach der Zauberinsel, die Hand einer Jungfrau, welche das Steuer lenkt und eine von dem Greise empfangene Zauberruthe läßt sie alle Gefahren des Wegs und der Landung bestehen. Sie befreien Rinaldo. Rachevoll zieht die Betrogene mit dem ägyptischen Heere vor Jerusalem, ihre Hand demjenigen versprechend, welcher Rinaldo erlegen würde. Keiner erringt den Preis, Rinaldo erlegt alle. A. flieht, Rinaldo holt sie ein in dem Augenblicke, wo sie im Begriff steht, den schärfsten Pfeil sich in die Brust zu stoßen. Rinaldo hält ihren Arm zurück, besänftigt die zornige Schöne, versichert sie seiner Treue und Liebe, bekehrt sie zum Christenglauben und erhebt sie zu seiner Gemahlin. Die herrliche Episode der tasso'schen Dichtung ist vielfach von Andern benutzt worden, besonders als Oper, in Musik gesetzt von Gluck, Zumsteg und Rossini.

Armillarsphäre (Armilla, Ringkugel), eine aus mehren Ringen zusammengesetzte Kugel, die den Zweck hat, die vorzüglichsten himmlischen Kreise im Kleinen darzustellen. Man hat 2 Hauptarten, solche, in deren Mittelpunkt die Erde vorgestellt ist, und solche, in welchen die Sonne das Centrum einnimmt. Die letztere, der theoretischen Astronomie angehörige Art ist eigentlich ein Planetarium, in welchem die Planeten nach ihren heliocentrischen Oertern sich darstellen lassen. Die erstere Art gehört der sphärischen Astronomie an und ist im Grunde nichts als das durchsichtige Netz eines Himmelsglobus. Die Axe der Kugel stellt die Weltaxe vor, die einzelnen Ringe den Aequator, die Wendekreise, die Polarkreise und die Ekliptik. Die Axe ist mit ihren Endpunkten an einem eingetheilten größten Kreise drehbar befestigt, welcher den Meridian darstellt u. es möglich macht, die Kugel nach der Polhöhe eines Ortes zu stellen, indem er sich in seiner Ebene herumbewegen läßt, die immer auf der Randebene des Gestelles, welche den Horizont vorstellt, senkrecht bleibt. Zur Messung von Stundenwinkeln pflegt an dem Meridian noch ein in 24 Stunden eingetheilter Kreis befestigt zu seyn, an welchem ein auf der Axe durch Reibung ansitzender und mit der Kugel drehbarer Zeiger die Stunden weist. Die Erfindung der A. ist so alt, als die Astronomie selbst; die Tradition nennt Atlas (1600 v. Chr.) als ihren Erfinder, auch Hercules und Musäus. Wahrscheinlich ist sie aber chaldäischen Ursprungs. Die A. des Archimedes war ein eisernes Planetarium in einer Glaskugel. Noch Tycho de Brahe bediente sich dieses Instruments zu seinen Planetenbeobachtungen.

Arminia, Studentenverbindung, s. Burschenschaft.

Arminianer (Remonstranten), Sekte der reformirten Kirche in den Niederlanden, benannt nach Jakob Arminius (s. d.). Die reformirte Kirche der Niederlande folgte in ihrem ersten Stadium fast einstimmig den gemäßigten Ansichten von Zwingli und Erasmus. Später verkündigten aber einwandernde genfische, pfälzische und nassauische Prediger Calvins und Beza's strengere Lehren und fanden, da den Calvinismus, besonders in der Lehre von Gnade und Prädestination, theils Scharfsinn und Konsequenz, theils der Schein tiefster Frömmigkeit in der unbedingten Ergebung in Gottes Rathschluß empfahl, von vielen Seiten Anklang. Besonders schlossen sich die Geistlichen in Flandern ihren Ansichten an. So bildeten sich schon zu Ende des 16. Jahrhunderts zwei Theologenparteien, deren Differenz sich zunächst in dem Dogma von der Prädestination herausstellte und einen Streit zu hellen Flammen anfachte, der seit Anfang des 5. Jahrhunderts bis auf die neueste Zeit in verschiedenen Formen, ohne wenig Unterbrechung geführt worden ist. Die Frage, ob Gott ohne alle Rücksicht auf das Verhalten der Menschen von Ewigkeit her den Einen zur Seligkeit, den Andern zur Verdammniß bestimmt habe, oder ob diese Vorherbestimmung (praedestinatio) nur unter Beachtung des von Ewigkeit her von Gott vorausgewußten freien Glaubens und Lebens eines Jeden geschehen sey, war der Angelpunkt, um den sich die kämpfenden Theile bewegten. Die strengen Calvinisten meinten das Recht der Orthodoxie auf ihrer Seite zu haben; die Gegenpartei glaubte sich auf die Ergebnisse freier Bibelforschung stützen zu dürfen. Unter den Schriften gegen das augustinisch-calvinische Dogma erregte besonders das Werk Volkert Koornherts Aufsehen, und eine Menge Widerlegungen erschienen. Doch die Bestreiter Koornherts kamen mit sich selbst in Widerspruch; einige stellten nach Calvins Vorgang die Behauptung auf, daß auch der Sündenfall (lapsus) in dem ewigen Rathschlusse Gottes mit begriffen, also von Gott auch dekretirt gewesen sey; andere lehrten mit Augustinus, der Sündenfall sey außerhalb dieses Rathschlusses zu setzen, Gott habe den Sündenfall Adams bloß zugelassen, aber vorhergesehen und so ihn gleichsam zur Bedingung seiner Prädestination gemacht. Jene nannte man Supralapsarii, diese Infralapsarii. Auf Veranlassung des Senats von Amsterdam versuchte jetzt Jakob Arminius die Widerlegung Koornherts. Aber das Studium jenes Werkes gewann ihn selbst für die anticalvinische Lehre und Partei. Er gerieth darüber mit Franz Gomarus in eine Fehde, welche, von Persönlichkeiten ausgehend, weit über den Tod ihrer Urheber hinausreichte. Beide Männer wurden Stimmführer der schon bestehenden Parteien, welche nun den Namen A. u. Gomaristen erhielten. Der heftige Gomarus schloß sich als Supralapsarier der schroffsten Fassung des calvinischen Dogmas an: „Gott hat durch einen ewigen Rathschluß (aeternum decretum) bestimmt, welche Menschen selig und welche verdammt werden sollen; daher zieht Gott seine Auserwählten (electi) durch die wunderbarsten Mittel zur Besserung und läßt Andere, die Verworfenen (reprobati), in ihren Sünden". Dagegen behauptete Arminius: „Gott schenkt Al-

len, welche ihre Sünden bereuen und an Christum glauben, Vergebung und ewiges Leben; er will, daß alle Menschen zur Seligkeit gelangen; also nur, weil Gott von Ewigkeit her den Glauben des Einen, den Unglauben des Anderen vorausgesehen hat, hat er auch von Ewigkeit her das Schicksal eines Jeden bestimmt". Die strenge Partei berief sich auf die belgische Konfession und den heidelberger Katechismus, und die natürliche Folge dieser Berufung war Streit über Geltung der symbolischen Bücher. Die Gomaristen, bei Weitem die Mehrzahl, setzten 1605 fest, „daß die Lehre der zwei genannten symbolischen Bücher als richtige und reine Lehre von allen Predigern unterschrieben werden sollte, um die Einheit der Lehre und ihre Gesundheit in allen Stücken zu erhalten". Die A. wollten im Gegentheil jene Symbole nur in soweit annehmen, als sie dieselben nach unbefangener Bibelforschung mit der heiligen Schrift in Uebereinstimmung fänden. Letztere erlangten 1607 von den Ständen Hollands die Zusicherung, daß die beiden erwähnten Bekenntnißschriften auf der nächsten Generalsynode revidirt werden sollten; es blieb jedoch bei der Zusicherung, während mehre zwischen Arminius und Gomarus angestellte Disputationen nur dazu beitrugen, daß sich die Parteien immer mehr abschlossen und daß auch das Volk an dem Streite betheiligt wurde. Bald erhielt derselbe durch die Einmischung der Frage über das Episkopalrecht des Staates, welches die A. in ziemlich ausgedehntem Sinne zugestanden, während die hierarchischen Gomaristen die volle Selbstständigkeit der Presbyterialkirche beanspruchten, selbst einen politischen Charakter. Als die schwächere, obrigkeitlichen Schutzes bedürftige Partei, reichten die A. 1610 bei den Ständen der Provinz Holland, wo sich die Mehrzahl derselben befand, eine Remonstrantie ein (Remonstrantia, libellus supplex exhibitus Hollandiae et Westfrisiae Ordinibus 1610), verfaßt von dem gelehrten und scharfsinnigen Prediger Uytenbogaert, welcher an des Arminius († 1609) Stelle der eifrigste Kämpfer für bedingte Prädestination wurde. Dieses freie Bekenntniß der arminianischen Lehren, dem die Partei übrigens durchaus kein verpflichtendes Ansehen beilegte, sollte zunächst falschen Beschuldigungen begegnen und namentlich auch zeigen, daß die A. nicht staatsgefährliche Grundsätze hegten. Die Remonstrantie enthielt folgende fünf Artikel: „1) Daß Gott zwar von Ewigkeit einen Beschluß wegen der Menschen Seligkeit und Verdammniß gefaßt, aber mit der Bedingung, daß alle diejenigen, die an Christum glauben, selig, die Ungläubigen hingegen verdammt seyn würden; 2) daß Christus für alle Menschen gestorben sey und allen durch seinen Tod die Versöhnung und Vergebung der Sünden erworben habe; es könne aber dieselbe Niemand erlangen, es sey denn, daß er an sie glaube; 3) daß kein Mensch den seligmachenden Glauben aus eigenen Kräften haben könne, sondern von Gott in Christo durch den heiligen Geist wiedergeboren werden müsse, wenn er dazu gelangen wolle; 4) daß man ohne die Gnade Gottes nichts Gutes zu denken, zu wollen und zu thun im Stande sey, in sofern alle unsere guten Werke ihren Ursprung in derselben hätten, obwohl, wenn man auf die Beschaffenheit ihrer Wirkung sehe, man nicht leugnen könne, daß man sich ihr stets widersetzen u. ihren Einfluß verhindern könne; und 5) daß die Gläubigen wider Satan, Sünde, Welt und ihr eigenes Fleisch streiten und den Sieg erlangen könnten durch den Beistand des heiligen Geistes". Von Ueberreichung dieser Remonstrantie erhielten die A. den Namen Remonstranten. Die Gomaristen stellten im folgenden Jahre eine Kontraremonstrantie dagegen, in der man vergeblich die Mäßigung der Remonstranten sucht. Die A. werden darin als Mamelucken, Teufel, Kanaaniter, welche Gott zu vertilgen befohlen habe, Baalspfaffen 2c. bezeichnet. Die streng calvinische Prädestinationslehre ist der Hauptinhalt dieser Schrift, von welcher die Gomaristen auch Kontraremonstranten genannt werden. Religionsgespräche zu Haag 1611 und zu Delft 1613 führten zu keinem friedlichen Ergebniß. Auf den Rath des patriotischen Rathspensionärs Oldenbarneveldt und des Hugo de Groot (Grotius), Pensionärs und Anwalts der Stadt Rotterdam, erließen hierauf die Stände von Holland im Januar 1614 ein Toleranzedikt, worin sie den Predigern beider Parteien befahlen, den Streit über Prädestination auf keine Weise mehr unter das Volk zu bringen und sich mit einander in Liebe und Einigkeit zu vertragen. Die gemäßigteren und friedliebenderen Remonstranten unterwarfen sich dieser billigen Bedingung sogleich; dagegen klagten die Kontraremonstranten laut, daß das Predigen der Wahrheit verboten werde, und appellirten an eine Generalsynode der niederländischen Geistlichen, wohl wissend, daß ihre Ueberzahl auf einer solchen den Sieg davontragen müsse. Streitschriften, Predigten und Pasquille gingen besonders von Seiten der Gomaristen aus, um den Geist des Aufruhrs durch das ganze Land zu verbreiten. Eine zweite Remonstrantie, wie die frühere von dem Geiste der Mäßigung durchweht, welche die A. 1617 übergaben, änderte den Stand der Sache nicht. Amsterdam, die mächtigste Stadt des Landes, erklärte sich gegen die A.; der Pöbel störte daselbst gewaltthätig ihre Versammlungen und ihren Gottesdienst, so eifrig sich auch Hugo Grotius der Verfolgten annahm. Andere Orte folgten dem Beispiele der Hauptstadt. In dieser Bedrängniß erhielten die arminianisch gesinnten Magistrate durch Vermittelung der Stände von Holland die Erlaubniß, zum Schutz ihrer Partei eine Stadtwache (Waardgelders) zu errichten, eine Vergünstigung, die sie bald neuen Verdächtigungen politischer Art aussetzte. Der Statthalter Moritz von Oranien, nach absoluter Souveränetät lüstern u. deshalb schon vorher des freisinnigen Republikaners Oldenbarneveldt entschiedener Gegner, benutzte die Gelegenheit und erklärte sich offen gegen die Partei, welche in dem Rathspensionär ihren vornehmsten Vertreter erblickte. Wahrscheinlich erkannte der Statthalter auch in der zahlreicheren gomaristischen Partei ein brauchbares Mittel, seine herrschsüchtigen Pläne zu realisiren. Das erste, was Moritz that, war, daß er, trotz Oldenbarneveldts Widerspruch, bei den Provinzen Seeland, Geldern, Friesland und Gröningen die Berufung einer Generalsynode nach Dordrecht durchsetzte. Sodann bereiste er mehre holländische

Städte, um auch diese für sich zu gewinnen. Seinem Einflusse gelang es, daß die ganze Provinz Overyssel sich ebenfalls für ihn erklärte. Jetzt konnte er sich noch eigenmächtigere Schritte erlauben. In Utrecht, einem bedeutenden Stützpunkte der remonstrantischen Partei, änderte er diktatorisch die Verfassung, stellte an die Stelle jährlich erwählter Stadtbeamten lebenslängliche, ihm und der gomaristischen Partei ergebene, und löste, den Widerspruch der Magistrate nicht achtend, die hier errichteten Waardgelders auf. Durch solche Maßregeln ward die Herrschaft der A. auf wenige holländische Städte, namentlich Rotterdam, Leyden, Alkmar, Gouda und Hoorn beschränkt, während früher fast ganz Holland, Utrecht und Overyssel entweder entschieden arminianisch gesinnt waren oder doch zu den Toleranten gehörten. Jetzt konnte es Moritz wagen, die Häupter der A. persönlich anzugreifen. Als sich am 29. August 1618 der Rathspensionär Oldenbarneveldt im Haag in die Sitzung der Generalstaaten begab, wurde er unter dem Vorwande, der Prinz wünsche ihn zu sprechen, in ein Nebenzimmer gerufen, wo ihn sofort beim Eintritte die Leibwache des Statthalters verhaftete. Auch Hugo Grotius, Hogerberts und Ladenberg, Sekretär der utrechter Stände, wurden eingezogen und auf die Festung Löwenstein gesetzt; Johannes Uytenbogaert rettete sich durch die Flucht. Die Kunde von solchen Gewaltstreichen erfüllte alle Billigdenkende mit Schrecken und Unwillen. Die arminianisch gesinnten Städte Hollands klagten laut über das Schicksal ihrer Anwälte; Rotterdam und Leyden erklärten, ihre Pensionäre hätten nur in ihrem Namen gehandelt und könnten nur von ihnen gerichtet werden; ebenso protestirten die Stände von Holland gegen die Verhaftung des Rathspensionärs. Moritz setzte den Beschwerden die Waffe der Gewalt entgegen. Schnell entschlossen überzog er die Provinz Holland mit einem Haufen Kriegsvolk, setzte alle arminianisch gesinnten Magistrate ab und stellte überall Leute von seiner Partei an die Spitze. In den Generalstaaten setzte Moritz es leicht durch, daß eine Kommission von 24 Männern, zum Theil persönlichen Feinden der Angeklagten, beauftragt wurde, den Prozeß gegen die Verhafteten einzuleiten wegen Störung der öffentlichen Ruhe u. wegen des Versuchs zur Trennung der vereinigten Niederlande. Die Drohung der Folter bewog Ladenberg, sich selbst das Leben zu nehmen. Oldenbarneveldt wurde von den parteiischen Richtern, welche ihn schuldig finden wollten, zum Tode durch das Schwert verurtheilt, „weil er behauptet, es stehe jeder Provinz allein zu, in ihrem Gebiete in Kirchensachen Einrichtungen zu treffen, weil er Gottes Kirche durch Beförderung irrgläubiger Lehrer sehr betrübt, weil er eine Verschwörung der remonstrantisch gesinnten Städte in Holland zu Stande gebracht, eigenmächtig die Werbung von Kriegsvolk veranlaßt, Geschenke von fremden Mächten angenommen und den Prinzen Moritz verleumdet habe". Der alte Rathspensionär verschmähte es, um Gnade zu bitten, und bestieg am 13. Mai 1619 das Schaffot. Hugo Grotius und Hogerberts wurden zu lebenslänglichem Gefängnisse und zu Konfiskation ihrer Güter verurtheilt.

Solcher Art waren die Maßregeln, welche als Vorbereitungen dem allgemeinen Nationalkoncil vorhergingen. Letzteres wurde zu Dordrecht am 13. Nov. 1618 eröffnet. Es erschienen 64 niederländische Geistliche, 28 ausländische Theologen aus England, der Pfalz, Hessen und der Schweiz. Frankreich und Brandenburg nahmen keinen Antheil an der Synode. Präsident war Johann Bogermann, Pfarrer zu Leuwarden, später Professor zu Franecker. Die A. hatte man großentheils von den Deputirtenwahlen ausgeschlossen und ihnen bestimmt erklärt, daß sie nicht als Stimmberechtigte, sondern als Angeklagte zu erscheinen hätten. Was half es, daß 15 Mitglieder der arminianischen Partei, zum Scheine vorgefordert, in dem gelehrten Simon Episcopius, Professor zu Leyden, einen ebenso beredten als gelehrten Stimmführer fanden? Man eröffnete den Angeklagten am 19. Jan. 1619, daß man ihre Ansichten hinreichend aus ihren Schriften kenne, und entließ sie. Der Endausspruch der Synode wies der Vernunft in der Religion den Platz an, der sich im Hause für eine Magd schickt; er nahm die Vernunft unter den Gehorsam des Glaubens gefangen und erklärte daher konsequent: die Prädestinationslehre sey hart, sehr hart; aber es könne nichts helfen, „fest stehe der Ausspruch der heiligen Schrift und unter gehe die Meinung der widerstrebenden Welt". Die beiden symbolischen Bücher, deren Geltung bisher Gegenstand des Streites gewesen war, die belgische Konfession und der heidelberger Katechismus, wurden als bindende Autoritäten anerkannt, die Ansichten der A. verdammt, das Prädestinationsdogma in der augustinischen Fassung der Infralapsarier bestätigt. In 93 Canones wurden den fünf Sätzen der Remonstrantie eben so viele Gegensätze gegenübergestellt: „1) Der seligmachende Glaube ist ohne allen Antheil der ganz unfähigen Natur ein Geschenk der absolut freien Gnade, die partikuläre Wahl zur Seligkeit also in keiner Weise die Wirkung, nur die Ursache desselben; der Unglaube dagegen hat seinen Grund in den Ungläubigen allein, die göttliche Ueberlassung derselben an die Verdammniß ist also nur die Wirkung, keineswegs die Ursache desselben. 2) Die Wirkung des Todes Jesu beschränkt sich auf die Auserwählten. 3) Die Gnade wirkt nicht als eine nur krafterhöhende Erleuchtung durch den heiligen Geist im göttlichen Worte, sondern als eine dem Willen völlig neue Eigenschaften mittheilende Wiedergeburt. 4) Die Gnade wirkt allerdings nicht gewaltsam. 5) Die Gnade läßt im Erwählten nur vorübergehende Schwäche zu, keine dauernde, und so von der ihm bestimmten Seligkeit ausschließende Sünde". Die A. selbst wurden als Schismatiker und Neuerer verurtheilt, alle arminianischen Prediger ihrer Stellen für verlustig erklärt. Am 9. Mai 1619 schloß man die Synode. Die Generalstaaten bestätigten die Beschlüsse; auch schritt man sofort zur Ausführung derselben. Alle dem Lehrstande Angehörenden mußten eine neue Formel unterzeichnen, welche auf die Synodalentscheidung verpflichtete. Wer sich durch Nichtunterzeichnung dieser Formel als arminianischer Ketzer zu erkennen gab, verlor sein Amt; versprach er, sich alles Lehrens enthalten zu wollen, und hielt er solches

Versprechen, so durfte er ferner im Lande bleiben; versprach er es nicht, so ward er des Landes verwiesen. Auf diese Weise wurden 80 Prediger, überhaupt gegen 300 Angestellte verbannt. Nur mit Einem Manne machte die Wuth der siegenden Partei eine Ausnahme, gezwungen durch die Stimme der öffentlichen Meinung. Der berühmte Polyhistor Gerhard Joh. Voß († 1649), damals Professor der Beredsamkeit zu Leyden, unterschrieb die genannte Formel nicht. Man entsetzte ihn auch seiner Professur, gab ihm jedoch, aus Furcht, sich durch Vertreibung eines solchen Mannes in den Augen aller Unbefangenen zu sehr zu schaden, eine andere Stelle und nahm ihm nur das Versprechen ab, keine Geschichte des Pelagianismus mehr schreiben zu wollen. Dagegen wurden die arminianischen Städte Rotterdam, Gouda und Hoorn, welche sich zum Nachgeben eben nicht geneigt zeigten, durch einquartirtes Kriegsvolk zum Gehorsam gezwungen. Die Vertriebenen hofften auf freundliche Aufnahme in Frankreich; auch diese Hoffnung wurde ihnen vereitelt, als die Hugenotten auf der Kirchenversammlung zu Alais 1620 unter dem Vorsitze des Peter du Moulin, der früher Professor zu Leyden war, die dordrechter Beschlüsse annahmen. Dem durch Frauenklugheit aus der Veste Löwenstein entkommenen Hugo Grotius wurde zu Charenton selbst die Theilnahme am heiligen Abendmahle verweigert. Doch bewilligte der König von Frankreich den Vertriebenen Schutz für ihre Person und ihre Güter. Liberaler und gerechter zeigten sich andere Fürsten. Der Herzog Friedrich IV. von Holstein lud die Bedrängten in sein Land ein, und 1621 sah man viele A. in das Schleswigsche einwandern, besonders in die neu angelegte Friedrichsstadt, die sie erweiterten. Ihre Führer waren Niklas Grevinghaven, ihr erster Prediger, Johann Greve, der in der Gefangenschaft wider die Tortur geschrieben hatte, und Konrad Vorst, der aber auf der Reise 1621 starb. Auch in England gestalteten sich die Verhältnisse für die A. günstig, als Jakob I., früher eifriger Kämpfer für die strenge Prädestinationslehre, plötzlich, von einigen seiner Bischöfe gewonnen, um 1620 alles Streiten über Prädestination und Gnade untersagte und dadurch das Ansehen der dordrechter Beschlüsse vernichtete. In seinen letzten Lebens- und Regierungsjahren ward selbst der Statthalter Moritz duldsamer gegen die A.; hatte er doch seine Absicht erreicht, daß ein Oldenbarneveldt gemordet, ein Hugo Grotius als Flüchtling, ein Hogerberts als Gefangener unschädlich geworden waren. Sein Nachfolger Heinrich Friedrich ließ die A. anfangs stillschweigend gewähren, duldete es, daß viele Vertriebene zurückkehrten, und entließ 1626 Hogerberts seiner Haft. Im Jahr 1630 durften die A. ihre erste Kirche bauen und Episcopius mit der Apologie seiner bereits 1621 geschriebenen Konfession des arminianischen Glaubens (Confessio s. declaratio sententiae Pastorum, qui Remonstrantes vocantur, super praecipuis articulis relig. christ. offen hervortreten. Später (1634) wurde der Partei die Gründung des nachmals so berühmt gewordenen Gymnasiums zu Amsterdam für Bildung von Lehrern gestattet, und 1636 erhielten die A. von den Ständen Hollands und Westfrieslands Freiheit des öffentlichen Gottesdienstes. Von dieser Zeit an bilden sie in Holland eine öffentlich geduldete Kirche. In England wurden die A. besonders seit 1702 zahlreich. Von hier verbreiteten sie sich auch in die Vereinigten Staaten von Nordamerika, das Land der Sekten, wo sie bald in verschiedene Fraktionen zerfielen. Im Jahre 1833 gab es in den Vereinigten Staaten gegen 500,000 Arminianer-Universalisten, 150,000 Arminianer-Baptisten (Semipelagianer), 30,000 deutscharminianische Baptisten. Holland zählt jetzt in 24 meist kleinen Gemeinden mit 21 Predigern etwa 5000 Remonstranten. Auch die schleswigsche Arminianergemeinde in Friedrichsstadt besteht noch bis auf diesen Tag. Mehre Versuche zur Union mit der reformirten Kirche mißlangen. Als eine besondere Sekte der holländischen A. sind die **Kollegianten** zu erwähnen, deren Stifter die drei Brüder Johann, Hadrian und Gesbert von der Kodde waren. Sie verwarfen alle bindenden Symbole und hatten keine ordinirten Geistlichen. Bei ihnen fanden alle reformistischen Parteien: A., Mennoniten, Zwinglianer einen Vereinigungspunkt; nur den Calvinismus mit der Prädestinationslehre und theilweise den Socinianismus wiesen sie von sich. Sie konstituirten sich als Gemeinde zuerst zu Warmond, später zu Rhynsburg bei Leyden; daher ihre Bezeichnung als **Rhynsburger** (Reinsburger), während der Name Kollegianten von ihren wöchentlichen Versammlungen (am Sonntag und Freitag), die sie Kollegia hießen, herrührt. Sie erhielten sich in Rhynsburg und einzelnen anderen Orten Hollands und Westfrieslands als geduldete Separatisten bis in die neueste Zeit, erst das 19. Jahrhundert hat ihre Kollegien aufgelöst.

Der Charakter des Arminianismus ist in Hinsicht der Glaubenslehre Universalismus, die Universalität der Gnadenwahl mit ihren Voraussetzungen und Folgerungen, also Synergismus oder Semipelagianismus, im Gegensatze von Partikularismus und strengem Augustinismus oder Calvinismus; hinsichtlich der Verfassung Ausgleichung der Kirchen- und Staatsgewalt im Sinne republikanischer Glaubensfreiheit und im Gegensatze zur hierarchischen Glaubensbeherrschung der streng calvinischen Gomaristen. Nach den A.n ist nur der thätige Glaube an die Lehre Jesu das Kennzeichen der Theilnehmung an der wahren Kirche, nur die fortgesetzte Schriftforschung das Merkmal der wahren Theologie, die Verschiedenheit des Schriftverständnisses aber soll durch keine Autorität, durch kein Symbol gebunden werden, am wenigsten durch ein allgemeines. Jedenfalls soll den einzelnen Provinzen das Recht zustehen, über Glaubenssachen unabhängig von den übrigen zu bestimmen. Unverkennbar lag dieser Forderung der im Kampfe mit dem Papstthume und mit Spanien geweckte religiöse und bürgerliche Freiheitssinn zum Grunde. Nach der Ansicht der A. ist keine religiöse Lehre, über die Streit entstehen kann, wichtig und jede nur in sofern annehmlicher oder verwerflicher, wiefern sie schwereres oder leichteres Gewicht in der Sittenlehre hat. Sonach wurde in ihrem Lehrbegriffe die ganze Glaubenslehre

von der Sittenlehre wie verschlungen; die Absicht der Sendung Jesu wurde in die feierliche Verkündigung der göttlichen Gebote, der Glaube an Jesus und die Bedingung der Gnade Gottes in Befolgung dieser Gebote gesetzt und daher den natürlichen Kräften des Menschen weit mehr, den Gnadenwirkungen weit weniger als in den Symbolen anderer Religionsparteien eingeräumt. Als Erkenntnißquelle der christlichen Glaubenswahrheiten gilt einzig und allein die heilige Schrift, und zwar, mit Ausschluß der Apokryphen, die kanonischen Bücher des Alten und des Neuen Testaments, deren Verfasser vom heiligen, göttlichen Geiste beseelt, gelehrt und geleitet (spiritu dei sancto afflati, instructi ac directi) worden sind; denn die heilige Schrift enthält die volle Offenbarung der Glaubensgeheimnisse, deren der Mensch für sein Wissen, Glauben, Hoffen und Thun zur Erlangung der ewigen Seligkeit bedarf. Die heilige Schrift allein hat göttliches Ansehen und ist die alleinige Richterin im Streite über religiöse Gegenstände. Dieselbe ist aber auch in der Hauptsache, in den zur Seligkeit nothwendigen Stücken, so klar und deutlich, daß Jeder, der mit unbefangenem Sinne an ihre Erklärung geht, ihren Sinn erfassen kann, daß also ein Auslegungstribunal, Papst, Klerus oder Symbol, durchaus unnöthig und verwerflich ist. Dem strengen Trinitätssysteme stellen die A. das Subordinationssystem entgegen. „Das göttliche Wesen haben der Sohn und der heilige Geist (von Ewigkeit) mit dem Vater gemein. Dagegen findet zwischen diesen Dreien eine gewisse Unterordnung Statt, sofern nämlich die göttliche Natur der Vater aus sich selbst hat, Sohn und heiliger Geist aber vom Vater, welcher demnach Quelle der Gottheit des Sohnes und des heiligen Geistes ist. Nach der Uebereinstimmung aller Christen gebührt dem Vater die erste, dem Sohne die zweite, dem heiligen Geiste die dritte Stelle und auch hinsichtlich der Würde und Macht ist der Vater über den Sohn, der Vater und der Sohn über den heiligen Geist in gewisser Weise erhaben. Anrufung und Verehrung der Engel oder der Heiligen, besonders als Fürsprecher bei Gott, verwerfen die A. ausdrücklich, da Christus einziger Mittler sey. Den Urzustand der ersten Menschen zeichnete Gott durch unversehrte Erkenntniß und Willenskräfte aus, so daß sie theils ihre Herrschaft über die übrige Schöpfung auf die rechte Art auszuüben wußten, theils Gottes Willen vorzüglich richtig erkannten und den ihrigen demselben von freien Stücken unterordneten. Hätten sie nicht gesündigt, so würden sie auch nicht gestorben seyn (potuerunt non mori). Eine Unmöglichkeit zu sündigen und eine Unsterblichkeit im eigentlichen Sinne ist für sie jedoch nicht anzunehmen. Nach dem Sündenfalle werden alle natürlich von Adam abstammende Menschen nicht mehr mit jenen Vorzügen des Urzustandes geboren. Die nächste Folge der adamitischen Sünde ist für alle Menschen die Nothwendigkeit zu sterben und mannigfachen Uebeln in der Welt unterworfen zu seyn. Auch ist durch das mit Adams Fall in der Menschheit begonnene Sündigen nach und nach eine moralische Schwäche der Menschen eingetreten, mit welcher jetzt jeder geboren wird, jedoch hat sie der Mensch nicht sowohl von Adam, als von seinen nächsten Aeltern, und es ist dieses vielmehr ein physisches, als ein moralisches Uebel, keineswegs im eigentlichen Sinne eine Sünde, vielmehr werden ihre ersten Regungen Anlaß zur Tugendübung. Die natürliche Fähigkeit des Menschen reicht immer noch hin, Gott aus der Natur zu erkennen. So kann denn von keiner Erbsünde die Rede seyn; die heilige Schrift nämlich lehrt sie nicht und es wäre absurd, zu behaupten, daß Gott die Erbsünde als Strafe verhängt habe und doch die aus der Erbsünde hervorgehenden Thatsünden noch bestrafen könne; auch wüßte man nicht, wie sie sich fortpflanzen sollte, da doch nicht Gott selbst die unmittelbar von ihm geschaffene Seele jedes Einzelnen damit anstecken kann; endlich wäre die Erbsünde unfreiwillig, also keine Sünde, die sich zurechnen ließe. Also läßt sich nur in uneigentlichem Sinne sagen, Gott rechne Adams Sünde den Nachkommen zu, weil Gott das Uebel, welches den Adam als Strafe traf, auf seine Nachkommen übergehen läßt. Wie nun der Mensch schon in sittlicher Schwäche geboren wird, so vermehrt er durch Thatsünden in dem der Zurechnung unterworfenen Leben sein Elend. Wenn er jedoch die allgemeine Gnade recht gebraucht und nach dem Maße der ihm geschenkten Kräfte der natürlichen Ehrbarkeit sich befleißigt, so ist er nach Verhältniß seiner Lebenslage Gott angenehm und nicht ganz vom Heile ausgeschlossen, wenigstens nicht des höllischen Feuers werth zu erachten. Die Menschen aus diesem Elende zu erlösen, erschien Jesus Christus, zugleich wahrer Mensch und Gott, als Gott jedoch dem Vater untergeordnet. Mittelpunkt seiner Erlösungsthätigkeit ist sein Tod, an sich eine unzulängliche Genugthuung für die Sündenschuld aller Menschen, welche aber Gottes Gnade für zulänglich annimmt (acceptilatio). Die Gnade Gottes in Jesu Christo ist dem Menschen unumgänglich nothwendig und nützlich; denn ohne sie kann er weder das Joch der Sünde abschütteln, noch etwas wahrhaft Gutes vollbringen, noch dem ewigen Tode entfliehen. Jedoch muß Kooperation des von der göttlichen Gnade geweckten menschlichen Willens mit der göttlichen Gnade Statt finden. Die Einwirkung der göttlichen Gnade ist aber keineswegs bloß eine moralische, sondern die mit dem göttlichen Worte verbundene Kraft des heiligen Geistes, welche auf das Gemüth influirt, also dem Wesen nach etwas Uebernatürliches, jedoch der Wirkungsart nach analog der natürlichen Kraft aller Wahrheit. Die Gnade in Jesu Christo wird als Heilmittel des allgemeinen Uebels jedem Einzelnen von Gott im Ernste angeboten und führt ihn zum Heile, wofern er sich wahrhaft bessert und glaubt; jedoch kann der Mensch eben aus freiem Willen dem Gnadenzuge folgen oder der Gnade widerstehen; der Mensch ist also von Gott nur unter Beachtung seines von Gott vorausgesehenen Glaubens oder Unglaubens von Ewigkeit her zur Seligkeit oder zur Verdammniß vorherbestimmt. Auf die Besserung folgt die Rechtfertigung als ein actus dei forensis, nämlich der Akt Gottes, daß er den

Gläubigen die Sünden vergibt und Gerechtigkeit zurechnet; jedoch eine eigentliche Zurechnung der Justitia Christi erscheint als unbiblisch und schlechthin unmöglich; nur wenn Jemand den thätigen Glauben hat, wird ihm dies um Christi willen als Gerechtigkeit angerechnet. Zwar sind gute Werke nicht meritorisch, jedoch ist die Tugend vom Glauben nicht zu trennen; der Gehorsam gegen Gottes Willen muß mit dem Glauben, einem festgewurzelten willfährigen Vertrauen auf Christus in Verbindung treten. Doch auch der Gerechtfertigte erfüllt das Gesetz Gottes nur unvollkommen; die Mönchsgelübde also, welche höhere Tugend erwerben sollen, sind nicht von Gott. Dagegen kann der Wiedergeborne auch Todsünden begehen (peccata mortalia), kann aus dem Glauben, aus der Liebe und aus der göttlichen Gnade in das frühere unheilige Leben zurückfallen. Als Gnadenmittel gilt den A.n das Wort Gottes, an welches sich die Wirkung des heiligen Geistes anschließt. Dagegen sind ihnen die Sakramente weniger eigentliche Gnadenmittel, als Zeichen theils des christlichen Bekenntnisses, theils der von Gott verheißenen Gnade und wirken nur moralisch auf das Gemüth. Es gibt ihrer bloß zwei, Taufe und Abendmahl; jedoch darf man auch andere heilige Gebräuche beibehalten, sofern man nur keine abergläubischen Ansichten damit verknüpft, als Handauflegung bei der Ordination und Konfirmation, Einsegnung der Ehe und dergleichen. Die Taufe ist ein heiliger, öffentlicher Ritus, durch welchen alle Glieder ohne Unterschied in die christliche Kirche aufgenommen werden, wodurch ihnen Gottes Gnade in Christo zugesichert wird und sie sich verpflichten, in gehorsamem Glauben an Christus ihr Heil zu suchen. Die Kindertaufe ist zwar nicht unumgänglich nothwendig, aber als ein alter Gebrauch zulässig und nicht leicht abzuschaffen. Das heilige Abendmahl feiern die A. unter beiderlei Gestalt theils zur dankbaren Erinnerung an den Tod Jesu Christi, theils als Bekenntniß ihrer Lebensgemeinschaft mit Christo. Die Geistlichen haben das Amt, die kirchlichen Gemeinden zu lehren und zu leiten; eine eigentliche Herrschaft und Gewalt des Einen über den Andern kommt ihnen aber nach göttlichem Rechte nicht zu; der Ordnung wegen mag eine Rangfolge unter ihnen bestehen. In den übrigen Punkten ist der Lehrbegriff der A. weiter nicht ausgebildet, sie stimmen in denselben mit der reformirten Kirche überein. Auch der kirchliche Ritus unterscheidet sich wenig von dem der reformirten Kirche der Niederlande. Die Taufe empfangen sowohl Kinder als Erwachsene, letztere selten. Von Bibelübersetzungen gebrauchen sie die in den Niederlanden allgemein angenommene sogenannte Staatenübersetzung. Jährlich zu Anfang des Monats Juni halten sie eine allgemeine Versammlung abwechselnd zu Amsterdam und Rotterdam, wo sich die Prediger und Abgeordneten der Gemeinden über ihre kirchlichen Angelegenheiten berathen. Vgl. Jak. Regenboog, Hist. der Remonstranten etc., deutsch, Lemgo 1781.

Arminius, Fürst der Cherusker, der Befreier Deutschlands vom römischen Joch, den wir selbst Hermann zu nennen pflegen, war der Sohn Sigimers, des Cheruskerfürsten, und 17 v. Chr. geboren. Im Dienste der Römer unter Saturninus stand er nebst seinem Bruder mit einer cheruskischen Heeresabtheilung gegen Marbod und in Pannonien und erwarb sich die römische Ritterwürde, kehrte aber in die Heimath zurück, als sein Bruder, um sich römischen Sold u. Ehrenzeichen zu erfechten, nach Dalmatien ging, und nahm Thusnelda, Tochter eines deutschen Fürsten Segestes, nachdem er sie dem ihm abgeneigten Vater entführt, zum Weibe. Die Schmach des Vaterlandes hatte ihn aus den römischen Legionen getrieben, sie war es auch, die jetzt sein Herz entflammte. Bald sammelten sich gleichgesinnte, tapfere Männer um ihn, der durch seinen Muth Vertrauen erweckte; selbst Segestes' Bruder Segimer trat zu ihm. A. und seine Schaar waren indeß besonnen genug, die aufwallende Kampflust zu bemeistern. Zu zahlreich stand der Feind in den deutschen Gauen, zu fest waren seine Lager, und nicht Einmal geschlagen, sondern vernichtet mußte er werden, sollte der Tag der Freiheit je wiederkehren. Auch auf Marbod richteten die Freunde der Freiheit ihre Augen: aber von selbstsüchtiger Herrschgier verblendet, hatte der Markomanne kein Mitgefühl für die Noth des gemeinsamen Vaterlandes. Willig beugten die deutschen Jünglinge sich also noch der römischen Gewalt und machten dadurch den römischen Statthalter in Deutschland, Quinct. Varus, so zuversichtlich, daß er im lauten Uebermuth sich rühmte, durch Beil und Ruthen die Barbaren gezähmt zu haben. Immer sorgloser ging er in seinen Anordnungen zu Werke; aber mit Unmuth sah Segest den entstehenden Bund und den verhaßten Eidam an dessen Spitze und warnte Varus vor geheimen Anschlägen. Dieser meinte jedoch, nur argwöhnischer Groll spreche aus ihm, und ging seinem Verhängniß entgegen. Endlich schien den Verbündeten die Stunde der Befreiung gekommen. Auf ihr Anstiften erhob sich in fernen Gauen ein Aufstand. Varus war schon bereit, auszuziehen, um ihn zu dämpfen, als ihm beim letzten Nachtmahl Segestes Armins und seiner Genossen Pläne enthüllte. Daß Varus die Wahrheit seiner Aussage erkenne, erbot er sich selbst, sich mit A. in Fesseln legen zu lassen; ohne Führer werde das Volk nichts wagen, und die Zeit werde des Einen Schuld und des Andern Unschuld schon an den Tag bringen. Aber Varus glaubte nicht den warnenden Worten und brach mit den Legionen auf. Die Fürsten, unter dem Vorgeben, ihre Leute zu sammeln und nachzukommen, blieben zurück. Und nun erscholl der Ruf der Freiheit durch die deutschen Gauen vom Rhein bis zur Elbe; selbst Segest mußte wider Willen dem erwachten Volkswillen sich beugen. Als die ersten Opfer fielen die zurückgebliebenen Römerhaufen; dann eilte A. den Legionen nach auf näheren Wegen. Langsam zog Varus mit seinen Legionen dahin wie im tiefen Frieden ohne Ordnung, Mannschaften, Wagen, Troß, Alles durch einander. So gelangte man in den teutoburger Wald; Höhen und Thäler, Gewässer, Moorboden und

Dickicht des Waldes machten den Marsch beschwerlich. Man mußte erst Pfade bahnen, Brücken und Dämme schlagen. Platzregen und Stürme vermehrten die Widerwärtigkeiten; unsicher glitt der Tritt auf dem weichen Boden zwischen stürzenden Bäumen. Da brachen plötzlich aus dem Dunkel des Waldes Deutsche hervor zu feindlichem Angriff. Vergebens drohte Varus mit Ruthen und Beil; nur mit Mühe gewannen die Legionen eine waldige Höhe und schlugen ein Lager auf. Noch standen sie ungeschwächt; aber ihres Bleibens war hier nicht. Sie verbrannten das entbehrliche Gepäck und brachen am Morgen wieder auf. In geschlossenen Reihen durchzogen sie eine Strecke offenen Landes; doch bald umschloß sie von Neuem finsterer Wald, und heftiger wurden die Angriffe der Deutschen. Da wich die Ordnung aus den römischen Reihen, einer hinderte den andern, Bäume hemmten den flüchtigen Marsch. So ging der Kampf verderblich für die Legionen fort, und erst die Nacht gestattete den Geschwächten und Ermatteten im halbverschanzten Lager eine kurze Ruhe. Mit Anbruch des Tages begann der Jammer von Neuem. Die Feinde leisteten Widerstand, der Weg war fast gesperrt, Regenströme schossen vom Himmel, der Sturm heulte in den berstenden Wipfeln, ohne Kraft fiel der Pfeil von der durchnäßten Sehne, der ermüdete Arm vermochte den Wurfspieß nicht mehr zu schleudern, während der leichtbewaffnete Deutsche die gewohnte Witterung wohlgemuth ertrug und die Hoffnung des Sieges und der Freiheit seine Kraft stählte. A.' Zuruf ordnete den Kampf, der in Varus' Nähe heftig entbrannte. Der Feldherr, verwundet und verzweifelnd, gewissen Untergang vor sich sehend, stürzte sich in sein eigenes Schwert. Noch hielt zwar Eggius den Muth der Bedrängten aufrecht, und sein Mitpräfekt büßte den Rath, die Waffen zu strecken, mit dem Leben. Aber bald hörte aller Widerstand auf, es sanken die Anführer, die Adler wurden genommen. Vergebens floh Vala Numonius mit der Reiterei, den Rhein zu gewinnen; das Racheschwert ereilte auch ihn. Verzweiflung ergriff alle Gemüther; viele folgten dem Beispiel des Führers, andere warfen die Waffen hinweg und ließen sich willig würgen. So sanken unter dem Racheschwert der Deutschen drei prächtige Legionen. Furchtbares Gericht wartete der gefangenen Führer; der halbverscharrte Varus wurde hervorgezogen und sein abgeschnittenes Haupt dem müßigen Marbod zugesandt. Grausame Rache traf die römischen Sachwalter; man riß einem die Zunge aus, heftete ihm den Mund zu u. schrie ihn an: „Nun zische noch, Natter!" Der gefesselte Caldus Cälius schlug bei solchem Anblick die Ketten sich an den Kopf, daß das Gehirn hervorspritzte. Nach vollendetem Sieg theilte A. die Beute; den Brukterern und Marsen gab er die Adler, den heiligen Hainen wurden andere Siegeszeichen geweiht. Der Kampfplatz dieser denkwürdigen Völkerschlacht läßt sich nicht genau bestimmen. Daß er zwischen der Werre und Lippe zu suchen sey, in der Nähe von Detmold, ist als ausgemacht anzusehen. Rehme, Hervorden, Uffeln, Schöttemar, Lage dürften sich den Besitz des klassischen Bodens mit dem meisten Rechte vindiciren. Die Gegend zwischen Horn, Detmold und Lippspringe bietet noch Namen wie Feldrom, Römerfeld, Todtengrund, Winnefeld, Mordgrund, Lagerberg, Varenburg, Teuthof, Sieghof, Blutbach, Kettenthal u. a., welche an ein großes Blutbad in jener Gegend mahnen; manche davon mögen freilich ziemlich neuen Ursprungs seyn. Als Schlachttage werden der 8.—10. Sept. 9. n. Chr. annäherungsweise angenommen. In Rom bereitete man eben herrliche Feste wegen der glücklichen Unterdrückung des Aufstandes in Pannonien, als die Schreckensnachricht eintraf. Angst u. Wehklage erfüllte die weltbeherrschende Stadt, unendlicher Jammer die Seelen der ihrer Söhne beraubten Geringen u. Großen. Schon sah man im Geist die Deutschen den Rhein überschreiten, Gallien im Aufstand, Rom bedroht. Eiligst wurde die deutsche Leibwache entwaffnet, was von Germanen in der Stadt war, auf die Inseln geschafft. Augustus zerriß sein Kleid, ließ Haar und Bart wachsen und rannte den Kopf gegen die Wand, rufend: „Varus! Varus! gib mir meine Legionen wieder!" Alle waffenfähige Mannschaft wurde aufgeboten; den Lässigen drohete Gütereinziehung und Brandmarkung. Dennoch überwog bei Vielen die Furcht vor den deutschen Waffen, u. erst mußten Viele hingerichtet werden, ehe die Andern zogen; selbst Sklaven wurden freigelassen und bewaffnet. So kam endlich ein Heer zusammen, das den Deutschen begegnen sollte und von Tiberius an den Rhein geführt wurde. Als die Deutschen nicht kamen, wagte er es (10 n. Chr.), selbst über den Strom zu gehen, hielt sich aber aus Furcht vor Varus' Geschick in der Nähe des Rheins und war froh, als es ihm gelang, ohne Verlust eines Mannes über den Strom zurückzugehen. Auch das andere Mal drang Tiberius nicht weit in Deutschland ein. Dennoch wurde Tiberius in Rom als Wiederhersteller des Staates begrüßt und zog im Triumph ein. Mit dem Gefühle der Sicherheit kam aber den Römern auch bald der Stolz wieder, und Rachegedanken wegen Varus' Niederlage fingen an, ihre Seelen zu bewegen. Acht Legionen lagen noch am Rhein, vier im obern, vier im untern Germanien, zahllose Hülfsvölker standen zur Seite; Belgien erbot sich, die Schmach vom römischen Namen wieder abzuwaschen. Germanicus, des Volkes Liebling, befehligte die Legionen und Bundesgenossen am Rhein; im Süden sollte Tiberius zu seiner Unterstützung bereit seyn und Marbod beobachten. In diese Zeit fiel der Tod des Augustus (14 n. Chr.) und die Thronbesteigung des Tiberius. Um die unruhigen Legionen zu beschäftigen, ging Germanicus plötzlich mit 12,000 Legionsoldaten, 26 Kohorten Bundesgenossen und ungefähr 4000 Reitern über den Rhein, durchbrach in Eilmärschen den cäsischen Wald und nahm auf Tiberius' Schanzwerken eine durch Wall und Verhack geschützte Stellung nahe dem Gebiet der Marsen. Die Deutschen, in geringer Entfernung sich fröhlich in nächtlicher Feier umhertreibend, wurden überfallen und gemordet und ein anderer deutscher Heerhaufe im Kampfe besiegt. A., fern und thatenlos, hörte mit Schmerzen von des Germanicus Zug. In den Fesseln des rachesinnenden

Schwiegervaters schmachtend, ward er endlich durch den Volkswillen erlöst und Segest selbst in Bande gelegt. Letzterer entkam jedoch bald wieder, rüstete sich zur Gewaltthat, entriß die Tochter ihrem Gatten und sperrte sie in eine Burg ein. Germanicus hörte von diesen Händeln und brach schon im Frühjahr 15 n. Chr. von Neuem gegen Deutschland auf. Mit 4 Legionen, 5000 Mann Hülfstruppen und schnell zusammengerafften Haufen auf dem linken Rheinufer wohnender Germanen zog Cäcina gegen die Ems, Germanicus selbst fiel mit gleich starker Macht und der doppelten Anzahl Bundesgenossen vom Taunusgebirge aus, auf welchem er das von seinem Vater erbaute Kastell wieder herstellte, ins Gebiet der Chatten ein. Die Chatten wurden überfallen, Weiber und Greise gefangen oder erwürgt, ihre Hauptstadt verbrannt und das flache Land verheert, worauf Germanicus an den Rhein zurückkehrte, ohne von den Deutschen beunruhigt zu werden. Die nördlichen Deutschen wurden durch Cäcina, der bald hier, bald da erschien, im Zaume gehalten, die Marsen waren durch Niederlagen gebeugt und der Cherusker Kraft lähmte der Hader der Großen. Segest war fortwährend Freund der Römer; A. zog mit seinen Getreuen aus, die Gattin zu befreien. Segest, von ihm belagert, suchte römische Hülfe und wurde durch Germanicus entsetzt. Die hochschwangere Thusnelda nahm der Römer mit nach Rom, um seinen Triumph zu verherrlichen; sie gebar in der Gefangenschaft einen Sohn, Thumelicus genannt, dessen Schicksal nach des Tacitus Andeutungen ein sehr trauriges geworden zu seyn scheint. A., von Natur heftig, in rasendem Grimm über den Raub der schwangeren Gattin entbrannt, stürmte durch die Gauen der Cherusker, zum Kampf aufrufend gegen Segest und die Römer. Die Cherusker und die benachbarten Stämme folgten seinem Rufe; auch Inguiomar, sein Oheim und von altem Ansehn bei den Römern, trat zu ihm. Genug Ursache zur Besorgniß für Germanicus, der, damit nicht alle Stämme zugleich über ihn hereinbrächen, den Cäcina mit 4 Legionen durch das Gebiet der Brukterer an den Emsfluß schickte, während er mit 4 andern Legionen selbst zu Wasser herbeikommen wollte. Alles verwüstend, ging der römische Heerzug bis in die Nähe des teutoburger Waldgebirgs, wo die Gebeine der vor 6 Jahren Erschlagenen noch unbeerdigt lagen. A. wich in unwegsame Gegenden zurück, vom Feinde bis auf eine zum Kampf günstige Fläche verfolgt. Hier kam es zum Kampf, der zwar unentschieden geblieben seyn soll, aber doch Germanicus bewog, sein Heer an die Ems zurückzuziehen, woher er gekommen. Cäcina, der mit seiner Abtheilung auf der von Domitius erbauten Dammstraße, der langen Brücke, so schnell als möglich den Rhein gewinnen sollte, wurde wiederholt angegriffen und erreichte mit großem Verluste den rettenden Rhein. Aber noch wollte Germanicus von Deutschlands Eroberung nicht ablassen; er meinte, nur die Oertlichkeit begünstige die Deutschen, Waldgebirge, Sümpfe und kurze Sommer; in offener Feldschlacht würden sie ihm nicht widerstehen können. Die Züge im Innern Deutschlands kosteten aber ungeheuere Anstrengung; ganz Gallien war erschöpft durch die beständigen Lieferungen an das Heer. Daher beschloß jetzt Germanicus, vom Meere her einzudringen und unerwartet den Feind in seinem Herzen anzugreifen. Tausend Schiffe sollten zu diesem Zwecke gebaut werden, Sammelplatz die batavischen Inseln seyn. Ein im Frühjahr 16 in das Gebiet der Chatten gemachter Einfall sollte sein eigentliches Vorhaben verbergen. Das von A. belagerte Aliso wurde bei dieser Gelegenheit entsetzt und neue Befestigungslinien entstanden. Bald war auch die Flotte zusammengekommen; sie segelte an der Küste bis an die Mündung der Ems und setzte die Legionen ans Land. Diese rückten darauf gegen die Weser durch das Gebiet der Angrivarier. Letztere beugten sich vor der Uebermacht, machten jedoch bald feindliche Bewegungen im Rücken der Römer. Eine Abtheilung römischen Fußvolks sollte mit Feuer und Schwert den Abfall bestrafen; doch schon am zweiten Tage mußte sie zurückkehren, denn am rechten Stromufer zeigten sich die Deutschen unter A. selbst. Am folgenden Tage standen die deutschen Schlachthaufen an dem Ufer der Weser. Die Legionen wollte Germanicus vor Vollendung der Brücken nicht hinüberführen; die Reiterei ließ er durch eine Furth übersetzen. Chariowald brach mit seinen Batavern durch den reißendsten Strom, sank aber durch die Geschosse der Cherusker. A. wehrte den Weserübergang nicht. In einem nahen Haine hatte er seine Leute gesammelt; in der Nacht sollte des Feindes Lager bestürmt werden. Ueberläufer überbrachten aber dem Germanicus die Kunde u. so mußten die Deutschen, als sie in größerer Anzahl ans Lager heransprengten, ohne Pfeilwurf zurückkehren. Auf einer Wiesenfläche, da wo die Weser von westlicher Krümmung ihren Lauf wieder nördlich wendet, hielten die Deutschen, auf der Höhe am meisten die Cherusker, um im Schlachtgetümmel auf die Römer herabzustürzen. Aber zu früh brachen sie aus ihrer festen Stellung hervor; des Germanicus Reiterei faßte sie in der Seite und trieb sie in allgemeine Flucht nach entgegengesetzter Richtung. A., mitten im Gedränge, suchte durch Wort und That die Schlacht zu halten. Fast umzingelt und von den Seinigen abgeschnitten, entkam er, das Gesicht durch Blut entstellt, durch äußerste Kraftanstrengung und gewaltiges Aussetzen des Rosses. Auf ähnliche Weise entrann Inguiomar. Unter den zerstreuten Haufen wüthete das feindliche Schwert; bis in die Nacht dauerte das Gemetzel und weithin bedeckten Leichen und Waffentrümmer den Boden. Ein Rasenhügel mit erbeuteten Waffen und den Namen der besiegten Völker bezeichnete die Stätte des Sieges. Diese Schmach vereinigte die Deutschen von Neuem. Ein furchtbarer Kampf erhob sich, der bis in die Nacht dauerte, aber keine Entscheidung brachte. Zwar errichtete Germanicus auf der Wahlstatt ein Siegeszeichen mit der stolzen Aufschrift: „Der Völkerbezwingung zwischen Rhein und Elbe Denkmal, von Kaiser Tiberius' Heer dem Mars, Jupiter und Augustus geweiht". Aber ohne Aufenthalt führte er die Legionen in die Winterquartiere, einige zu Land, die meisten zu Wasser auf der Ems in den Ocean. Hier erhob sich plötzlich ein schrecklicher Sturm, der die

Schiffe in die hohe See riß oder sie an Klippen und in Untiefen zertrümmerte. Germanicus selbst entrann mit Noth zu den Chauken und fiel über die Zerstörung, als deren Urheber er sich anklagte, fast in wahnsinnige Verzweiflung. Einen neuen Feldzug, den er begehrte, bewilligte Tiberius nicht, und so zog Germanicus im Triumph in Rom ein, gefangene deutsche Fürsten und Fürstinnen, unter ihnen Thusnelda mit A.' Sohne, in seinem Gefolge. Deutschland galt für unterworfen.

Marbods Macht hatte sich während dieser Kämpfe zu hohem Glanze erhoben. Bedächtig hatte er dem Kampfe zugeschaut, geschwächte Völker sich unterworfen. Auch Inguiomar mit seinem Anhang war zu ihm übergetreten, erzürnt, daß den Neffen größerer Ruhm kröne. Bald kam es zum Streit zwischen dem Markomannen und A. Im heutigen Sachsen trafen beide Heere auf einander, beide kampfgeübt, durch Freiheits- oder Herrscherstolz entflammt. A. ritt durch die Schlachthaufen, wies auf die wieder errungene Freiheit, auf Marbods Schmach, der hinter Waldschluchten versteckt feig sich Frieden erkauft, ein Knecht der Römer und Verräther des Vaterlandes sey. Auch Marbod ermunterte die Seinen. Er wies auf Inguiomar, der sey der Cherusker Ruhm, alles Gelungene sein Werk. Schlechter Ruhm sey es für den unbesonnenen A., drei harmlose Legionen und einen des Trugs unkundigen Anführer hintergangen zu haben zu Deutschlands Wehe und eigner Schmach, da ihm Weib und Kind in der Knechtschaft lebten. Er habe gegen zwölf Legionen den deutschen Ruhm gewahrt und günstige Bedingungen errungen. Darauf entbrannte der Kampf in furchtbarer Heftigkeit; und doch blieb er unentschieden. Schon sollte eine zweite Schlacht beginnen: da zog sich Marbod zurück auf die Höhen, Schlachtfeld und Sieg aufgebend. Von seinen Leuten meist verlassen, entwich er ins Innere des Markomannenreichs und suchte vergeblich Hülfe bei Tiberius. Von dem Gothonen Katuald vertrieben, floh er über die Donau nach Noricum und nahm die Freistätte an, die ihm der arglistige Tiberius bot. In Ravenna zurückgehalten, schmähliche Gefangenschaft duldend, starb er nach 18 Jahren, selbst von den Römern verachtet. Seit Marbods Fall war A. der allein Gerühmte. Daher wurden bald Neid und Eifersucht gegen ihn rege, u. zwar zuerst in seinem eigenen Hause. Inguiomar war, so scheint es, mit größerem Unmuth zurückgekehrt, als er gegangen war. Schmählichen Mord sinnend, schrieb der Chattenfürst Adgandest nach Rom um Gift. Mit heuchlerischer Großherzigkeit antwortete Tiberius: „nicht mit Trug und Meuchelei, sondern mit offener Waffe räche sich Rom an seinen Feinden". Innere Gährung und Volkskrieg schien ihm förderlicher, als schneller Mord des Helden. Und er hatte sich nicht getäuscht; bald brach der Kampf los. A. ward beschuldigt, er strebe nach der Alleinherrschaft. Das Volk theilte sich, mit abwechselndem Erfolg wurde gestritten, bis endlich Verrath den Kampf endete. Im 37. Jahre seines Lebens, im 12. nach dem Siege im Teutoburgerwalde, im 21. unserer Zeitrechnung fiel der Befreier des Vaterlandes unter den meuchlerischen Dolchen seiner eignen Verwandten. Ob jener Vorwurf gegründet, ob es ihm vielleicht schwer geworden, dem Oberbefehl zu entsagen, oder ob nur Neid und arglistige Bosheit es ihm angedichtet, ob er nur Schlechtern nicht habe weichen wollen? darüber schweigt die Geschichte. Mit ihm wich seines Volkes Glanz und Ruhm, und nicht mehr leuchten Cherusker hinfort unter den Germanen hervor; über ein Jahrhundert schweigen die Bücher der Geschichte von deutschen Großthaten, während Roms Blüthe unter Despotendruck langsam dahinwelkte.

Hauptquellen für die Geschichte des A. sind Tacitus' „Annales I, 55—70. II, 7—23. 45. 46. 88. Vell. Paterculus, II, 107—120; Florus, IV, 12, 9; Dio Cassius, LVI, 18—24; Sueton., Aug. 23; Strabo, Rer. Geogr. VII, I. Von neuern Bearbeitungen der Geschichte A.' heben wir hervor: Fr. Roth, Hermann und Marbod, Stuttg. 1817, und König, Armin, der Cherusker, 1840.

Arminius, Jakob, eigentlich Harmsen oder Hermannszoon, Stifter der Arminianer, war der Sohn eines armen Messerschmieds und 1560 zu Oudewater (Altwasser) in Südholland geboren. Von seinem Geburtsorte erhielt er den Zunamen Veteraquinas. Früh verwaist, zog der Knabe durch Fleiß und sichtbares Talent die Aufmerksamkeit eines ehemaligen katholischen Priesters und heimlichen Protestanten, Theodor Aemilius, auf sich, der Vaterstelle an ihm vertrat, aber ihm ebenfalls durch den Tod entrissen wurde. Ein scheinbares Ungefähr war für den Gang seines Schicksals entscheidend. Rudolf Snellius, damals in Hessen angestellt, besuchte in dieser Zeit sein Vaterland und seinen Geburtsort Oudewater und nahm A. 1575 mit sich nach Marburg. Noch in demselben Jahr kehrte zwar Letzterer nach Holland zurück und bezog mit Unterstützung zweier Prediger die neu gegründete Universität Leyden; da aber Snellius 1578 selbst nach Leyden versetzt wurde, kam A. bald wieder in die unmittelbare Nähe seines Gönners, der ihn in das tiefsinnige System des Petrus Ramus einführte, jenes großen Philosophen, welcher durch seine heftige Opposition gegen aristotelische Philosophie und aristotelische Scholastik einer der Begründer der neuern Spekulation wurde. Seine ausgezeichneten Fortschritte verschafften dem jungen Manne bald zahlreiche neue Gönner und Hülfsmittel zu freier und freudiger Fortsetzung seiner Studien. Unter Anderm verlieh ihm die Krämergilde zu Amsterdam ein Stipendium zum Besuche einer auswärtigen Universität, unter der ausdrücklichen schmeichelhaften Bedingung, daß er einst eine Predigerstelle zu Amsterdam annehmen müsse. So ward es ihm möglich gemacht, 1582 nach Genf zu gehen, wo er den berühmten Theodor Beza traf, aber durch seinen Versuch, ramistische Logik vorzutragen, sich so viele Unannehmlichkeiten zuzog, daß er sich genöthigt sah, Genf zu verlassen. In Basel, wohin er sich begab, fanden seine Vorlesungen über den Brief an die Römer ungewöhnlichen Beifall; dennoch kehrte er 1583 nach Genf zurück, wo es ihm gelang, die ihm feindlichen Professoren mit sich auszusöhnen. Von Genf aus begleitete A. einen holländischen Juristen, Adrian Junius, nach Italien. Auf dieser siebenmonatlichen Reise hörte

er in Padua den Philosophen Carabella; in Rom aber erregte die Wahrnehmung des dortigen tiefen Sittenverderbnisses seine ganze Indignation. In seinem Vaterlande zog sich A. durch den Aufenthalt in Italien den Verdacht zu, daß er heimlich mit Papisten verkehre. Im J. 1587 nach Amsterdam zurückgekehrt, ward er im folgenden als Prediger daselbst angestellt. Während er mit der Ausführung des vom Senat erhaltenen ehrenvollen, aber schwierigen Auftrags, Koornherts Schrift gegen die calvinische Prädestinationslehre zu widerlegen, beschäftigt war, drängten sich dem unparteiischen, redlichen Forscher Zweifel über Zweifel auf, so daß er die Widerlegung Koornherts aufgab und sich mit ihm und anderen anticalvinischen Schriftstellern aussöhnte. Als er nun gar seine milderen Ansichten bei Erklärung der Stellen des Briefes an die Römer, auf welche Calvin hauptsächlich das Prädestinationsdogma baute, in Predigten vortrug, traf ihn die doppelte Beschuldigung des Pelagianismus und des Socinianismus. Die Sache wurde zwischen ihm und seinem Kollegen Plancius 1591 in einem Religionsgespräche abgehandelt. A. berief sich auf die Autorität der ältesten Kirchenväter und nahm die evangelische Freiheit in Anspruch, die heilige Schrift nach den Ergebnissen eigener wissenschaftlicher Forschungen zu erklären, ohne sich durch die Privatmeinungen der Reformatoren binden zu lassen. Seine Gegner begnügten sich jedoch damit nicht. Im folgenden Jahre erhob Plancius neue Klage, A. habe in seinen Predigten über Röm. 9. behauptet, man werde nur der Sünden wegen verdammt und könne den guten Werken nicht genug zuschreiben, noch sie genug empfehlen, wenn ihnen nur kein Verdienst zugeschrieben würde. Gegen beide Anklagepunkte gelang es A. leicht, sich vor dem Presbyterium zu vertheidigen. Dagegen blieb die Schuld spitzfindiger Grübeleien an ihm haften, weil er den Satz aufgestellt hatte, den Engeln komme absolute Unsterblichkeit nicht zu. Das Presbyterium nahm indeß die Rechtfertigung an und verwies eine weitere Untersuchung der Streitfrage auf eine Generalsynode. A. feierte den so gewonnenen Frieden durch eifrige Studien, unter Anderm arbeitete er im Auftrage des Magistrats 1594 eine neue Schulordnung für die Trivialschulen zu Amsterdam aus. Seine Studien führten ihn immer entschiedener der Lehre von der bedingten Gnadenwahl zu. Als schriftstellerische Arbeiten fallen in diese Periode seine Replik an Franz Junius, seine Prüfung der Schrift des William Perkins zu Cambridge „De praedestinationis modo et ordine et de amplitudine gratiae divinae“ und seine Unterhandlungen mit dem Philologen Drusius über eine neue Bibelübersetzung. Unterdeß starb 1602 Junius, Professor zu Leyden, und trotz aller Intriguen seiner Gegner erhielt A. dessen wichtiges, einflußreiches Amt (Mai 1603). Der Beifall, den seine exegetischen Vorlesungen über das Alte Testament fanden, war bis dahin in Leyden beispiellos. Die Freude über den Besitz des Mannes war so allgemein, die Begeisterung für ihn so groß, daß der akademische Senat dem Freunde des A., Uytenbogaert, einen silbernen Becher verehrte, als Zeichen der Dankbarkeit, daß er die Versetzung des A. auf diese Stelle befördert habe. Indeß schon 1604 wurde der Friede zwischen A. und seinem ältern Kollegen Gomarus, einem leidenschaftlichen Vertheidiger der calvinischen Prädestinationslehre, gestört (s. Arminianer). A. † noch während dieser Kämpfe zu Leyden am 19. Oktober 1609. Er hinterließ bei den aufgeklärtesten und edelsten Männern seiner Nation den Ruhm seltener Geistesgaben, gründlicher Gelehrsamkeit, redlicher Wahrheitsliebe und ehrwürdiger Tugenden, die aus der Unbescholtenheit seines Wandels, seiner Mildthätigkeit gegen Dürftige und der Mäßigung, welche er im Streite trotz großer natürlicher Reizbarkeit selten verlor, hervorleuchteten. In der nach ihm benannten Partei hat er sich ein lebendiges Denkmal gegründet, das noch in der Gegenwart steht.

Arminiusquelle, ein lauwarmes Bitterwasser, zu Lippspringe im teutoburger Wald, enthält besonders Glaubersalz, kohlensauren Kalk und Bittersalz und wird gegen Unterleibs- und Brustkrankheiten angewendet. Vgl. Pieper, Die Heilwirkungen der A. bei Lippspringe, besonders gegen Brustkrankheiten, Paderb. 1841.

Armiren, bewaffnen, besonders von Batterien und Festungen gebraucht. Eine Festung a. heißt, sie mit allen zur Vertheidigung erforderlichen Gegenständen, als mit Geschützen, Munition, Besatzung, Lebensmitteln &c. versehen, wogegen man unter A. einer Fronte, einzelner Werke der Festung und Batterien nur das Bewaffnen derselben mit Geschützen, die bisher in den Vorrathshäusern oder Parks gestanden, versteht.

Armorica und **Armorici**, s. v. a. Aremorica und Aremorici.

Armschienen (franz. brassards), schuppenartige, mit dem die Schultern bedeckenden Ringkragen (hausse-col) zusammenhängende Armbedeckung besonders der Ritter des Mittelalters; sie hatten Gelenke zur bequemen Handhabung der Waffen. Ein Rest derselben sind noch die Epaulettes.

Armstrong, John, britischer Arzt u. Dichter, 1709 zu Castleton in der schottischen Provinz Roxburg geboren, promovirte zu Edinburg 1732 und lebte darauf in London mehr den Wissenschaften als der Praxis. Im J. 1746 ging er als Militärarzt nach Minorka, ward 1749 Arzt an einem Hospitale zu London und kam 1760 mit der englischen Armee nach Deutschland. Er † 1779. Das Gedicht „The oeconomy of love“ (1739) gab er später (1768), von den schlüpfrigsten Stellen gesäubert, neu heraus. Berühmter ward sein Lehrgedicht „The art of preserving health“ (Lond. 1744, deutsch von Nöldeke, Brem. 1799). Eine Gesammtausgabe von A.s Gedichten erschien 1772 in 2 Bänden. Von seinen jetzt vergessenen medicinischen Schriften sind 1774 zu Leipzig deutsche Uebersetzungen erschienen.

